







<36618189870012

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Neunter Jahrgang.



Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1836.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1836.

A.

B.

C.

M.

N.

W.

Z.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1836.

Das Mittelmeer.

1. Rückblicke auf die ältere Geschichte.

(Mit einer Karte.)

Die Geschichte der Zeit, welche wir gewöhnlich das Alterthum nennen, ist beinahe ganz auf die Länder beschränkt, welche sich dem Becken des Mittelmeers zuneigen. Der Atlas im Süden, die Alpen im Norden, die Säulen des Herkules im Westen, das Taurusgebiege im Osten, das sind die Gränzen der Geschichte der alten Welt; was darüber hinausliegt, ist den Alten mit geringer Ausnahme nur sehr fragmentarisch bekannt worden; die große Geschichte, die Interessen der alten Welt, wurden immer in dem Becken des Mittelmeers ausgefochten, und unsere Kenntniß dieses Meers und seiner Ufer beginnt mit dem Anfang der uns bekannten Geschichte, namentlich der von Tyrus. Zwar ist eine Zeit vorausgegangen, wo Aegypter und Perser, jene unter den Sesostriden, diese unter den Pischdadiern, die Ostufer des Mittelmeers beherrschten, und die Sage von Herkules, der durch Europa bis an die Säulen gedrungen, die seinen Namen tragen, und dann durch Libyen zurückgekehrt ist, deutet auf ehemalige gewaltige Völkerzüge, aber von den Eroberungszügen der Aegypter und Perser in jener frühern Zeit sind nur dunkle schwache Spuren auf uns gekommen, und jene Sage vom siegreichen Herkules steht so vereinzelt, daß sich kein Schluß daraus ziehen läßt für die Anwohner des Mittelmeers in jener frühern Zeit; denn oft haben diese Anwohner hinsichtlich des Stamms und der Sprache gewechselt. Wir bemerken aber bei diesem Wechsel einen unterscheidenden Zug: das Mittelmeer ist der Sitz der Kultur; was aus dem innern Afrika über den Atlas gegen Norden, aus dem transalpinischen Land südwärts nach dem Ufer der alten Meeresmutter drang, ward mit den Waffen oder durch die Civilisation unterjocht, und wo die mittelmeerischen Völker über diese Gränze hinausdrangen, ließen sie die tiefsten Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit zurück, ein Hauptbeweis für den Satz, daß die Kultur der Alten, diejenige Kultur, welche die physische Kraft durch die geistige zu bewältigen versteht, nur in den mittelmeerischen Ländern ihren Sitz hatte.

Um die Meerenge des Bosporus ist der erste Kampf der Art, dort kämpfen Thraker und Hellenen um die Oberhand, namentlich im trojanischen Krieg, die Thraker unterliegen, und wenden sich mehr und mehr gegen Norden und Nordwesten; auch die thrakischen Stämme Kleinasiens werden allmählich durch die griechischen Pflanzstädte im Süden und Norden der Halbinsel zurückgedrängt, und längs den Ufern vom eigentlichen Hellas an bis in die Tiefe des Pontus Euxinus, und längs der West- und Südküste Kleinasiens herrscht in den Städten griechisches Leben und griechische Bildung vor. Auch weiter nach Westen dringen sie: Großgriechenland wird erobert, eben so ein großer Theil Siciliens, das phönicische Ogygia (Malta), Cyrenaika nebst Rhodus und andern Inseln, und Massilia wird von den Phokäern gegründet; nur in der Tiefe des adriatischen Meers herrschen Liburner meist als Seeräuber, — ein Handwerk, von dem die Seemacht der Griechen gleichfalls in den ältesten, wie in den neuesten Zeiten ausgegangen, — im Nordwesten Italiens Etrusker und Tyrrhener in dem nach ihnen benannten Meere. Diese beiden Völker abgerechnet, theilten die Griechen geraume Zeit die Herrschaft des Mittelmeers mit den Phöniciern und ihren Pflanzstädten am Mittelmeer.

Ueber den Umfang der tyrischen Meeresherrschaft können wir erst durch die bald ans Licht tretenden Bücher Sanchuniathons genauer unterrichtet werden, jedenfalls wissen wir aber jetzt schon so viel gewiß, daß Tyrus mit seinen verbündeten Städten und Kolonien das Mittelmeer einige Jahrhunderte vor und nach dem Jahre 1000 v. Ch. beinahe unumschränkt beherrschte, und daß die Griechen nur in Konkurrenz mit ihnen traten während des Zeitraums, der zwischen dem Sinken von Tyrus und dem Emporstreben Karthago's verlief. Aber Tyrus erzeugte kein eigentlich eroberndes Volk: Tyrus selbst und seine Tochter gründeten nur Pflanzstädte um des Handels willen, aber wohl nicht um das Land bleibend zu erobern und anzubauen, und mit Ausnahme von Malta erhielt sich nirgends die punische Sprache, sey es nun, daß Karthago nicht Zeit genug hatte, seine Eroberungen in Afrika selbst und in Spanien, Sicilien und Sardinien dem Mutterlande völlig zu assimiliren,

aber daß in der Anlage selbst das Hinderniß einer solchen Assimilation lag.

Die interessanteste Periode der Geschichte des Mittelmeers war wohl die, als Griechen, Karthager, Syrakus und Massilia sich die Siegespalme streitig machten, aber diese Periode war kurz, bald erreichte diese alle ihr Schicksal durch das Schwert der Römer, mit denen einer nach dem andern in Kampf sich einließ, bis sie alle unterlagen. Sobald die Römer Herren von ganz Mittel- und Unteritalien waren, so konnte der Zusammenstoß mit den Karthagern auf Sicilien nicht fehlen. Die karthagischen Kriege führten sie nach Spanien und Afrika selbst, und als Hannibal am Glück seines Vaterlandes verzweifelnd nach Asien ging, zog er die von Haß gegen ihn glühenden Römer nach, und bei dem Verkehr, in dem alle macedonischen Fürsten in Asien und Europa mit einander standen, kamen sie endlich auch nach Griechenland. Es zeigt sich hier die Weltstellung Italiens im deutlichsten Lichte: es muß die erste Rolle im Mittelmeer spielen, oder die letzte. Durch die Eroberungen der Römer ward der ganze westliche Theil des Mittelmeers römisch, römische Sprache und Kultur herrschten dort, wie im Osten, hauptsächlich durch Alexanders Siege, griechische Kultur und Sprache, und bei der engen Verbindung beider bestand ein unermeßlicher Verkehr, dem bald der Raum zu eng wurde. Damals hemmte keine Nationalfeindschaft, keine Glaubensverschiedenheit, keine Pest und keine Quarantaine den Handel, und die halbe Sprachgemeinschaft aller Ufer war das sicherste Mittel zur Erleichterung der Verbindung.

Doch diese Zeit dauerte nicht lange, schon im 3ten, noch mehr im 4ten Jahrhundert störten die Spaltungen im römischen Reich und die äußern Kriege den Verkehr, Raubzüge der nordischen Völker begannen auch zur See, Nuschirwan dehnte die persische Herrschaft eine Zeit lang bis ans Mittelmeer aus, und die Christenverfolgungen zerrütteten den Handel und Wohlstand in seinen Grundvesten. Alles eilte der Auflösung zu, und der herrliche Verkehr, der durch die Herrschaft der Römer alle Ufer und Länder des Mittelmeers verbunden, ging zu Grunde. Von Süden, Osten und Norden brachen die Völker herein, um die Civilisation zu zerstören, welche sich selbst überlebt hatte.

Ehe wir jedoch von dieser Periode des Alterthums scheiden, wollen wir noch einen Blick auf die Seeräuber des Mittelmeers werfen, deren Art und Treiben auf eine merkwürdige Weise mit den Kulturstufen und politischen Verhältnissen Schritt hielt, ja die Geschichte der Seeräuber in diesem Meere macht einen großen Theil seiner Geschichte aus.

Die Griechen erzählen uns selbst, daß sie in älterer Zeit Seeräuber gewesen seyen, und von einigen Geheimnissen des Menschenhandels, — denn auf Menschenraub war die Absicht hauptsächlich mit gerichtet, — werden im 15ten Buch der Odyssee aufgedeckt. Ueberhaupt finden sich im Homer viele Stellen, welche beweisen, daß der Seeraub etwas sehr Gewöhnliches war: so rühmt sich einmal Menelaus, daß die auf seinen Kreuzfahrten gemachte Beute sich auf 1220 Talente belaufe. Wir brauchen uns jedoch nicht auf Dichter zu berufen; die besten Geschichtschreiber sind voll von Beweisen, Thucydides eröffnet seine Erzählung mit der Behauptung, ihre Vorfahren seyen Seeräuber gewesen, einer, wie der andere: namentlich hätten Küsten- und Inselbewohner sämmtlich Seeraub getrieben. „Die Griechen sowohl als die Barbaren," sagte er, „welche die Küsten des Kontinents bewohnten, und alle Inselbewohner, sobald sie nur der Schifffahrt kundig geworden waren, trieben Seeräuberei unter dem Befehl der Verständigsten und Erfahrensten, theils um vornehme Abenteurer zu bereichern, theils um ihren Bedürftigen Unterhalt zu verschaffen. Sie landeten, überfielen unbefestigte Orte und zerstreute Dörfer, und gewannen dadurch hauptsächlich ihren Unterhalt. Dieß galt damals durchaus nicht für eine tadelnswerthe, sondern für eine ruhmwürdige Handlung. Einige Völker des festen Landes (von Asien) liefern noch heutigen Tages den Beweis hievon, indem sie solche Thaten als rühmlich betrachten, wenn sie auf eine ehrenhafte Weise ausgeführt wurden." Die furchtbarsten darunter waren nach Thucydides (B. I. Kap. 8.) hauptsächlich Karier und Phönicier auf den Inseln: der Beweis hievon liegt in dem Umstand, daß als die Athener eine Sühnungsreinigung von Delos anordneten, wobei alle Gräber aufgebrochen wurden, mehr als die Hälfte derselben, nach den gefundenen Waffen zu schließen, von Kariern herrührten, der Ueberrest war von Phöniciern, die man an ihren besondern Begräbnissen erkannte. Kleinasien ohnehin, namentlich der Süden und Südwesten, war die alte Officina piratarum.

In den ältesten Zeiten konnte nur eine schwache Verbindung zur See unterhalten werden, weil jeder kleine Seestaat Seeräuberei trieb, und dieß war etwas so Gewöhnliches, daß Fremde, sie mochten nun Kaufleute oder Seeräuber seyn, mit gleicher Gastfreundschaft aufgenommen wurden. Ueberhaupt machte damals der Unterschied zwischen Seehandel und Seeräuberei nicht groß, und alle die frühern Seefahrten ein Verein von Raub, Trug und Gewaltthat seyn. Aber wie die Astrologie zur Astronomie führte, so verdankte die Schifffahrt dem Seeraub gewiß die meisten Entdeckungen, und die kühnsten Wagnisse zur See gingen sicher zuerst von Seeräubern aus. Indessen gibt uns doch auch schon jene alte Zeit Beispiele von Bemühungen, dem Seeraub zu steuern: nach Plutarch bestand ein Gesetz, daß kein Boot mit mehr als fünf Leuten bemannt das Ufer verlassen sollte, und Jason allein erhielt die Erlaubniß auf dem Meere zu kreuzen, um die Seeräuberschwärme zu vernichten. Zu dem Ende baute er das größte damals bekannte Schiff im Jahre 1250 v. Ch.; früher noch hatte Minos II zu gleichem Zwecke eine Flotte ausgerüstet, und bei dieser Gelegenheit sich der Cycladen bemächtigt, wohin er unter dem Befehl seiner Söhne Kolonien sandte, und so zuerst unter den Griechen eine gewisse Meerherrschaft in jenen Gewässern begründete. *)

Doch mit dem Emporkommen einzelner bedeutender Staaten mußte die Seeräuberei abnehmen, obwohl im 7ten Jahrhundert griechische Piraten in Menge die Meere durchschwärmten, wie wir aus dem Umstand sehen, daß Psammetich sich

*) Karische Seeräuber hatten sich damals, wie später cilicische, auf denselben niedergelassen. S. Thucyd. B. I. Kap. 4.

ihrer namentlich bediente, um seine Alleinherrschaft in Aegypten zu begründen;*) die drei Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege waren der Zeitpunkt, wo von Seite der Griechen die meisten Seeunternehmungen gemacht, und namentlich Sicilien und Großgriechenland erobert wurden. Dort trafen sie aber mit einem Seeräubervolk zusammen, das sein Gewerbe Jahrhunderte lang mit gutem Erfolg getrieben haben muß, denn als nach Gelons Tode Syrakus und die ganze Insel in Verwirrung gerieth, benützten die Tyrrhener den Umstand und plünderten die sicilischen Küsten. Phaylus wurde mit einer bedeutenden Flotte gegen sie geschickt, landete auch auf ihrem Gebiet, ließ sich aber durch reiche Geschenke bestechen, und kehrte um, ohne etwas Entscheidendes ausgerichtet zu haben. An seiner Stelle ward Apelles gesendet, der die Tyrrhener aus Korsika verjagte, und mit so reicher Beute nach Syrakus zurückkehrte, daß sein Vaterland dadurch in den Stand gesetzt wurde, den spätern Kampf mit Athen auszuhalten.

Athens und Spartas Seemacht mochte die Räuber im östlichen Theile des Mittelmeers im Zaume halten, die der Karthager die im westlichen Theile, nur in einem Winkel des adriatischen Meers hausten einige seeräuberische Völker, die man später unter dem allgemeinen Namen Illyrier begriff. Schon Dionysius von Sicilien hatte, wahrscheinlich um sie für ihre Seeräubereien zu strafen, eine Flotte und ein Heer hingeführt, Issa oder Lissa, die bedeutendste der liburnischen Inseln eingenommen, und wahrscheinlich an mehrern Orten Kolonien zurückgelassen, denn später erschienen Sikulater unter den illyrischen Völkern. Agron, ein König der Ardiäer im südlichen Illyrien, hatte sich im 3ten Jahrhundert v. Ch. einen großen Theil der illyrischen Völker unterworfen, die auf Issa aber suchten der Römer Hülfe. Agron starb während der Verhandlung, aber seine Gattin, die stolze kriegslustige Teuta, welche die Regierung nach ihm übernahm, ermächtigte ihre Flottenanführer, alle Völker feindlich zu behandeln, ließ die trotzigen römischen Gesandten hinrichten, und zog sich dadurch die Rache der Römer auf den Hals, die mit 200 Schiffen und einem Landheer kamen. Der Kampf hätte für die Römer zwischen den zahlreichen Inseln sehr gefährlich werden können, aber sie bestachen den Anführer der Flotte, Teuta mußte sich unterwerfen, und künftig sollten nicht mehr als zwei illyrische Schiffe zugleich, und auch diese nur unbewaffnet über Issa hinaussegeln. Doch waren noch manche Kämpfe nöthig, bis dort Ruhe wurde, um so mehr, da der Römer Ländergier dem Kriege immer neue Nahrung gab.

Zu diesen Kraftentwicklungen zur See waren die Römer hauptsächlich durch ihre Kriege mit den Karthagern befähigt worden, und als diese vollends ganz zu Boden lagen, herrschten sie unumschränkt im westlichen Theile des Mittelmeers. Nur im östlichen Theile, wo Aegypten, Syrien, die kleinasiatischen Staaten, Macedonien, Griechenland und mehrere Inseln unabhängig von einander waren, müssen die Seeräuber eine bedeutende Rolle gespielt haben, denn Ptolemäus Philadelphus, der den Handel auf alle mögliche Weise zu begünstigen suchte, unterhielt stets zwei Flotten, eine im Mittelmeer, die andere im rothen Meer, ausdrücklich zur Unterdrückung der Seeräuberei, ein deutlicher Beweis für die Zahl und Stärke der Piraten. Inzwischen fiel einer jener Staaten nach dem andern in die Gewalt der Römer, und bald waren sie mit Ausnahme des schwarzen Meers Herren aller Küsten. Damit aber war für sie der Kampf nur halb zu Ende, auch auf dem Meere mußte er ausgefochten werden, denn zahllose erbitterte Feinde der Römer waren zu Seeräubern geworden, und setzten den Krieg, den sie zu Lande nicht mehr führen konnten, im Einzelnen und auf dem Meere fort.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aegypten hatte sich, um durch den Verkehr mit Fremden seine Einrichtungen nicht schwächen zu lassen, dem Verkehr mit denselben fast völlig verschlossen, eine Umwandlung, die nach den Eroberungszügen von Sesostris vorgegangen seyn muß, und wahrscheinlich mit eine Folge der tyrischen Seeherrschaft war. Siehe den Abschnitt: Handel von Aegypten, in Heerens Ideen über die Politik ꝛc.

Pöppigs Reise nach Südamerika.

1. Seereise. Ankunft in Valparaiso.

Der Verfasser, von einer Gesellschaft deutscher Naturfreunde nach Südamerika gesendet, um dort naturwissenschaftliche Sammlungen für sie zu veranstalten, reiste im November 1826 von Baltimore ab. Um den Aequator in dieser Jahreszeit mit Sicherheit zu durchschneiden, müssen die Schiffe von Amerika aus auf die Inseln des grünen Vorgebirgs zusteuern, keine sehr angenehme Sache in jener Zeit, wo dieser Theil des Meers wegen Seeräubereien unter südamerikanischer Flagge berüchtigt war, aber man hatte keine Wahl, zwei Versuche, südwärts zu steuern, ehe man zu jener Inselgruppe gelangt war, führten nur Zeitverlust herbei, indem sie schon unter 31° 45' auf die Passatwinde trafen. Erst als sie eine der kapverdischen Inseln, zwar nur wie ein leichtes Wölkchen am Horizont, erblickt hatten, gelang es nach Süden umzuwenden, wo mit Einem Mal Wind und Strömung so beständig wird, daß man diese Bewegung nicht mit Unrecht dem Pulsschlage verglich; nur der Abend macht sich durch eine geringe Verminderung der Luftströmung bemerklich. Ohne besondern Vorfall und fast immer vom Wetter begünstigt fuhr das Schiff in einer Entfernung von 150 bis 200 englischen Meilen längs der brasilianischen Küste hinab, und erst unter der Breite des Platastroms änderte sich auf bemerkliche Weise das Wetter. Eine Menge Zeichen deuteten auf ein ganz verschiedenes Klima hin: schon unter 31° S. B. hatte sie die Seeblase*) verlassen, die auf der nördlichen Halbkugel noch um 3° nördlicher vorkommt. Albatrosse traten an die Stelle und zahllose Schaaren unbekannter Seevögel belebten das Meer; Seegewächse von gewaltiger Größe erschienen in ganzen Feldern zum Erstenmal wieder, seitdem das Schiff den Golfstrom hinter sich hatte, und so näherte sich dasselbe von günstigem Winde getrieben täglich mehr dem gefürchteten Kap Horn, dem keiner ohne Bangigkeit entgegen sah. Auch wurden auf dem Schiffe alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um den erwarteten Stürmen desto zuversichtlicher entgegen treten zu können. Der Kapitän fuhr längs der Nordküste des Staatenlandes hin, am 14 Februar befand er sich dem Kap St. John gegen-

*) Auch Seeysau, Kalterrenqualle genannt (arethusa, holothuria physalis).

ker, hätte gern in dem dortigen Hafen Schutz gesucht, allein ein milder Tag veranlaßte ihn die Fahrt fortzusetzen, da man aus Erfahrung weiß, daß oft ein einziger versäumter schöner Tag die Fahrt um das Kap Horn zu einer mühseligen Reise von Wochen macht. Alles ließ sich gegen Abend günstig an, aber um Mitternacht deutete eine heftige Bewegung des Schiffs den Schlafenden an, daß eine ungünstige Aenderung des Windes eingetreten sey; er blies nun aus Süden, der Lauf des Schiffs mußte geändert werden, und am grauenden Morgen war das Schiff mehrere Meilen von den äußersten Inseln des Archipels des Feuerlandes entfernt. Vortrefflich ist die Schilderung, welche der Verfasser von Land und See hier gibt: „Grau, wie an einem schneeschwangern Novembertage, hing der Himmel über uns; eine kurze heftige See strömte uns entgegen, ein scharfer, naßkalter Wind wehte aus Süden, und drohte nach Westen umzuarbeiten, um so alle Hoffnung einer schnellen Umseglung zu vernichten. Wie immer war das Meer das getreue Abbild des Firmaments, denn schwärzlich und glanzlos dehnte es sich vor uns aus, fast ununterscheidbar von dem gleichgefärbten Horizont, und unendlich verschieden von dem schönen Ocean der Wendekreise, dessen Anblick selbst den Vielgereisten stets von Neuem anzieht durch das glanzvolle Spiel seiner Farben. Abschreckend genug sah das Land aus, dem wir uns nicht ohne Besorgniß immer näher getrieben fanden. Die rauhen Felswände erhoben sich steil und schwärzlich aus dem Meere, wie es scheint, ohne irgendwo dem Landenden gefahrlose Punkte darzubieten. Runde Außenlinien schienen verbannt, denn Alles war scharf und in Zacken aufgelöst: koulissenartig schoben die dünnen Felswände sich hinter einander vor, aber suchen eine die andere zu überragen. Den Hintergrund dieses Bildes der Unwirthlichkeit schlossen hohe, aber zackige Gebirge, den größern Küstenstrichen angehörig. Alle waren auf ihren Gipfeln und in den Spalten und Vertiefungen bis weit herab mit frischgefallenem Schnee bedeckt, der sich scharf von dem schwarzen Gestein abzeichnete, und die unfreundliche Idee der Unbewohnbarkeit nur noch erhöhte."

Die Lage des Schiffs in diesem umschließenden Golf war nichts weniger als angenehm: eine heftige Strömung des Meers aus Südwest, hier ein fast untrügliches Zeichen des herannahenden Sturms, vernichtete alle Hoffnung einer schnellen und gefahrlosen Umseglung. Alle Versuche, vorwärts zu kommen, scheiterten der Sturm brach los, die Wellen rissen Alles vom Verdeck fort oder zertrümmerten es, und nur mit Mühe konnte die ganze Mannschaft mit dem Einreffen der wenigen Sturmsegel fertig werden. Als Naturmerkwürdigkeit bei diesem Sturme bemerkt der Verfasser, daß ihm das Meer nie so leuchtend, und das schneeweiße blendende Licht, das in der undurchdringlichen Dunkelheit auf dem Kamm der langen thurmhohen Wogen hinlief, nie so schreckend vorgekommen sey. Mit dem grauenden Morgen sah man rechts eine schwärzliche Masse, die man nach einigen Stunden endlich erkannte, — es war das Kap Horn, eine isolirte, majestätische Masse, welche in die immer stürmische Südsee kühn hinaustritt. Sie ist nicht wie das Feuerland und die Staateninseln in mehrere Gruppen zerspalten, sondern das von N. O. her aufsteigende Land vereinigt sich in eine einzige abgerundete Bergspitze, und fällt, wenn diese ihren höchsten Punkt erreicht hat, auf einmal fast senkrecht gegen Süden ins Meer ab.*) Schwärzlich und fast ohne Ungleichheiten, aber auch ohne die mindeste Spur von Vegetation, bietet der von jeher unbewohnte Felsen den antarktischen Stürmen sein Haupt, und nicht einmal die in jenen Meeren zahllosen Schaaren von Seevögeln bauen sich hier an.

(Schluß folgt.)

*) Bis hart an die Felswände ist auch das Meer gewöhnlich unergründlich tief, und nur einige Hafen, wie der von St John, machen eine Ausnahme.

Literarische Notizen.

Th. Bulgarin hat ein Buch angekündigt: Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung; ein Handbuch für alle Stände. Sein Talent für die alte Geschichte Rußlands und seine Kenntnisse darin sind bekannt, am meisten aber ist wohl von seiner Kenntniß der Literärgeschichte zu erwarten, und wir theilen hier aus dem Prospektus mit, was er selbst über die Behandlung dieses Gegenstandes sagt: „Wir theilen den Gang unserer Literatur in drei Perioden ab; in der ersten wird von dem Zustand des Schriftwesens gehandelt von der Zeit, wo wir das slawische Alphabet erhielten, bis zur Entstehung der bürgerlichen Literatur, d. h. bis auf Peter den Großen. In dieser Periode betrachten wir erstens den poetischen Geist der Nation, wie er sich in Gesängen, Mährchen und Sagen ausspricht, und zweitens die gelehrten Arbeiten, nämlich die Kirchenbücher und die Chroniken. Die zweite Periode behandelt den Kampf der Sprache mit den neuen Formen und ihre allmähliche Bildung von Peter dem Großen bis zur zweiten Hälfte der Regierung Katharina der Großen. In der dritten Periode ist der rasche Fortschritt der Sprache und der Gang der Literatur bis auf die jetzige Zeit, d. h. bis 1835, der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 5 Dec. wurde im Namen Herrn Hodgsons, politischen Residenten der ostindischen Kompagnie in Nepal, ein Sanskritmanuskript in 26 starken Bänden, Namens Raksha Bhagavati, über buddhistische Philosophie und Religion vorgelegt. In einem Schreiben an den Sekretär der Gesellschaft drückt Herr Hodgson die Hoffnung aus, in die Archive der Gesellschaft eine vollständige Reihe von Originalwerken über den Buddhismus niederlegen zu können, und bemerkt dabei: „Darin allein kann man mit Erfolg den wahren Zügen eines Systems nachforschen, das viel zu fein und verwickelt ist, um durch das Medium der thibetanischen und mongolischen Sprache aufgefaßt zu werden, ein System, das unsere größte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, nicht nur weil es mit dem Bramanismus die Herrschaft über das eigentliche Indien Jahrhunderte lang theilte, sondern auch wegen seiner beispiellosen Ausdehnung über Indien hinaus, selbst in neuern Zeiten und bis auf den heutigen Tag. Wahrscheinlich war der Buddhismus innerhalb der Gränzen von Hindustan wenigstens 4 bis 5 Jahrhunderte lang so mächtig als der Bramanismus, und die Zeit seines größten Einflusses fällt mit der glänzendsten Epoche der intellektuellen Bildung dieses Landes zusammen. Die Braminen selbst können häufig nicht umhin, die philosophische Schärfe und die literarischen Fähigkeiten ihrer verabscheuten Rivalen anzuerkennen, und so lange nicht die Spekulationen und Beweisführungen Sakya's und seiner Nachfolger so bekannt sind als die Vyasa's und seiner Schüler, bleibt unsere Kenntniß der indischen Philosophie und der damit zusammenhängenden Punkte noch immer höchst einseitig."

Vermischte Nachrichten.

Die Londoner zoologische Gesellschaft erhielt kürzlich aus der Provinz Bahia einen lebenden Jacchus-Affen (Jacchus penicillatus). Gleich den meisten Affen ißt er fast Alles, seine liebste Nahrung im wilden Zustande ist indeß die Banane. Das Thier ist sehr empfindlich, und braucht große Wärme, wobei ihm sein schöner Schweif sehr wichtig ist, denn jedesmal, wenn es sich erwärmen will, wickelt es sich darein, wie in eine natürliche Boa.

Kürzlich hegte man bei einer Lotterieziehung in Boulogne nicht geringe Besorgniß; auf 3 Nummern waren 25,000 Fr. gesetzt worden. Wäre diese Terne herausgekommen, so hätte die Administration 137 Millionen, sage hundert und sieben und dreißig Millionen zahlen müssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Mit einer lithographirten Karte.)

№ 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1836.

Die Schifffahrt auf dem Paraguay.

(Aus Renggers Nachlaß.)

Die Schifffahrt auf dem Paraguay-Strome ist sehr verschiedener Art. Die bequemsten Schiffe sind die, welche mit einem Kiele versehen, eine Last von 20 bis 200 Tonnen tragen. Die kleineren Fahrzeuge, von 20 bis 50 Tonnen, können in jeder Jahreszeit den Strom befahren; größere hingegen werden bei niederem Wasserstande häufig durch seichte Stellen oder durch Sandbänke aufgehalten und müssen oft, um über dieselben wegzukommen, mehr als die Hälfte ihrer Fracht ausladen. Allein schnell und wohlgemuth verrichten die Paraguayischen Schiffleute diese harte Arbeit und nehmen gewöhnlich keine Speise zu sich, bevor sie das Fahrzeug wieder flott gemacht haben. So wie sie wahrnehmen, daß dasselbe aufgestoßen ist, ziehen sie alle Segel ein, entkleiden sich dann und springen ins Wasser, um zu versuchen, das Schiff mit ihren Achseln von der Sandbank wegzustoßen, was ihnen häufig gelingt. Geht dieß nicht an, so legen sie zwei bis drei Anker in das Fahrwasser und befestigen so das Schiff, damit es sich nicht, durch den Wind oder die Wellen getrieben, noch mehr in den Sand hineinarbeite. Nachdem sie hierauf, mit großer Mühe und öfters, zumal bei Stürmen, nicht ohne Lebensgefahr, einen Theil der Ladung ans Land gebracht haben, ziehen sie das erleichterte Schiff an den Ankertauen in das Fahrwasser hinaus und beladen es von Neuem. Diese Arbeit dauert oft einen ganzen Tag, zuweilen auch bis in die Nacht hinein, wobei der Schiffer ganz unverdrossen bleibt, sich aber dafür nach vollbrachtem Tagewerke seinen Mate und einige Pfund gebratenen Rindfleisches gut schmecken läßt.

Bei hohem Wasserstande, und wenn man einen guten Piloten (baqueano) hat, geht hingegen die Reise sehr leicht vor sich. Stromabwärts, wo die Schiffe nicht nur in ihrem hohlen Raume, sondern auch auf dem Verdecke so beladen werden, daß man ein großes flaches Dach aus rohen Häuten und Rohren zum Schirme der Waaren über dem ganzen Fahrzeuge errichten muß, hält man gewöhnlich bei Nacht, besonders wenn diese dunkel ist, einige Stunden an und bindet das Schiff an einem Baume am Ufer fest. Ist hingegen dasselbe nicht sehr beladen, und ist der Wind günstig, so segelt man in Einem fort. Weht kein Wind, so läßt man das Fahrzeug von der Strömung forttreiben und rudert zugleich in etwas, um dem Steuerruder mehr Kraft zu geben. Stromaufwärts kann man nur mit Süd-Südost und Südwestwind segeln. Mangeln diese Winde, so legt man das Fahrzeug vor Anker, oder bindet es am Ufer fest, oder läßt es auch den Tag über durch die Schiffleute an einem Taue dem Ufer nach hinaufziehen, was man in Paraguay silgar nennt. Diese Arbeit ist äußerst mühsam und bringt das Fahrzeug in einem ganzen Tage um keine Stunde vorwärts; jedoch ist sie, wegen der Krümmungen des Stromes auch bei gutem Winde oft nothwendig, wie, zum Beispiele, wenn man eine gegen Süden gerichtete Erdzunge, wo also der, sonst günstige, Wind gerade entgegengesetzt ist, umschiffen muß.

Wie ich oben bemerkt habe, ist die Reise auf einem großen Schiffe im Allgemeinen die bequemste, indem man da eine Kajüte zum Schlafen, Lebensmittel im Ueberflusse und einigen Raum zur Bewegung findet. Kleinere Fahrzeuge, wie Chalannas,*) Boote, Nachen, die gewöhnlich kein Verdeck haben, sind dagegen äußerst unbequem, indem man darin jeder übeln Witterung ausgesetzt ist, zur Bereitung der Speisen jedesmal landen muß, nicht wenig von den Mosquiten leidet und bei starkem, wiewohl günstigem Winde gar nicht vorwärts kommt. Dagegen gewähren sie den Vortheil, daß man bei schwachem oder ganz mangelndem Winde, vermittelst der Ruder, weiter gefördert wird, und dieß, wenn die Reise stromabwärts geht, mit großer Schnelligkeit, daß man sich mit Leichtigkeit überall hinwenden und überall landen, bei stürmischem Wetter sich in die kleinen Nebenarme des Stromes begeben und hier entweder die Reise ruhig fortsetzen, oder im Schutze der Bäume das Ende des Sturms erwarten kann.

Einem Naturforscher würde ich für kleinere Ausflüge, wie von vier bis sechs Tagen, rathen, sich eines guten Nachens zu bedienen, denn bloß, wenn er nach seinem Willen landen oder schiffen kann, wird er mit Nutzen reisen. Nur zu häufig habe ich auf großen Schiffen die Erfahrung gemacht, wie unange-

*) Ein kleines Fahrzeug mit 1 bis 2 Masten, aber unten flach, unseren Seebarken ähnlich.

nehm es ist, bei Orten, wo man verweilen möchte, vorüberfahren und hingegen in ganz unergiebigen Gegenden Tage, ja Wochen lang verweilen zu müssen.

Noch eine andere Art von Fahrzeugen, die man in Paraguay, jedoch nur stromabwärts gebraucht, sind die Angadas, ein großer viereckiger Kasten aus Balken verfertigt, die nur durch hölzerne Nägel zusammengehalten werden, und mit einem Strohdache versehen sind. Dieser Kasten wird mit Waaren angefüllt, und um ihn einigermaßen lenken zu können, sind auf zwei entgegengesetzten Seiten mehrere Ruder und auf einer Seite zwei Steuerruder angebracht. Dieß unförmliche Fahrzeug kann bloß dem Laufe des Wassers folgen und wird jeden Augenblick im Kreise herumgedreht. Natürlich wagt man nur bei Tage und bei gutem Wetter mit demselben zu schiffen; jeden Abend, und bei heftigem Winde auch bei Tage, bindet man den Kasten in einer sichern Bucht am Ufer fest. Am Ziele der Reise angelangt, werden diese Angadas aus einander gelegt, und das Holz zum Schiff- und Häuserbau verkauft.

Bei der Beschiffung des Paraguay-Stromes ist man mancherlei Gefahren ausgesetzt, die sich jedoch mit einiger Vorsicht größtentheils vermeiden lassen. Die Stürme sind oft äußerst heftig; indessen erheben sie sich nicht so plötzlich, daß man nicht Zeit hätte eine sichere Bucht zu erreichen, oder das Schiff unter den Schutz eines Waldes oder eines hohen Ufers zu bringen. Geschieht dieß nicht, so kann das Fahrzeug sehr leicht ans Ufer oder auf eine Sandbank oder in Untiefen geworfen werden. Alsdann keilt sich dasselbe im besten Falle so tief in den Sand oder in den Schlamm ein, daß es später kaum mehr herauszubringen ist, oder es wird am Ufer zerschmettert oder von den Wellen überschwemmt und auf die Seite gelegt, oder auch, wie ich es einmal selbst gesehen habe, ganz umgewälzt. Kleine Fahrzeuge gewähren den Vortheil, daß man sie überall ans Land ziehen kann. Eine andere selbst mit der größten Sorgfalt nicht immer vermeidliche Gefahr rührt von der Menge von Bäumen her, die unter dem Wasser verborgen liegen. Diese Bäume standen früher am Ufer, wurden aber vom Hochwasser untergraben, wobei sie, da ihr Holz mehrentheils hart und schwer ist, sogleich auf den Grund des Stromes sinken. Nun geschieht es nicht selten, daß Schiffe auf die emporragenden Aeste eines solchen Baumes stoßen, wodurch sie oft sehr beschädigt, oft auf die Seite geworfen werden. Kleine Fahrzeuge können sogar, wenn sie im vollen Laufe auf dieselben auffahren, gänzlich überschlagen. Die Piloten kennen jedoch so ziemlich genau die Stellen, wo sich gewöhnlich solche verborgene Stämme finden, und nehmen sich davor in Acht.

Endlich ist man, was sonderbar erscheinen dürfte, während der Reise auf dem Strome weit mehr den Angriffen von Jaguaren ausgesetzt, als auf den Landreisen. Es finden sich nämlich, wie ich in meiner Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay bemerkt habe, längs dem Rio Paraguay, vorzüglich aber an den Ufern des Parana, die größten und wildesten Jaguare von Südamerika. Da man häufig des Nachts die Schiffe am Ufer befestiget, und die Matrosen die Gewohnheit haben, sogleich auf dem Lande ein Feuer anzuzünden und sich darum zu lagern, so wiederfährt nicht selten, daß ein hungriger Jaguar die Gesellschaft in ihrer Ruhe stört. Kaum vergeht ein Jahr, ohne daß man von irgend einem Unglücke hört, das ein Jaguar unter den Schiffern angerichtet hat. Man thut daher wohl, bei Nacht sich auf dem Fahrzeuge zu halten und auch das Brett, worüber man vom Schiffe auf das Land geht, wegzunehmen, indem man Beispiele hat, daß Jaguare über solche Bretter auf große Schiffe gestiegen sind. Reiset man in einem Boote oder in einem Nachen, so muß man einen Landungsplatz wählen, der so frei als möglich von Gebüschen ist, und die Nacht über das Fahrzeug vom Lande entfernt vor Anker oder an einem Strauche oder Baume, der im Wasser steht, festgebunden halten.

Von den großen Wasserschlangen und den Caimans, welche letzteren man oft zu Hunderten auf den Sandbänken antrifft, hat man nichts zu fürchten, denn sie greifen den Menschen nicht nur nicht an, sondern fliehen bei seiner Annäherung. Hingegen muß man sich nicht an jeder Stelle des Stromes baden, indem an den seichten und schlammigen Orten sich häufig Rajas vorfinden, die, wenn man sie mit dem Fuße berührt, mit dem sägenförmigen Stachel ihres Schwanzes sehr empfindliche Wunden versehen; nicht selten werden diese gefährlich, da sie meist an den sehnigen Theilen des Fußes beigebracht werden. Wo das Wasser in etwas schnell fließt, halten sich die Palomettas auf, eine kleine, aber gefräßige, Fischart, welche mit ihrem äußerst scharfen Gebisse den Menschen an den Fingern und Zehen ziemlich schwer verwundet. Man erzählt sogar in Paraguay, daß eine Palometta einen sich badenden Dominikanermönch so zugerichtet habe, daß er sein Gelübde der Keuschheit auch mit dem besten Willen nicht mehr brechen konnte. Sey dem, wie ihm wolle, so habe ich selbst gesehen, wie Personen, die sich bloß die Hände oder Füße wuschen, von diesen Fischen gebissen wurden.

Das Mittelmeer.

1. Rückblicke auf die ältere Geschichte.

(Fortsetzung.)

Das Verfahren der Römer in den eroberten Ländern und schon die Eroberung selbst mußte eine Menge Menschen zu ihren erbitterten Feinden machen. Die unmittelbar vorhergehende Zeit war nicht so ruhig gewesen, daß eine zahme Unterwürfigkeit allen den Erschütterungen folgen konnte. Tausende und aber Tausende waren aus ihren Verhältnissen herausgerissen, hatten ihre bisherigen Unterhaltsmittel verloren und wandten sich verzweiflungsvoll zum Seeräuberhandwerk. Schon seit einiger Zeit hatten cilicische Seeräuber, wahrscheinlich insgeheim von Mithridat aufgemuntert, sich im Mittelmeer verbreitet und allenthalben Schrecken erregt, viele dem Brande ihrer Stadt entronnene Karthager und zersprengte Griechen mochten sich mit ihnen vereinigen, Rom, das eben die Eroberung fast aller Länder um das Mittelmeer vollendet, lag in blutigem Bürgerstreit zwischen Marius und Sulla, so daß

fürs erste an keine umfassende Maßregel gegen die Seeräuber zu denken war, obgleich sie mit besonderer Wuth gegen die Römer verfuhren, die von ihnen nach Plutarchs Zeugniß fast ohne Ausnahme ermordet wurden, wenn sie nicht ein bedeutendes Lösegeld zu geben hatten. In dem Kriege mit Pontus wurden die Seeräuber nicht nur von Mithridat aufgemuntert, sondern sogar in Sold genommen. Ihre Macht wuchs dadurch bedeutend, sie hatten Arsenale, Seehäfen, Wachtthürme und Befestigungen an wohlausgewählten Punkten. Leute aus allen Nationen, die sich theils mit den Gesetzen, theils mit ihrem Schicksal überworfen hatten, strömten ihnen zu, und nicht selten fanden sich Leute von hoher Geburt, Reichthum und Talenten unter ihnen: ihre Flotten waren von geschickten Seefahrern geführt, und ihre Schiffe mit verschwenderischer Pracht ausgerüstet, die Spiegel vergoldet, die Segel aus Purpur und die Ruder mit Silber eingelegt: in schwelgerischen Festen entschädigten sie sich für die ausgestandenen Mühen und Gefahren. Im Hafen von Seleucia allein befanden sich einst tausend ihrer Galeeren, Hunderte von Seestädten wurden eingenommen, Tempel geplündert, und ihrem Gotte Mithra barbarische Opfer unter abscheulichen Ceremonien geschlachtet.

Bald wurden sie so keck, daß sie selbst die Küsten Italiens nicht mehr schonten, eine römische Flotte im Hafen von Ostia verbrannten, und mehrere vornehme Römer gefangen nahmen. Unter dem Einfluß des Luxus und des ausgebreiteten Sklavenwesens war Italien selbst verarmt, und die Weltstadt mußte ihren Lebensunterhalt zur See, namentlich aus Sicilien und später aus Aegypten, beziehen; diese Zufuhr schnitten die Seeräuber ab, Rom ward mit Hungersnoth bedroht, und so ward endlich Publius Servilius mit einer mächtigen Flotte ausgesendet, um die Meere zu säubern; dieß that er auch eine Zeit lang, war aber nicht so bald in den Hafen zurückgekehrt, als die Räuber kecker als je wurden, allenthalben landeten, vornehme Römer in die Gefangenschaft schleppten und eine Menge Städte brandschatzten. Markus Antonius, der mit Vertheidigung der Seeküsten beauftragt war, beschränkte sich auf eine in Creta ausgerüstete Seeräuberflotte, ward jedoch geschlagen und zu einem so schimpflichen Vertrage genöthigt, daß er zum Spott Creticus genannt wurde und vor Kummer starb.

Nun breitete sich die Macht der Piraten über das tyrrhenische Meer aus, so daß Handel und Schifffahrt der Römer gänzlich unterbrochen waren, und Pompejus endlich mit außerordentlicher Gewalt ausgerüstet wurde: er sollte Geld von den Quästoren nach Gefallen erheben und eine Armee von 120,000 Mann Infanterie und 5000 Reitern ausrüsten dürfen. Er versammelte nun sämmtliche römische Kriegsschiffe, 500 an der Zahl, ließ sie aufs beste ausrüsten, und vertheilte sie dann in zehn Geschwader, die an verschiedenen Punkten aufgestellt wurden. Innerhalb 40 Tagen gelang es ihm, sie von den Küsten von Afrika, Sicilien, Sardinien und Korsika zu verjagen. Bestürzt über diesen kombinirten Angriff zogen sie sich ostwärts zurück gegen Cilicien, aber Pompejus folgte ihnen, und vernichtete sie völlig; 24,000 Mann und 90 Schiffe mit ehernen Schnäbeln fielen in seine Hände, so wie die Städte und Inseln, deren die Räuber sich bemächtigt hatten. Gegen die Gefangenen verfuhr er eben so menschlich als klug, indem er ihnen im Innern Kleinasiens, weit von der See, Land anwies. Nach diesen Erfolgen fielen die Kornpreise in der ewigen Stadt, und Denkmünzen wurden auf dieß glückliche Ereigniß geschlagen.

Noch Einmal kam Rom in ähnliche Noth durch den jüngern Pompejus, der von den Triumvirn geächtet, sich aller Schiffe der Republik und ihrer Bundesgenossen bemächtigte, und mit einem neuerstandenen Seeräuberschwarm sich verband. Octavius sammelte und baute Schiffe so schnell wie möglich, und Agrippa vernichtete die pompejanischen Flotten, Oktavius aber, durch Erfahrung belehrt, hielt seine Flotten beisammen, und hinderte so die Seeräuber sich wieder in größerer Anzahl zu bilden. Meister des ganzen Mittelmeers war seine und seiner Nachfolger Bemühung dahin gerichtet, die Ruhe ihrer Länder aufrecht zu erhalten und den Seehandel zu schützen, zu welchem Ende Seestationen errichtet wurden. Da aber nirgends ein Feind war, mit dem sich die Flotten hätten messen können, so wurden sie allmählich so schlecht, daß bei der Belagerung von Byzanz durch Severus beinahe die ganze kaiserliche Flotte aus Lastschiffen bestand. Dieß war gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus, und noch ein halbes Jahrhundert lang geschieht keiner Seemacht Erwähnung, die von den Römern zu ihrer eigenen Vertheidigung, oder gegen sie von ihren äußern oder innern Feinden gebraucht worden wäre: man kann daraus schließen, daß die Seeräuberei so gut wie vernichtet war, und der friedliche Handel in reger Blüthe stand.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notiz.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft zu London vom 2 Dec. wurden zwei Briefe vorgelesen, welche die Frage behandelten, ob das Erdbeben des Jahres 1822 an der Küste von Chili irgend eine Veränderung in der relativen Höhe von Land und Meer hervorgebracht habe. Der erste dieser Briefe von L. Bowers gibt an, er habe keine Veränderung bemerkt, obwohl er im Anfang des Jahres 1822 und im Februar 1825 dort gewesen sey. Hr. Cumming, der Schreiber des andern Briefs, hielt sich während des Erdbebens und mehrere Jahre nachher zu Valparaiso auf, und da er einen großen Theil seiner Zeit dem Sammeln von Muscheln und andern naturhistorischen Gegenständen widmete, so hatte er hinreichend Gelegenheit zu bemerken, ob eine Veränderung zwischen der Land- und Seehöhe vorgegangen; er habe jedoch nie die geringste Veränderung bemerkt. Das Wasser erreichte zur Fluthzeit dieselbe Höhe, wie vor dem Erdbeben; ein kleiner losgerissener Felsen dem Estanco gegenüber, halbwegs zwischen dem Zollhaus und dem Marktplatz, von dem er später Muscheln ablas, behielt seine Stellung nach dem Erdbeben, und Seemänner hätten ihn versichert, es habe sich in keinem Theil der Bai die geringste Verschiedenheit in der Wassertiefe ergeben. (Die Bestreitung dieses Faktums, das namentlich Lady Graham in ihrem Bericht von jenem Erdbeben und unser Landsmann Meyen in seiner Reise um die Welt gleichfalls aus eigener Anschauung mit Bestimmtheit behaupteten, ist von großer Bedeutung, da weitgehende Schlüsse daraus gezogen wurden. S. die Uebersetzung von Lyells Geologie 2 Bd. Zusätze.) Zum Schlusse

verlas noch Herr Parish, der Sekretär, einige historische Nachrichten über die Erdbeben-Wellen (earthquake waves) an den Küsten des stillen Meeres, und es gehe daraus hervor, daß viele von den Erdbeben, welche seit dem Jahre 1590 die Westküste von Amerika heimsuchten, von stürmischen Ueberschwemmungen begleitet waren.

Pöppigs Reise nach Südamerika.

1. Seereise. Ankunft in Valparaiso.

(Schluß.)

Es war kein anderer Rath, das Schiff mußte südwärts steuern, um ein ruhigeres Meer zu finden, um so mehr, als die Hälfte der Schiffsmannschaft in Folge der Anstrengung und der Veränderung der Temperatur erkrankt war. An der patagonischen Küste hatten sie über Wärme sich zu beklagen gehabt, hier hatten sie um Mittag nicht mehr als 2 Centigrad Wärme, eine außerordentlich niedrige Temperatur selbst in dieser Breite, wenn man erwägt, daß der Februar dem August der nördlichen Hemisphäre entsprechen sollte; man schloß daher nicht ohne Grund auf Eismassen, welche den Thermometer schon in einer Entfernung von 1½ Breitegraden fallen machen. Die Nähe der Südshetlands-Inseln bezeichnete eine unbeschreibliche Menge von Seevögeln und der sogenannte bucklige Wallfisch, humpbacked whale, der sehr bösartig, vorsichtig und schnell ist, weßhalb er selten gefangen wird, ohnehin da er sich nur in sehr hohen Breiten aufhält.

Mühsam erreichte das Schiff die Breite von 62¼°, und nun erhob sich endlich ein frischer Südwind, der es schnell vorwärts trieb zu der westlichen Mündung der magelhanischen Straße, mit der man die Umseglung des Kap Horn als vollendet betrachtet. Indeß ist die Gefahr vom Kap Horn bis zur Insel Chiloe immer noch bedeutend, weil die Küste meist noch sehr unbekannt ist und von Klippen starrt. Zudem läuft ein gewaltiger Zug der Ebben, wenigstens periodisch, in der Richtung der Magelhaens-Straße dem Lande zu. Die vielen Kanäle zwischen dem Küstenarchipel bringen ähnliche überaus unregelmäßige Strömungen hervor, so daß bei einem Sturm aus Westen die Schiffe sehr gefährdet sind. Man pflegt daher, sobald das Kap Horn umschifft ist, westwärts zu steuern, bis man in die mildern Breiten kömmt, von wo man sich erst wieder dem Lande nähert. Kaum zwei Grade nördlich von Kap Pilares (53° 30′ S. B.) trat eine auffallend schnelle Veränderung in der Temperatur der Luft und des Meeres ein, aller Wahrscheinlichkeit nach eine Folge der wärmern Meeresströmungen aus Nordwest, denn der Südwind blieb immer noch empfindlich kalt; die Schifffahrt ward nun wieder angenehm, die Albatrosse, die von Patagoniens Küsten an das Schiff unaufhörlich umschwärmt hatten, verließen es jetzt mehr und mehr, und mit 36° S. B. völlig. Dafür erschienen Delphine in Schaaren, die ans Abenteuerliche gränzen, denn man konnte oft vom Topmast aus ihre Reihen nicht absehen: die Richtung ihres Zugs ging seltsamer Weise gegen Südwesten, wo bald der Winter eintreten mußte.

Bald zog ein noch seltsamerer Umstand die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich: auf einmal zeigte das Meer eine schmutzigrothe Farbe, voll Bestürzung befahl der Kapitän plötzlich beizulegen, weil man eine Untiefe in der Nähe befürchtete, aber auf 130 Faden fand das Senkblei keinen Grund, und das Schmutzigrothe ging allmählich in Purpurroth über: man schätzte den Purpurstrom, der sich hie und da in Aeste theilte, auf 7 englische Meilen Breite, und der Anblick war um so auffallender, als er sich scharf von dem blauen Meere abschnitt; heraufgeschöpftes Wasser zeigte sich zwar völlig wasserhell, doch einige Tropfen, die man auf weißes Porzellan fallen ließ und mit mäßig starken Vergrößerungsgläsern betrachtete, ließen eine Unzahl Infusorien erkennen, die von kugelförmiger Gestalt waren und aller äußern Bewegungsorgane entbehrten. „Ihre sehr lebhaften Bewegungen, sagt der Verfasser, geschahen nur auf- und abwärts und stets in Spirallinien. Der Mangel eines starken Mikroskops verhinderte die fernere Untersuchung, und alle Versuche, durch Eintrocknung eines Wassertropfens auf Papier vielleicht solche Thiere aufzubewahren, mißlangen, indem diese sich in Nichts aufzulösen schienen. Gegen Salpetersäure waren sie äußerst empfindlich, ein Tropfen derselben in ein Glas dieses belebten Wassers gemischt, endete fast in demselben Augenblick die Existenz von Millionen. Wir segelten gegen vier Stunden lang bei einer mittlern Geschwindigkeit von 6 engl. Meilen in der Stunde durch diesen 7 Meilen breiten Strom, ehe wir sein Ende erreichten: seine Oberfläche betrug mithin gegen 168 engl. □ M. Setzt man hinzu, daß jene atomarischen Geschöpfe wohl in der obersten Wasserschichte von 6 Fuß Durchmesser gleichmäßig verbreitet gewesen seyn mögen, so muß man bekennen, daß ihre Anzahl Alles übertrifft, was der menschliche Verstand zu begreifen vermag.“ Man hat ähnliche Beispiele namentlich im Meerbusen von Panama und an der Küste von Californien, allein außerhalb der Tropen, und besonders an der Küste von Chile sind sie selten.

Das Schiff näherte sich dem Ziel seiner Fahrt, ohne daß die gewöhnlichen Zeichen es verkündigt hätten: zwar war das Schiff mehr als gewöhnlich von großen Seegräsern (Laminariae) umgeben, allein diese sind hier ziemlich unsichere Boten, und die Seevögel waren dieselben geblieben, die man schon auf den Südshetlands-Inseln gesehen hatte. Am Morgen sah Alles mit Spannung dem Aufgange der Sonne entgegen, die bald die Außenlinien der mit ewigem Schnee bedeckten Anden wie mit einem Goldstreifen abzeichnete. Noch wenige Minuten und die Sonne hatte die Gipfel der Anden überstiegen, und die ganze Küste mit ihren Einschnitten, Buchten und ihrer Steilheit lag vor Augen. Durch ungefähre Messungen ward die mittlere Höhe der Schneekette zwischen 34 und 35° B. auf 14,000 engl. Fuß bestimmt; Piks zeigten sich wenige, einer derselben, vielleicht der Vulkan von Chillan, schien gegen 1800 Fuß hoch. Die Annäherung an die Küste war keineswegs so freundlich als man wohl erwarten sollte, mindestens schildert sie der Verfasser sehr trübselig. „Trotz der Ferngläser bot sich nichts dem Auge dar, was nach langer Beschiffung des öden Meeres am meisten anspricht. Nirgends entdeckten wir die geringste Spur von Menschen und ihrer Thätigkeit. Chile's Küste schien uns an Verlassenheit der des Feuerlandes zu gleichen; die Zerreißung dieser Küstengebirge in vielfache Schluchten war fast das einzige Unterscheidungszeichen zwischen diesem Lande und den antarktischen Inseln, welche von Felsenmauern der starrsten Steilheit und Glätte umgürtet werden. Mancher Irrthum löst sich in der Annäherung auf das schmerzlichste, denn was wir den Umrissen nach für bewaldete Gipfel gehalten hatten, zerfloß nun in gelbliche Abhänge, auf denen große Felsmassen vielfach und in unordentlicher Richtung zerstreut lagen. Nur hin und wieder wurden an den einförmigen grauen Wänden niedrige Sträucher sichtbar, und von manchem minder steilen Absturze hatte eine agaveartige Pflanze fast ausschließlich Besitz genommen. Alle höhern Bergspitzen erschienen kahl und tiefig, durchfurcht von ziegelrothen Vertiefungen, welche die winterlichen Regengüsse an ihren Seiten ausgewühlt hatten. Kein freundlich grünes Thal blickte einladend und heimathlich zwischen den dunkeln Schluchten hervor, und selbst der eigenthümliche Geruch fehlte hier, den man mit wahrhaft erneuter Lebenslust einathmet, wenn man sich dem Strande tropischer Länder nähert.“ Doch der üble Eindruck ward bald verwischt in der Aufregung, welche die Einfahrt in den Hafen von Valparaiso veranlaßte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1836.

Neueste Ereignisse in Persien.

1. Zug nach Teheran und erste Niederlage eines Kronprätendenten.

Die Bombay Gazette vom 15ten Mai enthält einige Details über die persischen Angelegenheiten aus Briefen von einem Mitglied der englischen Gesandtschaft in Persien, datirt von Teheran, 29sten März. Nichts kann einen bessern Begriff von dem elenden Zustand geben, zu dem dieses unglückliche Land herabgesunken ist.

„Ich erreichte Tauris von Konstantinopel aus nach einem ungewöhnlich schnellen Ritt von vierzehn Tagen und zwölf Stunden, eine Entfernung von 1500 englischen Meilen, und wurde den 1sten November 1834 von Sir John Campbell (dem damaligen englischen Geschäftsträger) freundlich empfangen. Wenige Tage nach meiner Ankunft gingen auf dem Bazar Gerüchte von dem Tode des Königs, und diese wurden nach einigen Tagen von dem Kronprinzen bestätigt, der dem Gesandten mit einer schlauen Miene sagte, er habe es schon seit mehreren Tagen gewußt. Sir John verlor keine Zeit sich auf die bevorstehende Krisis zu bereiten, er stellte dem Prinzen die Nothwendigkeit unmittelbarer Maßregeln vor, und bewog ihn Befehle an die Truppen, die in Khoi lagen, zu schicken, daß sie auf der Stelle nach Tauris marschiren sollten. Er befahl Sir Henry Bethune (früher Major Lindsay, und damals Generaladjutant des Königs von Persien) auf der Stelle einen Artilleriepark in Ordnung zu bringen. Muhammed Mirza wurde nun den 9ten November öffentlich in Tauris zum König ausgerufen, und eine Salve abgefeuert. Den 10ten November war die Artillerie marschfertig, aber es fehlte an Geld, die dreijährigen Rückstände von Sold zu bezahlen. Mit Hülfe von Sir John und von Bethune, der einen großen Einfluß auf die Truppen hat, begnügten sie sich mit 2 Toman (1 Toman ist etwa 1 Friedrichsd'or) für jeden, und dem Versprechen in Teheran den Rückstand zu erhalten. Es war von großer Wichtigkeit sie los zu werden, da dieß den Regimentern die von Khoi kamen, und auch im Rückstand waren, ein heilsameres Beispiel gab.

„Die Astrologen fanden einen Augenblick des 11ten Nov. günstig für die Abreise des Königs, und er begab sich daher in einen Garten eine Meile von der Stadt. Den 15ten kamen die Truppen von Khoi an, unter dem Befehl des Amir Nizam, und in großer Unordnung. Sie erklärten sogleich ihren Entschluß nicht zu marschiren, bis alle ihre Rückstände bezahlt seyen. Den nächsten Tag wurden sie von dem König in Person gemustert. Er ließ die Offiziere vor die Linie treten, und hielt eine freundliche und beredte Anrede an sie, worin er ihnen ihren Sold versprach, sobald sie in Teheran angekommen seyn würden, und erklärte, daß er bis dahin nichts für sie thun könne: dadurch glaubte er seine Armee beruhigt zu haben, und verließ den nächsten Tag die Umgegend von Tauris, wo Alles in der größten Verwirrung war. Was aber noch viel unbegreiflicher ist, war, daß sein Kaimakam (Wessier) den nächsten Tag seinem jungen Herrn folgte, oder vielmehr das Gerücht davon verbreiten ließ, und sich in der Stadt verbarg. Dieses Betragen vermehrte natürlich die Schwierigkeiten und die Verantwortlichkeit des englischen Gesandten sehr. Nachdem er sich zwei Tage alle Mühe gegeben, und die kostbarste Zeit verloren hatte, den Kaimakam sprechen zu können, entschloß er sich endlich allein Hand ans Werk zu legen, da er sah, daß ihm die persischen Behörden keinen Beistand geben wollten. Er ließ die hauptsächlichsten Offiziere, mit denen er immer aufs Beste gestanden hatte, kommen, und brauchte Beweggründe, welche in Persien unfehlbar sind, so daß das letzte Regiment Tauris den 23sten verließ, um sich nach Miana zu begeben, wo der König seine Truppen zu versammeln wünschte. Inzwischen hatte Sir Henry Bethune, der fürchtete, daß der Verzug der Truppen in Tauris verderbliche Folgen haben möchte, einen kühnen Marsch durch die Gebirge von Adserbeidschan gemacht, und sich in Besitz der Stadt Zungura, eines beträchtlichen Platzes auf der Straße nach Teheran, gesetzt.

Der Gesandte machte Anstalten für die Sicherheit von Tauris, und setzte sich den 26sten November in Bewegung um dem König zu folgen, der indessen eingesehen hatte, wie schädlich ihm der Verzug war, an dem er selbst Schuld war, und unsere Ankunft mit äußerster Ungeduld erwartete. Er hatte von einigen seiner Anhänger in Teheran Nachricht erhalten, daß

seine Ankunft dort überaus dringend sey, indem sein Oheim Zilli Sultan *) sich unter dem Titel Adil Schah die Krone aufgesetzt habe, in der Hauptstadt anerkannt sey, und eine Armee organisire. Wir erreichten Miana den 29sten Nov., wo wir jedoch den König nicht fanden, der dem Vortrab durch das Gebirge gefolgt war, wir trafen ihn jedoch in Arken, und zogen in seinem Gefolge weiter bis den 3ten December, wo wir das Korps unter Sir Henry Bethune erreichten. Nach einem höchst unnöthigen neuen Verzug von drei Tagen willigte der König endlich darein, Bethune mit dem Vortrab vorauszuschicken; dieser nahm 10 Kanonen, 2 Regimenter Infanterie und ein beträchtliches Korps Kavallerie mit sich. Ein Brief, unterschrieben von dem englischen und russischen Gesandten, wurde voraus nach Teheran geschickt, worin dem Usurpator das Leben, seine Augen und seine Schätze versprochen wurden, wenn er sich unterwerfe.

Die Armee selbst setzte sich den 7ten December in Marsch, und nach wenigen Tagen stießen zwei sehr bekannte Minister des verstorbenen Königs, der Motimet Eddolah, und der Assif Eddolah zu uns. Den 10ten Dec. erhielten wir Nachricht, daß der Usurpator seine Truppen unter den Befehl seines Bruders Imam Neebes Mirza gegen uns schicke, und trafen bald auf ihren Vortrab, der mit uns scharmützelte und zurückgetrieben wurde. Wir besetzten den nächsten Tag die bedeutende Stadt Casbin, von welcher der Feind durch die Festigkeit des Kommandanten ausgeschlossen worden war. Hier verließen der Gesandte und Bethune den König, und näherten sich dem Feinde. Der Gesandte, der großen Einfluß über die feindlichen Befehlshaber ausübte, unterhandelte mit ihnen, und brachte die meisten auf unsere Seite, so daß Imam Mirza, als er sich mehr und mehr verlassen sah, den 17ten Dec. selbst kam, und am Abend folgte seine ganze Artillerie diesem Beispiel, der Prinz erhielt sehr günstige Bedingungen für seinen Bruder, und kehrte mit dem Versprechen nach Teheran zurück, daß der Usurpator, wenn er sich unterwerfe und den Schatz nicht plündere, das Gouvernement der Provinz beibehalten, und Alles vergessen seyn solle. Er hatte jedoch kaum unser Lager verlassen, als er Nachricht aus Teheran erhielt, daß der Usurpator von dem Sohn des Assif Eddolah gefangen genommen worden, und den Damen des Harems in Verwahrung gegeben worden sey. Die Boten, welche diese Nachricht brachten, erfuhren durch irgend einen Zufall, daß Imam Mirza den obigen Firman bei sich habe, sie nahmen ihn daher, während er mit ihrem Chef Thee trank, gefangen, und brachten ihn so zu dem König zurück. Wir kamen den 21sten Dec. alle in Teheran an, und nahmen von dem Schatz und den Kleinodien Besitz. Der Weg war auf eine Meile von der Stadt hin von den Köpfen der Kameele, Stiere und Schafe, die man unter den Füßen des Pferdes des Königs schlachtete, übersäet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist nicht sein eigentlicher Name, sondern sein Titel: „Schatten des Herrschers,“ den er als Gouverneur von Teheran führte. S. Ausland J. 1834. Nr. 104, wo die verschiedenen Kronprätendenten aufgezählt sind. A. d. R.

Das Mittelmeer.

1. Rückblicke auf die ältere Geschichte.

(Schluß.)

Eine Ruhe, die kein Prinzip geistiger Kraft und Stärke in sich hält, führt zum Verderben: so die Römer. Auf dem Lande hielt die alte Kriegskunst noch manchmal die rohe Kraft der nordischen Völker von Italien und Griechenland ab, zur See aber drangen schon im Anfang des vierten Jahrhunderts die Gothen auf denselben Orten heran, wo einst die Thraker vor den Hellenen zurückgewichen, und überschwemmten Kleinasien und einen Theil der griechischen Inseln, deren blühende Städte damals wohl größtentheils in den Staub gesunken sind. Wie diese in der östlichen Hälfte des Mittelmeers hausten, so und noch furchtbarer hausten im folgenden Jahrhundert die Vandalen, nachdem sie in Afrika sich festgesetzt hatten, in der westlichen Hälfte. Bald fuhren auch kühne Normannen durch den Norva-Sund nach Myklagaard *) und plünderten oder brandschatzten unterwegs manche Stadt und manche Insel. Noch einmal raffte sich zwar die römische Macht auf am Ende des fünften und im Anfang des sechsten Jahrhunderts und unterwarf sich wieder Afrika und einen großen Theil Italiens, während die deutschen Völker im westlichen Europa und die slawischen in dem großen Sturme des sechsten Jahrhunderts nur zu Lande Krieg führeten; allein nicht lange dauerte die Herrlichkeit, so brachen die Araber hervor, eroberten schnell Syrien, Aegypten und Nordafrika, nebst einer Menge Inseln des Mittelmeeres und gingen dann hinüber nach Spanien. Damals begannen jene Raubzüge der Araber zur See, die, freilich in schwachem Nachhall, fortdauerten bis in die neueste Zeit. Südfrankreich, Italien, und namentlich die griechischen Inseln waren der Schauplatz dieser Raubzüge: was die Gothen hatten stehen lassen, zerstörten die Araber. Wie bedeutend diese Züge waren, mag man aus folgendem Beispiel ersehen. Während der griechische Kaiser Alexis mit den Petschenegern an der Donau Krieg führte, plünderte ein saracenischer Räuber, den die Griechen Zachas nennen, die Inseln des Archipels aus, baute endlich mit Hülfe eines gewandten Smyrnioten eine Flottille von 40 Brigantinen, nahm die umliegenden Inseln nebst einem Theil des festen Landes weg, und schlug seinen Herrschersitz in Smyrna als dem Mittelpunkt seiner Eroberungen auf. Hier hielt er sich längere Zeit, ohne daß die Griechen im Stande gewesen wären, ihn zu vertreiben, und leicht hätte er hier den Grund zu einem viel schnellern Falle von Konstantinopel legen können, wenn er nicht im J. 1094 von seinem Schwiegersohn, dem Sultan von Iconium, ermordet worden wäre.

*) Norva-Sund nannten die nordischen Seefahrer die Straße von Gibraltar. Myklagaard (große Stadt) ist bekanntlich Konstantinopel. Man könnte aus den Schriften, worin die Fahrten dieser nordischen Seehelden und Seeräuber geschildert sind, eine ganz eigenthümliche geographische Nomenklatur entwerfen, ein beachtenswerther Umstand, denn er beweist, wie außerordentlich zahlreich diese Fahrten waren.

Das altersschwache griechische Reich, das mit Mühe sich gegen die aus der Tiefe des Pontus Euxinus herdrohenden slawischen Völker schützte, hatte die Herrschaft und den Schirm selbst über die ihm zunächstliegenden Küsten des Mittelmeers aufgegeben: von der gewaltigen Herrschaft, die das ganze Mittelmeer umspannt hatte, war beinahe nichts mehr übrig. Keine größere Macht war an ihre Stelle getreten, und die handeltreibenden Völker mußten sich möglichst selbst zu schirmen suchen: dieß thaten auch Amalfi, Pisa, Genua und Venedig, welche zuerst den Seeräubereien der Araber Einhalt zu thun versuchten, denn keine italiänische Landmacht war dazu bereit oder stark genug, da wie in allen Feudalstaaten des Mittelalters die Interessen der Großen und Mächtigen nur auf die innern Verhältnisse des Landes gerichtet waren. Aber was wollten einzelne schwache Städte thun, die noch übrigens, wie z. B. Venedig, mit Seeräubern in der Nähe in der Tiefe des istrischen Busens, den Vorläufern der spätern Uscochen zu kämpfen hatten. Ein neues Leben kam erst in den mittelmeerischen Handel, als ein mächtiges Interesse großer Völker die Schiffahrt, namentlich dieser Städte, hob, die Verhältnisse des Mittelmeers durchaus umkehrte, und eine neue Zeit über Italien heraufführte, dessen überwiegender negativer und positiver Einfluß auf das Mittelmeer sich nie verläugnete. Den Anstoß zu dieser Umwälzung gaben die Kreuzzüge.

Vor den Kreuzzügen war der Handel der romanischen Nationen um das Mittelmeer her vergleichungsweise unbedeutend, und es konnte nicht anders seyn, da eines Theils wenige Bedürfnisse auf diesem Handelswege zu befriedigen waren, andern Theils die Macht der Araber auf dem Mittelmeere überwog. Alles dieß aber nahm mit den Kreuzzügen eine andere Wendung: nicht nur bereicherten sich die italienischen Handelsstädte durch den Transport von Mannschaft und Kriegsbedürfnissen, sondern, was noch weit wichtiger war, die Macht der moslemitischen Nationen ward gebrochen, sie hatten den Feind im eigenen Lande, und mußten gegen dessen Schaaren alle Kräfte aufbieten. In derselben Periode war ferner der Kampf zwischen Christen und Muhammedanern in Spanien am heftigsten, der wichtige Hafen Barcelona war den Arabern schon von Karl dem Großen entrissen worden, Valencia entriß ihnen der Cid, und allenthalben zeigte sich die arabische Macht im Sinken: sie wurden aus dem südlichen Italien vertrieben, aus Sicilien und Malta, Sardinien war ihnen schon seit geraumer Zeit von den Genuesern im Bunde mit Pisa entrissen worden, und da kein arabisches Reich eine eigentliche Seemacht unterhalten hatte, vielmehr alle Eroberungen im Mittelmeer mehr nur das Werk einzelner kühner Fürsten und Feldherrn gewesen waren, so war die Verjagung um so leichter.

Damals entstand jener Zustand des ewigen Kriegs zwischen den christlichen und moslemitischen Anwohnern des Mittelmeers: gegen die Ungläubigen zu kreuzen, war ein verdienstliches Werk, d. h. der Seeraub, wenn er nur nicht an Religionsgenossen geübt wurde, war nicht nur erlaubt, sondern ehrenvoll, und nur Handelsstaaten, wie Venedig und Genua, schlossen mit Ungläubigen ordentliche Handelsverträge ab. Bei diesem Verhältniß waren jedoch diese italienischen Städte sichtlich im Vortheil, denn sie hatten immer mehr oder minder die ganze Macht der Christenheit im Rücken.

Im westlichen Theile des Mittelmeers herrschte Genua, wenigstens nach Pisas Unterdrückung ohne Rivalen, im östlichen Theile aber traf es mit Venedig zusammen, woraus bittere Fehden entstanden. Eine Zeit lang war Genua mächtiger, namentlich zur Zeit der Erneuerung des byzantinischen Kaiserthums, weil es sich damals aus Haß gegen Venedig auf die Seite der Griechen geschlagen hatte, aber Genua ward durch innere Streitigkeiten geschwächt, und Venedig gewann in den letzten Jahrhunderten des Griechenreichs ein entscheidendes Uebergewicht im östlichen Theile: Cypern, Creta, Albanien, die ionischen Inseln, Morea, Alles fiel nach und nach in die Hände der Venetianer, mit denen bald keine Seemacht mehr sich zu messen vermochte.

Diese mit den Kreuzzügen beginnende Periode der Handelsmacht zweier italienischer Städte war für ganz Italien von der höchsten Wichtigkeit. Die Seeräuberei war sehr beschränkt, der Handel blühte, *) der Reichthum verbreitete sich über einen großen Theil der Halbinsel, mit ihm kam Luxus und Bildung, und wem ist es unbekannt, daß in die Zeit von 12 bis 1500 das Blüthenalter der italienischen Litteratur fiel. Jetzt herrschte Italien in ganz Europa durch seinen Geist, wie einst unter den Römern durch die Waffen, und nie zeigte es sich deutlicher, daß Bildung Macht ist: Deutschland, Frankreich und Spanien suchten sich in dem herrlichen reichen Lande festzusetzen: die einzelnen Staaten waren schwach und wurden überwältigt, aber des Papstes Klugheit und Venedigs Gold und Schlauheit siegten am Ende über alle Hindernisse. Damals entstanden die Plane, Italien von der Herrschaft der Fremden zu befreien, Plane, die von Rienzi, Petrarca und Machiavelli auf die mannichfachste Weise entworfen und ausgedacht wurden: das Schlußwort in Machiavellis berühmtem Werke vom Fürsten ist die Verjagung der Fremden. Und was war die Ursache der mannichfachen heftigen Bewegungen, die in kirchlicher wie in politischer Beziehung das herrliche Italien erschütterten? die Herrschaft des Mittelmeers, die es erworben hatte; der Reichthum und die Aussicht auf Macht und Ansehen unter den Völkern spornte zu weitern Unternehmungen, aber daß nicht Venedig, wie einst Rom, sich ganz Italien unterwarf, das hinderten die kirchlichen Verhältnisse, der Einfluß der fremden Mächte und die Rivalität des Papstes. An diesen Wunden verblutete Italien; zwar blieb die Bildung, aber die Kraft sank, und als die Zeit des Drangs und der Noth herankam, war Venedig allein zu schwach zum Widerstand.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Aus jener Zeit stammt der Umstand, daß fast alle Handelsausdrücke italienisch sind, und die lingua franca des Mittelmeers hat gleichfalls in derselben ihren Ursprung. Man kann es nicht eigentlich ein verdorbenes Italienisch nennen, die eigentliche Bezeichnung ist romanisch; es wäre wohl interessant die Sprache näher zu untersuchen.

Die Eroberung von Seringapatam.*)

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts bedurfte es der ganzen Energie des Lords Cornwallis und der äußersten Anstrengungen seiner Truppen, um den Stolz und die Macht Tippu's, des Sultans von Mysore, zu demüthigen und zu brechen. Dieser hatte von seinem kriegerischen Vater, Heider Ali, ein gewaltsam usurpirtes und durch Eroberungen erweitertes Königreich ererbt, und mit diesem zugleich jenen unversöhnlichen Haß gegen die Engländer, welchen Ali sein ganzes Leben hindurch nährte. Der Ruf beider hatte selbst in England die Meinung erzeugt, daß sie nicht zu den verächtlichsten Feinden Englands gehörten, und eine dunkle Vorstellung von dem, was muhammedanische Wildheit, von französischen Rathschlägen und französischer Disziplin geleitet, zu leisten vermöchte, bewirkte endlich eine richtigere, obwohl noch immer unvollkommene Würdigung der Gefahren und des Ruhmes der indischen Kriege. Die Wahrheit ist, daß Tippu eine wohlgeübte Infanterie, eine zahlreiche Artillerie, geschickte Artilleristen und eine thätige und muthige Reiterei besaß, und daß die Organisation und Ausbildung seiner Artillerie, so wie seiner Infanterie von französischen Abenteurern geleitet wurde, die sich einer unbegränzten Aufmunterung und der freigebigsten Belohnung erfreuten.

Obgleich Tippu unter den eingebornen Fürsten unbezweifelt der furchtbarste Feind Großbritanniens war, so würde man doch sehr von der Wahrheit entfernt bleiben, wenn man die übrigen zahlreichen Gegner der Briten, namentlich die Marattenchefs, bloß als Häuptlinge einer ungeregelten Reiterei ansehen wollte. Die Armee Scindia's, des bedeutendsten dieser Häuptlinge, bestand aus 72 Bataillonen Infanterie, welche, von französischen Offizieren befehligt, in 10 Brigaden organisirt und von nicht weniger als 460 Geschützen unterstützt waren. Eine große Zahl unregelmäßigen, nur mit Luntenflinten, Schwert und Schild, oder Speeren bewaffneten Fußvolks schloß sich an dieses Heer an. Mehrere Tausende der letztern bestanden aus Patanen oder Rohillas, einem wilden und muthigen Stamme der Eingebornen; Männern, welche an die Ertragung von Mühseligkeiten gewöhnt, nie vor dem Feuer zurückschrecken.

Die marattische Reiterei anlangend, so war bis dahin jeder Versuch, einige Disziplin bei derselben einzuführen, gescheitert. Ihre besten Reiter sind die Landeigenthümer und deren Vasallen. Andere stellen sich freiwillig für den üblichen Sold. Noch eine andere Klasse wird von den Pferdeeigenthümern gemiethet, und muß ihren Sold an den Miethsherrn entrichten. Die Anzahl der Freiwilligen ist sehr groß. Dieselben bestehen größtentheils aus solchen Individuen, welche, ohne irgend einen festen Anhaltspunkt, frei auf der Oberfläche der indianischen Gesellschaft herumschwimmen, und sich auf irgend eine Weise in den Besitz eines Pferdes und der nöthigen Waffen zu setzen wußten. Alle aber sind geborne Krieger, d. h. unter den Waffen erwachsen und erzogen. Indien bietet einen Ueberfluß an kriegerischen Gestalten dar.

Uebrigens gebricht es diesen Reitern keineswegs an Muth. Sie fürchten den Tod nicht, und erzittern weder vor der Spitze der Lanze, noch vor dem Schwerte. Sey es daher der Durst nach Beute, oder nach Rache, der sie antreibt, so werden sie heranschwärmen, den Angriff eröffnen, den persönlichen Kampf suchen und bis vor die Mündung der feindlichen Musketen vordringen. Um sie jedoch in Thätigkeit zu setzen, bedarf es entweder der Anreizung einer goldenen Hoffnung oder eines glühenden Hasses. Ohne diese Reizmittel sind sie, da der Krieg ihr ausschließlicher Lebensberuf ist, nicht besonders lebhaft im Gefechte. Vor Allem fürchten sie den Verlust ihrer Pferde, welche die einzige Quelle ihres Unterhalts und ihr ganzer Reichthum sind. Man wird leicht einsehen, daß Leute dieser Art einen natürlichen Abscheu gegen den Zwang der europäischen Kriegseinrichtungen hegen müssen. Sie durchziehen ausgedehnte Provinzen mit verheerender Schnelle. Furcht und Schrecken gehen vor ihnen her; Thränen, Hungersnoth, Todesstille und Blut bezeichnen ihr Verweilen. Sobald sie es aber wagen, sich in geordneten Massen aufzustellen und einer disziplinirten Reiterei die Spitze zu bieten, ist eine sichere Niederlage ihr Loos. Ihre Formirung ist mangelhaft, und selbst ihre Menge bewirkt und vermehrt nur ihre Verwirrung. Die regelmäßigen Bewegungen einer disziplinirten Reiterei bringen sie in Unordnung, und so werden sie wie eine Heerde Schafe zerstreut und auf der Flucht niedergemacht. In solchen Fällen aber, wo die Infanterie schon durch das Feuer gelichtet, und durch zufällige Umstände, oder durch die Schwierigkeiten des Bodens in Unordnung gerathen ist, wird sich diese Reiterei, für die kein Terrain unzugänglich ist, mit Wuth auf dieselbe stürzen, und mit Lanze und Schwert Tod und Verderben unter ihr verbreiten.

In großen Massen und aus der Ferne betrachtet, bieten diese Truppen einen höchst glänzenden Anblick dar. Ihre Turbane sind von bunten und lebhaften Farben, und die Pferde der Häuptlinge, so wie die aller Bemittelten auf das Prächtigste ausgerüstet. Der Brustschild ist von glänzendem Silber; den Hals schmückt eine aufrecht stehende Verzierung des Sprungriemens. Laut und stolz durchdringt das unaufhörliche Gewieher dieser muthigen Rosse die Luft. Im Allgemeinen ist die Race dieser Streitrosse groß und von starkem Knochenbau, aber bösartig; nur bei den Aermern findet man auch kleine, dürre Klepper. — So sind die indischen Armeen beschaffen.

In dem Lande selbst sind die Straßen schwierig und zu gewissen Zeiten, in Folge der Beschaffenheit des Bodens, Tage und Wochen lang gänzlich unbrauchbar; in den Ebenen nichts als bloße Spuren von Wegen; in den Gebirgsgegenden enge, felsige, zur Fortschaffung des Geschützes unendlich schwierige Pässe. Jeder Fluß, ja zu gewissen Jahreszeiten jeder Bach ein ernstes Hinderniß.

Einige der großen Festungen der eingebornen Mächte nähern sich, was ihre Anlage und Bewaffnung anbetriffe, dem europäischen System; die meisten aber gehören zu der Klasse der Bergfestungen, und bieten folglich sehr schwierige Zugänge dar. Die Werke, welche aus Mauern ohne Wälle, aber von furchtbarer Höhe, und in den Winkeln durch runde Thürme geschützt, bestehen, sind von solidem Mauerwerk erbaut und mit doppelten gewundenen Thorwegen versehen. Der Beschauer fühlt sich von Schwindel und Grauen ergriffen, wenn er in einigen dieser Vesten von den Mauern, die von den Briten im Sturm erstiegen worden sind, in die Tiefe hinabblickt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus den so eben erschienenen militärischen Memoiren des Herzogs von Wellington, von Kapitän Sherer. 1ster Theil.

Für das Monument Sir Walter Scotts sind über 6000 Pfd. St. unterschrieben worden, und zwei Plane dazu sind vorgelegt, das eine von einem Architekten Rickman, das andere von Herrn Playfair: der erste ist ein gothisches Gebäude mit einer kolossalen Statue des nordischen Barden, der andere ein ägyptischer Obelisk von 200 Fuß Höhe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1836.

Das Mittelmeer.

2. Die Eroberungen der Türken und deren Folgen.

Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß gerade in der neueren Zeit, wo die europäischen Staaten sich durch steigende geistige Bildung zu einer bisher unbekannten Stufe von Macht erhoben, der Verkehr und die Bedeutung des Mittelmeers gegen früher bedeutend abnahmen. Daran waren freilich großentheils die politischen Verhältnisse Schuld, indem nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die großen politischen Interessen Europa's nicht mehr in Italien, sondern hauptsächlich in Deutschland ausgefochten wurden, andern Theils aber drei Hauptpunkte, deren Antheil an der Vernichtung des Verkehrs im Mittelmeere als ziemlich gleichbedeutend angenommen werden darf: diese drei Punkte sind erstens die Herrschaft der Türken, zweitens die Pest und die Quarantäne und drittens die afrikanischen Raubstaaten nebst den Maltesern. Alle diese drei Punkte hängen mehr oder minder eng zusammen, oder vielmehr die beiden letztern sind eine Folge des ersten.

Vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken besaß Genua mehrere wichtige Punkte im schwarzen Meere, und der ganze Handel dorthin war in ihren Händen, durch die Gunst, in der sie bei den griechischen Kaisern standen; darum thaten sie auch Alles, um Konstantinopel zu retten, verloren, als Konstantinopel gefallen war, den Handel gänzlich, und nicht lange dauerte es, so ward das schwarze Meer den christlichen Schiffen beinahe ganz verschlossen. Die türkischen Seeräuber hausten im Mittelmeere schon vor dem Ende des 14ten Jahrhunderts, und sie legten, wie fast allenthalben, den Grund zu einer Seemacht. Genua mußte vergleichungsweise bald von dem Schauplatz abtreten, aber Venedig setzte den Kampf gegen die Türken muthig, doch bei der Eifersucht der andern italienischen Staaten bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit sichtbarem Nachtheile fort. Die Türken eroberten schon im fünfzehnten Jahrhundert Griechenland, im Jahre 1479 sogar einige jonische Inseln, diese Vormauern Italiens, und landeten zu Otranto. Nur im südöstlichen Theile des Mittelmeers thaten Johanniter und Venezianer in Rhodus und Kreta mannhaften Widerstand, doch umsonst, auch sie unterlagen.

Vom Jahre 1400 bis 1600 ist die türkische Macht die aufstrebendste und bedeutendste im Mittelmeere, sie ist allenthalben angreifend, und beherrschte darum, wenn auch nicht selten geschlagen, die Bewegungen der christlichen Mächte, welche häufig sich zu gemeinsamen Seezügen, wie in Ungarn zu gemeinsamen Landkriegen vereinigten. Bei Kallipolis am 29sten Mai 1426 wagten die Türken die erste offene Seeschlacht gegen die Venezianer, wurden aber geschlagen, und die Venezianer drangen durch den Bosporus. Indessen die Hauptinteressen der rohen Türken waren vorerst zu Lande, nicht zur See, dort setzten sie ihre Eroberungen der Küsten fort, und der staatskluge Muhammed II., der Eroberer Konstantinopels, erbaute die Dardanellenschlösser im J. 1452. Neun Jahre später wurde den Gennesern Galata und ihr Hauptstapelplatz an der Ostküste des schwarzen Meeres, Amastris, abgenommen und das klägliche Kaiserthum Trapezunt gestürzt; im nächsten Jahre fiel das wichtige Lesbos, und in den zwei folgenden Jahren sank Morea unter dem türkischen Schwert, obwohl die christliche, durch die Bemühungen des Papstes Pius II. zusammengebrachte Flotte, mit den Venezianern an der Spitze, noch immer die Meeresherrschaft bis an die Dardanellen behauptete. Muhammed II aber erkannte nur allzugut, daß der Besitz des Landes ohne die Seeherrschaft unsicher sey, und entwarf den Plan zur Einnahme von Negropont, den er auch im J. 1470 ausführte, und die Insel trotz eines abermaligen Kreuzzugs im J. 1472 behauptete; im Jahre 1478 ward Skutari in Albanien, im folgenden St. Maura und Zante erobert, und Otranto auf dem Festlande Italiens erstürmt. Damals herrschten in Italien Mailand, Venedig, Florenz, der Kirchenstaat und Neapel, und bildeten das sogenannte Gleichgewicht, das keinen allzu mächtig werden ließ, und alle den Angriffen eines muthigen Feindes blosstellte. Hätte nicht der Geiz des Kapudan Pascha und die Tapferkeit der Rhodiser Ritter im J. 1480 die Insel Rhodus gerettet, und wäre nicht Muhammed II im J. 1481 gestorben, so würde Italien der Schauplatz der blutigsten Türkengräuel geworden seyn, denn nicht mit Unrecht schrieb man auf Muhammeds des

Eroberers Grab: „mein Sinn war, Rhodus zu bekriegen und das stolze Italien zu besiegen."

Mit Muhammeds II Tode ist die erste, mit Solimans und Selims II Tode die zweite gefahrvolle Periode türkischer Eroberung im Mittelmeer vorüber. Auf Muhammeds Grundlage ward eifrig fortgebaut, Bajazed zwar ward hauptsächlich zu Lande beschäftigt, doch ermunterten ihn die italienischen Feinde Venedigs auch zu einem Seezug gegen dieses auf, bei Sapienza ward die venezianische Flotte geschlagen und Lepanto ging verloren. Zugleich streiften die türkischen Schaaren zu Lande über den Tagliamento hinaus, und bis Vicenza; auch Koron,*) Modon und andere Städte des Peloponneses gingen verloren, und eine christliche Flotte richtete nur wenig aus. Wenn aber auch Bajazed auf dieser Seite weniger ausführte, als seine Vorfahren, so that er auf der andern Seite einen großen Schritt zur Herrschaft des Mittelmeers, indem er zur Eroberung Aegyptens die Bahn brach, die Selim kurz vor dem Ende seiner Regierung vollendete, und nun fiel auch nach heldenmüthiger Vertheidigung Rhodus in die Hände seines Nachfolgers Soliman, und damit die Herrschaft über den ganzen östlichen Theil des Mittelmeers. Dieser zögerte keinen Augenblick, seine Macht auch auf den westlichen Theil desselben auszudehnen, wozu ihm der tapfere kühne Seeräuber Chaireddin Barbarossa behülflich war. Damit beginnt die neuere Geschichte des Raubstaates Algier.

Chaireddin und seine Brüder, geborne Türken aus Mitylene, waren als kühne Seeräuber in die Dienste des Beherrschers von Tunis getreten, und eroberten trotz der mit den arabischen Stämmen verbündeten Spanier die Städte Algier, Dscherdschel und Budschia, erkannten dann den Sultan als Oberherrn an, schlugen die Spanier zur See, und plünderten die genuesischen und französischen Küsten: von den letztern jedoch ließ er bald ab, da ihn der Sultan von dem mit Frankreich abgeschlossenen Bündniß in Kenntniß gesetzt hatte. An Spaniens Küste landete er siebenmal mit einer großen Anzahl Schiffe und führte 70,000 spanische Mauren, die nicht unter der harten Herrschaft der spanischen Christen leben wollten, nach Afrika hinüber. Indeß war Chaireddin ein zu verständiger Mann, als daß er nicht hätte einsehen sollen, daß er mit seiner schwachen Macht trotz aller einzelnen Erfolge dem Beherrscher von Spanien und einem großen Theile Italiens keinen dauernden Widerstand leisten könne, um so mehr als Seehelden, wie Doria, ihm zur Seite standen. Daher ging er nach Konstantinopel, erhielt dort den Titel eines Beglerbey von Algier, und entwarf mit den Feldherrn Solimans Plane gegen Karl V.

Doch nicht gegen diesen ward der erste Angriff gerichtet, sondern gegen Tunis, das Chaireddin mit türkischer Hülfe dem weibischen Mulei Hassan, dem 22sten Fürsten aus der Familie Beni Hafs entriß. Aber Karl V und die Malteser fühlten zu wohl nur, daß der Schlag ihnen gelte, ein mächtiges Heer ward gerüstet und jener berühmte Zug gegen Tunis unternommen, der auch bald mit der Einnahme der Stadt endigte, da Chaireddins afrikanische Truppen aus Haß gegen die türkische Herrschaft nicht fechten wollten. Mulei Hassan bestieg wieder seinen Thron, allein unter Bedingungen, die ihn zum Vasallen Spaniens machten. So glücklich dieser Zug ausgefallen war, so unglücklich war der sechs Jahre später gegen Algier unternommene, freilich hauptsächlich durch die Wuth der Elemente, aber Chaireddin plünderte jetzt wieder die italienischen Küsten, wie er nach der Einnahme von Tunis die Balearen geplündert. Zwar wurde nun auch Venedig in den Kampf gegen die Türkei hineingezogen, aber die Entscheidung, ob die Türken Herren auch des westlichen Theils des westlichen Mittelmeers werden sollten, erlebten weder Karl V noch Chaireddin.

In des letztern Fußtapfen trat Torghud, von den europäischen Schriftstellern gewöhnlich Dragut genannt, der sich nach und nach zum Beglerbey des von ihm eroberten Tripolis aufschwang, und von dort in Verbindung mit dem Kapudan Pascha Piale allmählich Budschia, Oran, Benesert und andere Orte an der afrikanischen Küste einnahm, und die Balearen, so wie die italienischen und sicilischen Küsten heimsuchte. Hiedurch aufgeschreckt, vereinigte sich im Jahre 1559 eine spanische und italienische Flotte, um den Hauptsitz von Torghuds Seemacht, die Insel Dscherba, zu erobern, allein im folgenden Frühjahr ward dieselbe gänzlich geschlagen durch Piale, der schon den Plan zur Belagerung von Malta im Kopfe trug. Mächtig war die Rüstung gegen diesen Hauptpunkt des Mittelmeers, der den Türken den Eingang in den westlichen Theil für immer sichern sollte, aber an der begeisterten Tapferkeit der Ritter und der Uneinigkeit der türkischen Befehlshaber scheiterte die Unternehmung, die nach vier Monaten und nach dem Verlust von 20,000 Mann aufgegeben werden mußte. Der türkische Siegeslauf zur See hatte sein Ziel gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Ereignisse in Persien.

1. Zug nach Teheran und erste Niederlage eines Kronprätendenten.

(Schluß.)

Der Morgen unseres Einzugs in Teheran war einer der schönen Wintermorgen, welche dem Klima von Persien eigen sind. Die Gipfel der Gebirge waren mit frischem Schnee bedeckt, und der Demawend glänzte in den Morgenstrahlen der Sonne durch den Nebel. Der König war nachdenklich, und schien sich seinen Gedanken über die Wichtigkeit dieses Moments in seinem Leben hinzugeben. Er ritt einen Turkomanen von reiner Race, dessen wohlgeformte Glieder unter der Masse kostbaren Gehängs, mit dem er geziert war, zu erliegen schienen. Der König ritt voraus, begleitet von beiden Gesandten und ihrem Gefolge, nach ihnen eine Masse von Truppen fast aus allen Theilen des Orients, unter denen sich besonders die Kurden mit ihren Stahlhelmen und Lanzen auszeichneten. In der Nähe der Stadt trafen wir die Truppen in Spalieren aufgestellt, und eilten an den Palast

*) Es wurde später, doch nur auf kurze Zeit, durch den großen Seehelden Andreas Doria wieder genommen.

Nigarestan. Der König verließ uns, um sich anzukleiden, und ließ uns bald in den Audienzsaal rufen, wo wir ihn auf dem Throne fanden mit der Krone auf dem Haupte, an deren rechter Seite die Gilka, ein schönes Kleinod aus Diamanten, befestigt war. Der russische Gesandte setzte sich nun zur Rechten des Königs, der englische zur Linken, die Artillerie feuerte 101 Schuß, der König empfing die Glückwünsche der Gesandten, und erwiderte sie in einer wohlgesetzten Rede, worin er ihnen für die Mühe dankte, die sie in seinen Angelegenheiten genommen hatten. Er wendete sich besonders an Sir John Campbell, nannte ihn seinen Freund, und erkannte an, daß er ihm allein seinen Thron verdanke. Nach einigen andern Ceremonien wurden wir entlassen, und frühstückten in dem prachtvollen Palaste.

Bis zum 28sten Jan. 1835, dem Krönungstage des Königs, erfolgte nichts von Bedeutung, obgleich die Truppen murrten, weil sie ihren versprochenen rückständigen Sold noch nicht erhalten hatten. Bei der Krönung waren alle angesehenen Einwohner von Teheran zugegen, und das Ganze bildete eine der Scenen, welche es unmöglich ist zu beschreiben. Die Versammlung wurde in einem weiten Hofe des Spiegelpalastes gehalten, die Hofkleider einiger der Prinzen (deren über hundert, meistens Ohelme des Königs zugegen waren) waren äußerst kostbar und prachtvoll. Der König bestieg unter einer Salve von 101 Schüssen, und drei Feuern einer Brigade von Zumboruks (Kanonen auf Kameelsätteln) den Thron. Er ist ein schöner Mann, der mit der reichen Krone und seinen Armbändern mit den schönsten Edelsteinen in der Welt, sehr gut aussah. Der Thron von Marmor ist von beiden Seiten mit fabelhaften Thieren geziert, und gilt für ein sehr altes und vorzügliches Meisterstück von Skulptur. Der König rauchte zweimal einen reichverzierten Kalian. Die Krönungsgebete wurden gesprochen, und Assif Eddolah hielt eine Rede an den König, worin er das Alter des Reichs und seine Ausdehnung beschrieb, und ihm Glück wünschte Beherrscher einer Monarchie zu werden, deren Gebräuche und Gesetze nie geändert hätten. Der König antwortete in türkischer Sprache, und drückte seinen Entschluß aus, die Gesetze des Reichs und der Religion unverändert zu erhalten. Hierauf erhob er sich unter allgemeinem Zuruf der Anwesenden. Nach einiger Zeit hatten wir eine Privataudienz, worin der König das Betragen der Engländer aufs höchste pries, und sie für die erste Nation der Welt erklärte.

Man erhielt täglich unbestimmte Nachrichten aus Süden, wo der Prinz von Schiras seine Truppen sammelte, aber der Kaimakam nach seiner gewöhnlichen Politik weigerte sich Geld aus dem Schatze zu nehmen, um die Truppen zu befriedigen, bis gewisse Summen, welche Zilli Sultan daraus genommen hatte, erstattet wären. Die europäischen Gesandten stellten dem König die Gefahr vor, welche der Verzug der Expedition gegen Süden mit sich bringen müsse, und er zeigte wenigstens diesmal einige Energie, indem er sogleich Befehl gab, ein Armeekorps in Stand zu setzen, und die Campagne unter Sir Henry Bethune zu beginnen. Der Firman, der diesem dazu eingehändigt wurde, ernannte ihn zum General der Artillerie, und ertheilte ihm das Recht über Leben und Tod, das ein Europäer nie gehabt hatte. Das Korps bestand aus 4000 Mann, und erreichte den 11ten Februar Kuttans, wo die Nachricht von dem Gouverneur von Ispahan ankam, daß er in großer Noth sey, indem die Armee des Prinzen von Schiras nur wenige Tagmärsche von der Stadt entfernt stehe. Wir marschirten daher sogleich in solcher Eile nach Ispahan, daß wir die Distanz von 18 englischen Meilen ohne Wasser und Proviant in 24 Stunden zurücklegten. Wir fanden bei unserer Ankunft, daß diese große Eile nicht nöthig gewesen war, denn der Prinz hatte weniger von dem Feinde als von dem Pöbel der Stadt zu fürchten, der zwei aus seiner Mitte gewählt, um die Stadt zu regieren, und ihnen den Königstitel ertheilt hatte. Sie hatten die Truppen des Prinzen geschlagen und den schwachen Mann in sein Harem eingeschlossen; aber den Tag nach unserer Ankunft wurden beide vor Kanonen gebunden, und wir setzten unsern Marsch gegen den Prinzen von Schiras fort.

Wir erreichten Gumschah den 23sten Febr.; den 25sten Febr. hatten unsere Vorposten ein scharfes Gefecht mit der feindlichen Kavallerie, welche sich gut hielt, und erst am Abend zurückzog, wobei sie ihre Todten mitnahm. Die feindliche Armee kampirte in Ruinen etwa drei Stunden von uns, und Bethune beschloß eine Schlacht zu erzwingen, um das Schicksal von Persien zu entscheiden, obgleich der Feind uns an Kavallerie überlegen schien. Er formirte seine Truppen in der Nacht in Bataillone, welche den Befehl hatten, der Artillerie zu folgen; die ganze Nacht wurde in tiefer Stille zugebracht, mit Tagesanbruch feuerte der Feind eine Kanone ab, und wir setzten uns in Marsch. Wir sahen bald, daß die Kolonnen des Feindes uns parallel in der Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Stunden marschirten, und änderten daher sogleich unsere Linie, um über den Fluß zu setzen, wobei wir große Schwierigkeit fanden unsere Kanonen hinüberzuschaffen. Beide Armeen näherten sich nun schnell; zwischen ihnen lag das Dorf Kisser Tichum, das wir umsonst versuchten vor dem Feind zu besetzen, der durch den Zeitverlust, welchen wir bei dem Uebersetzen der Kanonen erlitten, im Stande war, das Dorf vor uns zu erreichen, und seine Batterien in alten Ruinen zu errichten. Wir formirten unsere Artillerie, und eröffneten ein furchtbares Feuer auf die Massen von Kavallerie, welche die Ebenen bedeckten; die Batterien im Dorf antworteten lebhaft, bis einer unserer Achtzehnpfünder eine der Kanonen unbrauchbar machte, worauf ein Theil der Kanoniere zu uns überging, und die Batterie zum Schweigen gebracht wurde. Wir richteten unser Feuer auf die Kolonne von Infanterie, wo wir ganze Reihen fallen sahen, bis sie am Ende brach, und sich hinter das Dorf zurückzog. Hierauf erfolgte ein hartnäckiges Scharmützel, wobei wir einige Leute verloren; aber eine unserer Bomben fiel in das Zelt des Prinzen von Schiras, und verwundete ihn leicht, worauf seine Truppen anfingen sich zurückzuziehen, was bald in eine allgemeine Flucht ausartete.

Wissenschaftliche Expeditionen in England.

Zwei neue wissenschaftliche Expeditionen werden in Kurzem von England absegeln; die erste unter dem bekannten und vielfach verdienten

Kapitän Beechey, der seine geographischen Forschungen in der Südsee, deren Inseln er bereits untersuchte, so wie seine Aufnahme der Küsten von Nord- und Südamerika in dieser Richtung fortsetzen soll; er selbst befehligt den Sulphur, und der Starling unter Lieutenant Kellett, einem der Gefährten Owens, soll ihn begleiten. Die zweite Expedition steht unter den Befehlen Kapitän Vidals, der gleichfalls ein Gefährte von Kapitän Owen gewesen war, und später bei einer Aufnahme der irischen Küste ausgezeichnete Geschicklichkeit bewies. Der Aetna und der Raven sollen die zu der Expedition bestimmten Schiffe seyn, deren Aufgabe ist, die Westküste von Afrika zwischen Sierra Leone und Fernando Po aufzunehmen.

Die Eroberung von Seringapatam.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des Junius 1798 wurde eine Proklamation des Gouverneurs von Isle de France in Bengalen in Umlauf gesetzt, welche unter Anderem unverhohlen besagte, daß Tippu nur der Ankunft der französischen Unterstützungen warte, um den Briten den Krieg zu erklären, deren Vertreibung aus Indien sein glühendstes Verlangen sey. Jetzt beschloß der Generalgouverneur Marquis von Wellesley (Bruder des Herzogs von Wellington) Krieg, den er jedoch erst erklärte, nachdem er seine Rüstungen beendet hatte. Am 22sten Februar 1799 erfolgte diese Kriegserklärung von Seite Englands.

Die karnatische Armee belief sich mit Einschluß der Subsidientruppen *) von Heiderabad, nebst 5000 Mann von des Nizams eigener Infanterie, auf 50,000 Mann. Ferner marschirten mit dieser Armee 6000 Mann Reiterei des Nizam. Die sämmtliche Reiterei wurde von Mir-Allum, einem General des Nizam, befehligt. Das Kommando, welches der Obrist Wellesley (jetzt Herzog von Wellington) in diesem Heere bekleidete, war bedeutend; es bestand aus der gesammten Infanterie des Nizam, welche mit Einschluß seines eigenen Korps, des 33sten Regiments, 12 Bataillone ausmachte.

Am 4ten März betrat die Armee unter dem General Harris des Sultans Gebiet. Während dieselbe auf dem östlichen Gränzlande vorrückte, drang die Armee der Westküsten, 6400 Mann stark, unter dem General Stuart gleichfalls gegen Seringapatam vor, mit der Bestimmung, seine Operationen mit denen des Generals Harris zu verbinden. Unter unbedeutenden Vorpostengefechten rückte die vereinigte Armee am 5ten April endlich in ihre letzte Position zur Belagerung von Seringapatam. Das Lager wurde der westlichen Fronte des Forts gegenüber in einer Entfernung von 5500 Schritten aufgeschlagen. Der rechte Flügel stand auf einem beherrschenden Boden, der linke war durch eine Wasserleitung und den Fluß Cavery gedeckt. Der Kanal vertrat vermöge seiner Wendungen an vielen Punkten die Stelle einer starken Verschanzung. Dieses angenehme Lager war stark, sicher und reichlich mit gutem Wasser versehen. Außer diesen Vortheilen befanden sich noch fünf große Hügel, geschmückt mit dem gefiederten Cacao, der hohen schlanken Areca und dem zierlichen Bambus, innerhalb der Linien.

Aller dieser Vorzüge ungeachtet, zeigte die Erfahrung, daß die Stellung theilweise der Belästigung der feindlichen Vorposten, vorzüglich den feindlichen Raketen, ausgesetzt war. Nach Zurücktreibung der feindlichen Vorposten gewann General Harris daher schon am folgenden Tage eine neue Postenlinie, welche sich zwei englische Meilen lang von dem Flusse zur Linken bis an das Dorf Sultaniet zur Rechten ausdehnte, und nur 1800 Schritte von der Stadt entfernt war.

Seringapatam liegt auf einer Insel, die von dem Flusse Cavery gebildet wird. Von dem felsigen Ufer zurückgewiesen, theilt sich dieser Fluß hier in mehrere breite Arme, deren Strömung bis zu ihrer Wiedervereinigung, drei englische Meilen unterhalb des Trennungspunktes, sehr langsam und sanft ist. Die Stadt ist an dem Trennungspunkte des Flusses erbaut, und die Arme bespülen die Mauern an diesem Punkte. Die Insel, welche einen nackten und öden Anblick gewährt, hält unterhalb der Stadt etwa eine englische Meile in der Breite. Die Festungswerke sind nach der alten indischen Methode angelegt, und die Hindernisse auf eine plumpe Weise auf einander gehäuft. Vorzüglich an der südwestlichen Fronte erheben sich Mauern über Mauern in vervielfältigender Behinderung über einander. Mehrere Bastionen haben eine viereckige Gestalt, und nur wenige sind nach dem europäischen System erbaut. Die Mauern, welche die Courtinen zwischen ihnen bilden, sind nach indischer Bauart ungewöhnlich lang und hoch. General Harris wählte die nordwestliche Fronte zum Angriffspunkte; der Fluß war zu dieser Jahreszeit seicht, das Flußbett breit und mit Felsenblöcken angefüllt.

Am Morgen des 30sten eröffnete eine Breschebatterie ihr Feuer auf die angegriffene Bastion. Mit Sonnenaufgang des 2ten Mai begann eine andere Batterie die Beschießung der Courtinen zur Rechten dieser Bastion. Diese, so wie die übrigen Batterien, donnerten ohne Unterbrechung fort, und verfehlten ihre Wirkung auf die Mauern nicht. In der Stadt flog ein Raketenmagazin in die Luft, und die verderblichen Feuerpfeile stiegen hoch an dem verdüsterten Himmel empor, während der schwere Eisenregen der Batterien ohne Unterlaß auf die erschütterten Mauern niederschlug. In Kurzem war eine praktikable Bresche in den Hauptwall gelegt; noch am Abende desselben Tages wurden Sturmleitern, Faschinen und andere nöthige Materialien in die Transcheen gesendet, und mit Sonnenaufgang des nächsten Morgens waren die zum Sturm bestimmten Bataillone bereits in den Laufgräben verborgen.

Die Anzahl dieser ausgewählten Schaar betrug 4300 Mann, wovon 2500 Mann aus Europäern, die übrigen aus Eingebornen bestanden. Zu ihrem Führer war der Generalmajor Baird ernannt. Die Angriffszeit ward sehr passend gewählt; es waren jene schwülen Nachmittagsstunden, welche im Orient allgemein einer tiefen Ruhe geweiht sind, in welchen die Abspannung am größten ist, und in denen die Eingebornen sich nach dem Genusse ihres Mittagsmahles dem Schlafe oder der Erholung überlassen. Gebadet in Schweiß und athemlos lagen die Männer aus dem fernen Norden und Westen, gebräunt von der sengenden Sonne über ihrem Haupte, auf dem Boden, und harrten mit Ungeduld des Signals zum Angriff.

Plötzlich ward die schauerliche Stille in den Laufgräben durch die Stimme Bairds unterbrochen, welcher mit gezogenem Degen aus den Transcheen aufsprang, und seine kühne Schaar mit den einfachen Worten: „Auf, meine braven Kriegsgefährten, folgt mir, und beweiset euch des Namens britischer Krieger werth!“ zum Umsturze eines Königreichs aufrief. Dieser Schaar schlossen sich die Kolonnen unter den Obristen Sherbrooke und Dunlop unmittelbar an. Die Bresche wurde nach einem kurzen Kampfe mit einigen muthigen Mysorern, die sich den Briten sogleich entgegen warfen, in sechs Minuten erstiegen. Ein tapferer Sergeant der Freiwilligen, Namens Graham, pflanzte zuerst eine britische Fahne dort auf, ward aber gleich darauf durch eine Kugel niedergestreckt.

(Fortsetzung folgt.)

*) So werden in Ostindien diejenigen britischen Truppen genannt, deren Erhaltung den eingebornen Fürsten auferlegt ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1836.

Caschmir.

(Aus Moorcrofts Tagebuch.)

Moorcroft brachte eilf Monate des Jahrs 1823 in Caschmir zu; während dieses Aufenthalts kaufte er 40 Paar sehr schöner Shawls und anderer Zeuge aus Shawlwolle, welche ihn 50,000 Caschmirrupien kosteten (dieß ist eine alte und schlechte Münze, deren Silberwerth etwa 1 fl. beträgt, Alles was sich auf die Shawlfabrikation bezieht, wird in dieser Münze berechnet). Man verfährt beim Kaufe von Shawls auf folgende Art: man wendet sich an eine Art von Mäkler, welche 8 Procent für ihre Mühe erhalten. Sie suchen bei den Webern die Art von Shawls deren man bedarf, und bringen sie noch ohne Vordure zur Auswahl. Hat man seine Wahl getroffen und ist einig über den Preis, so bringen sie Vorduren, unter denen man ebenfalls wählt. Der Mäkler nimmt hierauf Shawl und Vordure zu einem Raffugar, deren Beschäftigung das Annähen derselben ist, hierauf streckt der Mäkler den fertigen Shawl, legt ihn unter eine Mangel, bedeckt ihn mit gefärbtem Papier, das durch den Contrast die Farben des Gewebes heraushebt, und liefert ihn dann ab. Ein Paar schöne Shawls erfordern gewöhnlich Ein Jahr Arbeit, und die Vordure beschäftigt vier Menschen. Die Fabrikation wird auf folgende Art betrieben: die Wolle wird mit der Hand sortirt, die besten Theile ausgesucht, und dann eine Menge feines Reißmehl darauf gestreut, das mit einem Stock gelinde geschlagen wird, bis es die fetten Theile, die an der Wolle hängen, herausgezogen hat. Hierauf wird die Wolle zu wiederholten Malen gekämmt, und dann mit der gewöhnlichen indischen Spindel gesponnen. Ein Paar der längsten und feinsten Shawls erfordert 3½ Pfund dieses Fadens und die Vordure noch außerdem 2½ Pfund. Die allerfeinsten Gewebe werden nur auf besondere Bestellung verfertigt, und der feinste Shawl, der damals auf den Webstühlen war, wurde auf 2500 Rupien geschätzt. Gewöhnliche Shawls, welche von der zweiten Wollsorte verfertigt werden, losten 350 — 500 Rupien, die von der dritten Sorte 40 — 150 R. Die Muster sind verschieden für die verschiedenen Länder: die kostbarsten gehen nach Rußland, hierauf folgen die persischen, die türkischen, und zuletzt die indischen.

Die Weber besitzen etwa 20,000 Stühle. Die Wollfärber 2000 Buden, und die Shawlswascher etwa eben so viele. Diese leztern wenden keine Seife an, weil diese den Farben schadet, und weiße Stellen gelblich macht, sondern theils eine Nuß, genannt Rita, theils ein weißes Pulver, das aus einer gestampften Wurzel gezogen wird; sie waschen die Shawls in großen irdenen Gefäßen, und bleichen sie durch Dampf.

Sobald ein Shawl fertig ist, wird er von dem Weber auf die Douane gebracht, wo er angeschlagen wird, und 15 Procent von seinem Werth bezahlt; hierauf wird er mit Randschit Singhs Namen gestempelt, und darf dann verkauft werden. Diese Steuer bildet einen großen Theil der Einkünfte der Provinz, welche sich auf 3,500,000 Rupien belaufen, von denen nur ein Drittheil direkte Steuer ist. Der Rest wird von den Shawls und den Zöllen auf fremde Einfuhr erhoben. Der Boden ist reich und fruchtbar, aber kaum der zwanzigste Theil desselben angebaut. Wäre das Land gut regiert, und das Eigenthum geschützt, so würde nur die Grundsteuer über 5 Millionen Rupien betragen. Man erhält jährlich zwei Ernten von dem Boden, die erste bestehend aus Reiß, Mais und Baumwolle, die zweite aus Weizen, Bohnen, Saffran, Tabak und Opium. Die Früchte bestehen aus drei Arten vortrefflicher Trauben, Aepfeln, Birnen, Aprikosen, Mandeln, Quitten, Wallnüssen, Pomeranzen, Melonen. Die Gärten sind wie in Indien mit geraden Gängen angelegt, und enthalten Tausende der schönsten Blumen.

Im Februar fiel fünf- bis sechsmal Schnee, die Seen waren gefroren und der Wind heftig. Vor April fängt der Frühling an, und während dieser Zeit überläßt sich Alles dem Vergnügen. Die Bewohner geben einander Feste, und machen Lustpartien in die Gärten jenseits der Seen, wo die Fruchtbäume mit Blüthen bedeckt sind. Wer nur kann, gibt Feste, zu denen er Tänzerinnen miethet. Auf den Seen befinden sich 2 — 300 Boote, auf denen man nach den Gärten fährt, jedes hat acht Ruderer, und kostet eine Rupie täglich; man hört nichts als Musik und Gesänge, welche über die Wasser hintönen. Die besten Banden von Tänzerinnen kosten 8 Rupien für einen Tag, wobei ihnen noch 2 — 3 Rupien für Thee und Zuckerwaaren gegeben werden. Sie singen persische, indische und Caschmirische Lieder, wobei sie sich

von einer Trommel, vier Geigen und einem Castagnettenschläger begleiten lassen. Im Allgemeinen sind die Tänzerinnen schön und von reizendem Wuchs, sie tragen weite Hosen, Turbane und weite Röcke aus Musselin, gestickte Pantoffeln, und goldene Armbänder, gewöhnlich ist Eine ihrer Nasenwände durchbohrt, und trägt einen goldenen Knopf mit vier Perlen, dagegen tragen sie keine Nasenringe wie die Tänzerinnen in Indien. Sie gehören den Musikanten, welche sie begleiten, und an die sie gewöhnlich verheurathet sind, einige sind Sklavinnen; im Allgemeinen sind sie weit gebildeter und schöner als indische Tänzerinnen.

Die Caschmirer sind in ganz Indien durch ihre glatte Zunge, ihre Lügen und ihre Falschheit berüchtigt, sie sind zanksüchtig, kommen aber selten zu Schlägen, denn sie sind sehr feig, und verlassen sich nicht auf einander, dagegen suchen sie einander durch falsche Gerüchte zu schaden, deren täglich Tausende in der Stadt circuliren. In der Mitte der Stadt befindet sich eine Brücke, auf welcher ein kleiner Bazar steht, der die Niederlage aller Müßiggänger, und das Hauptquartier aller Gerüchte und Neuigkeiten ist. Es gibt keine öffentlichen Schulen in der Stadt, und die Moscheen, deren man etwa einhundert, meist aus Holz gebaut, sieht, sind unbesucht, weil die Sikhs keine öffentlichen Versammlungen dulden, welche zu Unruhen führen könnten.

Die Stadt Caschmir von Tschuttadul bis Schirgarh (einem kleinen Fort mit vier Bastionen und einer Garnison von 1000 Mann Sikhs, Infanterie, mit zwei Kanonen) ist etwa eine englische Meile lang. Ein Strom, Islamabad, läuft durch die Mitte der Stadt, er ist 250 Fuß breit, und 11 — 16 tief. Sechs Brücken sind über ihn geschlagen, von denen zwei Bazars tragen. Sie bestehen aus Backsteinpfeilern, über welche starke Balken gelegt sind. Sie sind alle etwa 16 Fuß breit, und die Bazars auf ihnen aus Holz gebaut. Die Häuser in der untern Stadt sind meist aus Backsteinen gebaut, mit steinernen Grundlagen.

Die reichen Muhammedaner in Caschmir beginnen ihren Tag nach verrichtetem Gebet mit einem Frühstück von gesalzenem Thee und Brod, das ihnen um acht Uhr warm von den Bäckern geschickt wird; ihr Hauptmahl nehmen sie Abends zwischen sieben und acht, es besteht aus Reiß, Fleisch und Gemüsen mit Pfeffer bereitet: die ganze Familie speist selten zusammen, sondern die Frauen und Kinder meistens besonders, hierauf rauchen sie aus Hukas, und gehen um zehn Uhr zu Bette. Sie hatten keine Bettstätten, bis die Sikhs sie einführten, und sie sind auch jetzt noch bei weitem nicht allgemein im Gebrauch. Das Innere der Häuser der Reichen ist reinlich gehalten, jedes Zimmer hat seinen Feuerplatz und Matten oder Teppiche, welche den ganzen Boden bedecken. Dagegen sind die Straßen über alle Maßen schmutzig und stinkend. Die ärmeren Klassen leben meistens von Gemüsen und Reiß. Diesen kochen sie Abends und essen ihn den nächsten Morgen kalt mit Gemüsen und Pfeffersauce, gegen Abend nehmen sie ein ähnliches Mahl, und genießen Fleischspeisen nur an Festtagen. Wer Wein bezahlen kann, trinkt ihn, er ist weiß und wohlfeil, man erhält eine Flasche für eine Rupie. Die Sikhs trinken ihn in großen Quantitäten. Ueberall in der Stadt sieht man Zuckerbäcker, aber ihre Waaren sind viermal theuerer als in Indien, weil ihr Zucker aus dem Pendschab gebracht werden muß. In kaltem Wetter tragen die Reichen bis auf vier Röcke, und einige besitzen Pelzwerke; arme Leute leiden jedoch sehr bei Frost. Sie haben Waffenfabriken, welche gut und wohlfeil arbeiten, und bei einiger Unterstützung vortreffliche Waare liefern könnten. Ihre Tischler bedienen sich derselben Werkzeuge wie die indischen, sie arbeiten schnell und gut, und sind besonders für ihre in Holz geschnittenen Blumen berühmt. Der Weizen wird in Wassermühlen gemahlen, der Reiß in hölzernen Mörsern durch Handarbeit geschält, und das Oel in Mühlen auf indische Art gepreßt.

Der Distrikt Schahabad bringt Saffran hervor, mit dem 3 — 4000 Bigahs eingesäet werden. Das Produkt wird fast ohne Ausnahme von den Sikhs ausgeführt, welche den Bauern Getreide vorstrecken, und ihnen einige Procente des Ertrags geben. Der größte Theil der Waare geht nach Indien und wird in sorgfältig geschlossenen irdenen Gefäßen verschickt.

Die Sikhs haben einen Polizeilieutenant ihrer Nation in der Stadt, der eine große Menge von Polizeidienern unter sich hat, daneben hat jede Straße ihre eigenen Wächter, welche sie selbst bezahlt. Der Polizeilieutenant spricht zugleich Recht, aber Bestechung ist sehr allgemein. Das Schlachten eines Ochsen wird mit dem Strange bestraft, Raub mit Verlust der Hand, aber dennoch wird viel geraubt. Die Sikhs halten zahlreiche Spione, so daß sie Alles erfahren, was in den Familien vorgeht. Das Militär besteht aus 1000 Mann Kavallerie und 3000 Mann Infanterie, lauter Sikhs; die Afghanen hielten früher 16 — 20,000 Mann Besatzung in der Provinz, welche die Einnahmen verzehrten, gegenwärtig geht aber der größte Theil der Steuern nach Lahor, und das Volk klagt über Geldmangel. Dieses System muß mit der Zeit eine Revolution hervorbringen, denn die muhammedanische Bevölkerung ist sehr zahlreich, und wartet nur auf einen Chef, um das Joch der Sikhs abzuwerfen. Die Bevölkerung der Stadt Caschmir besteht zu zwei Drittheilen aus Muhammedanern, der Rest aus Hindus.

Caschmir besitzt gutes Eisen, Kupfer und Blei, und die nordöstlichen Gebirge enthalten Gold und Silber, da jedoch die Thätigkeit der Bewohner auf eine einträglichere Beschäftigung gerichtet ist, so unternehmen sie keine Bergwerksspekulationen, sondern jeder bleibt bei dem Handwerk seines Vaters. Die Weber verfertigen jährlich etwa 80,000 Shawls, welche fast gänzlich zur Ausfuhr bestimmt sind, aber man muß sich wundern, daß sie keine Heerden von Wollziegen in den Schneegebirgen gegen Osten halten, wo diese Thiere vortrefflich gedeihen würden.

Die Provinz ist in 20 Distrikte eingetheilt, und enthält 11 Garnisonen und 4000 Dörfer, eine große Anzahl anderer liegt unbewohnt da. Diese Dörfer sind gewöhnlich an Hindus verpachtet, welche den Unterpächtern 50 Procent des Ertrags als Steuer und 25 Procent für Verwaltungskosten abnehmen, so daß dem Landbauer wenig übrig bleibt. Es gibt in der Stadt Caschmir eine Menge reicher Banquiers, welche Wechsel nach Bukhara, Lahor, Dehli u. s. w. geben können. Die Erziehung im Allgemeinen ist besser als in Indien, und allgemeiner verbreitet, was dazu beigetragen haben mag, den Caschmirern in Indien den Ruf großer List und Gewandtheit zu geben.

Das Mittelmeer.

2. Die Eroberungen der Türken und deren Folgen.

(Fortsetzung.)

Von jetzt an können uns die Kriege mit den Türken wenig mehr kümmern. Mit Lesbos und Negroponte hatten sie sich die Bahn gebrochen, mit Rhodus und den moreotischen Häfen ihre Herrschaft im östlichen Theile gesichert, aber an Malta scheiterten sie, und nun ging ihre Seemacht rückwärts. Zwar eroberten sie Cypern, verheerten Candia, landeten in Italien, plünderten die jonischen Inseln, aber dieß veranlaßte den Bund Venedigs mit dem Papste und Spanien, den dreizehnten, welchen christliche Mächte gegen den Erbfeind der Christenheit abschlossen, und woran immer der Papst und Venedig einen Hauptantheil genommen hatten; die Flotten aller drei Mächte vereinten sich unter Don Juan d'Austria und bei Lepanto am 25 Sept. (7 Oct.) 1571 erlitt die türkische Flotte eine blutige Niederlage, von welcher das Sinken der ottomanischen Seemacht datirt. Von dieser Zeit an drangen die Venezianer wieder vor, eroberten die jonischen Inseln, einige Strecken in Dalmatien und auf geraume Zeit Morea, schlugen unter Muhammed IV die türkische Flotte vor den Dardanellen, eroberten Lemnos und Tenedos, und nur Köprili's kraftvolles Regiment brachte noch einmal einen Umschwung zuwege, während dessen Kandia nach dreimaliger Belagerung endlich genommen wurde. Hauptursache des Sinkens der Seemacht waren die Kriege gegen Norden, gegen Oestreich, Polen und bald auch gegen Rußland, die bei der innern Schwächung des Reichs keine kraftvolle Anstrengung zur See mehr zuließen, zu Lande aber waren die Venezianer, bei denen selbst sich der innere Zerfall immer mehr und mehr bemerklich machte, nicht zu fürchten. Immerhin bleibt aber die Niederlage von Lepanto, die Folge des letzten kreuzzugartigen Bündnisses christlicher Mächte merkwürdig, und bezeichnet mit Tschesme und Navarin die Perioden des Zerfalls der türkischen Seemacht.

Von jener Schlacht bei Lepanto an bricht wiederholt der Kampf zwischen der Pforte und Venedig aus, allein das große Interesse ist nicht mehr damit verbunden; die wichtigen Interessen der europäischen Politik haben sich anders wohin gezogen: Oestreich, Frankreich, Holland und England sind die Hauptmächte, deren Streitigkeiten auf dem Lande und dem atlantischen Ocean, und nur ausnahmsweise auf dem Mittelmeere ausgefochten werden, alles politische Leben erstirbt in Italien, und der Handel folgt diesem Zuge, wozu freilich die Nachwehen der türkischen Eroberungen das Meiste beitragen. Diese Nachwehen sind die Pest und die Korsaren, beide wirkten gleich stark auf die Unterdrückung des Handels hin.

Im fünfzehnten Jahrhundert fing man zuerst an, sich durch Quarantaineanstalten gegen die Einschleppung der orientalischen Pest zu schützen, und Venedig, das freilich durch seinen Handel am meisten ausgesetzt war, soll im J. 1484 die erste Contumaz errichtet haben. Andere Staaten Italiens, namentlich Florenz, folgten bald nach, und das System breitete sich auch zu Lande aus, so daß von der östreichischen Grenze in Siebenbürgen bis ans adriatische Meer, und von da an alle Küsten bis Gibraltar mit Quarantaineanstalten verpanzert waren, und selbst England folgte 1720 dem Beispiel, nachdem die große Pest in Marseille gewüthet hatte. Ob die Quarantaineanstalten auf gutem medicinischem Grunde beruhen, kann hier nicht in Frage kommen, deßhalb müssen wir uns mit den zwei Bemerkungen begnügen, daß zwar einerseits von Aerzten zum Theil mit sehr triftigen Gründen die Wirksamkeit und der Nutzen der Quarantaineanstalten bestritten worden ist, daß aber andrerseits zum mindesten das Faktum nicht in Abrede gestellt werden kann, daß mit wenigen Ausnahmen Europa von der Pest befreit blieb, während sie oft in den moslemitischen Häfen des Mittelmeers furchtbar wüthete, und daß die Pest, wenn sie, sey es aus nachlässiger Beobachtung der Quarantaineanstalten oder aus irgend einem Grunde dennoch ausbrach, eben so viele Opfer forderte, als in moslemitischen Ländern. Wie es indeß auch mit der Wirksamkeit der Quarantainen sich verhalten mag, so ist es jedenfalls zum europäischen Grundsatz geworden, kein aus einem moslemitischen Hafen kommendes Schiff ohne Quarantaine zuzulassen, und so werden auch die in Konstantinopel ausgestellten Gesundheitspässe mit der stabilen Formel „zu einer Zeit, wo wenige Pestfälle vorkommen,“ gar nicht mehr beachtet.

Die Quarantaineanstalten warfen eine geistige und physische Scheidewand zwischen den christlichen und muhammedanischen Nationen auf, die man lange nicht hinreichend gewürdigt hat, und diese Scheidewand ist einer der hervorstechendsten Züge des Mittelmeers in neuerer Zeit. Länder, die einander so nahe liegen, als die Südküsten Europa's den Nordküsten von Afrika, müssen in täglichem Verkehr mit einander stehen, oder sie verkümmern beide. Was ist Italien, Südfrankreich und Südspanien, und was könnten sie seyn? was sind sie unter andern Umständen gewesen? Man frage nur in Marseille, wie dieses an Thätigkeit gewonnen hat, seit ein einziger Staat, Algier, nun erst seit fünf Jahren in französischen Händen ist? der große Nachtheil der Quarantaineanstalten liegt darin, daß nur ein Handel mit Waaren getrieben werden kann, die großen Gewinn abwerfen, denn andere Waaren können die dadurch unmäßig erhöhten Frachtkosten nicht tragen. Die Baumwollen- und Seidenproduktion wäre in Afrika und Syrien nie so tief gesunken, wenn der Handel nach Europa frei gewesen wäre, und die größere Benützung des Bodens und der bedeutendere Handel, die Verbindung mit Europa, die Möglichkeit sich mit seinem Vermögen dahin zu flüchten, hätten die Barbarei in diesen Ländern nie so arg werden lassen, als sie geworden ist.

So führte die Quarantaine auch eine geistige Scheidewand zwischen den christlichen und muhammedanischen Völkern auf, die allerdings am Ende auch wohlthätige Folgen haben kann, wie die Vorsehung so oft aus Schlechtem Gutes hervorruft, aber jedenfalls über die Anwohner des Mittelmeers eine Periode des Elends und der Erniedrigung heraufführte, aus der sie sich nur langsam und schwer, wahrscheinlich nur unter Kriegen und politischen Stürmen wieder erholen werden. Gewiß ist wenigstens, daß jemehr die christlichen Länder um das Mittelmeer her politisch erstarken, desto mehr werden sie eine gierige

Hand ausstrecken nach dem Boden des jenseitigen Ufers, eine natürliche Folge ihres jetzigen Zustandes, denn nur dadurch können sie aus ihrem lethargischen Zustand herauskommen, wenn sie den Zauber durchbrechen, der sie gefangen hält, und ihre Schifffahrt und Handelsmacht im Kleinen wieder stärken durch den Verkehr mit den naheliegenden afrikanischen Küsten. Der alte Cato brachte, als er auf die Vernichtung Karthago's antrug, Feigen aus dem karthagischen Gebiet in den Senat, die erst drei Tage vorher gebrochen worden waren, und sagte dabei: seht, so nahe ist uns dieser Feind. Jetzt sollte man den Beweis umkehren, und sagen: so nahe liegt uns das Land, mit dem wir allmählich einen großen, beiden Theilen nützlichen Verkehr eröffnen könnten, aber die Furcht vor der Pest, die gar nicht dort herrscht, und dort auch selten in ausgedehntem Grade geherrscht hat, hält Alles ab, und wer sich vermißt, von Sicilien hinüber zu fahren nach Afrika, was jeder gewöhnliche Schiffer thun könnte, muß nachher 40 Tage in Quarantaine liegen. Welcher unvermögliche Schiffer vermag denn dieß auszuhalten! Diese Quarantaineanstalten vernichten demnach den kleinen Handel und damit die Seele des Verkehrs, der das Volk bereichert, denn einzelne reiche Handelsstädte machen noch kein Volk reich, wofür man, um keine nähern Beispiele aufzuführen, nur Smyrna nennen darf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Manna der Wüste.

Herr Bore, ehemaliger Direktor der Gärten und Landgüter des Pascha's von Aegypten, fand im Jahre 1832 die tamarix mannifera, Taraf der Araber, welche etwa eine Tagereise von Sinai entfernt in Menge wuchs. Er sah Frauen und Kinder damit beschäftigt, die Manna, die regenartig von den Zweigen der Büsche herabfiel, zu sammeln. Die Araber versicherten ihn, diese Manna stehe, wenn sie gereinigt werde, dem besten Honig nicht nach. Die, welche er selbst sammelte, war in dicken Tropfen von der Größe einer Erbse, von ziemlich angenehmem Geschmack, aber nicht sehr süß und gummiartig. Um sie zu reinigen, gießen die Araber siedendes Wasser darüber, und schäumen dieß ab. Wahrscheinlich ist dieß die in den Büchern Mosis erwähnte Manna; ältere Schriftsteller erwähnen der Staude unter dem Namen alhagi Maurorum.

Die Eroberung von Seringapatam.

(Fortsetzung.)

Der breite Raum der Bresche füllte sich bald mit Truppen an. Sobald diese in hinreichender Zahl versammelt waren, schwenkten sie links und rechts, und trieben den Feind, vorzüglich zur Rechten, in wildem Schrecken vor sich her. Einige der Flüchtlinge bewirkten dadurch ihr Entkommen, daß sie die langen Binden ihrer Turbane abrollten, und sich mittelst derselben von den hohen Mauern des südwestlichen Bastionswinkels hinabließen. Viele dieser Unglücklichen, denen es an hinreichender Gewandtheit und Entschlossenheit gebrach, wurden in dem Felsenbette des Grabens zerschmettert. Die linke Kolonne unter dem Obristen Dunlop fand indessen lebhaften Widerstand. Der Feind setzte sich hinter den Traversen, welche er erbaut hatte, fest, und vertheidigte dieselben mit solcher Hartnäckigkeit, daß er mehreremale das Vordringen der Kolonne aufhielt. Auch würden diese Hindernisse nicht so leicht besiegt worden seyn, wenn es nicht einer Abtheilung des 12ten britischen Regiments gelungen wäre, den Graben zwischen dem äußern und innern Walle zu überschreiten. Ein schmaler Streif Landes, zum Uebergang für die Arbeitsleute bestimmt, ward glücklicherweise entdeckt und der Wall erstiegen. Die Abtheilung drang auf demselben vor, nahm die vom Feinde besetzten Traversen in der Flanke und reinigte sie durch ihr Feuer von demselben. Hier hatte der Sultan bis auf den letzten Augenblick persönlich gefochten, und nach dem Zeugnisse seiner Umgebung, gleich einem gemeinen Soldaten, mit einer solchen Ruhe und einem solchen Erfolge über die Traversen gefeuert, daß er eine große Anzahl der Stürmenden in den Staub niederstreckte. Als aber die Briten auf allen Punkten die Oberhand gewannen, die Truppenabtheilung des Angriffs zur Rechten in ihrer rothen Bekleidung über dem östlichen Thore sichtbar ward, die entmuthigten Mysorer den Kampf in allen Werken aufgaben und überall ihre Posten verließen — da zog sich Tippu längs des nördlichen Walles zurück. Hier bestieg er, über Müdigkeit und über Schmerzen in einer früher empfangenen Beinverletzung klagend, eines seiner Streitpferde, auf das er zufällig stieß, und ritt langsam, in welcher Absicht kann niemand sagen, nicht, wie er leicht hätte thun können, aus der Stadt, sondern nach einer Brücke, welche über den innern Graben und mittelst eines gewölbten Thorwegs nach der Stadt führte. So wie er in diesen Thorweg hineinritt, wurde er durch eine Musketenkugel verwundet; der Thorweg aber, gegen welchen die Briten von beiden Seiten herandrangen, war bereits mit Flüchtlingen sowohl von Innen, als von Außen angefüllt, und stopfte sich so schnell, daß der Sultan sich nicht mehr durch die Menge Bahn machen konnte. Das Kreuzfeuer der Briten verwandelte die zusammengedrängte Menschenmasse bald in einen Haufen Sterbender und Todter, und auch des Sultans Pferd sank unter ihm zusammen. Seine Begleiter befreiten ihn aus dem Sattel und hoben ihn auf seinen Palankin, der zur Hand war; allein dieß war auch der letzte Dienst, welchen sie ihm zu leisten vermochten. Seine Entfernung war unmöglich. In wenigen Minuten drangen die britischen Soldaten in den Thorweg. Einer derselben, angezogen durch den Glanz der goldenen Schnalle, welche des Sultans Degengehenk schloß, griff nach demselben. Der Sultan, die letzte Kraft, welche ihm übrig blieb, sammelnd, führte einen Hieb nach dem Soldaten und verwundete denselben in das Knie. Da zog sich der Mann einige Schritte zurück, legte sein Gewehr an, und schoß, ruhig zielend, den Sultan durch die Schläfe, nicht ahnend, daß es der gefürchtete, unbeugsame König sey, welcher entseelt auf den Tragsessel zurücksank. In dem leidenschaftlichen Gewirre der Plünderung ward der Leichnam aus dem Palankin geworfen, und lag eine Zeit lang unter einem Haufen Erschlagener verborgen.

Während der Sultan auf solche Weise, in der Ueberzeugung, daß sein Königreich für ihn verloren sey, das Schicksal, das er wahrscheinlich begehrte, herausforderte, war der Palast mit Verwirrung und Schrecken erfüllt. General Baird, welcher früher drei Jahre lang als ein gefesselter Gefangener eine elende Hütte in dieser Stadt bewohnt hatte, stand jetzt als Sieger vor den Thoren des Palastes.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1836.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Nach Abdy's Residence and Tour in the United States.)

Die hier genannte Schrift erschien kurz vor den letzten Unruhen in Amerika, doch waren schon während des Verfassers Anwesenheit die Eifersucht, das Vorurtheil und die Abneigung, welche alle Klassen der weißen Bevölkerung gegen die freien Farbigen hegen, heftig angeregt, und brachen allenthalben in Beleidigungen und Grausamkeiten aus. Daß dieser Haß auch in Neuengland, in Neuyork und Pennsylvanien bestand, schien ihm nicht minder grausam und ungerecht, als die Sklaverei selbst in ihren empörendsten Formen in den südlichen Staaten. Hr. Abdy, ein Mann von sehr aufgeklärten Ansichten, begleitete im Frühjahr 1833 eine von der englischen Regierung zur Untersuchung der Gefängnisse in den Vereinigten Staaten abgesandte Kommission, und bald zog die Lage und die Verhältnisse der farbigen Bevölkerung seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Lange nachdem die Kommission nach England zurückgekehrt war, durchreiste er noch den größten Theil der Vereinigten Staaten als der eifrige Fürsprecher eines unterdrückten und schwer verleumdeten Geschlechts. In allen andern Gesichtspunkten betrachtet er die amerikanische Gesellschaft, wenn nicht gerade mit bewundernden Blicken, doch als ein Mann von klaren und verständigen Ansichten; für die Blindheit, den Hochmuth und den Unterdrückungsgeist dieser Republikaner zeigte er sich aber unerbittlich, und sein Eifer für die Schwarzen und Braunen macht ihn manchmal, wo nicht ungerecht gegen die Weißen, doch sicherlich einseitig; doch wer wird ihm in solcher Sache auch eine zu weit getriebene Wärme nicht zu Gute halten! Republikanische Institutionen in unmittelbarer Verbindung mit Sklaverei und deren natürlicher Folge, nämlich Verachtung und Haß gegen die unterdrückte Klasse, diese beiden Systeme können nicht mehr länger neben einander bestehen, noch können beide Racen länger so schroff getrennt bleiben. Gewalt wird in kurzer Zeit im Süden der Sklaverei ein Ende machen, und die Fortschritte der öffentlichen Meinung und natürliche Ursachen, deren mächtige Wirksamkeit nichts aufzuhalten vermag, müssen entweder die bereits begonnene Amalgamation der Racen vervollständigen, oder zur Errichtung eines Reichs von Farbigen und eines Reichs von Weißen führen.

In Amerika theilen alle Klassen und Stände mit Ausnahme einer sehr geringen Minorität das Vorurtheil gegen die Farbigen, bei der großen Mehrzahl wird der moralische Werth und die intellektuelle Fähigkeit nach der Hautfarbe abgemessen, die nach einem leicht begreiflichen Grundsatze um so hassenswerther wird, je mehr sie sich der weißen nähert. Es gilt dieß namentlich auch von den nördlichen Staaten, wo außer dem allgemeinen Grunde der Abneigung noch manche untergeordnete Ursachen die freien Farbigen den Weißen verhaßt machen. Sie werden eifersüchtig ausgeschlossen aus den Werkstätten der weißen Handwerker, welche dem raschen Anwachsen farbiger geschickter Arbeiter mit scheelem Auge zusehen, und keine Klasse ist grausamer gegen die Schwarzen, als die emancipirten „erblichen Knechte," die gerade aus Irland kommen, und in der Zuverlässigkeit und dem größern Fleiße der freien Neger furchtbare Nebenbuhler auf dem Arbeitsmarkte finden. Dieß mag zu den vor einiger Zeit vorgefallenen Unruhen eben so viel beigetragen haben, als das Vorurtheil der Farbe. Die Höhe, welche diese Abneigung erreicht hat, ist ein merkwürdiger Zug in der Geschichte des Menschengeistes. „Wenn ich," sagte Abdy, „meinen Freunden in England sagen wollte, daß einer der aufgeklärtesten und schätzbarsten Männer, mit denen ich in Amerika bekannt wurde, mir erklärte, er glaube in der That nicht, daß er sein Mittagsmahl einnehmen könnte, wenn ein Farbiger mit ihm am Tische säße, so würde man wohl meine Wahrhaftigkeit als Reisender in Zweifel ziehen. Schlimmeres aber kommt täglich vor. Die strenge Absonderung von Jugend auf, die Nichtbeachtung aller Höflichkeiten und Artigkeiten des geselligen Lebens, und vor Allem, die Gefahr aus seiner Kaste gestoßen zu werden, wenn man gegen die unerbittliche Ausschließung und Absonderung von den Farbigen verstößt, bilden ein Hemmniß gegen jeden freien und menschlichen Verkehr, das nur von den Hochgesinntesten und Vornehmsten unter den Weißen durchbrochen wird." In Amerika erstreckt sich dieß Gefühl auf Farbige aller Nationen. Ein Chinese in Philadelphia beklagte sich über die Behandlung, welcher er, ein Unterthan des himmlischen Reichs, ausgesetzt

sey, bloß wegen seiner Farbe, und Abdy erzählt die Geschichte eines brasilianischen Kapitäns, der eine Mulattin geheurathet hatte, und auf eine Art mißhandelt wurde, die jeden Rechtlichdenkenden empören muß. Er ward theils wegen seiner Frau, theils weil er selbst schwarzes Blut in seinen Adern hatte, aus einem Hotel verwiesen, und mußte ein elendes Privathaus beziehen. Als er Geschäfte halber auf einem Dampfboot eine Reise machen wollte, schickte er einige Stunden vor dem Abgang sein Kabriolet mit dem Pferde an Bord; letzteres fiel durch die Nachlässigkeit des Kapitäns ins Wasser, und wäre, da niemand helfen wollte, ohne die angestrengte Bemühung des Eigenthümers zu Grunde gegangen. Dennoch mußte er für die veranlaßte Mühe und Arbeit 20 Dollars bezahlen. Während der Fahrt trat ein heftiger Regen ein, und seine Frau, die ein Kind an der Brust hatte, wollte in die Kajüte treten, was man ihr abschlug, da *sie eine Negerin sey*: es waren damals nur zwei sehr übel berufene Frauen in der Kajüte. Vergebens stellte Hr. Mundrucu, — so hieß der Brasilianer, — die Ungerechtigkeit vor, da er so gut wie andere bezahlt habe, vergebens wollten selbst zwei besser denkende Amerikaner die Frau hinabgeleiten, man verweigerte ihr peremtorisch den Eintritt, und sie mußte auf dem Verdecke ihre Gesundheit, — sie war gerade sehr unwohl, — so wie das Leben ihres Kindes dem rauhen Wetter bloßstellen, das so arg war, daß das Dampfschiff sich umzukehren genöthigt sah. Am andern Tage ließ man den Brasilianer mit seiner Frau gar nicht mehr an Bord, und setzte ohne weiteres sein Gepäck am Ufer aus. Hr. Abdy erfuhr diese Anekdote, so wie mehrere ähnliche von dem Advokaten, den der Brasilianer angenommen hatte, einem Hrn. Child, der eine Art Generaladvokat für alle unterdrückten Farbigen zu seyn scheint, denn er führte die Prozesse von allen.

Aehnliche Vorfälle und Mißhandlungen, die, wenn sie nicht eine so ernste Seite hätten, wegen ihrer Abgeschmacktheit wahrhaft lächerlich wären, ließen sich in Menge anführen, und Hr. Abdy belegt einige mit Aktenstücken; genug, in Postchaisen, Dampfbooten, Hotels, Schulen, Collegien und Lesezimmern herrscht dasselbe System strenger Ausschließung, und geselliger Verkehr zwischen Weißen und Farbigen, bringt dem ersteren allgemeine Verachtung, der keiner, wenn er auch wollte, sich bloßzugeben wagen könnte. Mit Recht entschuldigt Hr. Abdy noch eher den blinden Haß ungebildeter Menschen, als die sogenannten Gebildeten, welche ihre Unduldsamkeit bald mit dem „eigenthümlichen Gesichtswinkel," bald mit der „kurzen Stirne des Negers, der doch nur eine andere Art von Orangutang sey," entschuldigen wollen; am bestimmtesten aber spricht er sich gegen die Pseudophilanthropen aus, die gern die freien Schwarzen nach Afrika senden möchten, diese mögen wollen oder nicht. Den wahren Grund dieser Philanthropie gab ein weißer Knabe an mit den Worten: „wir hassen euch, und ihr vermehrt euch so schnell, daß ihr uns alle noch auffreßt." Der Kolonisationsplan hat, wie billig, allmählich allen Kredit verloren, und doch wird er von vielen Anglo-Amerikanern unterstützt, von wenigen aus wirklicher, wenn auch falscher Philanthropie, indem sie glauben, Liberia sey ein Paradies für die Schwarzen, aber die Sklavenzüchter im Süden ermuntern die Kolonisation, weil sie den Werth ihrer Waare erhöht; die Sklavenhändler aus den nördlichen Seestaaten handeln aus denselben Gründen, die Staaten, wo die Sklaverei abgeschafft ist, aus gewohntem blindem Haß, und die Masse der weißen Arbeiter, um Konkurrenten zu entfernen. Die freien Farbigen erwählten unter sich Abgeordnete, hielten einen Konvent, um sich den Planen der Kolonisationsgesellschaft zu widersetzen, und richteten eine Adresse an das Volk der Vereinigten Staaten, worin sie sich bitter beklagen, daß die Gesellschaft sie aufs schändlichste verleumdet und sich alle mögliche Mühe gegeben habe, sie in den Augen des Volks verabscheuungswürdig zu machen. „Die Geduld dieser Leute," sagt Abdy, „gegen Aufreizungen und Beleidigungen, wogegen alle Mißhandlungen der Juden in Europa nichts sind, ist über alles Lob erhaben."

Von welchem Geiste diese Transportationsgesellschaften beseelt sind, mag man aus nachstehendem Bruchstücke einer Predigt entnehmen, welche Hr. Hough vor der Kolonisationsgesellschaft in Vermont hielt. „Den freien Farbigen," sagt er, „ist keine Ehrenstelle zugänglich: dieß ist die Folge ihrer Farbe, und ehe nicht die äthiopische Race ihre Hautfarbe ändern kann, *gibt es dagegen kein Mittel*. Wessen Gefühl würde sich nicht empören, wenn er ein Individuum dieser Klasse als Präsidenten eines Gerichtshofs, als Repräsentanten oder auch nur *zum niedersten und unbedeutendsten Gemeindeamt* erhoben sähe. Die Schwarzen sind, wenn auch nicht unserer Konstitution und unsern Gesetzen nach, doch nach dem allgemeinen Gefühl, das, *wenn auch grundlos und tadelnswerth, doch keine Aenderung zuläßt*, ein geächtetes und hoffnungsloses Geschlecht, das dazu bestimmt ist, durch den täglichen Lebensverkehr seine Erniedrigung zu fühlen. Es liegt nichts daran, welches Charakters sie sind, ob ihr Geist gebildet ist oder nicht; so tadellos ihr Benehmen auch seyn mag, sie werden als ein niedrigerer und verachteterer Theil unserer Gattung angesehen. Niemand, wenn er nicht zum Auswurf der Leute seiner eigenen Farbe herabgesunken ist, wird je mit ihnen auf gleichem Fuße stehen wollen!" Hr. Abdy kann sich bei diesen Worten des Ausrufs nicht enthalten. „Die Anmaßung dieser Sprache verschwindet vor ihrer Gottlosigkeit; der Prediger verhöhnt den Schöpfer selbst, indem er das Werk seiner Hände verhöhnt; was er auch dagegen sagen mag, gegen dieß teuflische Vorurtheil, das er zur Schande seiner Religion und seines Landes zu rechtfertigen sich bemüht, wird sich noch ein *Mittel* finden, und es muß sich ändern, wenn es noch eine Gerechtigkeit im Himmel, und ein Schamgefühl auf Erden gibt." Was ist von der Masse des Volks zu erwarten, welche mehr ihren ungebildeten Neigungen als dem Lichte des Verstands folgt, wenn die, welche die Lehrer des Volks seyn sollen, solche Gesinnungen aussprechen? Ist bei einem so rasenden Hochmuth, — denn er ist in der That nichts mehr und nichts weniger als wahnsinnig, — eine gütliche Ausgleichung zu erwarten?

(*Fortsetzung folgt.*)

Das Mittelmeer.

2. Die Eroberungen der Türken und deren Folgen.

(Schluß.)

Die Unternehmung des tapfern Chaireddin, der wir oben gedachten, ist nur ein Zwischenspiel, das in die Raubstaaten ein türkisches Element brachte, der Grund zu denselben ward durch das unpolitische Dekret Ferdinands von Aragonien gelegt, welches den nach der Eroberung von Grenada noch in Spanien befindlichen Mauren nur die Alternative ließ, ihrem Glauben oder ihrem Vaterlande zu entsagen. Die Mehrzahl wählte das letztere, aber voll grimmigen Hasses gegen Spanien und die Christen, ließen sie sich hauptsächlich an solchen Punkten der afrikanischen Küsten nieder, von wo aus sie am besten auf Raub auslaufen konnten. In Verbindung mit den muhammedanischen Fürsten der Berberei rüsteten sie kleine Geschwader aus, und führten nun einen Raubkrieg gegen Spanien, der diesem um so lästiger fiel, je besser die erbitterten Moriscos mit den spanischen Küsten bekannt, und je mehr zu vermuthen war, daß sie Einverständnisse mit ihren gewaltsam zum Christenthum bekehrten Brüdern unterhielten. Ein wahrer Kreuzzug gegen sie ward beschlossen, an dessen Spitze sich im J. 1506 der alte Ximenes selbst stellte, und nicht nur Oran, sondern allmählich auch Budschia und Algier eroberte, auf dessen vorspringender Insel *) ein Fort errichtet und mit Spaniern besetzt wurde. In dieser Lage der Dinge nahm der afrikanische Herrscher seine Zuflucht zu dem kühnen Chaireddin, eine Unklugheit, die er bald genug mit dem Tode büßte.

Chaireddin breitete schnell seine Herrschaft im innern Lande aus, eroberte Tennes und Tremecen, schlug, vom Glück begünstigt, zwei spanische Angriffe im Jahre 1517 und 1519 ab, und unterdrückte eine furchtbare Verschwörung der über die türkische Herrschaft erbitterten Mauren und Araber mit blutiger Strenge; der Großherr, dem er sich unterwarf, schickte ihm eine Anzahl türkischer Soldaten, und ließ in seinem ganzen Reiche verkünden, wer in den algierischen Dienst treten wolle, sollte augenblicklich Sold erhalten und alle Privilegien und Vorrechte eines Janitscharen genießen. So entstand das algierische Regierungssystem, das vom J. 1519 bis auf unsre Zeit fortgedauert hat. Längere Zeit schickte die türkische Regierung pünktlich alle Jahre Rekruten, und eine Menge Türken, denen Unglück oder Verbrechen den Aufenthalt im Orient verleidet hatte, gingen nach Algier, und so ward die dortige türkische Militärherrschaft aufrecht erhalten.

Diese Militärherrschaft breitete sich weiter aus: Karl V hatte zwar Tunis seinem rechtmäßigen Herrscher zurückgegeben, aber 1570 kamen die algierischen Türken abermals, und eroberten es; noch Einmal rüstete Spanien eine Flotte aus, und entriß es ihnen abermals, aber im Jahre 1574 verloren es die Spanier zum Zweitenmale wieder, *) und nun wurde Tunis nach dem Vorbild von Algier eingerichtet. Eben so Tripoli, das in Torghuds Hände fiel. Wie aber in diesen beiden Städten die türkische Militärherrschaft später eingerichtet wurde, so schlug sie auch nie so tiefe Wurzel, und in beiden kamen mehr die Mauren empor, und erhoben einheimische Geschlechter zu der Würde von Beis.

Doch in Einem Punkte, in der Raubsucht, waren sie alle gleich, und es möchte sich wohl kaum ein Fall aufweisen lassen, wo Seeraub so sehr Regierungssache und Regierungssystem geworden wäre. Die Masse von Unglück, welche sie über die Christenheit verhängten, ist fast unglaublich, kein europäisches Schiff war mehr sicher, und wenn sie zur See keine Schiffe fanden, machten sie Landungen an den Küsten, plünderten Städte und Dörfer, und führten Tausende in hoffnungslose Sklaverei. Es ist unbegreiflich, daß die nördlichen Anwohner des Mittelmeers Jahrhunderte lang diese Räuber ihr Gewerbe treiben ließen. Um ihnen Einhalt zu thun, hatte Karl V Malta und Gozzo den Johannitern eingeräumt, die ewigen Krieg gegen die Ungläubigen geschworen hatten, — freilich auch ein Verfahren, worin die Barbaresken eine Entschuldigung finden mochten. Aber trotz der Tapferkeit dieser Ritter, welche oft den Namen eines Schirms der Christenheit verdienten, und selbst die Achtung der Korsaren errangen, waren doch ihre Bemühungen gegen die Muhammedaner überhaupt gerichtet, da ihre Macht nie groß genug war, um mehr als eine gelegentliche Bestrafung durch Wegnahme ihrer Fahrzeug zu versuchen.

Die Raubzüge der Piraten geschahen anfangs gewissermaßen unter dem Gutheißen der türkischen Kaiser, da die Pforte die Paschas unmittelbar ernannte. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts machten aber die Algierer wiederholt so starke Vorstellungen gegen das tyrannische Benehmen derselben, daß sie Erlaubniß erhielten ihren Däi, oder Dey, wie man gewöhnlich schreibt, selbst zu wählen. Einige Jahre später ward die Oberherrlichkeit Konstantinopels noch mehr hintan gesetzt. Amurath IV hatte einen 25jährigen Frieden mit Ferdinand II geschlossen, der von den afrikanischen Korsaren, namentlich aber von den Algierern, welche durch gewinnvolle Raubzüge reich und stolz geworden waren, laut gemißbilligt wurde: Algier, Tunis und Tripoli beschlossen, sich um keinen Vertrag der Pforte mit christlichen Mächten mehr zu kümmern, und nahmen nun ohne Unterschied auch die Schiffe derjenigen Mächte weg, die mit der Pforte im Frieden waren. Somit hatten sie sich also ganz als unabhängige Raubstaaten konstituirt, die indeß ihre Verbindung mit der Türkei, woher sie fortwährend Mannschaft bezogen, doch nicht aufgaben: die Pforte war durch Kriege und Empörungen im Innern zu sehr beschäftigt, und so sahen der Großwessier und andere türkische Vornehme, die an der Beute Antheil nahmen, immer durch die Finger. Wenn auch die Korsaren um der Form willen hie und da einen Verweis erhielten, so gaben sie eine übermüthige Ant-

*) Sie war noch durch das Meer von dem festen Lande getrennt, und erst Chaireddin ließ durch 20.000 Christensklaven nach der Einnahme der von den Spaniern besetzten Feste die Insel durch einen ungeheuren Molo, der drei Jahre Arbeit erforderte, mit dem Lande verbinden, und schuf so den, früher nichts weniger als festen, Hafen von Algier.

*) Ihre letzte Besitzung in diesem Theile Afrika's, Oran, verloren sie erst 1708.

wort, und erklärten sich rund heraus für die einzigen Bollwerke gegen die geschwornen Feinde des muhammedanischen Glaubens, und sagten geradezu, wenn sie sich um alle politischen Verträge der Türkei bekümmern wollten, so bliebe ihnen nichts übrig als ihre Schiffe zu verbrennen und Kameeltreiber zu werden, um ihren Unterhalt zu gewinnen. So fuhren sie mit ihren Raubzügen zur See lange Jahre fort, bis endlich die meisten europäischen Mächte den eben so unpolitischen als schimpflichen Schritt thaten, Sicherheit ihrer Flagge durch einen jährlichen Tribut zu erkaufen. Indeß die Räuberfürsten waren schlau: sie schlossen solche Verträge mit England, Frankreich, Holland, Schweden und Dänemark, schworen aber ewigen Krieg gegen Spanier, Portugiesen und Italiener, die sie als ihre beste Beute und somit auch als die bittersten Feinde ihres Glaubens ansahen. Gegen diese also dauerte das System fort bis in die neuesten Zeiten, aller Handelsverkehr wurde so gut wie vernichtet, und Italien, dessen Handel überall gehemmt war, und das den Mangel an inneren Kommunikationen so leicht durch den Seetransport hätte ersetzen können, siecht kraftlos hin, und ward ein Spielball fremder Willkür.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung von Seringapatam.

(Fortsetzung.)

Nach einer angstvollen Unterredung zwischen dem Killedar und dem Major Allan wurde der mit Bewaffneten angefüllte Palast übergeben, die Thore öffneten sich, und die jungen Prinzen, der eine 17, der andere 15 Jahre alt, traten dem schwer beleidigten Sieger entgegen. Sie nahten sich ihm zitternd; sie kannten das Unrecht, das er erlitten; sie wußten, daß mehrere Europäer, die während der Belagerung in die Hände ihres Vaters fielen, auf grausame Weise zu Tode gemartert worden waren; allein als ihr Auge den Blicken des Generals begegnete, wurde der brave Mann tief von dem Anblicke gerührt.

In Folge der Nachweisungen, welche Baird in dem Palast empfangen hatte, begab er sich augenblicklich nach dem nördlichen Thor, um den Sultan aufzusuchen. Das düstere Thorgewölbe war mit Erschlagenen angefüllt, und in dem Dunkel, welches daselbst herrschte, war es schwer, die Züge der Getödteten zu unterscheiden. Ein Leichnam um den andern wurde hervorgezogen und untersucht, aber vergeblich. Endlich zündete man Fackeln an, bei deren Schein man den Sultan unter einem Haufen Erschlagener entdeckte. Sein Turban, seine Bekleidung, sein Schwert, sein Degengehenk, Alles war verschwunden, weder Waffen noch Schmuck. — nichts war dem Könige geblieben; gleichwohl ward er von vielen erkannt, denn um seinen rechten Arm war das Armband gewunden, welches er nie von sich zu legen pflegte. Der Talisman enthielt, in schön geblümten Seidenstoff eingewickelt, ein Amulet von dünnem silberfarbenem Metall, nebst einigen Zetteln mit magischen arabischen und persischen Schriftzeichen, deren Inhalt, wenn noch ein Zweifel gewaltet hätte, die Identität des Sultans hinreichend bewiesen haben würde.

Ungeachtet dreier Wunden, welche man, außer dem Schusse durch die Schläfe, an seinem Körper entdeckte, waren die Gesichtszüge des Königs nicht entstellt, und trugen den Ausdruck einer ernsten Ruhe. Die Augen waren offen und der Körper noch so warm, daß Obrist Wellesley und Major Allan einen Augenblick lang glaubten, der Sultan müsse noch am Leben seyn; allein die Erwartung bewährte sich nicht.

Ueber 8000 Mann seiner Truppen waren in dem Kampfe gefallen. Vorzüglich in der Hauptmoschee und um dieselbe herum war das Blutbad fürchterlich gewesen; denn hier hatten die ächten Muselmänner, die weder fliehen, noch sich ergeben wollten, einen verzweifelten Widerstand geleistet. Mit Beendigung der Feindseligkeiten hörten auch alle Gewaltthätigkeiten auf, und nur eine geringe Anzahl Einwohner kam bei dem Sturme ums Leben. Diejenigen Frauen, welche nicht geflohen waren, versammelten sich zitternd und in ihre Schleier gehüllt auf den öffentlichen Plätzen, und fanden den besten Schutz in ihrer hülflosen und Mitleid erregenden Lage.

Am Morgen des 5ten Mai's wurde dem Obristen Wellesley das permanente Kommando der Festung übertragen. Während des Angriffs war er mit dem Befehl über die Reserve beauftragt gewesen.

Der Rang sowohl als der Ruf und das Alter des Generals Baird, vor Allem aber der Umstand, daß derselbe lange Zeit als ein Gefangener in den Kerkern der Stadt geschmachtet hatte, verliehen diesem Offizier gerechte Ansprüche auf die Ehre, die stürmenden Truppen zu führen. Sobald Obrist Wellesley das Kommando des Platzes übernommen hatte, war er strenge bemüht, die Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen. Einige Plünderer ließ er nach der ganzen Strenge der Gesetze bestrafen; sofort begab er sich in die Wohnungen der angesehensten Einwohner, und erweckte bald allgemeines Vertrauen im Volke. Diejenigen Personen, welche aus der Stadt geflohen waren, kehrten zurück, und schon drei Tage nach dem Sturme waren die Hauptstraßen und der Bazar mit einer geschäftigen Menge angefüllt, welche diesen Plätzen das Ansehen eines Jahrmarktes verlieh.

Der Leichnam Tippu's wurde nach dem Palaste gebracht. Den nächsten Morgen nach der Einnahme der Stadt erschien Abdul Khalik, der zweite Sohn des Sultans, in dem Palaste und ergab sich den Siegern als Kriegsgefangener. Er verlangte die Ueberreste seines Vaters zu sehen, verrieth aber nur wenig Rührung beim Anblick derselben. Nicht so die jüngern Prinzen; diese schienen tief ergriffen und zeigten einen lebhaften Schmerz. Tippu wurde mit den gewöhnlichen Ceremonien und allem unter den Umständen möglichen Pompe begraben. Vier Flankenkompagnien europäischer Truppen begleiteten den Zug als eine Ehrenwache, und von Minute zu Minute wurde das Geschütz abgefeuert. 5000 Rupien wurden in den Straßen auf dem Wege nach dem Begräbnißplatz als eine milde Schenkung an die Fakirs und Armen vertheilt; der Kanzi sang die gewöhnlichen Verse aus dem Koran, und die Begleiter des Zuges gaben die Antworten mit lauter Stimme. Die Straßen waren mit Einwohnern angefüllt, von denen viele sich ehrfurchtsvoll vor dem Sarge auf die Erde niederwarfen. So wurde Tippu in ein königliches Grab gelegt und an der Seite seines Vaters zur Ruhe bestattet. Er war tapfer und starb den Tod eines Kriegers. Während der Regierung seines Vaters war er der allgemeine Liebling des Volks gewesen, allein seine eigene Regierung täuschte die Erwartung aller Klassen. Indessen besaß er viele Eigenschaften, welche die Herzen seiner muhammedanischen Unterthanen mit seinen Fehlern versöhnten; auch legten sie den Druck, unter dem sie seufzten, nicht ihm, sondern seinem Minister Mir Sadok zur Last. Diese Ansicht sprachen sie noch auf eine sehr unwürdige Weise aus durch die grausamen und schändlichen Mißhandlungen des nackten Leichnams des Ministers, nachdem der Unglückliche während des Sturms, und wie man glaubt, von den Mysoreern selbst getödtet worden war.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1836.

Berichtigung
eines Aufsatzes im Ausland, den ungarischen Reichstag betreffend.

Das Ausland hat in Nr. 230 und 231 des vorigen Jahrs eine Scene des ungarischen Reichstags geschildert, nach der schriftlichen Mittheilung eines Korrespondenten, der angeblich als Augenzeuge der Sitzung beigewohnt haben wollte. Nach dieser Schilderung soll ein Mitglied der Geistlichkeit in Religionsgegenständen sich sehr intolerant geäußert, die Magnaten sich darüber aufgehalten haben, und als der Geistliche fortfuhr, endlich so in Zorn gerathen seyn, daß einige die Säbel zogen; der Palatin und der Erzbischof Primas seyen endlich ins Mittel getreten, und hätten dem Geistlichen gerathen sich zu entfernen.

Hierüber kam der Redaktion folgende Berichtigung zu:

„Die einfache Thatsache, auf welche der Verfasser sich zu „beziehen scheint, ist in Kürze folgende. Ein Kapitular-Deputirter widersprach mit trockenen Worten der Behauptung eines „Komitats-Ablegaten, indem er läugnete, daß ein von dem letzteren angeführter Fall in dem betreffenden Komitate sich ereignet „habe. Eine so geartete Einsprache ward von mehreren Mitgliedern des dritten Standes um so mißfälliger aufgenommen, „als sie der geistliche Deputirte unumwunden wiederholte. Man „fand in der so gearteten Aeußerung des Kapitular-Deputirten „den Charakter des Komitats-Ablegaten verletzt, und trug deßhalb auf gesetzliche Ahndung an. Daß nach dem erwähnten „Vorgange die Versammlung sehr aufgeregt war, wird nicht „in Abrede gestellt: allein nur die Minderzahl der Ablegaten „des dritten Standes nahm an jener Aufregung Theil; das „tobende Geschrei kam größtentheils von unbefugten Schreiern „und jungen Brauseköpfen, die sich auf der Tribüne und im „Gefolge der Ablegaten manche kecke Unart erlaubten. Der „Kapitular-Deputirte hat sofort den Sitzungssaal verlassen, „und zwar nicht gezwungen, sondern freiwillig, um nämlich „die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen; und in der Folge „wurde derselbe Kapitular-Deputirte durch ein Erkenntniß der „königlichen ungarischen Gerichtstafel als nicht schuldig, und „der gegen ihn tumultuarisch errichteten Aktion nicht verfallen erklärt. Uebrigens hat jener Auftritt bewiesen, daß gereizte „Leidenschaften keine angenehmen Erinnerungen zurücklassen."

Daß die dem Auslande mitgetheilte Schilderung nicht die eines Augenzeugen seyn kann, wird ferner aus mehreren Umständen nachgewiesen. Fürs erste läßt er die Magnaten, die Geistlichkeit und die Vertreter der Städte in einem Saale über die Erleichterung, die man den Bauern angedeihen lassen wolle, debattiren. Nun aber hat eine solche gemeinsame Sitzung im ganzen Lauf dieses Reichstags noch gar nicht statt gefunden. Fürs zweite konnte kein Erzbischof Primas anwesend seyn, denn dieser ist seit 4 Jahren todt, und diese Würde ist bis jetzt noch nicht wieder besetzt worden. Daß endlich drittens die Vorträge und Debatten in lateinischer, mitunter in deutscher, aber auch in ungarischer Sprache gehalten und geführt werden, ist gleichfalls größtentheils unrichtig. Bei der Magnatentafel herrscht nur die lateinische Sprache, — in Ungarn Gesetzessprache; bei den Ständen aber wird mit sehr geringer Ausnahme durchgehends in ungarischer Sprache verhandelt; die Traktate zwischen beiden Tafeln werden nur ungarisch gepflogen; — deutsche Vorträge und Debatten aber hat in dem ungarischen Reichstage noch niemand gehört.

Hieraus geht allerdings unwidersprechlich hervor, daß der Einsender des fraglichen Artikels in Nr. 230 und 231 des vorigen Jahres jener Debatte, und überhaupt keiner Reichstagssitzung persönlich anwohnte, und er somit die Redaktion auf eine unwürdige Weise hintergangen hat. Wenn man übrigens der Redaktion ein Vergehen daraus machen will, daß sie obige Schilderung aufgenommen, so bürdet man ihr doch etwas zu viel auf: über den Thatbestand der Verhandlung konnte sie unmöglich urtheilen, der Einsender hatte sie bisher nicht betrogen, und der einzige Umstand, daß manche Mitglieder des Reichstags so heftig wurden, daß sie den Säbel zogen, konnte sie nicht gegen die Aufnahme bestimmen, da die Erfahrung zeigt, daß selbst minder lebhafte Nationen bei manchen Verhandlungen ungewöhnlich heftig werden, und in solchem Falle nach dem Säbel zu greifen, ist doch jedenfalls ehrenhafter, als wenn sich die Reichstagsmitglieder an den Kleidern herumzerren, wie in der französischen Deputirtenkammer mehr als einmal geschehen.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Als O'Connell's Schreiben über die Sklaverei in Amerika und die Herabwürdigung der Farbigen im Jahre 1828 erschien, waren mehrere seiner Landsleute in Amerika ganz wüthend über seine Einmischung. Die Epistel eines Katholiken, der sich John, Bischof von Charleston, unterschrieb, enthält unter Anderm Folgendes: „hätte mir irgend jemand gesagt, daß der Tag kommen würde, wo ein Gefühl hoher und schwerer Pflicht mich veranlassen würde, so wie ich es jetzt thue, an Sie zu schreiben, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Ich sage Ihnen, daß einem tapfern und edelmüthigen Volke nie eine muthwilligere Ungerechtigkeit zugefügt wurde, als Sie, unkundig unsrer Lage, unsrer Geschichte, unsrer Gesetze, Gewohnheiten und Grundsätze zu verüben wagten. Als Caroliner kann ich nicht über Thatsachen mit Ihnen streiten, die Sie nicht kennen, als Irländer beklage ich Ihre Bethörung, und bei den vielen Prüfungen, die ich erfuhr, ist die härteste und bitterste die, daß die schmählichste Beleidigung, die je dem Lande meiner Wahl widerfuhr, undankbar und muthwillig von demjenigen angethan wurde, den ich als theuern Freund im Lande meiner Geburt schätzte. Sollte das Derrynane-Manifest gegen die stolzen Amerikaner und ihre Sklaven haltenden Staaten unächt seyn, so würde ich mit Freude dieß von Ihnen selbst erfahren. Sollte es aber Ihr Machwerk seyn, dann sollen Sie in mir einen von den Tausenden Ihrer Landsleute finden, die vor Ihrer Beleidigung nicht zurückweichen und vor Ihrer Drohung nicht zittern."

Als Entschädigung hiefür hängt O'Connell's Bildniß an der Wand jedes Abolitionisten, „und kein Sprößling Afrika's spricht seinen Namen ohne Achtung aus." Hr. Abdy bemerkt prophetisch, daß die Abkömmlinge Irlands und Afrika's um den Besitz eines fremden Landes sich streiten. „Die gegenwärtigen Bewohner geben sich das Ansehen, als verachteten sie beide, aber sie werden bei den Wahlen jetzt schon von der einen überstimmt (outvoted), und werden durch die Zahl der andern erdrückt (outnumbered) werden. John, Bischof von Charleston, ist nicht der einzige Geistliche der für die Sklaverei spricht, im Süden sind die Geistlichen aller Bekenntnisse Sklavenbesitzer, mit den wenigen Ausnahmen, welche über diesen unpopulären Gegenstand ein gänzliches Schweigen beobachten, huldigen alle dem Volksvorurtheil, und nirgends, sagt Abdy, hat die Geistlichkeit ihren heiligen Charakter so entehrt, daß sie die Laster begünstigt, um deren Besserung sie bemüht seyn sollte: dieß ist ein unauslöschlicher Flecken auf ihrem Charakter. Die Quäcker bilden in dieser schimpflichen Servilität keine Ausnahme, und benehmen sich so verachtungsvoll gegen ihre schwarzen Brüder, als der strengste Episkopale oder der orthodoxeste Presbyterianer. Hätten die Quäcker als Gesammtheit gehandelt, wie sie als Individuen sich aussprechen, hätten sie öffentlich gegen das Vorurtheil gesprochen, das sie insgeheim verdammen, und die Farbigen zu der gesellschaftlichen Gleichheit zugelassen, die denselben nach ihrer eignen Bemerkung gebührt, so wäre der Nationalcharakter nie durch solche Grausamkeiten entehrt worden, wie kürzlich statt fanden: eine Hinweisung auf ihr Benehmen hatte die andern entwaffnet. Statt daß sie jetzt von den Opfern dieses abscheulichen Hasses als Heuchler und Wetterfahnen gebrandmarkt werden, wären sie die besten Freunde und Beschützer der Farbigen geworden, wie sie von jeher die unermüdlichen Gegner des Menschenraubs waren. Niemand hätte seine Stimme mit Erfolg gegen ein Verfahren erheben können, das sie durch ihr Beispiel sanktionirt gehabt hätten. Die Nachkommen Penns hätten die Apostel des Unheils beschämt, und die, welche jetzt ihr Unglück der Apostasie der Quäcker Schuld geben, hätten ihre Rettung der Konsequenz der Quäcker gedankt."

Sehr, *sehr* gelinde tadeln die „Freunde" die Mißhandlung der Farbigen, und weisen ihnen ebenfalls in ihren Versammlungshäusern einen *abgesonderten* Platz an.

Die Gesetze, wie sie in vielen Staaten gegen die Farbigen bestehen, entehren die Menschheit und das Christenthum auf gleiche Weise. Es ist ganz gewöhnlich, Leuten von diesem gebrandmarkten Geschlecht, auch wenn sie frei sind, den Eingang in einen Staat zu verbieten; es ist ein Verbrechen, sie Lesen und Schreiben zu lehren, sie dürfen nicht predigen oder lehren, ihre Ehen mit Weißen sind verboten, und in manchen Sklavenstaaten ist der Umgang eines Farbigen mit einer Weißen ein Kapitalverbrechen. Vor nicht langer Zeit wurde deßhalb ein Mann zu Neuorleans gehängt: seine Mitschuldige, die Tochter seines Herrn, suchte ihn zu retten, indem sie alle Schuld auf sich nahm; sie starb bald nach der Hinrichtung. Es war ein ausgezeichnet schöner Quarterone. Von Heurath, als einem Mittel gegen solche Strafen, kann gar nicht die Rede seyn. Nach den erst im Jahre 1829 revidirten Statuten von Illinois werden Weiße, welche Negerinnen oder Mulattinnen heurathen, gepeitscht, um Geld gestraft, eingekerkert, und zum Schluß die Heurath für null und nichtig erklärt. Eine gleiche Eifersucht gegen fremde Heurathen zeigten die Juden, die Athener, die Römer und neuerlich auch — die Quäcker.

Die Damen in den nördlichen Staaten übersehen häufig den unerlaubten Verkehr ihrer männlichen Bekannten mit farbigen Frauen, wollte aber einer eine solche Verbindung durch Heurath gesetzlich machen, so würde er augenblicklich aus der Kaste gestoßen, und eine Schmach ist sein Loos, der wenige Männer sich auszusetzen den Muth haben. Der Kanzler des Staats Neuyork erklärte kürzlich in einer öffentlichen Rede, er glaube nicht, daß nördlich vom Potomac sich ein halb Dutzend tugendhafter Frauen fänden, die zugeben würden, daß ihre Kinder sich mit Farbigen verheurathen, weil diese ein entartetes Geschlecht seyen. Eine Stelle im New-York Courier setzt diese Gesinnung in ein helles Licht; sie bezieht sich auf einen Mann Namens May, einen Freund dieser verachteten und verfolgten Klasse, der unserem Verfasser zufolge ein äußerst liebenswürdiger Mann ist. Die Ueberschrift des Artikels war *Schwarz und Weiß*, und wurde geschrieben, als Hr. May sich die Bemerkung erlaubt hatte, er finde weder in der Vernunft noch in der Religion einen Grund, weßhalb die Heurath mit einer farbigen Person Unrecht wär".

„Dieser Mensch mag einen Wollenkopf heurathen oder gestatten, daß seine Tochter die Frau eines schwarzen Dandy werde; wir haben ihm dann nur zu sagen, daß es ausnehmend unverschämt von ihm ist, wenn er ein Mitglied einer anständigen Gesellschaft von Weißen bleiben will. Sein Platz ist dann irgendwo in Südafrika, wo solche Gesinnungen ihn ohne Zweifel populär machen werden. Er hat nicht mit amerikanischen Bürgern, wie einer von ihnen, zu verkehren. Das Geständniß, daß er so denkt, erregt Widerwillen in unserer Gesellschaft, und wer sich dazu bekennt, soll ausgestoßen werden. Wer die weißen Bürger des Landes so verhöhnt, hat sich des Rechts auf die gewöhnlichen Höflichkeiten des Lebens begeben, und da er sich mit den Aethiopiern identificirt hat, so darf er nichts als äthiopische Behandlung erwarten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebet der Seeräuber.

Ein französischer Schiffskapitän wurde in geringer Entfernung von den capverdischen Inseln von einem Piraten genommen. Das geraubte Fahrzeug bot den Korsaren, die den Schiffsraum durchsuchten, nichts als einige vom Wasser beschädigte Waaren. Die in die Kajüte eingesperrte Mannschaft hatte den Seeräubern vergebens zugerufen, daß das Schiff sinken werde, wenn sie nicht die Pumpen recht thätig in Bewegung setzen würden; eifrig damit beschäftigt, das was ihnen von der Ladung anstand, an Bord ihrer Brick-Goelette zu schaffen, achteten sie nicht auf die erhaltene Warnung, und merkten nur erst mit Einbruch der Nacht, daß ihre Prise bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war. Sie hatten mithin nichts Eiligeres zu thun, als ihre Beute im Stich zu lassen. Da der französische Kapitän und seine Matrosen nicht mehr bis zu den Pumpen kommen konnten, so beschlossen sie das Schiff zu verlassen und sich auf den Booten zu retten; kaum hatten sie sich aber bis auf eine kurze Strecke entfernt, als sie mit anbrechendem Tage das Piratenschiff erkannten, das wegen der während der Nacht eingetretenen Windstille hatte liegen bleiben müssen. Die Piraten sahen nicht sobald die beiden Boote, als sie ihnen auch schon einen Karonadenschuß nachschickten, um sie zur Umkehr zu zwingen. Der Piratenkapitän war ein Spanier; mit kurzen Worten eröffnete er dem französischen Kapitän, daß er ihn, nachdem er ihn geplündert habe, nicht auch noch der Gefahr des Ertrinkens aussetzen und ihn deßhalb an Bord seines Schiffes nehmen wolle, mit der Bedingung, daß er nebst seinen Leuten so lange Dienste leisten sollte, bis man sie an Bord des nächsten Schiffes aussetzen könne, das ihnen begegnen würde.

Man steuerte auf das Kap St. Maria los. Während die Piraten sich in dem Branntwein berauschten, den sie an Bord ihrer Prise gefunden hatten, übergaben sie den Helmstock des Steuerruders einem der französischen Matrosen, und einer der Offiziere der Piraten, der so wenig als die übrigen auf das Manöver Acht hatte, blickte, gravitätisch seine Pfeife schmauchend, zuweilen auf den Kompaß, nach dem man die Fahrt richtete. In einer Nacht, gerade als man die Wache ablöste, die bis Mitternacht auf ihrem Posten gewesen war, bemerkte man das Feuer eines Schiffes. Es wurde Rath gehalten und beschlossen, aus Vorsicht die Flucht zu ergreifen, bis man mit anbrechendem Tage das Schiff vollkommen zu Gesicht bekommen würde. Man glaubte bald zu bemerken, daß das entdeckte Feuer stets in gleicher Entfernung bleibe, was vermuthen ließ, daß man den Korsaren gesehen habe und Jagd auf ihn mache.

Die Piraten gehen sehr leicht von Verwegenheit zur Flucht über; sie wissen nur zu gut, welches Schicksal ihrer wartet, sind mithin leicht geneigt, aus der Ferne drohende Gefahren zu übertreiben, und behalten unter Umständen, welche andere Seeleute kaum aus ihrer Fassung bringen würden, nur selten kaltes Blut. Der Tag brach endlich an, und die ersten Strahlen seines Lichts ließen das gefürchtete Schiff deutlich erkennen. Es war eine Kriegsbrick, zur französischen Station am Senegal gehörig, wie man vermuthete, ein guter Segler, und hatte, des starken Windes ungeachtet, alle Segel beigesetzt. Der Korsar säumte nicht, seine Segel ebenfalls nach dem Winde zu richten, das Beste was er thun konnte. Das Meer ging hoch, und das Fahrzeug, das sieben bis acht Knoten in der Stunde gegen die Richtung der Wogen machte, durchschnitt diese, und wurde von vorn bis nach hinten von ihnen bedeckt. Der Klüverbaum brach von den heftigen Stößen des Schiffs; der Kapitän befahl den großen Klüver einzuziehen. Zwei Matrosen sprangen augenblicklich auf das Bugspriet, kaum aber zog man das Segel ein, als eines der Enden der Schote (des Seiles, welches die Segel ausgespannt hält) den einen Matrosen mit so gewaltigem Schlag über Bord warf, daß er drei oder vier Klafter weit ins Meer hinausflog. Er streckte den rechten Arm aus den Wogen empor, zum Zeichen, daß man ihn retten solle; man warf ihm mehrere Bretter zu, denn an einen Beistand anderer Art war nicht zu denken, und so verschwand der arme Teufel endlich mit einem furchtbaren Schrei, den Alle auf dem Schiffe hörten, in eine Welle. Der plötzliche Tod dieses Mannes machte auf den auf dem Dach der Kajüte stehenden spanischen Kapitän den tiefsten Eindruck: „Amigos! rief er, no somos perros; roguemos por al alma del probre Simphroniano! (Freunde, wir sind keine Hunde, beten wir für die Seele des armen Simphroniano.)" Sogleich nahmen die Piraten, dem Beispiel ihres Kapitäns folgend, ihre rothen Mützen in die Hände, und sangen, die Augen auf die Stelle gerichtet, wo ihr Kamerad versunken war, ein Gebet ab. „Nie in meinem Leben, sagte der französische Kapitän, machte irgend etwas in der Welt einen ähnlichen Eindruck auf mich, als der Anblick dieser mit Dolchen bewaffneten und mit Blut bedeckten Piraten, die hier in Andacht versunken beteten."

Die französische Brick kam inzwischen immer näher, und man konnte schon einen Theil der auf dem Vordertheil versammelten Mannschaft unterscheiden. Bis auf Musketenschußweite herangekommen, eröffnete sie das Feuer mit zwei Karonaden, deren Traubenschüsse die Segel des Korsaren zerrissen, der sich so gut als möglich vertheidigte. Jetzt begann das Flintenfeuer; mehrere Matrosen wurden verwundet, und der auf der Schanzenkleidung tödtlich getroffene Kapitän schrie seinen Leuten schon zu, die Segel zu streichen, als der kleine Fockmast der französischen Brick unter der Last der an ihm aufgespannten Segel brach, und der Pirat glücklich aus seiner Schußweite entkam. Bei dem Krachen des Mastes wurde die wildeste Freude unter den Korsaren laut; sie riefen Hurrah, und fielen, die Mützen in den Händen, zum Dankgebet auf die Knie. Am Abend hatten wir die Brick aus dem Gesichte verloren. Wäh-

rend der Ruhe, welche auf diesen angstvollen Tag folgte, schrieben die Piraten ihr glückliches Entkommen und den der Brick zugestoßenen Unfall ihrem brünstigen Gebete zu, und fuhren die ganze Nacht fort zu trinken und sich zu berauschen.

Ein französischer Kauffahrer, den die Piraten zwei Tage später einholten, wurde geplündert und der französische Kapitän mit seinen Leuten an dessen Bord gebracht und in Freiheit gesetzt. Der Kapitän landete glücklich zu Gorée und sagte noch oft: „Nie werde ich das Gebet der Seeräuber vergessen.“

Die Eroberung von Seringapatam.

(Schluß.)

Tippu war eigensinnig, aber großmüthig, und gab einer ungeheuren Menge Menschen Obdach und Nahrung. Er war ein strenger Beobachter aller Religionsübungen und Vorschriften, und seine Edikte hinsichtlich der Vergehungen gegen das Gesetz des Propheten waren streng und unerbittlich. Gegen die Europäer nährte er eine entschiedene Verachtung, welche selbst diejenigen theilten, deren er sich als Werkzeuge bediente. In seinen religiösen Ansichten war er unduldsam, und ein Verfolger aller Ungläubigen, vorzüglich der Christen. Indeß soll er nichts desto weniger an seinem Todestage den braminischen Priestern Opfergaben übersandt und sich solchen Ceremonien unterworfen haben, welche ihm von ihnen zur Abwendung des Unglücks vorgeschrieben wurden. Diese Priester hatten ihm vorher verkündigt, daß der 4te Mai ein unglücklicher Tag für ihn seyn würde. Als er ihnen seine Opfergaben übersandte, ließ er sie ersuchen, für ihn zu beten. So groß war die Furcht, mit welcher dieser unerschrockene Krieger dem Herannahen des Unglücks, vielleicht dem Schrecken des Todes, entgegenblickte.

Ungeachtet aller Vorhersagungen der Priester und seiner eigenen Vorgefühle hinsichtlich des Ausgangs des Kriegs wurde die Erstürmung von Seringapatam doch keinen Augenblick als ein mögliches Ereigniß von ihm ins Auge gefaßt, und selbst noch an dem Tage, an welchem dieselbe wirklich ausgeführt ward, konnte er sich bis auf die letzte Minute nicht überzeugen, daß eine solche ernstlich beabsichtigt sey.

Er speiste gerade sein Mittagsmahl unter einem Schoppen, nahe bei einem alten Thorwege der nördlichen Fronte, als der Allarm gegeben wurde. Da wusch er sich eilig die Hände und forderte seine Waffen. Während er noch damit beschäftigt war, sein Schwert umzugürten, überbrachte man ihm die Botschaft, daß Syed Goffar, sein bester Offizier, getödtet worden sey. „Syed Goffar hat sich nie vor dem Tode gefürchtet,“ war die schnelle und einzige Antwort, mit welcher er die Nachricht empfing. „Muhammed Cassim soll den Befehl über dessen Division übernehmen.“ Mit diesen Worten eilte er davon, um sich den Stürmenden entgegenzuwerfen.

Sobald die Umstände es erlaubten, versammelte sich zu Seringapatam eine von dem Generalgouverneur ernannte Kommission, um die Angelegenheiten des eroberten Reichs zu ordnen. Der erste Schritt, welchen diese Kommission that, war der, den vornehmsten Sirdars der Armee Tippu's, welche den Kampf überlebt hatten, lebenslängliche Pensionen zu bewilligen. Sobald diese versöhnende Maßregel ausgeführt war, beeilte sie sich, sowohl die Familie Heider Ali's, als die des letztverstorbenen Sultans aus dem Lande zu entfernen.

Der Generalgouverneur beschloß sofort, das Königreich Mysore wieder auf seine alte Würde eines Fürstenthums (Rajahship) zurückzuführen; er verlieh aber dem neuen Staate einen größern Gebietsumfang und reichere Einkünfte, als derselbe je unter den frühern Radschas besessen hatte. Die übrigen von Tippu's Vater eroberten Gebietstheile des Königreichs wurden zwischen den Engländern und dem Nizam getheilt. Den Thronerben des alten Radschas, ein Kind von 5 Jahren, fand man, nebst den übrigen Gliedern der gestürzten Herrscherfamilie, in das größte Elend und in die tiefste Armuth versunken. Dieser unwürdige Zustand des unglücklichen Kindes erregte das lebhafteste Mitgefühl derjenigen Personen, welche damit beauftragt waren, dem jungen Thronerben die Wiedereinsetzung in seine Rechte zu verkünden. Die Kommissäre wurden von dem jungen Prinzen in einem elenden Zimmer einer noch elendern Wohnung empfangen. Sie fanden ihn von seinen männlichen Verwandten umgeben, während die Ranah und die übrigen Frauen des Hauses nur durch einen armseligen Vorhang von dem Audienzzimmer getrennt waren. Der junge Prinz, ein zartes und schüchternes Kind, wurde anfänglich durch die fremden Besucher in Schrecken gesetzt, durch die freundlichen Liebkosungen der Kommissäre jedoch sehr bald besänftigt und beruhigt.

Die Braminen bestimmten den 30sten Junius als einen für die Wiedereinsetzung des jungen Thronerben günstigen Tag. Die Krönung fand in der alten Stadt Mysore statt. Der alte indianische Musnud war in Seringapatam wieder aufgefunden worden und ward bei dieser Gelegenheit benutzt. Unter einer königlichen Ehrensalve aus dem Fort und drei Salven von den Truppen bestieg der junge Radscha, geführt von dem General Harris und Mir Allum, den Thron seiner Vorväter, und empfing die Huldigung und die Siegel der Würde eines Ranje. Das Kind benahm sich bei dieser ernsten Feierlichkeit mit so viel Anstand und zeigte so wenig Verlegenheit und Furcht, daß es den Antheil aller anwesenden britischen Offiziere erregte. Der Bramine Purneah, Finanzminister Tippu's, ward ersucht, die Stelle eines Dewans*) bei der neuen Regierung zu übernehmen, und entsprach dieser Einladung. Auf solche Weise wurden die Angelegenheiten der neuen Regierung geordnet.

Zum Schlusse bemerken wir noch Folgendes: Die Besatzung von Seringapatam bestand während der Belagerung aus 22,000 Mann. 287 Stücke Geschütz waren auf den Wällen aufgepflanzt; gegen 700 Stücke wurden in den Zeughäusern gefunden. Auch befanden sich in der Stadt 2 Stückgießereien und 11 Gewehrfabriken. Der Verlust der Briten während der Belagerung und bei dem Sturm bestand in 1400 Mann Todten und Verwundeten, worunter 67 Offiziere.

Vermischte Nachrichten.

Die Bombayzeitung vom 6ten Mai v. J. enthält ein Schreiben aus Socotra, dem zufolge es zwar noch nicht zum Kampfe zwischen den Engländern und Beduinentruppen gekommen ist, wahrscheinlich wegen der Anwesenheit der englischen Kriegsschiffe, aber die Engländer sterben schnell dahin, nur zwei sind nicht auf der Krankenliste, und der Ort zeige sich überhaupt für Europäer und Sipahis sehr ungesund.

Vor zwanzig Jahren fand Dr. Portal, als er in der Nähe des Aetna einige Stücke alter Lava analysirte, Eisenerz darin; kürzlich hat ein Dr. Benedetto nahe bei dem Vulkan eine ausgedehnte Ader von diesem Metall entdeckt, welche Gruppen von achteckigen Figuren (Oktaedern) darbot.

*) Oder ersten Ministers.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1836.

Das Mittelmeer.

3. Neuere Verhältnisse.

Erwägt man die Fruchtbarkeit der das Mittelmeer umgebenden Länder, die Stufe von Civilisation, auf welcher namentlich die Bewohner der nördlichen Ufer stehen, so ist allerdings nicht zu läugnen, daß im Verhältniß damit Handel und Verkehr des Mittelmeers kaum je so tief standen, als in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Wie es mit der industriellen Thätigkeit in Spanien, Südfrankreich, Italien und Griechenland stand, ist bekannt, und die Lage der Länder unter dem militärischen Despotismus der Türken und Mameluken braucht vollends keiner Erwähnung. Vergleicht man damit den Zustand dieser Länder zur Zeit der Römer, die zahllose Menge prachtvoller Städte in allen Theilen Afrika's und Asiens, Städte deren Ruinen zum Theil noch nicht Einmal aufgefunden sind, obwohl wir aus der Anführung der alten Geschichtschreiber ihre Namen kennen, *) so muß man gestehen, daß die alte Heimath der Kultur tief, sehr tief gesunken war, und noch jetzt keineswegs sich herausgewunden hat aus der Versunkenheit, denn der Kampf und Streit, den dieses Herausreißen aus dem Todesschlaf kosten wird, hat noch kaum begonnen, obwohl wenigstens ein Hemmniß des Besserwerdens, das Korsarenwesen der afrikanischen Raubstaaten, bereits aus dem Wege geräumt ist. Wir brauchen hier die Kreuzzüge gegen dieselben nicht näher aufzuzählen, und erwähnen nur, daß England und Holland schon in den Jahren 1668, 70 und 76, Frankreich in den J. 1682—84 **) unter Duquesne sich Recht verschafften, daß es aber Spanien noch in den J. 1775, 83 und 84 immer nicht gelingen wollte: erst die Expedition der Engländer und Holländer im J. 1816, und endlich die französische im J. 1830 machten der Sache wirklich ein Ende.

Doch konnte dieß noch keine lebenskräftige Bewegung im Mittelmeere erzeugen, dazu waren mächtige politische Interessen nöthig, die nicht bloß zufälliger Weise wie in den J. 1757 bis 1763 und 1778 bis 1783 gelegentlich auch im Mittelmeere ausgefochten wurden, sondern Interessen, die ihren Sitz im Mittelmeere selbst hatten, und namentlich die muhammedanischen Staaten in nähere Berührung mit den europäischen brachten. Solche Interessen regte die französische Revolution theils mittel-, theils unmittelbar auf. Die auffallendsten Ereignisse, die hiezu führten, sind die Unternehmung der Franzosen nach Aegypten, und das Emporkommen der Griechen.

Nachdem Frankreich in den J. 1796 und 97 Italien größtentheils bezwungen, und von Venedig die jonischen Inseln erhalten hatte, suchte es theils aus Eroberungslust, theils aus der damals noch herrschenden Vorneigung für das Alterthum die Griechen zum Aufstand zu bringen, fand jedoch bald, daß hier die Russen schon viel festern Fuß gefaßt hatten, und ihre Einwirkung auf die Griechen ging auch größtentheils verloren. Desto bedeutsamer war die Eroberung Aegyptens, die aus zwei Gründen unternommen wurde, erstens um durch eine Kolonie in der Nähe Ersatz für die verlorenen westindischen Kolonien zu finden, zweitens um die Engländer leichter in Ostindien, wo noch Tippu Saheb den Krieg muthig führte, bekämpfen zu können. Man ersieht aus dem ersteren Grunde, daß es mit der Bemühung, größeres Leben in den Handel des Mittelmeers zu bringen, Ernst war. Nun ward mit Einemmal ein reges Leben im Mittelmeere geweckt, freilich fürs erste nur ein kriegerisches, das noch dazu durch die Uebermacht der Engländer bald unterdrückt würde, aber der Anstoß war gegeben, und nun blieb man nicht mehr stehen.

Nach der Einnahme von Malta und der Verjagung der Franzosen aus Aegypten waren die Engländer die Hauptmacht im Mittelmeer, und unterdrückten den französischen Handel, so wie den Handel des von Frankreich abhängigen Italiens, dafür aber stieg der sicilianische und maltesische Handel, vor Allem jedoch der griechische. Schon seit der Regierung Peter des Großen scheint in den Köpfen mehrerer russischen Staatsmänner die Idee vorgeherrscht zu haben, die durch einerlei Glauben mit den Russen verbundenen Griechen als Mittel zu benützen, um die

*) Mit dem Innern der Provinzen von Tunis und Algier, namentlich aber mit Cyrenaika sind wir noch sehr wenig bekannt.

**) Doch waren die Algierer nach dem ersten nicht ganz gelungenen Angriff noch keck genug, in die Provence einzufallen, und sie mit Feuer und Schwert zu verheeren.

Pforte fortdauernd zu schwächen. Daß General Münnich diesen Plan hegte, ist gewiß, die Kaiserin Katharina ergriff ihn mit Begierde, und schon im J. 1765 erschienen auf Rekognoscirung einige russische Handelsschiffe im Mittelmeer. Der Krieg vom J. 1771 bis 1774 mit seinen Folgen, einem partiellen Griechenaufstand und die Vernichtung der türkischen Flotte bei Tschesme sind bekannt, und wenn gleich der materielle Erfolg gering war, so kam doch in ganz Griechenland dadurch eine bisher unbekannte Bewegung, und durch die Bestimmung in dem Frieden von Kutschuk Koinardschi, daß den christlichen Unterthanen der Pforte, und namentlich den Griechen freie Schifffahrt unter russischer Flagge gestattet seyn solle, ward ein eigenthümlicher griechischer Handel erschaffen, dessen Bedeutung sich bald fühlbar machte, und der in wenigen Jahren von den Häfen des schwarzen Meers bis zum atlantischen Ocean sich ausdehnte. Rußland hatte, um den Griechen die Annahme seiner Flagge zu erleichtern, in mehreren griechischen Häfen Konsuln angestellt, welche zu dem Ende Beraths (Erlaubnißscheine) ausstellten. Bald waren aber auch diese nicht mehr nöthig. Der unglückliche Reformator Selim vertrug sich mit den griechischen Handelsleuten, Morusi stiftete mit seiner Bewilligung die Handelsgesellschaft der europäischem Kaufleute, welche neben andern Privilegien Befreiung vom Kharatsch und völlige Gleichheit der Rechte mit den im osmanischen Reiche angesessenen Unterthanen anderer Nationen zugestanden wurden. Die Pforte trat nämlich mit den meisten Inseln in Unterhandlung, und erließ ihnen gegen einen jährlichen bestimmten Tribut und die Stellung von 500 Matrosen zur türkischen Flotte alle Abgaben. Dadurch mehrte sich der griechische Handel so, daß er sich im J. 1813 schon auf 600 Fahrzeuge belief. Dazu trugen freilich zwei sehr zufällige Umstände bei, nämlich daß die Franzosen ihren Levantehandel durch die Uebermacht der Engländer völlig verloren, und daß der Krieg den Getreidehandel mit den nun in russischen Händen befindlichen Häfen des schwarzen Meers ungemein begünstigte. Die Hauptsache war aber, daß die Griechen durch ihre Verhältnisse am geeignetsten waren, alle diese günstigen Umstände zu benützen. Fürs erste waren Spanier, Italiener und Dalmatiner wegen ihrer Verbindung mit Frankreich von diesem Handel fast gänzlich ausgeschlossen, und zweitens waren die Griechen als Unterthanen einer muhammedanischen Macht einerseits, als Europäer und Christen andererseits ausnehmend geeignet eine Verbindung herzustellen, die bisher größtentheils gemangelt hatte. Diese Periode ist für das neuere Griechenland die wichtigste: in dieser wurden ihr Handel, ihr Reichthum, ihre Seemacht und ihre weitläufigen Verbindungen mit dem übrigen Europa gegründet, und diese waren auch die Elemente der spätern Revolution, die von den Armatolen und Klephten allein nimmermehr ausgeführt worden wäre. Ihr Handel gab ihnen die europäische Bedeutung, ihre Seemacht schützte die ersten Regungen der Revolution, und die mannichfachen im übrigen Europa angeknüpften Verbindungen unterhielten die allgemeine Theilnahme, die der alterthümliche Enthusiasmus schwerlich so lange wach erhalten hätte. An Griechenland knüpft sich das Hauptinteresse für die neuere Bedeutung des Mittelmeers, indem die allgemeine europäische Theilnahme und die kluge Benützung derselben durch Rußland endlich Maßregeln herbeiführten, deren Wirkungen noch immer fortdauern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Herr Abdy bemerkte eines Tags in einer Gesellschaft, der Tag würde kommen, wo alle Farben in eine Mischung verschmelzen, und das Menschengeschlecht an seinem Ende, wie an seinem Anfang nur Eine Farbe zeigen würde. „Wenn es, fuhr er fort, in diesem Lande fortgeht, wie bisher, so müssen die Schwarzen stärker werden, als die Weißen, und sie müssen sich verbinden, oder die letztern werden ausgetrieben.“ Ein in Amerika ansässiger Engländer wandte sich hierauf um, und sagte: „wenn ich glauben könnte, Ihre Prophezeihung würde je wahr werden, so würde ich, so sehr ich meine Kinder liebe, sie lieber noch vor meinen Augen sterben sehen, als den Gedanken ertragen, daß ihre, wenn auch noch so entfernte Nachkommenschaft eines Tags mit einem Farbigen zu Tische sitzen würde.“ Ist es bei solchen Gesinnungen ein Wunder, daß sich auf der Gegenseite manchmal ähnliche Gesinnungen zeigen, und daß nicht alle diesem Hochmuth sich so zahm unterwerfen. Ein Herr Walker von Boston, ein Schwarzer, der seine ganze Bildung sich selbst verdankte, schrieb vor wenigen Jahren ein Pamphlet, das unter den Pflanzern eine solche Bestürzung erregte, daß man glaubt, er sey heimlich ermordet worden; in diesem Pamphlet sagt er unumwunden: „ich spreche es laut aus, daß ich keine Prise Tabak darum gebe, wie irgend einer von den Weißen, dir ich in meinem Leben sah, verheurathet zu werden. Und wenn ein Schwarzer oder Farbiger seine eigene Farbe verläßt und eine Weiße heurathet, so verdient er von ihr als Sklave behandelt zu werden, was ihm auch nicht fehlen wird.“

Welcher Ton über die Sklavenangelegenheiten und die Beförderer der Emancipation im Süden herrscht, mag man aus Nachfolgendem abnehmen. Bei einem öffentlichen Gastmahl in Georgien wurde der Toast ausgebracht: „Südliche Freiheit und südliche Sklaverei! gleich den siamesischen Zwillingen unzertrennlich verbunden, von einander abhängig und eine zur Existenz der andern nothwendig!“ Der Columbia Telescope (Südkarolina) sagt den „Fanatikern,“ d. h. den Abolitionisten, ganz offen, was sie zu erwarten haben, wenn sie ihre Gesinnung nicht ändern. „Laßt uns durch die Journale des Landes erklären, daß die Frage über die Sklaverei keiner Diskussion unterliegt, noch unterliegen wird, daß das System unter uns tief gewurzelt ist, und für immer bestehen muß, daß in dem Augenblick, wo irgend jemand es versucht, uns den Text zu lesen über seine Uebel und seine Unmoralität, und die Nothwendigkeit von Maßregeln, um uns gegen dieselben zu schützen, in demselben Augenblick soll seine Zunge ausgeschnitten und auf den Misthaufen geworfen werden. Wir sind freie Männer, von einem edlen Stamme von Freien entsprossen, und können uns einer so edlen Linie von Voraltern

rühmen, als je die Erde geziert hat. In unserm Busen glüht der Geist freier Männer, wir leben in einem Zeitalter erleuchteter Freiheit, in einem mit deren Vorrechten gesegneten Lande, unter einer Regierung, welche sich verpflichtet hat, uns in dem friedlichen, ungestörten Besitze unsrer Einrichtungen zu schützen. Wir hoffen auf eine lange Fortdauer dieser hohen Privilegien, und müssen jetzt unser Eigenthum, unsre Freiheit, unsre Weiber und Kinder, das Recht unsre Angelegenheit nach unserer Weise zu ordnen, vertheidigen, und was uns nicht minder theuer ist, das Recht auf unserm eigenen Boden zu sterben, unter unsern Freunden, im Kampf mit allen denen, die eines dieser heiligen und unschätzbaren Vorrechte zu schwächen und zu verletzen suchen."

Solche Erklärungen sind freilich die ächten Vorläufer des Lynchgesetzes, und ein Sklavenbesitzer, der gegen Hrn. Abdy öffentlich äußerte, er würde das Schwert gegen jeden ziehen, der ihm in seine Rechte einreden wolle, sprach sicherlich die Gesinnungen des ganzen Südens aus. Das Unbegreiflichste bleibt indeß immer der blinde Haß, den die nördlichen Staaten gegen die Schwarzen und Farbigen hegen. In Massachusetts, der Wiege der Freiheit, wurde ein Schulbuch verboten, weil es Webster's Bemerkungen gegen den Sklavenhandel und Cowper's Verse über die Sklaverei enthielt.

Eine der merkwürdigsten in den nördlichen Staaten vorgekommenen Thatsachen in dieser Beziehung ist die Geschichte der Erziehungsanstalt einer Miß Crandall, welche zu Canterbury in Connecticut lebte. Zufälligerweise nahm sie auch die farbige Tochter eines ehrenwerthen Nachbars auf, die aber, — Hr. Abdy sah sie selbst, — „so wenig von dem verbotenen Fluidum in ihren Adern hatte, daß sie in einer Soirée in London unentdeckt geblieben, und nur wegen ihres freundlichen Aeußern und ihrer anmuthigen Gestalt bemerkt worden wäre. Nichts desto weniger verschwanden die weißen Mädchen nach und nach ganz, und es blieb nur das „schwarze Schaf." Miß Crandall war zu edelmüthig und stolz, um die unschuldige Ursache hievon wegzusenden, und verwandelte ihre so schnell dahin geschwundene **weiße** Schule in eine **farbige**, trotz der Bitten, Vorstellungen und Drohungen ihrer bisherigen Freunde und Gönner. „Der heilige Boden von Canterbury ward befleckt durch die Füße farbiger Fräulein (misses). Was war bei so einer unerträglichen Beleidigung zu thun? Wie sollte man die Rechte und Privilegien dieser guten patrizischen Stadt vor Gefahr schützen. Alsbald wandte man sich an eine väterliche Regierung, und die Legislatur erließ ein Gesetz, das, wie man hoffte, der Sache ein Ende machen sollte, da keine farbigen Kinder aus andern Staaten sollten hereingebracht werden gegen den Wunsch der Mehrzahl der Einwohner. *) Sie hatten sich indeß verrechnet: Miß Crandall trotzte ihren Unterdrückern und ihrem ex post facto-Gesetz; *) sie ward verklagt, und da sie auf den Rath ihres Anwalts keine Bürgschaft erlegen wollte, so ward sie ins Gefängniß gesperrt, und zwar (unabsichtlich wie man nachher sagte) in dasselbe Zimmer, das ein Mörder kurz vorher verlassen hatte. Am folgenden Tage wurde sie auf geleistete Bürgschaft freigelassen.

Diese Dame und ihre Zöglinge wurden auf jede Art beleidigt, und ihr Haus wiederholt durch Schaaren von Gassenjungen angegriffen, die Katzenmusik machten und in der Finsterniß Steine in die Fenster warfen. Miß Crandall ward nach dem ex post facto-Gesetz prozessirt, und da die Jury über das Verdikt nicht einig werden konnte, entlassen. Eine neue Anklage ward gegen sie vorgebracht, vor einem Richter, Namens Dagget, einem Manne, der wegen seiner Anhänglichkeit an die Gesellschaft „um sie alle fortzuschaffen, ehe sie uns auffressen," bekannt war. Als dieser sie wirklich schuldig sprach, appellirte sie, und der schimpfliche Prozeß erreichte sein Ende, indem man das passende Schlupfloch aussand, durch einen aufgestöberten Fehler in der Form die frühere Verhandlung niederzuschlagen. Da man Miß Crandall also gesetzlich nicht strafen konnte, so dauerte die Privatverfolgung und die gesellschaftliche Achtung so thätig fort, wie je. Schon der Prozeß hatte sie schweres Geld gekostet, jetzt wurden ihr wiederholt die Fenster eingeworfen und ihr Haus in Brand gesteckt, die Kaufleute weigerten sich ihre Familie mit den nöthigen Waaren zu versehen, der Arzt des Dorfes leistete ihren Zöglingen keine ärztliche Hülfe, obgleich auf drei Meilen im Umkreis kein Arzt zu finden war, man verweigerte ihnen den Zutritt zu den religiösen Versammlungen des Orts, und nöthigte sie eine entlegene Kirche aufzusuchen. Eine abermalige Klage ward gegen sie, so wie gegen einen männlichen Gehülfen der Anstalt anhängig gemacht; sie hatte inzwischen geheurathet, und die Angriffe auf ihr Haus wurden erneuert, bis endlich ihre Zöglinge durch ihre Eltern aus dieser ihrer Ruhe so nachtheiligen, ja ihrem Leben so gefährlichen Lage entfernt wurden.

(Schluß folgt.)

*) Hr. Abdy theilt den Text dieser Verordnung wörtlich mit, und Merkwürdigkeits halber lassen wir ihn hier folgen: „Whereas attempts have been made to establish literary institutions in this State, for the instruction of coloured persons belonging to other States and countries, which would tend to the great increase of the coloured population of the State, and thereby to the injury of the people: therefore it is enacted, that no person shall set up or establish, in this State, any school, academy, or literary institution, for the instruction or education of coloured persons, who are not inhabitants of this State; nor instruct or teach in any school, academy, or literary institution; or harbour or board, for the purpose of attending or being taught or instructed in any such school, any coloured persons not an inhabitant of any town in this State, without the consent, in writing, first obtained of the majority of the civil authority and select men of the town where such school is situated, on penalty etc."

*) Merkwürdiger Weise enthält die Verfassung der Vereinigten Staaten ausdrücklich die nicht mehr als gerechte und billige Bestimmung, daß kein ex post facto-Gesetz erlassen werden dürfe.

Das dänische Heer.

Ein in Nr. 75 des „Auslandes" vom Jahre 1836 enthaltener Aufsatz über das dänische Heer liefert, namentlich über die Rekrutirung der dänischen Armee, so irrige Angaben, daß deren Berichtigung nothwendig erscheint. *)

*) Jener Aufsatz wurde der Redaktion von einem im Militär befindlichen Mitarbeiter eingesendet, und war, so weit sie sich erinnert, aus dem United Service Journal entnommen.

Das eigentlich stehende Heer, die Linientruppen, zählt nach seiner vollen Stärke 26.861 Mann an Gemeinen, die Unteroffiziere, Spielleute u. s. w. ungerechnet. Da die Dienstzeit bei dieser Abtheilung der Armee regelmäßig 8 Jahre dauert, so wird zur Rekrutirung des stehenden Heeres jährlich Ein Achtel der reglementirten Stärke ausgehoben, wozu noch alljährlich so viele Rekruten hinzukommen, als zur Ersetzung der im Laufe des Jahres eingetretenen zufälligen Vakanzen unter den Landsoldaten erforderlich sind. Die Zahl der für jedes Jahr auszuhebenden Rekruten wird über die verschiedenen Distrikte nach Verhältniß der im Jahre vorher vorhanden gewesenen diensttüchtigen Mannschaft alljährlich repartirt, und die Aushebung selbst von reisenden Kommissarien, in Verbindung mit den Lokalbeamten, dergestalt vorgenommen, daß mit Uebergehung derjenigen Leute, denen mit Rücksicht auf ihre Verhältnisse, in Gemäßheit der desfallsigen sehr genauen Verfügungen, eine Befreiung vom Dienste zukommt, die erforderliche Anzahl Rekruten zuerst aus den 22jährigen Dienstpflichtigen, und wenn deren Zahl nicht hinreicht, aus den 21 und 20jährigen genommen wird. Finden sich, wie dieses jetzt in der Regel schon bei den 22jährigen der Fall ist, in Einer Altersstufe mehr Leute, als für jene Stellung des Kontingents an Rekruten erfordert werden, so entscheidet unter diesen das Loos. Die im Winter oder Frühjahr ausgehobenen Rekruten werden zwar sofort einem gewissen Regiment oder Korps zugetheilt, erscheinen bei demselben jedoch erst mehrere Monate später, und werden in der Garnison in den Waffen geübt, auch erst nachdem sie bei den Regimentern und Korps diensttüchtig befunden sind, förmlich enrollirt.

Von den bestimmten 8 Dienstjahren dienen die Soldaten in Friedenszeiten die beiden ersten Jahre ununterbrochen in der Garnison; in den 4 folgenden Jahren werden sie nur während der jährlichen Exerzierzeit, gewöhnlich im Juniusmonat, auf etwa 6 Wochen einberufen, und während der beiden letzten Dienstjahre sind sie in der Regel gänzlich dienstfrei, müssen sich aber auf höhern Befehl jederzeit bei ihren Regimentern oder Korps einfinden.

Neben den Linientruppen besteht noch eine Art Landwehr, die sogenannten Verstärkungs-Bataillone: jedem Infanterieregiment und Jägerkorps, so wie den Artilleriebrigaden sind nämlich gewisse Bataillone annektirt, welche im Nothfall mobil gemacht werden können, und dazu bestimmt sind, die Linientruppen im Fall eines Aufbruchs zu verstärken, so wie eine Reserve für dieselben zu bilden. Diese Bataillone bestehen:

1) Aus den nach beendigter Dienstzeit von den Linientruppen entlassenen Soldaten, die mithin in der Regel 30 bis 38 Jahre alt seyn werden.

2) Aus solchen Dienstpflichtigen, welche entweder, weil man ihrer nicht bedurfte, sich freigeloost haben, oder wegen gewisser Befreiungsgründe bei der Aushebung zu den Linientruppen übergangen sind. Diese letztern werden zugleich mit den Rekruten der Linientruppen in den Waffen geübt, aber sobald sie die Exerzierschule durchgemacht haben, in der Regel nach 10 Wochen wieder in ihre Heimath entlassen.

Aus beiden Klassen werden 26 Infanteriebataillone, 4 Jägerbataillone und 2 Artilleriebataillone gebildet, welche zusammen 26 880 Mann an Gemeinen zählen. In Friedenszeiten wird diese Mannschaft nicht zum Dienst einberufen, sondern es werden nur die in jedem Distrikt befindlichen Leute bei Gelegenheit der jährlichen Aushebungen gemustert, und die jährlichen Ab- und Zugänge in die Listen eingetragen.

Diejenigen Leute, welche bei den Linientruppen ausgedient haben, werden, nachdem sie 8 Jahre, die nicht früher gedienten aber, nachdem sie 16 Jahre lang bei den sogenannten Verstärkungsbataillonen in Nummer gestanden, von dieser Dienstpflicht entlassen; indeß bleiben sämmtliche Militärpflichtige bis zum vollendeten 45sten Jahre in den Listen stehen, und bilden die sogenannte Reserveklasse der Verstärkungs-Bataillone, aus welcher, wenn die vorhin erwähnte Mannschaft nicht ausreichen sollte, diese Bataillone ergänzt werden.

Mit dem 45sten Jahre aber hört jede Dienstpflicht auf, und der Dienstpflichtige erhält seinen gänzlichen Abschied. Ein sogenannter Landsturm findet als regelmäßiges Institut gar nicht statt, und zu dem Seedienst werden die zum Landkriegsdienst Pflichtigen niemals verwandt.

Die Aushebung zum Seekriegsdienst steht mit dem Landmilitär in gar keiner Verbindung: zum Seedienst werden die Seefahrenden in den Städten und die Bewohner gewisser Küstendistrikte verwandt, welche sich hauptsächlich mit der Seefahrt und Fischerei beschäftigen, so wie diejenigen zum Kriegsdienst Pflichtigen, welche, weil sie die Seefahrt als Gewerbe treiben, auf spezielles Ansuchen die Erlaubniß erhalten haben, anstatt bei dem Landmilitär auf der Flotte dienen zu dürfen.

Während des Kriegs mit England in den Jahren 1807 bis 1814 hatte sich an den Seeküsten eine Volksbewaffnung unter dem Namen der Küstenmiliz gebildet, um die Küsten vor plötzlichen Ueberfällen zu schützen; auch ward, als der Landkrieg sich den dänischen Gränzen näherte, ein Landsturm organisirt; beide Institute haben aber als außerordentliche Maßregeln mit dem Eintritt des Friedens aufgehört.

Was in dem erwähnten Aufsatz ferner über die Haltung und Kleidung der dänischen Soldaten gesagt worden, ist so auffallend falsch, daß es für jeden, welcher in neuerer Zeit die dänischen Truppen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, keiner Widerlegung bedarf. Die dänischen Truppen stehen an Gewandtheit und körperlicher Ausbildung keinen deutschen Truppen nach, und möchte sich die Kavallerie vor derjenigen der meisten Staaten vortheilhaft auszeichnen: die Kleidung ist nicht nur bequem und zweckmäßig, sondern auch zierend, und bei einigen Waffengattungen kostbarer, als vielleicht erforderlich wäre. Der Sold ist freilich eben so wenig, wie bei andern Armeen, reichlich: die meisten Soldaten wissen sich indeß durch Zuschuß ihrer Angehörigen oder durch häusliche Arbeit eine Zubuße zu ihrer Löhnung zu verschaffen, so daß es gewiß zu den Seltenheiten gehört, daß Soldaten an den Garnisonsorten auf der Straße arbeiten. Vielmehr zeichnen sich die Soldaten auch außer dem Dienste durch nette und reinliche Kleidung und einen gewissen Anstand von ihren Standesgenossen aus, und dieser Anstand pflegt sich auch nach Beendigung des Kriegsdienstes zu erhalten, so daß ein Bauer, der in seiner Jugend als Soldat gedient hat, auch in spätern Jahren auf den ersten Blick von solchen, die nicht in Dienst gestanden haben, zu unterscheiden ist.

Daß die ausgedienten Unteroffiziere bei dem Steuer- und Zollwesen angestellt werden, gehört zu den seltenen Ausnahmen: in der Regel werden die dazu qualifizirten Subjekte dieser Klasse nach beendigtem Dienst zu Polizei-, Gerichtsdiener- und ähnlichen Stellen befördert.

Auch in Ansehung des Offizierkorps finden sich in dem erwähnten Aufsatze manche Irrthümer: die regelmäßige Bildungsanstalt für angehende Offiziere ist die Kadettenakademie zu Kopenhagen; die militärische Hochschule wird nur von solchen besucht, die sich, nachdem sie das Offizierexamen bestanden, weiter ausbilden wollen; daß aber manche Offiziere, auch solche, welche nicht geborne Prinzen sind, schon im kräftigsten Mannesalter den Grad von Stabsoffizieren erlangen, ergeben zahlreiche Beispiele.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1836.

Die Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Hr. Abdy hat aus seinen eigenen Beobachtungen eine Menge Anekdoten gesammelt, welche von den edlen Gesinnungen und dem freundlichen, sittlichen Betragen der Farbigen zeugen. Nichts scheint gewöhnlicher, als daß ein Freigewordener seine Ersparnisse dazu verwendet, einem andern die Freiheit zu erkaufen, oft ohne auf Ersatz zu rechnen. Ihre häuslichen Verhältnisse sind sehr liebevoll, sie sind äußerst betriebsam, und ihr Wunsch, von dem kränkenden Joche der auf ihnen lastenden Ausschließung von der übrigen Gesellschaft befreit zu werden, zeugt, daß sie sich fühlen. Hr. Abdy hatte wahrscheinlich mehr Verkehr mit freien Schwarzen als irgend ein Reisender vor ihm: er suchte sie allenthalben auf, besuchte sie bei allen Gelegenheiten, in ihren Kirchen, ihren Schulen, ihren Gesellschaften, im häuslichen Kreise und am Krankenbett; stets fand er sie redlich, treu, freundlich unter einander, und wenn man ihnen Vertrauen zeigt, äußerst zuverlässig. Die vergleichungsweise große Anzahl von Farbigen, die man in Kriminalgefängnissen findet, erklärt Hr. Abdy aus ihrer Unwissenheit, der größern Versuchung, der sie ausgesetzt sind, und dem Mangel an Beschäftigung. Am meisten möchte zu berücksichtigen seyn, daß Farbige weit strenger behandelt werden als Weiße. So sagt ein Geistlicher aus Baltimore in einem Schreiben an den Herausgeber des „African Repository“: „ich kenne Beispiele, daß ein Sklave für ein Vergehen gehängt wurde, wegen dessen ein Weißer kaum vor Gericht belangt worden wäre; ich weiß Beispiele, daß freie Schwarze auf Jahre lang ins Strafarbeitshaus gesendet wurden, weil sie Zeugniß gegen einen Weißen abgelegt hatten, was in manchen Staaten durch Gesetze verboten ist. Allerdings herrscht Verdorbenheit unter den freien Schwarzen, aber man hat sie in hohem Grade übertrieben.“

Was Hr. Abdy von den Gesinnungen gegen die Farbigen und von ihrer Behandlung sagt, klingt freilich oft fast unglaublich; er selbst fühlt dieß, und sagt deßhalb an einer Stelle: „sprecht mit ihnen von gewöhnlichen Gegenständen, und sie sind so verständige und gescheidte Leute als irgend jemand, bringt sie aber auf diesen Punkt und der gebildetste Mann bringt in zehn Minuten mehr Unsinn vor, als der ungebildetste Lümmel in den drei Königreichen.“ Wir schließen diesen Artikel mit einem Auszug aus Hrn. Abdy's Werk, welche den Einfluß dieser Gesinnungen auf die auswärtige Politik der Nation schildert.

„Ob sie den Kaiser Alexander angehen, er möchte Ferdinand zur Anerkennung der südamerikanischen Staaten bewegen; — ob sie fürchten, Cuba möchte in die Hände Englands oder Mexiko's fallen; — ob Hayti seinen Platz unter den freien Staaten einnehmen soll, der bewegende Grund ist immer die Furcht, der Neger möchte seine Ketten brechen, und sich auf gleiche Stufe mit seinem Unterdrücker schwingen. Ein wahrhaft lustiges Beispiel hievon fiel bei dem Kongresse von Panama vor, dessen Präsident eine Rede bekannt gemacht hatte, die bei dem Volk der Vereinigten Staaten großen Anstoß gab. Es zeigte sich indeß, daß die Rede nicht wirklich gehalten worden war, und die Mitglieder erklärten sich, als der amerikanische Minister sie befragte, mit den in der Rede ausgesprochenen Grundsätzen nicht einverstanden, aus keinem andern Grunde, als weil die südamerikanischen Staaten, noch nicht von der Furcht vor dem Mutterlande befreit, einem so mächtigen Nachbar sich gefällig zeigen wollten. In der Rede findet sich jedoch nichts, woran außer den Nordamerikanern irgend jemand einen Anstoß finden könnte. Die inkulpirte Stelle ist wahrscheinlich folgende: „möge der Fremde, welches Glaubens er auch sey, hieher kommen, er soll geschützt und geachtet werden, außer wenn seine Sitten, der wahre Prüfungsstein der Religion, den uns von dem Messias gegebenen Lehren zuwider sind. Er möge kommen, und uns in Ackerbau und Gewerben unterweisen. Möge das traurige zur Erde gekehrte Antlitz des armen Afrikaners, der sich unter der Last seiner Ketten beugt, nicht mehr in diesen Gegenden erscheinen: er soll mit dem Weißen, dessen Farbe er als die Gewähr der Ueberlegenheit zu betrachten gewohnt war, gleiche Rechte erhalten: er soll erkennen, daß er nicht von andern Menschen verschieden ist, und lernen, ein vernünftiges Wesen zu werden.“

Hr. Salazar, der columbische Minister zu Washington, sagt in einer Note an Hrn. Clay vom 2ten Nov. 1825. „Auf welche Grundlage die Verhältnisse von Hayti und andern Theilen un-

ferer Hemisphäre gestellt werden sollen, ist eine auf den ersten Anblick einfach scheinende Frage, es zeigen sich aber ernste Schwierigkeiten, sobald man sie näher untersucht. Diese Schwierigkeiten entspringen aus der verschiedenen Art den Afrikaner zu betrachten, aus den verschiedenen Rechten derselben in Hayti, den Vereinigten Staaten und andern Ländern Südamerika's. Diese Frage soll zu Panama entschieden, und wo möglich ein gleichförmiges Verfahren oder solche Modifikationen angenommen werden, wie die Umstände sie erfordern können." Die Art, wie man in Nordamerika bei dieser und ähnlichen Fragen sich äußerte, ist in der That beleidigend für Mexiko und alle ehemaligen spanischen Kolonien. Hr. Berrien sagte in Beziehung auf die projektirte Eroberung Cuba's und Portorico's durch die Südamerikaner ganz offen im Senat: „die zu lösende Frage ist die: können wir bei gehöriger Berücksichtigung der südlichen Staaten dulden, daß diese Inseln in die Hände von Flibustiern kommen, die von ihrer neugebackenen Freiheit ganz betrunken sind." Hr. Hayne von Südkarolina erklärte bei dieser Gelegenheit, die Föderalregierung habe einen großen Fehler begangen, daß sie mit Großbritannien und Columbien sich in Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels einließ. „Dieser Fehler," rief er aus, „ist nun glücklich verbessert, der erste Vertrag hat fehlgeschlagen, und der zweite ist fast einstimmig vom Senate verworfen worden. Unsere Politik ist also festgestellt, unser Weg genau bezeichnet. Ueber nichts das mit der Sklaverei in Verbindung steht, können wir mit andern Nationen unterhandeln, und am wenigsten dürfen wir die Frage von der Unabhängigkeit Hayti's berühren in Verbindung mit revolutionären Regierungen, deren eigene Geschichte ein Beispiel darbietet, das für unsere Ruhe kaum minder gefährlich ist. Diese Regierungen haben die Grundsätze von Freiheit und Gleichheit proklamirt und den Sieg errungen unter dem Panier der „allgemeinen Emancipation." Ihr findet farbige Männer an der Spitze ihrer Armeen, in ihren legislativen Versammlungen und in höheren Regierungsstellen. Sie blicken selbst jetzt noch mit den freundschaftlichsten Gesinnungen auf Hayti, *) und aus den vorliegenden Dokumenten geht hervor, daß sie seine Unabhängigkeit selbst jetzt noch anerkennen, wo es sonst aller Welt klar geworden ist, daß es sich wieder als Kolonie Frankreich unterworfen hat. **)" Noch heftiger sprach sich Hr. Randolph aus, wie überhaupt der Senat die heftigsten Symptome der endemischen Monomanie zeigt.

„Der Frieden von 11 Staaten der Union," sagt Hr. Benton aus Missouri, „gestattet nicht, daß die Folgen eines glücklichen Negeraufstands sich unter uns zeigen. Er gestattet nicht, daß schwarze Konsuln und Gesandte sich in unsern Städten niederlassen, im Lande herumparadiren, und den Schwarzen der Vereinigten Staaten den Beweis in die Hand geben, welche Ehrenstellen ihrer bei einer gleich glücklichen Anstrengung von ihrer Seite warten. Er gestattet nicht, daß die Thatsache offen verkündet werde, daß sie für den Mord ihrer Herren Freunde unter der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten finden. Nein, Hr. Präsident! Dieß ist eine Frage, die hier schon seit 33 Jahren entschieden ist. Es ist eine Frage, die hier jetzt nicht entschieden werden kann, und sollen wir nach Panama gehen, um sie zu diskutiren? Wer wird dort darüber sprechen und zu Gericht sitzen? Fünf Nationen, die bereits den Schwarzen auf gleichem Fuß mit den Weißen gesetzt haben, nicht bloß in ihren Konstitutionen, sondern auch im wirklichen Leben; fünf Nationen, welche in diesem Augenblick, — wenigstens einige davon, — schwarze Generale in ihren Armeen, und Mulattensenatoren in ihrem Kongresse haben!"

Aus dem Obigen geht hervor, daß die Frage über die schwarze Bevölkerung keine bloß innerliche ist, sondern bedeutenden Einfluß auf die auswärtige Politik ausübt, und muß nicht Nordamerika mit der Zeit hiedurch in große Verlegenheit gerathen, da die Emancipation der Schwarzen und Amalgamation mit den Weißen eine in ganz Südamerika, Mexiko und Westindien entschiedene, wenn auch noch nicht vollendete Thatsache ist, und Nordamerika in dem Grade als die Bedeutung dieser Staaten wächst, durch ihre Ansprüche ins Gedränge kommen muß?

*) Hayti wird nämlich von den Nordamerikanern noch immer als bloß rebellisch betrachtet, und ist nicht anerkannt, auch nicht von England, daß den Handel dahin unter strenger Strafe verboten hat, kein Wunder also, daß Hayti nicht gedeihen will.

**) Dieß bezieht sich wohl auf den Entschädigungsvertrag Hayti's mit Frankreich.

Das Mittelmeer.

3. Neuere Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Die Kriege von 1792 bis 1815 waren für das Mittelmeer in jeder Hinsicht bedeutend, außer dem Handel der Griechen aber namentlich darum, weil die Nothwendigkeit, in den Uferländern bald da bald dort kriegerische Unternehmungen zu machen, die Mächte nöthigte, Truppen aus Volksstämmen zu bilden, die bisher nie oder nur als Räuber die Waffen getragen hatten: so bildeten Franzosen, Russen und Engländer griechische Truppenkorps, Kleber bewaffnete in Aegypten Griechen und Kopten, lauter gegen den vorherigen Zustand fast unerhörte Neuerungen, und die Griechen, welche nach den Feldzügen in die Heimath zurückkehrten, mochten wohl am meisten Haß und Verachtung gegen ihre türkischen Herren mit sich tragen. Die Aufregung, welche durch die Kriege in allen diesen Ländern veranlaßt wurde, rächte sich bald, um so mehr, als der Handel fast plötzlich sank; nicht nur nahmen an dem Levantehandel alsbald mit Ende des Kriegs östreichische, spanische und italienische Schiffe, namentlich sardinische, Theil, sondern mit dem Jahre 1818 hörte der große Getreidehandel, den die Griechen bisher aus den südrussischen Häfen nach dem Mittelmeere getrieben hatten, fast gänzlich auf, und die Schiffe blieben unbeschäftigt. Um so leichter ließen sich die griechischen Inselbewohner, namentlich Hydrioten, Spezzioten und Psarioten bewegen, an dem Aufstande Theil zu nehmen, und ihre Thaten gegen die ottomannischen Flotten, so wie ihre Seeräubereien, sind noch in frischem Angedenken.

Widerwillig sah England, das in dem verflossenen Kriege Malta und die jonischen Inseln errungen hatte, dem Aufstande zu, und behandelte die Griechen troz der verkündigten Neutralität mit sichtlichem Hasse, denn aus diesem Kampfe konnte für England unmöglich ein Vortheil hervorgehen. Allerdings besaß es in Gibraltar, Malta und den jonischen Inseln drei Punkte, die ihm in gewisser Hinsicht die Herrschaft im Mittelmeere sicherten, und es ging so weit, im Frieden Oestreich und Frankreich Bedingungen hinsichtlich der Zahl und Größe der Kriegsschiffe vorschreiben zu wollen. Aber seine Meeresherrschaft war hier ziemlich unfruchtbar, da es im Frachtfuhrhandel mit den Anwohnern des Mittelmeers niemals Konkurrenz halten, und nur die Ausdehnung des Vertriebs seiner Manufakturwaaren betreiben konnte. Nicht Handelseifersucht war es deßhalb, was England gegen die Griechen stimmte, sondern die Ueberzeugung, daß Griechenland, wenn es je zu einiger Unabhängigkeit gelange, der nothwendige Alliirte Rußlands gegen die Pforte sey, und somit Rußlands Umsichgreifen, namentlich in Asien, ungemein erleichtert werde. Diese Eifersucht gegen Rußland bildet aber den Hauptzug in der neuern auswärtigen Geschichte Englands, weil dadurch seine Interessen in Indien ausnehmend gefährdet werden.

Um den Streit vollends zu verwirren, trat noch ein dritter Mitbewerber in die Schranken, nämlich Aegypten. Dort war die rohe Mamelukenherrschaft durch die französische Eroberung gebrochen worden, so daß es dem schlauen Mehemed Ali, sobald er sich Einmal emporgeschwungen, nicht schwer wurde sie vollends zu vernichten. Begünstigt ihn und seinen Sohn das Glück, so wird bald seine Herrschaft von Sennaar bis an die Gränze Persiens reichen. Indeß sind solche orientalische Reiche eine zu temporäre Erscheinung, und diese könnte nur dann bedeutend werden, wenn sie feindlich gegen Rußland und als Vorkämpfer des Islam aufträte: in diesem Sinne hätte Mehemed Ali's Herrschaft eine Zukunft, und in diesem Sinne mußte auch England sie begünstigen. Darum war die Schlacht von Navarin allerdings ein untoward event, indem sie nicht nur den ersten Gegner Rußlands, nämlich die Pforte selbst, sondern auch den eventuellen zweiten Widersacher, Mehemed Ali, gleichmäßig schwächte, nicht nur durch die halbe Vernichtung der Flotte, sondern auch durch die ganze Vereitelung des Plans, sich in Griechenland und hauptsächlich in Morea festzusetzen, dessen Paschalik Ibrahim Pascha erhalten hatte.

Rußland hatte den Aufstand der Griechen, deren Dank es sich früher schon durch die gewährten Handelsvortheile errungen hatte, auf eine höchst einfache Weise begünstigt, indem es ein Heer an seinen südlichen Gränzen stehen ließ, und dadurch die Türkei, welche stets ein Losschlagen der Russen befürchtete, gegen Griechenland ausnehmend schwächte. Zwar wäre Griechenland dennoch nach dem Falle von Athen am 5ten Junius 1827 wieder unter die Herrschaft der Pforte gekommen, aber schon waren die Unterhandlungen zwischen Rußland und England zu weit gediehen, denn bereits am 4ten April 1826 war ein Protokoll unterzeichnet worden, das die Einleitung zum Traktat vom 6ten Julius 1827 war, wonach Griechenland zur Türkei in dasselbe Verhältniß ungefähr wie die Moldau und Wallachei treten sollte. Wahrscheinlich dachte England dann zu Griechenland in dasselbe Verhältniß zu treten, wie Rußland zu der Moldau und Wallachei, allein auch diese Hoffnung schlug fehl, denn die Pforte pochte sehr zur Unzeit auf das ihr widerfahrene Unrecht, deducirte mit großer logischer Schärfe, wie wenig man das Recht habe, sich in den Streit mit ihren empörten Unterthanen zu mischen, mußte jedoch zu ihrem und Englands Schaden erfahren, daß der Schwache niemals Recht hat, und so wurde, als die Pforte in den Traktat vom 6ten Julius 1827 zu willigen sich weigerte, aus der halben Unabhängigkeit eine ganze.

Was weiter in Griechenland sich zutrug, kann hier nicht in Betracht kommen, doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß später, als in Griechenland die Noth sehr hoch gestiegen war, Frankreich, das damals ganz andere Plane als jezt verfolgte, den romantischen Zug nach Griechenland that, um Ibrahim zur endlichen Räumung des Landes zu nöthigen, und, eben so wie Rußland, geraume Zeit hindurch während Kapodistrias Regierung dem entblößten griechischen Schatze mit monatlich einer Million Franken aushalf. So wurde dem griechischen Staat in der ersten Periode seiner Unabhängigkeit das Leben gefristet. Und nicht umsonst ward die Summe ausgegeben, da Rußland dadurch den Vortheil gewann, daß die Pforte während des Kriegs 1828/29 wenigstens eine nicht ganz unbedeutende Armee gegen Griechenland unterhalten mußte. Ueberhaupt ist die Konsequenz und Ausdauer bemerkenswerth, mit welcher Rußland schon seit mehr als 70 Jahren den Plan verfolgt, durch Schwächung der Türkei Herr des Bosporus zu werden, und eine freie Durchfahrt ins Mittelmeer zu erringen, die ihm unerläßlich ist, wenn seine Südprovinzen den Flor erringen sollen, dessen sie durch ihre ausgezeichnet günstige Lage fähig sind. Mit unwandelbarer Folgerichtigkeit unterstüzt es jezt den Sultan, den es nicht mehr zu fürchten hat, und untergräbt Mehemed Ali's Herrschaft, die ihm gefährlich werden kann. Mehemed Ali hat riesenhafte Anstrengungen gemacht, um eine Flotte im Mittelmeere zu erschaffen, und es ist ihm gelungen. Zwar wird sie unter sonst gleichen Verhältnissen es nicht mit einer europäischen aufnehmen können, aber im Fall eines Kampfes wird es ihm an tüchtigen europäischen Seeoffizieren nicht fehlen, und daß die Araber sich leicht zu guten Matrosen bilden lassen, haben sie gezeigt. Alles deutet darum auf einen Kampf im Mittelmeere hin, der vermuthlich in wenigen Jahren unvermeidlich ist, und darüber entscheiden soll, wer im östlichen Theile des Mittelmeeres Herr sey.

Inzwischen hat die Stellung Rußlands zu der Pforte und Mehemed Ali schon seine Einwirkung auf den Stand der Dinge im Mittelmeere geäußert. Ibrahim zog von dem bedrohten Konstantinopel ab, und die Pforte dämpft mit Hülfe des russischen Einflusses nicht nur den Aufstand in seinen Küstenprovinzen, namentlich in Albanien, sondern hat auch seine Augen auf die Barbareskenstaaten geworfen, um dort seine Herrschaft herzustellen, und neue Stützpunkte gegen die drohende Stellung Mehemed Ali's zu gewinnen, der durch den Besitz von Kandia einen großen Schritt zur Herrschaft in den dortigen Ge-

wässern gethan hat. Mit Tripolis ist die Absicht der Pforte bis jetzt gelungen, aber nicht durch offene Gewalt, sondern durch Trug und Hinterlist, so daß das Land nicht bezwungen ist, vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach sich feindlich der türkischen Herrschaft gegenüber stellt. Ob der Versuch gegen Tunis gemacht werden wird, ist noch zweifelhaft, doch möchte er so wenig von glücklichem Erfolge begleitet seyn, als bei Tripolis, vielmehr gerade dazu dienen, das Volk im Innern Mehemed Ali in die Arme zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Quarantaine in Griechenland. *)

Am 17ten Mai, bei unserer Ankunft zu Schönus, wurden wir von einem türkischen Douanebeamten angerufen. Sobald er erfuhr, daß wir von Athen kämen, einem Ort, der für angesteckt galt, rief er uns ein rauhes Larga! (in die hohe See) zu; ein Empfang, der uns nicht viel Gutes weissagte. Der Chef der Douane kam eine Stunde später, um uns von dem Verdacht zu benachrichtigen, in dem man uns hatte. Vergebens warf ich ein, daß außer dem Paß, mit dem unser Carabukir (Kapitän) versehen sey, und in welchem bescheinigt war, daß die Pest noch nicht bis Athen selbst vorgedrungen und nur in der Umgegend sich gezeigt habe, auch noch ein Schreiben des Protomedicus dieser Stadt an den Bey von Corinth aufzeigen könne, das in Allem dasselbe bestätige, immer tönte uns dasselbe fatale und schreckliche Larga entgegen. Unsere Lage mitten unter diesen Leuten, denen wir uns mit Hülfe eines unserer Matrosen kaum verständlich machen konnten, war höchst traurig, und wurde mir schrecklich, als uns, nachdem ich lange mit dem Chef der Douane, einem rauhen, eigensinnigen Mann, wie die meisten Türken sind, der zudem weder lesen noch schreiben konnte, unterhandelt hatte, mit dürren Worten versichert wurde, daß man keinen unserer Briefe annehmen werde, und wir am Besten thun würden, wieder unter Segel zu gehen, und zu steuern, wohin wir wollten.

Es blieben uns, um nach Corfu zurückzukommen, nur zwei Wege übrig; der erste war, der Pest ungeachtet nach Athen umzukehren und dann den Weg nach Prevesa zu Lande einzuschlagen, und der zweite, auf unserem leichten Boote ohne Verdeck, das die kleinste Welle umwerfen und verschlingen konnte, die Fahrt um den Peloponnes zu wagen. Unsere Barke war nur 13 Fuß lang. Bei einer so wenig tröstlichen Wahl nahm ich nur von meiner Verzweiflung Rath an, und ließ auf die uns gewordene Eröffnung entgegnen, daß ich unwiderruflich entschlossen sey zu Schönus zu bleiben, und daß nichts in der Welt mich zur Abreise bestimmen werde. Der Ton, mit dem ich meinen Entschluß aussprach, machte, wie ich bemerken konnte, einen merklichen Eindruck auf die Türken, und ihre Unverschämtheit nahm von diesem Augenblick an immer mehr ab.

Die beiden ersten Tage unserer Quarantaine schliefen wir an Bord unseres Fahrzeugs. Am dritten, wo uns, da der Carabukir, dem es gehörte, seine Anstalten zur Heimreise getroffen hatte, im Hafen von Schönus kein anderer Aufenthaltsort übrig geblieben wäre, als der nasse Palast Amphitritens, galt es einen neuen Auftritt mit unserem Douanenkerkermeister, um ihn durch Drohungen zu vermögen, daß man uns gestattete unser Gepäck nebst den Matratzen hinter einen unfern des Fleckens stehenden einzelnen Thurm zu schaffen, dessen Inneres uns erst nach acht Tagen zur Wohnung eingeräumt werden sollte. Hier, und während der 48 Stunden, welche wir unter freiem Himmel zubrachten, mußten wie gegen eine Heerde Ochsen Krieg führen, die gewohnt war, hier Schatten zu suchen, und uns dieses elende Asyl durchaus nicht überlassen wollten, bis wir sie endlich durch wiederholte Steinwürfe zwangen, uns mit ihren überlästigen Besuchen zu verschonen. Nun blieben wir im unbestrittenen Besitz der vier äußern Mauern dieses Thurms, hinter denen wir, um uns vor der brennenden Sonne zu schützen, mit unsern Matratzen von einer zur andern rücken mußten, so wie ihre Strahlen uns erreichten. Abends gegen 6 Uhr sahen wir einen schlechten Wagen mit herabgelassenen Vorhängen, von drei Janitscharen zu Pferde und einem schwarzen Eunuchen begleitet, und von mehrern Handpferden gefolgt, auf dem Wege von Corinth herabkommen. Ohne Zweifel war dem Hafen von Schönus diese Ehre noch nie wiederfahren, und damit dieß geschehe, bedurfte es nichts Geringeres, als daß der Bey Nachricht erhielt, daß die Ladung einer nach uns angekommenen Barke von Athen fast ganz für ihn bestimmt sey.

(Schluß folgt.)

*) Aus der türkischen Periode. Mitgetheilt im Journal de la Marine von dem französischen Konsul Grafen Canclaux.

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Blatt enthält nachfolgende Angaben über den Stand des Unterrichtswesens in Paris. Die Zahl der Zöglinge an der Rechtsschule beträgt 6454, an der medizinischen 4500, an der Normalschule 67; am Collége St. Louis 290 im Hause wohnende und 575 auswärtige Schüler, zusammen 865, am Collége Louis le Grand 400 im Hause wohnende und 500 auswärtige Schüler; am Collége Charlemagne 794. Die Zahl sämmtlicher Schüler wuchs von einem Fünfzehntel bis zu einem Zwanzigstel.

*

Ein Herr Pallas übersandte kürzlich der französischen Akademie der Wissenschaften eine Probe von einer Substanz, die aus dem Stängel der Maispflanze gezogen war, welche nahe an 6 Proz. Syrup enthält, wovon aber ein Theil sich nicht krystallisirt, ehe die Frucht vorhanden ist. Von diesem Zeitpunkt an bis zur völligen Reife verdichtet sie sich und erhält mehr Konsistenz. Die günstigste Zeit, um die größte Quantität Zucker zu erhalten, ist unmittelbar nach der Reife und Einsammlung der Frucht. Was nach dem Ausziehen des Zuckers übrig bleibt, gibt ein vortreffliches Viehfutter, auch läßt sich Packpapier daraus machen.

*

Dem Grafen Laplace wurde ein Denkmal zu Beaumont, seiner Vaterstadt, errichtet, und an dem Hause aufgestellt, in dem er geboren wurde. Das Gebäude ist hergerichtet zu einer Primärschule und einem Saal für die Mairie. Zwei Marmortafeln sind vorn eingesetzt, auf der einen steht, daß die Munizipalität von Beaumont dieß Gebäude dem Andenken von Laplace errichtet habe, der am 28sten März 1749 zu Beaumont geboren wurde und am 5ten März 1827 zu Paris starb. Auf der andern Tafel steht Folgendes:

Sous un modeste toit ici naquit Laplace
Lui qui sut de Newton agrandir le compas,
Et s'ouvrant un sillon dans les champs de l'espace,
Y fit encore un nouveau pas.

*

Nach der Delhi Zeitung vom 10ten Junius d. J. ist ein lange erwarteter Streit zwischen dem Gouverneur von Meschid und dem Beherrscher von Turkestan (König von Buchara?) zum Ausbruch gekommen. Der letztere kam mit einem starken Heere von Turkomanen, schlug den Gouverneur in einer blutigen Schlacht und bemächtigte sich Meschids. Dieß ist ein sehr bedeutendes Ereigniß für ganz Khorasan, das in Folge desselben gänzlich in die Hände der Turkomanen fallen muß. Meschid gilt bei den Schiiten als heilig, und die Perser wallfahrten zu dem Grabe des hier beerdigten Scheikhs Reza.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1836.

Die Bergwerke im Ural.

(Aus der nordischen Biene.)

Die wohlthätige Natur, die ihre Gaben allenthalben ausstreut, hat auch einen nicht unbedeutenden Antheil Rußland zugeschieden, einen Theil ihrer Reichthümer aber, und einen ziemlich bedeutenden, deckt die Rinde der Erde. Außer Gold und Silber finden sich in Rußland sehr viele andere Metalle, namentlich Kupfer und Eisen, und von den Kupfer- und Eisenwerken verdienen die im Ural wegen ihres großen Umfangs und ihrer Reichhaltigkeit am meisten Beachtung, obgleich sich deren auch in andern Theilen Rußlands, namentlich gegen Finnland hin, finden. Die große Reichhaltigkeit der Erzgänge im Ural, so wie ihre Ausdehnung veranlaßte die ausnehmend große Anzahl von Hüttenwerken, die sich daselbst findet. Der Ertrag derselben versorgt fast ganz Rußland, geht aber auch über Troizkoi und andere Orte zu den Völkern Asiens, und in bedeutender Menge und mannichfacher Verarbeitung in die andern europäischen Länder.

Lange noch nachdem Jermak Sibirien dem Scepter Iwans des Schrecklichen unterworfen hatte, benützte Rußland die auf der ganzen Strecke des neu erworbenen Landes, und namentlich im Ural verbreiteten Schätze nicht. Bekanntlich wurden erst unter Czar Michael Feodorowitsch Eisenwerke in Sibirien angelegt, ungefähr in der Gegend wo Perm *) liegt. Bei dem Zustand, in dem sich damals die Gewerbskunde überhaupt, und der Bergbau insbesondere in Rußland befand, kann man sich leicht vorstellen, wie die ersten sibirischen Bergwerke beschaffen waren. Aus Mangel an einer festen Bauart und an vielen andern Dingen, die zum Gelingen solcher Anstalten unentbehrlich sind, konnten diese Bergwerke, deren überdieß nur zwei waren, keinen Bestand gewinnen, und geriethen bald nach ihrer Gründung wieder in Verfall. Die Lage, in der sich damals Rußland selbst befand, war Ursache, daß der Bergbau nicht besser unterstützt wurde, und man ihm nur eine kalte Aufmerksamkeit schenkte. In diesem Zustand blieb die Sache, wie so manches Andere, bis auf Peter den Großen. Seiner Aufmerksamkeit entgingen die Reichthümer des Urals und des übrigen Sibiriens nicht. Wilhelm von Hennin zog nach seiner Rückkehr aus fremden Ländern Peters Aufmerksamkeit auf sich durch seine gute Verwaltung der Hüttenwerke von Olonez, aus denen die Flotte mit Kanonen und andern ähnlichen Bedürfnissen versehen wurde; im J. 1722 schickte ihn Peter nach Sibirien, theils um den bereits vorhandenen, aber in kläglichem Zustande befindlichen Bergwerken aufzuhelfen, theils um an vortheilhaften Punkten neue anzulegen. Als Hennin im folgenden Jahre am Orte seiner Bestimmung angelangt war, schritt er alsbald zur Ausführung des ihm gewordenen Auftrags. Bei der Untersuchung des Zustands der vorhandenen Hüttenwerke sah er bald, daß die Wälder, das unerläßlichste Erforderniß zum Betrieb der Hüttenwerke, so wie auch die Gruben, aus denen das Eisenerz gewonnen wurde, bereits ziemlich weit davon entfernt waren. Dieser Umstand war vermuthlich die Hauptursache, weßhalb von Hennin sich genöthigt sah, neue Hüttenwerke in Sibirien anzulegen. Noch in demselben Jahre 1723 gründete er am Flusse Isset, nicht weit vom Ausfluß desselben aus dem issetschen See, ein Pochwerk; die Einfälle der Baschkiren und anderer in diesen Gegenden nomadisch herumziehenden Völker nöthigten ihn, an dem neuen Werke eine kleine Festung anzulegen, um sie zu jeder Zeit schützen zu können. In der Folgezeit wurde diese Feste, als die Zahl ihrer Einwohner wuchs, in eine Stadt umgewandelt, und von Hennin Jekaterinburg genannt; in dieser wurde das Oberbergamt, das erstere höhere Bergwerksgericht in Sibirien, eingesetzt. *) Indeß zeigte es sich bald nach der Gründung des jekaterinburgischen Pochwerks, daß der erbaute Damm das Wasser nicht in gehöriger Menge aufhalte, er legte etwas höher oben am Flusse Isset einen neuen Damm an, sah sich genöthigt auch das Pochwerk dahin zu verlegen, und baute in der Folge dort einen Hochofen zum Schmelzen des Eisens. Das hier errichtete Eisenwerk erhielt den Namen des Werchissetischen

*) Dieß Gouvernement wird in Rußland zu den asiatischen gerechnet, obwohl es geographisch größtentheils zu Europa gehört.

*) Jetzt befindet sich in Jekaterinburg die Bergverwaltung, welche die Aufsicht über alle Bergwerke des Urals führt; sie wurde im Jahre 1831 aus Perm dahin versetzt, und heißt jetzt die uralische.

(oberissetischen) und unter diesem Namen besteht es noch heute und gehört dem Hrn. Jakowlew.

Hennin wirkte während eines zehnjährigen Aufenthalts in Sibirien ausnehmend viel für Ausdehnung und Verbesserung des Bergwesens. Sein Nachfolger war der durch seine Rechtlichkeit ausgezeichnete Tatischtschew, der von dem Bergkollegium besonders nach Schweden gesendet worden war, um das dortige Hüttenwesen einzusehen, und die nöthigen Erfahrungen im Bergbau zu sammeln: im J. 1734 kam er nach Jekaterinburg, und begann seine Arbeit mit nicht geringerem Eifer als de Hennin. Die Ernennung Tatischtschew's zum Nachfolger des letztern war für den Erfolg des Bergwesens im Ural um so wohlthätiger, als er nicht nur keine der Unternehmungen Hennin's vernachlässigte, sondern auch neue begann, und als verständiger Mann diese auf eine vortheilhafte Weise einzurichten verstand. Da er sah, daß es in den Bergwerken an kundigen Arbeitern jeder Art fehlte, so lag er dem Bergkollegium dringend an, solche Leute aus Schweden und Sachsen kommen zu lassen, und obgleich man ihm hierin nicht immer willfahrte, so wurde doch auf seine Vorstellungen eine nicht geringe Anzahl berufen, und dadurch das Verfahren in den Bergwerken ausnehmend verbessert. Seine Hauptarbeit war eine Bergwerksordnung, die er als Leitfaden bei der Verwaltung der Hüttenwerke abfaßte. Leider stand Tatischtschew den uralischen Bergwerken nicht lange vor, denn schon im J. 1737 wurde er zu einer andern Bestimmung abgerufen. Hätten die uralischen Bergwerke stets solche Vorstände gehabt, wie de Hennin und Tatischtschew, so wären sie früher zu dem Grade von Ausdehnung und Vollendung gelangt, in dem sie sich jetzt befinden.

Inzwischen begann Rußland, das durch Peter den Großen in den Kreis europäischer Civilisation hineingezogen worden war, und eine Menge vorher unbekannter Bedürfnisse kennen lernte, auch die Nothwendigkeit zu fühlen, seinen Bergbau auszudehnen, und so wurden die Hüttenwerke, welche bisher immer nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit von Seite der Regierung auf sich gezogen hatten, allmählich ein Gegenstand ihrer emsigsten Sorgfalt. Während sie eifrig für die Erweiterung ihrer eigenen Anstalten bemüht war, vernachlässigte sie auch andere Mittel nicht. Tuliauin Nikita Demidow hatte schon von Peter dem Großen bedeutende Rechte und Privilegien erhalten, um in Sibirien Hüttenwerke anzulegen. Da er durchaus keine wissenschaftlichen Kenntnisse hatte, was bei dem damaligen Bildungsstande in Rußland nicht sehr zu verwundern ist, dagegen aber thätigen Geistes war, und sich nicht leicht durch Hindernisse abschrecken ließ, so brachte er es durch unablässige Bemühungen bald weit genug, daß die Fortschritte seiner Anstalten das Bergwesen überhaupt ungemein beförderten. Außer ihm gehörten zu den ersten Hüttenbesitzern die Barone Stroganoff, die keine geringeren Vorrechte erhalten hatten, und gleichfalls mehrere Hüttenwerke bauten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mittelmeer.

3. Neuere Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Die Bewegung im Innern Nordafrika's, veranlaßt durch die Unternehmungen der Pforte und Frankreichs, kann nicht ohne bedeutendes Resultat bleiben: Algier, Tunis und Tripoli, mit Ausnahme Barkas *) sind durch allzu vielfache Schicksale mit einander und mit Marokko von jeher verbunden gewesen, als daß der einmal gegebene Anstoß nicht fortwirken sollte: Tunis und Tripoli werden dem Schicksal von Algier folgen, und entweder als Ein Staat in die Hände eines Eroberers fallen, der sich aus den jetzigen Zerrüttungen erheben kann, oder europäische Kolonien werden, sobald die Eifersucht, welche gegenwärtig den politischen Besitzstand mühsam genug aufrecht erhält, mehr geschwunden seyn wird. Vielleicht nimmt dann auch Spanien den schon vom Friedensfürsten gehegten und bereits ziemlich weit gediehenen Plan einer Eroberung Marokkos wieder auf. In jedem Falle wird sich der Verkehr namentlich mit dem nahen Italien und Malta mehr und mehr ausdehnen.

Der gegenwärtige Zustand im Mittelmeer eröffnet manche angenehme Aussicht. Zwar der Ausgang des Kampfes zwischen Rußland und England läßt sich unmöglich voraussehen, indeß sind beide Mächte dem Mittelmeere wesentlich fremd, und weder die gegenwärtige Macht Englands, noch die vielleicht baldige Rußlands können von langer Dauer seyn. Die bedeutendste Veränderung bereitet sich aber dadurch vor, daß die Länder um das Mittelmeer, namentlich im Norden, mit starken Schritten einem thätigen Handels- und Industrieleben entgegen gehen. Barcelona, Marseille, Genua, Livorno, Neapel, Venedig und Triest, namentlich das letztere, sind in sichtlichem Fortschritte begriffen, und die Zunahme des Reichthums wird auch eine neue Periode geistiger Thätigkeit, namentlich über Italien, herausführen. Die steigende Bedeutung Italiens und Spaniens, welche beide Länder zu verschiedenen Perioden eine ausgedehnte Herrschaft im Mittelmeere behaupteten, muß die fremden Mächte zurückdrängen, und auch Frankreichs Macht, nie sehr präponderirend im Mittelmeere, wird vor diesen beiden zurückweichen.

Die bedeutendste Veränderung aber geht von Südosten aus. Mehemeds Herrschaft freilich ist wahrscheinlich temporär, allein der Anstoß wird auch hier seine Wirkung nicht verfehlen. Der Eifer, mit dem man die alten Verbindungen mit Indien über das rothe Meer und den Euphrat wieder herzustellen sucht, wird nicht ohne Erfolg bleiben, wenn gleich die letztere in der nächsten Zeit gewiß zu keinem bedeutenden Resultate führt. Rußland hat zu viel Interesse diese Verbindung zu hindern, und auch zu viele Mittel, um sie wenigstens sehr zu erschweren, als daß so bald hier eine große Aenderung zu erwarten wäre; dagegen bietet der Weg über Aegypten große Hoffnungen dar, und

*) Barka ist durch seine Geschichte sehr von diesen Staaten abgesondert, ein Merkmal davon ist, daß die asiatisch-arabische Schrift bis zum Golf von Sydra geht, die maurisch-arabische aber erst mit Tripoli beginnt.

Alexandrien hat die Aussicht, wenn auch in vermindertem Grade, wieder die Stellung, wie unter den Ptolemäern und den Römern einzunehmen. Man findet allmählich den Weg um das Kap etwas zu lang und zu beschwerlich, und ist nur Einmal in Aegypten und Syrien die Bahn gebrochen, so kann die Verbindung wieder sehr lebhaft werden. Dem Verkehr, der von Basra den Euphrat herauf durch die syrische Wüste an das Mittelmeer geführt wurde, verdankte Tadmor und Baalbek einst ihr glanzvolles Daseyn, und diesen Verkehr oder wenigstens diesen Handelsweg sucht gegenwärtig England wieder in Gang zu bringen.

Daß England diesen Handelsweg, der länger und mühseliger als der über Aegypten ist, wieder in Gang zu bringen sucht, ist ungemein auffallend. Allerdings ist die Fahrt von Basra an durch den persischen Golf nach Indien, namentlich auch wegen der Monsuns, kürzer und leichter, als der aus dem rothen Meere nach Indien, doch wird dieser Vortheil durch den Nachtheil des größern Landtransports in Syrien hinreichend aufgewogen. Man könnte darum leicht auf den Gedanken kommen, es liege bei diesem Suchen nach einem so weit aussehendrn Handelsweg eine andere Absicht zu Grunde, nämlich die, bei der wahrscheinlichen Zertrümmerung des türkischen Reichs sich Syrien nebst den Inseln Creta, Rhodus und Cypern zuzueignen. Zur alsbaldigen Wegnahme der beiden erstern ist wenigstens schon vor mehr als einem Jahre durch einen englischen Seeoffizier der Vorschlag sehr unverblümt gemacht worden. Dann freilich wäre Englands Herrschaft im Mittelmeere völlig entschieden, denn von Gibraltar, Malta, Cerigo, Creta, Rhodus und Cypern aus würde es alle Länder nord- und südwärts bedrohen und das Mittelmeer beherrschen. Für England wäre diese Stellung wegen der dann nicht mehr durch fremdes Gebiet unterbrochenen Verbindung mit Indirn von unschätzbarem Werthe. Freilich sind die Stationen im Mittelmeere für England eine solche Quelle von Ausgaben, daß mancher Minister vor einer Vermehrung derselben zurückschrecken wird, allein für England besteht die Nothwendigkeit, Indien und seinen Handel zu schützen und auszubreiten, und vor dieser Nothwendigkeit werden alle andern Bedenklichkeiten welchen müssen, um so mehr, wenn es sich darum handelt, dem Umsichgreifen Rußlands gegenübrr zu treten.

So koncentrirt sich gegenwärtig das mannichfachste Interesse im östlichen Theile des Mittelmeers, und mit gespannter Erwartung sieht man das zerrüttete türkische Reich friner Auflösung sich nähern. Der Tod eines einzigen Mannes, Mehemed Ali, kann Veranlassung zu einem Kampfe geben, der ganz Vorderasien erschüttert, die Türkei auflöst, und eine ganz neue Gestaltung der Dinge über jene Länder herausführt, deren Natur und Weise sich durchaus nicht bestimmen lassen, weil zu mannichfache Elemente durch einander gähren, und keines derselben stark genug ist, die andern zu absorbiren, wo also Zufälle, augenblickliches Kriegsglück und kluge Benützung der Umstände allein entscheiden.

Wenn wir uns die Größe der bereits vorgegangenen und noch zu erwartenden Veränderungen klar vor Augen stellen wollen, so dürfen wir nur einen Blick zurückwerfen auf den Stand der Dinge vor 60 oder 70 Jahren. Das türkische Reich stand noch, wenn nicht ungeschwächt, doch unangetastet, Griechenlands Handel und Schifffahrt war nicht nennenswerth, von Italien aus trieb nur noch Venedig einen etwas bedeutendern Handel, aber seine Größe und seine Macht stand in keinem Verhältniß zu den andern Mächten mehr, um noch eine Rolle zu spielen. In Malta wankte der abgelebte Malteserorden seinem Grabe zu, die spanischen und italienischen Küsten hatten sich vor den afrikanischen Räubern zu fürchten, England besaß zwar schon Gibraltar, aber Frankreich und Spanien, durch den Bourbon'schen Familientraktat vereinigt, waren noch im Stande ihm die Spitze zu bieten; die afrikanischen Raubstaaten, wenn auch nicht mehr in der alten Blüthe, waren doch noch stark genug furchtbare Angriffe der Spanier abzuschlagen. Aegypten war als Handels- und Seemacht eine völlige Null, und von russischem Einfluß im Mittelmeere kaum noch die Rede. Dagegen hat letztere Macht seit zehn Jahren eine sehr bedeutende Rolle im Mittelmeere gespielt, und ist ihrem Ziel, einer Beherrschung des Bosporus, sehr nahe gerückt, die Türkei ist als Seemacht kaum noch zu nennen, die griechische Marine, wenn auch in augenblicklicher Bedrängniß, doch mit allen Elementen zu einer bedeutenden Zukunft ausgestattet, Venedig dagegen ausgelöscht aus der Reihe der Staaten, und an seine Stelle ist Triest mit einem immer kräftiger aufblühenden Handel getreten, den Oestreich, obgleich keine eigentliche Seemacht, zu schützen Einfluß und Stärke genug hat; Livorno und Genua sind in steigender Blüthe. Spanien dagegen ist als Seemacht nichts mehr, doch sein Handel bei den regsamen Küstenanwohnern in gedeihlichem Wachsthum, die Raubstaaten als solche sind vernichtet und Algier gar in europäischen Händen. Aegypten dagegen ist zu einer See- und Handelsmacht emporgewachsen, die der Existenz des türkischen Reiches droht, und durch seine Eroberung in Nubien und Sennaar den Sudan mit dem Mittelmeere stärker verbindet, als es bisher auf irgend einem Theile Nordafrika's, Marokko ausgenommen, der Fall war.

Vor siebzig Jahren war keine Macht im Mittelmeere herrschend, doch kann man die Seemächte ungefähr in folgender Gradation anführen: Frankreich, Spanien, Venedig, Türkei, afrikanische Raubstaaten, Malta. Jetzt dagegen klassificiren sie sich in folgender Weise: England, Frankreich, Rußland, Aegypten, Türkei, Griechenland. Von den ehemaligen Seemächten des Mittelmeers, zu denen man jetzt keinen italienischen Staat zählen kann, bestehen also gegenwärtig drei gar nicht mehr, denn Spaniens Kriegsmarine ist Null, Venedig und Malta bestehen nicht mehr, dagegen sind drei andere aufgetreten, von denen England plötzlich sich auf die erste Stufe schwang, Rußland und Aegypten aber gleich nach Frankreich kommen. Vielleicht ist vor Ablauf dieses Jahrhunderts England von diesem Schauplatz abgetreten, Spanien spielt im westlichen und die an die Stelle der Türkei getretene Macht im östlichen Theile des Mittelmeers die Hauptrolle, und wohl möglich, daß Italien dann stark genug ist, die Wage entschieden auf dessen Seite zu lenken, dem es sich zuwendet.

(Schluß folgt.)

Fruchtbarmachung des Rhonedeltas.

Die Arbeiten zu diesem Ende haben in neuerer Zeit eine große Ausdehnung gewonnen; diejenigen, welche die Kompagnie des Kanals von Beaucaire auf dem rechten Ufer hat entwerfen lassen, rechnet man auf zwei Millionen. Indeß verinteressiren sich diese Unternehmungen ungemein. Die Grundbesitzer und die Kompagnie des Moorlandes la Sonteirane haben ihre Einkünfte verdoppelt: der Krapp, der Wau, die künstlichen Wiesen und der Luzerner Klee gedeihen auf diesem vor Kurzem noch unfruchtbaren Boden. Auf dem linken Ufer hat man ungeheure Moorstrecken vermittelst des Kanals von Beuc trocken gelegt, und Getreide gedeiht hier vortrefflich. Nicht minder beschäftigt ist man in der Camargue.*) Man rechnet bereits längs der Rhone 500,000 □ Fuß Weiden und 70,000 □ Fuß anderer Pflanzungen. Herr von Bouillé hat eine Ackerbaukolonie versucht, und die Austrocknungskompagnie hat ein Dorf bauen lassen.

Eine Quarantaine in Griechenland.

(Schluß.)

Die Türken und Griechen, aus denen die traurige Bevölkerung von Schönus besteht, hatten jetzt nichts Eiligeres zu thun als sich zu verbergen; wir aber, die wir durchaus keine Ursache zu haben glaubten, ihnen dieß nachzuthun, oder vielmehr nicht wußten, daß man die Weiber eines Bey nicht einmal aus der Ferne betrachten dürfe, blieben ruhige Zuschauer der plötzlichen Veränderung der Scene, als einer der Janitscharen der Eskorte auf uns lossprengte, und uns in durchaus nicht mißzuverstehenden Zeichen bedeutete, daß wir unsere Neugierde zu zähmen und uns den Blicken der Frauen zu entziehen hätten, die aus dem Wagen Seiner Herrlichkeit steigen würden. Ich beschloß indeß dennoch von meiner Lage Nutzen zu ziehen, um mir wenigstens einen Begriff davon machen zu können, wie ein vornehmer Türke, von den Frauen seines Harems umgeben, sich wohl ausnehmen möge. Ich streckte mich daher auf meiner in einer kleinen Vertiefung liegenden Matratze auf dem Bauche aus, und konnte mich da zuweilen, auf beide Fäuste gestützt, ungesehen ein wenig aufrichten, um die Reisenden zu betrachten. Alle waren vermummt, so daß man nichts als die Augen und die Nasenspitze sehen konnte. Beschäftigt Pfeifen zu stopfen und diese ihrem nachlässig im Wagen ausgestreckten Gebieter zu reichen, traten sie abwechselnd an den Schlag der Kutsche, bis endlich der Bey, müde aus einer jeden dargebotenen Pfeife ein paar Züge zu rauchen, nach drei für uns tödtlich langweiligen Stunden, das Zeichen zum Aufbruche gab. Wir bemerkten, daß der wahrscheinlich einem Griechen geraubte Wagen des Beys nicht mehr brauchbar war, um den Weg nach Corinth damit zurückzumachen, denn man spannte die Pferde aus und ließ den Wagen stehen. Nach dem furchtbar schlechten Wege, den ich erst 14 Tage vorher zurückgelegt hatte, mithin recht gut kannte, mußte ich mich noch wundern, wie das Fuhrwerk nur bis Schönus hatte aushalten können und nicht vielmehr früher schon zertrümmert war. Der Bey und seine Frauen bestiegen die herbeigebrachten Pferde, und in einem Augenblick waren Odalisken und Männer unserem Blick entschwunden.

Die Ankunft des Bey, so peinliche Stunden sie uns auch herbeigeführt hatte, blieb doch nicht ohne Nutzen für uns. Er erkundigte sich nach meiner persönlichen Stellung, und befahl dann sogleich auf der östlichen Seite des Thurms ein schützendes Dach von Baumzweigen anzubringen, eine Erleichterung, die wir gebührend zu schätzen wußten. Von diesem Augenblick an wurde auch die Aufsicht unseres Argus minder belästigend. So lange das Wetter schön blieb, genügte unser Laubdach vollkommen, und erst am achten Tage unserer Absperrung fühlten wir das Bedürfniß eines minder durchsichtigen; denn während der Nacht fiel ein so heftiger Regen, daß wir ganz durchnäßt wurden. Ich bedeutete unserem Aufseher am folgenden Morgen, daß, wenn die schlechte Witterung anhalten sollte, ich mich in einem benachbarten Schuppen einquartieren würde. Diese Drohung hatte den guten Erfolg, daß man uns den Thurm aufschloß, dessen Inneres dem Schuppen in jeder Rücksicht vorzuziehen war. Unser Wächter war seit meiner gebieterischen Erklärung am Tage unserer Ankunft weit nachgiebiger geworden, und wurde es noch mehr, als er mich nicht nur geneigt fand seine frühere Grobheit zu vergessen, sondern ihm auch noch die geringen Dienste zu vergelten, die er mir während der Zeit erweisen konnte, die es der aus drei Dummköpfen bestehenden Gesundheitskommission in Corinth gefallen würde, mich noch in Kontumaz zu lassen. Unbegreiflich war es, daß ich nach Verlauf von acht Tagen noch nicht wußte, wie lange die Quarantaine dauern sollte. Es bedurfte vieler Resignation, und nur dieser hatte ich es zu danken, daß ich in diesem elenden Aufenthalt, in so ungesunder Luft und bei so schlechter Nahrung nicht krank wurde. Das einzige Fleisch, welches zu bekommen war, war Lammfleisch, ein ganzes Lamm kostete nur ungefähr 20 Sous, aber das Fleisch hatte keinen Geschmack, und war mithin immer noch zu theuer.

Der unerträgliche Zustand von Ungewißheit, in welchem ich mich hinsichtlich der Dauer der Quarantaine befand, veranlaßte mich, die Ruinen in der Gegend von Schönus zu besuchen, um doch mindestens einige Abwechslung in unsere einförmige Lebensart zu bringen. Da sich im Bereich jener Ruinen keine menschlichen Wohnungen befanden, so erhielt ich die erforderliche Erlaubniß ohne Bedenken. Stets schlug ich den Weg dahin ein, und fand nach und nach mit Hülfe meines Pausanias, der nie von mir kam, das alte Theater der isthmischen Spiele, die Ruinen des Tempels der Venus und die Ueberreste von dem des Neptun. In der Mitte dieser Ruinen befindet sich eine sehr tiefe Höhle, deren in den Felsen gehauener Eingang vermuthen läßt, daß sie das Grabmal irgend eines angesehenen Bürgers von Corinth war. Ich fand auch die Stelle der alten Rennbahn, deren Stufensitze noch deutlich zu unterscheiden sind. Neben diesen Ruinen fließt ein von einer sehr starken Quelle genährter Bach, der etwa 300 Schritte weit längs seines Laufes von Lorbeerrosen und wilden Birnbäumen beschattet ist. Durch diese Spaziergänge verkürzte ich mir manche langweilige Stunde meiner Gefangenschaft.

Endlich erreichte diese nach 14 Tagen der peinlichsten Erwartung ihr Ende. Da ich die türkische Launenhaftigkeit in Betreff von Gesundheitsmaßregeln kannte, so miethete ich, ohne auf die mir für den folgenden Tag versprochenen sechs Pferde zu warten, die beiden einzigen Klepper, welche im Flecken zu haben waren, zu Fortschaffung unseres Gepäcks, und wir selbst brachen unmittelbar zu Fuße auf, um noch vor Einbruch der Nacht Lachäum zu erreichen. Der Weg dahin betrug drei Stunden, und wurde uns als der einzige bezeichnet, den wir frei gehen könnten, ohne Corinth zu berühren; ein höchst abgeschmacktes Gebot, das uns an das bekannte Sprüchwort erinnerte: Non licet omnibus adire Corinthum.

*) So heißt die Deltainsel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1836.

Das Mittelmeer.

Schlußbemerkungen.

Blickt man auf die Geschichte des Mittelmeers zurück, so kann man nicht in Abrede stellen, daß mit wenigen Ausnahmen die nördlichen europäischen Ufer nebst Kleinasien die Oberhand haben; nur zweimal seit 3000 Jahren ist die Herrschaft von Afrika hergekommen, das eine Mal unter den Karthagern, das andere Mal unter den Arabern, aber es fällt dabei auf, daß diese beiden Völker nicht afrikanischen Ursprungs sind, und auch ihre Herrschaft, wenn sie auf europäische Länder sich ausdehnte, mit alleiniger Ausnahme Malta's und Spaniens, verhältnißmäßig nur kurz dauerte. Zugleich fällt auf, daß alle Inseln des Mittelmeers, einige ganz unbedeutende ausgenommen, Europa und Asien angehören, daß der Volksstamm auf allen, Malta vielleicht ausgenommen, entschieden europäisch ist, und stets das Fremdartige wieder ausstieß.

Die Sache ist gewiß nicht zufällig, sondern ruht auf einem geographischen Grunde, den wir wohl nicht mit Unrecht in der mannichfaltigen Gliederung der europäischen Südküsten suchen, in den zahllosen Landvorsprüngen, Buchten und tiefen Meerbusen, während Afrika's Nordküste von einem Ende bis zum andern einen sehr monotonen Anblick darbietet, und nur einen einzigen, wiewohl ziemlich offenen Meerbusen, den von Sydra bildet. Dieß konnte nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Schicksale der afrikanischen Völker bleiben, und wir finden daher auch, daß die Ureinwohner Nordafrika's, die Berbern, welche von dem Ostlande Nubien an in mannichfachen Stämmen theils den Atlas, theils die Ebenen südlich von demselben bewohnen, niemals an die See vorgedrungen sind, und hier mächtige Reiche gegründet haben.*) Dagegen sind die asiatischen Eroberer Nordafrika's, Tyrier und Araber, beide semitischen Stamms, gleichmäßig zur See mächtig geworden, obwohl die einen zur See, die andern zu Lande herkamen. Auch das hat seinen sehr einleuchtenden Grund: die Ureinwohner wurden zwar in die Berge zurückgedrängt, dort aber hielten sie Stand, und so waren die Eroberer auf die Küstenlandschaft beschränkt, und darum aus Meer angewiesen. Die Karthager, die vom Meere herkamen, breiteten ohnehin ihre Herrschaft nie tief ins Innere aus, ihre ganze Thätigkeit war aufs Meer gerichtet, und somit waren sie verloren, als sie ihre Obermacht zur See einbüßten, und es ward möglich selbst ihre Sprache in Afrika zu vernichten.*) Die Araber kamen zu Lande, ließen sich im Lande nieder, anfangs wohl nur ihre nomadische Lebensweise fortsetzend, und so wurden sie heimischer auf dem Boden, und die Ureinwohner treten in den Hintergrund, um so mehr als viele Araberstämme auch im Süden des Atlas räuberisch umherzogen, und dort jetzt zwischen dem Atlas und den Negern wohl mehr Araber und arabisch redende Stämme hausen, als Berbern. So wurde es möglich, daß sie Spanien so lange behaupten konnten, denn wenn auch die Kraft der spanischen Araber zu erschlaffen anfing, so kamen neue Heere aus Afrika den Glaubensbrüdern zu Hülfe. Daß aber die Spanier, als sie endlich der Araber sich erwehrt, das Vergeltungsrecht nur schwach ausübten, und keine bedeutenden Eroberungen daselbst machten, davon liegt der Grund in der mit der Eroberung von Granada zusammenfallenden Entdeckung Amerika's, so daß die Thätigkeit und Kraft des spanischen Volks sich dahin wandte, und man den mühseligen Kämpfen in Afrika nur geringe Aufmerksamkeit schenkte. Ohne die zugleich erfolgte Entdeckung Amerika's wäre der Strom der Eroberung rückwärts gegangen.

Die europäischen, dem Mittelmeere zugekehrten Länder sind sehr mannichfach gestaltet, und diese mannichfache Gestaltung ist nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihre Geschichte geblieben. Diese Länder sind Spanien, Frankreich, Italien und Griechen-

*) Mauritanien allein könnte man ausnehmen.

*) Dagegen läßt sich indeß doch vielleicht ein nicht ungegründeter Einwurf machen: die Römer herrschten 600 Jahre in Afrika, will man bis zur Eroberung des Landes durch die Araber rechnen, sogar 800 Jahre, sie gründeten oder erweiterten eine Menge Städte (man vergleiche nur die auf unserer Karte angeführten Namen), in denen zwar die römische Sprache die vornehme und Staatssprache, doch gewiß nicht überall die Volkssprache war: welcher Art war diese: punisch oder berberisch? Das Punische konnte leicht in das verwandte Arabische übergehen, und das Berberische sich wieder verlieren und in die Berge zurückziehen. So ganz und gar untergegangen sind doch wohl die Einwohner so vieler Städte schwerlich.

land: die beiden letztern sind mit ihren politischen und kommerziellen Bestrebungen ganz, die erstern nur zum Theil auf das Mittelmeer angewiesen, doch aber Spanien bei weitem mehr als Frankreich. Rechnet man beim erstern das Ebro-, beim zweiten das Rhonegebiet ab, welche beide sich ganz nach dem Mittelmeere öffnen, so beträgt die Küstenausdehnung Frankreichs nicht den vierten Theil so viel, als die Spaniens. Ersteres hat darum nie die Rolle auf dem Mittelmeere gespielt, wie Spanien zu den Zeiten der Römer, der Mauren und im sechzehnten Jahrhundert: die Nordküste der iberischen Halbinsel ist nur halb so lang, als die Südküste und auch die Westküste macht nur zwei Drittheile derselben aus. Dagegen ist Frankreichs Südküste nur etwa den vierten Theil so lang als die Nordwestküste. Demnach war das Streben Frankreichs von jeher mehr gegen Norden und Westen gerichtet. Beide indeß sind ganz im Gegensatz mit Italien und Griechenland abgerundete Länder, und die Einheit des Staats war nicht schwer zu erringen.

Ganz anders in Griechenland und Italien, das erstere ist wegen seiner vielfachen Zerstücklung durch Meerbusen und die zahlreichen Inseln, das letztere durch seine lange Ausstreckung ins Mittelmeer hinein zur Vereinzelung wie bestimmt, und in beiden wurde die Einheit bis jetzt stets nur durch die Knechtschaft herbeigeführt. Wäre Italien beim Monte Vellino, d. h. etwa in der Breite von Rom zu Ende, und läge der übrige Theil nebst Sicilien zwischen Corsica, Sardinien, Genua und Toskana, so hätte es einen Mittelpunkt, der von allen Punkten des Umkreises ziemlich gleich weit entfernt wäre: es wäre eine Einheit des Klima's und der Lokalinteressen vorhanden; aber einerseits sind die drei großen Inseln in besondern Verhältnissen, und haben abgesonderte Interessen, andererseits ist die Halbinsel südlich vom Monte Vellino allen Interessen des Pothales fremd; darum war Italien fast immer in verschiedene Staaten getrennt, und es wird auch nie Ein Reich mit strenger Uniformität der Einrichtungen werden. Kein Land Europa's ist so vortheilhaft gelegen, um eine bedeutende Seemacht zu werden. Seine Küsten haben eine Ausdehnung von nahe an 400 geogr. Meilen, die Inseln und Istrien gar nicht Einmal mit gerechnet. Frankreich hat im Mittelmeere nur eine Stadt mit 100,000 Seelen, Italien hat Genua, Neapel, Palermo und Venedig, die alle volkreicher sind, und besitzt an Spezzia, Tarent und Venedig drei vortreffliche Kriegshäfen. Italien könnte selbst jetzt 80 bis 100,000 Matrosen liefern, und daß diese die nöthigen Eigenschaften besitzen, haben die Seeleute von Genua, Pisa und Venedig Jahrhunderte lang gezeigt.

Wie günstig Griechenland in dieser Beziehung gestellt ist, braucht man nicht erst mit Beispielen aus dem Alterthum zu belegen, das schnelle Anwachsen der griechischen Marine vom J. 1780 bis 1814 liefert den deutlichsten Beweis. Was aus dem Völkergemisch aber, das den Süden der osteuropäischen Halbinsel einnimmt, werden soll, läßt sich unmöglich voraussehen, und eine wahre Lebenskraft läßt sich dem jungen griechischen Staate nur dann versprechen, wenn er eine bedeutende Vergrößerung erhält, und namentlich Creta ihm einverleibt wird; wie wenig aber dieß zu erwarten, haben wir oben erwähnt. Dort im Südosten Europa's sind überhaupt noch die meisten unvermittelten Interessen, und über den Besitz des Bosporus, der zwei Meere verbindet und zwei Kontinente trennt, wird wie in alter Zeit das Schwert entscheiden müssen.

Die Bergwerke im Ural.

(Fortsetzung.)

Die Bemühungen Demidow's und der Stroganow's waren nur ein Anfang: sie arbeiteten allein, und nur mit der Beihülfe von Seiten der Regierung, daß alle ihre Hüttenwerke auf Kronländereien erbaut waren, die ihnen, so wie die Wälder und die von ihnen entdeckten Erzgruben selbst unentgeldlich überlassen wurden. In der Folgezeit aber gab die Kaiserin Anna Iwanowna, welche die ganze Wichtigkeit einer Erweiterung des Bergbaus für das Reich einsah, allen denen, welche in Sibirien Eisen oder Kupferwerke errichten wollten, bestimmte Rechte. Außerdem, daß den neuerrichteten Hüttenwerken Kronländereien und Kronwälder zugewiesen wurden, befahl die Kaiserin nach der Instruktion, welche Tatischtschew erhielt, als er an Hennins Stelle nach Sibirien geschickt wurde, jedem Hüttenwerke die nöthige Anzahl Kronbauern zur Ausführung der Arbeit zuzuweisen. Diese Anordnung war vermuthlich eine von denen, welche am meisten zur Vermehrung der Hüttenwerke im Ural beitrug. Denn erst von diesem Zeitpunkt an bauten dergleichen auch andere Personen als Demidow und die Stroganow's, in der Hoffnung sichern Gewinns; damals war nämlich das Erz und das Holz in größerer Menge wie jetzt, und wie es scheint in besserer Qualität vorhanden. Obwohl bald darauf die Anzahl der Privathüttenwerke am Ural bedeutend war, so stieg doch ihre Zahl noch, als im J. 1740 ein Ukas erschien, viele Hüttenwerke der Krone zu verkaufen. Ohne in die Ursachen dieser Verordnung einzugehen, wollen wir bloß bemerken, daß sie zur Förderung des Bergwesens bedeutend beitrug, denn viele Kronhüttenwerke befanden sich in den Händen von Beamten, die von der Sache durchaus nichts verstanden, und kamen nun in die Hände von Privatleuten, die, wenn sie auch im Bergwesen keine sonderliche Erfahrung hatten, doch von dem Wunsche belebt waren, den größtmöglichen Nutzen aus ihrem Besitzthum zu ziehen, und so erhielt der Bergbau ein ganz neues Leben. Bei alle dem war aber noch lange nicht die Zeit gekommen, wo man an die Verbesserung des Maschinenwesens denken konnte.

So schnell in Rußland der Bergbau sich ausbreitete, so langsam schritt er auf dem Wege der Verbesserung vorwärts. Die erste Einführung desselben gehört den Fremden an, denn die Russen kannten ihn früher sehr wenig, und hatten sich bis zum Anfang des 17ten Jahrhunderts gar nicht mit der Gewinnung von Kupfer und Eisen abgegeben, obgleich das an Metall so reiche Sibirien schon seit geraumer Zeit mit Rußland vereinigt war. Erst unter Michael Feodorowitsch errichtete man, wie oben bemerkt wurde, in Sibirien zwei Hüttenwerke zur Schmelzung von Eisen und Kupfer. Obwohl diese Hüttenwerke unter der unmittelbaren Aufsicht der von Moskau aus dahin gesandten

Wojewoden standen, so war doch die innere Verwaltung hinsichtlich des mechanischen und künstlerischen Betriebs Leuten übertragen, die mit dem Bergwesen bekannt waren, hauptsächlich Fremden, weil wahrscheinlich damals noch keine Russen sich fanden, die zu solcher Arbeit gelangt hätten: auch später noch war de Hennin ein Fremder, und erst Tatischtschew ein Russe. Dieser Mann war für die damalige Zeit sehr unterrichtet, besaß auch einige der für einen Bergbeamten unumgänglich nothwendigen Kenntnisse, hatte übrigens im Bergbau eine große Erfahrung, die er sich durch lange Uebung in derartigen Geschäften erworben hatte. Aber auch er fühlte, als er in die uralischen Hüttenwerke kam, wie wenig Leute da seyen, die sich auf die verschiedenen Zweige des Hüttenwesens, als Schmelzung des Eisens und das Kohlenbrennen verstünden, und hielt es darum für seine erste Pflicht, der Regierung die Nothwendigkeit vorzustellen, fremde, in diesen Geschäften erfahrene Leute zu berufen. So blieb das Bergwesen in Rußland sehr lange Zeit in den Händen von Fremden, und schritt in der ersten Zeit seines Bestehens nur langsam vorwärts: es erforderte, wie alles Andere, eifrige und anhaltende Arbeit, und dieß leisteten, wie es scheint, die hereingerufenen Fremden nicht, vielleicht weil sie doch nicht hinreichende Erfahrung besaßen. Auch beschränkten sich von Anfang an und bis zu den letzten zwei Decennien des verflossenen Jahrhunderts, während der ganzen Zeit, wo die Fremden die Lehrmeister des Hüttenwesens in Rußland waren, alle Arbeiten in den sibirischen Bergwerken auf den Guß des Eisens und auf das Schmieden von Stangeneisen, Arbeiten, die wie bekannt, wegen ihrer Einfachheit sehr wenig Kunst erfordern. Zwischen 1780 und 1790, als Rußland sich Europa mehr und mehr näherte, und die Bergkunde allmählich die gebührende Aufmerksamkeit auf sich zog, vervollkommneten sich auch die Erzeugnisse der Hüttenwerke sichtlich. Man eignete sich nicht mehr bloß die fremden Entdeckungen an, sondern die Russen begannen auch, sich selbst mit den auf den Bergbau bezüglichen Wissenschaften zu beschäftigen. Bekannt sind die thätigen Bemühungen Lomonossows um die Begründung einer Mineralogie, und auch andere wirkten mit nicht minderem Eifer auf diesem Felde. In demselben Maße, als der Kreis des wissenschaftlichen Bestrebens sich erweiterte, vermehrte sich auch auf den Hüttenwerken die Zahl der Leute, die wenigstens mit den unerläßlichsten Kenntnissen in dem von ihnen gewählten Berufe ausgerüstet waren. So kam es, daß Russen allmählich die Fremden ersetzten, die nicht mehr so nöthig waren. Ueberdieß unterließ die Regierung nicht, einige junge Leute in fremde Länder zu senden, theils um mehr Fertigkeit in den Hüttengeschäften selbst zu erlangen, theils um sich in wissenschaftlicher Hinsicht auszubilden. Auch ergriff die Regierung einige weitere Maßregeln, und als der Entwurf einer Bergwerksordnung erschien, enthielten einige Artikel die Bestimmung, daß in jedem Kreise, wo Kronbergwerke sich befanden, Schulen zum Unterricht der jungen Leute aus den Hüttenämtern errichtet, und diese in Allem unterwiesen werden sollten, was zur Leitung von Bergbau- und Hüttenarbeiten erforderlich ist. Dieß diente ungemein zur Verbreitung der nöthigen Kenntnisse und führte das ganze Bergwesen bedeutend vorwärts. Indeß zeigten sich auch diese Schulen bald ungenügend, denn außer dem, daß nur die Anfangsgründe des Bergwesens darin gelehrt wurden, wurden die jungen Leute auch nur für diejenigen Bergwerke gebildet, die in dem betreffendem Kreise lagen; nun gehörte aber die größere Hälfte Privaten an, bei diesen befanden sich keine Schulen, und so waren die Privatbergwerke oft ohne einen einzigen wissenschaftlich gebildeten Mann, sondern wurden von Leuten geleitet, die nur durch die Uebung einige Kenntnisse erlangt hatten. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurde das Bergkadettenkorps gegründet, und später in das Institut des Bergingenieurkorps umgewandelt. Man kann zuversichtlich behaupten, daß von dieser Zeit an sowohl die Kron- als Privathüttenwerke sich schnell mit wissenschaftlich gebildeten Leuten füllten, die dem alten Schlendrian entgegen zu arbeiten bemüht waren.

(Schluß folgt.)

Die reisenden Beduinen zu Paris.

Das Theater der Porte St. Martin ist der Schauplatz außerordentlicher Vorstellungen. Seine Art besteht darin, keiner ausschließlich anzugehören. Das Drama und das Vaudeville, das Trauerspiel und das Lustspiel, das Ballet und die Pantomime, Alles wird auf demselben gespielt, manchmal tritt sogar das Publikum auf. Um dieses anzulocken, reichte früher ein großer pomphafter Anschlagzettel hin, in welchem die außerordentliche Geschicklichkeit eines Menschen gerühmt wurde, der als Affe auftrat, oder die seltene Intelligenz eines Elephanten, der sich als ein Mensch von anständigen Sitten zeigte. Damals war die schöne Zeit der Porte St. Martin. Seither hat sich dieses Theater vergebens alle erdenkliche Mühe gegeben, die unbeständige Menge zurückzurufen. Es hat Duelle, Mordthaten, Ehebrüche, Scheußlichkeiten aller Art auf die Bühne gebracht, allein das Publikum blieb nichts desto weniger aus. Dieß brachte den erfindungsreichen Director zum Nachdenken. „Man will nichts mehr vom Mittelalter, sprach er zu sich selbst, der Romantismus starb in den Windeln, der Ehebruch ist aus der Mode, und das Publikum liest meine Anschlagezettel nicht mehr; aber ich werde Mittel finden, das Undankbare wieder zurückzuführen." Und Herr Harel hatte Recht; denn seit 14 Tagen zeigt er den neugierigen Parisern die reisenden Beduinen, welche absichtlich aus dem Lande der Kamele und der Giraffen gekommen sind, um sich der Hauptstadt der Franzosen zu zeigen.

Die guten Pariser sind sonderbare Leute. Keiner derselben rührte sich, als es galt, die Trophäen zu begrüßen, welche der Sieger von Algier sandte; kein Mensch begab sich in das Invalidenhaus, um die bei Navarin eroberten Flaggen zu sehen. Da kommen einige Männer der Wüste, einige wilde Nomaden, und ganz Paris ist auf den Beinen, um sie zu bewundern. Dießmal allerdings ist die Sache wahr, ohne alle Beimischung von Charlatanerie. Es sind wahrhafte Beduinen, ganz so, wie sie Reisende uns beschreiben, wie einige Maler sie gemalt haben, die ihre Köpfe daran wagten, diejenigen dieser Wilden zu kopiren. Diese Beduinen sind keine Afrikaner von der Art derjenigen, wie man sie auf unsern Theatern darzustellen pflegt. Arme und Beine mit goldenen Ringen überladen, ihre Gewänder von Edelsteinen glänzend, und die Wohlgerüche des Morgenlandes vor ihnen her duftend. Nichts von

all dem! Sie treten auf mit blossen Füßen und Armen und mit geschornem Haupte. Ein einfaches weisses Tuch wallt von ihren Schultern und schlingt sich in zahlreichen Falten um Hüften und Beine. Eine Schnur, welche sie kreuzweise tragen, und an welcher mehrere kleinere amuletartige Gegenstände hängen, ist ihr ganzer Schmuck.

Schweigend und ernst, mit nachlässiger Haltung, traurigen Blicks, ohne allen Ausdruck im Gesicht, stellen sie sich neben einander in eine Linie, gleich aufgezogenen Mumien; sobald aber der einförmige Ton einer baskischen Trommel sich hören läßt, ändert sich die Scene plötzlich. Wie durch einen Zauberschlag beleben sich die Automaten; sie springen auf, drehen sich in ruckweisen Bewegungen um sich selbst, gleich einem Räderwerke, in welchem einige Zähne fehlen. Hierauf führen sie Sprünge aus, wobei sie von Zeit zu Zeit ein wildes Ächzen hören lassen. Ihre Bewegungen sind ungestüm, hastig und ohne Anstand, ihre Schritte unregelmäßig, dagegen aber entwickeln sie die Leichtigkeit der Gazelle, ohne Anlauf erheben sie sich über dem Boden, sie pirouettiren ohne alle Anstrengung, und kehren ohne irgend ein Geräusch auf den Boden zurück. In allen ihren Bewegungen herrscht eine Entschiedenheit, die Bewunderung und Staunen erregt.

Beim Anblick der Leichtigkeit, Schnelligkeit und unermüdlichen Ausdauer dieser Söhne der Wüste, neben denen unsere zierlichen Tänzer als wahre Statuen von Blei erscheinen, sieht man erst ein, welche Kraft die Natur uns gegeben hat; man erkennt die ganze Vollkommenheit, welche unsere physischen Fähigkeiten durch ausdauernde Uebungen erhalten können. Hier ist Alles Natur, von Kunst ist nichts zu sehen.

Jeder Tour oder Uebung geht eine kreisförmige Bewegung der Beduinen voraus. Diese Afrikaner sind daran gewöhnt, sich von den Nomadenstämmen ihrer Landsleute umgeben zu sehen. In der Wüste ist ein Amphitheater bald errichtet. Die erste Reihe legt sich nieder, die zweite kniet, die dritte steht, die vierte sitzt zu Pferde, die fünfte endlich besteigt ihre Kamele. In jenem Lande, wo die Luft eben so heiß ist als der Sand, wo Ruhe und Bewegungslosigkeit gewissermaßen Bedingungen der Gesundheit sind, läßt sich leicht begreifen, daß Beweglichkeit und Leichtigkeit in großem Ansehen stehen. Es handelt sich nicht darum, mit Anstand zu gehen, die Sprünge müssen mit Heftigkeit geschehen. Es liegt nichts daran, ob man im Takte springt, wofern man sich nur recht hoch erhebt und unterwegs große Lebhaftigkeit entwickelt. Die reisenden Beduinen vereinigen die hier genannten Eigenschaften in einem staunenerregenden Grade.

Es ist nicht möglich, eine genaue Beschreibung aller ihrer wundervollen Kraft- und Geschicklichkeitsstücke zu geben, das Merkwürdigste dabei ist jedoch, daß man ihnen ohne Besorgniß oder Unruhe zusieht. Nur der Zustand der Ruhe drengt sie, die gefährlichsten Sprünge sind ihr Element, und das Alles kostet sie so wenig Kraftaufwand, daß der Zuschauer glaubt, er wäre dasselbe zu leisten im Stande. Sie machen keine großen Vorbereitungen, wie unsere europäischen Equilibristen, alle ihre Sprünge werden mit der Schnelligkeit des Gedankens ausgeführt, und wenn sie aufhören, so sind sie weder ermüdet, noch außer Athem, und lächelnd zeigen sie ihre großen, weissen Zähne, so daß man geneigt ist, sie für Gnomen unserer neuern Dichter zu halten. Zuverlässig sind sie die größten Gaukler Europa's und Afrika's.

Unter der Bande befindet sich ein junger Bursche, der, nach seiner außerordentlichen Agilität zu schließen, Muskeln von Stahl und Quecksilber in den Adern zu haben scheint. Seine Sprünge sind 7 bis 8 Fuß hoch. Während er sich in der Luft mehreremal überschlägt, ergreift er ein Gewehr und schießt es los. Auch ein Komiker, der schwärzer ist als die andern, und der Kamuki heißt, befindet sich unter den Beduinen. Seine Sprünge sind das Bizarrste, was man sehen kann; er gleicht dem wiedererstandenen Jocko, aber mit der Agilität Jocko's vereinigt er die Kraft eines Herkules. So spaziert z. B. der Kamuki auf dem Theater umher und begegnet dem ebengenannten Burschen; nach einigen Komplimenten, wie sie in der Wüste Sitte seyn mögen, setzt der Bursche einen Fuß auf das Knie des Kamuki, mit noch größerer Leichtigkeit den andern Fuß auf die Schulter, endlich beide Füße auf den geschornen Kopf desselben, worauf der Kamuki lächelnd umhergeht, auf einem Beine steht, und es äußerst drollig findet, seinen Kameraden zum Kopfputz zu haben. Nun kommt ein dritter Beduine, der, ohne alle Anstrengung, und gleichsam als schritt er Stufen hinauf, sich auf den Kopf des Burschen stellt, und der Kamuki geht noch immer umher als ein wunderbarer lebender Obelisk. Das ist noch nicht Alles; ein Kind klimmt von Glied zu Glied, ein zweites folgt seinem Beispiel, und beide schlingen sich während der Bewegung gleich Schlangen um die lebende Säule. Endlich macht der Kamuki eine Bewegung, der Obelisk stürzt ein, und jedes fällt auf die Hände, ohne mehr Geräusch zu machen als eine Katze.

Geologische Notizen.

In der Sitzung der Londoner geologischen Gesellschaft vom 16ten December wurde ein Brief von Herrn Strickland, einem Mitglied der Gesellschaft aus Athen, vom 20sten Oktober vorgelesen. Der interessanteste Punkt in diesem Brief ist eine Beschreibung der Seewasserströmungen, welche in der Nähe von Argostoli in Cephalonia landeinwärts fließen, und zwar mit solcher Stärke, daß eine derselben zum Treiben einer Mühle gefaßt wurde. Herr Strickland erklärt das Phänomen dadurch, daß wahrscheinlich die Strömungen in ihrem unterirdischen Laufe durch Striche kommen, die mit vulkanischen Feuern in Verbindung stehen, daß das Wasser hier in Dampf verwandelt werde, der, im Aufsteigen an die Oberfläche verdichtet, die heißen Quellen bilde, die man in verschiedenen Gegenden Griechenlands findet. — Herr Lyell las auch einen Bericht über eine Entdeckung vor, die er im vergangenen Sommer in einem der leimichten Betten der Löß in der Nähe von Basel machte: er fand nämlich zwei Wirbelknochen, die der Haifischfamilie angehören, aber neben noch existirenden Fluß- und Landmuscheln, und einer Gattung von Clausilia, die man für ausgestorben hielt. Herr Lyell erklärt das Vorkommen der genannten Wirbelknochen so tief im innern Lande daraus, daß manche Seefische weit hinauf in den Strömen dringen, wie nach der Versicherung des Herrn Agassiz gewisse Arten der Haifisch- und Rochenfamilien den Senegal und Marannon mehrere hundert Meilen hinaufziehen, und ähnliche Thatsachen in Mangrave's und Piso's Naturgeschichte von Indien erzählt werden.

Ein Dr. Wall, Professor des Hebräischen an der Universität Dublin, will eine ganz eigene Entdeckung im Hebräischen gemacht haben, die ihm wohl keine der semitischen Sprachen Kundiger gelten lassen wird. In einem Werke: on the ancient orthography of the Jews, will er die Schreibart des Hebräischen auf die ägyptischen Hieroglyphen zurückführen, und aus der dreitheiligen Wurzel, an welche alle Beugungen nur angefügt seyen, den Beweis führen, daß dieser Wurzel ursprünglich ein hieroglyphisches Zeichen entsprochen, und die Beugungen und angehängten Zusätze durch andere kleinere hieroglyphische Zeichen ausgedrückt worden seyen; z. B. und wie haben sie gezählt (wannesapperam) sey ein Wort, die Wurzel spr entspreche einem hieroglyphischen Zeichen, die andern Anhängsel seyen durch Nebengruppen von Hieroglyphen ausgedrückt worden. Auf dieselbe Weise könnte man das Spanische auf Hieroglyphen zurückführen, wo man auch mehrere Suffixe anhängt: z. B. lleradmelo, bring mir es. Wenn Herr Dr. Wall in dieser hieroglyphischen Erklärungsweise fortfährt, so hat er zur Kabbala nicht mehr weit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **12.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1836.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts. *)

(Von Freiherrn Joseph von Hammer.)

1. Einleitung.

Biographien beginnen in der Regel mit einiger Kunde über die Abstammung, die Eltern und die nächste Verwandtschaft ihres Helden; so beginne denn auch das Lebensgemälde der osmanischen Literatur des zum vollen Mannesalter reifenden neunzehnten Jahrhunderts mit einem Rückblicke auf den Zustand derselben zu Ende des 18ten, indem nur hiedurch das zur vollkommenen Beurtheilung des Gegenstandes nöthige Licht einfällt. Solche Beleuchtung ist um so nothwendiger, je neuer und unbekannter die hier verhandelten Materien den meisten Lesern, je mehrere in dem, besonders seit dem Ausbruche des griechischen Aufstandes durch Unwissenheit und Parteigeist verbreiteten Vorurtheile befangen seyn dürften, daß die Osmanen keine Literatur haben, noch jemals gehabt. Der Gegensatz zwischen der höchsten Geisteskultur der alten Hellenen, welche für die unmittelbaren Altvordern der Neugriechen galten, mit osmanischer Barbarei war für Rhetorik von Parteischriften zu günstig, als daß die angebliche Unwissenheit nicht als Schlagschatten hätte benützt werden sollen, um neugriechische Bildungsfähigkeit in das glänzendste Licht, und türkische ganz in Abrede zu stellen. Zwar haben wir in der Geschichte des osmanischen Reiches zum Schlusse jeder Periode regelmäßig zum Ganzen die Uebersicht der Literatur derselben in einer verhältnißmäßigen Ausdehnung geliefert, und auf den Reichthum des vorliegenden Stoffes für einen künftigen Bearbeiter einer besonderen osmanischen Literaturgeschichte aufmerksam gemacht, aber jene Geschichte schließt mit dem Frieden von Kainardsche, so daß über die osmanische Literatur der letzten 26 Jahre des verflossenen Jahrhunderts eben so wenig als über die der ersten 33 des laufenden bisher irgendwo Kunde gegeben worden. Der Frieden von Kainardsche, in welchem Rußland die Grundlage seines herrschenden Einflusses auf das osmanische Reich gelegt, so wie durch den von Adrianopel diesem Ameisenbau seiner Politik den Giebel aufgesetzt hat, steht mitten inne zwischen dem Frieden von Adrianopel, welcher die Ohnmacht des Reiches diplomatisch verlautbart, und dem von Carlowitz, welcher dem Fortschreiten osmanischer Eroberung und Macht den völkerrechtlichen Gränzstein gesetzt. Mit dem 18ten Jahrhundert begann eine neue sowohl für die Politik nach Außen, als durch die Einwirkung europäischer Kultur nach Innen höchst folgenreiche Periode der Staatsgeschichte des osmanischen Reichs, in der Literaturgeschichte desselben durch die Einführung der Druckerei (im J. 1728) höchst merkwürdig bezeichnet. Die Centurie der in dem seit Einführung der Presse zu Konstantinopel verflossenen Jahrhunderte aus derselben hervorgegangenen Werke könnte allein genügen, den voreiligen und parteiischen Bestreitern des Daseyns einer osmanischen Literatur im 18ten Jahrhunderte den Mund zu schließen. Ueber die andern bisher nur noch handschriftlich vorhandenen zahlreichen Denkmale osmanischer Gelehrsamkeit und Literatur der zwischen den Friedensschlüssen von Carlowitz und Kainardsche inne liegenden Periode ist in dem siebenten und achten Bande der osmanischen Geschichte fortwährend Bericht mit den nöthigen Belegen in den Noten und Erläuterungen abgestattet worden. Es fehlt also zur gehörigen Vorkenntniß unseres Gegenstandes nur noch der Bericht des Zustandes osmanischer Literatur in den seit dem Frieden von Kainardsche verflossenen 26 Jahren des vorigen Jahrhunderts, welchen wir hier in nicht größerer Ausdehnung erstatten wollen, als dieses in der vom Frieden von Kainardsche bis auf den von Sistow und die Entthronung Sultan Selims III weiter geführten allgemeinen Geschichte des osmanischen Reichs geschehen müßte.

Ehe wir durch die schönsäulige Vorhalle der osmanischen Literatur des 18ten Jahrhunderts in den seitdem daran geflickten und neu übertünchten literarischen Bildersaal die Leser einführen, ist es durchaus nothwendig uns mit denselben über die wahre Bedeutung des in allen europäischen Sprachen gäng und gäbe gewordenen Wortes **Ulema**, das ist über den eigentlichen Gelehrtenstand des osmanischen Reiches in ein Paar Worten

*) Dieser Aufsatz erschien zuerst im englischen Athenäum im Monat November vorigen Jahres. Was hier mitgetheilt wird, ist jedoch das deutsche Original.

zu verständigen. Ulema *) die Wissenden, heißen im osmanischen Sprachgebrauche nicht gelehrte Litteratoren oder wissenschaftlich Gebildete überhaupt, sondern insbesondere und zunächst die Gesetzgelehrten, unter welchem Namen die Professoren und Rektoren, die Doktoren der Theologie und der Jurisprudenz, die Gottesgelehrten und Rechtsgelehrten als ein in der Verfassung des osmanischen Reiches tief und wesentlich eingreifender, vom Staate erhaltener und denselben wieder erhaltender konstitutioneller Körper bezeichnet werden. Man könnte dieselben den gesetzgebenden Körper des Reichs oder erhaltenden Senat desselben nennen, in so weit es ihnen zukömmt, als Professoren das Gesetz zu lehren, und über die Anwendung desselben in den höchsten Aemtern des Richteramtes zu wachen, ohne daß jedoch die Gesammtheit der Ulema, eben so wenig als ein Einzelner an dem edlen Gesetze (Scheri scherif) selbst, d. i. an dem dogmatischen und juridischen Systeme des Islams, das Geringste zu ändern befugt ist. Man hüte sich mit den Ulema die bloßen Diener des Kultus, die Imame und Chatibe, d. i. die Vorsteher des Gebetes und die Kanzelredner, die Scheiche, Prediger an den Moscheen, oder die Scheiche, Obere der Klöster, zu vermengen. Diese brauchen nicht viel zu wissen, sind aber dafür auch schlecht bezahlt. Zu allen diesen Diensten des Kultus wird keine Gelehrsamkeit erfodert wie zu beiden Klassen der Muderrise und Molla, d. i. zu den höhern Kategorien des Lehr- und Richteramtes; dem bloßen Studierenden (Danischmend), oder Kandidaten (Mulasim), dem Schulmeister oder Lehrer (Chodscha), gebührt nicht der Ehrenname eines Ulema, welcher nur durch wiederholte Prüfungen und durch die Ernennung zu einer Professorstelle an einer hohen Schule (Medrese) erhalten wird. Die Vorrückung der Ulema zu den einträglichen Stellen des Lehramtes ist durch eine sehr genaue Stufenfolge bestimmt, welche von Muhammed II zuerst geregelt, von Suleiman dem Gesetzgeber verbessert, und seitdem noch durch einige Zwischengrade erweitert worden ist, und auf welche wir in ihrer heutigen Ausdehnung weiter unten zurückkommen werden. Die Ulema, d. i. die vom Staate besoldeten Gottes- und Rechtsgelehrten, Professoren und Richter sind also die Gelehrten von Amtswegen, was nicht so zu verstehen, daß ihnen ihr Amt die dazu nöthige Wissenschaft verleiht, sondern daß sie nur durch diese jenes verdienen können. Die Ulema sind die Gelehrten von Rechtswegen, wenn sie auch eben so wenig je eine Zeile geschrieben haben als so viele andere europäische Professoren, Doktoren und gelehrte Herren von Profession. Wiewohl die größte Zahl der Schriftgelehrten nun unter den Ulema anzutreffen, so hat es deren und anderer wissenschaftlich gebildeten Männer, besonders der Poeten, von jeher in allen Ständen und Klassen osmanischer Staatshierarchie sowohl unter den Herren der Feder (d. i. den Civilbeamten), als den Herren des Schwertes (den Militärbeamten) gegeben. In dieser Uebersicht geht uns die politische Hierarchie der Ulema vor der Hand nichts an; wir haben es hier bloß mit den Schriftstellern oder den Beförderern und Gönnern der Wissenschaft, gleichviel welchem Stande sie angehören mögen, zu thun.

Unter den für das Wohl und Heil der Literatur wirksamsten Beförderern der Wissenschaften und Gönnern der Gelehrten stehen nach den gelehrten Mufti (welche, als die höchsten Würdenträger des Gesetzes, zugleich auch die höchsten Vorstände der Studien) die gelehrten Großwesire oben an, eine um so seltsamere Erscheinung, als die meisten derselben aus den Herren des Schwertes genommen, die wenigsten früher den Herren der Feder angehört. Großwesire, welche, abgesehen von dem, was sie als Beförderer der Wissenschaften und Gönner der Gelehrten zu Gunsten dieser und jener gewirkt, durch den Gehalt und die Zahl ihrer eigenen Werke als Schriftsteller den Namen von großen Gelehrten verdient, hat die osmanische Geschichte nur zwei aufzuweisen; der erste, Lutfi-Pascha, welcher das osmanische Heer bei der Eroberung Corfu's befehligte, *) Verfasser von einem halben Dutzend von Werken und einem Dutzend von Abhandlungen, **) schmückte den Polster der Großwesirschaft zur Zeit des höchsten Flores des Reichs; der andere (Raghib-Pascha) bekleidete in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts durch sieben Jahre die höchste Machtvollkommenheit. Der letzte große Großwesir des osmanischen Reiches, ***) Stifter einer der schönsten Bibliotheken Konstantinopels, an welcher er begraben liegt, Uebersetzer persischer Geschichten, Verfasser klassischer Muster von Vorträgen an den Sultan, eines Diwans, d. i. einer Sammlung lyrischer Gedichte, einer Geschichte der Friedensverhandlungen mit Nadir Schah und des berühmten philologischen Werkes des Schiffes (Sefinet), welches mit Schätzen arabischer Humanitätswissenschaften reich befrachtet ist. Außer diesen zwei gelehrten Großwesiren, welche als zwei Leuchtthürme der Wissenschaft an dem Eingange der Periode des höchsten Flores und der des Verfalls des Reiches sich erheben, zählt die Geschichte noch mehrere andere gelehrte Großwesire, welche, wenn sie auch nicht als Schriftsteller großen Namen erworben, ihn doch durch den Schutz, welchen sie Wissenschaften und Gelehrten angedeihen ließen, und durch nützliche Stiftungen von hohen Schulen und Bibliotheken den Dank der Mit- und Nachwelt verdient haben. An ihrer Spitze steht der größte aller Großwesire des Reichs, der zweite Köprili, welcher durch seinen Vater, den ersten alten Köprili, den blutigen Großwesir, aus der Bahn der Gesetzgelehrten, in welcher er schon bis nahe an die höchsten Stufen gelangt war, als Pascha in die Bahn der Kriegsämter versetzt, nach dessen Tode mit 26 Jahren die Großwesirschaft antrat, dieselbe durch 17 Jahre auf das rühmlichste füllte, durch die Eroberung von Neuhäusel, Kandien und Kaminiec, durch die Friedensschlüsse von Vasvar, Kandien und Zurawna das Reich vergrößerte, beruhigte und ordnend verherrlichte. †) Verfasser von Staatsschreiben, welche als solche, ein Muster klarer Geschäftsbündigkeit, und Stifter

*) Der Plural von Alim, der Wissende; man sagt aber auch durch Mißbrauch im Singular ein Ulema; die Wissenschaft heißt Ilm, die Wissenschaften Ulum.

*) Im J. 1557. Geschichte des osmanischen Reiches B. III. S. 166.
**) Ebendas. S. 212 und 213.
***) Dasselbe B. VII. S. 248.
†) Gesch. d. osm. R. B. VI. S. 550.

einer Bibliothek an dem Grabmale seines Vaters, ein großer Gönner von Gelehrten und Doktoren, hat er, als Beförderer der Wissenschaft, seiner Familie ein großes Beispiel hinterlassen, welche seine beiden Neffen, die Wesire Abdullah und Esaad Köprili als Dichter nachahmten, von denen jener eine Kassidet zum Lobe des in der Revolution vom J. 1703 hingerichteten Mufti Feisullah hinterließ, dieser im J. 1726 sein Gesuch um Entlassung von der Statthalterschaft Kandiens in Versen einsendete. *)

(Fortsetzung folgt.)

Die Bergwerke im Ural.

(Schluß.)

Diese unablässigen Bemühungen hatten den Erfolg, daß die russischen Kupfer- und Eisenwerke jetzt einen Grad von Vollendung erreicht haben, daß sie ähnlichen Anstalten in England, Schweden und andern Ländern wo nicht den Rang ablaufen, doch gewiß nichts nachgeben. Ohne sich hier in Vergleichungen einzulassen, da dieß allzu weit führen würde, wollen wir uns mit einigen Bemerkungen über den Werth der Erzeugnisse begnügen, die aus den russischen Hüttenwerken, und namentlich aus den uralischen, hervorgehen, welche durch ihre Lage eine Menge Vortheile voraus haben, und einen entschiedenen Vorrang vor den an andern Orten angelegten behaupten. Von dem in den uralischen Bergwerken verarbeiteten Kupfer kommen nur zwei Sorten zum Verkauf: die eine kommt in länglichte Formen gegossen aus den Hüttenwerken, das andere in Platten, beide von verschiedenem Gewicht und Größe. Nach dem Kupfer ist das Haupterzeugniß hinsichtlich des Werthes und der mühseligen Bearbeitung in den Eisenwerken, das Eisen in Platten, wie sie zum Decken der Häuser gebraucht werden. Obwohl der Werth dieses Platteisens, so wie jedes andere, hauptsächlich von der Qualität des Erzes abhängt, aus dem es fabricirt wird, so kommt es doch bei der Verarbeitung ungemein auf die Kunst an, denn bekanntlich liefern verschiedene Hüttenwerke, die einerlei Erz verarbeiten, häufig ein im Werthe sehr verschiedenes Produkt. Was die Güte des Platteisens betrifft, so zeichnen sich die dem Hrn. Jakowlew gehörigen oberissetischen Eisenwerke vor allen andern aus, und nirgends ist der Prozeß der Verarbeitung dieser Art von Eisen auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gediehen, als in diesen; nicht nur ist das Platteisen des Hrn. Jakowlew allgemein als vorzüglich bekannt, und wird theurer verkauft, als die ähnliche Sorte Eisen aus andern Hüttenwerken, sondern er erhielt auch dafür bei der ersten Industrieausstellung in Petersburg im Jahre 1829 die große goldene Medaille. Nach dem Platteisen nimmt wegen der mühsamen Bearbeitung den nächsten Rang ein das sogenannte Kesseleisen, das zu Distillirkolben und andern ähnlichen Dingen verwendet wird. Die Qualität dieser Sorte, wie auch das zum Decken der Dächer ist jetzt auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gebracht worden; dennoch kann man bei der fast unaufhörlichen Verbesserung der Maschinen zur Bearbeitung des Eisens sich des Gedankens nicht entschlagen, daß der Werth auch dieser Sorte von Eisen sich noch erhöhen lönne. Das Rad- oder Schieneneisen ist, wenn man es mit dem frühern vergleicht, nicht minder verbessert worden, doch läßt sich, wie bei andern, die Verarbeitung wahrscheinlich auch noch vervollkommnen. Blech und verzinntes Eisen wird gleichfalls auf einigen Hüttenwerken bearbeitet, obwohl nicht in so großer Menge, wie das Platt-, Kessel und Radeisen. Dieß sind die Gegenstände, auf welche sich die Thätigkeit in den uralischen Hüttenwerken hauptsächlich geworfen hat. Ich spreche nicht von der Ausbeute an Gold, die jetzt sehr beträchtlich geworden ist: dieser Gegenstand verdient wegen seiner Wichtigkeit und seines Einflusses auf den glücklichen Bestand der uralischen Hüttenwerke besonders bearbeitet zu werden. Andere Gegenstände von geringerer Wichtigkeit als die von mir angeführten sind Stangeneisen und Gußeisen. Wenn auch der Werth des Stangeneisens einigermaßen von der bessern oder schlechtern Bearbeitung abhängt, so ist dieß doch weniger als bei andern Sorten von Eisen der Fall, der hauptsächlichste Umstand aber, der den Preis desselben erhöht, ist die Menge des zur Bearbeitung desselben erforderlichen Erzes. Vielleicht ist das System, welchem man bei Bearbeitung dieses Eisens im Anfang der Hüttenwerke im Ural folgte, darum auch jetzt noch im Gebrauch, wie es scheint mit einem sehr unbedeutenden Fortschritt zum Bessern. Was den Guß verschiedener, kleiner und großer Dinge aus Eisen betrifft, so ist auch dieser Gegenstand zu einem sehr hohen Grad von Vollkommenheit gediehen. Hinsichtlich der Reinheit des Gusses braucht man bloß zu bemerken, daß in einigen uralischen Hüttenwerken häufig Dinge gegossen werden, die selbst Kenner in Erstaunen setzen.

In dieser Lage befindet sich gegenwärtig das Bergwesen im Ural. Eine größere Vervollkommnung läßt sich nur von einer ausgebreitetern Bildung unter den dabei aufgestellten Leuten erwarten. Dazu ist das einzige Mittel, die Stiftung von Schulen auf den Hüttenwerken von Privatpersonen, wo außer den allgemein nöthigen Kenntnissen, die jungen Leute auch in den auf das Hüttenwesen und den Bergbau bezüglichen Wissenschaften unterrichtet würden. Dieser Gedanke scheint allmählich zur Ausführung zu kommen: außer der Lehranstalt, die sich bei dem Hüttenwerke der Hrn. Demidow zu Nischnetagilsk befindet, und wegen ihrer guten Einrichtung alles Lob verdient, fangen auch andere Hüttenbesitzer an, Unterrichtsanstalten für die jungen Leute zu gründen. Nach dem zu schließen, was die gegenwärtigen Hüttenbesitzer in dieser Beziehung thun, und bei der Sorgfalt, welche die Regierung dem Gegenstande widmet, läßt sich erwarten, daß sich bald mehr Aufklärung auch in den Distrikten der uralischen Hüttenwerke zeigen und ihrerseits wiederum zum Flor derselben beitragen wird.

Jussuf-Bey.

Jussuf-Bey, gegenwärtig Kommandant der eingebornen Truppen zu Bona und französischer Schwadronchef, ist 25 Jahre alt, von mittlerer Größe, aber ausgezeichnet durch das elegante Verhältniß seines

*) Gesch. d. osm. R. B. VI. S. 576.

Baues. Sein Gesicht ist regelmäßig schön; seine Physiognomie drückt Stolz und Thatkraft aus. Jussuf-Bey lenkt sein Pferd mit einer selbst bei den Arabern seltenen Geschicklichkeit. Er soll mit einer außerordentlichen Stärke begabt seyn; allein die Eigenschaft, welche bei ihm alle übrigen beherrscht, ist der Muth. Jussuf ist ein geborner Franzose; in zarter Jugend ward er an den Küsten der Provence von afrikanischen Seeräubern geraubt. Obgleich er sich weder seines Geburtslandes, noch seiner Familie erinnert (er war erst 5 Jahre alt), so blieb ihm doch ein dunkles Andenken an die Gewaltthat, deren Opfer er ward, und der guten Behandlung, welche bald darauf folgte, sobald man auf dem Raubschiffe den guten Fang gewahrte, den man gemacht hatte, denn Jussuf war ein herrlicher Knabe.

Einige Tage später lief das Raubschiff in die prachtvolle Bucht von Tunis ein, und vom Schiffe aus gewahrte das Kind das schöne Schloß, welches die Stadt beherrscht. Die Seeräuber sagten ihm, dort würde seine Wohnung seyn, allein das Kind glaubte es nicht. Und dennoch kam es so. Der Knabe ward für den Bey gekauft und nach dessen Palast gebracht. Der Bey nahm ihn freundlich auf und sendete ihn in sein Serail, wo er unter den Frauen aufgezogen ward. Auf solche Weise verstrichen die ersten Jahre seiner Gefangenschaft. Unterdessen wuchs Jussuf heran und der Bey gewann ihn lieb; er ward sorgfältig erzogen, lernte schreiben, zeichnete sich in allen körperlichen Uebungen aus, und machte bald tiefen Eindruck auf die tunesischen Odalisken. Der Bey ernannte ihn zum Sekretär seines Schatzmeisters, und nahm ihn bald darauf unter seine Mameluken auf. Diese Miliz bildet, wie bekannt, die Leibwache der afrikanischen Bey's; sie besteht größtentheils aus freigelassenen Sklaven, Waisen und geraubten Kindern, welche allein auf der Erde stehen, und sich unwiderruflich an ihren Herrn anschließen.

Jussuf hatte sich bereits in seine Lage geschickt; als Mameluk besaß er ein schönes Pferd, war Tafelgenosse des Beys, und verliebte sich überdieß in die Prinzessin Cabura, die Tochter desselben, die ihn mit Gegenliebe lohnte. Er war damals noch sehr jung, und so kühn und unklug, daß er sich von einem Palastdiener, einem Griechen von Geburt, eines Tages in den Zimmern der Prinzessin überraschen ließ. Der Grieche überhäufte die schöne Cabura mit Vorwürfen und Schmähworten, bedrohte Jussuf mit dem ganzen Zorn des Beys, und wollte eben das Zimmer verlassen, um ihn anzugeben, als Jussuf ihn zurückhielt, und ihm Geld versprach, wenn er schwiege. Man kam wegen der Summe überein; zur Sicherheit gab die Prinzessin ihre Diamanten her, welche der Grieche mit sich nahm. Nach Verlauf einiger Tage hatte der Bey den unglücklichen Gedanken, ein Fest zu begehen. Cabura sollte mit ihren Diamanten dabei erscheinen. Es galt, dieselben so schnell als möglich einzulösen. Jussuf beschied den Besitzer der Diamanten auf sein Gemach, wo dieser sein Gold in Empfang zu nehmen hoffte; statt dessen erhielt er einen Dolchstich ins Herz. Jussuf brach die Steinplatten seines Bodens auf, versenkte den Leichnam und schloß das Grab wieder über demselben. Sofort sendete er der Prinzessin die sehnlichst erwarteten Diamanten, und überdieß ein wohlverschlossenes Packet; es enthielt eine Hand, ein Auge und die Zunge des Griechen, mit den Worten: „Ich sende dir die Hand, die dich betrübet, die Zunge, die dich geschmähet, das Auge, das gesehen hat, was kein Sterblicher sehen sollte.“ Jussuf hatte sich gerächt und Cabura konnte dem Feste beiwohnen.

Jussufs Mordthat kam nicht an den Tag. Wenn er gestraft wurde, so war es dadurch, daß er mehrere Monate lang den Verwesungsgeruch des Griechen, den er unter seiner Lagerstätte begraben hatte, einathmen mußte; allein niemand dachte daran, ihn wegen des Verschwindens des Sklaven anzuklagen.

Einige Monate verflossen. Jussuf nahm an einigen raschen und glänzenden Zügen gegen den Bey von Constantine Theil, und kam mit Ruhm bedeckt zurück, wodurch er in der Liebe der Prinzessin Cabura noch mehr stieg. Schon schmeichelte er sich, ihre Hand dereinst von dem Vertrauen des Beys zu erhalten, das gleich der Liebe seiner Tochter zunahm, als der Bey plötzlich von dem Verhältnisse in Kenntniß gesetzt wurde, das zwischen seinem Mameluken und der Prinzessin bestand. Sobald er sich von der Wahrheit der Angabe überzeugt hatte, gerieth er in großen Zorn, und befahl, Jussuf zu verhaften. Allein dieser ward noch zu rechter Zeit von einigen ihm ergebenen Kameraden benachrichtigt, und ergriff mit diesen die Flucht. Eine französische Brick, der Adonis, lag auf der Rhede und sendete eben ein Boot gegen die Küste ab; Jussuf wendete sich nach dieser Seite, ward aber bald von den Soldaten des Bey eingeholt. Am Ufer kam es zum Kampfe, die Gefährten Jussufs wurden getödtet, er selbst, bis ins Meer hineingedrängt, vertheidigte sich tapfer, allein er konnte nicht schwimmen, und das Boot war noch weit entfernt. Gleichwohl setzte er mitten im Wasser den Kampf fort, bis das Boot anlangte und ihn aufnahm.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die königlich englische Gesellschaft hat einen Preis von einer Goldmedaille, 50 Guineen an Werth, ausgesetzt für das beste Werk zum Behuf einer geologischen Chronologie, gegründet auf eine Untersuchung der fossilen Ueberreste und der dabei vorkommenden Phänomene. Die Konkurrenz ist für Gelehrte aller Nationen frei.

Die Zahl der Dampfschiffe, welche seit 1822 von dem englischen Postamte gebraucht wurden, beträgt 29, von denen zwei scheiterten und eins verkauft wurde. Die Gesammtkosten dieser Fahrzeuge betrugen 292,255 Pfd. 19 Sch. 11 P. und ihr Tonnengehalt 5352 Tonnen, oder im Durchschnitt 183 Tonnen jedes.

Ein englisches Blatt theilt folgende Angaben über die Sklavenbevölkerung der englischen Kolonien mit:

Anguilla	im J.	1834	2.375
Barbades	—	—	82,807
Berbice	—	—	19,559
Bermuda	—	—	4,205
Caymanas	—	—	985
Dominica	im J.	1819	14,814
dito	im J.	1832	14,384
Granada	—	—	23,411
dito	—	1833	23,536
Honduras	—	1834	1.920
Jamaica	—	1832	310,707
Montserrat	—	1831	6,355
Nevis	—	1834	8 722
St. Christoph	—	—	18 265
Tabago	—	1833	11,767
dito	—	1834	11,621
Trinidad	—	1831	22,359
Jungfern-Inseln	—	—	5.108
dito	—	1834	5.192
Mauritius	—	1832	65.164
Seyschellen	—	1830	5.449
Cap	—	1833	38,427

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 1.)

№ 1.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Neuer Verlag

von

C. Carl Wilh. Leske in Darmstadt.

Sackreuter, E. B., (Pfarrer zu Raunheim), christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer an Volksschulen. Zwei Bde. gr. 8. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Dieselbe mit 13 Kupferstichen, in 2 Bänden, cart. 3 Rthlr. 12 gr. od. 6 fl. 18 kr.

Retgen, Hugo, (Dr. d. Philos. u. Architekt) Beiträge zur Würdigung des Antheils der Lehre von den Constructionen in Holz und Eisen zu der Ausbildung des Charakters neuerer zeitgemässer Baukunst. Mit einem Vorwort von Dr. G. Moller und 3 Figurentafeln. 1 Thlr. 6 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Weitershausen, Dr. C., (Lehrer an der großh. Militairschule) Lehrbuch der Geographie mit besonderer Rücksicht auf den Vortrag in Kriegsschulen. gr. 8. 2 Thlr. 4 gr. oder 3 fl. 48 kr.

☞ Bei Abnahme von wenigstens 25 Exemplaren zugleich findet ein Partiepreis von 1 Thlr. 15 gr. od. 2 fl. statt.

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben aus den Schriften des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen von Dr. J. W. Chr. Steiner. 1r Bd. 1s Heft. gr. 8. geh. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Geschichte, allgemeine, der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten; bearbeitet von Dr. F. J. A. Schneidawind. 29stes Bändchen. Subscriptionspreis 6 gr. od. 27 kr., einzelne Feldzüge per Bändchen 9 gr. oder 40 kr.

Schneidawind, Dr. F. J. A., (Professor der Geschichte am Lyceum zu Aschaffenburg) der Feldzug in Italien, von F. Z. M. Alvinzi's erstem Vorrücken gegen Mantua bis zum Frieden von Campo Formio, in den Jahren 1796 und 1797. 1s bis 3s Bändchen. 16. 1 Thlr 3 gr. oder 2 fl.

Schwalbach et ses environs par Fenner de Fenneberg. carton. 14 gr. od. 1 fl.

Mitternachtzeitung.

Herr **Dr. Laube** übernimmt von Neujahr 1836 die Redaktion der **Mitternachtzeitung.** Zur näheren Bezeichnung des auf diese Weise sich erneuernden belletristischen Journals kan ich versichern, dass alles Mögliche geschehen ist, dem Unternehmen tüchtige Litteraten als Beförderer zu gewinnen. Der Redakteur selbst liefert ein stetiges Litteraturblatt, was ohne vorgefasste Parteimeinung in die schlimmen litterarischen Kämpfe unserer Tage hineintreten will. Die lautere Bildung der Nation vor Augen, strenge oder freundliche Worte im Munde habend, soll es nie vergessen, dass es ein Strebeo für „*gebildete Stände*" an den Tag zu legen hat, denen kein Schimpfen und Fanatisiren, keine Zügellosigkeit angemessen ist, und die nicht im Handumkehren zu bedenklichen Theorieen einer extemporirten Cultur genöthigt werden sollen. — Für diejenigen Herren Litteraten, denen noch keine Einladung zur Theilnahme eingesandt worden ist, diene zur Nachricht, dass Alles, was in gedrängter Form Poetisches, was in geringer Raumausdehnung Historisches behandelt der Redaktion sehr willkommen seyn wird. Diesen Standpunkt möchte letzterer auch für Correspondenzen eingenommen, und Notizen, Biographisches etc. darin einbegriffen sehn. Politik bleibt als Fremdartiges von der Mitternachtzeitung ausgeschlossen, und wo die Annäherung sich nicht ganz vermeiden liesse, da ist es Tendenz der Redaktion, Achtung und Diskretion vor dem Bestehenden nicht aus den Augen zu lassen.

Ich bitte ergebenst, die gefälligen Zusendungen von Manuscripten an die *Kollmann*sche Buchhandlung in Leipzig zu adressiren.

Der Preis des Jahrganges von 208 Nummern, mit Bei- und Intelligenzblättern, bleibt, bei eleganterer Ausstattung, wie bisher, 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein. und kan dafür durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden.

Braunschweig, 1 Dezember 1835.

Ch. Horneyer.

In Augsburg nimmt Bestellungen an die K. Kollmann'sche Buchhandlung.

So eben fertig und versendet:

Die Auszehrung heilbar!

Von D. Ramadge,

Oberarzt des Londoner Hospitals für Schwindsüchtige.

Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet vom

Obermedizinalrathe D. Hohnbaum.

Mit Kupfern.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen und New-York. 1835. Preis: 18 Groschen sächs., oder 1 fl. 12 kr. rhn., oder 21 Silbergr.

„Ich habe gefunden, daß die Heilung einer Krankheit möglich ist, die man bisher für unheilbar gehalten hat, und zwar besteht das Mittel zur Heilung nicht aus irgend einem pharmaceutischen Arkanum, sondern aus einem einfachen, mechanischen, fast nichts kostenden und allenthalben anwendbaren Prozeß. Was uns bis jezt dunkel war, ist nun, wie ich hoffe, hell geworden, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daß, als Wirkung dieser kleinen Schrift, alle bisherigen, auf bloßen Vermuthungen beruhenden Auszehrungs-Kurmethoden, die nur zu oft die Krankheit verschlimmerten, statt sie zu heilen, gleich andern irrigen Behandlungsweisen der Vorzeit, an die wir nur mit Bedauern und Erröthen zurückzudenken vermögen, nun der verdienten Vergessenheit übergeben werden." Vorrede.

☞ Die **zweite** Auflage dieser verdienten, Sensation machenden Schrift ist eben erschienen und versendet. October 1835.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek

für

Militärs überhaupt

und für

Unteroffiziere insbesondere.

Erste Lieferung:

Lehre von den Handwaffen.

Zweite Lieferung:

Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung.

Preis jeder Lieferung 12 kr. oder 3 gr.

Dem unbefangenen Leser kan es nicht entgehen, daß das Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Klasse der Unteroffiziere und der angehenden Militärs kund gibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wohl beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militär von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab, und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercirplaze, noch aus den Dienstvorschriften und Instruktionen erlernen lassen, zu verbreiten, und die intellektuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken zu entwikeln und zu erhöhen.

Nimmt man einige eigens für die obenerwähnte Klasse geschriebene Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so besteht bis jezt noch kein zusammenhängendes Werk, das in einer allgemein verständlichen Sprache alle Zweige dessen umfaßt, was für jene Klasse als wissenswerth erscheint; und aus diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jungen Militärs und Unteroffiziere nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verderblichen Institute der Leihbibliotheken nehmen, wo ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend, und für ihre militärische Ausbildung gänzlich ohne allen Nuzen sind.

Diesem wesentlichen Uebelstande kan nicht kräftiger entgegengearbeitet werden, als durch Abfassung einer Reihe von Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in unterhaltendem Gewande dasjenige mitgetheilt wird, was aus den Hauptzweigen des militärischen Wissens dem Unteroffizier und dem jungen Militär, der sich zu solchen heranzubilden sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen Zwekes hat sich eine Gesellschaft deutscher Offiziere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unteroffiziere entworfen, welche nach den geistigen und äußeren Mitteln dieser Standesklasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hiebei ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines

Ganzes berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.

3) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist auf möglichste Wohlfeilheit, mit Beseitigung jedes Gedankens an Gewinn basirt, denn dem angehenden Militär und dem Unteroffiziere stehen nur schwache pekuniaire Mittel zu Gebote.

4) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militärstande noch von wesentlichem Nuzen seyn dürften, wird der Geist des ächten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchweben.

Die einzelnen Fächer und ihre Reihenfolge sind folgende:

	Lief.	Bog.
1) Lehre von den Handwaffen. . .	5	12
2) Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung u. Belehrung. 1ste Abth.	5	12
3) Die Lehre vom Militärstyl. . .	5	12
4) Erklärendes Wörterbuch der in der Kriegskunstsprache vorkommenden Fremdwörter.	2	8
5) Kurzer Abriß der allgemeinen Geschichte mit steter Hinsicht auf den Krieg.	6	24
6) Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 2te Abth.	5	12
7) Populärer Abriß der Kriege neuerer Zeit (von 1792 an).	4	16
8) Populäre Militär-Geographie mit 1 Atlas.	4	16
9) Terrain-Lehre.	5	12
10) Der Unteroffizier als Untergebener, Kamerad und Vorgesezter.	2	8

Wer bei der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung unterzeichnet, und sich zur Annahme der ganzen, in 2 – 2½ Jahren fertig werdenden Sammlung verbindlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 kr. oder 3 gr. per Lieferung. Alle sechs Wochen ungefähr wird eine Lieferung von 4 Bogen ausgegeben.

Sobald sämtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verkauft wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1836.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher.

mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauſs, Moser, Olbers und Paucker.

Mit einer Kupfertafel.

Beobachtete Variationen der Magnetnadel in Kopenhagen und Mailand 1834. Novbr. 5 und 6 darstellend.

Preis gebunden 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

Erdmagnetismus und Erdmagnetometer von Gauſs. Ueber den Halley'schen Kometen. Die Maaſse und Gewichte Ruſslands und seiner Provinzen. Einige Ideen über eine, bei Hervorbringung organischer Verbindungen in der lebenden Natur bisher nicht beobachtete, mitwirkende Kraft. Tycho de Brahe als Homöopath. Astronomische Ephemeride. Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 41° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von Gauſs. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers von J. Oltmanns. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln, um in altfranzösischem Maaſse beobachtete Barometerhöhen auf 0° zu reduciren, mit Rüksicht auf die Ausdehnung der Scale. Tafeln zur Vergleichung der Thermometerscalen. Tafeln für Vergleichungen der französischen und englischen Maaſse. Specifische Gewichte: a) fester Körper, b) flüssiger Körper, c) gas- und dampfförmiger Körper. Ausdehnung der Körper durch die Wärme: a) fester Körper, b) flüssiger Körper, c) Gasarten. Vergleichung des Kilogramms von Platina, welches Etatsrath Schumacher aufbewahrt, mit dem gesezlichen Kilogramm der Archive.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist in der litter.-artist. Anstalt in München erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tassilo.

Ein historisches Trauerspiel in fünf Akten mit einem Vorspiele

von

Carl Weichselbaumer.

Preis 1 fl. 36 kr.

Der Verfasser, durch seine früheren Schriften rühmlich bekannt und vorzüglich durch seine Vertrauenden, seine dramatischen Dichtungen eines ehrenwerthen Ranges in der schönen deutschen Litteratur versichert, übergibt hier dem Publikum das erste Trauerspiel aus der vaterländischen Geschichte, und wenn es durch seinen Stoff besonders die bayerische Nation anziehen muß, so gewinnt es durch die Person Karls des Großen und seine bedeutende Zeit zugleich wieder ein allgemeines Interesse. Die Charakteristik, welche an den bisher erschienenen Dramen dieses Autors auszeichnende Anerkennung gefunden hat, wird der Leser mit einem kräftigen Ausdruke vereint, hier wieder antreffen, und das rührende Element kann nur desto tiefer auf empfängliche Herzen wirken, als der Verfasser bis auf wenige unwesentliche Freiheiten der Geschichte treu geblieben ist.

München, 10 November 1835.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik der Landwirthschaft

von

J. G. Elsner.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir bloß den Inhalt der einzelnen Kapitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verfassers würzt auch selbst die trokensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sey, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwikeln und stärken und zu ihrem Gewinne anwenden kann. Von der Organisirung einer Oekonomie. Von den Akerbau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsäze, stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Aker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besizungen. Die mittlern Güter. Von der Nuznießung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomänen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideikommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. H. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besaz. 3) Das Pachtgeld oder die Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennuzungen. 5) Gewährleistung bei Güterpachten. 6. Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. 8) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Forderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Produkte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hutungs- und Schäferei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Produktion in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Produkte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Oelgewächse. Der Hopfen. Der Krapp. Der Wein. B. Die animalischen Produkte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volkes auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Vermehrung der Civilisation des Landmannes. C. Besondere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihnen handelt. a) Um das Landgut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Stellung der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Litteratur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Feste und Preise. G. Afterbildung. Stellung des Landwirthes zu den übrigen Klassen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesezes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der pekuniäre Standpunkt. 4) Der gemüthliche oder rein menschliche Standpunkt. Gang der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesezgebung. A. Die moralischen Agrargeseze. 1) Geseze, welche den Endzwek haben Jeden in seinem Besize zu bestätigen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besizrechtes. b) Geseze zur Erhaltung des Besizes. 1) Moratorien. 2) Herabgesezter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschäzungen der Grundstüke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollten alle auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schuz gegen Wucher. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigenen Gewinn und Gefahr des Instituts beleihen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Produkte borgen. 2) Landespolizeigeseze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schüzen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schadens

anfügungen. a) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die materiellen Agrargeseze. Alte, für die jezige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsbelästigungen. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung des landwirthschaftlichen Staates. A. Zwek und Tendenz der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Oelschlägereien. C. Wohlthätige und nüzliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a) Die Assekuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. 1) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassekuranzen oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassekuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsäzen soll der Schaden geschäzt werden. β) Ob ein Aker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Fruchtpreise nach einem für das ganze Jahr gültigen Saze, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? bb) Die Privathagelassekuranzen. b) Armenkolonien. 1) Von Uebervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volkes. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armenkolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Oekonomien bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rüksicht auf dieses stets im vollen Einverständnisse seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produkten in den Ländern Europa's. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn und Polen. 9) Preußen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Produkte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowohl bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Produzenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die sogenannten

Pastoralbriefe

des

Apostels Paulus,

aufs Neue kritisch untersucht

von

Dr. Ferd. Christ. Baur,

ord. Prof. der evangel. Theologie an der Universität Tübingen.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser hat die bekannte Schleiermacher'sche Kritik des ersten Briefs an Timotheus wieder aufgenommen und auf die beiden andern Pastoralbriefe ausgedehnt, zugleich aber sich die Hauptaufgabe gesezt, die diese Briefe betreffende kritische Frage auf dem, bisher von den Gegnern und Vertheidigern ihrer Aechtheit gleich wenig beachteten Wege der historischen, auf bestimmte Thatsachen sich stüzenden Kritik ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reise nach Italien

im

Frühjahr 1835

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schwäbische

Liederchronik

für

Schule und Haus.

Ladenpreis gebunden 30 kr. oder 8 gr.
Partiepreis für Würtemberg 15 kr.

Auswärtige Schulanstalten erhalten bei portofreier Einsendung des Betrags 10 Exemplare für 2 fl.

Diese Sammlung auserlesener Gedichte und Romanzen aus dem Kreise der vaterländischen Geschichte ist in einem lebhaft gefühlten Bedürfnisse des Unterrichts in der Volksschule begründet, aus dem Schooße der Schullehrer-Conferenz der Stadt Stuttgart hervorgegangen, mit Bewilligung sämtlicher noch lebender Dichter und der Verleger der Verstorbenen veranstaltet und zum Gebrauch der Schule eingerichtet, und durch hohen Erlaß der obersten Schulbehörde des Königreichs mit dem Urtheil empfohlen: „Daß es diese Schrift zur Belebung des Unterrichts in der vaterländischen Geschichte und zur Wekung patriotischer Gesinnungen besonders für die höheren Klassen der Stadtschulen sehr dienlich gefunden habe."

Die Inhaltsanzeige begreift: Zueignung. Die Schwabenalb. St. Walderichs Kapelle zu Murrhardt. Die Stiftung des Klosters Hirsau. Hohenstaufen. Barbarossa's Grab. Schwäbische Kunde. Irene von Hohenstaufen. Sorelburg. Friedrich von Baden. Die besten Mauern. Die Achalm. Das Ulmer Münster. Huß. Graf Eberhard der Rauschebart. Das Mahl zu Heidelberg. Der reichste Fürst. Graf Eberhard's Weißdorn. Nachruhm. Schloß Lichtenstein. Der Höhlenstein. Johannes Mandel. Wie Ulrich sein Land wieder erobert. Herzog Ulrich von Neuffen. Ulrich als Reformator. Die Ulme zu Hirsau. Johannes Brenz. Wie Christoph getauft ward. Christoph und das Lamm. Christoph vor dem Kaiser. Christoph's Flucht. Christoph und der Papst. Herzog Christoph und sein Schreiber. Der Fleischer von Constanz. Johann Valentin Andreä. Wiederhold. Keppler. Frischlin. Schubart. Ueber das in Metall geprägte Bild Katharina's.

Hieraus ist ersichtlich, wie sich an dem Faden dieser schönen Dichtungen der Unterricht in der vaterländischen Geschichte angenehm fortleiten läßt, und die Erinnerung an denselben immer wieder willkommene Haltpunkte findet. Zugleich dient die anständig und sorgfältig gedrukte Schrift als ein bildendes Lesebuch, und ist als angemessenste Weihnachtsgabe zu empfehlen. Wir haben für den Zwek weitester Verbreitung den Preis möglichst niedrig gestellt.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die

Resultate

der

Sittengeschichte

von

Freiherrn v. Gagern.

Zweiter Theil.

Aristokratie.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Ungleichheit der menschlichen Kräfte. Folgen des Forschens und Wissens. Gewicht der Tapferkeit. Einfluß des Eigenthums und Reichthums. Unterschied des Erwerbs und der Beerbung. Abhängigkeit und Dienstbarkeit. Die Proportionen des Eigenthums. Die Versuche der Gesezgeber, Eigenthum planmäßiger und gleicher auszutheilen; Minos, Lykurg und Moses. Also sind Klassen. I. Sie entstehen mit der Entwikelung der Staaten. II. Sie werden mit Kolonien verpflanzt. Rom als großes Beispiel. III. Eroberung gründet sie. Universalhistorische Tendenz zur Theilung in drei Stände — der Priester oder der Weisen, der Krieger oder der Edelleute — und der gemeinen Freien. Die Kasten — Indien — der Orient — das Lehenwesen — in Verhältniß zur Wehre und Freiheit. Germanische Clientel und Schirm. Adel. Der hohe Adel. 1) in der Monarchie. 2) Selbstherrschend. Aristokratische Regierungsverfassung. Die Meinungen der Alten. Das günstige Vorurtheil für sie. Ihre Fehler und Verfall. Bern. Venedig. Der niedere Adel. Er ist Hauptbestandtheil des Mittelstandes. Sein Beruf, seine Neigungen und Lebensweise. Sein Ursprung. was für und wider ihn spricht. Wie er untergraben und befeindet wird. Der Geist der Zeit. Absurder Haß aller Aristokratie. Die Auszeichnung geheimer Gesellschaften, die Eingeweihten, der Schluß.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sprech-

und

Sprachschule,

ein

Lesebuch

für die deutsche Jugend

zur

Beförderung ihres Sprachvermögens.

Von

Dr. Wilhelm Lange,

Ober-Prediger an der Kirche U. L. Frauen zu Burg.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 18 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

K. A. BÖTTIGER'S

archäologischer Nachlass.

Der verewigte Hofrath Ritter K. A. Böttiger hat sich namentlich in der Vorrede zu seinen Ideen zur Kunstmythologie öfters über seine Art und Weise zu arbeiten ausgesprochen, und es ist bekannt, daſs seine gehaltreichen kleinern Schriften, deren Gesamtausgabe wir entgegensehen, ohne eigentliche Collectaneen geschrieben wurden.

Die Tiefe dieser Forschungen, noch mehr aber die Fülle von Notizen, Citaten und allen jenen gelehrten Beigaben lassen indessen reiche litterarische Sammlungen, ein treffliches gelehrtes Handwerkszeug muthmaaſsen, und dessen hatte auch der Verewigte kein Hehl, namentlich wo es galt, schnell einen um Rath und Auskunft bittenden Freund zu belehren. Freilich war er selbst das lebendige Register dazu!

Wann es nun gilt, eine Uebersicht der litterarischen Schätze zu geben, welche K. A. Böttiger besaſs und belebte, so muſs zuerst genannt werden

seine Bibliothek

und unter dieser der antiquarische Theil derselben. Es gehörte Böttigers rastlose, ein halbes Jahrhundert ununterbrochene Thätigkeit und Sammlerlust, dann seine Verbindungen mit den ersten Gelehrten Europa's dazu, diese so erlesene Sammlung zusammenzubringen. Wir sehen hier eine ziemlich vollständige Ausgabenreihe der Werke Winckelmann's, dann complete Exemplare von d'Agincourt histoire de l'art, Cicognara storia della scultura. Wir finden in der mythologischen Abtheilung die bedeutendsten, selbst gröſseren Werke, wie z. B. von Champollion le jeune, Zoega, Micali u. s. w., bei der antiquarischen Topographie, die von Laake, Spon, Casses et Lavallez, Walpole, Dodwall, Gell, Maffei, Celano, St. Non, Millin, Chardin, Hodges, Leon de Laborde, Denon, Minutoli u. s. w. Die brillanteste Partie von Böttigers Bibliothek bleibt indessen unstreitig die museographische. Hier findet sich das Museo Capitolino, Pio-Clementino, Chiaramonti, die villa pamphilia, die antichita d'Ercolano, und David und Marechal les antiquités d'Herculanum, das Museum Florentinum, die reale galeria di Firenze, Maffei Museum Veronense, die Marmora Taurinensia, Zanetti antiche statue di Venezia, Lenoir's Werke, das Museum Worsleianum, dazu Montfaucons antiquité expliquée, Caylus, Middleton, Winckelmann. Und so finden sich über die Baukunst, über Plastik, (Quatremère de Quincy Jupiter Olympien) Vasen, (Passeri, Hancarville, Hamilton, Millin, Millingen,) Gemmen, Münzen (Potin, Veillant,) Inschriften, die wichtigsten, kostbarsten und schönsten Werke, die Zierden selbst groſser Bibliotheken.

Nächst der Bibliothek verdient eine andere nicht minder kostbare Sammlung alle Aufmerksamkeit; welche ich

Böttigers antiquarische Bildergallerie

nennen möchte. Denn das ist sie in der That. Sie besteht aus einer Reihe Cartons im gröſsten Folio, worin sich gestochene Blätter aus gröſsern antiquarischen Werken, namentlich den Museen, und aus Millins Peintures, demnächst aber auch eine sehr bedeutende Anzahl Handzeichnungen, Bilder en gouache, in Wasser-, selbst in Oelfarben vorfinden. Letztere namentlich in dem Portefeuille über die Malerei der Alten und die Vasenmalerei, die aldobrandinische Hochzeit, Glasmalerei, Wandmalerei, dann auch die Arabesken, so wie als Beigabe die Majolica berücksichtigt sind. Ein anderes Portefeuille enthält Bilder aus dem ägyptischen Alterthum, worunter manche interessante Handzeichnung. — Ein anderer Carton enthält Mosaiken.

Für die Darstellungsweise der Götter sind eine Reihe Cartons bestimmt und mit folgenden Ueberschriften versehen: Jupiter, Juno, Neptun, Pallas, Mercur, Mars, Venus, Amor, Psyche, Apollo, Musen, Hercules, Inferi. Der emsige Sammler hat oft ganze selbstständige Abhandlungen, einzelne Blätter aus Zeitschriften, dann — so namentlich bei der, Psyche überschriebenen Mappe, handschriftliche Collectaneenhefte von seiner Hand, oft auch Briefe unterrichteter Freunde beigelegt.

Böttiger hatte außer diesem Apparate noch eine kleine Sammlung von

Anticaglien,

wohl wissend, daſs der Alterthumsforscher eben so wie der Mineralog, namentlich durch eigene oft wiederholte Anschauung ein eigenes, begründetes Urtheil über so manche Frage erlangen könne.

Was er hatte, besteht in folgendem:

1. Bronzen,

28 Statuen und Büsten aus den Lararien der römischen Vorzeit; dazu kommen einige Lampen, ein Fläschchen, dann Nadeln, Fibeln, Schlüssel, Glöckchen.

2. Thonarbeiten,

29 Flaschen und Urnen, 2 Schalen, 29 Lampen, 9 gemalte Gefäſse, Flaschen und Schalen, 10 Schalen aus der bekannten rothen samischen Erde.

3. 5 gläserne Fläschchen.

4. Einige Gemmen und Cameen.

Eine kleine, abgeschlossene Sammlung bilden die Aegyptiaca, ehedem die Zierde von Böttigers Vorzimmer. Hieher gehören 10 hölzerne und thönerne Mumienbilder von 6—10 Zoll Höhe, 9 dergleichen kleinere, 19 kleine Figuren aus Stein und Porcellan; eine ansehnliche Sammlung Amulette aus Stein, ägyptischen Steingut, an 70 Stük kleine Isis-, Mumien- und Thierbilder aus demselben Stoff, dann eine Menge Perlen, Ringe, ferner Fragmente von Holz, Glas, Byssus; besonders werthvoll ein sizender Harpocrates aus Bronze, sizend auf einem Stuhl von Feigenholz, woran noch Spuren antiker Malerei und Vergoldung, eine Kazenmumie, und ein Basrelief aus Kalkstein 1 Fuſs breit und etwas weniger hoch.

Auſserdem besaſs Böttiger ein kleines Münzcabinet von mehreren hundert griechischen und römischen Münzen; das kleine Mionnetische Münzpastencabinet, die Lippertsche Daktyliothek, Hedlingers Medaillen und die Gypsabgüsse einiger kleinen Idole.

Es wäre zu wünschen, daſs der Nachlaſs eines unserer ersten Antiquare ungetheilt bliebe, öffentliches Eigenthum und somit auch ein Denkmal würde eines Mannes, der an Gelehrsamkeit wie an Geist einer der ersten war.

Dr. G. Kl.

Die Erben haben absichtlich einen unparteiischen, aber sehr unterrichteten und bekannten Gelehrten über ihres Vaters wichtigste Sammlung das Wort zu nehmen gebeten. Sie ersuchen aber alle Freunde ihres Vaters, durch Gegenwärtiges den Wunsch des Verstorbenen durch Empfehlung und Berathung verwirklichen zu helfen, daſs eine so mühsame Sammlung, das Werk voller 50 Jahre, nicht zersplittert, wenigstens nicht Stük für Stük zur Auction gebracht werden müsse.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1836.

Briefe aus Rio Janeiro

(Erster Brief.)

Den 10ten August 1835.

Sonntag den 7ten August kamen wir schon vor der Bucht von Rio an, mußten jedoch wegen Gegenwind bis heute früh davor kreuzen. Ein günstiges Lüftchen machte dem peinlichen Haeren und Warten ein Ende, und führte uns in die Bucht hinein. Welch ein herrlicher, überraschender Anblick! ich stand wohl eine Stunde auf dem Verdeck, um die Stadt zu betrachten oder vielmehr mit meinen Blicken zu verschlingen, da näherten sich zwei brasilianische Barken mit den Hafen-Beamten, wie ich gleich darauf erfuhr. Nachdem sie unser Schiff bestiegen und mit der größten Schonung ein kurzes Examen und eine oberflächliche Visitation vorgenommen hatten, eilte ich wieder auf das Verdeck, stellte mich hin wo ich schon stand, denn ich konnte nicht so schnell gesättigt werden, eine neue Welt stand vor meinen Augen. Bald darauf stieg ich ans Land. Wir gingen am kaiserlichen Palais vorbei, es ist dem großen Reiche nicht entsprechend, und durch nichts, als durch seine Lage ausgezeichnet; die Wache hatte ein Kostüm, welches von dem der deutschen Soldaten sehr verschieden ist. Wir gingen zwei Straßen weiter, bis wir in die Rua Quitanda kamen, wo meines Brudees Laden ist. Derselbe ist klein, aber freundlich, und in bester Oednung, seine Wohnung ist jedoch zwei Straßen weiter entfernt. Wir gingen sogleich dahin, und ich fand ein ganz artiges, angenehmes Logis von vier in einander gehenden Zimmern, von welchen das Wohnzimmer mit einem Balkon auf die zwar nicht schöne, aber wegen des Handels sehr belebte Straße versehen ist. Ich muß, so wenig ich bis jetzt gesehen habe, doch die Eleganz bewundern, welche ich z. B. in meines Beuders Wohnung fand, und die in allen guten Häusern zu finden ist, prächtige Meubles, große Spiegel, und was mich am meisten anzog, ein englisches Fortepiano von dem berühmten Meister Broadwood, das nicht nur alle Instrumente dieser Art an Schönheit weit übertrifft, sondern auch einen Silberton von sich gibt, wie ich denselben noch nie gehört habe, und ich hatte schon gute Instrumente unter meinen Fingern. Wie dieses Insteument einzig ist in seiner Art und den Ruf hat, das beste in Rio zu seyn, so gilt mein Bruder für den ersten Pianisten in dieser großen Stadt. Sein Ruhm ist auch in das Innere von Beasilien gedrungen. Vor wenigen Tagen kam ein Deputirter aus Minas Geraes mit seiner Familie hier an — die Kammer ist nämlich gegenwärtig versammelt — und kaum angekommen, hat er es sich ausgebeten, mit den Seinigen einen Besuch machen zu dürfen, um sich persönlich von seiner Geschicklichkeit zu überzeugen. Gestern waren sie bei uns, und nachdem mein Bruder dem Wunsche entgegen gekommen und gespielt hatte, wollte ich auch einige Lorbeern ernten, wozu mir der Wiener Strauß durch seine lieblichen Walzer behülflich war. Sie gingen unter vielen Höflichkeiten und Danksagungen aus unserer Wohnung, und baten mit einer eigenen Artigkeit sich die Erlaubniß aus, ihren Besuch zu gleichem Genusse wiederholen zu dürfen. — Ein sonderbares Meuble ist mein Bett, das Unterbett von Seegras, eben so die Kopfkissen und einige Leintücher, aber über das Ganze liegt ein Gestell mit Gas überzogen, um die Musquiten abzuhalten, die aber auch einen besondern Geschmack an dem frisch angekommenen Ausländer finden, und Tag und Nacht in seinem Blute schwelgen; wirklich haben sie es bereits so weit gebracht, daß ich mich mit Handschuhen ins Bett lege. Unter meinem Fenster geht es jetzt lebhaft zu; eine Menge halbnackter Menschen von schwarzer Farbe — Männer, Weiber, Kinder rufen allerlei Gegenstände zum Verkauf aus, ich höre den nie gehörten Gesang nie gesehener Vögel, aber auch das mörderliche Schreien von Affen. Heute erhielt ich meinen Koffer etc. vom Schiff, und erfuhr an der Douane nur so lange Aufenthalt, bis Alles oberflächlich durchgesehen war. Ich hatte alle Ursache mit der schnellen Beförderung und der Liberalität der Beamten zufrieden zu seyn.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Das Beispiel poetischen amtlichen Briefwechsels in den wichtigsten Geschäften des Reichs hatten schon ein Jahrhundert frü-

der unter Sultan Murad IV, dem Eroberer Bagdad's, sein Großwesir Hafis Pascha und endlich ein halbes Jahrhundert früher einer der größten Chane der Krim Ghasigirai gegeben. Hafis Pascha, der ein zweiter Hafis seyn wollte, richtete an den Sultan ein Ghasel, um wirksamere Bethätigung der Kriegsrüstungen zu erhalten, und Murad, selbst Dichter, antwortete ebenfalls in Reimen in der vom Großwesir eingeschlagenen Allegorie des Schachspiels. *) Ghasigirai, welcher während des Winterquartieres in Fünfkirchen in Ungarn den Wettstreit zwischen Kaffee und Wein gereimt, **) hatte seine offiziellen Klagen an den Sultanslehrer Chodscha Seadeddin (den großen Geschichtschreiber, großen Freund der Engländer) in Ghaselen ***) eingekleidet. In die Fußstapfen dieses in Geschäftssachen reimenden Chans und Großwesirs traten im 18ten Jahrhundert außer dem obenerwähnten Köprili Esaad noch der Großwesir Bahir Mustafa Pascha, welcher Verträge an den Sultan in Versen erstattete. ****) Der Großwesir Said Muhammed Pascha, welcher von seiner Botschaft nach Frankreich die Druckerei nach Konstantinopel gebracht, und durch die Einführung derselben (im J. 1728) der osmanischen Literatur neuen Aufschwung gegeben, ist der Verfasser eines geschätzten Werkes über die Arzneikunde, welche sein Lieblingsstudium war, †) und der Serasker wider Bender im J. 1769 Kef Ahmed Pascha, ein eben so schöner als geistreicher und wissenschaftlich gebildeter Wesir, las mit Wassif, dem sowohl dem 18ten als 19ten Jahrhunderte angehörenden Reichsgeschichtschreiber, nachmaligen Reisefendi, persische Gedichte und arabische Makamat. ††) Den Reihen der gelehrten und gebildeten Großwesire des 18ten Jahrhunderts führt am Eingange desselben der Großwesir Rami, dessen Geschäftsschreiben und Vorträge, über tausend an der Zahl, das empfehlenswertheste Muster von Geschäftsstyl, und der als erster Bevollmächtigter des Kongresses zu Passarowiz in dem Friedensschlusse die Urkunde der Begränzung der Vergrößerung des osmanischen Reiches unterschrieben. Der zweite Bevollmächtigte war der gelehrte Grieche Alexander Maurokordato. In der Folge fiel auch die Wahl zu Gesandten auf gelehrte und gebildete Männer, die als Schriftsteller einen Namen hinterlassen, so im Beginne des 18ten Jahrhunderts auf Muhammed Said Dürrisade, welche ihre Botschaften nach Frankreich und Persien beschrieben haben, in der Mitte desselben Jahrhunderts auf Resmi Ahmed, hierauf Minister des Innern und Aeußern, welcher nicht nur seine Botschaft nach Wien und Berlin beschrieben, †††) sondern auch eine Geschichte der Reisefendi und Kislaraga, einen Kommentar Wassaf's und ein politisches Werk, den „Ausbund der Betrachtungen" hinterlassen, und zu End des Jahrhunderts, nach dem Frieden von Sistow (im J. 1791) auf den nachmaligen Reisefendi Ratib Ebubekr, dessen Gesandtschaftsbeschreibung keine kurze Relation wie die seiner Vorgänger, sondern ein ausgedehntes statistisches Werk über Oestreich von großem Umfange. Selbst unter den Legationssekretären waren Männer, die in den Biographien der Dichter als solche angeführt sind, nicht nur bei den Botschaften nach Persien wie Nahise und Lebunin, welchen zu Issahan der Schah ob eines aus dem Stegreife gesagten Verses anstaunte, sondern auch nach Wien, wie Raghib im J. 1718, welcher die Schönen der Kaiserstadt besang. So ward der Sekretär Sakib vom Statthalter Benders zu Sendungen an Karl XII verwendet, den er in Lobgedichten pries, und dafür der Gegenstand der Satyre des Dichters Taib ward. Ueberhaupt sind viele Sekretäre des Diwans, der Staatskanzlei, der Kammer und der Wesire, Defterdare und Reisefendi, d. i. Minister der Finanzen und des Aeußeren in den Biographien der Dichter als solche aufgezählt, und selbst die Chane der Krim Selimgirai *) und sein Sohn Schahingirai **) sangen Ghaselen.

Von solchem für Wissenschaft und Literatur so günstigen Geiste beseelt war das 18te Jahrhundert bis in sein 74stes Jahr, d. i. bis zur Beendigung des durch den Friedensschluß für die Art der künftigen Existenz des osmanischen Reichs so entscheidenden russischen Krieges fortgeschritten. Die in den noch übrigen 26 Jahren des Jahrhunderts für Gelehrsamkeit und Literatur wirkenden Männer gehören schon zum Theil auch dem 19ten an, und die Einführung des Nisami Dschedid, d. i. der neuen Staatseinrichtungen unter Sultan Selim III zu Ende des 18ten Jahrhunderts ist auf das engste mit der Erweiterung derselben verbunden, welche im Beginn des 19ten Sultan Selim III Thron und Leben gekostet, und den Mahmuds bis jetzt mehr erschüttert als befestigt hat. Unter Sultan Abdulhamid's Regierung wurde die Presse, welche im J. 1728 eröffnet, binnen 28 Jahren nur 18 Werke zu Tage gefördert hatte, seitdem aber nicht mehr gearbeitet, nach 27jährigem Stillstande wieder mit der Fortsetzung der Reichsgeschichte in Thätigkeit gesetzt. ***) Das Finanzielle der ersten Einführung der Druckerei war ganz dem ersten Direktor derselben, dem ungarischen Renegaten Ibrahim überlassen, unter dessen Sohne Ibrahim, welcher nach des Vaters Tode die Direktorstelle erhielt, das ganze Unternehmen ins Stocken gerieth. Jetzt stellten sich zwei um den Staat und die Literatur höchst verdiente Männer, der damalige Beglikdschi, d. i. Kanzler der Staatskanzlei Raschid Muhammed (mit dem frühern Geschichtschreiber nicht zu verwechseln), und der damalige Reichshistoriograph Wassif Ahmed (beide hernach Reisefendi) an die Spitze des Unternehmens der Wiederbelebung

*) Gesch. d. osm. R. B. IV. S. 660, im J. 1627.
**) Im J. 1602. Gesch. d. osm. R. B. IV. S. 525.
***) Diese poetische Geschäftscorrespondenz befindet sich zum Theil im Sebi Sejare, zum Theil in einem Manuskript der Berliner Bibliothek.
****) Gesch. d. osm. R. B. VIII. S. 271, im J. 1765.
†) B. VIII. S. 245.
††) Ebendas. S. 546.
†††) Des türkischen Gesandten Resmi Ahmed Efendi gesandtschaftliche Berichte von seinen Gesandtschaften in Wien im J. 1757, und in Berlin im J. 1763. Berlin und Stettin 1809.

*) Gest. 1704.
**) Gest. 1712.
***) Sami, Schakir und Ssubhi in einem Foliobande als Fortsetzung der früher erschienenen Geschichte Naima's in zwei, Raschid's in zwei, Kara Tschelebisade's d. i. des Mufti Nassim in Einem, im folgenden Jahre die Geschichte Isi's in Einem Bande, zusammen acht Foliobände.

der Presse, indem die Typen aus der Verlassenschaft Ibrahims gekauft, als Wakf erklärt und die beiden Genannten als Direktoren der neuen Druckerei angestellt wurden. *) So gewährte dasselbe Jahr, in welchem die Pforte dem Besitze der Krim entsagen mußte, derselben die Wiederbelebung der Druckerei. Die alten Lettern waren indessen sehr abgenutzt, das Papier schlecht und ungleich, der Druck höchst schmutzig im Vergleich mit der schönen Ausführung der frühern auf großem, geglättetem, starkem Papiere, mit breitem Rande gedruckten historischen und geographischen Werke. Binnen zehn Jahren lieferte die Presse nur sechs Bände, nämlich die beiden genannten Geschichten, einen Kommentar der Kafije, d. i. der arabischen Syntax Ibn Hadschib's und die türkischen Uebersetzungen der Werke Vauban's und Belidor's über die Befestigungskunst und die Minen, schlecht gedruckt, mit schlechtem Stich der Kupfertafeln. Zugleich gingen zu Pera aus der Presse der französischen Botschaft die türkischen Uebersetzungen der Werke Lafitte's und Teuguets über Castrametation und nautische Taktik hervor, **) so daß die türkische und französische Presse im Drucke militärischer Werke in der wohlgemeinten Absicht das osmanische Kriegswesen auf europäischen Fuß herzustellen, wetteiferten. Den durch die türkische Presse in diesem Jahrzehent zu Tage geförderten sechs Werken sind vorn, wie den unter der Aufsicht Ibrahims gedruckten, in drei Absätzen die Namen und Titel des Sultans, des Großwesirs und Mufti ***) vorgesetzt; doch fehlen die Einfassungen der Ringe, wodurch diese Titelcartouche in zierlichen morgenländischen Handschriften so wie in den ersten Druckwerken der osmanischen Presse an die Namenringe der ägyptischen Hieroglyphen erinnern; auch fehlen ordentliche Titel, welche in den ersten Druckwerken in schönen wohlgeschnittenen Lettern vorgesetzt sind, endlich fehlt bei Belidor's Uebersetzung sogar das Druckjahr.

Die zweite Erneuerung der Presse hatte vier Jahre nach Erscheinen des letzten der genannten Werke unter der Leitung Abderrahman's statt. Als Probe ward eine kleine, heute höchst seltene und im Buchhandel kaum mehr zu habende Abhandlung über die Beschaffenheit der berühmtesten Quellen Konstantinopels und seiner Nachbarschaft nach der Güte und Trefflichkeit ihres Wassers vorausgesendet, und hierauf erschienen die bedeutenden Wörterbücher, die türkische Uebersetzung des persischen Burchani Katii (der schneidende Beweis), und das große türkische mit vorgefügten persischen und arabischen Synonymen, Lehdschetol-lughat (der Schall der Wörter), das persisch-türkische Glossar Wehbi's sammt einem Kommentare Ahmed Hajati's; ein Paar geometrische Werke vom Professor an der von Sultan Selim neu gestifteten Ingenieurschule Husein Rifki aus Taman, Tafeln der Logarithmen und zum Bombenwerfen; eine türkische Uebersetzung des Atlas von Faden, und sogar drei französische Werke, nämlich zwei über die neuen militärischen Einrichtungen und der russische Handelstarif. *) Wiewohl das erste den Namen Mahmud's, des hernach bei der Thronrevolution Selims III ermordeten Reisefendi, an der Stirne trug, so waren die Uebersetzer und Herausgeber desselben sowohl als des Atlas die beiden Brüder Aegypropulo (Jakob und Johann), dieser Geschäftsträger in London und Wien, jener Minister in Berlin; beide in wichtigen Privatdiensten verwendet, in der griechischen Revolution nach Kleinasien verbannt, dann zurückberufen flüchteten sie von Konstantinopel nach Griechenland, wo sie dermalen unangestellt. Das merkwürdigste Unterscheidungszeichen der unter Sultan Selim III neubelebten türkischen Druckerei ist die Erscheinung dogmatischer Werke, welche in den ersten Privilegien der Druckerei unter Ahmed III sowohl als in den unter Sultan Abdulhamid gegebenen ausdrücklich ausgenommen waren. Es erschien (im J. 1803) zuerst der türkische Katechismus Birgeli's **) sammt einem Kommentar desselben von Kastsade Ahmed Efendi. ***) Abhandlung über die zur Erfüllung des Gebetes nöthigen Bedingnisse, ****) ein der Schwester Sultan Selim's, der Sultanin Chadidsche gewidmetes dogmatisches Werk. †) Eine für die Europäer interessante Erscheinung war die Fortsetzung der bisher im Druck erschienenen Reichsgeschichten, nämlich die Wassif's, welche in zwei Foliobänden die Geschichte vom J. 1752 bis zum Frieden von Kainardsche fortführt, seit welchem keine Fortsetzung erschienen. Das grammatische Studium des Arabischen ging nicht leer aus. Birgeli, der Verfasser des türkischen Katechismus ist zugleich der zweier sehr geschätzten syntaktischen Werke. ††) Beide erschienen mit ihren Commentaren von Seinisade †††) (dem obigen Commentator des Kafije Ibn Hadschib's) und vom Scheich Mustapha B. Ibrahim. ††††) Der Sohn des Mufti Aaschirsade, der unter dem Namen Derwisch Hafid berühmte Verfasser der obigen Abhandlung über die Wasser Konstantinopels, trat mit dem höchst schätzbaren Werke Ghalatat †*) Galiatias (oder confusions of purley) auf, welches den üblichsten gäng und gäben Sprachver-

*) Vorbericht auf dem ersten Blatte der Geschichte Ssubhi's und Isi's.

**) Siehe das Verzeichniß der zu Konstantinopel gedruckten Werke im siebenten Bande der osm. Gesch. S. 585 u. s. f.

***) 1) Ssubhi's Gesch. unter dem Großwesir Hamid Chalil und Mufti Atallah im J. 1785. 2) Isi's Geschichte unter dem Großwesir Ali und dem Mufti Ibrahim im J. 1784. 3) Seinisade's Kommentar des Kafije unter dem Großwesir Jusuf Pascha und dem Mufti Ahmed im J. 1785. 4) Vauban's Befestigungskunst unter dem Großwesir Iset Pascha und dem Mufti Dürrisade Aarif Efendi, im J. 1791. 5) Vauban's Abhandlung über die Minen unter dem Großwesir Melek Mohammed Pascha und dem Mufti Dürrisade Aarif im J. 1793. 6 Belidor's Werk unter denselben.

*) Tableau des nouveaux reglemens par Mamond Ef. 1798. Tarif de douane, 1802. Diatribe de l'ingenieur Mustafa, 1805.

**) Risalli Birgeli 1803.

***) Dschewherei behijei Ahmedije, 1804.

****) Schurutess-ssalawat; Oktav 1804.

†) Feraidul fewaid; Quart 1804.

†† Das Ishar und Awamil.

†††) Muarribul-ishar 1803, Quart und zum Zweitenmal im Jahre 1809 aufgelegt, und Scherhi awamili dschedid 1805 Oktav.

††††) Tohfetul-achwan 1805 Oktav; zum Zweitenmal im Jahre 1811 aufgelegt.

†*) Eddürrer el-muntachabat el-mensuret fi isslahil ghalatat el-meschhuret 1806. Quart.

stümmelungen nachforscht, und die richtige Schreibart derselben lehrt. Eingangs desselben ist ein Dutzend früherer Werke dieser Art mit ihren Titeln und den Namen ihrer Verfasser aufgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Jussuf-Bey.

(Schluß.)

Der Adonis gehörte zu dem Geschwader, das 1830 die französische Expeditionsarmee nach Afrika transportirte. Jussuf hatte sich tapfer gehalten, und fand bald Anklang. Er landete mit den französischen Truppen an der Küste von Algier, machte den Feldzug mit, und trug nicht wenig zu dem Erfolge derselben bei. Sein ausgezeichneter Muth, der sich bei jeder Gelegenheit kund gab, erregte die Bewunderung der Franzosen.

Einige Monate später ward Jussuf zum Rittmeister ernannt, und an die Spitze einer Schwadron von Eingebornen gesetzt. In dieser Stellung befand er sich, als man zu Algier erfuhr, daß die Citadelle von Bona, in welcher sich einige Franzosen befanden, von den Türken wieder genommen worden sey, und daß Ibrahim Bey, nachdem er die französische Besatzung über die Klinge hatte springen lassen, Anstalten treffe, sich daselbst zu vertheidigen. Sein Korps bestand aus 7—800 Türken und Arabern. Auf diese Kunde begab sich Jussuf zu dem französischen Obergeneral, und erhielt von diesem die Erlaubniß, nebst dem Kommissär Darmandy und 16 Mann auf einem Fahrzeuge sich nach Bona zu begeben. Vor der Citadelle angelangt, dringt er auf eine Unterhaltung mit Ibrahim, und ward nebst seinen Gefährten auf den Wall der Citadelle gebracht. Die Vorschläge, welche er Ibrahim machte, waren nicht minder kühn als sein bisheriges Betragen: Jussuf verlangte, er solle die Citadelle den Franzosen zurückgeben, und sie ohne einen Schuß zu thun, jedoch mit allen Kriegsehren, räumen. Ibrahim befand sich damals in einer mißlichen Lage, denn während ihn Jussuf auf solche Weise von der einen Seite zum Abzuge aufforderte, belagerte Ahmed, der Bey von Constantine, die Stadt auf der andern Seite; er verlangte daher einige Tage Bedenkzeit. Jussuf ließ diese nicht unbenutzt verstreichen; er bearbeitete die Gemüther der Türken, und suchte sie gegen Ibrahim einzunehmen, indem er ihnen Furcht vor den Arabern unter Ahmed einzuflößen sich bemühte; eben so suchte er sie durch die Drohung vor der furchtbaren Rache der Franzosen zu schrecken, während er ihnen im andern Fall goldene Berge versprach, und Alles zu einer Empörung vorbereitete, falls sich die Unterhandlung zerschlagen sollte. Unterdessen verfloß die festgesetzte Zeit; den Tag vorher versammelte Ibrahim die ganze Besatzung auf dem Waffenplatze der Citadelle, und richtete folgende Worte an sie: „Was haben zwei Männer verschuldet, welche ich unter der parlamentarischen Fahne in diese Festung einließ, und die mein Zutrauen zur Verführung meiner Truppen mißbrauchten?“ — „Den Tod!“ riefen mehrere Stimmen. — „Wohlan, so rächet mich,“ rief Ibrahim aus, indem er den Säbel zog. Jussuf hielt, unterstützt von Darmandy, mit dem Säbel in der Hand die auf ihn Eindringenden ab, während er die Wankenden durch große Versprechungen auf seine Seite zu ziehen suchte. Den einen versprach er höhere Stellen, den andern schöne Waffen, Allen doppelten Sold. Dadurch gelang es ihm, die Türken auf seine Seite zu bringen; die Araber dagegen blieben Ibrahim getreu. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der mehrere Tage dauerte. Ahmed setzte unterdessen die Belagerung lebhaft fort, so daß sich Ibrahim zwischen zwei Feuern befand. Endlich willigte er ein und verlangte freien Abzug, der ihm gestattet wurde. Auf solche Weise blieb Jussuf nebst dem Kommissär Darmandy und den zu ihm übergegangenen Türken Herr der Citadelle.

Allein auch jetzt noch war die Lage beider sehr gefährlich, indem die Türken die Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen verlangten. Jussuf drang daher bei dem Kommandanten des französischen Fahrzeugs darauf, er solle alle Mannschaft, die er entbehren könne, in die Citadelle schicken. Dadurch verstärkte er sich um 12 Mann; hierauf pflanzte er die dreifarbige Fahne auf dem Wall auf, bei welchem Anblick der Bey von Constantine die Belagerung von Bona aufhob und sich zurückzog.

Jussuf ließ den Kommissär Darmandy mit den französischen Matrosen in der Citadelle zurück und besetzte mit den Türken die Stadt. „Falls sie mich tödten, so bleibt doch die Citadelle gerettet,“ sagte er zu seinen Gefährten. Zwar tödteten sie ihn nicht, um aber sein Leben zu retten, war er genöthigt, einige derselben hinrichten zu lassen. Bald darauf kam eine Abtheilung französischer Truppen unter dem General Uzer zu Bona an, und nahm Besitz von der Stadt und der Citadelle. Jussuf ward von dem französischen Obergeneral im Kommando über die Truppen, welche er auf so kühne Weise in den Dienst Frankreichs übergeführt hatte, bestätigt, zum Schwadronschef und Ritter der Ehrenlegion ernannt, und behielt das Kommando der Stadt Bona unter dem Oberbefehl des französischen Generals. Hier befand er sich noch, als in den letzten Tagen der Herzog von Orleans ihn in das Hauptquartier nach Mascara berief.

Jussufs Ergebenheit für die Sache der Franzosen ist ohne Gränzen. Die Araber wissen dieß wohl, daher hassen sie ihn auch von ganzem Herzen, und legen ihm alle möglichen Schlingen. Vor noch nicht langer Zeit gelang es dem Bey von Constantine, einen Soldaten Jussufs zu bestechen. Dieser drang eines Tages in sein Zelt. Was willst du? fragte ihn Jussuf, mit jenem Tone der Entschlossenheit, der ihm eigen ist. Der Soldat gab keine Antwort und schien verlegen. „Man durchsuche ihn, befahl Jussuf, nachdem er seine Wache herbeigerufen hatte. Der Soldat ward verhaftet, man fand einen Brief Ahmed Beys bei ihm, worin ihm dieser zum Voraus für das Verbrechen dankte und ihm eine reiche Belohnung versprach. Jussuf ließ dem Verräther 500 Sohlenstreiche geben, „damit, so sagte er, wenn General Uzer ihm etwa das Leben schenke, er doch wenigstens diese Strafe erhalten habe.“ Allein General Uzer sah wohl ein, wie wichtig es für Jussuf und ihn selbst sey, ähnliche Komplotte, welchen die Sitten der Afrikaner nur allzu günstig sind, strenge zu bestrafen. Jussuf hielt auf freiem Felde mit seinen Offizieren einen Kriegsrath, in welchem der Verräther einstimmig zum Tode verurtheilt wurde; eine Viertelstunde darauf ward ihm der Kopf abgeschnitten.

Man würde Jussuf jedoch unrichtig beurtheilen, wenn man ihn für grausam hielte. Sein Charakter ist voll Adel und Großmuth. Die Erinnerung des Guten, das man ihm erwiesen hat, erlischt nie; an seinen Freunden hängt er mit Treue, und in der Liebe zeigt er eine Beständigkeit, die an das Ritterliche gränzt. Eines Tages befand sich der Obrist ***, der uns diese nähern Umstände seines Lebens mitgetheilt hat, in dem Zelte Jussufs. Der Türke zeigte ihm einen kleinen Hund, den ihm die Prinzessin Cabura gesendet hatte, und den er aus diesem Grunde zärtlich liebte. Im Verlaufe der Unterhaltung spielte der Obrist mit dem Hunde, und gab ihm in der Zerstreuung den Namen Cabura. Im Augenblicke sprang Jussuf auf und griff glühend vor Entrüstung zu seinem Dolche mit den Worten: „Herr Obrist, sie sind der einzige Mensch, dem ich einen solchen Scherz unter meinem Zelte erlaube!“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1836.

Ueber den Stellenkauf in der englischen Armee.

Allmählich erheben sich in England sehr gewichtige Stimmen gegen den Verkauf der militärischen Stellen, eine Sitte, die schon so oft das Staunen aller Nachdenkenden auf dem Kontinent erregte, und deren mögliche Folgen nur theilweise durch die natürliche Tapferkeit und Ausdauer der englischen Truppen, und die allgemein herrschende Bildung vermieden wurden. Leicht wird jeder den gerechten Unwillen eines tapfern Soldaten theilen, der sich die Sporen auf den Schlachtfeldern und in langen mühseligen Feldzügen verdiente, und junge Gelbschnäbel sich vorgezogen sieht, bloß weil sie Geld genug haben, um eine Kapitäns- oder Majorsstelle zu kaufen. Wir heben aus einer sehr energisch geschriebenen Vorstellung gegen den Stellenkauf Nachstehendes als ungemein bezeichnend für manche Verhältnisse des Militärwesens in England aus:

„Die schwachen und parteiischen Gründe, womit man das gegenwärtige System von Avancement vertheidigen will, lassen sich in wenige Sätze zusammenfassen. Man sagt, der Stellenkauf befördere das Avancement, wirke dem Favoritismus (mere patronage) entgegen, und setze die Offiziere in den Stand, noch in kräftigem Alter zu höherem Range zu gelangen, ein Vortheil, der sich ohne Stellenkauf nicht erreichen lasse, wie das langsame Avancement in der Artillerie beweise.

„Alles dieß läßt sich leicht beantworten. Stellenkauf befördert nur das Avancement des Reichen auf Kosten des Unvermöglichen, und wenn beinahe alle vakant werdenden Offiziersstellen durch Kauf besetzt werden, so kann es nur wenig Avancement ohne Kauf geben. Wenn die Regierung einem austretenden Militär die Stelle selbst abkauft, nicht mehr duldet, daß sie an einen andern verkauft werde, und sie je nach den Umständen aus den Subalternen besetzt, so wird das Avancement bald in seinen natürlichen und regelmäßigen Gang kommen. Daß der Stellenkauf widerrechtlichen Begünstigungen Einhalt thue, ist eine ganz ungegründete Behauptung. Kommt denn kein Avancement, durch Kauf von einem Regiment ins andere vor? Kommt es denn nicht vor, daß ein Offizier in ein westindisches Regiment, und ein anderer in ein angenehm garnisonirtes Regiment in England oder dem Mittelmeere befördert wird? Wer hat je gehört, daß ein adeliger Sprößling durch Kauf in ein in Honduras stationirtes Regiment befördert wurde? Ist es denn so unerhört, daß ein jüngerer Offizier durch Kauf in einem andern Regimente über die Köpfe aller kauflustigen Offiziere dieses Regiments hinweg befördert wird? Werden denn nie Offiziere auf Halbsold in der einen Gazette *) auf ganzen Sold gesetzt, damit sie in der nächsten Gazette ihre Stelle mit ganzem Sold verkaufen können? Sind dieß keine Begünstigungen? Das langsame Avancement in der Artillerie kann nicht als Criterium gelten, was das Avancement in der Linie seyn würde, denn die Artillerie ist ein sehr beschränkter Dienst, der wenig Wechsel und Versetzung zuläßt, in den die Offiziere erst nach langem darauf abzweckendem Studium, und in der Absicht eintreten, ihn zu ihrer lebenslänglichen Bestimmung zu machen. Dagegen treten aus der Linie fortdauernd Offiziere nach wenigen Dienstjahren aus; viele junge Leute treten in die Armee, nur um einige Jahre angenehm hinzubringen, und in manchen Cirkeln sieht man den Militärdienst bloß als eine letzte Schule eines guten Benehmens an. Wenn in der Artillerie langes Studium erforderlich ist, und keine Stellen gekauft werden dürfen, so darf man nicht vergessen, daß dieser Dienstzweig, wenigstens nach militärischer Schätzung, seine Pflichten im Kriege besser erfüllte, als die beiden andern Dienstzweige; namentlich galt die Kavallerie, wo Stellenkauf in noch stärkerem Grade herrscht, als in der Infanterie, als derjenige Dienstzweig, welcher den an sie gemachten Anforderungen am wenigsten entsprach."

Es ergibt sich aus diesen Andeutungen hinreichend, wie der Kriegsdienst von den höhern Klassen in England angesehen wird. Die Sache hat indeß noch eine für die englische Aristokratie höchst wichtige Seite. Die Versorgung der nachgebornen Söhne wird eine immer schwierigere Sache: die Verwaltung und die Kirche bieten immer weniger Stellen dar, und so war das Militär ein sehr bequemes und einfaches Mittel, um einem

*) Dieß ist die Regierungszeitung, welche alle Veränderungen bekannt macht.

nachgebornen Sohne mit Aufopferung einiger tausend Pfund den Rang und das Einkommen eines Kapitäns oder Majors zu verschaffen. Jetzt wird die Aristokratie auch in diesem Auskunftsmittel angegriffen, und das bereits erschütterte Erstgeburtsrecht immer mehr gefährdet.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die Presse, aus welcher diese Werke hervorgingen, war in dem Gebäude der neuen Kasernen des Nisami Dschedid zu Skutari, welches in der Revolution, welche Sultan Selim III vom Throne stürzte, zerstört wurde. Die Druckerei, deren Materialien gerettet wurden, begann jedoch nach kurzem Stillstande ihre Thätigkeit abermals in dem ihr nun in der Stadt Konstantinopel selbst angewiesenen Lokale, und wir fahren, um den Faden des Gegenstandes nicht zu unterbrechen, mit der Musterung der unter der Regierung Sultan Mahmuds bis auf den heutigen Tag daraus hervorgegangenen Werke fort.

Da die Presse zu Konstantinopel keine Privatunternehmung, sondern eine öffentliche der Regierung ist, so gibt die Aufzählung der vorzüglichsten von derselben zu Tage geförderten Werke zugleich die beste und treuste Uebersicht nicht nur der Ausdehnung, sondern auch der Richtung der osmanischen Literatur in dem bisher verflossenen Drittel des 19ten Jahrhunderts. Das größte, wichtigste und gemeinnützigste aller bisher zu Konstantinopel gedruckten Werke, der Kamus, d. i. der Ocean, die türkische Uebersetzung des unter diesem Titel berühmten größten arabischen Wörterbuchs in drei dicken Foliobänden (jeder nahe an tausend Seiten, jede Seite 41 ohne Absatz gedruckte Zeilen stark), ward im Verlaufe dreier Jahre (von 1814 bis 1817) ausgedruckt. Der Uebersetzer ist Seid Ahmed Aassim, der Uebersetzer des oben erwähnten persischen Wörterbuchs Burhani Katii, welchem Selim III diese zweite Arbeit nach Vollendung der ersten aufgetragen, so daß er das Riesenwerk binnen 10 Jahren vollendete, binnen vieren zu Tage förderte. Außer dem Kamus erschien noch im J. 1828 das große arabisch-türkische Wörterbuch Achteri's, ein Folioband von 700 Seiten. Seid Hasan Aini reimte ein türkisch-arabisch-persisches Glossar, welches im J. 1826 im Druck erschien. *) Das Ganze ist in hundert Absätzen, jeder zu drei Distichen getheilt; die zwei letzten Distichen jedes eine Seite füllenden Absatzes sind von den eilf andern durch einen Strich als Note getrennt, und enthalten anderen, mit dem Texte nicht verbundenen Stoff. Die Wörter des Textes sind größtentheils in keiner andern Ordnung als in der vom Reime zufällig gegebenen angeführt, die Distichen der Noten enthalten größtentheils Sittenlehren, doch machen mehrere Absätze hievon eine Ausnahme, indem statt der Nenn- oder Zeitwörter die allen drei Sprachen gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Terminologien und eigenen Namen zusammengestellt sind. Man ersieht daraus, welche die Sachkenntnisse sind, die durch den Reim zuerst den Knaben ins Gedächtniß geprägt werden. Die Fächer des Textes sind z. B. von den Erfordernissen des Islams, des Gebetes, von den Sekten, Propheten, den Suren und Versen des Korans, von den Kunstausdrücken, den Ahschulen, der Grammatik, Syntax, Topik, Rhetorik, Metrik, Prosodik, Logik, Dialektik, Philosophie, der Bromatologie, der Vogelkunde, der Fechtwissenschaft und ihren Grundlagen, der Ueberlieferungskunde und der Mystik. Die unter der Linie als Note gedruckten zweihundert Distichen enthalten die eigenen Namen der Gemahlinnen und Kinder des Propheten, seiner Jünger und Gefährten, der ersten Ueberlieferer und Leser des Korans, die zu Mekka gegebenen, die aufhebenden und aufgehobenen Suren des Korans, die Namen der ägyptischen, griechischen, arabischen, persischen, alttürkischen Monate, die der Planeten, zwölf Schriftarten und noch Einiges mehr dergleichen, und dieses Alles in 1300 Distichen gereimt. In einem Abstecher der Einleitung erzählt der Verfasser (ebenfalls in Reimen), daß er im J. d. H. 1182 (1766) zu Aintab geboren, sich bald als Philologe und Dichter ausgezeichnet, im J. 1205 (1790) nach Konstantinopel gekommen, in den Orden der Derwische Nakschbendi getreten, diese Juwelenschnur im J. 1246 (1821 vollendet habe.

Zur Beförderung des Studiums arabischer Grammatik und Syntax erschien in Einem Bande die Sammlung der fünf auf osmanischen Schulen gelehrten Werke arabischer Grammatik **) und in einem andern Bande die Sammlung der drei in den Schulen gäng und gäbsten syntaktischen. **) Der Kommentar Seinisade's zum Kafije und Izhar wurde zum Zweitenmale aufgelegt, und die Randglossen Dschami's, des großen persischen Dichters zum Kafije Ibn Hadschib's in einem dicken Quartanten gedruckt. ***) Ueber die philologische Encyklopädie Sekaki's, der Schlüssel der Wissenschaften genannt, deren Verfasser in der Mitte des 13ten Jahrhunderts schrieb, besteht eine Anzahl von Kommentaren, deren berühmtester der Motawwel Teftasani's, welchen wieder der große Philologe Dschordschani glossirte. Diese Glossen sowohl als die Silkuti's wurden gedruckt. ****) Drei Werke erschienen über die Logik; das eine der Burhan, d. i. der Beweis von Ismail Kelenbewi, einem aus Kelebe in Kleinasien gebürtigen Gelehrten, welcher in der Hälfte des 18ten Jahrhunderts lebte; †) Ebheri's Anhängsel zur Eisagoge des Porphyrius, ††) mit dem Kommentare Seid Omar's von Tokat und den Glossen Schemseddin's zur berühmten logischen Abhandlung Schemsijet, d. i. die sonnichte, von Katibi, dem Schüler des großen Astronomen Nassireddin. †††) Zwei andere in Druck gegebene Werke Kelenbewi's sind die Anhängsel zum dialekti-

*) Nasmul Dschewahir, 1826, Quart.

*) Das Mirah, Isi, Maksud, Bina, das große und kleine Emsilet.

**) Das Kafije Ibn Hadschib's, das Izhar und Awamil Birgeli's.

***) Kitabul-moharrem 1811.

****) Haschijet Silkuti Al Motawwel 1812, Quart. Hawaschi Es-Seid (Dschordschani) Alel Motawwel; 1826, Quart.

†) Gedruckt 1807.

††) Taalikat dürren nadschi. Im J. 1820, Quart.

†††) Gedruckt 1822.

schen Werke Mirol-Abad und zum Miret-tehsib, welches letzte Glossen zu den Noten Dewani's über den Kommentar Teftasani's zur philologischen Encyklopädie Sekaki's enthält. Man sieht, daß es sich hier durchaus nicht von neuen die Wissenschaften födernden Grundwerten, ja nicht Einmal von Kommentaren, sondern nur von Noten, Glossen und Anhängseln handelt. Dasselbe ist der Fall bei den dogmatischen Werken, deren Grundlage noch weit unerschütterlicher steht, als die der arabischen Grammatik und Rhetorik. Die arabischen dogmatischen Werke führen den Titel Akaid, d. i. Dogmen; die berühmtesten derselben sind die Nesefi's (welche in dem ersten Theile des Werkes Mouradjea d'Ohsson's ausführlich erläutert sind), und die Adhadeddin's. Die Dogmen Adhadeddin's kommentirte der große persische Gesetzgelehrte Dewani, und Randglossen zu diesem Kommentar schrieb der obenerwähnte Kelenbewi. Die Dogmen Nesefi's kommentirte Teftasani, diesen Kommentar glossirte Chiali, und zu diesem Glossar schrieb der obenerwähnte Silkuti Anhängsel. Diese beiden Werke Kelenbewi's und Silkutis (zwei der berühmtesten Namen der Gesetzgelehrten des 18ten Jahrhunderts) erschienen beide in zwei dicken Quartanten gedruckt, *) und noch im verflossenen Jahre die Randglossen Jsferaini's, der ums J. 943 (1536) zu Samarkand starb, zu den Dogmen Nesefi's; **) endlich zwei liturgische Werke, welche bloß von dem Gebete, den Bedingnissen und den verschiedenen Arten desselben handeln; das Ghunijet, ein Kommentar Ibrahims des Verfassers des Multeka zum Munijet des Imamo Kaschghari, ***) und das Hallijet vom Derwische Nakschbendi Mustafa B. Muhammed aus Giselhissar, der diesen Kommentar erst im J. 1241 (1826) vollendet hat. ****)

Von weit größerem Umfange als die eben erwähnten dogmatischen und liturgischen Werke sind die metaphysischen und juridischen, welche unter der Leitung des Direktors der Buchdruckerei Ibrahim Esaid in dem letzten Jahrzehend zu Tage gefördert worden. An ihrer Spitze steht die im J. 1824 mit dem Kommentar Teftasani's gedruckte große Metaphysik El-Idschi's †) (ein Folioband von siebenthalbhundert Seiten); zwei Jahre später wurden die Anhängsel gedruckt, welche Scheich Hasan erst im J. 1815 zu den Glossen Chiali's über den Kommentar Dschordschani's zur Metaphysik El-Idschi's verfaßt hatte. Also auch hier kein neues Werk, sondern nur Anhängsel zu den Glossen eines Kommentars, eines schon seit einem halben Jahrtausend berühmten Grundwerks der Metaphysik, dessen Titel die Standarte (Mewakif) heißt. Wie das Mewakif das Grundwerk arabischer Metaphysik, so ist das Seirol-Kebir, d. i. der große Feldzug, das Grundwerk des mosleminischen Kriegsrechtes. Der Verfasser desselben, der Imam Mohammed B. Hasan Scheibani, schrieb schon im 189sten J. d. H. (805), dasselbe kommentirte Mohammed Ibn Eli Sehl Es-Sarchasi; dessen Kommentar übersetzte der Seid Munib, gebürtig aus Aintab binnen zwei Jahren zu Ende des verflossenen Jahrhunderts (von 1796 bis 1798) ins Türkische, und diese Uebersetzung erschien 30 Jahre hernach (im J. 1826) in zwei Foliobänden zu tausend Exemplaren in Druck aufgelegt. Die Uebersetzung kam auf Befehl Sultan Selims III unter dem gelehrten Mufti Mustafa Aaschir Efendi unter der Kaimakamschaft Ebubekr Pascha's, der Druck unter der Regierung Sultan Mahmuds unter der Leitung Ibrahim Esaid's zu Stande. Voraus geht die von einem Kommentare begleitete türkische Uebersetzung der dem Kommentar Sarchasis vorausgeschickten biographischen Notiz Scheibani's, des Hugo Grotius der Moslimen, welcher ihr Kriegsrecht in ein vollständiges System gebracht. Das Kriegsrecht selbst ist aber nur ein Theil der Rechtswissenschaft, Fikh, welche alle Zweige göttlichen und menschlichen Rechtes umfaßt. Das Grundwerk hierüber im osmanischen Reiche ist bekanntermaßen das unter der Regierung Suleimans des Gesetzgebers von Ibrahim aus Haleb verfaßte Multeka, d. i. der Zusammenfluß zweier Meere, welches in dem trefflichen Werke Mouradjea d'Ohsson's über osmanische religiöse und politische Gesetzgebung ganz ausgezogen worden. Er macht den Auszug nicht aus dem arabischen Originale, sondern aus der vom Scheich Abderrahman, dem Sohne des Scheichs Muhammed B. Suleiman zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts verfaßten türkischen Uebersetzung, und diese erschien im J. 1825 in zwei Foliobänden, jeder von vierthalbhundert Seiten, gedruckt. Von nicht minderem Umfange sind die großen Fetwasammlungen; zwei der berühmtesten des osmanischen Reiches; die des Mufti Abderrahim, welcher im J. 1645 Mufti gewesen, enthält gegen zehntausend, und die des Mufti Ali (welcher unter Mohammed IV vom J. 1670 bis 1673 die höchste Würde des Gesetzes bekleidet hatte) über fünftausend Fetwa; jene erschien in zwei Foliobänden (jeder gegen 600 Seiten stark) im J. 1827, diese drei Jahre später in Einem Foliobande von 810 Seiten; endlich die Fetwasammlung Mustafa Kodosi's, welche ein Paar tausend von Einigen und dreißig Mufti des 18ten Jahrhunderts gegebene Fetwas enthält, ein Quartband von beinahe 700 Seiten, der schon im J. 1822 erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Haschijetoi Kelenbewi im J. 1818, und Taalikat es Silkuti im J. 1820.
**) Ohne Titel im J. 1249 (1833); Quart.
***) Gedruckt zu Konstantinopel 1024; Quart.
****) Im J. 1828 in zwei Quartbänden Hallijetun-nadschi.
†) Gest. im J. 756 (1355).

Pöppigs Reisen in Südamerika.

8. Aufenthalt in Valparaiso.

Der erste Anblick von Valparaiso ist nicht sehr einladend, und meistens fühlt sich der Reisende, der in so manchen Reisebeschreibungen Chile als einen blühenden Garten geschildert fand, bitter getäuscht. Wer das Kap Horn umschifft und die starren Felsen der südamerikanischen Westküste gesehen hat, sehnt sich nach grünenden Bäumen, aber auch an der chilenischen Küste starren ihm graue syenitische Felswände entgegen, und nur an einzelnen Stellen nährt das dürftige Erdreich Büsche mit holzigen Aesten und grauen Blättern. Und nicht freundlicher stellt sich die Stadt dar. „Fast ununterscheidbar von dem dunkeln Felsen, der sich hinter ihr erhebt, bedeckt ein Labyrinth unregel-

mäßiger Häuser mit Strohhütten untermengt, von keinem großen öffentlichen Gebäude oder Thurm unterbrochen, die schmale sandige Küste. Zahlreiche kleine Häuser hängen, den Vogelnestern fast vergleichbar, stufenweise an dem aufgehauenen Felsen, allein so eng und beschränkt, daß sie den Gedanken an Wohnlichkeit nicht aufkommen lassen. Weiterhin zur Linken zeigt sich eine große und breite Sandfläche, auf welcher lange Reihen wenig versprechender Häuser zerstreut liegen, über deren staubige Dächer sich jedoch hin und wieder ein Baum erhebt. Dieß ist die Vorstadt Almendral, welche hauptsächlich der geschäfttreibende Stadttheil wäre, erlaubte die sehr langsam sich abflachende Küste das Landen beladener Böte. Kahle Felsberge schließen auch nach Osten die Bai." So stellte sich Valparaiso unserem Reisenden dar, allein er war gerade zur ungünstigsten Jahreszeit gekommen, nämlich im März, welcher Monat einen langen fast immer regenlosen Sommer beschließt, wo alle Vegetation auf dem allerdings dürren Boden zu Staub verbrannt ist, den die Winterregen dann wieder von den Felswänden abwaschen.*)

Nachdem Hr. P. sich in einem ersten Gange durch die Stadt und deren nächsten Umgebung umgesehen hatte, wo ihm eine mannichfache Aehnlichkeit mit den europäischen Ufern des Mittelmeeres, namentlich hinsichtlich des Klima's und der Erzeugnisse, auffiel, suchte und fand er ein sehr ärmliches Unterkommen im sogenannten englischen Hotel. Gasthöfe sind nämlich in Valparaiso erst im Gebrauch seit der Eröffnung des Handels durch die Unabhängigkeitserklärung, und noch immer haben sie keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Der Andrang der Fremden hat alle Bedürfnisse vertheuert, doch ist von der alten Sitte allgemeiner Gastfreundschaft noch immer so viel übrig geblieben, daß Kapitäne von Schiffen mit reichen Ladungen bei dem Kaufmann, an den sie adressirt sind, während ihres Aufenthalts ihre Wohnung nehmen. Durch Vermittlung einiger Landsleute fand Herr Pöppig bald eine Wohnung in einem seit einiger Zeit unbewohnten Hause, wo er aber entsetzlich von Flöhen litt. Diese sind überhaupt eine wahre Landplage, welche sich über die ganze Westküste ausdehnt, und in einigen Gegenden Peru's eine wahrhaft unerträgliche Höhe erreicht. Ueber seine Wohnung durfte indeß Herr Pöppig mit Recht sich nicht beklagen, denn die Kaufleute von Valparaiso zahlen sehr hohe Summen für verhältnißmäßig äußerst mittelmäßige und unbequeme Wohnungen, und der gemeine Mann lebt in einem unbeschreiblichen Schmutze, hauptsächlich aus Mangel an Raum, weil schon jetzt die Bevölkerung auf der gegenwärtigen Grundfläche kaum Platz hat. „Abgesehen, daß der Hafen selbst nicht zu den sichersten gehört, verbietet die Oertlichkeit die Erbauung einer weitläufigern Stadt. Parallel dem felsigen Strande und kaum 200 Fuß von ihm entfernt, erheben sich rings umher steile Berge, deren Seiten nicht selten wandartig senkrecht sind, und sogar an der Westseite der Bai längs ihres Fußes nur zur Zeit der Ebbe einen trocknen Weg erlauben; auf diesem beschränkten Raume liegen die einzige krumme und enge Straße Valparaiso's, ein kleiner unansehnlicher Marktplatz und mehrere schmale Gassen, zusammen das, was man dort speziell den Hafen (el puerto) nennt. Häufige Schluchten, tief und dunkel, sinken von der Schneide des Berges herab, sichtbar hervorgebracht durch die gewaltigen Regenströme, die von ihnen herabrauschend noch jetzt fast jeden Winter die Sicherheit der Stadt bedrohen. Obwohl sie nach oben eng und überaus steil sind, so ist ihre Mündung doch weit genug, um kurze schmutzige und unbequeme Gassen zu enthalten, in denen in wenig einladenden Häusern eine dichte Bevölkerung lebt. Die zugänglichern Abdachungen des Bergrückens, 60 bis 100 Fuß über der Hafengasse, hat man mühsam abgegraben. Mangel an Platz hat da die Erbauung einer neuen Stadt veranlaßt, welche am Rande des Abgrundes gleichsam über den Köpfen der Hafenbevölkerung aufgehängt ist. Wo irgend eine Möglichkeit sich darbot, hat auch ein Chileno ein kleines Haus an den Felsen befestigt. Oft führen Stufen nach dem engen und künstlichen Landungsplatze vor der luftigen Wohnung, und einige der Wege an den abgelegenern Quebradas (Schluchten) sind so steil, daß man nur mit Anstrengung die höchste Wohnung erreicht. Am östlichen Ende der Stadt springt das felsige Vorgebirge so weit nach der Seeseite vor, daß man einen Theil hat mühsam wegsprengen müssen, nur um Raum für einen engen Verbindungsweg, den einzigen, auf welchem Karren fahren können, zu gewinnen. Jenseits zieht sich jedoch das Gebirge mehr zurück, und läßt eine Ebene zwischen seinem Fuß und dem Strande, welche angereiht ist, und beinahe allein aus feinem weißem Seesande besteht; auf ihr liegt die Vorstadt Almendral, dem Umfang nach weit größer als der eigentliche Hafenort. Nur in wenigen Richtungen ist es möglich, Valparaiso etwas mehr Umfang zu geben, durch Arbeiten jedoch, die eben so kunstreich als kostspielig seyn müssen."

Seit der Unabhängigkeit hat die Häuserzahl um das Doppelte zugenommen — und Valparaiso, wo früher keineswegs die vornehmen Bewohner Chile's wohnten, und das sich durch Schmutz und Aermlichkeit auszeichnete — gewinnt mit jedem Tage mehr, die Strohdächer verschwinden, und manches stattliche Gebäude entstand dadurch, daß der reicher werdende Bürger neben seiner Bequemlichkeit auch die Verschönerung der Stadt im Auge hatte. Bisher konnte man die Kirchen selbst kaum anständig nennen. Früher waren weder der Sinn noch die Mittel vorhanden, die Kirchen mit so verschwenderischer Pracht auszuschmücken, wie z. B. in Lima, jetzt ist der immer mehr erwachende industrielle Geist den Vergabungen an die Kirchen nicht günstig, deren Einkünfte noch überdieß während der Revolution durch Plünderung manches gelitten haben. Die Privatwohnungen sind nach dem in ganz Südamerika gewöhnlichen südspanischen Style gebaut, die innere Einrichtung ist aber meist sehr unbequem, und erst seit dem Zuströmen der Fremden hat man angefangen die kahlen Lehmwände mit Tapeten, die Fußböden aus gleichem Antriebe mit Dielen und Teppichen zu bedecken. Glasfenster sind bei weitem noch nicht überall gebräuchlich, rohe Gitter und buntangestrichene Läden vertreten die Stelle, und die letztern muß man oft bei Tage wegen des kalten Nordwindes fest schließen.

(Schluß folgt.)

*) Zur Vermehrung des unangenehmen Eindrucks trägt auch der Umstand bei, daß die Umgegend Valparaiso's, ohnehin nie reich an Vögeln, am Schlusse des Sommers fast gänzlich unbelebt ist.

Literarische Notizen.

In Rußland ist gegenwärtig ein wenigstens in diesem Umfange gewiß sehr seltenes Werk angekündigt, nämlich eine Bibliothek der fremden Schriftsteller über Rußland. Das Werk soll fürs erste nur die Zeit von Iwan III bis auf Peter den Großen in 12 starken Bänden enthalten. Die Zahl der Schriftsteller beträgt 80, wovon beinahe die Hälfte Deutsche sind.

Von den „Depeschen des Herzogs von Wellington" ist nun der vierte Band erschienen, der sich auf den Krieg in der Halbinsel vom Junius 1808 bis August [illegible] bezieht, und äußerst interessante Details über den Feldzug enthält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1836.

Bemerkungen über den Niagarafall.

(Nach Silliman's Journal of Science.)

Man hat in neuerer Zeit den Niagarafall vielfach geologisch untersucht, und ziemlich allgemein als eine ausgemachte Sache angenommen, daß die Fälle einst einige Meilen tiefer unten bei dem Bergrücken von Queenstown waren, und durch allmähliches Ausgraben des Bettes zurückwichen bis an ihre jetzige Stelle.*) Nach den Untersuchungen mehrerer Geologen, namentlich eines Hrn. Forsyth, soll in den letzten 40 Jahren das Zurücktreten des Falls 50 Yards oder etwa jährlich 1 Fuß betragen haben, nach diesem Maßstabe berechnete man die Zeit, wie lange der Fall von Queenstown bis zu seiner jetzigen Stelle brauchte, auf 9856, und die Zeit, bis wo der Fall an den Eriesee zurückgewichen seyn würde, auf 27,720 Jahre.

Diese ziemlich allgemein, auch von Lyell in seiner Geologie, aufgenommene Meinung bestreitet ein Hr. Rogers in dem oben angeführten Journal, und meint, diese Annahme könne doch wohl bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse von der Struktur des Bodens nur eine Vermuthung seyn. Fürs erste findet er das fortdauernde Zurückweichen in gleichem Grade schon darum unwahrscheinlich, weil der amerikanische Theil des Falles allem Anschein nicht, wenigstens nicht in gleicher Art, wie der kanadische zurückweicht, da der erstere wenigstens 500 Schritte vor dem letztern voraus ist. Ferner ist es höchst wahrscheinlich, daß das ganze Land um den Niagara einst ein mächtiger Binnensee war, den eine (vielleicht langsame) Veränderung in der Konfiguration der Gegend zu dem immer noch sehr bedeutenden Wasserstrom verengte. Das Abströmen einer solchen Wassermasse mußte an vielen Stellen das Land tief einschneiden. Beim Hinabströmen aus dem Erie- nach dem Ontariosee, und von einer höhern nach einer tiefer gelegenen Ebene und über einen Abhang hinab, wie der bei Queenstown, mußte nothwendig eine tiefe und lange Schlucht gebildet werden. Uebrigens ist diese ganze Gegend der Seen von den mächtigen Strömungen durchfurcht, welche die ganze Oberfläche dieses Theils von Nordamerika entblößten, und dessen Ebenen und Berge mit grobem Gerölle (boulders), Kies und Erdarten aus dem Norden überdeckte. Eine solche Schlucht von größerer oder geringerer Länge und Tiefe war aller Wahrscheinlichkeit nach der Anfang der jetzigen tiefen Einsenkung des Stroms unterhalb der Katarakte. Die ganze Gegend um die Seen bietet die wichtige Thatsache dar, daß sich hier keine der bedeutenden sekundairen oder tertiairen Formationen findet, ein sicherer Beweis, daß dieser ganze Theil des Kontinents in einer sehr entfernten Zeit aus dem Meere sich emporhob; der Wasserablauf aus dieser Gegend hat sich wahrscheinlich seit jener Zeit wiederholt modifizirt, und unter diesen Veränderungen in ihrer Hydrographie hat der Niagara seine jetzige merkwürdige Gestalt angenommen. Die Berechnung, wie lange er brauchte, um den Weg bis zu der Stelle auszuhöhlen, wo er jetzt sein Wasser ergießt, ist unmöglich, weil wir nicht wissen können, welcher Theil der Schlucht unterhalb der Fälle aus andern Ursachen, als durch die einschneidende Gewalt des Stroms entstanden seyn mag.*) Der jetzige Fall hat die einige hundert Fuß Schlucht, in der der Strom fließt, sicherlich verlängert und vertieft, aber gewiß nicht begonnen.

Ueber das Maß des künftigen Zurückweichens der Fälle läßt sich eben so wenig etwas Bestimmtes angeben, weil dieselben, ehe sie bis an den Rand des Eriesees zurückgewichen sind, eine ganz andere Form und Gestaltung angenommen haben werden. In dem Maße, als der Katarakt zurückweicht, steigt er auch an, weil das Land gegen den Eriesee hin ansteigt.

*) Der Niagara fließt nämlich über drei verschiedene Straten hin, die beiden ersten sind zwei Arten von hartem Kalkstein, die dritte besteht aus Schiefer; diese leztere wird durch das Stäuben des Wassers zerbröckelt und aufgelöst, so daß die obern Straten in der Luft hängen, bis sie endlich durch das Gewicht ihrer eigenen Schwere zusammenstürzen, wie sich im verflossenen Frühjahr ein Fall begab.

*) Merkwürdig in dieser Beziehung ist auch die Ziegeninsel oberhalb des Niagarafalls, die aus einem so außerordentlich feinen Thon in horizontaler Schichtung besteht, daß in dem Wasser, aus dem er niedergeschlagen wurde, fast gar keine Strömung vorhanden gewesen seyn kann. Da man nun solche Niederschläge unmöglich der reißenden Strömung des jezigen Flusses zuschreiben kann, so weist dieser Umstand auf eine Zeit zurück, wo ein ruhiger See die Stelle des jezigen reißenden Niagara einnahm.

Dieser Umstand, vereint mit der horizontalen Lage der Felsbetten, die der Katarakt durchschneidet, vermindert allmählich die Dicke des unterliegenden Schiefers, und vermehrt die des obenliegenden Kalksteins, bei weiterem Zurückweichen wird der jetzt 90 Fuß mächtige Schiefer ganz verschwinden, so daß das Wasser nur noch über den oberhalb liegenden Kalkstein hinabfällt, später noch über eine höhere Schichte von festem kieselhaltigem Kalkstein, der vom Eriesee bis fast zum Katarakt die Oberfläche bedeckt. Es scheint eine sehr wahrscheinliche Konjektur, daß der Katarakt, der somit an eine neue Reihe von Schichten mit sehr verschiedener Härte, Zerreibbarkeit und Mächtigkeit kommt im Vergleich mit denen, über die er jetzt herabfällt, sich hinsichtlich der Schnelligkeit und der Art seines Zurückweichens bedeutend ändern wird. Sollte die oberste Schichte, statt wie jetzt die härteste zu seyn, ehe die 21 (engl.) Meilen bis an den Eriesee zurückgelegt sind, die weichste werden, was nicht unmöglich ist, dann ist kaum zu zweifeln, daß der jetzige majestätische Sturz sich in mehrere Katarakten von unbedeutender Höhe auflösen wird.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Von nicht minder großem praktischem Nutzen für Rechtsgelehrte und Richter ist die erst vor zwei Jahren erschienene Sammlung von Formeln, von Urkunden und gerichtlichen Aufsätzen aller Art, deren Verfasser Debbaghsade Numan Efendi, nach der auf der ersten Seite des Werkes gegebenen Stammtafel ein Abkömmling im neunten Gliede des Ende d. J. 1599 verstorbenen großen Mufti und Geschichtschreibers Seadeddin. Dergleichen Sammlungen von Urkunden, welche den Titel Sſukuk führen, hatte früher eine Decurie von Ulema *) verfaßt; aber das Werk Numans übertrifft dieselben an Methode und Vollständigkeit, indem es in drei Hauptstücken alle Arten von gerichtlichen Urkunden, Anzeigen, Bittschriften und Verträgen in 670 Mustern erschöpft. Am Ende des ausführlichen sechszehn Blätter starken Inhaltsverzeichnisses sind die Titel der 80 juridischen Werke angeführt, deren Autorität die Orthodoxie der hier gesammelten rechtlichen Urkunden und Entscheidungen verbürgt; darunter sind allein vierzehn arabische und sieben türkische Sammlungen von Fetwa, dann außerdem noch vier arabische Wörterbücher als philologische Autorität. **) Der Verfasser vollendete sein Werk im letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts, und dasselbe erschien im J. 1832 das Erstemal unter Leitung des damaligen Direktors der Druckerei, des mit dem Range eines Dichters von Mekka bekleideten Reichshistoriographen und Redakteur der türkischen Staatszeitung, Scheichsade Mohammed Esaad Efendi, des Verfassers der im J. 1828 in Druck erschienenen und jüngst von Caussin de Perceval ins Französische übersetzten Geschichte der Janitscharenvertilgung. Diese offizielle Relation, welche im Bulletinstyle die Zahl der gefallenen Janitscharen von 1800 auf 800 vermindert, so wie die Staatszeitung, *) die Auflage der französischen Uebersetzung von 700 auf 10,000 Exemplare vergrößert, ist, außer der im J. 1821 im Druck gegebenen Geschichte der Scheiche des Ordens der Derwische Nakschbendi **) das einzige historische Werk, welches mit Sultan Mohammeds Regierung erschienen, unter welcher die Erwartung, daß auch er, wie sein Vorfahr Sultan Selim die Kundmachung der Reichsgeschichte bis auf den Regierungsantritt seines Vorfahrs gestatten werde, bisher leider getäuscht worden. Die Ausbeute, welche das im J. 1817 erschienene kleine Werk der Wallfahrtspflichten von Derwisch Mohammed Edib durch die Beschreibung seiner im J. 1779 unternommenen Wallfahrtsreise für die Geographie gewährt, hat die geographische Gesellschaft zu Paris durch die in ihre Verhandlungen aufgenommenen Auszüge Bianchi's kund gegeben. Eine kleine von Ishak Efendi, dem dermaligen Vorsteher der Ingenieurschule herausgegebene Abhandlung ist aus europäischen Schriften übersetzt, und enthält die Anfangsgründe der Geographie, so wie die türkische Uebersetzung des Fethije, d. i. die von Alikuschdschi Mohammed II gewidmete sphäragnostische astronomische Abhandlung, welche die Elementarkenntnisse der Sphärenlehre und Astronomie enthält. ***) Dieses kleine Werk ist typographisch besonders merkwürdig, weil es das einzige bisher zu Konstantinopel mit (verunglückter) Nestaalik gedruckte ist. Eben so merkwürdig ist aus einem andern Gesichtspunkte, nämlich dem mathematischen, die im J. 1823 vom Professor der Ingenieurschule Maßdariedschi, Husein, in Druck gegebene Abhandlung über die Dreitheilung des einen rechten Winkel messenden Bogens, wodurch zwar nicht, wie der Vorbericht bona fide wähnt, die Quadratur des Zirkels erwiesen ist, welchem aber (diese Selbsttäuschung abgerechnet) großer mathematischer Scharfsinn nicht abgesprochen werden kann; in jedem Falle weit mathematischer und scharfsinniger als die gleichzeitig mit dieser Abhandlung von einem eben so eingebildeten Professor zu Bologna über die Messung jedes Winkels durch Dreitheilung des Bogens erschienene Schrift. ****)

Wichtiger und nützlicher für die Fortschritte des mathematischen auf die Kriegswissenschaft angewandten Studiums ist die von Ishak Efendi, dem ersten Professor an der Ingenieurschule in vier Bänden erscheinende Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften, die von demselben verfaßte Uebersetzung eines französischen Werkes über die Grundsätze der Befestigungskunst,

*) Tursun, gest. im J. 1610. Gesch. d. osm. R. IV. 605. 2) Balbürsade, gest. 1650. Gesch. d. osm. R. VI. 528. 3) Hadschibsade verfaßt im J. 1670. Gesch. d. osm. R. VI. 550. 4) Lalisade gest. 1761, eben da; 5) Ebifsade; 6) Mußasade; 7) Schanisade; 8) Scheichsade; 9) Hussein Feisi; 10) Feraisi Husein.

**) Kamus, Achteri, Wankuli und Dschorbschanis Definitionen.

*) Nr. 74 der türk. Staatszeitung.

**) Reschati ainil hajat, die Tropfen des Lebensquells im J. 1505 verfaßt von Bihaki, ins Türkische übersetzt von Mohammed Abbasi im J. 1595, ein Quartband von 664 Seiten.

***) Miretul Aalem, d. i. Weltspiegel; 1824. Großoktav.

****) Trisezioneg eometrica di qualunque angolo di Adriano Lorensoni. Bologna 1825.

eine Abhandlung Ishak Chodscha's über die Messung der Sonnen- und Polhöhe, *) und eine über die Minen, die Reglements für die vier Zweige des Kriegsdienstes, für das Fußvolk, die Reiterei, die Artillerie und die Flotte, welche aber nur zum Gebrauche der Offiziere vertheilt worden und in der Druckerei nicht käuflich sind: **) endlich seit dem Jahre 1825 alljährlich der Kalender in Rollenform, der letzte so eben erschienene ein hundertjähriger, nämlich das Rusname Dorrndewi's. Die Arzneikunde ist durch ein sehr großes und dickleibiges Werk, und eine sehr kleine und dünne Broschüre berücksichtigt worden. Das erste, im J. 1820 in zwei Foliobänden mit 63 Kupfertafeln gedruckt, der Fünfer des Arztes und Reichshistoriographen Schanisade in fünf Büchern, ***) ein anatomisches Werk, dessen letztes Buch das Dispensatorium der Wiener Apotheken, größtentheils nach Störk's Unterricht für Feldwundärzte; die Kupfertafeln scheinen aus dem Syllabus (Petersburg 1744), oder aus Eustache genommen. Die Existenz dieses Werkes allein beweist schon die Einwanderung europäischer Arzneikunde ins osmanische Reich. Im Geiste alter arabischer medicinischer Ansichten ist aber die im J. 1831 in der Staatszeitung und dann als Flugschrift besonders abgedruckte kleine Abhandlung über die Cholera, in welcher der arabische Namen derselben (Heidha) aus den alten arabischen medicinischen Werken nachgewiesen, zugleich aber die Ansicht derselben von der Verbrennung der Galle und der Vermehrung derselben nicht nur durch fette und ölichte Milch- und Eierspeisen, sondern auch durch Früchte wie Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Melonen und Wassermelonen aufgestellt und wider alle diese gewarnt wird. Eben so winzig als diese aus Oktavblättern bestehende Broschüre sind drei andere, wovon zwei ihres politischen, die dritte ihres litterarischen Inhaltes willen höchst merkwürdig; die erste ohne Jahr und Druckort, ist die aus 20 Absätzen bestehende Kleiderordnung für die Staatsämter, wodurch die verschiedenen ehemaligen Staats- und Ceremonienpelze abgeschafft, und die neuen (spanischen) Staatsmäntel (Harwani) mit Kränzen verschiedener Farbe und Stickerei nach der Verschiedenheit des Ranges vorgeschrieben sind; die zweite im J. 1831 im arabischen Originale und türkischer Uebersetzung unter dem Titel: „Ausbund des Beweises für den dem Sultan schuldigen Gehorsam," ****) eine kleine Schrift, welche 25 den Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärfende Stellen der Ueberlieferung ausführlich kommentirt. Der Verfasser des arabischen Textes ist Kudsi Musa Efendi, welcher mit dem Range eines Oberstlandesrichters von Anatoli dem wider Aegypten ausziehenden Heere als Lagerrichter beigegeben worden. *) Die türkische Uebersetzung verfaßte der große Bittschriftmeister Akif Efendi; die dritte das Programm der bei der im Rebiulewwel 1240 (im August des Jahres 1834) abgehaltenen öffentlichen Prüfung der Kandidaten und Muderrisstellen aufgegebenen philologischen und juridischen Fragen und Antworten vom Chodscha der kaiserlichen Bibliothek im Serai Omer Efendi, arabisch aufgesetzt und vom Reichshistoriographen, Herausgeber der Staatszeitung, türkisch übersetzt im Dschemasiul-ewwel d. i. September 1834 sechs Oktavblätter. In der Centurie von historischen, geographischen, lexikographischen, grammatischen, logischen, dialektischen, metaphysischen, dogmatischen, juridischen, medicinischen, taktischen Werken, welche seit hundert Jahrhundert aus der dreimal eingeführten Presse zu Tage gefördert worden, ist bis aufs verflossene Jahr die Poesie ganz und gar leer ausgegangen; aber im vorigen Jahre erschien der große Kommentar Sudi's über das Gülistan Saadi's, ein 500 Seiten starker Foliant vom Reichshistoriographen Esaad Efendi herausgegeben, und in der Staatszeitung Nummer 69 vom 22 Oktober 1833 sind zwölf Werke auf Subskription angezeigt, worunter vier poetische, die Diwane Sururi's, Wehbi's, Kiani's, Ghalib Efendi's, und des letzten romantisches Gedicht, Schönheit und Liebe, dann drei historische: die Biographien der Großwesire (von Osman Taib mit den Fortsetzungen dieses Werkes), die Biographien der Mufti von Mustakimsade sammt der Fortsetzung; ein rhetorisches **) und vier grammatische. ***)

(Fortsetzung folgt.)

*) Unter dem Titel Aksolmiraja fi achsis sewaja, d. i. Wiederstrahlung der Spiegel in Nehmung der Winkel; angekündigt im Nr. 53 der Staatszeitung; die geographische Abhandlung angekündigt in Nr. 25.

**) Von diesen Reglements liegen uns zwei Proben vor, die eine Kulaghus taalimi (Exercice des guides) vom J. 1248 (1832), und die zweite Nefer taalimi, d. i. Einübung der Mannschaft (des neuregulirten Fußvolks); beide sind lithographirt, und übertreffen daher an Schönheit Alles, was bisher von orientalischen Werken im Druck erschienen.

***) Miretol-ebdan fi teschrihi aasail-insan, d. i. Spiegel der Körper in der Anatomie der Glieder des Menschen.

****) Chulassatul-Burhan fi Itaates-Sultan.

*) In der Staatszeitung Nr. 12. 18 und 48 erwähnt.

**) Seid Mohammed Efendi's, des Muftisohnes, Kommentar zur Metapherulehre.

***) Ein Kommentar zum Bina (der Formenlehre der arabischen Grammatik), ein Kommentar zum Emsilet (den arabischen Conjugationstafeln), Randglossen zur Syntax Birgeli's und ein Kommentar zum Husçinijet, ebenfalls vom Muftisohne Seid Mohammed Efendi.

Tiefe des Meeres.

Dr. Young glaubt die mittlere Tiefe des atlantischen Oceans betrage drei Meilen (wahrscheinlich englische), die des stillen Oceans vier, bis jetzt aber konnte das Senkblei nur eine Tiefe von zwei Meilen erreichen. Von allen Meeren sind die europäischen am wenigsten tief. Die größte Tiefe des adriatischen Meeres zwischen Dalmatien und den Pomündungen beträgt 132 Fuß. Das Bassin des Mittelmeeres ist sehr ungleich. Zwischen Gibraltar und Ceuta fand Kapitän Smith die Tiefe zu 5700, nach Saussure soll sie bei Nizza 2000 Fuß betragen. In den schmalsten Theilen der Meerenge von Gibraltar wechselt die Tiefe von 960 bis 5000 Fuß. In den Polarmeeren ließ Scoresby die Sonde 7600 Fuß tief hinab, ohne Grund zu finden. Auch Parry fand keinen in diesem furchtbaren Abgrunde, doch war seine Leine nicht so lang wie die Scoresby's, dessen Untersuchung deßhalb die merkwürdigste bleibt.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

8. Aufenthalt in Valparaiso.

(Schluß.)

Die Bevölkerung Valparaiso's wird verschieden angegeben, doch möchte wohl eine offizielle Angabe vom Jahre 1828, wonach sie 17,100 betragen sollte, wenigstens damals der Wahrheit am nächsten kommen. Die Elemente dieser Population sind sehr verschiedenartig. Der reichere Chilene hielt sich früher durchaus fern von Valparaiso in der Hauptstadt auf und gab sich nicht mit dem Handel ab. Deßhalb fehlte es auch bis auf die neuern Zeiten an allen durch Bildung ausgezeichneten Familien, und das rohe unsittliche Leben der Südseehäfen wurzelte deßhalb hier desto fester, und der wenige geistige Genuß, den man findet, da die Tertulias am Ende doch auch langweilig werden, schließt die Fremden fester an einander. Der zahlreiche Pöbel ist sehr verdorben, und man hat Ursache sich in Acht zu nehmen, wenn man in seine Quartiere kommt. Krämer und Handwerker zeigen sich sehr gefällig gegen Fremde, besitzen aber nicht die Redlichkeit und Herzlichkeit, welche den Chilenen im Innern auszeichnet. Die höhern Klassen nähern sich mehr und mehr den europäischen Sitten, und werden sich bald denselben völlig gefügt haben.

Der gegen Norden offene Hafen ist nur im Sommer sicher, kein Winter vergeht ohne bedeutende Unfälle, denn dann wehen die Nordwinde allein mit Sturmesgewalt, und unter ihrem Heulen erbebt die hier nimmer ganz ruhige Erde. Herr Pöppig war Zeuge eines solchen Schauspiels, bei dem der Pöbel mit wilder Freude zusah, denn er hoffte die von einem der gescheiterten Schiffe ans Ufer getriebenen Waaren zu erbeuten. Und dieß wäre ihm zweifelsohne gelungen, wenn nicht der machtlose Magistrat einige englische Kriegsschiffe um Beistand ersucht und diese einige Mannschaft ans Land gesetzt hätten.

Da man nur von Norden her in den Hafen einlaufen kann, so ist der drei Viertheile des Jahres hindurch herrschende Südwind ein großes Hinderniß. Dieß ist aber nicht der einzige Nachtheil Valparaiso's; nicht minder nachtheilig ist der Umstand, daß die Ausfuhrgegenstände theils im Norden, theils im Süden von Valparaiso gesucht werden müssen, und die Umgegend zu den unfruchtbarern Theilen von Chile gehört. Der nördlicher gelegene Hafen von Coquimbo ist freilich besser, aber das Land umher noch unfruchtbarer, und die Verbindung mit der entferntern Hauptstadt noch schwieriger; nur die Kupferausfuhr aus Coquimbo wird mit dem steigenden Bergbau bedeutend zunehmen. Valparaiso wurde von den Conquistatoren wohl darum als Hafen gewählt, weil die südlichen Gegenden wegen der ewigen Indianerkämpfe zu unsicher waren. Auch bestanden wohl damals manche der jetzigen Nachtheile Valparaiso's nicht: Frezler fand noch (im Jahre 1712) die jetzt so dürren Bergschluchten mit dichtem Gehölz angefüllt, und wahrscheinlich war der jetzt kahle Bergzug vor dritthalb hundert Jahren noch so gut mit Wäldern bedeckt, wie die Berge der nicht sehr fernen Quintero-Bai. Rücksichtloses Ausrotten machte, daß die Bäche versiegten und die winterlichen Regengüsse die vegetabilische Erde herabschwemmten. „Die Nähe der Hauptstadt, die dichte Bevölkerung der Provinz St. Jago und der jetzt allein als Handelsweg gebräuchliche Andenpaß von Santa Rosa und Los Patos, endlich die Existenz der einzigen Kunststraße in Chile, welche in dieser Richtung angelegt ist, entscheiden augenblicklich zu Gunsten Valparaiso's als Haupthafen. — Wäre der kleine Hafen von Maule für Schiffe im Winter sicher, oder doch den größten Schiffen leichter zugänglich — beides ist auf künstlichem Wege zu erlangen — so wäre kaum eine bessere Lage zu Betreibung des Großhandels in Chile denkbar. Gelegen in einer holzreichen sehr fruchtbaren Gegend an einem breiten Flusse, der für flache Böte fast zu jeder Jahreszeit 4 bis 6 geogr. M. weit fahrbar ist, in der Mitte der zahlreichen und industriösen Bevölkerung des Südens und nur durch niedere Berge getrennt von den Luxus liebenden Bewohnern der Hauptstadt, endlich in gleicher Entfernung von den nördlichen sowohl als südlichen Andenpässen bietet dieser Punkt dem Handel ungemeine Vortheile dar.“ Wenn die Regierung an Festigkeit und die Industrie an Umfang gewinnen, so können die südlichen Häfen, namentlich die schöne Bai von Talcahuano, dem Hafen von Valparaiso den Rang ablaufen.

Kurze Uebersicht des Budgets des französischen Kriegswesens auf das Jahr 1836.

Centraladministration, Druckkosten	1,725,000 Fr.
Generalstab	14,826,000 —
Gendarmerie	17,870,000 —
Rekrutirung	455,000 —
Militärgerechtigkeitspflege	256,000 —
Aktivitäts- und Nichtaktivitätssold / Unterhalt der Truppen	155,548,000 —
Militärbetten	4,926,000 —
Remontirungswesen	2,555,000 —
Zuggeschirrwesen	249,000 —
Fourage	18,676,000 —
Transportwesen	988,000 —
Kriegsdepot und neue Karte von Frankreich	381,000 —
Material der Artillerie	7,700,000 —
Material des Geniewesens	11,577,000 —
Militärschulen	1,944,000 —
Laufende Ausgaben	5,278,000 —
Invaliden	5,058,000 —
Administrationsdienst in Afrika	1,892,000 —
Zufällige und geheime Ausgaben	781,000 —
	230,000,000 —

Mit dieser Summe werden folgende Truppen unterhalten:

A. Französische Truppen.				
Generalstab	5,798	Mann	214	Pferde
Gendarmerie	16,552	—	11,132	—
Infanterie	200,499	—	129	—
Reiterei	41,996	—	33,289	—
Artillerie	21,764	—	9,957	—
Geniecorps	6,047	—	320	—
Militärequipagen	4,828	—	1,055	—
Veteranen	7,986	—	—	
Dienst der Administration	624	—	19	—
B. Fremde Truppen.				
Infanterie	2,191	Mann	59	Pferde
Reiterei	1,040	—	840	—
Zusammen	302,122	—	57,012	—

Hieraus erhellt, daß die Infanterie gegen 2/3; die Reiterei 1/7; die Artillerie 1/14; das Geniecorps 1/50 und die Gendarmerie 1/19 des ganzen Heeres bilden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1836.

Armenhäuser und Rettungssäle in England.

Im Laufe des verflossenen Jahres besuchte ich beinahe alle Theile der Grafschaft Kent, in der Absicht, das Leben der Armen zu beobachten. In dieser Provinz finden sich alle Nüancen der Armuth, wie sie nur irgend auf dem Gebiete der drei Königreiche erscheinen.

Nicht weit von der grosen Straße nach Dover erhebt sich ein massives Gebäude, dessen Ziegel in der Sonne erglänzen; rings um dasselbe her stehen eine Menge kleiner Hütten. Ist dieß die Wohnung eines Herzogs, oder Pairs, oder das Landhaus eines reichen Handelsmanns? Nichts von all dem! es ist der Palast der Armuth; das Symbol des unheilvollen Auswuchses, der seit langer Zeit unsere Wohlfahrt bedroht; der außerordentlichen Entwicklung, welche die Armuth dem Reichthum gegenüber erhalten hat, gleichsam um den letztern zu strafen und zu verzehren. In diesem Palaste findet man fürstliche Treppen, breite, hohe Fenster, große prachtvolle Säle. Die Bauart ist höchst elegant, und am Fuße dieser Mauern wälzt sich ein schöner Fluß hin. Dieses dem Mangel geweihte Heiligthum übertrifft, was die Schönheit der Formen und die Solidität der Materialien allein anbelangt, manchen fürstlichen Landsitz. Die Matrosen zu Greenwich und die Invaliden zu Paris sind nicht besser untergebracht. In diesen Hütten, welche von dem Palaste der Armen beherrscht werden, wohnt eine noch viel ärmere Volksklasse, die aber zu stolz ist, in jenem Palaste eine Zuflucht zu suchen.

Die in der Grafschaft Kent befindlichen Armenhäuser gleichen übrigens bei weitem nicht den oben beschriebenen. Bald wurde ein alter Pachthof, bald der Rest eines gothischen Thurms zu diesem Zwecke eingerichtet. Ein solches Gebäude, sey es nun prachtvoll oder armselig, beleidigt stets das Auge und die Seele des Beobachters. In Allem, was man für die Armen gethan hat, finde ich weder Schicklichkeit, noch Klugheit, noch Mäßigung; Laune hat Alles geleitet. Zwei Meilen von dem oben beschriebenen Palaste erhebt sich ein kleines Gebäude mitten in einer unfruchtbaren Ebene; an seinen zerbrochenen Fenstern, und an dem beschädigten Dache ist das Armenhaus erkenntlich; der Wind pfeift durch die Ritzen; eine schlechte, wankende Treppe führt in einen wahrhaften Taubenschlag, in welchem man 3 bis 4 alte Weiberköpfe gewahr wird. Noch ein Armenhaus. Am Ende eines kothigen Fußweges, der sich in einem sumpfigen Thale verliert, stößt man auf eine Baracke von drei Stockwerken, welche, gleich dem Thurm von Pisa, aus Mangel einer festen Unterlage, sich auf die rechte Seite neigt. Endlich findet man mitten in dieser Stadt zweiter Größe eine Masse gleichseitiger Gebäude, die abermals ein Armenhaus bilden. Nur allzu oft schlummern hier das Laster und die Trägheit, während der gewerbsame Arbeiter in seinen alten Tagen ausgeschlossen ist. Tritt man hinein, so findet man Ordnung, Ruhe und Schweigen. Vergebens sucht man einen Strohhalm auf dem Boden, den geringsten Staub an dem Getäfel. Die Armen sind, wie die Gegenstände eines Naturalienkabinets, klassifizirt. Dieses große viereckige Zimmer enthält die Achtzigjährigen. Vom Alter abgenützt und gekrümmt, schweigend und unbeweglich sitzen sie umher. Man möchte sie eher für Baumstumpen, als für Menschen halten. Keiner derselben hat noch ferner zu hoffen, zu fürchten, oder zu sorgen. Kaum haben sie noch das Bewußtseyn ihres Vegetirens.

Begeben wir uns in das nächste Zimmer. Alle diese theils liegenden, theils sitzenden Personen, die keinen Laut von sich geben und sich nicht rühren, sind alle Weiber. Ihre Bewegungen und ihre Gedanken sind gelähmt. Nicht einmal Gebete vermögen sie zu murmeln. Die vollkommenste Leere des Geistes und des Herzens spricht aus ihren abgestumpften Blicken. Die meisten unter ihnen haben einst glücklichere Tage gesehen, und ihre Freunde (welche Freunde!) sind noch reich. Jetzt aber sind alle Bande mit der Welt abgeschnitten. Ich stellte an einige unter ihnen die Frage, ob man sie zuweilen besuche; „ist man erst hier aufgenommen," war die Antwort, „so sieht man niemand mehr; Alles ist aus." Ich betrat sofort das Krankenzimmer; es besteht aus zwei großen Sälen in denen Alles zu Bette liegt, ohne jedoch krank zu seyn. Auf beiden Seiten zeigten sich zwei Streifen gelber runzlichter Gesichter, ohne alle Bewegung, welche eben so vielen Mumien gleichen. Die meisten gehörten alten Bewohnern des Hauses. Manche waren schon 18, andere 20

bis 30 Jahre hier. Alle diese Leute hoffen und wünschen nichts mehr als den Tod. Als ich an einem dieser Betten vorüberging, erhob sich der darin Liegende mit den Worten: Ich fühle, daß mein Ende naht, und wünschte meinen armen kleinen Georg noch vorher zu sehen." Der Aufseher, gewöhnt an dergleichen Bitten, denen stets die abschlägige Antwort folgt, ließ sich nur mit Mühe durch mich bewegen, dem Gesuche für dießmal zu entsprechen.

Bei dem Besuche des Armenhauses zu Corheath trat ich in ein Zimmer, in welchem acht lebende Leichname um ein kleines Feuer herfaßen. Drei derselben, Hippolyt Pinson, John Hollands und David Kettle waren 90 Jahre alt. Eduard Banwill zählte 76 J., John Haterby endlich, der Jüngste mit 70 J., war von den übrigen aufgestellt, Gebete herzusagen. Keiner derselben gab ein Lebenszeichen von sich. Dicht neben diesem Zimmer befand sich das für die Weiber bestimmte Gemach; 30 bis 40 Personen erhoben sich, als ich eintrat. Alle waren im Zustande der Schwangerschaft. Geht man eine Treppe hinab, so gelangt man in den Saal der Taglöhner ohne Arbeit. Sie drängten sich um einen Ofen her, dessen Hitze ihre Gesichter röthete. Ihre mit Nägeln beschlagenen Schuhe waren schmutzig, ihre Kleider zerrissen, übrigens schienen sie gut genährt zu seyn. In zwei andern Zimmern befanden sich die jüngern Armen beider Geschlechter. Auf diese Weise sind so ziemlich alle Armenhäuser der Grafschaft Kent eingerichtet. In einigen derselben sind beide Geschlechter getrennt, in andern dagegen kommen sie häufig, ja sogar bei Nacht zusammen.

Die großen Armenhäuser zeichnen sich hauptsächlich durch das Ertödten aller moralischen Gefühle aus. In den kleinen Häusern zeigen sich dagegen andere Nachtheile; es ist wegen Mangels an Raum nicht möglich, die Bewohner zu klassificiren, man ist daher genöthigt, sie in einem und demselben Saale zu vereinigen. Greise, Kinder und Männer von reifem Alter finden sich hier zusammen, und hindern sich gegenseitig. Die grämlichen Alten kämpfen ohne Unterlaß gegen die Thorheit und Bosheit der Jungen. Die kräftige Stimme einiger Redner von mittlerem Alter beherrscht das Ganze. Von diesen lernen die jüngern fluchen und schwören. Häufig sind die Lehren, welche das reifere Alter der Jugend gibt, noch viel gefährlicher. Wie ließen sich, ohne das Gefühl des Lesers zu empören, die Scenen beschreiben, deren Augenzeuge ich war, und zu welchen diese Vermischung von Jung und Alt, und der Geschlechter Veranlassung gibt!

Am traurigsten geht es in den Armenhäusern der untersten Stufe zu, wo 5 bis 6 Arme unter Lumpen vegetiren, und der Administration eines Aufsehers unterworfen sind, der eben so arm ist, als sie. „Wie alt bist du?" fragte ich ein armes kleines Mädchen, das am Eingang in eine solche Hölle stand. „Ich bin ein Kind der Liebe," war ihre Antwort. Es begegnete mir, daß ich in einem dieser Häuser nicht mehr als zwei Arme fand. Einer war der Aufseher, der andere der Arme; sie lebten gleich Brüdern, und erinnerten mich an Robinson Crusoe und seinen theuern Freitag. Längere Zeit sah ich nicht ein, warum man eine so große Zahl kleiner Kinder in die Armenhäuser aufnimmt. Dieses Räthsel löste sich mir, als ich erfuhr, die Regierung bezahle die gleiche Summe (nämlich 2 Schillinge 2 Deniers bis 4 Schillinge 6 Deniers täglich) für jeden Bewohner der Armenhäuser, gleich viel ob neugebornes Kind, oder Greis, oder Mann in reifem Alter. Es liegt daher im Interesse der Aufseher, recht viele kleine Kinder aufzunehmen, weil diese weniger kosten.

Die Nahrung der Armen ist reichlich. Drei-, vier- bis fünfmal in der Woche erhalten sie Fleisch. Ihr Brod ist besser, als das der Soldaten. Gemüse erhalten sie, so viel sie wollen. Arbeit darf ihnen keine auferlegt werden, daher darf man auch über ihr wohlgenährtes Aussehen nicht erstaunen.

Nachdem ich mehr als hundert Armenhäuser besucht hatte, fand ich in Allen, daß die Greise, welche sie bewohnen, sich in gänzlicher Abgeschiedenheit daselbst befinden, welches auch immer ihr Schicksal in früheren Jahren gewesen war. Kein Sohn, keine Tochter, kein Enkel ließ sich blicken, sie zu pflegen. Es erregt ein eigenes schmerzvolles Gefühl, den Armen von seiner ganzen Familie verlassen, auf dem Schragen sterben zu sehen, den ihnen die Regierung gibt, während sein Sohn sich in der gegenüberliegenden Schenke in schlechtem Biere berauscht.

Eigentlich haben die englischen Gesetze für jedes Weib, das sein kleines Kind im Stiche, so wie für jeden Arbeiter, der seine alternde Mutter ohne Hülfe läßt, eine Prämie ausgesetzt. Während in Deutschland der ärmste Bauer eine Ehre darin sucht, für die betagten Eltern zu arbeiten, sieht der Bauer der Grafschaft Kent wohl ein, daß es ihm unmöglich ist, seinen Eltern dreimal in der Woche Fleisch zu geben, und daß er nie so viel für sie zu thun im Stande ist, als die Gemeinde für sie thut. Er überläßt sie daher ihrem Schicksal und dem Almosen des Landes. Das Band der Kindesliebe zerreißt. Sie verlassen den traulichen Winkel an ihrem Herde, um in das Armenhaus zu treten. Von diesem Augenblick an hört jedes Verhältniß zwischen dem Sohne und den Eltern auf; ihre persönliche Existenz ist gesichert: niemand aber denkt an die unermeßliche Leere, an den furchtbaren Abgrund, der sich von dem Augenblick des Eintritts bis zu dem des Todes aushöhlt.

Ich habe die Hütten der Armuth besucht, und mit ihren Bewohnern mich unterhalten; ich fand häufig, daß die Fleißigsten unter ihnen in der ganzen Woche kein Fleisch zu essen hatten. Gegenüber solchen Wohnungen findet man den großen Anschlagzettel der Armenhäuser, auf welchen die ganze Einrichtung derselben gepriesen wird. Durch solche Mittel der Verführung gewinnt man den unabhängigen Arbeiter, den Taglöhner, seine ehrenvolle, wenn gleich drückende Lage für die auf dem Zettel angepriesenen Speisen zu verkaufen.

Geschieht es hie und da, daß der Lieferant, welcher die Arbeitshäuser mit Brod zu versehen hat, dieses etwas schwärzer liefert als gewöhnlich, so findet sich plötzlich das ganze Haus im Aufstande; eine Bittschrift wird entworfen, und der Lieferant gezwungen, seine ganze Lieferung zurückzunehmen; wenigstens ist das Brod, über das man sich beklagt, besser und schmackhafter als das der Linientruppen.

Das niedere Volk rechnet auf die Prämie, die ihm in den

Armenhäusern dargeboten wird. In der kleinen Stadt Margate herrscht unter den Fuhrleuten, welche gewöhnlich 24 Schillinge in der Woche verdienen, die Sitte, jeden Montag ihren gesammten Verdienst zu verprassen. „Denn," sagen sie, „uns bleibt immerhin das Armenhaus als Zufluchtsort." Zu Canterbury lernte ich einen jungen Menschen kennen, der ein ganzes Jahr hindurch als Armer des Kirchspiels wöchentlich 1 Schilling 6 Pence erhielt, und dieses Geld zum Ankauf von Pulver und Blei zur Jagd verwendete. Ist es nicht traurig, wenn man sieht, wie in einer Menge von Städten und Dörfern die ehrlichen und fleißigen Leute beinahe Hungers sterben, während die Trägen im Ueberflusse leben? in Folge dieses Systems wurden aus Rache jene Feuersbrünste hervorgerufen, welche einen so großen Theil der Häuser in der Grafschaft Kent verzehrt haben. Man besuche diese Provinz: allenthalben nichts als unzufriedene Gesichter. Diese Grafschaft, die fruchtbarste von ganz England, von welcher ein alter Geschichtschreiber sagte: Qui Cantium incolunt, longe sunt beatissimi! diese schöne Provinz, in welcher das Blut der alten Sachsen sich in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten hat, wo die Schönheit der Weiber und der Muth der Männer mit der bewunderungswürdigen Fruchtbarkeit des Bodens wetteifern, verdankt ihren gegenwärtigen Verfall, ihre Entartung, ihre Demoralisation dem verderblichen Einflusse der englischen Armengesetze.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Eine Subskriptionsanzeige war vor dem Jahre 1831 eine zu Konstantinopel ganz unbekannte und unerhörte Sache. Das erste Beispiel davon gab die Staatszeitung vom 18ten August *) durch Ankündigung des Kommentares eines philologischen Werkes des berühmten Mathematikers Ali Kuschdschi. Das Werk führt den Titel „Blüthentraube." **) Den Kommentar verfaßte Abderrahim Efendi, der Bruder des verstorbenen Arztes Mohammed Efendi. Diesen nennt die Ankündigung einen zweiten Avicena, jenem ertheilt sie das Lob höchster Genauigkeit und größten Scharfsinnes, indem sie ihn einen zweiten Saad und Seid nennt; jener ist Saadeddin Teftasani, dieser Dschordschani; jener zu Ende des XIV Jahrhunderts, ***) dieser zu Anfang des XV gestorben, ****) ein berühmtes Paar der größten Philologen, deren zahlreiche philologische und exegetische Werke bis auf den heutigen Tag der Stoff zu unzählbaren Kommentaren, Glossen und Anhängseln sind. Das Lob eines zweiten Dschordschani und Teftasani wiederholt sich übrigens mehr als Einmal in den türkischen Reichsgeschichten, und namentlich ertheilt dasselbe der Reichsgeschichtschreiber Waßif dem im J. 1760 verstorbenen gelehrten Chodscha des Serai, nachmaligen Richter von Mekka, Mohammed von Akkerman, welcher Randglossen zu den großen Koranseregesen Kaschan's und Beidhawi's, zur Ueberlieferungssammlung Bochari's und mehrere Abhandlungen geschrieben. *) Ungeachtet dieses übertriebenen Lobes der Staatszeitung hat sich jene Subskription bisher nicht gefüllt, und außer den mathematischen oben erwähnten Werken ist noch keines der auf Subskription angekündigten bis jetzt erschienen. Die literarischen Nachrichten von neuen Druckwerken, wissenschaftlichen Disputationen, literarischen Ehren u. s. w. machen übrigens unter dem Titel „wissenschaftliche Kenntnisse" **) einen stehenden Artikel der nun schon ins dritte Jahr erscheinenden türkischen Staatszeitung aus, welche den Titel „Begebenheitstafeln" ***) führt, und deren Inhalt in Allem, was das Innere betrifft, weit reichhaltiger als der zugleich mit demselben erscheinende Moniteur Ottoman ist. Der auf einem Foliobogen besonders gedruckte Prospektus der Begebenheitstafeln motivirt die Nothwendigkeit ihrer Erscheinung durch die Nothwendigkeit des Geschichtsstudiums, und diese durch eine vom arabischen Biographen Ssafedi erzählte Anekdote eines durch Vergleichung von Daten entdeckten historischen Betruges, welcher sich im Jahre 1040 am Hofe des Chalifen Kaim zu Bagdad begeben. Juden von Chaibar in Arabien hatten eine Urkunde in Vorschein gebracht, vermöge welcher ihre Väter immer seit der Eroberung Chaibar's durch den Propheten von allen Auflagen befreit gewesen wären. Die Urkunde war angeblich von der Hand Ali's; als Zeugen waren die Gefährten des Propheten Saad B. Moaf und Moawiah unterschrieben. Der damalige Staatssekretär Abul Kasim B. Moslema, dem die Sache zweifelhaft schien, zog den berühmten Geschichtschreiber Chatib von Bagdad zu Rathe, und dieser that die Verfälschung der Urkunde durch die Bemerkung dar, daß Chaibar erst im neunten Jahre der Hidschret (630) erobert, Saad aber schon vier Jahre früher gestorben sey. Die wöchentlich in Einem oder anderthalb Bogen in Folio erscheinende Staatszeitung liefert unter den schon im Prospektus erwähnten fünf Rubriken: Innere Begebenheiten, äußere Begebenheiten, militärische Angelegenheiten, wissenschaftliche Kenntnisse und Marktpreise die wichtigsten Nachrichten über die neuen Reformen der Staatsverwaltung und des Heeres, die Veränderungslisten der Statthalterschaften und Aemter, die Standlisten des Heeres, die Listen aus- und einlaufender Schiffe, und der kouranten Waarenpreise sammt Auszügen aus europäischen Zeitungen über die Ereignisse europäischer Politik. Nur ein Paarmal hat die Staatszeitung bisher den Volksaberglauben politischem Zwecke dienstbar gemacht, wie z. B. bei der Erzählung des zu Salonik durch Steine, welche in der Sofiamoschee ins Wasser gelegt worden, bewirkten Wunders eines Landregens ****) und der zu Tirnewa in Rumilien auch nach ihrem Tode als Vampyren spukenden Janitscharen, von deren

*) No. 56 vom 21sten Rebiulewwel 1248.
**) Ankudes-sewahir.
***) J. J. 1389.
****) J. J. 1415; ihre Werke im VIII der osm. Gesch. S. 517 aufgezählt.

*) Gesch. des osm. R. B. VIII. S. 255.
**) Funun.
***) Takwimet-tewarich.
****) In No. 24.

Unfrieden der Ort nicht eher befreit werden konnte, als bis ihre entscharrten Leichname durch und durch gestochen worden waren. In der Kunst der Bulletins-Rhetorik und Pufffstylistik thun es die Begebenheitstafeln allen europäischen Zeitungen zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Corinth. *)

Der Reisende, der an einem schönen Frühlingstage die herrlichen blauen und so lauen Meere Griechenlands durchschifft, von ferne die Wogen an seinen Küsten in silberglänzendem Schaum zerschellen sieht; die mannichfaltigen Contouren, die tiefen und sichern Bayen, und die Inseln betrachtet, die auf den Wogen ruhen gleich einer Schaar Alcyonen, die sich eben auf das Meer niedergelassen hat, kann sich in die Heldenzeit dieses poetischen Landes zurückträumen; denn, wenn auch die ephemere Macht der Menschen verschwunden ist, so schmücken doch die stets neu sich gebärende Herrlichkeit und die Pracht einer zauberischen Natur das alte Hellas noch immer.

In der Mitte des saronischen Meerbusens besonders wird die Täuschung vollkommen: die Akropolis von Athen vor sich; die hohen Gebirge von Salamis, majestätische durch große Triumphe verherrlichte Pyramiden; Megara, dessen verlassene Ruinen noch belebt scheinen, und Epidaurus mit seinen erquickenden Schatten — alles dieß bietet an den verschiedenen Punkten des Horizonts das Panorama von Hellas aus den ruhmwürdigen Jahrhunderten seiner Geschichte.

Gegen Westen besonders wird der Blick von einer Masse hoher, schwarzer Berge mit zerklüfteten Graten angezogen, welche eine graue, gegen Süden laufende Erdzunge beherrscht; dieß sind die Gebirge von Dervend, und der Isthmus, dem Corinth den Namen gegeben hat.

Hier war es, wo unsere gebrechliche Barke, von einem frischen von dem aromatischen Geruch der Pinien am Lande durchdufteten Wind getrieben, auf den Wellen schaukelte. Eine Menge violetter und purpurfarbener Polypen spielten unter dem Wasser um unser Fahrzeug herum, und schon fuhren wir längs der Pirateninseln hin, lächelnd des Sprüchworts gedenkend: *οὐ παντός πλεῖν εἰς Κόρινθον.*

Der Wind wurde plötzlich flau, setzte dann auf einmal nach Westen um, und ward nun von Minute zu Minute frischer; unsere Polypen verschwanden wie falsche Freunde in Tagen des Unglücks, das blaue Meer bräunte sich, und das Gesicht des Karabokyrä ebenfalls. Er versuchte zu laviren, doch das war verlorne Mühe, und wir wurden bald genöthigt Schutz in einer kleinen unter dem Winde liegenden Bucht zu suchen, die wir zufällig erblickten.

Der Zufall hatte uns übrigens gut geführt, denn wir setzten den Fuß auf einen herrlichen in üppigem Grün prangenden und mit Bosketts des schönsten Gesträuchs bedeckten Boden. Das eine halbe Meile weit im Innern gelegene Dorf Kuludschik war dieser Landschaft vollkommen angemessen; wir fanden reinliche, mit lebendigen Hecken umgebene Häuser, und sahen einige, dem Lande eigenthümliche, und sehr seltene, kleine schwarze Kühe.

Wir redeten einen der Bewohner griechisch an; er sperrte die Augen auf und sah uns an. Ich suchte mich noch deutliche zu machen, erhielt aber wieder keine Antwort. Jetzt richtete mein Diener, ein Athenienser, der lächelnd zugehört hatte, einige für mich unverständliche Worte an den Mann, und nun wurde das Gesicht des Albanesen freundlicher, denn er hatte seine Muttersprache vernommen. Er bot uns Gastfreundschaft in seiner Hütte, deren Inneres jedoch dem verführerischen Aeußern bei weitem nicht entsprach. Da sich indeß der Wind gelegt hatte, und wir Gelegenheit fanden unsere Mannschaft durch einige Seeleute von der Küste zu verstärken, so stachen wir, da wir zudem sobald als möglich in Corinth seyn wollten, wieder in See, und legten Abends 10 Uhr bei Calamaki an.

Die Nacht war sehr dunkel, und der schwache Sternenschimmer gestattete uns kaum die hölzernen Häuser des Dorfes zu unterscheiden, dessen in der Dunkelheit phantastisch erscheinende Formen wir uns vergeblich deutlich zu machen suchten, als eine nur zu reelle Erscheinung plötzlich unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Kaum berührten wir das Ufer, als uns unvermuthet die Kolben langer Pistolen und die Griffe der Yatagans einiger Palikaren entgegenblitzten, die, als sie unsere Barke landen sahen, sich bewogen gefunden hatten, auf Rekognoszirung auszugehen.

„Wem gehört diese Barke?“ rief uns eine starke, rauhe Stimme zu. — „Sie gehört mir!“ antwortete ich. — „Das kann nicht seyn, hieß es, du bist ein Franke, und das Fahrzeug ist griechisch.“ — „Allerdings bin ich ein Franke, entgegnete ich, aber ein Franke vor dem du wohl thun wirst, Achtung zu haben.“

Die Entschlossenheit dieser Erklärung brachte die Wirkung hervor, die ich davon erwartete. Die Klephten, denn dieß waren sie, zogen sich unter Höflichkeitsbezeugungen aller Art zurück, und fielen über eine in der Nähe liegende Barke her, die, eben so wie wir, angelegt hatte, und deren Patron die getäuschte Hoffnung, welche die Banditen bei uns erfahren hatten, theuer büßen mußte, denn er wurde von ihnen beraubt und ermordet.

Ich schrieb sogleich von Calamaki aus an Herrn von Fabricius, Kommandanten von Akrocorinth, um Maulthiere und eine Eskorte von ihm zu verlangen, da in diesem Dorfe durchaus nichts dieser Art zu erhalten war. Das Dorf hat einen kleinen Hafen, der von griechischen Barken besucht wird; damals zählte es etwa ein Dutzend Häuser, theils aus Brettern, theils aus Steinen, und sämmtlich von so wenig einladendem Aussehen, daß wir uns entschlossen, die Nacht in der Barke zuzubringen; eine fürchterliche Nacht, von deren Qualen niemand sich eine Vorstellung machen kann, der nicht wie wir seine Nachtherberge in einer griechischen Barke aufgeschlagen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mitgetheilt im Journal de la Marine vom französischen Konsul Herrn Gautier d'Arc. — Zu bemerken ist, daß es während der ganzen Dauer der türkischen Herrschaft keinem Reisenden gestattet war, Corinth, und besonders dessen Akropolis, zu besuchen.

Als erklärend für manche Erscheinungen der Fluthen und Strömungen führt eine englische Monatsschrift den Umstand an, daß 56 Tonnen süßes Wasser denselben Raum einnehmen, wie 57 Tonnen Salzwasser. Wenn 57 Tonnen Salzwassereis in süßes Wasser geworfen werden, so nehmen sie einen entsprechenden Raum ein; schmilzt dieses Eis aber, so vermindert sich dieser Raum um $^1/_{56}$. Das Gegentheil würde wahrscheinlich erfolgen, wenn Süßwassereis in Salzwasser aufgelöst würde.

Berichtigung.

In unserm gestrigen Blatte ist ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. S. 57 letzte Zeile lies Richters von Mekka statt Dichters; in demselben Blatte steht auch S. 59. Sp. 2. Z. 10. v. o. Dschemasiul-ewwel statt ewwel.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1836.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

8. Einzelne Schriftsteller.

Nachdem wir ohne Unterbrechung die Uebersicht der seit einem Jahrhunderte zu Konstantinopel erschienenen Centurie von Druckwerken, von der Einführung der Presse an zu Konstantinopel bis zu dem heutigen Tage nach ihren Fächern verfolgt, und hiedurch den Geist und die Richtung der neuesten osmanischen Literatur am besten kennen gelernt, wollen wir die ausgezeichnetsten Männer selbst vorführen, welche zum Schlusse des achtzehnten und Beginne des neunzehnten sich einen Namen in der Literatur erworben, deren Werke zum Theil schon in Druck gegeben, zum Theil für denselben bereit liegen, die meisten aber noch als Manuskripte im Umlauf, bisher schwer aufzutreiben und wenig bekannt sind. In dem zwischen dem Frieden von Kainardsche (i. J. 1704) und den von Sistow und Jassy (1791 und 1792) verflossenen Zeitraume unter der Regierung Sultan Abdulhamid's und unter dem Beginne der Regierung Sultan Selim's bis zum Ende des XVIII Jahrhunderts erheben sich außer den Reichshistoriographen, von denen sogleich die Rede seyn wird, und den größtentheils schon oben bei ihren in Druck gegebenen Werken genannten Philologen und Theologen nur zwei Namen großer Schriftsteller, nämlich der des Philologen Wehbi und des Dichters Ghalib. Nach ihnen verdienen der Beschreiber seiner Gesandtschaft nach Wien Ebubekr Ratib, der nachmalige Reisefendi, der Verfasser des Buches der Weiber Fasilbey, der Mathematiker Husein Rifki und der Gesetzgelehrte Ibrahim von Haleb besondere Erwähnung. Der letzte ist keineswegs mit Ibrahim von Haleb, dem Verfasser des von Mouradjea d'Ohsson erschöpften und jüngst in Uebersetzung gedruckten Grundwerkes osmanischer Gesetzgebung, des Multeka, zu vermengen. Dieser letzte lebte unter Sultan Suleiman dem Gesetzgeber in der Hälfte des XVI, dieser, berühmt unter dem Namen des Chodscha, d. i. Lehrers Raghib-Pascha's zu Ende des XVIII Jahrhunderts. Ueberhaupt muß über die Namen bemerkt werden, daß Schriftsteller insgemein nicht nach ihrem bei der Geburt erhaltenen moslimischen Namen (Ism) wie Mohammed, Ali, Omar, Osman, Ebubekr, oder Vornamen (Lakab), sondern nach ihrem später beim Eintritte ins literarische oder politische Leben, sey es von ihnen selbst angenommenen oder ihnen von ihren Vorgesetzten ertheilten Beinamen (Machlaß) benennt werden, und da diese häufig dieselben, so ist immer die genaueste Rücksicht auf Namen, Vornamen und Beinamen zugleich nothwendig, um die verschiedenen Träger derselben nicht mit einander zu vermengen. So gibt es unter den Schriftstellern oder Gelehrten, welche sich zu Ende des XVIII und Beginn des XIX Jahrhunderts einen Namen erworben, mehr als Einen Waßif, Pertew, Ata, Izet, Schanisade, Abdulkadir und Esaad; und wenn bisher unberühmte Oerter, wie Kelenbe und Silkut nur Einen Gelehrten, wie Kelenbewi und Silkuti, welche den Tesfasani und Dschordschani des XVIII Jahrhunderts vorstellen, aufzuweisen haben, so gibt es dafür mehrere aus großen Städten wie Haleb und Aintab, und also mehr als Einen Halebi und Aintabi. Diese Nothwendigkeit der Unterscheidung zwischen gleichen Namen springt uns gleich bei dem ersten großen Schriftsteller, bei Wehbi, ins Auge.

Der erste als Dichter berühmte Wehbi, d. i. der Begabte, lebte zu Beginn des XVIII Jahrhunderts unter der Regierung Ahmed's III, und erwarb sich großen Namen als Dichter durch seinen Diwan, welcher gegen 7000 Distichen und über hundert Chronogramme enthält, als Prosaiker durch seine glänzende Beschreibung der von Sultan Ahmed III zur Beschneidung seiner drei Söhne im J. 1720 gegebenen, durch vierzehn Tage dauernden prächtigen Feste. Der zweite Wehbi, der mit moslimischem Namen Mohammed, so wie jener Hasan heißt, ist von demselben noch durch seinen Beinamen Sünbnilüsade, d. i. der Sohn der Hyacinthe, unterschieden, welchen er seiner Vorliebe für Hyacinthen dankt. Unter der Regierung Sultan Abdulhamid's als Gesandter nach Persien gesendet, verfaßte er nach seiner Rückkehr die zwei berühmtesten seiner Kaßideten, die Taijare, d. i. die hochfliegende und die Tannane, d. i. die volltönende; die erste, welche mit dem Lobe des Sultans und des Großwesirs beginnt, und mit dem der Geliebten und der Prinzen endet, ist wider den letzten Chan der Krim gerichtet, welcher

durch sein Einverständniß mit Rußland den Verlust der Krim beschleunigte. Sie beginnt:

Von ewig her begünstigt Gott der Herr
Das Reich Osmans, das hohe und gerechte.
Was für ein Reich! das Herrschern Gnaden spendet,
Verräthern Säbel in dem Leib umwendet,
Den Feind verschlinget wie Pharaos Fluth;
So ist der Herr gewohnt des Reiches Huth,
Kein Reich ist siegreich je wie dieß gewesen,
So viel ich in Geschichten noch gelesen;
Weil es Gesetz zum Muster aufgestellt,
Begünstigt es mit Glück der Herr der Welt u. s. w.

Die Tannane oder Volltönende ist eine Beschreibung seiner persischen Gesandtschaft, und kann, die mindere Länge abgerechnet, als ein Gegenstück zur persischen Gesandtschaftsbeschreibung des Botschafters Eschref Chan's nach Rußland betrachtet werden, welche, zu Petersburg gedruckt, das Lob dieser Stadt und Katharina's II enthält, und heute eine typographische Seltenheit ist. Wie der Botschafter Eschref den Hof preis, an welchen er gesandt worden, so Wehbi die Pforte die ihn sandte auf Kosten der Perser. Den Eingang und Schluß bildet das Lob Abdulhamid's. Nach den ersten den Sultan preisenden zweiunddreißig Distichen folgt die Gesandtschaftsbeschreibung selbst. Der durch das Ganze durchlaufende Grundreim ist der in An.

O Herr! es ward uns auf dem Weg nach Ißfahan
Dein Füßestaub zur Augenschminke von Iran.
Da ich des Schicksals Kält' und Wärme viel erfahren
Sah ich des Sommers Hitz und Winters Frost nicht an.
Ich flog den weiten Weg von mehr als einem Jahre
Als Widhopf mit dem Schreiben von Suleiman.
Ich trug Dein Lob auf persisch bis nach Lahor's Gränze,
Nach Nehawend und Ißfahan, Irak, Seadschan,
Ich streute Perlen um der Muschel Ohr zu schmücken,
Ich sah der Großmuth Haus im Meer von Omman.
Afghanen schrien, da ich mit Deines Schwertes Wasser
Zu tränken mir vornahm das Volk von Gülistan.
Ich reiste nach Schiras mit Deines Schreibens Segen,
Wodurch die Stadt, schirr Aas, *) ein neues Sein begann.
Mit würdevollem Aeußeren, mit Glück und Ruhm
Erschien ich zur Aufwartung vor Kerim dem Chan,
In Zobelpelz gehüllt, Dein Schreiben in der Hand
Und auf dem Kopf den dicken Wulst von Chorasan. **)
Ich hielt das Schreiben an die Stirn und übergab's
Zum Staunen aller derer, die da waren im Diwan;
Er stand dem Schreiben auf und legt es auf den Kopf
Den es als Glückesvogel überschattet dann.
Die Mütze seines Ruhms erhob sich zu den Sphären
Weil er, mein Padischah, den Thron durch dich gewann.
Er winkte Dreimal mir daß ich mich niederließe,
Worauf ich niedersaß mit Würden angethan.
Es sahen mich erstaunt die Großen Persiens
Der meinen Gallapelz, der meinen Turban an.
Als um mein Wohlbefinden er gefragt,
Da stand ich diesem gleich nicht in der Antwort an,
Ich legte Deine Majestät in was ich sprach,
So, daß der Feinde Schaar zu zittern begann.
Es war Dein Säbel mir ein schneidender Beweis,
Nie widerstrebte Prätendent wohl dem Burhan. *)

Außer diesen beiden Kaßideten und einem Diwan begründen Wehbi's Ruhm noch zwei didaktische Gedichte, das eine ein Lehrgedicht an seinen Sohn Lutfallah als Nachahmung des vom großen Dichter Nabi zu Ende des XVII Jahrhunderts an seinen Sohn Chairullah gerichteten Lehrgedichtes. Wie diese Chairije heißt, so heißt die Wehbi's Lutfije. Das zweite ist die Umarbeitung des persischen Glossars Schahdi's in Reimen, welche zu Konstantinopel sowohl für sich als mit dem Kommentare Hajati's gedruckt erschienen. Sein Diwan besteht außer den gewöhnlichen Prolegomenen, nämlich der Anrufung Gottes, dem Lobhymnus des Propheten, der Himmelfahrtsbeschreibung, dem Lobe des Sultans (Selims III), dem Lobe des Wortes, der Veranlassung des Diwans aus hundert und Einundfünfzig Ghaselen, Zahlreimen, Räthseln und einzelnen Versen. Die Jahrzahl der Vollendung des Diwans ist 1222 (1807).

Aus dem Lobpreise des Wortes.

Die Kraft der Poesie ist Gottesgabe
Sie ist nicht jedes Menschen Gut und Habe.
Wie kann der, dem der Herr nicht Kopf gegeben
Sich unter Dichtern je mit Ruhm erheben?
Der Dichter wird von Gottes Huld getragen;
Es kann nicht Jeder diesen Weg einschlagen.
Zeigt nicht den Dichterwerth der Titel an?
Den Dichter-Meister heißet man Sultan **)
Die Dichter sind Chosrewe und Chakane, ***)
Im Land des Wortes sind sie die Sultane,
Erwerben Ruhm ****) als Herrscher im Diwan.
Beredsamkeit ist ihnen unterthan.
Die farbigen Gedichte sind die Maale
Womit die Schönheit der Sultane prahle.
Es ist Altvorderbrauch, daß die Poeten

*) Das Wortspiel ist dem Schalle nach eben so treu als im Originale, nur mit anderem unterlegtem Sinne, der aber beim Wortspiel, dessen ganzer Werth im Gleichlaut zweier Wörter von verschiedener Bedeutung, nur Nebensache. Im Originale spielt der Dichter mit dem Dalw von Schiras (schirase) und Schirasebend, Einband eines Buches.

**) Der Staatsturban Chorasani.

*) Burhani Kati, d. i. der schneidende Beweis, ist, wie bekannt, der Titel eines großen persischen Wörterbuchs; im zweiten Vers aber erscheint es mit Bezug auf den Titel eines logischen (zu Konstantinopel gedruckten) Werkes, welches ebenfalls Burhan, der Beweis heißt. Mudii heißen sowohl die Kronprätendenten als Religionsprätendenten, welche eine neue Lehre stiften wollen.

**) Baki, der größte lyrische Dichter aus der Zeit Sultan Suleiman's, heißt Sultanesch-Schuara, Sultan der Dichter.

***) Chosroen und Chane, jenes ein persischer, dieses ein türkischer Herrschertitel, zugleich eine Anspielung auf die Namen zweier berühmten persischen Dichter, nämlich Chosrew's und Chakani's.

****) Schewket, Ruhm, ebenfalls der Namen eines neueren berühmten persischen Dichters.

Den Schach lobpreisend in die Schranken treten;
Es ist der Dichter Preis der Glanz der Reiche,
Sie sorgen, daß die Schönheit nimmer weiche.
Es künden hohe Hymnen von Selman *)
Den Ruhm der Herrlichkeit Meleksschah's an u. s. f.

(Fortsetzung folgt.)

Armenhäuser und Rettungssäle in England.

(Schluß.)

Wer sollte wohl glauben, daß zu London eine milde Stiftung seit 1739 unter dem Namen: Hospital der Findelkinder besteht, welches 54 Aufseher, 6 Vicepräsidenten, einen Zahlmeister, einen Sekretär, einen Organisten, einen Kaplan, eine Vorsteherin des Weißzenges, einen Ausschuß der Gebäude, einen Unterausschuß der Gebäude, einen Apotheker, einen Schneider, aber nicht ein einziges Findelkind zählt! Alle diese Beamten erhalten sehr beträchtliche Besoldungen. Da aber die ursprünglichen Bedingungen der Stiftung den Eltern ungünstig sind, und andere Institutionen den kleinen Parias der Gesellschaft bequemer ihre Pforten öffnen, so steht das große Haus seit mehr als 20 Jahren leer.

Gehen wir zu einem andern Gegenstand über. Ich hörte sagen, daß die Fähr- und Hafenleute sehr unglücklich seyen. Ich begab mich dahin, und fand das allgemeine Gerücht bestätigt. Ich erkundigte mich nach der Ursache. Die Regierung sey daran schuld, sagte mir ein politischer Krämer, der gewohnt war, alle Unbild der Menschheit der Regierung zuzuschreiben. Sie hat, fuhr er fort, Fanale auf den Klippen entlang der Küsten errichten lassen, weßhalb die Schiffe nicht mehr scheitern, und seit dieser Zeit haben die armen Leute keine Arbeit mehr.

Ich begab mich nach dem Strande; dort traf ich eine Menge ausgehungerter, abgemagerter Menschen, deren trauriges Aussehen und düsteres Schweigen das über sie verbreitete Gerücht rechtfertigte. Vor den kleinen Barken, welche man am Ufer baute, gingen Gruppen ehemals kräftiger Männer auf und ab, deren blaue Jacken an mehr als einer Stelle zerrissen waren; unter einem von schlechten Brettern aufgeschlagenen Dache lagen die nutzlosen Werkzeuge ihres Handwerkes. Die weite See dehnte sich vor ihnen aus, und bot ihren Blicken nichts als Wellen und eine zur Abfahrt nach Indien bereite Flotte dar. Die Zukunft dieser armen Leute schien mir eben so traurig, als ihre Gegenwart. Ich näherte mich einem derselben mit der Frage: „Ihr habt wohl nicht viel zu thun, wie es scheint." Er würdigte mich keiner Antwort, stellte sich, als habe er meine Frage gar nicht gehört, und gab überhaupt kein Lebenszeichen von sich. Im Gasthofe erfuhr ich, daß der fähigste, muthigste und erfahrenste dieser Hafenleute John Phillpott heiße. Man ließ ihn holen. Bald darauf trat ein kleiner Mann von bescheidenem und sanftem Aussehen ein, reinlich und einfach gekleidet. Was er uns über sein Leben mittheilte, besteht etwa in Folgendem:

„Ich bin 61 Jahre alt, und lebe seit meiner frühsten Jugend auf dem Wasser oder am Ufer. Ich darf mich rühmen, mehr als 100 Personen gerettet zu haben, deren Fahrzeuge am Strande von Goodwin scheiterten. Freilich gab es auch viele, die ich dem Tode nicht entreißen konnte." Alles, was Phillpott sprach, trug das Gepräge der Bescheidenheit, aber auch eines gewissen Stolzes an sich. Ich stellte viele Fragen über sein Handwerk an ihn; und was für ein Handwerk ist dieß! Zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wenn der Orkan mit großer Heftigkeit wüthet, schlägt die Stunde seiner Arbeit und seiner Anstrengungen; dann beginnt die gefährliche Laufbahn des Schiffers vom Deal. Zuerst handelt es sich darum, auszumitteln, wem das Recht zusteht, an der Arbeit und der Gefahr Theil zu nehmen. Oft ist dieß der Gegenstand eines Streites. Wer ist derjenige, der seine Schaluppe zuerst gegen die aufgethürmten Wogen schleudert? — Ist diese Frage entschieden, so werden die Walzen an den sehr abschüssigen Strand gelegt, auf welchem die Schaluppe hinabrollt. Mehrere Schiffer besteigen die Schaluppe; andere halten dieselben rückwärts an dem Tau fest. Beim ersten günstigen Augenblicke wird dieses Tau abgeschnitten. Mit Blitzesschnelle schießt das gebrechliche Fahrzeug mitten in die erzürnten Wogen. Zuweilen haben alle Anstrengungen gar keinen Erfolg, und dann erhält die Mannschaft auch keine Belohnung. So lange ein Schiff die offene See hält, hat die Rettungsschaluppe keinen Werth; kommt aber der Augenblick, in welchem das Schiff scheitert, dann wird auf die Rettungsschaluppe allein noch einige Hoffnung gesetzt. Die kleine Schaluppe nähert sich, auf die Gefahr hin, an dem durch Wind und Wogen umhergeschleuderten Kiele zertrümmert zu werden. Sie hat nur Ein Mittel, dem Schiffe Hülfe zu bringen, und dieses besteht darin, sich des Ankers zu bemächtigen und denselben mit sich zu führen. Selbst bei gewöhnlichem Wetter und ruhiger See ist es keine kleine Aufgabe, diese schwere Eisenmasse auf die leichte Schaluppe zu bringen. Hierauf wirft sie den Anker in einiger Entfernung unter dem Winde aus, wodurch es zuweilen gelingt, die Mannschaft zu retten. Befindet sich ein Schiff in der äußersten Noth, so befestigt man an der Schaluppe und demjenigen Theile des Schiffes, der sich noch über dem Wasser befindet, ein Tau, an welchem sich die Matrosen, einer nach dem andern, in die Schaluppe herablassen. Dort werden ihrer so viele aufgenommen, als die Schaluppe Tragfähigkeit hat. Sofort wird das Tau abgeschnitten und der Rest der Mannschaft ihrem Schicksal überlassen. Dieses gefahrvolle Handwerk treibt Georg Phillpott mit seinen Gefährten. Die erste Schaluppe, welche bis zu dem im Scheitern begriffenen Schiffe durchdringt, erhält für die Hin- und Herfahrt, und dafür, daß sie den Piloten zurückbringt, 25 Schillinge. Ist der Sturm sehr heftig, so bezahlt man drei Guineen. Die andern Schaluppen erhalten nichts.

Ich fragte Phillpott, wie er es mache, um zu leben? Zu leben? antwortete er, wir verlangen nicht zu leben; unser einziges Bemühen geht dahin, nicht zu sterben. Heute haben wir den 2ten Februar; seit dem Anfange des neuen Jahres habe ich noch kein Fleisch gegessen. Kaum können diejenigen von uns, welche weder Frau noch Kinder haben, ihr Leben fristen. Oft,

*) Der berühmte persische Dichter, Lobsänger Meleksschah's.

wenn sie sich 2 bis 3 Tage auf dem Meere herumgetrieben haben, kommen sie um keinen Heller reicher zurück. Das ist sehr traurig, und am Ende bin ich auch troz meines Widerwillens genöthigt, mich in ein Armenhaus aufnehmen zu lassen."

Wie stark ist eure Zunft?

„Etwa 500, und alle sterben beinahe Hungers. Vor zwei Monaten erhielten 200 derselben einige Unterstützung von dem Kirchspiele; allein ihr Stolz gewann bald die Oberhand, so daß sie diese Unterstützung jezt nicht mehr annehmen. Erst im höchsten Alter sehen sie sich endlich dahin gebracht, ihre Zustimmung zur Aufnahme in ein Armenhaus zu geben. Glauben Sie mir, in ganz England gibt es keine unglücklichere Menschenklasse, als die der Hoovelers, wie man uns in der Stadt nennt."

Von Deal aus näherte ich mich der Gemeinde W. . ., die in der ganzen Umgegend in dem übelsten Rufe steht. Alle schlechten Subjekte des Kantons waren aus dieser Gemeinde gebürtig. In dem Zeitraum von 5 Jahren zählte sie 10 Gehenkte und 40 Deportirte. Der finanzielle Zustand dieses Fleckens war nicht minder schlecht, als der moralische. Nur allein zur Armentare bezahlte derselbe 1300 Pfund jährlich, d. h. 1 Pfd. und 10 Sch. auf jeden Einwohner. Ich fragte nach den Ursachen dieser betrübten Lage, nach dem Namen des Inspektors oder des Overseer. Seit 10 Jahren, war die Antwort, steht derselbe mit größter Eigenmächtigkeit der Verwaltung vor; jedermann fürchtet ihn; er ist reich und angesehen. Man wagt es nicht, ihm die Rechnungsabhör abzuverlangen. Im Besitze mehrerer Häuser und Höfe ist er zu gleicher Zeit Pächter, Kaufmann und Wucherer. Da ich im Auftrage der Regierung reiste, so begab ich mich zu ihm, und verlangte die Einsicht in die Bücher der Gemeinde; er schien verlegen, und versprach, sie mir übermorgen vorzulegen. Ich zog vor, die Untersuchung an Ort und Stelle vorzunehmen. Ich trat in den Kramladen des Inspektors, drei- bis vierhundert Brode von jeder Größe lagen auf Tischen; zwei Hammelskeulen und drei Stücke Geflügel stachen den Liebhabern in die Augen. Frischer Speck lag friedlich neben einigen Stücken Tuch. Der Inspektor treibt diesen verschiedenartigen Handel neben einander. Er vereinigt sonach die Handwerke des Fleischers, des Schneiders, des Gewürzkrämers, des Bäckers, des Tuchhändlers und leiht noch überdieß auf Pfänder. Auch fand ich seine Kasse in ungleich besserem Zustande, als die Finanzen des Fleckens. Da die Armen der Gemeinde einzig und allein von ihm abhängen, so verkauft er seine Waaren zu einem Preise, wie er ihn anzusetzen für gut findet. Kein Mensch wagt es, gegen dieses Verfahren Einsprache zu thun. Mit dem Gewinn hatte er ein Dutzend elender Hütten erbaut, die er zu hohem Preise an die Dürftigen der Gemeinde vermiethet, wobei er durchaus keine Gefahr läuft, da er den Miethlohn von den Einkünften der Gemeinde abzieht. Seine Steuerbücher fand ich mit Summen angefüllt, die er selbst bezahlte, und in der Hauptsumme zeigte es sich, daß die Armen ihm den zweijährigen Betrag ihrer Einkünfte schuldig waren.

Seltsamer Bau.

Stepanow bemerkt in seinem Werke über das Gouvernement Jeniseisk (s. Ausland 1835. Nr. 341 ff.) unter dieser Ueberschrift Folgendes: Jenseits der Niederlassung Asota zeigt sich ein alter Bau, der auf drei Vorsprüngen über einem See steht. An den Hauptbau schließt sich ein viereckiger Pavillon mit einer Kuppel, und hinter demselben ein langer Anbau mit halbkreisförmigen Fronten und gothischem Dache. Das Alter hat den ganzen Bau mit dichtem Rasen überzogen, durch den die rothe Masse desselben hie und da durchscheint. Doch stelle niemand Vermuthungen an über das Alter des Baues, das Volk, dem er angehörte, und den Zweck, zu dem er errichtet wurde. Alles dieß ist ein Spiel der Natur in den rothen Schieferfelsen, die über Salzquellen stehen.

Corinth.

(Fortsetzung.)

Wir erwachten lange vor den heiß ersehnten ersten Strahlen des Morgenroths, und gingen, sobald es uns immer möglich war, ans Land, um die kleine Straße einzuschlagen, welche nach dem Innern des Isthmus führt. Von Calamaki nach Corinth sind ungefähr drei Stunden; der Weg, dessen Einförmigkeit durch leichte Anhöhen, einige Lorbeerrosenbäume und die weitläufigen Ruinen eines Amphitheaters unterbrochen wird, schlängelt sich durch Gebüsch. Man findet auch, besonders auf dem lezten Theil des Wegs, eine ziemlich große Anzahl alter römischer Bauwerke. Die Stadt selbst ist, wenn man sich ihr von dieser Seite nähert, durch das Gebirge von Akrocorinth verdeckt; doch verrathen die von dem fließenden Wasser gefüllten Behälter zum Waschen, deren die Einwohner sich noch immer bedienen, ihre Nähe. Es war ungefähr acht Uhr Morgens, als wir den Fuß der Akropolis erreichten, zu der wir, ohne uns weiter aufzuhalten, emporstiegen und Corinth zu unserer Rechten ließen. Diese imposante Citadelle liegt wie eine Krone der Cybele auf zwei warzenförmigen Felsenspizen von quarzigem Sandstein von bewundernswürdig regelmäßiger Schichtung. Die Fläche der nördlichen Seite läßt die Höhe des Felsens noch bedeutender erscheinen, als sie wirklich ist; gegen Süden und Westen aber bemerkt man mehrere andere Berge, welche fast die nämliche Ansicht bieten, ohne daß sie jedoch mit dem, welcher Akrocorinth trägt, in Zusammenhang stünden. Der merkwürdigste unter diesen Bergen ist der Pente-Scuphi.

Indem wir auf Maulthieren die steilen, bald gepflasterten, bald steinigten Pfade hinanritten, welche sich auf den Abhängen des Berges emporwinden, konnten wir nicht umhin, die Männer zu bemitleiden, welche uns zu Fuße begleiteten. Strabo's Angaben zufolge hält dieser Weg nicht weniger als 30 Stadien (ungefähr 1½ Stunden) in der Länge, und ich kenne nur zwei eben so steile Straßen in der Welt, nämlich die von Demala nach Melanes auf der Insel Naxos und den Weg zu dem Krater des Vesuv. Wir hatten indeß jedenfalls von Glück zu sagen, daß wir diesen Weg betreten durften, denn den lezten Reisenden, welche unter der türkischen Herrschaft diese Gegenden besuchten, ward durchaus nicht gestattet, die Citadelle zu besichtigen. Nach Verlauf von zwei peinlichen Stunden erreichten wir die erste von neuen Truppen (Taktiki) bewachte Ringmauer. Diese ziemlich kärglich bekleideten Soldaten schienen sich in der knappen europäischen Tracht sehr unbehaglich zu fühlen. Nachdem wir eine Zugbrücke passirt hatten, mußten wir einen noch steilern Weg als den ersten emporklimmen, worauf wir zu den Ringmauern der Akropolis kamen, die, von weißen Marmorstücken aufgeführt, so fest zu seyn schienen, als der Felsen, der sie trägt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1836.

Briefe über Florida.

(Mitgetheilt von A. T. Beer.)

1. Besitznahme durch die Vereinigten Staaten.

Aus Ihren Briefen ersehe ich, daß Sie, und mit Ihnen viele Andere, in Bezug auf das unter dem Namen Florida bekannte Land, gar tief in Irrthümern stecken. Erlauben Sie einem alten Ansiedlee in diesem jungen Lande, Sie über einige der wichtigsten Punkte aufzuklären.

Im Allgemeinen beziehe ich mich auf die in Jedermanns Händen befindlichen Karten und bemerke nue, daß Florida gegenwärtig in vier Gerichtsbezirke und 16 Counties getheilt ist. Die Halbinsel von Ost-Florida umfaßt Alachna, Nassau, St. Johns, Mosquito, Duval nnd Monroe (welches Key West in sich begreift). Mittel-Florida umfaßt Gadsden, Leone, Jefferson, Madison und Hamilton; West-Florida umfaßt Escambia, Washington, Walton, Jackson und Franklin (worin Apalachicola liegt). Diese haben auch ihre County- (Kantons) und Vereinsrichter. Aus diesen senden sie 24 Mitglieder zum gesetzgebenden Rath, welchee sich den dritten Montag jedes Januarmonats in Tallahassee versammelt, unter dem Vorsitz eines selbst gewählten Präsidenten, und mit einem vom Präsidenten der Vereinigten Staaten auf 3 Jahre ernannten Gouverneur. Die Geschäfte dieses letztern sind so geringfügig, daß dee Staat im Grunde für sich allein geht. Bekannt ist es, daß es dem Staaten-Kongreß freisteht, irgend einen Beschluß jenes Rathes nicht zu bestätigen.

Als in Folge des Traktats von 1819 das Gebiet 1821 den Veeeinigten Staaten überliefert ward, belief sich die Bevölkerung auf kaum 10,000 Seelen, größtentheils in Pensacola und St. Augustina wohnhaft, und in dünn verstreuten Landwohnungen (die Zahl der Indianer unter den letztern mochte 4000 betragen). Es ward sogleich eine Niederlassung in Key-West gegründet, wovon wir weiterhin mehr sagen werden, und eine bunte Menge von Spekulanten, Handwerkern u. a., strömte den einzigen, obengenannten beiden Seehäfen zu, einige in der Hoffnung, ihre Lage zu verbessern, andere nue der Veränderung wegen, Alle übeezeugt, daß die Streaßen mit Gold gepflastert wären — ein trauriger Wahn! Getrennt von anderen geselligen Verbindungen, getäuscht in ihren Hoffnungen nnd ohne irgend eine Beschäftigung, überließen sich die neuen Ankömmlinge nur zu oft der Ausschweifung, nnd Pensacola, bekannt wegen der Gesundheit nnd Enthaltsamkeit seiner Einwohner, so wie St. Augustina, frühee von den Spaniern der Garten Amerika's genannt, wurden beide bald von Krankheiten heimgesucht, nnd zum Erstenmale rafften bösartige Gallenfieber viele Menschen hinweg. Die alten Bewohner zogen sich in andere, ihren Gewohnheiten mehr zusagende Gegenden zurück, und trugen dadurch zur Entvölkerung jener Städte bei, welche andererseits unsern unternehmenden Bürgern keine Aufmunterung darboten, weil das im Rücken beider gelegene Land gar zu unfruchtbar war.

Inzwischen war die allgemeine Regierung darauf bedacht, in Betreff der Verwaltung und Einrichtung dieser neuen Besitzung ihre Maßregeln zu nehmen. Durch Kommissionäre ward ein Sitz der Regierung gewählt — das gegenwäetige Talahassee. Die Landesregierung war bald in ihrer gegenwärtigen Foem eingesetzt. Es wurden Kommissionen ernannt, und Gesetze erlassen, um die schwebenden Ansprüche an Grundbesitz 2c. zu untersuchen nnd zu reguliren. Die Aufmerksamkeit ward auf Pensacola gerichtet wegen seiner zum Marine-Arsenal günstigen Lage am Golf. Noch eine andere Station ward in Erwägung gezogen, nämlich das verödete Tortugas, oder das jetzt wohl angebaute Key-West. Diese Verfügungen bezweckten die Heranziehung verschiedenartiger Ansiedler, während die Landeignee ihrerseits nicht nur mit Eifee an der Verbesserung ihree eigenen Besitzungen arbeiteten, sondern auch Land an andere zu verkaufen suchten. Andere Verfügungen wurden getroffen, um die Regulirung der schwebenden Landansprüche zu beschleunigen, und endlich ward zur Disposition über das öffentliche Eigenthum ein allgemeines Landamt eröffnet. Durch alles dieß ward der Unternehmungsgeist allmählich geweckt, und die Bevölkerung wuchs so bedeutend, daß sie nach dem Census vom Januar 1831 schon von den ursprünglichen 10,000 bis auf 34,825 Seelen (18,385 Weiße, 840 freie Farbige und 15,500 Sklaven) gestiegen war; gewiß eine außerordentliche Zunahme in 10 Jahren.

Dennoch hätte diese noch weit größer seyn können, wenn

sie nicht durch einige Umstände gehemmt worden wäre, deren ich nur mit Bedauern gedenke, und deren Zeuge zu seyn noch schmerzlicher für mich war, obgleich ich jetzt der Hoffnung lebe, daß ihr verderblicher Einfluß auf die Angelegenheiten unseres Landes für immer beseitigt ist. Erstens nämlich waren noch keine Leute von solidem Vermögen unter uns erschienen, und es war keine Münze als Umlaufsmittel vorhanden, um den Bedürfnissen des Landes zu begegnen. Ferner war der Eifer, Zuckerrohr zu bauen, unüberwindlich, während keine Anstrengung es dahin zu bringen vermochte, den Zucker zu einem Handelsartikel zu machen. Endlich wurden Landstriche, welche Spekulanten zu sehr niedrigen Preisen erstanden hatten, von diesen so sehr über ihren wahren Werth angepriesen, daß sie nach der Entdeckung des Betruges zum entgegengesetzten Extrem hinabfielen, während der friedliche, fleißige Landmann vom Ankauf zurückgehalten ward durch den zu großen Umfang der Grundstücke, die öffentlich feilgeboten wurden, wodurch es ihm unmöglich gemacht ward eine passende Wahl zu treffen.

So war es in Florida. Ehe ich aber diesen ersten, einleitenden Brief schließe, will ich noch in wenigen Worten den gegenwärtigen Zustand andeuten. Erstens haben mehrere sehr bedeutende Einwanderungen Statt gefunden. Zweitens hat die erfolglose Produktion des Zuckerrohres dem einladenderen Baumwollenbau Platz gemacht, und zwei gute Ernten, zu guten Preisen verkauft, haben die Mittel der Pflanzer außerordentlich vermehrt. Endlich sind gegenwärtig zwei Banken in erfolgreicher Wirksamkeit, deren umfassende Kapitalien, durch das verbesserte Grundeigenthum des Landes gesichert, Kraft und Leben in die kommerziellen und landwirthschaftlichen Interessen des ganzen Landes gebracht haben. Deßhalb, und weil die lange verzögerte Regulirung der mehr erwähnten Grundansprüche endlich erfolgt ist, kann man sagen, daß eine neue Epoche für Florida begonnen hat, und mit ihr, wie ich hoffe, das dauernde Glück des Landes.

In meinem Nächsten werde ich Ihnen Einiges über Boden und Klima sagen.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Das Lutfije Wehbi's ist eigentlich eine kleine gereimte Encyklopädie unter den folgenden Ueberschriften der Abschnitte: 1) Von den Trefflichkeiten der edlen Wissenschaft überhaupt. 2) Von den Trefflichkeiten des Meisters. 3) Von dem wissenschaftlichen Wortstreit. 4) Von den nützlichen Wissenschaften. 5) Von der Arzneikunde. 6) Von der Philosophie. 7) Von der Logik. 8) Von der Dialektik. 9) Von der Geometrie. 10) Von der Astronomie. 11) Von der Kunst aus Sandfiguren wahr zu sagen. 12) Von der Wahrsagung aus dem Lammfelle (Dschefr). 13) Von der Kabala. 14) Von der Zauberei. 15) Von der Wahrsagerkunde aus den Gestirnen. 16) Von der Alchymie. 17) Von der natürlichen Magie. 18) Von den Amuletten. 19) Von der Zettelkunde. 20) Von der Talismankunde. 21) Von der Kunst sich unsichtbar zu machen. 22) Von der Mystik. 23) Von den Gottlosen der Zeit. 24) Von der Musik. 25) Von den philosophischen Wissenschaften. 26) Von der Physiognomik. 27) Von der Stylistik in Vers und Prose. 28) Von der Rechnungskunde. 29) Von der Kalligraphie. 30) Vom Schachspiele. Hier endet der encyklopädische Theil der Lutfije, und es folgt der ethische und politische unter den folgenden Ueberschriften: 31) Von der Lasterhaftigkeit und Empörung. 32) Von der Heuchelei und Gleißnerei. 33) Von dem Mann von Wort. 34) Von der Lüge. 35) Von dem Schwulste des allegorischen Styles. 36) Von der Ironie und Verhöhnung. 37) Von dem Herumtragen der Neuigkeiten. 38) Von denen die kein Glück haben. 39) Von dem Umgange mit Honoratioren. 40) Von dem Streite um den Vorsitz. 41) Von sittsamer Kleidung. 42) Von der Aufdeckung der Fehler und Gebrechen. 43) Von der Sanftmuth und Billigkeit. 44) Von der Geduld und Verzeihung. 45) Von dem Eifer in Geschäften. 46) Vom Nutzen des Rathes. 47) Vom Neide. 48) Vom Ansehen der Gelehrten. 49) Vom Ansehen alter Leute. 50) Von der den Eltern zu erweisenden Ehre. 51) Von den Verwandten. 52) Von der Erfüllung gegebenen Versprechens. 53) Von dem Versprechen der Abgesetzten. 54) Von dem Belagern der Thore der Großen, um sich bestimmten Unterhalt zu verschaffen. 55) Von der Dankbarkeit. 56) Von der Gastfreundschaft. 57) Von den Speisen. 58) Vom Geize. 59) Von der Verschwendung. 60) Vom Almosen an geduldige Arme. 61) Von der Beobachtung der gesetzlichen Formen. 62) Von der Zeugenschaft. 63) Von der Vormundschaft, Anwaltschaft, Bürgschaft. 64) Von der Verwalterschaft und Steuereinnehmerschaft. 65) Von Zahlung der Schulden. 66) Vom öffentlichen Schatze. 67) Von der Unterdrückung und Erpressung. 68) Von dem Ehrgeize. 69) Von dem Uebertritt aus einem Stand in den andern. 70) Von dem Wege der Ulema. 71) Von dem Wege der Herrn des Diwans. 72) Von der Titelsucht. 73) Von der Unruhe der Stellenjäger. 74) Von dem Lebensunterhalte der Zünfte und Handwerker. 75) Von der Hut vor Ränkeschmieden und Verräthern. 76) Von der Bewahrung des Geheimnisses. 77) Von der Berathung öffentlicher Geschäfte. 78) Von der Besorgung der Hausgeschäfte. 79) Vom Heurathen. 80) Von dem guten Einvernehmen mit Nachbarn. 81) Von der Dienerschaft. 82) Von der Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken. 83) Von dem Vogelfange. 84) Von der Blumenzucht. 85) Schluß; dieser lautet:

Mein kund'ger Freund nun laß dir sagen:
Ich schrieb das Buch in sieben Tagen,
Und da ich überdieß erkrankt,
So ist's kein Wunder wenn es schwankt.
Du weißt wie's Kranken geht, o Lieber!
Ich hab' geschrieben es im Fieber:
Ich beachte es in Ordnung nicht
Und schmierte hin dieß Lehrgedicht.
Ich sagte Manches dichterisch,
Ein seltsam närrisches Gemisch.
Die Herzen wollte ich erfreun,
Es sollt' ein Buch des Rathes seyn u. s. f.

So rühmt sich dieser türkische Lucilius das Tausend Distichen seines Lehrgedichts stans pede in uno in Einer Woche im Fieber gereimt zu haben; das Ganze ist aber auch darnach.

Ein Dichter höherer Art als der prosaische Wehbi, und unstreitig der größte deren, welche zu Ende des XVIII Jahrhunderts und unter der Regierung Sultan Selim's III gelebt, ist der Scheich der Derwische Ghalibdede. Geboren zu Konstantinopel im J. 1757, und Sohn des am Kloster der Mewlewi am neuen Thore zu Konstantinopel als Kudumsen, d. i. Taktschläger des religiösen Walzers angestellten Mustafa Raschid Efendi, dichtete er schon in früher Jugend, und sammelte schon mit 24 Jahren seinen Diwan. Zwei Jahre später dichtete er sein schönstes und berühmtestes romantisches Gedicht „Schönheit und Liebe.“ Er ward im Kloster am neuen Thore als Derwisch Mewlewi eingekleidet, kaufte später ein Haus in der Nähe des Grabmals des berühmten Derwisches Dichters Sinetschak, d. i. der mit gespaltenem Busen, in der diesseits des Havens gelegenen Vorstadt Konstantinopels Südlidsche, und arbeitete dort am Kommentare des Mesnewi. Im J. 1790 ward er von dem zu Kairo residirenden Ordensgenerale der Mewlewi zum Scheiche, d. i. Vorsteher des Klosters der Mewlewi zu Galata ernannt. Ghalib hatte Sultan Selim's III Aufmerksamkeit durch ein Distichon auf dessen Thronbesteigung auf sich gezogen, in welchem er dieses Ereigniß mit dem vom Sultan anbefohlenen neuen Ueberzuge des Grabes Mewlana Dschelaleddin zusammengestellt. Als Ghalibdede, der Vater Ghalib's, Scheich des Klosters zu Galata geworden, gab ihm Sultan Selim einen Beweis seines Wohlwollens durch Erneuerung des Baues des Klosters im J. 1791. Aus der dem Sultan dafür überreichten Kaßidet des Dankes sind die folgenden Verse, welche den baufälligen Zustand des alten Klosters beschreiben:

Zur Sternenwarte ist das hohe Haus geworden
Die Sterne schaun darin die Männer von dem Orden.
Die Fenster sind für Kundige ein Seelenthor,
Die Spinne zieht als Kämmerer den Vorhang vor. *)
Wenn nicht das Wasser sich durch Rinnen dort ergöße
Der ganze Bau wie Wasser nach dem Meere flöße.
Das Wort sich selbst Vernichtender ist eingedrungen,
Es ist der ganze Bau wie Lied vom Nichts verklungen.
Es zittert bei der Flöte Schall, beim Trommelton,
Bei jedem Hauche fliehn Geheimnisse davon.

Sultan Selim fand an dieser Kaßidet und an andern Gelegenheitsgedichten, welche Ghalib auf die neuen Bauten, nämlich auf den der Bombardierkasernen und der neuen Moschee zu Skutari verfertigte, so großes Gefallen, daß er den Diwan Ghalib's auf das prächtigste abschreiben ließ, so daß die Vergoldung des Randes allein dreihundert Dukaten kostete. Ghalib genoß auch der Gnade der Sultanin Walide, durch welche er die Erneuerung des Klosters der Mewlewi zu Kasimpascha im J. 1794 erwirkte. Im folgenden Jahre unternahm Ghalib die Pilgerreise nach Mekka, auf deren Rückkehr er zu Damaskus starb und dort begraben ward. In Prosa hinterließ er den Kommentar einer mystischen Abhandlung unter dem Titel: „Reines Gespräch,“ und die Biographien der Mewlewi Dichter, welche er nicht vollendete, und die nach dessen Tode der Mewlewi Es-Seid ergänzt herausgab. Dieser sagt, sein höchster Stolz sey, von Ghalib in den Orden aufgenommen worden zu seyn, und dreimal dessen Diwan abgeschrieben zu haben. Dieser besteht aus zwei Theilen, deren erster gegen zweihundert Kaßideten und Gelegenheitsgedichte, der zweite die Ghaselen enthält.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem persischen Quatrain, welches Mohammed II bei seinem Einzuge in die verwüsteten Hallen des griechischen Kaiserpalastes recitirte:

Es ziehe im Kaiserburgen an dem Thor Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
Und in Efrasiabes Königshallen Hört man die Heermusik der Eule schallen.

Von S. W. Jones nicht ganz richtig übersetzt.

Gran Canaria.

(Auszug aus einem Schreiben des Herrn Desprveaux an Bory de St Vincent vom 12 Julius 1835.)

Ich befinde mich gegenwärtig auf Gran Canaria, nachdem ich Fortaventura, Lancerote, Canaria, Teneriffa und Ferro durchreist, auch Gomera in schlechter Jahreszeit flüchtig berührt habe, was ich sehr bedaure, weil noch nie ein reisender Naturforscher sie besucht hat, und sie doch in botanischer und geologischer Hinsicht sehr interessant ist: sie hat viel Holz und Wasser, eine unerläßliche Bedingung des Reichthums in einem warmen Lande. Ich möchte wohl dahin zurückkehren können, um die Flora der Canarien zu vervollständigen, wovon ich über 800 Spezies Phanerogamen und wenigstens 400 Kryptogamen sammelte. Hiezu kommen noch über 50 Zeichnungen von Champignons, die man nicht aufbewahren kann.

Auch habe ich viele Nachforschungen angestellt über die ursprünglichen Einwohner dieser unglücklichen Inseln, denn so muß man sie nennen, seitdem sie unter die Herrschaft der Barbarei und des Aberglaubens gefallen sind. Ich besitze namentlich Nachrichten über die alten Canarier von Gran Canaria, nach ächten Denkmälern, welche die große Katastrophe ihrer Vernichtung überlebt haben. Ich habe eine große Anzahl Gräber geöffnet, die so wie die Begräbnißart selbst sehr verschieden von denen der Guanchen auf Teneriffa waren: ich habe sogar Stoffe von ihrer Arbeit gefunden, und schöne Skelette, die ich präparirt habe. Ich besitze mehrere ihrer Werkzeuge, namentlich zwei Beile, sehr verschieden von denen, die Sie abgebildet haben; sie bestehen aus grünlichem und schwärzlichem Nierenstein und nicht aus Obsidian.

Auch habe ich die Zoologie nicht vernachläßigt, und viele Insekten und Muscheln gesammelt, worunter mehrere unbekannte, ferner über 800 Crustaceen, so wie eine Reihe von mehr als 600 Fischen: auch habe ich zwei sehr verschiedene Haifische von 8 bis 10 Fuß Länge beschrieben.

Man hat mit Unrecht behauptet die Canarier hätten nur in Höhlen gewohnt; Clavigo und seine Nachbeter haben die Ueberreste ihrer Dächer, Häuser und andern Ruinen nicht gekannt, so wenig als ihre Denkmäler und den öffentlichen Platz, auf dem sie sich zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten versammelten. Alles, was bisher über diese Reste der alten Atlantis gesagt und geschrieben wurde, muß ungemein modifizirt werden.

Corinth.

(Schluß.)

Der Gouverneur der Akropolis, Herr von Fabricius, ein junger schwedischer Offizier, befand sich eben sehr krank an den epidemischen Fiebern, welche Corinth zu allen Zeiten verheert zu haben scheinen. Die Einwohner schrieben sie vormals der Rache der Medea zu, während sie sie doch weit vernünftiger auf Rechnung der übelriechenden Dünste der Moräste des Stymphalus hätten schreiben sollen. Bei unserer Ankunft war die Krankheit auch bis auf die hohen Gipfel der Akropolis gedrungen und dezimirte die Garnison. Herr von Fabricius sah von den vielen Aderlässen, welche allein den Kranken retten können, sehr bleich und angegriffen aus.

Der Lieutenant des Gouverneurs, der sich zu unserem Führer erbot, machte uns zuvörderst auf ein am Thor liegendes Stück Marmor aufmerksam, auf welchem, von einem Lorbeerkranz umgeben, die Namen von einigen Siegern in den isthmischen Spielen eingegraben standen. Die ganze Plattform, auf welcher dieses Marmorfragment sich befand, war mit Trümmern und Kapitälern von Säulen, alle jedoch von kleinem Maßstab, belegt. Es schien uns, als ob hier vormals ein Tempel gestanden sey. Gegenüber, und zwar in einem kleinen von den Abhängen zweier Hügel gebildeten Thale, sieht man die Ruinen der kleinen Stadt Akrocorinth, die durch die eigenthümliche Stellung ihrer Häuser, eines über das andere, einen höchst originellen Anblick bietet; sie ist indeß nur noch ein Schattenbild von einer Stadt, denn mit Ausnahme einiger von Soldaten bewohnter Häuser steht alles Uebrige verödet. Die Straßen sind so dicht mit Euphorbien und Brennnesseln bedeckt, daß man kaum mehr hindurchkommen kann. Wir suchten indeß doch unter diesen Trümmern nach einigen antiken Fragmenten, als das plötzliche Einstürzen mehrerer Steine in einer Widerhaltmauer eine große Menge Todtengebeine zu Tage förderte. — „Es ist nichts," rief ein Soldat der Garnison uns Erschrockenen zu, „es sind nur Türkenknochen; sie gehören denen, die wir bei der Uebergabe der Citadelle umgebracht haben."

Eine ziemlich bequeme Treppe von neuer Bauart führte auf eine zweite Plattform von großer Ausdehnung. Auf der Mitte derselben und der Treppe gerade gegenüber konnten wir leicht den Grundbau eines Tempels erkennen, dessen Mauern jetzt dem Boden gleich sind. Seiner viereckigen Gestalt ungeachtet wäre ich dennoch geneigt ihn für den von Pausanias erwähnten Tempel der Venus zu halten. Er war nur klein, denn er konnte nach allen Richtungen hin kaum 10 Metres halten. Rings herum befand sich eine große Anzahl Cisternen. Diese Plattform ist die einzige ebene Fläche in der ganzen Akropolis; auch sie war mit Trümmern von Friesen mit Skulpturen, antiken Glasscherben und kannelirten Säulenschäften bedeckt, welche zu Bauwerken neuerer Art verwendet gewesen zu seyn schienen.

Bevor wir auf den Gipfel des Bergs gelangten, mußten wir noch eine Viertelstunde steigen. Wir wußten, daß wir endlich den berühmten Hufstritt des Pegasus und die Quelle Pyrene, die er hervorrief, sehen würden. Dieser Eindruck, welcher wirklich die Gestalt eines Hufeisens hat, ist von so ungeheurer Dimension, daß sich eine halbe Kompagnie bequem darin aufstellen könnte. Die Quelle ist mit einer kleinen schlechten Thüre von Holz verschlossen. Die Quelle selbst gibt nur wenig Wasser, indeß bleibt sie auf dieser Höhe des Felsens immer eine wunderbare und unerklärliche Erscheinung. Spohn sagt, daß man von der Akropolis aus eine der herrlichsten Aussichten in der Welt genieße, und wenn man zu der glücklichen Lage der Lokalitäten den Zauber der Erinnerungen aus der Vergangenheit rechnet, so mag er allerdings Recht haben. Der Weg, der, von dieser Höhe betrachtet, die Dicke eines Fadens hat, und, sich durch Hügel windend, gegen Nemea, Argos und Mycenä läuft; die große Ebene mit weißen, kreidigen Spalten, welche Corinth vom Gebiet von Sicyone scheidet; der gekrümmte Golf der Alcyonen; die weißen Gipfel des Helikon und des Parnaß, welche diese Meere beherrschen; der schmale Isthmus, der, wie Pindar sagt, gleich einer Brücke den Peloponnes mit dem Festlande verbindet; die bnischen Berge, deren unregelmäßiger Rücken so mannichfach gestaltete Linien bildet; endlich die antiken Vulkane von Aegina und Methana, die sich wie zwei erloschene Leuchtthürme aus der Mitte des schönen saronischen Golfs erheben — das sind die Hauptzüge eines der imposantesten Panorama's, das man sehen kann, und von dem wir uns ungern trennten.

Schon während des Herwegs hatten wir die Straße steil gefunden, und dieß war noch mehr der Fall, als wir wieder abwärts stiegen. Unsere Maulthiere rutschten ganze Strecken weit auf allen vier Füßen, denn es wäre ihnen unmöglich gewesen, auf den oft ganz glatten, den ganzen Tag über von der Sonne erwärmten Steinen den Huf fest aufzusetzen. Wir langten jedoch glücklich am Fuß des Berges an, und wendeten uns nun der Stadt zu, die ungefähr einen Flintenschuß weit vor uns lag. Die Verheerungen der Zeit, und die fast eben so verderblichen des Konsul Mummius, Alarichs, Stilicons, Rogers von Sicilien, Muhammeds II, des Herrn von Champlitte, des Kommandeurs Vagueras, und endlich die Drangsale des letzten Kriegs haben Corinth beinahe dem Boden gleich gemacht. Noch stehen einige Stücke neueres Mauerwerk, bereit bei der ersten Erschütterung zusammenzustürzen; nur auf einem Hügel sieht man noch eine Gruppe von sieben goldfarbigen Säulen, die verstümmelten Ueberreste eines Tempels der Juno. Sonst ist Alles verschwunden, und jene sieben Säulen, eine weite mit Euphorbien bedeckte Ebene, nebst einer kleinen Kapelle auf den Ruinen des Tempels der Venus, ist Alles, was noch von Corinth übrig blieb.

Einige Schritte von da bot uns ein Grieche ein Paar von ihm kürzlich erst gefundene Vasen an. Sie waren roth und schwarz gemalt, von länglicher Form und obscöne Gegenstände (Menschen und Thiere), welche in den antiken Kartels der Fabrik von Corinth sehr gewöhnlich waren, darauf abgebildet. Die mittelmäßige Zeichnung und der ungeheure Preis, den er dafür forderte, machten, daß wir uns in keinen Handel einließen.

Wir kamen bei guter Zeit nach Examili, einer kleinen amerikanischen Kolonie, von Herrn Howe, dem Abgeordneten des Comité's dieser Nation, gegründet. Einer der Engländer, welche in dem letzten Kriege die edelste und uneigennützigste Rolle gespielt haben, Herr Finlay, hatte uns ein Empfehlungsschreiben an den Exstraten dieser Kolonie mitgegeben, der uns das Haus des damals gerade abwesenden Gründers öffnete und auf das Beste aufnahm.

Die kleine, aus zwei Reihen reinlicher Häuser bestehende Kolonie hatte die zerstreuten Reste der Bevölkerung von Corinth gesammelt, und bot uns den Anblick eines blühenden Dorfes; aber das furchtbare Fieber, welches das Land verheerte, hatte auch hier gewüthet, und von 200 Einwohnern waren nur 10 mit dem Leben davon gekommen. Acht und vierzig Stunden später kamen wir wieder nach Aegina zurück, wo sich damals der Sitz der griechischen Regierung befand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1836.

Die indische Baumwollenfabrikation. *)

Zu allen Zeiten behaupteten die indischen Baumwollenfabrikate den Ruf fast unglaublicher Vollendung. Manche Gewebe sind von solcher Feinheit, daß sie eher von Feen oder Insekten als von Menschen erzeugt scheinen. Und aus denselben Gegenden, namentlich Bengalen, die jetzt noch die bewunderungswürdigsten Produkte liefern, erhielten die Griechen schon die feinsten Zeuge, die man damals kannte.

Von der außerordentlichen Feinheit der indischen Musseline finden wir in mehreren ältern Reiseberichten interessante Zeugnisse. Zwei Araber, die im 9ten Jahrhundert Indien besuchten, erzählen uns, daß Kleidungsstücke dort verfertigt werden, die beinahe völlig durchsichtig sind, und so fein, daß ein ganzer Rock durch einen mäßig weiten Fingerring durchgezogen werden kann. Marco Polo, der im 13ten Jahrhundert reiste, rühmt die Kattune von der Küste Coromandel als die prachtvollsten, die irgendwo zu finden sind, und dieß gilt noch jetzt von den dortigen Zitzen, während die allerfeinsten Musseline aus Bengalen kommen. Eben so spricht ein portugiesischer Reisender Od. Barbosa, der um das Jahr 1500 nach Indien kam, von den vielen kostbaren Kleidungsstücken, die in Bengalen sowohl aus weißem und gestreiftem, als aus zierlich bemaltem Baumwollenzeuge verfertigt werden.

Ein venezianischer Kaufmann, Cäsar Friedrich, der 1563 Indien besuchte, und dessen Reisebericht Hakluyt übersetzte, beschreibt darin den ansehnlichen Handel mit allen Arten von Kattunen, der damals zwischen St. Thomas (unweit Negapatam) und Pegu stattfand. Er bewundert an diesen Zeugen nicht nur den Glanz und die Mannichfaltigkeit ihrer Farben, sondern besonders auch, daß diese durch das Waschen nur noch lebhafter werden. Die Stoffe, sagt er, seyen übrigens so kostbar, daß ein mäßiger Ballen solcher Waaren auf 1000 oder 2000 Dukaten zu stehn komme.

Tavernier, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts reiste und wie Obige als Kaufmann die Güte der Fabrikate zu beurtheilen im Stande war, gibt u. a. folende Naicheiten. Die weißen Callicos (oder Musseline, die so benannt wurden, weil die Portugiesen und Holländer sie zuerst von Calicut h-ten) werden an mehreren Orten in Bengalen und dem Reiche des Großmoguls gewebt, und dann zur Bleichung nach Naiorsaty und Beratsch gebracht, weil sich hier die schönsten Wiesen und der größte Ueberfluß an Citronen findet, und die Zeuge nur durch Eintunken in diesen Saft die höchste Weiße erlangen können. Manche dieser Musseline sind so zart, daß sie in der Hand kaum gefühlt werden, und das Gespinnst so fein, daß es das Auge kaum zu sehen vermag. Er erzählt ferner, daß man zu Seconge (in der Provinz Malwa) Kleidungen von völliger Durchsichtigkeit verfertige, die aber nicht in den Handel kommen, weil der Gouverneur sie ausschließlich dem Serail des Moguls und seinem Hofe überlassen müsse, da diese Herrschaften ein besonderes Vergnügen daran finden, ihre Weiber in solchen Gewändern tanzen zu sehen. Derselbe bemerkt eben so, daß mancher türkische Turban aus 25 oder 30 Ellen solchen Musselins zusammengewunden sey, und doch kaum 4 Unzen wiege.

Dasselbe Lob wird in einer englischen Schrift (vom Ende des 17ten Jahrhunderts), die gegen die Zulassung der indischen Musseline gerichtet ist, unwillkürlich sogar diesen Geweben ertheilt, indem sie darin für „einen bloßen Schatten von etwas Nützlichem" erklärt werden. Der verstorbene Missionär Will. Ward berichtet endlich, daß zu Schantipuru und Datta Musseline gewebt werden, wovon das Stück an 100 Rupien koste; daß ihm aber versichert worden, in Bengalen, Sonarga und Vikrumpuru würden sogar von einigen wenigen Familien Gewebe gemacht, wovon das Stück an 4 Monate Arbeit erfordere, und mit 4 bis 500 Rupien bezahlt werde. Dergleichen Musseline seyen auch, wenn sie auf einer Wiese liegen, und der Thau darauf gefallen, völlig unsichtbar. Nach solchen Zeugnissen aus nüchternen Reiseberichten kann wahrlich der Ausdruck der Orientalen, die Dattamusseline seyen gewebter Wind, kaum für eine poetische Floskel gelten.

Diese Kunstweberei ist indeß in diesen Gegenden seit dem Falle des mongolischen Reiches bedeutend herabgekommen, in-

*) Aus der mit nächstem im Cotta'schen Verlage erscheinenden Uebersetzung von Baines' history of the cotton manufacture.

dem die Nachfrage nach möglichst vollkommenen Erzeugnissen, wie sie früher von dem Hofe und dem hohen indischen Adel verlangt wurden, sich größtentheils verloren hat, und außerdem ihr die französische Revolution, die Erfindungen der Engländer und der ungemein verminderte Bedarf der ostindischen Kompagnie vielfache Nachtheile bringen mußten. Es ist daher zu vermuthen, daß jene hohe Kunstfertigkeit, die sich in gewissen Familien forterbte, bereits gelitten habe, und zu befürchten, daß sie mehr und mehr verschwinden werde.

Die ostindischen Baumwollen sind fast durchgängig von geringerer Qualität als die amerikanischen, und namentlich gilt dieß von den nach Europa kommenden. Naturforscher und andere Beobachter, die den Boden Ostindiens und die dortige Behandlung der Baumwolle genauer kennen, schreiben diese Beschaffenheit hauptsächlich der wenigen Sorgfalt zu, die auf die Gewinnung dieses nächsten Produkts verwendet wird. Der Same wird, ohne ihn gehörig zu wechseln, nur nachlässig ausgestreut; die Pflanzen werden während des Wachsthums nicht gewartet; die Baumwolle beim Einsammeln verunreinigt, und darauf mittelst der gröbsten Werkzeuge von den Samenkörnern befreit; sie wird endlich auf eine solche Weise verpackt, daß sie der Europäer in einem feuchten, schmierigen oder schimmeligen Zustande erhalten muß. Die indische Baumwollenfabrikation beschränkt sich nicht auf einige wenige große Fabrikstädte oder ein Paar Provinzen; sie dehnt sich über das ganze Land aus. Der Anbau der Baumwolle ist fast so allgemein als der der Nahrungsmittel. Ueberall bringen die Weiber einen Theil ihrer Zeit mit Spinnen zu; fast in jedem Dorfe findet man Weber, die wenigstens den kargen Bedarf der Einwohner befriedigen. Da die Arbeit durchaus eine häusliche ist, so wird sie mit den rohesten und wohlfeilsten Werkzeugen verrichtet.

Je weniger Sorgfalt der Hindu auf die Kultur der Baumwolle verwendet, und je kunstloser und einfacher die Geräthe sind, mit denen er sie verarbeitet, desto mehr erstaunen wir über die Feinheit und Schönheit der Gewebe, die dennoch aus seinen Händen hervorgehen. Diese so lange unerreichbare Vortrefflichkeit der indischen Zeuge wird indeß begreiflich, wenn wir betrachten, wie ganz besonders der zarte Körperbau dieses überhaupt verweichlichten Volks zur Vollbringung solcher Arbeit geschickt, *) seit wie vielen Jahrhunderten diese Kunst in Indien einheimisch ist, und wie von frühester Kindheit an der Hindu dazu erzogen wird.

Seit vielen Jahrhunderten kamen die ostindischen Zeuge in großer Menge auch in die benachbarten Länder, und später auch nach Europa. Die Engländer und Holländer bezogen u. a. blaue Kattune von Guzerate für ihren Handel mit Guinea. Die Hauptmärkte auf der Westküste von Hindostan waren Surate und Calicut, und die auf der Ostküste Masulipatam, Madras und St. Thomas. Die Schönheit und Wohlfeilheit dieser Stoffe machten sie allmählich in Europa so beliebt, daß schon in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts nicht in England nur, sondern auch in andern Ländern vielfache Klagen gegen dieselben von Seiten der Wollen- und Seidenfabrikanten erhoben, und auch wirklich Einfuhrverbote dagegen ausgewirkt wurden.

*) Damit die Finger beim Spinnen gehörig trocken bleiben, bestreicht man sie mit gepulverter Kreide.

Wie ganz anders haben sich aber diese Verhältnisse in unsern Tagen gestaltet. Alle Vortheile, die dem Indier früher eine so große Ueberlegenheit gaben, besitzt derselbe noch; so wundervoll ist aber seither durch mechanische Erfindungen die Spinn- und Webkunst bei uns vervollkommnet worden, daß wir nun trotz des zehnmal theurern Arbeitslohnes Baumwollenwaaren nicht nur wohlfeiler erzeugen können, als Indien sie uns zu liefern im Stande ist, sondern daß der dortige Weber jetzt im eigenen Lande sogar die Mitwerbung des Europäers zu fürchten hat.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Vor allen andern Dichterwerken Ghalib's trägt sein romantisches Gedicht „Schönheit und Liebe" den Stempel eines originellen Genius, der, nicht damit zufrieden, die von seinen Vorgängern zurückgelassenen Fußstapfen auszutreten, durch unwegsame Gegenden sich neue Bahnen brach. Als Vorbild hat demselben freilich der persische Roman Fettahi's „Schönheit und Herz" gedient, welchen die türkischen Dichter Lamii und Ahi ins Türkische übersetzt haben; aber diese Uebersetzungen sind in Prose mit eingemischten Versen, während Ghalib's „Schönheit und Liebe" (Venus und Amor) durchaus ein doppelgereimtes romantisches Gedicht. Der Zuschnitt der Verse sowohl als des Styls ist ein eigenthümlicher. Ghalib beobachtet das von so wenigen türkischen Dichtern beobachtete Gesetz bescheidener Mäßigung in den Beschreibungen, die bei den meisten zu lang und zu gedehnt, und haucht poetisches Feuer in den eingemischten lyrischen Gedichten, mit denen die romantischen Gedichte gewöhnlich durchwässert sind. Viele seiner Bilder sind neu, und er versteht die den meisten türkischen Poeten fremde Kunst, Erwartungen des Lesers aufzuregen, wiewohl dieselben nicht immer erfüllet werden. Schönheit und Liebe allein umflicht die Schläfe Ghalib's mit dem Ehrenkranze des letzten größten osmanischen Dichters, und von allen türkischen romantischen Gedichten ist dieses vielleicht das einzige, das, wie Fasli's „Rose und Nachtigall" eine Uebersetzung Vers für Vers in eine europäische Sprache vertrüge. Dasselbe befindet sich mit Ghalib's Diwan unter den durch die osmanische Staatszeitung jüngst auf Subskription angekündigten zwölf Werken. Nach dem für jeden Dichter obligaten Eingangshymnus zum Lobe Gottes, des Propheten und seiner Himmelfahrt folgt das Lob Dschelaleddin Rumi's, des größten mystischen Dichters, Stifters des Ordens der Mewlewi, als seines Ordensobern, und die Veranlassung des Buches mit einem Selbstlob, worin er sich über Nabi, den größten Dichter, der zu Beginn des XVIII Jahrhunderts lebte, erhebt. Im Stamme der Söhne der

Freundschaft wird in einer Nacht, wo alle Elemente mit einander im Kampf, zugleich das Mädchen Schönheit und der Knabe Amor geboren, die in ihrer Wiege mit Liebesliedern von Leila und Medschnun, Ferhad und Schirin, Wamik und Afra eingelullt werden. Sie geben mitsammen in die Schule, deren Lehrer der Wahnsinn, wo es nicht fehlen kann, daß Amor sich in Schönheit verliebt. Die Reize der Schönheit, die Liebe Amors werden geschildert. Schönheit besucht den Amor, und zwar im Frühling, wo sie beide in einer reizenden Gegend zum Stelldichein sich einfinden. Frühling und die schöne Gegend werden beschrieben, in der letzten ruht der geheimnißvolle Wasserspiegel des mystischen Einflusses (Feif.) Der Gastwirth in dieser Gegend war ein alter Mann, Logos genannt (das Wort), von dessen Abkunft, Nothwendigkeit, Trefflichkeit, Allgemeinheit, Begeisterung (als Poesie) in eben so vielen Abschnitten gehandelt wird. Dieser wohlberedte Greis tritt als Mittler zwischen Schönheit und Amor auf, indem er kleine Zwistigkeiten, die sich zwischen ihnen entspinnen, mit gutem Rathe und freundlicher Rede vermittelt. Logos räth der Schönheit an Amor zu schreiben, wozu sie sich auch sogleich willig und bereit findet. Sie entschuldigt sich, daß Staunen sie verwirrt habe. Logos macht den Briefträger, und Amor antwortet mit eindringlicher Kraft. Nun tritt die Amme der Schönheit auf, die Jungfräulichkeit (Ißmet), welcher Schönheit ihren Kummer über Amors Abwesenheit klagt. Jungfräulichkeit sinnt darauf, wie sie ein Stelldichein in Ehren verstatten könne; sie geht aber zuerst zu Logos, sich bei ihm Rathes zu erholen. Dann beruhigt sie ihre Säugtochter mit Ammengründen. Logos geht seiner Seits seinen jungen Freund Amor zu trösten, welcher, der langen Trennung müde, und wahnsinnig, seine Klagen wie Medschnun (der Orlando furioso der Araber) und Ferhad (der persische Romanenheld) laut ausschreit. Amors Erzieher ist der Eifer (Ghairet), welcher ihm seine Unthätigkeit vorwirft, und gute Lehren gibt, deren Erfolg ist, daß Eifer abgesandt wird, die schon in der Wiege mit Amor verlobte Schönheit für denselben als Braut zu begehren. Der Stamm Amors höhnt seine verliebte Raserei. Dieser frägt, wodurch er solche Härte verdient habe. Die Söhne der freundschaftlichen Liebe antworten ihm, daß seine Liebe keine vernünftige, sondern eine leidenschaftliche sey, übrigens sey es in der Regel, daß kein Liebender ohne Leiden zum Ziele gelange, auch habe er sich noch nicht die Eigenschaften beigelegt, die ihn der Schönheit werth machten. Amor läßt sich nicht entmuthigen, sondern, von seinem treuen Gefährten Eifer begleitet, macht er sich auf den Weg zur Stadt des Herzens. Auf dem Wege besteht er die Abenteuer des Brunnens und Diwe's; Nacht und Winter, Degen und Pferd werden beschrieben; Amor besteht verschiedene Abenteuer mit Bestien und Diwen; er kömmt zum Feuermeer, das er auf seinem wasserfarbnen Gaule glücklich durchsetzt, endlich in China ankömmt, und ein Lied der Erinnerung an die vergangenen schönen Zeiten singt. Ein Papagei (der aber nur der verkappte Logos) spricht zu ihm von der Princeßin Huschruba, d. i. der verstandraubenden, der Tochter des chinesischen Kaisers, in die sich Amor einstweilen verliebt, bloß wegen ihrer Aehnlichkeit mit seiner Geliebten; aber bald wird er enttäuscht. Logos tröstet ihn in der Gestalt eines Rephuhns. Amor und sein Mentor Eifer reisen nun mitsammen nach dem Bilderschlosse, wo sie festgenommen und gefangen gehalten werden. Amor fängt nun an zu beten, und Logos erscheint zum Drittenmale, als Nachtigall ihm guten Rath ertheilend. Zuletzt wird Amor ganz schwach und erliegt fast dem Ungemach der Reise, bis ihm der gesegnete Morgen seine Kräfte wieder gibt. Abermals erscheint Logos in der Gestalt eines alten Arztes. Amor kommt von seiner Ohnmacht zu sich, aber, wie er die Augen aufschlägt, sieht er, daß er seinen treuen Begleiter (den Eifer) verloren. Er wendet sich nun an den Schenken, welcher die Stelle des Eifers vertritt, und gelangt endlich zum Schlosse des Herzens, wo ihm die Lichtboten entgegenkommen und ihn sammt Logos zum Palaste der Schönheit geleiten. Logos übergibt Amorn in die Hände des Erstaunens, welches ihn in das Schlafgemach der Schönheit einführt. Im Palaste finden sich alle allegorischen Personen der Novelle: die Geliebte (Schönheit), der Liebende (Amor), der Freund (Eifer), der Vermittler (Logos), die Amme (Jungfräulichkeit), die Zofe (Erstaunen) zur Feier der Vermählung ein. Logos übergibt die Schönheit den Händen des Erstaunens, welches sie ins Brautgemach geleitet. Das Ganze schließt mit dem obligaten Selbstlobe des Dichters und der Auslegung der mystischen Allegorie des ganzen Gedichtes, durch welches Ghalib seinen Namen, welcher der Ueberlegene oder Ueberwältigende heißt, vollkommen bewährt, indem er dadurch allen Dichtern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts an poetischer Kraft bei weitem überlegen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Esseid, sein Biographe, führt als den Wahlspruch Ghalib's den Koranvers an: „Bei Gott, er überwältigt durch seinen Befehl.“ ein Seitenstück zu dem Wahlspruche des letzten Herrschers von Granada: La Ghalib illallah, d. i. es ist kein Ueberwältigender als Gott!

Pöppigs Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt im Thale des Rio de Aconcagua.

Nach einem an heftigen Regenstürzen reichen Winter trat endlich der kurze, aber herrliche chilenische Frühling ein, und Hr. P. verlegte seine Wohnung nach der Hacienda von Concon im Thale des Flusses von Aconcagua, das für den Fremden am zugänglichsten ist, so daß manche Schilderungen Chile's bloß auf dieß Thal sich gründen, das eines der fruchtbarsten und bestangebauten im nördlichen Theile des Landes ist, hauptsächlich weil der nahe Hafen und auch die Hauptstadt selbst viel daraus beziehen; zu dem ausgezeichnet guten Anbau trägt die Leichtigkeit künstlicher Bewässerung bei, denn außerdem würden nur wenige Strecken sehr anbaufähig seyn, und es zeigt auch die Aussicht von den dünnbebuschten Höhen herab die verhältnißmäßige Kahlheit einer nordchilenischen Gegend. Den Hintergrund schließen Felsberge, die von dem grünenden Thale und dem blauen Himmel angenehm abstechen: täuschend nahe erscheinen die Anden von Santa Rosa, und der schöngeformte weit herab mit ewigem Schnee bedeckte Pico de Aconcagua strebt höher als die fast horizontale Schneide der Cordilleren. „Ueber

diesem fesselnden Bilde liegt ein ganz eigenthümlicher Schein, eine Art von schwer zu beschreibendem röthlichem Licht, das zur Zeit der heftigen Winterregen stets verschwindet. Es führt diese Beobachtung zu der Vermuthung, daß große Lufttrockenheit die Grundursache der Erscheinung sey, und man wird fester in diesem Glauben, wenn man später dieselbe eigenthümliche Färbung in noch höherem Grade an den regenlosen Küsten Peru's, aber zur Zeit der größten Hitze, bemerkt. Aegypten bietet dasselbe Phänomen dar."

Der Rio de Aconcagua ist wie die meisten Flüsse des Landes zerstörend und nur wenig schiffbar, denn er hat auf 13 geogr. M. — die Krümmungen mit eingerechnet — gegen 9000 Fuß Fall: größere Brücken gibt es kaum drei oder vier, denn die meisten aus der spanischen Zeit herrührenden sind im Revolutionskriege zerstört worden, es geschehen deßhalb beim Uebersetzen über Flüsse jährlich viele Unglücksfälle. Die Berge in der Nähe der Küste, die aus lauter Syenit bestehen, sind einer außerordentlichen schnellen Zersetzung durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, in solchem Grade, daß man sie zum Theil nicht einmal zum Bauen verwenden kann. „Vermöge dieser Zersetzbarkeit der vorherrschenden Gebirgsart geschieht es, daß die rothbraun gefärbten Fluthen des Regenwassers im Winter das in den Gebirgen enthaltene Körnergold mit sich führen können. In den höhern Andengegenden, wo die Zersetzung des Syenits bei weitem geringer ist, führen die Bäche nie so viel Gold als näher an den Küsten." Der Reichthum an Gold theils in Bergwerken, theils im Flußsande hat die erste dauernde Ansiedlung der Spanier in diesem Thale veranlaßt.

Der lehrreiche Besuch eines großen Landguts, den Hr. P. S. 94 bis 105 mit lebhaften Farben schildert, ist zu lang, um hier mitgetheilt zu werden; wir müssen deßhalb auf das Buch selbst verweisen, und beschränken uns auf einige hauptsächliche Bemerkungen, die derselbe über den Landbau macht. Früher hatte in Chile ein arbeitsamer Mann nur zwei Beschäftigungsgegenstände, Bergbau und Landbau. Der erstere erforderte viel zu viel Kapital, um der Mehrzahl zugänglich zu seyn; der Ausbreitung des letztern traten die Majorate entgegen, die Spanien, namentlich in dem entlegenen Chile, eifersüchtig aufrecht erhielt, in der nicht ungegründeten Hoffnung, die geringe Anzahl von Reichen leicht durch Titel und Aemter an sich zu fesseln: so stand der Landbau in Chile auf einer tiefen Stufe, und viele Menschen waren arbeitslos, weßhalb man dem Chilenen häufig arge Trägheit vorwarf. Nur erst durch den Kongreß und die Konstitution vom Jahre 1828 wurden die Majorate aufgehoben, und seitdem ist der Fortschritt zum Bessern unverkennbar, und die Gewalt des aristokratischen Theils der Bevölkerung über die niedern Klassen nimmt von Tage zu Tage ab. Doch waren die Majorate hauptsächlich nur in dem nördlichen und mittlern Theile von Chile herrschend, „an den südlichen oder Indiergränzen hatte die Regierung sich Landstriche vorbehalten, die sie auch an nicht aristokratische Landleute vertheilte. Die Nähe der immer raubsüchtigen Indier machte dieß Eigenthum eben zu keinem besonders schätzenswerthen, allein es gab den kräftigen Bewohnern das Gefühl von Selbstständigkeit, welches aus jedem freien Besitze erwächst, und durch die frühe Angewöhnung an die Waffen als Folge ihrer geographischen Lage viel Männliches erhielt. Aus einer festen Loyalität, welche von den stolzen Spaniern nicht genug geachtet wurde, und unverkennbar größtentheils aus Dankbarkeit herstammte, ergriffen die Südchilenen anfangs die Sache des Königs. Als sie endlich zu der ihnen näher liegenden und naturgemäßern Seite übergingen, schlugen sie sich tapferer als alle Uebrigen, und bis heute ist die Bevölkerung der kleinen Gränzdörfer des Südens eine weit entschlossenere, als diejenige des Nordens, wo das Land fast ganz allein in große Haciendas vertheilt ist."

Der Süden Chile's ist fruchtbarer als die Mittelprovinzen, aber in diesen ist der Ackerbau wegen der dichtern Bevölkerung, namentlich auch wegen der großen Städte und dem Absatz nach Valparaiso weiter gediehen, denn seit die Straße über Quillota fertig ist, ist der Güterwerth in dem Thale des Aconcaguaflusses aufs Doppelte gestiegen. Der Mangel an Absatz aber, veranlaßt durch den Mangel an Kommunikationen, ist Ursache, daß an vielen Orten der Ackerbau auf das Nöthigste beschränkt und beinahe nur Viehzucht getrieben wurde. Der Grund, warum der Landbau in Chile nicht schneller steigt, liegt namentlich auch darin, daß baares Geld vorerst noch in Peru und Chile zum mindesten 12% jährlich einträgt, während eine Hacienda selten über 6% erträgt, folglich wird niemand sich sehr geneigt fühlen, eigenes oder erborgtes fremdes Geld auf den Ankauf so unverhältnißmäßig theurer Grundbesitzungen zu wenden.

Die Fruchtbarkeit ist überdem ein sehr prekäres Ding, denn sie hängt fast durchaus von der Bewässerungsfähigkeit und damit auch der Preis der Landgüter größtentheils von der größern oder geringern Möglichkeit ab, Wasser auf die Felder zu leiten, was ein neuer Besitzer oft selbst erst mit großen Kosten thun muß. „Durch lange Erfahrungen belehrt, zeigen aber die Chilenen auch keine unbedeutende Geschicklichkeit, um selbst den dünnsten Wasserfaden sich zu Nutze zu machen. Gleich den alten Peruanern verstehen sie es ohne künstliche Nivellirung und ohne die Instrumente, deren man sich in Europa zu diesem Ende bedienen würde, über sehr ungünstige Grundflächen ohne Irrthum jene Kanäle zu leiten, deren Besitz von sehr großer Wichtigkeit ist, und daher nicht selten zu Streitigkeiten Anlaß gibt, welche durch das beibehaltene altspanische Gesetz in seinem unerträglich langsamen Geschäftsgange oft im Laufe eines halben Menschenalters nicht entschieden werden. Morgens und Abends eröffnet man die unkünstlichen Hauptschleußen, und das Wasser vertheilt sich aus einem Graben in den andern, bis es sich zuletzt in zahllose flache Rinnen verliert." Welchen Werth man auf solche Bewässerung legt, kann man daraus entnehmen, daß nach einem im Jahre 1819 erlassenen Gesetze eine einfache Wasserableitung aus dem Hauptkanal des Maypu im ersten Ankaufe die baar zu erlegende Summe von 750 spanischen Thalern kostete; ein solcher Kanal darf aber nur den vierten Theil einer spanischen Vara (una quarta) breit und ein Sechstheil Vara (una sesma) tief seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Miscellen.

Der Plan, die einzelnen kleinen Garnisonen Indiens in wenige große umzuwandeln, scheint größtentheils aufgegeben, indem in einigen kleinen Garnisonen Gegenbefehl eingetroffen ist, und eine andere schon geräumte Garnison Dschalnah (Jaalnah) wieder besetzt werden soll.

Mehrere indische Blätter, unter Anderem der Calcutta Courier, unterhalten eine lebhafte Polemik gegen den „gothischen" Beschluß der Regierung, den gelehrten Anstalten Indiens alle Unterstützung zu entziehen, und suchen aus den Worten des Parlamentsbeschlusses, welcher eine bestimmte Summe „für die Wiederbelebung und Beförderung der Literatur und die Unterstützung gelehrter Eingebornen Indiens" aussetzt, das Unrechtmäßige des gefaßten Beschlusses zu erweisen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1836.

Die Provinz Rio Grande do Sul.

(Aus Arsene Isabelle's Reise nach Buenos-Ayres und Porto Alegre.)

Diese Provinz, in welcher kürzlich ein Aufstand gegen die Centralregierung ausbrach, heißt die südliche (do Sul), um sie von der nördlichen Provinz gleiches Namens zu unterscheiden; die Brasilianer indeß nennen sie gewöhnlich Sao Pedro. Sie stößt nördlich an die Provinz Sao Paulo, wovon der Rio Curitiba oder Ygnazu sie trennt, westlich an den Parana und Uruguay, südlich an die Banda Oriental, und an das neutrale Gebiet im Süden und Westen der Laguna Merim, ostwärts endlich an den atlantischen Ocean und die kleine Provinz Santa Catharina. Das Gebiet der Provinz mag etwa 15,000 □ Lieues betragen, und zerfällt in fünf Comarcas, deren Hauptorte Porto-Alegre (die Hauptstadt), Rio Pardo, Rio Grande, Piratinim und Sao Borja sind; diese 5 Comarcas zerfallen in 11 Distrikte oder Stadtgebiete (villas). Außer diesen Stadtgebieten gibt es eine Menge Flecken (povos), und endlich die Missionsstationen, deren Hauptort Sao Borja ist. In jeder Comarca ist ein Ouvidor oder Richter zweiter Instanz, von dem man an die höhern Gerichtshöfe (relaçoes) von Bahia oder Rio Janeiro appelliren kann. In den kleinern Distrikten (termos) sind die Friedensrichter mit der Polizei beauftragt.

Im Jahre 1834 schätzte man die Gesammtbevölkerung auf 160,000 Einwohner, wovon ein Zehntheil Deutsche sind, deren die neue Kolonie Sao Leopoldo allein 8000 zählt. Allerdings befinden sich jedoch auch Auswandrer anderer Nationen darunter. Diese Kolonie hat durch ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und ihre Ordnungsliebe schon einen so großen Einfluß auf das Land gehabt, daß man dasselbe gegen die Zeit von zehn Jahren nicht mehr kennt. Die Provinz ist jetzt Brasilien unentbehrlich, denn sie allein kann es mit Fleisch, Seife, Leder, Pferden, Maulthieren, Mais und selbst mit Getreide versorgen, während sie nöthigenfalls die andern Provinzen entbehren kann, da ihr Anbau von Reiß, Manioc, Baumwolle, Zucker u. dgl. zu ihrem Verbrauche hinreicht.

Wenige Länder in der Welt sind so gut bewässert und so fruchtbar, wie die Provinz Sao Pedro; nur die Banda Oriental läßt sich mit ihr vergleichen. Das Klima ist gesund und gemäßigt, und die tropischen Erzeugnisse gedeihen so gut wie die der gemäßigten Zone: man gewinnt in der deutschen Kolonie neben der Kokosnuß und der Banane, die Quitten, Aepfel, Birnen, Orangen und Pfirsiche des alten Kontinents. Die Weinpflanzungen haben in der deutschen Kolonie den glücklichsten Erfolg gehabt, und die Zeit wird kommen, wo man vortrefflichen Wein aus dieser Provinz nach andern Häfen Brasiliens ausführt. Auch der chinesische Thee *) scheint unter dieser Breite gut fortzukommen, und der südamerikanische Thee, die Yerba von Paraguay, ist der Gegenstand eines bedeutenden Handels in den obern Missionen, besonders seitdem der Verkehr mit dem Staate Paraguay abgebrochen ist. Der Kaktus-Nopal wächst wild in den sandigen Ebenen von Viamon, Boa Vista und Barrucada, und ist mit wildem Cochenille bedeckt; um sie aber zu benützen, wäre, wie in allen andern Dingen, der Vorgang von Fremden nöthig.

Im Norden der Provinz, und bis in die Umgebung von Porto Alegre findet man medicinische Pflanzen von erprobter Wirksamkeit: Hr. Bonpland entdeckte eine Art Rhabarber, eine Salseparille und mehrere Rinden, die er selbst mit großem Erfolg anwandte. Wie die Guaranis kennen auch die Brasilianer die Eigenschaften der meisten Pflanzen, und bedienen sich ihrer ohne die Aerzte zu fragen.

Die Produkte für die größere Ausfuhr sind ungefähr dieselben wie in Montevideo und Buenos-Ayres; außerdem aber liefert diese Provinz Goldstaub in der Umgegend von Cassa-Pava, Farinha (Maniocmehl), Cachaça (Rum), Feijoes (schwarze Bohnen), gegerbtes Leder, Holz, zum Schiffbau sowohl als für die Kunstschreinerei u. s. w. Alle diese Dinge erfordern nur Arme und Kapitale, Sao Pedro verdient daher die Aufmerksamkeit der Kapitalisten so wie aller derjenigen, die

*) Der Theebau macht große Fortschritte in Brasilien; außer den Pflanzungen im botanischen Garten von Rio gewinnt man ihn auch in den Provinzen Minas, Sao Paulo und Sta. Catharina. Namentlich in Sao Paulo hat sich dieser Anbau ausgedehnt, und man hat im J. 1833 über 100 Arrobas (1472 Kilogr.) geerntet.

ein ungünstiges Geschick zur Auswanderung nöthigt. Seine Zukunft wird gewiß glänzend seyn, und wenn die beabsichtigte Dampfschifffahrt auf den Strömen sich realisirt, so wird die Bevölkerung ohne Zweifel rasch anwachsen: die Regierung scheint auch entschlossen, alle Gesellschaften, fremde, wie einheimische, welche Handel, Kolonisation oder Industriebetrieb zum Zwecke haben, zu unterstützen. *)

Der Charakter des Volks hat etwas ritterliches, wie der der Orientalistas und Paulistas; **) ihre langen Kriege mit Buenos-Ayres haben sie zu Kriegern gebildet, und mehr als Einmal haben sie, wenn zufällig fähige Generale an die Spitze kamen, Beweise von Muth gegeben. Sie sind nebst den Paulistas die besten Reiter von Brasilien. Die Zahl der Farrupilhas oder Republikaner ist entschieden überwiegend, und wenn die neuern Nachrichten sich bestätigen, so muß es zwischen ihnen und den Caramurus oder Monarchisten zum Kampf gekommen seyn.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Proben aus Schönheit und Liebe.

Beginn der Erzählung und Schilderung des Stammes der Söhne der freundschaftlichen Liebe (Beni Muhabbet.)

Er, der dem Tebrisi ***) sich geweiht,
Mewlana, deß Flöte Zucker streut,
Hat, wie folgt, die Liebe mich gelehrt
Und der Lieb' Ereignisse erklärt.
In Arabien ist eine Zunft
Hochbegabt mit Tugend und Vernunft;
Titel alles Guten, alles Schönen
Ist zu finden bei der Freundschaft Söhnen.
Welch ein seltner Stamm ist dieser nicht!
Alle sind sie schwarz von Angesicht,
Ihre Kleidung Sommersonnenstrahlen,
Ihr Getränke Flammen, welche wallen,
Ihre Wohnung Heid' und wüstes Land
Und ihr Gram unzählbar wie der Sand;
Ihre Zelte alle rauchgeschwärzet,
Ihr Gespräch wie Flötenschall beherzet,
Jeder ein Kumpan von hohem Muth
Und ihr Mund wie Schwerter voll von Blut,
Ihre Nahrung nicht vorausgesehen,
Feuer regnet's wo sie stehn und gehen;
Was sie säen, keimt und reift als Schmerz,
Was sie ernten, machet wund das Herz.
Geist und Leben geben sie der Sitte
Und es war Medschnun aus ihrer Mitte.
Wer mit großem Unglück ist bekannt,
Ist mit ihrem Herd gewiß verwandt.
Was zu Markt sie bringen ist der Muth,
Was sie kaufen, ist der Seele Gluth.
Wenn sie laden ein zum Trunk und Feste
Ueberschwemmet Kummer ihre Gäste;
Ihre Becher sehen aus wie Keulen,
Ihre Gläser sind des Todes Beulen,
Ihre Kreise sind ein Tummelfeld,
Wo Geschrei zu Stoß und Schlägen gellt.
Welten halten sie für Wolle weiß *)
Und für einen Rocken jeden Kreis.
Todesengel ist ihr liebster Schenke,
Mars kredenzet ihnen Todestränke;
Pfeife, Trommel und Psalterion
Schmelzen Seelen dort beim ersten Ton.
Statt der Zucker- und der Mandelkuchen
Sie der Feinde gift'ge Augen suchen.
Himmelsbaumwoll **) legen sie auf's Maal,
Und in ihrem Weine flammet Qual.
Angstgestöhne, Sehnsucht, Folterpein
Müssen schon genug zur Freude seyn.

Beschreibung ihrer Jagd.

Wenn der Freundschaft Söhne jagen gehen,
Ist's nicht in dem Wald, wo Wild zu sehen;
Eidechs ist das Rephuhn ihrer Flur,
Ihr Fasan hat Skorpionsnatur;
Ihre Falken tödten durch den Blick,
Ihre Eule ist das Mißgeschick;
Ihre Hirschen sind nur Seufzergluth,
Ihr Geweih ist schwarz, und schwarz ihr Blut;
Eine wilde Jagd ihr Jagdgeschrei;
Ihre Hasen sind geflügelt Blei.
Was sie schießen, sind gefleckte Schlangen,
Die von ihrem Körper niederhangen.

Wiegenlied, womit Amor in den Schlaf gesungen wird. †)

Schlafe süß, o Mond! denn diese Nacht,
Wird für dich in diesem Köschk gewacht,
Unbekannt ist was dich weinen macht;
Scheint es doch als ob durch Sternenmacht
Du itzt schreist, als steckest du am Spieße.
Schlafe, Rosenknospe, kurze Zeit,
Denn gar widerwärtig ist die Zeit;
Hart ist das Geschick und scharf der Streit,
Zweifelhaft ist's, wem der Sieg sich weiht,
Fürchten muß ich tausend Hindernisse,
O Narcisse! schließ die Aeugelein
Ueberlasse dich dem Schlummer fein;

*) Ein Engländer hat im Jahre 1833 ein Kohlenlager in der Provinz Sta. Catharina aufgefunden.

**) Einwohner der Banda Oriental und San Paulo.

***) Tebrisi, der Beiname Schemsedbin's von Tebris, des mystischen Lehrers Dschelaleddin Rumi's, des größten mystischen Dichters, Stifters der Mewlewi und Verfassers des Mesnewi.

*) Für Baumwolle, die sich überall spinnen läßt.

**) Die Baumwolle des Himmels ist das Tageslicht.

†) Die Reimfolge des Originals ist treu beibehalten.

Furchtsam öffne Seelenäugelein,
Hüte dich vor Unglückszauberein;
Revolutionen drohen dir gewiße,
Rose! in der Rosenwiege ruh!
Gib nur ein'ge wenige Nächte Ruh!
Du bedenk das End' nur Einen Nu!
Wann mit Blut statt Milch gesäugt wirst du,
Hast du wohl verdient daß man dich hiße.
Schlafe in der Wieg, Jasminenbrust,
Denn es dauert aus kein Reif der Lust,
Sterne thun nicht was du wünschest just.
Und in wenig Tagen droht der Wust,
Zeitstrom treibt das Rad ins Ungewisse.
O gewähre doch nicht wach zu seyn!
Nur im Schlafe stellt das Glück sich ein;
Henker=Welt schenkt tödtlich Gift dir ein,
Dann wirst, wie Ghalib, du elend seyn,
Saitenspiel des Grams voll Saitenrisse.

Beschreibung der Nacht und des Winters.

Er verirrte sich in eine Wüste,
Wo durch Winters Grimm war Alles wüste.
Eine Wüste, Herr! Gott steh uns bei!
Wo die Dschinnen halten ihr Turnei.
Auf einander folgen Angst und Weh,
Und verfinstert wird die Luft von Schnee.
Schnee und wieder Nebel, welcher riß,
Ein Gemisch von Licht und Finsterniß.
Mondlicht fiel gefroren auf die Glieder,
Und Quecksilber glitt als Thau hernieder.
Weißer Hirsch war nur die schwarze Welt,
Moschus zwischen Kampher war das Feld;
Finsterniß lag in dem lichten Kreis
Wie das Schwarz des Auges in dem Weiß.
Himmel war zerschellt und Eiskrystall,
Welcher niederregnet überall.
Sieh! der Himmel bringt als neue Waar
Einen Vogel her aus Zanguebar.
Nacht, die Würgerinn fletscht weiß die Zähne,
Als ob sie nach Reif und Frost sich sehne.
Mond und Sterne sind mit tausend Nägeln,
Angeheftet Finsterniß zu regeln,
Und der Tag erscheinet nur von fern
Als ein bald erloschner Wandelstern.
Widder ist jetzt im Gestirn des Löwen,
Ueberall aus Baumwoll siehst du Löwen;
Selbst der Flamme Zunge ist gebunden,
Denn es kann die Kälte ihr nicht munden.
Alle Funken, die zu Eis gefroren,
Haben in Juwelen sich verloren.
Frost zersprengt die Gläser nach und nach,
Nur weil Diamant hält Himmelsdach.
Quellen, die im Winter all versiegen,
Sieht man jetzt als Flocken niedersteigen;
Aus dem Feld entfliehn die Ingeniere,
Silberlinie begränzt Reviere.
Finger frieren als Korallenäste,
Schlagen blutig sich beim Bruderfeste,
Schrecken wandelt jetzt die Erde an,
Und den Berg erschüttert der Ocean.
Keine Vögel fliegen in der Luft,
Statt derselben ziehet Feuerduft,
Und es brennen nur des Weines Blasen,
So, daß Funken möchten drüber rasen.
Zu dem Feuer flüchtet sich der Quell,
Und es macht der Sturm die Berge hell.
Fischer brennen jetzt im Zimmer Kohlen,
Um den Fisch sich von dem Herd zu holen.
Der December hat die Stadt verziert,
Und mit Silberreifen ausstaffirt.
Die Eiszapfen sind der Blätter Zungen
Von des Daches Lippen vorgedrungen;
Daß nicht Sonne falle aus dem Kreis,
Schlug der Morgen Pfähle ein aus Eis.
Himmel lösete in Staub sich auf,
Hielten nicht Eissäulen selben auf.
Hirsche, die in Wäldern sich ereifschen,
Nähren sich im Meere erst mit Fischen.
Könnten Mücken an der Sonn' erwarmen,
Ließ sich Has' von ihnen gern umarmen.
Um auf Eis zu gleiten kommen nur
Die Perien zu dem Teich der Flur.
Wenn beim Schleifen nicht der Reif ausglitte,
Fiel er nicht als Thau in Sommers Mitte.
Es enthüllt sich jedes Naturell,
Zung' aus Eis spricht von dem Dache hell,
Die Schneeballen tanzen zu den Metten,
Narren fesseln diamantne Ketten;
Feuer ist verborgen in der Leuchte,
Die Korallen frischt des Meeres Feuchte.
Turteltauben hörten auf zu girren,
Seit die Sterne wie die Kohlen schwirren;
Daß die Störche freue Wintersflor,
Werfen ihnen Knaben Kohlen vor.
Selbst dem Mars fällt ab die Hand vor Kälte,
Und es fällt sein Schwert vom Himmelszelte,
Himmelslöw, geformt aus Schneesfladen,
Blöckt die Zähne her in den Pleiaden.
Thräne, die im Aug zu Eis gefriert,
Für die Männer Todsjoegnette wird. *)
Daß die Worte auf die Zunge kommen,
Muß Gespräch jetzt Freund und Feinden frommen.
Hirschen eilen jetzt dem Pulver zu,
Rephuhn frißt jetzt aus dem Mund mit Ruh.
Trinker, Klausner haben sich gepaart,

*) Göslikile araridi mergi merdan, d. i. die Männer suchen den Tod mit dem Augenglas (das sich aus gefrorner Thräne gebildet hat).

Feuchte Gluth hat trocknen Wassers Art.
Seltsam, daß auch die Gedanken frieren,
Und die Dichter kalt den Reigen führen,
Daß die Wohlberedten alle stumm,
Daß das Salz der Welt geworden dumm.
Deinem Lied, Ghalib! weicht kalte Prose,
Weil ich mit Gedankenfunken kose.

Das ganze Gedicht ist nur zweitausend Distichen stark.

(Fortsetzung folgt.)

Maßregeln gegen die häufigen Schiffbrüche in England.

Die Naval und Military Gazette macht auf die zahlreichen Schiffbrüche aufmerksam, welche in der englischen Handelsmarine vorkommen und so manches Leben gefährden: namentlich gab das Scheitern von zwei mit Deportirten beladenen Schiffen an der Küste von Vandiemensland dazu Veranlassung. Es wird deßhalb vorgeschlagen, in allen Seehäfen des Reichs geschworne Aufseher zu ernennen, welche jedesmal, ehe ein Schiff in See sticht, schriftlich ihre Meinung abgeben sollen, ob es seefähig ist oder nicht, da die Beispiele von notorischer Unseefähigkeit (unseaworthiness) nur allzu häufig seyen. Die zweite Vorsichtsmaßregel ist, daß jeder, der die Stelle eines Schiffsführers (Master) oder Hochbootsmann annehmen will, vorher ein praktisches Examen bestehen müsse.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt im Thale des Rio de Aconcagua.

(Fortsetzung.)

Viele Strecken in Chile, namentlich die kahlen und schattenlosen Berge der dritten und vierten Höhe in den Mittelprovinzen, werden nie zum Ackerbau taugen; zwar bedeckt sie im Frühjahr eine üppige Vegetation, allein mit dem ersten Eintritt der Hitze trocknet der Boden ein und löst sich zum Theil in Staub auf. Aber vom Mai bis September finden die Heerden reichliche Nahrung darauf, und wenn diese ausgeht, werden die sorgfältig eingehegten Weideplätze (potreros) geöffnet, die auch in der ungünstigen Jahreszeit durch ihre geschützte Lage, bessern Boden und die künstliche Bewässerung hinreichendes Futter erzeugen, namentlich eine aus dem südlichen Spanien stammende Distelart, die so hoch wächst, daß sie oft Roß und Reiter überragt. Auch in den unbewohnten Anden (Cordillera brava) finden sich viele Weidestrecken, wohin man im Sommer die Heerden treibt. Die Größe der Heerden bringt es mit sich und das Klima gestattet es, das Vieh immer frei umherlaufen zu lassen, woher es kommt, daß es sehr wild und manchmal gefährlich wird. Das Zusammentreiben und Einhegen der Heerden zur Zeit des Sommers im September oder Oktober ist ein wahres Fest, und ein großer Heerdenbesitzer kann dabei ohne Einladung und Bezahlung der Hülfe aller berittenen Männer der Umgegend gewärtig seyn. Der besterzogene Mann der größern Städte kann bei gelegentlicher Anwesenheit auf dem Lande Vergnügen daran finden, die Heerden zu verfolgen und die wilde Beschäftigung eines Vaquero oder reitenden Hirten mitzumachen. Die Viehzucht ist aus doppeltem Grunde der Zweig der Landwirthschaft, dem der Chilene vor jedem andern den Vorzug gibt, denn fürs erste sagt sie seiner Neigung zu einem wilden und unabhängigen Leben zu, und zweitens hat sich Viehzucht seit Vertreibung der Spanier und Einführung eines freien Handelssystems stets vortheilhafter als der Feldbau bewiesen, weil theils die lebendigen Thiere, theils das getrocknete Fleisch, die Häute und der Talg sich immer zu guten Preisen erhalten haben. Die Viehzucht braucht weniger Hände als der Ackerbau, und ist überhaupt minder mühsam; daher sind in den Mittelprovinzen und im Norden, wo es möglich war, die Güter zur Viehzucht bestimmt worden, nur der Süden blieb ackerbauend, einestheils weil die theure künstliche Bewässerung dort nicht nöthig ist, anderntheils weil zahlreiche Heerden eine gar zu große Lockung für die stets raubfertigen Indianer wären.

Durch die Vortheile der Viehzucht gelockt, hat man indeß dieselbe ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Unterhaltung der Heerden zu sehr vergrößert; manche Hacienda hat 15 bis 20,000 Stück, und Güter mit 4 bis 5000 Stücken sind nichts Seltenes. Daher richtet auch ungünstige Witterung ungeheure Verheerungen an. In den Jahren 1829 bis 1832 starben eine Menge Thiere in Folge einer beispiellosen Trockenheit, die sich über das mittlere und nördliche Chile gleichmäßig verbreitet hatte: im Jahre 1831 allein sollen nach einer offiziellen, aber wahrscheinlich etwas übertriebenen Berechnung 515,526 Thiere*) Hungers gestorben seyn, da das ganze Land keinen grünen Grashalm darbot.

Diese Beobachtungen über die politische Lage des Landes hinderten Hrn. P. nicht fleißig Exkursionen zu machen. Auf diesen fielen ihm namentlich die breiten Sandhügel am Ufer auf, den Dünen Hollands ähnlich: leicht erkennt man darin die Bestandtheile des hier sehr zerreiblichen Syenits. Ohne bestimmte Richtung, wohl scheinbar den festen Felswänden weiter nach Innen parallel würden diese sehr beweglichen Sandhügel stets ihre Stelle ändern, wären sie nicht um feste Kerne gelagert, die aus unermeßlichen Betten von Conchylien und Muscheln bestehen, und durch eisenhaltigen Thon oder verhärteten Sand oft wie Breccien verbunden, und bald in Nestern, bald in längern Betten an der Küste zerstreut sind. Diese Lagerungen reichen bis 40 Fuß über das Meeresniveau hinauf und unterhalb desselben in unbekannte Tiefen hinab, und merkwürdiger Weise bestehen sie allein aus solchen Arten, die zwar noch heute an denselben Orten lebend vorkommen, aber keineswegs mehr als die ausschließlichen Bewohner der Tiefe auftreten: dazu gehört namentlich der deutlich zu erkennende Loco (Murex Mol.). Selten nur finden sich andere Arten untermengt, und zwar am wenigsten häufig zweiklappige Muscheln. Diese Muschellager werden in dem sonst nur aus vulkanischem Gestein bestehenden Chile vielfach zum Kalkbrennen benutzt. Ursprünglich bestand wohl die Küste, wie weiter im Süden, allein aus senkrechten Felswänden, die noch jetzt, obwohl meist vom Ocean entfernter, die ehemalige Begränzung andeuten. Zwischen ihnen und dem Meere dehnen sich die genannten Hügel von Flugsand aus, die sich nur sehr allmählich in einen festern Boden umwandeln. Hr. P. sucht die Erklärung dieser Landbildung in der theils stoßweise, theils langsam erfolgenden Emporhebung des Bodens von Chile, die nach jedem größern Erdbeben und auch während der großen Erderschütterungen von 1822 überaus auffallend gewesen sey. (Diese bestimmte Behauptung eines so einsichtsvollen Mannes, wie Hr. P., ist von um so größerer Bedeutung, da dieses Emporheben des Landes bei dem Erdbeben von 1822 in neuerer Zeit völlig in Abrede gestellt wurde. S. Ausland v. d. J. Nr. 2.)

(Schluß folgt.)

*) Nämlich Rindvieh 76,943; Pferde 9920; Maulthiere 5193; Schafe 203,376; Ziegen 211,575.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1836.

Briefe über Florida.

2. Klima und Boden.

Die geologische Beschreibung Florida's läßt sich in wenige Worte fassen. Der Boden ist von so neuer Formation, daß das Land in dieser Hinsicht zu den jüngsten Werken der Natur zu gehören, und, eben aus der Werkstatt hervorgegangen, noch kaum abgetrocknet zu seyn scheint. Die Grundlage ist außerordentlich reichhaltig, eine Art weißer Kalkstein, doch hart genug, wenn er der Luft lange ausgesetzt war, wie die Mauern des Forts St. Mark beweisen. Es scheint als wenn diese Formation in ihrem Gange durch Regenstürze und chemische Processe gestört worden wäre, die äußeren Umrisse sind wellenförmig, bald sanfter, bald schroffer, doch nirgends trifft man große Höhen; — unten aber sind Risse und unterirdische Kanäle, die mit einander und mit verschiedenen Landseen in Verbindung stehen. Es gibt Flüsse, die plötzlich in einem gewölbten Gange verschwinden, und erst mehrere Meilen weiter wieder ans Tageslicht kommen. Die Kalksteinfelsen sind überdieß sehr häufig mit Muscheln und anderen Meererzeugnissen vermischt. Auch die Ufer sind mit fein geriebenen Schalen von Seemuscheln bedeckt, so daß diese Thiere ohne Zweifel zur Formation des Landes viel beigetragen haben müssen; und dieser Muschelsand, ohne irgend eine fremdartige Vermischung, bildet den reichsten Boden und trägt die größten Bäume und die schönsten Gewächse. In den Flußbetten und in deren Nähe, oft in einiger Tiefe, findet man auch verwitterten Kalkstein, mit Kohlensäure gesättigt. In solchen Gegenden hat das Wasser einen unangenehmen Geschmack, und zuweilen werden die Brunnen plötzlich leer, ja man hat sogar Beispiele, daß ganze Strecken Landes mehrere Fuß tief einsinken, als ob sie bisher vom Wasser getragen worden wären. Im Allgemeinen zieht sich das Land in wellenförmigen Anhöhen von 50 bis 80 Fuß nordwärts hinan, und die größte Höhe ist nicht mehr als 250 Fuß über der Meeresfläche.

Unmittelbar auf dieser Kalksteingrundlage ruht ein Lehmboden von allen Farben und von sehr abweichender Tiefe (6 Zoll bis 6 Fuß), je nachdem die Basis höher oder niedriger streicht; gemischt mit verschiedenen Sandarten, worunter man jedoch bis jetzt kein Körnchen Kiesel entdeckt hat. Diese Mischung reicht fast überall bis an die Oberfläche, und ist mehr locker als fest; zuweilen enthält sie auch in Fäulniß übergegangene animalische und vegetabilische Stoffe, einige oxydirte Eisentheile und fast immer alkalische Substanzen. Auf diesem Boden gedeihen Wälder von immerwährendem Grün, Bäume von solcher Pracht, Schönheit und Mannichfaltigkeit, daß das Auge in ihrem Anschauen nie müde wird; aber nirgends ist ein Felsen an der Oberfläche zu erblicken, deren Gleichförmigkeit nicht Einmal durch einen Kieselstein unterbrochen wird.

Ich werde gleich auf die Erzeugnisse dieses Bodens kommen, und nach praktischen Erfahrungen über dessen Fruchtbarkeit berichten; doch muß ich vorher noch bemerken, daß nichts trügerischer seyn kann als das äußere Ansehen desselben, wie er sich dem Auge eines Europäers, eines Einwanderers aus den tropischen Landen, oder eines Ackerbauers aus den nördlichen Staaten darstellt. Keiner von diesen hat einen Maßstab zur Vergleichung, und daher die Uebertreibungen, welche gleich Anfangs in Umlauf kamen, und wodurch so Mancher getäuscht ward; daher aber auch das eben so irrige entgegengesetzte Extrem der Herabsetzung und Geringschätzung des Landes. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und Sie können aus dem Folgenden die verschiedenen Abstufungen des Bodens ersehen.

1) **Flußufer-Ländereien**, trockener Marschboden, eine reiche Anschwemmung, fetter Humus mit Sand gemischt, 5 bis 20 Fuß tief; vielleicht nicht so tief und auch nicht so fest als auf dem Delta des Mississippi, doch strichweise, und in beträchtlicher Ausdehnung zum Bau des Zuckerrohrs trefflich geeignet, und besser noch für Baumwolle (Sea Island und Upland), den besten Tabak und Korn, von welchem letzteren ein Morgen (Acker) 50 bis 60 Schäffel (bushels) liefert.

2) Nach diesem Marschboden kommt das niedrige **Laubwaldland** mit seinen prächtigen Eichen, Wallnußbäumen, Magnolien rc. und dichtem Unterholz. Hier gedeiht kein Zuckerrohr, sehr gut aber Baumwolle, Tabak und Korn. Letzteres gibt 30 bis 40 Bushels per Acker. Die Nähe des Wassers an diesen Niederungen befördert deren Fruchtbarkeit ungemein.

3) Dann folgt das **höher gelegene Laubwaldland**,

ebenfalls mit schönen Eichen und Wallnußbäumen, gemischt mit Nadelholz, wo der Acker 15 bis 30 Bushels Korn gibt. Der Boden in dieser und der vorigen Region ist wesentlich derselbe, Lehm und Sand in der mannichfaltigsten Mischung, mit animalischen und vegetabilischen Stoffen.

4) Das Nadelholzland. Dieses bietet die seltsamsten Verschiedenheiten dar. Wo die langnadelige Kiefer oder die Pflaumpalme vorherrscht, ist das Land unfruchtbar, einzelne Stellen ausgenommen, wo Weidegräser gedeihen. Wo die kurznadelige Fichte steht, ist das Land kulturfähig, und kann 15 bis 20 Bushels Korn per Acker liefern. Ich weiß sogar Beispiele, daß ein Acker dieses Landes einen Ballen Sea Island-Baumwolle gebeacht hat.

5) Endlich die alten spanischen oder indianischen Felder, — große Strecken, die offenbar in längstvergangener Zeit angebaut waren, und jetzt zum Zweitenmal dem Waldwuchs überlassen sind. Diese Ländereien gehören, mit wenigen Ausnahmen, zu den fruchtbarsten des ganzen Landes.

In neuen Ländern ist es natürlich, zuerst diejenigen Striche anzubauen, die am bequemsten zur Hand liegen, und bei der kleinsten Mühe den größten Ertrag versprechen. Wenn diese Einmal alle besetzt seyn werden, wird nothwendigerweise auch das weniger günstige Land, welches Florida noch darbietet, an die Reihe kommen. Dieß sind die Prairien, niedrige Wiesenstriche längs den Flüssen, bei jedem Regensturze in den Hochlanden der Ueberschwemmung ausgesetzt. Solche Ländereien erfordern Eindeichung, eine Arbeit, von der man hier wenig versteht. Mit der Zeit wird man sie aber lernen, und dann können noch die schönsten, der höchsten Kultur fähigen Ländereien gewonnen werden.

Auf eine andere Eigenthümlichkeit des Bodens dieses schönen Landes habe ich oben schon hingedeutet; ich meine die Sandlager, welche das Meerrönser längs dem Golf von Mexiko bedecken und, mikroskopisch untersucht, aus nichts als zerbrochenen und in der Tiefe theils verwitterten, theils durch Säuren zersetzten Muschelschalen bestehen, ohne irgend eine Beimischung von Kieselsand so wie von vegetabilischen Ingredienzien, und dennoch reich besetzt mit den größten, prachtvollsten, immergrünen Eichen und der schönsten Gattung der Magnolien (m. grandiflora).

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nächst Wehbi und Ghalib verdienen noch ein Halbdutzend der Dichter, welche zu Ende des 18ten Jahrhunderts lebten, genannt zu werden. Kiani Efendi, als Dichter und Epistolograph ausgezeichnet, Verfasser eines Diwans und Inscha, d. i. einer Sammlung von lyrischen Gedichten und Briefmustern, welche beide sich unter den jüngst von der osmanischen Staatszeitung auf Subskription angekündigten Werken befinden, machte sich zuerst unter dem Großwesir Hekimsade Ali, d. i. dem Doktorsohne, durch ein Chronogramm bekannt, welches er ihm überreichte, als er im J. 1755 von Trapezunt nach Konstantinopel ging, um das Drittemal die Großwesirschaft anzutreten. Er nahm den Dichter, damals Derwisch Mewlewi, aus dessen Vaterstadt Tokat mit sich nach Konstantinopel, wo er in die Laufbahn der Kanzleibeamten eintrat, bald Diwanssekretär, bald Chodscha mehrere Aemter theils zu Konstantinopel, theils in den Provinzen bekleidete, in seinen jungen Jahren dem Weine, in seinen spätern der Mystik ergeben, Verfasser mehrerer Hymnen zum Lobe des Propheten, fünfzeilig gereimter Glossen und mehrerer scherzhafter und launichter Gedichte. *) In Wehbi's Diwan befindet sich ein Chronogramm auf dessen Tod, der sich im J. 1791 ereignete. **) Drei Jahre später starb, 78jährig, der Scheich Ruscheni, welcher als 17jähriger Jüngling von seiner Vaterstadt Modania (der Haven Brussa's) nach Konstantinopel gekommen, in dem zunächst Aja Sofia gelegenen Kloster Ismail Aga's eingekleidet ward, dann im J. 1762 an der Moschee des Heilquells (Ajasma) zu Skutari als Scheich Prediger angestellt ward, dann im J. 1774 mit der Stelle des Scheichs Obern des Mewlewi-Klosters Hudajis bekleidet, fünf Tage vor seinem Tode seine Stelle seinem dritten Sohne abtrat. ***) Seine Küllat, d. i. sämmtliche Werke, gehören unter die ausgezeichnetsten ethischen und mystischen Leistungen osmanischer Poesie und zeichnen sich auch durch die Sprache aus, welche mit eigenthümlicher Einfachheit große Klarheit verbindet. Dieselben bestehen aus einem didaktischen Buche der Mystik, ****) aus dem Diwane von 80 Ghaselen und einer gereimten Personalbeschreibung des Propheten nach dem Muster Chakani's. Da in der neuesten Zeit die Lichtlehre der Sofi der Gegenstand gelehrter Untersuchungen Erskine's †) und Sylvestre de Sacy's ††) geworden, so lohnt es der Mühe aus diesem mystischen Dichter selbst die Definition des wahren Sofi zu übersetzen.

Sofi ist, sagt Sehel Ben Saaluk,
Wer nicht König und wer nicht Mamluk:
Sofi ist wer Unrecht gern vergißt,
Wer mit allen Menschen freundlich ist.
Sofi, sagt ein Andrer, ist der Pfau,
Der in Eden traget sich zur Schau,
Sofi nennen Mystiker den wahren,
Der in den Geheimnissen erfahren.
Sofi nennen Reiche in der Welt
Den, der Zahlen höret und nicht zählt.
Astronomen nennen so gewiß
Den, der nicht anbetet Finsterniß;
Bei den Astrologen Sofi heißt,
Dessen Stern nie verfinstert gleißt,

*) Hezeliat, d. i. Haselirgedichte.
**) Sein Nekrolog in der Reichsgeschichte des Teschrifatdschi; siehe Gesch. des osm. R., IX B., S. 222. No. 174.
***) Sein Nekrolog in der Reichsgeschichte Nuri Efendi's. S. Gesch. d. osm. R., IX B, S. 225. No. 54.
****) Tasawwufname.
†) In den Transactions of the asiatic Society of Bombay. II.
††) Notices et extraits des manuscripts de la bibliothèque Royale.

Sofi, sagt ein reiner Herzensmann,
Ist, wer Reinheit rein bewahren kann.
Mann von Kufa! nenne Sofi nicht
Den, der stets zerstreut ist wann er spricht.
Sofi nenne nicht den Prahlenden,
Leeren Schwätzer, den stets Dahlenden,
Sofi ist mit Safi *) nah verwandt,
Reinem gibt sich Reiner so bekannt.
Sofi ist nicht, wer in sich nicht rein,
Eigenschaften sucht und nicht das Sein.
Trenne dich von Eigenschaften, Sofi,
Daß sie nennen dich den reinen Sofi.
Sofi ist, sagt der Derwisch Ruscheni,
Wer die Namen Gottes kennt die schönen.
Sofi ist, wer Gottes Sein und Wesen
Kennt und Andere dasselbe lehrt.
Wer gekleidet ist in reine Wollenstoffe, **)
Diesen nenne, Reiner! reinen Sofi.

Ein namhafter lyrischer Dichter ist Suleiman Nischert, d. i. das Wachsthum, der Sohn des in der Mitte des vorigen Jahrhunderts berühmten Dichters Nefia, dessen Diwan sein Schüler Pertew Efendi, der Reichshistoriograph, mit einer Einleitung und biographischen Notiz über Nischeet herausgab. Es wäre zu wünschen, daß mehrere Herausgeber von Diwanen dieses gute Beispiel nachgeahmt hätten. Nischeet hatte als Jüngling seinen Vater auf der Wallfahrtsreise nach Mekka begleitet und auf dem Rückwege zu Konia am Grabe Dschelaleddin Rumi's, Stifters der Mewlewi, diesen Orden angetreten. Nischeet ward als Dichter von seinen Landsleuten nicht minder häufig als von Persern und Franken besucht; unter den erstern befand sich der Herausgeber seines Diwans, dem er dessen Dichternamen Pertew, d. i. der Glanz ertheilte. Im Jahre 1769 zog Nischeet als Besitzer eines Lehens in den russischen Krieg. Der Großwesir Raghibpascha beehrte ihn mit seinem Wohlwollen. Nischeet trat dann in den Orden der Nakschbendi, und verfaßte ein mystisches Werk, welches den Titel „Sündfluth der Erkenntniß" führt. Seinen Diwan sammelte Pertew im J. 1785. Er dichtete in allen drei Sprachen der Gebildeten, vorzugsweise die drei Sprachen (elsinei selese) genannt, nämlich arabisch, persisch, türkisch; deßgleichen die beiden Mufti Mohammed Scherif Efendi, gest. im J. 1795,***) Sohn des Mufti Esaad, dessen Vater ein großer Schriftsteller, und der Mufti Tewfik Efendi, Sohn Uschakisade's, gest. im J. 1796, ebenfalls Verfasser eines Diwans.****) Endlich Fasilbeg, der Verfasser des Buches der Weiber, †) eines beschreibenden Gedichtes, welches ein Bildersaal der Frauen, 35 verschiedener Länder und Städte, nämlich: 1) die Indierinnen, 2) Perserinnen, 3) die Weiber von Bagdad, 4) von Kairo, 5) die Negerinnen, 6) die Abyssinierinnen, 7) die Weiber aus Jemen, 8) die Weiber aus Moghrib (Mauritanien), 9) die von Tunis, 10) von Hedschas, 11) von Damaskus, 12) von Haleb, 13) von Anatoli, 14) des Archipels, 15) die Spanierinnen, 16) die Konstantinopolitanerinnen, 17) die Fränkinnen von Konstantinopel, 18) die Griechinnen allda, 19) die Armenierinnen, 20) die Jüdinnen, 21) die Zigeunerinnen, 22) die Weiber Rumili's, 23) die Albaneserinnen, 24) die Bosnierinnen, 25) die Tatarinnen, 26) die Georgierinnen, 27) die Tscherkessiinnen, 28) die Christinnen in Rumili, 29) die Polinnen, 30) die deutschen Weiber, 31) die Russinnen, 32) die Französinnen, 33) die Engländerinnen, 34) die Holländerinnen, 35) die Amerikanerinnen. Im Eingangsdistichon redet der Verfasser eine seiner Geliebten mit einem auf die folgende Beschreibung sich beziehenden Distichon an. Zur Probe geben wir nur die folgenden sechs Distichen des Abschnittes der Engländerinnen.

O Du! deß Muttermaal ein Indostan,
O Du! deß Stirnenhaar ein Frengistan;
Es sind Engländerinnen alle schön,
Von schönen Sitten und schön anzusehn.
Die Wange gibt das Roth den Wangen allen,
Es gibt ihr Mund den Laut der Nachtigallen;
Sie sind von reiner, englischer *) Natur,
Dem Putze und dem Schmuck ergeben nur.
Was klingelt denn der aufgesetzte Schopf?
Was wehet denn der Reiger auf dem Kopf?
Sie sagen: offen ist der Talisman,
Eh mit der Hand du selben rührest an.

Dieser Abschnitt gehört noch unter die artigsten und anständigsten; die meisten andern kommen weit schlimmer und unanständiger weg. Der Verfasser ist der Sohn des durch seine Empörung gegen die Pforte in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts berühmten Tahir Pascha von Akka.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Reinem.

**) Suf, die Wolle, wovon Einige den Namen der Sofi ableiten, wiewohl sich sowohl Sache als Namen schon bei den Gymnosophisten Indiens findet.

***) Seine biographische Notiz im Reichsgeschichtschreiber Teschrifati, No. 85. S. osm. Gesch. IX. S. 220.

****) Seine biographische Notiz in der Reichsgeschichte Teschrifati's No. 144. S. osm. Gesch. IX. S. 221.

†) Senanname.

*) Eines Engels.

Tübetanische und mongolische Bibliothek.

Der gelehrte Reisende, Herr Schilling, schenkte seine Bibliothek dem französischen Institut, und richtete zugleich an dasselbe ein Schreiben, aus dem wir Folgendes entnehmen:

„Seit langen Jahren mit dem Studium der Sprachen und Religionslehren der Völker Ostasiens beschäftigt, gingen alle meine Bemühungen fortwährend dahin, die Kenntniß derselben zu erleichtern und zu verbreiten. Von diesem Wunsche beseelt biete ich dem Institut zur Niederlegung in seine Bibliothek eine Sammlung tübetanischer und mongolischer Werke an, die ich während einer Reise an die chinesische Gränze in den Jahren 1830 und 1831 gemacht habe. Es befindet sich dabei ein detaillirter Katalog dieser Sammlung, der 115 Nummern enthält, und mehrere darunter umfassen eine ziemlich große Anzahl

besonderer, mehr oder minder bedeutender Werke. Vorzüglich bemerkenswerth ist darunter die große metaphysische Kompilation in den Bänden 1 — 16, mehrere Polyglottenwörterbücher, eine Abhandlung in fünf Sprachen, mehrere Werke über Astronomie, Medizin, Kosmologie, so wie eine Menge religiöser und philosophischer Abhandlungen, die das Interessanteste über die buddhistischen Lehren enthalten; endlich alle die Werke, die man im Lande selbst nicht mit Geld sich verschaffen kann, und wovon die Engländer mit all ihrer Macht in Indien keine Abschriften bekommen konnten. Diese Werke sind eben so wichtig durch den Stoff, welchen sie behandeln, als durch das Interesse, welches die geistigen Erzeugnisse von Völkern einflößen müssen, die man so wenig kennt und so unrichtig beurtheilt.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

3. Aufenthalt im Thale des Rio de Aconcagua.

(Schluß.)

Die weißen Dünenhügel, nach denen die meisten Ausflüge Hrn. P.s gerichtet waren, werfen ein so blendendes Licht zurück, daß man bald die Augen empfindlich angegriffen fühlte, und erhitzen sich in einem solchen Grade, daß selbst der abgehärtete chilenische Landmann die Füße durch oben zusammengeschnürte Leder (ojotas) dagegen schützen muß. Thermometer, die man bis auf 13 Zoll unter die Oberfläche versenkte, zeigten Nachmittags zwischen 40 und 58 Centigrad Hitze (32° bis 46 2/5° R.), oder ungefähr das Doppelte der Temperatur der Atmosphäre. Dennoch ernährt dieser glühende Boden eine Menge interessanter Pflanzen, die sich zum Theil durch Feinheit der Formen oder Pracht der Blüthen auszeichnen, und die meist diesen Standorten allein angehören: Nolanen, Liliaceen, Astragalus, Calandrinen, Oenotheren, Adesmien und Conantherien sind die häufigsten, und mit Staunen sieht man eine fremdartig gestaltete Mesembryanthemum, die einzige Art jenes weitläufigen Geschlechts in der neuen Welt. Strauchartige Senecionen und Cuscuta erhöhen die Mannichfaltigkeit. Auch ist der Strand nicht unbelebt: zwerghafte kleine Strandläufer in geselligen Schaaren und ein Himantopus ganz einsam für sich, hochbeinige Falken und gravitätische Reiher lauern jeder auf seine eigenthümliche Beute, vor Allem aber eine eigenthümliche Eule, die nur bei Tage jagt (Strix coquimbana), und unterirdische, nicht unkünstliche Nester baut. Mannichfache Arten von Mäusen (lauchas), der Degu, ein niedliches Thier, ähnlich einem nordamerikanischen Zwergeichhorn, aber dem Landmann sehr schädlich, scheinen der auffallend großen Menge von Raubvögeln an der chilenischen Küste hauptsächlich zur Nahrung zu dienen. Merkwürdig ist auch der Cucurrito (Psammomys), der künstliche Nester mit sternförmig angelegten Ausgängen im Sande baut. „Er steht der afrikanischen Gattung der Bathyergen sehr nahe, und liefere einen Zusatz zu der sich in Chile allenthalben aufdringenden Beobachtung, daß eine unläugbare Verwandtschaft, eine Art von Familienähnlichkeit, zwischen der Thier- und Pflanzenwelt der Südspitze Afrika's und Chile's und selbst Neuhollands bestehe." Die Cucurritos liefern, wie zum Theil auch der europäische Maulwurf, wahrscheinlich um die Weibchen, hitzige unterirdische Gefechte. Ueber die weitern zoologischen und botanischen Forschungen auf dieser Strecke, wo Hr. P. namentlich ein merkwürdiges Weichthier und den chilenischen Zimmetbaum beschreibt, müssen wir durchaus auf das Werk selbst verweisen, und erwähnen nur noch, daß dem Verfasser als besonders merkwürdig der Mangel an Insekten erschien, obwohl die honigtragenden Blumen keineswegs fehlen. „Nur aus der Trockenheit der Atmosphäre während sechs Monaten und aus dem daher entstehenden Mangel an fließenden Gewässern, aus der Seltenheit größerer Waldungen und vielleicht auch aus der unverhältnißmäßigen Stärke der Südwinde läßt sich jene Erscheinung erklären."

Zwischen den Sanddünen, die sich auch jenseits des Vorgebirgs von Quintero fortsetzen, aber viel häufiger mit Felsen abwechseln, ziehen sich längs dem Meere flache, zum Theil sehr ausgedehnte Lagunen hin, die mit einer bedeutenden Menge von Sumpf- und Wasservögeln bedeckt sind; manchmal erscheint der schöne Adler Chile's, aber das merkwürdigste Thier ist der schneeweiße Schwan, dessen Hals von sammtartigem glänzendem Schwarz ist.

Eine sehr verschiedenartige Ansicht und eine andere Flora bieten die Striche der Küste, wo das Land stufenweise sich erhebt und kleine Ebenen sich ausdehnen, die gegen das Meer hin durch steile Felswände begränzt sind. Selten sind sie bebaut, manchmal entholzt und dann wieder verlassen worden, ein Verfahren, das unvermeidlich gänzliche Unfruchtbarkeit nach sich zieht, die unter dem Einfluß der trocknen Hitze und der heftigen Winde in wenigen Jahrzehnten bis zur Unverbesserlichkeit steigt. Weite mit dornigen Büschen verwachsene Flächen (Espinales) an den Abdachungen der Küstenberge sind dem Naturforscher eben so belohnend, als dem Wanderer hinderlich. Hier findet sich das schönste aller ananasartigen Gewächse, eine zweifarbige Bromelia, aber auch riesige Fackeldisteln und das feindselige Gewirr der wunderlichen Colletien, denen man selten ganz unverwundet entrinnt: ein Fall könnte hier theuer zu stehen kommen, denn die Wunden der langen Dornen sind fast unheilbar. Nicht selten findet man auf der jenseitigen Gränze solcher Dornenfelder freie Felsen mit niedrigem Gras überzogen, und hier überrascht der Anblick einer der sonderbarsten Orchisformen des Landes (Chloræa fimbriata) oder der schönen Solanen mit mächtigen amethystblauen Blumen. Wo sich weiter landeinwärts der Sand in den rothen Thon verliert, der im Sommer eine Härte annimmt, die den gewöhnlichen rohen Ackerwerkzeugen widersteht, da erstaunt man die unfruchtbaren Abhänge mit einer Menge kleiner Liliengewächse bedeckt zu finden. Gelangt man aber endlich bis auf die letzte Stufe der Bergzüge, wo sich mannichfach durchschnittene Ebenen ausdehnen, so verliert das Bild mit jedem Schritte mehr an Abwechslung und Annehmlichkeit. Allein auch hier ist die Frühlingsvegetation erfreulich, namentlich überrascht das prachtvolle Sisyrrhium, und setzt den Botaniker durch die Mannichfaltigkeit seiner Arten in Verlegenheit. Geht man aber von der Höhe hinab in die Schluchten, die bald sich erweitern und zu bedeutenden Thälern werden, so findet man gewöhnlich das üppigste Wachsthum, so daß der Botaniker nur mit Staunen hineinblickt. Freilich mag der Anblick nach der langgewohnten Dürre um so lebhafter anregen.

Als man dem Monopol des Chinahandels, welches die englisch-ostindische Kompagnie besaß, ein Ende machen wollte, behaupteten die Gegner der Maßregel, der Handel mit jenem Reiche werde dadurch zu Grunde gehen; nun hat sich aber ergeben, daß im ersten Jahre des freien Handels aus China an roher Seide ausgeführt wurden 582,854 Pfund, mehr als in den sieben vorhergehenden Jahren zusammengenommen. Eben so betrug die Theeausfuhr im J. 1834/5 46,644,845 Pfund, da sie sonst jährlich im Durchschnitt nur 30,000,000 betragen hatte, eher weniger als mehr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1836.

Die Sprache der Ot'homi. *)

Von allen ethnographischen Fragen verdient vielleicht keine eine genauere Forschung als der Ursprung der mannichfachen Stämme Amerika's, namentlich der Merikaner und Peruaner, der einzigen Nationen der neuen Welt, welche zur Zeit der Entdeckung Fortschritte in den Künsten der Civilisation gemacht hatten. Was unsere Kenntnisse über diese Nationen erweitern kann, ist eine werthvolle Zugabe zu den Materiallen, die wir bereits besitzen, und erfreulich ist es, daß Eingeborne jener Staaten selbst zu diesen Forschungen beitragen. Don Manoel Narera hat einen Theil seiner, wie es scheint durch eine Verbannung, ihm gewoedenen Muße benüßt, um die Sprache zu beleuchten, welche unter den 35 in Meeiko gesprochenen und radikal verschiedenen Sprachen die seltsamste, und wie es scheint die älteste ist. Der Stamm, welcher sie redet, nennt sie Hyanghyung oder die Sprache der Seßhaften, während er sich selbst Ot'homi oder die Ruhelosen nennt, als wollten sie andeuten, daß ihre Sprache erst einen Namen verdiente, als ein Theil ihres Volkes feste Sitze annahm, oder mit andern Worten den Grad von Civilisation erreicht hatte, der zur Förderung der Künste des civilisirten Lebens und der Bildung der Sprache selbst nothwendig ist.

Die Hauptniederlassungen dieser Nation befinden sich im nördlichen Theil des Plateaus von Anahuac und in den anstoßenden Gebirgen, wo sie einen Landstrich einnehmeu, der sich 6 bis 7 geogr. M. oon Meriko aus erstreckt. Ihre bedeutendsten Städte waeen ehemals Tollan (Tolpan) und Xilotepee (Khilotepec), welches leztere selbst jezt noch ihre Hauptstadt ist. Ein anderer Theil der Ot'homis besaß das fruchtbare Thal oon Tolocan, südwestlich von Meriko, gemeinsam mit den Matlasinches, einem völlig verschiedenen Stamme; und die übrigen, welche nie ihr Wanderleben aufgegeben zu haben scheinen, lebten mit den wandernden Familien der Cicimeches, nördlich und nordwestlich oon dem meeikanischen Thal, von dem Ertrag der Jagd. Die Provinz Masahwakan in den Gebirgen westlich von Meriko war von den Masahwi, einer andern Abtheilung dieses Stamms, bewohnt.

Ihre Sprache hat nichts mit den benachbarten gemein, als die Conjugation der Zeitwörter, die, wie der Verfasser meint, von den Merikanern und Hwasteken entlehnt ist. Sie ist wesentlich einsylbig, da fast alle einsylbigen Wörter augenscheinlich zusammengesetzt sind: ihee Vokale sind oft Nasen- und Kehllaute, und durch Verlängerung oder Intonation oermannichfacht. Die Konsonanten f und l fehlen, aber ch und w kommen vor, und k und g sind aspirirt, wie im Sanskrit durch eine besondere Aspiration, nicht durch Verschmelzung, wie in europäischen Sprachen. Manche Gutturale und Aspirationen lassen sich fast nur von Eingebornen aussprechen, und können ohne besondere Buchstaben nicht richtig bezeichnet werden. Die Konsonanten, deren Töne vorkommen, sind p, b; t, d; k, g; m, n; s, z; r, j, w, die Vokale a e i o u. Der harte Guttural kh oder ch nach spanischer Art ausgesprochen, kommt häufig oor, so wie n'h, p'h und k'h, welches leztere man ee castañuelas nannte, weil es ein Geräusch macht, wie beim Zerbrechen von Nüssen. Das liquide n der romanischen Sprachen (gn, ñ und nh geschrieben) ist nicht ungewöhnlich. Ein eigenthümlicher Nasenlaut am Anfang, in der Mitte und am Ende, der sich durch keine Buchstaben genau bezeichnen läßt, *) kehrt sehr häufig wieder.

In ihrem grammatischen Bau ist die Ot'homisprache sogar noch einfacher als das chinesische. Beugungen hat sie keine, und nur 15 oder 16 unbedeutende Partikeln, von denen ja den Plural bezeichnet. Das Zahlwort na (eins) dient als Fürwort und als Artikel. Stellung und Zusammenhang bezeichnen, ob ein Wort als Zeitwort, Hauptwort, Beiwort oder Umstandswort zu betrachten ist, aber na voen angehängt, macht ein abstraktes Hauptwort, sa ein geschlechtloses Beiwort; eine andere Unterscheidung gibt es nicht. So bedeutet sa n'ho, das Gute, na n'ho, die Güte, und na n'ho jeng'h, ein guter Mensch. Das Beiwort geht stets dem Hauptwort voran. Die Struktur des Zeitworts

*) De lingua Othomitarum dissertatio. Auctore Emmanuele Naxera, Mexicano, Acad. Litter. Zacatecarum Socio.

*) Die verschiedenen Schriftsteller über diese unaussprechliche Sprache haben bald h, bald mm, nn, nng und ng dafür gesezt.

ist verwickelter. Der Wechsel von Zeit und Personen wird durch 14 Partikeln ausgedrückt.

di to' ich thue.	ksta te', ich that.
di te' hmang ich that.	ksta te' hmang ich hatte gethan.
gi te', du thust.	ga te' ich werde thun.
i te' er thut.	ga ksta te', ich werde gethan haben.

Dieselben Präfixen werden auch im Plural gebraucht, mit den Affixen 1) wi, 2) ki, wi, hung; 3) jung. Im Präteritum sind die Präfixe für den Singular und Plural 1) da, 2) ga, 3) hi; 1) he, 2) wi und hung, 3) jung nur für den Plural. Ksta, ksa, sta, ksa oder sa stehen oft für den erstern, und das Suffix hmang bildet das Plusquamperfektum und Imperfektum. Ga, gi und da sind die Präfixen für das Futurum, und ga ksta, ksa oder sa bilden das Futurum perfektum. Der Imperativ ist stets eine zusammengesetzte Phrase, wie te'-to', thu, thu', oder vielmehr „lasse thun;" hyung tsi, „bringe um zu stellen;" eigentlich aber bedeuten beide bloß „thue, stelle." Die Präfixen, ni, ma oder mi und na scheinen die Verbalpartikeln, die ehemals bei den Ot'homis allein im Gebrauch waren. Das Futurum übernimmt, wie im Neugriechischen, die Funktionen des Infinitivs. Bei dieser Art, das Zeitwort abzuwandeln, ist nur die Methode dem Einfluß der Hwasteken und Mexikaner zuzuschreiben, da die Affixe und Suffixe in diesen beiden Sprachen von denen der Ot'homis gänzlich verschieden sind. Es gibt im Verbum bloß ein Aktiv; Passiva, Iterativa, Causativa u. dgl. sind völlig unbekannt; ein Verbum substantivum gibt es nicht. Di n'ho ich (bin) gut; das Suffixum we bezeichnet vielleicht einen Imperativ: n'ho we sey (du) gut. Das Wort te', machen, wird mit einem abstrakten Hauptwort verbunden, um ein aktives Hauptwort hervorzubringen: z. B. mang, die Liebe, mang to', Liebe machen oder ein Liebhaber. Toö, welcher, scheint das einzige Relativum der Sprache.

So kurz und kursorisch diese Uebersicht seyn mag, so umfaßt sie doch alle wesentlichen Elemente der Ot'homisprache, und es ergibt sich daraus der einleuchtende Schluß, daß viele Aehnlichkeiten zwischen dieser und der chinesischen Sprache bestehen, der unkünstlichsten unter allen gebildeten Sprachen. Don Manoel Naxera hat auch diesen Punkt nicht übersehen, sondern den zweiten Theil seiner Dissertation einer Untersuchung der chinesischen Grammatik gewidmet, um zu zeigen, wie völlig alle Haupteigenthümlichkeiten derselben sich in der Ot'homisprache wieder finden.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun von den Dichtern zu den Geschichtschreibern und andern Gelehrten, welche am Schlusse des 18ten Jahrhunderts die osmanische Literatur erleuchtet haben. Den Zeitraum von dem Frieden von Kainardsche (1764), mit welchem die bisher im Druck erschienene Reihe der Reichshistoriographen endet, bis zum Beginne des 19ten Jahrhunderts theilen vier Reichsgeschichtschreiber unter sich, zuerst Saad Allah Enweri, welcher, im J. 1769 als Reichsgeschichtschreiber angestellt, dieses Amt bis ins Jahr 1783 bekleidete, wo er als zweiter Bittschriftmeister angestellt, und das Amt des Reichshistoriographen dem Ahmed Waßif verliehen ward, welcher schon während des russischen Krieges zu verschiedenen Sendungen und in hohen politischen Geschäften verwendet worden war. Zu Bagdad geboren, hatte er zu Wan, Karß und Haleb studirt, und wurde von Alipascha, dem Sohne Kell Ahmedpascha's, als Sekretär verwendet, hierauf, im Dienste Mohammed Abasapascha's, gerieth er bei der Eroberung Jenikalaa's in russische Gefangenschaft. Die Kaiserin Katharina sendete ihn (im Julius 1771) schon nach fünf Monaten mit einem schriftlichen, aber nicht unterschriebenen Friedensvorschlage zurück, *) und der Großwesir Muhdinsade ernannte ihn zu einem der Chodschagian, d. i. der Herrn des Diwans, sagte ihm aber, indem er ihm seine Bestallung übergab: „nicht Du bist Chodscha, sondern Wir haben Dich zum Schreiber gemacht, um dadurch anzuzeigen, daß die Herrn des Diwans ursprünglich nichts als die Schreiber desselben." **) Als sich die Friedensunterhandlungen von Fokschan (im J. 1772) zerschlugen, wurde Waßif mit einem Schreiben des Großwesirs an den russischen Feldherrn Romanzoff gesandt, um die Verlängerung des Waffenstillstandes auf sechs Monate anzusuchen. ***) Er war von nun an in die größten Staatsgeheimnisse eingeweiht; so erzählt er aus dem Munde des Bruders des Reisefendi die Aeußerungen des Sultans gegen den letzten über die Friedensunterhandlungen, ****) und erzählt als Augenzeuge die Verwirrung, welche nach der Niederlage der Türken bei Koslidsche durch Kamensky im türkischen Lager herrschte. †) Er begleitete den Reisefendi Abderrisak als Kabinetssekretär zu den fruchtlos zu Bukarest wieder angeknüpften Unterhandlungen des Friedens, welcher erst im Jahre 1771 zu Kainardsche zu Stande kam. ††) Drei Jahre lang bekleidete er das ihm im Jahre 1783 verliehene Amt des Reichsgeschichtschreibers. Die Geschichte dieser drei Jahre enthält alle diplomatischen Details und Protokolle der Verhandlungen über die Abtretung der Krim, den Abschluß des russischen Handelsvertrages und östreichischen Handelssened's, und nebst den andern gewöhnlich in der Reichsgeschichte eingetragenen Veränderungen des Innern, den Bericht über die Wiederherstellung der Druckerei im J. 1784, welche auf Vorschlag des damaligen Begiikdschi und nachmaligen Reisefendi Raschid und dem des Reichshistoriographen Waßif vom Sultan mit der schon oben erzählten Verfügung des Ankaufs der Typen des ungarischen Renegaten aus dessen Verlassenschaft bewilligt ward. Merkwürdig ist der von Waßif in der Reichsgeschichte offen angegebene Grund, welcher die beiden Staatsmänner zu diesem Vorschlag und zu dem Unternehmen der Wiederherstellung der Druckerei bewog, die

---

*) Gesch. des osm. R. VIII. S. 390.
**) Eben da S. 391.
***) Eben da S. 403; Waßif II. S. 269.
****) Waßif II. 246.
†) Waßif II. S. 268. Gesch. des osm. R. VIII. 434.
††) Fair Biographien der Reisefendi.

Furcht, daß Franzosen, welche schon mit den Erben Ibrahim's wegen des Kaufes der Typen in Unterhandlungen getreten waren, dieselben kaufen, und daß dann auch in Frankreich, wie vormals zu Rom (mit mediceischen Lettern), moslimische Bücher gedruckt werden möchten. *)

Nach drei Jahren trat Waßif das Amt eines Reichsgeschichtschreibers wieder an seinen Vorfahr Enweri ab, welcher die Geschichte des russisch-österreichischen Krieges beschrieb, und sein Amt bis an seinen Tod bekleidete. Zu seinem Nachfolger als Reichshistoriograph ward am 7ten November 1794 **) der Bittschriftmeister der Kammer Malije, ***) Chalil Nuri Efendi ernannt. Dieser schrieb die Geschichte des Reiches bis ins Jahr 1799, und seine Geschichte ist die wichtigste der neuern Zeit, weil sie alle von Sultan Selim III eingeführten Reformen des Nisami Dschedid mit den Details ihrer Einrichtungen enthält. ****) Waßif, welcher, nachdem er die Reichsgeschichtschreiberstelle an seinen Vorfahr Enweri abgetreten, zum Mewkufatdschi, d. i. Vorsteher der Kammer der Taxen, ernannt ward, ging als Gesandter nach Spanien, ward bei seiner Rückkehr Vorsteher der Rechnungskammer Anatoli's, im J. 1787 Vorsteher der Hauptrechenkammer. Als sich das türkische Lager zu Matschin befand, erhielt er die Bestimmung, mit den russischen Bevollmächtigten in Friedensunterhandlung zu treten, ward aber nach geschlossenem Frieden (im J. 1792) nach Belgrad verwiesen, hierauf nach Konstantinopel berufen; als er sich aber dort lauten Tadel wegen seiner Zurücksetzung und bittere Ausfälle wider die Minister erlaubte, wurde er nach Mitylene verbannt. Zurückberufen bekleidete er geraume Zeit wieder das Amt des Vorstehers der Rechnungskammer Anatolis, und das ihm nach Nuri's Abtritte zum Zweitenmale übertragene des Reichsgeschichtschreibers, und ward hierauf zum Vorsteher der Hauptrechnungskammer und Nischandschi ernannt. Als solchen besuchte ihn in seiner Sommerwohnung zu Bulgurli (der schönen Aussicht über Skutari) der Schreiber dieser Zeilen im J. 1803. Im folgenden Jahre erhielt er endlich die Stelle des Reisefendi, welche 40 Jahre lang das Ziel seines Ehrgeizes gewesen. †) Er bekleidete dasselbe aber nur zwei Jahre lang; da ihm seine Magenbeschwerden nicht erlaubten, dem Dienste lange vorzustehen, wurde er dessen und wenige Tage nach seiner Enthebung auch des Lebens ledig. Als Geschichtschreiber ist er der Verfasser von vier verschiedenen Werken: erstens, der Fortsetzung der Geschichte Enweris vom J. 1783—1786, zweitens, der Fortsetzung Nuris vom J. 1799 bis 1803; drittens, einer Geschichte der Regierung Sultan Selim's, welche die ersten sechs Jahre seiner Regierung umfaßt; endlich Herausgeber der von ihm auf Befehl Sultan Selim's III verfaßten und im J. 1804 zu Konstantinopel in 2 Foliobänden in Druck erschienenen Reichsgeschichte, welche den Zeitraum vom J. 1752 bis 1773 umfaßt, und den Kern der Annalen der drei Historiographen enthält, welche binnen diesen achtzehn Jahren die Annalen des Reiches schrieben, nämlich Hakim, Musasade und Tscheschmisade. Außerdem schrieb noch die Geschichte der vier ersten Jahre der Regierung Sultan Selim's III der Ceremonienmeister Edib, *) welcher unter der Großwesirschaft Jusuf Pascha's und der Regierung Sultan Abdulhamid's als provisorischer Geschichtschreiber im Lager angestellt gewesen. **) Nach Waßif bekleideten die Stelle des Reichsgeschichtschreibers Pertew Efendi (vom Jahre 1802—1805), Aaßim (gest. im J. 1819), Schanisade (gest. im Exil zu Tire im Jahre 1825), Omersade Suleiman, nur einige Monate lang Historiograph, und endlich seit der Regierung Sultan Mahmud's II Esaadsade, dermalen mit dem Range eines Richters von Konstantinopel bekleidet, Direktor der Druckerei und Herausgeber der Staatszeitung, Verfasser der im Jahre 1828 zu Konstantinopel im Druck erschienenen Geschichte der Janitscharenvertilgung. Drei andere bekannt gewordene nennenswerthe Geschichten, deren Verfasser aber keine Reichshistoriographen waren, sind die der beiden letzten Thronrevolutionen von Said Efendi ***) dem Kiaja des Oberstlandesrichters von Rumili Weli Efendisade, ****) die der letzten türkischen Eroberung von Chios von Wahidpascha, dem dortigen Pascha Statthalter, und die Geschichte des französischen Feldzuges in Aegypten aus dem Arabischen Abdurrahmans, des Sohnes Dschebreti's, ins Türkische übersetzt vom unlängst verstorbenen Hekimbaschi, d. i. Protomedicus Behdschet Efendi; †) endlich die Fortsetzung der Biographien der Reisefendi von Faik und der Biographien der Mufti von Mustakimsade.

(Fortsetzung folgt.)

*) Geschichte Waßif's vom Jahre 1783—1786 auf der k. Hofbibliothek zu Wien.

**) Am 13ten Rebiulachir 1209; Nuri Gesch. B. II. auf der k. Hofbibliothek.

***) Malije teskerodschisi.

****) Die Abschriften der 409 Abschnitte im IX. Band der osm. Gesch. S. 223—254.

†) Faik, Biographien der Reisefendi

*) gest. im J. 1217 (1802).

**) Der Inhalt der 249 Abschnitte im IX. Bande der osm. Gesch. S. 208—223.

***) gest. im J. 1819.

****) Der Inhalt der 93 Abschnitte in der Gesch. des osm. R. S. 234—257.

†) Auf der k. Hofbibliothek zu Wien aus meiner Sammlung; S. osm. Gesch. IX. B. S. 257. No. 109 des Katalogs.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Erster Brief.

Am 11ten September hatte ich mich zu Marseille eingeschifft. Nachdem wir ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle das Mittelmeer durchschnitten hatten, erwachte ich früh am Morgen des 15ten und hörte in meiner Nähe sagen, daß man bereits den ganzen Theil des algierischen Gebiets erblicke, das sich östlich längs des Kaps Matifu, westlich längs der Halbinsel Sidiferrusch hinzieht, an welcher die Franzosen landeten, um die algierische Herrschaft zu vernichten. Noch während einer Fahrt von einigen Meilen ist die Aussicht Algiers nicht schön. Zwar bilden die Kuppen des untern Atlas im Süden einen erhabenen Hintergrund, aber die Aussicht wird erst auf eine Meile Entfernung

vom Ufer wirklich malerisch. Wenn man noch ziemlich weit entfernt ist, gleicht die Stadt selbst einem dreieckigen Steinbruch von Kalk oder Kreide, der an dem Abstich eines Bergs beginnt, und die Lusthäuser, welche die benachbarten Höhen zieren, stellen die kleinen weißen Kalkhaufen vor, mit denen man die Felder düngt. Nach und nach aber verwandelt sich der vermeintliche Steinbruch in eine wunderliche Stadt, und die benachbarten Höhen zeigen sich mit Häusern besetzt, die von Gebüschen und Lustgärten umgeben sind.

Keine mir bekannte Stadt besitzt im Vergleich mit ihrer Größe so viele Villen in ihrer Umgebung wie Algier. Ihre glänzende Farbe und ihr erhöhter Standort gewähren von dieser Seite der Küste eine prächtige Ansicht; die Stadt selbst, wenn sie sich als ein vollständiges Gemälde unsern Blicken darbietet, überrascht, wenn nicht durch Schönheit, doch durch Originalität. Zu diesem Eindruck kommen nun noch die Gefühle und Erinnerungen, welche sich an die Gegend knüpfen. Diese Mauern, welche bis an den Strand einen Umfang von 1½ englischen Meilen haben, diese Citadelle, oder Casauba, welche dieselben gleichsam krönt, das Kaiser-Fort, das die platten weiß angestrichenen Häuser beherrscht, diese mit drohenden Batterien besetzten Festungswerke sind nicht mehr wie früher ein ungeheurer Kerker für unsere gefangenen Brüder. Das kriegerische Algier beugt sein Haupt unter christlicher Herrschaft, obgleich der Halbmond auf seinen Moscheen und Minarets uns erinnert, daß wir unter Muselmännern sind.

Ich merkte bald auf eine nicht sehr angenehme Art, daß wir an ein Ufer kamen, das unter der glühenden Zone Afrika's liegt: wir wurden nämlich durch die Gesundheitsbeamten zwei Stunden im Hafen zurückgehalten, und mußten auf dem Verdeck alles Ungemach einer brennenden Hitze ertragen. Ich war kurz vorher krank gewesen, und als wir endlich Erlaubniß erhielten, ans Land zu gehen, konnte ich mich nicht weiter schleppen, und ich schätzte mich glücklich einen gefälligen Reisebegleiter zu haben, der mich mit seinem Arm unterstützte, als ich aus Erschöpfung, und nicht aus Begeisterung wie Scipio, auf meine Kniee gesunken war. Er führte auch Aufsicht über meine Effekten auf der Douane, ertheilte den Lastträgern, welche sich wider seinen Willen des Gepäcks bemächtigten, auf gut französisch Hiebe mit seinem Stock, und führte mich in den nächsten Gasthof; hier half er mir ins Bett und suchte für mich ein Logis in der Stadt auf. Dieser höfliche Franzose hieß Biron. Der poetische Name und so viele Artigkeit ließen mich glauben, er sey ein höherer Beamter der Kolonie, und ich war sehr erstaunt, als ich erfuhr, daß es nur ein Perückenmacher sey, welcher sein Geburtsland besucht hatte und nun in seinen Laden in Afrika zurückkehrte.

Ich wohne bei Herrn Descousse, einem achtungswerthen Kaufmann, ehemaligem Rittmeister unter Napoleon; gegenwärtig ist er Obrist der algierischen Nationalgarde zu Fuß. Das Haus des Herrn Descousse hatte früher dem Janitscharen-Aga gehört; es ist eines der schönsten Häuser in der Stadt, ob es gleich einige gibt, die noch mehr verziert sind. Man kommt von der Straße aus in ein Vorzimmer, welches ziemlich schlecht erhellt ist durch ein über der Thüre angebrachtes Fenster. Das Hauptzimmer des untern Stocks ist der Aufenthalt des Portiers; früher war es das Zimmer, wo der Aga, umgeben von seinen Sklaven, dasaß, um seine Pfeife zu rauchen und Besuche anzunehmen. Auf beiden Seiten sind gewölbte Räume, die sonst zu Ställen benutzt wurden, dem Herrn Descousse aber als Keller dienen. Von dem untern Stock führt eine doppelte Treppe von weißem Marmor in einen Hof von 30 Quadratfuß, der gleichfalls mit Marmor gepflastert ist, wo eine vierfache Galerie von einer Etage zur andern bis zur dritten über jeder Seite des Hauses sich erhebt, und an die Bauart in unsern alten Wirthshäusern erinnert. Aber sie ist hier weit eleganter, und macht eine ungemeine Wirkung durch den Kontrast der weißen Marmorpfeiler gegen die grünen und gelben Backsteine, aus welchen die Wände der Treppe eben sowohl wie die Bogen der vier Abtheilungen besetzt sind. Wunderlich gearbeitete Flügelthüren führen in die Zimmer, und auf der obern Etage endlich ist eine Terrasse, von wo aus man das schöne Panorama der Stadt, des Meeres, der Schiffe und der Berge bewundern kann. Bei Mondschein versammeln sich hier die Miethsleute meines Wirths, unter andern Herr Rivière, Arzt am städtischen Hospital, ein talentvoller Mann, der eine schöne Amerikanerin zur Frau hat. Unter der türkischen Herrschaft hatten die Männer nicht das Vorrecht, sich auf diesen Terrassen zu ergehen; sie waren für die Damen aufbehalten, die sich von einem Haus zum andern Besuche machten. Bis jetzt sah ich noch keine maurische Dame auf den Dächern; aber die Jüdinnen kommen, um ihre Anbeter mit einer wahren Katzenfreundlichkeit zu betrachten. Trotz dieser vielversprechenden Bauart sind die Zimmer maurischer Häuser traurig und unheimlich. Ueberhaupt bekommen dieselben Licht und Luft nur durch die Fensteröffnungen des Hofs, die nur Eisengitter und kein Glas haben, was diesen Behausungen den Anblick von Gefängnissen gibt. Die einzigen Zwecke, welche die Mauren bei ihrem Häuserbau verfolgt zu haben scheinen, sind Abhaltung der Hitze und Einsperrung der Weiber.

Indische Miscellen.

Der Eishandel von Nordamerika nach Indien dauert fort, und man ist gegenwärtig beschäftigt, diesem Handel eine gewisse Regelmäßigkeit zu geben. Ein seltsamer Umstand ereignete sich auf einem der Schiffe, welches Eis nach Calcutta führte. Der Calcutta Courier erzählt die Sache mit folgenden Worten: So seltsam es auch klingen mag, die Brick Apthorp wäre beinahe durch Feuer zerstört worden, und zwar wegen des Eises, mit dem sie beladen war. Als man die Verdeckthüren öffnete, fand man die Balken beinahe in Brand wegen der Hitze einer großen Menge Stroh, womit das Eis eingehüllt war.

Der Friend of India enthält über die Ansässigmachung der Europäer Folgendes: Die Calcutta Gazette hat kürzlich den Erlaß der Regierung bekannt gemacht, durch den Europäern gestattet wird, Land anzukaufen, wo es ihnen beliebt; der neue Freibrief hatte den Europäern nur das Recht ertheilt sich in besondern Distrikten auch ohne Erlaubniß der Regierung anzukaufen; dieser Erlaß hebt alle Beschränkung auf. Eine so rasche Aenderung in den Ansichten und dem Verfahren der Regierung ist ohne Beispiel. So ist denn endlich nach 70 Jahren jede Beschränkung einer Ansiedlung von Europäern in Indien aufgehoben und Kolonisation in vollster Ausdehnung gestattet. Die Geschichte bietet kein Beispiel einer so hartnäckig gegen allen Gebrauch anderer Nationen befolgten Politik dar, und die Nachwelt wird es kaum glauben, daß Indien vom Jahre 1765 bis 1835 nach dem Grundsatze beherrscht wurde, jeden Europäer von aller dauernden Verbindung mit dem Boden auszuschließen. Indeß ist durch die lange verzögerte Hinwegräumung dieser Beschränkungen die beste Zeit zu ausgedehnten Ansiedlungen größtentheils verloren gegangen. Andere Kolonien sind inzwischen in der Nähe Indiens gegründet worden, und der Strom der Auswanderung hat sich dahin gewendet, weil sie den Auswanderern viel größere Vortheile anbieten, während in der Zwischenzeit der Landbesitz in Indien allmählich verwickelter und für europäische Kapitalisten minder einladend geworden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1836.

Die Ureinwohner der Philippinen.

(Nach Gabriel Lafond.)

Man findet auf fast allen Philippinen von einiger Ausdehnung, und namentlich auf Luzon, Gebirge, welche einen Theil der Bevölkerung von dem andern scheiden, und gleichsam die Vermischung beider hindern. Die schwaeze Race, von der fast noch auf allen einige Ueberreste vorhanden sind, ist allenthalben dieselbe, und bietet in Körperbau, Physiognomie, Gewohnheiten und Sprache eine auffallende Aehnlichkeit dar. Die Männer sind nur 4 Fuß und einige Zoll, die Frauen kaum 4 Fuß hoch; ihre Glieder sind schwach und übel gestaltet; die Arme und Beine mager, der Ellenbogen und das Knie dagegen dick und vorstehend, die Wade schwach und hoch, überhaupt das Muskelsystem schlecht entwickelt. Die Brust ist ziemlich breit, der Kopf dick, die Haare kraus, doch weniger als bei den Afrikanern, auch ihre Haut ist nicht so schwarz, doch schwärzer als die der andern Bewohner der Philippinen, und ohne Tättuirung oder Bemalung. Ihre Augen sind schön, und ihr Mund obwohl groß, hat nicht die dicken Negerlippen. Die Nase ist kurz, sehr mäßig abgeplattet, und die Backenknochen stehen nicht sehr vor. Das Gesicht ist rund, und sein Ausdruck furchtsam, was überhaupt ein herrschender Charakterzug derselben ist. Sie haben keine Industrie, ihre Hütten sind schlecht gebaut, und schützen sie kaum gegen den Regen: sie tragen alle Kennzeichen eines nomadischen Volkes, denn sie leben hauptsächlich von der Jagd und den Wurzeln und Früchten, die sie im Walde sammeln: nur hie und da bauen sie einige Flecke mit süßen Pataten und Tabak an, doch keineswegs so viel als sie bedürfen.

In mehreren Provinzen der Philippinen ist die Aehnlichkeit der Einwohner mit diesen Schwarzen um so auffallender, je weniger Gelegenheit vorhanden war, sich mit andern Racen zu vermischen. Wenn aber diese Vermischung statt fand, so ist die Wirkung derselben im Charakter, im Körperbau, in Sitten und Gewohnheiten augenscheinlich. Die Bewohner des nördlichen Luzon z. B. sind größer, stärker, minder schwarz und minder träge, als die der andern Provinzen und andern Inseln. Der Grund hievon liegt darin, daß Chinesen aus Formosa sich in Luzon niederließen, und mit den eingebornen Schwaezen vermischten. Im Süden dieser Insel, las provincias bisayas genannt, gleichen die Einwohner hauptsächlich den malaiischen Völkern; sie sind kleiner, als die im Norden, lieben mehr Handel, Fischfang und Reisen, und machen leichter weite und gefahrvolle Fahrten. Weiter im Innern sind die Menschen kleiner und schwärzer, minder regsam, und sie nähern sich in jeder Hinsicht mehr den Ureinwohnern, die man noch auf den meisten Inseln, namentlich in den ziemlich unzugänglichen Gebirgen findet, wohin man ihnen nicht wohl folgen kann.

Ohne das Eindringen der Europäer wäre diese Race wahrscheinlich durch die friedliche Vermengung mit Chinesen, Malaien u. dgl. verschwunden, aber nicht überall ging man so milde zu Werke, als die Mönche auf der halbmuhammedanischen Insel Mindanao; sie wurden nicht gerade verfolgt, doch harten fiskalischen Beschränkungen unterworfen, so verbot man ihnen z. B. den Bau des Tabaks, weil diesen die spanische Regierung als Monopol erklärt hatte. Wie die Völkerschaften und Racen auf diesen Inseln in einander spielen, zeigt das Beispiel der oben genannten Insel Mindanao: ein gewisser Duban de Virely wurde im J. 1823 von den Muhammedanern derselben gefangen genommen; es gelang ihm zu entkommen, er durchzog die Ostküste, und fand daselbst Völker im Naturzustande, die den Bewohnern der Carolinen vollkommen glichen, hierauf Carolinier selbst, die vom Sturm an die Küste verschlagen worden waren, und endlich kleine Schwarze in Dörfern wohnend, die mit den beiden andern Stämmen in gutem Einverständnisse lebten.

Aus allem diesem scheint hervorzugehen, daß diese Schwarzen, — die Negritos von Oceanien, — die ursprünglichen oder wenigstens die ältesten bekannten Bewohner dieser Inseln waren. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß die Sprache, von der alle auf den Philippinen gesprochenen Dialekte abgeleitet sind, diejenige ist, welche die kleinen Schwarzen ursprünglich redeten, und daß diese Sprache durch die Idiome modificirt wurde, welche die einwandernden Völker, die sich mit den einheimischen Stämmen vermischten, nach und nach mitbrachten. Mehrere Worte haben von der Sundastraße bis zu den Schifffahrtsinseln, also auf einer Strecke von 1500 g. M. die gleiche Bedeutung, und

bemerkenswerth ist, daß die Sprache der Schwarzen zwar von Provinz zu Provinz wechselt, allein niemals gleicht sie der der Indianer derselben Provinz. Ich sah zu Manilla, setzt der Verfasser hinzu, wie sich Schwarze aus sehr entfernten Gegenden den Schwarzen zu Manilla, wenn auch in einem von dem der letzten etwas abweichenden Patois verständlich machten.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nach den Geschichtschreibern, die wir bis auf den heutigen Tag in fortlaufender Reihe überblickt haben, zeichneten sich zu Ende des 18ten Jahrhunderts und Beginn des 19ten noch die folgenden Männer als Gelehrte und Schriftsteller in verschiedenen Fächern aus: die vier Reisefendi Nedschid, Raschid, Ratib, Mahmud, der erste der Uebersetzer einer höchst merkwürdigen politischen Abhandlung des großen Scheichs Sührwerdi, welche der Leitfaden des mit ihm gleichzeitigen großen Fürsten Saladin (Ssalaheddin) war. Sultan Selim der Erste führte sie als einen Schatz mit sich. Der Geschichtschreiber Naima gab sich ein ganzes Leben lang vergebene Mühe, das Original zu Gesicht zu bekommen. Die Uebersetzung desselben war der Regierung Sultan Selim's III vorbehalten. *) Raschid's größtes Verdienst, nämlich die Wiederherstellung der Druckerei in Gesellschaft mit Wasif, ist bereits erwähnt worden. Ratib Ebubekr Efendi, der Sohn Ali's, eines Gesetzgelehrten aus Tusia, kam im mannbaren Alter nach Konstantinopel, wo er zuerst unter dem Namen Behmen dichtete, bis er später in der Kanzlei der Assignationen **) den Dichternamen Ratib, d. i. der nach Rang und Stufen Ordnende annahm. Bei der Thronbesteigung Sultan Selim's wurde er nach Konstantinopel berufen, um dort in Abwesenheit des Reisefendi im Lager die Geschäfte desselben zu versehen. Da er sich diese Bestimmung verbat, fanden seine Gegner Mittel, ihn erst als Bittschriftmeister anzustellen und bald darauf nach Lemnos zu verweisen. Nach anderthalbjähriger Verbannung erhielt er Erlaubniß sich ins kaiserliche Lager zu begeben, wo er sogleich als Sekretär der Janitschaeen, d.i. Mustermeister (inspecteur aux revues) derselben auftrat, und dann mit der Anwartschaft auf die Stelle des Präsidenten der ersten Rechnungskammer nach dem Frieden von Sistow als Gesandter zweiten Ranges nach Wien gesandt ward. Während seiner Anwesenheit zu Wien, wo ihn der Schreiber dieser Zeilen, damals Zögling der orientalischen Akademie, fast täglich besuchte, beschäftigte er sich rastlos mit der Besichtigung der merkwürdigsten Gegenstände, und mit Sammlung aller Oestreich und seine Regierung betreffenden statistischen Notizen, aus welcher ein Reisebericht von solchem Umfange und innerem Gehalte erwuchs, deßgleichen die osmanische Literatur von keinem andern ihrer Gesandten aufzuweisen hat: ein Folioband von nahe dreihundert Blättern, dessen uns vorliegendes Inhaltsverzeichniß allein zwölf Quartblätter füllt. Dasselbe zeichnet sich vor denen der meisten arabischen, persischen und türkischen Werke durch die detaillirte Ordnung und Klassificirung der einzelnen Fächer aus, welche der Bedeutung des Namens Ratib entspricht. Das Ganze zerfällt in zwei Hauptstämme (Asl), deren erster, bei weitem größerer, das ganze Kriegswesen Oestreichs, die Einrichtung des Heeres, die Waffenübungen, die militärischen Anstalten u. s. w. in Reden umfaßt, deren jede in Hauptstücke, jedes Hauptstück in Abschnitte unter besondern Titeln untergetheilt, aber nicht durchaus mit logischer Präcision durchgeführt ist. Die zweite Hälfte handelt von den äußern und innern Geschäften und den Fiskaleinrichtungen Oestreichs, von der Verwaltung des Landes, den Dörfern, Herrschaften, Unterthanen, von den Gerichtsstellen, Spitälern, Armenanstalten, Kassen, von dem Münz- und Bergwesen, den Gefällen des Salzes, des Tabaks, des Stempels, der Mauth, vom Handel, Ackerbau, von den Einkünften und Staatsschulden, den Posten, Kourieren, Stafeten, den Bancozetteln, der Lotterie und den jährlichen Einkünften; ein rein statistisches Werk ohne alle Beschreibung der Reise oder Wiens, welches von dem regsten und unter Sultan Selim III verdienstvollsten Streben sich mit europäischen Staatseinrichtungen bekannt zu machen, um dieselben später auch im osmanischen Reiche einzuführen, Zeugniß ablegt.

Ratib würde trotz seines unermüdeten Sammelfleißes bei seiner Unkenntniß europäischer Sprachen nie dieses Werk zu Stande gebracht haben, ohne die Mitwirkung des ihm in Allem an die Hand gehenden, damals in Wien befindlichen großen Statistikres des osmanischen Reiches, Mouradjea d'Ohsson's, und ohne die thätigste Beihülfe seines griechischen Gesandtschaftsdolmetschers. Bei seinem Besuche der orientalischen Akademie, wo er mit physikalischen Experimenten unterhalten ward, hinterließ er zum Andenken seines Besuches ein in den Fundgruben des Orients in Text und Uebersetzung bekannt gemachtes Gedicht zum Preis der Anstalt. Nach seiner Rückkehr nach Konstantinopel ging er der versprochenen Anwartschaft der Präsidentschaft der ersten Rechnungskammer vor der Hand verlustig, erhielt dieselbe aber später mit dem hinzugefügten Amte eines Aufsehers des Proviants. Im J. 1794 ward er Reisefendi, im zweiten Jahre abgesetzt und nach Rhodos verwiesen, und dort im J. 1799, als er eben durch Einfluß der Walide als Großwesir zurückberufen werden sollte, durch einen von seinem Feinde, dem Kapudanpascha Kutschuk Husein erwirkten Todesbefehl hingerichtet. Seine Bibliothek befindet sich an einer Moschee von Rhodos. Sein nach Konstantinopel eingesandter Kopf wurde, ohne öffentlich zur Schau ausgestellt zu werden, in der Vorstadt Kanlidsche, im Kloster der Nakschbendi bestattet. Faik, der Biographe der Reisefendi, ertheilt ihm seines schönen Briefstyls willen den Ehrennamen des zweiten Welsi, welcher sich nicht nur durch seine Briefmuster und seine angefangene Geschichte des Propheten, sondern auch durch seine politischen Schriften, nämlich durch sein historisches Traumbuch

---

*) Näherer Bericht und Auszüge aus demselben im Anhange der unter der Presse liegenden, im J. 1812 zu Berlin gekrönten Preisschrift über die innere Verwaltung des Chalifates.

**) Tahwil Kalemi.

und durch seine an Sultan Murad IV gerichteten Rathschläge in der osmanischen Literatur einen bleibenden Namen erworben. *) Als politischer Schriftsteller trat der Reisefendi Mahmud auf, welcher ein Opfer der Revolution im J. 1807 fiel. Wiewohl er des Französischen nicht ganz unkundig, so wäre er doch nie im Stande gewesen, sein zu Konstantinopel im Druck erschienenes nouveau reglement herauszugeben, wenn ihm nicht hierin die Gebrüder Argyropulo beigestanden wären, von denen Jean eine Zeit lang Geschäftsträger, so wie Ahmed Efendi selbst Botschaftssekretär zu London gewesen. Tschelebi Efendi, einer der Haupthebel der neuen Reformen unter Sultan Suleiman und beständiger Konferenzminister bis an seinen Tod, ist in der europäischen Literatur schon aus der Uebersetzung seiner dem Werke Wilkinson's angehängten Abhandlung über das Nisami Dschebid bekannt. **) Die Schriftsteller, deren Werke im Druck erschienen, sind schon oben bei der Uebersicht der Leistungen der Deuckerei genannt worden; der Philologe Seinisade, der Kommentator grammatikalischer Abhandlungen, Ahmed Hajati, der Kommentator Wehbi's, Ahmed Aaßim, ***) der Uedeesetzer der beiden großen Wöeterbücher, des persischen Burhan und des arabischen Kamus, Kelenbewi und Silkuti, die beiden dogmatischen und dialektischen Glossatoren, Mohamed Munid aus Aintab, der Uebersetzer des moslimischen Kriegsrechtes, Husein Rifki und Maßdarijedschisade Seid Husein, jener der Verfasser mathematischer Lehrbücher, dieser der Verfasser der Abhandlung über die Dreitheilung des Winkels, Mohammed Derwisch, der Reisebeschreiber der Wallfahrt nach Mekka, Seid Omar Ssalih von Tokat, der Uebersetzer der Eisagoge, und die beiden Mustafa von Jerusalem, der Fetwasammler Scheich Hasan, der Anhängselschreiber zu dem Glossar Fenari's über den Kommentar Dschordschani's zur Metaphysik El-Idschi's, der Religionslehrer Kasisade Ahmed, welcher der Verfasser der kostbaren ahmedischen Juwelen über die mohammedischen Religionslehren, ****) und Ahmed B. Mohammed Emin, Verfasser der Nutzanwendungen der Dogmen †); der erste gab sein Werk auf Veranlassung seines Sohnes des Bittschriftmeisters Muhibd heraus, der zweite widmete das seinige der Sultanin Chadidsche, Schwester Sultan Selim's III.

Sultan Selim's Regierung theilt sich in das Ende des verflossenen Jahrhunderts und den Beginn des gegenwärtigen. Wir kennen ihn bereits als Wiederhersteller der Druckerei, als den Anreger vieler großer, nützlicher Werke, wie die Uebersetzung der beiden Wöeterbücher Burhan und Kamus, von

*) Weisi's Rathschläge in dem 1sten Bande der Fundgruben; von der Fortsetzung seiner Prophetengeschichte wird sogleich weiter unten die Rede seyn.

**) An explanation of the Nizami gedid institution written by Tschelebi Efendi one of the chief dignitaries of the Ottoman Empire, Counsellor, minister af state translated from the original turkish manuscript in Wilkinsons account of the principalities of Valachia and Maldavia; London 1820.

***) Gest. im J. 1235.

****) Dschewheri behijei Ahmedije fi scherhil wassijetil mohammedijet.

†) Feraidul fewaid fi bejanil akaid.

Ahmed Aaßim, des Multeka von Mohammed Munib aus Aintab, des großen anatomischen Werkes Schanisade's, des mathematischen Rifki's, der dogmatischen und dialektischen Kelenbewi's und Silkuti's und anderer, deren bereits bei der Druckerei Erwähnung geschehen. Er war der Stifter der Ingenieurschule, und sang selbst Ghaselen unter dem Dichternamen Ilhami, d. i. der von Gott Inspirirte, seit Murad IV der Erste, der unter den Dichtern erscheint. Außer dem in den Fundgruben des Orients *) im Text und in Uebersetzung mitgetheilten Klagegedichte desselben, das seine Empfindungen im Kerker aushaucht, sind noch mehrere seiner Ghaselen im Umlauf, wie die an Huseinaga, seinen vertrauten Günstling, im J. 1788 gedichtete, und die folgende:

Meine Augen Tag und Nacht
Deiner Schmerzen willen weinen;
Welche kennen meinen Schmerz,
Alle klagend mit mir weinen.
Wenn das Maal in meiner Brust
Sehn die Rosen in den Hainen,
Fangen aus Erbarmen sie,
Alle an den Thau zu weinen.
Als der Arzt sah meinen Schmerz,
Sprach, mitfühlend er die Peinen,
Kranker! den die Trennung schmerzt,
Deine Arzenei ist Weinen.
Ist es möglich, daß er sich
Nicht erbarmt der Leiden meinen,
Da aus Mitleid doch mit mir
Wolken stets im Regen weinen?
Wann Ilhami sucht mit Schmerz
Nach den lieben Augen deinen,
Bricht die Freude ihm das Herz;
Dennoch muß er bitter weinen.

(Fortsetzung folgt.)

*) II. B. S. 268.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Zweiter Brief.

Algier enthält 155 Straßen, 14 Sackgassen und 5 Plätze, wovon nur einer einige Ausdehnung hat. Da, wo die Franzosen nichts niedergerissen haben, um ein Quartier gesünder oder bequemer zu machen, glaubt man in den engen Irrwegen eines Labyrinths zu seyn; zwei Personen können in denselben nicht immer neben einander gehen, und wenn ein mit Reißbündeln beladener Esel kommt, ist man genöthigt, den Bauch an die Mauer zu drücken. Diese engen Straßen schützen sehr gut gegen Hitze und selbst gegen Regen, besonders da, wo die Dächer der entgegengesetzten Häuser sich begegnen und durch ihre Verbindung einen bedeckten Gang bilden; aber die verpestete Luft, welche man in diesen gewölbartigen Räumen einathmet, läßt mich glauben, daß Algier in keiner Jahreszeit von Faulfiebern frei ist; es gibt jedoch weite bedeckte Abflußgräben, welche die Stadt reinigen, und vier Wasser-

leitungen geben einen Ueberfluß von Wasser, das sich in 64 öffentliche Brunnen vertheile, ohne die 69 Brunnen zu rechnen, welche zu Privathäusern gehören. An jedem Brunnen ist eine Schöpfschale mit einer Kette befestigt, und auf dem Stein sind Arabesken eingegraben nebst einer Inschrift, welche ohne Zweifel aus einigen Versen des Korans bestehe, welche den Gläubigen den Gebrauch des Wassers vor dem der geistigen Getränke empfehlen. Die Muselmänner citiren gern fromme Sprüche, und ich habe auf dem Schwert eines Nachrichters mit goldenen Buchstaben den Spruch gelesen: „Gott ist barmherzig."

Fortwährend interessiren mich die Dinge, die ich hier sehe, denn Alles ist mir neu. Besonders merkwürdig ist das Schauspiel, das der große Platz an einem Markttage gewährt, und es wäre dieß ein schöner Gegenstand für ein niederländisches Gemälde; mit Vergnügen mustere ich diese verschiedenen Gestalten und Trachten; den Mauren im Turban, den Juden mit seinem schlauen Gesicht, sein Weib Rebekka mit ihren langen hinten hinabhängenden Haaren, und die kleinen jüdischen Schuhputzer mit ihrer geläufigen Zunge und dem komischen Spiel ihrer Gesichtszüge. Sie sprechen alle französisch und scheinen die glücklichsten Geschöpfe von der Welt. Nur finde ich zu viel Europäer hier; sie stören meiner Ansicht nach die Harmonie des Gemäldes; besonders auffallend sind die Kabylen, die eingebornen Gebirgsbewohner der Berberei, mit ihren wilden Gesichtern, und einer Statur, die einem Grenadier unseres 42sten Regiments Ehre machen würde! Länger und hagerer ist der Bau der Araber, der Abkömmlinge der einstigen Eroberer dieses Landes; ihre Augen sind lebhaft, schwarz, lang gespalten, und selbst unter den Lumpen erkennt man die orientalische Physiognomie. Ich glaubte diesen Morgen in die Zeit der Patriarchen versetzt zu seyn; indem ich mich an der Seite eines alten ehrwürdigen Arabers sah, der seine Kamele niederknieen ließ, um eine ungeheure Masse von Früchten und Pflanzen abzuladen, durchliefen meine Augen mit dem lebhaftesten Interesse die Schätze der afrikanischen Natur, die von allen Farben des Regenbogens erglänzten: hier waren Körbe voll von Wurzeln, Orangen, Pfirsichen, Citronen und Granaten, dort waren Haufen von Melonen, Gurken, Glockenpfeffer, Melanzanäpfel, die geglätteten Kokosnüssen glichen. Unser Markt von Coventgarden ist arm gegen den Markt in Algier; was die Dicke der Karotten, der Rüben und der Kartoffeln betrifft, stehen wir im Vortheil; diese Früchte sind auch in Algier verhältnißmäßig theurer als in London. Ich war erstaunt über den Preis der Feigen aus der Berberei, deren man 10 um einen Sou erhält, diese Frucht ist aber auch bedeutend geringer als die ächte Feige; sie wächst am Rand der Wege, und ist das Erzeugniß einer buschigen Cactusart, die von dem Boden bis zum Gipfel von Blättern zusammengesetzt ist, die aus einander hervorgehen und sich unter einander verschlingen. Der Cactus dient als Hecke, aber man hüte sich ja frische Wäsche auf diese mit Stacheln versehenen Blätter zu legen, wie jene holländische Familie, die aus fünf sehr korpulenten Damen bestand; diese hatten ihre getrockneten Hemden auf einen schönen Cactusstrauch gelegt, und fühlten sich nun am ganzen Körper wie mit Nadeln gestochen; sie konnten 14 Tage lang weder sitzen noch liegen, ohne an Gulliver zu denken, als er von der Pfeilwolke überschüttet war, welche die lilliputische Armee auf ihn regnen ließ.

Von allen heimischen Thieren fesselt zuerst das Kamel unsere Aufmerksamkeit. Nichts ist zierlicher, anmuthiger und sanfter als die jungen Kamele mit ihrer gekräuselten Wolle, welche noch der Mutter folgen; aber das ganz ausgewachsene Kamel hat einen trüben Blick, der keinen Zweifel über sein wahres Naturell läßt. Die Europäer, welche die Gelehrigkeit dieses Thieres haben rühmen hören und dasselbe mit Schlägen zum Gehorsam zwingen zu können glauben, wie die Esel und Maulthiere, lernen bald zu ihrem Schaden, daß sich das Kamel seinem Herrn widersetzt. Das Kamel wird von den Arabern mehr umgänglich gemacht als gebändigt; bloß die Anhänglichkeit hält es vom Beißen ab; sein Biß ist furchtbar. Das afrikanische Pferd ist ohne Zweifel ausgeartet; ich habe noch sehr wenig schöne Pferde gesehen, die des Ruhms der berberischen Renner würdig gewesen wären. Esel gibt es zwei Arten: der eine hat die ganze Stärke des biblischen Esels und würde mit Stolz den Saul tragen; der andere ist verkrüppelt, mager und beugt seinen Kopf unter den Hieben des Führers, der unaufhörlich: „Harri! Harri!" ruft. Auf dem Markt von Algier verkauft man auch Hunde, Ratten, wilde Katzen und Affen ohne Schweif, die man aus den Wäldern von Collo und Bukschia dorthin bringt. Dieß vierhändige Thier lebt daselbst in Heerden, die in einer Nacht die schönsten Obstgärten verheeren. Diese Heerden sind diszíplinirt, und gehorchen einem General, der sogar einen Generalstab hat, wenn ich glauben darf, was mir ein französischer Tambour erzählte; auch sind die Kabylen genöthigt ihrer Kriegskunst alle mögliche Kriegslist entgegenzusetzen. Aber es gibt eine Falle, in welcher sich dieser Affe häufig fangen läßt; man befestigt an einen Baum einen ausgehöhlten Kürbis, dessen Oeffnung hinreicht, daß der Affe seine Pfote mit an einander gelegten Fingern hineinbringen kann. Nun kann er seine Pfote nicht mehr zurückziehen, weil sie angefüllt ist mit Reißkörnern, mit denen der Bauer seine Freßbegierde reizt. Ehemals schlug man den gefangenen Affen, der sich nicht losmachen konnte, todt; gegenwärtig schafft man sie jedoch nach Algier, weil man sie hier bis zu 20 Franken verkauft. Die Affen der Berberei haben also bei der Eroberung Algiers nichts verloren.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Arago kündigte in der Sitzung der französischen Akademie vom 4ten Januar an, er habe von dem bekannten Reisenden Pentland Tabellen thermometrischer Beobachtungen erhalten, die in der Niederlassung am Schwanenflusse in Australien angestellt wurden. Wenn diese fortgesetzt werden, so wird man bald finden, ob in Australien wie in Amerika eine merkliche Verschiedenheit der Temperatur der Ost- und Westküsten vorhanden ist.

Es scheint, die Insel Socotra soll als Kohlendepot für die Dampfschifffahrtsverbindung wieder aufgegeben werden, denn die Regierungszeitung von Bombay enthält eine Aufforderung zu Einsendung von Anträgen in Betreff der Hinwegführung von Truppen und Vorräthen.

Vom 15ten December 1834 bis dahin 1835 betrug die Zahl der Taufen in London 26,128, nämlich 13,152 Knaben und 12,976 Mädchen; die Zahl der Begräbnisse 21,415, nämlich 10,964 männlichen und 10,451 weiblichen Geschlechts. Vermehrung 4713. Diese Angaben sind offiziell, doch darum nicht ganz sicher, weil manche ohne eigentliches Begräbniß gestorben seyn mögen.

Berichtigung.

In unserm gestrigen Blatte Nr. 22 ist auf S. 85, Sp. 2, Z. 6. von oben nachstehender Fehler stehen geblieben: „da fast alle einsylbigen Wörter augenscheinlich zusammengesetzt sind;" soll heißen mehrsylbigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1836.

Briefe über Florida.

3. Vegetation und Klima.

Von der reichen Vegetation dieses Landes muß ich Ihnen noch etwas mehr erzählen, obgleich ich wohl weiß, daß Sie sich nach meiner Beschreibung von dem prachtvollen Anblick der Ufer unserer Meeresbuchten, Flüsse und Landseen doch keine richtige Vorstellung zu machen im Stande seyn werden. Die zwei am Schluß meines letzten Briefes genannten Gewächse müssen in dieser Beziehung zuerst genannt werden, die großblumige Magnolia und die immergrüne Eiche. Nichts kann die Pracht und Schönheit dieser Bäume übertreffen. Die außerordentlich großen, schneeweißen Blumen der erstern kontrastiren wunderbar mit ihren gleichfalls immer grünen dunkelglänzenden Blättern, und hoch darüber hinaus ragen die mächtigen Stämme der bekannten immer grünen Eiche, mit ihren knorrigen Aesten und weit ausgedehnten Kronen, oft 80 bis 100 Fuß hoch in einem Schuß, und 20 bis 30 Fuß dick im Stamm. Hier athmen sie schon die Luft der Meere, die sie, zu Schiffen verarbeitet, zu durchkreuzen bestimmt sind; denn sie liefern bekanntlich das beste Holz zum Schiffbau. Außer diesen sieht man in Menge die schöne Meer-Eiche und die weiße und rothe Eiche, die zu den größten Bäumen der Vereinigten Staaten gehören; ferner den Wallnußbaum, die Ceder (deren Holz als Bleistiftholz bekannt ist), die Cypresse, den Wachholder, die Akazie, die Birke, den weißen Maulbeerbaum, den Baumwollenbaum, die Linde, die Kirsche, den gewöhnlichen Lorbeer, den Sassafrasbaum (in der Arzneikunde so wohl bekannt), den rothen Lorbeer (gleich ausgezeichnet durch Blüthe und Holz, das dem Mahagony wenig nachgibt), und die verschiedensten Nadelholzarten, zum Theil von großer Schönheit, und, wie schon erwähnt, nicht immer ein Zeichen von Unfruchtbarkeit des Bodens, oft gerade vom Gegentheil.

Was das Klima betrifft, so stehe ich nicht an, was Sie auch immer Abweichendes darüber gehört haben mögen, zu behaupten, daß dieses Land im Allgemeinen ein höchst gesundes genannt werden muß, und daß die wenigen Ausnahmen lokalen Umständen zuzuschreiben sind, von denen ich später mehr sagen werde. Obgleich der geographischen Lage nach den tropischen Breitengraden nahe, steigt doch die Sommerhitze selten über 92° F. (26²/₃° R.) und ist mithin viel geringer als zu derselben Zeit in manchen nördlichern Städten am atlantischen Meere. Der wärmste Monat ist der Junius, und als eine seltene Ausnahme finde ich erwähnt, daß vor mehrern Jahren die Hitze 97° F. erreichte. Die Luft ist in der Regel rein und elastisch, nie schwül, und die Nächte sind immer angenehm, weil erfrischende Seewinde die Atmosphäre durchziehen. Die Regenzeit beginnt sehr regelmäßig Ende Junius, und dauert vier bis acht Wochen. Einzelne Schauer fallen auch im September und Februar; der Uebergang vom Regen zum Sonnenschein ist gewöhnlich plötzlich, wie in den heißen Zonen. Die Gewitter sind von starken Blitzen und Donnerschlägen begleitet; aber wir haben keine eigentlichen Orkane und keine Erdbeben. Das Quellwasser ist rein und erfrischend, ausgenommen in einigen Gegenden (wie ich schon früher bemerkte), wo der Boden aus verwittertem Kalkstein besteht.

Unsere Winter bringen uns die entzückendste Witterung, die man auf Erden finden kann; wirkliche Kälte tritt nur gelegentlich ein, und dann nur auf wenige Tage. Am 15ten Febr. 1830 ist der Schnee 2 Zoll hoch gefallen, eine Begebenheit, die den ältesten Einwohnern etwas Unerhörtes war. In demselben Monat 1835, diesem für ganz Nordamerika so merkwürdigen und traurigen Winter, fiel auch bei uns der Thermometer fast bis auf Null, so daß die meisten tropischen Gewächse erfroren, doch in der südlichen Halbinsel sank es auch damals nicht tiefer als 46° F. (6²/₉° R.) Aber das sind, wie gesagt, sehr seltene Ausnahmen; im Allgemeinen darf ich behaupten, daß unser Klima für schwächliche Menschen, namentlich für Brustkranke, so wie für Alle, denen die strenge Winterluft des Nordens nicht zusagt, ganz vortrefflich und heilsam ist.

Man hat aber bei mehrern Gelegenheiten diesen glücklichen Gesundheitszustand des Landes gemißbraucht. Aus Mangel an allen polizeilichen Maßregeln in den Städten und bei dem Drängen und Jagen der ersten Ansiedler nach Erwerbsquellen, wurden die zur Lebensannehmlichkeit erforderlichen Einrichtungen gänzlich vernachlässigt; todte Thiere und Pflanzen ließ man in

den Straßen liegen und verfaulen, und in den Städten wie auf dem Lande blieb überall das Regenwasser stehen, weil nirgends Abzugsgräben gemacht wurden. Diese Umstände erklären hinlänglich die sogenannte Krankheitsperiode (1831) in Talahassee, worüber damals so viel lamentirt ward. Dennoch findet man bei der Prüfung der verhältnißmäßig so unglücklichen Annalen jener Zeit, daß die Zahl der Gestorbenen vom 1sten Junius bis 1sten December nicht einundsechszig überstieg, und daß unter diesen nur 16 Bürger der Hauptstadt waren. Dazu muß noch die Unvorsichtigkeit vieler Ansiedler in Anschlag gebracht werden, die theils bei der schlechtesten Nahrung mancher Zügellosigkeit sich hingaben, theils ihre Anpflanzungen ohne alle Ueberlegung begannen. So war es z. B. fast allgemeiner Gebrauch, die prachtvollen Waldbäume bis unmittelbar an die Wohnungen niederzuhauen, so die schönste Zierde und zugleich den wohlthätigen Schatten sich zu rauben, und statt dessen die Baumwollenstaude sich bis unter die Nase zu pflanzen, obschon diese Pflanze im Zustand der Fäulniß mehr wie irgend eine die Luft verpestet. Es war in der That kein Wunder, wenn eine solche Thorheit ihren Lohn fand. Viele Familien erkrankten und konnten sich lange nicht wieder erholen; aber sie litten doch meistens an kalten Fiebern, die nur hin und wieder einen bösartigen Charakter annahmen. Epidemien sind aber in diesem Lande durchaus nicht zu Hause; ich kann mich in dieser Hinsicht auf das Zeugniß aller unsrer Aerzte berufen, und bin überzeugt, daß auch von Seite der Einwandrer keine Klage über ungesundes Klima mehr laut werden wird, sobald durch die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln (Verbrennen der todten Pflanzen rc.) die offenbaren Ursachen, deren ich oben erwähnte, beseitigt seyn werden.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Unter Sultan Selim dichteten noch die beiden Reichsgeschichtschreiber Schanisade und Pertew, der erste unter dem Namen Ata, d. i. die Gabe, nicht zu verwechseln mit dem oben erwähnten Mufti Scherif Efendi, welcher als Dichter ebenfalls den Namen Ata annahm, der zweite der oben erwähnte Herausgeber des Diwans Nischerts, Verfasser einer Biographie von Dichtern seiner Zeit, welche, das letzte bekannte Werk dieser Art, als eine Fortsetzung des Dutzendes früherer ähnlicher Werke zu betrachten ist, von denen die beiden letzten, nämlich die Biographien Ssafaji's und Salim's nur bis ans Ende der Regierung Sultan Ahmeds III (1730) reichen. Wetteifernd mit den Reichshistoriographen, seinen Vorfahren, deren die meisten auch in den Denkwürdigkeiten der Dichter als solche aufgeführt sind, hat sich der heutige Reichshistoriograph Esaad Efendi, der Sohn des Scheichs (d. i. des Aeltesten) der Buchhändler, der Intendant der Druckerei, der Verfasser der Geschichte der Janitscharenvertilgung, auch durch mehrere Gedichte, vorzüglich aber Chronogramme bekannt gemacht, von denen von Zeit zu Zeit einige in der von ihm unter dem Namen der Begebenheitstafeln redigirten osmanischen Staatszeitung erscheinen. Um die Reise des Sultans nach Adrianopel zu verherrlichen, worüber die erste Nummer der Begebenheitstafeln Bericht erstattet, verfaßte er ein besonderes Werk, welches den Titel: das „Reisebuch des Guten" *) trägt, und wodurch dem Titel nach zu urtheilen, der Verfasser mit dem Chairije Nabi's in die Schranken tritt. In demselben befindet sich eine Kasside von nicht weniger als dreiundsiebenzig Strophen.

Als die Jacht, auf welcher Sultan Mahmud von Konstantinopel ausfuhr, welche den stolzen Namen der wandelnde Berg **) führte, von einer Sandbank, auf welcher sie aufgesessen, flott geworden, verfaßte der Reichsgeschichtschreiber das folgende aus diesem Reisebuche des Guten genommene Quatrain:

Vom Schiff des Padischah mit frevelndem Ermessen
Urtheile nicht, es sey auf Sandbank aufgesessen;
Es rieb, beneidet von dem Meer und von dem Land,
Am Fuß des Schah's, die Stirn im Staub des Meers,
im Sand. ***)

Die Anlockung für türkische, arabische oder persische Historiographen auch zugleich Chronographen zu seyn, liegt wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß in diesen drei Sprachen ein und dasselbe Wort, nämlich Tarich, sowohl Geschichte als Chronogramm bezeichnet, weßhalb sich jeder Historiograph zur Pflicht macht, merkwürdige Begebenheiten nicht nur durch plane Geschichtserzählung, sondern auch durch gereimte Chronogramme für die Unsterblichkeit einzubalsamiren. ****) Mit Esaad Efendi, dem damaligen Reichsgeschichtschreiber, wetteifert als Chronogrammenschmied der Minister des Innern, der Kiajabeg Pertew (mit dem obigen Pertew, dem Herausgeber des Diwans Nischeri's und Verfassers der Denkwürdigkeiten, nicht zu verwechseln). †) Pertew Efendi, d. i. Herr Glanz, der Minister des Innern, verfaßte von Zeit zu Zeit Chronogramme, welche in der Staatszeitung erscheinen; so verfaßte er als Lob auf das oben erwähnte Reisebuch des Guten das folgende:

Des Weltenherrschers hohe Majestät
Mit gutem Glück nach Adrianopel geht,
Und es beschreibt auf die genaueste Weise
Esaad Efendis Buch die ganze Reise.
Es faßt, o seltnes Glück! des Buches Namen
In Einem auch die Jahreszahl zusammen.
Die erste Reise wird Erscheinungsgrund,
Der Zeiten Herr gibt sich den Welten kund.
Den Zahlreim fand Pertew zu guter Stunde,
Das Reisebuch Mahmud's liegt ihm zum Grunde.

Es herrscht noch heute im Morgenlande die vormals auch in Europa gäng und gäbe gewesene Sitte, Büchern die günstigen Urtheile gelehrter Männer ihrer Zeit als Empfehlung vor-

---

*) Sefernamei Chair.
**) Kuhi rewan.
***) In Text und Uebersetzung in der Wiener Zeitschrift, 1833, Nr. 95.
****) ταριχευειν.
†) Jener starb zu Adrianopel im J. 1222 (1807.)

zusehen. Diese litterarischen Empfehlungen der Bücher werden in den drei Sprachen (arab. pers. türk.) mit einem besonderen Kunstworte Takrif, d. i. Durchgerbung genannt, indem, sonderbar genug, im Arabischen wie im Englischen dasselbe Wort Loben und Gerben (to curry) bedeutet. Die Begebenheitstafeln geben auch Chronogramme auf gute Pfeilschüsse des Sultans, von dem Glücklichsten (Esaad), vom Glanz (Pertew), vom Höhefürsten (Rifaatbey) und anderen, *) und in der Staatszeitung vom letzten December des J. 1831 befindet sich das Dankgedicht Hasan Aini Efendi's, des an der von Sultan Mahmud an der osmanischen Staatskanzlei gegründeten neuen Lehranstalt angestellten Lehrers (Chodscha). **) Er ist der Verfasser des oben unter den Werken der Druckerei erwähnten, gereimten persisch-türkisch-arabischen Glossars, die Ordnung der Juwelen. ***)

Die Chronogramme sind als gereimte Jahrzahlen denkwürdiger Begebenheiten, Doppelgänger der Dichtkunst und der Geschichte, Lückenbüßer poetischen und historischen Talentes, und daher so häufiger, je mehr jene beiden Leuchtthürme der Humanitätswissenschaften dem Verlöschen nahe. Indessen ist heute im osmanischen Reiche die Geschichte noch immer besser bestellt als die Poesie. Schon in Nuri's Geschichte befindet sich unter den Begebenheiten d. J. 1695 der an die osmanische Staatskanzlei zur nöthigen Mittheilung von Kunden und Nachrichten an den Reichsgeschichtschreiber auf eine Vorstellung des letzten erlassene Befehl, vermög welchem, nach Vollendung jedes „aufzeichnens-„werthen Staatsgeschäftes der Kabinetssekretär des Großwesirs, „der Reisefendi und die Staatsreferendare nach hierüber von „dem ehrenwerthen Reisefendi eingeholter Erlaubniß angewie-„sen werden, alle Kunden und Urkunden dem Reichsgeschicht-„schreiber mitzutheilen; deßgleichen sind die Kanzleien der Amts-„veränderungen, der Diplomansfertigungen und des Ceremo-„niels (die drei Sektionen der osmanischen Staatskanzlei) hiezu „angewiesen." ****) Die Reichsgeschichte der Regierung Sultan Mahmuds wird nach allem Anschein nur ein Auszug der Begebenheitstafeln seyn, in welchen die wichtigsten Begebenheiten, Regierungsbefehle, Einrichtungsmaßregeln, Belohnungen und Amtsveränderungen regelmäßig eingetragen werden. Zu den Arbeiten heut lebender anderer Geschichtschreiber gehört, außer der schon oben gedachten Geschichte des Aufruhrs und der Eroberung von Chios von Wahidpascha, die Uebersetzung der Geschichte des osmanischen Feldzuges in Aegypten vom Protomedicus Behdschet Efendi, endlich die Glossen zu Waßaf, welche noch im Pulte des Verfassers, eines der geschätztesten Muderrise, Chodscha Aacif Efendi, verschlossen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Uebersetzt in der Wiener Zeitschrift, 1832, Nr. 5.
**) In der Wiener Zeitschrift 1832. Nr. 16.
***) Nasmul-dschewahir, gedruckt im J. 1826.
****) S. Gesch. d. osm. R. IX. S. 226. Nr. 9. und in voller Länge übersetzt im neuen Archiv für Geschichte. 1 Jänner 1830.

Eine optische Täuschung.

Stepanow erzählt in seiner Beschreibung des Gouvernements Jeniseisk Folgendes: Zwischen dem Dorfe Balen und Ust-Erba, nahe an dem Berge von Tscheremuchow, findet sich eine sehr bemerkenswerthe Stelle; der Weg geht sichtlich abwärts, die Pferde und das Vordergestell stehen augenscheinlich niedriger als die Kalesche. Wenn man nun anhält und zurückblickt, so sieht man ganz deutlich, daß von den Hinterrädern an der Weg eben so abwärts geht, wie vor den Pferden. Ich gestehe, ich konnte nie den Grund dieser Täuschung herausbringen, es gelang mir auch nicht die Umgebungen dieser Stelle in dem Maße genau aufzuzeichnen, um die Vermuthungen anderer zu unterstützen, und ich bemerke bloß, daß die Täuschung zu jeder Stunde des Tages vorhanden ist.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Die Straßen von Algier sind, wie schon gesagt, finster; begegnet man einer maurischen Dame, die eingehüllt ist in ein Gewand, das einem Leichentuch ähnelt, so flößt eine solche Mumie nicht die galanteste Idee ein. Läßt sie ihre krummen Beine und die schmutzige Haut um die Augen sehen, wird man ihr die grausame und mißgünstige Verschleierung wohl verzeihen; doch muß ich gestehen, daß ich noch nicht genug algierische Damen gesehen habe, um ohne weiteres ein Urtheil fällen zu können.

Es ist kaum möglich, daß die Bevölkerung Algiers je 30,000 Einwohner überstiegen hat, obgleich die ältern Geographen derselben 80 bis 100,000 zuschreiben. Die französische Zählung von 1833 gibt 11,856 Mauren, 1871 Neger, 5849 Juden, 2185 Franzosen (ohne die Armee) als Einwohnerzahl an; im Ganzen 25,753. Man findet in Algier eine katholische Kirche, die ehemals Moschee war, und 14 Synagogen. Vor der Ankunft der Franzosen hatten die Muselmänner eine große Anzahl Moscheen, und 15 Marabuts oder Kapellen; einige Moscheen wurden von den Franzosen für den Gebrauch der Armee in Beschlag genommen, und 4 oder 5 Marabuts hat man niedergerissen. Die Moscheen sind beinahe alle gleich; am Eingang ist ein Brunnen, mit dessen Wasser sich die Muselmänner waschen, ehe sie sich zum Gebet niederwerfen. Das Gebäude ist von einem achteckigen Dom und einem Minaret bedeckt, eine Art von Kirchthurm, der sich in dem Halbmond endigt, bei welchem ein hölzerner Zapfen befestigt ist, um daselbst eine Fahne aufzupflanzen, wenn der Muezzin hinaufsteigt und die Gläubigen zum Gebete ruft. Durch dieß Zeichen werden diejenigen aufmerksam gemacht, welche zu weit entfernt sind, als daß sie seine Stimme hören könnten. Die Dächer einiger Minarets sind aus Ziegeln von verschiedenen Farben, was eine sehr günstige Wirkung macht. Die Hauptmoschee Algiers ist ein langes rechtwinkliches Gebäude, das in drei Schiffe abgetheilt ist. Diese sind mit Galerien und Kronleuchtern versehen, die man bei großen Festen anzündet, einer Nische für die Imans, einer Kanzel für den Prediger und mit Rohrmatten und reichen Teppichen auf dem getäfelten Fußboden; diese Matten und Teppiche bezeichnen den Platz und den Rang der Personen, welche ihr Gebet verrichten wollen.

Oeffentliche Bäder gibt es in großer Anzahl; ein junger Maure knetet, reibt und trocknet den Badenden unter Gesang arabischer Lieder. Es ist dieß keine so schreckliche Operation, wie gewisse Reisende vor-

geben, die sich beklagen, daß man ihnen mit einem Bimsstein die Haut wundgerieben oder ihre Glieder verrenkt habe, indem man die Gelenke habe krachen machen. Was mich betrifft, so bin ich jedesmal dieser Qual entgangen, sey es nun, daß ich ein Dampfbad oder ein kaltes Bad nahm. Die Kaffeehäuser und Buden von Algier sind die Gesellschaftsplätze, wo ein Fremder sich einige Stunden unterhalten kann. In den algierischen Kaffeehäusern strecken sich die Araber und Mauren auf den Bänken hin, um zu rauchen, Kaffee ohne Zucker zu trinken, und Spiele zu spielen, die unserem Schach- und unserem Damenspiel sehr ähnlich sind; während dessen lassen Musikanten eine scheußliche Musik hören, denn die arabischen Melodien haben einen gar wunderlichen Takt, der meine englischen Ohren empört, und sind gewiß noch ärger als die schreienden schottischen Dudelsäcke. Ich bin zwar mehr Schotte als Engländer, aber meine Meinung ist auch die eines Befehlshabers eines französischen Regiments, dem ich meine Ansicht mittheilte. Die Algierer haben eine Nationaloper, wo maurische Tänzerinnen ohne Schleier tanzen, wenn man die einförmigen Gebärden dieser Afrikanerinnen Tanz nennen kann; einige von ihnen schienen recht anmuthig zu seyn, troz dem Urtheil, was ich oben über die maurischen Damen im Allgemeinen ausgesprochen habe.

Die von den Franzosen eröffneten Läden sind natürlich auf europäische Weise eingerichtet, die der Mauren und Juden aber gleichen großen in den Seitenmauern eines Hauses angebrachten Nischen, von ungefähr vier Fuß Tiefe bei sieben Fuß Höhe und eine Staffel hoch vom Boden. In diesen düstern Buden sieht man einen Schneider an einem gestickten Kleide nähen, einen Schuhmacher Maroquinpantoffeln verfertigen und überhaupt jeden Handwerksmann mit den seinem Gewerbe angemessenen Arbeiten beschäftigt. In den Fleischläden sah ich einen Leckerbissen für den Schotten, den ich, so weit von der Heimath entfernt, hier kaum zu finden hoffte: nämlich gebratene Schafsköpfe. Die Restaurateurs ahmen die Pariser Küche nach, mögen nun aber die Köche, das Fleisch oder das Klima Schuld daran seyn, ich habe hier noch wenig gastronomische Vergnügungen genossen.

Die gewöhnliche Nahrung der Algierer ist der Cuscusu, eine Mehlspeise, den Macaroni ähnlich, aber mit Eidottern und etwas Fleisch vermengt. Ich fand dieses Gericht sehr schmackhaft, nur etwas zu stark gewürzt. Ganz anders ging es mir jedoch, als ich ein Stück von ihrem Schöpsenfleische kostete, das sie ungesalzen und in seinem Fett aufbewahren; dieß ist eine höchst ekelhafte Speise.

Vor Ankunft der Franzosen konnte ein Europäer in Algier weder einen Gasthof noch ein Speisehaus finden. Die in diese Stadt kommenden afrikanischen Kaufleute hatten von jeher ihre bedeckten Bazars, in denen sie ihre Waaren unterbringen und in deren obern Stockwerk sich Räume zum Schlafen für sie befinden. Neben einem von diesen Bazars bemerkte ich auch eine Traiteursküche, ein elendes schmuziges Loch, in welcher ein Maure kleine an einen Drath gespießte Stückchen Fleisch von der Größe einer Wallnuß über einem Kohlfeuer vor seinem Laden röstete. So wie sie gahr waren, schüttelte er sie von seinem Spieß auf die Teller der Gäste ab, die sie mit ihren schmuzigen Fingern zum Munde führten und köstlich zu finden schienen.

Da die Algierer ihre Köpfe zu scheeren pflegen, so haben sie zu diesem Zweck eben so gut Barbierer als wir für unsere Bärte; solche Barbierstuben sind hier der Sammelplaz für Müßiggänger, weßhalb sie auch bedeutend geräumiger sind als die übrigen Läden. Ringsherum an den Mauern sind Bänke gestellt und die Wände mit schlechten Abbildungen der Siege der Algierer über die Christen geschmückt, welche leider von Christensklaven verfertigt wurden. Hier läßt sich der Moslem das Haupt scheeren und den Bart färben. Die algierischen Barbierer sind, wie überall, große Neuigkeitskrämer, und in ihren Läden haben die französischen Spione gar oft Verschwörungen und Plane zu Aufständen entdeckt, an denen wahrscheinlich selten ein wahres Wort war.

Meiner Meinung nach lebt man jezt in Algier fast eben so theuer als in Paris, denn durch die Ankunft der Franzosen wurde, wie man leicht denken kann, ein allgemeines Steigen der Preise aller Gegenstände hervorgerufen. Weizen und Fleisch z. B. stiegen um das Dreifache, und das Geflügel erreichte einen bis dahin unerhörten Preis. Andere Artikel dagegen wurden nicht theurer, und man bekommt den Zucker z. B. noch immer um 80 und den Honig für 60 Centimen das Pfund von 27 Unzen. Auch der Branntwein hat sich zum Unglück für die Köpfe und die Gesundheit der französischen Soldaten auf seinem frühern Preise behauptet. Eine mäßige Quantität Branntwein mit Wasser vermischt ist für den, der nicht zu Entzündungen geneigt ist, unter diesem Klima nichts weniger als ungesund, allein der arme Soldat kennt nur gar zu oft die Gränzen der Mäßigkeit nicht. Unbegreiflich bleibt, wo er das Geld für dieses Gift hernimmt, denn von seiner Löhnung bleibt ihm kaum ein Sous des Tags als Taschengeld, und dennoch trinkt mancher oft so viel, daß er den nächsten Tag ins Spital und den darauf folgenden auf den Kirchhof gebracht wird. Die Franzosen haben hier bis jezt ungefähr 5000 Mann jährlich verloren, und einer ihrer Aerzte versicherte mich, daß mindestens der sechste Theil von dieser Zahl durch Uebermaß in geistigen Getränken ums Leben komme.

Vermischte Nachrichten.

Die Revue du Havre berichtet einen Antikenfund folgendermaßen: Ein Bauer in der Gegend von Montivilliers fand bei der Feldarbeit ein Gefäß von oxydirtem Metall, das er für Blei hielt, und verkaufte seinen Fund um ein halb Duzend zinnerner Löffel an einen herumziehenden Kesselflicker, der, weil die Form ihm unbequem war, das Gefäß durch tüchtige Hammerschläge platt schlug. In Boulogne sah ein Engländer das Gefäß, erkannte zu seinem Erstaunen herrlich gearbeitete Figuren in Basrelief, die durch die vandalischen Hammerschläge nur wenig gelitten hatten. Er kaufte das Gefäß um 5 Franken, fand bei genauerer Untersuchung, daß es von reinem Silber sey, nahm seinen Schaz mit nach London, wo ein Silberschmied ihm die ursprüngliche Form wiedergab, worauf ein Parlamentsmitglied, ein großer Antiquitätenfreund, die Vase um 15000 Franken kaufte.

Die besondern Eigenschaften des Kautschuk haben die Aufmerksamkeit der englischen Regierung darauf gelenkt, und auf Befehl der Admiralität wurden Versuche gemacht, ob man vermittelst dieser Substanz nicht die Laffeten vervollständigen und die Lagerung der Kanonen sicherer und regelmäßiger machen könnte. Die Elastizität des Kautschuk schien ein vortreffliches Mittel den Rückstoß zu vermeiden. Man bedient sich des Kautschuk gleichfalls zu Verfertigung von Tauen. Die Einfuhr beträgt in England gegenwärtig mehrere hundert Tonnen, und es ist so gesucht, daß mehrere Pflanzer in Westindien nur die havea guianensis bauen, von dem man es gewinnt.

Der Schiffslieutenant Laferriere hat das naturhistorische Kabinet der Stadt Angoulême mit zwei merkwürdigen antiken Vasen bereichert, die in einem peruanischen Grabe gefunden wurden. Form und Stoff der Vasen erinnern an griechische Arbeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1836.

Das Land jenseits der Wolga.

Der weite Landstrich auf dem linken Ufer der Wolga wird hier *) die Wiesenseite genannt, im Gegensatz gegen die Bergseite auf dem rechten Ufer, oder überhaupt die transwolgaische Steppe, denn eine Grasfläche kann man das Land nicht nennen, da das Land nicht überall bewässert ist, und die Landstriche, in denen sich vegetabilisches Leben zeigt, nicht besonders breit sind; eine wilde Steppe ist es indeß auch nicht, denn das Land hat ziemlich viele Einwohner, reiche Weiden, fruchtbare Felder, aber gar kein Holz. Sie heißt seit alter Zeit die Wiesenseite, weil sich an der Wolga hin breite Grasfluren erstrecken. Im Laufe der Jahre hat sich viel darauf verändert, aber der Name ist geblieben.

Das transwolgaische Land im ssaratowischen Gouvernement ist eine weite Ebene, überblickt man sie von den Bergen an der Wolga herab, so verliert sich der Blick ins Unermeßliche: nirgends sieht man weder einen Hügel, noch einen Baum; diese Ebene scheint seit Ewigkeiten nicht durch Erdbeben erschüttert worden zu seyn, niegends sieht man eine Spur von vulkanischen Ausbrüchen, und in den Rinnsälen der Flüsse keine Veränderung.

Auf der weiten Ebene zeigen sich nur zwei Erhöhungen, der Jablonowy (Apfel)-Syrt und der Anfang des allgemeinen Syrt, oder der uralischen Berge. Die erste ist schon von Ferne sichtbar, rund, hat fünf Werste im Umkreis, ist mit Gras bewachsen, und liegt an der Gränze des ssaratowischen und wolgaischen Gouvernements. Der allgemeine Syrt beginnt im ssaratowischen Kreise und zieht sich bis ins Land der uralischen Kosaken. Doch ist hier von keiner bedeutenden Höhe die Rede, sondern die Hügel verlieren sich in der Steppe gegen das kaspische Meer hin in einer dem Auge unbemerklichen Erhebung, und nur der Lauf der Flüsse, die sich zum Theil in den Ural, zum Theil in die Wolga ergießen, bezeugt ihr Daseyn; einige derselben verlieren sich gegen Südosten in der Steppe. Fischer, die Uralsk besuchen, versichern, daß auf dieser Höhe im Winter furchtbare Schneegestöber und gefährliche Stürme herrschen.

Auf dieser weiten Ebene fließen eine Menge Flüsse, an denen sich zum Theil entzückende Gegenden finden, namentlich in dem achtubischen Thale, d. h. in der Strecke zwischen der aus der Wolga kommenden Achtuba und der Wolga selbst. Doch gibt es auch viele Salzseen, worunter der von Elton, diese unerschöpfliche Salzquelle, der berühmteste ist: noch ist man nicht bis da hinabgedrungen, wo die Salzschichten aufhören und der Boden beginnt; seit vielen Jahrhunderten holt man Salz aus dem See, und noch immer merkt man nicht den geringsten Abgang: man könnte ganz Europa daraus versehen, wenn das Ausbrechen und Verführen sich verlohnte. In diesen See ergießen sich sieben kleine Flüsse.

Die Bewohner des transwolgaischen Landes sind Großrussen, Kleinrussen, Deutsche, Tataren, Nagaier und Baschkiren. Die Russen sind im ganzen Lande zerstreut, Deutsche wohnen nur in den zwei Kreisen von Ssaratow und Wolga, Tataren im ssaratowischen, wolgaischen und chwalinischen, Nagaier am ssaratowischen Flusse Karaman, Baschkiren im wolgaischen und chwalinischen Kreise. Wo Wasser ist, wohnen in der Regel auch Menschen, und der Anbau folgt den Flüssen, doch gibt es auch manche Vorwerke, wo man Wasser nur aus gegrabenen Brunnen gewinnt, und an manchen Flüssen finden sich keine Ansiedlungen, weil das Wasser brackisch, salzig oder stinkend ist, also für Menschen und Vieh unbrauchbar. Oede Striche finden sich namentlich im zarizynischen, kamischynischen und ssaratowischen Kreise. Einige Werste von der Wolga fängt allmählich das vegetabilische Leben an abzunehmen, das Land wird wüste und es beginnt das federartige Pfriemenkraut. Im wolgaischen und chwalinischen Kreise ist die Menschenzahl bedeutend, denn der große Irgis, mit den darein fallenden Flüssen bietet alle möglichen Vortheile an, — nur kein Holz. Die Zahl der Ansiedler mehrt sich im ganzen Lande mit jedem Jahre. Auf diejenigen aber, welche sich entfernter von der Wolga niederlassen, üben Klima, Wasser, Holzlosigkeit, und selbst die Vegetation einen bedeutenden Einfluß aus: sie sind mancherlei Krankheiten unterworfen, und viele unterliegen aus Mangel an ärztlicher Hülfe.

Die hiesigen Einwohner genießen manche Vortheile: Gras-

*) Das Ganze ist aus dem Briefe eines Hrn. Leopoldow vom 18/30 Oktober 1835 aus Ssaratow entnommen.

fluren und Steppen versehen sie mit Heu, die Felder liefern Weizen, Gerste, Wasser= und andere Melonen, Kartoffeln, Tabak, Rüben, Rettige u. dgl. Der Weizen gedeiht überall gut, namentlich aber an den beiden Irgisflüssen, im chwalinischen Kreise und in der Nähe der Wolga. Die Viehzucht ist überall einträglich, und ohne die Holzlosigkeit ließe sich ganz angenehm leben; aber je weiter von der Wolga entfernt, desto theurer ist das Holz, und man ist genöthigt Kuhmist zu brennen.

Die Flußhäfen, in denen der bedeutendste Handel getrieben wird, sind: im Dorfe Balakow, in der Kolonie Jekaterinenstadt, in den Flecken Pokrowska und Nikolajewska, jenes Ssaratow, dieses Kampschin gegenüber gelegen. Die Regierung hat im Sinne, drei Städte zu gründen, an der Achtuba, *) am großen Usen und am großen Irgis. Diese sind unerläßlich, um einen bildenden Einfluß auf die rohen Landbewohner auszuüben. Außer dem würde die Anpflanzung von Wäldern die größte Wohlthat für das Land seyn.

Vor drei Jahrhunderten noch war dieses allein von nomadischen Horden durchzogen, der Wohnplatz der reißenden Thiere, der Wildschweine und Antilopen. Die Zeit hat Alles geändert. Hier blühen jetzt zahlreiche Dörfer, und reiche goldene Fluren erglänzen. Freilich gibt es noch weite Einöden, aber nach einigen Jahrhunderten sind vielleicht auch sie verschwunden.

*) Oder, wie der Verfasser sagt, richtiger: Atruba.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die größten Dichter des 19ten Jahrhunderts sind bisher Ketschedschisade, d. i. des Kotzenmachers Sohn, und Miralemsade, der Sohn des Trägers der heiligen Fahne, der Verfasser des Spiegels des Sieges. Ketschedschisade Molla Isset ist der Sohn des als Muderris an der Suleimanije mit dem Range eines Oberstlandrichters von Rumili verstorbenen Ketschedschisade Mohammed Sealih. Der Sohn hatte sich schon zum Range eines Richters von Konstantinopel emporgeschwungen, als er als Untersuchungskommissär der Stiftungen von Mekka und Medina in des Sultans Ungnade fiel, und, nach Sinope verbannt, dort im J. 1245 (1830) jähen Todes starb. Ketschedschisade's Gedichte bilden einen Diwan, der nicht weniger als zehntausend Distichen stark. Er ist der Chronogrammenschmied κατ' ἐξοχὴν der ganzen Heerschaar osmanischer Poeten, indem bei ihm die gebundene Rede die obligate Sklavin jeder festlichen Gelegenheit, immer bereit das Lob des Sultans als des mächtigsten und größten Monarchen mit vollen Backen in die Welt zu posaunen. Wenn er wirklich den Ehrennamen eines Dichters verdiente, so müßten wir ihn mit Chakani und Enweri, den großen persischen Lobrednern vergleichen; so können wir ihn aber bloß als die Säule der jüngsten Periode osmanischer Reichsgeschichte ansstellen, an welcher alle Anschlagzettel öffentlicher Begebenheiten in gereimter Prose mit ihrem Datum angeheftet sind, als den mürben und lockern Schlußstein, welcher von den übrigen Steinen des alten Gewölbes osmanischer Poesie hoch in die Luft getragen, aber sich auf dem Giebel wohl nicht lange halten, sondern bald verwittern wird. Die einzige interessante Seite, welche sich seinem Diwan abgewinnen läßt, ist die historische, indem denselben der künftige Geschichtschreiber des Beginnes des 19ten Jahrhundertes als Quelle trockener historischer Daten benützen kann, ohne fürchten zu dürfen, daß inmitten historischer Forschungen (wie dieses dem Leser der hochpoetischen Geschichte Waßaf's widerfährt) der Aufschwung des Poeten, oder nur der Schmuck des Redners die Arbeit historischer Forschung durch ihre Reize beirren mögen. Der den Diwan Ketschedschisades als Quelle historischer Daten benützende Geschichtsforscher wird sich nur durch den Schwall der leeren Worte durchzuarbeiten haben, in welchem die Gedanken nicht wie bei Waßaf wie ein herrliches Kauffahrtheischiff, mit allen Gütern des Morgenlandes reich befrachtet, unter vollen Segeln einherwogen, sondern wie die zerstreuten Bretter des Wracks osmanischer Poesie in weitem Schlunde daherschwimmen. Das Vorbild, dem er nachgeeifert zu haben scheint, ist der ältere Wehbi, d. i. der durch die Fülle seiner Chronogramme langweilige und prosaische Dichter Wehbi, welcher unter der Regierung Ahmeds III gerade vor einem Jahrhundert gelebt. Des Kotzenmachers Sohn hat seinem Diwan den stolzen Namen des Schatzes der Denkmale *) gegeben, auf welchen das Werk, wenn es nur als historische Datensammlung betrachtet wird, sogar mit Recht einigen Anspruch machen mag. Ominös ist in demselben Mangel des Bismillah, d. i. der allen poetischen und prosaischen Werken der Moslimen ohne Ausnahme vorgesetzten Anrufungsformel des Namens Gottes, indem sogleich nach der Vorrede in Prose der Diwan mit dem Naat, d. i. dem Lobhymnus auf den Propheten beginnt, welchem das Miradschije, d. i. der Hymnus auf die nächtliche Himmelsfahrt folgt, dann Hymnen zum Lobe der zwölf Imame, und ein besonderer Abschnitt zum Lobe der mit Husein auf dem Schlachtfelde von Kerbela verdürsteten Märtyrer, ein Hymnus, der zwar in den Werken persischer Dichter, Schii, eine ganz gewöhnliche, in dem Diwane eines osmanischen Dichters, Sunni, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, welche entweder die Hinneigung des Verfassers zum Lehrbegriffe der Schii oder bloß größere Toleranz beurkundet. Besser als mit dem Lobe des Propheten und der zwölf Imame hätte des Kotzenmachers Sohn seinen Diwan mit dem Lobe Gottes begonnen, doch folgt dieses nach dem Hymnus auf Husein, und hierauf fünfunddreißig Kaßideten zum Lobe Sultan Mahmuds, seiner Paläste, Köschke, der großen und mächtigen Männer seiner Zeit, als: des Großwesirs Chorschid, Ghalib, Alipascha und mehrere Paschen Statthalter, des Mufti Dürrisade Abdullah, mehrerer Muftisöhne und Oberstlandesrichter, des Nischandschi Halet Efendi und Anderer. Von diesen sind Ghalib und Halet als Botschafter nach Paris gegangen, und der Schreiber dieser

*) Chasan ul assar.

Zeilen hat beide, jenen bei seiner Durchreise durch Wien im J. 1802, diesen auf seiner Rückreise zu Bukarest im J. 1807 kennen gelernt. Der letzte, welcher des uneingeschränkten Vertrauens Sultan Mahmuds und so mächtigen Einflusses auf die neuen Reformen als Freund des Sultans und als Feind der Janitscharen genoß, mußte dennoch von jenem diesen zum Opfer gebracht werden. Er ruht an der von ihm an seinem Grabmale am Kloster der Mewlewi zu Galata gestifteten Bibliothek, die einzige der im Laufe dieses Jahrhundertes gestifteten, deren Katalog dritthalbhundert Werke, und unter diesen mehr mystische und neuere poetische *) enthält als die anderen Bibliotheken, deren letzte vom Sultan Abdulhamid, die vorletzte vom Großwesir Raghibpascha an ihren Grabmälern gestiftet worden. Halet Efendi ist auch der Sammler einer Blumenlese aus persischen, arabischen und türkischen Dichtern. Nach den 35 Kasidеten in dem Diwan des Kotzenmacherssohnes folgen dreihundert chronographische Gedichte der Begebenheiten der zwei Jahrzehende von 1814 bis 1833, das jüngste auf die Eroberung von Ipsara. Nach diesen dreihundert Chronogrammen, deren mehrere ganze Seiten füllen, folgt erst der Diwan der Ghaselen, deren nicht weniger als ein halbes Tausend, meistens im mystischen Geiste der Mewlewi; dann Glossen zu Ghaselen berühmter Dichter, Bruchstücke, Distichen, einzelne Verse; den Beschluß macht ein Lobgedicht auf die von Sultan Mahmud zu Medina erbauten Kuppeln heiliger Stätten. Der voluminöse Diwan des Kotzenmacherssohnes, welcher das Chronogrammenhandwerk ins Große betrieben, bezeichnet den eigentlichen Standpunkt, zu welchem die osmanische Poesie heute herabgesunken, nämlich die tiefste Ebbe schwülstiger Chronogrammen und prosaischer Gelegenheitsreimerei.

Der zweite der oben namhaft gemachten jüngsten türkischen Dichter ist Mir Alemsade, d. i. Mohammed, der Sohn des Führers der heiligen Fahne, dessen Mesnewi, d. i. in gereimten Distichen verfaßtes episches Werk Aini Safer, d. i. der Siegesspiegel, in den Begebenheitstafeln als ein vorzügliches Werk der Poesie angepriesen worden. Außer dem offiziellen Lobe der Staatszeitung ist dasselbe noch mit dem vorausgeschickten Halbdutzend elogiis virorum illustrium geharnischt, oder, wie der wörtliche Sinn dieser Lobsprüche (Takrif) es bedeutet, durchgeedt. Da diese unter die ersten gegenwärtig lebenden Gelehrten des osmanischen Reiches gehören, so mag es erlaubt seyn dieselben hier zu nennen. Es sind: 1) der Reichshistoriograph, Herausgeber der Begebenheitstafeln, Mohammed Esaad Efendi. 2) Mohammed Raif Efendi, der mit dem Range eines Richters von Mekka angestellte Richter von Adrianopel; 3) Es-seid Hasan, der Richter von Sofia, mit dem Range eines von Skutari; 4) der Chodscha (Lehrer) der Pforte des Großwesirs Es-seid Hasan Ali, der sich selbst den kritischen Titel des Correctors der Dichter *) beigelegt; Miralemsade Osman Waßif, vermuthlich der Bruder des Verfassers, einer der Herren des Diwans; 6) Abden-nar El-Bochari. Der Verfasser tritt durch dieses Werk ganz in die Spuren der alten Schehnamedschi, d. i. Königsbuchsänger, welche vor der Anstellung der Reichshistoriographen die Begebenheiten früherer und gleichzeitigen Regierungen prosaisch reimten. Der Gegenstand ist das Lob Sultan Mahmud's, welcher, wie es sich erwarten läßt, über alle großen Herrscher der ältesten und neuesten Zeit erhoben wird. Als Belege werden die Thaten und Eigenschaften Sultan Mahmud's mit denen der größten Chalifen und osmanischen Sultane zusammengestellt, so daß diese jenem nur zur Folie dienen. Nach der Anrufung Gottes und dem Lobhymnus des Propheten erzählt der Verfasser, wie er aus seinem Geburtsort Eskedsche in Rumili mit seinem Schwiegervater, dem Bittschriftmeister des Diwans nach Konstantinopel gereiset, dort vom verstorbenen Muhibb, dem ehemaligen Botschafter in Paris (wo ihn der Schreiber dieser Zeilen im J. 1810 gekannt), Unterstützung fand. Dann lobt er seine Gönner Alibey, Redschid, den Richter von Melta, Mohammed, den von Skutari Faik, den Kabinetssekretär des Großwesirs, Nuri, den Kabinetssekretär des Sultans und andere Gönner. Er gibt dann Rechenschaft über die Einrichtung und Anwendung des Siegesspiegels, in welchem den größten Thaten der zwölf größten Herrscher größere zwölf Thaten des größeren Padischah Sultan Mahmud's entgegenstehen, so, daß jene in diesem sich spiegeln können. Die erste Erzählung von Alexander dem Macedonier ist des Gesichtspunktes willen merkwürdig, aus welchem Alexander hier nicht als Welteroberer, sondern seiner Gerechtigkeit wegen gepriesen wird. Bekanntermaßen ist der von Sultan Mahmud gewählte Ehren- oder Dichternamen Adli, d. i. der Gerechtigkeitergebene. 2) Die Eroberung Bagdad's unter Murad IV (eben kein musterhaftes Beispiel wegen des Blutbades von 40,000 Personen) mit der Empörung Daudpascha's zusammengestellt, welchen der Statthalter Alipascha geschlagen und gefangen genommen. 3) Der unter S. Abdulhamid gedämpften Empörung der Levante wird die Vernichtung der Janitscharen entgegengestellt, welche dieselbe freilich bei weitem (im vergossenen Blute) übertrifft. 4) Harun Raschid wird als Beschützer der Wissenschaften und Gründer militärischer Einrichtungen gepriesen; Sultan Mahmud als der Gründer der militärischen Einrichtungen der fünf Waffengattungen der neuregulirten Truppen (der Kanoniere, Minier, Bombardire, der Reiterei und des Fußvolks), als Erbauer der neuen Moschee zu Topchane, als Gründer der Arzneischule und Verschönerer der Stadt. 5) Behramgur's, des berühmten Herrschers der Sasaniden, Kunst im Pfeilschießen (er war ein so guter Schütze, daß er dem wilden Esel in vollem Lauf mit einem und demselben Pfeile zugleich Huf und Ohr durchschoß, und dieses an jenen heftete) mit den ausgezeichneten Leistungen Sultan Mah-

*) Die Diwane der türkischen neuern Dichter: Nasim, Risei Nakschbendi, Nesibdede, Refii, Tarsi, Hawaji, Chißmi Ismail, Pertew, Mekki, Scherif, Nedim, Kelim, Sesaji, Waßlet, Nischeet, Junis Imrim, Widschdi, Neschati, Abdol-medschd Derwisch Esrar.

*) Mumeiiesch Schuara; Mumeiis ist der Beamte der türkischen Staatskanzlei, welchem es obliegt, alle Expeditionen nicht nur des Styles wegen, sondern auch, ob dieselben im Einklange mit den bestehenden Gesetzen und Verordnungen, zu durchsehen.

mud's im Pfeilschießen widerlegt. 6) Die Empörung Mohammeds des Pascha von Skutari in Albanien unter Sultan Abdulhamid findet ihr Gegenbild in der jüngsten Empörung des Pascha von Skutari Mustafapascha, welchem der Großwesir (weil er zu schwach ihn zu bezwingen) Verzeihung erwirkte. 7) Die richtigste und treffendste dieser historischen Parallelen die des großen Aufruhrs der Religionsneuerer, der Karmatiten, unter dem Chalifate der Beni Abbas mit den Wehabiten. 8) Den sieben berühmtesten Rebellen unter S. Ahmed's I Regierung werden vier der berühmtesten Rädelsführer, welche unter S. Mahmud's Regierung in Rumili und Anatoli rebellirten, entgegengestellt, die alle gehängt wurden. 9) Aus diesem Rebellengesindel ragt unter S. Abdulhamid's Regierung der große Aufruhr Tahirpascha's von Akka, (der Vater Fasilbeg's, des Verfassers des Buchs der Frauen), unter S. Selim's Regierung der Dschesarpascha's hervor, mit welchen der gefährlichste Alipascha's von Janina kontrastirt wird. 10) Nuschirwan habe, um verrätherische Statthalter abzuschrecken, einen schönen Vers gesagt, mit dem dieser Abschnitt beginnt, nämlich:

Verräther wird geköpft, Verräther wird gehangen,
Verrätherei zuletzt muß ihren Lohn empfangen.

Um diesen schönen (!) Vers zu bewähren habe S. Mahmud drei verrätherische Statthalter hinrichten lassen, nämlich: Osmanpascha, Hamidpascha, Mohammedpascha. 11) Von den Tugenden S. Mahmud's, mit denen er die aller früheren großen Herrscher überflügelte, mit einem Anhange über die Trefflichkeiten der Waffenübungen des Heeres, endlich ein Buch der Schreiber in 25 Distichen, eine Entschuldigung, eine Anrede an die Kritiker, das Dichterselbstlob (Fachrije) und drei Schlußreden (Chatime). Alles dieses in der wäßrigsten Prose gereimt, ohne einen Funken poetischen Geistes; das Ganze 1300 Distichen stark.

(Fortsetzung folgt.)

Pöppigs Reisen in Südamerika.

4. Reise nach den Anden von Santa Rosa.

Der schöne Frühling war schnell vorüber, und der Reisende eilte, den hereinbrechenden heißen Sommer tiefer in den Anden zuzubringen. Er schlug den schon oft besuchten Weg ein, der über die Hauptstadt nach Santa Rosa de los Andes und Mendoza führt. Kaum hat man die Bergkette, welche den Hafen von Valparaiso einschließt, überstiegen, so eröffnet sich eine Scene, welche mit höchst geringen Veränderungen bis an den Fuß der Anden dieselbe bleibt. Wellenförmige Ebenen dehnen sich aus, und sind von Gebirgszügen begränzt, die man mühsam genug übersteigt, ohne viel zu gewinnen, denn die auf der entgegengesetzten Seite von neuem beginnende Ebene ist in der Regel nur sehr wenig höher, als die kurz vorher durchzogene. Daher kommt es, daß man vom Meere ziemlich entfernt, also dem Fuße der Anden sehr nahe und doch nur in unbedeutender Höhe ist, was den Umstand erklärt, daß die Cordilleren von der Küste aus so außerordentlich großartig erscheinen. In Peru ist der Charakter des Gebirgs ganz anders, dort steigt man landeinwärts mit jedem Schritte höher. Indeß darf man sich unter den Ebenen Chile's nicht, wie geschehen ist, regelmäßige Längenthäler vorstellen: Ausläufer der Anden durchschneiden oft in rechtem Winkel das Land, folgen zum Theil einer Diagonale, und hören oft gänzlich auf, während niedrigere Bergketten eben so unverbunden und ordnungslos sich in der Mitte des Landes erheben, und wie die Cerros de Guanaco und die Berge von Rere in der Provinz Concepcion durchaus kein bemerkliches System befolgen.

Oede und monoton ist der Anblick des Landes auf der einzigen Kunststraße Chile's, die von Valparaiso nach St. Jago führt, und nur erst auf der zweiten der höhern Bergketten, welche die Ebene des Maypu von der Küste trennen, findet man mehr Abwechslung. Dort erblickt man mit einem Mal das Thal von St. Jago, das von der Höhe herabgesehen, einem grünenden Garten gleicht, der durch lange Reihen von italienischen Pappeln in einzelne ziemlich gleich große Stücke zertheilt und durch unzählige einzeln zerstreute Wohnhäuser verschönert wird. Weiterhin zeigt sich die Hauptstadt und dahinter erheben sich endlich oft vom Nebel verdeckt die starren Riesengipfel der Anden. Nach diesem erhabenen Anblick wird man beim Eintritt in die Stadt widrig angeregt durch die Enge und Unreinlichkeit der Straßen und Wohnungen, denn diese ist bei den niedrigen Klassen fast noch ärger als in Valparaiso, darum gilt auch Santiago für einen sehr ungesunden Ort, wozu indessen klimatische, noch nicht gehörig erörterte Einflüsse beitragen mögen. Ueber die Unreinlichkeit darf man sich indeß nicht sehr wundern, da sich die Einnahme der Polizei monatlich nur auf 195 Duros belief, von denen nur 150 auf Straßenreinigung u. dgl. verwendet werden konnten. Die neueste halboffizielle Schätzung setzt die Anzahl der Einwohner im Jahre 1831 auf 60,000, und mit Einschluß des flachen Thals, in dem sie liegt, auf 110,000 Seelen an.

Die Bevölkerung von Chile anzugeben ist eine schwierige Sache, und der Verfasser wagt nicht einmal eine bestimmte Meinung hierüber auszusprechen, wir führen deßhalb bloß an, daß Miers die Bevölkerung mit 800,000, gewiß zu nieder, ansetzt, der Census von 1813 auf 980,000, Yrizarri auf 1,200,000, und der bloß auf Muthmaßungen gegründete Census von 1832 auf 1,400,000; letztere Zahl ist gewiß zu hoch. Im Jahre 1827 wurden die Südprovinzen mit ziemlicher Genauigkeit auf 250,000 angegeben; darunter der Chiloearchipel mit 43,805. *)

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Neapel ist das Land der Taucher: ein Journal der Hauptstadt, der Omnibus, kündigt an, daß ein gewisser Lorenzo Giordano von Fiumara in Calabrien nach langen Versuchen ein Mittel fand, sechs Stunden lang auf dem Boden des Meeres an den tiefsten Stellen zu bleiben, und im Gehen etwa eine Miglie in der Stunde zurückzulegen. Dieser Mensch verlangt ein Privilegium für zwei Jahre und ein Drittheil alles dessen, was er auf seinen unterseeischen Wanderungen findet.

Nach einem englischen Blatte soll die Haut der Kartoffeln, wenn man sie dörrt und in feinen Staub verwandelt, eine so entschiedene Aehnlichkeit mit dem Tabak haben, daß selbst die erfahrensten Raucher — soll doch wohl heißen Schnupfer — sich oft täuschen lassen. Zu bemerken ist indeß, daß beide Pflanzen derselben Familie angehören.

---

*) Ausgezeichnet ist dieser rohe und arme Landstrich durch seinen Schulunterricht, denn im Jahre 1826 erhielten 3511, im Jahre 1827 4489 Kinder Unterricht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1836.

Lage der Sipahis in Indien.

Wir haben wiederholt auf die Wichtigkeit der anglo-indischen Armee hingewiesen, und werden auch in Kurzem eine größere Mittheilung über die innere Organisation derselben machen, die manches aufklären wird, was über die Verhältnisse dieser Armee dunkel geblieben. Inzwischen theilen wir aus der Naval and Military Gazette, welche die indischen Offiziere gewissermaßen zu ihrem offiziellen Blatt erkoren haben, um ihre Ansichten, Wünsche und Klagen darin niederzulegen, das Schreiben eines Sipahioffiziers mit, der ausdrücklich darauf aufmerksam macht, daß nicht bloß die Offiziere, sondern auch und hauptsächlich die Soldaten sich zu beklagen hätten. Wir theilen absichtlich den Brief unverändert mit:

„Keiner von Ihren zahlreichen Korrespondenten scheint je auf die Vernachlässigung gedacht zu haben, mit der unsere Sipahis behandelt werden: sie sprechen fort und fort von ihren Klagen und verletzten Interessen, aber niemand vertheidigt die Sache der Soldaten! Ich glaube die Offiziere haben nicht halb so viel Grund zu klagen, als die eingeborenen Soldaten, für die seit Jahren nichts geschehen ist, während ihre Aussichten sich immer mehr verdüstern. Alle indischen Offiziere kennen die bedeutenden Reduktionen in dieser Armee, wodurch ein großer Theil der Unteroffiziere supernumerär wurde, und nach und nach eingereiht werden mußte, ehe andere befördert werden konnten. Schon dieß war ein starker Schlag, der die Hoffnungen von vielen verdienten jungen Soldaten vernichtete, aber von allen mit geziemender Unterwürfigkeit getragen wurde; die Folgen davon waren kaum verschmerzt, als die Hälfte der Dschemadars (Lieutenants) in der Madrasarmee reducirt wurde, was die Beförderung zum Offiziersrang in diesem Dienstzweig auf eine unbestimmt lange Zeit hinausschob, obgleich man den Leuten unaufhörlich sagt, daß die Erreichung einer Offiziersstelle der einzige Lohn für gutes Benehmen und treue Dienste sey: diese Hoffnung ist den Unteroffizieren der jetzigen Generation, die durch ihr exemplarisches Benehmen und ihre Fähigkeiten sich des Avancements würdig gemacht haben, und darauf rechneten, mit Einemmal abgeschnitten, denn bis die Supernumerärs eingereiht sind, werden die andern wegen Alters und Abneigung gegen den Dienst nicht mehr tauglich seyn; ich halte es für sehr hart, einem guten Soldaten aus angeblicher Sparsamkeit die Belohnung gerade in dem Augenblicke vorzuenthalten, wo er sich derselben durch sein gutes Benehmen würdig gemacht hatte. Man hätte einheimische Offiziere in gleicher Anzahl mit den Supernumerären zu gleicher Zeit pensioniren sollen.

„Der alte Sipahi kann zwei Drittheile oder drei Viertheile seines Lebens hindurch treu gedient haben, erhält aber darum nicht mehr Sold als der rohe Rekrute: der gute und der schlechte, der alte und junge Sipahi stehen in Einer Klasse, und nichts geschieht, um ihre Lage zu verbessern oder ihre Anhänglichkeit zu befestigen. Es ist eine gewöhnliche Redensart unter den Sipahis: Cumpani dschuwan the, op budhâ, was ungefähr so viel heißen will, als daß die Kompagnie ehemals liberal und rücksichtsvoll verfuhr, jetzt aber träge und geizig geworden sey. Daß keine Maßregel, die von den alten vor dem Komité des Unterhauses vernommenen Offizieren vorgeschlagen wurde, angenommen ward, bestätigt nur zu sehr, daß die Regierung viel zu gleichgültig gegen die Interessen der Sipahis ist. Ich hoffe nur, daß man nicht allzu weit gehe, denn obwohl sie von Natur in hohem Grade unterwürfig und geduldig sind, so hat doch die Erfahrung gezeigt, daß die Verzweiflung sie zu offenen Handlungen der Selbstvertheidigung treiben kann. Man sollte ihren Sold mit der Länge der Dienstzeit erhöhen, und einheimische Offiziere sollten beim Rücktritt vom aktiven Dienste mit mehr Auszeichnung behandelt werden; statt daß man sie in Nichtachtung und Trägheit versinken, und in ihren heimischen Dörfern dasitzen läßt mit langem Barte und brütend über getäuschten Hoffnungen, sollte man sie je nach ihren Ansprüchen, Verdiensten und Fähigkeiten als Platzkommandanten (Killadars) in Festungen und Garnisonen, und als Brigadeadjutanten anstellen. Ein großer Theil der einheimischen Offiziere würden ihre Regimenter mit dankbarern Gefühlen gegen die Regierung, als jetzt häufig der Fall ist, verlassen, und man würde sich ihren fortdauernden Einfluß zu unsern Gunsten sichern.

„Ehrenvolle Auszeichnungen dieser Art würden ihre fortgesetzte Treue sichern, eine sehr wichtige Rücksicht für die

Dauer unserer Herrschaft, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil dieser Pensionärs in oder nahe bei Garnisonen wohnt, wo sie vom Garnisonsdienst befreit Zeit genug haben, sich unter die Eingeborenen zu mischen, wodurch sie Gelegenheit erlangen, die herrschende Gesinnung kennen zu lernen, und Komplotte oder Verschwörungen zu erfahren, die sie jener berichten würden, wenn sie noch als verantwortliche Diener der Kompagnie zu betrachten wären. Läßt man sie dagegen müßig und unbeachtet bei ihrer Pension, die sie vielleicht ihrem Dienste unangemessen erachten, so können sie leicht in der Schwäche des Alters und bei dem bittern Gefühl der Zurücksetzung einer keimenden Verschwörung den Lauf lassen, oder gar insgeheim dazu mitwirken. Wer weiß, ob nicht manche pensionirte Sipahioffiziere in Bangalor die dortige Verschwörung im Jahre 1832 lange vorher kannten, ehe sie entdeckt wurde!

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Um nichts besser sind die mir zu Gesicht gekommenen Verse zweier anderen lebenden Dichter des Mewiewi-Astronomen Mohammed Seidullah Iset Efendi, und die in der Staatszeitung mitgetheilten Chronogramme Rifaatbey's auf gute Pfeilschüsse des Sultans. Iset Efendi heißt der Ehrenherr und Rifaatbey der Höhenfürst, aber ihre Verse haben weder auf Ehre noch auf Höhe Anspruch. Aus dem Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Stellung macht vor ihnen die Schwester Sultan Mahmud's, die Sultanin Haibetullah, darauf Anspruch, von welcher ein über ihr Leben in der Volksweise Scharki, d. i. der östlichen oder saracenischen gedichtetes Lied im Umlaufe, welches sie zur Zeit der Thronrevolution gedichtet. Da die osmanische Literatur in vier Jahrhunderten nur vier Dichterinnen zählt (Mihri, Seineb, Sidki und Ani), so mag dieses Volkslied einer Sultanin als ein höchst seltenes Phänomen hier seinen Platz verdienen; es ist ein Seitenstück zu den vom unglücklichen Prinzen Dschem gedichteten Liedern.

Läßig trank ich Gift hinein,
Mich langweilt die Seele mein;
Mich verbrennt des Lebens Pein,
Mich langweilt die Seele mein.

Nie lacht ich im Weltenhain,
Nie sah ich der Treue Schein;
Nie sah ich dergleichen Pein,
Mich langweilt die Seele mein.

Schicksal will's, so soll es seyn,
Keinem geht mein Flehen ein;
Kann die Welt mir nöthig seyn?
Mich langweilt die Seele mein.

Fremde lad zum Leben ein,
Mir mag es gleichgültig seyn,
Mir kann nicht die Welt gedeihn,
Mich langweilt die Seele mein.

Niemals sah ich Treue rein,
Fremde trinken Freudenwein,
Und vergebens leid ich Pein;
Mich langweilt die Seele mein. *)

Wie der Verfasser des Siegesspiegels, der eigentlich ein Fürstenspiegel seyn soll, den zwölf Thaten voriger Herrscher die zwölf herkulischen S. Mahmud's entgegenstellt, wollen wir den sechs genannten jüngsten osmanischen Dichtern ein Dutzend der größtentheils noch heute lebenden osmanischen Gelehrten in wissenschaftlichen Fächern zur Seite stellen. Zuerst den zu Ende des vorigen Jahrhunderts oder Anfangs dieses gestorbenen Satschaklisade, den Verfasser zweier in den Begebenheitstafeln **) mit Lob gedachter Werke, des ethischen Edabi, die Sitten der Kinder, ***) und des pädagogischen oder encyklopädischen, die Anordnung der Wissenschaften.****) Zweitens der ihm gleichzeitig unter S. Selim lebende Kommentator der aus 63 Distichen bestehenden Kaßidet Ibrahim Halebi's, des Chodscha's des Großwesirs Ragibpascha's über die Lebensgeschichte des Propheten, welche voriges Jahr aus der sogleich zu erwähnenden ägyptischen Presse hervorgegangen. Ein großes, vierhundert enggedruckte Folioseiten starkes Werk, welches viele in Europa bisher noch ganz unbekannte Details zur Biographie Mohammed's aus den besten Quellen derselben enthält. Den an der osmanischen Staatskanzlei als Chodscha angestellten Esseid Hasan Aini Efendi kennen wir schon als Verfasser des zu Konstantinopel gedruckten arabisch-persisch-türkisch gereimten Glossars und den Protomedicus Mustafa Behdschet, als Verfasser der zur Zeit der Cholera erschienenen Flugschrift und Uebersetzer der arabischen Geschichte des osmanischen Feldzugs in Aegypten. †) Der in dem Range eines Oberstlandesrichters von Anatoli stehende Musa Efendi von Jerusalem ist der Verfasser der unter dem Titel Ausbund des Beweises über die Herrschaft des Sultans ††) verfaßten kleinen arabischen Abhandlung, welche den Gehorsam gegen die neuen Einrichtungen durch Ueberlieferungen des Propheten einschärft, und der Uebersetzer derselben ins Türkische, der vormalige Amedbschi (Kanzler) und dermalige Reisefendi Akif Efendi. Die beiden größten Leuchtthürme unter den heut lebenden großen Gelehrten sind zweifelsohne der Vorsteher der Ingenieurschule Ishak Chodscha, der Uebersetzer der Encyklopädie mathematischer Wissenschaften, der Werke über die Befestigungskunst und die Minen, einer geographischen Abhandlung und einer anderen über die Höhenmessung. Er steht an der Spitze aller Unternehmungen mathematischer Literatur, so wie Esaad Efendi der Historiograph an der Spitze aller historischen. Esseid Mohammed Esaad, Sohn des Muderris Esseid Abdullah, geb. zu Konstantinopel im J. 1204 (1789), führt den von

---

*) Die Reimfolge ist im Original dieselbe, der Refrain lautet: Dschanümden besdüm o sendüm

**) Nr. 38 vom 7ten Redscheb 1248 (29 Oktober 1832).

***) Edabul weledije.

****) Tertibul ulum.

†) Gest. seitdem dieses geschrieben ward.

††) Unter dem Titel Risalei Nassih, d. i. Abhandlung der Rathschläge, erwähnt in Nr. 42 der Begebenheitstafeln; der Verfasser eben da Nr. 18.

seinem Vater ererbten Beinamen Ssahhaffade, d. i. des Buchhändlers Sohn, weil derselbe Scheich, d. i. Vorsteher der Buchhändler gewesen, weßhalb sich Esaad auch Scheichsade, d. i. den Sohn des Scheichs nannte. Im J. 1224 (1809) zum Muderris ernannt, erhielt er 20 Jahre später die Stelle eines Richters von Skutari, dann des Lagers mit dem Range eines Richters von Mekka, von welchem er voriges Jahr zum Range eines Richters von Konstantinopel befördert ward. Seit 3 Jahren ist er Herausgeber der Begebenheitstafeln, welche zugleich die laufende Reichsgeschichte vorstellen. Um sich von dem Style derselben einen Begriff zu machen, ist durchaus die getreue Uebersetzung eines Artikels derselben nothwendig, um so mehr als dieses der heutige historische Styl, und hier wörtlich Bulwers Wort Anwendung findet: the ephemeral journal is the type of the everlasting history! *)

„Nach Erforderniß der edlen Weisen der Korans und der wahrsten Ueberlieferungen strahlt das Ansehen und der Werth der frommen und gelehrten Männer, welche, als vollkommene Zierde der Humanität und als Ursache der Auszeichnung ehrender Pietät mit dem Schmucke der Wissenschaften und Kenntnisse geziert, und mit dem Glättungswerkzeuge guter Handlungen polirt sind, wie Sterne hell, und derselben Würde wird von hochverehrten Sultanen, welche die Gerechtigkeit ehren, und von großen Padischahen, welche Billigkeit gewähren, besonders hochgeachtet und mit vorzüglicher Achtung und Gewogenheit betrachtet. Besonders hat S. M. der durch mannichfaltige löbliche Eigenschaften berühmte, handelnde, welterobernde, glorwürdigste, barmherzigste Padischah, welcher itzt den Thron der größten Herrschaft schmückt und den hoch erhabenen Thron der höchsten Chalifenschaft beglückt, welcher die Ulema und Kenntnißreichen erzieht und nährt, und ihnen die mannichfaltigsten Gnaden gewährt, der Nachfolger des Schah's der Propheten, für welchen der Vers vom Himmel kam: „„Wäre es nicht um dich zu ehren, die Himmel nicht erschaffen worden wären,““ **) Unser allergnädigster Herr (Gott der Preiswürdigste und Allerhöchste wolle denselben auf dem Throne dauern lassen auf Erden so lange auf derselben der Koran und Bücher gelesen werden!) die Klasse der Theologen und Philologen, der Scheiche und frommen Männer und alle Ausgezeichneten von jeher mit Unterhalt und Würden bedacht und dieselben mit Gnaden und Geschenken glücklich gemacht, so daß dergleichen unendlicher schahischer Gnaden und padischahischer Hulden, welche seine Großmuth nach und nach durchmessen und dergleichen Gewogenheit und Gunst und Hochachtung und Beachtung in keinen Geschichten bisher zu lesen und in keinen Blättern der Denkmale bisher aufgezeichnet gewesen. Ein Beispiel davon ist von Allerhöchstdenselben so eben gegeben bei dem Hintritt Jasindschisade Mewlana Esseid Abdolwehhab Efendi's des Trefflichen, dem Keiner sich stellt zur Seiten, dieses Seadeddin's des Zweiten, welcher zur glücklichen Zeit Allerhöchst der Herrschaft, zu der sich flüchtet die Chalifenschaft, zweimal den hohen Sitz des Fetwa und des Scheich's des Islams eingenommen, Unpäßlichkeit halber im Ramasan des vorigen Jahres abgesetzt, auf seinem Landhause am Bosphorus nur mit dem Dienste des Schöpfers und mit dem Gebete für die Fortdauer des Schah's des Gesichtskreises beschäftigt, Ende des Monates Ramasan (welchem der Einfluß des Segens der Sündenverzeihung entstammt) dieses Jahres in der Nacht Kadr (27sten des Ramasan) sich in dem Hause des Leichentuches angesiedelt. S. M. der Allerglücklichste Herrscher, unser Allergnädigster Herr, welcher sowohl zur Zeit wo der Verstorbene die Würde des Mufti bekleidete, als auch mit seinen anderen Diensten und reinen Handlungen stets zufrieden waren, ließen seinem Andenken den Ausdruck schmerzvollen Leides widerfahren, indem Allerhöchstdieselben dem in der Moschee des Vaters der Eroberung (Mohammed's II) in der Mittagsstunde angestellten Leichengebete beigewohnt haben, und besonders deßhalb sich schon früh morgens von Allerhöchst Dero Lampenpalast am Bosphorus zur Stadt zu bemühen sich die Mühe gaben. Indem Allerhöchstdieselben bei der großen Versammlung der Moslimen diese Handlung der Religion zugebracht, Allerhöchst die Achtung für Männer der Wissenschaft auf diese Art kund gemacht. In der That ist nie eine solche demüthige Handlung, wodurch S. M. bloß von Allerhöchst Ihrer eigenen innern Bewegung angeregt, zu Gunsten der Gelehrten und Vollkommenen hohe Achtung an den Tag gelegt, weder in den Lebensbeschreibungen der Gesetzgelehrten (Schakaik en-namanije) und ihren Fortsetzern, noch in irgend einer Biographie berühmter Männer zu sehen, noch je von der Zunge Geschichtskundiger erhört. Als diese Achtung und Ehre die dabei Gegenwärtigen, der Mufti der Moschee, die Oberstlandrichter die geehrten, die Richter Molla die bewährten, und die Professoren die gelehrten, und ein ungeheurer Haufen Moslimen, die zusammengelaufen, gesehen, haben sie das nothwendig zu verrichtende Gebet für die Dauer seiner Majestät von innerstem Herzen zum Thron Gottes erhöht: Gott wolle Allerhöchst den gesegneten Leib, welcher, des Weltkörpers Geist, denselben durchkreis't, und welcher die Ursache der Ruhe der Landen und Unterthanen, und die mit Engelseigenschaften begabte mit Erbarmungen gefüllte Allerhöchste Person für immer und ewig in dem Ruhmpelze der Gesundheit beglücken, und damit den Thron der Glorie und Herrschaft schmücken. Amen durch die Gnade von Tah *) und Jes." **)

(Fortsetzung folgt.)

*) England and the English, book IV. Ch. I.
**) Lau lak le ma chulikat el-eflak.

*) Tah, die 20. und Jes die 36 Sura des Korans.
**) Nr. 78 des 17. Schewwal 1249 (27 Februar 1834).

Bevölkerung der Insel Socotra.

(Aus Wellsteads Memoir on the island of S.)

Einige Reisende haben die Einwohnerzahl viel zu niedrig auf 1000 angegeben, ich habe nach allen meinen Beobachtungen Grund zu vermuthen, daß sie wenigstens 4000 beträgt, und zwei verständige Araber, die über 10 Jahre auf der Insel lebten, halten auch diese Zahl noch für zu gering. Die Insel hat 1000 (engl.) □ M., also kämen 4 auf die □ Meile, was bei den weiten Strecken von Felsboden und bei der wandernden Lebensart der Einwohner als ziemlich viel gelten kann.

Mit Ausnahme des Aufenthalts der Portugiesen fand ich troz alles Forschens keine Spur, daß die Insel früher durch eine in der Bildung weiter fortgeschrittene Bevölkerung bewohnt gewesen wäre; doch muß sie einst stärker bevölkert und die Insel besser angebaut gewesen seyn, zu welcher Zeit dieß aber der Fall war, läßt sich unmöglich ermitteln. Ansteckende Krankheiten müssen einst die Insel verheert haben, weil sich eine ungeheure Anzahl Gräber auf der Insel findet, wovon ein großer Theil aus einer und derselben Zeit zu stammen scheint. Da aber alle Spuren jenes frühern Zustandes verschwunden sind, so muß diese Entvölkerung auf eine vergleichungsweise sehr frühe Zeit zurückgehen, und keineswegs bloß auf die Zeit kurz vor dem Einfall der Wehabis, deren Verheerungen sich auf Tamarida und dessen Nachbarschaft beschränkten.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

4. Reise nach den Anden von Santa Rosa.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung von Chile hat vor der von Peru, Brasilien und Columbien den entschiedenen Vortheil, daß sie gleichförmig ist, und keine Mischlingsracen besizt, mit Ausnahme einiger südlichen Distrikte, wo die Vermischung mit Indiern häufig ist; allein der Indier geht auch hier wie in Nordamerika sichtlich seinem Untergang entgegen, und so kann man die Bevölkerung Chile's von einem Ende des Landes als gleichförmig annehmen; auch spricht sie nur Eine Sprache, das Spanische. In Peru dagegen treten alle mögliche Mischlingsracen zwischen Neger und Indier, Weißen und Neger, Weißen und Indier auf, und erzeugen einen gegenseitigen bis auf die einzelnen Dorfschaften herab sich erstreckenden Haß, der keine Einigkeit denkbar werden läßt; dazu kommt noch in Peru die große Verschiedenheit der Sprachen, „die mit Hartnäckigkeit beibehalten, oft in der Entfernung von wenigen Tagereisen nicht mehr verstanden werden. Der Eingeborne von Lima versteht kein Wort von der Sprache des Indiers der Anden, der oft kaum durch eine Entfernung von zehn deutschen Meilen von der Hauptstadt getrennt doch entweder das Spanische nicht spricht oder es nicht zu sprechen vorgibt. Nur diejenigen Bewohner der Küste, welche länger in den Anden lebten, kennen das Idiom der Peruaner, und keiner, selbst nicht der Eingeborne von Mayna, ist mit den vielen höchst barbarischen Dialekten vertraut, welche troz des Verbots und troz aller Anstrengungen der Jesuiten immer noch von den Xibitos, den Panos, den Cocamas und andern Bewohnern der Missionen mit Vorliebe gesprochen werden. Selbst die uralte Sprache der Peruaner ist in zwei sehr unähnliche gespaltet worden, denn gegenwärtig versteht der Indier von Chachapoyas, welcher den Quichua-Dialekt zu sprechen vorgibt, nicht mehr den Indier von Cuzco, der sich vielleicht mit Recht rühmt, die Sprache der Incas in ihrer Reinheit erhalten zu haben." Dadurch ist der Centralregierung jede direkte Einwirkung auf die Indier abgeschnitten, und sie muß noch überdieß die Beamten über solche Provinzen eben aus deren Bewohnern nehmen, weil diese allein die Dialekte der Indier verstehen: aber in diesen Gegenden ist die Bedrückung des Indiers seit alten Zeiten einheimisch. In Chile ist spanisch die Sprache aller Stände, und selbst an der Südgränze, wo der Verkehr mit den Indiern häufig ist, verstehen nur wenige das Araucanische mit seinen Dialekten.

In Peru fanden die Conquistadoren ein meist wohlgebildetes Volk, daher dort die große Anzahl der Mestizos, in Chile wehrten sich die Indianer tapfer und zogen sich endlich zurück, daher dort in früherer Zeit so gut wie gar keine Vermengung mit ihnen. Die meisten Mischlinge entstanden wohl durch die fortdauernden Kriege, indem die Indianer häufig auf Weiberraub ausgingen und die spanischen Kreolen dieß nachahmten. Der Name Cholo entspricht im Chilenischen dem Mestizo der Peruaner und dem Mamaluco der Brasilier; China nennt man gewöhnlich das zwischen Weißen und Cholos erzeugte Kind. Diese leztern sind indeß vollends kaum von den chilenischen Landleuten zu unterscheiben. Von den Cholos entwirft Herr Pöppig folgendes Bild; „Weniger gedrungenen Körperbaues als der Indier, dafür aber nicht selten viel höherer Statur, bleiben den Cholos doch die breiten Schultern, der kurze Hals, die verhältnißmäßig kurz zu nennenden Arme, und die kleinen Hände und Füße ihrer braunen Mutter. Ihre Haare sind diejenigen des Indiers: sie sind lang, straff und hart, von glänzend schwarzer Farbe, und wachsen stets sehr weit in die ohnehin kleine Stirne hinein. Von Allem verliert sich am wenigsten die Bildung der Jochbeine und diejenige der Nase, die stets etwas platt gedrückt und vermöge der großen ovalen Nasenlöcher an ihrer Basis sehr breit ist." Die Zahl der Neger war in Chile niemals groß, eine große Anzahl derselben kam in den Revolutionskriegen unter San Martin in Peru um, wie man sagt, absichtlich zur Schlachtbank geführt, so daß die Zahl der Neger und Mulatten im Lande sich jezt schwerlich auf einige Hunderte belaufen möchte.

Der Vermehrung der Bevölkerung ist der Umstand günstig, daß Chile außerordentlich gesund zu nennen ist, wozu die Reinheit des Trinkwassers, die nie ruhenden Winde und der Mangel an Sümpfen und feuchten Wäldern am meisten beitragen mögen. Die Chilenen werden darum gewöhnlich sehr alt, während in Peru meist nur die Farbigen und die Indianer ein hohes Alter erreichen. Verheerend treten nur die Pocken und zwar periodisch auf, richten jedoch unter den Indianern mehr Verheerung an, als unter den Kreolen. Eine sehr verbreitete Krankheit, selbst bis in die kleinsten Dörfer, ist das venerische Uebel, das jedoch äußerst gutartig auftritt, und von der sich der Landmann durch Diät und Sassaparilleaufguß meist vollkommen heilt. Im Jahre 1831 trat unerwartet das Scharlachfieber auf, aber gleichfalls so gutartig, daß von den Kranken nur der zwölfte Theil starb.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Neger auf den französischen westindischen Inseln ersinnen alle möglichen Listen, um nach den englischen Inseln zu entkommen, wo sie nach dem neuen Akte der Legislatur frei werden, sobald sie das Ufer berühren. Unaufhörlich kreuzen Schiffe, um sie aufzufangen. Vor einiger Zeit kam ein Boot mit zwei Frauen, einem Mann und einem Mädchen zu St. Lucia an, und wurde bis in solche Nähe verfolgt, daß der Gouverneur einem Offizier der Artillerie Befehl gab auf das französische Schiff zu feuern. Glücklicherweise ging nur die Zündröhre los. Aehnliche Fälle kommen sehr häufig vor.

Der Oberarzt des Hospitals zu Versailles, Herr Noble, hat den Versuch gemacht, Blutegel in besonders dazu angelegten Reservoirs zu ziehen, und der Versuch soll vollkommen gelungen seyn. Man wirft eine Menge Töpfererde in den Reservoir und hierein legen die Blutegel ihre Eierhülsen, und schüzen sich zugleich gegen die Kälte. Wenn die Sache wahr ist, dürften die zahlreichen Züge von Blutegelwagen, die von Ungarn nach Frankreich gehen, bald aufhören.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1836.

Alte Tempel in Assam.

Gegen Ende Novembers v. J. mußte ich in Amtsgeschäften nach Tschardwar reisen, einen kleinen Distrikt in der nördlichen Abtheilung von Central-Assam, am nördlichen Ufer des Flusses Brahmaputra, zwischen 26° 32′ und 26° 51′ n. B. u. 92° 19 u. 92° 55′ ö. L. v. Gr. (74° 39 u. 75° 15 v. F.) Er hat seinen Namen daher, weil er zu den vier Pässen von Bhutan führt, und wird gegen Norden von Beegen von verschiedener Höhe begränzt, die am Fuß des Himalaja gelegen, von drei wilden Gebirgsstämmen bewohnt sind, welche Duphlas, Alhas und Kupa Tschowah *) genannt. Gegen Süden begränzt ihn der Brahmaputra, gegen Osten der Fluß Bhairavi, der ihn von Noeden her durchschneidet, und gegen Westen dee Fluß Rhotas, welcher ihn von dem kleinen Distrikt Tschutiah scheidet.

Im südöstlichen Winkel von Tschardwar zieht sich, in Form eines Halbmonds, eine Kette von Geanithügeln von 200 bis 500 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel, mit Gras und Waldung bedeckt, ven dem Bhairavi nach dem Brahmaputra hin. Die Bewohner behaupten, diese Hügel wären ursprünglich Agnighar oder Agnigarh, der Platz oder das Fort von Feuer, genannt worden, weil sie fortwährend Flammen auswarfen; andere aber sagen, sie hätten diesen Namen von einem Radschah, Namens Bangh erhalten, dee auf den Feuerplatz ein Fort gebaut habe, und fügen hinzu, Kelschna, auf seiner Gaura (ein Geschöpf halb Mensch, halb Vogel) reitend, habe Wasser heebeigeschafft und das Feuer gelöscht, und nun sey, zur Erinnerung an diese Begebenheit, der Name der Hügel in Pora umgeändert woeden, was im Dialekt von Assam so viel bedeutet, als die „Verbrannten,“ eine Benennung, welche ihnen noch immer beigelegt wird. Ich hielt allerdings für möglich, daß diese dunkle Sage auf irgend eine Weise mit dem frühern Voehandenseyn von Vulkanen in Verbindung stehen könne, doch fanden sich nach der sorgfältigsten Untersuchung keine Spueen von unterirdischem Feuer, welche diese Vermuthung gerechtfertigt hätten. Ich hatte meinen Wohnort in der Nachbarschaft aufgeschlagen, wo ich zufällig erfuhr, daß in der Wildniß einige gigantische Ruinen zu sehen seyen, von denen jedoch die Eingebornen keine befriedigende Nachricht zu geben wußten. Als ich in der mir bezeichneten Richtung fortschritt, fand ich es, des Dickichts wegen, das aus hohen mit Schlingpflanzen umwundenen Bäumen und aus über zwanzig Fuß hohem Rietgras bestand, in welchem wilde Thiere hausten, unmöglich, den Weg fortzusetzen. Diese Hindernisse wurden jedoch mit Hülfe einiger Bauern beseitigt, und nun boten sich meinen Blicken viele interessante Ueberbleibsel aus dem Alterthum, welche mich für die gehabte Mühe reich belohnten.

Der erste Tempel, den ich untersuchte, schien mit der Vorderseite gegen Norden gestanden, und mit einem Portikus, von drei sechzehnseitigen Säulen getragen, versehen gewesen zu seyn; jeder Schaft, Plinth und Fußgestell welche vier Fuß vom Boden emporragten ungerechnet, war 8 Fuß hoch, hielt $5^1/_2$ Fuß im Umfang und war aus einem einzigen schönen Granitblock gehauen. Die Schäfte hatten Kapitäle mit Skulptueen, während die Kragen achteckig und die Plinthe oben rund waren, sich bis zu 4 Fuß ausbeeiteten und eine Art Kreuz bildeten, das nach jeder Seite hin $4^3/_4$ Fuß maß. Drei gigantische Steine, nebst den Fragmenten eines vierten, jedes aus einem einzigen 14 Fuß langen Block und unregelmäßig fünfseitig gehauen, welche jeder 8 Fuß im Umkreis hielten, scheinen das Gebälk des Portals gebildet zu haben, das, meiner Schätzung nach, 56 Fuß lang gewesen seyn muß. Das Fries hat drei Reihen Skulpturen in Basrelief, Blumenschnörkel vorstellend. Die Oeffnungen, in denen eiserne Nieten eingefügt waren, sind noch deutlich zu unterscheiden, und es zeigt sich, daß kein Möetel zu Zusammenfügung des Materials angewendet wuede. Die übrigen Trümmer waren zu sehr zerstreut, als das ich mir eine deutliche Vorstellung von der Foem des Tempels hätte bilden können; aus

*) Kupa Tschowah ist eine Corruption von Kupas Tschoe, oder Baumwollendieb, ein Name, den diese Leute ihrer Räubereien wegen vollkommen verdienen; die Tschardwaries aber hegen die größte Furcht vor diesen Räubern, und zittern, wenn man sie mit diesem unhöflichen Beinamen bezeichnet. Sie sind mit den Alhas von gleicher Abstammung, von denen sie sich jedoch in etwas unterscheiden, und, wie es heißt, vor ungefähr 60 Jahren, unter der Regierung Lachmi Sings, in einen eigenen Clan sich absonderten.

einer großen Anzahl noch unvollendeter Arbeiten in der Nähe scheint hervorzugehen, daß der Baumeister durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß unterbrocken wurde, nud daß dieses und andere Gebäude zu derselben Zeit durch irgend eine der Verbreitung des Buddhismus feindliche Macht umgestürzt wurden, eine Zerstörung, welche vielleicht später ein Erdbeben vollendete. Diese Naturerscheinung ist in Assam häufiger als in irgend einem andern Theil der englisch-ostindischen Besitzungen, und daß sie vergleichungsweise nur so wenig Unglück anrichten, muß dem Umstande zugeschrieben werden, daß man nie Backsteine oder Steine zum Bau der Häuser verwendete. Alle Klassen, vom König bis zum Leibeigenen, bauen mit Gras, Bambus und Holz, und solche Gebäude leiden selbst durch den heftigsten Stoß nur wenig, und können, selbst wenn sie umgeworfen werden, den Bewohnern nur wenig Schaden zufügen.*) Hatle die Zeit allein diese Gebäude umgestürzt, so würde, der massiven Beschaffenheit des Materials wegen, der Ruin nicht so vollständig seyn, und die Trümmer näher beisammen liegen.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dieser Artikel ist nicht nur als Probe des Styls der Staatszeitung, sondern auch hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Tendenz ein merkwürdiger. Derselbe ist ein Kommentar zu dem, Eingangs dieser Uebersicht, von der verfassungsmäßigen Einrichtung des Gelehrtenstandes Gesagten. Der Mufti erscheint hier nicht als das Haupt der Kirche, oder wie der Verfasser des Mahometism unveiled zu sagen geneigt seyn möchte, als der mosliminische Padst, welches der Sultan als Chalife und Stellvertreter des Propheten, sondern bloß als der erste der Gesetzgelehrten des Reiches, welchem der Sultan, indem er der Bestattung desselben beigewohnt, einen Beweis seiner Hochachtung gegeben. Da die Beförderung der Ulema nach ihren verschiedenen Stufen vom untersten Muderris angefangen bis zum obersten Landrichter (dessen nächste Stufe die höchste Würde des Gesetzes, die des Mufti) immer nur stufenweise nach Maßgabe ihrer Jahre und Verdienste vor sich geht, so ist es auch verfassungsmäßige Präsumtion, daß die Höheren immer die Gelehrtern, nnd der Mufti, weil er am höchsten steht, auch der Gelehrteste des Reiches. Einigemal ist dieß in der Geschichte wirklich eingetroffen, wie z. B. als mit Sultan Suleiman und

*) In einem alten Manuskript, der Sitte des Landes gemäß auf die innere Seite der Rinde des Sachi-Baumes geschrieben, fand ich die Nachricht von einem sehr verwüstenden Erdbeben, im Jahre 1607 n. Ch., wo sich die Erde öffnete und eine ungeheure Menge Sand und Wasser auswarf. Am 31sten März v. J. wurden durch ganz Assam zwei starke Stöße gefühlt; der erste warf den Spitzstein eines Tempels zu Bisnath herab, zerbrach ein Götzenbild und richtete sonst noch viel Schaden an. Ein minder heftiges Erdbeben stellte sich am 3ten November vor. J. ein.

Selim II Ebusuud, auf dessen Aussprüche Suleiman der Gesetzgeber seine Einrichtungen gründete, 17 Jahre lang die höchste Würde des Gesetzes bekleidete; deßgleichen unter Mohammed III wo Seadeddin, der größte Gesetzgelehrte der Osmanen, Mufti war. Im 17ten Jahrhundert gaben die gelehrten Mufti Ali und Abderrahman die großen zu Konstantinopel in dicken Folianten gedruckten berühmten Fetwasammlungen heraus. Im 18ten war Mufti Tschelebisade Aaßim (der Reichsgeschichtschreiber und Dichter), und der Mufti Esaad, Verfasser des großen zu Konstantinopel gedruckten türkisch-arabisch-persischen Wörterbuches, des Buches der Nachtigallen, der Biographien der Sänger und anderer Werke. Zu Ende desselben Jahrhundertes und im Beginn des 19ten hinterließen die Mufti Mekki, Tewfiki und Scheref Efendi Diwane und Randglossen. Von den literarischen Leistungen des Mufti Jasindschi, dessen Bestattung S. Mahmud mit seiner Gegenwart beehrte, und dessen Vater, der Scheich Jasindschi, als Bevollmächtigter zum Kongresse von Folschan, auf dem Wege dahin eine türkische Uebersetzung des Evangeliums las, um sich in alle Feinheiten christlicher Diplomatie einzustudiren, ist uns gar nichts bekannt, aber die Schriftstellerei ist kein unerläßliches Bedingniß der Gelehrsamkeit. So ist einer der gelehrtesten der heute lebenden Ulema, wiewohl kein Schriftsteller, der schon in der malerischen Reise des Grafen Raczynski mit Lob erwähnte Sohn des Großwesirs Melek Mohammedpascha, der heutige Oberstlandesrichter von Anatoli Abdulkadirbeg, dessen dem Verfasser der osmanischen Geschichte während den zehn Jahren ihrer Komposition gemachter zahlreicher philologischer und historischer Mittheilungen und Aufklärungen in der Schlußrede dankbar erwähnt worden. *) Er ist der dritte Sohn des Großwesirs Melek Mohammedpascha (dessen erste Gemahlin, die Sultanin Seineb), indem derselbe im J. 1776 fünfundfünfzig, und nicht wie Graf Raczynski sagt, 95 Jahre alt war. Ihm und dem Reichsgeschichtschreiber dankt der Verfasser dieser Abhandlungen die Erläuterungen und Belehrungen über die Kette der Ulema und die verschiedenen Benennungen ihrer Stufen, von welchen sogleich die Rede seyn wird. Nur berühren wir noch vorher mit ein Paar Worten die unter Mohammed Ali's Statthalterschaft seit zwölf Jahren zu Kairo bestehende Druckerei und die Resultate derselben.

Aegypten würde in dieser Hinsicht eben so wenig einen Seitenblick erhalten als Syrien, Bagdad, Anatoli, Rumili, wäre es nicht der zu Kairo seit 12 Jahren in Gang gebrachten Druckerei willen. Wenn auch in europäischen Reichen die Hauptstadt größtentheils der Mittelpunkt, in welchem die Strahlen der provinziellen Leistungen zusammenlaufen, so ist dieß im osmanischen noch weit mehr und fast ausschließlich der Fall, und dieß zwar hauptsächlich wegen der Kette der Ulema, die wir alsbald näher beleuchten werden. Die Muderrisstellen in den vorzüglichsten der Provinzialstädte sind unbedeutend; das gemeinnützigste Verdienst entwickelt sich in der Literatur wie in der

*) Schlußrede im IX. Bande S. 25; die Lebensbeschreibung seines Vaters Melek Mohammedpascha im VII. B. S. 575.

Industrie, in den Aemtern des Krieges und des Friedens dart, wo es am besten belohnt wird, und der Samen gedeiht am besten im fruchtbarsten Erdreich. Die grossen und einträglichen Muderrisstellen befinden sich nur zu Konstantinapel, und wenn einer der ausgezeichneten Ulema als Richter irgendwo in der Provinz geiebt oder gestorben, so können seine Leistungen derselben eben so wenig, als weil er dort geboren, zu gut geschrieben weeden, da er seine höhere Bildung in der Regel nur zu Konstantinapel erhält. Aegypten und Syrien kann keine Ausnahme machen, weil man dort arabisch und nicht türkisch spricht. Das Studium aller drei Sprachen ist dem osmanischen Gelehrten unerläßlich; die gelehrtesten der Dichter haben in allen drei Sprachen gedichtet; die zu Konstantinopel gedruckten sind theils türkische, theils arabische, theils Hülfsmittel zum Studium des Persischen. Aegypten und Syrien würden eine besondere Uebersicht verdienen, wenn eine abgesonderte ägyptische und syrische Literatur bestünde; diese steht aber seit der osmanischen Erobeeung und der Herrschaft der Mamiuken auf Null, und muß unter Mohammed Ali's fortdauernder Herrschaft noch mehr unter den Nullpunkt sinken. Die von ihm zu Kaira eingeführte Druckerei kann um sa mehr als türkisch und aus Konstantinopel entlehnt gelten, als sie ihre Typen von dorther gehalt und mehrere der nützichsten zu Konstantinopel erschienenen Bücher, wie die Geschichte Waßif's, grammatikalische Abhandlungen und Glossare, geometrische und dogmatische Werke nachgedruckt. *) Hauptsächlich scheint dieselbe wegen des Druckes der militärischen Reglements für alle Waffengattungen eingerichtet worden zu seyn. Doch verdient ein Drittel der dort gedruckten Werke als eigenthümlich und nützlich ausgezeichnet zu werden, als: zwei arabische Briefmuster, eine kleine persische Grammatik und ein persisch-türkisches Glossar; ein arabisches Werk über die Pflichten des heiligen Krieges, worin die darüber vorhandenen Ueberlieferungen gesammelt sind; ein italienisch-arabisches Wörterbuch; die arabische Syntax Edschrumijet und ein Kommentar über dieselbe; die Uebersetzung eines medicinischen Werkes Vaccas und die durch die Brüder Argyropulo übersetzte Geschichte Rußlands von Castéra; ein Unterricht für den Landbauer, arabisch und türkisch, die große türkische Briefsammlung Hairet Efendi's, des verstorbenen Sekretärs Mohammed Ali's, betitelt: die Gärten der Schreiber und die Wasserbecken der Philologen, **) ein kleiner Foliant von 494 Seiten; endlich ganz neulich die zwei geschätzten türkischen Prophetengeschichten Nabi's, Fortsetzung der von Weisi begonnenen und die Lebensgeschichte Ibrahim's von Haleb nebst dem durch S. Selim III veranlaßten grossen türkischen Kommentar, beide in Kleinfolio; jenes 267, ***) dieses 405 ****) Blätter stark; endlich seit vier Jahren der Kalender und die ägyptische Zeitung in Kleinfalio in zwei Spaiten, arabisch und türkisch, aber von weit minderem Interesse als die zu Kanstantinapei türkisch und französisch erscheinende, da sie meist nur Prozesse, Privathändel und finanzielle Verordnungen enthält.

(Fortsetzung folgt.)

*) So das Tohfei Wahbi, das Lehrgebäude der arabischen Grammatik, die dogmatischen Werke: das Dürri Jekta, das Dschewherei Ahmedije, die geometrischen Tesisal eschkiol und Ussuli Hendesset. Die Liste der seit dem J. 1822 bis 1830 erschienenen 58 Werke im VIII. Bande der osm. Gesch. S. 518—523.

**) Rijasol Kuteba we hajasol udeba. J. 1826.

***) Seili Nabi, gedruckt 1248 (1833).

****) Seiri Ibrahim El-Halebi 1249 (1833).

Der Wallfischfang.

Ein Korrespondent des Athenäum bemerkt bei Gelegenheit der neuerlichen Nachrichten über die in den Polarmeeren eingeschlossenen Schiffe, daß man aller Wahrscheinlichkeit nach diese gefährlichen Gegenden allzu lange unnützer Weise besucht habe, um ölgebende Fische zu fangen. Alle Wallfische der Polarmeere, sagt er, ziehen jährlich gegen Süden, und man kann sie im atlantischen Meere an bekannten Stellen und zu bestimmten Zeiten eben so gut treffen, als in den nördlichen Meeren. Sie ziehen nach glaubhaften Nachrichten in den Monaten März und April ungefähr in der Mitte zwischen Ireland und Neufundland durch, und man kann deßhalb erwarten, daß um diese Zeit eine viel nähere, ökonomischere und minder gefahrvolle Fischerei eingerichtet werden könne, als die jetzige Reise nach den arktischen Meeren. Aus dem letzten Berichte der Committee des Unterhauses über die öffentlichen Arbeiten in Ireland ersieht man, daß sich im Frühjahr Wallfische in großer Menge an den Küsten dieses Landes zeigen, und ganz unbelästigt und unverfolgt dahin ziehen, weil die Bewohner dieser Küste zu arm sind, um Schiffe ausrüsten zu können. An den Westküsten von Ireland gibt es auch Meerschweine in Menge, und diese geben ein Oel der reinsten Art.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

4. Reise nach den Anden von Santa Rosa.

(Schluß.)

Nach kurzem Aufenthalte zu St. Jago ging unser Reisender weiter nach dem Landstädtchen Santa Rosa de los Andes; der Weg dahin ist bis nahe an das freundlich im fruchtbaren Thale gelegene Städtchen sehr monoton und unangenehm, um Santa Rosa aber erzeugt eine reichliche Bewässerung eine üppige Fruchtbarkeit. „Kaum tritt man aus den Umgebungen Santa Rosa's heraus, so naht man sich auch der anfangs sehr breiten Mündung des Thales, welches bald darauf sich verengt, dann zur Schlucht wird, und als solche die Schneide der Anden erreicht. Dieser Pfad ist zwar unbequem, dennoch aber aus mancherlei Gründen unter den drei gebräuchlichsten Andenpässen der besuchteste. Sobald man sich dem Fuße der Berge naht, hört das Freundliche, was in dem landschaftlichen Bilde von Santa Rosa erfreute, auf, und es scheint, als solle man schon bei dem ersten Eintritt in die Vorhallen der riesigen Natur der chilenischen Anden andauernde Winke über das erhalten, was man gar bald als die Charakteristik des Landes erkennen wird. Ueberall hin liegen Felsbrocken eines großen Umfangs zerstreut, denn wenn sich die Gebirgsarten in den Anden unter dem atmosphärischen Einflusse chemisch weniger leicht zersetzen, als diejenigen der Küste, so erliegen sie um so schneller den Ursachen, welche ihren mechanischen Zusammenhang aufheben. Die Regen waschen die Schichte der Erde zwischen den einzelnen Lagen des Gesteins weg, und wenn

einmal an der Spitze eine Lage zu rollen oder zu gleiten beginnt, dann führt sie nach und nach die ganze Bergseite mit hinab, und so entstehen die gefährlichen Abhänge von losen Steinen überschüttet, von denen die Anden voll sind.“ Vereinzelte Reihen von einheimischen Bäumen, namentlich der nützliche Seifenbaum, der Quillay und die verwandte Kageneckia umgeben den Fuß der Felsenberge wie grünende Gürtel. Wenn man weiter aufwärts steigend diesen schmalen Streif einer mehr baumartigen Vegetation verläßt, so geräth man unter die dornigen Colletien, Trevoa, Ceanethus und die Fackeldistel, die am Ende der Regenzeit mit fußlangen, schneeweißen Blüthen bedeckt ist. *) „Indeß ist der Quisco, so heißt die Fackeldistel, keineswegs der einzige Repräsentant der zahlreichen Cactusgewächse. Jedes tausend Fuß höher bietet andere Formen, von denen kaum drei oder vier in den europäischen Gärten sich finden. Bald sind es kleine, kaum zollhohe Cylinder, die in eine dichte Heerde versammelt nach allen Seiten mit Stacheln drohen, und verrätherisch von kurzem Grase bedeckt werden. Andere Arten, die sogenannten Melonencacten, treten als große Kugeln auf, die bloß in ihren äußern Umrissen mit den Zwergen unserer Gewächshäuser etwas Aehnliches haben: sie reichen dem Vorübergehenden wohl bis an die Hüften, erscheinen bald mit orangefarbenen Blüthen geschmückt, bald auf ihrer aschgrauen Oberfläche mit langen silberweißen Stacheln bewehrt und von einer Brut ihrer jungen Nachkommenschaft umgeben.“

Hr. P. siedelte sich in einer Hütte in den Anden an, und machte von da aus Exkursionen, die aber nicht sehr ergiebig ausfielen, denn es herrscht hier nicht die Mannichfaltigkeit und das Durcheinanderwachsen der Pflanzen wie auf den Alpen Europa's. Bald machte er auch allein auf seinem Maulthier einen nicht ungefährlichen Ausflug nach dem Paß von Cumbre, und hier mitten unter dem Reiche des alten Chaos 8 bis 9000 Fuß über dem Meere lohnte ein unerwarteter Reichthum den Botaniker. Zeitig Vormittags kam er auf der auch jetzt noch im hohen Sommer dicht mit Schnee bedeckten Cumbre an, 12,000 Fuß über dem stillen Meere, was überhaupt als die Mittelhöhe der Anden in Chile angenommen werden kann. Unser Reisender faßt seine Bemerkungen über die Verschiedenheit der Anden und der Alpen in folgender Art zusammen. „Grausenhafte Einöde, ablige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine furchteinflößende Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, solche sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrsche eine außerordentliche Mannichfaltigkeit, ein Pic erhebt sich da über den andern, und neben dem abgerundeten Dom tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissene Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in seltenen Fällen einige Spitzen heravorragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und Trägheit bemerklich macht. In den Alpen Europa's strecken breite grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die Gränze des ewigen Schnees fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehntern Forsten von Tannen und Fichten, Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allem diesem zeigen die Anden dem Beschauer nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite horizontal scheinende Ebenen bildet, oder die größere Entfernung ihren mildernden bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hie und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen, die engen dunkeln Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmann nützlich werden zu können, sind hoch mit jenen Trümmern überschüttet, und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Unfähig in ihrem Schoße eine Bevölkerung zu erhalten, werden die Anden nie anders als in ihrer starren Regungslosigkeit erscheinen können, und dieser Charakter, den man selbst in den Einzelnheiten verfolgt, wird derselbe bleiben, bis die langsam, aber sicher wirkende Naturkraft im Laufe der Jahrtausende durch Veränderung des Klima's und die gradweise Zerstörung der Oberfläche auch diese Gebirge fähig macht, Schauplätze menschlichen Fleißes zu werden.“ Für die allgemeine Unfruchtbarkeit entschädigt vielleicht der Mineralreichthum, denn manche Umstände lassen glauben, daß die Anden von Santa Rosa manches unendlich reiche Silberlager enthalten. Allein alle Silberadern sind bis jetzt nur in Höhen vermuthet oder nachgewiesen worden, wo ungeheure Felsen der härtesten Art den Boden ohne Unterbrechung bedecken, wo der Schnee sechs Monate lang liegen bleibt, und ein Winter herrscht, der dem im Lande der Myrthe und Orangen gebornen doppelt unerträglich wird. Daher ist niemals in diesen Gegenden der Bergbau anhaltend oder mit Erfolg betrieben worden. Bei der Unwegsamkeit der Cordilleren und der geringen Industrie des niedrigen Landes, aus dem man doch Alles herbeischaffen mußte, um die Kolonie der Bergleute zu erhalten, überstiegen seine Kosten die Mittel auch der reichsten Spekulanten. Nur die Silberbergwerke ganz nahe an der Küste lohnten sich. Dieß änderte sich auch nach der Entdeckung der fabelhaft reichen Silberlager zu Copiapó nur kurze Zeit, und der jährliche Silberertrag wird auch jetzt noch nur auf 120 bis 150,000 Mark gerechnet. Viel solider ist die Bearbeitung der Kupferbergwerke, doch steht der Ausdehnung derselben ein bedeutendes Hinderniß entgegen, nämlich der Mangel an Brennmaterial. Zwar finden sich in Talcahuano Kohlen in Menge, aber man kann weder diese nach Copiapó, noch das Erz nach Talcahuano verführen, da beide eine außerordentliche Menge Schwefel enthalten, der sich auf der See entzündet, wodurch schon mehrere Schiffe wirklich niederbrannten, andere nur mit großer Anstrengung gerettet wurden.

Die Schneide der Anden auf dem Passe des Cumbre bildet eine Ebene von kaum 100 Schritten Breite, und man kann wegen Unebenheit und Unsicherheit des Bodens weder rechts noch links weit vom Wege abgehen. Hr. P. fand hier eine merkwürdige Form aus der Gattung der Verbenen, merkwürdig auch darum, weil sie nur auf dem östlichen Abhang in größerer Menge erscheint, und nie auf der chilenischen Seite herabsteigt, eine Eigenthümlichkeit, die sich auch bei mehreren Thieren bemerklich macht.

*) Dér fußlangen sehr harten Stacheln bedient man sich in den abgelegenen Gegenden des Landes als Stricknadeln, und die eingetrockneten Stämme liefern in dem holzarmen Norden des Landes ein vortreffliches Brennmaterial, dessen man sich um Copiapo, sogar zum Schmelzen des Kupfers bedient.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur. Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1836.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

3. Wissenschaftliche Anstalten.

Nach den Druckereien von Konstantinopel und Kairo bleiben uns noch die übrigen wissenschaftlichen Anstalten des osmanischen Reiches und besonders der die meisten derselben in sich konzentrirenden Hauptstadt, die Schulen, die Bibliotheken, die Kette der Ulema, die wissenschaftlichen Belohnungen und Ermunterungen kennen zu lernen übrig. Die Schulen zerfallen in die Kinder- oder Abc-Schulen (Mekteb), in den allgemeinen in den Moscheen ertheilten Unterricht (Dersi aam) und in den der Kollegien (Medrese). Dieses sind gerade die drei Arten, von denen Bulwer wünscht, daß dieselben: Infant Schools, Sunday Schools und höhere, von der Regierung aus in England systematisirt werden möchten. Alle diese drei Arten, von Schulen bestehen im osmanischen Reiche mit dem Beginne desselben schon zu Nicäa, dann zu Brusa und Adrianopel, hernach durch den Eroberer zu Konstantinopel gegründet, unter seinen Nachfolgern, besonders aber unter Suleiman dem Gesetzgeber geregelt und zu einer beträchtlichen Anzahl vermehrt. In den Kinder-Abc-Schulen, deren mehrere in jedem Winkel der Stadt, lehrt der Schulmeister oder Lehrer, welcher Chodscha heißt, das Buchstabiren, Lesen, die ersten Anfangsgründe der Grammatik und der Religion. Die Elementarwerke, welche dermalen zu diesem Unterrichte dienen, sind schon in mehreren Auflagen erschienen, und noch jüngst in der Staatszeitung zu sehr billigen Preisen zum Verkaufe angekündigt worden. *) Die Dersi Aam oder allgemeinen Vorlesungen, welche in den Moscheen gehalten werden, stehen zwischen den Knabenschulen (denn Mädchen werden keine zugelassen) und den Kollegien mitten inne, indem die Vorlesungen nicht den Unterricht im Buchstabiren und Lesen, wohl aber allgemein faßlichen Volksunterricht in Gegenständen der Philologie und Religion bezwecken, wie dieses schon der Titel Dersi Aam, allgemeiner Unterricht, sagt. Die Vorlesenden sind keine Schulmeister oder Lehrer (Chodscha), sondern schon Muderrise, d. i. Professoren oder Rektoren, Vorsteher einer Medrese, d. i. eines Kollegiums. Solchen gewöhnlich an Moscheen, Bibliotheken, Grabmälern aber auch außerdem besonders gestifteten Kollegien steht ein Professor (Muderris) vor, welcher aber besser Rektor (Master head of the college) genannt zu werden verdient, weil er nicht nur dem Unterricht, sondern auch den an der Medrese als Stiftlinge wohnenden Studenten vorsteht. Diese Fellows heißen Suchte (vulgar Sochta ausgesprochen), d. i. die Verbrannten, weil vorausgesetzt wird, daß sie vom Eifer zur Wissenschaft brennen. Man nennt sie auch mit einem arabischen Worte Thalib, d. i. die Begehrenden, welcher Name der in den afrikanischen Schulen, in Aegypten und Marokko gewöhnliche; oder mit einem persischen Danischmend, d. i. die Wissensbegabten. Dieser letzte Name, welcher von Reisebeschreibern und andern Schriftstellern über das osmanische Reich so oft in Talismani verstümmelt worden, bezeichnet aber heutzutage mehr eine Art von Famuli der Muderrise und der großen Ulema. *)

Von einem halben Tausend solcher im ganzen osmanischen Reiche bestehenden Medreseen sind zu Konstantinopel allein gegen 300, und 275 derselben sind im 9ten Bande der osmanischen Geschichte nach ihren Stiftern und Oertlichkeiten aus den Quellen nachgewiesen. **) Zu Konstantinopel sind die berühmtesten die vom Eroberer an seiner Moschee und der von S. Suleiman an der seinigen gestifteten. Mohammed II stiftete an seiner Moschee acht Medreseen, welche die der Ebene oder vielmehr des Vorhofes heißen, denn mit dem Worte Ssahn, d. i. Ebene oder das Feld wird insgemein der Vorhof der Moscheen bezeichnet, deren hinterer Hof, wo die Gräber, Raudhat, d. i. der Garten heißt. In dem Felde wird der Samen der Wissenschaf-

*) 1) Das Risalei birgewi, der türkische Katechismus, um 4½ P.; 2) Dürri jekta, die Religionspflichten nach dem hanefitischen Ritus, 6 P. 3) Nahw dschumlesi, die Sammlung der fünf Elementarwerke arabischer Grammatik, 7 P. 4) Sibhei Sibjan, türkisch-arabisches gereimtes Glossar 3½ P. 5) Tohfei Wehbi, persisch-türkisches gereimtes Glossar, 5 P.; der Piaster ist nach dem dermaligen Kurse 6 Kreuzer C. M.

*) Im Orlando furioso Talacimano, was in der Antologia Italiana, Dec. 1832. p. 39 irrig von Talisman abgeleitet wird; ebenso ist in Ariosto Cane aus Chan, Argalifta aus Al-Chalifet, Diodaro aus Diwitdar und Amostante aus dem Namen des Chalifen Al-Mostain verstümmelt.

**) IX. Band. S. 145—163.

ten gepflanzt, in dem Garten wird der Staub am Tage der Auferstehung in Blumen aufblühn. Zwischen beiden liegt das Heiligthum selbst, die Moschee, welche wenn sie klein, Mesdschid, d. i. der Anbetungsort, wenn sie groß Dschamii, d. i. die Versammlerin heißt. Nur an der letzten wird am Freitage das Gebet für den Sultan von der Rednerkanzel (Mimber) gehalten, welche mit der Predigerkanzel (Kursi) nicht zu vermengen. Die letzte ähnelt der in christlichen Kirchen inmitten derselben an einem Pfeiler angebrachten; jene, immer zunächst dem Mihrab, d. i. der Nische, welche den Hochaltar vorstellt, ist eine Art Tribüne, zu welcher man auf einer leiterförmigen Stiege emporsteigt. So ist auch das Amt des Kanzelredners (Chatib) und des Predigers (Waiß) ein ganz verschiedenes; nur die letzten werden Scheiche genannt, und rücken auch, wie die Ulema in einer besondern Stufenordnung vor, welche die Kette der Scheiche, so wie jene die Kette der Ulema heißt. Da im Islam aller Unterricht von der Religion ausgeht, und die Gesetzgelehrten zugleich Gottes- und Rechtsgelehrte sind, so ist es natürlich, daß von jeher die Moscheen der Mittelpunkt waren, um welche sich alle wissenschaftlichen Anstalten gruppirten. So finden wir in der spanischen Geschichte an den Moscheen von Cordova und Granada die Al-Cadi, d. i. die Richter, die Al-Faki, d. i. die Rechtsgelehrten, die Al-Hafid, die Wiederholer des Korans, wissenschaftliche Aemter, welche mit den rein religiösen der Al-Moedhen, d. i. der Gebetausrufer, der Al-Chatib, d. i. der Kanzelredner, der Al-Imam, d. i. der Vorsteher beim Gebete nichts gemein haben, aber neben denselben an einer und derselben Moschee stehen. So finden sich auch in den Moscheen Konstantinopels die wissenschaftlichen Anstalten nicht nur der allgemeinen Vorlesungen und der Medreseen, sondern auch die der Bibliotheken, und noch drei andere Lehranstalten vereint, welche, von den Medreseen verschieden, besonders gestiftet sind. Dieß ist die Schule der Arzneikunde an der Moschee Suleimanije, dann die Hörsäle des Korans und der Ueberlieferung. Die ersten heißen Darul-Kiraïet, d. i. das Haus der Lesung, die zweiten Darul-Hadis, *) d. i. das Haus der Ueberlieferung; in jenem wird einmal oder zweimal die Woche die wahre Lesart des Korans gelehrt, in diesen über die Ueberlieferungssammlung Bochara's gelesen. Die medicinische Schule hat S. Mahmud reformirt, und eine Privatarzneischule von Aerzten angelegt, woraus die heut zu Konstantinopel bestehenden Militärspitäler mit Aerzten versehen werden sollen. So hat er auch die vom S. Selim gegründete Schule der Ingenieure erweitert, und mit derselben nach jüngst eine Schule der Baukunst in Verbindung gebracht. **)

Die merkwürdigste von S. Mahmud gestiftete Lehranstalt ist die an den Kanzleien des Innern und Aeußern, welche vor ihm nicht bestanden. Die Staatszeitung vom letzten December 1831 enthält einen kurzen Artikel, worin gesagt wird, daß auf Befehl des Sultans Es-seid Hasan Aini Efendi (der Verfasser des obenerwähnten türkisch-arabisch-persisch gereimten Glossars) an der hohen Pforte einen Lehrkurs über Grammatik und Literatur eröffnet habe, welchem alle jungen Sekretäre von Amtswegen beiwohnen sollen. Die Einleitung macht ein sehr berühmter Koransvers, womit schon ein vom S. Mahmud I im J. 1749 erlassenes Handschreiben begann: Sind denn die, so etwas wissen, gleich denen die nichts wissen? *) Sultan Mahmud I befahl durch jenes Handschreiben dem Mufti, nur gelehrte und würdige Männer zu den Aemtern des Gesetzes zu befördern. **) Der Zeitungsschreiber, auch Historiograph des Reiches, hatte bei Einleitung seines Lobes wahrscheinlich jenes Handschreiben S. Mahmud's I im Auge, in dessen Fußstapfen S. Mahmud II als Beförderer der Wissenschaften auftritt. „Es sey der Wunsch des Sultans," sagt die Staatszeitung, „daß, vermög des obigen Koransverses Sekretäre und Kanzellisten der kaiserlichen Kanzleien in den arabischen und philologischen Wissenschaften sich ausbilden sollen; das Sekretariat sey in der That das Resultat der gesetzlichen Wissenschaften und der praktischen Philosophie, und zur vollständigen Ausbildung der Sekretäre bedürfe es der Wissenschaften, welche unter den philologischen verstanden werden." Als solche werden nun die folgenden vierzehn aufgezählt: 1) Die Lexikographik, 2) die Grammatik, 3) die Wortforschung, 4) die Syntax, 5) die Lehre von der Anordnung der Rede, 7) die Tropik, 8) die Prosodie, 9) die Reimlehre, 10) die Lehre vom poetischen Ausdrucke, 11) die Briefschreibkunst, 12) die Schönschreibkunst, 13) die Kunst schlagfertiger Antworten und Erzählungen, 14) die Geschichte. Um die Sekretäre und Kanzellisten in diesen zweimal sieben Wissenschaften, welche die Araber, Perser und Türken unter dem Namen der philologischen oder Humanitätswissenschaften begreifen, zu unterrichten, war schon einige Jahre zuvor an der Pforte des Defterdars, d. i. beim Ministerium der Finanzen, Ibrahim Pertew Efendi (ein Chodscha, Lehrer, nicht mit dem gleichnamigen Pertew Efendi, dem Chronographen, heutigen Kiajabeg oder Minister des Innern zu vermengen) angestellt worden. Um denselben Vortheil größerer wissenschaftlicher Bildung auch den Sekretären der Kanzleien der hohen Pforte, d. i. in den Ministerien des Innern und Aeußern zuzuwenden, ward Scheich Aini als Chodscha, Lehrer, aller dieser zwölf Wissenschaften angestellt. In scientifischer Hinsicht ist der diesem Artikel unmittelbar vorausgehende siebenzeilige merkwürdig, weil er auf das allerbestimmteste den in der Türkei üblichen Unterschied zwischen der astronomischen Kalenderrechnung und der praktischen des bürgerlichen Lebens darthut. Derselbe sagt, daß der erste Redscheb zwar eigentlich dem Kalender nach am Dienstag anfange, daß aber, da der Neumond schon am Montag gesehen worden, die heilige Nacht der Himmelfahrt des Propheten in der 27sten Nacht desselben Mondes vom Freitag auf den Sonnabend gefeiert werden müsse. Es helfen also alle gedruckten Kalenderbestimmungen von dem wirklichen Be-

*) Der Name ist dem schon zu Beginn des 11ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung von dem Chalifen Hakim bi emrillah zu Kairo gestifteten Darol-Ilm, das Haus der Wissenschaften, der ältesten Universität, nachgebildet.

**) Das Reglement für dieselbe in Nr. 78 der türk. Staatszeitung vom 17ten Schewwal (27sten Febr. 1834).

*) Der 11te Vers der 29sten Sura.

**) Gesch. d. osm. Reiches. B. VIII. S. 155 und 156.

ginne des Mondesviertels nichts wider die Beobachtung mit dem freien Auge, nach welcher der Beginn des Mondes für den Anfang oder das Aufhören der Faste, und für die sieben heiligen Nächte des Jahres gerechnet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Tempel in Assam.

(Schluß.)

Die Zerstörung der Tempel von Pora wird von Einigen einem apostatischen Braminen von Kanudsch, Namens Pora Suthan, oder Kaiapahar, zugeschrieben, der gezwungen wurde, den Muhammedanismus anzunehmen, und dem die Tschardwaries und die übrigen Bewohner von Assam alles Unheil zuschreiben, von dem ihre Provinz heimgesucht wird. Nach ihren plumpen Verhältnissen und den Skulpturen und Verzierungen zu schließen, sind diese Tempel augenscheinlich das Werk einer sehr frühen Zeit; ich spähte vergebens nach einer Inschrift, und weder die Priester, noch die vornehmen Familien des Distrikts, die ich deßhalb befragte, wußten mir irgend eine Auskunft über die Zeit ihres Ursprungs zu ertheilen.

Unzusammenhängend mit dem ersten Tempel, und mehrere Schritte tiefer in dem Walde, oder Hain, den die bei den Tempeln angestellten Priester wahrscheinlich angelegt hatten, fand ich die Ruinen von sechs oder sieben andern ungeheuren, in Tausende von Stücken zerbrochenen Bauwerken von Granit. Altäre von gigantischen Verhältnissen waren die bemerkenswerthesten Stücke unter diesen Ruinen. Einer von diesen, 18 Zoll dick und 6 Fuß im Quadrat haltend, war 7 bis 8 Fuß vom Boden erhoben, und man gelangte auf steinernen Stufen zu ihm. Unterhalb befand sich eine Art Höhle und oben auf der Platte waren Löcher für eiserne Ringe und ein Receptaculum für Blumen und Wasser zu sehen, für den Nandi, oder geheiligten Stier Siva's bestimmt. Noch befanden sich sechs oder acht andere Altäre und mehrere viereckige Granitblöcke von 20 bis 30 Fuß und in der Mitte hohl, welche wahrscheinlich den Vedi oder Altarplatz Siva's bildeten, da sich in der Mitte eines jeden ein Sitz für den Ling oder das Symbol der Gottheit befand.

Unter den Skulpturen, welche mir auffielen, bemerkte ich auf einem Stück eines Frieses neun Figuren, jede ungefähr einen Fuß hoch, von denen die Kanheya's, die Flöte blasend, zwei Suhelis (Mädchen) zur Seite, die einzige kenntliche war. Ferner fanden sich Figuren von nackten Kindern, acht Zoll hoch, welche dem Kupido sehr ähnlich sahen; sie waren, so wie alle übrigen, in Basrelief ausgeführt und paarweis tanzend vorgestellt. Eine andere Gruppe von fünf bis acht Zoll hohen Figuren, von denen zwei in einer obscönen Stellung, schienen mit den obigen ein Theil eines Karnießes gewesen zu seyn.

Ein wenig nördlich vom Gehölz, in einem Walde von Rietgras begraben, den selbst ein Elephant nur mit Mühe durchbrochen haben würde, entdeckte ich ein weiteres sehr interessantes Bruchstück; es war dieß eine feste Granitmasse, von feinerem Korn als der zum Tempelbau verwendete, von $10^1/_2$ Fuß Länge, $2^3/_4$ Fuß Breite und 2 Fuß Dicke. Auf dieser befanden sich, in sehr hohem Relief, 18 Götterfiguren ausgehauen, zum Theil verstümmelt, das Vorhandene aber noch gut erhalten. 15 waren von gleicher Größe, jede 18 Zoll hoch, und der Reihe nach, in Gruppen von je drei, in eigene Felder zusammengestellt.

Die Priester, welche mich begleiteten, waren so unerfahren in der Charakteristik der Hindugottheiten, daß sie nicht zu sagen wußten, was diese Figuren vorstellen sollten. In der Nähe dieser Bilder befanden sich neun viereckige Piedestals von großen Dimensionen, jedes mit drei ausgehauenen Füßen versehen, welche wahrscheinlich eben so viele Säulen trugen, von denen jedoch die meisten nicht mehr vorhanden waren. Alles deutet darauf, daß der Tempel in einem großen Maßstab angelegt war. Jene Piedestale scheinen nicht von ihrer ursprünglichen Stelle verrückt worden zu seyn, und haben durch Zeit und Elemente so wenig gelitten, daß sie im Vergleich mit den übrigen Bauwerken von neuerem Datum zu seyn scheinen. Große Bruchstücke des Architravs und vom Frieß, mit ausgehauener Draperie bedeckt, liegen halb im Boden begraben.

In dem südwestlichen Winkel der Pora-Ebenen befindet sich ein anderer merkwürdiger Ueberrest von Skulptur, ebenfalls aus einem einzigen Granitblock gehauen, von mehr als 10 Fuß Länge und von $2^1/_2$ Fuß Dicke in der Mitte. Er scheint den Seitenpfosten eines Thores gebildet zu haben, und hat auf jeder Seite ein darauf gehauenes Band von 3 Zoll Breite, auf welchem Elephanten, Tiger, Hirsche, Widder, Stiere und Schweine mit Blumenschnörkeln eingefaßt, in Relief abgebildet sind. Es sind auf diesem Stein in Allem 25 Figuren eingehauen, indische Gottheiten vorstellend; von diesen bilden die 18 obersten sechs Reihen, drei in jeder, und jede in einem besondern Felde, während die mittlere Figur erhabener gearbeitet ist als die Nebenfiguren. Sie stellen männliche und weibliche Gottheiten vor, jede etwa 20 Zoll hoch, unter denen ich Hanuman erkannte. Eine andere Figur hat einen Fischschweif, und stellt, wie ich glaube, den Machh Avatar oder die erste Incarnation des Wischnu vor. Mehrere andere Figuren sind auf Saiteninstrumenten spielend vorgestellt, und die drei untern sind bloße Büsten mit auf der Brust gekreuzten Händen. Das unterste Feld enthält drei Abbildungen, Siva in der Mitte, 30 Zoll hoch, mit langem Bart und zu beiden Seiten weibliche Figuren, jede 26 Zoll hoch; die eine von diesen ist beschädigt, die andere aber spielt auf einem Saiteninstrument, und ist mit ungeheuren runden Ohrringen geschmückt. Ueber diesem Feld befinden sich zwei Gruppen von Zwergfiguren, 5 Zoll hoch, in sitzender Stellung; die ganze Skulptur trägt unverkennbare Spuren von Verletzung durch barbarische Hände.

Steinbrüche, aus denen die Steine zu den Bauwerken gebrochen worden seyn könnten, waren nicht zu entdecken, aber hie und da fanden sich zerhauene Steine, und an einem Orte unvollendete Pfeiler und Altäre aus Granitblöcken, auf der Oberfläche der Erde gehauen, so daß sich nicht zweifeln läßt, daß alles Baumaterial zu den vorhandenen Tempeln von den Felsenmassen auf den Hügeln genommen wurde. Nur ein paarmal fand ich Backsteine; sie waren weich, dünn, ziemlich groß und

nicht schlecht geformt. Ein großer Theil dieser Ruinen ist zur Hälfte in die Erde gesunken und alle zusammen nehmen einen Raum von 4 bis 5 Acres ein.

Ich habe sie deßhalb so genau angeführt, weil sich in Assam keine architektonischen Ueberreste befinden, die sich mit diesen messen könnten, und es läßt sich aus der großen Zahl dieser zerstörten Tempel schließen, daß sie sämmtlich Siva geweiht waren. Ich entdeckte deren 12 bis 15 in einem Umkreis von einigen Meilen von Pora, und es scheint, daß dieser Ort die Hauptstadt eines regierenden Hindu-Fürsten aus früherer Zeit war, der über ein sehr reiches Land herrschte.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

5. Seereise nach dem südlichen Chile. Aufenthalt zu Talcahuano.

Hr. P. hatte auf seinem letzten Versuche, die Anden zu übersteigen und nach Mendoza zu gehen, einen Unfall erlitten, der ihn aller seiner physikalischen Instrumente beraubte. Bis er diese neuerdings aus Europa kommen ließ, wollte er sich nach dem südlichen Chile begeben. Zu Lande wäre der Weg höchst langweilig und beschwerlich gewesen wegen der großen Trockenheit, vielleicht auch unsicher. So entschloß er sich zur See dahin zu gehen, wo er aber auch nicht viel Annehmlichkeiten erfahren sollte, denn eines Theils war das Schiff, das er bestieg, ziemlich gebrechlich, andern Theils ist eine Reise gegen Süden am Westufer Amerika's immer eine höchst unangenehme Sache. Von Mexico bis Chiloe zu kommen braucht man doppelt so lange als über den atlantischen Ocean, von Lima nach Valparaiso ist es eine Fahrt von 30 bis 40 Tagen, von Valparaiso nach Talcahuano eine Fahrt von 12 Tagen, während man umgekehrt von Talcahuano nach Valparaiso 48 Stunden braucht, ja ein schnellsegelndes Kriegsschiff den Weg schon in 24 Stunden gemacht hat. Der Grund davon liegt in den Winden und Strömungen von Süden her, die neun Monate des Jahres herrschen; oft geht dieser Wind bei völlig heiterem Wetter in Sturm über. Das einzige Mittel, die Reise einigermaßen abzukürzen, besteht darin, ziemlich weit gegen Westen zu segeln und dann wieder umzukehren gegen Osten. Auf diese Weise machte Kapitän B. Hall im Jahre 1821 den Weg von Lima nach Valparaiso und zurück in sieben Wochen, was man ihm zu Lima gar nicht glauben wollte. Auf seiner Fahrt kam Hr. P. nahe an der vulkanischen Insel San Juan Fernandez vorüber, und theilt einige interessante Bemerkungen darüber mit. „Die kleine, aber dennoch berühmte Insel erscheint unter der malerischen Form eines hohen in vielfache Spitzen zerrissenen Gebirgs, dessen Seiten nirgends völlig kahl, an vielen Orten eine freundlich grüne Bewaldung zeigen. *) Der unglückliche Botaniker Bertero, welcher sie ein Jahr später durchstreifte, fand eine sehr eigenthümliche Vegetation, mehr derjenigen der tropischen Südseeinseln, als des nähergelegenen Chile verwandt. Wie auf allen Inseln walten auch auf Fernandez die Farrn sehr vor, und sogar einige baumartige Species wachsen da, obgleich der Kontinent keine von ihnen außerhalb der Wendekreise bietet, und mit Ausnahme Columbiens alle bis jetzt bekannten Arten mit holzigem und hohem Stamme nur östlich von den Anden gefunden worden sind. Noch sonderbarer ist das Auftreten von baumartigen Formen aus einer Familie, die bisher nur krautartige Gewächse lieferte, nämlich von den Cichoriaceen; auch finden sich mehrere baumartige Senecionen. — Das Klima würde zu den herrlichsten der Welt gerechnet werden können, wären nicht unbeschreiblich heftige Winde das Ergebniß aller Jahreszeiten." Die Insel muß schon in älterer Zeit einmal von Europäern bewohnt gewesen seyn, denn es finden sich darauf wild gewordene Ziegen, Hunde und Rindvieh, namentlich aber Ratten in unzähliger Menge.

Am 13ten Tage der Fahrt erblickte man das Hochland von Arauco, das einen viel freundlichern Anblick hat, als die baumlose Küste bei Valparaiso, und am folgenden Tage lief das Schiff in den Hafen ein, der vor dem letztgenannten ungemein viel Vorzüge hat. Kaum hatte Hr. P. sich eingerichtet, so ward ein Streifzug in die Umgegend veranstaltet, „um einen kleinen Begriff über die Oertlichkeit zu erhalten. Die Oberfläche ist so mannichfach, es herrscht eine solche Abwechslung zwischen Waldbergen, kahlen Felswänden, grasigen Hügeln, holzigen Ebenen und Moorboden, daß die Untersuchung interessant wird. Jedem Beobachter wird es auf den ersten Blick wahrscheinlich, daß der ganze Küstenstrich von der Spitze von Lavapié bis etwas nördlich von Talcahuano einst aus einem Archipel bestanden habe, der in Zeiten, welche zum Theil von den unsern wohl nicht sehr entfernt sind, durch das Zurücktreten des Meeres zum Festlande wurde. Die Richtigkeit dieser Annahme in Bezug auf einige dichtbewohnte Punkte dieser Küste läßt sich sogar mit historischer Gewißheit durch Urkunden nachweisen. Die Halbinsel von Talcahuano, welche jetzt mit Concepcion zusammenhängt, heißt in alten Papieren eine Insel, und wird noch jetzt zu einer solchen, wenn der Biobio sehr anschwillt. Die breite, sandige und mit vielem Seesalz durchzogene Ebene, welche sich von der ehemaligen Küste, den Bergen von Concepcion und San Pedro, bis an das jetzt zwei Leguas entfernte Meer erstreckt, lag vor kaum 200 Jahren an mehreren Orten noch unter der Wasserfläche begraben. Ueberall finden sich Lager von Seegeschöpfen, denen man oft kaum ein hundertjähriges Alter zutrauen möchte, nahe an der Oberfläche, welche von mancherlei Salzpflanzen und Gräsern bedeckt wird. Nicht selten sind weite Stellen mit Torfmooren und Teichen, in denen aber der Zoolog eine bessere Ausbeute macht als der Botaniker. Was sich in größerer Tiefe findet, ist unbekannt, denn wenig Fuß unter der Oberfläche quillt dem Grabenden schon Wasser entgegen. Hügel von verschiedener, aber nie sehr bedeutender Höhe erheben sich auf dieser Ebene (Vega de Concepcion), und beweisen durch manche Merkmale, daß sie einst Inseln waren, welche die verhältnißmäßig breite Mündung des Biobio ausfüllten." Aus diesen Andeutungen ist zu ersehen, daß hier auch die Wassertiefe in der Nähe des Ufers nur gering seyn kann, und zahlreich sind auch die Seegeschöpfe, von denen die Untiefen bedeckt sind, und die den zahlreichen armen Fischern von Talcahuano und der Umgegend zur Nahrung und Lebensunterhalt dienen. Die größere Jagd auf Seehunde u. dgl. ist durch allzu unbesonnenes Morden unter diesen Thieren hier wie anderswo sehr geschmälert worden, so zahllos früher auch die Schaaren dieser Thiere waren, die sich weiter nach Süden gezogen zu haben scheinen; nur die Zahl der Wallfische ist jetzt noch ungeheuer, da die Chilenen selten auf ihren Fang ausgehen, weßhalb sie so zahm sind, daß man sie sogar zwischen den ankernden Schiffen der Bai von Talcahuano umherschwimmend bemerkt. Die Jagd, welche sich zu Lande darbietet, ist nicht minder reichlich als die im Meere, doch müssen wir deßhalb auf Hrn. P.s Schrift selbst verweisen, denn seine Angaben leiden keinen Auszug.

(Schluß folgt.)

*) Sonderbarer Weise ist die kleine Nebeninsel Mas afuera ganz kahl, vielleicht wegen der außerordentlichen Härte ihres Gesteins, vielleicht auch weil sie neuern Ursprungs ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1836.

Besuch der deutschen Kolonie Sao Leopoldo in Brasilien.

(Aus Arf. Isabelle's Reise.)

Ich schiffte mich zu Porto Alegre auf dem ziemlich tiefen und sehr gekrümmten Rio dos Sinos ein, der wie der Jacuy und andere Zuflüsse des Rio Grande in einem Bette von Sand und Schlamm läuft, dessen Ufer so nieder sind, daß sie stets überschwemmt scheinen. Doch sind sie hie und da bewohnt und bebaut, aber man baut die Häuser auf Pfosten oder einem Rost von 5—6 Fuß Höhe. Die eigenthümlich gebauten Dächer geben den Häusern das Ansehen von chinesischen Pavillons.

Nachdem wir die ganze Nacht gerudert hatten, hielten wir an den Tres Portos, was nichts Anderes ist, als drei mitten im Walde, wo das Ufer etwas höher ist, gelichtete Stellen. Hier ist man schon in der deutschen Kolonie, und nach dem Dorfe Sao Leopoldo hat man zu Lande nur noch zwei Stunden Wegs, während man auf dem Flusse den ganzen Tag brauchen würde. Wir zogen den Landweg vor, wo Berge, Thäler, Wälder, Wiesen, deutsche Bauerhäuser und bebaute Felder angenehm abwechseln. Gut angelegte Wege durchkreuzen sich allenthalben, und bringen die verschiedenen Punkte der Kolonie unter einander in Verbindung; bei einer Wendung des Hohlwegs erblickt man mit Einemmale das Dorf Sao Leopoldo in einer niedern, etwa zwei Lieues im Umfang haltenden Ebene. Man sollte sich in Deutschland glauben. Beim Anblick dieser europäischen Bevölkerung, deren Fleiß und Sorgsamkeit gegen die träge Nachlässigkeit der Brasilianer so sehr absticht, konnte ich mich eines Gefühls der Bewunderung nicht enthalten.

Das Dorf Sao Leopoldo, auch die Faktorei (feitoria) genannt, liegt am linken Ufer des Rio dos Sinos, 7 Lieues nordwärts von Porto Alegre; waldbedeckte Bergzüge umgeben das Thal, und die Deutschen haben mit großer Schwierigkeit herrliche Wege hinübergeführt. Bei der Anlage des Orts hat man mehr die Handelsbequemlichkeit, als die öffentliche Gesundheit zu Rathe gezogen, denn das Land ist beim geringsten Regen ein Sumpf, aber die Kolonisten sind eifrig beschäftigt, den Boden zu erhöhen und den Ablauf des Wassers zu befördern.

Zu Sao Leopoldo finden sich etwa 150 Häuser, theils von Holz, theils von Backstein, mit einer Bevölkerung von 1000 Seelen, meist deutsche Handwerker, und nur unter den Kaufleuten und Gastwirthen finden sich auch Fremde. Die meisten deutschen Kolonisten sind Ackerbauer und Viehzüchter, andere mit einigem Kapital haben Gerbereien, Branntweinbrennereien, Säge- und Mahlmühlen, Ziegelbrennereien u. dgl. angelegt, und alle sowohl Boden- als Industrieerzeugnisse finden reichlichen Absatz nach Porto Alegre. Die deutsche Kolonie, deren Hauptmarkt das Dorf ist, nimmt bis jetzt nur 15 □ Lieues ein, kann sich noch weit nach Norden ausdehnen, da man ihr keine andern Gränzen, als die der Provinz angewiesen hat. Viele Brasilianer, die mehr ihr Interesse als ihre Neigung zu Rathe zogen, haben sich darin niedergelassen, und kaufen den Deutschen um gute Preise das urbar gemachte Land ab. Die Behörden sind brasilianisch und bestehen aus einem Friedensrichter und einem Militärkommandanten.

Wir wurden von dem Doktor, J. Daniel Hillebrand, einem gebornen Hamburger, empfangen, der mit vieler Bescheidenheit das artigste Benehmen verbindet, französisch und portugiesisch fertig spricht, seit mehreren Jahren Medicin und Chirurgie mit Erfolg ausübt, und sich das Zutrauen und die Hochachtung der ganzen Kolonie erworben hat. Er beschäftigt sich viel mit Naturgeschichte, namentlich Ornithologie und Entomologie, zeigte uns seine ziemlich beträchtlichen naturwissenschaftlichen Sammlungen, so wie Waffen und Gefäße von Indianern. Die deutsche Kolonie verdient von allen Freunden der Naturwissenschaften besucht zu werden, sie werden sich nicht unbelohnt finden, und die zahlreichen, durch die Waldungen angelegten Wege gestatten dem Jäger und Botaniker allenthalben freien Durchgang.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Außer diesen zwei Chodscha, Lehrern, an der Pforte des Defterdars und der Pforte des Großwesirs sind noch zwölf an-

dere in den beiden kaiserlichen Palästen, vier an dem Serai von Galata und acht an dem zu Konstantinopel für die Pagen und andere Beamte des Hofes angestellt. Ein Chodscha des Galataserai heißt der der großen Kammer, der zweite der der kleinen Kammer, der dritte der der Speisekammer, der vierte der der Bibliothek. *) Diese Namen geben die genügende Auskunft über den Ort wo sie lehren und ihr Auditorium. Im Serai zu Konstantinopel befinden sich außer diesen nach den drei Kammern und der Bibliothek genannten Chodscha noch vier andere. **) Noch im letzten Fastenmonde (Februar) hielten diese acht Chodscha des Serai in dem am Ufer des Meeres gelegenen Lampenpalaste (Tschiraghan) nach einander über die Auslegung eines ihnen vom Sultan gegebenen Koransverses Vorlesung. ***) Die meisten dieser Chodscha, Lehrer des Serai, haben zugleich den Rang von Muderris, d. i. Rektoren, Vorsteher von Kollegien, so wie an christlichen Höfen Professoren der Universitäten zugleich Prinzenlehrer sind. Nebst den Kollegien (Medresse) bestehen zwei Ingenieurschulen für die Ingenieure der Land- und Seetruppen, d. i. eine geometrische und nautische, die architektonische und die von S. Mahmud an der Moschee Suleimanije neben der medicinischen neugegründete chirurgische. ****) Nun noch ein Wort von der einzigen in diesem Jahrhunderte gestifteten Bibliothek, nämlich der Halet Efendi's bei seinem Grabmale an dem Kloster der Mewlewi in Galata. Sultan Mohammed I hatte zwei Bibliotheken gestiftet, eine an der Moschee Aja Sofia †) und die andere am Serai zu Galata. ††) Sein Nachfolger Ahmed III zwei andere, die eine im Serai, die andere an der Moschee der Walide Mohammed IV. †††) Außerdem hatten im Laufe des 19ten Jahrhunderts fünf Großwesire Ibrahimpascha, Alipascha von Tschorli, Damad Alipascha (der in der Schlacht bei Peterwardein geblieben), Hekimsade Alipascha (der dreimalige Großwesir), Raghibpascha (der letzte große Großwesir des osmanischen Reiches), zwei Kislaraga (Beschir I und Beschir IV), zwei Mufti (Welieddin und Damadsade Feisullah), Ahmedpascha Ismail Efendi und der Defterdar Akif Efendi die jüngst im Feuer aufgegangene, und Abdulhamid am Schlusse des Jahrhunderts deren zwei, eine an der Moschee zu Beglerbeg, eine an seinem Grabmale am Gartenthore gestiftet; auch in den Provinzen hatten der Reisefendi Mustafa eine zu Kastemuni, und Ahmedpascha der Statthalter von Achiska die von den

*) Tschebarschenbeli Mustafa Efendi, der Chodscha der großen Kammer; 2) Achiskali Ahmed Efendi, Chodscha der kleinen; 3) Babakalaali, Chodscha der Speisekammer; 4) Imamsade Hatif Mohammed Esaad Efendi, Chodscha der Bibliothek.

**) 1) Akschehri Efendi, Chodscha an der Bibliothek des Serai; 2) Denisli Jahja Efendi, Chodscha an der Speisekammer; 3) Hasan El-Konewi; 4) Ibrahim El-Lapsaki; 5) Amasiali Omer Efendi, Chodscha des Chasinedar; 6) Esseid Abdes-Selam, Chodscha des Stellvertreters des Chasinedar; 7) Mohammed Emin Monastirli; 8) den Namen des achten meldet die Staatszeitung nicht.

***) Staatszeitung Nr. 77. 27sten Ramasan (7ten Februar).

****) Von der Errichtung der letzten gab die Staatszeitung Nr. 11. Kunde.

†) Gesch. d. osm. R. VIII. S. 5.

††) Ebenda VIII. 171.

†††) Ebenda VII. 365. 390.

Russen im letzten Feldzuge geplünderte gegründet. *) Diesen zwanzig im Laufe des 18ten Jahrhunderts von Sultanen, Großwesiren, Mufti, Defterdaren, Statthaltern, Kislaraga und Privaten gestifteten Bibliotheken steht im 19ten bisher leider nur eine einzige, nämlich die Halet Efendi's zur Seite. Die Fächer, nach welchen die 700 Werke derselben geordnet worden, sind die folgenden: 1) Koran und Exegese desselben, 2) Werke der Ueberlieferung, 3) Grundlehren der Rechtsgelehrsamkeit, 4) Mystik, 5) Humanitätswissenschaften, 6) Homiletik, 7) Rhetorik, 8) Syntax, 9) Grammatik, 10) Philosophie, 11) Lexikographie, 12) Geschichte, 13) Diwane, türkische, 14) Diwane, persische und ihre Kommentare, 15) Legenden des Propheten, 16) Prosodie, 17) Aerzneikunde, 18) Collectaneen, Miscellaneen.

Wir wenden uns nun zu den Gesetzgelehrten selbst, deren Aemterbeförderung und Stufenreihe die Kette der Ulema **) heißt. Die Kette ist im Oriente ein uraltes Bild für die innige Verbindung gelehrter oder frommer Männer. Die goldene Kette der Pythagoräer hat in der Kette der Meister des beschaulichen Lebens, der Sofi und Fakire in Indien und Persien fortgewirkt, und lebt zu Konstantinopel in der Kette der Ulema, d. i. der Professoren und Richter und in der der Scheiche, d. i. der Prediger an den Moscheen noch heute fort. Das System ist in Mouradjea d'Ohsson's Gemälde des osmanischen Reiches zuerst entwickelt worden, aber nicht ausführlich und deutlich genug, indem er weder die Stufen noch den Unterschied der Kadhi oder Molla des zweiten Ranges vor denen der Molla und Muderrise des ersten Ranges genug heraushebt. Die Kette folgt nun nach ihren Gliedern vom Studenten aufwärts. Die Studenten Sochte, d. i. die verbrannten, Thalib, d. i. die Begehrenden, oder auch Murid, d. i. die Wollenden genannt (wiewohl dieser letzte Namen eigentlich nur den Novizen des beschaulichen Lebens gebührt), erhalten den Namen Danischmend, d. i. der Wissensbegabten, als Famuli der Rektoren oder großen Molla, Muid, d. i. Correpetitoren, wie sie die Lehrgegenstände mit ihren Mitschülern wiederholen, und Mulasim, d. i. wörtlich Adjunkt, eigentlich aber Aspirant oder Kandidat, wenn sie, nach vorhergegangenen mehreren Prüfungen, in der Liste der auf die Würden des Gesetzes aspirirenden Kandidaten eingeschrieben werden, und als solche auf einen mündlichen Befehl des Mufti, welcher Ischaeeti alije, d. i. der hohe Wink, heißt, eine schriftliche Fertigung der Oberstlandesrichter erhalten, welche Mulasimet Kiagiadi, d. i. die Schrift der Anwartschaft heißt. ***) Nachdem der Mulasim (Kandidat) in den vorgeschriebenen Prüfungen bestanden, erhält derselbe eine Medrese des geringsten Einkommens von 40 täglichen Aspern, und heißt nun ein Vierziger. Die zweite Klasse der Medreseen sind die Fünfziger; dann die an der Moschee S. Mohammed II, welche von den acht dort gestif-

*) Gesch. d. osm. R. VIII. 121, 230.

**) In dem belehrungsreichen Werke Qanoon-e Islam kommt diese Kette S. 224. 282, 284, 300 vor, ist aber durchaus irrig mit zwei l, Silsilla statt Silsilet geschrieben.

***) Oben steht der Name des Kandidaten, dann folgt der lange Titel des Mufti, und das Wesentliche liegt in den letzten Zeilen, daß er auf hohen Wink des Mufti zur Anwartschaft aufgenommen, in das Register der Mulasime eingetragen worden.

teten Medresеen die Achter heißen; hierauf dir Sechziger, und endlich die höchsten, nämlich die Muderrise der Suleimanije. Dem Einkommen nach gibt es also nur fünf Klassen, aber zwischen jeder dieser Klassen gibt es Stufen der Bevölkerung, welche nur den Rang und nicht das Einkommen erhöhen. Der Vierziger wird zuerst zum Range eines Arußrrn, dann Innarn, dann erst an die Moschee S. Mohammed's II und dann weiter befördert. Jede dieser Stufen zerfällt in zwei Grade, deren erster der Anbeginn (Ibteda), der zweite die Bewrgung (Hereket) heißt. So ist der Aeußerr erstens ein Aeußerer drs Anfangs und dann ein Aeußerer der Bewegung, der Innere zuerst ein Innerer des Anfangs und hernach ein Innerer der Bewegung u. s. w. Der vom Oberstlandesrichter auf mündlichen Befehl des Mufti ausgefertigte Bestallungsbrief jeder solchen Beförderung heißt Nuus. Derselbe ist in der Kanzleischrift Diwani geschrieben und mit den Paraphen des Großwesirs und Defterdars versehen. Einer der neuesten solchen, ein von dem jüngst verstorbenen Mufti Jasindschisade im J. 1247 (1832) ertheilter und vorliegender Bestätigungsbrief der ersten Beförderung von rinem Vierziger zum Aeußern des Anfangs lautet wie folgt:

Ueberschrift: Die vierte Mrdrese Junuspascha's. „Da die obige erledigtr Medeese der van den Medreseen der Vierziger austretende Vorzeiger, das Muster der waheheitsbestimmenden Gesetzgelehrten, Ahmed Raschid Efendi (dessen Wissenschaft vermehrt wrrdr!) duech seinr Geschicklichkeit verdient hat, so ist, vermög des Winkes Seiner Würden des Scheich's des Islam Mewlana Jasindschisade Es-Srid Abdulwehhab Efendi demselben der Rang eines Aeußrrn des Anfangs verliehen worden. 1219."

Einen solchen Bestallungsbrief erhält er bri jeder Beförderung, 2) als Aeußerer der Bewegung, 3) als Innerer des Anfangs, 4) als Innerer der Bewegung, 5) als Accessist des Feldes (Mußilei Ssahn) an der Moschee Mohammed's II, 6) als einer der Achter drs Feldes selbst, 7) als riner der Sechziger des Beginnes, 8) als einer der Sechzigrr der Bewegung, als Accessist der Suleimanije (Mußilei Suleimanije); 10) als einer der Muderrise an der Suleimanije. Die Danischmende (Famuli) gehen, wenn der Mufti ins Serai fährt, mit großen Turbanen nrben und vor dem Wagen her; die Mulasime, meistens Söhne von Ulema oder Großen, machen alle Freitage drm Mufti den Hof, indem sie den Saum seines Kleides küssrn. Der Kandidat, welcher nicht Talent oder Protektion genug hat, um diese zrhn Stufen der Muderrise zu durchlaufen, welche zu den zehn höchsten Würden des Gesetzes, nämlich 1) zu den Stellen der Mahredsch Molla, *) dann zu den sieben großen Mollastrllen von 2) Damaska, 3) Kairo, 4) Brusa, 5) Adrianopel, 6) Medina, 7) Mekka, 8) Konstantinopel, den Oberstlandesrichterstellen von 9) Anatoli und 10) Rumili, und von diesen erst zur allerhöchsten Würde des Gesetzes, nämlich zu der des Scheichol-Islam oder Mufti führen, *) weiht sich der Laufbahn der niederen Richterstrllen, zu welchen er gleich von der Anwartschaft selbst gelangt, während der Kandidat, welcher auf jrnr höhere Laufbahn Anspruch macht, sieben **) Jahrr lang seine Studien fortsetzen muß, ehe rr zur Prüfung für eine Medresr zugelassen wird. Die Laufbahn der niedern Richterstellen betreten auch die Muderrise der Pravinzen, während nur die der Hauptstadt zu den großen Mollastellen, zu den zehn höchsten Stufen des Gesetzes gelangen. Bei Gelegenheit der Huldigungen und Glückwünschr im Serai werden nur die höchsten zehn Stufen der Molla, und von den zehn der Muderris die sechs höchsten zum Kleidkusse des Sultans zugelassen. Die unter den höchsten Molla stehenden zehn Richterstellen ***) heißen die im Krrisr wechselnden Aemter (Menaßib dewrije); dir dritte Klasse in herunterstrigender Linir sind die Mufettischr (Aufseher der frammen Stiftungen); die vierte die Richter der fünfthalbhundert Gerichtsbarkeiten des Reichs; dir fünfte ihres Stellvertreters Naib. Man sieht hieraus, daß der Richterstand ein höherer und niederer, daß zu den Richtern der gewöhnlichen Gerichtsbarkriten die Kenntnissr der Kandidaten genügen, daß aber zu den höhern Richterstellen der Hauptstädte und zu den höchsten Würden des Gesetzes dir Durchlaufung aller Stufen der Grsetzesgelehrsamkeit erfordert wird. Uns gehen hier blaß dir Muderrise an, welche in der Ordnung, als sir über die Suleimanije hinaus sind, den Rang jener höhern Stufen (die höchste des Mufti ausgenommen) erhalten, ahne die Strlle wirklich zu bekleiden, daher folgen nach den abigen zehn Stufen der Muderrise mit dem Charakter und Rangr 11) eines der acht Mahredsch Malla, 12) eines der Richter von Damascus, 13) Kairo, 14) Brusa, 15) Adrianopel, 16) Medina, 17) Mekka, 18) Konstantinopel, 19) des Oberstlandesrichters van Anatoli, 20) von Rumili, und endlich der Gipfel der Pyramide, der Mufti, dessen Rang zwar nicht als Titular im voraus ertheilt wird, wahl aber dem von dieser Würdr abgesetzten beiwahnt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mahredsch Molla heißen die acht im Range unter sich ganz gleichen Molla der drei Vorstädte Konstantinopels (Galata, Skutari, Ejub), dann die von Jerusalem, Smyrna, Haleb, Larißa, Salonik. Mouradjea d'Ohsson IV. 523.

*) Mouradjea d'Ohsson IV. p. 489.

**) Et studiis annos septem dedit; Hor. II. 2.

***) Merasch, Bagdad, Bosna, Sofia, Belgrad, Aintab, Kutaja, Konia, Philippopel, Diarbekr; Mouradjea d'Ohsson IV. 567.

Englischer Handel zu Canton.

Das Canton Register vom 7ten April v. J. enthält über den Stand des Handels Folgendes: Die erste Handelssaison unter dem System des freien Handels ist nun vorüber, und wir hoffen, man wird künftig nicht mehr von Handelssaison reden, sondern denselben das ganze Jahr hindurch treiben. 158 englische Schiffe mit 92,472 Tonnen kamen an und 43,641,200 Pfund Thee wurden ausgeführt in dem merkwürdigen Jahre 1834, merkwürdig durch manche wichtige Ereignisse, merkwürdig durch die Lektion, welche der Gouverneur Loo dem Lord Palmerston ertheilte, und die Se. Herrlichkeit wahrscheinlich inzwischen hinreichend auswendig gelernt hat, daß er sie zur Freude seines Lehrmeisters auswendig aufsagen kann; merkwürdig durch die kurze, dornenvolle Laufbahn Lord Napiers und durch seinen frühzeitigen Tod. Die

Ereignisse dieses Jahres haben hinreichend bewiesen, daß die englischen Kaufleute in China ihre Geschäfte selbst führen können ohne die Vermittlung einer Faktorei der ostindischen Kompagnie.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

5. Seereise nach dem südlichen Chile. Aufenthalt zu Talcahuano.

(Schluß.)

Aeußerst interessant ist die Darstellung der Verschiedenheit der nördlichen und südlichen Theile von Chile, zu der Hr. P. durch seinen Aufenthalt in beiden Theilen sich veranlaßt sah. „Boden, geologisches Verhalten, Produkte und selbst die Menschen sind sich in den zwei Hälften des Reichs theilweise sehr unähnlich. Von dem nördlichsten Gränzpunkte bis zum Flusse Maule (34° 40') erstreckt sich als nördlicher Halbschied ein Land, welches in mehr als einer Rücksicht schon an das benachbarte Peru erinnert. Viele seiner hervorstechendsten Züge ergeben sich aus den ersten Kapiteln dieses Buches; zusammengedrängt würden sie das nördliche Chile als ein Land bezeichnen, welches am steilen Abfalle der Anden gelegen, unordentlich von Bergketten durchschnitten, wenige Flüsse enthält, die über Urgebirge hinrollen, Pflanzenboden nur in geringer Menge darbietet, dennoch aber, vermöge eines überaus günstigen Klima's, während einer schnellvergänglichen Periode äußerst fruchtbar ist, mehr unnützliche als kultivirbare Ländereien enthält, rücksichtlich seiner Temperatur zwar zu den herrlichsten Gegenden der Welt gerechnet werden dürfte, allein durch seine große Trockenheit eine Menge von unangenehmen Erscheinungen entwickelt, und wenig auf den Ackerbau als die vorzüglichste Quelle künftigen Wohlstandes angewiesen scheint. Strenger naturgeschichtlich sehen wir in ihm ein Land mit höchst eigenthümlicher Vegetation, die der tropischen verwandter ist als irgend einer andern, höchst selten aber Wälder zu formen vermag; wir beobachten in ihm die vulkanische Thätigkeit scheinbar vermindert, oder von der Oberfläche nach viel größern Tiefen verwiesen, und kennen in ihm deßhalb kaum einen oder zwei thätige Vulkane; der Mangel an Wasser und das Absterben der Pflanzen bedingt in ihm die geringere Zahl von Thieren, und der Mensch nimmt unter diesen Einflüssen sehr Vieles von dem Charakter an, der die Eingebornen der eigentlich tropischen Gegenden auszeichnet. — Ein außerordentlich verschiedenes Theater eröffnet sich, sobald man den Maulefluß überschritt. Immer weiter ziehen sich die Anden zurück, und das Land zwischen ihrem Fuße und der Küste dehnt sich meistens aus in weite Ebenen von größter Fruchtbarkeit, die von unverbundenen Hügelreihen begränzt und von Flüssen durchströmt werden, deren Mündung zwar zu sehr versandet und deren Bett von zu vielen Fällen unterbrochen ist, als daß sie der Schifffahrt nützen könnten, die aber die Spender einer allgemeinen Fruchtbarkeit sind. Durch diese entstand die grüne Decke der Vegetation, die zu keiner Zeit fehlt, und überall, wo der Mensch sie nicht beschränkt, sich zu Wäldern emporhebt, und ihrerseits dann wieder dazu beiträgt durch wechselndes Zerfallen oder durch Herbeiziehung und Erschaffung einer feuchtern Atmosphäre die Fruchtbarkeit zu erhalten, welcher sie das eigne Seyn zuerst verdankte. Zahlreiche Vulkane, von denen aber nur wenige den Geographen bekannt sind, erheben sich, an der Küste unsichtbar, im Innern der Anden, und wo der Boden nicht aus Sandstein oder Thonschiefer besteht, erstrecken sich vulkanische Gebirgsarten, die theils als eisenharte Basalte, meistens aber unter der Form zerstörter und in fruchtbares Erdreich umgewandelter Laven auftreten. Daher ist der größere Theil der Oberfläche von nutzbarer Beschaffenheit, und bedarf nur des Anbaues, keineswegs aber der künstlichen Bewässerung, um die Mühe des Landmannes auf das reichlichste zu lohnen. Nie der Gefahr des Vertrocknens ausgesetzt, zeichnet sich dieses Land eher durch eine große Wassermenge aus, die aber nur selten das Eigenthum gefährdet, und mit der Wärme des Sommers verbunden den Boden in Stand setzt, Produkte zu erzeugen, die man auf solcher Breite kaum erwarten sollte. Während die Anden der Nordprovinzen aus vielen Ursachen zur Errichtung bleibender Wohnsitze einer zahlreichern Bevölkerung ungeschickt sind, enthält der Schoß derselben Gebirge weiter nach Süden breite Längsthäler, in denen der Nordeuropäer zum Erstenmal wieder den freundlichen Schmuck seiner Heimath entdeckt, grüne Wiesen von nie versiegenden Bächen durchrieselt, reich an den herrlichsten Pflanzen und an Grasarten, auf denen aber höchstens der nomadische Indier seine Heerden weidet. Der Abhang der Gebirge steht nicht da in kahler Unfruchtbarkeit, denn wo der Menschenarm nicht thätig war, decken ihn hochstämmige Wälder aus Buchen, den dieser Weltgegend eigenthümlichen Myrthen, Lorbeeren, Lebensbaum und Podocarpus und der königlichen Araucaria, die keineswegs das bessere Erdreich andern Gewächsen entzieht, sondern sich den unnützlichen und steinigen Boden der Gebirgskämme zum Wohnort erwählt. Nicht zufrieden mit der Verlegung so großen Reichthums auf die Oberfläche, bildete die Natur auf der Grundlage des Sandsteins angemessene Lager von Steinkohlen, die, in größerer Tiefe von guter Beschaffenheit, künftige Quellen von Reichthum zu werden versprechen, da Peru in seiner Holzarmuth ihrer täglich mehr bedarf. Vielerlei Thiere, die im Norden nur eine kurzdauernde Wohnstätte finden, wählen sich den Süden zum Aufenthalt, und der Anstrich der Unbelebtheit, der auch in den besten Gegenden der Nordprovinzen recht verstimmend auf den Beschauer einwirkt, weicht hier der geschäftigen Thätigkeit zahlreicher Geschöpfe, vom Insekt bis zu der wenig bekannten Gemse des Südens, dem Pudu und dem kameelähnlichen Huemul, und selbst das Meer ist reicher an nutzbaren Thieren. Dieses ist das Chile, dem allein der Name des Gartens von Südamerika gebührt, dem nichts fehlt als eine fleißige und durch Arbeit glückliche Bevölkerung, um allen Erwartungen desjenigen Fremden zu entsprechen, der im Norden dieses Reichs sich schmerzlich getäuscht fühlt, und umsonst die Originale zu den glänzenden Bildern zu entdecken sucht, die er sich, auf die Bemerkungen älterer Schriftsteller gestützt, vom ganzen Lande entwarf."

Nicht mit Unrecht weissagt daher Hr. P. dem Süden Chile's eine glänzende Zukunft, und spricht die Ueberzeugung aus, daß dieser weit wichtiger als der Norden und der Haupttheil des Landes werden müsse. Mehrere Umstände müssen Südchile in kurzer Zeit ungemein heben: die Küste von Guayaquil bis Valparaiso bringt nicht einen Baum hervor, der zum Schiffbau oder zur Erbauung eines größern Hauses tauglich wäre; Südchile hat Ueberfluß an nützlichen Holzarten. Mehrere Gegenden eignen sich ungemein zum Weinbau, weit besser als Nordchile; am meisten aber wird der Getreidereichthum des Landes zu seinem Flore beitragen; früher war der Getreidehandel das Monopol einiger reichen Familien gewesen, jetzt nimmt Alles Theil daran, und der Handel hat darum auch bereits einen ungemeinen Aufschwung genommen. Hiezu kommt, daß Chile von der Natur selbst zum Emporium der Südsee bestimmt ist, und besonders die südlichen Häfen so gelegen sind, daß sie über kurz oder lang der Sammelplatz aller fremden Schiffe werden und den Transitohandel eines Welttheils an sich ziehen müssen. Concepcion, die alte Hauptstadt des südlichen Chile, welche von räuberischen Indiern und schonungslosen Parteigängern verheert wurde, wird sich dann mehr und mehr aus seinen Trümmern erheben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1836.

Briefe aus Indien. *)

(Erster Brief.)

Mumrnabad im August 1835.

Die letzten Berichte über die gegenseitigen Stellungen der afghanischen Häuptlinge und Randschit Singhs reichten bis zum Monat Mai. Beide Armeen standen damals am Fuß des Kheiber-Passes, der von Peschawer nach dem Lande Kabul führt, einander gegenüber, und man erwartete mit Zuversicht, daß sich ein ernster Kampf zwischen den Sikhs und den Afghanen entspinnen werde. Randschit Singh gebot über ein zahlreiches und wohl disciplinirtes Heer, und Dost Muhammed Khan hatte Alles um sich versammelt, was er nur aufbringen konnte. Das Gerücht ging, er und seine Brüder hätten, bevor sie von Kabul aufbrachen, ein großes Stück Tuch unter sich getheilt und dabei geschworen, daß dieß im Fall einer Niederlage ihr Grabtuch seyn solle. Des kundgegebenen unversöhnlichen Hasses ungeachtet schienen sich die feindlichen Häuptlinge dennoch, so bald sie ihre Lager bezogen hatten, mit gegenseitiger Scheu zu betrachten. Von keiner Seite zeigte sich eine Neigung, die Feindseligkeiten zu beginnen, und nach mehrtägigen Unterhandlungen ließ Dost Muhammed seine Zelte abbrechen, und zog wieder den Kheiber-Paß hinan, während sich Randschit Singh gegen Attock zurückzog; doch aber Peschawer, den Zankapfel, besetzt hielt. Dost Muhammed wurde, wie es heißt, von seinen Brüdern nicht unterstützt; die von Kandahar erwarteten Verstärkungen kamen nicht an, und der Seebar von Peschawer, nebst zwei andern der Brüder, gingen zu Randschit Singh über, und zogen die Annahme von Dschagirs **) aus den Händen des Eroberers der ritterlichern, aber gefährlichern Alternative vor, in Verein mit Dost Muhammed den frühern Versuch zu wagen, die Eindringlinge nach dem Pendschab zurückzutreiben.

Ich weiß nicht, ob irgend ein definitives Uebereinkommen zwischen beiden Parteien getroffen wurde; wahrscheinlich nicht, und so ist der Kampf zwischen den Afghanen und den Sikhs nur verschoben. Dost Muhammed wird die erste Gelegenheit benützen, Peschawer wieder zu nehmen; so lange jedoch Randschits Armee in ihrer gegenwärtigen Wirksamkeit beharrt, ist eine solche Gelegenheit nicht wahrscheinlich, und der schlaue Sikh wird nicht nachlassen, Zwist und Eifersucht unter den Barakzi-Brüdern zu nähren, wodurch jeder von ihnen gehindert wird, eine neue Bewegung mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu versuchen.

Der Feldzug in Dschudpur war nicht besonders interessant, doch will ich Ihnen, so gut ich's vermag, Einiges darüber und über die nachfolgenden Ereignisse in Dschudpur mittheilen.

Dschudpur ist das größte unter den radschputischen Fürstenthümern. Der Beherrscher desselben, Maun Sing, wird als ein unwissender Tyrann geschildert, *) der sich so wenig um die Angelegenheiten seines Landes bekümmert, daß selbst die benachbarten Staaten schon ernstlich von den durch seine schlechte Regierung auf seinem eigenen Gebiet erregten Unordnungen gelitten haben. Im Jahre 1832 weigerte sich Maun Sing, bei einer Art Kongreß sich einzufinden, den der Generalgouverneur (zu welchem Zwecke, weiß ich nicht) in Radschputana zusammenberufen hatte. Dieß war wahrscheinlich die unmittelbare Ursache, welche ihm, um die Mitte des vergangenen Jahres, das Mißfallen und die Feindschaft der britischen Regierung zuzog.

Folgende Forderungen wurden an ihn gestellt: 1) bei Verfolgung der nach Dschudpur geflüchteten Thugs mitzuwirken; 2) gewisse Rückstände des schuldigen Tributs zu bezahlen; 3) Anstalten zu besserer Verwaltung seines Gebiets zu treffen;

*) Der Atlas theilt von Zeit zu Zeit Briefe über den Gang der Dinge in Indien mit von einem Kapitän Francis Gresley von der bengalischen Armee im Dienste des Nizam's; sie enthalten eine Zusammenstellung der merkwürdigsten Thatsachen, und so weit mögen sie dazu dienen, unsere Leser in dieser Beziehung auf dem Laufenden zu erhalten.

**) Güter, Lehen, man könnte es fast mit Appanagen hier übersetzen. Das Benehmen der beiden Fürsten von Peschawer und Candahar und ihrer Brüder kann nach dem, was Burnes in seiner Reise darüber gemeldet, niemand verwundern. A. d. R.

*) Dieß ist nicht richtig, vielmehr hat er mit viel Klugheit und Kraft den unruhigen Adel seines Landes zur Ruhe und Unterwürfigkeit gebracht. Genau schildert ihn und seine Regierung Burnes in seiner Reise an die Nordwestgränze des brittischen Indiens. S. den demnächst erscheinenden zweiten Band seiner Reisen in Indien und Bukhara. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1836. A. d. R.

4) alle Feindseligkeiten gegen seine Nachbarn einzustellen, und endlich 5) dem Haupt der britischen Regierung einen angemessenern Titel zu geben, als den, dessen er sich bisher bedient. Im Fall der Weigerung war der Krieg von unserer Seite erklärt.

Da der Radscha zu keinem Entschluß kam, so wurde unter dem Befehl des Generals Stevenson ein Truppenkorps von ungefähr 8000 Mann zu Agra zusammengezogen, welches ohne Verzug gegen Dschudpur vorrückte. Man hatte vorausgesetzt, daß Maun Sing eine bedeutende Streitmacht aufstellen und sich in seiner Hauptstadt festsetzen werde; aber dagegen nahm er zehn Tage nach dem Abmarsch unserer Truppen von Agra die vorgeschriebenen Bedingungen an, und wich so den angedrohten Feindseligkeiten durch zeitige Unterwerfung aus. Wir besetzten nun einen kleinen Theil seines Landes als Unterpfand für den rückständigen Tribut und die Erfüllung seiner Verbindlichkeiten. Hierauf beschränkten sich unsere Operationen gegen Dschudpur. Zu jener Zeit herrschten mancherlei Vermuthungen über die eigentliche Bestimmung der ins Feld gerückten Truppen, und man erwartete fast allgemein, daß unsere politischen Verbindungen mit den Radschputen und andern kleinen Staaten zwischen unsern westlichen Gränzen und dem Indus auf einen befriedigenderen Fuß gestellt werden würden, und daß jenes Truppenkorps die Bestimmung habe, mit Gewalt Maßregeln durchzusetzen, welche dahin zielten, jene Unordnungen zu beseitigen, welche damals die Ruhe in diesem Theil von Indien störten; es scheint indeß, daß nichts der Art im Plane Lord W. Bentinck's lag.

Die Zusammenziehung dieser Truppen bot indeß die gute Gelegenheit, eine dringend nothwendig gewordene Maßregel durchzuführen, nämlich: die Schekawattis, einen Stamm berittener Räuber, Kassaks genannt, zu züchtigen, der den Bewohnern jener Gegend durch seine Plünderungen großes Unheil zufügte. Der von diesen Banden besetzte Landstrich liegt nördlich vom Dschepulinir Deviet, (?) in welchem sie leicht Schutz fanden, sobald Truppen gegen sie ausgeschickt wurden. Eine Division von dem Korps des Generals Stevenson wurde demnach dahin abgeschickt, aber die Schekawattis hatten sich bereits zurückgezogen — nicht Ein Mann war zu finden, und es blieb mithin nichts übrig, als ihre festen Plätze zu zerstören und einige wirksame Anstalten zu Erhaltung der Ruhe zu treffen. Eine starke Abtheilung Kassacks wurde zu einem Regiment organisirt, unter den Befehl eines europäischen Offiziers gestellt, und der Sold von der britischen Regierung verbürgt.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wiewohl die zehn höheren Stufen der Beförderung der Gesetzgelehrten eben sowohl als die zehn unteren gelehrte Bildung voraussetzen, so gehören doch die Verrichtungen des Richteramtes eigentlich nicht dem Lehrstande an, dessen wirklichen Aemtern die Muderrise, d. i. die Rektoren der Kollegien obliegen, wenn auch ihr Rang der eines höheren Molla-Richters ist; doch finden sich auch in den höhern zehn Gliedern der Kette der Ulema mehrere Aemter, deren Funktionen nicht zu dem Richteramte, sondern rein zu den wissenschaftlichen gehören. Diese drei Aemter sind die des Hofarztes, des Hofastronomen und des Reichsgeschichtschreibers, welche, immer aus der Klasse der Muderrise genommen, mit dem Range höherer Molla bekleidet sind, und in demselben vorrücken, so ist z. B. der Reichsgeschichtschreiber Esaad Efendi mit dem Range eines Richters von Mekka bekleidet, von welchem der erste Schritt die Erhebung zu dem Range eines Oberstlandesrichters von Anatoli. Ehemals gab es einen einzigen Arzt im Serai, den Protomedicus (Hekimbaschi) und den Protochirurg (Dscherrahbaschi). Die größte Rolle des letzten war bei dem Beschneidungsfeste der Prinzen. Heute gibt es außer dem Hekimbaschi noch mehrere Aerzte im Serai, wie z. B. in der Staatszeitung bei der letzten Beförderung der Ulema einer der Aerzte des Serai Es-Seid Elhadsch Mohammed Sakid Efendi mit dem Range eines Sechziger der Bewegung vorkömmt.

Unter die höheren Stufen der Ulema gehören auch drei rein religiöse Aemter des Serai, deren Verrichtungen, wie schon Eingangs bemerkt worden, von den wissenschaftlichen rein getrennt und abgeschnitten sind, indem die Kanzelredner (Chatibe), die Prediger (Waif), die Ausrufer des Gebetes (Muesin) und die Vorsteher desselben (die Imame) nicht den Ulema, d. i. den Gesetzgelehrten beigezählt, nicht den geringsten Anspruch auf die einträglichen Aemter derselben haben. Indessen machen der erste und zweite Imam des Serai, d. i. die beiden Hofkapläne des Sultans hievon eine Ausnahme, indem dieselben, nur aus der Klasse der Muderrise genommen, in dem Range derselben aufsteigend, bis zur höchsten Würde des Gesetzes gelangen können. So war unter S. Mahmud I Perisade der gelehrte Mufti, der türkische Paraphraste der Prolegomenen Ibn Chaldun's, Imam des Sultans gewesen, als welchen er sich in seinen häufigen und wichtigen Verbindungen mit europäischen Ministern, die durch seinen Kredit im Serai Vieles durchsetzten, den Kardinal des Sultans nannte. *) Drei andere Würden, welche, weder richterliche noch professorische, der höchsten Klasse der Ulema angehören, sind das des Hauptes der Ulema, d. i. des Aeltesten derselben den Lebensjahren nach, des Nakibuleschraf, d. i. des Vorstehers der Emire oder Seide, d. i. der Blutsverwandten des Propheten, und des Kassami Askeri, d. i. des Kommissärs der Erbschaftstheilungen des Heers; **) endlich die drei unmittelbar dem Mufti zur Besorgung seiner zahlreichen und wichtigen Geschäfte beigegebenen Aemter des Fetwa Emini, d. i. Intendanten der Fetwa, des Fetwa Katibi, d. i. des Sekretärs der Fetwa, und seines Kiaja oder Stellvertreters, des Verwalters der Wakfe.

Außer der Kette der Ulema, welche aus den Muderrise und Molla, d. i. Rektoren und höhern Richterämtern besteht, gibt es noch eine andere von derselben ganz getrennte Kette der Scheiche.

*) Gesch. d. osm. R. VIII. S. 120.

**) Diese Stelle bekleidet dermalen Es-Seid Ismael Fachreddin, mit dem Range eines Richters von Mekka, dessen Vater Mufti gewesen.

Diesen Titel führen, wie schon oben bemerkt worden, nach dem Mufti, welcher der Scheich des Islams heißt, auch die Vorsteher der Derwischklöster und die Prediger an den kaiserlichen Moscheen. Es sind heute zu Konstantinopel 29 Moscheen, welche den Titel Humajun, d. i. kaiserliche führen. *) Von diesen sind vier der Bau des regierenden Sultans Mahmud, nämlich die Adlije, d. i. die gerechte (nach seinem angenommenen Beinamen Adli, d. i. der Gerechtigkeitsliebende) in der Nähe des Serai von Schemsipascha zu Skutari; 2) die Moschee Hedajet, d. i. die der Leitung, am Gartenthore an der Stelle der ehemaligen Wohnungen der Schiffsleute (Kaljondschi) erbaut, deren Daseyn ein beständiger Zunder der Unruhe war; 3) die Moschee Nußret, d. i. des Sieges in der Kaserne der Stückgießleute zu Tophana, und die 4) Tewfikije, d. i. die der göttlichen Vorsehung zu Alindiburnu auf dem asiatischen Ufer des Bosporus. An keiner dieser Moscheen befindet sich eine Bibliothek, dergleichen sein Vater Sultan Abdulhamid an der von ihm zu Beglerbeg am Bosporus gebauten Moschee und an seinem Grabmale am Gartenthore gestiftet. Die Kette der Scheiche Vorsteher von Derwischen ist nur eine geistige der Ableitung ihrer Lehren, und hat mit wirklicher Beförderung und Stufenfolge nichts gemein, die Kette hingegen der Scheiche Prediger an den kaiserlichen Moscheen ist wie die der Ulema eine wirkliche Stufenleiter der Beförderung nach dem Range dieser Moscheen: Hat S. Mahmud, der Erbauer der vier Moscheen der Gerechtigkeit, der Leitung, der Vorsehung und des Sieges, bis itzt keine Bibliothek, so hat er doch vier Schulen gestiftet, nämlich die der Ingenieure, die nautische, medicinische und zuletzt die architektonische. In diesen werden die Gegenstände nach den Uebersetzungen europäischer Werke, und also wenigstens zum Theil nach europäischer Methode gelehrt. In den Medreseen herrscht noch die alte Lehrordnung der Gegenstände und ihrer Grundwerke, wie schon zur Zeit Mohammeds des Eroberers. Die Wissenschaften, über welche gelesen wird, und die Philologie oder Humanitätswissenschaften nach ihren eben bei der Lehranstalt an den Kanzleien des Innern und Aeußern aufgezählten vierzehn Zweigen, die Logik und Metaphysik, die Exegese des Korans, die Ueberlieferungskunde, die Dogmatik und Jurisprudenz. **) Ein besonderes Werk über die Anordnung der Wissenschaften (tertibol ulum) hat einer der gelehrtesten Männer Sadschaklisade, welcher zum Schlusse des 18ten Jahrhunderts gleichzeitig mit Wehbi lebte, hinterlassen, aus welchem die türkische Staatszeitung das Urtheil über das Verdienst des etymologischen und grammatikalischen Werkes Unkudes-sewahir, d. i. der glänzenden Trauben des berühmten Astronomen Ali Kuschdschi aufgenommen. Ueber die glänzenden Trauben hat der lebende gelehrte Abderrahim Efendi, Bruder Mohammed Efendi's (welcher in der Staatszeitung als ein zweiter Meidani und Avicenna gepriesen wird) einen Kommentar von sechzig Heften verfaßt, dessen Druck auf Subscription angekündigt worden. Wiewohl diese Subscription schon vor 2 Jahren angekündigt worden, so hat sich dieselbe bisher doch eben so wenig als die späteren auf poetische Werke gefüllt.

Nun bleibt uns noch von den Festen und Schauvereinen zu sprechen übrig, an welchen die Ulema und Scheiche in der Gegenwart des Sultans durch Kleidkuß und Disputation, oder beim Großwesir durch Aufwartung und Bewirthung ausgezeichnet werden. Am Tage der Thronbesteigung werden die großen Molla und Muderrise der sechs obern Klassen zur Ehre der Huldigung durch den Kuß des Kleides zugelassen. Dieselbe Feierlichkeit erneuert sich an den Festen der beiden Beirame, am großen, zu Ende der Fasten, und am kleinen, dem zum Andenken des Opfers Abraham's eingesetzten Osterfeste. Das neue, erst am 27sten Februar vorigen Jahres in der Staatszeitung kund gemachte Reglement über das bei diesen Glückwünschen zu beobachtende Ceremoniell trifft die wesentliche Abänderung, daß diese Glückswünsche von den Ulema nicht wie bisher zuerst an der Pforte des Großwesirs und des Mufti, und dann erst im Serai, sondern schicklicher zuerst im Serai, dann an der Pforte des Großwesirs, des Mufti und des Seraskierpascha dargebracht werden sollen. Am ersten Tage des Festes empfängt der Großwesir nach der im Serai statt gefundenen Huldigung der Wesire, die Minister und die Beamten der drei ersten Klassen, die von ihm zum Mufti, von da zum Seraskierpascha gehen. Am zweiten Tage des Festes stattet der Großwesir dem Mufti in aller Frühe den Besuch ab, und empfängt sogleich dessen Gegenbesuch; bei seiner Rückkehr empfängt er die Glückwünsche der Oberstlandrichter, die von da an die Pforte des Großwesirs gehen. Die großen Molla vom Range eines Richters von Mekka bis hinunter zu dem eines Richters von Skutari und die großen Muderrise finden sich einige Stunden später an der Pforte des Großwesirs ein. Sie werden im Audienzsale *) mit Kaffeh und Rauchwerk bewirthet. Sobald sie wieder zum Mufti zurückgekehrt, geht der Großwesir in den Diwanssaal,**) wo ihm die Muderrise Glück wünschen, ohne daß (wie dieß ehemals der Brauch war) sie namentlich aufgerufen und verlesen werden. Die Scheiche der sieben Moscheen finden sich am selben zweiten Tage im Gemache des Oberstkämmerers im Serai ein, wünschen ihm Glück und gehen von da an die Pforte des Mufti. Von den dreißig Nächten des Fastenmondes, in welchen der Großwesir ehemals alle Staatsbeamte bewirthet, sind die Hälfte bloß den Ulema und Scheichen eingeräumt, indem in der vierten Nacht die Scheiche der neunundzwanzig kaiserlichen Moscheen, ***) in der 7ten die Oberstlandesrichter, in den zwölf Nächten vom 8ten bis 19ten die übrigen Ulema nach ihren Abstufungen bewirthet werden. In vier von den sieben heiligen Nächten des Jahres ****) haben auch gewöhnlich vor dem Sultane die exegetischen Disputationen der Ulema über Verse des Korans und die Lesung der Ueberlieferungen Bochara's statt. Diese vier Nächte sind die der Empfängniß, der Geburt, der Himmelfahrt des Pro-

*) Siehe die Liste im IX. Bande der osm. Gesch. S. 687.

**) Die vorzüglichsten Werke über welche gelesen wird, siehe Gesch. d. osm. R. II S. 585 u. 586.

*) Arz Oda.

**) Diwan chane.

***) Mouradjea d'Ohsson III. p. 53. zu seiner Zeit gab es deren nur vierzehn.

****) Mouradjea d'Ohsson II. p. 275.

pheten und die Nacht Berat, d. i. des Freiheitsbriefes, in welcher die Schutzengel die Rollen der guten und bösen Handlungen der Menschen am Throne Gottes alljährlich abliefern. In diesen Nächten, welche auch die Lampennächte heißen, weil in denselben die Minarete mit Lampenreifen beleuchtet werden, versammeln sich die Scheiche der kaiserlichen Moscheen und der Klöster im Serai, und singen in des Sultans Gegenwart die Hymne zum Lobe der Einheit Gottes, oder der Geburt des Propheten. So wurde bei der Feier des Geburtsfestes vor zwei Jahren *) die Geburtshymne von Scheich Schakr Chodscha Efendi abgesungen, welcher an der in den Kasernen von Ramif Tschiftlik aufgepflanzten heiligen Fahne zum Scheich Prediger ernannt worden. Der Sultan verrichtete in der Klosterkapelle dieser Scheiche Prediger das Nachtgebet. (Schluß folgt.)

*) Am 12ten Rebiulewwel 1247, der Bericht hierüber in der Staatszeitung No. 77 vom 15ten Redscheb 1247.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

6. Reise nach den Anden von Antuco.

Mit beginnendem Frühling, d. h. mit Ende Oktobers, verließ unser Reisender Talcahuano, um ins Innere des Landes zu ziehen. Seine gastliche Aufnahme auf der großen *) Hacienda Gualqui gibt ihm Gelegenheit den kraftvollen, zum Nachdenken geeigneten Chilenen, namentlich denen des Südens, auf Kosten der an Geist und Körper entnervten Peruaner eine Lobrede zu halten, und vorzüglich auch ihre religiöse Toleranz hervorzuheben; nur Ein Hauptlaster schildert er in Chile als herrschend, die Spielsucht, die unter allen Klassen sich findet.

Als er am zweiten Tage tiefer ins Land hineinkam, fand er, daß der üppige Baumwuchs der Küste mehr und mehr aufhöre, wenn gleich der Boden bei weitem keinen so abschreckenden Anblick bot, wie in Nordchile. Auffallend ist, daß die Palmen Chile's, wovon sich in dem Dorfe Rere, zu dem der Reisende Abends kam, ein schönes Exemplar findet, bis zur Mündung des Itata (36°) wild wachsen und bis Valdivia (39° 51') fortkommen, wenn sie auch keine Früchte mehr zur Reife bringen. In Nordamerika kommt keine Palmenart leicht über 28° hinaus fort. In dem eben genannten Orte Rere wusch man ehemals viel Gold, Stücke von einem halben Pfund sollen nicht selten gewesen seyn. Allein plötzlich hörte dieser Reichthum auf. Aus einer sorgfältigen Untersuchung ergab sich, daß die benachbarten aus einem sehr losen Alluvium von Sandsteintrümmern bestehenden Hügel, die nach jedem Regen eine namhafte Menge Gold gegeben hatten, allmählich bis auf den festen Sandsteinfelsen hinab ausgewaschen worden waren.

Die dritte Tagereise endete mit der Ankunft in dem befestigten Flecken Yumbel, wo er eine Menge Pehuenchen traf, mit denen Hr. P. hier zu keinem geringen Vergnügen, — denn ihre Rohheit widerte ihn an, — seine erste Bekanntschaft machte. Sie waren hieher gekommen vor dem Antritt eines neuen Kriegszugs gegen Pincheira, die gewohnten Geschenke der Republik zu erhalten, und hatten auf öffentliche Kosten ein zweitägiges Trinkgelag gefeiert. Yumbel ist eine der ältesten Niederlassungen, und eines der Forts, mit welchem die spanische Regierung das Land gegen die räuberischen Anfälle der Wilden zu schützen suchte. Eine Wand von Lehmziegeln umgibt im Viereck den Ort: jede Seite ist etwa 500 Schritte lang, und an 2 Ecken befinden sich kleine Bastionen, die ehedem jedes mit drei Kanonen bewaffnet waren; auf dieselbe Weise sind alle Forts an der Gränze eingerichtet.

*) Sie soll 10 Quadratleguas einnehmen.

Von Yumbel dehnt sich bis zum Fuße der Anden 20 Stunden weit die Travesia oder Haide aus, die ohne Bäume und trinkbares Wasser, — den durchströmenden Larafluß ausgenommen, — eine sehr lange und beschwerliche Tagereise bildet. „Zwischen den schönen waldbedeckten Landschaften des Südens fällt eine solche Ebene von 26stündiger Breite und großer Unfruchtbarkeit unangenehm auf. Der Boden besteht größtentheils aus Sand und verkleinerten Stücken von vulkanischem Gestein, und zeigt nur da schmale Streifen von besserem Boden, wo in der Regenzeit etwas Wasser sich anhäuft. Vermuthlich war die Travesia, die überall von kleinen Hügeln begränzt wird, einst ein See, in welchem sich die Gewässer ansammelten, nachdem sie aus dem Thale von Antuco hervorgebrochen waren. Daher erklärt sich auch die außerordentliche Menge von vulkanischen Trümmern, die sich da vorfinden, und auf keinem andern Wege aus den Anden dahin kommen konnten."

Am Abend kam der Reisende nach Tucapel, nachdem er kurz zuvor an einem hochbegrasten, fruchtbaren Boden so zu sagen gelandet hatte, und am folgenden Tage gings in die Vorberge hinein, die eine in den allgemeinen Zügen den gemäßigten Landstrichen ähnliche Vegetation zeigten. Bald erschien auch der mächtige Vulkan unverhüllt, dessen Rollen man schon in der Nacht vernommen hatte, und zeitig ward nun das Dorf Antuco erreicht, wo sich der Reisende für die nächsten fünf Monate installirte, wo aber die Furcht vor den räuberischen Einfällen der Indier Alles in fieberhafter Spannung erhielt. „Das Thal von Antuco, welches den höchsten bewohnten Ort der südlichen Anden enthält, erstreckt sich von Ost nach West, ist ungefähr 7 Wegstunden lang, nirgends sehr breit, und wird von dem Larastrom in zwei ziemlich gleiche Theile zerschnitten. An seinem untern Ende wird es durch eine niedrige Bergkette von den Ebenen von Yumbel und los Angeles geschieden, nach Ost erhebt es sich schnell, verengert sich, und wird in dieser Richtung durch den breiten Fuß des Vulkans fast völlig geschlossen, indem zwischen diesem und dem gegenüberliegenden Bergzuge nur Raum bleibt für den wilden Strom und einen engen Paß, durch den man in das Land der Indier gelangt." Den prachtvollsten Theil der Landschaft bildet der Vulkan, der durch immer neue Erscheinungen den Beschauer reizt.

Das Dorf Antuco wurde erst im Jahre 1781 angelegt von dem ältern O'Higgins, um den Engpaß nach dem Indierlande desto vortheilhafter zu schließen. Im Kriege fanden die spanischen Truppen Unterstützung, im Frieden bot sich Gelegenheit zu einem von beiden Seiten eifrig gesuchten Verkehr. Nur bestand das Verbot, keine geistigen Getränke dem Indier zuzuführen, weil er nüchtern ganz ungefährlich, betrunken aber ein reißendes Thier ist; man kann sich indeß leicht denken, daß dieß Verbot schlecht gehalten wurde. Die Indier brachten namentlich Pferde, deren Race sich durch einen breiten Kopf und unförmlich große Hufen auszeichnet, die aber auf dem Lavaboden sehr nützlich sind. „Auffallend ist die Häufigkeit einer zwei- oder gar dreifarbig gefleckten Haut und blauer Iris unter ihnen. Sie übertreffen an Ausdauer die chilenische Race, und sind in hohen Gebirgen sicher wie Maulthiere. Selten gewahrt man jetzt die sogenannten Pehuenchenschafe; ihre Wolle ist silbergrau und glänzend, und besteht aus seidenartigem mehr als spannenlangem wenig krausem Haare. Etwas Schwefel und Kupfer wurde durch jenen Handel gleichfalls erhalten, allein sein wichtigster Gegenstand blieb Steinsalz. In vielen Gegenden am östlichen Fuße der Anden finden sich auf dieser Seite theils Bäche, welche sich mit Salzrinden bedecken, als wären sie gefroren, theils Berglehnen, an denen man ohne Mühe das Steinsalz von der Oberfläche aushaut." In den Bürgerkriegen war aber der Handel unterbrochen worden, und die Antucaner litten durch die Einfälle der Indier sehr. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1836.

Uebersicht der osmanischen Literatur des 19ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Die Lesung der Ueberlieferungen Bochara's, welche gewöhnlich in den, Haus der Ueberlieferung genannten, Hörsälen statt findet, war von jeher ein stehender Artikel der Reichsgeschichten. S. Mahmud I hatte solche Leser an den Moscheen Aja Sofia und S. Mohammed gestiftet, und befeuerte dieselben durch seine Gegenwart. *) Sechs Jahre hernach veranstaltete S. Mustafa III **) im Ramasan eine feierliche Disputation, in welcher fünf der ersten Ulema über den Vers des Korans: Seid stätig in gerechter Wage, disputirten. Dergleichen in der Gegenwart des Sultans gehaltener Disputationen, und der hierauf erfolgten Auszeichnungen hat die Staatszeitung schon mehrmal erwähnt. Eines der größten wissenschaftlichen Feste war aber von jeher das Fest des ersten Unterrichts der Prinzen, dessen Beschreibung in der Reichsgeschichte sich mehr als Einmal wiederholt. ***) Die erste Nummer der Begebenheitstafeln ****) beginnt mit drei der wichtigsten Staatsaktionen, nämlich mit der Reise des Sultans nach Adrianopel, mit der ersten Verleihung des eingesetzten Ordens des Ruhmes oder vielmehr der Berühmung †) und der Beschreibung des Festes des ersten Unterrichtes des Prinzen Abdulmedschid, welches Sonntags den 7ten September 1832 statt fand. Die Hauptrollen bei dieser Festlichkeit spielen der Lehrer (Chodscha) des Prinzen und der Mufti, welcher an diesem feierlichen Tage die Stelle des letzten vertritt, indem er dem Prinzen das Bismillah, d. i. die allen Suren des Korans vorgesetzte Formel: Im Namen Gottes des Allmilden, des Allerbarmenden lesen lehrt. In dem Artikel der Staatszeitung heißt es bei dieser Gelegenheit: „Es war bisher der alte Gebrauch, daß dem ersten Unterrichte der Prinzen in der Lesung des Korans von den Ulema nur der Scheich des Islams und die wirklich im Amte stehenden beiden Oberstlandesrichter von Rumili und Anatoli und der Vorsteher der Emire (Prophetenverwandten) beiwohnten, aber S. M. unser allergnädigster Padischah haben bloß aus Antrieb Allerhöchst dero erhabener die Welt beglückender Herrschertugend und Dero hoher den Wohlwünschern schmeichelnder Eigenschaft alle Ulema vom Range der Oberstlandesrichter und der Richter von Konstantinopel (die sowohl von diesen Stellen abgesetzten als vorläufig zu diesem Range erhobenen) mit der Einladung zu dieser Feierlichkeit beglückt und auch hierin einen Beweis Ihrer Achtung für die Wissenschaft an den Tag gelegt." Ein weit größerer Beweis als dieser von der herkömmlichen und gesetzlichen Achtung, welche die Gesetzgelehrten von jeher im osmanischen Reiche genossen, liegt in dem altershergebrachten Gebrauche, daß den Konferenzen mit europäischen Ministern und allen diplomatischen Verhandlungen immer einer der Ulema als Bevollmächtigter beigegeben ist. So erwähnt eines der jüngsten Blätter der Staatszeitung, *) daß die Auswechselung der Ratifikationen des erneuerten Handelsvertrages mit Toscana in der Wohnung des von den im Range von Oberstlandrichtern stehenden Ulema zu den Konferenzen bevollmächtigten Peotomedieus Beddschet Efendi statt gefunden. Der literarische Artikel desselben Blattes **) enthält nach der Ankündigung von fünf in der Druckerei käuflichen Elementarwerken des Unterrichts, ein öffentliches Lob der zu Wien vor drei Jahren erschienenen persisch gedruckten Ausgabe der Kommentare Mark Aurel's und dann des seit ein Paar Monaten erscheinenden im Texte und in deutscher Uebersetzung mit zur Vervollkommnung fortschreitender ***) Taalikschrift gedruckten Gedichtes Fasli's: die Nachtigall und die Rose.

Wenn wir die hier vorgeführten Zustände der osmanischen Literatur zu Ende des 18ten Jahrhunderts und im 19ten bis auf den heutigen Tag insgesammt überblicken, so läßt sich nicht läugnen, daß durch die neubelebte und mit regem Eifer in

*) Im J. 1755; Gesch. d. osm. R. VIII. S. 169.
**) Am 26sten Julius 1759; Gesch. d. osm. R. VIII. S. 225.
***) Gesch. d. osm. R. VI. 223. VII. 46.
****) Vom 25sten Dschemasiulewwel 1247 (1sten Dec. 1831).
†) Fachr, der Ruhm, tefachur, die Berühmung, indem der Orden nicht wegen erworbenen Ruhmes errichtet ward, sondern denselben erst erwerben soll.

*) Vom 25sten Dschemasiulewwel 1247 (1sten Dec. 1831.)
**) Vom letzten Schewwal (10ten März) 1834.
***) Ba terakki mit Fortschreiten.

Gang erhaltene Druckerei eine Anzahl nützlicher und sogar sehr voluminöser Werke ans Licht gefördert worden, deren gemeinnütziger Verbreitung ehemals die Seltenheit und Kostbarkeit der Handschriften entgegenstand. Das Religionsvorurtheil, welches in der Ertheilung des ersten Druckprivilegiums vor hundert Jahren ausdrücklich das Verbot Religionsbücher zu drucken einschaltete, ist in der jüngsten Zeit zu Konstantinopel durch den Druck von Elementarwerken des Religionsunterrichtes, zu Kairo noch mehr durch den Druck zweier Werke über die Lebensgeschichte des Propheten niedergedrückt worden, wiewohl weder zu Konstantinopel noch zu Kairo man bisher den Koran zu drucken gewagt, dessen Druck bisher noch immer bei allen Moslimen für Entheiligung gilt, so daß ein gedruckter, besonders in Europa gedruckter Koran sich im osmanischen Reiche keinen Absatz versprechen darf. Das Terrain, welches die Presse gewann, verlor die Schreibekunst, welche hinsichtlich der Eleganz, in welcher ehemals die osmanischen Schönschreiber mit den persischen wetteiferten, sehr gesunken, so daß die schöne Neschischrift des 16ten, die schöne Diwani und Suls des 17ten, die schöne Nestaalik des 18ten Jahrhunderts heute vergebens gesucht wird. Die Geschäftsschrift hat zwar durch Zurückführung des Diwanizuges auf die Neschi an Deutlichkeit gewonnen, und nur die Rechnungskammern haben noch ihre alte, nur von den Eingeweihten zu entziffernde Schrift beibehalten; aber die Staatsschreiben der Wesire und der Statthalter, die Bekanntmachungsschreiben des Sultans und des Großwesirs sind bei weitem nicht mehr mit solcher Schönheit und solchem graphischen Luxus geschrieben wie vor einem Jahrhundert; besonders zeigen die Geschäftsschreiben der Statthalter der Gränze einen völligen Mangel logisch und rhetorisch gebildeter Sekretäre an. Es ist eine seltsame, aber durch den heutigen Zustand der Calligraphie sowohl in der Türkei als in Persien bestätigte Thatsache, daß der Zustand der Schönschreibekunst in diesen Ländern zugleich ein sicherer Maßstab der wissenschaftlichen und besonders der Humanitätsbildung ist. Vergebens sucht man heut zu Konstantinopel nach großen Calligraphen (einer der letzten, Chattat Rakim, starb im J. 1228 (1814).*) Mit der größten Mühe sind Abschreiber aufzutreiben, die nur korrekt abschreiben, besonders wenn die abzuschreibenden Werke arabisch, und an der Kammer kennen die Sekretäre die Finanzschrift verflossener Jahrhunderte nicht mehr, so daß sie den in der berühmten persischen Geschichte Waßaf's enthaltenen Rechnungsausweis der Einkünfte des Chalifates zu entziffern nicht im Stande. Indessen schreibt der Sultan selbst eine schöne Hand, wie sein Vorfahr der erste dieses Namens,**) und fertigt einzelne Distichen und Verse, wie z. B. den auf den Kaltwasser genannten Erlustigungsort am Bosporos.

Kaltwasser ein Trunk Wassers ist.

*) Gesch. des osm. R. VII. S. 465; eben da die Namen von Schönschreibern No. 420 VII. 246. 296. VIII. 196, 233, 234, 238; die Biographien der Schönschreiber von Aali, gest. 1599, von Mohammed Nedschib, gest. 1171 (1757), vom Mufti Esaad 1715.

**) Ein Chronogramm auf dessen Tod in Ketschebschisade's Diwan.

Die Poesie ist aber mit Ghalib zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu Grabe gegangen. Der für den größten Dichter dieses Jahrhunderts gehaltene Ketschebschisade ist ein bloßer Chronogrammenschmied, dessen Fußstapfen alle übrigen sogenannten Dichter austreten.

Hingegen ist in den mathematischen Wissenschaften und besonders in den zunächst auf die Kriegskunst angewandten Zweigen derselben durch Uebersetzungen der Grundwerke aus europäischen Sprachen unter S. Mahmud's Regierung mehr geleistet worden als unter der aller seiner Vorgänger. Dennoch kann man nicht unbedingt sagen, daß die dermalige Richtung der osmanischen Literatur eine ausländische, europäische sey. Sie kann wenig von ihrer starren Stabilität verlieren, so lange der Körper der Ulema, dieses Palladium aller Gesetzwissenschaften mit allen seinen Abstufungen, Lehranstalten und Privilegien unverändert besteht; doch ist auch bei dem Fortschreiten aller Reformen in europäischem Sinne oder wenigstens bei dem beständigen Umwandeln alt hergebrachter osmanischer Gebräuche und Staatsformen in neue ausländische, an einen neuen eigenthümlichen Aufschwung der osmanischen Literatur nicht zu denken, am wenigsten in Aegypten, wo diese Reformen tief in das Wesen der ganzen Regierung eingreifen, während sie in Konstantinopel größtentheils nur an äußern Formen haften, und zum Glücke für den länger noch möglichen Bestand des Alten bisher den Körper der Ulema unberührt gelassen haben. Indessen, da jeder Stillstand in der Thätigkeit menschlichen Geistes ein Rückschritt, so kann auch die gesammte osmanische Literatur als solche theils im Rückschritte, theils in zunehmender Entfernung von dem ursprünglichen Geiste des Morgenlandes betrachtet werden. Außer der schon oben erwähnten Abnahme von Schreibern, eine Abnahme, die aber auch zum Theil auf Rechnung der Aufnahme der Druckerei geschrieben werden muß, gibt die Staatszeitung, als der treue Berichterstatter der neuen Staatseinrichtungen, täglich auf jeder Spalte Beweise der Abnahme des eigenthümlichen Flores der Sprache und Literatur.*) Die Sprache der Begebenheitstafeln oder fortlaufenden Reichsgeschichte ist zwar minder schwülstig als die der Reichshistoriographen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Isi und Sübhi, aber sie ist (wie die hier gegebenen Proben schon zur Begründung dieses Ausspruches genügen) von dem weit einfacheren, weniger geschmückten Style des Vorfahrs Waßif, und noch weit mehr von der empfehlungswerthen Einfachheit des ersten osmanischen

*) Z. B. die häufigen französischen, nächstens vielleicht russischen Neologismen in Fällen wo gar kein Bedarf eines neu zu schaffenden Wortes. Wie könnten die Türken, welche früher geregeltes und disciplinirtes Heer hatten als andere europäische Mächte, nicht Worte genug für militärischen Befehl haben? dennoch ersetzt das türkische Wort itzt überall das europäische Kommando; ja, was noch schlimmer, sie mißkennen selbst an den aus arabischen Wörtern verstümmelten europäischen den wahren Ursprung, und nehmen aus Neuerungssucht lieber das verstümmelte an, als daß sie das ursprüngliche behielten. So weiß jedermann, daß Magazin nur das verderbte arabische Machsen, daß Tarif das arabische Taarif ist; dennoch schreibt und druckt man heut zu Konstantinopel fürs erste Magasina, fürs zweite Tarifa.

Reichshistoriographen Naima zu Ende des 17ten Jahrhunderts entfernt. Die noch immer fortwuchernde Saat von Noten, Glossen, Zusätzen und Anhängseln zu den zahlreichen Exegesen und Kommentaren alter Grundwerke der Theologie, Jurisprudenz und Philosophie gewährt der ächten Wissenschaft zwar nicht den geringsten Fortschritt, aber sie hat im Vergleiche mit dem Geiste der an allem Heiligen rüttelnden Literatur europäischer Nationen den Vortheil des Festhaltens an dem alten Lehrbegriffe des positiven Gesetzes, dem einzigen Nothanker, welcher durch die Aufrechthaltung des Richteramtes und Lehrstandes die Fortdauer des Reiches aus eigener Kraft noch für einige Zeit verbürgen könnte. Die Wunschformel, für die Dauer des osmanischen Reiches, welchem die Staatszeitung in dem oben erwähnten an dieselbe angefügten Artikel den Titel der hohen Pforte beilegt, ist eben so charakteristisch als ominös, „die von Gott begünstigte hohe osmanische Pforte, möge sie dauern so lange als unser größter Sultan! bis an den Tag der Auferstehung!" *) Eine prophetische Formel, wenn sie so verstanden wird, daß das osmanische Reich dauern soll, so lange S. Mahmud regiert, oder bis die christlichen Völker desselben wie die Griechen auferstehen.

*) Dewleti alijei moejesdei Osmanije damet bidewami Sultanini el aasem ila jaumil kiamet.

Die nordwestliche Durchfahrt.

Immer noch gibt man in England die Hoffnung nicht auf, diese Durchfahrt zu finden. In der neuesten Sitzung der geographischen Gesellschaft erhielt Kapitän Back aus den Händen des Präsidenten Sir John Barrow die goldene Medaille für die größte geographische Entdeckung des Jahres 1835. Bei dieser Gelegenheit bemerkte derselbe: die Resultate der Expedition bestätigen aufs stärkste die Vermuthung, daß eine Durchfahrt existire. Cook, Kotzebue und andere fanden in der Behringsstraße eine starke Strömung gegen Norden; Franklin und Richardson fanden eine Strömung gegen Osten; Parry traf diese gleichfalls auf seiner Reise nach der Melville-Insel: in den Straßen Fury und Hecla *) strömte sie 4 (engl.) Meilen in der Stunde. Endlich fand auch Kapitän Back in der Mitte zwischen diesen beiden Punkten und dem Kap Turnagaini (Kehrum) eine starke Strömung gegen Osten. „Dieß, fuhr er fort, ist ein äußerst wichtiges Faktum, und meiner Ansicht nach entscheidend für die Existenz einer Durchfahrt. Ich hoffe aufrichtig, daß das Land, nachdem so viel zur Lösung dieses interessanten Problems geschehen, nicht zugeben wird, daß ein anderes Land die Früchte unserer Arbeit ernte und den Ruhm der Vollendung davon trage, da wir der Erfüllung unserer Hoffnungen so nahe sind." Kapitän Back erklärte sich mit dieser Ansicht völlig einverstanden, und bereit, eine neue Entdeckungsreise zu unternehmen. Sir J. Franklin schlug vor, durch eine der Oeffnungen am Ende der Baffins-Bai einen Versuch zu machen, auf diese Art die zahlreichen Inseln, die an der Küste bis zum Meridian an der Melville-Insel hin liegen und so oft die Seefahrer verwirrten, nördlich zu umgehen; dann werde es wohl nicht sehr schwer seyn, südwärts gegen die Küste hinabzusteuern und so die Durchfahrt zu vollenden. Dr. Richardson bestätigte diese Ansicht, da es dort von Wallfischen, die nur in offenen Meeren sich fänden, wimmle. Uebrigens halte er es für wünschenswerther zuerst den Zustand des westlichen Meeres zu untersuchen, und von der Mündung des Kupferminenflusses einige Boote gerade nordwärts zu senden, was leicht und ohne Gefahr und Kosten geschehen könne. Nach diesen Aeußerungen so einflußreicher Männer darf man also wohl einem baldigen neuen Versuche zur endlichen Lösung des Problems entgegensehen.

*) Also auf der Ostseite des englischen Isthmus von Boothia.

Pöppigs Reisen in Südamerika.

6. Reise nach den Anden von Antuco.

(Schluß.)

In späterer Zeit hatten sich die aus ihrem Vaterlande verdrängten Indier rings um Antuco, zum Theil auch in den abgelegensten Seitenthälern niedergelassen, und hier machte unser Reisender seine nähere Bekanntschaft mit diesem bald als Hirten, bald als Räuber umherziehenden Volksstamm, der nur in den kältesten Wintermonaten, wo der Schnee in den Anden, die Regenstürme und das unbeschreibliche Anschwellen der Flüsse das Wandern unmöglich machen, sich festere Hütten baut. Sie bebauen nie das Feld, was bei ihnen für unmännlich und entehrend gilt, und da der Krieg ihrem Handel mit den Chilenen, von denen sie sonst Mais und Hülsenfrüchte gegen Viehheerden in Menge bezogen, ein Ende gemacht hat, so wären sie aller Pflanzennahrung beraubt, besäßen sie nicht die nährenden Körner des Pehuen (Araucaria), von denen der ganze Stamm den Namen führt. *)

Lebhaft wünschte Hr. P. einen Wald von solchen Bäumen zu sehen, die zu ihrem Wachsthum Alpenluft, ein rauheres Klima, als in den niedrigern Landstrichen je eintreten kann, und vor Allem einen steinigen Boden zu erfordern scheinen. Von einem Führer begleitet machte er sich nach einem entlegenen Thale zu Fuß auf, denn der verschlungene Pfad erlaubte nicht die Benutzung eines Pferdes; am untern Ende des Thales hatte ein Waldbrand Verheerungen angerichtet, welches Ereigniß in allen Theilen Amerika's eine eigenthümliche, aber sehr verschiedene Vegetation nach sich zieht. In Chile erscheinen auf solchen Brandstellen zuerst die heftig brennenden Loasen, dann Stauden mit stachlichem Samen, Acaenen, Uncinien u. s. w., endlich faßt das Colligné Fuß, ein baumartiges Gras, dessen Stängel auf üppigem Boden 12 bis 18 Fuß hoch emporschießen; in der Nähe der Schneelinie werden sie zu einem niedrigen Gestrüppe; der Chilene benutzt diese Pflanze so mannichfach als die Asiaten den Bambus, nistet sie sich aber auf einem urbar gemachten Acker ein, so ist sie fast unausrottbar. Bald waren unsere Wanderer über die Brandregion hinaus und noch vor Abend trafen sie auf den Araucarienwald. „Auf dem steinigen, meist nackten Boden zogen wie Riesenschlangen zwei bis drei Fuß dicke Wurzeln hin, die eben so wie der völlig säulenförmige Stamm, der 50 bis 100 Fuß hoch wird, mit rauher Rinde bekleidet sind. Nur in dem letzten Viertheil der ganzen Höhe beginnt die Krone, die einem weiten plattgedrückten Kegel gleicht. Zu acht bis zwölf stehen die untern Aeste im Kreise um den Stamm, in den höhern Ringen zu vier und sechs, so daß die Formung überaus regelmäßig

*) Dieser Name kommt selbst auf der Ostküste vor; die Brasilier nennen den Baum pinhao, was nur eine etwas veränderte Form des indianischen Worts ist.

erscheint. Alle breiten sich horizontal aus, und nur die Spitzen sind leicht aufwärts gekrümmt. In ihrer ganzen Länge sind sie mit Blättern überzogen, die schuppenähnlich sich decken, in scharfe Spitzen enden, in der Breite mehr als einen Zoll messen, und von so harter holziger Textur sind, daß nur ein scharfer Schnitt sie trennt. Der Anblick des ganzen Baumes ist überraschend, obwohl sich eine entfernte Familienähnlichkeit mit unsern Fichten nicht verkennen läßt. Die Früchte sitzen am Ende der Zweige, sind von der Größe eines Menschenkopfs, von regelmäßiger Kugelform, und bestehen aus Schuppen, die, mit Genauigkeit an einander gereiht, die Samen decken, welche eigentlich dem an sich schönen Baum erst wahre Wichtigkeit verleihen. — Die Araucaria ist die Palme jener Indier, welche in der Nähe der chilenischen Anden vom 37° bis 48° der Breite wohnen. Sie liefert den nomadischen Völkerschaften um so ausschließlicher die nöthige vegetabilische Nahrung, je weiter jene von den Weißen entfernt sind, und je schwerer sie also die gewöhnlichen Getreidearten durch Handel sich verschaffen. Die große Ausdehnung der Araucarienwälder (Pinares), und die erstaunliche Menge von nährenden Samen, die ein einziger ausgewachsener Stamm hervorbringt, vermöchte wohl die Indiervölker vor Mangel zu schützen, verhinderten nicht die Uneinigkeiten der Horden das friedliche Einsammeln. Eine einzige Frucht (cabeza) enthält zwischen zwei- und dreihundert Nüsse, und es ist nichts Seltenes zwanzig bis dreißig Früchte auf einem Stamm zu zählen. Allein da auch ein starker Esser unter den Indiern, vorausgesetzt daß es ihm nicht ganz an animalischer Nahrung fehle, nie mehr als zweihundert Nüsse in einem Tage aufzehren kann, so ergibt es sich, daß ein Einzelner von höchstens achtzehn Araucarien für ein ganzes Jahr seine Nahrung ziehen möge. Die Nuß, von der Gestalt der Mandeln, allein von doppelter Größe, ist von einer leicht abzulösenden lederartigen Haut umgeben, und zubereitet schmackhaft, allein sie ist nicht leicht verdaulich; Oel ist in ihr in sehr geringer Menge enthalten, nur das Satzmehl scheint durch überflüssigen Kleber auf so besondere Weise gebunden, daß der Genuß dem Ungewohnten Beschwerden des Magens verursacht, und die Nuß selbst sehr leicht steinhart wird. Durch Trocknen der nicht überreifen Samen an der Sonne entwickelt sich ein Zuckerstoff, der besonders um den Embryo seinen Sitz zu haben scheint. Die Indier essen die Nüsse frisch, gekocht oder geröstet, und abgesehen von einer gewissen Herbe, ist der Geschmack nach der letztern Bereitung fast demjenigen der eßbaren Kastanien gleich. Für den Wintergebrauch werden sie nach vorhergegangenem Sieden getrocknet, und die Frauen verstehen dann aus ihnen eine Art von Mehl und selbst Gebäck zu verfertigen. Beschwerlich würde die Einsammlung seyn, wäre es nöthig jedesmal die Riesenstämme zu erklettern. Allein sobald gegen das Ende des Märzmonats die Nüsse reif sind, zerfällt der Zapfen von sich selbst, und schüttet seinen Inhalt und seine Schuppen auf den Boden nieder, als eine mühelos zu erlangende Spende, die nur der kleine Papagei (Psittacus choræus Mol.) und eine Kernbeißerart mit dem Indier theilt. In solcher Menge liegen in den Tagereisen langen Wäldern, die dieser Baum im Lande der Pehuenches und Huilliches bildet, die Früchte an dem Boden, daß nur der kleinste Theil benutzt wird." Der Wald, den Hr. P. hier fand, ist der nördlichste, und so kann man 36° als die nördliche Gränze des Baumes ansehen, südwärts möchte er sich schwerlich über den 46° hinaus erstrecken. „Zwischen Antuco und Valdivia wächst er allein innerhalb der Anden, und wie die Indier sagen, allein auf ihrer westlichen Seite, und nirgends niedriger als 1500 bis 2000 Fuß unter der Schneelinie, zu der er sich doch an vielen Orten zu erheben scheint. Weiter südlich steigt er herab, und in dem Lande der Cuncos und um Osorno soll er unfern der Meeresküste auf Bergen mittlerer Höhe vorkommen."

Den Ausflug unseres Reisenden nach dem mächtigen Vulkan von Antuco müssen wir größtentheils übergehen, und beschränken uns auf einige abgerissene Bemerkungen. Der Vulkan ist ausnehmend spitzig, ungefähr wie der Cotopaxi, der Rand oben ist nur wenige Schritte breit, und die Mündung, aus der fortwährend Dampf aufsteigt und heißer Sand und Schlacken ausgeworfen werden, ist von Süden nach Norden nur 550, von Westen nach Osten 750 Fuß breit. Wie bei allen so spitzigen Vulkanen brechen die Lavaströme nur auf der Seite aus; welche riesenhafte Massen da hervorströmten, mag man aus Nachfolgendem ersehen. „Die Oertlichkeit verbot es, an mehr als einem Platze die Messung eines Armes vorzunehmen, der ungefähr den vierten Theil der Lavamasse enthalten mochte, die man wegen ihrer Isolirtheit als das Produkt eines einzigen Ausbruchs ansehen darf. Als Resultat ergaben sich 482,000 Kubikteisen, wahrscheinlich ist aber der wahre Inhalt bedeutend größer." Die Flora des Bergs war ein Hauptaugenmerk des Reisenden, und manche eigenthümliche Alpenpflanzen belohnten ihn; wie sehr erstaunte er aber nicht, als er in einer Höhe von mehr als 8000 Fuß, kaum 500 von der Schneelinie entfernt, eine von der bisher beobachteten ganz verschiedene Flora fand, welche mit der der äußersten Südspitze Amerika's, der des Feuerlandes, übereinstimmte. „Nicht nur wurden Arten hier entdeckt, die mit andern schon beschriebenen, die frühere Reisende am Kap Horn gesammelt, völlig identisch sind, sondern manche kamen hinzu, die genau denselben klimatischen Stempel trugen, die aber kein erfreuter Botaniker je gepflückt hatte." Die geologische Beschreibung des Bergs ist durch die mannichfachen Abweichungen von den sonst gewöhnlichen Erscheinungen besonders merkwürdig, und am auffallendsten mag wohl seyn, daß man „neben manchen sonderbaren Produkten des unterirdischen Feuers nirgends wahre Gläser und eben so wenig Bimsstein entdecken kann. Selbst Asche ist selten, denn nur ein feiner Sand, dem Glimmersand sehr ähnlich, meist schwarz von Farbe und glänzend, wird ausgeworfen. — Der Vulkan von Antuco ist einer von denjenigen, welche das merkwürdige Phänomen darbieten, jede größere Eruption mit der Ergießung einer gewaltig großen Wassermasse und zwar von kalter Temperatur zu beschließen. — Ob diese Wasser- und Schlammergießungen Folgen der Infiltration der Gletscher sind oder durch Verbindungen des vulkanischen Feuers mit dem nahen unergründlich tiefen See entstehen, dieß wird kein späterer Forscher leicht entscheiden."

Vermischte Nachrichten.

Ein Engländer, Namens Henry, übersandte kürzlich dem Museum von Boulogne eine seltene und sehr merkwürdige Medaille, die zur Zeit der projektirten Expedition Napoleons gegen England geschlagen wurde. Auf der einen Seite ist die Inschrift Napoleon Empereur um den mit Lorbeeren gezierten Kopf Napoleons. Auf der Rückseite ist die Inschrift Descente en Angleterre und ein Herkules, der eine Figur, halb Mann, halb Fisch, in die Arme drückt. Die Exerge ist: „Frappée à Londres en 1804."

In Malta sollen sich gegenwärtig vier junge Giraffen befinden, die nach England für den zoologischen Garten bestimmt seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Januar.)

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1836.

Die indische Armee.

2. Organische Einrichtung.

Es ist gewiß eine der auffallendsten Erscheinungen in der Geschichte der alten und neuen Zeit, daß ein ungeheures Land, bewohnt von zahlreichen Völkern, der militärischen und politischen Gewalt einer bloßen Handelsgesellschaft gehorcht, welche das Loos von 80 Millionen Menschen aus einer Entfernung von 4000 Meilen leitet, und es dürfte daher nicht ohne Interesse seyn, die Organisation des Heeres kennen zu lernen, durch welches die unterworfenen Völker in Gehorsam, die Verbündeten in Respekt und die feindlich Gesinnten in Furcht erhalten werden.

Diese Organisation bietet uns neuen Stoff zum Staunen. Nicht durch europäische Truppen versichern sich die Engländer ihrer asiatischen Provinzen, denn diese Truppen machen nur einen unbedeutenden, nicht viel über den achten Theil der eingebornen aus; eben so wenig durch Pflanzstädte, welche auf wichtigen Punkten gegründet und befestigt wären, um das Land in Unterwürfigkeit zu erhalten. Vielmehr hat die Kompagnie jede Kolonisirung auf ihrem Gebiete verhindert, und sah es nur sehr ungern, wenn Engländer sich in Indien niederlassen wollten, ja selbst ausgediente Soldaten suchte man immer nach Europa zurückzuschicken, indem man sie als eine Bürde für die Gesellschaft betrachtete, als eine Klasse von Menschen, die während ihrer Dienstzeit üble Gewohnheiten angenommen, welchen sie sich leicht zügellos überlassen dürften, wenn sie nicht mehr durch die Bande einer strengen Disciplin in den Schranken der Ordnung erhalten werden. Es sind also die eingebornen Truppen, von britischen Offizieren befehligt, welche die Hauptstärke des indisch-britischen Heeres bilden.

Das britische Indien steht unter einem Generalgouverneur und einem obersten Rathe, und ist in die drei Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay getheilt. Jede dieser Präsidentschaften bildet eine eigene Kriegsverwaltung, die ihr besonderes Truppenkorps hat, allein alle drei Korps haben dieselbe Einrichtung. Die europäischen Truppen sind theils königliche, theils Truppen der Kompagnie. Gegenwärtig bestehen die königlichen Truppen aus 4 Kavallerie- und 20 Infanterieregimentern, wovon 1 Kavallerieregiment und 9 Infanterieregimenter der Armee von Madras, 2 Kavallerie- und 8 Infanterieregimenter derjenigen von Bengalen, und 1 Kavallerieregiment mit 3 Infanterieregimentern derjenigen von Bombay angehören.

Da jedes Kavallerieregiment 736 Pferde und 1 Infanterieregiment 844 Mann stark seyn soll, so ergibt sich mit Einschluß der Artillerie und der Truppen des Ingenieurkorps die Gesammtstärke der königlichen Truppen etwa zu 22,000 Mann.

Die Armee der Kompagnie dagegen besteht aus 180,000 Mann regelmäßiger Truppen, worunter sich jedoch nicht über 12,000 Mann Europäer befinden, und etwa aus 21,000 Mann unregelmäßiger Eingebornen, so daß sich die Gesammtstärke der indisch-britischen Heeresmacht mit Einschluß von ungefähr 5000 Invaliden und Pensionären zu 221,000 Mann herausstellt. Hiezu kommt ein verhältnißmäßig sehr zahlreicher Generalstab.

Die Organisation der europäischen Truppen der Kompagnie ist ganz dieselbe, wie bei dem übrigen englischen Heere und bietet demnach nichts Eigenthümliches dar. Wir werden deßhalb vorzüglich die eingebornen Regimenter, die sogenannten Sipahis zum Gegenstande unserer Betrachtung nehmen, und mit einer kurzen Skizze die Geschichte ihrer Entstehung beginnen.

Im Jahre 1757 fingen die Engländer zuerst an, einige Bataillone Sipahis zu organisiren. Jedes dieser Bataillone wurde von einem europäischen Hauptmann, Lieutenant oder Fähndriche befehligt, der somit einen Stabsoffizier vorstellte; ein Oberfeldwebel und einige Feldwebel unterstützten sie bei den Waffenübungen und der Disciplinirung der Truppen. Außerdem war noch ein indischer Befehlshaber da, der an der Spitze des Bataillons neben dem englischen Befehlshaber stand; auch der Adjutant und die Subalternoffiziere waren Eingeborne. Das Bataillon hatte 10 Kompagnien, worunter 2 Grenadierkompagnien, jede 82 Mann; im Ganzen also 820. Im Jahre 1765 zählte das bengalische Heer schon 19 Bataillone Sipahis, und 1200 Mann irreguläre eingeborne Reiterei. Im J. 1780 wurden die Bataillone auf 1000 Mann verstärkt und in Regimenter von 2 Bataillonen, jedes zu 5 Kompagnien, um-

gebildet. Ein englischer Major befehligte das Regiment, ein Hauptmann ein Bataillon, ein Lieutenant eine Kompagnie. Im J. 1791, als der Krieg gegen Tippu-Saheb ausbrach, verstärkte man die Bataillone aufs neue auf 10 Kompagnien. Im J. 1795 wurde, nach dem Muster der englischen Seesoldaten, das erste Seesoldaten-Bataillon aus Eingebornen gebildet und zum Dienste auf den Inseln, wie Sumatra, Penang u. s. w. verwendet. In demselben Jahre errichtete man eine bengalische Nationalmiliz, die in Calcutta und der Umgegend als Nationalgarde dienen sollte.

Ein Jahr später wurde der Zustand des indisch-britischen Heeres sehr verbessert, indem die europäischen Offiziere an Rang, Sold und Stufe gewannen. Damals organisirte man 12 Regimenter zu 2 Bataillonen von 10 Kompagnien, worunter 2 Grenadierkompagnien, jede bestand aus 2 eingebornen Offizieren, 10 Unteroffizieren und 80 Sipahis. An europäischen Offizieren hatte das Regiment: 1 Oberst, 2 Oberstlieutenants, 2 Majore, 8 Hauptleute, 22 Lieutenants und 10 Fähndriche; dabei war ein europäischer Bataillonsadjutant, ein solcher Regimentsadjutant und Quartiermeister. Diese beiden letztern sind jetzt durch einen europäischen Stabsoffizier ersetzt, der den Titel „Dolmetscher" führt.

Im J. 1801 zog man 10 Mann aus der Kompagnie und übte sie im Dienste der leichten Truppen, um im Nothfalle in jedem Bataillon eine Kompagnie Plänkler bilden zu können. Im Jahre 1808 hat man angefangen, indische Schanzgräber zu bilden, und in demselben Jahre wurde bestimmt, daß jedes Bataillon aus 2 Kompagnien Grenadiere, 7 Kompagnien Füsiliere und 1 Kompagnie Schützen bestehen soll. Von Zeit zu Zeit zieht man diese Schützenkompagnien zu Bataillonen zusammen, um sie im Dienste der leichten Truppen zu üben.

Dieses sind die hauptsächlichsten Aenderungen, welche die Organisation der Sipahi erlitten hat. Nach den neuesten Bestimmungen ist die Zahl der Offiziere bei den indischen Regimentern folgendermaßen festgestellt: außer dem Kommandeur und den Offizieren des Stabes, welche immer Engländer sind, sollen bei Einem Reiterregiment seyn 1 Stabsoffizier, bei jeder Schwadron 1 Rittmeister und 2 Lieutenants. Ein Infanterieregiment hat 1 Stabsoffizier, 4 Hauptleute und bei jeder Kompagnie 1 Lieutenant. Bei einer Batterie eingeborner Artillerie sind der Batteriechef und 5 Lieutenants Engländer.

Die Dienstverrichtungen der europäischen und eingebornen Offiziere in den Schwadronen oder Kompagnien sind folgende: die ersten haben ausschließlich das Kommando im Felde und bei Kriegsübungen, sind für die Bewaffnung, Kleidung und Bezahlung der Leute verantwortlich, und rücken in der Regel nur mit der geschlossenen Schwadron oder Kompagnie aus; die eingebornen Offiziere dagegen verrichten alle kleineren Dienste im Lager oder in der Kantonirung. Zwischen den europäischen Offizieren und den Sipahi findet wenig unmittelbarer Verkehr statt; haben letztere irgend eine Beschwerde vorzubringen, so wird sie von den europäischen Offizieren untersucht, ehe sie vor den Kommandeur gebracht wird. Auf der Parade sehen sich die englischen und eingebornen Offiziere täglich, in den Quartieren selten, übrigens herrscht in der Regel zwischen beiden ein gutes Vernehmen, was auch den englischen Offizieren von den höhern Behörden stets empfohlen wird.

Bei einigen englischen Offizieren, die sich eine genauere Bekanntschaft mit der Sprache und den Sitten der Eingebornen erworben, findet auch wirklich ein vertrauteres Verhältniß mit diesen statt, allein ein Haupthinderniß einer größern Annäherung bleiben immer die religiösen Vorurtheile der Eingebornen, vermöge welcher sie an den Gastmahlen und ähnlichen Zusammenkünften der Europäer keinen Antheil nehmen dürfen.

Man trifft zwar Glieder aller Kasten unter den Sipahis an, besonders in den Regimentern von Madras und Bombay, allein sie speisen immer kastenweise zusammen, denn es wäre eine Gottlosigkeit, wenn sie äßen, was andere Religionsverwandte gekocht haben, um so mehr also, wenn dieß Europäer wären. An kriegerischem Gehalt stehen zwar die Sipahis den englischen Soldaten nach; sie sind jedoch weit bessere Soldaten, als man gewöhnlich glaubt, und allen übrigen indischen Truppen der noch ununterworfenen Fürsten vollkommen gewachsen.

Die Eingebornen zeigen wirklich Vorliebe für den Militärdienst, und haben schon bei vielen Veranlassungen glänzende Beweise von Ergebenheit gegen die englische Regierung gegeben. Diese Ergebenheit beruht aber vorzüglich auf ihrer Anhänglichkeit an ihre europäischen Offiziere, und um sich diese Anhänglichkeit zu gewinnen, ist von Seiten der Offiziere eine sanfte Behandlung, eine gewisse Aufmerksamkeit auf unbedeutende Kleinigkeiten, auf ihre vielfachen Vorurtheile und Bekanntschaft mit ihrer Sprache erforderlich. Daß diese Anhänglichkeit an den Dienst neuerer Zeit nachgelassen hat, kann nicht in Abrede gezogen werden, und wenn man nach den Gründen dieser Abnahme forscht, so lassen sich mehrere dafür auffinden. Einer der Hauptgründe liegt wohl darin, daß — wenn es an Stabsoffizieren und ältern Hauptleuten fehlte, — Sipahiregimenter häufig Jahre lang durch junge europäische Offiziere, ja selbst durch Lieutenants befehligt wurden, wodurch das Selbstgefühl der eingebornen Offiziere, welche in der Regel aus den ältesten und verdientesten Unteroffizieren gewählt werden, in hohem Grade verletzt und große Unzufriedenheit erregt wurde. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, müßte bei dem indisch-britischen Heere stets eine Anzahl disponibler Offiziere vorhanden seyn, damit der Abgang, welcher so häufig durch Kommandiren zum Stabe und anderweitige Verwendung eintritt, sogleich wieder ersetzt werden könnte.*)

*) Weit entfernt, daß ein Ueberfluß von Offizieren da wäre, fehlt es vielmehr fast immer daran. Wie die Sachen in dieser Hinsicht bestellt sind, mag folgende Stelle aus dem Amtsblatte der indischen Offiziere der Naval and Military Gazette vom 10ten Januar d. J. zeigen. „Ein Regiment sollte nie ohne einen Stabsoffizier und selten ohne zwei seyn; ein kommandirender Kapitän mag ein erfahrener Mann seyn, und alle nöthigen Eigenschaften besitzen, kann er aber ohne den Rang als Stabsoffizier seine Autorität frei und unabhängig genug ausüben? Hemmt ihn nicht die Rücksicht auf seinen untergeordneten Rang sehr häufig, Maßregeln zu ergreifen, die er als Major oder Oberstlieutenant gewiß ergriffen hätte? Und wie viele Regimenter sind häufig von Kapitänen kommandirt? Gegenwärtig ist in der Madrasarmee die halbe Kavallerie in die-

Von den mancherlei Ursachen, welche das Band der Anhänglichkeit zwischen den Eingebornen und ihren europäischen Offizieren lockerer gemacht haben, müssen wir ferner folgende als eine der hauptsächlichsten erwähnen. Wenn früher ein englischer Offizier ein Sipahibataillon befehligte, so erhielt er eine sehr bedeutende Gehaltszulage, und hatte eine ausgezeichnete politische Stellung, er besaß die Macht, Verdienste bei seinen Untergebenen zu belohnen, hatte mehr Mittel, sich dieselben ergeben zu machen, und die Geschichte jener Zeit lehrt, daß ein Bataillon durch einen englischen Kommandanten mit seinem Adjutanten eben so gut geleitet wurde und eben so tapfer focht, als jetzt, wo jede Kompagnie wenigstens Einen europäischen Offizier hat. Damals hielten es aber die englischen Offiziere der Mühe werth, auf die Vorurtheile, Sitten und Gebräuche ihrer Untergebenen aufmerksame Rücksicht zu nehmen, sie nahmen Theil an ihren Vergnügungen, gaben Geldbeiträge zu ihren Festlichkeiten, und wußten sich ihre Zuneigung und Treue auf verschiedene Weise zu sichern. Der Sipahi war deßhalb auch seinem europäischen Offizier mit einer Treue ergeben, welche gegenwärtig nur noch in einem ungleich schwächern Grade besteht.*)

(Fortsetzung folgt.)

---

sem Falle und wir kennen Regimenter, die Monate lang von Lieutenants kommandirt wurden. Wenn dieses Offizierkorps im Frieden so reducirt wird, was geschieht denn dann im Kriege? Jedes Regiment sollte 2 Stabsoffiziere und für jede Schwadron oder Kompagnie einen Kapitän und zwei Subalterne haben, nebst zwei Lieutenants für den Regimentsstab; dieß wäre nicht mehr als durchaus nothwendig.“ A. d. R.

*) Dieß ist ein sehr ernster Umstand, der noch dadurch erhöht wird, daß die kommandirenden Offiziere durchaus nicht mehr die Gewalt haben, welche vormals der das Bataillon kommandirende Offizier ausübte; zudem herrscht nur allzu häufig im Hauptquartier das unselige System, dem Regimentskommandanten Unrecht zu geben; so sagt derselbe Artikel, den wir oben anführten: „ihre Autorität sollte besser unterstützt, und mit weniger offener Mißachtung im Hauptquartier behandelt werden; man sollte ihnen die entrissene Macht zurückgeben, welche durch das Haschen nach ungebührlicher Machtvollkommenheit im Hauptquartier fast ganz vernichtet wurde. Dieß nebst mehreren Schlingen, die man ihnen gelegt hat, haben ihr Vertrauen auf sich selbst so sehr erschüttert, daß viele, auch wo ihr Einschreiten sehr nöthig wäre, die Disciplin erschlaffen lassen, und nur glücklich durchzukommen suchen, um nicht bei Berichterstattung ins Hauptquartier sich einer wahrscheinlichen Niederlage vor den Augen des ganzen Regiments auszusetzen, die ihre Autorität nur noch mehr schwächen müßte.“
A. d. R.

Die heilige Woche zu Neapel und in der Umgegend.

Wir trafen am Donnerstag Morgen zu Neapel ein; bei meiner Ankunft in dem Gasthofe verlangte ich eine Tasse Fleischbrühe. Was fiel mir unwissendem, ketzerischem Philosophen ein! Auf dem klassischen Boden des Papstthums wollte ich die Gesetze der heiligen Kirche überschreiten; welch ein Skandal! — „No signore,“ sagte mir der Wirth mit dem Tone des Unwillens, wir sind weder Heiden, noch Hugenotten,“ und in demselben Augenblick hörte ich im Vorzimmer von vielen alten Weibern mit Unheil verkündender Stimme die Worte rufen: „Wer ist denn dieser getaufte Türke? — Was, Fleischbrühe in der settimana santa? — „Um Vergebung, ich wußte nicht, daß wir uns in der heiligen Woche befinden.“ In der That, ich hatte es gänzlich vergessen. Uebrigens fügte ich hinzu, daß, da ich nicht katholischer Religion sey, ich mich nicht für gebunden halte, ihre Vorschriften zu befolgen. Unnütze Mühe! man war taub gegen meine Einwendungen. Einem Abbé, einem gelehrten Theologen, der einen Theil der Reise mit mir gemacht hatte, hatte ich es zu verdanken, daß man mir ausnahmsweise ein Frühstück bewilligte.

Ich beeilte mich, die Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien näher kennen zu lernen. Die größte Stille herrschte allenthalben. Die Straßen waren mit Fußgängern gefüllt, die größtentheils schwarze Kleidung trugen. Die Schildwachen hielten ihre Waffen umgekehrt in der Hand. Die Kaufläden waren geschlossen, die öffentlichen Plätze verlassen. Neapel schien in düstere Trauer versenkt. Gleichwohl folgte ich der Menge und trat mit ihr in verschiedene Kirchen. In der Basilica de Gesu-nuova hielt ich mich längere Zeit auf. Die Wände waren schwarz ausgeschlagen, so daß die Helle des Tages nur an wenigen Stellen durch die dicht verhängten Fenster eindrang. Im Hintergrunde der Kirche war das Grab vorgestellt, in welchem der Heiland ruhte. Tausend Kerzen erleuchteten dasselbe; ganze Wolken von Weihrauch stiegen empor. Hiezu kam noch Cimarosas herrliche Musik, ausgeführt von den ersten Künstlern Neapels; unwillkürlich bemächtigte sich meiner ein melancholisches religiöses Gefühl, wie ich es nie in protestantischen Kirchen empfunden hatte. — Erst am Sonnabend um die Mittagszeit ließen die Glocken ihre wohlklingenden Schwingungen hören, und in demselben Augenblick begannen die Wagen wieder über das Pflaster zu rollen, die Läden wurden geöffnet, die öffentlichen Plätze füllten sich mit Käufern und Verkäufern. Junge Ziegen, mit Bändern und Blumen geschmückt, wurden zu Hunderten durch die Straßen geführt, und die Menge drängte sich zu den Verkäufern der Cassatielli, der rothen Eier und der Zeppoli.

Zu Neapel bleiben auch die ältesten Gebräuche fortwährend in Kraft. Ein Neapolitaner würde sich für den unglücklichsten der Menschen halten, wenn er nicht an Ostern sein Ziegenviertel verzehren könnte. Die ärmsten Familien verkaufen einen Theil ihrer Kleidungsstücke, um dieser Sitte genug zu thun. Der Ostertag ist sehr lärmend zu Neapel. Die Bewohner der umliegenden Dörfer strömen herein: Männer, Weiber, Kinder bemächtigen sich aller möglichen Fuhrwerke, und begeben sich nach den Schenken der Vorstädte, wo gezecht wird. Während dieser Woche ist das Land verlassen. Als wir einen Ausflug nach Pompeji machten, fanden wir kaum einen Führer, der uns in die prächtigen unterirdischen Gänge geleitete. Am Abende setzten wir unsern Weg über das Gebirgsland fort, das sich zwischen der Cava und Salerno hinzieht. Unterwegs begegneten wir mehreren Haufen von Bauern, welche unter fröhlichen Gesängen nach Hause zurückkehrten, die Hüte mit Olivenzweigen geschmückt und auf den Schultern ihre Arbeitswerkzeuge tragend. La buona Pasqua! riefen sie uns zu, sobald sie uns gewahr wurden, la buona pasqua, Signori! Wir dankten, und erfuhren von ihnen, daß sie bei den Nachgrabungen von Pompeji verwendet werden, und daß sie jetzt in ihre Dörfer zurückkehrten, um die Osterfeiertage dort zuzubringen. — Bald darauf gewahrten wir Salerno in der Ferne, dicht an der Bucht, auf der einen Seite von Wiesen und Gärten umgeben, auf der andern vom Meere bespült.

Als wir daselbst anlangten, drängte sich das Volk in den Straßen zum Besuche der Kirchen. Wir brachten die Nacht und den größten Theil des Freitags hier zu. Sofort zogen wir entlang den Ufern des Silaro, und trafen endlich am folgenden Nachmittage bei den Ruinen von Pästum ein. Pästum besteht heutzutage nur noch aus einigen Meiern, welche um den bischöflichen Palast herliegen, in welchem jedoch der Bischof nur äußerst selten wohnt. Es gibt hier keinen Gasthof, wir waren daher genöthigt, in einer elenden Schenke Unterkunft zu suchen. Unser Wirth feierte Ostern mitten unter einigen Landleuten in einem engen und feuchten Zimmer. Auf seine freundliche Einladung nahmen wir rechts und links neben ihm Platz, und wurden mit Macaroni und Hammelbraten bedient; zum Nachtisch kamen Käse und Eier. Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort, und bald trafen wir auf dem Gebiete von Capaccio-vecchio ein. Ich war im Anschauen der Ruinen dieser alten Stadt verloren, als wir in einiger Entfernung eine Prozession gewahrten, welche feierlich den Berg heraufkam. Fahnen und Banner wehten voraus; wir wendeten uns gleichfalls nach dem Orte, nach welchem die Prozession ihre Richtung nahm, und bald gelangten wir nach Capaccio, einem unförmlichen Reste gebrochener Thürme, zerfallener Mauern, eingestürzter Ställe und dächerloser Häuser. Mitten unter diesen Ruinen erhebt sich eine einzeln stehende Kapelle, welche der heiligen Jungfrau geweiht ist. Um 9 Uhr öffneten sich die Thüren, und jeder bestrebte sich, seine Gaben darzubringen und zur Ausschmückung des Tempels beizutragen. Die Banner wurden über der Hauptpforte aufgehängt; die Altäre mit Teppichen überzogen und mit Olivenzweigen geziert, während der Boden sich mit Blumen überdeckte. Nach dem Gottesdienste erhob sich auf der weiten Fläche vor der Kapelle ein lärmender Markt, auf welchem die Erzeugnisse der Nachbarschaft ausgestellt wurden. Die meisten Käufe werden hier ohne Vermittlung des Geldes geschlossen. Der Einwohner von Pisano und der von Cilanto vertauschen eine Wolfshaut gegen ein Viertel Mandeln; die Bauern der Ebene von Pästum ihren vortrefflichen Käse gegen die gedörrten Feigen von Capaccio-nuovo; hier gibt einer Getreide für ein paar Schuhe, dort ein anderer Oliven gegen einen Hut. Jeder bringt die Erzeugnisse seines Fleißes herbei; alte Frauen, junge Mädchen gesponnene Wolle und Baumwolle, Strümpfe, gestrickte Jacken und hundert andere Gegenstände, welche sie in den Winterabenden verfertigen. Die Zahl der Wolfs- und Fuchsfelle, welche auf diesem Markte umgesetzt werden, ist sehr beträchtlich, indem die Bauern der Umgegend das Fleisch dieser Thiere als eine ausgesuchte Speise betrachten. Wandernde Krämer und Kleinhändler finden hier einen guten Absatz. Von Campoforte kommen gewöhnlich die Messerschmiedwaaren. Gegen Mittag sind alle Geschäfte beendigt, und jeder hat seine Einkäufe gemacht. Sofort werden mehr als tausend Feuer angezündet und das Mittagsmahl daran bereitet. Die verschiedenartigsten Gruppen bilden sich auf den moosbewachsenen Felsen, unter dem Schatten des Gesträuchs, mitten auf den Wiesen, am Rande der Quellen. Es gewährte einen hinreißenden Anblick, dieses Volk, in Familien gruppirt und der offensten Freude hingegeben, zu sehen. Signori, volete far Pasqua con noi? rief man uns von allen Seiten auf die einladendste Weise zu. Wir dankten jedoch und nahmen die Einladung nicht an.

Nach abgehaltener Mahlzeit kam die Canzonetta; sofort ließ die Mandoline sich hören und die Quadrillen stellten sich zum Tanze an. Nie sah ich die Tarantella mit mehr Lebhaftigkeit tanzen, als vor der Kapelle von Capaccio-vecchio. Gegen 5 Uhr rief die Glocke das Volk zur Kirche. Alle Spiele hörten auf und der Priester ertheilte den Segen. Selten gehen ähnliche Feste ohne Zwist und Schlägereien aus. Nicht so war es hier. Nach gegenseitiger Verabschiedung schlug jeder ruhig den Heimweg ein. Die einen wendeten sich über Acropoli und zogen entlang dem Meeresufer; andere folgten der Hochebene, welche nach Cilento führt; wieder andere zogen auf dem Kamm des Berges fort. Es war bereits Nacht, der helle Mondschein, die reine Luft, die kleinen Schwierigkeiten des Bodens, auf welche man jeden Augenblick stieß, die Vermischung der Männer- und Weiberstimmen, die bald plauderten, bald sangen, diese einfachen, naiven Gebräuche gaben diesen Scenen einen seltenen Reiz. In Capaccio-nuovo, das drei Meilen von der alten Stadt entfernt liegt, fragten wir vergebens nach einem Gasthofe. Glücklicherweise hatten einige Franziskaner Mitleiden mit uns, und nahmen uns gastfreundlich in ihr Kloster auf, wo sie uns ein kleines Zimmer mit den nöthigen Bequemlichkeiten einräumten.

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Barbadian haben die meisten Zeitungen auf Jamaica einen äußerst feindseligen Ton nicht nur gegen den Gouverneur, sondern auch gegen alle die von der Krone besoldeten Beamten angestimmt, welche dahin gesendet wurden, um namentlich die Akte der Sklavenemancipation auszuführen, und die darüber sich erhebenden Streitigkeiten zwischen Negern und Weißen zu schlichten. Viele der letztern scheinen der Maßregel der Emancipation, deren Durchgehen im Parlament sie nicht hindern konnten, wenigstens in der Ausführung so viel Hindernisse in den Weg legen zu wollen als möglich.

Der Ami de la Charte von Nantes theilt aus einem Schreiben von Cayenne vom 19ten Nov. v. J. Nachstehendes mit: „Sie wissen ohne Zweifel schon, was zu Para vorfiel: die ganze Stadt ist verbrannt, die Weißen ermordet, kurz Alles von den Indianern, Mulatten und Negern vernichtet. Die Konsuln der verschiedenen Nationen mußten fliehen, viele Portugiesen sind hieher geflüchtet mit Allem, was sie retten konnten; es ist eine zweite Auflage von St. Domingo. — Wir erfahren durch eine vorgestern von Demerary angelangte Goelette, daß die Neger, unwillig sich frei nennen zu hören, und doch immer fortarbeiten zu müssen, sich nicht mehr auf die Plantagen begeben wollten. Man hat Strenge gebraucht; darauf zogen die Neger nach verschiedenen Wohnungen, ermordeten die Weißen, steckten die Zuckerfelder und Gebäude in Brand u. s. w. Die Engländer werden nichts davon sagen, und das Ereigniß so lang als möglich verbergen; es ist aber Thatsache, daß es ein furchtbares Blutbad gab, und viel Eigenthum zu Grunde ging.“

Die Nachrichten aus Mauritius lauten nicht sehr günstig; offen wagt man sich der Emancipationsakte nicht zu widersetzen, aber man sucht sie zu umgehen. Die Gazette jener Insel vom 14ten August enthält zwei Gesetzentwürfe, welche die unbeschränkte Einfuhr von Schwarzen aus Madagascar, Mozambique und den andern Küstenstrichen von Ostafrika begünstigen: unter dem Namen freier Arbeiter wird der Sklavenhandel mit allen seinen Abscheulichkeiten legalisirt. Das frühere System soll in seiner schlimmsten Form gegen die jetzt als Lehrlinge arbeitenden Exsklaven wieder hergestellt werden. Ein bedeutender Theil der freien Farbigen wird auf jede mögliche Weise wieder zu Sklaven gemacht. Die vorgeschlagenen Gesetze sollen darauf hinwirken, über einen großen Theil der freien oder halbfreien Farbigen durch Mangel an Arbeit das größte Elend herbeizuführen. Durch die Auslegung, welche der Generalprokurator aber jenen Gesetzen zu geben beabsichtigt, soll die Emancipationsakte, und namentlich derjenige Theil, welcher den freien Farbigen alle bürgerlichen Rechte gibt, für die Insel ein bloßes Trugbild werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1836.

Der Weinbau und Weinhandel in Frankreich.

(Aus Bowrings Report on the Commercial Relations between France and Great Britain.)

Die Produkte der unfruchtbaren Theile von Frankreich liefern einen merkwürdigen Beweis von dem herrlichen Klima des Landes und der Industrie des Volkes. Während 45 Jahren, in welcher Zeit eine politische Revolution das Land bis in seine Grundvesten erschütterte, und die Hälfte des Bodens seine Eigenthümer wechselte, wurde nur für 64 Tage unter 16,325, oder etwa $^4/_{1000}$ des Verbrauchs an Korn eingeführt. Seine Bevölkerung vermehrte sich zu gleicher Zeit von 25 auf 33 Millionen, und es erfuhr drei Einfälle fremder Armeen. Außer dem Getreideland hat es weite Waldstrecken, die einen sehr großen Theil seines Brennmaterials liefern, ausgedehnte Wiesen, Olivenpflanzungen und wüste Landstriche, es besitzt 7 Millionen Maulbeerbäume, erzeugt 3,000,000 Pf. rohe Seide, und überdem noch sind 2,000,000 Hektaren mit Weinstöcken bepflanzt. Der Werth der gewonnenen Seide und des Weines beträgt zusammen über 600 Millionen Franken jährlich, und der Wein allein trägt dem Staate bald so viel ein, als die ganze Grundsteuer beträgt, so daß $^1/_{27}$ des Bodens $^1/_{10}$ der Einkünfte liefert.

Von 1788 bis 1829 hat sich die Ausdehnung der Weingärten etwa um ein Viertheil vermehrt, und der Werth des Ertrags beinahe verdoppelt, eine Folge der Abschaffung der Feudallasten und eines absurden Gesetzes vom 5ten Julius 1731, das die Anlegung neuer Weinberge und die Wiederanpflanzung aufgegebener bei einer Strafe von 3000 Fr. untersagte. Dieß Gesetz wurde erst im Jahre 1789 aufgehoben. Die statistische Gesellschaft von Frankreich gibt in ihren neuesten Tabellen den Umfang der Weinberge und den Ertrag derselben in folgender Weise an.

Weingärten im Jahr 1829	2,026,219	Hektaren
Durchschnittlicher Ertrag	41,951,484	Hektoliter
Werth dieses Ertrags	700,979,908	Franken.
Davon kommen in den innern und äußern Handel oder werden distillirt	28,772,123	Hektoliter
Verbrauch an Ort und Stelle . . .	16,179,256	—
Zahl der Weingartenbesitzer im J. 1830	2,249,216	

Die Zahl der Weinverkäufer in Frankreich beträgt 240,000, der Zoll, den der Wein beim Eingang in die Städte zahlt, beträgt nicht weniger als 308,000,000 Fr.

Der Preis, den man in Frankreich für Weingärten bezahlt, ist natürlich ungemein verschieden. Im J. 1830 wurde das Gut Mouton, das 135 engl. Akres *) mißt, mit 365 Pf. St. für den Akre bezahlt. Das Gut Lafitte wurde mit 183 Pf. per Akre verkauft, während die meisten Weingärten in Medoc nur 64 Pf. St. gelten. In der Champagne ist der höchste Preis, den man für den Akre bezahlt hat, 800 Pf. (20,000 Fr.), der niederste 50 (1250 Fr.) Der Weingarten von Romanée Conti in Burgund, der nur $1^3/_4$ Hektaren, oder etwa 4 Akres beträgt, wurde mit 3300 Pf. St. (82,500 Fr.) bezahlt. Das Gut Clos Vougeot wurde um 1,200,000 Pf. verkauft, und hat nur 48 Hektaren, oder etwa $112^1/_2$ Akres. Einige Theile der Hermitage zu Tain kosteten 70,000 Fr. per Hektar.

Der Weinhandel von Frankreich liegt gegenwärtig sehr darnieder, weil es ihm bei dem Prohibitivsystem der Regierung an einem Markte fehlt. Dr. Bowring behauptet: „die Weingärten bezahlen gegenwärtig nicht die Interessen des auf sie verwandten Kapitals, und manche werden mit bedeutendem Verluste angebaut. Allenthalben sind die Weinkeller überfüllt, namentlich im Südwesten von Frankreich." Diese Klagen ertönen laut, und sind allem Anschein nach wohl begründet. In einer aus der Gironde an die Regierung gelangten Vorstellung sagen die Weinerzeuger, der Norden bringe für mehr als eine Milliarde Naturprodukte ohne alle Zölle auf den Markt, die des Südens würden an jedem Thore und an jeder Stadt von einer Unzahl Zollbeamten angehalten, und Zölle bis zu 200 Proz. davon erhoben; zudem hemme die Ausschließung fremder Waaren, welche mit Vortheil gegen die Bodenerzeugnisse ausgetauscht werden könnten, alle Abhülfe auf dem Wege des äußern Handels. Die Weinproducenten des Südens und namentlich der Gironde **)

*) Der Hektare ist 2 Akres $1^7/_8$ Ruthen englisch.

**) Dieses Departement hat freilich die größte Ursache sich zu beklagen, da sein Handel mit England verhältnißmäßig der bedeutendste ist, und ein Austausch zwischen Wein und Fabrikserzeugnissen ihm am vortheilhaftesten wäre. Sein Flächenraum beträgt 1,082,560 Hektaren: davon sind 125,967 Acker-

verlangen Abschaffung der bestehenden Zölle auf Kohlen, Eisen, Baumwollenwaaren *) und Zucker, die man mit Vortheil gegen die Bodenerzeugnisse eintauschen könnte, da Frankreich diese mit größern Kosten im Innern erzeuge, als von Außen beziehe.

Es geht aus dem Bericht Hrn. Bowrings hervor, daß ein Zoll van $5\frac{1}{2}$ Sch. auf die Gallone französischer Weine **) den Verbrauch derselben in England nicht vermehre. Der Grund ist einleuchtend, weil dieser Zoll 500 Proz. des Durchschnittspreises französischer Weine beträgt, außer für die sehr kostbaren Arten, wie Champagner, Burgunder, Hermitage u. dgl. Freilich ist die Schwierigkeit, welche einem je nach dem Werthe veränderlichen Zoll entgegen steht, nicht leicht zu besiegen. Bei einem Zall von 16 Pf. auf die Tonne könnte man guten reinen Bordeaux die Flasche zu 1 Sch. 2 P. (42 kr.) in England trinken. Ein solcher Zoll wäre in kommerzieller Beziehung vortheilhaft für England, denn Kohlen, Eisen, Baumwollenwaaren u. dgl. würden gegen Wein ausgeführt werden, und der Vortheil wäre in moralischer Beziehung nicht geringer, weil dadurch der Verbrauch an gebrannten Wassern vermindert würde; ob aber der Kanzler der Schatzkammer vorerst seine Rechnung dabei fände, ist zweifelhaft.

Im Süden Frankreichs gibt es eine große Menge starker Weine, die dem englischen Gaumen ungemein zusagen würden. Der Maßden kommt aus den Weingärten zwischen Perpignan und Part Vendres, von welchem letztern Orte er zur See ausgeführt wird. Jetzt kann man diesen Wein in England für etwa 30 Sch. (18 fl.) das Dutzend Flaschen haben, wenn er nicht über vier oder fünf Jahre alt ist. Es ist ein gesunder Wein, der durch das Alter gewinnt, sich lange hält, und dem bei der Ausfuhr nur eine kleine Quantität Branntwein zugesetzt wird. Er ist lebhaft, aber doch mild, dunkel gefärbt, hat ein Bauquet, wie es portugiesische Weine nicht haben, und jene schöne violette Färbung auf der Oberfläche, welche den unvermischten Traubensaft anzeigt, und die beim Portwein wegen seiner schlechten Behandlung selten sichtbar ist. Dieser Wein wächst auf dem schönen Gute der Banquiers Durand von Perpignan. Ferner zeichnet sich im Süden der Wein von Cahors aus, von dem wahrscheinlich noch gar keiner nach England gekommen ist. Der rothe Roussillon und der Wein von St. Gilles gleichen dem Portwein ungemein. Der Roussillon kostet an Ort und Stelle $1\frac{1}{2}$ Schilling die Gallone, und schlägt man dazu den Zoll mit $5\frac{1}{2}$ Sch., sa kostet die Gallone ohne die Fracht 7 Sch. (4 fl. 12 kr.) Der Wein von St. Gilles ist noch wohlfeiler und beide sind ausnehmend gesunde Weine, auch ganz rein, außer daß bei der Ausfuhr nach England ihnen eine geringe Quantität Branntwein beigesetzt wird.

Die Wirkung eines Zolls, der das Vier- und Fünffache der Erzeugungskosten beträgt, ist einleuchtend. Die ganz theuren Weine, wie Romanée, Champagner oder Claret, können den Zoll ertragen, aber aus Cette und andern südlichen Höhen Frankreichs können eine Menge Weine nur als spanische und portugiesische nach England ausgeführt werden: ein guter Theil davon steht, wenn er etwas älter ist, dem Portwein gleich. Für den Konsumenten ist der Betrug kein Schade, denn er erhält, die sehr seltenen ersten Klassen van Portwein ausgenommen, ein reineres Getränk in den südfranzösischen Weinen; nur ist kein Grund vorhanden, warum er ihn als theuern Portwein und nicht als wohlfeilern süd-französischen Wein trinken soll.

Im J. 1669 wurden noch in England 20,000 Tonnen Wein aus Frankreich, namentlich aus Bordeaux, eingeführt; im Jahre 1697 verminderte ein Zoll van 4 Sch. $\frac{1}{2}$ P. (2 fl. 25 kr.) auf französische, und van 1 Sch. 8 P. (1 fl.) auf portugiesische Weine, die Einfuhr aus Frankreich auf 2 Tonnen und vermehrte die aus Portugal auf 4474 Tonnen. Der Methuentraktat vom J. 1705 vervollständigte den Sieg der portugiesischen Weine, und der ein Jahrhundert lang fortdauernde hohe Zoll machte Portwein zum gewöhnlichen Getränk in England, bloß weil wegen der Verschiedenheit des Zolls sein Preis niedriger war. Auch jetzt noch beträgt die Weinausfuhr aus Frankreich nur etwa 4 Praz. der gesammten Einfuhr in England, während der portugiesische Wein 44 Proz. beträgt. Indeß hat die Weineinfuhr überhaupt abgenommen. Im J. 1792 betrug sie über 8 Millionen Gallonen, im J. 1832 trotz der um mindestens ein Drittheil gestiegenen Bevölkerung nicht völlig 6 Millionen; vor einem Jahrhundert wurden $\frac{3}{5}$ Gallonen per Kopf in England konsumirt, jetzt etwa 1 Quart auf den Kopf, dagegen aber mehr als ein Gallon an hitzigen Getränken.

Die indische Armee.

2. Organische Einrichtung.

(Fortsetzung.)

Die große Herabsetzung der Zulagen und anderer Emolumente, welche die europäischen Offiziere bezagen, hat ihnen die Mittel geraubt, sich die Zuneigung der Sipahis zu gewinnen. Die Verminderung ihrer Macht, ihres Einflusses, so wie ihres Ranges, im Vergleich mit demjenigen der Civildiener, hat ihren Eifer und die Liebe zu ihrem Berufe erkaltet. Hiezu kommt noch, daß manche Vortheile und Privilegien, welche die Sipahis sonst, wenn auch ungerechterweise, hatten, ihnen entzogen wurden. Wenn sie im Dienste waren, lebten sie nämlich beinahe ganz auf Kosten der Quartierträger; bei Klagen var Gericht hatten sie vor den bürgerlichen Parteien den Vorzug; alles dieses ist nun aufgehoben. Als ein fernerer Grund der verminderten Liebe zum Militärdienste bei den Eingebornen muß angesehen werden, daß in neuerer Zeit ihre europäischen Chefs häufig gewechselt und solche, die allmählich ihr Vertrauen und ihre Zuneigung gewannen, und ihre Sprache erlernt hatten, auf andere Stellen versetzt wurden. Wenn man nun auch bei Anstellung von Offizieren Kenntniß der Landessprache zur Bedin-

land, 141.221 Weingärten, 61.379 Wiesen, 208.118 Wälder, 427,085 Haideland, 20.337 Gärten; nicht steuerbares Land 92,425.

*) Wahrscheinlich nur Baumwollengarn: der Ausdruck ist bloß cotton.

**) Auf diese Summe wurde der Zoll herabgesetzt.

gung macht, so erstreckt sich dieselbe doch bloß auf Gegenstände des Dienstes und erst allmählich, nach längerem Verkehr, erlangen die europäischen Offiziere die Fähigkeit, sich mit ihren Untergebenen über Angelegenheiten zu besprechen, worüber diese oft gern ihre Vorgesetzten zu Rathe ziehen. Endlich dürfte es auch wünschenswerth seyn, daß die eingebornen Offiziere mehr Aufmunterung erhielten, denn, daß es hieran fehlt, geht augenscheinlich daraus hervor, daß dieselben bei allen Vorfällen von Meuterei und Aufstand stets die Anstifter und Rädelsführer sind. Da alle höhern englischen Offiziere, welche längere Zeit in Indien gedient haben, und mit den dortigen Verhältnissen bekannt sind, einstimmig es nicht für rathsam halten, den eingebornen Offizieren Zutritt zu höhern Militärstellen zu eröffnen, so möchte wenigstens die Billigkeit erfordern, daß ihnen nach einer gewissen Anzahl von Dienstjahren eine Gehaltszulage und bei eintretender Dienstunfähigkeit eine der Dienstzeit entsprechende Pension bewilligt, oder daß die in Bengalen herrschende Sitte, ausgedienten Offizieren und Soldaten ein Stück Land als Eigenthum anzuweisen, allgemein eingeführt würde. In Bengalen trifft man in dem niedern Lande, am Fuße des Gebirges eine ganze Reihe von Dörfern an, welche durch ausgediente Soldaten gegründet worden sind, und diese alten Krieger sprechen gern von ihren Feldzügen, zeigen mit Wohlgefallen die als Lohn ihrer Tapferkeit erhaltenen Medaillen, und bilden einen nicht gering zu schätzenden Anhang der Engländer.

Eine weitere Aufmunterung, bei welcher der Dienst nur gewinnen könnte, wäre endlich, wenn die Fähigeren unter den eingebornen Offizieren, welche sich Kenntniß der englischen Sprache erworben, bei den Departements der General-Adjutantur und des General-Quartiermeister-Stabes als Adjutanten oder als Kommandanten detaschirter Posten von geringerem Belange verwendet würden.

Wiewohl nun aus dem Bisherigen hervorgeht, daß aus mancherlei Gründen die Vorliebe für den Militärdienst bei den Eingebornen sich etwas vermindert hat, so zeichnet sich der Sipahi doch immer noch, wenn man nur seine religiösen Vorurtheile schont, durch Geduld, Mäßigkeit und Unterwürfigkeit aus; er erträgt große Beschwerlichkeiten und Entbehrungen, und leidet ungleich weniger durch das Klima als der Europäer. Mit dem thätigen Muthe verbindet er den leidenden, denn mit demselben Muthe, mit welchem er dem feindlichen Feuer entgegengeht, hält er auch, im Viereck aufgestellt, den Angriff der feindlichen Reiterei aus, und läßt dieselbe bis auf wenige Schritte heranrücken, ehe er schießt, wenn ihm so zu thun befohlen wird. Bei allen Veranlassungen jedoch, wo sich die Sipahis unter schwierigen Umständen, wie z. B. in dem Kriege mit den Mahratten, durch unerschütterliche Treue besonders auszeichneten, geschah es vorzüglich aus persönlicher Anhänglichkeit an ihre Anführer, wenn diese ihre Tapferkeit belohnten, ihre Vorurtheile berücksichtigten und vor Allem ihrer Eitelkeit schmeichelten, denn sie sind unstreitig, sowohl die Hindus, als die Mohammedaner, besonders aber letztere, die eitelste Menschenklasse, die man antreffen kann.

Obgleich weder Konskription noch irgend eine Kriegsdienstpflichtigkeit statt findet, so hält es doch, besonders seit der Eroberung von Mysore, keineswegs schwer, die nöthige Anzahl Rekruten herbeizuschaffen, und das indische Heer könnte sogar mit Leichtigkeit bedeutend vermehrt werden. Die indischen Soldaten nehmen nur auf 5 Jahre Dienst, allein im Falle eines Krieges können sie bis zum Frieden bei den Fahnen beibehalten werden. Die Rekruten aus Bengalen sind etwas größer und kräftiger, als diejenigen aus den Distrikten von Bombay, und Mr. Henry Russel, welcher 23 Jahre in dem indischen Heere gedient hat, sagt: die bengalischen Sipahi sind geborne Soldaten, diejenigen aus Madras müssen erst zu solchen gebildet werden. In den bengalischen Regimentern, die sich hauptsächlich aus den Provinzen Bahar und Oude ergänzen, herrschen die höheren Kasten vor; die Regimenter aus Madras dagegen haben einen größern Antheil Muhammedaner und Hindus der niedern Kasten. Meutereien kommen auch unter den erstern seltener vor, als unter den letztern, und sind mit weniger Erbitterung und Heftigkeit verbunden.

Stellt man zwischen den eingebornen und europäischen Truppen einen Vergleich an, so muß man zwar zugeben, daß erstere an Körperkraft den letztern nachstehen, allein da sie an das Klima gewöhnt und weit mäßiger sind, überhaupt ungleich weniger Bedürfnisse haben, so sind sie nicht weniger fähig, die Beschwerden des Krieges zu ertragen; auch hat man sich von der Irrigkeit der Meinung, daß die Eingebornen nur für den Infanteriedienst taugen, überzeugt. Im Gegentheil zeichnet sich die eingeborne Reiterei durch ihren militärischen Geist aus; das älteste Reiterkorps, welches die Kompagnie errichtet hat, ist dasjenige von Madras, in welches die Söhne der besten muhammedanischen Familien getreten sind. Desertion kommt in diesem Korps nie vor und die Strafen sind beinahe völlig unbekannt; die gefürchtetste Strafe ist Ausstoßung. Die bengalischen Reiterregimenter sind sehr schöne Truppen, eben so die Regimenter aus Bombay, welche sich größtentheils aus den nordwestlichen Provinzen von Bengalen rekrutiren. Die Eingebornen, besonders die Muhammedaner, sind ausgezeichnete, kühne Reiter und in dieser Beziehung den Europäern überlegen; auch wissen sie den Säbel sehr gut zu führen. Zu ihren Pferden haben sie große Liebe, und pflegen dieselben mit der größten Sorgfalt. Im Westen wird die Reiterei mit den schönen Pferden vom Aral, aus Persien und von Cutsch beritten gemacht; übrigens gibt sich auch die Kompagnie viele Mühe, die Landesrace durch Einfuhr englischer Pferde zu verbessern. Da die Eingebornen ein leichter Schlag von Menschen und leichter ausgerüstet sind, als die Europäer, so kann man annehmen, daß ein indisches Reitpferd 40 bis 50 Pfund weniger trägt, als ein englisches.

Um der Vorzüglichkeit der indischen Reiterei willen wird auch verhältnißmäßig eine geringere Anzahl europäischer Reiterei, als Infanterie unterhalten, indem man der Ansicht ist, daß die eingeborne Reiterei weniger des Beispieles erprobter Truppen bedürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Dritter Brief.

Erst am dritten Tage nach meiner Ankunft begab ich mich zu dem britischen Generalkonsul, Herrn St. John, und zu Herrn Tulin, unserem Vicekonsul. Kaum hatte ich jedoch meinen Namen auf dem Konsulat hinterlassen, als Herr Tulin mir auch schon eine freundschaftliche Einladung von Herrn St. John brachte, der mich bitten ließ, ihn, so oft ich wolle, auf seiner Villa zu besuchen, wo er während des Sommers wohnte, und indeß in seinem Hause in der Stadt Quartier zu nehmen. Das leztere Anerbieten lehnte ich vor der Hand ab, beschloß aber von dem erstern um so häufigern Gebrauch zu machen. Der Morgen, an dem dieß zum Erstenmal geschah, war für einen afrikanischen Herbst ungewöhnlich mild. Ein frischer Seewind kühlte die heißen Sonnenstrahlen, und wehte das murmelnde Geräusch der Wellen zu mir herüber. Aus dem Thore Bab-el-Ued gehend, kam ich an dem Begräbnißplatze der Juden mit seinen prächtigen Grabmälern von weißem Marmor mit ihren seltsamen hebräischen Inschriften und an den Gärten des Ex-Deys vorüber, die, obschon viereckig und regelmäßig angelegt, dennoch in ihrer Art schön genannt werden können. Die Straße zu dem eine kleine Stunde von der Stadt entfernten Landhause des Konsuls führt über eine steile Anhöhe um diese Gärten herum, wo die Landschaft anfänglich einen ziemlich öden und kahlen Anblick bietet; je weiter man aber emporsteigt, um so zahlreicher werden die Landhäuser, und mit jedem Schritte entfaltet die Natur ihren Reichthum an Vegetation in höherem Maße: Feigen-, Orangen-, Citronen-, Granatäpfel-, Oliven- und Brustbeerbäume wachsen hier entweder ganz wild, oder bei geringer oder gar keiner Pflege in Gärten. Der Cactus mit seinen massiven Blättern und seinem phantastischen Stamme bildet Hecken um die Felder und an der Straße, während die Agave und eine Menge von Aloëarten ihre zehn Fuß hohen Blätter, den Schwertern eines Heeres von Riesen ähnlich, in die Luft strecken. Endlich kommt man in einer gewissen Höhe an eine Schlucht, wo man durch eine große Oeffnung das Gestade des Meeres und die von den Wogen mit weißem Schaum bedeckten Klippen desselben erblickt.

Ich wollte zu Fuß über die Schlucht und gab deßhalb mein Pferd meinem Bedienten. Mit Entzücken hörte ich das Rauschen eines Baches, der mich lebhaft an Schottland erinnerte, und folgte mit innigem Vergnügen seinem von Fels zu Fels sich windenden Lauf. Ein kleiner brauner Vogel, der singend vor mir herschwebte, verschwand und kam wieder, ohne seinen Gesang zu unterbrechen. Ist es möglich, sagte ich zu mir selbst, daß du unter der heißen Zone Afrika's bist? Die Luft war von balsamischen Düften durchhaucht, die Ufer des Baches mit wilden Blumen besäet, deren Namen ich nicht kannte, was aber deßhalb meine Bewunderung nicht verminderte.

Als ich wieder auf die Straße zurückkam, fand ich meinen italienischen Bedienten, Joachimo, im Gespräch mit einem Landsmann. Joachimo war mir nicht in der besten Laune gefolgt; für die wenigen Tage, die er in Algier bei mir gewesen war, hatte es ihm trefflich bei mir behagt; als ich ihm aber Abends ankündigte, daß er sich bereit halten möge, mich auf einem Ausfluge in das Land zu begleiten, konnte ich es ihm ansehen, daß er lieber daheim meinen Rock ausgebürstet hätte, als auf dem Rücken eines Maulthieres mit mir auf die Gebirge gegangen wäre; auch suchte er mir vor Schakals, Leoparden und andern wilden Thieren nicht wenig bange zu machen. Als ich leisen Schrittes hinter einer Hecke hinging, hörte ich ihn zu seinem Kameraden sagen: „Solltest du wohl glauben, daß der Engländer, der Signor Campobello, bei dem ich jezt bin, da in die Schlucht gegangen ist, um Blumen zu sammeln wie ein Bambino?“ Ich zeigte mich jezt, um dieser Unterredung ein Ende zu machen, und sezte dann meinen Weg fort. Der Konsul und seine Gattin nahmen mich so gastfreundlich auf, daß ich schon nach zwanzig Minuten mich so heimisch fühlte, als kennte ich sie seit zwanzig Jahren. Die jüngste Tochter des Herrn St. John, ein reizendes Kind, hatte mein kleines Gedicht, Glenara, auswendig gelernt, das sie mir beim Empfang vorsagte.

Man kann sich nichts Malerischeres denken, als die Villa des Konsuls, ein altes maurisches Schloß, von dem aus das Auge eine unermeßliche, bis an den Fuß des Atlas reichende Landschaft übersieht. Im Garten fand sich Alles, was ein üppiger Boden unter einer heißen Sonne nur immer hervorzubringen vermag; unter andern im freien Boden wachsenden Blumen sah ich hier die Yucca gloriosa mit ihrer Pyramide von weißen Blumenglocken, den gefüllten Oleander und die Passionsblume. Auch die Fruchtbäume waren der Aufmerksamkeit eines Europäers nicht minder würdig, von der Guava annona an bis zum Bananenbaum.

Der einzige Gast, der sich außer mir bei Herrn St. John einfand, war der amerikanische Konsul, Herr Brown, der, so wie auch unser Wirth, Augenzeuge der Eroberung von Algier gewesen war. Herr Brown war den Kämpfenden nahe genug gekommen, um zu sehen, wie ein Kabyle einem französischen Soldaten den Kopf abschlug und ihn unter dem Arme davon trug, um sich die von dem Dey auf jedes solches Siegeszeichen ausgesezte, oft bis auf 100 Piaster steigende Belohnung auszahlen zu lassen. Ein Kabyle, der bei dieser Gelegenheit den Versuch wagte, einen maurischen Kopf für einen europäischen einzuschwärzen, verlor nicht nur seinen eigenen, sondern die Prämie wurde auch von diesem Augenblick an eingezogen, nachdem sie dem Dey schon mehr als 20,000 Piaster gekostet hatte.

Ich blieb auf der Villa über Nacht und hatte am folgenden Morgen eine lange Unterredung mit dem Konsul. Die türkische Garnison von Algier bestand, wie er mir sagte, vor der Invasion aus 5000 levantinischen Türken, die schlechtesten unter allen Soldaten, kärglich bezahlt und nebenbei noch allerhand Gewerbe treibend. Das Gesez schrieb vor, daß der Dey und seine vornehmsten Offiziere aus dieser Truppe gewählt werden sollten, mithin ließ sich aus solchem Stoff wohl keine einsichtsvolle Regierung erwarten. Man muß indeß dem vormaligen Aufwärter in einem Kaffeehause, denn dieß war Hussein, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich für einen Dey von Algier ziemlich mild und gnädig zeigte. Der Janitscharen-Aga, sein Schwiegersohn, vormals ein Ringer oder Kämpfer, hatte gegen den Dey intriguirt, und man glaubt, daß wenn die Franzosen nicht dazwischen gekommen wären, es ihm gelungen seyn würde, seinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen. Der Marineminister, früher Kohlenbrenner, hatte die ganzen Sitten seines Gewerbes in einem solchen Grade mit in seine neue Würde hinüber genommen, daß keiner der europäischen Konsuln ohne Entrüstung sich seiner erinnern konnte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1836.

Die grusinische Kriegsstrasse.

(Nach Subow's Gemälde des kaukasischen Landes.)

1. Abriß der Straße.

Dirser Wrg, wrlcher durch einr Schlucht der kaukasischen Berge von Norden nach Süden geht, ist von Wladikawkas nach Tiflis 178 Wrrstr lang, und bildet die Hauptverbindung zwischen Rußland und Grusien. Obgleich schon seit sehr alter Zeit bekannt, datirt sich doch srine jetzige Herstellung erst aus der Zeit der russischen Herrschaft im Kaukasus, und namentlich General Jermolow hat das Seinigr dazu beigetragen.

Von Wladikawkas geht der Weg ziemlich rben bis zu der Feste Radant, und von da an erst rebebt er sich auf den kaukasischen Bergrücken; rechts und links steben fast senkrechte, selten mit Wald bedeckte Felsen, an deren Fuß der schmale Pfad unaufhörlich auf- und abwärts führt. Wo das Wasser Furchen ringerissen hat, sind Brücken geschlagen, und drr ganze Weg brsteht aus einem festgeschlagenen Damme, der an dem tosrnden Terek vorbeiführt, welcher die ganze Streckr von dem Wege bis an den gegenüberliegenden Brrg einnimmt. Das erste Dorf in den Bergen ist Marimowka, dann kommt die Redoute Balta, von wo dre Weg, bald breiter bald schmäler, sich zur Feste Lars fortzieht, 25 Werste von Wladikawkas. Lars ist ein kleiner, von Kaukasiern *) bewohnter Aul am Abhang eines hohen Berges, auf dem ein Schloß, oder richtiger rin viereckiger von einer Mauer umgebener Thurm steht. Unterhalb stebt ein Haus für Reisende, und kleine Hütten für die Offiziere und Soldaten der hier befindiichen Kompagnie.

Von Lars nach Dariel ist der Weg derselbe, stets die riesenhaften Berge auf beiden Seiten und der schäumrnde Terek zur linken, immer enger wird der Pfad, bis er nur noch sechs Saschenen beträgt und die Schlucht von Dariel genannt wird, dir ganz der Bescheeibung entspricht, welche uns die Alten von der kaukasischen Pforte machen; in dem Flusse Dirioboris erkrnnt man deutlich den Terek, und in der Cumania das Schloß von Dariel, das nach Angabe der Grusinier von König Miewan im 2ten Jahrhundeet n. Ch. gebaut wurdr. Nach Menander Protektor zogen die Gesandten, welche Kaiser Justinian II im J. 569 an die Türken schickte, dirsen Weg. Unter den byzantinischen Kaisern bewachten die Könige der Hunnen die Pforte, und erhielten dafür einen jährlichen Tribut von den Griechen; Leo I weigertr sich der Zahlung, und später boten sie dem Kaiser Anastasius die Bewachung dieses wichtigen Punktes um einen niedrigrrn Preis an. Bald darauf aber bemächtigte sich der persische König Kobad des Durchgangs, und verständigte sich mit dem byzantinischen Kaiser, die Kosten der Bewachung dieses Punktes, der die persischen und griechischen Länder vor den Einfällen der nordischen Völker schützte, gemeinsam zu tragen.

Die Gensinier nennen die Schlucht Kchewiskari, dir Armenier das alandischr Thor, welche Benennung auch zu den Aradrrn überging, denn Abulfeda nennt sie Bad Alalan, d. h. das Thor der Alanen. Nach der Volkssagr heißt diese Schlucht Dariei von einer Frau, die hier als Anführerin riner Räuberbande hauste, und die umliegenden Länder mit Schrecken rrfüllte. Noch sieht man die Trümmer eines steinernen Gebäudes, das am jähen Felsen erbaut wurde und die ganze Schlucht beherrschte; im Innern brfindrt sich ein unterirdischer Gang nach dem Terek. Die Sage mag nun wahr sryn oder nicht, so muß man bekennen, daß eine Räuberbande nicht leicht einen passrndern Punkt auswählen konntr. Die enge Schlucht, von der der Terek einen Theil rinnimmt, bot wahrscheinlich ehemals nur rinrn kaum klafterbreiten Pfad, denn selbst jetzt nach aller darauf gewandten Mühe und Arbrit ist er srhr eng, und auf briden Seiten erheben sich schroffe Bergrücken, dir keine Möglichkelt übrig lassen, vom Wege abzubeugrn; hiezu kommt noch die damalige Schwächr des grusinischen Reichs, das von innrrn Kämpfen und räuberischen Einfällen heimgesucht war.

Von Dariei bis Kasbek geht drr Weg ziemlich eben, zehn Werste weit zwischen Steilfelsen hin. Dir Lage des Postens von Kasbek ist sehr malerisch. Der riesige Kasbek, früher Mkinwari genannt, erhebt srin schneebedecktrs Haupt hinter mächtigen Vorbergen; auf rinem derselben liegt das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit, das von der grusinischen Königin

*) Dieß bezeichnet noch am ehesten, was die Russen mit Gorpen (Bergbewohner) ausdrücken wollen.

Tamar in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts gegründet wurde. Dieses Kloster genießt einer besondern Verehrung: der Zugang zu demselben ist äußerst mühsam, der enge Pfad windet sich fast senkrecht den Berg hinauf. Einer der Berge, welche den Posten in Kasbek umgeben, heißt die rasende Erdspalte, wegen der häufigen und plötzlich eintretenden Erdfälle, die den Weg überschütten. Das umliegende Dorf mit einer Kirche des heiligen Stephan führt die Namen Stepan Zminda und Kasbek. Bis nach Kobi (16½ W.) ist der Weg gut und führt am Terek fort zwischen zwei mauerähnlichen Bergen hin, die nur sparsam mit Holz und Gras bewachsen sind, welche zwischen Moos und Steinen emporwachsen.

Von Lars nach Kobi sind die kaukasischen Berge in geologischer Hinsicht äußerst bemerkenswerth. Ihre Formen, ihre Schichtung, ihre scharfen Wände, Alles läßt schließen, daß sie in ihren Tiefen große Schätze von Metallen und Mineralien bergen: viele dieser Berge tragen in dieser Beziehung alle von der Geologie geforderten äußern Kennzeichen. Oft findet man am Ufer des Terek Pyriten, Türkise und Bergkrystalle.

Von Kobi bis Kaschaur sind es 16½ Werste: dieß ist der mühseligste Zug über die Rücken der höchsten Berge, der Gutt-Berg und der Kreuz-Berg genannt. Auf der Höhe des letzten steht nämlich ein steinernes Kreuz, dessen Inschrift anzeigt, daß unter demselben ein alter Häuptling der Bergvölker begraben liegt.*) Dieß ist der höchste Punkt auf der ganzen grusinischen Kriegsstraße, und von da an beginnt der südliche Abhang des kaukasischen Gebirgsrückens. Der erste nach dem Berge Kaschaur benannte Abhang ist steinicht und äußerst mühsam, namentlich wenn man von Grusien heraufkommt. Selten kann man diesen Weg im Wagen machen, meistens muß man reiten, und das Gepäck auf Packpferde laden. Acht Monate im Jahre sind diese Berge mit Schnee bedeckt, und nur erst am Ende Julius bedecken sie sich mit Grün. Hier hat die Natur alle Charakterzüge nordischer Länder: alle Gewächse keimen unglaublich schnell hervor; die Höhen der Berge sind mit Lilien und allen Arten von Wasserblumen bedeckt, das saftige und schöne Grün verbreitet sich über alle die steilen Abhänge, an denen der Weg nach dem Berge Gutt hinführt. Mit Schrecken wendet sich der Blick von den einzeln stehenden Baumgruppen und den grünen Hügeln hinab in die 100 Klafter tiefe Schlucht, über welche der Weg hinführt. Wenn man lange in diesen gähnenden Abgrund hinabblickt, so schwindelt der Kopf, und man kann seine Neugierde mit dem Leben bezahlen.

Wenn man den Kaschaurberg hinabgekommen ist, und den Blick geweidet hat an der schönen Aussicht in das von hohen Bergen eingeschlossene Thal, auf die an verschiedenen Punkten zerstreuten halb zerfallenen Thürme, auf die amphitheatralisch angelegten Dörfer, die sich Haus für Haus am Abhang des Berges erheben, und von viereckigen citadellenartigen Thürmen verengt sind, — dann kann man die Mühseligkeit des Uebergangs als beendigt ansehen. Bis Ananur, über den Posten von Passanaur eine Strecke von 45 Wersten führt der Weg durch ein ziemlich langes Engthal. Die Berge sind wieder leicht mit Bäumen oder Gebüsch bedeckt; die rasche Aragwa, die aus der Schlucht von Kaschaur herabstürzt, strömt zwar ziemlich wild, doch ohne Vergleich friedlicher als der Terek, nach Süden. Hie und da sind noch steile Strecken, doch gibt es keine eigentlich gefährlichen Stellen mehr. Nur zur Regenzeit wird die Aragwa manchmal so wild, daß sie alle Brücken niederreißt, und das ganze Engthal überschwemmt: dann ist der Weg gefährlich.

*) Die Franzosen nennen wahrscheinlich wegen dieses Kreuzes den Berg St. Christophsberg.

Wenn man aus dem Gebirge heraus ist, so zeigt sich auf einem der letzten Vorberge die kleine Stadt Duschet (11 Werste von Ananur), nach welcher ein sehr langer Abhang hinabführt. Von Duschet nach Mzchet (29 Werste) ist der Weg ziemlich eben. Von diesem letztern Orte bis Tiflis (21 Werste) gibt es zwei Wege: der erstere ist gerade, der zweite führt am linken Ufer des Kur hin; auf dem erstern kommt man über eine Brücke, auf dem zweiten muß man durch eine Furth über die Aragwa, doch ist dieser letztere besser, nur ist der Uebergang über den reißenden Fluß nicht immer möglich; der erstere führt bis Tiflis am Fuße der Berge auf dem linken Ufer des Kur hin.

Die indische Armee.

2. Organische Einrichtung.

(Fortsetzung.)

Die Artillerie im indisch-britischen Heere besteht zwar größtentheils aus Europäern, allein man hat auch, wie bereits erwähnt worden, Artilleriebataillone aus Eingebornen (Golundauze) errichtet, und sie haben den Erwartungen vollkommen entsprochen. Die reitende Artillerie ist ein sehr schönes Korps, mit trefflichen Pferden ausgerüstet, die immer aus der Remonte für die Reiterei ausgewählt werden; in Hinsicht auf Manövrirfähigkeit und praktische Brauchbarkeit überhaupt stehen sie der europäischen nicht nach, wissenschaftliche Ausbildung muß man dagegen auch nicht im geringsten Grade verlangen: sie sind, was die Franzosen nennen, bons tireurs de canons. Die Golundauze bedienen sechspfündige Kanonen, welche, so wie die Laffetten und das Pulver, in Indien verfertigt werden; mit Ausnahme des Pferdegeschirres, das aus England geliefert wird, werden überhaupt alle übrigen Artilleriegeräthschaften in den großen Arsenalen jeder Präsidentschaft bereitet. Die Fußartillerie ist sehr langsam in ihren Bewegungen, und wird in der Regel, wo es darauf ankömmt, zu spät eintreffen, so lange ihre Geschütze und Munitionswagen mit Büffelochsen anstatt mit Pferden bespannt sind.

In jeder Präsidentschaft befehligt ein Stabsoffizier die Artillerie, und hat zu seiner Unterstützung einen Adjutanten, einen Quartiermeister, einen Brigade-Major und einen Brigade-Quartiermeister. Die Artillerieoffiziere jeder Präsidentschaft rücken unter sich nach dem Dienstalter vor. Das Hauptquartier und die Uebungsschule der Artillerie befinden sich für Bengalen in Dumdum bei Calcutta, auf dem Berge St. Thomas bei Ma-

dras, und in Matungha bei Bombay. Die Uebungen in diesen Schulen dauern 7 bis 8 Monate jährlich, während der trocknen Jahreszeit. Sie haben den Zweck, mit dem Gebrauche der Kanonen, Haubitzen, Mörser und Congreve'schen Raketen bekannt zu machen. Da die Artillerie in Indien oft die eigentlich dem Geniekorps obliegenden Dienste versehen muß, so wird sie auch in den Arbeiten der Schanzgräber und Pontoniere unterrichtet. In der Präsidentschaft Bombay hat man seit Kurzem ein Artillerie-Konservatorium errichtet, gleich demjenigen in Woolwich. Es befindet sich eine Modellsammlung von Werken über die Kriegskunst daselbst. Man unterrichtet die jungen Offiziere und Unteroffiziere in allen praktischen Kenntnissen, deren sie in Garnison oder im Felde bedürfen, man lehrt sie die Anfangsgründe der Geometrie und Mechanik, so weit es nothwendig ist, um ihnen die Wirkung der Geschütze, der Geschosse und der von ihnen gebrauchten Maschinen verständlich zu machen.

Sold.

Der Sipahi erhält monatlich 7 Rupien, wenn er in Garnison oder Kantonirung liegt, 8, wenn er auf dem Marsche und im Felde ist; außerdem erhält er eine halbe Rupie für die kleine Montirung. Dieser Sold reicht zu seiner Nahrung und allen seinen Bedürfnissen hin; ja er erspart sogar noch für seine Familie. Der Sold an sich ist zwar in allen drei Präsidentschaften gleich, allein die Truppen von Madras und Bombay genießen gewisse Vortheile, welche diejenigen von Bengalen nicht haben. Bei einem Wechsel der Garnison oder Kantonirung erhalten nämlich bei ersterm jeder eingeborne Offizier 8 Rupien, und jeder Gemeine 2 Rupien; wenn der Preis des Brodes eine gewisse Summe übersteigt, so erhalten die Regimenter von Madras und Bombay den Mehrertrag von der Regierung ersetzt. Bei Beurlaubungen wird ihnen kein Gehaltsabzug gemacht, an Festtagen erhalten sie Gratifikationen, und die eingebornen Offiziere werden für verdienstliche Handlungen durch Extragehalte und Auszeichnungen belohnt. Endlich laufen bei jedem Regimente 70 Soldatenkinder auf dem Etat mit Löhnung und Kleidung. Alles dieses findet in Bengalen nicht statt, wozu noch kommt, daß die eingebornen Offiziere in Madras nach kürzerer Dienstzeit Anspruch auf Pension haben, als in Bengalen, was bei den erstern ein schnelleres Vorrücken zur Folge hat.

Ein regelmäßiges Beurlaubungssystem findet bei den eingebornen Truppen nicht statt, sondern es liegt in der Willkür des kommandirenden Offiziers einer Garnison oder Station, Einzelnen nach Umständen auf kürzere oder längere Zeit Urlaub zu ertheilen.

Die Bewaffnung und selbst die Kleidung der Sipahi sind dem Klima, und so viel als möglich, den im britischen Heere eingeführten angepaßt. Das Nämliche gilt von den Waffenübungen, dem Rechnungswesen und der Disciplin. Bei den Uebungen wird englisch kommandirt, allein die Erläuterungen geschehen in der Sprache des Landes. Die Kriegsartikel und die Aufruhrakte sind ins Persische und Indische übersetzt, um sie den Truppen in ihrer Sprache verlesen zu können. Die eingebornen Offiziere werden von Kriegsgerichten gerichtet, die aus eingebornen Offizieren zusammengesetzt sind. Der Richter, der Dolmetscher, die Zeugen und der Auditor leisten jeder den Eid nach den Vorschriften seiner Religion. Die Verfahrungsart ist dieselbe wie beim britischen Heere. Die Kriegsgerichte haben über die Ausstoßung eines Offiziers oder Unteroffiziers zu entscheiden; allein der Oberst kann einen Gemeinen wegen schlechten Betragens wegjagen. Unteroffiziere und Soldaten werden wegen niederer Vergehen von Kriegsgerichten zweiter Gattung gerichtet. Diese bestehen aus eingebornen Offizieren mit einem europäischen Offizier als Vorstand, und einem andern als Dolmetscher und Schreiber.

Allmählich haben es die Engländer dahin gebracht, daß die Sipahis ihren Offizieren und Unteroffizieren gehorchen, wenn diese auch einer niedern Kaste angehören, und dieß ist vielleicht der größte Triumph, den man über die Sitten des Orients errungen hat. Selbst das hat man zu erlangen gewußt, daß sie an ihren hohen Festtagen marschiren und sich schlagen, allein dieß wird nur in sehr schwierigen Umständen von ihnen gefordert, weil man die Meinungen eines so abergläubischen Volkes nicht ohne Noth beleidigen will.

Im J. 1789 wurde der erste Versuch gemacht, indische Truppen einzuschiffen, um sie jenseits des Meeres streiten zu lassen, allein es bedurfte der ganzen Klugheit, Feinheit, Freigebigkeit und Festigkeit des Lords Cornwallis, um dieselben hiezu zu bewegen. Seit dieser Zeit kam es öfters vor, und sie haben nie mehr Schwierigkeiten gemacht. Die Truppen aus Madras scheinen zur überseeischen Verwendung mehr geeignet, als diejenigen aus Bengalen, weil diese größtentheils aus den höhern Kasten zusammengesetzt sind. Wenn man Sipahi einschifft, so erhalten sie ihren vollen gewöhnlichen Sold, und noch außerdem Lebensmittel auf Kosten der Regierung; man sucht sie auf diese Weise für die vielfachen Beschwerlichkeiten zu entschädigen, denen sie sich auf einem Schiffe unterwerfen müssen, wenn sie ihre zahlreichen religiösen Ceremonien beobachten wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben in der Südsee.

Es ist in diesen Blättern schon mehrfach von dem Erdbeben die Rede gewesen, welches im vorigen Jahre namentlich Südchile und insbesondere die Städte Talcahuano und Concepcion heimsuchte. Eben so ist bemerkt worden, daß das englische Schiff der Challenger in Folge der durch das Erdbeben veränderten Meeresströmung scheiterte. (Siehe Nr. 225 und 329 vom v. J.) Die Mannschaft mußte 7 Wochen an der Küste von Arauco bleiben. Ein Offizier der Equipage hat ein Tagebuch über diesen Schiffbruch und den Aufenthalt in Arauco herausgegeben, aus dem wir einige in Bezug auf jenes Erdbeben höchst merkwürdige Thatsachen herausheben. Außerhalb der Bai von Talcahuano erhoben sich mehrere Vulkane, die über eine Viertelstunde heftig brannten und dann wieder unter die Oberfläche des Wassers hinabsanken. Die Folgen des Erdbebens waren aber nicht auf die Nähe von Concepcion beschränkt, sondern besonders heftig an der Insel San Juan Fernandez 500 Meilen gegen W. N. W. Die See drang hier, wie in der Bai von Talcahuano, herein, und zerstörte die wenigen Gebäude,

die der chilenische Militärgouverneur und die Besazung bewohnte, gänzlich. Als sich die See zurückzog, entstand auf dem Ankergrunde ein Vulkan, und brannte eine Zeit lang fort. Auch soll die Insel um mehrere Fuß tief gesunken seyn. Dagegen war die Insel Santa Maria, nahe an der Stelle, wo der Challenger scheiterte, um 10 Fuß in die Höhe gehoben, und der Ankerplaz, welcher früher zwischen der Insel und dem festen Lande bestanden hatte, galt nicht mehr für sicher.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Aus mehrern mir von Herrn St. John mitgetheilten Thatsachen geht hervor, daß wenn der Sieg Lord Exmouths von der englischen Regierung besser benuzt worden wäre, die Regentschaft von Algier nach einer so starken Lektion sich wohl nie mehr so übermüthig benommen haben würde. Aber man fuhr fort geduldig zuzusehen, daß die Konsuls allen Arten von Erniedrigungen ausgesezt blieben; so durften sie z. B. in Gegenwart des Deys keinen Degen tragen, nicht an der Kasauba vorüber reiten, obschon dieß ihren moslemischen Bedienten gestattet war, und mußten, so oft sie vor dem alten, schon seit zwölf Jahren unbewohnten Palast vorbei gingen, das Haupt entblößen. Alles dieß machte die Algierer immer übermüthiger; daher der Schlag, den der französische Konsul erhielt, und die Weigerung des Deys, diese Unart wieder gut zu machen. Die unvollkommene Blokade der französischen Flotte vor Algier erhöhte seinen Stolz noch mehr, so daß er, der zu Paris gewesen war, zu sagen pflegte, die französischen Schiffe kämen ihm vor wie die Freudenmädchen, welche vor den Thüren der Pariser Spielhäuser stünden; diese hielten auch alle Ausgänge besezt, fingen aber unter Hunderten nicht Einen.

Bald darauf hörte der englische Konsul, daß die in Algier als Sklaven verkauften gefangenen Griechen den Sold und Unterhalt nicht einmal erhielten, den man Sklaven gewöhnlich bewilligt; der Konsul beschwerte sich hierüber als über eine Verlezung des von England mit der Regentschaft geschlossenen Vertrags, erhielt aber zur Antwort, daß diese Griechen Unterthanen der Pforte seyen, und England folglich kein Recht des Einspruchs zustehe. Mit dieser Ausrede begnügte man sich.

Ungefähr zu derselben Zeit ließ der Dey einen reichen Kaufmann aus Smyrna, Namens Gwez Nicholaidi, enthaupten und alle seine Waaren wegnehmen, weil er angeblich ein Verständniß mit einer maurischen Frau unterhalten haben sollte, wovon jedoch durchaus kein Beweis vorlag. Alle diese Frevel wurden erst von Frankreich gerächt, das hier als Vertheidiger der gesammten Christenheit auftrat.

Der Dey kann seinen Sturz nur seiner Unwissenheit und seinem Uebermuthe zuschreiben; als man ihm die Zahl der gegen ihn ausgerüsteten Schiffe nannte, rief er aus: „Unmöglich! ich weiß, daß die Franzosen keine andere Seemacht besizen, als die, welche sie zur Blokade gegen mich ausgeschickt haben. Sie besizen nicht ein einziges Linienschiff, England allein hat eine Marine.“ Er ließ die Franzosen fast ohne Widerstand zu Sidi Ferrusch ans Land gehen, weil er glaubte, sie alle wie Fische in einem Neze fangen zu können. Als man einen Armenier, der bei den Franzosen als Dolmetscher gedient hatte, gefangen nahm, und auf die Frage nach der Stärke der Invasionsarmee die Antwort erhielt, daß sie nicht leicht weniger als 200 Kanonen habe, gerieth der Dey in den heftigsten Zorn und schrie: „Schlagt dem ungläubigen Hund den Kopf ab, weil er mich belogen hat.“

Herr St. John hatte seine Familie vor der Ausschiffung der Franzosen nach Malta geschickt, er selbst aber war auf seinem Posten geblieben. Die Algierer hatten so viel Achtung für ihn, daß sie, als sie eben durch seine Besizungen ziehen wollten, auf seine Vorstellung einen andern Weg einschlugen. Gleich darauf schickte der in dieser Gegend kommandirende französische General eine Sicherheitswache von sieben Mann, um den Konsul gegen etwaige Nachzügler zu schüzen.

Am 4ten Julius 1830 eröffneten die Franzosen, nachdem sie die umliegenden Anhöhen besezt hatten, das Feuer auf das Kaiserfort, das von den Algierern nach Anzündung des Pulvermagazins geräumt wurde. In dieser Bedrängniß ließ der Dey den englischen Konsul zu sich bitten, und ersuchte ihn zum Marschall Bourmont zu gehen, um zu erfahren, auf welche Bedingungen dieser mit der Regentschaft zu unterhandeln geneigt sey. Der Marschall antwortete, daß er die Uebergabe der Stadt bis zum folgenden Morgen um zehn Uhr verlange, wobei er dem Dey und den Bewohnern Sicherheit für ihre Personen und Eigenthum verbürge. Der Dey berieth sich mit dem Konsul und fragte, ob er auf das Wort des französischen Generals bauen könne. Auf die bejahende Versicherung des Herrn St. John unterzeichnete er den Vertrag, und verlangte einen Aufschub von zwei Stunden, um den Palast nebst seiner Familie räumen zu können. Der Konsul erhielt die Bewilligung dieses Aufschubs, und bewirkte von dem Dey, bevor dieser noch den Palast verließ, die Befreiung der französischen Gefangenen, die er nach dem britischen Konsulat schickte, um sie einem etwaigen Ausbruch der Volkswuth zu entziehen.

Bei diesem zweiten Besuche wurde Herrn St. John der Eintritt in das Gemach gestattet, wo die Schäze des Deys lagen. Es war durchaus mit Steinen gepflastert, denn Breter schienen nicht stark genug, um das Gewicht so vieler Reichthümer zu tragen. Millionen von Goldstücken lagen hier wie Getreide auf einem Speicher aufgehäuft, und in den noch feuchten Kalk der Wände hatte sich bis auf mehrere Fuß hoch das Gepräge der Münzen abgedrückt. Hier befanden sich nicht nur alle die Schäze, welche der Dey mit sich nahm, sondern auch die Millionen, welche die Franzosen selbst bekennen erhalten zu haben. Wie viel mag nach der Abreise des Deys abhanden gekommen seyn?

Noch nie hatte ein Sterblicher so viel Gold beisammen gesehen als Herr St. John an diesem Tage. Es war ihm als träume er, oder sähe eine Scene aus Tausend und Einer Nacht in Wirklichkeit vor sich. Was trug aber, wird man fragen, dem britischen Konsul die von ihm übernommene Unterhandlung ein? — Nicht Einen Heller. Eine Belohnung in Geld würde er nie angenommen haben, das litt sein britischer Stolz nicht, aber der Dey zeigte bei dieser Gelegenheit alle Gleichgültigkeit und allen Egoismus eines Barbaren in so hohem Grade, daß er ihm bei seiner Abreise auch nicht einmal ein dankbares Andenken an die ihm erwiesenen großen Dienste zurückließ. Herr St. John mußte sogar noch den Verdruß erleben, sich, nachdem er Algier vor den Gräueln einer Plünderung bewahrt hatte, von französischen Schriftstellern für einen Feind Frankreichs und einen Freund der Barbaren erklären zu sehen. Jezt ist ihm jedoch die Genugthuung geworden, daß alle achtungswerthen Franzosen seine Verdienste anerkennen und mit der größten Achtung von ihm sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1836.

Eine Nacht in der Wildnifs. *)

Der Abend ist schon vorgerückt und die Sonne nahe am Horizonte; es ist Zeit, einen bequemen Platz zum Nachtlager auszusuchen. Man wählt dazu, wenn es möglich ist, eine Stelle in der Nähe eines Baches oder einer Quelle und die zugleich durch Wald oder Gebüsch gegen den Wind geschützt ist, welcher in der Jahreszeit, in der man reist, die Gewitter herbeiführt. Unmittelbar am Ufer des Gewässers oder am Saume eines Waldes fein Nachtlager aufzuschlagen ist, der Schaguare wegen, nicht rathsam. So wie wir Halt gemacht hatten, theilten wir uns in die Arbeit. Ich sattelte mit einem Diener die Pferde ab und entlud die Maulesel ihrer Last. Ein Pferd und einen Maulesel banden wir immer an einem langen Laso fest, um sie des Morgens zum Zusammentreiben der übrigen Pferde und Maulesel, die man frei mit der Madrina**) weiden läßt, bei der Hand zu haben. Zwei andere Diener schafften indessen dürres Holz und, wenn immer möglich, einige dicke Stämme herbei. Es wurde nun Feuer angezündet, der Braten, bald aus frischem, bald aus dürrem Fleische bestehend, mit einem Stocke durchbohrt und ans Feuer gesteckt, und die Caldera (ein kleiner Wasserkessel) auf die Gluth gesetzt. Während das Fleisch gebraten ward, machte sich ein jeder sein Lager zurecht, das aus einer Ochsenhaut, womit man den Tag über die Lasten der Maulthiere bedeckte, und aus den Decken des Recao (des amerikanischen Sattels) bestand; der Sattel selbst diente als Kopfkissen, der Poncho (amerikanischer Mantel) als Bettdecke. Dann wurden die Waffen noch untersucht und neben die Lagerstätten hingelegt. Während dieser Geschäfte brach die Nacht ein, indem zwischen den Wendekreisen, in flachen Gegenden, die Dämmerung nur kurze Zeit anhält. Wir lagerten uns nun oder setzten uns, mit untergeschlagenen Beinen, um das Feuer herum, zündeten die Cigarren an und ließen den Maté einige Mal herumgehen. Dann wurde der Braten verzehrt, ohne Brod, höchstens mit etwas Mais oder Maiskuchen und oft ohne Salz; nach aufgehobener Tafel, d. h. wenn der Bratspieß leer war, wurde wieder Maté getrunken. Das Mahl wird aber gewöhnlich durch die Mosquiten verbittert, denen man immerfort wehren muß. Nun erst fing das Gespräch an, indem man gewöhnlich die Begegnisse des Tages durchmusterte und den Plan für den folgenden entwarf; die Guitarre ward zur Hand genommen, und Cielos (eine den Amerikanern eigene Art von Liedern) oder der Vaterlandshymnus tönten, ergreifend und harmonisch durch die Stille der Nacht und der Einöde. Wenn die nächtliche Kühle eintrat, und die Mosquiten anfingen sich zurückzuziehen, was, wiewohl nicht immer, gegen 10 Uhr geschieht, schürte man noch einmal das Feuer an, legte sich dann, in den Poncho gewickelt, auf das harte Lager und schlief so sanft und ruhig, wie im weichsten Bette und in der sichersten Wohnung. Lagerten wir in einer Gegend, wo von wilden Indianern oder Schaguaren ein Ueberfall zu besorgen war, so hielten wir, alle Stunden abwechselnd, Wache.

Diese nächtlichen Stunden gehören zu den unvergeßlichsten meines Lebens, wie denn überhaupt der Aufenthalt in den Wildnissen mir die befriedigendsten Erinnerungen meiner Reise in Paraguay darbietet. Wenn ich, in der tiefen Einsamkeit, wo nur das Lodern der Flamme oder das fernher tönende Glöcklein der Madrina eine Bewegung verrieth, mir selbst überlassen war, so zogen bald liebliche Bilder der Vergangenheit vor meinem Geiste vorüber, ich sah mich von den Wenigen, an denen mein Herz hängt, umgeben und unterhielt mich mit ihnen im freundlichen Gespräche; bald träumte ich von der Zukunft und bald schwellte sich die Brust bei dem Gedanken, fern von der gesitteten Welt, bloß auf meine eigene Kraft mich stützend, mit wenigen Gefährten den Gefahren der Elemente, der wilden Thiere und der eben so wilden Menschen zu trotzen. Dann ward die Stille unterbrochen, bald durch den klagenden Ruf des großen Rebhuhns, der von der Steppe herüber tönte, bald durch die traurige Stimme des Yoyohu (eines Engoulevent,*) die aus dem Inneren des Waldes hervorbrach, oder durch die

*) Aus Renggers Nachlaß.

**) Die, mit einem Glöcklein am Halse versehene, Stute, welche den Pferden und Mauleseln zur Führerin dient, und nie von ihnen verlassen wird.

*) Ziegenmelker, Caprimulgus.

hohlen, schauerlichen Laute der Nachteule, die sich auf einem nahen Baume niedergelassen hatte. Zuweilen ward ich durch ein plötzliches Geräusch aus meinen Träumereien geweckt, die Hand griff unwillkürlich nach den Waffen, die treuen Hunde hoben knurrend den Kopf in die Höhe, und es lauschte die Wache auf jeden Laut umher. Es war aber weiter nichts als das Knarren eines morschen Astes, der vom Winde hin und her getrieben wurde, oder ein furchtsames Reh, das des Weges kam, war waldeinwärts geflohen, so wie es Menschen witterte, oder Acutis, Pacas, Tatus hatten ihr nächtliches Spiel in der Nähe des Lagers getrieben. Aus der Ferne nur hört man bald das Gebell eines Aguara (Fuchses), bald die pfeifende Stimme des Tapirs, bald das abgemessene Gebrüll eines Schaguars.

Hat man so, lange, nächtliche Stunden unter steter Besorgniß durchwacht, wie freundlich blickt uns dann der Morgenstern an! Ein neues Leben erwacht in dem Reisenden; munter schürt er das Feuer wieder an, wärmt das Wasser zum Maté und weckt seine Gefährten, indem er ihnen den paraguayischen Labetrunk darreicht. Diese erheben sich und schütteln dicke Thautropfen von ihren Ponchos ab. Dann werden die zwei, während der Nacht angebunden gebliebenen Thiere gesattelt und die weidenden Pferde und Maulesel, welche sich oft weit von dem Lagerplatze entfernen, zusammengetrieben. Ein jeder fängt sich das Pferd ein, das er den Tag über reiten will und reinigt dasselbe, ehe er es sattelt, von dem Blute, das aus den Wunden fließt, welche ihm die Nacht von den Fledermäusen (Phyllostoma) sind beigebracht worden. Die Maulesel werden bepackt, und die Reise geht weiter; ein Reiter führt den Zug an; ihm folgt die Madrina mit den leer gehenden Pferden und Mauleseln, und die übrigen Reiter mit den Lastthieren beschließen den Zug.

Bei Regenwetter waren die Nächte in den Wildnissen nichts weniger als angenehm. Wir bauten uns dann eine Hütte aus Aesten, bedeckten sie mit Rindshäuten und zündeten gleich vor dem Eingange Feuer an, wobei es, wenigstens der Schaguare wegen, keiner Wache bedurfte.

Die indische Armee.

2. Organische Einrichtung.

(Fortsetzung.)

Fassen wir das bisher Gesagte, so wie überhaupt Alles, was die Erfahrung über den kriegerischen Werth der indischen Truppen lehrt, zusammen, so ergibt sich im Allgemeinen, daß sie in Hinsicht auf Disciplin, Pünktlichkeit im Dienste und beim Exerciren allen billigen Forderungen genügend entsprechen, allein in den höhern kriegerischen Eigenschaften, in aufopfernder Hingebung, steter Bereitwilligkeit zur Erfüllung von Allem, was auch die Pflicht gebieten mag, in unverzagter Tapferkeit, ohne Rücksicht auf die Stärke und Art des Feindes zu nehmen, stehen sie offenbar den europäischen Truppen nach; ihre größten Bewunderer können dieß nicht in Abrede ziehen, und wenn ein europäischer Feind im Norden von Indien zu bekämpfen wäre, so müßten sich die Engländer vorzüglich auf ihre eigenen Truppen verlassen. Sie werden jedoch an den Eingebornen immer ein sehr gutes und brauchbares Heer haben, wenn sie die Wahl der Offiziere so zu treffen wissen, daß diese sich das Vertrauen und die Liebe ihrer Untergebenen erwerben, indem sie dieselben mehr durch Güte als durch Strenge zu leiten suchen, denn, wie schon früher erwähnt wurde, beruht bei den Sipahis die Anhänglichkeit an die Regierung auf ihrer Anhänglichkeit an ihre unmittelbaren Vorgesetzten.

Dieß erkennt auch die Regierung vollkommen und hat deßhalb zu Addiscombe bei London eine eigene Bildungsschule für junge Leute errichtet, welche als Offiziere im indisch-britischen Heere zu dienen bestimmt sind.

In diese Anstalt werden 150 Kadetten aufgenommen, die in der Regel 2 bis $2^1/_2$ Jahre in derselben zubringen. Vor zurückgelegtem 14ten Jahre wird kein Zögling aufgenommen, in der Regel treten sie mit fünfzehn Jahren in die Anstalt und verlassen dieselbe nach vollendetem 17ten Jahre. Ursprünglich hat zwar das Militärseminar zu Addiscombe die Bestimmung, nur für die Artillerie und das Ingenieurkorps Zöglinge zu bilden, allein da diese beiden Waffengattungen nicht alle aus der Schule hervorgehenden Zöglinge zum Ersatz ihres Abganges an Offizieren bedürfen, so behalten sie nur die Fähigern und die übrigen treten in die Reiterei und Infanterie; übrigens muß jeder Zögling die vorgeschriebene Prüfung genügend bestanden haben, widrigenfalls er ohne Anstellung entlassen wird. Die Prüfung geschieht unter der Leitung des Generaladjutanten der Artillerie (gegenwärtig Sir Alexander Dickson), der sie durch besondere Examinatoren, die keinen Antheil an dem Unterricht der Zöglinge haben, vornehmen läßt.

Wenn die Ingenieur-Zöglinge die nöthige wissenschaftliche Bildung haben, so kommen sie in die Uebungsschule nach Chatham, wo sie ungefähr ein halbes Jahr bleiben, um sich mit den Sapeur-, Mineur- und Pontonier-Arbeiten bekannt zu machen.

Die Disciplin in der Anstalt ist streng, und die angewendeten Strafen bestehen außer Verweisen in Arrest, Strafübungen und Entziehung von Privilegien. Bei bedeutenden Vergehen und anhaltender schlechter Aufführung erfolgt Entfernung aus der Anstalt; überhaupt unterscheidet sich die Schule zu Addiscombe von den übrigen militärischen Bildungsanstalten Großbritanniens nur dadurch, daß das Hindostanische gelehrt wird. *) Die Zöglinge müssen beim Austritt aus der Anstalt hinreichende Vorkenntnisse der Sprache haben, um nach kurzem Aufenthalte in Indien mit den Eingebornen verkehren zu können, und es wäre wünschenswerth, daß alle Kadetten, welche in eingeborne Regimenter treten, einige Kenntniß der Landessprache hätten. Die Zöglinge bezahlen etwa die Hälfte des Kostenaufwandes, den sie verursachen, im ersten Jahre 65 Pf. Sterling, im zweiten 50.

An diese Beleuchtung der Organisation des eingebornen

*) Eben darum haben sich in England viele Stimmen gegen dieß sehr kostspielige Institut erhoben. A. d. R.

indischen Heeres wollen wir nun einige Betrachtungen über die dortigen europäischen Truppen knüpfen. Wir haben schon anfänglich nicht ohne Erstaunen gesehen, daß dieselben nur einen unbedeutenden Theil dee gesammten indischen Militärmocht betragen, und doch ist es hauptsächlich dieses kleine europäische Heer, weiches die Ruhe im Innern erhält, der Civilverwaltung zur unentbehrlichen Stütze dient, und zwar in einem Reiche von ungeheurer Ausdehnung, welches große Städte enthält, deren jede füe sich allein 5000 bis 15,000 Bewaffnete aufstellen und die Abwesenheit dee Truppen benützen könnte, um die Fahne der Empörung aufzupflanzen. Da sich nun gar nicht voraussehen läßt, wann das britische Indien anders als durch eine militärische Suprematie wird behauptet werden können, so kann auch von keiner Verminderung dieser Truppen die Rede seyn, so oft sie auch schon wegen des großen Kostenaufwandes in Anregung gebracht wurde, um so weniger, als dieselben auch bei jedem Kriege den Kern bilden, an den sich die eingebornen Regimenter anreihen, und der diesen immer durch seine kriegerischen Tugenden vorleuchten muß. Jene Meinung, daß die engiische Herrschaft auf ihrer militärischen Suprematie beruhe, herrscht anch nicht nur bei den unabhängigen Staaten, sondern bei allen Eingebornen von Einsicht, und die Unterhaltung eines Ehrfucht gebietenden Heeres ist deßhalb unerläßlich.

Eine andere Frage, welche schon öfters aufgeworfen wurde, ist diejenige, ob es nicht zweckmäßig wäre, die drei Heere der drei verschiedenen Präsidentschaften in eines zu veeeinigen und einem gemeinschaftiichen Oberbefehlshaber unterzuoednen. So viel sich übrigens dafür sagen läßt, und so einleuchtend es ist, daß die Einheit und Gleichförmigkeit dadurch gewinnen müßten, so haben sich doch sehe einsichtsvolle Offiziere, die lange Zeit in Indien gedient haben, entschieden dagegen ausgesprochen. Die Soldaten in den verschiedenen Heeren sind nämlich in Beziehung auf die Kasten, welchen sie angehören, so wie auf Sproche und Sitten sehr verschieden, und die europäischen Offiziere, welche die erfordeelichen Eigenschaften haben, um die ihnen untergeordneten Truppen in einer Präsidentschaft zu befehligen, sind keineswegs gleich fähig, Truppen einer andern Präsidentschaft zu kommandiren, ein Foll, weicher bei einer Vereinigung der drei Heere nicht wohi zu vermeiden wäre. Beim Ausbruche eines Krieges müssen zwar die verschiedenen Heere noch ollen Theilen des Reiches, wo die Umstände es erfordeen, bewegt werden können, und dieß ist auch immer geschehen, allein die Entfernungen sind sa groß, daß man es im Frieden möglichst vermeiden muß, die eingebornen Truppen aus ihren gewöhnlichen Kantonirungen zu verlegen, besonders bei der Armee von Modeas, wo beinahe jedes Regiment 200 bis 500 Verheurathete zählt.

Eben so wuede schon öfters der Antrog gemacht, die Armee der Kompagnie in eine Königliche zu verwondein, und es liegt keinem Zweifei unterworfen, daß in militärischer Beziehung manche Voriheile darans heevorgehen würden. Eine Menge Unterschiede, die gegenwärtig zwischen der königlichen Armee und derjenigen der Kompagnie hinsichtlich der Beförderung, der Ertheilung von Rong und Auszeichnungen statt finden, würden hinwegfallen und dagegen eine sehr wünschenswerthe Gleichstellung beider Heere eintreten; so erhalten die königlichen Offiziere für geleistete Dienste Belohnungen und Auszeichnungen durch höhern Rang, auf welche die Offiziere der Kampagnie keinen Anspruch haben, wenn auch zuweilen schon der Bathorden ausnahmsweise solchen ertheilt wurde.

(Schluß folgt.)

Der Handel Rußlands mit Mittelasien.

(Aus der nordischen Biene J. 1836, vom 10ten bis 12ten (22sten bis 24sten) December.)

Allgemeine Uebersicht. — Der Handel Asiens hat im Laufe des 19ten Jahrhunderts eine vollkommene Umwandlung erfahren. Bis zu dieser Zeit tauschten die europäischen Länder die asiatischen Erzeugnisse gegen ihre Naturprodukte oder gegen Gold und Silber ein. Nur Metall- und Seidenwaaren gingen aus Europa nach Asien. In jener Zeit hing die Theilnahme am Handel nicht sowohl von der Industrie der handelnden Völker, als von ihrer geographischen und physischen Lage ab, worauf das gegenseitige Bedürfniß des Austausches der beiderseitigen Erzeugnisse sich gründete. Damals war Rußland, das Asien eben sowohl, wie Europa angehörte, der Vermittler zwischen beiden. Peter I von diesem Gedanken durchdrungen, schloß Rußland fest an Europa an, und eröffnete zugleich Verbindungen mit Asien: er wußte, daß von der Herrschaft über die Wolga und das kaspische Meer mit der Zeit der Vorrang Rußlands in seinen Verhältnissen zu Mittelasien abhängen müsse. Damals dehnten bereits die Engländer ihre Herrschaft in Ostindien aus, und trieben zugleich mit andern europäischen Völkern Handel in Südchina, im arabischen und persischen Meerbusen. So lange sie aber den Asiaten fast nur Eine (?) schwere Waare lieferten, konnte ihre Konkurrenz Rußland nicht schrecken. Als aber am Ende des 18ten Jahrhunderts in England die Baumwollenfabriken sich vermehrten und ihre Erzeugnisse in kurzer Zeit nicht nur in Europa die berühmten Gewebe Indiens verdrängten, sondern auch mit Hülfe der Maschinen dieselben so wohlfeil machten, daß auch in Indien selbst der Absatz der dortigen Erzeugnisse und mit ihnen ein großer Theil der Fabriken fiel, da konnte Rußland voraussehen, daß der neue Kampf nur durch Verstand und Unternehmungsgeist bestanden werden könne. Der im indischen Handel erzeugte Umschwung ist so groß, daß einem größern Absatz englischer Waaren nur der Mangel an Produkten im Wege steht, welche Indien zum Austausch gegen die englischen Waaren nach England senden könnte. Zudem werden diese Erzeugnisse mit solcher Leichtigkeit verführt, daß ihrer weitern Verbreitung kein Hinderniß im Wege steht, und somit die von Norden her aus Rußland und von Süden aus Indien her beigeführten Waaren bald in Mittelasien sich begegnen müssen.*) Demnach befinden sich die russischen Waaren in Persien und Bukhara in demselben Verhältniß, wie auf den europäischen Märkten, und Rußland kann ein Monopol nur in denjenigen Gegenständen ausüben, die nicht auch von andern europäischen Völkern geliefert werden. Rußland, dessen Aufklärung später als die des westlichen Europa's erfolgte, kann sich in den Erzeugnissen einer verfeinerten Industrie noch nicht demselben gleichstellen, und muß darum das System seiner Handelsverhältnisse mit Asien ändern.

*) Dieß ist bereits geschehen. Siehe Burnes Reisen in dem Abschnitt über den Handel von Mittelasien.

Die für europäische Industrie zugänglichen Theile Asiens sind die nördlichen und südlichen Gränzen China's, die kirgisische Steppe und durch diese die Reiche Bukhara, Kokand, Khiwa, Indien, Afghanistan, Persien und Kleinasien. Rußlands Herrschaft nimmt den ganzen nördlichen Strich Asiens ein, und befindet sich dadurch in fortdauernder unmittelbarer Berührung mit den Völkern desselben. Das kaspische Meer bringt Rußland in Verbindung mit den Turkomanen, Khiwa, Bukhara und Persien. Der lange schmale Landstrich, den Rußland jenseits des Kaukasus besitzt, macht nicht nur eine Landverbindung mit Persien und der Türkei möglich, sondern verbindet auch das schwarze und kaspische Meer, und dadurch Europa mit Asien. Die Häfen der krimischen Halbinsel können ihrer Lage nach zahlreiche Verbindungen mit den anatolischen unterhalten. Die Engländer betreiben den Handel mit China in Canton, führen ihre Waaren durch Cabul und Candahar nach Bukhara und in die östlichen Theile Persiens, die Schifffahrt auf dem Indus, dessen Ufer mehr oder minder von ihnen abhängen, gewährt ihnen die Möglichkeit ihre Waaren ins Innere von Mittelasien zu bringen. Sie haben sich in Bender-Buscher (Abuschehr) festgesetzt, sie umfassen Persien auch von der Südwestseite, und zwei Dampfboote sind bestimmt ihre Macht auch über den ganzen Lauf des Euphrat auszudehnen. Außer dem sind sie in Anatolien und Persien auch von Nordwest her eingedrungen, haben eine Faktorei in Trapezunt errichtet, und eine ganze Kette von Konsulaten gewährt ihren Kaufleuten Schutz.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Scene in den amerikanischen Wäldern. *)

Unter den ersten Ansiedleen in den Wildnissen des Salmon-River befand sich ein Vermontese, Namens Dobson — ein großer, entschlossener athletisch gebauter Mann. Als dieser eines Abends von einem fruchtlosen Suchen nach seinen Kühen zu Hause ging, die, dem Gebrauch im Neuen Lande zufolge, in den Wald gegangen waren, um sich dort ihren Unterhalt selbst zu suchen, sah er, eben als er aus dem Wald auf den gelichteten Platz seines Nachbars Master Joseph Sleeper heraustrat, einen großen Bär von einer hohen Sycomore herabsteigen, wo er wahrscheinlich nach Honig umhergesucht hatte. Ein Bär steigt einen Baum weit besser hinauf als herunter, weil er dann genöthigt ist, den Hintertheil seines Körpers voraus gehen zu lassen. Es war Freund Dobson eben nicht angenehm auf seinem Abendspaziergange mit solch einem Gefährten zusammenzutreffen, aber dennoch sprang er, ohne sich lange zu besinnen, auf die dem Körper des Thieres entgegengesetzte Seite des Baumes los, und packte den Bär kurz zuvor, ehe er den Boden erreichte, kräftig bei beiden Vordertatzen. Braun brummte und wies die Zähne, bemerkte aber bald, daß sich seine Klauen in der Gewalt von einem Paar eben so eisenfesten befänden, als die seinigen waren, und zu seinem großen Verdruß konnte er seinem Gegner auch mit den Hinterpfoten nicht beikommen, weil der Baum sich zwischen beiden befand. Dobson befand sich in keiner bessern Lage, denn er konnte dem Bär eben so wenig zu Leibe, und eben so wenig durfte er ihn loslassen, weil er sich leicht denken konnte, daß Braun ihn für sein Festhalten eben nicht freundlich begrüßen würde. Die Dämmerung wollte eben in Dunkelheit übergehen, und Dobsons Lage war noch immer gleich unangenehm, der traurigen Aussicht für die Nacht gar nicht zu gedenken. Da indeß Sleepers Haus nicht allzu weit entfernt war, so hoffte er noch immer, diesen zu seinem Beistande herbeirufen zu können. Seine Lunge, obschon keine der schwächsten, war jedoch einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und alles Schreiens ungeachtet gelang es ihm doch nicht jemand zu seinem Beistande herbei zu beschwören.

Für Dobson war die Nacht sehr beschwerlich, denn mit einem solchen Haltfest war er in seinem Leben noch in keine so nahe Berührung gekommen, und Braun gab sein Mißbehagen durch unausgesetztes Brummen zu erkennen. Hier konnte nun vom Auslassen natürlich keine Rede seyn, und so war Dobson gezwungen festzuhalten, bis es ihm endlich vorkam, als wären die Klauen des Bärs und seine Hände zusammengewachsen. Als der Tag anbrach und der Rauch aus Sleepers Schornstein sich lustig empor zu kräuseln begann, wiederholte Dobson sein Geschrei, und wurde endlich durch den Anblick seines Nachbars erfreut, der mit einer Axt auf der Schulter langsam herbeikam.

„Aber Master Sleeper, rief Dobson, hörtet Ihr mich denn in der vergangenen Nacht nicht um Hülfe rufen?“ — „Wohl hörte ich ein Geschrei, erwiderte dieser, aber ich war sehr müde und eben im Begriff schlafen zu gehen; da dachte ich denn du willst's bis Morgen verschieben. Hätte ich aber gewußt, daß Ihr es waret —.“ — „Daß ich es war, entgegnete Dobson bitter, Ihr wußtet doch, daß ein Mensch um Hülfe rief, und daß sich im Frühjahr immer Bären hier herum einzufinden pflegen!“ — „Nun, nun, seyd nicht böse, Tommy; um ein gutes Werk zu thun kommt man nie zu spät. Haltet nur recht fest, gleich will ich dem Schwarzen den Schädel zerschmettern.“ — „Nicht so, sagte Dobson, nachdem ich die Bestie die ganze Nacht gehalten habe, hätte ich wohl die Genugthuung verdient, ihm selbst den Garaus zu machen. Haltet Ihr ihn just so wie ich bei den Klauen, und ich nehme die Axt und will ihm ein Loch in den Schädel hauen, daß die Sonne durchscheint.“

Sleeper war kein Hasenherz, er nahm also den Vorschlag an, ging auf den Baum zu, faßte Braun vorsichtig bei den Tatzen und überließ es nun dem wackern Dobson, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Obschon die Hände dieses letztern fast ganz steif geworden waren, schwang er doch die Axt kräftig, und schickte sich an den Todesstreich zu führen. Zu seinem größten Befremden mußte aber Sleeper sehen, daß der Streich nicht erfolgte, und daß Dobson die Axt auf die Schulter nahm und eben so gelassen fortging, als er selbst gekommen war. Nun war die Reihe an Sleeper seine Stimme im Wald erschallen zu lassen; vergebens schalt und fluchte er; Dobson ging fort und ließ seinen Nachbar mit einer eben so schlechten Aussicht auf sein Frühstück zurück, als er selbst auf das Nachtessen gehabt hatte. — Um indeß den Leser hinsichtlich des armen Sleeper zu beruhigen, muß bemerkt werden, daß Dobson sich Nachmittags wieder einstellte und den Bär erlegte.

*) Aus dem englischen Taschenbuche Forget me not.

Vermischte Nachrichten.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 54) die Geschichte eines freigelassenen Negersklaven erwähnt, der aus einer vornehmen Familie in Afrika entsprossen war, räuberisch fortgeschleppt wurde und 27 Jahre lang Sklave blieb. Sein Herr schenkte ihm die Freiheit wegen seiner treuen Dienste, ein Marinekapitän führte ihn nach England auf einem königlichen Schiffe, dort wurde er dem Könige vorgestellt, und soll jetzt eine Reise nach Afrika zur Erforschung des Innern unternehmen.

Nach einer Jamaicazeitung sind im verflossenen Jahre 8221 Oxhoft, 1357 Körbe (tierces) und 109 Fässer Zucker weniger erzeugt worden als im Jahre 1834.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1836.

Der Tscherokesin Drohung.

Eine Erzählung aus der neuen Welt.

Im Jahr 18— waren gegen hundert neue Studirende auf dem Yale College in Connecticut eingeschrieben worden, junge Männer verschiedenen Alters und aus allen Ständen des Lebens, doch minder verschieden in Miene und Herkunft, als in charakteristischen Zügen der weit von einander entfernten Staaten, aus denen sie kamen. In Europa fällt es nicht auf, daß der Franzose und der Engländer, der Deutsche und der Italiener unterscheidende Nationalzüge besitzen, während man gewöhnlich glaubt, ein Amerikaner sey wie der andere, obschon die, von denen hier die Rede seyn wird, so weit von einander, und unter so verschiedenen Breiten geboren und erzogen worden waren, als der schottische Hochländer und der Calabrese.

Ich blickte mit einigem Interesse um mich her, als am ersten Morgen der neu beginnenden Studienzeit der Rektor, die Professoren und Studenten sich auf den Ruf der Gebetglocke in der Kapelle des Kollegiums versammelten, und ich mit meinem Bruder Fuchs im Seitengange stand, mit unsern wirren, bis jetzt noch unklassischen Köpfen und in unsrer bunten Kleidung die langen Reihen der bereits eingeweihten Klassen schließend. Auf der Wange des Einen glänzte, noch ungebleicht vom nächtlichen Studiren, die braune Färbung der Sonne Georgiens; der gebieterische Blick und die träge Haltung des Andern verrieth den jungen Carolinier, den Sklavenbesitzer; ein grüner Rock mit Pelz und blanken Knöpfen besetzt, weniger vom Schneider als durch die herkulischen, schwellenden Formen die ihn ausfüllten, kleidsam gemacht, deutete auf einen Kentuckyer; die weiße Haut, die röthlichen Haare, die steife schwarze Kleidung, der kalte Ausdruck des Gesichts, und die strenge Achtsamkeit auf den Gottesdienst ließen auf den Puritaner aus New-Hampshire oder Vermont schließen, während dort der Matador der Klasse, der großstädtische New-Yorker, in seinem modernen Rock sich brüstend, mit leichtem Anstand, im festen Vertrauen auf sich und seinen Schneider da stand, und gelegentlich einen Blick über seiner Nachbarn Röcke und Schultern streifen ließ, der zu fragen schien, an welchem westlichen Fluß oder in welchem Gebirge wohl solche Menschen und solche Schneider hausen möchten.

Aergerlich über die Blicke zweier Senioren, die sich über mein neugieriges Umhergaffen lustig zu machen schienen, richtete ich endlich meine Aufmerksamkeit auf meine Umgebung. Ein junger Mensch mit dichtem, braunem, krausem Haar, fast unter Mittelgröße, aber mit einem Zug um seine Lippen, der Kraft, Entschlossenheit und ein Selbstvertrauen ausdrückte, das mit seinem Körperbau im Mißverhältniß zu stehen schien, hatte sich mit dem hier herrschenden Ton dem Anschein nach vertraut gemacht; denn theilnahmlos lehnte er mit dem Rücken gegen das Pult, die Füße auf den Sitz und die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Da es im Kollegium Sitte war, die Plätze nach alphabetischer Ordnung einzunehmen, und er mithin für die nächsten vier Jahre im Hörsaal und in der Kirche mein Nachbar war, so beobachtete ich sein Gesicht und sein Benehmen schärfer als dieß sonst wohl geschehen wäre, und als der Rektor bis zum Amen gekommen war, kam auch ich zu dem Schluß, daß, in welchem höhern oder geringern Grade Master S. J. der Freundschaft auf immer fähig seyn möge, seine Abneigung gegen Freundschaftsbündnisse doch schwer genug zu überwinden seyn würde.

Die Studien begannen; die politischen Angelegenheiten der kleinen Republik geriethen in Gährung, und als der erste Schein verschwunden, oder Eigenheiten durch Zusammenstoß abgeschliffen worden, stiegen oder sanken die verschiedenen Mitglieder der Klasse in der allgemeinen Achtung, und Talent und Geist behaupteten ihre Rechte. Die „Süd- und Nordländer," wie sie genannt wurden, erkannten bald, daß nichts Uebereinstimmendes unter ihnen herrsche, und bei den geheimen Gesellschaften, welche auf jener Universität bestehen, schloß sich jeder an seine Landsleute an. Der Carolinier oder Georgier, der sein Leben abgesondert von Seinesgleichen auf einer Pflanzung zugebracht hatte, erkannte gar bald den Werth seines vornehm nachlässigen Benehmens in der muntern Gesellschaft, durch welche die Stadt sich auszeichnet, während der unbeholfenere Vermontese, oder der Bewohner der weißen Gebirge, der sich auf den Teppichen der vornehmen Welt beängstigt fühlte, eine andere Bahn des

Ehrgeizes einschlug, und, von der ihm angebornen Geduld und Ausdauer unterstützt, den Studien oblag, die ihn am Ende bei der Bewerbung um die Gunst eines Frauenzimmers vielleicht noch weiter brachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die indische Armee.

2. Organische Einrichtung.

(Schluß.)

Die Art und Weise, wie die Kompagnie die Offiziersstellen in ihren Regimentern besetzt, ist folgende: die für das indisch-britische Heer bestimmten jungen Leute gehen von England als Kadetten ab. Bei ihrer Ankunft in Indien erhalten sie zwei Offizierspatente, das eine von der Kompagnie, das andere vom Könige durch den Generalgouverneur. Sie werden zu Offizieren ernannt in dem östlich vom Kap der guten Hoffnung dienenden königlichen Heere. In allen hierunter zu verstehenden Ländern rangiren sie mit den Offizieren des königlichen Heeres in der Regel nach dem Dienstalter. Wenn Abtheilungen von beiderlei Heeren, der Kompagnie und des Königs zusammen dienen, so führt der älteste Offizier den Befehl, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit des Heeres. Da es jedoch sich schon häufig ereignete, daß Offiziere im Dienste der Kompagnie weit schneller vorrückten, als im königlichen Heere, so wurde dadurch eine Verordnung hervorgerufen, vermöge welcher ein Oberst und Regimentskommandeur der Kompagnie bei gemeinschaftlichen Dienstverrichtungen unter allen Oberstlieutenants des königlichen Armee steht, welche ihm als solche im Dienstalter vorgehen. Dieß muß nothwendig unangenehme Berührungen herbeiführen, und es ist zu verwundern, daß nicht mehr Eifersucht zwischen den königlichen Offizieren und denjenigen der Kompagnie stattfindet.

Am meisten würde aber durch eine Vereinigung beider Heere die Disciplin gewinnen, denn nach übereinstimmenden, sichern Nachrichten herrscht unter den Offizieren der Kompagnie, um sich gelinde auszudrücken, ein Geist der Unabhängigkeit, welcher mit strenger militärischer Subordination sich nicht vereinigen läßt. Wo die Offiziere einer Armee zusammentreten, Ausschüsse wählen und Abgeordnete ernennen, um Beschwerden vorzubringen, in welchen sie sich über Verletzung von Verträgen und Wortbrüchigkeit der Direktoren, die doch ihre höchsten Vorgesetzten sind, beschweren, da kann von Disciplin nicht wohl die Rede seyn. Die Offiziere mögen zwar oft gerechten Anlaß zu Klagen haben, allein ein solches Verfahren läßt sich doch nie rechtfertigen.

Auf der andern Seite ist aber zu erwägen, daß, so lange die ostindischen Besitzungen von der Kompagnie regiert werden, diese auch eine zu ihrer Verfügung stehende bewaffnete Macht von angemessener Stärke nicht wohl entbehren kann, und man muß derselben die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ungemein viel Sorgfalt auf die Erziehung wissenschaftlich gebildeter Offiziere und deren fernere Ausbildung verwendet. Die Kompagnie muntert hiezu auf eine so freigebige Weise auf, wie es in keinem andern Heere der Fall ist, und man findet selbst unter den jüngern Offizieren wenige, die nicht an ihrer Ausbildung fortarbeiteten, und sich mit Eifer der Erlernung der Landessprache widmeten, denn zu den zahlreichen und wegen ihrer Einträglichkeit sehr gesuchten Stellen beim Stabe können sie nur gelangen, wenn sie eine Prüfung vollkommen genügend bestanden haben. Aus diesen Gründen wird wohl auch die so oft angefochtene Armee der Kompagnie noch so lange fortbestehen, als in den Verhältnissen der Kompagnie selbst keine wesentliche Aenderung eintritt.

In Bezug auf Gehalt sind die königlichen Offiziere und diejenigen der Kompagnie einander vollkommen gleichgestellt, und derselbe kann selbst mit Rücksicht auf den ungleich größern Aufwand, welchen der Aufenthalt in Indien mit sich bringt, gut genannt werden; besonders sind die höhern militärischen Stellen sehr reichlich bezahlt. Die Subaltern-Offiziere müssen eine wohl berechnete ökonomische Eintheilung in ihren Ausgaben treffen, wenn sie mit ihrem Gehalte ausreichen wollen, ungeachtet derselbe für einen Lieutenant der europäischen Regimenter etwa 360 fl., und für einen Lieutenant der eingebornen Regimenter ungefähr 250 fl. monatlich beträgt. Da die Feldzulage hiemit inbegriffen ist, so müssen sämmtliche Offiziere stets beritten und mit Feldausrüstung versehen seyn. Der Gesammtaufwand für das indisch-britische Heer betrug im Jahre 1829 125 Mill. Gulden.

Die Stellen beim Stabe sind sowohl hinsichtlich der Garnisonen, als des Dienstes angenehmer, und überdieß mit bedeutenden Geldzulagen verbunden; sie sind daher auch sehr gesucht, und man kann annehmen, daß jeder junge Offizier, sobald er nach Indien kommt, dahin strebt, zum Stabe oder zu irgend einer andern Verrichtung kommandirt zu werden. Da immer eine Menge Offiziere zu solchen besondern Dienstleistungen theils in der Diplomatie, theils in der Civilverwaltung verwendet werden, so fehlt es oft den Regimentern an der nöthigen Anzahl Offiziere, ein Umstand, über welchen allgemeine Klage geführt wird, und es ist daher schon öfters der Antrag gemacht worden, jedem Regimente eine Anzahl überzähliger Offiziere zuzutheilen, welche für die Kommandirten Dienst zu leisten hätten.

Nach dreiundzwanzigjährigem Dienste, wovon drei Jahre in Urlaub zugebracht seyn können, kann jeder Offizier seine Entlassung mit Beibehaltung seines ganzen Gehaltes fordern; er kann auch Indien verlassen und nach Europa zurückkehren, ohne Verlust am Solde zu erleiden.

Solche Vortheile müssen aber nothwendig mit dem Militärdienst in Indien verbunden seyn, wenn derselbe einigen Reiz haben soll, da das Klima, namentlich in gewissen Distrikten, den Europäern sehr verderblich ist. Man beobachtet auch die Rücksicht, die neuen Ankömmlinge aus Europa anfänglich in die gesündern Gegenden zu stationiren, bis sie sich einigermaßen akklimatisirt haben. Es besteht nämlich eine sehr bedeutende klimatische Verschiedenheit zwischen den obern und untern Provinzen; als der ungesundeste Distrikt, vielleicht in ganz Indien, gilt Kaira. Das 4te Dragonerregiment, welches dort

nicht volle drei Jahre lag, verlor in diesem Zeitraume zwölf Offiziere und über die Hälfte der Mannschaft, was über 16 Prozente jährlich ausmacht. Als dieses Regiment zur Erholung in den sehr gesunden Distrikt von Punah verlegt wurde, verlor es während sieben Jahren nicht einen einzigen Offizier, und bei dem 47sten Infanterieregimente, welches ebenfalls längere Zeit in Punah lag, betrug der jährliche Verlust nicht Einmal drei Prozente.

Auf die eingebornen Truppen dagegen schien die Lage von Kaira keinen besonders nachtheiligen Einfluß zu haben, wie sie überhaupt das Klima weit besser ertragen, als die Europäer, und durch ihre große Mäßigkeit und Nüchternheit vielen Krankheiten entgehen, welche letztere sich hauptsächlich durch den unmäßigen Genuß des Branntweins zuziehen. Nicht selten trifft man Sipahiregimenter von 800 bis 900 Mann, welche kaum 6 bis 8 Kranke haben.

Bei den europäischen Regimentern beträgt der jährliche Verlust durch Todesfälle nach einer Durchschnitts-Berechnung von vielen Jahren 6 bis 10 Prozente. Wenn sich jedoch die Europäer Einmal an das Klima gewöhnt haben, und eine demselben angemessene Lebensweise beobachten, so leiden sie nicht mehr durch dasselbe, und es gibt viele englische Offiziere, die 50 und 40 Jahre in Indien gedient haben, und noch bei voller Gesundheit ihren Rückzugsgehalt in England verzehren.

Für die Gesundheitspflege ist bei dem indisch-britischen Heere aufs beste gesorgt; die Einrichtung der Hospitäler ist musterhaft und die Kompagnie bemüht sich, nur wissenschaftlich gebildete und durch frühere Dienstleistungen ausgezeichnete Männer als Aerzte anzustellen.

Die europäischen Regimenter sind in den verschiedenen Präsidentschaften so vertheilt, daß sie immer einen Theil der größern Stationen und Besatzungen ausmachen, besonders in den obern Provinzen an der Gränze der unabhängigen Staaten, wenn sie diesen Namen verdienen, denn sie stehen in hohem Grade unter dem Einfluß des englischen Generalgouverneurs, der durch seine Residenten an ihren Höfen deren äußere und innere Politik leitet.

Sehr vortheilhaft erscheint die Centralstellung der Armee von Madras, um bei einem Angriffe auf die indischen Besitzungen Großbritanniens als Reserve zu dienen, denn es läßt sich nicht wohl mit einiger Sicherheit voraussehen, in welcher Richtung ein feindlicher Angriff geschehen dürfte. Für einen Angriff auf Bengalen ist zwar die Wahrscheinlichkeit am größten, weil es der Mittelpunkt und reichste Theil des Reiches, der Sitz der britischen Macht und der vorzüglichsten Hülfsquellen ist. Calcutta selbst dagegen scheint etwas zu abgelegen, um das Ziel feindlicher Operationen zu werden.

Schließend dürfen wir in militärischer Beziehung, abgesehen von der politischen und kommerziellen Wichtigkeit, welche Indien für Großbritannien hat, nicht übersehen, daß es eine treffliche Pflanzschule für englische Offiziere ist. Mehrere der Feldherren, die sich in den Kriegen gegen Frankreich ausgezeichnet, und die England zum Theil gegenwärtig noch besitzt, haben ihre Lehrzeit im Waffenhandwerk in den häufigen Kriegen gemacht, welche die Kompagnie gegen eine Menge mächtiger, thätiger, gegen das auferlegte Joch empörter, und auf die Engländer eifersüchtiger Fürsten zu führen hatte.

Chronik der Reisen.

Fahrten der Hindus nach Barbar. *)

Lieutenant Burnes, der bekannte Reisende, den die Kompagnie kürzlich zum politischen Residenten in Kutsch ernannte, schickte an die Londoner geographische Gesellschaft ein „Memoir über die Seeverbindungen der Eingebornen Indiens namentlich von Kutsch aus." Nach einer kurzen Uebersicht der frühern Handelsgeschichte Indiens kommt er auf den Handelsbetrieb auf der Westküste, der in großen Booten betrieben wird, und an Ausdehnung dem Handel einiger der civilisirtesten Nationen Europa's gleichkomme. Er gibt als Beispiel nachstehenden Bericht einer Reise nach Barbar im Anfange des vorigen Jahres. Das Boot Wirasit, das 30 Tonnen führte, war von einem Muhammedaner befehligt, hatte außerdem noch fünf Moslems, drei Radschputen und einen kleinen Negerknaben an Bord, und segelte mit einer Ladung grober Baumwollenzeuge unter Aufsicht eines Hindu aus Mankavi von letzterem Orte. ab. Sie stachen frisch hinaus in die See, kamen nach Arabiens Küsten, hielten zu Sere, Macalla und Aden, und verkauften allenthalben von ihren Waaren, bis sie Barbar außerhalb der Straße von Babel Mandeb erreichten. Das Land ist von Somalis bewohnt, hat aber weder eine Stadt noch einen Hafen, doch ist der Ankerplatz gut und sicher. Jährlich kommen etwa 100 Schiffe aus verschiedenen Theilen Indiens dahin, und es wird dann am Ufer ein Markt mit den Eingebornen gehalten, die auf Kamelen dahin kommen. Sobald ein Boot landet, muß jeder, auch der Niederste, sich einen Somali erlesen, der sein „Aban" oder Sicherheit für Leben und Eigenthum wird. Dieß ist unerläßlich, denn hier gibt es keinen Häuptling; die Somalis sind hinterlistig, bigott und streitsüchtig: man weiß, daß sie in der Nacht nach europäischen Schiffen geschwommen sind und die ganze Mannschaft ermordet haben. Für diesen Schutz zahlt man einen Dollar auf den Kopf und den Ballen Baumwollenwaaren. Das Tuch bezahlen sie mit Ziegen, Kaffee, Gummi und Ghi, namentlich aber mit spanischen Thalern, die sie aus Harir, 60 Tagereisen im Innern, herbringen. Kleinere Münzen gibt es nicht, und kleine Summen bezahlt man mit einem bestimmten Maße von Kaffee. Die Somalis sind alle Muhammedaner, scheeren die Köpfe nicht, gehen aber barhaupt; nur die, welche die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben, tragen Turbane. Sie haben wenig Kleidung; die Weiber tragen lederne Röcke. **) Die Somalis führen keine Feuerwaffen, wenige Säbel, alle aber führen Speere, meistens jeder zwei, die mit der Eisenspitze etwa 6 Fuß lang sind. Sie haben wolliges Haar, aber keine dicken Lippen. Burnes hält sie für eine Mischlingsrace aus Hottentotten ***) und Arabern. Ihr Aussehen ist edel, sie sind schlank und elegant gebaut. Die Zahl ihrer Kamele ist bedeutend, denn oft kommen Karawanen von 500 derselben auf einmal; das Volk ißt ihr Fleisch, so wie

*) Auf den Karten gewöhnlich Barbara genannt.

**) Gowns, wahrscheinlich nur eine größere Negerschürze

***) Doch wohl nur als Repräsentant der afrikanischen Völker hier gebraucht.

das der Ziegen, die es gleichfalls in Menge gibt. So seltsam es ist, daß die Eingebornen Indiens überhaupt mit einem so fernen Hafen einen Handelsverkehr unterhalten, so ist es doch nicht minder auffallend, daß die Haupthandelsleute furchtsame Hindubanianen sind, welche sich furchtlos den bigotten und barbarischen Somalis anvertrauen, bei denen sie ausnehmend streng behandelt werden. Wenn die Hindus in Barbar landen, dürfen sie keinen Turban tragen; sterben sie, so darf der Leichnam nicht nach Hindubrauch verbrannt werden, sondern ein Loch wird gegraben, in das man sie in aufrechter Stellung setzt; für dieß Vorrecht muß eine bedeutende Summe gezahlt werden. So lange Kutsch einheimische Herrscher hatte, war der Einfluß dieser Hindus so groß, daß in Mandavi kein Thier getödtet werden durfte, weil sie Blutvergießen für sündhaft hielten. In Barbar lebt das ganze Volk von Fleisch, und selbst die Gefäße der Hindus werden oft von Somalis gewaschen, nachdem diese kurz vorher Ziegen geschlachtet haben; in ihrem eigenen Lande trinken sie Wasser nur aus den Händen von Leuten gewisser Kasten, hier wird es ihnen in Häuten von Thieren gebracht, die kaum vorher von Muhammedanern getödtet worden waren. Nur die Liebe zum Gewinn und der große Handelsvortheil kann die Hindus dahin bringen, sich solchen Dingen zu unterwerfen. Burnes legt hierauf besonders Gewicht, weil es auf eine einleuchtende Weise zeigt, welcher Opfer sich das abergläubischste Volk der Erde unterziehen kann, wenn es sich um Geldgewinn handelt, und er zieht daraus den Schluß, daß der Handel in Indien wohl nie durch religiöse Vorurtheile Unterbrechung erlitt; daß ein Volk, das den Handel unter solchen Opfern fortsetzen kann, ihn wohl schon seit den ältesten Zeiten betrieb, und daß die Eingebornen Indiens, und nicht die Araber, den Handel zwischen Indien und Aegypten führten. Dem Memoire war eine indische Karte der arabischen Küste und des rothen Meeres beigefügt, die in jeder Hinsicht ein merkwürdiges Stück ist; am meisten Verwunderung erregt aber wohl, daß diese Leute mit einer so schlechten Karte so sicher segeln.

Der Handel Rußlands mit Mittelasien.

(Fortsetzung.)

Einfuhr. — Dieser Handel wird geführt 1) auf dem kaspischen Meere mit Persien und nach dem Meerbusen von Mangischlak durch Karawanen, die aus Bukhara und Khiwa kommen. 2) Durch Grusien mit der asiatischen Türkei und mit Persien. 3) Vermittelst Karawanen, die aus Bukhara, Kokand und Khiwa durch die Kirgisensteppe nach Orenburg, Troizk, Semipalatinsk u. dgl. kommen. 4) Durch Tauschhandel auf der Gränze selbst mit den nomadischen Kirgisen. In Folge des Kriegs mit Persien vermehrte sich die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere, und von 1827 bis 1829 war der Handel auf demselben in der größten Blüthe. Der Werth der ein- und ausgeführten Waaren stieg im Jahre 1829 auf 10 Millionen Rubel, blieb aber im Jahre 1832 unter 3 und im Jahre 1831 unter 4 Millionen. Der Handel nach Grusien belebte sich in Folge des Ukases vom 8ten (20sten) Oktober 1821, wodurch derselbe für frei erklärt wurde. Der Werth der Ein- und Ausfuhr in Grusien betrug im Jahre 1824 etwa 3 Millionen, im Jahre 1828 9½ Mill., in späterer Zeit aber beim Wechsel der Verhältnisse erhob er sich nicht über 2 Mill. Der Handel auf der Landgränze an der kirgisischen Steppe erhält sich beinahe immer zum Belaufe von 12 und 15 Millionen des Jahres; es ist indeß zu bemerken, daß die Verbindungen Rußlands mit den Kirgisen sich erweitern, während der Handel mit den Reichen Mittelasiens fällt. Der Werth der nach Rußland geführten Waaren, namentlich aus Persien her, übersteigt die Ausfuhr immer um die Hälfte der ganzen Summe, ein Beweis, daß der Handel auf die gegenseitigen Bedürfnisse der Völker gegründet ist und leicht einer großen Ausdehnung fähig wäre.

Die Hauptgegenstände der Einfuhr sind: Baumwolle, rohe sowohl als baumwollenes Garn, rohe Seide, baumwollene und seidene Stoffe, Shawls, Färberröthe, feines Pelzwerk, Vieh und rohe Häute. Baumwolle, das Haupterzeugniß Persiens, findet sich auch im Ueberfluß in der Bucharei, allein der geringe Werth dieser einen großen Raum einnehmenden Waare erschwert den Landtransport. Auf dem kaspischen Meere gelangen stets 2000 bis 20.000 Pud nach Astrachan; im Jahre 1829 erhielt man 21.000 Pud, seitdem aber hat die Zufuhr mit jedem Jahre abgenommen. Die Masse von Baumwolle, die über Grusien zugeführt wurde, fiel im Laufe von 10 Jahren von 11 auf 6000 Pud, und im Jahre 1833 kamen nicht einmal 2000. Aus Mittelasien erhält man noch weniger, und in letzterer Zeit wurden nur unbedeutende Partien zugeführt. Weißes Baumwollengarn kommt wegen des höhern Preises mehr herein als rohe Baumwolle. Gewöhnlich erhält man über das kaspische Meer 6 bis 8000 Pud jährlich, im Jahre 1833 aber wurden 12.000 Pud eingeführt. Diese Waare gilt auch für das Haupterzeugniß von Bukhara, und die Karawanen bringen jährlich 12 bis 20.000 Pud, im Jahre 1829 29.000 und im Jahre 1831 34.000 Pud. Nach Rußland kommt etwa ein Drittheil der in Ghilan gewonnenen Seide, nämlich 5 bis 10.000 Pud, von denen 4/5 zur See eingeführt werden. In den letzten Jahren sind auch diese Artikel bedeutend gefallen. Aus Turkestan erhält man fast gar keine Seide.

Den bedeutendsten und blühendsten Handelszweig machen die Baumwollenzeuge aus, wovon in den letzten Jahren aus Persien beinahe für 4 Millionen Rubel eingeführt wurden; ungefähr ¾ hievon kommen über Grusien, der Rest auf dem kaspischen Meere. Durch Karawanen aus Bukhara, Kokand und Khiwa kommen von dieser Waare für 1 bis 1½ Millionen jährlich, und diese Einfuhr ist im Steigen, obwohl sie im Jahre 1833 aus Persien und Turkestan zusammengenommen nicht 4 Mill. betrug. Seidenzeuge kommen über das kaspische Meer für 30 bis 200.000 Rubel, über Grusien wechselte in den letzten zehn Jahren die Zufuhr zwischen 150 und 8 bis 900.000 Rubel; im Jahre 1834 überstieg sie nicht 650.000. Aus Mittelasien erhält man selten mehr als für 50.000 Rubel jährlich.

Die Zufuhr von Shawls und andern Wollenwaaren ist in der letzten Zeit gänzlich gefallen. Ueber das kaspische Meer erhielt man im Jahre 1828 für 276.000 Rubel, in den letzten Jahren fast nichts. Die Zufuhr durch Grusien und aus Mittelasien fiel von derselben Zeit an von 7 und 800.000 auf 200 bis 150.000. Färberröthe wurde bis zum Jahre 1831 auf dem kaspischen Meere in wachsender Menge eingeführt, und stieg bis auf 16.000 Pud, aber vom Jahre 1832 an war durchaus keine Zufuhr. Dagegen stieg die Einfuhr von feinem Pelzwerk aus der Kirgisensteppe und Turkestan bis zum Betrage von einer Million Rubel; aus Persien sogar empfängt man jetzt jährlich für mehr als 100.000 Rubel Pelzwerk. Die Kirgisen auf den Gränzen bringen Vieh und rohe Häute in wachsender Menge, namentlich im Jahre 1834, Vieh für 3½ Millionen, Häute für 194.000 Rubel.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1836.

Die grusinische Kriegsstraße.

2. Mängel und Gefahren derselben.

Die Straße in ihrem jetzigen Zustande hat mehrere bedeutende Mängel. Der erste und bedeutendste sind die Verschüttungen durch Lawinen, die periodisch ungefähr alle sieben Jahre, manchmal früher, manchmal später eintreten. Der Schnee auf dem mächtigen, kegelförmigen Kasbek weicht das ganze Jahr hindurch nicht, aber im Sommer werden die obern Schichten von der Sonne geschmolzen, und verwandeln sich in Eis, das sich dann wieder mit neuem Schnee bedeckt. Wenn die Masse von Eis und Schnee, die sich nach und nach auf der Höhe ansammelt, so schwer wird, daß sie das Gleichgewicht verliert, dann stürzt sie sich mit donnerähnlichem Gekrach von einem Berg auf den andern herab, fällt endlich in die Schlucht, durch die der Weg von Kasbek nach Dariel angelegt ist, und verschüttet sie auf eine bedeutende Strecke. Ein solcher Sturz ereignete sich im August 1832: über zwei Millionen Kubikfuß Eis und Schnee füllten die Schlucht, und verschütteten den Weg auf eine Strecke von zwei Wersten und in einer Höhe von 100 Klaftern. Der wüthende Terek, durch die Lawine zwölf Stunden lang in seinem Laufe aufgehalten, überschwemmte das ganze Thal, durchbrach aber bald wieder unter rasendem Toben die Schnee- und Eismasse, und bildete über sich eine Art Bogen, unter dem dann seine brausenden Wogen wie früher fortschossen. Zur Wegräumung der Lawine wurden alle Kräfte aufgeboten, aber die Arbeit dauerte zwei Jahre. Der Bogen über dem Terek schmolz allmählich und stürzte zusammen, aber die Masse von Eis und Schnee auf der linken Seite war äußerst schwierig zu übersteigen, und ein einziger unvorsichtiger Schritt konnte auf den schroffen, spiegelglatten Abhängen in unrettbares Verderben stürzen. Auf der Seite von Grusien schmolz der Schnee plötzlich, und es bildete sich eine steile Eiswand von 5 Klaftern Höhe, an welche der Gouverneur eine hölzerne Treppe anbringen lassen mußte, die trotz dem, daß sie künstlich befestigt war, bei jedem Schritte wich und wankte. Für das Hinüberschaffen von Wagen und Gepäck zahlte man ungeheure Summen: Soldaten und Osseten schafften die Wagen mit unglaublicher Anstrengung hinüber, Osseten machten die Führer der Reisenden, und wer in jener Zeit über den Kaukasus herüber kam, dankte gewiß Gott in brünstigem Gebete für die Rettung von augenscheinlichem Tode. So groß war die Gefahr und Mühseligkeit des Wegs, daß damals viele lieber einen Umweg über die höchsten Bergspitzen machten, ein Weg, den der Verfasser (Sudow) selbst im J. 1833 einzuschlagen sich genöthigt sah, und der gleichfalls halsbrechend genug aussah: für 40 Rubel hatten einige Osseten ihm versprochen, ihn und sein Gepäck 10 Werste weit fortzuschaffen.

Der zweite große Mangel der Straße ist die außerordentliche Schmalheit desselben an vielen Stellen zwischen Lars, Kasbek und Kobi, was für einander begegnende Equipagen sehr beschwerlich ist, namentlich im Winter, denn um diese Zeit müssen sich die Postbeamten einander gegenseitig von der Ankunft von Reisenden benachrichtigen, und die Zeit des Abgangs von den Posten auf eine Art bestimmen, daß sie einander nicht unterwegs treffen können.

Die dritte Unbequemlichkeit ist der Mangel an Herbergen und an jedem Lebensbedürfniß, denn auf jeder Post ist nur ein unbedeutendes, auf Kosten des Staats erbautes Haus, wovon der Poststallmeister einen Theil bewohnt, und die andere Hälfte nur vornehmen Reisenden einräumt: andere Personen müssen übernachten, wo es sich eben trifft, in einem stinkenden Duchan,*) unter einem Schuppen, oder gar in freier Luft, mag nun das Wetter seyn wie es will. Nur auf einigen Postämtern, wie in Kobi und Kaschaur, sind hübsche Wirthshäuser für die Reisenden gebaut; aber sie sind nur von außen hübsch, innen sind sie unangenehm feucht, weil sie selten geheizt werden. Läßt der Reisende, um der Feuchtigkeit zu entgehen, stark einheizen, so bezahlt er diese Unvorsichtigkeit mit den schrecklichsten Kopfschmerzen und oft mit noch schlimmern Folgen. Zudem kommen zwischen Kobi und Kaschaur häufig kleine Lawinen vor, und Reisende müssen oft eine Woche und darüber warten, bis der Weg wie-

*) So heißen die grusinischen Hütten, wo man Speisevorräthe in sehr geringer Menge, in einer entsetzlichen Unreinlichkeit und zu ungeheuren Preisen findet.

der frei gemacht ist, während welcher Zeit sie sich selbst manchmal in sehr kritischer Lage befinden.

Endlich führt auch die Straße am Gutt-, Kreuz- und Kaschaurberg fort am Rande von Schluchten hin, die schroffe Abhänge von 100 Klaftern und darüber haben, hier ist aber keine Schranke, kein Steinauswurf, der den Reisenden gegen einen unvorsichtigen Schritt des Pferdes und dadurch von sicherem Verderben rettete, besonders bei Nebel und Schneegestöber.

Diesen bedeutenden Mängeln der jetzigen Kriegsstraße kann man nur dadurch entgehen, daß man eine neue anlegt durch das Thal, welches vom Posten Passanaur rechts in der Richtung des sogenannten schwarzen Flusses nach der Ebene von Wladikawkas führt, die nur um weniges tiefer liegt. Nach dem allgemeinen Zeugniß der Eingebornen ist das Thal ziemlich weit, hat keine Durchrisse und steile Aufstiege, und ist weder Lawinen noch Erdfällen unterworfen. Obwohl es wegen der Krümmungen des Flusses nothwendig ist, gegen 80 Brücken zu bauen, so bietet dieß doch keine Schwierigkeit, weil die Baumaterialien sich so zu sagen, unter den Händen finden. Verbindet man noch mit der Anlegung einer neuen Straße die Erbauung von ordentlichen Gasthöfen, und legt man den Wirthen die Verbindlichkeit auf, stets frische und reinliche Speisen zu einem mäßigen Preise in Vorrath zu haben, so kann man überzeugt seyn, daß die Verbindung zwischen Rußland und dem transkaukasischen Lande in Kurzem bedeutend zunehmen wird, zum gemeinsamen Vortheil beider Theile.

Der Tschirokesin Drohung.

(Fortsetzung.)

New-Haven ist nicht nur der Sitz einer Universität, sondern auch überhaupt eine Art Metropole der Erziehung. Die anschnehmende Schönheit der Stadt, mit ihren Straßen mit Bogengängen und ihren sonnigen Gärten, der feine gesellschaftliche Ton der dort herrscht, ihre centrale Lage und die Leichtigkeit, mit der man Zutritt in die Kollegien der Professoren erhält, machen sie zu einem sehr schätzbaren Orte des Unterrichts in allen wissenschaftlichen Zweigen. Unter anderm stehen auch die weiblichen Erziehungsanstalten dieser Stadt in hohem Ruf. Die Töchter der ersten Familien des Landes werden auf zwei, drei oder vier Jahre hieher geschickt, und nehmen unter alleiniger Obhut der Vorsteherin der Anstalt an allen Gesellschaften der Stadt Antheil, deren männlicher Theil natürlich größtentheils aus Studenten besteht. Was in Europa wahrscheinlich vom Uebel seyn würde, ist bei dem einfachen und offenen Charakter der Sitten in Amerika von entschiedenem Vortheil für beide Geschlechter; in keinem Theil der Welt kann ein leichterer und freierer geselliger Verkehr statt finden, aber auch in keiner Gesellschaft wird die Sittlichkeit so streng geachtet, als hier. Es entstehen zwar allerdings zuweilen gegenseitige Zuneigungen, allein niemand denkt Arges dabei, und, wenn anders die Neigung auf keinen verwerflichen Gegenstand fällt, wird den Liebenden kein Hinderniß in den Weg gelegt. Das junge Mädchen kehrt seiner Zeit zu ihren Eltern zurück, der junge Mann verläßt die Universität, und beide ehelichen sich dann, wenn ihre Verhältnisse es gestatten.

Mein Freund St. John schien mehr Zuschauer als thätiger Theilnehmer an dem Treiben auf der Universität zu seyn. Ein kräftiges Einschreiten bei einem Streit, den ein Bruder Fuchs mit Renommisten hatte, überzeugte seine Klasse bald von seinem Muth und seiner Körperkraft; er kleidete sich einfach, aber mit Geschmack, und da er sich am Ende der ersten Studienzeit von aller Kameradschaft fern hielt, und mit seinen Büchern und einem Jagdhund, den er aus dem Westen mitgebracht hatte, ein einsames Leben führte, so stand er bald bei der ganzen Klasse in hoher Achtung.

Wir fanden uns nach unserer ersten Vakanz bald wieder auf der Universität ein, und von all den hundert Genossen meiner Klasse sah ich nur einem mit herzlichem Verlangen entgegen. St. John hatte die Ferienzeit in seinem Zimmer zugebracht, und die Freude des Wiedersehens, die ich ihm bei unserm ersten Zusammentreffen so offen an den Tag legte, schien mir endlich sein Herz zu öffnen. Er lud mich zum Frühstück ein. Aus besonderer Gunst, die sonst einem Fuchs nur selten zu Theil wird, war ihm gestattet worden, seine Wohnung in der Stadt zu nehmen, während die Uebrigen der Klasse in den Gebäuden des Kollegiums wohnen mußten. Ich war der erste unserer Klasse, der seine Zimmer betrat, und fand diese mit weit mehr Luxus eingerichtet, als ich nach seinem einfachen Aeußern erwartet hatte; allein mehr noch überraschte mich seine Bibliothek, die aus nicht vielen, aber gewählten, prächtig gebundenen Büchern, und was in Amerika ein hoher Luxus ist, aus den besten englischen Ausgaben bestand. Wie er in den Wäldern des Westens Geschmack an so hoher Civilisation gewonnen hatte, war mir ein unlösbares Räthsel.

Am äußern Ende der fashionablen Vorstadt von New-Haven stand ein altes holländisches Haus, mit vielen unregelmäßigen Zinnen, von dessen südlichem Balkon man die Aussicht auf die Bai hatte, und das sich wahrscheinlich noch aus jenen Zeiten herschrieb, wo die Heerden von Mynheer auf der Stelle weideten, wo jetzt die Stadt liegt. In diesem Hause unterhielt Mistreß Ilfrington eine weibliche Erziehungsanstalt, deren Besuch mir disweilen gestattet war.

Am Morgen eines jener Tage, an welchem Morgenvisiten angenommen wurden, stand ich im Besuchzimmer von Mistreß Ilfrington, wo sich eben sechs oder sieben ihrer Zöglinge von meiner nähern Bekanntschaft versammelt befanden, von denen eine, eine Neuangekommene, der Gegenstand meiner Neugier und Bewunderung war. Ich befand mich an diesem Tage hauptsächlich zu dem Zweck in dieser Anstalt, um der unerwarteten Bitte meines Freundes St. John zu genügen, ihm von Mistreß Ilfrington die Erlaubniß zu erwirken, ihrem liebenswürdigen Cirkel vorgestellt zu werden. Als dem gewöhnlichen Gast ihrer Familie hatte die treffliche Frau mir bereits vor einigen Wochen den neuen Zögling vorgestellt, eine Ausnahme von der Regel, die für mich um so schmeichelhafter war.

Die Neuangekommene war die Tochter eines indianischen Häuptlings, und ihr Name Nunu.

Das von der Civilisation den edlen Urbewohnern Amerika's zugefügte Unrecht ist in den Vereinigten Staaten der Gegenstand poetischen Gefühls, und wird am Ende noch die Poesie der Nation werden. Gegenwärtig äußert sich dieses Gefühl zuweilen auf reelle Weise, und die Versetzung der Tochter eines tschirokesischen Häuptlings und mehrerer jungen Männer von ähnlicher Abkunft nach New-Haven, um dort auf Kosten der Regierung erzogen zu werden, wird dereinst in der Geschichte als Beweis dienen, daß wir die Gebeine ihrer Väter nicht ohne Gewissensbisse auf unsern Feldern unterpflügten. Nunu war unter Obhut einer Missionärsfrau gekommen, deren Schülerin sie in einer der Schulen des Westens gewesen, und sollte, obschon Tochter eines Häuptlings, als Lehrerin zu ihrem eigenen Stamme zurückkehren, wenn sie sich in den Kenntnissen ihres Geschlechts vervollkommnet haben würde. Sie war eine gelehrige Schülerin, doch hatte die Melancholie, welche sie zu beherrschen schien, Mistreß Ilfrington bewogen, zuweilen eine kleine Gesellschaft um sie zu versammeln.

Als ich, nach erhaltener Erlaubniß, mich mit Freund St. John auf dem Wege zu Mistreß Ilfrington befand, ärgerte ich mich ein wenig über die Gleichgültigkeit, mit der er meine lebendigen Schilderungen von den Reizen der Tschirokesin zuhörte.

„Ich habe mit dem Stamme gejagt," war seine ganze Antwort, „und kenne seine Gesichtszüge."

„Aber sie ist ja durchaus nicht wie die übrigen," rief ich ungeduldig, „sie ist ein Ideal der Schönheit unter den Rothhäuten, und hat keine stärker hervorragenden Backenknochen als die Büste der Venus in deinem Zimmer. Ich sage dir, sie ist himmlisch."

(Fortsetzung folgt.)

Die indischen Jongleurs.

Das Oriental Annual theilt Folgendes über die in diesen Blättern schon oft besprochene Geschicklichkeit der indischen Jongleurs oder Gaukler mit: „Nach den gewöhnlichen Taschenspielerkünsten, als: Verschlucken eines Degens, Feueressen und andern Gaukeleien der Art, wie man sie gewöhnlich zu sehen pflegt, nahm einer der Männer ein großes mit Wasser gefülltes irdenes Gefäß mit geräumiger Mündung und kehrte es um, so daß alles Wasser herausfloß; richtete er aber die Mündung wieder aufwärts, so war auch der Krug immer wieder voll. Dann leerte er ihn aus und bat einen von den Zuschauern ihn wieder zu füllen. Dieß geschah, doch als der Taschenspieler den Krug umkehrte, floß auch nicht ein Tropfen Wasser heraus, sondern war zu unser aller Erstaunen vollkommen leer. Dieses Spiel wurde mehreremale und so geschickt wiederholt, daß jeder der Anwesenden den Krug umstoßen konnte, wenn er gefüllt war, was ich selbst öfters that, und weder ein Tropfen Wasser, noch eine Spur zu sehen war, daß davon ausgeflossen wäre. Ich untersuchte den leeren Krug genau, konnte aber nichts entdecken, was einigen Aufschluß gegeben hätte. Es wurde mir erlaubt den Krug selbst zu füllen, und doch war er, als ich ihn aufhob, leer. Der Boden ringsumher blieb vollkommen trocken, so daß es ein unlösbares Geheimniß für uns war, wohin das Wasser gekommen seyn könnte. Das von dem Jongleur bei dieser Gelegenheit gebrauchte Gefäß war von der gewöhnlichen irdenen Waare des Landes und sehr plump gemacht. Um uns zu überzeugen, daß es nicht besonders zu diesem Gebrauche verfertigt worden sey, ward es in unserer Gegenwart zerschlagen und die Stücke zu näherer Besichtigung herumgegeben. Das nächste Kunststück war noch außerordentlicher: ein großer Korb wurde gebracht und eine große magere Hündin unter denselben gesteckt. Nach Verlauf einer Minute ward der Korb weggenommen und nun hatte die Hündin sieben Junge bei sich; diese deckte man abermals mit dem Korbe, und als dieser wieder weggenommen wurde, zeigte sich eine Ziege. Auf diese folgte ein Schwein in voller Lebenskraft, und als der Jongleur dasselbe eine Minute lang mit dem magischen Korbe bedeckt hatte, kam es mit durchschnittener Kehle wieder zum Vorschein, wurde jedoch unter dem mystischen Dunkel des Korbes bald wieder ins Leben gerufen. Was diese schnellen Verwandlungen um so merkwürdiger machte, war der Umstand, daß niemand bei dem Korbe stand als der Jongleur, der die Thiere auf- und zudeckte. Als der Korb zum Schluß weggenommen wurde, war gar nichts unter demselben zu sehen. — Ein anderer Jongleur brachte jetzt einen kleinen Sack mit messingenen Kugeln herbei, welche er, 55 an der Zahl, eine nach der andern in die Luft warf, ohne daß auch nur eine einzige wieder herunter zu fallen schien. Als die letzte geworfen wurde, trat eine minutenlange Pause ein; der Jongleur machte dann mehrere Bewegungen mit der Hand, und stimmte einen barbarischen Gesang an, worauf die Kugeln, eine nach der andern, herabfielen, bis alle wieder im Sack waren. Dieses Stück wurde mehreremale wiederholt, doch durfte dem Jongleur während dieser Zeit niemand zu nahe kommen."

Der Handel Rußlands mit Mittelasien.

(Fortsetzung.)

Ausfuhr. — Der Ausfuhrhandel befindet sich in einem vergleichungsweise noch größern Verfall als der Einfuhrhandel, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Weil der Transit der Waaren durch Grusien, der die Verbindungen Rußlands mit Persien belebt hatte, jetzt abgeschnitten ist,*) und 2) weil die Thätigkeit unserer europäischen Nebenbuhler sich mehr und mehr fühlbar macht.**)

Der Werth der Baumwollenwaaren, die auf dem kaspischen Meere nach Persien versendet wurden, stieg in den Jahren 1824 bis 1829

*) Dieser freie Transit war auf zehn Jahre bewilligt und dann nicht wieder erneuert worden. A. d. R.

**) Dieselbe Abnahme des Handels mit Asien wird auch in dem kürzlich erschienenen Werke Nebolsins über Rußlands innern Handel bestätigt, indem es dort heißt: „Hinsichtlich unseres Handels mit dem mittlern Asien, diesem Parisapfel für die auswärtigen Kaufleute, müssen wir bemerken, daß unsere Kaufleute und Fabrikanten sich mit aller Macht anstrengen müssen, daß der russische Handel dort sein Uebergewicht behauptet. Dieß hängt hauptsächlich von ihnen ab, und wenn sie darin nicht glücklich sind, so haben sie es nur sich selbst zuzuschreiben. Die Regierung thut ihrerseits, was sie kann, und überläßt es den Privatpersonen, die ihnen gebotenen Vortheile zu benutzen. Es ist hohe Zeit. Unsere Verbindungswege zu Lande sind bedeutend verbessert gegen früher, allein was hilft die erleichterte Verbindung, wenn die Gegenstände des Verkehrs sich nicht vervollkommnen."

allmählich von 150,000 auf eine Million, fiel aber wieder auf 140,000. Der Werth dieser Erzeugnisse im grusinischen Handel stieg im Jahre 1826 von 46,000 auf 2,456,000, und ist jetzt wieder auf 450,000 gefallen. Durch die nomadischen Kirgisen, welche im Jahre 1834 für mehr als 2,200,000 Rubel Baumwollenzeuge kauften, ist die Ausfuhr an der Landgränze vom Jahre 1824 an allmählich von 700,000 auf 3 Millionen Rubel gestiegen. Seidenzeuge werden auf dem kaspischen Meere für nicht mehr als 50,000 Rubel jährlich ausgeführt; die Ausfuhr durch Grusien erreicht selten diese Summe; nach Mittelasien werden davon nicht mehr als für 100,000 Rubel verkauft, obwohl im Jahre 1828 für 300,000 dahin gingen. Die Kirgisen sind auch hier die besten Kunden.

Wollenzeuge werden jetzt in Persien für nicht mehr als 100,000 Rubel verkauft, im Jahre 1827 aber für 214,000 über das kaspische Meer versendet. In die Kirgisensteppe und nach Turkestan gehen fortdauernd russische Tücher für 250 bis 400,000 Rubel jährlich, wovon zwei Drittheile an den Gränzen von den Kirgisen aufgekauft werden. Leinenzeuge finden noch weniger Absatz als Wollenzeuge, und der ganze Werth des Absatzes erreicht jetzt selten 100,000 Rubel, obwohl er früher mehr als das Doppelte betrug. Der Absatz an Juchten nach dem kaspischen Meere fiel von 1829 bis 1834 auf ein Drittheil herab, nämlich auf 30,000 Rubel; auf der Landgränze stieg dieser Handel von 700,000 auf eine Million, weil die Steppenbewohner in den Jahren 1833 und 1834 für mehr als 800,000 Rubel kauften. Andere verarbeitete Häute, welche vom Jahre 1826 bis 1833 jährlich zu einem Betrage von 200 bis 300,000 Rubel nach Mittelasien gesendet wurden, finden jetzt fast keinen Absatz mehr. Rohe Häute gehen für einige Hunderttausend Rubel nach der asiatischen Türkei. An Kupfer werden jährlich auf dem kaspischen Meere 10 bis 20,000 Pud versendet, aber in der letzten Zeit hat dieß bedeutend abgenommen, während im Jahre 1833 4000 Pud durch Karawanen nach Mittelasien gesendet wurden, obwohl die gewöhnlich dahin gehende Masse nicht über 15 bis 2500 Pud beträgt. An Eisen wird auf dem kaspischen Meere gewöhnlich 70 bis 150,000 Pud versandt; im Jahre 1829 258,000, im Jahre 1830 276,000, im Jahre 1834 240,000 Pud. Die Masse dessen, was durch Karawanen nach Mittelasien ging, stieg im Laufe von 11 Jahren von 5000 auf 80,000 Pud.

Im Jahre 1829 gingen an verschiedenen Metallwaaren für 287,000 Rubel nach dem kaspischen Meere, in den letztern Jahren nur noch für die Hälfte; über Grusien wurden für 40 bis 50,000 Rubel, nach Mittelasien für 2 bis 300,000 versandt, wovon die Kirgisen die Hälfte ankauften. Verschiedenes Geräthe geht für 40,000 Rubel jährlich nach dem kaspischen Meere, in den Jahren 1829 und 1830 für 90,000, und Mittelasien erhält für 10 bis 15,000 Rubel jährlich. Kaffee wird theils nach Persien, theils nach der Kirgisensteppe und Turkestan für 70 oder 80,000 Rubel jährlich verkauft, im Jahre 1830 wurde allein auf dem kaspischen Meere für 120,000 Rubel versandt. Der Absatz von Zucker auf dem kaspischen Meere stieg fortwährend von 1000 bis 4000 Pud, aber der Absatz durch Grusien hat fast gänzlich aufgehört; auch nach Mittelasien gehen jährlich etliche Tausend Pud. Der Begehr nach Farben aus Rußland hat in Asien dermaßen abgenommen, daß er von 880,000 auf 30,000 fiel, in Grusien von 93,000 auf 30,000, auf der Landgränze von 500 und sogar 700,000 Rubel auf 72,000. Korn und namentlich Mehl wird nach der Kirgisensteppe und Persien für eine Million jährlich abgesetzt; Pferde kaufen die Kirgisen 5 bis 10,000 Stücke. Pelzwerk geht nach Mittelasien und zum Theil nach Persien für 150 bis 200,000 Rubel jährlich. Der Werth des Salzes und des Naphta, die aus Baku nach Persien gehen, beträgt gegen 300,000 Rubel.

Aus dem Obengesagten ergibt sich, daß der Handel Rußlands mit Asien nicht nur sich nicht ausdehnt, sondern einem großen Verfall entgegengeht; daß die Einfuhr nur an baumwollenen und seidenen Zeugen, lebendigem Vieh und rohen Häuten zunimmt, und daß nur die Ausfuhr von Baumwollenwaaren nach der kirgisischen Steppe sich vermehrt. Von diesen Erzeugnissen wird aus Asien mehr ein-, als dahin ausgeführt. In den Jahren 1833 und 1831 betrug die Gesammtmasse der nach Asien ausgeführten Waaren 17,000,000, worunter ¼ für Baumwollenwaaren. Im Jahre 1831 betrug der Werth der aus England nach Asien, mit Ausschluß China's, ausgeführten Waaren 3,700,000 Pfd. St.;*) fast der dritte Theil bestand in Baumwollenzeugen, während die Masse der aus Indien in England eingeführten Gewebe unbedeutend ist. Dieser Umstand zeigt deutlich, in welchem Verhältniß sich die englische und die russische Industrie zur asiatischen befinden. Rußland, scheint es, steht zu Asien noch in demselben Verhältniß, wie alle europäischen Nationen am Ende des vorigen Jahrhunderts. Der russische Handel mit Asien konnte blühen, so lange die asiatischen in Rußland eingeführten Waaren auf unsern Märkten keine Konkurrenz fanden, so lange die russischen Erzeugnisse den Vorrang in Asien behaupteten; von der Zeit aber, wo die Fortschritte der europäischen Industrie den Handel, der zwischen Rußland und Asien mit Manufakturerzeugnissen betrieben wurde, mit einem Sturze bedrohten, gab es kein Mittel demselben vorzubeugen, als sich dem allgemeinen Gange des Welthandels anzuschließen. Rußland zählt in seinen Gränzen so viele an asiatische Fabrikate gewöhnte Bewohner, daß es, wenn auch die Zufuhr europäischer Waaren gehindert wird, doch noch lange bei sich den Vertrieb asiatischer Gewebe gestatten muß, aber es ist nicht im Stande andere europäische Nationen von der Konkurrenz auf den asiatischen Märkten auszuschließen, und deßhalb mußte der Ausfuhrhandel noch früher einen Schlag erleiden, als der Einfuhrhandel. Darum muß sich also der russische Handel mit Asien in kurzer Zeit beschränken: 1) auf solche Erzeugnisse, welche diesen Ländern eigenthümlich sind, und worin keine Konkurrenz vorhanden ist; 2) auf Roherzeugnisse der handelnden Völker; 3) auf sehr umfangreiche und schwere Waaren, welche wegen der geringern Entfernung mit größerem Vortheil aus Rußland bezogen oder dahin versendet werden können. Obgleich aber unter den Artikeln, die wir oben erwähnten, viele dieser Kategorie angehören, so müssen wir doch bemerken, daß auch sie unter dem allgemeinen Fall des Handels mit gelitten haben,**) und man kann es demnach als Regel aufstellen, daß es wenige Gegenstände gibt, welche vollkommen unerläßlich sind, und die sich nicht durch andere ersetzen ließen; daß der größere oder geringere Begehr fast aller Waaren von den Umständen abhängt, von der Güte, Wohlfeilheit, Bequemlichkeit, mit der man sie erwerben kann, und von der Menge der zum Verkauf bereiten und vor Augen liegenden Waaren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Pfd. St. zu 24 R. R. gerechnet gibt 88,800,000 R.

**) Bei dieser Auseinandersetzung hat der Verfasser, der bekannte Statistiker Hagemeister, doch keinen Grund für den in den letzten Jahren erst so schnell erfolgten Fall des Handels beigebracht, und einen Grund hiefür sollte man nach den oben angeführten Spezialitäten allerdings erwarten. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1836.

Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika.

Die Dampfschifffahrt zwischen beiden Ländern nimmt gegenwärtig die Aufmerksamkeit in England sehr in Anspruch. Die Zahl und der Reichthum der Auswanderer und Reisenden, welche jährlich aus England nach Amerika übersetzen, und die ungeheure Ausdehnung des Handelsverkehrs zwischen beiden Ländern machen eine schnellere und zuverlässigere Ueberfahrt, als Segelschiffe bieten können, in hohem Grade wünschenswerth, falls nämlich dieß möglich ist. Dieß scheint indeß kaum mehr zu bezweifeln, und man glaubt, die Zeit sey gekommen, eine Dampfschifffahrt zwischen beiden Ländern ins Werk zu setzen. In den letztern Jahren hat sich die Dampfschifffahrt nach dem baltischen, dem schwarzen, dem rothen und dem Mittelmeere ausgedehnt, und man spricht jetzt von einem Besuche zu Petersburg oder Konstantinopel, Alexandria oder Jerusalem, wie sonst von einem Ausflug nach dem Rhein oder nach Rom. Eine ähnliche Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt herzustellen, ist indeß ein weit schwierigeres Unternehmen, und die Meinungen über die beste Art der Ausführung sind sehr getheilt.

Die englisch-amerikanische Dampfschifffahrtskompagnie scheint bei einer direkten Fahrt von London oder Portsmouth nach New-York gar keine Schwierigkeit zu besorgen, während andere behaupten, die Sache sey sehr schwierig, wo nicht unmöglich, und man müsse von der Westküste Irlands abfahren.

Der bisherige Fortschritt der Dampfschifffahrt hat die kühnsten Erwartungen übertroffen. Die Leichtigkeit, womit Schiffe, die sonst nur den Küstenhandel trieben, jetzt die Reise nach Spanien und dem Mittelmeere machen, gibt den natürlichen Schluß an die Hand, daß man nur die Schiffe vergrößern und die Maschinen verstärken darf, um die Dampfschifffahrt auszudehnen, bis sie den ganzen Erdkreis umfaßt. Dagegen behauptet Dr. Lardner, daß jede Reise, die über 15 Tage daure, chimärisch sey; vor zehn Jahren indeß hätte man es gleichfalls für chimärisch gehalten, von Falmouth nach Malta in zehn Tagen, oder von Bombay nach Suez in 21 Tagen zu fahren; nach diesen Erfahrungen darf man also wohl der Dampfschifffahrt nicht so leicht eine Gränze setzen.

Die Wege, auf denen man Passagiere von London nach New-York, diese beiden Städte als die Centralpunkte der beiden Länder genommen, bringen will, sind 1) der von Dr. Lardner vorgeschlagene über Valentia, 2) der von der britisch-amerikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft vorgeschlagene, die Passagiere in London oder Portsmouth an Bord zu nehmen und in New-York ans Land zu setzen. Die von Dr. Lardner vorgeschlagene Straße hat mehrere Abtheilungen: von London nach Liverpool auf der Eisenbahn 200 M.; von Liverpool nach Dublin auf dem Dampfpaketboot 130 M.; von Dublin nach Valentia auf der Eisenbahn 200 M.; von Valentia nach St. Johns in Neufundland 1900 M.; von da nach Halifax in Neuschottland 550 M.; von da nach New-York 700 M. Dabei wird also wenigstens viermal gewechselt. Daß dieser Weg thunlich ist, kann man nicht bezweifeln, da die Liverpooler Bahn beendet, und die von Valentia im Bau begriffen ist; daß er aber wegen des wiederholten Wechselns viele Unbequemlichkeiten in Vergleich mit dem direkten Wege hat, läßt sich gleichfalls nicht läugnen.

Es fragt sich also, ob diese direkte Verbindung herzustellen ist oder nicht. Die gegenwärtigen Dampfpaketboote der Regierung, welche die Briefpakete derselben nach Gibraltar, Malta und Alexandria bringen, werden von vielen als zu klein für die Reise nach Amerika betrachtet, da sie meist nicht mehr als 300 Tonnen Trächtigkeit haben, und im Durchschnitt des Tages nur 170 (engl.) Meilen zurücklegen; aber die Dampffregatte Medea, die einzige von angemessener Größe, welche die Fahrt zwischen Falmouth und Malta gemacht hat, legte im Durchschnitt über 200 Meilen des Tages zurück. Manche Privatschiffe fahren noch schneller, und leicht könnte die Regierung Kontrakte für Schiffe abschließen, wobei eine Fahrt von im Durchschnitt zehn Meilen in der Stunde garantirt wäre. Wenn nun diese Schnelligkeit in der Bai von Biskaya zu erreichen ist, so gibt es keinen Grund mehr, warum das atlantische Meer nicht eben so schnell sollte befahren werden können.

Die Frage löst sich also darin auf, ob man ein hinreichend [illegible]

großes Schiff bauen kann, das Passagiere, Waaren, Vorräthe und Kohlen für eine Entfernung von 3000 Meilen fortbringen kann, und ein Schiff von 1200 Tonnen, wie man vorgeschlagen hat, und 300 Pferdekraft würde diese Fähigkeit in folgenden Verhältnissen besitzen:

Gewicht der Maschinerie	300	Tonnen
Gewicht der Kohlen	600	—
Gewicht der Passagiere	100	— *)
Gewicht der Waaren	200	—

Rechnet man den täglichen Verbrauch von Kohlen auf 50 Tonnen Newcastler und 25 beste Wallisee Kohlen, so gibt dieß eine Gesammtkonsumtion von 450 oder 375 T. für die 3000 M. Begreiflicher Weise könnte das Dampfschiff nur die schwer ins Gewicht fallenden Waaren mitnehmen. Wenn diese Berechnung richtig ist, dann hat der Vorschlag einer direkten Fahrt nichts Chimärisches, und es bedürfte also nichts als die Vergrößerung der jetzt üblichen Schiffe und Maschinen. Ob eine Eisenbahn bis nach Valentia gebaut wird, ist mindestens zweifelhaft, denn die Abfahrt von diesem Orte bietet sowohl den Kauffahrern als den breit gebauten Dampfschiffen wegen der dort herrschenden Westwinde keinen sonderlichen Vortheil dar. Wenn der Abfahrtspunkt in Irland seyn soll, so wäre Limerick noch besser gelegen, da es die Schiffahrt auf dem Shannon, große Docken und alle Vortheile eines schon seit langer Zeit bestehenden Hafens hat.

„Wir wünschen indeß, so schließt das Athenäum, dem diese Angaben entnommen sind, beiden Planen allen möglichen Erfolg, und prophezeihen, daß vor 1846 auf dem einen oder andern Wege eine Reise über das atlantische Meer und ein Besuch der Niagarafälle so gewöhnlich seyn werden, als ein Besuch von Rom und Wien.

Der Tschirokesin Drohung.

(Fortsetzung.)

St. John rief seinem Hund, denn wir waren eben vor dem Hause angekommen. Ich stellte meinen Freund den jungen Damen vor, so wie sie nach einander in das Besuchzimmer traten, und da ich ihn bis jetzt nur in Gesellschaft von Männern gesehen hatte, so war ich ein wenig neugierig zu beobachten, ob sein ganz eigenes Benehmen ihm bei dem andern Geschlecht eine gute Aufnahme bereiten würde. Eben als ich ihm den Namen einer reizenden Georgierin, mit dem ganzen feuchten Sonnenglanz des südlichen Auges, nannte, wurde meine Aufmerksamkeit durch das plötzliche Freudengebell des Hundes abgezogen, den wir in der Halle zurückgelassen hatten, und als die Thür sich öffnete, und die reizende Indianerin in das Zimmer trat, sprang er mit der ausgelassensten Freude um sie her, als hätte er eine alte Bekannte wiedergefunden.

Während meiner Bemühung, den Hund aus dem Zimmer zu schaffen, hatte ich abermals die Gelegenheit, St. John zu beobachten, nicht wahrnehmen können, und als Mistreß Ilfrington eintrat, saß Nunu ruhig am Pianoforte, und mein Freund scherzte gleichgültig mit der leidenschaftlichen Georgierin.

„Ich muß für meinen Hund um Entschuldigung bitten," sagte St. John, indem er sich gegen die Frau vom Hause verbeugte, „er stammt von den Indianern, und der Anblick einer Tschirokesin erinnerte ihn — wie seinen Herrn — an glücklichere Tage."

Nunu richtete ihre Augen bei diesen Worten rasch auf den Sprechenden, senkte aber den Blick sogleich tiefsinnig auf die krausen Figuren des Teppichs von Kidderminster, der den Boden bedeckte.

„Sie sind gerade zu rechter Zeit gekommen, meine Herren," nahm Mistreß Ilfrington das Wort. „Wir nehmen ihre Begleitung auf einem botanischen Spaziergang in Anspruch. Master Slingsby, Ihr Freund, hat eben Zeit, und wird sich ein Vergnügen daraus machen, das bin ich überzeugt; darf ich mir von Ihnen, Master St. John, ein Gleiches versprechen?"

St. John verbeugte sich bejahend, und die jungen Damen verließen nun das Zimmer, um ihre Hüte zu holen; Mistreß Ilfrington zuletzt. Kaum hatte sich die Thür hinter dieser geschlossen, als auch Nunu wieder zum Vorschein kam, und, wie von einem plötzlichen Gefühl übermannt, nach dem ersten Schritt über die Schwelle stehen blieb, indem sie, heftig bewegt, St. John anblickte.

„Nunu!" sagte dieser unwillkürlich lächelnd, und hielt ihr die Hand hin, wie einer der eine Beleidigung vergibt.

Wie ein Reh sprang das Mädchen an seinen Hals, und überhäufte ihn unter stürmischen Küssen mit den zärtlichsten Beinamen in ihrer Muttersprache; Worte, deren Bedeutung mir nur durch den leidenschaftlichen, ausdrucksvollen Ton klar wurde, denn die Sprache des Herzens bedarf keines Dolmetschers.

Die schönen Schülerinnen kamen jetzt eine nach der andern zurück, und bald befanden wir uns auf dem Weg durch die grünen Gefilde der blumenbedeckten Gebirgsseite von East Rock. Mistreß Ilfrington's Arm und Unterhaltung waren mir anheimgefallen, und St. John ging mit der übrigen Gesellschaft voraus, hielt sich aber besonders zu Miß Temple, deren Taufname Isabelle war, deren christliche Milde aber kein Mitgefühl für gebrochene Herzen kannte.

Die beiden geselligsten Geschöpfe unsers Vereins waren, für eine Zeit lang, Nunu und Lash, der Hund, dessen Erinnerungen aus vergangener Zeit angenehmer zu seyn schienen, als die Gegenwart. Mistreß Ilfrington staunte über die ausgelassene Lustigkeit der Tschirokesin, die dem Hund bald weit voraus lief, bald sich auf den Rasen niedersetzte, und von ihm liebkosen ließ, um so mehr, als sie sich noch nie so munter gezeigt hatte. Diese Scene gab Anlaß zu einer ernsten Diskussion zwischen der wohl unterrichteten Mistreß und mir über die Macht der kindischen Anhänglichkeit, aus der ihr die ungewöhnliche Vertraulichkeit zwischen der Indianerin und dem Jagdhund genügend erklärt schien. Hätte die gute Mistriß das Mädchen eine halbe Stunde früher an den Hals meines Freundes fliegen sehen, so dürfte

*) Wohl mit ihrem Gepäck.

ein Kommentar zu ihrer Diskussion nicht gefehlt haben. Waren auch die Tochter des Häuptlings und der Hund keine alten Bekannten, so ließ sich dieß doch von der ersteren und St. John sicher vermuthen.

So viel ich aus den Bemerkungen zweier vor uns hergehenden jungen Frauenzimmer schließen konnte, machte St. John rasche Fortschritte in der Gunst der anmuthigen Georgierin. Die Gleichgültigkeit, mit der sie am Arm ihres Begleiters hing, schien Mistreß Ilfrington lobenswürdig; doch plötzlich blieb die launische Schöne stehen, nahm den schmalen Shawl, der bis jetzt über ihre Schultern hing, herab, und schlang ihn meinen Freund wie eine Schürze um den Leib. Dieß fand ich bei so junger Bekanntschaft denn doch ein wenig stark, und auch Mistreß Ilfrington war dieser Meinung.

„Miß Temple!" flüsterte sie mit leisem Vorwurf der Schönen ins Ohr; ehe sie aber noch weiter zu reden vermochte, sprang Nunu mit dem Hunde, mit dem sie einen Schmetterling gejagt hatte, über die niedere Hecke, stürzte mit zornflammenden Augen auf St. John zu, riß den Shawl in Stücken, und stand zitternd und bleich auf den seidenen Fragmenten.

„Madame," sagte St. John, indem er nach einem unwilligen Blick auf die Tschirkessin, zu Mistreß Ilfrington trat, „ich hätte Ihnen schon früher sagen sollen, daß Nunu und ich alte Bekannte sind. Ihr Vater ist mein Freund; ich habe mit dem Stamme gejagt, und Nunu bisher immer als ein Kind betrachtet. Sie werden mir daher glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ihr Benehmen mich befremdet, und ich bitte Sie, versichert zu seyn, daß jeder Einfluß, den ich nur immer auf sie haben möchte, auf das strengste mit Ihren eigenen Wünschen, Madame, übereinstimmt."

Dieser Ton war kalt, und Nunu lauschte mit geschlossenen Lippen und düsterm Blick.

„Haben Sie sie seit ihrer Ankunft schon gesehen?" fragte Mistreß Ilfrington.

„Mein Hund brachte mir gestern die erste Nachricht von ihrem Hierseyn. Er kehrte von seinem Morgenspaziergang mit einer Wampumschnur um den Hals zurück, welche das Zeichen des Stammes trug. Sie kam von ihr," fügte er bei, indem er seinen Hund am Kopfe kraute, und mit milderm Ausdruck auf Nunu blickte, die mit gesenktem Kopfe in Thränen ausbrechend dastand.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Londoner geographische Gesellschaft hat einen deutschen Naturforscher, Herrn Schomburg,*) nach Guiana gesendet, um das Land näher zu untersuchen. Es sind Nachrichten von ihm eingelaufen bis zum 29sten Oktober vorigen Jahres. Die Expedition, bestehend aus Herrn Schomburg, dem Führer, Lieutenant Haining, der Erlaubniß erhalten hatte, denselben zu begleiten, einem zweiten Naturforscher, Herrn Brotherston, mehrern Dienern und einigen indianischen Ruderern, zusammen aus neunzehn Personen, verließ die Hauptstadt der Kolonie Demerary, George-Town, am 21sten September und den Posten am Zusammenflusse des Cuyuni mit dem Essequebo am 11ten Oktober. Seine letzten Briefe sind vom Annary, einem in den Ripacuny fallenden Creek, nahe an der Südwestgränze der britischen Kolonie. Während er sich an der Mündung des Cuyuni aufhielt, erfuhr er einige Details über den Lauf und die Beschiffung desselben, unter Anderem die interessante Thatsache, daß die Indianer an seinem obern Laufe eine ziemlich regelmäßige und leichte Verbindung mit Angostura unterhalten, indem sie den Strom, so weit er schiffbar ist, hinauffahren, dann nach dem Carony hinübergehen und diesen nach dem Orinoco hinabschiffen. Daher sind europäische Waaren unter ihnen viel zahlreicher als man gewöhnlich glaubt. Während der Fahrt den Essequebo hinauf wurden mehrere Punkte bestimmt, und es geht aus Herrn Schomburgs Tagebuch hervor, daß weit mehr Flüsse sich von Osten her in ihn einmünden, als die Karten bis jetzt angeben. Herr Schomburg spricht in den lebhaftesten Ausdrücken von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Ufer. Seine Begleitung hatte bei den schweren Anstrengungen der Schifffahrt stromaufwärts von Fieber und Rheumatismen etwas gelitten, doch waren, als er seine Briefe absandte, Alle in der Genesung. Seine Sammlungen waren bereits ziemlich bedeutend.

*) Mittheilungen von ihm finden sich schon im 2ten Bande des Journal of the Geographical Society über die Insel Anegada, und über denselben Gegenstand, so wie über die Virgin Gorda'er-Felsen im Oktoberheft der „Annalen für Erd-, Völker- und Staatenkunde."

Der Handel Rußlands mit Mittelasien.

(Fortsetzung.)

Art des Handelsverkehrs. — Der Handel im Innern Asiens wird nicht durch Europäer, sondern durch Asiaten betrieben. Von Seite Indiens befindet er sich in den Händen der hindostanischen Kaufleute, die Verbindungen von Astrachan und Meschid bis Calcutta haben, und denen es darum möglich ist, Wechselzahlungen zwischen Nischnei-Nowgorod und Calcutta zu machen. In Buchara und Khiwa bestehen die Handelsleute größtentheils aus dem dortigen Stamm der Sarti, haben zwar Unternehmungsgeist, sind aber unzuverlässig. Die Führung der Karawanen beruht auf der Sorgfalt der Kirgisen und Turkmenen. Im östlichen Persien und in Kleinasien haben sich die Armenier des Handels bemächtigt, weil die Perser gar kein Handelsvolk sind; nichts desto weniger befindet sich der Handel auf dem kaspischen Meere in ihren Händen. Viele Perser haben sich in Astrachan niedergelassen, und mit ihren Handelsleuten in Rescht und Balfrusch in Verbindung gesetzt; die russischen Handelsleute nehmen an diesem Handel gar keinen Antheil, und obwohl die auf dem kaspischen Meere fahrenden Schiffe größtentheils in Astrachan gebaut sind, und die Matrosen auf denselben aus Russen, Armeniern und Tataren bestehen, so gehören sie doch ausschließlich den astrachanischen Persern. In Rußland meinen viele, die Regierung sollte die Asiaten nicht nach Rußland hereinlassen, sondern, wie dieß früher geschah, sie nöthigen, auf der Gränze ihre Waaren zu vertauschen, damit sie die wahren Preise der europäischen Waaren nicht erfahren könnten. Das Unbegründete dieser Ansicht braucht keines Beweises, seit die Engländer auf den Märkten Mittelasiens mit den Russen in Konkurrenz getreten sind, und selbst gestehen, daß die Hauptstütze des russisch-asiatischen Handels die Messe von Nischegorod sey, wo die Asiaten alle Waaren, die sie brauchen, nach Gefallen auswählen

und also um den wohlfeilsten Preis kaufen können. Die Engländer sind auch von dem Nutzen solcher Anstalten dermaßen überzeugt, daß sie an der Gränze ihrer indischen Besitzungen eine ähnliche gründen wollen.

Die Fortschaffung der Waaren aus Moskau und von dem Nischegorodischen Jahrmarkt geschieht zu Wasser und zu Lande. Von Moskau nach Astrakhan zahlt man höchstens 3 Rubel für das Pud; von Nischnei-Nowgorod nach Astrakhan für den Transport auf der Wolga nur 50 bis 60 Kopeken. Beim Hafen von Astrakhan finden sich jetzt drei Dampfschiffe von 60.32 und 16 Pferdekraft. Sie gehen nach Nischnei-Nowgorod nur während der Meßzeit mit den daran angehängten Schiffen. Die Ladung beträgt beim ersten 6 bis 10.000 Pud, beim zweiten 5 bis 5000, beim dritten gegen 6500; sie brauchen 35 bis 40 Tage, und die Frachtkosten betragen gegen 130 Kopeken (1½ Rubel) für das Pud; zu Ende der Messe kehren sie in 10 bis 15 Tagen nach Astrakhan zurück, mit Waaren beladen, deren Fracht 70 bis 100 Kopeken das Pud beträgt. Russische Schiffe, die auf dem kaspischen Meere fahren, finden sich in Astrakhan nicht mehr als hundert von 45 bis 100 Lasten. Eigentlich persische Schiffe gibt es wenig. Zwischen Astrakhan und Mangischlak gehen tatarische Schiffe, Rasschiwe, die 35 bis 70 Lasten Ladung einnehmen, denn die Turkmenen lassen nur ihre eigenen Schiffe landen. In dem Hafen von Baschtir gibt es Seeschiffe, die den dortigen Persern gehören: er steht in Verbindung mit Astrakhan und Ensili. Die Schiffe sind sehr schlecht gebaut, denn die Schiffer, die nur auf Wohlfeilheit sehen, kaufen Holz zu Schiffen im Gouvernement Nischegorod, oder bringen um möglichst billigen Preis in Astrakhan Schiffe an sich, die mit Getreide auf der Wolga hin- und hergehen, und verwandeln dieselben in Schouten. In Baku erhält man das Holz zum Schiffsbau aus Kuba. Als Steuermann wird angestellt, wer eben in Wurf kommt, und der Wohlfeilste erhält den Vorzug. Bei solchem Verfahren ist es nicht zu verwundern, daß die Schiffe zahlreichen Unfällen ausgesetzt sind.

Die hauptsächlichste und einträglichste Beschäftigung der jetzigen Schouten besteht im Transport der Lebensmittel und des Kriegsbedarfs für die kaukasischen Truppen. Der Transport der Waaren wirft keine solchen Vortheile ab. Für den Transport schwerwiegender Waaren aus Astrakhan nach den persischen Häfen zahlte man früher 1 Rubel 50 Kopeken bis 6 Rubel für das Pud, für leichtwiegende und viel Raum einnehmende Waaren 6 bis 10 Rubel; jetzt zahlt man für die erstern nicht mehr als 40 bis 70, für die letztern 90 bis 100 Kopeken. Der Preis der Rückfracht aus den persischen Häfen nach Astrakhan läßt sich nicht bestimmen, weil er von der Menge der zu versendenden Waaren und der vorhandenen Schiffe abhängt, und der Preis sinkt oft außerordentlich tief herab. Diese geringen Vortheile der Schifffahrt auf dem kaspischen Meere muß man 1) der großen, den Bedarf für die Ladungen überschreitenden Schiffszahl, die sich während des letzten Kriegs mit Persien ungemein vermehrten, und 2) den häufigen Schiffbrüchen zuschreiben, welche die Handelsleute veranlassen, ihre Waaren auf dem Landwege zu senden. Die Fracht von Baku nach Ensili und andern persischen Häfen kommt höchstens auf 60 Kopeken das Pud. Die Haupthäfen Rußlands am kaspischen Meere sind Astrakhan und Baku.

(Schluß folgt.)

Negeraberglauben.

Der Glaube an den Obi, d. h. an Zauberer, nimmt zwar in Jamaica fortwährend ab, existirt aber immer noch. Vor etwa einem Jahre wurde ein Plantagenaufseher benachrichtigt, daß in einer entlegenen Hütte ein verdächtiger alter Neger beherbergt werde. Der Aufseher ließ ihn gefangen nehmen, und als man ihn durchsuchte, fand man einen Sack mit einer großen Menge Talismane, als Meteorsteine, Katzenohren, die Pfoten mehrerer Thiere, Menschenhaare, Fischgräten, Krokodilzähne u. dgl. Man führte ihn nach der Stadt Montego. Kaum wurde es ruchbar, daß der alte Afrikaner im Gefängniß sey, so kamen die Neger von allen Seiten gelaufen, um Anklagen gegen ihn vorzubringen. Der eine hatte gesehen, wie er einen Zauber auf Kinder warf, der andere hatte Phiolen ihm abgekauft, die ihn von seinen Feinden befreien sollten; man untersuchte einige derselben: sie enthielten Gift. Er wurde also der Zauberei überwiesen, da man aber heutzutage die Zauberer nicht mehr verbrennt, so begnügte man sich, ihn zur Deportation zu verurtheilen, welcher Spruch zur allgemeinen Freude der Bewohner der Kolonie, ohne Unterschied der Farbe, vollzogen wurde.

Vermischte Nachrichten.

Ein Pariser Blatt enthält über die Spielhäuser Folgendes: Man versichert, im Monat December seyen die Spielhäuser der Hauptstadt weniger besucht gewesen, als zu derselben Zeit des vorigen Jahres. Indessen beliefen sich die Einnahmen des Jahres 1835 dennoch auf 8.180.595 Fr. Im Cirkel des Adels in der Straße Grammont war das Spiel bemerkenswerth durch die häufig wiederkehrenden Gewinne von 50, 60 und 80 000 Fr. Im Cirkel der Straße Richelieu gab ein reicher Amerikaner seinem Spiel eine solche Ausdehnung, daß er der Regie einen bedeutenden Verlust beibrachte.

In Canton will sich die gesammte fremde Kaufmannschaft, namentlich die Engländer, in einer Vorstellung, die man, um nicht gegen das chinesische Ceremoniell anzustoßen, eine Bittschrift nennen will, an den Gouverneur wenden, um für mehrere chinesische Dolmetscher, die zu harter Strafe wegen ihres Benehmens in der Sache des Lord Napiers verurtheilt wurden, Nachlaß aber wenigstens Verminderung ihrer Strafe zu erhalten. Man betrachtet diesen Schritt als von Bedeutung, da man daraus den Grad von Achtung entnehmen will, womit die Chinesen, wenn man nicht gegen das eingeführte Ceremoniell verstößt, die Fremden und also auch den Handel von Canton behandeln werden.

Ein Brunnen von schwarzem Granit soll zu Paris in der Rue Richelieu auf der Stelle des alten französischen Opernhauses errichtet werden. Ein Piedestal von rothem Marmor in der Mitte wird ein Bassin von weißem Marmor tragen und Kindergruppen aus Bronze sollen dazwischen gestellt werden. Oben und gegen die vier Seiten eines weißen Marmorpilasters lehnend werden Gruppen von Najaden und eine Fluvia Wasser in das Bassin unterhalb gießen. Eine Statue des Ueberflusses soll das Ganze krönen, und eine doppelte Allee von Linden hinführen.

Die Holländer auf Java sahen sich kürzlich genöthigt, gegen die Seeräuber von Lant-Puln, auf der Südostküste von Borneo, einen Zug zu machen, und es gelang ihnen ohne Verlust eines einzigen Mannes 16 große Piratenschiffe zu nehmen und 47 andere zu zerstören; 11 Räuberchefs verloren ihr Leben in den verschiedenen Gefechten, und 195 Eingeborne aus Java und Madura wurden aus der Sklaverei erlöst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1836.

Gelehrte Schulen in Indien.

Wir haben vor einigen Wochen die Maßregeln bekannt gemacht, welche der Generalgouverneur von Indien gegen den Druck orientalischer Werke auf Kosten der Kompagnie genommen hat. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta hatte darauf den Generalgouverneur gebeten, ihr die Mittel zu verschaffen, wenigstens die angefangenen Werke zu vollenden, aber dieser hat in seiner Antwort jede Geldbewilligung abgeschlagen, ihr aber die angefangenen Werke mit einigen verächtlichen Ausdrücken überlassen oder vielmehr hingeworfen. Die Hindus, welche dabei früher gebraucht worden waren, haben darauf der Gesellschaft ihre Dienste umsonst angeboten, und die Gesellschaft sucht Mittel die Kosten des Drucks zusammenzubringen. Sobald dieser Zustand der Dinge in Calcutta in Europa bekannt wurde, beschloß die asiatische Gesellschaft in Paris der Gesellschaft in Calcutta ihre Hülfe anzubieten; ihr Plan ist, auf dem Kontinent eine Subskription auf die verschiedenen unterbrochenen Werke zu eröffnen, und so ihre Vollendung einigermaßen zu erleichtern, und es ist zu hoffen, daß die Gelehrten und die Bibliotheken diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen werden, die Interessen der Wissenschaften gegen die Pseudo-Aufklärerei eines unwissenden Bureaucraten zu vertheidigen. Seitdem hat sich eine Stimme erhoben, welche wohl das Recht hat, in dieser Sache zu reden, es ist die von Hrn. W. Wilson, ehemaligen Sekretär der Kommission für öffentliche Erziehung in Indien, und jetzt Sanskritprofessor in Oxford. Sein Brief über diesen Gegenstand stellt die Sache so sehr in ihr wahres Licht, und gibt ein so getreues Bild des Zustandes der gelehrten Studien in Indien, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, einen Theil desselben auszuheben.

„Meine Verhältnisse," sagt Wilson, „zu der indischen Literatur, das warme Interesse, das ich für die Beförderung der Erziehung der Hindus fühle, und der thätige Antheil, den ich in den letzten Jahren meines Aufenthalts in Bengalen an den Maßregeln dafür genommen habe, bilden meine Entschuldigung, wenn ich meine persönliche Meinung über die letzten Veränderungen des bengalischen Gouvernements aussprach, nach denen es die Fortdauer der bisherigen Unterstützung der gelehrten Anstalten und der Literatur von Indien verweigert hat. Diese Maßregeln und der Geist der sie diktirt hat, scheinen mir die allerverderblichsten Folgen nach sich zu ziehen, indem sie der Masse des Volks die Ueberzeugung geben müssen, daß sie und ihre fremden Beherrscher verschiedene und unvereinbare Interessen haben, indem sie beitragen, die bisherige Achtung vor dem englischen Charakter zu zerstören, welche nach neuen traurigen Ereignissen schon sehr gelitten zu haben scheint, endlich indem sie den geistigen und moralischen Fortschritt des indischen Volks wo nicht ganz hemmen, doch unendlich erschweren.

„Ich habe seit einiger Zeit in den indischen Journalen wiederholt Artikel gefunden, welche die ausschließliche Beförderung der englischen Literatur als einen sehr thunlichen Plan darstellen, um die klassischen und die lebenden Sprachen von Indien durch den allgemeinen Gebrauch des Englischen zu verdrängen. So lange solche Träume sich auf Zeitungsartikel beschränkten, waren sie unschädlich und unterhaltend, aber sie wurden ernsthafter, wenn man die Abschaffung der orientalischen Charaktere unternahm, orientalische Werke mit einer fremden Schrift druckte, welche die Eingebornen nicht lesen können, und unendliche Zeit und Kräfte an diesen weisen Plan verschwendete. Seit dieser Zeit haben sie eine große Wichtigkeit erlangt, indem sie der indischen Regierung die fantastische Hoffnung eingeflößt haben, die englische Sprache zu der ihrer indischen Unterthanen zu machen, und zu diesem Behuf nicht nur alle Unterstützung orientalischer Literatur zu verweigern, sondern die Dotationen der gelehrten Schulen zu konfisciren, und die bisher auf sie verwendeten Summen auf die Ausführung einer hoffnungslosen Theorie zu verwenden.

„Die Einwohner von Calcutta wurden durch die Anzeigen dieses neuen Geistes der Administration beunruhigt, die Muhammedaner waren, nach ihrem eigenen Ausdruck, entsetzt und außer sich bei der Nachricht, daß die Medrese (ihre hohe Schule) abgeschafft werden sollte, worin sie nicht nur die Vernichtung ihrer klassischen Literatur, sondern einen Schritt zur Einmischung in ihre Religion sahen. Sie verfaßten daher eine Bittschrift, welche von 9000 aus ihrer Mitte unterschrieben wurde, und

namentlich von allen durch Reichthum und Talent ausgezeichneten, worin sie in den stärksten Ausdrücken die Regierung ersuchten, im Namen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, und ihrer eigenen Stabilität, die Medrese zu erhalten. Dieß ist ein in den Annalen von Indien unerhörtes Ereigniß, und der Schrecken unter ihnen mußte groß seyn, ehe sie es wagten gegen eine Maßregel ihrer Beherrscher zu protestiren, und noch dazu in so starken Ausdrücken. Die Hindus thaten keinen so öffentlichen Schritt, aber Briefe von Braminen von anerkanntem Charakter, von Männern, welche in Geschäften wohl erfahren sind, die englische Regierung kennen, und ihr anhänglich sind, überzeugen mich, daß sie die Besorgnisse und Gefühle der Muhammedaner im höchsten Maße theilen. Es ist ein wahres Unglück, daß solche Besorgnisse erregt worden sind, und noch mehr, daß die Antwort des Generalgouverneurs so wenig geeignet ist, sie zu zerstreuen.

Der Generalgouverneur erklärte nämlich, daß die Rede nicht davon sey, die Medrese abzuschaffen, sondern nur so weit zu reformiren, daß künftig keine Stipendien mehr für die Studenten ausgesetzt werden würden. Diese Reform sollte auf alle Anstalten der Regierung ausgedehnt werden. Für die Bittsteller war diese Antwort im Grunde so gut als eine Abschaffung der gelehrten Schulen, und wer die Umstände von Indien kennt, muß sie so ansehen. In der Medrese von Calcutta, in den Sanskritschulen in Calcutta und Benares, und in den hohen Schulen von Agra und Dehli erhält eine beträchtliche Anzahl von Studenten kleine Stipendien, um ihnen möglich zu machen, sich gelehrten Studien zu widmen. Diese bilden ihr hauptsächlichstes und oft ihr einziges Hülfsmittel, während sie von ihren Familien entfernt leben, und wenn man sie desselben beraubt, so zwingt man sie die Schulen zu verlassen. In allen civilisirten Ländern hat man nöthig gefunden, arme Studenten zu unterstützen, und wenn dieß in reichen Ländern nothwendig ist, wie viel mehr in dem armen Indien? Gerade die gelehrte und respektable Klasse, welche Kandidaten für Stellen unter dem Gouvernement liefert, ist am wenigsten im Stande ihre Söhne auf eigene Kosten studiren zu lassen. Wenn man aber den Studenten unmöglich macht, die Schulen zu besuchen, so sind die Professoren umsonst. Es ist kaum glaublich, daß die Regierung dieß nicht vorausgesehen habe, jedenfalls hat es die einheimische Bevölkerung wohl gefühlt, und sie muß die Regierung nicht nur der Illiberalität, sondern des Mangels an Offenheit anklagen. Allein auch zugegeben, daß ein Theil der Studenten dennoch fortfahre die Schulen zu besuchen, so können sie nur aus Söhnen reicher Bewohner von Calcutta, oder der besser bezahlten einheimischen Beamten in großen Städten bestehen, und die große Masse des Volks wäre daher von einer besseren Erziehung ausgeschlossen. Bisher war es das Gegentheil, und die größere Zahl der Schüler kam aus den Provinzen, und oft aus entlegenen Ländern. Ich habe im Sanskritkollegium einen jungen Schüler von der Küste von Malabar, und in der Medrese einen Eingebornen von Badakschan gekannt. Wer möchte läugnen, daß es vortheilhaft sey, diesen Zufluß von Schülern aus den Provinzen zu befördern, wo die Bevölkerung bisher so wenig Mittel hat eine gelehrte Bildung zu erhalten. Diese jungen Leute wurden in den Schulen und während ihres Aufenthalts in den Hauptstädten in Verbindung mit Europäern gebracht, ihre Vorurtheile dadurch geschwächt, und eine Vorliebe für die fremden Herrscher erzeugt, mit der sie in ihre Heimath zurückkehrten.

Daß jedoch der Endzweck der Regierung in der Abschaffung aller orientalischen Schulen besteht, ergeht unbestreitbar aus den Dekreten über die Unterdrückung des Drucks orientalischer Werke. Wo keine Schüler sind, braucht man keine Bücher, und ohne beide braucht man keine Lehrer. Es ist daher umsonst, und was schlimmer ist, es ist nicht wahr zu behaupten, daß dieß nicht die Absicht der Regierung sey. Die Folge der genommenen Maßregeln ist unausbleiblich, und es ist nothwendig, daß sie als solche allgemein bekannt sey. Es wäre besser, wenn die Regierung ihren Zweck offen ankündigte, im Fall es von seiner Gerechtigkeit und seiner politischen Thunlichkeit überzeugt ist; beides verdient genauere Betrachtung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tschirokesin Drohung.

(Fortsetzung.)

Die Kette der grünen Berge macht, nach einem Zug von mehr als 500 Meilen von Canada nach Connecticut, plötzlich am Gestade von Long Island Sound Halt, und erhebt sich hier, mit Fichten gekrönt, bei 300 Fuß hoch in die Luft, als wäre sie mitten in ihrem Lauf vom Meere aufgehalten worden. Steht man am Rande dieses gewaltigen Abhanges, so hat man die nackte, fast senkrechte Felsenwand unter sich, von deren Fuß aus sich eine smaragdgrüne Wiese, von einem krystallklaren Flusse durchschlängelt, ausbreitet, jenseits dessen die Thürme der Universität emporsteigen. Rückwärts vom Rande dieses Abgrunds dehnt sich ein düstrer Wald von Schierlings- und Pechtannen aus, die an seiner nördlichen Seite von einem Gebirgsstrom bespült wird, dessen im Sommer trockenes und von Bäumen überhangenes Felsenbett als Fußpfad aus der Ebene bis zum Gipfel des Berges benutzt wird. Mistreß Ilfrington stieg, auf meinen Arm gestützt, den mühsamen Pfad hinan, und St. John zog Miß Temple und ein dickes junges Frauenzimmer, das an einem starken Asthma litt, rüstig nach sich. Nunu war bereits hinter einem Blüthenstrauch verschwunden, der die rasch aufwärts Steigende unsern Blicken entzog. Als wir den Gipfel erreichten, fanden wir sie, gedankenvoll in die Gewässer des Sund hinausblickend, am Rande des Abgrunds auf dem weichen Moosteppich liegen.

Die kokette Georgierin hatte ihr Spiel sehr wohl berechnet. Mit ächt weiblicher Bosheit wiederholte sie ihre Aufmerksamkeit gegen meinen Freund von dem Augenblick an, wo sie bemerkte, daß sie dadurch einer Andern weh that, und St. John schien, wie alle Männer, gar nicht unwillig darüber, daß seiner Eitelkeit ein neuer Altar errichtet wurde.

Ein Felsenstück, ein wenig rückwärts vom Rande des Abgrunds, bildete einen natürlichen Sitz, und hier saß Miß Temple triumphirend, daß sie alle Blicke auf sich und ihren gezähmten

Löwen zog. Den Schooß mit Blumen gefüllt, die sie auf dem Wege gepflückt hatte, waren ihre weißen Hände geschäftig einen Strauß zu binden, dessen Bestimmung noch ein Geheimniß blieb. Nunn wendete endlich den Kopf, und sah schweigend zu. St. John lag zu den Füßen der Georgierin, von ihrem Gesicht auf die Blumen, und von den Blumen auf ihr Gesicht mit durchaus nicht zu erkennender Bewunderung blickend. Mistreß Ilfrington saß seitwärts, eine Skizze von New-Haven vollendend, und ich, die Bewegungen der Tschirokesin ängstlich bewachend, lehnte mit dem Rücken an dem Stamme einer Schierlingstanne — der einzige Zuschauer, der das Drama nach seinem ganzen Umfange begriff.

Der Strauß war endlich fertig, eine wilde Rose bildete den Mittelpunkt, und es fehlte nichts mehr als eine Schnur, um ihn zusammen zu binden. Alle Ridicüls wurden durchsucht, alle Taschen umgekehrt, aber nirgends fand sich auch nur das kleinste Endchen Band — die Schöne war in Verzweiflung.

„Halt!" rief St. John, plötzlich aufspringend. „Lash! Lash!" — Der Hund kam aus dem Wald, und kroch zu seines Herrn Füßen.

„Wird wohl eine Wampumschnur zu brauchen seyn?" fragte St. John, indem er das lange Haar an dem Halse des Hundes durchwühlte, und eine Schnur mit schön gearbeiteten farbigen Perlen losknüpfte.

Der Hund knurrte, und Nunn sprang mit der Schnelligkeit einer Otter mitten in den Kreis, riß der Nebenbuhlerin den Wampum aus den Händen, rief den Hund zu sich, und knüpfte ihm die Schnur wieder um den Hals.

Die Damen sprangen erschrocken auf, Miß Temple wurde bleich und sank in St. John's Arme; der Hund stand knurrend und mit gesträubtem Haar dicht vor ihren Füßen, und die herrliche Indianerin, deren Schönheit durch ihre Entrüstung erst recht hervorgehoben wurde, stand mit flammenden Augen vor dem Paar, als wollte sie dasselbe wie eine Zauberin mit einem Blicke tödten.

St. John erholte sich bald wieder von seiner Ueberraschung, ließ Miß Temple aus seinem Arm und rief dem Hunde. Die Tschirokesin hielt das Thier zurück, kraute ihm den Rücken, redete in ihrer Landessprache mit ihm, und als St. John auf den Hund los wollte, stellte sie sich hoch aufgerichtet zwischen beide und rief ihm mit untergeschlagenen Armen zu: „Der Wampum ist mein!"

St. John wurde roth bis an die Schläfe. „Lash!" donnerte er, mit den Füßen stampfend, dem Hunde zu, und stürzte, als dieser ängstlich dem Abgrund zukroch, auf ihn zu und hielt ihn an der Kehle nieder.

In demselben Augenblick stieß Mistreß Ilfrington einen gellenden Schrei aus, der bei allen anwesenden Frauenzimmern sein Echo fand. Mit der einen Hand an einer jungen Esche sich haltend, schwebte Nunn über dem Abgrund und rief mit der ganzen Entschlossenheit ihres Volks: „Laß den Wampum um seinen Hals, oder mein Blut kommt über dich!"

St. John ließ den Hund los und schlug vor Entsetzen die Hände zusammen. Die Tschirokesin schwang sich, leicht wie eine Feder, wieder auf den Felsen, den jungen Stamm loslassend, der schon unter seiner Last zu krachen begann, und der überwundene Student eilte zu ihr hin. Nunn, von deren Wangen die Röthe des Zorns bereits wieder gewichen war, warf ihm jedoch einen verächtlichen Blick zu, rief dem Hunde und eilte allein den Berg hinab.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Amazonenfluß.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London vom 14ten December wurden Auszüge aus den handschriftlichen Berichten des Marinelieutenants Smyth über eine Reise auf dem Amazonenfluß abwärts bis Para gelesen, welche eine allgemeine Uebersicht der Hydrographie dieser Gegend geben. Der Lauf des Marañon oder Amazonenflusses ist auf den neuern Karten so ziemlich richtig angegeben, nur herrschen hinsichtlich der Angabe der Lage der Städte am obern Theile desselben Irrthümer, zu deren Berichtigung der Verfasser durch die während seiner Reise gemachten Beobachtungen beigetragen zu haben glaubt. Diese Reise wurde zu dem Zweck übernommen, sich zu überzeugen, ob eine direkte Verbindung zwischen Europa und Peru herzustellen sey, indem man einen oder den andern der großen Beiflüsse bis zu seiner Vereinigung mit dem Amazonenfluß und dann auf diesem ins Meer hinabfahre, ein Unternehmen, das vor einiger Zeit schon die Aufmerksamkeit der peruanischen Regierung und des Handelsstandes erregt hatte. Von Missionären und Indianern wurde die Fahrt auf dem Pachetea und Ucayale abwärts als der beste Weg zu Erreichung dieses Zwecks angegeben, zu dessen Verfolgung Lieutenant Smyth und Herr Frederic Lowe sich erboten.

Ein Hauptirrthum auf den Karten ist der, daß die Flüsse Huallaga und Ucayale nebst allen Städten am obern Theile des Amazonenflusses zu weit östlich angegeben sind, und zwar einige um einen ganzen Grad. Die astronomischen Beobachtungen der Reisenden stimmten in allen Fällen so nahe mit ihrer Gissung *) zusammen, daß Lieutenant Smyth sagt, er könne dreist behaupten, daß seine und seines Gefährten Angaben der Ortslagen möglichst genau seyen. Der Reisende berührt einige der auf den Karten befindlichen Irrthümer; so gibt er z. B. die Stadt Barra um 44 (engl.) Meilen weiter östlich an, als sie auf den Karten angezeigt ist, und sagt ferner, daß der Fluß Beni nicht in den Ucayale falle, wie die Karten ebenfalls fälschlich angeben. Der erstere Fluß verdient, der Meinung des Reisenden zufolge, bei weitem die größere Aufmerksamkeit, und ist derjenige, welcher die wahrscheinlichste Aussicht auf eine Verbindung mit Bolivia bietet. Die Vortheile, welche den an beiden Ufern des Amazonenflusses liegenden Ländern aus der Errichtung einer Dampfschifffahrt auf diesem Flusse erwachsen würden, sind unberechenbar, denn kein Land der Erde bietet so viele Zuflüsse in den Hauptstrom, als die zu beiden Seiten des Marañon gelegenen unermeßlichen Landstrecken.

Die peruanische Regierung erbot sich die Reisenden mit der erforderlichen Eskorte zu versehen, allein ihre Autorität wurde im Innern

---

*) Berechnung des zurückgelegten Wegs

des Landes so wenig anerkannt, daß das Versprechen nur eine sehr unvollkommene Erfüllung erhielt.

Die Reisenden nahmen ihren Weg in der Schlucht aufwärts, in welcher der Fluß Chillon, höher hinauf Vinda genannt, in das Meer hinab fließt. Jenseits desselben, nachdem sie durch den Paß von La Vinda, eine Höhe von mehr als 15,000 Fuß, die Anden überstiegen hatten, kamen sie zu der berühmten Bergwerkstation Cerro de Pasco, und von da in die Stadt Huanuco am östlichen Abhang der Anden, 6300 Fuß über dem Meere, und fast ganz von dem kleinen Flusse Higueras umschlossen, welcher ein wenig weiter abwärts in den Hualaga fällt. Hier begannen die Hauptschwierigkeiten. Es wurde fast ganz unmöglich die Lokalbehörden zu einer werkthätigen Unterstützung des Unternehmens zu vermögen, da sie sich nebst den vornehmsten Einwohnern fast unwillig über die Erforschung ihres Landes bewiesen. Auch waren die über diesen Punkt hinaus wohnenden Indianer minder civilisirt; namentlich ein Stamm, die Caschibos genannt, der beide Ufer des Pachetea bewohnt und den man für kannibalisch hält, weßhalb auch die Indianer zu Huanuco sich nicht unter sie wagen wollten. Die Fahrt auf dem Huallaga war durchaus ohne Schwierigkeit, und auf diesem Wege ging die Expedition auch am Ende noch vorwärts, doch wollte Lieutenant Smyth zuerst den vorerwähnten Weg auf dem Pachetea und Ucayale einzuhalten versuchen.

(Schluß folgt.)

Der Handel Rußlands mit Mittelasien.

(Schluß.)

Beschreibung der Häfen am kaspischen Meere. — Der astrakhanische Hafen hat jezt nur noch 6 Fuß Tiefe. Die Mündung der Wolga ist so seicht, daß Schiffe, die Astrakhan verlassen wollen, manchmal einige Wochen liegen bleiben müssen, bis sie die Insel der vier Hügel erreichen, welche an der Einmündung der Wolga ins Meer liegt. Dieß veranlaßt sie zur Ein- und Ausfahrt die Anschwellung des Flusses im Frühjahr zu benutzen, dann ist die Fahrt in zwei Tagen gemacht. Die Schouten fahren ohne alle Ladung aus Astrakhan ab, außerhalb der Mündung, 30 Werste von der Wolga, erhalten sie die Hälfte der Ladung auf flachen Rasschiwen, der Ueberrest wird ihnen in einer Tiefe von 2½ bis 5 Klaftern zugeführt. So landen sie auch ihre nach Astrakhan bestimmten Waaren aus. Alle diese Umladungen sind mit großen Kosten und häufigen Verlusten verknüpft, die auch das Ihrige dazu beitragen, die Versendung zu Lande vorzuziehen.

Die Bucht von Baku ist weit, auf allen Seiten geschlossen, und gewährt den Schiffen einen ziemlich gefahrlosen und bequemen Zufluchtsort; ihre Tiefe beträgt 4, 5 und 9 Klafter, der Grund ist schlammig und nicht fest, weßhalb die Anker manchmal losreißen und die Schiffe ins Meer getrieben werden. Die Schiffe werden hart am Markte beladen. Die Rhede gefriert nie, während die von Astrakhan sechs Monate hindurch mit Eis bedeckt ist.

Die reichsten Provinzen Persiens, Ghilan und Mesanderan, stoßen ans kaspische Meer, und stehen vermittelst der Häfen von Ensili und Meschhed Issaur mit Rußland in Verbindung. Ghilan erzeugt über eine Million Pfund Seide jährlich, wovon ungefähr ⅓ nach Rußland geht. Mesanderan ist ausnehmend reich an Baumwolle, die jedoch von geringer Güte ist. Ensili, eine kleine Stadt, ist auf einer sandigen Landzunge gebaut, die den See von Rescht vom Meere trennt. Beide stehen jedoch durch eine Oeffnung von 2500 Fuß Breite und einer Tiefe von gegenwärtig 4 Fuß mit einander in Verbindung, so daß Seeschiffe nur selten in den See einlaufen können und auf der Rhede von Ensili bleiben müssen. Diese Stadt ist die Vorstadt von Rescht, wie Meschhed Issaur der Hafen für Balfrut ist: die erstern Städte sind acht, die leztern fünf Stunden von einander entfernt. Die Rhede von Meschhed Issaur ist völlig offen. Rescht und Balfrut sind blühende Städte in Persien und ihre Wohlfahrt sind auf den Handel gegründet. Die Kette hoher Berge, welche Ghilan und Mesanderan von den übrigen Provinzen Persiens trennt, hält die vom kaspischen Meere hergetriebenen Wolken auf, und macht, daß sie sich in Regen ergießen; daher kommt die Feuchtigkeit des Klima's und die Fruchtbarkeit dieser Gegenden; aber die Wege werden dadurch auch kothig und oft ungangbar, und es erschwert die Verbindungen mit Persien dermaßen, daß diese Provinzen dann ihren besten Schutz gegen feindliche Einfälle fanden. Der bequemste Hafen in Persien ist Astrabad, das durch ein Vorgebirge geschützt ist, welches sich etwa 100 Werste weit ins Meer hinein erstreckt, und so einen Meerbusen bildet, in welchem kleinere Schiffe mit völliger Sicherheit bleiben können. Aber die Nachbarschaft der räuberischen Turkmenen, die unaufhörlich Einfälle auf der ganzen Nordostgränze machen, und die von Astrabad nach Meschhed gehenden Karawanen plündern, hat alle Verbindungen Astrabads nach Außen abgeschnitten.

Auf der nordöstlichen Seite des kaspischen Meeres im Lande der Turkmenen liegt der Hafen von Mangischlak, durch den Astrakhan zuweilen mit den aus Khiwa kommenden Karawanen in Verbindung tritt, aber der wichtigste Punkt für den russischen Handel muß sich mit der Zeit am balkanischen Meerbusen bilden, der zwischen Astrabad und Mangischlak liegt, und alle Vortheile eines sichern Hafens und einer leichten Verbindung mit Khiwa darbietet.

Endlich muß hier auch noch bemerkt werden, daß das Wasser im kaspischen Meere überhaupt bedeutend sinkt, und die Schifffahrt darauf großen Veränderungen und Gefahren unterworfen ist.

Durch das transkaukasische Land führen zwei Hauptstraßen, aus Rußland nach Persien und vom kaspischen nach dem schwarzen Meere. Auf beiden Straßen kann man troz der hohen Berge, die zu übersteigen sind, mit Wagen fahren, und durch die Sorgfalt der russischen Regierung sind die Wege vollkommen sicher vor den Einfällen räuberischer Völker. Die bedeutendsten transkaukasischen Häfen am schwarzen Meere, Redut-Kale und Poti, bieten bis jezt den Schiffen keinen Schutz, weil sie etwa zwei Werste von diesen Städten im offenen Meere halten müssen. Nur flache Fahrzeuge, die nicht tiefer als 5 bis 6 Fuß gehen, können in die Flüsse Chozi und Rion einlaufen, welche bei Redut-Kale und Poti ins Meer fallen. Der Hafen von Suchum-Kale, 100 Werste von Redut-Kale, verdient mehr Aufmerksamkeit; um ihn ganz sicher zu machen, braucht man ihn nur vermittelst eines Molo gegen die Südwinde zu schützen. Die Verbindung zwischen Suchum-Kale und Kutais (im obern Rionthale) bietet keine Beschwerden dar. Für die Verbindung zwischen Kleinasien und Südrußland bieten die Häfen von Trapezunt und Feodosia mehr Vortheile dar, als alle andern.

Wir haben hier alle Vortheile aufgezählt, welche die Natur Rußland zur Behauptung seiner Handelsverhältnisse mit Asien verliehen hat, sind aber dennoch überzeugt, daß der russische Handel sich mit den von andern europäischen Nationen betriebenen nicht messen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1836.

Der Tschirokesen Drohung.

(Schluß.)

Die Universitätsjahre gingen allgemach zu Ende, und ich sollte nun aus dem sichern Hafen des akademischen Lebens auslaufen, um gegen die Stürme des ersten Eintritts in die Welt zu kämpfen. Unter denen, die mir am Universitätsthor die Hand zum Abschiede schüttelten, befand sich auch St. John, über dessen Familienverhältnisse ich noch so wenig wußte, als am ersten Tage unsers Zusammentreffens. Ich hatte ihn nie weder von Vater noch Mutter sprechen hören, noch hatte er, so viel mir bekannt geworden, vom Tage seiner Immatrikulation an einen Brief erhalten. Er brachte seine Ferien auf der Universität zu, hatte viel gelernt, und schlug doch den ihm angebotenen akademischen Grad aus; er besaß viele gute Eigenschaften, aber auch manchen großen Fehler, und war, kurz zu reden, mir und jedem seiner Mitschüler ein Räthsel. Der Wagen stand vor der Thür und noch wußte ich, nach vierjährigem vertrautem Zusammenleben nicht, wohin er sich wenden und zu was er sich bestimmen werde. Das Horn ertönte; — „Gott erhalte dich, Slingsby!" — „Gott erhalte dich, St. John!" — und so schieden wir.

Fünf Jahre waren bereits verflossen und ich hatte im Drange des Lebens und der Geschäfte meinen Universitätsfreund beinahe vergessen. Spät im Oktober des Jahres 1829 befand ich mich auf einer Erholungsreise nach Westen. An einem herrlichen Tage schiffte ich mich auf dem kleinen Dampfboote ein, das den Cayuga-See auf- und abfährt, und hatte meine Aufmerksamkeit so ganz auf die Scenerie gerichtet, daß ich mich wenig um meine Reisegefährten bekümmerte. Als wir aus dem kleinen Hafen von Cayuga ausliefen, ging ich zuerst nach dem Hintertheil des Bootes, wo ich eine Gruppe Indianer fand, welche regungslos am Rade standen. Es waren Häuptlinge, die von einer diplomatischen Sendung nach Washington zurückkehrten.

Ich saß auf der Schiffstreppe im Anschaun der Landschaft verloren, die sich vor mir ausbreitete, als plötzlich ein Hund auf mich zusprang und einen Augenblick später eine Hand meine Schulter berührte.

„St. John!" rief ich, mich umwendend, „unmöglich!" — „Leibhaftig!" antwortete mein vormaliger Universitätsgenosse.

Erstaunt blickte ich ihn an. Der sonst so sorgfältig gekleidete Mann war jetzt in einen weiten Jägerrock gehüllt, den ein Gürtel zusammen hielt, trug statt des Huts eine Mütze von Seeotterfell, und sah überhaupt ganz so aus, als ob er der Eitelkeit der Welt Valet gesagt hätte. Lash war, nachdem er seine Freude bezeugt, zwischen meine Füße gekrochen und blickte zu mir auf, als ob er sich der fröhlichen Tage erinnere, in denen wir mit einander bekannt geworden.

„Und wo reisest du hin?" fragte ich, nachdem ich ihm dieselbe Frage beantwortet hatte.

„Westwärts mit den Häuptlingen." — „Auf wie lange?" — „Für meine Lebenszeit." — Ich konnte bei diesen Worten einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Du würdest dich weniger hierüber wundern," entgegnete mein Freund, „wenn du mehr von mir wüßtest. Doch da fällt mir eben ein, daß ich dir die erste Hälfte meiner Lebensgeschichte bis zu der Zeit, wo wir uns kennen lernten, noch nicht erzählt habe. Oft wollte ich es thun, aber wegen des geringen Verkehrs, in welchem ich damals noch mit der Welt gestanden, hing ich noch an alten Vorurtheilen, unter denen auch das, daß der Einfluß eines Mannes auf andere verringert werde, wenn man seine Geschichte kenne."

Ich lächelte, und während das Boot schnell über den glatten Spiegel des Sees dahin eilte, erzählte St. John seine Geschichte, die kaum merkwürdig genug ist, um einer Wiederholung werth zu seyn. — Er hielt sich für den natürlichen Sohn eines westlichen Jägers, wußte aber sonst nichts, als daß er seine früheste Jugend an den Gränzen der Civilisation zwischen Indianern und Weißen zugebracht habe, und von Nunu's Vater in besondern Schutz genommen worden war. Neugier und Ehrgeiz hatten den Knaben später ostwärts geführt, und nach zwei Jahren eines herumschweifenden Lebens lieferte ihm ein Lotteriegewinn die Mittel zu seiner Bildung.

„Jetzt," fuhr er lächelnd fort, „stehe ich an dem Abschnitt

meines Lebens, wo wir uns kennen lernten. In einem Alter von 18 Jahren, mit einigen hundert Dollars in der Tasche, manchen Erfahrungen über die rauhe Seite des Lebens, vielem Selbstvertrauen und großem Mißtrauen gegen Andere, und, wie ich glaube, mit einer Art Instinkt für gute Sitte, kam ich auf die Universität. Du warst Zeuge meines Debuts im gesellschaftlichen Leben; Miß Temple war das erste Frauenzimmer höherer Bildung, das ich kennen lernte, und du sahst, welchen Eindruck sie auf mich machte."

„Und was geschah, seit wir uns trennten?"

„Ach, seitdem verlief mein Leben auf höchst gewöhnliche Weise. Ich habe das civilisirte Leben ausgebeutet bis auf den Grund, und fand nichts als Trug. Ich sage dieß nicht aus Unmuth über fehlgeschlagene Erwartungen, denn ich darf behaupten, daß ich in Allem glücklich war, was ich unternahm —"

„Bei Miß Temple ausgenommen," unterbrach ich ihn, auf die Gefahr hin ihn zu beleidigen.

„Ach nein, erwiderte er, sie war eine Kokette und ich hing an ihr, bis ich bessere Ueberzeugung gewann. Ich verließ sie für ein Weib, zehntausendmal mehr werth als sie — hier ist es." —

In diesem Augenblick trat Nunn aus der Kajüte; nie noch hatte ich ein liebenswürdigeres Geschöpf gesehen. Ein paar schöne Mocassinen an ihren Füßen ausgenommen, war sie ganz auf gewöhnliche Weise, nur höchst einfach, gekleidet. Sie war in diesen fünf Jahren vom Mädchen zum Weibe gereift, und aus ihrem würdevollen Benehmen sprach die Tochter des Häuptlings. St. John ergriff ihre Hand und betrachtete sie mit feuchten Augen, indem er ausrief: „Wie konnte ich so thöricht seyn, ein Geschöpf wie dieses gegen eine Puppe der Civilisation vertauschen zu wollen!"

Wir reisten nach Buffalo; St. John, um mit seinem Weibe und den Häuptlingen den Weg nach Westen über den Erie-See einzuschlagen, und ich, um mich in tiefen Betrachtungen verloren dem Niagara zuzuwenden.

Gelehrte Schulen in Indien.

(Fortsetzung.)

„Das Recht der Regierung, die der Kommission für öffentliche Erziehung in Calcutta angewiesenen Fonds ausschließend auf Beförderung der englischen Literatur zu verwenden, verdient eine genaue Erwägung. Im Jahre 1831 bestanden diese Fonds aus 23,700 Pfd. St., von welchen 10,000 Pfd. St. in Folge eines Artikels der Charte von 1813 vom Parlament „zur Wiederbelebung und Beförderung, so wie zur Unterstützung der eingebornen Gelehrten von Indien" bestimmt waren.

„Dennoch wurde schon früher der größere Theil dieser Summe zur Beförderung englischer Literatur verwendet, nämlich z. B. im J. 1831 erhielt die anglo-indische Schule 26,000 Rupien, die englische Klasse der Medresse 4800, die englische Klasse des Hindukollegiums 3000, die Institution in Dehli 9600, die in Benares 9600, die englische Klasse des Kollegiums in Agra 1680, der Druck englischer Bücher 15,000, endlich die Besoldungen der Kommission 10,000, also von 100,000 Rupien wurden 87,000 für englische Literatur verwendet. Dennoch klagten die Eingebornen nicht, so lange sie sahen, daß ihre gelehrten Sprachen der englischen nicht ganz aufgeopfert wurden, und so lange die Dotationen der ihnen gewidmeten Anstalten nicht angegriffen wurden. Dieß ist aber nicht länger der Fall, wenn die Stipendien abgeschafft, und die Dotationen auf einen ihnen ganz fremden Zweck, die Verbreitung des Englischen, verwendet werden.

„Die Medresse, die muhammedanische hohe Schule von Calcutta, war im J. 1781 von Warren Hastings gestiftet worden, um, nach seinen Worten, die Kenntniß der arabischen und persischen Sprache und des muhammedanischen Rechts unter den Muhammedanern zu verbreiten. Die Dotation der Anstalt bestand aus Ländereien, deren Einkünfte später vom Staat durch eine jährliche Summe von 30,000 Rupien ersetzt wurden. Diese wurden zu Bezahlung von Professoren und einer gewissen Anzahl von Stipendien für Studenten verwendet, und wenn die Regierung für nöthig hält, die Anstalt zu reformiren, so muß doch das Geld zu denselben Zwecken verwendet werden.

„Das Sanskritkollegium von Calcutta war eine Wiederherstellung der Anstalt, welche ehemals in Tirhut und Nadia bestanden hatte, aber unter der fremden Herrschaft zerfallen war; der hohe Rath von Bengalen versetzte sie im J. 1811 nach Calcutta mit einem Einkommen von 25,000 Rupien und mit dem bestimmten Zweck, daß es ausschließend zur Beförderung der Sanskritliteratur dienen solle.

„Das Kollegium in Benares wurde im J. 1792 von Duncan unter der Sanktion des Gouvernements gestiftet, zu dem erklärten Zweck, unter den Braminen die Kenntniß des Sanskrit und der indischen Gesetzgebung zu erhalten: dazu wurden aus den Einkünften der Provinz 20,000 Rupien jährlich angewiesen, welche durch Zinsen aus Ersparnissen auf 26,000 angewachsen sind. Niemand wird behaupten, daß diese Dotation zur Beförderung des Englischen anwendbar sey.

„Das Kollegium in Agra wird aus den Einkünften der frommen Stiftung eines Hindu bezahlt, der einige Dörfer dazu vermachte, und das Kollegium in Dehli wird aus den Zinsen einer beträchtlichen Dotation bezahlt, welche Itimad eddolah, ein Minister des Königs von Oude, zur Beförderung der muhammedanischen Gelehrsamkeit in Dehli stiftete. Neben diesen Dotationen hatte die Kommission noch andere zu verwalten, welche von reichen Hindus zu gleichem Zwecke gemacht worden waren, und jährlich 9000 Rupien eintrugen. Der Zweck der Geber war, Braminen und Schüler zu unterhalten, aber keineswegs englische Bücher zu drucken.

„Von den 100,000 Rupien, welche die Kommission nach dem Gesetz des Parlaments zu verwenden hatte, waren also schon 87,000 auf englische Literatur verwendet, und der Rest hätte nicht hingereicht die verschiedenen Seminare für Eingeborne zu erhalten, wenn nicht nach und nach ein Reservefonds angewachsen wäre, der 20,000 R. Zinsen gab. Diese kleine Summe war daher Alles, was auf allgemeine Beförderung der gelehrten Literatur, auf die Einführung von Büchern an der Stelle der Handschriften, auf die Bezahlung von Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke

übrig blieb, und nun legt die Regierung ihre Hand selbst auf diese kleinen Hülfsmittel.

„Uebrigens sind es nicht die gelehrten Klassen allein, welche ein Recht auf unsere Unterstützung haben, die ganze Nation hat das Recht zu erwarten, daß ein Theil des Einkommens, das sie uns bezahlt, auf die Erhaltung ihrer Institutionen und auf ihre Literatur verwendet werde. Man hat zwar behauptet, daß sie keinen Werth auf ihre Literatur legen, und ihre Vernichtung mit Gleichgültigkeit ansehen, aber die Behauptung wird durch alle Erfahrung widerlegt, und wäre eine Antwort nöthig, so würde die Bittschrift der Muhammedaner hinreichen. So lange die Religionen der Hindu und der Muhammedaner bestehen, so lange werden die Werke, welche diesen zur Basis dienen, als heilig angesehen werden, und die ganze Konstitution der Nation müßte geändert werden, ehe ein Theil ihrer einheimischen Wissenschaften mit Gleichgültigkeit behandelt werden kann. Hätten eingeborne Fürsten die Verwaltung der Einkünfte von Indien, so würde ohne allen Zweifel die einheimische Literatur freigebig unterstützt werden, und es ist eine schlechte Politik von den Engländern das Volk zu erinnern, daß sie noch immer Fremde im Lande sind.

„Man sagt jedoch, daß sich kein Fortschritt in Aufklärung erwarten lasse, bis die gelehrten Sprachen von Indien verdrängt seyen. Die Erfahrung der letzten zehn Jahre hat das Gegentheil gezeigt. Während dieser Zeit ist indische und englische Literatur gleich befördert worden, sie haben einander so wenig geschadet, daß vielmehr das Resultat der Fortschritte alle Hoffnungen überstiegen hat. Gerade der Plan, den man jetzt vorzuschlagen wagt, englische Literatur ausschließend einzuführen, ist ein Beweis eines mächtigen Fortschritts. Noch vor zehn Jahren hätte niemand daran zu denken gewagt, und das Faktum, daß diese Idee jetzt denkbar geworden ist, beweist einen ungeheuren Fortschritt, der das Werk der Kommission für öffentliche Erziehung ist, und den sie nur dadurch erreicht hat, daß sie das Alte und das Neue gleich befördert hat.

„Die Grundsätze, nach denen die Kommission für öffentliche Erziehung verfuhr, so lange ich," fährt Wilson fort, „die Ehre hatte ihr Sekretär zu seyn, waren folgende. In der Ueberzeugung, daß die Regierung die Pflicht habe, die einheimischen gelehrten Anstalten zu erhalten, und die eingebornen Gelehrten zu unterstützen, daß die Nation von dem Studium ihrer gelehrten Sprachen, ihrer Literatur, Gesetze und Geschichte großen Nutzen ziehen könne, daß die Oberaufsicht einer europäischen Behörde dazu dienen könne, im Stillen manche Verbesserungen in der Lehrart und in den Gegenständen des Unterrichts einzuführen, und manche nützliche Neuerungen auf den alten Stamm zu impfen, in dieser Ueberzeugung beschloß die Kommission damit zu beginnen, die einheimischen Anstalten in guten Stand zu setzen. Sie nahm sich der Sache ernstlich an, und die Folge war, daß die angesehensten Hindu und Muhammedaner ihr das vollkommenste Vertrauen schenkten, und sie auf alle Art in ihren Anstrengungen unterstützten. Eine Menge junger und talentvoller Männer wurden auf diese Art in den hohen Schulen gebildet, und haben seitdem in der Administration große Dienste geleistet, und bessere Grundsätze unter den eingebornen Beamten verbreitet. Zu gleicher Zeit benützte die Kommission diese günstige Stimmung der Eingebornen, das vorher verhaßte Studium des Englischen in diesen Schulen einzuführen, und so wurden nach und nach, und ohne Murren, englische Klassen in allen errichtet. Die Kommission hatte die gegründetste Hoffnung, daß diese Kombination orientalischer und europäischer Studien zu den wichtigsten Resultaten führen würde, denn um unter einem Volke Reformatoren zu erwecken, ist es nothwendig, daß diese in der einheimischen Lehre vollkommen bewandert seyen. Hätte Baco die Lehre der Scholastiker, Luther die der katholischen Kirche nicht von Grund aus gekannt, so hätten sie sie nie wirksam bekämpfen können, und ein Bramine oder muhammedanischer Maulewi, welcher europäische Kenntnisse mit dem tiefen Studium seiner nationalen Lehren verbinden würde, wäre ein wichtigerer Hebel für Untergrabung der Irrthümer seiner Nation, als Hunderte, die nur europäische Wissenschaft kennen würden, und daher ihrem Volke als Fremde und Renegaten gegenüber stünden. Es gibt gegenwärtig eine Menge Eingeborner, welche vortrefflich englisch verstehen, und ihre Mitbrüder gern erleuchten würden, aber es fehlt ihnen an einheimischer Gelehrsamkeit, daher an Kredit bei ihrem Volke. Unter dem bisherigen System konnte man in den einheimischen Gelehrten die nützlichsten Gehülfen erwarten, unter dem neuen verwandelt man sie in bittere Feinde jeder europäischen Neuerung.

„Zu gleicher Zeit versäumte die Kommission keine Gelegenheit das Studium des Englischen zu befördern, wovon das Hindukollegium in Calcutta ein unläugbarer Beweis ist. Die Kommission fand es unter den Händen der eingebornen Direktoren in kläglichem Zustand, es enthielt etwa fünfzig Knaben, welche sich an den Elementen des Englischen abmühten, aber in wenigen Jahren vermehrte sich unter der europäischen Oberaufsicht die Zahl der Schüler auf 400, welche die besten englischen Schriftsteller lasen, und in allen Zweigen nützlicher Kenntnisse unterrichtet wurden. Bei dem Examen von 1830 wurden mehrere hundert Fragen über Astronomie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Chemie und Physik sehr gut beantwortet. Einer der Schüler hat einen Band englischer Gedichte von bedeutendem Verdienst herausgegeben, ein anderer ist Redakteur einer englischen Zeitung, mehrere halten in englischen Versammlungen Reden, welche besser sind als die der meisten Engländer, viele sind englische Sprachlehrer und Hofmeister geworden.

(Schluß folgt.)

Fremden-Gesellschaft in England.

Unter dem Namen Foreign Society ist in London jetzt eine Gesellschaft im Werden, die dort allerdings sehr fehlte, und bei den großen Mitteln, über die sie verfügen kann, in Kurzem Großes zu leisten verspricht. Der Hauptzweck ist eine Bibliothek der fremden Literatur anzulegen, die stets mit den periodischen Schriften, literarischen, politischen und kommerziellen, versehen wäre; fremde Länder überhaupt, auch die englischen Kolonien sollen darunter begriffen seyn. Der bedeutendste Theil der Fonds soll zum Ankauf fremder Bücher verwendet werden,

nämlich mindestens 1000 Pfd. jährlich, und so ist zu erwarten, daß die Bibliothek in kurzer Zeit eine vollständigere Sammlung der Werke fremder Literaturen besitzen wird, als man jetzt irgendwo in England finden kann.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Amazonenfluß.

(Schluß.)

Zu diesem Zweck verschaffte er sich nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten die Mittel nach Pozuzu vorzubringen, die Ueberbleibsel einer kleinen Stadt, am Ufer eines Flusses desselben Namens gelegen, der in den Pachetea fällt. Je weiter die Reisenden aber vordrangen, um so mehr häuften sich die Schwierigkeiten. Die Indianer der Eskorte machten sich aus dem Staube, die peruanischen Offiziere riethen den Reisenden das Unternehmen aufzugeben, der Befehlshaber selbst verließ sie endlich, und von der auf dem Papier 100 Mann starken Eskorte, die aber nie mehr als 50 Mann betrug, blieben nur noch fünf übrig. Unter diesen Umständen war es unmöglich weiter etwas zu unternehmen, und so kehrte die Expedition nach Huanuco zurück und fuhr den Huallaga hinab.

Dieser Fluß wurde sehr reißend und viele Stromschnellen enthaltend befunden, dort zu Lande **Malpasos** genannt, welche die Fahrt auf demselben gefährlich und schwierig machen. Da nun außerdem, daß die Fahrt auf diesem Flusse sich nicht für Handelszwecke eignet, sie auch als nutzlos für den eigentlichen Zweck der Expedition erachtet wurde, so beschloß Lieutenant Smyth, sie aufzugeben, und zu Lande bis an den Ucayale zu gehen, sobald sich eine günstige Gelegenheit hiezu darbieten würde. Diese fand sich, von Moxobamba fast gegenüber, wo der Fluß Panacaya, von Osten herkommend, sich mit dem Huallaga vereinigt und nicht weit von den Quellen des Santa Catalina entspringt, der von Westen her in den Ucayale fällt. Den einen dieser Flüsse hinauf- und den andern hinabfahrend, kamen die Reisenden nach Sarayacu am Ucayale, die einzige jetzt in diesem Distrikte bestehende spanische Mission, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden und sich einen Monat aufhielten. Sie kamen am 1ten Februar 1835 an, nachdem sie Lima am 20sten September 1834 verlassen hatten.

Lieutenant Smyth bemühte sich während seines Aufenthalts hauptsächlich, sich eine allgemeine Kenntniß von dem Land und dem Charakter seiner Flüsse zu verschaffen, in welchen Bemühungen er von dem sehr kenntnißreichen Geistlichen der Mission, Padre Plaza, bereitwillig unterstützt wurde. Das Land zwischen den Flüssen Huallaga und Ucayale, vom Amazonenfluß (hier Marañon genannt) bis zum Pachetea, wird die Pampa del Sacramento genannt, und ist einer der schönsten und fruchtbarsten Distrikte von ganz Südamerika. Diese Pampa ist ungefähr von Norden bis Süden 300 Meilen lang und 100 Meilen breit. Zwei der sie begränzenden Flüsse, der Marañon und der Ucayale, sind zu allen Zeiten für große Fahrzeuge, und die beiden andern nebst ihren zahllosen Beiflüssen für Boote und Barken schiffbar. Der nördliche, an den Marañon stoßende Theil besonders, ist von schiffbaren Flüssen durchschnitten und fast ganz flach. Südlich von Sarayacu steigt der Boden sanft aufwärts, doch kann er in keinem seiner Theile gebirgig genannt werden. Allenthalben ist er außerordentlich fruchtbar und mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Worin diese eigentlich bestehe, ist nicht angegeben, doch schienen dem Lieutenant Smyth die schönsten tropischen Pflanzen hier wild zu wachsen. Die Holzarten besonders sind schön und mannichfaltig; die nördlichen Distrikte haben Ueberfluß an denselben.

Nachdem Lieutenant Smyth gehört hatte, daß der Pachetea in den Ucayale falle, wünschte er diesen letztern Fluß bis zu seinem Vereinigungspunkte mit dem erstern aufwärts zu befahren; allein die Furcht der Indianer vor den menschenfressenden Caschibos machte einen solchen Versuch unausführbar. Man versicherte, daß keine Reisegesellschaft, die nicht wenigstens 200 Mann stark sey, sich weit über Sarayacu hinauswagen könne, und eine solche Begleitung aufzubringen fehlte es den Reisenden an Mitteln. Es ward ihm indeß die Versicherung gegeben, daß der Fluß bis nach Mayro am Pachetea unter 10° S. B. und bis auf zwölf Leguas von Pozuzu vollkommen schiffbar sey, und daß jenseits dieses Punktes die Fahrt mit Booten auf den bedeutendsten Beiflüssen beider Ströme bis ins Unendliche ausgedehnt werden könne. Man sagte, daß Gold in dieser Richtung gefunden werde, was Lieutenant Smyth jedoch bezweifelte, da er an keinem Indianer Schmucksachen von diesem Metall sah.

In allen Gewässern dieser Gegend wimmelt es von Fischen großer Art, deren Fleisch höchst wohlschmeckend ist. Einer der merkwürdigsten unter diesen ist die Vacca Marina, von welcher Art Herr Smyth selbst einen fing, welcher 7 Fuß 8 Zoll lang und 1 Fuß 9 Zoll breit war; an der dicksten Stelle seines Körpers hielt er 6 Fuß im Umfang und der Schweif maß 1 Fuß 9 Zoll; es soll deren sogar noch größere geben. Man fängt diese Fische gewöhnlich bei hohem Wasserstande, wo sie das Gras am Ufer erreichen und fressen können, wovon sie sehr fett werden. Die Indianer harpuniren den Fisch während er so frißt; sein Fleisch ist fett und wird gesotten, geröstet und sonst auf verschiedene Weise zubereitet. Aus dem Bugbein desselben macht man Grabscheite, welche ziemlich dauerhaft sind. Die Flußschildkröte ist der nächst dem genannten Fisch merkwürdigste Bewohner dieser Ströme; sie wird in allen Beiflüssen des Amazonenflusses und in diesem Strome selbst in so ungeheurer Menge gefunden, daß die Ufer oft wie mit diesen Thieren gepflastert aussehen. Außer dem Nutzen, den ihr Fleisch als Nahrungsmittel gewährt, preßt man auch am Ucayale allein jährlich über 1000 Gallonen Oel aus ihren Eiern. Das Meerschwein ist ebenfalls häufig und erreicht eine Länge von sechs Fuß; sein Fleisch wird nicht gegessen, und man fängt das Thier nur um des Thranes willen, den man von ihm gewinnt. Alligatoren sind gleichfalls in Menge vorhanden und sollen sehr gefährlich seyn. Was man den Reisenden von den hier heimischen Flußschlangen erzählte, schien ihnen übertrieben.

Die Reisenden verließen Sarayacu am 7ten März, nachdem sie von ihren peruanischen Freunden, Major Belfram und Lieutenant Arcarate, den einzigen, welche von der ganzen Eskorte sie so weit begleitet, Abschied genommen hatten. Durch eine Strömung von 3 bis 4 Meilen in der Stunde begünstigt, legten sie den Rest ihrer Reise ohne weitern bemerkenswerthen Vorfall zurück, und kamen am 3ten Mai nach Barra, jetzt Manoas genannt, an der Mündung des Rio-Negro; am 29sten desselben Monats erreichten sie Para.

Alle Karten, welche wir vom Amazonenstrome besitzen, sind, wie bereits bemerkt, in ihren Einzelnheiten mehr oder minder unrichtig, obschon der Lauf des Hauptstroms so ziemlich genau angegeben ist. Alle Orte westlich von Ecari sind zu weit östlich angegeben; bei Nauta und längs des Laufs des Huallaga und Ucayale beträgt der Irrthum oft über einen Grad. Lieutenant Smyth hält den bis jetzt noch gänzlich unbekannten Purus für den bedeutendsten Beifluß des Amazonenstroms, und gibt an (jedoch nach Hörensagen), daß der in den Amazonenfluß sich ergießende Tapajos schiffbar für Boote sey und dem Rio-Plata sich bis auf 18 Meilen nähere, so daß mit diesem Zwischenraum eine Binnenschifffahrt durch das Herz von Südamerika von der Mündung des Orinoco in den caraibischen See nach Buenos-Ayres möglich ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1836.

Die Kosaken vom schwarzen Meere.

Das Land.

Das Land der Kosaken vom schwarzen Meere liegt zwischen 54° 40′ und 57° 23′ L., und zwischen 43° 5′ und 46° 43′ B.; gegen Norden scheidet es der Fluß Eja von dem rostowischen Kreise der donischen Kosaken; gegen Osten bildet eine von der Eja beginnende gebrochene Linie die Gränze, welche an den Fluß Kirpili geht, diesem eine Zeit lang folgt, und dann 17 Werste westlich von der Feste Ustlabensk an den Kuban stößt, der die südliche Gränze gegen die kaukasischen Bergvölker bildet; gegen Westen wird das Land von dem asowischen Meere und der Meerenge von Kertsch begränzt. Seine ganze Ausdehnung beträgt 33,521 1/4 □ Werste.

Die Bergkette, welche sich am Ufer des asowischen Meers hinzieht, ist aus abgerundeten Hügeln mit großen Durchrissen gebildet, und besteht aus Thonschiefer, sekundärem Kalkstein mit Steinkohlenlagern und Tertiairformationen; in verschiedenen Gegenden bemerkt man niedere Berge, die manchmal Flammen, Schlamm und metallische Stoffe auswerfen, die bedeutendsten Berge sind der Kisiltasch in der Nähe der Stadt Taman und die Kurka, im Uebrigen bildet Tschernomorien eine flache, niedrige und sumpfige Ebene, die auch größtentheils von Holz entblößt ist: nur an beiden Ufern des Kuban wächst etwas Holz, und die Kosaken holen es mit Lebensgefahr von dem jenseitigen Ufer aus dem Lande ihrer feindlich gesinnten Nachbarn.

Das asowische Meer bespült die Westgränze von Tschernomorien von der Nordgränze bis zur Landzunge von Bygaß, und bildet drei große und einen kleinen Meerbusen. Die Meerenge von Kertsch trennt die Halbinsel Taman von der Krim, und bildet an der ersten einen Meerbusen, der bald der tamanische, bald der temrjukische heißt. Der Kuban bildet, seine starken Krümmungen mit eingerechnet, auf etwa 200 Wersten die Gränze, und fließt an der Stadt Jekaterinodar und der Feste Kopyl vorüber. Von Tschernomorien her fällt auch nicht Ein Fluß in denselben. Von Kopyl an theilt sich der Kuban in zwei Arme, von denen der eine unter dem Namen des schwarzen Baches in das asowische Meer fällt, und einen eigenen Liman bildet; tiefer unten kurz vor der Ausmündung theilt sich der Kuban abermals, und diese beiden Arme schließen die hochgelegene Insel Atschni ein. Achtzehn Werste westlich von der Feste Kopyl trennt sich von dem Kuban auf seiner linken Seite der Karakuban, fließt in das Land der transkubanischen Kaukasier, und bildet, indem er sich wieder mit dem Kuban vereinigt, die karakubanische Insel, die wegen ihrer hohen Lage und ihrer reinen Luft sich zu einer Niederlassung und einem Centralpunkte des tschernomorischen Kordons ausnehmend eignen würde. Die Insel ist 76 W. lang und 9 bis 12 W. breit. Die Eja fließt gegen Nordwesten, und mündet sich gleichfalls durch einen Liman ins asowische Meer aus. Die kleinen Flüßchen, welche zwischen dem Kuban und der Eja ins asowische Meer fallen, sind der Erik, die Angelinka, der Kirpili, der Beißu und der Tscheldaßy. Tschernomorien hat auch, namentlich an der Westgränze, eine Menge Seen, welche Salz im Ueberfluß liefern, und dadurch dem tschernomorischen Heere ziemlich bedeutende Einkünfte verschaffen.

Fast ganz Tschernomorien besteht aus einer niedern sumpfigen Ebene, die gegen das asowische Meer und den Kuban sich noch mehr senkt. Die an dem letztern liegenden Landstriche sind mit Sümpfen und Schilf bedeckt, und zum Ackerbau ganz unbrauchbar. Von dem Fluß Kurka bis an die Gränze der kaukasischen Provinz ist das Land besser und viel höher, die Ufer der Flüsse ausgenommen, die sich ins schwarze Meer ergießen, und deren Boden meist aus Thon mit einer geringern Beimischung von Sand besteht. Der nördliche Theil jedoch besteht aus sehr leichter Dammerde, und hat Striche, die dem Landbau sehr günstig sind, aber die Ernte hängt vom Zufall ab, weil in regnichten Jahren wegen der Lockerheit des Bodens das Getreide auf dem Halm verfault, und nicht zur Reife gelangt, in trockenen Jahren aber das Wachsthum durch das außerordentliche Hartwerden des Bodens gehemmt ist. Die Umgegend des Städtchens Temriuk besteht aus fauligem Moorgrund.

Aus dem Umstande, daß auf mehreren Punkten Tschernomoriens wiederholt Feuer, Schlamm, Steine u. dgl. ausgeworfen wurden, muß man schließen, daß die Hügel, aus denen solche Ausbrüche statt fanden, ehemals wirkliche Vulkane waren, was

man auch namentlich aus ihrer konischen Form ersieht, und aus dem Umstande, daß die Seitenwände durch die ausfließende Lava aufgerissen wurden, die man noch an einigen Orten, wiewohl mit Dammerde und Alluvialboden bedeckt findet.

Sechs Werste von der Stadt Taman sind reichliche Quellen von schwarzer Naphtha, deren es auch in den Bergen und am Liman von Kisiltaman gibt. Man schöpft die Naphtha in Schöpfkellen, und braucht sie unter dem Namen Erdpech (semnoi degot) als Wagenschmiere. Die von Taman gilt für schlechter als die von Kisiltaman, und wird darum auch um die Hälfte wohlfeiler verkauft. In den Bergen am Ufer des asowischen Meers findet sich Eisenerz und Magnetr, und am schwarzen Meere ist ein weit ausgedehntes Lager von Thoneisenstein. Auch hat man viele Knochen (mosslak) antediluvianischer Thiere, Mastodonten u. dgl. entdeckt, und in der Nähe von Steblejewka ist eine Mineralquelle, die noch nicht genau untersucht wurde.

Die dem Klima angemessenen Fruchtbäume können mit gutem Erfolg angebaut werden, wenn man mit Thätigkeit und Sachkenntniß dabei verfährt. Die von den frühern Bewohnern dieser Insel hinterlassenen Gärten, wenn gleich jetzt verödet und vernachlässigt, beweisen dieß zur Genüge. Das an den Ufern des Kuban in Menge wachsende Schilf bildet ein wichtiges und unentbehrliches Bedürfniß der Einwohner, die es wegen des Mangels an Holz zum Heizen der Oefen, und zu Bedachung ihrer Hütten verwenden. Die Pferde des Landes, eine Mischung mit den kaukasischen, sind durch ihre Schnelligkeit und Unermüdlichkeit berühmt. Obwohl eine im J. 1812 errichtete allgemeine Stuterei im J. 1821 wieder aufgehoben wurde, weil sie dem Heere die erwarteten Vortheile nicht brachte, so besitzen doch Privatpersonen ihre eigenen kleinen Stutereien. Die Schafzucht ist in gutem Stande, und eine gemeinsame Schäferei, deren Bestand im J. 1826 20,000 Stück betrug, bringt jetzt bedeutende Vortheile ein. Der Fischfang im Kuban und am Ufer des asowischen Meers ist bedeutend, und ausnehmend vortheilhaft für das Heer. Wilde Thiere gibt es auf den Steppen sehr viele.

Das Klima von Tschernomorien gilt für äußerst ungesund wegen der großen Menge Sümpfe und stehenden Wasser, wegen der Nebel und der zugleich mit dem Schilf in großer Menge am Ufer faulenden Fische, so wie wegen der niedern Lage und den durchdringend feuchten Westwinden. Die Sterblichkeit durch die epidemischen Krankheiten, als Fieber, Beklemmung, Brustkrankheiten und Rheumatismen, ist furchtbar, denn nach einem allgemeinen Ueberschlag von mehreren Jahren her überstieg die Zahl der Todesfälle die der Geburten um ein Zehntheil. Auch die Pest richtet trotz aller Quarantainen und Gränzwachen manchmal starke Verheerungen an. Nur auf der Insel Taman ist die Luft reiner und gesünder sogar als in der Krim. Es wäre zu wünschen, daß die Einwohner, welche die verderblichen Wirkungen des Klima's täglich vor Augen haben, sich die Verbesserung desselben angelegen seyn ließen, durch die Austrocknung von Sümpfen und stehenden Wassern vermittelst Kanälen, durch Ausrottung des Schilfs und Pflasterung der Straßen, wo der Schmutz, die Unreinlichkeit und die Pfützen die Luft mit schädlichen Dünsten erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Schulen in Indien.

(Schluß.)

Diese einfache Aufzählung von Resultaten, welche in dem kurzen Zeitraume von acht Jahren erhalten wurden, beweist, daß eine Fortdauer desselben Systems in wenigen Jahren, ohne Haß zu erregen, Alles geleistet hätte, was wirklich der Mühe werth ist, erreicht zu werden. Denn wenn man von Ausdehnung des Englischen in Indien redet, so muß man genauer bezeichnen, was man darunter versteht. Niemand wahrscheinlich wird geglaubt haben, daß es die Landessprachen für die Masse ersetzen könne, die Frage ist nur, wie weit es thunlich sey, die praktische Kenntniß der Sprache und die der Literatur auszubreiten. Eine oberflächliche Kenntniß der Konversationssprache allgemein zu verbreiten wäre nutzlos, indem sie keineswegs zu Verdrängung von Unwissenheit und Aberglauben führt. Der bengalische Sirkar, der englische Briefe schreibt, Rechnungen führt und mit seinem Herrn Englisch spricht, ist ein eben so eingefleischter Hindu, als ob er kein Wort englisch verstände. Eine bloße Sprachkenntniß führt zu keiner Aenderung in der Denkart, und ist der Aufmerksamkeit der Regierung auf keine Art werth. Das Interesse ist ein hinlänglicher Grund für eine Masse von Hindus, welche sich in Staats- oder Privatdienste bei Europäern begeben wollen, die Sprache zu lernen, und diese Tendenz ist dem natürlichen Lauf der Dinge nach im Zunehmen, und zur Zeit, da ich Indien verließ, fanden sich in Calcutta über 6000 indische Schüler in englischen Schulen, von denen die Kommission für öffentliche Erziehung 3—400 erhält. Bloße Abschreiber zu bilden, erfodert keine Anstalten der Regierung; den Hindus mehr zu geben, sie in Dingen und nicht bloß in Worten zu unterrichten, würde dagegen eine so gründliche europäische Erziehung erfordern, daß daran für eine große Masse gar nicht zu denken ist. Wenn man auch hinlänglich Lehrer fände, so würde man keinen Schüler finden, indem diese bloß lernen wollen, was zu ihrer Carriere hinreichend ist, d. h. die Sprache, sie haben weder Zeit noch Lust die große Arbeit zu unternehmen, sich in europäischer Wissenschaft zu bilden. Eine oberflächliche europäische Bildung zu verbreiten, ist daher unnöthig, eine gründliche, ist unmöglich.

Dennoch ist es möglich, das Studium des Englischen auf eine Art zu befördern, welche große und wichtige Folgen haben kann, wenn man es auch nach dem Prinzip der Concentration betreibt, welches die Kommission angenommen hatte, und in wenigen, aber günstig gelegenen Schulen, wie in dem Hindukollegium geschehen ist, gründliche englische Schüler bildet. Diese sind dann die wirksamsten Agenten auf die Masse des Volks, nicht nur durch persönlichen Unterricht, sondern durch Bildung einer neuen Nationalliteratur. Das Englische kann nie das Mittel der Bildung der Masse werden, aber es kann

zuerst durch Uebersetzungen, und nach einiger Zeit durch Originalwerke, in denen europäische Kenntnisse und Ideen in orientalischer Form und Sprache mitgetheilt werden, eine Reform hervorbringen. Aber die neuesten Beschlüsse des Generalgouverneurs haben dieser Hoffnung einen Todesstoß gegeben, indem sie nicht nur die Aussicht auf Unterstützung künftiger Uebersetzungen in die Lokalsprachen benimmt, sondern mit einer übereilten Ungeduld selbst die Vollendung aller angefangenen Arbeiten, die zum Theil fast ganz beendigt sind, verbietet. Man könnte glauben, daß das Gouvernement eines großen Reichs einige hundert Pfund Sterlinge hätte aufwenden können, um Uebersetzungen von Euklid, von Hoopers Anatomie, Bridges Algebra, Huttons Mathematik und ein Werk wie das Khazanat al Ilm, ein Compendium europäischer Mathematik von einem Orientalen verfaßt, zu vollenden.

Nicht weniger schädlich und tadelnswerth ist die Unterdrückung des Drucks orientalischer Klassiker; was man auch von diesen in Europa denken mag, so sind sie doch dem Orientalen das größte Bedürfniß. Sie unterhalten im Volke Achtung für Wissenschaft, für Weisheit, für Moral, Gefühl von Schönheit, Liebe ihres Vaterlandes, Respekt für gesellschaftliche und häusliche Bande. Die Engländer sollten, anstatt sie zu unterdrücken, sich an die Spitze der Herausgabe dieser Klassiker stellen, und durch die Leitung der Studien der Eingebornen, sie zur Unterscheidung des Wahren und Falschen in ihrer Literatur führen. Jedenfalls würden sie durch die Vernichtung ihres Stolzes auf ihre eigenen Geisteswerke, und ihre Beschränkung auf die Ideen eines fremden und entlegenen Landes nur ihren Nationalgeist brechen, ihre Energie schwächen, und sie unfähig zu irgend einem Fortschritte machen. Aber die Sache ist an sich unthunlich, es ist umsonst, die Eingebornen ihrer einheimischen Poesie, ihrer Geschichte, ihren Dramen und ihren Sagen entfremden zu wollen. Unter manchen Irrthümern enthalten die Werke der Orientalen über die verschiedenen Wissenschaften eine Masse von Wahrheiten, welche zur Basis fernerer Bildung dienen können. Die logischen und metaphysischen Studien der Hindus und Muhammedaner leiten zu einem Scharfsinn in der Argumentation, welcher vielen sich weise dünkenden Europäern wohl anstände. Wer kann daran denken, die Gesetze von Menu und des Korans abschaffen, und sie durch das Licht neuerer Gesetzgeber verdunkeln zu wollen. Das Studium des Arabischen und des Sanskrit sind unentbehrlich in Indien, indem sie allein den gesprochenen Dialekten eine Haltung und einen Reichthum geben können, deren sie noch entbehren. Wenn das Volk eine Literatur haben soll, so muß es eine in seinen eigenen Sprachen seyn; die Materie mag größtentheils europäisch werden, aber die Form muß asiatisch bleiben. Aber die gesprochenen Dialekte sind gegenwärtig unfähig, europäische Ideen auszudrücken, und müssen daher entweder englische Ausdrücke aufnehmen, was nur zu einem unverständlichen Galimathias führen könnte, oder sich aus ihren gelehrten Sprachen vervollständigen. Die Würde, Biegsamkeit und Reichthum aller heutzutage gesprochenen Dialekte in Indien hängt allein von der mehr oder minder großen Masse von Sanskrit und arabischen Worten ab, die sie sich aneignen, so daß die Abschaffung des Studiums der gelehrten Sprachen die gesprochenen zur ewigen Barbarei verurtheilen würde.

Wenn daher die Bemühungen der Engländer um moralische und intellektuelle Fortschritte der Indier nicht hohle Worte seyn sollen, so müssen sie das System befolgen, das innerhalb acht Jahren unter den Händen der Kommission solche Resultate geliefert hat. Sie müssen englische Literatur gründlich, aber in beschränkter Ausdehnung lehren, sie mit dem Studium einheimischer Gelehrsamkeit verbinden, sich bemühen, das Vertrauen der Masse und die Mitwirkung der höhern Klassen zu gewinnen, die Gelehrten in dem Studium ihrer einheimischen Literatur unterstützen, um sie in Stand zu setzen auf die bestehende Basis die neuen Kenntnisse, welche Europa ihnen bietet, zu impfen, sie geneigt und geeignet machen, ihren Landsleuten ihre eigenen Fortschritte mitzutheilen, alle hohlen Theorien über eine Universalsprache aufgeben, und eine einheimische Literatur auf die Basis der westlichen Civilisation gründen. So und nur so kann Indien Fortschritte machen, und Licht und Leben sich über den Orient ergießen.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Vierter Brief.

So eben habe ich einen Ort traurigen Andenkens besucht, den Bagno von Algier nämlich, oder das Gefängniß, in welches man die Christensklaven nach vollendeter täglicher Arbeit einschloß. Es ist dieß ein altes und düsteres Gebäude, vormals, wenn man anders der Sage glauben darf, eine katholische Kapelle aus den ersten Zeiten des Christenthums. Durch drei Jahrhunderte haben diese Gewölbe von den Seufzern unserer gefangenen Brüder widerhallt, und der Anblick ihrer Architektur ist durchaus nicht geeignet diese peinliche Erinnerung zu mildern. Es gab noch andere Nachtgefängnisse in Algier, dieses aber war das einzige, welches nach dem Siege Lord Exmouths für diesen Zweck noch in gutem Stande geblieben war. Die Franzosen fanden 22 Sklaven darin, worunter einige kürzlich gefangene und durch die Türken vor den Yatagans der Kabylen und Araber beschützte Soldaten ihres eigenen Heeres. Andere waren von den beiden Briggs, welche Schiffbruch gelitten hatten, und endlich befanden sich auch einige Genuesen und Griechen darunter, die seit zwei Jahren in Gefangenschaft schmachteten.

Es war gebräuchlich, die Gefangenen jeden Abend in dieses Bagno einzusperren und sie mit Aufgang der Sonne an ihre Arbeit zu führen. Welcher Reiz liegt für den freien Menschen in den Worten Sonnen-Aufgang, die uns an den Gesang der Lerche, die frischen Farben der Blumen, das regsame Getümmel des neu gestärkt erwachten Gewerbfleißes und alles das erinnern, was den werdenden Tag begrüßt. Den armen Sklaven aber weckten die Strahlen der aufgehenden Sonne nur aus der Vergessenheit seines Unglücks, oder unterbrachen vielleicht einen glücklichen Traum, der ihn auf den vaterländischen Boden zurückversetzte. Das Gestirn des Tages war für ihn nichts als das Auge des Herrn, das ihn an sein hartes Tagwerk erinnerte, und wie einem Hunde warf man ihm ein Stück Brod zum Frühstück vor. Ich glaube indeß doch, daß das Loos dieser armen Gefangenen nicht ganz so elend war, als

unsere Einbildungskraft es sich ausmalt. Die nach Europa zurückgekehrten Christen bemühten sich natürlich nicht, die Schilderung ihres überstandenen Elends zu mildern; denn waren sie arm und lebten von Almosen, so lag es in ihrem Interesse, das Mitleid der Gläubigen zu erregen, und gehörten sie der wohlhabenden Klasse an, so gefielen sie sich darin, die Leiden eines Sklaven den Zuhörern am traulichen Kamin dramatisch auszumalen. Ich sprach dieser Tage mit einem Algierer über diesen Gegenstand, der geradezu behauptete, daß hinsichtlich der schlechten Behandlung der christlichen Sklaven in Algier die ärgsten Uebertreibungen in Europa verbreitet worden seyen. Gott möge mir es verzeihen, daß ich über Unglückliche scherzen konnte, aber fast unwillkürlich entschlüpfte mir im Laufe der Unterredung die Geschichte von jenem kleinen schottischen Schneider, der, als er zu schwach befunden wurde, um mit den übrigen Gefangenen zu arbeiten, den peinlichen Auftrag erhielt, von Morgen bis Abend unbeweglich auf einem Korbe mit Eiern zu sitzen, um sie wie eine Henne auszubrüten. Dieses Abenteuer, das noch jetzt in Schottland belacht wird, verzog auch das Gesicht des Mauren, dem ich es als einen Zug unerhörter Barbarei anführte, zu einem Lächeln; doch nahm er bald seine ernste Miene wieder an und erwiderte: „Diese Geschichte ist eben so possenhaft als unwahrscheinlich, denn war der Sklave seines Gewerbes ein Schneider, so hätte ihn der Dey weit nützlicher seinem Handwerke gemäß als zum Brüten von Eiern verwendet.“

Eben so glaube ich auch gern, daß die barmherzigen Brüder und die übrigen Mönche und Missionäre, welche sich, besonders in Spanien, damit beschäftigten, die Christensklaven loszukaufen, die Schilderung von deren Leiden etwas stark ins Dunkle hielten, wenn sie Almosen für ihre armen Brüder in der Sklaverei sammelten. Das öffentliche Schauspiel der aus der Gefangenschaft Zurückkehrenden war ebenfalls auf den Effekt berechnet, denn die Mildthätigkeit wurde stärker angeregt, wenn man diese Unglücklichen mit Lumpen bedeckt, die sie nie auf dem Leibe gehabt, und mit Ketten belastet, zwanzigmal schwerer als die sie im Bagno von Algier getragen, vorüberziehen sah. Zu Bekräftigung meiner Zweifel muß ich noch die merkwürdige Thatsache anführen, daß lange Zeit hindurch die größte Zahl der Sklaven der Regentschaft die Sklaverei freiwillig gesucht hatte. Ich will hier nur der Deserteurs von den Garnisonen von Oran und von Masalquivir gedenken; die Truppen, welche die Spanier an diesen beiden Plätzen unterhielten, bestanden aus der Hefe der Nationen, catalonische Contrebandiers oder italienische Banditen, die, wenn sie bei ihren Regimentern die Todesstrafe verwirkt hatten, doch lieber ihre Arme den Ketten der Barbaresken boten.

Die von den Korsaren gemachten Gefangenen wurden in zwei Klassen getheilt: zu den ersten gehörten der Kapitän, die Offiziere und die Passagiere der gemachten Prise, sammt Frauen und Kindern; diese erste Klasse war minder harten Arbeiten unterworfen als die Gefangenen der zweiten, die öffentlich an den Meistbietenden verkauft wurde. Die Kinder schickte man fast alle in den Palast des Deys oder in die Häuser der ersten Familien, und die gefangenen Frauen mußten die ersten Damen bedienen. Was die Behandlung der Sklaven im Allgemeinen betrifft, so macht Leweson, Sekretär des dänischen Konsulats, der gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts ein Buch über Algier herausgegeben hat, keine allzu abschreckende Beschreibung davon. „Es liegt, sagt er, im Interesse jedes Grundbesitzers, das Leben seines Sklaven zu schonen, in der Hoffnung, eine gute Ranzion für ihn zu erhalten; die Unglücklichsten waren jene, welche zu öffentlichen Arbeiten verwendet wurden. Schlechtes Brod, Grütze, ranziges Oel und etwas Oliven zur Nahrung erhaltend, konnten nur die Geschicktesten, indem sie nach Sonnenuntergang noch für eigene Rechnung arbeiteten, sich zuweilen ein gutes Nachtessen und ein Glas Wein verschaffen. Vom Staat erhielten sie als Kleidung jährlich ein langes Hemd, eine wollene Tunik mit langen Aermeln und einen wollenen Mantel. Sie schliefen auf Matratzen und hatten Kopfkissen und eine Decke.“ Ob man ihnen Schuh und Strümpfe gab, sagt Leweson nicht.

Die Sklaven der Privatleute verrichteten in der Stadt Bedientendienste und arbeiteten auf dem Lande im Felde, wo sie dann, wenn sie Geschicklichkeit verriethen, zur Würde eines Aufsehers einer Domaine erhoben wurden; ließen sie sich aber beikommen ihre Augen zur Frau oder Tochter ihres Herrn zu erheben, so liefen sie Gefahr den Kopf zu verlieren. Die Sklaven des Deys waren vergleichungsweise glücklich; gut gekleidet und genährt hatten sie nichts zu beklagen, als das Gut, über dessen Verlust nichts zu trösten vermag — die Freiheit.

Außer den europäischen Konsuln, ihren Familien und Sekretären gab es zu Algier noch einige freie Christen: Kaufleute, Handwerker und griechische und katholische Geistliche, welche das Aufenthaltsrecht genossen, ohne Sklaven besitzen zu dürfen. Den Fremden dieser Klasse liehen die Mauren ihre christlichen Diener gegen einen mäßigen Preis, jedoch mußte der Fremde für die Entweichung des Sklaven verantwortlich seyn, und selbst im Fall des Todes seinen Werth bezahlen. Einige dieser gemietheten Diener legten von ihren Ersparnissen Wirthshäuser an oder kehrten auch wohl nach Europa zurück, wenn sie so viel zusammengebracht hatten, um ihre Ranzion zu bezahlen. Bis sie losgekauft waren, mußten sie jedoch, zum Zeichen ihres Sklavenstandes, am Bein oberhalb des Knöchels einen eisernen Ring tragen.

Die Sklaven in Algier hatten endlich auch noch das Recht ihre Herren zu verklagen, wenn sie von diesen allzu sehr mißhandelt wurden. Auf die erste erwiesene Beschwerde erhielt der Herr einen Verweis; bei der zweiten nahm man ihm den Sklaven ohne Entschädigung, um ihn an einen andern Herrn zu geben. Wie dem aber auch seyn möge, die algierische Sklaverei blieb immer eine Schande für die Christenheit, und Frankreich verdient unsern Dank für seinen Sieg; doch dürfen wir nicht vergessen, daß diese Sklaverei eine Folge der Repressalien der Mauren gegen den Fanatismus der meisten Staaten des südlichen Europa's war. Vor noch nicht langer Zeit verdammten die Unterthanen des Papstes, der König von Sardinien und die Spanier alle Barbaresken, welche sie zu Gefangenen machten, zu den Galeeren. Im Jahre 1785 befanden sich in Algier 2000 Christensklaven; diese Zahl war zur Zeit der Expedition des Lords Exmouth auf die Hälfte herabgesunken, und ihre Befreiung kostete England tausend brave Seeleute.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Nicolle von Dieppe soll süßes Wasser aus Seewasser bloß dadurch erhalten haben, daß er den Dampf des letztern durch ein Stratum von roh gepülverten Holzkohlen gehen ließ.

In dem kürzlich erschienenen Leben Mirabeau's ist angegeben, das subtile, langsame, aber sicher verzehrende Gift Aqua toffana bestehe aus Opium und Cantbariden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1836.

Die Fortsetzung des Sklavenhandels.

Aus was immer für Gründen England die Sklaven seiner Kolonien emancipirt, seinen eigenen Unterthanen den Sklavenhandel bei Todesstrafe verboten, und seit vielen Jahren Alles aufgeboten hat, denselben überhaupt zu vernichten, wollen wir nicht näher untersuchen; gewiß ist, daß es durch Pflicht und Ehre, so wie durch seinen eigenen Vortheil verbunden ist, auf der einmal eingeschlagenen Bahn zu verharren, und um den Sklavenhandel völlig zu vernichten, dahin trachten muß, denselben von allen Staaten als Seeraub erklären zu lassen, weil nur die Todesstrafe im Stande ist, die Sklavenhändler von ihrem Gewerbe abzuschrecken, das zu unverhältnißmäßige Vortheile bringt, als daß nicht jede andere Furcht, als die vor einem im Entdeckungsfalle sichern Tod zu schwach seyn sollte. Hr. Macleay, der englische Kommissär einer gemischten Kommission *) zu Havana berechnet, „daß eine in Cuba eingebrachte Ladung von 481 Negern mit Einschluß aller Ausgaben 52,000 Dollars kostete, während sie 142,000 Dollars einbrachte: dieser Gewinn beträgt 180 Prozent. Daraus läßt sich leicht abnehmen, daß die Sklavenhändler noch nichts verlieren, wenn von drei Schiffen auch nur Eines glücklich zurückkommt. Nun ist es aber Thatsache, daß nicht von dreien eins, sondern von 12 in der Regel 11 den Kreuzern entgehen und zurückkommen." Die Furcht von Verlust kann also die Sklavenhändler nicht abhalten. Etwas mehr Schiffe würden genommen werden, wenn die englischen Kreuzer das Recht hätten, jedes augenscheinlich für den Sklavenhandel ausgerüstete Schiff wegzunehmen, allein sie haben nur das Recht, Schiffe zu nehmen, *an deren Bord sich Sklaven befinden*; daher ist es nichts Seltenes, daß Sklavenschiffe ihre Sklaven sammt und sonders über Bord werfen, um den einzigen legalen Beweis gegen sich zu vernichten. Einen Grund, den Sklavenhandel als Seeraub zu erklären, könnte man auch darin finden, daß manche Sklavenschiffe wirklich zum Seeraub ausgerüstet sind, und wenn sie auf ihrem Wege andern schon mit Sklaven beladenen Schiffen begegnen, denselben ihre Ladung mit Gewalt abnehmen, um nicht die lange und gefahrvolle Reise machen zu müssen.

Die erste Folge der Sklavenemancipation in den englisch-westindischen Inseln und auf Mauritius wird seyn, oder ist vielmehr bereits, daß der Zuckermarkt des europäischen Kontinents, in so fern er früher aus britischen Besitzungen versorgt wurde, künftig durch die Besitzungen anderer Nationen, bei denen noch Sklavenarbeit herrscht, und Sklaven eingeführt werden, versehen werden wird: dieß beträgt nicht weniger als 35 bis 40,000 Tonnen. *) Um diese Masse zu erzeugen, wird im Gegensatz gegen die milde Dienstbarkeit in den englischen Kolonien die drückende Sklaverei der übrigen europäischen Kolonien, unterstützt von der Fortdauer des Sklavenhandels, die Mittel liefern müssen. Nicht ohne Grund sagt demnach ein englischer Journalist: „Der ganze Zweck unserer langen Bemühungen für die Neger **) ist in Gefahr ganz und für immer vernichtet zu werden. Das Uebel der Sklaverei, aus unsern Kolonien verjagt, wird nur seinen Sitz verändert haben, aber seine intensive Kraft wird vermehrt werden. Nicht bloß das Sechstheil, welches bisher den Kontinentalmarkt versorgte, wird verloren seyn, sondern die Hälfte, vielleicht zwei Drittheile unserer westindischen Besitzungen werden unangebaut bleiben; von jetzt an bis zum Ausbruch einer allgemeinen Emancipation wird nicht der Neger, sondern der Spanier und Brasilianer die Früchte unserer Arbeit, unserer Schätze, unserer Opfer ernten, und neben Bezahlung von *zwanzig Millionen Pfund Sterling* für die Emancipation der englischen Sklaven wird England auch noch die Kränkung haben, mehr als die Hälfte seiner westindischen Besitzungen entvölkert, mehr als die Hälfte seines westindischen Handels vernichtet, und Sklaverei und Sklavenhandel furchtbar vermehrt zu sehen."

*) Holland, Spanien, Portugal und Brasilien haben sich mit England vereinigt, und zu Surinam, Havana, Rio Janeiro und Sierra Leone gemischte Kommissionen, als Prisengerichte niedergesetzt, um Streitigkeiten in Betreff weggenommener Sklavenschiffe zu entscheiden.

*) Westindien und Mauritius lieferten jährlich 231.000 Tonnen, wovon 195.000 in England konsumirt wurden, und 38.000 nach dem Kontinent gingen.

**) Und für den englischen Kolonialwaarenhandel. A. d. R.

Daß der Journalist wohl nicht ganz unrichtig urtheilt, mag man aus folgenden Angaben entnehmen. Die englischen Konsuln in Brasilien fanden Mittel, sich für die drei Halbjahre vom 1ten Jan. 1829 bis 30sten Jul. 1830 genaue Ausweise über die Zahl der eingeführten Sklaven zu verschaffen, welche in Rio Janeiro, Bahia, Pernambuco, Maranham und Para eingeführt wurden, und die Gesammtzahl für das Jahr 1829 belief sich auf 70,074, ohne 4,579 andere zu rechnen, die auf der Ueberfahrt gestorben waren. Dieß gilt also von Brasilien allein; wie viele Sklaven in demselben Jahre nach Cuba und Portorico, nach den französischen und holländischen Kolonien gebracht wurden, läßt sich unmöglich genau angeben, doch ist bekannt, daß über 100 Sklavenschiffe in den Jahren 1828 und 1829 aus Havana allein nach Afrika gingen, also mehr als 50 in jedem Jahre; rechnet man für eines nur 300 Neger, so hat man für den einzigen Hafen auf der einzigen Insel Cuba über 15,000.*) Es ist demnach gewiß eine geringe Annahme, wenn man die Einfuhr von Negern nach Amerika während des Jahres 1829 auf 100,000 schätzt. „Es ist wohl bekannt," schreibt Lord Palmerston in einer Note an den englischen Minister in Madrid unter dem 26sten März 1831, „daß jeder Fluß an der Küste von Afrika, wo Sklaven zu haben sind, von Sklavenschiffen, die ganz offen die spanische Flagge führen, voll ist; daß Schiff auf Schiff von der afrikanischen Küste nach Havana absegelt, beladen mit Sklaven, deren Zahl sogar ganz öffentlich bekannt ist, daß sie auf der Ostseite der Insel unbelästigt ihre Sklaven ans Land setzen, dann wieder mit Ballast in Havana einlaufen, abermals ausgerüstet werden, und ungehindert aufs neue aussegeln." Die Kommissäre zu Sierra Leone schrieben drei Jahre später an Lord Palmerston: „Der Sklavenhandel unter portugiesischer Flagge, der seit Jahren fast unerhört gewesen, wird aufs neue in so großer Ausdehnung betrieben, als damals, wo Brasilien noch zu Portugall gehörte. Wir haben erfahren, daß dreißig portugiesische Schiffe vor kurzer Zeit des Sklavenhandels wegen sich in den Baien von Benin und Biafra, so wie in den dahin einmündenden Strömen befanden, und wir glauben, alle diese Schiffe sind nach Cuba bestimmt." Dieß war ganz richtig, denn im August 1831 benachrichtigte der oben erwähnte Hr. Maclean Lord Palmerston, daß seit des neuen Generalkapitäns Ankunft der Sklavenhandel schamloser als je betrieben werde; in Zeit von sechs Wochen seyen sechs Sklavenschiffe abgegangen und vier angekommen, worunter eines mit 700 (!) Negern.

Nach diesen Angaben wird sich niemand wundern zu hören, daß viele englische Seeoffiziere den beschwerlichen Dienst an der afrikanischen Küste für ziemlich nutzlos erklären, da namentlich spanische und portugiesische Sklavenhändler ihrer nur spotten, und es ist sehr die Frage, ob England seinen Zweck, die Unterdrückung des Sklavenhandels, erreicht, und ob nicht früher ein Ausbruch der amerikanischen Negerbevölkerung erfolgt. Dr. Walsh berechnete im J. 1829 die Zahl der Neger, Mulatten und Mestizen in Brasilien auf 2,500,000, die der Weißen auf 850,000. Die ungeheuren Negereinfuhren, welche seitdem statt fanden und noch immer statt finden, müssen dieß Mißverhältniß noch sehr vermehrt haben, und schon lange hegte man Befürchtungen, daß sie früher oder später ihre Stärke fühlen werden. Das Beispiel von Para, wo die Neger und Mulatten sich mit den Indianern verbanden, ist schlagend, und wohl darf man beistimmen, wenn der englische Journalist sagt: „wenn die Seemächte irgend Voraussicht genug haben, den Sturm zu erkennen, womit die Fortschritte der Sklaverei ihre Kolonialbesitzungen bedrohen, so müssen sie das einzige Hülfsmittel ergreifen, das, wo es noch redlich versucht wurde, seinen Zweck erreichte; sie müssen den Sklavenhandel als Seeraub erklären!" Das Mittel mag gegen den Sklavenhandel gut seyn, ob es aber auch den Sturm beschwört, der Westindien und Brasilien bedroht, das ist mehr als zweifelhaft.

*) Mit Abrechnung des Abgangs von wenigstens 6 bis 7 Proz.

Die Kosaken vom schwarzen Meere.

(Fortsetzung.)

Die Einwohner.

In ganz Tschernomorien rechnet man zwei Städte, drei Flecken, 24 Dörfer und 6 Weiler; die Zahl der Einwohner, sowohl die frühern als die in den Jahren 1809—11 und 1820 angesiedelten kleinrussischen Kosaken beträgt ungefähr 61,000 S., so daß nicht ganz zwei auf die Quadratwerste kommen.

Wer kennt nicht die ehemalige saporogische Republik, diesen Sammelpunkt aller verwegenen, entschlossenen und unruhigen Gesellen, die lange Zeit in der Geschichte Kleinrußlands eine so bedeutende Rolle spielten. *) Oft brachten sie Verderben über die friedlichen Bewohner der umliegenden Länder, und zogen dadurch den Zorn der russischen Herrscher auf sich, bis endlich Katharina II am 3 August 1775 ihre Genossenschaft ganz aufhob; ein Theil der Kosaken aber, der das Vergangene wieder gut machen und Verzeihung erhalten wollte, sammelte sich im J. 1787 vor dem Anfang des Kriegs mit der Pforte unter Anführung des Atamans Sidor, des Weißen, und nahm an der Einnahme von Otschakow Theil. Sie erhielten darauf von der Kaiserin Erlaubniß sich in ihren jetzigen Wohnsitzen niederzulassen, so wie den Namen der tschernomorischen **) Kosaken, und waren von da an treue Unterthanen Rußlands, an dessen Kriegen sie mehrfach Antheil nahmen. ***)

*) Siehe die Auszüge aus Bulgarins Roman: Mazeppa. Jahrg. 1834. Nr. 196 ff.

**) Von tcherni, schwarz und more, das Meer.

***) Der Verfasser des Obigen führt eine Meinung an, die Saporoger stammten von Kabardinern ab, die ein tatarischer Statthalter im J. 1282 nach dem Fürstenthum Kursk berufen habe; ihre Räubereien hatten Oleg, den Fürsten von Kursk, genöthigt, ihre Wohnsitze zu zerstören, worauf sie nach Kanew geflohen, dort, aufgefordert von dem tatarischen Gouverneur, sich am Dnieper niedergelassen, und eine Stadt Namens Tscherkask gegründet hätten; später seyen sie dann von ihren Wohnsitzen an den Schnellen (porog) des Dnieper, Saporoger genannt worden. Diese angeblich tatarische oder kaukasische Abstammung zeigt sich aber sogleich als irrig, wenn man erwägt, daß sie eine

Das tschernomorische Heer stand anfangs unter der Jurisdiktion des Militärgouverneurs von Cherson. Allein die häufigen Einfälle der transkubanischen Völker, die es unmöglich machten, bei den zu ergreifenden Maßregeln erst an einen entfernten Befehlshaber zu berichten, wo schneller Entschluß die erstr Nothwendigkeit war, veranlaßten im J. 1820 die Zusammenziehung des tschernomorischen Heers in ein abgesondertes kaukasisches Korps. Die Verminderung desselben durch Pest und die ungesunde Lage des Landes machten zweimalige neue Ansiedlungen nöthig: von J. 1809 bis 1811 wurden aus Kleinrußland 22,556 Personen männlichen Geschlechts, und im April 1820 25,000 Personen männlichen Geschlechts ebenfalls aus Kleinrußland angesiedelt, und dem tschernomorischen Heere einverleibt. *)

Die Nachfolger der kriegerischen Saporoger, durch ihre Lage gezwungen, stets gegen ihre wilden Nachbarn auf der Wache zu seyn, haben von ihren Vorvätern Alles beibehalten, Sitten, Gewohnheiten, den kriegerischen Sinn, die rauhen Gesichtszüge, den durchdringenden Blick, die Muskelkraft, die Gewandheit in Führung der Waffen und die Vernachlässigung der friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaus, dem sie sich nur bei dringender Noth widmen. Gastfreundschaft ist einer ihrer hervorstechenden Charakterzüge, aber versteckt unter einem rauhen Aeußern und grobem Benehmen. Stets in Gefahr, durch einen unvermutheten Einfall der transkubanischen Völker ihr ganzes Eigenthum zu verlieren, fühlen sie um so lebhafter die Bedürfnisse ihres Nebenmenschen, und sind stets bereit, für Verbesserung der Umstände eines Bedürftigen beizutragen. Einen auffallenden Beweis hievon gaben sie bei Errichtung eines Hospitals, einiger Lazarethe und Armenhäuser, so wie bei der Niederlassung neuer Ansiedler aus Kleinrußland, zu deren Unterstützung sie eine bedeutende Summe aufwandten. Die Frauen sind arbeitsam und unterziehen sich allen Feldarbeiten mit unermüdlichem Fleiß. Im Charakter der Männer zeigt sich vielfach Stolz und Aufgeblasenheit, eine natürliche Folge der Vorrechte und Freiheiten, die sie stets genossen.

Für den Unterricht ist von den Behörden mit lobenswürdigem Eifer gesorgt, und keine Kosten gespart worden, um die nöthigen Unterrichtsanstalten in Stand zu setzen. Das Lehrgebäude zu Jekaterinodar wurde im J. 1806 gegründet, eine Zugabe von Gymnasialklassen erfolgte im J. 1811; ein eigentliches Gymnasium wurde im J. 1820 eröffnet, und im J. 1825 ein Pensionnat für die Kinder der Vornehmern hinzugefügt, die sich dem Civil- und Militärdienst widmen wollen, und zu dem Ende Lehrer aus den nächsten Universitäten berufen. Die Errichtung eines Gymnasiums und die bedeutenden zu dem Ende gebrachten Opfer machen sowohl den Tschernomoriern selbst als dem allgemein geachteten Protoierei des Heeres große Ehre.

Tschernomorien steht unter einem Ataman, der in Jekaterinodar residirt, und von dem Gouverneur der kaukasischen Provinz abhängt; es zerfällt in 4 Landgerichte: *) das von Taman, Hauptort Taman; das von Jekaterinodar, Hauptort Medwiedskoje, das von Baissug, Hauptort Briuchowezkoje; das von der Eja, Hauptort Schtscherbinowka. In allen diesen Kreisen zusammen zählt man 40 Kurenen, — so nennt man mehrere unter einem Anführer stehende Dörfer, — von denen jede einen Unterataman hat, der aus den Offizieren und gemeinen Kosaken ohne Unterschied gewählt ist.

Die bedeutendsten Orte Tschernomoriens sind Jekaterinodar, die Hauptstadt, Taman und Temriuk. Jekaterinodar, von den Kosaken im J. 1792 erbaut, liegt am Ufer des Kuban in einer tiefen, lehmichten, sumpfigen Gegend. Um dasselbe her finden sich viele Gärten, wo die gutgedeihenden Fruchtbäume für die Vorzüglichkeit des Bodens zeugen, aber die Gärten sind aus Mangel an Pflanzen verwildert, die Stadt ist sehr unregelmäßig angelegt, die Straßen zwar breit, aber voll Koth, Pfützen und allen Arten von Unreinlichkeiten. Der Bau der Häuser ist unschön und unbequem, und da es an Holz zum Bau fehlt, so gleichen sie den Masanken **) in den Steppengouvernements; nur einige Wohlhabendere besitzen hölzerne mit Brettern ausgeschlagene Häuser. Die jährliche Messe wird auf dem kleinen freien Platze am 1sten Oktober gehalten, und dauert etwa eine Woche. Um diese Zeit sammeln sich hier die Kaufleute aus der kaukasischen Provinz, vom Don und aus Taganrog. Auch die Bergvölker kommen, um ihre Luxusbedürfnisse einzukaufen; Gaukler erscheinen, und Alles sucht sich möglichst zu vergnügen. Um diese Zeit ziehen die Einwohner einen bedeutenden Gewinn aus dem Vermiethen der Wohnungen, und zugleich versorgen sie sich mit allerlei Bedürfnissen für das ganze folgende Jahr. Die Volkszahl beträgt 6200 S.

Der Kuban wird an einigen Stellen in der Nähe der Stadt ungemein seicht, und bildet Furthen, deren sich die transkubanischen Völker bedienen, um bei Nacht überzusetzen und ihre Räubereien auszuüben. Daher werden um diese Zeit die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt. Zu besserer Sicherheit der Stadt sollte sie durchaus auf der Flußseite mit einer Mauer, oder wenigstens mit einem Erdwall umgeben seyn, nebst einer Hecke aus Dornenbüschen, wie dieß bei allen Dörfern der Fall ist. Diese haben außerdem noch einen Graben nebst einem bei Nacht geschlossenen, stets aber bewachten Thore, so daß jedes Dorf eine kleine Festung bildet, um so mehr als bei einigen derselben vor dem Thore auch Kanonen aufgestellt sind. Um so auffallender ist der Mangel dieser Vorsichtsmaßregel bei der Hauptstadt.

Taman (Tmutarakan), an der Meerenge gelegen, hat einen Hafen, von dem aus eine Verbindung mit Kertsch und Jenikol

reine kleinrussische Mundart sprechen, und der griechisch-russischen Kirche, namentlich der Sekte der Altgläubigen, angehören.

*) Zusammen also über 47,000 Personen männlichen Geschlechts, rechnet man nun auch die Zahl der Weiber noch so gering, so kommen doch gegen 70,000 angesiedelte Personen heraus, während die Gesammtzahl nur 61,000 S. beträgt. Ist dieß ein Verstoß oder Folge des Klima's und der Kriege.
A. d. R.

*) Der eigenthümliche Titel: semskoje syssknoje natschalsstwo läßt sich kaum anders übersetzen.

**) So nennt man die aus Lehm mit Stroh vermischt aufgeführten Häuschen.

über den 29 Werste breiten Kanal unterhalten wird. Nach den auf weiter Strecke verbreiteten Trümmern zu schließen, muß auf dieser Stelle eine bedeutende Stadt gestanden haben. In geringer Entfernung steht die Feste Fanagoria, deren Festungswerke durch die Länge der Zeit verfallen sind. Die Einwohnerzahl beträgt 700 S.

Temriuk ein Flecken von 70 Häuschen, ist wichtig durch seine Lage auf der engen Landzunge zwischen dem Meerbusen gleiches Namens und dem asow'schen Meere. Die Umgebungen bestehen aus einer Ebene voller Sümpfe; 32 Werste davon liegen die Trümmer des alten Temriuk, wo die Türken zur Bewachung der Gefangenen eine Garnison unterhielten. Hier glaubt man, habe das alte Tierambis gestanden. Dreißig Werste von Temriuk, nahe bei dem Vorwerke Katscher, entdeckte man einen großen Begräbnißplatz mit Gewölben und Grabsteinen, welche die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher verdienen. *)

(Schluß folgt.)

*) In der Nähe von Jekaterinodar fand man auch im J. 1795 eine Marmortafel mit einer Inschrift, Sudow sagt aber nicht, was für eine.

Neue Art das Eisen zu schmelzen.

Das in Schottland eingeführte System, das Eisen durch erhitzte Luft (hot blast) zu schmelzen, hat in der Bearbeitung dieses wichtigen Metalls große Veränderungen hervorgebracht. Die Verminderung im Brennmaterial soll nicht geringer als 500 Prozent seyn, so daß zwei Tonnen Kohlen oder eine entsprechende Quantität Kohks (abgeschwefelte Kohlen) jetzt hinreichen, um eine Tonne Eisen zu schmelzen, wozu man früher im Durchschnitt acht Tonnen bedurfte. Dieß wäre einer der größten Schritte in der neuern Kunst, hätte sich nicht dagegen der Einwurf erhoben, daß das auf diese Weise gewonnene Eisen nicht zu allen Zwecken tauge. Diese Schmelzung mit erhitzter Luft ist in den Eisendistrikten von England noch nicht eingeführt, indem man glaubt, das Metall werde zu brüchig, und verliere die Dehnbarkeit (malleability), welche eine der besten Eigenschaften des Eisens ist, so daß die Ersparung an Brennmaterial dem verminderten Werthe des Metalls nicht gleichkomme. Indeß hat ein gelehrter Chemiker Schottlands einen Bericht erstattet über den Ursprung, das Verfahren und die Resultate der Schmelzung mit erhitzter Luft, und einer Verschlechterung der Qualität des Eisens darin keiner Erwähnung gethan.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Der hiesige Aufenthalt ist, selbst jetzt, für einen Europäer nicht besonders angenehm, wofern ihn nicht besondere Interessen festhalten; für einen Protestanten aber mußte er früher fast unleidlich seyn. Wenn zwei Personen dieses Glaubens sich zu verheirathen oder ihre Kinder taufen zu lassen wünschten, so mußten sie sich an einen griechischen Geistlichen wenden, der die gottesdienstlichen Gebräuche in einer ihnen unverständlichen Sprache hielt. Doch fehlte es, selbst während der schlimmsten Zeiten, den freien Christen niemals an persönlicher Sicherheit; jeder derselben stellte sich unter den Schutz eines Türken, der es als einen Ehrenpunkt betrachtete, seinen Schützling nie ungestraft beschimpfen zu lassen. Im Jahre 1786 wurde eine maurische Dame, welche die Frau eines Konsuls auf der Straße beschimpft und die Hand gegen sie erhoben hatte, vor den Kadi geführt und zur Bastonnade verurtheilt, die sie auch, der Vorbitten des Konsuls und seiner Frau ungeachtet, erhielt.

Die beiden Hauptausgänge von Algier sind die einander entgegengesetzten Thore von Bab-el-Ued und von Babazun. In einiger Entfernung von dem Thore von Babazun lagern die Landbewohner, welche ihre Produkte zu Markte bringen, sammt ihren Hunden und Lastthieren unter schlechten Zelten, um die Kosten für eine Herberge in der Stadt zu ersparen. Ein wenig weiter weg theilt sich die Straße in zwei Wege, von denen der eine zu der Anstalt führt, welche die Franzosen den Jardin d'Expérience et de Naturalisation nennen. Ich besuchte dieselbe in Begleitung des Herrn Descousse, und wurde von dem Obergärtner in der Baumschule umhergeführt. Der Zweck dieser nützlichen Anstalt ist für Frankreich sehr ehrenvoll; sie begreift eine Bodenfläche von achtzig Akres, auf denen gegen 25,000 Bäume, Sträucher oder Pflanzen gepflegt werden, um zu erfahren, welche unter den Produkten des Landbaues sich in Algier am besten akklimatisiren lassen. Unglücklicherweise aber gleicht diese große Anstalt einem französischen Kompliment: sie verspricht viel und hält wenig. „Wie viel Leute haben Sie unter sich?“ fragte ich den Gärtner. — „Achtzig,“ antwortete er. — „Achtzig!“ rief ich aus, „für achtzig Akres und 25,000 Gewächse achtzig Arbeiter!“ — „Dieß ist noch sehr wenig, erwiderte er; wären es achtzig fleißige und gut bezahlte Arbeiter, so wäre ich sehr zufrieden; aber so sind es nichts als elende Eingeborne oder Europäer aus dem Abschaum des menschlichen Geschlechts, die noch dazu sehr schlecht bezahlt werden.“ — „Und wie hoch beläuft sich Ihr Gehalt?“ — „Auf 1500 Franken jährlich; die Regierung läßt es uns zudem an Allem mangeln, und obschon man sich mit geringen Kosten Ueberfluß an Wasser verschaffen könnte, so habe ich doch kaum genug, um den zehnten Theil meiner Baumschule zu begießen.“

Da ich gerade an demselben Abend eine französische Gesellschaft besuchte, so konnte ich nicht umhin, mein Bedauern laut auszusprechen, daß eine übelverstandene Sparsamkeit die erwähnte Anstalt zu zerstören drohe. Ich hätte aber besser gethan zu schweigen, denn am folgenden Tage erfuhr ich durch Herrn St. John, unserem Konsul, daß ein hoher Beamter sich durch meine freimüthige Sprache beleidigt gefunden habe; ich ließ ihm daher sagen, daß es nicht meine Absicht gewesen sey, gegen ihn persönlich einen Tadel auszusprechen. Auch liegt die Schuld wirklich nicht an der Verwaltung zu Algier, sondern an der Regierung zu Paris.

Den Privatpersonen sind solche Kulturversuche besser geglückt. Herr Lacroux, erster Bankier zu Algier, hat die Getreideart, welche von den Franzosen Tuzelle genannt wird, in einem ungedüngten Boden gebaut und 8¼ bis 12½ Samen geerntet. Versuche mit minder zarten Getreidearten fielen nicht so glücklich aus, dagegen aber hat Herr Lacroux Baumwolle gepflanzt, welche vollkommen gedieh. Auch der Indigo gab reichen Ertrag, und auf einem seiner Güter hat er eine Olivenölmühle errichtet; ein Drittheil seines Oels ist so gut als das beste Provenceröl, und das übrige, obschon geringer, doch nicht minder brauchbar.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1836.

Briefe aus Indien.

(Zweiter Brief.)

Während unsere Truppen in Schekar (s. Nr. 30 v. d. J.) beschäftigt waren, starb ein anderer Radschputenhäuptling, der Radschah von Dscheypur, und die bei seinem Tode obwaltenden verdächtigen Umstände ließen mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß er ermordet worden sey. Am Hofe von Dscheypur bestanden damals zwei Faktionen von fast gleicher Stärke: die eine am Ruder mit Dschuta Ram, dem Minister, an der Spitze, der an diesem als lasterhaft bekannten Hofe seine Stelle dadurch erhalten und sich in ihr behauptet hatte, daß er der Liebhaber der Mutter des Radschah war, eines Weibes von großem Einfluß im Rathe von Dscheypur; die andere Partei bestand aus den Thakurs, der Aristokratie des Landes, deren Haupt, Rawel Beri Sal, die oberste Verwaltung des Landes abgenommen worden war, um sie auf Dschuta Ram, seinen glücklichen Nebenbuhler, zu übertragen.

Dschuta Ram machte sich durch seine Habsucht und Grausamkeit verhaßt; sein Hauptzweck war, Schätze aufzuhäufen und die radschputischen Thakurs zu unterdrücken, auf deren Rang und Einfluß er eifersüchtig war. Die Thakurs, eine besonders stolze Klasse unter den radschputischen Edelleuten, trugen die Tyrannei des Ministers aus einer niedern Kaste anscheinend mit Geduld, lauerten aber im Geheim nur auf eine günstige Gelegenheit, ihn zu stürzen. Der Tod (oder, wie man glaubte, die Ermordung) des Radschah bot den Thakurs einen Vorwand zu offenem Bruch mit Dschuta Ram. Sie behaupteten (und man war allgemein der Meinung, daß dieß wahr sey), daß Dschuta Ram und die Rani den Radschah vergiftet hätten, um während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers, der noch ein Kind war, eine recht lange Regentschaft führen zu können. Sie klagten den Minister als Mörder an, und forderten alle radschputischen Unterthanen des Staates auf, sich mit ihnen gegen den gemeinsamen Feind zu verbinden. Das Nationalgefühl sprach zu Gunsten der Thakurs, Dschuta Ram aber hatte den Befehl über die Soldtruppen, und war im Besitz der Hauptstadt nebst einem großen Theil der Schätze, mithin stand Dscheypur am Vorabend eines Bürgerkriegs. Da nun eine bedeutende Abtheilung britischer Truppen in der Nähe war, und die streitenden Parteien aus Erfahrung wußten, daß wir nicht geneigt seyn würden, neutral zu bleiben, so waren beide eifrig bemüht, sich unsere Mitwirkung zu sichern; da ferner beide um unsern Beistand sich bewarben, so war es schwer sich fern zu halten, obschon die Folge lehrte, daß dieß das Beste gewesen wäre. Unsere Truppen rückten auf Dscheypur los, und unser Resident nahm das undankbare Amt eines Vermittlers über sich. Dschuta Ram ward abgesetzt, aber ihm gestattet, das Land ungestraft zu verlassen, und seine Schätze unter unserm Geleite mit sich zu nehmen. Der Rawel Beri Sal kam, als Haupt der Regentschaft während der Minderjährigkeit des jungen Fürsten, an seine Stelle, und die von beiden Seiten aufgebotenen Truppen wurden aufgelöst. Diese summarische Anordnung genügte, wie man leicht hätte voraussehen können, keiner der beiden Parteien, und der Exminister, obschon sicher unter unserm Schutze, betrachtete uns als die unmittelbaren Urheber seines Falles. Die Thakurs waren unzufrieden, weil dem Minister durch unsere Vermittlung gestattet worden war, ihrer Rache zu entschlüpfen; ihre Habsucht fand sich eben so getäuscht, weil ihnen der reiche Fischzug von Dschuta Ram's widerrechtlich erworbenen Schätzen entging, auf den sie schon gerechnet hatten, und die gesammte radschputische Bevölkerung, welche die Eingriffe der Europäer stets mit eifersüchtigem Auge betrachtete, war über unsere Intervention in die innere Politik ihres Landes sehr unzufrieden.

So lange unsere Truppen in Dscheypur blieben, war Alles ruhig, aber bald nach ihrem Abzug machte sich die Erbitterung in einem Volkstumulte Luft, bei dem der Resident, Major Alves, schwer verwundet, und einer seiner Gefährten getödtet wurde; zwei andere entkamen nur mit Mühe.*) Die britischen

*) Die Naval and Military Gazette gibt aus einem Privatschreiben folgende Nachricht von dem oben erwähnten Vorfall: „Dschuta Ram, der Minister, war der Geliebte der Rani, welche die Regierung leitete, obschon der Radscha volljährig war. Sie starb, und wahrscheinlich vergiftete der Minister, um die Regierung ferner zu führen, den Radschah, ihren Sohn. Da der Minister uns in

Truppen von Adschmir rückten sogleich nach Dscheypur, und forderten von der dortigen Regierung Genugthuung für die dem britischen Namen widerfahrene Schmach. Die jetzt geschlossene Untersuchung liefert sehr ungenügende Resultate, und man ist allgemein der Meinung, daß der Aufruhr entweder von Dschuta Ram oder dem Rawel angestiftet worden war. Mehrere bei dem Morde des britischen Offiziers Blake betheiligte Personen wurden verhaftet, doch ergaben ihre Aussagen nichts, was die beiden Minister hätte verdächtigen können. Sechs dieser Unglücklichen wurden vor dem Tempel, wo der Mord begangen worden war, hingerichtet; Major Alves hält die Regierung von Dscheypur bei dem Vorfall für durchaus nicht betheiligt, und ich glaube, die ganze Sache wird nun als abgethan betrachtet. Die indischen Zeitungen erschöpfen sich in Vermuthungen über den Ursprung des Tumults; einige schreiben ihn den feindseligen Gesinnungen Beri Sal's und der Thakurs zu, andere dagegen meinen, er sey durch Emissäre Dschuta Ram's angestiftet worden, um Beri Sal in Mißkredit zu bringen; ich aber halte dafür, daß durch irgend eine Erörterung im Darbar, zwischen dem Residenten und den Behörden von Dscheypur, von der dem außerhalb stehenden Volk ein übertriebener Bericht zu Ohren kam, die feindseligen Gesinnungen der ohnehin unruhigen radschputischen Bevölkerung aufgeregt wurden, worauf dann der Pöbel, bei seinem Haß gegen alle Europäer, die wehrlose Stellung des Residenten und seiner Leute zu einem Angriff auf dieselben benützte. Major Alves wurde innerhalb des äußern Palastthores von einer einzigen Person angefallen, die man sogleich festnahm, und dann, ohne weiter belästigt zu werden, in einem Palankin weggebracht. Er hatte eine nicht zahlreiche Bedeckung zu Pferde bei sich; aber es hatte sich, wie es scheint, unter dem Pöbel ein Gerücht verbreitet, daß Blake, der zurückgeblieben war, um zu besorgen, daß der Mann, der den Major angefallen hatte, in Gewahrsam gebracht werde, diesen getödtet habe, woraus sich, meiner Meinung nach, der allgemeine Angriff auf Hrn. Blake erklärt, als er aus dem Palast kam, um sich in seine Wohnung zu begeben. Die beiden andern Begleiter des Residenten, Macnaghten und Ludlow, welche zu Pferde waren, wurden mit Steinen geworfen, es scheint aber nicht, daß der Pöbel eine ernste Absicht auf ihr Leben hatte. Ein Umstand trägt jedoch bei, die Behörden von Dscheypur zu verdächtigen, und dieß ist der, daß die Wache am Thor Hrn. Blake nicht passiren ließ, und daß andere, der Kheider Regierung angehörige Sipahis den thätigsten Antheil an der Ermordung des unglücklichen Mannes nahmen; man muß jedoch bedenken, daß unter diesen radschputischen unregelmäßigen Truppen keine britische Disciplin herrscht, und daß sie, da sie bewaffnet sind, und unter keiner strengen Aufsicht stehen, stets zuerst an jedem Volksauflauf Theil nehmen. Keine Volksklasse vielleicht haßt die Engländer so sehr als diese. Sehr unwahrscheinlich ist es übrigens, daß Dschuta Ram oder Beri Sal, die doch unsere Macht sehr gut kannten, einen Mordanfall gegen unsern Agenten hätten wagen sollen, obschon sich wohl vermuthen läßt, daß sie ihn eben nicht bedauerten. Ein allgemeines Gefühl der Entrüstung ist bei allen Europäern laut geworden, und mehrere öffentliche Blätter gehen so weit, das willkürlichste Verfahren gegen die Regierung von Dscheypur zu predigen, worunter jenes noch das gelindeste ist, welches die Wegnahme des ganzen Gebietes zur Pflicht macht.

(Schluß folgt.)

Allem entgegen war, so lag es in unserm Interesse ihn entfernt zu sehen, allein das Volk konnte oder wollte ihn nicht absetzen. Endlich wurde Alves beauftragt ihm zu sagen, daß, wenn er seine Stelle freiwillig niederlege, so wolle man ihm Leben und Eigenthum sichern. Er ging dieß ein, und wir schickten ihn unter Bedeckung fort. Daß er der Vergiftung seines Herrn schuldig sey, wußten wir nicht, und vielleicht waren auch keine hinlänglichen Beweise vorhanden. Das aufrührerische Volk, wahrscheinlich vom Hofe und dem neuen Minister aufgestiftet, verlangte seine Auslieferung, die britische Regierung aber wollte hierein nicht willigen. Alves nebst seinen Begleitern dem Kapitän Ludlow, Cornet Macnaghten und Blake machte einen Besuch bei der Wittwe des verstorbenen Radschah und ihrem Sohn, der erst einige Monate alt ist. Als Alves den Palast verließ, erhielt er, während er seinen Elephanten bestieg, drei schwere Hiebe in Kopf und Schulter. Er wurde in einen Palankin gebracht, und von Ludlow und Macnaghten begleitet glücklich in seine Behausung gebracht. Blake blieb zurück um darauf zu sehen, daß der Mörder den man ergriffen, in Gewahrsam gebracht werde. Leider bestieg er seinen Elephanten zu spät; von dem bewaffneten Pöbel verfolgt, wurde er wiederholt verwundet, und suchte endlich Schutz in einem Tempel, aus dem er herausgerissen und umgebracht wurde. Die Truppen zu Nasirabad machten einen forcirten Marsch nach Dscheypur, und stellten die noch Lebenden sicher.

Die Kosaken vom schwarzen Meere.

(Schluß.)

Rechte und Verbindlichkeiten des Heeres.

Die dem Heere verliehenen Vorrechte bestehen in der freien Benützung aller Erzeugnisse des Landes, so wie der Seen, im Verkauf von Branntwein und Bier; *) ferner regieren sie sich selbst durch frei gewählte und von der Regierung bloß bestätigte Anführer nach ihren alten Gebräuchen, und zahlen keine Abgaben irgend einer Art.

Dagegen ist das Heer verpflichtet, auf Befehl der Regierung Regimenter, wohin die Noth es erfordert, um mit den übrigen Truppen gegen die Feinde des Reichs zu agiren, zum Dienst auszusenden, und überdieß den Gränzkordon am Kuban zu unterhalten. Dieser Kordon, welcher zum Hauptzweck hat, Tschernomorien selbst gegen die Einfälle der transkubanischen Völker zu schützen, ist in zwei Linien aufgestellt, die eine längs dem Ufer des Kuban, die andere auf der Poststraße; *) zwischen

*) Namentlich die Salzseen werfen, da das Salz nicht Regal ist, bedeutende Vortheile ab; das Branntweinbrennen ist im übrigen Rußland gleichfalls Regal, und zwar eines der einträglichsten.

**) Tschernomorien hat nur eine Poststraße, die beinahe 210 Werste lang ist, und von Taman über Temriuk, Kopyl und Jekaterinodar an die Gränze der kaukasischen Provinz führt, dem Ufer des Kuban entlang. Die Straße ist ziemlich gut, mit Ausnahme einer Gegend, in der Nähe von Temriuk, wo

beiden Linien werden in dem dichten Schilf zu größerer Sicherheit Sekrete, d. h. besondere Sicherheitswachen aufgestellt. Die alle fünf Werste befindlichen Pikete bestehen aus einigen Decurien von Kosaken, und bei jedem solchen Posten ist eine Erhöhung (wyschka), d. h. eine kleine hölzerne Platform, auf vier hohen Säulen befestigt, von welcher der gerade Wache haltende Kosak leicht das ganze gegenüberliegende Ufer des Kuban auf eine beträchtliche Entfernung übersehen kann, und sobald er irgend eine feindliche Bewegung von Seiten der Kaukasier bemerkt, zündet er das Wahrzeichen (majak) an, worauf die Kosaken von den nächsten Posten sich auf den bestimmten Punkten sammeln, um den Feind abzuwehren, und die innerhalb des Kordons wohnen, sind von der Gefahr benachrichtigt, und können ihre Maßregeln ergreifen.

Die Gesammteinkünfte, welche in die Kasse des Heeres fließen, waren anfangs unbestimmt, und bestanden im J. 1804 nur in 71,784 R., worunter 20,000 R. nicht inbegriffen sind, welche jährlich als Gehalt für den Ataman und die Unteratamane, so wie für die übrigen Ausgaben des Heeres eingingen. Im J. 1818 betrugen sämmtliche Einkünfte, die Gehalte mit eingeschlossen, 410,404 R. 23¾ Kop. Die Hauptquellen dieser Einkünfte sind der Branntweinverkauf, der Fischfang, die Salzseen und die Tauschhöfe (mjenowy dwor).

Ackerbau.

Die Kosaken, welche stets im Dienste sind, und jeden Augenblick einen Einfall der räuberischen transkubanischen Stämme befürchten müssen, sind gänzlich der Mittel beraubt, sich die Quellen des Nationalreichthums zu öffnen, wie sie den Bewohnern der innern Provinzen des Reichs sich bieten. Die Feldarbeiten fallen größtentheils den Weibern anheim, zu deren Ehre man sagen muß, daß sie thätig und arbeitsam sind. Indeß ist leicht zu erachten, daß der Ertrag der eigenen Ernten in Tschernomorien nicht genügt, und sie sich in der Nothwendigkeit befinden, Getreide in der kaukasischen Provinz oder von den Transkubanern zu kaufen, die sehr fruchtbare und reizende Thäler bewohnen, in denen es auch Weiden und Holz in Menge gibt. Die oben erwähnten Umstände verhindern die Tschernomorier auch an der Anlegung von Gärten, und an der Verbesserung der bereits vorhandenen. Fischfang und Viehzucht, die noch besser gedeiht, als in der Ukraine, sind noch die einträglichsten Beschäftigungen; indeß gibt es trotz allem diesem unter den Kosaken ziemlich reiche Leute, aber ihr Reichthum ist von den Hülfsmitteln des von ihnen bewohnten Landes ganz unabhängig. Das goldene Zeitalter für Tschernomorien wird erst dann beginnen, wenn das gegenüberliegende fruchtbare Ufer des Kuban ein Eigenthum der Kosaken wird, denn dann eröffnen sich unzählige jetzt ganz unbenützbare Quellen des Nationalreichthums, namentlich werden sie dann auch von Taman und Anapa aus, welches letztere ein sehr wichtiger Punkt am schwarzen Meere werden wird, an dem Handel auf dem letztern Theil nehmen.

Handel.

Gegenwärtig ist der Handel sehr unbedeutend, und besteht größtentheils im Tauschhandel mit den transkubanischen Stämmen, denen sie Hausleinwand, Salz und andere ihnen nothwendige Dinge liefern. Dagegen erhalten sie Korn, Wildthierfelle, Holz, Filzmäntel, Honig, Wachs, Vieh u. dgl. Die Hauptausfuhr besteht aus Vieh, Pferden, und besonders Fischen und Kaviar. Alle zum innern Verbrauch nöthigen Waaren erhalten sie aus Stauropol. Die für den Handel mit den transkubanischen Völkern gestifteten Tauschhöfe, und die günstige Lage Tschernomoriens für die Schifffahrt auf dem asowischen Meer und dem Meerbusen von Kertsch, können mit der Zeit sehr wichtig werden. Die Halbinsel Taman war von alter Zeit her das Ziel der Handelsspekulationen der klein-asiatischen Griechen, und kann jetzt leicht seine alte Wichtigkeit wieder erlangen. Für jetzt sind die Einwohner, bei der Nothwendigkeit zu ihrer Selbsterhaltung stets unter den Waffen zu seyn, nicht im Stande weitaussehende Handelsspekulationen zu verfolgen, sollte sich jedoch eine mit guten Kapitalien versehene Handelsgesellschaft bilden, so kann man überzeugt seyn, daß die Westgränze Tschernomoriens bei ihren vielen natürlichen Vortheilen bald wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird.

Auch der Fischfang könnte in den Händen einer Kompagnie bedeutende Einkünfte abwerfen, um so mehr, als ein sehr weites Feld für den Vertrieb der Waaren offen stünde.

Chronik der Reisen.

Campbells Briefe aus Algier.

Vierter Brief.

(Schluß.)

Ich zweifle durchaus nicht, daß die Produkte der zwischentropischen Regionen, welche auf dem Boden der Regentschaft angebaut werden können, mit der Zeit eine Quelle großer Reichthümer für die Kolonie und Frankreich werden dürften, wenn man es nur dahin bringen könnte hinlängliche Kapitale dahin zu ziehen. Jetzt, wo man in England nicht mehr als 4 Prozent Interessen bekommt, tragen die Kapitalien hier, je nach dem Vertrauen des Darleihers, von 12 bis zu 60 Prozent. Diese hohen Interessen sind für jede Agrikulturunternehmung, welche bekanntlich Nachsicht und Vorschuß bedarf, ein Hinderniß. So gibt es unter 400 hier ansässigen europäischen Kolonisten kaum sechs oder sieben, die sich mit der Kultur des Oliven- und Maulbeerbaumes abgeben; zwei Produkte, welche dem, der seinen Gewerbfleiß und sein Kapital auf dieselben verwenden kann, einen sichern Gewinn versprechen. Nicht mit gleicher Gewißheit kann ich dieß von dem Anbau des Indigo, der Cochenille, der Baumwolle, des Tabaks, des Weins und einiger anderer Artikel sagen; wiewohl ich der Meinung bin, daß Wein und Tabak für Algier von unermeßlichem Nutzen seyn müßten. Was hindert aber bis jetzt den Anbau der genannten Produkte? Einzig und allein der

der Uebergang über sieben große Sümpfe sehr beschwerlich ist, namentlich zur Regenzeit. Auf der ganzen Strecke sind alle fünf Werste Kosakenpikete aufgestellt, welche den Reisenden Eskorten mitgeben. Das Postgeld wird nur in zwei Orten, Taman und Jekaterinodar erlegt, die Pferde sind gut, und die Posthäuser sehr reinlich. Ein Postboot zur Ueberfahrt nach dem Ufer der Krim wird gleichfalls auf Kosten des Heeres unterhalten.

Mangel an Kapitalien und einer öffentlichen Bank, wo der Landbauer das ihm nöthige Geld auf sein Grundstück geliehen erhalten könnte. Von hundert Kolonisten leben neun und neunzig nur vom Getreide- und Gemüsebau, der nur einen geringen Nutzen abwirft; der wohlhabendste von Allen, Herr Caupat, lößte im Jahre 1834 ungefähr 150 Pfd. St. aus dem Ertragniß seiner Ländereien. Einige reiche Leute haben zwar sehr schöne Versuche angestellt, doch sind sie noch immer nicht wichtig genug, um Frankreich hoffen zu lassen, daß es jemals zu seinen Kosten der Eroberung und Kolonisation kommen werde. Um Kapitale nach Algier zu ziehen, müßte man, meiner Meinung nach, alle Häfen der Regentschaft zu Freihäfen erklären; dann würde man englisches Geld zuströmen sehen, das hier ein doppelt höheres Interesse trüge als in England.

Ich äußerte diese Meinung gegen einige französische Militär- und Civilbeamte, die mich mit höflicher, aber eifersüchtiger Kälte anhörten. „Ihr Herren Engländer, sagten sie, seyd ächte Patrioten, und habt nur überall das Interesse Englands im Auge. Mit welchem Recht könnte wohl England mit seinen zahlreichen Kolonien Frankreich den ausschließlichen Besitz einer so wohl erworbenen Eroberung mißgönnen?“

„Sie mißverstehen den Sinn meiner Worte, erwiderte ich, wir mißgönnen Ihnen Algier keineswegs. Ja, Großbritannien würde Ihre Kolonie nicht einmal annehmen, und wenn Sie ihm dieselbe morgen umsonst geben wollten.“ Ich konnte indeß doch nur wenige französische Offiziere überzeugen, daß es England sehr ungelegen kommen würde, wenn es Frankreich im Besitz einer Kolonie ablösen sollte, welche jährlich mehr als 40 Millionen kostet, um 27,000 Soldaten zu unterhalten, die durch das Klima dezimirt werden, und nur ein Gebiet von einigen Meilen um Algier, Bona und Oran besetzt halten. Herr Lacroux, der Bankier, ist ebenfalls der Meinung, daß Frankreich nichts Klügeres thun könnte, als alle algierischen Häfen frei zu geben.

Haben diese trocknen Betrachtungen Sie nicht ermüdet, so folgen Sie mir noch vor das Thor Babazun, um mit mir die Straße rechter Hand hinanzusteigen, welche in die Rückseite eines Bergs gehauen wurde. Vom höchsten Punkte derselben überblickt man eine ganz orientalische Landschaft, in welcher sich unter andern ein ganz einsam stehender Palmbaum erhebt, der noch nie geblüht hat, weil diese Bäume nur je Ein Geschlecht haben, und folglich nur dann zur Blüthe kommen, wenn sie paarweis beisammen stehen. Unter mehreren Marabuts, oder malerischen Kapellen, bezeichnete mir mein Führer jene, in welcher das Grab Barbarossa's sich befindet. Wendet man sich gegen Duera und Buffarick, so erweitert sich die Perspektive, und das Auge erblickt den großen blauen Halbzirkel der mit Schaum eingefaßten Bai, die Landhäuser mit ihren Orangegärten, die mit Dattelpalmen umgebenen Marabuts, die Ebene, wo die Sonne den Fluß Arach vergoldet, der sich am Kap Matisu verliert, und endlich im Hintergrunde die herrlichen Berge, welche hinter Metidschah emporsteigen.

Diese Gebirge dehnen sich in eine lange hier zerklüftete, dort mit emporstrebenden von der Sonne gerötheten Felsen besetzte Kette aus; wahre Steinriesen, welche die furchtbaren Wächter des Landes zu seyn scheinen. In jenen Engpässen haben die Kabylen den Türken und Franzosen oft gezeigt, daß Freiheit die Nymphe des Gebirgs ist. Ein solcher Ausflug ist jedoch für einen Fußgänger zu ermüdend, und um die Mitte des Tages fallen die Strahlen der Sonne allzu brennend auf einen Reiter herab. Man muß sich daher auf den Weg machen, wenn der Muezzin die Gläubigen vom Minaret herab des Morgens zum Gebete ruft, und nicht warten, bis die Kanone auf der Rhede den Anbruch des Tages verkündet.

Der einzige Spaziergang zu Fuß, den man in Algier genießen kann, führt zum Thor Bab-el-Ued hinaus. Nachdem man das Fort der Vierundzwanzig Stunden hinter sich hat, so genannt, weil es in Einem Tage gebaut worden seyn soll, und ein wenig über den Begräbnißplatz hinausgekommen ist, gelangt man an einen Ort, der noch immer die Gärten des Deys genannt wird, und mehrere Gebäude, mit Marmor gepflasterte Höfe und herrliche Springbrunnen enthält. Aus dem Palast, an den die Franzosen eine Menge Barracken angebaut haben, ist ein Militärspital geworden, und die Gärten hat man in eine zweite Versuchsbaumschule nach kleinerem Maßstab als die von Babazun verwandelt. Ich machte die Bekanntschaft des würdigen Doktor Maris, obersten Arzt des Hospitals, der mir erlaubte alle Tage Blumen in seinem Garten zu brechen, die er mich trocknen und aufbewahren lehrte, nachdem ich vorher den botanischen Namen darüber geschrieben hatte. Die Botaniker der Anstalt sind zwei Brüder, eben so gastfreundlich, und Zwillinge von so überraschender Aehnlichkeit, daß man sie, selbst wenn sie neben einander stehen, kaum unterscheiden kann. Auch ihr Lachen und der Ton ihrer Stimme sind so vollkommen gleich, daß man, wenn man die Augen schließt und sie sprechen hört, schwören sollte, es spreche nur Ein Mann, der sich selbst frage und antworte. Sie haben ihre Studien und ihr ganzes Leben so innig verschmolzen, daß auch ihre Seelen Zwillinge zu seyn scheinen.

In den Gärten des Deys findet man die Baumwollenpflanze als Baum und als Strauch, das Zuckerrohr und den Cochenillecactus. Alle diese Gewächse gedeihen trefflich, wenn man den Aussagen der beiden Botaniker glauben darf; um dieß mit Zuversicht behaupten zu können, bedürfte es indeß wohl der Versuche eines Kolonisten aus den Tropenländern. Dieß war auch die Meinung eines holländischen Kolonisten; nachdem dieser hier mehrere Morgen Landes um einen sehr geringen Preis gekauft hatte, ging er nach Amerika, um dort anderthalb Jahre lang den Bau des Zuckerrohrs und des Indigo zu studieren, und dann seine afrikanischen Ländereien mit um so größerem Vortheil anbauen zu können.

Eine alte Pulvermühle neben den Gärten und dem Palast des Deys vertritt jetzt die Stelle einer Kaserne. Eine Pulvermühle und ein Palast so nahe neben einander! Hatten die Deys vielleicht deßhalb diese Anordnung getroffen, um in irgend einem Fall der Verzweiflung ihren Harem in die Luft zu sprengen? Denn in diesem Palast waren ihre schönsten Frauen eingeschlossen. Und dann stand auch diese Pulvermühle dem Meere so nahe, daß ein feindliches Schiff eine Bombe hineinwerfen konnte, ohne sich dem Feuer der benachbarten Batterien auszusetzen. Der letzte Dey hatte auch diese Wohnung seit mehreren Jahren geräumt, und sich, aus Furcht vor einer Explosion von Seite seiner Janitscharen, in die Kasauba gezogen.

Am Ende des Jahres 1833 betrug die Bevölkerung Roms 152,457 Personen, im Jahre 1826 nur 159,847. Die Zahl der Priester hat in der Zwischenzeit von 1525 auf 1465 abgenommen; dagegen ist die Zahl der Mönche von 1726 auf 2000 *) und die der Nonnen von 1560 auf 1428 gestiegen. Während des letzten Jahres war das Verhältniß der Geburten wie 1 : 29 6/10 und das der Todesfälle wie 1 : 58 3/10.

*) Sollten hiezu nicht die Auswanderungen aus Spanien beigetragen haben?

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1836.

Die Seen der Erde.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

1. Geographische Uebersicht.

In manchen Beziehungen bieten die Seen dem Naturforscher weit größere Schwierigkeiten dar als die Flüsse, namentlich darum, weil sie uns auf das noch so wenig bebaute Feld einer rationellen Geologie führen. Da wir von den kleinen Seen, den Folgen zufälliger Unebenheiten des Bodens, ganz absehen müssen, so fragt sich vorerst, warum sind einzelne Länder mit Seen wie besäet, während sie an andern Orten beinahe gänzlich fehlen? Warum ist z. B. Nordamerika vom 42° gegen Norden überreich an Seen, zum Theil der ersten Größe, während das Land vom 12° bis zum 22°, außer den stehenden Wasseen und Lagunen an der Küste, auch nicht Einen See von Bedeutung hat? Dieß ist gewiß so wenig zufällig, als daß verschiedene europäische Alpenseen, wie Boden-See, Genfee-See, Neuendueger-See, dann wieder die Seen auf dem Südabhange der Alpen in Italien so ziemlich auf gleicher Höhe über dem Meere liegen. Seen können, so gut wie Flüsse, nur im Verhältniß zum umliegenden Lande richtig aufgefaßt werden, denn nur bei der steten Rücksicht auf das umliegende Land läßt sich die Unterscheidung zwischen allgemeinen und lokalen Depressionen, zwischen Erdspalten und Steomerweiterungen machen, lauter Dinge, die den Charakter eines Sees wesentlich bestimmen. So sind viele Steppen-Seen in Asien, namentlich diejenigen, welche einen Ausfluß haben, z. B. der Saisan-See, nichts als Stromerweiterungen, während die Saguenay, welche von den Geographen als Strom aufgeführt wird, eigentlich ein sehr langer und schmaler See in einer Erdspalte ist, da sie 900 Fuß Tiefe hat, und somit um fast 500 Fuß tiefer ist als der Strom, in den sie sich ausmündet. Um aber über den verschiedenen Charakter der Seen mit Sicherheit urtheilen zu können, müßten wir eine geologische Schilderung der verschiedenen Erdtheile, eine Art Kosmorama, besitzen, wie bis jetzt noch keines erschienen ist.

Ehe wir uns auf einige allgemeine Bemerkungen über die Seen einlassen, wollen wir eine Uebersicht der verschiedenen Seen und iheer allgemeinen Verhältnisse zum umliegendem Boden voransenden, und wir beginnen hier wiederum mit Südamerika, das vergleichungsweise arm an Seen ist, dafür aber einige darbietet, die in hohem Grade merkwürdig sind. Südamerika zerfällt in 4 Haupttheile, die Andenregion, das Paranagebiet nebst Patagonien, das Marañon- und Orinokogebiet; die zwei letztern enthalten gar keine bedeutenden Seen, und das Paranagebiet nur Lagunen oder Wasseransammlungen, die sich dadurch gebildet haben, daß die Flüsse wegen der niedern Lage des Landes ihren Lauf noch nicht nach dem Meere durchbrechen konnten. Zu den ersten gehören namentlich die Laguna de los Canaverales, welche vom Rio del Tunuyan gebildet wird, die Lga. Ybera oder Caracaces, südlich vom Parana und dessen Einmündung in den Paraguay und westlich vom Uruguay, so wie der See Xarayes am obern Paraguay, vielleicht auch der See Tehuel und der Desagnadero in der Nähe des Rio Negro oder Cusu Leuvu, dessen Veebindung mit diesen Seen aber noch keineswegs ganz ausgemacht ist. Die zweite Klasse bilden namentlich die sehr zahlreichen Seen, welche in den theils halb, theils ganz geschlossenen Steppenbecken sich finden, die bis hinauf zur Wasserscheide zwischen dem Marañon- und Paraguaygebiet gehen, und welche in der Uebergangslandschaft Chiquitos besonders zahlreich sind. Wir haben die bedeutendern derselben schon im Abschnitt von den Flüssen erwähnt, wohin sie eigentlich gehören, da sie im Grunde nur als unentwickelte Flußgebiete zu betrachten sind. Zu bemerken ist namentlich, daß die meisten derselben während und nach der Regenzeit eine ungeheure Ausdehnung erhalten, und viele, die auf den Karten aufgezählt sind, mögen auch nur zu dieser Zeit als Seen zu betrachten seyn.

Weit beständigerer Art sind die freilich nicht zahlreichen Seen in den Anden. Kleinere Seen, zum Theil Wasseranhäufungen in ehemaligen Kratern, wie der unergründliche See von Antuco, müssen wir übergehen, und bemerken bloß, daß in Südchile, wo die Anden minder nah ans Ufer hervortreten, manche Seen, auch jetzt trockene Seebetten sich finden. Die Seen sind wahre Alpen-Seen, gebildet durch Alpen-Flüsse, deren Gewässer tiefe Schluchten ausfüllten. Dahin gehört namentlich der Desaguadero de Osorno, der Lago de Ranco, L. de Malabuquen

u. a.; zu den jetzt trockenen Seebetten gehört die Ebene von Traversia auf dem Wege nach dem Vulkan von Antuco. Doch kommen alle diese partiellen Depressionen des Bodens in keinen Betracht, wenn man sie mit der großen Senkung des Bodens in der Mitte des riesenhaften Andenknotens zwischen 20 und 15° S. B. vergleicht, der außer mehreren kleinen Seen den Titicaca-See einschließt. Die Berge, die ost- und westwärts den See umgaben, reichen beinahe alle hoch in die Schneeregion hinein, und der See befindet sich demnach an den zusammenstoßenden Wurzeln dieser Berge, aber immer noch in einer Höhe von mehr als 12,000 Fuß, fenach höher als die höchsten Spitzen der Pyrenäen.

Dieses große Alpenthal ist 67 geogr. M. lang, 8 bis 16 M. breit, und umfaßt 1000 g. □M., wovon der See gegenwärtig etwa den vierten Theil bedeckt, wahrscheinlich aber selbst noch in der historischen Zeit viel größer war, *) und immer noch der größte Süßwasser-See in Südamerika ist. Er hat keine Ausmündung in die See, und die Flüsse, die in das Bassin herabkommen, verlieren sich entweder in dem sandigen Boden, oder in den See, der an dem nördlichen Ende des Bassins liegt. Man hat dessen Tiefe bis jetzt nur an einigen Stellen gemessen und 120 Klafter befunden, wahrscheinlich aber ist er in der Mitte noch viel tiefer. Die Wassermasse wäre übrigens bei weitem größer, und würde vielleicht das ganze Thal ausfüllen, wenn Alles von den hohen schneebedeckten Kuppen herabströmende Wasser ihm zuflösse. Seltsamerweise aber liegt die Wasserscheide, weder westlich noch östlich, in der hohen Cordillere, sondern nicht weit von dem See entfernt, so daß der größere Theil der Gewässer auf der Westseite nach dem stillen Meere abfließt. Dieß ist auf dieser Seite indeß weniger zu verwundern, da hier die Gipfel theils von dem Alpenthale viel entfernter sind, theils sich nicht mehr als 4000 Fuß darüber erheben; aber auf der Ostseite ergibt sich die eigene Erscheinung, daß eine niedere Bergkette das Ufer des Sees von den hohen Anden trennt, und die Gewässer, die von dem Westabhang der östlichen Cordillere herabfließen, deßhalb mit Einemmal umwenden, und durch Schluchten von 18,000 Fuß Tiefe, **) — denn sie liegen ihrer Vegetation zufolge höchstens 6000 Fuß über dem Meere — sich ostwärts wenden, und als Mapiri im Norden des Sorata, und als Chuqueapo im Süden des Illimani dem Rio Beni zufließen. Die Hauptflüsse, die den See von Titicaca speisen, kommen demnach von Norden her, der Asangaro, der San Juan del Oro, und der Lagunillas, der in einer Kette kleiner Seen in der westlichen Cordillere entspringt. Sein einziger Ausfluß ist der zwar nur etwa 180 Fuß breite, aber ziemlich tiefe Desaguadero, der eine sekundäre mitten durch das Thal hinstreichende Gebirgskette in einer ziemlich tiefen Schlucht durchschneiden muß. Der Fluß ist unbedeutend im Vergleiche mit der ungeheuren Ausdehnung des Sees, der deßhalb den größten Theil seines Wasserverlustes durch Verdunstung in der außerordentlich trockenen Atmosphäre erleiden muß.

*) Garcilasso de la Vega, der bekannte Nachkömmling der Incas, bemerkt in seinen Commentarios Reales, das Wasser habe die riesenhaften Denkmale der peruanischen Stadt Tinguanaco bespült, jetzt stehen diese Ruinen bedeutend über dem See, und in beträchtlicher Entfernung.

**) Englische Fuß: die Angaben sind nach Pentland, der diesen Theil der Anden einer besondern Untersuchung unterwarf.

Am zweiten weit mindere bedeutenden Gebirgsknoten finden sich die Seen Llauri und Chinchay; aus dem ersten entspringt der Tunguragua oder Marañon, aus dem zweiten der Jauja, der anfangs eine ganz entgegengesetzte Richtung, nämlich gegen Süden einschlägt, sich aber endlich gegen Nordosten wendet und mit dem Ucayale gleichfalls dem Marañon zuströmt. Hier sind also gegen Norden wie gegen Süden die Thäler offen. Auch weiter gegen Norden bei Quito, Ibarra, Pasto sind die Hochebenen geöffnet, und nur bei Timana, wo die letzte Hauptabtheilung der Anden ist, liegt der Lago de Papas, die eigentliche Quelle des Magdalenenstroms. Folgen wir den Verästungen des Gebirgs, so treffen wir noch auf zwei große Depressionen, die Laguna de Maracaybo und Lga. de Zapatosa, die eine nordwärts gegen das Meer, — vielleicht in Folge eines Erdbebens, — die andere südwärts gegen den Magdalenenstrom geöffnet, mit dem sie durch den Rio Cesare in Verbindung steht.

Noch ist in Südamerika ein See zu erwähnen, der nach Humboldt durch seine freundliche Umgebung an die schweizer Seen, und namentlich an den Genfer-See erinnert. Dieß ist der Tacarigua, auch der See von Valencia genannt, in der Küsten-Cordilleee westlich von Caracas gelegen. Es ist ein schmales Becken zwischen Granit- und Kalkbergen, jene nördlich, diese südlich vom See hinlaufend. Hügelgruppen, hoch genug um den Lauf der Gewässer zu bestimmen, schließen das Becken östlich und westlich gleich Querdämmen. Dadurch vereinigen sich die kleineren Flüsse der Thäler von Aragua in einem Land-See, der 1332 Fuß über dem Meere, und mindestens 1000 Fuß über den benachbarten Steppen liegt. Auch in diesem See senkt sich das Wasser allmählich, und immer mehr Inseln erscheinen, die man ganz richtig Las Aparecidas nennt; der Grund davon liegt wohl theils in der großen Trockenheit der Atmosphäre überhaupt, theils in der Urbarmachung des Bodens und in der Ausrottung der Wälder, die, wie an andern Orten America's, so auch hier von den europäischen Ansiedlern mit unvorsichtiger Eile vorgenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Indien.

(Zweiter Brief.)

(Schluß.)

Würde wohl eine Einmischung von Seite der britischen Regierung in die innern Angelegenheiten der Eingebornen deren Zustimmung erhalten? Gewiß nicht. Sie haben uns nicht zum Schutz gegen die Tyrannei ihrer Beherrscher aufgerufen, sie sind nicht lüstern darnach, unsre Unterthanen zu werden, sondern vielmehr sehr wohl mit ihrer eigenen Regierung zufrieden, und wir können uns dagegen nicht verhehlen, daß man uns allgemein haßt. Diese Gründe sind indeß bei unserer in-

dischen Politik nur selten beherzigt worden. Die Feage war immer nur, würde es uns zum Vortheil gereichen odee nicht, unsee Gebiet zu vergrößern. Von mehrern Schriftstellern über Indien ist es als eine unwiderlegbare Thatsache aufgestellt woeden, daß wie unsee Gränzen nie anders erweitert haben, als wenn es sich um unsre Selbstvertheidigung handelte; diese Behauptung ist jedoch vag, und die selbstvertheidigende Politik, welche wie veefolgten, umfaßt so viele Ausflüchte, daß sich fast jede Eroberung auf diese Weise eechtfertigen ließe. Das Vorgeben der Selbstvertheidigung erleidet eine sehr weit hergeholte Anwendung, wenn man unsre Eroberung von Bengalen, Behae und Orissa (die eeste große Erweiterung unseer Gränzen) rechtfertigen will; und doch kann man kaum behaupten, daß wie die Eroberer dieser Länder gewesen seyen. Obschon wir uns das Recht anmaßen, die Einwohner als eine unterwoefene Nation zu behandeln, so wurde dieses große Gebiet von Lord Wellesley doch nur zu dem Zweck besetzt, um unsre Macht zu befestigen, und ein Vertheidigungssystem gegen einen erwarteten Einfall von Frankeeich oder vom Norden her zu organisiren; dieser Einfall blieb freilich aus, aber wir behaupten deßhald immer noch unseee Stellung.

Als der Nawab von Oude die Truppen nicht mehe bezahlen konnte, die wir zum Zweck der „allgemeinen Vertheidigung von Indien" auf sein Gebiet gelegt hatten, erleichterten wir ihn um die beste Hälfte seines Königreichs; als aber die Gefahr vorüber wae, machten wie keine Miene weder unsere Truppen zurückzuziehen, noch ihm sein Land wiedee zu geben. Unsere Eroberungen von den Mahratten waren auf eechtlichem Wege errungen; sie waren der angreifende Theil, und wueden im offenen Felde besiegt, war es aber Selbstvertheidigung, als wir voe einigen Jahren die Radschahs von Mysore und Curg absetzten und ihre Länder unserm Gebiet einverleibten? Man sieht, es fehlt nicht an Präcedentien für eine willkürliche Besitznahme von Dscheypue, wenn die britische Regierung Lust dazu tragen sollte. Zum Glück füe die Dscheypue-Thakues ist ein starker Grund voehanden, dee gegen die Besitznahme ihres Landes von unsree Seite spricht, und diesee ist, daß es keinen Ueberschuß von Einkünften abwirft. Mysore ist ein reiches Land mit großem Ertrag, wir besetzten und behielten es; Dscheypur ist eine unfruchtbare Wüste, deren Einnahme mit genauee Noth die Ausgaben deckt, folglich behalten wie es nicht, sondern werden es wahrscheinlich lassen wie es ist.

Ueber die Frage hinsichtlich unserer Politik gegen die einheimischen Staaten ist viel gestritten worden, und es läßt sich viel füe und dawider sagen. Ich will mie nicht anmaßen zu entscheiden, welches die beste Politik sey, aber ich bin Anwalt für eine Intervention bis zu einem gewissen Umfang, weil ich selbst Zeuge war, wie wohlthätig eine verständige Dazwischenkunft in einigen Fällen für das Volk wurde, und wie nachtheilig eine entgegengesetzte in Dingen wirkte, die wir am Besten sich selbst überlassen hätten. Intervention von unsrer Seite sollte stets ihre bestimmten Geänzen haben, und dabei der Laune des Generalgouverneurs so wenig als möglich überlassen bleiben. Lord Bentinks auswärtige Politik ist bei weitem die schwächste Seite seiner Verwaltung. Er begann damit, unsere Einmischung in die Angelegenheiten von Nagpur, Heiderabad und einigen andern kleinen Staaten, wo sie bereits so lange gewiekt hatte, daß sie gleichsam ein wesentlicher Bestandtheil dee Regierungen dieser Länder geworden war, gänzlich aufzuheben. Mysore wurde untee dem Vorwand schlechter Regierung in Besitz genommen, während er sich weigerte in Oude, notoeisch dem schlechtestregierten Staate in Indien, einem wackern eeformirenden Minister seine Stelle zu sichern, was dem Woet des Generalgouverneurs ein Leichtes gewesen wäre.

Unsere auf ausschließlich europäische Begriffe gestützten Beweggründe zur Inteevention oder Nichtintervention waren den Indiern zuweilen ganz unfaßlich. So unterschlug z. B. ein von uns zu Cawnpur angestellter eingeborner Steuereinnehmer einige Lacs Rupien und flüchtete sich nach Oude, und zu gleicher Zeit war dem Nawab von Lucknow sehr daran gelegen, einem seiner Edelleute eine hohe Würde zu verleihen. Unsern englischen Begriffen gemäß konnte ein fremder Staat nicht dazu angehalten weeden, einen Veruntreuee der Einkünfte auszuliefern, während man es auf der andern Seite nicht gerathen fand, dem Nawab zu gestatten, einem seiner Unterthanen eine so hohe Würde zu veeleihen. Dieser Fall wurde mir von einem bedeutenden Manne in Lucknow erzählt, der sich so widersprechende Maßregeln nicht erkläeen konnte, und auch ich wae nicht im Stande, ihm den gewünschten Aufschluß zu geben. Meiner Meinung nach beruhte bei neun Fällen unter zehn unser politisches Verfahren gegen die Eingebornen auf selbstsüchtigen Grundsätzen, welche ostensibeln Geünde wie auch immee angeführt werden mochten. Die eigentliche Vertheidigung allee unserer Maßregeln beruht in dee Nothwendigkeit, für einen ungeheuren Ueberschuß der Einkünfte in Indien zu sorgen, um den Foederungen dee Eigenthümee der Dividenden und andern Ausgaben im Mutterlande genügen zu können.

Italien.

(Von Meey.)

4. Siena. — Radicoffani. — Aqua pendente. — Rom.

Im 15ten Jahrhundert führte der Künstler ein edles und mächtiges Leben. Italien war eine Werkstätte, ein Schlachtfeld und ein Boudoir. Der Künstler entwarf zu gleicher Zeit die Skizze eines Pallastes, eines Fresko- oder Oelgemäldes, einer Bildsäule, einer Kirche und einer Citadelle. Seine Tage waren voll Arbeiten, voll Wetteifer, voll Abenteuer und voll ernster Studien; seine Palette und sein Meisel wechselten in seiner Hand mit dem Degen, der Armbrust und der Mandoline. In Michel-Angelo ist die ganze imposante Gestalt des Künstlers aus jenem Jahrhundert personifizirt. Sein Leben steht einzig da. Die Päpste, welche sich nur vor Gott neigen, haben sich vor ihm geneigt. Nach seinem Tode stritten sich die Fürsten um seine Leiche, wie um eine kostbare Reliquie, welche der Stadt, welche sie birgt, ewiges Glück bringt.

In der Erinnerung an dieses außerordentliche Leben, übersteigt man auf dem Wege von Florenz nach Rom die Appenninen. Jenseits

derselben gelangt man in die ruhige majestätische Ebene Roms. Für den Künstler ist Rom der Zweck der Lebensreise — das Paradies, die Ruhe, die Unsterblichkeit. Der Weg durch die herrliche Landschaft gleicht einem goldenen Jugendtraume. Wild wachsende Blumen zieren die Straße, schöne Bäume wölben sich über dem schlummernden Wanderer, reizende Weingärten ziehen sich von Hügel zu Hügel, blühende Dörfer lehnen ihre bunten Häuser an das glänzende Grün der Fichten; einsame Klöster liegen zurückgezogen im Walde: die große Landschaft folgt dem Reisenden gefällig und breitet wie zu seiner Feier ihre Reize vor ihm aus, als ob Hunderttausende ihn begleiteten, um sie zu betrachten; man wundert sich, daß man, allein, so vieler Pracht sich gegenüber befindet. Welche Wonne, zu Fuße, den Reisestab in der Hand, dieser hinreißenden Dekoration zu folgen, die sich ins Unendliche verlängert! Abends gelangt man nach Siena, dem Florenz der Appenninen, einer reizenden Stadt, die verlassen in einer Einöde liegt. Hier findet man die Eleganz der toskanischen Hauptstadt, hohe Paläste, mit Marmorplatten belegte Straßen, die Wappen der Strozzi's wieder; ein harmlos glückliches Volk, dessen Sprache Musik ist. Auf dem Wege, der nach Rom führt, athmet man den Weihrauch einer Kirche ein, der Schall einer Glocke ruft den Wanderer rechts ab nach der Kathedrale, die sich in ihrem vollen Glanze erhebt. Die Kathedralkirche von Siena gehört noch jenem glücklichen Jahrhundert an, wo die Kunst nur für den Glauben arbeitete, wo der Baumeister, der Maler, der Bildhauer dem höchsten Wesen dasjenige in Meisterstücken zurückgaben, was es ihnen an Talent verliehen hatte. Italien zählt eine Menge solcher schönen Kirchen von Marmor, die jedem Ankömmlinge geöffnet sind. Der Wanderer, erhitzt von der Reise, findet Kühlung unter dem gastfreundlichen Dache, worauf er, doppelt gestärkt, seinen Weg auf der Römer-Straße fortsetzt, die heutzutage zwar verlassen ist, auf der sich aber ehemals eine ganze Karawane von Künstlern bewegte. Eines Tages begegneten sich hier unter diesem Thore von Siena zwei Reisende zu Pferde. Der eine kam aus dem Gasthause von Poggi-Bonzi, der andere zog nach Florenz. Der eine, groß, athletisch, mit großen schwarzen Augen und Braunen, krausem Haare; der andere, noch halb Kind, mit jungfräulichem rosigem Gesichte, gleich einem verkleideten Mädchen; sie drückten sich brüderlich die Hand. „Ich gehe nach Florenz, um in Marmor zu arbeiten, sagte der eine, und ich bleibe zu Siena, um die Sakristei zu vollenden, sagte der andere. Es waren Michel-Angelo und Raphael. — Heutzutage findet man unter demselben Thore nur noch einen Zollbeamten, der dem Reisenden den Paß abverlangt. Die Sakristei, an welcher Raphael arbeitete, macht, daß man die ganze Kirche vergißt. Nur zerstreut betrachtet man dieses prachtvolle Schiff von weißem und schwarzem Marmor; diese Kanzel, welche auf den Thieren der Apokalypse ruht; diese Säulen von Jaspis und Porphyr, und dieses Karnieß des Chors, das aus den Häuptern aller Päpste von St. Peter bis auf Alexander III gebildet ist. Rasch geht man an all dieser Pracht vorüber und eilt nach der Sakristei, welche Raphael mit seinen Fresken verherrlicht hat. Anfangs stutzt man, wenn man hört, daß Raphael nur eine dieser ewigen Fresken gemalt hat, welche die vier Wände zieren; übrigens hat er alle Zeichnungen entworfen. Bernhard Perugino hat sie beendigt; sie stellen die historischen Thaten des Papstes Pius II dar. Mitten in dieser Sakristei hat die sienesische Geistlichkeit die drei Grazien gastfreundlich aufgenommen.

Siena läßt lachende Erinnerungen in dem Reisenden zurück. Man gedenkt gern seiner graziösen Physiognomie, seiner modernen Gebäude, seines Platzes Del Campo. Was aber hauptsächlich zu Siena auffällt und was bis jetzt noch von keinem Reisenden berührt wurde, ist, daß diese Stadt das Wappen Roms, die Wölfin, welche die Zwillinge säugt, angenommen hat. Man tritt mit freudigem Herzen aus dem Thore, denn es scheint, als liege Rom am andern Ende des Weges. Diese Illusion dauert jedoch nur kurze Zeit. Allmählich wird die Landschaft düsterer, die Bäume werden seltener, die Hügel niedriger. Man fühlt, daß Toskana aufhört, daß das Leben erlischt und eine neue Herrschaft beginnt. Der Uebergang gleicht der ersten entzaubernden Wolke nach der Begeisterung der Jugend. Einförmig dehnt sich die Landschaft aus. Von Zeit zu Zeit erheben sich Kalkfelsen mitten aus dem Getreide, als erste Ausläufer eines vulkanischen Gebirgs, das man im Nebel des Horizonts wahrzunehmen glaubt. Wohl sieht man hie und da noch einige Villa's inmitten einer Oase, die sonderbar absticht gegen die traurige Ebene; allein bald sind auch diese vorüber, der Grasboden verschwindet, die große Straße ist mit dichtem Staube bedeckt; ein unangenehmer Wind säuselt durch das Schilf der Maremmen, und führt einen leichten Schwefelgeruch oder ansteckende Fieber mit sich. Die kleinen Weiler, welche man an der Straße antrifft, gewähren einen trostlosen Anblick. Die wenigen Bewohner sehen dürftig und wild aus. Sie flößen Furcht oder Mitleid ein. Zuweilen gewahrt man mitten in der Haide auf einem Felsenblocke einen armen Hirten, in einen rothen Mantel gehüllt, der einige Schafe hütet, noch magerer als er selbst. Dieß sind die einzigen Gestalten, welche die melancholische Landschaft beleben. Man gelangt zu einigen kaum bewohnten Häusern, welche den vom Elend entlehnten Namen: Torrinieri führen, und von da nach Polderina, gleichfalls einem Haufen armseliger Hütten. Hier wird die Straße von hohen Bergen eingeengt, die Römer-Straße verwandelt sich in einen Pfad für Ziegen oder Banditen. Wohin führt dieser Weg? fragt man einen Hirten; mit hohler Grabesstimme antwortet er: „Nach Riecorsi!“ und eine dürre Todtenhand reckt sich aus, um den Lohn für die Zurechtweisung in Empfang zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gingkobaum von Japan hat in dem botanischen Garten von Montpellier nicht nur geblüht, sondern auch reife Früchte getragen, deren Kerne geröstet einen sehr angenehmen Geschmack haben. Wahrscheinlich wird der Baum im südlichen Europa naturalisirt werden, wo das Klima ihm günstig zu seyn scheint.

☞ Mit Bezugnahme auf die Ankündigung des Auslandes für das laufende Jahr 1836 theilen wir anliegend unsern Lesern die beiden ersten Nummern der „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes“ mit, und bemerken zugleich, daß die unentgeldliche Mittheilung derselben bis Ende März fortdauern wird. Wer dieselben fortdauernd zu erhalten wünscht, wird gebeten, bei den betreffenden Postämtern oder bei den Buchhandlungen seine Bestellung zu machen, da das Literaturblatt keinen integrirenden Theil des Auslandes, sondern ein selbstständiges Journal bildet, und daher es jedem überlassen bleibt, dasselbe neben dem Auslande zu beziehen oder nicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Nr. 1 und 2 der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes.)

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1836.

Skizzen aus der Umgebung von Algier.

4. Maison carrée.

Maison carrée ist ein festes Lager, welches 3 Stunden von Algier entfernt auf der östlichen Hügelkette liegt, und wie Kuba und Mustapha die ganze blühende Meeresbucht bis zum Kap Matifu überschaut. Seine Kasernen bestehen ebenfalls aus einem Vierecke von Steinbarracken; seine Besatzung ist schwach, da man jetzt keine große Wichtigkeit mehr auf die Behauptung dieses Punktes zu legen scheint. In den Sommermonaten ist dessen Bewachung einem befreundeten Araberhäuptling anvertraut. Unweit dieses Lagers fließt die Haratsch, welche im kleinen Atlasgebirge entspringt, und die fruchtbarsten Gegenden von Metidschah bewässert, in das Meer. Man erblickt dort eine schöne steinerne Brücke, welche aber nicht römischen Ursprungs, sondern von den Arabern gebaut ist.

Auf Maison carrée sieht man auch das Grab jenes unglücklichen Lieutenants der Fremdenlegion, der am 23 Mai 1832 einige Meilen von da an der Spitze eines Pikets von 32 Mann einen gräßlichen Tod gefunden. Jenes Ereigniß ist noch heutiges Tags mit allen seinen furchtbaren Details in frischem Angedenken, und wird hier jedem fremden Besucher erzählt.

Es war ein nebliger Morgen, als der Kommandant Salomon zu Pferde mit 3 Chasseurs und 32 deutschen Soldaten der Legion zur Patrouillirung in die Umgegend ausrückte. Nach zwei Stunden kam dieser Offizier mit den Chasseurs bleich und athemlos gesprengt, und brachte keuchend selbst die Nachricht von der Niedermetzelung des Pikets, welches von einer zwanzigfach überlegenen Anzahl arabischer Reiter aus einem Hinterhalte überfallen und ehe es Zeit gefunden, ein Viereck zu bilden, zersprengt und zusammengehauen wurde. Die Besatzung von Maison carrée war damals zu schwach, um sich allein nach der Ebene zu wagen. Man erwartete daher Verstärkung an Reiterei und Artillerie aus Algier und konnte erst am folgenden Morgen nach dem Orte marschiren, wo sich der traurige Vorfall begeben hatte. Aber welch ein fürchterlicher Anblick erschütterte dort die Stahlherzen der Krieger! Da lagen die Leichen ihrer unglücklichen Gefährten auf einen Haufen geschichtet, alle der Kleider beraubt und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und zerfetzt. Dem Lieutenant Cham, einem Schweizer von Geburt, war der Leib aufgeschnitten, und die Gedärme hingen ihm um den Hals gewickelt. Der Kopf des Sergeanten Waldeck stand auf einem Pfahle gespießt und seine Augen, welche blutriefend aus ihren Höhlen hingen, starrten schrecklich die entsetzten Kameraden an. Von allen fehlte nur ein einziger. Wer es war, konnte man bei der gräßlichen Verstümmelung der Leichname nicht erforschen. Man begrub die Unglücklichen auf demselben Platze ohne Denkmal. Die Gebeine des Lieutenants Cham wurden nach Maison carrée gebracht, wo die Offiziere der Legion ihm einen Denkstein setzen ließen, und die Soldaten auf seinem Grabe einige Blumenbeete gruben, auf welchen Lorbeerbäumchen und Cypressen grünen.

Kurze Zeit nach jenem tragischen Ereignisse wurde die Besatzung von Maison carrée gewechselt, und einige Kompagnien Italiener ersetzten die Deutschen. Da kam im Monat August 1832 ein Mann in Beduinenkleidern geschlichen, der auf das qui vive? der Schildwache, sich lachend mit den Worten näherte: „was willst du denn, Narr? Ich bin ja dein Kamerad, ein Deutscher." Allein der gute Italiener, der kein Wort deutsch verstand, und jenen nun einmal für einen Beduinen hielt, streckte den Annähernden zu Boden. Als man den Ohnmächtigen näher betrachtete, erkannte man doch, daß dieses blonde Haar und diese weiße Haut keinem Sohne der Wüste angehören konnten, und als der Unglückliche wieder zur Besinnung gekommen, erfuhr man denn, daß es ein Deutscher, Johannes Wagner aus Leipzig gebürtig, war, den man mit jenem Piket getödtet glaubte. Er war der einzige, den der Grimm der Araber verschont hatte, und der Talisman, der ihn vom Martertode gerettet, war nichts, als das Wort „Muhammed!" das er mit lauter Stimme ausrief, als das Mordschwert seiner Feinde über ihm funkelte. Der bloße Name ihres Propheten hemmte den Streich jener fanatischen Wilden und kühlte ihren Blutdurst. Sie schenkten dem verhaßten Christen das Leben, bekleideten ihn mit einer weißen Wolldecke, und führten ihn viele Meilen weit mit sich in die Wildniß. Er diente dem Scheikh eines nomadisirenden Stammes als Sklave, hatte es aber gar nicht

schlecht bei ihm. Er schlief mit unter dem Himah *) seines Herrn, und aß mit ihm aus einer Schüssel. Lange harrte er auf eine günstige Gelegenheit zu entrinnen, die sich ihm erst darbot, als die Beduinen ihre Zelte abbrachen, um nach andern Weideplätzen zu ziehen. Drei Nächte lang irrte er nach seiner Flucht in den Gebirgen umher, sich von nichts als einigen Wurzeln und wilden Früchten nährend. Er getraute sich nur in der Dunkelheit zu marschiren, am Tage verbarg er sich in Höhlen. Der Unglückliche kam nach so vielen Gefahren wieder zu seinen Kameraden zurück, um aus ihren Händen den Tod zu finden. Er starb einige Wochen nachher an jener Schußwunde zu Algier im Spitale.

Außer den interessanten Details, die er über das Leben jener nomadisirenden Araber berichtete, war besonders die Schilderung von dem Ende seiner Kameraden rührend und erschütternd. Angefeuert durch das Beispiel ihres tapfern Lieutenants, der durch wenige Heldenworte ihren Muth anfachte, kämpften sie mit äußerster Verzweiflung bis auf den letzten Mann. Namentlich zeichnete sich unter ihnen der Belgier Allegro und der Tambour Zimmermann, ein Bayer, aus, welcher letztere mit dem Trommelschlägel in der linken Hand bis zum letzten Athemzuge auf sein Instrument schlug, während er mit der rechten Faust den Säbel schwingend wie ein Löwe seinen Lieutenant vertheidigte. Dieser ward nach der wüthendsten Gegenwehr lebendig gefangen genommen, mit dem Rücken auf einen Pfahl gespießt, und endlich mit seinen eigenen Gedärmen erdrosselt. Aber trotz der fürchterlichsten Qualen, kämpfte er jeden Schmerzensausruf nieder, und gab schweigend den Geist auf, wie ein ächter Held. „Courage malheureux“ steht auf seinem Grabsteine und wahrlich, der Unglückliche hat ihn in hohem Grade bewährt.

*) Himahs heißen die Araber ihre Zelte aus Kamelshaaren.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Setzen wir in Nordamerika unsere Uebersicht fort an dem allmählich wieder sich erhebenden Landrücken, so stoßen wir hier zuerst auf den großen See von Nicaragua mit dem San Juan als Ausmündung ins Meer. Nachdem das Land von Veragua aus sich bald in einzelnen Hügeln, bald in einem Tafellande, Mesa genannt, erhoben hatte, senkt es sich nochmals in dem Nicaragua-See,**) dessen südwestliches Ufer mit einer Reihe von Vulkanen begränzt ist. Eine ähnliche Senkung bildet der Golf von Fonseca, der jedoch gegen die See offen ist; die dritte ist der See Izaval, gleichfalls mit einer Ausmündung in das caraibische Meer, wie der Nicaragua. Von jetzt an steigt das Gebirge stärker empor, und die ersten großartigen Gebirgs-Seen sind die auf dem Plateau von Mexiko oder Anahuac, in deren Mitte die alte Tenochtitlan gegründet wurde. Die Zahl der Seen beträgt fünf, die von Süden nach Norden aufgezählt folgende sind: Chalco, Xochimilco, Tezcuco, San Christoval und Zumpango; der mittlere und größte, welcher beinahe so groß ist als die andern mit einander, *) enthält oder enthielt vielmehr die Stadt Mexiko, denn jetzt ist sie nicht mehr von Wasser umgeben, leidet aber häufig durch die Ueberschwemmungen des Sees, denn wie der Tezcuco der mittelste ist, so ist er auch der am tiefsten liegende, und die andern ergießen über ihn ihr Wasser wenn sie anschwellen. Um diesem vorzubeugen, hat man ungeheure Arbeiten übernommen, die in den zwei letzten Jahrhunderten der spanischen Herrschaft über 6 Millionen Piaster kosteten, und über die armen Indianer, die man zur Frohnarbeit zwang, unsägliches Elend verbreiteten; man führte nämlich einen Kanal durch die Seen Christoval und Zumpango nach dem Dorfe Huehuetoca, **) wo eine Schleuße, Vertideros genannt, angelegt wurde. Um aber von hier aus das Wasser nach dem Rio Tula zu leiten, und somit wirklich aus dem Thale fortzuschaffen, mußte eine Hügelkette bei Nochistongo bis zu einer außerordentlichen Tiefe durchgraben werden, und zwar auf einer Strecke von mehr als 15,000 Fuß: die Gesammtlänge des Kanals von der Schleuße zu Huehuetoca bis zum Falle (salto) des Rio Tula beträgt 62,000 Fuß. Die völlige Ausführung des Werkes ist durch die Revolution ins Stocken gerathen, und auch die ältern Arbeiten zum Theil verfallen, so daß Mexiko stets noch in Gefahr geriethe, durch die Ueberschwemmungen des Sees vernichtet zu werden, wenn nicht die allmähliche Wasserabnahme in den Seen, wie es scheint, durch die größere Urbarmachung des Landes und die Lichtung des Bodens, begünstigt würde.

**) Er ist nicht der einzige, sondern der Managua oder Leon-See, der etwas höher liegt und sich in ihn ergießt, gehört dazu.

Weiter nach Norden hinauf ist in der Cordillerenkette von Gebirgs-Seen wenig bekannt, obgleich die Gebirgsbildung, namentlich gegen Californien hin das Vorhandenseyn derselben begünstigt, denn der Gila, so wie der Tololotlan***) und Hiaqui laufen durch mehrere Gebirgsbassins, die sie wahrscheinlich vorher ausfüllten, ehe sie sich durch das Gebirge Bahn brachen. Weiter hinauf gegen Norden aber, wiederum an einem Knoten des Gebirgs, wo der spanische Pik, der Long Pik und der James Pik sich erheben, finden sich einige Seen, der Cutis- und Reddie-See, aus denen der Bighorn- und Yellowstone-Fluß entspringen. Weiter hin sind die Gebirge zu unbekannt.

Wir haben jedoch in Nordamerika, dem an Seen reichsten Lande der Welt, noch drei Klassen von Seen aufzuführen, die sich je nach ihrer Lage auch durch ihren Charakter unterscheiden. Die erste umfaßt die Seen in Louisiana, die zweite die Seen in Neukalifornien, Oregangebiet und Neukaledonien, die dritte endlich das große nordamerikanische Seegebiet von 42° bis 70° N. B. Von den vielen Seen in Louisiana, die bloß eine Folge der Deltabildung und des dadurch an einzelnen Stellen ge-

*) Seine Oberfläche beträgt etwas über 10 □ Lieues, die andern zusammen 12.

**) Daher führt auch der Kanal den Namen Desague de Huehuetoca, d. h. der Ableitungskanal von H.

***) Einen See bildet dieser Fluß jetzt noch.

stauten Wassers sind, ist schon früher die Rede gewesen, *) es bleiben uns also nur die beiden andern Klassen übrig, die, wie es scheint, allmählich in einander übergehen. In Neukalifornien sind der Tegujo und der Timpanogos, jener vom San Felipe, dieser vom Multnomah gebildet, dann im Oregangebiet der Otchenankane, Cutsamin und Flatbow. Wie in Südamerika, so fällt auch hier die Cardillerenkette steil gegen Westen, sanfter gegen Osten ab, und nach einem brausenden Lauf im Gebirge kommen die Flüsse mit einem Mal in der Ebene in Tiefthälern oft von sehr geringer Breite an, füllen und höhlen diese aus, die und da auch sind weite Ebenen von den Hügeln der Uferkette fast geschlossen, und das Wasser sammelt sich in denselben. In so ferne gehören diese Seen des Oregangebiets noch der Gebirgsbildung an, und sind zum Theil bloße Stromerweiterungen; ob aber der kleine Bären-See und der Stuart-See in Neukaledonien auch der Gebirgsbildung oder schon dem nördlichen Seegebiete angehören, ist zweifelhaft; ist das letztere der Fall, so ist auch die Fortsetzung der Felsengebirge über den 55° hinaus bis ans Eismeer zweifelhaft, denn der Charakter des nordamerikanischen Seegebiets, das man als eine in breiten Stufen abfallende Granitebene bezeichnen kann, ist einer hohen Gebirgsbildung, gleich der der Felsengebirge, entgegen; doch ist das erstere wahrscheinlicher.

Die Höhe, auf der der Mississippi entspringt, liegt 1800 Fuß über dem Meere und ist mit Seen bedeckt, die den beiden Abhängen, dem nördlichen und dem südlichen angehören. Zur Frühlingszeit jedoch, wo die Seen anschwellen, stehen die Seen beider Abhänge mit einander in Verbindung, und die Wasserscheide verschwindet. Das Land fällt nach Norden, Süden und Osten ab, aber nach allen sehr verschieden; nach Norden und Osten fällt das Land in Stufen ab, nach Süden dacht es sich mit der einzigen Ausnahme der St. Anthony Fälle allmählich ab, weßhalb hier keine Seen sich zeigen; der Abfall gegen Osten ist in den Fällen von St. Marie schwach, im Niagarafall sehr stark ausgesprochen; gegen Norden bezeichnen die Seen Winnipeg, Athapesko, Sklaven- und der große Bären-See die langhingestreckten Abstufungen, und im Grund muß man die Hudsonsbai nur als einen zufällig gegen Norden offenen See ansehen, denn das Land Labrador gehört nach zu derselben Formation, wie das westlich von der Hudsonsbai gelegene Festland.**) Auf der ganzen Strecke zwischen 42° und 70° N. B. tritt der Granit, überhaupt Urgestein, fast allenthalben zu Tage, und streicht in breiten Ketten, wie die Granitformation gewöhnlich von Westen gegen Osten; daß der Abhang nur sekundär in dieser Richtung, und hauptsächlich gegen Norden geht, thut nichts zur Sache, denn die Gewässer richten sich in ihrem Lauf nach den der Zeit noch zuletzt gebildeten Abhängen. Die Basis der Abdachungen dieser Granitformation liegt zwischen den Quellen des Saskatschewa und des Mississippi, und die Radien derselben bilden zwischen dem Ausfluß des Mackenzie und des Lorenzstroms einen Bogen von ungefähr neunzig Grad. Der Lorenzstrom mit seinen Vätern, den großen Seen, bildet den Ostabfall, der Severn, Nelson, Churchill den Nordostabfall, und nun beginnt der Nordabfall mit dem Thlew-ee-tscho-dezeth, den Back hinabfuhr, und geht dann über den Kupferminen-Fluß nach dem Mackenzie fort. Die größte Zahl von Seen findet sich in der Mitte, und sie endet auch mit der tiefsten Einsenkung, der Hudsonsbai.

Es wäre eine verlorene und undankbare Mühe, namentlich bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse von diesem Lande, alle diese Seen, deren Zahl, groß und klein, zusammen vielleicht in die Tausende geht, aufzählen, und nach ihren Verbindungen unter einander ordnen zu wollen; unsere Karte führt die bedeutendsten auf, und jeder gute Handatlas gibt mehr, als wir hier mitzutheilen vermöchten. Aber bei der Betrachtung des Landes dringt sich nothwendig die Frage auf, was wohl der Grund dieser sonderbaren Erscheinung seyn möge, die sich nirgends auf der ganzen Erde in diesem Umfang wiederholt. Eine genügende Lösung dieser Frage ist schwer, vielleicht unmöglich, doch geben zwei Erscheinungen einen deutlichen Fingerzeig. Oben ist schon bemerkt worden, daß Urgestein auf dem ganzen ungeheuren Landstrich fast überall zu Tage anstehend gefunden wird, und dieß ist namentlich an den Ufern der großen Seen der Fall. Zudem ist das Land besonders auf der Achse der großen Wölbung auffallend kahl. Dagegen ist der ganze südliche Abhang mit Rollsteinen (boulders) *) überdeckt, die je weiter gegen Süden immer kleiner werden, und sich endlich in leichtes Geröll und Sand verlieren, als hätte eine mächtige Fluth sie fortgewälzt, wobei natürlich die größten und schwersten zuerst zu Boden sanken. Dieß führt auf die Ansicht, daß, als das Land durch eine mächtige vulkanische Kraft getrieben sich über die Meeresfläche emporhob, und jene flache Wasserscheide zwischen 45° und 50° sich bildete, die Granitdecke an tausend verschiedenen Punkten barst, und die dadurch veranlaßten gewaltigen Risse, Spalten und Abgründe allmählich theils durch innere Quellen, theils durch die Gewässer des Himmels sich füllten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe den Abschnitt über das Mississippi-Delta Nr. 162 des vorigen Jahrs.

**) Das nördliche Land, das Kapitän Roß auf seiner letzten Fahrt betrat, und welches wahrscheinlich nicht durch einen Isthmus mit dem amerikanischen Kontinent verbunden, sondern durch eine Meerenge getrennt ist, ist nicht mehr Granit, sondern Kalksteinformation, was Barrow auch mit als einen Beweis ansieht, daß eine Durchfahrt vorhanden sey.

*) Diesen Ausdruck brauchen die amerikanischen Schriftsteller, welche diesen Umstand hervorgehoben haben, namentlich Hr. Schoolkraft in seiner Reise nach den Quellen des Mississippi, und ein Ungenannter in einer Abhandlung über den Niagarafall, aus der wir kürzlich (s. Nr. 15 v. d. J.) einen kurzen Auszug gegeben haben.

Gegenseitige Täuschung.

Der Washingtoner Korrespondent des Bangor Whig theilt folgende belustigende Nachricht über die Laufbahn eines Individuums mit, dem man in jener Stadt unlängst seine geborgten Federn ausrupfte: „Im August vorigen Jahres kam ein junger Engländer unter dem Namen Lord Musgrave nach New-York, der die dortige fashionable Welt mit Sturm eroberte. Sein Benehmen, seine Kleidung, seine

Grundsätze und seine Equipage waren tadellos, und so zu sagen unwiderstehlich. Lord Musgrave hätte sich gern verheirathet, allein obschon es ihm gelang, in den besten Cirkeln New-Yorks Zutritt zu erhalten, so war doch nicht daran zu denken, ein Ehebündniß mit einer plebejischen Amerikanerin zu schließen. Zu rechter Zeit kam indeß ein reicher Engländer von Jamaica mit einer heirathsmäßigen und ehelustigen Tochter an, die sich für nichts mehr und nichts weniger als eine Marquisin ausgab. Der Lord warf seine Augen auf die junge Dame und diese die ihrigen auf den Lord, und beide dachten, daß sie nichts Besseres thun könnten als sich heirathen. Der klügere Vater war jedoch dem Bündniß entgegen, und so entführte der Landstreicher die Tochter. Beide wurden Mann und Weib nach kirchlicher Verordnung; nach wenigen Wochen aber machte die Lady die Entdeckung, daß ihr Lord nichts als ein bankerotter Krämer aus London sey, und der Lord wurde inne, daß seine Marquisin eine Modehändlerin von sehr zweideutigem Charakter und ihr angeblicher Vater ein verunglückter Schmuggler aus Cornwallis war, der die junge Dame als Freund nach Amerika begleitet und sich bereits aus dem Staube gemacht hatte. Als Lord und Lady nun dahinter gekommen waren, wie fein sie sich gegenseitig hinters Licht geführt hatten, beschlossen sie ihr Kapital von Unverschämtheit zusammenzulegen und das Geschäft des Betrugs ins Große zu treiben. In dieser Absicht kamen sie nach Washington und suchten sich mit der großen Welt in Verkehr zu setzen, was ihnen ohne Zweifel gelungen wäre, hätte nicht ein Bedienter eines englischen Baronets den angeblichen Lord erkannt und seinen wahren Charakter bekannt gemacht."

Italien.

4. Siena. — Radicoffani. — Aqua pendente. — Rom.

(Fortsetzung.)

Riccorsi erinnert mich an einen unglücklichen Tag, und schriebe ich die nachfolgenden Zeilen auch nur nieder, um den Reisenden eine heilsame Lehre zu geben, so glaube ich meinen Landsleuten, die etwa nach mir durch dieses Jammerthal reisen, keinen kleinen Dienst erwiesen zu haben. Nüchtern und zu Fuße hatte ich Polderina verlassen. Dieses Riccorsi erschien mir wie das gelobte Land, wo ich zwar nicht auf Honig, wohl aber auf Milch rechnete. Im Hintergrunde eines der fruchtbarsten Thäler der Appenninen gewahrte ich eine Hütte, welche ich für eines der äußersten Häuser von Riccorsi hielt. Rasch eilte ich den steinigten Fußpfad hinab, der zu der Hütte führte: die Hütte war Riccorsi. Ich trat in ein dunkles, übelriechendes Gemach. Dieß war das Speisezimmer, das Schlafzimmer, die Küche und das Schlachthaus zugleich. Aus einer Wolke von Rauch traten zwei junge hübsche Mädchen hervor. Halbtodt vor Hunger bat ich sie um ein Frühstück. Unter kläglichen Gebärden sangen sie mir ein niente vor. Alle Bitten, alle Beschwörungen um Brod, um ein paar Eier, was man in der ganzen Welt findet, waren vergebens. Ihr ewiger Refrain war: wir haben nichts.

Ein Zug des Mitleids schwebte über die frischen rosigen Gesichter. „Sind Sie allein?" fragte die eine. — „Nein, erwiderte ich, zwei Freunde folgen mir und werden gleich hier seyn. Im Namen unserer heiligen Frau von Riccorsi verschaffen Sie uns einen Schatten von Frühstück. Wir reisen nach Rom, wir werden Ihnen einen geweihten Rosenkranz zurückbringen. Das Frühstück wollen wir Ihnen bezahlen, als wären wir Engländer.

„Wohlan, entgegneten sie gerührt, Sie sollen eine Taubensuppe haben." — „Eine Taubensuppe! schauderhafter Gedanke! Aber, sagte ich, da Sie Tauben haben, lassen Sie dieselben lieber braten."

„Wir haben nur eine, die wir auf nächsten Sonntag als Osterlamm aufzuheben gedachten." Die unglückliche Taube ward geschlachtet und eine halbe Stunde darauf uns in einer wasserklaren Brühe aufgetragen. Wir verließen dieses Hungerthal und setzten unsern Weg fort; vom Gipfel des Berges wendete ich meinen Blick noch einmal nach Riccorsi zurück. Die beiden jungen Mädchen standen in melancholischer Stellung auf der Schwelle des Hauses. Die Landschaft, welche sie umgibt, findet nur in der Phantasie ihresgleichen. Gähnende Abgründe von ausgetrockneten Kataratten und Wildbächen, die nur im Winter Wasser mit sich führen, und Felsentrümmer und Baumstämme trifft man hier in Menge.

Endlich sahen wir in der Ferne ein malerisches Dorf, San Quirico, in der Nähe aber ist es schwarz und armselig. Es liegt auf einem Berge, um dort reine Luft zu athmen, eine treffliche Maßregel für Einwohner, die nur von der Luft leben. San Quirico ist von einem Gürtel von Olivenbäumen umgeben, aus deren Mitte ein viereckiger Thurm emporragt. Jenseits des Dorfes wird die Gegend wieder traurig; man nähert sich dem vulkanischen Berge, auf welchem das schwärzliche, eisenhaltige Dorf Radicoffani erbaut ist. Das Geheimniß der alten Ausbrüche dieses Vulkans ist durch die Geologen noch nicht erklärt; man weiß nichts weiter, als daß da, wo heutzutage Radicoffani steht, früher ein feuerspeiender Berg war, dessen Verzweigungen sich bis nach Bolsena erstreckten. Die aus diesem Feuermeere ausströmende Lava theilte sich und erlosch im mittelländischen und adriatischen Meere. In jener Urzeit stand ganz Italien in Flammen, bis ein Hauch von Oben das Feuer löschte. Die Lavaströme, die über einander gestürzten Felsen, die geschmolzenen Berge und ihre Schlacken behielten im Augenblicke des Erkaltens ihre Gestalt, und dieses merkwürdige Schauspiel bietet Radicoffani noch heutzutage dem Reisenden dar. Begibt man sich von diesem wilden und ausgebrannten Krater herab, so gelangt man auf einen Boden, der keinen Namen und keinen Herrn hat, auf ein neutrales Land, das niemand will, weder der Großherzog von Toskana, noch der Papst. Nur vielleicht im Monde findet man einen Boden, der demjenigen gleicht, welcher sich unter Radicoffani ausbreitet. So weit der Blick reicht, nichts als Lava und Schlacken bunt durch einander, als ob sie eben erst erkaltet wären. Man sollte glauben, eine ungeheure unterirdische Konvulsion habe die Berge in die Luft geschleudert, und in Trümmern seyen sie zurückgefallen. Trauer bemächtigt sich des Gemüths, und die ganze Natur scheint dieselbe zu theilen. Lange zieht sich der Weg durch diese verödete Gegend hin, bis man endlich gegen Abend ein sumpfiges Land und mit diesem die Gränze derselben erreicht. Beim Anblicke eines Hirten und einiger Schafe kehrte mir eine freudigere Stimmung zurück. Ein Sonnenstrahl streifte über das Schilfmeer hin, das einen glänzend hellen Fluß umgab. Ich erkannte die Gebirgswasser der Paglia. Ich betrat den römischen Boden; der links liegende kleine Weiler war Ponte Centino; zur Rechten erschien an den Abhang eines Berges gelehnt die alte Hauptstadt Porsenna's und der Volsker. In diesem Augenblicke schwebte ein Adler über Ponte Centino; ich begrüßte den Glücksboten und vergaß die Schrecken von Radicoffani.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1836.

Allgemeine Bemerkungen über die Indianer von Paraguay.

(Aus Renggers Nachlaß.)

Ich traf bei allen indianischen Völkerschaften, die ich kennen lernte, die nämlichen Hauptzüge an: indessen hat jeder Stamm seine Eigenthümlichkeiten, durch die er sich leicht von andern unterscheiden läßt, wie z. B. die Guaranis von den Payaguas, diese von den Mbayas u. s. w. Im Ganzen haben die Indianer nicht so starke, sondern mehr gerundete Glieder als die Weißen. Unempfindlichkeit, träge Gleichgültigkeit und ein finsteres Wesen sind den indianischen Nationen insgemein eigen; dabei sind sie mißtrauisch und schauen selten dem, der zu ihnen spricht, ins Gesicht.

Nach Hrn. A. de St. Hilaire führt ein Indianerstamm in Brasilien den Namen coroadas, von der Weise wie sie ihre Haare schneiden. Dieß sind vermuthlich wilde Guaranis; denn die in Paraguay wild lebenden Guaranis pflegen sich wie die Mönche einen Büschel Haare mitten auf dem Kopfe wegzuschneiden; coroado heißt übrigens gekrönt. Hr. von St. Hilaire hält diese Coroadas nur für eines geringen Grades von Kultur fähig, und lobt das Verfahren der Jesuiten in den Missionen, indem er sagt, da diese Menschen durchaus nicht dahin zu bringen seyen, für die Zukunft zu sorgen, müßten sie von jemand regiert werden, der dieß Geschäft für sie übernehme. Allein dieser Hang, sorglos in den Tag hinein zu leben, liegt so tief in der Natur des Indianers, daß diese Menschen als Nation nie civilisirt und frei werden können, daher ich für das Beste halte, daß sie als Völkerschaften verschwinden, und die Individuen vereinzelt, durch anhaltende Vermischung und durchs Beisammenleben mit Weißen, der Civilisation näher gebracht werden, worin ich mit Azara's Ansicht übereinstimme. Der Beschreibung von Brasilien nach zu urtheilen, ist es wahrscheinlich, daß die Guaranis ehedem vorzüglich die Küsten dieses Landes, die übrigen Indianerstämme aber mehr das Innere desselben bewohnt haben. Man würde also früher von Cayenne bis zu den Conchas und von da bis nach Paraguay die Guaranis immerfort an den Ufern der Gewässer angetroffen haben.

In den jüngsten Zeiten sind, mit mehr oder weniger Erfolg, in verschiedenen Theilen von Brasilien Versuche gemacht worden, die Indianer zu civilisiren. In diesem Lande kann ein solches Unternehmen eher gelingen, als in Paraguay. Dort sind dieselben nicht so kriegerisch, noch an das Reiten gewohnt, wie dieß in Paraguay, mit Ausnahme der Caayguas, der Fall ist. Der eben genannte Stamm, von der Nation der Guaranis, ist körperlich schwächer und weniger unternehmend als seine wilden Nachbarn, die Mbayas zum Beispiele, und dürfte darum eher zu zähmen seyn. Indessen sind mehrere Caayguas, welche die christliche Religion angenommen und von Jugend auf unter den Weißen gelebt hatten, in ihre Wildnisse und zu ihrer frühern Lebensweise zurückgekehrt. Ich halte es übrigens für ein verkehrtes Unternehmen, wenn man die Wilden durch unmittelbare Bekehrung zum Christenthume civilisiren will, und glaube, man sollte die Sache umgekehrt angreifen, d. h. sie vorher einigermaßen gesittet und dann erst zu Christen machen. Sie müssen schon eine gewisse Stufe von geistiger Bildung erreicht haben, ehe man ihnen die christlichen Religionslehren beibringen kann. Es haben daher auch alle in obigem Sinn angestellten Versuche jederzeit fehlgeschlagen. Die Missionen der Jesuiten darf man hier nicht in Anschlag bringen; dort ging es bekanntlich ganz anders zu. Die Religion gab im Grunde bloß den Namen und einige äußere Formen zu diesen Niederlassungen her; Gewohnung an Arbeit, an eine regelmäßige Lebensweise, an Ordnung und Gehorsam waren die Hauptsachen.

Wie die Weiber der Botocuden jedes Stück Zeug, das sie geschenkt bekommen, zum Kopfputze gebrauchen, thun dieß in Paraguay nicht bloß die Wilden, sondern auch die Kinder der Creolen, die den Kopf mit einem Lappen wie mit einem Schleier umhüllen, während sie übrigens ganz nackt einhergehen. Ueberhaupt haben die Creolen viele indianische Gebräuche angenommen; so flechten sie z. B. die Haare ihrer Kinder in zwei Zöpfe, die bei den Ohren herabhangen. Die Indianer schneiden sich die Spitzen der Haare ab, um diese wachsen zu machen. Bei den Payaguas, den Mbayas, den Guanas und den Pampas-Indianern fand man ehedem unter den einzelnen Individuen eine große Ungleichheit des Eigenthums, die sich in ihrer Klei-

dung und in ihrem Putze kund that; heutzutage ist dieß, wenigstens bei den Payaguas, die den Branntwein lieben, nicht mehr der Fall. Die wilden Indianer verkaufen zuweilen Kinder, es sind jedoch immer Waisen. Indessen sucht oft ein Stamm dem andern Kinder zu stehlen, um diese nachher für eine Kleinigkeit wegzugeben. Man hat aber kein Beispiel, daß eine Mutter ihr eigenes Kind verkauft hätte; Väter haben dieß wohl im Zustande der Trunkenheit gethan, nüchtern geworden forderten sie dann ihre Kinder wieder zurück. Allein das Befördern einer allzufrühen Niederkunft ist bei allen wilden Indianern etwas Gewöhnliches. Die Creolen sehen es als eine Gott gefällige Handlung an, das Kind eines Wilden zu kaufen und zu erziehen. Die Erziehung gelingt zwar, zumal bei Knaben, nur selten; indessen geht es diesen Pflegkindern nie schlimm, da nur wohlhabende Leute dergleichen annehmen und die Kinder niemals Sklaven werden.

Mit Vergnügen habe ich gesehen, daß Hr. von St. Hilaire in Beziehung auf die indianischen Nationen, die man sonst für Menschenfresser hielt, meine Ueberzeugung theilt. Ich habe über diesen Gegenstand viele Nachforschungen angestellt und keine Spur gefunden, welche die Wahrheit dieser Beschuldigung erweisen könnte, selbst nicht bei Völkern, die heute noch so wild sind, wie vor drei Jahrhunderten und die oft genug Hunger leiden, um Menschenfleisch zu verzehren, wenn diese barbarische Sitte ihnen je eigen gewesen wäre. Die eigentlichen Menschenfresser und Verderber in diesem Lande waren die Spanier.

Die Indianer haben viel Kehllaute in ihrer Sprache. Hindo heißt: höre, siehe da. Der gewöhnliche Gruß ist: Ereyupa, bist du schon da? und die Antwort: Ayn anga, ich bin schon da. Poti heißt Blüthe, yu, geld, golden, und daher, arapotiyu, Morgenröthe oder wörtlich: goldene Tagesblüthe. Wenn man mehrere zusammen etwas fragt, so antwortet keiner. Der Indianer schmeichelt, wenn er Böses gegen jemand im Schilde führt; man bedarf daher steter Vorsicht im Umgange mit ihm. Freund und Feind sind für ihn gleichbedeutend. Obwohl er alle Weißen haßt, so zeigt er doch mehr Scheu und Achtung vor einem Weißen, der weder Spanier noch Portugiese ist, als vor den letztern. Am besten fährt man mit ihm, wenn man ihm immer genug zu essen gibt.

Schon zu Dobritzhofer's Zeiten rauchten die Wilden aus einem Rohre; hingegen sah ich sie höchst selten Gebrauch von Mate machen.

Ich nahm bei den ackerbautreibenden Indianern keine andern Pflanzen wahr, als bei den Creolen in Paraguay, obwohl die weiten Reisen, welche sie nach Peru, zu den Chiquitos, den Portugiesen u. s. w. machen, ihnen Anlaß geben, alle in diesen Ländern gebauten Pflanzen zu bekommen und bei sich zu Hause anzubauen.

Die Natur hat die Wilden, zumal die Payaguas, eine Art von antiphlogistischer Methode in ihren Krankheiten anwenden gelehrt; statt der Blutigel aber setzen sie Schröpfköpfe an, indem sie an dem schmerzhaften Theile so lange saugen, bis Blut hervorkömmt.

Hr. von St. Hilaire hat zu Paranagua, Guaratuba und in andern Theilen der Provinz Sta. Catharina Menschen gefunden, welche Erde verzehrten. Er hält dieß für einen ausgearteten Geschmack; ich kann aber nicht seiner Meinung seyn, und betrachte das Verschlingen von Erde vielmehr als eine Krankheit, die mir in Paraguay häufig vorkam und von der ich eine Menge von Personen heilte. Man sah zwar hier zu Lande die Sache auch nur als eine üble Gewohnheit an. Ich habe mehrere schwangere Weiber damit behaftet gesehen, die nach der Niederkunft diesen unnatürlichen Hang wieder verloren.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Wenn wir in dem großen Gebiet der amerikanischen Seen auf der einen Seite die stufenartige Abdachung des Landes, auf der andern Seite die mannichfache Verbindung der zu einer Stufe gehörigen Seen im südlichern Theile, die Verbindung der Stufen durch Flüsse im nördlichen, *) und den Uebergang aus der einen zur andern in der Mitte betrachten, so kann man nicht umhin, dieser harmonischen Stufenfolge allgemeinere Gründe unterzulegen, und beide Abdachungen, die nördliche, wie die östliche als unentwickelte, aber in fortschreitender Entwicklung begriffene Stromsysteme zu betrachten, und eine genauere Erforschung des Landes wird vielleicht, wie dieß bei dem Niagara jetzt schon der Fall ist, den Beweis liefern können, daß manche Seen bereits wieder verschwunden sind, wiewohl dieß Verschwinden der Seen bei einem vergleichungsweise so vegetationsarmen Lande bei weitem langsamer gehen muß, als in südlichern Gegenden, wo das Leben der Natur in raschern Pulsschlägen dahin eilt.

So einzig in ihrer Art indeß diese amerikanische Seeregion ist, so läßt sich doch aus dem allgemeinen Charakter des Landes ein Grund ableiten, wie dieß gekommen ist, wenn uns gleich dieser Grund unerklärlich bleiben wird. Dagegen aber bietet uns die Landveste der alten Welt ein System von Landdepressionen dar, woran aller menschliche Scharfsinn erlahmt. Ehe wir an die einzelnen Theile der alten Welt kommen, müssen wir die großen Depressionen der alten Landveste erwähnen, von denen früher schon **) gelegentlich die Rede war, denn die Bedeutung dieser großen Depressionen zeigt sich erst dann recht, wenn wir ihren Zusammenhang betrachten.

---

*) Die Verbindung der Superior-, Michigan-, Huron-, St. Clair-, Erie- und Ontario-See ist bekannt: eben so ist gegen Norden der Deer-See, Wollaston, Athapesko und Sklaven-See verbunden. Eine große Menge kleiner Seen in der Nähe des Superior hängt durch den langen Regen-See mit dem Wälder-See, dann durch einen breiten fast seeähnlichen Fluß mit dem großen Winnipeg zusammen, und endlich diese mit der Hudsonsbai durch drei Kanäle, die aus an einander hängenden Flüsse- und Seenreihen bestehen, und von denen der Severn und Nelson die bedeutendsten sind.

**) S. Ausland Jahrg. 1831. Nr. 356.

In Afrika eröffnet die große Sahara, die vom atlantischen Meer bis ans Nilland nur Einmal durch eine niedere Felsenkette und einen quer durchgehenden Oasenzug unterbrochen ist, die Reihe der Wüsten, dann folgt in Asien die syrisch-arabische Sandwüste und nach kurzer Unterbrechung kommen die persischen Salzwüsten von Kerman, Sedschestan, Belutschistan und Mekran. Nun theilt sie sich in zwei Arme; der eine geht ganz östlich fort, setzt über den Indus, und geht durch die Wüste von Multan durch Dschesalmir und Dschudpur bis an das Hochland von Malwa fort, während eine ganz ähnliche Einsenkung wie die des persischen Hochlands sich in der westlichen Gobi fortsetzt. Merkwürdig ist dabei, daß in Persien, der hohen Gobi und in der indischen Wüste Salz und Salzseen ungemein häufig sind. Diesem Zuge großer kontinentaler Depressionen, die nur zum Theil durch Seen bezeichnet sind, läuft ein mächtiger Seenzug parallel im Mittel-, Marmora-, schwarzen und kaspischen Meere zum Aralsee; von hier theilt sich die Reihe gleichfalls in zwei Arme: der eine geht durch die zahllosen Seen der kirgisischen und westsibirischen Steppen nach dem Eismeer, der andere durch die zahlreichen Steppenbecken und Steppenseen bis zum Baikal-See fort. Zu übersehen ist auch nicht, daß ein dritter Zug in der Nord- und Ostsee dem zweiten parallel läuft, und gleichfalls sich in zwei Arme theilt, von denen der eine durch den bothnischen Meerbusen und die zahlreichen lappländischen Seen, der andere durch den finnischen Meerbusen und den Ladoga- und Onega-See und das weiße Meer mit dem Eismeer in Verbindung stehen. Dabei darf nicht übergangen werden, daß zwei große Senkungslinien im Rücken des Ural und diesem parallel laufen, die eine vom weißen Meer, über den Onega-, den weißen See *) und dem Wolgagebiet entlang nach dem kaspischen Meere,**) die andere vom bothnischen Meerbusen durch die zahlreichen Seen von Ostpreußen und polnisch Rußland dem Dnieprthale entlang nach dem kaspischen Meere. An Asien würden sich rückwärts vom Kaukasus, wenn jener Landstrich nicht so furchtbar durch vulkanische Kräfte zerrissen wäre, die beiden Senkungslinien des Rion und Kur einer, die des Tschorok und Arares anderer Seits nicht minder auffallend verfolgen lassen. Aber hier verwirrt sich der Blick durch die konzentrirte Thätigkeit der vulkanischen Kräfte, obgleich sich eine Analogie auch hier kaum verkennen läßt. ***)

Zufällig kann man wohl alle diese Erscheinungen nicht nennen, es herrscht trotz alles Chaotischen eine gewisse Gesetzmäßigkeit vor, die sich nicht in Abrede stellen läßt, und die uns bei der geographischen Uebersicht der Seen leiten muß. Dadurch allein ergibt sich der große Unterschied der Seen von selbst. In der weiten Niederung von dem kaspischen Meere *) aufwärts nach dem Eismeer finden sich nicht weniger zahlreiche Seen, als in der Seeregion des nördlichen Amerika's, aber wie unendlich verschieden sind die geographischen Verhältnisse der Umgebung, und damit der ganze Anblick und die Scenerie der Seen selbst! In Amerika sind es eigentliche Gebirgsseen mit klarem durchsichtigem Wasser, die felsigen Ufer in Folge der Zerberstung häufig in wilde Zacken zerrissen; während die Seen nordwärts vom Aral Seen des Tieflandes sind, wo die Flüsse, von den Höhen herab in der Tiefe angekommen, keinen Ausweg für ihr Wasser mehr finden und Seen bilden, die mehr stehenden Sümpfen ohne bestimmte Ufer **) gleichen, und häufig mit Salz und Kalien geschwängert sind. Welcher Kontrast mit den klaren Seen Nordamerika's, wo man, wie im Obern See auf 5 bis 6 Klastern Tiefe den Grund mit der größen Deutlichkeit beobachten kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bjelaje osero.

**) Diese Linie wird besonders dadurch auffallend, daß gerade hier die Verbindung der ostrussischen Höhenzüge mit dem Waldaigebirg unterbrochen ist.

***) Vom Kaukasus aus südwärts läuft ein Gebirgszug, dem einige Geographen den glücklich gewählten Namen des kolchischen Isthmus gegeben haben; an diesem hängen westwärts die vier Kleinasien durchstreichenden Gebirgszüge, ostwärts aber nur zwei Hauptketten; wie hinter dem Ural, wenn gleich in weiterer Entfernung, die skandinavischen und die englisch-irländischen, die sich so auffallend von den übrigen europäischen Gebirgen unterscheiden.

*) Wir können hier einen Irrthum unserer Karte nicht ungerügt lassen, welcher der Redaktion bei der Durchsicht entging: dieß ist die alte irrige Angabe, daß das kaspische Meer 500 Fuß tiefer liege als das schwarze; Parrot, der Schuld an diesem Irrthum ist, hat ihn bekanntlich auch in seiner letzten Reise nach dem Ararat selbst gründlich widerlegt. S. Ausland Jahrg. 1834. Nr. 266.

**) Hievon macht der Salzsee Elton eine für das umliegende flache Land höchst auffallende Ausnahme, indem er rund umher steile Ufer hat, die sich 2 bis 3 Klafter über dem niedrigsten Wasserstand erheben.

Fetischismus.

Mistreß Lee erzählt in ihren Stories of Strange Lands hierüber Folgendes: Die Verrichtungen, die Geheimhaltung und die Macht des Fetisch haben eine sehr große Aehnlichkeit mit der Inquisition. Zu allen Stunden und aller Orten sind die Eingebornen von Westafrika seinem Besuch und Einschreiten ausgesetzt, und die Rache wird niemals aufgegeben, wenn sie auch für Jahre schlafen mag. Das größte Geheimniß wird von seinen Mitgliedern beobachtet, und die Opfer verschwinden selbst nach Verlauf einer Zeit, die lang genug schien, um jeden Argwohn zu beseitigen. Vergeblich würde es seyn, zu fragen, was aus ihnen geworden wäre; jeder fürchtet sich die Wahrheit zu gestehen, und ein Achselzucken oder ein Kopfschütteln begleitet jedesmal die Bekennung des Nichtwissens. Die Priester wissen Alles, sie mischen sich in Alles, nehmen an jedem Gewinn Antheil, plündern ihre Anhänger ohne Skrupel, und verhindern selbst die Ausrottung der Panther, Hyänen u. s. w., indem sie dieselben zu heiligen Thieren erklären, und einem jeden eine Geldbuße auferlegen, der an einer Jagd auf die wilden Bestien Theil nehmen sollte; ja durch ihre Verbindung mit den Fetischen anderer Länder] erstreckt sich ihr Einfluß weit jenseits der Gränzen, welche ein gewöhnlicher Sterblicher berechnen kann. Zwei Engländer in Sierra Leone sprachen gegen einen Priester den Wunsch aus, bei den Orgien des Fetisch einmal zugegen seyn zu dürfen. Gegen eine hohe Bestechung wurde die Erlaubniß erlangt, und unter der Bedingung, daß sie niemals etwas davon mittheilen wollten, was sie sehen und

hören würden. Dieß mußten sie beschwören, und sie hielten ihr Versprechen lange Zeit. An einem unglücklichen Abend indessen, als sie durch den Genuß von Wein aufgeregt waren, erzählten sie ihren Freunden, daß sie bei den Ceremonien des Fetisch Augenzeuge gewesen wären, und machten leichte Anspielungen auf das, was vorgegangen war. Am andern Tage wurden beide vergiftet; der eine starb nach einigen Wochen und der andere schleppte sein Daseyn unter großen Schmerzen noch einige Jahre fort.

I t a l i e n.

4. Siena. — Radicoffani. — Aqua pendente. — Rom.

(Fortsetzung.)

Hier beginnen die prosaischen Details der Douane, die Qual des Reisenden, welche in die Koffer desselben eindringt, und in den Büchern und Manuskripten wühlt, um Voltaire, Rousseau, Volney, die furchtbaren Feinde des Vatikans, ausfindig zu machen. Nicht ohne Beben näherte ich mich der Zollstätte. Das Bureau derselben war geschlossen, was in der Regel immer der Fall ist. Die Zollbeamten gehen auf der Anhöhe von Ponte Centino spazieren, den Blick auf die vulkanische Straße von Radicoffani geheftet. Sobald sie Reisende wahrnehmen, werden die Bureaux geschlossen. dadurch verschaffen sie sich das Recht einer besondern Abgabe, welche fuori ora, außer der Zeit, heißt. Der Betrag der Abgabe ist dem guten Willen des Reisenden überlassen, der froh ist, sein Visa nach dem Schlusse des Bureau's gegen das mäßige Geschenk von höchstens 22 Sous zu erhalten. Fragt man die Zollbeamten, um welche Zeit das Bureau gewöhnlich geschlossen werde, so antworten sie jedesmal, wenn man fünf Minuten früher gekommen wäre, hätte man es noch offen angetroffen. Sofort wird der Reisende mit Würde in einen Saal geführt, der in drei Bureaux abgetheilt ist. Auf dem Pulte der Mitte liest man: Ministro primo, auf dem links Ministro II und auf dem rechts Ministro III. An den Wänden sind Senatsbeschlüsse aufgehängt, welche mit der Tiara gesiegelt und von dem Kardinal Somaglia unterzeichnet sind. Die drei Minister nehmen feierlich Platz, und lesen die Pässe, oder thun wenigstens dergleichen. Während dieser Ceremonie hat der Reisende Zeit, die Hauptstadt der Volsker zu betrachten und an Mutius Scävola zu denken. Ist das Viso auf die Pässe gesetzt, so wird zur Untersuchung der Koffer geschritten.

Auf die freundliche Einladung des ersten Ministers öffnete ich den meinigen. Ich hatte nur zwei Bücher bei mir, meinen Virgil und meinen Horaz, die sich beide noch vom Kollegium her in üblem Zustande befinden und verdächtig aussahen. Das Verhör begann. Der Minister fragte: „Was ist dieß für ein Buch?“ Es ist das Werk eines Ihrer Landsleute, eines gewissen Virgilius Maro, der zu Rom unter einem Kaiser lebte, ehe es Päpste gab. „Was enthält das Buch?“ Nichts Besonderes; einige landwirthschaftliche Regeln, und eine Menge Sonette über einen gewissen Aeneas, mit dem Beinamen des Frommen, der die Stadt Rom gegründet hat. „Und dieses zweite Buch?“ Es ist von einem Freunde jenes Virgilius geschrieben, der sich Horaz nannte; er hat Lieder gedichtet über den Falerner Wein und über eine kleine Villa, welche er zu Tivoli besaß. „Haben Sie sonst nichts zu deklariren?“ Nein, Exzellenza. „Sie können weiter reisen.“ Sofort empfahl sich ein Trupp päpstlicher Soldaten, den Korporal an der Spitze, unserer Freigebigkeit. Wir theilten einige Bajochis unter sie aus, und gaben den drei Ministern ein mäßiges Trinkgeld, worauf sich diese in einen Strom von Danksagungen ergossen. Damit endigte sich die gefürchtete Untersuchung. Der Gasthof liegt gegenüber; er sieht weiß und reinlich aus und hat sogar eine Küche. Man speist jedoch sehr schlecht daselbst. Glücklicherweise spricht der Cameriere französisch und erzählte uns seine Feldzüge, indem er unter dem Kaiser gedient hat; er liebt die Franzosen, und gibt ihnen heimlich Wein von Montefiascone. Die Zimmer dieses Gasthofes haben zwar Thüren, ermangeln aber der Schlösser und Riegel. Uebrigens hat man die Nacht über nichts zu befürchten, denn die päpstliche Wache befindet sich dem Gasthofe gegenüber, und singt die Chöre aus dem Barbier von Sevilla, als hätte sie dieselben einstudirt. Nach einigen Stunden zweifelhaften Schlafens auf einem flachen Bette bricht man nach Aqua pendente auf.

Wer Aqua pendente nicht gesehen hat, kennt das Elend nur der Sage nach.

Aqua pendente ist ein Dorf, das auf einem der Ausläufer der Apenninen in flüssiger Fäulniß schwimmt. Eine Moosdecke ist über die alten Barracken hergezogen. Lumpen hängen aus den Fenstern heraus. Durchsichtige Schatten von kaum menschlichen Wesen schleppen sich durch die kothigen Gäßchen; eine dicke Atmosphäre, ein Spitalgeruch, alle hier einheimischen Miasmen des Hungers und des Mangels umgeben den Reisenden in diesem halbverstorbenen Dorfe. Einigen Trost findet man in dem Anblicke einer der prachtvollsten Landschaften, welche die Natur in den Appenninen geschaffen hat. Das Auge schweift über einen kreisförmigen Horizont von Abgründen, übereinander geworfenen Bergen, glänzenden Wasserfällen, in die Wolken ragenden Wäldern und wilden Bänken über Waldbäche hin. Das Alles verschafft jedoch dem ausgehungerten Dorfe nicht ein Loth Brod.

Aqua pendente ist durch eine schwache Mauer befestigt: unnütze Maßregel gegen eine künftige Belagerung! Niemandem in der Welt wird es einfallen, sich durch eine solche Eroberung ärmer zu machen. Am Thore fragt dem Herkommen gemäß der Schatten eines Douaniers nach dem Passe; nicht etwa, als ob ihm irgend etwas an dem Passe gelegen wäre. Ganz Aqua pendente würde vergeblich zusammenlaufen, um auch nur eine Zeile desselben zu entziffern. Es handelt sich dabei nur um die gewöhnliche Abgabe an den Fiskus, die für mich und meine beiden Freunde aus 2 Paoli bestand. Wir gaben dem Douanier ein Stück von 5 Paoli's und verlangten 3 zurück. Darin lag aber die Schwierigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Miscellen.

Ein Infanterieregiment der Madrasarmee soll Befehl erhalten haben, das jetzt zu Singapur und Malacca stehende Regiment abzulösen. Eigentlich war ein bengalisches Regiment hiezu bestimmt, die Soldaten desselben sollen aber Schwierigkeiten gemacht haben sich auf längere Zeit ohne ihre Frauen und Familien zu entfernen. Vielleicht liegt der Grund auch darin, daß die bengalischen Regimenter, meist aus Leuten höherer Kasten bestehend, aus religiösem Vorurtheil nicht auf die See wollen.

Nach dem Friend of India soll eine große öffentliche Bibliothek in Calcutta errichtet werden und den Namen Metcalfe's erhalten, zum Dank für die große Akte, welche die Freiheit der indischen Presse sicherte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Die bereits in Nr. 44 angegebene Lithographie: Vergleichende Uebersicht der Seen der Erde.)

SEEN DER ERDE.

Oestliche Erdhälfte.



Localbezeichnung

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1836.

Briefe über Florida.

4. Ackerbau.

In meinem letzten Briefe habe ich versucht, Ihnen eine richtige Vorstellung von dem Reichthum des Bodens und der Mannichfaltigkeit der Produkte dieses Landes zu machen; ich muß aber noch Einmal darauf zurückkommen. Wenn die letztern, die Produkte, bei allem Reichthum doch nicht so mannichfaltig und reizend sind, als sie es bei solchem Boden und Klima seyn könnten; wenn die Orangen- und Citronenhaine, oon welchen manche Reisende gesprochen haben, bis jetzt auch nur in ihrer Einbildungskraft existirten; wenn das Auge des Wanderers noch auf unermeßliche Waldungen stößt, die bisher kein menschlicher Fuß betrat; wenn man auf den Pflanzungen anstatt der hübschen Landhäuser, odee solider steinerner Gebäude, bis jetzt nur Blockhäuser von über einander gereihten Baumstämmen sieht, so bitte ich Sie nicht zu veegessen, wie es den ersten Ansiedlern an allen Hülfsmitteln fehlte, wie sie nicht etwa die Lebensannehmlichkeiten, sondern die ersten nothwendigsten Bedürfnisse mühsam nach und nach erringen mußten, wie von richtiger Einsicht in die landwirthschaftlichen Verhältnisse keine Spur war, und wie die besten Ländereien theils in den Händen geiziger Spekulanten, theils durch Sequestration verschlossen waren. Die Ansiedler lebten aus der Hand in den Mund; das Gemeinwohl und höhere Interessen wueden nie berücksichtigt, und selbst bis auf diesen Tag gilt allgemein der Grundsatz, unmittelbaren Erwerb auf dem kürzesten Wege zu erstreben.

Unter solchen Umständen war und ist noch Mais der erste und vorzüglichste Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Anbaues, und dazu ist der Boden äußerst günstig, wie schon aus den Ernteverhältnissen hervorgeht, die ich in meinen frühern Briefen angab. Dee beste Boden gibt 70 Bushel vom Acker, der wenigst gute 20 Bushel. Dabei ist zu erwägen, daß der weniger gute Boden durch Kultur verhältnißmäßig am meisten gewinnt. Uebrigens richtet sich die Ernte natürlich auch nach manchen wechselnden Umständen; ein nasses oder trockenes Jahr kann einen Unterschied von 20 bis 50 Proz. machen, und vieles hängt bekanntlich auch von der Behandlung des Bodens u. s. w. ab. Das Nachtheiligste für den Pflanzer ist, was leidee oft geschieht, wenn derselbe gar kein Korn baut, sondern darauf vertraut, daß er seinen Bedarf gelegentlich von den Nachbarn kaufen könne, und daher all sein Land auf den Anbau solcher Produkte verwendet, von welchen er sich größern Vortheil verspricht. Nichts kann trügerischer seyn, denn eestens geht der Vortheil durch die Extra-Ausgabe für das erkaufte Korn verloren; zweitens muß jeder mehe als den wirklichen Werth bezahlen; drittens müssen Menschen und Arbeitsthiere, gerade wenn die Arbeit am werthvollsten ist, von derselben weggenommen werden, um das Korn zu holen; viertens verliert dee Pflanzer den sehr nützlichen Absall von seinen Kornfeldern; fünftens werden seine Pferde, Schweine, Hühner u. s. w. von dem gekauften Korn verhältnißmäßig immer schlecht gefüttert, und endlich, wenn seine Nachbarn eben so unvorsichtig sind, wie er selbst, so hat es sich jeder selbst zuzuschreiben, wenn in größern Bezirken Mangel entsteht.

Von sonstigem Getreide wird hier alljährlich Roggen und Hafer gebaut, und mit demselben Erfolg wie irgendwo in den Vereinigten Staaten. Auch Weizen wird gebaut, aber der Ertrag ist weniger zuverlässig. Nächstdem ist Reiß der wichtigste Gegenstand des Landbaues; es versteht sich, daß die niedrigsten und fettesten Ländereien dafür am geeignetsten sind; doch wird er auch auf höher liegendem gutem Waldland gebaut. Der Ertrag ist 25 bis 35 Bushels vom Acker. In Carolina und Georgia freilich 60 bis 70 Bushels, wenn abee das Ungesunde der dortigen nassen Pflanzungen in Anschlag gebracht wird, so verdient der Anbau bei uns, mit halbem Ertrage, gewiß den Vorzug.

Jetzt komme ich zum Zuckerrohr. Obgleich wir genug bauen können für den eigenen Bedarf, so wird doch dieser Artikel in Zukunft kein Gegenstand der Ausfuhr werden. Mit wenigem Kapital, unzureichendem Geräth und mangelhafter Kenntniß der Sache hat man alle Anstrengung gemacht mit Louisiana und den westindischen Inseln in diesem Zweige zu wetteifern, aber ohne Erfolg, und alle Pflanzer von Mittel-Florida, mit sehr wenigen Ausnahmen solcher, die den begonnenen Zuckerbau in Veebindung mit ihrem Baumwollenbau noch fortsetzen, haben

ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gerichtet. In Westindien schießt das Rohr 12, 15, ja mitunter 30 Jahre nach einander aus demselben Wurzelstock hervor, und das Mark gelangt zu vollkommener Reife; hier dagegen treibt dieselbe Wurzel nur zwei bis vier Jahre taugliche Schüsse, gewöhnlich muß sie sogar jedes Jahr umgepflanzt werden, und was noch schlimmer ist, man ist gezwungen, das Rohr vor der Reife zu schneiden, aus Furcht vor Frost, und daher erreicht der Saft nie seine volle Zuckerhaltigkeit. Dazu kommt noch, daß zum Umpflanzen ein Viertheil oder selbst ein Drittheil des Ertrages jährlich erforderlich ist, so daß von dem weniger brauchbaren Rohr, dessen Saft nur einen Syrup gibt, der fast gar nicht krystallisirfähig ist, eine geringere Quantität geerntet wird.

In Ost-Florida wird dennoch der Zuckerbau mit etwas mehr Erfolg betrieben. Geeigneteres Klima, mehr Erfahrung und Kapital und bessere Preise scheinen dort den allgemeinen Anbau zu begünstigen. Man rechnet im Durchschnitt 2000 Pfd. als Ertrag eines Ackers. Einer meiner Bekannten gewann nur 1800 Pfd., meinte aber, wenn er die Stöcke anstatt 4 Fuß nur 5 Fuß weit von einander gepflanzt, und zum Pressen eine eiserne Mühle gehabt hätte, würde er gegen 4000 Pfd. gewonnen haben. Ein Anderer gewann in demselben Jahre mit 40 Arbeitern 50 Oxhoft Zucker, 80 O. Syrup, 6000 Scheffel Korn, 600 Scheffel Reiß und 400 Ballen Baumwolle und ließ überdieß 130 Acker wildes Land reinigen und umarbeiten. Ein Arbeiter kann ohne Anstrengung mit vier Acker Zuckerrohr und etwas Baumwolle fertig werden. Ich könnte noch viele ähnliche Beispiele anführen, aber ich fürchte Sie zu ermüden, und will daher mein heutiges Schreiben mit dem Versprechen schließen, Sie nächstens von einem interessantern Gegenstande zu unterhalten.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Außer der großen Senkung in der Sahara, die ihre Bedeutung erst recht durch den Zusammenhang mit den übrigen Theilen der alten Landveste erhält, enthält Afrika mehrere andere, die nur in Bezug auf die nähere Umgebung wichtig, zum Theil aber noch sehr wenig bekannt sind. Beginnen wir mit der Südspitze, so fällt hier auf, daß das Land vermöge seiner Configuration sehr zur Bildung von Seen geeignet wäre, daß sich aber, einige Salz-Seen *) ausgenommen, keine Wassersammlung findet, die einer Anführung, besonders auf den Karten, werth wäre. Alle die breiten Terrassen, welche an den Roggeveld, Nieuweveld und Winterbergen gegen Süden abfallen, scheinen vor alter Zeit mit Wasser bedeckt gewesen zu seyn, das nur nach und nach sich Bahn brach. Was nicht auf diese Weise abfloß, verdunstete entweder in den heißen Strahlen der Sonne, oder wurde von dem Kies- und Sandsteinboden eingesogen.

Gleich weit in der Bildung scheint aber das Land weiter im Norden noch nicht vorgeschritten zu seyn; man hat auf der Ostküste sowohl als auf der Westküste dunkle Nachrichten von großen Seen im Innern. Woher diese stammen mögen, ist schon früher in der Abhandlung über die Berge (s. J. 1834 Nro. 330) erwähnt worden. Der Gebirgsrücken, der das ganze südliche Afrika durchzieht, fällt gegen Osten und Westen in bald schmälern, bald breitern Terrassen ab. Die schmälern scheinen, wie im Gebiet des Zambeze und Zaire, bereits durchbrochen, aber in geringer Entfernung vom Zambeze gegen Norden weiß man von einem See, der sich über mehr als 3 Grade der Breite, ungefähr von 13° bis 7½° erstrecken soll, allem Anschein nach eine mit Wasser ausgefüllte Gebirgsterrasse. Problematischer möchte ein anderer See zwischen 10° u. 9° S. B. seyn, der den Angaben nach ein Plateau-See in einer Höhe von etwa 7000° wäre. Als bekannt ist der Kufua-See unter 5° anzusehen. Diese Seen, im Innern Afrika's haben den Geographen viel zu schaffen gemacht, und einem derselben scheint man gegenwärtig näher auf der Spur zu seyn. Der bekannte Kapitän Alexander, der eine Reise von der Delagoabai ins Innere unternehmen sollte, erfuhr durch einen Mann, der aus dem Innern gekommen war, daß in nicht sehr beträchtlicher Entfernung von der Kapkolonie ein bedeutender See sich befinde, über die genauere Lage, ob näher der Ost- oder der Westküste, darüber ließ sich nichts ermitteln. Der Reisende Smith, der gegenwärtig auf einer Entdeckungsreise im Innern des Landes begriffen ist, hat gleichfalls von diesem See gehört, und es scheint beinahe, als solle derselbe mehr an der Ostseite liegen. Die Frage ist nämlich für die Geographie Südafrika's von einiger Bedeutung. Der Dumbea-See, in den vermuthlich der Cunene von Benguela her sich ergießt, ist nämlich gar zu ferne, die große Westsenkung im Gariepthale kann es gleichfalls aus dem Grunde nicht seyn, weil die Südseite des Gariep sehr wahrscheinlich *) und die Nordseite gewiß eine Salzwüste ist, in der sich die Flüsse verlieren, z. B. der Kruman, Moschowa, Moloppo u. dgl. Der See muß also vermuthlich da liegen, wo das Lupatagebirge und die Berge des Kap zusammenstoßen, ein wichtiger Punkt, denn es handelt sich darum zu wissen, ob beide Gebirge gleichartiger Formation sind, und in einer Linie fortlaufen, oder ob die Kapformation von den Lupatagebirgen getrennt ist und inselartig dasteht. Zwischen der Doppelsenkung der Lupatagebirge und deren vom Kap muß denn wohl dieser See sich finden, in den sich mehrere Flüsse ein-, aber keiner ausmünden, und der mehrere Tagreisen lang und fast eine Tagfahrt breit seyn soll. Dieser See ist mit ein Hauptziel der Entdeckungsreise Dr. Smiths.

*) Die bedeutendsten befinden sich an der St. Sebastiansbai in der Nähe der Mündung des Breede Riviers; andere liegen in der Nähe von Uitenhage, und sind namentlich darum bemerkenswerth, weil einer der Zuflüsse des Gamtoos, der in der Nähe sich ausmündet, der Zout, d. h. Salzfluß ist, welcher über die zum Theil stark mit Salz geschwängerte große Karroo-Terrasse und den Zuureberg, — so genannt von den Salzpflanzen, die er erzeugt, — herabkommt.

*) Einige Salz-Seen kommen auf dieser Seite bestimmt vor, namentlich unter 57° 50 N. u. 20° u. 29° 20 S. B.

Von hier an gegen Norden ist außer den schon angeführten ungewissen Seen des Hochlands nichts bekannt, und wir müssen mit einem Mal fortrücken zum Nordabfall des afrikanischen Hochlandes, wo die Mandaraterrasse unterhalb der Hochfläche Adamowa nach Denham ein altes Seebett seyn soll. Unterhalb der Mandaraterrasse treffen wir auf den lange fabelhaften, nun aber seit Denhams Reise genauer bekannten See Tschad, zu dem der Fittre-See gehört, der etwa 60 g. M. weiter gegen Osten liegt. Seit Denham den Tschad besuchte und die Mandaraterrasse erstieg, seit Clapperton über das Gebirge zwischen Tschad-See und Niger-Strom ging, und Lander den ganzen Lauf des Nigers verfolgte, kann über die geographischen Verhältnisse des Tschad-Sees kein Zweifel mehr seyn. Es ist eine Mittelsenkung des Landes, die weder mit Niger noch Nil in Verbindung stehen kann. Denham gibt die Naturgränze zwischen dem Sandmeer der Sahara und dem Kulturboden des Sudans ungefähr unter 16° N. B. an; eben da ist auch die Gränze der tropischen Regenfluthen, die den Tschad-See ungemein anschwellen, und wie es scheint eine Verbindung zwischen ihm und dem Fittre-See bewerkstelligen.

Was die Forschungen über den Tschad-See und den Niger lange Zeit so erschwerte, ist der auch in diesem Lande, wie in so vielen andern, herrschende Glaube, der See müsse, weil er keinen sichtbaren Abfluß hat, und doch mehrere nicht unbedeutende Ströme sich in ihn einmünden, *) einen unterirdischen Abfluß haben. So besteht unter den Schua-Arabern im Westen des Tschad-Sees **) die Meinung, das Wasser des Sees werde mitten in demselben durch Wirbel und Strudel unterirdisch abgeführt, fließe viele Meilen unter der Erde fort, und komme endlich weit im Osten zwischen Granitmassen wieder unter der Erde hervor. Die rohen Völkern unbegreifliche Verdünstung des Wassers, die in einem so heißen Klima doppelt groß seyn muß, hat allenthalben eine ähnliche Meinung erzeugt, worüber man, wenn es eines Beispiels bedürfte, nur die Ansichten der Anwohner des kaspischen Meeres und des Aral-Sees, und die Sagen von dem unterirdischen Abfließen des Lopnor vergleichen darf. Wie ungegründet diese Meinung sey, geht, abgesehen von allem andern schon aus dem Umstande hervor, daß der See Tschad 1250, und die Sennaarterasse, auf welcher der Bahr el Abiad erscheint, 4000 Fuß über dem Meere liegt.

Zum Schlusse kommen wir nun noch an die beiden Außenwerke des südafrikanischen Hochlandes, den Hochsudan und das

*) Der Yeou von Westen her ist nicht bedeutend, nach Denham hat er 50 Y. Breite, in der Regenzeit das Doppelte; dagegen ist der von Süden herkommende Shary nicht weniger als volle 1000 Schritte breit und überhaupt ein gewaltiger Strom. Von der Ostseite des Tschad-Sees und den Zuflüssen des Fittre-Sees wissen wir nichts Bestimmtes, doch will man von Sklavenhändlern erfahren haben, daß an den Mondbergen der Bahr el Abiad gegen Osten, und acht andere Flüsse gegen Westen fließen. Diese Wasserscheide ist uns freilich noch ein Räthsel.

**) Ihr Gebiet stößt an eine äußerst feuchte Waldregion, unmittelbar unter dem Abfall des Gebirgs, ganz ähnlich der Heimath der Schangallas, unmittelbar unter dem Nordabfall des abyssinischen Hochlandes.

Hochland von Habesch. Aus dem freilich noch sehr unvollkommen bekannten Hochsudan melden uns die Reisenden nichts von großen Seen, aber auf dem östlichen Hochlande sind desto mehr bekannt, der Ashangi, südlich vom Bora-Gebirge, ein zweiter Geschen genannt, südlich vom Amba-Geschen, ein dritter Zawaja genannt, südlich von Chaka-Gebirg, und endlich der große Dembea- oder Tzana-See, 8000 Fuß über dem Meer. Der Nil, der in einer Breite von 260 Fuß in denselben eintritt, strömt mit solcher Heftigkeit hindurch, daß man seinen Lauf allenthalben erkennt, und sein Wasser sich mit dem des Sees nicht vermischt. Der See, der jetzt noch 60 g. □ Meilen umfaßt, scheint einst dieß ganze Thal, an dessen Ufern die Kultur des abyssinischen Hochlandes sich koncentrirte, erfüllt zu haben.

Von Aegyptens Seen, in so weit sie mit dem Nil, seiner Ueberschwemmung und seiner Deltabildung zusammen hangen, ist oben *) schon die Rede gewesen, und wir haben hier nur mehr der Natron-Seen zu erwähnen, die in Unterägypten am Rosettearm 11 Stunden von Terraneh liegen; es sind ihrer sechs, **) nach der Länge des Thales zerstreut, und an ihrer Ostseite findet man beim Graben süßes Wasser. Gegen Ende Dezembers erhebt sich ihre Oberfläche wahrscheinlich in Folge einer Infiltration des Nilwassers: sie sind kaum 5 Fuß tief, und einer derselben hat blutrothes Wasser. Nur einer wird auf Natron bearbeitet: man bricht die Salzkruste, die sich auf der Oberfläche bildet, mit Brecheisen, und führt sie nach Alexandrien und Rosette zum Verkauf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Jahrgang 1833 Nr. 181.

**) Ehemals scheinen sie alle in Einem vereinigt gewesen zu seyn.

Bewegung der Bevölkerung in Paris im J. 1834.

Geboren wurden 19,119 legitime Kinder, wovon 9607 Knaben und 9512 Mädchen; uneheliche Geburten 9986, wovon 5079 Knaben und 4909 Mädchen. Dieß gibt zusammen 14,686 Knaben und 14,418 Mädchen, oder überhaupt 29,104 Kinder, folglich 2644 mehr als im Jahre zuvor; die Zahl der unehelichen Kinder hat um 658 zugenommen.

Ehen wurden geschlossen 8091, oder 156 mehr als im Jahre 1833. Die Zahl der Sterbefälle belief sich auf 23,015, oder 2081 weniger als im Jahre zuvor. Die Zahl der Gebornen bietet mithin, mit der der Sterbefälle verglichen, einen Ueberschuß von 6089; dieses Mehr betrug im Jahre 1833 nur 2364.

Die Zahl der an den Pocken Gestorbenen belief sich im Jahre 1833 auf nur 549, 1834 aber auf 615.

Italien.

4. Siena. — Radicoffani. — Aqua pendente. — Rom.

(Fortsetzung.)

Die Kasse des Fiskus war leer. Wir waren die einzigen Reisenden, welche die Straße über Viterbo eingeschlagen hatten. Die englischen Karawanen, welche sich gegen Ostern nach Rom begeben, hatten ihren Weg über Perugia genommen. Ein erst kürzlich erfolgter tragischer Vorfall bestimmte sie zu dieser Wahl; eine englische Familie

war von drei Räubern unweit Ronciglione ausgeplündert worden. Dieß war ein wahres Unglück für alle Gastwirthe, Zollbeamte und Bettelleute der Straße von Viterbo. Der Douanier von Aqua pendente nahm unser fünf Paulistück, und bat uns, ihm zu dem Obereinnehmer zu folgen. Dieser kleidete sich eben an; er trug Atlasbeinkleider mit Schnallen, seidene Strümpfe und eine gepuderte Zopfperücke. Nach der ersten Begrüßung erklärte uns der Obereinnehmer, daß er das Geldstück nicht wechseln könne, daß er aber sogleich Münze aus der Nachbarschaft beischaffen wolle. Wir folgten ihm in die wohlhabenden Quartiere von Aqua pendente, wir pochten an alle Häuser, der Obereinnehmer zeigte das geprägte Phänomen und konjugirte das Zeitwort baratare nach allen Zeiten. Die Steuerpflichtigen schraken zurück vor dem ungeheuren Silberstück und schüttelten verneinend das Haupt. Es war nöthig, daß zwölf Notabeln zur Erledigung dieses Börsengeschäfts zusammentraten; so gelang es endlich, das fünf Paulistück auf Aktien zu wechseln.

Wir fragten nach einem Gasthofe; man kannte das Wort nicht. Während wir die Straße hinabgingen, gewahrten wir eine Art von Glasthüre mit einem Schilde, auf welchem die Worte standen: Caffé di buon gusto. Wir traten in das Kaffeehaus zum guten Geschmack ein; unser Kutscher versicherte uns, man sey hier sehr gut untergebracht. Der Saal enthielt etwa 26 Quadratfuß; in den Ecken standen vier handbreite Tischchen. Zwei Stutzer in ausgebesserten Lumpen tranken vor einem der Tischchen ein Glas Liqueur, und zwar stehend, denn der Luxus der Stühle und Bänke war aus diesem Zimmer verbannt. Die Jugend von Aqua pendente drängte sich von außen an die Glasthüre heran, und sah mit neidischen Blicken den beiden glücklichen Landsleuten zu, welche ihre Bajochi in dem üppigen Kaffeehausleben verputzten. Der Wirth hatte sein Hauskleid an, das aus einer Menge verschiedener Fetzen zusammengesetzt war; seine Halsbinde hing als Charpie auf die fettgetränkte Weste herab, das Beinkleid verhüllte die Formen eines Gerippes, aber die schwarzen Augen, die italienische Nase, der weite Mund und die durch das Spiel der Muskeln gezogenen Furchen der Wangen verkündeten innern Frohsinn. Was können Sie uns zum Frühstück vorsetzen? fragte ich ihn. Nach einem langen, köstlichen Lächeln erfolgte von seinen Lippen das verzweiflungsvolle „niente!“ Wie, Sie haben nichts in diesem ersten und letzten Kaffeehause von Aqua pendente? Nicht einmal Kaffee? „Kaffee, ja, aber keinen Zucker; ich erwarte erst neuen Vorrath von Viterbo.“ Haben Sie Chocolade? „Ja, aber nur rohen.“ So lassen Sie ihn kochen. „Sogleich, wenn Ihre Excellenzen einen kleinen Augenblick (momentino) verziehen wollen.

Der Wirth hob einen schweren Vorhang auf, der eine Thüre verbarg, und rief seine ganze Familie zu Hülfe. Es handelte sich darum, drei Tassen Chocolade zu machen. Vor allen Dingen mußte man Feuer haben. Einen Augenblick glaubte ich, man werde zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel der Wilden greifen, welche dürres Holz so lange reiben, bis es sich entzündet. Zum Glück hatten wir ein Reisefeuerzeug bei uns, und in einem Augenblicke brannte zu des Wirths Freude ein lichtes Feuer auf dem Kamin.

Die beiden Stutzer gaben ausdrucksvolle Zeichen der Ungeduld von sich. Unsere Gegenwart schien ihnen unangenehm zu seyn. Von Zeit zu Zeit warfen sie einen brennenden Blick auf den Vorhang jener Thüre. Als der Vorhang sich bewegte, ordneten sie, vor Stolz und Freude außer sich, in größter Eile Backenbart und Haare und setzten sich in Positur. Eine Frau trat in das Zimmer: es war die Wirthin des Kaffeehauses zum guten Geschmacke.

Die Gesichter an der Glasthüre wurden belebt, ein Gemurmel der Bewunderung floß von den Lippen der jungen Leute. Die beiden Stutzer verbeugten sich tief vor der ihrem Manne zu Hülfe geeilten Wirthin. Es verdient angeführt zu werden, daß die Penelope von Aqua pendente von merkwürdiger Häßlichkeit ist. Ein kolossaler Kamm schwebte über ihrem unordentlichen Haare; mit ihrer bleichen Gesichtsfarbe, ihren dürren Knochenhänden und ihrem schmutzig weißen abgeschabenen Gewande glich sie einer eben dem Fegefeuer entwischten Seele.

Der Momentino, welchen man uns zu warten gebeten hatte, dauerte eine volle Stunde, und als endlich die drei Tassen Chocolade fertig waren, zeigte es sich, daß man keine Tassen hatte; die erfindungsreiche Wirthin ersetzte sie durch Gläser. Nun aber fehlte es an Brod. Da es glücklicherweise Sonntag war, so trieb unser Kutscher endlich nach langem Suchen welches auf. Jeder von uns bemächtigte sich eines der kleinen Tische und begann das Frühstück zu verzehren. Bei diesem Anblicke vermehrte sich die Zahl der Neugierigen noch mehr; jede Scheibe der Glasthüre glich einem Gemälde mit drei Köpfen. Ein solcher Tag des Luxus und des Aufwandes war in dem Kaffeehause zum guten Geschmacke bis jetzt etwas Unerhörtes. Endlich fragten wir nach unserer Rechnung: jetzt nahte der feierliche Augenblick; der Wirth nahm eine ernste Stellung an, sammelte sich wie zu einem wichtigen Kalkül, umgab sich sofort mit seiner ganzen Kühnheit und verlangte 12 Bajochi, oder etwa 4 Sous für jeden von uns.

Die Wirthin, entsetzt über die Unverschämtheit ihres Mannes, erblaßte und schlug die Augen nieder; allein dieser blieb bei seiner Forderung und wiederholte dieselbe. Wir bezahlten die Summe und eben so viel für den Kellner, es war aber keiner da, folglich blieb Alles in den Händen des triumphirenden Wirths.

Als wir von dem Kaffeehause wegfuhren, entblößten sich alle Häupter, und unter einer Menge italienischer Glückwünsche verließen wir Aqua pendente.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Gauner in London hielten unlängst eine reiche Ernte auf einem Ball im Colosseum in Regents-Park. Der Ball war von dem hohen Adel und den angesehensten Bewohnern Londons zahlreich besucht, und auch die Gauner fanden sich in großer Anzahl ein. Zum Glück für sie und zum Unglück für die Gäste waren nur wenig Polizei-Offizianten anwesend, und so konnten denn viele Damen, als sie die Hallen Terpsichorens verlassen wollten, ihre Shawls, Mäntel u. s. w. nicht wiederfinden, die von den ballmäßig gekleideten Gaunern bereits entführt worden waren. Einer dieser Industrieritter wurde entdeckt, als er eben mit Aufräumen beschäftigt war, streckte aber den Konstabel mit einem furchtbaren Schlag ins Auge zu Boden, und machte sich mit einem Kaschmirshawl von wenigstens 50 Guineen aus dem Staube. Man schätzt den Werth aller geraubten Gegenstände auf 500 Pfd. St.

Mehemed Ali hat die Ausfuhr von ägyptischen Alterthümern verboten, ein Museum soll zu Cairo gebildet und unter die Aufsicht eines der jungen Araber gestellt werden, die in Paris studirten, und jetzt zurückgerufen worden sind, weil man ihrer in Aegypten, wo mehrere der früher schon aus Paris zurückgekehrten jungen Männer an der Pest gestorben sind, bedarf. Die Regierung soll die Absicht haben, alle im Besitz von Privatpersonen befindlichen Alterthümer anzukaufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1836.

Skizzen aus der Umgegend von Algier.

3. Die Ebene von Metidschad. Blockhaus Constantine.

Von Maison carrée aus machte ich Einmal mit einer kleinen Gesellschaft europäischer Naturforscher einen Ausflug nach der Ebene von Metidschad. Wir wanderten anfangs einige Stunden am linken Ufer der Haratsch hinauf, die hier etwa so groß ist wie die Isar bei München. Einige meiner Begleiter, eifrige Botaniker, sammelten Pflanzen in ihre Blechbüchsen; andere suchten in den Sümpfen nach Conchylien und Schildkröten, welche sich in unglaublicher Menge vorfanden. Zwei Entomologen endlich streiften das hohe Gras mit dem Insektenhamen ab, um seltene Käfer, Dipteren u. s. w. zu erobern. Diese Beschäftigung gewährte der ganzen Gesellschaft den angenehmsten Zeitvertreib, besonders da die Beute für alle reichlich ausfiel, wie wenigstens den zufriedenen Gesichtern nach zu schließen war. Am andern Ufer der Haratsch zeigten sich hie und da Gruppen von hochbeinigen Flamingos, welche mit ihren langen Hälsen gravitätisch auf und ab spazierten, und gleich meinen Begleitern in den Sümpfen nach allerhand Amphibien und Gewürmen suchten. Die Erscheinung dieser prachtvollen Vögel, deren schön weißes Gefieder und scharlachrothe Flügel wunderherrlich anzuschauen sind, und die sich wie eine Truppe Soldaten in Reih und Glied hin und her bewegten, ergötzte uns ungemein, und wir konnten lange nicht müde werden, dieselben von der Ferne zu betrachten.

In dieser Ebene wimmelt es noch von allerhand Thieren, welche hier ungestört ihrem Fraße nachgehen. Die Schakals und die Eber kamen öfters bis auf fünfzig Schritte in unsere Nähe, und die Stachelschweine sprangen häufig dicht vor uns aus dem Gebüsche und jagten, mit ihrem Stachelgewande klappernd, an uns vorüber. Einige Soldaten der Besatzung von Maison carrée hatten wenige Tage vor unserer Ankunft beim Holzholen einen jungen Panther erschlagen. Dieses Raubthier zeigt sich noch ziemlich häufig in der Umgegend von Belida, während die Hyänen in den Höhlen des Atlas hausen, und der Löwe in den Steppen von Biledulgerid keine Seltenheit ist. An Amphibien und Schaalthieren ist die Ebene von Metidschad sehr reich. Die Beduinen verkaufen 3 bis 4 Schildkröten, aus denen man die schmackhaftesten Suppen bereitet, für einen Sou, woraus man auf die Häufigkeit dieser Thiere schließen mag. Wälder sieht man in dieser Ebene nirgends, an Bauholz ist daher allenthalben großer Mangel. Von den hohen Dattelpalmen, welche man unweit Belida und Medeah in endloser Zahl erblickt, trifft man hier nur sehr wenige einzeln stehende Bäume. Die niedere Vegetation ist dagegen äußerst reich und üppig. Alle Gemüse- und Getreide-Arten gedeihen in diesem Boden mit überraschender Schnelligkeit und ein Chaos von wilden Pflanzen, zwischen deren mannichfaltigem Grün die schönsten Blumenkelche glänzen, hinderte uns öfters am Vorwärtsgehen. Das war so etwas für unsere botanisirenden Freunde, deren lautes Jauchzen immer einen recht seltenen Fund anzeigte. Aber leider waren ihre Blechbüchsen sehr bald zu klein für die gesammelte Beute und sie hätten, um alle seltenen Kräuter unterzubringen, eines Fuhrmannswagens bedurft. Unter der Masse von merkwürdigen Pflanzenarten erregte besonders die hier in Menge wachsende große Aloe, von deren Blüthezeit man in Europa noch viel Fabeln hört, unsere Aufmerksamkeit. Man sieht diese Aloen hier alljährlich in ziemlicher Anzahl im Juliusmonate blühen. Die Blume ist sehr einfach gelb und geruchlos, gewährt aber einen prachtvollen Anblick wegen ihres Stengels von einer wahrhaft riesigen Größe und Dicke, der bisweilen über zwanzig Fuß hoch wird, und sich oben in mehrere dünnere Stengel zertheilt, deren jeden ein gelber Blumenbüschel krönt. Seine Schwere übertrifft, so lange er grün ist, das Eichenholz, sein Wachsthum ist erstaunlich rasch, und wenn die Blume sich auf seiner Spitze entfaltet, so geschieht dieß immer mit einem Krachen, das einem Pistolenschusse ähnlich kommt, während zu gleicher Zeit eine Menge gelben Blüthenstaubes daraus hervorsprüht. Die Offiziere auf Kuba erzählten mir, daß sie diesen seltsamen Knall öfters auf ihren Spaziergängen vernommen hätten, ohne seinen Grund errathen zu können, bis einer zufällig hinter das Geheimniß kam. Aus den Blättern dieser Riesenpflanze zieht man einen schönen weißen Faden, von welchem wunderschöne Geldbörsen, Damenstrickbeutel, Jagdtaschen u. s. w. in den Gefängnissen gestrickt werden.

Bei dem Blockhause Constantine machte unsere kleine Karawane, ziemlich ermüdet und erschöpft von Marsch und Sonnenhitze, Halt. Der Eintritt wurde nach Vorzeigung einer schriftlichen Erlaubniß gestattet, und wir genossen dort im Schatten einige Stunden Ruhe. Diese Blockhäuser, welche immer in einer Entfernung von einer halben Meile aus einander liegen, sind mit einem acht Schuh tiefen Graben umgeben, hinter dem eine Kanone eher zum Lärmsignale als zur Vertheidigung aufgepflanzt steht. Das kleine viereckigte Gebäude ist aus starkem Holze gebaut, unten und oben mit Schießlöchern versehen, und wird mit einer Leiter bestiegen. Seine Besatzung besteht nur aus 14 Mann, kann aber hier leicht einem Angriffe von 300 Beduinen Trotz bieten, besonders da sie von allen Seiten schnelle Unterstützung zu erwarten hat. Die Lage des Blockhauses Constantine auf einer kleinen isolirten Erhöhung, welche die ganze Umgegend beherrscht, ist unbeschreiblich reizend. Die lieblichste Landschaft breitet sich am Fuße des Hügels aus, und während im Westen ein scharfes Auge die steinerne Mauer von Belida entdecken konnte, traten im Südosten aus einer Entfernung von beinahe 30 Stunden die schneebedeckten Gipfel des großen Atlasgebirges im Silberglanze hervor. Ein unvergleichliches Schauspiel!

Die wackern Soldaten des Blockhauses theilten inzwischen mit uns ihre kärgliche Mahlzeit, und da wir durch den langen Marsch auch trefflichen Appetit bekommen hatten, so schmeckte uns ihr Kommißbrod und ihre Kartoffelsuppe wahrhaft königlich. Während des Essens machte uns die Erzählung von ihren mannichfachen in Afrika verlebten Kriegsabenteuern viele Unterhaltung; dabei ließ der alte Sergeant, ein eisgrauer Veteran der Kaiserzeit, seine Branntweinflasche fleißig im Kreise herumgehen. Wir schieden erst gegen Abend, und ließen beim Abschiede den wackern Kriegern einige Fünffrankenstücke für ihre gastfreundliche Bewirthung zum pourboire zurück. Freudestrahlenden Antlitzes bekomplimentirte uns da die kleine Besatzung, und der alte schnurrbärtige Veteran hielt im Namen seiner Mannschaft eine Art von Dankrede, wobei er uns heilig versprach, das ganze Geld solle, der von uns getroffenen Bestimmung getreu, bis zur letzten Centime auf unser Wohlergehen vergluckt werden.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Die Seen folgen den Gebirgen und Vulkanzügen, wo es nicht Delta-Seen und geschlossene Lagunen sind, wir haben deßhalb in Europa, wo wir mit den Vulkan- und Gebirgszügen bekannter sind, als sonst irgendwo, hauptsächlich diesen zu folgen. Von Island herab ziehen sich durch die großbritannischen Inseln mehrere vulkanische Gebirgszüge. Die Shetlands-, die Orkneyinseln, fast ganz Schottland, und der westlichste Theil Englands bis zur Spitze von Landsend in Cornwallis sind granitisch: dagegen die Faröer, die östlichen Hebriden, das schottische Vorgebirge Ardnamurchan bis zum Riesendamm, der nach Irland führt, sind basaltisch; die westlichen Hebriden und Island größtentheils, namentlich in der Mitte, sind wiederum granitisch. Auf den granitischen Linien liegen die großen Seen, die darum auch in Irland und Schottland am zahlreichsten sind. Zieht man von den Shetlandsinseln durch Nordschottland und Irland bis an die Shannonmündung eine Linie, so wird man finden, daß beinahe alle große Seen dieser Länder in der Nähe dieser Linie sich finden. Diese Linie macht mit dem Meridian einen Winkel von etwa 35 Graden, und bei näherer Betrachtung der Karte wird man bald finden, daß in Schottland die Seen und die Fiords entweder genau dieser Linie folgen, oder sie quer durchschneiden: die Seen Schottlands sind fast alle lang gestreckt, und gehen entweder von Nordosten gegen Südwesten, oder aber von Nordwesten gegen Südosten, d. h. die Granitschichten sind entweder der Länge ihres Zuges nach, oder bei einem vulkanischen Druck von unten in die Quere gespalten. In Irland besteht diese in Schottland herrschende Regel nicht mehr. Hier scheint der Granit wie in flachen Massen gesammelt, die Seen werden größer, breiter und unregelmäßiger, obgleich auch hier noch der Zug von Nordnordost gegen Südwest nicht zu verkennen ist. Indeß ist zu bemerken, daß die Seen Irlands nicht wie die nordamerikanischen, sehr klares reines Wasser haben, obwohl ihr Grund felsig zu seyn scheint, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß die Tiefe oft sehr schnell wechselt, z. B. im Lough Erne sehr schnell von 150 Fuß zu 28, während die größte Tiefe 228 Fuß beträgt. Was auch dem Granit und andern reinen Steinmassen aufgelagert seyn mag, gewiß ist, daß z. B. der Lough Neagh eine versteinernde Kraft und das Wasser des Lough Erne einen harten unangenehmen Geschmack hat; deßhalb gilt es für ungesund, was auch nicht unwahr seyn mag, denn seine Ufer sind sehr schwach bevölkert, und am Rande des Sees selbst sieht man nicht ein einziges Dorf. Daß aber in Irland über den Granit sehr verschiedene Schichten aufgelagert, kann dem allgemeinen Grunde des Daseyns so vieler Seen keinen Eintrag thun, um so weniger, als ein Zehntheil der Bodenfläche Irlands mit Mooren bedeckt ist, und es beinahe zu den Kennzeichen der Granitgebirge, welche meist in breiten Lagerungen auftreten, gehört, daß sie eben dadurch die Entstehung von Sümpfen und stehenden Wassern begünstigen; so ist der Brocken durchaus sumpfig, wie auch das Riesengebirge, mit Ausnahme der Schneekoppe, die aus Glimmerschiefer besteht, eben so der Ural ein in seinen Höhen durchaus granitisches und darum sumpfiges Gebirge.

Einen ganz andern Anblick bietet Skandinavien dar, wenn es gleich ebenfalls von einer Erhebung von Urgebirg durchzogen ist; aber die Erhebung ist hier weit größer und schmäler. Die Folge davon ist, daß die Seen wieder an den Seiten des Gebirgs hinlaufen, und nur zum Theil auf der Höhe des Gebirgs sich finden. Skandinavien zeigt denselben Charakter wie die Cordilleren, der Abfall gegen Westen ist rascher als gegen Osten. Daher hat Norwegen verhältnißmäßig wenig Seen, da diese meist gegen das Meer offen sind und Fiards heißen. Mit sehr geringen Ausnahmen, unter denen der Wener-See im Süden,

der Rysvand (unter 65° 45′) im Norden, und dann noch der große (stor)-See unter 63° sich auszeichnen, sind die Seen nichts als lange schmale Felsschluchten, meist unmittelbar unterhalb dem steilen Abfall des Gebirgs. Die auffallendsten derselben sind in Norwegen der Snaasenvand, der Mjösen, der Glommen, sodann die Fiords Veitst, Bremanger, Sogne, Hardanger und der von Christiania selbst; in Schweden der Tornea und Lulea-See, der Horn Afvan, der Hjelmar und auch der Wetter-See, der bei 15 g. M. Länge wenig über 2 M. Breite hat. Merkwürdig ist die zwischen Wener- und Wetter-See befindliche Wasserscheide zwischen Ost- und Westabfall, der zum Trotz die beiden Seen durch einen Kanal verbunden sind.

Nach diesem Gebirgs-See folgt wieder die Tiefe: zuerst die Ostsee selbst mit ihren beiden Meerbusen, dann das tiefliegende und mit Morästen und Seen erfüllte Finnland, Westrußland und Preußen. Den Anfang schon macht das niedere Ostseeland auf der deutschen Küste: der Plöner- und Entiner-See in Holstein, die Müritz, der Schweriner, Malchiner und Plauer-See in Mecklenburg, der Kummerower-See in Vorpommern, der Madui-See in Hinterpommern, bilden das Vorspiel zu den noch zahlreichern Seen in Polen nach den Sümpfen von Pinsk zu. Bemerkenswerth ist dabei, daß sich diese Seen vom Plöner-See in Holstein an bis über die Düna hinaus auf einer gewissen Wasserscheide zwischen dem Meer und den Binnenflüssen halten, und die Sandfläche, welche von den Niederlanden durch ganz Norddeutschland bis nach Polen hineinzieht, nordwärts begleiten. In ähnlicher, nur weit stärker ausgesprochener Art begleitet den finnischen Meerbusen südwärts eine Seenreihe, die mit dem tief eingeschnittenen liefländischen Meerbusen beginnt, und über den Werz- und Peipus-See zum Ilmensee sich fortzieht. Diese letztern großen Seen scheinen auf einer Art von breiter Stufe gegen das Meer hin zu liegen.

Eigenthümlicher ist das Verhältniß Finnlands. Vom Enare-See in der Nähe des Eismeers an bis herab zum finnischen Meerbusen selbst und den größten Süßwasser-Seen Europa's, dem Ladoga- und Onega-See, ist Alles, namentlich aber Südfinnland mit Seen und Sümpfen angefüllt. Daß Finnland wesentlich granitisch ist, leidet keinen Zweifel, *) und die schon oft ausgesprochene Behauptung, daß granitische Länder am meisten Sümpfe und Seen enthalten, findet sich hier wiederum bestätigt.**) Das Bemerkenswertheste ist aber der Zusammenhang dieser Erscheinung mit der jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterworfenen allmählichen Erhebung Schwedens und Finnlands. Ist diese Erhebung, wie kaum zu zweifeln, seit einigen Jahrtausenden fortgeschritten, dann läßt sich auch mit Zuversicht behaupten, daß die Sage von einer ehemaligen Verbindung des bottnischen Meerbusens mit dem Eismeer durch den Enare-See, und des finnischen durch den Ladoga-, Onega-, Sig- und Wüg-See mit dem weißen Meere kaum mehr als Fabel zu betrachten ist. Dann war aber auch das Land zwischen diesen beiden Meerengen, das jetzige in ziemlich enge Gränzen eingeschlossene Finnland größtentheils mit Wasser bedeckt, und Wasser bedeckte auch den Landstrich bis zu den Sümpfen von Pinsk und hinab bis zum schwarzen Meer.

(Fortsetzung folgt.)

*) An der Südküste finden sich z. B. die mächtigen Steinbrüche von Pjuterlar, aus der die riesenhaften Monolithen gebrochen werden, von denen einige die russische Kaiserstadt zieren.

**) Eine Probe der tiefen Lage und der möglichen Veränderungen bietet der See Suwanda im Gouvernement Wiborg, der bis zum Jahre 1818 40 Werste lang und durch einen einen Werst breiten Landstrich aus hügeligem Sande vom Ladoga-See getrennt war. Der Abfluß des Sees ging in den Fluß Wuoxa, der selbst der Abfluß des Sees Samla in den Ladoga-See ist. Am 24sten Mai 1818 zerrissen die durch Schneeschmelzen und Stürme angeschwollenen Gewässer des Suwando den natürlichen, nach dem Ladoga-See zuliegenden Damm, zerstörten die Sandhügel und bildeten einen vorher nicht vorhandenen Ausweg in den Ladoga.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

Biographische Notiz über den französischen Herausgeber der Memoiren des Friedensfürsten und Verfasser der vorstehenden Einleitung, J. G. d'Esmenard, Oberstlieutenant vom Generalstabe.

Mr. d'Esmenard ist ein Bruder des akademischen Mitglieds, welchem Frankreich das Gedicht über die Schifffahrt verdankt, und welcher im Jahre 1811 auf der Rückkehr von Neapel nach Rom einen so traurigen Tod fand. Noch leben andere sechs Brüder, und wie mehrere dieser, so hat auch der Obrist Esmenard sich früh der kriegerischen Laufbahn gewidmet, ohne daß weder die Beschäftigungen derselben, noch die Unruhe eines bewegten und mit Abenteuern angefüllten Lebens ihn verhindert hätte die Literatur zu pflegen.

Noch in seiner Jugend durch die ersten Stöße der französischen Revolution von 1789 nach Spanien geworfen, hat er sich in jenem Lande über 20 Jahre aufgehalten. Man kann versichern, daß wenige Ausländer eine so vollständige Kenntniß der Sprache, der Literatur, der ältern und neuern Geschichte Spaniens und insbesondere des genealogischen Theiles derselben besitzen, wozu freilich nicht wenig beitragen mochte, daß er mit einer Grande von Spanien, der Wittwe Markisin von San Felices, verheirathet gewesen. Wie sehr er seines Gegenstandes Meister ist, kann man aus der freimüthigen und zuversichtlichen Art erkennen, mit welcher er die delikatesten Fragen behandelt. In dem zweiten Theile der Memoiren (3ter und 4ter Band) wird man Uebersichten, Aufschlüsse und kuriose Bemerkungen finden, womit nur er den Text zu bereichern im Stande war. Gewiß der Friedensfürst hätte keinen bessern Dolmetscher wählen können.

Während aller der Begebenheiten, die von 1782 bis 1814 in Spanien vorfielen, war M. d'Esmenard in einer Stellung, die ihm erlaubte viel zu sehen und viel zu wissen; sein Zeugniß ist daher von großem Gewicht. Lange Zeit Beobachter, einigemal Mithandler, Offizier vom Generalstabe Murats seit dessen Ankunft in Madrid, Aide de Camp des Marschalls Ney während des ganzen Kriegs von 1808, von seinem General an Napoleon gesendet, um über den Feldzug von Portugal Rechenschaft zu geben, von Napoleon während der 100 Tage zu

einem wichtigen Auftrage an der spanischen Gränze ausersehen.*) kann M. d'Esmenard über viele Thatsachen, die noch nicht ganz aufgeklärt sind, ein neues Licht werfen.

M. d'Esmenard hat nicht nur die spanische Halbinsel, sondern auch die spanischen Kolonien in Südamerika gesehen, wo er sich während ihres Unabhängigkeitkriegs von 1822 bis 1825 aufhielt, und mit Bolivar, Paez und den wichtigsten Männern von Neugranada und Venezuela enge Verbindungen unterhielt. Als Militär, Schriftsteller, Unterhändler hat er sich immer als einen Freund der Freiheit bewiesen, und sich um die Sache der spanischen Refugies von allen Daten mit solcher Wärme angenommen, daß er sich deßhalb mit seiner eigenen Regierung kompromittirte, und zuletzt bei der abligen Umwandlung der französischen Politik unter dem Marschall Soult sich aus dem Bureau des Kriegsministeriums entfernte. Heutzutage, in einem Alter von 65 Jahren, zieht er sich völlig vom aktiven Dienste zurück, und ist bereits auf dem Punkte seine Retraite zu erhalten.

Italien.

4. Siena. — Radicoffani. — Aqua pendente. — Rom.

(Schluß.)

Jenseits desselben wird die Gegend wieder traurig; der Boden ist nackt; man geht fortwährend über vulkanische Trümmer. Die Vegetation wird verkrüppelt; alte Bäume mit halbverfaulten Stämmen und kränkelndem Laube erheben sich hie und da auf Steinen und Schlacken; es scheint, als wolle das Schauspiel von Radicoffani sich erneuern. Entmuthigung ergreift den Reisenden. Nichts als Lagen von Lava, Schlacken, ausgetrocknete Waldbäche, Wasserfälle ohne Wasser; Vulkane ohne Feuer, Felder ohne Anbau. Wer nicht Geolog ist, kann sich der Melancholie kaum erwehren. Plötzlich erblickt man von dem Gipfel des San Lorenza-Berges einen überraschenden Horizont. Am Fuße desselben liegt der See von Bolsena, glänzend wie der unermeßliche Spiegel der Sonne; ein kräftiger Wald scheint sich mit dem Wanderer zugleich von dem Abhange an die Ufer des Sees hinabzustürzen; Tausende von Vögeln fliegen in Schwärmen über das ruhige Gewässer; Olivenwälder begränzen dasselbe; zwei grüne Inseln schwimmen auf der Oberfläche, gleich zwei vor Anker liegenden Schiffen; die kleinen goldenen Wogen des Sees brechen sich an den lebendigen Gehegen der reizenden Gärten von Bolsena, am Fuße eines Schlosses aus dem Mittelalter, das in Trümmern liegt.

Die herrliche Ueberraschung söhnt den Reisenden mit den Apenninen aus. Der See von Bolsena erfrischt die eingeschlummerte Einbildungskraft. Mit Begeisterung senkt man sich hinab in diese neue prachtvolle Natur, wo sich lebende Gewässer, Italiens lichtheller Himmel, die reizenden Umrisse seiner Hügel endlich zu einem freudenvollen Gemälde vereinigen. Bolsena hat diese Wälder, diese Gewässer, diese schönen Berge wie durch ein Wunder erhalten. An der Stelle des Sees kochte einst ein furchtbarer Vulkan; plötzlich ward aus dem Vulkan ein See, der sich mit Fischen füllte. Gott gebe, daß er nicht zu seinem ersten Handwerke zurückkehrt; auf diesem vulkanischen Boden läßt sich auf nichts Dauerndes schließen. Der See hat 20 Stunden im Umfange, eben so groß war auch der Krater. Im Gasthofe setzte man uns Fische aus dem See vor. Zu Bolsena hat die Fastenzeit der Apenninen aufgehört. Der Wirth trägt Wein von Montefiascone auf. Geflügel und Wildpret sind hier nichts Unbekanntes, auch backt man Brod zu Bolsena, obwohl die Bewohner noch ziemlich elend aussehen. Dieser Mangel, diese Lumpen, diese schmutzigen Straßen werden dem Reisenden durch den Glanz des Gasthofes und durch die Schönheit der Gärten und der Landschaft verdeckt.

Man kommt an Montefiascone vorüber, welches Dorf auf einem Berge liegt. Jenseits desselben beginnt die Geschichte der Vulkane und der Schwefelseen aufs Neue. Aber bald unterscheidet man am jenseitigen Ende des Horizonts in neblichter Ferne einige weiße Punkte, welche der Stadt Viterbo angehören. Bis dorthin hat man noch eine weite Ebene zu überschreiten. Nach einem sechsstündigen Marsche gelangt man nach Viterbo, einer kleinen langweiligen Stadt ohne Ausdruck, welche am Fuße eines Berges liegt. Von hier zählt man noch siebzehn Stunden nach Rom. Der Weg führt durch den berüchtigten Wald von Viterbo, der ehemals durch Räuber unsicher gemacht wurde, den man aber heutzutage selbst um Mitternacht ohne alle Gefahr hinterlegt. Jenseits des vier Stunden langen Waldes gelangt der Reisende nach Ronciglione, einem traurigen Dorfe, das von den Franzosen verwüstet wurde und noch jetzt die Spuren der Feuersbrunst trägt. Der französische Name wird nicht gern gesehen in Ronciglione; die Klugheit gebietet, hier englisch zu sprechen. Die Straße führt in dem Orte durch einen Felsen, auf welchem die Häuser sich gegen einander neigen, mit der Aussicht, dereinst herabzustürzen. Zu Ronciglione befindet sich eine Abtheilung päpstlicher Dragoner. Mit dem Ausgange aus diesem Dorfe beginnt die Campagna von Rom.

Von dem Gipfel eines Berges übersieht man ein unermeßliches kreisförmiges Becken, das durch strahlende Berge begränzt wird. Ein einziges weißes Gebäude erhebt sich in der Mitte des grünen Gefildes. Es war ehemals ein Tempel des Bacchus und ist jetzt Baccano, ein einfaches Gasthaus, die letzte Etappe des Wanderers. Hat man Baccano hinter sich, so kommt man durch einen Hohlweg auf eine Höhe und hat plötzlich Rom vor sich.

Noch verkündigt sich die heilige Stadt erst durch weiße glänzende Punkte, welche gleich Sternen an der Gränze der Ebene auftauchen. Man unterscheidet das Kreuz der St. Peterskirche, dieses achten Hügels, welchen die Religion der Stadt des Romulus hinzugefügt hat. Der geringste Gegenstand, dem ich begegnete, prägte sich meinem Geiste unauslöschlich ein. Hundertmal schloß ich die Augen, um eben so oft den Horizont mit jedem Schritte sich erweitern zu sehen. Der Mond stieg über dem heiligen Berge auf, wolkenlos senkte sich die Sonne ins Meer. Die Luft war lau, balsamisch und durchsichtig. An dem reinen Himmel zeichneten sich in der Ferne die Gebäude des Vaticans, des Janiculums ab. Ich begrüßte den Tiber gleich einem alten Freunde; ich eilte über die Brücke, mit Hast durchzog ich die Vorstadt, als befürchtete ich, Rom möchte mir entgehen. Erst an der Porta del Popolo machte ich Halt. Endlich betrat ich die ewige Stadt selbst. Glücklich diejenigen, welche sie nie wieder verlassen!

*) Der Aide de Camp mußte bei Napoleon die Zwistigkeiten der Generale büßen und blieb einige Zeit verhaftet. Aber als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, erinnerte er sich sogleich an Esmenard, und gab ihm mit dem größten Vertrauen Geld und Vollmacht, um mit den spanischen Liberalen und namentlich mit Mina zu unterhandeln. Aber Mina machte sich damals unsichtbar, und zog es vor nach der Schlacht von Waterloo in Ludwig XVIII einen Fürsprecher bei Ferdinand VII zu suchen, ohne jedoch seine Absicht zu erreichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1836.

Briefe über Florida.

3. Ausfuhrerzeugnisse.

Ich komme jetzt zu dem Hauptprodukte des Landes, dem eigentlichen Ausfuhr-Artikel, Baumwolle, deren Anbau neuerlich so außerordentlich zur Beförderung des Wohlstandes beigetragen hat.

Von der Totalsumme der Baumwollen-Ausfuhr der Vereinigten Staaten im J. 1828 bis 1829 (879,415 Ballen) kam auf Florida freilich nur ein kleiner Theil, nämlich 4149. Allein die schnelle Zunahme ist um so auffallender. Von Ende Oktober 1831 bis Ende Junius 1832 wurden allein vom St. Marksflusse 8,282 Ballen ausgeführt. Die Ausfuhren von ganz Florida betrugen sodann 1832 bis 1833 23,738 Ballen und bis 1835 59,000; nämlich aus Apalachicola 36,000, aus St. Marks 19,000 und aus den kleineren Häfen wenigstens 4000. Im kommenden Jahre wird die Quantität aller Wahrscheinlichkeit wieder um 30 bis 50 Proz. wachsen.

Die hier gebaute Baumwolle zerfällt in 3 Klassen: 1) die schwarzsamige oder Georgia Sea-Island-Baumwolle, die am seltensten vorkommt, weil sie nicht nur weniger trägt, sondern auch an Qualität der von den atlantischen Inseln nachsteht. 2) Die grünsamige oder Georgia-Upland, welche sehr reichlich trägt, nicht weniger als in Alabama, und in Qualität 2 bis 3 Cents das Pfund besser als die Mutterpflanze in Georgia. 3) Die grünsamige mexikanische, Petit Gulf genannt, schwer mit weißlicher Hülle, aus Louisiana hierher verpflanzt. Diese Art ist die ergiebigste von Allen, und jetzt sehr allgemein verbreitet; an Qualität hält sie zwischen Sea-Island und Upland die Mitte. Ohne Zweifel könnten auch andere Sorten hier durch Anbau verbessert werden, wie die brasilianische, carthagenische und hayti'sche; aber diese sind hier bis jetzt ganz unbekannt.

Wenn ein Fremder unser Land betrachtet, kann er sich freilich keine Vorstellung davon machen, wie auf dem scheinbar unfruchtbaren Sande Baumwolle gedeihen kann; aber die Erfahrung wird ihn eines andern belehren. Man kann annehmen, daß beim Baumwollenbau im Durchschnitt 250 bis 500 Dollars durch jeden Arbeiter verdient wird, und ein Acker Landes liefert gewöhnlich an guter reiner Baumwolle: von der Sea-Island-Pflanze 350 Pfd., von der Upland ungefähr eben so viel, von der Petit Gulf aber 500 bis 700 Pfd. Die Sea-Island muß rasch gesammelt werden, die Upland ist bequemer zu ernten, fällt nicht so leicht aus der Kapsel, ist aber eben so sehr der Fäulniß ausgesetzt; die Petit Gulf dagegen am wenigsten, und ist außerdem am schwersten. Die drei Sorten erfordern verschiedenen, aber wegen der Pfahlwurzel alle drei einen tiefen Boden. In mancher Hinsicht kann die Behandlung unstreitig noch verbessert werden, doch gibt es jetzt schon sehr viele Pflanzungen, wo jeder Arbeiter 6 bis 7, und einige, wo er 9 Ballen produzirt. In diesem Jahre 1835 ist mir ein Fall bekannt, wo vier Neger und eine Frau für 1835 Dollars Baumwolle und nebenbei für 150 Dollars Korn produzirten. Die Ausgaben betrugen nur 300 Dollars, so daß mit den fünf Leuten ein reiner Gewinn von 1585 Dollars erzielt ward.

Ich darf jedoch nicht verschweigen, daß die Baumwolle, insbesondere die Sea-Island, in unserem Lande einen bösen Feind hat an den Raupen, die zuweilen, gerade wenn die Hoffnung der Ernte am höchsten steigt, eine furchtbare Verwüstung in den Pflanzungen anrichtet. Vor Kurzem hat man ein Mittel gegen dieses Uebel entdeckt; man tödtet die Raupen durch Schwefeldampf und glaubt sie ganz dadurch vertilgen zu können.

Noch ein anderer Artikel wird aber jetzt mit dem größten Erfolge gebaut und verspricht nicht nur Tausende zu beschäftigen, sondern auch einer unserer Hauptausfuhr-Artikel zu werden, nämlich:

T a b a k. Mit diesem Artikel hat man viele verschiedene Versuche gemacht, mit Pflanzen aus Kentucky, Virginien ꝛc. Aber der Tabak von Cuba hat alle andern Sorten verdrängt, weil er ohne Zweifel den meisten Gewinn bringt. Ein Arbeiter kann nur einen Acker von dieser Pflanze bestellen, dieser Acker bringt aber nach Verhältniß der Fruchtbarkeit des Bodens 500 bis 800 Pfd., und das Pfd. wird zu 40 bis 60 Cents geschätzt. Verkäufe sind zwar noch nicht gemacht worden, und ausgeführt ist auch nichts, weil bis jetzt der ganze Ertrag zu Cigarren verarbeitet ward, die unter dem Namen Florida-Cigarren wohl bekannt und so begehrt sind, daß das Hundertfache

der gegenwärtigen Produktion willigen Absatz finden würde. Um den Gewinn beurtheilen zu können, den dieser Artikel abwirft, braucht man nur zu wissen, daß 1000 dieser Cigarren in den Nordstaaten mit 15 und an Ort und Stelle mit 10 Dollars bezahlt werden; davon 3 Dollars für Drehen u. s. w. abgerechnet, bleibt 7 Dollars für 1000 Cigarren oder 5 Pfd. Tabak, also $1^2/_5$ Dollar für das Pfd.

Zum Tabakbau wird der fetteste schwarze Boden genommen, wo es thunlich ist neues Land; in den nächsten Jahren wird dann Baumwolle, Korn u. s. w. darauf gebaut; das Land muß jedoch weder zu naß noch zu trocken seyn. Im December wird gesäet; im März werden dann die jungen Pflanzen drei Fuß weit aus einander gesetzt, und wenn die Knospen sich zeigen, gekappt. Eine gute Pflanze gibt 32 Blätter, wovon bei uns die untersten die leichtesten und zartesten sind.

Es hat sich die Meinung verbreitet, daß der Boden in diesem Lande sehr leicht entkräftet werde; ich muß das aber für einen großen Irrthum erklären, und berufe mich dabei auf Alle, die aus eigener Erfahrung darüber urtheilen können. Allerdings sind in dieser Hinsicht nicht alle Ländereien gleich, und durch schlechte Behandlung können auch die besseren bald verlieren; die Wahrheit ist, daß gutes Land hier so nachhaltig ist wie irgendwo, daß die erstern Ansiedler in dieser, wie in jeder Hinsicht mit der größten Rücksichtslosigkeit verfahren sind, und um der Mühe der Erhaltung zu entgehen, immer neues Land aufgesucht und umgebrochen haben. Ich dagegen kann 20 Felder aufweisen, die seit ihrer ersten Bebauung noch nichts an Fruchtbarkeit verloren haben. Ueberdieß findet man in vielen Gegenden den vortrefflichsten Mergel, der in einem Jahre dem ausgesogenen Boden seine vorige Kraft wiedergibt.

Einheimischer Wein wird hier, wie in allen südlichen Staaten in großem Ueberfluß gefunden, man hat aber noch keine dauernden Versuche gemacht, ihn zu veredlen oder bessere Sorten aus der Fremde anzubauen. In Gärten hat man wohl zur Probe einige Reben aus Madeira, Sicilien, Malaga und vom Kap gepflanzt, wie auch Muskateller und einige der besseren einheimischen Sorten; im Großen aber scheint das Klima dem Weinbau nicht günstig: es ist zu feucht. Einige unternehmende Pflanzer haben eben jetzt größere Versuche angestellt, welche die Frage bald zur Entscheidung bringen werden.

Der **Maulbeerbaum** zur Seidenzucht, der schon in verschiedenen Gegenden angebaut ist, gedeiht vortrefflich, und wird auch im Großen mit nicht weniger Erfolg als irgendwo in den Vereinigten Staaten gebaut werden können.

Indigo wächst überall bei uns in großer Menge als einheimische Pflanze; bis jetzt hat man aber, der vielen Arbeit und der nachtheiligen Gährung wegen, die Benutzung verschmäht. Neuerlich hat man vorgeschlagen die Pflanzen zu sammeln, zu trocknen, und dann zu weiterer Benutzung zu versenden.

Palma Christi wird in der Nähe von Mount Vernon hinlänglich gebaut, um eine schöne eiserne Presse zu beschäftigen, durch welche das feinste Oel gewonnen wird. Das Beispiel wird bald Nachahmung finden, und auch an Olivenöl wird es in Zukunft nicht fehlen.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Ehe wir zu den Seen der großen Gebirge übergehen, welche Europa von Westen nach Osten durchziehen, müssen wir noch einiger Seen gedenken, deren Umfang zwar sehr unbedeutend, die aber darum wichtig sind, weil sie einem wahrscheinlich vorhandenen Vulkanzug entsprechen. Zieht man nämlich von der Oderquelle quer durch Norddeutschland eine Linie und verlängert diese in der Richtung auf Island zu, so begleitet diese Linie nicht nur einen Basaltzug, und trifft auch wiederum auf die ganz basaltischen Faröer, sondern man trifft in dieser Linie auch auf mehrere Seen, in denen sich vulkanische Erscheinungen zeigten. Der jetzige Plauische oder Döhlener Grund war ehemals ein See, der See von Bisterit genannt. Im 9ten Jahrhundert wurde durch eine vulkanische Erschütterung das Bassin geöffnet, und die Fluthen des Sees brachen hervor in die Elbe, so daß an der Stelle des großen Sees nur noch ein kleines Flüßchen, die Weißeritz, besteht. *) Weiter nordwestlich trifft diese Linie auf den Arend-See, dessen tausendjähriges Entstehungsfest im Jahre 1822 begangen wurde. Er ist nicht groß, etwa eine halbe Stunde breit und drei Viertelstunden lang, seine Tiefe beträgt aber an einigen Stellen 30 bis 40 Klafter, sein Wasser hat die Eigenschaft, hineingeworfene Gegenstände zu versteinern.**) Einst soll der See trockenes Land gewesen seyn, oder nur die gewölbartige Decke eines in der Tiefe verborgenen Wasserbehälters, der bei einer Erderschütterung im J. 822 zerborsten sey, und so dem jetzigen See das Daseyn gegeben habe. In dem Clavezer-See, bei Plön in Holstein, der genau auf dieselbe Linie trifft, entstand in der Nacht vom 15ten auf den 16ten August 1803 plötzlich eine Insel. ***) Auffallend ist, daß die hier bezeichnete Linie überhaupt einen sehr tiefen Landstrich bezeichnet, und im Wesentlichen der Elbe folgt.

Ganz anderer Art wiederum sind die Gebirgs-Seen des südlichen Europa's, die uns auf die seltsame Bemerkung bringen, daß alte vulkanische Länder keine solche Seen darbieten, wohl aber neuvulkanische, namentlich Granitgebirge. Wir sind nicht im Stande, diese Gedanken genauer nach den geologischen Verhältnissen der verschiedenen Länder durchzuführen, immerhin aber bleibt es auffallend, daß Spanien wenn auch keine sehr große, doch ziemlich viele, Frankreich dagegen so gut, wie gar keine Seen hat, denn auch den Grandlieu im Departement Niederloire muß man, genau betrachtet, zu den Strand-

*) Ist vielleicht durch eine ähnliche, nur viel früher vorgefallene Erschütterung auch das ehemals geschlossene Becken von Böhmen geöffnet worden und die Elbe hervorgebrochen?

**) Ist dieß eine Eigenthümlichkeit von Seen, die auf Basaltgrund ruhen? der Lough Neagh hat bekanntlich dieselben Eigenschaften, und liegt gerade in der Verlängerung des Basaltstrichs, der über die Inseln Stne, Mug- Stäfa u. s. w. herkommt.

***) Im Jahre 1807 am 17ten Mai entstand eine Insel in der Havel zwischen Spandau und Potsdam. Auch dieser Punkt weicht nur sehr unbedeutend von der oben bezeichneten Linie ab.

Seen rechnen, wie die Seen im Departement der Haiden; eben so auch in Spanien den See von Valencia oder Albufera und den Mar Menor bei Cartagena. Doch kann man in Spanien einen Gebirgssee nicht unerwähnt lassen, die Lagune de Ruidera, aus welcher der Guadiana entspringt. Die großen Seen aber finden wir erst in den Alpen.

Die zahlreichen Seen der Alpenlandschaft zerfallen in mehrere, durch ihre Lage auffallend von einander geschiedene Klassen. Die Hauptabtheilung ist in die der Jura-Seen, und die der Alpen-Seen. Die letztern zerfallen wiederum in vier Unterabtheilungen: 1) in die Seen des Nordwestabhangs, 2) in die Seen des südlichen Steilabsturzes in Italien, *) in die Seen der nördlichen Vorberge *) und 4) in die Seen der östlichen Ausläufer.

Zu den Jura-Seen gehören der Lac des Points, der Lac de Jour, der Neuenburger-See, der Murtener und Bieler-See. Sie ziehen sich, wie das Jura-Gebirge selbst, von Südwest gegen Nordosten. Dieses Kalkgebirge, kein Ergebniß wilder vulkanischer Kräfte, folgt seinen Strichen ganz genau, und die Seen sind nur als Senkungen zwischen den parallelen Ketten, aber nicht als Felsschluchten zu betrachten wie die Alpen-Seen.

Unter diesen sind vorerst zu bemerken die in der Höhe des Gebirgs; sie sind selten groß, aber zahlreich, und man kann sie verfolgen von dem See bei Schwanden in der Nähe des Sanetsch bis zum großen Silser-See am Bregel, in welchem sich die Innquellen vereinigen. Man findet sie allenthalben auf den hohen Alpen. Auf diese folgen die Seen, welche in den großen Schluchten des Gebirgs sich finden, und deren Namen vom Genfer bis zum Boden-See wohl bekannt sind: sie liegen alle ungefähr zwischen 1500 und 1100 Fuß über dem Meere. Um 6 bis 800 Fuß tiefer liegen die italienischen Seen vom Lago d' Orta bis zum Lago di Garda, lauter merkwürdige, theils geschlossene, theils durch einen Fluß geöffnete Gebirgsspalten. Dieser letztere Umstand ist bemerkenswerth, da von den Schweizer-Seen kein nur einigermaßen bedeutender geschlossen ist, sondern alle einen Abfluß haben. Der Grund dieser Erscheinung liegt wohl in dem steilern Absturz auf der italienischen Seite.

Die Vorberge der Alpen auf der Nordseite, die sich mannichfach durchbrochen durch die Alpenströme vom Rhein bis über die Ens im Oestreichischen hinaus fast direkt ostwärts ziehen, enthalten eine Menge der reizendsten Seen. Diese Vorberge, fast durchaus tertiärer Formation, wurden durch die Erhebung des Alpengebirgs selbst mit emporgehoben, und merkwürdigerweise im Osten zum Theil höher als das Alpgebirge selbst, da dieses sich dorthin abflacht, während die Vorberge im Westen ohne Vergleich niederer als das Hauptgebirge sind, das freilich auf dieser Stelle von einer Porphyrerhebung quer durchsetzt, und somit noch höher emporgehoben wurde. Diese Seen bilden vom Ammer-See bis zum Atter- und Traun-See eine merkwürdige Reihe der schönsten Alpen-Seen, mit einer herrlichen zum Theil wahrhaft erhabenen Scenerie. Obgleich von den hohen Alpen entfernter als die großen Schweizer-Seen, und ohne Vergleich kleiner als diese, liegen sie doch im Durchschnitt um 5 bis 600 Fuß höher.

Von den Seen an den östlichen Ausläufern der Alpen sind namentlich zu erwähnen der Neusiedler-See, der Balaton- oder Platten-See, und der kleine, aber äußerst merkwürdige Zirknitzer-See. Der Neusiedler-See soll neuern Forschungen zufolge erst aus dem zehnten oder eilften Jahrhundert stammen; in alten Urkunden hieß er Ferto, und wurde ein Fluß genannt. So viel ist gewiß, daß derselbe nicht zu den stabilen Seen gehört, sondern selbst in neuester Zeit noch sich sehr ausgedehnt hat, eine Menge Land versumpfte, und nur durch sehr umfassende Arbeiten einen geregelten Abfluß nach der Raab erhielt, wodurch die Entsumpfung des umliegenden Landes gesichert wird. Der Balaton oder Platten-See ist eine tiefe Senkung zwischen zwei Höhenzügen, die Szala ergießt sich darein, allein der See hat keinen Ausfluß, und scheint gleichfalls im Wachsen. Der berühmte Zirknitzer-See gehört schon nicht mehr dieser Abflachung der Alpen, sondern dem geschlossenen Becken des illyrisch-dalmatischen Gebirgs. *) Der Grund der eigenthümlichen, an ihm beobachteten Erscheinungen ist noch keineswegs erklärt, und wir wollen diese Erscheinungen deßhalb nur in Kürze schildern. Der See hat eine Länge von drei Viertelmeilen, in der Breite eine halbe, und an andern Orten eine Viertelmeile, wenn er nicht ungewöhnlich angeschwollen, oder ausgetrocknet ist. Gegen Süden und Norden ist er von zwei ziemlich hohen Bergen, gegen Osten und Westen von niedrigen Hügeln umgeben. Der Boden des Sees ist sehr ungleich, und daher die Tiefe verschieden von 4 bis 6 und 8 Klafter. Der Boden, so wie die umgebenden Berge bestehen aus Kalkstein, welcher Höhlen enthält, besonders ist der Birnbaumer Wald oder der Berg Javornig auf der Südseite voller Höhlen. Diese Höhlen enthalten beständig Wasser, welches ihnen durch Ritzen und Klüfte in den Bergen zugeführt wird. Unter diesen Höhlen gibt es zwölfe, welche Wasser von sich geben und verschlingen, und deren, die es bloß aufnehmen, sind achtundzwanzig. Wenn nasses, ungestümes und stürmisches Wetter einfällt, so werfen jene Höhlen, zum Theil mit großem Getöse, eine Menge Wasser aus, besonders zwei derselben, Urania Jamma und Sucha Dulza genannt. In ihnen sind auf allen Seiten die Oeffnungen sichtbar, durch welche das Wasser aus dem Innern des Berges in diese Hauptkanäle eindringt. Der See fließt ungleich geschwinder zu als ab; denn wenn auf den anliegenden Gebirgen viel Regen fällt, wird er zuweilen in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden angefüllt; um ausgeleert zu werden, braucht er aber gewöhnlich fünfundzwanzig Tage. Daß der See sich zu bestimmten Zeiten seines Wasservorraths entledige, ist ohne Zweifel, aber er hält in Ansehung des An- und Ablaufs keine gewisse Zeit, und richtet sich hierin nicht immer nach den Jahreszeiten. Bloß das regnichte Wetter kann ihn anfüllen, und das trockene ihn ausleeren. Oft geräth er zweimal des Jahres,

*) Ueber die Vormassen der Gebirgszüge siehe den Aufsatz über die Höhen der Erde, J. 1834, Nr. 556.

*) Siehe Ausland 1834, Nr. 557.

nämlich einmal im Sommer und einmal im Winter, in Abfluß, und bisweilen bleibt er mehrere Jahre hinter einander angefüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

Don Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, Graf von Everamonte, Friedensfürst u. s. w., muß unter den ausgezeichneten Namen unseres Zeitalters aufgezählt werden.

Im Jahre 1784 noch ein junger Mensch von 17 Jahren und schlechtweg Garde du Corps, wurde er frühzeitig zu den höhern Graden befördert; — General seit 1791, Grande von Spanien, eng mit der königlichen Familie durch seine Vermählung mit einer Prinzessin von Bourbon *) verbunden, Oberhaupt fast aller Rathskollegien, fast aller öffentlichen Einrichtungen, mit allen Ehrenzeichen, welche das Verdienst, die Gunst oder die Geburt darstellen, geziert, beneidet, hofiert, verleumdet, geachtet — durchschreitet er einen langen an Umwälzungen reichen Zeitraum; keiner hat von einem höhern noch von einem nähern Standpunkte aus die Bewegung der alten großen spanischen Monarchie im Innern und nach Außen gesehen.

Er war schuldig seinem Vaterlande, der öffentlichen Meinung, Rechenschaft abzulegen von dem, was er gethan, was er gesehen hat, was er weiß; die Zeit, diese Schuld abzutragen, ist für ihn gekommen: er hat seine Denkwürdigkeiten geschrieben.

Der erste Theil legt sein öffentliches und Privatleben von 1784 bis 1800 dar. Premierminister während sechs Jahren (1792 bis 1798), leitete er Spanien, machte Krieg und Frieden mit Frankreich, trieb den Einfall der Propaganda und die politische Tyrannei Englands zurück — der Kampf war lang, schwierig, und wurde mit Geschicklichkeit oder mit Glück unterhalten.

Zweiter Theil. Generalissimus seit 1801, Großadmiral seit 1806, erzählt der Friedensfürst den Antheil, welchen er von neuem an der bürgerlichen, politischen und militärischen Verwaltung seines Landes nahm. Im Jahre 1807 führen die dunkeln Umtriebe einiger Hofschranzen und eines Priesters zu einer Verschwörung: in der Nacht des 17ten März 1808 belagert der Aufruhr den Palast; Karl IV, umgeben von Memmen, beschimpft von Meutern, ruft schmerzlich aus: „Und auch du, mein Sohn!“ (con que tu tambien!) Der Friedensfürst wird in ein Gefängniß geworfen, aus dem ihn die französischen Bajonnette befreien; **) man führt ihn nach Bayonne, wo auch der König und die Königin von Spanien unter den Schutz Napoleons fallen. Nach dem Löwenspruche des Schiedsrichters, der sich selbst diesen erlauchten Prozeßführern aufgedrungen, begleitet der Friedensfürst seinen entthronten König zuerst nach Marseille, dann nach Rom .... Der Kaiser der Franzosen war nicht großmüthig gegen die Opfer seines fehlgeschlagenen Ehrgeizes gewesen: — Ferdinand besteigt den Thron wieder im Jahre 1814. Der Gram, mehr als die Last der Jahre, verkürzte das mühselige Leben Marien Louisens und Karls IV. Der Friedensfürst bleibt allein, er kommt nach Paris und sucht unter der Menge seine Zuflucht.

Dieser zweite Theil ist reich an Thatsachen und merkwürdigen Aufschlüssen.

Das spanische Werk und meine Uebersetzung erscheinen zu gleicher Zeit, aber abgesondert; eine englische Uebersetzung ist im Drucke in London. Die meinige ist getreu, ich habe den Text befolgt. Die spanische Sprache ist stolz, pomphaft, sie erträgt keine Zugabe. Die literarischen Talente des Friedensfürsten sind wie alles Uebrige unter ihrem Werthe geschätzt worden: dieß war nun einmal schon eine Gewohnheit. Die Lesung dieses Buches wird so manches Vorurtheil zerstreuen. Er selbst hat es, beinahe unter meinen Augen, zusammengesetzt und abgefaßt: das Original ist ganz von seiner Hand. Die Abschrift, welche zum Drucke dient, ist von ihm übersehen, verbessert, verglichen, am Ende jeder Seite paraphirt, am Ende jedes Kapitels unterzeichnet.

Ich habe gern den Auftrag übernommen diese Memoiren zu übersetzen, mit dem Vorbehalt, gewisse weitere Ausführungen mit erläuternden und biographischen Noten hinzuzufügen. Man wird leicht unterscheiden, was mein ist, und der Anfangsbuchstabe meines Namens wird dem Leser zur Anzeige dienen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Infant Don Luis und Donna Maria Theresa de Vallabriga de Drummond hatten einen Sohn und zwei Töchter; eine dieser letztern vermählte sich unter der Regierung Karls IV mit dem Friedensfürsten, und die andere unter der Regierung Ferdinands VII mit dem Herrn Melgarejo, welcher bei dieser Gelegenheit zum Herzog von San Fernando gemacht wurde. Der Sohn war der Kardinal Bourbon, hernach Erzbischof von Toledo und von Sevilla, welcher nicht mehr lebt.

**) Murat beeilte sich ein Kavalleriedetaschement nach dem Schlosse von Villaviciosa zu senden und den Gefangenen im Namen des Kaisers abzufordern. Der Obrist Ceerlmans und der Escadronschef Paul de la Vauguion befehligten das Detaschement; der Escadronschef Manés, heute Generallieutenant wie die beiden vorbenannten Offiziere, erhielt den Auftrag den Fürsten bis nach Bayonne zu begleiten.

Vermischte Nachrichten.

Für den König von England wurde, wie der Hull Advertiser berichtet, auf dessen ausdrückliche Bestellung ein besonders schöner Hut verfertigt. Er besteht aus ächten Biberhaaren, ein sehr theurer Artikel, und ist mit weißem Atlas gefüttert. Der ganze Hut ist außerordentlich leicht und ganz für die Bequemlichkeit eines alten Herrn berechnet, dem der Kopf wohl manchmal von Amtsgeschäften schmerzen mag. Er kostet 10 Pfund Sterling; das Biberhaar, aus dem er verfertigt ist, wird zu 11 Guineen das Pfund verkauft. Inwendig auf dem Kopfe des Hutes befindet sich das königliche Wappen in Gold mit der Umschrift: „Dieses Muster in der Kunst des Hutmachens für seine allergnädigste Majestät König Wilhelm IV wurde verfertigt von seinem getreuen und gehorsamen Unterthan Samuel Phillips. Hull.“

Am 20sten Januar d. J. wurden die Effekten des verstorbenen William Cobbett auf seinem Landhause im Kirchspiele Ash, unweit Farnham, im Aufstreich verkauft. Gegen Ende der Versteigerung kam eine Kiste mit ihrem Inhalt vor, in der sich bei näherer Untersuchung menschliche Gebeine, jedes in ein besonderes Papier gewickelt, befanden. Der Auktionator weigerte sich, die Kiste auszurufen, denn da er, wie er sagte, nie mit Menschenfleisch gehandelt habe, so wolle er auch keine Menschenknochen verkaufen. Da die Sargplatte von Thomas Paine auch ausgeboten wurde, so läßt sich vermuthen, daß jene Gebeine die des berühmten Schriftstellers waren, der in Amerika auf seinem eigenen Landgute begraben wurde.

Die Zahl des auf dem großen Londoner Markt in Smithfield verkauften Viehes beträgt: Rindvieh 182,508, Schafe 1,575,410.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Nr. 3 der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes.)

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1836.

Englische Justiz auf Jamaika.

Der Hafen von Veracruz ist bekanntlich schon seit langen Jahren das Grab von zahllosen Menschen, welche denselben theils zur See, theils aus den mexikanischen Binnenländern wegen der ausgedehnten Handelsgeschäfte, die dort gemacht werden, besuchen, und die Jahre sind nicht selten, in welchen während der Regenzeit in den Sommermonaten die Hälfte und darüber der neuen Ankömmlinge in wenig Tagen von der schnell tödtenden Seuche dahin gerafft wird, welche aber stets die Eingebornen von Veracruz und des zunächst liegenden Küstenstrichs verschont. Bloß in den drei Wintermonaten, November, December und Januar, in welchen häufig heftige Nordwinde wehen, ist Veracruz vollkommen gesund, und kann ohne Lebensgefahr von Ankömmlingen besucht werden. Um daher das Leben nicht muthwillig zu wagen, pflegt jedermann der nach Mexiko zu reisen und Veracruz zu betreten hat, die Reise wenn es nur einigermaßen möglich ist, so einzurichten, daß man in den Wintermonaten, oder doch spätestens Ende März daselbst ankömmt, denn obgleich schon mit dem Monat Februar einzelne Fälle des Vomito negro (schwarzen Erbrechen, gelben Fieber) vorzukommen pflegen, so beginnen dennoch die allgemeinen großen Verheerungen dieses Typhus erst im April mit steter Zunahme bis Oktober, wo sie wieder abnehmen, und mit eintretendem November gänzlich aufhören.

Einsender hatte vor einigen Jahren die Reise nach Mexiko zu unternehmen, und sich daher Anfangs Januars zu Falmouth an Bord des englischen Paketboots für Veracruz eingeschifft, um Anfangs März zu Veracruz zu landen. Die englischen Paketboote dieser Carriere legen stets in Port-Royal auf Jamaika an, um die Korrespondenz abzugeben und mitzunehmen, und pflegen gewöhnlich 2 bis 3mal 24 Stunden daselbst zu bleiben; diese Zeit wird von den Passagieren benützt, um Kingston und die nächsten Umgebungen zu besuchen, und sich etwaige Bedürfnisse zur weitern Reise anzukaufen. Wir bestiegen demnach sogleich die Schaluppe und traten nach ein paar Stunden Ueberfahrt zu Kingston ans Land, dessen Anblick, Bauart, Straßenpolizei, und so manches Andere, im Vorbeigehen sey es gesagt, nur höchst unvortheilhafte Vergleichungen mit jenen der Hafen und Städte der ehemaligen spanischen Kolonien aushalten kann.

Da wir uns so wenig als möglich in dem unreinen und ungesunden Kingston aufzuhalten, und die Zeit bis zur Fortsetzung unserer Reise auf dem Lande zuzubringen wünschten, auch allerlei einzukaufen hatten, so wurden wir auf Nachfrage an einen spanischen Israeliten, Namens Saz, gewiesen, welcher Reitpferde und allerhand Fuhrwerke verleiht, und andere Kommissions- und Mäklergeschäfte macht. Dieser gab uns eine Art von Charabanc mit einem Pferde bespannt, und durch einen Neger geführt, um den exorbitanten Preis von 16 Dollars per Tag, und erbot sich namentlich meine kleinen Einkäufe und Wünsche zu besorgen, welches ich ihm auch übertrug, da ich keine andere Wahl hatte, und ihm hiezu eine geschriebene Liste der Gegenstände übergab, deren ich bedurfte, und die nach den mir durch ihn bekannt gemachten Platzpreisen bei 60 bis 70 D. betragen mochten, worunter besonders auch Madera und Portwein war, weil wir seit Falmouth dieses Stärkungsmittels entbehrten, da der, den der Kapitän des Paketboots als Tafelprovision mitgenommen hatte, von so abscheulich schlechter Art war, daß ihn niemand, sogar er selbst nicht trinken konnte, wodurch sein Zweck wohl erreicht wurde, den größtmöglichsten Gewinn an seinen Passagieren zu machen.

Kurz ehe wir den Charabanc bestiegen, wurden uns auf der Gasse Havanacigarren angeboten, von welchen ich drei Kistchen zu 20 D. jede kaufte und sie bei unserm Kommissionär Saz deponirte, um sie, wenn wir wieder zurückkommen würden uns einzuschiffen, mit an Bord zu nehmen. Wir fuhren sodann nach dem 2 Stunden entfernten schön gelegenen Landhause Miß Green's Penn, wo eine Art von Auberge gehalten wird, und wovon ich bei einer andern Gelegenheit Interessantes berichten werde, blieben daselbst bis über den andern Tag Nachmittag, und kehrten nach Kingston zurück, um uns am Abend einzuschiffen, weil uns der Kapitän hatte benachrichtigen lassen, daß er um 9 Uhr Abends unter Segel gehen würde.

Mittlerweile hatte Mr. Saz seine Ankäufe für mich gemacht, dabei aber so sehr meine ihm schriftlich zurückgelassene

Anweisung überschritten, daß seine mir vorgelegte Rechnung beinahe 150 D. betrug, die ich dann natürlich zu bezahlen verweigerte; allein der unverschämte Betrüger hatte das Heft in Händen, durch meine drei bei ihm deponirten und schon bezahlten Kistchen Havanacigarren, und sagte mir ganz kalt, daß er selbe behalten würde, wenn ich seine Einkäufe nicht genehmigte und bezahlte. Der Fall war dringend, es war schon gegen fünf Uhr Nachmittags, das Schiff lag zwei Stunden weit von der Stadt, und segelte zuverlässig um 9 Uhr ohne mich ab, wenn ich nicht zur Stunde an Bord war. In meiner Verlegenheit wandte ich mich an einen wohlgekleideten und freundlichen Mann, der eben am Nachbarhause aus seinem Gig gestiegen war, um ihn um Rath, und wo denn die Gerichte oder Richter wären, zu fragen, bei denen man gegen solche Gaunerei Schutz und Recht suchen könne. Dieser artige Mann schrieb mir den Namen und die Wohnung des Justiz- oder Polizeirichters auf, und da es weit war, und eben ein heftiger Regen fiel, war er gefällig genug mir seinen Gig und seinen Neger anzubieten, um mich dahin zu führen. Ich traf den Richter, einen Mann von ernsthaftem, anständigem Aeußern in seiner Wohnung, und er hörte mit Aufmerksamkeit und Ruhe meine Beschwerde an; seine mit allem erdenklichen Phlegma gegebene Antwort war, mir ist der Mr. Saz gar wohl als ein Schnefe und Gauner (rascal) bekannt, und wenn Sie morgen früh um 9 Uhr nach dem Gerichtshause kommen wollen, so soll Ihnen sicherlich ihr Recht werden, allein für heute, — hier zog er die Uhr aus der Tasche und sah darauf — ist es schon zu spät, es ist gleich sechs Uhr, die Sonne geht unter, und nach Sonnenuntergang darf kein Richter Recht sprechen, noch eine richterliche Handlung vornehmen, so wollen es die britischen Gesetze! Es war vergeblich Alles was ich gegen diesen Ausspruch allegirte, umsonst stellte ich vor, daß das Paketboot binnen drei Stunden unter Segel gehe, daß ich, wenn ich zurückbliebe, meine schon bezahlte Passage verlieren, ein Monat zu Kingston bis zum nächsten Paket bleiben, und offenbare Lebensgefahr wegen um ein Monat spätern Eintreffens in Veracruz erleiden müßte; der unerschütterliche Richter entgegnete mir immer mit den schon erwähnten Worten, daß die Sonne bereits untergegangen, und er mir vor deren Anfang nach britischen Gesetzen kein Recht verschaffen könne. Es blieb uns daher nichts übrig als eiligst zurückzukehren, und dem Mr. Saz zu bezahlen was ihm beliebte, noch glücklich, wie er unverschämt genug war mir ganz trocken zu sagen, daß er mir meine drei Kistchen Cigarren verabfolgen lasse, die er gute Lust hätte für den ihm angethanen Affront als Schadloshaltung zurückzubehalten. Aber es war schon sieben Uhr, um neun Uhr ging mein Kapitän unter Segel, und würde gewiß nicht eine Minute auf mich gewartet haben, ich mußte also dulden, was in seiner Macht stund, und bestieg eiligst die Schaluppe, um 150 D. geprellt, aber mit einer evidenten Erfahrung über die so hoch gepriesene Vortrefflichkeit der englischen Gesetzgebung bereichert.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Von den zahlreichen geschlossenen Becken des slavisch-hellenischen Gebirgs ist schon früher die Rede gewesen, und dabei auch einzelner Seen erwähnt worden; mehr im Norden bilden die Flüsse eher Sümpfe, wie um Livno, dagegen weiter südwärts treten zum Theil ziemlich große und tiefe Seen auf. Einige kleinere, wie der Plava und Ricawet, machen den Anfang, dann folgt aber westlich in demselben Thale der große See von Scutari oder Zenta, gegen Südwesten dann der tiefere Ochrida und der Castoria-See, bei denen man sich so wenig als bei dem See Topolias und Likaris in Livadien der Vermuthung erwehren kann, daß sie etwas Anderes als ausgebrannte Krater seyn könnten. Dieß sind so ziemlich die bedeutendsten, doch können wir eine auffallende Reihe von Meerbusen und Seen, die keineswegs Strand-Seen sind, nicht unerwähnt lassen. Auf den Meerbusen von Arta folgen die Seen Ambrakio, Ozeros, Angelo Castron und Brachori, dann die fernartig eingeschnittenen Meerbusen östlich und westlich von Corinth. Auch auf der Ostseite bilden die Seen Likaris, Topolias, die Meerenge Talanti, der Meerbusen von Volo und der See Carlas eine auffallende Folgereihe.

Die meisten der so eben aufgezählten Seen sind höchst wahrscheinlich die Krater ehemaliger ungeheurer Vulkane; ob auch die in Macedonien gelegenen, die Seen von Jenidsche, Kilissah, Bujukbetschik und Taklnos ist viel zweifelhafter. Dagegen ist auffallend, daß sowohl östlich als westlich, in Kleinasien wie in Italien, Seen auftreten, die man, namentlich die italienischen, mit gutem Grunde vulkanische Seen nennen kann; zwar der Fucecchio in Toscana ist zweifelhaft, aber der Bolsena und Bracciano sind augenscheinlich ehemalige unermeßliche Krater, *) und aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Lago di Perugia und di Celano, der erstere im Kirchenstaate, der letztere in den Abruzzen. Entstehungen von kleinern Seen in der historischen Zeit fehlen gleichfalls nicht; als Beispiel mag der See Agnano dienen, der im Mittelalter entstanden seyn muß, da die Alten seiner gar nicht gedenken. Im Allgemeinen verwischter, doch im Einzelnen noch bis in die spätere Zeit hereintretend, sind die Zeichen vulkanischen Ursprungs der kleinasiatischen Seen, auf die wir nun übergehen müssen, denn die Vulkanzüge, die im tiefen Alterthum mehr die nördlichern Theile des Mittelmeeres und Kleinasiens trafen, ziehen sich mehr und mehr in den südlichen Theil desselben, und auch in die südlichern Striche Kleinasiens herab. **)

Gehen wir in Kleinasien von Westen nach Osten, so stoßen wir mehr und mehr auf einzelne geschlossene Becken, die mit Seen bezeichnet sind, und je weiter gegen Osten, desto neuer und entschiedener vulkanisch scheinen sie zu seyn. Nur das

*) Der Bolsena hat gegen 12 Meilen im Umfang.

**) Das letzte Erdbeben in Kleinasien war in der dritten Bergkette von Norden nach Süden gerechnet; auch bei diesem entstand an der Stelle eines verschlungenen Orts ein See.

Euphratgebiet ist frei von solchen Seen. Nehmen wir zuerst die Seen nördlich vom 39°, so stoßen wir auf folgende: der Balicasar, Lupad-See, der Aingöl, die Seen von Jenischehr und Isnik, der Sophon-See oder Sabandsche, die Seen Esnani und Tschaga. Damit hört die Seenreihe im Norden auf, im Süden ist sie zahlreicher. Hier treffen wir zuerst auf den Enligöl oder Mermer-See (38° 40′ B.) und den Basi-See (37° 30′ B.), dann von diesem östlich auf den See von Bazar Khan, auf die Seen Tschesik, Nolt, Hadschi, die Seen von Egerder, Bei Schehr, Teogilis, Karadscheli, Akscher, Dschiaur, Karchumlar bei Koniah, und einige große Salz-Seen: alle diese vom Tschesik an liegen auf einer Strecke von nicht mehr als 4 Graden oder 60 geographischen Meilen, und von allen hat keiner einen Ausfluß. Von hier an, nämlich von dem 52° O. L., finden sich wenigstens keine so großen Seenreihen, wenn es gleich an kleinern in dem ziemlich unbekannten Lande nicht fehlen mag. Um so auffallender ist die Gegend südwärts vom Kaukasus damit versehen.

In den phlegeäischen Feldern um Baku findet sich ein kochender See, der aus der Tiefe Gasblasen und erdigen bituminösen Schaum auswirft, und zu warmen Bädern benutzt wird. Dann treffen wir in dem südlich streichenden Gebirge und dessen östlichen Ausläufern den Tobuskiri, den Taparawani, den Komo, Modatapa, Balakats oder Wanati, und zwei Grade östlicher den großen See Gögtschai, auch See von Eriwan genannt, der noch 5700′ über dem Meere liegt, während die andern alle auf den höhern Stufen der armenischen Hochlande sich finden. So wenig als die 5 erstern sind die Seen auf den Bingölalpen, d. h. die Alpen der tausend Seen, vulkanischer Art. Aber die Gestaltung des Landes um den Gögtschai scheint darauf hinzudeuten, daß dasselbe trotz seines großen Umfangs ein Krater war. Merkwürdig als Vorspiel zum Urmia-See ist der Bularik Göl oder trübe See, wahrscheinlich ein ehemaliger Krater oder sonst durch vulkanische Einsenkung entstanden, wie der Wan- und Urmia-See. Doch hat der erstere von diesen beiden helles Wasser, während der zweite ein schweres, stärker als das Meer gesalzenes Wasser enthält, in welchem, so wenig wie im todten Meere Fische leben.

Von den Höhen von Armenien und Medien herab durch Syrien und Palästina, zeigen sich von nun an mehrere Einsenkungen von großer Merkwürdigkeit. Gleich unterhalb der südlichen Tauruskette finden wir die Seen von Antiochia mit süßen, aber südöstlich von Haleb, fast in direkter Linie zwischen dem Urmia-See und dem todten Meere ein Salzthal mit dem Salz-See el Sabkh; südöstlich von diesem ist der Bahr el Kades. Von nun an tritt die Bildung des syrischen Landes entschiedener auf, als eine lange von Norden nach Süden laufende Vertiefung, welche einer die festen Felsen trennenden Spalte gleicht, und sich von gewöhnlichen Thälern sehr unterscheidet; in dieser Vertiefung liegen die Seen Bahr el Hule, Tabarieh und Luth. *) Hier ist das Thal wie durch einen Querdamm geschlossen, obwohl die Thalformation noch bis zum Meerbusen von Akaba fortläuft. Es ist früher schon erwähnt worden, daß das todte Meer aller Wahrscheinlichkeit nach in der historischen Zeit, wenn man die Zeit Abrahams so nennen will, gebildet wurde. In welcher Art auch die Entzündung der Naphtaquellen und das Einsinken des Bodens vorgegangen seyn mag, gewiß ist, daß der See erst nach diesem Einsinken des Bodens und dem Aufwerfen des Querdamms, als natürliche Folge dieser vulkanischen Erscheinung, sich bildete. Das Wasser des todten Meeres ist zwar hell und klar, aber sehr gesalzen, und darum ohne alle Fische und lebende Wesen, einen kleinen Kreb ausgenommen. Dieser berühmte See ist wohl auch darum besonders bemerkenswerth, weil von Baku an bis nach Aegypten hinein eine Linie sich ziehen läßt, längs deren Salz- und Natron-Seen in großer, ungewöhnlicher Menge auftreten.

*) Arabischer Name für Loth: Loths See ist das todte Meer, auch Lacus Asphaltitis genannt, obwohl er von dem Asphalt-See auf Trinidad in jeder Beziehung verschieden ist.

In merkwürdiger Reihe ziehen sich vulkanische Becken und Seen von Italien herüber durch Griechenland und Kleinasien, und von Armenien an geht eine so eigenthümliche Seenreihe wie von einem Centralpunkte aus weiter nach Süden, daß man unmöglich bloß einen Zufall in allem diesem erblicken kann.

(Fortsetzung folgt.)

Konsumtion der Stadt Paris im Jahre 1834.

Getrunken wurden 877,769 Hektoliter Wein, folglich 67,254 mehr als im Jahre 1833; 33,716 H. Branntwein, 1999 mehr als im Jahre vorher; 120,552 H. Bier, oder 18,544 mehr als 1833.

Gegessen wurden, 569,556 Kilogramme Trauben, oder 714,566 Pfund mehr als im Jahre zuvor; 72,474 Ochsen, 2500 mehr als 1833; die Zahl der verzehrten Kühe hatte um 1506 abgenommen, sie betrug 14,175; Kälber 70,759, oder 4790 mehr; Schafe 561,409, oder 52,788 mehr; Schweine 85,558, oder 4602 mehr als 1833. Die Zahl der Pasteten, Schüsseln mit Einmachfleisch, Hummer und Krebse hat von einem Jahre auf's andere bedeutend zugenommen; im Jahre 1833 verzehrte man von diesen Artikeln 181,118 Kilogramme und im Jahre 1834 1,122,466 Kilogramme.

An Seefischen wurden verzehrt für 4,229,388 Franken, oder für 525,174 Fr. mehr als im Jahre vorher; an Austern für 1,118,971 Fr., und im Jahre 1833 nur für 987,171 Fr. An Geflügel und Wildpret ward für eine Million Franken verzehrt, und für 500,000 Fr. Butter mehr als im Jahre 1833.

Denkwürdigkeiten

des

Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Der Friedensfürst hegt gegen sein Spanien ein Gefühl, wofür ihm seine Mitbürger Dank wissen sollten. Es ist ein Sohn, den eine ungerechte, leidenschaftliche Mutter übel behandelt. Er wagt es nicht ihr ganz die Wahrheit zu sagen und ihr all ihr Unrecht vorzuwerfen. Weniger befangen in diesem Familienstreite, werde ich weniger furchtsam seyn. Da auch ich die Sachen und die Menschen, von denen er spricht,

so ziemlich gekannt habe, wünschte ich meine eigenen Erinnerungen an einem sicheren und öffentlichen Orte niederzulegen, und diese Gelegenheit hat mir günstig geschienen.

Vor ungefähr 50 Jahren mußte die schnelle Erhebung Manuels de Godoy den Hofdamen, den Kammerherren, den Hofgesellschaften und den **Bewerbern**, *) welchen es so viel darum zu thun ist, zu wissen, woher der Wind bläst, viel und lebhaft zu reden geben — aber heute ist jede späte Nachforschung über diesen Gegenstand unnütz.

Mit einem liebenswürdigen Geist und einer schönen Figur begabt, durch die Natur seines Dienstes jeden Augenblick unter die Augen der königlichen Familie gestellt, zog er die Aufmerksamkeit Marien Louisens auf sich; aber das Wohlwollen des Königs Karls IV traf so glücklich mit dem seiner Gemahlin zusammen, daß man nie genau gewußt hat, welcher von beiden dem jungen Garde du Corps zuerst oder am meisten seine Gunst gestattete. Diese erhabene und doppelte Sympathie ist historisch geworden, sie ward nie unterbrochen, nur der Tod Marien Louisens und Karls IV hat beide von ihm getrennt. Eine so beständige und seltene Freundschaft ward durch 36 Jahre einer wechselseitigen Treue veredelt. Die Schmähsucht hat ihre Zeit umgemacht: der Neid selbst muß sich endlich verjähren, er pflegt wenigstens das Unglück zu ehren und sich nicht über das Grab hinaus zu erstrecken.

Das Ende des letzten und das erste Viertheil des gegenwärtigen Jahrhunderts gehören schon zur alten Geschichte. Heutzutage kann man in dem Feidensfüesten nichts Anderes mehr als den öffentlichen, den Staatsmann sehen, den Minister, welchem, wie man behaupten will, Karl IV die Sorge, statt seiner zu regiren, übertrug. **)

Die Regierung dieses Monarchen hat einen großen Theil des geschichtlichen Stoffes von 1789 bis 1808 geliefert, ohne den spätern Beitrag Spaniens, und was es noch weiter verspricht, in Anschlag zu bringen. Und doch ist diese Regierung wenig bekannt, und was noch ärger ist, schlecht gekannt.

Seit der von Philipp II gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts vervollkommneten Einrichtung des **heiligen Amtes** (santo oficio), bei welchem auch die Censurgewalt stand, hatten die Spanier nie die Gelegenheit noch das Befugniß gehabt, ihre Gedanken auch nur spärlich auszudrücken; die Freiheit zu schreiben, im Jahre 1808, war für sie eine neue Waffe, deren Gebrauch und deren Bereich sie nicht verstanden. So förderte diese Freiheit anfänglich nur gröbliche, von Uebertreibung angeschwollene Flugschriften voll Haß und schlecht verstelltem Personalinteresse zu Tag.

Die **Darlegung** des Don Pedro Ceballos Gaerra, nach einander Minister Karls IV, Ferdinands VII, Joseph Napoleons und wieder Ferdinands VII kündigte das Austreten des Stroms dieser **freigelassenen** Presse an. Zu dieser Zeit schwieg noch das ganze Festland vor Napoleon und seinem Thun — Ceballos allein sprach und von weitem: seine Stimme hatte starken Klang. Er machte den Anzeiger gegen seinen Verwandten, seinen Freund, seinen Wohlthäter, er verläugnete die amtliche Bekräftigung, die er selbst als Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Unterhandlungen des Staatsraths Don Eugenio Izquierdo in Paris gegeben hatte, und ließ auf diese Art über dem Haupte des Feldenfürsten eine Verleumdung schweben, welche zu allen übrigen die Gelegenheit oder den Vorwand gab. Indessen der König und sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten kannten genau die Sendung Izquierdo's, diese Sendung war also autorisirt, rechtmäßig und offiziell, sie war nicht eine heimliche und Privatagenz zum ausschließlichem Vortheil des Friedensfürsten. Izquierdo handelte im Namen und für Rechnung seiner Regierung; ohne Zweifel besaß der Prinz von Masserano den sichtbaren Charakter eines akkreditirten Ministers, aber sieht man denn nicht alle Tage und besonders in den unbeschränkten Monarchien, daß man talentvolle und des Vertrauens würdige Männer an die Seite von vornehmen mit Sternen und Stickereien verzierten Puppen setzt, welche letztere nur zur Schau und zur Ausfüllung des Platzes in den diplomatischen Paraden dienen? Napoleon hatte Acht seine Würde nicht zu gefährden; nun wohl, er hat die Stellung, die Sendung Izquierdo's öffentlich anerkannt, er ließ ihn jeden Augenblick zu sich berufen, er befahl dem Marschall Duroc sich mit ihm in Verständniß zu setzen. Gewiß, der Kaiser hätte nicht darein gewilligt, einen namenlosen, zweifelhaften, niemand angehörigen Emissär öffentlich zu empfangen, und noch weniger Traktate mit ihm abzuschließen. Nun aber, der Kaiser war es, der den Traktat von Fontainebleau diktirte, weil er ihn für zuträglich hielt, weil er sichs in den Kopf gesetzt hatte, mit Einem Wort, weil er ihn wollte. Dieser Hauptumstand ist von dem Friedensfüesten in dem zweiten Theile seiner Memoiren bis zur Evidenz bewiesen. Ceballos ist ein Ehrloser, der wissentlich und der ihm wohlbekannten Wahrheit zuwider auf den Feidensfürsten eine schimpfliche Anklage fallen ließ: die Anklage, sein Land verkauft und den Fremden überliefert zu haben.

Der Herzog von Infantado, der Graf von Montijo und eine Menge anderer gaben damals Vertheidigungsschriften ihrer Aufführung oder leidenschaftliche Darstellungen der letzten Begebenheiten heraus. Tausende von Anonymen, und von Rhapsodisten ohne Maß und ohne Gewicht schrieben in den Tageblättern und anderswo; keine von diesen Tagsgeburten hat den Gelegenheitsumstand überlebt.

Azanza und Ofarril, beide Minister Ferdinands VII, als er sich zuerst auf den Thron setzte, und dann Josephs, welchen man dazu verurtheilte, jenen zu ersetzen, haben ebenfalls eine Rechtfertigungsschrift abgefaßt; denn in Hinsicht dieser geheimnißvollen Ereignisse vom Escurial und von Aranjuez hielt es alle Welt für nothwendig seine Unschuld zu betheuern. Azanza und Ofarril, ehrliche und wahrheitsliebende Männer, hatten sich nichts vorzuwerfen. Sie beschränken sich auf ihre persönliche Vertheidigung, und sind sehr zurückhaltend in dem, was die Regierung Karls IV und die Amtsverwaltung des Friedensfürsten betriffe.

Der Marquis von Almenara, sonst in Paris bekannter unter seinem ersten Namen Hervas, ergriff nur einen Augenblick die Feder, um eine andere treulose Einreimung des Herrn Ceballos zu widerlegen. Almenara beurtheilt sehr richtig die Menschen, welche die Leidenschaften Ferdinands aufreizten und davon Nutzen zogen, aber er suchte nur die Ehre seines Sohnes zu retten, und beobachtet über die Thatsachen von dem Jahre 1808 ein ehrerbietiges Stillschweigen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bewerber, pretendientes, eine in Spanien zahlreiche und beinahe gesetzlich anerkannte Klasse.

**) Auf jeden Fall kann sich diese Delegation, die nie so vollständig war, als man geglaubt hat, nur von den Jahren 1792 bis 1798 verstehen, während welchen er erster Minister war, und gewiß er hat von dieser Stellung keinen Mißbrauch gemacht, das werden die in den Memoiren enthaltenen Thatsachen beweisen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1836.

Buddhistische Literatur. *)

Nepal, 2 April 1835.

Durch Hrn. Dr. Wallich hatte ich unlängst die Ehre, Ihnen eine Abschrift des Sata Sahasrika Pradschna Paramita oder Raksha Bhagavati, wie es hier gewöhnlicher genannt wird, zu senden, und im Laufe des Jahres hoffe ich noch die neun Werke, Nava Dharma genannt, abgehen lassen zu können. Diesen werden die übrigen Pauranika- und Tantrikabücher der Saugatas folgen, deren Titel in meiner Skizze des Buddhismus verzeichnet stehen. Ich setze meine Hoffnung und meinen Ehrgeiz darein, in Ihrer Bibliothek eine vollständige Reihenfolge dieser Original-Sanskritwerke der Buddha-Philosophie und Religion niederlegen zu können, in der Ueberzeugung, daß nur durch sie allein den wahren Zügen eines Systems mit Erfolg nachgespürt werden kann, welches viel zu zart und umfassend ist, als daß es durch das Medium solcher Sprachen, wie die tübetanische und mongolische, vollkommen erfaßt werden könnte.

Hinsichtlich der Wichtigkeit die Spekulationen des Buddhismus kennen zu lernen, um aus dieser Kenntniß die Geschichte der indischen Philosophie und intellektuellen Kultur zu vervollständigen, mag allerdings einige Meinungsverschiedenheit herrschen, aber darüber, daß es höchst wünschenswerth sey, aus Originalquellen über ein Glaubenssystem richtige Begriffe zu schöpfen, das mehr Anhänger zählte als irgend ein anderes auf der Welt, kann durchaus keine bestehen; nicht zu gedenken, daß die Forschungen jedes Jahrs uns immer neue Vermuthungen darbieten, daß der Buddhismus in weiten Regionen geherrscht habe, wo er jetzt durch den Islamismus oder das Christenthum verdrängt ist. Die Werke, von denen ich Abschriften in der Bibliothek Ihrer Gesellschaft niederzulegen gedenke, sind solche Originalquellen der Belehrung hinsichtlich der Saugatas. Sie sind sämmtlich in der Sanskritsprache geschrieben, sehr umfassend, und enthalten Abhandlungen die Tantrika- sowohl als auch die Pauranikaklasse betreffend. Werke der erstern Ordnung waren mir neuerlich noch, religiöser Zweifel wegen, vorenthalten worden; ich erhalte jedoch deren täglich mehr und bin jetzt der Meinung, daß der ganze Inhalt der unermeßlichen Kahgyur- und Stangyur-Sammlungen von Tübet jetzt in Nepal im Original-Sanskrit zu haben sey. Wenn dieß der Fall ist, so werde ich, wenn die Gesellschaft es nicht ausdrücklich verlangt, die Sendungen der tübetanischen Werke nicht fortsetzen, auch keine Fortsetzung derjenigen Bände der Yum-Abtheilung des Kahgyur mehr folgen lassen, die ihnen mit dem Sata Sahasrika im Sanskrit-originalzugeschickt wurden, weil ich fest überzeugt bin, daß die tübetanischen Uebersetzungen weit unter dem Original stehen.

Es scheint unter den Europäern herrschende Meinung zu seyn, daß die Buddha-Weisen ihre Lehren lieber in der Pali- als in der Sanskritsprache niederschrieben, eine Meinung, die sich, wie ich vermuthe, auf das Faktum stützt, daß die in Ceylon vorhandenen buddhistischen Werke sowohl als die der indochinesischen Nationen, so fern die letztern nicht Uebersetzungen in die Landessprachen, in der Pali-Sprache geschrieben sind. Bevor ich jedoch dieser Meinung beitreten kann, muß ich erst Pali-Werke gesehen haben, welche sich in Werth und Zahl mit den sanskritischen Ueberlieferungen vergleichen lassen, die in Nepal aufgetrieben wurden. Mittlerweile muß es jedoch befremdlich erscheinen, daß die Philosophen von Ayodhya und Magadha, die anerkannten Gründer des Buddhismus, das Pali dem Sanskrit vorgezogen haben sollten, während es mir auf der andern Seite sehr einleuchtend ist, daß, da die neue Lehre sich in das entlegene Dekkan und von da nach Ceylon ausbreitete, ihre Verbreiter sich ihr Werk durch Pali-*) Uebersetzungen erleichterten.

*) Ein Schreiben von Hrn. Brian Houghton Hodgson, politischem Residenten der ostindischen Kompagnie in Nepal, an den Sekretär der königl. asiatischen Gesellschaft zu London, in der Sitzung vom 16ten Januar vorgelesen.

*) Das Pali oder hohe Prakrit ist nichts als ein verfeinertes Bhascha, und leichter als das Sanskrit. Da die frühern Buddhisten sehr stark vom Geist des Proselytismus besessen waren, so erscheint die Annahme, daß sie sich des Pali zur Verbreitung ihrer Lehre bedienten, eben so natürlich als die andere, daß die hochgelehrten Begründer des Buddhismus ihr verfeinertes und abstruses System im Bhascha, dem Dialekt einer einzelnen Provinz Indiens, niedergeschrieben haben sollten, da ihnen doch das reiche und universelle Sanskrit zu Gebote stand, unhaltbar erscheint.

Meiner Meinung nach sind die Sanskrit-Bücher von Nepal die einzigen Originalabhandlungen über den Buddhismus, die bis jetzt von uns entdeckt wurden, und ich glaube den Werth dieser Abhandlungen nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß wir nur mit ihrer Hülfe im Stande sind, die Geschichte der indischen Philosophie zu vervollständigen und das wahre Wesen jener religiösen Lehren aufzuklären, welche den Glauben der Indo-Chinesen, Ceylanesen, Tübetaner, Mongolen, der großen Masse der Chinesen und Japanesen, der verschiedenen, gewöhnlich Tataren genannten Nationen und endlich auch der Bewohner des Himalaya-Gebirgs in Indien bilden.

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Von der Niederung im schwarzen und kaspischen Meere und im Aral-See ist früher schon wiederholt die Rede gewesen, und die Größe der Niederung so wie die wahrscheinliche ehemalige Ausdehnung des Wassers erwähnt worden. An der ehemaligen Verbindung dieser drei Wasserbecken, so wie an dem Daseyn eines großen Binnenmeeres in Westsibirien, wovon alte chinesische Schriftsteller sprechen, ist jetzt wohl kaum mehr zu zweifeln. Auch das ist erwähnt worden, daß die Entwässerung dieses Landstrichs, namentlich durch Versanden der Flüsse und Umwandlung derselben in Steppenflüsse, d. h. in Reihen von stehenden Wassern, die nur durch schwache Bäche, in der heißen Jahreszeit oft gar nicht mit einander in Verbindung stehen, noch immer im Fortschreiten begriffen ist. Bei dieser Gelegenheit haben wir einer großen Anzahl Flüsse erwähnt, die ihren Weg nicht mehr in das kaspische Meer und den Aral-See oder in ihre Hauptströme, wie Jaxartes und Oxus vollenden, sondern Seen bilden, die wegen der starken Verdünstung in jener trockenen Gegend nicht sehr zu wachsen scheinen. Dadurch sind wir der Mühe überhoben, eine lange unfruchtbare Nomenklatur aufzuführen.

Ehe wir aber von dem kaspischen Meere aus weiter gehen, müssen wir einige eigenthümliche Erscheinungen an demselben herausheben. Neuere Forschungen, namentlich von dem russischen Akademiker Lenz angestellt, und bestätigt durch Professor Eichwald,*) haben es fast zur Gewißheit erhoben, daß ehemals von der abscheronischen Halbinsel, auf welcher Baku liegt, eine Landenge, deren Trümmer noch in den Inseln Swätoi, Ueanof und Shiloi zu sehen seyen, hinüber ging nach dem jenseitigen Ufer. Diese Landenge muß in Folge vulkanischer Erschütterungen eingesunken seyn, und jetzt ist hier vielleicht die tiefste Stelle des ganzen Meeres, denn Eichwald fand bei 150 Faden noch keinen Grund, während gerade gegenüber an der krasnowodischen Landzunge sich wieder Untiefen finden.**) Auch im südlichen Theile des Meeres an der Küste von Ghilan ist die Tiefe gleichfalls sehr bedeutend, ein Beweis von dem schroffen Absenken des Gebirgs, das Ghilan und Masenderan im Süden einschließt. Was das Sinken des Meeresspiegels anbelangt, so ist dieses nicht wohl zu bezweifeln, und auch sehr erklärlich, da der Oxus und alle andern von Osten kommenden Flüsse sich seit etwa 800 bis 1000 Jahren nicht mehr in das kaspische Meer ausmünden, wodurch demselben eine bedeutende Wassermasse entzogen wird, und alle jetzt in denselben fallenden Flüsse, der Bobul in Masenderan so gut, wie die Wolga und der Jaik, vor ihrer Mündung versanden. Man sollte indeß glauben, diese Wasserabnahme oder das Sinken des Wasserspiegels müßte gleichmäßig**) seyn, dem ist aber nicht also, vielmehr sollen sich zwei temporäre Ausnahmen mit Sicherheit nachweisen lassen: vom J. 1685 bis etwa 1715 sey das Wasser um 10 Fuß gefallen, bis zum J. 1743 wieder gestiegen, dann habe es sich ohne bedeutende Veränderung bis 1816 auf derselben Höhe erhalten, von welchem Jahre an der Akademiker Lenz ein merkliches, aber nicht durchaus regelmäßiges Fallen bis zum Jahre 1830 nachgewiesen, und mit Sicherheit auf 10 Fuß berechnet hat. Ob die sinnreiche Idee des Hrn. Lenz von einer abwechselnd bald größern bald schwächern Verdünstung diese Veränderungen genügend erkläret, wagen wir nicht zu bestimmen.

Nicht minder augenscheinlich ist das Sinken des Wasserspiegels im Aral-See, denn die Umgebung zeigt nichts als Sand und Muscheln, und Murawiew behauptet, daß er auf seiner Reise nach Khiwa durch eine Menge ausgetrockneter Seebetten gekommen sey, und daß der Landstrich im Allgemeinen fast ohne Vegetation erscheine. Ebanghiee, der im J. 1816 von der russischen Regierung in das Land der Kirgis-Kaisaken geschickt wurde, bemerkt ausdrücklich, daß das Land die Spuren einer langjährigen Ueberschwemmung trage, und eine Menge völlig runder und mit einem bittern Salze durchdrungener Hügel enthalte.

Wenn indeß von einer vormaligen Verbindung zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere und dem Aral-See die Rede ist, so darf man sich nicht einbilden, als ob die ganze Strecke Landes zwischen beiden vom Wasser überschwemmt gewesen sey. Das Kalkgebirge, das den Landstrich bis 39° 50′ herab durchzieht, und zwischen seinen Armen eine Hochfläche bildet, ist selbst in der Nähe der Ufer 400 Fuß und darüber hoch, in der Tiefe reiner Kalk, je weiter empor aber desto mehr von Muscheln durchdrungen, und auf der Höhe besteht es ganz aus Muscheln, die von denen im kaspischen Meere einigermaßen abweichen. Wenn also auch diese Hochfläche, in deren Mitte sich übrigens noch ein großer Salz-See, Dshared Gusken genannt, und weite Sandsteppen finden, jemals mit Wasser bedeckt war, so liegt doch diese Thatsache weit über alle die Zeit

*) Siehe Eichwalds Reise auf dem kaspischen Meere 1ster Th. S. 147 ff., wo die Hauptgründe aufgeführt sind.

*) Die Truchmenen erzählen, es sey hier eine große Insel gewesen, die einst plötzlich versunken; sie liegt jetzt nur 9 Fuß unter der Oberfläche.

**) Die mittlere Höhe des 18ten Jahrhunderts soll gegen das Jahr 1400 um 5 Fuß niedriger seyn.

hinaus, innerhalb welcher man die Spuren und Kennzeichen eines ehemaligen höhern Standes des Wassers suchte. Ohnehin ist zu bemerken, daß, wenn auch das Meer im Südosten weiter ins Land gegen Khiwa herein reichte, dieß doch nicht hinderte, daß das Land zwischen Astrabad und dem Balkangebirg, welches einst von einem Arm des Dschihun durchströmt wurde, ein äußerst blühendes Land voll Menschen und Städte war. Die eigentliche Niederung, wo die Verbindung unter allen drei großen Binnen-Seen statt gefunden haben muß, liegt im Norden und Nordosten, und hier sind besonders die Salzseen merkwürdig, die sich, wie im Südwesten auf der abscheronischen Halbinsel in der Nähe von Baku, *) so auch und hauptsächlich auf der Nordost- und Ostseite finden. Dabei ergibt sich der seltsame Umstand, daß von der Wolgamündung ostwärts bis zum Tschangebirge die Salzwasser- und Süßwasser-Seen auf eine fast unbegreifliche Art abwechseln, worüber wir auf die Eichwalds Reise beigegebene Karte verweisen müssen.

(Schluß folgt.)

*) Die zahlreichen und bedeutenden Salz-Seen zählt Eichwald auf S. 252. ff.

Vegetabilischer Theer.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London vom 16ten Januar wurde eine Menschenhand und ein Stück Ochsenfleisch mit einem am Ufer des rothen Meeres üblichen vegetabilischen Theer einbalsamirt, nebst einem Muster dieses Theers, vorgelegt. Der Secretär las ein Schreiben des Oberstlieutenants Bagnold, das ihm mit den obigen Gegenständen zugekommen war, und in welchem folgende Stellen vorkamen: „Während meines Aufenthalts als politischer Agent am rothen Meere führten mich wiederholte Unterredungen mit Beduinen-Arabern in der Nachbarschaft von Mokka auf die Vermuthung, daß die von den alten Aegyptiern zu Einbalsamirung ihrer Gestorbenen verwendete Ingredienz nichts Anderes sey, als der von den Arabern **Katran** genannte vegetabilische Theer an den Ufern des rothen Meeres. Meine ersten Versuche stellte ich mit Hühnern und Hammelschlegeln an, und diese gelangen, obschon ich sie im Monat Julius bei einer Hitze von 94° F. im Schatten anstellte, so gut, daß ich einige der einbalsamirten Stücke nach England schickte. Die Hand, welche ich Ihnen anbei mitzusenden die Ehre habe, wurde vor vier Jahren von meinem Bruder zubereitet. Die bestunterrichteten Araber glauben, daß zum Einbalsamiren große Quantitäten von Kampher, Myrrhen, Aloë und Weihrauch gebraucht worden seyen; die übersandten Musterstücke beweisen jedoch, daß dieß nicht nöthig war, da der Theer, ganz allein angewendet, die Knochen durchdringt und entfärbt. Der einzige Gebrauch, den man von diesem Theer in Arabien jetzt noch macht, ist, als Pflaster oder Salbe für wund gedrückte Pferde oder Kamele, für die Klauenseuche der Schafe, und endlich um Köpfe von Verbrechern einzubalsamiren, die von entfernten Orten aus an den Sitz der Regierung geschickt werden. Dieser Theer wird aus den Zweigen eines kleinen Baumes oder Strauchs gewonnen, die man einem hohen Grad von Hitze aussetzt, und den man in den meisten Theilen Syriens und im glücklichen Arabien findet.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Der Domherr Llorente (unter dem Anagramm Nellerto), ein braver, arbeitsamer, schwerfälliger Schriftsteller, welcher eine Menge Aktenstücke jener Zeit sammelte, hat doch einige sehr wichtige außer Acht gelassen; seine Sammlung ist nützlich. Ich zweifle, daß die zwei dem Don Mariano Luis Urquijo zugeschriebenen Briefe authentisch seyen, aber Llorente führt andere zwei von dem Doktor Garcia Suelto an, welche allein hinreichend wären seiner Sammlung einen großen Werth zu geben.

Das Buch des Domherrn Escoiquiz, Minister Ferdinands VII, zum literarischen und politischen Unterricht, ist nichts als eine hinterlistige Advokatenrede zu Gunsten seiner selbst und seines Zöglings. Es lag im Interesse des Hauptagenten der **Intrigue** oder der **Verschwörung**, sich zu deren Geschichtschreiber aufzuwerfen, aber er hat zu sehr auf die Einfalt seiner Leser gerechnet. Er sagt genug, um das Uebrige errathen zu lassen, und der Friedensfürst hat ihm sein volles Recht angethan.

M. Muriel, ebenfalls ein spanischer Domherr, hat die Geschichte des Hauses Bourbon in Spanien von W. Coxe übersetzt, und mehrere Anmerkungen und Supplementar-Kapitel hinzugefügt. Er hätte mit seinem Original bei dem Ende der Regierung Karls III stehen bleiben können, aber er wollte einen Auslauf in die nächstfolgende Regierung machen; der Friedensfürst beklagt sich mit Recht über die Art, wie er von M. Muriel **überfallen** worden ist, und widerlegt ihn mit gewisser logischer Ueberlegenheit. *)

In diesem Namenverzeichniß muß man die Marquise Caballero und Labrador nicht übergehen, der eine ehemaliger Minister Karls IV, der andere diplomatischer Abgesandter Ferdinands VII zu dem Wienerkongreß, dann in Paris, Rom u. s. w., vor Kurzem in eine ganz sonderbare Streitigkeit mit Martinez de la Rosa verwickelt. Die Briefe und Aufschlüsse dieser beiden Marquise, die man in Paris für große Herren oder Männer von Gewicht halten könnte, sind von dem Friedensfürsten untersucht und auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden.

Der König Ferdinand ließ nach seiner Wiederkehr aus Frankreich eine Geschichte des Unabhängigkeitskriegs von einer Kommission von Offizieren des Generalstabs schreiben, von denen keiner seinen Namen zur Kenntniß des Publikums gebracht hat. Dieses mit Geräusch angekündigte Werk ist bei dem ersten Bande stehen geblieben. **) Es scheint, daß der einzige Zweck der Kommission war, den Charakter und das

*) In den Memoiren ist unter Anderem die ganze Rathsitzung über Krieg oder Frieden mit Frankreich, worin der Friedensfürst und der Graf von Aranda entgegengesetzter Meinung waren, enthalten, an deren Ausgang der letztere wegen eines unbedachtsamen Ausdrucks, der Karl IV beleidigte, und nicht wie Muriel und andere sagen, durch den Einfluß des Friedensfürsten in den Alhambra von Granada verwiesen wurde. A. d. d. U.

**) Der General Ramonet, welcher einer der Hauptredaktoren war, hat mich versichert, es sey unmöglich gewesen das Werk fortzusetzen, weil die Berichte, die man den Theilnehmern an jener kriegerischen Epoche abforderte, zu Skandal und Zwistigkeiten geführt hätten. Der erste erschienene Band enthält außer der Einleitung nichts als Standtabellen und eine unvollkommene literarische Anzeige. Aber im Kriegsdepot müssen einige interessante Dokumente existiren, die vielleicht der Graf Toreno in seiner so eben erscheinenden Geschichte benutzt hat. A. d. d. U.

Verhalten Ferdinands in der kritischen Epoche in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Dieser erste und einzige Band ist ihm zugeeignet: damals lebte und regierte er: es ist die Rechtfertigungsschrift Sr. Majestät, welche so sehr und mehr als irgend einer von den Theilnehmern an den Scenen vom Escurial und von Aranjuez einer Reinigung bedurfte.

In Frankreich hatte der rühmlich bekannte General Foy eine Geschichte des spanischen Kriegs zu schreiben unternommen; sein frühzeitiger Tod erlaubte ihm nicht seinen ersten Entwurf zu übersehen und zu reinigen; er hatte mir die Ehre angethan mehrmals darüber zu sprechen und sogar einigen Werth auf meine Bemerkungen zu legen. Die unvollendeten Handschriften dieses glänzenden Redners sind von andern Händen überarbeitet und zusammengepaßt worden. In dieser nachgebornen Geschichte hat man ihm ungenaue und böswillige Behauptungen in den Mund gelegt. Ich weiß bestimmt, daß er der Verwaltung des Friedensfürsten größere Gerechtigkeit widerfahren ließ. Eine unter den Augen des Generals Foy gedruckte Ausgabe würde nicht Ausfälle enthalten, deren Ungerechtigkeit und Unschicklichkeit er gefühlt haben würde.

M. de Pradt hat aus der Broschüre des Domherrn Escoiquiz den historischen Roman: Memoiren über die Revolution von Spanien, gezogen. Mag er uns immer sagen, er habe an der Thüre gehorcht, während der Großrichter Napoleon das vorläufige Protokoll des berufenen Prozesses von Bayonne verfaßte; — M. de Pradt hat nie die Geduld gehabt an der Thüre zu horchen, sondern da er eilig eine Gelegenheitsschrift herausgeben wollte und gerade den Nachlaß Escoiquiz vor sich fand, so hat er aus dem umgewendeten Leibrock des spanischen Priesters einen französischen Frack gemacht. Im Ernste zu reden, so hat sich dieser geistvolle und an Einbildungskraft reiche Schriftsteller keineswegs um die Richtigkeit der Thatsachen bekümmert, und nicht einmal daran gedacht sie kennen zu lernen. Ich zweifle nicht, daß M. de Pradt bereitwillig ist selbst sein Unrecht zu erkennen.

So eben habe ich die vorzüglichsten Produkte der Presse angezeigt, welche unter das Publikum gebracht worden sind. Die besondere Stellung und der Name der Verfasser konnten ihrem Zeugnisse Wichtigkeit geben.

Während eines sehr langen Aufenthalts in Madrid (von 1792 bis 1808) und nachher noch in Spanien während des ganzen damals begonnenen Kriegs habe ich nach meiner Gewohnheit viele Fragen gemacht und die Antworten erwartet; ich las, was man schrieb, und sah fast Alles mit eigenen Augen; ich war keineswegs für den Friedensfürsten eingenommen, aber ... noch jetzt suche ich eine bestimmte klar ausgesprochene Thatsache gegen den öffentlichen oder Privatcharakter des Ministers Karls IV zu erfahren.

Der beflissene, geduldige Haß der Inquisition und der Klosterwelt ist allein im Stande auf einen so dünnen Grund Zierrathen aufzutragen.

Alle Anschuldigungen haben zuletzt ihren Ursprung in Volksgerüchten, die bei der geringsten Untersuchung in Nichts zergehen. Es ist ein Wildbach der keine Quelle hat, von einem Regenguß gebildet und aufgeschwellen, geräuschvoll, reißend, Alles mit sich fortschleppend: am andern Tage sieht man die Spuren seines Vorübergangs, aber man weiß nicht wie noch woher er gekommen ist.

Kein Zug von Grausamkeit, nicht einmal von Strenge hat den vorgeblichen Ministerial-Despotismus des Friedensfürsten befleckt, wie viele könnte man hingegen anführen, welche seine Toleranz und die edelste Gutmüthigkeit beweisen.*) In einem Lande, wo die unumschränkte Monarchie herrschte, welches das revolutionäre Frankreich zum Nachbarn hatte, und in welchem die unvermeidliche Propagande der neuen Ideen eingedrungen war, in einem Lande wie Spanien, wo das Leben eines Feindes so wenig kostet, hat der Friedensfürst nicht einen einzigen Tropfen Bluts vergossen; **) keine freie Gesinnung wurde verfolgt, so lange die Gewalt durch seine Hand ging. Er hat im Geheimen viele Wohlthaten gespendet. ***)

Der Friedensfürst war den Wissenschaften geneigt, er beschützte diejenigen, welche sie pflegten; eine Menge nützlicher Anstalten und Einrichtungen wurden zur Zeit seines Ministeriums und seines Militärbefehls wieder hergestellt oder neu geschaffen. Schwerlich wird man einen Spanier von einem einigermaßen bekannten Talent anführen können, der unter der Regierung Karls IV nicht mit Bequemlichkeit gelebt hätte. †)

Auch die Armee verdankt dem Friedensfürsten viele Verbesserungen, ich möchte sagen ihre Wiederbefähigung, denn unter dem Ministerium Florida-Blanca's war sie systematisch vernachlässigt und zurückgesetzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der letzte bekannte Märtyrer der Inquisition (vor 1814), Olavide, ist unter der vorhergehenden Regierung, während welcher die Macht Gutes oder Böses anzuthun oder es zu verhindern bei den Grafen Florida-Blanca und Aranda stand, von welchen der letztere als ein Freund der Philosophie und der französischen Encyklopädisten geschildert worden ist. Und doch war es der Friedensfürst, welcher späterhin der Verweisung Olavide's ein Ziel setzte, und ihm die Erlaubniß bewirkte, seine abenteuerliche Laufbahn ruhig in Spanien zu vollenden. Der Generallieutenant Urbina, mit einer Nichte Olavide's verheirathet, hatte deßhalb die Protektion des Friedensfürsten angesucht und erhalten. Aber die Inquisition zeichnete das in ihre Tafeln auf, und erwartete die Gelegenheit sich dafür zu rächen, daß man es gewagt habe ihr ein Opfer zu entreißen. Der Obrist Urbina, Sohn des Generals, hat seit langen Jahren seinen Aufenthalt in Paris genommen und kann meine Aussage bestätigen.

**) Ich bestehe auf diesem Punkte: vorzüglich um dem Fürsten über ein solches Betragen Glück zu wünschen, habe ich mich der Arbeit, seine Denkwürdigkeiten zu übersehen und herauszugeben, unterzogen.

***) Der im Jahre 1808 nebst zwei andern Räthen von Castilien mit der Untersuchung die Papiere des Friedensfürsten beauftragte Gerichtskommissär hat mir zu wiederholtenmalen gesagt, er habe nicht ohne Erstaunen die besondere Standliste der vom Friedensfürsten mit jährlichen Unterstützungen versehenen Personen gesehen. Unter anständigen und in ihren Glücksumständen beengten Familien vertheilte er jährlich eine Summe von mehr als 200,000 Franken. Das Publikum ahnete nichts davon, man hielt den Friedensfürsten sogar für wenig freigebig. Uebrigens war er nicht so enorm reich wie die Spanier sagen, das ist der Fehler ihrer Sprache, welche mehr als irgend eine andere den Superlativus gebraucht. Die ehrwürdige Magistratsperson, von der ich diesen Aufschluß erhalten, lebt noch und befindet sich in Paris, aber es ist ein verschwiegener Mann, und er hat mich gebeten ihn nicht zu nennen.

†) Selbst der Graf von Toreno erkennt in seiner Geschichte, daß der Friedensfürst die Gabe der Geschäftsabfertigung besaß. Es war bekannt in Madrid, daß auf dem Schreibepult des Friedensfürsten nie ein anderes Papier liegen blieb, als einige schmale Streifen weißes Papier, worauf er über Anhörung eines bündigen Extraktes meistens augenblicklich seine Entscheidung schrieb und sie in die betreffenden Akten steckte. Personen, die mit ihm gearbeitet haben, versichern, daß er ein besonderes Talent hatte in jedem Geschäft den Hauptpunkt zu treffen, damit verband er, wenigstens in dem Spezialfache der Armee, eine bewunderswürdige Kenntniß der Ordonnanzen oder Reglements, die zum Theil unter ihm selbst gemacht worden waren. A. d. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann
(Beilage: Nr. 4 der Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.)

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1836.

Erinnerungen aus Algier.

Vernichtung der Stämme Ben-Elofia und Ben-Melinah.

(Nach der Schilderung der Augenzeugen.)

Der 25ste April des Jahres 1832 war in dem Schicksalsbuche eingezeichnet als der Tag des Untergangs zweier mächtigen Araberstämme, berühmt unter ihrem Volke durch das Alter und den Adel ihres Ursprungs, der bis in jene Zeiten reichte, wo ihre Ahnen die Gauen des glücklichen Arabiens verließen, und unter der Fahne ihres Propheten auszogen, um dem Halbmonde die Welt zu erobern.

Es war Mitternacht vorbei; Todtenstille herrschte in den finstern Gassen der alten Raubstadt, über ihre starre, weiße Steinmasse strahlte blutigroth des gewaltigen Leuchtthurms Riesenlaterne. Zu dieser ungewöhnlichen Stunde öffnete sich das Thor Baba-zun auf der Ostseite Algiers. Völlig bewaffnet und gerüstet erschien eine starke Abtheilung der Chasseurs d'Afrique; die Lanziers mit dem vergoldeten Messingschilde an der viereckigten rothen Mütze ritten an der Spitze des Zuges in die Nacht hinein.

Die Chasseurs d'Afrique bestehen größtentheils aus Freiwilligen, welche, angezogen durch die äußerst geschmackvolle Uniform und verführt durch die abenteuerliche Lust, Afrika zu sehen, aus den Kavallerieregimentern Frankreichs in dieses Reiterkorps übertraten. Ein Theil besteht auch aus Individuen, welche nach sechsmonatlicher guter Aufführung die Strafbataillons verlassen und unter den Chasseurs Dienste nehmen durften. Immer aber wählt man nur die schönsten und kraftvollsten jungen Männer aus. Sie sind Alle als mauvais sujets, aber auch als kühne tapfere Streiter bekannt, welche voran bei jedem Strauße weder Tod noch Hölle fürchten.

Lustig ihre feurigen Rosse tummelnd, sprengten diese jungen Kriegshelden, denen der himmelblaue Rock mit silberglänzenden Knöpfen gar stattlich an der athletischen Taille steht, die Straße von Mustapha hinauf. Kein Fünkchen Schlaf hatte diese Nacht noch ihre Augenlieder berührt, aber Flammen blitzten aus ihren kriegerischen Blicken. Sie wußten, daß es zum Kampfe ging, und wo fühlte da wohl ein Franzose das Bedürfniß der Ruhe und des Schlummers noch! „Seht dort den Halbmond, Brüder!" rief lachend ein Chasseur, nach dem nächtlichen Gestirne deutend, welches bleich und trübe über dem Meeresspiegel hing, „sein Glanz ist von ihm gewichen, Mahomed verläßt seine Söhne, das verheißt uns einen glücklichen Tag." „Das verkündet uns Nebel und Regen," brummte ein bärtiger Brigadier neben ihm, „wir werden die ganze Nacht im Kothe patschen müssen, und morgen keinen Feind vor uns sehen."

Das laute Pferdegetrappel der kühnen Schaar drang wohl in den nahen Pflanzerhäusern zu manches Mauren Ohren, und weckte ihn aus seinem süßen Schlummer in Liebchens Armen. Einen halblauten Fluch brummte sicherlich der Muselmann den nächtlichen Störern nach, und hätte er gewußt, daß noch heute Hunderte seiner Glaubensbrüder unter dem Geheule Allah! Allah! ihren Geist aushauchen würden, er würde dem Fluche noch ein Gebet an den Propheten beigesetzt haben, seine Gläubigen zu beschirmen, und die Giaurs zu vernichten.

Unter den Steinbaracken von Maison carrée machten die Reiter Halt, und gönnten ihren keuchenden Pferden einige Augenblicke Ruhe. Die Grenadiere und die Voltigeurs der Fremdenlegion nebst zwei Kompagnien Füseliere standen dort ihrer harrend unter den Waffen und marschirten bald mit raschen Schritten hinter den vorantrabenden Jägern her. Niemand fragte: wohin geht es? Das wußten die meisten Offiziere selbst nicht zu sagen, aber Alles vertraute auf die Umsicht ihrer Kommandanten, welche an der Spitze ihrer Kompagnien mit den Soldaten die Gefahren theilten und wahrlich nur selten haben die Franzosen ihr blindes Vertrauen auf ihre Anführer zu bereuen gehabt. Unter der Avantgarde der kleinen Expedition gewahrte man in ihre weißen Decken gehüllt die düstern Gestalten einiger Beduinen. Dieß waren die Spione, welche gedungen von dem Blutgelde der Fremden zu Verräthern ihrer Brüder wurden.

Als man die Ebene erreicht hatte, war es Morgens 4 Uhr. Der Himmel selbst schien sich zum Untergange der unglücklichen Stämme verschworen zu haben, denn ein dichter Nebel fiel, der den Beduinen die Annäherung ihrer Schlächter verbarg. Die Krieger, denen während des Marsches das tiefste Schweigen anbefohlen war, machten auf das leise Kommando ihrer Führer

Halt. „Wir sind zur Stelle!" hörte man durch die Glieder murmeln. „Kinder, jetzt gilts!" flüsterten die Offiziere ihre Leute mit freundlichen Worten ermunternd, mit denen sie in der Nähe des Feindes nie geizig sind. Die Chasseurs trabten von den Spionen geführt nach verschiedenen Seiten fort. Die Voltigeurs rückten gegen den Dowar von Closiah vor, die Grenadiere schwenkten rechts ab gegen Melinah. Als Reserve blieben im Hintergrunde die beiden Füselierkompagnien stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seen der Erde.

1. Geographische Uebersicht.

(Schluß.)

Die bedeutendste Niederung, die große Furche, wie Humboldt sie nennt, zieht sich mit einer geringen östlichen Biegung gegen Norden nach dem Eismeer, nicht minder auffallend ist aber die Reihe lokaler Senkungen, die von dem Aral-See über den Bulganakul und Sarikupa, zwei Seenhaufen, zum Kurgaldschin, Tenis, Kyzylgah, Teka, Jdeitei, zum Sumi, Abyschkan, Moloki, Tschan, Sartlan und Ubinskoi in der Barabasteppe sich fortziehen. Mehrere darunter, namentlich in der Barabasteppe, die ohnehin mit kleinern Seen wie besäet ist, sind um so merkwürdiger, als sie keinen sichtbaren Zufluß, wohl aber einen Ausfluß haben. Eine kleinere Seenreihe zieht sich vom Telekul in der Nähe des Sir bis zum Aktscha-Tau, und zieht sich auch noch jenseits desselben bis gegen den Obi hin: ein großer Theil derselben ist salzig, wie bei einigen schon das Beiwort Tuz (kirgis. salzig) bezeichnet. In bedeutender Entfernung gegen Südosten, doch im Allgemeinen derselben Richtung folgen die großen Steppen-Seen vom Issekul und Balkasch bis zum Kossogal, welcher letztere, wie es scheint, eher als Gebirgs-See zu betrachten ist. Mehr als bei den Flüssen von ihnen schon erwähnt worden ist, können wir hier nicht beifügen: alle diese Steppen-Seen sind Bilder der allmählichen Oeffnung und Abdachung des Landes gegen Nordosten. Ob sie irgend einem vulkanischen Zuge folgen, können wir bei unserer Unbekanntschaft mit diesen innern Gegenden, deren allgemeine Gestaltung man mühsam aus einzelnen oberflächlichen Reiseberichten und chinesischen Geographien herausgefunden hat, mit keiner Art von Sicherheit bestimmen, daß aber vulkanische Erscheinungen auf diesem Striche vorkommen, ist gewiß, *) und es ist merkwürdig, wenn auch nicht konklusiv für eine Fortsetzung der vulkanischen Kette, die sich vom atlantischen Meere, vielleicht sogar von Westindien durch die Meerenge von Gibraltar, das Mittelmeer und Kleinasien bis ans kaspische Meer ausdehnt, daß der Thian-Schan in die Verlängerung dieser Linie fällt.

Der einzige große See Nordasiens, der kein Steppen-See ist, der Baikal-See, zum mindesten 1600 Fuß über dem Meere, ist vielleicht eine der merkwürdigsten Graniteinsenkungen der Erde. Hier ist von keiner Gebirgsspalte die Rede, keiner über einen großen Strich sich verbreitenden mannichfachen Zerberstung der Granitmassen, sondern es ist eine offenbar mit der übrigen Gebirgsbildung in einem Zusammenhang stehende, wiewohl noch nicht hinreichend gedeutete Einsenkung, dessen größere Tiefe bloß der See einnimmt. Aber die Tiefe des Sees selbst ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt worden, und Pallas sagt, daß man in der Mitte des Sees und an seinem nördlichen Ufer mit mehreren Grundlinien keinen Grund habe finden können; Ritter macht hiezu die Bemerkung: „Der See ist also eine ungeheure Kluft, die das von einander zerrissene Gebirge aufgethan hat, und in welche sich die umliegenden Ströme ergossen haben; das gebirgige Ufer selbst zeigt überall Spuren der gewaltsamsten und mächtigsten Veränderung, zugleich aber Kennzeichen des höchsten und grauesten Alterthums." Daß der See eine Folge heftiger Erderschütterungen ist, leidet keinen Zweifel, und diese dauern in seinem Gebiet noch jetzt fort, ja sie sollen jährlich eintreten, und hauptsächlich Ursache der mannichfachen innern Bewegungen des Wassers seyn, das ungemein hell und klar ist, so daß man in eine Tiefe von acht Klaftern bequem hinabschauen kann.

Genau betrachtet, ist das Thal des Witim, des Jngoda und des Schilka ähnlich gestaltet, wie das Becken des Baikal, aber sie liegen schon mehr auf der östlichen und nördlichen Abdachung des Landes, sind darum auch östlich und nördlich geöffnet, und da sie alle, wie das Selengagebiet, jenseits der hohen Anschwellung des Gobi liegen, wodurch diese in die östliche und westliche getheilt wird, so ist das eigentliche Gebiet der Seen zu Ende. Nur die Ulbsa, südlich von der Schilka bildet noch einen Steppen-See, der Kherlon dagegen nur eine freilich ziemlich beträchtliche Stromerweiterung, den Dalainor, d. h. den großen See, und in der Mandschurei ist nur noch der Hinka-See, gerade am Nordabfall des südlichen Randgebirgs, von Bedeutung.

Wie im Westen des Belurtag die Gewässer des persischen Hochlandes sich im Zareh-See vereinigen, so im Osten des Belur, im Süden das Thian-Schan, und im Norden das Karakorumgebirg die Gewässer im Lopnor. Jenseits des Lopnor folgt die eigentliche Wüste, das Sandmeer genannt, augenscheinlich ein alter Seeboden, und südlich und nördlich finden sich, da das Land noch rings umher geschlossen ist, zahlreiche Seen, von denen wir indeß nichts als eine unfruchtbare Nomenklatur aufzuführen wüßten. Merkwürdig als geschlossenes Hochthal ist das Land um den Kukunor, von dem wir indeß so gut wie nichts wissen, da selbst die Chinesen mit diesem Gebirgstheile, wo dreizehn Riesengipfel in die Zone des ewigen Schnees hineinragen, sehr wenig bekannt sind. Aus dem eigentlichen China führt unsere Karte drei Seen auf, den Thung-thing, Fu-yang*) und Hongtse. Alle diese Seen sind nur Stromerweiterungen, und ihre Anzahl ließe sich leicht verdoppeln und verdreifachen, wir bemerken indeß bloß, daß zwischen dem Thung-thing und Fu-yang, die beide am Jang-tse-kiang und etwa vier Grade aus einander liegen, eine tiefe mit zum Theil sehr großen Seen angefüllte Niederung ist. Der Hung-tse liegt am Ausfluß des

*) Der Alak-Kul z. B. hat einen Vulkan in seiner Mitte.

*) Auf Ritters Karte Po-yang.

Haiho in den Hoang-ho; ganz in der Nähe ist der große Kao-Yeau, einer von den vielen Seen, an denen der große Kaiserkanal vorbei oder durch die er hindurch führt. Von großen Gebirgs-Seen wissen wir wenig, etwa der Tsi-See in der Provinz Yünnan möchte zu nennen seyn, eine lange, durch einen Gebirgsstrom ausgefüllte Gebirgsspalte. Strand-Seen hat China, besonders auf beiden Seiten seiner großen Doppelströme, in Menge.

Noch haben wir in der Entwicklung des Landes gegen Süden mehrere merkwürdige Seen aufzuführen; der größte derselben ist der Tengiri-See, dessen Umgebung die Karten wahrscheinlich unrichtig bezeichnen, denn hier erscheint er noch als Steppen-See, während er, wie auch sein Name, Himmelssee, anzudeuten scheint, auf der Gränze der Plateausteppen und des Hochgebirgs zu liegen scheint, von hohen Schnee- und Gletschergebirgen umgeben. Nichts kann freilich einen bessern Begriff von der Riesenhaftigkeit dieser Gebirge geben, als das Daseyn eines solchen Gebirgs-Sees, der allen Nachrichten zufolge selbst den größten Steppen-Seen nichts nachgibt, und zum mindesten so groß ist als der Kukunor, den man allerdings nach sehr unbestimmten Angaben auf 100 geogr. □ M. schätzt. Alle Seen des Landes Khar (zwischen 31° u. 35° N. B. u. 99° bis 109° O. L.) scheinen freilich mehr oder minder ähnliche Gebirgs-Seen, namentlich der Tarpu, acht Grade westlich vom Tengiri, gerade oberhalb dem Kailasgebirg. Dieser selbst aber nährt beinahe auf dem Kamm zwischen dem Setledschthale und Tübet *) zwei große heilig gehaltene Seen Mapang und Lanka, auch Manassarowara und Rawanhrad genannt, zwischen 14 u. 15,000 Fuß über dem Meere, ungefähr wie der See Chimoreeel am Paratl. Der östliche dieser Seen, der Mapang, war vor nicht sehr langer Zeit mit dem westlichen verbunden, und noch geht ein grasreiches zum Theil sehr sumpfiges Thal hindurch, allein die Verbindung hat aufgehört, wie Moorcroft oft glaubte, in Folge eines Erdbebens. Aus dem letztern, dem Lanka, entspringt die dritte oder südliche Quelle des Setledsch; seine nördlichste Quelle ist ganz in der Nähe der Indusquellen, die merkwürdig genug, auf einem jetzt trockenen Seebette sich finden. Selten nur werden die beiden Seen besucht, so heilig auch der Pilgerort in den Augen der Hindus ist, denn die armen Büßenden erliegen meist vor Erreichung des Ziels dem Mangel und der Erschöpfung, und so mochte sich lange die Sage erhalten, daß aus diesem See oder wenigstens aus dem benachbarten Himmelsgebirge nicht nur die Quellen des Setledsch und Indus, sondern auch die des Ganges und des Dschemna entspringen.

*) Tübet enthält zwei seltsame Seen, den Palte, eigentlich Balbhi-Yumtso genannt, und einen zweiten von ungewissem Namen Kerou-dzong, Tschiran, Kern genannt; der erstere, unter dem Namen des Ring-Sees bekannt, weil sich in der Mitte eine große hohe Insel erheben soll, ist ziemlich fabelhaft, und die chinesischen Geographen führen ihn nicht unter den Seen, sondern unter den Tempeln auf. Der andere ist dadurch der merkenswerth, daß man Tinkal und in der Mitte auch Steinsalz daraus gewinnt. So lange man auch schon nach Tinkal gräbt, so hat derselbe doch noch nie abgenommen, und man glaubt deßhalb es erzeuge sich immer wieder. Der See soll etwa 4 geogr. □ M. im Umkreise haben.

Das übrige Himalayagebirge bietet nur noch sehr vereinzelte kleine Seen dar, überall haben die Ströme ihre Bahnen durchgebrochen. Der See von Kaschmir ist nur noch ein schwacher Rest dessen, was er ehemals war, als noch der Deschellum seine Bahn nicht durchgebrochen. Auf die einzelnen Seen des indischen Archipels können wir nicht eingehen, und Australien ist uns, wie in vieler Hinsicht, so auch in dieser noch ein verschlossenes Land.

Indus - Schifffahrt.

Kapitän Burnes, der bekannte Reisende, ist nach Sind gegangen, um die Amirs zu bewegen, der freien Schifffahrt nicht länger Hindernisse in den Weg zu legen. Da der Vertrag über die freie Schifffahrt schon längst abgeschlossen ist, so könnte diese Nachricht einigermaßen in Erstaunen setzen, allein die Sache läßt sich leicht erklären: die Engländer haben nämlich die zu Handelsberechnungen nicht sehr geeigneten Amirs hinters Licht geführt, zum mindesten wohl gewußt, daß diese sich in ihrer Erwartung sehr getäuscht finden würden. Indem sie eine bestimmte Summe für jedes Schiff als Zoll festsetzten, ohne Rücksicht auf die Waaren (S. J. 1835. Nr. 209), gab man dem einträglichsten Durchfuhrhandel, dem Handel mit Opium, eine andere Richtung. Dieser wurde sonst auf Kamelen von Marwar durch die Wüste nach Sind und in den Hafen von Curratschi gebracht, um dort verschifft zu werden. Von jeder Kamelsladung wurde in Sind eine bedeutende Abgabe erhoben, und der Zoll betrug im Jahre zwischen 200 und 300,000 Rupien. Jetzt ist es viel einfacher und minder kostspielig, das Opium von Marwar an den Setledsch zu bringen und auf diesem einzuschiffen. Dadurch wird der größte Theil des Zolls erspart, und die Kamelslast Opium, die sonst von Marwar bis Demaun über Curratschi 300 Rupien Transport kostete, kommt jetzt vielleicht um den dritten Theil dahin. Die Handelsleute gewinnen bedeutend, und die einheimischen Fürsten verlieren. Der Vertrag aber ist abgeschlossen, und man wird die Amirs wohl zu zwingen wissen ihn zu halten.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Die Magistratur hat den allmächtigen Minister nie angeklagt, daß er seine Willkür in die Handhabung der Gerechtigkeit gemischt habe.*)

*) Diese Achtung gegen den gesetzlichen Gang der Gerichtsbehörden macht dem Friedensfürsten um so mehr Ehre, da seine Vorgänger, und namentlich die zwei unmittelbaren Vorgänger Florida-Blanca und Aranda, nur solche Traditionen hinterlassen hatten, welche dem unbeschränktesten Despotismus günstig waren. Florida-Blanca war der erste, der sich die Gewalt anmaßte, in einer bloßen Ministerialausfertigung den König, dessen Unterschrift vorher nirgends fehlen durfte, reden zu lassen. (Im Allgemeinen ist dieß wahr, indessen kennt man in Madrid doch gewisse Umstände, wo der indirekte Einfluß des Friedensfürsten sich fühlen ließ, und einmal so weit ging, daß in einem Civilprozesse die Richter, welche gegen die vom Friedensfürsten beschützten Personen gesprochen hatten, drei Stunden nach der Fällung des Spruchs verbannt wurden, worüber sich im Rathe von Castilien, dessen Revisionskammer (sala de mil y quinientas) den Gegenstand zu entscheiden gehabt hatte, ein Gewitter erhob, das man zu be-

Der höhere Adel hatte wenig politischen Einfluß, ohne Korporations- noch Familiengeist, knechtisch, niedergedrückt, war diese Klasse keiner Verschwörung, keines Hasses, nicht einmal einer Klage fähig. Die Vorkammern des Hofes blieben ihm offen wie vorher. Dieser sonst so stolze, so kräftige Adel hatte ja schon seit hundert Jahren keine andere Leidenschaft als sich den Hofdienst zu Nutzen zu machen.*) Die Wahl des Herrn, auf wen sie auch immer fiel, erhielt immer seine Billigung und seine Unterthänigkeit, so sehr war der Adel daran gewöhnt, diejenigen, welche dem Monarchen die mühevolle Verwaltung seiner weiten Staaten erleichtern sollten, aus den Wolken fallen oder aus der Erde hervorgehen zu sehen.**)

Ich glaube keineswegs dem Andenken dieser ausgezeichneten Emporkömmlinge Schaden zu thun, indem ich die Ungewißheit oder die Mittelmäßigkeit ihres Ursprungs zurückrufe; Alberoni der Kardinal, — Don Zenon Somodeila, der Marquis de la Ensenada, — Monnino, der Graf von Florida-Blanca haben sich durch ihr persönliches Verdienst geadelt, aber ich habe diese Beispiele unerwarteter Größe, welche sich um die spanischen Könige her, besonders seit Philipp V mit solcher Leichtigkeit erhoben, angeführt, um zu beweisen, daß die castilianische Aristokratie an diese Adoptionen aus dem gemeinen Stande gewohnt war. Uebrigens fehlte es Manuel de Godoy nicht an wirklichen Rechtstiteln, um seine Genealogie darzulegen. Er trug einen der ältesten historischen Namen der Monarchie, das hat ihm niemand bestritten.

Die Gelehrten, die Armee, die Gerichte, der Adel hatten keine Beschwerde gegen ihn. Unter seinem Ministerium erhielt der Ackerbau im Allgemeinen große Aufmunterungen. Die übermäßigen Kosten des Kriegs zuerst mit Frankreich, hernach mit Großbritannien führten keine Vermehrung der bestehenden Auflagen herbei. Der Handelsstand durfte mit seinem Schutze zufrieden seyn. Die Finanzoperationen seiner Epoche (1792 bis 1798) erhielten Beifall, selbst als eine unbarmherzige Böswilligkeit Alles was unter der vergeblichen Regierung des Ministers Karls IV gethan worden war, durchaus und in Gesammtheit verdammen wollte.

Gehen wir zu einer andern Frage über.

Während dieser langen Aufwartung, welche 18 Jahre ununterbrochen dauerte, war der Saal des Friedensfürsten täglich von einem Strom Schmeichler und Schmarotzer von beiden Geschlechtern, jung und alt, und aus allen Ständen überschwemmt. Wie weit die Kunst zu schmeicheln und zu betteln, um anständig zu leben, vervollkommnet seyn mußte, das ist leicht zu begreifen in einem Lande, dessen monarchische und religiöse Einrichtungen diese Art von Industrie besonders begünstigten.

Man hat gesehen, mit welchem edlen Vertrauen der Souverän von Spanien und Indien von 1792 bis 1798 seinem ersten Minister fast die völlige Ausübung der obersten Gewalt überließ, und als dieser, von dem Ministerium entfernt, seinen Aufenthalt in Madrid nahm, so geschah es noch, daß Karl IV und Marie Louise, während eilf Monaten im Jahre abwechselnd in die stillen Ruhesitze von Aranjuez, San Ildefonso und dem Escurial zurückgezogen, dort nur — und auch das nur bei seltenen und feierlichen Gelegenheiten — den Ueberschuß des gewöhnlich um den Fürsten Generalissimus und Großadmiral versammelten Hofes empfingen.

(Fortsetzung folgt.)

künftigen sich bereiten mußte. — Aber was ist ein oder der andere Fall dieser Art gegen die systematische und sogar gesetzliche Verkehrung der Rechtshandhabung, welche man seitdem nicht nur bloß in Spanien gesehen hat und noch sieht!) A. d. d. U.

*) Der Abkömmling des großen Kapitäns, der Herzog von Medina-Celi, der reichste Edelherr Spaniens, war stolz auf sein Amt eines Alguazil-Mayors der Inquisition, dessen Pflicht es ist persönlich den Verhaftungen vorzustehen. Alle Großen residirten am Hof, man zählt etwa 200, wovon kaum zwanzig in Saragossa, Valencia, Barcelona oder in Andalusien zerstreut waren. Die Granden von Spanien waren so zu sagen ein Theil der Palastmobilien. Ich glaube, man wird nicht zwei anführen können, welche in dem weiten Umfang ihrer Güter einen Landsitz, ein Schloß hätten, wohin sie gehen könnten, um einen Theil des Jahres in Freiheit zuzubringen.

**) Alberoni war ein armer italienischer Abbé, Sohn eines Gärtners von Parma, dessen Schwänke einige Zeit dem Cynismus des Herzogs von Vendome zur Belustigung gedient hatten. Sein Fall kam von Außen her: der Regent Philipp von Orleans trug viel dazu bei: zwischen Dubois und seinem Mitbruder in Spanien stiftete der Brodneid Handel. Ensenada (der Marquis von), bekannt durch seine Pracht, durch seinen Hang sich mit Edelsteinen zu schmücken, ein Minister, der bei Ferdinand VI in großer Gunst stand, war, glaube ich, ein Findelkind aus dem Spital. Während seiner Verweisung nach Salamanca trug er immer die nämliche Auswahl, den nämlichen Luxus in der Regierung seines Hauses und seiner Person zur Schau. Seine Bettvorhänge waren von Spitzen aus Asbestfäden gewebt. Als eines Tages die Gräfin V. G. diese reiche Garnitur bewunderte, näherte der Marquis plötzlich die Wachskerze, die er in der Hand trug, und zündete sie an: man kann sich denken, welchen Schrecken die vermeintliche Feuersbrunst verursachte. Viele von diesen Findlingen haben in Spanien, welches man für so adelstolz, für so erpicht auf die Edelschaft hält, eine schöne Laufbahn gemacht, man findet deren selbst unter diplomatischen Personen. Aber es ist wahr, daß ein königliches Reskript die Kinder des Zufalls für adelig oder fast adelig erklärt. Man wird dieses Reskript buchstäblich in den Memoiren des Friedensfürsten finden. Monnino, Graf von Florida-Blanca, hatte zum Vater einen Huissier von einer untergeordneten Gerichtsbehörde in der Provinz Murcia. Ripperda, der so viel Aufsehen machte, durch welche Mittel kam er zu einem so hohen Einfluß? Sein Fall kam auch von Außen her. — Von Zeit zu Zeit werde ich etwas sagen über diese aus dem Stegreife gemachten Grafen, Marquise, Herzoge unter allen Königen von Spanien seit Philipp V, welcher dazu das Beispiel gab, und fast alle seine Lieferanten mit Titeln bezahlte. Ferdinand VI und Karl III nahmen es auch nicht so genau; Karl IV machte keinen Mißbrauch von seiner Prärogative, aber die Marquise Ferdinands VII sind kurios wegen der Geringfügigkeit ihrer Titel und die Natur ihrer Dienste.

Literarische Notizen.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London vom 18ten Januar wurden zwei der Gesellschaft vom Oberstlieutenant Franklin zum Geschenk gemachte illuminirte Sanskritmanuskripte vorgelegt. Sie waren mit sehr kleinen Buchstaben auf wenig mehr als einen Zoll breite und mehrere Fuß lange Papierrollen geschrieben; das eine ist der Bhagavat Gita, das andere aber der Durga Mahatmya. Jedes dieser Manuskripte ist in ein kleines Futteral eingeschlossen, damit man es bei sich tragen konn, ein Gebrauch, der bei den Hindus herrschend ist, und zwar nicht, als ob sie eine solche Abschrift ihrer heiligen Bücher als ein schützendes Amulet betrachteten, sondern um zu jeder Zeit Rath und Trost aus ihnen schöpfen zu können.

Der Engländer Burton kam vor Kurzem, mit Denkwürdigkeiten aus dem alten Aegypten reich beladen, die er dort während eines Aufenthalts von 16 Jahren gesammelt hatte, glücklich wieder in seinem Vaterlande an. Die von ihm im Orient aufgehäuften Schätze, und seine genaue Kenntniß jedes damit zusammenhängenden Umstandes, erregen ein hohes Interesse für das hoffentlich bald zu erwartende Ergebniß seiner Forschungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1836.

Briefe über Florida.

6. Landbauverhältnisse.

In meinem letzten Briefe habe ich Sie hinreichend, scheint mir, von unsern Pflanzungen unterhalten. Zuletzt will ich zu einem andern Gegenstande übergehen, der namentlich für die weniger Vermögenden von eben so großer Wichtigkeit ist, nämlich zu den Weiden und Futterkräutern.

In dieser Beziehung hat unser Land zwar vor andern Staaten unsrer Union nichts voraus, aber es steht auch keinem nach, und ist überdieß zu allen Jahreszeiten reichlich mit gutem Wasser versehen, so daß alle Arten der Viehzucht mit dem besten Erfolg betrieben werden. Von fremden Futtergräsern hat man schon mehrere eingeführt, namentlich aus Brasilien, den Bermudas und Guiana, aber auch unter den einheimischen Gräsern sind sehr gute. Die Rindvieh-Heerden vermehren sich außerordentlich, allein die Race sollte durch Mischung veredelt werden, und in dieser Beziehung bleibt noch Vieles zu thun übrig. Mehrere der größten Vermögen verdanken ihren Ursprung dieser Quelle, und es gibt gegenwärtig Landleute unter uns, die von 2000 bis zu 10,000 Stück Rindvieh besitzen (!).

Was den Gartenbau betrifft, so bietet dieses Land, sowohl für den Nutzen, wie für die schöne Gartenkunst, das weiteste Feld dar. Das schönste Obst aller Art, von der Pfirsche bis zur Kirsche, ist hier zu Hause. Stachelbeeren gedeihen vortrefflich, Pfeilwurzel und Ingwer werden mit dem erwünschtesten Erfolg gebaut, Zwiebeln erreichen eine seltene Größe, — kurz, ich würde kein Ende finden, wenn ich die Nutz- und Zierpflanzen, die hier mit geringer Arbeit trefflich gedeihen, alle aufzählen wollte. Da jedoch Alles auf unmittelbaren, schnellen Erwerb bedacht war, ist der Gartenbau (nicht bloß der schöne) bisher viel zu sehr vernachlässigt worden, denn unsre Früchte könnten bei sorgsamer Pflege selbst ein bedeutender Ausfuhrartikel werden.

Die geographische Lage gibt dem Lande den großen Vorzug vor vielen andern, daß fast alle Gewächse, aus der kalten und heißen, wie aus der gemäßigten Zone, sich ohne Mühe akklimatisiren lassen. Uebrigens ist es doch merkwürdig, daß kein Waldbaum dieses Landes neben denen der tropischen Länder freiwillig wächst, so wenig wie umgekehrt. Darf aber der Mensch es nicht wagen, die Disposition der Natur zu überschreiten? von Fruchtbäumen hat uns die Erfahrung schon gelehrt, daß Orangen, Limonen, Oliven, Palmen, Bananen und Datteln recht gut bei uns fortkommen, wenigstens in Key-West und bis zur Tampa-Bay, und der Boden in der Nähe von Kap Florida ist sogar geeignet den Kaffeebaum zu tragen. Im Jahre 1830 wurden Ananas und Bananen, ohne künstliche Pflege, reif; allein der schlimme Frost des letzten Winters hat, wie ich schon in einem frühern Briefe erwähnte, die meisten tropischen Pflanzen zerstört.

Erlauben Sie mir jetzt, einige der natürlichen Hülfsquellen dieses Landes, welche die Hand des Menschen mit geringer Mühe verbessern kann, noch Einmal kurz zusammen zu fassen. Erstens: unzählige Bäche mit hinreichender Wassermenge, um in jeder Jahreszeit Mühlen zu treiben (unser Mehl ist in den nördlichen Staaten schon bekannt und geschätzt). Dann die schönsten immergrünen Eichen zum Schiffbau, weiße und rothe Eichen und Bauholz aller Art, Gerberrinde in beliebiger Menge, die schönsten Cypressen, Wachholder u. s. w.; die in großer Menge wildwachsende Myrthe, deren Beere zu einem vortrefflichen weißen Wachs verarbeitet wird; Millionen der schönsten Rohrpflanzen, zu mancherlei häuslichen Zwecken dienlich; der beste Pfeifen- und Töpferthon in großem Ueberfluß; Fische, Austern und Muscheln in unzähliger Menge; in den Wäldern großer Reichthum an Wild und Geflügel aller Art, mit Einem Wort, es gibt in den Vereinigten Staaten keinen Bezirk, wo man leichter und wohlfeiler als hier die Mittel zum Lebensunterhalt findet.

Ich habe früher schon auf das Elend der ersten Ansiedler hingedeutet, aus dem sie jetzt Gott Lob erlöst sind. Ich muß auch auf diesen schmerzlichen Gegenstand noch Einmal zurück kommen. Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß für ein geringes Darlehn zuweilen 100, ja 200 Prozent für wenige Wochen! bezahlt wurden. Und doch war es so, und es fehlte nicht an früher achtbaren Männern, die sich unrühmlicher Mittel bedienten, um nur ein Paar Thaler zu bekommen. Das Geld war aber auch so selten, daß ein vermögender Landmann nicht 10 Thaler bei seinen Nachbarn auftreiben konnte,

und daß ein Kleinhändler oft 10 Thaler an Waaren für Einen Thaler Münze bot. Ja noch im vorigen Jahre, als die gegenwärtige Union-Bank begründet werden sollte und 1500 Dollars erforderlich waren, um den Agenten abzusenden, ward zu diesem Zwecke von Männern, die Millionen im Vermögen hatten, eine Obligation unterschrieben, und sie hätten die kleine Summe nicht aufbringen können, wenn nicht Ein angesehener Mann seine zufällig gefüllte Börse hergegeben hätte!

Doch genug von den überstandenen Leiden und für heute überhaupt genug.

Erinnerungen aus Afrika.

Vernichtung der Stämme Ben-Elosia und Ben-Melinah.

(Fortsetzung.)

Es herrschte einige Minuten lang die spannendste Erwartung, bis plötzlich ein gellender Schrei von Elosiah her die dumpfe Stille störte, und wild durch das Schreckensgeheule der aus dem Schlafe geschenchten Afrikaner das donnernde Kriegsgeschrei der Chasseurs ertönte. Im Nu erschienen aus dem Nebel eine Menge weißer Unholdsgestalten, welche fliehend den im Sturmschritte anrückenden Deutschen gerade in die Hände rannten. Feuer! kommandirte der Kapitän der Voltigeurs, und eine krachende Musketensalve machte die unglücklichen Beduinen verschwinden. Eine Würgescene begann jetzt, bei deren Erzählung die Sieger noch heute mit der bleichen Farbe des Entsetzens die Röthe der Scham wechseln über die Gräuel, die sie hier an wehrlosen Geschöpfen mit kaltem Blute verübten. In Europa wird man einige Mühe haben daran zu glauben, denn die Soldaten, welche solche Scheußlichkeiten begingen, sind größtentheils Söhne einer Nation, die sich die civilisirteste der Welt nennt. Afrika ist weit, die Beduinen redigiren keine Zeitungen, und die Sterbeseufzer der Unglücklichen, erwürgt durch die Schlächter der Trikolorfahne, vermochten nicht immer die Wüste des Meeres zu durchdringen. Ich würde nimmermehr wagen die folgenden Details jener schauerlichen Metzelei wieder zu erzählen, wären mir dieselben nicht als Thatsachen von so vielen Augenzeugen mitgetheilt, deren Schilderungen in Allem so genau übereinstimmen.

Es war ein fürchterliches Freudenfest für jene rohe Soldateska, in welcher der kurze Aufenthalt in dem Barbarenlande schon jedes menschliche Gefühl erstickt hatte. Rovigo's Blutbefehl, der die Vernichtung jener Stämme bis zu ihrem letzten Sprößlinge gebot, fand in den wilden Reitern und den fremden Auswürflingen die pünktlichsten Vollstrecker, und weder die Unschuld des Kindleins noch das kahle Haupt des Greises konnte vor ihrem Mordeisen Gnade erflehen. Soldaten der Legion belustigten sich die Köpfe der nackten Kinder an den Steinen zu zerschmettern; Chasseurs schlenderten ihre Lanzen nach der Brust der Greise, die sie als Zielscheibe an die Feigenbäume gebunden hatten. Eine arabische Frau versuchte mit dem Säugling an der Brust zu fliehen. Ein Chasseur ereilte sie, riß sie bei ihren langen Haaren zur Erde nieder, und zerschmetterte das Haupt des nackten Kindes durch einen Pistolenschuß, der zugleich den Busen der Mutter verwundete. Da lag die Unglückliche mit dem blutigen Gehirne ihres Säuglings bespritzt. Keinen Jammerschrei entlockte ihr der Schmerz der Wunde, ihr großes, schwarzes Auge blickte nur stumm auf ihres Kindes Leiche. „Erbarmt sich denn keiner des armen Weibes?“ rief der nämliche deutsche Offizier, aus dessen Munde ich die meisten Details jener schauerlichen Episode hörte. Da sprang ein blutjunger Preuße, welcher 3 Wochen später mit 32 seiner Kameraden eines gräßlichen Todes starb, hervor und machte den Leiden der unglücklichen Mutter durch einen Schuß ins Herz ein Ende. Der feige Mörder ihres Kindes war inzwischen hinter dem Feuerqualm der brennenden Zelte verschwunden.

Erschüttert durch den Anblick des Blutbades sahen einige Offiziere zu dem kommandirenden General auf, als erwarteten sie von seinem Munde den Befehl, dem Schlachten ein Ende zu machen. Dieser aber wandte mit den Worten: „ich habe kein Brod für sie,“ den Rücken, und ritt über die verstümmelten Leichen, vor deren Anblick sein Roß scheu wurde.

„Stellen Sie sich inmitten dieser Gräuel“ — sprach jener menschlich gesinnte deutsche Offizier zu mir — „unsere eigene schaudervolle Lage vor! Unter den kaiserlichen Adlern habe ich die Feldzüge von Deutschland, Rußland und Italien mitgemacht, aber es war ein Kampf gegen Männer, kein Weiber- und Kinderblut befleckte des redlichen Kriegers Stahl. Hier aber hielt der blinde Gehorsam gegen höhere Befehle unsere Hände im Schatze gefesselt. Ach, wir mußten dem Jammerschrei so vieler unschuldiger Opfer die Ohren verschließen, und stumme Zuschauer des herzzerreißendsten Schauspiels bleiben, dem ich je beigewohnt habe!“

Unter den Chasseurs d'Afrique befand sich damals ein Türke, Namens Mustapha. Der Mensch, welcher gegenwärtig Brigadier der Spahis ist, wurde einst in einem aus Algier ausgelaufenen Raubschiffe als Korsar aufgegriffen, und zu 4jähriger Galeerenstrafe in Toulon verdammt. Bei seiner Rückkehr nach Algier fand er diese Stadt warm in den Händen der Franzosen. Er hatte während seiner Strafzeit das Französische erlernt, bot jetzt den Siegern seine Dienste an, und ward gern unter das Korps der Chasseurs zugelassen, wo solche Individuen keine Schande machen. Dieser Türke zeichnete sich während jener Metzelei vor allen Anderen durch seinen wüthenden Eifer aus, und offenbarte eine besondere Geschicklichkeit den Erschlagenen die Köpfe abzuschneiden, mit denen er seinen Sattelknopf und die Spitze seiner Lanze zierte. „Was willst du denn mit deinen Köpfen machen?“ fragte ihn der General, als jener mit einer Miene voll stolzen Triumphs an ihm vorübersprengte. „Ich will mir eine Suppe davon kochen,“ antwortete Mustapha, „und wenn Sie da mit halten wollen, General — à votre service.“ Der General lachte, und ließ den wilden Türken seine fürchterliche Beschäftigung ungestört fortsetzen.

Solche Barbareien sind übrigens von den Türken zu bekannt, um noch Verwunderung zu erregen, aber andere Schandthaten wurden von Franzosen und Christen ausgeübt, welche die Grausamkeiten Mustapha's bei weitem hinter sich lassen.

Ein Chasseur hatte in der Hitze des Mordens eine arabische Frau von ungewöhnlicher Schönheit verwundet und er wollte ihr eben den Todesstreich versetzen, als ein Lichtstrahl durch die Thüre des Zeltes ihre reizende Gestalt beleuchtete. Bei diesem Anblicke ließ der rohe Krieger den gezückten Stahl sinken, und eine glühende Leidenschaft verscheuchte auf einen Augenblick seinen Blutdurst. Er verlangte von seinem Kapitän die Erlaubniß, seine abscheuliche Lust an der unglücklichen Gefangenen befriedigen zu dürfen und — wer sollte es glauben? — dieser Barbar, unwürdig des Namens eines französischen Offiziers, willigte darein. Als nun jener Bösewicht seine Schandthat vollführt hatte, durchbohrte er den Busen seines bleichen Opfers aus Neid vielleicht, damit keiner seiner Kameraden sie nach ihm berühren könne.

Indessen war es um den Stamm von Ben-Elosiah geschehen. Entrinnen konnte keine Seele, denn die deutschen Soldaten der Fremdenlegion hielten den Dowar dicht umringt. Aber in der Dunkelheit und der Verwirrung gelang es vielen, sich in einem von Stachelfeigenbäumen umgebenen Sumpfe zu verbergen. Dort wurden sie, als der Nebel vor der aufgehenden Sonne sank, durch einen Chasseur entdeckt. Man ließ die Voltigeurs vorrücken, und diese sandten ein so verheerendes Pelotonfeuer nach dem letzten Schlupfwinkel der Beduinen, daß bald die Lüfte von dem Geheule Allah! Allah! wiedertönten. Diesem folgte bald nur noch ein Stöhnen, ein Winseln und Todesröcheln, und endlich die Stille des Grabes.

(Schluß folgt.)

Die Bahama-Bänke.

Der große submarine Kontinent, wie er genannt werden kann, auf welcher die Gruppe der Bahama-Inseln ruht, — denn der größte Theil ist untergegangen, indem nur ein Paar unregelmäßige, lange Felsenriffe oder Landspitzen von wenigen Fuß Höhe über dem Meeresspiegel übrig geblieben sind, — besteht ganz aus festgewordenem Korallenfels von blättriger Struktur; — die unzweifelhafte Wirkung einer langen Zeitperiode, da das Ganze die Trümmer früherer submariner Wälder der Korallen im lebenden Zustande bildet. Diese Sümpfe, wie man sie vielleicht richtiger nennen könnte, von Korallen, — bald steinig, wie gewöhnliche Korallen, bald lederartig, wie Seefächer und Seefedern, bald von schwammiger Textur, — sind alle nach und nach in pulverisirten Mergel aufgelöst und zu einem festen Gestein umgewandelt worden, in dessen Substanz man noch immer auf den verschiedenen Inseln Muscheln in ihrem natürlichen Zustande wahrnimmt, oder die versteinerten Eindrücke, welche ihre Korallenzweige zurückgelassen haben. Diese Anhäufungen sind im Verlauf der Zeiten über die Wasserfläche emporgestiegen, und bilden so die Riffe oder Inseln der Gruppe. Die großen Bänke, die noch fünfzehn bis zwanzig Fuß unter Wasser liegen, und von denen einige über achtzig Meilen Ausdehnung haben, lassen sich mit einer Wüste des Meeres vergleichen. Der Boden ist vollkommen weiß, was von dem weichen, schönen und reinen Mergel herrührt, womit er bedeckt ist; man hat diesen Mergel oft untersucht und gefunden, daß er eine gleichartige Kalksteinformation im Alluvialzustande ist, auch nicht kiesig oder kieselig, sondern schmierig für das Gefühl.

Ein Leuchtfeuer auf dem Mittelgrunde des gewöhnlichen Fahrwassers würde von wesentlichem Nutzen seyn; aber es ist gewiß, daß die Bänke im Laufe der Zeit wegen der angeführten Ursachen unschiffbar werden.

Die Insel Cuba ist ein Theil derselben großen organischen Korallenformation; allein die Geologie dieser Insel, obschon sie ein kleines Festland für sich ist, und die der Bahamas ist kaum bekannt.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.
(Fortsetzung.)

In der Mitte einer Weihrauchwolke, die auch einen starken Kopf zu benebeln im Stande war, zeigte sich der kleine Edelmann aus Estremadura keineswegs verblendet noch verführt von dieser prunkvollen Schmeichelei, er blieb gesetzt, seines Geistes und seines Gedächtnisses mächtig, er hörte an mit Theilnahme, gab mit Leichtigkeit kurze und genugthuende Antworten, bewilligte gern, und wenn er es für Pflicht hielt eine ungerechte oder unzeitige Bitte zurückzuweisen, so kostete es ihm eine Anstrengung, unter der seine sanfte und glückliche Physiognomie sichtbar litt. Niemals war ein spanischer Minister, weder vor, noch besonders nach einer Ungnade von einem solchen Zufluß gefallsüchtiger, eifriger Besucher belagert worden; die Weiber drängten sich an ihn; Alles, das Anziehendste und Ausgezeichnetste, stellte sich ihm zur Schau, suchte einen Blick von ihm zu verdienen, wünschte das Gepräge seiner Gunst zu tragen. Wenn er inmitten der personifizirten Verführung, die ihn umgab, nicht allen Eindrücken widerstand, wenn er Mensch war — und er will nicht darüber streiten, daß er es gewesen — so ist es doch gewiß, daß der Schleier des Anstandes beständig seine Schwachheiten bedeckte, — die Plauderei nahm nie von seiner Seite den Ursprung. Neid und Eifersucht haben die Dinge vergrößert, Böswilligkeit hat sie vergiftet, die Gleißnerei hat den Aerger zum Aushängeschild genommen. Ich rufe hier das Zeugniß derjenigen an, welche den Hof und die Stadt damals gesehen haben. Schien es nicht, daß die herkömmliche Argwöhnigkeit der spanischen Ehemänner in Schlummer verfallen war? Welche Mutter hat die Gerechtigkeit des Himmels oder der Menschen gegen den Verführer ihrer Tochter angerufen? Hat man eine einzige Klage, einen einzigen Vorwurf verlauten gehört? Nein, gewiß nicht; der Friedensfürst war nicht der Stifter der ausgelassenen Sitten, welche den Schmähreden einer gleißnerischen und eifersüchtigen Sekte zum abgedroschenen Texte gedient haben. Als er ans Ruder kam, fand er das, was eine monarchische Gewalt ohne Gegenaufsicht, ein ultramontanischer aus Strenge und Ablässen zusammengesetzter Katholizismus, die Ueberfüllung des Mönchswesens, die Inquisition, die Majorate, der entflammte Himmel der Halbinsel hatten hervorbringen müssen. Es ist bewiesen, daß die Manieren, der Einfluß des jungen Ministers im Gegentheil diese seit Jahrhunderten eingewurzelte Sittenverderbniß geglättet, man möchte sagen gereinigt hat. Die afrikanische Hitze der Spanier wurde in den Schranken einer gebildeten Galanterie zurückgehalten, die Hofdamen getrauten sich nicht mehr sich im Angesicht des Publikums um die Eroberung eines Possenreißers, eines Gladiators, eines Fleischhauers zu zanken. *) Dieser unreine Geschmack

*) Im Jahre 1788 unter den Augen des verständigen und frommen Karls III bestritten sich die Herzoginnen von A... und Os... den Besitz eines Costil-

flüchtete sich in die ungesitteten Provinzen von Estremadura und Andalusien, wo die Majo-Tracht, die rohen Orgien des Stierplatzes, die Schlüpfrigkeit der tanzenden Zigeunerinnen noch die Freuden des Pöbels und einiger verpöbelten Edelleute *) sind. In den der Freundschaft geöffneten Sälen, in den Hausgesellschaften (tertulias) unter dem beschützenden Verhange des Balkon, hinter der geheimnißvollen Persienne, welche erlaubt zu sehen, ohne daß man gesehen wird, wurden, das ist wahr, die Kirchenleute von den Weltleuten verdrängt, die Pfaffenkappe und die Kapuze machten der glänzenden Garde-Uniform Platz: so verschwand wenigstens die Hälfte des Aergernisses. Der Priester lebte, wie immer, von dem Zufälligen, nur gehörten ihm nicht mehr alle Primizen an; war denn das Uebel so groß?

Dieser gesellschaftliche Umschwung, bei welchem die Moral mehr gewann als sie zu verlieren hatte, war indessen nicht das ausschließliche Werk eines Menschen. Das Jahrhundert war im Marsch, nach dem militärischen Ausdrucke des Herrn de Pradt. Man fing überall, selbst in Spanien, an, etwas Neues zu wünschen. Auch der Friedensfürst wurde von der allgemeinen Bewegung vorwärts getrieben, aber stärker, aufgeklärter, edelgesinnter als seine Vorgänger Florida-Blanca und Aranda. Sie waren Greise voll Unruhe, Mißtrauen und Furcht; der Friedensfürst wagte dem Feinde ins Auge zu schauen, ihm zuvorzukommen und ihn zu entwaffnen. Er wandte sich mit Nachdruck an die Vaterlandsliebe, an die Nationalehre, ermunterte die Aufklärung, die Künste, die Arbeit, die Bildung, die Eleganz in Sitten und Gebräuchen, und indem er der Revolution, welche von Außen drohte, wenig Gegenstände des Angriffs ließ, wußte er sie über die Pyrenäen zurückzutreiben, ohne die Freiheit zu seinem eigenen Nutzen zu konfisziren. Er war ein getreuer Beobachter der Wohlanständigkeit. Die skandalöse Chronik konnte nie, könnte ihm noch heute nicht zwei Weiber nennen, deren Ruf er in Gefahr gesetzt hätte. **) Die süße Stimme, die verführerische Stellung der Sirenen zerstreuten ihn nie von der Pflicht des Staatsmannes. Er erfüllte gewissenhaft seine Aufgabe; nachdem er während sechs denkwürdiger Jahre dem Rathe vorgestanden, hörte er auf ein Mitglied desselben zu seyn, er entfernte sich oder wurde entfernt.

In den Ländern, welche unumschränkt regiert werden, ist es nicht so schwer auf den Gipfel der Macht und Ehre zu steigen; aber einmal dahin gelangt, hat man nur einen schroffen Abhang vor sich. Seit Philipp II, ja selbst seit seinem Urgroßvater Ferdinand dem Katholischen hatten die großen Feldherren, die großen Minister, die glanzvollen Günstlinge in der Verweisung oder im Gefängniß das Unrecht gebüßt, ihrem Herrn nicht mehr anständig zu seyn. *)

Der Friedensfürst machte einen Rückzug in Ordnung, und so zu sagen ohne Einbuße, er erschien wieder am Hofe, seine zahlreichen Schützlinge, Freunde, Gelehrte, Dienstgefällige verließen ihn nicht. Seine Ausschließung vom Rathe hatte mehr das Aussehen eines gnädigen Urlaubes, als einer wirklichen Ungnade. Man ernannte ihm Nachfolger, aber sie waren, was man von den Nachfolgern Turennes sagte, seine kleine Münze.

(Fortsetzung folgt.)

---

tanos oder Romaro, der ersten Stier-Matadoren jener Epoche. Der Hof und die Stadt, Groß und Klein sprachen von dieser ausgelassenen Leidenschaft, man erzählte davon die Episoden, die Beweise von Vernarrung und Verschwendung, welche die Nebenbuhlerinnen gegeben hatten, aber die Unsittlichkeit, die Unverschämtheit, die Bestialität eines solchen Kampfes befremdete niemanden — dieß waren die Sitten, welche der Friedensfürst verderbt haben soll! — Die Majo-Tracht ist die besondere Kleidung der Bolero- und Fandango-Tänzer und Tänzerinnen, der Picadoren und Matadoren, vom Stierplatz und von Allem, was dahin gehört.

*) Von dieser alten Dilettanten-Race war nur noch der Marquis de Perales in Madrid übrig geblieben, ein unbedeutender unschädlicher Mann, der darum nicht minder von dem Pöbel ermordet wurde in dem Augenblicke, da die Hauptstadt sich Napoleon unterwarf (1808).

**) Späterhin wurde diejenige, welcher er zuerst den Vorzug gegeben, seine zweite Gemahlin, und dieser große Sittenverderber (nach dem hyperbolischen Sprachgebrauch der Spanier) zeigte sich als Muster und Märtyrer der ehrenvollsten Delikatesse. (Es ist dessen ungeachtet gewiß, daß damals der Einfluß der weiblichen Schönheit groß war. Freilich war es auch der der männlichen, und was das Sonderbarste ist, in der letzten Zeit fanden die Freundinnen des Friedensfürsten, vielleicht aus einer politischen Berechnung, selbst höhern Orts Gunst, wo sie eigentlich eine mächtige und gefährliche Nebenbuhlerschaft hätten fürchten müssen. — Gewiß, die damaligen Mächtigen haben keine Märtyrer der Tugend gemacht, aber für die Edeldenkenden ist es Märtyrerthum genug, zu sehen, daß man am leichtesten durch solche Mittel Glück mache, die sie nicht zu gebrauchen wissen. Uebrigens haben die Spanier und insbesondere die Nachfolger des Friedensfürsten wenig Ursache gehabt, an dem, was damals vorgegangen war, Aerger zu nehmen.... A. d. d. U.

*) Der Kardinal Ximenez, Christoph Columbus, Fernan Cortez, Gonsalvo de Cordova, Alexander Farnese, Anton Perez, der Graf und Herzog von Olivares, der Kardinal Herzog von Lerma, der Marquis von Siete-Iglesias (Rodriguez Calderon), der Herzog von Medina-Celi, Alberoni, Ripperda, Ensenada, Esquilaca, Florida-Blanca, Aranda u. s. w., alle verwiesen, verhaftet, vergiftet, hingerichtet u. s. w.

Vermischte Nachrichten.

Am 2ten Oktober vorigen Jahres war zu Batavia französisches Schauspiel. Es wurde gegeben: Michel und Christine; Angelica, oder die Champagnerin, und Jungfrau und Frau, oder Vor und Nach der Hochzeit. Ein Herr Minard ist der Direktor dieser französischen Schauspielergesellschaft. Die Preise der Plätze sind 6 Gulden für die vornehmen Herren, 3 Gulden für die Damen und eben so viel für die Offiziere.

*

Seit dem Jahre 1805, wo Levaillants prächtiges Werk über die Papagaien erschien, haben die Naturforscher 150 neue Spezies oder Varietäten entdeckt. Levaillant hat es unternommen diese Spezies herauszugeben, um dieß schöne Werk zu vervollständigen. Die erste Nummer ist erschienen und die Platten sind ausgezeichnet schön.

*

Dr. Vandenaden hat im Mittelmeere die Molluskenarten Pneumoderma, Hyalea u. s. w. entdeckt, von denen man lange glaubte, sie fänden sich nur im großen Ocean. Auch hat er zwei neue Arten von Aplysia aufgefunden, die sich durch zwei Anhängsel an der Seite des Mundes auszeichnen.

*

Man rechnet in Paris 1413 Schuhmacher, 1070 Goldarbeiter, Juweliere u. s. w., 539 Strumpfhändler, 1715 Spezereihändler, 800 Limonadiers, 1350 Aerzte, Gesundheitsbeamte und Chirurgen, 1058 Schneider, 2790 Weinhändler, 968 Perückenmacher und 601 Bäcker.

*

Man hat berechnet, daß das Londoner Postbureau täglich 35.000 Briefe nur allein für das Inland erhält, und daß deren überhaupt täglich 60.000 (28.475.000 jährlich) expedirt werden, jene ungerechnet, welche in den Departements der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine angenommen werden. Die Zahl der täglich abgehenden Journale wechselt von 25.000 zu 60.000; am Sonntag 10.000 und am Montag 50,000.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1836.

Die Seen der Erde.

2. Allgemeine Bemerkungen.

Wir haben in der geographischen Uebersicht die Strandseen und Lagunen meist übergangen, weil sie fast nur der Küstenbildung angehören, und häufig sehr veränderlich sind, da sie an niedern Küsten durch das Aufwerfen von Dämmen entstehen, wie zum Beispiel die zahlreichen Seen im Departement der Haiden in Frankreich. Eine weit wichtigere Rolle in dem Haushalt der Natur spielen die Seen höher gelegener Gegenden, namentlich die Gebirgsseen selbst. Nicht immer fallen Regen, und ohne solche Reservoirs würden die Ströme, diese Arterien der Erde, nur eine vorübergehende Existenz haben. Alle Ströme haben solche Reservoirs oder Seen; viele davon sind verborgen in dem Busen der Gebirge, doch auch eine große Anzahl tritt hervor an die Oberfläche: so entspringen die meisten Flüsse in Seen. Und dieß ist nicht ihr einziger Nutzen. Zur Verdünstung des Wassers ist eine große Oberfläche nöthig, und so steigen von den breiten Seen Dünste auf, die sich in Wolken sammeln, einen Schirm gegen die allzu glühenden Sonnenstrahlen bilden, sich endlich in Regen auflösen, und die erschöpften Quellen der strömenden Gewässer wieder füllen. Wir haben gesehen, daß mehrere Seen an Umfang abnehmen, und was von großen Seen wie Titicaca, Tacarigua u. dergl. wahr ist, gilt auch von kleinern. Manche Seen sind schon ausgetrocknet, und für viele Länder würde die Austrocknung der Seen, von denen größtentheils ihre Fruchtbarkeit abhängt, ein schreckliches Unglück seyn; hindern kann dieß der Mensch nicht, seine Hand ist dazu in den meisten Fällen zu schwach, aber dazu beitragen kann er, daß die Austrocknung minder schnell vor sich gehe, indem er Alles vermeidet, was die Versiegung der Quellen und die Verdünstung befördert, *) den Boden der Gebirge auflockert, die Ausströmung der Seen vermehrt u. dergl. „Man darf nicht glauben," sagt Jackson in seinen Beobachtungen über die Seen, „daß, weil die Wirkung langsam ist, das Endresultat zu entfernt sey, um unserer Aufmerksamkeit werth zu seyn. Die Wirkung ist allerdings langsam, doch nicht so langsam, als man sich oft einbildet. Eine fortdauernd gleiche Oberfläche ist noch kein Zeichen einer fortdauernd gleichen Menge Wasser; die Oberfläche bleibt dieselbe, aber die Tiefe nimmt ab, darum ist die Gefahr nicht augenfällig. Würden Seen regelmäßig alle zehn Jahre sondirt, mancher jetzt glückliche Landstrich würde gerechten Grund zur Unruhe haben. Nach einigen Generationen kann der jetzt so schöne Genfer-See in einen Sumpf verwandelt seyn, oder zu einem launischen Gebirgsstrom herabsinken."

Wenn wir auch die letzte Behauptung nicht gelten lassen können, indem der Fleiß der Umwohner das Land nicht in einen Sumpf verwandeln lassen wird, so ist doch die allmähliche Ausfüllung des Beckens unbezweifelt. Von Villeneuve bis zur Rhonemündung ist der Seegrund durch den Rhoneschlamm erhöht worden, und nirgend über 30 bis 40 Fuß tief. *) Herr de la Beche fand nach vielen Sondirungen in allen Theilen des Sees, daß in den mittlern Gegenden desselben fast überall eine gleiche Tiefe von 700 bis 900 Fuß herrsche, daß aber in der Nähe des Deltas die Untiefe des Bodens sehr bemerkbar werde, denn eine von St. Gingolphe nach Vevay gezogene Linie gibt eine mittlere Tiefe von etwas weniger als 600 Fuß, und hier findet man auf dem Boden allenthalben den Flußschwamm. Eine alte Stadt, Port Vallais, die einst am obern Ende am Ufer lag, ist jetzt über eine halbe Stunde davon entfernt, und der dazwischen liegende angeschwemmte Landstrich ist etwa in 1800 Jahren entstanden. Der übrige Theil des Deltas besteht aus einer flachen angeschwemmten Ebene, die über eine geogr. M. lang ist, aus Sand und Schlamm besteht, wenig über dem Niveau des Flusses liegt, und voll von Morästen ist. Man könnte hieraus ableiten, bis wann der See ausgefüllt seyn wird, allein man hat hieraus auch Berechnungen ableiten wollen, wann der Einfluß der Rhone in den See begann, dieß aber ist völlig trügerisch, weil es mehr als bloß wahrscheinlich ist, daß die Rhone erst durch eine Reihe von höher gelegenen Seen ging,

*) Wie viel Unglück ist in dieser Beziehung nur schon durch unvernünftiges Verderben der Wälder angerichtet worden!

*) Siehe Hertha Jahrg. 1827 Decemberheft. S. 511, wo auch die Angaben der Tiefen an den verschiedenen Punkten mitgetheilt und sehr beachtenswerth sind. Die größte Tiefe ist zwischen Evian und Ouchy (bei Lausanne) nämlich 920 Fuß.

und diese erst ausfüllen mußte, ehe sie ihren Schlamm und Gerölle, die sie in so großer Menge mit sich führt, in den Genfer-See bringen konnte. Geht man den Lauf der Rhone und ihrer Neben- und Zuflüsse aufwärts, so findet man Hunderte von Alluvial-Landstrichen, manche gleichen, ja größeren Umfangs als der Genfer-See, die alle einst durch diese Gewässer nach und nach im Laufe der Jahrhunderte ausgefüllt wurden. Es ist das Bestreben alles strömenden Gewässers ein gewisses Niveau allmählich herbeizuführen, und dadurch sind Hunderte und Tausende von Seen ausgefüllt, und der Anblick des Landes verändert worden.

Wie der Genfer-See, so nimmt auch der Boden-See an Tiefe ab durch die ungeheuren Massen von Sand, die der Rhein mit sich führt; Rhein und Rhone betreten den Boden- und den Genfer-See trüb und schlammig, und verlassen ihn klar und hell. Der eigenthümliche Abfall des Landes scheint es nicht zuzulassen, daß diese Ströme an mehr als einem See ihre nivellirende Thätigkeit zeigen, wie dieß an den amerikanischen Seen vom Obern See bis zum Ontario der Fall ist. Hier scheinen mehrere Seen, die mit der jetzt noch vorhandenen Seenreihe in Verbindung stehen, nach und nach durchgebrochen zu seyn, und einen stärkeren Abfluß des Wassers aus den höher gelegenen Seen veranlaßt zu haben, oder daß umgekehrt die Gewässer sich in eine Niederung Bahn gebrochen, diese ausgefüllt und so einen See gebildet haben, was gleichfalls einen stärkeren Abfluß und somit ein Sinken des Wasserspiegels der Obern Seen bewirken mußte. Der Obere See, der größte Süßwasser-See der Erde, der 1700 g. □ M. Oberfläche hat, besitzt eine mittlere Tiefe von 500 bis 900 Fuß, und man glaubt, daß seine größte Tiefe mit 1200 Fuß nicht zu hoch angeschlagen sey, so daß sein Boden an einigen Punkten beinahe 600 Fuß unter dem Niveau des Meers, und seine Oberfläche eben so viel darüber liegt.*) An mehrern Punkten dieses, so wie anderer canadischen Seen finden sich Erscheinungen, die zu der Annahme berechtigen, daß ihre Gewässer früher ein weit höheres Niveau gehabt und stufenweise gesunken sind; denn auf eine beträchtliche Strecke über dem jetzigen Ufer sieht man parallele Linien von Rollsteinen und Muscheln über einander liegen. Diese alten Linien sind durchaus denen ähnlich, die man noch jetzt an den Ufern der Buchten findet, und sie erreichen oft eine Höhe von 40 bis 50 Fuß über dem jetzigen Niveau. Nichts desto weniger geht die Ausfüllung fortdauernd vor sich. Auf der Nordseite des Obern Sees, die von Urgebirgen umgeben ist, führen die Flüsse sehr viele Rollsteine nebst kleinern Geschieben und Sand hauptsächlich von Granit- und Trappfelsarten in den See, und ein feiner mit Muscheln von den jetzt noch im See lebenden Arten vermischter Schlamm setzt sich fast allenthalben in der Tiefe an. Noch in weit stärkerem Grade ist dieß bei dem Erie-See der Fall, dessen mittlere Tiefe nur 60 bis 70 Fuß beträgt. Mag es nun auch seyn, daß derselbe ursprünglich minder tief war, so ist es doch auf der andern Seite keinem Zweifel unterworfen, daß die geringe Tiefe hauptsächlich eine Folge des starken Absatzes ist, den die Flüsse hinein werfen. Die jährliche Zunahme der Deltas mancher dieser Flüsse ist ausnehmend bedeutend. Long Point am Big-Creek rückte nach den letzten Untersuchungen in einem Jahre oft um mehr als eine Stunde weit in den See hinein, vor. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß eine verhältnißmäßig nicht sehr lange Zeit nöthig seyn wird, um den Erie-See auf ein Flußbett zu beschränken, ein Resultat, das um so weniger in Erstaunen setzen wird, wenn man bedenkt, daß der Boden zwischen dem Erie-See und den Niagarafällen aus einem Stratum von Alluvialsand besteht, das je nach der Tiefe des darunter befindlichen Sandsteins zehn bis hundert und vierzig Fuß mächtig ist, — kein kleiner Beweis von der gewaltigen Macht der fließenden Gewässer, mit ihrem Sand und Schlamm die Tiefen auszufüllen, die Seen und Seebetten in Flüsse und Flußthäler umzuwandeln.

*) Der Obere See liegt 617,5 (engl.) Fuß über dem atlantischen Meere, 52⅚′ über dem Erie-See und 22⅚ über dem Huron-See.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Algier.

Vernichtung der Stämme Ben-Elofia und Ben-Melinah.

(Schluß.)

Die Soldaten waren des Mordens fast müde geworden, sie glaubten, der letzte des Stammes von Elofiah habe mit seinem Blute die ihm aufgebürdete Schuld bezahlt. Da siehe — welche Wundererscheinung! Ein Greis im kahlen Haupte, den silberweißen Bart bis an die Knie tragend, trat er unversehrt aus dem Verstecke hervor. An seiner Hand führte er zwei kleine Knaben, die wunderbarerweise der Kugelregen gleich ihm unversehrt gelassen. Dieser ehrwürdige Greis von mehr als hundert Jahren hatte völlig das Ansehen eines Marabus. Vielleicht wußte er ein wenig von der Lehre Jesu, die ihren Bekennern Ehrfurcht vor dem Alter einprägt und hoffte, sein graues Haar werde den kleinen Unschuldigen an seiner Seite ein Schild seyn. Der alte Thor — wie schlecht kannte er jene Namenschristen, die sich auf das Geheiß ihres Hauptmanns keinen Augenblick bedenken würden, ihren eigenen Erlöser an das Kreuz zu nageln. Indessen machte die plötzliche Erscheinung des geisterhaften Greises, den keine Kugel verwundet hatte, doch einen Augenblick die Krieger stutzen. Es ist Mahamed selbst! hörte man die Nächststehenden murmeln. Da sprang ein beherzter Chasseur vom Pferde, hielt die Pistole dicht vor das Antlitz, und fragte ihn beim Barte zupfend: „bist du wirklich Mahomed, der Prophet?" Der Greis veränderte keine Miene und starrte den Frager mit durchbohrenden Blicken an, ohne die mindeste Furcht vor der drohenden Waffe zu verrathen. Da drückte der Chasseur endlich los, die Kugel zerschmetterte das kahle Haupt des alten Marabu und sein Blut rieselte an den langen Silberhaaren seines Bartes herab. Der Franzose schnitt ihm eiligst den Kopf vom Rumpfe, sprengte damit zu seinem Kapitän, und forderte lachend das Ehrenkreuz, weil er den Propheten Mahomed getödtet habe.

Wild schmetterte der kriegerische Trompetenklang der Chasseurs vom Dowar Ben-Melinah herüber. Er kündigte mit dem Musketenfeuer und dem Hurrah der deutschen Grenadiere den Siegesjubel an. Man brachte die gewonnene Beute zusammen, welche hauptsächlich aus den zahlreichen Viehheerden jener beiden Nomadenstämme bestand. Es kostete große Mühe die halbverwilderten Thiere, welche über den Anblick der rothhosigen Fremdlinge nicht wenig verdutzt schienen, vom Flecke zu bringen. Man bediente sich hiezu einiger arabischen Weiber des Stammes Ben-Melinah und ihren Rufen folgte das Vieh bei weitem williger als wie den Bajonnetstichen der Soldaten. Am fernen Gebirge zeigte sich inzwischen eine Menge weißer Gestalten, deren drohender Anblick den General bestimmte zum Rückzuge blasen zu lassen.

Es war ein wunderlicher Spektakel die verwirrte Masse der herumziehenden Sieger zu schauen. An der Spitze des Zuges ritten singend und jauchzend die Chasseurs. Das Beispiel des wilden Mustapha hatte so viele Nachahmer gefunden, daß die Spitzen ihrer Lanzen und Säbel mit Beduinenköpfen besäet waren. Diejenigen, welche nicht so glücklich waren, einen Kopf zu erbeuten, steckten statt deren andere verstümmelte Glieder an die Spitzen ihrer Waffen auf. Hinter ihnen kamen, von Reitern und Fußgängern gejagt, eine Menge von Ochsen, Schafen und Eseln gelaufen, unter denen die langen Hälse einiger Kamele hervorragten. Man hatte den Soldaten den vollen Ertrag ihrer Beute versprochen, wodurch denn auch ihr Eifer so sehr gesteigert wurde, daß kein Stück der ungeheuren Heerde durch die Flucht entkam. Die beiden Füselierkompagnien bildeten die Arrieregarde. Sie hatten keinen Theil an der Schlächterei genommen, und marschirten daher allein noch in Ordnung vorwärts, während ihre Kameraden mit Butter und Honigtöpfen, mit Decken aus Wolle und Kamelshaaren gewebt, und anderer Beute beladen, sich im gräulichsten Wirrwarr in der Mitte des seltsamen Zuges fortbewegten.

Endlich erreichte man das Lager von Maison carrée. Dort wurde das Vieh in dem geräumigen Hofe untergebracht; am Berge aber draußen loderten bald die Freudenfeuer, um welche die hungrigen Krieger sich lagerten, den zurückgebliebenen von ihren blutigen Abenteuern erzählend. Fröhlich kreisten die Becher in der lärmenden Runde und der mit Freigebigkeit ausgetheilte Wein belebte so sehr alle Herzen und Zungen, daß Berg und Thal von lustigen Soldatenliedern deutsch und französisch wiedertönten. Die, welche der Expedition nicht beigewohnt hatten, betrachteten inzwischen mit neidischen Blicken die Beute ihrer glücklichen Gefährten, welche bei manchem aus kostbaren Armringen bestand, die sie den arabischen Weibern abgenommen. Mit Begierde ward die Schilderung ihrer blutigen Heldenthaten belauscht, und der einstimmige Wunsch aller jener war, doch nur auch recht bald einmal einem solchen lustigen Mordspektakel beizuwohnen.

Das fürchterliche Gelage dauerte unter der prachtvollsten Illumination des afrikanischen Sternhimmels bis in die tiefe Nacht hinein: Immer wilder tobte der Jubel der schrecklichen Gäste, deren eiserne Herzen nicht die mindeste Furcht vor den wandelnden Schatten der erschlagenen Stämme fühlten. Nach Mitternacht stieg der Halbmond wieder am Horizonte auf, aber sein Schein war blutig roth, nicht blaß und nebelig wie am vergangenen Morgen. Wie würden doch jene zechenden Mörder der Legion damals ungläubig gelacht haben, wenn ein prophetischer Mund ihnen zugeflüstert hätte: „über jenen leuchtenden Gestirnen wacht der Rächer des von eurer Hand vergossenen Greisen- und Kinderbluts und ehe dieser Mond sich wieder erneut hat, werden 32 von euch ihre Schuld mit einem gräßlichen Tode gebüßt haben!"

„Sehen Sie da jene zersplitterten Cactusbäume, deren dürre Blätter auf der Erde ausgestreut liegen? Dort standen die Lagerzelte des Stammes von Elofiah, als ihn der Tag des Untergangs ereilte und wenn Sie zur Linken noch eine halbe Stunde fortwandern, so gewahren Sie ein mit Aloen und Mastixsträuchen umgebenes Plätzchen, wo drei Wochen nach jener schauerlichen Metzelei ein ganzes Piket der Fremdenlegion ermordet gefunden wurde." So erzählte uns jener deutsche Offizier, der uns auf einem Ausfluge nach der Ebene von Metitschad begleitet hatte, während die trübe Erinnerung zugleich Wolken um seine Stirne zog. Wir andern ließen unsere neugierigen Blicke umherschweifen, aber da waren keine Spuren jener traurigen Begebenheit zu entdecken. Jene Zelte von Kamelshaaren waren längst mit den Leichen ihrer erschlagenen Bewohner verschwunden, und Gott weiß, wo deren Gebeine ruhen mögen. In einigen Jahren werden vielleicht nur wenige mehr der Stelle sich erinnern können, wo so viel Gräßliches geschah, denn die Wetterstürme wuschen jede Blutspur von diesem Boden, und kein Denkmal verewigt hier im Lande der Barbaren die Schmach des civilisirtesten Volkes der Welt. Ja diese undankbare Erde selbst trägt keine Trauerkleider um ihre gemordeten Söhne mehr, und niemand würde auf diesem blühenden Boden, wo die Rose des Orientes duftet und die Blumen in allen Farben glühen, ahnen, das ihn der Hauch so vieler Sterbenden berührt habe. Ach in dieser paradiesischen Gegend ladet nichts zu Trauerelegien ein; hier herrscht nicht das Schweigen des Kirchhofs. Der Grünfink baut in den Zweigen des Granatbaumes sein Nest, und aus blauen Lüften trillert die Lerche ihre heitern Lieder herab. Alles scheint die Vernichtung der unglücklichen Stämme vergessen zu haben, und vielleicht waren wir die letzten, die ihnen auf der Stelle, wo sie untergingen, eine Thräne der Erinnerung weihten.

Seeungeheuer in den indischen Meeren.

Herr Piddington hat an die asiatische Gesellschaft von Bengalen Nachricht von einem außerordentlichen Fisch gesendet, wodurch die früher von Lieutenant Foley mitgetheilte Nachricht (s. Ausland J. 1835. Nr. 209) bestätigt wird: „Im December 1829 lag ich in der Bai von Mariveles, nahe bei der Bai von Manilla, vor Anker. Eines Mittags hörte ich auf dem Verdeck einen Lärmen, eilte hinauf, vermuthete, nach dem was ich sah, das Schiff habe von Anker gerissen, und treibe über eine Bank von weißen Korallen oder Sand mit großen schwarzen Flecken. Ich befahl einen andern Anker fallen

zu lassen, meine Leute aber, alle aus Manilla, sagten: „Nein, Herr! es ist nur der Chacon!“ Bald sah ich meinen Irrthum, und unterschied deutlich den gefleckten Rücken eines ungeheuren Fisches. Mein Hochbootsmann, ein waghalsiger Spanier aus Cadiz, sprang mit vier Leuten in ein Boot, und es gelang ihnen wirklich den Fisch zu harpuniren. Eine lange Leine war an dem Harpunen befestigt, allein sie wurden dennoch so schnell ins Meer hinausgerissen, daß sie genöthigt waren, dieselbe alsbald abzuschneiden. So viel ich von dem Fisch sehen konnte, mußte derselbe wenigstens 70 bis 80 Fuß lang seyn, seine Breite war verhältnißmäßig, und betrug vielleicht nicht weniger als 30 Fuß. Der Rücken war so gefleckt, daß, hätte der Fisch still gelegen, man ihn für eine Korallenbank hätte nehmen müssen. Ich konnte, weil ich kurzsichtig bin, Kopf und Finnen nicht recht unterscheiden.“ Herr Piddington sah sich durch diesen Vorfall veranlaßt, mehrere Einzelnheiten über dieses Ungeheuer zu sammeln, und nach dem, was er erfuhr, kann man wohl an der Existenz eines sehr großen von den Naturforschern noch nicht gekannten Fisches nicht mehr zweifeln.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Aus dem Stande des Gerichtsamtes ging indessen ein Mensch hervor, der geschickt genug war aus den königlichen Schwachheiten Nutzen zu ziehen, und das angeborne Mißtrauen, die Empfänglichkeit, die plötzliche Undankbarkeit, die stets erneuerten Schrecken, alle schlimmen Leidenschaften der obersten Gewalt auszubeuten. Caballero kam so weit, einigemal zwei oder drei Portefeuilles in seiner Hand zu vereinigen, und behielt das Justiz-Portefeuille so lange, als Marie Louise und Karl IV den Thron behielten. Der Friedensfürst mußte sich in diese unedle, geheimnißvoll unterhaltene Nebenbuhlerschaft fügen, welche, indem sie keinen äußerlichen Schein von sich warf, auf dem vormaligen Premierminister die Verantwortlichkeit dessen, was er nicht that, was er nicht verhindern konnte, lasten ließ. Die oberflächlichen Geister und die unwissende Menge wollen noch heute behaupten, daß die vorgebliche Allmacht des Friedensfürsten keine leeren Stellen gehabt habe. *)

Nachdem er drei Jahre in dieser zweideutigen und schwierigen Stellung vollbracht, setzte ihn eine ausgezeichnete Wiederkehr des königlichen Vertrauens an die Spitze der Armee, die man hatte zu Grunde gehen lassen, und welche nun das von allen Seiten gedrängte Spanien Freunden und Feinden vor die Augen führen wollte. Er reorganisirte diese Armee, führte sie in Person gegen Portugal, und endigte den Krieg mit Vortheilen, die man seit der Einsetzung des Hauses Braganza (1640) nie hatte erhalten können. Er hatte hierin noch überdieß das Verdienst eine französische Armee für dießmal noch zurückzuschicken, eine gefährliche Hülfsmacht, deren man sich um jeden Preis entledigen mußte, denn sie war der Vortrab der schon lange der Halbinsel zugedachten Expeditionen. Der Friedensfürst erhielt damals neue Glückwünsche, deren Einmüthigkeit und eifriger Ausdruck nur durch eine durch Erfahrung bestätigte Ueberlegenheit und durch die Wichtigkeit der geleisteten Dienste zu rechtfertigen waren.

*) Die abgedroschenen Ausdrücke aller bisherigen biographischen Kompilatoren sind immer diese: der schwache Karl IV, — der Günstling, welcher die Schwachheit Karls IV mißbrauchte u. s. w. Aber die schwachen Könige können nicht von Einem geleitet werden, sie werden von aller Welt gegängelt, von jedem der sich ihnen nähert, und es ist nicht schwer sich den Königen von Spanien zu nähern.

Im Jahre 1808 während der Saturnalien ihrer Freilassung hat die anonyme und die Tagspresse eine Sündfluth von Schmähschriften gegen den Friedensfürsten gespien, welche, nachdem sie die Halbinsel überschwemmt, sich nach Außen verbreiteten. Die Zeitungsschreiber von England und Frankreich, die Biographien- und Memoiren-Macher, die Geschichtschreiber auf die Minute tränkten sich eilig in diesen trüben Wässern; sie haben nur zu viel Koth verschluckt. Nach 25 Jahren haben sich diese Wässer gesetzt, man kann nun auf den Grund sehen.

In Spanien, wie überall, gab es selbstsüchtige Routinisten, Leute, die ihr Geschäft schon gemacht haben, Erhalter, wie man seit einiger Zeit sagt, Erhalter des statu quo, weil sie schon ihren Theil haben. Sey es Voraussicht, Instinkt oder Eifersucht, die Erscheinung des jungen Ministers Karls IV mißfiel dieser Klasse. In der That Don Manuel Godoy kam nicht durch eine verabredete Kabale ans Ruder, nicht durch den Einfluß einer politischen, finanziellen oder religiösen Brüderschaft; er hatte keinen Schutzherrn als sich selbst, die Gelegenheit, seine Jugend, seinen noch nicht erprobten innern Werth.

Sein freimüthiges, offenes, elegantes Wesen siegte zuerst über eine veraltete Etikette und jene sprüchwörtliche Steifheit, wovon Philipp II die Regeln und das Muster gegeben hatte. Alles schien sich zu verjüngen an diesem abgelebten Hofe. Als ein neuer und nicht zum Voraus angekündigter Schauspieler auf dieser Bühne machte er durch sein lebhaftes, natürliches, glänzendes Spiel das alte gewöhnliche Schauspielerpersonal des Königs aus Verdruß verzweifeln.

Welches Unwesen, sagte man, ein Sympton der Revolution, ein Zugeständniß, das man dem Geist des Jahrhunderts, den von den Franzosen in Umlauf gebrachten verderblichen Ideen macht! *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Lange nach dem Frieden von 1795, im Jahre 1806 ließ der Fürst in der Armee den neuen Haarputz der Franzosen: die Titusköpfe ohne Haarpuder, einführen. Das Beispiel wurde von den jungen Leuten befolgt, Karl IV selbst opferte seinen langen Zopf auf. Die Perücken von Madrid empfanden großen Schrecken über dieses Ereigniß; in Athen war weniger über den Hund des Alcibiades gesprochen worden. Wenige alte Herren bequemten sich zu der neuen und vom Ausland hergekommenen Mode. Der Graf von Altamira, einer der ersten Edelleute Spaniens, OberstHofstallmeister, dessen Statur nicht an 4 Fuß reichte, trug einen sehr langen Zopf, ein Gegenstand seiner besondern Vorliebe. Er bat sich vom König als eine besondere Gnade aus ihn nicht abschneiden zu müssen, und das wurde ihm auch großmüthig gestattet. Solche Beispiele waren nicht neu in Spanien. Im Jahre 1765 entstand ein Volksaufruhr gegen den Minister Esquilace, weil man befohlen hatte die langen Schleppmäntel und die großen herabgebogenen Hüte etwas kleiner zu machen; man sagt, die Jesuiten hätten den Aufstand angezettelt. Die königliche Garde wurde umgebracht, der König erschien auf dem Balkon, versprach Alles, was man wollte, verabschiedete seinen Minister, und hörte nicht auf zu zittern, bis er in Aranjuez angelangt war. Der Graf von Aranda, zum Präsidenten des Raths von Castilien ernannt, bestrafte die Schuldigen, und wußte mit Klugheit und Strenge die Ordnung herzustellen. Aber Esquilace, obgleich von Karl III sehr bedauert, mußte Spanien räumen. Der Familienname des Marquis von Esquilace ist Gregori oder Gregorio; derjenige, von dem ich spreche, war der Vater des gegenwärtigen Kardinals dieses Namens und mehrerer anderer Kinder, von denen die jüngsten eine erstaunende Aehnlichkeit mit Karl III hatten. (Das Edikt des Ministers Esquilace gegen jene Tracht, welche den anerlaubten Gebrauch der Waffen so sehr erleichtert und die Personen unkenntlich macht, war selbst nur durch die Furcht vor der bevorstehenden Verschwörung veranlaßt worden. Die Verschwornen erfanden ein sonderbares Kennzeichen, um sich einander am Tage des Ausbruchs kenntlich zu machen; sie ließen die Tasche von einer Schabschnalle offen. In Madrid wurden seitdem die dreieckigen Hüte gebräuchlich, die noch vor nicht sehr langer Zeit selbst von den Handwerkern getragen wurden.) A. d. d. U.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1836.

Randschit Sing's Reich.

Die Delhi Gazette vom 9ten Sept. meldet: „der Madaradscha Randschit Sing hat ganz kürzlich einen Schlaganfall erlitten, der ihn zwei ganze Tage lang sprachlos machte. Nach allen Berichten ist er sehr gefährlich krank, und nach der Art des Anfalls zu schließen, kann er nicht mehr lange leben.“ Zwar ist Randschit Sing noch nicht ganz 60 Jahre alt, aber sinnliche Ausschweifungen, namentlich auch das Trinken von sehr starken gebrannten Wassern, haben seinen Körper vor der Zeit geschwächt, und sein Ende kann nicht mehr sehr entfernt seyn. Seit dem letzten Anfall zeigt sich eine ungewöhnliche Aufregung unter den Großen (serdars) der Sikhs und auch die Engländer bewachen den Gang der Dinge mit großer Aufmerksamkeit.

Randschit Sings Tod führt eine neue Katastrophe in Indien herbei: er hat seit den letzten 25 Jahren aus der Fendalrepublik der Sikhs eine unumschränkte Monarchie geschaffen, und ist darum, wie leicht zu erachten, unter den Großen seines Landes nicht beliebt, die Schatzkammer ist zwar gefüllt, aber die Armee wegen vorenthaltenen Solds schwierig, das europäische Exercitium und die französischen Offiziere sind den Großen verhaßt, als die Hauptwerkzeuge ihrer Unterdrückung, auf dem Handel lasten ungeheure Zölle, auf dem Landmann schwere Abgaben, und unter den höhern Staatsbeamten, die meist keine vornehmen Sikhs, sondern niedere Emporkömmlinge sind, herrscht allgemeine Korruption. So schildert Burnes die Herrschaft Randschits, dessen große Eigenschaft er übrigens willig anerkennt. Ansprüche auf den Thron können drei Personen erheben: Karrak Sing, Nur Nihal Sing und Shir Sing, der erste der einzige Sohn, der zweite der Enkel, der dritte der Adoptivsohn Randschit Sings. Karrak Sing, 17 bis 18 Jahre alt, ist ein äußerst beschränkter Jüngling ohne alle Energie des Geistes, und Nihal Sing, vor dem letzten Zug gegen die Afghanen Befehlshaber zu Peschawer, ist erst 14 bis 15 Jahre alt, und von seiner Fähigkeit nichts bekannt; Shir Sing dagegen, 29 — 30 Jahre alt, ist ein guter Soldat, hat sich als solcher versucht und ausgezeichnet, die Eigenschaften des Staatsmannes scheinen ihm aber zu fehlen.

Unter diesen Umständen muß der Tod Randschits bedeutende Veränderung, innere Kriege und vielleicht eine Auflösung des Reichs herbeiführen, um so mehr, da zwei Mächte nicht verfehlen werden, die Hand mit im Spiele zu haben, und den Streit zu verwirren, nämlich die Engländer auf der einen und Dost Muhammed, Beherrscher von Cabul, auf der andern Seite. Alle Anzeichen lassen vermuthen, daß die reichen und mächtigen Häuptlinge der Sikhs vorerst ihre eigene politische Stellung werden sichern wollen, und gewiß in der Wahl des Kronprätendenten, dem sie sich anschließen wollen, nicht einig sind; bricht jedoch, wie kaum anders zu vermuthen, der Kampf unter den verschiedenen Thronbewerbern aus, oder auch, wenn Karrak Sing ruhig den Thron besteigen sollte, suchen die Serdars wieder ihre alte Macht zu befestigen und zu behaupten, so ist es um die Einigkeit und Kraft des erst seit einigen Jahren zusammeneroberten Staats geschehen, um so mehr als die Sikhs, d. h. die Sekte der Khalsa, nur ein Sechstheil der gesammten Bevölkerung ausmachen, während vielleicht die Hälfte aus Muhammedanern besteht, die sich nicht gerade verfolgt, doch unterdrückt fühlen, denn sie dürfen sich nicht zum Gebete in den Moscheen versammeln, und es ist ihnen verboten Kühe zu schlachten.

Am schroffsten ist dieß Mißverhältniß in Caschmir, dieser reichen, von Randschit Sing durch schlechte Gouverneure furchtbar mißhandelten Provinz, deren muhammedanischer Adel seit Jahren schon in geheimem Einverständniß mit Dost Muhammed ist, und gewiß eine gute Gelegenheit, das verhaßte Joch der ungläubigen Sikhs abzuwerfen, nicht verstreichen läßt. Diese Provinz ist in jeder Beziehung wichtig, und der Hauptzankapfel, um den es sich zwischen Afghanen und Sikhs handeln wird. Erstens ist es durch seine Lage ungemein fest, man sichert sich durch den Besitz desselben die Stellung im Gebirg, zweitens könnte Caschmir, wenn es wieder unter afghanische Herrscher käme, Dost Muhammed gerade das liefern, woran es ihm fehlt, nämlich Geld. Fällt diese Provinz, welche Randschit Sing allein jährlich den achten Theil seines Einkommens, nämlich 36 Lak Rupien, nach Abzug der Verwaltungskosten, eintrug, wieder in die Hände der Afghanen, so ist es um das entschiedene Uebergewicht der Sikhs geschehen, falls nicht ein kraftvoller Herrscher

in Lahor die europäisch gebildeten Truppen zusammenhält, und durch diese sich den Sing sichert.

Noch ist es nicht vierzig Jahre her, seit Schah Zeman, der geblendete und entthronte König von Cabul, Schah Schudscha's Bruder, mit seinen afghanischen Reiterschaaren bis nach Dehli zog, und den Schrecken seines Namens allenthalben verbreitete. Um nichts Aehnliches wieder zu erleben, werden die Engländer bei Allem was in Lahor geschieht, die Hände mit im Spiele haben, sie werden suchen, den rechtmäßigen aber kraftlosen Thronerben, Karrak Sing, auf den Thron zu setzen, und ihn zu stützen, und wenn dieß nicht gelingen sollte, bewaffnet einschreiten, um das Umsichgreifen der Afghanen und Religionskämpfe zwischen Sikhs und Muhammedanern zu verhindern. In neuester Zeit haben die Engländer sich mehr und mehr in die Angelegenheiten der Radschputen-Staaten, Dschudpur und Dscheypur gemischt, sie stehen mit den Amirs von Sind auf einem Fuße, der die Anwendung von Feindseligkeiten, falls dieß im Interesse der Engländer liegt, augenblicklich veranlassen kann, das Ostufer des Setledsch ist ohnehin in ihrer Gewalt, und so kostet es sie nur wenige Märsche, um festen Fuß im Lande zu fassen, und sich Lahors zu bemächtigen; dann fällt aber auch Caschmir in ihre Hände, und dadurch ist die Kraft von Cabul für immer gebrochen.

Dost Muhammed wird zwar Herrscher in Cabul bleiben, nachdem seine Brüder mit dem ganzen Leichtsinn afghanischer Großen sich aus Haß gegen ihren Bruder mit dem Feinde ihres Lands und ihrer Religion vereinigt, oder vielmehr sich ihm unterworfen haben, allein die Macht zu größern Unternehmungen wird ihm abgehen, auch wenn er Peschawer wieder mit seinem Lande vereinigt, denn dieß Land ist arm, seine Einwohner sind tapfer, aber nicht sehr aufgelegt, durch mühseligen Erwerb allenfallsigen Steuerforderungen zu entsprechen. Dieser Umstand hat die Könige von Cabul zu ihren zahlreichen Zügen nach Indien veranlaßt, wobei Lahor, Randschit Sings nachherige Hauptstadt, dreimal verwüstet wurde. Ob Randschit Sing noch im Stande seyn wird, seinen Plan, Schah Schudscha wieder auf den Thron von Cabul zu setzen, auszuführen, ist sehr zweifelhaft.

Die Seen der Erde.

8. Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Wie diese Veränderungen langsam und fast unmerklich vor sich gehen, so sind andere schnell und gewaltsam eingetreten. Das oben erwähnte Ausbrechen des Sees von Bisteriz geschah in Folge eines Erdbebens; im Kanton Tessin, im Thale von Palenza bildete sich im J. 1512 ein See, da ein Bergfall den Ausgang des Thales verstopfte, und den Lauf des Blegno hemmte; der sich dadurch bildende See blieb bis zum Jahre 1714, wo das Wasser den durch den Bergfall entstandenen Damm durchbrach und das Thal von Riviera verwüstete. Aehnliche Erscheinungen sind nicht außerordentlich selten. Im Thale von Bourg d'Oisans in der Dauphiné lag ein 5 bis 6 Lieues langer See. Am 1sten Sept. 1219 durchbrach er den vorliegenden, wahrscheinlich nur aus Felstrümmern der Thalwände bestehenden Damm, und entleerte sich mit furchtbarer Heftigkeit in die vorliegenden Thäler. Seit dieser Zeit ist der ehemalige Seeboden ein von dem Flüßchen Romanche durchströmtes Thal. Im J. 1810 entstand im nordamerikanischen Staate Vermont ein Durchbruch an einem neben dem Long-Lake erbauten Kanale, und der ganze See floß in kurzer Zeit ab nach dem Mund Lake. Es wäre interessant und lehrreich, die Geographie der einzelnen Länderstriche in dieser Beziehung zu studieren, denn nichts könnte nach einer mineralogischen Untersuchung des Landes über Bodenverhältnisse und die Geschichte der daraus vorgegangenen Veränderungen besser aufklären.

Solche Erscheinungen, wie die oben angeführten, nämlich allmähliche Ausfüllung von Seebetten durch Alluvialsand und Niederschlag, Durchbrechen der Dämme und Abfluß des Wassers in das niedriger gelegene Land, allmähliche Wasserabnahme einzelner Becken, wie z. B. der Seen Titicaca und Tacarigua, das sind Dinge, deren Erklärung nicht ferne liegt, aber was sollen wir von dem Austrocknen ganzer Binnenmeere sagen, noch dazu in Ländern, wo man nicht einmal behaupten kann, daß die große Hitze das Wasser gänzlich austrockne! die großen Steppen Westsibiriens zwischen dem Ural und Obi, besonders die von Baraba, die voller Salz-Seen ist, scheinen nach alten chinesischen Ueberlieferungen noch in der historischen Zeit ein inneres Meer gewesen zu seyn, das den Lauf des Irtysch und Obi, so wie den des untern Jenisei durchschnitt. Der in seinem Urtheil so vorsichtige Hoff *) sagt ganz unumwunden: „Die Gestaltung des Bodens in Verbindung mit den alten chinesischen Sagen zeigt uns offenbar ein ehemaliges abgelaufenes Meer."

Ueber die Ursachen dieses Ereignisses, das schwerlich auf einmal, sondern allmählich eintrat, ja dessen Fortdauer jetzt noch ersichtlich ist, läßt sich auch nicht Eine Vermuthung sagen, und wir begnügen uns darum, auf eine augenscheinlich damit in Verbindung stehende Thatsache aufmerksam zu machen. Schon das Mittelmeer ist ungewöhnlich salzreich, **) dann folgen die syrischen Salz-Seen, deren wir oben erwähnten, die persischen Salzwüsten und das häufige Vorkommen salzigen Wassers in der Gobi. Auf der andern Seite ist das kaspische Meer und der Aral-See zwar nicht besonders salzreich, — das Wasser des letztern kann man sogar zum Kochen brauchen, — allein die einströmenden Flüsse führen ihnen so viel süßes Wasser zu, daß es nicht zu verwundern ist, wenn an den Ufern das Wasser minder salzig ist. Daß jedoch in allen diesen Niederungen mächtige Salzlager sich finden müssen, zeigen die Salz-Seen von Urmiah, Baku und am östlichen kaspischen Meere bis nach Sibirien hin-

---

*) Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche Thl. III. p. 132.

**) Man hat diese Erfahrung an den Kesseln der Dampfschiffe gemacht, welche dieß Meer befahren haben, denn diese wurden viel stärker von dem salzigen Wasser des Mittelmeers angegriffen, als dieß auf dem atlantischen Ocean der Fall war.

ein. Als ungemein bezeichnend für die Reichhaltigkeit der Salzlager müssen wir den Salz-See von Inder aufführen, unter 48° 30′ N. B. u. 69° O. L., also nicht weit vom Jaik. Die Ufer sind mit niedern Sandsteinhügeln umgeben, und mit schwacher Vegetation bedeckt; der See hat 20 Werst Länge und 9 Werst Breite, der Grund ist ein ungeheures, nur schwach mit Wasser bedecktes Salzwasser, das mehrere Oeffnungen hat, durch die das Wasser, wie es scheint, von unten heraufdrängt; durch eine von diesen Oeffnungen, die 16 Zoll im Umfang hatte, wurde ein Senklei hinabgelassen, man fand aber bei 180 Fuß noch keinen Grund. Das auf dem Salzlager stehende und mit Salz geschwängerte Wasser ist so seicht, daß man zu Fuß und zu Pferde in jeder Richtung durch den See gehen kann; am Ende des Sommers ist das Wasser ganz aufgetrocknet, und die ganze Oberfläche mit dem reinsten Salz, *) so weiß wie der frisch gefallene Schnee bedeckt.

Ueber die Verhältnisse des Bodens nordöstlich von dem kaspischen Meere und dem Aral-See, und über die Abnahme des Wassers namentlich in dem letztern, kann man seit Meyendorfs Reise nach Bukhara nicht mehr in Zweifel seyn. Wir wollen zwei Stellen ausheben, die hierüber kaum eine Ungewißheit lassen. So sagt er: „auf dem dürren Boden vom Ufer des Kaundschur, der nur im Frühling fließt, bis zu dem des Sir auf einer Strecke von 400 Werst (also beinahe 4 Breitengrade) trifft man keinen einzigen Fluß. Erst kommt man über ebenes Land, dann über Wüsten voll Flugsands, wo jeder starke Windstoß die Gestaltung des Bodens verändert, dann über nackte, thonichte Hügel, die 60 bis 180 Fuß über dem Grunde vom Wasser gefurcht und zerrissen, und durch dasselbe wie es scheint, oft unterbrochen sind. Auch die Salz-Seen, die weichen bläulichen Thonebenen, die unter dem Fuße nachgeben u. a. m., deuten auf Abnehmen und Zurücktreten des Meeres.“ Und an einer andern Stelle: „ich sprach mit unsern Kirgisen über die Spuren des Wassers auf dem Sari Bulak, und sie versicherten mich, ihre Väter hätten noch den Aral-See sich bis an den jetzt 60 Werste davon entfernten Hügel erstrecken gesehen. Eine so große Anzahl Kirgisen hat mir dasselbe bestätigt, daß ich es für gewiß halte: es geht daraus hervor, wie bedeutend und schnell der Aral-See abnimmt; dieß dauert immer fort, und einer meiner Führer erinnert sich, das Meer bis über Külli und Sapak reichen gesehen zu haben, und vor kaum einem Jahre erstreckte sich die große Bai des Sirderja, Kameschlü-Basch noch drei Werste weiter nach Osten als zur Zeit unserer Reise.“

Stellt man diese Abnahme des Wassers im Aral-See mit dem Seichterwerden der Jaik und der Wolga zusammen, welches so schnell fortschreitet, daß man fast mit Zuversicht behaupten kann, daß der Jaik in 80 bis 100 Jahren nur noch zur Zeit der Schneeschmelze sich ins kaspische Meer ergießen wird; erwägt man zugleich, daß in der tiefern Kirgisensteppe ein wahres Reservoir von Kälte zu seyn scheint, das den Ländern im Norden des Aral-Sees, des kaspischen und schwarzen Meeres eine Kälte bringt, die mit ihrer Breite in gar keinem Verhältnisse zu stehen scheint, so ist hier den Forschern ein Problem gegeben, dessen Lösung uns über eine Menge physikalischer und klimatologischer Fragen Auskunft geben dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Andere Seen, z. B. der Eleon-See, liefern kein so vollkommen reines Salz; andere, z. B. der Sawotschin im Isetzkischen Kreise, enthalten viel Glaubersalz, das sich bei kaltem Wetter niederschlägt und bei wärmerem wieder auflöst. Ein anderes Phänomen bietet der See Sak in der Krim dar: während der großen Sommerhitze zieht sich sein Wasser auf etwa eine halbe Werst gegen die Mitte zurück, wo sich eine ziemlich dicke Salzlage bildet. Das trocken gelegte Ufer bildet einen Schlammgrund, der medicinische Kräfte besitzt, die von vielen Bewohnern der Krim, namentlich von Tataren, benutzt wird. Der See liegt 45 Werste von Sympheropol und 17 Werste von Eupatoria. Ein Arzt der lange an dem erstern Orte wohnte, hat den Schlamm näher untersucht, und gefunden, daß er aus zersetzten submarinen Vegetabilien bestehen muß, wie auch schon der Geruch andeutet.

Artesische Brunnen.

In der Sitzung der französischen Akademie am 18ten Januar theilte Herr Arago einige Details über einen artesischen Brunnen mit, der in der Nähe von Tours gegraben und in der Minute 5000 Litres, oder in 24 Stunden 7200 Kubikmeter Wasser gibt. Man hatte bei der Bohrung dieses Brunnens keine andere Absicht, als eine Triebkraft zum Treiben einer Mahlmühle zu gewinnen, und kümmerte sich deßhalb nicht darum, wie hoch wohl der Wasserstrahl steigen könne. Aber die Quellen, die man durch eine Bohrung zu Elbeuf erhielt, und die man bis unter das Kreidelager suchte, stiegen 60 Fuß hoch; man hat noch keinen Versuch gemacht sie höher steigen zu machen, und kennt deßhalb das Maximum der Erhebung, das sie erreichen können, noch nicht. Vermittelst einer Durchbohrung des Kreidestratums hofft man auch bei dem Schlachthaus von Grenelle Wasser zu erhalten, und glaubt sehr tief bohren zu müssen; auch wünschte man gar nicht sehr bald Wasser zu finden, da nach den neuerlichen Erfahrungen über die Zunahme der Temperatur der Erdschichten das Wasser in der Tiefe, wo man es erst zu finden erwartet, wenigstens 20 Grade (Centigrad oder Réaumur?) haben werde, und zur Erwärmung der öffentlichen Anstalten, namentlich der Bäder u. dgl., nützlich zu verwenden seyn würde.

Denkwürdigkeiten des Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Die Erhalter, einmal in Unruhe gesetzt, fanden bald mächtige Hülfsgenossen in der alten Priesterpartei. Die Allianz schloß sich von selbst, aber die Kirche, welche sich nie einer fremden Fahne unterordnet, bemeisterte sich bald der Leitung. Die Priesterpartei wurde der wahre und vorzüglichste Feind des Prinzen, ein Feind, der den Gegenstand seiner Verfolgung nie, weder in dieser noch in der andern Welt, aus dem Auge läßt. Und als der Bannspruch endlich gegen das bezeichnete Opfer gesendet werden konnte, als die Splitter dieser gefallenen Größe, verlacht und verhöhnt, so zerstreut wurden, daß sie niemals wieder zusammengebracht werden konnten, waren es der Priesterrock und die Kutte, welche an der Spitze der Meuterei ihr Spiel trieben; der Dorf-

pfarrer hatte seine ungebildeten Zuhörer abgerichtet. Tausende von wandernden Predigern kamen aus ihren frommen Schlupfwinkeln und wurden Straßenredner, die Lärmglocke erhallte vom Thurme, das Loosungswort wurde in der Sakristei ertheilt.*) Aber wer nur immer einiges Talent besaß, selbst die Dichter, welche die ersten sind, die aufgehende Sonne zu begrüßen, thaten dem Götzen, zu dessen Füßen sie ihre Huldigung niedergelegt, keinen Schimpf an; keiner hat das Lob zurückgenommen, das er dem Friedensfürsten während der schönen Tage seines Glücks gespendet. Der Wind der Verleumdung hat immer von Einer Seite hergeweht; Escoiquiz, Pradt, Muriel, diese Kolonnenführer, waren alle drei Domherren.

Der Friedensfürst bekannte offen die Maximen der Toleranz; die Religionspolizei war in seinen Augen ein unmoralisches und einer Regierung, die ihre Stärke aus ihren guten Absichten zieht, unwürdiges Hülfsmittel. Er schonte das heilige Amt nicht; wenn er sein Land nicht völlig davon befreite, so verminderte er doch das Uebel. So lange er die Gewalt besaß, wurden die Klauen des Ungeheuers, so oft es dieselben ausstrecken wollte, beschnitten. Man wird davon mehr als Ein Beispiel in den Memoiren finden.

Zu gleicher Zeit litten die materiellen und Geldprivilegien der Klerisei einen Angriff durch die Fiskalmaßregeln, welche der Friedensfürst anzunehmen den Muth hatte; der Papst konnte nicht umhin sie vernünftig zu finden, aber die Klerisei konnte demjenigen, der zu einer Kirchenreform den Anfang gemacht hatte, nicht verzeihen. Obgleich die Bresche nicht sehr breit war, so war sie doch gangbar geworden, und zeigte dem Feinde die schwache Seite des Platzes an. Inde irae. — Das Uebrige überlassen wir dem Leser.

Als die Annäherung der französischen Armee (1808) den Ausbruch der Krisis bestimmte und jedem seine Maske abzog, erkannte man, daß der Priester Escoiquiz der Agent, der Geheimsekretär der Verschwörung oder der Camarilla Ferdinands VII war. Aber alles das Gehässige des fremden Einbruchs wurde verschmitzterweise auf den Friedensfürsten zurückgeworfen, der ihn doch stets zu verhindern gesucht hatte und das erste Opfer desselben war.

Dieser Einbruch kam von höherem Orte; man muß bis zu Napoleon selbst hinaufsteigen.

. . . .

Napoleon besaß eine Million Soldaten, fast lauter Franzosen, und wußte sie zu bewegen. Die nordischen Fürsten, zu glücklich, daß er so gütig war sich selbst eine Gränze auf ihrer Seite zu geben, mußten wohl die Gebietsabmarkungen genehmigen, die er im Westen von Europa zu zeichnen für gut befand.

Was man auch jetzt sagen mag, das westliche Kaiserthum

*) Schon einige Jahre vorher (1798) hatte der Vulkan einen Ausbruch fürchten lassen. Damals stieg nur eine Rauchwolke auf, die das Gestirn des jungen Ministers bald zerstreute. Man wird in den Memoiren die Anekdote von den drei Erzbischöfen finden, von denen einer nichts weniger als der Großinquisitor war. (Der römische Hof hatte, um sich an dem Friedensfürsten wegen des Verkaufs einiger Kirchengüter zu rächen, heimlich eine Inquisitionsprozedur gegen denselben angestiftet und die drei Erzbischöfe hatten dazu die Hand geboten. Als aber der Papst von den französischen Republikanern in die Enge getrieben wurde, sandte Karl IV die drei Erzbischöfe nach Italien, um den Papst zu trösten, und der Friedensfürst gab ihnen die Abschiedsaudienz, die er in seinen Memoiren erzählt. Die Inquisitionsprozedur fand indessen wirklich im Jahre 1808 nach dem Falle des Friedensfürsten statt. A. d. d. U.

war darum nicht minder eine unermeßliche Wirklichkeit. Napoleon erscheint noch größer seitdem er todt ist.

Nur Eine Nation in Europa wollte sich nicht vor dem Kolosse beugen. England, in den Fall gesetzt, sich um jeden Preis auf dem Gipfel der Größe zu erhalten, oder in eine unerträgliche Mittelmäßigkeit zu verfallen, forderte den Herrscher von Europa zu einem Kampfe auf Leben und Tod heraus.

Napoleon, geneckt von einem Feinde, der seinen Streichen entging, faßte den ungeheuren Entwurf, ihn in Masse in seiner Insel zu bloquiren, und den Platz, den er nicht durch Sturm nehmen konnte, durch eine unerbittliche Sperre zur Uebergabe zu zwingen. Das Uferland, im Norden vom baltischen Meere bis an die westlichen, im Süden von Cattaro bis an die östlichen Pyrenäen, war mit eisernen Schranken umgeben, nur die spanische Halbinsel fehlte den Zirkel zu schließen. War diese bezwungen, so befand sich das westliche Kaiserthum breit und abgerundet genug; die neue Dynastie hatte Raum sich auszudehnen und niederzulassen; das Problem der Blokade des Festlandes war aufgelöst: England mußte dann wohl endlich den Degen übergeben.

Dieß waren die Absichten, der Ehrgeiz, die fixe Idee Napoleons.

Das große Bild Karl des Großen stellte sich ihm zur Schau; — Ludwig XIV hatte gesagt: es gibt keine Pyrenäen mehr — die Republik hatte (1795) zweimal den Gedanken Portugal durch einen Handstreich wegzustehlen — der erste Konsul selbst ließ, kaum ans Ruder gekommen (1801), eine Armee nach Spanien aufbrechen, welche erst in Lissabon Halt machen sollte. Schon gehörte die Halbinsel Napoleon in Gedanken zu.*)

In der Zusammenkunft auf dem Niemen regulirten die beiden Kaiser vom Norden und vom Westen die Theilung der Herrschaft auf Unkosten ihrer Alliirten, wie einst die Triumvirn auf der Insel Reno.

Von dieser Höhe und mit dieser Stoßkraft wälzte sich der Strom über Spanien und Portugal.

Der Herzog von Enghien war erschossen worden (22sten März 1804). Das Dekret der Kontinentalsperre, welches am 21sten November 1806 proklamirt wurde, aber in Madrid schon vor der Schlacht von Jena (13ten bis 14ten Oktober) bekannt war, kündigte die nahe und unvermeidliche Besetzung der Halbinsel an. Es war leicht das Gewitter vorzusehen, welches das spanische Gebiet und die königliche Familie bedrohte. Unter diesen Umständen bezeigte England, auf die kleinsten Schwankungen des Festlandes aufmerksam, das Verlangen sich zu nähern, es bot dem Madrider Hofe Schadenersatz und Hülfleistung an; Oesterreich ließ unter der Hand sagen, daß es auf das erste Signal zu antworten bereit sey; Preußen bot sein Letztes an, um wo möglich das Verlorne wieder zu gewinnen; Rußland versprach wohl seine Anstrengungen zu verdoppeln und mit Lebhaftigkeit auf den gemeinschaftlichen Feind zu fallen. — Napoleon war im Begriff sich in die blutigen Kothgründe Polens zu verwickeln. — Von allen Seiten drang man in Spanien, der wiedererstehenden Koalition beizutreten, um der eigenen bevorstehenden Gefahr zuvorzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Friedensfürst, bei Gelegenheit des Kriegs gegen Portugal (1801) zum Generalissimus ernannt, hatte unter seinem Befehl die Truppen, welche zuerst von dem General Leclerc und nachher von Gouvion Saint Cyr angeführt wurden. Man wird in den Memoiren sehen, wie dieser dritte Versuch eines Einfalls in der Halbinsel von dem Friedensfürsten hintangehalten wurde, indem er sich zum Leiter der Bewegung machte, und den Franzosen nichts zu thun übrig ließ.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1836.

Briefe über Florida.

7. Allgemeine Ansicht des Landes.

Jetzt will ich noch versuchen, Ihnen eine Vorstellung von dem allgemeinen Anblick unseres Landes zu machen, werde mich aber um so kürzer fassen als die meisten Briefsteller und Reisebeschreiber, mit oder ohne Poesie, sich in selbstgefälliger Breite darüber ergeben lassen. Ich bin ein schlichter Prosaschreiber, kein Freund von Phantastereien, und mein einziger Wunsch ist, die vielen falschen Vorstellungen, die in Betreff dieses Landes in Umlauf gekommen, und auch bis zu Ihnen gelangt sind, zu berichtigen. Ich darf mich rühmen, in meinen bisherigen Mittheilungen durchaus nichts übertrieben zu haben; wollen Sie mir dennoch nicht glauben, so weiß ich keinen andern Rath als: Kommen Sie und sehen Sie selbst.

Ich habe schon gesagt, daß die Oberfläche wellenförmig ist, und füge noch hinzu, daß mir kein höherer Punkt bekannt ist, als Kingsbury Pond in Ost-Florida, und dieser ragt nicht mehr als 237 Fuß über der Meeresfläche empor. Die Hauptstadt liegt 180 Fuß hoch; ein sehr großer Theil des Landes ist ganz niedriger Marschboden, doch trocken, andere Striche, auch in der Mitte von Ost-Florida, sind noch den Ueberschwemmungen, des Meeres sowohl wie der Flüsse, ausgesetzt. Viele von diesen östlichen Strichen sind noch ganz unbekannt; wir wissen nur aus dem Munde der Indianer, daß dort große stehende Wasser im Innern seyn sollen. Auch die Küsten dieses Theiles sind bis jetzt nur theilweise untersucht, und die Karten sehr unzuverlässig; wir sehen aber nächstens genauern Vermessungen entgegen.

Von Tallahassee ostwärts erstreckt sich ein Rücken Hochland, auf welchem die Flüsse Ocilla, Suwanne und Santaffe entspringen. Nach Norden läuft das wellenförmige Hügelland bis nach Georgia, nach Süden senkt sichs allmählig bis ans Meeresufer, doch bleibt an den Flußufern und in der Nähe der Landseen des schönsten Bodens genug für Millionen von Einwohnern, wo aber bis jetzt nur Wild die undurchdringlichen Wälder bewohnt.

Die Landseen mit ihren unterirdischen Quellen und Abzugskanälen, bilden eine sehr merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Landes. Sie finden sich überall zerstreut und stehen offenbar mit einander in Verbindung. Das Wasser derselben sieht man abwechselnd steigen und fallen, jetzt die grünen Wiesenufer weithin überströmen, dann wieder zurücklaufen in ihre eigentlichen, oft unergründlichen Becken. Die sie umgebenden Waldungen sind von großer Schönheit, und durch ihre Dichtigkeit und tiefe Stille wirklich imposant. Einige Landleute haben sich an den Ufern solcher Seen angesiedelt, und den Wald zu lichten begonnen. Der Boden ist gut, und man darf hoffen, daß die Seen mit der Zeit ein belebteres Ansehen gewinnen werden. Ihr Wasser wird von Forellen und Barschen bewohnt, und wo diese gedeihen, ist das Wasser selbst gut und gesund. Ich würde Sie ermüden, wenn ich alle die Seen beschreiben wollte, die meine eigene Bewunderung erregt haben, daher will ich mich auf folgende Angaben beschränken.

In Mittel-Florida hat der Jackson-See einen Umfang von 36 Meilen; er steht mit dem Jammonio-See in Verbindung, und bildet durch starke aber verborgene Quellen den Wahkulla-Fluß. In West-Florida ist der Wimico-See, in der Nähe der Stadt Apalachicola, ein eigentlicher Süßwasser-Landsee. Alle übrigen sind mehr großen Buchten ähnlich und stehen bei hohem Wasser mit dem Golf von Meriko in Verbindung. In Ost-Florida sind sie fast unzählig, der Lafayette-, Micasudi-, Samgala-, Alligator-, Orangen-, Macao-See u. a. m., und die Flüsse St. Johns und Ocklawasa sind ganze Ketten von Seen. Aber der merkwürdigste und schönste von Allen, und in der That eine der seltsamsten Naturerscheinungen im ganzen Süden, ist der obenerwähnte Jackson-See in Mittel-Florida, und der 15 Meilen vom Fort St. Mark aus der Erde hervorströmende Wahkula-Fluß. Sein Wasser ist so still und rein, daß man in einer Tiefe von 360 Fuß den kleinsten Gegenstand auf dem Grunde unterscheiden kann, und auf seiner Oberfläche von einem Nachen getragen, das Gefühl hat, als schwebe man frei in der Luft. Seine Ufer sind schon jetzt von Pflanzungen umgeben, und werden gewiß dereinst mit den schönsten Landhäusern geziert seyn. Sehr merkwürdig sind auch die Quellen des „Big Chipola" und des großen Manito," deren blaugrüne Wasser wie Springbrunnen

aus runden Becken hervorschießen, und abwechselnd intermittiren. Auch unsere Flüsse sind zum Theil von großer Schönheit und schon durch ihre Schiffbarkeit von wesentlichem Nutzen. Die Ufer, in den Niederungen aus fettem Schlick und verwitterten Vegetabilien vermischt, sind fast durchgängig mit undurchdringlichem Wald bedeckt. Hin und wieder bleibt im Innern das überströmende Wasser stehen, ist aber leicht durch Abzugsgräben wegzuschaffen. Die Escambia, mit dem „schwarzen" und „gelben" Flusse, bildet die geräumige Bai von Pensacola; hier ist aber der Sandboden ganz unfruchtbar. Der Choctawhatchie entspringt in Alabama, und mündet in der vielbesuchten Santa Rosa-Bai, an seiner Ostseite im Kanton (county nicht Grafschaft) Washington sind fruchtbare Strecken, aber noch wenig bekannt. Die Chipola bewässert den Jackson, dessen Boden dem des angränzenden Alabama gleich ist, und ergießt sich in die Apalachicola. Dieser letztere Fluß nimmt an der Gränze von Georgia, am 31sten Breitengrade die Flüsse Chatachouchie und Flint auf, und bildet weiter unten mit der Chipola einen prächtigen, 600 bis 1200 Fuß breiten Strom, und eine treffliche Wasserstraße von Columbus in Georgia, Irwinton in Alabama u. a. O., bis zu der blühenden Hafenstadt, die seinen Namen trägt. Der Ocklockney ist ein großer, aber in solchen Krümmungen sich schlängelnder Fluß, daß er allein in Florida, auf einer Strecke von 70 Meilen in gerader Linie, 250 M. durchläuft. Kleiner sind die Wahkulla und der St. Marks, der bei dem Fort gleiches Namens gemeinschaftlich mündet. Der letztere verschwindet eine Zeit lang unter der Erde. Die Ocilla ist auch ein schöner Fluß, der, mit der Suwanee und Santa Fe zusammen, ein weites Gebiet bewässert. Im Südosten derselben liegt der viel gepriesene Landstrich Alachua oder Arredonda, der einer der fruchtbarsten des ganzen Landes seyn soll, und nach Süden erstreckt sich der weite Bezirk von Hackley. Der prächtige Fluß St. Johns kommt vom Norden aus noch unbekannten Gewässern herab, bildet verschiedene Seen, namentlich den Munroe- und weiter abwärts den Georgs-See, und mündet am östlichen Ufer der Stadt St. Augustine. Die abwechselnd lieblichen und romantischen, aber durchgehends sehr fruchtbaren Ufer dieses schönen Flusses, sind noch sehr wenig benutzt. Nördlich vom Georgs-See nimmt er die Ocklawasa auf, einen nicht minder schönen Fluß, der einen großen Theil der Halbinsel durchströmt, dessen Ursprung aber gleichfalls unbekannt ist.

Diese herrlichen Seen und Flüsse, die ausgedehnten Höhlengegenden, deren ich noch nicht erwähnte, die vielen Spalten und Risse des Bodens, die Vögel und Fische und die ganze animalische und vegetabilische Natur, bieten dem Naturforscher eine unglaubliche Menge bis jetzt nicht untersuchter Gegenstände dar; denn hier hat bisher kein Mensch Muse oder Neigung gehabt, sich damit zu befassen, und wir werden uns in dieser Beziehung wohl gedulden müssen, bis einige wißbegierige Europäer sich veranlaßt finden, auch unserm in mancher Beziehung so merkwürdigen Lande ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sorgen Sie dafür!

Die Seen der Erde.

2. Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Einer der dunkelsten Seiten in der Lehre von den Seen sind die bald mehr, bald minder regelmäßigen Bewegungen, die man an einigen derselben wahrgenommen, an den wenigsten aber noch genau beobachtet hat. Ob das Seebeben, das man im Baikal-See häufig bemerkt, sich allein durch die allerdings im Seegrunde selbst nicht fehlenden vulkanischen Bewegungen erklären lasse, muß dahin gestellt bleiben, gewiß ist aber, daß andere große Süßwasserbecken Bewegungen zeigen, die, wenn nicht ganz regelmäßig, doch einem gewissen Gesetze folgen. Genauere Beobachtungen sind bis jetzt nur am Genfer-See und an den nordamerikanischen Seen angestellt worden.

Die Bewegungen, die man schon seit längerer Zeit auf dem Genfer-See bemerkte, werden von den Anwohnern seiches, genannt, und man glaubte, sie seyen diesem See eigenthümlich, was jedoch keineswegs der Fall ist. Sie bestehen in einer Art Ebbe und Fluth in gewissen Theilen des Sees, ohne Wind oder sonstige augenfällige Ursache. So lange das Phänomen dauert, sieht man das Wasser in Zeit von wenigen Stunden mehr und mehr steigen und fallen. Diese Oscillationen erreichen manchmal die Höhe von fünf Fuß, steigen jedoch gewöhnlich nicht über zwei, und betragen oft nur einige Zoll. Ein Professor Vaucher stellte im Anfange dieses Jahrhunderts mehrfache Beobachtungen darüber an, und das Resultat derselben läßt sich in folgende Punkte abtheilen. 1) Die S e i c h e s des Genfer-Sees sind viel häufiger, als man gewöhnlich glaubt; 2) sie kommen ohne Unterschied zu allen Jahreszeiten und allen Stunden des Tages vor, sind aber im Frühling und Herbst am häufigsten; 3) der Stand der Atmosphäre scheint einen entschiedenen Einfluß darauf zu haben, denn man bemerkt, daß die Seiches mehr oder minder häufig sind, je nachdem der Stand der Atmosphäre wechselnd ist oder nicht. Die Seiches waren stets bedeutend, wenn die Atmosphäre schwer mit Wolken beladen war, oder wenn das Wetter stürmisch zu werden drohte und der Barometer sank; 4) wenn gleich die Seiches im Frühjahr und Herbst häufiger sind, so steigen sie doch im Sommer, namentlich im Spätsommer, höher: die höchsten, die man beobachtete, traten im September ein; 5) das Maximum der Seiches scheint fünf Fuß zu seyn; 6) die Dauer derselben scheint sehr verschieden, doch halten sie, wie es scheint, nie über 20 bis 25 Minuten an, und dauern gewöhnlich weit kürzer. 7) Die Seiches sind dem Genfer-See nicht eigenthümlich, denn Hr. Vaucher beobachtete sie auch auf dem See von Annecy, dem Züricher und Boden-See.

Aus diesem letzteren Punkte geht hervor, daß dieselbe, oder eine ähnliche Erscheinung, nur vielleicht durch eine größere Entfernung der Gebirge modificirt, auch auf andern großen Wasserflächen sich ergeben muß. Hr. Vaucher schreibt die Seiches einem ungleichen Druck der Atmosphäre auf verschiedenen Theilen des Sees zu, oder mit andern Worten, der gleichzeitigen Wirkung von Luftsäulen von verschiedenem Gewicht und verschiedener

Elasticitat. Ist diese Erklärung und der Grundsatz festgestellt, daß ein ungleicher atmosphärischer Druck eine Ungleichheit im Niveau der Oberfläche groſser Wasserflächen erzeugen kann, so müssen sich daraus mit der Zeit manche Fragen in Bezug auf die physikalische Geographie, namentlich in Bezug auf Strömungen, die durch Land- und Seewinde veranlaßt werden, unregelmäßige Winde, schnelle Temperaturwechsel u. dgl. erklären.

Bewegungen anderer und zum Theil bestimmterer Art, hat man auf den nordamerikanischen Seen beobachtet, *) namentlich an dem Obern See, der eine regelmäßige Ebbe und Fluth haben soll, die stets 2 Stunden 20 bis 30 Minuten lang stieg, und eben so lang wieder fiel. Solcher Ebben und Fluthen bemerkte man den Tag über zwei. **) Das Steigen und Fallen betrug etwa anderthalb Fuß, war sehr regelmäßig, und konnte in keiner Art dem Winde zugeschrieben werden, denn Zu- und Abströmen erfolgte häufig gegen den Wind. Ueber eine ähnliche Erscheinung in den untern Seen hat man nur unbestimmte Meinungen und Sagen, es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß auch sie eine ähnliche Erscheinung darbieten, wenn gleich wegen der geringern Ausdehnung der Wasserfläche in weit geringerem Grade.***)

Minder sicher und minder untersucht sind andere unregelmäßigere Bewegungen. Schon im J. 1689 bemerkte Baron La Hontan, als er Green-Bay (am Michigan-See) erreichte, daß da, wo der Fuchs-Fluß sich in die Bai einmündet, das Wasser des Sees binnen 21 Stunden nur drei Fuß stieg, und in derselben Zeit um eben so viel wieder abnahm. Auch bemerkte er einen Wechsel und Konflikt der Strömungen in der engen Straße, welche den Huron- und Michigan-See verbindet. In einigen Jahreszeiten fließen die Strömungen drei Tage östlich, zwei Tage westlich, einen Tag südlich, und vier Tage nördlich, manchmal mehr, manchmal weniger.†) Auch im J. 1819 machte Kapitän Whiting von der Armee der Vereinigten Staaten die Bemerkung, daß in der Green-Bay das Wasser täglich ein Steigen und ein Fallen zeigt, glaubt aber, daß es sowohl hinsichtlich der Zeit als der erreichten Höhe ausnehmend wechselt. Alle diese Bewegungen sind indeß noch viel zu wenig untersucht, um irgend etwas daraus abnehmen zu können.

(Schluß folgt.)

*) Ob der Umstand, daß im J. 1829 die Gewässer des Erie- und Ontario-Sees um fast zwei Fuß höher standen, dagegen die des Obern Sees bedeutend niederer als je vorher, auch in diese Kategorie gehört, möchten wir bezweifeln; vielleicht haben sich die Fälle von St. Marie etwas erweitert, und eine stärkere Wassermasse hat sich aus dem Obern See ergossen. Andere glauben, dieß Steigen der untern Seen sey periodisch und trete alle drei bis sieben Jahre ein.

**) Siehe Silliman's Journal of Science and Arts. Apr. 1829. p. 93.

***) Am Huron und Michigan-See soll die Ebbe und Fluth 7—8 Zoll betragen.

†) Der Michigan-See ist wegen seiner großen Tiefe, seiner vegetationsarmen und darum ungeschützten Ufer, so wie wegen seiner auffallenden Länge und Richtung, indem er sich fast 100 g. M. weit von Norden und Süden erstreckt, dem Einfluß der Strömungen der Atmosphäre besonders ausgesetzt, und diesem Umstand kann man, wenigstens zum Theil, die Art von Fluth zuschreiben, die sich an den Ufern dieses Sees auffallender als an denen der übrigen kund gibt.

Chronik der Reisen.

Die Lakkadiven.

Herr Wood, Lieutenant in der Marine der ostindischen Kompagnie, hat im Januar 1835 diese Inseln besucht, und gibt davon nachfolgende Schilderung. Die Gruppe der Lakkadiven liegt an der Küste von Malabar zwischen 10 und 15° N. B. und 72 bis 75° O. L. von Gr. (89° 40' bis 92° 40' F.) und zerfällt in fünfzehn kleinere Gruppen oder Atalls, im Ganzen fünfzig Inselchen, die alle sehr klein und zum Theil bloße Felsen sind. Die Bevölkerung beträgt nicht ganz 7000 Seelen, die auf den acht größten vertheilt ist, und wenig Verkehr mit der übrigen Welt hat, da man beim Mangel an guten Häfen sich ihnen beim Südwestmonsun nicht nähern kann, und sie überhaupt nie sehr einladend sind. Die drei Hauptinseln, Anderot, Cabarita und Akalu, enthalten 1800, 1200 und 1500 Seelen, und sind etwas über drei englische Meilen lang und eine Meile breit. Sie sind alle von Korallenformation, und Anderot bietet den merkwürdigen Umstand dar, daß das Land windwärts, d. h. gegen Südwesten, *) am höchsten ist, und sich fast senkrecht aus einer unergründlichen Tiefe erhebt, während alle andern windwärts durch abhängige Korallenbänke geschützt sind. Die mittlere Höhe von Anderot beträgt nur neun Fuß, und niegends ist das Land höher als fünfzehn Fuß. Die größern Inseln sind mit Kokospalmen reich bepflanzt, und außer der Fischerei, dem Bau des Reißes und einiger Gemüse, aus dem Sammeln von Kowriemascheln, die sich in Menge an den Küsten finden, bildet die Bearbeitung der Fasern der Kokosnuß zu Stricken eine Hauptbeschäftigung der Eingebornen. Nur für den Verbrauch von 20 Tagen wird Reiß auf den Inseln gewonnen, der Ueberrest dagegen von dem Kontinent eingeführt: Ursache hievon ist hauptsächlich der Mangel an Raum, denn den Einwohnern fehlt es nicht an Industrie, und süßes Wasser findet sich fast auf allen Inseln im Ueberfluß. Die Früchte, die auf denselben wachsen, sind Platanen, Orangen, Papams, Limonen, und eine unbekannte Gattung, die auf einem schönen, stattlichen Baume wächst mit dunkelgrünen Blättern, nicht unähnlich dem breitblättrigen Ulmenbaume; auch sieht man Betelnüsse und zwei Arten Baumwollenbäume. Die Gemüse sind sehr schlechte süße Pataten und eine rhabarberartige Pflanze (tacca pinnatifida) von säuerlichem stechendem Geschmack, aber sehr beliebt bei den Einwohnern, die sie in Reihen pflanzen. — Die Bewohner sind arm und unkriegerisch, und leben in steinernen gedeckten Häusern, die sie wegen der heftigen Stürme sehr nieder bauen. Die Kuh ist das einzige vierfüßige Hausthier. Von Vögeln sieht man außer den Hähnen nur den Brachvogel, die Krähe und einen langgeschwänzten schwarzen Papagai, alle sehr zahm. Die See liefert Fische und Schildkröten. Der einzige Ausfuhrhandel besteht in Kokosnußfasern (coir) und Kowries, gegen welche sie Lebensmittel auf der gegenüberliegenden Küste eintauschen.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Am 5ten Oktober 1808 machte der Friedensfürst seinen Aufruf an die Nation bekannt, eine historische Urkunde, die, wenn sie nach dem

*) Dieser Wind ist hier vorherrschend, da der entgegengesetzte Monsun durch Lokalursachen, namentlich die Nähe der Küste von Malabar, sehr geschwächt ist.

Schloge selbst von denjenigen, die zu ihrer Entstehung Anlaß gegeben, getadelt wurde, wenigstens zum Voraus den Mann, der seinen patriotischen und kühnen Eifer so weit trieb, von der gegen sein späteres Betragen gerichteten Verleumdung frei sprach.

Napoleon verzieh dem Friedensfürsten nicht, seine Projekte errathen, und was noch mehr ist, Maßregeln dagegen genommen zu haben. Während er mit seinem Plan, die Halbinsel zu besetzen, umging, erhielt er den Brief des Prinzen von Asturien (vom 12ten Oktober 1807), der ihn um die Hand einer französischen Prinzessin und um seine Dazwischenkunft in den spanischen Angelegenheiten bat.*) Bald darauf langte ein anderer Brief von Karl IV (datirt vom 29sten November) an, worin der alte König, mit Bezug auf die Begebenheiten vom Escurial, gesteht, daß die Ordnung der Thronfolge in Gefahr sey.

Um diese Zeit erhielt die Besetzung Portugals ihren Vollzug (30sten November), und die französischen Armeen drangen an beiden Enden der Pyrenäen in die Halbinsel, und bekamen durch machiavellistische, eines so großen Eroberers unwürdige Mittel die vorzüglichsten festen Pläze in ihre Gewalt.

Die Leute vom Escurial, die Vertrauten des Prinzen von Asturien, eben die, welche die fremde Dazwischenkunft angerufen, freuten sich darüber, daß sie sich schon Madrid näherte. Murat mit seinem glänzenden Generalstab, selbst nicht wissend, ob er Krieg führte oder ob er sich friedlich verhalten sollte, tummelte sich auf seinem Rosse und kam der Hauptstadt immer näher (März 1808); 25.000 Bajonnette bildeten seinen Vortrab. Die Spanier, mehr in Erstaunen als in Unruhe gesezt, bezeigten keinen bösen Willen.

Napoleon, sagten sich selbst die Leute vom Escurial, kommt, den Sohn an die Stelle des Vaters und uns an die Stelle des Friedensfürsten und seiner Geschöpfe zu sezen. Und ihre Kommissäre lobpriesen überall die Großmuth des Kaisers.

Der Friedensfürst allein hatte den Muth, den Patriotismus, die Rechtschaffenheit dem Könige anzurathen, daß er sich durch einen Rückzug nach Andalusien außer den Bereich der französischen Bajonnette sezen, und Murat in der Mitte der Halbinsel, umgeben von einer aufgebrachten Nation, die sich bald in Masse erheben würde, allein lassen sollte.

Die in Spanien hineingeworfene Armee war anfangs nur eine aus dem Stegreif gemachte Mischung von Neukonskribirten und von verschiedenen Korps angehörigen, nachläßig organisirten Detaschements. Von Bayonne nach Sevilla sind 300 Postmeilen, und nur Eine von den Engpässen der Sierramorena unterbrochene Hauptstraße. Murat hätte sich wenigstens aufhalten und Verhaltungsbefehle abwarten müssen.*)

Der Rath des Friedensfürsten war also weise und eines guten Spaniers würdig. Aber dieser Rückzug nach Andalusien durchkreuzte eingegangene Verbindlichkeiten, schmuzige oder verbrecherische Interessen. Diejenigen, welche Napoleon angerufen hatten, wollten ihn auch erwarten, sie hofften viel von ihm, und glaubten ihn beinahe zu ihrem Mitschuldigen und Helfershelfer gemacht zu haben. Karl IV mit seiner ganzen Familie und den Ministern befand sich in Aranjuez.**) Dieß ist ein Flecken von 3 bis 4000 Einwohnern, die meistens zu dem untergeordneten Dienst des Palastes gehören, eine müßiggängerische, hungrige Kaste, die von den Ueberresten der von der königlichen Tafel Abgeräumten lebt, und die außergewöhnliche Reise des Hofes um so mehr mit Widerwillen sah, da die seit einiger Zeit verschuldete Civilliste die Besoldungen nicht genau bezahlte, und man den Rückstand zu verlieren oder wenigstens lange darauf warten zu müssen fürchtete. Nebst dieser Dienerschaft gab es noch eine andere, der die Versezung des Hofes unangenehm war; die Dienerschaft, welche die Großen bilden, welche Stellen unmittelbar um die Person des Königs bekleiden und ihm auf der Reise hätten folgen müssen. Die Stallmeister Sr. Maj. zeichneten sich aus durch ihre Exaltation.*) Die von ihrer Handarbeit lebenden Leute der Umgegend wurden herbeigezogen, um der vorhabenden Meuterei ein Aussehen zu geben.

Zweitausend Landleute von der Neugierde und vielleicht auch von der Hoffnung zu plündern bewogen, eben so viele Bediente die nicht bezahlt waren, und fürchteten es nie zu werden, andere, welche sich nicht von ihren Weibern und ihrem gewöhnlichen Leben entfernen wollten; unter dieser Menge einige Meuchelmörder von Profession, immer bereit den Dolch zu handhaben, wenn Gelegenheit dazu ist, gewisse Privatfreunde Ferdinands, diejenigen, welche ihm gerathen hatten, zu der Protektion Napoleons Zuflucht zu nehmen, und welche von der französischen Armee Schuz hoffen, dieß waren die Elemente dieses Aufstandes, den man zu einer gewissen Zeit als den Ausbruch eines Nationalgefühls, als die kräftige Regung eines Volks, das über den frechen und verderblichen Einfluß eines Günstlings die Geduld verlor, darzustellen gesucht hat.

(Fortsezung folgt.)

---

*) Man weiß, daß der Domherr Escoiquiz diesen Brief diktirt hat; der Herzog von Infantado und einige andere, die damals die Camerilla Ferdinands ausmachten, wußten um das Geheimniß. Mr. F. von Beauharnais, damals Gesandter in Madrid, nahm es auf sich, das Sendschreiben, dessen Inhalt ihm nicht unbekannt war, an den rechten Ort gelangen zu machen. Nach der Wiederkehr Ferdinands 1814 erhielt Mr. de Beauharnais, damals in Paris, das Großkreuz des Ordens Karls III zur Belohnung seiner 1807 und 1808 geleisteten Dienste. Sobald Napoleon diesen Brief erhalten, diktirte er den Vertrag von Fontainebleau, der am 27sten des nämlichen Monats von Duroc und Izquierdo unterzeichnet wurde. Man sehe über diese ganze spanische Angelegenheit die Memoiren des Herzogs von Rovigo, welcher seinen Herrn mehr als einmal im Schlafrock gesehen hat, und seine Gedanken gut faßte, wenn er sich durchdringen lassen wollte. Nicht Alles, was er von solchen Dingen sagt, die er nicht selbst gehört und gesehen hat, ist genau, aber wenn er Talleyrand gegen die allgemeine Meinung den ersten Gedanken der Besetzung Spaniens zuschreibt (nur daß er sie auf eine andere Art ausgeführt wünschte), so ist er von demselben nicht widersprochen worden, und konnte es auch nicht werden, da er überall Beweisstücke gibt.

*) Napoleon schrieb noch am 19ten März an Murat: „Wenn sich der Krieg anzündete, so wäre Alles verloren." Memoiren des Herzogs von Rovigo.

**) Der Hof brachte dort fünf Monate im Jahre, vom halben Februar bis halben Junius, zu. Vom 15ten April bis Ende Junius war diese Residenz sehr belebt, und die Einwohnerschaft verdoppelte sich durch die vielen und glänzenden Besucher, die dahin gingen, eines köstlichen Frühjahrs zu genießen. Bei dem Eintritt der großen Hitze begab sich der Hof nach San Ildefonso, alias la Granja. Aranjuez blieb auf seine drei oder viertausend Einwohner beschränkt, die alle von den untergeordneten Dienststellen des königlichen Hauses abhingen.

*) Und unter ihnen M. Melgarejo, der nachher zum Herzog von San Fernando gemacht und mit einer Tochter des Infanten Don Louis, Schwägerin des Friedensfürsten, vermählt wurde, der Graf von Altamira, Oberststallmeister, Herr von Leganes, und von den Ländereien, die zu diesem Marquisat gehören, der Herzog von Infantado, schon so kompromittirt in der Geschichte vom Escurial, Herr von Chammartin und von vielen Dörfern in der Provinz Guadalaxara, der Graf von Onnate, Herr der Grafschaft Batres, und mehrere andere Kammerherren, die Gutsbesitzer in der Umgegend von Aranjuez waren, übten natürlich einen großen Einfluß im Lande aus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1836.

Ueber einige Indianerstämme in Mexiko.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem transatlantischen Kontinente ist die Menge von in sich ganz verschiedenen Sprachen, welche die Ureinwohner selbst dort, wo sie schon seit drei Jahrhunderten mit den überseeischen Einwanderern gemischt und in genauester Verbindung leben, noch immer als ihre Landes- und Muttersprachen sogar in der Art beibehalten haben, daß selbst in den, den großen Städten zunächst liegenden indianischen Dörfern nur wenige Männer die Sprache der Eroberer gut, die meisten nur gebrochen, und die Weiber fast durchgängig gar nicht sprechen.

Einsender dieses hat mehrere Jahre den Staat von Oaxaca in der Republik Mexico bewohnt, und vielfältige Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß der Bericht der Spanier, nach welchem dreißig ganz verschiedene Urvölker-Stämme mit völlig verschiedenen Sprachen diese Provinz bewohnen, keine Fabel ist.

Unter diesen Sprachen gibt es mehrere, welche ungemein wohllautend sind, und nach der Versicherung dortiger sehr glaubwürdiger und gebildeter Personen, geistlichen und weltlichen Standes, Kreolen und Indianer, einen den europäischen Sprachen gleichkommenden Wortreichthum, Geschmeidigkeit, Feinheit und Eleganz im Ausdrucke und beinahe vollkommene grammatikalische Ausbildung haben.

Hierunter gehören insbesondere die Sprachen der Zapotecos und der Mixes, beide noch bis auf den heutigen Tag sehr zahlreiche, und in vollem gesellschaftlichem Zustand (im Gegensatz zu dem Zustande der Wildheit, in welchem die Nomadenvölker des höhern nördlichen Amerika's und Brasiliens leben) sich befindender Nationen, deren Wohnsitze in zahlreichen Städten, Dörfern und Weilern sich vom Golf von Honduras bis an die Südsee, von Tehuantepec bis Jamiltepec ausdehnen, ein ihrem Zustande von Kultur angemessenes Gemeindewesen besitzen, überall mit geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und mit Schulen, um lesen, schreiben und den Katechismus zu lernen, versehen sind, Ackerbau, Viehzucht und selbst mancherlei Zweige einfacher Industrie treiben, z. B. Cochenillebau, rohe Baum- und Schafwollweberei, Seilerei aus den hiezu so tauglichen Fäden des Agave Yxtli, alle ihnen nothwendigen Handwerke, wie z. B. Schmiede, Schuhmacher, Schneider, sogar Sticker, Weber, Färber, Schreiner und Zimmerleute und Maurer, Ziegelschläger und Kalkbrenner, kurz alles von einfachen Gewerben, was so einfach lebenden Menschen etwa nothwendig geworden ist, unter sich und aus ihrem Volke besitzen.

Referent muß den Verlust beklagen, den er durch einen auf der Rückreise nach Europa erlittenen Schiffbruch gehabt hat, in Folge dessen seine mannichfaltigen Notizen über jene Gegenden, deren Bewohner und naturhistorische Produkte eine Beute der Wellen geworden sind. Unter den zu Verlust gegangenen Papieren befanden sich auch acht ziemlich vollständige Vocabularien der vorzüglichsten Sprachen, welche von den Urbewohnern im Staate von Oaxaca gesprochen werden. Da jedoch der Zufall eine Brieftasche gerettet hat, in welcher mehrere Worte der Lengua Tequisisteca und Guabe, und auch einige wenige der Chatina enthalten sind, welche vielleicht für Sprachforscher einiges Interesse haben können, so werden solche hiernächst mitgetheilt, mit der Bemerkung, daß wo die Sylben getrennt geschrieben sind, die Worte von den Eingebornen auch accentuirt getrennt ausgesprochen werden, daß im Allgemeinen bei den Buchstaben und Doppellauten die castilianische Aussprache anzuwenden ist, und wo diese nicht ausreichte, durch eine Note angezeigt ist, nach welcher europäischen Sprache der Buchstabe oder Doppellauter auszusprechen und zu betonen ist.

Mitten im Territorial- und Sprachgebiet der größern indianischen Völkerstämme finden sich oftmals gleichsam wie Oasen gänzlich von der Hauptsprache verschiedene Sprachen, nicht etwa Mundarten, welche von bisweilen nur in einigen wenigen Dörfern noch übergebliebenen Ueberresten ganz anderer Völkerstämme gesprochen werden, die bei der auf jenem Kontinent unläugbar auch stattgehabten großen Völkerwanderung zufällig wie vereinzelt dageblieben sind, und die sich gewöhnich durch Gesichtszüge, Art sich zu kleiden, und mancherlei Gewohnheiten und Gebräuche völlig von der sie enclavirenden Hauptnation unterscheiden.

Unter den so manchen im Staate von Oaxaca, dessen nordwestlicher Theil von der Nation der Zapotecos, und der südöst-

liche an jener der Mijes bevölkert ist, vorkommenden Fällen dieser Art, will ich z. B. bloß der Guabes und Tequisistecos erwähnen, aus deren Sprache sich einige Worte hier unten aufgezeichnet finden werden.

Die Guabes bewohnen sieben Dörfer an der Meeresküste des stillen Oceans, im Golf von Tehuantepec, und leben hauptsächlich von der reichlichen Fischerei, der sie in dem sogenannten Mar de Tilema obliegen, einer Art von Binnenmeer, so wie z. B. das kurische Haff, welches durch ununterbrochene und sich über den Meeresspiegel erhebende Sandbänke zwischen der Küste und der hohen See des Südmeeres gebildet wird und sich vom Golf von Tehuantepec an, mit geringen und kurzen Unterbrechungen, bis nahe an Guatimala ausdehnt.

Sie sind ein schöner großer Menschenschlag, in denen das verschiedenartige fremde, nichts mit den Zapotecos gemein habende ihres Ursprungs schon auf den ersten Blick erkannt wird, ruhige gemüthliche, in beinahe noch kindlicher Einfalt lebende harmlose Menschen, etwa mit den Bewohnern Otaheitis zu vergleichen, als Cook sie zuerst sah, bei denen Referent nach näherer Bekanntschaft mit ihnen ein wehmüthiges Gefühl nicht unterdrücken konnte über die Zukunft, die diesen jetzt noch so glücklich und in Unschuld lebenden Menschen demnächst durch die in ihrem Vaterlande stattgehabten Veränderungen bevorsteht.

(Schluß folgt.)

Die Seen der Erde.

2. Allgemeine Bemerkungen.

(Schluß.)

Aus dem Wenigen, was wir über Seen im Allgemeinen bemerkt haben, ist leicht abzunehmen, daß sobald man auf eine nähere Betrachtung derselben eingehen will, eine Menge Gegenstände sich aufdringen, welche mit in Erwägung gezogen werden müssen, und daß sie überhaupt ein sehr komplizirtes Problem bilden, zu dessen Lösung viele Gleichungen nöthig sind, deren zahlreiche Faktoren sich unaufhörlich modificiren und oft gegenseitig aufheben. Das Wichtigste, was in Betracht kommt, ist wohl jedenfalls die geographische und topographische Lage, die Höhe über dem Meere, das Klima und der Boden des Bassins, welche einen ungeheuren Unterschied zwischen den Seen, ganz abgesehen von ihrer Größe, begründen. Welcher Unterschied ist zwischen dem Tschad-See in Afrika, dessen Umfang die tropischen Regenströme auf das Dreifache vermehren, und den ruhigen Schweizer-Seen! welcher Kontrast der Scenerie zwischen diesen letztern und dem öden Aussehen der Steppen-Seen in der großen westasiatischen Niederung! Von dem Boden, aus dem das Bassin besteht, hängt ab, ob das Wasser klar oder trübe, rein oder mit anderen Bestandtheilen gemengt ist. Die Frage über die Qualität des Wassers in Seen und seine Bestandtheile ist dadurch gegeben, und führt zu zahlreichen Erscheinungen, deren Erklärung die größten Naturforscher schon oft und vielfach, niemals aber noch bis zur Erschöpfung des Gegenstandes beschäftigt hat. Die Seen sind im Ganzen genommen eine geologische Erscheinung und beinahe jeder See bildet wieder ein geologisches Räthsel für sich.

Eine der verhältnißmäßig neueren Erscheinungen dieser Art sind wohl die Vulkan-Seen, und so zahlreich auch die Erscheinungen dieser Art sind, so sind sie doch noch in keiner Weise erklärt, da das Einsinken des Bodens wohl die Entstehung eines Sees im niedrigen Lande, aber nicht in einer Höhe von mehreren tausend Fuß erklärt, wo noch überdieß keine wasserreichen Berge, sondern solche die aus vulkanischem Gestein zusammengesetzt sind, den See umgeben. An dem fortdauernd thätigen Vulkan von Antuca ist ein See von unergründlicher Tiefe *) in einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß über dem Boden, und dieser See steht in einer so innigen Verbindung mit dem Vulkan, daß jeder stärkere Ausbruch desselben mit einem Strome von trübem Wasser endet, der Alles umher verwüstet. Welcher Art ist diese Verbindung? das ist eben so sehr ein Geheimniß, wie die Entstehung von Seen in alten ausgebrannten Kratern, z. B. die Seen von Bolsena und Bracciano, wie wahrscheinlich auch die Seen von Ochrida und Kastoria. Und nicht einmal die Vulkan-Seen sind beständiger Art. Der kleine Lago di Nemi ist zweifelsohne ein ehemaliger jetzt mit Wasser ausgefüllter Krater; dennoch hat er sich noch in der historischen Zeit vergrößert, denn es ist von demselben ein Gebäude verschlungen worden, das man unter Tiberius erbaut glaubt.

Welche ausnehmend wichtige Rolle die Seen in dem Gebiete der Geologie spielen müssen, wird augenblicklich klar, sobald man sich an den allgemeinen Satz Moro's erinnert, von dem alle neuere mehr rationelle Geognosie ausgegangen, „daß alles Land durch unterirdisches Feuer aus dem Schoße des Erdballs in die offene Luft emporgetrieben, und über das Wasser, von dem es bedeckt gewesen, erhoben worden ist.“ Setzt man diesem allgemeinen Satz noch den zweiten bei, daß sehr vieles Land, das schon über die Meeresfläche erhoben war, durch vulkanische Einwirkungen wieder unter die Meeresfläche gesunken ist, so wird man leicht erwägen, daß das Vorhandenseyn von Seen und ehemaligen Seebetten ein sehr bedeutsamer Umstand für die Gestaltung der Erde ist. Ein See ist ein geschlossenes mit Wasser ausgefülltes Thal; dieses Thal kann sich öffnen, der Druck des Wassers den Widerstand überwinden, das Wasser läuft ab, reißt vielleicht unterhalb tiefe Thäler ein, vergrößert dort einen See u. dgl., während seine ehemalige Heimath gleichfalls bis zum Unkenntlichen verändert wird, da die Veränderung sich nicht auf den Ablauf des Wassers beschränkt, sondern auch das Erdreich, nicht mehr durch den Druck der Gewässer aus einander gehalten, auf die mannichfachste Weise über einander stürzt.

Der geheimnißvollste und für die Geagnosie wichtigste Gegenstand ist jedoch die mannichfache, an vielen Stellen gar nicht zu läugnende unterirdische Verbindung von Seen unter sich und mit dem Meere, und das Vorhandenseyn unterirdischer mächtiger Seen. So ist z. B. unläugbar, daß London und seine

*) Die große Tiefe ist hier freilich darum minder auffallend, weil sich in den Cordilleren große Felsenwände von 2 bis 3000 Fuß Höhe genug finden, und solche könnten auch den See einschließen.

Umgegend über einem mächtigen Süßwasser-See steht. *) Ueber die unterirdische Verbindung der Gewässer, namentlich der Seen, gibt besonders das Erdbeben von Lissabon Andeutung; damals wurden viele Landseen in Europa ungewöhnlich bewegt: die meisten Seen in der Schweiz, der kleine See bei Salzungen in Thüringen, der bei Templin in der Mark, einige Seen in Norwegen und Schweden, der Loch Lomond **) in Schottland, der Bewegungen im Ocean selbst und des temporairen Verschwindens mancher Quellen nicht zu gedenken. Augenscheinlich ist, daß nicht der allgemeine Stoß, den der Boden erlitt, so auf die Bewegung der Gewässer einwirkte, denn sonst müßte das Erdbeben viel heftiger in allen Theilen Europa's verspürt worden seyn, sondern die Bewegung war eine Folge des Druckes, den die unterirdischen Wassermassen auf einander ausübten, und zwar vermuthlich durch die Gebirgshöhlen, die oft in einem wunderbaren Zusammenhang unter einander und mit dem Meere stehen. Dieser Zusammenhang ist uns freilich in den meisten Fällen ein Räthsel, doch an manchen andern Punkten ist er auch unbestreitbar nachgewiesen worden, wie z. B. in den Kalksteinhöhlen auf Morea. ***)

Es ist augenscheinlich, daß in diesem Betracht die Seen eine viel merkwürdigere Erscheinung sind, als die Flüsse. Diese strömen dahin auf der Oberfläche des Bodens, sie suchen nach dem Gesetz der Schwere die Niederung auf, wenige Fuß jedoch unterhalb ihres Laufes bemerkt man keine Spur ihres Daseyns mehr, aber die Seen reichen oft weit hinab und stehen in geheimem Zusammenhang mit den Tiefen der Erde, die der Mensch, wenigstens bis jetzt, noch immer mit sehr schwachem Erfolge zu erforschen strebte.

*) Auch das Salzlager im Inder-See muß auf einem mächtigen Süßwasser-See aufliegen.

**) In diesem stieg das Wasser ohne die geringste anscheinende Ursache gegen die Ufer, und fiel dann unter das gewöhnliche Niveau. Die größte senkrechte Höhe dieses Aufwallens betrug 2' 4" (engl.).

***) S. Lyells Geologie. Theil II. S. 142 ff. der deutschen Uebersetzung. Diese Kalksteinhöhlen erklären vielleicht auch die seltsamen Erscheinungen des Zirknitzer Sees, da es nicht unwahrscheinlich ist, daß dort das Kalkgebirge in der Tiefe Urgestein zur Grundlage hat, und der gänzliche Abfluß dadurch erschwert ist.

Das englisch-chinesische Kollegium zu Malacca.

(Aus Holmans Reisen: vierter Band.)

Wir besuchten das unter Leitung Herrn Kyd's stehende englisch-chinesische Kollegium, worin sich 40 Knaben befinden, die auf Kosten der Missionsgesellschaft erzogen werden; außerdem befinden sich 7 Supernumerarii hier, welche den Unterricht und die Bücher des Kollegiums benutzen. Alle sind Söhne von Chinesen, die zu Malacca wohnen, zum Theil Eingeborne sind und den Ort nie verlassen haben. Der große Zweck des englisch-chinesischen Kollegiums ist der wechselseitige Betrieb der chinesischen und europäischen Literatur, um auf der einen Seite die chinesische Sprache und Literatur den Europäern, auf der andern Seite englische Sprache und europäische Literatur und Wissenschaft den Nationen jenseits des Ganges zugänglich zu machen. Die malayische Sprache ist in dieser allgemeinen Definition mit eingeschlossen. Mit diesem Zweck ist natürlich auch die Ausbreitung des christlichen Glaubens verbunden, und dazu hat das Kollegium auch in bedeutendem Grade beigetragen. Die Studenten sind in vier Klassen getheilt. Die erste Klasse beschäftigt sich mit Philosophie, Astronomie und Geographie; die zweite mit dem Studium ihrer eigenen Sprache, den Elementarlehren beider Sprachen, mit Arithmetik und den Anfangsgründen der Geographie; die dritte Klasse gibt sich bloß mit Schreiben, Rechnen und Uebersetzungen ab, und die vierte, die meist aus Chinesen besteht, bloß mit den Elementen des Englischen. Holman ist der Ansicht, man übe in der Schule zu sehr das Gedächtniß und zu wenig den Verstand der Zöglinge.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Bei der Ansicht dieses unordentlichen Zusammenlaufes glaubte sich Karl IV von Verschwörern und Verräthern sogar in seinem eigenen Palaste umgeben. Es gab deren wohl, aber in geringer Anzahl, die übrigen waren entmuthigte Menschen, zitternd wie er; jene Hofleute, die einer Schöpsenheerde gleichen, deren Treue nichts als die Gewohnheit, dem Herrn zu dienen, ist, und welche, weit mehr von der Würde als von der Person eingenommen, in dem Prinzen von Asturien den natürlichen Ablöser, mit Einem Wort das Equivalent eines andern Königs sahen. Aber ihre Hauptabsicht war den Mann fortzuschaffen, der zur Abreise des Hofs angerathen hatte, und dem Monarchen noch Kraft genug einflößen konnte, um die Reise mit bessern Vorsichten ins Werk zu setzen. *)

Der König verlor das Herz und die Geistesgegenwart, der Prinz von Asturien lieferte seinen Vater aus, und verrieth ihn, um ihn zu berauben, Minister, Generale, Räthe, Leibgarden, keiner that seine Pflicht. Der Friedensfürst allein dachte daran, die königliche Würde und die Unabhängigkeit des Landes zu retten. Ferdinand und Napoleon rächten sich an ihm wegen des Widerstandes, den er ihnen entgegensetzte. Der erstere gab nur wüthend vor Zorn der höhern Stärke nach, welche ihm seine Beute aus den Händen riß; der zweite, mit dem Schein, als ob er dem Friedensfürsten eine Freistätte in seinen Staaten verschaffte, vergaß ihm die Mittel zu geben dort zu leben, oder vielmehr er nahm sie ihm sichtbarerweise. **)

*) Zu diesem Ende war der kaiserlich französische Gesandte Beauharnais in der Nacht vom 17ten auf den 18ten von Madrid nach Aranjuez gekommen. Man sah ihn sich unter die Meutereegruppen mischen, die Nachlässigkeit seines Reiseanzugs verkleidete ihn hinlänglich, um seinen diplomatischen Charakter außer Antastung zu setzen; aber nicht genug, daß man ihn nicht erkannt hätte, man legte seine Gegenwart als einen Beweis der Billigung des Kaisers aus. Napoleon wünschte, daß der Vater und der Sohn nicht das Ansehen hätten, als ob sie außer seinem Protektorat handelten. M. de Beauharnais von der andern Seite, schon gewohnt an große Allianzen in seiner Familie, sah es ungern, daß die Entfernung des Prinzen von Asturien die Heirath, deren Vorschlag bei dem Kaiser er eingeleitet hatte, aufs Unbestimmte hinaus verschieben sollte.

**) Napoleon trieb seinen Groll so weit und vergaß so sehr alle politische Scham, daß er selbst das Zeichen zur Plünderung gab: er schenkte dem Marschall Suchet die schöne Länderei der Albufera, welche 300,000 Fr. einträgt, und welche dem nach Frankreich unter dem Schutz des Traktats von Bayonne geflüchteten Friedensfürsten gehörte. Der rechtschaffene König Joseph, welcher weder die Rechte noch die Beweggründe eines Ee-

Es muß noch über die sonderbare Erschaffung des Fürstenthums Algarbe Aufschluß gegeben werden.

Wir haben schon bemerkt, wie Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht immer das doppelte Littoral der spanischen Halbinsel als den letzten Ring in der Kette der Kontinentalsperre betrachtete.

Am 27sten Oktober 1807 berief er Duroc zu sich. „Hören Sie, Großmarschall, suchen Sie mir Izquierdo auf, wo er zu finden ist, bei Ihnen, bei Talleyrand, bei Hervas, *) . . . es muß damit ein Ende werden . . . Die kleinen Bourbons von Etrurien schicke ich an das Nordende Portugals unter dem Namen der Könige von Nord-lusitanien: dort sind sie am Rande des Meeres. Junot ist im Begriff Lissabon und die Tajo-Mündung zu besetzen, er wird das Land in seiner Gewalt halten . . . hernach werde ich sehen . . . Was ist denn der Friedensfürst in Spanien? Voriges Jahr hat er den Helden (rodomont) gemacht, er ist es, der diesen Madrider Hof leitet. Sagen Sie ihm, er soll Algarbe haben, er soll sich fortmachen (qu'il s'en aille), ich werde mich schon ohne ihn mit Karl IV und seinem Sohn arrangiren, die sich unter einander nicht verstehen und der eine und der andere mich herbeirufen.“ **)

So sprach das Orakel. Duroc, indem er die abgebrochenen Phrasen Napoleons kopirte, machte daraus die Uebereinkunft von Fontainebleau, welche am andern Tage (27sten Oktober) unterzeichnet und vom Kaiser am 29sten ratifizirt wurde.

Was bedeutet in diesem Traktat das Geschenk der Algarbien? Eine Verweisung und nichts weiter. Man wollte einen rechtschaffenen herzhaften Mann, der im Wege stand, bei Seite schaffen, und durch diese bloß nominale Souveränetät, die man an seinen Namen band, ihn seinen Mitbürgern verdächtig machen. Uebrigens gab man sich nicht die Mühe auch nur zum Schein Gränzen und eine Residenz für diese eingebildete Souveränetät festzusetzen. Spanien hätte gewiß nichts dabei verloren, wenn nach dem Inhalt des Traktats von Fontainebleau zwei benachbarte Provinzen, zwei Stücke dieses so sehr von den Spaniern bedauerten Portugals, in Fürstenthümer unter der spanischen Souveränetät wären errichtet worden. Aber das war nur ein Spiel von Seite Napoleons, ***) und der Friedensfürst wußte das. ****) Daran durfte ihm wenig liegen, und es ist schwer zu begreifen, wie man ihm eine so alberne und unzeitige Ambition zuschreiben konnte. In Spanien besaß er die Albufera von Valencia, welche allein fast eine Provinz ist, den herrlichen Walddistrikt Soto de Roma in der Provinz Granada, welchen die Cortes für eine würdige Belohnung des Herzogs von Wellington hielten, die Domänen von Ascudia in Majorka, eine der besten Ländereien der Jesuiten, welche als solche von Karl IV gekauft und von dem Beschenkten beträchtlich verbessert worden war, mehrere andere Güter, zwei Paläste in Madrid, wovon der eine auf 4½ Millionen Franken gerichtlich geschätzt war; — er war Generalissimus zu Land und zu Wasser, vermählt mit einer leiblichen Base des Königs, welche ihm schon ein Kind gegeben, bekleidet mit dem Titel Hoheit, welcher jenseits der Pyrenäen nur den Mitgliedern der königlichen Familie zugehört, Grande von Spanien erster Klasse, eine Würde, welche bei der Thronbesteigung Philipps V nicht geringer als die der französischen Prinzen vom Blut und der deutschen Kurfürsten *) geschätzt wurde. — Und er sollte sich entnationalisiren, von seinem Lande entfernen, Alles im Stich lassen, um einem kleinen Fürstenthum nachzugehen, das Napoleon besetzt hielt. Der Friedensfürst hütete sich wohl ein Geschenk anzunehmen, **) das er weder verlangt noch verdient hatte. Seine Feinde sagten darum nicht weniger, es sey der abgeredete Preis der Verrätherei, und die Menge unterließ nicht es zu glauben.

(Fortsetzung folgt.)

In einer der jüngsten Sitzungen der Gesellschaft der Künste und Gewerbe in London wurde ein Brief von Dr. Wallich, Vorsteher des botanischen Gartens in Calcutta, vorgelesen, welcher die Absendung von Mustern von Wolle und Erinbay-Seide anzeigte, die Kapitän Jenkins, Agent des Generalgouverneurs in Assam, sich verschafft, und auf Verlangen der Garten- und Ackerbaugesellschaft in Calcutta an die Gesellschaft der Künste und Gewerbe in London abgeschickt hatte. Die Seide ist sehr schön und dauerhaft, und in Gowahatty in Nieder-Assam im Ueberfluß vorhanden, wo sie die Eingebornen auf die einfachste Weise zu groben Fäden spinnen, indem sie sie nämlich zwischen Hand und Hüfte rollen oder drehen, und dann Zeug zu Kleidung, Decken u. s. w. daraus weben. Diese Kleidungsstücke werden durch das Tragen und Waschen immer besser, und erben durch mehrere Generationen von den Eltern auf die Kinder. Diese Seide und die Theestaude, die in Assam wild wächst, machen dieses Land für den englischen Handel höchst wichtig.

---

abreeis anführen konnte, räumte das Hotel des Friedensfürsten aus, bemächtigte sich der Möbeln und ließ genaue Nachforschungen in den öffentlichen Kassen anstellen, wo man die Schuldner des Friedensfürsten gezwungen hatte, ihre Gelder niederzulegen.

*) Don Jose Hervas, der älteste Sohn des Marquis de Almenara, Schwiegerbruder des Großmarschalls Duroc, wohnte damals in der Straße Saint Florentin in dem Hotel, welches jetzt dem Fürsten Talleyrand zugehört; Don Eugenio Izquierdo hatte viel Umgang mit Don Joseph Hervas und mit Madame Duroc, die in dem nämlichen Hotel wie ihr Bruder wohnte.

**) Ich wiederhole hier buchstäblich, was ich aus dem Munde des Großmarschalls Duroc selbst, in Gegenwart seines Schwiegerbruders Don Jose Hervas, Sohn meines edlen Freundes Almenara, gehört habe. Der Leser mag beurtheilen, ob ich Napoleon andere Gedanken, andere Ausdrücke zuschreibe, als diejenigen, die verschiedene noch lebende Personen, wie ich, gehört haben werden.

***) Napoleon hatte auch das Projekt, Portugal dem Prinzen Eugen zu geben; sobald Junot in Lissabon angelangt war, ließ der Vicekönig zwei seiner Adjutanten abreisen, um ihm ein Logement vorzubereiten. Die Engländer gewannen ihm die Hand ab.

****) Der Herzog von Rovigo sagt: Ich habe nichts gesehen, woraus ich schließen könnte, daß der Friedensfürst die Absicht gehabt hätte, den Genuß des großen Staatsbesitzes, den er sich versichert hatte, anzutreten. (Man hat gesehen, was es mit dieser Versicherung für eine Bewandtniß hatte.) Im Gegentheil, der Friedensfürst kannte das Dekret von Mailand, wodurch Junot zum Gouverneur von Portugal ernannt und das Land im Namen des Kaisers zu verwalten beauftragt wurde u. s. w.

*) Ueber die Gleichhaltung der Grandezza mit den Prinzen vom Geblüte war Philipp V von dem Herzog von Arcos, Chef der alten und großen Familie der Ponce de Leon, ein Gesuch eingereicht worden. Philipp V, statt aller Antwort, befahl dem Grafen nach Flandern zu gehen und als bloßer Freiwilliger in der Armee zu dienen. Darum ist es nicht minder wahr, daß ein solcher Anspruch einigen Grund hat. Mehrere dieser Familien haben mit dem regierenden Hause (doch nicht seit dem Eintritt der österreichischen Dynastie) Familien-Allianzen gehabt, so die Lacerda, Henriquez, Velasco, Osorio u. a. Was die deutschen Kurfürsten betrifft, so hatten einige, unter andern ein Markgraf von Brandenburg, Karl V nach Spanien begleitet, und gewiß, diese fremden Fürsten sprachen keinen Vorrang vor dem Connetable von Castilien Velasco, vor dem Admiral Henriquez, vor Pimentel Grafen von Benavente und andern Großen dieser Klasse an.

**) Der Vertrag von Fontainebleau wurde spanischer Seits nie ratifizirt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1836.

Der Ausgang des Streits in Tripoli.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 182 bis 187) die Geschichte des Streits zwischen Pascha Ali und seinem Neffen Emhammed, beide aus der eingebornen Familie der Caramanli, und die endliche Einmischung der Türkei erzählt, der es endlich gelungen, sich wenigstens auf einer Seite wiederum an der afrikanischen Küste festzusetzen. Es ist interessant die näheren Umstände dieser Einmischung, die zur Zeit als jene erste Mittheilung im Auslande erschien, noch nicht bekannt waren, nachzuholen.

Im Anfang des Jahres 1835 war Alles noch im alten Zustande; Ali, der Sohn des alten Jussuf Caramanli, behauptete sich immer noch in der Hauptstadt Tripoli selbst, Emhammed dagegen, mit dem empörten Landvolk der Meschia und den benachbarten arabischen Stämmen belagerte sie, doch ohne nahe Aussicht, sie zu bezwingen. Alle Kauffahrer, die in den Hafen einzulaufen versuchten, wurden von den Meschiaten beschossen, und ein toskanischer Schooner, der mit Lebensmitteln für die Stadt vor dem Hafen erschien, wurde in der Nacht von bewaffneten Booten angefallen, und am nächsten Morgen fand man ihn mit durchlöchertem Boden und halb versenkt eine Stunde von der Stadt. Pascha Ali warf inzwischen Bomben gegen die Dattelbäume außerhalb der Stadt, und ließ gelegentlich aus einem langen venezianischen 42Pfünder nach dem Landhause des englischen Konsuls feuern.*) Hier muß bemerkt werden, daß Pascha Ali hartnäckig eine Blokade der Küsten aufrecht erhalten wollte, zu deren Behauptung er keine hinreichende Macht besaß, und die darum der englische Admiral nicht anerkennen konnte. Der Pascha hatte seit einiger Zeit einen griechischen Kutter nebst einigen bewaffneten Schebeken gemiethet, um an der Küste zu kreuzen, und die nach den Häfen seiner empörten Unterthanen fahrenden Schiffe aufzufangen. Nichts desto weniger führten englische Schiffe, unter dem Schutz der Korvette Favourite, mit Ausschluß jeder andern Flagge einen einträglichen Handel fort, und somit hatte die Blokade, welche auf den Wunsch des französischen Konsuls unternommen wurde, um den englischen Handel zu vernichten, gerade den entgegengesetzten Erfolg.

Der englische Konsul blieb inzwischen fortwährend mit seiner Familie in der Stadt, ohne auch nur sein Landhaus zu besuchen, und Pascha Ali behauptete deßhalb geradezu, er habe ihn genöthigt sein Hauptquartier zu verlassen, und er werde jetzt Schritte thun, auch den Kapitän der Favourite und seine Offiziere zu nöthigen, die Verbindung mit der Meschia aufzugeben: er soll deßhalb an den Kapitän der Favourite geschrieben haben, er hätte nun sein Blokadegeschwader verstärkt, sey entschlossen Gewalt mit Gewalt abzuwehren, und keine englischen Schiffe mehr der Stadt nahe kommen lassen. Wie dem auch seyn mochte, die Favourite verließ alsbald den Hafen und segelte nach Malta, nachdem der Kapitän derselben zuvor mit dem Pascha eine Uebereinkunft abgeschlossen hatte, daß eine gewisse Anzahl Tage verstreichen solle, ehe derselbe seine neuerliche kriegerische Proklamation in Ausführung bringe. Nichts desto weniger wurden in der Zwischenzeit mehrere Kauffahrer von der Küste weggetrieben, zum Theil beschossen, und eins auf den Strand gejagt, wo es scheiterte, aber als die Favourite zurückkehrte, wurde klüglich von allen Feindseligkeiten abgelassen, und bald ergab es sich, daß der Kommandant der Station, Sir Josias Rowley, die Blokade nicht anerkenne.

Bald nach dem obigen Vorfall kam eine französische Kriegsbrick von Smyrna an mit dem Sekretär des französischen Botschafters zu Konstantinopel an Bord. Er brachte offizielle, für die Stadt selbst und Ali sehr erfreuliche Nachrichten, daß nämlich eine türkische Eskadre ausgerüstet werde, um 10,000 Mann Truppen zu seinem Beistand herbeizuführen; um die Mitte Mai könne Ali der Ankunft derselben entgegensehen. Voll Freude erhob er alsbald neue Taxen, ließ Kasernen in Stand setzen, Kaffeehäuser bauen, und viele lang vernachlässigte und schmutzige Theile der Stadt für diese Gelegenheit in Stand setzen. Auch das Landvolk mit Emhammed an der Spitze war

*) Man wird sich aus dem frühern erinnern, daß dieser Konsul, Oberst Warrington, mehr für Emhammed und feindlich gegen Pascha Ali sich zeigte. In wie weit persönliche Animosität dabei im Spiele war, ist unausgemacht, und die bittern Ausfälle, die zu Zeiten in französischen und englischen Zeitungen gegen ihn standen, möchten eben nicht viel beweisen.

inzwischen nicht müssig, eine große Versammlung aller Scheikhs wurde berufen, und die angedrohte Invasion ihnen bekannt gemacht. Drei Fragen waren ins Reine zu bringen. 1) Wenn die türkische Truppenmacht zum Beistand Ali's kommt, unterwirft man sich ihr, oder beharrt man bei dem frühern Entschluß? Die Scheikhs schworen, Ali und allen seinen Alliirten aufs Aeußerste Widerstand zu leisten. 2) Wenn die Truppen Emhammed zu Hülfe kommen, sollen nicht Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen, und Geschenke in Bereitschaft gehalten werden? Allgemein ward diese Frage bejahend entschieden, 20,000 Dollars wurden schnell zusammengebracht, und am nächsten Morgen mit der Errichtung eines Kaffeehauses begonnen. 3) Da die Eskadre wahrscheinlich einen dritten und neuen Pascha bringt, soll er angenommen werden? *) Das war ein schwieriger Punkt. Emhammeds Minister, Hadschi Muhammed, und die bedeutendsten Scheikhs des innern Landes hatten an den Großherrn geschrieben, und ihren festen Entschluß ausgedrückt, niemals Ali anzuerkennen, aber „jeden andern, den der Sultan ernennen würde, anzunehmen.“ Hadschi Muhammed erklärte die Nothwendigkeit, Wort zu halten, und erhielt die Stimmenmehrheit. Eine bedeutende Partei war zwar geneigt, jede Unterhandlung abzulehnen, wenn nicht Emhammed als Pascha erklärt würde, aber die Versammlung lößte sich auf, und eine Trennung war unter denen eingetreten, die Jahre lang vereint bei einander gestanden hatten.

---

*) Diese Frage beweist unwidersprechlich, daß die obige Darstellung, die aus dem Decemberhefte des United Service Journal vom J. 1835 entnommen ist, wiederum, wie die früheren von dem englischen Konsul Oberst Warrington herrührt, oder mindestens von ihm veranlaßt wurde; sie beweist ferner, namentlich mit Bezugnahme auf ihre Beantwortung, daß Emhammed nur ein Spielzeug war, ein Strohmann, dessen man sich bediente, weil die Masse einen Anführer haben mußte. Wenn in Emhammeds Lager die Möglichkeit der Ankunft eines dritten von der Pforte ernannten Pascha's so offenkundig in Aussicht gestellt wurde, wie war es möglich, daß Ali sich von dem türkischen Befehlshaber auf eine so plumpe Weise aufs Schiff locken und gefangen nehmen lassen konnte? Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier eine europäische Intrigue mit im Spiele war, und zwar hauptsächlich eine englische. England handelte bei der ganzen Begebenheit feindselig gegen Ali, und begünstigte den Aufstand, theils durch das Benehmen des englischen Konsuls selbst, theils durch Lieferung von Munition aus Malta an die empörten Meschiaten. Daß es zu der türkischen Unternehmung gerathen, ist keineswegs zu erweisen, aber das jetzige Benehmen in Tunis, wo die englischen Agenten bemüht sind, die Sache darzustellen als sehne sich das Volk nach einer Entscheidung der auch dort obwaltenden Streitigkeit durch die Pforte, scheint durchaus für diese Vermuthung zu sprechen. England hat ein Interesse, sich die Positionen von Tripolis und Tunis zu sichern für den Fall, daß die Pforte in der nächsten Krisis fällt.“ Aus den Händen der Pforte können sie leicht in die Hände Englands übergehen, aber schwer ist dieß, wenn einheimische Herrscher, wie in Tripoli das Haus der Caramanli, sich festsetzen. Indem hat England dafür zu sorgen, daß diese Länder nicht direkt oder indirekt unter Mehemed Ali's Herrschaft fallen, der einer seiner eventuellen Feinde ist, sobald es im Osten zum Kampf kommt. Der Verfolg der Erzählung wird diese Vermuthung bestätigen.

Wir nahen uns jetzt dem Schluß des Drama's; die Akte waren lang, der Knoten mannichfach geschürzt, der Anfang tragikomisch, der Ausgang dagegen ist höchst tragisch, denn das Spiel endet mit Verrath und Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Indianerstämme in Mexiko.

(Schluß.)

Nach ihren Traditionen haben sie zur Zeit als Pizarro Peru eroberte und verheerte, an einem Küstenstriche jenes Reichs gewohnt, und sind auf ihren Canoas vor dem vertilgenden Schwerte der Würger fliehend, den Küsten entlang bis in den Golf von Tehuantepec gelangt, wo sie die Niederlassungen, die sie noch jetzt bewohnen, gegründet haben.

Ihre einfachen Sitten und Gebräuche sind wesentlich von jener der Zapotecos verschieden, in deren Mitte sie gleichsam wie hineingeschleudert sind; so z. B. ist charakteristisch an ihnen, daß sie ihr Maisbrod (tortilla), nicht wie die Zapotecos, Azteeos und andere Nationen des merikanischen Reichs auf dem Comal (eine große platte irdene Pfanne) backen, sondern in topf- oder kegelförmig ausgegrabenen Löchern in der Erde, in welchen, nachdem sie geheizt worden, erhitzte Steine liegen bleiben, um die Wärme länger zu erhalten, und die Maiskuchen, die auch von ganz anderer Struktur als jene der andern merikanischen Völker sind, gar zu backen. Der Bau ihrer Hütten, ihre Art die Baumwolle an einer hoch in der Luft an einem Häckchen schwebenden Spindel, welche durch Drehen und weit Wegwerfen ein dauerhaft und wohl gedrehtes Garn gibt, zu spinnen: alle ihre Gebräuche sind gänzlich verschieden von jenen der übrigen merikanischen Nationen, und in ihrer Sprache insbesondere ist auch nicht eine Spur von Verwandtschaft mit ihnen ersichtlich. Bloß das allgemeine Kennzeichen aller Urvölker jenes Welttheils, das bartlose Kinn, und die starren schwarzen glänzenden Haare sind auch ihnen eigen, die Körperfarbe aber ist nicht kupferfarbig, sondern weiß, ohne Roth, ins Graue übergehend. Dagegen sind andere, z. B. die Mixes, durchgängig ganz weiß, und sehr viele unter ihnen mit völlig regelmäßigen Gesichtszügen, wie jene der caucasischen Race, ohne die malaischen hervorstehenden Backenknochen, und die schief im stumpfen Winkel gegen die Nase stehenden Augen, wobei sie jedoch zum Beweis, daß sie rein ureamerikanischen Blutes sind, die Bartlosigkeit und das straffe schwarze Haar beibehalten haben.

Die Tequisistecos bewohnen im zapotekischen Binnenland zwischen Tehuantepec und Oaraca die schönen großen indianischen Marktflecken — man könnte sie nach der Einwohner Anzahl wohl Städte nennen, — wie Huamelula, Tequisistlan und noch ungefähr ein Dutzend Dörfer; sie sind ein schöner, aber kleiner Schlag munterer, rüstiger und im höchsten Grade fleißiger und thätiger kupferbrauner Menschen, welcher eine hervorstechende Ueberlegenheit in allen ihren Unternehmungen über die sie umgebenden Zapoteken zeigen, obschon auch diese keineswegs Mangel an Anlagen, Thätigkeit und Arbeitslust zeigen.

Es folgen nun einige Worte in der Sprache der Guabes und der Tequisistecos, so wie sie Referent sorgfältig in einer der öftern Unterredungen mit den Eingebornen, nach mehrfältiger Wiederholung und Anhörung der eigenthümlichen Betonung und Aussprachen aufgezeichnet hat.

	Guabe.	Tequisiateco.
Eins	anoeth *)	Nöli
Zwei	izquicó	Cöesi
Drei	areux	Fänë
Vier	apequiú	Mälpü
Fünf	acoquiau	Mágüe
Sechs	anaiú	Cänchüsch **)
Sieben	ayeiu	Cote
Acht	oxpecäú	malfa
Neun	oxqueyeú	pél-lä
Zehn	agaxpoax	Wam-ma
Eilf	agaxpanoethx	Wamanoli
Zwölf	agaxpieuhx	Wamacoese
Dreizehn	agaxpar	Wama fane
Vierzehn	agaxpapeux	Wamamalpu
Fünfzehn	agaxpacoigx	Wamamague
Sechszehn	agaxpaniau	Wamacanchusch
Zwanzig	nicumiao	Noschansch
Dreißig	nicumiaonacaxpó	Schanschquimpama
Hundert	anoecacocmiau	Nollimaschnú
Sonne	Näth	Fó-nal
Mond	Cahö	Mú-sla
Sterne	Ocáz	San ná
Nacht	Uagüihetz	Li-puoi
Tag		Li-thine
Mann	Meschoi (deutsch A.)	Cuè
Weib	Nachtä	Té
Kind	Chingäi	Oa
Hund	Püét	Zigi ***)
Fische	Cüät	Tú
Kauva	Müäs	
Krabbe (Seekrebs)	Tüschüm.	Tüschmu ****)
Der Donner	Atäm	Bu-limi
Der Blitz	Näxlip	Pa-limi
Wasser	Jaó	Há
Erde	Jät	Mós
Maiz	O-ós	Co-sá
Vogel	Pischis (sch deutsch)	Cá
Der Kopf	U-mál	Fá
Das Auge	Onéyae	U
Der Arm	Owia	Ma-né
Der Schenkel	Obá	Pás
Das Ohr	Silähae	Sma-tsi
Schlafen	Sanamahi	smamá

*) Wie das ungarische nagy.
**) sch wie im Deutschen.
***) g wie im Deutschen.
****) Aus dem Guabe, da sie diesen Artikel von den Guaben kaufen.

	Guabe.	Tequisisteco.
Essen	Sapinucth	té-sma
Trinken	Saplangsnó	sna-ma
Platzregen		qui *)
Morgen	oschöp	mo-gui
Heute	canai	cha-aha
Groß	nadam	hué
Klein	kitschöhet	chio-fi
Feuer	Biomb	
Meer	Döoie	
Der Teufel	Nömohots	
Eine Palme	Nit	San-nucl
Eine Gardenia	Satumbá	

	Chinanteco.
Luft	Kui-i
Hitze	Te-ki
Kälte	Ti-lia
Sonne	Cu-cha
Mond	Có
Hund	Schun-ni
Essen	Cäcona
Trinken	Coona
Feuer	Ki

*) Italienisch ausgesprochen.

Einführung der Geschwornengerichte in Britisch-Indien.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London vom 18ten Januar wurde ein Auszug aus einem Schreiben des verstorbenen Ram Raz, eingebornen Richters von Bangalore, an Herrn A. S. Gráme, jetzigen Gouverneur von Madras, über die Einführung von Geschwornengerichten auf dem Gebiet der ostindischen Kompagnie verlesen. Ram Raz betrachtet den Gegenstand unter folgenden Gesichtspunkten: 1) Hinsichtlich des allgemeinen Begriffs seiner Landsleute in Betreff der Maßregel; 2) ob das Hindugesetz einem solchen Gerichtsverfahren sich anpassen lasse; 3) ob es der Bestechung zugänglich sey; 4) ob die zu Geschwornen aufgeforderten Personen irgend eine Schwierigkeit hinsichtlich ihrer Beiwohnung beim Gericht erfahren dürften; 5) ob sich bei den Geschwornen religiöse Skrupel erheben würden, wenn sie ein Verdikt gegen einen Bramanen aussprechen sollten, und endlich, ob sie wohl hinlängliche Fassungskraft besitzen dürften, sich aller Umstände eines Rechtsfalls zu erinnern und sie zusammenzufassen, und welche Mittel wohl anzuwenden wären, um ihnen dieß zu erleichtern.

Hinsichtlich des dritten Punktes namentlich, ob einheimische Geschwornengerichte der Bestechung zugänglich seyen, sagt der Verfasser des Schreibens, daß es unnöthig wäre, viel über diesen Punkt zu sagen, man müßte denn annehmen, daß die Hindus im Allgemeinen so moralisch verdorben seyen, daß sie kein Gefühl für Ehre und Scham mehr hätten. Dieß würde jedoch, wie er hoffe, niemals der Fall seyn, und er könne, ohne alle Partheilichkeit für seine Landsleute, behaupten, daß sie so rechtlich und gut gesinnt seyen, als jede andere aufgeklärte Nation. Es würde ja stets in der Macht der Behörde stehen, welche die Geschwornen zu wählen habe, rechtschaffene Männer aufzufordern. Er

sähe nicht ein, warum die Hindus mehr zu Bestechung geneigt seyn sollten, als die in den verschiedenen Gerichtshöfen angestellten muhammedanischen Beamten.

Die Hindus seyen zwar bei mehrern Gelegenheiten als ein in Unwissenheit, Schlechtigkeit und Laster versunkenes Volk geschildert worden, doch verriethen diejenigen Europäer, welche ihnen einen solchen Charakter beilegten, eine Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, welcher liberalere Engländer, denen die Gelegenheit zu richtigerem Urtheil geboten sey, nicht beistimmen würden. Die Werke solcher Schriftsteller hätten ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, bei den Europäern im Allgemeinen die Vorurtheile gegen die Eingebornen Indiens zu einem so hohen Grade zu steigern.

Er sey überzeugt, daß die Europäer in Indien sowohl der Stellung wegen, welche sie dort behaupten, als auch wegen Verschiedenheit der Religion, Sitten und Gebräuche sich mit ihren Hindubrüdern nicht vertraut genug gemacht hätten, um ihren wahren Charakter näher kennen zu lernen. Eine gänzliche und genaue Kenntniß der Sitten, Grundsätze und Gefühle eines Volks könne nur durch einen freien, rückhaltslosen Verkehr mit ihm und durch eine vollkommene Bekanntschaft mit seiner Literatur und dem Stand seiner wissenschaftlichen Bildung erlangt werden; dieß sey nun hinsichtlich der Hindus bei nur wenigen Europäern der Fall gewesen. Es sey daher vergebliche Mühe in den verschrobenen Gemälden von dem Charakter der Eingebornen nach irgend einer Aehnlichkeit umherzuspähen, denn die Umrisse seyen nur von der Ferne aus entworfen und von den Malern mit den Farben ihrer Einbildungskraft ausgemalt worden. Es sey lieblos, ein ganzes Volk, auf einzelne Beispiele von Verdorbenheit hin, mit Schmach zu belegen, und das Vorurtheil, welches man gegen einzelne Individuen und Sekten hege, auf die ganze Volksmasse überzutragen, welcher jene angehören, und daß dieses hinsichtlich der Eingebornen Indiens der Fall gewesen, sey nicht zu läugnen. Wie abgeschmackt würde es erscheinen, sagt Ram Raz schließlich, wenn die Hindus das ganze englische Volk nach den einzelnen schlechten Menschen dieser Nation beurtheilen wollten, die als Matrosen und Soldaten zuweilen zu ihnen kommen! und dennoch scheinen die Urtheile vieler Schriftsteller über den Charakter der Hindus auf keinem bessern Grunde zu beruhen.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Fortsetzung.)

Gerade diejenigen, welche solche Gerüchte ausstreuten, waren es, welche den weisen Rath des Friedensfürsten zu nichte machten, und alle Möglichkeit eines ordentlichen Widerstandes gegen die fremde Invasion zerstörten. Es ist wahr, Napoleon würde darum nicht minder nach Madrid gekommen seyn und seine Adler durch die ganze Halbinsel ausgesendet haben; Karl IV würde am Ende sich gezwungen gesehen haben, eine Zuflucht in Majorca oder auf den kanarischen Inseln *) zu suchen. Aber die nämlichen Ursachen, die nämlichen Lokalhindernisse, und besonders die nämlichen Menschen hätten immer das nämliche Resultat hervorgebracht. Die Zwistigkeiten unter den Marschällen, die falsche Stellung Josephs, die caudinischen Gabeln von Baylen, die Vertreibung von Lissabon, der Rückzug von Oporto, die Belagerungen von Saragossa, *) die Fehler aller Art, die bei Talavera und anderswo begangen wurden, endlich die Kälte Rußlands hätten immer das Glück Castannos und Palafox und den Ruhm Arthur Wellesleys gemacht. Karl IV wäre im Jahre 1814 wieder in sein Reich gekommen, wie die Könige von Holland, von Sardinien, von Neapel und wie die ältern Bourbonen, die wohl aus weiterer Entfernung als alle andern herkamen, der alte König von Spanien, durch die Verfolgung verehrbar gemacht, unschuldig an dem, was er nicht verhindern konnte, hätte, nach der legitimistischen Chronologie, nicht aufgehört zu regieren, der widerliche Aufruhr von Aranjuez, die traurige Episode von Bayonne, die Niedrigkeiten von Valençay, die Undankbarkeit und die Falschheit, im Jahre 1814 gekrönt, hätten nicht die Geschichte der Abkömmlinge Philipps V besudelt; die schmutzige Hauswäsche wäre nicht im Angesicht des Publikums gewaschen worden, Spanien hätte nicht die neuere Civilisation durch eine solche Reihe von Aechtungen und Hinrichtungen in Schrecken gesetzt, die Nationalehre wäre nicht an den Pranger gestellt worden.

Der weise, prophetische Rath des Friedensfürsten hätte Spanien alle diese schamvollen Auftritte ersparen können — und was man seitdem gesehen hat, muß die Spanier wohl die Zeit Karls IV und seines Ministers bedauern lassen. Die Helfershelfer Ferdinands, welche unter seiner Regierung sich der öffentlichen Gewalt bemächtigten, haben selbst ihr Maß gegeben — sie sind von ihrem eigenen Herrn verstoßen und angespieen worden. **)

Die getreue gewissenhafte Darstellung des öffentlichen und Privatlebens des Friedensfürsten wird seine Verleumder, wenn es deren noch gibt, entwaffnen.

Don Manuel de Godoy verdankte dem Zufall oder der besondern Gunst seines Souveräns, die wohl auch ein Zufall ist, seine Erhebung zu den ersten Stellen einer unbeschränkten Monarchie. Nachdem er das Ministerium verlassen, bewahrte ihm Karl IV noch stets seine Achtung und seine Zuneigung.

Sanft, wohlwollend, ein Freund der Gelehrsamkeit, der Künste, der Aufklärung, eingenommen für den Ruhm seines Landes, glaubte er, man würde ihm sein Glück verzeihen, wenn er davon einen guten Gebrauch machte. Seine Finanzverwaltung war uninteressirt. Besitzer von mehreren Millionen, worüber er verfügen konnte, legte er nicht Einen Thaler in ausländische Banken; obwohl Spaniens Minister, ließ er seine Feinde leben, übte keine Rache aus, gestattete viel Freiheit im Reden und Schreiben, wendete von Spanien die Gefahren der französischen Revolution ab und bereicherte sein Vaterland mit einer Menge nützlicher Anstalten.

Warum hat sich gegen ihn eine so allgemeine und erbitterte Meinung gebildet?

Seine persönlichen Feinde, diejenigen, welche sich in seinen Nachlaß theilen wollten, blieben Meister des Kampfplatzes.

(Schluß folgt.)

---

*) Und nicht in Amerika, wie man sagt und zu glauben vorgibt. Man wird in den Memoiren sehen, was zu diesem ungegründeten Gerüchte Anlaß gegeben hat.

*) In den Memoiren werden diese vier Begebnisse in ihrem wahren Lichte dargestellt.

**) Das letzte Lebenszeichen dieser gemeinen und schändlichen Faktion sieht man in einem Briefe des Marquis Pedro Gomez Labrador an den Minister Martinez de la Rosa, worin er zuerst Napoleon und dann dem Friedensfürsten den Gnadenstoß zu geben vermeint. Der Herzog von Infantado, der von San Fernando und alle andern sind nach einander von Ferdinand fortgejagt worden. Escoiquiz ist in der Verweisung gestorben, Macanaz wurde in ein Gefängniß gesteckt, und Gott weiß, was aus seinen Töchtern geworden ist, Ostolaza, verwiesen und ins Gefängniß geworfen, wurde in der letzten Revolution in Valencia aus demselben auf das Schaffot geführt u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1836.

Briefe über Florida.

8. Städte und innerer Verkehr.

Von den Städten und Ortschaften Florida's habe ich Ihnen bis jetzt glaube ich gar nichts geschrieben. Um das Bild des Ganzen zu schließen, darf ich dieselben nicht übergehen, und erwähne zuerst Pensacola und St. Augustine, als die ältesten und einzigen, die schon vor der Abtretung des Landes (von Spanien an die Vereinigten Staaten) existirten. Sie haben aber gegenwärtig beide an Interesse verloren, wegen der Unbedeutsamkeit des Landes in ihrem Rücken, welches zu keiner Unternehmung irgend einer Art reizen kann. Die Einwohnerzahl ist in jeder dieser Städte auf etwa 1300 zusammengeschmolzen, wovon in Pensacola die Mehrzahl noch aus Franzosen und Spaniern besteht. Dieser Ort bleibt aber wichtig als Marinestation, wozu es, von dem Fort beschützt, sehr geeignet ist. St. Augustine hat gleichfalls eine Citadelle und ist außerdem berühmt als Zufluchtsort der Invaliden aus allen Theilen der Vereinigten Staaten. Leider sind die schönen Orangenhaine daselbst im letzten Februar fast ganz erfroren, und werden nur theilweise und mit vieler Mühe vom gänzlichen Untergang zu retten seyn.

Tallahassee, die jetzige Hauptstadt, ward sehr bald nach der Abtretung des Landes angelegt; die Lage auf einer 180 Fuß hohen, vom schönsten Boden umgebenen Anhöhe ist gesund und vortrefflich; allein die zu große Entfernung (21 Meilen) vom Seehafen St. Marks ist dem Emporkommen hinderlich gewesen, und obgleich es der Sitz der Regierung und des gesetzgebenden Rathes ist, beläuft sich die Volkszahl doch nur auf 1300 Seelen. Gegenwärtig sind aber die Geschäfte im Zunehmen, und sobald die schon begonnene Eisenbahn nach St. Marks fertig seyn wird, läßt sich mit Grund ein sehr schnelles Aufblühen erwarten. Unter den Kaufleuten in Tallahassee sind mehrere angesehene Häuser, und das gesellige Leben ist sehr angenehm. Von dem großen Regierungsgebäude ist erst der eine Flügel vollendet und eingerichtet. Es liegt mitten in der Stadt auf einem großen mit den schönsten Bäumen besetzten Rasenplatz. Auch die nächsten Umgebungen der Stadt sind mit den prachtvollsten Bäumen geziert. Die Erbauung eines Gerichtshofes und zweier Kirchen ist beschlossen und verdungen. Die beiden Banken in Tallahassee, von deren großem Nutzen ich Ihnen schon geschrieben habe, sind mit einer Million jede fundirt.

Im Süden von Tallahassee, am Ufer des St. Marks-Flusses, ist gegen alle Vernunft die Stadt Magnolia angelegt worden. Man kann der Stromschnellen wegen nur mit kleinen Fahrzeugen, und nie ohne Gefahr, den Fluß dahin befahren, und die Anlegung dieser Stadt war ein verfehltes Unternehmen.

St. Marks ist die alte spanische Festung des Landes, am Zusammenfluß der Wahkulla und des St. Marks. Es ist der Seehafen von Tallahassee und Magnolia, hat aber bis jetzt nur wenige Packhäuser zu diesem Zwecke. Jetzt wird die Stadt selbst erweitert und [illegible] bedeutend zunehmen. Die Entfernung von der Stadt ins offene Meer ist 6 Meilen (englische natürlich, wie immer in diesen Angaben). An Fischen, Austern, Wild und Geflügel aller Art ist großer Ueberfluß.

Apalachicola ist ein blühender Seehafen, an der Mündung des gleichnamigen Flusses sehr vortheilhaft gelegen, und beschützt durch die Inseln St. Vincent, St. George und Hundsinsel (Dog J.), bei der letztern ankern die größten Schiffe; solche von 12 bis 13 Fuß Tiefe kommen nahe an die Stadt und am Kai selbst ist 8 Fuß Wasser. Dreizehn Dampfboote gehen den Fluß hinan bis Columbus in Georgia, welche mancherlei werthvolle Einfuhrartikel aufwärts, und Baumwolle (im letzten Jahre 37,000 Ballen) abwärts führen. Der Verkehr in beiden Richtungen ist in starker Zunahme begriffen, und der Baumwollentransport wird dieses Jahr wahrscheinlich auf 60,000 Ballen steigen.

Jacksonville am St. Johns-Flusse ist gegenwärtig noch ein winziger Ort, wird aber als Durchfahrtspunkt von Süden und Südwesten nach Norden, bald an Bedeutsamkeit gewinnen.

Key-West ward gleich nach dem Regierungswechsel angelegt. Es war anfangs ein kleiner Stapelplatz für den Handel nach Cuba und der Hafen für die Fischerboote dieser Insel. Darauf ward es ein Sammelplatz der Berger, d. h. der Leute, deren einträgliches Geschäft darin besteht, die Ueberreste verunglückter Schiffe aufzusuchen und zu sammeln. Man hörte viele

Klagen über die ungerechten Forderungen dieser Leute an die Erstattung begehrenden Eigenthümer; seit der Errichtung des gegenwärtigen Seegerichts-Hofes ist man aber in dieser Beziehung sehr zufrieden. Die Bevölkerung beträgt zwar noch nicht mehr als 3 bis 400 Seelen; allein der Ort ist wichtig als gelegentlicher Sammelplatz unserer Kriegsschiffe und durch die neuerliche Errichtung von Gradirhäusern an den dortigen Salz-Seen, welche von keinen andern übertroffen werden und deren Gehalt hinreichend ist, den Bedarf der ganzen Vereinigten Staaten zu befriedigen.

Quincy, Mariana, Monticello, Webbville, Ricksto wn u. a. sind noch in ihrer Kindheit, meistens Sitze von Landgerichtshöfen und Marktplätze für die nächste Umgegend, und haben 2 bis 300 Einwohner. Sie werden sich in Verhältniß der Ansiedlung in den Distrikten selbst heben. An der Tampa-Bay ist noch gar keine Ansiedlung gemacht worden mit Ausnahme einer Militärstation zur Bewachung der in jener Gegend noch übriggebliebenen 2 bis 5000 Indianer.

In St. Augustine sind das Fort und einige Häuser aus Tabby gebaut, einem merkwürdigen Muschel-Kalkstein, der zu diesem Zwecke ganz vortrefflich ist. In Pensacola und Tallahassee hat man viel mit gebrannten Steinen gebaut; sonst sieht man meistens noch hölzerne Gebäude und erst in neuester Zeit ist lebhafte Frage nach Mauer- und Quadersteinen.

Ueberhaupt sind in diesem Augenblicke viele wesentliche Verbesserungen im Gange. Von Tallahassee nach St. Marks ist eine Eisenbahn wirklich begonnen. Zwei Dampfschiffahrts-Gesellschaften haben sich vereinigt, um Reisende von New-York über Jacksonville nach Neu-Orleans zu führen. Um diesen Zweck völlig zu erreichen, soll von Jacksonville eine Eisenbahn bis an die Vacassar-Bay geführt werden. Ferner denkt man sogar schon an die Erbauung einer Eisenbahn von demselben Orte westwärts durch Tallahassee bis an den Fluß Choctawhotchie. Dann beabsichtigt man den Chattahoutchie-Fluß auszutiefen, um die Schiffahrt nach Columbus zu verbessern und endlich die Erbauung eines Kanals, um die Apalachicola mit der St. Andrews-Bay zu verbinden. Wenn die letztern Unternehmungen auch gegenwärtig noch nicht ausgeführt werden können, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie nach und nach ins Leben treten und dann das Gemeinwohl des Landes außerordentlich heben werden.

Ich wünsche, daß Ihnen diese kurze treue Skizze des gegenwärtigen Zustands von Florida nicht unwillkommen gewesen seyn wird.

Ausgang des Streits in Tripoli.

(Fortsetzung.)

Als die Annäherung der ottomanischen Flotte zur Gewißheit wurde, war der französische Konsul emsigst bemüht, noch vor ihrer Ankunft einen Frieden zu Stande zu bringen; zu dem Ende ging eine Deputation an Emhammed ab, um ihn und seine Untergebenen zur Unterwerfung aufzufordern, da sie der von Konstantinopel aus gegen sie ausgesendeten Truppenmacht nicht zu widerstehen im Stande seyn würden. Ali erließ ein Circular an alle Konsuln mit der Anzeige, daß von Seite der Truppen des Großherrn militärische Operationen gegen die Meschia stattfinden würden, und empfahl allen Christen, sich um ihrer Sicherheit willen nach der Stadt zu bewegen. Da fast alle in der Meschia befindlichen Christen britische Unterthanen waren, so beabsichtigte man bloß, diese zu schrecken. Sie geriethen auch wirklich in Unruhe, erhielten aber den Rath, zu bleiben wo sie seyen, und weigerten sich somit der Aufforderung Folge zu leisten. Auch die Unterhandlung des französischen Konsuls schlug fehl, und am 20sten Mai erschien dieselbe türkische Kriegsbrick mit demselben Botschafter, dessen Sendung das Jahr vorher mißlungen war.

Dieser erklärte alsbald, er komme zu Gunsten Ali's, und forderte diesen auf, als ein Geschenk für den General und Oberbefehlshaber bei seiner Ankunft 10,000 spanische Piaster zusammen zu bringen; auch war er schlau genug, den französischen Konsul von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. Zu gleicher Zeit benachrichtigte er heimlich die Meschiaten, daß Alles nur zu ihren Gunsten geschehe, und ließ zugleich merken, daß man den General bei seiner Ankunft durch angemessene Geschenke gewinnen solle. Beide feindliche Parteien, ihrer Sache vollkommen sicher, schickten Geschenke über Geschenke an Bord der Brick, am Abend des 26sten, als der schlaue Abgesandte schon eine tüchtige Beute eingestrichen hatte, erschien die Eskadre vor der Rhede, und am folgenden Morgen ankerte sie in der Entfernung von einer Stunde nördlich an den Seebatterien der Stadt.

Die größte Aufregung herrschte jetzt in und außerhalb derselben, denn die Zahl der Schiffe war weit größer als man erwartet hatte, nämlich in allem 23: ein Linienschiff, fünf Fregatten, drei Korvetten, zwei Bricks und zwei kleinere Kriegsschiffe nebst zehn Transportschiffen mit Truppen und Kriegsvorräthen. Einige der vornehmsten Anführer der Meschia*) begaben sich an Bord, und kehrten voll Freude über ihre Aufnahme zurück, und nachdem sie dem General die Versicherung ertheilt, daß von Seite des Landes nicht ein Schuß gegen die Flagge des Großherrn abgefeuert werden würde, außer im Fall die Eskadre zu Gunsten Ali's käme, liefen alle kleinern Kriegsschiffe und alle Transportfahrzeuge noch denselben Nachmittag in den Hafen ein.

Pascha Ali hatte früh am Morgen ein Schreiben der ottomanischen Regierung erhalten, worin ihm der Wunsch des Sultans ausgedrückt wurde, daß er persönlich sich an Bord des Admiralschiffs begeben, und die nöthigen Anordnungen für die Landung der Truppen treffen möchte, die abgesendet seyen, „ihn auf dem Throne von Tripoli zu befestigen und die Rebellen auszurotten.“ Ali, von Natur mißtrauisch gesinnt, ahnte die Möglichkeit, daß er an Bord zurückgehalten werden würde, und erbat sich unter so kritischen Umständen den Rath

*) Wer waren diese? wahrscheinlich Hadschi Muhammed, der beste Freund der Engländer, wie er später genannt wird.

des französischen Konsuls, der ihm ganz offen versicherte, es sey keine Gefahr zu besorgen, denn er habe kürzlich offizielle Nachricht von Paris erhalten, daß die ganze Unternehmung nur zu seinen Gunsten veranstaltet worden sey. Auch der Kommandant der französischen Station versicherte, er habe den Firman für Ali gesehen, worin der Großherr versichere, daß die Truppen, bestehend aus 8000 Mann, ganz zu seiner Verfügung ständen, und daß er sie nach Bezwingung der Meschia an irgend einen andern Punkt der Küste bringen lassen könne. So ging denn Pascha Ali, ohne auf die Bitten seiner Gemahlin zu achten, die ihn auf den Knien beschwor, sich nicht ohne Empfang von Geiseln den Türken zu überliefern, sondern auf die Stärke seiner Batterien zu vertrauen, mit Muhammed d'Ghies *) und allen vornehmen Beamten an Bord des Flaggenschiffs. Die französische Korvette begrüßte ihn im Vorüberfahren mit 21 Kanonenschüssen, der französische Kapitän begleitete ihn in seinem Boot, und Nachmittags kehrte die ganze Gesellschaft zum nicht geringen Erstaunen des englischen Konsuls **) unter einer Begrüßung von der türkischen Eskadre nach der Stadt zurück. Ali landete im fröhlichsten Muthe, und gab augenblicklich Befehl, daß jedes Boot in der Stadt am folgenden Morgen in Bereitschaft seyn solle, um bei der Landung der Truppen mitzuwirken, von denen ein Theil auf der Ebene außerhalb der Schloßmauern, der andere auf der Marina lagern sollte.

Der 27ste war ein geschäftsvoller Tag. Das Wetter war schön und die See ruhig. Mit Tagesanbruch begann jedes Schiff seine Truppen ans Land zu setzen, und bis gegen Mittag waren außer den Artilleristen und 20 Feldstücken 4000 Mann in der Stadt. Niemand schien sich zu erinnern, daß eine Abtheilung außerhalb der Stadt lagern solle, und: Lang lebe der Sultan! riefen die Söldlinge Ali's, als die verschiedenen Kompagnien ruhig von der ganzen Stadt und den Batterien des Schlosses Besitz nahmen; die Besitznahme fand im Namen Ali's statt. Dieser hatte nach der Landung der Truppen ein zweites Schreiben erhalten, worin die Hoffnung ausgedrückt war, daß er während des letzten Besuchs nicht an der Seekrankheit gelitten habe, und er gebeten wurde, sich am Morgen des 28sten an Bord zu begeben, um den Obergeneral und Admiral ans Ufer zu begleiten, und dadurch die Feierlichkeit des Zuges zu erhöhen; zu diesem Ende wurden zwei schöne, reich geschirrte Pferde in Bereitschaft gesetzt, und die Straßen nach dem Schlosse von Truppen besetzt, mit fliegenden Fahnen und allem Pompe für den triumphirenden Einzug Sr. Hoheit in die Stadt. Ali ging zum Zweitenmale an Bord; der Wind war stark, das Flaggenschiff lag eine gute Stunde vom Ufer vor Anker, und Ali, der nie vorher in seinem Leben zur See gewesen war, litt ausnehmend. Genau um Mittag kündigte eine Salve von jedem Schiff der Eskadre an, daß die Staatsbarke das Flaggenschiff verlassen habe, und als sie das spanische Fort umsegelte, begann die erste Stadtbatterie die Salve, und ehe dieselbe noch am Landungsplatze anlangte, waren bereits 200 Schüsse abgefeuert zur Feier der zweiten Bestätigung Ali's als Souverän von Tripoli. Es war ein seltsamer Umstand, daß in eben diesem Augenblick die Favourite zu Ehren des Geburtstags König Williams IV Salven abfeuerte. Die Korvette war mit allen ihren Flaggen und Wimpeln geschmückt, und das Volk der Stadt, das die Ursache nicht kannte, hielt es für ein Zeichen der Freude über den Erfolg und Triumph Ali's. Niemand ließ sich von der gespielten Verrätherei etwas träumen. Als der Rauch sich verzog, entdeckte man, daß Pascha Ali nicht in dem Boote sich befand. Jetzt stieg plötzlich in einigen der Gedanke auf, er könnte auf dem Schiff gefangen gehalten worden seyn, und das niedergeschlagene, bleiche Aussehen von Muhammed d'Ghies, der längs dem Landungsplatze nicht ohne Unterstützung gehen konnte, bestätigte den Verdacht, daß der gewesene Souverän von Tripoli sich am Bord des Flaggenschiffs befinde als — Staatsgefangener.

Der General und der Admiral bestiegen ihre Pferde und ritten schweigend nach dem Schlosse, wo der erste sogleich den für Ali in Bereitschaft gesetzten Thron einnahm, und erklärte, er sey Mustapha Nedschib, bis auf weitere Befehle des Großherrn, Pascha und Gouverneur der Regentschaft Tripoli. Einige von Ali's treuen Anhängern wollten nicht einmal den Worten von Muhammed d'Ghies recht glauben, fuhren alsbald nach dem Flaggenschiff, wo sie ihren ehemaligen Herrn in der finstern Kajüte rückwärts gelehnt sitzen sahen. Er redete sie hastig an, erklärte, er sey Gefangener und sein Leben in Gefahr, und beschwor sie, augenblicklich zurückzukehren, und einen Aufstand des Volks zu seinen Gunsten ins Werk zu setzen. Sie kehrten um, fanden aber, daß die Thore gegen das Land zu bereits geöffnet, und eine Masse Volks aus der Meschia hereingeströmt sey, die Partei Ali's aber nicht mehr bestehe. Alle hatten den schweren Druck seiner Herrschaft gefühlt, und der Haß gegen Muhammed d'Ghies war so groß, daß er bald nicht mehr auf der Straße sich zu zeigen wagte.

(Schluß folgt.)

*) Dem Theilhaber an dem Morde des unglücklichen Major Laing.

**) Diese Stelle ist fast entscheidend für die Mitwissenschaft des englischen Konsuls an dem Plan der Gefangennehmung Ali's; sie heißt wörtlich: we confess, we were surprised, that he hat not been made prisoner; but when we remarked that the salute was only seventeen guns, we thought that some deep scheme was in meditation.

Denkwürdigkeiten
des
Friedensfürsten Don Emanuel de Godoy.

(Schluß.)

Die Last der Dankbarkeit wird schwer und ungern ertragen: abwesend, geächtet, verleumdet, hatte er nur noch einige schwache furchtsame Freunde und viele Undankbare. Von der Undankbarkeit zum Haß ist nicht weit.... Die Priesterpartei verzeiht niemals. Ein feindliches Gefühl, das 18 Jahre lang unter der Asche geglommen, konnte endlich bei Gelegenheit der verwickelten Meuterei von Aranjuez sich Luft machen. Die Faktion, die an der Herbeirufung der Ausländer Schuld war, breitete sich dem Zorne des Volks einen Gegenstand anzuweisen

in der Person des Friedensfürsten, welchen der anfängliche Erfolg der Menterei außer Stand gesetzt hatte zu handeln und zu reden.

Von diesem Tage an liefen die widersinnigsten und böswilligsten Anschuldigungen durch die Halbinsel und durch ganz Europa.

In Frankreich, in England, im ganzen Norden, was wußte man von Spanien. (Was weiß man noch jetzt davon?) Außer Spanien, das am Ende des gebildeten Europa liegt, hatte niemand ein Interesse zu Gunsten desjenigen aufzutreten, der sich nicht einmal beklagte. Das Werk de Pradts, die Biographien der Zeitgenossen u. s. w. schöpften alle aus den falschen Aufschlüssen des Pfaffen Escoiquiz.

Der Friedensfürst, durch sein Pflichtgefühl, durch eine gebieterische Nothwendigkeit an das traurige Schicksal Karls IV und Marien Louisens gebunden, war ihnen in die Verbannung gefolgt. Er war nackt aus Spanien gegangen, wo Ferdinand zuerst, sodann Murat, Napoleon, Joseph und noch andere, die ich nicht nennen will, über seine Häuser, seine Güter, seine Brieftaschen hergefallen waren, und sie konfiszirt und geplündert hatten; er wurde noch im Auslande von den schamlosen Hetzereien eines Vargas, eines Labrador, eines San Martin, die für Rechnung Ferdinands arbeiteten, verfolgt, ihm blieb zum Unterhalte nichts übrig, als die Brocken, die von der Tafel seines alten Herrn fielen,*) und dieser alte König, von vatermörderischen Beleidigungen überfüllt, hing noch so sehr am Leben! Er fürchtete immer, daß ihn sein Sohn Hungers sterben lasse. Er forderte von seinem unglücklichen Diener, daß er den Mund nicht zu einer Klage öffnen sollte, so lange er, Karl IV, nicht in das Grab gestiegen sey, so lange Ferdinand noch athmen würde.

Der Mann, welcher im 69sten Lebensalter, in der Fremde vereinzelt, ohne Bücher, ohne Beistand, ohne Briefwechsel, seiner Aufzeichnungen beraubt, so gute Rechenschaft ablegt von einer wichtigen Geschichtsepoche, welche ein Vierteljahrhundert umfaßt, und von welcher er durch 27 Jahre von Verweisung und Geistesleiden getrennt ist, dieser Mann, hoffe ich, wird künftig nicht mehr sinnlosen Verschwärzungen und aufs Gerathewohl hingeworfenen Beschimpfungen zu antworten haben.

Er bringt in seinem Werke viele der Nation rühmliche Namen und Andenken, die man bisher nicht gekannt oder mißkannt hatte, ans Licht, und die Spanier werden diese Erbschaft, worauf sie ein Recht haben, der Sorgfalt eines edlen Geächteten verdanken. Mehrere Familien werden dort die Rechtstitel ihres Adels finden, und Don Manuel de Godoy hat die seinigen hergestellt. Der Geschichtschreiber wird aus diesen Memoiren schöpfen, der Diplomatiker seine Erinnerungen erneuern. Wenn der Schriftsteller nicht Alles hat sagen wollen, so ist wenigstens Alles wahr, was er sagt. Eine kluge Zurückhaltung ist auch Stärke.

Dieses Buch ist also beinahe ein Gelegenheitswerk. Spanien ist aufs Neue von einem Ende zum andern aufgerüttelt; jede Regierungstheorie hat ihre Tagesordnung; das konstitutionelle Königthum hat viele Anhänger; der Föderalismus und die untheilbare Republik haben vielleicht auch welche. Es ist merkwürdig zu sehen, wie ein junger Minister vor 50 Jahren die reine Monarchie unterhielt, als er vor sich die französische Revolution, welche an die Thüre klopfte, und hinter sich das heilige Amt und die eingewurzelten Vorurtheile seiner Mitbürger hatte.

Der Friedensfürst kommt ohne Zweifel spät, um die Ehrenerklärung, die man ihm schuldig ist, zu verlangen. Der Wind der Verleumdung hat lange geherrscht, das Publikum macht nicht gern sein Urtheil von Neuem; dieses „aus Augen, Mäulern und Ohren zusammengesetzte Ungeheuer" empfängt zuerst alle Eindrücke: es gleicht einem Schwamm, den man in einem übelriechenden Saft tränkt, mag man ihn nachher winden und pressen wie man will, Alles geht nicht heraus. Indessen die Resignation ermüdet den Haß; das jetzige Geschlecht kann nicht den eigennützigen Groll einer frühern Generation auf sich nehmen; die Zeit hat diesen Prozeß erörtert, sie hat den ehemaligen Minister Karls IV gerechtfertigt.

Wessen beschuldigt man ihn? „Er hat eine frevelhafte Hand an den Altar gelegt," sagte die Kirche und hetzte das Volk auf. Nun wohl, das Volk ist weiter gegangen als seine Verhaltungsbefehle; in dem Strom der aufgereizten Leidenschaften hat die heilige Barke den Umsturz erlitten.

„Er hat sein Land verrathen an die Ausländer." Das erfanden diejenigen, welche Napoleon herbeiriefen. — Ein Minister, der alle Urkunden zu Gebot hatte, ein Geschichtschreiber, der gegen den Friedensfürsten Volksmährchen nachsagt, die ein Staatsmann nicht hätte beachten sollen, der Graf von Toreno,*) gibt der patriotischen Treue des Friedensfürsten Zeugniß.

Im Grunde hat man ihm nichts vorzuwerfen als den Glanz und die Schnelligkeit seines Glücks. „Der Strom der königlichen Gunst ist ausgetreten, einer Ueberschwemmung gleich," sagen die Spanier in ihrer orientalischen Sprache. Hier ist viel Uebertriebenes. Der Reichthum, die Macht des Friedensfürsten waren nicht unbeschränkt. Aber freilich waren sie groß genug, um Neid zu erregen, dieses Fieber, welches dem Menschengeschlecht angeboren ist, und bei den Spaniern sich mit heftigern Kennzeichen als irgend anderswo zeigt. Wenn diese in der Epoche, von der es sich handelt, so bedenklichen Spanier sich die Mühe gegeben hätten einen Blick auf den Ursprung und die Rechtstitel ihrer historischen Familien zu werfen, so würden sie gesehen haben, daß sie viel der Freigebigkeit der Krone verdanken, welche oft von habsüchtigen oder meuterischen Edelleuten in Kontribution gesetzt worden ist.

Der Friedensfürst hat nichts gehabt, als was man ihm freiwillig, gesetzmäßig gegeben. Und von wem und auf welche Art sieht er sich beraubt?

Er wird weniger leidenschaftliche Richter finden unter seinen jungen Mitbürgern, welche alle alten Vorurtheile abstreifen zu wollen scheinen. Die aufrichtig und mit Ruhe nach Wahrheit forschenden Männer aller gebildeten Länder werden ihm dafür Dank wissen, daß er seine Memoiren bekannt macht. Warum hat er es nicht früher thun können?

Auf der Eisenbahn von Liverpool nach London wird der Weg zwischen beiden Städten mit der gewöhnlichen Dampfkraft binnen zehn Stunden zurückgelegt werden. Mit eigens auf Schnelligkeit berechneten Dampffuhrwerken ließen sich indeß 40, 50, ja sogar 60 Meilen in einer Stunde zurücklegen, so daß die Briefpost von London nach Liverpool in 3½ Stunden geführt werden könnte! Die Frequenz der Eisenbahn zwischen London und Liverpool beläuft sich auf 1500 Personen täglich, und die zwischen der Hauptstadt, Liverpool, Manchester und Birmingham jährlich auf 1½ Millionen Menschen, was beinahe so viel ausmacht als die gesammte Bevölkerung Londons.

*) Karl IV wies dem Friedensfürsten in Rom eine Pension von 60,000 Franken an. A. d. d. U.

*) Der Friedensfürst wird in dem zweiten Theile seiner Memoiren von diesem Werke sprechen. Diese Einleitung war vor der Erscheinung desselben geschrieben. Ich glaube nicht Ein Wort von dem, was ich gesagt habe, zurücknehmen zu müssen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Februar 1836.

Der Ausgang des Streits in Tripoli.

(Schluß.)

In dem Augenblick, als der türkische Pascha landete, empfing der englische Konsul gerade die gewöhnlichen Besuche der andern europäischen Konsuln, welche ihn wegen des Geburtstags seines Souverains bekomplimentirten. Während die ganze Gesellschaft versammelt war, trat ein Bote ins Zimmer, und verkündigte Ali's trauriges Schicksal, worauf eine unbeschreibliche Scene von Bestürzung und Verwirrung erfolgte. Der spanische und neapolitanische Konsul eilten voll Furcht und Zittern aus dem Zimmer; der französische Konsul und der Stationskommandant erklärten, es sey unmöglich, ganz unmöglich nach den bestimmten Versicherungen, die sie kurz zuvor noch durch ein ausdrücklich deßhalb von Toulon abgesendetes Schiff erhalten hätten, und nach dem Schreiben des Sultans, das ganz zu Gunsten Ali's gelautet habe. Die Verzweiflung der Alisten, als die Gefangennahme ihres Herrn sich bestätigte, ist nicht zu beschreiben. Die ganze Angelegenheit war von den Türken so bewundernswerth ausgeführt worden, und der ganze Vorfall erhielt etwas so unwiderstehlich Komisches und Belustigendes, daß man sich des Lachens nicht enthalten konnte. Mustapha selbst, als des Gegenstandes im Gespräch erwähnt wurde,*) konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und lachte wahrscheinlich in seinem Gemache herzlich. Ali wollte, als man ihm seine Gefangenschaft ankündigte, es anfangs gar nicht glauben, Muhammed d'Ghies fühlte aber augenblicklich, daß sein Schicksal besiegelt sey. Ali's Nerven waren zu schwach für diese Erschütterung, und er fiel rückwärts gegen die Wand der Kajüte; nach wenigen Tagen ging die Fregatte unter Segel, und führte ihn nebst dreißig der vornehmsten Einwohner der Stadt nach Konstantinopel.

Wir kehren jetzt zu Emhammed und den Meschiaten zurück. Zehntausend Mann waren drei Tage vor Landung der Truppen noch immer in den Transcheen gewesen, stets befürchtend, Ali möchte ihnen aufgedrungen werden, als sie aber ein Schreiben von Pascha Mustapha erhielten, daß derselbe an Bord einer Fregatte gefangen sey, und nie wieder die Regentschaft betreten dürfe, zerstreuten sie sich allmählich, und während Alles noch in voller Freude über die Verbannung des Tyrannen war, schickte der schlaue Türke eine Deputation mit dem Firman des Sultans, der ihn zum Pascha ernannte, und forderte Emhammed und Hadschi Muhammed auf, im Schlosse zu erscheinen, und sich dem Großherrn zu unterwerfen. Die Mehrzahl empfing die Abgeordneten gut, und Hadschi Muhammed erklärte, „sie hätten feierlich der Pforte gemeldet, eher jede Unterthanenpflicht gegen sie abzuwerfen, und bis aufs Aeußerste zu fechten, als Ali anzuerkennen, zugleich aber hätten sie ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, jeden von dem Sultan ernannten Pascha anzunehmen; dabei müßten sie beharren, und so leid es ihm thue, daß Emhammed nicht als Pascha bestätigt worden sey, so sey er doch überzeugt, daß sie durch ihr Ehrenwort verpflichtet seyen, sich Se. Hoheit, dem Pascha Mustapha, zu unterwerfen." Schließlich empfahl er demselben, allen volle Verzeihung dafür, daß sie dem an Ali gesendeten Firman sich widersetzt, zu ertheilen, und ihnen ihr Eigenthum zuzusichern. Pascha Mustapha schickte auch sogleich „Gnadenbriefe" an Emhammed und alle Vornehmen, und versprach Alles, was sie nur wünschen konnten: die meisten erklärten sich zufrieden mit diesen Bewilligungen, nachdem sie so lange die Schrecken und Entbehrungen eines Bürgerkriegs erduldet hatten.

Emhammed, wahrscheinlich durch das Andenken, daß seine Familie seit einem Jahrhundert das Land unabhängig von der Pforte beherrschte, im Innersten erbittert, wollte sich dem türkischen Pascha nicht unterwerfen, und schrieb an ihn, weder er, noch Hadschi Muhammed könnten sich, nach der Art, wie Ali zum Gefangenen gemacht worden sey, entschließen, ohne daß der englische Konsul ihnen ihre Freiheit garantire, sich zu ihm ins Schloß zu begeben. Mustapha schickte einen besondern Boten mit seinen Gebetsschnüren an ihn, um ihn von seinen redlichen Absichten zu überzeugen. Der betrogene Emhammed schrieb zweimal an den englischen Konsul, und bat ihn, seinen ganzen

*) Im Englischen: when we saw Mustafa, and allusion was made; wer sind denn die we? doch wohl der englische Konsul, dem es am ehesten frei stand, sich dem neuen Pascha zu nähern, und eine solche Anspielung zu erlauben. Die Art von Triumph, mit der die Begebenheit erzählt wird, ist bezeichnend.

Einfluß anzuwenden, um einen Bruch zu vermeiden, der abermals zu Feindseligkeiten führen könne, erhielt jedoch nur die mündliche Antwort, daß er, der englische Konsul, sich nicht in die Sache mischen könne. Nun schienen ihm mit einem Mal die Augen aufzugehen, er bestieg sein Pferd, sammelte die Scheikhs und die Vornehmen des Landes um sich, die ihn aus dem Privatleben gezogen und zum Pascha ausgerufen hatten, und theilte ihnen in wenigen Worten seine Lage und seinen Entschluß mit, die Scheide wegzuwerfen, und den Kampf aufs neue zu beginnen. Aber er fand nur eine kühle Aufnahme, einige hatten bereits ottomanisches Gold empfangen, und andere waren mit dem Falle Ali's zufrieden, doch erklärte auch eine nicht geringe Anzahl ihren Entschluß, ihn aufs Aeußerste zu unterstützen, und mehrere Tausende wurden in den Batterien und Transcheen aufgestellt, um sich den Türken zu widersetzen. Aber in der Nacht war der Verrath geschäftig. Emhammed, durch fortdauerndes Wachen während drei Nächten erschöpft, war in seinem Zelte entschlafen, als ihn plötzlich die wohlbekannte Stimme eines der vornehmsten Scheikhs, den er immer als einen seiner treusten Anhänger betrachtet hatte, aufweckte, und dieser ihn bat, augenblicklich zu fliehen, da eine Verschwörung angesponnen sey, um ihn auszuliefern: seine Armee sey aufgebrochen, und habe die Transcheen und Batterien verlassen.

Emhammed eilte nach der nächsten Batterie und fand sie leer, so wie alle Posten in seiner Umgebung. Ueberzeugt, daß er verrathen sey, dachte er fürs erste nur daran, seine betagte Mutter und seine Schwester zu retten, die damals in den königlichen Gärten wohnten. Er ritt spornstreichs dahin, brachte sie nach einem der für heilig gehaltenen Marabuts, und kehrte dann ins Lager zurück, das er leer fand; kein Scheikh und kaum ein Mann von seinen Truppen war da geblieben. Dann suchte er Hadschi Muhammed: er war an Bord des englischen Kriegsschiffs Favourite geflohen. Jetzt war es nur allzu gewiß, daß seine Sache verlassen und er verrathen sey; aber der Hauptverräther war der obenangeführte Scheikh, Namens Tudsa, der ihn aufgeweckt hatte. Dieser hatte die Truppen aus der Batterie in Emhammeds Nähe nach einem andern Posten beordert, um ihn zu täuschen, und als Emhammed sich entfernte, um seine Mutter in Sicherheit zu bringen, machte Tudsa bekannt, daß er das Volk verlassen habe; jetzt wurde die Bestürzung allgemein, und die Verschwornen siegten. Zwei Alternative boten sich nun dem betrogenen Emhammed dar, entweder wie Hadschi Muhammed an Bord des englischen Kriegsschiffs zu flüchten,*) oder nach dem innern Lande zu eilen, und seine Fahne unter den Arabern der Wüste aufzupflanzen. Er wählte das letztere, theilte seinen Entschluß einigen vertrauten Anhängern mit, und ehe der Tag anbrach, machte er sich mit zwei Brüdern, Circas genannt, von allen Vornehmen die einzigen, welche ihn begleiteten, nach der Wüste auf den Weg. Gegen Mittag machten sie Halt, um ihre ermatteten Thiere wieder zu erfrischen, und lagerten sich in einiger Entfernung von einem der Brunnen, die in gewissen Stationen in der Wüste sich finden. Emhammed befahl einem der Brüder, ihm etwas Wasser zu holen, und während dessen Abwesenheit ersah er sich eine Gelegenheit, wo der ältere Circas in einiger Entfernung war, zog sein Gewehr unter seinem Baracan hervor, und schoß sich, ehe man sein Vorhaben bemerken konnte, durch den Kopf. Die beiden Brüder kehrten voll Trauer über den Tod ihres Herrn, und unbekümmert um ihr eigenes Leben nach Tripoli zurück, und stellten sich vor Mustapha, dem sie alle einzelnen Umstände erzählten, und um Erlaubniß baten, den Leichnam in dem Grabmal seiner Väter beizusetzen, was ohne Umstände gewährt wurde. Die unglückliche Mutter erhielt bald die unselige Nachricht, und kam mehrere Tage lang nicht mehr zur Besinnung; dann wurde sie ruhig, ließ sich alle Einzelnheiten erzählen, und bat um Erlaubniß die Leiche ihres Lieblingssohnes zu sehen. Acht Tage später verfiel sie in Raserei. Pascha Mustapha benahm sich mit Edelmuth, und gab das ganze Vermögen, statt es nach sonstiger Sitte für sich einzuziehen, der Familie zurück. Dazu scheint er durch seinen Sekretär, Rustem Bei, einen verständigen jungen Mann, der in England erzogen wurde, und das Englische fließend spricht, bewogen worden zu seyn.

So war denn endlich die maurische Familie der Caramanli, nachdem sie den Thron von Tripoli 120 Jahre lang erblich besessen hatte, entthront und alle ihre Mitglieder todt, gefangen oder landesflüchtig. Emhammeds unglückliches Ende räumte jedes noch dem Erfolge Mustaphas entgegen stehende Hinderniß aus dem Wege, und das Land unterwarf sich. Die Kanonen der Meschiaten wurden in die Stadt gebracht, die Araber kamen nach dem Bazar, wie vor der Revolution, und Alles schien zufrieden und glücklich. Die Politik Mustaphas war versöhnend, die Truppen blieben in der Stadt, und Eingeborne wurden zu Kommandanten in den verschiedenen Distrikten ernannt; somit ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Frieden erhalten werden wird bis zu dem Augenblick, wo der Pascha von den Arabern Geld erheben will, denn es ist die allgemeine Meinung, daß es sehr schwer seyn wird, sie zur Bezahlung des gewohnten Tributs anzuhalten. Man muß indeß die ganze Begebenheit als einen Meisterstreich der türkischen Politik ansehen, denn die Pforte hat dadurch einen starken militärischen Posten auf der linken Flanke Aegyptens, und kann die Bewegungen der Franzosen in Algier und Tunis beobachten.

Hadschi Muhammed, der gewesene Minister Emhammeds, landete endlich, nachdem er mehrere Tage auf der englischen Korvette Favourite geblieben war, auf das Versprechen des Schutzes, das ihm der englische Konsul ertheilte, und wurde mit offenen Armen von dem Pascha Mustapha aufgenommen, der ihn zu seinem ersten Rathgeber und zum Vorsitzer des Diwans ernannte, der sich zur Entscheidung von Staatsangelegenheiten täglich im Schlosse versammeln sollte. Der erste und standhafteste Freund Englands war somit die erste Person in der Regentschaft.

So weit geht die eigentliche Erzählung, und wir können nicht umhin, noch einige Bemerkungen über diese etwas dunkle

*) Um diesen Schritt zu thun, mochte er durch die Ereignisse der letzten Tage zu sehr von der Verrätherei Hadschi Muhammeds und von der herzlosen Hinterlist des englischen Konsuls überzeugt seyn.

Geschichte anzuhängen. Eine der Hauptpersonen in diesem ganzen Drama ist offenbar Oberst Warrington, der englische Konsul, der, sey es nun durch seine Feindschaft gegen die Mörder des Major Laing, *) sey es durch politische Gründe veranlaßt, dem Pascha Ali feindlich gegenüber trat und Emhammed unterstützte. Emhammed war, wenn man den Versicherungen des United Service Journal **) trauen darf, ganz auf englischer Seite, hatte mehrfach erklärt, er würde nur dem König von England sich unterwerfen, und er scheint den Behauptungen des U. S. J. zufolge dem englischen Konsul das Versprechen gegeben zu haben, den Engländern allein den Handel mit der Regentschaft zu übertragen. Daß er den Aufstand gegen Yussuf und Ali, wo nicht veranlaßt, doch unterstützt, geht aus Allem hervor, und hierüber scheint er selbst von seiner Regierung getadelt worden zu seyn, denn es heißt an einer Stelle, „Oberst Warrington habe im Anfang der Revolution geschrieben, das Volk werde nie Ali anerkennen, und der Erfolg müsse nun seinen Landsleuten, namentlich auch den natürlicher Weise vorsichtigen und mißtrauischen Regierungsmitgliedern, beweisen, daß seine Ansicht die richtige gewesen sey." Siegte nun Emhammed, so war für England genug gewonnen, denn dieser mußte sich für die erhaltene Unterstützung dankbar beweisen; siegte er nicht, so mußte freilich Vorsorge getroffen werden, daß Ali nicht siege, den Frankreich mit seinem ganzen Einfluß unterstützte. Wann und wo nun der Gedanke entstand, die Regentschaft den Türken in die Hände zu spielen, ist freilich nicht auszufinden, aber auch zu einem solchen Unternehmen waren die Karten gemischt, denn der erste und standhafteste Freund Englands, Hadschi Muhammed,***) war nicht nur Emhammeds Minister, sondern auch der Hauptleiter des Aufstands in der Meschia. Daß dieser in das Geheimniß gezogen war, und, wahrscheinlich für gutes Geld, Alles that, um die Regentschaft in die Hände der Türken zu spielen, geht aus der ganzen Erzählung hervor, namentlich aus dem Umstande, daß er es war, der in dem Schreiben an den Sultan die Worte einfließen ließ, daß man sich jeden Pascha, den der Sultan senden wolle, gefallen lassen werde, nur um Pascha Ali los zu werden. Dieß schien ursprünglich nur gesagt, um die Widersetzlichkeit gegen den Befehl des Sultans zu entschuldigen, die Bedeutung aber ergab sich später. Es kam hier darauf an, diejenigen Tripolitaner, welche keine türkische Paschas, sondern die einheimische Familie des Caramanli's zu Herrschern haben wollten, hinters Licht zu führen, und dieß that Hadschi Muhammed, wofür er auch von Pascha Mustapha nach wohl vollbrachter That mit offenen Armen aufgenommen wurde, und nur um den Schein zu retten, sich für einige Tage auf das englische Kriegsschiff begab. Erwägt man nun, daß dieser Hadschi Muhammed Englands standhaftester Freund genannt wird, daß Mustaphas Sekretär ein in England erzogener und leidenschaftlich für England eingenommener junger Mann ist, und daß die ganze Erzählung unverhohlen den Triumph wegen der Ueberlistung des französischen Konsuls ausspricht, so ist die Behauptung, daß England bei dem ganzen Verlauf die Hand mit im Spiele hatte, gewiß nicht übereilt. Als bezeichnend mag noch erwähnt werden, daß der spanische und neapolitanische Konsul gleichfalls England entgegenarbeiteten, weil beide Mächte ein Interesse haben, England in dem Mittelmeere nicht allmächtig werden zu lassen.

Wir haben dieser Begebenheit in unsern Blättern darum mehr Raum gelassen, weil sie eines der Vorspiele zu dem großen Drama ist, das vielleicht bald im Mittelmeere aufgeführt wird, und weil sie einigermaßen blicken läßt, in welcher Art die Parteien einander gegenüber stehen.

*) Hassuna d'Ghies wird entschieden als Anstifter dieses Mordes genannt, und auch sein Bruder Muhammed soll nicht ganz schuldlos daran gewesen seyn. Hassuna floh bekanntlich, Muhammed d'Ghies war aber der Hauptrathgeber Pascha Ali's.

**) Es ist schon im vorigen Jahre (S. Nr. 185. S. 739. Note) wahrscheinlich gemacht worden, daß die ganze Darstellung im U. S. J. von Oberst Warrington herrührt, und daß die meisten von Emhammed ausgegebenen Erklärungen in seiner Kanzlei gefertigt, oder mindestens corrigirt wurden, denn sie tragen ein auffallend europäisches Gepräge.

***) Wie es scheint derselbe, der früher als Beit el Mal aufgeführt wurde.

Chronik der Reisen.

Texiers Reise in den alten Königreichen Lydien, Phrygien u. s. w.*)

Meines Verlangens ungeachtet, Sie wieder zu sehen, hat sich meine Rückkehr nach Frankreich dennoch verzögert, denn es bot sich mir eine schöne Gelegenheit zu einer kleinen Reise ins Innere des Landes, die ich mir nicht entschlüpfen ließ. Herr Texier, kaum aus Caramanien zurückgekommen, wollte die letzten schönen Herbsttage benutzen, um eine Rekognoszirung der Orte vorzunehmen, die er im nächsten Frühjahr wieder besuchen soll, und ich nahm sein Anerbieten, ihn zu begleiten, mit Vergnügen an. Da es sein Plan war, einige Theile der alten Königreiche Lydien und Phrygien zu bereisen, so nahmen wir unsern Weg zuvörderst nach Baïndir.

In Demich befanden wir uns schon in einer Stadt, deren Bewohner niemals Reisende sahen, wiewohl sie nur 20 Stunden von Smyrna entfernt leben. Das alte Hypäpa, heutzutage Tapoe genannt, liegt zwei Stunden von Demich; es hat eine höchst malerische Lage. Ein elender Flecken nimmt jetzt einen Theil der Stelle ein, auf welcher die von Artaxerxes dem Großen gegründete Stadt stand. Herr Texier hat indeß doch das Vergnügen gehabt, die Stelle des alten Theaters und des persischen Dianentempels wieder aufzufinden. Es ist nichts mehr davon übrig als zwei lange unterirdische Gewölbe, welche als Grundgemäuer dienten. Wir sahen dann an dem Fuß des Tmolus den kühlen und anmuthigen Birghé, der seine glücklichen Bewohner durch den Schatten seiner großen Bäume erquickt, und hörten das Rauschen seines Gebirgsbaches; dann bestiegen wir den Tmolus. Auf einer der warzenförmigen Spitzen dieses Bergs steht ein von den Persern aus weißem Marmor gebauter Thurm. Von hier aus überblickt man die Ebene des Flusses Cayster und die von Sardes. Herr Texier ist Willens, die letztere alte Stadt aufzusuchen; ist aber wohl noch eine

*) Auszug aus einem im Journal de Smyrne mitgetheilten Privatschreiben eines Begleiters des Reisenden.

Spur von ihr vorhanden? Haben Zeit und Menschen sie nicht vielleicht schon zerstört? Seit zwei Jahren haben die Griechen von Demich alle Säulen und Marmorstücke, die sie zu Hypäpa fanden, fortgeschleppt und zerstört, um sie zum Bau einer neuen Kirche zu verwenden.

Der Paß des Tmolus, durch den wir kamen, bildet ein zwei bis drei Stunden langes Thal; hier sahen wir die Quellen des Pactolus; ein kleiner Bach, der weit unter seinem Rufe steht, in die Ebene von Sardes hinabfließt und sich in den Hermus ergießt. Da sein Lauf über Gneißfelsen führt, von denen er kleine glänzende Stückchen fortschwemmt, so sieht es aus, als ob er stets Goldflittern mit sich führe. Zuerst kommt man durch einen Eichenwald, dessen abgestorbene Bäume mit ihren verdorrten Wipfeln dem Boden keinen Schatten mehr geben; weiter unten aber prangt die Vegetation in voller Kraft und jeder Hügel bietet eine andere Ansicht. Meine Ungeduld, die Hauptstadt des Crösus zu sehen, war groß; was ich sah, blieb jedoch weit unter meiner Erwartung, denn ich fand keine interessanten Ruinen, zwei noch aufrecht stehende Säulen ausgenommen, welche zu einem Tempel der Cybele gehörten; andere Säulen liegen auf dem Boden umher. Zwei Stunden weiter erheben sich die Tumuli, von denen der größte die Asche des Alyattes, des Vaters des Crösus, enthält. Philadelphia bietet noch weniger Interesse.

Wir schlugen hierauf den Weg nach Bambuk-Kalassi ein. Wir mußten über Deguislu; Bambuk liegt vier Stunden von dieser letztern Stadt. Wir ließen die Ruinen von Laodicea rechts, und erkannten später die Lage des alten Hierapolis an vier großen weißen Flecken, welche die Mineralquellen an den Seiten des Gebirgs zurückgelassen haben. Indem wir dieses letztere erstiegen, um in die Stadt zu kommen, tönte der Boden dumpf unter den Hufen unserer Pferde. Unser Weg führte zwischen halb offenen in den Felsen gehauenen Gräbern hin. Bambuk-Kalassi hat herrliche Ruinen; die heißen Quellen haben noch ihre großen herrlichen Ueberwölbungen; das an einen Berg gelehnte Theater ist noch gut erhalten, nur sind die Mauern des Proscenlums zum Theil von Haufen von Marmorblöcken, zerbrochenen Kapitälern und Simsen mit Skulpturen und Basreliefs geziert, verschüttet. Außerhalb der Stadt, gegen Nordwest, war der Weg mit Gräbern, aus ungeheuren Steinblöcken mit Inschriften bestehend, eingefaßt. Tragen auch diese und viele andere minder merkwürdige Ruinen nicht das Gepräge des reinsten Geschmacks, so zeugen sie doch immer von einem höchst grandiosen Styl. Die Zeit ist indeß nicht ihr einziger Feind; wurde Pompeji durch einen Aschenmantel bedeckt, so überziehen hier die Mineralquellen die schönen Ruinen von Hierapolis mit einem weißen Leichentuch. Diese Quellen bewirken gänzliche Zerstörung zwar nicht geschwind, aber um so sicherer. Schon erheben sich ihre Ablagerungen mehr als fünfzehn Fuß hoch über den alten Boden, und neue Gebirge bilden sich und steigen mit jedem Tage höher empor.

Auf dem Rückwege, fünfzehn Stunden von Bambuk, kamen wir nach Gheira, der alten Aphrodisias, oder Stadt der Venus; sie war eine der bedeutendsten Städte von Carien. Alle ihre Gebäude, und sogar die Stadtmauern, bestanden aus weißem Marmor; ihre Ruinen zeugen noch von ihrer vormaligen Pracht. Noch nie habe ich so viele Reichthümer der Architektur allenthalben zerstreut gesehen. Aphrodisias ist von hohem Alterthum; Herr Texier fand an einem der Thore der Stadt eine Inschrift, welche besagt, daß die Mauern von Constantin dem Großen wieder hergestellt wurden. Man hat sie mit den prachtvollen Trümmern alter Bauwerke ausgebessert; die Thore verloren ihr zierliches Aussehen und wurden massiv, doch hat man schöne Skulpturarbeiten gerettet. Fünf Basreliefs von höchster Schönheit wurden in die Mauer gegen Westen eingefügt, und haben sich da gut erhalten; ohne Zweifel stammen sie aus irgend einem verfallenen Tempel. Der Tempel der Venus und der Circus bedurften glücklicherweise keiner ähnlichen Ausbesserungen. Von dem Tempel stehen noch sechzehn jonische Säulen aufrecht; man gelangt durch ein kleines Eichengehölz nur mit Mühe zu demselben. Der Circus besteht ganz aus weißem Marmor; er konnte 150,000 Zuschauer fassen. Seine Erhaltung dankt er der geringen Zahl der Bewohner der Stadt, die kein Bedürfniß fühlten hier Baumaterialien zu ihren Häusern zu holen.

Von der prachtvollen Aphrodisias schlugen wir den Weg nach Guzel Hissar, dem alten Tralles, ein und kamen über Ephesus zurück. Dieß bloß unsern Ausflug auf eine würdige Weise beschließen; nicht als ob der Tempel besonders merkwürdig wäre, denn Herr Texier ist der Meinung, daß die Ruinen, welche man jetzt davon sieht, dem alten Gebäude nicht angehörten, sondern Ephesus dankt sein Interesse hauptsächlich seinen arabischen Denkmälern.

Literarische Notizen.

Bei einer am 2ten Februar gehaltenen Versammlung der Committee für orientalische Uebersetzungen, wobei der bekannte Orientalist Sir Gore Ouseley den Vorsitz führte, wurden Probeblätter mehrerer sehr im Druck vorgeschrittener Werke vorgelegt, z. B. von dem zweiten Theil der Geschichte der Afghanen von Professor Dorn, der sechste Theil der Reisen von Macarius, und der zweite Band von Rabbi Josephs hebräischer Chronik, übersetzt von D. Bialloblotzky. Ein Herr Raphael legte der Committee drei Reden von Philo Judäus vor, die man für verloren hielt, die aber kürzlich in Armenien aufgefunden, und zu Venedig im griechischen Urtext mit einer armenischen und lateinischen Uebersetzung gedruckt wurde. Quatremères Uebersetzung der Geschichte Aegyptens von Makrizi ist sehr vorgerückt: der Uebersetzer, der selbst längere Zeit in Aegypten war und die orientalische Literatur genau kennt, wird zahlreiche Noten beifügen, und es ist zu erwarten, daß dieß Werk ein neues Licht auf die Geschichte der fatimitischen Kaliphen und der mamelukischen Sultane werfen wird. Ein Schreiben von Dr. Sachs in Berlin ward vorgelesen, worin dieser seine Dienste für Uebersetzung rabbinischer und hebräischer Werke anbot, und namentlich zwei der Committee empfahl, nämlich eine Geschichte der jüdischen Literatur und das Schebet Jehudá, eine Geschichte der Judenverfolgungen.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat in Folge einer Aufforderung des Kriegsministers eine aus den Herren Walkenaer, Hase, Etienne, Quatremère, Amadée Jaubert und Dureau de la Malle bestehende Kommission ernannt, welche alle historischen Angaben zusammenzutragen hat, die nur immer dazu dienen können, die Regierung hinsichtlich ihres Plans der Kolonisirung Algiers aufzuklären, dann eine Geographie aus den Zeiten der vormaligen Civilisation des Landes und endlich eine Geschichte der Kolonisation der Römer in demselben aufzusetzen.

Das Journal de Nantes enthält ein Schreiben aus Morlaix, worin es heißt: „Herr Delaville-Marqué, Sohn des Deputirten dieses Namens, hat in einer Kirche auf den Bergen unter alten Rechnungsbüchern die Gedichte unseres alten Barden, Quin Clau, entdeckt, die man lange schon vergebens suchte, und wovon man nur einige Fragmente besaß: sie sind in Bas-Breton (celtisch) geschrieben, und aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert. Er ist der Merlin des Landes, wo nicht Merlin selbst.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar.)

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1836.

Ueber die
alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Von Dr. K. G. Fiedler, genannt Markstein, k. sächsischer Bergcommissär aus Dresden.)

Im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt gingen die alten Gruben der Lauria zu Ende, sagt Strabo, und man suchte nur noch die alten Berg- und Schlackenhalden durch und schmolz sie nochmals um. Seit dieser Zeit war jener einst so bedeutende Bergbau verschollen, berühmte Reisende durchstreiften das jetzt zur Oede gewordene attische Gebirg, aber Hitze und Durst und Mangel an Lebensmitteln zwangen jeden aus dem dürren Gebirg, wo keine Quelle quillt, im Mai schon jeder Halm verdorrt, nichts Eßbares unter dem herrlichen Himmel und auf dem noch fruchtbaren Boden wachsen kann.

Die Regierung von Griechenland beauftragte mich mit der Untersuchung dieses einst so berühmten, jetzt in ein geheimes Dunkel gehüllten Gebirges, und mit Gottes Hülfe ist es gelungen, nicht nur dieses zu enthüllen, sondern auch was für Griechenland so wichtig und jetzt so sehr gewünscht wurde, einen reichen Schatz trefflichen Eisensteines auf einem mitten im laurischen Gebirg ganz versteckt liegenden Berge aufzufinden. Der Zweck dieser Blätter ist nicht eine streng systematische Aufstellung der Gebirgsarten, Eintheilung der Bergreviere etc. zu geben, und ich will bloß trachten, meine geehrten Leser und Leserinnen im öden attischen Gebirg so gemüthlich als möglich herumzuführen. Sonnenbrand, Durst, Hunger und Ermüdung wird Sie nicht plagen, und wenn alles Ungemach überstanden ist, so erzählt sich es zwar oft gern, aber auch dieß wird wegbleiben, und ist es auch sehr öde auf den dürren Felsen, wo nur zuweilen ein krüppliches Kieferwäldchen noch fortkommt, und wächst hier kein Oelbaum, keine Myrthe, keine Palme, so will ich doch noch ein Plätzchen ausmitteln, wo still verborgen ein Olivenwäldchen grünt.

Am 5ten Mai a. St. verließ ich Athen mit meinem Dolmetscher, Kapitän Georgi del Georgi, einem Korporal und vier Mann Pionniers und meinem Bedienten; eine halbe Stunde von der Stadt überschritten wir den Ilyssus. Links an der Anhöhe steht ein altes Kloster, dann folgt ein ziemlich ausgedehnter Olivenwald, in Traubenbüscheln drängten sich bereits die kleinen weißen Knospen reichlich aus den Zweigen hervor. Hinter dem Olivenhain tritt im Boden Glimmerschiefer *) hervor, mit stark geneigten Schichten im Vorderstallend wie der Thonschiefer bei Athen; dann geht es ein Paar Stunden über öde Heide, am Fuß des Hymettus hin. Bemerkenswerth sind die vielen Cisternen längs dem Wege. Schaffen dereinst hier bergmännische Arbeiten quellend Wasser, so werden reiche Felder und Gärten freudig gedeihen. Es war glühend heiß und das früher muntere Gespräch meiner Gebirgsleute fing an zu vertrocknen. Ein Weg wendet sich hinauf nach einem kleinen Bergrücken, auf dem ein vor 15 Jahren verlassenes Kloster Stawro (Kreutz) genannt, steht. Wir zogen zum Thor hinein, in den durch eine Mauer viereckig umgränzten Hofraum, in welchem reichlich Gras und Kräuter wuchsen. Die Pferde und Maulthiere wurden abgepackt, damit sie grasen und ruhen konnten. Mitten im Hofraum stand ein schattiger Maulbeerbaum, unter welchem ich mein Lager aufschlug. Eine noch wohl erhaltene Cisterne versorgte uns mit gutem frischem Wasser. Man pflegt stets die Stunden der größten Hitze von 11 bis 3 Uhr zu rasten, wo es Wasser und Weide für die Pferde gibt. Die Kirche stand dem Thor gegenüber in der kleinern Hälfte des umgränzten Raumes, nicht viel größer als eine kleine Kapelle; die Gesichter, besonders die Augen der an die Wände gemalten Heiligen sind stets von den Türken zerhackt, weil diese sagen: ein Bildniß zu verehren, führe zur Abgötterei. Eine Menge braunrother Thurmfalken (Falco tinnunculus) waren die einzigen Bewohner der verfallenen Mauern. Aus einer Ecke des Hofes trieben meine Jagdhunde ein wildes Kaninchen. Nachmittags 3 Uhr brachen wir wieder auf und ritten den Abhang hinunter; vor uns breitete sich die große fruchtbare attische Ebene aus, oft nicht zur Hälfte bebaut. Nach 1½ Stunden gelangten wir in ein aus einigen steinernen Häusern bestehendes Dorf Elopsi. Die Bauern, die hier alle Albaneser sind,

*) Siehe am Schluß über Glimmerschiefer.

wiesen uns mit Freundlichkeit den Weg. Nach ein Paar Stunden kamen wir nach dem links auf einem flachen Abhange liegenden, von fern recht freundlich herschauenden Markopula. Ich ließ mir hier einen mit einer kleinen Mauer umgebenen Grasplatz anweisen, und jeder breitete seine Decken aus, denn sobald die Jahreszeit so warm ist wie jetzt, schläft man in keinem Hause mehr, wo allerhand Ungeziefer haust. Die Pferdetreiber wollten gern des Nachts auf eine bessere Weide gehen, und gaben jeder Geld als Einsatz, damit sie nicht, wie sie es oft thun, mit den Pferden davon gehen. Der hiesige Wein war mir als der beste von Attika, ganz ähnlich dem Rheinwein gelobt worden, er war aber so reichlich mit Harz versetzt, daß er vor Bitterkeit kaum zu trinken war. Von hier wendet sich der Weg um einen vorliegenden Berg, und nach anderthalb Stunden waren wir in einem noch ansehnlichern Dorfe Keratia. Ich ließ sogleich den Richter (Demogeronte) kommen, dessen Stelle ein gewisser Stamati vertrat, ein gutmüthiger, ehrenfester Bauer, und verlangte einen Boten ins Gebirg, der Ziegenhirt gewesen sey, das laurische Gebirg kenne, wo Wasser, Weide &c. zu finden sey. Es fand sich ein solcher, ich übergab dem Richter die schwerere Bagage, bei der ich drei Mann zurückließ, um weniger Lebensmittel zu brauchen, und nach ein Paar Stunden setzte ich meinen Weg fort. Südlich von Keratia liegt ein haher, wohl eine Stunde Weges langer, von Westen nach Osten gezogener Kalkberg, auf dessen Höhe sich eine Höhle befindet, die einige hübsche Stalaktiten aufzuweisen hat. Wir zogen östlich um diesen Berg herum; Glimmerschiefer zeigte sich am Wege, der in einem kleinen Thale fortgeht. Nach einer Stunde engte sich das Thal mehr zusammen, und unten zeigte sich das Meer. Wir ließen das Pferd mit der Bagage voraus gehen, und bogen rechts ab einen Berg hinauf, der zu unterst aus einem schön gemengten feinkörnigen Granit besteht, dessen Feldspath zersetzt ist; über diesem liegt eine mächtige Lage dichter frischer Feldspath voll eingewachsener Schwefelkiespunkte. Der Berg selbst besteht auch aus einem undeutlichern zersetzten Granit, der mit einer Menge eisenrostiger Schnürchen, die wie kleine Ganggüge nach Norden streichen, durchzogen ist; er hatte einen sehr bergmännischen Charakter, oder wie wir sagen: es schien ein höfliches Gebirg zu seyn. Der Hirt kannte sich nicht aus, und wir suchten lange herum, bis wir an der südöstlichen Seite des Berges, welcher jetzt Therico *) St. Blaka heißt, eine Grubenöffnung fanden, wild verwachsen. Anfangs ging sie 12 Lr (Klafter) schräg hinab auf verfallenen Stufen, 1 Lr hoch und breit, dann kam plötzlich ein 4 Lr tiefes Gesenk (senkrecht). Die Arbeit ging auf einem durch 2 Klüfte (die 1 Lr von einander entfernt sind) begränzten Quarzgange nieder, er streicht h 1, 4 in N. mit einem kleinen Fall in West. Man hatte nichts damit erreicht, da die Arbeit so stehen geblieben war. Das ganze Gebirg ist an dieser Seite rhomboidal mit Quarz durchwachsen, so daß, wenn die dazwischen befindliche granitische Masse von der Luft ausgewittert ist, sich ein Gewebe ein Paar Zoll großer Rhomben zeigt. Etwa 10 Lr höher hinauf über dieser Arbeit fand ich einen schön niedergehauenen senkrecht gegen 30 Lr tiefen Schacht. Der Haldenauswurf war im Verlauf der Jahrhunderte am steilen Abhange meist weggeschwemmt worden. Etwa 20 Lr unter der ersten Arbeit, am Abhang hinunter geht eine Oeffnung unter einer Bank des Gebirgsgesteines hinein; ein herabgeworfener Stein rollte ein wenig und fiel dann tief herab mit dumpfem Schalle; ich ließ daher das Seil anschleifen und Licht anzünden. Kaum über 1 Lr ging es schief hinab, dann senkrecht ein tiefer Schacht. Es war Nacht geworden, wir stolperten den steinigen Abhang herab ins Thal und bestiegen die da wartenden Pferde. Ich hörte im Finstern, daß wir über weit verbreitete Schlacken ritten und werde später auf diesen Punkt zurückkommen, jetzt sehnte ich mich nur weiter ins Herz des attischen Reviers. Nach dreiviertel Stunden kamen wir zu einer in der Ebene liegenden Mandra, *) eine Meute beißiger Hunde verwehrte die Annäherung; der Hirt, welchen ich mitgenommen, sagte den Hirten, daß wir von dem Hauptbesitzer dieser Heerde, dem Stamati von Keratia kämen. Es wurde für uns ein besonderes Feuer angezündet, eine junge Ziege gekauft und ganz gebraten. Am andern Tage bemerkte ich nahe bei der Mandra einige flache Halden. Eine fruchtbare Ebene voll reicher Felder Bartgerste breitete sich südlich aus, ich durchschnitt sie südöstlich und kam an einen zerstörten Tempel von weißem Marmor: Alles war fast der Erde gleich, nur einzelne Stücke der Säulen und Knäufe lagen mit Sträuchern und Gras dicht umwachsen herum; ein Theil des Fußbodens aus schönen etwa 8 Zoll dicken doppelt über einander liegenden Marmorplatten war noch zu sehen.

In dieser Ebene bis an den Abhang des östlichen Kalkberges stand das alte Thorikos; an diesem Abhange sieht man noch ein Amphitheater aus rohen braunen Quaderstücken, was nicht viel Kunst verräth. Etwas höher am Berge stehen die Mauern eines nicht besonders großen viereckigen Gebäudes aus dicken Marmorquadern, es war einst wohl ein fester Thurm. Wir zogen am Abhange des Berges hinauf zu dem diesem nördlich gegenüber liegenden kleinern Berge, er heißt Welaturi; hier ist auf dem Abhange ein verfallener Schacht mit ziemlich starker Halde. Bei den früher erwähnten drei Schächten und bei diesem scheinen die Alten keine Idee von einem Stollen gehabt zu haben, so leicht und nützlich dergleichen hier und dort anzusetzen gewesen wären; und so bleibt es in der jetzigen Zeit. Auf der Halde, die, seit zwei Jahrtausenden dem Regen ausgesetzt, sehr klein geworden war, fand ich nun Stückchen Quarz mit Eisenocher durchwachsen und Glimmerschiefer, aber keine Spur von Erz, und doch kann ich behaupten, daß man hier auf Kupfer baute. Noch über diesen alten Schacht streicht ein mächtiges Lager eisenochrigen kalkspäthigen Gesteines h 8,4 und fällt in Nord. Es ist überall mit Spuren von Malachit durch-

*) Th wird wie im Englischen als ein gelindes s ausgesprochen: also Theriko.

*) Eine Verzäunung und eine Hütte nur von Gestrüpp. Hier werden des Nachts die Heerden hinein getrieben, gemolken und wird Käse gemacht. Alles roh wie in den ersten Zeiten des Hirtenlebens, keine Idee einer reinlichen, freundlichen Sennhütte. Der Käse ist meist schlecht, voll Schmutz und versalzen.

wachsen. Ich stieg wieder ins Thal hinab. Die untersten Kalkbänke sind dick, haben graue Streifung, welche gleich dem Fall sich in Nord und Nordost senken; hier hatte die alte Stadt einen Steinbruch. Zurück wieder nach dem alten zerstörten Tempel, von hier nach einem näher nach dem Hafen zu liegenden Brunnen, das Wasser ist salzig; aus einem weißen marmornen Sarkophagdeckel tränkt man das Vieh. Die flache Anhöhe am Hafen besteht aus weißem Marmor, und überall darauf liegen flache Haufen Schlacken, die Oefen standen auf dem obersten Theile. Diese Anhöhe zieht sich nördlich, hier stand einst ein großes Gebäude, wie die Grundmauern von dicken Marmorquadern beweisen, wahrscheinlich ein Kastell zum Schutz von Thoricos. Der Kalk dieser Anhöhe enthält mehrere Schlotten. Hat man diese Anhöhe passirt, so kommt man in eine sumpfige Ebene, wo ein Brunnen mit schlechtem Wasser. Hier ist die beste Rhede des Thorikos Hafens, welche die Jetzigen Porto Argastyri nennen, sie scheint zwar dem Ostwind (Levante) ausgesetzt zu seyn, soll aber durch die vorliegende Insel Macronisi hinlänglich gesichert seyn. Der Thorikos Hafen ist großartig, hat eine nördliche und eine westliche Rhede, und es gibt nicht leicht einen schönern Platz zu einer Hafenstadt, als jene fruchtbare Ebene wo das alte Thorikos stand, aber welche Veranlassung soll in diesem verödeten Landstriche dienen, diesen auch für den Handel so günstigen Platz wieder aufzubauen? der Hafen wird südlich durch eine wohl eine Viertelstunde weit vorspringende Erdzunge begränzt, auf deren Mitte ein ungeheuer großer flacher Schlackenhaufen liegt: man schmolz wohl deßhalb hier, weil die Holzzufuhr leicht war.

(Fortsetzung folgt.)

Viehzucht durch die freigelassenen Neger in französisch Guiana.*)

Zwei geschickte Administratoren haben im vergangenen Jahrhundert die beiden Hauptindustriezweige bestimmt, welche für französisch Guiana angemessen, und geeignet sind, diese große Besitzung auf die höchstmögliche Stufe des Wohlstandes zu erheben. Der eine, Herr von Lacroix, bezeichnete für den nördlichen Theil die Viehzucht, und der andere, Herr von Malouet, bewies durch die Normalzuckersiederei des Kollegiums zu Approuague, daß der Zucker, diese Basis aller Kolonialreichthümer, im südlichen Theil mit großem Gewinn für die Kolonisten angebaut werden konnte.

Diese voraussichtigen Männer entwarfen ihre Plane nicht bloß auf gutes Glück, sondern sie wurden dabei durch eine genaue Kenntniß von Guiana geleitet, und so führt nun nach einem mit mehr oder minder fruchtlosen Versuchen hingebrachten halben Jahrhundert die Gewalt der Dinge die Kolonialindustrie wieder den von jenen beiden Intendanten, die man als die Gründer dieser Kolonie betrachtet, aufgestellten Grundlagen zu.

So sieht man im Süden die Zuckersiedereien mit Dampfmaschinen vom rechten Ufer des Mahury bis zu dem des Approuague sich vermehren. Diese steigende Zunahme zeugt für die Güte des Bodens, der, wie Herr von Malouet schon erkannt hatte, dem ganz analog ist, der den Wohlstand Surinams befördert hat. Hievon überzeugt, verlegt man auch die meisten Zuckerpflanzungen von Cayenne hieher, weil der dortige Boden nur den Früchten des Landes und einigen andern zweiten Ranges zusagt.

Die Viehzucht, welche sich im nördlichen Theile bis ins Unendliche vermehren sollte, wird nur in Macouria und Kourou betrieben, und wenn sie gegen Carouabo, Canamama, Sinamary, Iracoubo und Organabo abnimmt, so erklärt sich dieß dadurch, daß es dort nur wenig Viehzüchter gibt, und daß diese weit von einander entfernt leben, oder mit andern Worten, daß es dort an Bevölkerung mangelt. Jenen Gegenden nun eine solche geben, welche die dort bereits bestehende Hornviehzucht vermehrte, sich zugleich mit der Züchtung der Pferde und Maulthiere beschäftigte, und dabei dadurch, daß sie eine Nationalgarde von freien bewaffneten Männern bildete, mit zu Aufrechthaltung der Ordnung in der Kolonie beitrüge, wäre eine Wohlthat für Guiana, ein Vortheil für den Handel des Mutterlandes und eine Stütze für die französischen Antillen. Hinsichtlich dieses letztern Punktes würde man den großen Plan des Herzogs von Choiseul für seine Kolonie Kourou im Jahre 1763 wieder ins Leben rufen, der damals nur durch die unzweckmäßige Wahl der Kolonisten scheiterte; wählte man jetzt Ansiedler aus einem analogen Klima, so läuft man keine ähnliche Gefahr. Hiezu bietet sich in diesem Augenblick die günstige Gelegenheit, und diese ist es, welche mich veranlaßt diese Bemerkungen zu veröffentlichen.

Die gegenwärtige Lage von St. Domingo ist ein großes Faktum, über welches sich eine Meinung gebildet hat, die nur durch ein anderes großes Ereigniß mit entgegengesetzten Erfolgen geändert werden kann. Man sagt: „Die freien Neger in den Kolonien werden den Boden der heißen Zone nicht anbauen, weil die unmittelbaren Lebensbedürfnisse dort wild wachsen, und Kleidung und Wohnung keine unumgänglich nöthigen Dinge sind.“ Diese Behauptung hat sich durch den Zustand der Wildheit bewährt, in den Hayti zurückgesunken ist.

Die Engländer hofften, daß Geld, Geschmack an Luxus, Religion und Unterricht den natürlichen Hang zu Faulheit und Nichtsthun bei den freigelassenen Schwarzen überwinden würden. Um diese Aenderung vorzubereiten, führten sie unter dem Namen „Lehrzeit“ ein Uebergangssystem ein, welches den Neger anhält gegen Arbeitsstunden Bequemlichkeiten des Lebens einzutauschen, wie die Civilisation sie mit sich bringt. Während des Verlaufs dieses Versuchs, und um ähnlichen Folgen, wie denen in Hayti, vorzubeugen, vermehren die Bewohner der englischen Kolonien ihr Arbeitsvieh, und suchen Auswanderer aus Madeira und von den capverdischen Inseln zu akklimatisiren, um den Abgang der Neger zu ersetzen, welche sich etwa nach vollendeter Lehrzeit der endemischen Faulheit wieder hingeben dürften. Dieß heißt die Versuchszeit weise benutzen.

Frankreich besitzt ein Gebiet von 2100 Quadratlieues, welches sich zur Viehzucht eignet, leicht anzubauen ist, und einen fischreichen mit Muschelwerk angefüllten Küstenstrich von 40 Lieues hat; ferner gibt es noch große Urwälder auszubeuten, und Frankreich sollte nichts thun, um dieses große Gebiet des südlichen Amerika zu benutzen, nichts vorbereiten, um sich für die Folgen eines Versuchs zu entschädigen, der seine Koloniallåndereien unbebaut lassen könnte? Und wenn der Erfolg

*) Bericht des Generals Bernard, Gouverneur von französisch Guiana.

die Bemühungen krönte (wie die Engländer nach dem ersten Versuchsjahre schon die Hoffnung haben, durch die Freilassung der Sklaven ihren Bodenreichthum nur zu vermehren), wäre dann nicht die Errichtung einer Kolonie von Freigelassenen in Guiana zu Erweiterung der Viehzucht auch eine Quelle unermeßlicher Reichthümer? Wenn der Anbau der sämmtlichen kleinen Antillen von Barbados bis St. Thomas noch blühte, welch ein herrlicher Absatzweg für das Hornvieh, die Pferde und die Maulthiere von französisch Guiana! Diese Thiere würden nach einer kurzen Ueberfahrt auf Dampfbooten an den Ort ihrer Bestimmung kommen, und dann mit Ballast zurückkehren, wobei es ihnen nie an Brennmaterial fehlen könnte, da sie, wenn sie zu Essequebo und selbst an den Mündungen des Orinoco anlegen, Holz kostenfrei an der ganzen Küstenlinie von spanisch, englisch und holländisch Guiana finden.

Das neue Kolonialgesetz erleichtert die Freilassungen; ihre Zahl ist schon bedeutend, und wird bis zur Zeit der allgemeinen Freilassung fortdauernd zunehmen. Bekanntlich haben die Neubefreiten die Pflanzungen, zu denen sie gehörten, verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren; welcher Erwerbszweig würde diesen nun Lebensunterhalt gewähren? Nach dem jetzigen System haben die Kolonisten ihre Arbeiter, ihre Jäger, ihre Fischer, eine das Bedürfniß zehnfach übersteigende Dienerschaft; was in Europa so viele Arme beschäftigt, würde den Freigelassenen nicht die geringste Beschäftigung gewähren, und so verfolgen sie die unheilvolle Bahn der Armuth, welche die europäische Gesellschaft in Unruhe versetzt. Dieser allenthalben gefährliche Geist würde es, während des Versuchs, den man, England nachahmend, macht, in den Kolonien in noch höherem Grade seyn.

Nach diesen triftigen Gründen scheint das Interesse der großen französischen Kolonien, Cayenne, Bourbon, Martinique, Guadeloupe, die Aufmerksamkeit auf diesen Theil von Guiana zu weisen, der so geeignet ist, eine bedeutende Anzahl freier Menschen aufzunehmen. Ohne ihren Sitten und Gewohnheiten zu entsagen, könnten sie dort gemächlich leben, ohne sich mit dem Landbau zu beschäftigen; acht Zehntheile der Bevölkerung von Porto-Rico leben glücklich auf diese Weise.

Es handelt sich hier weder von gezwungener Auswanderung, noch von Kapitalien oder großen Niederlassungskosten; das Gouvernement von Cayenne hat den Bezirk von Kourou organisirt, weil seine Bevölkerung zu sehr anwuchs: ein Beweis, daß das Land gut ist. Ein Friedensrichter und ein Bezirkskommandant mit seinen beiden schwarzen Gendarmen sind mit Aufrechthaltung der Ordnung beauftragt; eine Milizkompagnie vervollständigt diese Organisation. Bis zu Einsetzung eines eigenen Geistlichen schickt die Mission von Zeit zu Zeit einen nach Kourou. Was ist nun noch zu thun, um diesem Bezirk eine größere Ausdehnung bis nach Organabo zu geben? Kleine Konzessionen auf die Verlängerung der Sandbank anzubieten, deren Boden, mit dem reinen Meerschlamm gemischt, von großer Fruchtbarkeit ist; die Benutzung der großen Savanne zu bewilligen und Belohnungen für ausgezeichnete Viehzüchter auszusetzen. Um jedoch bei dieser neuen Schöpfung nichts zu vernachlässigen, und die Kolonie der Gefahr auszusetzen, lasterhafte Menschen unter sich aufzunehmen, müßten dieselben in Cayenne für die Zulassung Fremder bestehenden Verordnungen auch in Kourou in Kraft treten. Keine Familie, kein einzelnes Individuum dürfte ohne ein Certifikat über gute Aufführung und Nachweis hinlänglicher Mittel oder Kredits*) zum Ankauf eines Stammes von Groß- und Kleinvieh aufgenommen werden.

Der an die Freigelassenen von Cayenne, den Antillen und Bourbon erlassene Aufruf dürfte nicht ausschließlich nur auf diese beschränkt seyn; die neue Kolonie müßte auch die Hirten vom Senegal, die Auswanderer von den Canarien, den balearischen und capverdischen Inseln aufnehmen, die so viele arbeitsame Leute nach Havannah, Porto-Rico und Terra firma geschickt haben. Dann wird man die Zahl der Viehzüchter an dieser Küste von 40 Lieues und an den Ufern von fünf schiffbaren Flüssen vermehren, welche die Savannen durchschneiden. Hat nun die Zahl der Heerden sich so weit vermehrt, daß sie die Konsumtion von Guiana und den Antillen übersteigt, so wird der Handel mit Häuten, Talg, eingesalzenem Fleisch und Knochenkohle beginnen. Die Industrie läßt keinen Zweig des reichen Erwerbs, der sich hier bietet, unbenutzt; der Schildkrötenfang, das Trocknen der Fische an der Sonne, wie es auf Terra firma geschieht, die Schweine, die fast kostenfrei gemästet werden können, die Schafe und das Geflügel, das Bau- und Tischlerholz, und das Ricinus-Oel würden sämmtlich beitragen, den Wohlstand der Kolonisten zu erhöhen.

Literarische Notizen.

Eine Gesellschaft von Bücherfreunden hat sich zu Mons im Hennegauischen gebildet, um ungedruckte literarische und historische Dokumente herauszugeben, und sehr selten gewordene Abhandlungen wieder drucken zu lassen. Was auf Mons oder Hennegau überhaupt Bezug hat, erhält den Vorzug. (Zu bemerken ist hiebei, daß sich in Mons schon seit mehreren Jahren eine Gesellschaft gebildet hat, die den Dialekt dieser Stadt, der zu den interessanten wallonischen Dialekten gehört, ganz rein in ihren Versammlungen zu sprechen sich bemüht. Vielleicht ist die obenerwähnte Gesellschaft aus dieser hervorgegangen.)

Herr Serrure, Archivist von Ostflandern, hat aus dem Flämischen ein Theaterstück: „Das Spiel Esore's, des Königssohns von Sicilien," ins Französische übersetzt. Es soll dieß das älteste flämische Drama ernster Art und vor 1350 geschrieben seyn.

Casimir Delavigne hat die Schicksalstragödie: „Der 23ste Februar," frei ins Französische übertragen, und das Stück soll auf dem alten Heiligthum des altfranzösischen Cothurns, dem Théâtre français, aufgeführt werden.

Vermischte Nachrichten.

Die Einfuhr von Kaffee und Zucker in Europa während des Jahres 1835 betrug an Kaffee 217,600,000 Pfd., an Zucker 915,500,000 Pfd. Davon gingen nach England 28,000,000 Pfd. Kaffee, 440,000,000 Pfd. Zucker. Nach den Nordseehäfen, d. h. nach Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, Bremen und Hamburg, 186,900,000 Pf. Kaffee, 238,500,000 Pfd. Zucker. Deutschland und die Niederlande erhielten also 6/7 des Kaffees und 1/4 des Zuckers, die Einfuhr in Triest nicht gerechnet, wo 19,900,000 Pfd. Kaffee und 56,800,000 Pfd. Zucker eingeführt wurden.

Von dem in England herrschenden Reichthum kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die bei den englischen Assekuranzkompagnien im Jahre 1834 gegen Feuerschaden gemachten Versicherungen sich auf 578,500,000 Pfd. St. beliefen, und daß, der Schätzung zufolge, das nicht versicherte Eigenthum dieselbe Summe werth war.

*) Dieser Kredit könnte ihnen durch Menschenfreunde eröffnet werden, die wohl wissen, daß Freiheit ohne alle Mittel ein trauriges Geschenk für die Freigelassenen seyn würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1836.

Die Nachtherbergen und Spielhäuser London's.

Die schmutzigen Nachtherbergen der niedrigsten Klassen, und die Spielhäuser Londons, diese Fallen, in denen schöne Weiber und Mädchen die Lockspeise bilden, und in denen Croupiers in allerlei Gestalten auf der Lauer stehen; wo um Mitternacht, wenn die Theater bereits geschlossen sind, das Spiel beginnt, und oft tragischer endet als dort, werden uns in zwei kleinen, in London so eben erschienenen Broschüren *) treffend geschildert. Die erstere der beiden gibt Scenen aus den Nachtherbergen und dem niedrigsten Bereich der Spielhäuser.

„Die gewöhnliche Herberge (lodging house), heißt es, bietet allen Klassen, von welchem Aussehen oder Charakter sie auch immer seyn mögen, Unterkunft, sofern sie nur die erforderliche Zahlung zu leisten vermögen. In jedem bedeutenden Dorfe des Königreichs befindet sich ein solches Haus, „Bettelherberge“ genannt, und in jeder Stadt sieht man deren, je nach ihrer Größe und Bevölkerung, mehr oder weniger. In London gibt es Hunderte und Tausende von Herbergen dieser Art, von dem armen Miethsmann eines Zimmers oder Kellers mit zwei oder drei zusammengelegenen Betten an, bis zu dem wohlhabenden Wirthe mit zehn und zwanzig Häusern und zwei- bis dreihundert Betten. Hier finden die obdachlosen Wanderer zu einem Penny, drei Halbpence, zwei, drei, vier und sechs Pence für die Nacht Unterkunft auf Betten von Eisen, Holz und Stroh, oder auch wohl ein noch luftigeres Nachtlager in einer Hängematte. Einige, und diese bezahlen freilich nur einen Penny, haben kein anderes Bett als den nackten Boden.

„Das Unterhalten einer solchen Herberge ist ein sehr einträgliches Geschäft, weil es nur ein kleines Kapital erfordert; selbst das älteste Haus, durch welches Wind und Regen schlägt, in einer abgelegenen Gasse, ist gut genug dazu, denn je elender die Nachbarschaft, um so besser, und alte Bettstellen, schlechte Betten, elende Leintücher, ein Tisch oder so etwas dergleichen für die Küche, und einige hölzerne Bänke ohne Lehnen, ist Alles, was man zur Einrichtung bedarf. Das vordere Zimmer, gewöhnlich das Besuchzimmer (parlour) genannt, ist meist zu einem Laden eingerichtet, wo folgende Lebensmittel verkauft werden: Speck, Butter, Käse, Brod, Thee, Kaffee, Zucker, Tabak, Erdäpfel, geräucherte und eingesalzene Häringe, geschmuggelte Branntweine und Tischbier: in jenen Herbergen, wo diese Gegenstände nicht zu haben sind, findet man sie in der Nachbarschaft. Einige Herbergsväter verbinden mit diesem Hökergewerbe auch noch das eines Kochs, und tischen ihren Gästen gebratenes und gesottenes Rind-, Schweine- und Schöpsenfleisch, Gemüse u. s. w. auf. Alles dieß ist, wie man leicht denken kann, nicht von der besten Beschaffenheit, und wird den Gästen mit bedeutendem Gewinn und in den kleinsten Portionen, wie z. B. für einen Halbpenny Butter, Speck u. s. w. verkauft, und für die kleine Summe von einem Penny kann der arme Epicuräer sich mit einem Mund voll Rindfleisch u. s. w. erquicken. In diesen Herbergen wird nur wenig auf Borg gegeben, und zwar nur an gute Bekannte; jene, welche dieses Vortheils entbehren, müssen oft das Halstuch abnehmen, oder den Rock und auch wohl gar das Hemde ausziehen, und es dem Wirth als Pfand geben, bevor sie Nachtlager oder einen Bissen Essen bekommen.“

Und dennoch sind solche elende Herbergen zuweilen zugleich auch Spielhäuser, wie sich aus einer der Schilderungen ergibt.

„Die Karten,“ sagt der Verfasser, „befanden sich in beständiger Bewegung; zwei, drei und auch mehrere der Anwesenden waren den ganzen Abend mit Spielen beschäftigt. Nach und nach wuchs die Spielgesellschaft bis auf 16 oder 18 Personen an, lauter Menschen, von denen sich keiner eines Hemdes rühmen konnte, den Wirth ausgenommen, der jetzt als Oberceremonienmeister den Vorsitz führte, und als solcher mit aller Hochachtung behandelt wurde. Zwei und vier Penny waren die Summe, welche jeder auf einmal einsetzte, und es war wunderbar zu sehen, wie schnell das Geld aus einer Tasche in die andere wanderte. „Gott verdamm's,“ sagte ein Zunderhändler, „achtzehn Pence sind zum Teufel; ich habe zwei Schilling mitgebracht, und es bleibt mir nicht mehr genug für mein Sonntagsessen.“ Mit diesen im bestgelauntesten Tone gesprochenen Worten legte er den nächsten Satz hin. Die ganze Gesellschaft war überhaupt

*) 1) The Dens of London exposed. 2) Le Chaperon Noir; or, the Sham Clubs of St. James, and Acts of the Greeks. By a Turk.

sehr gut aufgelegt, und verlor und gewann mit dem größten Gleichmuth. Wir sahen mehr als Einen, der, nachdem er den letzten Penny verloren, seine Pfeife ausklopfte, und vor sich hin brummend fortging."

Wir kommen jetzt zu der zweiten Broschüre, der die beiden andern versprochenen Nummern leider noch nicht gefolgt sind. Es gibt, wie der Verfasser sagt, Clubs von sehr verderblicher und unheilvoller Art, nämlich gemeine Spielhäuser, welche von ihren Inhabern Clubs genannt, und mit mancherlei hochklingenden Namen belegt werden, um ihre eigentliche Bedeutung zu bemänteln, und ihnen ein unbescholtenes Ansehen zu leihen. Mit diesen Teug-Clubs (Sham Clubs) hat es die vorliegende Broschüre vorzugsweise zu thun.

„Crockford's Club, heißt es, steht unstreitig an der Spitze der Liste der Sham Clubs von St. James. Die Mitglieder dieser höllischen Verbrüderung machen die ganze Farce der bei geschlossenen Gesellschaften herrschenden Gebräuche durch, d. h. sie lassen sich vorschlagen, ballotiren über die Aufnahme u. s. w. Crockfords-Club ist nichts mehr und nichts weniger als eine geschlossene Spielgesellschaft, deren es in London gegen 53 gibt, jene Häuser ungerechnet, welche nur zeitweis geöffnet, und dann wieder geschlossen werden, was, verschiedener Ursachen halber, oft auch mit den übrigen geschieht.

„Es ist erwiesene Thatsache, daß an den Spieltischen dieser Häuser bedeutende Summen gewonnen wurden, allein es bleibt dennoch den Pächtern derselben ein ungeheurer Gewinn. Immer zu gewinnen ist, sehr seltene Beispiele ausgenommen, einem Pointeur in englischen Spielhäusern platterdings unmöglich, denn es laufen so feine und scharfsinnige, aller Entdeckung spottende Betrügereien, Dogs genannt, mitunter, daß dem Pointeur keine Aussicht auf Erfolg bleibt. Dieß ist besonders in jenen Häusern der Fall, welche sehr bezeichnend „geschlossene" oder Schlachthäuser genannt werden, und wo man darauf ausgeht, Unerfahrene auf das schamloseste zu plündern. Die Anzahl der Gauner, welche bei Anstalten dieser Art beschäftigt sind, ist je nach Größe und Pracht derselben verschieden, besteht aber gewöhnlich aus zwei oder mehr Eigenthümern oder Bankhaltern, welche die Bank auflegen und denen der Gewinn gehört; vier bis sechs Croupiers, welche bei den verschiedenen Spielen die Aufsicht führen; sechs oder mehr weiblichen Lockvögeln, die als Zierden an den Tischen sitzen, Antheil an den Pointeurs zu nehmen scheinen, eigentlich aber die Gaunerkniffe der Croupiers zu verdecken suchen; zwei gewandten Männern als Aufwärtern, und endlich aus zwei banditenmäßigen Eisenfressern als Thürhütern. Alle diese Leute sind jeder vollkommen seines Faches Meister, da jeder besonders für seinen Platz ausgewählt wird, und sich durch lange Uebung immer mehr vervollkommnet.

„Die Eigenthümer oder Bankhalter der Sham Clubs, so wie Alle, welche vom Spiel oder Wetten leben, werden in der technischen Sprache der Gauner Geiechen oder Legs genannt. Viele dieser Geiechen haben so gute Geschäfte gemacht, daß sie Antheile bei mehreren Sham Clubs besitzen, und prächtige Pferde und Equipagen halten können, während viele der von ihnen Ausgeplünderten im Elend verschmachten.

Ueber die alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Fortsetzung.)

Der Weg nach Cap Colonna, dem sonstigen Cap Sunium, zieht sich nun rechts in ein weit geöffnetes flaches Thal, es zeigen sich Grundmauern großer Gebäude, und ich fand unfern dem schmalen Fußwege eine große Cisterne, und konnte in ihr sehen, daß die flache Sohle des Thales aus Konglomerat von Kalkgeröllen besteht. Bald zeigen sich zu beiden Seiten des Weges flache Erhöhungen, die ich für Berghalden erkannte. Manches ist hier freilich nur mit bergmännischen Augen herauszufinden, so wie der Alterthumsforscher aus seit Jahrtausenden fast erloschenen Zügen noch den Sinn ermittelt, der dann lesbar wird. Ich ließ sogleich Halt machen, und durchsuchte Alles sorgfältig; die Halden waren etwa 2 Lr hoch, oft niedriger, mit Kräutern überwachsen; Alles wurde damals gehauen, also gab es nur kleine Brocken, und nicht wie jetzt, wo meist mit Pulver gesprengt wird, große Stücke, die der Verwitterung und dem Abspülen des Regens länger widerstehen. Nach langem Suchen erst glückte es, ein wenig Bleiglanz mit Quarz zu finden, Stückchen Malachit und Brauneisenstein, auch einige Scherben schöner schwarzer Trinkgeschirre. Die Oeffnungen der Schächte waren verfallen, so daß kaum eine flache Vertiefung zu sehen war, wo er niedergegangen, die Schächte waren dicht einer neben dem andern, so daß der Haldensturz des einen meist den des andern berührte, sie waren ohne Regel unter einander, konnten nicht über 6 bis 10 Lr gewesen seyn, und zogen sich zu beiden Seiten des Thales hinab; es lassen sich, wo sie am dichtesten standen, fünf Hauptgruppen unterscheiden. Unter dem das Thal ausfüllenden Kalkkonglomerat fand man Glimmerschiefer und die erzführende Lage, in welcher Bleiglanz mit Quarz, Bleiglanz mit Kalkspath, der wie Spatheisenstein aussieht, und thonige Lagen mit Malachit und Kupferlasur vorkamen; auch Brauneisenstein mußte sich in der Nähe der Erzlage finden, vielleicht war auch hier das Vorkommen des Bleiglanzes durch die Nähe von Eisenstein bedingt, wovon später noch die Rede seyn wird. Mehr läßt sich nicht schließen, und die Mächtigkeit der erzführenden Lage nur dann erfahren, wenn man einen der alten Baue aufgenommen haben wird, wozu ich jetzt natürlich nicht die Mittel und die Zeit hatte. Der Kalkstein und der darunter liegende Glimmerschiefer fallen nördlich von Thoricos, in Norden und so fort bis Athen, hier aber meistens 7° in Ost, dann sind Baue da; stürzt sich der Glimmerschiefer aber stark, oder steht er auf dem Kopfe, so fehlt die Erzlage. Das Glimmerschiefergebirg selbst führt wie gewöhnlich eine Menge sich bald auskeilender Quarzlagen, die oft mit Eisenocher durchzogen sind, scheint aber nicht erzführend zu seyn, sondern nur an der Gränze mit dem darüber liegenden Kalk oder den Eiseneinlagerungen, und doch kenne ich Punkte, wo die Alten im Glimmerschiefer gegen 20 Lr niedergingen um Erze zu suchen. Doch ich kehre auf die Halden des mittlern Kypeinos-Thales zurück. Wenn sich die Baue der Alten unter den nörd-

sich aufliegenden Kalk erstreckten, so mußten sie, da sich hinter demselben ein kleines Seitenthal westlich hinauf zog, hier wieder Schächte haben, ich untersuchte daher dieses und fand in demselben längs aufwärts vier Schächte, wovon drei offen waren und einige 20 Lr tief, der oberste über 30 Lr tief; um die Schächte herum fand sich nur sehr wenig Haldensturz, meist nur weißer krystallkörniger Kalk, beim obersten aber auch Glimmerschiefer; sonst fand ich in diesem Seitenthale keine weitere Spur von Bergbau. In die Schächte konnte ich mich ohne Haspel und stärkere Seile nicht herablassen, wandte daher wieder um und besuchte die nördliche Anhöhe, auf welcher rothbraune Felsen wie Ruinen in die Höhe standen. Es ist dieß ein mehrere Klafter mächtiges eisenschüssiges, kalkspäthiges Lager, oft talkig, an vielen Stellen mit Anflug von Malachit durchwachsen, es streicht h 6, und fällt circa 47° in Süd. An der Nordseite, also im Liegenden, fand ich ein Paar kleine verfallene Schächte, es konnte von dieser Seite leicht mit einem Versuchsstollen aufgeschlossen werden, die Alten suchten hier wohl Kupfer, fanden jedoch nichts, sonst wären die Arbeiten nicht so klein, auch scheint es, daß man nicht mehr finden wird als etwas Anflug von Malachit. Also wieder zurück ins Hauptthal, welches wie gesagt, Kyprinos heißt. Höher im Thal hinauf, wo es sich zu schließen beginnt, sind die Halden kahler, höher, und obgleich sie dünn mit Kiefern bewachsen sind, leichter erkennbar. So sehr die Leute wegen Mangel an Wasser und Sonnenhitze gern weiter wollten, mußte doch hier Mittag gemacht werden, denn ein Albaneser, ein alter Bienenvater, kam, machte Bekanntschaft und erzählte, er wisse am gegenüber liegenden Abhange zwei Höhlen: ich folgte ihm. Die erste war eine alte bergmännische Arbeit. Vorn war 3/4 Lr tief im Gestein nieder gearbeitet, 1 Lr im Quadrat, in einer Ecke war eine Vorragung zum Niedersteigen, dann ging es Ein Lachter vorwärts, wieder 3/4 Lr nieder, und darüber war eine Bank des Gebirges stehen gelassen, so daß man darunter bedeckt stand, dann gingen Stufen etwa 1 Lr weit herab, dann ein 4 Lr tiefes Gesenk senkrecht nieder (wie ich früher im Therikogebirg beschrieben habe). Zu oberst war eine etwa 1 Lr dicke Lage Kalkbreccie, gleich darunter lag eine einige Zoll mächtige etwas eisenschüssige Lage thonigen Schiefers, aber ohne Spur von Erz, darunter Glimmerschiefer wenig Grad in Ost fallend, dieser setzt bis ins tiefste fort, wo einige Lagen eisenochriger Quarz übersetzten: man suchte dennoch die erzführende Lage tiefer und die Arbeit blieb liegen. Im Kyprinosthale mußte die erzführende Lage nahe unter dem Kalkkonglomerat liegen. Warum man die Bank darüber stehen ließ, weiß ich nicht anzugeben, vielleicht wegen der Sonne, obschon dadurch die Luftcirkulation gehindert wurde; eben so wenig ist anzugeben, warum die Alten erst auf Stufen ein Stück weit mit dem Bau flach hinabgingen, und dann auf Einmal senkrecht nieder, denn sollten die Stufen zum Heraustragen dienen, so hatte man sie ja bis auf den Abbau selbst niedergearbeitet. Die Stufen waren in dem bröcklichen Glimmerschiefergebirg eingehauen, sehr verfallen und flach geworden. Weiter nördlich führte er mich zu einer Vertiefung, entstanden durch den Einsturz der Decke einer Höhle im Kalkgebirg, in welcher vor Wind geschützt eine Menge dick mit Lehm überstrichener Bienenkörbe standen. Ich kroch auf einer Seite in die Höhlung, und sah, daß es nur eine Kalkschlotte war, deren Decke an manchen Stellen mit moosförmigem Kalksinter überzogen war. Unweit des kaum erst beschriebenen Schachtes ist etwas tiefer am Gebirgsabhange eine von großen Quadern erbaute, etwas ovale Cisterne; die Wände waren theilweise noch mit glattem Mörtel bekleidet. Der größere Durchmesser derselben ist 5 Lr, und der kleinere 4 1/2 Lr, tief war sie jetzt nur noch 2 Lr. Ein Lr daneben ist eine zweite kleinere angebaut, ganz rund, 2 Lr im Durchmesser. Diente vielleicht die kleinere den Aufsehern und Grubenvorstehern, damit sie nicht mit den Sklaven zugleich Wasser aus der größern zu trinken brauchten, die überdieß von den Sklaven nicht immer am saubersten gehalten werden mochte?

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara, aus dem Tagebuch Gholam Heider Khans, und mit Bemerkungen versehen vom Major Hearsey. *)

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

Nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen ging Herr Moorcroft nach Guru ke Dschandiala zurück. An diesem Ort langte ein Bote an, der ihm die Nachricht brachte, daß er nicht weiter reisen solle, da der Radscha sich sehr unwohl befinde, und ein Häupling, Namens Surda Sing, sey abgeschickt, um Herrn Moorcroft nach Lahor zurückzurufen. Er ließ deßhalb sein sämmtliches Gepäck von Werth unter Obhut von Mir Izzet Ullahs Bruder nach Huschiarpur vorausgehen, und kehrte ohne Verzug nach Schahlimar zurück. Ein Bruder von Hakim Azizeddin empfing Herrn Moorcroft. Mir Izzet Ullah war mit ihm, und führte beide in das Haus des Thronerben (Kharrack Sing) in der Stadt. Am vierten Tage nach ihrer Ankunft wurden sie zum Radscha Randschit Sing geführt, der sich im Aam Khas befand. Herr Moorcroft fühlte den Puls des Radschas und rieth ihm eine Dosis Brechweinstein zu nehmen, was er aber ausschlug. Herr Moorcroft entgegnete, wenn der Radscha hinsichtlich der Medizin Bedenken trage, so wolle er selbst zuvor einen Theil einnehmen; allein Randschit Sing weigerte sich entschieden und verlangte stärkende Mittel. Die Hakims und Hindu-Baids waren sehr geschäftig Dekokte und andere Dinge zu bereiten. Herr Moorcroft wurde noch acht Tage aufgehalten, nach deren Verlauf der Radscha sich besser befand, und ihm nun erlaubte seine Reise fortzusetzen, wozu er ihm zwei Elephanten zum Reiten und eine Bedeckung mitgab.

Da Herrn Moorcroft sehr daran gelegen war, sobald als möglich zu seinem Gefährten und seinem Gepäck zu kommen, so reiste er Tag und Nacht, und machte aus den zwei Tagereisen nach Amritsir (25 Koß) nur eine. Von da ging es nach Bhyrowal, 10 Koß; Kurtarpur 16 Koß; Huschiarpur 18 Koß, und dann nach Amb Halti 14 Koß. Hier traf er mit Mir Izzet Ullahs Bruder zusammen, der mit seinem Gepäck

---

*) Die Bemerkungen folgen am Schluß des Artikels.

aus dem Fort von Radschpur kam. Er schickte nun die beiden durch diese langen Märsche sehr ermüdeten Elephanten wieder zurück. Da die Regenzeit noch nicht eingetreten war, so lagerten die Reisenden im Haut, oder kleinen Bazar, auf Radscha Suntschar Tschands Gebiet. Hier gelang es einigen Dieben, die ihnen von Amritsir aus gefolgt waren, wo Herr Moorcroft 2000 Rupien entlehnt hatte, den Korb, oder Khurdschi, abzuschneiden, und 1400 Rupien, nebst einigen Kleidern Mir Izzet Ullahs und Gholam Heider Khans, zu entwenden; Herrn Moorcrofts europäische Kleider aber ließen sie unberührt. In diesem Bazar blieben die Reisenden einen Tag lang liegen. Am folgenden Tage schlugen sie ihr Nachtlager in Radscha Suntschar Tschands a) Bungalow auf. Der Radscha schickte Herrn Moorcroft 500 Soldaten und seinen Bruder Fatih Tschand entgegen. Nach zwei Märschen, von zwölf Koß jeden, erreichten die Reisenden Sudschanpur; auf dem Wege dahin mußten sie in Booten über den Fluß Rawi setzen; ehe dieß aber geschah, stieß Herr Gootburn zu ihnen, der ein Bataillon Sipahis in des Radschas Diensten befehligte, welche ganz wie die englischen gekleidet waren. Herr Gootburn begleitete Herrn Moorcroft bis nach Sudschanpur und ließ seine Leute unter Trommelschlag voran marschiren. Herr Moorcroft hielt seinen Einzug durch zwei zu beiden Seiten zu seinem Empfang aufgestellte Bataillone. Nach der Bewillkommnung führte der Radscha Herrn Moorcroft in das für diesen bestimmte große Zelt, welches für ihn in einem Garten, Bydschnath genannt, aufgeschlagen worden war. Das Dorf lag gegen Nordost. Der Palast des Radschas stand in einem Wäldchen, ungefähr eine halbe Meile von dem Lager der Reisenden. An diesem Ort war der Fluß Rawi schon zu einem großen, etwa 500 Schritte breiten Strom angewachsen, und obschon verhältnißmäßig seicht, doch da, wo die Reisenden ihn überschritten, zehn oder zwölf Fuß tief. Das Wasser war von sehr weißer Farbe, und wegen der Nähe des Schnees ziemlich kalt. Sudschanpur ist nur ein Dorf; die große am jenseitigen Ufer gelegene Stadt hieß Tira, war aber von den Gorkiahs zerstört und das Fort von Randschit Sing geschleift worden. Alles lag in Trümmern. Um Sudschanpur befinden sich mehrere Wäldchen von Mangobäumen. Nachdem Herr Moorcroft von seinem Zelt Besitz genommen hatte, schickte ihm der Radscha ein Ziafet von 200 Rupien und acht Gefäße mit Süßigkeiten; auch Herr Goolburn übersandte 100 Rupien und acht junge Ziegen. Mir Izzet Ullah und Gholam Heider Khan erhielten ebenfalls Geschenke vom Radscha. Da sich die Regenzeit sehr ungestüm einstellte, so schwollen die Flüsse und Gebirgswasser so stark an, daß Herr Moorcroft genöthigt war, zwei Monate lang liegen zu bleiben. Der Bruder des Radscha, Fatih Tschand, wurde von der Cholera befallen und schon als verloren betrachtet, aber dennoch von Herrn Moorcroft geheilt. Nach 14 Tagen war er vollkommen hergestellt, und kam, um sich zu bedanken; er vertauschte bei dieser Gelegenheit seinen Turban mit Herrn Moorcrofts Hut (die größte Ehre, welche er diesem erweisen konnte), und nannte ihn Bruder.

Im August verließen die Reisenden Sudschanpur. Bei der Abreise empfing Herr Moorcroft von dem Radscha ein Khelat, oder Ehrenkleid, und Herr Jackson, ein anderer Europäer in des Radschas Diensten, erhielt den Auftrag, ihn mit einer Kompagnie Sipahis zu begleiten. Es regnete noch immer, und der erste Marsch (6 Koß) ging nach einem Ort, des Radschas Garten genannt, wo ein Dorf war. Herr Moorcroft schlug seine Wohnung in einem kleinen Bungalow am Ufer des Bianse auf. Von hier aus verließ er das flache Land, und kam in das Gebirge, wo die Straße bald bergauf, bald bergab führte. Der Weg neigte sich von Norden nach Osten. Ueber den Fluß Patsa setzten die Reisenden auf einem von aufgeblasenen Ochsenhäuten zusammengesetzten Floß, Derraye genannt, und kamen dann in ein großes Dorf, Namens Bydschnath, wo sie einen guten Bazar und viel Anbau des feinen Bansmatti-Reißes fanden. Herr Moorcroft mußte sich hier des heftigen Regens wegen zwei Tage aufhalten. Herr Jackson beurlaubte sich an der Stelle, wo das Gebiet des Radschas Mundi beginnt. Von Bydschnath aus kamen die Reisenden über zwei kleine Flüsse, von denen der eine durchwatbar war, der andere aber auf einem Sangah, oder hölzernen Brücke, überschritten wurde; die Pferde gingen etwas weiter unterhalb durch den Fluß. Man machte in einem im Dschongel gelegenen Ort, Namens Gamnah, Halt, wo sich eine Grube befindet, aus der man ein schwärzliches Salz gewinnt, dessen sich alle Bewohner der benachbarten Gebirge bedienen. Es ist frei von allem Geruch und von gutem Geschmack, aber voller Sand. Zuweilen stößt man auf eine Ader weißen Salzes, dem in Indien gewöhnlichen Steinsalz ähnlich und Lahor-Salz genannt. Der eben genannte Ort ist ungefähr acht Koß von Bydschnath entfernt. Herr Moorcroft nahm für die Nacht in einem großen Hause, dem einzigen hier befindlichen, Quartier, ging am nächsten Tage nach dem zehn Koß entfernten Gudscharwalla, und von da nach Miah ke Kotl, zehn oder zwölf Koß. Am nächsten Tage gingen die Reisenden nach dem Dorfe Kuman, zwölf Koß; auf der Hälfte dieses Wegs mußten sie auf einer hölzernen Brücke über den Bianse. Die Bevölkerung des zuletzt genannten Dorfes bestand größtentheils aus Hindus. Am folgenden Morgen hatten die Reisenden einen sehr schwierigen Paß zu ersteigen, Kuman ke Ghatti genannt, von dem sie zu dem ungefähr 14 Koß von Kuman entfernten Badschora hinabstiegen. Der Weg zu diesem Paß, abwärts sowohl als aufwärts, führte durch Waldungen von großen Tannen. Zu Badschora befindet sich ein festes steinernes Gebäude, an dessen rechter Seite der Strom fließt. Von hier aus ging es nach Sultanpur, 5 Koß. Dieß ist die Hauptstadt von Kulu, wo der Radscha von Kulu residirt; sie liegt auf einem offenen Raum auf einem kleinen Hügel. An diesem Ort traf Herr Moorcroft Herrn Trebeck mit seinen Begleitern, der mit dem gesammten Gepäck vorausgegangen war, und seit sechs Tagen schon auf ihnen gewartet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Während des Jahres 1835 hat es in Paris 3144 mal gebrannt; 1337 mal in Kaminen, 207 mal ziemlich stark in Zimmern, und nur 1600 Brände waren von größerer Bedeutung. Die Mehrzahl der Unfälle fällt wie natürlich auf Rechnung der Nachläßigkeit und Unvorsichtigkeit, nur vier waren die Folge von Bosheit: 107 dieser Brände haben einen Schaden angerichtet, den man auf 2,519,500 Fr. schätzte.

Ein Ingenieur zu Padua, Herr Japelli, hat kürzlich der französischen Academie einen neuen von ihm erfundenen Apparat zur Austrocknung von Sümpfen übersandt: mit dieser sinnreichen Maschine, einfacher und stärker als alle bisher angewandten, hat man in sehr ausgedehnten Sümpfen bereits eine völlig gelungene Probe gemacht.

In Monte-Video, in Südamerika, hat die Regierung ein Dekret erlassen, kraft dessen ein Cirkus errichtet und Stiergefechte gehalten werden sollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1836.

Ein Blick auf Irkutsk.

(Aus einem Schreiben in der nordischen Biene.)

Die prächtige Angara, die ihre raschen Wellen zwischen hohen Steilfelsen und schönen Thälern dahin wälzt, und der kleinere Irkut bespülen die Stadt Irkutsk von zwei Seiten; auf der Ostseite strömt in geschlängeltem Laufe die schöne Ida oder Uschakowka. Auf der Ebene zwischen diesen Flüssen, und getrennt von dem südlich gelegenen sogenannten Gottesackerberge breitet sich die Stadt in einem Umfang von wenigstens zwei Quadratwersten aus. Am Ufer der Angara erhebt sich die alterthümliche Kathedralkirche mit dem dazu gehörigen Seminar und der Wohnung des Archierei. Nicht weit davon in der Nähe der Kirche des Erlösers, welche ihrem Bau nach für die älteste der Stadt gehalten wird, erstreckt sich längs dem Ufer das Boulevard, in dessen Mitte ein Garten in englischem Geschmack angelegt ist, der von krummen Alleen durchschnitten, den Einwohnern zum angenehmen Spaziergang dient. Dem Garten gegenüber ist der Marktplatz, wo die Kaufhöfe sind, in deren geöffneten Läden eine solche Mannichfaltigkeit von Waaren sich findet, daß der zierliche Stutzer, wie der einfache Landmann und der rohe Buräte sich befriedigt finden. Die Thätigkeit der Handelsleute macht sich namentlich im Anfang Decembers bemerklich, da in diesen Monat der Jahrmarkt fällt, auf den aus dem benachbarten Gouvernement Jenisei die Kaufleute mit dessen Erzeugnissen zusammenströmen, und Geschäftigkeit und Bewegung allenthalben sichtbar sind. Dieser Mittelpunkt des Handels empfängt die langen Fuhrwerke aus Kiachta, und sendet sie wieder dahin, beladen mit russischen Waaren.

Die Straßen sind mit wenigen Ausnahmen unregelmäßig, die Häuser größtentheils von Holz, und viele davon neu erbaut; unter ihnen erheben sich hie und da steinerne Häuser, in denen die Behörden ihren Sitz haben, oder die von reichen Kaufleuten bewohnt sind. Griechisch-russische Kirchen zählt man 16 in der Stadt, so wie zwei Klöster, ein Mannskloster, fünf Werste von der Stadt, und ein Frauenkloster; außerdem finden sich zwei Kirchen, eine für Lutheraner, die andere für Katholiken. Von Lehranstalten findet sich ein Gymnasium und ein Unterrichtsgebäude für die Söhne der Beamten. Die Stadt ist sehr reinlich, und allenthalben bemerkt man die Kennzeichen der Behaglichkeit und des Wohlstands.

Die Einwohnerzahl beträgt etwa 20,000, und ihre hervorstechenden Charakterzüge sind Fröhlichkeit und Gastfreundschaft; bei manchen Kaufleuten findet sich Bildung und Verfeinerung der Sitten; in ihren freien Stunden beschäftigen sie sich mit den bessern Erzeugnissen der russischen Literatur, und bei mehreren trifft man Bibliotheken der neuesten russischen und fremden Schriften. Ueberhaupt gibt sich in der hiesigen Gesellschaft eine ungewöhnliche Artigkeit und Geschliffenheit zu erkennen. Auch an nützlichen Anstalten fehlt es nicht, die Kaufleute haben sich vereinigt und Fabriken angelegt, die von Jahr zu Jahr in bessern Zustand kommen. Mit Einem Wort, diese Stadt zeichnet sich aus durch mannichfache Industrie-Erzeugnisse, durch reichen Handel, Gewerbe, und durch die in neuerer Zeit geschehene Gründung mehrerer Fabriken.

Die Vergnügungen haben hier zu jeder Zeit einen eigenthümlichen Charakter. Kaum beginnt der Frühling die Natur zu beleben, so sammelt sich die Einwohnerschaft an den Festtagen in Masse auf dem Boulevard, wo man die frische Frühlingsluft beim Klange einer schönen Musik bis zum späten Abend genießt. Im Sommer bieten die Ufer der schönen Uschakowka, des Irkut und der nicht weit entfernten Kaja die fröhlichsten, mit bunten Gruppen besäeten Spaziergänge dar; auf dem grünen Rasen, unter dem Schatten der Gebüsche sind die Familien gelagert: die melodischen Klänge der Blasinstrumente vermischen sich mit den Gesängen des Volks, und finden weithin ein Echo. Auf allen Gesichtern und in allen Bewegungen herrscht Fröhlichkeit und Munterkeit. Mit dem Einbruch der Dunkelheit wird Alles still, und die Lustwandelnden ziehen in langen Reihen nach Hause. Das Einsammeln der verschiedenen Beeren und Pilze im Anfang des Herbstes gibt gleichfalls Anlaß zu mancher Belustigung. Der größte Theil der Einwohner verläßt die Stadt, und beschäftigt sich vom Morgen bis zum Abend in dem Dickicht der sibirischen Wälder mit dem Einsammeln wilder Früchte; laut gibt das Echo das Geschrei zurück, und Flintenschüsse, das Zeichen der Beendigung des Sammelns, rufen

am Abend Alles an den Sammelplatz, nach den Baumhütten, wo unter fröhlichen Gesängen mächtige Wagen mit dem Ergebniß der Tagesarbeit beladen werden. Endlich beginnt der Winter, und andere Vergnügungen kommen an die Reihe: schöne Equipagen erfüllen die Straßen, und waghalsige Reiter fliegen, einer den andern überholend, auf der glatten Oberfläche der Uschakowka dahin. Die langen Abende werden mit zahlreichen Bällen ausgefüllt: von den Tänzen nimmt die französische Quadrille den ersten Rang ein, die muntere Jugend dreht sich unermüdlich in Walzern, aber die reizenden Füßchen der Schönen von Irkutsk zeigen sich in der Quadrille am vortheilhaftesten auf dem polirten bilderreichen Boden des Saals. Der Abend fliegt schnell dahin, und die Vergnügungen hören erst nach Mitternacht auf.

Im Laufe einiger Jahre kann Irkutsk bei der herrschenden Thätigkeit, dem ausgedehnten Handel und der steigenden Industrie zu den ersten russischen Städten gehören, wenn nur die Einigkeit und Harmonie der Einwohner, wie bisher, fortdauert.

Ueber die alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Fortsetzung.)

Von hier übersah man den größern Theil des Kyprinos-Thales, und ein allgemeiner Ueberschlag zeigte, daß dort über hundert Halden sich finden. Nach dem Ausgange des Thales, nach der sumpfigen Ebene zu, hören die Halden auf, dort mag sie wohl Wasser gehindert haben, denn es ist zu erwarten, daß die erzführende Lage noch weiter dorthin fortsetzt. Wir stiegen nun westlich am Abhange etwas weiter hinauf, da zeigte sich wieder eine große Cisterne, rund, noch schön mit Mörtel bekleidet, sie hatte acht Klafter Durchmesser und war vier Lr tief, an einer Seite gingen Stufen hinab, so breit sie bei unsern Treppen gewöhnlich sind, die mit dem einen Ende in der Mauer steckten und auf der andern Seite völlig frei standen. Es schien mir frischer Glimmerschiefer von Tinos zu seyn. Gleich neben dieser großen Cisterne und mit derselben durch eine 1½ Lr dicke Mauer verbunden, befand sich wieder eine zweite, auch rund und 3 Lr weit, noch mit glattem festem Mörtel ausgekleidet. Auf dem Boden beider Cisternen wuchsen schönes Gras und Sträucher. Unterhalb dieser Cisterne einige 100 Schritte links fand ich auf einer großen kahlen Bank des Kalkgebirges noch ein Paar flache Haufen abgestandenen Mörtels aus gutem, gleichförmigem Sande, der viel Quarzkörner enthielt. Das Meiste hatte in so vielen Jahrhunderten der Regen weggespült. Ich kehrte zu den Pferden zurück und fand in einer von Westen kommenden Schlucht unter den Geröllen Stückchen Brauneisenstein, welche die im Winter stromweise herabstürzenden Regen mit fortgerissen hatten, und wollte diese Richtung einschlagen, aber wir mußten südlich ein Nachtlager aufsuchen, von wo aus man näher nach dem Trinkwasser hatte, was dann noch dreiviertel Stunden weit unweit dem Strand des Meeres hergeholt werden mußte. Wir durchzogen eine Menge großer Halden, die von einem kleinen dünnen Wald krüpplicher Kiefern bewachsen waren, auf keiner konnte ich eine Spur von Erz antreffen. Nachdem wir das Wäldchen durchzogen hatten, kamen wir auf eine große flache Wiese, wo die Pferde Futter hatten. Ein Paar große dichtbelaubte Sträucher dienten zum Schutz gegen den Abends recht kalt wehenden Nordostwind, welcher, selten genug zu dieser Jahreszeit, einzelne Regenschauer herbeiführte. Dürres Holz wurde zusammen geholt und zwei Feuer angezündet. Während der Zeit machte ich die Runde und fand mehrere flache Berghalden. Auf der Wiese lagen hin und wieder Steine des Gebirges, unter den meisten fanden sich über 2½ Zoll lange Scorpione, sie waren sehr schnell in ihren Bewegungen, und schnellten ungemein rasch und heftig den rückwärts gelegten Stachel von dem stets emporgehaltenen Schweif gegen die Pincette, mit welcher ich sie fing, um sie in Weingeist zu setzen. Sechs Scorpione waren des Nachts nach dem Feuer gekommen und wurden früh von den Leuten getödtet. Auch große Scolopendern und ein Paar lange bleichrothe Würmer mit Schuppen besetzt, und einem kleinen Kopf wie eine Blindschleiche fand ich unter den Steinen. *) Die Scorpione hatten unter den Steinen den Schweif unter ihren Körper gelegt, und saßen unbeweglich bis man sie anrührte, dann hoben sie den Schweif schnell zur Vertheidigung in die Höhe und suchten rasch zu entfliehen. Ich ließ alle Bagage hier, und kehrte den andern Tag wieder zurück in jene Schlucht, wo ich Stückchen Brauneisenstein gefunden hatte; ich verfolgte sie nun westlich, sie zog sich zuletzt nördlich hinauf, und wo sie hier ausging, fand ich größere und größere Stücke trefflichen Brauneisensteines, und endlich eine 6 bis 8 Lr breite Einlagerung reichen Eisensteines. Dieser ist an einigen Stellen mit einem Konglomerat von Eisensteinbrocken, Quarzstücken, Glimmer, die eine Art Schichtung zeigen, zur Seite 1 bis 1½ Schuh dick bedeckt. An mehrern Stellen ragen große Putzen Brauneisenstein zu Tage aus. Bänke gelben Thoneisensteines liegen auf glimmerreichem Thonschiefer, die großen Putzen von Braun- und Rotheisenstein scheinen aber in diesem tiefer niederzusetzen, vielleicht bis auf den einige Lr darunter liegenden obern Kalkstein, in den sie wahrscheinlich noch etwas hineingehen werden. Der Eisenstein ist voller Höhlenbildung. Auf der Sohle eines obern gelben Thoneisensteines fand ich eine etwa 1 Schuh mächtige mehr ochrige und daher weniger feste Lage, welche fein speißigen Bleiglanz in Schnürchen gleich greneigt, wie die Lage, oder in kleinen Nestern führte; diese Lage mochte den Alten zu gering, oder zu fest gewesen, oder vielleicht auch übersehen worden seyn. Rings um diese Eisensteinmassen hier und an allen andern ähnlichen Orten haben sie regen Bergbau getrieben, und man findet Halde an Halde, um diesen Bleiglanz zu gewinnen: die Eisensteine haben sie nicht

*) An der Stelle der Augen zeigten sich zwei schwarze Punkte, und das Maul zeigte sich, war aber mit der allgemeinen fortlaufenden glatten Haut verflossen. Sie waren sehr lebhaft und lebten über eine Viertelstunde im Spiritus, da derselbe in kein Organ eindringen konnte.

angerühret, da sie ihnen zu strengflüssig seyn mochten, und weil sie das vorräthige oder herbeigeführte Holz lieber zu ihren Silberschmelzungen verbrauchten. Bei den Eisenstein-Einlagerungen zeigte sich sicher dereinst der erste Bleiglanz zu Tage (so fand auch ich ihn noch hier), und führte dann zu allen nachherigen Bauen. Daß die meisten und bedeutendsten Baue nur in den Thälern und am Fuß der Berge sich zeigen, und unter Kalkkonglomerat sich befanden, machte, daß ich mich der Idee nicht erwehren konnte, ob nicht eine Bleiglanzlage über dem Glimmerschiefergebirg, aus den auf den Bergen einst zerstörten Eisensteinauflagerungen abgelagert gewesen sey, und durch den Bau geholt wurde. Nur der gelbocherige Thoneisenstein ist mit Bleiglanz begleitet und leichter zerstörbar, als der sich noch vorfindende festere Braun- und Rotheisenstein. Jedoch fand ich auch Bleiglanz mit Quarz, also dem Glimmerschiefergebirg angehörig. Das Glimmerschiefergebirg zeigt sich überall unhaltig, wo man es eine halbe Stunde Wegs lang entblößt findet, und seine stark geneigten oder auf dem Kopf stehenden Schichten durchschreiten kann, und doch suchten die Alten oft im Glimmerschiefer mit tiefen Schächten, die aber fast alle vergeblich und verlassen noch da stehen. Den Bleiglanz von hier und den vom Kyprinosthale probierte ich mit dem Löthrohr sorgfältig, er hielt, rein geschieden im Ctr. à 110 Pf. Leipz. $4^1/_2$ Loth fein Silber. Mein Hirt wußte nicht den Namen dieses Berges, so wenig ist er selbst von Hirten besucht, er ist zu dürr, ich erfuhr ihn aber später von einem alten Bauer, man nennt ihn albanesisch Prtzicheko.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Sipylus.

In der Nähe von Smyrna, am Abhange des Bergs Sipylus, finden sich ausgedehnte, obwohl wenig besuchte Ruinen. Der König, welcher hier herrschte, war der Urahnherr Agamemnons und der Vater von Pelops, und lebte 180 Jahre vor der Zerstörung von Troja. Sein Grab, das Pausanias besuchte, und das die Sage das Grab des Tantalus nennt, besteht noch ganz: es ist über 3000 Jahre alt. Vor zweitausend Jahren zerstörte ein furchtbares Erdbeben einen Theil der Stadt, und es bildete sich an dessen Stelle ein noch jetzt bestehender See, aber die Citadelle ist noch fast ganz erhalten. Auf dem Gipfel des Bergs sieht man noch die Mauern, einen in den Felsen gehauenen Graben und das Thor der Akropolis, das nach der Esplanade führt, auf welcher der Tempel stand. Die Ebene unten am Berge ist mit Mauertrümmern überdeckt, und hie und da sieht man große Anbauten (terrassemens), welche den Abhang der Straße der Stadt unterstützten. Alle diese Bauten sind aus gehauenen Steinen, aber ohne allen Mörtel, aufgeführt. Das Grab des Tantalus ist von der Art, welche die Alten tumulus nannten, und mit einer runden pelasgischen Grundmauer versehen. In der Mitte ist ein großes Gemach, in welchem der Körper des Königs lag. Der französische Admiral Massieu de Clerval ließ den Schutt wegschaffen, so daß man die Todtenkammer jetzt in allen Theilen genau untersuchen kann: es ist ein aus behauenen Steinen aufgeführter, im Kreuzbogen gewölbter (voutée en ogive) Saal, aber die Steine liegen alle horizontal, da das eigentliche Gewölbe damals noch nicht bekannt war. — Das Grab des Tantalus beherrscht die Necropolis von Sipylus, in der man noch 19 Tumuli erkennt, die mehr oder minder gut erhalten, aber, wahrscheinlich von den Römern, geöffnet und durchsucht worden sind.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

Da dieß der letzte bedeutende Ort war, den die Reisenden vor ihrem Uebergange über den Himalaya erreichten, so waren sie genöthigt bedeutende Vorräthe einzukaufen, sie nach Labat b) fahren zu lassen und dann mehr als 160 Lastträger zu miethen, denen sie zwei Annas täglich jedem bezahlten. Der Radscha schickte Herrn Moorcroft ein Geschenk an Butter, Zucker, Salz, Mehl, Reiß und Schaffleisch; als Gegengeschenk übersandte Herr Moorcroft ein Stück feines Tuch, drei Yards lang und ein Teleskop. Als er zu seinem Gepäck kam, schickte er dem Radscha von Santschar Tschand eine Flinte und ein Stück feinen mit Gold gestickten Musselin; letzteres als ein Geschenk für seine Lieblingstänzerin, Namens Dschumalo.

Von Sultanpur aus kamen die Reisenden in ein Dorf, Ultschava genannt, gingen auf einer hölzernen Brücke abermals über den Biansé und dann längs des sechs Koß von Ultschava entfernten Flusses Ultscha hin. Hierauf kamen sie durch ein großes Dorf, Namens Nagor, und erreichten einen Ort, Nerghi ke Gaon (oder Dorf) genannt; im Ganzen ein Weg von zehn Koß. Am folgenden Tage kamen sie auf hölzernen Brücken über zwei Ströme, und lagerten an einem Ort, Dschaggat, oder Zollhaus, genannt; eine Hütte, in welcher einige bewaffnete Männer zu Erhebung des Zolls auf Waaren aufgestellt sind. Da die Reisenden in Begleitung der Leute des Radschas kamen, so durfte Herr Moorcroft keinen Zoll entrichten. Dieses Zollhaus ist acht Koß von Nerghi ke Gaon entfernt. Am nächsten Tage hatten die Reisenden einen steilen Paß, Revtang genannt, zu ersteigen; der Weg war sehr schwierig, und sie erreichten den Platz, wo Halt gemacht wurde, erst um fünf Uhr Abends. Die Leute mit dem Gepäck trafen mit Einbruch der Nacht ein; der zurückgelegte Weg betrug acht Koß. Der Platz, wo die drei kleinen Zelte aufgeschlagen wurden, war eine kleine reich mit Gras bedeckte und mit Wasser versehene Ebene; das Brennholz führten die Reisenden mit sich. Der Platz lag über der Waldregion; es war mithin sehr kalt und ein starker Thau fiel. Am folgenden Tage nach dem Frühstück stieg man weiter aufwärts, und hatte drei Stunden zu thun, um den Gipfel zu erreichen, von wo aus die Schneegebirge zur Rechten einen großartigen, erhabenen Anblick boten. Der Weg abwärts ist nicht so schwierig, und führt zu einer hängenden Brücke, Kbuksar ke Dschulah genannt. Ghulam Heider Khan glaubt, der Fluß, über den diese Brücke führte, sey der Tschinab gewesen; er war etwa hundert Schritte breit. Träger und Gepäck kamen glücklich hinüber, die Maulthiere und Pferde aber blieben jenseits; die Reisenden hatten damals fünfzehn Pferde, Maulthiere und Tanguns (Gebirgsklepper) bei sich. Sie lagerten unterhalb des Dorfes Kbuksar, auf einigen Stellen angebauten Landes. Am folgenden Tage wurde Rasttag gemacht, und die Thiere oberhalb der Brücke an eine geeignete Stelle hinaufgetrieben, wo man sie durch den Fluß schwimmen ließ; die Gebirgs-

klepper schwammen voraus, und die größern Pferde wurden durch Schläge gezwungen ihnen zu folgen. Herrn Guthrie's Pferd, das unsere Gebirgsträger an einem langen Seil hinüberzuziehen versuchten, ertrank.

Von diesem Lagerplatz aus kamen die Reisenden nach Tschu-tschu Rani-ke-Koti, ein aus wenigen Hütten und dem großen vierstöckigen Hause der Rani (Fürstin) bestehendes Dorf (9 Koß). Der Weg war an diesem Tage gut und ziemlich eben. Das Lager für die Nacht wurde unterhalb des Hauses der Rani auf einer kleinen Fläche aufgeschlagen. Am nächsten Morgen schlugen die Reisenden den Weg nach einem Dorf ein, Tangbi genannt, das sie ungefähr 200 Schritte zur Linken liegen ließen, stiegen dann abwärts, und gingen auf einer hölzernen, aus starken Tannenstämmen zusammengeschlagenen Brücke sammt ihren Pferden und Maulthieren über den Fluß, der hier sehr tief und reißend war. Ungefähr 50 Schritte unterhalb der etwa 17 Schritte langen Brücke kamen sie auf eine kleine Fläche, wo das Lager aufgeschlagen wurde; hier verabschiedete man die Träger, und miethete gegen 70 Gebirgsklepper und 500 Ziegen und Schafe, welche die Provisionen in wollenen Säcken, Phantschas genannt, tragen; jedes der letztern Thiere trägt 10 bis 12 Pfund. Die Reisenden hielten sich hier zwei Tage auf, welche mit den nöthigen Vorbereitungen hingebracht wurden. Am dritten Tage machten sie nur zwei Koß und lagerten in einem schönen Tannenwald; am nächsten Tage legten sie zehn Koß zurück und lagerten abermals in einem Tannenwald, wo sie viel dürres Holz, gutes Wasser und treffliche Weide für ihre Thiere fanden. Am folgenden Tage machten sie ungefähr sechs Koß und gingen auf einer hölzernen Brücke über einen reißenden Strom, an dessen Ufer sie neben einigen großen Felsenblöcken ihr Lager aufschlugen. Von hier aus führte der Weg längs dem Flußufer hin, und die Reisenden lagerten, nachdem sie sechs Koß zurückgelegt hatten, auf einer unbewohnten Stelle im Walde, wo sie gutes Wasser und Gras für ihre Thiere fanden. Am nächsten Tage kamen sie, nach einem Wege von ungefähr zwei Koß, abermals über eine hölzerne Brücke, gingen dann noch einen Koß weiter und machten in einem zu Kulu gehörigen Dorfe, Namens Darsah, Halt. Hier fanden sie guten Anbau und dieselben Getreidearten, wie in den Butiah-Dörfern, bestehend in Phaphur, oder Buchweizen, Ahwa-dschan (eine Art Gerste) und Hirse. Rechter Hand, ihnen fast gerade gegenüber, lag ein Gebirge, das in seinem weitern Verlauf immer niederer wurde, und während des Tags und der Nacht fiel unter furchtbarem Getös ein gewaltiger Hagel. Ein ähnlicher war, der Aussage der Eingebornen zufolge, zwei Jahre vorher gefallen. Am folgenden Tage gingen die Reisenden, nach einem Wege von ungefähr fünf Koß, auf einer Schichte von gefrornem Schnee über den Fluß, und lagerten an einer Stelle, welche den Namen Barralatscha ke Kotal*) führt, drei Koß über die Schneebrücke hinaus. Hier herrschte ein so gänzlicher Mangel an Brennholz, daß man genöthigt war, den Mist der Pferde und übrigen Thiere zu sammeln. Am folgenden Morgen hatte man einen Paß zu ersteigen; der Weg war gut und auf dem Gipfel fand sich ein großer Teich. Abwärts war der Weg nicht steil, und führte zu einem Fluß, der zwar nur zwei Fuß tief, aber so reißend war, daß man nur mit vieler Mühe an das jenseitige Ufer gelangte. Die Entfernung vom letzten Nachtlager jenseits des Bachs aus betrug acht Koß. Die Reisenden blieben da über Nacht, wo sie sich befanden, und fanden Brennholz und Weide für ihr Vieh in Ueberfluß. Während des Uebersteigens dieses letzten Passes wurden mehrere von der Reisegesellschaft von Kopfweh befallen, sonst aber fiel nichts Unangenehmes vor. Am folgenden Tage führte ein sehr guter ebener Weg etwa fünf Koß vom Fluß abwärts, wo die Reisenden zu einem großen Felsenstück kamen, welches die Gränze zwischen Kulu und Ladak bezeichnete; von hier aus gingen sie noch drei Koß weiter, und schlugen ihr Nachtlager auf einer flachen offenen Stelle auf, wo sich kein Baum oder sonstiger Schutz und nur sehr wenig Gras am Ufer des Flusses befand.

Nach drei weitern Tagereisen, jede von acht Koß, erreichten die Reisenden einen Platz, Namens Kingdschu, eine Ebene, wo man sich nur dadurch Wasser verschaffen kann, daß man Löcher in die Erde gräbt, und wo es zwar Gras genug, aber kein anderes Brennmaterial gibt, als die Wurzeln des hier wachsenden Stechginst. Man mußte sich hier einen Tag lang aufhalten, da die Pferde bis an den Gränzstein zurückgelaufen waren, um Futter zu suchen. Die ganze Nacht, bis zum nächsten Morgen, fiel Schnee. Von hier aus kam man nach fernern drei Tagereisen, jede zu acht Koß, nach Giah, einem bewohnten Dorf. Die Reisenden schossen eine Menge Hasen. Bei dem Dorf fand man guten Anbau von Weizen, Gerste u. s. w., die bereits zur Ernte reif waren. Der Radscha von Giah und sein Wessier statteten Herrn Moorcroft einen Besuch ab, und dieser gab dem erstern drei Yards feines Scharlachtuch und dem zweiten drei Yards grünes Tuch. Die Ursache, warum er jedem drei Yards gab, ist, weil dieß gerade einen Bacu oder Anzug gibt, und ein Shit genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kotal bedeutet so viel als Paß.

Vermischte Nachrichten.

Nach dem amerikanischen Almanach für 1836 hat das gesammte Canada eine Bevölkerung von 1,140,000 Seelen. Die Bevölkerung von Obercanada allein hat sich seit den letzten fünf Jahren verdoppelt. Die englisch-westindischen Inseln enthalten eine Bevölkerung von etwa einer Million, worunter nicht mehr als 80,000 Weiße.

Ein General der nepalesischen Armee hat die Absicht nach England zu reisen, bloß um das Land mit eigenen Augen zu sehen, und seine Kenntnisse zu vervollkommnen.

In der Gemeinde St. Marie Kergnes bei St. Omer fanden vier Leute beim Pflügen eine große Menge fossiler Knochen von Kamelen und Dromedaren. Mehrere dieser Knochen sind von einer außerordentlichen Größe, und scheinen einer längst erloschenen Art angehört zu haben.

Nach einem französischen Blatt hat man in orientalischen Manuskripten des Escurial den sichern Beweis gefunden, daß das Schießpulver eine chinesische Erfindung ist, und durch die Perser zu den Arabern kam, die sich dessen im Jahre 691 bei der Belagerung von Mecca bedient haben sollen.

In Rom soll die Bibliothek Barberini auf unbestimmte Zeit geschlossen worden seyn, weil ein Unteraufseher mehrere der werthvollsten Manuskripte verkauft habe; derselbe ist jetzt im Gefängniß.

Lord Melbourne hat in Anbetracht der Umstände, in denen James Hogg, der unter dem Namen der „Ettrikschäfer" bekannte Naturdichter, seine Familie zurückließ, dieser aus den zu solchen Zwecken bestimmten Staatsfonds 150 Pfd. bewilligt. Eben so hat Hr. Banim, der berühmte Verfasser der „O'Hara Tales," eine Pension von 150 Pfd. erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1836.

Vorschlag zu einer neuen Expedition nach der Nordküste Amerika's.

In einer der lezten Sizungen der Londoner geographischen Gesellschaft wurde eine Mittheilung von Dr. Richardson zu einer abermaligen Expedition nach der Nordküste Amerika's vergelesen. Der Verfasser bemerkt am Eingang, daß die Forschung nach einer nordwestlichen Durchfahrt zwar oft aufgegeben wurde, wenn ein ungenügender Erfolg die Hoffnung vermindert hatte, daß sie aber immer nach einiger Zeit mit neuer Lebhaftigkeit wieder aufgenommen worden sey, und da jeder, der aufmerksam und ohne Vorurtheil die früheren Reiseberichte untersucht habe, überzeugt seyn müsse, daß zwischen dem atlantischen und dem Eismeere an der Nordküste Amerika's eine Wasserkommunikation vorhanden sey, so dürfe man die Forschung nicht aufgeben, bis sie endlich mit Erfolg gekrönt werde; da man einmal so weit gedrungen, so solle man fortfahren, namentlich so lange zu solchem Dienst taugliche Offiziere noch in voller Mannskraft sich befänden. Die von Sir John Franklin und Kapitän Back untersuchten Länder, fährt er fort, sind reich an Mineralien, unerschöpfliche Kohlenlager ziehen sich längs der Felsengebirge durch 12 Grade der Breite hin; Kohlenlager, die fast an der Oberfläche anstehen, finden sich an mehreren Stellen der Nordküste Amerika's, Adern von Bleierz durchziehen die Felsen am Krönungsgolf, am Kap Bathurst gibt es Wallfische in Menge, kurz, wenn man Sir John Franklins Bericht auch nur flüchtig übersieht, so wird man sich überzeugen, daß man sich die Vortheile des Landes, dessen Gränzen zu untersuchen sind, gewöhnlich viel zu gering vorstellt.

Nach diesem Eingang kommt der Verfasser zum Hauptzweck seiner Mittheilung, nämlich einem detaillirten Plan, wie die Unternehmung ins Werk zu sezen. Hierüber äussert er sich folgendermaßen. Ein Blick auf die von der Admiralität veranstaltete Circumpolarkarte zeigt zur Genüge, was durch die früheren Expeditionen erreicht worden ist, und was noch zu thun übrig bleibt. Die Breite des nordamerikanischen Kontinents zwischen der Einfahrt in die Hudsonsstraße und dem Prinz Wales Kap beträgt in runder Zahl 103 Längengrade, von denen 10, nämlich zwischen dem äussersten Punkte, zu dem Kapitän James Roß gelangte, und Franklins Kap Turnagain (Kehrum) noch unbekannt sind; der Raum zwischen dem westlichsten Punkte, den Franklin erreichte, und dem östlichsten, zu dem Kapitän Beechey von der Behringsstraße her vordrang, beträgt etwa 6 Längengrade, und der unerforschte Raum zwischen der Straße von James Roß und dem Meere, welches Back sah, 22 engl. Meilen, unter diesem Parallel etwas mehr als Ein Längengrad. Die noch unerforschte Küstenstrecke ist also im Vergleich mit dem bereits bekannten sehr klein. Parry durchsegelte von der Einfahrt des Lancaster Sund an während eines einzigen Sommers 31 Längengrade, Franklin nahm auf seiner zweiten Reise in Booten die Küste innerhalb 6 Wochen in einer Ausdehnung von 36 Graden auf; der kurze noch übrige Rest kann demnach keine Schwierigkeit machen. Der Verfasser schlägt nun eine Aufnahme der Küste westlich vom Mackenzie-Fluß, und östlich vom Kap Turnagain vor; dieß, fährt er fort, kann von einer Expedition ausgeführt werden, welche am östlichen Ende des großen Bären-Sees ihr Winterquartier nimmt. Die Expedition sollte aus nicht mehr als 2 Offizieren und 16 Matrosen oder Sappeuren und Mineuren bestehen, die das Rudern gewohnt sind, und das Tischler-, Schiffbauer-, Wagner- oder Schmiedehandwerk erlernt haben: Leute dieser Art finden sich unter den Sappeuren genug, und würden sich freiwillig zu diesem Dienste anbieten. Auch wäre es nöthig, für die Binnenschiffahrt Steuermänner anzuwerben, die mit den nördlichen Strömen bekannt sind, so wie auch Fischer aus Canada oder den Orkney-Inseln; zugleich müßte zuvor nach den Forts der Pelzkompagnie Nachricht gegeben werden, damit die nöthigen Vorräthe gesammelt, und Uebereinkünfte mit den indianischen Jägern geschlossen würden. Die Expedition soll in dem jährlichen Schiff der Hudsonsbay-Kompagnie, welches mit Anfang Junius die Themse verläßt, abgehen, und zwei der Leichtigkeit wegen aus weißem Cederholz gefertigte Boote mitnehmen. Sie wird die Faktorei York im August erreichen, und wenn es noch früh im Monat ist, kann sie ohne Schwierigkeit, noch ehe die Flüsse gefrieren, nach dem Athapeskow-See oder jedenfalls nach der Insel a la Crosse gelangen. Im Junius des folgenden Jahres sollte die Expedi-

tion auf dem Kupferminen-Fluß seyn, und diesen, wenn er durch den geschmolzenen See angeschwellt ist, hinabfahren; zu dieser Zeit kann man leicht über die Schnellen hinabkommen, und in einem einzigen Tage das Meer erreichen. Die dann aufzunehmende Uferstrecke zwischen dem Kupferminen-Fluß und dem äußersten Punkte, den Kapitän James Roß erreichte, ist um ein Viertheil geringer als die Strecke zwischen den Mündungen des Mackenzie- und Kupferminen-Flusses, welche im Laufe eines einzigen Monats aufgenommen wurde.

Ueber die alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Fortsetzung.)

Ich beging nun den ganzen Berg, der sich etwa eine halbe Stunde lang von Süden nach Norden zieht, und eine Fortsetzung eines Bergrückens ist, der durch die nach Osten einfallenden Kalkbänke sich fast bis ans Meer in Süden erstreckt. Gleich über der Eisensteineinlagerung befindet sich eine große Binge im Glimmerschiefer. Südlich von dem Eisenstein auf dem Bergrücken und auf der östlichen Seite befinden sich mehrere Höhlen und eingestürzte Baue; *) nochmals zeigt sich eine reiche Einlagerung von Braun- und Thoneisenstein. Auf dem Bergrücken eine aus großen Quadern erbaute eckige Cisterne. Noch weiter südlich zeigen sich gelblich-braune Felsen, es ist Thoneisenstein, der ebenfalls Höhlen bildet, ich ließ in der einen einen Schurf machen, 3/4 Lr tief war Erde und Schutt, dann kam feste Sohle, die einige Zoll dick aus Thoneisenstein bestand, darunter kam Thonschiefer, in welchem zu oberst Drusen mit kleinen Kalkspathkrystallen waren. Am westlichen, ganz anstehenden Stoß ist die Bleiglanz haltende Lage, von welcher ich früher gesprochen. Auch hier ist eine reiche Brauneisenstein-Einlagerung. Noch zieht sich der Thoneisenstein weiter südlich. Der Bergrücken läuft südlich schmal fort, und eine sich westlich herabziehende Schlucht begränzt hier den Pritscheko. Ich fand auch hier im Kalkstein ein Paar kleine Putzen Brauneisenstein. Am westlichen Theil des Petschcko zeigen sich oberhalb noch Höhlen von Eisenstein; weiter am Abhange herab standen alte Schmelzgebäude, es liegen viel Schlacken herum, auch fand ich die Gesteine, auf oder in welchen die Schmelzung geschah: es sind vulkanische Gesteine, Trachite, die ich im Archipelagus wieder anzutreffen hoffe, sie bestehen aus einer grauen, kieseligen, etwas porösen Masse voll Hornblendnadeln und Punkten glasigen Feldspath, sie waren auf der Oberfläche schön glasig geschmolzen. Die Alten fanden hier außer Marmor und in lauter kleine Stücke zerbröckelnden Glimmerschiefer keine Gesteine, welche große Hitze aushalten können und wollten vulkanische Gesteine, da sie Vulkanus als den ältesten Schmelzmeister kannten. Auf der nördlichen Seite ist wieder eine reiche Eisensteineinlagerung, ganz im Gestrüpp versteckt. Der reichste Punkt war der, welchen ich zuerst aufgefunden hatte, ich ließ ihn daher fünf Tage später beschürfen. Die Eisensteineinlagerung setzt als gelber Thoneisenstein auch östlich fort. Der unterste Schurf zeigte Rotheisenstein in größern und kleinern Brocken verwachsen, der oberste gab erst Braun-eisenstein- und Thoneisenstein, tiefer reichen Thoneisenstein, 1 Lr tief zeigte sich im westlichen Stoß, als wie eine Begränzung, ein mit Eisenocher durchdrungener Kalkspath, schon krystallinisch und auch in Afterkrystallen, er sieht dem Spatheisenstein sehr ähnlich, nur fühlt man gleich, daß er als solcher zu leicht wäre. Dabei zeigt sich ein schön weißer krystallinisch feinkörniger Marmor. Beim Rotheisenstein zeigte sich eine Menge blauschwarzes Pulver, was man ohne weiters für schwarz Manganhyperoxyd halten sollte, aber es färbt das Boraxglas nicht violett, sondern satt eisengrün, ist daher ein mulmiger Rotheisenstein. Manganhaltig sind diese Eisensteine alle, und werden ein gutes stahlartiges Eisen geben, auch sind sie meist mit Kalk feinspäthig durchwachsen, brausen mit Säuren etwas auf, und werden daher bei richtiger Gattirung nicht sehr strengflüssig seyn. Oestlich von dieser Einlagerung hebt sich eine ziemlich hohe Kuppe, an deren Abhang im Glimmerschiefer eine mächtige Viere schön weißer reiner Quarz zu Tage steht. Ganz nördlich ist der Pritschelo auch nicht abgeschnitten, sondern setzt weiter fort; geht man von hier etwa eine halbe Stunde weiter nördlich, so kommt man auf ein Plateau mit einzelnen Kiefern bewachsen, und sieht vor sich abgebrochene Kalkbänke mit rother eisenschüssige Färbung. Nur noch 100 Schritt näher, und ein Abgrund hemmt den Schritt; 100 Fuß tief und 150 breit, ist das ebene Gebirg eingestürzt, steil wie eine Wand starren graue und ockerfarbne Kalkmassen empor, aber unten grünt heimlich ein dichtes Olivenwäldchen, und Turteltauben kurrten und flogen um ihre Nester, und blaue wilde Tauben nisteten in den Höhlungen der Kalkfelsen, und darüber hoch in der Luft schwebten rothbraune Thurmfalken. Nur an der nördlichen Seite kann man herabsteigen. Diese ungeheure Vertiefung ist wahrscheinlich durch den Eindruck einer großen Höhle im Kalkgebirg entstanden, vielleicht bei einer der nicht seltenen Erderschütterungen; der Kalkstein ist hier senkrecht geklüftet, was den Einsturz natürlich begünstigte. Man sollte hier durch eine einfache Arbeit untersuchen, was unter dieser mächtigen Kalkauflagerung unmittelbar über dem Glimmerschiefer läge. Nachdem ich so mein früheres Versprechen gehalten habe, verlassen wir dieß romantische Plätzchen und kehren zurück ins Nachtlager. Südsüdwestlich durch diese Ebene wo wir übernachteten, ist ein merkwürdiger Platz: an einem sanft aufsteigenden Bergabhange zeigt sich eine lange Grundmauer, die westlich einige Quermauern hat; westlich ist eine große tiefe Cisterne mit einem schön gearbeiteten weißen Marmordeckel, der in der Mitte ein rundes Loch hat; man wollte ihn vor einigen Jahren nach Keratia führen, aber vermochte nicht ihn zu heben, da munterte der Geistliche, welcher ihn zu haben wünschte, die Leute auf, und legte endlich selbst

*) In eine dieser Höhlen ließ ich mich am Seil hinab, es ist Eisenstein voller Schlotten, in einer derselben fand ich die Spuren der Keilhammerhiebe der Alten, und ein wenig Bleiglanz

Hand daran, wurde aber von Stund an krank und starb bald darauf. Jetzt wagt niemand dieses Alterthum anzurühren, weil die Leute glauben, wer es in böser Absicht anrührt, werde plötzlich krank. Einige Schritte vor der Mitte der großen Grundmauer, obschon nicht ganz rechtwinklich mit derselben, liegt ein etwa Ein Klafter großer Würfel von Kalkstein, unbearbeitet ohne scharfe Kanten und Ecken, oben sieht man eine Vertiefung, in der lange Zeit Feuer gebrannt haben muß; aus dieser geht eine natürliche Vertiefung, in welcher das Blut der Opferthiere abfließen konnte, denn es mußte ein Altar gewesen seyn, und wahrscheinlich gab die Auffindung eines so eignen viereckigen Steines, wie zum Altar geschaffen, Veranlassung, daß hier Gebäude und die Cisterne erbaut wurden, als hätten die Götter ihn hieher gelegt, denn nirgends gibt es einen ähnlichen im attischen Gebirg unter den Tausenden von herumliegenden Kalkblöcken. Hinter diesem Platze südlich ganz nahe finden sich die Ruinen eines viereckigen starken Gebäudes wie ein Thurm aus großen Quadern erbaut. Längs dem Wege nach dem Wasser trifft man mehrere mit Sträuchern umwachsene Schächte, wie gewöhnlich viereckig und eben durch den Kalkstein niedergearbeitet.

Von unserm Nachtlager wandte ich mich westlich dahin, wo der Pritschelo südlich nur schmal mit dem südlich fortsetzenden Berge zusammenhängt, es zeigen sich an der Höhe desselben mehrere bedeutende Berghalden, ich wählte, um dahin zu gelangen, ein enges Thal, wo der Hirt mir zur rechten Seite eine große Kalkschlotte zeigte, in der Thalschlucht selbst fand ich längs hin Seitenmauern von großen Quaderstücken: vor diesen liefen hin und wieder dünnere Mauern querdurch, es konnte nur den Zweck haben hier Wasser aufzustauen, mitteist welchem man die Erze, welche in steinernen Mörsern mit eisernen Keulen gestampft worden waren, in Sieben wusch; ich fand noch an zwei Stellen dergleichen Mauern. Auf den Halden fand ich kein Erz. Verfolgt man nun diesen sich südlich ziehenden Bergrücken, so blickt man bald in ein enges Thal von Kalkklippen eingeschlossen. Auch in diesem zeigen sich am westlichen Abhange mehrere Berghalden, vielleicht war dieß das Thal Anion. Noch weiter südlich kommt man zu einem mächtigen viereckigen, zusammengestürzten Gebäude von weißen Marmorquadern, vielleicht war es ein alter fester Thurm. Noch südlicher stiegen wir ins Thal hinab, hier fand ich mehrere alte Steinbrüche, da der Marmor hier in dicken Bänken ansteht. Unten war eine verlassene Mandra vom vorigen Jahre, welche die Besitzer, weil hier so wenig Holz wächst, und damit kein anderer diesen Platz benutzen könne, abgebrannt hatten, zwei hübsche Oelbäume waren auch verkohlt. Wir hatten den ganzen Tag nichts gegessen, und waren erschöpft, ich sandte daher den Hirten, eine der auf einem dreiviertel Stunden entfernten Gebirgsabhange weidenden Ziegen zu kaufen; er hatte Mühe eine für Geld zu bekommen, sie wurde sogleich gebraten und dann setzten wir unsern Weg südlich fort, das Thal öffnete sich und breitet sich zu einer Wiese aus, wo ein Brunnen ist, der Hirt stieg sogleich an der Mauerung herab und füllte unsre Feldflaschen. Unter den herum liegenden Steinen gab es viele Scorpione. Das Meer ist ganz nahe. Wir wandten uns und fanden bei einem Platze, der Lunze embie heißt, und kein Hafen ist, aber bei dem jetzigen starken Nordostwinde guten Schutz gewährte, ein kleines Fahrzeug, ein Kumiote, der in Athen seinen Wein verkauft hatte, bis auf ein kleines Faß, was er uns willig anbot: jetzt mundete ein so unverhoffter Trunk. Ich ließ alle Flaschen füllen, um den Zurückgelassenen auch etwas mitzubringen. Wir kehrten nun nördlich zurück, ganz nahe am Wege fand ich Spuren von Eisenstein, und fand bald die Einlagerung, sie ist mächtig und besteht aus Thoneisenstein und Eisenocher, wenig Brauneisenstein, ist aber ziemlich arm, doch bietet sie den Vortheil dar, nur eine Viertelstunde ebenen Weges vom Meer entfernt zu seyn. Eine Viertelstunde weiter nordöstlich ist der Brunnen, aus welchem unser Wasser geholt wurde. Längs dem Wege sind, wie bereits gesagt, mehrere offene Schächte. Die Zurückgebliebenen, die kaum noch ein Paar Schiffszwieback hatten, waren sehr froh, als wir so unverhofft Fleisch und Wein mitbrachten. Den andern Morgen brachen wir nach Cap Sunium auf. Glimmerschiefer oft mit Kupfergrün gefärbten Lagen zeigt sich unweit dem Tempel der Minerva, bei welchem wir gegen 10 Uhr anlangten. Neun schön cannellirte weiße Marmorsäulen stehen noch nach der Meeresseite und vier an der östlichen Seite, alles Uebrige ist schändlich zerstört und wild durch einander geworfen, und auf jeder ebenen Fläche sind Namen mit schwarzer Schmiere geschrieben. Der zerstörte Tempel macht einen wehmüthigen Eindruck, er steht auf der Anhöhe eines nach der Meeresseite schroff abgestürzten Berges. Das Meer kräuselte seine Wellen, da und dort blickte ein lustiges Segel, zwei große Kriegsschiffe eilten zur Thronbesteigung. Jedes mit verschiedenen Wünschen, vom Winde begünstigt, vom Winde zerstört, eilt dem unaufhaltsamen Geschick entgegen. Die Inseln des Archipelagus lagen nah, und einige verloren sich in weiter Ferne. Die Luft war so klar, der Himmel so rein, treibt denn keine Wolke ins Vaterland die Lieben zu grüßen?

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notizen über New-York.

New-York, bei weitem die größte und volkreichste Stadt der Vereinigten Staaten, liegt an der Vereinigung des Hudson mit dem Eastriver: ein kleiner Fluß, Haarlem genannt, verbindet diese beiden, so daß New-York auf einer Insel steht. Diese ist von Norden nach Süden 15 (englische) Meilen lang und im Durchschnitt anderthalb Meilen breit, enthält also etwa 22½ englische oder 1¼ deutsche Quadratmeilen. Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts wurde die Stadt gegründet, und im Jahre 1697 betrug die Bevölkerung bloß 4302 S.; im Jahre 1756 war sie erst auf 13,040 angewachsen, im Jahre 1790 auf 33,051, im Jahre 1810 auf 96,373. In dem kurzen Zeitraume von 20 Jahren stieg sie auf mehr als das Doppelte, denn im Jahre 1830 betrug die Bevölkerung 227,021 Seelen, und jetzt rechnet man 240,000. Die Zahl der Personen, welche im Jahre 1820 bei der Wahl der Kongreßmitglieder stimmten, betrug über 21,000; in demselben Jahre war das Einkommen der Stadt 1,036,900 D. und ihre Schuld betrug 774,455 D.; an dem zu New-York befindlichen Zollhause wurden 21,756,709 D. erhoben, und die fremden Schiffe, die

in den Hafen einliefen, betrugen 140.806 Tonnen. Im Jahre 1825 starben in New-York 5018 Personen, darunter ein Sechstheil an der Auszehrung, denn das Klima, das im Ganzen für gesund gilt, ist für Leute, die zur Auszehrung geneigt sind, sehr gefährlich, wahrscheinlich wegen der durchdringenden Kälte, die hier im Winter herrscht: die Sommer dagegen sind sehr mild und angenehm.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

An diesem letztgenannten Orte kam ein Mann, Namens Khaga Tanzem, von Ladak an, der sich erkundigte, wer Herr Moorcroft und welcher der Zweck seiner Reise sey. Dieser Mann war ein Bruder des Häuptlings von Ladak; auch diesem gab Herr Moorcroft drei Yards feines Tuch. Von hier aus gingen die Reisenden nach Mien, sechs Koß, ein Dorf; von da nach Utschi oder Upschi, sechs Koß, und dann nach Myrsailah, abermals sechs Koß, ein großes Dorf, wo ein Bischof oder Lama residirt, der Herrn Moorcroft ein Tangun gab, und von ihm ein Stück orangefarbenes Tuch dagegen erhielt. Von da aus führt der Weg über eine große Ebene nach einem Dorfe, Namens Tschutschat, zwölf Koß, das von Moßlems bewohnt ist, und wo viel Baumzucht ist, und viel Weizen und Gerste gebaut wird, die gerade in voller Reife standen. Die Reisenden gingen über einen kleinen Fluß und lagerten an dessen Ufer. Von hier aus führe der Weg allmählich aufwärts, und am folgenden Tage erreichten sie Ladak, drei Koß, wo der Radscha ein Haus zu ihrem Empfange hatte einrichten lassen und über die Ankunft der Reisenden sehr erfreut zu seyn schien. Das für sie bestimmte Haus gehörte dem Wessier und enthielt fünfzehn Zimmer, wofür Herr Moorcroft 15 Rupien monatlich an diesen bezahlte. Der Minister wird von den Ladakeien Khalon genannt; sein Name war Tschirring Tandud. Das Haus war zwei Stockwerk hoch; die obern Gemächer wurden von den Reisenden bewohnt, und unten die Pferde und Maulthiere eingestellt. Die Häuser sind aus Steinen, mit Thonerde zusammengefügt, erbaut, die Zimmer klein und die Dächer flach, und mit einer Holzart, Suffaidar genannt, gedeckt. Der Suffaidar scheint eine Art Esche zu seyn; er wird 25 bis 30 Yards hoch und hält 16 bis 18 Zoll im Durchmesser; die Rinde ist weiß und glatt und das Holz von röthlicher Farbe. Noch ein anderer Baum wächst in dieser Gegend, dessen Namen Heider Khan vergessen hat; er ist sehr gekrümmt, hält 12 bis 44 Zoll im Durchmesser, und die Eingebornen nehmen einen Absud von seiner Rinde gegen das Fieber. Das Holz eignet sich nicht zum Bauen, und scheint eine Art Weide zu seyn.

Ladak liegt am Fuß einer niedern Gebirgskette. Das Haus des Radschas steht an einem Vorsprung derselben; es hat sieben Stockwerke, die Zimmer aber sind kaum acht Fuß hoch, die Fenster oder Schießscharten, durch welche Licht einfällt, sehr klein, und die Thüren niedrig und schmal. Die Zimmer sind mit einem weißen Thon, Pindole genannt, getüncht, und sehen reinlich und wohnlich aus. Des Namens des Radschas erinnert sich Heider Khan nicht, sein Titel aber ist Giapu. Die Regierung ruht ganz in den Händen des Khalon, oder Ministers, die Giapus werden oft gewechselt, und der abgesetzte wird dann gewöhnlich ein Priester oder Lama.

Ladak zählt mehr als 1500 bewohnte Häuser, von denen zwei Drittheile Bhutiahs, oder Tataren, und ein Drittheil Moslems von Kaschmir gehören. Die Bhutiahs bekennen sich zur tatarischen Religion; sie erkennen den Dalai Lama als das Oberhaupt derselben an, und verbrennen ihre Todten. Herr Moorcroft war bei einer solchen Ceremonie, die mit dem Leichnam eines ihrer Häuptlinge vorgenommen wurde, gegenwärtig. Der Körper ward an Händen und Füßen mit Stricken stark zusammengeschnürt, in sitzender Stellung, das Haupt vorwärts gegen die Kniee geneigt und die Hände wie zum Gebet gefaltet, sieben Tage lang in einem Zimmer aufbewahrt und dann in ein schwarzes Tuch eingenäht. Die Lamas schmausten und beteten während dieser Zeit abwechselnd auf Kosten der Angehörigen des Verstorbenen. Am siebenten Tage wurde der bereits in Fäulniß übergegangene Leichnam in einen Sarg gelegt, mit einem schwarzen Leichentuch bedeckt, und von vier Männern aus der Stadt hinaus auf einen Platz getragen, wo ein Ofen errichtet worden war, in welchem der Leichnam nach einigen Gebeten und unter einer lärmenden Musik gelegt ward. Die vier Männer nahmen den Sarg weg, und der älteste Sohn trat mit brennenden Räucherkerzen und unter dem Gebet: „Om mani pat me hung“ (tom?) in den Ofen. Nach vollbrachtem Gebet begab er sich nach Hause; die Lamas gossen nun, abermals unter Gebet, geschmolzene Butter in den Ofen, zündeten dann von unten ein Feuer an, und blieben so lange, bis der Leichnam in Asche verwandelt war.

Das Haus des Khalon liegt unter dem des Radschas am Abhang des Hügels, und die Stadt auf der Ebene rund um denselben herum. In der Umgebung der Stadt befinden sich drei Gärten, von denen einer dem Radscha und die beiden andern Bewohnern der Stadt gehören. Diese Gärten sind mit Mauern umgeben, und man findet außer einigen Blumen größtentheils Suffaidar-Bäume in denselben.

Nach einem Aufenthalt von drei Tagen stattete Herr Moorcroft dem Khalon einen Besuch ab, und machte ihm vier Shits feines Tuch, ein halbes Stück englisches Baumwollenzeug, eine Flinte, ein Teleskop, einige musselinene und seidene Tücher, ein Federmesser, eine Scheere und ein paar Rasirmesser zum Geschenk, und zog dann einen goldenen mit einigen Steinen besetzten Ring vom Finger, den er dem Khalon als Unterpfand der Freundschaft reichte. Der Minister saß auf einem hohen Wollsack, oder Namad; er schien ungefähr 50 Jahre alt zu seyn, war von dunkler Gesichtsfarbe und hatte die meisten seiner Vorderzähne verloren. Sein Benehmen war gefällig; er sprach einige persische Worte und war in einen schwarzen Pattu backu gekleidet; auf dem Kopf trug er eine mit lichtblauem Atlas gefütterte hohe Mütze von schwarzem Sammet. Die Unterredung wurde durch Vermittlung eines Kaufmanns von Kaschmir, Namens Mussa Baba, eines Moslems, geführt. Herr Moorcroft redete Hindustanisch zu Mir Izzet Ullah, dieser übersetzte den Inhalt dem Mussa Baba ins Persische, und so gelangte die Rede durch diesen letztern in der Sprache von Ladak an den Minister. Die Unterredung dauerte gegen eine Stunde, und drehte sich hauptsächlich um die Frage, zu welchem Zweck Herr Moorcroft so weit hergekommen sey, worauf die Antwort lautete: um Pferde einzukaufen. Herr Moorcroft saß bei dieser Audienz auf seinem eigenen Stuhl. Man trennte sich unter Freundschaftsversicherungen, und kaum war der Reisende in seiner Behausung angelangt, so schickte ihm der Khalon ein Ziafet an Thee, etwas Butter, Salin, Reiß, Mehl, Schafen und eingesottenen Aprikosen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1836.

Skizzen aus der Umgebung von Algier.

6. Coleah. — Das Kubber-romeah.

Eine Meile von dem Gestade des Meeres fern erhebt sich amphitheatralisch auf dem Abhange eines blühenden Hügels das interessante maurische Städtchen el-Coleah. Dasselbe liegt neun bis zehn Stunden westlich von Algier und hat sich, wie Belida, seit dem Oktober 1833 den Franzosen unterworfen. Ich besuchte diese Stadt im Mai 1835. Damals war bereits ein neues Lager in geringer Entfernung von Coleah abgesteckt, wurde aber erst zwei Monate später von den Zuaven besetzt. Man konnte den Weg auf der längs dem Meere fortlaufenden alten schlechten Straße ohne alle Gefahr zurücklegen, obwohl man aus Vorsicht sich immer nur in größerer Zahl und von einigen Arabern begleitet auf die Reise begibt. Auf dem halben Wege zwischen Algier und Coleah erblickt man auf einer nördlichen Felsenspitze dicht am Meere einen runden Thurm, den die Araber Torreta-Chica *) oder auch Sidi-Ferru von einem dort begrabenen Marabut nennen. Hier landeten die Franzosen im Jahre 1830, und noch jetzt steht ein von ihnen damals erbautes Fort am Meeresufer, worin sich eine sehr kleine Besatzung befindet. Eine Stunde westlich von Torreta-Chica kommt man an einen Brückensteg, der über den Mazafran führt. Dieser Fluß ist bedeutend größer als die östlich von Algier fließende Haratsch, und ergießt sich drei Stunden von Coleah in das Meer. Die Lager Beekatem und Ibrahim liegen südöstlich von Algier einige Meilen von Coleah entfernt, und ihre Besatzungen wurden oft von den Bewohnern dieser Stadt um Hülfe angerufen, wenn die Hadschuten sie mit einem Ueberfalle bedrohten. Obwohl die nächste Umgebung von Coleah keineswegs so fruchtbar und blühend ist, als die von Belida, so ist seine Lage doch bei weitem malerischer, seine Häuser sind von blendend weißer Farbe, seine Gäßchen weniger häßlich und enge als die von Algier, überhaupt wird das Auge durch eine ziemliche Reinlichkeit in diesem Städtchen überrascht, welche in jenem Lande etwas Seltenes ist. Die Bewohner Coleah's sind Mauren, welche sich durch einen besonders weißen Teint und durch die regelmäßige Schönheit ihrer ernsten Gesichtszüge auszeichnen. Sie besitzen Gärten und Felder in der Umgegend, verfertigen Wolldecken, Seidenstoffe und wohlriechende Essenzen, besonders sehr viel Rosenöl aus einem kleinen weißen Röschen; man kauft dieses hier in winzigen Flacons um sehr geringen Preis. Die Sprache jener Mauren ist nicht das reine Arabische, sondern enthält viele spanische Wörter, weßhalb sie auch sanfter und melodischer klingt, und man merkt einen großen Unterschied, wenn die Bewohner unter sich oder mit einem Beduinen der Landschaft reden; in letzterem Falle ist ihre Sprache lauter und stärker gehaucht.

Die Bevölkerung von Coleah scheint sehr friedlicher Natur zu seyn, und obgleich sie nach der mißglückten Expedition des Generals Berthezene gegen Medeah eine feindselige Stellung gegen die Franzosen behauptete, so geschah dieß doch wohl nur aus Furcht vor den Beduinen und Kabylenstämmen des Gebirgs, welche damals die Ebene überschwemmten, und ihre Lagerfeuer fast unter den Mauern Algiers anzündeten. Später unter des Herzogs von Rovigo Kommando konnten die Franzosen wieder die Offensive ergreifen. Sie machten im Oktober 1833 eine Expedition gegen Belida, welches sich unterwarf; hierauf verbrannten und zerstörten sie nicht weniger als 45 DasKaes und Dowars, deren Bewohner mit ihren Heerden und tragbarem Eigenthume in die Gebirge sich geflüchtet hatten. Die französischen Regimenter rückten dann gegen Coleah, dessen Bevölkerung sich ebenfalls in dem ersten Schrecken bereit machte, ihre Häuser im Stiche zu lassen. Ein Maure, der als Unterhändler zu ihnen geschickt wurde, versprach ihnen jedoch im Namen des Gouverneurs die Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums, wenn sie dem Beispiele Belida's folgen würden. Hierauf sah man schnell auf allen Häuserterrassen weiße Decken an Stangen gebunden wehen; die Bewohner gingen den Franzosen entgegen, und brachten ihrem Befehlshaber Geschenke von schönen Seidenstoffen, Pferden und Gartenfrüchten. Sie erklärten sich auch bereit, alljährig einen kleinen Tribut zu bezahlen, und den neuen Kaid anzuerkennen, den die Franzosen einsetzten.

Zwei Stunden westlich von Coleah, zwischen diesem Städtchen und der noch weit bedeutendern Stadt Scher-Schell, welche

*) Verdorben spanisch: Thürmchen.

man für das alte Julia Cäsarea hält, erhebt sich eine steinerne Pyramide, von der schon Shaw Erwähnung machte und die man sehr deutlich von Coleah, ja selbst von Buffarick aus sehen kann. Die Araber nennen dieselbe Kubber-romeah, d. h. römisches Grabmal. Es gehen unter ihnen viele Sagen von diesem geheimnißvollen Gebäude, welches inmitten einer einsamen Wildniß eine seltsame Figur spielt. Da unter andern abergläubischen Meinungen bei den Eingebornen auch diese herrscht, daß wer irgend von diesem Grabmale spricht, bald ein Glied seiner Familie durch den Tod verliert, so hüten sich natürlich die Araber davon zu erzählen, und es wäre daher nicht eben leicht gewesen, selbst für Geld einen Führer dorthin zu bekommen. Man kann indessen von Coleah nach dem Kubber-romeah in einem Vormittage hin und her gehen, und der Weg ist nicht zu verfehlen, da man die Pyramide immer im Gesichte hat. Ich machte mich dorthin vor Tagesanbruch in Begleitung eines einzigen Franzosen, der gleich mir zur größern Sicherheit maurische Tracht angezogen hatte, auf den Weg. Wir kamen vor Sonnenaufgang bei dem Kubber-romeah an, ohne, eben so wenig als auf dem Rückwege, einem Eingebornen begegnet zu seyn. Das Kubber-romeah ist eine Pyramide, welche unten 80 Fuß im Umfange und eine Höhe von wenigstens 120 Fuß hat, obschon die Spitze abgebrochen ist. Sie ist aus den schönsten Quadersteinen gebaut, und man erkennt gleich auf den ersten Blick, daß dieses Denkmal aus dem Alterthume stammt. Die Vermuthung, daß diese Pyramide das Grabmal der alten Könige von Numidien sey, welches Mela als zwischen Icosium und Julia Cäsarea liegend angibt, ist ziemlich wahrscheinlich. Schade nur ist es, daß außer der Spitze auch die untern Theile der Pyramide stark beschädigt sind, denn die Türken brachen dieselbe, wahrscheinlich in der Hoffnung Schätze darin zu finden, auf, und nennen sie deßhalb noch heute Maltapasy (Zuckerhutschatz). Jedem Reisenden, der Algier zu seinem Vergnügen besucht, rathe ich, dieses schöne einfache Denkmal der alten Numidierzeiten zu besichtigen, welches eines der sehr wenigen ist, das die Zerstörungswuth der Vandalen, Saracenen und Türken in diesem einst so blühenden Lande übrig gelassen hat. Da die Franzosen jetzt ihre Vorposten bis Coleah vorgeschoben haben, so ist der Weg wohl ganz gefahrlos und die einzige Unannehmlichkeit ist nur die Menge der großen, grauen Skorpione und der fast eben so gefährlichen Skolopendren, welche unter den dortigen Steinen sich so zahlreich aufhalten, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, um nicht auf sie zu treten. Ihr Biß ist, wenn er in das Fleisch dringt, häufig tödtlich.

Ueber die alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Fortsetzung.)

Nach der Landseite stand am Abhange ein festes Kastell, was einmal die Sklaven, welche in den Gruben arbeiten mußten, als sie sich empört hatten, eroberten; jetzt sieht man noch die mächtigen Quadersteinmauern, der Tempel bedarf keines Schutzes mehr, er ist zerstört, Minerva hat ihr Heiligthum verlassen und schwebt, schützend ihren Liebling, um das neu aufblühende Athen. Ich eilte hinab und ritt h 1,0 auf das ansteigende Kalkgebirg, auch hier sind an den Abhängen einige flache Berghalden, Spuren von Eisensteinen leiteten mich noch höher hinauf, wo ich auch eine mächtige Eisensteineinlagerung fand, aber lange nicht so reich als mein erster Fund, noch höher setzte sie fort, und Halden beweisen, daß man auch hier Bleiglanz ausbaute, es zieht sich eine enge Schlucht hinauf, bei welcher auf der andern Seite ebenfalls eine mächtige Eisensteineinlagerung zu Tage steht. Von hier westlich über den Abhang herunter, an einem niedern Hügel setzt ein mächtiges Lager Weißeisenstein auf, wie reich, müssen Proben erweisen. Hinab in die Ebene, wo die Schiffe Wasser holen, am Hafen Legrana; wir tränkten unsere Pferde, während dem kamen die Hirten, welche gestern die junge Ziege schon zu theuer verkauft hatten, und wollten noch Geld nachbezahlt haben. Von hier nördlich links stehen einige Olivenbäume; es öffnet sich ein enges Thal, welches sich nördlich hinaufzieht. Die Kalkbänke sind hier ziemlich mächtig und bieten schönen Marmor. Turteltauben und 16 Zoll lange grüne Eidechsen waren in Menge an den Felsen. Wo sich das Thal erweiterte, sah ich rechts wieder einige flache Berghalden an den Gränzen einer Eisensteineinlagerung, auch ein offener Schacht ist hier, mit dem man aber nichts erreicht zu haben scheint. Die Albaneser nennen diese Gegend Contelese. Bald wird das Thal noch breiter, und es zeigt sich auf der linken Seite eine Gruppe bedeutend großer Berghalden, man nennt diesen Platz Megalo Pewke (bei der großen Kiefer), in der Ebene unter den Halden standen köstliche Gerstenfelder. Von hier im Thale aufwärts, überall zeigen sich Halden. Unter der Schlucht, welche vom südlichen Theil des Petschecko östlich herabkommt, zeigt sich rechts auf einer Anhöhe eine bedeutende Schlackenhalde, die Besen standen wie gewöhnlich an einem hohen freien Platze, ich fand mehrere Schlacken, welche noch unzerlegten Bleiglanz enthielten; alle laurischen Schlacken sind mit Kalk übersetzt und nicht glasig geschmolzen, sie enthalten meist ½ bis ¾ Loth fein Silber im Centner; in allen großen Schlackenhalden, welche alle ganz flach zerstreut sind, haben die Venezianer überall niedergewühlt, um die untersten Schlacken zu bekommen, welche aus mehreren Gründen die reichern seyn mußten, jedoch sind für Schlackenschmelzungen noch ungeheure Vorräthe da. Gleich unter diesen Schlackenhalden nördlich sind einige Löcher durch das Kalkkonglomerat und einige Halden; noch ein wenig nördlicher, wo Kalkbänke zu Tage ausstehen, geht in diesen ein schön gehauener Schacht nieder, ich ließ mich und einen Freiwilligen am Seil hinabsenken. Unter dem Kalk kamen Höhlen und Schlotten eines armen Thoneisensteines, man sah an mehreren Stellen die Arbeit der Alten, und ich stufte auch ein wenig Bleiglanz ab; unter dieser ersten Höhlung, welche von oben herab wie ein ausgehauenes Lager aussah, ging 1 Lr tiefer eine zweite Höhlung quer über, welche mit der ersten in Verbindung steht; die Alten hatten, wo es etwas eng

war, nachgeholfen, die untere Höhlung senkte sich schräg abwärts und ging noch weit fort, aber das Seil wurde zu kurz, und da es bloß Schlottenbildung und keine reguläre Lagerstätte war, so ließ ich mich wieder heraus ziehen: eine fatale Fahrt, da man an dem einen Stoß des Schachtes hinauf geschleift wird, man mag noch so oft rufen, gleichförmig und langsam zu ziehen, man zieht ruckweise, wie sie auf den Barken gewohnt sind einen Kloben aufzuziehen. Wären diese Schlotten im Eisenstein einst mit Bleiglanz ausgefüllt gewesen, wie er sich darin noch jetzt in ochriger Masse an ein Paar Stellen fand, so könnte man sich am leichtesten erklären, wie diese ungeheuren Schlackenhalden entstehen konnten. Die Wetter fielen stark in diesen Schacht ein, ich ließ daher das hineingefallene Gestrüpp, was die Hirten über die Schächte zu decken pflegen, damit kein Vieh hineinfalle, unten anzünden, damit der Rauch in die weiteren Baue getrieben werde, um mir noch andere Ausgänge zu zeigen, aber die Flamme wurde zu heftig und so änderte sich der Luftzug. Dieser unter dem Kalk liegende Thoneisenstein gehört dem mächtigen Lager an, was ganz nahe dabei in einem kleinen Bergrücken sich nördlich zieht, bis es endlich ganz nördlich die obere Hälfte eines Berges bildet; es ist eine Fortsetzung des Lagers auf dem Eliasberge, ist aber überall unschmelzwürdig.

Weiter nördlich im Hauptthale kommt man zu den vorzugsweise sogenannten laureischen Schlackenhalden, die sehr bedeutend sind, das früher im Allgemeinen über die Schlacken Gesagte bezieht sich natürlich auch auf diese. Dann folgt wieder weiter nördlich, rechts auf einer Anhöhe ein großer Schlackenhaufen, man sieht, wo die Schmelzgebäude am obersten Punkte gestanden haben, aber nur Grundmauern. Ich fand ein Stückchen Werkblei, was 4¹/₅ Loth Silber im Ctr. enthielt. Dann folgen im Thale, was hier Camaca dissenterina genannt wird, eine Menge Berghalden westlich. An der östlichen Seite sind auch einige, hier ist das Glimmerschiefergebirg unbedeckt, und es finden sich mehrere tiefe offene Schächte. Der eine ging flach hinab, mit Stufen, war 1 Lr hoch und 1 Le breit, 19 Le flache Tiefe, unten ging eine Art Abbau auf einer Gebirgslage herein, aber es war nur Versuch, denn außer einer eisenochrigen Quarzlage, wie sie sich hier im Glimmerschiefergebirg überall zeigen, ward nichts weiter gefunden. So tief hatte man die Erze gesucht, und was mehrere offene Schächte in diesem Theile beweisen, nicht geruht, sie immer noch finden zu wollen. Sollte man sich nicht durch einfachere und noch dazu sicher hier fruchtbringende Versuche einmal in der Folge darüber Gewißheit verschaffen? Zwischen Halden zieht sich links ein kleines Thal hinauf, was noch treffliche Weide für die Pferde hatte, die ein Paar Wochen später bis auf den letzten Halm verdorrt. Hier fand ich ein sehr zweckmäßiges Nachtlager und habe es später noch mehrmals benutzt; Schutz vor Wind, keine Viertelstunde hinauf gutes Wasser in einer Aushöhlung des Gebirges (ganze Schwärme Bienen waren hier um Wasser zu saugen) und viel trockenes Brennholz. In der Wiese dieses kleinen Thales fand ich drei große Landschildkröten, die ich zwar schon ein Paarmal, selbst auf dem dürrsten Gebirg angetroffen hatte, wo sie nur von Kräutern und dem Nachtthau sich erhalten. Wenn man sich ihnen nähert, liegen sie unbeweglich und strecken den Kopf aufwärts, hebt man sie auf, so ziehen sie ihn mit einem zischenden Ton ein. Am Eingange dieses kleinen Thales ist wie gesagt eine Gruppe bedeutender einige Le hoher Berghalden, und östlich sind einige offene Schächte im Glimmerschiefer. Am nördlichen Ausgange des erwähnten Seitenthales oder im Hauptthale nördlich kommt eine noch bedeutendere Gruppe großer Berghalden, und dabei eine sehr große flache Schlackenhalde. Das Thal bildet hier eine ziemliche Fläche, wo einst reges Leben waltete, jetzt ist Alles still, weil der Bergmann nicht das dürre Gebirg belebt, was kaum Weide gewährt. Der Bergbau zog sich noch östlich am Abhange des vorliegenden Berges hin und gerade nördlich in einer Schlucht hinauf. Auf den Halden traf ich Stückchen Malachit und thonige Brocken, welche mit Weißbleierz durchwachsen waren. Auch ein großes Quarzstück zeigte sich am Fuß einer Halde, worin Partien von Talkschüppchen durch Kupfer grün gefärbt. Ich verfolgte diese Schlucht jenseits des sich vorschiebenden kleinen Gebirgrückens, und fand wieder sehr große Schlackenhalden, und westlich ganz nahe dabei und noch hundert Schritt weiter einige große Berghalden, diese Gegend heißt Daerese therikō. Von hier gewahrte ich nördlich keine Spur des Bergbaues mehr. Ich kehrte nun zu meinen zurückgelassenen Leuten zurück, und wir gelangten noch zu der Mandra, wo wir das Erstemal übernachtet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ackerbaugesellschaft in Kamtschatka.

In der Halbinsel Kamtschatka hat sich auf die Aufforderung der russischen Regierung eine Gesellschaft gebildet, um den bisher gar nicht betriebenen Ackerbau zu befördern. Da das Land zwischen 51 und 62° N. B. liegt, so ist der Ackerbau durch die Natur keineswegs ausgeschlossen. In dem Bericht über die Arbeiten des Jahres 1834 bekennen übrigens die Directoren der Gesellschaft, daß ihre Versuche nicht überall den Erwartungen entsprochen haben. Von drei Aussaaten Winterkorn und Sommerkorn hat nur Eine die darauf gewandte Mühe und Kosten belohnt, die zwei andern sind zu Grunde gegangen, und zwar beide zu einer Zeit, wo alle Gefahr für die Frucht augenscheinlich schon vorüber war: die Winterfrucht füllte sich auf dem einen Vorwerke nicht wegen der heftigen Regen zur Zeit der Blüthe, die Sommerfrucht aber war schon eingeschossen, als sie plötzlich am 22sten August mit einem Frühfrost bedeckt war; auf dem andern fielen die hohen Stängel der Gerste von den Mäusen angefressen, deren es in diesem Jahre eine solche Menge in Kamtschatka gab, daß man bei jedem Schritte sie durch das Gras schlüpfen hörte, und allenthalben ihre Nester traf, die mit Lilienzwiebeln und andern Wintervorräthen angefüllt waren. Diese Ursachen der unergiebigen Ernte waren also zufällig, die Gesellschaft schmeichelte sich, daß ihre Hoffnungen doch noch in Erfüllung gehen würden, und sie ist entschlossen, ihre Bemühungen fortzusetzen, um so mehr, da die Zahl ihrer Aktien, von 100 Rubel jede, in dem genannten Jahre von 56 auf 40 stieg.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

Ladak besteht aus nur einer einzigen Straße, welche zu dem Hause des Khalon führt. Zu beiden Seiten derselben befindet sich eine Art Bazar, meist von Kaufleuten aus Kaschmir besetzt, welche Weizen, Mehl, Reiß u. s. w. verkaufen. Die Männer des Landes sind wohlgestaltet, aber von der Sonne verbrannt, und die Weiber hübsch und rothwangig. Die Landesmünze besteht aus Silber, von welchem Metall große Barren aus China eingeführt werden, welche aber mit dem russischen Stempel versehen sind. Sie werden Yambus genannt, und wiegen ungefähr 175 Rupien nach dem Münzfuß der Kompagnie. Ferner hat man noch Stücke von vier Annas, oder den vierten Theil einer Rupie, von reinem Silber, Dschao suma genannt, und dann noch andere Münzen von legirtem Silber, von denen sechs auf eine Rupie gehen, und welche Dschao ningpa genannt werden. Man wiegt hier zu Lande Alles mit einer Schnellwage, Reygah genannt, und hält Rechnung nach Kerbhölzern. Die Lamas haben eine Art hölzerner Typen, mit denen sie Gebete drucken. Es sind zwei Lamas im Lande, von denen der erste zu Marcillah, der andere zu Hannis seinen Sitz hat. Der Radscha von Ladak, der von China unabhängig ist, hat ihnen mehrere Dörfer überlassen, von deren Einkommen, den Opfern und Zehnten sie im Ueberfluß leben. Der Magistrat, vor welchem alle Rechtsfälle entschieden werden, wird Kaga Lampo genannt, und hat seinen Sitz in der Stadt. Es werden wenig Verbrechen begangen, und während der zwei Jahre, welche Herr Moorcroft im Lande lebte, kam keine Klage unter den Einwohnern vor. Räubereien werden durch Abhauen der Hand bestraft. Unter der Dienerschaft Herrn Moorcrofts befand sich ein Mann, Namens Kharrack Sing, und ein Barbier, Fattu genannt, ein Moslem; der letztere stahl 55 Rupien, und der andere hatte zu verschiedenen Zeiten mehrere den Herren Trebeck und Moorcroft gehörige Dinge entwendet. Beide wurden dem Khalon zur Bestrafung übergeben, der sie an den Kaga Lampo schickte; dieser traf schon Anstalten zu ihrer Hinrichtung, doch wurde ihnen durch die Vermittlung des Herrn Moorcroft das Leben geschenkt, und sie nur mit Verweisung aus der Stadt bestraft, wobei sich alle Knaben derselben versammelten, um die Verbrecher mit Steinen zu werfen.

Der Boden des Landes ist eine Mischung von Kies, Thonerde, Sand und kleinen Steinen, und gibt, wenn er gut gedüngt wird, eine ziemlich gute Ernte. Der Weizen wird im November ausgesäet, und liegt dann, mit Schnee bedeckt, bis zum März im Boden, wo er dann nach eingetretenem Thauwetter üppig hervortreibt. Die Felder werden mit Ochsen von kleiner Race bestellt. Man nimmt Kreuzungen mit der gewöhnlichen Kuh und dem Yak (Bos peophagus) vor, und erhält aus denselben sehr gelehrige, sicher gehende Lastthiere, Dschabbus genannt. Esel gibt es in Menge, und man bedient sich ihrer als Lastthiere, um Holz und andere tägliche Lebensbedürfnisse nach der Stadt zu bringen. Es wird viel Luzerner Klee gebaut, welchen die Pferde im Sommer grün und im Winter getrocknet fressen. Die Pferde des Landes sind meist Klepper, größtentheils Wallachen, und kosten 30 bis 60 Rupien. Die eigentliche Kaschmirziege wird hier nicht gefunden, und die meisten Schafe kommen von Gortope. Noch gibt es eine Art großer Hunde und im nahe liegenden Gebirge wilde Ziegen, welche unter ihrem langen rauhen Haar eine feine schöne Wolle von brauner Farbe haben, aus welcher sehr theure, wegen ihrer Wärme und Weichheit berühmte Shawls verfertigt werden. Außerdem findet man noch weiße Wölfe (Schinku), Füchse (Wahtschat) und eine große Art rothe Rebhühner, Como genannt.

Auf ihrem Wege über den Himalaya sahen die Reisenden viele wilde Pferde oder Gorkhars, von denen sie eines zu schießen versuchten, was ihnen jedoch nicht gelang. Mit Haselhühnern waren sie glücklicher.

Zu Ladak gibt es viele große Raben, Krähen, weiße Geier, Sperlinge, Tauben und Amseln. Fische gibt es in den Flüssen in Menge, doch lassen die Tataren nicht zu, welche zu fangen. Wasservögel verschiedener Art findet man ebenfalls im Ueberfluß, worunter sich eine Art rothe Ente, Surthsab genannt, auszeichnet.

Die Truppen des Radschas bestehen zum größern Theil aus Reiterei, theils mit Luntenflinten, theils mit Bogen, Pfeilen und Schwertern bewaffnet, und mögen etwa 2000 Mann stark seyn. Die eben so bewaffnete Infanterie mag sich auf etwa 1200 Mann belaufen. Sie erhalten keinen Sold, sondern bekommen von den Landbauern einen gewissen Antheil an Naturalien. Die Ladakesen sind friedlich, höflich und sehr gastfreundlich. Die Wohlhabendern trinken Thee auf tatarische Weise, mit Salz und Butter, dreimal des Tages. Sie schlafen auf wollenen Decken und in sitzender Stellung. Im Innern der Häuser wird man sehr von Ungeziefer gepeinigt. Die Kaschmirer waschen sich Gesicht und Hände täglich und baden sich öfter; die Bhutiahs aber hegen einen Widerwillen Wasser ohne die höchste Noth zu berühren, weßhalb sie auch einen widerlichen Geruch verbreiten und in ihren wollenen Kleidern sehr unsauber aussehen.

Ihr Salz erhalten die Ladakesen sehr billig von Gortope; Zuckerkand und alle Arten von Gewürz, Indigo, Seife u. dgl. sind sehr theuer, und die Kaufleute von Kaschmir machen großen Gewinn an diesen Artikeln. Die Ladakesen handeln nach Gortope mit Shawlwolle, Schafwolle, Thee, Salz, Borax, Pattus, oder ordinären in Tübet fabrizirten Wollentüchern, und nehmen reines Silber in Barren oder gemünzt, feine Tücher, getrocknetes Obst, Fuchsfelle und anderes Pelzwerk dagegen. Die Ladakesen kehren im Oktober und November von Gortope zurück und suchen dann das grobe Haar aus der Shawlwolle heraus; Männer, Weiber und Kinder sind mit dieser Arbeit auf den flachen Dächern der Häuser beschäftigt. Von dem groben Haar werden Stricke, Säcke und Zelttuch verfertigt, die feine Wolle aber in große wollene Säcke gepackt, von denen zwei eine Pferdeladung ausmachen, und zu allen Jahreszeiten nach Kaschmir geschickt, wo die Shawlwolle einen Gewinn von 800 Prozent abwirft.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die schöne Teresa Makri, die Maid of Athens, von der Byron sang, und von welcher Moore und Hobhouse eine so glühende Schilderung machten, hat, wie Willis in seinen Pencillings erzählt, die „süße Last der süßesten Liebeslieder vergessen und den unromantischen Namen eines Schotten angenommen,“ mit andern Worten, sie ist die Frau eines Herrn Black in Aegina geworden.

Die Anzahl der eigentlichen Engländer auf Jersey betrug im Jahre 1825 nur 7000, und ihre Gesammtausgabe 60,000 Pfd. St. jährlich. Jetzt ist ihre Anzahl auf 16,000 gestiegen, und man rechnet ihre jährliche Ausgabe auf 500,000 Pfd. St.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1836.

Skizzen aus Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

1. Physiognomie von Nieder-Ungarn.

Ungarn ist für den größten Theil der westeuropäischen Länder eine wahre terra incognita. Die Unkenntniß geht so weit, daß viele Menschen, welche sich selbst zu den gebildeten Klassen zählen, kaum wissen, welche Sprache man dort redet. Namentlich weiß man von der ungarischen (magyarischen) Sprache so wenig, daß viele der Meinung sind, sie sey ein Dialekt der Slavischen, obgleich sie von dieser gerade so weit verschieden ist, wie von der deutschen. Die ungefähren Vorstellungen, welche man von Ungarn hat, beschränken sich darauf, daß man es für ein an Naturprodukten sehr reiches Land hält, daß man von dem Reichthume der dasigen Magnaten hie und da etwas gehört hat; daß man den Bauer unter dem Drucke der Sklaverei glaubt, und daß man nebenbei noch meint, es sey für den Fremden im ganzen Lande eben nicht geheuer, indem es in den meisten Gegenden von Räuberbanden wimmle und die Wirthshäuser so schlecht wären, daß ein anständiger Mensch kaum in denselben bleiben könne.

Alles dieses ist nun aber zum Theil ganz anders. Wahr ist es, daß der Reichthum von Naturprodukten aller Art groß ist, und daß noch eine große Menge derselben fast ganz ungenützt ist, nur zum Theil aber ist es wahr, was man von dem ungeheuren Reichthume der dasigen Magnaten fabelt; denn so mancher derselben ist theils durch eigene, theils durch Verschuldung der Zeitumstände herabgekommen; übertrieben und zum Theil falsch ist die Vorstellung, welche man von dem sklavischen Zustande der Bauern hat, und fast lügenhaft ist das Gerücht von Gefährdung der öffentlichen Sicherheit: denn man reist in Ungarn wohl ziemlich eben so sicher, wie in Deutschland und Frankreich. Auch von den Wirthshäusern läßt sich viel Besseres sagen, als was die gedachte Meinung von ihnen hält.

Will man ein treffendes Urtheil über Ungarn fällen, so kann dieses niemals das ganze Land umfassen. Denn es sieht in Ober-Ungarn bei weitem anders aus, wie in Nieder-Ungarn. Jenes, an Deutschland und Polen gränzend, hat von diesen beiden Ländern Mehreres in sich aufgenommen, welches bereits mit dem Lande und der Bevölkerung so innig verschmolzen ist, daß es seine Gestalt bedeutend verändert, und ihm ein anderes Ansehen gegeben hat, als wie Nieder-Ungarn bis jetzt noch behauptet. Zudem haben sich auch in Ober-Ungarn so viele Völkerstämme eingesetzt und naturalisirt, daß fast jede Gegend dadurch einen andern Volkscharakter zeigt, und ein anderes öffentliches Wesen bietet. Anders ist es dagegen noch in Nieder-Ungarn. Dort ist in den unermeßlichen Ebenen der Magyar fast nur noch allein zu Hause, und es hält ihm sein Klima, vorzüglich aber die Beschaffenheit seines Trinkwassers die Fremden und namentlich die Deutschen vom Leibe. Die Menge Salpeter, mit welchem die Erde geschwängert ist, theilt sich dem Quellwasser mit, gibt ihm einen unangenehmen, weichlichen Geschmack und macht, daß es nachtheilig auf die Gesundheit jedes Fremden einwirkt. Daher sind auch die meisten hier von Deutschen gemachten Ansiedlungen verunglückt, und was nicht ausstarb, zog sich wieder weg. In manchen Gegenden hielten sie sich aber dennoch und gewöhnten sich allmählich an die hiesige Luft und an das hiesige Wasser. Den hier Gebornen bekommt beides gut, weßhalb denn auch dergleichen Kolonien, wenn sie nur einmal die zweite Generation gewonnen hatten, florirten und nunmehr sehr volkreich geworden sind. Beinahe Alle, welche in demselben einen Besitz haben, sind wohlhabend geworden, was natürlich und leicht ist, indem hier ein Bodenreichthum herrscht, wovon man sich in den wenigsten Gegenden Deutschlands eine klare Vorstellung macht.

Nieder-Ungarn, in welchem das eigentliche magyarische Wesen und Treiben herrscht, fängt erst in den Gegenden der Theis an. Zwar bemerkt man schon unterhalb Pesth, und dieß sogleich, wenn man diese Stadt verlassen hat, einen bedeutenden Unterschied gegen die Gegenden oberhalb derselben. Denn es nimmt die Kultur und Civilisation ab, und man findet schon die ungeheuren Ausdehnungen unangebauter Ländereien, die man hier Haiden nennt. Dennoch aber wohnen da noch viele Deutsche, und nur ein wenig nördlich auch Slaven. Aber es hat hier das Land, wegen seiner schwachen Bevölkerung noch zu wenig Werth, als daß man es des Anbaues würdig halten sollte, sobald es

nicht einen solchen Bodenreichthum in sich enthält, daß man selbst bei schlechter Bestellung acht- bis zehnfältig erntet. Unter Haiden verstehen wir in Deutschland Strecken Landes, welche den Anbau nicht lohnen, die höchstens eine dürftige Viehweide gewähren, und auf denen sehr bald das Haidekraut (erica vulgaris) wächst. In Ungarn muß man mit dem Worte einen andern Begriff verbinden. Hier nennt man alle Ländereien, die keinen Anbauer finden, weil es an Menschenhänden fehlt, und die also nur als Viehweide benutzt werden, Haiden, und wenn auch der Boden auf derselben der reichste ist. So habe ich dergleichen Haiden an den Ufern der Theis und besonders zwischen diesem Strome und dem Flusse Körösch gefunden, die nach ihrem Umbruche ohne Düngung eine zweimalige reiche Repsernte, und nach dieser mehrere Getreide-Ernten lieferten. Ein großer Theil des hiesigen Landes war ehemals Sumpf, und ist erst im Laufe der Zeit, und zwar meistentheils von selbst trocken geworden. Denn die Nachhülfe, welche der Mensch durch Entwässerungen gab, war nur gering. Es scheint hier die Abtrocknung des Landes in einer gewissen regelmäßigen Stufenfolge zu gehen, und was man seit dem letzten Jahrhundert in Nieder-Ungarn hat beobachten können, bestätigt die Behauptung, daß einstens auch ein grosser Theil des südlichen Rußlands, so wie von den Fürstenthümern Moldau und Wallachei unter Wasser stand, und erst im Laufe der Zeit trocken ward. Alle Wahrscheinlichkeit nach ist solches durch eine allmähliche Erhebung des Landes geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Fortsetzung.)

Ich mußte wegen gänzlichen Mangels an Lebensmitteln umkehren; als ich nun bis an die mächtigen Schlackenhalden bei Therico St. Blasa gekommen war, ließ ich Halt machen und schloß so: überall wo ich Schlackenhalden gefunden hatte, bemerkte ich, daß die Alten ihre Erze niemals weit zu tragen pflegten, sondern ihre Schmelzöfen stets so nahe als möglich an den Gruben erbauten, das mußte auch hier seyn; der Berg, an dessen Fuß ich mich befand wo die drei Schächte waren, schien nicht so viel hergegeben zu haben als hier Schlacken lagen, also mußten in der Nähe noch andere Baue seyn. Ich untersuchte daher den gegenüber liegenden Abhang, an welchem ich etwa eine Viertelstunde in Osten gekommen war, als ich wieder köstliche Stücke Brauneisenstein und bald darauf abermals eine reiche Einlagerung auffand, die sich noch weit westlich bis zu einer Gruppe Oelbäume zieht. Der Weg von hier ins nahe Thal ist sehr leicht fahrbar zu machen; dann geht es ebenen Weges hinab bis an den Thoricos-Hafen, wo die vom Prtschero gebrachten Eisensteine mit diesen zusammentreffen, das wird einige Gebäude nöthig machen, es werden sich die bei den Eisensteinbauen interessirten Leute ansiedeln. Gelingt es die Eisensteine mit den von Kumi hergebrachten Kohls gleich hier zu verschmelzen, so wird noch regeres Leben verbreitet, und das alte Thoricos wird wieder aufblühen. Froh noch einen zweiten Schatz bauwürdigen Eisensteines gefunden zu haben, untersuchte ich nun die Auflagerungsgränze des Kalkes auf dem Schiefer und fand hier zwei tiefe flach herabgehende Schächte. Beim Zurückgehen nach dem Wege fand ich im Erdboden eine kleine Marmorsäule, ich ließ sie herausgraben, sie war aber ganz roh gearbeitet, ohne Inschrift und hatte also das Grab eines Türken verewigt. Auf einem Kalkstein war weiterhin mit großen Buchstaben OPOC (oros) eingemeißelt, was eine frühere Gränzscheidung zu bedeuten hat. Wir hatten ganz wenig den Weg nördlich fortgesetzt, als ich eine Berghalde zu bemerken glaubte, ich irrte mich nicht, sie war ganz überwachsen. Unter dem Kalkstein ging eine alte verfallene Arbeit im Glimmerschiefer hinein, ich bestieg daher den aufgelagerten Kalk und fand in einiger Entfernung einen schönen offenen Schacht, er war nicht sehr tief. So sind denn die Schlacken von drei Punkten wo Bergbau in der Nähe war, entstanden. Es wurde glühend heiß, und ich eilte nach Keratia, aber nicht um zu ruhen, sondern Lebensmittel, Pferde 2c. zur schnellen Weiterreise besorgen zu lassen. Ich nahm dießmal, weil ich auf dem Prtschero schürfen lassen wollte, von wo ich bereits des Zusammenhanges willen die Resultate mitgetheilt habe, noch zwei bisher zurückgelassene Pionniers mit, und ließ den Korporal allein bei der Bagage: hatte ich doch schon bei 8 Mann, Dolmetscher, Bedienten und dem Hirten Roth, sie auf 1 bis 5 Tage mit Lebensmitteln zu versehen. Gegen Abend erst kamen die Pferde, und ich wandte mich jetzt unter dem langen, Keratia in Süden vorliegenden Berge in Westen. Am Ende des Berges gelangten wir an die fruchtbare Ebene, die sich von Markopulo herabzieht, mitten in der Ebene ragte ein viereckiger Thurm von rohen Bruchstücken aus der Türkenzeit hervor. Die Sonne sank, wir befanden uns bei einer verlassenen Kirche, bei welcher sonst auch einige Mönche wohnten. Hier war Wasser und eine Mandra ganz nahe, während der nächste Brunnen noch zwei Stunden entfernt seyn sollte. Wir zogen daher in den innern Hofraum, in dessen Mitte die Kirche stand, welche etwas größer war wie die gewöhnlichen Kapellen. Die Hirten hatten an der Kirchmauer mehrere Viehhürden errichtet. An der Vorderseite der Kirche waren, wie auf dem Lande gewöhnlich ist, einige bunte Teller und Schüsseln mit dem Boden eingemauert, um als Verzierung zu dienen, nach der Spitze zu stand eine kleine antike hübsch gearbeitete Marmorsäule zur Hälfte eingemauert, und eigen genug krönte die Spitze der Kirche ein mit schönem Laubwerk verzierter antiker Säulenknauf von mittlerer Größe. Zur Nacht kam der Hirt der Mandra und zündete die ewige Lampe in der Kirche an. Er verkaufte uns ein Schaf und Milch. Den andern Morgen besah ich das westliche Gebirg. Glimmerschiefer mit Kalk bedeckt nach Norden fallend. Auch grüner Schiefer hebt sich an ein Paar Stellen und ist oft stark verwittert, sah von fern aus als wenn das hiesige verwitterte Serpentingebirge hervorträte. Ich folgte einer tiefen Wasserriese, worin ich die tiefsten Schichten entblößt sehen konnte. Wir kamen nahe aus

Meer und wandten uns nun östlich, hier stand wieder ein viereckiger Thurm und ein ebenfalls zerstörtes Gebäude: ein mächtiger Muselmann hatte hier gehaust bis der Thurm gebrochen wurde; dabei ist ein guter Brunnen mit Marmor eingefaßt, auch beweisen große Quaderstücke, daß im Alterthum hier ein großes Gebäude stand. Wir zogen nun an der Südseite des langen Kalkberges hin und sahen nach etwa dreiviertel Stunden einige niedere, lange steinerne Häuser und einen alten Thurm der Türken: man nennt die Häuser Climbo; etwas östlich davon steht ein Haus und eine Gruppe Feigen-, Oliven- und Maulbeerbäume. In der Ebene waren schöne Felder Bartgerste. Man schaffe der Ebene Wasser und es wird ein köstlich Stückchen Land. Weiter südlich, etwa eine halbe Stunde trafen wir wieder einige Häuser, Anawiso genannt, westlich über ihnen erhebt sich ein hoher Kalkberg Skorbi. Noch setzt die Ebene weiter südlich fort bis ans Meer, wo ein trefflicher Hafen und einige Häuser, die auch Anawiso genannt werden. Hier ist eine flache Niederung, in welche man das Meerwasser treten und bei der großen Hitze verdunsten läßt. Die schwarze Salzkruste, die sich dann am Erdboden bildet, holt man in Schiffen ab und versiedet daraus ein schönes Salz; es soll in ziemlich bedeutender Menge erzeugt werden. Wir wandten uns, um nach dem Berge der vor uns lag, zu gelangen, östlich in das Thal hinab, wo am Gebirgsabhange ein verlassenes Gehöfte steht, dabei ein frisch bearbeitetes Feld, ein fruchtbares Plätzchen, aber was uns mehr erfreute, es war ein guter Brunnen dabei. Ueberall Glimmerschiefer, meist stark in Ost geneigt oder auf dem Kopfe stehend, reichlich mit Quarzlagen, die oft mit Eisenocher durchwachsen sind, durchzogen. Nachdem die größte Hitze vorüber war, ging es nach der Umgebung des Eliasberges, den ein sehr mächtiges Lager eisenochrigen spathigen Kalkes durchsetzt, dessen nördliche Fortsetzung ich schon früher erwähnte; zu unterst am östlichen Abhange zeigt sich wieder Glimmerschiefer mit Kalk bedeckt und auf diesen liegt das eisenochrige Lager. Südlich am Eliasberge sind lauter Kalkberge; bei einer Mandra geht südlich zwischen hohen Kalkfelsen eine enge Schlucht herab, ich stieg weit hinab, fand einige unbedeutende Spuren von Rotheisenstein, das ganze Gebirg ist voller Höhlen und Schlotten. Es kam starker Schlagregen und wurde plötzlich empfindlich kalt. Wir jagten mehrere Felsenhühner auf. Am Eingange in die Schlucht hatte ich ein reiches Stück Rotheisenstein gefunden, und verfolgte es nördlich bis an den südlichen Abhang des Eliasberges, wo ich ganz ähnlichen Rotheisenstein im Glimmerschiefer fand, der Abend brach ein, wir mußten eilen noch bei Tage zurückzukommen. Der Weg führte durch eine Schlucht am östlichen Abhange des Eliasberges, es zeigt sich hier Kalkschiefer, und Alles sieht hier so bergmännisch aus, daß hier einige Schürfe nicht überflüssig seyn möchten. Es war schon dunkel als wir in unserm Nachtlager anlangten. Den andern Morgen zogen wir eine halbe Stunde nördlich nach einem verlassenen Hause, ohne Dach, ein schönes Feld dabei und ein guter sehr tiefer Brunnen, noch eine halbe Stunde weiter nördlich kamen wir abermals zu einem verlassenen kleinen Hause, wobei ein schön mit Marmor eingefaßter Brunnen und ein fruchtbares Feld, in welchem zwei dünne Marmorsäulen standen; vielleicht wohnten hier, weil es fruchtbar war, Aufseher der nahen attischen Baue. Ich suchte nämlich auf dieser Seite einen passenden Platz, um von einem solchen Standquartiere dann nach der Eisensteineinlagerung auf dem Petscheko zu ziehen, dort arbeiten zu lassen, und weil kein Wasser und keine Weide daselbst ist, zur Nacht hieher zurückkehren; aber beide waren, so manchen Vortheil sie boten, zu weit entfernt. Das Thal, worin wir uns befanden, nennt man Sinderina. Nirgends auf der jetzigen Tour zeigte sich eine Spur des Bergbaues. Wir wandten uns daher östlich, überschritten einen kleinen Bergrücken, und bogen rechts in das kleine Seitenthal der Camara dissenterina, von welchem ich bereits früher sprach, und welches ich am passendsten für diesen Zweck fand. Ich fertigte von hier einen Boten ab nach Keratia um Lebensmittel, und begab mich nach dem Petscheko, wo ich 3 Tage schürfen ließ und die Resultate bereits angeführet habe. Dann kehrten wir durch das Kyprinosthal wieder zurück in die Ebene von Thoricos, hier ließ ich die Bagage und die Mannschaft nach Keratia gehen, behielt nur den Dolmetscher und Einen Mann bei mir und wandte mich bei einer im Thale stehenden Kapelle rechts in ein gegen Norden sich ziehendes Thal. Immer Kalk, Schlottenbildung, reiche Getreidefelder. Das Thal wurde buschiger und hin und wieder stand Wasser. Nach einer halben Stunde bemerkte ich seitwärts große weiße Quaderstücke, welche den Grund eines großen alten Gebäudes bezeichneten, Glimmerschiefer stand zu Tage. Ich wandte mich hier rechts in ein kleines Seitenthal, hier geht nördlich eine enge Schlucht durch, ich zog aber dießmal vor, den Bergrücken zu passiren, auf welchem ich eine kleine reiche Brauneisensteineinlagerung fand. Von hier bemerkte ich nördlich nicht sehr weit eine große Berghalde und unterhalb derselben eine mächtige schwarze Einlagerung, die viel Schwarzeisenstein enthielt; ich fand auf faserig Graubraunsteinerz in kleinen Büscheln, fand reichen aber sehr manganhaltigen Brauneisenstein, der in einigen kleinen Höhlungen grobspeisigen Bleiglanz enthielt. Ist diese mächtige reiche Eisensteineinlagerung, die kaum eine halbe Stunde vom Meere entfernt ist, nicht zu sehr manganhaltig, was Proben ausweisen müssen, so ist dieß der dritte Eisenschatz. Daß um diese Eisensteineinlagerung auch Baue seyn würden, ließ sich nach den im laurischen Gebirg gemachten Erfahrungen erwarten, und so war es auch, aber Alles war unterwühlt. Ueberall Glimmerschiefer; an einer Stelle war mehrere Klafter breit das Dach niedergebrochen. In die Abbaue konnte man nicht gelangen, da der bröckliche Glimmerschiefer überall niedergebrochen war und erst aufgemacht werden müßte. Die große Berghalde sah in der Nähe mehr wie ein großer Grabhügel aus, man müßte denn das Ausgeförderte bergauf geschafft haben. Man sollte diese Eisensteineinlagerung mit einem Stollen zu unterfahren suchen, durch welchen man bald erfahren würde, wie sie sich in der Tiefe verhält. Noch wandte ich mich bis auf den Berg nördlich und schloß dann diese Reise.

(Schluß folgt.)

Der Glockenspieler.

Vor den Friedensrichter von Percy im Departement de la Manche kam im Laufe des vorigen Monats ein wunderlicher Streit. David Millain, ein fast blinder Greis, hat nur noch einen einzigen Genuß, und dieser besteht darin, auf allen Glockenthürmen zu spielen (carillonner). Er weiß 110 Melodien auswendig, die er mit gleicher Fertigkeit spielt. Er hat schon in 95 Kirchspielen mit den Glocken gespielt; an großen Festen bittet er um die Gunst die Glocken spielen lassen zu dürfen, und wenn man sie ihm gestattet, so besteigt er als freiwilliger Glöckner den Glockenthurm, schließt sich ein, aus Furcht überfallen zu werden, und läutet die Glocken den ganzen Tag und oft die ganze Nacht. Damit noch nicht zufrieden, hat er drei ungeheure Glocken gießen lassen, sie in seinem eigenen Hause aufgehängt, und ergözt sich nun damit, sie den ganzen Tag spielen zu lassen. Die Nachbarn klagten endlich, seit dem unglücklichen Tage, wo David Millain sein Haus in einen Glockenthurm umgewandelt habe, seyen ihre Häuser nicht mehr bewohnbar. Millain ward vorgeladen, vertheidigte sich aber in folgender Weise: „Ich habe 19 neue Glockenspiele eingerichtet, und diese Kunst möglichst vervollkommnet; ich treibe keinen nächtlichen Unfug, denn mein Glockenspiel beginnt nie vor 6 Uhr Morgens und endet um 5 Uhr Abends; der Lärm, den ich mache, bringt niemand Schaden, ich bestrebe mich vielmehr ihn möglichst angenehm zu machen. Der Artikel 479 des Strafcodex findet auf mich keine Anwendung, denn kein Gesetz verbietet einen Lärmen, wenn er unschädlich ist, und nicht Nachts angerichtet wird. Meine Glocken sind minder betäubend als der Hammer des Kesselschmieds, minder schreiend als die Klarinette eines Anfängers, minder ohrzerreißend als das Horn eines angehenden Hornisten.“ Diese Gründe wurden als gültig erachtet, und Herr David Millain feierte seinen Sieg mit seinem glänzendsten Glockenspiel.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

Die Sitten und Gebräuche der Tataren sind hier dieselben wie zu Gortope. In einer Familie von zwei oder mehr Brüdern, welche sämmtlich arm sind, heirathet nur einer; das Weib gehört allen übrigen mit, und es findet weder Eifersucht noch Uneinigkeit statt. Kommt die Frau in die Wochen, so entscheidet ihr Ausspruch, welchem der Brüder das Kind gehört; ist es ein Knabe, so muß ihn der Mann erziehen, die Mädchen aber werden sämmtlich von der Mutter erzogen. Die Weiber des Landes sind sehr liederlich, und die venerische Krankheit ist ziemlich häufig.

In Zwischenräumen von drei Jahren brechen gewöhnlich die Kinderpocken aus, und richten große Verheerungen an. Die Einwohner fürchten die Ansteckung, und jagen deßhalb die von der Krankheit Befallenen aus der Stadt. Als Herr Moorcroft kam brach sie im August aus und raffte gegen hundert Personen in der Stadt hin. Die Vaccination ist nicht bekannt, und Herr Moorcroft hatte keinen Impfstoff bei sich; wäre dieß der Fall gewesen, so hätte er vielleicht den Grund zu Vertreibung dieser Epidemie legen können.

Die Butiahs bereiten ein starkes berauschendes Getränk aus Gerste, Tschang genannt, und sind überhaupt große Liebhaber solcher Getränke. Sie bedienen sich eiserner und kupferner verzinnter Kochgeschirre und Teller. Der Radscha bezieht alle Abgaben in Natura, ungefähr den zwanzigsten Theil von jedem Artikel. Herr Moorcroft blieb den ganzen Winter 1820 und fast das ganze folgende Jahr in Ladak. Im November fing es an zu schneien und dieß dauerte bis Ende Januar fort. Die Kälte war sehr streng und der Schnee mußte täglich von den flachen Dächern weggekehrt werden. Der Radscha gab während des Winters mehrere Festlichkeiten, auch wurden Pferderennen und einige religiöse Ceremonien gehalten. Herr Moorcroft schickte Hafiz Fazil Khan zurück, um seine zu Fatih Garh zurückgelassenen Effekten zu holen, und gab ihm zugleich einen Bericht über seine Reise und Muster von Landesprodukten für die Regierung in Calcutta mit.

Noch vor Eintritt des Frühjahrs 1821 schickte Herr Moorcroft Mir Izzet Ullah über Lubra und den Digor-Paß nach Yarkend. Die Reisegesellschaft bestand aus 25 berittenen und bewaffneten Männern, welche von zwei Leuten von Khodscha Schah Nezage, einem Mann, der im Geruch der Heiligkeit stand und in Yarkend sehr geachtet war, begleitet wurden. Der Weg wurde als 40 Tagereisen, jede zu 12 Koß, haltend beschrieben, und den Reisenden gesagt, daß die beste Zeit zu diesem Unternehmen bei noch hart gefrornem Schnee sey. Mir Izzet Ullah kam ohne Hinderniß nach Yarkend, wo er seine Wohnung in einem Hause in der Stadt nahm. Der Häuptling wurde Ambhan genannt und war ein Chinese, der den tatarischen Namen Khutai führte. Mir Ullah konnte nicht gleich Audienz erhalten, schickte aber Geschenke ab und ließ sich als Kaufmann anmelden. Nach einem Aufenthalt von zehn Tagen in der Stadt Yarkend kamen die Diener des Ambhan, brachten die Geschenke zurück, und sagten, daß da die Reisenden im Dienst von Europäern ständen, so wären von Dschangdschun, dem Oberbefehlshaber zu Kaschgar, Befehle eingelaufen, sie sogleich aus dem Lande zu weisen. Mir Izzet Ullah kam demnach nach einer Abwesenheit von 90 Tagen wieder nach Ladak zurück. Er beschrieb das Klima von Yarkend als vortrefflich, und die Erzeugnisse des Bodens als vorzüglich gut und im Ueberfluß vorhanden. Seine schlechte Aufnahme schrieb er den Kaschmirkaufleuten zu Ladak zu, die, wie er behauptete, geheime Nachrichten an einen Kaschmirer gesandt hätten, der in Yarkend die Zölle einnahm. Da Mir Izzet Ullah ihn für unbedeutend ansah, so machte er ihm kein Geschenk, und nun schrieb dieser Mann dem Häuptling von Yarkend, die Reisenden wären im Dienst europäischer Spione. Ein Umstand, welcher der Weiterreise Herrn Moorcrofts sehr hinderlich war, war seine Gewohnheit, seine Gorkhah-Wache öfters zu versammeln und mit ihr und allen seinen Leuten Waffenübungen vorzunehmen, wodurch viele Leute beunruhigt wurden, und sagten, wenn die Fremden Kaufleute wären, so würden sie keine regulären Truppen bei sich haben. Wahrscheinlich waren die Kaschmir-Kaufleute über die Aufmerksamkeit eifersüchtig, welche der Radscha von Ladak und sein Minister Herrn Moorcroft bewiesen, und schickten dann durch jenen Zolleinnehmer nachtheilige Berichte über sie nach Yarkend.

(Fortsetzung folgt.)

In Neu-Orleans läßt eine Kompagnie auf der Stelle der alten Börse ein Hotel garni bauen, das 1200 Zimmer enthalten soll. Herr Astor, einer der reichsten Kapitalisten Amerika's, läßt gegenwärtig in New-York ein Hotel bauen, in welchem 2000 Reisende werden logiren können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1836.

Ueber die alten laurischen Silberbergbaue in Attika und reichen Eisenstein-Einlagerungen.

(Schluß.)

Die alten Minen zogen sich vom Kap Sunium nördlich durch das ganz umgewühlte Thal von Camara bisserterina bis Dartese theriko und von dieser über drei Stunden langen Linie östlich durch das Kyprinos-Thal bis St. Theriko St. Blaka in einer Breite von etwa zwei Stunden. Ganz nördlich außerhalb dem Thorikos-Gebirge liegt ganz einzeln der zuletzt aufgefundene Bau. Das laurische Gebirg ist nur von mittlerer Höhe, und ist kein Gebirgsstock, wie es oft fälschlich genannt wird, sondern besteht vielmehr aus einigen sich nördlich ziehenden Gebirgskuppen und Gebirgsrücken, welche durch die Schichtung des Gebirges, welches nach Osten fällt und fast genau von Süden nach Norden streicht, entstanden sind, da das zu Tage ausgehende brockliche Schiefergebirg weggerissen wurde, und die darüber liegenden festen Kalkbänke widerstanden. Leider ist der hier brechende Bleiglanz, so reich er auch aussieht, doch sehr arm. Jedoch verdient jedenfalls der laurische Bergbau in der Folge einmal geöffnet zu werden, da es an ein Paar Punkten ohne erhebliche Kosten geschehen kann, denn nicht nur, daß es sehr interessant wäre, den alten Bau noch näher kennen zu lernen, als dieß bei einer äußern und auf einige noch offene Schächte beschränkten Untersuchung möglich ist, so müssen auch noch etwas Erze da seyn, daß die Unkosten gedeckt würden; dafür sprechen selbst die alten Nachrichten. Diphilos nämlich, ein athenienischer Bürger und Bergwerksbesitzer, ließ aus Habsucht Bergfesten aushauen, wodurch mehrere Hundert Sklaven verschüttet worden seyn sollen; er wurde deßhalb unter Lykurg zum Tode verurtheilt, und sein eingezogenes Vermögen wurde unter die Bürger von Athen vertheilt, es betrug 160 Talente (220,000 Thlr. sächsisch). Hieraus geht hervor, daß die Alten Bergfesten stehen ließen, welche man jetzt nachholen könnte, daß aber dieser arme Bleiglanz in reichlicher Menge eingebrochen seyn muß, erhellt, da ein Private 220,000 Thlr. hinterließ. Themistokles gründete aus dem Ertrag dieser Gruben zuerst die Seemacht der Athenienser, und durch sie ihren Wohlstand, ihren Handel. Zu seiner Zeit sollen jährlich $33\frac{1}{3}$ Talente (circa 46,000 Thlr. sächsisch) unter die Bürger von Athen, deren damals etwa 20,000 gezählt wurden, vertheilt worden seyn; wenn nun dabei keine Pachtgelder für Berganthreile waren, so würde die Ausbeute damals jährlich über 800 Talente oder 1,100,000 Thlr. gewesen seyn, wobei noch nicht der Vortheil der Generalpächter. Die Gruben waren nämlich Eigenthum des Staates und wurden in Erbpacht gegeben. Hatte der Erbpächter seinen Berganthreil bezahlt, so mußte er jährlich den 24sten Theil des ausgeförderten Erzes in natura abgeben, diese Erze wurden wieder von Generalpächtern eingesammelt und verschmolzen. Als Erbpächter führen die alten Schriftsteller auf: Nikias, Kallias, Kimons Schwager, Diphilos, Pantänetos und dessen Sohn Timarch ꝛc. Der Preis der Bergantheile war verschieden, Pantänetes erkaufte das Recht einen Bezirk auszubauen vom Staat für 90 Minen ($2062\frac{1}{2}$ Thlr.). Das Bergwerk von Energos wurde dem, dem es bisher gehört hatte, für Ein Talent (1373 Thlr.) abgekauft. Der Bergbau wurde nur von Sklaven betrieben, und man verwandte in der Regel nur die schlechtesten Sklaven dazu, sogenannte Barbaren und Missethäter; um desto mehr sind die schön ausgehauenen Schächte zu bewundern. Zur Grubenarbeit konnte daher kein freier Grieche verurtheilt werden, da der Staat keine Gruben auf seine Rechnung trieb. Die Sklaven empörten sich Einmal und nahmen das Castell von Sunium ein. Der Preis der Sklaven war von $\frac{1}{2}$ Mine (11 Thlr. 11 Gr.) bis zu 5 und 10 Minen (114 Thlr. 11 Gr. und 229 Thlr. 4 Gr.) Der Mittelpreis eines gewöhnlichen Sklaven war in Xenophons und Demosthenes Zeiten 125 bis 150 Drachmen (28 Thlr. $15\frac{1}{2}$ Gr. bis 34 Thlr. 9 Gr.). Nikias bezahlte Nikeratos Sohn mit Einem Talente (1375), weil er ihm wegen seiner Kenntnisse und Redlichkeit den Betrieb seines Bergbaues ganz überlassen konnte. Nikias der Feldherr hatte 1000, Hipponikos III 600, Philemonides 300 Sklaven ꝛc. Unter den Römern soll einst Raubbau getrieben worden seyn, wieder eine Hoffnung mehr, daß noch von der Lagerstätte stehen geblieben ist. Zu Xenophons Zeiten soll die Zahl der Arbeiter schon abgenommen, und in den letzten Jahren seines Lebens beinahe gänzlich gelegen haben, entweder wegen der

vielen Kriege oder wegen Geringhaltigkeit der erzführenden Lage. Im nächsten Philippinischen Zeitalter ereigneten sich viele Unglücksfälle beim Bergbau, ließ man etwa zu wenig Bergfesten stehen oder hieb man wohl stehen gebliebene aus; man soll die damals bearbeiteten Erzlagen so weit ausgehauen haben, daß sie keinen lohnenden Gewinn mehr gaben. Zu Strabo's Zeiten im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lag der Bergbau ganz, und man fiel über die alten Halden und Schlacken her. Die Alten scheuten sehr die Wiederaufnahme alter Graben wegen bösen Wettern, nun liegen aber die bedeutendsten Gruppen großer Berghalden im Thale an dem Fuß der Berge, wo sich ihr Bau unter die mächtigen Kalkauflagerungen erstrecken mußte, also mußte Wettermangel eintreten, sollten daher nicht manche Baue aus dieser Ursache haben verlassen werden müssen? Sie kannten zwar Wetterzüge und manche Schächte durchs Kalkgebirg zur Seite der Baue scheinen als Lichtlöcher gedient zu haben, wenn sie aber ihre Baue wie ein Steed ausbieben, so brachten sie doch die Wetter nicht weit bis zum anstehenden Stoß. An den reichsten Punkten lag die Lagerstätte nicht sehr tief; die tiefsten Schächte durch den Kalk mit unsäglicher Mühe und Arbeit ausgehauen, waren meist vergeblich und stehen mit ganzer Sohle an. Vom Wasser litten sie nicht, denn auch die tiefsten Schächte sind trocken. Die Holzzufuhr, erhöhte Preise der Lebensmittel sollen den Bergbau zum Erliegen gebracht haben. Unter Solon kostete ein Medimnos Getreide (beinahe 1 berliner Scheffel) Eine Drachme (5 Gr. 6 Pf.), bei Sokrates und Aristophanes 2 bis 3 und unter Demosthenes 5 bis 6 (1 Thlr. 3 Gr. 6 Pf. bis 1 Thlr. 9 Gr.), und im letzten Zeitraum stieg der Preis ohne andere besondere Theurung auf 18 Drachmen (4 Thlr. 2 Gr.), da sollen die meisten Gruben eingestellt worden seyn, weil die Sklaven viel zu erhalten kosteten. Die Alten sprachen von Smaragden, von einem glänzenden schwarzen Sande, aus dem man Zinnober bereitete, von Quecksilberlebererz und von gediegenem Quecksilber, von welchen allen nur erst Nachricht und Gewißheit erhalten werden kann, wenn ein Paar der alten Gruben werden aufgenommen werden seyn, jetzt zeigt sich nirgends auch nur eine darauf hindeutende Spur. Aus den Nachrichten der Alten geht hervor, daß sie die Erze erst noch verschmolzen und das erhaltene Werkblei abtrieben, und da ihr Silber aus reinem Bleiglanze geschieden wurde, so war es auch fein, und ihre feinen Silbermünzen wurden daher überall so gern genommen.

In der gelehrten Schrift des Hrn. Böckh, in den Abhandlungen der historisch-philosophischen Klasse der königl. preußischen Akademie der Wissenschaft. Berlin 1818. S. 85 sind noch mehr historische Nachrichten den laurischen Bergbau betreffend, die wesentlichsten habe ich hier mitgetheilt. Hinsichtlich der Eisensteine ist zu bemerken, daß die wichtigsten derselben nur bei einer ganz speciellen Untersuchung des laurischen Gebirges gefunden werden können, welche bisher noch nicht statt fand. Die zwei reichsten Einlagerungen auf dem Pritscheko und im Thorikos-Gebirg liegen mitten im Gebirg so versteckt, daß kein Reisender Ursache hat sich dahin zu versteigen. In dem berühmten und gelehrten Werk über Griechenland von Bory de St. Vincent sind am Kap Sunium des Calschistes ferrifères et à la partie supérieure de ces schistes quelques lambeaux de Calcaire spathique ferrifère et même entièrement passé à l'état de fer carbonaté spathique angegeben, also keine bauwürdige Lagerstätte. Ein an der Luft ganz dunkelbraun angelaufener Thoneisenstein wurde voriges Jahr der Regierung unter dem Namen Schwarzeisenstein angegeben. Schwarzeisenstein findet sich aber am Kap Sunium und auch im ganzen laurischen Gebirg nicht, und fände er sich auch mächtig eingelagert, so würde er keine Eisenschmelzung erlauben, da der Schwarzeisenstein nach Beudants Mineralogie aus 90 Manganhyperoxyd und 10 Wasser besteht. Der Schwarzeisenstein, welchen ich mit Brauneisenstein ganz nördlich außerhalb dem Thorikos-Gebirg fand, ist nach den Aussagen der Hirten und der Einwohner des Thales noch nie von einem Ausländer besucht worden, da er in einem ganz unbesuchten Gebirg liegt, wo selbst ein Jäger nichts sucht; ob der Brauneisenstein sich dort nicht reiner findet, und so wie er ansteht, zu manganhaltig ist, müssen Versuche ausweisen. Die Eisensteineinlagerung bei Lunze emble, wo der Weg nach Kap Colonna ganz nahe vorbeigeht, ist von einem Reisenden bemerkt und Stücke mitgebracht worden. Noch ist über das laurische Gebirg zu bemerken, daß, obgleich in dem berühmten Werk von Bory St. Vincent am Kap Sunium, des schistes argileux gris, salinés très luisans angegeben sind, ich aber nicht umhin kann, das ganze laurische Grundgebirg Glimmerschiefer zu nennen; es ist wahr, er ist an einigen Stellen durch unausgebildeten Glimmer thonig, in der Regel aber tritt der Glimmer sehr deutlich auf, theils in kleinen Schuppen dicht über einander liegend, theils in krumm gebogenen Partien, ohne daß man hier Blätter trennen kann. Hier erscheint er mehr thonig, wozu sein verwitterter Zustand noch mehr beiträgt, besonders wo er viel mit Eisenocher durchwachsen ist. Ich habe auf dem Pritscheko und in einigen tief eingeschnittenen westlichen Gebirgsschluchten sehr frischen Glimmerschiefer in einzelnen Partien angetroffen.

Man könnte das Grundgebirg als einen Uebergang des Thonschiefers in Glimmerschiefer schildern, der Glimmerschiefer tritt aber häufiger, wenn auch nicht als ein schöner ausgezeichneter Glimmerschiefer, doch als ein deutlicher Glimmerschiefer auf, und stets sind durch die Loupe die zart über einander liegenden Glimmerschichten zu sehen, wenn sie auch nicht überall als trennbare Glimmerblättchen erscheinen.

Ich kehrte zurück auf den Berg, auf welchen ich die Untersuchung des laurischen Gebirges schloß, und wandte mich ins Thal hinab; nach einer halben Stunde erblickte ich ein fruchtbares grünes Plätzchen und seit Wochen das erste fließende Wasser. Es war eine kleine Mühle, ich rastete hier Mittags, da gab es Weide und gutes Wasser. Der Müller freute sich, königliche Leute bei sich zu sehen, und fand gar noch in seiner einsamen Mühle eine Schale mit Wein, er begleitete mich noch ein Stück, rufte Segen herab für den König und bat mich, denselben doch ja von ihm zu grüßen. Längs dem kleinen Bache durch fruchtstrotzende Getreidefelder und grünende Weingärten, kamen wir nach einer guten Stunde nach Keratia. Leider konnte man diesen Tag keine Pferde auftreiben, und ich mußte mich

entschließen über Nacht hier zu bleiben. Den andern Morgen zogen wir durch die attische Ebene zurück ohne Markopulo zu berühren, und unter dem Kloster Stourow um den Berg auf ebener Straße. Da wo sich der Weg um den Hymettus westlich wendet, steht eine antike Säule mit einer neuern griechischen Inschrift. Nach ein Paar Stunden hob sich die Akropolis hehr im Abendrothe, und als wir Athen erreicht, wurde an einer guten Stelle mein einsames Zelt aufgeschlagen und dem Kommandanten der Stadt Meldung gemacht. Alles zeigte die lebhaftesten Vorbereitungen zum nahen Feste. Gute, koakende Braunkohlen sind da, reiche Eisensteine sind ebenfalls in großer Menge da, und gefällt es Gott mir noch manches Nützliche an den Tag rufen zu lassen, und erlauben die geehrten Leser und Leserinnen eine Beschreibung alter trockener Berg- und Schlackenhalden durch eine freundlichere Skizze wieder gut zu machen, so will ich gern daran auf den Inseln des Archipelagus denken.

Athen, 1 Junius 1835.

Dr. K. G. Fiedler.

Skizzen aus Ungarn.

1. Physiognomie von Nieder-Ungarn.

(Fortsetzung.)

Von der Theis bei Solnok an, bis nach Groß-Wardein streckt sich eine Ebene hin, auf welcher nur in der Nähe des gedachten Stromes einige Sandhügel hervorragen. Zu diesen gesellten sich denn noch einige regelmäßig abgerundete Hügel, welche die Ebene, die sich von hier gen Mezo-Thur zieht, krönen. Allem Anschein nach sind diese das Werk von Menschenhänden, und rühren aus Kriegen der Vorzeit her. Die Behauptung, daß ein großer Theil der Ebene, von welcher ich hier handle, erst seit einigen Jahrhunderten trocken geworden ist, widerlegt diese Meinung nicht, weil der Theil, auf welchen sich diese Hügel befinden, auf dem ganzen Niveau der erhabenste ist, und daher viel früher trocken werden konnte, wie das Uebrige. Die genannten Hügel bilden eine Art von Lager, dessen Gränzpunkte sie zu seyn scheinen.

Von Pesth bis nach Solnok sind die Ortschaften noch lange nicht so weit aus einander gerückt, als wie weiter abwärts. Denn man kommt doch immer noch fast alle Meilen in ein Dorf, ja oftmals in dieser Distanz auf zwei. Auch trifft man hier noch einige Märkte, in denen ziemlich gute Wirthshäuser sind. Selbst auf Dörfern sind diese so eingerichtet, daß man einzelne Zimmer haben und noch ziemlich gut übernachten kann. So wie man aber über Solnok hinaus kommt, hört dieß auf und man findet von da bis nach dem Markte Mezo-Thur nur zwei einzeln stehende elende Schenken. Von den sogenannten einschichtigen (einzeln stehenden) Wirthshäusern hat man schon in Oestreich keine günstige Meinung, die denn in Ungarn noch schlechter seyn muß. Allgemein glaubt man, daß sie die Herbergen von Diebsgesindel sind, wozu sie sich denn auch nicht wenig eignen, da sie wegen der Entfernung der Ortschaften unter gar keine polizeiliche Aufsicht gestellt werden können. Was mich betrifft, so reiste ich hier am klaren Tage, kehrte aber, um mich doch von dem Innern einer solchen Kabake ein wenig zu unterrichten, in beiden ein. Ich fand in denselben, außer elendem, ganz untrinkbarem Weine nichts als ein Stück schlechtes Brod von Mais. Die Wirthe sahen allerdings verdächtig genug aus; indeß ließ die Armseligkeit, welche überall herrschte, den Schluß ziehen, daß sie nicht Theil am Raube haben könnten, weil sie sonst mehr besitzen müßten. Nur ein kühner Entschluß oder auch die eiserne Nothwendigkeit können einen Reisenden vermögen, hier zu übernachten. Letztere aber kann leicht eintreten. Denn es werden bei anhaltend schlechtem Wetter, oder auch im Frühjahre, wenn es aufgeht, die Wege so über alle Beschreibung schlecht, daß der Wagen im vollsten Sinne des Wortes im Kothe versinkt, und der Reisende, wenn ihn die Nacht überfällt, am Ende froh ist, wenn er nur unter Dach kommt. Wen jedoch nicht die äußerste Nothwendigkeit zwingt, der macht in solcher Zeit keine Reise in diesen Gegenden.

Auf der unabsehbaren Ebene, von welcher ich hier sprach, macht man dieselbe Erfahrung, wie auf der offenen See, d. h. man glaubt fortwährend auf dem tiefsten Punkte derselben zu seyn, und sieht rings um das Land sich erheben. Anfangs glaubte ich, es ginge stets bergan, bis ich denn zurücksah und nunmehr bergab gefahren zu seyn schien. So eben ist diese Fläche, daß sie bei der Nivellirung an vielen Orten auf die Entfernung einer Meile nicht einen Fuß Fall zeigt.

Ich sprach von dem schlechten Weine in den hiesigen Wirthshäusern. Man muß diese Klage fast in ganz Ungarn führen, was sich denn nicht mit dem hohen Rufe verträgt, den der Ungarwein im Auslande hat. Die Sache hat aber folgenden Grund. Wie überall zur Ausfuhr nur die besten Produkte gewählt werden, so geschieht es auch in Ungarn mit dem Weine. Nun wachsen aber in diesem Lande auch manche schlechte Sorten, die durch eine elende Behandlung noch schlechter werden. Zudem kaufen die Gastwirthe fast immer von allem das Schlechteste, weil sie es am wohlfeilsten bekommen und sich von ihren Gästen als Gutes bezahlen lassen. Als in Ungarn die Cholera ihren ersten Eintritt machte, da glaubte man, sie würde nicht sehr um sich greifen, weil der gute und starke Wein sie nicht aufkommen lassen würde. Wer diesen guten Wein, wie er großen Theils, wenigstens in Nieder-Ungarn ist, früher näher kennen gelernt hatte, der hegte freilich eine andere Meinung, die denn auch die Erfahrung aufs schauderhafteste bestätigte. Die Cholera hat Ungarn nahe an eine Million Menschen geraubt, und dadurch diesem an sich volkarmen Lande einen Verlust zugefügt, welchen mehrere Decennien nicht ersetzen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Alterthümer bei Kertsch.

Im vorigen Jahre wurden in der Nähe von Kertsch abermals zwei Sarkophage aufgefunden. Einer derselben, aus Marmor, hat keine andern Verzierungen, als einen kleinen sorgfältig gearbeiteten Karnieß, der andere aber zeichnet sich nach der Versicherung Herrn Aschiks, Direktors des Museums von Kertsch, durch hohe Vortrefflichkeit der Bildhauerarbeit aus, und läßt sich den besten Erzeugnissen der alten Skulptur an die Seite stellen. Beide wurden auf einem hohen

Bergvorsprunge gefunden, welcher die Acropolis der nach Strabo hier gestandenen Stadt Myrmition bildete, im Centrum eines besser als die andern erhaltenen ringförmigen cyklopischen Baues. Der Deckel des einen hat 3 Arschinen 11 Werschak Länge, 1 A. 11 W. Breite und 6 W. Dicke. Darauf ist ein mit einem Teppich bedecktes Lager abgebildet, auf dem ein Mann ruht, und sich mit der linken Schulter auf ein Kissen stützt: in der linken Hand hält er eine Rolle, mit der rechten umfaßt er ein junges Mädchen, unter dessen linker Schulter gleichfalls ein Kissen liegt. Die nach Herrn Aschits Meinung bedeutendste und auch am besten erhaltene Seite des Grabmals stellt eine Gruppe von vier Figuren dar. Die Hauptfigur ist ein bis auf den Gürtel entblößter bärtiger Mann mit über die Schulter herabfallendem Haar, der auf einem Tabouret sitzt, welches mit einem Löwenfell bedeckt ist: die Linke ist nach Oben gestreckt, die Rechte fest an die Brust gedrückt; die Drapirung des Kleids ist um den Gürtel zusammengefaßt. Auf den Seiten stehen zwei gleichfalls entkleidete Figuren, nur das Unterkleid ist nachlässig über die linke Schulter geschlagen; in der Nähe hält ein in eine Tunika und einen kurzen Oberrock gekleideter Krieger ein Pferd am Zügel. Der Relief auf der rechten Seite des Sarkophags besteht aus sieben Figuren, die größtentheils verdorben und verstümmelt sind; auf der linken Seite sind Guirlanden aus Fichtenzapfen, Apfelsinen und andern Früchten: in der Mitte ist ein geflügelter Genius schwebend dargestellt, und vorn Amor in einem Wagen. Auf dieser Seite ist auch eine weibliche mit einem langen Oberkleid bedeckte Figur: vom Haupt herab fällt ihr ein Bündel losgebundener Locken und in der Hand hält sie eine umgekehrte brennende Fackel von der Form eines Horns.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

Gholam Heider Khan war während des Aufenthalts des Herrn Moorcroft zu Ladak zweimal nach Subathu geschickt worden, und als er das Zweitemal von dieser Reise nach Ladak zurückkam, fand er, daß Herr Moorcroft schon seit zwei Monaten nach Kaschmir aufgebrochen war und Herrn Trebeck zurückgelassen hatte, um auf Gholam Heider Khan zu warten. Da jedoch der Winter bereits im Anzuge war, so hatte sich Herr Trebeck ebenfalls seit fünf Tagen schon auf den Weg gemacht. Gholam Heider Khan mußte noch 15 Tage in Ladak bleiben, um die nöthigen Vorbereitungen zur Reise zu treffen, auf der ihn ein Mann, Namens Hadschi Jafar, von Bukhara begleitete. Er ging auf folgendem Wege nach Kaschmir: Pitok 8 Koß; Neymo 8 Koß; Miundlah 5 Koß; Himmis 9 Koß; Khulutschai 10 Koß; über eine hölzerne Brücke nach Lamauri 10 Koß; nach Khardu 8 Koß; Paschkum 8 Koß. An letzterem Ort residirt ein Radscha, Namens Momalai Khan, ein Muselmann und nach Ladak zinspflichtig. Von da in zwei Tagereisen, jede von 12 Koß, nach Derraz, und von da nach Painderraz, 10 Koß. Hier fing es an sehr heftig zu schneien, und die Männer von Ladak, welche die Packpferde hergegeben hatten, gingen mit denselben nach Hause. Es schneite zehn Tage lang so stark, daß alle Straßen gesperrt wurden, und der Reisende sich einen Monat aufhalten mußte. In dem letztgenannten Dorfe miethete Heider Khan zehn Träger und noch fünf Männer, welche vorangingen und den Schnee ausschaufelten, wo es nöthig war. Am ersten Tage kam man nach Mathiain, einem Dorfe, 10 Koß; dann nach Mitschoai, 8 Koß. Vier Koß über den letztern Ort hinaus ging das Gebiet von Ladak zu Ende und der Reisende kam an die Gränze von Kaschmir. Am Fuß des Passes, den sie seiner Steilheit und Schlüpfrigkeit wegen umgingen, fanden sie eine ganz verschneite Hütte, deren Eingang sie sich öffneten und die Nacht darin zubrachten. Es war so durchdringend kalt, daß die Reisenden ohne diese Hütte sicher erfroren wären. Dieser Ort lag 4 Koß innerhalb der Gränzen von Kaschmir.

Am nächsten Tage kam man nach Sonamarrag, ein großes Dorf, 10 Koß. Die Straßen waren noch allenthalben mit Schnee bedeckt. Drei Koß von dem letztgenannten Dorfe aus führte eine hölzerne Brücke über einen größtentheils zugefrornen Fluß. Zu Sadik Malik, einem großen Dorfe mit zwei bis drei Stockwerk hohen hölzernen Häusern (8 Koß), wurde Halt gemacht. Hier wohnen die Träger, welche sich den Reisenden nach Tübet vermiethen. Am folgenden Tage kam man nach Rassul Malik, 5 Koß, wo man 24 Stunden blieb und dann nach Gendar Bul ke tschaukey ging. Hier befindet sich ein Zollhaus, und der Weg wird eben. Da die Reisenden mehreremale über einen Fluß setzen mußten, so brauchten sie zwei Tage, um 16 Koß zurückzulegen. Früh am folgenden Morgen brachen sie auf, kamen durch Roschira, 5 Koß, und nach weiter zurückgelegten 5 Koß hielten sie ihren Einzug in der Stadt Kaschmir. Hier begaben sie sich in Dilawer Khans Garten, wo Herr Moorcroft seine Wohnung in einem Hause aufgeschlagen hatte, welches Moti Ram Dewan, der Vicekönig von Kaschmir, auf Befehl Randschit Sings für ihn in Bereitschaft hatte setzen lassen.

Dieses Haus stand in einem Garten, war drei Stockwerk hoch und von Holz gebaut; die Gortiah-Sipahis und die Dienerschaft hatten das Erdgeschoß in Beschlag genommen, und Herr Moorcroft wohnte im ersten Stock. Die Gemächer des dritten Stocks waren nicht viel besser als Bodenkammern, wo das mit Schindeln oder Brettern gedeckte schräge Dach die Wand bildete.

Die Hindus haben viele Tempel mit den Götzenbildern ihrer Mythologie in Kaschmir. Es war ihnen eben gelungen einen Platz wieder in Besitz zu nehmen, der von den Moslems Tacht-i-Soliman genannt wird; er liegt auf einem Hügel, an dessen Fuß sich ein Teich befindet, der den Namen Gangri-bal führt. Das Ganze sieht aus wie eine große Bastion, ist von Backsteinen aufgeführt und war höchst wahrscheinlich vor der Eroberung Kaschmirs durch die Moslems ein Platz götzendienerischer Verehrung.

Gesang und Musik ist die allgemeine Unterhaltung der niedern Klassen; auch spielt man mit Karten, welche rund sind und acht verschiedene Farben haben. Schach ist ein Lieblingsspiel der höhern Klassen.

Man findet in Kaschmir dieselben Thiere und Vögel wie in Hindustan; Schlangen sind häufig, doch gibt es keine giftigen unter ihnen. Die Kaschmirer bilden sich kleine schwimmende Inseln auf den Seen, auf denen sie Vegetabilien anbauen. Einige dieser Inseln sind bis zu 150 Fuß lang und bestehen aus zusammengebundenen Stangen von Fichtenholz, gleich einem Floß; auf dieses kommt eine Schichte Rasen und Binsen, die dann 16 Zoll hoch mit Gartenerde bedeckt wird. Es gibt drei große Seen im Lande; der größte wird Kollad, der nächste Allar und der dritte und kleinste Schadtimar genannt. Fische gibt es in Menge, doch haben sie keinen vorzüglichen Geschmack.

Bald nach Ankunft der Reisenden wurde eine Sekte der Sikhs, Akhallis genannt, mißgünstig über den Einfluß der Europäer in Kaschmir, und rottete sich zusammen, um sie zu ermorden. Herr Moorcroft, der Moti Ram von dieser Gefahr Nachricht gab, erhielt von diesem die Weisung, auf die Unruhestifter feuern zu lassen, wenn sie sich nicht ruhig nach Hause begäben. (Forts. folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1836.

Der Viktoriaplatz in Buenos-Ayres.

Wenn man von der Alameda nach der Mitte der Stadt zugeht, so kommt man zuerst auf den Platz del 25 de Mayo, so genannt, weil hier an diesem Tage im J. 1810 zuerst der Ruf der Unabhängigkeit ertönte. Auf der andern Seite ist die Feste, auf der andern die Recoba, die ihn von dem Viktoriaplatze scheidet. Die Feste (el fuerte) ist eine Vereinigung mehrerer großen Gebäude, die von einer dicken Mauer umgeben sind, welche durch einen mit Kanonen bespickten Wall beherrscht, und von einem Graben gedeckt ist, über den man nur durch eine Zugbrücke gelangen kann. Hier sind alle von der ausübenden Gewalt abhängige Behörden vereinigt, nur der Gouverneur wohnt nicht hier; die Feste beherrscht die kleine Rhede und den Mittelpunkt der Stadt.

Die Recoba ist ein Gebäude von maurischer Bauart, bildet dem Fort gegenüber einen Triumphbogen, und hat auf jeder Seite eine in Arkaden geöffnete Galerie mit einer Terrasse darüber, die mit einer Balustrade umgeben und mit großen gefirnißten Vasen verziert ist. Die mit Marmor in der Mitte gepflasterten Galerien sind mit Buden angefüllt, worin Zeuge und Kleider für das Landvolk verkauft werden, was einen sehr bizarren Kontrast macht. Rechts von der Recoba und an der Ecke der Straße La Paz, sieht man das Coliseo oder Theater, das nicht vollendet wurde, und in das sich ein französischer Cafetier eingemiethet hat. Nun betritt man den Viktoriaplatz und begrüßt den Piramen: dieß ist eine Art viereckiger Pyramide mitten auf dem Platze, 30 Fuß hoch von einem Eisengitter und 12 Pilastern umgeben, auf deren Spitze eine Kugel angebracht ist. Hieher kommen jedes Jahr am Jahrestag der Unabhängigkeit die jungen Leute, und singen die von Don Vincente Lopez verfaßte patriotische Hymne im Chor. Am 25sten Mai und 9ten Julius ist die Pyramide und der ganze Platz mit Inschriften, Symbolen, Trophäen, Guirlanden und Fahnen geschmückt, öffentliche und Privathäuser sind erleuchtet; Ringelrennen, Feuerwerke, militärische Revuen und eine schmetternde Musik tragen drei Tage lang dazu bei, die allgemeine Trunkenheit zu vermehren, und die Neugierde der zahlreichen Fremden zu reizen, die nach dem Viktoriaplatz strömen, theils um die Feste zu sehen, theils um die anmuthigen Portenas zu bewundern, die vor dem Cabildo amphitheatralisch umher gereiht sitzen.

Doch ist der Viktoriaplatz nicht bloß zur Feier der vaterländischen Feste bestimmt, sondern manchmal der Schauplatz, das Forum, wo ehrgeizige Tribunen vor dem versammelten Volke furchtbare Dramen aufführen lassen, die von wüthenden Schauspielern mit nur allzu viel Wahrheit gegeben werden. Beim geringsten Zeichen von Unruhe sammelt sich unter den Portikos des Cabildo die zerlumpte Schaar der Carretilleros, Carnieeros, Aguaderos und Comprabitos, streitfertig und stets bereit das Feuer zu schüren. Nimmt die Unruhe einen ernsteren Charakter an, so wächst diese kecke Menge, bis die Polizei (falls diese nicht dabei mit im Spiele ist) oder die Regierung die Linientruppen oder ein Negerregiment vorrücken lassen, worauf alle die Revolutionsmänner in Chiripa,*) die Sansculotten der argentinischen Republik, sich nach allen Richtungen zerstreuen, eiligst die Stadt verlassen, draußen Pferde stehlen, wo sie solche finden, und sich mit den Gauchos vereinigen, die augenblicklich eine Montonera, d. h. eine berittene Guerilla, bilden,**) bis ein Parteichef von Einfluß sie in hinreichender Anzahl vereinigt, um die Stadt belagern zu können. Dann geräth Buenos-Ayres in eine kritische Lage, denn seine Einwohner nähren sich hauptsächlich von Fleisch, das viel wohlfeiler ist als Brod; ist aber das Landvolk in Aufstand, so kommen keine Lebensmittel und keine Häute und Talg für den Handel mehr in die Stadt, und man muß nachgeben por fuerza. Die Gauchos sind für Buenos-Ayres, was die Tataren für China sind: ein Chef der Gauchos hat über Lavalle gesiegt, und die Gauchos werden stets die Stadt beherrschen, und sich jeder dem Lande nützlichen Neuerung widersetzen, bis man den Plan Rivadavias, fremde Kolonien unter ihnen anzulegen, und sie dadurch zu entwildern, konsequent verfolgt. Doch zurück zum Viktoriaplatze.

*) Eine Art Schuhe mit hölzernen Sohlen.

**) Diese harceliren unaufhörlich den Feind, ohne ihm ein ordentliches Gefecht zu liefern: man nennt diese Art Krieg zu führen guerra de recurso.

Wenn das Landvolk über die Partei in der Stadt triumphirt hat, so wird diese in einem Augenblick von Gauchos, Indianern und Milizen der Vorstadt überschwemmt, die sie, den Säbel, die Lanze oder den Karabiner in der Faust, nach allen Richtungen unter grauenvollem Geschrei durchziehen. Die größte Anzahl begibt sich nach dem Viktoriaplatze und nach dem des 25sten Mai der Feste gegenüber. Jetzt kommt der Augenblick der Entwicklung, und das Drama endet tragisch oder burlesk, je nach den Leidenschaften der Schauspieler. Man kann kein seltsameres Schauspiel sehen: hier das Korps der Carniceros oder Abastecadores (Schlächter), die Ehrenwache des siegreichen Tribuns, mit ihren Scharlachjacken, ihren weißen Beinkleidern und runden Hüten mit himmelblauen Kokarden: die schwarz und rothen Fähnchen an den Lanzen zeigen einen Todtenkopf mit der Inschrift: Federacion o muerte! Auf der andern Seite stehen die undisciplinirten Horden der Pampa-Indianer, halb nackt mit zerstreuten Haaren und ihrem kupfernen Teint auf abgejagten Rossen. Neben ihnen hält die tumultuarische Truppe der Gauchos, welche die Cascabeles (Glöckchen) am Kopf und Hals ihrer Pferde erklingen lassen, und ihre langen Lanzen mit blau und rothen Fähnchen oder Bändern, dem Emblem der Föderation, geschmückt schwingen: ähnliche Bänder knüpfen sie an ihre Mützen, ihre spitzigen Hüte, an ihre Arme, an die Ohren und selbst an den Schweif des Pferdes! Dort stehen in ihren blauen Jacken, weißen Hosen und nackten Füßen die Milizen, die ihre schlechten Gewehre linkisch genug tragen. Mitten unter diesen buntscheckigen Kostümen, wo die Farben roth, blau und grün vorherrschen, erblickt man das Regiment der Defensores, das aus Negern besteht, die allein uniformirt und gehörig discipliniert sind, und deren Gestalt seltsam mit denen der zahlreichen Racen kontrastirt, deren ursprüngliche Züge man kaum herausfinden kann. Diesen Anblick bietet der Viktoriaplatz an einem Revolutionstage, oft sogar an einem Festtage, dann aber herrscht weniger Verwirrung: einige reguläre Truppen in Uniform, alte Veteranen, Trümmer der Nationalarmee, halten die Ordnung aufrecht.

Skizzen aus Ungarn.

1. Physiognomie von Nieder-Ungarn.

(Fortsetzung.)

Die Bauern in den Gegenden, von denen ich hier spreche, sind meistentheils wohlhabend. Sie besitzen Alles, was sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig haben, im Ueberflusse, und müßten bald reich werden, wenn sie nur ein klein wenig zu spekuliren verständen. Schweine und Rindvieh sind ihre zahlreichsten Viehstämme. Von diesen nehmen sie zwar manchen baaren Gulden ein, würden dieß aber weit mehr thun können, wenn sie nur ein wenig auf den Anbau von Futterkräutern sehen, und neben jenen Heerden auch noch veredelte Schafe halten wollten. Hie und da hat zwar schon einer angefangen, letzteres zu thun, aber Futter, z. B. Klee auf seinen Feldern zu bauen, fällt Keinem ein. Ja selbst die Kartoffeln sind hier eine fast unbekannte Frucht. Kukuruz (Mais) und die bekannten Getreidearten sind Alles, womit man sich befaßt. Ersteres wird ganz besonders zur Schweinmast verwandt. Nun hält man hier allgemein die kurze, niederbeinige und feinborstige Art (ähnlich der chinesischen), und läßt sie auch selten über zwei Jahre alt werden. Sie ist vorzugsweise mastfähig und gibt ein überaus zartes Fleisch. Speck von solchen Schweinen ist so fein in der Textur und so wenig durchfasert, daß er förmlich auf der Zunge schmilzt und keine geringe Delikatesse ist. Er würzt dem Bauer sein Mahl und begleitet ihn auf seinen Reisen. Im Spätherbste geht die Hauptschlächterei der Schweine vor sich. Da sieht man denn, wenn man früh durch eine Ortschaft reist, mitten auf der Straße eine Menge Feuer lodern, um welches ganze Familien gelagert sind, und mit Wohlgefallen dem Absengen der Borsten zusehen. Man brüht nämlich hier nicht, wie in Deutschland, die Schweine mit kochendem Wasser ab, sondern thut dieß auf die eben angegebene Weise. Wenn nun das Fleisch erstarrt ist, trennt man den Speck, welcher den Mehrtheil desselben ausmacht, ab, und trocknet ihn, ohne alle Zusetzung von Salz, in der Luft. Und dennoch hält sich derselbe Jahre lang, und er bildet einen nicht unbedeutenden Handelsartikel, welcher ganz besonders auf den Märkten in Debreczin eine große Rolle spielt. Es kann vielleicht einen Maßstab für den Preis mehrerer anderer ländlicher Produkte abgeben, wenn ich hiebei bemerke, daß das Pfund solchen vorzüglichen Speckes auf dem gedachten Markte gewöhnlich für 10—12 kr. W. W. (4—5 kr. Konv. M.) verkauft wird.

Ist der Bauer unterwegs, so besteht seine Tafel meistentheils nur aus einem Stück solchen Speckes und einem Laib Brod von Kukuruz oder auch Gelbfrucht (Mischung von Weizen und Roggen). Dazu trinkt er sein halbes Maß Wein und gibt dafür höchstens 6 kr. W. W. aus. Auf diese Weise kann er, da er für seine Pferde auch alle Bedürfnisse bei sich führt, mehrere Tage auf der Reise seyn, ohne viel mehr als 30 kr. W. W. auszugeben. Es ist in hohem Grade interessant, eine Gesellschaft solcher Bauern im Wirthshause oder in ihrem Bivouak zu sehen. Mit großer Selbstzufriedenheit benehmen sie sich in ihrem ganzen Wesen, welches viel Patriarchalisches hat. Dazu kommt denn noch ihre zwar etwas harte, aber dennoch granblose Sprache. Mit dieser geht es wie mit den meisten slawischen Dialekten, d. h. es spricht sie der gemeine Mann in der Regel reiner und wohlklingender, wie der Gebildete. Mir hat es mehreremal Stunden langen Genuß verschafft, wenn ich diese Menschen in ihrer Lebensweise und besonders in ihrer mündlichen Unterhaltung beobachten konnte.

Ich sprach vorhin von den Feuern, welche man zur Zeit des Schweineschlachtens mitten in den Dorfstraßen sieht. Bei uns würde man glauben, daß damit eine Menge von Brandschäden veranlaßt werden müßten; man würde dieß auch noch mehr als unvermeidlich voraussetzen, wenn man einmal in den Stallungen der Wirthshäuser hoch auflodernde Feuer sähe. In Nieder-Ungarn ist solches etwas ganz Gewöhnliches, die Bauern lagern sich die Nacht hindurch um dergleichen Feuer, und dennoch machte ich die Beobachtung, daß dort weit seltener Feuers-

brünste vorkommen wie bei uns. Die Sache erklärt sich wohl auf folgende Weise. Zum ersten haben die gedachten Stallungen keinen Bretterboden über den Balken, sondern sind ganz leer bis in das Dach hinauf. Mag daher auch die Flamme noch so hoch empor lodern, so erreicht sie dennoch keinen brennbaren Gegenstand. Zum zweiten sind die Menschen fortwährend um das Feuer und bewachen und bezähmen es. Wäre dieß nicht, so müßten alle Augenblicke Dörfer in Flammen aufgehen, weil alle Gebäude mit Stroh oder Rohr gedeckt sind.

Ich verfolge nunmehr meinen Weg weiter. Obgleich auf der weiten Ebene, von welcher ich spreche, nur wenig Dörfer, Flecken und Städte sind, und man kaum auf zwei Meilen eine Ortschaft trifft; so ist dennoch die Gegend nicht ganz leer von Gebäuden. Es haben nämlich die Bauern auf ihren entfernten Grundstücken kleine Gehöfte errichtet (Salaschen genannt), auf welchen sie einen Theil des Winters und Sommers hausen. Im Winter werden in diesen ihre Viehbestände aufgestellt, um das dort gewonnene Futter zu verzehren, und nebenbei das Getreide auszutreten, und im Sommer verweilen die Besitzer so lange dort, als Saat und Ernte dauert. Wie ich aber bemerkte, wird hier das Getreide durch Vieh ausgetreten. Denn es ist der Magyar viel zu gemächlich, als daß er den Dreschflegel in die Hand nehmen sollte. Nur die deutschen Ansiedler thun es, finden jedoch wenig oder gar keine Nachahmung. Diese Salaschen vermindern die unerträgliche Einförmigkeit der Gegend ein wenig. Sie liegen meistentheils in der Entfernung von ungefähr tausend Schritten von einander und ziehen sich, auf etwa 60 Klafter von der Straße abgelegen, längs derselben hin. Im Herbste, wo das Heu und alle Feldfrüchte eingebracht sind, gewinnen diese Salaschen an Umfang, weil um dieselben herum eine Menge von Triften (Schober) gestellt sind.

Außer diesen Salaschen findet man noch mitunter nicht unbedeutende einzelne Gehöfte, in welchen die Besitzer Jahr aus Jahr ein leben. Sie gehören meistentheils Edelleuten. Diese Klasse bildet nämlich einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung in Ungarn. Wir in Deutschland verbinden mit der Benennung Edelmann immer den Begriff von hohem Stande und von Bildung, und wenn auch einzelne Ausnahmen hievon statt finden, so sind sie doch selten. In Ungarn ist dieß anders, und es durchzieht dieser Stand alle Phasen der verschiedenen Volksklassen. Denkt man an den Magnaten, so hat man es mit einem halb souveränen Fürsten zu thun; steigt man von ihm herab zu dem mittlern Adel, so findet man unter diesem mitunter noch viele mit Reichthum und Bildung; kommt man aber endlich zu den diis minorum gentium, so muß man mit aller Gewalt festhalten an dem Begriffe von Adel, weil er einem bei dem Anblick dieser Klasse alle Augenblicke entschlüpft.

Die frühern Begebenheiten in Ungarn und die mancherlei Schicksale der Nationen dieses Landes waren von der Art, daß sehr häufig der Mann auf sich selber ganz allein stand, und daß es wiederum für die Machthaber und für die, welche nach Macht strebten, von der größten Wichtigkeit war, recht viele Männer in ihr Interesse zu ziehen. So wurden denn diese in Menge geadelt, weil sie als Streiter sich an die Großen anschlossen. Die Zahl der Adeligen ist nunmehr Legion, und es gibt Ortschaften, wo die größte Hälfte der Bevölkerung aus ihnen besteht. Natürlicherweise fehlen denn einem großen Theile derselben die Mittel, sich im Glanze des Adels zu zeigen, ja es müssen sogar eine Menge als Dienstboten sich ihr Brod verdienen, und es ist gar nichts sehr Seltenes, daß ein Gutsherr die Hälfte Edelleute zu Dienstknechten hat. Das erschwert aber das Verhältniß, weil man auch in diesen Individuen die Prärogativen ihres Standes berücksichtigen muß. Ich werde bald Gelegenheit haben, eine Skizze von dergleichen Edelleuten zu entwerfen.

(Schluß folgt.)

Mongolische Alterthümer an der Wolga.

Von Saratow am Laufe der Wolga abwärts liegt auf einem hügeligen Vorsprung des Ufers ein zerstreut gebautes Dorf, Namens Uwek, das etwa 40 Bauern zählt. Außer seiner malerischen Lage ist dasselbe auch darum bemerkenswerth, weil hier einst eine mongolische Stadt stand, denn nach dem Zeugniß orientalischer Schriftsteller lag auf dem rechten Ufer der Wolga in der Mitte zwischen den damals mongolischen Städten Sarai (im jetzigen Zarizyn'schen Kreise) und Bolgar (im Gouvernement Kasan, nahe an der Mündung der Kama) eine bedeutende Stadt. In Uwek sieht man deutlich die Ueberreste eines alten steinernen Baues und eines Erdwalls; an vielen Stellen trifft man beim Aufgraben des Bodens auf eingestürzte Keller und Oefen, und nicht selten findet man tatarische Münzen von Kupfer und Silber. Im Frühjahre 1833 untersuchte der Staatsrath Perewerseew diese Gegend mit Aufmerksamkeit, forschte nach den aufgefundenen Münzen und andern Gegenständen, und bat im Fall neuer ähnlicher Funde ihm solche zu zeigen. Bald darauf erhielt er folgende Gegenstände, die von Bauerkindern aufgefunden worden waren. 1) Sieben Münzen mit Inschriften in mongolischer Sprache; 2) ein achteckiges Stück Kupfer, gleichfalls mit einer mongolischen Inschrift; 3) eine silberne idolartige Figur mit einem Oehr.

Alles dieß zusammen hätte noch keinen historischen Werth gehabt, aber im Jahre 1824 hatte ein Einwohner von Sarepta, Namens Zwick, die Inschriften auf den zu Uwek gefundenen Münzen gesammelt, und fand auf einigen, die im Jahr der Hedschra 706 (1306 nach Christo) unter Khan Toktogai geschlagen waren, den Namen Ueek oder Oeek als den Münzort bezeichnet. Zur genauern Untersuchung wurden die Münzen an Herrn Professor Frähn nach Petersburg geschickt, welcher die Uebersetzung der Inschrift bestätigte. Erwägt man nun fürs erste die Lage von Uwek in der Mitte zwischen den beiden obengenannten Städten, und zweitens die noch sichtbaren Ueberreste eines Baues und eines Erdwalls, endlich den Namen Uwek selbst, der dem Namen Ukek so nahe steht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß an diesem Orte einst die dritte mongolische Stadt Ukek oder Ukek stand.

Der Minister des Innern übergab alle aus Saratow empfangenen Alterthümer der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, welche Herrn Frähn mit der Berichterstattung beauftragte. Seine Ansicht über die drei aufgefundenen Gegenstände ist folgende. 1) Alle in Uwek gefundenen Münzen, sieben an der Zahl, gehören ins 14te Jahrhundert und stammen von Khans der goldenen Horde her. 2) Die achteckige Form von Kupfer, deren augenscheinlich arabische Inschrift zu verwischt ist,

um sie noch entziffern zu können, kann nicht, wie man vermuthete, als Stempel gedient haben, denn die Buchstaben sind nicht verkehrt, und wie es scheint, auch nicht sehr tief eingeschnitten. Wahrscheinlich diente sie um eine bestimmte grössere Anzahl Münzen abzuwägen, denn ihr Gewicht, welches 10 Solotnik, 86½ Theilchen, beträgt, ist ungefähr gleich 30 Münzen Dschanibek Khans von Neu-Sarai: ähnliche Gewichte hatten ehemals die Byzantiner und die Russen. 5) Die kleine silberne Figur hält Frähn weder für das Bild eines Menschen, noch für ein Idol; man dürfe es nur in horizontaler Lage halten, sagt er, so ergebe sich sogleich, daß es das Bild eines Frosches sey, den man nach dem Oehr am Kopfe zu urtheilen als Schmuck getragen habe.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

Nach einem Aufenthalt von neun Monaten in Kaschmir wünschte Herr Moorcroft weiter zu reisen, und beschloß, sich zuvörderst nach Gingal zu begeben; sein Gepäck und seine Leute wurden in Booten eingeschifft, die Pferde aber gingen zu Lande. Am ersten Tage kamen die Reisenden nicht weiter als nach Tschotta-bhol, der nordwestlichen Vorstadt der Stadt, ungefähr vier Meilen. Am folgenden Tage fuhren sie den Fluß Islamabad ungefähr vier Koß weit hinab, und kamen dann in den See Lollab, wo sie Tag und Nacht bis nach Pattan fuhren, ein kleines Dorf am Fuß eines seiner schönen Blumen wegen berühmten Berges. Hier hielt man einige Stunden an, um auszuruhen, und Herr Moorcroft ging mit vier Mann ans Land, um die Oertlichkeit in Augenschein zu nehmen. Von Pattan aus gingen die Reisenden, immer noch auf dem See, nach Schirupur, 10 Koß; hier blieben sie einen Tag, und kamen dann wieder in den Fluß Islamabad, auf dem sie nach Barramuleh fuhren, 6 Koß. An diesem Ort befinden sich zwei kleine Forts mit Besatzung, eines auf jeder Seite des Flusses; das Dorf selbst ist klein. Dieser Punkt wird als der Schlüssel von Kaschmir betrachtet; die Sikhs haben ungefähr 200 Bewaffnete hier, auch führt eine hölzerne Brücke über den Fluß, die jedoch durch Abbrechung eines Pfeilers ungangbar gemacht worden ist. Hier mußte sich Herr Moorcroft drei Tage lang aufhalten, um Träger zu miethen, weil der Fluß von hier aus eine Reihenfolge von Strudeln oder Stromschnellen bietet. Man machte den Weg nach Pirni, einem kleinen Dorf (6 Koß), am rechten Ufer des Flusses, zu Land. Von da aus kam man, immer am Ufer des Flusses, nach Gingal, 10 Koß. Gingal ist ebenfalls ein Dorf, etwas vom Fluß abgelegen, doch befanden sich Hütten in der Nähe, in denen die Reisenden Quartier nahmen. Den ganzen Weg von Kaschmir aus zu beiden Seiten des Flusses fanden sie gut, größtentheils mit Reiß, angebaut, und am Rande des Sees eine Menge Stachelnüsse. Die Waldungen auf den Gebirgen bestanden aus Tannen, und am Fuß der Berge fand man Roßkastanien, und Wallnußbäume. Zu Gingal hielten sich die Reisenden nur eine Nacht auf, weil die Radschas von Khuckai und Bhumbai (wahrscheinlich auf Anstiften Moti Ram Dewans, der nicht wollte, daß Herr Moorcroft diese Straße einschlagen sollte) 60.000 Rupien Zoll verlangten. Herr Moorcroft machte Miene die Weiterreise mit Gewalt durchzusetzen, da sich aber am nächsten Morgen die Truppen des Radschas versammelten, so hielt er für besser, sich nach einem Platz, Namens Tolla Mulah, zurückzuziehen, wo sich zwar kein Dorf, aber doch ein guter Lagergrund befand. Hier blieben die Reisenden drei Tage, und Herr Trebeck, der indeß vorausgegangen war, begegnete Suret Sing, welcher von Moti Ram Dewan von Kaschmir abgeschickt worden war, um die Reisenden zurückzubringen. Herr Trebeck kam demnach mit dem Abgesandten nach Tolla Mulah zurück, und nach kurzer Berathung entschloß sich Herr Moorcroft wieder nach Kaschmir zu gehen, wo er glücklich ankam und sein voriges Quartier wieder bezog. Hier erfuhr er, daß Moti Ram nicht gewollt hatte, daß die Reisenden über den Barra Mulah-Paß gingen, weil der Radscha von Muzafferabad seinen Wessier umgebracht hatte, und mit den Sikhs, deren Oberherrschaft er nicht anerkannte, in Feindschaft war; auch scheint es, daß Moti Ram nicht von der plötzlichen Abreise Herrn Moorcrofts unterrichtet war.

Nach einem abermaligen Aufenthalt von zwei Monaten verließen die Reisenden Kaschmir zum Zweitenmal, um sich nach Schirgarh, die südwestliche Gränze der Stadt Kaschmir, zu begeben; ihre sämmtlichen Effekten wurden in Booten transportirt. In Schirgarh mietheten sie Träger und Packpferde, und gingen am folgenden Tage nach Khanpur ke Sarai, 8 Koß. Am 24sten September nach Schahdschi Marraz ke Sarai, 8 Koß; am 25sten nach Schupin, 8 Koß, wo sie sich den 26sten aufhielten und am 27sten nach Duddschum, ein Lagerplatz ohne Dorf oder Bewohner (10 Koß) gingen. Am 28sten nach Aliabad ke Sarai, 10 Koß; hier befand sich eine 30 Mann starke Abtheilung von Sikhs zum Schutz der Reisenden. Die Sarais sind sämmtlich von gebrannten Backsteinen mit Mörtel aufgeführt, und mit guten Thoren versehen, welche des Nachts geschlossen werden. Vier Koß über Aliabad ke Sarai hinaus führt die Straße allmählich zu dem Paß Pirpandschal aufwärts, auf dessen Gipfel sich das Grab irgend eines Pihr (geheiligte Person) und zwei kleine Thürme nebst einer Mauer zu beiden Seiten der Straße befinden. Der Aufweg von Kaschmir aus ist gut; der Weg abwärts aber gegen Puschiana steil und gefährlich. Es kann nur Einer hinter dem Andern gehen, und von dem Gipfel aus hat man ungefähr 3 Koß bis nach Puschiana und von da 1½ Koß bis auf die Ebene. Ueber diesen Paß kamen Randschit Sings Truppen, um Kaschmir zu nehmen, wobei jedoch Verrätherei mit unterlief, indem die Besatzung auf dem Gipfel des Passes, die leicht eine Armee aufhalten kann, mit 50.000 Rupien bestochen wurde. Am 29sten machten die Reisenden unterhalb des Passes in dem Dorfe Puschiana Halt, wo sie guten Anbau und schöne Hochwaldungen fanden.

Am 1ten Oktober ging es nach Beiramgullah (10 Koß), einem kleinen Dorfe, jenseits desselben ein kleines steinernes Fort an der rechten Seite der Straße steht. Am 2ten schlugen die Reisenden den Weg nach Pattan Pendschab ein, 5 Koß; hier kam Herrn Moorcroft der Sohn des Radschas von Radschor, Agar Khans Enkel, nebst fünfzig Begleitern entgegen, mit denen die Reisenden nach Thunna gingen, einem bewohnten Dorfe, 5 Koß jenseits des Passes von Rattan Pendschab; die gesammte Reise dieses Tages betrug demnach 10 Koß. Am dritten Tage gingen sie nach Radschor, 8 Koß; der Radscha kam Herrn Moorcroft entgegen, nahm ihn mit sich in sein Haus und bewirthete ihn. Hier mußten die Reisenden liegen bleiben, weil Herr Trebeck vom Gallenfieber befallen wurde, und später war man genöthigt einen Tragsessel für ihn in Stand zu setzen, da er sich zum Reiten zu schwach fühlte. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1836.

Brasilianische Zustände.

(Von Karl Seidler.)

1. Die Indier.

Nackt, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, höchstens noch mit einer riesigen, von der knotigen Wurzel des Pao Ferro (Eisenholz) verfertigten Keule versehen, mit den bunten Federn des Papagey's und des Straußes, den Büschelhaaren des Affen und den Muscheln des Meeres seltsam verziert, stolziren die Kinder der Wildniß umher in ihrem eitlen Kraftgefühle, und kein Weißer, der das Unglück hat, in ihre Hände zu fallen, ist auch nur einen Augenblick seines Lebens sicher. Sie sind überall, wo sie erscheinen, ein gehetztes Wild; auch der Löwe besitzt Edelmuth, wenn man ihn großmüthig behandelt. Der Indier ist der Lieblingssohn der Natur, er ist stark in Körperbau, in Selbstbewußtseyn, in Religionsgefühl, er handelt nach dem Gebote seines Herzens, denn die des Herrn kennt er nicht; Ehre, Kindesliebe, Selbsterhaltung, Demüthigung vor der unsichtbaren Gewalt: das sind seine Pflichten, das sind seine Götter. Die Indier wollen keine Christen seyn, und wer mag es ihnen verdenken? Sie sind gereizt, gehetzt, zu Tode gefoltert; was Kultur, was Erkenntniß bei ihnen seyn soll, wird zu Verzweiflung, zu Rache. Sie *müssen* das Christenthum lieben, darum hassen sie es, sie *müssen* den Weißen ehren, darum verfolgen sie ihn. Der beste Christ sieht darin nur die nothwendigen Folgen eines aufgedrungenen Kultursystems. Freilich gibt es einige Beispiele, daß die Söhne jener wilden Stämme ganz unerwartet aus ihren jungfräulichen Urwäldern hervorbrechen, und durch Verheerungen, Räubereien und Ermordungen aller Art die fast wehrlosen Bewohner der kultivirteren Gegenden des großen unermeßlichen Kaiserreichs in Furcht und Schrecken setzen; aber haben denn die Weißen nicht den ersten Grund zu dieser Rachsucht, dieser Wuth gelegt?

Hin und wieder gibt es aber doch einige Beispiele, daß die roten Urbewohner Südamerika's, es sey in Patagonien, Chili, Brasilien, Peru, Columbien, Paraguay oder der jetzigen Republik Uruguay, die gefangenen Weißen nicht tödten, sondern zu Sklaven machen, doch sind diese Fälle nur selten, und Neugier und persönliches Interesse war dann bei ihnen stärker als das Gefühl menschlichen Mitleids. Gewöhnlich geschehen solche Scenen der Verzeihung nur dann, wenn die verschiedenen kleinen Stämme mit einander in Krieg liegen, und die vielgepriesene Taktik der europäischen Gefangenen zu ihrem Gemeinnutzen verwenden zu können wähnen.

Hier genüge ein Beispiel. Ein Deutscher, dem die Affenkomödien in Rio de Janeiro nicht mehr gefielen, suchte einen solchen gehetzten brasilianischen Indierstamm auf, und schloß sich ihm freiwillig an, — ja, er wurde sogar, nachdem er feierlich erklärt, es sey sein Wille, bis zu seinem Tode bei ihnen zu verweilen, sehr gut aufgenommen, und in wenigen Monaten zu ihrem Könige ernannt. Ein beschwerliches Königthum! Auch bereute er natürlich seinen Entschluß sehr bald wieder, da er nichts als halbrohes Pferde- oder Straußenfleisch zu essen bekam, nichts als Quellwasser zu trinken hatte, und fortwährend mit den Indiern in dem ungeheuren, mit Dornen verwachsenen Walde, durch dessen dichtes Laub kein Sonnenstrahl hindurch zu dringen vermag, herum ziehen mußte. Deßhalb nahm er sich ernstlich vor, bei erster Gelegenheit aus dem Kreise seiner neuen Brüder zu entwischen, und wieder in die Reihe civilisirter Menschen zu treten. Dieß war jedoch nicht so leicht zu bewerkstelligen, denn die Indier, die wohl an seinem täglich wachsenden Unmuthe und Trübsinn bemerkt haben mochten, daß es ihm nicht mehr in ihrer Mitte gefalle, bewachten ihn mit spähenden Augen Tag und Nacht, obgleich sie sonst in Allem seinen Befehlen den strengsten Gehorsam bezeigten. Erst nach Jahren, als er sie einst beredet hatte, sich eines beabsichtigten Ueberfalls wegen den Besitzungen der Weißen zu nähern, gelang es ihm mit Lebensgefahr zu entspringen. Der König eines freien Indierstammes arbeitete später im Taglohn auf der brasilianisch-deutschen Kolonie Sao Leopoldo, und trug seit dieser Zeit kein Gelüste mehr nach einem Throne, der die Aufopferung aller Bequemlichkeiten kostet.

Die Indier haben von jeher in Europa die größte Aufmerksamkeit erregt, so daß man es wohl für passend halten darf, hier so kurz als möglich das zu erzählen, was man in dieser Hin-

scht theils als Augenzeuge selbst erlebt, theils durch glaubwürdige Männer über sie erfahren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Ungarn.

1. Physiognomie von Nieder-Ungarn.

(Schluß.)

Das Bauen ist in Nieder-Ungarn theuer, weil das Holz sehr rar ist. Es kommt dasselbe entweder die Theis herab und aus den Karpathen oder von Siebenbürgen her. Freilich kommt bei der Wohlfeilheit der Pferde und des Futters der Transport nicht so theuer, wie in Deutschland, aber dennoch wird er immer noch hoch genug, um das Bauen zu erschweren. Man sucht sich dadurch zu helfen, daß man die Häuser und Gebäude nur mit einem Erdgeschoß aufführt und auf dieses das Dach setzt. Zu solchem kann man die Mauern von Pisé oder auch von Luftziegeln machen. Zu beiden eignet sich die hiesige Erde vortrefflich, indem sie überaus viel Bindung hat, und getrocknet fest wie ein Stein wird.

Die allgemein übliche Herstellung der Außenseite der Häuser ist die, daß man an der ganzen Länge der Vorderseite einen Korridor baut, auf welchem man zu den Zimmern, Stallungen und andern Gemächern trocknen Fußes gelangen kann. Dieselbe Bauart findet man in Städten und Dörfern. Auch in den erstern sind die meisten Häuser nur mit einem Erdgeschoß. Hiezu hatte man vielleicht, außer der Einfachheit und Leichtigkeit der Erbauung in frühern Zeiten noch den Grund der Ausdauer bei Erdbeben, die wie bekannt, in Ungarn nicht zu den Seltenheiten gehörten. Jetzt scheint man sie nicht mehr zu fürchten. Wenigstens nimmt man bei neuen Gebäuden in den größern Städten darauf keine Rücksicht mehr. Sieht man z. B. in Pesth die neu entstehenden Paläste, und denkt an ein Erdbeben, so wird man von einem unheimlichen Gefühle ergriffen.

Im Innern der Häuser ist mitunter die Einrichtung recht bequem, obgleich sie auch nicht selten für den an höhere Bildung gewöhnten Menschen nicht eben ansprechend ist. Wo ich Ersteres rühme, da findet man ein geräumiges, reinliches und aufgeräumtes Wohnzimmer, in welchem ein runder, von Backsteinen errichteter pyramidalisch geformter Ofen steht, der weiß angestrichen ist, und um welchen sich eine Bank zieht. Der Hausrath ist freilich gering und einfach: da jedoch Ordnung und Symmetrie in der Aufstellung desselben statt findet, so herrscht eine gewisse Heimlichkeit und Gemüthlichkeit in solchen Zimmern. Man findet sie in der Regel ziemlich gut durchwärmt, obschon man sich zur Feuerung meistentheils nur des Strohes und Rohres bedient. Eine eigene Sache ist es mit dieser Heizung. Denn während sie vollzogen wird, sitzt ein Mensch fortwährend vor dem Ofen, schürt fortwährend darin und stopft immer nach. Es war mir höchst possirlich, dergleichen Heizerei anzusehen, und die ernste Ruhe, welche der Calfactor dabei beobachtete, zu betrachten.

Für den Volksunterricht wird in diesem Lande mehr gethan, als wir uns in Deutschland einbilden. Besonders zeichnen sich hierin die Calvinisten aus. In allen den Dörfern wo sie den Mehrtheil der Einwohner ausmachen, sah ich Schaaren von Kindern zur Schule wandern. Ich examinirte einige derselben und war überrascht von ihren Kenntnissen. Es zeichnet sich überhaupt diese Religionssekte sehr zu ihrem Vortheile aus. Denn es gesellt sich bei ihr zu ihrer ungarischen Nationalität noch ein kluges und besonnenes Wesen, was ihnen in sehr vielen Lagen des Lebens sehr förderlich ist.

Wie in ganz Ungarn, so herrscht auch in dem Theile, von welchem ich hier handle, viel Toleranz. Jemand wegen seines Glaubens mit Mißtrauen behandeln, oder gar hassen und verfolgen, ist bei dem Volke unerhört und kommt höchstens noch dann und wann bei einem fanatischen Eiferer vor, in welchem der ächt ungarische Geist nicht aufkommt.

Ich wollte noch ein Bild aufstellen von einem ungarischen Edelmann der untersten Ordnung. Man denke sich ein ausdruckvolles Gesicht mit einem schwarzen Schnurrbarte und von wild verworrenem Haar umschattet. Manchmal ist zwar letzteres glatt gekämmt und mit Oel gesalbt. Seine Körpergestalt ist kräftig und von mittlerer Höhe. Seinen Körper bedeckt ein Pelz (eine sogenannte Bunda), dessen Wolle nach Außen gekehrt ist. Ohne Hemd bedeckt unmittelbar seinen Leib ein lederner oder roh leinwandener Brustlatz und dergleichen Hosen. Die Füße sind mit Zischmen (kleinen ungarischen Stiefeln) bekleidet, an denen jedoch die Sporen, das Abzeichen des Adels, nie fehlen dürfen. Meistentheils sind alle die genannten Kleidungsstücke ein wenig defekt und nebenbei bevölkert, weßwegen sich auch deren Träger stets rüttelt und schüttelt, als brause ein kriegerisches Feuer in ihm. Mag nun aber ein solcher Edelmann noch so arm und zerlumpt seyn, so hat er doch nichts desto weniger Anspruch auf alle Vorrechte des ungarischen Adels, und er behält selbst in der drückendsten Dürftigkeit ein stolzes Gefühl, welches sich auf diese Vorrechte gründet. Diejenigen von dieser Adelsklasse, so nicht in tiefer Armuth schmachten, betreiben allerlei Gewerbe, als Schlachter, Branntweinbrennen, Gastwirthschaft und viele auch Oekonomie. Sie nehmen zu dem Ende ländliche Besitzungen in Pacht, wenn ihr Vermögen sich nicht bis auf deren Ankauf erstreckt, und sind ziemlich betriebsame Landwirthe. Bisher hatten sie dabei den Vortheil, daß sie vermöge ihrer adeligen Prärogative von den öffentlichen Abgaben befreit waren, aber der letzte ungarische Landtag hat ihnen diesen Vortheil entzogen, und festgesetzt, daß sie, gleich den Rusticalbesitzern alle auf den Grundstücken ruhenden Lasten tragen und Abgaben entrichten müssen.

Die Agrikultur ist in Nieder-Ungarn noch in ihrer Kindheit. Die Schwierigkeit des Absatzes der Produkte und die daraus folgende Wohlfeilheit derselben sind hievon die Ursache, wozu denn noch die Gemächlichkeit des Magyaren tritt. Würde das Land so angebaut, wie es in den meisten Gegenden von Deutschland geschieht, so müßte dadurch eine Produktion hervorgerufen werden, welche einen Ueberfluß erzeugte, der von der jetzigen Bevölkerung rein nicht zu verwüsten wäre. Das Land könnte eine dreimal so starke Bevölkerung haben, wie die gegen-

wärtige, und würde dennoch einen großen Theil seiner Erzeugnisse zur Ausfuhr übrig behalten. Man könnte allerdings fragen, warum nicht, wie in frühern Zeiten, ein großer Theil der deutschen Auswanderer sich noch jetzt nach Ungarn zieht; wenn nicht einerseits, wie ich schon oben bemerkte, der Deutsche in den ungarischen Ebenen leicht aufgerieben würde, und andererseits man nicht in Amerika ein günstigeres Loos zu ziehen hoffte. Zu beiden aber kommt noch, daß dergleichen Auswanderer schon einigemal von windigen Projektmachern arg getäuscht, hieher verlockt und endlich im elendesten Zustande wieder entlassen worden sind. Wäre dieß nicht, und es würden die zu gründenden Kolonien mit eben so viel Weisheit als Menschenfreundlichkeit gestiftet; setzte man die Ansiedler vornweg in Stand, sich ihr Brod leicht zu verdienen, was hier gar keiner Schwierigkeit unterläge; so könnten sich dieselben gut nähren, und die üblen Einwirkungen des Wassers durch gutes Bier, was hier so wohlfeil zu beschaffen wäre, und durch trinkbaren Wein aufheben. Was könnte alsdann aus Ungarn werden, wenn nur ein halbes Jahrhundert hindurch sich eine Menge arbeitsamer Kolonisten hier ansiedelten und vermehrten, und wenn sie den jetzigen Einwohnern Beispiel und Impuls gäben, um ihren überschwenglichen Naturreichthum so aufzuschließen und zu nutzen, wie dieß eine dichte und betriebsame Bevölkerung anderwärts thut. Aber dieß werden einstweilen wohl nur fromme Wünsche bleiben, da, ehe solches geschehen kann, noch mancher Stein des Anstoßes hinweg zu räumen ist.

Zum Schlusse nur noch einige Worte darüber, wie in Nieder-Ungarn der Fremde aufgenommen wird, und wie es ihm dort behagt.

Der Magyar ist grade, ehrlich, gefällig und gastfrei. Er betrachtet den Fremden weder mit Staunen noch mit Mißtrauen, kommt ihm auch, so freundlich er ihn sonst aufnimmt, durchaus nicht demüthig entgegen. Spricht man seine Hülfe an, so kann man sicher auf Gewährung rechnen. Kann man sich mit ihm unterhalten, so ist man schon dadurch sein Freund. Er hört gern etwas Neues aus der Ferne, aber man würde ihn nur sehr schwer überzeugen können, daß es irgendwo anders besser seyn könne, wie bei ihm. In den Gasthöfen trifft man mitunter eine viel bessere Einrichtung, als wie man dem äußern Ansehen nach erwarten würde, und ohne Zweifel befindet man sich daselbst bei weitem wohler, als wie man es sich in Deutschland einbildet. Wenigstens habe ich diese Erfahrung gemacht. Denn ich hatte mich, nach allen Beschreibungen die ich früher von diesem Lande gelesen hatte, und selbst nach mündlichen Versicherungen von Personen, die dort gewesen seyn wollten, auf alle Unbequemlichkeiten gefaßt gemacht und selbst auch die größte persönliche Unsicherheit erwartet. Dieß fand ich aber Alles bei weitem besser und ich kann offenherzig bekennen, daß ich in manchen Gegenden Deutschlands in der gedachten Hinsicht das Reisen nicht selten unbequemer gefunden habe, wie in Nieder-Ungarn.

Giraffen-Jagd.

Ein von der Londoner zoologischen Gesellschaft abgesandter Herr Thibaut verließ am 15ten April 1834 Kairo und kam am 14ten Julius nach Dongolah, von wo er mit der Karawane nach den Wüsten von Kordofan abging. Am 16ten August jagten die arabischen Jäger ein ausgewachsenes Weibchen auf, das von den Ohren bis zu den Hufen 21 französische Fuß maß und ein Junges bei sich hatte. Sie erreichten das Weibchen bald auf ihren schnellen Rennern und tödteten es mit Säbelhieben. Am folgenden Tage machten sie auf das Junge Jagd und fingen es ohne Mühe. Man mußte es drei oder vier Tage in einiger Entfernung von der Karawane halten, um es allmählich an Gesellschaft zu gewöhnen, worauf es anfing Nahrung zu sich zu nehmen, namentlich Kameelsmilch, und sehr bereitwillig folgte. Das Thier wird als sehr verständig und gesellschaftliebend geschildert, und soll sogar Thränen vergossen haben, wenn es seine Gefährten nicht sah (?) Es nährt sich von Blättern der höhern Zweige, nimmt diese einzeln und sehr sorgfältig, wobei es mit dem Munde stets die Dornen zurückstößt. Herr Thibaut blieb drei Monate in der Wüste, während welcher Zeit es ihm gelang vier andere zu fangen, aber das kalte Wetter tödtete sie zu Dongolah, wo er dann die Jagd von Neuem begann, und bald vier andere fing. Er hatte große Schwierigkeiten, sie nach Kairo zu bringen, und noch mehr von da nach Malta, da sie bedeutend durch die See litten. Drei davon sind Männchen, das vierte ein Weibchen, und alle sehr gesund und kräftig. Sie sind für den Garten der zoologischen Gesellschaft in London bestimmt.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

2. Reise von Lahor über Kaschmir nach Attok.

(Fortsetzung.)

Am 8ten Oktober gingen die Reisenden nach Dhannuah, einem kleinen Dorf mit einigen Lehmhütten, 6 Koß. Ein wenig über dieses Dorf hinaus ist die Gränze des Gebiets des Radschas von Radschor, der ein Muselmann ist; sein Vater, Agar Khan, befindet sich als Gefangener in Lahor. Am 9ten wurde in Noschera Halt gemacht, 12 Koß, und am 10ten unterhalb eines Passes, Gali ke Baoli genannt. Baoli bedeutet einen Brunnen, in welchem Stufen bis zum Wasser hinabführen. Am 12ten nach dem Frühstück stiegen die Reisenden bis zu dem ungefähr 2 Koß von dem Brunnen entfernten Gipfel des Bhimbar-Passes empor, von wo aus ein 5 Koß langer Weg allmählich in die Ebene hinabführte, wo sie zu Bhimbar Halt machten.

Bhimbar ist ein ansehnliches Dorf; hier befand sich ein Tschobedar oder Ceremonienmeister, Namens Pihr Bux, mit silbernem Stab, der einen Brief von Randschit Sing an Herrn Moorcroft überbrachte, und schon seit einem Monat in dem Dorfe wartete. Zugleich hatte er auch einen Befehl von dem Radscha für Suret Sing (der Herrn Moorcroft mit 100 bewaffneten Sikhs von Kaschmir aus begleitet hatte), sich sogleich zu dem Radscha zu verfügen, der mit seiner Armee auf einem Platze, Namens Kalai Bag, lagerte. Herr Moorcroft schickte durch den Ceremonienmeister, dem er ein Geschenk von 50 Rupien machte, ein Danksagungsschreiben an Randschit Sing ab, und Suret Sing brach, von nur vier Mann begleitet, nach dem Lager des Radschas

auf. Am 15ten Oktober gingen die Reisenden nach Davri, 6 Koß; am 16ten kamen sie nach Dschelim, wo sie auf schönen Booten über den etwa 300 Schritte breiten Fluß gleiches Namens setzten. Dschelim ist eine große Stadt mit Häusern von gebrannten Backsteinen, einem schönen Bazar und einer Besatzung. Herr Moorcroft zog durch die Stadt und lagerte jenseits derselben in der Nähe des Tokiah eines Fakirs, nicht weit vom Ufer des Flusses. Hier mußten sich die Reisenden einen Monat lang aufhalten, um die Rückkehr Suret Sings abzuwarten, ohne den sie nicht weiter konnten. Sie unterhielten sich während dieser Zeit mit Jagen und Fischen.

Suret Sing kehrte am 13ten November zurück, und am 15ten brachen die Reisenden nach Rotas auf, einem großen steinernen Fort, von Schir Schah auf einer Anhöhe erbaut. Unter demselben rinnt ein kleiner Fluß, der eine Spanne tief Wasser hatte; die Reisenden gingen hinüber und schlugen ihr Lager ungefähr einen halben Koß vom Fort auf. Es befanden sich an diesem 8 Koß von Dschelim entfernten Ort mehrere Gärten. Am 16ten ging es nach Bukralah, 12 Koß. Bakrallah ist ein Dorf mit wenigen Lehmhütten auf einem Hügel linker Hand von der Straße. Am 17ten führte der Weg 8 Koß weit längs dem sandigen und steinigen Bett eines vertrockneten Flusses. Die Bewohner von Bakrallah sind notorische Räuber, welche die Reisenden hinter einigen Felsenstücken belauerten. Suret Sing ließ Feuer auf sie geben, doch blieb dieß ohne Wirkung, weil sie außer Schußweite waren. Sieben Koß von diesem Ort nahmen die Reisenden in Bischandor Quartier.

Bischander ist ein gut gelegenes Dorf, wo sich eine Ordonnanz von Randschit Sing befand, welche Anstalt traf, daß die Reisenden mit dem Nöthigen versehen wurden. Am 18ten kamen sie nach Saleh ke Sarai, 12 Koß. Etwa zwei Koß hinter dem letztern Ort befand sich ein Gebäude, Tope-ay-Mankialah genannt, von Backsteinen errichtet, ungefähr 20 Fuß hoch und gegen 50 Fuß im Durchmesser, mit einer Kuppel bedeckt.*) Am 19ten machten die Reisenden zu Rawal Pindi Halt, 10 Koß; hier befindet sich ein schöner von Backsteinen erbauter Bazar. Harri Sing Nallnah ist Viceknig Randschit Sings an diesem Ort; er hat 8 bis 400 Mann unter sich und bewohnt ein kleines Fort innerhalb der Stadt. Dieser Ort ist sehr wohlhabend und treibt bedeutenden Handel. Herr Moorcroft blieb wegen Geldgeschäften einen Tag hier und ging am 21sten nach Dschani ke Sang, einem kleinen Dorfe mit einem Fort von Erde, 2 Koß. Am 24sten kamen die Reisenden über einen vom Kaiser Akbar ausgehauenen und gepflasterten Paß, Margolli genannt. Der gepflasterte Theil des Passes auf dem Gipfel war etwa 30 Fuß breit und 180 Schritte lang. An diesem Tage lagerten die Reisenden zu Kalak ke Sarai, 6 Koß jenseits des Passes. Am 23sten kamen sie nach Hussan Abdul, 12 Koß. Zwei Koß von diesem Ort kamen sie durch die Ruinen eines vom Kaiser Akbar angelegten Gartens, Schalimar genannt. Am 24sten erreichten sie Hydero, 12 Koß. Das Land wird jetzt Tschotsch Hazareh genannt und ist von Patans bewohnt. Hydera hat Häuser von Lehm, einen guten Bazar und mehrere Kaufleute. Dieß ist der Ort, den Hadschi Seied Ahmed plündern und alle Einwohner über die Klinge springen ließ; mehr als 500 Menschen wurden von seinen fanatischen Anhängern kaltblütig ermordet. Am 25sten erreichten die Reisenden Stadt und Fort Attok, wo sie in einem Sarai außerhalb an der Ostseite der Stadt ihre Wohnung aufschlugen.

*) Dieser Tope wurde von Herrn Ventura und andern geöffnet und untersucht.

(Folgen die Anmerkungen.)

Vermischte Nachrichten.

Südlich an der russischen Gouvernementsstadt Rjäsan liegt ein Kloster Olgow genannt, wahrscheinlich von dem Fürsten von Rjäsan Oleg gegründet, doch reichen keine Urkunden so weit hinauf. Es liegt am steilen Ufer der Oka, das zum Theil eingestürzt ist, so daß die Mönche die frühern hölzernen Zellen verlassen und eine Reihe steinerner weiter rückwärts angelegt werden mußten; aus eben dem Grunde, wie es scheint, ist die alte Kathedrale zur Himmelfahrt der hochheiligen Gottesmutter verlassen worden; doch finden sich auf dem Thurme noch mehrere Glocken mit allerlei Inschriften in altslawonischer Schrift, worin die Großen und Vornehmen, welche die Glocken geschenkt haben, angeführt sind. Auf der größten, welche freilich nicht mehr als 12 Pud (760 Pfund) wiegt, ist bloß eine russische Inschrift, auf der zweiten aber steht: Int Jaer unses Heeren c. IↄIↄcxliii heeft my Iakob Noteman in Leeuwaerden gegoten. (Im Jahre unseres Herrn 1643 hat mich Jakob Noteman zu Leeuwaerden gegossen.)

Nach dem Bulletino dell' Istituto werden die Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum mit Eifer von der neapolitanischen Regierung fortgesetzt, und die Hauptentdeckung neuerer Zeit ist ein Wirthshaus zu Herkulanum. Bis jetzt ist nur ein Theil frei gemacht, und dieser besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste ist ein großes Vorhaus mit einem Hofe zur Einstellung von Vieh. Der Hof ist mit Säulen umgeben, welche die Fronte von bedeckten Korridoren bilden. Das Pflaster ist ein Mosaik, das Blumen vorstellt. Die zweite Abtheilung ist ein Hof für Karren, und an der Seite desselben stehen Pilaster, welche Gewölbe bilden, um Waaren darin aufzunehmen; auch geht der Gang nach den Schlafzimmern hindurch. Die niedern Stockwerke in der Nähe des Seeufers sind noch nicht frei gemacht.

In London und seiner Umgebung fanden im Jahre 1835 471 Brände statt, worunter sechs Brandstiftungen. Merkwürdig ist die Aufzählung der Veranlassungen, von denen wir die bedeutendsten ausheben wollen: freilich sind 91, also fast der fünfte Theil, unbekannt. Durch unvermeidliche Unfälle wurden veranlaßt 14 Brände; durch verbrannte Bettvorhänge 52; durch Lichter 36; durch augenfällige Sorglosigkeit 19; durch mangelhafte Rauchfänge 62; durch Gas 30; durch Linnen, die man unvorsichtig ans Feuer hing 22; durch mangelhaft gesetzte oder überhitzte Oefen und Ofenröhren 11; bei der Anwendung von Feuer in Gewerben 89; durch angezündete Fenstervorhänge 22.

In Paris hat sich wiederum ein neuer Industriezweig aufgethan. Die Zeitungsträger haben die Gewohnheit die Journale unter die großen Thüren zu werfen, theils um Zeit zu gewinnen, theils um dem Portier die Mühe zu ersparen, so frühzeitig aufzustehen und die Journale in Empfang zu nehmen. Seit einiger Zeit folgen Industrieritter ihnen unvermerkt nach, merken sich die Häuser, wo sie angehalten haben, klingeln, und sobald man ihnen aufmacht, raffen sie die Journale auf und verschwinden. Haben sie in solcher Weise ihre Beute gemacht, so schließen sie sich den Journalverkäufern bei den Diligencen u. s. w. an, und erhalten auf diese Zeit Geld genug, um sich den Tag über gütlich thun zu können.

Am 12ten Februar bildete sich zwischen Calais und Dünkirchen an der Küste eine Sandhose, die 5 bis 600 Fuß im Umfang und 450 bis 500 Fuß Höhe haben konnte; sie nahm ihre Richtung gegen das Meer, wo sie in der Entfernung von einer Stunde zerfiel. Ein kleines Fischerboot, das sie auf ihrem Wege fand, wurde umgestürzt, und die Mannschaft dankte ihre Rettung nur einem andern in der Nähe befindlichen Boote, das sie aufnahm. Das Boot wurde in dem Wirbel der Sandhose fortgerissen, welche von dem größten Theil der Küstenbewohner beobachtet wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

№ 2.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Im Verlage von **J. Scheible's Buchhandlung** in **Stuttgart** erschien:

Karl Fried. Vollr. Hoffmann's
Karte vom Königreich Würtemberg
und
dem Grossherzogthum Baden,

nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet.

Im Maaſsstab von $\frac{1}{600000}$ der natürlichen Länge. Gröſstes Landkartenformat. 1836. illum. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Bei **J. E. Schaub** in **Düsseldorf** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der Hauptanzeigen
für die richtige Wahl
der
homöopathischen Heilmittel,
oder:
sämtliche zur Zeit geprüfte homöopathische Arzneien in ihren Haupt- und Eigenwirkungen nach den bisherigen Erfahrungen am Krankenbette bearbeitet und mit einem systematisch-alphabetischen Repertorium des Inhalts versehen
von
G. H. G. Jahr.

Zweite umgearbeitete, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 727 Seiten in gr. 8. Preis 4 Rthlr.

Ueber den Werth des vorstehenden Werkes viel zu sagen, dürfte fast überflüssig seyn, da die Herren **Dr. Rummel** und **Gross** in den homöopathischen Journalen es bereits als das Beste in diesem Fache und als eins der unentbehrlichsten Werke für den homöopathischen Arzt bezeichnet haben und der rasche Absatz der ersten Auflage die praktische Brauchbarkeit desselben hinlänglich verbürgt. Hier daher nur so viel, daſs der Verfasser alle seine Kräfte aufgeboten, dieser neuen Auflage bei einer ansehnlichen Menge von Zusätzen, auch eine noch brauchbarere Einrichtung zu geben, wie er denn das Ganze überhaupt so durchaus umgearbeitet hat, daſs die gegenwärtige Auflage sich von der vorigen ebenso wesentlich unterscheidet, als diese von den frühern Werken ähnlicher Art unterschieden war. Dabei ist das Werk mit ganz neuen Lettern auf gutes weiſses Papier vorzüglich scharf und schön gedruckt, und der Preis für die über sechszehn Bogen betragende Vergröſserung des Buches nur um das Billigste erhöht worden.

Ankündigung
einer
äuſserst wohlfeilen und schönen Kupferbibel.

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Schrift A. und N. Testaments in hundert Kupfertafeln nach der Reihenfolge der bibl. Bücher dargestellt. Nebst historischen Erläuterungen von D. J. Lindner. Querfolio. 3 Rthlr. 8 gr.

Diese Kupfertafeln, zwar schon vor längerer Zeit in Augsburg gestochen, aber sehr gut erhalten, sind mit großem Fleiß und Ausführlichkeit gearbeitet, und zeichnen sich in dieser Hinsicht vor vielen bibl. Kupferwerken neuerer Zeit vortheilhaft aus. Der Verleger fand sich deshalb veranlaßt, sie aufs neue, mit einer zweckmäßigen Erklärung versehen, herauszugeben, und zwar für einen so wohlfeilen Preis, der gewiß das Dreifache übersteigen müßte, wenn die Platten jezt neu gestochen werden sollten.

Diese Kupferbibel ist daher Bibelfreunden sowohl als Kunstfreunden als die preiswürdigste aller bisher erschienenen unbedingt zu empfehlen. Dieselbe wird auch in kurzer Zeit mit englischem Texte erscheinen.

In der **Fr. Brodhag**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das
Judenthum
und
die neueste Literatur,
von
Berthold Auerbach.

45 kr. oder 12 ggr.

Inhalt: Einleitung. Parallele zwischen dem Encyklopädismus des XVIII. und dem Sensualismus des XIX. Jahrhunderts, diesen gegenüber ein skizzirter Umriß des geschichtlich fortschreitenden Judenthums. Die Stellung der deutschen Litteratur gegen dasselbe, unbedeutender: Pietismus und Orthodoxie, bedeutender: 1. der praktische Liberalismus, als niedere und höhere Bourgeoisie, Nordamerikanismus, Nationalismus und endlich als wahre Bildung. 2. Die Schule und ihre herrschenden philosophischen Disciplinen. 3. Das sogenannte junge Deutschland. — Anhang: Beleuchtung der literarischen Streitfrage über lezteres, in ihrem Bezuge auf Judenthum und Juden. —

So eben ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen (in Wien bei Gerold und Tendler; in Prag bei Haase Söhne; in Pesth bei Hartleben :c.) zu haben:

Ideale
der Kriegführung,
in
einer Analyse der Thaten der größten Feldherren,
von dem
königl. preuß. General-Lieutenant
von Lossau.

1ster Band 1ste und 2te Abtheilung, enthaltend: Alexander, Hannibal, Cäsar. Mit 4 Karten in Folio. Preis $4\frac{1}{3}$ Rthlr. oder 5 fl. 47 kr. Conv. M. Der 2te Band ist unter der Presse, dessen Subscriptionspreis à Bogen $1\frac{1}{2}$ ggr. beträgt.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Kotzebue's sämtliche Werke.
Oktavausgabe, im herabgesezten Preise.
Leipzig, bei Eduard Kummer.

Diese sämtlichen Schriften, deren früherer Preis 187 Rthlr. 4 gr. war, kosten jezt nur 56 Rthlr. 22 gr. Eine ausführliche Anzeige nebst Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen zu haben, und werden deßhalb hier nur die größern Werke einzeln angeführt: Schauspiele 29 Bde. 64 Rthlr. Dramat. Almanach 21 Jahrg. u. Opernalm. 2 Jahrg. à 8 gr. Kl. gesamm. Schriften 4 Bde. 2 Rthlr. 12 gr. Kinder m. Laune 4 Bde. 2 Rthlr. 16 gr. Romane 6 Bde. 4 Rthlr. Leiden Ortenb. 16 gr. Philibert. 16 gr. Leontine. 2 Rthlr. Hinterl. Papiere. 16 gr. Erinnerungen aus Paris. 1 Rthlr. Erinnerungen aus Italien. 2 Rthlr. Deutsche Geschichte. 2 Rthlr. Preußens ält. Gesch. 4 Rthlr. Ludwig IV. 12 gr. Biene, 19 Hefte. 5 Rthlr. 4 gr. Grille. 6 Hefte. 1 Rthlr. 12 gr.

An das gesamte deutsche Publikum, die Erscheinung eines höchst wichtigen und äußerst billigen National-werks für alle Stände betreffend.

In dem Verlag des Unterzeichneten erscheint in einzelnen Lieferungen eine

Allgemeine deutsche Biographie,

welche, diesem Titel gemäß, nur Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdientesten Deutschen aller Zeiten enthalten soll, begleitet von Portraits in trefflichen Stahlstichen. Die Herausgabe dieses wichtigen und zeitgemäßen Werks hat, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, Herr **Dr. Heinrich Döring** übernommen. (Die Lieferung von 6 Bogen in 8., mit einem Stahlstich, zu 6 ggr. oder 24 kr. In der nächsten Ostermesse erscheint die erste.) Von eben diesem, als Biograph rühmlich bekannten Gelehrten, erscheint auch bei mir ein

Lexikon der jezt lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands,

geeignet zu einer genauen Uebersicht der reichen und vielverzweigten litterarischen Thätigkeit der Deutschen. (Die Lieferung von 6 Bogen in gr. 8. zu 8 ggr. oder 30 kr.) In vollem Vertrauen auf die Theilnahme des gesamten Publikums, lade ich hierdurch zur Unterzeichnung auf die genannten Werke ein, von denen ausführliche Anzeigen in allen Buchhandlungen zu finden sind. —

Heidelberg, 1 Februar 1836.

Joseph Engelmann.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

„Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?"

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Von

J. G. Elsner.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Wie soll der Landwirth speculiren?

I. Von der Speculation bei der Erzeugung von Produkten. A. Speculation auf Grund und Boden. 1) Beim Ankauf eines Landgutes. 2) Unmittelbar bei der Erzeugung von Produkten. a) Die vegetabilischen Produkte. 1) Das Getreide. 2) Die Oelsaaten. 3) Der Flachs. 4) Die Farbekräuter. 5) Der Hopfen. 6) Der Tabak. 7) Obst und Wein. 8) Knollengewächse. 9) Kleesamen. 10) Die Futterkräuter. b) Die animalischen Produkte. 1) Die Pferde. 2) Die Rinder. 3) Die Schafe. 4) Die Schweine. B. Speculation bei der benöthigten Arbeit. 1) Sie muß im richtigsten Maße angelegt werden. a) Man muß sie nicht verschwenden. b) Man muß sie nicht zur Unzeit sparen. c) Man muß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte anlegen. 2) Die Arbeit muß zu dem wohlfeilsten Preise beschafft werden. — II. Von der Verwerthung der Produkte. A. Speculation bei der Verwerthung des Grundes und Bodens. B. Speculation bei der Verwerthung der Produkte. a) Von den vegetabilischen Produkten. 1) Vom Getreide. 2) Verwerthung der Oelfrüchte. 3) Des Flachses und Hanfs. 4) Der Farbekräuter. 5) Des Hopfens. 6) Des Tabaks. 7) Des Obstes und Weines. 8) Der Knollengewächse. 9) Des Kleesamens. 10) Der Futterkräuter. b) Verwerthung der animalischen Produkte. 1) Von den Pferden. 2) Von den Rindern. 3) Von den Schafen. a) Von der Wolle. b) Vom Zuchtvieh. c) Vom Schlachtvieh. 4) Von den Schweinen.

Wir glauben den Landwirthen einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf vorstehendes Werkchen aufmerksam machen. Der Verfasser, welcher wohl keinem, mit der Litteratur oberflächlich bekannten Landwirthe fremd ist, legt in dieser Schrift seinen Schaz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Welchen Werth dieselben wegen ihrer besondern Gediegenheit haben, davon geben die, den landwirthschaftlichen Handel betreffenden Aufsäze, welche Herr Elsner seit vielen Jahren in der Allgemeinen Zeitung geliefert hat, den redendsten und überzeugendsten Beweis. Von welchem Nuzen also das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn werde, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen. Dis sagen wir nicht zum Lobe des Werkchens, denn das wird sich selbst empfehlen, aber wir sagen es, um das betreffende Publikum auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die ihm nur erfreulich seyn kann.

Stuttgart und Tübingen, im November 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Becker, Dr. K. F., ausführliche deutsche Grammatik,

als Kommentar der Schulgrammatik, 2te gänzlich umgearbeitete Ausgabe, 1ste Abtheilung gr. 8. Preis 1 Rthlr. 20 ggr. oder 3 fl. 18 kr. rhein.

Leider hat dis Werk des um die Sprachwissenschaft hochverdienten Herrn Verfassers längere Zeit fehlen müssen — ein Verzug, der aber dem Buche selbst nur zum Vortheil gereichte, und dessen Grund in der außerordentlichen Sorgfalt, welche dieser neuen Bearbeitung von Seite des Herrn Verfassers gewidmet wurde, zu suchen ist.

Die 2te Abtheilung dieses Werkes, an welcher Herr Dr. Becker gegenwärtig arbeitet, hoffen wir in einem halben Jahre nachfolgen lassen zu können, und verbinden damit zugleich die Anzeige, daß sich dann derselbe an die Besorgung einer neuen Ausgabe des gleichfalls seit längerer Zeit fehlenden

„Organism der Sprache"

begeben wird.

Frankfurt a. M., den 15 Januar 1836.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine

Theater-Revue.

Herausgegeben von

August Lewald.

Erster Jahrgang.

Mit Seydelmanns Bildniß.

In Leinwand geb. Preis 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Es existirt bis jezt kein Werk, das eine fortlaufende Kunstgeschichte des Theaters aller civilisirten Nationen enthielte; dis soll zunächst Zwek der allgemeinen Theater-Revue seyn.

Sie wird vorwärts und zurüksehen. Aeltere Zustände beleuchten, neue entwikeln. Der Kritik wird dadurch ein richtiger Standpunkt angegeben werden; da das rein Persönliche, was sich nur an die Erscheinungen jedes Theaters abends in ziemlich abgebrauchter Weise zu knüpfen pflegt, jezt gemeinhin schon für Kritik gehalten wurde.

Auch Aufsäze von praktischer Tendenz soll die Revue enthalten, die den Schauspielern von Nuzen seyn werden.

Der Plan ist umfassend genug, und die Ausführung geschieht mit Ernst und Eifer, so daß wir hoffen können, daß dieses Werk in seiner progressiven Entwiklung einen bleibenden Werth in der Kunstlitteratur des Theaters behaupten werde.

Wir haben hierbei nur das Gedeihen der vaterländischen Bühne im Auge, und hoffen, daß die günstige Aufnahme sich bei jedem neuen Erscheinen steigern werde, da ein reger Antheil des Publikums wie der Künstler durch die Tendenz des Werkes hinlänglich begründet zu seyn scheint.

Der erste Jahrgang enthält:

Ludwig Tieck und das deutsche Theater, von Dr. Gustav Schlesier. Theaterwesen in England, von Dr. Woldemar Seyffarth. Hamlet in Wittenberg. Umrisse von Karl Guzkow. Seydelmann und die Theater-Recensenten, von A. Lewald. San Carlino, das komische Volkstheater in Neapel, von Wolfgang Menzel. Altdeutsche Nationalbühne, nach der Gottschedischen Sammlung in Weimar, von Dr. Alphons Peucer. Vergleichende Uebersichten, von A. Lewald. Das böhmische Schauspiel zu Prag. Ein Halbjahr der Pariser Theater (Januar bis Junius 1835). Theater-Kuriositäten.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1835.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verzeichniss
der
im Jahr 1835
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart
erschienenen Werke:

Arnd, K., die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur. gr. 8. 3 fl. 21 kr. oder 2 Rthlr.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Achter Jahrgang. 1835. gr. 4. 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gr.

Baur, Dr. und Prof., die Pastoralbriefe des Apostels Paulus auf's Neue kritisch untersucht. gr. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Bernoulli, Dr. Chr., Handbuch der industriellen Physik, Mechanik und Hydraulik. 2ter Band mit 11 Steintafeln. 8. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 4 gr.

Beyschlag, Dr. D. F., Versuch einer Münzgeschichte Augsburgs in dem Mittelalter, nebst Beiträgen zur Münzgeschichte der übrigen Allemannisch-Suevischen Lande in dem nämlichen Zeitraume. Mit 8 lithogr. Münztafeln. gr. 8. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unter-Offiziere insbesondere. 1ste und 2te Lieferung. Taschenformat. Subscriptionspreis 14 kr. oder 6 gr.

Bosse, Staatsrath v., das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechtsverhältnisse. 8. 2 fl. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Decandolle, A. P., Pflanzen-Physiologie oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Aus dem Französischen übersezt von Prof. Dr. Röper. 2r Band. gr. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 8 gr.

Elsner, J. G., meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht. Zweite vermehrte Aufl. gr. 8. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

— — Politik der Landwirthschaft. 2 Theile. gr. 8. 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 16 gr.

— — Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte spekuliren? Auf Erfahrung begründete Rathschläge und Lehren für den Landwirth. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg. Mit Motiven. gr. 8. 1 fl. oder 16 gr.

Fallmerayer, Prof. J. Ph., Welchen Einfluß hatte die Besezung Griechenlands durch die Slaven auf das Schiksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika? Oder nähere Begründung der im ersten Bande der „Geschichte von Morea während des Mittelalters“ aufgestellten Lehre über die Entstehung der heutigen Griechen. Gelesen in der öffentlichen Sizung der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. 1 fl. od. 16 gr.

Freiberg, M. Freiherr von, Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften. gr. 8. 4r Bd. 2s Heft. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr. 3s Heft 2 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Gagern, Freiherr von, die Resultate der Sittengeschichte. 1ter Theil. Die Fürsten oder die Natur der Monarchie. Neue Aufl. 8. brosch. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

— — 2ter Theil. Die Aristokratie. Neue Auflage. 8. brosch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Gans, Dr. Eduard, das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwikelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte. 4ter Band, das Erbrecht des Mittelalters. zweiter Theil. gr. 8. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

☞ Von Gan's Erbrecht, dessen 3ter und 4ter Theil unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen; so daß das ganze Werk von uns bezogen werden kan. Den Preis aller aber bis jezt erschienenen Bände zusammen genommen, sezen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 12 fl. od. 7 Rthlr. Bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und lezte Band wird demnächst erscheinen.

Grüneisen, Carl, die altgriechische Bronze des Tursischen Kabinets in Tübingen. Mit einer lithographirten Zeichnung von Carl Müller. 8. In Umschlag geheftet. 48 kr. oder 12 gr.

Gutzkow, Nero, eine Tragödie. 8. brosch. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Handbuch für Kaufleute, oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen. Supplementband. Bearbeitet nach der zweiten Auflage des Dictionnary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation, by J. R. Mac Culloch, Esq., in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusäzen von L. M. Schmidt. Erste Lieferung: Aachen — Glasgow. Mit einem Situationsplan von Gibraltar. gr. 8. In Umschlag. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Hotho, Dr. H. G., Vorstudien für Leben und Kunst. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. v. Memminger. Jahrgang 1834. 2 Hefte. 8. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Inhalts- und Namen-Verzeichnisse über sämmtliche Goethe'sche Werke nach der Ausgabe lezter Hand und dem Nachlasse, verfertigt von Ch. Th. Musculus unter Mitwirkung des Hofraths und Bibliothekars Dr. Riemer.

Taschen-Ausg.	Velinp.	40 kr. od.	10 gr.
	Drukp.	36 — —	8 —
Oktav-Ausg.	Velinp.	1 fl. 12 — —	16 —
	Schweizp. 1 —	— —	14 —
	Drukp.	— 54 — —	12 —

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc. rc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, unter Mitredaktion von Dr. E. M. Dingler und Dr. J. H. Schultes. Sechszehnter Jahrgang 1835. 24 Hefte mit vielen Lithographien. gr. 8. brosch. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Klein, Militairkarte von Deutschland in 25 Blattern. Blatt Nr. 7. 2 fl. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Kunstblatt, Sechszehnter Jahrgang 1835. Herausgegeben von Dr. L. Schorn. gr. 4. 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Lange, Dr. W., Sprech- und Sprachschule, ein Lesebuch für die deutsche Jugend zur Beförderung ihres Sprachvermögens. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 48 kr. oder 12 gr.

Lewald, Dr. Aug., Allgemeine Theater-Revue. Erster Jahrgang. mit Sendelmanns Bildniß. gr. 8. kart. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Lieder-Chronik, schwäbische, für Schule und Haus. 8. brosch. 30 kr. oder 8 gr.

Litteraturblatt, Jahrgang 1835. Redigirt von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Menzel, Dr. W., Reise nach Italien im Frühjahr 1835. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Menzel, Dr. W., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 5ter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1833. 2ter Theil, mit 12 Portraits. 12. brosch. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Mohl, Julius, Confucii Y King, antiquissimus sinarum liber quem ex latina interpretatione P. Regis aliorumque ex soc. Jesu P. P. edidit. Vol. I. cum quatuor tabulis. 8. maj. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. Neun und zwanzigster Jahrgang. 1835. gr. 4. 20 fl. oder 12 Rthlr. 8 gr.

Mozin, neue Sammlung französischer und deutscher theils neuer, theils aus den besten französischen und deutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe, sowohl zur Bildung im kaufmännischen Briefstyle als zum Uebersezen in beide Sprachen bestimmt. Sechste verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Müller, J. v., sämmtliche Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. Herausgegeben von J. G. Müller. 8te Liefer. oder 36r—40r Band.
Velinp. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 15 gr.
Drukp. 3 fl. od. 1 Rthlr. 19 gr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1836. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen (nach dem Stuttgarter Meridian); zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Gegründet von Karl André, fortgesezt von Johann Heinrich Meyer. Zwölfter Jahrgang (mit 1 Musikblatt, 1 Lithographie und einigen Holzschnitten). gr. 8. geh. 48 kr. oder 12 gr.

Platen, A. Graf v., die Abassiden. Ein Gedicht in neun Gesängen. 8. geh. 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

Plieninger, Dr., Ueber die Blizableiter, ihre Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten. Nebst einem Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern. Eine gemeinfaßliche Belehrung für die Verfertiger der Blizableiter, so wie für die Hausbesizer. gr. 8. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1 fl. oder 16 gr.

Prechtl, J. J., Technologische Encyklopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. Sechster Band. Mit den Kupfertafeln 102—125. gr. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Ed. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und Dr. H. Hauff, Redakteur des Morgenblattes. gr. 8. geh.
1ste Lieferung 1 fl. oder 16 gr.
Zander Irland.
2te Lieferung 1 fl. 30 kr. oder 21 gr.
Miltitz Algier.
3te Lieferung 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.
Reise nach Bukhara.
4te Lieferung 54 kr. oder 16 gr.
Ausflug auf die Prairien.
5te Lieferung 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.
Reumont Reiseschilderungen.
6te Lieferung 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.
Briefe in die Heimath,
geschrieben zwischen Okt. 1829 und Mai 1830.

während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendationes et auctiones edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Chr. Walz.
Vol. II. Schreibp. 7 fl. 24 kr. od. 4 Rthlr. 8 gr.
Drukp. 5 fl. 12 kr. od. 3 Rthlr. 6 gr.
Vol. VIII. Schrbp. 8 fl. 36 kr. od. 5 Rthlr.
Drukp. 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

Rumohr, C. F. v., Schule der Höflichkeit für Alt und Jung. Zweiter Theil. 8. br. 1 fl. 12 kr. od. 15 gr.

Schenk, Eduard v., Schauspiele. Dritter Theil. 8. brosch. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Schiller, Friedrich v., sämtliche Werke in 12 Bänden. Prachtausgabe mit 12 Stahlstichen als Titelbilder. gr. 8. 1te u. 2te Lieferung oder 1ster bis 6ter Band. Subscriptions-Preis pr. Lief. 4 fl. 12 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Schön, Prof. J., Neue Untersuchung der National-Oekonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung. gr. 8. 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Schorn, Dr. L., Umrisse einer Theorie der bildenden Künste. 8. in Umschlag geheftet. 24 kr. od. 6 gr.

Schumacher, Jahrbuch für 1836. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, Moser, Olbers und Paucker. Mit einer Kupfertafel. 8. carton. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Spittler, L. Th. Freiherr v., sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Wächter. 3te Lfg. od. 6—8r Band gr. 8. 10 fl. oder 5 Rthlr. 18 gr.

Sternberg, A. Freiherr. v., Novellen 4ter Band. Molière. 8. brosch. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Tafel, Dr. L., Lehrbuch der englischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsäzen. Zweiter Kurs. mit einer katechetischen Grammatik. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Tieck, Ludwig, vier Schauspiele von Shakespear. 8. brosch. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Uhland, Ludwig, Gedichte. 9te Auflage mit des Verfassers Bildniß. 8. br. 3 fl. 36 kr od. 2 Rthlr. 12 gr.

Würtemberg, Herzog Paul Wilhelm von, erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824. gr. 8. brosch., mit einer Karte von Louisiana 2 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Zedlitz, Freiherr J. Ch. von, dramatische Werke. Dritter Theil. enthaltend: Turturell. Herr und Sklave. Die zwei Nächte zu Valladolid. 8. brosch. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Zeitung, Allgemeine, für das Jahr 1835. gr. 4. 16 fl. od. 10 Rthlr.

— — Alphabetisch-chronologisches Namen- und Sachregister dazu, verfaßt von G. v. C. 45 kr. oder 12 gr.

Preisaufgabe.

Die Unterzeichnete hat einen Preis für das beste ein- oder zweiaktige Lustspiel in Prosa oder Versen festgesezt.

Die Bewerber belieben ihre Manuscripte, in der üblichen Art mit Devisen versehen, durch Buchhändlergelegenheit oder postfrei hieher gelangen zu lassen.

Drei Männer von anerkannter Urtheilsfähigkeit werden Schiedsrichter seyn; nach erfolgtem Ausspruche wird ihr Name genannt werden.

Das Lustspiel wird in der Allgemeinen Theater-Revue für 1836 abgedrukt, und dem Dichter desselben der Preis von

Dreihundert Gulden R. W.

gleich nach erfolgtem Druke durch die Unterzeichnete ausbezahlt.

Man darf jedoch annehmen, daß die besseren Bühnen, welche das Stük zur Aufführung bringen, nach der in Frankreich üblichen Art, troz des vorausgegangenen Drukes, dem Dichter das Honorar nicht vorenthalten werden. Nach drei Jahren steht das Stük dem Dichter wieder als freies Eigenthum zu.

Die Einsendung muß spätestens bis zum 1 Julius erfolgen; die Revue erscheint bis zum Oktober im Druke.

☞ Der eben verschikte 1ste Jahrgang der Theater-Revue mit Seydelmann's Bildniß, in Leinwand geb. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr., enthält:

Ludwig Tieck und das deutsche Theater, von Dr. Gustav Schlesier. Theaterwesen in England, von Dr. Woldemar Seyffarth. Hamlet in Wittenberg, Umrisse von Karl Gutzkow. Seydelmann und die Theater-Recensenten, von A. Lewald. San Carlino, das komische Volkstheater in Neapel, von Wolfgang Menzel. Altdeutsche Nationalbühne, nach der Gottschedischen Sammlung in Weimar, von Dr. Alphons Peucer. Vergleichende Uebersichten, von A. Lewald. Das böhmische Schauspiel zu Prag. Ein Halbjahr der Pariser Theater (Januar bis Junius 1835). Theater-Kuriositäten.

Stuttgart und Tübingen, den 1 Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen, in Wien bei C. Gerold, zu haben:

Sämtliche Werke
von
Johann Ladislav Pyrker.

Neue umgearbeitete, durchaus verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe.

3 Theile. gr. 8. Weiß Drukpapier mit Titelvignetten. Preis 9 fl. — 5 Rthlr. 12 gr.

1r Theil enthält: Tunisias. 2r Theil: Rudolph von Habsburg. 3r Theil: Perlen der heiligen Vorzeit.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolphs von Habsburg in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört gewiß zu den seltensten Dichtern Deutschlands.

Er hat nicht die romantische Form des Tasso, sondern die klassische des Homer gewählt und auf das glüklichste gehandhabt, welche sich für kriegerische Darstellung und epische Landschaftsgemälde als die musterhafteste darbietet. Mit vollem Recht wird er daher der Erste jezt lebende epische Dichter Deutschlands genannt.

Die Perlen der heiligen Vorzeit, deren Inhalt folgender ist: Abraham (Verheißung). Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung). Samuel (Gericht). Hellas (Glaube, Liebe, Hoffnung). Elisa (Tod, Unsterblichkeit). Makkabäer (Kraft, Hingebung, Sieg) — sind in dieser neuesten Auflage bedeutend vermehrt worden, und hat dieses vortreffliche Werk, dessen Klassizität in allen Landen deutscher Zunge, und so weit als ächte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, durch diese Vermehrung eine wo möglich noch höhere Vollendung erhalten.

Stuttgart, im Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist in der litter.-artist. Anstalt in München erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Tassilo.

Ein
historisches Trauerspiel
in
fünf Akten mit einem Vorspiele
von
Carl Weichselbaumer.

Preis 1 fl. 36 kr.

Der Verfasser, durch seine früheren Schriften rühmlich bekannt und vorzüglich durch seine Vertrauenden, seine dramatischen Dichtungen eines ehrenwerthen Ranges in der schönen deutschen Litteratur versichert, übergibt hier dem Publikum das erste Trauerspiel aus der vaterländischen Geschichte, und wenn es durch seinen Stoff besonders die bayerische Nation anziehen muß, so gewinnt es durch die Person Karls des Großen und seine bedeutende Zeit zugleich wieder ein allgemeines Interesse. Die Charakteristik, welche an den bisher erschienenen Dramen dieses Autors auszeichnende Anerkennung gefunden hat, wird der Leser mit einem kräftigen Ausdruke vereint, hier wieder antreffen, und das rührende Element kan nur desto tiefer auf empfängliche Herzen wirken, als der Verfasser bis auf wenige unwesentliche Freiheiten der Geschichte treu geblieben ist.

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1836.

Der Besuch im Kloster des Erlösers (Sotiros) bei Kumi auf Euböa.

(Von Dr. C. Fiedler.)

Während meines Aufenthaltes in Kumi, um die dortigen Braunkohlenlager zu begutachten, besah ich die östliche Fortsetzung des Mergelschiefers, wo auch Kohlen zu Tage ausbeißen. Der Hauptmann Foetenbach und der Palikarenkapitän Georg Zschecho, mein Dolmetscher, begleiteten mich, und wir beschlossen nachher, in das etwa 2/3 Stunde noch weiter entfernte Kloster zu gehen. Der Weg windet sich wie gewöhnlich, eng und schmal, stolperig und steinig, über kleine Anhöhen, und durch Gründe, nur für ein Maulthier berechnet, was aus dem steinigen Arabien abstammt. Oft ist der Pfad beengt durch die herrlichsten Sträucher des Arbutus andrachne (Erdbeerstrauch), die voll bauchiger Blüthen in Traubenbüscheln, und schön gelber und rother Früchte hängen; die dunkelrothen Beeren sind die reifen, und haben die Größe großer Kirschen, oft kleiner Wallnüsse. Sie haben einen angenehm süßlichen Geschmack; wäre dieser aromatisch, so könnte man in Wahrheit sagen es wachsen die Erdbeeren hier auf den Sträuchern. Der Weg senkt sich bald hinab, man erblickt mehrere in eine Gruppe zusammengebaute kleine steinerne Häuser mit trefflichen Mergelschieferplatten gedeckt, einen schmalen Hofraum einschließend. Etwa 1/4 Stunde weit rechts senken sich steile Kalkmassen ins Meer, zur linken über den Klostergebäuden steigt ein hoher Kalkberg empor mit altem Gemäuer auf der Spitze. Im Hintergrunde das Meer und mehrere Inseln. Wir stiegen hinab, ein Mönch wehrte mit gut getroffenen Steinwürfen die uns den Eintritt wehrenden Hunde ab. Im Hofe standen drei Mönche und drei Knaben. Die Mönche strickten grobe wollene Strümpfe, sie trugen schwarze Kaftane und schwarze umgekehrt kegelförmige Mützen. Sie setzten sich nieder auf im Hofe liegende Balken, und wir auch wo wir eben Platz fanden. Bald kam auch der Oberste der Mönche grad so gekleidet wie die andern, und lud uns ein die Nacht hier zu bleiben und morgen zurückzukehren. Wir gingen auf eine kleine Anhöhe hinter dem Kloster, und ließen uns die Inseln nennen, die so nahe vor uns lagen, das lang gezogene Skyros, Chelidromi, Scopelo und in der Ferne die türkische Küste von Trikeri: all die Inseln sollte ich noch besuchen. Ein Mönch begleitete uns auf den hohen Kalkberg nach dem Kastell der Venezianer, nur nach der Meeresseite stehen noch Mauern, und eingestürztes Gemäuer an der Südseite; in der Mitte steht eine kleine Kapelle ohne Dach, es war dereinst die Kirche. Warum dieß Schloß erbaut, wußte man mir nicht zu sagen. Die Mauern sind von rohen Bruchstücken von Kalkstein, und im Mörtel sind viel gebrannte Ziegelstücken eingemengt, am nordöstlichsten Abhang geht der Felsen stark geneigt hinab in den Abgrund: was hier fällt, ist wohlverwahrt und aufgehoben. Die Aussicht ist von hier ziemlich weit, gegen Westen blickt man in ein ödes Felsthal mit einem kleinen vom Regen angeschwollenen Bache, der vom Kohlenrevier herkommt. Die Berge sind nur mit Sträuchern bekleidet; dem Abhang gegenüber hebt sich ein noch höherer steiler Kalkfels; die schon genannten Inseln treten noch mehr hervor, und unten braust das Meer mit weißem Schaum die schwarze Küste beleckend und Felsenriffe zeigen ihre gefährliche Nähe durch Streifen schäumenden Wassers, aber die Küsten des Meeres waren öde, nicht Eine Möve mit kreischendem Geschrei belebte das starre Ufer, nur das Meer rauschte immer ruhend gegen den Felsen, aber auch im zerstörten Kastell und rings herum war Alles still, kein Aar kreiste in der Luft, und kein hungriger Greier klagte nach Beute. Nur des Nachts ändert sich die Scene, auf dem Gemäuer schreit der Kautz, und aus den Gründen tönt das Geheul der Wölfe und das Klagen der Schakale. Keinen von uns hatte die öde Stille heiter gestimmt, wir kletterten schweigend zum Kloster hinab. Der Oberste der Mönche rufte uns in eines der kleinen Gebäude, es war die Kirche gegen Osten gestellt; einige Heiligenbilder in Lebensgröße, mehrere kleinere, 3 große Wachskerzen, 4 ewige Lampen. Der innere Raum ist etwa 2 Kl. breit, 5 Kl. lang, an beiden Seiten hölzerne Stände, aber mit einem Handgriff. Der Palikarenkapitän verrichtete seine Ceremonien, und sodann trat der oberste Geistliche rechts in den ersten Stand und zwei links, zu jedem trat ein Knabe. Man las Gebete rc. ab, und ein stilles Gebet für die Lieben schwebte hinüber ins ferne Vaterland. Der Kapitän kam und sagte, ob wir uns ausruhen

wollten, um nicht den noch lange dauernden Gottesdienst abwarten zu müssen; wir empfahlen uns den Geistlichen und wurden in ein leeres ödes Zimmer geführt, in welchem auf dem erhöhten zum Schlafen bestimmten Theile 3 Lagerstätten mit Kopfkissen und Decken vorgerichtet waren. Wir sahen also, daß es Ernst war, wir sollten hier übernachten, setzten uns mit untergeschlagenen Beinen (denn Sessel gibt es nicht) um das finstre Kamin, aber das nasse Holz brannte nicht freudig. Ich besah die Lage des Hauses, an welches rückwärts ein zweiter Theil angebaut war, Alles öde, wie verlassen; zur Seite stand ein großer Bottich zum Weinkeltern, der sauer und modrig roch, weil eine Menge Weinbeerenschalen darin liegen geblieben waren. In dem einige Schritte breiten Hofe stand ein Apfelsinenbaum mit Einer einzigen großen Frucht, der Sonne goldner Strahl drang nicht zu ihr; wilde Schößlinge strebten freudig über die einkerkernde Mauer. Lange saßen wir still am Feuer, und von der Kirche her tönte das Gebet und tausendfaches Kyrie eleison. Endlich kam der Obere, und der, welcher uns geführt, ein Knabe brachte nach türkischer Weise eine große blecherne Scheibe, auf welche ein Teller mit ausgeflossenem Honig und ein Teller mit Wallnüssen aufgesetzt war, nebst einer gläsernen Flasche mit gekrümmtem langem Halse. Die Knaben und der Mönch schlugen die Nüsse auf und warfen die Kerne in den Honig, in welchem man sie mit einer Gabel herumwickelte und aß. Der Obere schenkte ein Glas starken Liqueur ein, und überreichte es mit Gesundheitswunsch. Das süße Gericht beschäftigte uns eine gute Weile, während der Zeit unterhielt man sich, dann entfernte sich der Mönch, und wir gingen wieder ans Feuer. Nach einiger Zeit brachte man abermals eine noch größere runde Scheibe, auf welche die Gerichte aufgesetzt waren: eine Schüssel mit zwei zerschnittenen Hühnern mit Zwiebeln gedünstet und eine andere mit selbst gemachten Nudeln, die man Maccaroni nannte, in vielem Fett gedünstet, dazu wurde ein geharzter Wein *) gebracht, und Ein Glas. Der Obere trank zuerst, ein anderer machte den Mundschenk, und überreichte jedem nach der Reihe mit einem Gesundheitswunsche, und jeder erwiderte eine Höflichkeit dagegen. Der Mundschenk war ein schöner Mann, hatte eine offene freie Stirn, schöne Nase, schönen Bart, schönen Teint, aber sah stets vor sich, und niemanden grad ins Angesicht; er schenkte rasch ein, so daß das Glas immer wanderte von einem zu dem andern. Die 3 Knaben standen dabei und sahen zu, eine geisterbleiche Gruppe mit erloschenem Blick. Zum zweiten Gange wurde eine Schüssel mit gedünstetem Reiß (Pilaf), und eine große Schüssel mit zerschnittenem Kraut, was mit Essig und Oel zu Salat angemacht war, ein Teller mit scharf gesalzenem Ziegenkäse und ein älterer Wein gebracht. Vielfach wurde uns zugeredet zu bleiben, aber wir sehnten uns noch diese Nacht zurück in unsre Welt, und gelangten um Mitternacht Jeder in seine Wohnung.

Kumi, 1 November 1834.

*) Von Pinus Maritima.

Brasilianische Zustände.

1. Die Indier.

(Fortsetzung.)

Die ganze Statur dieser unverdorbenen Naturkinder zeugt von ihrer außerordentlichen Kraft. Sie sind nicht groß, aber gedrungen, und ihre muskulösen Arme von ungewöhnlicher Härte. Nicht weniger ausgezeichnet ist ihre Schützenkunst. Ein eingefangener Indier, den man in Gegenwart mehrerer ausländischen Offiziere bat, einen Beweis von seiner vielgepriesenen Geschicklichkeit in dieser Hinsicht abzulegen, nahm sogleich eine Orange und legte diese fünf Schritte vor sich auf die Erde hin. Hierauf spannte er den Bogen mit so riesenmäßiger Kraft, daß sich die beiden Enden beinahe berührten, und schnellte den Pfeil so hoch in die Luft, daß ihn das Auge kaum noch erreichen konnte. Nachdem dieser Pfeil einige Zeit in die Höhe gestiegen war, drehte er sich langsam um und schoß dann, je näher er der Erde kam, desto schneller und schneller, mitten durch die Orange tief in den Boden hinein. Dieß wiederholte der Indier mehrere Male hinter einander, ohne auch nur einen einzigen Fehlschuß zu thun. Ueberhaupt schießen diese Leute nie grad aus, sondern fast immer im Bogen, da sich die sehr leichten Pfeile, in horizontaler Richtung abgeschossen, sehr bald zur Erde niedersenken. Derselbe gefangene Bewohner des Waldes traf auf zwanzig Schritte ein Blättchen Papier, kaum größer als eine Nuß, welche man einem Balken von sehr hartem Holze angeklebt hatte, und obgleich die Spitze des Pfeils nur von Knochen war, drang sie doch über anderthalb Zoll tief hinein. Der Bogen ist gewöhnlich sehr einfach und besteht nur aus einem starken Stocke, welche mit einer aus Sehnen oder Baumbast geflochtenen Saite angespannt ist. Die Pfeile sind in der Regel über fünf Fuß hoch, und in Ermanglung des Eisens mit knöchernen oder hölzernen Spitzen versehen. Nur bisweilen gelingt es diesen trotzigen Kindern des Urwaldes, auf irgend eine Art sich eines Stückchens Eisen, vielleicht eines alten Hausthürschlosses zu bemächtigen, welches sie alsdann wie einen großen Schatz achten und aufbewahren. Sie schleifen dieß mit der größten Sorgfalt sehr scharf und spitz auf beiden Seiten zu, und befestigen es an ihren Pfeilen, die, wenn auch nur mit hölzernen oder knöchernen Spitzen versehen, dennoch eine solche Gewalt haben, daß selbst ein starkes Schwein dermaßen durchbohrt wird, daß gewöhnlich die Hälfte des Pfeils auf der andern Seite sichtbar ist. Diejenigen Geschosse hingegen, deren sie sich zum Erlegen der Vögel bedienen, sind statt der Spitzen mit Knöpfen versehen; denn der Schuß hat dann doch immer Kraft genug, selbst den größten Vogel, wenn auch nicht augenblicklich zu tödten, doch wenigstens für eine Zeit lang zu betäuben.

Die Pfeile sind stets außerordentlich leicht, von einem Rohre, welches Taquara genannt wird, zierlich kunstfertig gemacht, und oben wie unten mit rothem Bast umwunden. Auf die Ordnung der daran befindlichen Federn verwenden die Indier eine große Sorgfalt, und wissen sie so zu reihen, daß das Ganze eine sehr schöne Schattirung abgibt. Die dunkelsten Federn werden zuerst

befestigt, und so gehen sie allmählich durch alle Farben in das hellste Weiß über.

Die Knaben, welche noch nicht kräftig genug sind, die Waffen der Väter zu führen, gebrauchen statt dessen einen kleineren, mit zwei Saiten bespannten Bogen, mit welchem sie mit Thonkugeln nach den Vögeln schießen. Trotz der Unvollkommenheit dieses Geschosses haben sie dennoch eine solche Geschicklichkeit hierin erlangt, daß sie die Schwalben selten im Fluge verfehlen.

Eben so außerordentlich, wie die Körperkraft und die Schützenkunst dieser Menschen, ist ihre Schnelligkeit. Im Walde geboren und erzogen, rennen sie in diesen dichten, wild verwachsenen Dornengesträppen mit einer Geschwindigkeit einher, die an das Unglaubliche gränzt. Jemand, der nicht gewohnt ist, im Urwalde zu gehen, vermag kaum einen Schritt vorwärts zu thun, ohne einige Fetzen seiner Kleidung oder Haut zurück zu lassen, und jene nackten Menschen laufen, ohne sich je zu verwunden, darin mit einer weit größeren Behendigkeit und Schnelle, als ein Europäer auf freiem Felde.

Sie ziehen beständig umher und leben beinahe immer unter freiem Himmel; nur wenn es ihnen an einem Platze sehr gut gefällt, entschließen sie sich, kleine Hütten von Gras oder Schilf aufzubauen, doch verlassen sie auch diese wieder, sobald sie bemerken, daß das Wild durch dieses stete Verfolgen weniger häufig wird, oder sobald sie sich entschließen, einen feindlichen Ueberfall und Raubzug auf die nahe gelegenen Plantagen zu machen. Die Männer beschäftigen sich nur mit Jagd und Krieg; alle Arbeit, worunter vorzüglich das Tragen der Kinder zu rechnen ist, müssen die Weiber verrichten. Selbst wenn diese armen Geschöpfe zwei, drei, oder gar mehr Kinder haben, welche durch ihre Jugend noch unfähig sind, die starken Märsche zu machen, so bleibt es gleichwohl nur die Sorge der Frau, sie weiter zu schaffen. Das Jüngste wird auf den Arm genommen, die Uebrigen mit einem Strick auf dem Rücken befestigt, und so folgt sie mit dieser Last munter und leicht dem Zuge, der in der Regel sehr starke Tagemärsche macht. Außer den Kindern müssen die Weiber oft noch einen von Bast geflochtenen Sack tragen, welcher die nothwendigsten Lebensmittel enthält, so wie ein mit Wasser angefülltes Gefäß, welches aus Taquarussu verfertigt ist.

Der Mann geht stolz voran, und trägt durchaus nichts als seinen Bogen, seine Pfeile und allenfalls die oben erwähnte riesige Keule. Naht sich auf diesen Märschen der Augenblick, wo ein Weib gebären soll, so hält die gesammte Schaar auf eine kurze Zeit an und lagert sich in geringer Entfernung; nur einige Freundinnen bleiben zurück und leisten der Nothleidenden hülfreiche Hand; sobald diese aber dem Häuptlinge anzeigen, daß die Hauptsache glücklich vorüber sey, wird die Wöchnerin auch gezwungen, mit dem neu gebornen Kinde ihren Marsch sogleich weiter fortzusetzen. Dennoch kommt es fast nie vor, daß die Geburt eines Kindes bei den Indierinnen eine ernstliche Krankheit nach sich zöge. So gehört auch die Besorgung der Küche, welche freilich keine große Sorgfalt erfordert, indem ein zugespitzter Stock, der den Bratspieß ersetzt, das einzige Geräth dabei ausmacht, ausschließlich mit zu den Verbindlichkeiten und Pflichten der Weiber. Auf diesen Stock wird das erlegte Wild ohne weitere Zubereitung gesteckt, einige Minuten lang an das Feuer gehalten, dann mit den Zähnen zerrissen und auf eine wirklich thierische Art verschlungen.

Die abscheuliche, vielbesprochene und zur Fabel gewordene Kannibalengewohnheit des Menschenfressens findet man höchstens noch unter den Botocuden und Puris in den nördlichen Provinzen Brasiliens. Die Indier der südlichen Provinzen tödten freilich jeden Weißen, dessen sie habhaft werden können, jedoch nur der barbarischen Verfolgungen wegen, denen sie ebenfalls durch die christlichen Anthropophagen ausgesetzt sind, keineswegs aber, weil sie etwa ein sündhaftes Gelüste nach ihrem Fleische trügen. Die Rache und die Vertheidigung des eigenen Lebens spornen überall zum Morde an, und warum soll ein Heide weniger leidenschaftlich seyn, als ein Bekenner Christi, des demüthigen Erlösers?

Schon die ersten Portugiesen, welche an Brasiliens Küste landeten, mißhandelten, von Habsucht und ungesättigter Goldgier getrieben, die Eingebornen auf eine schauderhafte Weise; sie zwangen sie durch die entsetzlichsten Greuelthaten, welche sie ohne Unterlaß wie ohne Schonung verübten, die früher bewohnten Fluren zu verlassen, und sich tief in die durch keine vorgespiegelte Afterkultur entheiligten Wälder zurück zu ziehen. Dieß schändliche Verfahren ging auch in die neuern Zeiten über, und es ist noch nicht gar lange her, daß man die indischen Pseudoproselyten mit Hunden hetzte, und jeden Eingebornen, dessen man habhaft werden konnte, ohne Gnade ermordete. Die Indier sind aber von Natur rachsüchtig, und vergessen niemals die Unterdrückungen und Mißhandlungen, die ihre Väter unverschuldet erdulden mußten. Obgleich es nun längst zur Unmöglichkeit geworden ist, daß die Indier jemals wieder in Besitz des ihnen genommenen Landes kommen können, so werden doch noch viele Hunderte, sowohl von der einen, wie von der andern Seite als Opfer der Rachsucht fallen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Arten des Höhlenbären.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 22sten Februar las Herr Flourens eine Notiz über einen fossilen Bärenkopf, der in den Grotten von Mialet im Gard-Departement gefunden worden war. Der sehr wohlerhaltene Kopf gehört der großen Gattung der Höhlenbären mit gewölbter Stirne an. Cuvier hatte in der ersten Ausgabe seines Werks nur zwei Arten aufgezählt, in der zweiten Ausgabe aber drei. 1) Die große Art mit gewölbter Stirne (ursus spelaeus); 2) die große Art mit platter Stirne (ursus arctoideus); 3) eine kleinere Art (ursus priscus); er hat auch noch eine vierte anfangs unter dem Namen des etruskischen, später unter dem Namen des messerzahnigen (cultridens) angedeutet. Cuvier erfuhr die Existenz dieses fossilen Bären in Frankreich erst bei der Beendigung seiner zweiten Ausgabe. Man hatte damals einzelne Knochen in einer Felsenspalte nahe bei Chatillon auf dem linken Ufer des Doubs entdeckt, später aber fand man welche auf mehrern andern Punkten Frankreichs: in der Grotte d'Osselle (Doubs), zu Fouvent (Haute-Saone), in den Höhlen von Lunel Viel (Herault).

in denen von Sallès (Aude) und im Departement Puy de Dôme. — Der bekannte Naturforscher Geoffroy St. Hilaire machte auf einige Merkwürdigkeiten in der Bildung des vorgelegten Kopfs aufmerksam. Die Seitenverengerung der Hirnschale und die Entfernung der zygomatischen Bögen läßt in den Vertiefungen der Schläfe einen sehr weiten Raum, den die aufrichtenden Muskeln der Kinnladen ausfüllten, Muskeln, die eine ungeheure Kraft besitzen mußten. Dieses Kennzeichen, so wie mehrere andere, die man anführen könnte, beweisen, daß der Höhlenbär zum mindesten ein so reißendes Thier seyn mußte, als die furchtbarsten Arten des Katzengeschlechts, der Tiger und Löwe. Die in Europa noch lebenden Bärenarten nähren sich wenigstens eben so sehr von Vegetabilien als von Fleisch, die fossilen Arten mußten in hohem Grade reißende Thiere seyn, mehr noch als der Polarbär, der ungefähr die Mitte zwischen beiden hält. Herr Geoffroy St. Hilaire theilt das Bärengeschlecht in vier Arten: die erste mit der Unterabtheilung Spelaarctos (Höhlenbär) umfaßt die großen fossilen Arten, die zweite den Polarbär, die dritte den Bären der gemäßigten Zone Europa's, Asiens und vielleicht Amerika's, und die vierte den indianischen Bären oder Tanzbären mit langen Lippen u. s. w., den am wenigsten reißenden von allen.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

Anmerkungen.

a) Radscha Santschar Tschand war der Radscha eines Gebirgslandes, dessen Hauptstadt Nadone ist. Er war unabhängiger Radscha, bis sein starkes Fort Kangra von Ummar Sing Thapa und einem Heer von 4000 Gorkiahs belagert wurde. Er vertheidigte sich einige Zeit, als er aber sah, daß er sich nicht länger halten konnte, unterhandelte er, und erbot sich, der britischen Regierung dienstpflichtig zu werden. Diese Unterhandlung fand statt, als Lord Minto Generalgouverneur von Indien war, doch wurden sie nicht berücksichtigt. Zu jener Zeit würde eine Vermittlung den Radscha gerettet haben; da aber seine Bitten nicht gehört wurden, so machte er seinem unversöhnlichen Feind, Randschit Sing, denselben Antrag, der sogleich einwilligte, und an der Spitze von 26,000 Reitern und Fußgängern zu seiner Unterstützung herbeieilte, die Gorkiahs umzingelte und ihnen alle Zufuhr abschnitt. Die kleine tapfere Schaar der Gorkiahs machte mehrere Versuche sich aus dieser übeln Lage zu ziehen; da sie aber den großen und reißenden Fluß Setledsch hinter sich hatte und ihr alle Kommunikationen abgeschnitten waren, so sah sie sich nach dreitägiger Hungersnoth genöthigt, um Waffenstillstand zu bitten, den Randschit Sing unter der Bedingung bewilligte, daß die Gorkiahs eine Lak Rupien erlegten, und sich durch Vertrag verpflichteten, den Setledsch nicht zu überschreiten. Dieß geschah, und nun legte Randschit Sing eine starke Besatzung nach Kangra, und fertigte mehrere seiner Serdars ab, um die übrigen Gebirgsradschas zu unterwerfen, die ihm nun alle tributpflichtig wurden, und mit deren Hülfe es ihm nachmals gelang, Kaschmir zu unterjochen. Kangra fiel im Jahre 1812 in seine Hände. Radscha Santschar Tschand war ein guter, schöner, freisinniger und aufgeklärter Mann; wenige Jahre zuvor (1803) hatte er Randschit Sing, der einen Angriff gegen seine Besitzungen versuchte, unweit Bhyrowal, total geschlagen. Er starb bald nach Herrn Moorcrofts Besuch, und bedauerte noch in seinen letzten Lebenstagen aufrichtig, daß die britische Regierung ihm keinen Beistand geleistet habe. Sein Sohn folgte ihm in der Herrschaft. Die Einkünfte seines Landes wurden auf sechs Laks Rupien jährlich geschätzt; zwei Laks bezahlte er jährlich an Randschit Sing. Die Streitmacht des Landes besteht in zwei Sipahibataillonen unter dem Befehl von zwei europäischen Offizieren, von denen einer ein Deserteur der Artillerie der britisch-ostindischen Kompagnie ist.

b) Ladak ist gänzlich unabhängig von chinesischem Einfluß oder Autorität. Es liegt am Abhang jenes ungewöhnlich hohen Tafellandes, auf welchem Gortope, Dhaba und alle die Orte liegen, welche von Herrn Moorcroft und Major Hearsey im Jahre 1812 besucht wurden. Dieses Tafelland, welches sich vom See Mansarowar gegen Südost bis zum Ende des Gortope-Thales gegen Nordwest ausdehnt, ist vielleicht das höchste bekannte Tafelland auf der Erde. Die Ziege, welche die Shawlwolle gibt, gedeiht hier ganz vorzüglich, und zugleich besitzt dieses Tafelland auch sehr ergiebige Goldgruben.

Die Ladakesen sind Tataren, welche sich zu demselben Glauben bekennen als die von Dhaba, Gortope u. s. w., und durch ihren Verkehr mit den Kaschmirern etwas abgeschliffen. Jede Familie widmet den erstgebornen Sohn der Kirche; doch steht ihm, wenn er mannbar geworden und Vermögen besitzt, frei, in den weltlichen Stand zurückzutreten, wenn er eine Entschädigung bezahlt, worauf er dann von den Lamas zu Ladak seines Gelübdes entbunden wird. Wenn geschickte Missionäre sich hier niederlassen wollten, so würde die christliche Religion bald Wurzel fassen, und sich von hier aus in der ganzen Tatarei verbreiten. Die Ladakesen sind so gute Leute, daß wenn die Missionäre Kenntnisse in der Arznei- und Wundarzneikunde besäßen, sie damit allein schon ihren Unterhalt verdienen würden.

Wenn irgend ein Feind Kaschmir erobern wollte, so könnte er von Ladak her stets einen Einfall wagen; besonders im Winter, wenn der Schnee und die Gewässer gefroren sind. Die Sikhs sind nicht im Stande einen Winterfeldzug auszuhalten, und weder die Reiter noch ihre Pferde sind abgehärtet genug der Kälte zu widerstehen. Die Einkünfte des Radschas von Ladak nachzurechnen ist unmöglich, doch mögen sie sich nach einer ungefähren Schätzung auf fünf Laks Rupien belaufen, welche jedoch größtentheils in Naturalien eingehen, und eben so an die Truppen bezahlt werden.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft wurden zwei chinesische zu Singapur gefundene Münzen vorgelegt; die eine derselben ist unter Gwan Tiek im Jahre 1100, die andere unter Kar Ting im Jahre 1225 geschlagen. Dr. Montgomerie, der sie einsandte, behauptet, der chinesische Handel an diesem Ort sey vor Alters sehr bedeutend und chinesische Münzen in Java ganz gewöhnlich gewesen.

Das französische Museum hat einen Herrn Goudot nach den Ufern von Mozambique gesendet, derselbe wurde aber durch die Gerüchte von der Grausamkeit der Bewohner so erschreckt, daß er immer wieder nach Madagaskar zurückkehrte. Das Klima dieses Landes hat ihm nicht geschadet, und er hat mit mehreren Häuptlingen freundschaftliche Verbindungen angeknüpft.

Dr. J...., Direktor der Irrenanstalt zu Lausanne, erfuhr das Schicksal vieler seiner Vorgänger: er hat den Verstand verloren, und befindet sich jetzt als Kranker in der Anstalt, welcher er viele Jahre hindurch vorgestanden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1836.

Der Handel Ruſslands mit China.

Die Reichthümer Sibiriens und die Gränznachbarschaft weckten frühzeitig den Handel zwischen beiden Ländern, aber geraume Zeit wurde er nur durch Mongolen, Bucharen und Kalmücken betrieben. Im Jahre 1654 schickte Rußland eine Gesandtschaft nach China; in Folge derselben organisirte sich ein Karawanenhandel, und man holte aus China Seide, Seidenzeuge, Nankin, kostbare Steine, Porzellan, Moschus, Bibergeil, Chinarinde, Rhabarber und Thee. Die Seide ist viel zarter, und wurde viel theurer bezahlt als die persische. Der Rhabarber war ein zaarisches Monopol, doch wurde auch damals schon geschwärzt, und namentlich Winters heimlich in Moskau eingeführt. Nach China gingen hauptsächlich Zobel- und Hermelinfelle. Gränzstreitigkeiten, in Folge deren die Russen vom Amurstrom, und dadurch von einer möglichen Verbindung mit dem östlichen Meere verdrängt wurden,*) störten eine Zeit lang diesen Verkehr, im Friedensschluß von Nertschinsk (1689) aber wurde den Unterthanen beider Mächte der freie Handel gestattet, falls sie nur mit Erlaubnißbriefen ihrer Regierungen versehen seyen.

Im Jahre 1692 schickte Peter der Große eine Gesandtschaft unter Isbrand Ides nach China, die zum Zweck hatte, den Kreis der Handelsverhältnisse auszudehnen. Dieser war bisher hauptsächlich von Privaten getrieben worden, jetzt sollten von Zeit zu Zeit Karawanen auf Rechnung der Regierung nach Peking gehen. Diese Karawanen bestanden aus 500, manchmal sogar aus 1000 Personen, kosteten sehr viel, scheinen sich indeß doch ziemlich rentirt zu haben: aber unter der großen Menschenmenge waren Unordnungen kaum zu verhindern, und das Mißtrauen der Chinesen gegen die russischen Kaufleute stieg so sehr, daß Peter eine völlige Unterbrechung der Handelsverhältnisse befürchtete. Eine unter Lorenz Lange nach Peking gesandte Botschaft richtete nichts aus, Lange mußte zurück, und das Gesandtschaftspersonal erlaubte sich auf dem Rückwege allerlei Unordnungen, worauf der Kaiser von China keine Karawanen mehr nach Peking kommen ließ. Eine Gesandtschaft im J. 1726 unter Graf Sawwa Ragusinski war glücklicher: einzelne Städte an der Gränze sollten als Mittelpunkte des Handelsverkehrs festgesetzt werden, und die russische Regierung alle drei Jahre eine Karawane von 200 Menschen nach Peking senden dürfen.

Als Handelspunkte wurden bestimmt Kjächta und Zurachaitu, wo der Handel alsbald mit großer Thätigkeit begann, die nach Peking ziehenden kaiserlichen Karawanen wurden aber möglichst eingeschränkt, die chinesische Regierung arbeitete sichtlich darauf hin, die Handelsverbindungen mit Rußland auf die oben bezeichneten Punkte zu beschränken, und dieß gelang ihr endlich auch. Im J. 1762 erklärte die russische Regierung, keine Karawanen mehr nach Peking schicken zu wollen, und von dieser Zeit an stieg Kjächtas Wichtigkeit als Emporium. Die Zölle stiegen schnell: im J. 1762 betrugen sie 591,495 R.; im J. 1802 811,000. In dem letztern Jahre betrug die Einfuhr gegen vier Millionen, die Ausfuhr 2,016,320 R. Von dieser Zeit an hat sich, wenn man nur den gedruckten Nachrichten glaubt, der Handelsverkehr nicht vermehrt. Privatnachrichten von betheiligten Personen aber geben die entschiedene Ueberzeugung, daß es mit dem chinesischen Handel besser steht, als manche Unglückspropheten behaupten wollen.*)

Indeß ist nicht zu läugnen, daß er in Einer Beziehung wenigstens gewiß sich vermindert hat: ein Hauptartikel des Handels war von langer Zeit her das Pelzwerk, und schon seit einiger Zeit hat der Begehr darnach abgenommen. Die Ursache davon ist, daß Engländer und andere Nationen angefangen haben, Pelzwerk in bedeutender Menge nach Canton zu bringen. Man kann nicht ohne Staunen die Nachrichten von den Mühseligkeiten lesen, womit für andere Nationen der Handelsverkehr mit China verknüpft ist, und trotz dem breitet er sich fortwährend aus; der fremde Kaufmann ist in Canton das Opfer der Willkür, aber seine Gewandtheit triumphirt darüber. „Unser

*) Kamtschatka war damals noch nicht entdeckt, und eine Wasserverbindung jedenfalls leichter als der weite Weg nach Kamtschatka.

*) Hier enthält der russische Text einen Seitenhieb auf Hagemeisters Darstellung des asiatischen Handels (s. Nr. 55 ff. d. J.), und es scheint fast, als stritten sich hier zwei Parteien über die Handelspolitik des Landes.

Kaufmann dagegen," sagt der russische Verfasser dieses Artikels, „ist in Kjächta sicher, sorglos unter dem Schutze der Regierung, durch nichts in seiner Thätigkeit gehemmt, und doch . . .!" Seit Krusensterns Reise um die Welt hat man viel gesprochen und geschrieben über die Aussichten auf einen Seehandel mit Japan und Canton, aber geschehen ist bis jetzt nichts. Wir schließen diese Bemerkungen mit der Angabe, daß die Hauptstapelplätze für die chinesischen Waaren Irkutsk, Tobolsk, Irbit, Nischnei-Nowgorod und Moskau sind. Von diesen Punkten aus verbreiteten sich die Waaren, namentlich Thee und Nanking, im ganzen Reiche.

Brasilianische Zustände.

1. Die Indier.

(Fortsetzung.)

Selbst die Art, wie man noch jetzt in dem Kaiserthum Brasilien gegen die Indier verfährt, bleibt grausam und unmenschlich genug. Sobald sich nämlich in der Nähe bebauter Gegenden, wie z. B. der deutschen Kolonie Sao Leopoldo einige der gehetzten Eingebornen sehen lassen, werden sogleich die nöthigen Anstalten gemacht, mit aller Gewalt und List sie zu verfolgen, um sie entweder zu tödten oder zu Gefangenen zu machen. Die in der Nähe befindlichen Milizen, welche größtentheils aus der Provinz Sao Pedro do Sul gebürtig sind, folglich auch das Terrain in der Umgegend von Porto-Alegre, der Hauptstadt dieser Provinz, am besten kennen, werden mit den deutschen Kolonisten, die sich freiwillig einer solchen Expedition anschließen wollen, sogleich aufgefordert sich schaarenweise zu vereinigen, um diese Unglücklichen zu verfolgen. Ein Haufen von fünfzig, hundert, zwei- und dreihundert mit Flinten, Säbel, Pistolen, Hacken und Stöcken bewaffneten Leuten folgt sodann der Spur, welche die Eingebornen auf ihrem regellosen Zuge durch Abhauen einzelner Zweige, so wie durch die deutlichsten Brandstellen an den Orten, wo sie ihr Fleisch kürzlich zubereiteten, unbedachtsam zurückgelassen, mit der größten Stille und Vorsicht nach. Sobald die Sonne untergeht, haben die Indier in der Regel ihren Tagmarsch vollendet, und zünden alsdann ein Feuer an, um welches sie sich im Kreise lagern, ihre Mahlzeit zu sich zu nehmen und ihr Gebet zu verrichten. Gewahren die sie verfolgenden Weißen nun aus der Ferne dieses Feuer, so vertheilen sie sich in mehrere Haufen, und umzirken unter dem Schutze der Nacht das Lager leise und in immer engern Kreisen. Doch muß dieß mit der größten Behutsamkeit und ohne das mindeste Geräusch geschehen, ja man muß sogar vermeiden, sich ihnen von der Seite her zu nähern, von welcher der Wind kommt, da sonst die Indier ihren Feind auf der Stelle erkennen. So darf auch Tabak bei solchen Gelegenheiten durchaus nicht geraucht werden, wenn man sich nicht sogleich verrathen sehen will; denn der unverdorbene Geruch dieser Naturkinder würde alsbald das Herannahen ihrer Feinde wittern. In der Dunkelheit der Nacht ziehen sich denn die Schaaren der listigen Weißen immer enger um die arglos Ruhenden zusammen, und erwarten in einer kleinen Entfernung den Anbruch des Tages. Kurz vor Sonnenaufgang zünden die Indier ihr halberloschenes Feuer abermals hell an, und treffen Anstalt dazu, wie Abends zuvor, ihr Gebet zu verrichten. Dieß ist der Augenblick, wo das Signal zum Morde gegeben wird. Die Weißen brechen aus ihrem Hinterhalte hervor, und Hunderte von Flintenkugeln schlagen in den überraschten Haufen der Wilden, gleichviel, wen sie treffen, Weib oder Kind, Mann oder Greis. Wie wenn der Habicht zwischen die Tauben fährt, fliegen die armen Gehetzten in stummem Entsetzen auseinander, und suchen sich im Dickicht des Waldes zu verbergen. In ihrem Entsetzen lassen sie Pfeile und Bogen im Stiche, und stürzen sich wehrlos ihren Verfolgern entgegen, von denen sie ohne Erbarmen niedergemetzelt werden. Nur diejenigen, welche sich, sobald die ersten Schüsse fallen, ohne einen Versuch zur Flucht zu wagen, sofort zur Erde niederwerfen und sich hierdurch als Gefangene erklären, haben Hoffnung, dem Tode zu entgehen. Früher verschonte man auch diese nicht, und sie mußten ohne Gnade das Schicksal ihrer Brüder theilen; aber jetzt hat man denn endlich eingesehen, daß es, trotz des vielen Blutvergießens, dennoch unmöglich seyn würde, die Indier gänzlich zu vertilgen, und bedient sich deßhalb menschlicherer, aber für die Freiheit der Indier weit gefährlicherer Waffen. Man macht nämlich jene, welche sich sogleich ohne Widerstand ergeben, zu Gefangenen, und führt sie als solche in die erste beste nahgelegene Stadt, wo sie vorerst in einem Hause unter strenger Aufsicht eingesperrt gehalten werden. Hier behandelt man sie außerordentlich gütig und bringt ihnen nach und nach den Genuß des Branntweins und des Tabakrauchens bei. Den Branntwein, der aus Zuckerrohr verfertigt ist, und etwas süßlich schmeckt, trinken sie sogleich mit vielem Wohlbehagen, das Rauchen lernen sie auch binnen wenigen Tagen, ja, sie werden sogar für beides in kurzer Zeit im höchsten Grade eingenommen.

Sobald die Verblendeten demnach so weit gebracht sind, läßt man ihnen allmählich immer mehr Freiheit, gibt ihnen aber dabei immer so viel sie nur trinken und rauchen wollen, und erlaubt ihnen endlich, ganz frei herumzuspazieren. Die Wirkungen des Branntweins zeigen sich bei diesen Leuten mit einer auffallenden Kraft. Ruhig geht derselbe Indier, der noch vor wenig Wochen nach dem Blute aller weißen Menschen Gelüste trug, jetzt in den Straßen umher, die Häuser rechts und links mit den vielen ihm unbekannten Herrlichkeiten begaffend, ohne Jemand zu beleidigen, in solcher staunenden Demuth, daß er sich schüchtern zurückzieht, sobald auch nur ein Kind ihm den Weg vertritt. Jetzt werden ihm auch Bogen und Pfeile zurückgegeben, weil man nichts mehr zu befürchten hat. Nach längerer Zeit erwacht endlich einmal ein mächtiges Gefühl für Freiheit in seiner Brust, und da man ihm durchaus keinen Zwang anlegt, so nimmt er die erste Gelegenheit wahr, um zu entwischen, und sich wo möglich mit seinem Stamme wieder zu vereinigen. Eben dieß wollte man; denn nur zu gut sind die heilsamen Folgen dieser Flucht berechnet. Eine Zeit lang freuen sich die Entsprungenen, unter dem Jubelgesang ihrer Landsleute, der Sklaverei glücklich entgangen zu seyn; die Freude des Wiedersehens, das unermüdete Erzählen so vieler Abenteuer, die

Schatten des Urwaldes, die Wonne der Jagd, die Liebkosungen des hoch erfreuten Weibes, Alles berauscht, Alles begeistert sie momentan; bald aber erinnern sie sich der köstlichen Sachen, die sie in ihrer Gefangenschaft genossen, und die plötzlich erwachende Leidenschaft wird stärker als die Sehnsucht nach Freiheit. Sie preisen nun ihren Gefährten den angenehmen Geschmack und die, ihren Begriffen nach, noch angenehmeren Wirkungen des Branntweins; sie loben das Köstliche des Tabaks und die Güte, mit welcher sie unter den Weißen behandelt wurden, sobald sie sich friedlich und ruhig betrugen; sie erwecken durch die hinreißende Schilderung dieser verlornen Güter bei der ganzen Truppe eine Lüsternheit, die auch den Wildesten unter ihnen beschleicht und ihn bald bewegt, irgend einmal einen Versuch zu wagen, sich jenen glücklichen Weißen und ihren Wohnungen zu nähern.

Langsam, scheu schleichen sie dann aus ihren Wäldern hervor und schicken den Mährchenerzähler, welcher schon einmal Gefangener war, und dessen Furcht sich durch die gütige Behandlung, die man ihm in der Stadt zu Theil werden ließ, bereits bedeutend gemindert hat, als bevollmächtigten Gesandten voran, um aus dem nächsten „Orte des Feuerwassers" etwas von dem vielgerühmten Getränke herbeizuholen. Er darf nicht lange bitten, er erhält sogleich einige Flaschen, mit welchen er zu seinen Gefährten zurückkehrt, und deren Inhalt er ihnen, nachdem er vorerst selbst einen tüchtigen Schluck gethan, mit den Geberden der ausgelassensten Freude zu kosten gibt. Anfangs nippen sie nur daran, kaum haben sie aber diesem „flüssigen Feuer" einigen Geschmack abgewonnen, so stürzen sie es auch sogleich mit unersättlicher Begierde hinunter. Die wenigen Bouteillen sind bald geleert, und es wird abermals ein Bote abgesandt, einen neuen Vorrath anzuschaffen. Auch dießmal erhalten sie gern das Begehrte, nebst einigem Tabak; doch wird ihnen zugleich begreiflich gemacht, daß sie nun auch einige Sachen, als Wild, Wachs, Unzenhäute u. dgl. zum Tausch bringen müßten, wogegen aber sie alsdann ihr Lieblingsgetränk zu jeder Zeit in beliebiger Menge erhalten sollen; denn also wolle es der weiße Christgott. Fürwahr ein schönes Bekehrungssystem!

In ihrem Rausche überselig, verweilen die hergelockten Indier so lange an dem Orte, als man sie noch mit diesen beiden Artikeln des Wahnsinns versorgt, oftmals ohne in zwei bis drei Tagen sonst das Geringste zu sich zu nehmen; wenn sie aber, durch Entbehrung zur Nüchternheit gezwungen, erst deutlich sehen und fühlen, daß man ihnen das Erwünschte nur gegen einen billigen Waaren- und Glaubensersatz verabfolgen will, so entschließen sie sich, in die Wälder zurückzukehren, um sich das Geforderte zu verschaffen. Nach einiger Zeit kommen sie wieder, beladen mit Wild und Vögeln aller Art, und bieten dieß zum Tausch an. Für einige Flaschen des schlechtesten Branntweins geben sie gutwillig her, was sie nur haben, und lagern sich denn auch schon mehr in der Nähe der Stadt, so lange bis sie ihren Vorrath aufgezehrt haben. Jetzt sind die ersten Präliminarien einer regelmäßigen Handelsverbindung angeknüpft, und von dieser Zeit an werden die betrogenen Wilden mit jedem Tage zahmer.

Nach und nach steigt die Leidenschaft des Trinkens bei ihnen immer mehr und mehr; sie kommen öfter, sie bringen jedesmal mehr, und wagen sich endlich bis in die Städte und Dörfer, wo sie Waaren freigebig zum Tausch anbieten. Sobald demnach der Handel abgemacht ist, ziehen sie sich unter den lichtblauen Himmel, unter die Thronwölbung des „unsichtbaren Wesens" zurück, setzen sich paarweise in einen Kreis beisammen, und trinken so lange, bis sie endlich Alle, sowohl Männer als Frauen, bewußtlos zu Boden sinken. Befindet sich dann in der Nähe des Lagerungsplatzes irgend ein Graben oder Loch, so schleppen sie sich auf allen Vieren bis dahin, hängen den Kopf hinein und bleiben ruhig in dieser Stellung liegen, bis sie nach vielen Stunden allmählich wieder nüchtern werden. Da jedoch die wenigen Spiritusflaschen, die sie für ihre Waare bekamen, und die eben so sehr mit gehöriger Gewandtheit zubereitet, als mit außergewöhnlichem Fusel geschwängert sind, auf diese Art sehr bald und wirksam auf die Neige gehen, — da ihre thierische Begierde, durch den unmäßigen Genuß des religiösen Contrebandartikels angespornt und gereizt, noch immer mehr und mehr verlangt, so bieten sie, wenn das Pelzwerk, das Wildpret, der Honig sämmtlich verkauft ist, — auch ihren Bogen, ihre Pfeile an. Die Leidenschaft geht so weit, daß sie, wenn sie endlich auch das Letzte verkauft haben, ihre Frauen und Töchter anbieten, und sie dem Ersten, der sie nur haben will, für eine Flasche Rum selbst zuführen. Das ist die christliche Heidenbekehrung in dem civilisirten Kaiserthum Brasilien!

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung der Stadt und der Provinz Oran.

(Aus dem Memoire des Generals Desmichels.)

Die Provinz Oran ist selbst nach ihrer Beschränkung durch die französische Regierung immer noch die größte und volkreichste Provinz der Regentschaft; im Westen gränzt sie an das Kaiserthum Marocco, im Süden an die Wüste Sahara, und im Osten erstreckt sie sich von der Mündung des Scheliff bis an den Fabbah, einen seiner Zuflüsse. Die Provinz hat mehrere Städte, von welchen Tlemezen, Oran, Mascara und Mostagenem die beträchtlichsten sind. Die Einwohnerzahl beträgt nach den zuverlässigsten statistischen Angaben 1,700,000, darunter mehr als 100 000 Reiter.

Oran liegt auf dem Abhange zweier Berge, welche ein grünes, schattiges Thal trennt; zahlreiche Quellen bilden in demselben ein Gewässer, das vermöge seines Falles auf der ganzen Strecke bis zum Einflusse in das Meer sich vortrefflich zur Anlegung von Mühlen und Hammerwerken eignen würde.

Oran ward von den Spaniern mit großen Kosten befestigt, nachdem sie sich desselben im Jahre 1508 unter der Führung Don Pedro's von Navarra und in Gegenwart des Kardinals Ximenes bemächtigt hatten. Es ist von schönen Wällen und Gräben umzogen.

Auf der Ostseite ist die Angriffsfronte durch die Citadelle oder das neue Schloß, durch die Forts St. André und St. Philippe vertheidigt; die Lünetten, welche diese Werke decken, wurden durch die Araber geschleift, mit Ausnahme derjenigen des Forts St. André, welches vermöge seines gut erhaltenen Zustandes einer langen Vertheidigung

fähig ist. Auf der Südseite wird das Thal durch fünf starke krenelirte Thürme und durch das Fort St. Philippe gedeckt. Im Westen liegt seine Stärke in dem Berge Santa Cruz, auf welchem ein Fort gleiches Namens, die ehemalige Casbah, liegt; die Lünette St. Louis und das Fort St. Gregor, auf den Flanken des Bergs erbaut, tragen durch ihre hohe Lage zur Vertheidigung der Stadt bei. Im Norden sind es die Forts Santa Theresia, La Muona und einige versenkte Batterien, die unter dem Schutze des neuen Schlosses und der Forts St. Gregor und Santa Cruz liegen, welche die Stadt von der Seeseite decken. Alle Forts, mit Ausnahme des neuen Schlosses und der Forts Santa Theresia, La Muona und St. Gregor, bedürfen großer Ausbesserungen.

Der Platz hat drei Thore; im Osten das Marktthor; im Süden das Thal-Thor und im Westen das Thor von Mers-el-Kebir. Die Stadt ist in drei Theile getheilt: das Seeviertel, die maurische Stadt und die Neustadt.

Kauffahrteischiffe können bei Oran nur bei Windstille oder bei Südwind vor Anker gehen, und selbst in diesem leztern Fall wagen es vorsichtige Kapitäne nur selten. Ein ziemlich großer innerer Hafen, der den Zweck hatte, kleinen Fahrzeugen Zuflucht zu gewähren, ward im lezten November durch einen Einsturz verschüttet.

Die Magazine von Santa Maria, welche auf dem Quai liegen, wurden von den Spaniern mit großem Aufwande erbaut, und vermögen unermeßliche Vorräthe aufzunehmen. Die Straßen der Stadt sind breit, und seit dem Frieden mit vielen auf europäische Weise erbauten Häusern vermehrt worden.

Die Zahl der Einwohner von Oran vor der Ankunft der Franzosen betrug etwa 25,000. Durch den Abzug der Mauren und Araber, welche unmittelbar nach der französischen Besetzung statt fand, kam die Einwohnerzahl auf 3500 Juden, 200 Mauren und eben so viele Neger herab. Während des Kriegs betrug die Zahl der Europäer etwa 7 bis 800, heutzutage zählt man deren wenigstens 3000.

Während seines Kommando's ließ General Desmichels die Stadt mit Blockhäusern und verschanzten Posten umgeben, wodurch er Herr der Ebene ward, und die Zufuhren aus dem Innern erleichterte.

Die große Ebene von Oran ist nicht angebaut; dieß darf jedoch nicht der Unfruchtbarkeit des Bodens zugeschrieben werden, der sich zum Anbau solcher Pflanzen trefflich eignet, welche keiner künstlichen Bewässerung bedürfen. Es fehlt nur an Kapitalisten, welche die Kosten der ersten Urbarmachung decken. Die ganze Ebene ist mit Gruppen von Zwergpalmen bedeckt, welche leicht ausgerottet werden könnten.

Die Rhede von Mers-el-Kebir wird durch ein halbverfallenes Fort vertheidigt, das großer und schleuniger Ausbesserungen bedarf. Diese Rhede wird als der Hafen von Oran betrachtet, obwohl sie zwei Stunden davon entfernt ist. Die größten Schiffe finden hier einen sichern Ankerplatz.

(Schluß folgt.)

Geologische Notizen.

In der Sitzung der Londoner geologischen Gesellschaft vom 3ten Februar las Herr Murchison ein Memoire vor über den Kies und andern alten Schutt (detritus) in den östlichen und südlichen Grafschaften von Wales und den Gränzgrafschaften von England. Der Detritus von Herefordshire, Südshropshire und den wallisischen Grafschaften ist lokalen Ursprungs, und sein Material gehört zu den Formationen, aus denen die Distrikte selbst bestehen. Herr Murchison beweist, daß die fortschaffenden Strömungen durch Lokalursachen in Bewegung gesezt wurden, die mit der Erhebung der Gebirgsrücken in Verbindung standen, denn wo diese Gebirgsrücken eine Richtung von Nordost gegen Südwest haben, gehen die Strömungslinien von Nordwest gegen Südost, und eine Aenderung in der Richtung der Hügel ist stets auch von einer Aenderung in der Strömungslinie bezeichnet. Diese Ablagerungen wurden nach des Verfassers Ansicht aufgehäuft vor der lezten Erhebung des Landes, und während einige Theile des benachbarten niedern Landes noch unter dem Meeresspiegel lagen. — Im zweiten Theile desselben Memoirs kommt Herr Murchison auf den Detritus zu sprechen, der bedeutende Theile von Lancashire, Cheshire und Nordshropshire bedeckt, und sich durch große Blöcke Granit, Porphyr und Grünstein auszeichnet, die nur aus den Gebirgen von Cumberland hergekommen seyn können. Diese Blöcke liegen zum Theil auf der Oberfläche, zum Theil in ungeheuren Anhäufungen von Sand, Schlamm und Kies, größtentheils aus den benachbarten Formationen. Man findet sie in verschiedenen Höhen, und sie sind auf der Nordseite des Wrekin und der Haughmond-Berge, so wie auf dem Hochlande zwischen Wolverhampton und Bridgenorth sehr zahlreich, nehmen aber südlich von diesem Distrikt an Größe und Zahl ab, und in Worcestershire findet man nur groben Kies aus denselben Steinarten. In der Nachbarschaft von Shrewsbury liegen diese Rollsteine oder das nördliche Geschiebe über dem wallisischen, und dieß ist deßhalb neuern Ursprungs. Auf mehreren Punkten in Lancashire, Cheshire und Shropshire finden sich Seemuscheln von noch vorhandenen Arten darin, und in verschiedenen Höhen, von einigen Fuß über dem Meere bis zu 5 und 600 Fuß. Diesen Umstand erklärt der Verfasser durch die ungleiche Erhebung des Landes zu verschiedenen Zeitpunkten.

In einem Memoire des Herrn Caldcleugh über das Erdbeben in Chili vom 20sten Februar 1835 ist der permanenten Erhebung eines Theils des Bodens erwähnt. „Die Insel Santa Maria, südlich der Bai von Concepcion, und etwa sieben englische Meilen breit und zwei lang, blieb nach dem Erdbeben um mindestens 10 Fuß höher als vorher, und der Boden des Meeres in der Umgebung der Insel wurde gleichfalls emporgehoben. Der Grad der Erhebung ist durch die Beobachtungen des Kapitäns Fitz Roy genau erhoben.“

In der Nacht des 12ten Oktobers zerstörte ein Erdbeben in Calabria Ultra und Citra den Ort Castiglione völlig, und begrub von den 1200 Einwohnern 100 unter den Ruinen. Auch das Dorf Ravella wurde zerstört, und hier wie in Lephano kamen viele Menschen um. Die Hauptstadt Cosenza wurde gleichfalls beschädigt, doch kam niemand ums Leben.

In dem Kohlenlager von Dalmarnock wurde kürzlich in einer Tiefe von 500 Fuß unter dem Boden ein Insekt, eine Art Fliege, versteinert gefunden zugleich mit dem Stängel einer Pflanze von der Kohlenformation, dem Calamites dubius. Dieß ist die erste Entdeckung eines Insekts in dieser Formation. Man hält sie für eine erloschene Art der Gattung Limnobia.

Vermischte Nachrichten.

Das baskische Land in Frankreich wird gegenwärtig von Zigeunern arg heimgesucht; diese finden im Bettel und Kleindiebstahl ihren Unterhalt nicht mehr, und sind nun Räuber geworden; es vergeht keine Messe und kein Markttag, wo sie nicht an den mit gespicktem Beutel heimkehrenden Landleuten und Krämern ihre Raublust auslassen. Das Schlimmste ist, daß sie je nach Gelegenheit sich bald nach Spanien flüchten, bald nach Frankreich zurückkommen.

Als bei der Belagerung von Oporto der Mangel in der Stadt immer größer wurde, gelang es dem Kapitän Lucre, troz Kugeln und Bomben, eine Ladung Schweine ans Land zu sezen. Die schweinischen Hülfstruppen wurden mit geziemender Achtung von der anglo-portugiesischen Legion empfangen, die sammt und sonders unters Gewehr trat und vor den Vorüberziehenden das Gewehr präsentirte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1836.

Der gegenwärtige Zustand Indiens.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Jeder einigermaßen ungewöhnliche Vorfall in dem seltsam konstituirten ostindischen Reiche, erweckt bei allen Denkenden ein ungewöhnliches Interesse. Mit England durch keine sichtbaren Bande verknüpft, ohne dauernde englische Niederlassungen, und bei der völligen Unähnlichkeit aller gesellschaftlichen Elemente beider Völker, scheint ihre Vereinigung rein ideell, und fast durch einen bloßen Willensakt auflösbar. Ereignisse, die sonst keine Aufmerksamkeit erregen, und keine politische Bedeutung haben, erhalten in Britisch-Indien bei den besondern Verhältnissen dieses Landes eine eigene Wichtigkeit. Die eifrigsten Vertheidiger unsrer indischen Verwaltung gestehen, daß der Verband zwischen England und Indien nur temporär sey, daß der Gang der Ereignisse die unvermeidliche Trennung nur beschleunigen oder verzögern könne; es ist demnach weder unbesonnen, noch nutzlos, diese große Veränderung ins Auge zu fassen, ihre Quellen zu erforschen, und die Andeutungen zu beobachten, welche ihr stilles Näherrücken bezeichnen.

Wie der Ursprung und die Art der Verbindung zwischen beiden Ländern beispiellos und ganz eigenthümlicher Art sind, so werden es auch die unmittelbaren Ursachen der Auflösung derselben seyn. Charakter und Gewohnheiten des Volkes, in welchem jede Idee von Patriotismus, wenn solcher, zum mindesten unter braminischer Herrschaft, je existirte, durch Jahrhunderte der politischen Knechtschaft erloschen ist, lassen keine allgemeine Verbindung aus bloßem Haß gegen fremdes Joch befürchten, und den an Britisch-Indien stoßenden Staaten fehlt es wie an Veranlassung, so an Kraft, die englische Herrschaft zu erschüttern. Vor diesen beiden Gefahren also scheinen die englischen Besitzungen in Indien fast gesichert. Der außerordentliche Umstand, daß die stehende Armee, welche Indien den Fremden unterwürfig erhält, meistens aus Eingebornen besteht, hat oft als mannichfach gefahrvoll Unruhe erweckt, ist aber in der That, so lange sie mit Klugheit und Gerechtigkeit geleitet wird, gewiß nur eine Gewährleistung der englischen Herrschaft. Die Sipahis betrachten sich als die besoldeten Diener der englischen Regierung, und haben nicht den entferntesten Begriff, daß sie eine natürliche oder gesellschaftliche Verpflichtung verletzen, indem sie auf solche Art ihre Dienste vermiethen. So lange der Vertrag, in welchem auch die schweigende Bedingung enthalten ist, daß ihre religiösen Bedenklichkeiten geachtet werden sollen, von der englischen Regierung gehalten wird, haben sie keine Veranlassung, sich anderswo in Dienst zu begeben, und augenscheinlich würde das Volk in Indien weit mehr Abneigung gegen eine stehende Armee von Europäern als von Eingebornen hegen.

Es ist ein ziemlich verbreiteter Irrthum, das Gefühl der Gerechtigkeit und Milde der englischen Herrschaft, das angeblich im Volke leben soll, als die festeste Stütze derselben anzusehen. So lange in den neuern Erwerbungen die schnell dahin schwindende Generation noch lebt, welche aus eigener Erfahrung die englische Herrschaft mit der unmittelbar vorhergehenden einheimischen vergleichen kann, genießt allerdings die erstere eine gewisse Popularität. Aber eine Nation, die so lange schon durch Eroberer bedrückt wurde, schätzt ihre politische Wohlfahrt nur nach ihrer augenblicklichen Lage, und wenn man die augenblickliche Lage der indolenten und in den Tag hinein lebenden Masse des indischen Volks betrachtet, so ist es thöricht zu glauben, daß ein Herrscherwechsel ihnen anders als gleichgültig seyn werde. Die reichern Klassen haben allerdings in der Sicherheit des Eigenthums einen augenscheinlichen Vortheil, dieser wird aber zum Theil oder ganz aufgehoben durch die Ausschließung von allen Aemtern und Stellen, zu denen sie unter den einheimischen Fürsten durch Kauf oder auf andere Weise gelangen konnten. So lange nicht die intellektuelle und gesellschaftliche Bildung der Hindus bedeutend gestiegen, und sie in der Regierungswissenschaft große Fortschritte gemacht haben, werden sie den wahren Vorzug der englischen Herrschaft nicht gehörig zu schätzen wissen, und wenn diese Zeit kommt, dann sind sie auch fähig, sich selbst zu regieren, so daß es kein Widerspruch ist, wenn man behauptet, sie würden den Wunsch hegen, die englische Herrschaft abzuwerfen, so bald sie die Vorzüge derselben zu unterscheiden im Stande sind.

Die Hauptpfeiler der englischen Herrschaft sind die Armee und der allgemeine Glaube an die überlegenen Einsichten der

Europäer. Dieser letztere ist um so bedeutender, als er bei der gegenwärtigen Bildungsstufe der Eingebornen nur vag ist, und wie etwas Uebernatürliches wirkt. Die bedeutendste Stütze ist immer die Armee, und diese könnte nur durch grobe Mißgriffe verscherzt werden. Der Glaube an die Ueberlegenheit der Europäer muß aber in eben dem Maße abnehmen, als europäische Bildung in Indien sich ausdehnt. Ein Verfahren, das eines der Elemente der englischen Macht in Indien untergräbt, ist eine Sache von sehr großer Bedeutung, bei der oberflächlichen und übereilten Art jedoch, womit die Frage über die Erziehung unter den Hindus bis jetzt manchmal behandelt wurde, sollte man fast glauben, daß man die Folgen nie erwogen habe. Ein Geschmack für europäische Literatur scheint seit den letzten Jahren in denjenigen Theilen Indiens sich kund zu geben, wo die Eingebornen in fortdauernder Berührung mit Europäern sind. Interesse und Laune mag hiebei großen Einfluß üben auf viele, welche in den Präsidentschaften und den Hauptstationen sich zu europäischen Begriffen hinneigen, aber die Vorurtheile der Masse der Nation werden nicht ohne starken Kampf weichen. Die Eingebornen sind keine Horde von Wilden, welche stolz darauf sind, die Sitten der Weißen nachzuahmen: die Hindus und noch mehr die Muhammedaner hegen bei allem Respekt für die Einsichten der Europäer doch eine souveräne Verachtung für manche Züge der europäischen Civilisation, und könnten leicht die europäische Literatur in demselben Lichte betrachten, wie die europäischen Sitten.

Es ist sehr zu bezweifeln, ob nicht mehr als Eine Generation vorübergehen muß, ehe in dem Volk von Indien eine wesentliche Veränderung vorgeht. Nimmt man an, daß inzwischen alle Zweige der Regierung nach billigen Grundsätzen fortwährend geleitet, und die Maschinerie nach Bedürfniß verbessert wird, daß die eingeborne Armee weder für sich selbst, noch in Betreff ihrer europäischen Offiziere, für welche sie ausnehmend eingenommen ist, einen gerechten Grund zur Klage habe, und daß kein äußerer, naher oder ferner Feind die schwachen Elemente des Mißvergnügens im Innern benutze, dann kann man Indien eine lange Ruhe und eine sehr späte Lostrennung von England voraussagen.

Es haben sich indeß an dem politischen Horizonte Indiens in neuerer Zeit einige Anzeichen ergeben, die wenn auch nicht beunruhigend, doch sehr unangenehmer Art sind. Ein ungewöhnlich streitsüchtiger (zum Theil subordinationswidriger) Geist, der sich unter den Offizieren der indischen Armee ausbreitete, und durch eine beispiellose Anzahl von Kriegs- und Untersuchungsgerichten sich kund gibt, ist ein Gegenstand, der mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen sollte. Die weit verbreitete Unzufriedenheit unter den öffentlichen Beamten, welche einen großen Theil des europäischen Publikums ausmachen, wurde durch die Gehaltsverminderungen hervorgerufen, welche die schwierige finanzielle Lage nöthig machten, und findet nicht, wie in europäischen Ländern, ein Gegengewicht durch ein antagonistisches Prinzip in der Masse des Volkes, welches gewinnt, was die andern verlieren, denn die Eingebornen Indiens wissen nichts davon und kümmern sich nicht darum; so bildet sich ein Keim von Mißvergnügen, den eine freie Presse verbreitet und vermehrt. Die ernstesten Vorfälle aber sind der neuerliche Angriff auf die englischen Beamten zu Dscheypur,*) die Ermordung des Kommissärs zu Delhi,**) der versuchte Mord Oberst Townsend's durch einen entlassenen Soldaten seines Regiments, und die vielen absichtlichen Mordthaten in mehreren Theilen Indiens. Trotz der Verschiedenheit dieser Vorfälle kann man doch nicht umhin, darin einen allgemeinen Grund zu erkennen, nämlich einen feindseligen Geist in gewissen Klassen des Volks, der sich in blutigen Ausbrüchen Luft macht.

Die Begebenheit zu Dscheypur ist noch nicht gehörig aufgehellt. Dscheypur war der letzte Radschputenstaat, der im J. 1818 den Schutz der britischen Regierung annahm, und fast offene Gewalt war nothwendig, um einen späten und widerwilligen Beitritt zu erzwingen. Die letzten Nachrichten behaupten, die Mörder hätten zu dem Stamme der Minas gehört, die man als nichtswürdige Vagabunden schildert, welche mit der Staatsgesellschaft der Radschputen nur schwach zusammenhingen, aber die beste Autorität über diesen Punkt, Oberst Tod, stellt sie ganz anders dar: nach seinen Angaben genießen die Minas in Dscheypur hohe Vorrechte und Privilegien, viele besitzen große Güter, und sie nehmen Stellen ein, worüber namentlich das Vertrauen entscheidet: sie bewahren die Archive und den Schatz in Dschevgarh, die Person des Fürsten während der Nacht, und sogar die R a w e l a oder der Harem steht unter ihrer Obhut. Unter diesen Umständen glaubt man nicht mit Unrecht, daß der Aufstand keineswegs zufällig, sondern beabsichtigt gewesen, und von den Behörden unterstützt worden sey. ***)

Die Ermordung des Hrn. Fraser durch den Zemindar ist eine niederträchtige, kalt überlegte Mordthat: die Umsicht, mit der man Alles anordnete, die lange Zeit, während welcher man eine gute Gelegenheit abpaßte, die große Anzahl Personen, die vor und nach der That den Mörder kannten, ferner daß dieser vor der Vollbringung derselben in die Moschee ging und betete, sind wahrhaft furchtbare Anzeigen.****) Auch hier kann man unmög-

*) Siehe Briefe aus Indien Nr. 17 f.

**) Ein Herr Fraser wurde auf Befehl eines Zemindars von einem gewissen Karrim Khan meuchlings ermordet. Was die spezielle Veranlassung zu diesem Morde betrifft, so kann sie uns gleichgültig seyn, bemerkenswerth ist aber, daß der Calcutta Courier die Bemerkung dazu macht: „wir hören daß Hrn. Frasers Leben schon einmal bedroht war, und auch von mehrern andern Fällen erzählt man sich, wo Civilbeamte, namentlich solche in richterlichen Funktionen, nur zufällig den Streichen eines Mörders entgingen.

***) Darüber kann nach den letzten Nachrichten kein Zweifel mehr seyn. Dschota Ram, der abgesetzte Minister, ist von Major Alves, dessen Mord gleichfalls beabsichtigt war, verhaftet worden, die Königin Mutter soll nach Benares geschickt werden, und ein politischer Agent bis zur Volljährigkeit des jungen Fürsten das Land regieren.

****) Nicht minder furchtbar möchte der Umstand seyn, daß am Grabe des Mörders, der an der Stelle, wo der Mord geschah, erschossen wurde, Gebete gehalten, und er wie ein Märtyrer betrachtet wird, w e i l e r n u r a u f B e f e h l s e i n e s H e r r n g e h a n d e l t.

lich das Verbrechen als die That eines einzeln stehenden Individuums betrachten, sondern sie liefert einen Beweis der Gesinnungen, von denen die Muhammeder Indiens gegen ihre europäischen Herrscher beseelt sind, und von der Gleichgültigkeit des Volkes gegen solche Unthaten. Nach allen Nachrichten wünschen und erwarten die Eingebornen nichts Anderes als die Freilassung des Zemindars, der den Mörder gedungen hatte.

Brasilianische Zustände.

1. Die Indier.

(Fortsetzung.)

So sind diese Menschen, die durch Gewalt und Grausamkeit nicht zu demüthigen waren, durch ihre eigenen Leidenschaften bezwungen und unterjocht. Die Indier, welche sich in der Nähe der Kolonie Sao Leopoldo zeigen, hatten früher eine außerordentliche Furcht vor dem Feuergewehr, die jedoch in der letzteren Zeit sehr abnahm, da sie bemerkten, daß ein Gewehr nicht, wie sie wohl früher glaubten, wie der Blitz Gottes, ohne sichtbare Ladung, ununterbrochen fortschießen könne, sondern nach jedem Schusse erst wieder geladen werden müsse. Sie gingen daher dreist auf denjenigen los, welcher schon bereits abgefeuert hatte, und ein kräftiger Keulenschlag machte bald den schwachen Schädel eines Europäers zu einem wahrhaften Memento mori; weßhalb es denn auch später bei den weißen Jagdfreunden Grundsatz wurde, so oft ihrer mehrere beisammen waren, nie zu schießen, sondern sie durch Drohungen, d. h. durch bloßes Anlegen des Gewehres, in geziemender Ferne von sich abzuhalten. Jetzt sind die Indier aber durch die Doppelgewehre mit Perkussionsschlössern abermals irre geworden, und da sie deutlich sehen, daß die „farblosen Feuermänner," ohne wiederum zu laden, bisweilen doch mehr als Ein Mal mit demselben Rohre schießen können, so hüten sie sich jetzt eben so sehr, wie dieß vor zwanzig Jahren der Fall war, der gefährlichen Waffe, „dem gestohlenen Donnerkeile," zu nahe zu kommen. Aber auch nur das Feuergewehr kann sie, wenn sie erst gereizt sind, von der Blutrache zurückhalten; denn Säbel, Degen, Bajonnette oder Knüppel machen gar keinen Eindruck auf sie. Sie werden stets, sobald sie nur mit ihrer Keule versehen sind, furchtlos Jeden angreifen, der es wagt, sich ihnen mit solchen stummen Waffen entgegen zu stellen; denn sie stehen dann im vollen Bewußtseyn ihrer überlegenen Kraft und oft erprobten Gewandtheit; sie fürchten nicht das Eisen, sondern die Pulver-Explosion, welche für sie die tödtende Stimme des Weltgeistes ist.

Zum Beweise, daß diese Behauptung gegründet ist, will ich hier nur eine einzige Thatsache in Erwähnung bringen, welche einige Tage vor meiner Ankunft auf der Kolonie Sao Leopoldo vorgefallen war, und deren man Monate lang allgemein mit Furcht und Schrecken gedachte.

Drei deutsche Kolonisten, von welchen der eine seine Frau, eine niedliche Rheinländerin, bei sich hatte, beschäftigten sich, mit Beilen, Hacken, Spaten und anderen zu ihren Arbeit nöthigen Geräthschaften versehen, eines Nachmittags auf einem Flecke Landes, von welchem der Urwald bereits ausgerottet war, im Schweiße ihres Angesichtes damit, die ersten nothwendigen Anpflanzungen zu machen, als plötzlich aus dem Dickicht ein einzelner Indier, völlig nackt, ohne Bogen und Pfeile, nur mit seiner starken Keule bewaffnet, deren seltsam zugespitztes Ende ein scharfes Stück Eisen zierte, rasch hervortritt, und, gleich der automatischen Heldenpuppe eines Marionettentheaters, stumm und lächelnd gerade auf sie losgeht. Im ersten Schrecken flüchten diese Menschen zitternd der nahgelegenen Hütte zu; da sie aber bemerken, daß der Indier, obgleich ein baumstarker Kerl, doch nur allein und schlecht bewaffnet ist, so wagen sie sich mit ihren Säbeln und Aexten bald wieder aus dem sichern Zufluchtsorte hervor, dringen auf den furchtbaren Eingebornen ein, und fordern ihn zu wiederholten Malen auf, sich freiwillig zu ergeben. Dieser aber, welcher von Anfang an, ohne die Kolonisten zu verfolgen, ruhig auf dem Felde zurückgeblieben war, und den wohl eher Neugier als Mordlust aus dem Innern des Waldes hergetrieben haben mag, schickte sich sogleich zur Vertheidigung an, indem er die Keule, wie im Spiel, drohend über seinem Haupte schwenkte. Dieß Manöuver schreckt indeß seine Gegner, die sich auf ihre weit überlegene Zahl blind verlassen, nicht von ihrem tollkühnen Vorsatze ab; sie suchen dem Indier immer näher zu kommen, um ihn wo möglich zu umzingeln. Kaum bemerkt der Sohn des Urwaldes, daß man ihm den Rückzug abschneiden will, da schleudert er plötzlich mit Riesenkraft seine Keule auf den nächsten seiner Verfolger zu, den er auch so sicher und gewaltig trifft, daß dieser mit zerschmetterter Brust augenblicklich todt zu Boden sinkt. Da die beiden andere Kolonisten den Indier nun völlig unbewaffnet sehen, so laufen sie rasch auf ihn zu, den Tod ihres Landsmannes blutig zu rächen; doch jener ergreift schnell die Flucht, und eilt dem Anscheine nach in den Dickicht des Waldes, wendet sich aber plötzlich wieder um, und weiß sich mit einem geschickten Sprunge zum zweiten Male seiner Keule wieder zu bemächtigen, mit welcher er sodann auf dieselbe Art sogleich den zweiten seiner Gegner erlegt. Jetzt sucht der dritte der Kolonisten sich durch eilige Flucht zu retten; der Indier aber holt ihr in wenigen Sekunden ein, schlägt ihn mit der Faust zu Boden und tödtet ihn in langsamer Qual.

Während dieser Zeit hat die Frau, deren Gatte zuerst gefallen war, durch ihr Angstgeschrei Hülfe herbei gerufen, die aber erst in dem Augenblicke erscheint, als der wüthende Indier sie bereits bei den Haaren ergriffen hat, und so eben mit einem weit ausgeholten Stoße auf die Brust schrecklich ermorden will. Da die Hinzugerufenen indessen Gewehre bei sich führen, läßt er die Unglückselige, nachdem er ihr in der Eile verschiedene Wunden beigebracht hat, wieder los, stürzt dem nahen Gebüsch zu, und verschwindet mit unbegreiflicher Schnelle im Dickicht des Waldes.

Nur mit großer Mühe war es dem Arzte gelungen, die verwundete ohnmächtige Frau ins Leben zurückzurufen, und diese furchtbare Scene ist noch jetzt bei allen Kolonisten eine Warnung, sich nie im Urwalde ohne Feuergewehr sehen zu las-

sen. Hätte nur ein einziger von den drei Menschen, welche hier so fürchterlich umkamen, statt des Säbels oder Art eine, wenn auch ungeladene Flinte bei sich geführt, so würde sich der Indier gewiß nicht zur Wehre gestellt, und sich sehr wahrscheinlich nie wieder in dieser Gegend gezeigt haben, während man jetzt täglich befürchten muß, daß er vielleicht, durch diese ungestrafte Heldenthat aufgemuntert, dereinst mit einem ganzen Haufen seiner Landsleute zurückkehrt, und die fürchterlichsten Verwüstungen auf der Kolonie anrichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bröndstedts Reise nach den Quellen des Styx.

In der Sitzung der literarischen Gesellschaft zu London las Obrist Leake eine Mittheilung des Ritters Bröndstedt vor, der die Quelle des berühmten Styx besucht hatte. Der Weg dahin war außerordentlich rauh und mühselig, und die Schwierigkeit, den Weg zu erfragen, selbst wenige Meilen von dem Ort entfernt, zeigt den geringen Verkehr, der in diesem Theile von Griechenland besteht. Sicyon und Stymphalus wurden besucht, eben so der See Phöneus, wo ein Ziegenhirt von außerordentlichen Höhlen erzählte, die bei niederem Wasserstande sichtbar wären. Pausanias wurde als Autorität angeführt. Der Ritter Bröndstedt bemerkte, man fände oft alte Ueberreste, z. B. die Ruinen von Messene, von älterem Datum als die griechische Geschichte erwähnt, während alle Spuren späterer von den römischen Schriftstellern erwähnter Gebäude völlig verschwunden seyen. In einem Kloster schien ein unwissender Mönch etwas von dem „schwarzen Wasser des Styx" gehört zu haben, und dieß war die einzige Andeutung, daß der berühmte Strom überhaupt bekannt sey. Das Besteigen des Bergs Kalmo war äußerst schwierig und gefahrvoll. Solos heißt das Dorf, welches dem Strome am nächsten liegt, der aus zwei Quellen entspringt, und eine bedeutende Strecke unter Schnee und Eis fortfließt. Mehrere andere Gebirgswasser vereinigen sich weiter unten mit ihm, und der vereinte Strom ergießt sich endlich in den Golf von Corinth.

Beschreibung der Stadt und der Provinz Oran.

(Schluß.)

In dem größern Theile der Provinz Oran ruht die Pflanzenerde auf einem dichten Kalkboden, unter dem sich eine Schichte Lehmerde befindet. Diese Formation deutet auf das Vorhandenseyn einer großen Anzahl von Quellen hin, welche mittelst artesischer Brunnen leicht nach der Oberfläche des Bodens geleitet werden könnten. General Desmichels hat bei dem Kriegsminister um die nöthigen Fonds zu den Vorarbeiten angehalten, hierauf aber keine Antwort erhalten.

An den Ufern der Flüsse, besonders an denen des Schelif, herrscht eine merkwürdige Fruchtbarkeit. Der Boden, der hier nie gedüngt und kaum zwei Zoll tief bearbeitet wird, gibt an Getreide einen 25 bis 30fachen Betrag. Dieselbe Fruchtbarkeit findet man an den Ufern der Bäche und in der Nähe von fließenden Quellen. In Gegenden, welche vom Wasser weiter entfernt sind, werfen die Ernten den 12 bis 15fachen Ertrag ab. Außer Getreide, beschäftigen sich die Eingebornen auch mit dem Bau der Rebe, des Feigenbaums, dessen Frucht sie dörren, des Granat- und Citronenbaums und der Färbepflanzen. Tabak wächst wild, und zwar in sehr guter Qualität. Der Maulbeerbaum gedeiht trefflich. — An dem Flüßchen Mina wird Reiß von der besten Sorte gebaut; er dient zur Nahrung der Eingebornen. Käme die Leitung des Anbaues unter europäische Hände, so würde ein ungleich ergiebigeres Resultat erzielt werden. Auch die Baumwollenpflanze könnte sehr leicht hier eingeführt werden.

Die Stämme, welche jenseits des südlichen Abhangs des großen Atlas wohnen, bringen Datteln, Straußenfedern und Goldstaub zu Markte. Seit dem Frieden brachten sie auch eine große Menge Wolle nach Oran. In allen Theilen dieser reichen Provinz werden eine Menge Heerden gehalten, die theils aus Rindvieh und Schafen, theils aus Eseln und Kamelen bestehen. Die Pferderace ist, besonders an den Ufern des Schelif, sehr schön. Zum Kriegsdienste sind diese Pferde ganz vorzüglich geeignet. Gewöhnt im Freien zu leben, und abgehärtet wie sein Reiter, erträgt das afrikanische Pferd unerhörte Anstrengungen und Entbehrungen.

Auch an unausgebeuteten Bergwerken und Steinbrüchen ist die Provinz Oran reich. Innerhalb des Umfangs der Stadt Oran werden Steine gebrochen, von denen der Kubikmetre nicht einmal auf 12 Fr. kommt. Es werden bereits sehr schöne Häuser mit denselben gebaut. Beim Vorgebirge Falkan und selbst in der Nähe von Oran finden sich reiche Eisenbergwerke. Unter dem Fort St. Gregoire hat man eine Bleimine entdeckt. In den Bergen der Provinz befinden sich Kupferminen, und nach der Aussage der Eingebornen soll 5 bis 6 Stunden von Mascara eine Goldmine bestehen, welche der Bey Bukabus bearbeiten, der Dey aber wieder verschütten ließ, weil ihn der rasche Zuwachs des Vermögens seines Untergebenen besorgt machte.

Die Eingebornen führen unter sich einen Tauschhandel ihrer Produkte auf Märkten im Innern des Landes. Außer Getreide und Vieh bringen sie eine Menge Wolle, getrocknete Früchte, Gemüse aller Art Oel, Wachs und Honig dahin. Auch schöne Teppiche, Waffen, Pulver, Seife, Wachskerzen, Pelzwerk und Leder findet man auf diesen Märkten. Dagegen kaufen sie in den von den Franzosen besetzten Städten Eisen, Tücher, Bijouterie- und Quincailleriewaaren, und baumwollene Zeuge, welche letztere sie früher ausschließlich aus England bezogen.

Bis auf den heutigen Tag haben die wichtigen politischen Ereignisse des Mutterlandes die öffentliche Aufmerksamkeit von Afrika abgewendet. Was die französischen Obergenerale bis jetzt begonnen haben, blieb unvollendet; die Nachfolger derselben haben daher das Werk von Neuem zu beginnen. Die Araber, ein wesentlich beobachtendes Volk, haben bei ihren Besiegern noch nicht die gehörige Beharrlichkeit und Stabilität wahrgenommen. Auf der andern Seite wurden die Obergenerale durch die Unzulänglichkeit der in ihre Hände gelegten Mittel stets genöthigt, sich auf die Mauern der am Meeresufer liegenden Städte zu beschränken, wodurch der moralische Einfluß auf die Eingebornen sich immer mehr verminderte.

Das russische Journal des Ministeriums des Innern theilt einen weitläufigen Auszug aus einer Abhandlung mit, die ein Herr Hamel in der kaiserlichen Akademie verlas über die Cochenille am Ararat; sie ist dem Aeußern sowohl als der Lebensart nach sehr von der mexicanischen auf dem Nopal lebenden Cochenille verschieden, gleicht aber einigermaßen der sogenannten polnischen Cochenille (coccus polonicus), auch Wurzelcochenille genannt, weil sie sich an den Wurzeln mehrerer Pflanzen, namentlich der Scleranthus perennis, nährt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1836.

Briefe über das Volk der Tschuwaschen.

Erster Brief.

Mein Landleben ist sehr einförmig, desta besser amusiren sich meine Leute, jeden Tag schmausen sie auf den Darffesten, die man Kapuska nennt. In den benachbarten Dörfern hat man schnell erfahren, daß meine Leute die Violine spielen, und nun werden sie jeden Tag auf eine Kapuska geladen. Eine Kapuska ist ein sehr merkwürdiges Ding, eine alte Landessitte, die dem Kreise Tschebolsar eigenthümlich angehört. Wenn die Zeit der Kohlernte kommt, dann geht die Hausfrau selbst umher, und ruft die Mädchen des Dorfs zusammen: oft erhält man nur fünf Fässer voll, und es finden sich gegen 50 Mädchen ein. Gewöhnlich geht man um 6 Uhr hinaus, und die Arbeit ist, wie leicht zu erachten, bald gethan. Die Abendmahlzeit beginnt, und ist um sa schneller zu Ende, weil die jungen Leute gleich nach dem Abendessen erscheinen. Von den Männern werden zur Abendgesellschaft nur Verwandte geladen, die Fremden, namentlich unverheurathete kommen selbst, wagen aber nicht gerade ins Haus zu gehen, sondern gehen zuerst vor ein Fensterchen, bitten den Hausherrn um Einlaß, treten, wenn sie Erlaubniß erhalten, ins Zimmer, und begrüßen die Hausfrau mit den Worten: „ich wünsche Glück, Euer Gnaden, zur Kapuska!" worauf diese antwortet: „wir danken ergebenst; ich bitte Euch zu uns zu setzen." Jeder junge Mann bringt irgend eine Näscherei mit, und salcher jungen Leute versammelt sich stets eine große Anzahl: dann beginnen die Spiele, wie sie auch im übrigen Rußland in den 12 Nächten*) üblich sind, und dauern fort bis zu Tagesanbruch. Im Laufe der Nacht spazieren die jungen Leute mehreremal Paar und Paar mit den Mädchen unter fröhlichem Gesange in den Straßen auf und ab. Auf diese Kapuska's gehen gewöhnlich die jungen Leute, um die ihnen bestimmten Bräute zu sehen, oft aber gefallen ihnen andere, als die, welche ihnen gefallen sollten, und darum lieben Väter und Mütter die Kapuskas nicht sehr.

*) Diese 12 Nächte dauern von Weihnachten bis zum Dreikönigstage, und dann werden allerhand Spiele mit Gesang und Tanz gespielt.

In den Dörfern um Tschebolsar feiert man den Ssemik*) nicht so, wie in den Dörfern um Kasan, oder vielmehr man feiert ihn gar nicht, sandern bereitet sich an diesem Tage vor, das Dreifaltigkeitefest zu feiern. Am Ssemik kommen alle Mädchen des Darfs zusammen, bereiten einen Eierkuchen, gehen dann in den Wald hinein und flechten Kränze aus Birkenreisern; dann kehren sie zurück ins Dorf, wählen die beste Bauernstube aus, waschen sie, schaben sogar die Wände ab, und fegen den Hof. An diesem Tage wird die Ssyptschina**) gemacht, d. h. jedes Mädchen muß Mehl, Malz und Hopfen bringen, und aus diesem Gemisch brauen sie ein Bier. Am Dreifaltigkeitstage sammeln sich die Mädchen abermals sehr früh in ihren besten Kleidern, und gehen in das Wäldchen, wa sie am Ssemik die Kränze gewunden haben; dart holen sie eine junge Birke, zieren sie mit Bändern, und bringen sie unter Gesängen nach dem zum Fest hergerichteten Hause, und der ganze Hof wird mit jungen Birken und mit Blumenkränzen geziert. Nach der Mittagsmahlzeit beginnt das Fest und dauert drei Tage. In demjenigen Dorfe, wo das Birkenfest gehalten wird, strömen eine Menge Gäste aus vielen Dörfern und selbst aus der Stadt zusammen.

Die Mythologie der Tschuwaschen ist sehr mannichfach: außer dem Hauptgott, den sie Tora nennen, haben sie noch viele andere Götter, einen Gott des Waldes, einen Gott des Karnhauses, eine Mutter Gottes, einen Sonnengott, eine Mutter des Sonnengottes u. s. w. Ihr Gottesdienst ist an manchen Orten schon beinahe abgeschafft, aber weiter von den großen Straßen entfernt, halten sich die alten Gebräuche noch völlig, und öffentliche Gebete mit Darbringung von Opfern sind häufig.***)

*) Ssemik ist der 7te Donnerstag nach Ostern, den das Volk als das Maifest mit allerhand Feierlichkeiten begeht.

**) Wahrscheinlich von dem russischen Worte ssypain, zusammengießen.

***) Die Zahl der Tschuwaschen im Gouvernement Kasan beträgt 271,758, worunter etwa 2000 Heiden; doch scheint diese offizielle Angabe ziemlich zweifelhaft, und unter den angeblichen Christen mögen noch genug heidnische Gebräuche im Gange seyn. Die Zahl der Tscheremissen wird auf 67,650 angegeben, worunter 1000 Heiden. Journ. des Min. des Innern.

Tscheremissen und Tschuwaschen hatten bis zur Einführung des Christenthums nur Einen Glauben, aber die erstern halten auch noch jetzt fester am Heidenthum, bei ihnen bringt man nach dem Teufel ein Opfer, und hiezu ist ein Füllen durchaus nothwendig. Dieses Opfer wird dargebracht, wenn einer krank wird, aber von einem Unglück betroffen wird, — denn sie glauben, daß an jedem Unglück und jeder Krankheit ein böser unsauberer Geist schuld sey, — und das zum Opfer für den Teufel auserlesene Füllen erfährt alle erdenklichen Qualen. Wenn sie das Füllen zur Opferstätte führen, ziehen sie um dasselbe ein zwei Saschenen weites Viereck, legen auf diese Linie dürres Holz und Stroh, zünden dasselbe von allen Seiten zugleich an, sie selbst treten zurück, und schreien aus vollem Halse: hai! hai! hai! Wenn das Füllen todt ist, kehren sie zurück, nehmen die Leber und drei Rippen aus der rechten Seite, verbrennen das Füllen zu Asche, und geben dem Kranken die Leber als Heilmittel zu essen. Auch die Tschuwaschen bringen bei Krankheiten Opfer dar.

Brasilianische Zustände.

1. Die Indier.

(Fortsetzung.)

Jetzt haben sich die Indier freilich, durch Verfolgungen, denen sie beständig ausgesetzt waren, dazu veranlaßt, aus der Nähe der Kolonie entfernt und tiefer in die Wälder zurückgezogen; doch geht es schon aus dem oben angeführten Beispiele hervor, daß es eine große Unvorsichtigkeit bleibt, wenn sich Kolonisten, wie dieß häufig der Fall ist, Meilen weit in den Urwald hinein wagen, um hier ihr Land zu bestellen, ohne sich für einen etwaigen Ueberfall vollkommen gesichert zu haben.

Um den Erfolg der gewissenlosen Indierbekehrung ins helle Licht zu stellen, füge ich hier noch ein Beispiel hinzu.

Unter den aufgefangenen Eingebornen, welche häufig in Porto-Alegre ankamen, befand sich einst auch ein Anführer derselben, welcher mit dem ganzen, der Mordlust der Weißen entgangenen Ueberreste seines Stammes, achtzehn Personen, Weiber und Kinder eingerechnet, von rüstigen Jägern eingebracht war. Bald entdeckte man, daß er einige Worte Portugiesisch verstand; man ahnte sogleich, daß er bereits einmal bei den Weißen gefangen gewesen seyn müsse, und stellte ihn darob zur Rede. Sein scheuer, starrer Blick suchte sogleich die Erde, er schien es zu bereuen, sich durch die wenigen, in einer ihm sonst fremden Sprache hervorgestoßenen Worte verrathen zu haben. Um so mehr drang man aber jetzt in ihn, die Wahrheit zu bekennen; denn man wollte sich überzeugen, ob die sonst gegen die Wildheit der Indier so erprobten Mittel diesmal ihre Wirkung völlig verfehlt hätten. Nachdem man ihm alsdann die Versicherung gegeben, daß ihm durchaus kein Leides geschehen solle, und daß er dreist die Wahrheit eingestehen dürfe, entschloß er sich endlich, zu bekennen, daß er allerdings schon früher, und zwar in Porto-Alegre selbst, in einem großen Hause eingesperrt gewesen, wo man ihm auch so viele Cigarros (Papiercigarren) und Caraça (Rum) gegeben, als ihm nur immer beliebte, jedoch habe er die Freiheit weit höher geschätzt, als den fremden Genuß, und da er sehr gut die Absichten der Weißen, welche ihm eine so gute Behandlung nur aus List hätten zu Theil werden lassen, gekannt und durchschaut, — ja, daß er wohl gewußt, daß man nur deßhalb so gütig gegen die Indier verfahre, um sie nachher desto leichter unterjochen zu können, — da er sich auch sehr wohl der entsetzlichen Grausamkeiten erinnert, welche seine Landsleute bei seiner Gefangennehmung hätten erdulden müssen, so habe er sich entschlossen, für jeden Preis die verlorne Freiheit wieder zu erringen, um wo möglich das vergossene Blut seiner Brüder an ihren weißen Mördern tausendfach zu rächen. Dabei erklärte er noch, er werde auch dieses Mal, habe man ihn auch mit aller Zuvorkommenheit wie einen König behandelt, die erste Gelegenheit wahrnehmen, um wo möglich seine Wälder wieder zu erreichen, müßte er sich auch, seiner Würde entsagend, einem andern Stamme anschließen, ja, sollte er auch die Seinigen in diesem Leben nimmer wiedersehen. Ein Jeder, der eine so kluge Antwort gibt, der so determinirt auftritt, bleibt stets für die Kultur von Brasilien ein gar gefährlicher Mensch, und man hielt es deßhalb für rathsam, den unbeugsamen Redner vor der Hand in Gewahrsam zu bringen; seine übrigen, minder hartnäckigen Gefährten erhielten jedoch sehr bald, nachdem sie das Trinken und Rauchen gehörig erlernt, ihre Freiheit wieder.

Obgleich sich alle die verschiedenen Stämme der Urbewohner Brasiliens in mancher Hinsicht ähneln, unterscheiden sie sich doch sowohl durch Sprache und Gebräuche, als auch durch ihren Körperbau wesentlich von einander. So sind die Indier der südlichen Provinzen bei weitem kräftiger und wohlgebauter, als die der nördlichen, auch verunstalten sie ihre bronzefarbenen Figuren nicht durch wahnsinnige Malereien, was dagegen bei den Botocuden und Puris nur zu häufig der Fall ist.

Die am meisten bekannten und noch am häufigsten vorkommenden Stämme der Urbewohner Brasiliens sind die Aymores, jetzt Botocudos genannt, die Puris, Patachos, Coroados, Camacans, Coropos, Capayos, Tamojos, Cumanachos, Machacalis, Chavantes, Camecrans, Xerentes, Guaycurus und Guaranis.

Von diesen letzteren, welche an den Ufern des Paraguay wohnen und sehr geschickte Reiter sind, befand sich ein ganzes mit Piken und Säbeln bewaffnetes Kavalerieregiment bei der kaiserlich brasilianischen Armee, welche in den Jahren 1825, 26, 27 und 28 gegen Buenos-Ayres focht, welches uns, ich sage uns, denn ich war Mitspielender in diesem Drama, während des Feldzuges die trefflichsten Dienste leistete. Ihr Muth war freilich eben so wenig lobenswerth, wie ihre Disciplin, dagegen zeichneten sie sich, wenn es darauf ankam, den Feinden eine Viehheerde wegzunehmen oder kleine feindliche Ortschemente zu überfallen, durch ihre Schnelligkeit oder Gewandtheit aus; — zu welchen nicht sehr ehrenvollen Zwecken man sie denn auch nur allein gebrauchte. Sie erhielten denselben Sold, wie die brasilianischen Soldaten, und führten dabei beständig ihre ganze Familie mit sich, die oft aus sechs bis acht, jedoch sämmtlich

berittenen Personen bestand. Eine solche Menge von Menschen, die ohnehin alle einen außerordentlichen Appetit besaßen, konnte sich freilich nicht von der Ration eines gemeinen Soldaten im Felde, d. h. von zwei Pfund Fleisch täglich, ohne Gemüse, ohne Brod, ohne Salz, am Leben erhalten; diese Leute wußten indessen immer vermittelst ihres Lasa einen Ochsen oder ein Kalb einzufangen, welche Beute alsdann in wenigen Augenblicken getödtet, zerlegt und aufgezehrt war. Unter den Weibern und Mädchen dieser Guaranis sieht man nicht selten recht hübsche Gesichter und einen ziemlich schlanken Wuchs, was sonst bei den übrigen Ureinwohnern eine große Seltenheit ist. Die Männer waren sehr robust, trugen ihre Haare, gleich den in den Steppen von Buenos-Ayres hausenden Gauchos, in drei starken, zusammen geflochtenen Zöpfen, welche tief in den Nacken hinunter hingen. Sie liebten, wie alle ihre Landsleute, die starken Getränke sehr, und hielten es selbst für keine Schande, um diesen Preis ihre Frauen und Töchter zu verkuppeln, die sich übrigens mit rühmlichem Gehorsam den Wünschen ihrer Väter und Männer sehr bereitwillig hingaben.

Dennoch sind diese letzteren im höchsten Grade eifersüchtig, wenn sie vermuthen, daß die Frau, ohne besondere Erlaubniß, und ohne daß dem Manne hinlängliche Geschenke gemacht waren, irgend ein heimliches Liebesverständniß unterhielt. Ungeachtet der großen Wachsamkeit der Männer hatten aber die Schönen dabei doch auch wohl ein paar weiße Amadores (Liebhaber), von denen der Mann nichts wußte; nur blieben, troß der großen Gewandtheit und Vorsicht, mit welcher sich diese Weiber bei ihren Liebeleien zu benehmen wissen, dergleichen Sachen für einen Europäer immer höchst gefährlich, wie es die sehr häufigen Ermordungen in der Nähe der Baracken dieser Indier sattsam bewiesen. Sie sprachen sämmtlich portugiesisch, auch war der größte Theil von ihnen bereits zur christlichen Religion übergegangen.

Sehr verschieden von den Guaranis sind die Aymores (Botocuden), welche hauptsächlich in der Provinz Minas-Geraes beim Rio doce (süßen Flusse), an dessen Ufern sie beständig hin und herziehen, in großen Schaaren vorkamen. Diese stehen noch auf der allerniedrigsten Stufe der Kultur, und haben es bis jetzt vorgezogen, frei und ungebunden in ihren Urwäldern umherzustreifen, als sich den Portugiesen auf irgend eine Weise zu nähern. So viele Versuche man auch gemacht hat, sie auf gütige oder gewaltsame Art zu unterjochen, sind diese doch Alle an dem Freiheitsgefühle und dem Starrsinne jener ungeschwächten Naturkinder gescheitert, so daß sich der Staatsminister Conde de Linhares genöthigt sah, den grausamen Befehl zu ertheilen, daß man jeden Botocuden, dessen man ansichtig würde, wie ein Bicho do Matto (Thier des Waldes) niederschießen solle. Allein mit derselben Grausamkeit, womit sie seit dieser Zeit verfolgt wurden, verfolgten sie auch jetzt ihre Gegner. Sie wagten häufige Ueberfälle auf die nahgelegenen Plantagen, übten schrecklich das Recht der Wiedervergeltung, und ermordeten erbarmungslos jeden Weißen, der ihnen in die Hände fiel. Sie zeichnen sich vor den meisten, ihnen verwandten Stämmen durch ihre Körperkraft, ihre Schützenkunst und ihren Muth, der selbst das Feuergewehr nicht mehr scheut, vortheilhaft aus. Ihr ohnehin furchtbares Ansehen wird noch durch die großen Holztafeln, welche sie in Ohren und Lippen befestigen, so wie durch die rothen, mit Urukn am ganzen Körper seltsam vertikal gemalten Streifen abenteuerlich vermehrt; außerdem gehören sie zu den wenigen in Brasilien lebenden Indierstämmen, welche die abscheuliche Gewohnheit des Menschenfressens noch immer nicht gänzlich abgelegt haben. Eben so gestattet es ihr im höchsten Grade falscher Charakter den Europäern nicht, feste Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, da sie die gemachten Kontrakte doch, sobald es ihnen irgend vortheilhaft scheint, sogleich ohne Furcht oder Gewissensscrupel brechen werden.

Man darf deßhalb in keiner Hinsicht auf ihre, mit den feierlichsten Versicherungen gegebenen Versprechen bauen, denn es ist gar nichts Seltenes, daß sie sich den Fazendas (Landgütern) mit den unzweideutigsten Friedenszeichen nähern, um die Einwohner aus den stillen Häusern hervorzulocken; — aber wehe dem Leichtgläubigen, der sich in ihre Hände begibt! er muß ohne Gnade für seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen.

(Schluß folgt.)

Die Sekte der Aghori in Indien.

(Von einem britischen Offizier.)

Im Jahre 1833, während wir zu Disa lagerten, machte ich eine Fußreise nach dem berühmten Berg Abu oder Abudschi, der in der kleinen Provinz Sirohi, an den südlichen Gränzen von Dschudpur, liegt. Meine Absicht war keineswegs, den ehrwürdigen Sitz des Dschains Glaubens zu besuchen, wozu es mir an Zeit und Mitteln fehlte; ich wollte nur das Land besehen und die Rahtis oder Gebirgsbauern kennen lernen, weßhalb ich auch nur einige eingeborne Diener mit mir nahm.

Die Scenerie war lachend und erhaben zugleich. In der Ferne erhob der Sikra, das heilige Gebirge, dessen Ehrfurcht gebietender Anblick die guten Bewohner des Landes zu dem Glauben bewog, daß die Götter ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen, sein Haupt in die Wolken. Hecken von stacheligem Cactus, mit der Khudscha, oder weißen Hundsrose, untermischt, scheiden die mit der goldgelb blühenden, wohlriechenden Tschampa und einer Menge der herrlichsten Blumen bedeckten Gefilde von einander. Das dunkle Laub ewiger Wälder beschattet die steilen Abhänge der Gebirge, und Granatäpfel-, Dattel-, Mango- und Tamarindenbäume verschönern die Ebene. Die Bauern, obschon sie nicht das schöne kriegerische Aussehen und die männliche Haltung des ächten Radschputen haben, sind dennoch ein schöner Menschenschlag. Sie sind rauh in ihrem Benehmen, einfach in ihren Sitten, ihre Wohnungen ärmlich, ihre Nahrung schlecht; dabei hängen ihnen viele der Laster an, welche unzertrennliche Begleiter verfeinerter Sitten zu seyn pflegen.

Da ich beschlossen hatte einige jener Höhlen, vormals vielleicht die Wohnungen einer zahlreichen Troglodytenbevölkerung, zu besuchen, von denen es in der Nachbarschaft des Abu eine Menge gibt, so machte ich mich dahin auf den Weg, und wurde hier von dem Anblick eines solchen Höhlenbewohners überrascht, den man, ob er gleich Menschengestalt hatte, dennoch kaum für einen Menschen halten konnte. Er war von hohem Wuchs und sehr mager; Bart- und Haupthaar durch lange

Vernachlässigung ganz verfilzt; der fast ganz nackte, fleischlose Körper mit Schweiß, Blut und Schmutz bedeckt; seine Augen leuchteten und drückten ein wildes Gemüth aus, und seine Gesichtszüge waren scheußlich und Schrecken erregend zugleich. Nie hätte ich mir vorgestellt, daß menschliche Gestalt und menschliches Gesicht solchen Schrecken einzujagen vermöchten, als mich ergriff; ich war allein, und muß bekennen, daß mir dieses Gespenst eben so viel Furcht einflößte, als ob ich auf einen Tiger gestoßen wäre.

Dieser Mann des Schreckens war ein Aghori oder Aghora panthi, von einer jetzt glücklicherweise nicht mehr zahlreichen ascetischen Sekte, welche Maha Devi in seiner scheußlichsten Gestalt anbetet, und nicht nur Menschen opfert, sondern sich sogar auch von Menschenfleisch nährt. Dieser gräßlichen Lebensweise und der schweren Kasteiungen ungeachtet, welche diese Menschen sich auflegen, gelangt doch mancher von ihnen zum Rufe großer Heiligkeit, wiewohl sie von andern Sekten gemieden und verabscheut werden.

So gern ich diesem Aghori ausgewichen wäre, so fesselten mich doch Neugier, Furcht oder Stolz an den Boden, und wir betrachteten einer den andern, ohne ein Wort zu sprechen. Ich war in eine der dunkeln Cumlis des Landes gekleidet, und so hielt mich mein fürchterliches Gegenüber anfangs für einen Eingebornen. „Wer bist du?“ fragte ich, endlich das Stillschweigen brechend. Der Aghori deutete aufwärts, entweder gen Himmel oder auf das Gebirge, und schwieg. Ich wiederholte meine Frage, und nun murmelte er etwas, das ich nicht verstand. Da jetzt einer meiner Diener herbeikam, gewann ich etwas mehr Zuversicht, und trat ohne Anstand in seine Höhle, in die er mich durch Zeichen einlud. Ich schauderte, denn in einem Winkel lag ein Haufen Menschengebeine mit den deutlichen Spuren der Zähne an ihnen, und an einer andern Stelle ein Stück von einem halbverfaulten Hund auf einem Stein, von welchem der Aghori ohne Zweifel seine letzte Mahlzeit gehalten hatte. Schmutz aller Art klebte an den Wänden und am Boden, und der Geruch in dieser Höhle war abscheulich.

Der Aghori hockte sich jetzt auf einen Haufen Erde oder gedörrten Koth nieder, blickte mir ins Gesicht, und frug, ob ich nicht ein Feringhi (Franke) sey. Ich antwortete mit Ja. „Du bist erstaunt,“ fuhr er auf eine ruhigere und vernünftigere Weise fort, als sein Aussehen hätte erwarten lassen, „über diesen Ort und was du da siehst. So wisse, ich bin ein Verehrer der schrecklichen Kali, der Göttin, die sich im Blute gefällt. Blut ist auch mein Labsal, doch war es nicht immer so.“ Die letzten Worte erregten meine Neugier nach der Geschichte des Elenden, und ich beschloß sie ihm abzufragen. Nach vielen Umschweifen kam ich zum Ziel, und der Aghori hub an wie folgt:

„Ich war nicht immer so, wie du mich jetzt siehst. Ich stamme von einer edeln Familie der Rahtor, vom Geschlecht der Scodschi. Die Türken und Feringhis haben uns zwar unter die Füße getreten, aber dennoch bleiben wir Rahtors. Mein Großvater wurde von dem Thakur von Nokra ermordet; mir fiel das Erbtheil der Rache anheim, und ich beschloß ihn zu rächen. Der Sohn des Thakur traf Einleitungen zu Beilegung des Zwistes, und ich stellte mich, als sey ich geneigt, Vorschläge anzunehmen. Der Thakur lud mich zu einem Fest in sein Dorf ein, bei dem ich mich mit einigen Mitgliedern meiner Familie heimlich bewaffnet einstellte, um die Ermordung des Großvaters zu rächen. Während das Opium im Kreise herumging, ward das verabredete Signal gegeben; ich zückte meinen Dolch und stieß ihn in die Brust — nicht des Thakurs, sondern in die meines eigenen Bruders, der sich zwischen uns geworfen hatte, um den Mord zu hindern. Jetzt erfolgte ein Kampf, und die festliche Halle wurde in Blut gebadet. Der Tod des Thakurs sättigte den Fieberdurst nach Rache, die in meinem Herzen glühte; ich bestieg mein Pferd und jagte in die Wüste (Thul), wo ich mich den wilden Bhils zugesellte. Die Lebensweise dieser Menschen vermehrte die Wildheit meines Gemüths; ich gewöhnte mich daran Blut zu sehen, und manchen Menschenschädel lieferte ich zum Halsbande Kali's. Mit einer Bande Banipulras streifte ich über die Gränzen der Wüste hinaus bis an den Fluß, wo wir einen Trupp Reiter ausspähten. Ich war der erste, der einen von ihnen erlegte, und als ich ihn genauer betrachtete, erkannte ich in ihm meinen Bruder — meinen einzigen noch übrigen Bruder. Vernichtet von diesem neuen Unglück, fühlte ich, daß mein Loos geworfen sey, daß die furchtbare Gottheit mich zu ihrem Priester geweiht habe, und wurde Aghori. Die Pflichten meines neuen Standes forderten gänzliche Trennung vom gesellschaftlichen Leben, sie wiesen mich in die Höhlen der wilden Thiere, deren Gesellschaft und Nahrung ich theilen mußte. Hunger, Gewohnheit, die der Gottheit abgelegten Gelübde und ein ausgearteter Geschmack, den mein Menschenhaß und meine Abneigung gegen Menschensitte noch mehr steigerten, machten mir bald eine Nahrung angenehm, die Ihr verabscheut. Da ich auf alle Gemeinschaft mit den Menschen verzichtet hatte, so durfte auch keine Spur vormaliger Gewohnheiten mehr übrig bleiben; jedes Glied der Kette, die mich an die Menschheit band, mußte zerrissen werden. So wurde ich einer der Auserwählten Maha Devi's, und bin stolz auf diese Auszeichnung; keine der schwachen menschlichen Leidenschaften belästigt mich mehr, hoch erhaben bin ich über sie, wie Guru Sikra von Abudschi in den luftigen Höhen, die sich auf dieser Ebene emporthürmen; weder Furcht noch Liebe, weder Hoffnung noch Gewissensbisse haben mehr Gewalt über mein Herz. Alle die blutigen Thaten, die ich begangen, waren eben so viele unfreiwillige Sühnopfer, der furchtbaren Gottheit gebracht, die mich endlich unter ihre begünstigtsten Lieblinge aufnahm. Der Abscheu, den mein Anblick bei Andern erweckt, ist Wollust für mich; ich verabscheue die Menschen, ich gehöre dem Himmel, ich gehöre Kali an. Nicht nur die Menschen fliehen mich, sondern auch die wilden Thiere des Waldes meiden meine Gegenwart, entweder aus einem widernatürlichen Instinkt, oder bewegt von den Gefühlen des Mitleids, die ich nie in der Seele des Menschen erweckte. Ich bin ein Gott — ein Aghori.“

Die heftige Bewegung, unter der dieses Geständniß abgelegt wurde, dürfte allein schon hingereicht haben, mich zu überzeugen, daß dieser Elende alles menschlichen Gefühls bei weitem noch nicht so ledig war, als er sich und mich gern überredet hätte. Ich hatte früher schon von diesen Mißgeburten gehört, sie aber den übrigen Schwärmern mit verbranntem Gehirn beigezählt, welche aus Hoffnung auf irgend ein eingebildetes Glück nach dem Tode den Bequemlichkeiten des Lebens entsagen. Hier hatte ich indeß die Ueberzeugung vor mir, daß die Hindureligion dem Verbrechen eine Zuflucht gebe, und daß der Thuggismus, den man gewöhnlich nur als einen Raubmord betrachtet, in der That auch ein Verbrechen des Aberglaubens ist, denn Bhavani, die Schutzgottheit der Thugs, an welche diese ihre Gebete richten, ist nichts als eine andere Form der Hindugottheit Kali, und die Leichname der unglücklichen Reisenden gelten als eben so viele Opfer für die blutdürstige Göttin.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1836.

Die englische Legion in Spanien.

(Von einem Veteranen.)

Die Monate August, September und Oktober 1835.

Gelockt durch die Versprechungen, daß die Disciplin und Behandlung der Mannschaft, welche in den Dienst der Königin von Spanien trete, ganz dieselben wie in den britischen Regimentern seyn würde, ließ ich mich am 18ten Julius vorigen Jahrs auf der Hundeinsel anwerben, und nie sah ich eine buntschectigere Masse: Falstaffs Regiment schien ihr Vorbild zu seyn. Indeß erhielten sie ihre Rationen, Stroh, das einst rein gewesen war, um darauf zu liegen, und $4\frac{1}{2}$ Pence ($13\frac{1}{2}$ kr.): dieß nebst der Freiheit, sich in der Sonne zu wärmen und nichts zu thun, hielt sie ziemlich ruhig, und am 22sten desselben Monats wurde Morgens um 4 Uhr Reveille geschlagen, die Mannschaft stellte sich in Ordnung und marschirte ohne alle sonstige vorhergehende Anzeige nach den Booten, die sie an Bord eines Schiffs brachten. So geheim man auch die beabsichtigte Einschiffung gehalten hatte, so hatten doch einige Argwohn geschöpft, und als die Trommel zu der ungewöhnlich frühen Stunde ertönte, fehlten über 40, die meisten stießen wohl zu einem andern Depot, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Nachdem wir auf diesem Schiffe 48 Stunden vor Deptford gelegen waren, wurden wir an Bord des Lord Lynedoch gebracht, eines ehemaligen Ostindienfahrers, und hier kann man sagen, daß unser Dienst begann.

Ich will den Leser mit keinem Detail unsrer Reise belästigen, damit sie ihm nicht so widrig vorkomme, als sie für uns langweilig war, sondern begnüge mich mit der Angabe, daß wir 17 Tage lang nichts als Unfälle zu bestehen hatten. Der Kapitän starb plötzlich, während wir noch vor Deal lagen; an der Küste von Frankreich stieß das Schiff auf den Grund, und die Mannschaft empörte sich, weil sie nicht ihre gehörigen Rationen erhielt. Den von dem Adjutanten, jetzigen Kapitän, Keevil ergriffenen Maßregeln gelang es jedoch die Ruhe herzustellen, 50 der Widerspenstigsten wurden auf einem begegnenden Dampfschiffe zurückgesandt, und so kamen wir nach Santander ohne weitern Unfall, als daß drei Leute gelähmt wurden, als sie die Lucken hinabfielen, die man nicht zugedeckt hatte; man hatte nämlich auf die strafbarste Weise für die Bedürfnisse und Bequemlichkeit der Mannschaft zu sorgen versäumt, und es fehlte an Betten und Decken jeder Art.

Wir landeten zu Santander an einem Sonntag Morgen um 6 Uhr, und wurden mit partiellen Vivas von denjenigen Einwohnern empfangen, welche herbeikamen, um ihre neuen Alliirten zu sehen. Nachdem wir zwei Stunden lang unter Waffen gestanden hatten, wurden wir anderthalb Leguas weit nach einem großen Kloster geführt, das vorher schon als Kaserne benutzt, und jetzt zum Theil vom 7ten oder irischen leichten Infanterieregimente besetzt war. Hier fanden wir nichts als die nackten Mauern, und unsere Vorgänger hatten uns eine Masse Schmutz zurückgelassen, wovon sich der militärische Leser leicht einen Begriff machen wird, der sich aber mit Schicklichkeit nicht beschreiben läßt. Rationen wurden keine ausgetheilt bis zum Abend: dieß war von geringerer Bedeutung, da die Mannschaft am Tage vor der Ausschiffung ihr Handgeld, zwei Souverains, erhalten hatte, Geldwechsler ihr aus der Stadt gefolgt, und der Patio oder Hofraum des Klosters mit Milch-, Frucht-, Fisch- und Branntweinhändlern angefüllt war. Jetzt begannen die Saturnalien, und vier Stunden, nachdem wir die Kaserne betreten, waren drei Viertheile der Mannschaft entweder viehisch besoffen, oder in Händel verwickelt; begreiflicher Weise wurden die Seitenwaffen hervorgeholt, und nicht ohne große Mühe und Gefahr gelang es den Offizieren und Sergeanten, alle Waffen zusammen zu bringen und sie nach der Wachtstube zu schaffen.

Zwei Tage lang war keine Parade, nur wurde Morgens und Abends die Mannschaft verlesen, am dritten aber begann das Exercitium. Der damals befehligende Kapitän schien zu glauben, es sey eben so leicht einen Mann zum Soldaten zu machen, als einen Gentleman zum Offizier aufzustutzen, denn er begann die Uebungen mit dem Gewehr, ehe noch die Mannschaft gehörig die Wendungen kannte, und sie mußten das Feuer- und Pelotonexercitium durchmachen, ehe sie ein hohles oder ein geschlossenes Quarré bilden konnten. Ueberdem war die Instruktion nicht auf den Felddienst der Soldaten allein beschränkt, sie mußten auch kompagnienweise ausrücken, um ihr Lederzeug

und Gewehre zu putzen, ihre Tornister zu packen, ihre Mäntel zu falten u. dgl. Die freien Stunden wurden, wie leicht zu erachten, dazu angewendet, um in der Nachbarschaft umher zu schlendern, und viele scheinen große Vogelliebhaber gewesen zu seyn, denn auf eine Meile von der Kaserne war kein Hahn sicher, und auch die jungen Schweinchen wurden häufig in ihrer Heimath vermißt, auf eine den Eigenthümern geheimnißvolle, vielen ihrer fremden Nachbarn aber keineswegs unerklärliche Weise; nicht zufrieden mit denjenigen Zweigen militärischer Wissenschaft, worin sie Unterricht empfingen, schienen sie auch bemüht, sich selbst in der Fouragirungskunst zu vervollkommnen. Mit Einem Worte, das zahlreiche Lumpengesindel, das sich hatte anwerben lassen, schien jetzt seinen natürlichen Neigungen freien Lauf zu lassen, und nicht zufrieden, den gutmüthigen Landleuten ihre Hühnerhöfe und Fruchtgärten auszuplündern, fingen sie auch an, ihre Kameraden zu berauben, Tornister wurden ausgeleert, Taschen abgeschnitten, und selbst Stiefel den Schlafenden von den Füßen gezogen mit einer Geschicklichkeit und Leichtigkeit, die dem ersten Gauner Londons zur Ehre gereicht hätte. Indeß blieb kein Mittel unversucht, einige Disciplin unter ihnen einzuführen, Patrouillen zogen Tag und Nacht umher, die Profoßenwache war stets auf den Beinen, und sichere und summarische Strafe wartete dessen, der auf der That ertappt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Zustände.

1. Die Indier.

(Schluß.)

Dieselben Schwierigkeiten, welche sich den Portugiesen bei den ersten Verbindungen, die sie mit den Botocuden anknüpfen wollten, entgegenstellten, trafen diese in noch höherem Grade bei den Puris an, welche letztere hauptsächlich in den Waldungen am untern Paraibo hausen. Dieser Stamm lebte noch vor kurzer Zeit in ganz wildem Zustande, und erst jetzt zeigen sich allmählich einige Spuren der Civilisation, da doch wenigstens ein Theil von ihnen feste Wohnplätze hat, und das Feld zu bebauen anfängt. Freilich reicht der Ertrag ihrer Anpflanzungen bei weitem nicht hin, ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, und die mit Wild aller Art versehenen Wälder müssen noch immer das Meiste zu ihrem Unterhalte liefern; doch ist es schon eine erfreuliche Erscheinung, daß sie sich, wie man aus den bereits gemachten Anlagen ersieht, wenigstens entschlossen haben, ihren herumziehenden Lebenswandel aufzugeben, und sich an einem bestimmten Punkte festzusetzen.

Die Puris sind in der Regel sehr klein, so daß ein Mann von fünf Fuß sechs Zoll schon eine große Seltenheit ist; dabei sind sie aber untersetzt und haben einen außerordentlich starken Knochenbau. Ihre Farbe ist dunkelbraun, der ganze Körper gewöhnlich mit rothen oder blauen Streifen und Flecken bemalt. Die Männer sowohl als die Frauen gehen fast ohne Ausnahme völlig nackt; nur selten sieht man ein Tuch, welches sie entweder von den Portugiesen zum Geschenk erhalten, oder auch wohl irgend einem Neger geraubt haben, um die Hüften schlingen. Bart haben sie fast gar nicht, dagegen ein sehr langes, starkes, kohlschwarzes Kopfhaar, welches einige von ihnen nur im Genick abschneiden, andere dagegen fast ganz abscheeren. Ihr Lieblingsschmuck besteht in einer Schnur von bunten Beeren, häufig mit Zähnen kleinerer Raubthiere vermischt, welche sie, wie die Portugiesen den Rosenkranz, womit eine solche Schnur auch viel Aehnlichkeit hat, um den Hals tragen. Auch bei den Puris müssen die Weiber, so wie bei allen übrigen Indierstämmen, jede vorkommende Arbeit versehen; sie müssen auf den Märschen sowohl die Kinder, als auch die nöthigen Lebensmittel transportiren, welche letztere sie gewöhnlich in einem aus Baumbast geflochtenen Sacke tragen.

Es ist höchst sonderbar, daß die Weiber nicht selten mit den Tüchern, die sie geschenkt erhalten haben, sehr sorgfältig die Brüste verhüllen, während die anderen Theile des Körpers, die vorerst eines Schleiers bedürften, völlig unbedeckt bleiben; übrigens bemerkt man nur zu deutlich, daß ihnen jede Art von Bekleidung lästig ist, und daß sie selbst das Tuch nicht aus Schamgefühl, sondern nur zum Putz tragen. Kleider und Hemden, welche man ihnen in den Städten angezogen hatte, pflegten sie, sobald sie in ihre Wälder zurückkamen, sogleich wieder mit ausgelassener Freude vom Leibe zu reißen.

Die Physiognomie der Puris hat in der Regel etwas sehr Widriges, und trägt stets das Gepräge der Hinterlist und Falschheit. Der Kopf ist für die übrige Gestalt des Körpers ungewöhnlich dick und rund; er scheint bei dem sehr kurzen und dicken Halse wie eine unförmige Kugel auf den Schultern zu ruhen. Das Gesicht ist groß und flach, mit hervortretenden Backenknochen, die tief liegenden, durchgehends schwarzen und kleinen Augen sind finster und versteckt, was durch die starken, schwarzen, hoch gewölbten Augenbrauen noch vermehrt wird; die Nase ist breit und kurz, der Mund sehr groß, mit stark aufgeworfenen Lippen und schönen weißen Zähnen. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich noch durch Gliederfülle und die sehr kleinen Füße aus.

Ihre Hauptnahrung besteht aus Wild aller Art, doch hauptsächlich aus dem Fleische des Barbado (Brüllaffen), der in den Waldungen des untern Paraibo oft in Schaaren von vielen Hunderten vorkommt. Sie pflegen diesen in seinem Felle zu braten, doch läßt es ihr beständig starker Appetit nicht zu, ihn förmlich gar werden zu lassen, sondern sie zerreißen gewöhnlich das noch halb rohe Thier mit ihren gesunden Zähnen.

Auf Eisenwaaren, besonders auf Messer, legen sie einen großen Werth, und geben dafür willig Alles, sogar ihre Bogen und Pfeile hin; auch lieben sie sehr rothe Tücher, Glaswaaren und andern Flitterstaat; sie durchstreifen rastlos die Wälder, um hier das Wachs in den Bienennestern aufzusuchen, welches sie alsdann den Portugiesen in großen, schwarzen Kugeln für dergleichen Waaren zum Tausch anbieten.

Die Puris haben, so wie alle in Brasilien vorkommenden Indierstämme, gewisse religiöse Ideen, und glauben an mehrere höhere Wesen, worunter sie das mächtigste, nämlich den Gott

des Donners, Tupan nennen; dieser Name für das höchste Wesen scheint übrigens sehr allgemein zu seyn, da man ihn bei andern, nicht zu den Puris gehörenden ebenfalls oft genug antrifft.

Die Coroados, welche gleichfalls in diesen Gegenden auf dem entgegengesetzten Ufer des Paraibo leben, und in früheren Zeiten völlig so wild und ungebändigt waren, als die Puris, haben in der neuern Zeit sehr große Fortschritte in der Civilisation gemacht, und bereits mehrere kleine Aldeas (Dörfer) angelegt, in welchen sie ganz friedlich beisammen wohnen, und sich mit Anpflanzung von Mandioca, Mais, Bohnen, süßen Kartoffeln u. dgl. beschäftigen. Auch sie durchstreifen freilich noch oftmals die Urwälder, und machen sich alsdann eben kein großes Gewissen, die nahgelegenen Zuckerplantagen zu berauben; doch hört man wenigstens nichts mehr von Ermordungen, wie dieß vor zehn bis fünfzehn Jahren sehr häufig der Fall war. Sie sprechen jetzt sämmtlich Portugiesisch und sind größtentheils zum Christenthum bekehrt; auch suchen sie schon die Sitte der heutigen Brasilianer, mit denen sie bereits in eine förmliche Handelsverbindung getreten sind, so viel als möglich nachzuahmen. Sie bringen Unzenhäute, das Fell der Lontra (Fischotter), der Rehe, der wilden Schweine, Wachskugeln und andere Sachen zum Tausch gegen Tücher, Eisenwaaren, Branntwein, Tabak u. s. w., auch sind sie bereits mit Hemden und baumwollenen kurzen Hosen versehen. Von den Weibern tragen viele schon Schuhe und Strümpfe, ja sie fangen seit einiger Zeit an, sich mit kattunenen Zeugen zu bekleiden. Die Häuser ihrer kleinen Aldeas sind ziemlich gut und geräumig gebaut; die Wände darin bestehen aus einem Flechtwerk von hölzernen Stäben, welche sie mit einem fettigen, rothen Thon überwerfen; die Dächer sind mit Rohr gedeckt.

In den Ebenen am Paraiba, welcher Fluß in der Provinz Minas-Geraes entspringt, und in östlicher Richtung zwischen der Serra dos Orgaös (Orgelgebirge) und der Serra Mantiqueira sein reißendes Gewässer hingießt, lebten früher die Goaytacas, die sich durch ihre ungewöhnlich weiße Farbe, ihren persönlichen Muth und ausgezeichnete Körperkraft vor allen andern Stämmen hervorgethan haben sollen. Jetzt findet man kaum noch eine Spur dieses ehemals so kräftigen Volkes, da es größtentheils vertilgt, der Rest aber von den Portugiesen unterjocht, und nun sowohl mit ihnen, als mit Negern dermaßen vermischt ist, daß man kaum noch die Ueberbleibsel der in früheren Zeiten hier hausenden Urbewohner entdeckt. Die Gegenden, welche dieser erloschene Indierstamm bewohnte, sind jetzt auf das Herrlichste angebaut und bringen vorzüglich viel Zucker hervor, so daß dieser Strich Landes, welcher noch vor etwa hundert Jahren ganz öde da lag, jetzt wohl die schönste und am besten angebaute Landschaft Brasiliens seyn mag. Es sind hier natürlich viele Dörfer und Städte angelegt, worunter Campos, die Hauptstadt dieses Distrikts, mit etwa 5000 Einwohnern, besonders zu bemerken wäre.

Die Patachos, welche hauptsächlich die Gegenden am Mucuri bewohnen, sind ein noch in völliger Wildheit lebender Indierstamm. Vergebens waren bis jetzt alle Unternehmungen, sie einigermaßen zu civilisiren, woran sowohl die allzu große Vorliebe für ihre herumziehende Lebensart, als auch ein glühender Haß gegen die Portugiesen, deren Mißhandlungen sie auch jetzt noch nicht selten auf die empörendste Weise ausgesetzt sind, besonders Schuld seyn mögen. Häufig kommen in diesen Gegenden Ermordungen vor, und am liebsten stellen die Patachos den Negersklaven nach, welche auf den nahe gelegenen Fazendas leben; doch weiß man kein Beispiel, daß sie das Fleisch ihrer getödteten Feinde verzehrt hätten. Sie sind größer und stärker als die Puris, und führen als einzige Waffe mehrere leichte Pfeile, deren Spitzen nur von hartem Rohre gemacht und mit mehreren gleich Widerhaken geformten, von Einschnitten bewirkten scharfen Auswüchsen versehen sind, und einen Bogen, der über sechs Schuh hoch ist. Fast beständig liegen sie mit den übrigen Indiern, hauptsächlich mit den Botocuden, im Kriege, tödten aber nicht, wie diese die Gefangenen, sondern machen sie gewöhnlich zu Sklaven.

In Brasilien gibt es der Wilden dieses Stammes sehr viele, und an manchen Orten sind sie bei weitem nicht mehr so roh und uncivilisirt, als in den Gegenden am Mucuri; ja man behauptet sogar, daß sie sich am Alcobaço schon ganz friedlich bewähren, und selbst in die nahe an diesem Flusse gelegenen Dörfer und Städte kommen, um dort ihre Waaren zu vertauschen. Am Mucuri zeigen sie sich indessen in ihrem wahren Kannibalismus, so daß die dortigen Pflanzer häufig gezwungen sind, den Schutz der Regierung gegen sie in Anspruch zu nehmen.

Die Anführer der verschiedenen Stämme zeichnen sich gewöhnlich durch einen von allerlei Federn gemachten Kopfputz aus, und werden von den Portugiesen Capitao genannt. Sie sind die Schiedsrichter bei allen Streitigkeiten, welche etwa in den unter ihrem Befehl stehenden Horden vorkommen, erklären Krieg oder Frieden, bestimmen die Märsche, Plane, Jagd- und Raubzüge, müssen aber für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen, so wie ihre Weiber verpflichtet sind, die vorkommenden Arbeiten selbst zu verrichten; denn kein Indier würde sich dazu verstehen, für seinen Häuptling oder König irgend einen Dienst der Art zu thun.

Schließlich wären wohl noch die seltsamen Schlägereien, welche sehr häufig unter den herumziehenden Horden der Urbewohner Brasiliens, hauptsächlich unter den Botocudos, mit erstaunenswerthem Eifer vorfallen, zu erwähnen. In früheren, zwar verhältnißmäßig neuern, doch halb mythologischen Zeiten wurden die Feindseligkeiten, welche unter den Häuptern der verschiedenen kleinern Familien und Parteiungen stattfanden, gewöhnlich sogleich mit Bogen und Pfeil abgemacht, wobei jedoch häufig eine große Menschenmenge das Leben verlor, ja bisweilen ganze Stämme beinahe bis auf den letzten Mann ausgerottet wurden. Jetzt bedienen sich die Indier zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten weit häufiger großer Stangen, womit sie in blinder Wuth auf einander losschlagen. Es ist dieß ein närrischer Zweikampf, ein Duell ohne Stahl und tödtliche Wirkung. Sie pflegen nämlich, sobald sie von einer andern Truppe beleidigt werden, ganze Bündel von Stangen mit sich zu führen, und wenn sie auf ihren Streifereien der feindlichen Partei begegnen, diese sogleich mit Geschrei zum Kampfe herauszufordern.

Die Vorrichtungen zum Treffen werden gemacht, die Anführer ordnen ihre Leute, muntern sie zur Tapferkeit auf und geben nach einigen heidnischen Ceremonien das Zeichen zum Angriff, worauf die Kühnsten und Stärksten hervortreten, Mann gegen Mann den Kampf des Rechts und der Kraft zu beginnen. Dieser National- und Ehrenstreit dauert so lange fort, bis beide Theile sich dermaßen durchgedroschen haben, daß sich von der einen wie von der andern Seite kein Liebhaber mehr findet, worauf die Differenz geschlichtet ist, und die Gegner nach verschiedenen Seiten ruhig abziehen. Nur die ungewöhnlich harten Schädel der Indier können die Schläge ertragen, die bei solchen Gelegenheiten auf ihre Köpfe herab regnen; ein Europäer möchte bei einem solchen originellen Zweikampfe schlecht bestehen, da er gewiß die furchtbaren Hiebe nicht lange aushalten, dabei aber auch weniger gelenkig und geschickt in Führung der übertrieben großen schweren Stangen seyn würde.

Die Weiber ermangeln bei solchen Gelegenheiten nicht, dem Beispiele der Männer zu folgen. Sie fallen sich unter gräßlichem Geheul mit Nägeln und Zähnen an, zerkratzen und zerbeißen sich gegenseitig, reißen sich bei den Haaren an der Erde hin, zerren und schlagen sich eben so unverdrossen wie unanständig im Stande umher. Die Männer aber berühren sich nie mit den Händen, sondern fechten ihre Sache nach chevaleresken Legitimitätsgrundsätzen mit ihren Stangen aus.

Ein Alibi.

An einem schönen Sommerabend kam ein Herr zu Pferde, von einem Bedienten in Livree gefolgt, in einer kleinen Stadt Nordenglands an, und stieg im besten Gasthof ab. Der Fremde sagte dem Wirth, daß er Geschäfte wegen sich mehrere Tage bei ihm aufhalten müsse; daß sie jedoch nicht eben zeitraubender Art seyen, und er mithin nicht wisse, womit er sich die Zeit vertreiben solle.

„Da konnten Sie zu keiner gelegenern Zeit kommen, erwiderte der Wirth; zu Ende der Woche haben wir Pferderennen, und morgen werden die Assisen eröffnet.“ — „Morgen? rief der Fremde aus, nun wahrlich, ich habe noch keinem Kriminalprozeß beigewohnt; kommt ein interessanter Rechtsfall vor?“ — „Allerdings, lautete die Antwort, der erste, welcher abgehandelt wird, ist es in hohem Grade; es ist eine Klage auf Diebstahl mit Einbruch und gewaffneter Hand. Die Zeugen sind ihrer Sache so gewiß, als man es nur seyn kann, und der Angeklagte, den hier kein Mensch kennt, schwört den blauen Teufel, daß er sich, als das Verbrechen begangen worden, am andern Ende des Königreichs befunden habe.“

„Ich habe morgen den ganzen Tag nichts zu thun, entgegnete der Fremde, und es soll mir ein Vergnügen seyn, den Verhandlungen beizuwohnen; es handelt sich nur darum, ob Platz für mich seyn wird.“ — „O das soll Sie nicht abhalten, rief der Wirth, der Stabträger ist der Taufpathe meines Aeltesten, und der wird einem Herren, wie Sie sind, gewiß einen Platz im Innern verschaffen.“

Der Fremde nahm in der That am folgenden Morgen einen der aufbehaltenen Sitze, der Bank der Angeklagten gerade gegenüber, ein.

So lange das Requisitorium und die Aussagen der Belastungszeugen (denn andere waren nicht da) dauerten, saß der Angeklagte mit gesenktem Haupte da, und schien ganz vernichtet zu seyn; als ihn aber der Richter fragte, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, schlug er die Augen auf, und sank, als er den Fremden erblickte, ohnmächtig zurück. Dieß erregte natürlich Aufsehen, und man glaubte anfänglich, daß es nur ein Kniff sey, um das Urtheil zu verzögern. Sobald er wieder zu sich gekommen war, fragte der Richter, was dieses Benehmen zu bedeuten habe. — „Mylord, sagte der Angeklagte, ich sehe hier Jemand, der mir das Leben retten könnte, wenn Sie mir erlauben wollten, einige Fragen an ihn zu richten.“

Die Augen der ganzen Versammlung waren auf den Fremden gerichtet, der etwas verlegen aussah, und sagte, daß er sich in einer seltsamen Lage befinde, da er sich nicht erinnern könne, diesen Menschen je gesehen zu haben, daß er jedoch nichts desto weniger bereit sey, alle seine Fragen zu beantworten.

„Nun wohl, hub der Angeklagte an, erinnern Sie sich nicht, daß sie an dem und dem Tage, zu der und der Stunde zu Dover landeten?“ — „Ich bin allerdings vor noch nicht gar zu langer Zeit zu Dover ans Land gegangen, ob es aber an diesem oder einem andern Tage war, wüßte ich nicht anzugeben.“ — „Wohl; erinnern Sie sich auch nicht, daß der Mensch, der Ihren Koffer ins Wirthshaus trug, eine blaue Jacke und Pantalons von gleicher Farbe anhatte?“ — „Sehr natürlich hat irgend jemand meinen Koffer getragen, aber auf seine Kleidung gab ich nicht Acht, und die beschriebene ist ja jene, welche alle englischen Matrosen tragen.“ — „Gut; fällt Ihnen auch nicht ein, daß der, der Sie führte, Ihnen unterwegs seine Geschichte erzählte; daß er Ihnen sagte, wie er in der königlichen Marine gedient, Anspruch auf eine Pension gehabt, und daß man ihm diese verweigert habe? Zeigte er Ihnen nicht,“ fuhr der Angeklagte fort, indem er sich die Haare aus der Stirne strich, „eine Narbe, dieser hier ähnlich?“

Bei dieser letzten Frage wurde eine merkliche Veränderung auf dem Gesicht des Fremden bemerkbar; er sagte, daß dieser Umstand wahr sey, daß er sich jedoch des Datums durchaus nicht erinnern könne; er zog indeß sein Taschenbuch heraus, und nachdem er dieses zu Rathe gezogen, fand sich, daß er sich wirklich an dem von dem Angeklagten angegebenen Tage zu Dover ausgeschifft hatte. Dieß war zu dem Beweis eines Alibi hinreichend; der Angeklagte wurde auf der Stelle in Freiheit gesetzt, und entfernte sich unter dem Beifallruf der Menge, welche die Vorsehung pries, die nie gestatte, daß ein Unschuldiger verurtheilt werde, oder ein Strafbarer der Gerechtigkeit entschlüpfe.

Zwei Monate später stand der von der Vorsehung gesandte Zeuge nebst seinem Bedienten und dem so wunderbar befreiten Matrosen vor denselben Assisen, der Beraubung einer Diligence auf der Heerstraße angeklagt.

Vermischte Nachrichten.

Zu Konstantinopel war diesen Winter die Kälte ungewöhnlich heftig, so daß gegen 200 Schäfer und 70 bis 80,000 Schafe vor Kälte umkamen. Aehnliches geschah zu Smyrna und in der Umgegend.

Ein Herr Paraire hat der französischen Akademie angezeigt, daß er vermittelst einer gewissen Zubereitung des Papiers die Schrift mit gewöhnlicher Dinte, nur mit Aenderung der Farbe, unauslöschlich machen könne. Er verlangt Untersuchung der Sache, und erklärte sich bereit, wenn das Resultat seiner Erwartung entspreche, der Akademie sein Verfahren mitzutheilen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1836.

Briefe über das Volk der Tschuwaschen.

Zweiter Brief.

Wir gingen früh auf den Markt, der schon in allem seinem Glanze begonnen hatte; eine Menge Bauernwagen einer neben dem andern standen auf beiden Seiten, und bildeten eine Allee: bei jedem Wagen stand ein Tschuwasche, und in seinem Munde dampfte die Pfeife. Auf dem Wagen befand sich nichts, denn die Tschuwaschen waren nur darauf hergefahren, um sich hier zu belustigen. Tiefer im Thale standen zwei mit Stroh gedeckte Schuppen einander gegenüber, und waren durch einige schmale Tische abgetheilt. Dieß waren die Buden. Das Ganze hatte freilich ein sehr ärmliches Ansehen. Die Tschuwaschinnen in ihrem bunten Kopfputz und in ihren Halsbändern von Glaskorallen gingen an den Buden herum; ich betrachtete mit Verwunderung ihren Kopfputz, der bei den Frauen Kaschpa, bei den Mädchen Tufia heißt: sie waren Alle mit kleinen runden Zinnstücken, wie Münzen besetzt, bei den reichern aber wirklich mit Silbermünzen ausstaffirt, wovon einige von Peter dem Großen, die meisten aus den Zeiten der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina waren; auch bemerkte ich viel alte länglichte Kopeken, und daß sie nicht falsch waren, schließe ich daraus, daß die meisten altslawische Schrift hatten, wodurch sie sich leicht von den falschen unterscheiden lassen.

Der Reichthum der Tschuwaschen besteht in Getreide, Bienen und Vieh: bei manchen Tschuwaschen findet man Getreide, das noch sein Großvater eingeerntet hat. Die Häuschen der Armen und der Reichen sind gleich, alle sind eng und von Rauch geschwärzt. Die Weiber, arme wie reiche, sind reinlich gekleidet, die Kinder sehen aber schmutzig und schmierig aus. Am Abend besuchte ich mehr als zwölf Höfe von Armen und Reichen, fand jedoch zwischen denselben keinen Unterschied; auch das häusliche Leben ist dasselbe, und ein reicher Tschuwasche ißt dieselbe grobe Nahrung, wie der arme. Selten schlachtet ein Tschuwasche von seinem zahlreichen Vieh etwas ins Haus, Alles wird verkauft, und das Geld für die Noth aufgespart. Ihre Lieblingsspeise sind Brod aus Jaschkalba oder Gerstenmehl, und Schmierkäse. Kwaß *) macht man in wenigen Häusern, und man trinkt statt dessen säuerliche Milch mit Wasser vermischt. Auch die Kartoffeln sind bei ihnen heimisch geworden.

Ich bemühte mich oft ihr Familienleben kennen zu lernen, es ist aber einförmig und keiner besondern Beachtung werth. Man kann die Tschuwaschen nicht wild nennen, aber sie sind reine Naturkinder, die blind dem Zuge ihres Herzens folgen, das sie glücklicherweise nicht oft zum Bösen leitet. Selten entsteht unter ihnen Zank, und noch seltener Schlägereien.

Verzagtheit und Aberglauben sind angeborne Eigenschaften der Tschuwaschen: kommt ihr in ein Dorf, fern ab von der großen Straße, verlangt Vorspann, verlangt ein Kalb, eine Henne, was Euch gefällig ist, die armen Tschuwaschen, ohne zu fragen, wer ihr seyd, und ob ihr ein Recht habt, Pferde u. dgl. ohne Geld zu fordern, laufen alsbald geschäftig hin und her, zittern vor Furcht, und sind bereit Alles herzugeben, was sie haben. Auch ihr Aberglauben ist seltsam genug: wird z. B. bei ihnen Brod gebacken, so sehen sie unaufhörlich in den Ofen, ob das Brod nicht irgendwo berstet, und geschieht dieß, so wird das Brod augenblicklich aus dem Ofen genommen, und in einen Graben geworfen. Trinken sie Wasser aus einem Fluß, einer Quelle oder einem Brunnen, und sie fühlen sich unwohl, was im Sommer wegen der Hitze manchmal geschieht, so laufen sie über Hals und Kopf nach Hause, holen Geld, Brod, Eier und werfen es dahinein, wo sie getrunken haben. Außerdem haben sie eine Menge seltsamer Gewohnheiten. Nie sieht man eine Frau mit nackten Füßen. Die Tschuwaschinnen halten es für eine Schande ihre Füße zu zeigen: selbst in der Familie sieht ein Mann niemals die nackten Füße einer Frau. Mädchen gehen manchmal in bloßem Kopfe, die Frauen aber halten es für eine Schande, den Kopf selbst vor ihren Verwandten zu entblößen.

Kürzlich wohnte ich einer merkwürdigen Ceremonie bei: ich sah, wie sie beten, wenn sie das Erstemal neues Brod essen. In fruchtbaren Jahren, wenn das alte Brod bei ihnen reicht

*) Ein säuerliches in Rußland sehr gewöhnliches Getränke aus Roggenmehl und Malz.

bis zum neuen, dann fangen sie Alle im Dorfe an demselben Tage an, um das Korn zu beten. Sobald das Dreschen bei Allen zu Ende ist, so bereitet man in jedem Hause aus dem neuen Korn Malz, braut Bier für den zum Gebet bestimmten Tag, bäckt Brod aus dem neuen Mehl, und ißt an diesem Tage nichts Anderes. Die ganze Verwandtschaft sammelt sich in dem Hause der Aeltesten in der Familie, und fängt an indrünstig zu beten. Ich ging ziemlich früh in das Dorf, und wohnte in einem Hause der Ceremonie bei: man setzte auf den Tisch ein unangeschnittenes Brod und ein Salzfaß, brachte eine große Schale mit Bier herbei, und stellte sie neben das Brod; inzwischen kamen die Tschuwaschen und Tschuwaschinnen der Reihe nach herein und setzten sich nieder. Dann trat ein alter Mann herein, und Alle standen auf, der Greis ging zu jedem hin, und bestimmte den Gott, zu dem er beten solle, dem einen den Tora, dem andern die Mutter Gottes, einem Dritten den Sohn Gottes, einem Vierten den Waldgott, den Gott der Wege, den Gott, der die Viehheerden schützt, die Sonne, die Muttee der Sonne u. s. w. Hierauf öffnete er die Thüre, Alle richteten sich mit dem Gesicht gegen dieselbe, d. h. gegen Osten, denn alle Hausthüren sind dahin gerichtet, und begannen ihre Gebete. Dieß dauerte etwa 1/2 Stunde, dann brachte man so viel hölzerne Schalen, als Leute im Zimmer waeen, der Greis goß in jede Schale Bier, und vertheilte sie rings umher; nachdem sie gebetet, wandten sie sich wieder zur Thüre, sprachen etwas und tranken, brachen das Beod und aßen ein Stückchen; hierauf gingen die Kindee zu ihren Vätern und Müttern, neigten sich zu ihren Füßen, und sprachen: „wir bitten Gott, daß Ihr leben möget, und daß Gott Euch im künftigen Jahre wieder mit einander beten lasse um das neue Brod.“ Endlich stand die jüngste Schwiegertochter des Hausherrn auf, brachte Allen Bier, worauf der Tanz begann, und ich mich entfernte.

Die englische Legion in Spanien.

Die Monate August, September und Oktober 1835.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen kam General Evans, und zeigte sich bei der ersten Inspektion so zufrieden mit dem Aussehen unsers Regiments und den Fortschritten der Mannschaft, daß er ihnen den Titel Westminster Grenadiere beilegte: vorher hatte es unter dem Namen des dritten Regiments bestanden. Das Lob des Generals war billig, wenn man die geringe Anzahl und die Eigenschaften der Instruktoren erwägt: diese bestanden aus einem Kapitän, der seine meisten, wo nicht alle militärischen Kenntnisse in Don Pedros Dienst erworben hatte, dem Adjutanten, einem unermüdlichen Manne, und sieben Subaltern-Offizieren, von denen nur zwei vorher überhaupt gedient hatten, die andern waren junge Laffen, aus den Erziehungshäusern oder hinter dem Rechentische hervor geholt, die in jedem Regiment eine Zeit lang nutzlos gewesen wären, aber in einem neu ausgehobenen Korps, wo Alles erst zu lernen war, positiv nachtheilig seyn mußten.

Nachdem wir 11 Tage zu Santander geblieben waren, wurden wir zugleich mit dem 7ten Regiment nach San Sebastian eingeschifft. Obwohl es Mitte August war, und wir nur anderthalb Leguas zu marschiren hatten, kamen wir doch erst nach eingebrochener Dunkelheit an dem Kai an, und in der Verwirrung, die aus der verschiedenen Sprache der Seeleute, der Unerfahrenheit der Offiziere, dem Mangel an Licht und den gleichen Aufschlägen beider Regimenter entstanden, kamen wir unter einander, und wurden eilig auf zwei bewaffneten Fahrzeugen eingeschifft, der Donna Isabella und der Reyna Gobernadora. Ich kam unglücklicherweise auf das erstere Schiff, ein Kriegsdampfboot, das seine volle Mannschaft an Bord hatte, sonst aber nicht für den Transport von Truppen eingerichtet war, weßhalb wir drei Nächte und zwei Tage auf dem Verdecke bleiben mußten, während welcher Zeit es größtentheils sehr heftig regnete. Am Morgen des dritten Tages landeten wir zu San Sebastian unter einem furchtbaren Regenschauer, der vermuthlich die Wärme unsers Empfangs dämpfte; denn wir sahen und hörten nichts von den enthusiastischen Vivas, dem Glockengeläute und andern Empfangsfeierlichkeiten, womit nach den Angaben der englischen Blätter das erste Regiment bei seiner Ankunft begrüßt wurde.

Die Stadt San Sebastian ist so oft und so genau beschrieben worden, daß sie militärischen Lesern, auch wenn sie solche nicht gesehen haben, hinreichend bekannt ist; für Nichtmilitärs wird die Bemerkung genügen, daß sie durch Natur und Kunst gleich fest ist, und das Schloß, das wie ein Adlernest auf einem Felsen sitzt und nur auf einem krummen Pfade zugänglich ist, nur duech Hungersnoth bezwungen werden kann. Wir wurden nach einem Klostee geführt, aus dem die Inwohner gleich im Anfang der Insurrektion vertrieben worden waren. Hier fanden wir bessere Vorbereitungen als zu Santander, denn es fanden sich Kochhäuser mit kupfernen Kesseln und eine wollene Decke für je zwei Mann. Hiee trafen wir 300 Rekruten, die direkt aus England gekommen waren mit vielen Offizieren, worunter zwei Majors und ein Oberstlieutenant. Der letztere, Namens Renwick, war in der That eine unschätzbare Acquisition, da er lange in der englischen Armee gedient hatte: bei aller Festigkeit war er milde gesinnt, und wußte Nachgiebigkeit mit Strenge zu paaren. Hätte man ihn als Kommandanten des Regiments gelassen, er hätte es gewiß so brauchbar und dienstfähig gemacht, als bei solchen Bestandtheilen möglich war.

Eine Zeit lang ging hier die Sache ihren gewöhnlichen Gang: Uebungen, Paraden, Inspektionen und Reisemärsche folgten einander, und dieser Theil der Legion ward allmählich dienstfähig. An einem Sonntag den 30sten August nach einer Parade in voller Marschordnung wurden die englischen Truppen zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags zugleich mit den Chapelgorris gegen Hernani beordert. Diese Stadt, die durch ihre Lage bemerkenswerther als durch ihre Größe ist, liegt auf der großen Straße nach Frankreich; diese Straße ist aber sehr uneben und schlecht, an den meisten Stellen von Hügeln beherrscht, an andern bieten Maispflanzungen, kleine Wein- und Obstgärten, die hie und da den Weg begränzen, den Scharfschützen eine vor-

treffliche Deckung dar, und die Karlisten ermangelten nicht, sich dieses Vortheils zu bedienen. Unser erstes Regiment zog voran, das dritte folgte, das zweite war auf dem linken Flügel, und das Ganze von den Chapelgorris und einem Detaschement des Regiments Afrika flankirt: so ging es eine Stunde weit ruhig fort, als wir aber den Fuß des Ventabergs, so genannt von einem oben stehenden Weinhaus, erreichten, entdeckte man, daß der Feind einen tiefen breiten Graben gezogen und die Erde als Brustwehr aufgeworfen hatte, hinter welcher er ein heftiges Feuer eröffnete, das weit zerstörender gewesen wäre, wenn er uns hätte näher kommen lassen. Das erste Regiment verlor durch die erste Salve, die mit geringem Erfolg erwiedert wurde, drei Todte und mehrere Verwundete, es ward indeß der Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegeben, und ein Theil der Brigade erstieg das Brustwerk und drang in den Graben, während der andere Theil denselben links umging, wobei es nicht ohne Verwirrung ablief, doch Brigade-General Chichestee brachte die Leute wieder in einige Ordnung, und so ward der Feind aus seiner Stellung vertrieben.

Ein Theil der Stadt brannte ab, und sie wäre wahrscheinlich ganz zerstört worden, wenn wir Artillerie bei uns gehabt hätten. Ein Racketengestell, Racketen u. s. w. nebst vier Artilleristen hatte man von der Donna Isabella entlehnt, durch einen unglücklichen Zufall aber sprang die erste Rackete, welche abgefeuert werden sollte, und verwundete den einzigen Mann, der damit umzugehen wußte, tödtlich. Die Racketen waren also jetzt unnütz, und wir kehrten nach San Sebastian zurück mit einem Verlust von 6 oder 7 Todten und etwa 30 Verwundeten: genau läßt sich die Zahl nicht angeben, da nie eine offizielle Bekanntmachung erfolgte. Indessen suchten die Befehlshaber die Sache für die Regierung so wenig kostspielig zu machen als möglich, denn gegen alle Sitte in sämmtlichen europäischen Heeren mußten die verwundeten Soldaten ihre auf dem Schlachtfelde zurückgelassenen Waffen ersetzen.

Die Verwundeten wurden nach einem Theil des spanischen Militärspitals gebracht, das uns eingeräumt, und mit guten und bequemen Betten versehen worden war, wie wir denn überhaupt von den spanischen Behörden, den bürgerlichen wie den militärischen, stets sehr gut behandelt wurden. Desto greller stach dagegen die Nachlässigkeit ab, womit die Leiter der Expedition zu Werke gingen, denn es fand sich kaum eine Bandage, und an Arzneien war großer Mangel: das dritte Regiment war ohne alle Arzneimittel ausgerückt. Glücklicherweise fehlte es nicht an Aerzten, die sich durch Aufmerksamkeit, Thätigkeit und Geschicklichkeit auszeichneten.

Wenige Tage nach dem Gefecht von Hernani wurden fast sämmtliche brittische Hülfstruppen nach Bilbao eingeschifft, und nur eine kleine Garnison blieb zu San Sebastian. Am 13ten September wäre der Platz beinahe von den Carlisten überrumpelt worden, schon hatten sie mehrere Leute verkleidet in die Stadt gebracht, durch die Wachsamkeit des spanischen Offiziers an der Brücke aber wurden sie entdeckt, und dreißig davon gefangen genommen. Auch ein Theil der Korrespondenz mit einigen Einwohnern ward aufgefangen, und ein Silberschmid von großem Ansehen in der Stadt als einer der Haupträdelsführer auf das Schloß als Gefangener abgeführt. Am 17ten kam der Befehl, daß die Kranken und die fortschaffbaren Verwundeten, die welche mit den Vorräthen zurückgeblieben waren, nebst 13 Lanciers und ihren Pferden, so wie die Frauen und Kinder alsbald ihren respektiven Regimentern folgen sollten. Niemals wurde eine Einschiffung jämmerlicher geleitet. Zwei kleine Bricks waren zu dem Ende gemiethet worden, aber die Leute mußten in einer brennenden Mittagshitze drei Stunden lang warten, da sie nicht wußten, auf welches Schiff sie gebracht werden sollen. Die Kranken und Verwundeten, zum Theil auf Krücken, wurden an Bord des Rambler of Peterhead gebracht, aber es war hier keine Möglichkeit unter das Verdeck zu gehen, da der Schiffsraum mit Pferden zum Ersticken angefüllt war; auch wurde nicht die geringste Anstalt gemacht, den unglücklichen Leuten, Kranken, Frauen und Kindern, die ohne irgend eine Decke als das blaue Himmelsdach, und ohne ein anderes Bett als den Bretterboden eingeschifft worden waren, irgend eine Bequemlichkeit zu verschaffen; weil sie erst nach zwölf Uhr an Bord kamen, so erhielten sie keine Schiffsrationen, und da sie auch am Lande keine mehr bezogen hatten, so hätten sie jämmerlich Hunger leiden müssen, wenn nicht der Schiffsmeister menschlich genug gewesen wäre, jedem Manne einen Schluck Branntwein und ein Stück Zwieback zu geben.

Die Reise, so kurz sie war, blieb nicht ohne Unfall. Der Wind blies uns bald gerade entgegen, und nachdem wir die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages hindurch lavirt hatten, überfiel uns eine Windstille in der Nähe einer kleinen Stadt, die sich bald als feindlich auswies, denn um drei Uhr Nachmittags wurde gegen uns ein Feuer eröffnet von einer Batterie, deren Daseyn wir vorher gar nicht gekannt hatten. Einige Schüsse fielen zu kurz, andere gingen über uns weg, drei oder vier aber fielen in sehr unangenehmer Nähe nieder, so daß wir, da sich die Leute Zeit zum Zielen nahmen, alle Aussicht hatten, bis Sonnenuntergang in Grund gebohrt zu seyn. Indeß war es im Buche des Schicksals anders beschlossen, denn der Earl of Roden, ein bewaffnetes Dampfboot, das gerade mit Rekruten von Cork kam, erschien in unserer Nähe, das Feuer veranlaßte zu näherem Herbeikommen, und bald legte es sich vor die Batterie, und brachte sie durch sein rasches und wohlgezieltes Feuer zum Schweigen; dann ward ein Ankertau an unser Schiff befestigt, und das Dampfboot zog uns in reißender Schnelligkeit vor die Barre von Portugalette, wo es unter lautem Huzzah der Matrosen von uns Abschied nahm, und seine Reise fortsetzte.

(Schluß folgt.)

Bericht des französischen Eskadronschefs Thorigny über seine Sendung an Abd-el-Kader.*)

Nach Abschluß des Friedensvertrags zwischen dem General Desmichels und Abd-el-Kader erhielt ich von dem erstern den Befehl,

*) Aus den Memoiren des Generals Desmichels. Kaum ist es nöthig zu bemerken, daß die Sendung aus der Zeit ist, wo Abd-el-Kader mit den Franzosen im Bunde stand.

dem Bey einige Geschenke zu überbringen. Ich verließ Oran am 11ten März mit den Herren Forges, Ordonnanzoffizier, Busnach und Mardukai, dem Vorsteher der Israeliten. Der Aga des Bey Mamleh-Ben-Harrasch geleitete uns mit etwa 50 arabischen Reitern. Nach einem achtstündigen Marsche langten wir im Lager am Syg an. Nicht weit davon kam uns ein Ehrengeleite entgegen mit dem Auftrage, uns vor den Bey zu bringen. Mein Erstaunen war groß bei dem Anblicke dieses kriegerischen Lagers und der bewaffneten Menge, welche dem Willen eines Einzigen gehorchend, ihre Reihen ehrfurchtsvoll einem Franzosen öffnete. Ich bewunderte diese ausgezeichneten Gesichter, den kolossalen Wuchs, die nervigten Formen, eine Folge des freien, wilden Lebens; ihre trefflichen Pferde, welche dem leisesten Winke gehorchten, und gleich ihren Reitern auf das erste Zeichen bereit waren, die Ebene zu überschwemmen.

In dem Zelte des Beys angelangt, hieß er uns Platz nehmen, nachdem er uns die Hand gedrückt hatte, die er sogleich zurückzog, damit wir sie nicht küssen sollten. Unsere beiden andern Gefährten warfen sich vor ihm nieder und küßten seine Hand mit Ehrfurcht.

Abd-el-Kader zählt 26 Jahre und ist ein sehr schöner Mann. In allen seinen Bewegungen spricht sich Würde und Bestimmtheit aus. Er trägt arabische Kleidung; nur die Farbe seines Burnu, dunkelgrün, gibt derselben etwas besonderes. Hauptsächlich fiel mir seine schöne Hand auf, die würdig wäre, modellirt zu werden. „Deine Reise war glücklich, sprach er, und ich freue mich darüber. Den Brief deines Generals werde ich beantworten, und ihm für seine reichen Geschenke danken. Ich wünsche sehr, daß das zwischen uns abgeschlossene Bündniß fest und dauerhaft seyn möge. Morgen breche ich nach Mascara auf, ihr sollt mich begleiten. Dort sollst du meine weitern Plane kennen lernen. Euer Zelt ist bereit, ruht jezt von den Anstrengungen der Reise aus."

Hierauf zogen wir uns zurück. Begierig, das Innere des Lagers kennen zu lernen, durchzog ich es nach allen Richtungen; ich staunte über die Ordnung, welche in demselben herrschte, so wie über die Kraft der Krieger und über die Schönheit ihrer Pferde. Die leztern waren an den Füßen gefesselt, was bei weitem der Art und Weise vorzuziehen ist, wie wir unsere Pferde in den Bivouaks anbinden.

Das Land ist herrlich. Der Syg, ein kleiner Fluß, fließt am Lager vorbei; eine unabsehbare Ebene, mit reichen Ernten und fetten Weiden bedeckt, zeigte uns in der Ferne die unabsehbaren Heerden der Garabas. Als wir in unser Zelt zurückkehrten, fanden wir daselbst ein reichliches Mahl, bestehend aus Cuscus und gebratenem Fleische, das mit eingemachten Früchten zubereitet war. Zur Lagerstätte dienten uns zahlreiche Teppiche und Kissen. Alle Häuptlinge statteten uns ihren Besuch ab.

Mit Tagesanbruch ward der Befehl zum Abmarsche gegeben, und sofort das Lager wie mit einem Zauberschlage aufgehoben. Alle Zelte wurden zu gleicher Zeit abgebrochen und auf Kamele und Maulthiere geladen. Wenige Augenblicke darauf sezte sich der Zug in Marsch, und nach Verlauf einer halben Stunde folgte demselben das kleine Heer Abd-el-Kaders, das aus etwa 5000 Pferden bestand; eine kriegerische Musik zog demselben voraus. Vier Neger führten den Renner des Beys vor. Langsam und nachlässig stieg derselbe auf, allein kaum saß er im Sattel, als er mit Blitzes Schnelligkeit durch die Ebene flog, kurze Wendungen machte, dann plötzlich anhielt, um uns zu beweisen, daß er, gleich allen arabischen Häuptlingen, ein vollkommener Reiter sey. Während der größten Tageshitze hielt einer seiner Offiziere einen vergoldeten Sonnenschirm über seinem Haupte, um ihn ganz vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Als Freudenzeichen ertönten häufige Musketensalven von der Vorhut, und mischten sich mit den wenig melodischen Tönen der Musik, welche während des ganzen Marsches fortdauerte. Wo das Terrain es gestattete, marschirten die Araber in Reihen zu 50 bis 60 Mann, und zahlreiche Chiaous, eine Art von Gendarmen des Beys, sorgten dafür, daß die Marschordnung nicht gestört wurde. Ein Araber, der sich gegen den gegebenen Befehl auf unserem Wege befand, ward auf der Stelle von denselben ergriffen und mit zwei Yataganhieben gefährlich verwundet. Die entfernter wohnenden Stämme wurden in ihre Heimath entsendet, und bald waren wir nur noch von dem Kontingent von Mascara umgeben, das sich unter sieben Fahnen Abd-el-Kaders versammelt hielt. Den Weg verkürzten Sänger, Tänzer und selbst Gladiatoren, welche, mit kleinen Schwertern und Schilden bewaffnet, uns ein sehenswerthes Schauspiel gaben.

Unser Tagmarsch war kurz und betrug nur etwa fünf Stunden; mit Vergnügen bemerkten wir, daß bei unserer Ankunft die Zelte bereits aufgeschlagen und die Mahlzeit fertig war. Das herrlichste Wetter gestattete uns, die Schönheit des von uns durchzogenen Landes vollkommen zu genießen. Welche Quelle des Reichthums ist dieser Boden für Frankreich! Zwölf bis fünfzehn Stunden weit ist der Boden von den Eingebornen nur mit einem leichten hölzernen Pfluge angebaut, der kaum zwei Zoll tief geht; der wie durch Zufall ausgestreute Samen bringt gleichwohl die schönste, reichste Ernte hervor. Der Olivenbaum wächst zu einer ungewöhnlichen Dicke an; es gibt unermeßliche Wälder desselben. Reizende Aussichten und angebaute Thäler wechselten auf unserem Wege ab, bis wir an den Ufern des Oued-el-Hamman, einem etwas breitern Flusse als der Syg, anlangten und an demselben unser Lager aufschlugen.

Kalifa, das Oberhaupt des Stammes der Garabas, der unerschrockenste und wildeste Araber der Umgegend, war jezt ganz zu unsern Gunsten gestimmt, und überhäufte uns mit Artigkeiten, in Erwiderung der guten Aufnahme, welche ihm zu Oran von dem General Desmichels zu Theil geworden war. Abd-el-Kader war besonders erfreut über die Ankunft eines Arztes, Herrn Collins, den General Desmichels abgesendet hatte, um einen kranken Araber zu behandeln, für den der Bey sich lebhaft interessirte. Jede Audienz beginnt damit, daß Kaffee genommen wird. Geraucht darf vor dem Bey nie werden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Arago hat der französischen Akademie die Anzeige gemacht, daß sich, während er die für die Bonite *) bestimmten Instrumente probirte, der Kompaß am 17ten, 18ten und 19ten November ausnehmend unregelmäßig in seinen Bewegungen zeigte. Diese drei Nächte hindurch war ein Nordlicht sichtbar, was die Meinung bestätigt, daß die magnetische Nadel durch das Nordlicht influenzirt wird.

Die Brüder der christlichen Schulen haben gegenwärtig in Frankreich 239 Anstalten; die Zahl der Brüder beträgt 1140, die der in sieben Noviziate vertheilten Novizen 221.

*) Siehe Nr. 265 des vorigen Jahres.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1836.

Die Wallachen in Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

Wie bekannt besteht die Bevölkerung Siebenbürgens aus drei Hauptnationen, nämlich den Ungarn (Magyaren), den Deutschen und den Wallachen. Letztere bewohnen den nordwestlichen, Erstere den mittlern und südwestlichen, und die Deutschen den südöstlichen Theil des Landes. Sie sind jedoch nicht so schroff geschieden und von einander abgesondert, daß nicht von jeder Nation einzelne Familien, ja ganze Ortschaften in eine andere eingestreut seyn sollten.

Die Wallachen sind es, von denen ich hier besonders sprechen will. Mein Gemälde wird jedoch einstweilen nur eine Skizze seyn, da meine Reise im vorigen Herbste nach Siebenbürgen nur kurz war, und sich auch nicht allzu tief in dieses Land erstreckte. Im nächsten Jahre werde ich sie wiederholen, und da dieß im Sommer geschehen wird, wogegen die bereits gemachte in den Winter traf, so werde ich den genannten Völkerstamm jetzt darstellen, wie ich ihn im Winter fand, und nächstens, d. h. noch im Laufe dieses Jahres, will ich das Gemälde vollenden, und ihn in seinem Sommerkostüm und in seinen Sommersitten malen.

So wie man Groß-Wardein verläßt, findet man die Wallachen als Mehrheit der Bevölkerung. Ich will zuvörderst beide Geschlechter dieses Volkes zeichnen, wie sie sich auf den ersten Anblick in ihrem Aeußern darstellen. Die Männer sind in schwarze Schafpelze gekleidet, bei welchen sie die Wolle nach Außen tragen, und worin sie in einiger Entfernung den Bären nicht unähnlich sind. Unter diesen Pelzen haben sie einen Bruststatz, der meistentheils von Schafleder gemacht ist, und Beinkleider von grobem wollenem Stoffe. Von einem Hemde ist bei den Wenigsten die Rede. Auf dem Kopfe tragen sie einen Hut mit breiter, am Rande in die Höhe gebogener Krempe, oftmals auch eine Mütze von weißem Filz oder auch von schwarzem Schaffell.

Die Weiber gehen fast überall in Stiefeln, tragen kurze Röcke von grobwollenem Zeuge, eine mit langen Schößen versehene Jacke von gleichem Stoffe, und auf dem Kopfe ein turbanartig gewundenes Tuch oder auch eine Mütze.

Was die Schönheit der Figuren und Formen betrifft, so haben die Männer ohne alle Frage den Vorzug vor den Frauen. Ich wenigstens sah wohl immer eher drei hübsche Männer, ehe ich Eine nur erträgliche Frau antraf. Die Körpergröße dieses Volkes ist nur mittelmäßig, und es dürfte schwer halten, viele Männer zu finden, welche über 5 Fuß 6 Zoll messen. Ihre Gesichtsbildung ist jedoch edel, und kann man auch nicht überall Schönheit von denselben rühmen, so besitzt sie doch ungemein viel Ausdruck. Ich sah eine Menge Physiognomien, welche die trefflichsten Originale zu einer Menge von Gemmen aus dem Alterthume abgeben würden. Unter andern hatte ich in dem Flecken Barod Gelegenheit, diese bei einer Gerichtsversammlung zu beobachten. Es kam nämlich der Stuhlrichter an, um Revision zu halten, und es hatten sich Richter und Aelteste des Ortes versammelt, um ihn zu empfangen. Der Ernst und die Würde, welche diese Männer beobachteten, wäre einer Versammlung von alten römischen Senatoren würdig gewesen. Unter andern fielen mir zwei Gesichter auf. Das Eine war die leibhafte Personifizirung eines griechischen Helden, dessen Büste ich in der Glyptothek zu München gesehen hatte, und der Andere hatte auffallende Aehnlichkeit mit dem Bilde Alexanders des Großen, wie ich es irgendwo einmal sah. Zu diesem Ernste und der würdigen Haltung kam dann noch ihre wohlklingende Sprache, welche sie mit einem besondern Rhythmus zu brauchen wußten. Ich vergaß in dieser Versammlung für einen Augenblick die Gegenwart, so wie die Jämmerlichkeit in den äußern Verhältnissen dieses Volkes, und träumte mich in eine zweitausend Jahre zurückliegende Vorzeit.

Ueber den Charakter dieses Völkerstammes kann ich aus eigener Erfahrung und aus fremder Mittheilung Folgendes mittheilen.

Der Wallache ist im Allgemeinen gutmüthig, dabei aber sehr indolent; er ist ehrlich und treu, wenn man sein Zutrauen zu gewinnen weiß, nimmt sich aber einen kleinen Betrug nicht übel, wenn er glaubt, daß er dabei ohne Rüge durchkommen kann; sein Ehrgefühl ist nicht allzu empfindlich, und er ist ba-

her auch in hohem Grade unterwürfig gegen Höhere. In diesem Punkte hat er viel mit den Slaven gemein. Trägheit ist ein Hauptzug in seinem Charakter, der so weit geht, daß er lieber darbt und friert, als daß er für mehr Erzeugnisse zur Befriedigung seiner Bedürfnisse durch Fleiß und Arbeit bedacht wäre. Seine geistige Ausbildung ist gering, obgleich es ihm keineswegs an Fähigkeiten fehlt; auch ist er in hohem Grade abergläubisch. Er ist religiös, aber nicht bigott, hat jedoch von Religion und göttlichem Wesen krasse Vorstellungen. Seine Begriffe vom Vaterlande sind dunkel und verworren und es wohnt wenig von wahrem Patriotismus in ihm: das kommt aber hauptsächlich daher, daß er nur ein Fremder in diesem Lande ist, und daß die Verfassung desselben ihm weder klar ist, noch sein besonderes Interesse erregt. Dessen ungeachtet aber hängt er wie ein Kind an seiner Heimath. Mit seiner Trägheit hängt auch seine Unreinlichkeit zusammen, die so weit geht, daß es bei dem gemeinen Wallachen für eine Art von Schmuck gilt, wenn er sich Jahre lang nicht wäscht. Es findet daher auch oft genug statt, daß kein anderes Wasser sein Gesicht und seinen Kopf berührt, als das, welches bei der Taufe über denselben floß, oder welches der Regen zuweilen über ihn strömt. Ein dadurch erzeugtes nußbraunes Teint gilt als Schönheit. Da nun in ihren engen Wohnungen, welche im vollsten Sinne des Wortes aller Bequemlichkeit entbehren, die Reinlichkeit eben so wenig geübt wird, so ist es wohl leicht begreiflich, daß mancherlei kleine Geschöpfe in denselben hausen, und daß es für den civilisirten Menschen keine kleine Tortur seyn würde, wenn er eine Zeit lang in einer solchen Hütte zubringen müßte. So indolent übrigens aber auch dieses Volk ist, so aufbrausend und jähzornig sieht man es nicht selten, und Wuth und Rache kennen sodann keine Gränzen. Bei seiner Leichtgläubigkeit läßt es sich leicht von denen leiten, welche diese zu benutzen verstehen, und es kann dasselbe leicht sehr gefährlich werden, wenn einmal ein Unzufriedener oder böswilliger Schlaukopf sich desselben zur Durchführung seiner Zwecke bedienen wollte.

Alles was ich hier zur Charakteristik dieses Volksstammes aufgestellt habe, wird seine Bestätigung in den nachfolgenden Mittheilungen finden.

(Fortsetzung folgt.)

Die englische Legion in Spanien.

Die Monate August, September und Oktober 1835.

(Schluß.)

Anderthalb Tage lang mußten wir an der Barre warten, bis wir hinüber konnten, worauf wir einen ziemlich beträchtlichen Fluß bis Bilbao hinauffuhren; die Scenerie auf beiden Ufern ist malerisch: Gärten, Mais- und Melonenpflanzungen dehnen sich bis an den Fuß der Berge aus, welche allenthalben die Aussicht schließen. Villas, Pächterwohnungen und Kapellen in Wäldchen von Lorbeerbäumen und immergrünen Eichen vervollständigten den Reichthum der Landschaft, allenthalben legten aber auch zerstörte Häuser und Brücken und vom Feuer geschwärzte Mauern furchtbares Zeugniß ab von den verheerenden Folgen des Bürgerkriegs. Wir landeten nach Einbruch der Nacht an einem öffentlichen Spaziergang neben dem Flusse, etwa 1000 Schritte außerhalb der Stadt, und suchten unsern Weg so gut wir konnten, die Kranken und Verwundeten nach dem allgemeinen Hospital von Engracia, die Reconvalescenten, Frauen u. s. w. nach dem Kloster San Francisco, einem merkwürdigen Gebäude auf der der Stadt gegenüber liegenden Seite des Flusses, mit welcher es durch eine schöne Hängebrücke verbunden ist, der zweiten dieser Art in Spanien; wer hinüber geht, muß einen Quarto (etwa $1\frac{1}{2}$ kr.) zahlen, Reiter und Wagen nach Verhältniß: das Militär ist natürlich frei.

Das Kloster San Francisco imponirt durch seine Lage wie durch seine Größe; denn es umschließt in seinen Mauern eine große Kirche, zwei geräumige von Kreuzgängen umgebene Vierecke, und hinreichenden Raum für die Unterkunft von 5000 Mann. An dem Gebäude, und innerhalb der äußern, jetzt mit Schießscharten versehenen Mauer ist oder war vielmehr ein schöner Gottesacker, dessen Mitte mit Immergrün, Monatrosen, Dahlien und einer Menge anderer langdauernder Blumen bedeckt war, während unterhalb Reihen auf Reihen von Todtengewölben standen, die einem kleinen Ofen glichen und nur einen Leichnam fassen konnten. Befand sich eine Leiche darin, so ward die Oeffnung leicht zugemauert, mit Gyps überstrichen, und Name und Rang des Verstorbenen darauf eingezeichnet. Jetzt, sollte man glauben, würden die Grabesbewohner im Frieden ruhen, aber nein — die schwache Vermauerung wird niedergebrochen, die modernden Reste herausgerissen und das Heiligthum des Grabes nach Schätzen durchwühlt von Menschen, die ich Engländer zu nennen mich schäme. Außerhalb dieses Gottesackers ist ein ausgedehnter Campo Sagrado oder Begräbnißplatz für diejenigen, die nicht reich genug sind, die Beerdigung innerhalb der Mauern zu bezahlen. Auf diesem Begräbnißplatz hatte man gegen die Mauern zu tiefe Gräben gezogen, um als Cloake für die Kasernen zu dienen, und menschliche Gebeine in jedem Zustand von Verwesung wurden stündlich in den schmutzigsten Koth getreten, auf eine für civilisirte Menschen empörende Weise.

San Francisco war zu der Zeit, wovon ich spreche, von drei Regimentern besetzt, dem 1sten, 7ten und 3ten; dieses letztere war in der Kirche einquartirt, einem herrlichen Gebäude von gothischer Bauart mit acht Altären außer dem Hochaltar, zu dem man neun Stufen von schön gewürfeltem Marmor hinan stieg, und welcher mit einem vortrefflich gearbeiteten Eisengitter umgeben war. Zwei mit reichem, in Azur und Gold ausgelegtem Schnitzwerk verzierte Kanzeln und eine große reich vergoldete Orgel, über der eine herrlich gearbeitete Figur der heiligen Cäcilia stand, waren die ersten Gegenstände, welche beim Eintritt in das heilige Gebäude die Augen auf sich zogen, während die wenigen Scherben von gefärbtem Glas, die noch in den zahlreichen Fenstern sich befanden, und die Fetzen der reichsten scharlachseidenen Vorhänge, die traurig im Winde hin und her flatterten, keinen Zweifel übrig ließen, daß dieß einst

eine der prachtvollsten Klosterkirchen im ganzen Norden Spaniens gewesen war.

Hier wohnten und exercirten wir, beteten am Sonntag und hatten Strafen fast jeden Tag in der Woche. Oberstlieutenant Renwick war zum Stab der Legion versetzt worden, und sein Nachfolger, Oberstlieutenant Churchill, schien seine Begriffe von Disciplin in einer ganz andern Schule gelernt zu haben, obwohl er gleichfalls in der englischen Armee gedient hatte. Sein Eifer für die Disciplin ging so weit, daß er das blutige Züchtigungsinstrument (die neunschwänzige Katze) selbst in die Hand nahm, sie zu leicht fand und eine schwerere machen ließ. Einige Leute waren boshaft genug, sich zuzuflüstern, es sey Schade, daß er nicht Gelegenheit habe, mit ihrem Gewicht nähere Bekanntschaft zu machen. Für unbedeutende Dienstfehler, wie unvorschriftsmäßig gefalteter Oberrock, nicht sauber geputzte Knöpfe und Lederzeug wurden die Leute vorgerufen, an das Eisengeländer des Hochaltars festgebunden, und erhielten je nach Befehl des Obersten zwei bis sechs Dutzend Peitschenhiebe ad posteriora! Die Rationen, die aus Rindfleisch, Wein und Brod bestanden, wurden regelmäßig ausgetheilt, und waren so gut, als sich erwarten ließ, mit Ausnahme des Weins, der schlecht und ungesund war, so daß alle, die etwas mehr davon tranken, den Durchfall bekamen.

Gegen Ende Septembers machte der größte Theil der Garnison einen Ausfall, um den Feind von der Straße nach Portugalette zu vertreiben, mit welchem Orte die Kommunikation zu Lande unterbrochen war: die Sache wurde mit sehr geringem Verlust ausgeführt. Außer diesem Gefecht geschah in militärischer Hinsicht während meines Aufenthalts zu Bilbao nichts von Bedeutung. Die Truppen wurden, wenn es das Wetter gestattete, jeden Tag exercirt, war das Wetter zu schlecht, so wurden in den Kasernen Uebungen vorgenommen. Alle Morgen, ein Viertel vor 4 Uhr ward Reveille geblasen, und die Mannschaft mußte in vollständiger Rüstung in Bereitschaft seyn. Etwas nach vier Uhr kamen die Offiziere aus ihren Quartieren in der Stadt, und inspizirten ihre Kompagnien bis $4^1/_2$ Uhr, worauf Regimentsparade statt fand und Feldmanövres vorgenommen wurden, welche bis 8 oder $8^1/_2$ dauerten, worauf die Mannschaft frühstückte. Um 10 Uhr fand die gewöhnliche Morgenparade statt: die Wachen wurden bezogen, Urtheile des Kriegsgerichts verlesen, Strafen ertheilt, Generalbefehle bekannt gemacht bis 12 Uhr, worauf die Mannschaft entlassen wurde, um ihr Mittagsmahl einzunehmen so gut sie konnte, denn an Kochgeschirr fehlte es; acht Kessel, von denen jeder 6 Quart hielt, waren an jede Kompagnie ausgetheilt worden, statt der großen und bequemen Feldkessel im englischen Dienste: die Kessel waren zu klein, und so bekamen einige Leute Suppe, andere nicht, und des Zanks und Streits war kein Ende.

Bei dieser Gelegenheit muß ich doch die Art erwähnen, wie die spanischen Soldaten ihr Mahl einnehmen. Die Suppenkessel mit Fleisch oder gesalzenen Gemüsen u. s. w. unter einander sind in einiger Entfernung von einander in dem Kasernenhofe oder auf der Straße aufgestellt; die Leute treten kompagnienweise an, jeder mit einem hölzernen Löffel und einem Stück Brod versehen; nun sammeln sich jedesmal 12 Mann um einen Kessel, fischen mit ihren Löffeln so viel sie können heraus, treten dann wieder in ihre Reihen zurück, und essen, während 12 andere vortreten, und so fort der Reihe nach bis Alles mit der größten Regelmäßigkeit aufgezehrt ist.

Im Anfang Oktobers wurde eine ärztliche Kommission niedergesetzt, um diejenigen Leute, welche durch Verwundungen oder Krankheit dienstunfähig geworden waren, auszulesen und nach Hause zu senden; im Generalbefehl war ausgesprochen, daß ein doppelter Entlaßschein für jeden ausgestellt werden würde: der eine Schein sollte an den Agenten der Legion in London gesendet, der andere vom Eigenthümer demselben vorgewiesen werden, wo er dann die versprochene Entschädigung erhalten würde. Wie groß diese Entschädigung seyn werde, darüber waren die Ansichten sehr getheilt; daß aber allen denen, welche sich untadelhaft im Dienste gehalten hatten, irgend eine Entschädigung zu Theil werden würde, galt für eine ausgemachte Sache.

Am 16ten Oktober wurden die Leute, die nach Hause gesendet werden sollten, nach den verschiedenen Adjutanturen beordert, erhielten daselbst ihren Sold bis auf den laufenden Tag, und ihre Regimentsrechnung wurde in Ordnung gebracht; dann wurden sie, ohne daß man ihnen noch gestattet hätte, in ihre Kasernenzimmer zurückzukehren, am Ufer des Flusses hinabgeführt, um dort auf einem Dampfboot eingeschifft zu werden. Allen wurden Tornister, Quersäcke und Uniformen abgenommen, den meisten auch ihre Oberröcke. Das Regiment, bei dem ich stand, gehörte zu den glücklichern, denn gerade, wie wir uns an Bord begeben wollten, kam ein Sergeant athemlos herbei gelaufen mit dem Befehl, daß wir gleichfalls unsere Oberröcke abgeben sollten, der Kapitän aber, der die Einschiffung beaufsichtigte, dachte edelmüthig genug, die Leute nicht ohne diesen Schutz gegen die Witterung abfahren lassen zu wollen, und erklärte, er mache sich für die Sache verantwortlich.

Nachdem wir, wie gewöhnlich, eine Nacht auf dem Verdecke des Mazeppa, eines sehr kleinen Dampfboots, zugebracht hatten, fuhren wir nach Portugalette, wo wir auf den James Watt, ein großes bequemes Fahrzeug, versetzt wurden; hier fanden wir etwa 40 Deutsche, hübsche, muntere Bursche, die, weil drei ihrer Landsleute zum Feind desertirten, entlassen worden waren; ferner mehrere Invaliden von verschiedenen Regimentern, denen man zum Theil die Oberjacken abgenommen hatte, und so schauernd vor Kälte im leichten Kannevaßfrack heimschickte. An Weibern und Kindern war gleichfalls kein Mangel, denn man schickte mit diesem Fahrzeug möglichst Alles nach Hause, was Unruhe und Störung veranlaßte.

Bettstellen waren da, abgetheilt, wie es auf einem Transportschiff seyn soll, aber nicht Ein Stück Bett oder Decke: das war für Invaliden, von denen mehrere gefährlich krank waren, und einer sogar auf der Reise starb, eine niederträchtige Behandlung. Nachdem wir 10 Tage unterwegs gewesen waren und 36 Stunden bei Blackwall angehalten hatten, erschien ein Agent, zahlte uns den Sold für die Zeit aus, die wir an Bord gewesen, zog aber den Betrag der Rationen ab, und — schickte uns ans Ufer ohne einen Pfennig Entschädigung.

Die Skielober (Schneeschuhläufer).

Norwegen ist den größten Theil des Winters hindurch, der hier fünf bis sechs Monate und darüber dauert, mit tiefem Schnee bedeckt. Dann ist es dem Reisenden unmöglich die gewöhnlichen Straßen zu verlassen, und wenn neuer Schnee fällt, ist alle Verbindung unterbrochen, bis man durch Wegräumen des Schnees und Bahnschleifen einigermaßen einen Durchgang hergestellt hat. Die geringe Bevölkerung macht indeß diese Arbeit auf mehrern Punkten unmöglich. Der einsame Höfter, dessen Wohnung meistens von der Straße entfernt liegt, mußte also ein Mittel erfinnen, die Wälder in allen Richtungen und in hinreichender Schnelle zu durchziehen, um sich seinem Lieblingszeitvertreibe, der Jagd, überlassen zu können: zu dem Ende erfand er die Skie oder Schneeschuhe: diese bestehen aus zwei dünnen ungleich großen Brettchen aus Tannenholz, die sich über den Fuß hinaus verlängern, vorn leicht gebogen und ziemlich schmal sind. Das längere Brettchen am linken Fuß ist etwa sieben, das am rechten Fuß nur fünf Fuß lang. Das letztere wird aander genannt, und man bedient sich desselben hauptsächlich zu Wendungen. Jeder Schneeschuh hat drei Zoll Breite und einen Zoll Dicke, da wo der Schuh durch Weiden und biegsame Tannenwurzeln an den Fuß befestigt ist. Diese Skies sind mit Theer und Pech überzogen, und unterhalb des Fußes in der Mitte ausgehöhlt, damit der Skielober nicht zur Seite hinausgleite.

Troß der Hindernisse aller Art, welche Norwegen gegen jeden Einfall, namentlich im Winter, schützen, wurde das Land doch öfters während dieser Jahreszeit angefallen, und da die Schneeschuhe seit uralter Zeit bekannt sind, so dachte man frühzeitig daran Jägerregimenter aus Schneeschuhläufern zu bilden. In den letzten Kriegen, die Norwegen gegen Schweden auszuhalten hatte, bediente man sich dieser Skielobere sehr häufig, und es gab zwei derartige Regimenter, eines im Distrikt Drontheim, das andere in dem von Aggerhuis. Die Ueberlegenheit dieser Schneeschuhläufer zeigt sich namentlich gegen Truppen, die durch einen langen Marsch ermüdet sind und Halt machen müssen. Welche Vorsichtsmaßregeln nun auch der Feind ergreifen mag, stets ist er in Gefahr, von diesen Schneeschuhläufern angefallen zu werden, die kein Hinderniß aufhält, und die ohne Unterschied über Sümpfe und Seen, über Flüsse und Berge fortkommen. Auch wo das Eis zu schwach ist, um den Fuß eines Menschen zu tragen, da glitscht der Schneeschuhläufer in seinem eiligen Laufe gefahrlos hinüber. Im Winter gibt es kein geeigneteres Korps, um den Feind auszuspähen, seinen Bewegungen zu folgen und über seinen Marsch die genaueste Auskunft zu geben. Sie transportiren ihre Munition und Bagage auf leichten Holzschlitten, Skie Kjelke genannt, die ein Mann leicht vermittelst eines Riemens zieht, den er um die Schulter schlingt; auch bedienen sie sich dieser Schlitten, um ihre Verwundeten fortzuschaffen. Mehr als einmal haben die Skielobere große Dienste geleistet durch die Erhaltung der Verbindung zwischen weit von einander entfernten Armeekorps und den Ueberfall feindlicher Detaschements. Man erzählt mehrere Fälle, wo sie Nachrichten nach entfernten Orten mit staunenerregender Schnelle brachten. Als Karl XII vor Friedrichshall erschossen und Estafetten nach allen Punkten des Königreichs abgesendet wurden, erboten sich Skielobere die Nachricht nach dem über 200 Stunden entfernten Drontheim zu bringen, wo sie auch 12 Stunden vor den Estafetten ankamen.

Bericht des französischen Eskadronschefs Thorigny über seine Sendung an Abd-el-Kader.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen wurden die Zelte mit derselben Schnelligkeit, wie Tags zuvor, abgebrochen, worauf wir uns gegen Mascara wandten, von welcher Stadt der Bey seit 42 Tagen abwesend gewesen war. Der Weg bietet hier größere Schwierigkeiten dar; bespannte Fahrzeuge könnten hier nicht mehr fortkommen. — Mehrere Berge erschweren die Annäherung an Mascara; der letzte, der sehr hoch und steil ist, braucht zwei Stunden, um erstiegen zu werden. Von dem Gipfel desselben übersahen wir die Stadt, ihre weißen Häuser und Minaretts; sie liegt mitten in einer sehr angebauten Ebene. Vier Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft des Beys, worauf sogleich die ganze Bevölkerung sich uns entgegenstürzte und ihren Herrscher mit lautem Beifallrufe begrüßte. 4 bis 600 Reiter, welche im Galopp herankamen, feuerten ihre Waffen vor uns ab, und schlossen sich sofort der Kolonne an. Der Einzug geschah unter dem Jubelrufe der Menge, unter dem Schall einer kriegerischen Musik und unter dem Kleingewehrfeuer der von allen Seiten heranstürzenden Reiter. Es ward uns ein hübsches, dem Bey gehörendes Haus zur Wohnung angewiesen. Am folgenden Morgen durchstreiften wir die Stadt; es ward uns jedoch schwer, durch die engen Straßen eine Bahn zu brechen, weil das Volk sich schaarenweise herandrängte, um die Roumi (Christen) zu betrachten. Allerdings war es für dasselbe ein neuer Anblick, bewaffnete französische Offiziere in den Straßen einer Stadt zu sehen, welche sich bis jetzt von jeder christlichen Befleckung rein gehalten hatte. Die Chiaoux waren uns bei unsern Wanderungen von großem Nutzen, indem sie Zudringliche, welche sich uns allzu sehr näherten, mit Stockschlägen zurückwiesen.

Die Stadt erschien mir wie ein großes Kloster, in welchem sich Mönche, in Burnus gekleidet, mit weißen und schwarzen Kapuzen, in allen Richtungen kreuzten. Nur ihr wilder Blick und ihre funkelnden Augen schienen andere Ideen, als klösterliche, anzudeuten. Mascara enthält 10 bis 12,000 Seelen; einige Kaufläden, welche Mauren und Juden angehören, sind ziemlich gut eingerichtet. Der Markt wird von den Beduinen des Gebirgs wohl versehen.

Ich wünschte sehr, die festen Werke der Stadt zu besichtigen; allein die zahlreichen Besuche, welche wir erhielten, ließen mir keine Zeit dazu; ich muß mich daher auf dasjenige beschränken, was ich flüchtig im Vorübergehen sah. Fünfzehn Geschütze vertheidigen die Stadt. Allein der größere Theil derselben befindet sich in so schlechtem Zustande und hat so schlechte Laffeten, daß sie nur einmal zum Schaden der Bedienungsmannschaft abgefeuert werden würden. Vier Geschütze stehen vor der Wohnung des Beys.

Unsere letzte Unterhaltung mit dem Bey dauerte lange und war interessant; er stellte eine Menge Fragen an uns über den Zustand von Frankreich, die Organisation unserer Heere und über unsere Religion. Ein Marabu, der dieser Audienz beiwohnte, fragte uns, ob die französischen Priester hinsichtlich des Friedensschlusses zu Rathe gezogen worden seyen, und schien großes Aergerniß an unserer verneinenden Frage zu nehmen. Diese Frage lockte ein Lächeln auf die Lippen des Beys. Er selbst fragte, ob alle unsere Offiziere lesen und schreiben könnten. Allerdings, war die Antwort, eben so auch die Unteroffiziere und ein großer Theil der Soldaten. Der Bey schien sehr erstaunt darüber.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1836.

Irland vor der englischen Eroberung.

Mit der steigenden Wichtigkeit Jelands werden auch mehr und mehr gelehrte Forschungen übee seine alte Geschichte angestellt. Hiebei stößt man auf den seltsamen Umstand, daß bei den irischen Geschichtschreibern, welche von den Alterthümern ihres Landes handeln, eine entschiedene Vorneigung herrscht, den Ursprung ihrer Nation auf Kolonisten aus dem Osten zurückzuführen. Kaum gibt es ein Land in Europa, über dessen alte Geschichte so viel gefabelt wird. Nimmt man noch dazu, daß ein großer Unfug mit den Worten Scythisch,*) gothisch u. dgl. getrieben wird, so ergibt sich ein Gallimathias, aus dem kein Entkommen ist. Die älteren Geschichtschreiber sprechen von drei Töchtern Cains, die zuerst die Insel 300 Jahre vor der Sündfluth besuchten. Andere wissen von Partholanus, einem Nachkommen Magogs, dem Sohne Japhets, der mit tausend Anhängern in Irland landete; nach ihm kam Nemidius, gleichfalls ein Nachkomme Magogs, der aber schlechte Geschäfte machte wegen der Aufstände eines Theils der Kolonisten, Fornorianer genannt, einem Riesengeschlecht, das von Nimrod stammte. Ernsthafter behandelt man schon die sogenannte milesische Eroberung. Um das Jahr der Welt 2900 kam ein Abenteurer, Namens Ith nach Irland: ee war ein Sohn von Milesius, segelte von Galicien in Spanien ab, und gehörte einem wandernden Stamme Aegyptier oder Phönizier, die sich kürzlich in Spanien niedergelassen hatten. Nach Iths Tode regierten seine überlebenden Brüder Heber und Heremon gemeinschaftlich das Land, und unter ihnen sollen die Pikten einen unglücklichen Einfall in das Land versucht haben. Von Heremon endlich stammt eine lange Reihe milesischer Könige, nicht weniger als 131, ab, und diese Dynastie dauerte noch fort bis nach Einführung des Christenthums durch St. Patrik. Die Geschichte dieser Könige kennt man ziemlich genau, und fast alle kamen durch Mord oder auf dem Schlachtfelde um.

*) General Vallancey z. B. nennt das Volk, das Irland zuerst colonisirt habe, südliche Scythen, was so viel als phönizische Stämme bedeuten soll.

Pinkerton und noch mehr Whittaker haben diesen Fabelwust ausgeräumt, der wahrscheinlich keinen andern Grund hat, als daß die irischen Geschichtschreiber aus mißverstandenem Patriotismus durchaus keine Kolonisation von England aus vor der untee Heinrich II erfolgten Eroberung statuiren wollten. Ob in früheren Zeiten Iberer nach den irischen Küsten gelangten, bleibt dahin gestellt; daß vom celtischen Gallien aus in nicht zu bestimmender Zeit Kolonien hinüber kamen, ist höchst wahrscheinlich. Nach Whittaker gingen Belgen ums Jahe 350 v. Ch. übee den Kanal, und verjagten die Einwohnee einiger südlichen Distrikte Englands, die sodann nach Irland auswanderten. Schon besser historisch begründet *) ist der Zug des Belgiers Divitiacus nach England, der gleichfalls meheere beltische Stämme nach Irland getrieben habe. Daß dee größte Theil der frühern Bewohner Irlands aus England und Schottland stammte, ist augenscheinlich, und die ehemalige enge Verbindung Irlands mit Westengland und Westschottland ist aus mannichfachen Zeugnissen, namentlich auch aus den ossianischen Gedichten hinreichend klar, und um so weniger zu bezweifeln, als die altirische Speache entschieden dem celtischen Stamme angehört.

Ein eigenthümlicher Umstand bleibt indeß immer die veehältnißmäßige Schwäche der celtischen Stämme im Vergleich mit den germanischen, eine Schwäche, die sie schon seit mehr als zwei Jahrtausenden dem Schwert und dem Gesetze der letztern unterwarf. Wie das celtische England von den Angeln und Sachsen bezwungen wurde, wie die Dänen und Norwegee England lange heimsuchten, so eeging es auch Irland. Schon vom 4ten bis 7ten Jahrhundert waren manche Raubzüge derselben nach Irland unternommen woeden, am Ende des 8ten aber wurden die Unternehmungen ernster: eine Flotte von 50 Schiffen kam herbei, denen bald andere folgten, und die Unterjochungsplane gelangen so gut, daß nach weniger als einem halben Jahrhundert (im J. 815) ein Noeweger, Namens Turges, als Konig von ganz Irland ausgerufen wurde. Die unglücklichen innern Steeitigkeiten machten Irland zur leichten Beute

*) Siehe Cæsar de bello gall. II. 4.

fremder Eroberung, dennoch aber scheint der Geist des Widerstands nie erloschen zu seyn. Wiederholt wurden mit wechselndem Erfolge Schlachten geliefert zwischen den Norwegern und Iren, und endlich gelang es einem berühmten König, Namens Brian Boriome, den erstern einen entscheidenden Schlag beizubringen. Indeß behielten sie trotz dieser Niederlage immer noch großen Einfluß im Lande, da sie sich im Besitz der Hauptseehäfen und Festungen befanden, welche ihnen die Einfalt der eingebornen Fürsten in die Hände geliefert hatte. Dieß war der Zustand Irlands vor dem Einfall der Engländer, oder eigentlich der Normannenkönige, die durch ihre politische Stellung in England über eine größere Truppenmacht gebieten konnten, und vom Papst und der Geistlichkeit unterstützt die erste Unterwerfung Irlands fast ohne Schwertstreich bewerkstelligten. Seit dieser Zeit geht die Umwandlung des alten celtischen Stamms immerfort, aber noch jetzt gibt es Distrikte, wo wenig englisch gesprochen, und der „Sachse" immer noch als fremder Unterdrücker betrachtet wird. Indeß geht diese celtische Nationalität mit starken Schritten ihrem Untergang entgegen.

Die Wallachen in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

In dem Gasthofe zu Fekete-To, auf der Gränze von Ungarn und Siebenbürgen, fand ich an einem gewöhnlichen Wochentage das Gastzimmer mit Bauern angefüllt. Ich glaubte, es wäre hiezu eine besondere Veranlassung, hörte aber vom Wirth, daß dieß nichts Seltenes sey, und daß solches nach einer guten und gesegneten Ernte, dergleichen die dießjährige gewesen, gewöhnlich vorkomme. Denn, sagte er, unsere wallachischen Bauern haben den Glauben, daß ihnen der liebe Gott nur darum den Ueberfluß gegeben habe, weil er wolle, daß sie ihn auch mit Ruhe genießen sollten. Sie halten es, bemerkte er ferner, für eine Art von Undank gegen die Vorsehung, wenn man zu dem, was nach ihrer Meinung die Subsistenz fast auf ein Jahr hinaus sichern kann, noch mehr hinzu erwerben will.

Ich fragte, wie es um die Religiosität derselben stünde, und bekam zum Bescheide, daß sie zwar in die Kirche gingen, und die Predigt ihres Geistlichen mit anscheinender Andacht anhörten, daß sie aber nur den Theil, welcher sich mit Glaubenssätzen befaßt, mit Aufmerksamkeit hörten, so wenig sie ihn auch zu fassen vermöchten, und daß sie die Moral als gar nicht in die Kirche gehörig betrachteten. Darüber hätten sie in ihrem Lebenswandel sich besondere Normen gebildet. So z. B. wären sie ehrlich, und ein grober Diebstahl, so wie ein räuberischer Anfall auf der Straße wäre etwas Unerhörtes. Aber heimlich sich etwas zuzueignen, wozu ein gewisser Grad von Verschmitztheit gehört, achten sie nicht für strafbar.

Ich drückte meine Verwunderung über die schlechten und elenden Hütten dieser Menschen aus, da sie doch die Baumaterialien zu bessern Wohnungen so nahe zur Hand hätten, und für eine Kleinigkeit haben könnten, so daß es nur einiger Industrie bedürfe, um hübsche und bequeme Häuser zu haben. Der Wirth war darin ganz mit mir einverstanden, entgegnete mir aber, daß ein völlig neues Geschlecht in diesem Volke erstehen müsse, wenn es daran denken sollte, seine Hütten in wohnliche Häuser umzuschaffen. Das gegenwärtige habe sich einmal an seine Einrichtung gewöhnt, und wäre davon nicht abzubringen. Es scheine, als wenn das Wohlbehagen, welches die Männer empfinden, wenn sie aus ihren Hütten, in denen sie nicht aufrecht stehen können, ins Wirthshaus kommen, keinen geringen Theil an der Beibehaltung des Alten habe, zumal sie noch bei ihren Wirthshausbesuchen das für sie unschätzbare Vergnügen haben, sich gegenseitig etwas zu erzählen. Indem müßten sie sich ja, wollten sie neue Wohnungen erbauen, aus ihrer Trägheit aufraffen, was eine ungeheure Anstrengung für sie seyn würde.

Von ihrem Aberglauben erzählte er mir lustige Sachen. Kommt irgend ein Fremder, von dessen Verstande und Einsicht sie eine hohe Meinung haben, und erzählt die wunderbarsten und unsinnigsten Dinge, so glauben sie es ohne alle Beschränkung und hören der Erzählung mit wahrer Andacht zu. Ginge ich jetzt zu ihnen, sagte er, und versicherte, Sie hätten mir erzählt, es hätten in dem Lande, woher Sie stammen, die Esel Flügel und die Pferde Schwimmflossen, man spanne dort die Fische in den Pflug und die Vögel in die Kutsche, und andere dergleichen Absurditäten, so würden es die Bauern keinen Augenblick bezweifeln: denn, würden sie sagen, der Wirth ist ein kluger Mann und er würde es uns nicht erzählen, wenn es nicht wahr wäre. An Hexerei glauben sie wie an das Evangelium, und Traumdeuterei ist bei ihnen an der Tagesordnung. Sie sind von den Vorbedeutungen so überzeugt, daß sie die nothwendigsten und wichtigsten Geschäfte unterlassen, wenn ihnen irgend etwas geträumt hat, was zum Unglück ausgelegt wird. Deßgleichen auch, wenn vor einem Unternehmen sich ein unglückliches Vorzeichen, deren sie eine Menge haben, ereignet.

Ich erkundigte mich bei dem Wirthe, was denn die Weiber, welche nur selten ins Wirthshaus kommen, zu Hause trieben, und bekam darüber den Bescheid, daß sie das Nichtsthun so gut wie ihre Männer verständen und liebten; daß sie aber im Winter Flachs- und Wollgarn spännen, woraus sie sich einen Theil ihrer Bekleidung weben; daß sie dabei einander fleißig besuchten und sich die Zeit mit Erzählung von abenteuerlichen Geschichten verkürzten. Dabei führe gewöhnlich eine Alte den Reigen und mache die Erzählerin. Im Aberglauben überträfen sie noch die Männer.

Prüft man Alles genau, so führt dieß Volk im Ganzen eine glückliche Lebensweise. Unbekannt mit den Bedürfnissen, welche sich bei steigender Civilisation mehren, haben sie Alles, was sie bedürfen, und man findet eigentliche Dürftigkeit weniger bei ihnen, als in den mehr civilisirten Ländern, obgleich es das äußere Ansehen hat, als wäre die drückendste Noth hier überall zu Hause. Der öffentlichen Abgaben haben sie wenige, und die Frohnen sind in Siebenbürgen bei weitem geringer, wie in den Staaten mit slavischer Bevölkerung.

Doch ich muß meine allgemeinen Reflexionen bis zuletzt aufsparen, und erst noch einige Züge erzählen, welche zur Bestätigung meines obigen Charaktergemäldes dienen.

In Clausenburg war ich Zeuge eines Auftrittes, welcher einem die Haare sträubend machen konnte. Ein langer Zug wallachischer Bauern, wohl dreißig und mehrere Wagen, defilirte bei der Stadt vorbei. Jeder Wagen war mit vier bis sechs Ochsen bespannt und es waren bei jedem zwei Menschen. Einschubsweise muß ich bemerken, daß die Ochsen hier im Doppeljoch gehen, und daß alle drei Paar vermittelst einer durch Stangen verlängerten Deichsel ziehen. An ein Leitseil ist dabei nicht zu denken, sondern es werden die Thiere bloß vermittelst Ruf und Zeichen mit einer ungeheuern Peitsche rechts oder links gelenkt. Eine dergleichen Peitsche ist eine wahrhaft tödtliche Waffe. Denn sie ist wenigstens acht Ellen lang und am obern Ende so dick, wie ein Kinderarm. In Ermangelung eines solchen regierenden Scepters hatten mehrere der Bauern lange Stangen unten mit Eisen beschlagen, ähnlich den sonstigen sogenannten Bleistiften der Universitätspedelle, nur bei weitem länger. Als sie nun lärmend vorüberzogen (NB. sie waren beinahe alle betrunken), kam ihnen ein Klausenburger Lastträger in den Wurf, welcher sogleich in Zank mit ihnen gerieth. Im Augenblick waren sämmtliche Bauern in einem Knäul beisammen und schlugen mit ihren Peitschen und Stangen auf den Lastträger los. Dieser, als sey sein Körper von Holz und Eisen, wich geschickt mehrern Streichen aus, empfing deren aber auch manchen, wobei es dann knallte, als schlüge man auf einen Kloß. Endlich aber flüchtete er sich, wobei ihn denn die Bauern bis ans Stadtthor verfolgten. In demselben Augenblick kam ein Polizeidiener und stellte die Bauern zur Rede. Da ihm der, welcher die ersten Schläge ausgetheilt hatte, bezeichnet ward, so wollte er sich seiner Person bemächtigen. Jetzt drängte sich die ganze Bande um ihn herum, und machte Miene sich an ihm zu vergreifen, hielt ihm auch den Arm, als er seinen Säbel ziehen wollte. Dabei zeigten sie in ihren Mienen eine solche Wuth und Entschlossenheit, daß jenem nichts übrig blieb, als sich zu entfernen. Denn es war nur allzu klar, daß es ihm, hätte er in der Ausübung seines Amtes weiter gehen wollen, nicht besser gegangen seyn würde, wie dem Lastträger. Lebhaft schweben mir noch die Gesichter der erbitterten Bande vor, die wahrlich es bis zu Mord und Todtschlag getrieben haben würde. Wie gefährlich dergleichen Menschen bei einem Aufstande werden könnten, begreift man sehr leicht, wenn man erfährt, welche kalte Todesverachtung sie bei ihren Händeln und Kämpfen zeigen.

Vor noch nicht gar langer Zeit war ein solcher Aufstand seinem Ausbruche ziemlich nahe. Er ist jedoch leicht zu beschwichtigen, wenn angesehene Männer, die das Vertrauen des Volks besitzen, diesem gütliche Vorstellungen machen. Ein Wink liegt aber auch zugleich hierin, wie leicht es einem solchen, wollte er dieß Vertrauen zu seinen Gunsten benutzen, werden würde, die Masse nach seinem Willen zu leiten und große Dinge durchzusetzen.

Um jedoch dieses Vertrauen zu gewinnen, ist es durchaus nöthig, daß man der Volkssprache mächtig sey. Dieß sind indeß mehrere angesehene Leute nicht. Es ist unglaublich, wie gut es der wallachische Bauer aufnimmt, wenn ihn ein angesehener Mann in seiner Muttersprache anredet. Sein ganzes Gesicht verklärt sich dann und er achtet es für eine Art von Auszeichnung; denn er meint, daß alle diejenigen, so solches nicht thun, es wohl könnten, aber es aus Verachtung unterlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein antiquarischer Betrug.

Man erzählt, Michel Angelo habe einst einen schlafenden Cupido gebildet, trefflich wie Alles, was aus seinen Händen hervorging, und ihn dann in einem Weinberge vergraben, wo er wußte, daß man bald Nachgrabungen nach Alterthümern anstellen würde. Bald darauf ward dieser Cupido wirklich ans Tageslicht gefördert, und von allen Kennern Roms als eine der köstlichsten Arbeiten des Alterthums gepriesen. Der Kardinal St. Georges kaufte die Statue für 500 römische Thaler. Michel Angelo hatte indeß einen Arm abgebrochen und zurückbehalten, mit dessen Hülfe es ihm leicht wurde zu beweisen, daß er der Künstler sey, welcher den Cupido verfertigt habe. Die Kenner sahen sich natürlich sehr getäuscht, doch lachten sie über den Scherz; auch der Kardinal St. Georges lachte, der bezahlten 500 Thaler ungeachtet, nahm den Künstler sehr gut auf, und behielt ihn ein ganzes Jahr bei sich.

Die Stadt Nérac (Departement Lot und Garonne), oder vielmehr die Kenner, welche im Munizipalrath sitzen, wurde unlängst auf ähnliche Weise mystifizirt, doch minder nachsichtig als der Kardinal St. Georges, wollten sie den Scherz des gasconischen Michel Angelo durchaus nicht verstehen, sondern luden ihn vielmehr vor das Korrektionstribunal.

Im Jahre 1832 wurde von der Munizipalverwaltung von Nérac, auf der die Garenne genannten Promenade der Stadt, die Anlegung einer mildthätigen Beschäftigungsanstalt beschlossen. Schon bei dem ersten Eingraben in den Boden entdeckten die Arbeiter Alterthümer: Mosaiks, Gefäße, Münzen, Inschriften u. s. w. Statt des Baues wurde nun ein großes Nachgraben veranstaltet, und Nérac, das ohnehin von einem antiken Ursprunge träumt, vergaß den Hof von Navarra, der so lange in seinen Mauern lebte, nebst dem guten Heinrich, der für seine oft sehr zahlreichen Liebschaften auf seiner Garenne guten Vorschub gefunden, und suchte sich — die Eitle — einen Vater unter den römischen Kaisern.

Unter der Zahl ihrer Bewohner befand sich damals auch ein junger Künstler, ein unbekannter Maler, Namens Theodor Chrétin. Eine Kommission von drei Mitgliedern war von dem Munizipalrath ernannt worden, um die Nachgrabungen zu beaufsichtigen, und die des Aufbewahrens im Museum der Stadt würdigen Alterthümer zu sammeln. Der junge Künstler, welcher selten bei den Nachgrabungen fehlte, unterstützte die Kommission bei ihren Arbeiten, zeigte wo man graben müsse, leitete die ungeschickten Hände der Arbeiter und zeichnete die ausgegrabenen Gegenstände. Durch seinen unermüdlichen Eifer und sein Talent wurde er endlich die Seele der Arbeiten. Alles wendete sich an ihn; in seinem Hause wurden die gesammelten Alterthümer niedergelegt und von da in das Museum gebracht.

Unser Künstler von Nérac, den seine Arbeiten mit allen Gelehrten des mittägigen Frankreichs in Verbindung gebracht hatten, und der sogar zum korrespondirenden Mitglied der archäologischen Gesellschaften von Toulouse und Bordeaux ernannt worden war, zeigte den beiden eben genannten Vereinen an, daß er in einem Garten andere, weit werthvollere Alterthümer als alle bisher aufgefundenen entdeckt habe, und bot ihnen dieselben zum Kauf an, ein Vorschlag, der mit Begierde angenommen wurde. Man geht den Handel ein, man streitet sich um die herrlichen Marmore, und es handelt sich nur darum, welche Stadt das Glück haben soll, ihr Museum damit zu zieren. Toulouse erhielt den Vorrang, der dieser gelehrten Stadt, in der so viele Alterthumskenner wohnen, auch gebührte. Die alten Marmore gingen wirklich dahin ab, und sollten unter den Schätzen des Museums dieser Stadt eine recht in die Augen fallende Ehrenstelle einnehmen. Leider behaupteten sie aber diesen Platz nicht allzu lange. Zweifel erhoben sich über die Aechtheit ihrer Herkunft, und sie wurden vorläufig beseitigt, bis man sich einen authentischen Geburtsschein verschafft haben würde. Diese Alterthümer waren folgende: 1) Ein Basrelief auf Marmor von ungefähr 6 Fuß, die beiden Tetricus auf einem von vier Pferden gezogenen Triumphwagen vorstellend; 2) ein anderes Basrelief mit vier Köpfen: die beiden Tetricus, Claudius den Gothen und eine angebliche Nera, vermeintliche Nichte des Claudius, und Gattin von Tetricus dem Vater, welche zur Patronin von Nérac erhoben werden sollte, und endlich zwei marmorne, sämmtlich mit auf die Stadt bezüglichen Inschriften bedeckte Platten. Folgendes ist eine Uebersetzung einer dieser Inschriften:

„An Pluto, an alle großen Götter und an die Götter der Unterwelt.

„Für die Erhaltung der Erhabenen, des Kaisers Cajus Tetricus, des Frommen, Glücklichen u. s. w. (Folgt eine lange Reihe von Titeln und erfochtenen Siegen.) Für das Glück und die Wohlfahrt von Neronis aquae, Militärstation in Aquitanien, gegründet von Claudius Drusus Nero, hergestellt aber von Lucius Cäcilius Metellus Creticus Tetricus, Sprosse der erlauchten Familie Cäcilia, von welcher unsere Auguste abstammen, Villa ihrer Vorfahren, erbaut, befestigt und verschönert durch sie, vollkommen verwüstet während des unheilvollen Kriegs der Tyrannen, wieder erbaut von unsern Herrschern nach der Niederlage der Gothen, wieder bevölkert von den getreuen Veteranen des spanischen Heeres und mit dem Namen Neracquae geziert, durch die fromme, die glückliche, die erhabene, Nichte der göttlichen Claudia Aurelia, Nera, Pevesuvia, die fromme Gattin des erhabenen Tetricus, Frau von hoher Geburt, Tochter der Schwester des göttlichen Claudius, gestorben in einem Alter von 51 Jahren u. s. w."

Diese hochtrabenden Inschriften erhielten jedoch das Bürgerrecht in der gelehrten Welt nicht ohne Widerspruch. Einige bewunderten sie ohne alle Einrede, Andere priesen bloß die Aechtheit der Arbeit und verwarfen die Inschriften als apogryph, und die Dritten endlich, die Ungläubigsten, verwarfen Alles. Die Diskussion ging vom südlichen bis zum nördlichen Frankreich über, und erregte die Aufmerksamkeit der gelehrten Gesellschaften zu Rom, Paris, Berlin, London, Wien u. s. w. Dinte wurde in Strömen vergossen, die Presse seufzte, ein förmliches Kreuzfeuer wurde eröffnet, und aus allen Winkeln Europens strömten wissenschaftliche, archäologische und numismatische Abhandlungen zu.

Während so die Zwietracht ihre Brandfackel unter die Gelehrten schleuderte, gingen in Nérac gar seltsame Dinge vor. Die Munizipalverwaltung kam dahinter, daß die von Herrn Chrétin theils nach Toulouse, theils in Nérac verkauften Alterthümer nicht in dem von dem Künstler angegebenen Garten entdeckt worden, und daß dort sogar nicht einmal Nachgrabungen veranstaltet gewesen seyen. Man nimmt Herrn Chrétin ins Verhör, aus dem sich ergibt, daß alle jene Gegenstände seine Arbeit, die Kinder seiner Einbildungskraft sind. Man glaubt dieß nicht, sondern vermuthet vielmehr, daß er sie bei den Ausgrabungen auf der Garenne entwendet habe, klagt ihn des Diebstahls an und fordert die Wiedererstattung der von der Stadt bezahlten 300 Franken. Die Untersuchung ergab keine Inzichten gegen den Angeklagten, und während der wenigen Tage, welche der Prozeß dauerte, verfertigte Herr Chrétin öffentlich ein Medaillon, dem verkauften vollkommen ähnlich, und, dem Ausspruche der Kenner zufolge, von noch vorzüglicherer Arbeit; ja vor dem Gerichtshof selbst meißelte er binnen wenigen Stunden einen Doppelkopf von bewunderswerther Vollkommenheit in Marmor. Das Tribunal konnte solchen Beweisen der Nichtschuld nicht widerstehen und spricht den Angeklagten frei.

Ganz Nérac appellirte. Ein ausgezeichneter Advokat der Stadt, Herr Samazenilh, Verfasser einiger geschätzten Werke, bemühte sich, durch Zeugenaussagen zu beweisen, daß die drei der Stadt Nérac verkauften Gegenstände von den Ausgrabungen auf der Garenne herrührten. Hinsichtlich der dem Museum von Toulouse verkauften Stücke suchte er durch geschickt zusammengestellte Vermuthungen dasselbe darzuthun, zu deren Unterstützung er die von Herrn Mérimée, Inspektor der Alterthümer, neuerlich in einem Werke ausgesprochene Meinung anführte, daß die von ihm in dem Museum zu Toulouse gesehenen Alterthümer wirklich ächt seyen, woraus Herr Samazenilh den Schluß zieht, daß sie nirgends anders herkommen könnten, als von den Ausgrabungen auf der Garenne.

Herr Baze, Advokat des Herrn Chrétin, der seinem Gegner bei der Diskussion Schritt vor Schritt folgte, vernichtete eine der auf seinem Klienten lastenden Anklagen nach der andern. Er zeigte, wie wenig Glauben die Aussagen von Arbeitern über Gegenstände der Kunst, der höhern Wissenschaft verdienten. „Es ist wahr, sagte er, daß eine Kommission ernannt wurde. An der Spitze derselben stand ein Künstler, aber was für einer? Ein Veterinär-Künstler (Gelächter) und zwei Advokaten. Ein Thierarzt sollte über die Identität des Tetricus entscheiden, und die beiden Advokaten scheinen beauftragt gewesen zu seyn, die Aechtheit der alten Münzen zu bestätigen."

Hinsichtlich der Meinung des Herrn Mérimée machte Herr Baze darauf aufmerksam, daß an dem Basrelief des Triumphzugs eine Ecke fehle, zeigte an, in welchen Händen sich das fehlende Stück befinde, und führte mehrere Zeugen vor, welche Herrn Chrétin an dem Basrelief hatten arbeiten sehen. Nach dieser ernsten Erörterung faßt er die scherzhafte Seite des Rechtsfalls auf, und wirft der Stadt Nérac ihre Undankbarkeit gegen einen Künstler vor, der ihr einen hohen Ursprung habe zuweisen wollen, den sie durch die erhobenen Debatten selbst verscherzt habe. Für die Zukunft werde sie keinen römischen Kaiser mehr als ihren Vater nennen können, sondern wie bisher sich mit einem unbekannten Urheber begnügen müssen. Sie solle sich jedoch trösten, denn sie sey jedenfalls reich genug an Erinnerungen von dem Hofe von Navarra und von König Heinrich.

Der Gerichtshof sprach den Angeklagten von der gegen ihn erhobenen Anschuldigung frei.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1836.

Briefe über das Volk der Tschuwaschen.

Dritter Brief.

Ich bedaurr gar nicht, daß ich bei schlechtem Wetter 15 Werste zurücklegte, um einr Hochzelt der Tichuwaschen zu sehen: eine Tschuwaschenhochzeit ist viel unterhaltender als eine russische oder tatarischr.*) Um 7 Uhr Morgens reiste ich ab, um 9 Uhr war ich im Dorfe und ging gerade nach dem Hause des Brautvaters, wo ich schon Alles zur Hochzeitsceremonie in Bereitschaft fand. Der Hof war möglichst rein gescheuert, und rund umher standen an Tischen hölzerne Gestelle in Form von Fußschemeln. An einem davon waren zwei frisch abgehauene Birken fest gebunden, auf deren einer ein schön genähtes Tichuwaschenhemde ausgebreitet war: dieser Platz war für den Vater und die Mutter der Braut hergerichtet, die hier auch wie gedrechselt saßen und sich nicht vom Platze rührten, ja nicht einmal mir, einem unerwarteten Gaste, die geringste Aufmerksamkeit widmeten. Eine Menge Tschuwaschen und Tschuwaschinnen saßen auf den Fußschemeln und tranken Bier. Die Braut war nicht zu Hanse, sondern ging in den Dörfern umher, um von ihren Bekannten und Freundinnen Abschied zu nehmen, was meist mehrere Tage dauert. Die Stille hielt nicht lange an, denn plötzlich hörte ich einen Lärmen, Peitschenknall, das Geklingel von Glöckchen, und den Klang von Blasinstrumenten, und ein mächtiger Hanfe stürzte wie Feinde zum Thore herein. Das war der Bräutigam mit seinem Gefolge. Wenigstens 25 Mann kamrn zu Pferde in den Hof, und führtrn ein vierzigeimriges Faß Bier und ein Fäßchen Branntwein mit sich, ein Geschenk des Bräuligams für die Verwandten der Braut: die Reiter sprengten, ohnr mit irgend jemand ein Wort zu sprechen, dreimal um dir Tischchen her, und hielten dann stille. Der Brantwrrbrr stieg ab, sprach mit dem Vater der Braut, und übergab ihm ein Geschenk. Dieser, ohne von seinem Sitze aufzustehen, wies auf den Platz, der für den Bräutigam an dem neuen Vorrathshanse bereitet war, worauf letzterer gleichfalls abstieg und nebst seinem Gefolge an dem ihm bestimmten Platze sich niederließ. Nun begann die Bewirthung mit dem Bier und Branntwein des Bräutigams.

Nach einiger Zeit ertönte der Lärm der Glöckchen und Blasinstrumente von Neuem: das war die Braut, die mit ihren Freundinnen nach Hause zurückkehrte; einige Kibitken und Musikanten zu Pferde kamen in den Hof. Die Braut trug einen blauen Kaftan und einen Schleier; sobald der Bräutigam sie sah, sprang er auf, hob sie aus der Kibitke und trug sie fast auf den Händen ins Haus, wohin ihr alle ihre Freundinnen folgten. Der Bräutigam kehrte sogleich wieder zurück und setzte sich an seinen Platz. Ich ging ebenfalls ins Haus und hörte hier eine Musik anderer Art: die Braut fing nämlich an so laut zu weinen und zu schreien, daß man sich die Ohren zuhalten mußte, und ihre Verwandten fingen an zu tanzen und zu singen, um sie zu beruhigen. Die Braut ging zu jedem besonders, umarmte jeden und weinte laut, dann brachte sie eine Schale Bier, und wich nicht mehr, bis man ihr ein Stück Geld in die Schale legte. Es versteht sich, daß jeder so schnell wie möglich einen Groschen oder eine Kopeke ins Bier warf, um sie los zu werden: sie nahm dann alsbald das Geld aus der Schale und legte es neben das Hemd. Die Ceremonie des Weinens und Heulens dauertr eine ganze Stunde; endlich ward die Braut von den Mädchen in den Hof geführt, um von Vater und Mutter Abschied zu nehmen, wo die Thränen und Klagen von Neuem begannen. Nun führte der Bräutigam das für die Braut gesattelte Pferd vor den Auftritt am Hanse, hob sie hinauf, und die Mädchen bedeckten sie mit einem breiten und so langen Schleier, daß derselbe bis an die Hufen des Pferdes reichte: die Enden des Schleiers waren an den Ecken schön ausgenäht, und an jeder Ecke hing eine Quaste. Die beiden Ehrenmütter setzten sich gleichfalls zu Pferde: sie trugen dunkelblaue Kaftane mit glänzenden Halsketten aus falschrn Münzen.

In Einem Augenblick sprangen jetzt 30 Menschen auf ihre Pferde. Der Bräutigam leitete mit der einen Hand den Zügel des Pferdes seiner Braut, mit der andern Hand sein eigenes Pferd, die Braut ließ dabei die Hände sinken. Solchergestalt

*) Bekanntlich wohnen im Gouvernement Kasan auch viele Tataren.

zogen sie aus dem Hofe und machten sich auf den Weg, die Musik und die Kibitken folgten. Sobald sie aus dem Dorfe hinaus auf den Feldweg gekommen waren, hielt Alles an. Der Bräutigam schwang seine Peitsche und schlug die Braut dreimal so stark, daß sie jedesmal ächzte: dieß geschieht darum, daß sie die Mädchenfreiheit vergessen und sich an fremden Willen gewöhnen soll. Man hatte zwei Werste in das Dorf, wo der Bräutigam wohnte, und der Sitte gemäß geht man dahin, um der Braut die Kaschpa (Kopfschmuck der Frauen) aufzusetzen. Man führte die Braut in das Zimmer eines Nachbars,*) und zierte sie mit der Kaschpa, während der Bräutigam in dem Zimmer seines Vaters schmauste, trank und sich lustig machte. Nach der Kirche zog wiederum der Bräutigam mit der Braut zu Pferde, und nur drei Kibitken folgten ihnen. Bald darauf erschien ein Boote, und lud uns ins Paradezimmer, das zur Aufnahme der jungen Frau hergerichtet war: vorn stand ein Tisch, an dessen vier Füßen junge Birken festgebunden waren; an einer derselben hing ein Hemd und hinter dem Tische saß der Vater des Bräutigams (die Mutter war gestorben), rings um den Tisch die übrigen Verwandten.

Die Neuverehelichten kamen bald zurück, die junge Frau trat unter dem großen Schleier mit den Freiwerberinnen ins Zimmer, und setzte sich an den Ofen. Der Vater des Bräutigams ging den jungen Leuten nicht nur nicht entgegen, sondern rührte sich nicht einmal vom Platze. Der Bräutigam entfernte sich jetzt, um sein und seiner Frau Pferde zu putzen. Herein trat dagegen der Brautwerber mit einem 7 Fuß langen Stab in der Hand, an dessen Ende ein Haken angebracht war; mit diesem Stabe lief er dreimal schnell im Zimmer herum, stellte sich dann der Braut gegenüber, und zog ihr mit dem Haken den Schleier ab. Die Brautwerberinnen nahmen sie an der Hand und führten sie an das Brautbett in die neue Kammer. Lange kehrte sie nicht zurück; endlich erschien sie wieder, in ihrer einen Hand trug sie Geschenke, die andere war ganz in ein Handtuch eingewickelt. Die Brautwerberinnen stellten auf breite Tische eine Menge kleiner hölzerner Schalen, so viel als Verwandte im Zimmer saßen. Die junge Frau legte in jede ein Stück Geld und goß Bier hinein. Mit der ersten Tasse und einem zusammengenähten Hemde ging sie zu ihrem Schwiegervater: er nahm die Schale und das Geschenk, die junge Frau entfernte sich nach dem Ofen und ließ sich auf ein Knie nieder: dann holte sie die Schale von ihrem Schwiegervater, nahm eine andere, gab sie gleichfalls mit einem Geschenke einer Muhme, und ließ sich dann abermals am Ofen auf ein Knie nieder. Auf diese Art kam sie bei allen Verwandten herum, und ließ sich fünfzehnmal auf ein Knie nieder. Noch durfte die Arme nicht ausruhen, denn der Schwiegervater befahl ihr Brei **) zu kochen, und sie mußte selbst nach dem Wasser gehen. Alsbald kamen Freiwerberinnen und alle Gäste in Bewegung, denn Breibereiten und Wasserholen bildet einen Hauptpunkt in dem Hochzeitsceremoniell. Die Schwägerin nahm alsbald zwei einander balancirende Wassereimer an einem Stock auf die Schulter, und ihr folgten die junge Frau, die Freiwerberinnen und eine Menge Frauen. Trotz des Regens und der eingebrochenen Dunkelheit ging ich ihnen nach; alle gingen an einen Bach, die Schwester des Bräutigams schöpfte Wasser in die Gefäße und stellte sie hin, die junge Frau aber stampfte mit dem Fuße und goß das Wasser aus, die Schwägerin schöpfte zum Zweitenmal, und abermals goß es die junge Frau aus. Als endlich die Schwägerin zum Drittenmal geschöpft hatte, trug sie selbst die Wassereimer fort, worauf die junge Frau ihr nacheilte, sie küßte, ihr Geld gab, und selbst die Wassereimer nach der Stube trug. Hier begann die Neuvermählte am Ofen den Teig zu kneten, alle leisteten ihr Beistand und bald war der Brei fertig: hierauf stellte man es vor den Schwiegervater hin, und brachte einige lange krumme Stäbchen in Form einer Gabel: damit nimmt man Brei aus der Schale heraus und alle essen mit einer Andacht, als wäre es Ambrosia; dieß ist ein Zeichen, daß die junge Frau wirklich als Mädchen in die Ehe tritt, denn sonst läßt der Vater den Brei den Hunden vorwerfen.

Nach allen diesen Ceremonien begann endlich das Trinken und Tanzen. So viel Gäste und Verwandte in der Stube waren, so viele tanzten und sangen, d. h. jubelten: selbst die gebrechlichen Alten, die weder tanzen noch singen konnten, klatschten und schrien, die Hochzeitsceremonien waren demnach vorüber, und so entfernte ich mich.

*) Bei den Tschuwaschen wohnen auf einem Hofe gewöhnlich fünf verschiedene Familien, ein Beweis ihrer Friedensliebe.

**) Ssalma oder ssalamata, eigentlich eine Art Roggen- oder Weizenteig, aus dem ein Brei, freilich wie es scheint, ein ziemlich derber, bereitet wird.

Die Wallachen in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Ein Beispiel von der Ehrlichkeit dieses Volkes glaube ich durch Erzählung nachfolgender Begebenheit aufstellen zu können. Ich mußte einst bis tief in die Nacht hineinfahren. (Es war in der Gegend von Vansy-Hunyady, die gerade nicht im besten Rufe steht.) Die guten Wirthshäuser, d. h. solche, worin man zur Noth übernachten kann, und doch ein separates Zimmer bekommt, sind selten, und man muß daher oftmals wider Willen bis in die Nacht fahren. Dieß war denn bei mir der Fall. Der gefallene Schnee gab einiges Licht, machte aber, daß die Gegenstände alle in einer zweideutigen Helle erschienen, was denn in den Bergschluchten, durch welche sich die Straße längs der Köresch windet, mitunter wahre Schreckgestalten darstellte. Mein Begleiter, welcher sonst viel Muth und Vertrauen zum hiesigen Volke gezeigt hatte, machte ganz kleinlaut die Bemerkung: „jetzt wäre es doch gut, wenn ich meine Flinte bei mir hätte." Daß dieß meine Zuversicht nicht sonderlich stärkte, folgt wohl von selbst. Unser Fuhrmann war ein wallachischer Knecht; seine Pferde waren klein und abgetrieben, und da sie stumpf beschlagen, und die Straße vom Froste sehr glatt war, so glitten sie immer hin und her. Dieß und die Ermüdung der Thiere

gab dem Kutscher Veranlassung, bei jedem Wirthshause einkehren und übernachten zu wollen, und sehr aufgebracht zu werden, als ich mich dazu nicht verstand. Ohnehin hatte sein Gesicht nicht viel Empfehlendes. Die Wirthshäuser, in denen er bleiben wollte, standen entfernt von Ortschaften einzeln an der Straße in der engen Thalschlucht. Nach Hunyady, wo ich zu übernachten gedachte, war es noch fast zwei Meilen, und die Nacht war bereits seit einer Stunde angebrochen. Ich würde noch unruhiger gewesen seyn, und mich vielleicht entschlossen haben, zu bleiben, wenn ich nicht einerseits in einem so einzeln stehenden Wirthshause mehr Gefahr, als auf der Straße gefürchtet, und andererseits nicht auf die Versicherung des Wirthes in Fekete-To gebaut hätte, daß man nämlich von Straßenraub nichts zu fürchten habe.

In kurzem Trabe, mehr aber noch im Schritte ging es langsam vorwärts. Ich warf meine Blicke nach allen Seiten und Richtungen, und horchte auf jeden ungewöhnlichen Laut. Mehrere helleuchtende Flammen, welche vor uns sichtbar wurden, hielt ich für Hunyady, fand mich aber, als wir näher kamen, sehr getäuscht, denn es war ein Nachtlager (Bivouak) von wallachischen Bauern. Ungefähr 20 Wagen waren im zwei Haufen aufgefahren und zwischen ihnen brannten helle Feuer, um welche die Bauern gelagert waren. Man denke sich die Gestalten wie ich sie weiter vorn beschrieb, wie sie sich um das Feuer theils gelagert hatten, theils um dasselbe herumliefen und es anschürten; man füge hinzu die wunderbare Gruppirung der Pferde und Ochsen, welche in dieser Beleuchtung ganz anders aussahen, wie am Tage, und nun stelle man sich mein Gefühl vor, als mein mißvergnügter Fuhrmann anhielt und seinen Stammgenossen zurief. Diese antworteten jubelnd, und alsbald kamen deren ungefähr 8 bis 10 auf uns zu, und umringten Wagen und Pferde. Ich war ziemlich auf Alles gefaßt. Mein Begleiter redete die Bauern an, bat sie um etwas Tabakfeuer, was auch unser Kutscher that. Beide erhielten es augenblicklich. Nun aber erging an uns die Bitte um ein wenig Tabak, welchem dann auch alsbald gewillfahrt wurde. Einer der Verdächtigsten fragte meinen Kutscher leise, jedoch daß ich es verstehen konnte, wer ich wohl wäre, und ob ich viel bei mir hätte. Dieser antwortete mit Ruhe und einem gewissen Stolze: ich sey ein angesehener Mann, habe in Klausenburg beim Erzherzoge zu thun und müsse sehr eilen, hinzukommen. Alle zogen ihre Mützen, grüßten mich mit Ehrerbietung und wünschten mir glückliche Reise.

Da ich eben von Bansy-Hunyady gesprochen, so will ich, als zu meinem Thema gehörig, noch anführen, daß dieser Marktflecken in dem Rufe steht, es bestände die Bevölkerung aus Ueberbleibseln von Hunnen, welche von Attila's Schaaren, mit denen er Ungarn und Siebenbürgen durchzog, zurückgeblieben wären, und sich hier angesiedelt hätten. In der That trägt auch die Mehrheit der hiesigen Bevölkerung einen eigenthümlichen Typus, der von dem der Wallachen wesentlich abweicht. Man macht ihnen auch den Vorwurf, daß sie in ihrem Charakter sich nachtheilig von diesen unterscheiden. Nennt man sie Tataren, so sind sie in hohem Grade erbittert, und es entstehen um dieses Schimpfnamens willen oftmals die blutigsten Händel. Uebrigens findet man in diesem Flecken eine Menge Menschen aus verschiedenen Nationen: Wallachen und Magyaren, Deutsche und Slaven, deßgleichen auch mehrere Juden.

Nun noch ein Beispiel zur Bestätigung der großen Anhänglichkeit des Wallachen an seine Heimath.

Ich hatte von Groß-Wardein eine Expedition nach St. Kiraly, jenseits Thorda, zu machen, und wollte zu derselben einen Wallachen anwenden. Ich fand durch Vermittlung eines Freundes einen, welcher sich ganz zu den ihm zu ertheilenden Aufträgen eignete. Er mußte mit mir die Reise nach St. Kiraly machen. Am Morgen, wo ich abreiste, sollte er früh zur Stelle seyn, was auch zugesagt war. Als ich in den Wagen steigen wollte, war er noch nicht da. Man schickte nach ihm und immer kam er noch nicht. Endlich langte er an und man sah an seinen Augen, daß er geweint hatte. Ich unterhielt mich freundlich mit ihm und fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit. Nun kam es heraus, daß die Seinigen, und namentlich seine Frau und sein Vater ihn durchaus nicht hatten reisen lassen wollen, weil sie meinten, er könnte von einer so weiten Reise (ungefähr 22 Meilen) nicht mehr zurückkehren. Er hatte ihnen vorgestellt, daß er von Haus und Hof gehen müsse, wenn er seinem Gutsherrn (dieß war mein Freund) nicht zu Willen seyn wolle. Er hatte nämlich ein Wirthshaus in Pacht. Seine Anverwandten aber redeten ihm zu, lieber Alles im Stiche zu lassen, weil dieß doch immer besser wäre, als wenn er so weit weg ginge, von wo er doch nicht mehr zurückkehren werde. Als er aber endlich standhaft sich losgerissen habe, so hätten alle laut geweint, und Abschied von ihm, wie von einem Sterbenden, genommen. Der Mann zeigte während der Reise eine besonders glückliche Gabe der Auffassung: denn Alles, was ihm neu war, beobachtete er mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und fragte nach Allem, was ihm fremd war. Sein Staunen und seine Verwunderung, als er herabkam in die große Ebene von Nieder-Ungarn, kannte keine Gränzen. In seinem Vaterlande war er überall von Bergen eingeschlossen. Aber man sah ihm an, daß ihm unbehaglich war, und daß ihn das Gefühl einer unermeßlichen Weite und Leere plagte. Sonderbar genug aber schien er sich überall im großen Menschengewühl wohl zu befinden. Wenigstens zeigte er weder in Klausenburg noch in Groß-Wardein Unbehagen und Befremden. In seinem Gesicht herrschte ein lebhafter Ausdruck und man konnte auf demselben immer sogleich die neuen Gefühle, die in ihm aufstiegen, lesen. Einen hohen Grad von Wachsamkeit und Aufmerksamkeit zeigte er auf Alles, was mir angehörte, und er hütete den Wagen überall, ohne daß ich ihn besonders dazu aufforderte.

Der Auftrag, welchen ich ihm in Groß-Wardein gab, bestand darin, eine Heerde Merinos, welche nach Siebenbürgen getrieben wurden, zu leiten. Er hatte für diesen Gegenstand viel Sinn und Interesse, weil er selbst in seiner Oekonomie einige Schafe hielt, und auch schon sonst Merinos gesehen hatte. Mit einer Art von Gier haschte er die Thiere und sah mit besonderem Wohlgefallen deren feine Wolle an. Aehnliche Beob-

achtungen, wie diese, hatte ich schon an meheeren Wallachen gemacht, nämlich die, daß sie vielen Sinn für etwas Besseres, als was sie besitzen, haben, und daß es gar nicht schwer seyn wüede, dieses Volk in dee Civilisation höher hinauf zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Cape Coast Castle.

In einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London wurde eine Mittheilung über die Kolonie Cape Coast Castle, an der westlichen Küste von Afrika, verlesen. Der Verfasser, der sie während der Ueberfahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung niederschrieb, ist der Kapitän Alexander vom 42sten hochländischen Regiment.

Cape Coast Castle, sagt unser Reisender, bot vom Ankerplatz aus mit den hohen, weißen, auf einer bis in die See hinausreichenden Unterlage von Granit aufgeführten Mauern und der hellgrünen und weiß schäumenden Brandung, welche mit gewaltigem Tosen gegen die Granitfelsen schlug, einen recht hübschen Anblick. Hinter dem Kastell liegt die Stadt mit ihren ein bis zwei Stock hohen, größtentheils dunkelroth angestrichenen Häusern, welche von Kokospalmen beschattet werden; kegelförmige Berge von unbedeutender Höhe erheben sich hinter der Stadt, auf deren höchsten unlängst von dem jetzigen Gouverneur ein Fort mit einem runden weißen Thurm errichtet wurde, aus dessen Schießscharten viele schwarze Kanonen hervorsahen. Das Land ist ganz trocken, und selbst die hohen Bäume vermögen nicht die Sonnenstrahlen vom Boden abzuhalten. Keiner von den hier anwesenden Europäern, zwölf an der Zahl, hatte ein Register über den Stand der Atmosphäre oder der Temperatur geführt. „Thermometer und Barometer, sagte einer von Ihnen, stehen fast immer auf denselben Punkten; im Laufe mehrerer Jahre hat das erstere von 76 bis zu 82° während des heißesten Wetters gewechselt, zu andern Zeiten steht es zwischen 82 und 84°; das Barometer steht zu allen Zeiten ein wenig unter 30. See- und Landwinde erhalten den Ort ziemlich kühl und gesund. Unter unserer kleinen Zahl fielen lange Zeit keine Sterbefälle vor, und seit das königlich afrikanische Korps hier war, ist kaum ein britischer Ansiedler gestorben.“ — „Und wie steht es um die Gesundheit der holländischen und dänischen Ansiedler an der Küste?“ fragte unser Reisender. „Um Vieles schlechter, war die Antwort. Der Kommandant zu Et Mina (Elasen) starb vor Kurzem plötzlich in einem Alter von 40 Jahren; er, so wie fast alle Holländer, trank schon Morgens beim Aufstehen Gin (Wachholderbranntwein) und so den Tag über fort wohl 40 Gläser. Die Holländer und Dänen trinken und rauchen weit mehr als wir, sie büßen aber auch dafür.“

Europäische Frauen gibt es in Cape Coast Castle nicht; eine, die Frau des Kapitäns der Wache, wurde zwar erwartet, man fürchtete aber, daß sie mit der Margarethe, einem Schiff, das von England im Junius v. J. mit Vorräthen nach Cape Coast Castle abgegangen war, und von dem man nichts mehr gehört hatte, untergegangen sey. Kein Missionär hat sich, aus einer ungegründeten Furcht vor dem Klima, das doch, gegen das von Sierra Leone, ein wahres Montpellier ist, noch hieher gewagt. Es befindet sich ein einziger eingeborner Prediger hier, der nur wenig Zuhörer hat. Der Gouverneur liest jeden Sonntag Gebete, und im Castell befindet sich eine Lancastersche Schule für 166 eingeborne Knaben. Früher bestand auch eine Mädchenschule, doch sank sie bald zu einer bloßen Kinderstube herab; man hofft indeß, daß sie, besser eingerichtet, wieder hergestellt werden wird.

Kapitän Alexander gibt hierauf ausführliche Nachricht von den frühern Kosten, welche die Niederlassung auf der Goldküste verursachte, und vergleicht sie mit den dermaligen. Mit der kleinen, und — wie er meint — unverhältnißmäßigen Bewilligung von 4000 Pfd. St. des Jahres thue der vom Kolonialamt unlängst angestellte Herr M'Lean mehr für seine Kolonie, als zur Zeit geschah, wo die Niederlassung auf der Goldküste noch 50,000 Pfd. St. jährlich kostete. Sein Gehalt beläuft sich auf nur 700 Pfd. St. jährlich.

Es hält, wie es scheint, sehr schwer, die Leute auf Cape Coast zu einer anhaltenden Arbeit zu vermögen, weil Alles nach Gold sucht. Nach jedem Regen kann man die alten Weiber den Koth in den Straßen in Körben auffassen sehen, um ihn zu Hause mit Muße auszuwaschen. Das Gold scheint hier außerordentlich locker in dem Granit zu hängen, der dem weißen Granit von Aberdeen gleicht, nur daß er mehr Glimmer enthält; denn wenn man am Gestade hingeht, so glänzen die Glimmerschüppchen in der Sonne wie Goldstaub. Diese Wuth, Gold zu waschen, hindert Herrn M'Lean auch an Anlegung eines Gartens. Einige der hier noch herrschenden Gebräuche sind wahrhaft empörend; unlängst erst ließ ein eingeborner Häuptling, kaum 20 Meilen von Cape Coast, 60 Sklaven am Grabe seiner Mutter opfern. Ein Cabocir eines Krums unter englischem Schutz, der überwiesen war, einen solchen Sklaven eigens zu diesem Zweck an den Häuptling verkauft zu haben, wurde um 100 Unzen Gold (fast 400 Pfd. St.) gestraft. Herr M'Lean brannte vor Begierde die unmenschlichen wilden Horden zu unterwerfen, die den barbarischen Sitten des Landes noch immer anhängen.

Die Lage der Bewohner der Goldküste hat sich, den Erinnerungen der alten Ansiedler zufolge, seit Abschaffung des Sklavenhandels bedeutend verbessert, und könnten die Aschantis nur bewogen werden, die Menschenopfer beim Tode eines ihrer Verwandten abzustellen, so wäre dieß ein neuer großer Schritt zur Civilisation. Kapitän Alexander schließt sein Schreiben mit einem Bericht über den Handel von Cape Coast Castle, aus dem sich ergibt, daß während der letzten sechs Monate eine bedeutende Zunahme desselben stattfand; denn es waren während dieses kurzen Zeitraums neunzehn beladene Schiffe angekommen. Die britische Einfuhr besteht in Kattunen, Metallwaaren, Schießpulver u. s. w.; die Einfuhr aus den britischen Kolonien in Rum, Zucker und Tabak, und die auswärtige in Glaskorallen, Seide, Tabak u. s. w. Die Ausfuhr besteht in Goldstaub, Elfenbein (500 Pfd. St. die Tonne, oder 4 Schilling 6 Pence das Pfund), Palmöl, das jedoch so im Preis gesunken, daß es der Ausfuhr nicht mehr lohnt, Pfeffer, Farbehölzer, Schildkrötenschalen, Mais u. s. w. Britische Waaren haben an der Goldküste den Vorzug; die Holländer und Dänen kaufen deßhalb welche, um ihren Tauschhandel mit den Eingebornen führen zu können.

Ein Herr Lefevre hat in Aegypten zwei neue Arten von Orthopteren aus der Familie Mantis aufgefunden, und eine derselben Eremiophila (die Wüsten liebend) genannt, weil er sie nur in der Wüste und an so öden Orten fand, daß man Mühe hat zu begreifen, wovon sie lebt: sie zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß sie fast wie das Chamäleon ihre Farbe ändern kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1836.

Die Feuersbrünste in New-York. *)

In einer schönen Nacht des sogenannten indianischen Sommers, während welcher Zeit ich gewöhnlich mit offenen Fenstern schlief, wurde ich mit einem Mal durch einen starken Feuergeruch aufgeschreckt. Als ich ans Fenster ging, entdeckte ich bald die Ursache in einer Rauchwolke, durch welche heftige Flammen emporleckten. Mein erster Gedanke war, das nächste Haus müsse im Feuer stehen, und wir bald dasselbe Schicksal theilen. Ich weckte augenblicklich die Familie, und als wir in den Hinterhof traten, bemerkten wir, daß ein unserm Nachbar gehöriges Hinterhaus in Flammen stehe. Bald darauf schlugen die Glocken an, und der Ruf: Feuer! Feuer! tönte durch die Straßen. Die Feuermannschaft kam schnell herbei mit Leitern und Feuerspritzen, Wasser war augenblicklich zur Hand und die Arbeit begann. Sie übergossen die verschiedenen Häuser, — denn drei oder vier standen in Flammen, — in so überlegter Art und so wirksam mit Wasser, und richteten ihre Bemühungen so rasch nach dem, was die Aenderung des Windes und die größere oder geringere Brennbarkeit der Materialien erforderte, daß in etwa zwei Stunden der Feind bezwungen war, nachdem er ein Wohnhaus zerstört, zwei andere sehr beschädigt, und mehrere hölzerne Hintergebäude verzehrt hatte. Hierin lag die Hauptgefahr, da viele Häuser hinten bloß aus Brettern aufgebaut sind, und so den Flammen leicht zur Beute werden. Es bestehen zwar Verbote gegen diese Art zu bauen, aber sie werden nicht strenge beobachtet und leicht umgangen von Leuten, die sich mehr um großen Vortheil als um das Wegbrennen von Nachbarhäusern kümmern, indem man einen Flecken Boden leicht mit Häusern der Art bebauen kann, die dann zur Unterkunft für Leute jeder Klasse aus allen Theilen der Welt dienen.

Ich hatte Zeit und Gelegenheit genug, den Eifer und den Muth der New-Yorker Feuerarbeiter zu beobachten, und da das Haus, in dem ich wohnte, ihnen seine Rettung dankte, so ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, ihr Verdienst anzuerkennen: einige, die auf das Dach der Häuser gestiegen waren, fanden sich ganz von Flammen umgeben. Die Fenster der gegenüber stehenden Häuser waren mit ängstlich harrenden Zuschauern besetzt, auf den Straßen aber fanden sich wenig Neugierige, denn man hatte allenthalben Barrieren gezogen, und Polizei aufgestellt, um das Einbrechen des Pöbels zu hindern, der die Anstrengungen der Feuerarbeiter gehindert oder die Inwohner geplündert hätte. Das Ganze war vortrefflich organisirt, und wenn man die späte Stunde des Ausbruchs und die Fortschritte erwägt, welche das Feuer gemacht hatte, ehe es nur entdeckt wurde, so war die Zeit, die zwischen der Ankunft der Feuerarbeiter und der gänzlichen Bezwingung des Feuers verfloß, in der That ausnehmend kurz.

Feuersbrünste sind in New-York so häufig, daß kaum eine Nacht vergeht, wo nicht die Einwohner durch das Rasseln der Feuerspritzen und das Anschlagen der Glocken aus dem Schlaf geschreckt werden. Ich sah einmal nicht weniger als 50 oder 60 Häuser zugleich in Flammen. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Feuerkompagnien so gut arbeiten, sie werden hinreichend in Uebung erhalten. Die Mitglieder derselben sind lauter Freiwillige und dienen umsonst; ihre einzige Belohnung besteht darin, daß sie vom Militärdienst und der Verpflichtung als Geschworene einzutreten, frei sind. Es herrscht ein großer Wetteifer unter ihnen, der den Enthusiasmus, der sie zu diesem gefährlichen Gewerbe führte, lebendig erhält, und in voller Wirksamkeit erhalten wird durch ihre glänzende Ausrüstung und ihren kecken Muth, die ein großer Reiz für die jungen Leute sind, welche ihnen folgen und die Maschinen ziehen helfen. Das System ist indeß nicht ohne Nachtheile, da die jungen Leute in den Kompagnien nicht nur an ihrer Gesundheit leiden, weil sie zu allen Tagesstunden und allen Jahreszeiten der Nässe und Kälte ausgesetzt sind, sondern auch gar leicht in üble Gewohnheiten verfallen und ausschweifend werden.

Der Magistrat hat viele fruchtlose Versuche gemacht, die Ursache der zahlreichen Feuersbrünste zu entdecken. Man glaubt, daß die Nachlässigkeit und Achtlosigkeit der Miethsleute, und die leichte Entzündlichkeit des Materials, woraus die Häuser, besonders am Ende der Stadt und in den engen Gäßchen erbaut sind, namentlich Schuld tragen; die Feuersbrünste ereignen

*) Aus Abdy's Residence and Tour in the United States Cap. XIII.

sich eben so oft bei Tage als bei Nacht. Vielleicht findet man bei näherer Untersuchung, daß verzogene Kinder viel dabei im Spiele sind. Natürlich verbietet die Mutter, wenn sie das Zimmer verläßt, den Kindern, das Feuer nicht anzurühren, und eben so natürlich ist es, daß die Kinder, sobald die Mutter den Rücken gewandt hat, im Kamine herumstören, da Ungehorsam auf der einen Seite so gewöhnlich ist, als Mangel an Zucht auf der andern. *) Sehr häufig hört man, daß Kinder verbrannten, weil ihre Kleider Feuer fingen, oft entwischt indeß der kleine Verbrecher, und das Haus brennt ab, wo denn die Mutter ihr verhätscheltes Kind am wenigsten beargwohnt.

Die Versicherungsgesellschaften in New-York haben eine Vereinigung gegen das öffentliche Interesse abgeschlossen, indem jede 500 Dollars in einen gemeinsamen Fonds niederlegte, deren sie verlustig geht, wenn sie Versicherungen zu geringern als den festgesetzten Prozenten ausstellt. Der Mann von dem ich dieß erfuhr, war im Begriff, sein New-Yorker Eigenthum in London versichern zu lassen, denn trotz der schweren Abgabe, welche die englische Regierung unklugerweise auf diese nothwendige Vorsichtsmaßregel gelegt hat, konnte er doch in England sich für die Hälfte der Summe versichern, als ihm dieß in Amerika gekostet hätte. „Warum wenden Sie sich denn aber nicht nach Boston oder Philadelphia?“ fragte ich. „Weil ich damit nichts gewinnen würde. Wollten mehrere dieß thun, so würden unsere Kompagnien irgend eine Vergeltungsmaßregel ergreifen, und ihre Nebenbuhler durch einen geringen Preis nichts gewinnen.“ Diese Art von Monopol könnte ohne eine gewisse Beihülfe der Legislatur, welche den Versicherungskampagnien ihre Freibriefe ertheilt, nicht fortgeführt werden. Ein solches Verfahren trägt indeß seine Strafe in sich selbst, denn indem es eine Menge Kapitalien anlockt, vermindert es den Gewinn, den man zu steigern beabsichtigte, und wirklich tragen gegenwärtig die Kapitalien der Versicherungskompagnien weniger ein, als andere Handelsunternehmungen.

Ereigneten sich mehr Feuersbrünste, so würde man mehr Eigenthum versichern lassen. Der Magistrat von New-York wollte die Versicherungskampagnien, welche allen Vortheil der Löschanstalten zu ernten schienen, mit zu den Kosten der Unterhaltung beitragen lassen, und wandte sich an sie, um hierüber eine Uebereinkunft zu treffen. Die Antwort war aber, „wenn der Magistrat alle Löschanstalten unterlassen wollte, so seyen die Kompagnien geneigt, ihm 10,000 Dollars zu zahlen, denn je mehr Privateigenthum durch Feuer zerstört werde, desto geneigter sey jedermann, sich durch Versicherung gegen allenfallsigen Verlust zu decken.“

*) Der Verfasser rügt in seinem Werke an verschiedenen Stellen den Mangel strengerer Kinderzucht, und erzählt als ein Beispiel des den Kindern frühzeitig eingepflanzten trotzigen Unabhängigkeitsgeistes, daß ein Mädchen von 10 oder 11 Jahren, das zur Erziehung in ein Kloster geschickt wurde, als man ihr die Oberin (Superiorin) zeigte, erwiderte, sie erkenne niemand als ihre Oberin (superior) an.

Die Wallachen in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Ich will nun zu ihrem Hauswesen übergehen. Daß dieses in hohem Grade einfach sey, entnimmt man wohl schon aus der Beschreibung, die ich von ihren Wohnungen machte. Die Häuser werden meistentheils fast ohne alle fremde Hülfe von jedem Einzelnen aufgebaut. Die Wände bestehen aus Flechtwerk von Weidenruthen, welches mit Lehm ausgeklebt wird. Sie werden gewöhnlich nur 5 Fuß hoch gemacht, und darauf das Dach gelegt. Von einer Decke und von besondern Stuben ist darin nichts zu finden. Das Dach besteht aus einfach zusammengefügten und pyramidalisch aufgerichteten Stangen. Auf diese werden Latten mit Stroh oder Weidenruthen befestigt und dann deckt man diesen Bau mit Stroh, welches man aber nicht, wie in Deutschland, in Schober bindet, sondern ohne weiteres auf einander stoßt und stopft. Im innern Raume, welcher durch keine Scheidewand beengt wird, herbergt Mensch und Vieh in bester Eintracht bei einander. Das Feuer wird in der Mitte angezündet, und sucht sich seinen Ausgang zum Dache hinaus. Es gibt jedoch auch bessere Hütten der Art, in welchen schon so viel Bildung herrscht, daß man einen Herd oder Kamin für das Feuer hat. Von einem Schornsteine ist jedoch nirgends die Rede.

Der ganze Hausrath besteht in wenigen Gefäßen, die man etwa zu seinen Nahrungsmitteln und zur Besorgung des Viehes bedarf. Wollte man eine solche Hütte, mit sammt ihrem Zubehör abschätzen, so würde sie schwerlich auf 20 Gl. K. M. kommen.

Neben den Wohnungen sind weder Scheunen noch Schoppen. Alles, was man nicht in die Hütte bringen kann, bleibt unter freiem Himmel. Getreide und Viehfutter setzt man in runde, kegelförmige Haufen, und da diese Haufen in Form und Farbe sich wenig von den Hütten unterscheiden, hat eine solche Ortschaft das Ansehen von einem Termitenbaue, besonders wenn man sie in der Ferne sieht. Der niedrige Eingang und das enge und gekrümmte Behaben in diesen Wohnungen macht, daß die Menschen meistentheils ein wenig gebückt gehen.

Wenn etwa die Beschreibung der Häuser übertrieben zu seyn scheint, dann kann ich noch elendere aufführen. Denn ich sah an mehreren Orten an der Straße Hütten von bloßen Baumästen zusammengebaut, welche oben mit Rasen und Erde beworfen waren. Ja selbst Wirthshäuser der Art habe ich gefunden, in denen ich freilich nicht eingekehrt bin. Wie schnell eine solche Wohnung fertig sey, davon sah ich ein Beispiel auf dem Bergrücken jenseits Barod. Als ich hinwärts reiste, trug eine Familie eben, trotz Kälte und Schnee, die Materialien zu einem solchen Baue zusammen, und als ich zehn Tage darauf zurückkehrte, war die Hütte fertig und bereits bewohnt.

Als Zusatz zu dem, was ich weiter oben über die Religiosität der Wallachen sagte, muß ich hier noch Einiges nachtragen.

Sie bekennen sich zur griechischen Kirche und zwar zu beiden Abzweigungen derselben, d. h. der unirten und nicht unirten. Ihre Geistlichkeit ist, wie dieß wohl von allen Konfessio-

nen gesagt werden muß, nicht überall als exemplarisch zu rühmen; jedoch kann man zu ihrem Ruhme behaupten, daß sie eine große Menge höchst ehrwürdige Mitglieder zählt. Leider aber gelingt es diesen selten, durch Lehre und Beispiel das Volk in seiner Moral höher zu stellen und Unwissenheit und Aberglauben auszurotten. Die Kirche besucht dasselbe fleißig, mag dieß aber wohl nicht selten aus Gewohnheit oder auch darum thun, weil ihm in denselben behaglicher ist, wie in seinen elenden Hütten. Durchschnittlich wird die Geistlichkeit schlecht besoldet, so daß viele Individuen derselben mit Noth und Sorgen zu kämpfen haben. Aber gerade unter diesen findet man die meisten gewissenhaften Seelenhirten.

Ob dem Volke großartige Gesinnung, so wie persönlicher Muth abzusprechen sey, das mag darnach beurtheilt werden, daß es, obgleich rachsüchtig, dennoch seinem Feinde dann am ersten verzeiht und ihm hilft, wenn ihn Unglück trifft, und daß die Männer einzeln und mit schlechten Waffen versehen, die Wälder durchstreifen, und bei Gelegenheit Wölfe und Bären bekämpfen. Erstere erlegen sie am meisten und liebsten aus einem Hinterhalte, welches sie auch um so leichter thun können, als diese Bestien im Winter des Nachts in die Dörfer kommen und in die Viehstallungen eindringen. Bei solcher Jagd bewiesen die Wallachen eben so viel List als Unerschrockenheit.

Von ihrem Muthe hat die ganze siebenbürgische Nation übrigens schon oft die glänzendsten Proben abgelegt, wie die Geschichte nachweist. Wie der Ungar, lernt der Wallache leicht reiten, da er, wie jener, bei seinen Pferden aufwächst und sie mit Leichtigkeit behandelt. Mann und Roß sind im Kriege besonders ausdauernd, so daß es beide nicht zu Grunde richtet, wenn sie auch, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ganze Tage marschiren müssen. Denn so klein die Pferde auch sind, so haben sie doch, im Verhältniß zu ihrer Größe, viel Kraft, und beweisen eine Ausdauer, die man nicht genug schätzen und bewundern kann. Bei der großen Empfänglichkeit für Bildung und bei seinen angebornen geistigen Talenten ist der Wallache bald als Soldat ausexercirt und es kostet Mühe, die Vorstellung eines derartigen gewandten Kriegers mit der von einem rohen wallachischen Bauer in Einklang zu bringen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise in das Innere von Yemen.

(Von Herrn Bréon, Oberaufseher des Anbaues der französischen Regierung auf der Insel Bourbon.)

2. Reise von Thaïs nach Ouden.*)

Auf fürchterlichen Wegen, welche zwischen den Betten ausgetrockneter Flüsse oder den Abhängen kahler Gebirge hinführten, waren wir nach Thaïs gekommen. Wir stellten dem Messier und dem Hyman die für sie bestimmten Geschenke zu, worüber beide große Zufriedenheit äußerten.

Die Stadt Thaïs ist mit einer 18 bis 20 Fuß hohen und 10 bis 14 Fuß breiten Mauer umgeben, welche von alten verfallenen Thürmen flankirt ist. Sie liegt an der Rückseite eines hohen Berges, und mag etwa eine kleine halbe Stunde lang und eine Viertelstunde breit seyn. Sie hat drei recht artige Thore, welche von Thürmen vertheidigt werden, in denen unten Zollbeamte und oben die wachthabenden Soldaten wohnen; zwei Forts, eines gegen Morgen, das andere gegen Abend, stehen leer und sind dem Einsturz nahe; das dritte, gegen Mittag gelegene aber liegt auf einem 150 Metres hohen Spitzhügel und beherrscht die Stadt. Hier liegen die Truppen des Hyman, dessen Hauptstadt Sana ist. Dieses letztere Fort scheint ziemlich gut erhalten, hat jedoch keine Kanonen, deren es, wahrscheinlich der schlechten Wege und der Schwierigkeit des Transports wegen, im ganzen Innern des Landes keine gibt.

Die Stadt Thaïs scheint vor Alters sehr bedeutend gewesen zu seyn; jetzt ist mehr als ein Drittheil der Häuser verfallen, und ein Theil der noch übrigen steht leer und befindet sich in einem so schlechten Zustande, daß manche von ihnen auf den Vorübergehenden zusammenstürzen zu wollen scheinen. Die sehr schlecht gezogenen Straßen sind dergestalt mit Steinen und andern Trümmern angefüllt, daß kaum zwei oder drei Personen neben einander gehen können; doch sieht man noch mehrere recht hübsche, drei bis vier Stock hohe Häuser und einige schöne Straßen. Die Hauptzierde der Stadt aber sind die fünf Moscheen, die Brunnen, die öffentlichen Bäder und das Karawanserai, ein schönes Gebäude, welches bei vierhundert Reisende beherbergen kann. Der Ruin dieser Stadt kommt von der Unfruchtbarkeit der Umgegend, auf sieben bis acht Stunden im Umkreise, und davon her, daß sie vor Alters einem beduinischen Fürsten gehörte, dessen Hauptstadt sie war. Die reichsten Einwohner sind nach Sana gezogen, doch bringt der Hyman fast alle Jahre zwei bis drei Monate in Thaïs zu, und dann ist es ziemlich lebhaft daselbst. Die Stadt liegt 36 bis 40 Stunden östlich von Mokka, und ihre Bevölkerung mag sich auf 10 bis 15,000 Seelen belaufen. Von Moussa bis nach Thaïs sind die Bewohner des Landes sehr bösartige und kriegerische Beduinen, von denen der Reisende, wenn er sich ohne Bedeckung befindet, oft beraubt oder gar ermordet wird. Selbst in Thaïs durften wir nicht wagen, ohne Bedeckung auszugehen, um nicht von dem bettelnden Pöbel belästigt oder beschimpft zu werden.

Am 14ten schickte uns der Hyman zwei sehr schöne Pferde zum Geschenk für den Gouverneur von Bourbon; auch fügte er zwei Kaschmirshawls bei, den einen für Herrn Forsans, den andern für mich.

Da Herr Forsans gefährlich krank wurde, kehrte er nach Mokka zurück; ich aber verfolgte, von dem französischen Banianen, dem Dolmetscher, zwei Bedienten und zwölf Soldaten begleitet, den Weg ins Innere in östlicher Richtung, um mich nach Ouden oder Eden zu begeben. Um sieben Uhr Abends kamen wir nach Amaquit, ungefähr zehn Stunden von Thaïs. So wie man die letztere Stadt verläßt, führt der Weg, bis auf eine Stunde vor Amaquit, an der großen Gebirgskette der Kartari hin, welche Arabien von Norden nach Süden durchschneidet. Kommt man aus der Gebirgskette heraus, so tritt man in ein Thal, welches von einem Bach bewässert wird, dessen Ufer mit einer Art Quecke oder Hundsgras bedeckt sind; dieser Bach schlängelt sich durch eine Wiese, auf welcher mehr als 2000 junge Kamele von sechs Monaten bis zu vier Jahren weideten. Diese Thiere bleiben Tag

*) Herr Bréon war im December 1822 von Bourbon abgereist und im März 1823 nach Mokka gekommen. Er hatte den Auftrag, einen Handelsvertrag mit den Arabern abzuschließen, und Kaffeesamen mitzubringen, um die Kaffeepflanzungen auf der Insel Bourbon wieder herstellen zu können. Siehe den ersten Abschnitt der Reise Jahrgang 1835. Nr. 106 ff.

und Nacht auf der Weide, und wenn sie ein Alter von über vier Jahren erreicht haben, werden sie weggetrieben, gezähmt und abgerichtet.

Amaonit ist ein Dorf mit ungefähr dreißig Hütten und einem schönen Karawanserai; die Einwohner leben von Almosen, und dem Vermiethen ihrer Kamele und Esel an die Reisenden, von denen hier stets ein großer Zusammenfluß ist, weil sich in diesem Dorfe die drei großen Straßen ins Innere vereinigen. Bei meiner Ankunft im Karawanserai waren bereits alle Plätze besetzt, so daß ich genöthigt war, zwei Esel aus ihrer Stallung herausziehen zu lassen, um mit meinem Gefolge ein Unterkommen zu finden. Ich hatte bald nach meiner Ankunft viel von einer heftigen Kolik, welche ich mir durch das schlechte Wasser zugezogen hatte, aber mehr noch von den Einwohnern des Orts und den aus der Umgegend herbeigekommenen Neugierigen zu leiden, welche mich bis gegen ein Uhr nach Mitternacht mit ihren Besuchen belästigten.

Von Amaonit nach Eschewal sind ungefähr acht Stunden; der Weg führt über eine Gebirgskette der Karkari. Die Eingebornen ziehen allen nur möglichen Nutzen von dem wenigen anbaufähigen Boden, den sie besitzen: mit großer Sorgfalt suchen sie die kleinen Inseln der Flüsse zu befestigen und zu erhalten, und bilden Terrassen in den Gebirgsschluchten, um auch nicht einen Fuß breit nutzbaren Bodens zu verlieren. Sie bauen Weizen, Gerste, Opiummohn, Esparsette und Reps; ihr Weizen, der dem ägyptischen ähnlich, ist von vorzüglicher Güte, obschon er in sehr dürrem Boden und fast ohne allen Regen aufwächst. Da die Eingebornen ihren Weizen nach dem Schnitt nicht in Garben zusammenbinden, so wird er gleich auf dem Felde ausgedroschen; ich kaufte für 20 Franken gegen 600 Pfund von der besten Qualität, um ihn auf Reisen als Samen zu benutzen. Gemüse und Obstbäume gibt es hier zu Lande nicht, einige Nußbäume in den Kaffeepflanzungen und einige Weinstöcke ausgenommen, welche wild an den großen Bäumen emporwachsen. Seit meiner Abreise von Mekka sah ich hier die ersten Kaffeepflanzungen; man nennt mithin im Handel den arabischen Kaffee mit Unrecht Mekkakaffee, denn die Kultur desselben beginnt erst 40 Stunden von der Stadt, von welcher er seinen Namen hat.

In Eschewal quartirte man uns in einem alten Gebäude ein, welches einem Banianen gehört hatte, aber wegen Bedrückungen des Gouverneurs von ihm verlassen worden war. Ich hatte viel von der neugierigen Menschenmenge zu leiden, welche mich fortwährend umgab, und so viel Staub erregte, daß ich kaum Athem holen konnte. Erst gegen Mitternacht, als das versammelte Volk, das die Neugier wohl eine Stunde Wegs aus der Umgegend herbeigezogen hatte, sich wieder zerstreute, war eine Ruhe vergönnt. Eschewal ist von etwa 3 bis 4000 Beduinen bewohnt, hat jedoch weder ein Fort noch Mauern. Auf den Hügeln in der Umgegend sieht man kleine runde Thürme, in deren jedem der Hyman fünf bis sechs Soldaten unterhält, welche unter dem Befehl des Gouverneurs stehen und die polizeiliche Ordnung aufrecht zu halten haben. Eschewal hat gut gebaute Häuser und viele Brunnen und öffentliche Bäder, aber nur Eine Moschee und schlecht angelegte Straßen. Eschewal liegt in der Nähe des letzten Spitzbergs der großen Karkari-Kette, in einer Höhe von ungefähr 2500 Metres; ich befand mich da mitten im Frühling; die Luft war angenehm, nur etwas kühl, weßhalb ich Tuchkleider anziehen mußte. Die Eingebornen versicherten mich, daß es im Winter friere und die Felder oft mehrere Tage lang mit Schnee bedeckt seyen.

Marasse ist ein Dorf mit wenigen von wilden Beduinen bewohnten Hütten. Wir frühstückten hier und setzten unsern Weg nach Gublin fort. Der Banian und meine übrigen Begleiter wollten in Marasse bleiben, um nicht bei Nacht von der Kälte überrascht oder wohl gar, wovon man viele Beispiele habe, von den Orang-Utangs gefressen zu werden. Diese Thiere sind zwar sehr zahlreich, doch nichts weniger als gefährlich, da ein einziger Flintenschuß hinreicht sie zu entfernen. Dieser mehr aus Faulheit als aus Furcht vorgebrachten Einwendungen ungeachtet setzte ich dennoch die Reise fort, weil ich mit Recht glaubte, von den Orang-Utangs weniger zu fürchten zu haben, als von den Bewohnern eines Dorfs, die schon mehrere Reisende beraubt und ermordet hatten. Auf dem Gipfel des Gebirgs angelangt, kamen wir in ein mit aller der Kunst und Oekonomie angebautes Thal, welche wir schon zu Eschewal bemerkt hatten, und erreichten nach einem Marsch von 2½ Stunden gegen 7 Uhr Abends Gublin. Man brachte mich in das Haus eines sehr höflichen und gastlichen Banianen, bei dem ich eine gute Nacht zugebracht haben würde, wäre ich nicht abermals von einer neugierigen Menge gepeinigt worden, die, sobald sie von der Ankunft des Christen Kunde erhalten, von allen Seiten herbeigeströmt kam. Ich ließ die Thüre schließen, und empfahl den Soldaten darauf zu sehen, daß man sie nicht einstoße; kaum war ich aber in mein Zimmer gegangen, so brach sie auch schon zusammen, und ich mußte eilig hinausgehen, um zu verhüten, daß die Soldaten mit dem Volk nicht handgemein wurden. Es blieb mir jetzt nichts übrig, als drei große Wachsfackeln anzuzünden und auf einen mitten im Hofe liegenden Steinhaufen zu steigen, wo ich gegen drei Stunden den Blicken der neugierigen Menge ausgesetzt blieb, die mich mit einer an Entsetzen gränzenden Ehrfurcht betrachtete. Nach Verlauf dieser peinlichen Stunden glaubte ich endlich herabsteigen, in mein Zimmer gehen und ruhig schlafen zu können; allein auch hier wurde ich von einigen Einwohnern des Orts, die mich noch nicht gesehen hatten, aus meiner Ruhe gestört. Aergerlich über diese Unverschämtheit, trat ich ihnen mit einer Pistole in der Hand entgegen, und nun erst zogen sie sich zurück, und warnten die übrigen mir ja nicht in die Nähe zu kommen, weil ich zornig sey. Jetzt hatte ich Ruhe und konnte ungestört schlafen.

(Schluß folgt.)

Indische Miscellen.

Am 24sten August kam ein Schiff in Bombay an und hatte die Reste des unglücklichen Detaschements an Bord, das die Insel Secotra besetzt gehalten hatte. Die Nachbarschaft von Tamarida, wo das Detaschement zuerst lagerte, wird stets ungesund seyn, da sie, mit Ausnahme einer einzigen Erhöhung, während des Monsuns ein völliger Sumpf ist.

Der Zemindar, welcher den englischen Kommissär zu Delhi, Herrn Fraser, ermorden ließ (s. Nr. 72), wurde am 27sten October vorigen Jahres mit dem Galgen hingerichtet unter dem Zulauf einer ungeheuren Menge, die sich jedoch ruhig verhielt. Doch hatte man nöthig gefunden, mehrere Regimenter nebst einigen Kanonen zum Schutze der Hinrichtung aufzustellen.

Nach einem Schreiben Kapitän Wade's, des politischen Agenten zu Ludianah, hat sich Rundschit Sing zwar von seinem Schlaganfall erholt, soll aber unmöglich mehr lange leben können. Die Offiziere der bengalischen Armee freuen sich schon auf dieß Ereigniß, weil es ihnen bei den gewiß ausbrechenden Unruhen Beschäftigung verspricht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1836.

Die Indigopflanzer in Indien.

Mit Ausnahme der Manufakturisten und Kaufleute, welche an den großen Garnisonen ihren Wohnsitz aufschlugen, sind die Indigopflanzer die einzigen nicht im Kompagniedienste befindlichen Europäer, welche sich im Innern Bengalens niedergelassen haben. Freilich herrscht unter dieser Klasse in Sitten und Kenntnissen, in Farbe und Herkunft eine große Verschiedenheit: wir finden Europäer und Indobritten von allen Schattirungen und Graden, Leute von den feinsten Sitten, wohlwollend und höflich, andere roh und demoralisirt, und oft läßt es sich nicht einmal mit Sicherheit angeben, ob die fremden Abenteurer oder die Kinder des Bodens sich mehr auf die eine oder die andere Seite hinneigen, denn viele Indobritten sind durch alle Vorzüge ausgezeichnet, welche die Gesellschaft zieren, und manche Europäer tragen eben so offenkundig jedes Laster zur Schau. Alle Indigopflanzer indeß hatten, namentlich unter dem alten Régime *) gegen Vorurtheile zu kämpfen; keiner besaß einen besondern Rang oder Stellung im Lande, und, wenn fern von Calcutta angesiedelt, dem einzigen Orte, wo Kaufleute, die nicht mit der Kompagnie in Verbindung standen, noch geachtet wurden, sah man sie stets scheel an, und sie wurden in den Kreisen, wo sie erschienen, fast nur geduldet, nicht als gleich berechtigte Mitglieder angesehen.

An manchen Orten, Tirhut z. B., leben die Indigopflanzer in ziemlich großen Gemeinden, oft sind sie in geringer Entfernung von einander oder von den Offizieren und Beamten der Garnisonen, so daß man sich leicht gegenseitig besuchen kann, eine nicht geringe Anzahl aber lebt auch fast ganz einsam. Oft stößt man auf einer Reise durch entlegene unbesuchte Gegenden mit einem Mal auf ein prächtiges von stattlichen Gärten umgebenes Haus: ist der Eigenthümer, gewöhnlich ein Junggeselle, zu Hause, so wird der Reisende mit der größten Gastfreundlichkeit bewillkommt, und findet in der einsamen Wohnung allen Luxus, den Geschmack und Reichthum herbeischaffen können. In Abwesenheit des Hausherrn nehmen die Diener seine Stelle ein, und der Fremde wird eingeladen, sich in den Gärten zu ergehen, oder in den langen Zimmerreihen auszuruhen.

*) Demjenigen nämlich, welches ohne Erlaubniß der Kompagnie keine Ansiedlung gestattete.

Obwohl die Häuser von Europäern in Indien häufig von parkartigen Gärten eingeschlossen sind, so werden diese doch nicht wie in England durch enge Stakettenzäune, Thore und Pförtnerhäuschen geschlossen: eine Umfriedung findet sich gewöhnlich, meistens eine niedere Lehmmauer, oder eine Hecke von Aloe oder Stachelbirnen, die meist nicht zureichen, um das Vieh abzuhalten; hierin unterscheiden sie sich sehr von den Wohnungen der reichen Eingebornen, welche stets mit hohen Mauern in einer Art umgeben sind, daß sie wie kleine Festungen aussehen. In gefährlichen Gegenden, wo Schluchten den wilden Thieren einen Aufenthaltsort gewähren oder Räuber umherstreifen, werden oft ganze Dörfer von einer hohen Lehmmauer eingeschlossen, ein Schutz, der zwar äußerst unmalerisch, durch seine Eigenthümlichkeit aber interessant ist, namentlich in einer dürren Ebene, wo die obenerwähnten Schluchten häufig Berstungen in der Oberfläche sind. Europäer dagegen scheinen weder Abgeschlossenheit noch Sicherheit zu suchen, und während man in England nur hie und da von einem günstigen Punkt der Straße aus die Landhäuser erblicken kann, gelangt man in Indien leicht bis an die Schwelle irgend eines glänzenden Palastes, und ist, oder *war* vielmehr, — denn auch hierin, wie in so manchem anderen Zuge angloindischer Sitten, ist in neuerer Zeit mannichfacher Wechsel vorgegangen, — beinahe gewiß, innerhalb der Mauern einen freundlichen Empfang zu finden, oder in Abwesenheit des Eigenthümers Erlaubniß zu erhalten, in den Gärten und Zimmern des Palastes umherzuschlendern, und jenen wachen Träumen nachzuhängen, welche die Einbildungskraft so gern an einsamen Orten beschleichen. Schweigen und Einsamkeit sind indeß nicht immer die charakteristischen Züge einer abgelegenen Indigofaktorei; der Reisende hat manchmal das Glück, eine zahlreiche und anmuthige Familie, wo junge und schöne Damen die Gesellschaft beleben, in den Wäldern und Wildnissen angesiedelt zu finden.

Die Frauen und Töchter der höhern Klasse von Indigopflanzern gehören zu den besterzogenen und elegantesten Damen Indiens, und stechen, was die Kleidung betrifft, häufig alle an-

dern aus, denn bei ihrem großen Reichthum können sie ihrer Neigung zu einer kostbaren Garderobe mehr nachgeben. Bei weitem der größere Theil der Europäer in Indien ist entschieden arm, und da man über einen gewissen Punkt hinaus keine Einschränkungen mehr machen kann, so lassen die nothwendigen Ausgaben für die gewöhnlichen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens ihnen wenig Geld für äußern Staat übrig. Sehr wenige Militärs, — und diese machen in den obern Provinzen die Mehrzahl aus, — sind im Besitz eines reichlichen Einkommens, die Civilbeamten sind zu sehr zerstreut, um in der Gesellschaft entschieden den Ton anzugeben, und da viele derselben tief verschuldet sind, so können sie nicht immer auch im Aeußern eine gewisse Ueberlegenheit zur Schau tragen. Man kann zwar zugeben, daß die Damen in Indien sich so gut kleiden, als die derselben Klasse in England, man kann ihnen sogar hierin eine Ueberlegenheit zugestehen, aber dennoch macht ihre Erscheinung im Allgemeinen keineswegs den Eindruck, wie die Damen in den großen, reichen Hauptstädten, wo Manufakturisten, Detailhändler und Modistinnen Alles aufbieten, um unter dem schönen Theil der Gesellschaft, der zu solchen Ausgaben so leicht zu verlocken ist, den Luxus der Kleidung zu einer Nothwendigkeit zu machen. Als der weibliche Theil der Gesellschaft in Indien noch weit minder zahlreich war, wie jetzt, und als Ehemänner und Väter noch über weit größere Hülfsquellen verfügten, da war vermuthlich der weibliche Anzug ungemein prächtig, aber die Zeiten haben sich kläglich geändert, und obwohl noch immer viel Geld für Putz ausgegeben wird, so erreicht man damit doch in Calcutta weit weniger, als in London und Paris, wo, auch wenn die Kolonialmärkte überführt sind, unendlich mehr Mannichfaltigkeit und Auswahl in den zum Verkaufe ausgestellten Artikeln vorhanden ist. Wollte man auch der Hauptstadt von Bengalen denselben Rang einräumen, wie den europäischen Hauptstädten, so käme doch immer noch die Gesellschaft in den obern Provinzen in Betracht, und hier ist es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß unter zehn Damen kaum Eine sich im Jahr eine einzige Kleidung von den fashionablen Modistinnen Calcutta's kommen lassen kann. Fragt man bei den ersten Modistinnen der Präsidentschaft, für wen die Sendungen aus Paris bestimmt sind, so wird man durchgängig hören, daß bei weitem der größere Theil von Damen gekauft wird, welche den Familien von Indigopflanzern angehören. Da diese meistentheils verurtheilt sind, in entfernten und einsamen Gegenden zu wohnen, so stößt man somit häufig auf Personen mit kostbaren und eleganten Anzügen, wo man es am wenigsten erwarten sollte.

Die meisten Angloindier sind an Einsamkeit und einsames Reisen allzu gewöhnt, um es sonderlich langweilig zu finden, dennoch aber sind wenige unempfindlich für den Reiz eines unerwarteten Eintritts in angenehme Gesellschaft; doch können nur diejenigen, welche lange einsam und trübselig, ohne Gesellschaft irgend einer Art, umher gereist sind, die Aufnahme in den Schoß einer reizenden Familie gehörig schätzen, wo jedes einzelne Mitglied gleich bereit ist, den zufälligen Umstand, der eine neue Bekanntschaft in ihre Wohnung führt, zu benützen, und dem Fremden seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Trotz der großen Abgeschiedenheit von der Welt, sind die Töchter eines Indigopflanzers selten verurtheilt ihre Reize lange unbeachtet in der Einsamkeit blühen zu sehen; ihre Ansprüche auf Bewunderung werden bald laut, häufig erzeugt sich ein romantisches Interesse in denen, die keine Gelegenheit hatten, selbst zu sehen und zu urtheilen, eine weite Reise ist nicht selten die Folge, und in vielen Fällen endet die Sache damit, daß der abenteuerliche Freier eine Braut im Triumphe davon führt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wallachen in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Wie ich schon bemerkt habe, empfiehlt man sich bei diesem Volke ganz besonders dadurch, wenn man seine Sprache kennt. Sie ist es aber auch werth, daß man sie erlernt, denn sie hat wohl, außer der Italienischen, die meiste Weichheit, Biegsamkeit und Wohlklang unter allen andern europäischen Sprachen. Hört man das Volk unter einander sprechen, oder wird man durch schönen Gesang erfreut, so wird man auf das angenehmste überrascht. In der That aber gewährt es den wunderbarsten Kontrast, diesen Wohlklang zu hören von Menschen, deren Aeußeres so roh und abstoßend ist. Um dadurch nicht in meinem Genusse gestöret zu werden, wandte ich mich oftmals ab, so daß ich sie nur hörte, ohne sie zu sehen. Die Sprache enthält eine Menge dem Italienischen nachgebildete Worte, und namentlich sind die Zahlwörter meistens italienisch. Außerdem kommen viele slavische Ausdrücke vor, und von diesen fast wieder nur lauter wohlklingende. Hört man einen Wallachen neben einem Ungarn sprechen, so tritt der große Unterschied dieser beiden Sprachen gerade so stark hervor, als wie sich der Charakter des Erstern von dem des Andern unterscheidet. Ziemlich schnell und fließend strömt die Rede des Wallachen dahin, während die des Magyaren gesetzt, ein wenig hart, aber würdevoll ertönt. Auch für den, welcher beide Mundarten gar nicht kennt, macht sich dieser Unterschied bemerklich, und er wird daran sogleich unterscheiden, welcher Wallachisch und welcher Ungarisch spricht.

Daß man das Reisen in die Gegenden, wo Wallachen wohnen, so scheut, und daß man von der Gefährlichkeit dieses Volkes, besonders wegen der öffentlichen Sicherheit, solche entsetzliche Begriffe hat, das kommt wohl hauptsächlich von dessen äußerem Ansehen her. Denn es ist wahr, daß, wenn man einmal in Deutschland eine Bande Bauern so nächtlich gelagert sähe, wie ich die bei Hunyady traf, man gewiß keinen kleinen Schrecken empfinden, und sich auf völliges Ausgeraubtwerden, wo nicht auf noch etwas Schlimmeres gefaßt machen würde. Als ich unmittelbar nach meiner siebenbürgischen Reise nach Wien kam, schwebte mir noch das Bild der wallachischen Ortschaften lebhaft vor. Wie sonderbar, dachte ich, müßte es einem Wiener vorkommen, wenn er plötzlich in ein wallachisches Dorf versetzt würde; aber dennoch wäre es die große Frage, ob

ihm nicht noch weniger unheimlich wäre, wie dem Wallachen, den man plötzlich nach Wien brächte. So kommt am Ende Alles auf Gewohnheit an, und es findet der Wilde seine Hütte so schön und comfortabel, wie der civilisirte Reiche und Angesehene seinen Palast. Ich kann übrigens hier das Bekenntniß ablegen, daß ich, als ich mich nur einigermaßen mit jenen Menschen bekannt gemacht und eingerichtet hatte, mich gar nicht in dem Grade unbequem fühlte, als wie ich dieß anfangs gefürchtet hatte. Ja, ich konnte mir es sogar erklären, wie es möglich sey, daß ein civilisirter Mensch, wie jener Engländer, wenn er unter die Wilden geräth, und sich erst mit ihnen eingerichtet hat, unter ihnen bleibt und sich nicht mehr zurück in sein Vaterland sehnt. Das Leben in, mit und nach der Natur gewinnt sehr bald einen eigenthümlichen Reiz, und man fühlt sich in demselben so frei, so ohne allen Zwang und ohne Beschränkung, daß dadurch die Vergnügungen und Genüsse, welche eine höhere Bildung mit sich bringt, verdunkelt werden.

Reisen ins Ausland sind bei den Wallachen eine große Seltenheit, und nur ganz besondere oder unvermeidliche Umstände können ihn zu denselben veranlassen. Wer von ihnen noch am ehesten dazu kommt, das sind die Fuhrleute. Diese haben es zur Gewohnheit, 3, 5 bis 7 Pferde vor ihren Wagen zu spannen. Stets haben sie eine ungrade Zahl. Ob dieß bloß auf dem Herkommen, oder auf einem Aberglauben beruht, das habe ich nicht erfahren können. An die Deichsel wird jedesmal eines weniger gespannt, als wie vorn, daher gehen bei fünfen, zwei hinten und drei vorn, bei sieben drei hinten und vier vorn. Wo man bloß drei angespannt hat, gehen sie alle an der Deichsel. Selten geht ihre Fuhre weiter als bis nach Pesth. Zuweilen jedoch fahren sie auch bis nach Wien. An ihrem ganzen Gespann sind sie leicht zu erkennen. Sie fahren überaus rasch und die Berge hinab sehr häufig mit voller Ladung in einem Jagen ohne die Räder zu sperren, so daß man jeden Augenblick erwarten muß, es würden die Pferde zusammenstürzen und Vieh und Menschen den Hals brechen. Aber es ist eine große Seltenheit, daß so etwas geschieht, weil die Pferde sehr sehnig und gelenkig an den Füßen sind.

Was ich sonst noch von diesem Volke sagen könnte, das spare ich auf bis dahin, wo ich es in seiner Lebensweise und in seinen Sitten noch näher beobachtet habe, wozu ich diesen Sommer Gelegenheit haben werde.

Behandlung der freien Farbigen in Cincinnati.

Bei der steigenden Wichtigkeit der Frage, was wird aus den Sklaven und der farbigen Bevölkerung Nordamerika's werden, und welchen Einfluß übt das Vorhandenseyn freier Farbigen auf der einen und der Sklaven auf der andern Seite auf die Gesellschaft in Nordamerika aus, wollen wir dem in so vieler Hinsicht bemerkenswerthen Werke Abdys, aus dem wir schon wiederholt größere Mittheilungen gemacht, einzelne Züge entnehmen, welche auf die Stellung der farbigen Bevölkerung das deutlichste Licht zu werfen geeignet sind. Wir beginnen mit einem Zuge, der namentlich darum merkwürdig ist, daß man sieht, wie die Farbigen, wo sie sich die stärkern fühlen, den Anmaßungen der Weißen nachzugeben nicht geneigt sind.

So brutal man auch in der ganzen Union gegen die Farbigen verfährt, so hatte doch bis vor Kurzem noch kein Staat es gewagt, seinen Haß so weit zu treiben, um sie mit Gewalt zu verjagen. Zu Cincinnati wurde indeß ein Versuch gemacht, ein im Jahre 1807 erlassenes und seitdem unbeachtet gebliebenes Gesetz wieder in Ausübung zu bringen. Es wurde also der farbigen Bevölkerung angezeigt, daß sie die Stadt verlassen oder fünfhundert Dollars Sicherheit leisten müßten für ihr gutes Betragen, da sie eine Last für die Stadt werden könnten; der wahre Zweck war nur die Eifersucht der arbeitenden Klassen zu befriedigen und ein Asyl zu zerstören, wo Flüchtlinge aus Kentucky, die jedes Jahr zwei- bis dreihundert betragen, sicher waren eine Unterkunft zu finden. Die Antwort auf die Mittheilung war aber, es sey keine Möglichkeit vorhanden die verlangte Bürgschaft zu leisten, und sie hätten nicht die Absicht sich der angedrohten Verjagung zu unterwerfen; Vorbereitungen wurden gemacht, um bis auf den letzten Tropfen Bluts sich gegen einen Angriff zu wehren, den der schlechtere Theil der weißen Bevölkerung in der That beabsichtigte. Der Angriff geschah auch wirklich durch etwa 500 Mann, ein Theil der Farbigen aber verschanzte sich in ihren Häusern, feuerte aus den Fenstern auf die Angreifer, fiel aus, als diese wichen, und jagte sie zurück mit dem Muthe, den ihnen ihre gerechte Sache einflößte. Der Erfolg war, daß die Weißen den Kampf aufgaben, nachdem zwei oder drei getödtet und mehrere verwundet worden waren, während die Schwarzen nicht Einen Mann verloren. Ein authentischer Bericht über die Getödteten und Verwundeten wurde nie bekannt gemacht, denn da mehrere in diese schmähliche Geschichte verwickelte Personen den bedeutendern Familien der Stadt angehörten, so verbargen die Verwandten deren Schicksal, und man warf über die Niederlage einen Schleier, den man über den Angriff selbst nicht werfen konnte.

Seit dieser Zeit ließ man die Sieger unbelästigt; ihre Anzahl beträgt nahezu 5000, von denen drei Viertheile entlassene Sklaven aus Kentucky und Virginien sind, von denen die meisten sich ihre Freiheit selbst erkauft haben. Eingeborne besitzen ziemlich viel Vermögen, und mit wenigen Ausnahmen betragen sich Alle sehr fleißig und ordentlich. Obwohl sie den Schulfonds nicht mit benützen dürfen, von dem Waisenhause ausgeschlossen sind, keine politischen Rechte haben und sogar in diesem „freien“ Staate gegen Weiße kein Zeugniß ablegen dürfen, so müssen sie doch dieselben Abgaben zahlen. Einem derselben wurde kürzlich eingebrochen und 16 Dollars nebst einigen Kleidungsstücken gestohlen, der Dieb wurde ergriffen, der Beweis gegen ihn war vollständig, aber die Vertheidigung seines Advokaten, daß das Zeugniß des Klägers als eines Farbigen nicht gültig sey, wurde als genügend angenommen, und der Prozeß endigte mit einer Lossprechung. Um dieselbe Zeit wurde einer dieser Unglücklichen von einem Weißen in Gegenwart von fünf oder sechs Farbigen ermordet, und derselbe Grund, daß kein Farbiger gegen einen Weißen zeugen könne, schützte den Mörder vor der Strafe. Ich habe diese Anekdote von einem Weißen, der während des Prozesses, zu dem der letztere Fall Anlaß gab, anwesend war.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise in das Innere von Yemen.

2. Reise von Thaïs nach Ouden.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen wagte ich mich, der zuströmenden Menschenmenge ungeachtet, aus, um die Stadt zu besehen. Sie ist auf einen Hügel gebaut; die zwei bis drei Stock hohen, blendend weiß angestrichenen Häuser sehen meist recht artig aus und sind gut unterhalten; die Straßen sind eng und nicht nach der Schnur gezogen; die Stadt hat viele Brunnen und öffentliche Bäder und mehrere Moscheen, und mag etwa einen Raum von einer halben Quadratliene einnehmen. Einige kleine Thürme, in denen ungefähr zwanzig Soldaten liegen, welche unter dem Befehl des Gouverneurs stehen, sind die einzigen Vertheidigungswerke. Gublin ist 56 Stunden von Mokka entfernt, und liegt gegen Osten etwa 2500 Metres über dem Meeresspiegel; die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 5 bis 6000, worunter der achte Theil Juden, die in Arabien als die besten Landwirthe angesehen werden.

Die Umgebungen der Stadt sind ebenfalls durch die kunstvolle Weise ausgezeichnet, mit welcher auch der kleinste Theil anbaufähigen Bodens benutzt ist. Unterhalb Gublin schlängelt sich ein schöner kleiner Fluß hin, dessen Wasser durch künstliche Vorrichtungen für den Anbau benutzt wird, und auch in den Gebirgsschluchten gibt es viele Quellen, welche zu gleichem Zweck dienen. Nächst dem ägyptischen Weizen ist das Opium der bedeutendste Ausfuhrartikel. Das letztere wird in Brode von 12 bis 15 Pfund zusammengeknetet und dann in mehrere Mohnblätter gewickelt. Aus dem Samen wird Oel geschlagen, das man den Speisen beimengt, und auch den Körper damit einreibt. Die Araber sind große Liebhaber von Oel, wovon sie eine bedeutende Menge verbrauchen; auch aus dem Reiß bereiten sie Oel. Die Araber bauen unter andern auch die Lausania spinosa, und ich bedaure sehr, daß meine Zeit mir nicht gestattete zu sehen, wie sie diese Pflanze für den Handel zubereiten. Ich erfuhr nur so viel, daß die Blätter und Samenkörner zu Staub zerrieben werden, dessen die Weiber im Innern sich bedienen, um Gesicht und Hände gelb zu färben. Gerste, Esparsette und Luzerner Klee wird ebenfalls viel gebaut, und den Pferden, Kamelen, Eseln und dem Hornvieh verfüttert.

Von Gemüsen kennen die Eingebornen nur den Knoblauch und die Zwiebeln, die sie roh und sehr gern essen. Von Obstbäumen findet man Nuß-, Pfirsich- und Aprikosenbäume, mit sehr kleinen Früchten, und wilde Weinstöcke. Kaffeepflanzungen gibt es hier nur wenige, dagegen beschäftigt man sich im Gebirge viel mit der Bienenzucht. Ein Theil des gewonnenen Wachses wird verschickt und der Honig im Lande verzehrt; der Fauralla (30 Pfund) weißes Wachs in Scheiben kostet in Gublin und Eschevai 50 bis 52 Franken. Die Bienenstöcke bestehen aus hohlen, 3 Fuß langen und 2 Fuß im Umfang haltenden Baumstämmen, die man unter die größten Bäume in den Kaffeepflanzungen auf Steine legt. Will man den Honig schneiden, so wird der hintere Deckel weggenommen, und ein rauchender Leinwandlappen verscheucht die Bienen, ohne sie zu tödten; dieses Verfahren wird fünf- oder sechsmal im Jahre wiederholt.

Der Pflug, dessen diese Leute sich bedienen, ist ganz einfach; er besteht aus einem 12 bis 15 Fuß langen Baum, an welchem die Pflugschaar befestigt ist, und der nach hinten in eine krumme Handhabe ausläuft. Er hat weder Vordergestell, noch Streichbrett, noch Räder, sondern nur neben der Pflugschar einen kleinen Tritt, auf den der Ackersmann den Fuß aufsetzt, um der Furche die nöthige Tiefe zu geben. Das ganze Werkzeug wiegt 35 bis 40 Pfund, und ist, so viel ich weiß, die in Arabien einzig bekannte Art. Der Landmann trägt, wenn er aufs Feld geht, seinen Pflug auf dem Rücken, und treibt die beiden Ochsen, welche man daran spannt, vor sich her.

Die Felder dieses Theils von Arabien schienen mir sehr gut bestellt zu seyn, denn sie glichen mehr Gärten, als Feldern, die man mit dem Pflug bearbeitet hatte. Besonders ist dieß der Fall mit den Terrassen, welche oft sehr hoch liegen, und wohin die Ochsen nur auf höchst schwierigen Wegen gelangen können. Eine Art Haue, der die man sich auch bei uns bedient ähnlich, nur daß das dreieckige Eisen länger und schmäler ist, war, außer jenem Pflug, das einzige Ackergeräth, das ich hier sah.

Der Boden dieser Gegend ist von graugelblicher Farbe, locker und sehr steinig. Meiner Ansicht nach dürfte er aus zersetztem Kiesel, Granit und Kalkstein bestehen, die hier sehr häufig angetroffen werden. Die Gipfel der Gebirge bestehen aus kahlem schwärzlichem Fels, welcher aussieht, als ob Feuer darauf gebrannt hätte; allenthalben liegen losgerissene Felsenstücke umher. Vulkanische Spuren habe ich nicht entdecken können.

Das einzige fleischfressende Thier, welches sich in diesen Bergen findet, ist der Luchs; doch kommt er nur selten zum Vorschein und wird von den Eingebornen nicht besonders gefürchtet. Sein Pelz ist weißgrau mit schwarzgelben Flecken; am Bauch ist er ganz weiß. Er erreicht die Größe eines kleinen Wolfs.

Vögel sieht man im Innern nur wenige Arten, und unter diesen am häufigsten Turteltauben und Sperlinge. Die Turteltauben sind so wenig scheu, daß man sie mit Stöcken todtschlagen könnte, und die Sperlinge in Dörfern und Städten so häufig, daß sie ihre Nester oft in die Zimmer bauen.

Der Weg von Gublin nach Eden oder Ouden ist selbst für Kamele ungangbar; denn die Gipfel der Berge sind so spitz, daß man oft die Hände zu Hülfe nehmen muß, um sie zu ersteigen. Auch schlagen die Eingebornen von Ouden diesen Weg nicht ein, wenn sie nach Mokka reisen, sondern umgehen die Gebirge, indem sie Thaïs seitwärts lassen. Zu dieser Reise, und um an das äußerste Ende der Karkarigebirge zu kommen, brauchen sie nicht mehr als sechs bis acht Tage.

Vermischte Nachrichten.

Am 17ten Februar wurde in London eine große Sammlung von Mammuth- und Mastodontenknochen aus Ohio verkauft. Das bedeutendste Stück darunter war ein Hirnschädel mit zwei vollständigen Backenzähnen und zwei leeren Zahnhöhlen; Länge vom Hinterhaupt bis zur Höhle der Stoßzähne 36 Zoll, abgesehen von dem Umstande, daß ein Theil dieser letztern Höhle abgebrochen war; Durchmesser an der Orbita 19 Zoll, Breite des Hinterhaupts 57 Zoll, Länge desselben 87 Zoll, Gewicht des Ganzen 175 Pfund. Das Stück wurde von dem britischen Museum für 157 Pfd. St. angekauft.

In der Nähe des Ural in Sibirien findet sich eine Substanz, Felsenmehl genannt, ein mehlartiger Gyps, den die Eingebornen mit ihrem Brod vermischen und essen. Die Tataren essen gleichfalls das „Felsenmark.“ und gebrauchen „Felsenbutter“ als Heilmittel in gewissen Krankheiten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Ankündigung einer neuen Ausgabe von Goethe's Werken.)

№ 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1836.

Briefe über das Volk der Tschuwaschen.

Vierter Brief.

Nun habe ich auch das Todtenmahl der Tschuwaschen gesehen. Man führte mich, als es völlig dunkel geworden war, in das Zimmer, wo die Feierlichkeit gehalten werden sollte; auf allen Bänken saßen Tschuwaschen und Tschuwaschinnen, und an der Thüre war ein Tisch aufgestellt, auf dem mehrere Schalen und Schüsseln mit verschiedenen Gerichten standen, als Pasteten, Watruschken,*) Schmierkäse und Grützbrei mit Milch, aber nichts von Fleisch. An der Thüre selbst, auf einer Bank neben dem Tisch, standen zwei leere Schalen, und an der Mauer waren zwei Kerzen angeklebt. So viel es Todte in der Familie gab, so viel waren es Kerzen, die in der Familie selbst gemacht und auf eine eigene Art gedreht werden. Zuerst stand der Sohn des Verstorbenen auf, trat an den Tisch, nahm von dem Kuchen, brach Stückchen davon ab, und legte sie in die leeren Schalen mit den Worten: „Vater, wir begehen dein Gedächtniß, hier hast du Brod und verschiedene Gerichte, Alles liegt vor dir, nur beunruhige uns nicht, und komme nicht zu uns!" Dann brach er von der Pastete gleichfalls kleine Stücke ab, legte sie in die Schale und sprach dieselben Worte; eben so schüttete er einige Löffel voll Brei hinein; dann schöpfte er mit einem Trinkgeschirr Bier, und goß ein wenig davon in die andere Schale, jedoch ohne bei allem diesem ein Wort zu sprechen, wischte endlich mit einem Handtuch die Hände ab, und setzte sich an seinen Platz. Hierauf verrichtete die Tochter dieselbe Ceremonie, nach ihr die Verwandten und wer sonst im Zimmer war, und Alle wischten die Hände an dem Handtuch ab, das der Sohn hielt. Das Ganze dauerte wenigstens zwei Stunden, und als Alles zu Ende war, nahm der Sohn die Schalen, in welche man für den Todten die Stüke gelegt hatte, und trug sie in den Hof: an der Hausthüre nahm er alle diese Stücke heraus, und rief die Hunde, welche nun mit Heißhunger gleichfalls das Todtenmahl feierten; fremde Hunde wurden weggejagt.

Nach der Trauerceremonie begannen alsbald die Belustigungen; ein Musikant trat auf mit einem Blasinstrument, ein anderer mit der Gußli;*) Bier wurde herumgegeben, und der Tanz begann, der von dem russischen sich unterscheidet: die Weiber zeichnen sich darin vorzüglich aus. Was mich am meisten amüsirte, war, daß bei der Todtenfeier keiner sich bekreuzte, noch gegen jemand sich verneigte, wer aber tanzen wollte, trat in die Mitte des Zimmers, bekreuzte sich, verbeugte sich nach allen Seiten, und begann dann zu hüpfen und zu springen. Wer zu tanzen aufhörte, bekreuzte sich gleichfalls, und verbeugte sich tief gegen den Vater, die Mutter oder den Aeltesten der Verwandten. Ich entfernte mich bald, denn das Tanzen dauert gewöhnlich bis Tagesanbruch.

Von der Mythologie der Tschuwaschen habe ich bis jetzt wenig begriffen: wie bei den Griechen steht Allem ein besonderer Gott vor. Wie früher schon erwähnt, verehren sie den Gott des Kornhauses, Terkul, ungemein: in einigen Dörfern sind besondere Vorrathshäuser, wo sie zu ihm beten. Vor einigen Jahren ereiferte sich der Geistliche eines Tschuwaschendorfs heftig über den Aberglauben seiner Pfarrkinder, und ließ die Vorrathshäuser mit den Terkuls verkaufen; zwei derselben kaufte ein mir bekannter Bauer, und als er sie abbrach, fand er in den Ritzen und Ecken 15 Rubel an Geld, das die Tschuwaschen als Opfer dahin gebracht hatten; noch jetzt legen sie manchmal Geld in die Ecken dieses Kornhauses, und kürzlich ließen sie eine Henne und eine Ente hinein. Ihre Gebete in den Kerem e t s werden nur alle Jahre einmal, und dann unter großen Ceremonien gehalten. Keremet bedeutet bei den Tschuwaschen eine Pfarre, und mehrere Dörfer bilden zusammen nur Eine. Wenn ein solches Gebet abgehalten werden soll, so kommen aus allen den Keremet gehörigen Dörfern die alten Leute zusammen, gehen zum Jomß (Priester?) und fragen, wann man das Vieh kaufen solle zum Opfer, oder nach ihrem Ausdruck zum Gebet, sammeln dann Geld und kaufen, was er befiehlt, namentlich Stiere, Kälber, Hämmel und mehrere Vögel. Am Tage des Gebets strömt Alles zusammen aus den Dörfern nach der Keremet; in der Nähe desselben in einem Thale wird ein Tisch

*) Eine Art Kuchen aus Eier und Quark.

*) Ein Saiteninstrument, fast wie ein Klavier gestaltet, wo die Saiten, wie bei der Harfe mit den Händen gerissen werden.

aufgestellt, und auf diesen Brod, Salz, Messer um das Vieh zu schlachten, ein Wassergefäß und eine Schöpfkelle gelegt. Hier beginnt man damit gegen Osten gerichtet zu beten, nach dem Gebet führt man den Ochsen an den Tisch, der Priester schöpft Wasser aus dem Gefäß, und gießt es auf den Rücken des Ochsen; schüttelt sich derselbe, so schlachtet man ihn augenblicklich, wo nicht, so fängt man abermals an zu beten, daß Gott das Opfer annehmen möge; nach diesem Gebet gießt ein anderer Greis Wasser auf den Rücken des Ochsen, und dieß wird der Reihe nach fortgesetzt, bis derselbe schauert und zittert; eben so verfährt man mit dem übrigen Vieh und selbst mit den Vögeln. Häufig ereignet es sich, daß ein Ochse oder Hammel gar nicht schauert; in diesem Falle schlachtet man sie auch nicht, weil man sie für ein der Gottheit unangenehmes Opfer ansieht, sondern holt andere herbei. Gewöhnlich halten sie eine Menge Kessel, Schüsseln und Löffel in Bereitschaft, denn an demselben Orte, wo die Opfer geschlachtet werden, kocht man auch ihr Fleisch und ißt es als heilig.

Aehnliche Gebete finden häufiger in den Häusern mit denselben Ceremonien statt. Der Tschuwasche, der einen Ochsen beten (d. h. opfern) will, gelobt ihn dazu schon bei seiner Geburt. Sobald er drei Jahre erreicht hat, wird die Nachricht im ganzen Dorfe kund gethan, und der Tag zum Opfer bestimmt; an diesem Tage müssen alle Tschuwaschen, welche der Ceremonie anwohnen wollen, ins Bad gehen, und ohne etwas gegessen zu haben, in dem Hause erscheinen, wo das Opfer geschlachtet werden soll. In dem Hofe wird dieselbe Anstalt gemacht, wie bei der Keremet; man stellt in die Mitte desselben einen Tisch, Brod, Salz und ein Wassergefäß mit einer Schöpfkelle, den Ochsen begießt man nach der Reihe in derselben Art, und schlachtet ihn sobald er zusammenschauert, im gegentheiligen Falle verschiebt man aber die Ceremonie auf den folgenden Tag. Jeder der den Ochsen mit Wasser begießen soll, betet vorher inbrünstig; sobald der Ochse zusammenschauert, schlachtet man ihn und vertheilt das Fleisch in allen Häusern des Dorfs. Kälber, Hämmel und Vögel opfern die Tschuwaschen unter ihrer Familie, und verzehren das Fleisch ebenfalls als geheiligt.

So viel ich bemerkte, haben die Tschuwaschen eine große Verehrung vor den Todten, weil sie, gleich den Aegyptiern, überzeugt sind, daß die Todten unter einander Verkehr haben, und zurückkehren können, um die Lebenden zu beunruhigen, wenn diese ihnen nicht die gehörige Ehre erwiesen haben; viele Beispiele beweisen dieß, doch will ich vorher ihre Gebräuche bei den Verstorbenen erwähnen. Wenn jemand in der Familie stirbt, so bringt man den Todten noch in derselben Minute in den Hof, wäscht den Körper, bekleidet ihn, wie er bei Festen sich schmückte, legt ihn in eine Bahre und trägt ihn hierauf alsbald wieder ins Zimmer. In den Sarg legen sie, ohne daß der Geistliche es merkt, Alles was der Lebende nöthig hatte, Tabakspfeife und Tabaksbeutel mit Tabak; war der Verstorbene ein Handwerker, so legt man auch alle zu seinem Handwerke nöthigen Werkzeuge hinein. Auch den Frauen und Mädchen wird das, was sie zur Arbeit nöthig hatten, ins Grab gegeben; wenn eine schön genäht hatte, legte man Leinwand, Seide und ein Nähnadelbüchschen hinein; wenn sie schön spann, eine Spindel, einen Spinnrocken u. dgl. Allen aber gibt man einiges Geld mit, und dieß gibt oft zu höchst komischen Vorfällen Anlaß. Unsere Schließerin, welche 15 Jahre unter Tschuwaschen lebte, steckt voll Anekdoten, von denen ich nur Eine erzählen will. In einer reichen Familie starb der Vater; sie begruben ihn, wie sichs gebührt und legten ihm 100 Rubel ins Grab. Dieß geschah im Monat Julius. Einige Galgenstricke, welche wußten, daß viel Geld in dem Grabe lag, rissen das Grab auf, nahmen das Geld, und um sich auf Kosten der Verwandten einen Spaß zu machen, gaben sie dem Todten in die eine Hand einige Karten, in die andere eine Flasche Branntwein, und sagten den Kindern, ihr Vater im Grabe spiele Karten und trinke Branntwein. Die armen Tschuwaschen gingen nach dem Begräbnißplatze, sahen wirklich ihren Vater mit Karten und der Branntweinflasche, baten und ermahnten ihn, dieses doch bleiben zu lassen, legten zum zweiten Mal Geld in den Sarg, und deckten das Grab zu. Die Galgenstricke unterließen nicht, abermals das Grab aufzugraben, nahmen das Geld, und benachrichtigten die Verwandten, daß der Todte nicht aufhöre zu spielen und zu trinken. Dießmal aber gingen die Tschuwaschen auf den Begräbnißplatz, nahmen den Vater, der noch Karten in der Hand hatte, peitschten ihn durch, vernagelten den Sarg, ohne Geld hineinzulegen, und warfen das Grab zu. Der geldlose Todte rührte sich nicht mehr, und spielte nicht mehr mit Karten.

Die Todtenfeier wird bei den Tschuwaschen viermal des Jahres gehalten, im Frühling, Sommer, Herbst und Winter, dreimal so wie ich es früher beschrieben habe, das vierte Mal im Frühjahr am Semik; an diesem Tage wird sie festlicher begangen. Gewöhnlich bringen sie nach dem Begräbnißplatze Branntwein, Bier und andere Lebensmittel; die eine Hälfte davon tragen sie aufs Grab, und gießen Branntwein und Bier darüber aus, die andere Hälfte trinken und verzehren sie selbst, und belustigen sich mit Tänzen; auch lassen sie auf den Gräbern viele Kleider, Hemden, Oberröcke und weiblichen Putz zurück. Bei diesen Feierlichkeiten sammeln sich nicht weniger Russen als Tschuwaschen, und die ersten nehmen gewöhnlich am Ende des Festes Alles mit, was die Tschuwaschen den Verstorbenen geopfert haben; mit dem Brod und andern Speisen füttern sie ihr Hausgeflügel, die Kleider tragen sie selbst; doch thun dieß nur die armen russischen Bauern.

Das tägliche Gebet der Tschuwaschen lautet in wörtlicher Uebersetzung *) folgendermaßen: „Tora sey gnädig, — Tora, verlaß (uns) nicht, — allerhöchster Tora, — Schütze den irdischen König, — die Söhne, die Töchter; — Brod, Meth, — Tora, gib, — Trinken, Essen, — Gesundheit, Tora, gib, — Mit gesundem Vieh — Fülle die Höfe, — Mit Pferden den Hof, — Mit Kühen den Hof, — Mit Schafen den Hof, — Tora, gib, — Den fernher kommenden, wegmüden Wanderer laß eintreten ins Haus — Tora, immerdar, — Vom Teufel befreie, verjage ihn, o Tora.

*) Dieß hier Mitgetheilte ist freilich erst aus der russischen Uebersetzung entnommen.

Die Indigopflanzer in Indien.

(Fortsetzung.)

Die Wohnungen der höhern Klasse von Indigopflanzern sind mit Büchern wohl versehen; eine Bibliothek ist nothwendig, um die Langeweile zu tödten, welche in größerem oder geringerem Grade das Loos derjenigen ist, die nur an verfeinerten Genüssen Vergnügen finden; das Leben eines Indigopflanzers ist ein steter Wechsel von mühseliger Arbeit und Unthätigkeit, von lebhafter Aufregung und öder Einförmigkeit. Die Beobachtung des Wachsthums der Pflanze, und die nöthige persönliche Aufsicht machen, daß er sich während des Tages oft der Hitze aussetzen muß; auf die körperliche und geistige Anstrengung bei der Verarbeitung, deren glücklicher Verlauf sehr von dem besondern Zustand der Atmosphäre abhängt, folgen dann Zwischenräume, wo nichts zu thun ist, und wo der Eigenthümer der Faktorei, was die Verwendung seiner freien Zeit betrifft, ganz auf sich selbst beschränkt ist. Die Schwankungen und Wechsel im Leben des Indigopflanzers gleichen denen eines Spielers, und die Aufregung, die er fühlt, ist beinahe gleich stark. Ungeheure Reichthümer werden manchmal in Einem günstigen Jahre gewonnen, und wenn dann der Indigopflanzer, durch den Erfolg verlockt, sich auf größere Spekulationen einläßt, können einige widrige Umstände ihn mit Einemmal völlig ruiniren, und ihn nöthigen, seine Laufbahn mit geschwundenen Hoffnungen und verminderter physischer Kraft von Neuem zu beginnen. Andere arbeiten viele Jahre lang fort, ohne im Durchschnitt mehr als den Unterhalt ihrer Familie herauszuschlagen, während viele bloße Agenten oder jüngere Theilhaber sind, die bei sehr entfernten Aussichten auf eigenen Vortheil für irgend eine große Firma in Calcutta hart arbeiten müssen. Indigobau ist die Zuflucht von einer Menge Menschen, die mit ganz andern Absichten nach Indien gingen. Seemänner, verunglückte Civilbeamte der Kompagnie, Kaufleute und selbst Missionäre bequemen sich, wenn manche ihrer Hoffnungen gescheitert sind, zur Uebernahme der Aufsicht über eine entlegene Faktorei.

Zum Indigobau gehört ein reicher und vorzüglich ein feuchter Boden, welcher wohl bearbeitet, und möglichst von allem Unkraut gereinigt werden muß. Der Same, der einigermaßen dem Schießpulver gleicht, wird im Anfang der Regenzeit ausgestreut. Bei günstigem Wetter erscheint die Pflanze schon nach drei oder vier Tagen über dem Boden, und ist nach zwei Monaten reif zum Schneiden, da man sie nicht in Blumen schießen läßt. Dieß ist für den Pflanzer eine sehr ängstliche Periode, denn die Ernte ist Zufällen unterworfen, die kein menschlicher Scharfblick voraussehen oder abwenden kann: die Pflanze kann mit Einemmale trocken werden und absterben, oder es erscheint plötzlich eine eigenthümliche Raupenart und zerstört im Laufe eines Tages und einer Nacht die günstigsten Aussichten, welche das üppigste Feld nur immer darbieten konnte. Da dieser Unfall häufig eintritt, so kann niemand mit Sicherheit auf seine Ernte rechnen, und das von so vielen Abenteurern erfahrene Unglück hat es zu einem gewöhnlichen Sprüchwort in Indien gemacht, daß ein Indigopflanzer als ein reicher Mann zu Bette gehen und völlig ruinirt wieder aufstehen kann. Man muß, wenn der Indigo geschnitten ist, ihn mit großer Sorgfalt einsammeln, denn die Blätter sind mit einem zarten Flaum oder Staub (farina) bedeckt, der, wenn er abfällt, den Werth der Pflanze vermindert. Man sagt, die Pflanzer in Indien sollen nur die Blätter gebrauchen, was den dortigen Indigo viel vorzüglicher macht, als den aus Amerika, wo die ganze Pflanze in die Kufe geworfen wird. Dieß sind gewöhnlich ausgemauerte Miniaturteiche, worein man so viel Wasser gießt, daß die Pflanzen bedeckt werden; die Gährung beginnt nach wenigen Stunden, dauert unbestimmte Zeit fort, und muß genau beobachtet werden, da die vorzügliche Qualität des Indigo's hauptsächlich davon abhängt, daß man zu rechter Zeit der Gährung Einhalt thut. Während der Gährung wird viel Schaum aufgeworfen, die Flüssigkeit wird ungemein heiß, und der Geruch ist nichts weniger als angenehm. Wenn der geeignete Augenblick zum Ablassen der Flüssigkeit gekommen ist, — wofür man mehrere Kennzeichen hat, doch ist immer noch die Erfahrung der beste Führer, — so wird sie in eine andere Kufe geleitet, und hier vermittelst eines eigenthümlich geformten hölzernen Instruments stark umgerührt. Dieß geschieht, um den eigentlichen Farbstoff von dem Satz der Pflanze zu sondern: der erstere schlägt sich nieder, und hier abermals gehört große Geschicklichkeit und Erfahrung dazu, um den rechten Augenblick zu erfassen, wo man die Mischung sitzen lassen muß. Das Wasser wird sodann abgelassen, und wenn man den Indigo dann noch einige Zeit sitzen ließ, wird er heraus genommen, in tuchenen Säcken ausgewunden, und langsam im Schatten getrocknet in flachen hölzernen Kästen. So lange er noch feucht ist, wird er in kleine Kuchen von etwa einem Quadratzoll zerschnitten und endlich in Fässer gepackt oder in grobe Leinen, die mit einem für Feuchtigkeit undurchdringlich gemachten Fell bedeckt sind. Der in Indien bereitete Indigo ist von verschiedener Güte, je nach Lage, Boden und der bei dem Bau beobachteten Sorgfalt. Die Güte soll großentheils von dem Alter der Pflanze abhängen: wird sie vor vollendeter Reife abgeschnitten, so gibt sie eine geringere Quantität, aber die Qualität ist viel besser. Es ist durchaus nöthig, sie sehr frei von Unkraut zu halten und bei der Einsammlung den Zustand des Wetters zu berücksichtigen, denn wenn man sie an einem trockenen Tage schneidet, stirbt die Pflanze, welche sonst zwei Jahre dauern würde, mit Einemmal ab. Die Flüssigkeit wechselt die Farbe zwei- oder dreimal während des Gährungsprozesses, ist zuerst grün, dann violett, und nimmt allmählich ein tiefes Blau an, woran man erkennt, daß das erste Stadium des Prozesses zu Ende ist.

In den Häusern der vornehmern Indigopflanzer sieht man wenig oder keine Anzeichen von der Beschäftigung des Eigenthümers, seine Wohnung ist von der Faktorei getrennt, und der ganze Bau zeigt den Geschmack und die Verfeinerung des Besitzers. Freilich findet sich nicht allenthalben dieselbe Eleganz: Bäche vom tiefsten Blau, zerlumpte Arbeiter mit ihrer blauen Haut, — denn diese saugt stets die Indigofarbe ein, — dürftig bedeckt mit gleichfarbigen Kleidungsstücken, die sich allenthalben

zeigen, bezeichnen häufig die Wohnungen der Blaumänner *) in der Wildniß. Das Haus ist dann groß, übelaussehend und scheunenartig; die Wüste, die man mit dem Namen eines Gartens beehrt, ist von langen Reihen von zur Indigobereitung nöthigen Schuppen durchschnitten, und in Zwischenräumen sieht man eingesenkte Kufen, in denen die Pflanze eingeweicht wird. Im Innern des Hauses herrscht ein gewisser Lumpenstaat: die Zimmer waren meist schön meublirt, aber Alles hat durch die Länge der Zeit und durch Vernachlässigung gelitten; zahlreich bevölkerte Rattenlöcher gähnen in den Mauern, und die Hunde schlafen ungenirt auf Stühlen und Sophas. Sollte der Herr des Hauses ein Schotte, ein Ire oder ein Franzose seyn, so treten die besondern Sitten seines Vaterlandes viel deutlicher hervor, als wenn dasselbe Individuum in engerer Genossenschaft mit andern Angloindiern lebte, wo dann im Allgemeinen die ganze Gesellschaft mehr nach einem Schnitte geformt ist. Die Art des Kochens, die Auswahl der Nahrungsmittel, die Eßstunden und die übrigen häuslichen Anordnungen erinnern mit einander an den heimischen Boden, und man glaubt mit Einemmal aus einem indischen Dschungeldickicht in einen wohlbekannten Landstrich in den schottischen Hochlanden oder am Ufer des Shannon oder in irgend eine alte Stadt in der Normandie zu treten. Bei dem fast ganz einsamen Leben bleiben Sitten und Gewohnheiten, an die sich der Verbannte in seiner Jugend gewöhnt hat, häufig beinahe unverändert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lial wallah, so nennen die Eingebornen die Indigopflanzer.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfter Brief.

Ich werde jetzt kurz von dem Ursprunge Algiers sprechen. Die Römer nahmen gleich nach der Eroberung von Karthago Besitz vom Lande, und ihre Spuren findet man auf allen alten Ruinen. In der Hauptmoschee von Algier befindet sich ein Stein mit einer lateinischen Inschrift eingefügt, der, wie man vermuthet, von einem heidnischen Tempel in Iconium herrühre. Die Kanäle unter den Straßen der Stadt können ebenfalls für römische Bauwerke gelten. Während des Verfalls der römischen Macht wurde die Berberei von den Vandalen verwüstet, und die weiße Hautfarbe einiger Kabylen läßt auf ihre vandalische Abkunft schließen. Belisar erwarb unter der Regierung Justinians Afrika dem Ostreiche wieder, wiewohl nur auf kurze Zeit. Im Jahre 697 brachten die Saracenen die ganze Küste unter ihre Herrschaft, und Algier wurde eine muhammedanische Stadt; doch vergingen Jahrhunderte, bevor sie sich zu einiger Bedeutung erhob. Dieß geschah nicht eher, als bis die Mauren aus Spanien vertrieben wurden, und 20,000 von ihnen sich in Algier und der Nachbarschaft ansiedelten. Die Algierer gelten mithin für Abkömmlinge der Mauren Andalusiens. Der Name Algier bedeutet im Arabischen eine Insel, weil die ersten Bewohner der Stadt sich auf jener inselartigen Stelle ansiedelten, die jetzt durch einen befestigten Hafendamm mit dem Festlande verbunden ist.

Nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien dauerte der Krieg zwischen den europäischen Christen und den Muhammedanern Afrika's noch lange fort, bis im Jahre 1516 ein kleiner König von Algier, Namens Eulemi, die beiden denkwürdigen Brüder Barbarossa um Hülfe ansprach. Der jüngere von ihnen stellte seine neu erlangten Besitzungen unter den Schutz des Großsultans, und erhielt nun eine hinreichend starke türkische Garnison, um jeden Versuch seiner maurischen Unterthanen, ihre Freiheit wieder zu erringen, zu vereiteln; auf diese Weise wurde Algier ein Paschalik der Pforte. Anfangs ernannte der Sultan die Dey's oder Pascha's von Algier; nach und nach ging jedoch dieses Recht auf die türkische Garnison über, welche ihr Oberhaupt entweder selbst oder durch ihre Offiziere ernannte. Der Großherr behielt sich nur die Befugniß vor, die Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen, indem er den Kaftan und den Amtssäbel sandte oder zurückbehielt.

Auf diese Weise bildete die türkische Garnison die kriegerische Kaste, die Aristokratie, oder vielmehr Stratokratie der Algierer. Die türkische Regierung that Alles, was sie konnte, um die Heirathslust unter den Janitscharen, die sich jährlich in der Levante rekrutirten, zu unterdrücken. Die Söhne der Türken, welche zu Algier geboren wurden und die Klasse der Culuglis oder Farbigen bildeten, waren keineswegs vom Gesetz autorisirt, in den Besitz der Privilegien der Väter zu treten; sogar bei den Söhnen der Dey's war dieß der Fall nicht, da der Thron wählbar und nicht erblich war. Dieß war allgemeine Regel, doch fanden auch Ausnahmen statt, und es finden sich Beispiele, daß Culuglis die Beyliks ihrer Väter erbten. Auch war die Militärmacht des Landes nicht ausschließlich türkisch, denn es befanden sich Abtheilungen maurischer Kavallerie bei derselben. Dessen ungeachtet betrachteten sich die Türken hier als die Herren der Schöpfung. Der Culugli war nur als Sohn eines Türken geachtet, und seine afrikanische Geburt galt als eine Entartung seines Blutes. Die Culuglis bilden jetzt keine ausgezeichnete Klasse unter den edeln Mauren in Algier mehr; wenigstens bemerkte der Fremde keinen hervorstechenden Unterschied. Ich stattete einem dieser muhammedanischen Edelleute einen Besuch ab und wurde gastfreundlich aufgenommen, denn obschon eben Fastenzeit war, und er das, was mir vorgesetzt wurde, nicht mit genießen konnte, so wurde ich doch mit Kaffee, Kuchen und Konfituren bewirthet. Sein Vater und sein Oheim waren nach einander Dey's von Algier gewesen, und wie ich glaube, eines natürlichen Todes gestorben. Das Zimmer, in welches ich nebst meinem Dolmetscher geführt wurde, kam mir höchst elegant vor; das reiche, aber einfache Meublement bestand aus einem Bett ohne Vorhänge mit einer karmoisinseidenen Decke, Tabourets und Sophas mit vergoldeten Armen, einer Stutzuhr und einem prächtigen Spiegel; die Wände waren mit vergoldeten Yatagans und Pistolen behängt, und der Boden mit einer ambrafarbenen Schilfdecke belegt.

Als ich meinen Wirth meiner Neugier halber, die Einrichtung eines maurischen Hauses kennen zu lernen, um Entschuldigung bat, lächelte er und gab zu verstehen, daß er sich dadurch geschmeichelt fühle. Ich wagte es daher die Bettdecke aufzuheben, und fand nichts als ein paar Matratzen nebst Polstern, aber weder Federbetten noch Leintücher, welche erstere in diesem heißen Lande ohnedieß ein lästiger Ueberfluß wären. Die ärmern Mauren haben, wie ich erfuhr, weder Matratzen noch Kopfkissen, sondern liegen bloß auf einigen Schaffellen, und decken sich mit ihren Haiks oder Bernuss zu. Als ich meinen Wirth von dem gerade umlaufenden Gerüchte unterhielt, daß die Franzosen die Kolonie nächstens aufgeben würden, schien er daran zu glauben, und verhehlte mir nicht, daß wofern Algier nicht den Türken zurückgegeben werde, die Mauren die Regierung an sich reißen würden, weil sie die Majorität und den civilisirtesten Theil der Bevölkerung ausmachten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1836.

Die Seminolen in Florida.

In diesem erst seit 15 Jahren von den Vereinigten Staaten in Besitz genommenen Lande hat sich ein Kampf entsponnen, dessen Ende nicht so leicht abzusehen ist, als vielleicht manche glauben. Man stellt sich gewöhnlich unter diesen angeblichen Wilden eine rohe Masse mit halsbrechendem, tollem Muthe vor, die von den mit Einsicht geleiteten Truppen der civilisirten Nordamerikaner mit Leichtigkeit zu Paaren getrieben werden würde, allein man irrt, denn die Seminolen sind weder so roh und unwissend, noch sind die Nordamerikaner ein Volk mit praktisch brauchbaren militärischen Institutionen. Die 5 bis 6000 Mann reguläre Truppen in den Vereinigten Staaten bestehen größtentheils aus Artilleristen, die in diesem Kriege wenig zu brauchen sind, die andern aber sind namentlich in den Forts an der Westgränze zerstreut. Die Union ist darum in der Hauptsache auf die Milizen der verschiedenen Staaten angewiesen, und wie wenig sich auf diese zu verlassen ist, mag man aus einigen Beispielen ersehen, die wir aus einem schon älteren Werke entheben wollen, das nicht von Fremden, sondern von einem Nordamerikaner verfaßt ist. *)

Um die Sache desto anschaulicher zu machen, wollen wir die Beispiele aus einem Kriege gegen eben diese mit den Kriks vereinten Seminolen nehmen, die durch die Drohung sie mit Gewalt aus ihrer Heimath zu entfernen, zur Rache entflammt, jetzt mit Feuer und Schwert an ihren Unterdrückern Rache nehmen. General Jackson kommandirte im J. 1813 selbst gegen diese Indianer, und war im Begriff eine Abtheilung derselben anzugreifen, die ein Fort belagerte. Hierüber heißt es nun in der erwähnten Schrift Vol. III. p. 355. „General Jackson traf seine Anordnungen zum Angriff; die Vorhut unter General Carrol sollte das Gefecht beginnen, und wenn der Feind aus seiner Stellung gerückt sey, auf das Hauptkorps sich zurückziehen. Die berittene Mannschaft **) wurde auf dem rechten und linken Flügel aufgestellt, um den Feind zu umringen, während ein Reservekorps von 250 Reitern hinter dem Centrum aufgestellt war. Dieser Plan wäre vollständig gelungen, wenn nicht ein Theil der Infanterie beim ersten Anrücken des Feindes geflohen wäre." Dieser Vorfall steht keineswegs vereinzelt da; Jackson mußte durch die wiederholten, nur mit Mühe erdrückten Empörungen seiner Leute und durch den in einem mörderischen Gefechte erlittenen Verlust gezwungen, sich zurückzuziehen; „der den Nachtrab befehligende General hatte Befehl erhalten, im Falle eines Angriffs Rechts um kehrt zu machen und als Vortrab zu agiren, während die Kolonnen des rechten und linken Flügels oberhalb und unterhalb über den bereits überschrittenen Fluß wieder zurückgehen und so den Feind einschließen sollten. Hätte man diese Befehle in demselben Geiste vollzogen, wie sie gegeben wurden, so wäre die vollständige Vernichtung der Wilden unvermeidlich gewesen. Zum Erstaunen und zur bittern Kränkung des Generals aber floh der Nachtrab beim ersten Feuer, nur 20 Mann hielten Stand, unterstützt durch das tapfere Benehmen einer Kompagnie Artilleristen." Solche Beispiele lassen sich in Menge anführen, und nimmt man hiezu den unruhigen Geist der Milizen, die oft nur auf einen oder zwei Monate verpflichtet sind, die Zuchtlosigkeit dieser Truppen und den Mangel an aller soldatischen Uebung, so wenig es auch sonst den Einzelnen an Muth fehlt, ferner die gänzliche Abwesenheit aller Heerverpflegung, wie sie aus der Geschichte jenes Kampfs mit den Indianern deutlich hervorgeht, so muß man sagen, daß die Weißen mit Ausnahme der größern Einsichten einiger Anführer auf keiner höhern Stufe von Kriegskunst stehen als ihre rothen Feinde, und daß sie an entschlossenem Kriegsmuth häufig hinter ihnen zurückbleiben. Dieß ist die Ansicht, zu der man kommt, wenn man die Geschichte jenes Feldzugs gegen die südlichen Indianer auch nur flüchtig durchliest.

Jener Krieg dauerte zwei Jahre und die Indianer mußten allerdings am Ende der Uebermacht weichen und Frieden schließen, aber zwei Jahre dürfte der gegenwärtige Krieg nicht dauern, wenn nicht sehr ernste Folgen für die Vereinigten Staaten daraus hervorgehen sollten. Seit jener Zeit sind etlich und zwanzig Jahre verflossen, und die Sklavenemancipation ist im

*) History of the United States by Ramsay from their first Settlement to the year 1808. Cont. to the treaty of Ghent by S. S. Smith.

**) Man kann unmöglich sagen: Reiterei, denn vielleicht hatten von den 400 Berittenen, die anwesend waren, kaum acht je ein Reiterexercitium durchgemacht.

den Vereinigten Staaten zu einer Lebensfrage geworden. Zwar haben sich auch schon damals einige Neger mit den Indianern vereinigt, aber jetzt steht die ganze farbige Race erbittert den Weißen gegenüber, deren tyrannischer Druck nicht im Stande war, den Schwarzen alle Kenntnisse zu versperren. In Südkarolina ward im J. 1823 eine Sklavenverschwörung entdeckt, deren Geheimniß mehrere Monate hindurch von 50,000 Negern bewahrt worden war. Seitdem hat sich die Strenge der Weißen und damit auch der Haß der Schwarzen verdoppelt. Allen Umständen zufolge kennen die Seminolen diesen Umstand recht gut, und scheinen entschlossen, ihn möglichst für sich zu benützen. Je länger darum der Kampf dauert, desto gefährlicher ist er, und die militärischen Institutionen der Vereinigten Staaten sind nicht der Art, eine schnelle Beendigung eines Kampfes herbei zu führen, zu dessen Führung man bereits 6000 Mann für nöthig erachtet hat. Zwar wird der Kongreß nicht ermangeln, schnell Dekrete zur Aushebung von Miliz zu erlassen, aber wenn man sich erinnert, daß im Kriege von 1812 und 1813 100,000 Mann Milizen ausgehoben werden sollten, und schwerlich je 25,000 Mann zugleich unter den Waffen waren, so kann man sich der Vermuthung kaum entschlagen, daß diese Dekrete einen so schonungslosen Feind, dessen Anzahl bei seinem Weiterrücken sich immer noch vermehrt, nicht aufhalten werden. Dazu kommt noch der Umstand, daß alle südlichen Staaten vom Potomac an, oder mit andern Worten, alle Sklavenstaaten genöthigt seyn werden, ihre Miliz zu Hause zu behalten, um gegen einen drohenden Sklavenaufstand sich zu schützen; bis jedoch die nöthige Mannschaft aus den entlegenern Staaten herbeikommt, kann sehr viel Unglück angerichtet seyn, und es fragt sich jetzt, ob es nicht zwischen der farbigen und weißen Bevölkerung der Sklavenstaaten zum Vertilgungskampfe kommt.

Die Indigopflanzer in Indien.

(Fortsetzung.)

Manchmal bietet das Haus eines Indigopflanzers das furchtbarste Gemälde von Verödung und Zerfall dar: die vom Wetter beschädigten Mauern und das Einsturz drohende Dach bieten nur ungenügenden Schutz gegen die Elemente, während die großen aller Bequemlichkeit entbehrenden Zimmer, die Feuchtigkeit, der Schmutz und Gestank die darin herrschen, die kleinste Hütte, wenn sie nur reinlich, wohl gescheuert und in gutem Stande ist, zu einem weit wünschenswerthern Aufenthalt machen. Keine, wenn auch noch so vernachlässigte Wohnung in England, die noch irgend jemand beherbergen kann, läßt sich im Geringsten mit der schmutzigen Wohnung eines Europäers in Indien vergleichen. Ganze Strecken der Flur, im wörtlichsten Sinne aufgewühlt von weißen Ameisen, sind völlig so staubig, wie Landstraßen, während andere, feucht und schmierig, eine reichliche Ernte von Schwämmen hervortreiben. Wo die mit Stukkatur verzierten Mauern von Backsteinen in den Verandahs nachgegeben haben, hat man die Stelle der Pfeiler und Dachung mit Bambusstäben und Stroh ausgefüllt. Einige der großen Jalousieläden hängen in einer einzigen rostigen Angel, andere sind ganz herabgestürzt, und ein Dschamp, bestehend aus einer groben Matte und durch ein Bambusrohr gestützt, sichert Thüren und Fenster gegen Sonne und Regen. Die meisten noch übrigen Fenster sind ohne Gläser, oder nur noch wenige Scheiben sind übrig, die andern sind durch rohe Holzplatten ersetzt. Indische Tscharpais oder Bettstellen dienen als Sophas, die Matten, wenn ja noch welche da sind, sind zerrissen und abgerieben, die Tische sind voller Spalten, die Stühle von Würmern angefressen. Die Glasdeckel zu den Lampen sind zerbrochen, und bei Nacht löscht oft ein Windstoß alle Lichter aus, was auch zur Abwechslung manchmal durch Wolken von Insekten geschieht, welche die unbeschützten Lampen stets in solcher Menge umgeben, daß es durchaus unmöglich ist, zu lesen, oder irgend ein Geschäft dabei zu verrichten. Dennoch gibt es eine Menge Europäer sowohl als Indobriten, die mit einem solchen Aufenthaltsorte ganz zufrieden sind, und nicht daran denken, sich die Mühe zu geben, dieselben in bessern Stand zu setzen. Die Gewohnheit hat sie mit dieser Lebensart versöhnt, und sie haben keinen Begriff von dem Abscheu, womit ein Fremder, der mit den Sitten der civilisirten Gesellschaft besser bekannt ist, den widerlichen Anblick betrachtet. Armuth ist nicht immer die Begleiterin und die Ursache einer solchen Verwüstung, denn öfters ist es der Fall, daß jede Eleganz der Wohnung und Kleidung gänzlich vernachlässigt ist, gröbere Luxusbedürfnisse aber gar nicht fehlen; ein reichliches Mahl dampft auf dem mit einem zerlumpten oder gar keinem Tafeltuch gezierten Tisch; Claret und Sauterne, so wie Bier und Branntwein, werden aufgesetzt, und die Dame legt einen werthvollen Schmuck an.

Hie und da zeigt sich jedoch ein von den oben beschriebenen ganz verschiedenes Gebäude: ein niedliches kleines, mit allem Nöthigen, aber mit keinem Prunk oder Ueberfluß versehenes Häuschen, das von einem ruhigen Ehepaar oder einem ernsten, ehrenfesten Junggesellen bewohnt ist, der bereits an Einsamkeit und ihre härtesten Entbehrungen sich gewöhnt hat. Eine solche Wohnung kann so abgesondert liegen, daß sie Monate, und selbst Jahre lang den Europäern der nächsten, vierzig oder fünfzig Meilen entfernten Garnison unbekannt bleibt; die Entdeckung führt ein Zufall herbei, etwa die Krankheit eines Reisenden, der in einem benachbarten Dorfe ein Unterkommen sucht, und von den Eingebornen, welche sich nicht gern mit der Verantwortlichkeit der Pflege eines kranken Europäers befassen, nach einem Hause gewiesen wird, wo er eine bessere und sorgfältigere Wartung erhalten kann. Der Befehlshaber eines entlegenen Postens erfuhr erst im dritten Jahre seines Aufenthalts daselbst durch einen Freund, der auf einer Reise von Cownpur her auf dem Wege krank geworden war, daß so ein Eremite, der noch tiefer in den Dschungeln wohnte, eine Bibliothek besitze, wo er die oft gelesenen Bücher, so lange der Trost seiner Einsamkeit, wieder auswechseln könne. Eine Korrespondenz erfolgte, und beide Theile gewannen durch den angeordneten Austausch. Wenn es reisenden Familien an Arznei fehlt, so fragen die, welche im Lande bekannt sind, im Falle einer Krankheit sogleich, ob sich nicht ein Indigopflanzer in der Nähe befinde, und wird

die Frage glücklicherweise bejaht, so sendet man ohne Umstände hin und läßt alles Nöthige holen, denn die Tugend der Gastfreundschaft wird unter dieser Klasse in ihrem ganzen Umfange geübt.

Wenige Europäer sind in Indien gereist, ohne daß sie der Gefälligkeit der Indigopflanzer viel zu danken gehabt hätten. Während der Regenzeit wurde einst eine Gesellschaft, in der sich Schreiber dieß befand, in einem großen Boote durch widrigen Wind hinter einem in der Nähe von Radschmhal schroff in den Ganges vorspringenden Bergrücken aufgehalten. Am Ufer fand sich kein Fußpfad, und die Aussicht auf einen langen Aufenthalt an einem Orte, der den Reisenden so wenig Bequemlichkeit bot, war nicht die angenehmste. Die umliegende Landschaft, obwohl schön, war doch wild und wenig angebaut, die einzigen menschlichen Wohnungen die man sah, waren einige Hütten von Eingebornen und einige alte moslemitische Gräber, der Aufenthaltsort schmutziger Fakirs. Am ersten Tage bemerkten wir in geringer Entfernung einen Europäer, der die Absendung eines Zugs mit Indigo beladener Ochsenkarren beaufsichtigte, aber er erschien nicht wieder. Nach einigen Tagen begannen wir die nicht unbegründete Furcht zu hegen, daß wir mit unsern Vorräthen zu Ende seyn würden, ehe wir uns etwas verschaffen könnten. In dem ganz von Hindus bewohnten Dorfe konnten wir weder Geflügel noch Eier bekommen, und nur Korn der gröbsten Art war auf dem Bazar zu kaufen. Der Fluß war zu unruhig, als daß man hätte fischen können und, zum Glück für uns, fand unser Waschmann kein Wasser, in dem er sein Geschäft hätte vornehmen können.*) Wir hatten inzwischen den Indigopflanzer vergessen, unser Waschmann aber erinnerte uns daran, indem er uns um ein Billet bat, um ihm die Erlaubniß auszuwirken, seine Kleider in einem dem Indigopflanzer gehörigen Teich zu waschen. Das Billet wurde geschrieben, und der Waschmann ging hinweg. Dieß war ein ausnehmend gewandter Mensch und für die Familie, der er diente, sehr besorgt. Ohne den geringsten Auftrag von uns berichtete er unsere klägliche Lage auf dem Boote, wie wir auf die geringe Ration von einem Stück Geflügel für den Tag reducirt seyen, und wie wir trotz aller Bemühungen auf 10 bis 20 Meilen in die Runde wenig oder nichts hätten erhalten können; der Indigopflanzer selbst war von dem Tage an, wo wir gesehen hatten, daß er sich der feuchten nebligen Atmosphäre aussetzte, durch Krankheit zu Hause zurückgehalten worden. Das niedere Land in der Nähe der Stelle, wo wir vor Anker lagen, war völlig überschwemmt, und somit waren wir des Vortheils beraubt, unsern gewöhnlichen Abendspaziergang nach den alten oben erwähnten moslemitischen Gräbern zu machen, und mußten deßhalb uns mit Betrachtung des Landes von dem Verdeck des Boots aus begnügen. Die Rückkehr des Waschmanns war bei dem gänzlichen Mangel anderer interessanter Gegenstände ein Ereigniß von einiger Wichtigkeit, besonders da man gesagt hatte, in den Untiefen lauerten Alligatoren, und es sey deßhalb gefährlich, sie zu Fuße zu passiren.

Wir sahen ihn in einiger Entfernung mit seinem Korb voll Leinwand auf den Kopf, und begleitet von zwei andern Personen, die nicht mit leeren Händen zu kommen schienen. Als sie näher kamen, bemerkte man, daß einer derselben einen großen Fisch, der andere einen Korb mit Gemüsen und Früchten trug. Die Aussicht auf eine so willkommene Zugabe zu unserm äußerst magern Mahle war höchst angenehm, und nicht weniger waren wir erfreut über ein höfliches Billet, in dem uns angekündigt wurde, daß wir am folgenden Morgen eine Lieferung Brod und Butter erhalten sollten. Wir waren bemüht unsere Dankbarkeit besser als in bloßen Worten auszudrücken, und suchten deßhalb alle Zeitungen zusammen, die wir seit unserer Abreise aus Calcutta erhalten hatten, und schickten sie nebst einigen Unterhaltungsschriften, von denen wir Duplikate besaßen, und einem Danksagungsschreiben ab. Am folgenden Morgen kam versprochenermaßen Brod und Butter an, nebst einem Dutzend lebendiger Enten und einem artigen Schreiben, worin der Geber sein Bedauern ausdrückte, daß er durch einen Fieberanfall gehindert sey, selbst seine Aufwartung zu machen. Der Wind änderte sich, ehe unser Wohlthäter, — denn so muß man ihn nennen, — sich erholt, und wir trafen ihn später nicht mehr. Bei einer andern Gelegenheit, als ich nur Eine Dame, die im Lande noch weniger bekannt war, als ich, zur Reisegefährtin hatte, nöthigte uns die Seichtigkeit des Flusses bei Bogwangolah anzulegen, statt wie wir beabsichtigten, nach dem noch 20 M. weit entfernten Murschedabad zu gehen. Wir schickten einen Brief ab, um unsere dortigen Freunde von unserer Lage zu benachrichtigen, derselbe kam aber, wie es scheint, nicht an. Von den Hindus des Dorfs war für Geld wenig oder nichts zu haben, da ich aber jetzt schon etwas Erfahrung hatte, so schrieb ich ohne Umstände an einen Indigopflanzer in der Nachbarschaft, und bat ihn uns Träger und etwas zu essen zu verschaffen. Er erfüllte unser Verlangen sehr bereitwillig, und als der Gemahl meiner Freundin, der von unserer Lage gehört hatte, ankam, schickte er, um uns weiter zu befördern, einen Elephanten. Auch er war damals durch ein Fieber ans Bett gefesselt, ich hatte indeß später das Vergnügen ihn in Calcutta zu treffen, und ihm persönlich meinen Dank für seine Artigkeit abzustatten. Er ist seit dieser Zeit dem ungesunden Klima unterlegen, dem er, obwohl im Lande geboren, doch nicht ungestraft trotzen konnte.

(Schluß folgt.)

---

*) Das Wasser des Ganges ist zu heilig, um zum Waschen benutzt zu werden.

Wichtigkeit des auswärtigen Handels für China.

(Aus Holmans Reisen.)

Die Regierungsbehörden geben sich bei jeder Gelegenheit das Ansehen, als betrachteten sie den fremden Handel mit Verachtung, obgleich die große Zolleinnahme in Canton und die Leichtigkeit in der Erhebung dieser Abgabe die wohlthätigen Folgen sehr augenfällig machen. Tausende der arbeitenden Klasse strömen nach Canton und finden hier im dem mannichfachen Handelsbetriebe Unterhalt für sich und ihre Familien. Als die Behörden am Ende des Jahres 1829 den englischen Handel sperrten, verlangte das Volk die Wiederaufnahme desselben mit solchem

Geschrei, daß die Lokalregierung nachgeben mußte. Als in neuerer Zeit ein Streit sich erhob, weil Lord Napier ohne Paß nach Canton kam, erließ der Gouverneur unter Anderem auch ein Edikt, wodurch allen Kaufleuten verboten wurde, mit Fremden zu handeln. Dieß Verbot berührete die Interessen so vieler Personen, daß ein großer Haufe sich vor des Gouverneurs Palast sammelte und um Aufhebung desselben bat, was schnell gewährt wurde.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfter Brief.

(Fortsetzung.)

Von der türkischen Aristokratie ist kaum noch eine Spur übrig, denn die Reichen und die großen Grundeigenthümer sind verbannt worden. Oft besuchte ich ihre verödeten einige Meilen von der Stadt entfernten Villas, ihre Orangerien und ihre von den christlichen Soldaten verwüsteten Gärten. Auf einem dieser Ausflüge setzte ich mich in einen noch von Obstbäumen beschatteten marmornen Kiosk, in einer selbst in ihren Ruinen noch schönen Lage. Mein Begleiter war ein Rechtsgelehrter, und obschon Franzose, dennoch ernst und trocken. „Welche Lehre für den Stolz der Bedrücker! rief ich aus, unlängst noch zeichnete sich der Türke in Algier weniger durch seine Stickereien und seine prächtige Kleidung, als durch seine gebieterische Miene und seine Anmaßung vor der übrigen Bevölkerung aus, und wer ihm begegnete, mußte auf die Seite treten, bis er vorüber war. Er ging in die Gärten der Eingebornen und raubte ungestraft ihre Früchte, und jetzt ist er verbannt und lebt vielleicht von Almosen.“ — „Es ist wahr, erwiderte mein Begleiter, es gab manchen Unverschämten unter den Janitscharen; sogar Trunkenbolde befanden sich unter ihnen, denen man ihre Ausschweifungen nachsah, wofern sie nicht allzu sehr ausarteten; allein nicht alle waren so, und ihre Verbannung, die in Folge einer gänzlich unbewiesenen Verschwörung gegen die französische Regierung beschlossen wurde, war eine Verletzung des mit Marschall Bourmont abgeschlossenen Vertrags.“

Was die Culuglis, oder die von den Türken abstammenden Algierer betrifft, so kann man sagen, daß sie jetzt mit der maurischen Bevölkerung verschmolzen sind. Wie unterscheidet man nun aber die Mauren von den übrigen Bewohnern von Algier und der Regentschaft? Von den Negern, den Juden, den Arabern und den Kabylen sind sie auf den ersten Anblick sehr leicht, nicht nur durch ihre Turbane und ihre reichere Kleidung, sondern auch durch Körperbau und Physiognomie zu unterscheiden. Sie haben, besonders mit den Juden und Arabern verglichen, eine lichtere Hautfarbe, rundere Gesichtszüge und sind im Ganzen besser bei Leibe. Ihre Augen haben statt des düstern Feuers, das aus denen der Araber leuchtet, einen ruhigen, man könnte fast sagen trägen Ausdruck; ihr Benehmen ist gelassen und würdevoll, während die Araber beinahe noch mehr gestikuliren als die Franzosen. Ihre Kleidung unterscheidet sich nur wenig von der der Türken; sie besteht aus einem Turban, einer Art Hemd, einer rothen Jacke, mehr oder wenig mit Stickereien bedeckt, einem paar ungeheuer weiten Hosen, einem großen weißen Mantel und Pantoffeln; einige tragen, wie man mir sagte, im Winter Strümpfe.

Wie soll ich aber die Tracht der maurischen Damen beschreiben, die ich, einige Tänzerinnen ausgenommen, nie anders als in Gemälden gesehen habe? Jene Tänzerinnen waren zwar hübsch, allein ihre Kleidung gleicht der der maurischen Damen wohl nicht mehr, als die einer unserer Operntänzerinnen der unserer Schönen in den Salons. Die gemeinen maurischen Weiber sind keineswegs gänzlich unsichtbar; man begegnet ihnen in den düstern engen Straßen oft zu Fuß; aber stets verschleiert, huschen sie wie Gespenster an einem vorüber. Auch auf den Landstraßen findet man sie; aber sie reisen stets zu Pferde und in eine Art Gehäuse eingeschlossen. Neugierig endlich einmal eine maurische Dame zu sehen, bewog ich einen französischen Arzt mich in das Haus eines Mauren von hohem Range als einen englischen Arzt einzuführen, mit dem er sich über den Zustand der kranken Dame zu berathen wünsche. Unter diesem Vorwande gelangte ich in das Haus, und kam, mit der wichtigen Miene eines Doktors durch das Bedientenzimmer schreitend, bis an die Treppe, wo ein Neger mich auf die Schulter klopfte, und, mir seine großen weißen Zähne zeigend, sagte: „Mosieu, on ne vous attend pas.“ Ich mußte also umkehren und den langen Saal durch zwei Reihen hohnlachender Neger hindurch zurückmessen.

Am folgenden Morgen erhielt ich jedoch von einer in Algier wohnenden englischen Dame ein Geschenk, das mich entzückte, und dieß waren zwei vollkommen wie maurische Damen gekleidete Puppen. Die Kleidung beider Figuren unterschied sich nur durch die Farbe des Seidenzeugs. Das Unterkleid besteht aus einem auf der Brust mit Seide eingefaßten Hemd von schöner Leinwand; das herabhängende Haar wird hinten von einem blauen Bande zusammengehalten; eine reich gestickte Aermelweste von Sammet bedeckt Arme und Schultern und reicht bis zum Gürtel herab; vom Ellenbogen an bedeckt ein langer seidener Aermel den Arm bis zu den Fingerspitzen herab; doch läßt sich vermuthen, daß dieser stets hinaufgestreift getragen wird, um die Armbänder nicht zu verhüllen. Weite, gestickte seidene Beinkleider reichen von der Hüfte bis nur zu dem Knie herab, und über dieser Toilette trägt eine Maurin eine gestickte seidene Robe, ganz der einer europäischen Dame ähnlich. Diese Robe bedeckt die ganze Figur von den Schultern bis zu den Knöcheln herab; Pantoffeln von Marroquin, ein Schleier, ein Shawl, Ohrringe und ein Halsband vollenden die maurische Tracht, die, mit Ausnahme des Mangels der Strümpfe, sich nicht viel von der unserer Damen unterscheidet.

Kaum hatte ich meine Puppen als neugieriger Reisender studiert, so nahm sie mein Diener Joachimo zur Hand und betrachtete sie mit einem sardonischen Lächeln, das so viel sagen wollte, als daß sein Herr, der erst Blumen gepflückt habe, wie ein bambino, nun auch mit Puppen spiele wie ein fanciullo. Der Thor, dem ich seinen Abschied gegeben habe, erinnerte mich an eine Anekdote von unserem berühmten schottischen Rechtsgelehrten John Clerk, der viel Geschmack an der Skulptur fand, und seine Mußestunden damit ausfüllte, Figuren aus Stuck zu modelliren. Sein Kopist, ein trockner Aktenmensch, der keinen Sinn für schöne Künste hatte, fand diese Beschäftigung seines Herrn so kindisch, daß er sich nicht enthalten konnte, eines Tages auszurufen: „Wahrhaftig, Sir Clerk, ich kann mich nicht genug wundern, wie ein so würdiger Rechtsgelehrter, wie Sie, seine Zeit damit verderben mag, Gypsmännchen zu machen!“

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1836.

Skizzen aus Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

7. Die Märkte in Ungarn.

Ungarn hat das Eigenthümliche, daß es bei einer an sich schwachen Bevölkerung doch eine Menge sehr volkreicher Ortschaften hat. Natürlicherweise liegen daher diese auch immer weit von einander, und es ist, besonders in Niederungarn, eine große Seltenheit, wenn man auf der Strecke von einer deutschen Meile in zwei Ortschaften kommt; denn in der Regel liegen diese auf zwei bis drei Meilen von einander entfernt. Soll nun zwischen denselben ein Verkehr statt finden, so müssen sich die Menschen daran gewöhnen, die Entfernung von mehreren Meilen ungefähr so zu betrachten, wie wir in Deutschland die von einer Meile. So ist es aber auch in der That. Zu Hülfe kommt ihnen hiebei aber ihr Gespann, dessen sie verhältnißmäßig weit mehr haben wie wir in Deutschland. Die Unterhaltung ihrer Zugthiere kostet ihnen äußerst wenig, indem deren materieller Werth sehr gering, und die Ausfütterung äußerst leicht zu bewerkstelligen ist. Denn den Sommer hindurch ernähren sie sich meistentheils auf den überall befindlichen ausgedehnten Hutweiden, und im Winter von Stroh und Heu. Hafer ist für die ungarischen Bauernpferde eine seltene Kost. Geräth der Kukuruz (Mais) gut, so verabreicht man ihnen solchen, besonders auf Reisen.

Da nun fast alle diejenigen, welche einen andern Ort, auch selbst in ihrer nächsten Nachbarschaft, besuchen wollen, dieß zu Wagen thun, so leuchtet bald ein, daß auf Märkten, wo so viele Menschen sich versammeln, ein zahlloses Fuhrwerk sich häufen müsse. Nebenbei gesagt, kann man sich bei dieser Bewandtniß auch leicht einen Begriff von dem Kothe machen, welcher auf Straßen und Plätzen tausendfach durchknetet wird, und der in den meisten Gegenden Ungarns zu Hause ist. Hier lernt man das fünfte Element, welches Napoleon in Polen fand, in seiner genauesten Beschaffenheit kennen.

Jede etwas bedeutende Stadt in diesem Lande hat ihre Jahr- und Wochenmärkte, und fast alle werden von einer großen Volksmasse besucht. Ich will hier nur von zweien etwas mittheilen, und zwar einen Jahrmarkt von Pesth und einen Wochenmarkt von Groß-Wardein darstellen.

8. Der Markt in Pesth.

Alle Jahre viermal wird in dieser Hauptstadt ein Markt abgehalten, welcher an Bedeutung, so wie an Menge der zum Verkauf gestellten Produkte zu den ersten Weltmärkten gehört. Die Stadt hat mehrere sehr große Plätze, die zur Zeit des Marktes alle mit Buden und Waaren angefüllt sind. Aber fast noch mehr als dort, werden in den Gewölben, Kellern und Magazinen dieser großen Stadt aufgehäuft. Solcher Behälter gibt es hier eine Unzahl, und sie sind meistentheils von solchem Raume, daß in einem einzigen so viel liegt, als was ein kleiner Jahrmarkt einer unbedeutenden Provinzialstadt in sich schließt. Wer sich einen Begriff von der Menge der hier zum Verkauf gebrachten Produkte, so wie von der Großartigkeit des ganzen Marktes machen will, dem darf ich nur ein Produkt, nämlich die Schafwolle nennen. Von dieser werden nach einem ungefähren Durchschnitt auf den Josephi-Markt 60,000 östr. Ctr. hergebracht, ein Quantum, welches kein einziger Markt des europäischen Kontinents aufzuweisen hat. Bei andern Landeserzeugnissen steht die hieher gebrachte Menge in gleichem Verhältnisse. Ich müßte ein langes Verzeichniß aufführen, wenn ich diese alle nennen sollte. Genug, es geht ins Unglaubliche, und übersteigt alle Vorstellung desjenigen, der nie einen solchen Markt sah.

Aber in gleichen Massen werden auch die Produkte der Gewerbe und Industrie hier feil geboten. Nicht allein ganz Ungarn, sondern selbst die benachbarten östlichen Länder versorgen sich von diesem Markte mit Allem, was sie von dergleichen Produkten bedürfen. So entsteht denn ein Gewühl und Treiben, was sich nur mit der Leipziger Messe vergleichen läßt, welches aber bei weitem origineller ist. Pesth verbindet auf diese Weise den Occident mit dem Orient, und beider Bevölkerung ist in Massen hier repräsentirt. Ich glaube, man würde die Schätzung noch zu niedrig stellen, wenn man alle vier Märkte des Jahres zusammen auf einen Kapitalsumtrieb von 50 Millionen Gulden Konv. Münze anschlüge. Nun denke man sich, was dazu er-

forderlich ist, um Produkte von so vielen Hunderttausenden von Centnern herbei zu schaffen, und wenn sie verkauft sind, wieder weiter zu bringen. Ein Drittheil derselben kann man wohl auf die Donau rechnen, und es wird sich dieß noch vermehren, wenn die Dampfschiffahrt in ihren bisherigen Fortschritten bleibt und immer weiter geht.

Während dieser Märkte ist so zu sagen das ganze Land in Bewegung, von allen Wegen und Richtungen her strömt zahlloses Fuhrwerk nach der Stadt, und die Straßen sind auf den Hauptzügen im wörtlichen Sinne damit bedeckt. Denn man muß dabei noch in Erwägung ziehen, daß die ungarischen Bauern nicht viel aufladen, weil sie alle ihre Lebensbedürfnisse für sich und ihr Vieh mit sich führen, und daß man auf einen Wagen durchschnittlich wohl nicht über zwölf Centner rechnen darf. Wären diese Fuhrleute nicht gewohnt, über Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, so würde es zu dieser Zeit große Noth um Unterkommen geben. In Pesth selbst fehlt es an Wirthshäusern nicht, und es ist in den Vorstädten beinahe immer das dritte Haus ein solches.

Der Fremde würde zur Zeit des Marktes den Weg nach Pesth auch ohne andere Weisung und Kennzeichen aus den Wagenzügen finden. Ueberdieß könnte er auch noch einen Wegweiser an den vielen neben der Straße liegenden gefallenen und unbegrabenen Pferden haben. Die vielen elenden Thiere der Art, die schlechte Wartung und Pflege, und die ungeheuren Anstrengungen, die man ihnen zumuthet, richten immer eine große Zahl dieser unglücklichen Geschöpfe zu Grunde.

Wie auf der Leipziger Messe werden in Pesth die meisten und größten Geschäfte in den Häusern und Waarenniederlagen gemacht und gewöhnlich in den ersten Tagen des Marktes, zuweilen auch schon vor demselben abgeschlossen. Der Kleinhandel wird beinahe auf allen Straßen und Plätzen der Stadt getrieben. Er bietet die buntesten Gemälde dar, da er Menschen aus allen Klassen und Himmelsgegenden zusammenbringt.

Wie überall, fehlt es bei Gelegenheit dieses Marktes nicht an Gegenständen, welche die Schaulust in Anspruch nehmen. Da gibt es Kunstreiter und Panorama's, Hundekomödien und Equilibristen ꝛc. Aber dennoch finden sich alle diese Sachen nicht in so reichem Maße, wie man es wohl hier erwarten sollte. Im Grunde genommen haben alle zu dieser Zeit anwesenden Geschäftsleute wenig Zeit, solches Vergnügen zu suchen, da der Markt nach seinem Umfange eigentlich nur kurze Zeit dauert. Der große Haufe scheint indeß meistentheils das Einlaßgeld, und kauft sich für seine Paar Kreuzer lieber etwas zu trinken.

Was zu verwundern, aber in hohem Grade lobenswerth ist, das ist die Thatsache, daß trotz des Menschengewühls, trotz der Menge roher und uncivilisirter Menschen, welche aus allen Himmelsgegenden hier zusammengeströmt ist, und trotz der eben nicht strengen Polizei, gerade nicht sonderlich viele Excesse vorkommen. Ja selbst Diebstähle werden weniger begangen, als wie auf andern Plätzen bei gleichem Treiben. Ob nicht bei strengerer Aufsicht und näher gedrohter Strafe das: nitimur in vetitum im Spiele seyn sollte? Hier herrscht mehr freie Bewegung und jedes Individuum fühlt sich mehr selbstständig, daher hält es auch mehr an sich und macht seinen eigenen Aufseher. Vielleicht täusche ich mich in meinem Schlusse, allein ich halte dieß für die zunächstige Ursache jener Erscheinung.

Die Indigopflanzer in Indien.

(Schluß.)

Keine Klasse ist den mannichfachen Krankheiten, welche der stete Aufenthalt außer dem Hause bei jedem Wetter hervorbringt, mehr ausgesetzt, als die Indigopflanzer. Wenn sie zu Reichthum gelangen, so ist er mit harter Mühe gewonnen, und ihr Leben, wenn auch anscheinend luxuriös, ist häufig großen Entbehrungen ausgesetzt. Viele dieser Leute sind Junggesellen, nicht wegen der Schwierigkeit eine Frau zu erhalten, sondern weil sie nicht gern ein weibliches Wesen den zahlreichen Unfällen aussetzen, die in so entlegenen Gegenden häufig zu befahren sind. Hie und da bringen sie durch Besuche zu Calcutta oder irgend einer großen Garnison einige Abwechslung in ihre Einsamkeit, sie sind häufig kühne und thätige Jäger, aber selbst diese Beschäftigung füllt nicht die Leere eines Lebens aus, das eine Periode des Jahres hindurch voll mühseliger Arbeit, meistens aber höchst monoton ist. Der Indigobau scheint in vieler Beziehung für Indobritten besser zu passen als für Europäer, denn die erstern haben keine heimathlichen Erinnerungen, die sie der fremdartigen, vielleicht trübseligen Scene entgegensetzen könnten; ihre körperliche Konstitution paßt besser für das Klima, als die der armen Verbannten, die nach ihrem Heimathland seufzen, auch gewöhnen sie sich leichter an die Sitten der Eingebornen. Der achtungswerthe Theil der Indigopflanzer sind liebenswürdige, nachdenkende Leute, offen, gastfrei, edelmüthig in hohem Grade, und obwohl an die Ertragung einer fast gänzlichen Einsamkeit gewöhnt, stets bereit den Fremden zu bewillkommen, und, wo immer Gelegenheit sich ergibt, frei in Gesellschaft einzutreten. Ihre Neigung zu Lektüre ist schon erwähnt worden, manchmal verknüpft sie sich mit literarischen Beschäftigungen, und die Beiträge, welche von vielen derselben in die periodischen Schriften der Präsidentschaft geliefert werden, sind häufig von nicht geringem Verdienst. Doch gibt es auch unter den Anbauern dieser kostbaren Pflanze, die sich in so manchen Händen in Gold verwandelte, Leute von ganz anderem Charakter. Man trifft unter ihnen verworfene Schurken, stets unter einander oder mit den eingebornen Pflanzern im Kriege, denen sie, wenn andere Mittel es ihnen gleich zu thun fehlen, in der Nacht gewaltsam die Ernte abmähen und fortschleppen, wenn sie besser ist als die ihrige. Diese Ehrenmänner verlassen sich auf die Meineide ihrer Anhänger, um den Folgen, welche solche Thaten vor Gericht haben könnten, auszuweichen, denn keiner ihrer Leute stößt sich im Geringsten an einen Meineid. Der Gerichtshof in Calcutta war schon oft mit Prozessen wegen Mordthaten beschäftigt, die am hellen Tage begangen wurden, und, obwohl notorisch, selten gegen die Hauptthäter bewiesen werden konnten; der dabei geführte Zeugenbeweis bietet ein schauderhaftes Gemälde der verworfenen Lebensart

bar, welche unter manchen rohen gewissenlosen Europäern und schlecht erzogenen Indobritten herrscht. Diese Leute vereinigen die Laster der Eingebornen mit denen, die sie von ihren Eltern ererbten, üben die Tugenden weder der einen noch der andern, und nur, wenn irgend eine verruchte That zur Kenntniß der Magistrate gelangt, wird die schaudernde Welt mit ihren Verbrechen bekannt. Die Geschichte mancher dieser Leute ist merkwürdig und abscheulich zugleich: sie kamen nach Indien oder wurden zufälligerweise an seine Ufer geworfen nach einer stürmischen Lebensweise, mit verhärtetem Herzen und durch Unglück und getäuschte Hoffnungen erbittertem Gemüth. Die Aussicht über eine kleine Indigofabrik ist ihre einzige Aussicht, und sie begeben sich in die Dschungeln, wo sie unbelästigt durch den Zwang civilisirter Gesellschaft, nur mit den niedersten Eingebornen, die sie als ihre Lastthiere ansehen, in Gesellschaft kommen, und sich allen Arten von Lastern überlassen. Unmäßiges Branntweintrinken, und die Gewohnheit, sich als die Herren aller derer zu betrachten, die sie beaufsichtigen, erhöhen noch die natürliche Wildheit ihrer Gemüthsart: sie sind reif und bereit zu jeder Gewaltthat, und ihre unglücklichen Arbeiter fallen nur allzu oft als Opfer ihrer Brutalität. Mordthaten dieser Art werden leicht vertuscht, wenn der kleine Tyrann fern von andern Europäern lebt. Man hat den Eingebornen Indiens noch nicht begreiflich machen können, daß sie sich der Schuld theilhaftig machen, wenn sie es versäumen, ein Verbrechen, das zu ihrer Kunde gelangt ist, anzuzeigen, und zur Ergreifung des Thäters mitzuwirken. Nicht immer werden die Leichen derer untersucht, die, wie man argwohnt, eines gewaltsamen Todes gestorben sind, und wenn nicht irgend jemand bei der Bestrafung des Verbrechens sehr betheiligt ist, wird die Sache selten vor den Distriktsrichter gebracht. Hört auch der benachbarte Katwal oder Polizeibeamte davon, so ist es selten schwer, ihn durch Geld zum Schweigen zu bringen, und so werden häufig die schrecklichsten Verbrechen straflos begangen.

Zwei europäische Indigopflanzer, deren Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise fast durchaus dieselben waren, lebten geraume Zeit als Nachbarn in vollkommener Einigkeit. Ein gewisser Umstand, der nicht zur öffentlichen Kunde kam, änderte mit einem Mal diese Freundschaft in die tödtlichste Feindschaft, und eines Tages, als der eine ruhig in seinem Hause saß, und nicht die geringste Gefahr besorgte, kam der andere mit einem zahlreichen bewaffneten Gefolge an die Thüre, schleppte ihn heraus nach einer etwas entfernten Stelle, und ermordete ihn entweder mit eigener Hand oder ließ ihn durch seine Leute ermorden. Die Diener des Ermordeten machten Lärm, viele waren Zeuge der Gewaltthat gewesen, und auf ihre Vorstellungen wurde der Hauptthäter sowohl als einige seiner Helfershelfer gefangen genommen. Nach dem Gesetze der Muhammedaner sowohl als der Hindus kann niemand des Mordes überführt werden, wenn nicht die Leiche des Ermordeten zur Stelle geschafft wird; in diesem Falle hatte man die Leiche so vollständig vernichtet, daß die bei der Sache betheiligten Eingebornen nur wegen Tumult und Gewaltthat gestraft und zur Straßenarbeit verurtheilt werden konnten. Gegen den Hauptthäter wurde anders verfahren, indem er vor dem hohen Gerichtshof in Calcutta auf Leib und Leben angeklagt wurde. Niemand konnte seine Schuld auch nur einen Augenblick bezweifeln, aber die Schlauheit seines Advokaten, der das gegen ihn vorliegende Zeugniß durch einzelne entdeckte Widersprüche zu nichte machte, und die Lücke, welche das Verbergen des Körpers in den Beweis brachte, geschickt benützte, hatte eine Freisprechung zur Folge, und der Verbrecher ward wieder gegen die Gesellschaft losgelassen.

In einer sehr interessanten, Naufrags betitelten, kleinen Schrift, welche vor einigen Jahren in Indien erschien, finden sich manche Details, welche eine sehr richtige Vorstellung von der Lebensart und den Sitten dieser Indigopflanzer geben, welche in der Verfolgung eines strafbaren Zweckes sich durch keine Gewissensscrupel aufhalten lassen. Noch leben viele Personen in Bengalen, welche seine Nachricht von einem Indigopflanzer bestätigen können, der kein Bedenken trug, die ganze Bevölkerung eines Distrikts gegen sich in Harnisch zu bringen, indem er die Braut eines Braminen, während sie nach dem Hause ihres Gemahls zog, mit Gewalt entführte. Geld, diese große Panacee für alle Uebel und alles Unrecht dieses Lebens, bewirkte, daß er nicht der Rache der Hindus zum Opfer fiel; andere waren nicht so glücklich.

Obschon ohne bestimmten Rang in der Gesellschaft, haben Indigopflanzer von gebildeten Sitten und rechtlichem Benehmen, wenigstens lange Zeit hindurch, freien Zutritt gehabt zu dem Hofe des Generalgouverneurs. In den obern Provinzen werden sie gewöhnlich mehr nach Verdienst geschätzt, die Gesellschaft ist kleiner, und der Verkehr mit Indobritten ist inniger und häufiger als in Calcutta, wo Europäer und Indobritten wenig Gemeinschaft pflegen. Eine bedeutende Anzahl Indigopflanzer, welche Faktoreien in geringer Entfernung besitzen, oder sich ganz zurückgezogen haben, leben am Sitze der Regierung. Sie bewohnen sehr schöne Häuser, und sehen viel Gesellschaft bei sich: diese Herrn sind meistens Indobritten, und die wenigen Europäer, die in ihre Gesellschaft kommen, erstaunen über die Menge dunkelfarbiger Schönheiten, mit denen sie umgeben sind; es herrscht Reichthum und Gastfreundschaft, und obwohl bei denen, welche sich auf ihre unbefleckte Hautfarbe etwas zu Gute thun, manches Vorurtheil sich kund gibt, so haben doch die Eurasier in ihrem Verkehr mit der Gesellschaft keine sonderlichen Kämpfe zu bestehen. Viele aber schmerzt es tief, daß sie zu einträglichen öffentlichen Aemtern keinen Zutritt haben, und das wachsende Mißvergnügen wird vermuthlich in späterer Zeit der Regierung manche Ungelegenheit machen.

Meteore.

Bekanntlich haben einige Amerikaner seit mehrern Jahren Bericht erstattet von außerordentlichen Himmelserscheinungen, welche um die Mitte des Novembers jeden Jahres gewöhnlich an demselben Tage statt fanden. Die Erscheinungen waren äußerst glänzender Art, von den sogenannten Sternschnuppen, welche während der erwähnten Nacht sich in großer Zahl am Himmel zeigten und die ganze Hemisphäre erhellten. Das Bemerkenswertheste dabei ist, daß das Phänomen stets an dem-

selben Monatstage, nämlich am 14ten, sich zeigte, und die Richtung der Meteore im Allgemeinen dieselbe ist, was viele auf die Vermuthung brachte, daß dieß Körper seyen, die sich um unsere Erde drehen. Herr Arago hat bekanntlich in seiner Instruktion an die Offiziere der Bonite diese beauftragt, in der genannten Nacht möglichst aufmerksam auf solche Erscheinungen zu seyn. Ein Herr Baily, der mit Sir John Herschel (gegenwärtig auf dem Kap der guten Hoffnung) in fortdauernder Korrespondenz steht, ermahnte diesen auf außerordentliche Erscheinungen dieser Art möglichst aufmerksam zu seyn; Nachstehendes ist nun ein Auszug aus einem kürzlich an Herrn Baily gelangten Briefe: „Während des Novembers war ich fortdauernd auf der Wache, ob sich keine Sternschnuppen zeigten, namentlich am 10ten, 11ten, 13ten, 14ten und 18ten. Am 13ten befahl ich meinem Assistenten, Herrn Stone, wohl Acht zu haben, er sah aber nichts. Am 14ten erneuerte ich meinen Auftrag; die Beobachtung begann um 0 Sternenzeit. Um 4 Uhr 3 Min. 19 Sek. rief er aus: da ist die größte, die ich je sah! Sie fiel nordwestlich perpendikulär. Um 4 Uhr 42 Min. 59 Sek. erblickte er abermals eine große Sternschnuppe: diese fiel nördlich, mit einiger Abweichung gegen Osten, nicht ganz vertikal, sondern gegen Osten geneigt. Diese war, wie er sagte, so groß wie Jupiter. Wenige Minuten später erblickte er eine dritte. Um 4 Uhr 55 Min. 59 Sek. prallte ich im eigentlichen Sinne von dem Teleskop zurück über den Glanz eines prächtigen Meteors, welches etwa 20° Azimuth West gen Süden und schräg fiel. Stone glaubte, es hätte geblitzt, obgleich er dem Meteor den Rücken zukehrte, und es durch Bäume vor ihm versteckt war. Es ließ einen schmalen, lebhaften, deutlich gekrümmten Streif nach sich, der 20 Sekunden dauerte, und den man ganz ruhig beobachten konnte. Dieß Meteor glich der Venus in ihrem größten Glanze hier, denn die Venus wirft hier einen starken Schatten, indem man Alles aufs genaueste beobachten kann. Sie können sich darauf verlassen, daß ich am nächsten 13ten und 14ten November, wenn ich noch hier bin, abermals Beobachtungen anstellen werde; obwohl ich kaum glauben kann, daß dieß mehr als ein zufälliges Zusammentreffen ist, so habe ich doch seitdem kein bedeutendes Meteor gesehen.“

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfter Brief.

(Fortsetzung.)

Was die Sitten und die Geistesbildung der maurischen Damen betrifft, so erfuhr ich hierüber ganz das, was sich nach der beschränkten Erziehung, welche sie genießen, erwarten läßt. Ungeachtet ihres prächtigen Anputzes sind sie doch sehr nachlässig im Anzug und kindisch in ihrer Unterhaltung, denn sie wissen fast von nichts als Näschereien zu sprechen. Mit ihren Negerinnen leben sie in größter Vertraulichkeit, und sollen dabei, was mich am meisten in Erstaunen setzte, keineswegs schön seyn; wenigstens hatte der, dem ich diese Nachrichten verdankte, das Unglück gehabt, lauter häßliche zu sehen.

Man hat immer behauptet, die Türken glaubten, ihre Frauen hätten keine Seelen, doch dieß ist ungegründet. Ein Marabut, mit dem ich hierüber sprach, versicherte mich, daß der Koran keine solche Lehre enthalte. „Aber, sagte ich, warum erlaubt ihr denn euren jungen Weibern nicht, die Moscheen zu besuchen?“ — „Weil, erwiderte der Heilige, der Engel, der Wächter der Moscheen, in den Herzen der Männer irdische Gefühle entdecken könnte, welche den heiligen Ort entweihen.“ — „Warum ruft ihr aber nicht Männer und Frauen besonders und zu verschiedenen Stunden in die Moscheen?“ — „Es hälte schwer, entgegnete der Marabut, ein wenig verwirrt über meinen Einwurf, einmal hergebrachte Gewohnheiten zu ändern.“

Ich fürchte, Sie werden mich für eine ächte Frau Base halten, wenn ich Ihnen sage, daß die maurischen Damen große Liebhaberinnen von jungen Hunden sind, und zwar nicht bloß, um, gleich den unsrigen, sie zu liebkosen, sondern um ein ganz eigenes Gelüst zu befriedigen. Man fragte einst einen wilden Canadier, ob er den Bischof von Quebek gekannt habe. „O ja, war die Antwort.“ Und wie fandet ihr ihn?“ — „O trefflich!“ — „Aber wie lerntet ihr ihn denn kennen?“ — „Ich habe ein Stück von ihm gegessen.“ — Eben so geht es den maurischen Schönen mit den jungen Hunden, die sie in der Meinung verzehren, daß das Fleisch dieser Thiere die Eigenschaft besitze, den, der es esse, fett zu machen, und eine wohlbeleibte muselmännische Dame gilt stets für schön.

Die Kinder der Mauren gehen ganz wie ihre Eltern gekleidet; das kleine Mädchen verläßt ihr Haus nie ohne Schleier; doch tragen die Knaben den Turban erst mit dem eilften Jahre, in welchem Alter man ihnen auch den Kopf scheert. Bis zu dieser Zeit werden ihre Haare gleich denen der Frauen mit Henna gefärbt, was sie, je nach ihrer natürlichen Dunkelheit, mehr oder minder roth macht. Die maurischen Weiber und die Jüdinnen färben sich auch die Nägel mit Henna. *)

Es gibt noch mehrere reiche Familien in Algier, welche von dem Ertrag ihrer Häuser und Ländereien oder vom Handel leben; seitdem aber die Seeräuberei eingestellt worden ist, nimmt der Reichthum der maurischen Bevölkerung bedeutend ab. Vor 80 Jahren schilderte Lewesen die Mauren als eben so feindselig gegen die Christen gesinnt als die Türken. Die Umstände haben jedoch den Nationalcharakter nach und nach geändert. Ist der Algierer noch fanatisch, so ist sein Fanatismus zum mindesten guter Art. Ich besuche die Läden der maurischen Handwerker sehr oft, da viele von ihnen französisch oder doch die Frankensprache gut genug verstehen, daß ich mich mit ihnen unterhalten kann. Sie zeigen mir ihre Waaren stets mit eben so viel Gefälligkeit als die Christen, und viele von ihnen scheinen, besonders was Stickereien betrifft, sehr geschickte Arbeiter zu seyn; jedoch bekennen sie aufrichtig, daß die europäischen Waaren die ihrigen zu verdrängen drohen. Ein maurischer Uhrmacher, der seine Kunst in Paris erlernt hatte, sagte mir, daß er seit der Ankunft der Franzosen kaum noch so viel verdiene, als er zu Couscousou für seine Familie brauche.

(Schluß folgt.)

In der Nähe von Bordeaux wurde eine vollkommen erhaltene und sehr schöne Büste des Kaisers Hadrian gefunden: sie hat eine ausgezeichnete Aehnlichkeit mit dem kolossalen Bronzekopf Hadrians, der vor einiger Zeit im Bette der Themse gefunden wurde.

*) Die maurischen Damen behalten ihre schwarzen Augenbraunen, die Jüdinnen aber färben die ihrigen roth, was ihnen ein abscheuliches Aussehen gibt. Diese Mode der afrikanischen Frauen, ihre Haare zu färben, ist nicht neu. Vor 1500 Jahren schon warf der heilige Cyprian den mauritanischen Frauen vor, daß sie sich zum Voraus schon mit den Höllenstrafen bekannt machten, indem sie ihrem Haar das Aussehen der Flamme gäben, welche einst die auf leiblichen Schmuck versessenen Buhlerinnen und Sünderinnen verzehren würde. De Habitu virginum.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 1.

Die Hugenotten, von Meyerbeer.

Auf dem Schlosse des Edeln von Nevers in der Touraine befinden sich mehrere junge Seigneurs, um die bevorstehende Vermählung des Schloßherrn mit Valentine, der Tochter des Herrn von St. Bris, Gouverneurs des Louvre zu Paris, zu feiern. Man erwartet einen Edelmann, Namens Raoul de Nangis, der endlich anlangt, und sich mit den übrigen zu Tische setzt. Der Gastherr, sammt allen seinen zuerst anwesenden Freunden, sind eifrige Katholiken und treue Diener ihres Königs Karl IX. Der Ankömmling ist ein Hugenotte, und nicht minder orthodox als der Eigenthümer Nevers und seine Bande. Mehr noch ist es sein alter Diener Marcel, der die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, als er seinen jungen Herrn mit den katholischen Zechern um den nämlichen Becher gelagert sieht. Der Anblick der Hölle wäre ihm nicht größeres Aergerniß gewesen und er sinnt ernstlich nach, wie er seinen Gebieter aus dieser Teufelsschlinge retten könne. Vergeblich ruft er ihm zu:

> O mon maitre! mon maitre!
> Dieu nous dit: „De l'impie évite le festin!“

Raoul von Nangis gebietet ihm Stillschweigen. Da ruft er seinen göttlichen Luther zu Hülfe und erhebt folgenden Choral, als Stoßgebet:

> Seigneur! Rempart et seul soutien
> Du faible qui t'adore,
> Jamais dans ses maux un chrétien
> Vainement ne t'implore.

Wer unter dieser versificirten Prosa des Herrn Scribe den Schatz nicht sogleich erkannt hat, dem möge bedeutet seyn, daß dieser Choral unser lutherisches herrliches Kirchenlied ist: Eine feste Burg ist unser Gott, überall erhaben, prächtig und von tiefer Wirkung. So auch auf der Bühne der großen Oper zu Paris, wo mitunter viel Lächerliches zu Markt gefördert, das wahrhaft Schöne und Große aber nicht erkannt wird. Der Augenblick, wo Marcel (der vorzügliche Bassist Levasseur singt diese Rolle) seinen Gesang erhebt, ist ein Meisterstück des Komponisten, und von Scribe wohl zugerichtet. Raoul hat sich der trinkenden, singenden und jubelnden Bande hingegeben, aber da Marcel die Stimme erschallen läßt, setzt er sein volles Glas wieder auf den Tisch. Er mag nicht mehr trinken. Die Schilderung des herben, puritanischen Hugenottencharakters in Marcel ist vollendet durch ein Lied, welches er, wie ironisch, den katholischen Herren singt, und das fanatischen Haß athmet.

Die jungen Edelleute haben ihre Liebschaften besungen und erzählt, Raoul de Nangis auch die seinige, deren Namen er nicht kannte, und die er in der Nähe des Schlosses von Amboise aus den Händen muthwilliger Studenten befreit hatte. Während dieses Zeitvertreibes läßt eine junge Dame den Herrn von Nevers in den Park bitten, und Raoul erkennt in der Dame seine geliebte Unbekannte, die ihm jetzt als ein Abschaum von Treulosigkeit erscheint. Noch hat er nicht Zeit sich von dem schmerzlichen Eindrucke zu erholen, da wird auch ihm von einem Pagen ein Brief zugestellt, in welchem er zu einem Rendez-vous eingeladen wird. Die Gesellschaft erkennt in dem Siegel und in der Devise die Zeichen von Marguerite de Valois, und alle Gegenwärtigen suchen durch Dienstanerbietungen und Ergebenheitsversicherungen die Freundschaft des Glücklichen zu erwerben. Raoul bescheidet den Pagen mit der Antwort, daß er kommen werde. So weit der erste Akt. Trefflich ist in demselben das Trinklied der versammelten Edelleute, wiewohl nicht von eigenthümlichem Gepräge. Sehr zart ist die Romanze, in welcher Raoul seine Liebe schildert, aber ergreifend und fanatisch-wild der Kriegsgesang Marcels und meisterhaft ausgeführt.

Marguerite de Valois, die auf dem Punkte stund, mit Heinrich von Navarra sich zu vermählen, begünstigte auf jede Weise die Annäherung der Hugenotten und der Katholiken. Sie wünschte daher die Vermählung ihrer Hofdame Valentine de St. Bris, Tochter eines Katholiken, mit dem hugenottischen Edelmanne Raoul de Nangis, und hatte zu dem Ende die Braut zu ihrem versprochenen Bräutigam Nevers gesandt, um das Verlöbniß mit ihm aufzuheben. Während Valentine dieses schwierige Geschäft verrichtete, ward sie von Raoul erblickt, der nicht ahnete wie nahe ihm sein Glück war und in toller Eifersucht entbrannte. Der zweite Akt zeigt uns Marguerite

de Valois vor dem Schlosse von Chenonceaux, drei Stunden von Amboise in der Touraine. Sie hat zu sich bestellt eines Theils die katholischen Edelleute St. Bris, Nevers u. a., so wie Raoul und mehrere Protestanten, um unter ihnen eine ernstliche Versöhnung zu bewerkstelligen, welche diese vor ihr beschwören, andern Theils Valentine, um sie mit Raoul zu vermählen, denn Nevers hatte seine Einwilligung gegeben. Raoul, wiewohl mit blutigem Herzen, gehorchte, nicht sowohl aus Neigung zu der neuen Braut, die er nicht kennt, als vielmehr angetrieben von dem Wunsche sich an seiner Ungetreuen zu rächen. Aber da er in der ihm vorgestellten Dame Valentine erblickt, fährt er heftig heraus und erklärt, daß er nimmermehr ihr Gemahl werde. Alles dieß in Gegenwart von Valentine, die vor Scham beinahe stirbt, in Gegenwart von Marguerite de Valois, die im höchsten Grade beleidigt, und in Gegenwart von St. Bris und Nevers, die Rache fordern für diesen blutigen Schimpf. Aufgefordert, die Gründe seiner Weigerung anzugeben, schweigt Raoul er will das Gastrecht gegen Nevers nicht verletzen, mindestens habe ich seine Worte „es wäre ein Verbrechen, wenn ich redete“ so erklärt. Man trennt sich mit der Hinweisung auf eine baldige Begegnung auf dem Pré aux clercs zu Paris, wohin Marguerite mit allen ihren Umgebungen so eben abreist.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Ungarn.

2. Die Märkte in Ungarn.

Der Wochenmarkt in Groß-Wardein.

Am Rande der ausgedehnten Ebene gelegen, welche sich von Pesth bis an die Gränzgebirge von Siebenbürgen erstreckt, ist Groß-Wardein gleichsam der Schlüssel zu diesem Gebirge und der Vereinigungspunkt der Bevölkerung der Ebene und des Gebirges. Die Stadt selbst ist ziemlich ausgedehnt, obschon nicht in gleichem Maße bevölkert; da sie bei einem Umfange von einer deutschen Meile nicht über 20,000 Einwohner zählt, eine Zahl, welche man in Nieder-Ungarn sogar in einigen Dörfern nicht viel geringer antrifft. Von großem Handel nach Außen ist hier keine Rede, und nur der innere Verkehr belebt diesen Ort. An sich bietet die Stadt so manche Eigenthümlichkeit, indem die Einwohner aus allen Religionen und Konfessionen, so wie aus mehrern Nationen zusammengesetzt sind. Dieß macht denn aber auch, daß zwischen allen eine große und lobenswürdige Toleranz herrscht.

Der Wirth des Gasthofes, in welchem ich eingekehrt war, ein freundlicher und zuvorkommender Mann, erbot sich, mit mir den Markt zu besuchen. Sobald wir über die Brücke, welche hier über den Köreschfluß führt, gekommen waren, traten wir in das Marktgewühl. In mehrern Zungen gibt sich hier der Verkehr kund. Der Mehrtheil des Volkes besteht aus Wallachen, denn es bewohnt dieser Völkerstamm die Umgegend der Stadt von Nordost bis nach Südost. Hinsichtlich der Lebendigkeit ihres Wesens im Sprechen und Handeln stehen sie ziemlich in der Mitte zwischen den Magyaren und den Slawaken. In ihrem Hauswesen, wovon jedoch hier nicht die Rede seyn kann, und worüber ich bei einer andern Gelegenheit Mittheilungen machen werde, stehen sie aber hinter beiden zurück. Nächst den Wallachen folgen der Zahl nach die Magyaren, alsdann die Slawaken, ferner die Raitzen (Serben), sodann die Juden und endlich die Deutschen. Jeder dieser Völkerstämme hat seine Eigenthümlichkeit in der Bekleidung und im äußern Wesen, was denn natürlicherweise die Tinten zu dem buntesten Gemälde bietet. Um diese Mannichfaltigkeit noch zu vermehren, kommen noch die Zigeuner hinzu, die man überall in Ungarn und auch hier in ziemlicher Anzahl findet.

Der Markt wird auf einem geräumigen, aber unebenen und kothigen Platze abgehalten. An der einen Seite desselben steht eine lange Reihe von Buden, in welchen nichts als Schlibowitz (Zwetschgenbranntwein) verkauft wird. Wir machten unsre Tour zuerst an dieser hinab. Fast lauter Frauenzimmer machen hier die Verkäuferinnen. Mit beredter Zunge preisen sie ihre Waaren an, und geben jedem Vorübergehenden, der es verlangt, zu kosten. Dabei suchen sie ihr Getränk stets auf Kosten dessen, was ihre Nachbarinnen führen, herauszustreichen. Diese Art des Kostenlassens benutzen manche Branntweintrinker und unter andern auch die Soldaten, um sich, ohne einen Kreuzer auszugeben, so gütlich zu thun, daß sie nicht selten stark berauscht vom Platze gehen. Oft darf jedoch keiner diese Praxis wiederholen, weil er sonst leicht erkannt und von den erbitterten Frauen hart verfolgt wird.

Zunächst an diesen Buden stehen eine Menge von Bauernwagen, welche Heu, Stroh und Holz geladen haben. Erstere beiden Produkte werden hier unglaublich wohlfeil verkauft, und es kommt bei gesegneten Jahren der Centner oftmals nicht auf einen Silberzwanziger (7 Sgr. preuß. Cour.) Theurer aber ist das Holz, weil es aus der Entfernung von drei bis fünf Meilen hergebracht wird, und weil auf der ganzen West- und Südseite auf eine Strecke von mehr als dreißig Meilen kein Wald zu treffen ist.

An diese Wagen reiht sich der Getreidemarkt. Wenn in dem gebirgigen Siebenbürgen eine sparsame Ernte gewesen ist (was nicht selten der Fall), so ist dieser Markt hier von besonderer Bedeutung. Dieß fand jedoch im vorigen Jahre nicht statt, und es ward eher aus jenem Lande her, als nach demselben hin, Getreide gebracht.

Interessant ist der Viehmarkt, welcher den ganzen Platz in einen Halbzirkel umschließt. In diesem reichen Lande, wo die Natur nur so weniger Nachhülfe bedarf, um einen Ueberfluß von Produkten hervorzubringen, weist dieser Markt fast nur lauter verkümmertes und in hohem Grade dürftig genährtes Vieh auf. Und dieß gilt fast von allen Racen und Gattungen. Lächerlich kleine und verkrüppelte Gestalten sieht man insbesondere von Pferden. Der Preis solcher Thiere ist dann auch freilich der Waare angemessen. Man bedient sich, um diese Thiere los zu werden, nicht selten der Licitation. Ich sah eine solche mit an. Ein Auctionator, in bunter Husarenkleidung, auf einem kleinen Pferde sitzend, und eine Trommel an sich hängen habend, befand sich mitten in einem dicht gedrängten

Haufen wallachischer Bauern, welche alle mit großer Spannung ihre Blicke nach ihm richteten. Die zu veräußernden Pferde standen daneben, und dasjenige, an welchem die Reihe war, wurde jedesmal in die Mitte geführt. Mit hängenden Ohren und höchst trübseliger Miene betrat es seinen Platz und ward sofort von den Bauern umringt. Der Auctionatar rief nun einen Preis aus, und gewöhnlich war der erste Satz 1 fl. W. W. (8 Sgr.) Zwischendurch brachte er seinen Witz an, der mitunter nicht ohne Salz war. Alle Tugenden des Thieres zählte er her, wenn schon das Pferd selbst jedes Lob Lügen strafte. Ein wieherndes Gelächter begleitete die Bemerkungen des Ausrufers. Die meisten der Thiere gingen für 5 fl. W. W. (1 1/3 rh.) weg; manche sogar noch darunter und nur wenige darüber.

Wir verließen diesen Platz und kamen jetzt zwischen die Obstverkäuferinnen. Aus Körben voll Trauben rann der Saft in Menge, weil von der frühen Kälte die Beeren gefroren waren und nun beim Aufthauen beinahe zerrannen. Die Käufer schmausten, daß ihnen der Most vom Barte triefte. Nebenher waren Gruppen gelagert, die sich bei einem kleinen Feuer Kastanien brateten und Würste sotten. Für wenige Groschen hielten hier ganze Familien ihr Mahl, bei welchem denn auch der Schlibowitz nicht fehlen durfte.

Zu verwundern ist es, daß bei dem Drängen und Stoßen, welches allenthalben auf einem solchen Markte statt findet, nicht öftere Beschädigungen und Unglücksfälle vorkommen. Denn Wagen und Reiter drängen sich mitten durch die dichtesten Volksmassen, ohne daß man dieß etwa sonderbar fände oder gar rügen wollte. Aber es sind die hiesigen Pferde so an den Menschen gewöhnt, daß sie ihm mit einer besondern Geschicklichkeit ausweichen, und ihn, selbst wenn sie dicht neben ihm niedertreten, nur höchst selten beschädigen. Das kommt daher, weil sie zu Hause sehr häufig mit ihren Herrn von einem Dache beschützt und von einem Raume umfangen werden.

So mühsam ich mich auch hatte durch dieses Gedränge und den Koth durchwinden müssen, so zufrieden gestellt verließ ich doch den Platz, denn ich hatte der Unterhaltung hier so viel gehabt, daß ich jene Unannehmlichkeiten wenig achtete.

Die Donaumündungen und ihre Inseln.

(Aus dem Russischen.)

1. Allgemeine Uebersicht der Donaumündungen und ihre Handelswichtigkeit.

Die Donaumündungen haben für den Handel auf dem schwarzen Meere eine besondere Wichtigkeit; sie bilden den Hauptweg für den Waarenverkehr des südlichen Bessarabiens, so wie der Fürstenthümer Moldau und Wallachei. Das Schicksal von Galatsch, Brailow, Ismail und Reni hängt von der größern oder geringern Leichtigkeit des Verkehrs dieser Städte mit den türkischen und russischen Häfen des schwarzen Meeres ab: Gewerbe und Handel dieser Städte sind bis jetzt noch nicht in einem Zustande, der auch nur von weitem den natürlichen Reichthum der umliegenden Gegenden dände und der bedeutenden Entwicklung entspräche, welche die Handelsthätigkeit in den benachbarten Ländern genommen hat: der Grund davon ist leicht einzusehen.

Die an den Mündungen der Donau liegenden Städte und die angränzenden Länder konnten zu keinem dauerhaften Wohlstande gelangen, so lange die Ufer dieses Stroms den häufig sich erneuernden Kriegen zwischen Rußland und der Türkei zum Schauplatze dienten. Weder der Ackerbauer, noch der Handwerker, noch der Kaufmann wollten ihre Gewerbsthätigkeit und ihre Kapitalien auf ein Land verwenden, das zum Schauplatz und zugleich zum Opfer des letzten Kampfs zwischen der Christenheit und dem Islam bestimmt war, auf ein Land, dessen Zukunft noch so schwankend und unsicher war, als die Gränzen der Rinnsale, welche die prächtige Donau mit dem schwarzen Meere verbinden, veränderlich sind. Und wie die Steppen der nördlichen Ufer des schwarzen Meeres vor 100 Jahren noch öde waren und zum weiten Tummelplatz der Kosaken und der türkischen und tatarischen Einfälle dienten, allmählich aber bevölkert wurden, mit Handelsstädten sich bedeckten und in die Reihe der civilisirten Länder traten, so bieten jetzt die Ufer der Donaumündungen das seltsame Schauspiel eines fast unbewohnten und gänzlich unbekannten Landes dar, dessen einzige Bewohner einige arme Fischer sind.

In der letzten Zeit ist die Wichtigkeit der Donaumündungen in kommerzieller Hinsicht noch gestiegen durch die von der österreichischen Regierung ergriffenen Maßregeln zur Beförderung der Donauschifffahrt, und durch die Einführung der Dampfschifffahrt von Preßburg bis Galatsch und von da nach Konstantinopel. Dadurch wird die Donau zu einer der Hauptstraßen des Tauschhandels zwischen dem Orient und Mitteleuropa. Der Gedanke aber, die Donau mit dem Rhein und dadurch das deutsche Meer mit dem schwarzen zu verbinden, kann diese Mündungen zu einem der Endpunkte einer Wasserstraße machen, deren anderes Ende in Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen seyn wird, — und auf welcher die Produkte von Holland, Ostfrankreich, Deutschland, der Türkei und Südrußlands ausgetauscht werden können, ohne daß man nöthig hat Gibraltar zu umfahren. Dann werden die jetzt öden und unbewohnten Ufer der Donaumündungen sich in bedeutende Entrepots des südeuropäischen Handels umwandeln. Diese Voraussagung scheint keineswegs ausschweifend, wenn man sich erinnert, daß das ärmliche Hadschibei in 40 Jahren sich in das jetzige Odessa umwandelte, und Neurußland, wie Potemkin es fand, mit dem jetzigen vergleicht. Für Odessa wäre die Bevölkerung der Donaumündungen auch darum von Bedeutung, weil es den zwischen diesem Hafen und dem Bosporus fahrenden Schiffen eine Zuflucht böte, denn diese haben jetzt im Fall eines Sturms oder eines andern Unglücks nirgends eine sichere Anfahrt auf dem ganzen nordwestlichen Ufer des schwarzen Meeres.

Der Bucharester Vertrag vom Jahre 1812, welcher Bessarabien mit Rußland vereinigte, und die Gränzen des (russischen) Reichs bis an den nördlichen oder Kilia'schen Arm der Donaumündungen ausdehnte, legte den ersten Grund zur Civilisation in Bessarabien. Aber die Bestimmungen dieses Traktats, dem zufolge die Inseln der Donaumündungen neutral und unbewohnt bleiben sollten, vernichteten die bis dahin auf diesen Inseln bestandenen Niederlassungen. Die zahlreichen türkischen Bewohner zogen weg, seit dieser Zeit wurden die Inseln völlig verödet, und dienten nur noch zum Zufluchtsorte russischer und türkischer Landstreicher, die sich in den Wäldern und Gebüschen vor den Verfolgungen der Behörden verbargen.

Nach der Konvention vom 21sten August 1817, welche im Jahre 1826 durch die Konvention von Akerman bestätigt wurde, wurde die russische Gränze nach der mittlern oder sulinischen Mündung vorgeschoben. Diese Konvention war noch nicht vollzogen, als der Krieg im Jahre 1828 zwischen der Türkei und Rußland abermals ausbrach. Durch den Vertrag von Adrianopel wurde endlich der georgiew'sche Arm als Gränze Rußlands festgesetzt, und alle Inseln zwischen dem kilia'schen und georgiew'schen Arme an Rußland abgetreten. Im dritten Artikel wurde festgesetzt, daß das rechte Ufer der Donau, von dem Punkt an, wo der georgiew'sche Arm sich von dem sulinischen trennt, auf die Entfernung von zwei Wegstunden unbewohnt bleiben, und daß auch auf den unter Rußlands Herrschaft übergehenden Inseln keine Gebäude oder Festungswerke außer den zur Quarantaine nöthigen aufgeführt werden sollen. Von der Zeit des Vertrags von Adrianopel an konnte Rußland seinen Einfluß auf die Inseln der Donaumündungen ausdehnen, und ihnen jenen Grad von Theilnahme an dem europäischen Handel und an der Civilisation sichern, wozu sie durch ihre physische Lage bestimmt sind. Von Seite der Regierung wurde bereits zu den ersten und unerläßlichen Maßregeln geschritten, um auf den Inseln die verschiedenen Gewerbe zu begründen, und aus ihnen allen den Nutzen zu ziehen, welchen sie dem Reiche leisten können.

Wir beabsichtigen eine möglichst genaue Beschreibung der Donau und der Inseln der Donaumündungen zu geben, gegründet auf Karten und offizielle Berichte von Beamten, welche auf Anordnung des Gouvernements von Neurußland nach den Donaumündungen gesendet wurden, um dieselben in ihrem jetzigen Zustande zu besichtigen und aufzunehmen. Die Neuheit und das wenig Bekannte der hier mitgetheilten Nachrichten mag das Trockne der Beschreibung entschuldigen, wobei wir uns namentlich auf topographische Einzelnheiten beschränken müssen.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfter Brief.

(Schluß.)

Ich habe bis jetzt von den Mauren, als einer besondern Klasse der Moslems, von Juden und Arabern gesprochen. Die Kabylen oder Berber sind, den Alterthumsforschern zufolge, die Urbewohner des Landes, und die alten Mauri waren die Abkömmlinge eines Heeres der Meder, welches Mauritanien eroberte und sich mit den Urbewohnern vermischte. Da jedoch diese Genealogie des maurischen Geschlechts von vielen Geschichtsforschern bis zu Herkules hinaufgeführt wird, so will ich hier über deren Richtigkeit nicht streiten. Ohne so weit zu gehen, glaube ich, daß die Mauren Algiers und der Regentschaft ein von den alten Afrikanern, den Arabern, den spanischen Auswanderern, den türkischen Janitscharen, und wenn man will, von den Vandalen und Römern ausgegangenes gemischtes Geschlecht sind. Die Mauren sind besser, als sie von den Franzosen gewöhnlich geschildert werden; sie sind im Ganzen nüchtern und leben mäßig; der größte Aufwand, den sie machen, besteht in Früchten, Scherbet, Kaffee und Tabak; Fleisch essen sie kaum den vierten Theil von dem, was ein Europäer verzehrt. Nur wenige machen Gebrauch von dem ihnen zuständigen Rechte der Vielweiberei; sie lieben ihre Kinder, und behaupten, daß sie die Lancastersche Unterrichtsmethode früher gekannt hätten als wir Europäer, was jedoch sicher der Fall nicht ist. Der Lärm, der in ihren kleinen Schulen herrscht, ist mehr geeignet Verwirrung zu veranlassen, als den Unterricht zu befördern. Der arme maurische Schullehrer hat gewöhnlich zwanzig Zöglinge unter sich, deren Erziehung mit der Lancasterschen keine weitere Aehnlichkeit hat, als daß die Schüler auf Schiefertafeln oder glatte Bretter schreiben. Von denen, welche ich sah, waren nur zwei mit Rechnungen beschäftigt, die übrigen schrieben Verse aus dem Koran ab. Der Lehrer hat eine Ruthe in der Hand, deren er sich jedoch nur äußerst selten bedient; die vormals in den Schulen übliche Bastonnade ist abgeschafft.

Die Mauren sind im Ganzen sehr reinlich und meist sehr betriebsam. Jeder, selbst wenn er kein Geschäft hat, steht mit Sonnenaufgang auf, geht ins Kaffeehaus, um Kaffee zu trinken, zu rauchen und auch wohl etwas Opium zu nehmen. Die Kaffeehäuser der Eingebornen, bei denen sich gewöhnlich ein Springbrunnen und einige schattige Bäume befinden, werden stark besucht, doch findet man keine andere Einrichtung als Strohmatten, auf denen die Gäste sitzen und Schach oder Dame spielen.

In den Häusern der Reichen wird Kaffee und Thee mit sehr gut gebackenem Brode, Scherbet, Früchte und Limonade gefrühstückt. Die Aermern trinken statt des Thees den Absud einer einheimischen Pflanze, welche ein eben so wohlfeiles als gesundes Getränk gibt. Die Mauren der mittlern Klasse begnügen sich zum Mittagessen mit Brod, Käse und mit frischen oder getrockneten Früchten, je nach der Jahreszeit; die Reichen speisen sehr wohlschmeckenden Couscousu, Pilau, Gemüse, Backereien und Früchte. Das Abendessen ist bei allen Klassen die bedeutendste Mahlzeit des Tages, wo unter Anderem auch Fleisch gegessen wird. Ihr Aberglaube verbietet den Mauren von einem durch einen Juden oder Christen getödteten Thier zu essen, wogegen die Juden dasselbe Bedenken tragen; so weigerte sich die Magd in dem Hause, wo ich wohne, eines Tages, die Ueberreste meiner Mahlzeit zu essen, weil das Fleisch nicht aus einem jüdischen Schlachthause sey.

Zwischen den Begräbnißfeierlichkeiten der algierischen Mauren und denen der alten Irländer herrscht eine merkwürdige Aehnlichkeit. Gleich nach dem Tode eines Familiengliedes stoßen alle weiblichen Bewohner des Hauses ein Geschrei aus, in welches das aller Nachbarn, Verwandten und Freunde mit einstimmt. Gleich den Irländern überhäufen sie auch den Todten mit Vorwürfen, daß er gestorben sey. „Warum, rufen sie aus, hast du uns verlassen, uns, die wir dich ernährten, kleideten, liebten!" Der Verstorbene antwortet natürlich nichts, und wird nun abgewaschen, in das Sterbekleid gehüllt, in einen Sarg gelegt und in eine Kapelle gebracht, von wo aus man ihn nach dem Begräbnißplatz schafft. Die Begräbnißfeierlichkeit schließt zuweilen mit einer im Chor gesungenen Hymne aus dem Koran, doch ist dieser Gebrauch nicht allgemein.

In meinem nächsten Schreiben werde ich von den Arabern, Juden und Negern sprechen.

Man hat berechnet, daß täglich 100.000 Personen in den Omnibus von Paris fahren, und ihre durchschnittliche Einnahme 50.000 Fr. des Tags beträgt. 50.000 Menschen benutzen täglich Miethkutschen und Fiakres, die demnach nicht weniger als früher einnehmen, da der größte Theil derer, welche sich der Omnibus bedienen, gehen würde, wenn sie nicht ein so wohlfeiles Fuhrwerk bekämen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1836.

Fortschritte des Ackerbaues in England.

1. Beweise dieser Fortschritte.

Seit dem Jahre 1760 sind Manufakturen und Handel in England so außerordentlich gestiegen, daß die Mehrzahl derjenigen, welche den Ursachen des großen Reichthums Englands nachforschen, nur hierauf ihr Augenmerk richteten. Dennoch aber hat der Ackerbau, so parador auch auf den ersten Anblick diese Behauptung klingen mag, sicherlich keine geringeren Fortschritte gemacht, Fortschritte, die freilich minder in die Augen fallen, doch aber bei einem Ueberblick über die Vermehrung der Bevölkerung sich durchaus nicht in Abrede stellen lassen.

Die insularische Lage Großbritanniens und die strengen Gesetze, welche lange Zeit den Handel mit Korn und andern Ackerbauerzeugnissen geregelt haben, geben die Mittel an die Hand, diese Fortschritte genauer bezeichnen zu können. Wenn die Bevölkerung gestiegen ist, wenn jetzt alle Klassen besser genährt sind, wie früher, wenn der Verbrauch durch Pferde drei- oder viermal größer ist, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wenn allen diesen größern Bedürfnissen Genüge geschah, ohne alle Vermehrung, ja bei gänzlichem Aufhören der Einfuhr, so ist dieß doch wohl ein offenbarer Beweis, daß der Ackerbau wunderbare Fortschritte gemacht hat.

Die Bevölkerung von England, Wales und Schottland betrug im J. 1755 ungefähr $7^{1}/_{2}$ Million, im J. 1831 $16^{1}/_{2}$ Million; sie stieg also um 9 Millionen oder 220 Proz. Herr Ch. Smith, der Verfasser der Abhandlungen über Korngesetze, schätzt den Verbrauch an Korn im J. 1760 mit Einschluß der Saat auf 15,349,921 Quarters. Die zugleich mit eingerechnete Ausfuhr betrug im Durchschnitt nicht ganz 400,000 Quarters. Nun ist seit den letzten 4 Jahren kein oder fast kein fremdes Korn eingeführt worden, woraus man schließen muß, daß die 9 Millionen, um welche sich die Bevölkerung seit dem J. 1760 vermehrte, ausschließlich nur der Verbesserung und Ausdehnung des Ackerbaus im Lande selbst ihren Unterhalt verdankt, wobei wir nur die nicht mehr ausgeführten 400,000 Q. und die Einfuhr von Irland in Abzug bringen müssen.

Die Einfuhr aus Irland beträgt gegenwärtig 2,500,000 bis 2,600,000 Q. Korn jeder Art, worunter 1,600,000 bis 1,800,000 Q. Hafer. Schlägt man die im J. 1760 ausgeführten 400,000 Q. hinzu, so hat man jährlich 3 Millionen Q. mehr Getreide, worunter zwei Drittheile Hafer. Nimmt man nun auch an, diese ganze Masse werde von Menschen verzehrt, so würden dabei doch nur 12, höchstens 1,500,000 von den 9 Millionen, um welche sich seit 1760 die Volkszahl vermehrte, ihre Nahrung finden. Hr. Ch. Smith rechnete im J. 1760, daß die Pferde in Großbritannien 2,461,500 Q. Hafer verzehrten, nach den besten Erkundigungen beträgt aber der Haferverbrauch in Großbritannien gegenwärtig über 10, wo nicht 12 Millionen Q. Nimmt man aber auch nur 10 an, so folgt, daß nach Abzug des ehemaligen Haferverbrauchs, der Einfuhr aus Irland, und der nicht mehr ausgeführten 400,000 Q. etwa 5 Millionen Q. jetzt mehr zur Fütterung von Pferden verwendet werden, als im J. 1760. Und dabei wird noch eine mehr als doppelt so starke Bevölkerung besser genährt als damals.

Von den 6 Millionen, die nach Ch. Smith im J. 1760 in England und Wales lebten, nährten sich nach seiner Berechnung 888,000 von Roggen: gegenwärtig sind gewiß keine 50,000 mehr übrig, die von Roggen leben; die Roggenesser sind fast durchaus in Weizenesser umgewandelt, und mit Ausnahme der Grafschaft Durham, wo eine Mischung von Weizen und Roggen, Maslin genannt, wächst, ist der Roggenbau fast unbekannt. Fast dasselbe läßt sich von der Gerste sagen: in den nördlichen Grafschaften Englands wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und noch lange nachher, wenig Weizen verzehrt. In Cumberland genossen die ersten Familien nur in den Christfeiertagen eine geringe Quantität. Der Teig der Ganspastete, womit um diese Zeit jede Tafel dieser Grafschaft geziert ist, war fast durchaus von Gerstenmehl, was man jetzt selbst in den ärmsten Häusern nicht mehr findet; fast Alles ißt Weizenbrod das ganze Jahr hindurch. Eben so ging es im ganzen Lande. In Cornwall verbrauchten die kleinen Pächter, die Taglöhner und Minenarbeiter vor 30 bis 40 Jahren beinahe nur Gerste; jetzt hat dieß sehr abgenommen, und in einigen Distrikten sogar ganz aufgehört. Weizen ist jetzt beinahe durchgängig das Brodkorn in England, und selbst die geringeren Sorten

Weizenbrod werden nur von den allerärmsten Klassen genossen. So groß indeß diese Veränderung in den letzten dreißig oder vierzig Jahren in England war, so ist sie doch unbedeutend im Vergleich mit dem, was in Schottland vorging. In den achtziger Jahren war in Pächterwohnungen, Dörfern und kleinen Städten gar kein, und selbst in den größern Städten nur sehr wenig Weizenbrod zu sehen; Hafer- und Gerstenkuchen waren in allgemeinem Gebrauch. Jetzt ist es völlig anders: die obern und selbst die mittlern und untern Klassen in Städten und Dörfern essen nur Weizenbrod, und selbst die Landleute verbrauchen viel. Im J. 1727 war ein Weizenfeld von 8 Akres in der Nähe von Edinburg eine solche Merkwürdigkeit, daß es die Verwunderung der ganzen Nachbarschaft erregte, und viele weit herkamen, um es zu sehen, kurz man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß sich der Weizenbau seit 1780 in Schottland ums Zehnfache vermehrt hat.

Noch größer ist die Veränderung, welche in dem letzten halben Jahrhundert im Fleischverbrauch eintrat. Die Quantität hat sich ungeheuer vermehrt, und die Qualität wesentlich verbessert. Von 1740 bis 1750 blieb sich die Bevölkerung Londons so ziemlich gleich, nämlich etwa 670,900. Während dieser Periode wurden im Durchschnitt jährlich 74,000 Stücke Hornvieh, und 570,000 Schafe auf dem Markte von Smithfield verkauft. Im J. 1831 war die Bevölkerung auf 1,472,000 oder etwa 218 Proz. gestiegen, und in den Jahren 1829/31 wurden im Durchschnitt jährlich 156,000 Stück Hornvieh und 1,238,000 Stück Schafe verkauft, eine Vermehrung von 214 Proz. am Hornvieh und 217 an den Schafen verglichen mit der in den Jahren 1740 bis 1750 verkauften Menge. Die Zahl der in London verzehrten Stücke Hornvieh ist also in demselben Verhältniß wie die Bevölkerung gestiegen; aber das Gewicht derselben hat sich mehr als verdoppelt. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wog das zu Smithfield verkaufte Hornvieh im Durchschnitt nicht über 370 Pfd., die Schafe nicht über 28 Pfd., während jetzt das durchschnittliche Gewicht des Hornviehs auf 800 Pfd., das der Schafe auf etwa 80 geschätzt wird. So kann man nach einer sehr mäßigen Berechnung behaupten, daß jetzt verhältnißmäßig in London doppelt so viel Fleisch verbraucht wird, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. In den meisten übrigen Theilen des Landes stieg der Verbrauch noch weit mehr. In dünn bevölkerten Ackerbaudistrikten wird wenig verbraucht, aber in den Manufaktur- und Handelsstädten ist es ganz der umgekehrte Fall, und ihr ungeheures Steigen in dem letzten halben Jahrhundert berechtigt zu dem Schluß, daß auch zum mindesten eine verhältnißmäßige Vermehrung des Fleischverbrauchs eintrat.

Auch in dieser Beziehung war die Veränderung in Schottland eben so groß, als hinsichtlich des Brods: noch im J. 1763 war selbst in Glasgow, einer Stadt die damals 30,000 Seelen zählte, das Schlachten von Ochsen für die öffentlichen Märkte ein ganz unbekanntes Ding. Noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es in Edinburg, Glasgow und den bedeutendsten schottischen Städten gebräuchlich, daß Familien im November eine Kuh oder einen Ochsen kauften, die man jetzt klein, ärmlich und halb gefüttert finden würde; das eingesalzene Fleisch derselben war das einzige, was die Familie das ganze Jahr hindurch verzehrte. In den kleineren Städten und auf dem Lande dauerte diese Sitte noch bis in dieß Jahrhundert herein, ist aber jetzt ganz außer Gebrauch gekommen. Der Fleischverbrauch in Glasgow ist jetzt vergleichungsweise so groß als in London. Nirgends ist wohl der Wohlstand eines Volks in einem gleichen Zeitraum auch nur halb so rasch gestiegen, wie in Schottland seit 1770.

Ein Theil des vermehrten Fleischbedarfs kommt aus Irland, da es aber nur nach Einem Markte, nämlich Liverpool, geführt wird, so erscheint die Masse desselben größer als sie in der That ist. Rechnet man die Einfuhr von Fleisch aus Irland auf ein Zehntheil des seit 1760 vermehrten Verbrauchs, so ist dieß wohl eher zu hoch, als zu nieder angeschlagen.

Aus dieser Angabe geht hervor, 1) daß die Bevölkerung Großbritanniens sich zwischen 1760 und 1831 mehr als verdoppelte, 2) daß die Zufuhr von Korn und andern rohen Produkten aus Irland völlig unzureichend ist, um auch nur die vermehrte Anzahl von Pferden zu ernähren, 3) daß die Bevölkerung jetzt, und schon seit einer Reihe von Jahren, besser genährt ist, und verhältnißmäßig weit mehr Weizenbrod und Fleisch verzehrt, als im J. 1760, oder zu irgend einer frühern Periode; endlich 4) daß die Häfen seit den letzten vier Jahren gesperrt waren, und also durchaus nur die Ausdehnung und Verbesserung des englischen Ackerbaues die Bedürfnisse der vermehrten und besser genährten Bevölkerung befriedigen konnte.

Bilder aus Paris. Nr. 1.

Die Hugenotten, von Meyerbeer.

(Fortsetzung.)

Dieser ganze Akt, die letzte Scene abgerechnet, ist mehr ein lebendiges Gemälde, als eine dramatische Darstellung, aber als Gemälde vollendet. Nichts übertrifft die Pracht der Scenerie, den Reichthum und die Schönheit der Dekorationen, welche das herrliche Land der Touraine in der Nähe von Chenonceaux, das Schloß dieses Namens, den Cher mit seinen lachenden Ufern und die schattigen Bäume und Gesträuche vorstellen. Was von dem Drama gilt, gilt auch von der Musik. Diese ist in vollendetem Ebenmaße dem Charakter der Handlung angepaßt, und es wird diese vollkommene Bemessung der Töne nach dem Inhalte des Gedichtes vielleicht der größte Ruhm seyn, den Meyerbeer durch sein neues Werk geerntet hat. Begreiflicherweise gehört aber, um dieß gebührend zu erkennen, mehr als alltägliche Aufmerksamkeit, mehr als profanes Kennergefühl, und daher kommt es auch ohne Zweifel, daß dieser zweite Akt, Drama wie Musik, die Masse der Zuschauer kalt gelassen hat, trotz des fleißigsten Spieles, trotz des fehlerlosen Gesanges, trotz des tadellosen Orchesters. Daher kommt es aber auch, daß das Urtheil der großen Musikkenner und Kritiker nicht einerlei Meinung ist mit dem Publikum und diesem zweiten Akt Schönhei-

ten und Vorzüge beilegt, welche jenes nicht bemerkt und nicht empfunden hat.

Der dritte Akt spielt auf dem Pré aux clercs zu Paris und enthält alles Mögliche von buntem Gewirre und Treiben, hugenottische Soldaten und katholische Bürger, Studenten, Bürgersweiber und Mädchen, die in der Schenke versammelt sind und sich gütlich thun. Mitten darunter ein Zug von Zigeunern und eine Hochzeit, nämlich die von Nevers und Valentine. Von großer Schönheit ist ein Soldatenlied der hugenottischen Krieger, und überhaupt wohl gezeichnet der Kontrast, der überall zwischen diesen energischen, rauhen und unbeugsamen Kämpfern Luthers und der ihnen gegenüber stehenden katholischen Bürgerschaft, Jugend und den Weibern hervortritt. Raoul hat seinen Marcel geschickt, um St. Bris zum Duell auf den Abend zu bestellen; aber St. Bris findet es genehmer, einen Hinterhalt zu veranstalten, und Raoul durch bestellte Leute überfallen zu lassen. Dieser Plan, den St. Bris mit einem seiner Anhänger in der Kapelle verabredete, wird von Valentine gehört, die eines Gelübdes halber in dem geweihten Orte geblieben war. Sie warnt Marcel, ohne ihm Alles zu entdecken, dieser aber weiß seinen Herrn nicht aufzusuchen. Er bleibt also, entschlossen mit ihm zu sterben, wenn er ihn nicht retten kann.

Zur bestimmten Stunde erscheinen die Kämpfer beiderseits mit ihren Zeugen, und als sie eben gegen einander ausfallen, dringt eine Schaar bewaffneter Männer aus dem Hinterhalte hervor und auf Raoul und die Seinigen ein. Diese bilden einen Kreis und schicken sich zur verzweifelten Gegenwehr an, als aus dem Innern der nahe liegenden Schenke der Schlußvers des hugenott'schen Trinkliedes ertönt. Die Ueberfallenen sind gerettet, Marcel ruft die Freunde herbei, die Katholiken ihrerseits rufen die Studenten und Bürger, und die Bühne ist in einem Nu von Menschen aller Stände und Klassen gefüllt. Es entsteht nun ein Gezänke zwischen den Weibern der beiden Parteien und die Degen ruhen. Inter mulierum linguas silent arma! Ist diese Scene kindisch als Drama und gegen die Natur der Dinge, so hat sie dem Komponisten Gelegenheit gegeben, sein Meistertalent in der musikalischen Schilderung des Zankes darzulegen.

Mitten unter diesem Wortwechsel erscheint Marguerite de Valois und trennt die Kampflustigen. Marcel beschuldigt St. Bris und seine Begleiter eines Mordanschlags gegen seinen Herrn, und da St. Bris läugnet und Zeugen verlangt, so bringt Marcel die auf den Stufen der Kapelle niedergeworfene Valentine herbei und stellt sie dem bestürzten Vater gegenüber. Natürlich begreift jetzt Raoul, daß er die höchste Liebe von Valentine besitze und er begehrt sie in heftiger Leidenschaft zur Ehe. Aber St. Bris erwiderte ihm: sie ist vermählt mit Nevers seit diesem Morgen. Gleichzeitig erscheint Nevers in prächtig erleuchteter Gondel auf der Seine, um seine Gemahlin heim zu führen. Dieß ist das Ende des dritten Aktes, der hie und da einige Längen hat, aber voll der größten Effekte und von ausgezeichneter Musikdichtung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Montevideo.

Wenn man vom Meere her sich der Stadt nähert, so erblickt man sie auf der westlichen Spitze eines Hügels, der sich in einer langen Erdzunge gegen das Meer abflacht; sie bildet mit ihren Häuserpasteten, wie sich ein bekannter Reisender ausdrückt, ihren Zickzack-Befestigungen, ihren Belvederes, ihren zwei Thürmen von gemaltem Fayence und ihrem Molo von Holz eine schiefe Ellipse. Westlich der Stadt gegenüber ganz am Ufer des La Plata liegt der Cerro, der sich 150 Metres über das Meer erhebt, und auf seinem Gipfel eine Feste mit einem Leuchtthurme hat.*) Zwischen der Stadt und dem Cerro öffnet sich eine eiförmige Bai, die zwei Leguas weit ins Land hineingeht, und in deren Tiefe man über mehreren Inselchen Sandbänken und einige zerstreute Wohnungen erblickt.

Je nach der Jahreszeit, in welcher man ankommt, ist der Anblick von Montevideo heiter oder traurig. Am Ende des Sommers ist die Vegetation verbrannt, der Cerro mit einem dicken graulichen Grase bedeckt, und die vertrockneten Ebenen daneben bieten den abgemagerten Heerden nur einen dürftigen Unterhalt. Nur die Gärten prangen noch im Schmuck einer fremdartigen Vegetation. Aber während des Herbstes, des Winters und Frühjahres, wenn reichliche Regen diesen Ebenen Frische und Leben zurückgegeben haben, und eine Menge Bäche das Land bewässern, da verwandelt sich das Land in unermeßliche grüne Ebenen, auf denen die muntern Heerden eine reichliche Nahrung finden. Die befruchtete Erde vergilt hundertfach die darauf verwandte Mühe, und zwischen Montevideo und Maldonado dehnen sich ungeheure Felder von Mais, Gerste und Korn aus, womit nicht nur das Land selbst, sondern auch Buenos-Ayres versorgt wird.

Nachmittags stieg ich ans Land, und je näher ich kam und die amphitheatralische Gestalt der Stadt und die Form der Häuser betrachtete, schienen mir auch die Felder weniger dürr, und ich glaubte mich nach Syrien und Palästina versetzt. Die viereckigen in Terrassen (azotea) endigenden Häuser meist nur von Einem Stockwerk, die blendende Weiße, die pyramidalische Form einiger Belvederen, die bizarren Thürme der Kirche la Matriz, der Kathedrale, deren kleine Dome mit gemaltem und lackirtem Fayence bedeckt sind, die Festungswerke, auf deren Parapets man einige Negersoldaten, vermischt mit olivenfarbigen Mestizen-Kreolen, sah, alles dieß erhöhte die Täuschung, und es fehlten nur die schlanken Cedern, die Palmen und Granatbäume, um mich in den Libanon und an den Jordan versetzt zu glauben.

Im Hafen am Fuße des hölzernen Molo, oder vielmehr des Landungsplatzes, zeigte man mir einige Becken, welche die Stelle bezeichneten, wo kürzlich Schiffe versunken waren. Der Hafen hat hydraulische Arbeiten dringend nöthig, um so mehr, als er sich fort und fort mit Sand und Thon füllt, die sich durch die Strömungen darin ablagern. Der Hafen ist den Winden, namentlich dem Pampero (West und Südwest) sehr ausgesetzt, und mehrmals gingen Schiffe im Hafen selbst zu Grunde. Zudem besteht der Boden aus weichem Thon, in welchem die Anker nicht halten und die Ankertaue schnell verfaulen, weßhalb man durchaus schwere eiserne Ketten haben muß.

Der Plan der Stadt ist sehr regelmäßig, die geraden, mit Trottoirs versehenen Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, nur

*) Von diesem Cerro soll der Name Montevideo, der von weitem (deo abbrevirt statt de lejos) gesehene Berg, herkommen; ehemals hieß die Stadt San Felipe.

sind sie leider nicht gepflastert, was sie beim Regen, wie bei der Trockenheit sehr unangenehm macht. Die Häuser sind aus Backsteinen aufgeführt und meistens sehr nieder, doch baut man jetzt auch welche, die mit den schönsten Häusern in Europa wetteifern; nur das Dach wird stets durch eine Terrasse gebildet, weil diese Form den Häusern viel Frische gibt, und den Vortheil gewährt, nach heißen Tagen eine reinere Luft einzuathmen, erhoben über den warmen Ausdünstungen des erhitzten Bodens. Wenige Städte Amerika's haben seit ihrer Gründung, die ins Jahr 1724 hinaufreicht, so viel erduldet als Montevideo.*) Handel und Bevölkerung haben dadurch gelitten, aber die aufgeklärte Verwaltung des Herrn Vasquez, welche an die des Herrn Rivadavia in Buenos-Ayres erinnert, strebt die Uebel wieder gut zu machen, wodurch die Fremden und namentlich die Kapitalisten von einem Punkt entfernt wurden, der ihrer Aufmerksamkeit werth ist.

Die Donaumündungen und ihre Inseln.

2. Beschreibung der die Donaumündung bildenden Arme.

Die Donau fließt gleich allen großen Flüssen nicht in einem einzigen ungetheilten Rinnsal ins Meer, sondern theilt sich in eine Menge Arme, und bildet ein von vielen theils beständigen, theils temporären Flußbetten durchschnittenes Delta. Zahl und Richtung der Arme haben wahrscheinlich häufig gewechselt. Strabo zählt sieben Arme auf;**) spätere Geographen nehmen nur fünf an; jetzt zählt man nur vier Hauptarme, den von Kilia, von Sulina, von Georgiew und von Portiz.***)

Theilung des Hauptrinnsals. Die Theilung beginnt 60 Werste unterhalb der Stelle, wo zwischen Galatsch und Reni der Prut sich einmündet, die Donau zur Gränze Rußlands wird, und Bessarabien von den türkischen Besitzungen scheidet; 7⅔ Werste oberhalb der Stadt Tultscha, etwa 70 Werste in gerader Linie vom schwarzen Meere, wird die Donau in zwei Arme gespalten durch den niedrigen Landvorsprung Tschetal, welche den westlichsten Punkt einer Insel bildet, die gleichsam von der Seeseite in die Donau hinein läuft. Diese beiden Arme, von denen einer anfangs gegen Norden, dann in sehr gekrümmtem Laufe, doch mit der Hauptrichtung gegen Osten, der andere in südöstlicher Richtung dem Meere zufließt, umschließen die Westgränzen des Donaudeltas, und heißen, der nördliche die kilia'sche, der südliche die sulinische Donau.****)

Die kilia'sche Donau fließt in einem ungetheilten Strome, der einen großen Bogen gegen Nordwesten bildet, an der russischen Feste Ismail und der Stadt Tutschkow, welche auf dem linken Ufer in der Ecke der Krümmung liegen, vorüber bis zum Dorfe Nekrassowka. Im Angesicht dieses Dorfs theilt sich die kilia'sche Donau in mehrere Arme, die einige kleine Inseln: Kislizki, Koso oder Stepowoi, Kapta-Drat, Daler, Colonez und Iwaneschti, einschließen, und sich dann bei der gleichfalls auf dem linken Ufer liegenden Stadt und Feste Kilia wieder in ein Bette vereinigen; gegenüber auf dem rechten Ufer stand früher die türkische Feste Alt-Kilia. Einige Werste tiefer unten theilt sie sich abermals in mehrere Arme, und bildet die kleinen Inseln Ssalmanow, Otnoshina, Jermakow, Mushikow und Tscherni (die schwarze), vereinigt sich dann abermals in ein Bette bei der ehemaligen Quarantaine Basarbschuk, und in geringer Entfernung bei dem Dorfe Wilkowo ist die dritte und letzte Theilung in viele Arme, welche denn auch die Mündung ins schwarze Meer bilden. Das Dorf Wilkowo auf dem linken Ufer kann man als die Stelle ansehen, wo die eigentliche kilia'sche Donau endet; die hier sich absondernden Arme wechseln häufig ihre Richtung und Tiefe, und heißen Girlo,*) wovon die bedeutendsten gegen Norden der von Bielgorod und Otschakow, gegen Süden der stambulische oder eigentliche kilia'sche Girlo ist; von diesem letztern, der gegen Südosten fließt, trennen sich noch einige schmale Girlo's oder Rinnsale, der ankudische, krimische, mittlere und neue oder südliche; an der Mündung noch bildet der stambulische Arm abermals eine Untiefe, die ihn in zwei Girlo's theilt. Die große Menge von Inseln oder eigentlich Untiefen, welche auf diese Weise gebildet werden, erschweren ungemein die Einfahrt in die kilia'sche Donau, die jetzt nur für kleine Schiffe am südlichsten Girlo möglich ist. Auch diejenigen Inseln, welche durch die beiden obenerwähnten Theilungen gebildet werden, machen die Schifffahrt auf diesem Arme so mühsam, daß er für Kauffahrer ganz unnütz ist. Auf der andern Seite setzten die niedern Ufer und die geringe Tiefe der Rinnsale einer strengen und genauen Quarantaine dieses Strichs stets die größten Hindernisse entgegen, und die Versetzung der Quarantaine an den sulinischen Arm wird für die Sicherheit Bessarabiens sehr wohlthätig seyn. Die Länge des kilia'schen Arms von seinem Anfang bis Ismail beträgt 20½ Werste, von Ismail bis ans Ende der Girlos 84 Werste, also im Ganzen etwa 105 Werste (oder 15 deutsche Meilen); seine Tiefe, namentlich in dem Bessarabien zunächst fließenden Arme, ist ziemlich beträchtlich, nicht weniger als 21 russische Fuß, an der Mündung aber nicht über sechs bis sieben, so daß er, wie oben bemerkt, für Kauffahrer unnütz ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hauptsächlich durch die Kriege zwischen Brasilien und Spanien, und später mit Buenos-Ayres.

**) Die alten Namen sind: 1) Sacrum ostium, 2) inaratium, 3) pulchrum, 4) pseudostomos (falsche Mündung), 5) unbekannt, 6) Boreum, 7) Thiagula. Die erste Donauinsel von Süden her hieß Psnie, die Arme, die letzte Donauinsel Peuce (Πεύκη), wegen der Menge der darauf wachsenden Lärchenbäume.

***) Man muß sagen Hauptarme, weil der von Kilia sich noch in mehrere Unterarme theilt; man vermuthet, daß der von Portiz dem Sacrum ostium, der von Georgiew dem inaratium, der von Sulina dem pulchrum entspreche. Welcher der von Kilia entspricht, ist ungewiß. Die Insel Penie mag Portiz seyn, die Insel Peuce die bei Georgiew.

****) Im Text des Vertrags von Adrianopel und auf einigen Karten heißt dieser letztere Arm die georgiew'sche Donau, da aber von den beiden Unterarmen der sulinische viel bedeutender ist als der georgiew'sche, so scheint es natürlich diesen Hauptarm den sulinischen zu nennen, um so mehr, als er auch den Uferanwohnern besser unter diesem Namen (Sunie Bogasi) bekannt ist.

*) Das Wort ist nicht russisch, und mag lokal seyn.

Vermischte Nachrichten.

Ein müßiger Kopf hat berechnet, daß jedes Jahr durch die Holbornstraße in London 20,000,000 Fußgänger, 87,610 Reiter, 372,470 Karren und Wagen, 78,676 Diligencen, 157,752 Fiakres, 82,258 Privatwagen, 135,842 Omnibus, 160,110 Privatpersonen gehörige Gigs und Kabriolets, und 351,912 Fiakerkabriolets passiren.

Dem Sultan ist der erste Band des türkisch-französischen Wörterbuchs von Kieffer und Bianchi vorgelegt worden, und derselbe hat alsbald auf 150 Exemplare des Werks unterzeichnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1836.

Die Bevölkerung von Buenos-Ayres.

Die Bevölkerung dieses Landstriches ist ausnehmend heterogen, und um sich eine einigermaßen richtige Vorstellung davon zu machen, muß man ganz von den Fremden absehen, und nur auf die Eingebornen Rücksicht nehmen, die durch ihre Emancipation aus spanischen Kolonisten jetzt Amerikaner geworden sind. Die Indier, welche theils noch unabhängig, theils mit den Argentinern vermischt leben, muß man als die Aboriginer besonders betrachten. Die Eingebornen oder Argentiner zerfallen in zwei Klassen, in Weiße und Farbige. Unter diesen letztern unterscheidet man reine Neger, die aus Afrika gekommen sind, und hier in ihrem neuen Vaterlande Verbindungen unter einander eingegangen, Mulatten und Pardos, die aus der Verbindung eines Weißen oder Indiers mit einer Negerin, und Mestizen, die aus der Verbindung von Weißen mit Indiern hervorgingen. Die Benennungen: Mulatten und Mestizen, beziehen sich nach Azara durchaus nicht auf die Farbe, sondern nur auf die Abstammung.

Die Weißen sind Europäer, und so lange sie sich nur untereinander verehelichten, blieb ihr Blut rein, ja es scheint, daß ihre Haut noch weißer und zarter, und ihr Teint feiner wurde als in Europa, aber es gab Verbindungen zwischen Weißen und Mestizen, zwischen Mestizen und Mulatten, woraus unzählige Verschiedenheiten der Farbe entsprangen, wobei der Weiße doch am Ende immer vorherrschte, wenn keine Salto-atras, d. h. rückgängige Mischungen statt fanden. Es wäre ausnehmend schwierig, wenn man den mannichfach verzweigten Verbindungen folgen wollte, deren Ergebniß jeder Mestize oder Mulatte ist; gewiß ist aber, daß sie sich durch die Mischung verbessern, und daß die europäische Race allmählich über die amerikanische den Sieg davon trägt. Die Mestizen haben einen gewissen Vorzug vor den europäischen Spaniern durch ihre Taille, ihre eleganten Formen und selbst durch die Weiße ihrer Haut. Eben so ist es mit den Mulatten des ersten Grads, die hinsichtlich der Verstandeskräfte nicht nur den Negern, sondern selbst den weißen Kreolen überlegen sind.

Die Mestizen wohnen gewöhnlich auf dem Lande zerstreut, und bilden einen großen Theil der Bevölkerung, die man Gauchos nennt. Die Neger, Mulatten und Pardos dienen auf dem Lande als Hirten, Taglöhner (peones) oder Bediente, sind aber in den Städten in größerer Anzahl, namentlich in Buenos-Ayres, wo sie alle Arten von Gewerbe, theils als Meister, theils als gedungene Arbeiter betreiben, und wo sie alle zur Vertheidigung des Landes in Regimenter getheilt sind.

Ein Theil dieser Milizen, der den Titel Bataillon de defensores de Buenos Ayres führt, hat eine besondere Kaserne (cuartel de los negros). Nach den Trümmern der Nationalarmee, *) welche die Linientruppen bilden, ist das aus Negern und Mulatten bestehende Korps der Vertheidiger von Buenos-Ayres das bestorganisirte, disciplinirteste und für die Sicherheit der Stadt nothwendigste von allen. Es besteht aus 1200 Mann, fast lauter Freien; die Offiziere sind meist aus ihnen selbst gewählt, und der Freigebigkeit des Obersten Don Felix Alzaga verdanken sie eine vortreffliche Musik, die unter der Direktion eines Deutschen steht. Die Republik verdankt den Negern viel, sie haben für die Unabhängigkeit des Landes vielleicht mehr gethan, als die Kreolen selbst, namentlich die Kreolen von Buenos-Ayres, welche nach dem Ausspruche ihrer Landsleute im Innern selbst mehr Pintores, **) als tapfer sind. Die Neger haben ihr Blut für die Sache der Unabhängigkeit freudig und in Strömen vergossen, und die Freilassung, die man ihnen auf dem Gebiete der Republik gleich in der ersten Zeit der Unabhängigkeit gewährte, war nur die Bezahlung einer heiligen Schuld. Das aus Negern und Mulatten bestehende Korps bildete die beste Infanterie der argentinischen Republik, denn so muthig, unerschrocken und unermüdlich das Landvolk, die Gauchos, zu Pferde ist, so schlechte Soldaten sind sie, wenn sie zu Fuße fechten sollen. Dieß wird freilich demjenigen,

---

*) Sie sind in drei Korps vereinigt unter den Namen: Jäger vom Rio de la Plata, argentinische Garde, und die reitenden Patricier.

**) Poltrons; diesen Beinamen geben die Arribenos, d. h. die Bewohner des innern oder hohen Landes den Portenos oder Bewohnern der Stadt Buenos-Ayres, und er scheint nicht unverdient.

der die Neger nur unter der Peitsche der Nordamerikaner, der westindischen Pflanzer und der Portugiesen kennt, seltsam vorkommen, man muß indeß wissen, daß in diesem Theile der alten spanischen Besitzungen die Mehrzahl der Sklaven starb, ohne einen Peitschenhieb empfangen zu haben, daß man sie stets mit Güte behandelte, ihnen keine Arbeit auflud, die ihre Kräfte überstieg, und sie endlich in ihrem hülflosen Alter nicht verließ. Die Frauen ihrer Herren sorgten für sie in ihren Krankheiten, niemand hinderte sie sich zu verheirathen, selbst mit Indierinnen oder freien Frauen, um ihren Kindern die Freiheit zu sichern; man kleidete sie so gut und selbst noch besser als die armen Weißen, und ihre Nahrung war reichlich. Darum hatten sich auch die Spanier, Weiße wie Mestizen, nie über ihre Sklaven zu beklagen, und oft schlugen sie die Freiheit aus, die man ihnen bot, um sie erst bei dem Tode ihrer Herren anzunehmen. Warum hätten so menschlich behandelte Sklaven nicht mit ihren Herrn gemeinsame Sache machen sollen, als endlich der Augenblick kam, um das drückende Joch des Mutterlandes abzuschütteln. Sie betrachteten die amerikanische Sache wie ihre eigene, und die Republik war auch nicht undankbar gegen sie: der einzige Unterschied, der zwischen den Negern und den spanischen Kreolen noch besteht, der einzige, den ein allzu eingewurzeltes Vorurtheil noch aufrecht erhält, besteht darin, daß sie keine öffentlichen Aemter bekleiden können.

So sind die Weißen noch immer die Herren (seigneurs) des Landes. Die Spanier hielten sich in allen diesen Ländern immer für eine den Indiern, Negern und Farbigen sehr überlegene Klasse, obwohl unter diesen Spaniern selbst, sogar vor der Emancipation, die völligste Gleichheit ohne Unterschied zwischen Adeligen und Plebejern herrschte, und man weder Lehen noch Majorate kannte. Eben dieser Gleichheitssinn machte aber, daß in den Städten kein Weißer einem andern dienen wollte, und selbst der Vicekönig keinen spanischen Kutscher oder Lakaien finden konnte; jedermann nahm deßhalb Neger, Farbige oder Indier in Dienst, und auch jetzt noch, obwohl die Republik die Abschaffung der Sklaverei und die völlige Gleichheit aller vor dem Gesetze anerkannt hat, sieht man die Häuser der Weißen, der Armen wie der Reichen, voll Criados oder Dienern, die den Frauen jede Mühe, selbst die, ihre Kinder zu erziehen, ersparen; darum sind auch die Weißen, Männer und Frauen, gewohnt, nichts zu thun, nur auf ihr Vergnügen zu sinnen, und ersparen sich häufig sogar die Mühe des Nachdenkens.

Bilder aus Paris. Nr. 1.

Die Hugenotten, von Meyerbeer.

(Fortsetzung.)

Im folgenden Aufzuge sehen wir ein Gemach des Hauses von Nevers. Valentine überläßt sich ihrem Schmerze, den wahren Geliebten verloren zu haben und einem Andern vermählt zu seyn. Raoul erscheint trotz der großen Gefahr, die um ihn lauert: man hört Männerschritte nahen, es bleibt keine Möglichkeit zu entfliehen, Valentine verbirgt ihn hinter eine Tapetenwand. Da hört er nun, was von St. Bris seinen versammelten Freunden in Gegenwart von Valentine mitgetheilt wird. Es ist nichts Geringeres, als der Anschlag der St. Bartholomäusnacht mit allen Einzelnheiten und Zeichen. Nevers weigert sich, an dem Morde Theil zu nehmen, und wird von St. Bris verhaftet und in Sicherheit gebracht. Es erscheinen nun die Stadtvorstände und bewaffnete Volksanführer und St. Bris entflammt sie und vertheilt ihnen die Rollen. Der erste, den er anspricht, ist Besme, der Mörder Coligny's, ein anderer Trupp wird an das Hotel de Sens beordert, wo die Häupter der hugenottischen Partei vereinigt sind zu einem Feste, welches zu Ehren der nahen Vermählung von Marguerite de Valois und des Königs von Navarra gegeben wird. Hier ist der wörtliche Verhaltungsbefehl:

Ecoutez, écoutez! Lorsque de Saint Germain
Pour la première fois retentira l'airain,
Attentifs et muets à ce signal d'alarmes,
Dans l'ombre préparez vos Soldats et vos armes!
Et lorsqu'enfin de l'Auxerrois
La cloche sainte aura pour la seconde fois
Du ciel impatient annoncé la vengeance,
Le fer en main, alors levez vous tous,
Soldats du Christ! Dieu marche devant vous,
Ce Dieu qui vous entend et vous bénit d'avance!

Bei diesen letzten Worten öffnet sich die Thür und es treten drei Mönche herein, welche die Versammelten, ihre Schwerter, ihre Dolche und ihr Vorhaben segnen, sie zum blutigsten unversöhnlichsten Mord auffordern, und ihnen im Voraus die Gnade und den Lohn des Himmels zusichern:

Ni grâce, ni pitié; frappez tous sans relâche;
L'ennemi qui s'enfuit, l'ennemi qui se cache,
Les guerriers suppliants à vos pieds abattus!
Ni grâce, ni pitié, que le fer et la flamme
Atteignent le vieillard, et l'enfant et la femme!
Anathème sur eux! Dieu ne les connait plus!

Dieser ganze Auftritt ist gräßlich und schauderhaft als Drama, und unübertrefflich als Musik; das Haar sträubt sich empor bei der gotteslästerlichen Weihe des schändlichsten Hinterhaltes, welchen die Geschichte kennt. Raoul hat die ganze Verabredung mit angehört, und nachdem sich die Verschwornen entfernt haben, will er fort, seine Partei warnen oder mit ihr sterben. Valentine klammert sich an ihn, zum Erstenmale ihre ganze Liebe entschleiernd, und will ihn nicht fortlassen. Raoul steht im fürchterlichsten Kampfe. Da tönt die Glocke von St. Germain und bald darauf in dumpfem Schalle jene von Auxerrois. Die Würgescene hat begonnen, ein Blick zum Fenster hinaus zeigt ihm einige Leichname von Ermordeten, er entreißt sich den Armen Valentinens und springt von einem Fensterbalkon hinab. Valentine fällt in Ohnmacht. Selbst die einfache Erinnerung an diese Scene macht mir den Athem stocken, dem Dichter wie dem Komponisten gebühren hier unbegränztes Lob, es ist nicht möglich, die menschliche Leidenschaft heftiger anzuregen, das Mitgefühl des Zuschauers stärker zu entflammen

und die Dichtung wahrer zu machen. Auch war nach diesem vierten Akte der Enthusiasmus auf dem höchsten Gipfel.

Der letzte Akt ist kurz, aber eine anhaltende fieberhafte Ekstase. Raoul eilt in das Hotel de Sens und verkündet, was geschehen. Coligny ist bereits ermordet, und die Mörderbande wälzt sich eben dem Hotel zu. Alles flieht in wilder Unordnung aus einander. Dieser Auftritt gibt der Szenerie Gelegenheit, einen Ball im 16ten Jahrhundert und die Quadrillen von jener Zeit zu zeigen. Ueberall Pracht und Glanz. Die Scene verändert sich und man erblickt eine protestantische Kirche, auf welche hugenottische Weiber und Kinder in verzweiflungsvollem Schrecken zueilen. Mitten unter ihnen Marcel, verwundet, der ihnen den Eingang der Kirche zeigt, als letzten Aufenthalt.

Là là, dans notre temple! . . . au pied du saint autel
Nous mourrons tous, en priant l'Eternel.

Bald darauf kommt Raoul und nach ihm Valentine. Sie hat von der Königin (Katharina Medicis) Gnade erwirkt für ihren Geliebten und will ihn zum Louvre geleiten, wofern er bereit ist, seinen Glauben abzuschwören; er verweigert. Nevers ist ermordet, also steht seiner Verbindung mit Valentine nichts mehr im Wege, er folgt ihr. Er verweigert. Jetzt erklärt ihm Valentine, daß sie ihn nicht verlasse und seinen Glauben annehme, um mit ihm zu sterben. Marcel macht den Priester und segnet sie vor der Kirche ein. Mitten unter dieser ergreifenden Handlung, welche durch das vollendete Spiel der Mlle. Falcon und Levasseur's gesteigert wird, hört man im Innern des Tempels das Geschrei der eingedrungenen Katholiken, ihre Waffen und das Würgen. Die Protestanten empfangen singend und Gott preisend den Tod. Marcel, Raoul, Valentine, alle drei knieend, hören den Lärm und lauschen dem allmählich erlöschenden Gesang. Sie beten. Plötzlich ruft Valentine:

O vœux superflus!
Ils ne chantent plus!

Es ist vorbei. Todesstille. Aber nur einen Augenblick. Marcel, wie vom Sehergeist ergriffen und mit verklärtem Blicke zum Himmel, ruft:

Voyez le ciel s'ouvre et rayonne!
Hosanna! le divin clairon sonne,
Et la marche des anges résonne
Conduisant les martyrs jusqu'à Dieu.
Ces harpes que j'écoute
M'indiquent la route;
J'y vole moi-même,
Délice suprême!
Noble trépas que j'aime,
Terre, terre, adieu!

Raoul und Valentine, die den alten Diener mit Bewunderung ansehen, fassen seine Hand, und alle drei, mit langsamem Schritte, gehen der auf sie losstürzenden Mörderbande entgegen. Einen Moment weicht diese zurück, ergreift hierauf die drei Märtyrer und reißt sie von einander und von der Bühne weg. Zugleich verändert sich die Scene; man sieht das Paris von 1572 unter sternbeleuchtetem Himmel. Es fallen mehrere Schüsse und Marcel und Raoul tödtlich verwundet schleppen sich auf die Bühne, von Valentine unterstützt und gehalten. Es dauert nur eine Weile, da kommt von der entgegengesetzten Seite St. Bris mit einem Trupp katholischer Soldaten, die ihre Schießgewehre mit brennenden Lunten anlegen. St. Bris ruft: Wer da? Hugenotten, antwortet Raoul mit letzter Kraft; wir auch, rufen Valentine und Marcel, und alle drei stürzen unter den Schüssen, die St. Bris befiehlt. Dieser erkennt seine sterbende Tochter. In diesem Schlußaugenblick zieht Marguerite de Valois, vom Balle kommend, vorüber nach dem Louvre — wozu? habe ich nicht verstehen können.

(Schluß folgt.)

Zeitungen in Australien.

Der Hobart Town Courier enthält folgende Statistik des Journalwesens in Australien. In Vandiemensland gibt es bei einer Bevölkerung von 40.000 Menschen neun Journale, betitelt: the Gazette, Courier, Tasmanian, Colonial Times, True Colonist, Morning Star, Launceston Advertiser und Cornwall Chronicle, oder ein Journal auf 4500 Einwohner; erwägt man noch überdieß, daß mehr als ein Drittheil von diesen Gefangene sind, die keine Mittel haben, auf Zeitungen zu subscribiren, so kann man diese Zahl auf 3000 ermäßigen. In Neusüdwales gibt es sieben Journale: the Government Gazette, Herald, Australian, Monitor, Commercial Journal and Colonist, bei einer Bevölkerung von 70,000 Seelen, wo also auf 10,000 Ein Journal kommt. Im Durchschnitt erscheinen diese Journale nur zweimal in der Woche. Hinsichtlich der Leser in den Kolonien ist zu bemerken, daß die Land- und nicht die Städtebewohner die größten Leser sind, und sich die ersten zu den letztern hinsichtlich des Lesens wie 3 zu 4 verhalten.

Die Donaumündungen und ihre Inseln.

2. Beschreibung der die Donaumündung bildenden Arme.

(Fortsetzung.)

Weit wichtiger für die Schifffahrt ist der zweite Hauptarm, der sulinische; dieser Arm fließt in ungetheiltem Strome an der auf dem rechten Ufer liegenden türkischen Feste Tultscha vorüber 16½ Werste weit; dieser Theil heißt bei den Türken Tultscha-Tawlassy, d. h. das Brett oder die Fläche von Tultscha;*) das rechte Ufer ist hier von den Abhängen der bulgarischen mit Wald bedeckten Berge begleitet. Hierauf theilt sich die sulinische Donau in zwei völlig getrennte Arme, von denen der nördliche fast gerade östlich, obwohl mit vielen Krümmungen, dem Meere zuströmt, und den Namen sulinische Donau behält; der andere südöstlich strömende Arm heißt der georgiew'sche; ein Vorgebirge, der georgiew'sche Tschetal genannt, trennt beide Arme. Die sulinische Donau theilt das Delta beinahe in zwei Hälften, und hat von seinem Anfang an 95¾ Werste Länge, seine Breite wechselt von 100 bis 150 Saschenen, seine Ufer sind im Allgemeinen ziemlich hoch, an einigen Orten 7 Fuß und nirgends unter vier; seine Tiefe in der Nähe der Mündung hat ungefähr 20 Fuß, etwas weiter oben

*) Mit dem Worte Tawla, Brett, bezeichnen die Türken die Krümmung eines Flusses.

gegen 40 und in der Nähe von Tultscha gegen 50 Fuß; hie und da finden sich kleine noch wenig bekannte Untiefen. Ein sehr wichtiger Vortheil des sulinischen Arms besteht darin, daß er nicht wie der von Kilia beim Eintritt ins Meer sich in eine Menge Mündungen spaltet, sondern in ungetheiltem Strome, bekannt unter dem Namen des sulinischen Girlo, sich ausmündet; seinen Namen erhielt er wahrscheinlich daher, daß einst auf dem rechten Ufer, dem Punkte gegenüber, wo jetzt die Brandwacht sich befindet, ein türkisches Dorf Sula oder Sulina lag. Auf beiden Ufern ist ein guter Leinpfad, der nur geringer Reinigung bedürfte, um die Schiffe leicht fortzuziehen, namentlich auf dem rechten Ufer. Das Fahrwasser an der Mündung setzt sich 1½ Werste weit fort, seine Tiefe wechselt von 10 bis 12½ und 13 Fuß. Von Norden her ist es eingeengt durch eine Sandbank, die Untiefe im Süden aber wird häufig durchbrochen, indem die Strömung einen neuen temporären Durchgang sich bildet. Am rechten Ufer der Mündung sieht man noch die Spuren ehemaliger Molo's, um das Fahrwasser gegen die Anschwemmungen zu schützen, sie zerfallen aber jetzt theils vor Alter, theils wegen Mangel an Aufsicht; es wäre wohl zu wünschen, daß sie erneuert würden, denn durch Verengerung des Fahrwassers würde die Tiefe desselben vermehrt werden. An beiden Ufern der Mündung waren auch hölzerne Leuchtthürme, welche die türkische Regierung im Jahr 1802 errichten ließ, die aber schon lange nicht mehr beleuchtet sind; der linke ist längst zusammengestürzt, den auf dem rechten Ufer aber sah man noch vor zwei Jahren, und er diente bei Tag als Merkzeichen für den Eingang in den Girlo, im Jahre 1833 ist indeß auch dieser zusammengefallen. Auf dem linken Ufer sind noch die Spuren einer Kaserne, welche die russische Regierung im Jahre 1807 errichten ließ, um ein Bataillon hineinzulegen.

Der Arm von Georgiew läuft von seiner Trennung von dem sulinischen an gekrümmt, aber in der Hauptrichtung gegen Südosten, 98 Werste weit, und ergießt sich in Einem Strome ins Meer; an der Mündung hat sich jedoch eine Insel gebildet, und hinter derselben eine Sandbank, die sich 6 Werste weit ins Meer hinein erstreckt, und das Einlaufen in diesen Arm erschwert, der unter dem Namen des georgiew'schen Girlo (Gederless Bogasi) bekannt ist: er ist breiter als der sulinische, nämlich 150 bis 200 Saschenen, und seine Tiefe beträgt 50 Fuß; diese nimmt aber gegen das Meer zu bedeutend ab, so daß das Fahrwasser nicht über 4½ Fuß Tiefe hat. Aus diesem Grunde wird auf diesem Arme gar keine Schifffahrt getrieben, und nur Fischer können auf kleinen flachbodigen Fahrzeugen ins Meer hinausfahren. Nach den Angaben alter Leute war auch in früherer Zeit auf diesem Arme keine Schifffahrt, was dadurch bestätigt wird, daß längs desselben weder Leinpfade noch Anfuhrten sind. Das rechte Ufer ist von Anfang dieses Armes an bis zum Berge Beschtepe von den bulgarischen Bergen eingeschlossen, im Allgemeinen hoch und mit Wald bedeckt, aber von dem genannten Punkt an ist es auf beiden Seiten niedrig, nicht höher als drei Fuß, mit Gebüsch bewachsen und bei der Anschwellung des Stroms überschwemmt, wodurch die Einrichtung der Schifffahrt auf diesem Arme noch mehr gehindert wird. Der georgiew'sche Arm bildet nach dem Vertrage von Adrianopel einen Theil der südlichen Gränzen Rußlands.

Der Arm von Portiz trennt sich von dem georgiew'schen 55 Werste von dessen Anfang, etwas unterhalb des Berges Beschtepe; er führt auch den Namen Dunawez, fließt 40 Werste weit gerade gegen Süden, längs eines Ausläufers der bulgarischen Berge und fällt in den großen Liman oder See Rasselm, welcher durch eine sehr breite, aber seichte Mündung sich mit dem schwarzen Meere vereinigt; diese letzte Mündung gilt für den vierten und letzten Donaugirlo von Norden an gerechnet, und heißt der Girlo von Portiz. Wir haben wenige Nachrichten über denselben, seine Tiefe schätzt man nur auf 8 Fuß, so daß er für die Schifffahrt ganz unbrauchbar ist: der Liman Rasselm hat gegen 85 Werste im Umfang und 6 bis 9 Fuß Tiefe; auf seinem westlichen Ufer, am Fuße der bulgarischen Berge, steht die türkische Stadt Babadagh. Der Dunawez selbst hat 10 bis 16 Fuß Tiefe. Der ganze portizische Arm verblieb nach dem Vertrage von Adrianopel den Türken, und in dem Zwischenraume zwischen dem georgiew'schen Arme und dem See Rasselm wurde längs dem rechten Ufer des erstern die Demarcationslinie des Landstrichs gezogen, der nach dem Traktate neutral bleiben muß, und jenseits dessen die türkischen Dörfer anfangen.

Das Donaudelta. Aus dieser Uebersicht der Donauarme und Girlos ersieht man, daß die Mündungen ein breites Delta einschließen, das im Südwesten durch die bulgarischen Berge, unter denen der Beschtepe (fünf Höhen) besonders hervorragt, und im Norden durch die bessarabische Steppe begränzt wird. Die Nordgränze dieses Dreiecks bildet die kilia'sche Donau, auf deren linkem Ufer die russischen Städte Kilia,*) Ismail**) oder Tutschkow, etwas weiter hinauf oben an der Donau selbst Reni***) und die moldauische Handelsstadt Galatsch liegen. Die südliche oder richtiger die südwestliche Gränze bilden den Anfang des sulinischen und georgiew'schen Armes, der portizische Arm und der See Rasselm mit seinem Girlo. Auf dem rechten Ufer dieser Arme und des Sees stehen die türkischen Städte Tultscha und Babadagh, und höher hinauf an der Donau selbst Isaktscha. Die Grundlinie des Dreiecks bildet die Küste des schwarzen Meeres in einer Ausdehnung von 87 Wersten, nämlich von der Mündung der kilia'schen Donau am Dorfe Wilkowo zum sulinischen Girlo 30 W., vom sulinischen zum georgiew'schen 22 W., vom georgiew'schen zum portizischen 35 W. Die Spitze des Deltas bildet im Westen der niedrige Landvorsprung, der sulinische Tschetal genannt, 70 Werste in gerader Linie vom Meere: die ganze Oberfläche des Donaudeltas kann man also auf 2500 □ W. anschlagen. Der größte Theil dieses Deltas gehört jetzt Rußland, und nur ein kleiner Abschnitt im Süden zwischen dem georgiew'schen und portizischen Arme blieb zum Theil neutral, zum Theil unter türkischer Herrschaft.

(Schluß folgt.)

*) Kilia, dreißig Werste vom Meere an diesem Arme der Donau erbaut, erhielt von ihm seinen Namen, und war vor 50 Jahren eine ziemlich bedeutende türkische Stadt mit 40,000 Einwohnern. Sie verfiel seit der Gründung Odessas, das den größten Theil der bessarabischen Produkte an sich zog, und durch die zunehmenden Hindernisse der Schifffahrt auf diesem Arme; jetzt zählt man nur 1108 Einwohner

**) Die Stadt Ismail, 50 Werste von Kilia an der Donau aufwärts, war unter der türkischen Herrschaft eine so volkreiche Stadt wie Kilia, verfiel jedoch aus denselben Gründen. Jetzt ist es eine russische Feste, neben welcher die Stadt Tutschkow erbaut ist, so genannt nach ihrem Gründer, dem jetzigen Stadtkommandanten, General Tutschkow. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt 16,278, die sich hauptsächlich mit dem Fischfang beschäftigen. Die alten Häuser waren meist aus Holz und mit Thon überzogenem Reisig gebaut, die neuern aus Backsteinen zeichnen sich durch ein schönes Aeußere aus, die Straßen sind breit und regelmäßig. Ismail oder Tutschkow treibt Handel mit den Häfen des schwarzen und asow'schen Meeres: im Jahre 1830 gingen 132 Schiffe ab, im Jahre 1831 nur 74, im Jahre 1832 dagegen wieder 105, und im Jahre 1833 wegen der Mißernte nur 10.

***) Reni oder Tomarowo steht an der Mündung des Pruth und hat 4340 Einwohner; sein Handel ist bedeutend. Die nach Reni kommenden Fahrzeuge führen 50 Lasten. Die Lage dieser Stadt ist für den Handel sehr vortheilhaft, und bei der jetzigen Entwicklung der Donauschifffahrt kann sie bei geringer Aufmunterung von Seite der Regierung eine wichtige Handelsstadt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1836.

Skizzen aus Ungarn.

(Von J. G. Elsner.)

3. Der Vorspann.

Länder, in welchen die Pferdezucht florirt, zeichnen sich dadurch aus, daß man in denselben schnell reist. Hiebei sehe ich vorläufig ab von den Eisenbahnen und Dampfwagen. Die ungarischen Pferde sind als flüchtig und ausdauernd bekannt, und sie werden von ihren Eigenthümern auch so wenig geschont, daß man gar keinen Anstand nimmt, mit ihnen 4 bis 6 Stunden, ohne anzuhalten, zu fahren. Zum raschen Fortkommen ist die Post vorzugsweise geeignet. Diese aber ist in Ungarn gerade in keiner musterhaften Verfassung. Deßhalb ziehen es auch die meisten Reisenden vor, mit Vorspann zu fahren. Dieser aber ist von zweierlei Art, nämlich der gezwungene und der freiwillige. Ersterer muß an alle diejenigen geleistet werden, die ein Recht haben, ihn zu fordern. Hiezu gehört der sämmtliche Adel, alle Staatsdiener so wie Beamteten der adeligen Gutsbesitzer. Zu den Staatsdienern gehören, wie sich von selbst versteht, auch alle Offiziere der Armee. Um jedoch diesen Vorspann überall zu bekommen, bedarf es eines Passes vom Landeskommissariate. Ehemals frugen die Ortsrichter wenig nach einem solchen Passe, und man konnte ihnen jedes beliebige Papier herhalten und sie waren zufrieden gestellt. Die mehrern Mißbräuche, welche man aber entdeckte, haben zu Wege gebracht, daß man nunmehr strenger ist, und es forschen die Ortsrichter ziemlich genau nach, ob jemand, welcher Vorspann verlangt, auch hiezu berechtigt sey. Ist man jedoch einmal im Zuge mit demselben, so wird man nicht belästigt, weil, wie bei Extrapost, alle nachfolgenden voraussehen, daß man den in Rede stehenden Paß haben müsse, weil man ohne ihn von Anfang an keinen Vorspann bekommen haben würde.

Die gesetzliche Taxe ist bei demselben für eine Station von zwei ungarischen Meilen für das Pferd 15 kr. Konv. Münze. Es werden immer 4, und nur bei sehr leichtem Fuhrwerke 3 Pferde vorgespannt. Bei 4 Pferden zahlt man also für eine Station einen Gulden. Gibt man alsdann auch noch ein Trinkgeld, so ist ein solches Fortkommen dennoch unglaublich wohlfeil, zumal man, wenn das Trinkgeld nicht sehr gering ist, oder wenn man nicht gerade in der Saat oder Ernte reist, auch sehr rasch befördert wird.

Ehe ich über diesen gezwungenen Vorspann das Weitere sage, will ich auch noch des freiwilligen gedenken, dieser ist nur in Oberungarn gebräuchlich und in guter Ordnung. In Niederungarn ist man damit bald verlassen, und muß dann, wenn man nicht Extrapost nimmt, sehen, wie man sich forthilft. Wo er aber gut eingerichtet ist, da kann man ihn als eine große Wohlthat für den Reisenden betrachten. Man zahlt in der Regel auf 4 Pferde für die Station von 2 Meilen 2 fl. Konv. Münze und dazu noch ein Trinkgeld, und wird dafür schnell befördert und sehr rasch gefahren. Reisende, welche ihren eigenen Wagen haben, und deren sich zwei oder mehrere zusammen geben, kommen auf diese Art überaus wohlfeil und schnell an den Ort ihrer Bestimmung. Es scheint dieses Fahrgeld freilich unglaublich gering, und man sollte glauben, es könne sich kein Bauer dazu hergeben, für solchen Preis mit 4 Pferden eine Strecke von 2 Meilen zu fahren. Aber man muß die Wohlfeilheit, welche in Ungarn bei allen ländlichen Erzeugnissen herrscht, dabei in Erwägung ziehen und bedenken, daß unter solchen Umständen das Geld für den Landmann einen hohen Werth hat. Denn es muß der Bauer nicht selten 2 Presburger Metzen Weizen verkaufen, um 2 fl. Konv. M. zu bekommen. Wie den gezwungenen, so besorgen auch den freiwilligen Vorspann die Ortsrichter und man wird bei diesem noch schneller und pünktlicher bedient, wie bei jenem. Die angegebene Taxe wird nur in seltenen Fällen erhöht, und zwar alsdann, wenn sehr viel Fuhren gehen, wie z. B. zur Zeit des Pesther Marktes, oder wenn der Reisewagen ungewöhnlich schwer und bepackt, oder wenn der Weg, wie im Frühjahr und Herbst, sehr schlecht ist. Daß man sehr rasch gefahren wird, geht daraus hervor, daß man von einer Station zur andern nur sehr selten 2 Stunden fährt und den Weg meistentheils schon in $1^1/_2$ Stunden zurücklegt. Nun aber sind zwei ungarische Meilen gute zwei und eine halbe deutsche.

Ich kehre nunmehr zum gezwungenen Vorspann zurück. Eine Hauptklage, welche man gegen denselben hat, ist die, daß

man meistentheils sehr schlechte Pferde und noch schlechtere Kutschen bekommt. Nie ist der Fall mehreremale vorgekommen, daß ich, wenn die vier Pferde ankamen und in einer Reihe aufgestellt waren, dieselben, von der Flanke aus gesehen, für zwei hielt. Indeß so klein und elend diese Thiere auch meistentheils aussehen, so laufen sie nichts desto weniger doch rasch, denn die Gelenkigkeit und Schnelligkeit ihrer Füße ist bewundernswürdig. Versteht nun der Reiter Sporen und Reitpeitsche gut zu handhaben, so verdoppelt sich diese Schnelligkeit. Ein gutes Trinkgeld führt dieß herbei. Sonderbar aber sind diese Bauern darin, daß, wenn man ihnen eine halbe Maß Wein, die oftmals kaum 6 kr. W. W. kostet, noch obenein gibt, dieß mehr wirkt, als wenn man ihm das Doppelte in baarem Gelde zulegt.

Kömmt man an, und fährt bei dem Stadthause*) vor, so wird man gewöhnlich von einem oder zwei Gerichtsboten, hier Kleinrichter genannt, empfangen und befragt, wohin man befördert seyn wolle. So lange man in Oberungarn reist, kommt man mit der deutschen Sprache durch, weil fast überall jemand ist, der sie versteht und spricht. Aber dieß ist in Niederungarn nicht mehr der Fall, und man muß wenigstens so viel Ungarisch können, daß man sich verständlich macht. Bietet man diesen Kleinrichtern gleich vornweg ein gutes Trinkgeld, und gibt es ihnen wohl auch, noch ehe sie den an sie gemachten Auftrag um Besorgung neuer Pferde ausführen, so ist man sicher, daß man nicht allein schnell, sondern auch gut bedient wird.

Dieser Vorspann erstreckt sich nicht auf Ungarn allein, sondern auch auf die zugehörigen Provinzen, nämlich Siebenbürgen, Kroatien und Dalmatien. Einigen Unterschied findet man, wenn man Ungarn verläßt und nach Siebenbürgen kommt. Jedoch bemerkt man diesen nicht sowohl unmittelbar an der Gränze, sondern vielmehr schon auf der zweiten Station hinter Groß-Wardein. Denn von hier an trifft man nur noch höchst selten einen Magyaren, dagegen besteht die ganze Bevölkerung aus Wallachen. Diese stehen in ihren Haushaltungen, so wie in ihrer Bekleidung ungefähr eben so tief unter den Magyaren, wie diese unter den Deutschen. Sieht man einen solchen wallachischen Landmann in seiner Winterbekleidung, bestehend in einem schwarzwolligen Pelze (Bunda genannt), bei welchem die Wolle nach Außen gekehrt ist, einem breitkrempigen Hute, oder auch einer Mütze von Schaffell, einem Brustlatze von eben demselben, und Beinkleider von roher Leinwand, zuweilen auch Tuch, so glaubt man einen Wilden aus den nordamerikanischen Wäldern vor sich zu haben. Von einem Hemde ist keine Rede, und da der Brustlatz kurz und die Beinkleider nicht hoch sind, so tritt der nackte Körper zwischen beiden meistentheils um einige Zoll hervor. Die Pferde, welche man hier bekommt, sind schon von der siebenbürgischen Race, klein von Gestalt, aber schmieg und lebhaft und dabei außerordentlich ausdauernd.

(Schluß folgt.)

*) Man nennt jedes Gemeindehaus in Ungarn, worin die Ortsgerichte sich versammeln, ein Stadthaus.

Bilder aus Paris. Nr. 1.

Die Hugenotten, von Meyerbeer.

(Schluß.)

Ich habe in diesem Berichte, der ein musikalisches Kunstwerk und nicht das „Libretto" von Scribe zum Gegenstande hat, von dem letzten zuerst und lange geredet; aus zwei Gründen. Es ist hergebracht, dem Gedichte in einer Oper, wie armselig es auch seyn möge, den Vorschritt zu lassen. Der Name Scribe wird zuerst genannt am Ende der Vorstellung, der Name Scribe steht zuerst, vor jenem des Komponisten, auf dem Drucke der Oper. Der zweite, und bedeutendere Grund ist, daß die Musik Meyerbeers von dem Scribe'schen Gedichte in dem Sinne beherrscht wird, daß nur die genaue Kenntniß des letztern eine gerechte, allseitige und wahre Würdigung der Musik möglich macht. Ich habe schon angedeutet, daß die neue Oper Meyerbeers sich durch die vollkommene Anpassung zu dem Inhalte des Drama's auszeichnet. Diese Sicherheit, diese gewandte Fertigkeit, diese Plastik in seinem jüngsten Kunstwerke wird täglich mehr anerkannt werden. Es kann nicht ausbleiben, daß man die Abgeschmacktheiten, Plattheiten, das Läppische und Kindische vieler Scenen in dem Gedicht von Scribe empfinde und verdamme. Aber es wird nicht zum Nachtheile des Tonkünstlers geschehen. Man wird jene unwürdige Zuthat ausscheiden und dem Meister von seinem seltenen Genie um so mehr Rechnung halten als sein poetischer Aufschwung durch seinen Buchstaben-Handlanger erschwert war. Darf ich noch einen andern Gedanken ausdrücken, den ich bei der ersten Vorstellung der Hugenotten empfunden habe — (und sicherlich wird er bei den folgenden stets lebendiger werden): Einem deutschen Gemüthe, einer deutschen Einbildungskraft wird diese Meyerbeer'sche Musik und dem, was zuletzt von Hugenott'schem Kern und poetischer Wahrheit in dem Drama bleibt, in weit höherem Maße gefallen, als dem französischen Publikum, im Allgemeinen genommen. Der Protestantismus ist nie zu einer poetischen Größe in Frankreich gediehen, er hat nie in dem Volke gewurzelt, und wie ihn die Regierungspolitik als eine aufrührerische Neuerung verfolgte und niederschlug, so hat ihn die Geschichte, ich meine die in den Geschichtsbüchern gelehrte, als eine unvolksthümliche Erscheinung verdammt oder mißachtet. Der deutsche Luther und sein Protestantismus sind unbegriffen in Frankreich. Kaum Bossuet hatte eine Ahnung von dem Geiste Luthers und seines neuen Glaubens! Daher dringt das französische Publikum nicht gleichmäßig, wie wie, in den reinen, hingebungsvollen und unbeugsamen, mitunter rauhen und herben Charakter der Hugenotten. Wie sollte das Ohr der Pariser ihrem Gemüthe den Zauber des „Eine feste Burg ist unser Gott" überliefern, da jenes diese Töne, ihre Geschichte, ihren Ursprung nicht mehr kennt als den Meister, der sie schuf.

„Die St. Bartholomäusnacht war ein gräßliches Unglück ja man kann sagen, daß es eine tadelnswerthe Rache war," das ist heute noch das Urtheil vieler Leute in Frankreich, die sich stimmfähig glauben in Geschichte und Politik. Seine Lauheit beweist, wie ferne es von der deutschen Auffassung jener Gräuelnacht bleibt.

Ja, nicht länger als vor drei Tagen las ich einen langen Artikel in einem Pariser Blatte, das Feuer und Flammen gegen Hrn. Scribe spie, weil er die Partei der Hugenotten so schön und rein gemalt, und Karl IX und Katharina Medicis so schwarz gezeichnet habe. Man suchte alle Memoiren hervor, die über jenen Mord gefertigt worden sind, und ließ nicht undeutlich merken, daß man die verdammende Absprechung über die große Maßregel der Valois und Medicis für eine Naseweisheit des Hrn. Scribe halte. Et per consequentiam die darauf gedichtete Musik von Meyerbeer. Freilich, dieses Blatt war die Quotidienne: der Herr habe sie selig!

Ich habe, während dieser Vorstellung, noch einen andern Eindruck erhalten, den ich meinen deutschen Lesern ungestraft mittheilen darf. Es war das erhebende Gefühl des Nationalstolzes und einer gewissen heimathlichen Zufriedenheit. Meyerbeer ist ächt deutsch in seiner Dichtung. Deutsch ist der Grund seiner Harmonie, deutsch ist der Grund seiner Liederweisen, deutsch seine Musikgelehrtheit und besonders deutsch das in seinen Tönen wohnende Gemüth. Darum ergreift mich zum dreißigsten Male sein mit jedem Tage mehr beliebter Robert der Teufel, darum liebe ich seine Hugenotten, und ich möchte gern beifügen, den Dichter derselben. Dieser deutsche Quell ist es, der die französischen Hände rührig macht, und dem französischen Munde Ausbrüche des Enthusiasmus entlockt. Meine innerliche, tiefere, wir wohl weniger laute Freude ist darum leicht begreiflich.

Ist die Oper „die Hugenotten" vorzüglicher, als Robert der Teufel? Steht die Komposition der letztern auf einer höheren Stufe von Harmonie, von Schwung und Tiefe? Ist die neueste Schöpfung Meyerbeers kunstreicher, von meisterhafterem Gebilde? Wer vermag dieß heute schon zu sagen? Wenn auch nicht wahr ist, was eine hiesige Kritik der Hugenotten aussprach, daß man erst nach der hundertsten Aufführung ein Urtheil über die neue Oper fällen könne; so ist doch unzweifelhaft, daß ein solches, nach einer ersten Vorstellung mehr als gewagt wäre, sobald es auf mehr als einen ziemlich unklaren Gesammteindruck eingehen wollte. Als solchen erkläre ich hiemit, vorbehaltlich Aenderung in der Folge, woran ich jedoch zweifle, daß ich, bei voller Anerkennung und Bewunderung der zahlreichen Schönheiten der Musik in den Hugenotten, Schönheiten, die wegen ihrer eigenthümlichen Gestaltung und Form eben so viele Beweise der hohen Meisterschaft von Meyerbeer sind, seinen Robert le diable vorziehe.

Chronik der Reisen.

Mitchells Ausflug in Australien.

Major Mitchell erreichte auf seinem Zuge von Sidney nach dem Darling diesen Strom unter 30° 41′ S. B. Das Wasser war salzig, wurde aber bald durchsichtig und süß. Er verfolgte seinen Lauf 500 M. weit bis 32° 24′ S. B. und 124° 24′ W. L. v. Gr. wo er wegen Feindseligkeiten mit den Eingebornen, von denen drei in einem Gefechte getödtet wurden, seine Weiterreise aufgeben mußte. Dieß ist um so mehr zu bedauern, weil er nach wenigen Tagen entweder den Murray erreicht, oder sich vergewissert hätte, daß der Darling mit demselben nicht zusammenhängt; indeß hat er immerhin Kapitän Sturts Ansichten verstärkt, und nach der Meinung der Mehrzahl bestätigt. Kapitän Sturts Reise (s. Ausl. J. 1834, Nr. 1 ff.) ist also über die Geographie des inneren Landes immer noch das Hauptwerk. Es ist ein auffallender Umstand, daß Kapitän Sturt mit nur sechs Mann unter allen den Schwierigkeiten, welche eine Flußschifffahrt darbietet, mit den zahlreichen und mächtigen Stämmen, auf welche er traf, in gutem Einverständniß blieb, während Major Mitchell mit 24 Mann den Bruch nicht vermeiden konnte.

Die Donaumündungen und ihre Inseln.

3. Beschreibung der die Donaumündung bildenden Arme.

(Schluß.)

Schifffahrt auf der sulinischen Donau. Die vorstehende Beschreibung der verschiedenen Donauarme zeigt, daß der sulinische für die Schifffahrt am geeignetsten ist, theils wegen der Höhe seiner Ufer, die nie ganz mit Wasser überdeckt werden, *) theils wegen der zureichenden Tiefe und der bequemen Einfahrt vom Meere her. Diese Vorzüge, welche weder die kilia'sche, noch die georgiew'sche Donau darbieten, sind Ursache, daß die Kauffahrer die letztere Straße zur Fahrt nach Ismail, Reni, Galatsch, Isaktscha, Brailow, Matschin und andern Donauhäfen ausschließlich wählen. Im Laufe der letzten fünf Jahre liefen in diese Häfen durch den sulinischen Girlo nachfolgende Schiffe ein: im J. 1830 408, im J. 1831 404, im J. 1832 412, im J. 1833 456, im J. 1834 416, im Durchschnitt also 420 Schiffe jährlich. Bei der jetzigen Lage der Dinge bietet indeß auch der sulinische Girlo große Nachtheile dar, die namentlich aus der Unbewohntheit seiner Ufer entspringen. Seeschiffe brauchen jetzt oft über einen Monat, um von der Mündung nach Ismail zu gelangen, weil sie bei jeder Krümmung einen günstigen Wind abwarten, oder sich ziehen lassen müssen, aber auch dieß ist langsam und mühselig; seine Ladung an der Mündung erleichtern durch Uebergabe an Barken, um durch das Fahrwasser zu kommen, das häufig eine geringere Tiefe hat, als der Donauarm selbst, ist gleichfalls mühselig, weil an der Mündung jetzt keine bequeme Stelle zur Anfahrt ist. Die Schifffahrt stromabwärts hat dieselben Unbequemlichkeiten. Da es nicht möglich ist, auf Seeschiffen mit voller Ladung hinauszukommen, so müssen sie sich an der Mündung selbst häufig erleichtern, aber nicht selten geschieht es, daß das Schiff, welches seine für den Augenblick ihm abgenommene Ladung erwartet, oder auch die Flöße mit Holz, dem Hauptartikel des moldauischen und wallachischen Handels, durch den Wind ins Meer hinausgetrieben werden, ehe ihm die Barken oder Flöße nahe kommen können, manchmal wird sogar das Schiff vom

*) Bei den heftigen Südostwinden, welche den Lauf der Donau an der Mündung stemmen, tritt das Wasser auch im sulinischen Arme manchmal aus seinen Ufern, und überschwemmt diese zum Theil. Doch erstreckt sich dieß nicht weiter herauf als vom Girlo bis zur Einmündung des Flusses Radikul, d. h. auf 20 Werste vom Meere; darum sind auch auf dieser Strecke des linken Ufers des sulinischen Arms die dort neu errichteten Quarantainegebäude auf Pfählen erbaut. Der ganze übrige Theil des Uferstrichs am sulinischen Arme vom Radikul aufwärts wird auch bei der größten Wasserfülle niemals überschwemmt.

Ufer weggetrieben, ohne daß seine ganze Mannschaft sich an Bord befände. Aus solchen Umständen erklärt sich der hohe Preis der Assekuranzprämien und Frachten für die Donauschifffahrt; den Flußschiffen zahlte man für die Fracht vom sulinischen Girlo bis Ismail in den letzten Jahren etwa zwei Rubel für den Tschetwert Getreide, während von Konstantinopel nach Odessa im Jahre 1833 die mittlere Fracht nur 1 R. 40 Kop., im Jahre 1835 nur 1 R. 10 Kop. betrug. Die wachsende Bevölkerung an den Ufern und an der Mündung der sulinischen Donau entfernt nach und nach diese Nachtheile, und vielleicht kann man mit der weitern Entwicklung der Dampfschifffahrt im schwarzen Meere auch noch die Einführung derselben zur Bugsirung der Schiffe Donau aufwärts nach Galatsch und Ismail sehen; dieß wäre ein unschäzbarer Vortheil nicht nur für diese Häfen, sondern auch für das ganze umliegende Land. Die Regierung hat bereits Maßregeln ergriffen, um auch einen andern wichtigen Mangel auf dem sulinischen Girlo zu beseitigen, nämlich die Bezeichnung der Einfahrt durch einen steinernen Leuchtthurm statt eines Mastes, der jezt als einziges Merkzeichen auf dem rechten Ufer dieses Girlo's steht; bereits sind Vorschläge und Berechnungen vorgelegt, und in kurzer Zeit wird zum Bau des Leuchtthurms geschritten werden.

Verlegung der Quarantaine an die sulinische Donau. Dieselben Ursachen, weßhalb der sulinische Arm zum ausschließlichen Fahrweg wurde, nöthigten auch die Regierung an das linke Ufer desselben die Quarantainelinie zu verlegen, vorzugsweise vor dem georgiew'schen Arme, dessen Ufer allzu nieder und den Ueberschwemmungen ausgesezt sind. Diese Verlegung ist vollzogen, und befreit den ganzen nördlichen Theil des Deltas zwischen dem kilia'schen und sulinischen Arme, der auch zum Anbau ungemein geeignet ist, vom Quarantainezwang. Diese Anordnung wird ohne Zweifel in kurzer Zeit Gewerbfleiß dorthin locken, und den Handel sowohl im südlichen Bessarabien, als auch in allen Häfen der Donaumündungen erweitern, indem dadurch die Verbindung mit dem Meere erleichtert wird. Die Verlegung der Quarantaine an die sulinische Donau läßt den südlich an Rußland gehörigen Theil des Donaudeltas zwischen dem sulinischen und georgiew'schen Arme im Quarantainezustande; wenn es nun gleich dadurch unmöglich ist, bedeutenden Vortheil für das Reich aus diesem Landstriche zu ziehen, so ist dafür das südliche Bessarabien nicht mehr der Gefahr ausgesezt, welche für dasselbe aus der Schifffahrt auf dem sulinischen Arme hervorgehen könnte, wenn die Quarantainelinie am georgiew'schen Arme eingerichtet wäre, weil, wie oben erwähnt, die sulinische Donau der einzige Arm ist, welcher von Seeschiffen befahren werden kann.

III. Uebersicht der Inseln an der Donaumündung. Das Donaudelta wird durch die im Innern desselben fließenden Arme, nämlich den sulinischen und georgiew'schen, in drei große Abtheilungen getheilt, die nördliche, mittlere und südliche. Der nördliche Theil des Donaudeltas, zwischen dem kilia'schen und sulinischen Arme, hat keinen gemeinsamen Namen; er wird in einige kleinere Inseln getheilt durch die obenerwähnten Verzweigungen des kilia'schen Arms, die sich jedoch sämmtlich wieder mit dem einen Arme vereinigen. Allgemein den Anwohnern bekannt und in die offiziellen Akten aufgenommen ist die Theilung des Donaudeltas in zwei Hauptinseln, zwischen denen der Fluß Schonda oder Pontisch als Gränzscheide dienen kann. Dieses Flüßchen kommt aus der kilia'schen Donau in einer Krümmung derselben zwischen der Stadt Ismail und dem Dorfe Nekrassowka, nicht weit oberhalb der ersten Theilung in mehrere Arme, und dem griechischen Kloster des heiligen Nikolaus gegenüber; es fließt südöstlich und fällt in die sulinische Donau fast in deren Mitte an einer Krümmung, welche auf den russischen Karten der kleine Bogen (malaja kriwusch) heißt. Derjenige Theil des Delta, der auf der rechten Seite der Schonda liegt, heißt die Insel Tschetal, der andere auf dem linken Ufer desselben bis ans Meer, die Insel Leti, zu welcher auch alle die kleinen Inseln gerechnet werden, welche durch die zahlreichen Arme der kilia'schen Donau gebildet werden.

Der mittlere Theil des Donaudeltas, der von dem sulinischen und georgiew'schen Arme umgeben ist, ist unter dem Namen der georgiew'schen oder der Monsch insel bekannt; auf einigen Karten heißt sie auch der große Tschetal. Die Benennung „georgiew'sche Insel" zeigt, welches ihre Gränzen sind, im Norden die sulinische Donau von da an, wo sie sich von der georgiew'schen trennt bis zu ihrer Ausmündung ins Meer, der georgiew'sche Arm auf seiner ganzen Länge und auf der Ostseite das schwarze Meer.

Der südlichste und kleinste Theil des Donaudeltas hat, so viel uns bekannt, keinen allgemein angenommenen Namen, da er aber von dem türkischen Theile des Uferlandes durch den portizischen Arm der Donau getrennt wird, so wollen wir ihn auch zur Unterscheidung von den übrigen Inseln der Donau Portiz nennen. Seine Gränzen sind im Nordosten die georgiew'sche Donau, von da an, wo sie sich von dem portizischen Arme trennt bis zu ihrer Einmündung ins Meer, im Westen der portizische Arm oder der Dunawez, im Süden das nördliche Ufer des Raselm-Sees nebst dem portizischen Girlo, im Südosten das schwarze Meer.

Demnach theilt sich das ganze Donaudelta in vier Inseln: Tschetal, Leti, Monsch und Portiz. Nach dem Vertrage von Konstantinopel gehören die drei ersten Rußland an; von diesen sind Tschetal und Leti durch die Versezung der Quarantaine auf das linke Ufer des sulinischen Arms eben so wohl zu benuzen als der südliche Theil von Bessarabien, die Insel Monsch ist in zweifelhaftem Zustande, und Portiz steht unter türkischer Herrschaft und bildet den nordöstlichen Winkel der Provinz Dobridsche. Die nördliche Gränze derselben, so wie das daran stoßende südliche Ufer der Insel Monsch müssen neutral und unbewohnt bleiben, und dieser neutrale Landstrich bildet gegenwärtig die Gränze der russischen und türkischen Besizungen.

Vermischte Nachrichten.

Herr Boussingault theilte der französischen Akademie seine Beobachtungen über den Regen in der tropischen Zone Amerika's mit, woraus hervorgeht, daß in dieser leztern bei weitem die größere Masse Regen bei Nacht fällt, während in Europa die Tage weit regnerischer als die Nächte sind.

Ein Herr Mollet hat weitläufige Untersuchungen über den Einfluß der Vegetation auf die Temperatur angestellt, und gefunden, daß beinahe ohne Ausnahme der in einem Rasenplaz eingegrabene Thermometer Morgens gegen 3° und Abends etwa 1° Fahrenheit mehr Wärme zeigte, als ein zweiter, der in einiger Entfernung in einen vegetationslosen Boden eingegraben war.

Die Zahl der durch den Sund gehenden englischen Schiffe ist in fünf Jahren von 4772 auf 2472 gefallen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1836.

Fortschritte des Ackerbaues in England.

2. Ursache der Fortschritte.

Eine der Hauptursachen dieser Fortschritte sind wohl die Gemeindetheilungen (enclosures). Ungemein groß war die Masse Land, welche noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Heide, Gemeinweide und Gemeindegüter (wastes, commons and common fields) großentheils unbenützt dalagen. Bis zum Jahre 1770 bestanden drei Viertheile der Grafschaft Bedfordshire aus Gemeindegütern, Gemeinweiden und Heiden, und dennoch war dieselbe in dieser Beziehung keineswegs schlechter daran, als andere. Heiden und Gemeinweiden sind unbebaut, Gemeindegüter zwar dem Pflug unterworfen, aber das Eigenthum darin so sehr getheilt und unter einander gemischt, daß es unmöglich war, sie irgend mit gutem Vortheil anzubauen. Seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist aber ungemein viel geschehen, um diesen Flecken in dem Kulturzustande des Landes abzuwaschen, und vielleicht zeigte sich der Fortschritt zur Besserung in keiner Beziehung auffallender als in dieser. Die erste Akte, welche zu einer Gemeindetheilung berechtigte, wurde unter Karl II erlassen. Von 1688 bis 1797 ist der Fortschritt wie folgt:

Regierungen.	Durchgegangene Parlamentsakte.	Zahl der getheilten Akres.
Unter Königin Anna	2.	1,439.
— Georg I.	16.	17,660.
— Georg II.	226.	318,778.
— Georg III. (1760—1797)	1532.	2,804,197.

Es geht aus dieser aktenmäßigen Angabe hervor, daß jede Gemeindetheilungsakte, welche unter Georg III durchging, im Durchschnitte 1830 Akres umfaßte; nun ergibt sich aus den offiziellen Berichten, daß vom J. 1798 bis 1832 2103 Gemeindetheilungsakten durchgingen, und schlägt man jede derselben im Durchschnitt zu 1830 Akres an, so gibt dieß eine Masse von 3,848,490 Akres, was mit Einschluß der von 1798 getheilten 6,652,689 Akres ausmacht, die seit der Thronbesteigung Georgs III im J. 1760 getheilt wurden. Da es indeß wahrscheinlich ist, daß die frühern Gemeindetheilungen einen größern Landesumfang betrafen, als die spätern, so kann man vielleicht die ganze Masse des seit 1760 eingehegten *) und getheilten Landes auf 6000,000 Akres anschlagen, und ohne Uebertreibung die Behauptung aufstellen, daß in Folge dieser Einhegung die Produktion dieser ungeheuren Strecke Landes wenigstens acht- bis zehnfach vermehrt wurde.

Eine zweite große Verbesserung war die Einführung der Brache, aber die Einführung von Futterbau statt der Brache auf allen Ländereien, die nicht aus steifem Thonboden bestanden, war der größte aller Fortschritte, die je im Ackerbau gemacht wurden, und hat darin eine so große und wohlthätige Revolution hervorgebracht, als die Erfindung der Dampf- und der Spinnmaschinen bei den Manufakturen. Es ist genügend erwiesen, daß der Bau von Rüben auf ganzen Feldern schon in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts in mehrern Grafschaften Englands betrieben wurde. Aber dieser Gebrauch verbreitete sich nur sehr allmählich, und erst als dieser Anbau in der Grafschaft Norfolk unter Georg I und II von einigen reichen Güterbesitzern in großem Maßstabe betrieben wurde, wurde seine ausgezeichnete Wichtigkeit allgemeiner bekannt. Damals bestand der ganze nordwestliche Theil dieser Grafschaft, welche lange einer der best angebauten Distrikte des Landes war, aus bloßen Sandwüsten, Schaftristen und Fasanerien, welche wenig oder gar keinen Werth hatten. Diese wurden in sehr produktives Ackerland umgewandelt, indem man sie einhegte, mit Mergel düngte und den Rübenbau einführte, der so zu sagen den Eckstein der norfolkischen oder verbesserten Landwirthschaft bildete. Dasselbe Verfahren, das in Norfolk einen so glänzenden Erfolg gehabt, und aus sandigen Wüsten die üppigsten Getreide- und Gerstenfelder geschaffen hatte, dehnte sich allmählich auf viele andere Theile des Reichs aus und trug gleiche Früchte. Der Kornertrag in den leichten Bodenarten wurde dadurch in allen den mäßig gut angebauten Distrikten des Reichs mehr als verdreifacht, während zugleich eine ungeheure Menge grünes Futter für Hornvieh und Schafe gewonnen und ein höchst werthvoller Dünger erzeugt wurde.

*) Weil das in Privateigenthum übergegangene Land, wie in England gewöhnlich, mit einer Hecke eingeschlossen wurde.

So bedeutend jedoch auch die Fortschritte des Ackerbaues seit dem Jahre 1760 waren, so stieg doch die Viehzucht noch weit mehr. In dieser Beziehung scheinen keine Unternehmungen mit gehöriger Klugheit und Ausdauer gemacht worden zu seyn, als nach dem Jahre 1750, wo Hr. Bakewell von Dishley in Leicestershire seine Laufbahn begann. Hr. Culley in Northumberland trat bald in seine Fußtapfen, und der ausgezeichnete Erfolg, der ihre Bemühungen begleitete, weckte einen Geist der Nacheiferung in vielen andern. Aber das rasche Wachsthum der Manufakturen und des Handels, und somit der Städtebevölkerung, nach dem Frieden von Paris im J. 1763 erzeugte einen entsprechenden Begehr von Fleisch, und gab den Hauptantrieb zu den zahlreichen Verbesserungen, die seitdem in der Viehzucht gemacht wurden. Man kann ihre Wichtigkeit nicht leicht überschätzen. Wir haben oben schon bemerkt, daß das Gewicht des Hornviehs und der Schafe sich seit dem J. 1750 mehr als verdoppelte, so daß 5 Millionen Stück Vieh jetzt zum mindesten eben so viel Fleisch liefern würden, als damals 10 Millionen Stück. Aus demselben Grunde wurde auch der Wollertrag vermehrt. Dieser wurde im J. 1800 in England und Wales auf etwa 384,000 Ballen zu 240 Pf. geschätzt; jetzt rechnet man, daß bei der bedeutendern Größe des Schafs und der größern Schwere des Fleisches dieselbe Anzahl Schafe 463,000 Ballen ergibt, also eine Vermehrung von 20 Proz. Allerdings hat sich die Qualität der Wolle eher verschlechtert, denn es scheint unmöglich eine zugleich schwere und feine Wolle zu erzeugen. Rechnet man aber das vermehrte Gewicht des Fleisches und der Wolle zusammen, so hält man gegenwärtig Schafe für viel einträglicher als früher, und in den letzten drei oder vier Jahren waren sie auch der einträglichste Viehstand des Landes.

Es wäre merkwürdig, in der Landwirthschaft, wie in andern Dingen, die Spur zu verfolgen, wie eine Verbesserung immer aus der andern hervorgeht, und von ihr abhängt. Der große Fortschritt in der neuern Agrikultur, wodurch sie sich hauptsächlich von der alten unterscheidet, nämlich die allgemeine Einführung und der bessere Betrieb von Futterbau (green crops) ist hauptsächlich dem Bestreben der Pächter zuzuschreiben, ein reichliches und angemessenes Futter für ihr Vieh zu erzeugen, da das außerordentliche Wachsthum der Manufakturen und des Handels den Begehr nach letzterm überaus gesteigert hatte. Die größere Aufmerksamkeit, die man der Viehzucht widmete, ist zum Theil wahrscheinlich auch dem Umstand zuzuschreiben, daß der Zehnten auf Weideland verhältnißmäßig leicht drückte, während er mit seiner vollen Schwere auf das Ackerland fiel, und der Verwendung von Kapital auf dieß letztere wesentlich entgegenarbeitete. Wie dem aber auch seyn mag, gewiß ist, daß in Allem, was die Zucht von Hornvieh, Schafen, Pferden und Schweinen betrifft, die Engländer gegenwärtig den Schotten und allen andern Völkern überlegen sind.

Es mag wohl der Mühe werth seyn zu bemerken, daß durch unkluge Versuche, die einheimischen Viehracen zu verbessern, viel Schaden gestiftet wurde, namentlich durch übereiltes Bestreben, besonders großes Vieh zu ziehen, was stets vom Klima, Quantität und Art der Nahrung abhängt. Der großen Menge und bessern Qualität von Futter ist das vermehrte Gewicht des englischen Viehes hauptsächlich zuzuschreiben. Ein verbessertes System von Züchtung würde den Bau des Viehs proportionirter gemacht, und ihr Fettwerden erleichtert haben; ohne vermehrte Fütterung würde aber darum ihre Größe nicht vermehrt worden seyn, die allerdings in der Hauptsache von untergeordneter Wichtigkeit ist. Der Hauptzweck eines klugen Landwirths ist, für seine Auslagen den größtmöglichen Gewinn zu ziehen, und er wird diejenige Viehgattung und diejenigen Racen vorziehen, bei denen sich das verzehrte Futter am besten rentirt. Der Werth, zu dem man ein Thier möglicherweise bringen kann, ist eine untergeordnete Rücksicht, da wie bei Allem, so auch bei der Viehzucht, nicht der absolute Preis des Erzeugnisses, sondern der Preis im Vergleich mit den Kosten in Anschlag zu bringen ist. Culley's Meinung ist, daß „von allen Thieren jeder Art, die mit den kleinsten und festesten Knochen im Allgemeinen die am besten proportionirten und mit dem besten und schönsten Fleisch bedeckt sind. Ich glaube auch, fährt er fort, sie sind die gesündesten, dauerhaftesten, und am ehesten zum Fettwerden geeignet, sie ertragen lebend die größten Anstrengungen, und geben todt das beste und schönste Fleisch." Gewiß ist, daß zu große sowohl als zu kleine Thiere allmählich zu dem Grade von Größe gelangen werden, den ihre Weide gestattet, indem die einen kleiner werden und entarten, die andern aber an Größe und Fülle zunehmen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Ungarn.

8. Der Vorspann.

(Schluß.)

Man ist bei der Benutzung dieses Vorspanns mancher Gefahr ausgesetzt. Das wilde, fast rasende Jagen geht zuweilen über alle Vorstellung, und es richten Ermahnungen dagegen wenig aus. Bedenkt man nun das unebne und gebirgige Land von Siebenbürgen und sieht man, in welch elendem Zustande das ganze Geschirr der Pferde ist, so wird einem schon im Voraus unheimlich. Hiezu kommt dann noch meistentheils ein Kutscher, welcher ein bloßer Knabe ist, und dem man kaum zutrauen würde, daß er mit zwei Pferden sicher fahren könnte. Nur der außerordentlichen Gelenkigkeit der kleinen Pferde kann man es zuschreiben, daß nicht fast bei jedem Vorspann einer den Hals bricht. Denn die Berge hinab geht es in der Regel, ohne die Räder zu sperren, im raschen Trabe und nicht selten im vollen Jagen. Ich erlebte bei einem solchen Führer zweimal eine Scene, wobei sich mir die Haare sträubten. Als ich über den langen Berg jenseits Klausenburg hinabfuhr, kam ein Karren mit zwei Ochsen bespannt, uns entgegen. Da wir im vollen Rennen waren, so konnte jener nicht rasch genug ausweichen. Es verkuppelten sich daher Pferde und Ochsen im Augenblicke dermaßen, daß der Knabe vom Sattel herabgerissen wurde und zwischen die Füße der Thiere kam. Schon glaubte ich ihn zer-

treten, als er sich, gleich einer Katze zwischen den Pferden herverwand, und, zwar ein wenig hinkend, doch seinen Gaul wieder bestieg. Jetzt glaubte ich, würde er langsam fahren gelernt haben. Aber mit nichten! Er schwang seine Peitsche von Neuem, begleitete die Hiebe mit lautem Ausruf und sogleich waren seine Pferde im alten Jagen. Alles Rufen und Drohen von meiner Seite war vergeblich: denn es war seine Ehre im Spiele, weil ihm während des Aufenthalts einer seiner Kameraden, welcher ebenfalls als Vorspann fuhr, vorbeigekommen war. Nicht lange, so hatte er ihn wieder eingeholt und da jenem bald darauf etwas vorkam, wo er halten mußte, fuhr mein Kleiner triumphirend vorbei.

Jenseits Thorda fand ich den Weg sehr glatt, und empfahl daher meinem Kutscher, welcher wiederum ein Knabe von kaum 15 Jahren war, langsam zu fahren. Das litt aber seine Ehre nicht. Mehrere Wagen und Schlitten, welche uns, von Thorda vom Markte kommend, vorbeirannten, reizten sein Ehrgefühl aufs höchste, und er ließ sich um nichts mehr aufhalten. Ruf und Peitschenknall erscholl, und die kleinen Thiere setzten sich in raschen Lauf. Plötzlich stürzte das Handpferd, riß im Falle das Sattelpferd mit nieder und mein Kutscher stürzte über des letztern Kopf mit einer Schnelligkeit, daß er im Augenblick zwischen den Hinter- und Vorderpferden lag, und auf der Vorderwage und Deichsel fortgeschleift war. Glücklicherweise standen die geduldigen Thiere bald. Der Bube raffte sich auf, strich sich einige Stellen des Körpers, auf welche er sich geschlagen hatte, und bestieg sein Roß wohlgemuth wieder. Triumphirend blickte er einigemal nach mir zurück, schwang von Neuem seine Peitsche und dahin ging es wieder im Fluge, obgleich die Pferde immer rechts und links ausglitten, und jeden Augenblick hinzustürzen in Gefahr waren.

Man hat von Seiten der Landstände schon Vorstellungen wegen des mancherlei, bei diesem Vorspann vorkommenden Unfugs gemacht, auch sind deßhalb schon Verordnungen ergangen, die jedoch wenig gefruchtet haben.

So wohlthätig derselbe nun auch für die Bequemlichkeit seyn mag, so hat er dennoch seine großen Mängel und Unbequemlichkeiten, denn außer der oben angedeuteten Gefahr ist man noch einer großen Verzögerung ausgesetzt, wenn man zur Zeit der Saat oder Ernte und überhaupt im Sommer reist. Da währt es nicht selten mehrere Stunden, ehe man Pferde erhält und bekömmt man sie auch endlich, so sind sie dermaßen ermüdet und abgetrieben, daß man nur sehr langsam mit ihnen fahren kann.

Zuweilen häufen sich auch die Fuhren so, daß man warten muß, bis erst Pferde wieder zurückkommen. So z. B. traf ich es in Thorda, daß gleichzeitig mehr als dreißig Vorspannpferde verlangt wurden, und ich würde, wenn ich mich nicht an den Stadtpolizeidiener, der sich hier Herr Kommissär schelten ließ, gewandt und ihm etwas in die Hand gedrückt hätte, lange haben warten müssen, ehe ich weiter gebracht worden wäre.

In den Dörfern von Siebenbürgen, welche in den engen Thalschluchten liegen, und deren Ackerbau sehr beschränkt ist, hält man wenig Pferde, und es kommt nicht selten vor, daß man Ochsen zum Vorspann bekommt. Nun haben zwar diese Thiere in der hiesigen Gegend einen raschen Schritt, ja sie setzen sich auch oft genug in Trab, aber dennoch geht die Reise auf solche Art eben nicht allzu rasch.

Wie sehr man überall das Vertrauen des Volks gewinnt, wenn man seine Sprache kennt und sich zu ihm herabstimmt, das ist bekannt. In Ungarn und Siebenbürgen bestätigt sich dieß vorzugsweise. Ich fand allenthalben die freundlichste Aufnahme und oftmals nicht nöthig, in ein Wirthshaus zu gehen, weil sich die Dorfrichter sogleich bereitwillig zeigten, mich mit Speise und Trank zu versehen. Unglaublich wohlfeil hält man auf solche Art seine Tafel. So hatte ich unter Anderm einst einen kräftigen Rostbraten (Beefsteck) so reichlich, daß drei genug haben konnten und eine ganze Maß guten Wein für 32 kr. W. W. (13 kr. K. M.

Stellt man die Bequemlichkeiten, welche der ungarische Vorspann dem Reisenden bietet, gegenüber den Unbequemlichkeiten, so ergibt sich immer noch ein Plus zu Gunsten ersterer. Die wohlfeile, und dabei meistentheils schnelle Art zu reisen überwiegt manches dabei vorkommende Ungemach. Denn man kann wahrlich wohl im übrigen Europa nirgends so gut fortkommen, wie hier, wo man, wie ich es in Nieder-Ungarn mehrere Mal selbst erfuhr, in zwei Stunden drei Meilen, und diese für einen preußischen Thaler fahren kann. Das wilde Rennen mit den dabei vorkommenden Unfällen abgerechnet, fahren diese Bauern überaus sicher, und es kommt äußerst selten vor, daß sie, selbst in den allerschlechtesten Wegen, umwerfen.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise in das Innere von Yemen.

5. Uden. Karaïbe. Scherab. Deschwal. Uthema.

Vom Gipfel des Gebirgs, welches Uden beherrscht, übersahen wir eine Landschaft von mehr als zwanzig Stunden Ausdehnung. Ich glaubte sie fruchtbarer zu finden als die, welche ich eben durchreist hatte, allein ich sah fast nichts als kahle, sehr nahe beisammen stehende Berge und Spitzhügel, sämmtlich von schwarzer Farbe und fast vulkanischem Aussehen. Wir konnten die am Fuß des Gebirgs liegende Stadt Uden deutlich unterscheiden. Der Weg abwärts auf einem schmalen Fußpfad und an furchtbaren Abgründen vorüber ist höchst beschwerlich; oft waren wir genöthigt auf dem Hintern hinabzurutschen und uns an den Felsen anzuhalten.

In Uden angelangt, führte mich der französische Baniane zu einem Banianen seiner Bekanntschaft, bei dem ich gegen die Neugier der Einwohner geschützt war; sobald ich aber aus dem Hause ging, schrie Alles: „Seht da den französischen Christen!" und nun strömte das Volk mir nach. Am folgenden Morgen machte ich dem Gouverneur einen Besuch und übergab ihm das vom Weffier zu Thaïs erhaltene Empfehlungsschreiben. Der Gouverneur nahm mich sehr gut auf, bedauerte aber, mir keinen Kaffee in der Kirsche verschaffen zu können, wie der Weffier ihm auftrage; wolle ich indeß Kaffee in der Schale, so könne er mir von diesem so viel geben als ich verlange. Da der Kaffee, den ich verlangte, auf Bourbon gesäet werden sollte, so mußte ich nothwen-

-digerweise die ganzen Kirschen haben, um diese selbst im Schatten trocknen zu können; der, welchen der Gouverneur mir anbot, war zu alt und an der Sonne gedörrt, und wäre mithin nicht aufgegangen. Zu Uden war die Ernte seit drei Monaten schon vorüber; doch konnte man den verlangten Kaffee noch in der Gegend von Sana, Scherab und besonders zu Uthema haben, welch letztere Provinz an den Gebirgen Atakre liegt, wo es sehr kalt ist, und wo man immer zwei Monate später erntet als in Uden. Als ich den Gouverneur um Rath fragte, in welcher der genannten Provinzen ich meinen Zweck am besten erreichen würde, schlug er mir vor, in Uden zu bleiben, während er einen seiner besten Läufer in jeden der Bezirke schicken wolle, um sich zu erkundigen, wo es noch Kaffee auf dem Strauche gäbe; die ganze Reise könne binnen vier bis fünf Tagen gemacht werden. Da ich erfuhr, daß man in 38 Stunden nach Scherab kommen könne, so ging ich selbst dahin, während der Läufer Sana und Uthema für mich durchforschte. Da der französische Baniane krank geworden war, so konnte er mich nicht nach Karkari begleiten. Mein Dolmetscher führte mich hier zu einem Cafétier, der mir für mich und meine Leute eine kleine Strohhütte überließ.

Von Uden nach Karaibe rechnet man sieben Stunden; nur das Ufer des Flusses, an dem der Weg auf eine kurze Strecke hinführt, ist angebaut; die Gebirge sind gänzlich unfruchtbar, und man sieht nichts auf ihnen als hie und da einige Euphorbien und etwas spanischen Jasmin. Karaibe, dessen Bewohner sehr arm zu seyn scheinen, ist ein Dorf von etwa dreißig Hütten. Der Weg, der von hier aus nach Scherab führte, glich ganz dem bisher zurückgelegten: kahle Gebirge, einige Schluchten und Flußbetten nebst einzelnen dürftigen Kaffeepflanzungen auf einem röthlichen, mit Sand und Kies gemengten Boden, und endlich ein Thal, in welchem von Entfernung zu Entfernung Weiler von fünf bis sechs Hütten sichtbar wurden, das war Alles, was wir auf unserem Wege nach Scherab sahen, wo wir zu Mittag anlangten.

Scherab ist ein ziemlich bedeutender Flecken, wo ich jedoch nur zehn bis zwölf Häuser von mehr als Einem Stockwerk bemerkte. Er liegt auf einer Anhöhe zwischen mehrern Schluchten und Bächen, welche aus großen kahlen Gebirgen hervorbrechen. Um ein Uhr gingen wir nach Karaibe zurück, wo wir um sieben Uhr Abends ankamen. Gleich nach meiner Ankunft in Uden begab ich mich zum Gouverneur, um zu erfahren, ob er von den nach Sana und Uthema ausgeschickten Leuten gute Nachricht erhalten habe, erhielt aber die kalte Abfertigung, daß er von nichts wisse. Sehr überrascht von dieser Aufnahme, erkundigte ich mich sogleich bei dem französischen Banianen nach der muthmaßlichen Ursache derselben, und erfuhr nun, daß der Gouverneur, der ein Geschenk von mir erwartet, erfahren habe, daß ich nichts für ihn hätte, und dieß möge wohl die Ursache seiner übeln Laune seyn. Ich benutzte den Rest des Tages, um die Stadt Uden, auch Eden genannt, zu besehen; sie liegt 60 bis 65 Stunden östlich von Mokka, jenseits der großen Karkari-Kette. Die Häuser sind im Ganzen ziemlich gut gebaut, und zwei, drei, auch vier Stockwerke hoch; die Straßen eng und krumm. Es gibt mehrere kleine Moscheen mit öffentlichen Bädern in ihrer Nähe, und im Mittelpunkt der Stadt befindet sich ein bedeckter Bazar, wo jede Woche ein ziemlich bedeutender Markt gehalten wird. Die Landesbewohner kommen 12 bis 15 Stunden weit her, um ihren Kaffee an die Banianen zu verkaufen, die ihn für den Handel zurichten. Sie tauschen ihn gegen grobe indische Leinwand, Eisen, Oel, Salz, Tabak u. s. w. ein. Die Stadt Uden ist unbefestigt, doch sieht man auf den steilsten Hügeln der Umgegend Thürme von 30 bis 50 Fuß im Umfang und 20 bis 25 Fuß Höhe, mit Schießscharten und kleinen Thüren; in einigen liegen Soldaten, die meisten aber sind dem Einsturze nahe und stehen leer. Die Bevölkerung dieser Stadt kann sich auf vier- bis fünftausend Seelen belaufen; sie schien, vergleichungsweise nach dem, was wir bis jetzt gesehen hatten, wohlhabend zu seyn, und dieß rührt wahrscheinlich von dem Markt, der hier jede Woche gehalten wird, und davon her, daß die Stadt die Hauptniederlage des in der Handelswelt unter dem Namen des Kaffee von Uden oder Eden berühmten Kaffees ist.

Die Temperatur war während meines Aufenthalts sehr warm; jeden Mittag zogen sich Wolken über der Stadt zusammen, die sich in einem von furchtbaren Donnerschlägen begleiteten Gewitter ohne Regen entluden. Um drei Uhr wurde der Himmel wieder heiter, und es vergingen, wie man mich versicherte, wenige Tage ohne ein ähnliches Gewitter, von denen die im Junius und Julius ausbrechenden am meisten zu fürchten sind. Zwei oder drei von diesen sind von so heftigem Regen begleitet, daß das Land davon überströmt wird. Dann treten die Bäche und Flüsse dergestalt aus ihren Ufern, daß sie die Kaffeepflanzungen und Alles, was in ihrem Wege liegt, mit sich fortreißen. Deßhalb umgibt man auch die Kaffeepflanzungen mit einem Gehäge von einer Art Rohr, auf Bourbon Calumet (Panicum arborescens) genannt, das sehr dicht wächst und 15 bis 30 Fuß hoch wird. Der Kaffee bildet den Hauptanbauartikel in der Umgegend, doch sieht man auch Felder mit Getreide und Sorgho bebaut; der Anbau dieser letztern Produkte reicht jedoch nicht hin, um den Bedarf zu decken.

Am 19ten brachte mir der Soldat, welchen der Gouverneur nach Uthema geschickt hatte, ungefähr zehn Pfund Kaffee in der Kirsche, und sagte mir dabei, daß ich ähnlichen in Semuille, Habire, Tannef, Uthema und in der Gegend von Deschwal finden würde, wo gegen 35 Faracellas (900 Pfund ungefähr) noch nicht eingeerntet wären. Ich entschloß mich daher, nach Uthema zu reisen, worüber der französische Baniane sich nicht wenig entsetzte, da ich über die große Gebirgskette müsse, deren Wege noch schwieriger seyen, als die bereits zurückgelegten. Er zitterte bei dem Gedanken an die Gefahren, welche ich in jener Gegend, im Augenblick des Kriegs mit den Beduinen, ausgesetzt sey, und da er sich weigerte, mich zu begleiten, so trug ich ihm auf, nach Mokka zurückzukehren, wo Herr Forsans seiner bedürfen konnte.

Ich reiste um 7 Uhr Morgens, von dem Dolmetscher, einem Führer, zwei Bedienten und einigen Soldaten begleitet, ab. Wir erstiegen, eine kleine Stunde nördlich von Uden, die Karkari-Kette auf einem schmalen und so steilen Pfade, daß wir sehr oft genöthigt waren auch die Hände zu Hülfe zu nehmen. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir in ein hauptsächlich mit Kaffee bebautes Thal; zwar war hier schon geerntet worden, doch saßen noch viele reife, des Einsammelns werthe Kaffeekirschen auf den Zweigen. Wir verfolgten dieses Thal bis nach Semuille, wo uns der Führer in ein so unsauberes Karawanserai brachte, daß ich, ehe ich einziehen konnte, erst den Mist herausschaffen lassen mußte. Ich ließ den Einwohnern, welche die Neugier um mich versammelte, durch den Dolmetscher eröffnen, daß ich gekommen sey, Kaffee in der Kirsche zu kaufen; sie versprachen mir, welchen zu bringen, und nachdem wir wegen des Preises übereingekommen waren, erhielt ich am folgenden Morgen ungefähr 200 Pfund.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1836.

Der Maelstrom. *)

„S' ist Freitag heute, und der Kapitän will auslaufen; er hat Unrecht."

So sprach der Hochbootsmann des schottischen Schooners, die Jung Susanna, Namens Bearigg, mit gekreuzten Armen an der Caronnade lehnend und die Augen gen Himmel gerichtet. Eine Herbstsonne stand eben über dem Meer Norwegens, deren bleiche Strahlen die Scenerie wohl erhellten, sie aber nicht durchdrangen und belebten.

Ein junges schottisches Mädchen, bleicher noch als die Sonne Norwegens, stützte ihren Arm auf den ihres Vaters Mac-Read, eines presbyterianischen Geistlichen, dessen ehrwürdiges Gesicht und weißes Haar trotz der ärmlichen Kleidung Achtung einflößten. Unweit dieser Gruppe saß auf einem Bündel Taue die älteste Tochter des Dieners der Kirche, Helena, ein Mädchen mit edeln geistvollen Zügen und schwarzem Haar, und hörte den Erzählungen des schottischen Dieners Donald zu, der mit jenen Banden, die man nur in diesem Lande kennt, an die Familie gefesselt und fest überzeugt war, eben so gut Vater der beiden Mädchen, Helena und Sprightly, zu seyn, als Herr Mac-Read selbst.

„Ja," fuhr der Hochbootsmann zu Mac-Read gewandt fort, „es ist Freitag. Und sehen Sie nur wie unsre Leute arbeiten; gerade wie Schildkröten, es ist nichts mit ihnen anzufangen."

„Wie, Herr Hochbootsmann," sagte Helena aufstehend, „Sie sind abergläubisch?"

„Das möchte ich eben nicht behaupten, Jüngferchen. Auf dem Lande mache ich mir nichts aus dem Freitag, aber wenn man so auf den blauen Wogen tanzen, bei Sturm und Windstille manövriren muß, meiner Treu, dann habe ich Respekt vor dem Freitage; zudem ist mit den Burschen nichts anzufangen, wenn sie nicht lustig sind. Dann nur geht es rasch die Tauwände hinauf und herunter, Pfeifen und Gesang lassen sich hören, alle Muskeln spannen sich an, das Herz schlägt hoch vor Hoffnung, man verachtet das Land und trotzt dem Meer! Was soll man aber mit Burschen anfangen, die so schlecht aufgelegt sind, wie unsere da?"

„Hochbootsmann," rief jetzt die Donnerstimme des Kapitäns, „wo ist der Gebirgshund, der Campbell?"

„Er schläft noch," war die Antwort, „er ist krank:" — „Krank? Ich will keine Kranken!"

„Er hat das Fieber, wie der Schiffsarzt sagt; und diese Nacht, Kapitän, hat er in seiner Hängematte einen seiner Höllenträume gehabt."

„Daß doch der Campbell mit seinen Träumen im Abgrund der Hölle säße! fluchte der Kapitän. Warum muß doch gerade ich diese Landratte, diesen Haideschnucken, der mir alle meine Leute mit seinen Träumereien ansteckt, auf meinem Schiffe haben."

„Kapitän," hub der Hochbootsmann einlenkend an, „ich habe Euch im Namen eurer Leute um eine Gunst zu bitten, auf die sie sehr viel halten." — „Nun." — „Sie hoffen, daß Ihr Morgen erst auslaufen werdet; denn noch niemals, glaubt mir, ist die Jung Susanna an einem Freitag in See gegangen."

Der Kapitän ließ seinen Hochbootsmann nicht ausreden, sondern wandte ihm den Rücken und fluchte und tobte so fürchterlich gegen seine Leute, daß alle verstummten und erbleichten. Die Arbeiten gingen aber deßhalb nicht rascher von der Hand, und die Matrosen sahen sich unter einander düster schweigend an. Der Schooner lief aus. Alles war mißgestimmt; der Kapitän ging, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, suchte Gelegenheit zum Schelten, und wo er sie nicht fand, brach er sie vom Zaune. Der Träumer Campbell, den man aufzustehen gezwungen hatte, that brummend seinen Dienst, als ihn plötzlich die Lust ankam, den Wall anzustimmen, den

*) Der Maelstrom, oder Malström, ist ein ungeheurer Wirbel zwischen den Inseln Werden und Mosken, im arktischen Ocean, unter 67° 40' nördl. Breite und 11° 41' östl. Länge. Man hört das Getös dieses Wirbels auf mehrere Stunden weit, und seine Anziehungskraft ist so gewaltig, daß die vorbeifahrenden Schiffe in seinen Schlund hinabgezogen werden. „Die Gewalt dieses Wirbels," sagt Malte Brun, „wird zuweilen durch zwei einander entgegengesetzte Fluthen, oder den Einfluß des Windes verstärkt. Er reißt Schiffe an sich, zertrümmert sie an den Felsen, oder zieht sie in den Abgrund hinab und treibt nach einiger Zeit die Trümmer wieder empor."

Todtengesang der wilden Schotten. Der alte schottische Diener, die wohlbekannten Töne erkennend, richtete sich empor; Helena machte eine Bewegung des Erstaunens und die kleine Sprightly zerfloß in Thränen; Todesgedanken und die Erinnerung an die Heimath waren plötzlich in ihnen aufgeregt worden.

Alle diese Vorzeichen säumten nicht sich zu verwirklichen. Windstöße stellten sich ein, der Wind wurde schlecht, die See ging hohl und bald brüllte ein fürchterlicher Sturm. Die Arbeit auf dem Schiff ging langsam von der Hand; man zog zwar alle Segel ein, aber es geschah verdrossen und ohne Leben. Das Schiff erbebte unter den Schlägen der Wogen, die sich an ihm brachen: es leistete zwar, Dank seiner guten Bauart, trefflichen Widerstand, ward aber auf einen ganz andern Weg verschlagen, als der war, den es eigentlich verfolgen sollte. Die ganze Nacht mußte an den Pumpen zugebracht werden; das Wasser drang in den Raum, und man war zu kräftiger Arbeit genöthigt, um das Schiff flott zu erhalten.

Einer der Maste war bereits verschwunden und der andere mußte gekappt werden. Der Rumpf der Jungen Susanna schaukelte noch immer über dem Abgrund, von dessen Wogen er gepeitscht wurde, und in diesem von dem Sturme fortgerissenen Sarge befand sich eine Masse muthloser Menschen zusammengedrängt, die ihre Pflicht nur noch aus Gewohnheit that.

„Ist noch Hoffnung, mein Vater?“ fragte eine sanfte Stimme.

„Laßt uns beten, meine Töchter,“ entgegnete der Geistliche mit feuchten Augen und beklemmter Brust.

Die Gebete dieser Ehrfurcht gebietenden Stimme, das Geräusch der Blätter der Bibel, welche die Finger des Greises umwendeten, die Antworten der bleichen Mädchen, welche von dem matten Licht einer flackenden Lampe beleuchtet in ihren Hängematten lagen, alles dieß wird mir nie mehr aus meinem Gedächtniß schwinden. Der Tod donnerte vom Himmel herab und aus dem Abgrund herauf; der Tod umlagerte das Schiff. Der Kapitän trank Rum, nicht um seinen Muth, sondern nur um seine Hoffnung zu beleben; die erschöpfte Mannschaft arbeitete noch immer, und das so gut als möglich ausgebesserte Fahrzeug verfolgte seinen ungewissen schwankenden Lauf.

„Nun, Donald,“ rief der Kapitän, als der Morgen anbrach, „du siehst, wir haben es doch überstanden. Der Wind hat sich gelegt, der Tag ist schön. Euer Campbell, der Träumer, ist ein Narr, wir werden nicht sterben, weil wir an einem Freitag in See gegangen sind.“

„Aber unser Schiff ist doch teufelmäßig verstümmelt,“ erwiderte Donald, und Campbell schlich eben, seine traurige Melodie pfeifend, vorüber.

„Zum Frühstück, Kinder!“ rief der Kapitän, „ein Glas Grog jedem für seine Arbeit; Hurra!“

Niemand wiederholte diesen Freudenruf; alle Stirnen blieben gefaltet und der Schreck blieb auf die Gesichter gebannt.

„Die Junge Susanne,“ brummte ein Matrose, „hat Masten nöthiger, als wir ein Frühstück.“

Der Morgennebel zerrann inzwischen nach und nach, und entschleierte am fernen Horizont Gruppen malerischer Inseln. Der Zorn des Oceans hatte sich gelegt, und nicht einmal eine Runzel war auf dem Meeresspiegel zu sehen. Doch mitten in dem herrschenden Schweigen wurde plötzlich ein fernes undeutliches Geräusch hörbar, das nach und nach immer näher rückte, gleich dem Summen eines Bienenschwarms. Die Mannschaft rannte auf den Oberhof und lauschte mit zurückgehaltenem Athem; der Kapitän stand unbeweglich an der Treppe des Zwischendecks, und der Hochbootsmann lehnte sich über das Vordertheil hinaus, mit gestrecktem Hals und stierem Auge ängstlich lauschend, während sein Gehülfe, die Hand zum Signalgeben ausgestreckt, unbeweglich neben ihm stand. Nach zwei Minuten langen Schweigens ging der Hochbootsmann gerade auf den Kapitän zu und sagte dumpf: „Jetzt ist's vorbei, es ist der Maelstrom.“

„Der Maelstrom!“ tönte es in zwiefachem Todesecho wieder, und dann trat eine schauerliche Stille ein, die nur von der treuherzigen Frage der kleinen Sprightly unterbrochen wurde: „Was ist denn das, der Maelstrom?“

Donald stimmte den Todtengesang an, und ein Matrose, sein Glas Grog hinunter stürzend, erwiderte: „Der Maelstrom? das ist der Tod.“

(Schluß folgt.)

Fortschritte des Ackerbaues in England.

8. Ursache der Fortschritte.

(Schluß.)

Die vorstehenden Bemerkungen beziehen sich ausschließlich auf England und Wales; so rasch aber auch hier seit Ende des vorigen Jahrhunderts der Fortschritt war, so kann man ihn doch in Vergleich mit den Fortschritten in Schottland nur langsam nennen. Vor dem Pariser Frieden im J. 1763 war der Ackerbau in diesem Lande in dem rohesten und gedrücktesten Zustande, den man sich nur denken kann. Es bestand kein regelmäßiger Fruchtwechsel, Brache war unbekannt, eine oder zwei Grafschaften ausgenommen; der Geschäftsbetrieb und die Werkzeuge waren gleich elend, jedes Frühjahr kam eine Menge Vieh um, die Landbesitzer*) waren in größter Armuth, Hungersnoth war nicht selten und verheerte manchmal weite Landstriche. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts und noch lange nachher, war das Land selbst in den Lothians**) regelmäßig getheilt in infield und outfield, d. h. ein bebautes und unbebautes Feld. Aller Dung wurde auf das erstere geworfen, und dieses so lange gepflügt und eingesäet, als es nur irgend etwas tragen wollte; weder Rüben, Klee, noch Kartoffeln waren erhört, sondern Korn folgte auf Korn in ununterbrochener Reihe. In dem von Lord Belhaven geschriebenen und im J. 1733 herausgekommenen „Grundlehren des Landmannes“ (Countryman's Rudiments) ist

*) Occupiers, im Gegensatz gegen die Landeigenthümer, welche meist vornehme Lords sind.

**) Dieß ist bekanntlich der mittlere und fruchtbarste Theil Schottlands, wo auch Edinburgh liegt.

gesagt: „Das Infield von Ostlothian, wo Weizen gebaut wird, ist gewöhnlich in vier Abtheilungen oder Brüche (breaks) getheilt, wovon einer mit Weizen, der andere mit Gerste, der dritte mit Erbsen, der vierte mit Hafer bestellt wird, nämlich erst Erbsen, dann Weizen, hierauf Gerste und endlich Hafer." Hier folgen also drei Mal Kornfrüchte nach einander, und alle vier Jahre Erbsen: der Erfolg war auch, wie sich erwarten ließ, nämlich etwa drei Mal die Aussaat. Und dieser so geringe Ertrag wurde mit vergleichungsweise großen Kosten errungen. Damals und noch ein halb Jahrhundert später wurde kein Pflug in Schottland von weniger als vier Pferden gezogen, häufig waren es sechs und gewöhnlich vier Pferde und zwei Ochsen: in wenigen Distrikten, die noch weiter zurück waren, wurden 10 bis 12 angejocht. Die Schuld lag theils an den unbequemen und plumpen Werkzeugen, theils an der Schwäche und Kleinheit des Viehes, und der unpassenden Art des Anjochens, theils aber auch und hauptsächlich an der Unwissenheit der Landleute. Im Ganzen war die Arbeit sehr kostspielig und schlecht, die Furchen waren krumm und verworren, und in der Mitte so stark aufgehäuft, daß eine Menge Land in den Gruben dazwischen verloren ging.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet man endlich einige Anzeichen von Besserung. In Maxwell's „Praktischem Feldbau," welche Schrift im J. 1756 herauskam, wurde ein verbessertes System anempfohlen: er erklärte es für schlechte Landwirthschaft, zweimal nach einander Korn anzubauen, und sagte die besten Pächter in Ostlothian brächten nach der Brache Weizen, dann Erbsen, dann Gerste, dann Hafer. Dieß ist freilich noch schlimm genug, obwohl eine wesentliche Verbesserung im Vergleich mit der von Lord Belhaven beschriebenen Methode; es geht auch daraus hervor, daß bis zum J. 1757 die besten Landbauer in Ostlothian weder Rüben, noch Kartoffeln, noch irgend grünes Futter bauten. Lord Stair soll der erste gewesen seyn, der den Rübenbau in Schottland einführte, indem er auf seinem Gute in der Nähe von Edinburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dergleichen baute, allein William Dawson in Roxburghshire kann unbestritten als der wahre Vater der verbesserten Landwirthschaft in Schottland angesehen werden. Er war ein Pächter, baute darum nur für seinen eigenen Vortheil, und somit hatte sein Beispiel unendlich mehr Einfluß auf seine Nachbarn, als wenn er ein reicher Landeigenthümer gewesen wäre. Er begann im J. 1759 zu Frogden Rüben zu bauen; anfangs säete er sie mit breitem Wurf, im J. 1763 aber fing er an in großem Maßstabe sie in Reihen zu säen (drill), und sein Erfolg ermunterte andere zu demselben System. Dawson war auch der erste, der nicht lang nach 1760 anfing, mit zwei Pferden neben einander und ohne Treiber zu pflügen, kurz man kann den Dank, welchen der schottische Landbau diesem verständigen und unternehmenden Manne schuldet, nicht zu hoch anschlagen. Der Pflug mit vier Pferden blieb indeß bis zum J. 1780 etwa selbst in den Lothians in ziemlich allgemeinem Gebrauch, und nur der von Small im J. 1770 wesentlich verbesserte Pflug bahnte zu der wichtigen Umänderung, zwei statt vier Pferde an den Pflug zu spannen, erst recht den Weg.

Vom Ende des amerikanischen Krieges an waren die Fortschritte des Landbaus in Schottland unvergleichlich rasch, wovon der Hauptgrund in den außerordentlichen Fortschritten der Manufakturen und des Handels liegt. Bei dem zerrütteten Zustande, in welchem sich Schottland früher befand, konnte kein bedeutender Fortschritt gemacht werden, als aber die Schlacht von Culloden die Hoffnung der Jakobiten vernichtet, und die Aufhebung der erblichen Gerichtsbarkeit zu Einführung eines regelmäßigen Regierungssystems den Weg gebahnt hatte, verbreitete sich allenthalben ein Geist der Industrie und der Unternehmungen. Sehr viele Gewerbszweige, die in England betrieben wurden, führte man nach dem Frieden von 1763 auch in Schottland ein, zum Theil mit sehr gutem Erfolge. Der amerikanische Krieg hemmte eine Zeit lang diese Fortschritte, doch wurden sie nach dem Frieden vom J. 1783 lebhafter wieder aufgenommen, und seitdem mit einer Raschheit fortgesetzt, die man früher nicht für möglich gehalten hätte.

Diese beispiellose Ausdehnung der Manufaktur- und Handelsindustrie hatte eine entsprechende Vermehrung des Reichthums und der Bevölkerung in Städten und Dörfern zur Folge. Eine Menge Lebensbequemlichkeiten wurden allgemeines Bedürfniß, und außer einer größern Menge gewöhnlicher Nahrungsmittel für die wachsende Bevölkerung wurde auch ein neuer immer wachsender Markt für Weizen und Schlachtvieh eröffnet. Diese Umstände hatten den erstaunlichsten Einfluß auf den Landbau. Der neue immer wachsende Absatz spornte die Pächter alle ihre Kraft anzustrengen, und die ihnen bisher fremd gebliebenen Entdeckungen und Verfahrungsarten zu benützen. In wenigen Jahren war der Anblick des Landes völlig umgewandelt, und seine Erzeugungsfähigkeit wuchs in einem Grade, wie sie kein Projektmacher für möglich gehalten hätte. *)

*) Es ist hier im Original (Edinburgh Review January 1836) eine Berechnung angehängt, aus welcher hervorgeht, daß am Ende des Jahrhunderts 12mal mehr Futter und Düngungsmaterial in den Lothians auf dem gleichen Raume erzeugt wurde, als in der Mitte desselben.

Karneol-Minen in Ostindien.

Nach dem Bombay Courier befindet sich zu Ratanpur *) eine merkwürdige Karneolgrube, aus der jährlich für 20 bis 30,000 Rupien Karneole und Agate an die Juwelenhändler von Bombay verkauft werden. Die schwarzen Karneole gelten für die werthvollsten und werden der Maund (à 80 Pfd. engl.) zu 25 Rupien verkauft. Auch findet sich viel Ocker und Steatit zwischen den Steinen.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise in das Innere von Yemen.

3. Uden. Karaïbe. Scherab. Deschwal. Udema.

(Schluß.)

Ich hatte Semulle um 6 Uhr Morgens verlassen, und befand mich um 11 Uhr auf dem letzten Gebirgsgipfel, von wo aus ich die

*) Wahrscheinlich das in Guzerat; ein anderes Ratanpur liegt in dem Distrikt Nagpur in der Provinz Berar.

kleine Stadt Deschwal in weiter Ferne erblickte, die ich nach einem höchst beschwerlichen Weg auf einem schmalen, an schauerlichen Abgründen vorüber, abwärts führenden Pfade, hungrig und höchst ermüdet erreichte. Ich fand das Haus der Banianen sogar von den Soldaten verlassen, welche der Gouverneur hineingelegt hatte, und nahm Besitz von vier Zimmern im zweiten Stock. Da Deschwal im Mittelpunkt der Bezirke liegt, wo ich den meisten Kaffee bekommen konnte, so glaubte ich, daß das bezogene Lokal am besten geeignet sey, um ihn im Schatten zu trocknen.

Am 21sten schickte ich am frühen Morgen vier Kulis in die umliegenden Weiler, um die Einwohner einladen zu lassen, mir den noch auf den Sträuchern befindlichen wenigen Kaffee zu bringen, wogegen ich mich anheischig machte, sechs Piaster für den Faracella zu bezahlen, wie ich schon in Semnille gethan hatte.

Ich wollte nun auch nach Tannef und Uthema gehen; der Dolmetscher aber machte mich aufmerksam, daß die Gegend, durch die wir kämen, von Beduinen bewohnt sey, welche im Kriege mit den Arabern lägen, ich mich also, da mehrere meiner Soldaten wegen Ermüdung zurückgeblieben und noch nicht eingetroffen wären, der Gefahr aussetze, mit einer so schwachen Bedeckung gefangen genommen zu werden. Der Gouverneur, den ich besuchte, um ihn von der Ursache meines längern Aufenthalts in Kenntniß zu setzen, warnte mich ebenfalls vor der Reise nach Tannef und Uthema, indem er noch beifügte, daß ich mir die gewünschte Quantität Kaffee kaum würde verschaffen können. Ich dankte ihm für seinen Rath, entgegnete aber, daß ich ihn, da ich nun einmal wünsche die erwähnte Gegend zu besuchen, dringend bitte, mir sechs vertraute Kulis zu verschaffen, um durch diese den zu kaufenden Kaffee nach Deschwal zu schicken, was er alsbald that.

Als ich in meine Wohnung zurückkam, erfuhr ich, daß Sied-Hamet-Sarcove, Konsul des Hymans von Mascate zu Mokka, mit einem Gefolge von Beduinen angekommen sey. Er wollte den Hyman in Gudlin aufsuchen, und war von Hassan-Hebeniane-Sied, dem souveränen Fürsten dieser Gegenden, beauftragt, mit dem Hyman Frieden zu schließen. Ich hatte seine Bekanntschaft zu Thaïs gemacht, wo er uns seine Dienste anbot, und begab mich daher sogleich zu ihm, um ihn um Rath zu fragen und um seinen Schutz zu bitten. Er nahm mich sehr gut auf, schrieb sogleich an den Gouverneur von Deschwal und zwang mir 50 Piaster auf, die ich, wie er sagte, gut brauchen und ihm dieselben ja in Mokka zurückzahlen könne. Zugleich sagte er mir, daß Uthema binnen Kurzem von den Beduinen genommen werden würde, und daß es allerdings gefährlich sey, jene Gegend zu besuchen, daß er mich jedoch, da ich auf meinem Entschlusse beharre, den Häuptlingen des Landes empfehlen wolle, an die ich mich wenden könne, wenn mir etwas zustieße. Ich dankte von Herzen und nahm Abschied.

Der Hang der Einwohner zu Betrügereien machte es nöthig den Kaffee nachzuwiegen, wobei sie stets wegen einiger Körner Streit erhoben, und sogar oft behaupteten, ihr Geld nicht bekommen zu haben, obschon ich es ihnen bereits ausgezahlt hatte.

Der Warnungen Sied-Hamet-Sarcove's ungeachtet machte ich mich dennoch nach Tannef, Habire und Uthema auf den Weg, und ließ meinen Bedienten in Deschwal zurück, um auf meine Sachen Acht zu geben, und den Kaffee, den ich ihm schicken würde, in Empfang zu nehmen und zu trocknen. Von Deschwal kam ich zuerst nach Habire, einem Dorfe mit 50 oder 60 Hütten, wo ich mehrere Kaffeepflanzungen besuchte, und den Eigenthümern die noch auf dem Strauche befindliche Frucht abhandelte, sie bei meiner Rückkehr zu bezahlen versprach und einen Kuli zurückließ. Dasselbe geschah zu Tannef. Um 7 Uhr Abends kamen wir nach Uthema.

Gleich nach meiner Ankunft an diesem Orte verbreitete sich das Gerücht, daß die Beduinen nur noch eine halbe Stunde entfernt seyen und gleich eintreffen würden, worauf meine Kaffeelieferanten in die Gebirge flüchteten. Während sie flohen, stieg ich auf das Dach meines Hauses, und sah wirklich tausend bis zwölfhundert beduinische Soldaten anmarschirt kommen, welche schrien und Kriegslieder sangen. Sie zogen eine halbe Stunde in den Straßen umher, und schossen nur einigemal in die Luft, um dadurch ihre Besitznahme von Uthema anzuzeigen; dann zerstreuten sie sich in die Häuser, um diese zu plündern.

Da die Beduinen bald erfuhren, daß ich im Karawanserai wohne, so machten sie Anstalten wie zum Angriff auf ein Fort; ich schickte meinen Dolmetscher hinaus, um den Anführer sagen zu lassen, daß ich sein Freund sey, und daß Sied-Hamet-Sarcove ihm geschrieben und von meinem friedlichen Geschäft Meldung gethan haben werde. Der Anführer näherte sich hierauf, schüttelte mir die Hand und seine Leute thaten das Nämliche; indeß befahl er meine Begleitung zu entwaffnen. Auf meine Vorstellungen versprach er ihnen aus Rücksicht gegen mich ihre Waffen bei ihrem Ausmarsch aus Uthema wieder zustellen zu lassen. Er ließ zehn Mann zu ihrer Bewachung und meiner Sicherheit zurück, und entfernte sich mit dem Versprechen, Abends wieder zu kommen. Von diesen wilden Banditen umgeben, brachte ich den Abend in sehr übler Stimmung hin; da sie jedoch bald mit meinen Leuten fraternisirten und die den Einwohnern gestohlnen Lebensmittel, zu denen sie auch mich einluden, mit ihnen theilten, so nahm ich etliche Bissen, um sie nicht zu beleidigen, und bat sie dann, mich schlafen zu lassen, was mir jedoch wegen des furchtbaren Lärms unmöglich fiel.

Gegen zehn Uhr Abends stellte sich der Anführer der Beduinen wieder ein, setzte sich auf dem Boden neben mich und überhäufte mich mit Fragen über die französischen Truppen, ihre Art Krieg zu führen, die Zahl der Schiffe, der Kanonen u. s. w. Alles, was ich auf diese Fragen antwortete, schien seine Neugier und sein Erstaunen nur noch mehr zu steigern. „Ich sehe wohl, sagte er endlich, daß wir kleinen Gebirgsvölker, die wir von unserem Muthe und unsern Kriegstalenten sprechen, und uns was Rechtes dünken, noch nicht den tausendsten Theil so stark und geschickt als die Franzosen sind. Ich habe es immer zu Hassane-Hebeniane-Sied gesagt, daß ich mich lieber gegen alle Soldaten des Hyman als gegen hundert Franzosen schlagen wolle.“ Dann fragte er nach Napoleon, dem Sultan Kebir, dessen Namen er so heilig hielt als den Muhammeds. Als ich ihm sagte, daß er noch lebe, aber auf St. Helena, rief der Beduine unter andern unverständlichen Worten wohl fünfzehnmal: Allah, Allah! und sagte dann: „Franzose, erinnere dich daran, was ich dir sage; deine Brüder werden es bereuen diesen großen Propheten verlassen zu haben. Ich habe ihn in seiner Glorie gekannt, ich habe in Aegypten gegen ihn gefochten; ich war sein Gefangener, habe das Glück gehabt mit ihm zu sprechen und die Stimme dieses heiligen Mannes zu hören. Ich bin mit jenen meiner Soldaten, welche der Krieg übrig gelassen hatte, in die Gebirge zurückgekommen; besiegt zwar, aber doch stolz, daß ich sagen konnte, von ihm überwunden worden zu seyn, diesen großen Propheten von Angesicht gesehen, sein Kleid berührt zu haben.“ Nach diesen Worten stand der Beduine auf und ging, mir mit seltsam traurigem Tone gute Nacht wünschend, hinaus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1836.

Fortschritte des Ackerbaues in England.

3. Allgemeine Bemerkungen. Jetziger Zustand des Ackerbaues.

Wir haben im ersten Abschnitt theils durch die stark vermehrte Volksmenge, theils auf andere Weise gezeigt, daß seit dem Jahre 1760 eine außerordentliche Vermehrung der Produkte des Bodens eingetreten seyn muß, und im zweiten die Hauptursachen dieser Vermehrung nachgewiesen. Ehe wir den jetzigen Zustand des Ackerbaues schildern, müssen wir einer oft gehörten, obwohl in der That grundlosen Behauptung erwähnen, daß nämlich dieser ungeheure Fortschritt seinen Grund in den hohen Preisen des letzten Kriegs habe. Allein die Verbesserungen begannen in England und Schottland um das Jahr 1755 und 60, und hatten bereits sehr bedeutende Fortschritte gemacht, ehe die Preise im mindesten stiegen. Wir haben oben gesehen, daß von 1760 bis 1797 nicht weniger als 2,805,000 Akres Gemeindegüter in Privatbesitz übergingen, daß während derselben Zeit die großen Fortschritte in der Viehzucht gemacht, daß der Anbau von Rüben, Kartoffeln, Klee und andern Futterkräutern in Schottland eingeführt, der Pflug mit vier Pferden abgeschafft, und überhaupt die größte Revolution im Landbau dieses Theils von Großbritannien eingeführt wurde, deren die Geschichte gedenkt. Und während alles dieß vor sich ging, blieben die Preise des Getreides von 1760 bis 1795 beinahe stationär,*) die Bevölkerung aber stieg um 2,200,000 M. Dieß würde den entschiedenen Beweis liefern, daß wachsende Kornpreise keineswegs nöthig sind, um einen fortdauernden, raschen Fortschritt des Ackerbaues zu sichern, wäre dieser Satz auch nicht durch die Erfahrung der letzten 20 Jahre bestätigt. Nothwendig für den Fortschritt ist nur ein regelmäßig steigender Begehr der Bodenerzeugnisse, und dieser steigende Begehr entstand durch die in Städten und Dörfern wachsende Bevölkerung. Es muß auch bemerkt werden, daß wegen der schlechten Straßen und der Schwierigkeit der Verbindungen in den verschiedenen Theilen des Landes eine große Verschiedenheit der Preise statt fand. Die Anlegung von Kanälen und guten neuen Straßen hat diese Verschiedenheit sehr vermindert, und den entlegenern Landestheilen Vortheile verschafft, wie sie sonst nur im Besitz der Umgegend großer Städte waren. Dadurch wurde ein allgemeiner Geist der Nacheiferung verbreitet, und alle Klassen machten erstaunliche Anstrengungen, um auf der Laufbahn der Verbesserungen einander zu überholen.

In die Ursachen der hohen Preise während des größten Theils des letzten Kriegs, und namentlich von 1808 bis 1814 brauchen wir hier nicht einzugehen. Sie waren allerdings ein mächtiger Antrieb zur Verbesserung und Erweiterung des Ackerbaues, und seine frühern Fortschritte wurden bedeutend beschleunigt.

Der starke Fall der Preise nach Eröffnung des Kontinents im Herbst 1814 trat plötzlich und für die meisten ganz unerwartet ein: er erzeugte anfangs viele Verlegenheit, den Sturz mancher in bedrängten Umständen befindlichen Landeigenthümer, und einer großen Anzahl von Pächtern, deren Pachtschilling auf die hohen Preise der vorhergehenden sechs Jahre basirt waren. In dieser Lage befand sich aber die Mehrzahl der Landwirthe nicht, und sie fühlten das Fallen der Preise verhältnißmäßig wenig. Viele glaubten, der Ackerbau würde Rückschritte machen, ein großer Theil des geringern Landes würde unbebaut bleiben, und, wenn die Preise sich nicht wieder bedeutend höben, England für einen großen Theil seines Kornverbrauchs vom Kontinent und Amerika abhängig werden. Aber in der Industrie einer großen Nation liegt eine Elasticität, die sie in Stand setzt, von den härtesten Stößen sich zu erholen. Ein großer Theil der außerordentlichen Fortschritte in Manufakturen und Handel seit dem Jahre 1814 ist den verminderten Preisen des Korns und anderer Lebensmittel zuzuschreiben, und wo Gewerbe und Handel blühen, kann der Ackerbau nicht lange in gedrückter Lage seyn. Die Eigenthumstare, die schwer auf dem Land lastete, ward abgeschafft, die Pachtschillinge ermäßigt, und die Pächter waren bemüht, sich durch neue Anstrengungen und größere Sparsamkeit in die neue Ordnung der Dinge zu schicken. Wenn dieß auch nicht in allen Distrikten gleichmäßig geschah,

*) In den zehnjährigen Durchschnittspreisen von 1765 bis 1795 ist nur ein Unterschied von 3½ Schilling.

so geschah es doch an den meisten Orten, denn daß seit 1811 der Ackerbau bedeutend zugenommen, geht aus dem Umstand hervor, daß die Bevölkerung seit Anfang dieses Jahrhunderts um jährlich 1½ Proz. steigt, und diese gestiegene Bevölkerung durch inländisches Korn erhalten wird, denn im J. 1832 wurde sehr wenig Korn eingeführt, und in den Jähren 1833, 34 und 35 waren die Häfen dem fremden Korn fast hermetisch verschlossen. Die im J. 1833 niedergesetzte parlamentarische Committee und die von ihr abgehörten Zeugrn haben zwar alles Mögliche gethan, den gedrückten Zustand und das Sinken des Ackerbauinteresses zu beweisen, allein trotz den Unglücksweissagungen dieser Committee stieg die Erzeugung von Korn in noch größerm Verhältniß als die Bevölkerung, denn der Preis des Weizens, welcher im J. 1832 auf 58 Sch. 8 P. stand, ist jetzt unter 38 Sch. gesunken. Dieß ist zwar zum Theil eine Folge der ungewöhnlich reichen Ernten der letzten zwei Jahre, größtentheils aber der Verbesserungen im Ackerbau, die, während der Süden und Westen Englands verhältnißmäßig stationär blieben, im Osten und Norden mit außerordentlicher Thätigkeit betrieben wurden. Die Hauptförderungsmittel sind eine verbesserte Bewässerungsmethode, ein besserer Fruchtwechsel, der allgemeine Gebrauch von Knochendünger, und die vermehrten Kommunikationen durch Dampfboote u. dgl. Bewässerung, ist die Grundlage fast jeder Verbesserung, und wird in außerordentlicher Ausdehnung und mit erstaunlichem Erfolge betrieben. Landeigenthümer und Pächter benützen die Entdeckung, und Ayrshire geht mit dem besten Beispiel voran: diese Grafschaft hat sehr viel nassen Thonboden, der durch Bewässerung am meisten gewinnt, und man versteht den Vortheil auch so gut, daß in der Nähe von Kilmarnock und andern Theilen der Grafschaft jährlich viele Millionen Deichel von gebrannten Ziegeln fabricirt werden, wodurch der Bedarf indeß immer noch nicht gedeckt wird. Der Herzog von Portland und andere große Landbesitzer machen die Bewässerung für ihre Pächter, wofür diese einen Extrapacht von 4 bis 5 Schilling per Acre zahlen, und dennoch entschieden ihren Vortheil dabei finden sollen. Dieß Verfahren verbreitet sich rasch in Schottland, und hat bereits einen erstaunlichen Einfluß auf die Ertragsfähigkeit des Landes ausgeübt.

Ein besserer Fruchtwechsel kommt ebenfalls mehr und mehr in Gebrauch: die hohen Kriegspreise hatten zu unkluger Ausdehnung des Weizenbaues gereizt, wodurch in vielen Distrikten die Fruchtbarkeit des Bodens bedeutend litt. Diesem Fehler wird jetzt abgeholfen, Klee und andere Futterkräuter läßt man länger stehen, Gerste tritt häufig an die Stelle des Weizens, und die Fruchtbarkeit des Bodens wird bewahrt.

Von allen neuen Verbesserungen im Ackerbau ist die allgemeine Einführung des Knochendüngers vielleicht die wichtigste. In großem Maßstabe wurde er zuerst in Yorkshire und Lincolnshire angewandt, und namentlich in der letztern gränzte seine Wirkung ans Wunderbare. Der größte Theil der Niederungen dieser ausgedehnten Grafschaft bestand aus Wüsten, worin fast nur Kaninchen hausten. Die Wüsten sind verschwunden und an ihrer Stelle findet man einige der schönsten und bestverwalteten Güter in England. In dem Bericht der Doncaster Agrikulturgesellschaft heißt es: „ehe in Lincolnshire die Knochendüngung aufkam, wurden viele Tausend Acres jährlich mit Rübsamen eingesäet ohne alle Düngung, weil es nicht möglich war, Pferchdünger für mehr als den dritten oder vierten Theil der Brache zu erhalten. Die Pflanzen gediehen freilich schlecht, Rüben gab es selten und nur das Kraut lieferte ein geringes Futter. Seitdem der Knochendünger allgemein wurdr, ist die Rübenernte das Zehnfache gegen früher, und nur an wenigen Stellen weniger als das Vier- oder Fünffache. Alle nachfolgenden Kornernten waren erstaunlich verbessert, und mit dem Vier- oder Fünffeldersystem wird Zweifelsohur das Land sich allmählich verbessern, und wegen seiner erhöhten Fruchtbarkeit und Kraft mit jedem Jahre weniger Knochendünger erfordern." Dieß ist das Zeugniß praktischer, mit allen Umständen wohl bekannter Landwirthe, und ist für die außerordentliche Wichtigkeit des Knochendüngers auf leichtem kreidigem Boden entscheidend.

In Schottland wurde der Knochendünger später eingeführt, und hat überall, in den Lothians und Berwickshire, wie in den entlegensten Distrikten Wunder gewirkt. Wegen der vergleichungsweise großen Leichtigkeit, ihn steile Abhänge hinauf zu bringen, hat man damit Landstriche fruchtbar gemacht, die sonst hätten im Naturzustande bleiben müssen. Abgesehen von der Einfuhr einer großen Menge Knochenstaub werden jetzt in der Nähe jeder bedeutenden Stadt in Schottland Knochenmühlen erbaut.

Wir haben oben den Einfluß der neuern Straßen und verbesserten Kommunikationen während der ersten 35 Jahre Georgs III erwähnt. Aber während der letztern Jahre ist eine noch erstaunenswerthere Aenderung eingetreten. Die Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt hat dieser die Schnelligkeit und beinahe auch die Sicherheit einer Postchaise bei vergleichungsweise geringen Kosten gegeben, und Dampfboote zum Transport schwerer und plumper Artikel finden sich jetzt allenthalben an der Küste. Die Märkte von London und Liverpool werden somit auch den entferntesten Landbauern näher gerückt. Früher brachten die schottischen Pächter halb gemästetes Rindvieh und Schafe auf die Märkte von Norfolk, wo sie von Viehzüchtern aufgekauft und für den Markt von London gemästet wurden. Dieser Gebrauch hat schon sehr abgenommen, und wird bald ganz aufhören, denn das Vieh wird jetzt in Schottland selbst gefüttert, und von den östlichen Häfen aus, lebendig oder geschlachtet, auf Dampfschiffen nach London gesendet. Die Vortheile hievon sind sehr groß. Der Rübenbau erhält dadurch einen neuen sehr erhöhten Werth, und breitet sich deßhalb ungemein aus; auch kostet es nicht den vierten Theil, das vollständig gemästete Thier nach London, als früher, das halbgemästete nach Norfolk zu senden. Alle irgend bedeutenden Häfen an der Westküste Schottlands werden jetzt fast wöchentlich von Liverpool aus mit Dampfbooten besucht, und der Einfluß dieses neueröffneten Verkehrs war so groß, daß nach glaubhaften Nachrichten von der Mündung des Clyde an bis herab nach Cumberland, zwei bis drei deutsche Meilen landeinwärts der Rübenbau seit dem J. 1820 ums Zehnfache stieg. Die Anlegung

von Eisenbahnen wird dieß noch sehr vermehren. Die große Nähe des Marktes wird dadurch allmählich vergleichungsweise von geringer Wichtigkeit. In nicht sehr ferner Zeit wird es möglich seyn, die entlegensten Distrikte in Konkurrenz mit denen, die am günstigsten gelegen sind, zu bringen. Die erzeugende Kraft von beiden wird dadurch vollständiger entwickelt werden, und es ist nicht möglich abzusehen, welche Resultate dieß haben wird.

(Schluß folgt.)

Der Maelstrom.

(Schluß.)

„Hurtig Kinder, ans Werk!" rief jetzt der Kapitän mit donnernder Stimme, „tausend Donnerwetter! einen neuen Mast, ein neues Segel, arbeitet, arbeitet!"

Es trat jetzt ein Lärm ein, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Die Mannschaft, von einem wahren Thätigkeitsfieber ergriffen, schickte sich an den neuen Mast aufzupflanzen, richtete das Segel zu, und lief nach allen Richtungen umher. Nur Campbell, der Träumer, mochte nicht arbeiten. Donald dagegen legte allenthalben Hand an, und konnte die Unthätigkeit Campbells nicht begreifen, den er mit bitterm Tadel überhäufte. Nach einer Stunde war Alles vollendet, der Mast aufgerichtet, das Segel aufgehißt, aber ach! Alles blieb vergebens. Das Segel hing schlapp, und schlang sich um den mit so vieler Mühe hergestellten Mast. Die Schaluppe war bei dem Sturm verschwunden, und schon wurden die Klippen der Felsen von Lofoden sichtbar, schon ließ der Maelstrom, der furchtbare unvermeidliche Wirbel, sein Tosen deutlicher vernehmen. Aller Augen waren auf den Mast und das Segel gerichtet, jener bog sich, dieses rührte sich nicht. Wer vermöchte den auf allen Gesichtern herrschenden Ausdruck, die stieren Blicke, die Hoffnungslosigkeit auch der Muthigsten, die Resignation der jungen Mädchen, den Schmerz des Vaters zu schildern, der nicht um seinetwillen, nein, nur um der Kinder willen laut wurde. Während dieser verzweiflungsvollen Augenblicke sah man den neufundländischen Hund des Kapitäns, ein treues Thier, durch das Schiff hinlaufen, als ob er dem drohenden Unglück entfliehen wolle, und hörte ihn ein furchtbares Geheul ausstoßen, das alle Bewohner des Schiffs mit Grausen erfüllte. Mac Read betete laut, seine Töchter lagen auf den Knien.

„Ich wußte es wohl!" sagte endlich der Träumer Campbell. „Was wußtest du?" — „Seht da die Felsen von Lofoden; ich habe sie gesehen, ich erkenne sie wieder. Sie waren rechter Hand, wie ich sie da vor mir sehe. Mein Traum hat nicht gelogen. O Freitag, unglücksvoller Tag! Fluch dem Kapitän!"

„Fluch dem Kapitän!"

Das Kriegsgeschrei der Mohawks kann nicht furchtbarer seyn als dieser wüthende Ausruf der Matrosen, die jetzt Alle zugleich nach dem Hintertheil stürzten, den unglücklichen Kapitän ergriffen und ihn trotz seiner Bitten und seines Sträubens über Bord warfen. Sein Hund sah ihn fallen, und augenblicklich sprang dieser letzte Freund ihm nach, packte ihn am Kragen, zog ihn gegen das Schiff hin, und widerstand lange der Strömung, die ihn fortriß. Endlich streckte der Kapitän beide Arme über das Wasser empor, umklammerte den Hund als letzten Rettungsanker, und bald sanken der Herr und sein treuer Gefährte in die grause Tiefe, um nie mehr emporzutauchen. Das Verbrechen war begangen, der Tod stand vor der Thür, alle Arbeit war vergebens, keine Hoffnung der Rettung; das Schiff rückte seinem Verderben immer näher, welch fürchterliche Lage. Die Mannschaft hatte ihre Posten verlassen, der Hochbootsmann saß unbeweglich auf den Trümmern des Mastes, einige beteten, andere tanzten, die meisten aber stritten sich um den Grog und den Branntwein. Einige der Muthigsten stürzten sich mit lautem Geschrei ins Meer, und ich sah mehrere, die, sich bei den Händen haltend, im Ring tanzten wie Wahnsinnige. Hier lachten einige laut, und fielen dann in ein lang anhaltendes Schluchzen, dort lagen andere fast bewußtlos auf dem Verdeck ausgestreckt, sprangen dann plötzlich in wüthender Lustigkeit auf, und warfen in die Fluth, was ihnen in die Hände kam. Während dieser furchtbaren Scene glänzte die Sonne lieblich am Himmel, und vergoldete mit ihren Strahlen die spiegelglatte See, und die vor uns liegende grüne Insel Mosken. Die Jung Susanne flog, ohne daß es möglich gewesen wäre sie aufzuhalten, wie ein Pfeil die Straße entlang, welche sie dem unvermeidlichen Verderben entgegenführte.

„Hochbootsmann!" rief jetzt der Gehülfe, „ich nehme Euch zum Zeugen, daß ich dem Kapitän nichts gethan habe."

Der Hochbootsmann lächelte schweigend. Der Gehülfe machte sich von der göttlichen Gerechtigkeit genau denselben Begriff, den man mit einem irdischen Tribunal verbindet; der arme Teufel glaubte, daß er vor dem höchsten Richter einen Zeugen beibringen müsse.

„Nun, armer Will, du antwortest nicht. Wie lange haben wir noch zu leben, sag an!"

„Mein Junge," sagte der Hochbootsmann, sich zu Tom wendend, „wenn es drauf und dran kommt, Rechenschaft von unserer Aufführung zu geben, so zähl' auf mich. Du hast mehr Muth als die Tänzer dort. Ein beherzter Mann stirbt schweigend. Lebe wohl, Tom, noch fünfzehn Minuten höchstens, nicht mehr."

„Lebe wohl, Kamerad; aber die beiden armen Mädchen dort, die machen mir das Herz schwer."

„Tausend Donnerwetter! halt das Maul. Gott vergebe mir, daß ich noch fluche; ich sage kein Wort mehr, geh, geh!"

Die Anziehungskraft des Wirbels wurde immer stärker. Das Schiff ward durch Selbstmord immer leerer; die einen sprangen lachend, die andern weinend in die Fluth. Auf den Anhöhen von Helseri konnte man deutlich Menschengruppen unterscheiden, welche das Schiff dem Abgrund entgegen eilen sahen, ohne es retten zu können. Mac Read hielt seine beiden Töchter umschlungen, und Donald spielte auf der Sackpfeife. Ein schneeweißer Vogel flog in diesem Augenblick von den Höhen von Ambarrem herüber, schwebte über dem Schiff und folgte langsam dessen Lauf. Der glückliche Vogel durfte leben, das Schiff mußte untergehen.

Ein furchtbares Getös schlug jetzt an unsern Ohren, das gerade vom Maelstrom herzukommen schien; ein grausiges Gebrüll, gleich dem Stöhnen der Todesangst wurde laut, als ob ein riesiges Ungeheuer mit dem Tode ränge. So war es auch, ein Wallfisch war vom Wirbel ergriffen worden, und einmal im Mittelpunkt des ungeheuren Trichters sträubte er sich vergebens gegen die übermächtige Gewalt, die ihn in den Abgrund zog.

Demselben Schicksal gingen auch wir entgegen. Der herrliche Tag, der blaue Himmel, der glänzende Meeresspiegel standen in grellem Widerspruch mit der Nähe des Todes, mit dem gewissen Untergang. Ein Schiffsjunge, der bis jetzt geweint hatte, wendete sich plötzlich zu dem Hochbootsmann und sagte: „Nein, ich kann's nicht glauben; es ist nicht möglich! das Meer ist so ruhig, kein Sturm, keine Klippen. Wo soll da der Tod herkommen?"

Der Hochbootsmann lächelte bitter.

„An die Arbeit!" fuhr der Schiffsjunge fort.

„Arbeite du, so viel du magst, entgegnete der alte Seemann, binnen drei Minuten werden nicht drei Planken von der Jungen Susanna mehr zusammenhalten. Trockne deine Augen, armer Junge; du mußt ein Paar Pinten Salzwasser schlucken, das ist Alles. Willst du sehen, wie ein Mann stirbt, so bleibe bei mir; aber schweige, und laß mich in Ruhe."

Der Hochbootsmann hatte wahr gesprochen. Der Zug des Maelstroms beschleunigte unsern Lauf; das Schiff flog von den Wogen gepeitscht bald rechts bald links. Bald wurde es gedreht, bald abwärts und dann wieder aufwärts geschleudert. Die Matrosen klammerten sich an das Tauwerk; Donald stürzte sich ins Meer, lautes Geschrei ließ sich hören, und der Hochbootsmann schwang seinen Hut in die Luft, während das Schiff sich drehte wie der Kreisel von einem Knaben gepeitscht. In diesem Augenblick schwand mein Bewußtseyn.

Auf dem Verdeck ausgestreckt hatte ich in stummer Verzweiflung mit angesehen, was um mich her ging, und als ich wieder zu mir kam, lag ich nackt und blutend auf der felsigen Küste von Heggesen. Kaum hatte ich noch Kräfte genug mich zu der Hütte einiger Bergleute zu schleppen. Am Strand sah ich noch eine zertrümmerte Planke und ein Stück Tau liegen. Noch nie seit Menschengedenken hatte, wie die guten Leute, die mich pflegten, mir sagten, der Maelstrom ein ihm bereits verfallenes Opfer begnadigt.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise in das Innere von Yemen.

4. Rückreise von Uthrma nach Mokka.

Der alte Gefangene Bonaparte's hatte seinen Beduinen befohlen, mich und die Meinigen mit Achtung zu behandeln, und seine Befehle wurden pünktlich vollzogen. Betrachtete man jedoch seine Soldaten, so konnte man sich, ihres Gehorsams ungeachtet, doch eines heimlichen Schauders nicht erwehren. Ihre Bewaffnung bestand in einer Luntenflinte und einem 12 bis 15 Zoll langen und 2 bis 3 Zoll breiten Dolch in einem schmalen Gürtel. Denkt man sich dazu noch Sandalen mit Riemen befestigt, ein Stück blaue Leinwand statt des Turbans um den Kopf gewickelt, ein Pulverhorn, einen Sack mit Kugeln, einen ledernen Schlauch auf dem Rücken, dann einen Rock, oder lange Jacke von Ochsenhaut, welche sie Nachts beim Schlafengehen umgekehrt, die Haare nach inwendig, anziehen, am Tage aber die Haare nach Außen gekehrt tragen, so hat man das Bild eines Beduinen, der in diesem Aufzuge mehr einem Orang-Utang oder Bären als einem Menschen gleicht.

Uthema ist ein kleiner Flecken von ungefähr dreihundert Häusern, von denen ein großer Theil nur ein Erdgeschoß hat und mit Erde gedeckt ist; einige sind kaum bewohnbar. Auch hier wird jede Woche ein Markt gehalten, doch ist er minder beträchtlich als der zu Uden. Der Kaffee dieser Gegend gilt gegenwärtig im Handel für die erste Sorte Arabiens, und wird um ein bis zwei Piaster per Ballen theurer verkauft als der übrige. Er wächst auf einem sehr steinigen Boden in freier Luft ohne allen Schatten; überall, wo sich nur günstiger Boden befindet, werden Kaffeepflanzungen angelegt, dabei aber keine Anstalten getroffen sie zu bewässern. Der Umstand, daß die Kaffeepflanzungen dieser Gegend nicht groß sind, mithin nur wenig erzeugt wird, mag wohl viel zu seinem hohen Preise beitragen. Jeder Einwohner hat seine kleine Pflanzung, und benutzt zu seinem Gebrauche von dem gebauten Kaffee nur die Schalen, aus denen er sich ein Lieblingsgetränk bereitet; nächst dem Kaffee wird auch noch Weizen und Gerste gebaut; die Viehzucht ist unbedeutend. Die Beduinen dieser Gegend gehen fast ganz nackt, und sind sehr arme, dabei aber boshafte Menschen; ein großer Theil von ihnen lebt familienweise in allen jenen kleinen Schluchten des Gebirgs, wo sich etwas anbaufähiger Boden findet.

Wir reisten um vier Uhr Morgens von Uthema ab und kamen um zehn nach Tannef, von wo aus wir nach Habiee gingen. Die Einwohner brachten mir nach meiner Ankunft 15, 20 bis 25 Pfund Kaffee jeder, wobei es, obschon der Preis zum Voraus schon bestimmt war, mit diesem betrügerischen Volk dennoch nicht ohne Händel abging.

Ich erfuhr, daß die Beduinen, mit denen ich neue Unannehmlichkeiten fürchtete, nur vier Stunden entfernt seyen und einen Ueberfall auf Deschwal beabsichtigten. Da nun mein Kaffee trocken genug war, um nach Mekka transportirt werden zu können, so ließ ich ihn in Säcke füllen, miethete acht Kamele, um diese zu tragen, und machte mich am folgenden Morgen auf den Weg. Da das Karawanserai zu Amaquit von beduinischen Truppen besetzt war, so mußte ich mein Frühstück im Hofe einnehmen, und da keine Aussicht zu einem Unterkommen sich eröffnete, so beschloß ich, denselben Tag noch bis nach Thais zu gehen. Einer meiner Soldaten vertraute mir jetzt, daß er gehört, wie der Anführer der Beduinen seinen Leuten Befehl gegeben habe, mich zu entwaffnen, die Kamele anzuhalten und sie nach Thais zu führen. Ich schickte sogleich meinen Dolmetscher ab, um dem Anführer zu sagen, daß meine Kamele mit Kaffee beladen seyen und mir sehr daran gelegen wäre, schleunig nach Mokka zu kommen, daß ich also, wenn er mich aufhalte, bei seinem Fürsten Klage führen werde, erhielt aber die kurze Antwort, daß er, der Anführer, beauftragt sey, die Kommunikationen abzuschneiden, und alle Kamele wegzunehmen, deren er bedürfe.

Ich ging jetzt selbst zu dem Beduinen, der bei meinem Eintritt in Verwirrung gerieth, mir die Hand reichte, und wie ich später erfuhr, den Dolmetscher bat, mir nichts davon zu sagen, daß er mich habe aufhalten wollen, indem sein Befehl auf einem Irrthum beruht habe; ich machte mich also, zur großen Freude meines Kameltreibers, ungehindert auf den Weg.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1836.

Fortschritte des Ackerbaues in England.

3. Allgemeine Bemerkungen. Jetziger Zustand des Ackerbaues.

(Schluß.)

Troß allen diesen unläugbaren Fortschritten zum Bessern sind noch immer manche der Meinung, daß ein fortdauerndes Fallen der Preise, oder auch nur ihr Verharren auf dem gegenwärtigen Standpunkt, der Produktion ernste Hindernisse entgegensetzen werde. Den frühern Angaben zufolge berechtigt aber nichts zu einem solchen Schluß. Bis jetzt sind troß des starken Fallens der Preise die Verbesserungen auf eine erstaunenswerthe Art fortgeschritten, und aller Anschein ist dafür, daß sie auch ferner fortschreiten werden, selbst wenn die Preise noch tiefer fallen sollten. Es ist schwer zu berechnen, wie weit Noth und der Wunsch eine Stellung in der Gesellschaft zu behaupten, die Menschen erfinderisch und sparsam machen können, oder den Punkt zu bestimmen, wo der niedere Preis die Produktion hindern wird. In den Jahren 1823 und 1824, als die sogenannte Upland-Baumwolle aus Georgia zu einem Preise von $6\frac{1}{4}$ Pence bis $10\frac{1}{2}$ Pence das Pfund nach Liverpool gebracht wurde, glaubten viele einsichtsvolle Personen in England und Amerika, dieser Preis entschädige den Pflanzer nicht mehr für seine aufgewandten Kosten, und die Produktion müsse sinken. Hierin lag der Grund der großen Baumwollenspekulationen im J. 1825. Die Erfahrung hat seitdem die völlige Grundlosigkeit dieser Ansicht gezeigt, denn obgleich die Baumwollenpreise, einige wenige Fälle ausgenommen, nicht stiegen, hob sich doch die Ausfuhr der Baumwolle aus den Vereinigten Staaten, welche im J. 1824 nur 142,369,663 Pfd. betrug, bis zum J. 1834 auf 384,717,907 Pfd., abgesehen von dem vermehrten Verbrauche im Innern.

Es soll damit nicht behauptet werden, als ob die Preise nicht so tief fallen könnten, um den Fortschritten des Ackerbaues wirklich Einhalt zu thun, sondern nur, daß kein Beweis vorliegt, dieser Punkt sey nahe oder gar schon erreicht, denn troß alles dessen, was bereits geschehen ist, liegt noch ein weites Feld der Verbesserungen vor Augen. Sehr angesehene, mit dem Zustande des Ackerbaues sehr genau bekannte Leute sind der Ansicht, daß sich der Rohertrag Englands nahezu verdoppeln lasse, ohne verhältnißmäßig größere Erzeugungskosten. Wer irgend das Land durchreist und den Zustand der Lothians, Northumberlands, Norfolks und anderer gut bewirthschafteten Grafschaften mit ausgedehnten Distrikten im Süden und Westen Englands und mit Wales vergleicht, der wird sich leicht überzeugen, daß die obige Behauptung keineswegs übertrieben ist. Es ist auffallend, daß manche Distrikte im Vergleich mit andern so sehr zurück sind. In manchen Grafschaften braucht man noch vier und fünf Pferde und zwei Männer, um ein Geschäft zu verrichten, was mit zwei Pferden und Einem Manne weit besser geschieht, und an vielen Orten ist die Reihenaussaat noch kaum eingeführt. Dieß beweist, daß eine große Masse von Kräften noch nicht in Thätigkeit gesetzt ist, und die Laufbahn der Verbesserungen noch auf eine unbestimmbar lange Periode offen steht.

Indeß ist nicht zu läugnen, daß gegenwärtig unter Landeigenthümern mit erschütterten Vermögensverhältnissen, und unter Pächtern, deren Pacht zur Zeit hoher Preise begann, und deren Pachtschilling nicht genügend vermindert wurde, viele Noth herrscht. Aber alles dieß zugegeben, beweist doch der außerordentliche Fortschritt des Landbaues über allen Zweifel, daß im Allgemeinen das auf den Landbau verwendete Kapital sich nicht verminderte, vielmehr an produktiver Kraft sich ungemein vermehrte. Die gedrückten Klassen sind jedoch zahlreich und wichtig genug, daß ihre Vorstellungen und Bitten die ernste Erwägung des Parlaments und alle Erleichterung verdienen, die sich mit den Rechten und der Wohlfahrt anderer verträgt. Das aber wird freilich nicht viel seyn, und die Bildung von lokalen und allgemeinen Associationen wird dabei wenig helfen. *) Die Minister brauchen keinen solchen Antrieb, um für die Beförderung des Ackerbaues Alles zu thun, was in ihrer Macht steht. Aber

*) Einige Torylords haben nämlich versucht, politische Zwecke zu verfolgen, indem sie Associationen der Landleute und Grundeigenthümer stifteten; indessen lag der politische Zweck zu offen da, als daß sie hätten gehörig durchdringen können. Einer der Hauptstimmführer ist Lord Chandos.

durch die Bildung von Associationen und den Anschein, als wolle man dem Parlament vorschreiben, wird die Aufmerksamkeit aller Klassen auf das Verfahren der Vertheidiger der Ackerbauinteressen gelenkt, alle ihre Vorschläge, wenn sie auch nichts Verwerfliches enthalten, werden bei der öffentlichen Meinung Verdacht erregen, und einer scharfen Prüfung unterworfen werden, während zugleich ein ungegründetes Vorurtheil gegen die ganze Klasse hervorgerufen wird. Dieß ist um so mehr zu bedauern, als die große Mehrzahl dieser Klasse mit den Associationen nichts zu thun hat.

Die Reduktion oder Abschaffung der Malztaxe und die Verschlechterung der Zahlungswerthe *) scheinen die Hauptmaßregeln, welche von den seynwollenden Verfechtern der Agrikulturinteressen als specifische Mittel gegen die Noth der Pächter vorgeschlagen werden. Es kann aber keiner Regierung beikommen, das eine oder das andere dieser Hülfsmittel zu gewähren. Die Malztaxe ist nicht nur eine der einträglichsten, sondern auch eine von denen, gegen welche sich am wenigsten Einwürfe machen lassen. Es gibt keine Taxe, gegen die man nicht dieß oder jenes vorbringen kann, und niemand möchte wohl im Stande seyn fünf Millionen Pfund jährlich, mit gleich wenig Nachtheil für die Ackerbautreibenden, wie für die andern Klassen, aufzubringen. Bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ist es unmöglich, die Malztaxe abzuschaffen, ohne eine andere an die Stelle zu setzen. Man hat behauptet, seit einer langen Reihe von Jahren sey keine Erleichterung in der Malztaxe eingetreten, dieß ist falsch: die Biertaxe, welche gleichfalls in jeder Beziehung als eine Malztaxe zu betrachten ist, und drei Millionen Pfund eintrug, ist abgeschafft worden, und schlägt man dazu noch die 8 Schilling vom Quarter, welche als direkter Malzaufschlag betrachtet werden müssen, und im J. 1823 abgeschafft wurden, hinzu, so kann man behaupten, daß in den wenigen letzten Jahren die Malztaxe um wenigstens 60 Proz. vermindert wurde. Die Abgabe ist außerdem nicht nur mäßig, sondern auch billig und gleich vertheilt. Sie wird von den Bierkonsumenten, und von niemand anders bezahlt, und man kann nicht behaupten, daß sie auf den Bau der Gerste ungünstig einwirke. Wäre durch die Malztaxe der Preis der Gerste verglichen mit dem des Weizens oder irgend einer andern Kornart herabgedrückt worden, so wäre ein Grund für die Abschaffung oder Modifikation vorhanden gewesen. Aber es findet ganz das Gegentheil statt: die Gerste steht jetzt und seit mehreren Jahren im Vergleich mit dem Weizen höher als früher, und wo der Boden für beide Kornarten paßt, ist der Bau der Gerste am vortheilhaftesten. Somit wird er also durch die Malztaxe nicht beeinträchtigt, und die, welche Gerste bauen, haben keinen guten Grund sich zu beklagen. Schlimmer als sie sind diejenigen daran, welche Weizen auf Thonboden bauen; denn der vergleichungsweise hohe Preis der Gerste, so wie der Schafe und Wolle, wovon die Gerstenbauer die größte Menge liefern, machen ihre Lage zu einer weit günstigern, als die irgend einer Klasse von Landbauern.

Die Thorheit und Niederträchtigkeit einer Verschlechterung der Zahlungswerthe fällt in die Augen. Keine Regierung, welche die geringste Achtung für öffentliche oder Privatredlichkeit hat, wird je ein solches Projekt im Geringsten unterstützen. Eine Verschlechterung der Zahlungswerthe würde den Landeigenthümern, deren Güter überschuldet sind, Erleichterung verschaffen, aber wie? Indem sie mit Zustimmung des Staats ihre Gläubiger betrögen, d. h. indem sie eine Schuld von tausend Pfund mit 750 oder 500 bezahlten. Jede Legislatur, welche einen so skandalösen Treubruch sanktioniren, und die Zahlungswerthe, auf welche alle Kontrakte basirt sind, verschlechtern wollte, würde eine niederträchtige Pflichtverletzung begehen. Es hilft zu nichts, wenn man behauptet, der Werth des Geldes sey im J. 1819 durch die Rückkehr zu den Baarzahlungen erhöht worden. Diese Rückkehr zu den Baarzahlungen überraschte niemand, oder hätte wenigstens niemand überraschen sollen, denn in fünfzig Parlamentsakten war die Erklärung enthalten: daß sechs Monate nach dem Frieden die Baarzahlungen wieder aufgenommen werden sollten. Jedes Anlehen war unter dieser Bedingung kontrahirt worden, und die Legislatur hätte eben sowohl behaupten können, sie sey gar nicht verpflichtet, die Interessen der Schuld zu bezahlen, als daß sie einer Rückkehr zu den Baarzahlungen sich widersetzt hätte. Das Parlament konnte also die Rückkehr zu den Baarzahlungen nicht verweigern, und was auch die Wirkung jener damaligen Maßregel seyn mochte, so gehört sie jetzt der Geschichte an, und menschliche Kraft ist nicht mehr im Stande, etwas daran zu ändern. Sollte auch der Werth des Geldes erhöht worden seyn, so ist dieses Geld seit 16 Jahren der Werthmesser gewesen: unter zwanzig bestehenden Kontrakten, Verpflichtungen und Schätzungen sind neunzehn darauf gegründet; jetzt eine Aenderung treffen zu wollen, hieße nicht eine Ungerechtigkeit gut machen, sondern eine neue begehen: man würde das jetzige Geschlecht der Gläubiger plündern, unter dem Vorwand, daß diejenigen, welche vor 16 Jahren Gläubiger waren, einen ungebührlichen Gewinn gemacht hätten.

Aber die Rückkehr zu den Baarzahlungen hat keine bemerkenswerthe Veränderung in dem Geldwerthe erzeugt, und das Sinken der Preise der meisten Waaren ist durchaus kein Beweis dafür, denn die Preise können auch durch verminderte Produktionskosten fallen, und es läßt sich auch nicht ein einziger fremder oder einheimischer Artikel nachweisen, der seit dem Jahre 1819 im Preise gefallen wäre, ohne daß man das Fallen genügend nachweisen könnte. Das Fallen, welches in Produkten des Ackerbaues, der Kolonien, in Manufakturwaaren u. dgl. statt fand, ist allein der verbesserten und wohlfeilern Erzeugungsart, der Abschaffung von Monopolen, der Verminderung der Taxen, der Eröffnung neuer und reichlicherer Zufuhrquellen oder irgend einer ähnlichen Ursache zuzuschreiben. Es ist deshalb völlig überflüssig, auch nur ein Wort über gesetzliche Schutzmaßregeln zu sagen: die Allmacht des Parlaments hat sich zu Gunsten der Agrikulturinteressen erschöpft; der Schutz kann sich

*) Während des Kriegs, wo die Bank nur in Papier, nicht wie sonst in Gold auszahlte, stieg die Unze Gold auf 5 Pfd. 10 Sch., da sie sonst nur etwas über 3 Pfd. 17 Sch. gegolten hatte: diese degradation of the standard, wie es im Englischen heißt, wäre also eine Rückkehr zum Papiergeld.

nicht weiter erstrecken als auf ein Monopol, und das haben sie seit vier Jahren besessen.

Es steht daher nicht in der Macht der Regierung, wie geneigt diese auch seyn möchte, den auf den ackerbautreibenden Klassen lastenden Druck zu erleichtern. Was sie aber thun kann, wird sie auch thun. Eine Umwandlung der Zehnten, die ein für allemal nach einem billigen Grundsatze durchgeführt wird, wäre eine wichtige und wohlthätige Maßregel, allein sie würde die Preise des Korns eher vermindern als steigern. Auch sollte die Abgabe auf das durch Versteigerung verkaufte Landeigenthum aufgehoben werden: sie ist zwar nicht bedeutend, aber sie fällt auf diejenigen, welche zu verkaufen gezwungen und also wohl am wenigsten zahlungsfähig sind. Wahre Erleichterung des Ackerbaues muß aber von den dabei Betheiligten selbst kommen. Wo es nöthig ist, sollten die Pachtschillinge vermindert, und in allen Fällen in Korn oder irgend einem andern Erzeugniß der Landwirthschaft festgesetzt, und nach den laufenden Preisen des Tages in Geld umgewandelt werden. Aber alle Plane, die Pachtschillinge ohne Unterschied herabzusetzen, sind schädlich: nicht zwei Landbesitzer oder Pächter sind genau in derselben Lage, und bei Reducirung der Pachtschillinge sollte immer Sorge getragen werden, daß Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit nicht entmuthigt werden, um Faulheit, Schlendrian und Ausschweifung zu hätscheln. Es ist hinreichend erwiesen, daß die Landeigenthümer in vielen Theilen des Königreichs vor Reducirung der Pachtschillinge versuchen sollten, was durch Einführung verbesserter und sparsamerer Wirthschaftsmethoden zu gewinnen ist. In den südlichen Grafschaften ist hier namentlich viel zu thun. Kein Pächter, der drei, vier oder fünf Pferde anspannt, wo zwei genügen würden, hat auch nur auf die geringste Reduction ein Recht. Wenn er sie verlangt, sollte sein Pachtherr sagen: „machts wie die Pächter an andern Orten, nehmt zwei Pferde statt vier, schneidet jede überflüssige Ausgabe ab, sucht die verbesserten Systeme anderer Grafschaften einzuführen; ist dieß geschehen, und dann der Pacht immer noch zu theuer, dann will ich denselben gerne vermindern.“ Kein Pachtherr sollte weiter gehen. Thut er es, so handelt er zu seinem eigenen und dem allgemeinen Nachtheil, und ist verantwortlich für die Fortdauer von Verfahrungsarten, die dem Landbauer jetziger Zeit zum Vorwurf gereichen. Etwas dieser Art muß geschehen, sonst kommt der Pachtschilling aller nicht verbesserten und mit großen Kosten verwalteten Güter auf den Betrag von 1792 herab. Die Landbauer dürfen nicht andere um Hülfe anrufen, denn kein Fremder kann ihnen wesentliche Hülfe leisten. Ehe sie nicht alle Kraft angestrengt, allen von der Erfahrung verworfenen Schlendrian abgestellt und alle unnöthigen Ausgaben weggeschnitten haben, können sie nicht erwarten, daß ihre Klagen sonderliche Aufmerksamkeit und Mitgefühl finden.

Sollte die nächste oder eine der folgenden Ernten schlecht oder mittelmäßig seyn, so würden die Kornpreise auf das Doppelte ihrer jetzigen Höhe steigen, was jedoch unsern frühern Angaben über die ungeheuren Fortschritte des Ackerbaues nicht entgegen wäre. Aber den Korngesetzen würde ein so hoher Preis ein Ende machen; gegenwärtig sind sie thatsächlich suspendirt durch die außerordentliche Vermehrung des Bodenertrags in England selbst: sollten sie aber je wieder in Wirksamkeit treten, so werden sie auch nicht mehr lange bestehen. Die Manufactur- und Handelsklassen sind zu zahlreich, einsichtsvoll und mächtig geworden, um sich eine schwere Abgabe von ihrem Brode, die nicht zu einem Zwecke des öffentlichen oder nationalen Nutzens, sondern bloß zum Vortheil der Agrikulturinteressen erhoben würde, gefallen zu lassen.

Leuchtthürme von Metall.

Ein Herr Samuel Brown hat vorgeschlagen, Bronze oder gegossenes Eisen statt des Steins zum Bau der Leuchtthürme zu verwenden. Er hat gefunden, daß sie weit wohlfeiler als steinerne, daß sie gegen Zertrümmerung und Untergrabung durch das Anschlagen der Wellen weit sicherer, und das Licht gegen den Schaum, der es manchmal auslöscht, geschützter wäre; daß ihr Bau ferner nur den zwanzigsten Theil Zeit erfordere und an Stellen ausgeführt werden könnte, wo ein steinerner Bau ganz unmöglich wäre. Man hat verlangt, einen Leuchtthurm auf dem Wolfsfelsen nahe an Landsend zu errichten, wo er den heftigsten Stürmen des atlantischen Meeres ausgesetzt wäre, und Herr Stevenson, der in diesem Theile der Ingenieurkunst einen hohen Rang einnimmt, hat einen Plan dazu entworfen; nach diesem Plane würde der Leuchtthurm 15 Jahre Zeit erfordern und 150,000 Pfd. St. kosten. Herr Brown erbietet sich einen von Bronze 90 Fuß hoch, was dem beabsichtigten Zweck eben so gut entsprechen würde, als ein steinerner von 135 Fuß, für 15,000 Pfd. herzustellen, und zwar im Zeitraume von vier Monaten.

Chronik der Reisen.

Bericht über eine Reise in das Innere von Yemen.

3. Rückreise von Uthema nach Mokka.

(Schluß.)

In Thais wurden meine Soldaten entwaffnet, doch erhielt ich das Versprechen, daß ihnen bei der Abreise aus der Stadt ihre Waffen wiedergegeben werden sollten; meine Kamele aber wurden abermals in Anspruch genommen. Der Gouverneur befand sich gerade im Gebet, als ich zu ihm kam, und die im ersten Zimmer aufgestellten Soldaten hatten Befehl, niemand, wer es auch sey, zu ihm zu lassen. Ich bat sie daher ihrem Herrn zu sagen, daß ein Franzose ihn zu sprechen wünsche, der entschlossen sey nicht eher fortzugehen, bis er den Gouverneur gesehen habe, worauf der Postdirektor erschien, um mich zu benachrichtigen, daß mich der Gouverneur erwarte. In das Zimmer dieser Excellenz der Wüste eingeführt, wurde ich eingeladen mich neben ihn zu setzen und mein Anliegen vorzubringen. Kaum hatte er es durch den Dolmetscher vernommen, als er auch schon einen seiner Offiziere herbeirief und diesem befahl, meinen Leuten ihre Waffen wieder zu geben und eine Eskorte von zehn Mann zu meiner Verfügung zu stellen, die mich bis auf eine Stunde weit von der Stadt begleiten solle; ich ließ nun meine Kamele beladen und machte mich ungehindert auf den Weg. Drei Viertelstunden von der Stadt schickte ich die Eskorte mit einem Geschenke von zwei Piastern wieder zurück, worüber zwei von diesen Leuten sich so zufrieden bezeugten, daß sie mich durchaus bis nach Ramada begleiten wollten.

Um vier Uhr kamen wir durch Rubaye und um fünf nach Ramada. Im Karawanserai abgestiegen, fanden wir dort eine Abtheilung beduinischer Soldaten, welche die armen Kameltreiber in Kontribution setzten; die Ankunft meiner Eskorte veranlaßte sie jedoch von ihren Forderungen abzustehen. In Albary fanden wir den letzten Beduinenposten, und hier wollten fünf von den Soldaten durchaus meine Kameele abladen und nach Thais zurückschicken. Nachdem ich den Anführer dringend gebeten hatte, mich ziehen zu lassen, befahl ich meinen Leuten in seiner Gegenwart auf ihrer Hut zu seyn, und dem Kameltreiber, seinen Weg fortzusetzen, wobei ich erklärte, Feuer geben zu lassen, wofern jemand meine Leute oder mein Gepäck anrühre. Jetzt wagte niemand Hand anzulegen, und man begnügte sich damit zu schreien und zu schimpfen, woran ich mich jedoch nicht kehrte, sondern meinen Weg fortsetzte und am folgenden Tage glücklich nach Mokka kam.

Ich habe bereits von der Neugier gesprochen, welche ich unter den Bewohnern dieser Gegenden erregte; der französische Christ wurde allenthalben als ein außerordentliches Wesen betrachtet. Zu Mokka aber ward ich gewahr, daß man auf mich ungefähr so spekulirt hatte, wie man bei uns mit den Osagen spekulirte. In dem Hause des Banianen, wo ich wohnte, strömte fortwährend eine große Menschenmenge ab und zu. Ich konnte nicht begreifen, was diese Müßiggänger wollten, die vor mich hintraten, mich mit offenem Munde anstarrten und dann wieder andern Platz machten, bis ich endlich nach Verlauf einiger Tage erfuhr, daß mein Wirth sich diese Besuche mit ungefähr zwei Franken für den Kopf bezahlen und mich also förmlich sehen ließ. Man kann leicht denken, wie zornig ich bei dieser Entdeckung auf den habsüchtigen Banianen wurde.

Bei Gelegenheit meines Besuchs bei dem Hyman habe ich einige nähere Umstände vergessen. Am Thore des Palastes waren Musiker aufgestellt, welche auf Instrumenten spielten, die in Form und Ton unsern Klarinetten glichen. Wir gingen durch zwei Reihen Soldaten hindurch, die im Hof und auf der Treppe bis zum Eingang des Zimmers aufgestellt waren, wo Rauchwerk brannte und sich Offiziere nebst andern Hofleuten befanden. Von hier aus traten wir in ein anderes Gemach, eine Art Saal, mehr lang als breit, ziemlich düster und mit persischen Teppichen belegt. Der Hyman, von seinen Ministern umgeben, lag auf Polstern. Als wir eintraten, erhob er sich mit halbem Leibe, reichte uns die Hand, ließ sich nach unserem Befinden erkundigen und uns sagen, daß er sich glücklich schätze Franzosen zu sehen, die er seit lange schon nicht mehr gesehen habe, daß er nie aufgehört habe, sie als seine besten Freunde zu betrachten, und daß er sehr erfreut sey, den Freundschafts- und Handelsvertrag mit ihnen zu erneuern. Man führte uns dann auf seinen Befehl in ein Haus, das er eigens zu unserer Aufnahme hatte einrichten lassen.

Dieser Fürst ist 42 bis 45 Jahre alt, wohl gebaut, 5 Fuß 4 bis 5 Zoll hoch, ein hübsches, wiewohl sehr schwarzbraunes Gesicht und ein angenehmes Lächeln. Er ist ohne Ehrgeiz und zieht Ruhe allen Eroberungen und der Verbesserung seiner Staaten vor. Der Krieg, welchen Hassan-Hebenia-Seid, souveräner Fürst der Beduinen, gegen ihn führt, macht das Unglück seines Lebens. Hassan befehligt nicht mehr als höchstens 4000 Mann, doch verwüstet er mit diesen Truppen die Felder, schneidet die Kommunikationen ab, und brandschatzt Reisende und die armen Kameltreiber. Kommt ihm der Hyman mit seinen Truppen auf den Hals, so flüchtet er in die Gebirge oder wirft sich in die Festung, welche zugleich seine Hauptstadt ist und bei den Arabern für uneinnehmbar gilt. Sie liegt auf einem hohen Spitzhügel, und ich habe sie in einer Entfernung von mehr als sechs Stunden gesehen. Der Hyman ist noch nie auf den Gedanken gekommen diese Feste einzuschließen und auszuhungern; sobald die Beduinen verschwinden, zieht auch er sich zurück, und am nächsten Tage brechen diese Räuber aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervor und beginnen ihre Plünderungen aufs Neue. Bei meiner Abreise aus Yemen war der Hyman bereit einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen er dem Beduinenfürsten Hassan mehrere kleine Provinzen unter der Bedingung abtrat, daß er in die übrigen keinen Einfall mehr unternehme.

Nachstehende, einem medizinischen Journal entnommene Zusammenstellung der Befreiungsgründe vom Militärdienste während dreier Jahre liefert eine äußerst merkwürdige Uebersicht.

Befreiungsursachen.	1831	1832	1833	Jährlich. Durchschnitt.
Verlust von Fingern	752	647	745	714
Verlust von Zähnen	1304	1245	1592	1515
Verlust anderer Glieder oder Organe	1605	1550	1580	1572
Taubstummheit	650	756	715	704
Kehlsucht (mumps)	1125	1251	1298	1218
Lahmheit	949	913	1049	970
Andere Gebrechen als die zwei vorhergehenden	8000	7650	8349	8008
Knochenkrankheiten	782	517	667	629
Kurzsichtigkeit	948	891	920	920
Andere Augenkrankheiten	1726	1714	1859	1760
Krätze	11	10	10	10
Skorbut	749	800	794	781
Aussatz (leprosy)	57	19	29	35
Andere Hautkrankheiten	957	985	895	958
Skropheln	1750	1559	1272	1514
Brustkrankheiten	561	425	859	614
Brüche	4041	5579	1222	5948
Epilepsie	165	567	542	590
Andere Krankheiten als die vorhergehenden	9168	9058	10,286	9504
Schwächliche Konstitution . .	11,785	9979	11,250	11,007
Allzu kleiner Körperbau . .	15,955	14,962	15,078	15,325
Gesammtzahl	65,459	58,870	65,655	61,994
Stärke der Klasse	295,978	277,477	285,805	286,420

Diesem nach sind also ⅕ der ganzen zum Dienst berufenen Mannschaft als unfähig nachgewiesen. Die Departements, welche am meisten dienstuntaugliche Leute geliefert haben, sind Allier, Vaucluse, Niederseine, Oberloire und Pas de Calais; die, welche am wenigsten geliefert, sind Yonne, Jura, Morbihan und obere Marne.

Befreit vom Militärdienste wurden ferner als die ältesten von Waisen 2523, als Söhne oder Enkel von Wittwen 15,452; als Söhne oder Enkel von siebzigjährigen Greisen oder Blinden 1122; als nachgeborne Brüder von Blinden oder Arbeitsunfähigen 111; die erstgebornen von zwei zum Dienst berufenen Brüdern 73; Brüder von dienstthuenden oder im Dienst gestorbenen Militärs 10,512; ausgetreten wegen ihrer Profession nach dem Art. 14 des Rekrutirungsgesetzes 2085. Hinsichtlich der Beschäftigungen war der Kontingent von 1833 folgendermaßen zusammengesetzt: Tischler, Zimmerleute, Dreher u. dgl. 1800, Schmiede, Schlosser u. dgl. 5200, Gerber, Sattler u. dgl. 1600; Steinmetzen und Minenarbeiter 5200; Feldarbeiter 45,200; Schreiber 1600, Schneider 1600, Schiffer und Seeleute 800, verschiedene Professionen 16,800, Rentiers 3900. Die Zahl der Einsteher betrug 21,179, oder mehr als ein Viertheil des Kontingents.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat März.)

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1836.

Das Thal von Rimella und seine deutschen Bewohner.

Alle Monte-Rosa-Thäler sind schwer zugänglich, aber keines ist es in höherem Grade als das Thal von Rimella, worin vielleicht noch niemals ein Pferd oder Maulthier gesehen wurde, und worin sich, außer Alpenwild und Rindvieh, keine anderen vierbeinigen Thiere befinden, als Ziegen, Hunde und Katzen. Von einem Thale sollte man eigentlich nicht sprechen, sondern von einem durch viele Hügel unterbrochenen engen Felsenkessel, der sich terrassenartig erhebt, und von wild zerrissenem Geklüft umgeben ist. Die Phantasie des Dichters kann sich keinen verborgenern Erdenwinkel denken als diesen. Eine stundenlange Schlucht, oft so wunderlich geschlungen und so eng, daß man sie zehn Schritt vor sich wie durch eine Mauer geschlossen glaubt, eine Art Felsenriß, in frühern Jahrtausenden durch den Wildbach des Mastallone entstanden, bildet den einzigen mährchenhaften Zugang: wenn man nicht entweder aus den Anzasca-, Fobello- oder Omegna-Thälern über drei Alpenpässe mühsam in Rimella's Schlünde hinabsteigen will. Die Vorfahren der heutigen Rimellesen gelten für Flüchtlinge, nach der Schlacht des Marius gegen die Cimbern und andere nordische Völker in solche Einöden versprengt; und wenn sich diese Sage auch nicht als unumstößliche Wahrheit nachweisen läßt, so ist doch so viel gewiß, daß vielleicht in ganz Europa kein zweiter Thalkessel aufzufinden wäre, der binnen wenig Tagen so völlig unzugänglich gemacht werden könnte. Ja, wenn es ein Kaiser wäre, er müßte, wollte er nicht Lebensgefahr bestehen, stundenlang an oft Schwindel erregendem Abgrunde hingehen, um endlich die ersten zierlichen Holzhäuser und dann die vielen Kapellen der einzelnen Kantons dieses merkwürdigsten aller italienischen Alpendörfer zu erblicken.

Zur Seite des brausenden Torrente erhebt sich eine fast ganz isolirte Anhöhe, welche an vielen andern Orten für einen Berg gelten würde, hier aber, wo man jenen Gletscherkoloß dicht vor sich hat, der unter Europa's Bergen einzig und allein dem Montblanc gleicht, ein Hügel (Hubal) heißt. Nur durch einen Bergrücken oder Sattel (Sattal) steht er mit einer der vielen Bergterrassen in Verbindung, und von ihm genießt das Auge eine eben so großartige als liebliche Aussicht, die in ihrer Art so viel Eigenthümliches hat, wie das in den Thalgründen wohnende Volk selbst. Man steht in der Mitte eines tiefen Felsenkessels, der, von den obersten Bergconturen an gerechnet, etwa zwei Stunden Länge und zwei Stunden Breite hat. Diese äußere Felsenbegränzung gehört durchaus der hohen schroffsten Alpenwelt an, und würde Gletscher haben, wenn sich diese auf solch' steilen Abfällen zu erhalten vermöchten. Ich wüßte hier an kein anderes Bild, als an eine kolossale Centifolie zu erinnern. Der Wanderer steht wirklich wie im Mittelpunkte einer ungeheuren Rose, die aber nicht roth, sondern grün und felsgrau schattirt ist; die Rosenblätter bilden hier unzählige sich neben einander hinziehende, die äußere Contur stets parallel begleitende Felsenkanten, welche immer näher gegen den Mittelpunkt zu rücken und in ihren schroffen Schlünden wenigstens 30 kleine Wildbäche zeigen, die sich mehrere Tausend Fuß hoch von der Höhe der vielen Alpengrate auf den Kesselboden herabstürzen, als eben so viele Silberbänder erscheinen und alle dem Mastallone rauschend zueilen. In diese Thalgründe ist Rimella hineingebaut, in 13 einzelne Bezirke oder Kantons abgetheilt, von denen auf dem Hubal 11 zu übersehen sind. Da jeder dieser Kantons aus pittoresken Schweizerhäusern besteht, da jeder seine besondere Kapelle und dreie derselben hohe Kirchthürme haben; da endlich jeder eine kleine abgesonderte Bergterrasse einnimmt, und Alles wie in einem sogenannten Krippel durch den Thalkessel, in seine Schlünde und auf seine Abhänge vertheilt ist, so macht das Ganze einen wunderbaren, höchst malerischen Effekt.

Bei solch' völliger Abgeschiedenheit ist es freilich kein Wunder, daß sich die Rimellesen in einer mehr als ein Jahrtausend hinauf datirenden Alterthümlichkeit erhalten haben. Im Vergleich mit der hiesigen Mundart ist das Nibelungendeutsch ein moderner Dialekt. Und wenn es sehr richtig ist, daß man in den höhern Bergländern der Schweiz, sobald Landleute sprechen, oft die Minnesänger zu hören glaubt, was den Redeton und die alten Wortformen betrifft, so fühlt man sich veranlaßt, bei den deutschen Bewohnern dieses Thales fast an das Wiederaufleben der Druiden, und bei jenen einer zweiten Monte-Rosa-Schlucht,

d. h. in dem zwischen Franzosen und Italienern eingeklemmten Dorfe Issime an die angelsächsische Mundart zu glauben. An beiden Orten tragen alle Redensarten einen ungemein fremdartigen und alterthümlichen Charakter, und wenn Jakob Grimm behauptet, daß vor 600 Jahren jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt habe, von denen sich die besten deutschen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen, so darf man nur in die Rosa-Thäler reisen, um diese Eigenthümlichkeit noch gegenwärtig lebendig zu finden.

Der deutsche Dialekt von Rimella ist von Issime's Mundart mannichfach abweichend, gibt ihm aber an Alterthümlichkeit nichts nach, ja er dürfte geradezu der älteste, der am meisten poetische und in jeder Beziehung der wichtigste seyn. Obwohl er arm ist, so zeigt er sich doch, wie schon oben angedeutet, im Munde der Frauen ganz unvermischt, und nur durch die vielfach auswandernden Männer mit italienischen Worten und Phrasen wie überschwemmt. Seine Armuth ist aber ein Beweis mehr für das hohe Alter. Ihm fehlen die Bezeichnungen fast aller musikalischen Instrumente, so wie geradezu alle auf Kunst, höhere Industrie und städtische Gewerbe sich beziehenden Ausdrücke; er hat keine Namen für besondere Fisch- und Pilzgattungen; ihm mangeln sogar die deutschen Worte Mensch, Körper, Schulter, Lippe, Holz, Laub, Ast, Rinde, Butter, Glas, Fluß, Bach, Brücke. Der Rimelleser kennt weder einen Herzog, noch Fürsten, Grafen und Edelmann; sogar keinen Pflug, Garten, Wurm, Kord, nicht das Licht, die Raupe und hundert ähnliche Worte mehr. Dessen ungeachtet wird in diesem Dialekt gepredigt, und nur höchst selten kommt der Redner in die Verlegenheit, seiner Muttersprache einen italienischen Ausdruck beizumischen, der etwa bloß einen abstrakten Begriff bezeichnet.

Das Deutsche von Rimella ist reich an sprüchwörtlichen Redensarten und poetischen Wendungen, welche an etwas Ursprüngliches, an die erste lautere Quelle erinnern. So sagt man:

Aen troëllrgr Stai macht nihd Miäs! d. h. ein rollender Stein macht kein Moos, oder ein wandernder Mensch erwirbt kein Geld.

Der Alt-Tag
Aes Iräiz Blabg,
Wolls Chlag,
Nacht unn Tag!

d. h. der alte Tag (das Alter) ist eine häßliche Plage, voll Klage, Nacht und Tag.

Broëd unn Toet fändwer b'hehre! Brod und Tod finden wir behend.

Wähls gait wollta, gait g'sünd unn werr! Welches (wer) langsam geht, geht gesund und weit.

Wähla dä gait wrai, gait bai und enn don Toet! Wer da stark geht, geht wenig und in den Tod.

Liäks werhaisso unn wiäll g'halto! Wenig verheißen und viel gehalten.

Der gewöhnliche Gruß lautet: Ganget, ganget! auch Hurtrk! Genget ja! oder macht giute Weg, giute Reis! eben so: Stand üf hurtegk! Man ruft sich zu: Bait, bait (oder thuo bätto!) ich hän d'r z' schpällo! Warte, warte, ich habe mit Dir zu reden.

Charakteristisch sind unter so unzähligen anderen auch Redeformen, wie etwa die Nachstehenden:

Jäch lache drr Manno! ich lache dieser Männer.

Jäch winnjo hine slaffe fi! ich hoffe heute wohl (fein) zu schlafen.

Jäch wiäll meäch ziëro, ich will mich anziehen (nicht unser zieren) oder abziähe, ausziehen.

W'r miässa sraijo d'Wetta, wir müssen die Schwester schreien, d. h. sie rufen.

D'r Må is enn d'Chändschaft, der Mann ist in der Kindschaft, wieder zum Kind geworden.

Wöchero böst? woher bist du? Wanno a chunnst? woher kommst du? Wähla böst do? Welches ist da?

Jäch hämo ebriächt dem Litge, ich habe den Menschen bekriegt, besiegt.

Dösa Wib is gmannos, dieß Weib ist gemannt, verheirathet?

Liäbs Maige, gäm mer as Mundachä! liebes Mädchen, gib mir einen Kuß!

Das Almosen wird als der Almosnio, häufiger aber als der Rotschwilliu (Gotteswille) bezeichnet. Statt Schloß sagt man Gesperr (Gespärro); statt Draht eiserner Faden (der iseg Wado). Der Sarg heißt der Todtenkasten (Töдtunkässun) oder auch das Spahnbett, weil es mit Spähnen eingebettet ist. Mundwäschje (Mundwische) für Serviette ist bezeichnend genug; eben so das Nadelhaus (Nad'thüüs) für Nadelbüchse; Ofner für Bäcker, Häbe für Hefen, Wetterwurm (Wettergiogo) für Molch; der Halskragen heißt das Hemdchen des Hemdes ('s Hämmeto 's Hämd's); die Mäusefalle: das Gericht der Mäuse ('s Greächt der Müso); Rawe die Rübe und starch Rawr starke Rübe, der Rettig; das Zeichen- oder Mustertuch der Frauen wird mit Lump-Wörtje, Lump-Wörtlein, bezeichnet; Halbenacht ist Mitternacht. Unter Eisengeschirr (Jsun G'scheärr) versteht man die schneidenden Werkzeuge des Tischlers insgesammt.

Die Heuschrecke oder vielmehr das Heupferdchen heißt der Straffal, der straffen Muskeln wegen, doch auch der Grün; der Kapaun: der gelte Hahn (hallt Hahn), der Frosch Hoptachal, die Spinne der Wäher, der Schmetterling Fifuntrager, das Johanniswürmchen 's liäbe Gottsch Lammje (Lämmchen); die schwarze Schnecke ohne Haus Tiuful Snakke. Hafer kennt das Volk nicht, dafür sagt man Roggen der Rosse (Roggo da Rössro); ein kleiner schwarzer Käfer heißt des Teufels Mutter ('s Böziö's Ajo); der kleine Goldkäfer mit grünen schillernden Flügeln dagegen: die Henne der lieben Frau (der liebe Froua Hennje).

Aehnliche interessante Worte wären unter andern noch: Atto Vater, Ajo Mutter, Briod'r Bruder, Wetta Schwester, Alt-Atto Großvater, Aelt-Ajo Großmutter, Mioma Muhme, Sunna Sonne, Manund Mond, Stjerno Stern, Heero und Faffo der Geistliche, Sliocht der Bach, Ambaisso Ameise, Am-

baiss-Hüffo der Ameisenhaufen; die Trommer, die große Holzsäge, um damit Holzblöcke in Trümmer zu zersägen; die Schrift (Sräft), der Brief; das flächserne Tuch ('s wlakäne Tioch) die Leinwand, Huonglo der Spinnrocken, Späljo die Spindel, Arzer der Arzt, Kriegsmann (Chriägsmn) der Soldat, Tschapter der Schuster, Holzmäster Tischler, Wurm (Wuorom) die Schlange, Strengs der Geiz, die Augenspiegel (d'Oikspiëgla), auch 's Glohriso die Brille; das Lädje (Laid) der Gesang; litto Musik machen, des Bichtor Beichtvater, die Littjene Verwandten, Bäro der Bär, Tâpo die Kröte, Wlaigo die Fliege, Stolo der Diebstahl, luters hell, topps dunkel, riächa bitter, werr entfernt, baj nahe, nis Abgstannos ein Abgestandener, d. h. Ketzer.

Den Begriff, welchen wir mit Jungfrau verbinden, bezeichnet man in Rimella mit Töchtür; das Wort Juogefroe bedeutet Magd. Von musikalischen Instrumenten kennt man nur die Orgel (d'Urdele), welche durch den Blaser oder auch Blasbjälk Luft erhält; dann das Feiolin, die Violine, in dem benachbarten Thale van Alagna Giga genannt. Todte Brunnen (tödio Brunoo) sind Tümpel oder stehende Lachen und Pfützen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante, an den Minister des öffentlichen Unterrichts. *)

Am letzten 15ten November hatte ich die Ehre, Ihnen einen Bericht über meine Reise von Angora nach Cesarea abzustatten. Nachdem ich mich einige Tage in dem armenischen Kloster aufgehalten und die Umgegend besucht hatte, begab ich mich in die zuletzt genannte Stadt, um deren Topographie und Monumente zu studiren.

Cesarea, das von den Alten mit dem Namen Cäsarea am Berge Argäus (*Καισάρεια πρὸς τῷ Ἀργαίῳ*) bezeichnet wurde, um es von mehreren andern gleich benannten Städten zu unterscheiden, liegt gegen das untere Ende einer langen Ebene hin, welche sich von Osten nach Westen ausdehnt und deren Breite kaum drei Stunden beträgt. Der Berg Argäus, dessen Gipfel stets mit Schnee bedeckt ist, beherrscht die Stadt, und trägt viel dazu bei, die Hitze des Sommers zu mildern. Dieser Berg, der höchste in Kleinasien, steht ganz isolirt auf der weiten Hochebene von Cesarea, die er in zwei Hälften theilt, und bildet die Wasserscheide; die Gewässer ergießen sich auf der einen Seite in den Halys und auf der andern in den Golf von Issus.

Der Berg Argäus gehört einer isolirten Formation an, und hängt mit den Ketten des Taurus nur durch fast unbemerkbare Widerlagen zusammen. Es genügt seine Form zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß er seine Entstehung der Einwirkung unterirdischen Feuers verdankt, und eine geognostische Untersuchung straft diesen Schluß keineswegs Lügen.

*) Die frühern diesen Reisenden betreffenden Berichte finden sich in den Nummern des Auslandes 16, 17, 19, 60, 61, 96 und 97 vom vorigen und in Nr. 68 von diesem Jahre.

Seit den ältesten Zeiten war der Berg Argäus für die Bewohner Asiens Gegenstand eines ununterbrochenen Studiums und Bewunderns. Seine Lage inmitten einer Ebene läßt seine ganze Masse noch bedeutender erscheinen, weßhalb die Alten auch nicht anstanden ihn als den höchsten Berg der Erde zu betrachten.

Interessant ist es, der genauen Schilderung zu folgen, welche Strabo von der Stadt und Umgegend entwirft. Man kann sie Schritt vor Schritt verfolgen, da seine Beschreibung noch auf die jetzigen Umstände paßt, und so liefert dieses Kapitel eines der Beispiele von der außerordentlichen Genauigkeit dieses Schriftstellers.

Obschon die Angaben über die geognostische Bildung des Landes, welche ich hier folgen lasse, einen geeignetern Platz in einer Denkschrift über die Geologie dieser Gegenden fänden, so werde ich dadurch Gelegenheit haben, den gegenwärtigen Zustand des Landes mit den Beobachtungen Strabo's über die vulkanischen Erscheinungen seiner Zeit zu vergleichen. Die Gebirge, welche die Bassins des Sangarius bilden und sämmtlich der dem Grobkalk untergeordneten Thonformation angehören, dehnen sich bis zur Stadt Jenzgalt aus. Das trachytische Bassin von Angora, welches mitten in dieser Formation liegt, hängt durch nichts mit dem umliegenden aus Grobkalk und Kreide bestehenden Terrain zusammen. Die Ebene, welche Jenzgalt von dem Bassin des Halys scheidet und ganz aus Uebergangsformation besteht, scheint nichts als der ausgetrocknete Boden eines unermeßlichen Binnensees zu seyn, der einen Theil der Ebene Cappadociens bedeckte und wovon Strabo's See Tatta der Ueberrest wäre. Das Wasser dieses Sees hat bekanntlich einen weit salzigern Geschmack als alle bekannten Salzwasser, und das Salz an seinen Ufern wird während des Sommers in solcher Menge gesammelt, daß man es in dem 30 Stunden entfernten Angora zu dem geringen Preis von 5 Paras die Oke haben kann. Dieser ganze Boden ist mit Salz geschwängert, das sich im laufenden Wasser auflöst (woher auch der Fluß Halys seinen Namen hat), was beweist, daß vormals eine Verbindung zwischen diesem Gebiet und dem des Sees Tatta bestand.

An den Ufern des Halys, auf der Straße von Jenzgalt nach Cesarea, angelangt, ändert sich die Beschaffenheit des Bodens. Sobald der Fluß überschritten ist, sieht man nichts als vulkanischen Boden, der von der klingenden eisenhaltigen Schlacke bis zum weichen bimssteinartigen Tuff wechselt, der fast stets die obere Schichte bildet, obschon man unter Anderem geschmolzene Lava findet.

In diesen so leicht zu bearbeitenden Tuff sind unzählbare Katakomben eingehauen, deren man in Cappadocien den Tausenden nach findet, die jedoch neben der unermeßlichen Nekropolis Urgub, von der bald die Rede seyn wird, als unbedeutend erscheinen.

Von der Brücke des Halys bis zum Dorfe Erkilet beträgt die Entfernung fünf Stunden. Hier findet man nicht mehr jene mit Heerden bedeckten Ebenen, sondern man kommt durch ein Land, welches die Spuren der furchtbarsten vulkanischen Katastrophen zeigt. Tiefe Thäler durchschneiden das Land; man sieht, daß sie von jüngerer Formation sind als die Ergießung der Lava, denn unermeßliche Blöcke sind herabgerollt und bieten dem Blick ihre zerrissenen Seiten, aus abwechselnden Schichten verschlackter Lava, Tuff und Lava in Form von Breccie bestehend, welche Bruchstücke von beiden enthält.

Die vulkanische Kette, welche sich von Osten nach Westen ausdehnt, ohne hohe Berge zu bilden, schließt die Ebene von Cesarea von dieser Seite. Man sieht keine Spur eines Kraters; nur im Dorfe Erkilet

findet sich ein ungefähr 550 Metres hoher Kegel, aus einer zusammenhängenden Masse von Tuff gebildet, auf dessen Gipfel man ein Schloß gebaut hat. Dieser fahlgraue Tuff ist dem ähnlich, welcher die ganze Ebene von Cesarea durchschichtet. Der Weg vom Dorfe Erkilet in die Ebene hinab ist schwierig und selbst gefährlich: man geht zwischen ungeheuren, vom Gebirge abgelösten Lavablöcken durch, die oft nur in einem lockern Boden hängen, aus welchem die leiseste Bewegung sie in die Ebene hinabstürzen würde. Von dieser Seite ist die Ebene durch eine Felsenmauer geschlossen, deren Formation schwer zu bestimmen ist; was jedoch die Laven betrifft, so kann man sie der neuesten Klasse beizählen, da sie identisch mit denen des Besuvs und des Aetna's sind; die Laven von Erkilet besonders erinnern sehr stark an die des Arso auf der Insel Ischia. Man darf sich hierüber nicht wundern, da sich in diesem Lande, dem Zeugniß Strabo's zufolge, die vulkanische Thätigkeit noch vor 1500 Jahren kund gab.

Die Ebene von Cesarea ist jedoch nicht mehr so kahl, wie jener Schriftsteller sie schildert; man findet vielmehr jetzt Dörfer mit ziemlich bedeutendem Landbau, und von den Höhen von Erkilet aus betrachtet, bietet die Landschaft einen eben so fruchtbaren als belebten Anblick. Die Stadt Cesarea erhebt sich mitten im Grünen, und der kolossale Argäus, die Krone der Scenerie, erhöht die malerische Ansicht derselben noch mehr.

Die Ebene von Cesarea, welche jetzt mit einer hinreichenden Schichte Pflanzenerde bedeckt ist, um Getreide darauf anbauen zu können, war vor Zeiten, wie bereits erwähnt, gänzlich öde und unfruchtbar. Gegen das untere Ende hin sieht man noch dicke Schichten vulkanischen Tuffs, dessen Oberfläche so glatt ist, daß man auf einer Tenne zu gehen glaubt; nur finden sich hie und da lange geradlinige Risse, welche den Tuff in unregelmäßige Polygonen theilten. Diese glatten ebenen Stellen sind jedoch von tiefen Schluchten durchschnitten, welche von dem Stehenbleiben der erkalteten Lava entstanden zu seyn scheinen. Aus diesen langen Schluchten brachen noch zu Strabo's Zeiten Flammen hervor. Um jedoch seine Beschreibung mit dem gegenwärtigen Zustande des Landes besser vergleichen zu können, möge die betreffende Stelle aus dem genannten Schriftsteller hier folgen:

„Mazaca von Cilicien ist die Hauptstadt der Nation; man nennt sie jetzt Cäsarea am Berge Argäus, weil sie an diesem höchsten aller Berge liegt, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Man behauptet, daß jene, welche seinen Gipfel erstiegen (und deren Zahl ist gering) bei heiterem Wetter das Meer Issus und den Pontus Euxinus sehen konnten. Uebrigens liegt Cäsarea an der zum Bau einer Stadt ungünstigsten Stelle, denn sie hat kein Wasser und keine Befestigungen; sogar Mauern fehlen ihr, vielleicht aus Sorglosigkeit ihrer Fürsten, vielleicht auch absichtlich, damit die Bewohner nicht etwa, im Vertrauen auf schützende Mauern, das umliegende Land plündern. Die Stadt ist von einem ganz unfruchtbaren und unbebauten Boden umgeben, denn dieser besteht aus einer sandigen, mit Steinen bedeckten Ebene. Geht man auf derselben ein wenig weiter, so findet man tiefe Schluchten, welche auf die Länge von mehreren Stadien Feuer speien, so daß die Lebensbedürfnisse für die Stadt aus der Ferne herbeigeschafft werden müssen. Der Vortheil ist hier jedoch dicht neben die Gefahr gestellt, denn da fast ganz Cappadocien ohne Holz, der Berg Argäus aber an seinen Abhängen mit Eichenwäldern bedeckt ist, so hat die Stadt ihr Holz ganz in der Nähe. An andern Stellen ist der Boden sumpfig und bei der Nacht sieht man Flammen aus demselben aufsteigen, so daß die Holzhauer sich wohl in Acht nehmen müssen. Das Vieh hauptsächlich leidet Gefahr, da es leicht in diese Feuerschlünde hineinstürzen kann.

„Bei der Stadt strömt ein Fluß mitten in einer Fläche, den man Melas nennt; er ist von Cäsarea ungefähr 40 Stadien entfernt, entspringt aber an einem niederer gelegenen Ort als die Stadt, der er mithin von keinem Nutzen ist, da er die höher gelegenen Stellen nicht erreicht. Er dehnt sich in Sümpfe aus, welche im Sommer die Luft verpesten, und hindert hauptsächlich die Ausbeute der von ihm überschwemmten Steinbrüche; denn auf dem Niveau des Bodens befinden sich Felsen, aus denen die Bewohner von Cäsarea Steinplatten zum Bau ihrer Häuser hauen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Leake berichtet in seinen „Reisen in Nordgriechenland" eine Entdeckung, welche wiederum die Wahrhaftigkeit des alten Herodots bestätigt. „Während ich mich auf dem Soros, wie der Tumulus der Athener auf der Ebene von Marathon heißt, beschäftigte, sammelte mein Diener am Fuße des Auswurfs eine große Menge kleiner Stücke schwarzen Feuersteins, die zufälligerweise seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Diese Feuersteine sind so zahlreich und so augenscheinlich durch Kunst in ihre jetzige Form gebracht, daß man sie mit gutem Grunde für die Pfeilspitzen der Perser halten kann, die zu Marathon fochten; diese wurden nach der Schlacht allenthalben gesammelt und mit den Athenern eingescharrt. Nach Herodot waren einige der Barbaren auf diese Art bewaffnet, obwohl seine Bemerkung nicht auf die Armee des Darius, sondern auf die des Xerxes geht. Feuersteine dieser Art sind, wenn sie irgend in den benachbarten Theilen Griechenlands sich finden, zum mindesten sehr selten. Ich hatte gehofft, daß auch Pfeilspitzen aus Bronze hier gefunden würden, suchte aber vergebens danach."

*

Der Fleischverbrauch von Paris im Jahre 1835 war folgender:

72.152	Ochsen in mittlerem Gewicht	zu	650	Pfd.	geben	47.095.800	Pfd.
16.158	Kühe	—	—	175	— —	7.819.550	—
75.995	Kälber	—	—	150	— —	9.619.540	—
557.549	Hämmel	—	—	12	— —	15.428.658	—
Hiezu kommt noch das Fleisch, welches die Schlächter der Banlieue todt nach Paris bringen und in der Halle des Prouvaires verkaufen mit					. . . .	4.500.000	—
					Zusammen	84.461.558	—

Rechnet man hiezu, was die Arbeiterklasse, namentlich Sonntags und Montags, in den Wirthshäusern der Barrieren verzehrt, so kann man wohl 100.000.000 Pfund Fleisch rechnen, die jährlich in Paris verbraucht werden.

*

Letzten Winter zeigte sich eine außerordentlich große Anzahl Wölfe in Schweden, selbst nach Stockholm kamen einige, und man fand auf der Straße einen todten Wolf, den seine Gefährten bald aufgezehrt hatten.

*

Nach einer kürzlichen Zählung ist die Bevölkerung des Staats New-York, welche im Jahre 1830 1.918.608 betrug, auf 2.174.511 gestiegen, nämlich 1.102.850 männlichen, 1.071.659 weiblichen Geschlechts, 82.319 männliche Fremde, 6821 Arme und 42.856 Farbige. Die Vermehrung beträgt 255.909 in fünf Jahren.

*

In der Umgegend von Magny, auf der Straße von Paris nach Rouen, herrscht eine Epidemie unter dem Geflügel. Hühner, Enten, Truthähner u. s. w. werden am meisten angefallen. Auf einigen Pachthöfen soll nicht ein Stück Geflügel dem Tode entgangen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1836.

Ein Tag im Schlosse des Herzogs von Gordon.

(Aus Willis: Pencillings by the way.)

Ich kam nach Schottland mit mehreren Empfehlungsschreiben, und als ich durch die Grafschaft Banff reiste, erinnerte ich mich, daß ich eines an den vornehmsten und reichsten Adeligen dieses Landstrichs, den Herzog von Gordon, hatte. Bei meiner Ankunft zu Banff, einer hübschen kleinen Stadt, erfuhr ich, daß der Herzog auf seinem Schlosse sey, und schickte ihm mein Empfehlungsschreiben, indem ich ihn zugleich benachrichtigte, daß ich am folgenden Tage mir die Freiheit nehmen würde, ihn um seine Aufträge für seine Freunde in Amerika zu bitten. Am folgenden Morgen nahm ich eine Postchaise, und fuhr nach der Residenz Milords, hoffend, er werde mich nicht für einen zweiten Ritter von der Mancha ansehen, und mich nicht ein Unterkommen in der Herberge suchen lassen.

Es war zwei Uhr, als mein Postillon mich benachrichtigte, wir seyen in der Nähe unsrer Bestimmung angelangt. Ich betrachtete Alles mit der Neugierde eines Amerikaners, der noch nicht viel Schlösser in seinem Leben gesehen hat. Auf jeder Seite des ungeheuren Gitters, über welchem das Wappen der Gordons prangte, erhoben sich schöne und geräumige Kämmerchen aus Quadersteinen aufgeführt, ein Pförtner, in weißen Strümpfen und reicher Livrée, dessen Embonpoint einem Kanonikus Ehre gemacht hätte, zog den Hut, indem er das massive Thor in seinen Angeln sich drehen ließ; Alles kündigte einen herrschaftlichen Wohnsitz an: der innere Weg geebnet und platt, wie eine Terrasse, war von sammetartigen Grasplätzen begränzt, die Alleen schlängelten sich durch mannichfache Baumgruppen, bald sah ich leichte Equipagen von Damen oder Herrn geführt, bald einen Groom, *) der zwei vollblütige Pferde mit Damensätteln und Maroquinsteigbügeln am Zügel führte; Fußgänger streichen in den Alleen umher, und zahlreiche Domestiken in eleganten Livréen kreuzten sich in allen Richtungen. Kaum hatte ich diese belebte Scene betrachtet, als eine plötzliche Beugung der Straße mich vor das Schloß brachte, einen Augenblick später hielt mein Postillon vor dem Thore, wo ein Dutzend Bediente bei der Abfahrt einer zahlreichen Gesellschaft beschäftigt war.

Meine Chaise fuhr vor, eine Art Page erschien alsbald am Fenster, und benachrichtigte mich, daß der Herzog im Augenblick auf der Hirschjagd, daß aber mein Zimmer bereit, und er zu meiner Bedienung beauftragt sey. Ich folgte meinem Führer durch eine Vorhalle, die mit Statuen, alten Waffen und Hirschgeweihen verziert war; er führte mich in ein großes, durch drei Fenster erleuchtetes Zimmer, das auf den Park ging, dessen grüner Rasen und Baumgruppen so weit reichten als der Horizont. Nie hatte ich ein malerischeres Schauspiel gesehen.

„Ist die Gesellschaft zahlreich," fragte ich den Pagen, während er die Riemen meines Felleisens losschnallte.

„O ja," erwiderte er, indem er mit seinem Geschäfte inne hielt, um an den Fingern zu zählen, „Lord Aberdeen, Lord Claude Hamilton, und Lady Harriett Hamilton, — Sie wissen, daß Milord ihr Schwiegervater ist, — und die Herzogin von Richmond, und Lady Sophia Lenner und Lady Keith, und Lord Mandeville, und Lord Aboyne, und Lord Stormont und Lady Stormont, und Lord Morton und Lady Morton, und Lady Alicia, und — und — und noch zwanzig andere Personen, Sir."

„Noch zwanzig Lords und Ladies?"

„Nein, Sir, das ist der ganze Adel."

„Sie erinnern sich nicht der übrigen Namen?"

„Nein, Sir."

Es war ein ächter, vornehmer Page, denn er wollte sein Gedächtniß nicht mit plebejischen Namen belasten.

„Wie viel Gäste sind bei der Tafel?"

„Ueber dreißig, Sir, ohne den Herzog und die Herzogin."

Und mein kleiner Page verschwand, nachdem er das Feuer angeschürt, und mich benachrichtigt hatte, daß man genau um 7 Uhr speise.

Das Wetter war mild, sogar warm für einen englischen September: die Sonne goß ihre Strahlen mit solcher Klarheit herab, daß ich mich nicht enthalten konnte, das Fenster zu öffnen, um diesen azurblauen Himmel besser zu betrachten: an dem Abhang der Hügel und in den beiden Thälern weideten

*) Die Uebersetzung mit Stallknecht wäre zu grob, oder vielmehr zu unfein.

die Heerden in malerischen Gruppen, und in geringer Entfernung fraßen junge Hirsche die äußersten Schößlinge der Gebüsche ab. Bis auf eine halbe Stunde vom Schlosse erstreckte sich der glänzend grüne, sammetweiche Grasteppich: hie und da sprangen Hasen über die Fußsteige, die Fasanen suchten ruhig ihre Nahrung am Rande des Gebüsches; die Damen in ihren langen Amazonenkleidern und mit ihren wehenden Federn erschienen auf den leichten Zeltern, und verloren sich einen Augenblick nachher wieder im Gebüsch, dann kamen Kinder auf Poneys oder Parkwächter mit dem Gewehr unter dem Arm. Diese ganze malerische, belebte, an Genüssen reiche Welt gehörte einem Einzigen, und war durch seinen Reichthum mitten in den nordischen Wüsten Schottlands geschaffen worden. Niemals hatte ich die Wunder der Majorate und des Erstgeburtsrechts auf eine schlagendere Weise verwirklicht gesehen.

Die untergehende Sonne erschien wie Feuerbrand zwischen den fichtengekrönten Hügeln, hie und da verkündigte das Getrappel eines Pferdes auf dem Kies, die rasche Bewegung der Räder, ein fröhliches Gelächter und belebte Stimmen die Rückkehr einzelner Gäste von ihren Ausflügen. Bald erklang der lärmende Gong in den Gängen, das Signal zur Toilette, und mit Bedauern entriß ich mich der Träumerei, um mich vorzubereiten, in diesem furchtbaren aristokratischen Cirkel zu erscheinen, wo ich niemand kannte, nicht einmal den Herzog, der mich eingeladen hatte.

Ich saß am Feuer, beschäftigt, allen denen, deren Namen ich gehört hatte, in Gedanken einen Ausdruck und eine Physiognomie zu leihen, als an meine Thüre gepocht wurde. Der Herzog trat ein, ein Mann in weißen Haaren, von hoher Statur, ausgezeichneter Physiognomie und herzlichem Wesen. Er bezeugte mir sein Vergnügen mich zu sehen, und richtete dann einige Fragen an mich über Amerika und die Personen, die er dort kannte. Der Gong ertönte zum Zweitenmale, und der Herzog nannte mir im Herabsteigen die Namen der Gäste des Schlosses, und bereitete mich einigermaßen auf die Präsentation vor, welche nun statt finden sollte. Der Saal war angefüllt, die Herzogin, eine große und schöne Dame, empfing mich mit dem anmuthigsten Lächeln, und ich wurde den verschiedenen Notabilitäten der Gesellschaft vorgestellt. Das Diner ließ nicht lange auf sich warten, die dornige Frage des Vortritts war bald geregelt, und man zog zwischen zwei Reihen Livréebedienten nach dem sehr geräumigen Speisesaale, der an beiden Enden von Marmorsäulen gestützt war. Längs der Mauer hingen lebensgroße Familienbilder, von den erzgepanzerten Rittern bis herab zu den Herzogen der neuen Zeit im schottischen Kilt. Eine prachtvolle Service von vergoldetem Silber und vortrefflicher Arbeit glänzte auf den Büffets; namentlich bewunderte ich die elegante Form und die geschmackvollen Verzierungen mehrerer großer Becher, welche die Hunde des Herzogs gewonnen hatten.

Ich saß zwischen einem Herrn und einer Dame von höchstens 22 Jahren, hatte aber unglücklicherweise ihre Namen bereits vergessen, der Herzog schien dieß zu vermuthen, denn er richtete von dem andern Ende der Tafel her das Wort an mich, um mir zu bemerken, daß ich zu meiner Rechten Lady . . ., die liebenswürdigste Dame Schottlands, habe. Ueberflüssig wäre der Beisatz gewesen, daß sie auch die schönste war. Ueberall in England erstaunte ich über die physische Schönheit der höhern Klassen: es herrscht in dieser Beziehung eine große Verschiedenheit zwischen Großbritannien und dem Kontinent: die Bauern Frankreichs und die Contadini Italiens stehen physisch über ihren entarteten Herren, während der hohe und selbst der niedere Adel Englands sich vor den plebejischen Klassen so sehr auszeichnet, als das Rennpferd von dem Zugpferd und das Windspiel vom Pudel. Nicht minder auffallend ist der Kontrast zwischen den Manieren der Engländer und Franzosen von gewissem Rang. Der Eifer, die Hitze und die Gestikulation des Parisers, die bewegten Augenbrauen, das Zusammenziehen und Entfalten der Augen, und die Verschwörungspantomimen, welche den Italiener bei der geringsten Veranlassung auszeichnen, alles dieß ist dem guten englischen Ton ganz zuwider. Wenn ich den englischen Aristokraten mit jemand vergleichen könnte, so wäre es mit einem kanadischen Indianer, wenn dieser sich mit seiner ganzen Würde waffnet. Die Ruhe in seiner ganzen Person, die Unbeweglichkeit seiner Züge, seine Geistesgegenwart bei den verschiedensten Vorfällen, und die unzerstörbare Haltung, die nicht aus Eigenliebe, sondern aus dem Gefühl seiner persönlichen Würde entspringt, bezeichnen gleichmäßig den Lord und den indianischen Häuptling. Man setzt nicht leicht einen vornehmen Engländer in Erstaunen: ein Mensch neben ihm verfällt in epileptische Zuckungen, ein Bedienter gießt ihm den Inhalt einer Platte über die Schulter, man benachrichtigt ihn, daß das Nachbarhaus brenne, und immer setzt er sein Glas mit derselben Kaltblütigkeit auf den Tisch; er hat sich für alle möglichen Fälle ein Benehmen vorgezeichnet, und befolgt dieß. Er ist anfangs kalt, seine Begrüßung scheint steif, — und ist es auch immer ein wenig, — wenn er einen auffordert, mit ihm ein Glas zu leeren, aber dieß ist seine Art: ein Engländer, der sich mit dem ausgelassenen Lachen eines Franzosen auf seinen Teller niederbeugen wollte, gälte unter seinen fashionabeln Landsleuten für einen Narren. Durch den eisigen Empfang etwas aus der Fassung gebracht, klagt man über das Phlegma und die Ungastlichkeit der Engländer, aber wenn die Damen sich entfernt haben, wenn der Wirth seinen Stuhl näher rückt, und seinen Gast einladet, einen Monat auf seinem Landsitze bei ihm zu bleiben, und sich wie zu Hause anzusehen, dann muß man von seinem falschen Urtheil zurückkommen, und findet, daß er in demselben Augenblick, wo er so kalt schien, sich mit seinem Gaste beschäftigte, und darauf bedacht war, ihn mit der zartesten Aufmerksamkeit zu umgeben.

(Schluß folgt.)

Das Thal von Rimella und seine deutschen Bewohner.

(Schluß.)

Wie außerordentlich alt sind eben so nachstehende rimella'sche Worte: Bruitof Hochzeit, Brükhomo Bräutigam, Mulc-

ment, Grab, d'Greber der Kirchhof, d'r Grebel Todtengräber (Mehrzahl grebia), Chielcho die Kirche, Häljo der Heilige, der Todte das is tödt, der Lebende ais Lebuns, der Siechtag die Krankheit, Uebergang auch Hükko der Husten, Märe die Nachricht; man sagt: insch ebomeo nihd bihs Märene aiu, uns kommen nicht böse Nachrichten zu. Ferner der Minonch, Mönch, eigentlich Laienbruder; das Hädreach die Erde. Der Frankolir auch Frankoricher Franzose; Fulk Kopfkissen, Brioch die Hosen oder Beinkleider, Hose der Strumpf, der Zehrer Kamm, das Fingerloje der Ring, Nuwo der Enkel, Gsällo der Freund, Chärzo das Licht, Chärzstock der Leuchter, Tweljo das Tischtuch, das Teun, der Zimmer-Fußboden, Grözzo der Ast, Tschänko der Zweig, d'r Brokko das Laub, Chriäso die Kirsche, dir Nuß Nusso, der Nußbaum ä Bämm das är macht Nusse, Pflaumenbaum Wrimbämm, Ambiaz Harz, Aewol der Falk, Eljho die Heirath, Hiot der Hut, Lillacho das Bett-tuch, d' Wedro z' scribo die Schreibfeder; z' Ferumbiss das Frühstück, macho z' fermbis frühstücken, z' Umbisso Mittagessen, z' Abo das Vesperbrod, z' Nacht das Abendessen, Tuochä die Suppe. Das March die Gränze, Asey Essig, das G'sands der Bothe, Wläspe-Wir der Funken; das Gschpeäl, auch die Zungo die Sprache, die Latzko Flamme; den Schäro Maulwurf, der Lättjoch die Eidechse, das Lägert die Wiege, die Riste, der feine Flachs, der Chlongo Zwirnknäuel. Der Blindschjänk die Blindschleiche, Biessö die Otter, das Murbundo Murmelthier, das Wapp Spinngewebe, d' Gambel Motte und Gangelbai auch Wäberbai die Spinne mit langen Füßen, 's Gähre der Holzwurm; Malvo die Malwe; d' Sureoe der Sauerampf, Brakwalltene, das Fünffingerkraut, Bearghalljo Alpenthymian, der Gäst Eberesche, Axloozango ein sallatartiges Blatt, 's liebe Herrgunisch Bliämene das liebe Herrgottsblümchen, Springauf. Alterhaps vor alten Zeiten; miäch hongorot mich hungert, miäch dürst mich duestet. Der Sasstaina Grundstein, Wölltastaina Gewölbestein; das Nästeljene die in verschiedene Schnüre gereihten Halsperlen; Nachbürer der Nachbar, die Chioffo das Faß, die Kufe; Sächio die Sichel, Sägerso die Sense, Wändlo die Windel, Schprango die Eisenstange, Chamro die Kammer, Hächjo die Hechel, d' Wäkht der Flügel.

Die Vornamen werden abgekürzt, so z. B. Maineg Domenicus und Mainege Domenica, Zäsk Franciskus, Osäpp Joseph, Botteste Baptist, Julle Julius, Mareïe Marie, Laine Magdalena, Sine Agnese, Zeïho Lucie, Toodje Antonia, Gättline Katharina, Trese Therese, Barbele Barbara u. s. w.

Ausrufe wie: Arme Ma jäch! (armer Mann ich); wellju Gott! (woll's Gott); dass meäch d'r liebun Gott hiäte! (daß mich der liebe Gott hüttel) sind nicht minder älter als die Nibelungen.

Die Mundart von Rimella setzt ihre Hauptwörter mit eben solcher Leichtigkeit zusammen, wie jeder andere germanische Dialekt, z. B. 's Türrwerk das Thürwerk, die Thürpfoste; 's Dreläch Dreieck, der Triangel, 's Dreibai das Dreibein, der Dreifuß, 's Chratzisu Kratz- oder Riebeisen, 's Treiberholz, das Treiberholz, der Kochlöffel. Aber bisweilen umschreibt sie doch auch; so bezeichnet man unter andern die Banklehne mit 's Türo der Röck, (Thür des Rückens?) das Baukbein mit 'a Beï 's Banks, die Fensterscheibe mit 's Wedar d'r Fenstro und ähnliche mehr.

So viel vor der Hand und für manche Leser wahrscheinlich bereits zu viel, da einzeln aufgezählte Worte natürlich weniger Interesse erregen, als zusammenhängende Gedankenbilder. Wem es nicht an beweglicher Phantasie fehlt, der wird in den Monte-Rosa-Thälern Stoff genug zu reichen Naturschilderungen, ja selbst zu poetischen Erzählungen und Novellen finden. Man trifft überall die imposanteste Alpen- und Gletschernatur dicht neben wahrhaft italienischer Vegetation; aller Orten zeigen sich schroffe Gegensätze und jene kühnen Sprünge auch in den äußeren Erscheinungen, welche nicht allein dem Lyriker, sondern auch dem Skizzenmaler und Reisebeschreiber gefallen, und ihm den reichsten Stoff für die Gebilde des Pinsels und der Feder gewähren.

Um auch nur leicht andeutend von den pittoresken Schönheiten und Eigenthümlichkeiten jener Alpenschluchten, insbesondere von den Rimellesen oder den Rämmeljäro-Lütt, wie sie sich selbst nennen, um von ihrem häuslichen und Familienleben, genügender von ihrer Sprache, von den Mythen, Liedern, festliche Gebräuchen und auffallenden Trachten, um von den reizenden Mädchen Fobello's und Bannio's zu reden, welche die Circassierinnen Norditaliens sind, bedürfte es mehr Raum, als er hier zugestanden werden könnte; das Alles möge einem umfassenderen Werke vorbehalten bleiben.

Irische Alterthümer.

Die irische Akademie in Dublin ist fortdauernd für ihren Zweck ungemein thätig. In ihrer Versammlung während des vergangenen Novembers wurde ein Aufsatz über ein in einem Sumpfe gefundenes astronomisches Instrument von keltisch-celtischem Erze vorgelesen: es stellt die Phasen des Mondes und die wahre Polarneigung der Erde dar. Im December wurde eine Abhandlung über das alte Ringgeld der Celten vorgelesen, und Proben von Gold-, Silber- und Erzmünzen von verschiedenem Gewicht von 12 Gran oder ½ Pfenniggewicht Troy bis zu einem Pfund vorgezeigt. Mehrere Exemplare von den Goldringen waren so genau von demselben Gewicht, daß sie auf der Wage gewogen einander völlig das Gleichgewicht hielten. Das Halbpfenniggewicht scheint die Einheit gewesen zu seyn, da alle andern nur Vielfache davon waren. Die Silber- und Erzmünzen waren nach der nämlichen Scala abgemessen, und ganz genau nach dem Troygewicht, dessen Entstehung also ins höchste Alterthum hinaufreicht.

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante.

(Fortsetzung.)

Obschon also der Argäus der Beschaffenheit seiner Felsen halber in die Klasse der alten Vulkane gehört, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß zu den historischen Zeiten seine Abhänge und die umliegende Ebenen

Spuren vulkanischer Thätigkeit trugen, und diese sind besonders in den durch erkaltete Lava gebildeten Schluchten zu erkennen. Strabo's Zeugniß ist, so viel mir bekannt, das älteste auf uns gekommene von Vulkanen, welche zu seiner Zeit noch thätig waren, jetzt aber erloschen sind.

Die Masse des Beegs Aegäus und des St. Basil (Alisdag) besteht aus einem festen röthlichen Fels, der sich vom Porphyr nur durch den fast gänzlichen Mangel des Feldspaths unterscheidet; man findet jedoch eine große Menge schwarzer, nadelförmiger Krystalle in denselben eingesprengt, welche Hornblende zu seyn scheinen. Der Berg St. Basil ist ein reiner, von allen Seiten isolirter Kegel, dessen Gipfel aus drei andern Kegeln besteht, deren Basen sich berühren.

Vormals stand ein Kloster auf diesem Beege, von dem er auch den Namen St. Basil erhalten hat. Die Cisternen zwischen den drei Kegeln des Gipfels sind noch erhalten; die Kirche und das Kloster aber wurden von den Türken zerstört.

An den Abhängen des Aegäus bemerkt man eine Menge kuppelförmig abgerundeter Kegel, welche von neuern vulkanischen Ausbrüchen herrühren; auch bestehen die meisten aus eisenhaltiger Lava und Tuff, welcher dem Volvic analog ist.

Die Quellen des Melas befinden sich in einem unermeßlichen Morast, südwestlich von Cäsarea; die Einwohner nennen ihn jetzt noch Kara su (schwaezes Wasser), was die Uebersetzung des Wortes Melas ist. Sein Wasser läuft gegen Osten und an einer kleinen Stadt vorüber, welche den Namen Inge su (schwaches Wasser) von ihm hat. Diese sechs Stunden von Cäsarea entfernte Stadt liegt an der Straße nach Ugub; ich weede später von ihr sprechen.

Die Stadt Cäsarea hat, wie wie von Strabo erfaheen, niemals Mauern gehabt. Ob ihre Baudenkmale zahlreich und peachtvoll waren, weiß man nicht, denn es sind kaum noch Spuren davon vorhanden; nur an der Abendseite der Stadt sieht man noch hohe mit Fenstern durchbrochene Mauern, welche die Ueberreste irgend eines Palastes seyn mögen. Die Beschreibung des alten Cäsarea ist ganz auf das neuere anwendbar. Das letztere hat, eben so wie das alte, keine Mauern, und die Häuser sind von Tuffplatten erbaut, was ihnen ein reinliches Aussehen gibt, das bedeutend gegen das der übrigen Städte Asiens, wo die Häuser meist aus Thonerde bestehen, absticht. Wie vor Alters hat man auch jetzt noch nur ,wenig und ungesundes Wasser, welches in Kanälen von verschiedenen Punkten des Gebirgs zugeleitet wird, wo man große Cisternen angelegt hat, in denen sich das Schneewasser ansammelt.

Die neuern Baudenkmale in Cäsarea sind der Aufmerksamkeit würdig, weil sie noch alle aus der Zeit vor der Einnahme von Konstantinopel herstammen, und folglich nach den Prinzipien der alten arabischen Schule erbaut sind.

Da die beiden unerläßlichen Bedingungen für die Gültigkeit des Gebets eine Abwaschung und die Richtung des Gesichts nach Mekka sind, so konnte jeder Ort, der eine Quelle und die erforderliche Lage hatte, zu Erbauung einer Moschee benutzt werden. Das Innere des Tempels bedurfte keiner weitern Ausschmückungen zum Behuf der religiösen Ceremonien, da diese nur in individuellen Gebeten bestehen. Der für den Imam bestimmte Mimber ist nichts als eine Art Kanzel, von welcher herab der Geistliche das Gesetz des Peopheten erklärt; auch bestehen die ältesten Moscheen aus nichts als einem Hof mit Springbrunnen und einer Umfriedung, in deren Mitte sich der Mihrab oder die Nische befindet, welche die Richtung nach Mekka andeutet. Erst später, nach der Einnahme von Konstantinopel, als die Moslems die Architektur der Sophienkirche bewundert und gefunden hatten, daß diese alle Erfordernisse ihrer Tempel in sich vereine, nahmen sie diese Form an, welche später der Typus der Moscheen wurde.

Die ältesten Moscheen in Kairo, nach der angeführten einfachen Weise angelegt und vielleicht auch etwas nach den ägyptischen Tempeln gemodelt, bestehen aus nichts als einem großen Portikus mit Säulen, von welchem ein Theil bedeckt und von dem Hof nur durch große Bögen ohne Thüren getrennt ist.

Die Moschee des Sultans Urchan zu Brussa hat ihren Hof und die Quelle in der Mitte des Gebäudes selbst, und das Gebet wird unter den den Hof umgebenden Portiken verrichtet. Nach diesem Plan ist auch die Hauptmoschee von Cäsarea erbaut, deren Gründung selbst den Softas unbekannt ist. Die Inschrift, welche der Erbauer gewöhnlich am Frontispiz anzubringen pflegte, ist hier vergessen oder vernichtet worden. Die Erbauung dieser Moschee wird jedoch von den Einwohnern einer Frau zugeschrieben, welche sie Hhuenn nennen und deren Grab sich im Hof der Moschee selbst befindet. Meine bei den Softas der Suleymanieh eingezogenen Erkundigungen haben zu keinem Resultat geführt; man glaubt indeß, jene Dame sey eine der Frauen des Sultans Urchan gewesen.

Das Aeußeee der Moschee besteht aus einer glatten, mit Thürmen versehenen Mauer. Duech eine Seitenthüre des Tempels gelangt man in den Hof, der mit einer doppelten Reihe von Portiken besetzt ist, welche von Wandpfeilern getragen werden, und deren Bögen sich in Hufeisenform wölben. Diese den Byzantinern entlehnte Bogenform findet man nur bei den ältesten arabischen Gebäuden; auf sie folgte bald die Bogengräte oder das Dorgewölbe.

Das Innere der Moschee unterscheidet sich in nichts vom Hof, von dem es nur durch eine leichte mit Fenstern durchbrochene Mauer getrennt ist, da das rauheee Klima nicht gestattet, den Tempel, so wie in Aegypten, offen zu lassen. Das Thor allein, welches mit Skulpturen in arabischem Geschmack geziert ist, stellt einigen Schmuck zur Schau; sonst ist das ganze Gebäude, das Innere sowohl als das Aeußere, höchst einfach gehalten. Das in einem Winkel des Hofs angebeachte Geab der vermeintlichen Erbauerin aber ist mit allen den Ausschmückungen versehen, welche die Moslems an Denkmälern dieser Art anzubringen pflegen.

Der Grundriß dieses Grabmals ist achteckig; es ruht auf einem Fußkranze von viereckigen Marmorplatten, mit Figuren bedeckt, welche sich unmöglich beschreiben lassen. Leichte an den Ecken angebrachte Säulen tragen ein reiches Gesims, in dessen Fries Sprüche aus dem Koran eingegraben sind. Vormals waeen diese Buchstaben vergoldet auf grünem Grunde. Das Dach bildet eine achteckige schmucklose Pyramide.

Es scheint, daß zu einer gewissen Zeit diese Bauform für die Grabmäler hoher Personen allgemein im Gebrauche war, denn in der Ebene von Cäsaeea sieht man mehrere Sultansgrabmäler, welche die Landesbewohner den Persern zuschreiben, obschon sie augenscheinlich von arabischer Bauart sind. Sie stehen jetzt ganz verödet, und es ist ganz unmöglich etwas über ihren Ursprung zu erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1836.

Spanien im Jahre 1835.

(Nach Charles Didier.)

Der Alboroto von Valencia.

„Schlagt zu! schlagt zu! es ist ein Faccioso! — Nieder! Nieder mit ihm.“ Unter diesen mit Flüchen begleiteten Ausrufungen schleppte eine Schaar Urbanos in blauer Uniform mit gelben Aufschlägen einen Mann von übelm Aussehen am Kragen fort, und bearbeitete ihn mit Schlägen.

Diese Scene ereignete sich am Thore von Valencia während eines Stiergefechts: es war ein Sonntag, der 2te August des Jahres 1835, und troß einer Hiße von 33° war der Cirkus angefüllt. Aber das Fest hatte den Erwartungen nicht entsprochen: die Corrida war abscheulich, die Stiere wahre Novillos, die Toreadores und Picadores hatten schlechte Arbeit gemacht, und der Matador seine Stöße so ungeschickt geführt, daß die unwillige Menge über Mord schrie. Mitten unter diesen Ausbrüchen des Aergers erscholl plötzlich der Ruf: „Tod den Facciosos!“ Die Aufmerksamkeit des Volks erhielt eine andere Richtung, statt eines Stiers sah man einen Menschen in der Mitte der Arena, statt der Toreadores traten Urbanos auf, und ein großer schnurrbärtiger Kerl war ganz bereit, an einem menschlichen Opfer den Matador zu spielen. Mit der einen Hand schwang er den Säbel, mit der andern ein rothes Band, das er bei dem Schuldigen gefunden haben wollte, denn Roth ist die Farbe der Absolutisten, wie Grün die Farbe der Konstitutionellen. Fort und fort ertönte das Geschrei: „Tödtet ihn! Tod den Facciosos! in dem Amphitheater.

Indeß zeigte sich das Volk sehr lau und schien in Wahrheit weniger Sympathie für die Opferer als für das Opfer zu zeigen. Dieses Opfer war ein Bäcker, ein ehemaliger Royalist, die Urbanos hatten ihn bis unter die Loge des Ayuntamiento geschleppt, und verlangten von dem Corregidor, der bei dem Feste den Vorsitz führte, mit lautem Geschrei seinen Kopf, — eine seltsame Nachgiebigkeit von ihrer Seite, denn jenseits der Pyrenäen gilt ein Menschenleben verzweifelt wenig, und es ist nur zu verwundern, daß sie nicht mit dem ersten Stoß den armen Teufel den Garaus machten. Der Corregidor verweigerte seine Einwilligung durch Zeichen, denn seine Stimme war durch das Geschrei erstickt, aber seine Weigerung hatte wenig Gewicht, denn um ihr Kraft zu geben, hatte er nur eine Handvoll Eskopeteros, die sich schweigend in ihre braun und rothen Mäntel hüllten, und höchstens zwanzig Dragoner, die am Thore des Cirkus wie angenagelt auf ihren Pferden saßen.

Dieses Thor, das einzige des Cirkus, war von dem Strom der Flüchtenden belagert, die Weiber und die ganze neutrale Partei der Versammlung stürzte darauf zu, um das Weite zu gewinnen. Schon mehr als eine Bank hatte unter dem Gewicht nachgegeben, und das nur aus Brettern roh aufgerichtete und eigentlich improvisirte Gebäude krachte auf allen Seiten, aber die Masse der Flüchtlinge stürzte dennoch fortwährend auf die Pforte los, und die von ihr ausgestoßenen Schreckensrufe vermehrten noch das Gewirr auf der Arena.

Hier hat sich inzwischen die Scene rasch geändert: der öffentliche Anschlag hatte dem Volk eine Kuh versprochen, um das Fest zu krönen; dieser barbarische Gebrauch ist eben so einfältig als abscheulich: man gibt dem Volke in der That eine Kuh Preis, das Volk macht sich dann in Masse zum Toreador, besetzt den Cirkus und quält das unglückliche Thier, bis es erschöpft niederfällt. Dann ist die Freude vollkommen, und erhebt sich in Jubelgeheul zum Himmel. Durch Zufall oder absichtlich war das arme, zum nobien Opfer bestimmte Thier mit einem Mal in die Arena gestürzt, und hatte diese gesäubert. Die überraschten Urbanos hatten ihr Opfer losgelassen, und der durch diese unerwartete Diversion befreite Gefangene sich unter der Menge verloren; aber sein Todesurtheil war gesprochen, und die Ausführung nur aufgeschoben. Diesen Tag zum Mindesten, — und dieß ist in Spanien selten, — floß kein Menschenblut, und die Scene, die einen tragischen Ausgang drohte, endete auf eine burleske Weise.

Diese kleine Episode auf dem Stierplaße war an und für sich nichts, aber die Umstände gaben ihr eine Bedeutung, es war der Anfang eines Aufstandes, oder, wie die Spanier sagen, eines Alboroto. Am Tage vorher hatte man zu Valencia die Niedermeßelung der Mönche in Catalonien vernommen, und am Morgen des Tages, wo das Stiergefecht gehalten wurde, kam die Nach-

richt, daß in Murcia vier oder fünf Klöster verbrannt worden seyen. Die Metzelei in Barcelona hatte nach einem Stier- gefechte statt gefunden, und die Unruhestifter von Valencia wollten, wie es scheint, nicht weniger thun.

Die Partei der Exaltados war sehr erbittert, und ihre Auf- regung leider nur allzu sehr gerechtfertigt durch die Keckheit der karlistischen, um die Stadt her verbreiteten Banden und einen neuerlichen Unfall, den die Stadtmiliz gegen sie erlitten hatte. In den Schluchten der Yesa war eine Abtheilung von dreißig Urbanos in einen Hinterhalt gelockt, und bis auf den letzten Mann kaltblütig niedergemacht worden. Ein einzeln überfallener Hauptmann wurde von den Facciosos unter Mar- tern hingerichtet. Wildheit ist der Charakter jedes Bürgerkriegs, in Spanien aber haben beide Parteien alle Gränzen überschritten. Die Rache ist unversöhnlich, und von beiden Seiten erfindet man Qualen, auf die man in den Jahrhunderten der Barbarei nicht verfallen wäre. Hat man nicht kürzlich als Sühnopfer für die Siege ihres Sohnes die Mutter Cabrera's erschossen? und sind seine drei eingekerkerten Schwestern nicht mit demsel- ben Loose bedroht? Cabreras Bande ist gegenwärtig der Schre- cken Aragoniens; damals war er im Königreich Valencia, fast vor den Thoren der Stadt, in der Umgegend von Chelva, und schnitt die Straße nach Cuenza ab. Quilez, ein anderer Gue- rillachef, stand an den Gränzen von Niederaragonien, und schnitt jede Verbindung mit der Provinz Teruel ab. Verschanzt in den unbezwinglichen Schluchten und Engpässen des Maestrazgo war er nicht zu haschen, und machte von dort aus Streifzüge bis auf die Straße nach Barcelona. Er hatte vor einigen Ta- gen die Pferde der Diligence geraubt, und nur erst den Tag vorher die Depeschen des Couriers verbrannt. Die Straßen gegen Süden, nach Alicante und Murcia, waren nicht viel sicherer, und wenn auch nicht ganz gesperrt, doch durch Cuesta und an- dere Facciosos beunruhigt. Somit war Valencia auf allen Seiten, mit Ausnahme der gegen die Mancha zu blokirt, und zudem erfuhr man noch, daß die Diligence von Madrid geplündert worden sey. Hatten dieß Räuber oder Facciosos gethan? Das konnte man unmöglich wissen, und in Spanien ist die Unter- scheidung nicht immer leicht zu machen.

Ich war gut unterrichtet, denn ich hatte diese Details alle von dem Generalkapitän erfahren, der mich selbst mit der gan- zen Lage bekannt gemacht hatte. Ich wollte nach Segorbe gehen, er rieth mir ab, denn ich lief Gefahr, in die Hände der karlisti- schen Banden zu fallen; zwei englische Reisende, welche der Gefahr Trotz boten, hatten keine Ursache gehabt, sich dazu Glück zu wünschen: auf der Straße von Castellon de la Plana hatte man sie angehalten, ihnen die Börse abgenommen, und den Bart, ein Haar ums andere, ausgerissen. Die Aussicht war nicht sehr lockend, ich fügte mich also den Gründen des Gene- ralkapitäns, und da ich ihn fragte, warum er keine Truppen gegen diese Wüthenden schicke, antwortete er mir: „was für Truppen? sie sind alle in Navarra; ich habe nicht 300 Mann unter meinem Befehl, und die Urbanos thun den Dienst.“ Ich begriff jetzt, daß die Miliz Herr der Stadt, und die Gewalt ganz in ihren Händen sey.

Als ich den Palast verließ, ging ich durch die Saragossa- Straße, die belebteste und glänzendste von Valencia: hier ist das Kaffeehaus zur Sonne, der gewöhnliche Versammlungsort der Exaltados. Der Zusammenlauf war zahlreich und man sprach mit Heftigkeit.

„Ist dieß ein gesellschaftlicher Zustand?“ rief einer der hef- tigsten Redner. „Man führt uns zurück zum Zustande der Wilden, laßt uns darum auch das natürliche Recht benützen. Da die Regierung diese Banditen nicht richten will oder kann, so müssen wir es selbst thun. Die Gefängnisse sind angefüllt, und, nicht wahr? die, welche wir haben, müssen für die andern zahlen. Statt dessen hat man nicht daran gedacht, ihnen den Prozeß zu machen. Wenn man mir glaubte! . . .“ Eine be- zeichnende Bewegung der Hand und der klassische Fluch der Spanier vollendete die Phrase des Redners, der in seiner Argu- mentation nicht weiter fortfuhr. An dem Beifallgemurmel, mit dem seine Rede aufgenommen wurde, merkte ich, daß auch die Logik seiner Zuhörer nicht weiter ging. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, die Parteien in Spanien begreifen kein anderes Recht, als das der Wiedervergeltung. An diesem Abend indeß ward es nicht ausgeübt, und die Nacht ging ohne Ereigniß vor- über. Der Alboroto des Stierplatzes war mißglückt, und es handelte sich darum, einen andern zu organisiren, woran man fast öffentlich arbeitete. Wer hätte ihn verhindern können? Drei Tage verflossen unter Vorbereitungen. Die Mönche sahen zu, wie der Verurtheilte, der sein Schaffot errichten sieht; von Schrecken ergriffen schliefen sie mehrere Nächte nicht in ihren Klöstern, sondern hielten sich in befreundeten Häusern verborgen. Dießmal kamen sie aber mit dem Schrecken davon, der Blitz- strahl, der lange schon über ihnen schwebte, fiel auf andere Häupter nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag im Schlosse des Herzogs von Gordon.

(Schluß.)

Die Musik hörte auf, als die Damen den Speisesaal ver- ließen; wir rückten nun einander näher, und die Unterredung wurde belebter. Als der Wein langsamer zu kreisen begann, brachte man den Kaffee, und um 11 Uhr ging man in den andern Saal zurück. Karten, Thee und Musik beschäftigten uns bis Mitternacht. Die Damen zogen sich zurück, und die Herren setzten sich an die Abendtafel. Es war 2 Uhr als ich mich niederlegte, und dieser Abend, den ich so sehr gefürchtet hatte, ist jetzt eine meiner angenehmsten Erinnerungen.

Es war spät, als ich erwachte, und ich hatte kaum Zeit mich in Eile anzukleiden. Als ich hinab kam, fand ich schon eine zahlreiche Gesellschaft beim Frühstück, und war beim Ein- tritt nicht wenig erstaunt über den verschiedenartigen Anblick, den der Speisesaal darbot. Die zahlreichen Bedienten in Livrée, das kostbare Tafelservice, die Musik, die zum Glanze und zur Munterkeit der Scene des vorigen Abends so viel beigetragen hatte, waren verschwunden. Der Herzog, in farbiger Kravatte

und grobem Jagdrock saß in der Mitte der Tafel, und hatte ein Journal in der Hand, und die vornehmen Damen, die ich strahlend von Edelsteinen und geschmückt mit allen Reizen der Mode am Abend verlassen hatte, waren alle mit der größten Einfachheit gekleidet und frisirt. Die Männer in ihre Briefe und Journale vertieft, vergaßen ihren Thee und ihre Cotelletten, bei ihnen war die Metamorphose am auffallendsten. Die Dandys vom vorigen Abend, diese Modejünger, deren Toilette tadellos war, fand ich wieder in Oberröcken von Barchent, dicken Tartangilets und Halsbinden von gefärbter Leinwand. Eine gewisse Ruhe und Gleichgültigkeit war an die Stelle der liebenswürdigen Heiterkeit des vorigen Abends getreten. Ich fragte mich beim Anblick dieser Erscheinung, was gewisse Amerikaner gedacht hätten, wenn sie in dieser Gesellschaft gewesen wären, die aus dem höchsten Adel und der fashionabelsten Welt Englands bestand.

Das Dejeuner in England bietet eine Stunde des Vertrauens, des Gehenlassens. Kein Bedienter erscheint, ein großer Vortheil in meinen Augen. Nichts Widerlicheres, als immer drei oder vier lange Bursche an der Seite zu haben, deren einziges Geschäft ist, auf den Teller des Gastes Acht zu haben. Thee und Kaffee, Cotelletten, Plattsemmeln (muffins), kleine Kuchen, Marmelade, Gelée, Fische und andere Bestandtheile eines schottischen Dejeuners standen auf dem Tische, auf den Büffets kaltes Fleisch verschiedener Art. Niemand genirte sich im Mindesten, jeder bediente sich selbst und stand auf, wenn er fertig war: die einen gruppirten sich an den Fenstern, die andern gingen auf und ab. Ich näherte mich dem Herzog, der ziemlich lange sitzen blieb: er erzählte uns manches Interessante über die Salmenfischerei im Spey. Das Recht, innerhalb der Güter Sr. Herrlichkeit Salmen zu fangen, ist für 8000 Pf. verpachtet. Man zeigte mir einen Salmen, den man sehr groß nannte, zur Ehre der amerikanischen Ströme muß ich aber sagen, daß er nicht halb so schwer als unsere gewöhnlichen Salmen war.

Die Damen begaben sich ohne Herrenbegleitung in die Alleen des Parks, oder begannen ihren verschiedenen Zeitvertreib. Die Jäger suchten ihre Bedienten, welche an der Stallthüre die Hunde an der Leine hielten; einige begaben sich ins Billardzimmer, und ich blieb in einem Tête-à-Tête mit Lord Aberdeen. Der Exminister fragte mich viel über Nordamerika: als Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte er Hrn. Mac Lane genau gekannt, und niemals hatte ihm ein Mann ein tieferes Gefühl für Redlichkeit und Geradheit eingeflößt, nie hatte er öffentliche Angelegenheiten mit mehr Vergnügen behandelt, als mit ihm, und er wünschte sehr, daß derselbe als Gesandter nach London zurückkehren möchte: „ein Mann von Ehre, der zarte Rücksichten beobachtet, sagte er, ist mehr werth als zwanzig durchtriebene Diplomaten.“ Auch sprach er mit Lobe von Hrn. Gallatin und Hrn. Rush, kam jedoch immer auf Hrn. Mac Lane zurück. Den persönlichen Charakter des Präsidenten Jackson schien er zu achten, aber seinen politischen Grundsätzen gemäß konnte er dessen Verwaltung nicht wohl billigen.

Lord Aberdeen gilt für den stolzesten und phlegmatischsten Aristokraten der drei Königreiche, und ich war sehr neugierig den Mann zu sehen, der eine so furchtbare Reputation besaß. Lord Aberdeen ist von mittlerer Größe, aber ein wenig untersetzt: sein Empfang zeigt mehr Würde, als Stolz und Zurückhaltung. Gewöhnlich trägt er ein schwarzes Kleid, das abgeschaben und stets zu weit für ihn ist, sehr schlecht gemachte Beinkleider, ein bis an den Hals zugeknöpftes Gilet und eine sehr nachlässig umgebundene Kravatte, kurz Se. Herrlichkeit ist im Kostüm nicht sehr aristokratisch. Seine Manieren scheinen eben so wenig anständig, er kreuzt die Hände auf dem Rücken, schaukelt sich auf den Fersen, im Gespräch ist seine Stimme leise und monoton, er lächelt selten, und dennoch hat er in seinem ganzen Wesen etwas so Wohlwollendes, eine so eigenthümliche Ueberlegenheit, daß man trotz der Einfachheit, womit er sich umgibt, doch nach einem Gespräch von zehn Minuten den hochstehenden Mann erkennt. Namentlich aber bei Damen macht sich die Ueberlegenheit des Mannes von hoher Geburt bemerklich.

Im Schlosse des Herzogs von Gordon fand sich niemand genirt: man brauchte sich keiner Etiquette zu unterwerfen, und keine Vergnügungspartie wider seinen Willen mitzumachen; man ritt aus, jagte Füchse oder Hirsche, machte eine Partie Billard oder blieb in seinem Zimmer, ganz nach Gefallen. Nach dem Dejeuner begaben sich die Damen in ihre Zimmer bis zur Zeit der Collation. Um zwei Uhr wurden eine oder zwei Platten Wildpret und eine Menge kalten Fleisches auf kleinen Tischchen im Speisesaale aufgestellt, und jeder nahm etwas zu sich in Erwartung des Diners. Von dem Speisesaal ging man in den Salon. Fuhrwerke jeder Art standen angespannt unter den Fenstern. Die Grooms, die berittenen Jockeys, Läufer, Reitpferde warteten auf die Befehle und Launen der Gäste. Dann fuhren die einen nach den Ufern der Spey, die andern nach der Küste des Meeres. Eine kleine Anzahl durchstrich die Alleen des Parks. Man mochte einen Weg einschlagen, welchen man wollte, immer war man zu Hause oder wenigstens bei seinem Wirthe, dessen Güter so weit reichten als der Horizont. Mehrere Stunden vom Schlosse öffneten sich die Schlagbäume wenn man sich näherte, Heerden von rothen Hirschen flohen beim Rasseln der Räder in den schweigenden Park, prächtige Fasanen irrten wie gezähmt in den unermeßlichen Gehegen umher, die Hasen entfernten sich kaum über die Peitschenlänge hinaus, und in den gelichteten Stellen des Waldes schwenkten die Parkwächter ihre Mützen. Alle Partien dieses Gemäldes erinnerten an die Privilegien, in deren Genuß man sich für den Augenblick befand, und kitzelten die Eigenliebe ungemein. Allerdings hätte ich als guter Republikaner einen kecken Ausflug in unsere Urwälder diesen aristokratischen Genüssen vorziehen sollen.

Etwa dreißig Gäste speisten täglich an der gastlichen Tafel des Schlosses, das ein wahrhaft fürstlicher Aufenthalt war, wo der Herzog und die Herzogin die Honneurs gegen jedermann mit der gleichen Leutseligkeit machten. Die Gesellschaft wechselte unaufhörlich; alle Tage kamen neue Gäste, und andere reisten ab, aber das unaufhörliche Kommen und Gehen machte keinen besondern Eindruck. Eine Postchaise hielt am Thor, man lud das Gepäck ab, und zog den Wagen in die Remisen. Niemand

fragte nach dem Namen der Ankömmlinge, denn man war gewiß, sie Abends an der Tafel zu finden. Die Abreise machte eben so wenig Lärm; ohne besonders nahe Bekanntschaft verabschiedete man sich nur von dem Herzog und der Herzogin. Kurz aller Zwang war aus dem Schlosse Lord Gordons verbannt, und wenn jemand dort Langeweile und Traurigkeit kannte, so hatte er sie mitgebracht. Was mich betrifft, so gab ich mich den Reizen dieses glücklichen Lebens ohne Widerstand hin.

Alte portugiesische Geographie.

Unter den zahlreichen Büchern, Karten und Zeichnungen, welche man gegenwärtig aus den Klosterbibliotheken Portugals sammelt, findet sich auch eine portugiesische Karte von Neuholland mit portugiesischen Namen für mehrere Stellen und Häfen. Dadurch wird die Behauptung mancher Portugiesen bestätigt, daß ihre Seefahrer lange vor denen irgend einer andern Nation dieses Land gekannt hätten. Eben so findet sich in diesen Sammlungen auch ein sehr merkwürdiger chinesischer Atlas.

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante.

(Fortsetzung.)

Cäsarea war vor Zeiten sehr blühend durch den großen Handel, welchen die Karawanen durch Asien betrieben; jetzt aber hat dieser gedeihliche Zustand gänzlich aufgehört, und die Stadt befindet sich, wie so viele andere des Landes, in einem Zustande gänzlichen Verfalls.

Am 20sten August reiste ich ab, um die Städte Urgub und Nigde und die bedeutendsten Punkte von Lycaonien zu besuchen. Drei Stunden von Cäsarea kam ich durch die großen Moräste von Kara-su; ein sehr schwieriger Weg, durch den vor Zeiten eine Kunststraße, ein Römerwerk, führte, von dem jetzt nur noch Ruinen da sind.

Dieses ganze mit Weideplätzen bedeckte Land ernährt unzählige Rinderheerden, deren Dünger das einzige Brennmaterial ist, dessen man sich jetzt zu Cäsarea bedient; denn die Waldungen des Argäus sind schon längst ausgehauen und die Bewohner dieses Theils von Cappadocien auf den angeführten Feuerungsstoff beschränkt, der einen unerträglichen Moschusgeruch verbreitet.

Nach drei Wegstunden befanden wir uns auf der Südseite des Argäus. Auf dieser Seite befinden sich noch mehrere etagenweise über einander stehende vulkanische Kegel, und zwar die höchsten auf dem obern Theile des Bergs.

Nachdem man in der Nähe des Kara-su eine thonige Sumpfebene durchschritten hat, befindet man sich auf demselben Tuffboden, wie auf der Ebene von Cäsarea. Diese Formation setzt bis nach Urgub, eine Strecke von neun Stunden, und bis auf eine nicht zu bestimmende Breite fort.

So wie man sich Inge-su nähert, steigt das Land rasch aufwärts, so daß diese kleine Stadt auf dem Boden eines Thales mit steilen Wänden liegt, und man nur auf zwei Punkten in dieselbe gelangen kann. Diese Gegend bietet nichts für die Alterthumskunde Merkwürdiges als ihre zahlreichen Katakomben.

Von Inge-su nach Urgub sind sechs Stunden. Der Weg führt durch eine wilde, dürre Wüste; hat man aber ein Gebirge überschritten, welches den Horizont begränzt, so bietet sich dem Auge ein höchst überraschender Anblick, und dieß ist die Stadt Urgub. Sie liegt am Eingang eines weiten Thales und an einem Berg; von Weitem sieht es aus als ob ihre Bewohner in großen Hütten oder kolossalen Bienenstöcken lebten, denn die Häuser verschwinden inmitten einer Menge regelmäßiger, schneeweißer Kegel. Das ganze große sieben Stunden lange Thal ist mit diesen seltsamen Formationen angefüllt, und die Alten, denen nichts entging, was die Einbildungskraft ansprechen kann, haben hier eine Nekropolis angelegt, welche, ihrer ungeheuren Größe nach zu urtheilen, die Generationen von mehrern Städten aufgenommen haben muß. Die Grabgemächer sind nach Tausenden vorhanden, und viele von ihnen so weit und gut angelegt, daß ihre jetzigen Bewohner nichts zu thun hatten, als eine Façade anzubauen, um ein bequemes Haus zu haben. Dieser Art sind fast alle Häuser von Urgub: eine kleine Façade am Fuß eines ungeheuren Zuckerhuts.

Wenn man tiefer in das Thal eindringt, so findet man keine sechs Fuß flachen Boden mehr, sondern der Weg führt zwischen einem Walde von kegelförmigen Felsen hin, welche ohne alle Ordnung stehen und oft einer auf den andern gepfropft sind. Dieser Boden von vulkanischer Formation besteht aus einem Agglomerat von gelbem Sand und Bimsstein, der unter dem Fußtritt knarrt, als ob man auf Schnee ginge, und hat die seltsame Eigenschaft, sich durch die Einwirkung des Regens in Kegel zu bilden, wie ich deren schon im Dorfe Selb-elar ähnliche, jedoch auf einem minder ausgedehnten Terrain bemerkt hatte, und später auch auf der Straße von Konieh fand.

Diese Erscheinung zeigt sich auch an den Thalwänden, wo man Kegel sich bilden sieht, als wäre es eine Vegetation. Das Wasser bildet, indem es abfließt, die Spitzen, und der Kegel nimmt in dem Maße zu, als das Wasser sich ein tieferes Bett bildet. Man sieht solcher Pyramiden, welche kaum einen Meter hoch sind; weiter unten im Thal aber finden sich höhere, und die höchsten im Mittelpunkt desselben. Ein weiterer Beweis, daß dieser Boden früher eben war, und daß jene Kegel durch keine Erschütterung entstanden sind, liegt darin, daß unter dem weißen mit Bimsstein gemischten Sand sich rosenfarbene Sandschichten befinden; diese schrägen Schichten gehen von der Thalwand aus und durchschneiten eine gewisse Anzahl Kegel, auf denen sie in verhältnißmäßigen Höhen sichtbar sind, in schräger Richtung.

Viele dieser Kegel sind von Außen in ihrem natürlichen Zustande geblieben, mehrere aber von den Alten regelmäßig in Pyramidenform zugehauen und die Thüre des Grabmals mit Skulpturen verziert worden. Eine nähere Untersuchung dieser Gräber hat kein Licht hinsichtlich der Zeit der Entstehung jener Gräberstadt und der Epoche gegeben, wo sie ihre Bestimmung änderte; so viel ist jedoch gewiß, daß sie zur byzantinischen Zeit noch benutzt wurde, denn in mehrern Gemächern sieht man Kreuze eingehauen, und an einer andern Stelle des Thales, Keurémé genannt, finden sich noch Kapellen und christliche Gräber mit vollkommen erhaltenen Freskogemälden. Dieß ist die Ursache, daß man diesen Gräbern den Namen Bin-bir-Kilisia (Tausend und Eine Kirche) beigelegt hat, denn die Türken und Griechen glauben fest, daß jedes einzelne Grab eine Kirche gewesen sey.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1836.

Ueber die Entwicklung der Pest.

Herr Segur Dupeyron las in der Sitzung der französischen Akademie vom 21sten März eine Memoire vor, die den Titel führte: Historische und statistische Forschungen über die Ursachen der Pest. In einer früheren Schrift über die Sanitätsmaßregeln der verschiedenen Länder am Mittelmeer hatte er schon mancherlei Bemerkungen niedergelegt über die Frage, in wie fern die größere oder geringere Handelsthätigkeit einen Einfluß auf die verschiedenen Erscheinungen dieser Krankheit in Europa ausgeübt habe. Jene Forschungen führten ihn darauf, daß die Pest hauptsächlich aus Aegypten gekommen sey, und diese Behauptung glaubte er durch neue Beweise stützen zu müssen. Die Quellen aus denen er schöpfte, sind die Archive der auswärtigen Angelegenheiten, die jedoch, was Aegypten und Syrien betrifft, nicht über das 17te Jahrhundert hinaufreichen, die christlichen Schriftsteller, welche über diese Länder geschrieben haben, und endlich einige arabische. Die Korrespondenz der Konsuln lieferte ihm nicht nur die Beweise für seine Behauptung, sondern auch Thatsachen, die durch ihre Zusammenstellung die häufigsten Ursachen der Pest ins Klare setzen.

So schrieb Hr. de Maillet, Konsul zu Cairo, am 4 Mai 1696: „die außerordentliche Theurung der Lebensmittel hat einer Menge Menschen aus dem Volke das Leben gekostet, bösartige Fieber haben nicht mindere Verheerungen angerichtet, und die ansteckende Krankheit, die darauf folgte, hat nicht weniger Menschen hinweggerafft.“ Am 20 April 1718 schrieb der Konsul Lemaire: „daß einer Hungersnoth, die den ganzen Winter über geherrscht, eine äußerst bösartige Pest gefolgt sey.“ Am 18 Julius 1756 benachrichtigte Hr. von Joinville den Minister, „daß die Lebensmittel entsetzlich theuer seyen, das niedere Volk vor Hunger sterbe, und die Krankheit ihre mörderische Wuth ausübe.“ Am 15 April 1767 erwähnt Hr. Chaillan, Vicekonsul zu Rosette, gleichfalls „die Theurung der Lebensmittel, welche bösartige Fieber erzeuge,“ und im folgenden Jahre spricht Hr. Fort, Vicekonsul zu Alexandria, von der Pest, die in der Stadt seit Kurzem aufgehört habe.“

Aus diesen und andern Nachrichten geht hervor, daß in gewissen Fällen einer Pest in Aegypten zwei Dinge vorangehen, Mangel und bösartige Fieber. Es fragt sich nun, ob dieß Zusammentreffen sehr häufig statt finde. Ein anderer Brief des Hrn. von Joinville besagt, daß Hungersnoth oder Ueberfluß gewöhnlich von einer schlechten oder guten Ueberschwemmung herrühren, ich sage gewöhnlich, denn manchmal wird nach einer guten Ueberschwemmung die Ernte durch die zerstörenden Wirkungen des Khamsinwinds *) verbrannt. Die Ueberschwemmung des Nils ist schlecht, wenn sie entweder schwach ist, daß viele Felder nicht überschwemmt und somit auch nicht eingesäet werden können, oder wenn sie zu stark ist, daß das Wasser zu lange stehen bleibt, und die für die Aussaat günstige Zeit vorübergeht. Man konnte somit auf den Gedanken kommen, eine schlechte Ueberschwemmung sey die erste Ursache der Pest, indem sie Hungersnoth erzeuge; zur Vervollständigung des Beweises mußte aber auch noch nachgewiesen werden, daß bösartige Fieber häufig einem Mangeljahre folgen, und endlich, daß diese Fieber in Aegypten einen Grad erreichen können, daß sie die Symptome der orientalischen Pest, nämlich Karbunkeln und Bubonen darbieten können.

Die Meinung, daß ein schlechter Nil die Pest zur Folge habe, ist sehr alt, man schrieb sie aber gewöhnlich der größern Menge von Miasmen zu, während Hr. Dupeyron der Meinung ist, diese Ausdünstungen spielten in der Erzeugung der Krankheit nur eine sehr sekundäre Rolle. Um seine Meinung durch möglichst viele Beweise zu stützen, suchte er mit großer Mühe die Jahre zusammenzustellen, wo Hungersnoth und Pest zusammentrafen. Er fand, daß zwischen den Jahren 963 und 1499 vierzigmal schlechte Ueberschwemmungen mit pestartigen von europäischen Schriftstellern erwähnten Krankheiten in Europa

*) Der Khamsin oder Kheramsin ist ein regelmäßig vorkommender, weil verbreiteter Südwind in Aegypten, der durch den aufgetriebenen Staub in den Wüsten Alles unsichtbar macht, mit einem eigenthümlichen Rasseln verbunden ist, und auf dem Körper, neben dem Gefühl von Hitze zugleich das von Nadelstichen erregt. Dieser Wind ist eine wahre elektrische Erscheinung, er weht nur innerhalb der 50 Tage um die Frühlingstagundnachtsgleiche, und hält nicht über 3 bis 4 Tage, oft nur 1 Tag an; die Hitze steigert sich dabei von 16 bis 20° auf 30°, 36° bis 38°.

zusammentrafen. Nun finden sich in diesem Zeitraume 50 bis 55 Einbrüche der Pest, drei Viertheile derselben fallen also mit schlechten Ueberschwemmungen zusammen.

Mehreremal, nämlich in den Jahren 1137, 1157 und 1263, brach zu Venedig die Pest in eben demselben Jahre aus, wo die Ueberschwemmung zu stark oder zu schwach war, da doch die Folge dieses letztern Unfalls, nämlich eine schlechte Ernte, erst im folgenden Jahre eintreten konnte. Diesen Widerspruch glaubt Hr. Dupeyron dadurch erklären zu können, daß die Großen des Landes von dem Augenblick an, wo sie eine schlechte Ernte des künftigen Jahres voraussahen, das Getreide aufzukaufen pflegten; so konnte der Mangel gleich nach der Ueberschwemmung eintreten, und auch alsbald von den Krankheiten, die derselbe nach sich zu ziehen pflegt, gefolgt seyn. Auch die Paschas von Aegypten fanden dabei ihren Vortheil so gut, wie die Kornwucherer, denn sie verkauften die Stellen der Distriktsvorsteher sehr theuer, und wenn die Pest sehr mörderisch war, verkauften sie oft dasselbe Dorf in demselben Jahre zwei- oder dreimal.

Dupeyron behauptet indeß keineswegs, daß der Pest in Aegypten eine Hungersnoth vorangehen müsse, und glaubt vielmehr, daß jedes öffentliche Unglück diese Krankheit erzeugen könne: auch findet man in der That manche Pest, die nicht mit schlechter Ernte zusammenhängt. Und auf der andern Seite, wenn Mangeljahre in Aegypten eintraten, und in Europa keine Pest ausbrach, so liegt noch Dupeyrons Meinung der Grund darin, daß die Hungersnoth manchmal nur bösartige Fieber erzeugt, oder weil die Krankheit in Folge besonderer Umstände den Ort, wo sie entstand, nicht verließ. Es ist demnach wohl möglich, daß in Folge der schlechten Uebrschwemmungen in den Jahren 965, 966, 997, 1008 und 1052 sich in Aegypten die Pest entwickelte, aber die Gränzen des Landes nicht überschritt, weil damals der Handel sehr unbedeutend war; eben so wenn die Krankheit sich in Folge der fünf schlechten Ueberschwemmungen zwischen 1183 und 1193 entwickelte, so konnten die Siege Saladins über die Kreuzfahrer die Verbreitung in Europa hindern. Indem der Verfasser so von einem Jahre zum andern die ungewöhnlich reichlichen oder ungewöhnlich schwachen Ueberschwemmungen verfolgt, sucht er zu zeigen, daß wenn in diesen Zeitpunkten nicht die Pest auf irgend einem Punkte Europa's sich zeigte, gewöhnlich die Verbindungen mit der Levante durch Krieg oder irgend eine andere Ursache unterbrochen waren.

Bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ist Aegypten der einzige Mittelpunkt, von dem die Pest ausging, nach dieser Zeit aber beginnt die Einwirkung des zweiten, nämlich des von Konstantinopel, den der Verfasser später zu behandeln verspricht. Für den Augenblick handelt er nur von Aegypten, und schließt damit, daß er die während des 18ten Jahrhunderts vorgefallenen schlechten Ueberschwemmungen mit dem Ausbruche der Pest zusammenstellt. In einigen Fällen brach allerdings die Pest aus, obwohl der Nil die rechte Höhe erreicht hatte, dann aber war die Ueberschwemmung nicht von hinreichender Dauer, oder der Khamsinwind verbrannte die Ernten, und in der That zeigt auch die Korrespondenz der Konsuln, daß in den zwei Pestjahren 1740 und 1770, wo die Ueberschwemmung des Nils regelmäßig gewesen war, die Ernte nichtsdestoweniger fast völlig fehl geschlagen hatte.

Spanien im Jahre 1835.

Der Alboroto von Valencia.

(Fortsetzung.)

Während sich dieß Drama in den Coulissen vorbereitete, hatte sich auf der Scene nichts geändert: man war in der Jahreszeit der Seebäder, und Schaaren von Tartonen (Fuhrwerke des Landes) kreuzten sich unaufhörlich von der Stadt nach dem Grao, von dem Grao nach der Stadt. Der Grao ist der Hafen oder vielmehr der Landungsplatz von Valencia, eine halbe Stunde von der letzten, und hier werden die Bäder genommen. Die Zurüstung ist äußerst einfach, denn der Spanier macht sich nicht viel aus Bequemlichkeiten. Eine schlechte Holzbaracke dient den badenden Damen als Auskleidezimmer: hier hüllen sie sich in einen langen leinenen Sack, der sie von den Schultern bis zu den Füßen bedeckt, und in diesem unzierlichen Schmucke werfen sich die zierlichsten und elegantesten Damen vor den Augen und in Gesellschaft von aller Welt ins Wasser. Sie treten heraus, wie Venus, die nasse, fest klebende Leinwand zeigt die nicht mehr verschleierten Formen. Der Infant Don Franzisko de Paula, der einzige von den drei Infanten, der der Königin treu blieb, theilte damals mit seiner Familie diese unschuldigen Vergnügungen; aber hier wie zu Madrid wollte er sich keineswegs mit Politik befassen, denn er ist äußerst friedlich gesinnt, und hat nur Einen Ehrgeiz, den der Ruhe.

Indessen reifte der Alboroto ganz gemächlich: die Verschwornen genirten sich gar nicht, gingen an den Grao wie die andern, und man konspirirte, während man die badenden Damen lorgnettirte. Ich war an einen der Hauptanstifter, einen Offizier der Miliz, adressirt, und er führte mich den Tag vor dem Ausbruch ganz ruhig in der Stadt herum, und Abends ins Theater; das Schauspiel für mich war jedoch nicht auf der Bühne, sondern im Parterre und in den Logen. Hier sprach man von dem bald ausbrechenden Alboroto, wie von einem wieder aufzuführenden Schauspiel, und als mein Führer, der Offizier, mich verließ, um sich an den Sammelplatz zu begeben, drückte er mir die Hand und empfahl mir Vorsicht, wie man einem Tänzer auf dem Balle sagt: tanzen Sie nicht zu viel. Kaum war ich heimgekehrt, so hörte ich den Generalmarsch schlagen. Um Mitternacht hatte sich die Stadtmiliz versammelt, welche den Streich verabredet hatte, und ihn auch allein ausführte. Die wenigen Truppen in der Stadt rührten sich nicht, und der Miliz war der Sieg nicht theuer zu stehen gekommen.

„Was wird sie thun?“ dachte ich. „Wird sie die Mönche massakrieen, wie zu Barcelona, oder bloß die Klöster anzünden, wie in Murcia? wird sie den Sturz des Ministeriums Toreno und der Regentin aussprechen, und dem Königreich Valencia seine alte Unabhängigkeit geben?“ Die Republik, das wußte ich, würde nicht genannt werden, denn dieser Begriff existirt in Spanien nicht; man träumt von einer neuen Regentschaft, einer demo-

kratischern Konstitution, ausgedehnten Municipalfreiheiten, aber man betrachtet das monarchische Band als eine Nothwendigkeit und eine Garantie der politischen Einheit. Während ich über die obigen Fragen nachsann, fielen mir die Worte des Redners in der Saragossastraße ein: „wenn man mir glaubte! . . .“ und der Gedanke an einen zweiten September durchzuckte mich. Ich hatte richtig gerathen: man marschirte gegen die Gefängnisse.

Eine gewisse Ordnung herrschte in dem Marsch und weniger Aufregung als in dem Kaffeehaus zur Sonne, aber diese Ruhe war schrecklich, denn sie verkündigte einen Entschluß, und ließ eine kaltblütige Niedermetzelung befürchten. Es hatte schon etwas Schauerliches, diese Menschenwellen beim Fackelschein durch die tausendfach gekrümmten, düstern, schweigenden, wahrhaft mittelalterlichen Straßen sich wälzen zu sehen; nur wenige Neugierige erschienen auf den Balkonen. Das erste Gefängniß, das man belagerte, war der Thurm des Quarto. Der Befehlshaber ward aufgefordert, die Thore zu öffnen, dieß geschah, und auch das Register der Gefangenen wurde den Belagernden übergeben. Der Namensaufruf begann. Ich athmete kaum, mein Blut stockte, denn ich glaubte der Augenblick der Niedermetzelung sey gekommen. Der erste Gefangene, den man herausführte, war ein Greis in schneeweißen Haaren, den der Schrecken fast wahnsinnig gemacht hatte: er kam herbei mit stieren, eingefallenen Augen, offenem Munde und steifen herabhängenden Armen, sein ganzer Körper schien wie gelähmt. Allmählich ertönten nun auch die Namen der andern in den langen Gängen, und rollten von Echo zu Echo, wie eine Stimme des jüngsten Gerichts; 25 oder 30 Gefangene wurden nach und nach vor diesen schrecklichen Areopag geführt. Meine Brust hob sich, als ich die Gefangenen, statt sie augenblicklich zu ermorden, ruhig nach dem Hauptquartier der Miliz abführen sah. Die Gefangenen, und zwar nicht nur diese, sondern auch diejenigen, welche man nach und nach aus der Citadelle, dem Thurm der Serranos und den übrigen Gefängnissen der Stadt geholt hatte, wurden zusammen unter der Wache der Urbanos in ein Zimmer eingeschlossen. So ging die Nacht des fünften vorüber, und lebhaft freute ich mich über so viel Mäßigung, wo Härte so leicht war. Keine Privatausschweifungen fanden statt, und kaum sprach man von zwei oder drei Personen, die durch Zufall oder durch Unvorsichtigkeit getödtet worden waren.

Am nächsten Morgen war mein erster Ausgang zu einer Modistin, um eine dreifarbige Kokarde machen zu lassen. Einen solchen Freipaß hielt ich für nöthig bei meinen Ausflügen während des Tags, und die Erfahrung bewies mir die Wirksamkeit dieses Talismans. Er öffnete mir alle Thore, und machte mich während dieser Tage der Erschütterung unverletzlich. Die Stadt blieb übrigens ruhig, Alles ging beinahe seinen gewöhnlichen Gang, nur die Thüren waren geschlossen, und blieben es auch den Tag über. Die Masse der Bevölkerung schien sich um das was vorgegangen war, und noch vorgehen sollte, sehr wenig zu kümmern, und im Ganzen gleichgültig zu bleiben.

Der Principal, so heißt das Hauptquartier der Miliz, liegt auf dem Marktplatze, welcher also der Mittelpunkt des Alboroto geworden, und von den Urbanos militärisch besetzt war, einige Kompagnien lagerten auch auf andern Plätzen. Es mochten etwa 2000 Mann unter den Waffen stehen, und diese 2000 Mann waren die unumschränkten Herren einer Stadt, die nicht weniger als 120,000 E. zählte. Aber in Spanien, — und die Ereignisse haben mir diese Bemerkung wiederholt aufgedrungen, — wissen die Urbanos den Sieg nicht zu benützen, dieß kommt namentlich daher, weil sie ohne bestimmten Plan in den Tag hinein leben, weil es keine öffentliche Meinung in Spanien gibt, oder weil diese, wenn es eine gibt, in den Windeln liegt. Ich brachte den ganzen Morgen in den Reihen der Urbanos zu, ging von einer Gruppe zur andern, und wohnte den Berathungen bei: nirgends war Ordnung, nirgends Uebereinstimmung, noch ein Gedanke an die Zukunft. An große Tugenden und hohe Einsichten, wie sie eine lange politische Erziehung gibt, war nicht zu denken, aber auch jene Volksinstinkte fehlen, die häufig roh und gewaltsam sind, oft jedoch auf einem edlen Grunde beruhen. Das Vergeltungsrecht war der einzige Punkt, über den man sich verstand, und dazu war freilich keine große Anstrengung der Verstandeskräfte nöthig. Eine politische Idee fehlte gänzlich, ein bestimmtes Regierungssystem ward nicht verlangt, nur einige furchtsame Stimmen stotterten ein Lebehoch für die Konstitution von 1812 heraus, und in allen Reihen rief man: es lebe die Königin! es lebe die Freiheit!

Was man der Centralgewalt vorwarf, war ihre Nachsicht für die Carlisten, und wenn man sich der Gefangenen bemächtigte, so wollte man den wiederholten und absichtlichen Zögerungen des Gerichtsverfahrens ein Ende machen, oder mit andern Worten, man verlangte die alsbaldige Hinrichtung von 6 oder 7 überwiesenen Cabecillas oder Bandenchefs. Unter dieser Bedingung versprach man die Waffen niederzulegen, im Weigerungsfalle stand man für nichts. Das Schattenbild von Regierungsgewalt, der Generalkapitän, konnte weder gewähren noch abschlagen. Er berief in seinen Palast eine außerordentliche Junta der höheren gerichtlichen und Regierungsbeamten, lauter schüchterne Leute: er selbst von Podagra und Furcht gleich heftig ergriffen, legte seine Gewalt in die Hände des Grafen Almodovar nieder, dessen früheres selbstsüchtiges Benehmen nicht geeignet war, in einem solchen Augenblick Zutrauen einzuflößen. Der ganze Morgen ging in Unterhandlungen und Austausch von Parlamentairen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigeuner im Baskenlande.

In dem französischen Baskenlande leben etwa 2000 Zigeuner. Sey es, daß Wahrsagen, kleine Beraubungen des Hühnerhofs und der Bettel ihrem Bedürfnisse nicht mehr genügten, oder daß der Geist des Fortschritts sich auch ihrer bemächtigte, genug, sie wurden aus Bettlern und Wahrsagern größtentheils Räuber, und ihre Räubereien nehmen um so mehr zu, als sie größtentheils straflos davon kommen. Die gewöhnlichen Mittel der Gendarmerie helfen hier nicht, denn wie will man Leuten ohne Heimath ein Alibi nachweisen; ein einziger Nachtmarsch brachte sie völlig aus dem Bereich der Behörden, in deren Gebiet das Verbrechen begangen worden war, und wurden sie zu hart

verfolgt, so gingen sie über die Gränze nach Spanien. Die Erbitterung des Landvolks über die wiederholten Beraubungen stieg aber so hoch, daß man auf dem Punkte stand, nach alter Sitte auf die Zigeuner Jagd zu machen, und sie wie Wölfe oder Füchse niederzuschießen. Dahin durfte man es nicht kommen lassen, und die Gendarmerie erhielt den Auftrag, sie einzufangen, wo sie sie fände. Ueber 50 Erwachsene waren bald eingefangen, aber was nun mit ihnen anfangen? Das Memorial de Pau enthält ein Schreiben, worin vorgeschlagen wird, sie in Masse zu deportiren.

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante.

(Fortsetzung.)

In der Stadt Urgub selbst und an der Vorderseite des Thales sieht man noch ein großes, seiner Architektur halber merkwürdiges Grab. Es besteht aus drei gewölbten, zusammenstoßenden Sälen, in welche man durch drei in der Vorderseite angebrachte Thüren gelangt. Das 11 Metres hohe Frontispiz des Monuments besteht aus dem Erdgeschoß mit den drei Hauptthüren, in Hufeisenform gewölbt, und im obern Theil aus zwei Reihen Bogengängen ebenfalls in Hufeisenform. Die erhöhten Bögen scheinen nicht arabischen Ursprungs zu seyn; da jedoch das Grab keine christlichen Spuren trägt, so könnte es vielleicht auch älter seyn, wiewohl ich dieselben erhöhten Bögen in einer byzantinischen Kirche im Dorfe Devrent in Cappadocien gesehen habe.

In Keurémé werden jene Kegel vielfältiger und stellen noch sonderbarere Formen zur Schau. Der Boden des Thales besteht aus einem brennend rothen thonigen Sand, die Kegel aber sind stets von weißer Farbe. Ein Spaziergang im Mondenschein unter diesen weißen Gestalten macht einen seltsamen Eindruck auf die Phantasie. Auf diesem Boden, der sich unaufhörlich erneut, ist auch nicht eine Spur von Gras, ja nicht einmal eine Quelle zu entdecken. Es ist eine kahle Wüste, ein Boden, der einem andern Planeten anzugehören scheint.

Bei meiner Ankunft zu Urgub mußte ich den Waivode begrüßen, der mich mit derselben Höflichkeit, welche ich überall fand, aufnahm. Er gab mir Pferde, Bediente und einen Koch, den letzten, den ich auf meiner Reise gefunden habe. So ausgerüstet, konnte ich zwei Tage in diesen Regionen, den merkwürdigsten, welche ich noch je gesehen, zubringen.

Von Keurémé begaben wir uns nach Martschiann, dem einzigen Punkt des Thales, wo man einige Häuser findet. Hier sind die Kegel von bedeutender Höhe (80 bis 100 Metres), und da der Fels etwas härter als gewöhnlich ist, so haben die Alten die Thüren der Gräber mit noch sorgfältigern Skulpturen geziert. Mehrere Frontispize werden von dorischen Säulen getragen, sind mit Eckpfeilern versehen und von einem vollständigen Sims sammt Giebel überragt. Man findet solche Monumente auf unzugänglichen Höhen, und andere Kegel dieser Art sind von oben nach unten wie ein Brunnen ausgehöhlt, der mit den Gemächern in Verbindung gebracht ist. Es scheint, daß die Särge mit Seilen nach dem obern Theil des Gebäudes emporgezogen wurden, denn es findet sich nirgends auch nur die Spur einer Treppe. Die Bewohner dieser Gräber versicherten mich, nie auch nur das Geringste, nicht einmal Knochen, gefunden zu haben.

Die Einbildungskraft verliert sich ins Unendliche, wenn man bedenkt, wie viele Jahrhunderte dazu gehörten, um diese unzähligen Gräber auszuhöhlen, und der Gedanke, so gar nichts Gewisses über ihre Erbauer erfahren zu können, ist wahrhaft peinigend, denn jene Epoche ist ein Abgrund, in den die Geschichte sich gleich jenen Flüssen verliert, welche sich einen Weg unter die Erde bahnen, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.

Noch muß ich eines Grabes von besonderem Charakter und einer noch sorgfältigern Bauart als die übrigen gedenken. Man bezeichnet es im Lande wegen der Säule, von welcher es überragt wird, mit dem Namen Dikili Tasch. Vor dem Grabgemache, welches drei große Sarkophage enthält, befindet sich eine Art Vorhof; die Thüre, in altgriechischer Form, ist mit einem Karnieß und Kälberzähnen versehen, und vor derselben befindet sich ein Portikus mit zwei massiven Säulen und einem Eckpfeiler. Des verwitterten Gesteins ungeachtet läßt sich doch leicht erkennen, daß die Kapitäler genau von der Form derer von Luxor sind.

Vor dem Portikus sieht man zwei Fußkränze, auf denen Figuren gestanden seyn müssen (wahrscheinlich die in diesen Gegenden so gewöhnlichen Löwen). Das Innere dieses Grabes war nie mit Malereien verziert; die einzigen Spuren dieser Kunst, welche mir vorgekommen sind, fand ich in der Netropolis Urgub, und diese waren aus dem byzantinischen Zeitalter, da sie eine Menge Figuren von Heiligen darstellten.

Das erwähnte Grab ist in die Seitenwand eines senkrecht emporragenden Felsens eingehauen, auf dem sich eine hohe (8,30 Metres) aus acht Stücken bestehende Säule, mit dorischem Fuß und Kapitälern, erhebt. Die unter den Ecken der Kapitälplatte eingehauenen Palmenzweige verrathen eine gute Schule. Auf dem sechsten Stück des Säulenschaftes befand sich eine griechische Inschrift, die einzige, welche man in Urgub findet; die Türken aber, welche glaubten, daß ein Schatz dahinter verborgen sey, zerbrachen den Marmor, so daß jetzt nur noch ein durchaus nicht zu entzifferndes Bruchstück davon übrig ist.

Von Martschiann aus steigt der Boden allmählich aufwärts und die Kegel werden niedriger. Bald befindet man sich mitten in der Ebene und unfern des Dorfes Tuzesar, das von einem unermeßlichen fast ganz ausgehöhlten Felsen überragt wird. Hier ist die Gränze des Gebiets jener kegelförmigen Bildungen; jenseits derselben findet sich keine Spur mehr davon.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Frequenz der Reisenden in Calais ist ungemein groß: im Jahre 1835 liefen in diesem Hafen ein 950 Packetboote mit 16.019 Passagieren, 485 Wagen und 605 Pferden. Die Zahl der ausgelaufenen Packetboote ist 921, welche 18.161 Reisende, 568 Wagen und 66 Pferde transportirten. Rechnet man nun die Zahl der auf Segelschiffen kommenden und gehenden Reisenden nur auf 7000, so findet man eine Gesammtzahl von 40.000, die im verflossenen Jahre durch Calais passirten.

*

Schiefer kommt in England täglich mehr in Anwendung: gegenwärtig wird der Platz vor der neuen Nationalgalerie damit gepflastert, und auch zu Denksteinen auf dem Kirchhofe wird häufig Schiefer genommen. Nach einer Abhandlung, die kürzlich in der Architekturgesellschaft vorgelesen wurde, ist eine zolldicke Schieferplatte aus Wales so stark als ein sechs Zoll dicker Stein aus Yorkshire und ein zwei Zoll dicker Stein aus Caithneß oder Valencia.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1836.

Ueber den Gang und den jetzigen Standpunkt der russischen Literatur.

(Nach Thaddäus Bulgarin. *)

Als Rußland gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in die Bahn der Literatur eintrat, war keine der neuern europäischen Sprachen in derselben herrschend. Die ersten, welche Peter dem Großen bei der Begründung des Volksunterrichts hülfreiche Hand leisteten, die kleinrussische Geistlichkeit, waren nach der alten Weise der Jesuiten gebildet, und bemühten sich, der neuen russischen Sprache lateinische Formen zu geben, und sie den sich bildenden westslawischen Dialekten anzupassen. Aber sie zeigte sich dürr und plump in den syllabirten Versen, und schwülstig, dunkel in den schulmäßigen lateinischen Perioden. Sie verlangte nichts, als daß man ihr die Flügel losbinde, die man ihr aus Unwissenheit zugeschnürt hatte, und ihr gehörigen Raum lasse. Lomonoßow that dieß, und die Sprache hob sich schnell. Um dieselbe Zeit breitete die französische Sprache und die französische Literatur ihre Herrschaft über das gebildete Europa aus; die diplomatische Sprache war das Französische schon seit einiger Zeit geworden. Unter dem Einfluß des Grafen Schuwalow und der Fürstin Daschkow bildete sich nun auch in Rußland eine französische Schule in der Literatur aus, die noch jetzt besteht, deren Grundlagen jedoch bereits sehr erschüttert sind.

Indeß unter dem stillen, geräuschlosen, glatten Gange der französischen Schule erhoben sich nach und nach auch selbstständige, nationale Talente, wie Derschawin und Krylow, namentlich der letztere, die das fremde Gepräge abstreiften, und in Deutschland und England bildete sich eine neue Literatur mit nationalerem Gepräge, die man gewöhnlich die romantische Schule nannte. Auch diese fand bald einen Nachhall in Rußland, und der erste, der sich darin versuchte, ist Schukowski; A. Puschkin mit aller seiner Originalität ist doch nur sein Nachfolger, obwohl nicht sein Nachahmer. Wir gedenken hier freilich nur der Heerführer in der russischen Literatur, die begreiflicherweise ganze Legionen Nachbeter hinter sich herzogen, deren Namen zu nennen die Mühe nicht lohnt.

*) Siehe Nordische Biene 10, 11, 12 und 13 v. d. Jahre.

In allen Literaturen eilt die Poesie der Prosa zuvor, und dann erstickt die Prosa die Poesie. Der Mangel an klassischer Gelehrsamkeit und an Zeit, so wie die Vernachlässigung der eigenen russischen Sprache und der daraus entspringende Mangel an guten russischen Lehrern und Lehrmethoden, waren Ursache an der langsamen Entwicklung der russischen Prosa. Man kann keck behaupten, daß von 25 russischen Schriftstellern kaum fünf die Regeln der Sprache gründlich kennen, und daß die eine Hälfte nach dem Instinkt, die andere aufs Gerathewohl schreibt. Journalisten, denen die Handschriften vieler Autoren in die Hände fallen, kennen dieß Geheimniß hinlänglich. *)

Vor zwanzig Jahren, als in Frankreich die romantische Schule in Poesie und Prosa entstand, begann auch in Rußland eine ungewöhnliche Bewegung in der Literatur, obwohl unter manchen für sie ungünstigen Umständen. Eines der Haupthindernisse ihres Wachsthums war, daß so viele Talente durch den Staatsdienst der Literatur entfremdet wurden. Indeß erschien bald eine Anzahl Romane, und die Novelle nahm eine andere Form an. Der Geist der Neuerung beherrschte Literatoren und Publikum, und die Hauptbedingung der Neuheit war Nationalität. Man wollte sein Vaterland von denselben Seiten kennen lernen, wie Walter Scott das Seinige seinen Landsleuten dargestellt hatte. Ins Theater lockten mehr die Schiller'schen Dramen, als die alten klassischen Formen. Vergebens suchten die moskauischen Gelehrten den Romantismus gleich bei seiner Geburt niederzuschlagen, er befestigte sich und verdrängte mehr und mehr die alte französische Schule, die man jetzt für halb entschlafen ansehen kann. Früher beschäftigte man sich in Rußland wenig mit deutscher Sprache, jetzt aber ist die Kenntniß deutscher Sprache und Literatur für einen Literatoren unentbehrlich, und die jungen Schriftsteller beschäftigen sich eifrig mit dem Studium der englischen sowohl als der deutschen Sprache und Literatur. Die neue Richtung kam indeß nicht von England und Deutschland, sondern durch das romantische Frank-

*) Bulgarin ist Redakteur der nordischen Biene.

reich. Die sogenannte junge französische Literatur wirkt noch immer auf die russische ein, obwohl ihr ein unversöhnlicher Krieg erklärt ist, und troß dieses Kampfes schmecken fast alle jeßigen Erzeugnisse der russischen Literatur nach Victor Hugo, J. Janin, Balzac u. dgl.

So wandelte die russische Literatur von ihrer Geburt an den Weg der Nachahmung, und unterwarf sich namentlich dem Einfluß der französischen Literatur. Von Zeit zu Zeit erhob sich, und erhebt sich noch eine russische Originalität, aber zwei, drei originale Dichter, zwei drei originale Prosaiker bilden noch keine selbstständige, originale Literatur. Der Eintritt jedoch auf das Feld des Romantismus, der im Publikum sich zeigende Geschmack für das Russische, Nationelle, die aufkeimende Liebe zu den historischen Wissenschaften, und das Streben der jüngern Generation nach Bildung und Kenntnissen scheinen Verboten der nahe bevorstehenden Erscheinung einer russischen, nationellen und originalen Literatur. Dieselben Vorzeichen kündigten eine originale Literatur in Deutschland an, und wie in Deutschland zur Zeit Gottscheds und Lessings, so hat auch jeßt in Rußland ein Kampf der Sprache mit den alten Formen begonnen.

„Diesen Ueberblick, sagt Bulgarin am Ende, „beschließen wir mit einer Bemerkung über die allgemeinen Resultate. Gutes haben wir wenig hervorgebracht, viel weniger, als wir hätten können und sollen. Einige Ursachen habe ich oben erwähnt, von den übrigen schweige ich. Mittelmäßiges ist hinreichend producirt worden, Schlechtes, versteht sich, mehr als nöthig. In Journalen ist der Mangel an Kritik fühlbar. Die Statistik ist unter der Beihülfe der Regierung ziemlich gut vorangeschritten. In der Geschichte finden wir mehr Muthmaßungen, als Wirklichkeit, ewige Wiederholung derselben Fakta, und Mangel an Philosophie und Kritik. In den physischen und mathematischen Wissenschaften herrscht gänzliche Stockung. In der Belletristik herrscht eine neue Richtung zum Romantismus nach dem Vorbild der neuen französischen Schule, in der Poesie wenig Neues. Im Ganzen ist das Verzeichniß unserer geistigen Arbeiten in den leßten zwei Jahren ausnehmend unbedeutend, der Gang der Ideen langsam, die Merkmale des geistigen Lebens schwach. Alle Hoffnung beruht auf der Zukunft. Die Geister scheinen gleichsam im Uebergang, im Abschütteln des Alten begriffen, und eine Vereinigung mit dem Nationellen abzuwarten. Dann wird sich wieder ein weites Feld für die geistige Thätigkeit eröffnen."

Spanien im Jahre 1835.

Der Alboroto von Valencia.

(Fortseßung.)

Was wurde inzwischen aus den Gefangenen? Ich fand sie etwa 80 an der Zahl im Saale des Principal. Durch meine dreifarbige Kokarde und den Schuß meines Freundes, des Milizenoffiziers, der an diesem Tage eine wichtige Person war, gelang es mir, bis zu ihnen durchzudringen, und dieses Schauspiel des Elends in der Nähe zu sehen. Das Gemach war nicht groß, und die 80 Verurtheilten drängten sich möglichst zusammmen auf den langen Bänken; durch das Fenster konnten sie die drohenden Bajonnette sehen, von denen der Plaß erfüllt war. Meine Erscheinung machte Sensation; man hielt mich ohne Zweifel für einen Boten des Friedens und der Verzeihung, denn ich war unbekannt, und unter dieser Masse uniformirter und bewaffneter Menschen war ich allein in Civilkleidern und unbewaffnet. Viele Hoffnungsblicke richteten sich auf mich, ich konnte aber nur durch allgemeine Tröstungen antworten.

Einer der Gefangenen nahm mich bei Seite: es war ein angesehener Mann der Stadt, Namens Grao, vormals erster Corregidor, jeßt als Karlist verhaßtet. Zitternd erwartete er sein Loos, und mit einer bei dem herrschenden Schrecken schlecht verhehlten Heuchelei versicherte er mich, niemand sey der Sache der Freiheit ergebener als er, ich möchte ihn doch der Milde des Generalkapitäns empfehlen. „Nicht von ihm," erwiderte ich, „hängt Ihr Urtheilsspruch ab, denn er ist nicht viel sicherer als Sie. Ihre Richter sind hier!" Mit diesen Worten zeigte ich auf die bewaffnete Menge, die den Plaß bedeckte. Er zitterte, sein Gesicht wurde leichenhaft, indeß konnte ich ihn beruhigen und ihm versichern, daß er nichts für sein Leben zu fürchten habe. Allerdings hatte ich seinen Namen nicht unter denen gehört, die der Zorn der Menge zum Tode bestimmte. Am meisten Mitleiden flößte mir ein junger Mensch von höchstens achtzehn Jahren ein, der sich durch eine leidenschaftliche Liebe zum Carlismus hatte fortreißen lassen; er gehörte einer edlen Familie an, und schien mir troß seiner verstörten Züge ausnehmend schön. Doch fürchtete ich auch für ihn nicht, daß sein Name aus der Unglücksurne gezogen werden würde, denn er war nicht sehr kompromittirt, aber ich besorgte eine allgemeine Meßelei, und diese Furcht herrschte auch unter den Gefangenen.

Plößlich vernahm man vom Plaße her einen großen Lärmen, und ich glaubte schon, die Unterhandlungen seyen abgebrochen, und die Meßelei würde beginnen. Die Gefangenen waren derselben Meinung und ein Schauder ergriff alle, die Bänke ächzten unter den krampfhaften Konvulsionen der dem Tode Verfallenen, einige sprangen in die Höhe, andere bedeckten das Gesicht mit beiden Händen, um den Streich, der sie treffen sollte, nicht zu sehen. Ein tiefes, düsteres Schweigen herrschte im Saal: indeß war es nur ein falscher Lärm gewesen; man brachte einen neuen Gefangenen, der krank war, und den man aus dem Spital geholt und auf einem Wagen hergeführt hatte. Er sah aus wie ein Todter, und man mußte ihn in den Saal tragen, wo man ihn auf einen Mantel niederlegte. Indeß war der Kranke von den Urbanos mit Menschlichkeit und sogar mit großer Sorgfalt und Achtsamkeit behandelt worden, wie ich überhaupt keinen Gefangenen weder mit Handlungen noch mit Worten mißhandeln sah.

Als ich die Ruhe wieder hergestellt sah, bemerkte ich einen Mönch, der meine Kokarde mit wildem Blick betrachtete: hätte er mich in seiner Gewalt gehabt, er würde mich zerrissen haben, das sprach sein Auge mit flammender Beredtsamkeit aus. Dieß war der Pater Lopez, dessen wüthende Predigten die Provinz

lange in Unruhe versetzt hatten. Die öffentliche Meinung hatte sein Urtheil schon gesprochen, und auch die Tribunale hätten es gethan, wenn er nicht mit schwerem Gelde von den Escribanos einen Aufschub um den andern erkauft hätte. Jetzt war sein Schicksal besiegelt, er konnte nicht entrinnen: alle sprachen seinen Namen mit Abscheu aus. Ich sah, wie er sich zu einem andern Gefangenen hinbeugte, ihm einige Worte ins Ohr sagte, und mich dabei mit den Augen bezeichnete; dieser antwortete nicht, sah mich aber an, was mir Gelegenheit gab, ihn ins Auge zu fassen: es war eine hagere, sonnenverbrannte Figur mit einem energischen, stolzen Ausdruck im Gesichte: er war ruhig oder schien es wenigstens, und seine Augen hatten nicht das Stechende, Feindselige des Pater Lopez. Dieser Mann, dessen Kriegsname Portambu war, — und man bezeichnete ihn auch nicht anders — war zu Murviedro, dem alten Sagunt, geboren, und schien den unbezwinglichen Muth seiner Ahnen geerbt zu haben. Ihm gebührte, wie man später sehen wird, die Ehre dieses Tages: aus dem untern Volke entsprossen, hatte er seine Laufbahn als Maulthiertreiber begonnen, im J. 1821 aber der Constitution und den Constitutionellen den Krieg erklärt, und war in die Berge geflohen, wo er bald eine furchtbare Bande um sich sammelte. Als die Constitution gefallen war, trat er in die königliche Armee, beugte seinen wilden Unabhängigkeitssinn unter die Disciplin der Kasernen, und stieg bald empor. Bei der Thronbesteigung der Königin, und als Don Carlos seine Fahne aufpflanzte, war Portambu einer der ersten auf den Beinen, und begann an der Spitze einer neuen Bande an denselben Orten seinen Feldzug von 1821 abermals. In einem Gefechte zum Gefangenen gemacht, wurde er als eine Person von Wichtigkeit nach Valencia geführt, und erwartete jetzt seine letzte Stunde; diese hatte denn auch wirklich geschlagen, denn für ihn gab es keine Gnade, und er hoffte auch keine.

Dieß sind nicht die einzigen Porträts dieser langen Galerie des Schmerzens, die eine Erwähnung verdienten, aber ich wurde unterbrochen; es war 11 Uhr, 6 Stunden hatten die Gefangenen zwischen Hoffnung und Verzweiflung geschwebt, die furchtbarste Marter, furchtbarer, als die Inquisition je eine ausübte. Endlich war die Ungewißheit zu Ende: ein Offizier trat ein, ganz außer Athem, er kam von dem Generalkapitän und brachte Nachrichten. Die Junta hatte sich endlich entschieden.

Es schlug 4 Uhr auf allen Thürmen Valencia's; eine große Menge war versammelt, nicht mehr auf dem Marktplatze, sondern auf dem Platz San Domenico. Die Ereignisse des Tages hatten die Bevölkerung nicht abgehalten zur gewohnten Stunde ihre Sieste zu halten. Die Urbanos selbst, was fast unglaublich scheinen wird, hatten ihren Waffenplatz verlassen, um zu schlafen, nur eine geringe Wache war am Principal zurückgeblieben, und die Stadt war einige Stunden hindurch wie verödet. Das ist die Stärke der Gewohnheit auf diesem zähen Boden. Stünde der Feind zur Zeit der Sieste vor den Thoren, ich glaube, man würde die Stadt lieber einnehmen lassen, als zu einer andern als der gewohnten Stunde schlafen. Darum ist es auch mitten am Tage am sichersten in diesem Lande zu reisen, denn dann schlafen die Räuber so gut als andere. Aber die Sieste war jetzt beendigt, die Miliz hatte wieder Besitz von ihrem Posten genommen, der Platz erglänzte von Bajonnetten, der Strom des Volks ergoß sich dahin durch alle Straßen.

„Sie kommen! Sie kommen!“ rief es endlich, und das Aufbrausen dieses Menschenmeers beruhigte sich endlich: von der Seite der Glorieta her kam eine Gruppe gefesselter Menschen. Es waren ihrer sieben, und sie marschierten langsam, aber ziemlich fest, mitten unter einem starken Detaschement Urbanos.

„Das ist der Pater Lopez!“ rief eine Stimme, „gut, daß an den einmal die Reihe kömmt. Er scheint sich nicht zu fürchten, er geht ganz aufrecht.“

„Jetzt kommen die Tonsuren daran,“ sagte ein anderer; „neben dem Pater Lopez geht der Pfarrer von Acuas und Ostolaza, *) der böse Kanonikus von Murcia. Wer ist der schöne Mann hinter ihm?

„Erkennst du nicht den alten Carabinier Palmerola?“

„Und die beiden Bauern neben ihm?“

„Das sind die Mörder des Quartiermeisters Peniagua?“

„Stille! Stille! Portambu spricht.“ Bei diesen Worten trat eine tiefe Stille ein, Portambu sprach wirklich, und die Menge stellte sich auf die Zehen um ihn zu hören.

„Das ist also euer souverraines Volk!“ sagte er höhnisch zu den Urbanos, die ihn umgaben, und warf einen Blick der Verachtung auf die Menge. „Ihr habt gut schwatzen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ihr richtet mich nicht, ihr ermordet mich, wie die Wilden ihre Kriegsgefangenen morden.“

Jetzt hatte der Zug die bestimmte Stelle erreicht; vor einer Gartenmauer hielt man an, ließ die sieben Verurtheilten mit dem Gesicht gegen die Mauer gekehrt niederknien, und eine Kompagnie Linienartilleristen marschirte einige Schritte davon in Schlachtordnung auf. Portambu wandte sich um, die Vorbereitungen zu sehen, die er mit Kaltblütigkeit betrachtete. Als er die Soldaten die Gewehre anschlagen sah, legte er die eine Hand auf Herz, die andere erhob er gen Himmel, und rief mit starker Stimme: „es lebe die Jungfrau! es lebe Carl V!“

„Es lebe Carl V!“ riefen die andern Verurtheilten, eine furchtbare Salve übertönte ihren Ruf, dem der andere: es lebe die Freiheit! antwortete.

Blut fordert Blut! weit entfernt, mit diesem schrecklichen Sühnopfer zufrieden zu seyn, murrte ein Theil der Urbanos, und verlangte den Tod der andern Gefangenen. „Alle! Alle!“ schrieen die Unersättlichen, aber die Masse antwortete nicht, und der unersättliche Ruf erstarb ohne Echo. Die Leichen lagen da am Fuße der Mauer in Strömen von Blut. Einer der Hingerichteten bewegte sich noch, ein Urbano trat ruhig näher, und stieß ihm, um ihm den Rest zu geben, das Bajonnet in die Brust.

Ich verschone den Leser mit manchem andern Erguß, den der Anblick der traurigen Ueberreste hervorrief. In der mensch-

*) Ostolaza hatte noch vor der Revolution von 1820 eine Zeitschrift: „Atalaya“ (die Schildwache) herausgegeben, die in einem so wüthenden Tone geschrieben war, daß die Regierung sich veranlaßt sah, ihm das Schreiben zu wehren.

lichen Seele schlummern furchtbare Empfindungen. Ich erinnere mich einer Frau, die laut auflachte, als sie das Kleid des Pater Lopez mit Füßen trat. Eine andere, und diese war schön und höchstens 18 Jahre alt, konnte sich an dem blutigen Schauspiel nicht satt sehen. Ihre Augen funkelten von stummer Wuth; ein schauerliches Lächeln zog ihre Lippen zusammen, ihr Busen schlug konvulsivisch unter dem seidenen Korsett, und wenn nicht ein Rest von Scham sie abgehalten hätte, ich glaube, sie hätte jauchzend auf den Leichen herumgetreten. Ich will zur Ehre dieser armen Wahnsinnigen glauben, daß sie einen Geliebten oder Bruder bei dem neuerlichen Unfall in der Vega verloren hatte.

In diesem Augenblick zog mein Freund, der Milizoffizier, mit seiner Kompagnie an mir vorüber, grüßte mich zierlich mit dem Degen, und sah aus wie ein Triumphator: er befehligte auf dem Hinrichtungsplatze, und jetzt war ihm eine andere Mission anvertraut worden. Er war beauftragt, die übrigen Gefangenen nach dem Grao zu geleiten, von wo sie nach Ceuta eingeschifft werden sollten. Sie zogen ab zwei Stunden nach der Hinrichtung, konnten aber erst am folgenden Tage eingeschifft werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brunnengräber Paramelle.

Vor 7 Jahren theilte Abbé Paramelle der Departementalverwaltung der Seine ein Memoire mit über die Kunst, unterirdische Quellen aufzufinden. Das Memoire wurde mehrern Geologen vorgelegt, und diese erklärten, die Theorie habe Manches für sich. Versuche wurden im Jahre 1829 im Departement des Lot angestellt. Herr Paramelle bezeichnete die Stelle, wo man Wasser finde, die Tiefe, in die man graben müsse, und die Stärke der Quelle, die man finden würde. Ueberall, wo man grub, und nicht auf Felsen stieß, war der Erfolg vollkommen; wo man auf Felsen stieß, scheute man die Kosten. Herr Paramelle war aber seiner Sache so sicher, daß er auch hier graben ließ, und an der bezeichneten Stelle Wasser fand. Im Jahre 1833 war es schon konstatirt, daß an ein und fünfzig Stellen, wo man gegraben hatte, Wasser gefunden worden war. Seitdem wird Herr Paramelle an viele Orte hin berufen und folgt auch dem Rufe, sobald eine hinreichende Anzahl Subskribenten ihn für seine Mühe und Kosten entschädigt.

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante.

(Fortsetzung.)

Von Tuzesar nach Nemschehr sind drei Wegstunden; diese Stadt bietet nichts Interessantes; sie ist die Gränze des angebauten Theiles von Cappadocien, denn jenseits dehnen sich kahle unbebaute Ebenen aus.

In Nemschehr hatte ich Gelegenheit den Bischof von Nazianz zu besuchen, der sich gewöhnlich im Kloster Tariark bei Cäsarea aufhält. Ich bat ihn um einige Belehrung über die nicht weit von Nemschehr gelegene Stadt Nazianz, den Geburtsort des heiligen Gregor; der Bischof widerrieth mir jedoch sie zu besuchen, da sich dort durchaus nichts Merkwürdiges vorfinde. Nazianz zählt nur noch wenige armselige Häuser und führt jetzt den Namen Mimisfn.

Ich verließ Nemschehr, um mich nach Nigdé zu begeben, eine Stadt, welche unter den ersten Sultanen von einiger Bedeutung war. Ich durchreiste auf diese Weise einen großen Theil des eigentlichen Cappadociens, indem ich den Weg nach Iconium einschlug, und konnte mithin einige Städte dieser Gegend besuchen, deren Andenken nur noch in den Schriftstellern erhalten ist. Die Entfernung von Nemschehr nach Nigdé beträgt 16 Stunden; der Weg führt über große, jetzt kaum angebaute Ebenen, auf denen sich nur noch Ruinen zerstörter oder verlassener Dörfer befinden. Gegen Abend kam ich nach Eneghy, einem ganz von Griechen bewohnten Dorfe. Nicht wenig überraschte mich die in diesen Gegenden ganz einzige Tracht der Weiber. Ihr Kopfputz besteht aus einer hohen Mütze mit zwei Hörnern, so daß der Kopf einer solchen Frau einem Ochsenkopf gleicht. Diese Hörner sind aus Leder gemacht, mit Stoff überzogen und mit Glaskorallen verziert; hinten am Kopf hängt eine Art Ueberschlag bis zur Kniekehle herab, und das Ganze ist mit Glaskorallen geziert. Die Kleidung besteht aus einer langen Robe mit Bändern besetzt. Am folgenden Tage wohnte ich der Messe bei; in meiner Eigenschaft als Fremder und auf Empfehlung des Patriarchen wurde ich auf dem den Frauen vorbehaltenen Platze zugelassen. Ich stieg eine düstere, räucherige, von gelben Wachskerzen beleuchtete Galerie hinan, wo es mir unter diesen barbarische Melodien singenden, gehörnten Gestalten vorkam, als wohne ich einer Messe unter lauter Dämonen bei.

Von Enegby begab ich mich nach Melchubi, ein Dorf ebenfalls ganz von Griechen bewohnt, die zu meinem Erstaunen noch ihre Muttersprache redeten, während alle Griechen Asiens sie gewöhnlich vergessen haben. In dieser Gegend fehlt es fast gänzlich an Quellen; schon zu Strabo's Zeiten konnte man sich hier nur mittelst sehr tiefer Brunnen Wasser verschaffen. Der von Melchubi muß ein sehr altes Werk seyn, denn es überstiege die Kräfte der gegenwärtigen Bevölkerung ein solches herzustellen. Er ist 66 Metres tief, und die Auskleidung besteht aus großen, ohne Zweifel sehr weit hergeschafften Steinen, denn in diesen Ebenen finden sich deren keine. In dieser Gegend befand sich das Dorf Eratra, dessen Bewohner genöthigt waren ihr Wasser zu kaufen, und jetzt gibt es ein türkisches Dorf hier, das Su Vermeß genannt wird, was so viel heißt, als: „wo kein Wasser zu finden ist.“ Dieses Dorf steht wahrscheinlich auf derselben Stelle, wo Soatra stand, doch waren diese Orte so arm, daß keine Spur von irgend einem Monument zu finden ist.

Melchubi war zur Zeit der griechischen Kaiser von einiger Bedeutung, denn man sieht noch die Ruinen von zwei ziemlich großen Kirchen; besondere Berühmtheit erhielt der Ort durch den Aufenthalt des heiligen Macrinus, der hier starb, und dessen Grab man noch zeigt.

Strabo bewundert die Schönheit der Heerden auf diesen Triften, und auch jetzt ist dieselbe noch keineswegs ausgeartet. Hier findet man jene Schafart mit den ungeheuren Schweifen, von denen mancher ein Gewicht von 10 Kilogrammen erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der bekannte antiquarische Forscher, Sir W. Gell, ist am 4ten Februar dieses Jahres in Neapel im 59sten Jahre seines Alters gestorben.

Die 800 Frauen des Sultans sollen 500 Köche nöthig haben und 2500 Pfund Zucker täglich verbrauchen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1836.

Die Engländer in Assam.

Die Provinz Assam ist einer besondern Beachtung werth, nicht nur wegen der Aussicht, die sich in neuerer Zeit eröffnet hat, von dorther Thee zu beziehen, sondern auch wegen ihrer Größe und Fruchtbarkeit überhaupt, und des Charakters der Stämme, die sie bewohnen und umgeben. Ehe Assam unter englische Herrschaft kam, war es in furchtbarem Grade verarmt und entvölkert, theils durch innerliche Fehden, theils durch fremde Angriffe sowohl der Birmanen als der Bergstämme, die es auf allen Seiten umgeben. Aber seit 1825, wo es in Folge des birmanischen Kriegs zu den englischen Besitzungen geschlagen wurde, hat es sich allmählich aus dem Abgrund des Elends, in den es versunken war, erhoben, und in den letzten Jahren sehr rasche Fortschritte gemacht.

Assam umfaßt das ganze Thal des Bramaputra von Goalpara unter 26° 10′ N. B. und 90° 30′ O. L. v. Gr. (108° 10′ v. F.) bis Sodiya unter 27° 50′ N. B. und 95° 45′ O. L. v. Gr. (113° 25′ v. F.); es erstreckt sich von Goalpara mit dem Fluß in nordöstlicher Richtung, und ist auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen: im Norden von den Vorbergen des Himalaya, im Süden durch die Garrow-, Khassia- und Dschyntiaketten. Dieser lange Streif wohlbewässerten fruchtbaren Landes zerfällt in drei Theile: Unterassam, Oberassam und das Sodiya-Land. Unterassam erstreckt sich von Goalpara am südwestlichen Ende bis zur Vereinigung des Dhansiri mit dem Bramaputra oberhalb der Stadt Bischanath, Oberassam erstreckt sich vom Dhansiri bis an die Ebenen von Sadiya, und das letztere wird von Wilcox als eine weite flache Ebene geschildert, welche das Thal von Assam schließt, von zahlreichen Strömen durchschnitten, und von waldbedeckten Bergen umgeben ist. Die ersten beiden Abtheilungen bildeten früher das eigentliche Königreich Assam, und die letzte war von verschiedenen Stämmen bewohnt, welche die Oberherrlichkeit von Assam anerkannten. Gegenwärtig ist Unterassam ganz unter englischer Herrschaft, Oberassam wurde dem eingebornen Radscha, Purander Sing, überlassen, der kein anderes Recht an das Land hat, als was die Engländer ihm geben, und der 50,000 Rupien jährlichen Tribut zahlen muß. Sodiya wurde, wegen der politischen Wichtigkeit seiner Lage an der Gränze gegen Birma und China hin, unter der unmittelbaren Oberaufsicht der britischen Behörden behalten.

Am Ende des birmanischen Kriegs wurde die ganze Nordostgränze des englischen Gebiets mit Einschluß von Kutsch Behar, Bidschni-Assam, Sylhet, Katschar und Manipur unter die Aufsicht des jetzt verstorbenen Hrn. David Scott gestellt, der die neuen Verhältnisse zwischen der englischen Regierung und den zahlreichen, seltsamen und uncivilisirten Stämmen, die auf einem so weiten Landstrich zerstreut waren, allein zu ordnen, und zugleich die Administration derjenigen Distrikte zu leiten hatte, welche nicht unabhängig bleiben sollten und auch nicht früher schon einer gerichtlichen Behörde der Kompagnie unterworfen waren. Die natürliche Folge war, daß er mit Arbeiten überhäuft wurde, die keine menschliche Kraft und Geschicklichkeit bewältigen konnte. Seine unendliche Geduld und Ausdauer, so wie die wohlthätige Politik, die er in allen seinen Anordnungen befolgte, gewannen ihm die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes in einem außerordentlichen Grade, und noch bis auf diesen Tag nennt kein Assamese seinen Namen ohne Segnungen, und kaum ohne Thränen. Die natürliche Folge hievon war, daß die armen Assamesen, welche nach allen Richtungen hin zerstreut waren, bald in ihr Heimathland zurückströmten, und die Industrie wieder auflebte. Allein Scott wurde nicht gehörig unterstützt, er mußte Eingeborne, über die er keine gehörige Kontrolle ausüben konnte, zu Gehülfen wählen, und diese drückten das Volk aufs äußerste. Allmählich aber sendete man ihm Offiziere der Armee zum Beistande, und noch vor seinem Tode kehrte wieder Wohlstand und Zufriedenheit zurück. Das System der Regierung in Assam ist jetzt ganz verändert, nicht nur sind die Beistände aus der Armee entnommen, sondern der Kommissär gehört selbst diesem Zweig des öffentlichen Dienstes an, und so erhielt man ohne vermehrte Ausgaben eine hinreichende Anzahl Gerichts- und Steuerbeamte zum großen Vortheil des Volkes.

Die politischen Verhältnisse der Regierung mit allen den Stämmen in Assam und der Nachbarschaft sind dem Major White, als politischen Agenten, anvertraut, welcher gewöhnlich in Oberassam residirt, und einen Beistände in Sodiya hat.

Die Engländer führten in Assam dasselbe Steuersystem ein, wie in Arrakan. Eine Kopfsteuer von drei Rupien wird von jedem Landbauer erhoben, der dafür 2 Poras oder etwa 6 Bogas Land zum Anbau erhält, worauf er ein Recht hat, so lange er die Taxe zahlt, die er aber nicht verkaufen kann, weil der Boden als das Eigenthum des Staats angesehen wird. Von Handwerkern und Manufakturisten wird eine höhere Taxe erhoben, die manchmal bis 6 Rupien beträgt. Zollgefälle gibt es keine. Die Bevölkerung nimmt zu, der wachsende Anbau gibt dem Lande allmählich wieder ein civilisirtes Ansehen, und der Handel ist blühend. Goalpara, als Markt für den Austausch der Produkte des umliegenden Landes, dessen unter englischer Herrschaft sowohl als des unabhängigen, steigt rasch an Wichtigkeit, und Gowahatti, das nur aus einem Klumpen schlechter Hütten bestand, ist zu einer volkreichen, wohl angelegten Stadt emporgewachsen. Auch die Einkünfte sind gewachsen, und sollen allmählich einen Ueberschuß abwerfen.

Oberassam, der alte Sitz der Könige, wurde, wie schon erwähnt, im J. 1833 dem Radscha Purandee Sing übergeben, aus keinem andern Grunde, als weil man sich die Mühe sparen wollte, eine ruinirte Provinz wieder emporzubringen. Der Radscha hatte keinen andern Anspruch darauf, als daß er durch eine frühere Usurpation zum Ruin des Landes hauptsächlich beigetragen hatte. Das Volk hatte keinen Wunsch nach der Herrschaft eines solchen Mannes, und die Engländer werden von der Maßregel keinen Vortheil ernten, wohl aber Verlegenheit und einige Gefahr, denn sie haben die Herrschsucht des Radscha aufs neue geweckt und ihm die Mittel in die Hand gegeben, Mißvergnügen gegen sich selbst und die Gewalt, die ihn einsetzte und schützt, in dem Volke zu erwecken, und durch seine Versuche, die unabhängigen oder unter seinem Schutz stehenden Bergstämme in seiner Nachbarschaft gänzlich zu unterwerfen, Feindseligkeiten zu erregen.

Die Bevölkerung von Oberassam wird auf etwas mehr als 200,000 Menschen geschätzt, und als das Land an den Radscha abgetreten wurde, belief sich das Einkommen auf etwas mehr als 80,000 R.; jetzt soll das Einkommen 100,000 betragen, wovon der Radscha, wie erwähnt, 50,000 an die englische Regierung zahlt. Er unterhält etwa 500 Soldaten, die mit Musketen versehen, und durch Unteroffiziere aus Hindustan europäisch exercirt sind. Natürlich sind es bereitwillige Werkzeuge der Tyrannei. Das Land ist mit einer wilden Vegetation, theils Wald, theils Grasfluren bedeckt, aber der Boden des ganzen Landes, und namentlich in Oberassam, ist ausnehmend reich, und durch die Abwechselung von Hügel und Thal zu jeder Art von Anbau geeignet. Reiß, Zuckerrohr, Pfeffer, Senf, Baumwolle und Muzahseide sind gegenwärtig die Haupterzeugnisse, aber die Einwohner sind träge, und ohne einen neuen Anreiz zum Fleiße ist an den Anbau von andern Dingen nicht zu denken. Unter der Verwaltung des Radscha ist ein solcher Antrieb nicht zu erwarten: er soll tyrannisch seyn, und durch seine drückende Herrschaft schon eine große Anzahl der ohnehin schwachen Bevölkerung aus seinem Gebiet vertrieben haben. Auch hat er bereits ein Handelsmonopol begonnen, und jeden Verkaufer oder Käufer von W[illegible]en, die er wünscht oder besitzt, gezwungen an ihn zu verkaufen und von ihm zu kaufen. Dieß kann nicht lange dauern, und je bälder die englische Regierung der Sache ein Ende macht, desto besser wird es für sie selbst und für das Volk seyn.

Spanien im Jahre 1835.

Der Alboroto von Valencia.

(Fortsetzung.)

Was mich während dieses langen unruhigen Tages am meisten in Erstaunen setzte, war die Gleichgültigkeit und Trägheit des Volkes. Alles war das Werk der Miliz, die aus dem Stande der Krämer, Advokaten, Schreiber u. dgl. entnommen, die Gesinnungen der Volksmasse, derjenigen nämlich, die bei dem Kreuzzug von 1808 die Fahne aufpflanzte, nicht repräsentirt. Den Platz San Domenico ausgenommen, wo es durch die Feierlichkeit des Schauspiels herbeigelockt wurde, spielte es nicht einmal die Rolle des Zuschauers. Als am Abend die Miliz müde und hungrig heimkehrte, erschien eine Anzahl Menschen ohne Uniform auf dem Marktplatz, und schlich geheimnißvoll an den Säulengängen hin: dreitgerundete Hüte deckten die Hälfte ihres Gesichts, und unter den Wolldecken, die ihnen als Mantel dienten, verbargen sie lange Gewehre. Diese verdächtigen Erscheinungen verbreiteten Schrecken im Lager. Die Urbanos, die noch unter den Waffen standen, scheuten sich am meisten vor ihnen, und zerstreuten diese verdächtigen Hülfstruppen, die, in die Finsterniß, aus der sie hervorgetreten, wieder zurückgetrieben, gleich Phantomen verschwanden.

Aber mit ihnen verschwand die Furcht nicht, die Einbildungskraft war aufgeregt, die Bürger begannen einen Aufstand des Volks für die Nacht zu befürchten, und die Dazwischenkunft dieses neuen Elements schlug die Helden des Tages mit Schrecken. Straßen und Plätze waren in einem Augenblick verlassen, jeder suchte seine Wohnung auf, und verbarrikadierte sich hier für die Nacht; man hörte nichts als Thore schließen und Riegel schieben. Als ich nach Hause kam, fand ich meinen Hauswirth und seine Söhne beschäftigt, ihre Gewehre zu laden. „Caballero," sagten sie zu mir, „heute Nacht wird es etwas geben: man muß auf seiner Hut seyn, wenn das Volk aufsteht, so gilt es uns, aber es fehlt nicht an Munition, und das Thor nach der Straße ist nicht leicht einzustoßen." — In der That war Alles bereit, eine Belagerung auszuhalten, und was in diesem Hause vorging, fand auch in allen andern Statt.

Ein Nachbar trat ein; er schien sehr unruhig.

„Caballeros," rief er mit bewegter Stimme, „die Huerta erhebt sich, man hat den Caracol diesen Abend gehört!"

„Den Caracol!" wiederholte der Vater erbleichend.

„Den Caracol!" wiederholten die Söhne, indem sie ihre Gewehre eiliger luden, und die Mutter sich kreuzigte. Nie sah ich das Bild eines solchen Schreckens.

Diese Scene verlangt indeß einige Erläuterung. Das Wort Huerta bedeutet einen Garten, zu Valencia aber bezeichnet

man damit die Felder, welche die Stadt im Umkreis von mehreren Stunden umgeben, und die in der That einen wahren Garten bilden; Spanien hat kein reicheres, besser angebautes Land, namentlich versteht man sich hier auf die Bewässerung vortrefflich. Die Fruchtbarkeit dieses irdischen Paradieses stammt von den Arabern, die Christen hatten nach der Eroberung nur das Werk der Besiegten beizubehalten, und änderten auch nichts daran. In Valencia besteht ein besonderes Tribunal für Alles, was die Bewässerung der Huerta betrifft; alle Donnerstage wird auf dem Platz der Kathedrale in freier Luft Sitzung gehalten, und das Gericht entscheidet ohne Appellation: Alles wird durchaus mündlich verhandelt. Das Institut ist offenbar arabischen Ursprungs. Die Huerta von Valencia ist sehr bevölkert: man zählt gegen 3000 Menschen auf die Quadratlieue. Es ist ein rohes, wildes Volk, das einen verjährten Haß gegen die Stadt hegt: auch sind es zwei ganz verschiedene Racen, deren verschiedener Ursprung die erbliche Abneigung erklärt. Das Königreich Valencia war maurisch bis zum 13ten Jahrhundert. Jakob von Aragonien, den die Spanier Don Jayme I nennen, eroberte es im J. 1238 und man bewahrt sein Schwert noch jetzt sorgsam im Palast des Ayuntamiento auf: seine meisten Gefährten waren Franzosen aus Limoges, die sich in der Stadt niederließen, und ihr allmählich ihr Gepräge aufdrückten. Abgesehen von den vielen französischen Familiennamen, und den mannichfachen französischen Formen im Volksdialekt, haben die Nachkommen der Eroberer auch die physische Gestalt ihrer Vorväter bewahrt; namentlich ist dieß bei den Frauen bemerklich, denn die Valencianerinnen gleichen den übrigen Spanierinnen nicht: sie sind größer, haben ein rundes Gesicht, und eine auffallend weiße Haut; viele sind blond, und blaue Augen so gewöhnlich als schwarze. Die Huerta dagegen ist maurisch geblieben, mehr maurisch, möchte ich behaupten, als die berühmten Alpujarras im Königreiche Granada. Nichts mahnt mehr an einen Landmann in Fez und Tetuan, als ein valencianischer Bauer; die Aehnlichkeit ist unverkennbar, auch kann kein Maure des afrikanischen Ufers seinen europäischen Nachbar mehr hassen, als der Maure der Huerta seinen Nachbar, den Valencianer. Fortdauernd ist Krieg zwischen ihnen, und Scharmützel sind häufig. Wenn die Bewohner der Huerta einen Streich gegen die Stadt vorhaben, so versammeln sie sich bei dem Schall einer Meermuschel; dieß ist der Caracol, und er ist so gefürchtet, daß die Todesstrafe jeden bedroht, der beim Blasen desselben betroffen wird. Es ist dieß, wie man sieht, eine Art Landsturm, und unter dem Schalle des Caracol wurden die Franzosen im Unabhängigkeitskriege zu Tausenden ermordet.

Der Schrecken über die Nachricht, daß man den Caracol gehört habe, läßt sich daher leicht denken. Der Caracol bezeichnet Plünderung und Mord. Zugleich ging die Nachricht, man habe einen Versuch gemacht, die Gefangenen am Grao zu befreien, und man höre noch die Flintenschüsse. Um den Schrecken voll zu machen, verbreitete sich auch das Gerücht, Cabreras Bande habe das Gebirge verlassen, und marschire gegen die Stadt. Somit war diese von allen Seiten umlagert: Gefahr von innen und von außen. Ich selbst war bei diesen Aussichten nicht sehr ruhig: in einer fremden Stadt, unter bürgerlichen Kämpfen allein, unbeschützt, fühlte ich mich sehr unbehaglich, denn die dreifarbige Kokarde, die mir den Tag über gedient hatte, konnte mir jetzt gerade verderblich werden, da im Volke die Erinnerungen und Leidenschaften von 1808 noch keineswegs erloschen sind.

Ich war hier mitten im Mittelalter: die Stadt war sich selbst überlassen, jeder auf sein natürliches Vertheidigungsrecht beschränkt, jedes Haus eine Festung. Auch ist Valencia eine völlig mittelalterliche Stadt: die Häuser sind zum Theil hoch und unregelmäßig; viele haben theils gothische Zinnen, theils Bogengräten mit Säulen beibehalten. Die engen, winklichten Straßen sind nicht gepflastert, und nur durch die Lampen von Madonnenbildern erleuchtet. Diese sind allerdings sehr zahlreich, doch noch zahlreicher sind die Milagros (Mirakel) oder hölzerne Kreuze, welche die Stelle bezeichnen, wo ein Mensch umkam. Warum man dieß ein Mirakel nennt, weiß ich nicht, denn vielleicht gibt es keine Stadt in Europa, wo mehr Mordthaten vorfallen, als in Valencia. Der Mord liegt im afrikanischen Blute. Einige der Milagros sind mit einem verblichenen Lorbeerkranze umgeben, diese stammen aus dem Unabhängigkeitskriege, und waren den Opfern der Franzosen bestimmt.

Trotz aller Befürchtungen verging die Nacht ruhig, mit Tagesanbruch aber verkündigte man, die Huerta stehe vor den Thoren und begehre Einlaß: mochte nun wirklich der Caracol ertönt haben oder nicht, vor den Thoren standen wirklich 5 oder 600 mit Säbeln und Flinten bewaffnete Menschen. Es war eine wahre Beduinentruppe, und bei ihrem Anblick begriff ich den Schrecken, den sie einflößen. Man stelle sich breite sonnenverbrannte Gesichter mit weißen Zähnen und stechenden Augen vor, mit über die Schulter hinabhängenden Haaren, nackten, sonnenverbrannten Beinen, und man hat Mühe an diesem Bilde den Europäer wieder zu erkennen. Das Kostüm entspricht der Figur: ein niederer Hut mit breiten Krämpen, Beinkleider von Leinwand, ein blauer Gürtel und ein Hemde ist Alles. Einige fügen noch eine Weste von schwarzem oder rothem Sammt mit silbernen Knöpfen hinzu, ein Luxusstück, das nur die Reichen sich verschaffen können, aber reich wie arm, Alle tragen, wie die Catalanen ihre Nachbarn, eine grobe Wolldecke auf der Schulter, die ihnen zugleich als Bett und Mantel dient. Eine Fußbekleidung kennen sie nicht, außer den Alpargatas, eine Art Stricksandalen, die an den Fuß geknüpft werden, wie eine kalabresische Calandrella. Die Pferde lieben sie leidenschaftlich, sind gute Reiter, reiten jedoch sehr kurz, wie die Mauren. Ihre Frauen sind sehr lebhaft und schön, doch hat ihr Kostüm nichts Auszeichnendes, als ein enganschließendes seidenes Korsett und eine dicke silberne Nadel, die sie durch die Haare stecken.

Dieß ist der wildeste Stamm der Halbinsel, und nirgends sind die Mordthaten häufiger, besonders wenn ein gewisser afrikanischer Wind weht, der eine solche Gewalt über diese trotzigen Menschen ausübt, daß die Gerichte ihn als mildernden Umstand gelten lassen müssen. Hier ist es nicht die Unthätigkeit, die zum Verbrechen führt, denn es gibt keinen thätigern, an härtere Arbeit gewöhnten Menschen, als den valencianischen Bauer. Er bringt seine Tage in den wasserbedeckten Reißfeldern zu, und

Nachts, statt zu ruhen, nimmt er seine Flinte und geht auf die Landstraße. Trifft er einen Reisenden, so beginnt er gewöhnlich damit ihn zu ermorden: der Andalusier ist menschlicher, er begnügt sich mit der Börse, und nimmt selten das Leben.

(Schluß folgt.)

Veränderung des Klima's in Aegypten.

Herr Arago las über diesen Gegenstand in der Sitzung der französischen Akademie vom 29sten Februar ein Memoire des Herzogs von Ragusa vor, welcher sich hierüber folgendermaßen äußert: Sonst regnete es zu Kairo nie, zu Alexandria äußerst selten; als ich vom November 1798 bis zum August 1799 in letzterer Stadt kommandirte, habe ich in 30 bis 40 Tagen nur ein einzigesmal regnen sehen. Gegenwärtig regnet es jedes Jahr 30 bis 40 Tage lang, im Winter, nach der Mitte Oktobers, oft 5 bis 6 Tage unaufhörlich. Zu Kairo, wo einige Tropfen Regen eine sehr seltene Sache waren, hat man jeden Winter 15 bis 20 Regentage. Man vermuthet, daß die Ursache dieser Veränderungen die zahlreichen Baumpflanzungen sind, die der Pascha anordnete, denn man rechnet die Anzahl der unterhalb Kairo gepflanzten Bäume auf 20.000.000.*) Was zu dieser Vermuthung berechtigt, ist der umgekehrte Fall, der ganz unzweifelhaft, obwohl schon vor längerer Zeit in Oberägypten stattfand, wo es gegenwärtig nie regnet; doch soll es einst anders gewesen seyn. Marmont fand in Theben einen Greis von 122 Jahren, dessen Urtheilskraft und Gedächtniß noch ungeschwächt waren, und der ihm sagte, es habe vor 80 Jahren in Oberägypten häufig geregnet, und es seyen die libyschen und arabischen Gebirge, die das Nilthal einschließen, mit Pflanzen und Bäumen bedeckt gewesen, und die Araber hätten ihre Heerden dort geweidet; aber die Bäume seyen ausgerottet worden, die Regen hätten aufgehört und die Weiden seyen vertrocknet. Merkwürdig ist, daß Pococke erzählt, er sey in Oberägypten genöthigt gewesen, seine Reise einige Zeit zu suspendiren wegen der starken Regen. Die Wüste, durch welche Marmont ans rothe Meer reiste, enthält einige wenige Stellen mit ärmlicher Vegetation; in regnichten Jahren gibt es einige anbaufähige Thäler und Vertiefungen, und die Araber lagern dann dort, säen und ernten; aber diese Regen treten jetzt auf eine sehr unregelmäßige Weise ein, werden immer seltener, und die Weiden folglich immer dürrer. Früher galten dieselben für vortrefflich, als vor 80 Jahren der Stamm der Abadis aus Yemen herüberkam und sich hier niederließ. Die Bäume, die damals noch vorhanden waren, sind fast gänzlich verschwunden, und obwohl der Stamm der Abadis, welche aus 3000 Menschen und 10.000 Kamelen besteht, ein Gebiet von etwa 4000 □ Lieues hat, so könnte er doch seinen Unterhalt nicht finden, wenn ihm Mehemed Ali nicht noch weitere Weiden im Nilthal angewiesen hätte, wo er sich jetzt fast immer aufhält.

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante.

(Fortsetzung.)

Nigdé ist eine Stadt, welche dem Schicksal aller übrigen Städte Asiens, einem gänzlichen Verfall nämlich, nicht entgangen ist. Ich sah zwei arabische Baudenkmale daselbst, welche Interesse erregen; das eine ist ein Schulgebäude der Softas aus dem zehnten Jahrhundert der Hedschra, dessen Hof und Thüren mit ausgesuchtem, den Arabern eigenthümlichem Geschmack verziert sind. Es hält schwer, ohne Zeichnung einen Begriff von diesen Ausschmückungen zu geben, für welche unsere Sprache keinen bezeichnenden Namen hat; man sieht, daß sie die Arbeit eines Volks sind, welches Kenntnisse in der Geometrie besaß und diese Wissenschaft auf die schönen Künste anzuwenden wußte. Zu Nigdé befindet sich auch noch das Grab einer Tochter des Sultans Achmet, desselben, der zu Konstantinopel eine prächtige Moschee erbauen ließ. Hier kann man den Einfluß beurtheilen, den die byzantinische Schule auf die Kunst bei den Türken übte, denn zu derselben Zeit, wo man in Konstantinopel eine der Sophienkirche nachgebildete Moschee baute, errichtete man zu Nigdé, ganz nach den Prinzipien der arabischen Schule, ein Grabmal.

Der Karte des Pater Cyrillus, Bischof von Konieh, zufolge, scheint es, daß die Stadt Tyane unweit Nigdé und zwar auf der Stelle stand, wo sich jetzt ein Dorf Namens Klissesar befindet. Das umliegende Land wird von den Bewohnern Iphtiankas genannt, ein Name, der die Worte Tyane Kassaba (Stadt Tyane) in sich zu enthalten scheint. Der Engländer Leake gibt die Ruinen von Tyane als zu Ketsch-issar befindlich an, einem Dorfe, nach dem ich mich vergebens erkundigte; wahrscheinlich ist also dieser Name kein anderer als Klissesar, und nur unrichtig geschrieben.

Zu Tyane findet man viele Ruinen der alten Stadt, doch keine Inschriften; die Gebäude bestanden aus Travertin. Zuerst macht sich eine sehr schöne Wasserleitung bemerkbar, ganz aus Steinen und mit vorragenden Pfeilern erbaut. Diese Leitung erhielt ihr Wasser aus den Gebirgen zwei Stunden von Tyane; es stehen gegenwärtig noch mehr als hundert Bögen, die eine herrliche Wirkung machen; nur erst eine Stunde von der Stadt tritt die Wasserleitung unter die Erde. Im Dorfe finden sich noch viele Grundlagen von Gebäuden aus Travertin und besonders ein Portikus mit dorischen auf griechische Weise kannelirten Säulen. Nur eine Säule steht noch aufrecht, die übrigen liegen zerbrochen umher; die noch stehende ruht auf einem Säulenfuß und das Kapitäl gehört der dorisch-römischen Ordnung an; das Sims ist abgenommen.

Die Gebirge, welche Nigdé umgeben, bestehen aus Uebergangskalk und enthalten Steinbrüche, aus denen weißer Marmor mit rothen Adern gewonnen wird.

Von Nigdé nach Eregli sind zwanzig Wegstunden, durch eine unermeßliche und ganz wüste Ebene. Da die Pferde diese Reise nicht in Einem Tage machen konnten, so waren wir genöthigt die Reise zu verlängern, und in einem zwölf Stunden von Nigdé entfernten Dorfe zu übernachten. Wenn man sich gegen Osten wendet, erreicht man bald die Gebirge von Lycaonien; kahle Felsen, welche sich an den Taurus von Cilicien anschließen. Abends kamen wir in das Dorf Devrent; allein es war schon unsere Bestimmung auf freiem Felde übernachten zu müssen, da die Türken während des Sommers in die benachbarten Gebirge ziehen. Alle Häuser waren verschlossen, und wir sahen uns genöthigt uns ein Obdach von Baumzweigen aufzurichten, und etwas gesottene Blätter von rothen Rüben zu speisen; das einzige, was uns ein armer im Dorfe zurückgebliebener Türke verschaffen konnte. Dieser Theil der Gebirge von Lycaonien besteht gänzlich aus Kreide und Grobkalk. Im Dorfe Devrent bilden Nummuliten, in festen Agglomeraten, die Basis des Felsens.

(Schluß folgt.)

*) Vielleicht eine Null zu viel. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1836.

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

1. Die Seefahrt.

Nicht drei Stunden, wie Reisende es gewöhnlich zu thun pflegen, sondern drei Tage hatten wir auf den borromäischen Inseln verlebt, und waren mit unserm Wirth auf Isola Bella ungleich mehr zufrieden gewesen, als mit dem Gasthause von Baveno, vor dem jedermann zu warnen ist: denn wenn lombardische Beutelschneiderei sich noch irgendwo treffen läßt, so ist es vor Allem in dem schönen Terassengebäude Locarnos, wo hinter Blumengebüschen der Feind auf die Börse des Wanderers lauert, und dabei durch zwei listige Sirenen kräftig unterstützt wird.

Locarno's großer Markt sollte am folgenden Morgen beginnen, wo nicht nur aus allen nördlichen Alpenschluchten des Lago Maggiore, sondern selbst aus dem Anzazcathale des Monte-Rosa, Jung und Alt herbeizuströmen pflegt, wo Kühe aus der deutschen, Ziegen aus der italienischen Schweiz in zahlreichen „Kuhsenthümern" und Heerden erwartet wurden, und sogar die Hoffnung lachte, ein Drama zu finden, wenn es auch eher an Girolamo als an die Scala erinnern sollte. Der Isola-Verein, darunter eine geistvolle, seit einigen Jahren in Frankfurt a. M. verheirathete Comaskerin nebst ihrer Nichte aus Palanza und zwei junge Pariser, beschloß ebenfalls in Locarno beisammen zu bleiben, und ich, mit des Ortes Lokalität schon längst bekannt, erbot mich zum Cicerone, was die neuen Freunde sich gefallen ließen.

Lustig fuhren wir dem Dampfschiffe des Verbano entgegen, denn Flöten, eine Guitarre und glockenreine Frauenstimmen waren mit im Boote. Alles versprach eine glückliche Fahrt.

Hat man einmal den Seebusen von Baveno und Palanza mit den borromäischen Inseln aus dem Gesicht verloren, so sind es zunächst zwei Gegenstände, welche das Auge und noch mehr die Phantasie des Reisenden beschäftigen: Villa Prina, und die kleinen, einst befestigten Inseln von Canero. In jenem Lustschlosse, woran das Schiff mit aufgespannten Segeln, vom Dampf und vom kräftig wehenden Inverna zugleich getrieben, vorübersaus'te, auf diesen herrlich gelegenen Terrassen, in jenem schlanken, auf Säulen ruhenden Tempel pflegte Minister Prina, begleitet von schönen, gefälligen Kindern, Erholung zu suchen, wenn der Eifer, Napoleons und seine eigene Kasse zu füllen, ihm zu viele Nachtwachen gekostet hatte. Hier war es, wo sein guter Genius ihn noch einmal warnte zu fliehen, ehe die Volkswuth sich seiner bemächtigte; aber er blieb den Rachegöttinnen verfallen, und seine Ermordung gehört nunmehr zu Mailands düstersten Erinnerungen und ist mit Blut, mit Gift in die Geschichtsbücher der Lombardei eingeschrieben. Nicht so glänzend wie Villa Prina, sondern wie durch Rauch geschwärzt, heben sich dann die beiden, nur von unschuldigen Fischern bewohnten Felseninseln von Canero, milden Weinbergen gegenüber, mit runden und viereckigen Thürmen aus den Fluthen. Ihr Anblick erinnert auffallend an das Schloß Chillon am Genfersee; auch hier, in diesem ehemaligen Staatsgefängnisse, schmachtete so mancher Bonnivard; aber was den Klippen noch ein besonderes Interesse gibt, sind jene fünf Flibustier-Brüder aus der Familie Mazzarda, die auf ihnen, um den Beginn des 15ten Jahrhunderts, 10 Jahre hindurch ein verderblich Unwesen, die ärgsten Gräuel trieben, und erst durch die Streitkräfte der Borromäer ausgerottet wurden. Um diese Punkte berühmt zu machen, fehlt ihnen nur ein Byron, und Isola Bella's Pyramidenterrasse allein ist Schuld, daß der ganze See nicht durch Rousseau's neue Heloise eine höhere Weihe erhielt, wie es der Dichter anfänglich wollte, der die borromäischen Inseln ebenfalls wunderschön fand und sie keineswegs so pedantisch tadelte, wie es bei manchen Neuern zur Mode geworden ist.

„Ueberhaupt," bemerkte hier einer der Anwesenden, „scheinen mir die Eigenthümlichkeiten der lombardischen Seen troß so vieler Schreibereien noch nicht recht gewürdigt und sogar von den Eingebornen nicht kunstmäßig genug aufgefaßt worden zu seyn."

„Das ist eben kein Wunder," lautete die Antwort, „wenn man das geringe Behagen der Italiener an Naturschilderungen kennt. Plinius, Virgil und Tasso gehören ihrer Abstammung nach zum mindesten eben so der nordischen Alpennatur an, wie ein Bonnet, Rousseau und eine Staël; mit dem Unterschiede etwa, daß jene auf der südlichen, diese auf der nördlichen Abdachung der höchsten Bergkette ihre Wiege stehen sahen. Erst Goethe

hat wesentlichen Einfluß auf manche Schriftsteller Italiens, worunter auch Manzoni zu rechnen, geäußert, um ihren Werken mehr Naturwahrheit zu geben, und sie von jenem mythologischen Bombast allmählich freier zu machen, der auch noch in Arici's sogenannten Poesien spukt und sie unausstehlich macht, obwohl der Brescianer Arici sich selbst für Italiens größten Dichter hält. Ugo Foscolo's Jacopo Ortis ist bekanntlich eine ins Politische herübergezogene fast sklavische Nachahmung Werthers; hat aber wenigstens das Verdienst, die ersten warmen Naturschilderungen in die neuere italienische Literatur eingeführt zu haben. An Bertolotti und Dandolo fand wieder Foscolo ziemlich begabte Nachahmer; und wenn Bertolotti's Schilderungen der lombardischen Seen auch wie im Taumel geschrieben sind, aus dem er erst bei seiner Viaggio in Savoia und bei seiner Liguria marittima erwachte, so halfen sie doch redlich dem nächsten, dringendsten Bedürfnisse ab."

„Aber was halten Sie wohl von Amoretti's Reisen zu den drei Seen?"

„Sie sind offenbar das Beste, was darüber vorhanden ist; Amoretti war jedoch ausschließlich Naturforscher und Bibliograph; die mineralogischen, und durch Labus Einwirkung, die römisch-antiquarischen Momente dieser Gegenden hat sein Buch gewiß zweckmäßig aufgefaßt; aber Amoretti, Doktor der Ambrosiana, Kanonikus von St. Ambrogio, wollte oder konnte Vieles nicht sagen, was seinem Gemälde mehr Wahrheit und frischeren Farbenton gegeben hätte. Wo finden Sie in seinem oder in einem andern bisher gedruckten Reisebuche auch nur die geringste Andeutung über des nördlichen Seeufers Reformationsgeschichte? Wer unter den Italienern hat uns bis jetzt von des Protestanten Beccaria vieljährigem hiesigen Wirken gesprochen? Die Bezirke des Lago Maggiore ließen sich heut dagegen füglich in drei katholische Mythen-Regionen scheiden: südöstlich und nördlich regiert nun wieder Madonna ausschließlich durch ihre heiligen Berge von Varese und Locarno; westlich St. Carlo Borromeo und östlich von dem Campo di Fiori, die Bergabhänge des Thales Cavio entlang, waltet S. Martin, den die Volkssage dem hier dummen Teufel manchen so listigen Streich spielen läßt, daß ich mich der Vermuthung nicht enthalten kann, dieser Martinsdienst sey nur gegen die früher hier allgemein herrschende Merkursverehrung ausgetauscht worden."

(Schluß folgt.)

Spanien im Jahre 1835.

Der Alboroto von Valencia.

(Schluß.)

Das waren die Leute, die vom frühen Morgen an die Thore von Valencia belagerten: die Säbel und Flinten, mit denen sie bewaffnet waren, gaben ihnen ein noch wilderes Aussehen; aber die Politik hatte mit dieser Expedition nichts zu thun, sie wollten weder die am vorhergehenden Tage Hingerichteten rächen, noch den Konstitutionellen Beistand leisten, sie dachten nicht daran, weder die Stadt zu plündern, noch die Bürger zu ermorden, ihre Forderungen waren viel bescheidener, denn sie verlangten nur die Unterdrückung der Octroigebühren. Man parlamentirte einige Augenblicke, aber die Bürger waren allzu erfreut, sich so wohlfeilen Kaufs aus der Sache zu ziehen, als daß sie nicht hätten kapituliren sollen. Die Octroigebühren wurden aufgehoben, und die Thore, nachdem sie 36 Stunden geschlossen gewesen waren, um 9 Uhr Morgens wieder geöffnet. Es war hohe Zeit, denn man fing schon an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden.

Kaum waren die Thore geöffnet, als ein Schwarm von Gemüsegärtnern im Galopp in die Stadt hereinsprengte; man hätte glauben sollen, sie wollten dieselbe in Sturm einnehmen, wie dieß im Mittelalter geschah, sie hatten aber minder kriegerische Absichten, sie zogen ganz einfach auf den Markt, und beeilten sich, einen guten Platz zu bekommen. Ein nie zuvor gesehenes, und durch seine Neuheit auffallendes Schauspiel boten die müßigen Octroibeamten, die unthätig umherspazierten und über ihre ungewohnte Muße selbst erstaunt waren. An Arbeit hätte es ihnen nicht gefehlt, denn man benützte die gewonnene Erlaubniß tüchtig; jeder wollte etwas einführen, wäre es auch nur ein Schlauch Wein, das Treiben war unglaublich. Die großen Kaufleute benützten den Umstand wie natürlich, und schafften so viel Waaren wie möglich herein, so daß, wie man sagte, der Schatz an diesem einzigen Tage um 11,000 Piaster betrogen wurde. Am folgenden Tage mußte man aber die Abgaben wieder bezahlen, jedoch nach dem Tarif von 1808.

Die folgenden Tage, wenn auch bewegt, gingen doch ohne Ereigniß vorüber: man schloß die Klöster, oder vielmehr, sie schlossen sich selbst. Die erschreckten Mönche hatten sich aus eigenem Antrieb säkularisirt, die Klausur verlassen, und weltliche Kleider angezogen; man erkannte sie an ihrem ungeschickten Gange und ihrem verlegenen Wesen; sie wünschten sich ihre langen Röcke zurück, und vertrugen sich schlecht mit dem Frack und der Kravatte.

Der Sieg war den Urbanos geblieben, es war aber zweifelhaft, ob sie sich damit beruhigten, denn ein erster Erfolg ist immer eine Lockspeise: man gewinnt Geschmack daran, und will mehr. Es handelte sich auch wirklich um einen neuen Kriegszug, nicht mehr gegen die Gefängnisse, denn diese waren leer, sondern gegen die Häuser der Facciosos. Schon hatte man am 6ten mehrere verhaftet, und sie mit den Gefangenen nach Ceuta deportirt. Unter dem Dache der Carlisten herrschte Schrecken. Indeß kamen sie dießmal mit der Furcht davon. Die Rache erreichte ihre Häuser nicht, und man begnügte sich mit der nicht unbilligen Forderung, alle von Calomarde ernannten Angestellten abzusetzen; ihre Zahl war nicht gering mit dem Präsidenten der Audiencia, einem erklärten Carlisten, anzufangen, der denn auch zuerst suspendirt wurde. Leider waren die Forderungen nicht sehr uninteressirt: noch am Abend waren über 500 Bittschriften um Ertheilung von Stellen von den Urbanos im Palast des Generalkapitäns niedergelegt, wo ich sie selbst gesehen habe.

So schleppte sich die Sache mehrere Tage fort, ohne daß eine solche Anarchie irgend jemand in Verwunderung setzte: die Unordnung scheint das natürliche Element des spanischen Volks.

Nur die Nachrichten von Barcelona gaben von Zeit zu Zeit diesem im Kothe steckenden Wagen einen Stoß. Man erfuhr nach einander die Verjagung Llanders, die Ermordung Basa's und die Einsetzung der Junta. Jetzt erst schloß sich Valencia dem großen Feldzug an, den Saragossa begonnen und die Catalanen fortgesetzt hatten, und erklärte dem Ministerium Toreno den Krieg. Der Alboroto verwandelte sich in eine Junta, eine der farblosesten und schwächsten von allen. Es ist genug gesagt, daß sie sich unter denselben Grafen Almodovar stellte, der am 8ten so wenig Zutrauen eingeflößt hatte, und wahrscheinlich hat sie nie ganz mit der Centralregierung gebrochen. Doch mit dieser Junta habe ich es nicht zu thun; ich wollte nur die Geschichte des Alboroto erzählen, wovon ich selbst Zeuge war. Sie kommt mir wie eine Tragikomödie in Calderons Art vor: der Sturz des Grafen Toreno bildet die Entwicklung, der Alboroto den ersten Tag; aber der Vorhang ist noch nicht gefallen über diesen ersten Tag, er sollte sich mit einem Morde endigen.

Als ich am folgenden Sonntag, den 9ten August, von Murviedro zurückkam, sah ich einen Zusammenlauf vor der Kirche der heiligen Jungfrau der Verlassenen, la Virgen de los Desemparados, der Patronin von Valencia; ein blutiger Leichnam war vor der Thüre ausgestellt, und neben ihm ein silberner Teller, auf dem die Gläubigen ihre Beisteuer niederlegten, um Messen für die Seele des Verstorbenen lesen zu lassen. Der arme Mensch war plötzlich ermordet worden, und ohne Priester, ohne Beichte in die andere Welt gegangen, so daß sein Seelenheil sehr gefährdet war. Ich erkannte in dem Todten den Bäcker, den ehemaligen Royalisten, der am Sonntag vorher beim Stiergefecht beinahe unter den Hieben der Urbanos erlegen wäre. Dießmal hatte ihn der Tod erreicht: ein Urbano war ihm auf der Straße begegnet, hatte ihm mit dem Säbel den Bauch aufgeschlitzt, und war dann ruhig seiner Wege gegangen. Das Volk kümmerte sich wenig darum, ob es ein Constitutioneller oder ein Carlist war, es handelte sich jetzt nicht mehr um seinen Körper, sondern um seine Seele, und es regnete Quartos in den silbernen Teller. Die Volkssympathie zeigte sich in Gebeten und mitleidigen Ausrufungen, und wäre der Mörder erschienen, die Menge hätte ihn gesteinigt, nicht weil er ihn ermordet, sondern weil er seine Seele den Qualen des Fegfeuers Preis gab, indem er ihm nicht Zeit ließ, sich zur Reise in die Ewigkeit vorzubereiten.

Die Kathedrale stößt an die Kapelle der Desemparados, der hohe achteckige Glockenthurm stand offen, und ich stieg hinauf. Frische Luft und Einsamkeit war mir nöthig, ich fühlte das Bedürfniß, mich diesen Scenen der Gewaltthat zu entreißen. Lange genug war ich, ein vom Sturm ereilter Reisender, auf den Wellen dieser stürmischen Stadt umhergeschleudert worden: es lockte mich, einen Augenblick in den Hafen einzulaufen, und das Verfahren der Schiffsmannschaft mit Ruhe zu prüfen.

Von der Plattform des Glockenthurms herab übersieht man die ganze Stadt und das umliegende Land. Valencia hat nicht den kahlen öden Anblick der Städte in Aragonien und Castilien, die man von den Geistern der Einsamkeit in der Wüste erbaut glauben sollte. Reizend in der Mitte seiner lachenden Huerta gelegen gleicht es vielmehr einer Stadt der Lombardei. Derselbe Reichthum an Grün, dieselbe kraftvolle Vegetation, aber auch der gewöhnliche Nachtheil allzu sorgfältiger Kultur, dieselbe Monotonie: allzu sehr sieht man die Hand des Menschen, welche die Natur der Regel unterwarf. Die Natur ist verführerischer, reizender in ihren Launen, die phantastische Freiheit steht ihr besser, als das Geschniegelte und doch immer Steife, das ihr die Hand des Herrn aufdrückt. Aber bei Valencia wenigstens ist die Einförmigkeit der Landschaft durch die Mannichfaltigkeit der Gebäude unterbrochen. Die Dörfer berühren sich und sind gut gruppirt: Klöster und Villas erheben sich nahe bei einander, und ihre weißen Giebel, so wie die unzähligen Glockenthürme durchbrechen die dichten Blättermassen, von denen sie, wie von einem heiligen Haine umgeben sind; hie und da breiten sich einige Palmen fächerartig aus. Die Ebene ist geschlossen im Osten durch das Meer, auf allen andern Seiten durch eine Kette reizender Hügel, die sie mit Liebe umfassen.

Wendet man den Blick von den Feldern auf die Stadt zurück, so verliert sich das Auge in dem unentwirrbaren Labyrinth der engen, krummen Straßen, wo Häuser von allen Formen, Größen und Farben bunt durch einander liegen wie die Felsentrümmer eines zusammengestürzten Berges. Die Zahl der Klöster und Kirchen ist unglaublich: alle Heiligen im Kalender haben ihr Bethaus, alle Orden der Christenheit ihre Paläste, zum Theil klein und demüthig, zum Theil unermeßlich. Jedes hat seinen Glockenthurm, jeder Glockenthurm mehr als Eine Glocke, und wenn alle diese ehernen Stimmen ertönen, so ist es eine Harmonie, um alle Götter des spanischen Olymps zu verjagen. In dieser Beziehung wenigstens ist Spanien keineswegs maurisch geblieben, und diese Vorneigung zu gellenden Tönen ist eine Reaktion gegen das Schweigen der Minarets, und die ernste und melancholische Stimme des Muezzin, der die Gläubigen zum Gebete ruft. Jetzt aber schwiegen die Glocken, und alles Geräusch, alle Stimmen der Stadt verschmolzen für mich in ein dumpfes Gesumse, ähnlich dem letzten Tosen eines erzürnten Meeres, das allmählich sich beruhigt.

Die heisse Quelle von Aix.

Zu Aix in der Provence war früher eine heiße Quelle, von welcher der Ort den Namen Aquae Sextiae führte. Als man außerhalb der Stadt 100 Schritte von der Quelle eine Grube machte, entsprang eine Kaltwasserquelle, die später eine Mühle trieb. Seitdem nahm die warme Quelle ab, und als noch andere Quellen in der Nähe eröffnet wurden, vertrocknete sie ganz. Als im Jahre 1721 die Pest wüthete, erklärten die Aerzte, daß das Baden in der warmen Quelle sehr wohlthätig seyn würde, die kalten Quellen wurden verstopft und die warme Quelle erschien nach 21 Tagen wieder. Seit dieser Zeit wurden die kalten Quellen wieder geöffnet, und die warme hörte abermals auf. Augenscheinlich hängen also beide Quellen zusammen, aber in welche Tiefe sinkt die eine zurück, wenn sie 21 Tage braucht, um in der geringen Entfernung wieder zu erscheinen? und was macht, daß sie an der einen Stelle heiß, an der andern kalt erscheint?

Chronik der Reisen.

Des französischen Reisenden Karl Texier weiterer Bericht über seine Reise in der Levante.

(Schluß.)

Unsere improvisirte Wohnung konnte uns nicht gegen einen heftigen Regen schützen, der während der Nacht fiel und mir ein Fieber zuzog, das mich während der ganzen Reise nicht mehr verließ. Am folgenden Tage brachen wir nach Eregli auf, ein Weg von fünfzehn Stunden, während welcher Zeit es nicht aufhörte zu regnen. Wir machten mitten in unserer Reise bei einigen Erdhütten Halt, welche den Arbeitern zur Wohnung dienen, die mit Gewinnung des Salpeters beauftragt sind, denn der Boden dieser Ebene ist so salpeterhaltig, daß man sie nur filtriren und abrauchen darf, um ganz reinen Salpeter zu erhalten. Von der höchst unvollkommenen Weise, in welcher diese Arbeit betrieben wird, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die Kessel mit nichts als dem Kameldünger geheizt werden, den man in der Ebene sammelt.

Wir erreichten Eregli in der Nacht und waren genöthigt in einem Kaffeehaus abzusteigen. Diese Stadt, deren alter Name (Heraclea) mich gelockt hatte sie zu besuchen, bot nichts, was meine Neugier reizen konnte, und mir blieb nur übrig zu bedauern, eine so lange und beschwerliche Reise ganz umsonst gemacht zu haben. Um nach Caroman, 18 Stunden von Eregli, zu kommen, mußten dieselben Beschwerden überwunden werden; indem ich diesen Weg verfolgte, entfernte ich mich zu meinem größten Verdruß immer mehr von dem See Talta, jetzt Kodzafar genannt, allein es war jetzt schon zu spät umzukehren. Es heißt allgemein, daß Caroman von den Ruinen von Saranda aufgebaut worden sey; ich fand jedoch nichts als Häuser von Lehm und nicht die geringste Spur von Alterthümern. Ich brachte fünf Tage in Caroman zu, in der Hoffnung von meinem Fieber zu genesen, um Kara Dagh besuchen zu können, wo man die Ruinen von Derbé vermuthet; da ich jedoch gänzlich außer Stand war eine solche Reise wagen zu dürfen, so ging ich nach Koniah. Hier findet man nicht ein einziges Denkmal mehr, welches an die Pracht des alten Iconium erinnerte, dagegen aber ist die Stadt reich an Bauwerken der Kalifen, die für mich Gegenstand der sorgfältigsten Untersuchung wurden. Der Palast Kilidsch Arslans, die Moscheen und Schulen reizten meine Neugier wechselsweise. Die Verwendung von Fayence zu Verzierung religiöser Gebäude, der in Konstantinopel bis zu den Zeiten des Sultans Selim im Gebrauche war, ist hier mit einem eben so bewundernswerthen Geschmack als Luxus angebracht. Die Mauern, welche allein noch eine ziemlich große Anzahl antiker Ueberreste und Inschriften enthalten, sind mit besonderer Sorgfalt erbaut. Hier zeichnete ich in der Nähe des Schlosses einen Cippus ab, einen isaurischen Krieger vorstellend, dessen Farben sich noch ganz gut erhalten haben. In einem nahe liegenden Thurm sieht man einen großen Sarkophag, ein Werk aus den Zeiten Hadrians, dessen Basrelief Achilles in Skyros darstellt.

Durch Hungersnoth aus Koniah getrieben, da der Pascha Reiß Brod und Fleisch hatte aufkaufen lassen, um ein von Konstantinopel kommendes Regiment zu bewirthen, ging ich über die Gebirge, welche Lycaonien von Isaurien trennen, und langte nach drei Tagen in Bey Schehry, einer kleinen Stadt, an, die auf der Stelle des alten Isaurus (Isaura vetus) liegt.

Eine der Vorstädte von Bey Schehry liegt auf einer weit in den See Caralis hineinreichenden Halbinsel. Man sieht hier Spuren von alten Mauern und Ueberreste von Säulen, welche deutlich beweisen, daß das alte Isaurus auf dieser Halbinsel stand. Ich machte den Weg um den See, um mich nach Coralis zu begeben, einer Stadt, von der nichts als der Name noch erhalten ist. Einige Tage später hatte ich mehrere Berge des Taurus zu übersteigen, um nach Pisidien zu kommen. Auf dieser Reise mußte ich alle nur möglichen Drangsale und Entbehrungen erdulden. Endlich am Ufer des Sees Egdir (Trogbilis) angelangt, stärkten mich die reine Luft und der Anblick dieses Landes wieder in etwas. Ich fühlte mich stark genug, um den Weg um diesen See zu machen, der 9 Stunden lang ist und in seiner größten Breite 3½ Stunden hält; eine irgend interessante Entdeckung machte ich durchaus nicht. Die ganze Kette des Taurus besteht aus Grobkalk, und diese Formation setzt fort bis zur südlichen Rückseite, wo der Uebergangskalk anfängt; auf dem Theil des Taurus jedoch, über welchen ich kam, sah ich nirgends vulkanische Spuren.

Zu Egdir ruhte ich einige Tage aus, um den Uebergang über die letzte Kette, welche mich vom Meere trennte, unternehmen zu können; ich passirte den Engpaß, Demir Capu (eisernes Thor) genannt. Bald kamen wir in wilde Wüsteneien, wo es an Allem mangelte und wo wir im Gebüsch übernachten mußten. So dauerte es drei ewig lange Tagereisen fort. Mein Tatar, der ebenfalls das Fieber bekommen hatte, machte mir mehr Sorge als mein eigenes Uebelbefinden, denn ich mußte für ihn wie für ein Kind sorgen, und sein unaufhörliches Klaggeschrei: „Es ist aus mit uns, wir werden Konstantinopel nicht mehr sehen!" mit anhören. Wir verloren ein Packpferd unterwegs, das wir jedoch so glücklich waren durch ein Kamel ersetzen zu können; in den Zelten einiger Kurden wurden wir mit Milch und Speise erquickt.

Endlich sahen wir das Meer und die Minarets von Adalia, und mit ihnen das Ende unserer Leiden. Abends kam ich in Adalia an und fand in dem Pascha daselbst einen ehrwürdigen Greis, der mir alle Theilnahme zeigte, welche mein Zustand ihm einflößte. Er unterhielt sich lange mit mir über den Zustand seines Landes, und verhehlte mir nicht, daß er die traurige Lage Asiens, ohne Armee, ohne Gränze und Bewohner mit Betrübniß sehe.

Ich erhielt ein Haus angewiesen, wo ich alle mögliche Pflege fand. Jeden Tag ließ der Pascha, der mir seinen Arzt sandte, sich nach mir erkundigen und mich mit allem Nöthigen versehen. Am sechsten Tage fand ich ein abgehendes Schiff und sagte dem Pascha Dank, indem ich zugleich versprach im nächsten Jahre wieder zu kommen, da ich eine Besichtigung von Adalia und der Umgegend jetzt nicht unternehmen konnte. Am 10ten October ging ich nach Smyrna unter Segel, wo ich ankam, ohne auch nur an einem einzigen Punkt der Küste von Caramanien ans Land gehen zu können. Den Einwohnern des Landes muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mir nirgends auf meiner Reise Hindernisse in den Weg legten, sondern mir vielmehr an vielen Orten alle nur mögliche Freundschaft und viele Sympathie für die französische Nation bewiesen.

Man hat kürzlich in London ein Patent genommen auf eine neue Art Hufeisen, wovon eine Dampfmaschine 5000 in der Stunde fertigt; sie kosten 2 Pence (6 kr.) oder etwa ein Viertheil des bisherigen Preises, und sollen dauerhafter seyn, weil die ungeheure Kraft der Maschine das Metall stärker verarbeitet als die Hand des Menschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1836.

Ein Reiseausflug von Algier nach Belida und dem kleinen Atlasgebirge.

Von Algier nach Belida führt durch die Ebene von Metidschah ein schmaler Weg, der früher nur Lastthieren und Fußgängern zugänglich war, aus dem die Franzosen aber heutzutage eine ziemlich bequeme Fahrstraße gemacht haben. Nach einer zweistündigen Wanderung auf dieser Straße in südlicher Richtung erreicht man Ibrahim, ein freundliches Kolonistendorf, das größtentheils von deutschen Auswanderern bevölkert ist. Seine Lage ist die anmuthigste, die man sich denken kann, und wenn gleich die Ebene, je mehr man dem Gebirge sich nähert, an natürlicher Fruchtbarkeit noch zuzunehmen scheint, so ist doch keine Gegend so schön bebaut, so blühend als die nächste Umgebung von Ibrahim. Jener herrliche Boden belohnt die wenige Mühe, die man bis jetzt noch auf seine Bearbeitung verwendete, mit einer überreichen Fülle der Erzeugnisse, die mich in Erstaunen setzte. Ibrahim ist etwas größer, als das weiter östlich gelegene Dorf Kuba. Seine Bewohner haben sich bereits so ziemlich in diesem fremden Welttheile eingewöhnt, und viele scheinen mit ihrer Lage wenigstens halb zufrieden, obwohl sie noch zuweilen dem guten Vaterlande sehnsüchtige Erinnerungen schenken. Ein seltsames Volk sind doch wir Deutschen! Wir lieben unsere Heimath, unsere Sprache so innig, und dennoch sind es jetzt die Deutschen, die mehr als jedes andere Volk den lang bewohnten Herd, wo es ihnen an Brod und Brennholz nie gefehlt, mit der ungewissen Fremde vertauschen. Deutsche Handwerker trifft man jetzt in den auswärtigen Staaten eben so viele, als in Deutschland selbst. In Palma und Cagliari, jenen Inselstädten des mittelländischen Meeres, von denen so selten die Rede geht, hört man unsere kräftige Muttersprache so gut wie in den Wildnissen der neuen Welt. Nun scheint auch Algier bestimmt, eine französisch-deutsche Kolonie zu werden, wo mit unserer Sprache auch unsere nordischen Sitten sich einbürgern machen. Zu Ibrahim gibt es bereits Tanzböden, wo die Araber dem Walzertanz mit deutschen Frauen zusehen. In wenigen Jahren vielleicht tönen unsere Alpenjodellieder in den Thälern des Atlas.

Die Zahl der Kolonisten Ibrahims und Kubas schmolz durch eine mörderische Seuche im J. 1832 sehr zusammen. Von dieser Zeit bis zu dem furchtbaren Ausbruche der Cholera im August 1835 war der Gesundheitszustand in beiden Dörfern der beste, und die Sterblichkeit dort im Verhältnisse geringer als in den meisten Gegenden Europa's. Das Klima scheint besonders auf die Frauen eine gesegnete Wirkung zu äußern, denn es wimmelt dort von kleinen deutschen Afrikanern, die obwohl in dem Lande der Wilden und unter einer glühenden Sonne geboren, doch das blonde Haar und die frische Farbe ihrer germanischen Ahnen tragen.

Die Straße von Ibrahim nach Duera ist theilweise uneben und bei schlechtem Wetter kaum fahrbar. Man erblickt in Zwischenräumen von einer halben Stunde mehrere Blockhäuser zur Sicherung des Weges. Gleichwohl hört man noch zuweilen von Mordthaten, die auf dieser Straße an Reisenden verübt werden, welche verwegen genug waren, dieselbe einzeln und ohne Waffen zu betreten. Duera ist ein französischer Waffenplatz, fast von der Größe Mustapha's. Neben den Kasernen, welche zwei große Vierecke bilden, steht eine Reihe von Schenken und Bäckerläden aus Holz erbaut. Man findet dort schon Billards und Kegelbahnen, während die Umgegend noch eine wahre Wildniß ist.

Vier Stunden südlich von Duera liegt das Lager von Bufsarik, dem man zu Ehren des Gouverneurs den Namen Camp d'Erlon gegeben hat. Dasselbe gewähret mit seinen Zelten, Erdwällen und Redouten in einer bezaubernden Lage den überraschendsten Anblick, und soll nach dem Urtheile aller Militärs ein Meisterstück des französischen Geniekorps seyn. Ein breiter Graben, hinter welchem die Batterien und Erdschanzen stehen, umgibt das ganze Lager. Hinter den Wällen erblickt man eine Menge weißer Zelte, jedes eben so von einem kleinen Graben umgeben, in welchem das Regenwasser sich sammelt. In der Mitte stehen die Kasernen, welche bei meinem ersten Besuche im Monat Mai 1835 noch nicht vollendet waren. Das Camp d'Erlon liegt nur wenige Stunden von Belida und dem kleinen Atlas. Da viele der Kabylenstämme, welche diese Berge bewohnen, noch zu den erbittertsten Feinden der Franzosen gehören,

so mußte man auf die Befestigung dieses Lagers große Sorge wenden und seine Besatzung ist daher immer stärker als die drei übrigen Lager. Bei meiner ersten Anwesenheit bestand dieselbe aus zwei Bataillons des 63sten Linien-Infanterieregiments und einigen Eskadrons der Chasseurs d'Afrique. Erstere wurden am 3ten Mai durch zwei Bataillons der Fremdenlegion ersetzt. Die Soldaten arbeiteten den ganzen Tag theils an dem Bau der Kasernen, theils draußen in der Ebene, wo sie das Gras abmähen mußten, das dort, obschon nicht gesäet, zu einer erstaunlichen Höhe aufschießt. Das Heu, das nach sechswöchentlicher Arbeit bei Buffarik gewonnen wird, reicht auf ein ganzes Jahr lang für den Bedarf der Okkupationsarmee hin. Nach der Versicherung eines Mannes, der sich wohl darauf versteht, würde dasselbe in Frankreich einen Werth von 80,000 Fr. haben. Die Soldaten der Fremdenlegion scheinen zu dergleichen Arbeit weit besser geeignet als die französischen Regimenter. Ein französischer Offizier, dessen Urtheil mir völlig unparteiisch schien, machte mir folgende Schilderung von diesem Korps.

Ein Drittheil der Fremdenlegion besteht aus alten Soldaten, welche nach Auflösung des Regiments Hohenlohe und der Schweizer in der Legion Dienste nahmen. Diese Krieger, von denen manche drei Chevrons tragen, bilden den Kern des 6ten Bataillons. Die Mehrzahl aber besteht aus deutschen, belgischen und italienischen Deserteurs, welche in der Legion Dienste nahmen und den schlechtesten Geist unter dieselbe brachten. Die auswärtigen Staaten verlieren durch die Desertion solcher Taugenichtse nicht viel. Ihre Armeen werden auf diese Art von schlechten Subjekten gereinigt, während Frankreich in Afrika ziemlichen Nutzen aus denselben zieht, denn hier ist keine Desertion mehr möglich, und die unerbittlichste Strenge, die man bei dem geringsten Vergehen gegen sie anwendet, erhält die Mehrzahl doch in den Schranken der Subordination. Früher gab es hier viele Jünglinge von guter Familie, welche sich wegen politischer Vergehungen im Vaterlande und vielleicht in der Hoffnung, eine schnelle militärische Carrière zu machen, anwerben ließen. Die Täuschung dieser jungen Thoren war aber bald zerstört. Ein Theil derselben wurde durch ihre Familien reklamirt, andere machten sich nach Vollendung ihrer dreijährigen Dienstzeit davon. Manche dieser Unglücklichen, die ihr Elend inmitten ihrer verworfenen Umgebung doppelt fühlen, erwarten die Zeit ihres Abschieds mit Schmerzen. Man zeigte mir unter andern den jungen Grafen v. Sch....n, einen bleichen, schmächtigen Jüngling, dessen Vater noch heute General der .....ischen Armee ist, während sein Sohn als gemeiner Soldat in der Fremdenlegion dient. Solche Jünglinge, die ungeachtet ihrer guten Erziehung ohne eine gediegene Kenntniß der französischen Sprache sehr wenig Aussicht auf Avancement haben, sind unter der Heerde jener Auswürflinge, von denen ein Theil wirkliche Verbrecher sind, wahrhaft zu beklagen. Die französischen Militärgesetze reichten bei all ihrer Strenge nicht hin, die Desertion, den Diebstahl und den Verkauf der Effekten bei jenen Individuen zu hindern. Man mußte daher „la schlague," wie die Franzosen sagen, einführen, weil Gefängniß, Galeere und selbst die Todesstrafe auf jene Menge keinen Eindruck mehr machten. Bei meinem zweiten Besuche zu Buffarik ereignete es sich, daß drei deutsche Deserteurs von den Beduinenstämmen zurückgebracht wurden. Sie waren völlig der Kleider beraubt worden, und man ließ sie, mutternackt wie sie waren, in die Mitte des Lagers führen. Die beiden Bataillone marschirten vor ihnen auf und mußten zusehen, wie jene mit Stallriemen eine halbe Stunde lang so schrecklich gepeitscht wurden, daß das Blut in Strömen von ihrem zerfleischten Rücken lief, und sie halb todt hinweggetragen werden mußten. Erinnerte man sich bei diesem entehrenden Anblicke der Militärgesetze Frankreichs, die jede körperliche Züchtigung so strenge verbieten, blickte man dabei auf jene dreifarbige Fahne, dem Banner zweier im Namen der Freiheit und der Menschenrechte gemachter Revolutionen, so mußte man sowohl über die Schmach der Krieger als über die Nichtswürdigkeit ihrer Befehlshaber erröthen.

Der Markt von Buffarik, wo sich bekanntlich alle Montage Tausende von Arabern und Kabylen mit ihren Waaren einfinden, liegt nur einen Büchsenschuß vom Camp d'Erlon entfernt. Darthin kommt auch immer eine beträchtliche Anzahl von Europäern, theils Handelsleute aus Algier, welche Einkäufe machen, theils fremde Reisende, welche die Neugierde zu dieser merkwürdigen Wildenversammlung führt. Im April 1835 vereinigte sich dort eine Gesellschaft von Franzosen, Engländern und jüdischen Kaufleuten aus Algier, um einen Ausflug nach Belida zu machen. Ich hörte von diesem Vorhaben, und meine Bitte, mich der Karawane anschließen zu dürfen, wurde gern gewährt. Da eine Ordonnanz des Gouverneurs damals den Europäern verbot, dergleichen Reisen in das innere Land ohne die Erlaubniß des Aga zu unternehmen, der zuvor seine Maßregeln zu ihrer Sicherheit trifft, so wandten wir uns an den Obersten Marey, Aga der Spahis, welcher uns acht Araber aus dem Stamme der Mezziah und einen Mauren als Dolmetscher mitgab.

Der Weg von Buffarik bis Belida beträgt nur drei Stunden. Man kommt an mehreren DasLaes vorbei, deren Hütten durch die Wände der sie umgebenden Cactusbäume kaum sichtbar sind. Dieses sonderbare Gewächs, das man auch „Feigenbaum der Berberei" nennt, trifft man hier in ungeheurer Menge. Man gewahrt an ihm weder Stamm noch Zweige, sondern ein Chaos von zusammengewachsenen mit Stachelwarzen bedeckten Blättern manchmal von der Dicke eines Zolles und der Größe eines Pferdekopfs. Jedes abgefallene oder abgehauene Blatt wurzelt wieder in der Erde, setzt neue Blätter an, und erzeugt in Bälde einen neuen Baum, mit der Länge der Zeit schrumpfen dann die untern Stammblätter zusammen, werden hart und verwandeln sich in ein ziemlich festes Holz, das jedoch einige Jahre später wieder morsch zusammenbricht, während zugleich der Tod des alten Baumes durch seine fallenden Blätter Hunderten von neuen Bäumen das Daseyn schenkt. Die Früchte dieser merkwürdigen Pflanze wachsen ohne Stiele aus den Blättern hervor. Ihre Reifezeit fällt gegen das Ende des Julinsmonats. Sie übertreffen die gewöhnlichen Baumfeigen an Größe, sind eben so mit Körnern angefüllt und ihr Geschmack ist fast noch lieblicher. Der Genuß dieser Frucht ist der Gesundheit

nicht nachtheilig und erzeugt weder Diarrhöe noch Fieber. Die Araber bereiten daraus einen Honig, der dem Gaumen eben so köstlich mundet, als der hier so häufige und wohlfeile Bienenhonig. Die Zeit der Stachelfeigenernte wird von den armen Soldaten auf den Vorposten immer sehnlichst herbeigewünscht. Die Früchte sind in der Hitze der Sommermonate so labend, und versüßen den Unglücklichen den Genuß ihres schlechten Kommißbrods, das ihren Gaumen vertrocknet. Unter den Tribut zahlenden Stämmen regt sich um jene Zeit gewöhnlich ein Geist der Widerspenstigkeit. Sie schneiden ihre Weizenfelder, fliehen mit ihren Heerden dem Gebirge zu, und irren dort Wochen lang umher, sich fast von nichts als ihren Stachelfeigen nährend.

Die Araber jener Daskars boten unserer Karawane beim Vorübergehen Orangen, Brod und Milch an, ohne dafür eine Bezahlung zu verlangen. Sie ehren demnach noch immer die Gastfreundschaft, obgleich sie unsern Eintritt in ihre Hütten, wahrscheinlich ihrer Weiber wegen, nicht wünschten.

Belida, die erste Stadt, die man nach dem Innern zu trifft, liegt an dem Fuße des kleinen Atlas, hinter einem hervorspringenden Berge. Seine Ringmauer konnten wir schon in einer weiten Entfernung entdecken, während wir die Häuser erst sahen, als wir dicht vor der Stadt standen. Belidas nächste Umgebung ist angebaut. Gärten mit Pomeranzen- und Paradiesfeigenbäumen wechseln mit Weizenfeldern, deren schöner Aehrenwald damals schon in voller Reife war. Die Häuser Belida's sind wie die in Algier gebaut, weiß angestrichen, mit platten Terrassendächern und alle nur eine Etage hoch. Die meisten dieser Wohnungen sind noch neu, denn ein furchtbares Erdbeben, dessen Spuren man noch heute sieht, zerstörte im J. 1825 den größten Theil der Stadt.

(Schluß folgt.)

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

1. Die Seefahrt.

(Schluß.)

Was in deutscher Sprache bisher über die lombardischen Seen und ihre Thäler erschien, ist im höchsten Grade mangelhaft. Man muß sie Jahre lang bereist und durchforscht, man muß in den Bibliotheken von Turin, Mailand, Bergamo, Brescia und Verona die zerstreuten Materialien über sie gesammelt haben; man muß zugleich, des sichern Vergleiches wegen, die Seen der norischen und rhätischen, so wie der schweizerischen Alpen und deren Thäler kennen; vor Allem aber mit den italienischen Dialekten vertraut seyn, um sich aller Kulturmomente zu bemächtigen, welche auf und zwischen Norditaliens Hochgebirgen so überaus reichhaltig angetroffen werden, doch bis zur heutigen Stunde noch nicht ans Licht gezogen sind.

Wir waren inzwischen an der wilden Schlucht vorbeigesegelt, aus welcher die alte Kirche von Carmine zwar sehr pittoresk hervorblickt, worin aber, wie das hiesige Sprüchwort sagt, „dennoch kein Christ wohnt." Dieß bezieht sich auf eine alte Luther-Sage Canobbio's. Dieß langgedehnte Dorf mit zwei gothischen und einer Kuppelkirche hat sehr viele sonderbar bemalte Häuser, und gäbe einem modernen Canaletto reizende Bilder; es liegt unmittelbar vor dem engen romantischen Valle Canobina, durch welches man nach Domo d'Ossola gelangen kann, und dessen Einwohner zum großen Schaden der Wälder einen Handel mit Eichenrinde, hier Rusca genannt, treiben. Eine andere sehr praktische Merkwürdigkeit Canobbio's sind seine Ziegenfelle, von denen schon im 16ten Jahrhundert alljährlich über 60,000 nach Mailand ausgeführt wurden, die man in rohem Zustande weit und breit zusammenkaufte und hier besser als anderswo zu bearbeiten verstand. Vergessen darf ich nicht, daß die hiesigen Mädchen den Ruhm der besten Spitzenklöpplerinnen am Lago Maggiore haben, und Sciora Giulia aus Palanza wiederholte zweimal: „dieß können Sie auf meine Verantwortung drucken lassen." Für die letzte canobbianische Mittheilung wenigstens weiß ich also keine Autorität anzuführen, die jeder galante Leser gelten lassen wird.

Noch verweilte der Blick auf Ascona, wo einst die Schlösser S. Michael und De Griglioni kühn emporragten, und wo Bartolomeo Pappia mit 25,000 Goldscudi ein Kollegium gründete, dessen Professoren sich zum Theil auf dem Dampfschiffe anwesend befanden. Schon im J. 1799, kurz zuvor als General Lecourbe in diese Thäler über den Splügen herabgestiegen und Bonaparte über den S. Bernhard gekommen war, hatten sich die ehemaligen Landvogteien des schweizerischen Italiens in acht kleine Republiken aufgelöst, als deren allerkleinste (das Seitenstück zu Gersau und S. Marino) die Gemeinde Ascona auftrat, die sich unabhängig und für souverän erklärte, die ihr eigenes Gouvernement, ihr Civil- und Kriminaltribunal zusammen rief und als ephemerer Potentat in unaufhörlichen Intriguen sich gefiel. Die Sonne war im Untergehen, als wir uns dem stadtähnlichen Locarno näherten. Während das Dampfboot noch bis Magadino zu segeln hatte, wurden wir Marktlustige durch Barken abgeholt und ruderten ganz wohlgemuth in den aufgemauerten Hafen hinein, der mit Schiffen aller Art überfüllt war, welche des morgigen Festtages wegen bereits vor uns eingetroffen waren.

Locarno's besuchtester Gasthof, der für diesen italienisch-schweizerischen Marktflecken ist, was das Hotel des Bergues für Genf, der Falke für Bern, die drei Könige für Basel, das Schwert für Zürich und der Schwan für Luzern, der hiesige Albergo Svizzero, sage ich, obwohl er für den ersten gilt, liegt dennoch in einer so engen, ächt venetianischen Winkelgasse, daß er abermals laut genug die alte Erfahrung bestätigt, wie wenig sich der italienische Bürger um schöne Aussichtspunkte kümmert. Uebrigens ist sein Eigenthümer kein Bürger, sondern ein Edelmann; denn so klein Locarno auch immer seyn mag, so hat dieser republikanische Flecken mit seiner Bevölkerung von etwa 1200 Seelen doch noch immer seine sieben Einwohnercasten, nämlich die der Nobili, Borghesi (Bürger), der Terrieri (alte Landsassen), der Oriondi (aus den Dörfern Eingewanderte), der Sessini (Freisassen), der Quatrini, und endlich der Mensualisti (die hier wohnenden Fremden). Der durch viele Marktgäste in Anspruch genommene Raum gestattete uns Mensualisten nicht, in dem Palazzo grande des Signore Nobile sämmtlich unter

Dach zu kommen, der trotz dessen jedoch unser Hauptquartier blieb. Man behalf sich anderweitig wie es ging; für mich aber war unstreitig am besten gesorgt, denn das niedliche, mir längst wohlbekannte, umblühte Balkonzimmer im Adler wartete meiner, wo jeder Reisende einkehren möge, der dicht am See wohnen, mithin reizende Aussicht und dabei ein Mädchen zu seiner Wirthin haben will, so anmuthig, daß ihr Antlitz ganz der Leonardo'schen Schule angehört und aus einem Bilde von Bernardino Luino oder Gaudenzio Ferrari entlehnt zu seyn scheint. Wer weiß indeß, ob dieß nicht wirklich der Fall ist. Pepina sah in Saronno (zwischen Mailand und Varese gelegen) zum Erstenmal das Licht, in dessen durch Pellegrino Pellegrini erbauter Kirche man die herrlichen Fresken von Luino und Ferrari bewundert, vor denen das Volk, insbesondere die Weiber, stets nicht verehrend, sondern anbetend knien und dann eben so leicht mit niedlichen Madonnengesichtern die Welt bevölkern, als andere Mütter sich wohl an einem Monstrum versehen und manch' kleines Ungeheuer gebähren.

Nächst dem ist Locarno's Gasthof zum Adler während der Markttage für den aufmerksamen Reisenden in hohem Grade dadurch merkwürdig, daß sein Erdgeschoß dann als die Herberge aller aus dem nahen Verzascathale Herbeigeströmten erscheint, d. h. einer Alpenbevölkerung, die zu viel Merkwürdiges hat und viel zu wenig bekannt ist, als daß man ihr nicht einige Beachtung schenken sollte.

Die Kirchen zu Rom.

Rom, das durchaus Kirchliche, erkennt keinen andern geselligen Mittelpunkt, als die Kirche. Das schwarze Chorhemd unterscheidet die Geistlichen der Kirche San Ludovico, der National- und Pfarrkirche aller zu Rom wohnenden Franzosen. Die schöne Kirche des heiligen Borromeo gehört den Lombarden; eine besondere Kirche mit einem Hospiz für Pilger den Portugiesen; die Kirche von Montserrat den Spaniern; Santa Brigitta den Schweden; eine Kapelle der heiligen Maria Transpontina den Dänen; ein Kollegium den Irländern; die Kirche dell' Anima, ferner Santa Maria im Campo-Santo den Oesterreichern; die Allerseelenkirche, unweit St. Peter, den Deutschen. Das Band des Katholizismus ist das einzige, welches alle diese Gruppen, die Rom in seinem Schoße birgt, vereinigt und zusammenhält. Die Juden sind in ein enges, ungesundes Viertel zurückgedrängt; ihre Zahl beträgt gegen 4000; die meisten sind arm; sie flicken Kleider und Schuhe, und zeigen sich häufig redlicher, billiger und schätzenswerther als die Christen, von denen sie umgeben sind. *)

Die Gotteshäuser werden zu Rom nach Hunderten gezählt. Die abgelegensten Stadtviertel haben ihre Kirchen. An den Sonntagen sind sie mit Blumen, Flittergold und hellen Stoffen geschmückt. An den Tagen der Patronalfeste herrscht noch größerer Luxus. Da die meisten Kirchen auf den Trümmern der Basiliken, Paläste, Tempel und römischen Bäder erbaut sind, so findet man Beispiele der bizarrsten Architektur, alle möglichen Style und Manieren, welche an sämmtliche vorangegangene Epochen erinnern. Gegen 8 Uhr Morgens werden die Kirchen von den Künstlern besucht; um die Mittagszeit von der schönen Welt; Abends von den Frauen. Wenn die Hitze groß ist, flüchten sich die Spaziergänger in die Kirchen; man benimmt sich äußerst anständig daselbst. Leo XII führte die Aufstellung von Schweizern in den Kirchen ein. Allein das Volk verabscheute und mißhandelte sie, so daß diese Einrichtung wieder abgeschafft werden mußte. Der Fremde kann selbst während der Aufhebung der Hostie aufrecht stehen bleiben, ohne daß die Römer es übel nehmen. Häufig sieht man drei bis vier Engländer aufrecht stehen gleich Wachskerzen, während das übrige Volk sich niederwirft und die Steinplatten andächtig mit seinen Küssen bedeckt. Es gibt geschlossene Tribünen für reiche Familien, welche spät aufstehen, und die Messe hören wollen, ohne Toilette zu machen. Bei feierlichen Gelegenheiten nimmt Alles einen andern Anblick an. Bettler drängen sich unter die Kirchenthüren. Bewaffnete Soldaten besetzen das Schiff und die Eingänge der Kirchen. An jedem Altare werden zahllose Messen gelesen. Man drängt sich, und sucht einen guten Platz zu erhalten. Eine wundervolle Musik ertönt von oben. Der Raum, welcher der Kirche gegenüber liegt, ist in einen Markt verwandelt, wo eine Menge Kinderspielwaaren verkauft werden, welche Gegenstände die Eltern, wenn sie aus der Kirche kommen, ohne Gewissensbisse kaufen, da sie der Eitelkeit nicht schmeicheln.

Der Nordländer erstaunt darüber, daß er zu Rom weder Glockenthürme, noch Glocken findet, an welche sich so viele Erinnerungen seiner Kindheit knüpfen. In vielen Kirchen begnügt man sich damit, daß man in eine der benachbarten Mauern ein Loch bricht und dort die Glocken aufhängt, wodurch jedoch bei weitem nicht jene langen und tiefen Schwingungen unseres nördlichen Geläutes, vielmehr nur dasjenige Anschlagen hervorgebracht wird, das man bei uns bei Feuerlärm zu hören gewohnt ist. Uebrigens ist das Geläute verschieden beim Angelus, bei großen Festen und bei Begräbnissen.

Die Leichenbegängnisse, besonders diejenigen von Kardinälen, werden in den Kirchen Chiesa-Nuova, della Santa Maria und della Vallicella mit großem Pompe gefeiert. Es gibt nichts Schöneres, als die düstere Dekoration, womit die Festaroli die Kirche bei solchen Gelegenheiten überziehen; nichts Ernsteres und Edleres, als diese mit Gold gestickten Trauertücher, mit welchen die architektonischen Formen der Tempel überdeckt werden. Papierstücke, auf welchen Todtenköpfe gemalt sind, die Wappen des Verstorbenen und das hodie mihi, cras tibi sind auf dieselben befestigt, und vermehren die Eleganz und den düstern Eindruck der Ceremonie. Mit den Bruchstücken dieser Verzierungen spielt der Wind ganze Wochen lang, bis zur Ankunft eines neuen Todten.

Das Wachs, welches von den Kerzen abläuft, gehört den Kirchendienern, die es verkaufen. Dadurch, daß sie einen Nagel in den Docht treiben, bewerkstelligen sie, daß die Kerzen viel stärker ablaufen. Geht man zuweilen in der Nacht an einer Kirche vorüber, so gewahrt man staunend einen brennenden Scheiterhaufen vor der Thüre; es sind dieß die Trümmer alter Särge, welche man verbrennt. Die Sitte, Todte in den Kirchen zu beerdigen, besteht noch immer zu Rom. Sobald man einen Fuß in eine Kirche setzt, so verkündigt ein ekelhafter Geruch, daß man auf Leichen wandelt. Allerdings könnten die Lebenden dadurch leiden, allein was liegt daran; in der Verfassung des modernen Roms hat der katholische Begriff den Sieg über alles Andere davon getragen.

*) Das Civilgouvernement Roms ist einem Senator und vierzehn Räthen oder Caporionis, wie sie das Volk nennt, anvertraut, welche alle obrigkeitlichen Aemter versehen. Der Senator wohnt in einem Kleide von Goldstoff zur Seite des Papstes allen päpstlichen Functionen bei.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1836.

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

2. Zur Charakteristik des Verzasca-Thales.

Nachdem ich fast alle gegen die Ebenen von Piemont, die Lombardei und einen Theil der venetianischen Provinzen sich ausmündende Thäler der Hochalpen und ihrer Vorgebirge zu bereisen Gelegenheit hatte, so muß ich gestehen, nur zwei Schluchten angetroffen zu haben, wo das Volk vorzugsweise barbarisch und gewaltsam erscheint: sie sind das obere Val Camonica, von Breno bis an den südtyrolischen Bergpaß des Tonale, über welchen man ins Nonsthal oder Val di Non hinabsteigt: und dann das Verzascathal, dessen Einwohner jedoch die Krone der Rohheit behaupten. Diese Menschen scheinen fast nur vom Instinkt angetrieben zu seyn; es liegt nicht Schlauheit, List oder gefährliche Berechnung in ihren Mienen, wie bei dem Volk in den nördlichen Bezirken des Gardasees, sondern offene Brutalität. Jeder Blick, jede Bewegung scheint bei ihnen zu sagen: wir erkennen kein von Außen kommendes Gesetz über uns an; wir wollen in unserm Thale allein und ungestört bleiben, kein Fremder darf ohne Zittern unser Gebiet betreten, und nur von unserer Großmuth allein hängt es ab, ob er aus diesen von Gletschern umstarrten Felslabyrinthen zurückkehrt oder nicht. Unter Menschen, die in Städten oder überhaupt unter dem Einflusse neuerer Bildung aufgewachsen sind, gehen sie wie Bären umher, die eben von der Kette frei wurden, und wild nach allen Seiten blicken, um blinder Gier den Zügel schießen zu lassen. So nämlich wirkt ihre äußere Erscheinung, die jedoch freilich auch zu Fehlschlüssen führen könnte, denn man erzählt sich nicht minder auffallende Züge von Bundestreue und Bruderliebe, die an patriarchalische Sitte, an die Tage der Urzeit erinnern. Mit Einem Worte, bei diesem Volke ist noch der einfachste Naturzustand mit all' seinen Mängeln und ungezügelten Leidenschaften so dicht neben manche Aeusserungen unverdorbener Gefühle hingestellt, wie in den Eisregionen der Alpenwelt bunte Blüthen dicht am Gletscherrande stehen. Man staunt so Etwas an, läßt es sich wohl auch der Neuheit, ja seiner Großartigkeit wegen für kurze Zeit gefallen: aber der an mildere Zustände Gewöhnte wird hier keine Hütte bauen, sondern sich bald nach den Erscheinungen einer mehr vorgeschrittenen, oft freilich auch unheilvollen Kultur zurücksehnen.

Das rauhe Verzascathal mit seinen Ortschaften San Bartolommeo, Lavertezza, Brione, Verzasca, Giera, Frasche und Sonogno, hat fast keine andern Erwerbsquellen als die Alpenwirthschaft. Nahe an den Gletscherregionen sind die steilen Abhänge mit Ziegen bevölkert, die man ihrer Gestalt wegen fast für Gemsen halten könnte, und oft in langen Zügen auf Locarno's Markt getrieben werden. Tiefer hinab weiden grobwollige Schafe und dann auch Kühe, die sich jedoch zu denen des Emmenthales wie der Kapaun zum Adler verhalten. — Verzasca's männliche Einwohner wandern nicht zeitweilig aus, wie es beinahe alle übrigen italienischen Alpbewohner thun; sie bleiben im Lande und nähren sich wie es eben geht, hauptsächlich durch Viehzucht. Sie, ein mageres, ausgetrocknetes Geschlecht oder Gesindel, haben auffallend hervorstechende Knochen, breite Schultern, eine scharf markirte Stirne und tief liegende funkelnde, braunschwarze Augen. Es gehört kein Lavater dazu, um auf diesen Gesichtern Eifersucht, Rachgier, Blutdurst und Härte sowohl gegen das Frauengeschlecht als gegen das Vieh zu lesen, da beide eine völlig gleich untergeordnete Stellung einnehmen, beide als Nutz- und Lastthiere gelten müssen.

Die Männer gehen in schmutziges Weiß gekleidet, tragen weder Sommer noch Winter einen Mantel, selbst keine Jacke, sondern nur eine lange rothbeingefaßte Weste über das rohe Hemd, kurze, schlaff herunterhängende Beinkleider, Kamaschen und gewöhnlich Holzsandalen ohne Strümpfe, doch bisweilen auch klotzige Schuhe. Sie duzen alle Welt, selbst ihre Geistlichen; aber an das trauliche Du der hohen tyrolischen Alpenthäler, wie es in Dux ertönt (anmaßend jedoch in dem Munde der abgefeimten Teppich- und Handschuhhändler), an jenes gemüthliche Du ist hier gar nicht zu denken: es ist vielmehr nur trotzige Anrede, weder durch Ton noch durch Blick gemildert. Auch die Weiber und Mädchen sind nicht minder fast ganz weiß gekleidet, aber ihr Kleiderweiß gleicht der Farbe reines ungewaschnen Pudelfelles, was erklärlich ist, da manche Frauen, gleich den Bettelmönchen, nur einen einzigen Rock haben, und ihn erst dann wechseln, wenn er durchaus nicht mehr Stich

halten will. Aber sowohl gegen die Kälte als gegen zudringliche Blicke sind sie besser geschützt als ihre Männer; und auch sie haben die wenig ergötzliche Sitte mancher andern benachbarten Alpenthäler, ihre Schürze fast dicht unter dem Halse zu binden, wodurch die Brust ganz herabgepreßt wird. Verzasca's Schönen tragen übrigens noch einen Faltenrock mit dunklem Besatze, Schürzen, die, da Eva's Töchter sich selbst unter solchem Heidenvolke nicht verläugnen, gestickt sind, einen großen runden Filzhut mit buntem breiten Bande versehen, und dabei, was freilich nicht poetisch ist, einen ledernen mantelsackähnlichen Ranzen auf dem Rücken oder an der Seite.

Trotz seines Barbarenthums, und vielleicht gerade deßhalb, verdient solch Volk ein eigenes Studium; in ihm lebt keine Spur von germanischem Wesen, eher vielleicht von Hetruskern die bekanntlich, vor den Galliern fliehend, sich in diese und noch mehr östliche Gebirgsschluchten zurückzogen, allmählich verwilderten und als Räuber hausten. Schwer zu bestimmen ists, ob sie zu den dreiundvierzig von Nizza bis Triest wohnenden Alpenvölkerschaften zu zählen sind, die Kaiser August besiegt haben wollte, weßhalb man ihm bei Monacco unfern Nizza einen großen Triumphbogen mit der durch Plinius überlieferten Inschrift errichtete. Daß sie besiegt wurden, ist allenfalls möglich, doch zu unterjochen vermochte man sie gewiß nicht: diese Leute lassen sich nicht unterjochen, so lange sie noch die Faust ballen und das Messer darin halten können. Vor 40 Jahren schrieb Friederike Brun, geborne Münter, aus Locarno: „Dolchstiche sind hier so gewöhnlich, wie bei uns die Balgereien;“ und wie bei uns — Mückenstiche, wäre eben so richtig, oder eben so übertrieben gewesen; aber wenn hier wirklich der Dolch oder vielmehr das Messer noch seine alte Rolle spielt, so geschieht es durch die Verzascathaler, die vor zwei Jahren einen ihrer Pfarrer mit zahllosen Messerstichen tödteten und erst vor Kurzem an einem und demselben Tage vier andere Mordthaten begingen; ja das Messer wird oft zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau gezückt.

Ob dieß alt- oder neu-hetruskisch, ob dieß ganz ligurisch oder gallisch ist, weiß ich nicht zu entscheiden. Alt genug bleibt die Sitte immer, und selbst in Sprache und Aberglauben lebt noch viel Alterthümliches; so sagt das Volk z. B. statt date una volta — da un semm'l; statt una aber un hört man nur ein schnarrendes ar, z. B. ar (una) vacca, eine Kuh; ar Bostone, ein Rock; ar Vedell (un Vitello) ein Kalb, ar Cavra. (Capra) eine Ziege u. s. w. Im Val Maggia heißt die Ziege Chiavra, im Val Mesuncina Craaf.

(Schluß folgt.)

Ein Reiseausflug von Algier nach Belida und dem kleinen Atlasgebirge.

(Schluß.)

Bei unserer Ankunft zu Belida wurden wir zu dem Kaid, einem kleinen, häßlichen Kulugli geführt, der uns umgeben von einigen Sklaven, mit ziemlich finsterer Miene empfing. Sein Gesicht heiterte sich jedoch merklich auf, als unser maurischer Dolmetscher seine Anrede geendigt, und ihm in unserm Namen einige für ihn bestimmte Geschenke überreichte. Man führte uns hierauf in die Häuser zweier Juden, denen der Kaid befahl, alle Pflichten des Gastrechtes gegen uns zu erfüllen, was sie auch gern thaten, da wir ihnen eine gute Bezahlung versprachen.

Am folgenden Tage verließ uns ein Theil unserer Reisegefährten, welche theils nach Coleah gingen, theils nach Algier zurückkehrten. Es blieben nur noch elf Europäer. Wir besuchten am zweiten Tage das kleine Dattelthal, welches nur eine Viertelstunde hinter Belida liegt, und seinen Namen von der Menge der Dattelpalmen, welche dorten wachsen, erhalten hat. Dieser Baum, das gekrönte Haupt der südlichen Vegetation, erscheint erst hier in größerer Zahl, denn in den Umgebungen Algiers und in der Ebene von Metidschah sieht man bloß einzelne Palmen, welche selten Früchte tragen, da der Nordwind dort ihre völlige Reife verhindert. An dem Eingange des kleinen Dattelthales liegt der Daskar der Beni-Sala, und in geringer Entfernung davon auf dem Abhange des Gebirgs sind die Hütten der Beni-Halil erbaut. Diese beiden Kabylenstämme leben mit den Franzosen in Frieden und wir hatten daher nichts von ihnen zu fürchten, obwohl wir uns hüteten, ihren Daskars allzu nahe zu kommen. Wir besuchten dagegen den westlich von Belida liegenden Marabu von Sidi-Hamet, wo mehrere Thalebs oder Einsiedler wohnen, und die Gräber mehrerer Walis sind. Unter jenen Thalebs soll sich ein sehr bejahrter Greis befinden, den die Beduinen ebenfalls als Wali, d. h. Heiligen, verehren, und der, wie uns unsere Führer erzählten, einige hundert Jahre alt seyn, und außer Tabak und Wasser nichts mehr genießen soll. Wir wünschten sehr, diesen Heiligen selbst zu sehen, allein die Thalebs beteten in ihrem Häuschen, und schickten unsern Mauren mit einer abschlägigen Antwort zurück.

Am Morgen des dritten Tages wohnten wir einer Jagd bei, die von mehreren Engländern und Franzosen veranstaltet worden war. Für wenige Duros standen ihnen Hunderte von Beduinen zu Gebote, welche die Stelle der Jagdhunde vertretend, das Wild aus den Bergen in die Ebene trieben. Von 4 Uhr Morgens bis Mittags 1 Uhr hallte der Atlas von den Schüssen und dem Geschrei der Jäger wider. Fünf unserer Gefährten nahmen den thätigsten Antheil, wir übrigen sahen dieser interessanten Jagd in einiger Entfernung zu und folgten dem Getümmel zu Pferde, ohne jedoch eine Flinte loszudrücken. Es wurde ein schöner Panther, so wie mehrere Eber und gegen 30 Schakals getödtet. Doch lief der Tag nicht ohne ein Unglück ab. Ein junger Maure erhielt einen Schuß in den Unterleib, und starb eine Stunde darauf. Seine Verwandten erhoben sogleich eine Klage bei dem Kaid, welcher unsere fünf jagdlustigen Gefährten, als die Urheber des Unglücks, zu einer Geldbuße von 100 Piastern an den Vater des Getödteten verurtheilte, ungeachtet man sich überzeugt hatte, daß die Kugel, die ihn getroffen, aus einer arabischen Flinte gekommen war.

Nach diesem unangenehmen Vorfalle war uns eine schnelle Abreise wünschenswerth. Wir hatten außer den acht Arabern

welche uns der Oberst Marey mitgegeben, auch einige Kabylen als Führer in unsere Dienste genommen und machten uns noch in derselben Nacht auf den Weg, um an dem Saume des Gebirgs bis an das linke Ufer der Haratsch zu wandern, den zwischen diesem Flusse und dem Wed-el-Kermez liegenden Berg, den die Araber „Hochrah" nennen, zu besteigen und dann über Kuba oder Duera nach Algier zurückzukehren.

Wir ritten die ganze Nacht bei dem schönsten Sternenschimmer bald dem Saume des Gebirges entlang, bald über die Höhen und Schluchten selbst. Um 9 Uhr Morgens kamen wir an das Ufer des Wed-el-Kermez (Feigenflusses), welcher sich eine Stunde nordwestlich von hier mit der Haratsch verbindet.

Wir lagerten uns an diesem Flüßchen unter dem Schatten einiger wilden Bäume; unsere Pferde und Maulthiere banden wir an die Pfähle an, die unsere Führer in die Erde schlugen. Die Sonne fing an sehr heiß zu brennen und wir beschlossen, bis gegen Abend hier zu ruhen. In dieser Gegend erblickt man bloß einen einzigen Dowar, welchen der kleine Stamm der Ben-Halifoh bewohnt, die mit Frankreich in Frieden leben und Todfeinde der Habschuten sind. Wir hatten nichts von ihnen zu befürchten, nahmen jedoch auch ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch, da wir mit Lebensmitteln auf mehrere Tage versehen waren, und auch im übrigen nichts nöthig hatten. Trotz der Sonnenhitze und der Furcht vor den Kabylen und den hier hausenden Hyänen wagten sich zwei Engländer tiefer in das Gebirge. Sie waren, als wir von unserm Mittagsschlafe erwachten, noch nicht zurückgekehrt, und wir erschöpften uns schon in düstern Ahnungen, als jene wohlbehalten am andern Ufer zum Vorschein kamen. Sie hatten an den Bergabhängen Blumen gesammelt, und waren eine Viertelstunde weiter oben über das Flüßchen gewatet.

Der Atlas scheint in der That noch ein Zaubersitz voll unbekannter Wunder zu seyn. Dieses schöne Südgebirge, dessen geheimnißvolles Innere wir weniger kennen, als die Berge des Mondes, gewährt, in der Nähe betrachtet, einen höchst eigenthümlichen Anblick und würde sich eben so wenig mit den Alpen oder Pyrenäen vergleichen lassen, als die Ebene von Metidschah mit irgend einem Gefilde Europa's. Bekanntlich weicht die Gebirgsvegetation immer unendlich von der Ebene ab. So erblickt man auch in diesem Vorgebirge des großen Atlas wieder ein anderes Gewächsreich, als das in den Umgebungen Algiers. Statt der Orangen- und Granatbäume steht hier die Korkholzeiche in ziemlich großer Zahl. Die Kabylen, welche dessen Rinde nach dem Buffarik zum Verkaufe bringen, hauen den ganzen Stamm ab, statt die Rinde abzulösen, welche in wenigen Jahren wieder nachwachsen würde. Eine andere Eichenart, zwerghaft klein, deren Früchte aber eßbar sind, sahen wir noch öfter als die Korkholzeiche. Außerdem wachsen verkrüppelte Palmen, wilde Olivenbäume und viele Gesträuche, die uns völlig unbekannt waren, auf allen Abhängen dieser ersten Bergkette. Viele fremdartige Blumen, die wohl schwerlich je beschrieben worden sind, fielen uns ins Auge. Schade nur, daß die drückende Sonnenhitze am Tage und die Unsicherheit der Gegend uns von dem Botanisiren abschreckte.

Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg. Nachdem wir den Wed-el-Kermez, der nach der Aussage der Kabylen eine halbe Stunde tiefer im Gebirge von einem Felsen herabstürzt, überschritten hatten, näherten wir uns dem Hochrah, welcher nach dem Hißrah der bedeutendste Berg seyn soll, der in dieser ersten Kette des Atlas liegt. Wir kamen bald an seinem Fuße an, und stiegen bis zu einer ziemlichen Höhe hinauf, wo wir den Anbruch des Tages erwarteten. Die Nacht war klar und ruhig, eine bange Schwüle herrschte, und nur das feierliche Tosen des Wed-el-Kermez vom Gebirge her störte das Schweigen dieser Wildniß. Unsere Führer schürten ein kleines Feuer, um den mitgenommenen Hammel zu braten. Wir lagerten uns um sie. Jedes Volk plauderte jetzt in seinen Heimathtönen, selbst die Kabylen führten unter sich eine lange Unterredung in ihrer Ursprache, die weit rauher scheint als die arabische und von der selbst unser Maure kein Wort verstand.

Schon in den Umgebungen Algiers und noch weit mehr bei Buffarik und Beliba wird man jede Nacht durch das Geheule der Schakals gestört, welche dort, sobald es zu dunkeln beginnt, in großen Schaaren auf Raub ausziehen. Die Laute dieser Thiere haben mit dem bekannten widerlichen Heulen der Katzen bei Nachtzeit einige Aehnlichkeit, oft aber auch glaubt man weinende Menschenstimmen zu hören. Hier drang dieses schauerliche Geheule so furchtbar aus den Bergen und der Ebene, daß wir keine Minute schliefen und uns ernstlich auf einen Angriff jener Bestien gefaßt machten, obwohl die Schakals sonst nicht leicht Menschen angreifen. Mehrere unserer Gefährten wurden durch diese Thierstimmen so sehr getäuscht, daß sie glaubten es seyen die wilden Gebirgsbewohner, die uns mit ihrem bekannten Kriegsgeheule überfallen wollten. Es mußten uns in der That gewiß einige Tausende jener Thiere umlagern und aus diesen fürchterlichen Melodien unterschieden wir ganz deutlich die heisere Stimme der Hyänen, die ihre Höhlen verließen. Diese Raubthiere hatten uns ohne Zweifel längst gewittert, wagten sich aber, vielleicht wegen des Feuers, nicht ganz nahe an uns heran.

Als endlich die immer zunehmende Helle das Erscheinen des Tages verkündete, verstummte das grausenhafte Konzert; dagegen zwitscherten einige Vögel fröhlich die Sonne an, die sich aus dem Gebirge des Jurjuea, der gegen Budschia zu liegt, erhob, und kleine Affen, die sich vor den nächtlichen Räubern versteckt hatten, sprangen jetzt tanzend auf den Felsspitzen herum.

Das Schauspiel des Sonnenaufgangs zeigt sich hier nicht so schön wie auf unsern Voralpen, wo dem Erscheinen der Sonne ein langer Rubinenschimmer vorangeht. In den südlichen Ländern gibt es fast keine Dämmerung. Die Sonne stieg herauf ohne Purpurglanz und mahnte uns an ein schnelles Aufbrechen nach dem Gipfel des Berges, denn wir hatten ihren heißen Stich schon am vergangenen Tage schwer gefühlt. Morgens 7 Uhr standen wir auf der Spitze des Hochrah. Die Ebene von Metidschah, welche 50 Stunden in der Länge haben soll, lag zu unsern Füßen. Algier verschwand in einer kleinen Vertiefung aber das Fort l'Empereur lag zu unsern Füßen, eben so das nordwestlich gelegene Eoleah, die Stadt Sherfell, welche man

für das alte Julia Cäsarea hält, die Dörfer Kuba und Ibrahim und die zahlreichen Daskars und Dowars der Beduinen, deren Hütten und Zelte gegen die schönen Kolonistenwohnungen einen traurigen Kontrast boten. Besonders schön trat auf der Südseite die mächtige Kette des großen Atlas hervor. Auf seiner höchsten Spitze lag noch immer viel Schnee, obgleich die Hitze schon so stark war, wie unter der Alpenregion im Augustmonat. Die Riesen des großen Atlas dürften sich daher mit denen der Schweiz wohl messen können. Die Höhe des Hochrah soll nach der Barometermessung eines Franzosen nahe an 3000 Fuß über dem Meere betragen. Der Hisrah, der eine Stunde weiter südlich steht, scheint denselben noch um ein beträchtliches zu überragen. An dem Fuße dieses letztern liegt die Stadt Medeah, welche in einem Kessel von Bergen verschwindet und von der, von hier aus, nur einzelne Häuser zu entdecken sind.

Wir verweilten zwei Stunden auf dem Gipfel des Hochrah, dann traten wir unsern Rückweg an, um noch vor der Mittagshitze einen schattigen Ruheplatz zu erreichen. Die niedern Pflanzen standen bis auf der Spitze dieses Berges in gleicher Frische und Fülle, aber Bäume wuchsen kaum bis zur Hälfte desselben. Unsere Kabylen führten uns in eine kleine, natürliche Höhle, wo wir uns zwar wegen des allzu engen Raumes nicht sehr bequem lagern konnten, dagegen die angenehmste Kühle hatten. Der Südwind wehte den ganzen Tag, und wir waren froh, hier vor seinem heißen Hauche geborgen zu seyn. Nach Mittag verließen wir unsern letzten Ruheplatz im Atlas, denn ein Gewitter war im Anzuge, und wir mußten eilen, um vor dessen Ausbruch noch die Hütten des nächsten Stammes zu erreichen. Unsere drei Kabylen trennten sich von uns. Wir hatten ihnen das Doppelte gegeben, was wir versprochen, und schüttelten ihnen beim Abschiede nach europäischem Gebrauche die Hand. Unvergeßlich bleiben mir die kolossalen Gestalten und die wilden Gesichter dieser Söhne des Atlas. Obwohl wie die Araber der muhammedanischen Religion mit Fanatismus zugethan, sind die Physiognomien, der Teint, die Sprache und selbst zum Theil die Tracht der Kabylen von jenen völlig verschieden, und zeigen, daß die Nachkommen der alten Numidier in unvermischter Race fortbestehen, und sich nie mit dem Nomadenvolke des Orients vermengten.

Eine Viertelstunde von dem Fuße entfernt liegt der Daskar der Beni-Mussa, der aus einer Menge von elenden Rohrhütten besteht, und einen ziemlichen Umfang hat. Dort fanden wir eine gastfreundliche Aufnahme, und durften uns sehr glücklich schätzen, unter Dach zu seyn, denn der Donner rollte bereits fürchterlich und der Regen fing an, in Strömen zu fallen. Der Scheikh des Stammes von Ben-Mussa nennt sich Scheikh-el-Kebir, d. h. Groß-Scheikh, denn er gebietet über mehrere Daskars und Dowars. Dieser Stamm beschäftigt sich sowohl mit Viehzucht als Ackerbau und nähert sich also in seiner Lebensweise den Kabylen, obschon alle noch das Arabische in voller Reinheit sprechen.

Am folgenden Tage schieden wir von diesem gastfreundlichen Stamme und kamen, nachdem wir den Wed-el-Kermez zum Zweitenmale durchwatet hatten, wohlbehalten in Duera an, wo selbst ein Adjutant des Obersten Marey eintraf, der über unsere Rückkehr sehr erfreut schien, denn zwei Tage vorher hatten die Hadschuten einen Streifzug in die Umgegend von Belida gemacht, und man war im Lager von Buffarik sehr besorgt, daß unsere kleine Karawane jenen räuberischen Horden in die Hände fallen könnte.

Geologische Notizen.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 22sten Februar las Brogniart, der mit Cuvier die Geognosie des Pariser Bassins erforscht hatte, einen Bericht vor über den Kobalt, und über die Spuren von Kupfer und selbst Arsenik, welche der Herzog von Luynes in dem Bassin gefunden hatte. Das Merkwürdige dieser Erscheinung liegt darin, daß der Kobalt, welcher als eines der ältesten Metalle galt, und den man weder im Kreideboden noch im Jurakalk, weder in Gängen noch in Nestern fand, sich in dem viel neuern, ganz neptunischen Terrain von Paris findet, zwar in Nestern, doch in seiner natürlichen und ursprünglichen Lage.

In der Londoner geologischen Gesellschaft vom 9ten März wurde ein Memoire vorgelesen „über die Ueberreste von Säugethieren in der Bergkette am südlichen Fuße des Himalaya zwischen dem Setledsch und dem Bramaputra“ von Kapitän Cauntley. Da diese Berge weder den Bewohnern noch den Geographen unter einem besondern Namen bekannt sind, so legte ihnen Kapitän Cauntley, um die aus dem Namen „untere Berge“ oder Subhimalaya möglicher Weise entstehende Begriffsverwirrung zu vermeiden, ihnen den Namen Sewalik bei, der früher nur dem Theil der Kette zukam, welche zwischen dem Ganges und Dschemna liegt. Die Kette steht mit dem Himalaya an einigen Orten durch eine Reihenfolge niederer Berge in Verbindung, an andern aber ist sie von ihnen durch Thäler getrennt, die drei bis zehn (englische) Meilen breit sind. Im Durchschnitt ist die Kette etwa 7 Meilen breit und 2000 bis 2500 Fuß hoch; die höchsten Gipfel liegen nicht über 3000 Fuß über der Meeresfläche oder 1500 über den umliegenden Ebenen. Die Berge bestehen aus Mergel, Sandstein und Konglomeraten, die in Winkeln von 15 bis 35° meist gegen Norden geneigt sind: die Durchschnitte an den Flüssen zeigen manchmal eine Neigung der Schichten gegen Norden und gegen Süden. Die Konglomerate bestehen aus Kieseln von Gneiß, Granit, Glimmerschiefer, Quarz und andern vom Himalaya herabgeschwemmten Felsarten, und Kapitän Cauntley bemerkt, daß die Betten der jetzigen Flüsse genau dieselben Kiesel in großer Menge enthalten. Die Sandsteine bestehen aus Quarzkörnern, die durch Eisenoxyd oder kohlensauern Kalk verbunden sind. Sie enthalten gewöhnlich verkohlte Gegenstände (carbonaceous matter), entweder als deutliche Fragmente mit vegetabilischem Bau, oder als sehr klein zerstreute Theilchen, und im Kalawalapaß, einem der Eingänge des Davrothales, fand Kapitän Cauntley elliptische Massen von Sandstein, die mit einer dünnen Kohlenschichte überzogen (coated) waren. In den Bergen zwischen dem Dschemna und Ganges findet man die Ueberreste von Säugethieren nur im Mergel, in denen westwärts von Dschemna aber nur im Sandstein. In dem erstern Distrikte war die Vertheilung organischer Ueberreste wie folgt:

Im Konglomerat: Lignit in geringer Menge.
Im Sandstein: Stämme von Dikotyledonen in großer Menge, Lignit und Ueberreste von Reptilien.
Im Mergel: Ueberreste einer Art von Anthrakotherium, von Bären, Bibern, Reben, Pferden, Gavial, Krokodil, Schildkröten, Fischen und Süßwassermuscheln.

Die Sandsteine westlich vom Dschemna enthalten eine noch größere Menge von Säugethierresten, die, welche bisher näher bestimmt wurden, gehörten dem Mastodon, Elephanten, Rhinoceros, Flußpferd, Schwein, Pferd, Reh, Fleischfressenden aus dem Hunde- und Katzengeschlechte, Krokodil, Gavial, Schildkröten und Fischen an. Hinsichtlich des Alters dieser Ablagerungen ist Kapitän Cauntley der Meinung, sie seyen gleichzeitig mit den Ablagerungen bei Prome im Irawaddy. Das Memoire war von einer bedeutenden Sammlung Knochen in wohlerhaltenem Zustande begleitet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1836.

Schreiben aus Sibirien.

Omsk den 23 Sept. (a. St.) 1835.

Den Befehl zur Reise in der Tasche, einen Weg von 1500 Wersten vor mir, und in der Seele den Wunsch, meinen Auftrag möglichst zu erfüllen, der des Merkwürdigen viel in sich schloß, so reiste ich ab in einem langen Tarandaß längs der Irtysch-Linie durch die Steppe von Baraba nach dem altaischen Gebirge. Auf einer Strecke von 900 Wersten bot sich keine Abwechslung dar: Alles war eine unabsehbare Ebene, die zum Theil mit üppigen Wiesen, zum Theil mit Salzstrecken angefüllt war, wo kaum eine Pflanze keimt. Fast alle 15 Werste findet man einen Kosakenposten, der die Obliegenheit hat, Vorspann zu leisten; hier wechselt man die Pferde, und kommt mit unglaublicher Schnelle vorwärts. Die Steppe von Baraba ist von den sogenannten treuen Kirgisen bewohnt, welche während des Sommers darin herumziehen, ihre Kibitken bald da, bald dort aufschlagen, und im Winter in die Berge wandern. Da ich einige Zeit fortdauernd unter Kirgisen lebte, so wollte ich ihre Sitten genauer kennen lernen, aber die Unbekanntschaft mit ihrer Sprache und die große Rohheit des Volkes waren immer der Stein des Anstoßes. Indeß sah ich genug, was mich nicht lockte. Der mitten in der Jurte stehende Kessel ist stets mit Pferdefleisch gefüllt, und der Hund geht hin, und frißt daraus, ohne daß der Hausherr einen Eckel empfindet, mit dem Hund aus einem Gefäße zu essen. Der Gleichmuth, mit dem die Kirgisen auch das Häßlichste verzehren, — denn sie kennen gar kein Brod, — ist in der That unglaublich. Vieh bildet ihren Hauptreichthum: viele haben 3 bis 4000 Pferde, eine Menge Hornvieh und Kameie, dennoch schlachten sie nie ein Stück aus ihrer Heerde, denn auf ihren Tisch kommt bloß das gefallene Vieh, ja wenn sie erfahren, daß bei den Kosaken ein Pferd gefallen ist, graben sie es aus dem Boden und verzehren es. Eine Religion haben sie, eigentlich gesagt, nicht. Die Schamanen fürchten sie, betrachten sie als Leute, die über teuflische Kräfte gebieten, und rufen sie höchstens in Krankheiten zu sich. Volkssagen, Volkslieder haben sie keine, ein Kirgise kennt kaum seinen Großvater. Dieses gänzliche Vergessen der Voreltern kommt theils daher, daß sie keine geschriebenen Dokumente haben, theils weil sie in den Monaten Junius und Julius während der großen Sommerhitze, nach dem Ausdruck der Kosaken, närrisch sind, d. h. ganze Tage hindurch verliert Alt und Jung wegen des unmäßigen Genusses von Kumyß völlig das Gedächtniß. Bemerkenswerth ist, daß die Kirgisen die russischen Kosaken Uruß-Kaissak, sich selbst aber Kirgis-Kaissak nennen. Kaissak bedeutet einen freien Mann, es scheint aber unzweifelhaft, daß der Name Kosak nicht von Kaissak herkommt. Je reicher ein Kirgise ist, desto mehr hat er Frauen, manche gegen zwölf. Sie kaufen solche aus andern Auls, und bezahlen den Kalym in Vieh; keiner darf Weiber aus demselben Geschlecht heirathen. Ein Aul besteht aus 5, 6 bis 10 Familien, selten mehr. Ihren Aeltesten bezeugen sie nur geringe Verehrung und fast gar keinen Gehorsam. Sonderbar ist, daß sie, die im Leben keine guten Wohnungen haben, über den Gräbern der Todten, die sie nicht über eine halbe Arschine tief einscharren, ein Gebälke mit einem Dach erbauen, und den Reichen sogar steinerne Säulen aufrichten, so daß ein Begräbnißplatz von ferne fast wie ein Städtchen aussieht. Die Pocken, welche bei ihrer Lebensweise nicht selten sich zeigen, und niemand verschonen, erregen bei ihnen großen Schrecken; gewöhnlich legen sie den Kranken unter ein so aufgerichtetes Grabmal, und stellen Lebensmittel auf einige Tage neben ihn, während sie selbst an einem andern Orte übernachten; der Kranke wird, ehe es ihm möglich ist, sich ohne Hülfe von diesem Orte zu entfernen, gewöhnlich ein Opfer der Wölfe. Die Regierung hat sich schon, wiewohl vergebens, viele Mühe gegeben, diese barbarische Gewohnheit abzustellen.

Die Kirgisen fürchten die Todten, und behandeln die Leichen, obwohl sie bei der Beerdigung durchaus keine Ceremonien beobachten, mit großer Verehrung. Ein Jahr nach dem Tode eines angesehenen Kirgisen wird zu seinem Andenken ein Fest auf seinem Grabe gehalten. Dann kommen aus nahen und fernen Auls die Verwandten und Bekannten des Entschlafenen herbei, und es wartet ihrer am Grabe ein gebratener Hammel: dieß ist der einzige Fall, wobei sie ein Stück der Heerde zum Mahle schlachten. Nach dem Essen setzen sie sich zu Pferde,

und dann beginnt das Rennen, wobei oft dreihundert Pferde und darüber sich einfinden. Weiber, Mädchen, Kinder und Greise dürfen dieser Belustigung beiwohnen; das Ziel des Rennens ist manchmal 50 Werste entfernt. Die Rennenden erhalten einige Belohnungen von dem Wirthe, ein Pferd, ein Kamel oder einige Widder, je nach dem Reichthum des Verstorbenen. Nicht selten ist ein alter Kalmükensklave der Preis.

Bis Ust-Kamenogorsk traf ich nichts besondees Merkwürdiges, außer dem korinkowischen Vorposten, wo sehr viel Salz gewonnen wird. Ust-Kamenogoesk liegt am Anfang der Bergkoppen, einem Ausläufer des kleinen Altai, am Jetysch, da wo die Ulba einfällt, der erste Fluß, der keine hohen steilen Ufer hat. Die Feste selbst, so wie alle andern, Janischew, Shaljesin u. s. w., die am Irtysch liegen, ist ganz unbedeutend, und hat nue halbverfallene Erdwälle. Die Stadt ist öde, hat etwa 200 große Häuser, die andern sind ganz unbedeutend. Die Kosaken auf der Steppenlinie, d. h. bis Semipalatna, bauen ohne Dach auf eine für ein ungewohntes Auge höchst seltsame Weise. Die Lebensart der Kosaken, dee ächten Nachkommen Jermaks, ist so eigenthümlich, daß ich meine Faulheit überwand, und alsbald einige Bemerkungen niederschrieb, die ich aber auf eine andere Zeit aufsparen muß.

Fünfzig Werste vor Semipalatna zeigt sich der erste Gebirgsrücken auf der linken Seite des Irtysch. Der Semi-tau und Delbegetei erheben sich namentlich über die andern. Vom Irtysch längs der kolywanischen Linie bei der Stadt Biiek geht der Weg 500 Werste weit nach der sliudenischen Redoute. Diese Linie hat den Namen dee kolywanischen erhalten, weil sie einst über das kolywanische Hauptbergwerk führte, jetzt ist sie aber weiter gegen Süden oorgerückt. Hier ziehen die weißen Berge (bjelki), die höchsten dieser Kette, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, die Aufmerksamkeit auf sich: die bemerkenswerthesten darunter sind der weiße Löwe (bjeloh lew) und die Arbeiterkoppe (rabotschaja ssopka). Dee erste heißt der Löwe oon einem Stein, der sich auf seiner Spitze findet und einem Löwen gleicht, der andeee hat seinen Namen dahee, daß er gegenwärtig auf Bergkrystall bearbeitet wird. Sie sind wie alle Berge in der Umgegend bis zur Mitte hinauf mit Cedern und Lärchenbäumen bewachsen. Der Weg ist ausnehmend beschwerlich, wir waren genöthigt, häufig alle vier Rädee des Wagens zu sperren; an meinen leichten und leeeen Wagen waeen acht oder neun gute Pferde gespannt, und doch ging es nue dergauf im Schritt vorwärts. Die Abhänge der Berge und die Flußthäler waeen unerträglich, auf jedem Schritte lief man Gefahr, den Hals zu brechen. Ich gestehe, daß ich anfing zu verzagen. Auf dem Rückwege wae die Straße wo möglich noch schlechter, denn es fiel ein ziemlich tiefer Schnee: es war der 2te oder 3te (14te oder 15te) September; wir kamen in 24 Stunden nur 23 Werste weit. Ich saß mit meinem Reisegefährten in dem Tarandaß, und fluchte über die Gefahren einer solchen Reise in den Bergen zu solcher Jahreszeit. Mit Einemmal hielt der Wagen über einem Abgrund, mein Begleiter und ich sprangen heraus, und ich weiß in der That noch nicht, welchem Zufall ich dießmal meine Rettung verdankte. (Schluß folgt.)

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

2. Zur Charakteristik des Verzasca-Thales.

(Schluß.)

Wollte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Ueberreste eines weit in heidnische Voezeit hinauf datirenden Aberglaubens zu sammeln, die noch in allen italienischen Thälern der Hochalpen leben, so gäb' es reiche Ausbeute. Von Gespenstern, Feen und Nixen, wie sie die germanischen Völker haben, weiß der Italiener zwar wenig odee nichts: aber dennoch treibt in diesem Verzascathale ein spirito folletto sein Unwesen, ein Hausgeist, der dem Vieh alles mögliche Leid anthut. Gegen das Ungewitter werden geweihte Oelzweige ins Feuer geworfen, und wenn man sich der Anlegung von Holzflößen widersetzt, so geschieht es größtentheils deßhalb, weil Handelsgesellschaften das Geheimniß besitzen, durch Zauberkräfte Wolkenbrüche und anhaltenden Regen herbeizuführen, um die Gießbäche dadurch so anzuschwellen, daß sie Holzblöcke mit sich davon tragen können. Im J. 1772 gab es hier auffallend viel Wölfe; man wußte kein besseres Mittel sie unschädlich zu machen, als diese arge Brut sammt und sonders in den Bann zu legen und den Fluch in allen ganz schwarz behangenen Kirchen des Thales feierlich gegen sie auszusprechen. Sechs schwarze Kerzen brannten auf jedem Hochaltae, und eine nach der andeen wurde während der Exkommunikation von dem Priester mit der Verwünschungsformel auf den Boden geschleudert: „So wie dieß Licht zertrümmert wird, so zertrümmere dee allmächtige Gott auch alle Wölfe unserer Gegend!" Man sieht, wozu die Geistlichkeit verwendet wird, und will sie nicht gehorchen, so weiß ein Messerstich Rath zu schaffen.

Während der ersten feanzösischen Revolution und iheer Einwirkung auf Norditalien, hatte Locarno durch die Verzascathalee viel zu leiden, obwohl man feeilich nicht allein sie, sondern alle umliegende Bezirke durch grausame Maßregeln herausforderte. 1799 konnten sie nue mit äußerster Gewalt durch die französischen Behörden gezwungen werden, ihre Namen in die Konscriptionstabellen eintragen zu lassen. Das Volk empörte sich; man sperrte Einige davon in Locarno's Gefängnisse, die jedoch bald unter groben Exeessen erbrochen wurden. Gleich darauf zogen abermals zweihundert Verzasker in den Marktflecken, um zu plündern und zu brandschatzen, was ihnen auch gelang. Alle früher ohne Zögerung dewilligten norditalienischen Auswanderungen hatte Frankreich streng verpönt und alle Pässe oerweigert; es drohte nun künstlich erzeugte Hungersnoth auszubrechen und wirklich geschah's auch, als kein Getreide aus dem Mailändischen mehr eingefühet werden durfte, um das Volk dadurch zu zwingen, der Schweiz ganz zu entsagen und sich in Frankreichs Arme zu werfen, wo man dann Brod erwarten könne, während die helvetischen Kantone nur Steine zu geben vermöchten. Die Geauälten sahen sich bereits gezwungen von Wurzeln und Keäutern zu leben; doch als die Noth am höchsten gestiegen, erschien plötzlich dee französische Peooiantkommissäe Ginguené eeichlich mit Getreide versehen, und verkaufte es um ein

wahres Sünden- und Blutgeld. Da rotteten sich Hunderte von Männern und Frauen des Verzascathales zusammen: wie hungrige Wölfe stürzten sie aus den Thalschluchten hervor, schleppten den Wucherer auf Locarno's Hauptplatz und ein Kapuziner mußte ihm die Beichte abnehmen; dann wurde er von den Bauern nicht getödtet, sondern gemordet, zerfleischt, ganz so, wie es durch Mailands vornehmen und gemeinen Pöbel im J. 1813 Minister Prina erging.

Die nördlichen Thäler der größeren oder kleineren lombardischen Seen beinahe ohne Ausnahme, insbesondere aber Val Verzasca und Val Camonica, blieben bis auf neuere Zeiten das eigentliche Heimathsland aller sogenannten Büli, wie sie mundartlich heißen, oder jener Bravi, deren wildes verderbliches Treiben in Manzoni's Verlobten skizzirt ist. Noch bis in die letzten Tage der venezianischen Republik waren die Meuchelmorde dieser im Sold des hohen lombardischen Adels stehenden Blutmenschen so häufig, daß in Brescia und Bergamo die erste Frage der Bekannten beim Frühstück in den Kaffeehäusern lautete: Quanti sono oggi? d. h. wie viele wurden heut bei Tagesanbruch in den Straßen gefunden? Und noch jetzt lebt in Bergamo ein alter Geistlicher, der zwei solcher Büli ausdrücklich unter seine Bedienten aufgenommen hatte. Doch dieß ist ein unerschöpfliches Thema, das zu vielen romantischen Bildern Stoff darbietet, wenn man sie mit warmen Lokalfarben ausmalt. Manzoni allein wäre unter den heutigen lombardischen Schriftstellern der Mann dazu, wenn seine gegenwärtige literarische Thätigkeit nicht immer mehr eine bloß theologische Richtung angenommen hätte; was seine schwachen Nachahmer Grossi, Sacchi, Azelio, Bazzoni u. a. leisteten, kann nicht genügen und ist der Vergessenheit bereits verfallen.

Indeß nicht Roman- und Novellenschreiber allein sollten sich mit dieser interessanten, so gut wie gar nicht bekannten Alpenbevölkerung beschäftigen; es wäre vielmehr eine Pflicht der Turiner Akademie der Wissenschaften, ja schon längst ihre Schuldigkeit gewesen, diesen Gegenstand zu einer ihrer Preisaufgaben zu machen; was jedoch, der Himmel weiß aus welchen politischen und kirchlichen Rücksichten, bis jetzt immer unterblieben ist. Wenn es die Turiner Akademie versäumte, so mögen Münchens oder Berlins gelehrte Vereine sie beschämen. Der Gegenstand ist, ich wiederhole es nach vielfältiger Erfahrung, von weit höherem Interesse, als man bisher anzunehmen schien. Es läßt sich nicht nur behaupten, sondern unwiderlegbar beweisen, daß die Alpenschluchten Piemonts und der Lombardei in sprachlicher und ethnographischer Beziehung weit wichtiger sind als die savoyischen und schweizerischen Thäler, die unzählig oft besprochen und erläutert wurden, während jene fast nur von Naturforschern gekannt sind. Von Italienern ist auch in dieser Beziehung schwerlich etwas zu hoffen; dazu gehört deutsche Ausdauer, aber auch die Geldunterstützung irgend einer Regierung, da der unbemittelte Gelehrte bei so kostspieligen anstrengenden Reisen und Forschungen leicht sein eigener Feind werden könnte, wenn ihm niemand zu Hülfe kommt.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Sechster Brief.

Was dem Fremden in Algier besonders auffällt, ist die malerische Mannichfaltigkeit der Bevölkerung. Unter den vorhandenen verschiedenen Völkerstämmen ist keiner, welcher die Juden an Gemeinnützigkeit und Gewerbsfleiß überträfe. Die reichsten, und sogar einige aus der Mittelklasse, kleiden sich wie die Europäer; die ärmern tragen noch den alttestamentarischen Bart, eine Jacke nebst Beinkleidern, welche denen der Mauren ähnlich sind, und statt des Turbans eine Plattmütze. Die Rabbiner und die übrigen Beamteten unter ihnen kleiden sich ebenfalls in israelitische Tracht. Ihre Weiber gehen nicht verschleiert wie die Maurinnen, zeichnen sich aber durch noch größere Liebe zum Putz aus. In ihren weit über den Rücken hinabhängenden Mützen von vergoldetem Drath sehen sie fast aus wie jene Insekten, welche man gewöhnlich Wasserjungfern nennt. Ich wohnte an einem Sonnabend der großen Gedächtnißfeier des Durchzugs ihrer Vorfahren durch die Wüste bei. Bei dieser Gelegenheit errichten die Juden auf den flachen Dächern ihrer Häuser Lauben von Baumzweigen, in denen sieben Tage nach einander Männer, Weiber und Kinder in ihren besten Kleidern Abends bei Fackelschein Festen beiwohnen. Von der Terrasse des Herrn Deskonsse, welche eine herrliche Aussicht auf 50 Meilen im Umkreise beherrscht, habe ich dieser Festlichkeit der Kinder Israels oft mit Vergnügen zugesehen. Durch die beleuchteten Zweige hindurch konnte man die aufgetragenen Gerichte und die Gesichter der Gäste deutlich erkennen, und die prachtvolle Kleidung stand oft mit sonstigen Spuren von Armuth in seltsamem Kontrast. So sah ich eines Abends einen jungen Hebräer in zerrissenen Beinkleidern, deßwegen hatte er aber doch eine schöne Weste von rothem Sammet mit goldenen Tressen und einen gestickten seidenen Gürtel. Eine Frau an demselben Tische war ohne Strümpfe, prunkte aber doch in einem Korset von Brokat, und mit einer reichen Binde von Goldstoff um den Kopf.

Die Juden bilden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung von Oran und Bona, doch trifft man sie selten anderswo als in Handelsstädten. Zu Algier bewohnen sie die unsaubersten Häuser, und leben da so zusammengedrängt, daß wenn die Pest oder eine andere Epidemie ausbricht, unter ihnen die meisten Opfer fallen. Ein talentvoller französischer Schriftsteller, den ich eben vor mir habe, sagt von ihnen: „Die Natur hat ihnen Alles versagt, sogar den Muth zu schlechten Handlungen.“ Diese Erklärung empörte mich. Sind denn die Juden von anderem Stoff gebildet als wir? Es ist eine Lästerung gegen die Natur so zu sprechen. Ein und derselbe Gott hat uns alle erschaffen, und will, daß wir Brüder unter einander seyn sollen. Darf der Unterdrücker die Juden wegen Fehlern tadeln, welche nur Folgen des Drucks sind? Es muß hier bemerkt werden, daß die Juden die ehrlichsten Krämer in Algier sind, weil sie ihre Waaren zu den billigsten Preisen und oft um die Hälfte wohlfeiler als andere verkaufen.

Es mögen vielleicht schon zu den frühesten Zeiten ihrer Zerstreuung Juden nach Algier gekommen seyn; die meisten von denen aber, welche jetzt daselbst wohnen, stammen von den Flüchtlingen ab, welche spanischer Verfolgungsgeist bald nach den Mauren aus dem Lande trieb. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts führte Simon Ben Smia,

ein Häuptling seines Volks, ein zweiter Moses, mit Wunderkraft begabt, eine Kolonie verfolgter Juden aus Spanien.

Unter der türkischen Herrschaft erfuhren die Juden die grausamsten Bedrückungen, und zu der schlechtesten Behandlung gesellten ihre Unterdrücker noch Beschimpfung. Sie durften nur Kleidungen von dunkler Farbe tragen, und als der Dey einen Befehl erließ, kraft dessen weder Moslem noch Christ bei Nacht nicht ohne Laterne auf der Straße sich sehen lassen durfte, verordnete ein eigener Artikel, daß die Juden das Licht ohne Laterne tragen sollten, auf die Gefahr hin, sich die Finger zu verbrennen, wenn sie es gegen das Verlöschen schützen wollten; denn die Polizei machte sich ein eigenes Vergnügen daraus, jedem Juden die Bastonnade zu geben, oder Strafe zahlen zu lassen, dem sein Licht ausging. Ein Jude, der, von einem Türken oder Mauren angefallen, die Hand gegen ihn zu erheben wagte, wurde mit dem Tode bestraft. Ein noch lebender alter Bewohner Algiers hat mir selbst erzählt, daß er oft gesehen, wie greise Juden von Kindern mit Steinwürfen verfolgt worden seyen. Die gewöhnliche Strafe, welcher diese Unglücklichen unterworfen wurden, war, lebendig verbrannt zu werden. Herr Schultz, der schwedische Konsul, erzählte mir, daß ein jüdischer Kaufmann wegen Bankerotts zum Flammentod verurtheilt worden sey, und da der Dey den Unterschied zwischen Handelsherr und Kommis durchaus nicht begreifen wollte, so ward der letztere auch mit zum Tode geführt. Die beiden Unglücklichen wurden an den Pfahl gebunden; da aber das Seil von den Flammen verzehrt ward, ehe der Kaufmann noch den Geist aufgegeben hatte, so raffte er sich auf und stürzte unter die Zuschauer, die ihn jedoch ins Feuer zurückstießen.

Und dennoch, wer sollte es glauben, sind die Juden weit entfernt die Türken zu verwünschen und die Franzosen als ihre Befreier anzusehen. Sie läugnen aus Stolz, von den Türken bedrückt worden zu seyn, und behaupten, daß sie nicht so unglücklich waren, als man sich einbilde. Ein achtbarer Rabbiner, mit dem ich hierüber sprach, sagte lächelnd: „Wir liefen freilich Gefahr gesteinigt oder lebendig verbrannt zu werden, aber wir hatten einen Schiedsrichter, oder König, wie wir ihn noch nennen, aus unserer Mitte, der unsere Streitigkeiten schlichtete. Vor Ankunft der Franzosen ging der ganze Handel durch unsere Hände; jetzt ist es aber nicht mehr so, und zudem konnte ja jeder reiche Jude gegen eine Erkenntlichkeit einen Türken wählen, der sein und seiner ärmern Klienten Schutzherr war.“ Diese Rede bestätigte mir, daß die Gewohnheit dem Menschen auch die schlechteste Lage erträglich machen kann.

Literarische Notizen.

In der Londoner literarischen Gesellschaft wurde ein Theil eines beschreibenden Katalogs der Bücher vorgelesen, welche Bruce in Abyssinien gesammelt hatte. Er bezog sich auf die äthiopischen Uebersetzungen der Bibel, das Buch Enoch u. dgl., und enthielt eine Menge für den Archäologen und Philologen äußerst interessante Bemerkungen.

*

In derselben Gesellschaft las Herr Cullamore eine Abhandlung über zwei Stücke aus dem ägyptischen Alterthum vor, welche im Besitz eines Herrn Sams sich befinden. Aus diesen Skulpturen von Skarabäen u. dgl. glaubte Herr Cullamore beweisen zu können, die Aegyptier hätten 300 Jahre vor Christo gewußt, daß die Sonne der Mittelpunkt unseres Systems, und daß der Lauf der Erde elliptisch sey. Auch war er der Ansicht, diese Skulpturen bestimmten einen wichtigen Zeitpunkt der ägyptischen Chronologie, nämlich die Periode von Thothmes III., und überhaupt lasse sich bei den Aegyptiern die Astronomie sehr mannichfach auf die Bestätigung oder Widerlegung der historischen Angaben anwenden.

*

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft in London wurden wieder manche sehr bedeutende Schenkungen von orientalischen Manuskripten angezeigt, unter Anderem 83 Bände hauptsächlich persischer Manuskripte. Die wichtigste Schenkung aber war die von dem kürzlich verstorbenen Oberstlieutenant Tod, der der Gesellschaft alle seine Manuskripte, Bücher und Münzen, wovon sie nicht Duplikate besaß, vermachte.

*

Herr Michel, dessen antiquarische Forschungen wir früher schon erwähnten (s. J. 1835, Nr. 287), beabsichtigt die Herausgabe einer angelsächsischen Bibliographie; auch soll er eine Herausgabe der Reisen von Wulfstan und Other mit eigenen angelsächsischen Lettern unternehmen.

Vermischte Nachrichten.

Dr. Gairdner meldet in einem Schreiben aus Vancouver vom 15ten März 1831: Wir hatten kürzlich einen Ausbruch des Bergs St. Helens, eines der Schneegipfel der Seekette an der Nordwestküste, etwa 40 (englische) Meilen nördlich von hier. Kein Erdbeben oder Geräusch ging voran. Das erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, war ein dichter Dunst, der zwei oder drei Tage anhielt, und von einem Fallen äußerst kleiner Aschenflocken begleitet war; als dieser Dunst sich aufklärte, zeigte sich der Berg von seiner Decke ewigen Schnees entblößt und tief durch Lavaströme gefurcht. Dabei fand im Fort Vancouver selbst kein ungewöhnlicher Barometerfall statt. Ich glaube, dieß ist das erste völlig bestätigte Beispiel eines Vulkans an der Nordwestküste des festen Landes von Amerika, nördlich von Californien. Um dieselbe Jahreszeit im Jahre 1831 trat hier noch eine viel dichtere Dunkelheit ein, die vermuthlich aus derselben Ursache entsprang, obgleich damals niemand daran dachte, den Berg genauer zu beobachten. Nach Indianeraussagen befindet sich ein brennender Krater am Südabhange des Bergs Hood, einem andern Berg derselben Kette, südlich vom ersten. Erdbeben sind nicht selten wenigstens in der Nähe der Küste. Ich habe mich vergewissert, daß in den letzten zwei Jahren drei vorfielen, obschon man im Fort selbst keines spürte. Heiße Quellen sind häufig in der Nähe der Seekette bis südlich vom Columbiastrome, und abwärts zwischen der Seekette und den Felsengebirgen. Ich habe die Lokalität von dergleichen ausgemittelt, die weder von Lewis and Clarke, noch von irgend einem andern angegeben sind. Die geringe Höhe der Schneelinie an den Gipfeln der Seekette ist bemerkenswerth. Nach meiner Messung ist der Berg Hood 7434 englische Fuß hoch über dem Fort Vancouver, und davon sind wenigstens 6 bis 800 Fuß mit ewigem Schnee bedeckt. Ist diese geringe Wärmeentwicklung vielleicht den ausgedehnten Fichtenwäldern zuzuschreiben, welche das ganze umliegende Land bedecken?

*

Im Café Valois zu Paris befand sich kürzlich ein Greis von 85 Jahren, der mit mehrern berühmten Männern früherer Zeit in nähern Verhältnissen gestanden hatte; er zeigte den Neugierigen zehn von Mirabeau unterzeichnete Billete von 1000 Fr., die niemals bezahlt worden waren. Ein Liebhaber kaufte ihm alle 10 Stücke für die mäßige Summe von 100 Fr. ab. Bald darauf trat er zwei davon an einen reichen Hamburger Kaufmann für 8800 Fr. ab, kann also über seinen abgeschlossenen Handel nicht klagen.

*

Ein Herr Smeaton hat berechnet, daß vor der letzten Verbesserung der bei den Minen angewandten Wasserpumpen bei jedem Bushel Kohlen 5,500 000 Pfund Wasser Einen Fuß hoch gehoben wurde. Seit den neuen Verbesserungen werden mit derselben Quantität Kohlen 90 und sogar 125 Millionen Pfund Wasser Einen Fuß hoch gehoben. Trotz allem dem ist durch den vermehrten Verbrauch von Kupfer dieses Metall, denn auf dieses wird am meisten gegraben, noch so theuer, wie vor 150 Jahren, nämlich 120 Pfd. St. die Tonne.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1836.

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

3. La Madonna del Sasso. — Landvögte und Advokaten.

Bevor der hiesige Krämer nicht die Messe seiner Geistlichen gehört hat, ist es ihm auf der Kaufmannsmesse nicht heimlich zu Muthe; jene erst stärkt sein Gewissen so sehr, daß diese es nicht zu beunruhigen vermag, und alle Uebervortheilungen des Nächsten sind ihm dann gestattet, wie er glaubt. Vor der Frühmesse nimmt der Jahrmarkt demnach keine eigentliche Färbung an, und es blieb uns Zeit genug, zuvor noch auf Locarno's reizenden Aussichtspunkt, die Madonna del Sasso emporzusteigen. Dicht am Aufgange zu diesem heiligen Berge erbat sich, gegen drei abzubetende Ave Maria's, ein scheimäugiges Mädchen einen Solda, dankte mit Abschiedsgruße d'ammirarlo! und meinte dann noch in ihrer Weise: Vostra Signoria trovvera tanti miracul', ma tanti! Doch bei einem Seitenblick auf den rasenden über Klippen in wild zerrissenem Felsenbett schäumenden Torrente und dann rückwärts auf den schönen See, den so eben das Dampfboot durchfurchte, seine Rauchsäule in die Luft empor wirbelnd, bei dieser üppigen Vegetation rings umher, hatten wir die Miracul schon gefunden, ohne noch die erste Kapelle erreicht zu haben.

Ja wahrlich, hier ist Schweiz und Italien vereinigt; an diesen Alpenabhängen schmücken beide Länder sich gegenseitig und alle Produkte, den Menschen etwa ausgenommen, gedeihen auf ihnen zu seltner Vollkommenheit. In Villa Trnia hatten wir so eben einen Feigenbaum gesehen, dessen Stamm fünfzehn Fuß im Umfange mißt; andere Feigenbäume beschatten hier wie um Lugano ganze Häuser. Man begnügt sich an diesem See nicht, Fichten- oder Tannenholz zu Geräthschaften zu verarbeiten, sondern verwendet bisweilen fast anderthalb Fuß breite Bretter dazu, die aus Cypressen, aus Granatapfel-, Oliven- und Lorbeerbäumen geschnitten sind. Von Einer Weinlaube (Regola und Toppia) gewann man 1779 hier 450 Maß Wein, und manche Weinranke (Pampino) wird gegen dreißig Ellen lang, und hängt in malerischen Guirlanden von den sie stützenden zehn Schuh hohen Granitsäulen herab; ja die s. g. palästinischen Trauben zu Bruziada bei Mendrisio erreichen die Länge einer Elle. Wenn auch der Oelbaum hier nicht so häufig angebaut wird, wie am Comer- und Gardasee, so ist die Anpflanzung der Maulbeerbäume (der Moroni oder Gelsi) doch im Zuwachs begriffen, beinahe noch mehr als alle Prozeßsucht, und dieß will viel sagen.

„Gesegnet sey, wer im Namen des Herrn kommt!" liest man an der unteren Mauerbegränzung des auf isolirten steilen Felsen gebauten Sacro Monte, und weiter oben lehrt ein ähnlicher Mauerspruch: „Unausgesetzte Einsamkeit wird süß! (Solitudo continuata dulcescit). Dann bieten sich dem Wanderer gleich zwei Wege dar: ein kürzerer sehr steil und ohne Schatten neben zahlreichen Stationskapellen emporführend und ein etwas weiterer Pfad im dichten Nußbaumgrün am rauschenden Wildbach entlang, wo von der sonst überall brennenden Sonne nichts sichtbar ist, als mancher schöner Lichtreflex auf den Steinplatten oder auf den breiten Blätterkronen der tiefer stehenden Kastaniengebüsche. Hier ist es ungemein lieblich, und dieses Stück Lago maggiore zu den Füßen, dieser Torrente dicht an der Seite, jenes zweitausend Fuß lange flatternde Quellenband an den jenseitigen Uferfelsen, der ganz nahe Wasserfall mit seiner Granitbank und über Allem ein milder Himmel ausgespannt, der sich nur selten trübt, *) in der That so Etwas ist wohl den sehnsuchtsvollen Seufzer des Entfernten werth; nur hat diese Herrlichkeit freilich für den Historiker nicht ganz denselben Reiz, als für ein romantisch gestimmtes Gemüth.

Von dem durch schlanke Granitarkaden geschmückten Söller der hochgestellten Wallfahrtskirche und ihres 1485 erbauten Klosters genießt man zwar nicht ganz jene prachtvolle Aussicht wie auf dem unfernen Platze alla Motta bei Bellinzona; aber auch hier ist es herrlich, wenn man zur Stunde der rechten Beleuchtung eintrifft. Der Blick haftet auf dem waldigen Monte Cenere, dem wasserreichsten aller hiesigen Berge, einst durch seine Banditen berüchtigt, die dem nach Mailand Ziehenden nicht nur das Geld, sondern auch das Leben zu rauben pflegten. Die Schnee- und Felspyramide des Gamaghe oder Gomughera ragt hoch in die Wolken empor, den kühnen Bergsteiger zu sich ein-

*) „Ich sah, ließ Professor Schinz drucken, zu Luggaris (Locarno) während meines dortigen Aufenthalts in zwei ganzen Jahren keinen Nebel."

labend, um eine viel bewunderte Aussicht auf Bündtens und Veltens Alpenzügen und auf lombardische Flachgebiete zu genießen. Dort liegt am Fuße des steilen Carosso die Stadt Bellinzana mit ihren drei gothischen Burgen, die an Sions Walliserschlösser erinnern; über ihr die breiten Terrassen des Claro-Berges, den Sulzer nicht müde wurde zu rühmen. Die Bellinzaner-Ebene bewässert der in mehrere Arme getheilte Tessin, hier in den See einströmend; ja alle nördlichen Ufer des Lago maggiore zeigen sich deutlich und zunächst unten das wenigstens am heutigen Tage von Menschen überfüllte Locarno.

Die ehemalige Burg des Ortes, der Sage nach von den Longobarden gegründet, liegt gegenwärtig in Trümmern. Im achten Jahrhundert besaßen sie die Bischöfe von Como, dann abwechselnd das Patriziergeschlecht der Muralti und Rusca, endlich die Herzoge von Mailand und seit 1513 die Schweizer, welche fast alle ihre Ringmauern niederreißen ließen. Indeß blieb der Bau immer Residenz der Landvögte, die bisweilen nicht viel milder regierten als ein Geßler und Landenberg, obwohl es auch manche rühmliche Ausnahmen gab, von denen zu sprechen es Pflicht ist.

Nach Mailands Wiedereroberung im J. 1521 hatten viele daselbst angesiedelte Franzosen fliehen müssen; sie wurden verbannt, und diese Banditi zogen sich nun größtentheils in die italienische Schweiz und zunächst nach Bellinzona und Locarno zurück, Alles durch Partriung, Raub und Meuchelmord in Schrecken setzend.

Diese Unruhen gaben den eidgenossischen Vogteien auf den südlichen Abhängen des Gotthard (der sogenannten „ennetbirgischen" Schweiz) sehr viele Unruhe, die sich bald darauf durch religiöse Spaltungen noch bedeutend steigerte. Gleichzeitig riß eine schreckliche Hungersnoth hier ein; der damalige eidgenossische Landvogt Jakob Werdtmiller, „ein tapferer, ernsthafter, dabei doch freundlicher, ganz unköstlicher, aber desto freigebiger Mann, der daneben dem Evangelio recht günstig und eifrig war," Werdtmiller schrieb aus Locarno am 7ten Mai 1551 an den Rath zu Zürich: *) „Gnädige, meine Herren! so wisset, daß vergangener Tagen da im Flecken schon wieder ein Töchterlein Hungers gestorben ist, das mich nicht wenig bedauert. Sömlicher (solcher) Jammer — Gott woll uns Allen gnädig seyn! — wird für und für in diesen Landen größer rc. So geht mein höchste Bitt an Euch, gnädige Herren, um Gottes Willen, daß Ihr mir den Gewalt ertheilet, alle Tag einen Kessel mit Muß oder etwas an Fleisch oder Brod unter die Aermsten auszutheilen, damit sie doch nicht Alle zu Grund gehen; und hoff ich, es sey um einen einzigen Monat zu thun. Noch helfen mir die hiesigen Edelleut, so viel sie vermögen. Die Klöster hingegen wollen nicht recht daran und sagen, es gebreche ihnen selbst schon an Allem rc. Item so bitt ich Euch, meine Herren, manchen unnöthigen Kosten abzustellen, der in diesen Zeiten den Dürftigen so beschwerlich fällt, und dabei am allerwenigsten zu achten, ob es mir, Eurem Vogt, etwas zum Nachtheil bring'. Gott hat mich noch allzeit gespeis't; er wird mich auch weiter in seiner Hut behalten. So Ihr der Armuth aufhelfet, so wird das ganz Italien Euch dafür den Preis geben, der Euch gebührt und Euren dortigen Landen mehr Schirm als Hellparten und Spieß."

Zürich entsprach dem Antrage augenblicklich, und alles Locarno'sche Volk brach bei der Nachricht davon in lauten Freudenjubel aus. An der Spitze des hiesigen wohlthätigen Adels standen Aloys d'Orelli, so wie Giovanni und Giacomo a Muralto, welche 44 Jahre später ihrer Religionsänderung wegen die Heimath verlassen und nach Zürich flüchten mußten. Doch davon ein andermal.

(Schluß folgt.)

*) Man sehe die Züricher Neujahrsblätter der Stadtbibliothek von den Jahren 1795 und 1796.

Schreiben aus Sibirien.

(Schluß.)

Diese auf mehrere Werste weit mit Wald bedeckten Berge sind reich an Bären, Zobeln, Eichhörnchen, Füchsen, Elennthieren und wilden Ziegen. Die hier angesiedelten Kosaken beschäftigen sich meist mit dem Fang dieser Thiere. Ein ungefärbtes Zobelfell aus der ersten Hand des Jägers kostet hier bis 50 Rubel, so sehr ist der hiesige Zobel geschätzt. Hier trifft man auf jedem Schritt Leute, die einem als eine ganz gewöhnliche Sache erzählen, wie sie bloß mit einem Messer bewaffnet auf Bären losgehen. Jagdgewehre braucht man hier gar nicht, sondern lange Büchsen mit Gestellen. Schneelawinen *) sind hier sehr häufig, und verschütten nicht selten das Vieh, das man auch zu Winterszeit in die Thäler treibt, wo es mit den Füßen den Schnee aufscharrt, und die darunter befindlichen Gräser abfrißt.

Kommt man an die slindenische Redante, wo eine neue 300 Werste lange Steppe beginnt, so stellt sich hier vom Berge aus gesehen, eine weite Fläche, ein Meer dar. Wer sich mit etymologischen Forschungen abgibt, der mag seine Kunst an dem Namen Bergalen erproben, den die Kosaken den in den Gebirgen wohnenden Hüttenwerksbauern beilegen. **) Zwölf Werste von der Stadt Biisk setzten wir auf einer Fähre über den Ob, eine halbe Werste von dessen Ursprung; er entsteht nämlich durch die Vereinigung zweier ziemlich bedeutender Flüsse, Bija und Katunja, die in gerader Linie rasch daher strömen und sich unter einem rechten Winkel vereinigen: ihr Wasser aber kann man fast drei Werste weit von einander unterscheiden. Die Stadt Biisk kann man, nach dem von elenden Hütten eingenommenen Raum zu urtheilen, eine große Stadt nennen, sie ist aber eine der ärmlichsten. Man findet darin nur drei vermögliche Leute, und darunter hat der Reichste nur 10,000 R. Die

*) Man nennt sie mit einem im Russischen nicht gebräuchlichen Wort ssoplywina.

**) Das etymologische Räthsel ist vielleicht nicht schwer zu lösen, die meisten Ausdrücke beim Hütten- und Bergbau sind deutsch, und so mag vielleicht der Name Bergal von dem deutschen Berg abstammen.

große Anzahl armer Einwohner hat ihren Grund in der ungemeinen Wohlfeilheit des Brods. In diesem Jahre kostete bei einer gewöhnlichen Ernte das Pud Roggenmehl 21 Kopeken (7 kr. ungefähr). Es scheint unglaublich, aber es ist wahr, daß hier der Bauer seinen Hackenpflug und seinen Sack mit Samen zusammen nimmt und hinaus geht, um sich einen Platz auszusuchen, und ihn dann mit Getreide anzusäen; hat er den Boden umgebrochen, so streut er den Samen aus, und wird für diese geringe Mühe oft mit einem vierzigfachen Ertrage belohnt. Da er keine Tenne hat, so drischt er das Getreide an Stelle, und verbrennt das Stroh.

Am 9ten September kehrten wir nach Ust-Kamenogorsk zurück, und am folgenden Tage reisten wir um 3 Uhr Nachmittags nach der 15 Werste entfernten Buchtarma ab. Der Weg führt manchmal im Rinnsal von Flüßchen fort, manchmal über Berge, die hier einen ganz andern Charakter haben: Felsen und mächtige Steinblöcke hängen einem über dem Haupte, Wildbäche tosen, hier sind die Höhen mit Wald bedeckt, dort starren sie wie spitzige Gebäude empor: alles dieß bietet einen sehr malerischen Anblick dar, und obwohl der Weg so mühselig ist, daß wir 20 Werste zu Pferde zurücklegen mußten, so bietet er doch auch manches Angenehme. Man pflegt zu sagen: wenn Rußland seine Schweiz hat, so liegt Ust-Buchtarminsk in derselben. Hier bemerkt man den Fluß Poleshajew, über den man auf einer Strecke von 110 Wersten mehr als 60mal setzen muß: er erhielt seinen Namen von dem Bauer Poleshajew, der sich lange in diesen Bergen verbarg, und obschon er endlich ergriffen und gestraft wurde, erhielt sich doch das Andenken seiner Raubthaten in der Benennung des Flüßchens, in dessen Nähe sich sein Zufluchtsort befand. Ich sehnte mich nach der Buchtarma, wie nach der Belohnung einer langen Reise, und endlich erfüllte auch ein schönes Thal, worin die Stadt liegt, das hohe, steile Ufer der in den Irtysch fallenden Buchtarminka und der Anblick des narymischen Gebirgs, das die Gränze des russischen und chinesischen Gebiets bildet, meine Erwartung. Buchtarminsk liegt unter demselben Grad der Breite mit Paris, und dennoch steigt hier die Kälte bis auf 40°. Uebrigens ist das Klima gesund und beständig. Hier ist das, wiewohl sehr unbedeutende Gränzzollamt, denn alle Karawanen aus China gehen nach Semipalatinsk. Im verflossenen Jahre warf die Zolleinnahme zu Buchtarminsk 1600 R. ab für Waaren, die über die Gränze her eingeführt werden; die Einnahme reicht also kaum hin, um die Ausgaben für die Beamten zu decken.

Auf dem steinigen Ufer sieht man die sogenannte Bohatyr'sche Fußtapfe. Der Tritt eines menschlichen Fußes von gewöhnlicher Größe ist ganz rein im Granit abgebildet. Klaproth schon sah ihn, und hat ihn auch, wie es scheint, beschrieben. Hier erzählt man sich auch, er habe, als er eine 12 Werste von der Buchtarma in einen Felsen eingehauene Hieroglyphe nicht entziffern konnte, sie heraushauen lassen, um keinem andern den Ruhm zu lassen. Am Tage nach unserer Ankunft reiste ich weiter nach der Redoute Krassnojarsk (65 Werste). Der Fluß Narym, der hier die Gränze macht, ist 15 Werste von Krassnojarsk entfernt. Die russischen Pikete stehen auf dem einen, die chinesischen auf dem andern Ufer. Da wir zu Pferde waren, setzten wir durch eine Fuhrt hinüber, um doch auch sagen zu können, wir seyen auf chinesischem Boden gewesen.

Auf dem Rückwege von der Buchtarma nach Ust-Kamenogorsk wählten wir den 120 Werste weiten Wasserweg, theils um die Berge zu vermeiden, theils um die wahrhaft reizenden Ufer des Irtysch zu sehen. Wir reisten Morgens früh ab, hatten aber kaum 4 Werste zurückgelegt, so überfiel uns ein solcher Schneesturm und eine solche Finsterniß, daß wir beinahe abmarschirt wären, um dem seligen Jermak für seine Bezwingung Sibiriens zu danken; nur die große Erfahrung und Stärke unserer Schiffer retteten uns vom Verderben. Zu Semipalatinsk blieben wir fast 24 Stunden. Sieben Steinhaufen, die man am Ufer des Flusses Semipalatka als die Trümmer früher vorhandener sieben Paläste (ssemi palat) zeigt, gab der Stadt den Namen.*) Das Zollhaus, das Hospital, und die Wohnung des Kaufmanns Popow sind die Hauptzierden der Stadt. Auf dem jenseitigen Ufer liegt das Entrepot der Waaren. Die Karawanen kommen gewöhnlich um die Mitte Oktobers. Die hiesige Zolleinnahme ist ziemlich bedeutend, bloß von den über die Gränze herkommenden Waaren beträgt er 40,000 R., eine bedeutende Summe bei der geringen Anlage, wo z. B. für ein Stück Kan-pho, das 180 R. kostet, nur 2¹/₄ R. bezahlt werden. Es geht beim Handel viel chinesisches Silber, das besser ist als das russische, in Jambas um: Jamba ist eine chinesische Münze, 4 oder 5 Pfund von Gewicht, und niemals unter 3¹/₂ Pfund. In der Form gleicht sie einem Schiffchen, häufig findet sich auch auf dem Boden der Jamba Gold. Als kleine Münzen brauchen sie bloß Silberstückchen. Zu Semipalatinsk sind fast keine russischen Kaufleute, und die ganze Stadt ist von Taschkendern, die sich in ihren Sitten wenig von den Chinesen unterscheiden, und Bucharen bewohnt; viele derselben sind sehr reich.

*) Wenn die Erklärung richtig ist, so beruht sie auf einem Mißverständniß, indem die Tataren einen benachbarten Berg Semi-tau (Berg Semi) nennen, wonach also die erste Hälfte des Worts nicht von dem russischen ssemi, sieben, kommt.

Marco d'Abruzzo.

Ich verließ Neapel, um einige Wochen auf dem Landsitze meines Freundes, des Bankiers und Weinbauers C..... zuzubringen. Meines Freundes Haus lag etwa dreißig (englische) Meilen von Neapel, an der Straße nach Pästum, in einem angenehmen, holzreichen und durch Klöster, Dorfschaften und die Ruinen alter Gebäude verschönerten Theile des Landes zwischen dem Meere und den Apenninen. Herrn C—'s Geschäfte riefen ihn oft nach Neapel, und mein Hauptvergnügen während seiner Abwesenheit bestand darin, in der benachbarten Gegend herum zu wandern und die Ueberreste der zahlreichen alten Tempel zu besichtigen, deren einige der Zerstörerin Zeit seit mehr als zwei Jahrtausenden getrotzt hatten. Bei einer dieser Gelegenheiten verließ ich auf einem muthigen Maulthiere bald nach Tagesanbruch das Haus, in der Absicht eine alte Wasserleitung und eine Villa zu besuchen, die inmitten hängender Gärten am Fuße der Apenninen stand. Meiner Gewohnheit nach ging ich ohne Führer, weil ich die großen Naturschönheiten, die

sich mir darboten, lieber ohne die belästigende Gegenwart eines Fremden genießen wollte. Es war Erntezeit, und die schöne und anziehende Landschaft gewann noch mehr an Schönheit und Reiz durch die gelegentlichen Gruppen calabresischer Pächter und Bauern, sämmtlich mit kurzen Schwertern und Vogelflinten bewaffnet, und in der romantischen Tracht, in welcher der Meisterpinsel Salvator Rosa's sie uns so oft malte, herausgeputzt. Als ich dem Flusse Silaro — dem alten Silarus, der seit unvordenklicher Zeit der versteinernden Eigenschaft seines Wassers wegen berühmt ist — nahe kam, begann die Scene sich zu ändern, die Pachthäuser waren gänzlich verschwunden, und der Anblick des Landes wurde wild und düster, dabei war der Boden locker und morastig, und die vielen zerbrechlichen, aus Baumästen gemachten und über tiefe Gräben geschlagenen Brücken machten den Weg nicht nur gefährlich, sondern auch unangenehm. Doch ward mein Eifer weder durch diese Umstände, noch durch die zahlreichen Geschichten, die ich von Räubern gehört, welche diesen Theil des Landes unsicher machten, abgekühlt; ich schenkte ihnen auch wirklich keine große Aufmerksamkeit, da ich dachte, die meisten seyen eine Geburt der Uebertreibung, welche dem Charakter eines Neapolitaners so natürlich ist.

Indessen ereignete sich bald darauf ein Vorfall, der mich auf ganz andere Gedanken brachte. Langsam ritt ich eine Bergschlucht hinan, da der Pfad äußerst schmal und durch ein Tamarisken- und Myrthengehölz gehauen war; den Zaum des Maulthieres hatte ich auf seinem Halse gelassen und meine Arme sorglos auf den Rücken geschlagen, wie ich es, in Gedanken versunken, gewöhnlich that. Plötzlich fühlte ich mich kräftig an meinem Ellbogen ergriffen, und in demselben Augenblick ward mir die Mündung einer großen Reiterpistole bis auf drei Zoll an meine linke Schläfe gehalten, während eine Stimme in italienischer Sprache mir ins Ohr schrie: „Signor, Ihr seyd mein Gefangener. Widersteht, und ich schlage Euch mit eben so wenig Gewissensbissen nieder, wie ich einen jener schweinischen Büffel drunten tödten würde; ergebt Euch, und ich will Euch kein Haar krümmen.“

Ohne Waffen, wie ich war, und in nachtheiliger Lage überfallen, fühlte ich, daß Widerstand nutzlos, und das Beste und Muthigste in diesem Augenblick Besonnenheit sey. Ich blieb daher vollkommen ruhig, während er fortfuhr: „Ihr thut wohl, Signor, keinen Widerstand zu leisten. Ich muß Eure Arme, wie Ihr sie jetzt habt, binden, und dann laßt uns über Euer Lösegeld sprechen.“

Er steckte nun die Pistole wieder in seinen Gürtel, lösle eine lange Schärpe von seiner Weste und band mir die Hände fest, aber nicht schmerzhaft, auf den Rücken; auch ward sie unter dem Leibe des Maulthieres hindurch und über meine Schenkel herauf gezogen. Meine Lage war nun ziemlich ernsthaft, und dabei doch so abgeschmackt, daß ich bei einem Blick auf mich selbst, so hülflos auf den Rücken des Maulthieres gebunden, einem Lächeln über die Figur, die ich machte, unmöglich widerstehen konnte. Der Bandit sah es, und bemerkte: Ihr habt Recht, Signor, daß ihr Eure Gemüthsruhe und gute Laune nicht verliert, und doch gibt es Hunderte, die bei dem bloßen Gedanken, sich an dieser wilden Stätte und in der Gewalt Marco d'Abruzzo's zu befinden, zittern würden. Marco d'Abruzzo! dachte ich, dieß also ist der berühmte Bandit, von dem mein Freund C.... sprach, und von dem die Bauern so viele muthvolle und schreckliche Thaten erzählen; der das ganze Land umher zwang, ihm für den Schutz des Eigenthums Tribut fast der nämlichen Art zu zahlen, wie das Schwarzgeld, das früher in den Hochlanden Schottlands erhoben ward! Plötzlich jedoch fiel mir bei, daß C.... diesem neapolitanischen Raubkönige zinsbar war, und ich wollte nun erfahren, ob sich der Schutz eben so auf seine Freunde wie auf sein Eigenthum erstrecke. Ich sagte ihm daher, ich sey ein intimer Freund C—'s und eben daher auf seinem Landhause zum Besuche. Ehe ich aber weiter sprechen konnte, fragte mich Marco lebhaft, ob ich eine Nacht unter seinem Dache zugebracht? ob ich an seinem Tische Brod gebrochen? Ich antwortete natürlich bejahend, worauf der Bandit, ohne auf Beweise für meine Behauptung zu warten, mir augenblicklich die Schärpe, womit er mich gebunden, abnahm, und mich mit Entschuldigungen über die temporäre Unbequemlichkeit, die er mir zugefügt, überschüttete. Er hege, sagte er, die höchste Achtung für C...., da er seine Abgaben stets mit der größten Pünktlichkeit zahle; diese Achtung allein würde ihn vermocht haben, dessen Freund, hätte er mich als solchen gekannt, nicht zu belästigen, und da ich Brod mit jemand gebrochen, der sich auf seinen Schutz verlasse, so widerstrebe es seinen alt römischen Gefühlen doppelt mir ein Leid zu thun. Auch fügte er bei, er hoffe, ich werde die Sache in ihrem wahren Lichte betrachten und sie Herrn C.... redlich darstellen; worauf er nach abermaligen Entschuldigungen durch das Blätterwerk der dicht auf einander stehenden Myrthenbäume, von denen wir umringt waren, verschwand.

Dieß sind die nähern Umstände meines Zusammentreffens mit dem berüchtigten Räuber, der in den Scenen, die ich nun kurz schildern werde, eine so furchtbare Rolle spielte. Von Person war Marco etwas unter mittlerer Größe, aber von herkulischem Bau; er hatte die edlen römischen Züge, die bei den Abkömmlingen der ehemaligen Herren der Welt noch immer so gewöhnlich sind. Seine Kleidung bestand aus einer purpursammtenen Jacke und Beinkleidern, erstere über der Schulter mit Scharlach ausgeschlagen; vom Knöchel bis zum Knie waren seine Beine mit büffellederner Riemen umwunden; um seine Weste ging ein breiter lederner Gürtel mit zwei Pistolen und Dolchen, nebst der vorerwähnten Schärpe. Ueber seiner Jacke, und von seiner linken Schulter herab hing die kurze von den Italienern so allgemein getragene Mantilla, die er nach Belieben um sich schlagen und so den furchtbaren Waffenschmuck in seinem Gürtel verbergen konnte. Auf dem Kopfe trug er einen kegelförmigen, an der Seite aufgestülpten, und mit einer einzigen, rothgefärbten Feder aus einem Rabenflügel gezierten Hut: dieß, zusammt der nachlässig über seiner Schulter hängenden Flinte bildete die vollständige Ausstaffirung Marco d'Abruzzo's.

Bei Erzählung meines Abenteuers versicherte mich C., daß ihm viele ähnliche Beispiele von Großmuth und Redlichkeit erzählt worden, und er glaube, der Bandit sey, wenn man ihn nicht durch Widerstand reize, sehr edler Handlungen fähig. Einige Tage hierauf kehrte ich nach Neapel zu meiner Praxis zurück, wo ich bald nachstehenden gräßlichen Unfall erfuhr.

(Schluß folgt.)

Der Astronom Wartmann in Genf beobachtete von Anfang Augusts bis zu Anfang Novembers vorigen Jahres im Sternbild des Steinbocks einen Stern, der von der Stelle rückte. Er meldete diese Entdeckung an die französische Akademie der Wissenschaften, und drückt dabei seine Vermuthung aus, daß dieß ein Planet unseres Sonnensystems sey, dessen Entfernung von der Sonne etwa das Doppelte von dem des Uranus betrage, und der demnach seine Bahn etwa in 245 Jahren vollende.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1836.

Die Bergvölker des Kaukasus.

In neuerer Zeit ist wieder häufig von diesen Völkern als hartnäckigen und zum Theil siegreichen Feinden der Russen die Rede geworden: wie viel Wahres an den angeblichen Siegen der Tscherkessen über russische Heeresabtheilungen ist, läßt sich bei dem Mangel an authentischen Nachrichten unmöglich mit Sicherheit behaupten; daß sie aber Rußlands Herrschaft nicht anerkennen, vielmehr sich ihrer mit aller Kraft zu erwehren suchen, unterliegt keinem Zweifel. Wir wissen wenig über den Zustand und die Verhältnisse dieser Völker, und wenn man die russischen Mittheilungen allerdings mit Mißtrauen aufnehmen darf, so sind doch die Russen gegenwärtig fast allein im Stande, authentische Nachrichten zu geben, und jedenfalls dürfen wir ihre Nachrichten nicht unbenützt lassen. Platon Subow, der sich selbst mehrere Jahre in den kaukasischen Ländern aufhielt, hat über diese Bergvölker manches gesammelt, und wenn gleich seine Mittheilungen ziemlich unverarbeiteter Art sind, so enthalten sie doch manches, das wenig oder gar nicht bekannt ist, und wir entnehmen dem 3ten Bande seines „Gemäldes des kaukasischen Landes" eine Schilderung der kaukasischen Bergvölker (gorez), die wir Kürze halber bloß Kaukasier nennen wollen. Ihr Land wird im Norden durch die Flüsse Kuban, Tachtampsch, Narsan, Malka und Terek, gegen Osten von dem kaspischen Meere und Dagestan, gegen Süden durch die Hauptkette des schneebedeckten Kaukasus, gegen Westen durch das schwarze Meer begränzt. Hinsichtlich der Sitten und Gewohnheiten, des Volksgeistes und der politischen Einrichtungen zerfallen die in diesem Umkreise lebenden Stämme in folgende Abtheilungen: 1) die Abeche oder transkubanischen Tscherkessen, 2) die Kabardiner mit den ihnen unterworfenen Ländern, 3) die Osseten, 4) die Tschetschenzen oder Kisten, 5) die Kumyken, 6) die Awaren und 7) die Lesghier.

Die Abeche oder Tscherkessen.

Das von den Abeche bewohnte Land liegt zwischen 54° 50′ u. 60° 10′ O. L. u. 43° 28′ u. 45° 25′ N. B. Die Gränzen gegen Norden und Osten sind der Kuban, das Land der Kosaken vom schwarzen Meer, die kaukasische Provinz, Klein-Abchasien und Groß-Kabarda. Gegen Süden und Südwesten scheidet es von Mingrelien und Abchasien die höchste Kette des Kaukasus, die vom Elbrus ans schwarze Meer geht, welches seinerseits das Land der Abeche westlich begränzt. Die größte Länge von Westen nach Osten, vom Liman des Kuban bis zur Mündung der Burzukla, beträgt in gerader Linie 325 Werste, die größte Breite von Süden nach Norden, von dem Ausfluß des Schagbascha bis an die Redoute Temishbeg 175 Werste. Das Land bildet beinahe ein Dreieck und umfaßt etwa 22,000 □ W. Es nimmt den Abhang des Bodens von der Hauptkette des Kaukasus gegen Norden ein, ist von den Ausläufern des Gebiegs durchschnitten und verflacht sich gegen den Kuban hin.

Das Volk der Abeche besteht aus vielen Stämmen, deren Gränzen sich unmöglich genau bezeichnen lassen, da sie selbst nicht darauf achten, und häufig Aenderungen eintreten. Wenn auch öfters Feindseligkeiten, ja Kriege um fruchtbare, gut angebaute Landestheile ausbrechen, so kommt es darum doch niemand in Sinn, dem andern Berghöhen und andere unfruchtbare Landstriche streitig zu machen. Uebrigens kann man auch diese Stämme keineswegs verschiedene Völkerschaften nennen, denn sie wechseln fortwährend in ihrem Bestande durch die Annahme neuer Ansiedler und Kriegsgefangener, die sich im Lande niederlassen, während Eingeborene wieder aus verschiedenen Gründen nach andern Landstrichen ziehen. Um so weniger kann man auch die Volkszahl der Stämme anders als aufs Ungefähre hin bestimmen.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, kann man die Abeche oder transkubanischen Tscherkessen in nachfolgende Stämme eintheilen:

1. Natuchaier, die auf beiden Ufern des Atakum, bis da, wo er in den Kuban fällt, und an den verschiedenen in den Atakum fallenden Bergströmen wohnen bis ans schwarze Meer hin. Zwei besondere Zweige dieses Stammes, die Guaie und Ubychi, wohnen am Ufer des vom Kuban gebildeten Limans und an den Flüssen Kafilu, Schukann und Tasipschu.

2. Die Schegaken wohnen an beiden Ufern des Bntur in der Umgegend der Feste Anapa.

3. Die Schapssugen wohnen zwischen dem Atakum und

Aphibs, in den Bergschluchten und an den Ufern der daraus hervorkommenden Flüsse: Opb, Bugundur, Antichir, Seterud Udin; gegen Süden scheidet sie die Hauptkette des Kaukasus von Groß-Abchasien.

4. Die Schane wohnen auf dem rechten Ufer des Atakum, auf dem linken des Karakuban, an beiden Ufern der Erla und von ihrer Einmündung an bis ans Meer.

5. Die Gatukai stoßen südlich an die Schapsugen, mit denen sie, wie es scheint, nur Einen Stamm ausmachen, und gegen Norden an das Land der tschernomorischen Kosaken am Kuban: sie wohnen nahe an den Mündungen der Flüsse Jamanssu und Udin und am westlichen Ufer des Aphibs.

6. Die Bseduchen wohnen von Westen nach Osten zwischen den Flüssen Aphibs und Schagdasche, und von Norden nach Süden zwischen dem Kuban und den letzten Abhängen der nördlichen Ausläufer des Kaukasus, namentlich an den Ufern der Flüsse Karassu, Tachtomat, Pschischa, Pschaga, Jschekups und Ssuts.

7. Die Abedsechen, einer der zahlreichsten Stämme der Adeche, sind gegen Nordosten durch einen der nördlichen Hauptausläufer des Kaukasus von dem Stamme Tschemirgoi getrennt, gegen Nordwesten auf einer Strecke von mehr als 180 Wersten durch die Hauptkette des Kaukasus von Groß-Abchasien; sie wohnen in den Bergschluchten und auf beiden Ufern der Flüsse Ssuts, Karakuban und Pschaga, von ihrem Ursprunge bis dahin, wo sie ins Thal hinab ins Land der Bseduchen sich ergießen.

8. Die Tschemirgoi wohnen auf beiden Ufern des Schagdascha, von seinem Ursprunge bis zu den letzten Abhängen der nördlichen Ausläufer des Kaukasus, so wie an den in den Schagdascha fallenden Flüßchen.

9. Die Muchoschen, ein ziemlich starker Stamm, bewohnen ausschließlich die Ufer der in die Laba fallenden Flüsse von ihrem Ursprung bis zu ihrer Ausmündung, namentlich des Chudschur, Kartuligen, Schograg, Jamanssu, Schukurssu und Bulachssu, so wie der darein fallenden Bäche.

10. Die Beßlinei wohnen auf beiden Ufern der Laba und der auf beiden Seiten in sie einfallenden Gewässer von der Mündung der kleinen Laba bis zur Mündung des Choz, so wie auf dem linken Ufer des Urup und Zephir.

Die Strecke Landes, welche von Norden und Osten durch den Kuban von seinem Ursprung bis zur Einmündung der Laba, gegen Süden von der Hauptkette des Kaukasus, gegen Westen durch das Land der Beßlinei und Muchoschen begränzt ist, wird von den nagaischen Stämmen der Nauros und Manssurow bewohnt, von denen jeder wieder seine bedeutenden Unterabtheilungen hat. Die erstern wohnen der russischen Kordonlinie gegenüber von der Feste Ust-Labinsk bis zur Mündung des Urup, die letztern nehmen beide Ufer der von der linken Seite in den Kuban fallenden Flüsse ein, von dem Ursprung bis zur Mündung des Urup. Die Nauros hängen von den Muchoschen, die Manssurow von den Beßlinei ab, obwohl sie ihre eigenen Aeltesten haben.

Die transkubanischen Tscherkessen nennen sich selbst Adeche; dieses Wort bedeutet eine Bergschlucht am Meere, von ade, Bergschlucht und che Meer; man muß deßhalb glauben, daß sie früher die durch die Ausläufer des Kaukasus ins schwarze Meer hinein gebildeten Schluchten, und namentlich eine bedeutende Strecke des nördlichen Abchasiens bewohnten; wahrscheinlich entsprangen sie auch aus Einem Stamm und breiteten sich später gegen Norden aus. Den Namen Tscherkessen, unter dem sie in Europa bekannt sind, erhielten sie von den Nagaiern, und er bedeutet in ihrer Sprache Kopfabschneider, von Tscherk, abschneiden, und Kes Kopf. Was die Namen der einzelnen Stämme betrifft, so kommen sie theils von Flüssen und den Namen der Landstriche her, wie bei den Ubychen, theils von einzelnen Stammvätern, wie bei den Schapsugen und Bseduchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

3. La Madonna del Sasso. — Landvögte und Advokaten.

(Schluß.)

Bald darauf hatte Locarno einen anderen ebenfalls ausgezeichneten Landvogt an Esias Räuchlin, welcher im Sommer 1553 seine Verwaltung antrat. Schon am Ende des ersten Jahres schrieb er seinen Oberen: die rechtmäßige Besoldung eines Vogts zu Locarno reiche zu seinem Unterhalt bei weitem nicht hin; die ganze Einnahme betrage 110 Kronen; dafür müsse er drei Hengste im Stall halten und nicht nur seinen Unterbeamten oft zu essen geben, sondern überhaupt alle rechtlichen Personen die in das Schloß kamen, der Hoheit zu Ehren gastfrei halten: ein solches Hauswesen koste ihn an die 200 Kronen. Man bewilligte sein Gesuch insofern, daß den Unterthanen eine höhere Steuer deßhalb aufgelegt werden sollte. Räuchlin aber versagte diesem Plane die Zustimmung, behielt den anfänglich bestimmten Gehalt, setzte sein eigenes Vermögen zu und wurde endlich so arm, daß er kurz vor dem Schluß seiner locarno'schen Vogteijahre der Regierung in Zürich eröffnen mußte: „Dieweil die Zeit meiner Heimfahrt, Gott sey Lob! nahet, und es mir aber, solche zu machen, am Nöthigen mangelt, so bitt ich Euch, gnädige liebe Herren, daß Ihr Euerem Boten vergönnt, mir etwas Gelds fürzustrecken, damit ich nicht hier an Jemands Gad kommen müsse, das doch Euch und mir, meines Bedunkens, wenig ehrlich und wirklich verweislich wäre. Und so der Bot mit Eurer Erlaubniß mir etwas fürsetzt, will ich es, sobald mir Gott hinhilft, wieder geflissen erlegen und um Eurer Gnaden in aller Unterthänigkeit verschulden und verdienen." Solcher Antrag fand Genehmigung und bald zahlte er das Geld zurück; doch jetzt machte ihm der Rath ob treuer Verwaltung das für jene Zeit bedeutende Geschenk von 300 Kronen, und gab ihm den einträglichen und wichtigen Posten eines Landvogtes der Herrschaft Wädenschweil.

Wahrlich nicht jeder spätere Landvogt von Locarno war ein Weerdtmüller oder Räuchlin, sondern mehr ein Satrap der kleinen Schweizerkantone, welche die Landschaften Bellinzona, Riviera, Val Blegno, Lugano, Locarno, Val Maggia und Men-

driſio (die jeßt insgeſammt den Kanton Teſſin bildrn) damals als Unterthanen-Lande nicht nur bezeichneten, ſondren ihre Bewohner auch als Unterthänige beherrſchten, ſo daß jene demokratiſche Regierung als wahee Tyrannei erſchien, nicht auf das Wohl, ſondern durch vielfältige Erpreſſungen auf den Ruin des Volkes bedacht. Die Landvögte wurden alle zwei Jahre gewechſelt, kamen aus der deutſchen Schweiz, mit Sprache, Sitte und Gebrauch faſt immer unbekannt, größtentheils nur von Geldgiee getrieben und ihr Haupteinkommen aus Prozeſſen und Strafgeldern ziehend, die dadurch immer größere Ausdehnung gewannen.

Eine ſolche frühere Schweizerregierung der italieniſchen Landvogteien nennt Bonſtetten, der bekanntlich ſelbſt längere Zeit Vorgeſetzter dieſer Bezirke war, in einem Briefe an Matthiſſon (vom 13 Junius 1795) „die allerſchändlichſte Verwaltung.“ Er fährt fort: „Der edle Firmian, der in Mailand herrſchte, ſagte mie einſt: Vous mériteriez, que l'empereur s'emparât par charité de ce malheureux pays.“ Und an Zſchakke ſchrieb Bonſtettrn am 20 Februar 1827: „Nichts war ärmer, elendre, wie dieſe ſüdliche warme Schweiz, während die kalte Schweiz reich war, wo Recht und Geſetz herrſchten, wie in Bern ꝛc. Alle Möeder wurden meiſtens nach einer kurzen Abwrſenheit, mit ſo und ſo viel Geld für jeden Richter begnadigt. Das Abſcheulichſte war aber die Tortur und das ganze Kriminalverfahrrn, dieſer alte Schandfleck dee Schweiz. In Locarno, von 1000 Seelen, lebten 32 Advokaten und Prokuratoren. Was das für Regenten waren! Die Landſchaften mußten Haus und Geräth darin dem Landvogt verſchaffen. Ein Landvogt, dem die Landſchaft nicht gegeben hatte, was er verlangte, zerſchlug den Abend vor ſeiner Abreiſe Fenſter und Zimmergeräth. In der Spitalrechnung von Locarno kam nicht ein Heller den Armen zu gut: Alles war unter alle Mitſchuldige vertheilt.“

Nach ſolchen Zeugniſſen, ausgeſtellt von einem — Bonſtetten, wird wohl keiner Anſtand nehmen können, die frühere Schweizerregierung ſelbſt als hauptſächlichſte Urſache des hieſigen Sittenverfalles anzuklagen. Daher alſo kommt der barbariſche Sinn der Verzascathaler, daher die noch jeßt allgemeine Prozeßwuth des Volkes, das noch immee von einer Unzahl von Sachwaltern, Rednern, Beiſtänden, Rathgebern, Notarien, Bankſchreibern u. ſ. w. gegängelt und auf Abwege geführt wird; daher der gegenwärtig ins Koloſſale getriebene Schleichhandel, wodurch jedem moraliſchen Gefühl Hohn geſprochen iſt. Noch bis auf den heutigen Tag zählt das kleine, wie geſagt, etwa von 1200 Seelen bewohnte Locarno gegen 40 Advokaten, die alle glänzende Geſchäfte machen. Welcher Unterſchied zwiſchen Republik und Republik in der Schweiz! Um das Jahe 1790 hatee Genf nue fünf Advokaten, d. h. auf 7000 Einwohnee einen einzigen, die noch dazu ſehe wenig beſchäftigt waren und ihre Familien allein von rechtlichem Nebenverdienſt ernäheen konnten. Frankreich und England zählten dagegen faſt ſo viele Advokaten als Soldaten und Mateoſen. In der That, wenn gegenwärtig in Locarno ſelbſt nicht mehr ſo viele Meuchelmorde ſtatt finden als ſonſt, ſo iſt deßhalb aller Parteihaß doch keineswegs veeſchwunden. Gegenwärtig haben Advokaten die Rolle der einſtigen Bravi übernommen; ſie vergiften und morden auf halb legalem Wege durch rabuliſtiſche Umtriebe jeder Art. Manufakturen, Handel und Gewerbe ſind im Verfall troß des herrlichen Klima's, troß alles günſtigen Bodens, troß der vortheilhaften Lage am See und nur Eine Fabrik iſt blühend, — die der Prozeſſe.

Ein neuer Robinſon.

Mehrere Engländer begaben ſich unlängſt von Vandiemensland nach Port Philipp, in der Abſicht, ſich dort als Anſiedler und Schafzüchter niederzulaſſen. Kaum angelangt, fiel ihnen das ſtattliche Ausſehen der Eingebornen, die Farbe und europäiſche Geſichtsbildung von vielen und ein gewiſſer unter ihnen herrſchender Grad von Civiliſation auf. Starke Dämme mit ziemlich guter Steinverkleidung waren an vielen Stellen quer durch die Kriks und Kanäle angelegt und mit den geeigneten Schleußen verſehen, um nach dem Zurücktreten der Fluth Fiſche zu fangen. Mehrere unter den Hütten von Baumrinde waren von vorzüglicher Bauart und bequemer Einrichtung, ziemlich gut gedeckt und vorn mit einer ſchmalen Oeffnung für die Thüre und einem Feuerherd verſehen. Holzſtücke waren theils zu Waſſergefäßen ausgehöhlt, theils Kalebaſſen aus ihnen geſchnißt, und die Kleider aus Känguruſellen ſauber zuſammengenäht und bequem zugeſchnitten.

Die neuen Anſiedler hatten kaum einige Tage ſich in ihrem Beſitzthum eingerichtet, als die eben angeführten auffallenden Erſcheinungen ihnen durch die Anweſenheit eines weißen in Känguruſelle gekleideten Mannes erklärlich wurden. Dieſer Mann näherte ſich anfangs nur ſchüchtern, als er aber von den Engländern freundlich angeredet und ihm ein Stück Brod angeboten wurde, legte er ſein zurückhaltendes Weſen ab. Indem er das Brod mit ſichtlichem Vergnügen aß und es von Zeit zu Zeit anſah, als ob er ſich etwas ins Gedächtniß zurückrufen wolle, rief er endlich mit einem vor Freude leuchtenden Geſicht aus: „Brod!“ Bald erinnerte er ſich auch anderer engliſcher Worte, ſo daß er endlich erzählen konnte, er heiße William Buckley, ſey einer von denen, welche aus dem Lager der Gefangenen entſprungen ſeyen, das Obriſt Collins dem Verlangen der britiſchen Regierung gemäß im Jahre 1803 gebildet habe, um eine Niederlaſſung zu Port Philipp zu gründen, und habe ſeit jener Zeit bei einem Stamm Eingeborner gelebt, den er damals im Wald getroffen und bei dem er die Stelle eines Häuptlings vertrete. Buckley iſt ein hoch gewachſener Mann, der in Holland unter dem verſtorbenen Herzog von York als Grenadier gedient hat, 58 bis 60 Jahre alt, und genießt einer trefflichen Geſundheit. Von den neuen Anſiedlern unterſtüßt, hat er eine Bittſchrift um Begnadigung an den Lieutenant-Gouverneur eingereicht, dahin lautend, daß ihm geſtattet werde zu bleiben, wo er ſich befinde, und die mancherlei werthvollen Entdeckungen mitzutheilen, welche er im Laufe ſeines langen Aufenthalts im Lande gemacht habe. Dieß iſt ihm mit dem Bemerken bewilligt worden, daß man hoffe, er werde Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtehe, um einen friedlichen Verkehr zwiſchen den Eingebornen und den Weißen zu unterhalten. Es war ihm auch bereits gelungen, einen Angriff ſeines Stammes auf die neuen Anſiedler abzuwenden. In philoſophiſcher Hinſicht iſt dieſe Entdeckung höchſt intereſſant, und eine gut geſchriebene Erzählung der Abenteuer dieſes Mannes könnte leicht mit dem alten klaſſiſchen Robinſon rivaliſiren. Von zwei andern

Gefangenen, welche mit ihm von dem Ocean, dem Schiff, worauf sie sich befunden, entsprungen waren, hatte er seit dem ersten Jahre seiner Vereinigung mit den Wilden nichts mehr gehört.

Marco d'Abruzzo.

(Fortsetzung.)

Ein talentvoller junger Geistlicher der englischen Hofkirche, Namens Hunt, brachte eben die Flitterwochen mit seiner schönen Braut, mit welcher er eben erst getraut worden, zu Neapel zu. Sie hatten viele Ausflüge zur Besichtigung verschiedener interessanter Gegenstände in der Nachbarschaft mit einander gemacht, und beschlossen die sybaritische Stadt Pästum, die nach der Meinung Herrn Hunts, eines ausgezeichneten Alterthumsforschers, zuerst von Kolonisten aus dem Lande Canaan bevölkert worden, zu besuchen. Auf der Straße nach Pästum und während sie die oben geschilderte verödete Gegend durchzogen, fiel von der Straßenseite her ein Schuß, wodurch das Pferd, auf dem der Postillon ritt, zu Boden stürzte; einen Augenblick darauf erschien ein Räuber am Kutschenschlage und verlangte das Geld und die Kostbarkeiten der Reisenden. In der Verwirrung war der Postillon verschwunden und hatte sich im Gehölz verborgen, und Herr Hunt, wüthend über den Angriff durch eine einzige Person, gab dem Banditen in eben dem Augenblick einen Schlag ins Gesicht, als dieser von dem Halse der Mistreß Hunt eine werthvolle goldene Kette, die sie trug, loszumachen suchte. Eben so wüthend über den Schlag, zog der Räuber eine Pistole aus seinem Gürtel und feuerte sie auf den jungen Geistlichen ab, während in demselben Augenblick seine heldenmüthige Frau mit jener schnellen Hingebung, deren allein Weiber fähig sind, sich an seine Brust warf, um ihn gegen die Schüsse zu schützen. Die Waffe war mit Posten geladen, deren einer die Sommerkleidung durchdrang, die der junge Mann anhatte, durch die Rippen hindurchfuhr, das Perikardium durchbohrte und augenblicklich tödtlich war. Ein zweiter war in den Busen der Dame gedrungen und zwei andere thaten ihre Wirkung unter den Halsgefäßen.

In Kurzem hatte der Räuber das Werk der Plünderung vollbracht und machte sich davon, auch der Postillon wagte sich, da er die Gefahr vorüber sah, aus seinem Schlupfwinkel heraus. Bei einem Blick in den Wagen zeigte sich ihm eine gräßliche Scene. Der ganze Boden des Wagens war mit Blut bedeckt, das den Wunden des unglücklichen Paares entflossen. Der verwundete Mann war auf den Boden des Wagens gefallen, und wie es schien, die Dame neben ihn gekniet, um seinen Kopf zu halten, denn ihr Arm lag um seinen Hals; in dieser Stellung war sie ohnmächtig geworden, und ruhte ganz bewußtlos mit ihrer Wange auf der ihres Gatten — der todte Bräutigam umfangen von den Armen seiner sterbenden Braut! Voll Furcht, wie die meisten gemeinen Neapolitaner, jemand zu berühren, der ein gewaltsames Ende genommen, ließ sie der Postillon in der Stellung, in welcher sie lagen, und begnügte sich, für ein frisches Pferd zu sorgen, und so schnell als möglich nach Neapel zurückzukehren. Als er das Haus erreichte, von dem er Morgens abgefahren, fand man Mistreß Hunt noch lebend, allein während man sich damit beschäftigte, sie aus ihrer liegenden Stellung aufzurichten, trat in Folge innerlicher Verblutung Ersticken ein, und nach leichter Zuckung folgte ihr Geist dem ihres geliebten Gatten. Man hatte ein Schreiben in meine Wohnung geschickt, mit der Bitte um augenblicklichen Beistand; ich war aber gerade nicht zu Hause und mit der Abstattung meiner täglichen Besuche beschäftigt. So kam ich erst beinahe drei Stunden später in das Haus, wo ich bei meinem Eintreten in das Zimmer des Todes das unglückliche Paar auf dem nämlichen Lager liegen sah. Wenigen nur, welche die Züge Gestorbener bald nach dem Abscheiden des Geistes aus seiner irdischen Hülle betrachteten, dürfte die auffallende Schönheit entgangen seyn, die sich für kurze Zeit auf jedem der Gesichtszüge ausdrückt, und wer hierin schmerzliche Erfahrungen machte, weiß, daß dieß besonders bei denen bemerkbar ist, die an einer von Schußwunden herrührenden Hämorrhagie starben.

Am stärksten jedoch traten diese Züge im Antlitz der Dame hervor. Als ich einen Blick auf ihr sanftes und liebliches Gesicht warf, war mir's, als sähe ich das Lächeln des Triumphs und des Glücks darauf spielen — Triumph, daß selbst der Tod sie nicht von dem Gegenstand ihrer Liebe trennte, Freude, daß der Schuß, der dem Einen das Leben raubte, das andere nicht eine Beute der Trauer und des Elends werden ließ.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein amerikanisches Blatt erzählt folgende, wenn sie wahr ist, gewiß höchst merkwürdige Thatsache: Es scheint außer Zweifel zu seyn, daß ein völliger Trunkenbold jeden Augenblick sein Leben durch Entzündung verlieren kann, und daß seine Sicherheit nur davon abhängt, ob er nicht — angezündet wird. Herr Hanson, ein angehender Mediziner zu New-York, stellte kürzlich einen eigenthümlichen Versuch an. Ein Kerl, der in den fünf vorhergehenden Tagen zwei Gallonen Rum getrunken hatte, kam taumelnd in ein Zimmer, in welchem sich Herr Hanson eben befand. Dieser erklärte ihm, er sey in Gefahr durch Selbstentzündung zu verbrennen, und überredete ihn, zur Vermeidung dieser Gefahr sich eine Ader öffnen zu lassen. Der Aderlaß erfolgte, ein Licht wurde in die Nähe des Bluts gebracht, dieses gab eine blaue Flamme und brannte 30 Sekunden lang von selbst fort.

Vor einiger Zeit wurde ein antiker Seitekopf von ausgezeichneter Arbeit in Burgogne gefunden. Er besteht aus einem Metall oder einer Verbindung von Metallen, die völlig unbekannt, und statt den gewöhnlichen Grünspangeruch der Bronze zu haben, völlig aromatisch ist. Er gehört zu der korinthischen Schule vor dem großen Brande, und ist einer von den Kunstgegenständen, von denen Plinius sagte, daß ihre Besitzer sie so hoch schätzen, daß sie dieselben, wenn sie auf Reisen gehen, mit sich nehmen.

Mehemed Ali hat Syrien durch den Engländer Brelell mineralogisch untersuchen lassen, und man hat nicht nur Eisenerz bei Mergibah in der Nähe von Sweraie, sondern auch Kohlen und Eisen ganz in der Nähe bei einander bei Zahli gefunden, etwa fünf deutsche Meilen von Beirut. Noch näher bei Beirut, zu Cornail, fand sich gleichfalls Eisenerz und Kohlen, letztere von vorzüglicher Beschaffenheit.

Der Missionär Wolf ist in der letzten Woche Januars auf einem Dampfboot von Malta nach Alexandrien abgegangen. Seine Absicht ist, durch Aegypten, Yemen u. s. w. nach Abyssinien zu gehen, und Muhammedanern und Juden das Evangelium zu predigen.

Am 19ten Februar, dem Jahrestage der Stiftung der geologischen Gesellschaft in London, wurde die jährlich zu ertheilende Medaille Herrn Agassiz zuerkannt für sein Werk über fossile Ichthyologie, und Herr Deshayes erhielt eine Beisteuer zu Beförderung seiner Arbeiten über fossile Conchyologie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1836.

Der Markttag zu Locarno am Lago Maggiore.

4. Jahrmarkts-Eigenthümlichkeiten.

Jahrmärkte und Wallfahrten sind, wie überhaupt in jedem Alpenlande, so auch in Norditaliens Thälern für jeden aufmerksamen Beobachter eigenthümliche Sitten, Gebräuche und Sprachformen von hohem Interesse. Vor Allem hat man zwar die verschiedenen Bevölkerungen in ihren Schluchten selbst aufzusuchen, weil Lokalität, Boden- und Luftbeschaffenheit sich fast überall anders gestalten, und auf das Leben selbst in oft sehr merklichen Verschiedenheiten ihren Einfluß äußern: aber demnächst thut es Noth, diese Leute auch massenweise wirken und ihrem eifrigen, theils materiellen, theils religiösen Interesse sich hingeben zu sehen, sie im Verkehr mit ihren Nachbarn zu beobachten, wo sich dann das Uebereinstimmende, so wie das gegenseitig von einander Abweichende geübten Bliken schnell enthüllt. Hauptpunkte für die piemontesischen, lombardischen und schweizerisch-italienischen Alpen sind in dieser Hinsicht: Vercelli, Varallo mit seinem vielbesuchten Sacro Monte, der Ortasee mit dessen S. Franciscus-Wallfahrt und Juliusinsel, Domo d'Ossola, Locarno, Bellinzona, der heilige Berg von Varese, die Wochenmärkte von Lugano, Como und Lecco, die großen Messen von Bergamo und Brescia, so wie die ähnlichen Zusammenkünfte auf der Riviera di Salò am Gardasee. — Schon dem flüchtig vorübereilenden Reisenden muß an den genannten Orten so mancher grelle Contrast und das Pittoreske der einzelnen Theile in die Augen springen, wer aber jahrelang solch Volkstreiben an diesen und ähnlichen Punkten zum Gegenstande seiner Studien machte, wird gestehen, daß hier dem Historiker und Linguisten, dem Ethnographen und Maler sich ungemein viel Neues darbietet, was von den Hunderten bisheriger Reisebeschreiber nur deßhalb unberücksichtigt gelassen werden konnte, weil sie, Naturforscher etwa ausgenommen, fast insgesammt auf breiter Landstraße einherziehen und nur jedesmal wieder sehen und schildern, was man schon im Ueberflusse beschrieben findet.

Italien ist ein unerschöpfliches Land, aber erst in neuerer Zeit fängt man an, nicht nur, wie ehemals, bloß Ruinen, Statuen und Bilder, Palläste, Tempel und Opernhäuser, sondern auch dasjenige zu studiren, wodurch in dem Garten Europa's doch ganz eigentlich jene viel bewunderten äußeren Erscheinungen erst ins Leben gerufen wurden, d. h. — den Menschen. Zwar mußte dieser allerdings durch gewaltthätige Unterdrückung jeder Art vielfältige Einbußen erleiden, aber immer erscheint er noch begabt, interessant, geistvoll, schöpferisch und sogar liebenswürdig, ja wohl liebenswürdig, wenn man sich nur bequemen will, sein Eigenthümliches mit Aufmerksamkeit und versöhnlichem Geiste zu studiren und die Kleinigkeit nicht vergißt: daß man die Volksdialekte verstehen und die Anforderungen seiner Heimathsinteressen nicht als Maßstab über die Alpen mitbringen muß. —

Auf dem heutigen Jahrmarkte in Locarno erregten insbesondere Mädchen und Frauen aus drei nördlichen Thälern die Aufmerksamkeit der jungen Pariser: jene Verzasca-Schönen, welche bereits weiter oben besprochen sind, dann aber, und zwar in noch höherem Grade, die Bewohnerinnen von B a n i o im Anzascathale und von F o b e l i o, einer Seitenschlucht des Mastallonethales; die sich jedoch mehr nur hieher verirrt zu haben schienen, weil die Entfernung ihrer Heimath für gewöhnlichen Marktbesuch Locarno's zu bedeutend ist. Die lezteren sind förmlich wie heutige Neugriechinnen gekleidet und jedermann würde sie für Inselbewohnerinnen des griechischen Archipels halten, wenn sie in guten Abbildungen zu finden wären, was bis jezt keineswegs der Fall ist, so oft ich auch einen Freund, den Expräsidenten Cusa in Varallo, so wie den Vorstand der dortigen Zeichenschule, ersuchte, die Trachten ihrer Thäler mit erläuterndem Text zu ediren, wozu beide Männer wahren Beruf hätten.

Mit Staunen sieht man diese schlanken herrlichen Gestalten sich wie tanzend durch die Menge bewegen, und mit gleicher Verwunderung verweilt der Blick auf Banio's Mädchen, deren Sonntagsstaat reich, zierlich und dabei so mittelalterlich erscheint, daß jede Einzelne, wie sie ist, als Kammerfräulein in Maria Stuarts Hoflager hätte auftreten können. Dieß Frauenvolk gilt seiner Schönheit wegen für Norditaliens Elclassierinnen, und man hat Recht; selbst in Deutschland würde solch Urtheil Beistimmung finden, wenn es einem unserer Buchhändler gefiele, italienische Alpenrosen oder etwas der Art erscheinen

zu lassen, und sie mit solchen Fodlinen (so nennt man die Fobello-Mädchen) und Vanio-Griechinnen auszustatten, die mit zehnmal mehr Liebreiz, Grazie und Mutterwitz begabt sind, als die heutigen Hasli-Thalerinnen, welche ihre einst so gerühmte Frische durch das viele Kaffeetrinken und durch die Fünffrankenstücke reisender Naturforscher verloren haben. An den nördlichen Ufern des Comersee's liegt ein Dorf, dessen Frauenzimmer insgesammt Mönchskutten tragen, worüber gar mancher sich den Kopf gewaltig zerbrochen hat; ich halte es ganz einfach für das Kostüm ehemaliger Beguinen, die sonst häufig hier lebten.

Doch genug vor der Hand, nur noch die Bemerkung, daß nicht allein wirklich etruskische, griechische, römische, sondern auch slavische, ja selbst ungrische und dann vor Allem die ältesten deutschen Sprach- und Kulturverhältnisse auf diesen Alpenabhängen deutlich nachzuweisen sind, was jedoch weder Micali noch Denina bei ihren sonst so hochverdienten Leistungen gehörig beachteten, obwohl schon Muratori und sogar Scipio Maffei Andeutungen und Fingerzeige gaben, denen man endlich einmal nachgehen sollte.

Die Bergvölker des Kaukasus.

Die Adeche oder Tscherkessen.

(Fortsetzung.)

Das von den Adeche bewohnte Land zerfällt in zwei Theile, das Bergland und die Hochfläche. Das erste, welches den ganzen südlichen Theil einnimmt, besteht aus der Hauptkette und den Ausläufern des Kaukasus: das Bergland bewohnen die Beßlenei, Mansurow, Tschemirgoi, Abedsechen und Schapsugen. Der ganze nördliche Theil, der im Osten durch einen Bogen des Kuban eingeschlossen ist, besteht aus Ebenen und den letzten Vorbergen, und hier wohnen die übrigen Stämme des Volks der Adeche.

Die Hauptausläufer des Kaukasus nehmen den bedeutendsten Theil des Landes ein, und zwar in folgender Ordnung. Der erste erstreckt sich zwischen dem Kuban und dem kleinen Selentschuk, von dessen Einmündung in den erstern bis zur Hauptkette 100 Werste weit. Der zweite zwischen dem großen und kleinen Selentschuk, von deren Ursprung bis zu ihrer Ausmündung. Der dritte erstreckt sich in Krümmungen an das westliche Ufer des Etphir und des großen Selentschuk. Der vierte bildet das westliche Ufer des Urup von dessen Ursprung an bis zum Schongnma, und theilt sich dann in mehrere Zweige. Der fünfte bildet das westliche Ufer der großen Laba bis zur Einmündung des Choz, und seine Ausläufer nehmen den ganzen Landstrich zwischen der großen Laba und dem Jamanssu ein. Der sechste bildet das nordöstliche Ufer des Schagdascha auf der ganzen Länge seines Laufs bis zum Lande der Tschemirgoi. Der siebente liegt im Lande der Abedsechen. Der achte, ein Ausläufer des letztern, erstreckt sich in die Wohnsitze der Schapsugen hinein, in deren und der Natuchaier Lande sich noch kleine Ausläufer finden, die aber stets niederer werden und gegen das Meer zu in Ebenen übergehen. Dichte Wälder nehmen einen großen Theil des Landes ein. Hundertjährige Cypressen, Palmen, Platanen, Ahornbäume, Karagatsch (Ulmen), Tannen, Erlen, Pappeln und andere zum Schiff- und Häuserbau taugliche Bäume bedecken die Abhänge und Tiefthäler, und zieren die Ufer der Flüsse und die Ebenen. Diese Wälder bilden bei der Größe, Dicke und Festigkeit der Bäume und der Nähe der Häfen des schwarzen Meeres den Hauptreichthum des Landes, und würden in den Händen eines kultivirteren Volks zahllose Vortheile gewähren.

Die Hauptflüsse, welche das Land bewässern, sind:

Der Atakum, der aus den letzten Höhen der Hauptkette des Kaukasus 20 Werste ostwärts von Sudschuk Kale gegen Westen fließt. Anfangs strömt dieser Fluß gegen Osten, dann wendet er sich gegen Norden, wo er die Gränze zwischen den Schapsugen und Natuchaiern bildet, fließt dann, nachdem er den Antichie aufgenommen, gerade gegen Westen, und fällt in vielen Armen in den vom asowischen Meere im Lande der Natuchaier gebildeten Meerbusen. In den Atakum fallen von der linken Seite her die Flüsse Schuga, Psiph, Kudaki, Dyb, Bugundue und einige kleinere. Alle strömen sehr rasch und sind nichts anderes als Bergwasser. Von der rechten Seite fällt in ihn der Jaripsch und ein Arm des Karakuban verbindet ihn mit dem Kuban. Die Länge seines Laufs rechnet man auf etwa 130 Werste.

Die von der linken Seite her in den Kuban fallenden Flüsse sind:

Der Ubin, im Lande der Natuchaier: er kommt aus der Hauptkette an der Gränze von Groß-Abchasien, fließt gerade nach Norden, nimmt an seiner Mündung den Jamanssu auf, und fällt Jekaterinodar gegenüber in den Kuban. Die Länge seines Laufs beträgt etwa 80 Werste.

Der Karakuban oder Aphibs kommt aus den Granitbergen der Hauptkette im Lande der Abedsechen, nimmt seinen Lauf gegen Nordosten, und fällt etwas unterhalb Jekaterinodar in den Kuban. In diesen Fluß fallen von der linken Seite her einige unbedeutende Bäche; die Länge seines Laufes beträgt über 200 Werste.

Der Su entspringt im Lande der Abedsechen aus dem Nordabhang derselben Kette, wie der Aphibs. Bis zum Lande der Bseduchen fließt er gegen Nordwesten, dann gerade gegen Norden und fällt 14 Werste unter Jekaterinodar in den Kuban. Die Länge seines Laufes rechnet man auf 110 Werste.

Der Pschaga kommt gleichfalls aus den Bergen im Lande der Abedsechen, fließt gerade gegen Norden, theilt sich vor seiner Einmündung in den Kuban in zwei Arme und bildet eine Insel. Der Pschaga nimmt von der linken Seite her eine Menge Bergströme auf, die aus den letzten Vorbergen des Kaukasus herkommen; unter diesen ist der Pschekuta im Lande der Bsedunchen bemerkenswerth. Der Lauf des Pschaga beträgt etwa 100 Werste.

Der Schagdascha, einer der Hauptflüsse, entspringt im Lande der Tschemirgoi auf der Hauptkette des Kaukasus, strömt

gegen Nordwesten und fällt in den Kuban, nahe an der Gränzlinie von Tschernamarien und der kaukasischen Provinz. Er bewässert auf seinem Laufe das Land der Tschemirgoi, und bildet die Gränze zwischen den Bfeduchen und Muchoschen. In diesen Fluß fallen namentlich von der linken Seite einr Menge Bergströme, worunter der Pssega und Karassu die bedeutendsten sind. Der Lauf des Schogdoscha beträgt etwa 170 Werste.

Die Laba, der bedeutendste von allen in den Kuban fallenden Flüssen, entsteht durch die Vereinigung zweier Quellen, die aus der Hauptkette des Kaukasus im Lande Swaneta kammen, das an Mingrelien stößt. Die Laba fließt anfangs gegen Norden, wendet sich dann, nachdem sie den Schonguma aufgenommen, allmählich gegen Nordwesten, und fällt Ustlabinsk gegenüber in den Kuban. Die ganze Länge ihres Laufs rechnet man auf mehr als 320 Werste. Dieser Fluß nimmt von beiden Seiten eine Menge zum Theil bedeutender Bergströme auf, worunter die wichtigsten der Schonguma, Choz, Schograga, Jamanssu, Buianssu und Kartuligen.

Der Urup ist ein sehr reißender Fluß, der über ein Bette voll Sand und Steinen dahin strömt; er kommt, wie der vorhergehende, aus der Hauptkettr, nur ist seine Quelle um 10 Werste weiter gegen Osten, anfangs strömt er gegen Norden, dann macht er eine Krümmung und fällt 10 Werste unterhalb der F. Protschnookopsk in den Kuban. Die Länge seines Laufs beträgt etwa 260 Werste. Von den in ihn fallenden Flüssen sind der große Tschetschen und der Elsek zu bemerken.

Der große Selentschuk fließt aus den Kalkbergen im Lande der Abasen, 20 Werste westlich von dem Lauf des Urup und fast parallel mit demselben; er strömt in nordöstlicher Richtung durch das Land der Mansfurow, und fällt bei dem newinnischen Posten in den Kuban. Die ganzr Länge seines Laufs rechnet man auf 110 Werste. Von den darein fallenden Flüssen ist der Ephir zu bemerken.

Der kleine Selentschuk kommt aus denselben Kalkbergen, sechs Werste östlicher als der große Selentschuk, und fällt in den Kuban etwas unter der Redoute von Bjelometschet. Die Längr seines Laufes schätzt man auf 90 Werste. Unter den in ihn fallenden Flüssen sind der Maruch und Kardenek bemerkenswerth.

Der Schiache und Snedse scheiden das Land der Abeche von Groß-Abchasien.

Alle diese aus den höchsten Ketten des Kaukasus kommenden Flüsse haben felsige Ufer, und geben hinsichtlich des reißenden Laufes dem Terek wenig nach; je mehr sie aber der Mündung sich nähern, desto breiter werden sie, die Ufer werden minder steil und der Lauf langsamer. Das Wasser dieser Flüsse ist im Allgemeinen rein und gesund, in den Bergen aber wird es häufig trüde, weil zur Regenzeit viel Erde, Thon und Sand mit herabgerissen wird.

Das ganze linke Ufer des Kuban von da an, wo der große Selentschuk sich einmündet, bis ans Meer, ist von breiten, fruchtbaren und malerischen Thälern umgeben, in denen sich kleine Wäldchen erheben, als wären sie zur Verzierung hingepflanzt. Geht man an dem russischen Ufer hinab, so erkennt man den bedeutenden Unterschied der beiderseitigen Landstriche. Das tschernomarische Ufer zeigt sich wild, mit Gestrüpp bewachsen, völlig waldlos und sandig, reizend dagegen erscheint das gegenüber liegende tscherkessische Ufer mit seinen malerischen Ebenen und Wäldchen und mit seinem üppigen Grün.

Das Land zwischen den Bergen besteht größtentheils aus Sand- und Thonschichten, zwischen denen man steinige, für den Anbau ganz unbrauchbare Striche trifft. Der nördliche, so wie der östliche Theil des Landes bieten fruchtbare Felder dar, die aus reinem Humus bestehen, nur hie und da mit Sand und Thon gemischt, und von einer großen Anzahl Flüsse und Bäche bewässert sind. Hier belohnt die Natur freigebig die Mühe des Anbaues, leider aber ist der größere Theil dieser Felder unbebaut, aber dient, mit wildwachsenden Kräutern bedeckt, bloß den zahlreichen Heerden der Bergvölker zum Weideplatz.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Durga-Straße.

Im Jahre 1826 ward von Lieutenant D. H. Kolff, von der holländischen Kolonialmarine, eine der Durchfahrten in der Südwestküste von Neu-Guinea, welche Kapitän Cook auf seiner Reise im Jahre 1770 entdeckte, untersucht und für einen Fluß gehalten; er gab ihr, nach seinem Schiffe, den Namen Durga. Ein im Jahre 1828 durch die englische Korvette Triton gemachter Besuch gab Grund zu glauben, dieser angebliche Fluß sey in der That eine Meerenge; den westlichen Winkel der Einfahrt fand man in 7° 26′ S. Br. und 138° 44′ O. L. v. Gr. (156° 24′ F.)

Die Wichtigkeit, diesen Gegenstand in geographischer Hinsicht aufzuklären, und vor Allem die Hoffnung, es möchte sich eine Durchfahrt finden lassen, welche die durch die gefährliche Torres-Straße ganz oder theilweise unnöthig machte, vermochte die holländische Regierung, den Lieutenant Langenberg Kool zu beauftragen, eine genauere Besichtigung vorzunehmen. Im Monat März segelte er an Bord des Schooners Postillon von Surabaya ab, und langte, nachdem er sich zu Amboyna an den Schooner Eyrene angeschlossen, im April an der Küste von Neu-Guinea an. Aus der Besichtigung des Lieutenants Kool geht hervor, daß die Durga-Straße wirklich eine Meerenge ist, und daß der mit dem Namen das Falsche Vorgebirge (False Cape) belegte Winkel kein Theil des Festlandes von Neu-Guinea, sondern einer von dieser Meerenge gebildeten Insel ist. Diese Entdeckung brachte der Schifffahrt keinen bedeutenden Vortheil, weil die Meerenge schmal, die Strömung in derselben sehr stark und ihre Lage zu weit westlich ist, als daß sie dem Schifffahrer einen Theil der Torres-Straße ersparte; allein die Geographie gewann durch diese Reise die Bestimmung einiger neuen Punkte.

Die entdeckten Punkte erhielten folgende Namen: die Meerenge ward Prinzessin Marianen-Meerenge genannt, weil man sie am Geburtstage derselben passirte; die Insel: Friedrich Heinrichs Insel, nach dem jungen Prinzen, Sohn des Prinzen von Oranien; der nördliche Winkel der Insel (dessen Lage oben angegeben ist): Kolffs Hoek, und der südwestliche Winkel der Insel: Vorgebirge Kool, zu Ehren des

Entdeckers der Durga-Straße, und des Kommandanten der gegenwärtigen Expedition.

Marco d'Abruzzo.

(Schluß.)

Wie man sich denken kann, erregte diese beklagenswerthe Katastrophe unter den Engländern in Neapel starke Sensation, und Herr Hamilton, der englische Gesandte, stellte den neapolitanischen Behörden die Sache so kräftig vor, daß sie genöthigt waren, zur Ergreifung des Mörders eine Belohnung auszusetzen und andere Maßregeln zu nehmen. Die Identität der Person ward durch die Aussage des Postillons bestätigt; allein obgleich Marco selbst (denn er war der Mörder) der Polizei sehr gut bekannt war, so setzte ihn doch seine Bekanntschaft mit den verschiedenen Gebirgspässen, und die Gewalt, die er über die Landleute besaß, in Stand, mehrere Monate lang alle Anstrengungen zu seiner Gefangennehmung zu vereiteln; es ist sogar wahrscheinlich, daß er sie ohne folgenden Umstand fortwährend getäuscht hätte. Er hatte nämlich sein Weib einiger Einkäufe wegen in die Stadt Salerno geschickt; hier ward sie erkannt, ergriffen, nach Neapel in Verwahr gesandt und in ein Gefängniß des Castel del Novo gesteckt, wo man sich auf alle mögliche Weise bemühte, sie durch Einschüchterung dahin zu bringen, den Schlupfwinkel Marco's zu verrathen. Anfangs weigerte sie sich dessen, und erst als man sie in ein Gewölbe des Schlosses brachte, wo man ihr Foltern, Daumenschrauben u. s. w. zeigte, und sie mit der härtesten Tortur bedrohte, entsagte sie ihrem Entschlusse. Der Billigkeit gemäß muß ich hier meine Ueberzeugung aussprechen, daß diese Instrumente seit der Zeit, als der tyrannische Karl von Anjou über beide Sicilien herrschte, nie in Anwendung gebracht worden; wenigstens erhielt ich diese Versicherung von meinem Freunde, dem General Burke, einem Irländer in neapolitanischen Diensten, der das Kommando im Schlosse hatte, und mir die Erlaubniß gab, all diese schrecklichen Schaustücke in der Salle de Question, wie man es nannte, zu besichtigen, unter deren Einfluß das Weib sich geneigt erklärte, die Polizei zu dem Schlupfwinkel ihres Mannes zu führen. Demgemäß erhielten ein Sergeant und zwei Sbirri Befehl sie zu begleiten und sich Marco's zu versichern. Als sie in die Nähe seines Verstecks kamen, zeigte sie jedoch wieder einige Unschlüssigkeit, wurde aber von den Bajonnetten der Sbirren vorwärts getrieben. Endlich hielt sie, und gab mittelst einer Vogelpfeife, die sie um ihren Hals trug, ein Zeichen, worauf nach Verlauf einer Minute Marco aus einer Oeffnung in einer der Klippen zum Vorschein kam. Doch blieb ihm noch viele Hoffnung zum Entwischen; denn das Weib hatte die Vorsicht gebraucht, das Zeichen in der Entfernung von drei- oder vierhundert Schritten zu geben. Hätte Marco eine dicht bewaldete Schlucht, die nur etwa eine Viertelstunde vor ihm lag, erreichen können, so war sein Entkommen gesichert. Der Sergeant, der das Weib an einem kurzen Seile hielt, stieß ihr, voll Wuth über ihr Betragen, das Bajonnet in die Seite. Marco sah dieß, und schien einen Augenblick geneigt, ihr, die ihn verrathen, zu Hülfe zu eilen. Er that einige Schritte auf sie zu, ward aber wieder unschlüssig, und es ist wahrscheinlich, daß ihm diese augenblickliche Unentschiedenheit theuer zu stehen kam; denn die beiden Sbirren, als treffliche Läufer absichtlich ausgewählt, gewannen dem Banditen mehr und mehr den Vorsprung ab. Mit voller Hast stürzte daher Marco auf die Schlucht zu, da er aber sah, daß ihm seine Verfolger schnell nahten und er sich im Bereich ihres Schusses befände, eilte er einem kleinen Hügel auf dem Gipfel des Felsens zu, warf sich hinter demselben auf die Kniee, legte seine Doppelflinte quer über diese Verschanzung, zielte rasch, aber genau, und feuerte auf seinen vordersten Verfolger, der in die Höhe sprang und todt niederfiel. Mittlerweile hatte dessen Kamerad auf Marco Feuer gegeben, der aber durch den Hügel, in den sich die Kugel begrub, beschützt war, und während er aus dem Bereiche der tödtlichen Waffe des Banditen zu kommen suchte, erhielt er aus dem zweiten Flintenlauf eine Kugel in den Schenkel, die ihn zu Boden streckte und zur fernern Verfolgung desselben unfähig machte. Jetzt hatte es Marco nur noch mit Einem Feinde zu thun; dieser aber war ein schlauer alter Gendarme, an solche Gefechte gewöhnt, und hatte, während der Kampf zwischen dem Banditen und den Sbirren vor sich ging, die Gelegenheit wahrgenommen einen kleinen Umweg zu machen, der ihn in Stand setzte Marco's Stellung zu beherrschen, und ehe letzterer sie ändern konnte, traf ihn der Schuß des Sergeanten in die Streckmuskeln seines rechten Beines. Der Bandit fühlte sogleich, daß jeder weitere Versuch zur Flucht nutzlos seyn würde; er stand daher langsam vom Boden auf, stützte sich auf den Schaft seiner Flinte und gab dem Sergeanten, durch gleichzeitige Wegwerfung der in seinem Gürtel befindlichen Pistolen und Dolche zu erkennen, er sey bereit sich zu ergeben. Durch das Betragen des Verwundeten getäuscht, und bemüht ihn lebendig in seine Gewalt zu bekommen, in welchem Falle seine Belohnung verdoppelt worden wäre, näherte sich ihm der Sergeant etwas unvorsichtig. Marco, in dessen Busen der dem Neapolitaner eigene Rachedurst in seiner ganzen Wuth brannte, raffte nun alle Stärke seines noch kräftigen Körpers zusammen, und warf sich auf den Sergeanten, während dieser im Begriff war, aus seiner Tasche eben das Stück Seil zu nehmen, womit des Banditen Weib gebunden worden. Sie fielen zusammen zur Erde, und waren im Nu nur noch sechs Schritte von dem Rande der jähen Klippe entfernt, die über die Küste hing. Mit seinen Zähnen hatte Marco den Rockkragen seines Gegners durchbissen, und mit seinen Fingern sich hinten in die Schärpe, die der Sergeant um seine Weste trug, verwickelt. Vergeblich versuchte der Diener der Gerechtigkeit sich von der nervigen und kräftigen Faust des Banditen zu befreien, die Natur des Bodens sogar, der leicht abschüssig war, begünstigte Marco's Absicht. Schon waren sie nur noch einen Schritt von dem fürchterlichen Abgrunde entfernt, als es Marco gelang, seinen Fuß wider einen vorspringenden Theil des Felsens zu stemmen; in letzter verzweifelter Anstrengung stürzte er sich nun mit seinem Gegner, noch immer einander fest in den Armen, über die steile Höhe hinunter. Der Fall war für beide tödtlich. Der Sergeant, schwerer als sein Gegner, fiel zu unterst, brach den Hals und starb augenblicklich. Auch Marco war stark beschädigt, und starb nach wenigen Stunden, jedoch erst, als er einem Priester über obige Umstände Beichte abgelegt. Seine Zähne fand man fest in dem Rockkragen des Sergeanten, und wirklich hatte er auch in der Wuth, an seinem Feinde sich einzuhalten, einen zinnernen Knopf durchbissen; eben so waren seine Finger in der Schärpe des Sergeanten verwickelt, und das erste Gelenk des Zeigefingers fand man gebrochen, wie es scheint in Folge der Anstrengungen, die der Gendarm machte, um sich aus den Armen des Banditen zu befreien. Dieß war der schreckliche, aber verdiente Tod Marco d'Abruzzo's.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1836.

Innerer Verkehr in Paris.

Paris, 24 Februar.

Es sind jetzt beinahe zehn Jahre, seitdem die Omnibus hier eingeführt worden sind. Sie haben einen Einfluß auf die Stadt gehabt, welcher zwar ganz natürlich ist, den man eben doch nicht in diesem Grade vorausgesetzt haben würde. Ihre erste Organisation war höchst unvollständig, sie hatten nämlich auf dem Platz des Caroussel eine Centralstation, von der aus die Wagen nach allen Seiten hin ausgingen, und zu ihr zurückkehrten, so daß man nicht von einem Ende der Stadt ans andere, sondern nur in die Mitte derselben geführt wurde, wo man eine neue Fahrt beginnen konnte, aber dafür aufs neue zahlen mußte. Die erste Verbesserung war, daß man die Linien durch die ganze Stadt ausdehnte. Aber die Konkurrenz ähnlicher Etablissements, welche Paris in allen Richtungen zu durchschneiden anfingen, machte bald das Publikum noch begehrlicher, und die Administrationen sahen sich genöthigt, um ihre Wagen zu füllen, das System der Korrespondenzen einzuführen. Jede der verschiedenen Arten von Wagen hat nämlich ein Centralbureau, wo die verschiedenen Linien, welche die Wagen von allen Thoren von Paris aus durch die Stadt ziehen, sich durchschneiden. Man erlaubte nun den Passagieren sich an diesem Bureau aussetzen zu lassen, und ohne neue Bezahlung ihre Fahrt in irgend einer andern Linie fortzusetzen, so daß man jetzt für seine sechs Sous sich in jedes beliebige Quartier der Stadt transportiren lassen kann. Da aber das Warten im Centralbureau unangenehm und zeitraubend ist, so hat man noch ein neues Mittel ersonnen, nämlich einen Zirkel in der Stadt zu beschreiben, der auf seinen Ausgangspunkt zurückkehrt, so daß man ohne anzuhalten alle Quartiere durchschneidet, und sich auf einem beliebigen Punkt aussetzen lassen kann. Man hat das Raffinement dabei so weit getrieben, daß es Linien gibt, auf denen man für sechs Sous einen Weg von drei Stunden machen kann. Es existiren gegenwärtig etwa 330 Wagen dieser Art, welche täglich 100,000 Personen transportiren, und deren Einnahme sich jährlich auf 10 Millionen Fr. beläuft. Bei ihrer ersten Einführung versprach man sich von ihnen einen so ungemessenen Gewinn, daß die Präfektur mit Bitten um Erlaubniß neue Linien zu errichten überschwemmt wurde, und da die Enge der meisten Straßen nur eine sehr beschränkte Cirkulation zuläßt, so konnte nur eine kleine Anzahl der vorgeschlagenen Etablissements erlaubt werden. Es kann einen Begriff von der Begierde geben, mit der man sich damals auf diese Spekulationen stürzte, daß eine der Kompagnien, welche Schwierigkeit fand vom Präfekten die nöthige Erlaubniß zu erhalten, sich an einen Adjutanten des Dauphin wendete, durch ihn eine Empfehlung an den Präfekten, und auf diese die Erlaubniß erhielt, wofür sie dem Adjutanten 30 Aktien, deren jede damals 10,000 Fr. werth war, gab. Aber wie es bei neuen Dingen zu geschehen pflegt, die ersten Unternehmer wurden ruinirt, und der hauptsächlichste Aktienbesitzer der ersten Omnibus erschoß sich. Die große Krisis brach bei der Revolution von 1830 aus. Die meisten derselben wurden verkauft, und die Aktien der großen Kompagnie fielen von 1000 Fr. auf 200. Seitdem sind sie auf 1800 Fr. gestiegen, die der Favorite stehen auf 2200 Fr., und fast alle ohne Ausnahme stehen höher als ihr ursprünglicher Preis.

Man hätte erwarten sollen, daß die unmittelbarste Wirkung dieser Masse neuer Transportmittel in dem Ruin der Fiaker bestehen würde, aber der Erfolg hat gezeigt, daß diese wenig oder nichts verloren haben. Die meisten derselben gehören Aktiengesellschaften, welche eine große Menge von Fiakern und Cabriolets besitzen, und welchen die Kutscher für den täglichen Gebrauch ihrer Wagen und Pferde eine bestimmte Summe bezahlen; was der Kutscher daneben einnimmt, ist sein Gewinn. Hätte der Gebrauch der Fiaker abgenommen, so wäre die natürliche Folge gewesen, daß die Kutscher auf eine Herabsetzung ihrer täglichen Zahlung gedrungen hätten, aber diese ist sich durchaus gleich geblieben.

Dagegen haben die Wagen eine sehr bemerkliche Wirkung auf den Werth des Terrains und der Häuser in der Stadt hervorgebracht. Früher hatte alles Gewerbe eine Tendenz sich in der Mitte der Stadt zu koncentriren, und der Preis der Bauplätze, Häuser, Buden und Logis stieg in diesen Quartieren von Jahr zu Jahr, und war beinahe unerschwinglich geworden, während fast alle Bauspekulationen in den Vorstädten

den Ruin ihrer Unternehmer nach sich zogen. Aber die Omnibus haben diesem Umstande größtentheils abgeholfen, und die Leichtigkeit und die Wohlfeilheit des Transports bis an die äußersten Gränzen der Stadt hat die Bevölkerung auf eine gleichförmige Art über die ganze Oberfläche verbreitet. Die Häuserbesitzer und Kaufleute im Centrum belagern die Präfektur mit Klagen über die Abnahme des Werths ihres Besitzes und ihres Handels, über die beständige Stockung des Verkehrs durch das Anhäufen dieser großen Wagen, über die Erschütterung der Fundamente ihrer Häuser u. s. w., und die Präfektur hat verschiedene Male Versuche gemacht die Zahl der Wagen zu vermindern, oder wenigstens die Einführung neuer Linien zu verhindern. Aber die Bequemlichkeit der großen Masse hat sich diese Einschränkungen nicht gefallen lassen, und die Etablissements nehmen von Jahr zu Jahr zu. Die Stadt Paris hat auch bittere Klagen über die schnelle Zerstörung ihres Pflasters geführt, aber das Publikum antwortet ihr mit Klagen über das schlechte System, das sie dabei befolge. Die Stadt sieht sich genöthigt, die Erweiterung der vielen engen Straßen, welche sie zuvor systematisch, aber langsam betrieben hatte, zu beschleunigen, und sie wendet jährlich mehrere Millionen darauf, ohne dem wachsenden Bedürfniß an Raum Genüge leisten zu können.

Die Bergvölker des Kaukasus.

Die Adeche oder Tscherkessen.

(Fortsetzung.)

Die Hauptkette des Kaukasus, welche die Südwestgränze des Landes bildet, so wie mehrere nördliche Ausläufer derselben schließen reiche metallische Adern in sich. Aber die Einwohner bearbeiten, trotz ihres Wunsches nach dem Besitz der ihnen zur Bereitung der Waffen unumgänglich nöthigen Metalle, wegen Mangel an Kenntniß nur diejenigen Gruben, die wenig Mühe kosten. Solchergestalt gewinnen sie Silber, Blei, Kupfer und Eisen; das letztere findet sich gediegen in Form eines groben Sands am Fuße des Berges Nogo-Kossog nahe am Ursprung des Schagdascha: die Eingebornen schmelzen es ohne weitere Mühe. Einige Bergwasser enthalten Salz, aber in so geringer Menge, daß sie stets Mangel daran haben, wenn sie nur diese Wasser aussieden. Salpeter gewinnen sie aus einer Pflanze, die unserem Gänsefuß (chenopodium rubrum) gleicht, und die sie Gerz nennen, so wie noch aus einigen andern zur Laugebereitung brauchbaren Pflanzen, immerhin aber in geringer Menge. Am Ursprunge des Flusses Schiache findet sich vielfarbiger Marmor.

Im Pflanzenreiche verdienen Aufmerksamkeit Pfirsich-, Aprikosen-, Aepfel-, Birnen- und Kirschenbäume, Weinreben, Maulbeerbäume, deren Blätter man bereits zur Fütterung der Seidenwürmer benützt, woraus eine Seide für den Hausgebrauch gewonnen wird, Weizen, Roggen, Gerste, Hirse, Tabak, verschiedene Gartenfrüchte und Gemüse. Von den wilden Bäumen ist der Lorbeerbaum, der an den Ufern des schwarzen Meeres wächst, der wichtigste.

Von wilden Thieren finden sich das Wildschwein in den morastigen Gegenden, der Hirsch, die wilde Ziege, die Saiga (tatarische Antilope) und der Argali (das wilde Schaf). Unter den Hausthieren zeichnen sich die Stiere, welche angespannt werden, durch ihren raschen Gang und ihre Unermüdlichkeit aus, Esel und Pferde gibt es viele, auch Schafe von einer besondern Gattung mit Fettschwänzen; namentliche Aufmerksamkeit aber verdienen die Gebirgspferde wegen ihrer Schnelligkeit im Laufe, ihrer Ausdauer und ihrer Schönheit. Die Tscherkessen haben ausgezeichnete Pferdegestüte, und verstehen sich trefflich auf Zucht und Unterhalt der Pferde, welche nebst einem Gewehr die nothwendigsten Bedürfnisse eines Kaukasiers sind.

Aus den mühselig gesammelten Nachrichten über die Verbindungsstraßen im Lande der Tscherkessen ergibt sich, daß auf der ganzen Ausdehnung der nördlichen und östlichen Gränzen Verbindungen bestehen, und die Wege mit den Fuhrwerken des Landes (arba) befahren werden können, allein nur im Sommer, denn im Frühjahr und Herbst sind die Wege wegen des Austretens der Flüsse und im Winter wegen des Schnees unfahrbar. Die Hauptverbindungsstraße führt von der Feste Anapa nach der Kabarda, folgt dann durch das Land der Gatukaier, Bsebuchen und Muchoschen stets dem Laufe des Kuban; von der Einmündung des Schongma an führt der Weg an dem rechten Ufer der Laba fort, indem er sich südwärts wendet; sobald er die Gränze von Groß-Abchasien erreicht hat, wendet er sich gegen Nordosten und läuft am Kuban aus, wo die Keberda sich in ihn einmündet. Diesen Weg kann man, nach der Aussage der Bergvölker, bei gutem Wetter in 25 Tagen zurücklegen, woraus zu schließen ist, daß die angespannten Ochsen in einem Tage nicht mehr als 20 Werste zurücklegen, indem der Weg 500 Werste lang ist. Auf dieser Straße kommen die Kabardiner häufig des Handels wegen nach Anapa. Am Ufer des schwarzen Meeres geht die Fahrstraße nur bis Sudschuk Kale, von da bis Abchasien können nur Saumthiere gehen. Die innere Verbindung zwischen den Auls der Bergbewohner ist nur zu Pferde möglich, und bloß nicht zu allen Jahreszeiten. Zur Verbindung mit den Beßlenei, Abedsechen und andern in den höhern Bergen hausenden Stämmen ist viele Kühnheit und Reitkunst nöthig, um auf den am Rande schroff abfallender Felsen hinführenden Wegen, oder auf den kaum bemerklichen Pfaden über die hohen Bergkämme fortzukommen.

Das Klima ist wegen der Berge und des Meeres ungemein verschiedenartig. In den Ebenen, die durch Bergzüge gegen die Seewinde gedeckt sind, herrscht eine furchtbare Hitze, die manchmal 43° R. erreicht. In den von Flüssen und Bächen bewässerten Thalschluchten ist es auch im Sommer kühl und im Winter herrscht, namentlich in den gegen die Westwinde gedeckten Thälern, eine äußerst strenge Kälte. Die am Meere liegenden Landstriche sind dem schädlichen Einflusse der Seewinde und Nebel unterworfen, welche häufig ansteckende Krankheiten erzeugen, namentlich in der Umgegend von Anapa, von wo sie sich dann ins Innere verbreiten.

Die Volkszahl der Adeche oder transkubanischen Tscherkessen

schätzt man auf 272,400 Seelen, *) nämlich Natuchaier 62,000, Schapsugen 54,000, Schane 560, Gatukai 120,000, Bseduchen 11,800, Abedsechen 67,000, Tschemiegoi 23,000, Muchoschen 1500, Bestinei 6500, nagaische Tataren, nämlich Nauros und Mansuraw gegen 35,000, so daß etwa 12 Seelen auf die Quadratwerste kommen. Der einzige Stand bei allen Stämmen ist der Kriegerstand, jeder muß zum Unterhalt seiner Familie sich mit Feldarbeiten beschäftigen, und ist genöthigt sein Eigenthum mit den Waffen zu schirmen. Unter Abedsechen, Schapsugen, Natuchaieen, Ubychen und Guaie besteht zwar ein Adel, derselbe hat aber durchaus keinen Einfluß auf die Regierung und keine besondern Vorrechte, als die jeder sich durch persönliches Verdienst erwirbt. Diese Adeligen heißen bei den Natuchaiern Sulaka, bei den Schapsugen Schertluk, Abbat, Nemere; bei den Abedsechen Bitul, Editsche, Nedschuk, Neiuk, bei den Guaie Keesetsch und Knizut. Bei den übrigen Stämmen bestehen folgende Klassen: Pschi, Fürsten, Work, Adelige (in drei Abstufungen), Pschetie, Bauern; Pschi und Work erster Klasse haben ihre Bauern, die Work der zwei letzten Klassen haben das Vorrecht, den Fürsten, auf deren Ländereien sie leben, keine Steuern zu zahlen; sogar einige Bauern haben ihre Leibeigenen, (Jasyee), die entweder Kriegsgefangene oder gekaufte Sklaven sind. Nach der Herkunft kann man die Abeche mit Ausnahme einiger neuern Ansiedler nicht unterscheiben, denn wenn sie gleich ursprünglich aus verschiedenen Völkerschaften bestehen, so sind diese doch seit uralter Zeit zusammengeschmolzen.

Die herrschende Religion ist die sunnitisch-muhammedanische, eine geringe Anzahl sind Schiiten, und eine noch geringere Sonnenanbeter, aber Spuren früher bestandener christlicher und heidnischer Religionen bemerkt man ziemlich häufig; namentlich tritt die erstere trotz des finstern muhammedanischen Fanatismus, trotz der Unwissenheit und der Vorurtheile in ziemlich scharfen Zügen hervor. Es ist bemerkenswerth, daß die Abeche, genau betrachtet, viele christliche Feste zu Ehren des Heilands und der Jungfrau Maria zugleich mit uns (den Russen) feiern; zu Anfang des Frühjahres wird fast zu gleicher Zeit mit unserem großen Fasten, und beinahe eben so lange gefastet. Nach Ende desselben im Anfang Aprils wird ein besonderes Fest „der Tag der Erscheinung Gottes" gefeiert, zu welcher Zeit es den Frauen erlaubt ist, zugleich mit den Männern zu beten. An diesem Tage versammeln sich die Einwohner nach dem Gebet, schenken einander gefärbte Eier, und schießen nach einem Ziel, welches stets ein gefärbtes Ei ist; wer es trifft, erhält von demjenigen, dem das Ei gehörte, ein Geschenk. Solche Gebräuche zeigen deutlich, daß die Abeche eine Erinnerung an die Fasten und an Ostern behalten haben; den Mittwoch und Freitag nennen sie das große und kleine Fasten, den Sonntag den Gottestag, während dessen sie alle Arbeit unterlassen. Auch die Achtung, welche sie vor dem Bilde des Kreuzes bezeigen, ist bemerkenswerth; alles was der Landmann ohne Aufsicht auf dem Felde zurücklassen muß, wird heilig und unantastbar, sobald er ein Kreuz darüber aufstellt, und trotz der bei diesem Volke allgemeinen Raubsucht wird niemand es wagen, das auf diese Weise geschützte Eigenthum anzurühren. In denjenigen Häusern, welche den Islam noch nicht vollständig angenommen haben, wird ein kleines Brettchen an der Wand fest gemacht, und darauf ein Stückchen Wachs und ein Handtuch gelegt. An einem Festtage machen sie aus dem Wachs eine Kerze, zünden sie an, knien davor nieder, und beten, indem sie die Mützen abnehmen; an die Stelle des verbrauchten Wachses legen sie dann ein neues Stück. Alle diese Bemerkungen beziehen sich namentlich auf diejenigen Stämme, welche am Ufer des schwarzen Meeres und in den Ebenen um den Kuban wohnen.

Unter den in den Tiefthälern und in den Gebirgen hausenden Stämmen bemerkt man bis auf den heutigen Tag eine heidnische Religion, die, obwohl mit muhammedanischen Gebräuchen vermischt, doch noch ganz ihr altes Gepräge zeigt. Die heidnischen Gottheiten haben bei ihnen folgende Namen: Schible, der Gott des Donners, Tieps, der Gott des Feuers, Mesitcha, der Gott der Wälder, Sekutcha, der Gott der Reisenden, Sseoseres, der Gott des Wassers. Die Feste dieser Götter werden entweder in heiligen Hainen oder auf den Höhen der Berge gefeiert. Diese Orte bleiben für jeden unantastbar, und der Verbrecher, der eine Zuflucht darin gefunden hat, ist vor der Blutrache sicher. Als Opfer für den Gott Schible werden Stiere, Schafe und Ochsen geschlachtet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn hierunter nicht nach russischer Sitte bloß männliche Seelen verstanden werden, so stimmt dieß mit andern ziemlich glaubwürdigen Angaben gar nicht überein; 500,000 Seelen gäbe 1000 auf die geographische Quadratmeile, und möchte ungefähr die richtige Schätzung seyn.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenter Brief.

Der Name Barbaresken, den man den Bewohnern der Regentschaft beilegt, ist keineswegs von dem Worte Barbar abgeleitet, sondern nur eine Verstümmlung des Namens Bereber oder Kabyle. Die Berebern oder Kabylen sind die Urbewohner dieses Theiles von Afrika. Das Kostüm der Kabylen ist von dem der Araber nur schwer auf den ersten Anblick zu unterscheiden. Man sagte mir, daß nur der Araber allein die Schnur von Kamelhaaren um den Kopf trage, doch hat man mir, dieses untrüglichen Zeichens ungeachtet, auch Kabylen gezeigt, welche die Kapuzen ihrer Mäntel auf dieselbe Weise befestigen wie die Araber. Der Kabyle trägt im Allgemeinen eine Mütze oder Kappe von Wolle, einer Mönchskapuze ähnlich; sein zerlumpter oder gestickter Mantel wird um die Mitte des Leibes zusammengebunden, und er hat nur selten Schuhe an den Füßen wie der Araber, obschon zu Kriegszeiten viele gestiefelt und gespornt in den Kampf gehen. Einige haben weiße Gesichtsfarbe, die ihre vandalische Abkunft verräth, und Lewson behauptet, deren gesehen zu haben, die sich mit der Figur eines Kreuzes tättowirt hatten. Niemals ist mir jedoch einer mit lichten Augen und blonden Haaren vorgekommen; alle haben braune Haut, schwarze Haare, sind von mittlerer Größe, hager, aber nervig, und wohlgebaut; ihre Züge sind runder als die der Araber und ihre Nase minder gebogen. Ihre

Muttersprache weicht von der arabischen ab, und in einigen Gebirgsbezirken findet man noch ächte Abkömmlinge der alten Numidier, denen der Araber sich nicht verständlich machen kann. Ich vermuthe indeß doch, daß das alte Berberische und Arabische zwei verwandte Sprachen sind.

Die Frauen der Kabylen kleiden sich fast eben so wie die Männer; sie tättowiren sich Arme und Beine, und färben sich, gleich den Araberinnen, die Nägel an Händen und Füßen mit dem Safte des Henna, verschleiern aber das Gesicht niemals. Indeß bestätigen auch sie den Lehrsatz jenes Philosophen, welcher sagte, daß Weib sey ein Thier, welches den Putz liebe. Können sie keine goldenen oder silbernen Ohrringe und Armbänder bezahlen, so kaufen sie deren von einem geringern Metall; denn so verwildert der Kabyle auch ist, so versteht er doch Eisen-, Kupfer- und Bleiminen auszubeuten.

Die Lebensweise der Kabylen unterscheidet sich nur wenig von der der Araber. In jedem Dorfe befindet sich mindestens Ein steinernes Haus für den Häuptling und oft auch mehrere für die Stammältesten, den Marabut oder die Kapelle ungerechnet. Die gewöhnlichen Wohnungen aber bestehen in Schilfhütten mit Stroh gedeckt, oder aus Zelten von Filz aus Kamelhaaren. Die Kabylen leben theils von Cuscusu, oder von Getreide, das sie zerstoßen und zu kleinen Kuchen kneten, welche in heißer Asche gebacken werden. Dieß ist nebst etwas gehacktem Fleisch, Feigen, Galläpfeln, Zwiebeln, langem Pfeffer und ranzigem Oel ihre Nahrung.

Die Kabylen bringen ihr Leben größtentheils in den Gebirgen und Wüsten des Landes hin, wo diese numidischen Hochländer nie gänzlich, selbst von den Römern nicht, unterjocht wurden. Von den Arabern wurden sie nur vorübergehend unterworfen, und mehrere ihrer Stämme verweigerten den Türken nicht nur die Abgaben, sondern mißhandelten dieselben auch auf das Grausamste, wenn sie ihr Gebiet zu überfallen wagten. Noch zur Zeit Lewesons pflegte man von einem groben Türken sprüchwörtlich zu sagen: „Wollte Gott, er fiele den Kabylen in die Hände, die würden ihn schon tanzen lehren.“ Sie führen ihre Kriege, mit Ausnahme der Feuerwaffen, noch ganz wie zur Zeit Sallust's; sie in Unordnung bringen, heißt keineswegs sie überwinden, und wenn sie der Sieger aus einem Hinterhalt verjagt hat, so ist es das Sicherste für ihn sie laufen zu lassen, sie aber nicht bis in einen andern zu verfolgen. Sie würden ihren Feinden noch viel gefährlicher seyn, wären sie nicht, ich weiß nicht in wie viele feindliche Klans getheilt, die sich oft unter dem nichtigsten Verwande gegenseitig bekämpfen. Oft wird eine zweite Helena mit tättowirten Armen von einem kühnen Mädchenräuber entführt, und dann entspinnt sich ein hartnäckiger Krieg; doch fehlt es an einer solchen wichtigen Veranlassung, so schlägt man sich auch wohl um ein gestohlnes Schaf oder ein paar Dutzend Orangen. Gegen ihre Gefangenen benehmen sie sich, wie ich glaube, noch grausamer als die Araber.

Die Kabylen bekennen sich sämmtlich zur muhammedanischen Religion. Die einflußreichsten Personen unter ihnen, wie unter allen Moslems der Berberei, sind die Marabuts, oder, wie auch schon ihr Name andeutet, die Gott geweihten Heiligen. Der Marabut gleicht in mancher Hinsicht dem katholischen Mönch, nur mit dem Unterschied, daß sein Titel vom Vater auf den Sohn übergeht. Abd-el-Kader z. B., der jetzige Fürst von Mascara, ist der Sohn eines Marabuts und hat die Heiligkeit seines Vaters geerbt. Es scheint, daß einige dieser Heiligen nichts als blödsinnige Schwärmer sind, aber gerade diese stehen bei dem Pöbel und den Weibern im größten Ansehen. Doch gibt es noch eine andere Klasse von Marabuts, die nur durch moralische Mittel Einfluß übt und ihn nur zu löblichen Zwecken verwendet, indem sie bei Zwisten als Schiedsrichter auftritt, um Blutvergießen zu verhüten, und Almosen vertheilt. Die Heiligen des Islam werden nicht nur während ihres Lebens geehrt, ja fast angebetet, sondern auch noch nach ihrem Tode achtet man ihre Gräber als geheiligte und unverletzliche Orte. Die Franzosen haben mehrere dieser frommen Denkmäler besetzt, und mit sträflichem, sehr unpolitischem Leichtsinn darin Geige gespielt und getanzt.

Die verschiedenen Benennungen, mit denen die Eingebornen Afrika's bezeichnet werden, bringen den Fremden in einige Verwirrung. So hatte ich immer unter dem Namen Beduine einen Araber verstanden; Sidy-Hamdan-Ben-Othman-Pehosa sagt aber, daß diese Bezeichnung gleicherweise auf die Berebern und Kabylen angewendet werde. Dieses Wort stammt von dem arabischen Bedewi, was so viel als einen Marodeur oder Landstreicher bedeutet. Es scheint, daß weder die Araber noch die Kabylen es gern hören, wenn man sie Beduinen nennt, und in der That kommt auch weder den einen noch den andern diese Bezeichnung zu, selbst in ihrer einfachsten Bedeutung nicht, da sie fast alle feste Wohnplätze haben, die sie nur verlassen, wenn sie vor einem Feinde fliehen müssen. Zudem besitzen die Kabylenstämme eine Geschicklichkeit in Handarbeiten, die sie sich bei einem rein nomadischen Leben nicht hätten zu eigen machen können. So habe ich z. B. einen Kabylen aus einem fünfzehn Tagereisen von Algier entfernten Dorf in meinen Diensten, der mir ein paar Pistolen so gut ausbesserte, als es ein Londener Waffenschmied nur immer gekonnt hätte. Seiner Aussage nach hatte er sein Dorf nur verlassen, weil die übrigen Bewohner desselben nach und nach dasselbe Gewerbe erlernten. Gewiß ist, daß die Kabylen mehrere europäische Gewerbe auf mehr oder minder unvollkommene Weise betreiben; sie verfertigen z. B. Schießpulver, treiben Bergbau, und verstehen genug von Behandlung der Metalle, um Schmucksachen zu verfertigen. Die Franzosen erfuhren bald, wie weit die Kunstfertigkeit dieser anfänglich so geringschätzig betrachteten Menschen ging; denn die Fünffrankenstücke wurden in Algier bald so häufig, daß sich nicht länger zweifeln ließ, daß diese Vermehrung von Falschmünzern herrühre. Anfänglich hatte man Europäer im Verdacht, bald aber fand sich, daß die Abkömmlinge von Juba und Jugurtha, jene einfachen Gebirgsbewohner, denen man so etwas gar nicht zugetraut hatte, die eigentlichen Schuldigen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zwischen zwei herumziehenden Auvergnaten wurde zu Brassy folgender Handel abgeschlossen: „Ich, Jean Gaumont, verpflichte mich, Herrn Damien zehn Millionen Dutzend Eier zu 11 Sous das Dutzend zu liefern. Die Lieferung beginnt von diesem Tage an und dauert bis 14 Tage nach Ostern. Die Zahlung soll alle 14 Tage geschehen. Die Lieferung geschieht zu Brassy unter der Bedingung, daß für jedes Tausend Dutzend, das Gaumont nicht liefert, Herr Damien 200 Fr. Entschädigung erhalten soll. — Empfangen 60 Fr. auf Rechnung.“

Nach Briefen des Naturforschers Gay sollen einige sonst eierlegende Kriechthiere (die Batracier) die Tendenz zeigen, lebendige Junge zu gebären.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1836.

Erster Eindruck von China.

Wir entlehnen aus dem Tagebuch des polnischen Reisenden Kowalewski, der die russische Mission im J. 1830 nach Peking begleitete, die Beschreibung seines Eintritts in das eigentliche China. Die meisten Europäer haben China nur in Canton oder von Canton aus kennen gelernt, und da man in einer großen Handelsstadt immer einen gewissen Grad von Civilisation zu erwarten hat, so gibt der Eindruck, den ihnen China macht, weit weniger das Bild eines durchaus civilisirten Staates, als wenn man, wie Kowalewski aus den Steppen der Mongolen die Gränze von China betritt, und sich auf einmal aus der nomadischen Barbarei in der Mitte nicht einer reichen Handelsstadt, sondern eines armen, aber durchaus kultivirten und civilisirten Agrikulturdistrikts versetzt findet. Die häusliche Bequemlichkeit, die Milde der Sitten, und die Industrie eines armen Gränzdorfes, wie Nordian, beweist mehr, wie sehr die ganze Nation von ihrer alten Bildung durchdrungen ist, als aller Luxus der Hongkaufleute von Canton.

5 Nov. 1830. Wir haben zum Erstenmale eine Nacht in China zugebracht, in dem Dorfe Nordian, 10 Stunden von Caghan bal Ghassun. Man kann sich kaum das Vergnügen denken, welches der Reisende empfindet, wenn er nach zehnwochenlanger Reise in den Steppen auf einmal ein dichtbewohntes Land betritt, dessen Boden zwar undankbar, aber vortrefflich bebaut ist. Wir hatten den ganzen Tag von einem kalten und heftigen Winde gelitten, der uns kaum erlaubte, uns auf den Sätteln zu halten. In dem Gasthaus angekommen, warfen wir uns mit unbeschreiblicher Freude auf Sopha's, die aus gebrannter Erde gebaut, und von unten mit Steinkohlen geheizt sind. Das Dorf besteht aus Häusern, die aus Lehm und Backsteinen gebaut, und mit hohen Hofmauern umgeben sind. Es nimmt keinen großen Raum ein, da die Einwohner jeden Zoll Erde benützen. Man brennt hier kein Holz, denn das Land ist ausgeholzt, und man verkauft die trockenen Aeste nach dem Gewicht. Dagegen hat man Steinkohlen im Ueberfluß, welche von den Einwohnern in Säcken auf Eseln gebracht werden, während ihre Kinder den Pferdemist auf den Straßen in Körbe sammeln, und ihn theils zur Feuerung trocknen, theils auf das Feld ausführen. Die Bevölkerung ist von kleiner Statur, aber unablässig thätig, theils für Ackerbau, theils für Gewerbe oder für Handel, welcher letztere eine große Rolle hier spielt. Es passiren ohne Ablaß Karawanen, welche auf Kamelen oder auf Karren mit Maulthieren bespannt, die Fabrikate von Nordchina gegen den Westen ausführen. Die Kaufleute finden überall Alles, was sie bedürfen, und zu Preisen, welche durch den Gebrauch festgesetzt sind. Die Neugierde brachte eine große Anzahl von Einwohnern und selbst von Fremden in unsere Herberge, sie bewunderte das Aussehen unserer Kosaken, unsere vierrädrigen Wagen, und unsere Kleidung. Von Zeit zu Zeit kamen Pastetenbäcker mit Kuchen von verschiedener Form und Geschmack.

Wir hatten noch etwa 45 Li (ein Li ist 1355 englische Fuß) bis zum ersten Fort in der großen Mauer. Aber dieser große Steinwall, der ehemals mit Thürmen und Garnisonen besetzt war, welche China gegen die Barbaren beschützen sollten, ist mit der Macht dieser Barbaren selbst gefallen. Der Weg war auf etwa sechs Li hin ganz bedeckt mit Steinen und Resten alter Mauern, was ihn sehr unbequem macht, obgleich die Aussicht vortrefflich ist. Wir bewunderten nach unserem langen Aufenthalt in der baumlosen Steppe der Mongolei die großen schönen Pappeln, welche hier überall die Landschaft erheitern. Wir konnten uns an den Dörfern, den zerstreuten Höfen, den bebauten Feldern nicht satt sehen. Wir bewunderten die Kühnheit des Fleißes, welcher sich einen Pfad durch die Felsen gebrochen hatte, um die Materialien der Häuser, und die Erde seines Feldes auf den Gipfel der Gebirge zu tragen. Wir sahen in dem großen Felsenthal, das von Nordian an die große Mauer führt, eine Menge von Tempeln, Kapellen und Götterbildern. Ueberall brannten aromatische Lichter, und man sah auf allen Seiten Opfer von Getreide niedergelegt. Ueberall sah man den lebendigsten Handel, und lange Zeit nur an schmutzige Mongolen gewöhnt, konnten wir die reinlichen, thätigen und fleißigen Chinesen nicht genug bewundern. Wir waren außer uns, und bewunderten Alles in diesem Land einer alten und ursprünglichen Civilisation. In der Wüste pflegten uns die Nomaden mit Geschrei zu empfangen, und mit Neugierde zu beobachten, in

China empfing man uns mit Stillschweigen, und einer Art von Stolz, der Gesichtsausdruck der Bauern zeigt Intelligenz, ihre Kleidung ist weder fratzenhaft, noch untereinander sehr verschieden, Alles ist hier vernünftig, und seit Jahrhunderten einer weisen und hergebrachten Regel unterworfen. Die Kleidung des Volks besteht aus einem blauen Ueberrock aus Baumwolle und ähnlichen Hosen, im Winter ist der Rock gefüttert; die Fußbedeckung besteht aus leichten Stiefeln oder Schuhen. Eine Mütze mit aufgestülpten Ohren bedeckt den geschornen Kopf. Die Frauen gehen nur mit Mühe und auf einen Stock gestützt, und wenn sie einige hundert Schritte weit zu gehen haben, so setzt man sie auf einen Karren, den ein Esel oder Maulesel zieht, während der Mann oder ein Verwandter nebenher geht, und das Thier mit Worten antreibt.

Je mehr ich mich der Gränzfestung näherte, um so mehr war ich über die Landschaft und die Kultur erstaunt, die Vorstadt wimmelte von Menschen, unter denen jedoch kein Zeichen von Unordnung zu bemerken war. Karawanen durchkreuzten die Stadt in langsamem Schritt, die Kaufleute saßen aus kleinen Pfeifen rauchend unter der Thür ihrer Bude, und betrachteten im Stillen die Vorübergehenden, die Neugierigsten folgten uns auf beiden Seiten der Straße, aber ohne Geräusch und Gedräng. Wir sahen auf Einmal zwei hohe Felsen vor uns, und auf ihren Gipfeln eine Mauer mit Thürmen, welche an ihnen herunterläuft, und das Thal zwischen ihnen durchschneidet. Ein großes eisernes Thor hielt uns eine Viertelstunde auf, um unseren pekingischen Beamten Zeit zu lassen, den Obrigkeiten Nachricht zu geben. Ein Fremder, der die Landessprache kennt, und chinesische Kleidung trägt, könnte das Reich unbefragt durchwandern. Niemand fragt bei einem Eingebornen nach einem Passe, während fremde Missionen den langweiligsten Formalitäten unterworfen sind.

Sobald man durch das Thor eingetreten ist, sieht man die Kette der Gebirge wie zerrissen, um der Stadt Chalgan Raum zu machen; man führte uns in einen Gasthof, dessen Thüre man aus Vorsicht schloß. Man schickte uns auch zwei Wachen, welche auf das Dach stiegen, und sich dort setzten, ihre Pfeifen anzündeten, und von Zeit zu Zeit mit Stäben auf ein Brett schlugen, um ihre Wachsamkeit zu beweisen. Die ganze Stadt war stille, aber bald zeigte sich eine Prozession in weißen Trauerkleidern, welche mit Fackeln und Laternen aller Farben begleitet war, mit vorausgehender Musik. Wir hörten bald Raketen, welche zu Ehren des Todten abgefeuert wurden, und im Hause des Nachbars die Klagen der Leidtragenden.

Die Bergvölker des Kaukasus.

Die Adeche oder Tscherkessen.

(Fortsetzung.)

Die Adeche, die Zöglinge einer ungekünstelten Natur, die weder Weichlichkeit noch Ueppigkeit kennen, sind gut gebaut, über Mittelgröße, von ausdrucksvoller Physiognomie, regelmäßigen Gesichtszügen und kriegerischer Haltung. Die Fürsten aus alten Familien zeichnen sich als Nachkömmlinge von Arabern, durch eine bräunliche Gesichtsfarbe und einen besondern Stolz aus. Die Schönheit ihrer Frauen ist von Alters her und mit Recht berühmt: wer das Ideal klassischer Schönheit sehen will, muß eine Tscherkessin betrachten: schwarze, lebendige Augen, eine hohe Brust, schlanke Gestalt, eine bezaubernde Weiße des Gesichts, gehoben durch lebhafte Röthe, dunkle Haare, die in Flechten hinabhängen, das ist das Bild einer Bergschönen. Schade daß die Natur, indem sie diesen Wesen ein so schönes Aeußere gab, sich wenig darum zu kümmern schien, daß das Gesicht der Spiegel der Seele ist. Gewöhnlich sind die Tscherkessinnen bösartig, jähzornig, eifersüchtig, rachgierig und des Aergsten fähig. Uebrigens muß man dieß dem Mangel an Bildung zuschreiben, denn sobald sie heirathen, dadurch in eine Stellung völliger Knechtschaft kommen und das ganze Hauswesen zu besorgen haben, werden sie zänkisch und dadurch unerträglich.

Die Hauptzüge des Volkes sind Gastfreiheit, Reinheit der Ehe, Achtung des Alters, Rachsucht, Eifersucht und Geldgier. Ansiedler aus fremden Völkern ahmen in Allem die Einheimischen nach, und verlieren schnell ihre Nationalzüge. Die ganze Nation der Adeche ist unter sich durch eine politische Verwandtschaft verbunden, welche sie abhält einander gegenseitig zu beleidigen, und eine gegenseitige Annäherung vermittelt, um innern und äußern Feinden besser Widerstand zu leisten. Ich verstehe darunter die Annahme junger Leute zur Erziehung und ihre Adoption, wenn sie erwachsen sind. Das Erste gründet sich auf die alte Gewohnheit, daß eine Mutter nicht ihre eigenen Kinder erziehen darf, sondern sie andern übergibt, und ihrerseits fremde Kinder zur Besorgung übernimmt. Daher schreibt es sich auch, daß die Kinder der bedeutendsten Familien oft unter ganz geringen Leuten aufwachsen, und durch ihre Gefühle mehr an die Erzieher als an die Eltern geknüpft sind, denn wenn einmal ein Sohn oder eine Tochter zur Erziehung hinausgegeben ist, gilt es für Schande, sich nach dem Befinden derselben zu erkundigen vor ihrer Volljährigkeit, wo sie dann solche im Triumph aufnehmen, und allen ihren Freunden und Verwandten ein Fest geben. Der Erzieher wird dann von dem Vater oder der Mutter des Zöglings beschenkt, und beide Häuser treten sich dadurch näher und werden verwandt. Solche Vortheile veranlassen Leute niedern Standes, nach der Ehre zu streben, Kinder von Fürsten oder Adeligen zur Erziehung in den Schoß ihrer Familien aufzunehmen, und so kommt es häufig, daß ein Kind noch im Mutterleibe ist, und schon eine Menge Menschen sich um die Ehre streiten, sein Erzieher zu werden. In diesen Streit mischen sich die Eltern des Kindes nicht, dieß würde für nachtheilig gelten, sondern die Prätendenten wählen unter sich den Erzieher, und dieser erwartet nun mit Ungeduld die Geburt seines Zöglings, schickt zeitig eine Hebamme ins Haus, um die Geburt abzuwarten, und bereitet ein Fest, das zwei oder drei Tage dauert, worauf der Neugeborene ins Haus seines Erziehers gebracht wird, der Alles aufbietet, um ihm nicht nur das Nöthige, sondern auch das Ueberflüssige zu verschaffen, und sich oft ruinirt, in der Hoffnung bei der Volljährigkeit des Zöglings durch die Freundschaftsbande mit dem elterlichen Hause

desselben und die gewöhnlichen Geschenke reichlich entschädigt zu werden. Außerdem besteht die Sitte, zur engern politischen Verbindung die erwachsenen Zöglinge zu adoptiren. In solchem Falle, wenn beide Theile einverstanden sind, stellt der Adoptivvater ein Fest an, wobei der Adoptivsohn mit den Lippen die Brust seiner künftigen Mutter faßt, und von nun an halten sich die beiden Familien als unauflöslich und heilig verbunden.

Brüderliche Genossenschaften unter den Stämmen der Abeche in den Bergen, namentlich unter Abedsechen, Natuchaiern und Schapsugen bestehen aus Flüchtlingen und Vagabunden verschiedener Nationen. Jeder von den Gesetzen verfolgte Verbrecher findet unter ihnen Schutz, und sobald er auf den Koran beschwört, sich den Sitten der Abeche anzubequemen, nimmt man ihn in die Genossenschaft auf, er wird ein Bruder und eine geheiligte Person für die Uebrigen, und genießt gleiche Rechte mit den ursprünglichen Einwohnern.

Hinsichtlich der Heirathen besteht nur Eine bestimmte Regel, daß Braut und Bräutigam von Einem Stande seyn müssen; Wechselheirathen unter den verschiedenen Stämmen sind häufig. Für die Braut zahlt man stets einige Stücke Rindvieh, Pferde und verschiedene Waffen, entweder auf einmal oder in Fristen, je nach dem Vermögen des Bräutigams, der, um sich die Bezahlung zu erleichtern, nach hergebrachter Sitte, wenn er sich verheirathen will, so viele Männer als möglich zu sich einladet, und ihnen seinen Entschluß kund gibt, worauf jeder Gast ihm ein Geschenk zu machen verpflichtet ist. Fast immer raubt der Bräutigam seine Braut, die Eltern oder Verwandten haben nicht das Recht ihn zu verfolgen, und begnügen sich mit dem Empfang des Preises, dessen Zahlung die unerläßliche Pflicht des Bräutigams ist.

Die Gastfreundschaft unter den Abeche übersteigt die Gränzen einer bürgerlichen Tugend. Jeder Reisende, wer er auch immer seyn mag, Kaufmann, Verbrecher, Russe, Tatare, Jude, sobald er die Gastfreundschaft irgend eines Abeche anspricht, wird er eine heilige Person, welche dieser schützen, und eher mit seiner ganzen Familie umkommen muß, ehe er ihn die geringste Kränkung erdulden läßt.

Wer die verlobte Braut oder die Frau eines andern raubt, oder das gesetzliche Ehebett beschimpft, verliert das Recht der Gastfreundschaft, denn dieß wird für ärger als Mord und jede andere Unthat angesehen. Ihm wird keine Gnade; der Beleidigte hat das Recht überall Rache zu nehmen, und dem Verbrecher bleibt nur Ein Mittel übrig, sich der gewissen Rache zu entziehen, nämlich die Flucht zu den benachbarten Völkern.

Wer die Wohnungen der Abeche besuchen will, braucht nur mit Einem Landeseingebornen irgend eines Stammes bekannt zu seyn. Dieser Bekannte, bei den Abeche Gatsche genannt, begleitet ihn nicht nur nach allen von seinem Stamm bewohnten Orten, sondern bewirthet ihn auch während der ganzen Zeit der Reise, und übergibt ihn endlich seinem Gatsche aus einem andern Stamm, welcher nun seinerseits dieselben Pflichten erfüllt, und der Reisende kann das ganze Land der Abeche sicher und ohne andere Kosten besuchen, als daß er seinen Gatsche's aus Dankbarkeit kleine Geschenke macht.

Ein Mörder findet leicht den Schutz der Gastfreundschaft, indem man als Regel annimmt, daß der Mörder, bis die Genossenschaft, der er angehört, ihn mit den Verwandten des Ermordeten ausgesöhnt hat und der Blutpreis bezahlt ist, sich sorgfältig verborgen halten muß. Der Preis besteht immer aus einigen Stücken Rindvieh, Pferden, Waffen und Gefangenen, und wird nach dem Stande des Ermordeten bestimmt. Nichts desto weniger ist die Blutfeindschaft zwischen beiden Häusern nicht eher ausgetilgt, als bis eines derselben von dem andern ein Kind zur Erziehung übernommen hat, denn dann sind sie durch gleiche Verwandtschaftsgrade verknüpft. Diebstahl unter einander wird strenge bestraft und neunfach gebüßet, Diebstahl bei einem andern Stamm aber nur doppelt.

Trotz der mannichfachen politischen Verbindungen unter den verschiedenen Stämmen, brechen doch manchmal Feindseligkeiten unter denselben aus, wozu die nahen Verbindungen mit irgend einer der benachbarten Mächte die Hauptveranlassung abgeben. Die Abeche können im Nothfall 46,000 Reiter ins Feld stellen. Obwohl sie aber verpflichtet sind, einander gegenseitig beizustehen, und mit gemeinsamen Kräften äußere Feinde abzuwehren, so herrscht unter ihnen doch keine Einigkeit, ja einige Stämme vereinigen sich manchmal mit den Feinden gegen die andern Stämme. Die hauptsächlichsten Gründe des schlechten Erfolgs der tscherkessischen Kriegszüge lassen sich in Folgendem zusammenfassen: 1) daß sie nie auf mehr als 20 Tage Proviant, und auch dieß nur selten, mit sich nehmen; 2) daß die Aeltesten, welche aus der Zahl der Fürsten, Edelleute und Gemeinfreien wegen ihrer Tapferkeit und Kriegserfahrung zu Anführern gewählt werden, nie gemeinsam operiren, sondern getrennt, damit keiner von dem andern abhänge; 3) daß jeder Krieger, ohne zu fragen, seinen Standpunkt verläßt und nach Hause zurückkehrt, wenn er es angemessen findet. Im Allgemeinen lieben sie den Kampf auf freiem Felde nicht, sondern verbergen sich lieber im Gebüsch, hinter Felsen oder in Engpässen; fällt man in ihr Land ein, so schicken sie ihre Familien in die Berge. Als vortreffliche Schützen und Reiter fürchten die Tscherkessen nur Kanonen und Infanterie, aber selten kann eine Reiterei gegen sie Stand halten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Menschenräuber im Columbiadistrikt.

Der oft erwähnte Abdy erzählt hierüber Folgendes: Nicht genug, daß der Wohnsitz der Centralregierung durch die Existenz der Sklaverei befleckt wird, so wird auch hier noch unter den Augen des Kongresses ein niederträchtiger Handel von Menschen getrieben, deren Geschäft es ist, jeden Farbigen, den sie erwischen können, zu stehlen. Er mag frei seyn oder nicht, seine Papiere, wenn er deren hat, werden ihm genommen und er wird ins Gefängniß geworfen, von wo er unter dem Vorwande, seine Papiere seyen nicht richtig oder er sey nicht im Stande die Kosten seiner Verhaftung zu tragen, nach einem Sklavenmarkt in den südlichen Staaten gesendet wird. Sklavenbesitzer würden unbillig handeln, wenn sie die Abscheulichkeiten der Menschenräuber nicht dulden wollten, denn das Netz, das den unbeschützten Freien erhascht, fängt gewiß auch den entlaufenen Sklaven. Diese Menschen-

räuber stehen mit Sklavenaufsehern, manchmal mit Pflanzern selbst in Verbindung. Die größten Abscheulichkeiten fallen vor, um die sich weder Gerichte noch Presse kümmern. Ein freies farbiges Mädchen kam vor einiger Zeit vom Lande herein in die Stadt, und wurde alsbald von einem dieser Bluthunde verfolgt, um sich zu retten, stürzte sie sich in den Fluß und ertrank. Die Zeitungen nahmen von dem schrecklichen Vorfall, obwohl er ganz notorisch war, keine Notiz. Das Schlimmste ist, daß vor Gericht die Präsumtion gegen die Freiheit ist, und der Farbige beweisen muß, daß er kein Sklave sey. So entschied die Committee des Hauses der Repräsentanten im Jahre 1827: „Diese Präsumtion, gegründet auf unvordenklichen Gebrauch, ist für die Sicherheit der Sklaveneigenthümer so nothwendig, daß wir keine Abschaffung dieses lange bestehenden Gebrauchs empfehlen können, wenn er gleich temporär sehr harte Folgen haben mag für freie Farbige, die aus Sklaven haltenden Staaten nach solchen Unionsstaaten auswandern, wo keine gesetzliche Vorsorge getroffen ist, Register über die Emancipation der Sklaven zu halten.“ Das heißt mit andern Worten, der Kongreß thut selbst dem Menschenraube jeden möglichen Vorschub.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenter Brief.

(Fortsetzung.)

Diejenigen Araber, welche von denen abstammen, welche die Berberei gegen Ende des siebenten Jahrhunderts eroberten, unterscheiden sich mehr durch Gesichtsbildung als durch Kleidung von den Kabylen. Ihre Züge sind höchst ausdrucksvoll, und ich sah mehr als Einen Kopf, der es wohl verdient, daß der Pinsel eines Raphael ihn auf die Leinwand gezaubert hätte. Die Mehrzahl hat jedoch ein nichts weniger als angenehmes oder malerisches Aussehen, denn sie sind meist unsauber und gehen baarfuß, oder haben, wenn es hoch kommt, Sandalen von ungegerbtem Leder. Diese Nachkommen eines Volks, welches einst Europa die Rechenkunst und Algebra lehrte, sind jetzt so unwissend, daß die meisten nicht einmal weder die Jahre ihres Alters, noch die ihrer Kinder zusammenzählen können. Die Araber schienen mir im Ganzen nichts weniger als wohlhabend zu seyn, und ich habe nur einen einzigen gesehen, der ein Stück Musselin um den Kopf gewunden hatte; ob dieß ein Scheik oder ein Marabut war, konnte ich nicht erfahren. Der Araber bedeckt seinen Kopf meist nur mit einem Zipfel seines Hait oder der Kapuze seines weißwollenen Blenus. Der Hait ist das Unterkleid, der Birnus der Mantel, und aus diesen beiden Kleidungsstücken besteht die Bedeckung des Arabers, obschon, wie man mir sagte, ihre Scheiks die gestickte Aermelweste der Türken und tuchene Unterkleider vom Gürtel bis auf die Kniee herab tragen. Die Weiber der Araber tättowiren sich eben so wie die der Kabylen, und färben sich auch Hände und Nägel mit Henna; nicht so aber ihre Haare, die sie entweder lang herabhängen lassen, oder sie mit einer Schnur oder einem Tuche zusammenbinden. Ihre Kleidung besteht aus einem langen Rock mit kurzen um die Mitte zusammengebundenen Aermeln; Schleier tragen sie nicht. Ein Araber ist, wenn auch nicht durch die Kleidung, doch durch den Bart leicht von seiner Frau oder Schwester zu unterscheiden, indeß versicherte mich ein französischer Soldat, daß er sich dennoch den Tod eines armen Weibes vorzuwerfen, die er für einen Mann gehalten habe. „Gott möge mir vergeben, fügte er bei, ich war ein wenig benebelt. *)

Ich hoffe, Ihnen bald mehr über die Araber sagen zu können, denn ich habe mir vorgenommen, sie zu besuchen und unter ihren Zelten zu schlafen. Bis jetzt habe ich nur Gelegenheit gehabt sie in ihren temporären Lagern, unweit Duera, 16 Meilen von Algier, zu beobachten, und auch bei diesem Besuche wurde meine Neugier getäuscht. Ich nahm einen Europäer mit, der Arabisch sprach, und mir versprochen hatte, mein Dolmetscher zu seyn. Gefahr war nicht zu besorgen, denn in der Nachbarschaft befand sich ein französisches 2000 Mann starkes Lager. Man erzählte indeß doch von einem Mord, der unlängst erst unweit von dieser Stelle begangen worden sey, und so hörte denn mein Dolmetscher kaum das Bellen der arabischen Hunde, als er auch schon umkehrte und mich im Stich ließ.

Unter den hundert oder mehr arabischen Stämmen der Regentschaft können die Franzosen selbst die ihnen feindlich oder freundlich gesinnten nur unbestimmt angeben. Doch von denen, welche in der Gegend von Algier in einer Entfernung von 3 bis 21 Wegstunden leben, werden die vier zunächst wohnenden als entschieden freundschaftlich gesinnt angesehen. Ein merkwürdiger Umstand, der jeden hinsichtlich der Kolonisation von mir erhobenen Zweifel zu widerlegen scheint, ist der, daß der Stamm Beni-Muca, fünf kleine Stunden östlich von Algier, Baumwolle und Opium, und der drei Stunden weit wohnende Stamm Beni-Khalil Baumwolle, Reiß und Tabak baut. Man schätzt die bewaffnete Mannschaft dieser freundschaftlichen Stämme auf 1330. Zehn andere um die Hauptstadt herum in der angegebenen Entfernung zerstreut lebende Stämme zeigen sich wenigstens friedliebend, und weit entfernt Feindseligkeiten zu begehen, versorgen sie den Markt von Algier vielmehr mit Früchten, unter andern mit trefflichen Orangen und Citronen, und mit Brennholz, Kohlen, Getreide, Vieh u. s. w.

Fünf andere Stämme, von denen vier gegen Osten wohnen, und unter denen der der Habschuten der bei weitem zahlreichste ist, werden von den Franzosen als entschieden feindselig betrachtet. Die Habschuten können 400 Mann ins Feld stellen. Die kleine Stadt Koleah liegt auf ihrem Gebiet. Diese Stämme waren selbst unter der Herrschaft des Deys nur halb unterworfen.

(Schluß folgt.)

*) Die Araber unterscheiden sich von den Mauren durch ihre rauhe, laute Sprache. Gewöhnt, in ihrem dünn bevölkerten Lande sich auf weite Entfernung zuzurufen, behalten sie dieses laute Geschrei auch in den Straßen von Algier bei, so daß der Fremde glaubt, die Leute, mit denen sie sprechen, seyen taub. Nicht leicht aber kann ein Mensch ein schärferes Gehör haben als der Araber. Kapitän Lagondie erzählte mir in dieser Hinsicht Folgendes: Während des Kriegs wurde eine Abtheilung französischer Reiterei vermißt, und da man fürchtete, sie möchte gefangen oder getödtet worden seyn, so ward Kapitän Lagondie mit einem Detaschement Kavallerie ausgeschickt sie zu suchen, ihm überdieß auch ein Araber als Führer mitgegeben, auf den er sich verlassen konnte. Als die Nacht bereits hereingebrochen war, hörte man Geräusch von Pferden; Kapitän Lagondie, der schon glaubte, es seyen die vermißten Kameraden, befahl, ihnen mit der Trompete ein Signal zu geben, als sein Araber sagte: „Halt! macht kein Geräusch, es könnten leicht Araber seyn; laßt uns lauschen, bis wir sie sprechen hören. Lagondie und seine Leute horchten und horchten, konnten jedoch nicht ein Wort unterscheiden; des Arabers Ohr aber war feiner, denn nachdem er einige Minuten gelauscht hatte, sagte er: „Ja, es sind Franzosen, wenigstens sprechen sie nicht Arabisch.“ So scharf war also sein Gehör, daß er Worte vernahm, wo die Europäer kaum einen Laut unterscheiden konnten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1836.

Eine Reise nach Patras.

(Von Victor Lenz.)

Griechenland wird in Zukunft zwei Hauptstädte besitzen: Athen im Osten, Patras im Westen. Nauplia oder Napoli di Romania dürfte dagegen leicht das Schicksal so vieler im Orient schnell emporgeblühter und gesunkener Schwestern haben, und der neuen Residenz allgemach seine Einwohner wie seine Hoffnungen abtreten.

In diesem Augenblick wird in dem neuen Elis des lepantischen Golfs ebenfalls so fleißig gebaut, als in der Stadt des Cecrops am Ilissus. Mehrere hundert, mitunter stattliche Häuser wurden nach einem vorher sorgfältig entworfenen Plane in der Straßenlinie des Strandes erbaut, und immer wimmelt die Rhede von Handelsfahrzeugen Großbritanniens, Frankreichs und Oestreichs, welche Staaten hier ihre Konsuln haben. Man sagte mir, die Anlagen seyen für eine Einwohnerzahl von zweimalhunderttausend berechnet, und sie sollten sich von dem Hügel des alten von Ibrahim Pascha verwüsteten Ortes und der Citadelle oder Burgruine der Küste entlang bis an das venezianische Schloß Rhion an der korinthischen Dardanellenstraße erstrecken. Die Gegend ist für ein Konstantinopel geschaffen.

Patras, vor Alters Paträ *) und ein unbedeutender Ort in der Landschaft Elis, die zum achäischen Bunde gehörte, ist der gewöhnliche Landungsplatz aller derer, die aus Italien oder dem adriatischen Meere kommen; denn wenn gleich sein Molo noch nicht konstruirt, und sein Gewässer für die Schiffe nur etwa bei guter Verankerung sicher ist, so zieht man es doch in der Regel den Lagunen des benachbarten Missolunghi und der Rhede des berühmten jetzt ganz unwichtig gewordenen Lepanto vor, die kahl und felsig ist, und bloß hellenischen Fischern noch eine Zufluchtsstätte darbietet.

Nach Patras, der olivengrünen und rebengoldenen Hügelebene, flüchtete sich seit der Revolution sowohl der in Morea wohnende Ausländer als der redliche handeltreibende Albanese und Jude; seine Straßen sind ein Bazar von seltsamer orientalisch-europäischer Art, darin getrödelt, fabricirt, geschneidert, Kaffeesatz servirt und Südfrüchte und Zeuge verkauft werden. Anstatt der türkischen und persischen Geländer, Simse und Balkone erblickt man beinahe schweizerische Fichtenwohnungen mit breit überhängenden Dächern und ungezierten hölzernen Pfeilern. Eine ungeadelte Kunst des Augenblicks und der Nothdurft, die gar nicht unoriginell ist. Was inzwischen unsere europäischen Nordländer hier betrifft, so haben sie schon für ihre Bequemlichkeit Sorge getragen, und ich kanns bezeugen, daß das Hotel, worüber der östreichische Doppeladler prangt, nebst verschiedenen anderen, wozu auch ein italienisches Wirthshaus gehört, gerade so nüchtern unpoetisch aussehen wie die Häuser an den Straßen von Potsdam und Auteuil.

Unsere Reise von Corfu nach Patras dauerte bei ziemlich stillem Winde volle vier Tage, ein Umstand, worüber sich der britische Schiffskapitän, ein excellenter Mann, der Porter und Kartoffeln, die in dieser Gegend gleich selten sind, an Bord hatte, ungemein, ich mich aber gar nicht ärgerte. Was hätte mir erwünschter seyn können, als bei sonnenhellem Wetter und Mond- und Sternenschein des levantischen Frühlingsmonds vor den homerischen Inseln und der poetischen Unterweltküste zu kreuzen, die jetzt die Muselmänner und albanesische Fischer in Besitz haben.

Am ersten Morgen nach der Abfahrt hielten wir auf der Höhe zwischen dem wein- und ölreichen Paro, das bekanntlich noch zu den jonischen Inseln gehört, und Santa Maura-Leukadia. Bald darauf näherten wir uns auf Büchsenschußweite dem Felsen der Dichterin Sappho, der pittoresk in die See sticht, und bis zum Kanal von Cephalonien und Ithaca fortläuft.

O wie ward mir, als um die Vesperstunde ein an meiner Seite türkisch gelagerter Grieche plötzlich bei der Umschiffung des Vorgebirgs Durazzo ausrief: „das ist Ithaca, mein Vaterland." Es kam mir fast wunderbar vor, daß Jemand in dieser Insel des Odysseus zu Hause seyn, und eine rothe Mütze mit blauer Quaste, türkische Pluderhosen und eine bordirte Weste tragen könne.

Die Brick kreuzte die ganze Nacht um die Höhe des Kaps

*) Die Griechen sagen Patrai, die Italiener Patrasso und die Türken Baliabadra.

Marmora, das den Rücken des poetischen Eilandes ausmacht, um die ihm gegenüber im Golf von Missolunghi und Santa Maura gelegene Felseninsel Calamos oder Meganisi zu gewinnen, die im Befreiungskriege und während der Belagerung der Lagunenstadt Akarnaniens als britische Zufluchtsstätte für die bedrängten Griechen bekannt wurde. Erst am dritten Tage gestatteten uns die in diesem Archipelagus stationirten Schaaren des eigensinnigen Aeolus das Kap Papas des Festlandes — die Alten nannten es Araxos — und hinter ihm, den Golf von Patras zu erreichen; während uns darin aus blauer Ferne im Morgensonnenschein die Mauern flachliegender Burgen der Venezianer, bei den Griechen Rhion und Antirhion, als Gränzwächter des korinthischen Meeres entgegenschimmerten, und dahinter duftig blau das Gebirg von Akarnanien, Locris und Phocis aufstieg, erglänzte neben uns rechtshin in unübersehlicher Ausdehnung die Küste Achaia-Elis mit ihren den Hintergrund schließenden historisch berühmten Bergen Cyllene und Olenos, die den mythischen Erimanthos und den hochheiligen Styx des Orkus niedersenden.

Dieser Styx, der mehr Reputation hat, als der Amazonenstrom, der Mississippi oder der Rhein, ist noch wie vor dreitausend Jahren ein unansehnliches, schwarzwässeriges Bächlein, das seine Wellen in das Flüßchen Krathis ergießt, und mit ihm unweit Kalavritha in den Golf von Lepanto mündet.*) Es ist außer ihm in dieser Gegend neuerlich ein griechisches Kloster, Magaspilion, durch seine heldenmüthige Vertheidigung gegen Ibrahims Horden berühmt geworden. Man sagt, das Kloster, das noch jetzt 120 Geistliche zählt, besitze in einem diamantenen Kästchen das vielbesprochene Originalgemälde der Jungfrau Maria, welches der heilige Lukas verfertigte, ehe er nach Theben kam. Ceistirt wirklich ein solches, so konnte es an keinem Orte in der Welt besser verborgen werden.

Wir hatten eine solche Windstille vor Patras, daß der Kapitän beide Boote aussetzen lassen mußte, um das Schiff vermöge angebundener Taue von den Matrosen auf die Rhede rudern, also buchstäblich fortziehen zu lassen. Zwei andere britische Schooner, die von Zante heraufgekommen, waren uns schon mit dieser mühseligen und unleidlichen Arbeit vorausgegangen.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, wie entsetzlich man sich langweilt, wenn man durch eine ganz kurze Entfernung von einem interessanten und sehnlichst erwarteten Ort getrennt wird. Ich brannte vor Begierde die griechische Erde zu betreten, eine griechische Stadt, bloß griechische Kostüme, bloß Griechen zu sehen und zu hören. In Corfu war ich gleichfalls in England, und man machte mir eine griechische Rechnung in Schilling und Pence und fragte mich, ob ich Beefsteck oder Roastbeef essen wollte.

Die neugriechische Sanitätsbehörde in Patras war die Erste, die ich nach langer Zeit meinen Wünschen entsprechend fand. Sie machte weder viel Ceremonien, noch verursachte sie uns großen Zeitverlust, was in der Regel zu geschehen pflegt, die Kosten nicht gerechnet. Der Beamte, der sich uns präsentirte, trug Ypsilanti's Kamaschen, einen weißen Schurz, eine doppelt bordirte türkisch-griechische Jacke mit zahlreichen Knöpfen und eine gewöhnliche hellenische Jakobinermütze mit seidenen Troddeln, er hatte einen gespitzten Schnurrbart und langgelocktes deutsches Burschenhaar. Neben ihm paradirte ein bayerischer Korporal mit hellblauer Uniform, einem dito blauen Käppchen, und eine bayerische Schildwache, die uns beim Aussteigen auf verständliches Deutsch zurief: „Worten's e bisl, der Unteroffizier kommt mit der Sanität."

Der Unteroffizier und die Sanität führten uns mit drei Schritt Distanz in ein am Ufer erbautes Nach- und Hülfspalais der Douane, in welchem die Polizei des Eparchen stationirt ist. Dann wurden wir auf Italienisch examinirt, und mit unsern Pässen verglichen. „Avete la compiacenza di presentarvi al officio del Signor Nomarco." Also lautete für Jedermänniglich die Absolution. Es wurde uns dabei bedeutet, daß der Sohn des Nomarchen, das ist des Präfekten der Provinz, auch Französisch spreche und eine deutsche Ordonnanz habe.

Um fünf Uhr befand ich mich, angeführt von einem uns begleitenden griechischen Kaufmann, in der Gesellschaft von mehrern bayerischen Offizieren in dem neuerbauten Khan der Stadt, der dicht am Molo liegt und eine herrliche Aussicht auf den Golf von Lepanto, die Inseln und das Gebirg von Achaia darbietet. Der Wirth trat mit uns in Unterhandlung wegen der Betten, und ich hatte die Ehre zu erfahren, daß man vor der Hand im Hotel des Princes in Paris viel wohlfeiler als in der Nähe von Olympia schlafen kann. Dafür hatte ich aber die Freude nicht mit Schillingen und Pence, sondern mit Drachmen und Lepten, d. h. mit griechischen Franken und Centimen, auf der Rechnung notirt zu werden.

Der Wirth und seine kleine hübsche Frau waren aus Pythagoras Lande Crotona, sie hatten ΖΗΤΩ ΟΘΩΝ, es lebe Otto, vor ihren Fenstern mit großen Lampen illuminirt, und davon die Lattenstücke übrig gelassen, damit man ihren Patriotismus erkenne.

(Schluß folgt.)

*) Die Griechen nennen den Styx jetzt Mauro Nero.

Die Bergvölker des Kaukasus.

Die Adeche oder Tscherkessen.

(Fortsetzung.)

Alle häuslichen Arbeiten beruhen auf den Frauen, als das Verfertigen der Kleider, das Weben des Tuchs und der Leinwand, und das Bebauen der Küchengärten; die Männer treiben Ackerbau, Viehzucht und Handel.

Die Adeche haben eine gemeinsame Sprache, die jedoch nach den Stämmen in Dialekte zerfällt. Viele sprechen türkisch und tatarisch, und auch die schriftlichen Ausfertigungen werden in den letztern Sprachen gemacht, da die Adeche keine eigenthümliche Schrift haben. Die Bildung steht auf der niedersten Stufe: Fürsten und Adelige halten es für Schande lesen und schreiben zu können. Unter dem gemeinen Volk aber lernen es einige von den Mollahs. Die praktische Medizin, welche ausschließlich

von einigen Familien geübt wird, besteht aus einfachen Regeln, die sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und beschränkt sich hauptsächlich auf die Heilung von Wunden. Uebrigens macht sich einige Neigung zur Kultur unter den Bewohnern der Thäler bemerkbar, die minder wild und von der Natur besser bedacht sind, als die Bergbewohner.

Die Gebäude der Tscherkessen sind sehr unansehnlich! vier starke Pfähle in den Ecken, rund herum Flechtwerk, welches von Innen und Außen mit Lehm beworfen wird, mit einem Dach von Rohr, das ist Alles. Ein solches Haus ist in drei Tagen fertig. Bei den Bergbewohnern sind Erdhütten gewöhnlich. In der Nähe des Dorfs wird auf einem hohen Hügel ein Wachhaus errichtet, gleichfalls aus Flechtwerk. Nähere Angaben hierüber werden unten bei den Kabardinern vorkommen, denn dieses Volk, das geachteter und zahlreicher ist, als die andern, dient denselben als Vorbild.

Früher wurden alle Stämme der Adeche von Fürsten beherrscht, welche Krieg erklärten, Frieden schlossen und andere Anordnungen trafen; aber seit der im Jahre 1769 unter den Schapsugen, Abedsechen und Natuchaiern eingetretenen Revolution werden diese drei Stämme von einem Rath der Alten regiert. Ein solcher Rath besteht in jedem Kreise, und wird aus den ältern Personen ohne Unterschied des Standes gewählt. Obwohl aber diesen Räthen die Schlichtung aller Streitigkeiten und die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt zusteht, so haben ihre Entscheidungen doch noch keine Gesetzeskraft, denn die allgemeine Stimme der Nation stößt sie häufig um, und die Stärke der Partei, welcher der Angeklagte angehört, setzt nicht selten ihren Willen mit gewaffneter Hand durch. Daraus entstehen immerwährende Streitigkeiten, innere Kämpfe und gegenseitiger Haß der Stämme.

In denjenigen Stämmen, welche unter der Herrschaft von Fürsten blieben, werden zwar zur Entscheidung wichtiger Gegenstände auch vom Volk gewählte Räthe zusammenberufen, aber die Entscheidung fällt stets nach dem Wunsch der Fürsten aus. Bei alle dem finden Unzufriedene Mittel solchen Entscheidungen auszuweichen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß unter diesen Bergvölkern keine ordentliche Regierung besteht, sondern Anarchie herrscht, welche durch Gewohnheit und die Furcht vor Blutrache gemildert wird.

Am Ursprung des Schiache finden sich die Trümmer einer alten Stadt, Ueberreste von Säulen, und andere Merkmale einer kunstreichen Architektur, welche beweisen, daß hier einst ein gebildetes Volk wohnte; diese Vermuthung wird noch mehr bestätigt durch die unter den alten Trümmern aufgefundenen Münzen und Medaillen, woraus sich schließen läßt, daß hier eine zu den griechischen Niederlassungen am Kuban gehörige Stadt lag; ein Pfeiler mit einer griechischen Inschrift steht auf dem linken Ufer des großen Selentschuk. Am Ursprung dieses Flusses sieht man eine wohlerhaltene steinerne Kirche mit einer griechischen Inschrift. Gräber mit ähnlichen Inschriften trifft man sehr viele an verschiedenen Orten in der Nähe des schwarzen Meeres.

Steinerne Götzenbilder finden sich an vielen Orten längs dem Ufer des Kuban; sie beweisen, daß hier einst Mongolen und Tataren hausten, die vor Annahme des Islam sich zum Lamaismus bekannten.

Die Festung Anapa wurde im J. 1784 von den Türken gegründet, zur Zeit als die russischen Truppen die Halbinsel Taman einnahmen. Der bequeme Hafen, der durch hohe, gegen Norden niedriger werdende Felsen gebildet wird, die Lage am Ufer des Meeres, das die Küste des Tscherkessenlandes bespült, bewogen die Pforte, Anapa zum Sitz eines Pascha mit drei Roßschweifen zu machen, welcher mit seiner starken Garnison den der Feste benachbarten Stamm der Natuchaier in Furcht und Abhängigkeit erhielt. Außerdem lieferte die Pforte über Anapa den Bergvölkern Waffen, und suchte ihre feindlichen Gesinnungen gegen Rußland zu nähren. Anapa liegt an der Ausmündung des Flusses Bugur ins schwarze Meer, und seine am Abhang des Berges liegenden Gebäude bilden ein Amphitheater; es hat drei Werste im Umkreis. Die Festung, welche durch 20 Kanonen vertheidigt wird, ist ziemlich gut gebaut, und namentlich die Befestigung auf der Seeseite mit besonderer Sorgfalt angelegt. Die Zahl der Einwohner von Anapa beträgt nicht 2400 Seelen. Anapa wurde mehreremal von den Russen genommen; das Erstemal im J. 1791 in seiner glänzendsten Periode, als es 5000 ständige Einwohner und eine Besatzung von 25,000 Türken und Kaukasiern hatte: 83 Kanonen und 9 Mörser waren damals auf dem mit Stein verkleideten Festungswalle vertheilt. Aber alles dieß rettete die Stadt nicht vor den Russen, die sie unter dem Generalfeldmarschall Graf Gudowitsch mit Sturm nahmen. Spätere Einnahmen fanden in den J. 1807 und 1811 statt, immer aber wurde es im Frieden wieder zurückgegeben, bis es nach der Einnahme im J. 1828 im Frieden von Adrianopel für immer an Rußland abgetreten wurde. Die Erwerbung dieser Feste gibt uns (den Russen) bedeutende Mittel an die Hand zur Bezwingung der Bergvölker, raubt diesen letztern den Schutz der Pforte und die Mittel sich Waffen und Kriegsbedarf zu verschaffen, und vernichtet überdieß den Menschenhandel, der von den Bergvölkern in Anapa getrieben wurde. Die Versendung unserer Manufakturerzeugnisse nach dem Hafen von Anapa kann einen neuen Handelszweig mit den Adeche ins Leben rufen, und die Mittel an die Hand geben, sie mit Rußland zu vereinigen.

Die gütige Natur gibt den Bewohnern der Thäler ohne sonderliche Mühe reichliche Ernten, besonders an denjenigen Orten, die vor dem Einfluß der Seewinde geschützt sind, und reicht ihnen nicht nur die Mittel zu ihrem eigenen Unterhalt, sondern auch zur Versorgung der Bergbewohner, welche sich jedes Jahr um Getreide an sie wenden; denn von unfruchtbaren Strecken umgeben bearbeiten diese mit eisernen Spaten kleine Flecke zwischen Wald und Felsen, besäen sie mit Getreide, und gewinnen eine unbedeutende Ernte, die ihnen nicht einmal den unumgänglich nöthigen Unterhalt gewährt. Die am Ufer des schwarzen Meeres, so wie die auf den Bergen lebenden Stämme geben sich alle erdenkliche Mühe mit der Erziehung von Fruchtbäumen. Die ersten gewinnen dadurch einen Luxusartikel, die zweiten einen Nothbedarf, indem sie dagegen Getreide eintauschen. Bei den Ubychen, Guaie und anderen an der

Gränze von Groß-Abchasien hausenden Stämmen findet man ganze Wäldchen von Kirschen-, Aepfel- und anderen Fruchtbäumen. Die kraftvolle Natur dieser Länder erzeugt ohne viel Beihülfe des Menschen eine große Menge Weinreben, woraus ein schmackhafter Wein und auch Branntwein bereitet wird; troß der Verbote des Koran sind sie fast täglich betrunken. Indeß besitzen nicht nur die genannten Stämme, sondern auch die Thalbewohner überhaupt Fruchtgärten, und der Lorbeer-, so wie der Maulbeerbaum wächst am Meeresufer in Menge.

Die Thalbewohner sind besonders reich an Heerden von Hornvieh, Pferden und Schafen, welche im Frühjahr auf den üppigen, saftigen Weiden, die durch zahlreiche Wasserableitungen bewässert sind, in den Ebenen Nahrung finden, und dann treibt man die Heerden in die höhern Thäler, wo das Gras noch grün ist, und eine gute Nahrung gewährt. Mit Eintritt des Herbstes kehren die Heerden zurück in die Ebenen, wo sich neues Gras zeigt. Die Bergbewohner müssen, da sie keine zureichenden Weiden besitzen, sich mit Ziegen und Eseln begnügen, welche Baumblätter und Moos als Fütterung erhalten.

Der Handel ist nicht unbedeutend: die Hauptgegenstände, welche die Tscherkessen bedürfen, sind Salz, Tabak, Branntwein und verschiedene Baumwollen- und Seidenzeuge. Alles dieß erhalten sie auf den russischen Tauschhöfen, die an der Gränze errichtet sind. Sie bringen dagegen Pelzwerk, Wachs, Honig, Bau- und Brennholz. Aber der innere Handel befindet sich ausschließlich in den Händen der Armenier, die überall Bekannte unter den Stämmen der Adeche haben, und unter dem Schutze der Gastfreundschaft bedeutende Vortheile gewinnen. Ueberdieß treiben die Tscherkessen unter sich einen Tauschhandel mit ihren eigenen Manufakturen und Bodenerzeugnissen.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Rhabarberpflanze.

Herr Paravey fand, daß in dem Pen tsao oder Buch der Arzneipflanzen die ächte Rhabarberpflanze oder Ta hoang unter den giftigen Pflanzen stehe. Er fand mehrere Abbildungen der Pflanze, und spricht, ohne gerade eine Linné'sche Beschreibung derselben liefern zu können, seine Ueberzeugung aus, daß nicht das rheum palmatum oder rh. ondulatum ausschließlich die beste Wurzel liefere, wie man noch in Europa glaubt. Der russischen Regierung schien die Sache so wichtig, daß sie einen Preis von 50.000 Rubel darauf setzte, wer brauchbare Körner der ächten Pflanze liefere. Merkwürdig ist, daß sich in den chinesischen Werken die Vorschrift findet, daß man die Rhabarber nie roh oder als Pulver geben solle, was jedoch in Europa fast immer geschiebt.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenter Brief.

(Schluß.)

Die Neger bilden eine interessante Klasse der Bevölkerung von Algier. Seit undenklichen Zeiten haben die Mauren und die Araber des nördlichen Afrika's schwarze Sklaven beiderlei Geschlechts aus dem Innern hergeführt. Die Zahl der Neger in Algier beläuft sich auf ungefähr 2000, worunter einige freie; bei dem gegenwärtigen Stand der Gesetzgebung ist indeß die Sklaverei der Neger in der Regentschaft noch nicht abgeschafft, und es ist mir nicht bekannt, ob in Frankreich ein Gesetz wegen Aufhebung des Sklavenhandels zu Land bereits vorbereitet wurde; doch glaube ich, daß man eine Ordonnanz in diesem Sinne erlassen wird; jeder Eigenthümer, der einen Sklaven mißhandelt oder tödtet, wird indeß unfehlbar bestraft. Die Sklaverei der Schwarzen ist jedoch, wenn ich anders den erhaltenen Versicherungen glauben darf, hier nicht allzu drückend; auch wird die Geringschätzung gegen farbige Menschen nicht so weit getrieben als in Westindien und Nordamerika, denn man findet mehrere Mauren, welche mit Negerinnen verheirathet sind, und obschon es hie und da vorkommen mag, daß die Neger von ihren Herren geschlagen werden, so sind sie ihnen im Ganzen doch ziemlich ergeben. Auch flüchtete während der letzten Invasion nicht ein einziger Neger in das französische Lager, ein Umstand, dessen die Algierer sich gern zu rühmen pflegen. Ein reicher Maure, der vier und zwanzig schwarze Sklaven besitzt, sagte mir eines Tages: „Ich fürchte eine Verschwörung meiner Neger eben so wenig, als ich von meinen Kindern ermordet zu werden fürchte.“

Diesen Morgen war ich Zeuge einer abergläubischen Ceremonie, die, obschon durch den Koran verboten, dennoch von den schwarzen und weißen Moslems Algiers und sogar von den Juden begangen wird. Sie besteht darin, daß man irgend ein eßbares Thier den bösen Geistern opfert, welche sich in den Brunnen der Umgegend aufhalten. Wie viel solcher Brunnen man zählt, habe ich nicht genau ausmitteln können; Einige sagen sieben, die andern siebenzig. Wie dem jedoch auch sey, der Dämon wird durch das Opfer irgend eines warmblütigen Thieres aus seinem Brunnen herausgelockt, und das Fleisch dann an Kranke vertheilt, die durch dessen Genuß genesen. Die Ceremonie, von der ich Zeuge war, fand am Meeresufer statt; alle Anwesenden, mit Ausnahme eines Marseiller Kaufmannes, der Arabisch verstand, und mir die Worte der Opfernden erklärte, waren Neger. Ein schwarzer Priester, ein Subdiakon und zwei schwarze Priesterinnen wohnten der Feierlichkeit bei; das Opfer bestand in Geflügel. Der Priester und das anwesende Volk heulten einen wahrhaft infernalischen Gesang ab, wobei sie, so lange derselbe dauerte, die Gesichter gegen Osten kehrten. Dann tauchte man die Opferthiere in das Meer, worauf sie der Priester an den Brunnen trug und ihnen dort den Hals abschnitt. Die Feierlichkeit endete mit einem allgemeinen Gelächter, das auf das Geschrei der armen Hühner antwortete.

Unter den Bewohnern Algiers hätte ich auch der Mozabiten gedenken sollen, welche aus der Wüste kommen. Sie sind offenbar keine Neger, ihre Hautfarbe aber ist so dunkel, daß ich in der That nicht weiß, welcher Race ich sie beizählen soll. Dieser so weit hergekommene Menschenschlag übt in Algier das Monopol mehrerer Gewerbe. Sie führen die Oberaufsicht über Mühlen, Bäder und die Metzger. Diese sehr nützlichen Leute unternehmen häufig Reisen in die Wüste, woher sie Straußenfedern bringen, und haben auch unter den Franzosen das unter dem Dey behauptete Monopol sich zu erhalten gewußt. Aus demselben Lande, wie die Mozabiten, sind auch die Piskaris, die Nachtwächter von Algier, gekommen. Nach Verlauf einer gewissen Stunde in der Nacht findet man sie, in ihre zerrissenen Mäntel gewickelt, auf den vor den Läden stehenden Bänken schlafen. Sie bilden eine eigene Zunft, welche die Verpflichtung übernommen hat, die Läden der Kaufleute gegen eine gewisse Belohnung vor Diebstahl zu schützen, und ihre Wachsamkeit ist so groß, daß fast nie ein Einbruch vorkommt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1836.

Die Tscherkessen.

Abriß ihrer Geschichte.

Eine systematische Geschichte der kaukasischen Bergvölker zu schreiben ist eine unmögliche Sache, zum mindesten so lange nicht die Trümmer alter Städte, welche sich im Innern des Landes finden, von gelehrten Reisenden besucht sind, um aus den Ueberresten der Inschriften und durch Untersuchung der in den Trümmern sich findenden alten Münzen, Medaillen und anderer Denkmale eines ehemaligen hier hausenden gebildetern Stammes annäherungsweise die Hauptperioden zu bestimmen, in welchen die Ansiedlung der verschiedenen Völkerschaften statt fand. Die Kaukasier haben keine schriftlichen Denkmäler und keine historischen Ueberlieferungen, oder wenigstens bestehen diese nur in Sagen und Erzählungen von kühnen Thaten ihrer Vorfahren; auch werden Episoden aus dem Privatleben geschildert, aus denen sich durchaus kein Ganzes bilden läßt; darum mußte ich (Sudow) mich mit diesem Umriß der historischen Begebenheiten begnügen, obgleich er nur aus fremden Schriftstellern geschöpft ist, die gelegentlich der Kaukasier erwähnten. Dieser Umriß schließt auch zugleich die Kabardiner und die ihnen unterworfenen Länder ein.

Die fruchtbaren Thäler, welche vom Kuban und den von der rechten Seite sich darein ergießenden Flüssen bewässert werden, waren von Alters her von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die man unter dem unbestimmten Namen Skythen und Sarmaten begriff. Nur diejenigen, welche an der Mündung des Kuban in den jetzt von dem Stamm der Natuchaier eingenommenen Gegenden wohnten, hatten den besondern Namen Sideren.

Griechische Kolonien, welche sich zur Betreibung des Handels an den Ufern des schwarzen und asowischen Meeres seit dem J. 600 v. Ch. niederließen, breiteten sich auch bis an die Mündung des Kuban aus, und erhielten dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Landeseingebornen. Die bedeutendsten derselben waren die Harmonassen und Dioskurier. Alle diese Ansiedlungen fielen bald nach dem J. 480 v. Ch. unter die Herrschaft der Lesbier. Die Tauroskythen gingen in Verfolgung der Kimmerier über den Kaukasus, drängten die kubanischen Niederlassungen, und die Jasamaten, die nach ihnen kamen, kurz vor Alexander dem Großen, bemächtigten sich derselben.

Die Gründung des pontischen Königreichs zeigte den Kolonien am Kuban deutlich, wer am Ende ihr Sieger und Beherrscher seyn würde, und als Mithridat VI Eupator auf den Thron kam, mußten sie auch bald seine Oberherrschaft anerkennen, im J. 115 v. Ch. Der Tod dieses großen Herrschers gab den Alanen, einer bisher unbekannten Nation, die seit kurzer Zeit erst aus den Ländern jenseits der Wolga hergezogen war, Gelegenheit, ihre Herrschaft über die kubanischen Kolonien auszudehnen; sie vermischten sich mit den Landeseingebornen, verstärkten die Volkszahl im Kaukasus, und fingen an, an den Angelegenheiten der benachbarten Völker, der Lasen im alten Kolchis, der Heniochen in Abchasien und der Iberer oder jetzigen Grusier Theil zu nehmen. Aber ihre Herrschaft dauerte nicht lange; andere skythische Völker, Asen oder Jasen, Abasgen und andere, durch mächtigere Stämme aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben, drängten nun ihrerseits die alanischen Stämme, welche über den Kaukasus gingen und sich im alten Colchis niederließen. Die Zurückgebliebenen wurden im zweiten Jahrhundert nach Christo von den Gothen gedrängt, unter deren Herrschaft nur ein kleiner Theil in den kubanischen Niederlassungen blieb, die andern zogen gleichfalls nach Colchis, welches damals nach der dort wohnenden Nation den Namen Lasika führte.

Im J. 212 n. Ch. drang ein kriegerisches, bisher unbekanntes Volk, das sich aber in späterer Zeit unter dem Namen Chasaren berühmt machte, durch die Schlucht von Dariel in Armenien ein, und bezeichnete seinen Zug über den Kaukasus durch die schrecklichsten Grausamkeiten gegen die Eingebornen.

Der im J. 276 wieder ausbrechende Krieg zwischen Römern und Persern nöthigte die letztern, die um den Kuban wohnenden Alanen in ihren Sold zu nehmen. Freudig stimmten diese bei, am Ende des Krieges aber wandten sie sich gegen die römischen Besitzungen, und verheerten und plünderten diese. Der Kaiser Tacitus sah sich gezwungen, mit den römischen Legionen gegen dieselben auszuziehen, und nach mehrern Gefechten gelang es ihm endlich, sie in ihre alten Wohnsitze zurückzutreiben. Am

Ende des dritten Jahrhunderts brachen wiederholt die Sarmaten, namentlich unter einem König Reiskon, in diese Länder ein.

Im J. 375 zogen die Hunnen, unter Anführung ihres Herrschers Manzun, gleich einer furchtbaren Wetterwolke gegen den Kaukasus. Die auf dessen Nordseite wohnenden Gothen erkannten seine Herrschaft an, die Alanen aber gingen zum Theil nach Europa hinüber, zum Theil verbargen sie sich in den unzugänglichen Schluchten des Kaukasus, und wurden die Stammväter der jetzt noch dort hausenden Bergvölker.

Die Hunnen, die sich auf der Nordseite des Kaukasus festgesetzt hatten, und über die Eingebornen eine Herrschaft ausübten, wußten durch ihren Einfluß in diesen Gegenden Ruhe zu erhalten bis gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts, und während die Ebenen, welche die Kuma auf der Nordseite umgeben, der Schauplatz kriegerischer Thaten waren, genossen die griechischen Kolonien am Ufer des schwarzen Meeres unter dem Schutze der Hunnen Ruhe. Inzwischen überfielen Ungern und Bulgaren die am Einfluß der Buiwola in die Kuma wohnenden Völker, unterwarfen sie im J. 465, und einige der ungrischen Horden ließen sich zwischen dem Don und Kuban unter dem Namen Utaguren nieder, wurden jedoch im Anfang des sechsten Jahrhunderts von den Awaren gedrängt und unterworfen, und erst im J. 635 durch Kuwrat, den Beherrscher der europäischen Bulgaren, von dieser Abhängigkeit befreit.

Der römische Hof, welcher wohl einsah, daß die kaukasischen Stämme mit der Zeit den asiatischen Provinzen des Reichs furchtbar werden könnten, fand es unerläßlich, sich ihnen durch Einführung der christlichen Religion zu nähern; kluge Missionäre wurden unter sie geschickt, und erhielten bald die glänzendsten Erfolge. Viele Gebirgsstämme nahmen das Christenthum an, und zur bessern Leitung dieser neuen Heerde wurde im J. 536 nach Christo ein besonderer Bischof in Nikopsis aufgestellt. Die wohlthätigen Früchte dieser verständigen Maßregel zeigten sich bald. In dem Kriege, der vom J. 551 bis 558 zwischen dem römischen Kaiser Justinian I und dem persischen König Chosru Nuschirwan geführt wurde, waren die kaukasischen Stämme thätige Hülfstruppen ihrer neuen Brüder, der Römer.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach Patras.

(Schluß.)

Es hat sich wohl bis jetzt niemand darum bekümmert, wie und wo das alte Paträ und seine Burg erbaut waren: die Türken bekamen die Stadt mit 10,000 Einwohnern von den Venezianern, diese aber hatten schon ein Kastell auf dem Hügel angetroffen, die als pittoreskes Vorgebirg von Voidia, dem alten Berg Panachaikos, herabhängt. Was sich heutigen Tags, ich meine nach der Zerstörung des Jahres 1821, davon vorfindet, ist kaum geeignet, eine archäologische Spur nachzuweisen, daferu anders nicht unbestreitbar antike Fragmente von Gebäuden und Statuen, die im Mittelalter in die Mauern versetzt wurden, für die Existenz benachbarter Monumente sprechen. Die Griechen haben in den Befreiungskriegen das Kastell Fort Leonidas genannt, und ihm diesen Namen durch eine heroische und verzweiflungsvolle Vertheidigung ehrenvoll erhalten.

Die neue Stadt Patras erhebt sich in geraden Straßenlinien vom Strande hügelan bis an die Propyläen der zerstörten Veste. Wenn man am Fuße derselben gegen die Küstenfläche hin die verwitterten Felsen überschreitet, auf deren einem der französische Konsul sein Haus und eine Vogelstange mit der dreifarbigen Fahne ausstreckte, so gelangt man in die Trümmer der alten Stadt, die auf der Rückseite der Anhöhe gelegen sind, und einen äußerst traurigen Anblick darbieten. Wir fanden in den entpflasterten und theils niedergebrannten, theils niedergerissenen Straßen das bettelarme Volk in Schilfhütten und Baracken von Lehm gelagert. Die Weiber spannen am Wocken, reizend nackt, derb und schön, ein untergegangenes Geschlecht arkadischer Nymphen zu nennen, unterdeß die Männer des Karnevals sich freuend vor einer nahen Marketenderschenke, die eine bayerische Soldatenfrau etabliert hatte, bezecht den wilden Reigen der Mainotten schlangen, und mit beiden Fäusten die Ziskapauke schlugen. Eine Legion kleiner Kinder spielte unterdeß hungrig auf dem kahlen Boden, und ergötzte sich an den Sprüngen eines hellenischen Hanswursts, der, um recht närrisch zu seyn, die originelle Idee hatte, eine deutsche Uniform mit Ordensbändern zu tragen.

Dem türkischen Aberglauben verdankten wie die Erhaltung einiger griechischen, und der griechischen Industrie die einiger türkischen Monumente. Außer der Burgmoschee mit einem abgebrochenen Minarettthurm und ächt orientalischem Brunnen — sie liegt in Mitte des Kastells, und dient einer bayerischen Hafenwacht zum Aufenthalt — besuchte ich mit viel Interesse die Pankratiuskirche, die dem Baustyl nach eine kleine Hagia Sophia zu nennen und außerordentlich regelmäßig gebaut ist. Ihre Lage ist unterhalb der Burghöhe am Eingang, und auf dem höchsten Punkte der alten Stadt, die sie daher vollkommen beherrscht. Am westlichen Ende ist das Portal, nämlich ein dünnsäuliger Portikus mit indischem Schirmdach; das ganze Gebäude, ein Oblongum mit angebauter Cella, zwei Seitengängen, Halbgewölbe und eine große Mittelkuppel, die malerisch von sechs kleinen Kuppeldächern umgeben ist, und hoch in die Lüfte ragt, liegt innerhalb eines länglichen Peribols, der sechs Santon- oder Derwischzellen und Grabgewölbe an der Abendseite hat.

In den Derwischzellen, die aus einer kleinen Kuppelstube mit anstoßender Nische bestehen, und keine Oeffnung außer der niedrigen Thüre haben, traf ich eine schöne arme Frau mit ihren Kindern, jammervoll auf Stroh liegend, und ein Paar meckernde Ziegen, die mich an das Schicksal der flandrischen Genoveva erinnerten, und mir fast Thränen auspreßten. Auch fand sich ein mit aschgrauem Zeug bemäntelter Mann, der sich einen Priester nannte, und sein Käppchen für ein Almosen hinhielt.

In der Moschee des heiligen Pankratius hatte ich am folgenden Morgen das Vergnügen, zum Erstenmal dem griechischen Gottesdienste beizuwohnen, eine Ceremonie, die ich in Neapel und Livorno, wo griechische Gemeinden sind, versäumte. Ich sah dabei, was ich wohl wußte, daß der Geistliche seinen Pfarr-

kindern ungesäuertes Brod mit Wein zum Abendmahl reichte, daß er ein Kind am ganzen Leibe taufte, und einen Landgeistlichen mit seiner Pächterin verheirathete. Die hellenischen Prediger des Worts sind wohl zu beneiden von den unseigen, sie nehmen sich, dafern sie nicht ins Kloster gehen, die schönste Jungfrau ihres Sprengels.

Der Gottesdienst, dessen wir theilhaftig wurden, bestand in einer feierlichen Messe, worin die Psalmen und Evangelien griechisch abgesungen und vorgelesen wurden. Keine Statue, kein geschnitztes Bild, dessen Nase sich fassen ließ, war sichtbar, dagegen bemerkte ich auf der Wand, die den Altar deckte, außer dem Bildniß des Gekreuzigten, drei mittelalterisch kolorirte und steif gezeichnete Figuren der Maria und Magdalena. Die Instrumentalmusik ist dem griechischen Christen ein Gräuel, sie fehlte also ganz. Auch Glocken sah ich nirgends, um auf herkömmliche Weise die Gläubigen anzurufen; die uns begleitenden Bayern versicherten, es befinde sich seit der Revolution kein einziges Exemplar im Lande.

In der Nähe der erwähnten Moschee, tiefer stadtwärts, besuchte ich noch ein Paar andere mindere ansehnliche Ruinen des Islams. Die Eine davon schien mir eine Kapelle, die Andere ein orientalisches Bad gewesen zu seyn. In beiden wohnen griechische Familien, die gleich den Lappländern im Innern den ganzen Reichthum um ein flackerndes Feuer mit schwarzen Kochtöpfen aufgeschichtet hatten, und Maulthier, Ziege, Frau und Kind auf Binsenmatratzen ausgestreckt darstellten.

Fast alle Weiber, die ich auf dieser Promenade durch das untergegangene Hellas — Patras ist nur das Abbild der übrigen Städte Morea's und Rumeliens — vor oder in ihren Wohnungen antraf, trugen eine morgenländische lange Tunica, und darüber ein kurzes, vorn offenes und auf dem Rücken wie ein männlicher Ueberrock geformtes Unterkleid, daraus der Busen voll und stark im bloßen Hemde hervorquoll, ja meistentheils ganz zur Schau getragen wurde. Immer fand ich diese proletarischen Penelopen mit der Spindel beschäftigt. Die vornehmern Griechinnen, deren ich gar wunderliebliche im Hause des Nomarchen und eines am Strande der Neustadt wohnenden reichen Kaufmanns sah, schienen kein anderes Geschäft zu kennen als das Putzen, Baden, und Siesta Halten. Ganze Tage lang können die Mädchen auf einem Balkon sitzen, und auf dem Tabouret gedankenlos mit ihren rothen Pantoffeln liebkosen.

Von Patras nach Olympia sind nur zwei Tagreisen, die man in den Gebirgspässen des Erimanthos und Alpheus zubringt. Wir mußten uns die Sehnsucht darnach vergehen lassen, da die hohe Polizei selbst uns ernstlich vor den Räubern und Meutern warnte.

Olympia ist, obgleich nur noch ein elendes Dorf, Namens Miraka, zur Sprachle oder Unterpräfektur im Kreise Messenien erhoben worden. Es liegt eigentlich noch im Bezirke Patras — Achaia-Elis — da die Trümmer auf dem rechten Ufer des Flusses Alpheus gesehen werden, und hätte füglicher zu der Eparchie Elea geschlagen werden können, in der Belvedere oder Paläopolis, das alte Elis, gelegen ist. Man versicherte uns, diese einstmalige heilige und unverletzbare Hauptstadt der Provinz, die gekannteste von ganz Griechenland, enthalte jetzt nur etwa hundert Lehmhütten, worin Lalioten und Albanesen wohnen, die Christen geworden sind, und ein originelles Gemisch von Religion ausüben.

Es gibt in Griechenland Menschen, die zugleich an Muhammed und an Christum, an Mekka und Jerusalem glauben, es gibt deren, die zugleich Mustapha und Johannes, Ali und Petrus heißen, und es gibt deren sogar, die Mönche und Simonisten sind in ihren Grundsätzen.

Noch ist ein sehr merkwürdiger Ort in dieser Gegend, der wenig gekannt und gesucht ist, und den ich insbesondere sehr bedaure nicht gesehen zu haben. Er heißt Pavlizza, und liegt in der Nähe von Fanari, einer modernen Eparchiestadt von zweitausend Einwohnern, die aus Phigalia herüberzogen. In ganz Griechenland ist kein Ort des Alterthums, der wie dieses verlassene Phigalia in seiner ursprünglichen Gestalt mit Mauern und Stadtthoren von übereinandergereihten riesigen Steinblöcken erhalten wäre. Es ist das Pästum von Morea, dem nur die Tempel desselben fehlen. Nicht weit davon finden sich unter dem Namen Strobizzi die Reste zweier anderer alten Städte, Lepreon und Polos Triphiliaka — Nestors Residenz, und im Meerbusen die Strophadeninseln des Homer, πλωτοὶ die Schwimmenden genannt, auf denen Virgil die Harpien hausen läßt.

Merkwürdig ist, daß ein englischer Prinz noch bis diesen Augenblick den Titel von dem Orte Klarenza (Hirmine) am Vorgebirg der achaischen Kette führt, obgleich wohl niemand mehr daran denkt, daß weiland die Kreuzritter an der schönen Küste ein Herzogthum unter diesem Namen an einen ihrer Feldherren schenkten. Die Erbschaft, welche in der Folge imaginär wurde, kam nach und nach an die Grafen von Hennegau, und von diesen durch Eduards III deutsche Gemahlin an die Krone Albions, in der sie seitdem geblieben ist.

Notizen über die Küste von Tenasserim.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London vom 5ten März wurde ein Auszug aus den schriftlichen Berichten des Kapitän Low über den Handel, das Manufakturwesen, die Gesetze und die Religion der Bewohner der Küste von Tenasserim vorgelesen. Aus diesem Bericht ergibt sich, daß der Handel an dieser Küste ausschließlich zur See betrieben wird. Der bedeutendste Manufakturartikel ist Tuch, welches größtentheils von den Weibern verfertigt wird, die man schon von Kindheit an zum Spinnen anhält. Es findet sich kaum ein Haus in diesen Provinzen, wo man nicht einen Webestuhl sieht. In neuerer Zeit wurden Tücher, den birmanischen nachgeahmt, von England eingeführt, und da sie wohlfeil waren, von den Eingebornen gekauft; doch beklagen sie sich jetzt, daß die Farben nicht haltbar seyen, auch das Tuch sich nicht so lange tragen lasse, als ihr selbstverfertigtes. Bei der letzten Aufnahme des Werths der Einfuhr und Ausfuhr von Tenasserim stellte sich die erstere mit 650,000 Rupien und die letztere mit 175,000 Rupien, mithin ein Mehr der Einfuhr gegen die Ausfuhr von 475,000 Rupien heraus. Der Handel im Innern wird durch Tausch betrieben. Unter der birmanischen Regierung war die Ausfuhr von Gold- und Silberbarren verboten.

Kapitän Low glaubt, daß der birmanische Codex irgend einer Version des alten Gesetzbuchs von Menu nachgebildet sey, jedoch bei der Anwendung auf die Birmanen bedeutende Veränderungen erfahren haben müsse, da er ursprünglich für ein von diesen wesentlich verschiedenes Volk bestimmt gewesen. Bei den Civil- und Kriminalgerichtshöfen von Tenasserim herrscht die größte Bestechlichkeit, und fast jeder Verbrecher, der Hochverräther vielleicht ausgenommen, kann sich loskaufen, wenn er der erforderlichen Summe mächtig ist. Mord wird durch Enthauptung mit dem Schwerte bestraft. Ist der Ermordete ein Mann von hohem Range, so muß die ganze Familie des Mörders die gleiche Strafe leiden, damit, wie die Birmanen sagen, die Kinder des Verbrechers den Tod des Vaters nicht rächen können. Ein Hochverräther oder Verschwörer gegen den König oder irgend eine hohe Person wird nebst seiner ganzen Familie mit Schießpulver in die Luft gesprengt. Man sperrt Alle in ein Haus, mit Stroh, Schießpulver und andern Brennstoffen gefüllt, und steckt es dann in Brand. Ehebruch, Diebstahl und andere geringere Vergehen werden mit Gefängniß gebüßt; auf Blutschande steht Verbannung. Begleitet ein Geistlicher einen Verurtheilten zum Richtplatz und führt ihn in eine Pagode, so ist sein Leben gerettet. Die Erbschaftsgesetze werden selten streng befolgt, und war der Verstorbene nicht ein angesehener Mann, so eignet sich der Vorsteher der Lokalgerichtsbarkeit einen Theil der Erbschaft zu, indem er sich als Testamentsexekutor tüchtig bezahlen läßt.

Kapitän Low bestätigt, daß die Bewohner der Küste von Tenasserim dem Buddhismus zugethan, jedoch, wenigstens so weit seine eigenen Beobachtungen reichten, keine so eifrigen Götzendiener als die Bewohner von Pegu und Siam seyen. Es läßt sich indeß nicht bezweifeln, daß die Lehre Buddha's viel dazu beigetragen hat, die Sitten des Volks zu mildern und zu verfeinern. Vor Einführung derselben muß dieses Volk sich in einem sehr verwilderten Zustande befunden haben, denn es ist keine Spur vorhanden, daß sie mit Kunst und Wissenschaft vertraut waren. Kapitän Low ist der Meinung, daß die birmanischen Pagoden alle Aufmerksamkeit verdienten, und wesentlich beitrügen, die Vermuthung Maurice's zu bekräftigen, welcher glaubt, daß die runden Tempel in England, deren Ruinen, besonders der zu Stonehenge, so viele Muthmaßungen erregt, ursprünglich dem buddhistischen Gottesdienst geweiht gewesen seyen.

Vermischte Nachrichten.

In Paris soll sich gegenwärtig ein junger Engländer aufhalten, der den Dr. Smith auf seiner Reise ins Innere von Afrika begleitete, aber wegen einer im Gefechte mit den Wilden empfangenen Wunde zurückkehrte. Er soll sich in den Salons im Kriegskostüm der Zulas zeigen, den obern Theil des Körpers mit langen Büffelhaaren bedeckt, Leopardenschweife am Gürtel tragend und den Kopf mit ungeheuren Federn geziert. In der Hand trägt er einen großen ovalen Schild von Büffelhaut, und einen Pfeil mit einer gut gearbeiteten Eisenspitze, der von Zulas selbst verfertigt worden seyn soll. Dieser Reisende kennt ein wenig den Dialekt der Zula's, und hat der geographischen Gesellschaft ein Wörterbuch mitgebracht, das den arabischen Ursprung des Volks zu beweisen scheint: die Auswanderung müßte indeß sehr alt seyn, da sie keine Idee von dem muhammedanischen Kultus haben.

Man entdeckte zu Porcheville in der Nähe von Nantes ein gallisches Grab; sechs rohe aufrecht stehende Steine schließen es ein: es ist 6 Fuß breit und 9 Fuß lang. Ein Sandsteinblock von 10 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 4 Fuß Dicke bedeckte und schloß das Grab. Der Boden war mit platten Steinen gepflastert, auf denen etwa 60 Skelette lagen, mit dem Kopf theils gegen Norden, theils gegen Süden gerichtet. Man fand in der Mitte dieser in Staub zerfallenden Gebeine Muscheln, Kohlen, Thierknochen, und Töpferscherben von sehr fester Art und schwärzlicher Farbe, Steine mit mehrern Löchern, die als Schmuck dienen mußten, eine Pfeilspitze von Eisen, ein sehr schönes Beil von Kieselstein, und endlich ein roh auf einem Kiesel ausgehauenes menschliches Profil, das an die Form der gallischen Medaillen erinnert.

In einer der jüngsten Sitzungen der entomologischen Gesellschaft zu London wurden von den verschiedenen Mitgliedern mehrere seltene Insektenarten vorgelegt, worunter der höchst seltene und bis jetzt einzige Känguruhkäfer aus Mexico, und mehrere Larven von Lepidopteren oder Staubflüglern, aus deren Hals ein langer zweigähnlicher Auswuchs von vegetabilischer Natur hervorragte.

Indische Miscellen.

Einige vornehme Personen in Oude häufen ungeheure Reichthümer auf, um die Lage des Landes zu verschlechtern und allgemeines Mißvergnügen zu erregen. Das Land versinkt dadurch so schnell in einen Abgrund von Elend, daß Jahre lange Arbeit erforderlich ist, um es wieder emporzuheben. Vor wenigen Jahren noch war Oude ein reiches blühendes Land. Jetzt wird die Gerechtigkeit verkauft, und die Steuereinnehmer ziehen mit gewaffneter Hand aus, und liefern den Zemindars (oder Grundherren, welche für die Steuern eines Distrikts verantwortlich sind) förmliche Gefechte, wenn sie sich ihren übertriebenen Forderungen nicht fügen wollen. Die mächtigern Zemindars befestigen ihre Schlösser und Dörfer, und setzen häufig den Steuereinnehmern einen wirksamen Widerstand entgegen. Die Beamten und das Militär in Oude sind seit zwei Jahren, zum Theil seit drei Jahren nicht bezahlt, wo es denn kein Wunder ist, daß sie durch schlechte Mittel ihren Unterhalt zu gewinnen suchen.

Nach Calcutta Blättern vom 7ten November hat die Verausgabung einer neuen Rupie ohne alle vorhergegangene Bestimmung der Werthsverschiedenheit zwischen der alten und neuen Münze eine heftige Aufregung hervorgebracht. Das 44ste Regiment brach beinahe in offenen Aufstand aus. Die Mannschaft weigerte sich die neue Münze anzunehmen, und die Sipahis, welche Befehl erhalten hatten, von Barrakpur abzumarschiren, um ernste Unordnungen zu verhindern, hatten sich geweigert, wenn man sie nicht in alter Weise bezahle. Auch 500 Mann von der Polizei wollten die neue Rupie nicht annehmen.

Mohun Lal, der Gefährte von Burnes und Gerard, ist von der Regierung zum Agenten am Hofe von Candahar ernannt worden. In derselben Eigenschaft befindet sich ein Hindu zu Lahor. Ein Herr Louis, alias Masson, beobachtet die Bewegungen Dost Muhammed Khans zu Kabul; der Dolmetscher Keramet Ali ist an Kamerans Hofe zu Herat, und der Maulewi Azameddin Hosein, der ehemalige Dolmetscher Lord William Bentinks, befindet sich zu Tatta an der Indusmündung, um die Amirs von Sind zu beaufsichtigen. Eben so soll in Kurzem jemand nach Bukhara an Nassir allah Khans Hof geschickt werden.

Seit den letzten vier Jahren wurde der Brahmaputra trigonometrisch aufgenommen, um die Karte dieses Flusses von Goalpara an, wo Kapitän Wilcox's Aufnahme des Assamthales endet, mit der Aufnahme des Ganges, der Sunderbunds u. dgl. zu verbinden. Auf einmal kam Befehl von der Regierung die ganze Arbeit zu suspendiren, und somit ist vergleichungsweise die ganze Arbeit unnütz, da die verbindende Kette fehlt, zu deren Vollendung es nur noch der Arbeit von drei Monaten bedurft hätte.

Es geht das Gerücht, daß die Verwandten Schemseddins, der als Frasers Mörder mit dem Strang hingerichtet wurde, die Absicht hätten, die Regierung und ihre Beamten anzuklagen; einige Christen sollen die Familie zu diesem Benehmen anspornen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1836.

Asiatische Gesellschaften in Paris und Calcutta.

Die asiatische Gesellschaft in Paris hat in ihrer Sitzung vom 11ten März ihr Budget für das laufende Jahr debattirt und angenommen. Es beweist, daß ihre Hülfsmittel im Zunehmen sind, und daß sie sich angelegen seyn läßt, sie auf eine der Wissenschaft nützliche Art zu verwenden. Wir fügen es hier bei, um einen Begriff von ihrem Zustand und ihrer Wirksamkeit zu geben.

Ausgaben für 1836:

1) Administrationskosten (Miethe, Holz, Licht, Agentschaft)	2000	Franken.
2) Asiatisches Journal	8000	—
3) Subskriptionen auf verschiedene Werke	1000	—
4) Druck des arabischen Textes der Geographie von Abulfeda	6000	—
5) Vollendung der georgischen Grammatik von Klaproth	1200	—
6) Druck der Reise von Schulz und Stich der Inschriften	4000	—
7) Druck der Chronik von Kaschmir	3000	—
8) Abschrift der Sanskrithandschriften in Nepal	1500	—
	26,700	—

Einnahmen:

1) Rest in der Kasse	14970	Franken.
2) Beiträge der Mitglieder	4300	—
3) Kredit bei der königlichen Druckerei	3000	—
4) Subskription des Ministeriums des Unterrichts	2000	—
5) Ertrag der Werke der Gesellschaft	2000	—
6) Zinsen aus dem angelegten Kapital	500	—
7) Subskription des Ministers des Innern	1500	—
	28,470	—

Die Gesellschaft erhielt während dieser Sitzung einige Exemplare des achten Bandes des Mahabharat, welchen das Gouvernement von Bengalen angefangen hatte, drucken zu lassen, und den es, wie alle andern angefangenen orientalischen Werke zu seiner ewigen Schmach wieder unterbrochen hatte. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta hat es über sich genommen, alle angefangenen Werke zu vollenden, und die Pariser Gesellschaft hat sich erboten, Subskriptionen für diese Werke auf dem Kontinent zu sammeln, und ein Depot derselben zu errichten. Diese Maßregel fängt nun an ihre Früchte zu tragen, und die europäischen Gelehrten in den frühern und wohlfeilern Besitz dieser wichtigen Werke zu setzen. Unglücklicherweise hat die asiatische Gesellschaft in Calcutta eine viel zu kleine Anzahl von Exemplaren geschickt, aber es ist eine neue Sendung verlangt worden, und es ist zu wünschen, daß die öffentlichen Anstalten und die Gelehrten, welche subskribiren wollen, ihr Verlangen der asiatischen Gesellschaft so bald als möglich zu wissen thun mögen, damit sie künftig eine hinlängliche Anzahl von Exemplaren kommen lasse. Der erste Band des Mahabharat enthält 26800 Doppelverse, der zweite wird in Kurzem erwartet. Das ganze Werk wird fünf Quartbände bilden, und nur 200 Franken kosten. Die Chronik von Kaschmir ist das zweite Werk, welches die Gesellschaft in Calcutta vollenden wird, sie wird zwei Quartbände bilden, welche 50 Franken kosten. Das dritte Werk ist der Naischada, ein populäres Gedicht über Nala und Damajanti, in einem Oktavband von 600 Seiten, Preis 20 Fr. Das vierte ist das medizinische Werk Sasruta in zwei Oktavbänden, 25 Fr. Die übrigen Werke, welche die Gesellschaft vollenden wird, bestehen aus arabischen Gesetzsammlungen und modernen mathematischen Handbüchern, welche für Europa von keinem Interesse sind. Aber keine öffentliche Bibliothek in Europa sollte die Gelegenheit vorbeigehen lassen, den Mahabharat und die Chronik von Kaschmir zu erwerben, denn alle in Indien gedruckten Bücher werden in wenigen Jahren so selten, daß man sie oft nicht ums Zehnfache ihres ursprünglichen Preises erhalten kann, indem die Feuchtigkeit des Klima's und die Würmer in kurzer Zeit die Auflagen zerstören, so daß nur die Exemplare übrig bleiben, welche anfänglich nach Europa geschickt wurden. Die europäische Gelehrtenwelt würde durch zahlreiche Subskriptionen zu gleicher Zeit der asiatischen Gesellschaft in Calcutta eine wohlverdiente Dankbarkeit bezeugen für die Energie, mit welcher diese die Interessen der Wissenschaft gegen den blinden Fanatismus in

Schutz genommen hat, mit dem gegenwärtig das Gouvernement von Indien alles Orientalische verfolgt. Die unwissende Caterie, welche in diesem Augenblick in Calcutta regiert, würde dann wenigstens sehen, daß Europa civilisirt genug ist, um die Geisteswerke aller Civilisationen, aller Zeiten und Völker erhalten und in sich aufnehmen zu wollen, und dieser Beweis öffentlicher Mißbilligung würde mehr beitragen, dieser neuen Art von Vandalismus eine Gränze zu setzen, als die Protestationen der Gesellschaft von Calcutta, welche von den weisen Schreibern des Raths von Bengalen wenig beachtet werden. Die Gesellschaft kündigt zu gleicher Zeit an, daß der Ertrag der Subskriptionen, im Fall er die Druckkosten übersteigen sollte, zum Druck anderer Werke verwendet werden würde, und fordert die Gelehrten auf, ihr für die Wahl derselben Vorschläge zu machen, und da sie schon Vorarbeiten für eine Ausgabe der Vedas gemacht hat, so sieht man einige Hoffnung in den Besitz dieses wichtigsten aller noch ungedruckten Monumente des menschlichen Geistes zu kommen.

Die Tscherkessen.

Abriß ihrer Geschichte.

(Fortsetzung.)

Im J. 679 unterwarfen die Chasaren, die sich ausnehmend verstärkt hatten, alle Völker, die zwischen dem asow'schen und kaspischen, und vom Kaukasus bis zum Don wohnten, und begründeten ein Reich, das 40 Jahr lang Ruhm und Selbstständigkeit genoß. Aber im J. 720 versetzte die Erscheinung der Moslemin der Herrschaft der Chasaren über die kaukasischen Länder einen starken Schlag. Das ganze 8te Jahrhundert verfloß unter blutigen Kämpfen zwischen Moslemin und Chasaren um die Herrschaft über den Kaukasus. Endlich erhielt Moslem, der Bruder des Kaliphen Jesids III, entschieden die Oberhand, verjagte die Chasaren aus Medien und Armenien, schlug sie im eigenen Lande, und begründete die Herrschaft des Islam über den Kaukasus. In Folge dessen brachen heftige innere Kriege unter den Chasaren aus. Drei Stämme, Kabar genannt, zogen im J. 835 gedrängt von ihren Stammgenossen unter Anführung ihres Fürsten Inal zu den Ugren, die um den Fluß Tschegesch wohnten, ließen sich hier nieder, und wurden die Stammväter der heutigen Kabardiner. Die übrigen chasarischen Stämme, von den Moslems gedrängt, zogen an die Mündungen des Kuban.

Am Ende des 9ten Jahrhunderts erschien in den kaukasischen Bergen ein neues Volk, die Petschenegen. Durch die Usen aus den Ländern zwischen Wolga und Ural vertrieben, zogen sie nach Süden, überfielen die Ugren, zwangen sie nach verzweifeltem Widerstande nach Persien zu ziehen, und ließen sich in den Wohnsitzen derselben nieder.

Inzwischen war der konstantinopolitanische Hof eifrigst bemüht, die Kaukasier, welche am Ufer des schwarzen Meers und am Kuban wohnten, beim Christenthum zu erhalten. Das in Nikopsis gegründete Bisthum wurde ihnen näher gerückt, auf die Insel Taman in die Stadt Metrach verlegt, und zum Erzbisthum erhoben.

Der Anfang des 11ten Jahrhunderts war durch die Erscheinung eines russischen Heeres an der Mündung des Kuban bezeichnet, welches zugleich mit byzantinischen Truppen die Chasaren und Tschichen überfiel, sie tributpflichtig machte, und das Fürstenthum Tmutorokan*) bildete. Die russischen Fürsten, die dasselbe beherrschten, führten unaufhörliche Kriege mit den feindlichen Nachbarn. In den russischen Jahrbüchern wird der Zweikampf eines Fürsten von Tmutorokan, Namens Mstislaw, mit Rededa, dem Anführer des Gebirgsstamms der Kossogen erwähnt. Der Name dieses Volks, der nur ein einzigesmal erwähnt wird, läßt vermuthen, daß es einen Zweig der Polowzer bildete, welche um diese Zeit sich in den kaukasischen Ländern niederließen, und deren Anwesenheit durch die Erbauung der Feste Kumana, dem jetzigen Dariel in der Schlucht dieses Namens, und durch den dem Fluß Kuma oder Koma gegebenen Namen, in dessen Nähe sie wohnten, bezeichnet ist, denn es ist bekannt, daß die Polowzer auch Romanen hießen, unter welchem Namen sie in den Chroniken bekannt sind, und daß sie am Ende des 11ten Jahrhunderts im Verein mit den Tschichen dem Fürstenthum Tmutorokan ein Ende machten, und die Niederlassungen am Kuban unterjochten.

Im J. 1221 zogen die Mongolen-Tataren, welche ein halbes Jahrhundert vorher unter der Herrschaft Abathans alle Länder am westlichen Ufer des schwarzen Meers, Persien, Grusien und Schirwan erobert hatten, gegen den Kaukasus, fanden jedoch in den Bewohnern desselben tüchtige Feinde. Erst im J. 1237 gelang es ihnen, die Kamanen oder Polowzer zu bezwingen; die Tschichen am Kuban wurden erst im J. 1237 durch die siegreichen Waffen Mangu-Timur's gebändigt. Aber trotz der Erfolge der Mongolen gegen die Bewohner der Thäler und Vorberge des Kaukasus, blieben die in den höhern Thalschluchten hausenden Stämme von ihrer Herrschaft frei, andere unterwarfen sich den Siegern des Orients unter Bedingungen, einige aber weigerten sich entschieden, ihre Herrschaft anzuerkennen, und zogen eine wilde Freiheit der Knechtschaft vor. Ihre Nachkommen gewöhnten sich in der langen Zeit der Herrschaft der Mongolen über den Kaukasus mehr und mehr an das wilde Leben, und wurden aller Aufklärung und Civilisation völlig unzugänglich; dagegen wurden verzweifelte Tapferkeit, Selbstverläugnung und die Fähigkeit, alle Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen, ihre hervorstechenden Eigenschaften, deren scharfe Züge auch jetzt noch in ihren Nachkommen ausgeprägt sind.

Diese Bergstämme behaupteten auch ihre Unabhängigkeit und Freiheit gegen den berühmten Eroberer des Orients, Timurleng, der im J. 1380 nach Unterwerfung der kaukasischen Länder durch die transkaukasischen Engpässe bis zum Elborus vordrang; im J. 1395 schlug er Tachtamysch, den Khan von Kiptschak, an den Ufern des Terek, verheerte die Ansiedlungen der Kaukasier mit Feuer und Schwert, und zog am Ende desselben Jahres wiederum in die Gebirge, aber die Bergstämme erhoben

*) Wahrscheinlich nach moskauischer Aussprache Tmutarakan.

sich mit verzweifeltem Muthe, behaupteten ihre Unabhängigkeit, und befestigten sich noch mehr in ihren unzugänglichen Schluchten, wodurch aller Verkehr mit den Thalbewohnern unterbrochen wurde.

Im J. 1133 kamen die Franziskaner Mönche an diese Küsten, suchten den Einfluß zu schwächen, den der griechische Erzbischof von Metrach, der schon den Titel eines Metropoliten angenommen hatte, auf die Bergvölker ausübte, drangen bis zu den Tschichen vor, bewogen ihren Fürsten Warsacht, den römisch-katholischen Glauben anzunehmen, und nachdem sie nach und nach eine geringe Anzahl unter den Tschichen und andern Gebirgsstämmen bekehrt hatten, gründeten sie im J. 1459 ihr Erzbisthum zu Metrach, um diese Neubekehrten zu leiten, und ihren Unterricht zu ordnen.

Im J. 1475 kamen die ottomanischen Türken, nahmen Kaffa ein, vernichteten die Herrschaft der Genueser, und breiteten ihre Eroberungen auf dem östlichen Ufer des schwarzen Meers aus, aber die transkubanischen Völker, die in den Schluchten und unzugänglichen Gebirgen hausten, vertheidigten ihre alte Freiheit mit gewohntem Muthe, und behaupteten sie selbst da noch, als die Türken über Abchasien und Mingrelien herrschten. Auch die Chane von Astrakhan wandten alle Mittel an, um die transkubanischen Bergstämme unter ihr Joch zu bringen, aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, und wiewohl sie sich die Herrschaft darüber zuschrieben, so scheint dieß doch nur aus Eitelkeit geschehen zu seyn, denn in der Wirklichkeit besaßen sie gar keinen Einfluß. Im 15ten Jahrhundert, zur Zeit des Khans der Krim, Mehmed Girei, lagen die Streiche zwischen der Laba und dem Kuban näher der Mündung des letztern und gegen die Schluchten des Kaukasus zu, öde der leichteren Vertheidigung halber. Diesen Umstand benützte der Khan, und siedelte alsbald einige Stämme astrachanischer Nogaier dort an, welche er im Kriege weggeführt hatte. Seit dieser Zeit gewann er Einfluß auf die Bergvölker, und zeigte, daß er alle Mittel zu ihrer Bedrückung in den Händen habe.

Diese Bedrückungen, welche immer mehr zunahmen, nöthigten die Gebirgsstämme, die damals den Russen unter den Namen der Tscherkessen bekannt wurden, ihre Zuflucht zum Schutze des Czar Johann des Schrecklichen zu nehmen, von dessen Thaten bei Astrachan der Ruf in den Kaukasus gedrungen war. Die Tscherkessen unterwarfen sich ihm im J. 1559, und erhielten Hülfe. Die Saporogee erschienen unter dem Fürsten Wischnewiezki auf Befehl des Czars, um die Bemühungen der Bergvölker gegen die Khane der Krim zu unterstützen, der Ausgang dieses Feldzugs ist jedoch unbekannt. Aber im J. 1565 erfochten die vom Czar den Tscherkessen zu Hülfe geschickten Truppen unter Anführung des Wojewoden Fürst Iwan Daschkow bedeutende Siege über die Beherrscher der Krim. Diese letztern, erbittert über die Anerkennung der russischen Herrschaft durch die Transkubaner, warteten fünf Jahre auf eine günstige Gelegenheit zur Rache, und benützten endlich den Abzug der russischen Truppen. Im J. 1570 zog Khan Schah Abbas Girei mit einem zahlreichen Heere gegen die Transkubaner, verheerte und verwüstete die Wohnsitze derselben, schleppte die Einwohner über den Kuban hinüber, und zwang sie mit Gewalt zur Annahme des Islam. Im J. 1590 benützten sie die Nachlässigkeit der krim'schen Tataren, und kehrten in ihre alten Wohnsitze zurück, da sie aber von Seite der neuen Ansiedler Hindernisse fanden, zogen sie an den Fluß Bassan, und drängten auf die Kabardiner. Daraus entstand ein innerer Krieg, in Folge dessen einige karbardinische Fürsten sich in Rußland niederließen, hierauf die Theilung des kabardinischen Volks in die große und kleine Kabarda, und die Entfernung eines Stammes unter dem Namen Beßlenei, so genannt nach Beßlen, einem der Söhne Inals. Die so getheilten Kabardiner trennten sich auch politisch: die, welche in ihren frühern Sitzen blieben, standen unter russischer Oberherrschaft, und die Beßlenei unterwarfen sich den benachbarten Khans der Krim.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Westküste von Arabien, von Ras Mohammed bis Dschidda.*)

Eine Kette kahler unfruchtbarer Gebirge (ein Theil derjenigen, welche Arabien fast umschließt) dehnt sich in wechselnder Entfernung von der Küste, und gegen das Innere des Landes immer höher ansteigend, von Dschidda nach Akabah aus. Herr Wellsted hatte keine Gelegenheit weit ins Innere zu dringen, doch vermuthet er, daß die entferntern Gebirge ihrer Gestalt nach Granit seyen; an dieser schließt sich eine ausgedehnte Kalkformation mit vielen fossilen Ueberresten an, während die Klippen zunächst der Meeresküste fast durchaus aus lichtem Sandstein mit vielen Muscheln und Korallenmassen bestehen. Die letztern herrschen bekanntlich im rothen Meere bedeutend vor, doch scheinen sie auch bis in die Komposition einiger der höchsten Berge einzudringen.

Zwischen dem Fuß dieser Berge und dem Meere läuft ein schmaler Landstrich hin, von den Arabern Tehamah genannt, von dem nur einige Stellen angebaut, die übrigen aber unfruchtbar sind. Nördlich von Yembo erhebt sich dieser Landstrich zuweilen 50 bis 100 Fuß über den Meeresspiegel; südlich von jenem Hafen aber ist er ganz flach, und es stehen hie und da Lagunen von Brackwasser auf ihm, welche meist in eine Schlucht nach dem Innern des Landes zu auslaufen, durch welche sich wahrscheinlich zuweilen die Fluth einen Weg bahnt. Da, wo solche Lagunen sich befinden, ist die Korallenformation unterbrochen, gleichsam als ob das zuströmende Wasser sie weggeschwemmt oder ihr Anwachsen vermindert hätte.

Die Riffe, welche an diesem Theil des rothen Meeres längs der Küste hinlaufen, bilden theils Klippen mit tiefem oder grundlosem Wasser neben sich, theils Bänke, welche zehn bis fünfzehn Fuß tief unter Wasser stehen. Sie laufen meist gerade und parallel mit der Küste, wobei sie zu beiden Seiten zuweilen etwas vorragen. Nur selten findet man zusammenhängende Striche von zwei bis drei Meilen Länge. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß, so hoch der Wind auch gehen mag, die Brandung sich doch nie an ihnen bricht, was, wie Herr Wellsted vermuthet, daher kommen mag, daß der äußere

*) Aus der in der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 14ten März vorgelesenen Denkschrift des Lieutenants Wellsted.

Rand dieser Riffe außerordentlich porös ist. Dieß macht sie für den Seefahrer um so gefährlicher. Die Passagen zwischen ihnen sind sämmtlich mehr oder minder leicht zu befahren, die Strömungen aber sind stets stark. In der warmen Jahrszeit steht der Meeresspiegel der herrschenden Nordwinde wegen zwei Fuß niedriger als sonst, ein Umstand, auf den man achtsam seyn muß, wenn man sich zwischen den Riffen befindet.

Es ist schon oft die Rede davon gewesen, ob nicht ein kleines Dampfboot zu Versehung des Postdienstes das rothe Meer auf- und abwärts leichter innerhalb dieser Riffe als außerhalb derselben fahren würde, weil sie den Wind, so stark er auch auf der hohen See wehen mag, auf eine merkwürdige Weise abhalten, so daß innerhalb oft Windstille eintritt, oder abwechselnd Land- oder Seewind weht, während außerhalb heftige Stürme aus Süden oder Nordwesten wüthen. Herr Wellsted ist sehr für diese Meinung, wiewohl er nicht glaubt, daß Zeit dadurch gewonnen werden dürfte. Der Passagen zwischen der Küste und den Riffen gibt es eine Menge, und es würde nöthig seyn, jede Nacht vor Anker zu gehen. An Kohlen u. s. w. würde jedoch gespart werden, und die Straße ist ohne allen Zweifel fahrbar.

Die arabische Küste wird gewöhnlich für ungesund gehalten, die Mannschaft des Palinurus (das Schiff des Lieutenants Wellsted) hatte jedoch keinen Kranken während der Fahrt, und die Sterblichkeit auf den Hadschi-Booten ist auch nie bedeutend. Schiffe, welche außerhalb der Riffe kreuzen, leiden gewöhnlich am meisten, und der Gesundheitsstand der Mannschaft hängt größtentheils davon ab, daß sie sich öfters gutes frisches Wasser zu verschaffen sucht. Dissenterien, Fieber und Geschwüre an den Schenkeln sind die vorherrschendsten Krankheiten; im Jahre 1831 richtete die Cholera furchtbare Verheerungen an. Die Gouverneure von Mekka und Dschidda, der Pascha, welcher die syrische Karawane geleitete und viele andere angesehene Leute wurden Opfer dieser Krankheit. Die Zahl der übrigen war so groß, daß an keine regelmäßige Beerdigung mehr gedacht werden konnte, und man genöthigt war große Gruben zu graben, in welche die Leichname zu Hunderten geworfen wurden. Die Straße nach Mekka besonders war einige Wochen hindurch mit Todten und Sterbenden bedeckt.

Die Araberstämme längs der Westküste Arabiens unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Persönlichkeit bedeutend von denen am persischen Golf. Sie sind rüstig, aber hager und von kleinem Wuchs; das Gesicht ist lang, die Wangen eingefallen und ihr Haar hängt, zwei Flechten ausgenommen, auf welche sie viele Sorgfalt verwenden, frei über die Schultern hinab. Ihre Hautfarbe ist licht, und sie leiden häufig an Hautkrankheiten, was ihnen ein oft sehr unangenehmes Aussehen gibt. Die gewöhnlichen guten Eigenschaften der Araber fehlen auch diesen Stämmen nicht; sie sind gastfrei, nüchtern, kühn, tapfer, und weit gefälliger gegen Ungläubige als die meisten Moslems. Ihre Wohnungen sind kleine Hütten oder Zelte; die erstern werden aus Schilf und Baumzweigen aufgebaut, die letztern aber bestehen aus nichts als einem groben Tuch, das über eingeschlagene Pfähle gebreitet wird. Um sich gegen die heftigen Nordwinde zu schützen, welche vom Meere her wehen, werden diese Wohnungen hinter einem Hügel oder unter Bäumen, und zwar immer auf einer Stelle, aufgeschlagen, wo sich Weideplätze in der Nähe befinden.

Die gewöhnliche Nahrung der Beduinen besteht aus Datteln, gesalzenem Fisch, Kaffee, Kuchen aus Durra- (Hirsen-) Mehl gebacken, Milch und Honig. Nur selten essen sie von dem Fleisch ihrer Heerden. Geschieht dieß aber, so nehmen sie eine sehr reichliche Menge davon zu sich. Ihre Waffen sind eine acht Fuß lange, an beiden Enden gespitzte Lanze, ein Säbel oder Dolch mit breiter Klinge, eine Luntenflinte mit außerordentlich langem Lauf, und zuweilen tragen sie auch einen langen spitzigen, zweischneidigen Degen. Außer den Scheiks haben nur wenige Pistolen. Durch die Beschaffenheit ihres Landes unterstützt, leisteten sie Mehemet Ali lange Widerstand; jetzt scheinen sie ihm jedoch sehr ergeben zu seyn, da sie die von ihm ausgehenden Karawanen unbelästigt lassen, wofür sie jedoch eine von Mehemet Ali selbst bestimmte Abgabe erhalten.

Im Jahre 1831 kamen aus den ägyptischen Häfen allein nicht weniger als 20,000 Pilger in Arabien an; eine große Menge traf überdieß noch aus Abyssinien, Nubien und andern Gegenden Afrika's ein. Die letztern schiffen sich meist zu Massowah und Suakin ein, und die erstern zu Suez und Cosseir. Ungefähr 150 ägyptische Boote sind beständig zu diesem Dienste bestimmt und machen mehrere Reisen im Jahre. Sie machen die Fahrt stets innerhalb der Riffe und gehen zu Nacht vor Anker. Die Fahrt geht mithin sehr langsam, und man leidet oft viel durch Mangel an Wasser. Die Pilgrime bezahlen sechs Thaler jeder von Suez aus, und vier von Cosseir aus; doch erleidet dieser Preis einige Veränderung, je nach der Menge des Gepäcks, welche der Reisende bei sich hat, da die meisten solcher Pilgerfahrten nicht viel mehr als Handelsreisen sind.

Vermischte Nachrichten.

Das Brückenbauen ist, wenn nicht immer eine mühsame, doch eine sehr kostspielige Sache. In England, und namentlich in London, werden bekanntlich Brücken auf Spekulation gebaut, und wer sich derselben bedient, muß zahlen. Indeß sind die Spekulanten nicht oft glücklich. Die Waterloobrücke war auf 500,000 Pfd. St. geschätzt und kostete nahezu 1,100,000 Pfd., wovon die ursprünglichen Subskribenten nie mehr einen Heller erhalten werden. Die Southwarkbrücke war auf 560,000 Pfd. angeschlagen und kostete über 700,000; der Profit ist nicht größer als bei der Waterloobrücke. Die Vauxhallbrücke kostete 265,000 Pfd., und die ganze, bis jetzt empfangene Dividende beträgt gerade 6½ Schilling jährlich. Von der Hammersmithbrücke werden die Aktien um den halben Preis verkauft und die Dividenden übersteigen nicht zehn Schilling per Aktie.

Nach dem Toulonnais befindet sich der gegenwärtige (türkische) Pascha von Tripoli in bitterer Verlegenheit: keiner der Stämme bezahlt seinen sonst gewöhnlichen Tribut, und seine Streitkräfte erlauben ihm nicht, solchen mit Gewalt einzufordern. Was man nach der Besetzung der Stadt durch die Türken vorausgesehen hatte, ist eingetreten: der alte Haß gegen die türkische Paschenherrschaft ist in seiner ganzen Stärke wieder erwacht. — Nach neuern Nachrichten ist der Pascha im Januar endlich mit 2000 Türken und 5000 Eingebornen gegen die Distrikte von Tadschura und Zanzura ausgerückt, die sich heftig zur Wehre setzten, aber endlich nach vielem Blutvergießen genöthigt wurden, 7000 spanische Piaster zu zahlen und Geiseln für ihren künftigen Gehorsam zu stellen.

Man beschäftigt sich abermals mit dem Projekt das Louvre mit den Tuilerien zu verbinden, und in den neuen Bau die königliche Bibliothek zu verlegen. Der Zustand, in dem sich die Bücher und Archive in der jetzigen Bibliothek befinden, lassen wünschen, daß dieser schon von Napoleon entworfene Plan bald ausgeführt werde.

In Frankreich leben über 4000 Arbeiter, die sich von dem Fächermachen nähren. Diese Industrie ist Paris und einigen Dörfern der Pikardie eigenthümlich.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1836.

Ueber den letzten Kaffernkrieg. *)

Es ist für den Menschenfreund niederschlagend zu sehen, mit welchen schwankenden und unsichern Schritten die Civilisation den Boden der brittischen Besitzungen in Südafrika betritt. Vergebens schreibt die Regierung ein mildes, kluges Benehmen gegen die Urbewohner des Landes vor, der gewaltige Drang des Privatinteresse's hält eine entgegengesetzte Richtung ein. Eine kurze Geschichte der Kolonie des Kaps der guten Hoffnung wird diesen Gegenstand in ein helleres Licht setzen.

Die Holländer waren die ersten, welche um die Mitte des 17ten Jahrhunderts förmlichen Besitz vom Kap nahmen. Im J. 1652 landete Van Riebeck, der erste Gouverneur der neuen Kolonie, mit einer Hand voll Menschen, denen er vor Allem Vorsicht und Verträglichkeit in ihrem Verkehr mit den Eingebornen einschärfte. Der Zweck der Holländer bei Besetzung dieser Kolonie war keineswegs, ein ausgedehntes Gebiet zu gewinnen; als verständige Seefahrer betrachteten sie das Kap nur als einen bequemen Ruheplatz für ihre nach Ostindien segelnden Handelsschiffe, wo diese Ausbesserungen vornehmen und Vorräthe einnehmen konnten. Das Gebiet der Kapkolonie war anfangs sehr beschränkt, und erst 20 Jahre nach ihrer Gründung (im J. 1671) wurde ein bedeutender Theil des angränzenden Landes von den Eingebornen gekauft, und unter dem Namen Kapdistrikt der Kolonie einverleibt. Das Schlachtvieh und andere Bedürfnisse für die Ansiedler und die landenden Schiffe suchte man von den Hottentotten einzuhandeln. Da diese jedoch in ihrem Verkehr mit den weißen Männern stets übervortheilt wurden, und jede Gewaltthat oder Betrug mit Mord rächten, so war die Gränze der Kolonie ein Schauplatz ununterbrochener Verwirrung, heimlicher Räubereien oder offenen Kriegs. Der freie Viehhandel mit den Eingebornen wurde zuweilen unter schwerer Strafe verboten und dann wieder freigegeben; man fand es lächerlich, Gesetze zu erlassen, deren Befolgung man nicht erzwingen konnte. Die Art, wie dieser sogenannte Handel betrieben wurde, lernt man aus den Notizen des Herrn Borcherds kennen, welcher sagt: „Der freie Viehhandel artete in die schändlichsten Mißbräuche aus; die Kolonisten statt Handel zu treiben, gingen in Banden von 80 oder 90 über die Gränze, zwangen die Eingebornen ihre Heerden im Stich zu lassen, wobei nicht selten Mord vorfiel, und theilten dann den Raub."

Während die Boers oder holländischen Kolonisten auf ihren Raubzügen tief in das Land der Hottentotten eindrangen, blieb der Regierung in der Kapstadt keine andere Wahl, als den vordringenden Ansiedlern so weit als möglich mit ihrer Schattenautorität zu folgen, und sie sah sich so — mehr durch den Drang der Umstände als aus Absicht — genöthigt, eine unermeßliche Landesstrecke dem Besitz ihrer ursprünglichen Bewohner zu entreißen. In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts bestand die Kapkolonie aus folgenden Distrikten, nämlich dem Kap-, dem Swellendam- und dem Stellenboschdistrikt, die sich gegen Norden bis zu den Hantam- und den Roggeveldtgebirgen, und gegen Osten bis zum Camtusfluß ausdehnten. Dieß war jedoch noch nicht genug; im J. 1771 bestimmte der Gouverneur Van Plettenberg die Gränzlinien jenseits der Sneeuwbergen oder Schneegebirge, so daß der Flächeninhalt des Kolonialgebiets sich auf ungefähr 100,000 (engl.) □ M. belief. Sein Zweck hiebei war nicht sowohl eine Vergrößerung des Kolonialgebiets, als vielmehr die ewig herumstreifenden Boers innerhalb der Gränzen des Gesetzes und der Ordnung zu halten. Die neue Gränze wurde so abgesteckt, daß sie das Land, welches die Kolonisten inne hatten, umfaßte, und jede Ueberschreitung derselben wurde streng verboten.

Es ergibt sich hieraus, daß, nach 120 Jahren, von der Gründung der holländischen Kolonie am Kap an gerechnet, das Gebiet derselben den Flächenraum von Holland selbst um mehr als zehnmal überstieg. Eine solche Vergrößerung lag jedoch sicher niemals in der Absicht der holländischen Regierung, noch konnte sie einigen Vortheil davon erwarten. Die Uebergriffe in die Rechte der Eingebornen vermischten sich ganz unabsichtlich mit den Zwecken und Lokalverhältnissen der neuen Kolonie, und entgingen der Aufmerksamkeit um so leichter, als das ökonomische System, mit dem sie unmerklich aufwuchsen, den europäischen

*) Aus den auf das Kap der guten Hoffnung bezüglichen, und auf Befehl des englischen Unterhauses gedruckten Papieren.

Sitten und Gebräuchen der Ansiedler gänzlich fremd war. Da es ein Hauptzweck der Kolonie war, Schlachtvieh und andere Bedürfnisse im Ueberfluß herbeizuschaffen, so erhielten alle Ansiedler einen Stamm zu Zuchtvieh; der mäßige, gewerbsame Holländer wurde mithin im Lauf einer einzigen Generation durch die Verhältnisse des Bodens und des Klima's zu einem wandernden Hirten, und nahm das ganze abenteuerliche zügellose Wesen des nomadischen Lebens an. In seinem Verkehr mit den Hottentotten überzeugte er sich bald von der Schwäche derselben, und beraubte oder betrog sie um ihre Heerden, wie eben die Gelegenheit sich darbot. Die Eingebornen, ihres Unterhalts beraubt, starben in großer Anzahl, und die Ungerechtigkeit, mit der sie in jeder Hinsicht behandelt wurden, führte allmählich zu ihrer fast gänzlichen Ausrottung. Diesem Rückblick auf die Geschichte der Kapkolonie zufolge waren mithin die Boers die eigentlichen Eroberer von Südafrika. Die Regierung, in Holland sowohl als am Kap, that ihr Möglichstes, um sie durch Drohungen und Proklamationen in Schranken zu halten und die Urbewohner des Landes gegen Gewaltthaten zu schützen, aber Alles blieb fruchtlos; die Boers zogen mit immer größer werdenden Heerden landeinwärts; wo sie nur immer Weide fanden, bemächtigten sie sich des Landes, und der Kolonialregierung blieb keine Wahl, als ihnen zu folgen, und die Souveränität der Eroberungen auszusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tscherkessen.

Abriß ihrer Geschichte.

(Schluß.)

Im Anfang des 17ten Jahrhunderts nahmen kaukasische Fürsten mehr als einmal persönlich ihre Zuflucht zu den russischen Czaren, und baten um Schutz und Hülfe, aber der Zug der russischen Truppen gegen den Schamchal von Tarku im J. 1604 zeigte deutlich, daß man sich auf ihre Versicherungen nicht verlassen dürfe, denn die Kaukasier verriethen die russischen Truppen, und fügten ihnen den größten Nachtheil zu. Im J. 1613 wollten sie dieß wieder gut machen, und erneuerten durch besondere Gesandte dem Czar Michael Fedorowitsch ihre Versicherungen. Der Anfang des 18ten Jahrhunderts war durch Krieg zwischen den Kabardinern und den Beherrschern der Krim bezeichnet; Khan Kaplan Girei suchte die Rechte seiner Vorfahren auf Unterwürfigkeit der Kabardiner zu erneuern, und zog im J. 1705 mit bedeutender Macht gegen sie.

Die Kabardiner, zum offenen Widerstande zu schwach, nahmen ihre Zuflucht zur List. Sie flüchteten in die Berge, lockten Kaplan Girei in die Engpässe, welche den Fluß Urup umgeben, sperrten dann die Ausgänge, überfielen unvermuthet sein Heer, und schlugen es aufs Haupt. Die Niederlage war so vollständig, daß der Czar selbst nur mit einer kleinen Anzahl seiner Leute sich retten konnte. Lange ließen nun die Khane der Krim die Kabardiner in Ruhe, aber im Anfang des J. 1720 faßte Khan Saadut Girei den Entschluß, jene Niederlage an den Kabardinern zu rächen. Diese aber erfuhren seine Plane, und wandten sich an Peter den Großen um Schutz. Die Folge dieses Schritts war, daß die Truppen Saadut Gireis sich kaum den Gränzen der Kabardiner genähert hatten, als sie auf russische Truppen unter Anführung des Gouverneurs von Astrachan, Wolynski, stießen, und weil sie mit diesen sich nicht einlassen wollten, unverrichteter Sache umkehrten. Die Khane der Krim gaben aber darum ihren Entschluß nicht auf; im J. 1729 zog der am Kuban befehligende Heerführer, Bachtagirei, mit einem bedeutenden Heere gegen die Kabardiner, die aber, dießmal mit den transkubanischen Tscherkessen verbunden, das krim'sche Heer, dessen Anführer sogar in der Schlacht fiel, völlig schlugen. Dadurch befreiten sie sich nicht nur für immer von dem Joch der Khane der Krim, sondern auch von dem schimpflichen Tribut, den sie an dieselben zahlten, und der in Knaben und Mädchen bestand.

Die Pforte, welche die Tapferkeit der Kabardiner zu schätzen wußte, erkannte in ihrem Traktate vom J. 1739 mit Rußland ihre Unabhängigkeit an, und suchte sie als Barriere zwischen beiden Mächten zu benützen. Diese Einrichtung machte die Kabardiner zu offenen Unterdrückern der benachbarten Bergstämme, die sich ihnen unterwerfen mußten. Indeß brachen unter den Kabardinern selbst Parteien aus, und die Erbauung von Mosdok im J. 1763 zeigte ihnen, daß Rußland entschlossen sey, festen Fuß im Kaukasus zu fassen. Dieß veranlaßte sie zu Feindseligkeiten und einem Bündniß mit der Türkei, aber General Medem strafte im J. 1770 auf Befehl Katharinas II die Kabardiner und Transkubaner für ihren Treubruch, und nöthigte sie, sich als russische Unterthanen anzuerkennen. Die der Kabarda benachbarten Völker thaten dasselbe mit Freude, und die Pforte erkannte dieß im Frieden von Kutschuk Kainardschi i. J. 1774 an.

Seit der Begründung der Linie von Mosdok verstärkte sich mehr und mehr der Einfluß Rußlands auf die Angelegenheiten Kaukasiens. Die Pforte, damals in häufige Kriege mit Rußland verwickelt, fand es sehr vortheilhaft, die transkubanischen Völker gegen die Russen zu bewaffnen, und sie einigermaßen von dem Hofe zu Konstantinopel abhängig zu machen. Da die Macht hiezu nicht ausreichte, so nahm man seine Zuflucht zur List. Türkische Mollas predigten mit fanatischem Eifer den Koran, vertheilten Geld unter die Neubekehrten, und so gelang es ihnen in kurzer Zeit, einen großen Theil der Kaukasier zum Islam zu bekehren, und ihnen einen heftigen Haß gegen Rußland einzuflößen. Die Bergstämme, einmal von den Mollas abhängig, befanden sich auch in Abhängigkeit von dem konstantinopolitanischen Hofe, der sie nach seinem Willen in Bewegung setzte. Im Frieden von 1783 bewirkte er, daß der Kuban als die Gränze zwischen beiden Mächten anerkannt wurde, wodurch er deutlich zu verstehen gab, daß die Transkubaner der Pforte angehörten, aber damit nicht zufrieden, stiftete er auch fortwährend diese Völker zu fanatischem Haß gegen Rußland auf. Von der Pforte wurde im J. 1785 der Derwisch Schah Mansur als Prophet ausgesendet, der die um die Sunscha wohnenden Tschetschenzen zum Aufstand brachte, dem Gränzbefehlshaber eine Menge Ungelegenheiten bereitete, und einen bedeutenden Theil der längs der Sunscha woh-

nenden Stämme zum Islam bekehrte. Aber seine lügnerischen Versprechungen erschienen im wahren Lichte, als die Betragenen beim Zusammentreffen mit unseren (den russischen) Truppen bedeutende Verluste erlitten, und der Lügenprophet selbst bei der Einnahme von Anapa in Gefangenschaft fiel. Indeß hat sich seit dieser Zeit die Anzahl der muhammedanischen Geistlichen unter den Kaukasiern bedeutend vermehrt.

Die Kabardiner, welche es am rathsamsten fanden, unter Rußlands Schutze zu bleiben, nahmen keinen Antheil an der Expedition des Serasklers Bataldei, der von der Pforte im J. 1790 abgeschickt wurde, um die kaukasischen Völker zu bewegen, gegen Rußland mitzuwirken, und obwohl im Vertrage von Jassy im J. 1791 der Kuban abermals als Gränze zwischen beiden Mächten festgesetzt wurde, blieben die Kabardiner doch unter russischer Oberherrschaft, und zur Verwaltung des Landes wurde im J. 1793 zu Mosdok ein Gränzgerichtshof niedergesetzt.

Von der Zeit an, wo Grusien unter russische Herrschaft kam, zogen sich die Bergvölker, welche die nächsten Nachbarn unserer Verbindungslinien geworden waren, mehr als einmal Züchtigungen von der russischen Regierung zu, welche auch jetzt noch fast jährlich gegen sie Expeditionen aussenden muß, um ihren Räubereien ein Ziel zu setzen. Im Anfang dieses Jahrhunderts gelangen den Gebirgsstämmen noch manchmal ihre Plane, häufiger aber noch bezahlten sie ihre Versuche theuer, und jetzt haben die Thaten Jermolow's und des Fürsten Madatow, welche selbst in die bisher unzugänglichen Schluchten des Kaukasus Schrecken verbreiteten, die Ausdehnung des Kordons in einer ununterbrochenen Linie zwischen den beiden Meeren, die Eroberungen russischer Festungen im Gebiete der Gebirgsstämme selbst, die Niederlage und der Tod des Kasi Mullah, und vor Allem die Vorsichtsmaßregeln, welche auf allen über die Ausläufer des Kaukasus führenden Wegen genommen wurden, den Gebirgsstämmen ihre frühere Keckheit benommen, und ihnen fast alle Mittel abgeschnitten, ihre Räubereien straflos fortzusetzen. Einige unter ihnen haben sich unterworfen, aber ihre Anzahl ist sehr gering, und der größte Theil dieser Stämme schließt sich in seine ursprünglichen Schluchten ein, unterwirft sich freiwillig dem Mangel an allen Lebensbedürfnissen, und sperrt sich gegen den Verkehr mit den Russen ab, weil ihnen jede Abhängigkeit als völlige Knechtschaft erscheint. Lange ertragen sie die bitterste Noth, aber endlich siegt die Natur, und im äußersten Mangel lassen sie sich verleiten zum Raub, und stürzen in fast gewisses Verderben. Was können sie aber verlieren? Das Leben? Hat der, der in den Bergen haust, nicht nur des Ueberflüssigen, sondern des Allernothwendigsten beraubt, der wie eine Gemse auf den Felsen umherirrt, mit einem Spaten in der Hand um einen Fleck Erde aufzufinden, in den er eine Handvoll Hirse säen kann, die ihm vielleicht nicht die Aussaat einträgt, — hat dieser Ursache das Leben zu bedauern? Hierin liegt der Grund, weßhalb die Kaukasier in ihren Einfällen so furchtlos sind. Bleiben sie am Leben, so kehren sie mit der Beute zurück, und der Ruhm ihrer Kühnheit wird besungen, fallen sie, desto besser, dann sind alle Mühen des Lebens zu Ende. „Wenn sich," so schließt der Verfasser seine Schilderung des jetzigen Zustands dieser Stämme, „Leute finden, Wohlthäter der Menschheit, die sich die Mühe nehmen, die Sprache dieser Völker zu erlernen, um des himmlischen Lohnes willen, den Gefahren trotzen und in die Hochthäler dieser bedauernswerthen Halbmenschen eindringen, um sie mit dem Lichte des Christenthums zu erhellen, und mit lebhaften Farben ihnen alle Schrecken ihrer gegenwärtigen Lage, so wie die zahllosen Vortheile der Civilisation zu schildern, die ihrer warten, wenn sie freiwillig sich dem mächtigen Rußland unterwerfen, — so bin ich überzeugt, daß dann bald die Stunde der Ruhe für den Kaukasus schlagen, Rußland neue nützliche Bürger und unverzagte Krieger erwerben, der Kaukasus dagegen sich in eine fruchtbare und romantische Schweiz umwandeln würde, wohin Schaaren von Reisenden und Gelehrten zögen, um in den Trümmern der alten Städte, den Denkmälern der Vergangenheit die ursprüngliche Geschichte der kaukasischen Länder zu untersuchen, und ihre Wechsel zu erforschen. Gebe Gott, daß dieser Zeitpunkt näher sey als wir glauben."

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achter Brief.

Nach Allem, was ich theils gehört, theils selbst beobachtet habe, ist das Klima von Algier, einige Bezirke von Metidschah und Bona ausgenommen, gesund. Die Hitze war bei meiner Ankunft sehr stark, doch fand ich sie nur ein einzigesmal, und dann nur für einen Augenblick, unerträglich. Mitten in einer Septembernacht erwachte ich, glühend vor Hitze, aus dem Schlaf, und konnte nur mit Mühe Athem holen, wiewohl ich gewiß wußte, am Abend zuvor nichts gegessen oder getrunken zu haben, was mir ein Fieber hätte zuziehen können. Ich stand auf und öffnete das Fenster, um freier athmen zu können, allein die in das Zimmer dringende Luft glühte, als ob sie aus einem Backofen käme, so daß ich auf den Boden sank und mehrere Minuten fast bewußtlos liegen blieb. Ich kam indeß aus meiner Bewußtlosigkeit wieder zu mir selbst, und befand mich am andern Morgen wieder wohl genug, um meinen Freunden den gehabten Unfall erzählen zu können. „Bah! erwiderten diese, das war nichts als ein Besuch des Samums oder Windes der Wüste, der Ihre Ankunft in Algier vernommen, und es für seine Schuldigkeit hielt, Ihnen seine Aufwartung zu machen."

Kommen wir jedoch zu wichtigern Dingen. Bevor ich indeß Ihre Fragen hinsichtlich Algiers beantworte, muß ich sie gehörig abtheilen. 1) Werden die Franzosen diese Kolonie behalten? 2) Wenn sie sie behalten, welchen Vortheil werden sie davon haben? 3) Wie sind die Eingebornen gegen Frankreich gesinnt? 4) Werden die Vortheile, welche Frankreich wahrscheinlicher Weise von Algier ziehen wird, für Großbritannien nachtheilig seyn? 5) Wird die Besitznahme dieses Theiles von Afrika durch die Franzosen für die Sache der Civilisation von Nutzen seyn?

Ich gehe an Beantwortung dieser Fragen mehr als zweifelnder Beobachter, als mit der Hoffnung ihrer Lösung. Wie könnte man auch, Alles wohl erwogen, mit Bestimmtheit vorauszusagen wagen, was die Franzosen mit Algier machen werden, da sie dieß selbst noch

nicht recht zu wissen scheinen? Ich glaube indeß, daß sie es behalten werden, weil ihr Nationalstolz bei dieser Frage betheiligt ist. In dieser Meinung bestärkten mich mehrere Unterredungen mit Civil- und Militärbeamten in dieser Hinsicht, und ich kann sagen, daß ich mit ihnen in einem offnern (ich sage nicht vertraulichern) Verhältniß stand, als irgend einer der Engländer, welche die Regentschaft seit der Eroberung besucht haben mögen. Das französische Gemüth scheint sich gegen jeden Gedanken an Aufgeben der Kolonie, und besonders gegen die leiseste Vermuthung, daß England gegen deren Besitz sey, zu empören. Wünscht man, daß die Franzosen Algier behalten möchten, so ist das sicherste Mittel dieß zu erzwecken, daß man ihnen den Besitz streitig macht. Ein sonderbarer zufälliger Umstand hat indeß zwischen mir und den hiesigen Franzosen die Zurückhaltung aufgehoben, die unser Nationalgeist außerdem leicht in uns erzeugt haben könnte. Durch Zufall kam nämlich ein Heft von Blackwood's Magazine nach Algier, wo Ihres ergebenen Dieners, Thomas Campbell, als eines dermaßen von der Gallomanie Besessenen gedacht wird, daß, wenn zwei englische Regimenter und ein französisches ins Handgemenge kämen, er unbedenklich wetten würde, daß der Sieg dem letztern bleibe. Diese Verleumdung verletzte mich tief, und ich wies sie bei General Voirol, wo sie mir hinterbracht wurde, mit Unwillen zurück. Ich mochte mich aber auf meinen Patriotismus berufen so viel ich wollte, so schlossen die Franzosen doch wenigstens so viel aus jener Behauptung, daß ich von allen antigallicanischen Vorurtheilen frei sey. Dieser Schluß hatte die Wirkung, daß meine Freimüthigkeit niemals übel aufgenommen wird, und daß sich die Franzosen in meiner Gegenwart ohne allen Rückhalt aussprachen. Ich müßte mich, wie gesagt, sehr irren, wenn ihr Nationalstolz ihnen gestatten sollte Algier aufzugeben, obschon es ihnen jährlich wenigstens anderthalb Millionen Pfund Sterling kostet, um gegen 30,000 Mann Militär nebst der Civilverwaltung zu unterhalten. Den Eingebornen bleibt keine Hoffnung ihre Ueberwinder los zu werden, und diese würden schnellere Fortschritte im Lande machen, wenn sie, statt hauptsächlich auf ihre Infanterie zu rechnen, etwas mehr Kavallerie und leichte Artillerie verwenden wollten. Der durch die Last seiner Waffen und seines Gepäcks gehemmte Fußgänger steht in einer Gebirgsgegend und unter einem Klima, wo bald sündfluthartige Regen herabstürzen, bald eine brennende Hitze den Wanderer zu Boden drückt, in offenbarem Nachtheil gegen die arabische Kavallerie, die beste in der Welt, für ihre Art Krieg zu führen. Sieht man den arabischen Reiter auf Anhöhen dahinjagen, wohin kein englischer Jockey sich wagen würde, so schwinden einem die Sinne, und nimmt er sein Pferd zusammen, so glaubt man, er sey aus Einem Stück mit ihm gegossen. Wenn ich mich noch über etwas wundere, so geschieht es darüber, daß die Franzosen gegen einen solchen Feind so muthig kämpfen konnten. Die Erfahrung wird indeß die Franzosen über die Art, in Algier Krieg zu führen, nach und nach schon belehren; sie haben bereits 500 arabische Reiter in ihrem Solde; diese Zahl wird noch vermehrt werden, und dann können sie, sobald sie wollen, das ganze Land erobern. Ob sie dieß wollen? das ist die Frage; Napoleon hätte sich schneller entschlossen. Statt sich in einem Rayon von 500 Meilen herumzutummeln, wäre er zuvörderst gegen Constantine, in das Herz der Regentschaft, vorgedrungen. Bleiben die Franzosen ihrem Gefühl für Nationalruhm treu, so werden sie sich, meiner Meinung nach, Algier erhalten, und ihre Herrschaft dort ausbreiten und befestigen.

Wird die Kolonisation von Algier Frankreich für seine jetzigen und zukünftigen Ausgaben entschädigen? Ich glaube, daß dieß zuletzt noch der Fall seyn werde. Die goldenen Hoffnungen, die man sich hinsichtlich des Anbaues von Indigo, Baumwolle, Zucker und von der Cochenille macht, sind vielleicht übertrieben, und was das Getreide betrifft, so muß ich bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie ein so wenig bewässertes Land eine Kornkammer für die Römer werden konnte. Es läßt sich nicht in Zweifel ziehen, daß die Geschichtschreiber Numidien mit diesem Namen bezeichnet haben, und auf diese Tradition würde ich mich stützen, wenn es zu beweisen gilt, daß Algier doch noch eine nutzbare Kolonie für Frankreich werden könnte. Ich muß jedoch gestehen, daß die cereale Berühmtheit des alten Numidiens ein Räthsel für mich ist; weil es aber, griechisch und lateinisch, so oft gesagt worden ist, so muß ich es wohl glauben, aber ohne es begreifen zu können. Zudem erzeugt Nordamerika seit einer Reihe von Jahren alle Arten Getreide zu billigern Preisen, als man dieß hier könnte. Des eben Angeführten ungeachtet bin ich jedoch weit entfernt, mich hinsichtlich meiner Behauptung, daß Algier für Frankreich dennoch eine ergiebige und nützliche Kolonie werden könne, für überwunden zu halten. Die Gebirge der Regentschaft sind reich an Holz und Metallen; im östlichen Theil, gegen Oran und Mostagenem, findet sich Steinsalz in so ungeheurer Menge, daß die ganze Welt damit versehen werden könnte, und wenn man den Wein-, Tabak- und Olivenbau nebst der Seidenzucht in Schwung brächte, so hätten die Bewohner aller fünf Welttheile genug Oel für ihren Salat, könnten sich in Seide kleiden, gute Cigarren rauchen und wohlfeilen Wein trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Jacquemin übersandte der französischen Akademie die Resultate seiner Forschungen über die Luftkanäle der Vögelknochen. Er will bei rasch und sicher fliegenden Vögeln, wie bei Adler und Geier, namentlich bei solchen Individuen, die in der Freiheit gealtert sind, gefunden haben, daß die Luft, welche die Knochen des Kopfs füllt, aus der Höhlung des Schlafs kommt, wo sie durch die eustachische Röhre (tuba eustachiana) ein- und durch vier verschiedene Gänge wieder austritt. Herr Jacquemin bestimmt die Lage der verschiedenen Oeffnungen, worunter zwei Systeme von Löchern und die zwei andern einzelne Löcher sind, und bezeichnet die verschiedenen Knochen des Kopfs, womit jedes dieser Systeme in direkter oder indirekter Verbindung steht.

*

Auch in Nordamerika scheint der vergangene Winter außerordentlich streng gewesen zu seyn. In Newhampshire fiel an einigen Orten so viel Schnee, daß man eine Bahn sich aushauen mußte und unter einem Bogen von festem Schnee durchfuhr. Nach einem Vermonter Blatte begann es am 1sten Februar sehr kalt zu werden und am 2ten fiel das Thermometer auf 30 unter Null. (Wahrscheinlich Fahrenheit, also — 27⅞° R.) Am 3ten, 4ten, 5ten und 6ten stand es Morgens zwischen 12 und 20 unter Null (— 19⅓ und — 23° R.) und am 7ten Morgens auf 25 (— 25½° R.).

*

In Utrecht soll ein Herr Mayerhofer, ein Instrumentenmacher, ein Musikpult erfunden haben, das vermittelst eines kleinen Drucks mit dem Fuße das Blatt umkehrt, mit dem der Spielende fertig ist. Der Erfinder hat alsbald ein Patent von der Regierung genommen.

*

Nach einem New-Yorker Blatte starb am 21sten Februar d. J. eine Frau, welche Washingtons Amme gewesen seyn soll, und Joice Heth hieß, in einem Alter von 162 Jahren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1836.

Chinesische Schrift.

Man macht gegenwärtig in Paris einen neuen Versuch, das bisher ungelöste Problem des Gravirens chinesischer Charaktere zu lösen. Die Schwierigkeit besteht in ihrer großen Zahl, welche das Graviren unerschwinglich theuer, und wenn man eine vollständige Sammlung hätte, ihre Komposition durch ihre Menge beinahe unmöglich macht. Die königliche Druckerei in Paris besitzt drei ziemlich vollständige Korps chinesischer Lettern, auf Holz gravirt, von denen das erste und unförmlichste zu Fourmonts Grammatik und Katalogen gedient hat, das zweite zu dem Lexikon von Deguigne und das dritte noch ganz ungebraucht liegt. Abel Remusat fing an, ein neues Korps von kleinerem Format graviren zu lassen, mit dem sein Tschong-yong gedruckt ist, es enthält aber nicht über 2500 Charaktere. Das System war wie bei den frühern, jeden Charakter einzeln zu stechen. Klaproth fing hierauf an, die Charaktere zu zerlegen, und sie so viel geschehen konnte, stückweise graviren zu lassen, so daß sie zusammengesezt werden konnten, aber sein Tod unterbrach die Unternehmung, als etwa 1500 Charaktere geschnitten waren, sie gehören auch der königlichen Druckerei, und man kann in den lezten Werken von Klaproth einige derselben sehen. Er hatte unzweckmäßigerweise dazu eine halbkursive Schrift gewählt, welche die Chinesen nur in Vorreden und bei Romanen anwenden, und die ohnehin schwerer mit Eleganz nachzuahmen ist, als die gewöhnliche, sich auch weniger zum Zerlegen der Charaktere eignet, so daß diese Schriften von Klaproth keinen sehr gefälligen Eindruck machen. Wahrscheinlich wird daher niemand diese Unternehmung beendigen wollen. Diese Schwierigkeiten haben die asiatische Gesellschaft in Paris bewogen, sich immer in ihren chinesischen Werken der Lithographie zu bedienen, die aber auch ihre großen Nachtheile hat, wie man aus den meisten so gedruckten Schriften sehen kann, und die jedenfalls den großen Nachtheil hat, daß man sich ihrer nicht zu Citaten in der Mitte gedruckter Bücher bedienen kann. Der orientalische Schriftschneider der königlichen Druckerei in Paris, Marcellin Legrand, hat jezt unter der Leitung des Orientalisten Pauthier einen neuen Versuch gemacht, eine vollständige Schrift zu stechen. Er hat das Wörterbuch von Kanghi zum Grund gelegt, das 43,496 Charaktere enthält, von diesen hat man die ungebräuchlichen und fehlerhaften, so wie die Varianten ausgeschlossen und sie so auf 30,000 reducirt. Diese hat man in zwei Klassen getheilt, die, welche sich nicht zerlegen lassen, oder wenigstens in der Zusammensezung der Elemente ein unförmliches Resultat geben würden, sie bilden eine Masse von 3581, ferner die, welche sich in ihre Elemente auflösen lassen. Diese Elemente bilden 1267 Patrizen, durch deren Zusammensezung man 26,295 Charaktere herstellen kann. So werden sich also alle chinesischen Charaktere, deren man irgend bedarf, auf 9000 reduciren. Da aber auch diese einen Schriftkasten erfodern, welcher die Komposition überaus beschwerlich machen muß, so trägt jeder Charakter auf seinem obern Ende eine Zahl von Serien, welche erlaubt, sie in der Handschrift in Zahlen auszudrücken. Der Schriftschneider schlägt den Käufern vor, entweder Lettern oder Matrizen zu kaufen. Wer alle 9000 Matrizen nimmt, bezahlt sie per 2½ Franken. Wer einen Guß verlangt, bezahlt für 10 Lettern von jedem Charakter 9100 Fr. (sie wiegen 910 französische Pfund), nimmt man nur die Hälfte oder weniger, so bezahlt man verhältnißmäßig mehr. Legrand glaubt, daß zum gewöhnlichen Gebrauch 3000 Matrizen hinlänglich sind, mit denen man alle Charaktere darstellen kann, die sich im Lexikon von Deguigne finden. Diese sind auch die ersten, welche er gravirt. Nach einer Tabelle zu schließen, die er gedruckt hat, sind die Charaktere sehr gut ausgefallen, und die Zusammensezung schadet ihrer Eleganz nur in seltenen Fällen.

Ueber den lezten Kafferkrieg.

(Fortsezung.)

Diese kurze historische Skizze, gegen deren Richtigkeit sich nichts einwenden läßt, erspart uns eine Untersuchung des Unrechts der gegenseitigen Parteien. Bei den Kämpfen, welche die Eingebornen mit den Kolonisten fortwährend zu bestehen hatten, waren die ersteren ohne Zweifel sehr oft der angreifende Theil, aber der von den Boers hartnäckig fortgesezte Vertilgungs-

kampf, gegen den die Stimme der Menschheit und einer aufgeklärten Regierung sich erhob, war die schreiendste Ungerechtigkeit.

Bis zu der Periode, bis zu welcher wir die Geschichte der Kolonie verfolgten, hatten es die Boers nur mit den Hottentotten zu thun, einem schwachen, unentschlossenen Menschenschlag, dessen vereinzelte Clans leicht zu überwältigen waren. Frühern holländischen Schriftstellern zufolge war Südafrika in seinem Urzustande nichts weniger als dünn bevölkert, und es läßt sich annehmen, daß die Hottentottenstämme, welche gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts das gegenwärtige Kolonialgebiet bewohnten, eine Seelenzahl von nicht weniger als 200,000 ausmachten. Jetzt beläuft sich das, was man die Hottentottenbevölkerung in der Kolonie nennt, auf kaum 20,000 Individuen, von denen jedoch der größere Theil gemischten Ursprungs ist. Reine Hottentotten leben gegenwärtig in der Kolonie kaum 3000, und von diesen sprechen vielleicht nur noch einige Hundert die Sprache ihrer Väter, so daß jetzt diese merkwürdige Menschenrace auf dem eigenen heimischen Boden, auf dem sie noch vor nicht allzu langer Zeit blühte, beinahe ausgerottet ist. Als die östlichen Gränzen der Kolonie bis zum Camtu-Fluß ausgedehnt wurden, kamen jedoch die Boers bald mit furchtbareren Gegnern in Berührung. Sie überschritten diese Gränze, und trieben einen unerlaubten Handel mit den Kaffern, welche zu jener Zeit die beiden Ufer des großen Fischflusses bewohnten. Die Regierung, außer Stande diese Landstreicher zurückzubringen, und nicht willens, sie aus der Hand zu lassen, folgte ihnen wie gewöhnlich, und im J. 1780 wurde der große Fischfluß zur östlichen Gränze der Kolonie erklärt. Die Kaffern, welche am westlichen Ufer des Flusses wohnten, lebten eine Zeit lang gemeinschaftlich mit den Boers, allein dieß konnte nicht lange dauern. Bald traten gegenseitige Reibungen ein, und die Kaffern wurden genöthigt sich auf das östliche Ufer des Flusses zurückzuziehen, von wo sie zuweilen herüberkamen, um den Boers Vieh wegzutreiben. Nach jedem solchen Vorfall wurde ein Kommando oder bewaffnete Expedition ausgeschickt, um die Räuber zu züchtigen, und so floh von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag Friede und Ruhe von der östlichen Gränze der Kolonie.

Die Okkupation des Gebiets von der Kapstadt bis zum großen Fischfluß geschah geräuschlos, und erfuhr keinen Widerstand, der die damalige Kolonialregierung hätte beunruhigen oder historisches Interesse erlangen können. Sobald aber die Boers diesen Fluß erreichten, und auf die entschlossenen, kraftvollen Kaffern stießen, gewannen die Dinge eine ganz andere Gestalt; Furcht vor einem muthigen und barbarischen Feind ergriff die Kolonisten, und flößte sogar der Regierung eine vielleicht übertriebene Besorgniß ein. Jeder unbedeutende Diebstahl, jeder geringfügige Gränzstreit ward zu einem Gegenstand von Wichtigkeit erhoben, und die von den Kolonialbehörden zu Erhaltung des Friedens an der Gränze gemachten Versuche trugen nur zu oft das Gepräge einer durch Bewußtseyn eigener Schwäche erhöhten Rachsucht und Erbitterung. Von der schwankenden Politik, welche zu allen Zeiten den Verkehr zwischen den Kolonisten und ihren schwarzen Nachbarn leitete, wird eine gedrängte Uebersicht der hauptsächlichsten Verhandlungen mit den Eingebornen, von ihrem Beginn an bis zum letzten Krieg, das beste Zeugniß geben.

Der große Fischfluß wurde, wie bereits erwähnt, im J. 1780 schon als Gränze der Kapkolonie erklärt; doch konnte man dieß nur eine theoretische Gränze nennen, da die Boers nicht zahlreich genug waren, das ganze, der Kolonie durch Erweiterung ihrer Gränzen zugefallene Gebiet besetzen zu können, und die Kaffern fortfuhren, ihre Heerden auf der westlichen Seite des Flusses zu weiden. Um das Jahr 1793 sah Gaika oder Ghyka, ein Häuptling von hohem Rang und vielem Einfluß, sich genöthigt, sobald er majorenn geworden war, zu den Waffen zu greifen, um von seinem Oheim Jslambi, der auch sein Vormund gewesen war, sein väterliches Erbe zu erkämpfen, und den letztern über den Fischfluß zu treiben. Man konnte diesem unruhigen Häuptling natürlich nicht gestatten, sich innerhalb der Gränzen der Kolonie festzusetzen, und so wurde ein Kommando abgeschickt, ihn zu vertreiben. Dieser Zweck ward jedoch nicht erreicht, und die Boers nahmen nur eine Anzahl Vieh weg, während die Kaffern im Besitz des Bodens blieben. Im J. 1795 wurden die Britten in Folge freiwilliger Abtretung Herren der Kapkolonie, und nahmen, gewissermaßen durch die Noth gezwungen, in ihrem Verkehr mit den Kaffern dieselbe kurzsichtige und ränkevolle Politik ihrer Vorgänger an. Sie schlossen im J. 1798 einen Vertrag mit Gaika, der nicht etwa freundschaftlichen Verkehr zwischen beiden Parteien, sondern gänzliche Aufhebung desselben und Unterbrechung aller Verbindung zwischen Kolonisten und Kaffern zum Zweck hatte, zu welchem Ende der große Fischfluß als unüberschreitbare Gränze zwischen beiden Parteien bezeichnet wurde. Wie wenig der Zweck und die Bestimmungen dieses Vertrags ausführbar waren, ergibt sich aus dem Umstand, daß der das Zuurveld (saure Ebene, wegen des sauren Grases, das auf ihr wächst, mit diesem Namen bezeichnet) genannte Distrikt, zwischen dem großen Fisch- und Buschmannsfluß, der einen großen Theil der gegenwärtigen Provinz Albany ausmacht, bis zum J. 1812 im Besitz der Kaffern blieb, wo Teonga und seine Leute mit Gewalt daraus vertrieben wurden.

Die ununterbrochenen Unruhen an der östlichen Gränze gaben Anlaß zu mancherlei unbedachten und unzeitigen Vorkehrungen von Seite der Kolonialregierung. Hieher gehört unter anderm der im J. 1817 mit Gaika abgeschlossene Vertrag, kraft dessen er als der vornehmste Häuptling aller Kafferstämme anerkannt wurde, ein Vorrecht, auf das er weder Anspruch hatte, noch machte. Eine nothwendige Folge hievon war, daß, wenn Gaika's usurpirte Oberherrlichkeit ihn mit den übrigen Häuptlingen seiner Nation in Zwistigkeiten verwickelte, die Engländer genöthigt waren sich einzumischen. Ein Kommando wurde abgeschickt, um seine Ansprüche zu unterstützen, und so nahm die Regierung Antheil an den innern Streitigkeiten der Kaffern. Aus diesem Umstand entsprang der Krieg von 1819, in welchem die Kaffern ihre frühere Kühnheit überboten, in großen Schwärmen in die Kolonie eindrangen, und einen furchtbaren Angriff auf Graham's-Town unternahmen. Um dieser beunruhigenden Verwegenheit ein Ziel zu setzen, erachtete man kräftige Maß-

regeln für nothwendig. Die Eingedrungenen wurden bis über den Keiskamma zurückgetrieben, und dann Gaika aufgefordert, das ganze Gebiet zwischen diesem Fluß und dem großen Fischfluß — ein Landstrich von 80 Meilen Länge und einer durchschnittlichen Breite von 35 Meilen — als ein neutrales, beiden Theilen untersagtes Gebiet abzutreten. Gaika willigte unbedenklich ein, einen Distrikt hinzugeben, der ihm niemals angehört hatte, während die übrigen, ihres Landes beraubten Häuptlinge ihr Rachgefühl für den Augenblick unterdrücken mußten.

Der Gedanke, einen großen Strich unbesetzten aber bewohnbaren Landes, gleichsam als eine Wüste an der Gränze der Kolonie zu lassen, war ganz chimärisch. Er wurde demnach auch bald aufgegeben, und nachdem Lord Somerset, von dem er ausgegangen war, die von Sir Rufane Donkin geschehenen Landverwilligungen im neutralen Gebiete für ungültig erklärt hatte, verpachtete er selbst einen Theil desselben, und die Boers wurden nun wieder die nächsten Nachbarn der Kaffern, denen man gestattete, einen Theil ihres Gebiets westlich vom Keiskamma und Katzenfluß wieder in Besitz zu nehmen. Die unglücklichen Folgen so naher Berührung blieben nicht aus, und erzeugten die Unruhen von 1829, wo Macomo, der Sohn Gaika's, aus seinem Land am Katzenfluß vertrieben, und nun die Gränzen genauer bestimmt wurden.

Der Name Kaffer wurde bekanntlich von den frühern portugiesischen Seefahrern allen Bewohnern der östlichen Küste von Afrika gegeben, und von holländischen Ansiedlern, welche, weiter nach Osten vordringend, eine von den Hottentotten verschiedne Menschenrace fanden, für diese beibehalten. Dieser Name läßt deßhalb eine sehr ausgedehnte Anwendung zu, der Kolonialgebrauch aber wendete ihn meist auf den Stamm an, welcher in der nächsten Beziehung mit der Kolonie steht, und der sich selbst Amakosa nennt. Der Name ihrer nördlichen Nachbarn, der Amatembu, von den holländischen Boers in Tembuges verwandelt, ist von den Engländern in Tambukies umgesetzt worden. Gegen Osten von diesen wohnen die Amaponda oder Amambo, durch eine ähnliche Corruption in Mambukies verwandelt. Diese letztern sind die betriebsamsten unter den drei Nationen — die Amakosa gelten für die kriegerischsten, und mit diesen haben wir es zu thun.

Die erste Betrachtung, welche sich bei einem Ueberblick der Geschichte der Kolonie aufdrängt, ist die, daß das Vordringen derselben in das Land der Kaffern stets eine Ungerechtigkeit war und noch ist. Die Kapkolonie umfaßte vor dem letzten Krieg ein Gebiet von mehr als 140,000 Quadratmeilen, auf dem eine Bevölkerung von nur 130,000 Seelen wohnte. Graham's-Town, die Hauptstadt des östlichen Distrikts, etwa 20 Meilen vom großen Fischfluß gelegen, ist sieben Tagreisen mit Post, oder 580 Meilen von der Kapstadt entfernt, und noch mehrere Meilen weiter, gegen 600 bis 700 Meilen vom Regierungssitz, erhob man einen Kampf um einige Flüsse und grüne Wiesen, und verjagte die Eingebornen von dem Boden ihrer Väter. Für alles Unheil, welches aus der zu nahen Berührung, in welche beide Parteien kamen, erwachsen ist, sind die Kolonisten allein verantwortlich; die Kaffern sind für das, was sie etwa verschuldet haben mögen, durch den Verlust ihres Landes bestraft; doch konnte sie kein Rückzug vor der hartnäckigen Tyrannei der Boers retten, die ihnen allenthalben hin folgten, und ihnen näher rückten als dieß mit guter Nachbarschaft unter Hirtenvölkern verträglich ist.

Die Kaffern eine Räubernation nennen, heißt ihnen das größte Unrecht thun, wiewohl sie, wie jedes andere Volk, auch schlechte Menschen unter sich haben. Der große Vorzug des Zuchtviehs der Kolonie vor ihrem eigenen, und die unter ihnen herrschende Sitte, Weiber gegen Kühe zu kaufen, führt sie in Versuchung zu stehlen, und das Unrecht, welches sie erdulden mußten, läßt sie jeden an der Kolonie begangenen Raub als gerechte Wiedervergeltung betrachten. Zudem ist die Gränzbevölkerung so dünn, lebt so zerstreut, und die Heerden werden so schlecht bewacht, daß der Viehdiebstahl mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden ist. Wenn in den civilisirtesten Ländern Europa's Heerden so unbewacht umherliefen, so würden sie bestohlen werden, wie viel mehr muß dieß also der Fall unter Wilden in Südafrika seyn. Wenn ein Boer seine Heerden auf das Gebiet eines zahlreichen eingebornen Stammes treibt, und nun sieht, daß sie da nicht so sicher weiden können als in einer Wüste, so erhebt er ein Geschrei, daß man das ganze Volk ausrotten müsse, und leider findet er mit einer solchen Foderung bei vielen selbstsüchtigen Menschen Anklang.

(Schluß folgt.)

Anekdote von einer Biene.

In einem Schreiben an die Redaktion der englischen Zeitschrift Records of general Science sagt Herr Tomlinson von Salisbury: „Ich bin ein großer Bienenfreund und halte selbst einige Stöcke, welche mir Gelegenheit zu Beobachtung mancher Merkwürdigkeit dieser Thiere gegeben haben, von denen ich eine hier mittheilen will, von der ich nicht weiß, ob sie früher schon beobachtet wurde. Am 15ten Mai v. J. sah ich meinen Bienen zu, von denen eben eine mit Blumenstaub bedeckt von einem Ausfluge zurückgekommen war. Sie setzte sich ungefähr einen Fuß vom Eingange des Bienenstocks nieder und blieb in der Eil in einem Riß des Brettes hängen, der gerade groß genug war ihren Fuß zu fassen, und in dem sie sich, bei dem Bestreben sich loszumachen, nur fester verwickelte. Die arme Biene war sehr in der Klemme, und nachdem sie sich einige Minuten lang vergeblich bemüht hatte sich loszumachen, wurde sie endlich ungeduldig, besonders da sie andere Arbeitsbienen mit ihren Ladungen ungehindert zurückkehren sah. Sie fing nun an sich mehreremale vorsichtig rund herum zu drehen, wodurch sie ihren Fuß am dritten Gelenk buchstäblich abdrehte und ihn in der Spalte stecken ließ. Dann flog sie in den Korb, als ob nichts vorgefallen wäre. Dieß ist, meines Wissens, das erste Beispiel von freiwilliger Selbstverstümmlung eines Insekts, von dem ich je gehört oder gelesen habe; da ich jedoch kein Naturforscher bin, so mag es wohl seyn, daß solche Fälle bereits bekannt sind.“

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achter Brief.

(Fortsetzung.)

Mit welchen Augen werden die Franzosen von den Eingebornen angesehen? Frei heraus gesagt, glaube ich nicht, daß sie ihnen große Zuneigung eingeflößt haben. Seit die Franzosen hier sind, sagen die Juden, gibt es keinen Handel, und der einzige Türke, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht habe, bricht jedes Gespräch, das ich über die Franzosen mit ihm anknüpfe, mit dem Ausruf: Bestia! ab. Dieser arme Mann hat sich aber auch sehr über sie zu beklagen. Die Mauren sind zurückhaltender in ihren Aeußerungen, und ich hatte nur Einmal Gelegenheit einem sehr reichen, einflußreichen Mann dieser Klasse seine offene Meinung zu entlocken. Da er mich jedoch gastfreundschaftlich bei sich aufnahm, und mich nicht ermächtigte seinen Namen zu nennen, so bleibt dieser, wie billig, verschwiegen. Ich sagte zu ihm, daß ich viel darum gäbe, wenn ich seine wahren Gesinnungen gegen die Franzosen wüßte. Er blickte mich bedeutend an und antwortete mir durch das Organ des Dolmetschers: „Was würden Sie von den Franzosen denken, wenn sie nach England kämen, die Gräber ihrer Väter aufwühlten und eine ganze Schiffsladung ihrer Gebeine in die Zuckerraffinerien nach Frankreich schickten?“ — Der Maure spielte hier auf die Heerstraße an, welche die Franzosen durch den großen maurischen Kirchhof vor dem Thore Bab-el-Ued führten; allerdings hatten sie hier das tyrannische Gesetz der Nothwendigkeit für sich, doch war es jedenfalls unklug, daß man den Soldaten gestattete die Turbans abzuschlagen, welche die am heiligsten gehaltenen Gräber schmückten. Was die Knochen betrifft, so muß ich die Wahrheit dieser Sache der Entscheidung eines Zuckerfabrikanten überlassen.

Beim Abschied sagte mir der Maure noch mit einem wilden Lächeln, daß bei einer Aenderung der Dinge es für den Moslems eine sehnlich gewünschte Genugthuung seyn würde, die Juden, diese hebräischen Hunde, wie er sich ausdrückte, zu züchtigen. „Sie beschimpften uns, fügte er bei, am Tage nach dem Einrücken der Franzosen, und schon am Tage nach ihrem Abmarsche würden wir unsere Rache nehmen.“ Nach Allem, was ich hörte, dürfte ein plötzliches Verlassen der Regentschaft von Seite der Franzosen furchtbare Repressalien nach sich ziehen, und die armen Juden könnten leicht Gefahr laufen, sämmtlich ermordet zu werden.

Ich komme nun zu der Frage: Würde der Besitz von Algier durch die Franzosen für Altengland nachtheilig seyn? Ist nicht zu fürchten, daß Frankreich sich rechts und links ausbreite, das mittelländische Meer in einen großen französischen See verwandle, sich Marocco und Tunis nähere und uns Gibraltar und Malta entreiße? Alles dieß ist nichts als eine Vision. Frankreich hat gegenwärtig 30,000 Mann zu unterhalten, von denen ihm ein jeder jährlich auf 40 Pfd. St. kommt, um sich nur auf einer kleinen Anzahl von Stationen an der afrikanischen Küste zu behaupten. Um seine Eroberungen bis nach Marocco und Tunis auszudehnen, müßte es die afrikanische Armee wenigstens auf 90,000 Mann vermehren, was ihm eine jährliche Ausgabe von 4 bis 5 Millionen Pfund Sterling verursachen würde.

Ich glaube allerdings, daß Algier mit der Zeit eine Quelle des Reichthums werden könnte, doch ist dieß nur eine Vermuthung. Nehmen wir selbst an, daß diese Kolonie für Frankreich sehr einträglich werde, muß uns denn deßhalb der Reichthum unserer Nachbarn gerade verderblich werden? Ich glaube dieß nicht, sondern behaupte vielmehr das Gegentheil, daß nämlich das durch Algier bereicherte Frankreich nur die Konsumtion unserer Manufakturwaaren vermehren würde. Sollten wir einen Theil der Küste für uns selbst in Anspruch nehmen, so dürfte dieß, wenn es auch bewilligt würde, nur unsere Kosten für Besatzungen vermehren, und eine Quelle von Zwistigkeiten mit Frankreich werden, wie ehemals das Zusammengränzen unserer und der französischen Kolonien in Nordamerika. Zudem würde uns Frankreich auch nicht einen Fuß breit von der Küste gutwillig abtreten, und welcher Engländer möchte wohl jetzt sein Bier einen Farthing höher besteuert wissen, nur um einen Krieg wegen Algier anzufangen? Absurder Gedanke.

Ich komme jetzt zu der letzten und umfassendsten Frage: In wie weit wird wohl die Besetzung von Algier durch die Franzosen die Sache der Menschlichkeit und Civilisation befördern? Hierauf antworte ich, daß obschon ich nicht glaube, daß Civilisation und Glückseligkeit gleichbedeutende Worte sind, die Civilisation doch wenigstens die Schrecken des menschlichen Elends mildert. Dächte ich anders, so würde ich mich auf Erörterung dieser Frage nicht einlassen.

Sobald ein Engländer sich der Befürchtung entschlagen kann (und er mag dieß sicher thun), daß Frankreich, dadurch daß es Algier behält, England Schaden zufüge, so wird er folgendermaßen raisonniren: Frankreich ist die civilisirteste Nation; ihre Herrschaft in Afrika wird mithin dort der Civilisation Bahn brechen. Algier verdankt ihr bereits die Abschaffung empörender Strafen und die Bekanntschaft mit Wissenschaften, welche Barbarei und Fanatismus verdrängen. Wenn ich zum Thor Babazun hinausgehe und man mir den Platz zeigt, wo die Juden lebendig verbrannt, oder die Mauer, von welcher Verbrecher herabgestürzt und auf halbem Wege von eisernen Haken aufgefaßt wurden, an denen sie oft eine Woche lang unter den gräßlichsten Qualen hängen blieben, so danke ich dem Himmel, daß er Algier unter eine Herrschaft fallen ließ, welche solche Gräuel abgestellt hat. Vor eben diesem Thore hat einer meiner Freunde im Jahre 1817 einen Staatsverbrecher, einen kräftigen, blühenden Mann, an einen Pfahl anketten sehen, um an demselben Hungers zu sterben. Der Unglückliche ertrug die Qual neun Tage lang mit Heldenmuth, dann aber verlangte er ein wenig Wasser, um seinen Durst zu löschen, und verschied.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Arles wird gegenwärtig das berühmte alte Theater ausgegraben: schon ist fast die Hälfte des Orchesters von Schutt entblößt und mehrere sehr wohlerhaltene Sitzreihen sind gesäubert. Kostbare Skulpturfragmente, heißt es in einem Briefe, werden bald unser Museum bereichern; das unterirdische Arles ist ein zweites Herkulanum. Wir kennen jetzt Lage und Bauart des größten und reichsten Denkmals, welches das Alterthum uns übrig gelassen hat, ziemlich genau.

*

Nach den Angaben der Polizei wohnten in den Hotels garnis zu Paris am 1sten März 54,524 Personen, worunter 8175 Fremde. In möblirten Häusern wohnten 17,622 Arbeiter, wovon nur 1093 ohne Arbeit waren.

*

Auf der Straße von Chatillon zwischen Humes und Beauchemin fand man ein altes Hufeisen, das keine Nägellöcher hatte, woran aber noch der Rest eines Riemens hing, womit man es an das Bein festgebunden hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1836.

Brasilianische Zustände.

(Von Karl Seidler.)

2. Die Haupt- und Hafenstadt Rio de Janeiro.

Brasilien ist, so lange der Scherz noch dauert, ein Kaiserreich; es ist das reichste Reich der Souveränität. Brasilien ist in der Bibel der neuern Weltgeschichte der reiche Mann, der elendiglich als Lazarus stirbt, — laceratus, zerlumpt und zerfleischt. Brasilien ist das Land der Natur, das, wie jedes Füllhorn des Glückes, einen übermüthigen Despotismus hervorruft, aber ihn nie lange erduldet; es ist der Paradiesgarten nach Adams Falle. Dom Pedro primeira wurde ob seiner Sünden aus dem geschändeten Eden verjagt, und ein Kindlein spielt in der Hauptstadt als Cherub mit dem aufgedrungenen Flammenschwert.

Weit ausgedehnt, ein herrliches Panorama, liegt Rio Janeiro da: die Felsen bilden den Hintergrund des unübertroffenen Gemäldes, dazwischen oben der hellblaue Himmel, unten das dunkelblaue Wasser, ohne bestimmte Gränze, ohne neblichten Horizont; darüber hinaus eine südliche Riesenvegetation mit den unzähligen Wundern fast jungfräulicher Urwälder; darauf eine unermeßliche Segelstadt mit bunten Wimpeln und Stangen; prächtige Paläste, hohe Gebäude, herrliche Villa's, niedliche Häuschen und Hütten, ein nimmer stockendes Menschenleben, ein ewig gährendes Aufwallen in allen Pulsen des großen Körpers, der in der Weltgeschichte eine Hauptrolle mitspielt.

Als ernster und treuer Knappe einer schönen Urzeit aus dem Ritterthume der Natur, bewacht der Paõ d'Assucar (Zuckerhut), dieser steinerne Riese, mannhaft und stumm die enge Einfahrt zum Hafen. Steil und unzugänglich ragt jener Granitfels hoch in die Wolken; noch hat auf ihm nie ein Baum gewurzelt, nur die Spitze ist hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bedeckt; der alte Knappe und Schildträger behält noch immer seinen jugendlichen Bart. Der Zuckerhut ist, wie sein Name bedeutet, von einer völlig konischen Form; er ist, wenn mir der Ausdruck gestattet wird, der brasilianische Brocken, an den tausend Traditionen und Mährchenlegenden geknüpft sind; denn auch die neue Welt hat ihre moderne Mythologie.

Man hatte es stets für unmöglich gehalten, diese schroffe Felsenwand zu ersteigen; eine heilige Scheu trug vielleicht viel zu diesem Glauben bei, dennoch unternahmen, bei der Ankunft der Kaiserin Amelie, der zweiten Gemahlin Dom Pedro's, zwei deutsche Soldaten dieß Wagstück. Sie wollten ihrer neuen Gebieterin auf dem Gipfel des Granitkegels von den dort befindlichen Wurzeln und Reisern ein Ehrenfeuer errichten, eine Illumination, wie man sie sicher nur selten sieht. Mit einigen Lebensmitteln, mit Feuerzeug, mit unverzagtem Muth und kräftiger Begeisterung, traten die beiden Soldaten ihre beschwerliche Reise an. Aufwärts ging es langsam aber gut; sie verstanden Beide das Klettern, war doch der eine früher Matrose, der andere Schornsteinfeger gewesen. Mit Tagesanbruch hatten sie den Fuß des abenteuerlichen Kegels verlassen, in später Nachtstunde loderte oben eine Flammenpyramide, die ganz Rio de Janeiro, die Bucht und das Meer viele Meilen weit erleuchtete, eine wahre Laterna magica, die Alles mit ihrem Zauber umzog. Abwärts ging es den Tollkühnen schneller, aber weit gefahrvoller; sie gestanden selbst am folgenden Tage, um keinen Preis das Wagstück wieder unternehmen zu wollen; denn es hieße Gott versuchen; und „Was oben sie gesehen, erzählten sie noch Keinem."

Am Fuße des Paõ d'Assucar liegt die Festung Praia vermelha (rother Strand), die von großer Wichtigkeit ist, da ohne sie an dieser Stelle eine Debarcation feindlicher Truppen leicht möglich wäre. Hinlänglich mit Geschütz versehen, scheint dieß Kastell stumm und starr mit den weißen Mauern gleich einem schlummernden Greise auf den anschwellenden Fluthen zu ruhen; aber die vielen Schießscharten und die blinzelnden Kanonenaugen sprechen deutlich genug von der geschwätzigen Kraft des Schlafenden. Dennoch besteht jetzt die ganze Besatzung nur aus 12 bis 14 Invaliden, unter dem Kommando eines ebenfalls invaliden Sekondelieutenants. Unter Dom Pedro war es anders; damals figurirte hier ein General als Kommandant, und sämmtliche Rekruten, Deutsche wie Brasilianer, mußten an diesem Orte einexercirt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den letzten Kaffernkrieg.

(Schluß.)

Das System der Aufhebung alles Verkehes zwischen Kolonisten und Kaffern, welches von den Holländern eingeführt, und von den Britten eine Zeit lang fortgesetzt wurde, erwies sich als abgeschmackt, und erreichte seinen Hochpunkt in dem Plan eines unbesetzten neutralen Gebiets zwischen beiden Theilen. Keine Vorkehrung, welche man hätte treffen können, war mehr geeignet, die Unmacht der Regierung zu zeigrn, als diese. Südafrikanische Boers müssen durch die Hand der Gewalt, nicht durch Edikte geleitet werden. Strenge Gesetze für ferne Gränzbewohner einer Kolonie erlassen, wo man nicht die Macht hat ihnen Ansehen zu verschaffen, heißt das Ansehen der Behörde herabsetzen, und sie zugleich in unaufhörliche und erfolglose Zwistigkeiten mit dem Volke verwickeln. Jene Gesetze, welche den Verkehr mit den Kaffern verboten, legten nur dem achtungswerthen Theil der Kolonialbevölkerung Fesseln an, der den Kaffern hätte nützlich seyn können, hinderte jedoch die schlechten und ausschweifenden Kolonisten nicht, ein Volk zu verderben und zu erbittern, das, zweckmäßig behandelt, leicht ein sehr nützlicher Nachbar hätte werden können. Nie ist ein Versuch gemacht worden, die Kaffern zu civilisiren, und kaum einer sie zu versöhnen, oder sie durch Interesse oder Dankbarkeit an die Kolonie zu fesseln. Dieses Ersparungssystem, welches die Vernachlässigung des moralischen Wohls der Urbewohnee des Landes vorschrieb, ist der Kolonie sehr theuer zu strehen gekommen.

Das Kommandosystem endlich, welches darin bestand, die Boers zu bewaffnen und sie zu ermächtigen, sich an den Kaffern für jede Unbill zu rächen, war gerade darauf derechnet, die Barbarei der erstern zu steigern, und die letztern mit unauslöschlichem Haß zu erfüllen. Jede Seite der Geschichte der Kapkolonie zeigt klae, daß es die Regierung mit den Eingebornen stets gut meinte, daß aber die praktische Ausführung der Willensmeinung der Behörde den Boers gänzlich überlassen blieb, und daß diese nur dahin arbeiteten, die Kaffern zu vertilgen. Die Art, wir die Kommando's gegen die Buschhottentotten verfuhren, ist wahrhaft empörend, denn Oberst Collins sagt, daß er von einem glaubwürdigen Manne gehört, daß die von ihm geführten Kommando's in einem Zeitraum von 6 Jahren mehr als 3200 jener unglücklichen Menschen theils getödtet, theils fortgeschleppt hätten, und ein anderer erzählte ihm, daß die Züge an denen er Theil genommen, wenigstens 2700 solcher armen Menschen das Leben gekostet hätten. Herr Maynier, im J. 1792 Landdrost vom Graaff Reynett, spricht zudem noch die feste Ueberzeugung aus, daß die Klagen der Boers wegen Beraubung durch die Kaffern sehr oft ganz ungegründet, und stets übertrieben seyen, da sie nur erhoben wurden, um gegen sie ausziehen zu dürfen, und sich auf einem solchen Zug zu bereichern. Welche Ungerechtigkeiten, ja selbst Gräuel auf solchen Zügen oft begangen wurden, davon sind in diesen Blättern bereits Beispiele mitgetheilt woeden. *)

Wir kommen jetzt zu dem neuesten unheilvollen Krieg mit den Kaffern, den wie in seinen Hauptzügen hier nur kurz berühren wollen, da der bereits mitgetheilte Umeiß der Geschichte der Kapkolonie jede weitere auf frühere Verhältnisse bezügliche Erklärung unnöthig macht. Die Begierde der Kolonisten nach den wasserreichen Thälern der Kaffern, und die der letztern nach Kolonialzuchtvieh, war auch jetzt wieder, so wie früher, die Ursache der Uneinigkeit. Man hat behauptet, der letzte Einfall der Kaffern auf das Kolonialgebiet sey ohne alle Veranlassung erfolgt; daß dem nicht so ist, ergibt sich aus riner Depesche des Gouverneurs d'Urban vom 24 Oktober 1834. In dieser Depesche, in welcher zuvörderst darauf aufmerksam gemacht wird, daß eine gänzliche Aenderung in dem System hinsichtlich des Verfahrens gegen die Eingebornen, welches System bis jetzt auf gar keinen festen Grundsätzen beruht habe, dringend nothwendig geworden sey, heißt es unter Anderm: „Voe mehreren Jahren wae den Stämmen der Häuptlinge Macomo, Bothma und Tyali von der Kolonialregierung die Bewilligung ertheilt worden, auf der westlichen Seite des Flusses Keiskamma wohnen, und ihre Heerden weiden zu dürfen. Im November vorigen Jahres befohl nun der Gouverneur, überzeugt, daß diese Erlaubniß mißbraucht worden sey (was vielleicht bis zu einem gewissen Grad geschehen seyn mag), jene Stämme aus dieser ganzen Linie zu vertreiben, was dann auch geschah. Diese Austreibung ward unglücklicherweise zu einer Zeit unternommen, in welcher eine grose Dürre sich einstellte, so daß die Kaffern großen Verlust an ihren Heerden eelitten. Dieß war die Ursache ihrer Erbitterung und ihrer Feindseligkeit gegen die Kolonie."

Dieser ungefähr sechs Wochen vor dem Ausbruche des Krieges geschriebene aufrichtige Bericht gibt hinlänglichen Aufschluß hinsichtlich des Ursprungs der Feindseligkeiten, denn „die Kaffern sind — um uns der Worte eines ihrer Redner zu bedienen — Männer und lieben ihre Heerden, denn ihre Weiber und Kindee leben von deren Milch; sie fechten für ihren Grund und Boden, und hassen dir Kolonisten, welche nach ihrem Besitzthum streben, und ihre Vernichtung im Auge haben."

Die traurigen Ereignisse, welche nun folgten, sind in diesen Blättern in ihrer ganzen Reihefolge bereits besprochen worden; *) die Kaffern zeigten sich viel blutdürstiger als sie sonst waren, und legten dadurch den stärksten Beweis ihres bittern Hasses gegen die Kolonie ab. Die vier Monate nach dem Tode Hintza's scheinen von den Kolonialtruppen verwendet worden zu seyn, um auch die übrigen rebellischen Häuptlinge durch Verwüstung ihres Gebiets zu züchtigen. Endlich, am 17ten September, wurden Friedensverträge mit den Häuptern der Familien Gaika's und Islambi's geschlossen, durch welche man ihnen und ihren Stämmen Landstriche anwies — nämlich: einen Strich an der nördlichen Seite von Amakosina, an das Land der Amatembu gränzend, für die Familie Gaika's, und einen Strich längs der Meereskůste zwischen den Flüssen Kahun und Baschih für die Nachkommen Islombi's. Aehnliche Landesantheile sind

*) In Nr. 125 u. f. v. v. J., in dem Artikel „die Verhältnisse der Kapkolonie zu den Kaffern," aus Pringle's African Sketches, von denen nächstens eine vollständige Uebersetzung in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

*) S. Ausland v. v. J. Nr. 250 u. f. und dann Nr. 290 u. f.

auch andern Kaffernhäuptlingen angewiesen worden. Alle an diesem Vertrag theilhabenden Häuptlingr erkennen sich als Unterthanen des Königs von Großbritannien, und müssen jeder jährlich einen fetten Ochsen als Erdzins für ihr Gebiet bezahlen. Sie sind den Strafen nach englischen Gesetzen unterworfen, doch muß auf ihee Sitten und häuslichen Gebräuche eine gewisse Rücksicht genommen werden. Sie müssen alle Feuerwaffen abliefern, feierlich geloben, keinen Versuch mehr zur Störung des Friedens der Kolonie zu unternehmen, und es sollen Missionäre, Lehrer, obrigkeitliche Personen und Regierungsagenten unter ihnen angestellt werden. Endlich müssen sie auch noch sich verbindlich machen, die Ordalien ihrer Zauberer abzuschaffen — eine unüberlegte Zumuthung, denn sie spricht gleichsam die Voraussetzung aus, daß die Civilisation unter diesen Wilden schnellere Fortschritte machen werde, als sie je in Europa gethan. Alle diese Vorkehrungen, welche dir Kaffern in den Bereich der englischen Regierung ziehen, sind zweckwidrig; entschiedene und wirksame Maßregeln zue Civilisirung der Eingebornen an der Gränze hätten schon längst ergriffen werden sollen, sie aber so ganz unvorbereitet mit den Steafen nach englischen Gesetzen heimsuchen zu wollen, scheint allerdings ein gewagtes Unternehmen. Um diese Menschen der Civilisation entgegen zu fübeen, wird große Voesicht und Klugheit erfordert.

Diese Verträge scheinen ferner dir im Mai erlassene Erkläeung nicht aufzuheben, welche den Fluß Kei als die Gränze der Kolonie feststellte, und folglich haben die Amatembu oder Tembukies, welche niemand beleidigten, ihre Unabhängigkeit verloren, und sind jetzt innerhalb der Gränzen der Kolonie eingeschlossen. Der Kei bildet ganz sicher eine bequeme Linie vom Stormberg bis zum Meer, aber man sollte doch bei Gränzbestimmungen nicht so kurz weg und summarisch verfahren. Der Kei bietet ferner als Gränze große Vortheile, da seine Ufer offen und frei von Gebüsch sind; wird nun das Vertilgungswerk beharrlich fortgesetzt, werden die Kaffern von drei Viertheilen ihres Gebiets und über den Kei getrieben, dann kann die Kolonialregierung sich des Flusses als einer gut zu vertheidigenden Gränze rühmen; bleiben die Kaffern aber innerhalb der neuen Provinz, so ist der Kei augenfällig mehr eine Demarkations- als eine Vertheidigungslinie. Kann man wohl glauben, daß die Veränderung der nominellen Kolonialgränze auch gleich auf einmal das Aufhöeen des lästigen Viehdiebstahls an der frühern Gränze zur Folge haben werde? Wird nicht die Linie zwischen den Kaffern und Kolonisten noch eben so wie zuvor bewacht werden müssen, so daß man mithin statt wie früher nur Eine, künftig zwei Gränzen zu hüten haben wird? Noch mehr — die Linie von Forts, welche sich durch die Mitte dee neuen Provinz hinziehen soll, wird gegen Osten die Kaffernstämme von Hintza's Familie, gegen Norden die von Gaika's, gegen Süden die von Islamdi's Nachkommen und gegen Westen die Fingos zu Nachbarn haben, eine Hoede von Flüchtlingen aus dem Lande Natal, welche vor dem Krieg unter den Kaffern in Knechtschaft lebten und nun, 16,000 an der Zahl, am rechten Ufer des Keiskamma wohnen. Alle diese Stämme sind sehr zweideutige Freunde, welche genauer Aufsicht bedüefen, mithin wied die Kolonie jetzt den Kei und den Keiskamma, nebst einer Linie, welche diese beiden Flüsse verbindet, zu vertheidigen und auf beiden Seiten Kaffern haben. Ist diese Linie nur in der Absicht besetzt worden, die Kaffern zu civilisiren, so läßt sich mit Grund fürchten, daß dieses Erziehungssystem fehlschlagen wird, der Mühe und der großen Kosten nicht einmal zu gedenken, die es erfordert. Ein ungebildetes Volk in Armuth versetzen, ihm die Hälfte seines Landes und seiner Heerden nehmen, und es in beständige und peinliche Berührung mit den Urhebern seines Unglücks bringen, ist kein gewähltes Mittel zu Herstellung von Ruhe und Zufriedenheit unter ihm.

Hat man aber die Absicht, den weißen Ansiedlern diejenigen Theile dee Provinz Adelaide zu geben, welche den Eingebornen abgenommen wurden, nun so jage man die Kaffern auf einmal über den Kei odee noch bessee ins Meer; der kürzeste Weg zue Vertilgung wird am Ende immer der wohlfeilste und dee am wenigsten unmenschliche seyn. Daß die Farbigen bei genauer Berührung mit civilisirten Menschen nicht gedeihen können, ist, wie wie aus der letzten Botschaft des Präsidenten erfahren, in den Vereinigten Staaten als Princip der Legislation angenommen — eine traurige Wahrheit, die sich leider, in Südafrika sowohl als in der neuen Welt, vollkommen bestätigt hat. Die Sucht der Kolonisten, die Gränzen zu verletzen, muß streng im Zaum gehalten werden; das Verlangen nach frischen Weiden gegen Osten, wurzelt tief im Gemüth des südafrikanischen Pflanzers, und man darf sich darüber nicht wundern; denn wenn er sich dem Kafferlande zuwendet, kehrt er dee Wüste Karroo, den von Heuschrecken, Mehlthau, Dürre und zuweilen von Fluthen verödeten Ebenen den Rücken, und hat liebliche Ströme, immergrüne Thäler, kurz ein Land vor sich, wo Milch und Honig immer fließt. Laßt ihn aber dieß einmal gewonnen haben, so werden ihn die wohlbebauten Feldee der Amaponda aufs neue in Versuchung führen. Und wee gewinnt bei diesen Gebietsvergrößerungen? Das Mutterland gewiß nicht, denn wenn Kriege zum Besten der Kolonisten gewagt werden müssen, so ist England sicher, dabei zu veelieeen. Man sollte dahee den Boers durchaus nicht gestatten einen Fuß übee die alte Gränze, Keiskamma zu setzen, denn die Erfahrung lehrt, daß man, wenn diese zügellosen Nomaden nur einmal Fuß gefaßt haben, nie weiß, wo das Ziel ihrer Wanderung seyn wird. Die neue Provinz sollte nur besetzt gehalten werden, um den Kaffern eine gesellige Organisation zu geben, in der Art etwa, daß sie im Stande wären, eine strengere Gränzpolizei zu halten, und unter mehe gleichen Bedingungen mit ihren furchtbaren Nachbarn zu unterhandeln. Dieß wäre das Benehmen, welches jeder Menschenfreund von der Regierung eingehalten zu sehen wünschen wird.

Das Klima von Vandiemensland.

Der Hobart Town Courier enthält nachstehenden Auszug aus einem Memoire „über das Klima von Vandiemensland,“ von einem Arzt, der das Land von Indien aus seiner Gesundheit wegen besucht hatte. „Das Klima von Australien hat augenscheinlich die Wirkung, die menschliche Race selbst in der ersten Generation bedeutend zu modifiziren. Fast ohne

Ausnahme haben die Kinder schöne, blaue Augen, wachsen schlank und hager auf, und gelangen frühzeitig zur Pubertät; ihr Charakter zeigt sich energisch, sie sind klug und muthvoll, und halten sich für bei weitem besser als ihre Väter. Dieß gilt namentlich von der Jugend von Sidney. Die heranwachsende Generation von Vandiemensland, denn hier wächst nur erst die erste Generation auf, — scheint ganz derselben Art zu werden, nur wahrscheinlich stärker an Knochen und Muskeln.

„Akute und chronische Rheumatismen sind oft heftig und hartnäckig; akute Inflammationen der Lungen kommen häufig vor, und wenn sie nicht sehr energisch behandelt werden, entwickeln sie sich rasch und tödtlich. Die Zahl der Wahnsinnigen, der mit organischen Fehlern des Herzens und der großen Gefäße Behafteten ist sehr groß: sie sind fast alle Verbrecher. — Die mittlere Temperatur selbst des Sommers ist ausnehmend gemäßigt, und kein Zustand der Atmosphäre, der Miasmen erzeugen könnte, kann wegen des häufigen Wechsels lange dauern. — Die Menge von Regen, die jährlich fällt, ist geringer als in England; das Land ist im Allgemeinen hoch, und das Wasser fließt leicht ab. Starke Winde herrschen zu allen Jahreszeiten, und die schlanken mit schwachem Blätterwerk versehenen Bäume gestatten einen freiern Luftzug selbst durch die meisten Theile des noch ganz unangebauten Landes. Todte Blätter und andere faulende vegetabilische Stoffe werden leicht durch die Brände zerstört, die im Sommer häufig im Walde stattfinden. Es ist bemerkenswerth, daß sich kaum in irgend einem Theil der Insel ein Waldbaum findet, dessen Stamm nicht Spuren von Brand an sich trüge."

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achter Brief.

(Schluß.)

Allem ungeachtet, was ich hinsichtlich der Schwierigkeit, die Eingebornen ihren Ueberwindern geneigt zu machen, gesagt habe, so glaube ich doch, daß es den Franzosen endlich gelingen werde, Künste und Wissenschaften einzuführen, welche Milderung des menschlichen Elends herbeiführen. Der muselmännische Aberglaube wird vor der Civilisation weichen, und Gott weiß, daß es Verbesserungen aller Art in diesem barbarischen Lande einzuführen dringend Noth thut. Die einheimische Bevölkerung, obschon man zuweilen Köpfe und Physiognomien unter ihr sieht, welche auf einem Gemälde patriarchalischer Sitten glänzen würden, empört den Fremden doch oft noch durch ekelhafte Scenen, welche aus unsern europäischen Städten schon längst verschwunden sind. Elephantiasis und Blindheit sind hier sehr gewöhnlich, so daß man fast sagen könnte, daß Armuth und Krankheit auf den Straßen herumlaufen. Vor Ankunft der Franzosen fand man keine andern Jünger Aeskulaps in Algier, als einige verlaufene Apothekersubjekte aus Europa, und jetzt hat man eine von talentvollen Männern geleitete Fakultät. Der Fatalismus ist der größte Feind der Heilkunde. Ein französischer Offizier erzählte mir hievon ein interessantes Beispiel, von dem er Augenzeuge war. Ein junger Araber, dessen Fuß zerschmettert worden, ward in das französische Lager gebracht, wo sein alter Vater ihn besuchte. Der junge Mensch konnte durch Abnahme des verwundeten Gliedes gerettet werden, aber der Vater bat seinen Sohn flehentlich, Gott und den Propheten nicht so schwer zu beleidigen, daß er sich der Operation unterzöge. Der Sohn gehorchte und starb. Es gibt zwar Juden und Mauren, die sich für Aerzte, und Weiber, die sich für Hebammen ausgeben; allein diese Leute haben keinen Begriff von Anatomie, und kennen nicht einmal die Namen der Arzneien, die sie oft ganz am unrechten Ort anwenden. In der Chirurgie verstehen sie nicht einmal den Gebrauch der Lanzette. Bei der Kolik, dem Stein und bei Seitenstechen bringen sie glühendes Eisen auf die leidende Stelle, und eine solche Behandlung erpreßt dem Leidenden natürlich oft das Geschrei, daß er geheilt sey, um nur von der Marter befreit zu werden. Sie lassen mit dem Rasiermesser zur Ader und stillen Blutfluß mit siedendem Pech. Die Amulette, welche die Algierer von ihren Marabuts gegen gewisse Krankheiten erhalten, sind noch ihre unschuldigsten Heilmittel.

Diese Unwissenheit hat natürlich eine übermäßige Sterblichkeit zur Folge. Noch eine andere scheußliche Krankheit ist unter den Algierern bekannt, gegen welche ihre Aerzte kein Mittel kennen. Wer sie bekommt, bleibt von ihr auf seine ganze Lebenszeit behaftet und vererbt sie auf seine Kinder. Als die Pest an diesen Küsten endemisch war, entvölkerte sie ganze Städte und Dörfer; die Ernten verfaulten auf den Feldern aus Mangel an Schnittern, und die Heerden irrten herrenlos und ohne Hirten umher. In den Lagern der Araber lagen die Todten unbegraben unter ihren Zelten, und Lewsson, der sich während der Pest im Jahre 1787 in Algier befand, sagt, daß man des Abends nichts als das Klaggeschrei der Begräbnißfeierlichkeiten und das Heulen der Schakals gehört habe. — Brauche ich nach allem diesem wohl noch beizufügen, daß die Menschlichkeit wünschen muß, daß die Franzosen sich in Afrika behaupten?

Die Franzosen haben Fehler begangen, dieß ist gewiß, und sie bekennen es selbst; allein die Zeit wird ihnen, wie den Engländern in Indien, lehren, daß die beste Politik die ist, gerecht und menschlich zu seyn. Soll ich den Ueberwindern Algiers einige bei der Besetzung begangene Grausamkeiten vorwerfen, ich, ein Engländer, dem man antworten könnte, daß wir im Kafferlande noch viel grausamer verfahren seyen? Ich umgehe demnach diese zarte Frage, fest überzeugt, daß der französische Charakter eine Bürgschaft für die der Regentschaft versprochene Civilisation ist, wiewohl ich der Meinung bin, daß ihr Benehmen im Allgemeinen allerdings einiger Verbesserung bedürfe.

Vermischte Nachrichten.

Die Sidney Gazette enthält Folgendes: Der schöne Distrikt am Hunter scheint noch oft zum Schauplatz von Unruhen und Abscheulichkeiten nicht nur von deportirten Verbrechern, sondern auch von Seite der Eingebornen bestimmt zu seyn, die allmählich einen Geist der Feindseligkeit gegen die Engländer eingesogen haben, dessen Unterdrückung viel Mühe und Thätigkeit kosten wird. Dieser feindselige Geist hat aber noch eine weit größere Wichtigkeit erlangt, seit eine Schaar von Freien, die völlig bewaffnet sind, sich mit den Eingebornen und deportirten Verbrechern vereinigt hat. — Nach dem Sidney Herald vom 11ten Junius ist es zu Gewaltthätigkeiten gekommen und man hat einen der Weißen gefangen genommen. Dasselbe geschah auch einigen Schwarzen, worauf die andern zur Repressalie gleich zwei Hirten tödteten.

Nach dem Canton Register vom 26sten Mai soll die Bibliothek zu Macao, welche seit 30 Jahren durch Legate, Geschenke und Subskriptionen von Engländern, die sich in China aufhielten, gestiftet und ausgestattet wurde und aus etwa 4500 Bänden besteht, unter die früheren Subskribenten vertheilt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

№ 3.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben:

Wohlfeilstes und bis jezt allein fertiges Universal-Conversations-Lexikon.

Allgemeines deutsches

Sach-Wörterbuch

aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten,

oder

Universal-Lexikon

aller Künste und Wissenschaften.

Vollständiges geographisch-historisch-philosophisch-mythologisch-chemisch-pharmaceutisch-technologisch-militärisch-ökonomisch-physikalisch-astronomisch-merkantilisches

Conversations- und Fremdwörterbuch.

Begründet von J. Fr. von Liechtenstern, fortgesezt und beendet unter Mitwirkung vieler deutschen Gelehrten von A. Schiffner. Neue wohlfeile Ausgabe in 66 Heften oder 11 Bänden. Jedes Heft von 8 Bogen 3 ggr. oder 4 Sgr. oder 12 Kr.

Das erste Heft ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorräthig. Alle 14 Tage werden 3 Hefte oder monatlich 1 Band in 6 Heften ausgegeben. Wer das ganze bereits fertig gedrukte Werk gleich vollständig nimmt, erhält es für den noch wohlfeileren Preis von 6 Thlr. 16 gr.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Musikhandlungen (in Wien bei Diabelli, Haslinger, Artaria; in Prag bei Marco Berra; in Pesth etc.) zu haben:

Die Jüdin. — La Juive.

Oper in 5 Akten, Text v. Scribe, für alle deutschen Bühnen bearbeitet von Baron von Lichtenstein, Musik von F. Halevy.

Vollst. Klavierauszug mit deutsch. u. französ. Text. 12 Rthlr. Klavierauszug ohne Worte, arr. v. Ebers. 6 Rthlr. Dito für Anfänger, die noch keine Oktave greifen können, arr. v. Schunke. 4 Hefte à 20 gr. Ouverture f. Pfte. ¾ Rthlr., dito à 4 mains 1 Rthlr. Alle Gesangs-Nros. einzeln!

Der enthusiastische Beifall, den dieses Meisterwerk bei allen Aufführungen in Paris, London, Brüssel, Leipzig, Frankfurt, Braunschweig noch immer findet, und der bei der bevorstehenden Aufführung in Wien und Berlin zu erwarten ist, berechtigt zu der Hoffnung, daß dieser mit größter Sorgfalt arrang. Klavierauszug sich einer günstigen Aufnahme erfreuen wird. Der Preis ist im Verhältniß zur Bogenzahl (390 Seiten!) sehr billig.

Kompositionen über Lieblingsmelodien aus der Jüdin, erschienen f. Pfte. von Eckert, Herz, Kalkbrenner, Schunke, Sowinsky, Tolbecque; für 2 Violinen v. Gard u. Panofka etc.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Kotzebue's sämtliche Werke.

Oktavausgabe, im herabgesezten Preise.

Leipzig, bei Eduard Kummer.

Diese sämtlichen Schriften, deren früherer Preis 187 Rthlr 4 gr. war, kosten jezt nur 56 Rthlr. 22 gr. Eine ausführliche Anzeige nebst Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen zu haben, wir werden deßhalb hier nur die größern Werke einzeln angeführt: Schauspiele 29 Bde. 14 Rthlr. Dramat. Almanach 24 Jahrg. u. Opernalm. 2 Jahrg. à 8 gr. Kl. gesamm. Schriften 4 Bde. 2 Rthlr. 12 gr. Kinder m. Laune 6 Bde. 2 Rthlr. 16 gr. Romane 6 Bde. 4 Rthlr. Leiden Ortenb. 16 gr. Philibert. 16 gr. Leontine. 2 Rthlr. Hinterl. Papiere. 16 gr. Erinnerungen aus Paris. 1 Rthlr. Erinnerungen aus Italien. 3 Rthlr. Deutsche Geschichte. 3 Rthlr. Preußens ält Gesch. 4 Rthlr. Ludwig IV. 12 gr. Biene. 10 Hefte. 3 Rthlr. 4 gr. Grille. 6 Hefte. 1 Rthlr. 12 gr.

In der Buchhandlung Imle & Krauß in Stuttgart ist erschienen und vorräthig in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder:

Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes.

Sammlung der interessantesten und besonders der neuesten schöngeistigen Schriften des Auslandes; aus der französischen, englischen und andern fremden Sprachen; unter Mitarbeitung von Mehreren ins Deutsche übertragen von Franz Demmler. In monatlichen Lieferungen von je 4 Bändchen, 24 Bändchen zusammen bilden eine Serie. Das Bändchen von 6 Bogen, Taschenformat, kostet im Subscriptions-Preise, ohne Vorausbezahlung, 12 kr. rhein. oder 3 ggr.

Nachdem die ersten 5 Lieferungen unserer „Bibliothek der vorzüglichsten Belletristiker des Auslandes" erschienen sind, erlauben wir uns, dieselbe wiederholt allen Liebhabern gediegener belletristischer Lektüre dringend anzuempfehlen, wobei das, was davon schon im Publikum ist, uns nach Inhalt und Ausstattung unterstüzen wird.

Unsere Sammlung beschränkt sich nicht auf ein einzelnes Volk, eben so wenig auf einzelne Schriftsteller, bei denen der schon erworbene berühmte Name oft die Schwächen des jüngsten Kindes zu deken hat, sondern wir geben immer nur das Interessanteste von dem Neuen, und von dem Alten das, was die Zeit als klassisch in seiner Art anerkannt hat; dabei tragen wir Sorge, daß das Gegebene für einen möglichst großen Kreis von Lesern und Leserinnen passe, ohne in das Mittelmäßige herabzusinken.

Die bis jezt erschienenen ersten 5 Lieferungen enthalten:

Valida, oder der Ruf einer Frau, aus dem Französischen der Marquise von S. ;
Antony's Erinnerungen, aus dem Französischen des Alexander Dumas;
Die Abenteuer eines jüngern Sohnes; aus dem Englischen des Trelawney;
Il vivere, aus dem Französischen des Samuel Bach.

In den nächsten Lieferungen folgen die Uebersezungen von: Le Chemin de travers, *par Jules Janin;* Ni jamais; ni toujours, *par Paul de Cock.*

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine

Bibliographie

für

Deutschland.

Jahrgang 1836. Wöchentlich eine Nummer von 1 bis 2 Bogen. gr. 8. Preis des Semesters 1 Thlr. 8 gr.

Die **Allgemeine Bibliographie**

gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des **gesammten Auslandes**, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Praenumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auktionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register werden den Gebrauch erleichtern.

Die bis jezt erschienenen Nummern sind in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1836.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Heyfelder, Medizinal-Rath Dr., **Ueber Bäder und Brunnenkuren**, besonders an den Mineralquellen des Taunusgebirges, namentlich **Ems, Schlangenbad, Wiesbaden** und **Schwalbach**. 8. Stuttgart, Beck und Fränkel, geheftet 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Anzeige.

Confucii

Y - KING

ex latina P. Regis interpretatione nunc primum edidit

J. MOHL.

Vol. 1.

Cum quatuor tabulis. 8.

Preis 4 fl. 30 kr.

Die Chinesen haben zu jeder Zeit dem Y-King den ersten Plaz in ihrer Litteratur angewiesen. Die erste Grundlage des Werks besteht aus den Symbolen, in denen Fhi, der Stifter des Reiches, seine kosmogonischen und die darauf gegründeten politisch-moralischen Ideen niedergelegt. Seitdem ist jede Reform der Ideen in Staat und Wissenschaft an die Erklärung dieser Symbole angeknüpft worden. Der älteste dieser noch erhaltenen offiziellen Kommentare ist der, in welchem die Dynastie von Wenwang im zwölften Jahrhundert vor Christus ihre Thronbesteigung rechtfertigte und ihre Prinzipien niederlegte. Sechs Jahrhunderte nach ihm stellte Confutsee den Y-King an die Spize der fünf klassischen Bücher, auf welche er die Restauration gründete, und welche seit seiner Zeit die geistige Regel derselben bilden. Fast alle Versuche physischer und metaphysischer Theorien in China sind auf dieses Werk in der Form von mehr oder minder willkührlichen Interpretationen gebaut, daher seine hohe Wichtigkeit für die philosophische Geschichte der Menschheit. Die französischen Jesuiten in China hatten frühe gefühlt, wie nothwendig das Studium dieses Buches für sie sey, und nachdem sich mehrere an der schweren Aufgabe versucht hatten, vollendete einer der gelehrtesten unter ihnen, P. Regis, eine Uebersezung und einen Kommentar, welcher die Substanz der berühmtesten chinesischen Arbeiten darüber enthält. Das Werk lag in der k. Bibliothek in Paris, nur Wenigen bekannt und zugänglich, bis sich der Herausgeber, nach dem Wunsch der asiatischen Gesellschaft in Paris, entschloss, einen vollständigen Abdruck davon zu veranstalten, von welchem hier die erste Hälfte vorliegt.

Wir machen das Publikum auf obiges interessante Werk vorläufig aufmerksam, und bemerken, dass der erste Band bereits gedruckt ist und nächste Ostermesse von uns ausgegeben, und alsdann in jeder soliden Buchhandlung zu haben seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bernoulli's Vademecum.

Dritte Auflage.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen:

Vademecum des Mechanikers

oder

Praktisches Handbuch

für

Mechaniker, Maschinen- und Mühlenbauer, und Techniker überhaupt.

Von

Professor Christoph Bernoulli.

Dritte Auflage,

nochmals verbessert und vermehrt von dess Obigen Sohne,

Joh. Gustav Bernoulli.

Zwei Bändchen.

Mit drei Steindrucktafeln. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt des ersten Bändchens:

Angabe und Vergleichung der gebräuchlichsten Maase und Gewichte. Berechnung von Flächen mit geradliniger Bewegung. Berechnung von Kreisflächen. Berechnung von Flächen, welche von krummen Linien eingeschlossen sind. Anwendung derselben Regeln zur Berechnung von Körpern. Berechnung der Tragbarkeit von Schiffen. Idem bei der Correction von Strassen. Berechnung der Oberfläche und des Inhalts von Körpern. Inhalt cylindrischer Röhren und Gewicht des darin enthaltenen Wassers. Inhalt von Fässern. Von der Reibung. Von der Transmission der Bewegung, vermittelst endloser Riemen. Ueber die Steifigkeit der Seile. Von dem dynamischen Effekte der Kräfte. Messung des Nuzeffektes, vermittelst des Dynamometers von Prony. Von den mechanischen Potenzen. Aufsindung des Schwerpunktes. Berechnung fallender Körper. Berechnung der Ramm-Maschinen. Berechnung der Pendelbewegungen. Mittelpunkt des Stosses oder Schwunges. Theorie des Stosses. Vom specifischen Gewichte. Berechnung des Gewichtes eines Körpers. Gewichtstafel von laminirten Metallplatten. Gewichtstafel von runden und quadratischen Eisenstangen. Idem von eisernen Röhren. Berechnung der Luftballons. Von der Stärke der Materialien. Barlow's Regeln über die Transversalstärke von hölzernen Balken. Tredgold's Regeln zur Berechnung der Stärke gusseiserner Bäume. Von Räderwerken. Dimensionen der verschiedenen Theile an Rädern. Berechnung des Wasserdruks. Bestimmung der Dike von Schuzbrettern. Idem von Wassermauern. Ueber einige andere Geseze der Hydrostatik. Berechnung der hydraulischen Pressen. Wassermenge, die aus Oeffnungen fliesst bei constanter Drukhöhe.

Anhang:

Geschwindigkeit und Gewalt des Windes. Geschwindigkeit des Schalles. Geschwindigkeit abgeschossener Kugeln.

Inhalt des zweiten Bändchens:

Ausfluss des Wassers aus Behältern, die keinen Zufluss erhalten. Berechnung von Wasserpumpen. Berechnung grösserer Pumpen. Reibung des Kolbens in Pumpenstiefeln. Geschwindigkeit des Wassers in Flüssen, Kanälen u. a. Bewegung des Wassers in Kanälen und Röhren und Bestimmung der Neigung derselben. Von den Wasserrädern. Verschiedene Theile der Wasserräder. Beispiele zur Berechnung der Wasserräder. Berechnungen über Mühlen. Anwendung der verschiedenen Arten Wasserräder zur Bewegung eines Mühlsteins. Stärke der Materialien. Vom senkrechten Widerstande der Körper. Longitudinaler Widerstand derselben. Transversalstärke der Körper. Dike der Wellzapfen. Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Von den Schornsteinen. Specifische Wärme der Körper. Von der Heizkraft verschiedener Brennmaterialien. Uebergang vom festen Zustande in den flüssigen.

Data zur Berechnung von Dampfmaschinen.

Von der Dampfbildung. Von den verschiedenen Theilen der Dampfmaschinen. Bestimmung der Dimensionen derselben. Berechnung des Nuzeffektes bei Expansionsmaschinen. Von den Gebläsen.

Anhang:

Regeln für das Bohren und Abdrehen gusseiserner Cylinder. Von der praktischen Anwendung des Dampfes zum Forttreiben der Projektile.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

„Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Verwerthung seiner Produkte speculiren?"

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Von

J. G. Elsner.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Wie soll der Landwirth speculiren?

I. Von der Speculation bei der Erzeugung von Produkten. A. Speculation auf Grund und Boden. 1) Beim Ankauf eines Landgutes. 2) Unmittelbar bei der Erzeugung von Produkten. a) Die vegetabilischen Produkte. 1) Das Getreide. 2) Die Oelpflanzen. 3) Der [illegible]. 4) Die

Farbekräuter. 5) Der Hopfen. 6) Der Tabak. 7) Obst und Wein. 8) Knollengewächse. 9) Kleesamen. 10) Die Futterkräuter. b) Die animalischen Produkte. 1) Die Pferde. 2) Die Rinder. 3) Die Schafe. 4) Die Schweine. B. Speculation bei der benöthigten Arbeit. 1) Sie muß im richtigsten Maße angelegt werden. a) Man muß sie nicht verschwenden. b) Man muß sie nicht zur Unzeit sparen. c) Man muß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte anlegen. 2) Die Arbeit muß zu dem wohlfeilsten Preise beschafft werden. — II. Von der Verwerthung der Produkte. A. Speculation bei der Verwerthung des Grundes und Bodens. B. Speculation bei der Verwerthung der Produkte. a) Von den vegetabilischen Produkten. 1) Beim Getreide. 2) Verwerthung der Oelfrüchte. 3) Des Flachses und Hanfs. 4) Der Farbekräuter. 5) Des Hopfens. 6) Des Tabaks. 7) Des Obstes und Weines. 8) Der Knollengewächse. 9) Des Kleesamens. 10) Der Futterkräuter. b) Verwerthung der animalischen Produkte. 1) Von den Pferden. 2) Von den Rindern. 3) Von den Schafen. a) Von der Wolle. b) Vom Zuchtvieh. c) Vom Schlachtvieh. 4) Von den Schweinen.

Wir glauben den Landwirthen einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf vorstehendes Werkchen aufmerksam machen. Der Verfasser, welcher wohl keinem, mit der Litteratur oberflächlich bekannten Landwirthe fremd ist, legt in dieser Schrift seinen Schaz von Erfahrungen über die Chancen und Conjuncturen im Verkehr mit landwirthschaftlichen Produkten nieder. Welchen Werth dieselben wegen ihrer besondern Gediegenheit haben, davon geben die, den landwirthschaftlichen Handel betreffenden Aufsäze, welche Herr Elsner seit vielen Jahren in der Allgemeinen Zeitung geliefert hat, den redendsten und überzeugendsten Beweis. Von welchem Nuzen also das Buch für jeden Landwirth, ja selbst auch für den Kaufmann seyn werde, welcher in ländlichen Erzeugnissen Geschäfte macht, ist leicht abzunehmen, wenn man bedenkt, wie viel daran liegt und was es einträgt, die Conjuncturen für die Verwerthung der Produkte richtig zu beurtheilen und wahrzunehmen. Dieß sagen wir nicht zum Lobe des Werkchens, denn das wird sich selbst empfehlen, aber wir sagen es, um das betreffende Publikum auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, die ihm nur erfreulich seyn kann.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Meine Erfahrungen
in der
höhern Schafzucht
von
J. K. Elsner.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr.

Die erste Ausgabe dieses in gedrängter Kürze vorgetragenen so überaus reichhaltigen Buches ward in kurzer Zeit vergriffen. Eine faktische Anerkennung seines Werthes. Der Verfasser hat seinen Gegenstand auf eine seltene Art durchdrungen, das mag wohl auch die Ursache seyn, daß selbst Laien das Buch mit Interesse lesen. Die kritischen Anzeigen von allem, was bisher über edle Schafzucht aus Herrn Elsners Feder floß, vereinigen sich fast sämmtlich dahin, daß alles, was er über diesen Gegenstand bis jezt niederschrieb, klassischen Werth habe, und daß man ihn in diesem wichtigen Zweige der National-Industrie für eine Autorität anerkennt. Die genannte neue Auflage ist mit einer Menge von Zusäzen neuer Erfahrungen, die Herr Elsner seit der Erscheinung der ersten Auflage zu machen Gelegenheit hatte, bereichert, wodurch ihr Werth denn noch ungleich höher steht, wie der der ersten Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten wird erscheinen:

Historisch-kritische Darstellung
des Streits
über
die Einheit oder Mehrheit
der
venerischen Contagien
von
Dr. Oesterlen.

Diese Schrift, welche von der medicinischen Fakultät zu Tübingen mit dem Preise gekrönt wurde, füllt eine bedeutende Lüke in der Lehre von den venerischen Krankheiten aus; der Streit über die venerischen Gifte, obschon seit dem vorigen Jahrhundert bis auf heute eifrig geführt, wurde bis jezt noch nie in seinem ganzen Umfange dargestellt. Das Interesse dieses Versuches wird bedeutend dadurch gesteigert, daß der Verfasser die ganze Lehre von der so räthselhaften Pseudosyphilis kritisch beleuchtet, und überhaupt auf alle bis zur jezigen Stunde aufgestellten Ansichten über die venerischen Contagien die gehörige Rüksicht nimmt. —

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei G. Reichardt in Eisleben ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Universalzeichnenbuch
bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen.

In stufenweiser Folge.

Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer Zeichnen lernen wollen.

Von
Otto Warmholz,
Zeichnenlehrer am Königl. Gymnasium in Eisleben.

Gr. Medianquerfolio. Gebunden. 3 Thlr.

Inhalt. Die Anfänge des Zeichnens. Die Form- und Größenlehre. Geräthschaften. Die Perspektive. Blumen- und Fruchtzeichnen. Figurenzeichnen. Thierzeichnen. Landschaftszeichnen.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik
der
Landwirthschaft
von
J. G. Elsner.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir bloß den Inhalt der einzelnen Kapitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verfassers würzt auch selbst die trokensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sey, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwikeln und stärken und zu ihrem Gewinne anwenden kann. Von der Organisirung einer Oekonomie. Von den Akerbau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsäze, stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Akers-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besizungen. Die mittlern Güter. Von der Nuznießung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomänen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideikommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. H. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besaz. 3) Das Pachtgeld oder

ve Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennuzungen. 5) Gewährleistung bei Güterpachten. 6. Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. 8) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Forderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Produkte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hut- und Gräserei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Produktion in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Produkte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Oelgewächse. Der Hopfen. Der Reaps. Der Wein. B. Die animalischen Produkte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volkes auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Vermehrung der Civilisation des Landmannes. C. Besondere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihnen handelt. a) Um das Landgut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Stellung der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Litteratur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Feste und Preise. G. Alterbildung. Stellung des Landwirthes zu den übrigen Klassen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesezes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der persönliche Standpunkt. 4) Der gemüthliche oder rein menschliche Standpunkt. Gang der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesezgebung. A. Die moralischen Agrargeseze. 1) Geseze, welche den Endzwek haben Jeden in seinem Besize zu bestätigen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besizrechtes. b) Geseze zur Erhaltung des Besizes. 1) Moratorien. 2) Herabgesezter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschäzungen der Grundstüke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollten alle auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schuz gegen Wucher. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigenen Gewinn und Gefahr des Instituts leihen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Produkte borgen. 2) Landespolizeigeseze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schüzen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schadenzufügungen. c) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die materiellen Agrargeseze. Alte, für die jezige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsberechtigungen. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung des landwirthschaftlichen Staates. A. Zwek und Tendenz der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Oelschlägereien. C. Wohlthätige und nüzliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a) Die Assekuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. 1) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassekuranzen oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassekuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsäzen soll der Schaden geschäzt werden. β) Ob ein Aker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Fruchtpreise nach einem für das ganze Jahr gültigen Saze, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? bb) Die Privathagelassekuranzen. b) Armenkolonien. 1) Von Uebervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volkes. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armenkolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Oekonomien bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rüksicht auf dieses stets im vollen Einverständnisse seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produktion in den Ländern Europa's. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn und Polen. 9) Preußen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Produkte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowohl bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Produzenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Motive zum Entwurf
eines
Straf-Gesez-Buches
für
das Königreich Würtemberg.
2te Abtheilung.
Preis 1 fl. 12 kr.

Der Preis des im Sept. v. J. erschienenen Entwurfs dieses Straf-Gesezbuches mit Motiv. 1ste Abtheilung, ist 1 fl., und beides, nun als Entwurf ein Ganzes bildend, kan von jeder Sortiments-Buchhandlung bezogen werden, da wir keinen Detail-Verkauf haben. Zur nähern Bezeichnung dieses Buches führen wir hier die Worte der Vorrede an:

„Wie in andern Ländern, so machte sich auch in Würtemberg schon längst das Bedürfniß fühlbar, die veraltete, in ihren meisten Bestimmungen außer Uebung gekommene peinliche Gerichts-Ordnung durch eine neue zeitgemäße Straf-Gesezgebung zu ersezen."

„In diesem Zweke erhielt eine unter dem Vorsize des Chefs des Justiz-Departements niedergesezte Kommission den Auftrag, ein Gutachten in Form eines Gesezes-Entwurfs auszuarbeiten, welches im Jahr 1832 als Manuscript gedrukt, von den höheren Gerichtsstellen des Landes und der Juristen-Fakultät zu Tübingen weiter begutachtet, zulezt der verfassungsmäßigen Berathung des königl. Geheimen Rathes unterlegt wurde."

„Nachdem in Folge der von dieser höchsten Landes-Behörde angestellten genauen Prüfung und hierüber erstatteten Berichts der vorliegende Entwurf die Genehmigung Seiner Königl. Majestät erhalten hat, wird derselbe nebst den Motiven auf allerhöchsten Befehl durch den Druk bekannt gemacht, theils um die bevorstehenden ständischen Berathungen zu erleichtern, theils aber auch, um die Stimmen der Gelehrten und Männer vom Fache aus dem In- oder Auslande darüber etwa noch zu vernehmen."

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lenau's Faust.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Faust.
Ein Gedicht
von
Nicolaus Lenau.

Velinpap. brochirt in Umschlag. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Des Dichters seltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poesie auch dieses neueste Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeschylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung gegrüßt und von den alten Kunstrichtern jede in ihrer Persönlichkeit anerkannt. So wird auch unsere Zeit in diesem Faust die Fortbildung des Dichtergeistes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einsicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterscheiden.

Früher sind in demselben Verlage erschienen:

Gedichte
von
Nicolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.
Velinpap. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 24 gr.

Vor 3 Jahren erschienen zum erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Gluth und Glanz der Phantasie und Tiefe eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthum und dem reinen Streben des edlen Geistes zeugt, welcher fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfung vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantika, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstük, auf Ahasverus unter der Rubrik Haidebilder, und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod unter so vielem gleich Schönen.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische
Schauspiele Shakspeare's,
übersezt
von
Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1836.

Ueber die Wiederbewaldung der französischen Alpen.

In neuerer Zeit ist in Frankreich wieder eine oft angeregte Sache zur Sprache gekommen, nämlich das allmähliche Unfruchtbarwerden der Provence. Ein Hr. Dugied, ehemaliger Präfekt der Niederalpen, hat schon im J. 1819 einen dießfallsigen Vorschlag an die Regierung gemacht, ohne daß damals ein Entschluß darüber gefaßt worden wäre, indeß ist das Uebel immer ärger geworden, und einzelne Grundbesitzer fangen an, sich ernstlich zu beklagen. In dem Departement der Niederalpen allein, welches Hr. Dugied administrirte, befinden sich über 430,000 Hektaren unangebauter Ländereien, von denen ein sehr großer Theil, wahrscheinlich über die Hälfte, allmählich unfruchtbar wurde, und nur durch die Wiederbepflanzung der höhern Stellen mit Wald und die Eindämmung der Waldbäche wieder nutzbar werden könnte. Außer der Zerstörung der Wälder betrachtet er den Anbau der abschüssigen Landstriche als sehr verderblich und für die Thäler nachtheilig. Diese nehmen namentlich im Departement der Niederalpen einen sehr großen Raum ein, und das Aufreißen derselben durch den Pflug oder Spaten hatte die Folge, daß die wenige brauchbare Erde, welche die Abhänge bedeckte, nach und nach ins Thal hinabrutschte, und daß durch Sturm und Wetter aufgelockert auch das Steingerölle nachstürzte, die Thäler versandete und zum Anbau unbrauchbar machte. Hr. Dugied macht darauf aufmerksam, daß man, den frühern Ordonnanzen gemäß, das Umbrechen solcher Ländereien strenge verbieten und diejenigen, die sich dessen schuldig machen, anhalten müsse, das umgebrochene Land wieder in künstliche Wiesen umzuwandeln, um wieder einen festern Boden zu gewinnen, was allein die Möglichkeit gewähre, diese Stellen später mit Wald anzusäen. Dieser Gegenstand ist in seinem Memoire sowohl in allgemein polizeilicher, als in ökonomischer und finanzieller Hinsicht bearbeitet, und der Verfasser hat sich die mannichfaltigen Schwierigkeiten, welche namentlich die große Theilung des Eigenthums der Sache entgegensetzt, nicht verhehlt, sondern nur daraus den Schluß gezogen, daß die Regierung sehr werkthätig eingreifen, und die Kommunen in Gesammtheit Hand ans Werk legen müßten.

An diese Wiederanpflanzung vieler Ländereien mit Wald schließt sich das Eindämmen der Wildwasser, die nach Dugieds Meinung erst dann mit Nutzen vorgenommen werden kann, wenn die neugepflanzten Wälder schon etwas erstarkt sind; hier darf übrigens von keinen partiellen Arbeiten die Rede seyn, sondern jedes Thal muß seine Arbeiten zugleich anfangen und mit Schnelligkeit fortsetzen. Hr. Dugied zeigt, daß man eine sehr bedeutende Masse Ländereien gewinnen würde, und führt unter Anderm als Beispiel an, daß vor der Revolution von 1789 Juden das Projekt gemacht hatten, die Durance einzudämmen, und sich keinen geringen Vortheil davon versprachen.

Der Verfasser führt den ganzen Vorschlag mit allen Berechnungen durch und zeigt, wie Regierung und Gemeinden sich für ihre Auslagen wieder entschädigen könnten. Doch dieß gehört nicht hieher, und wir wollen nur den Zweck, den man verfolgt, mit den eigenen Worten des Verfassers anführen.

„Es handelt sich um nichts Geringeres, als das in den Departements der ehemaligen Provence seit einem halben Jahrhundert wesentlich veränderte Klima neu zu erschaffen, und über die Waldströme, und durch sie die Thäler wieder zu erobern, die sie dem Ackerbau entrissen haben, indem sie dieselben mit Felstrümmern überdeckten; dazu wird vorgeschlagen, die Berge, welche die letzten Terrassen der Alpen bilden, wieder zu bewalden, und die aus denselben hervorkommenden Bergwasser einzudämmen. Durch das erstere Mittel, die Wiederbewaldung der Berge, stellt man die Anziehung wieder her, welche die hohen Spitzen auf die Dünste ausüben, mit denen die Atmosphäre durch die Verdünstung des Wassers sich fortwährend füllt, welche Anziehungskraft aber nicht stark genug ist, die Dünste festzuhalten, wenn die Bergspitzen von Wäldern entblößt sind. Durch Fixirung dieser Dünste nährt man die Quellen, macht daß die strömenden Gewässer nicht versiegen, und vermeidet die furchtbaren Gewitter, welche stattfinden, wenn entgegengesetzte Winde plötzlich die Dünste an einem Punkt zusammentreiben, so daß diese in Wolkenbrüche aufgelöst niederstürzen, und überall auf ihrem Wege Schrecken und Verwüstung verbreiten. Durch das

zweite Mittel, die Eindämmung der Waldströme, nöthigt man die Gewässer, ihre Niederschläge auf die Steingerölle fallen zu lassen, womit sie selbst die Thäler bedeckt haben, und die Folge dieser fortdauernden Niederschläge ist die Bildung neuer Wiesen, welche die ehemals in den Alpenthälern vorhandenen ersetzen werden. Der Ackerbau wird dadurch ein ungeheures Feld gewinnen, und eine neue Bevölkerung wird die ehemals so fruchtbaren Felder, die jetzt das Bild der Verödung darbieten, bewohnen, und mit Ernten und Heerden bedecken."

Brasilianische Zustände.

8. Die Haupt- und Hafenstadt Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Der Zuckerhut mit dem Kastell Praia vermelha bildet die linke Seite des Einganges in den Hafen, das Fort Santa-Cruz mit 300 Kanonen dagegen die rechte dieses ungeregelten Dreiecks. Santa-Cruz ist Rio de Janeiro's Schloß und Schlüssel, wie der Zuckerhut sein Thurmwächter; ist man an diesem Fort vorüber, so befindet man sich in einem Hafen, worin alle Kriegsschiffe der Erde geräumigen Ankerplatz finden könnten, worin jede schifffahrende Nation Jahr aus Jahr ein ihre Repräsentanten hat.

Daß die Natur eitel ist, wissen wir Alle; sie schmückt sich mit Blumen und Frühlingslaub, und spiegelt sich wohlgefällig im Bache wie im Weltmeere. Nirgend auf der Welt zeigt sie aber diese reizende Eigenschaft in einem höheren Grade als eben hier. Linker Hand, dicht am Meere, liegt die Kaiserstadt in dem früher erwähnten Panorama. Von den ungeheuren Felsenbergen bildet der Corcovado die höchste und abenteuerlichste. Der Corcovado hat zwar die Rippen von Granit, doch ist er nicht ohne Vegetation. Ganz oben sind zwei Verzierungen von Menschenhand angebracht; ein Telegraph und ein Pavillon, wo sich der Kaiser manchmal aufhielt, wenn er ungestört seiner Liebeslust fröhnen, oder seiner dunkeln Melancholie nachgeben wollte. Der Weg hinauf ist ziemlich gut, nur zuweilen etwas steil, man macht ihn gewöhnlich auf Mauleseln, deren man sich überhaupt dort auf allen Reisen bedient.

Aus der Mitte der Stadt selbst erheben sich verschiedene Berge und Granitblöcke; Monumente sind es, die kein Menschenwitz je aufthürmte, und die keine Menschenhand je niederreißen wird. Die zwei merkwürdigsten darunter sind die Conceção und der Hospitalberg; dazu gesellt sich noch die Gloria, ein dicht vor der Stadt gelegener Berg, der nach der auf seinem Gipfel befindlichen Marienkirche also benannt wird.

Die Conceção ist von diesen drei Punkten der festeste, sie liegt mitten in der Stadt und ist hinlänglich mit Kanonen versehen; nur fehlt es auch hier, wie allenthalben in Brasilien, an der nöthigen Besatzung. Soll man dieß als Nachlässigkeit oder Politik deuten?

Rechter Hand wird das idyllische Städtchen Praia grande sichtbar, das gewöhnliche Wallfahrtsziel der europäischen Einwohner von Rio, wenn sie sich eine Sonntagsbelustigung machen wollen. Für 40 Reis (2 Gr.) läßt man sich in großen Böten übersetzen ans jenseitige Ufer, wo das Städtchen hinter Felsenvorsprüngen und Waldesschatten, wie eine gefangene liebeslüsterne Königin einer erstorbenen Romantik, sehnsüchtig hervorblickt. Hier ist denn Alles Leben und Geräusch, es fehlt nicht an Musik, Tanz und Gesang, an Freude, Uebermuth und Thorheit. Wein und Liebe bilden den Grundton in dem Epos dieses begeisterungsvollen Tages; man spinnt selig den Traum bis tief in die Nacht fort, und erwacht am folgenden Morgen mit Herzeleid und Kopfschmerz, denn das Königreich der Glückseligkeit ist vor dem Drange der alltäglichen Geschäfte einer ereignißschweren Gegenwart entflohen.

Nicht weit davon liegt Armação, der Ort, wo sich früher die deutschen Kolonisten aufhalten mußten, bis daß eine Schiffsgelegenheit nach Porto-Alegre ausgemittelt war. Traurig ist es jetzt hier und öde; die deutschen Thoren sitzen, wie vormals die so viel verspotteten Israeliten, fern an den Flüssen eines unbebauten Landes, und die Laute hängt still und stumm an den Zweigen der Platane.

Der Hafen, der vorne kaum eine halbe Meile breit ist, erweitert sich immer mehr, und nimmt bald die Gestalt und den Charakter eines großen Binnensee's an: die Wellen werden ruhiger und bläulicher, die Felsen gewinnen an Klarheit, was der Horizont an Schärfe verliert. Die grünen Küsten spiegeln sich ab in den Fluthen, und es scheint, als erhöbe sich aus dem Wogenspiel die alte einst versunkene Welt, die uns fremd ist und doch so bekannt vorkommt. Der Hafen von Rio prahlt mit vielen zum Theil von der Natur sehr begünstigten Batterien und Kastellen. Die bemerkenswerthesten verdienen hier wohl in Erwähnung gebracht zu werden. Vorerst St. Joaõ, mit 30 Kanonen, im schlechtesten Zustande; ein Invalide, der mit Ehren dalliegt, dem aber nicht viel mehr aufzuhelfen ist. Dann Lagem, ein aus Granitklippen gesprengtes, äußerst festes Fort mit etwa 24 Kanonen. Das von einem Franzosen erbaute und nach ihm benannte Villegagnon, eine stark befestigte Insel mit 60 Kanonen, zeigt in geringer Entfernung die Zähne wie ein bissiger Hund; doch hat's mit dem Beißen nicht viel zu bedeuten, denn auch hier ist mehr architektonischer Besatz, als militärische Besatzung. An diesem Orte müssen alle Schiffe, die in den Hafen einlaufen, eine politische Quarantäne halten, bis die Päße der Passagiere und die Papiere des Kapitäns von einer dazu ernannten und besoldeten Kommission untersucht worden sind. Dicht vor der Stadt liegt noch die Ilha das Cobras, ein starkes Kastell mit 180 Kanonen. Sie ist mit ihren hohen Mauern eine moderne Bastille, wo die auf den Straßen aufgegriffenen, zu Matrosen gepreßten Leute in dumpfigen Zimmern, bei der schlechtesten Kost, gleich den niedrigsten Verbrechern, so lange aufbewahrt werden, bis sie unter dem Korporalstock das Exercitium erlernt haben. Diese Seelenverkäuferei ist mit dem Verfall des Sklavenhandels bedeutend gestiegen; ein Uebel wird aufgehoben das andere zu begründen.

Von den genannten Forts wurde während der Regierung Dom Pedro's Praia vermelha von einem Brigadegeneral, St. Cruz von einem Marschall aus dem Ingenieurkorps, Villegag-

nun wiederum von einem Brigadegeneral, und die Ilha das Cobras eben so von einem Ingenieurmarschall befehligt. Eine komische Buntreihe von hohen Paradepersonen! Ist es doch richtig und genau berechnet, daß Brasilien allein zu jener Zeit mehr Ingenieurgenerale besaß, als die ganze übrige Welt zusammengenommen. Man denke sich die enormen Summen, die zu einem solchen Prachtaufwande erforderlich waren.

Der Hafen von Rio de Janeiro hat eine Länge von etwa 11 deutschen Meilen, und die höchste Breite zwischen der Stadt und Praia grande beträgt zwei deutsche Meilen. Hohe Felsen umziehen das Ganze, und die Schiffe sind hier so sicher, wie das Kind an dem Busen der Mutter. Auch empfinden sie diese Sicherheit und genießen sie nach der langen Pilgerfahrt auf dem unermeßlichen Ocean in wollüstiger Stille. Hingestreckt liegen sie da, von den Wellen sanft geschaukelt, gleich ermatteten Möven mit gesenkten Flügeln; nur in den flatternden Wimpeln ist noch Leben zu entdecken; das Königswappen ihres fernen Vaterlandes beschützt sie, während sie ruhig schlummern. Die Matrosen durchstreifen indeß die Straßen von Rio und naschen an portugiesischen Weinen oder an den längst verwelkten Reizen ausländischer Grazien; der Kapitän ist vielleicht plötzlich gottesfürchtig geworden, und treibt gar als liebenswürdiger Ketzer in irgend einer Kirche sein Galanteriespiel mit einer tief verschleierten, und noch tiefer seufzenden Senhora.

Außer den genannten Forts ist die Stadt noch durch das Zeughaus und das Arsenal da Marinha (Arsenal der Marine) hinlänglich geschützt. Die Natur hat Alles gethan, ihr Lieblingskind, denn so darf man ohne Uebertreibung Rio de Janeiro nennen, zu zieren und zu umschirmen, aber das jetzige Gouvernement läßt auch Alles damit gethan seyn. Mit hinlänglicher Besatzung und Wachsamkeit wäre es gar leicht, der trefflichsten Flotte, die in feindlichen Absichten herkäme, die überspannten Eroberungsgelüste zu vertreiben, und dennoch würden in statu quo, im Fall einer plötzlichen Kriegserklärung einige Fregatten genügen, die Kaiserstadt zu bombardieren und durch eine schnelle Debarcation sämmtliche Hafenkastelle mit einem coup de main zu überrumpeln.

Die Straßen von Rio de Janeiro sind größtentheils lang und krumm, die Häuser oft niedrig, schmutzig und in einem unedlen Style erbaut, ohne den geringsten Bezug auf guten Geschmack oder die Bequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens, wie es augenblickliche Laune und Nothdurft erheischten. Von diesen vielen sich durch die Berge schlängelnden Straßen kann man höchstens zwei lobend erwähnen, nämlich die Rua direita (gerade Straße), und die Rua dos Ciganos (Zigeunerstraße); in beiden findet man hin und wieder einige mehr prachtvolle als schöne Gebäude. Dazu könnte man noch die Rua do Ouvidor (Straße des Oberrichters) rechnen, denn sie erhält durch die vielen hier befindlichen Modewaarenhandlungen, besonders des Abends, wenn diese alle auf das Brillanteste erleuchtet sind, für den freund- und fremdlosen Ankömmling einen seltsam magischen Zauber. Drinnen hinter den rauschenden Fenstergardinen und dem duftenden Blätter- und Blumenvorhange einer transatlantischen Natur sitzen die fleißigen Grisetten, und ihre Augen überstrahlen oft den Lampenschimmer und die falschen Diamanten, die sie mit so naiv künstlerischer Koketterie mit ihrem Haare zu verflechten wissen. Aber ach, es sind gordische Liebesknoten, die man nur mit dem Alexanderschwerte zerhauen kann. Die Grisette ist so gut wie Columbine in Brasilien zu einer stehenden Charaktermaske geworden; Venus behauptet ihr Recht überall. Die Putzmacherinnen der Rua do Ouvidor haben hier, wie die sichersten Traditionen der neuen Stadtchronik lehren, schon lange in diesem Apostelamte eine Art von Monopol. Ob hierüber ein bestimmter Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen wurde, kann ich nicht bestimmt behaupten; so viel bleibt aber gewiß, daß diese Damen fast alle auf den pariser Boulevards den ersten glänzenden Aufzug ihrer Liebesdrama's ausgespielt haben, und jetzt jenseits der *Linie* die Linien früh verwelkter Schönheit und abgestorbener Sinnlichkeit wieder frisch zu beleben und zu erneuern glauben. Ueberhaupt sind fast alle Häuser dieser Straße von Franzosen gemiethet oder angekauft, die hier als Handwerker oder Kaufleute nicht unbedeutende Geschäfte machen, wie auch im Allgemeinen Rio de Janeiro zu einer Polterkammer französischer Mode- und Afterkultur geworden ist.

Es gibt in der Stadt unzählige Klöster, die mit ihren weitläuftigen Sälen und Höfen oft einen bedeutenden Flächeninhalt einnehmen; doch wurden von diesen während der Regierung des eben so militärisch als bigott gesinnten Kaisers mehrere eingezogen und in Kasernen verwandelt. Dieß Schicksal traf zum Theil auch das prächtige, dicht am Arsenal der Marine, auf einer abgedachten Felsenspitze gelegene Benediktinerkloster San Bento, das einem deutschen Grenadierbataillon zum Quartier eingeräumt wurde. Ein seltsamer Spuck! Fromme Väter wurden in ihren stillen Andachtsübungen von deutschen Ketzern abgelöst, und in den engen Zellen, wie in den weiten Hallen, die von jeder nur ein Ave oder Credo, den Seufzer eines unglücklichen oder den Angstschrei einer reuigen Sünderin vernommen hatten, ertönten jetzt die profanen Lieder betrunkener Soldaten, die in nächtlichen Bacchanalien die Anstrengungen des Tages, ihre getäuschten Hoffnungen und das ferne Vaterland zu vergessen suchten.

(Fortsetzung folgt.)

Gaunerstreiche.

Es ist der Pariser Polizei unlängst gelungen eines höchst verschmitzten und gefährlichen Gauners, Namens Journet, habhaft zu werden. Dieser Mensch, vormals Lancier in der königlichen Exgarde, der wiederholt wegen Vergehen, und namentlich wegen Verfälschung zum Nachtheil eines Geistlichen, zu sechsjährigem Gefängniß verurtheilt gewesen war, ist ein Mann von dem vortheilhaftesten Aeußern. Seit einiger Zeit als Bedienter bei Herrn Champie de Boisserand, wurde im Hause dieses Privatmannes ein Diebstahl begangen, der ungewöhnliche Verwegenheit verrieth. Die Abwesenheit seines Herrn benugend, der gerade in der Stadt speiste, miethete Journet ein Fuhrwerk, und packte mit einer Zuversicht, die selbst den Hausmeister irre führte, der ihm von seiner Thüre aus ruhig zusah, die Garderobe, Kleinodien

und eine Menge anderer, dem Herrn Chanipie de Boisserand gehöriger werthvoller Gegenstände auf, so daß dieser, als er nach Hause kam, nicht einmal seinen Schlafrock und seine Pantoffeln mehr vorfand.

Alle Nachforschungen der Polizei blieben fruchtlos, und nur der Zufall führte ihr die Beute in die Hände, der sie so emsig nachjagte. An einem Sonntag ging die junge Beschließerin des Herrn Boisserand um 6 Uhr Abends mit einem Munizipalgardisten, ihrem Vetter, wie sie versichert hat, Arm in Arm über den Boulevard Bonne-Nouvelle, als sie sich plötzlich von einem brillanten Stutzer lorgnirt sah, der durch sein liebenswürdiges Aeußeres und seine graziös schaukelnden Bewegungen den eifersüchtigen Verdacht des Munizipalgardisten erregte. In demselben Augenblick glaubte die Beschließerin in jenem Stutzer, trotz des veränderten Kostüms, den Bedienten des Herrn Boisserand zu erkennen; sie theilte dem Munizipalgardisten ihre Vermuthung mit, und dieser, ohne sich durch das rothe Bändchen schrecken zu lassen, das der Quidam in seinem Knopfloch zur Schau trug, griff den Industrieritter herzhaft an, und schleppte ihn nach ziemlich lebhaftem Kampf zu dem nächsten Posten.

Herr Boisserand, der von der Polizei sogleich dorthin beschieden wurde, erkannte den Dieb auf der Stelle, der, sobald er sich entdeckt sah, sein Verbrechen sogleich eingestand, aber auch hoch und theuer schwur, daß er Alles verkauft und durchgebracht habe, und daß nichts mehr da sey. Auch am folgenden Tage blieb Journet bei seiner Aussage, bis es endlich dem Herrn Allard, Vorsteher des Sicherheitsdienstes, nach vieler Mühe und durch wiederholte dringende Fragen gelang, den Gauner zu Angabe seiner Wohnung zu bewegen. Diese befand sich in der Straße Poissonnière in einem sehr schönen Zimmer, im zweiten Stock, welches Journet seit vollbrachtem Diebstahl unter dem Namen Gustav von Boncourt bewohnte, und wo man auch einen sehr hübschen Livreebedienten fand, der die ganze Nacht nicht ins Bett gekommen war, und seinem Herrn mehrere Einladungskarten zu Bällen zu überreichen hatte, welche Tags zuvor eingelaufen waren. Fast alle geraubten Gegenstände, 50,000 Fr. an Werth, fanden sich noch vor, und außerdem noch mehrere Pakete geglätteter und parfümirter Visitenkarten mit dem Namen: „Gustave de Boncourt, Forstmeister,“ nebst mehrern lithographirten Etats der afrikanischen Besitzungen, falsche Patente und eine Menge werthvoller Juwelen.

Die meisten der vorgefundenen Effekten gehörten Herrn von Boisserand, allein es fehlten noch immer drei Gegenstände von Werth, nämlich ein mit Brillanten besetztes Diadem, ein paar Armbänder und ein Brillantring. Wo waren diese Sachen hingekommen? Journet, der hinsichtlich alles Uebrigen sehr offenherzig war, gab hier nur ausweichende Antworten, und nur der Schwatzhaftigkeit des Jockeys verdankte man die Entdeckung, daß diese Kleinodien sich in den Händen einer liebenswürdigen jungen Schauspielerin des Boulevard befänden, die, als sie diese Geschenke erhielt, wohl nicht glaubte, wider Willen die Rolle einer Diebshehlerin spielen zu müssen. Man begab sich sogleich zu der jungen Dame, die nicht wenig erschrak, als sie das herrliche Diadem, das eben in ihren blonden Locken prangte, abnehmen und es den Händen der Polizei überliefern mußte.

Indische Miscellen.

Der Calcutta Courier vom 1sten Julius 1855 enthält eine Akte über die neue Regulirung der Münzen. Die Silberrupie ist die allgemein gesetzliche Zahlungsmünze (trotz der in England beibehaltenen Goldwährung). Eine Rupie, Company's Rupee genannt, soll 180 Grains Troygewicht enthalten, und zwar 165 Gr. oder 11/12 reines Silber, und 1/12 oder 15 Grains Zusatz. Eben so sollen halbe, Drittels- und Viertelsrupien ausgegeben werden. Ein goldener Mohur oder ein Stück von 15 Rupien soll 180 Gr. wiegen, und wie das Silber zu 165 Gr. reinen Goldes und 15 Gr. Zusatz ausgeprägt werden. Eben so sollen fünf, zehn und 30 Rupienstücke ausgegeben werden. Die Münzen sollen auf der Vorderseite den Kopf und Namen des jeweiligen Regenten des vereinigten Königreichs, auf der Kehrseite die Bezeichnung der Münze in englischer und persischer Sprache, und die Worte East India-Company in englischer Schrift tragen.

•

In der Umgegend und in der Stadt Agra richten die Wölfe gräuliche Verheerungen an. Von 1846 bis 1854, also in neun Jahren, schleppten sie nicht weniger als 1860 Kinder fort, im Jahre 1854 allein 326, und in der ersten Hälfte des Jahres 1855 151. Wie viele andere Fälle mögen gar nicht bekannt geworden seyn, und wie arg das Uebel ist, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß die Wölfe als eines der mannichfachen Hindernisse betrachtet werden, welche die Vermehrung der Bevölkerung hindern, und daß weniger Kinder durch den so verbreiteten Kindermord sterben, als durch die Wölfe. Bis jetzt hat man für eine erlegte Wölfin zwei und für einen Wolf Eine Rupie gezahlt. Diese Belohnung ist allerdings zu nieder, indeß kann das Uebel ohne die Mitwirkung der Dorfbevölkerung im englischen Gebiet selbst und der unabhängigen Häuptlinge an der Gränze nicht mit Erfolg bekämpft werden. Unglücklicherweise aber betrachten die Hindu-Zemindars die Erlegung eines Wolfes als unglückbringend, und so ist von ihnen wenig Hülfe zu erwarten.

•

Der Calcutta Courier vom 1sten September v. J. enthält nachstehenden Auszug eines Schreibens von einem Reisenden in Ladak: „Das erste Shawlwollenland, das ich gesehen habe, ist Rapscha. Das Klima ist streng, großer Hitze und großer Kälte unterworfen. Wasser kocht bei 182°. Kein Korn wird erzeugt, und das wenige Gras gleicht dem auf den Sandhügeln am Meere in Indien. Wenn man nach Ladak kommt, wird die Shawlwolle schon wieder um so viel schlechter, daß man glauben sollte, sie gehöre einer ganz andern Art an. Doch siedet zu Ladak das Wasser zu 188 oder 189°. Die andern Thäler, wo Shawlwolle erzeugt wird, liefern eine Qualität, die der Strenge des Klima's entspricht.“ An Verpflanzung der Shawlwolleziegen in ein anderes Klima ist demnach nicht zu denken.

•

Der Madras Herald vom 1sten August 1855 enthält Folgendes: Nach einem Privatbrief aus Heiderabad ist ein Munschi wegen aufrührerischer Umtriebe in Verhaft und alle Wachen sind auf dem qui vive. Dieß ist, setzt das Journal hinzu, vielleicht einer der ersten Beweise von den glücklichen Wirkungen der Maßregel, große Truppenmassen in Einer Garnison zu vereinigen, wogegen bekanntlich früher viele Stimmen sich erhoben haben.

•

Ein nepalesischer Reisender, Namens Ekkrischan, der älteste Sohn des Hofarztes zu Nepal, ist auf einer langen Reise durch die obern Provinzen Indiens begriffen, in der ausgesprochenen Absicht, die Art und die Wirkungen der englischen Administration zu beobachten, namentlich hinsichtlich der Steuererhebung und Gerichtsverwaltung. Er ist ein junger einsichtsvoller Mann und reist auf Kosten des Hofes von Khatmandu.

•

Nach der Delhi Gazette haben die Sikhs einen Zug bis fast nach Ladak hinauf gemacht, die Truppen des Radscha geschlagen und demselben einen Tribut von 30,000 Rupien abgenöthigt, zu dessen jährlicher Eintreibung aber jedesmal ein Kriegszug nöthig wäre.

•

Nach den Madras Times vom 6ten September v. J. ist die Münze zu Madras am 3ten aufgehoben, und Befehl ertheilt worden, alles noch vorhandene Gold und Silber einzuschmelzen und in Barren nach Calcutta zu senden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1836.

Notizen über Hayti.

Nächst Port-au-Prince ist Kap-Hayti eine der wichtigsten Städte der Nordküste dieser Insel. In früherer Zeit war sie die Hauptstadt und der Sitz der Regierung, und führte nach einander die Namen Kap-François, Heinrich und Hayti, die ersten beiden aus Rücksicht auf Pethion und Christoph, den dritten, um die Erinnerung an des letztern blutige Regierung zu verwischen. Die zahlreichen Ruinen, welche man hier findet, zeugen von der frühern Größe der Stadt, und noch heutzutage ist sie ziemlich ausgedehnt und bevölkert. Das Klima ist demjenigen von Port-au-Prince bei weitem vorzuziehen, und der Hafen so bequem, daß man kaum einsehen kann, warum der Präsident dieser Stadt nicht die frühere Wichtigkeit wieder zu verschaffen sucht. Der Seewind ist regelmäßig, die Stadt liegt hoch und nach der Seeseite zu; sie wird in der heißen Jahreszeit der Gesundheit wegen von einer Menge Menschen besucht.

Weiter aufwärts liegen folgende Städte, welche wegen ihrer Handels- und anderer Verhältnisse Erwähnung verdienen, Jeremie, Kap St. Nicolas, St. Marks (vermöge ihrer Lage besonders gesund), Gonaives und Aur Cayes. Letztere ist berühmt wegen des vielen Mahagoniholzes, das man in ihrer Umgebung findet. Die Art und Weise, wie dieses werthvolle Holz zur Einschiffung in den Hafen geschafft wird, ist eigen, und manchmal entsteht bei den besondern Schwierigkeiten dieses Transportes Mangel an demselben auf den Stapelplätzen. Ist der Baum gefällt, so wird er in Stücke von angemessener Größe zerlegt, und diese nach den nächsten Bächen geschafft, nachdem die Stücke vorher zur Vermeidung von Mißverständnissen bezeichnet worden sind. Dort erwarten sie den ersten Regen und werden nach dem Orte ihrer Bestimmung geschwemmt, wo die Eigenthümer bereit stehen, und sie in Empfang nehmen. Das Mahagoniholz erreicht hier eine außerordentliche Größe und Dicke, und genießt auf europäischen Marktplätzen den Vorzug vor allem andern.

Weiter hin gelangt man, außer einigen kleinern Orten, nach Cap Bainett; hier wird vorzüglicher Kaffee gebaut; die Stadt selbst ist jedoch eine der ungesundesten der ganzen Insel, weil sie in einem sumpfigen Thale liegt und die Hitze im Sommer durch die Seeluft nicht gemildert wird. Sie wird von keinem Europäer bewohnt. Etwa 10 Meilen weiter liegt Jacmel, eine Stadt von ziemlicher Ausdehnung und Wichtigkeit, welche am Ende einer tiefen Bucht reizend erbaut, und rings von beträchtlichen Höhen eingeschlossen ist. Es befindet sich hier ein festes Fort mit geräumigen Kasernen, wofern eine Menge Hütten diesen Namen verdient. Jacmel zählt viele schöne Gebäude, welche meist europäischen Kaufleuten angehören, und zu Waarenniederlagen eingerichtet sind. Der Präsident besitzt einen Palast hier; er besucht die Stadt jedoch nur bei dringenden Geschäften. In diesem Falle finden sich viele Generale und Stabsoffiziere hier ein, um dem Präsidenten ihre Aufwartung zu machen. Die Kirche ist aus Holz erbaut, und gleicht einer Scheune mit einem großen überhängenden Dache. Auf der entgegengesetzten Seite befindet sich der Marktplatz. Jacmel führt eine Menge Kaffee, Baumwolle und Farbholz aus, und unterhält einen lebhaften Handel mit den Vereinigten Staaten, welche die ganze Insel mit Lebensmitteln versehen. Die Straßen sind regelmäßig und die Häuser bald groß, bald klein, die Zahl der Einwohner beträgt gegen 10,000.

Die Indolenz der Eingebornen überhaupt, und ihre Sorglosigkeit hinsichtlich der nothwendigsten Bedürfnisse ist außerordentlich, worin sie durch die übertriebenen Gesetze noch bestärkt werden, welche sie in Schutz nehmen. Jede noch so verdiente Strafe über einen Diener verhängt, zieht eine Art von Wiedervergeltung vor dem Friedensrichter nach sich. Unter solchen Umständen ist es das Beste, Neger tagweise zu miethen, die nach geschehener Arbeit in der nächsten besten Schenke Unterkunft finden. In einem solchen Klima, wo sich Alles im Ueberfluß findet, sind alle Bedürfnisse leicht befriedigt; ein Paar Hände voll Pflanzenblätter geben ein Bett, und die Nahrung findet sich eben so leicht. Unter solchen Umständen bringen die armen sorglosen Schwarzen die halbe Woche in dem Zustande der Trunkenheit zu, während sie zu gleicher Zeit in der andern Hälfte ihren übernommenen Verpflichtungen im Durchschnitte vollkommen genügen.

Das weibliche Geschlecht, welches im Allgemeinen schlank und wohlgebildet ist, verwendet die größte Sorgfalt auf den

Putz, der bisweilen bis zum Lächerlichen getrieben wird. Einen Tag ist ihr Anzug unglaublich vernachlässigt, am folgenden prangen sie mit allen Farben des Regenbogens. Unter den Frauen der höhern Gesellschaft herrscht großer Hang zur Trägheit. Den ganzen Tag sieht man sie unter dem Schatten ihrer Dächer beisammen sitzen, und unter Scherzen und Lachen die vorübergehenden Stutzer begrüßen. Auch nicht Eine beschäftigt sich mit irgend einer Handarbeit, unter dem Vorwande, dieß sey bei ihrem Klima der Gesundheit schädlich.

Leichenbegängnisse sind eine Gelegenheit des Vergnügens. Eine Menge Menschen versammelt sich bei denselben, das weibliche Geschlecht in Prunkgewändern, und unter lautem Ausruf der Freude.

Bei meinen Reisen über das Gebirge stieß ich oft auf religiöse Sinnbilder, welche am Wege aufgerichtet waren, um die Frömmigkeit des Reisenden zu erwecken. Am Sonnabend, wenn die Bewohner des Innern sich nach der Stadt begeben, um am folgenden Tage frühzeitig auf dem Markte zu erscheinen, ist die Zahl der Andächtigen beträchtlich. Allein bei all diesem scheinbaren Eifer für die Religion denken doch nur wenige daran, die Kirche zu besuchen. Die Geschäfte des Marktes nehmen ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß sie sich mit nichts Anderem beschäftigen können.

Vieh kommt in diesem Lande gut fort, obwohl es im Durchschnitt ärmlich bleibt, so daß das Fleisch sich nur zu Suppen eignet. Schweine laufen im halbwilden Zustande umher und gewähren einen höchst abschreckenden Anblick; ihr Kopf ist eben so lang als ihr Leib, ihre Ohren sind aufgerichtet, auch fallen sie einander mit der Wuth des Tigers an. Die Vögel sind sehr schön, und im Walde wimmelt es von Wildpret aller Art. Die Lebensweise gleicht so ziemlich derjenigen auf den andern westindischen Inseln. Täglich wird ein zweifaches Frühstück und ein höchst üppiges Mittagsmahl eingenommen. Obst und Gartenfrüchte sind köstlich und in so großer Anzahl vorhanden, daß ich oft durch ganze Wälder derselben kam.

Die Hauptvergnügungen von Haytl bestehen in Billard und Kartenspiel, im Winter finden auch Bälle statt. Das Spiel ist jedoch die Lieblingsbeschäftigung, und hier sieht man, wie in Südamerika, den Kaufmann und seinen Kommis an demselben Tische beschäftigt. Zu Port-au-Prince befindet sich eine Art von Theater, das jedoch nur von den niedern Klassen besucht wird.

Die Jahreszeiten unterscheiden sich auf dieser Insel nur wenig von einander; fortwährend ist die Hitze sehr groß, vom Mai bis zum Oktober sind die Fieber sehr bösartig. Die Eingebornen selbst leiden unausgesetzt von dieser furchtbaren Krankheit, doch richten letztere begreiflicherweise nicht so große Verheerungen unter denselben an, als unter den Europäern.

Brasilianische Zustände.

2. Die Haupt- und Hafenstadt Rio de Janeiro.

(Fortsetzung.)

Die Häuser von Rio sind durchgängig klein, niedrig, schmutzig, geschmacklos und unbequem; nur bei den Vornehmeren findet man Tapeten, und oft ist im Parterre nicht einmal der Fußboden gedielt. Ueberall herrscht eine barocke Zusammenstellung des Materials, der Anordnung und der architektonischen Ornamente, — wenn solche wirklich angebracht werden. Zwar findet man manchmal eine Art von Luxus, oft sogar Prachtaufwand, aber nie Eleganz, Symmetrie oder innere Behaglichkeit. Die Kinderstube liegt dicht am Gesellschaftssalon, die Schlafkammer neben der Küche, das Boudoir neben der Gesindestube, der Stall nebst Misthaufen neben dem zierlichen Portal, das Geschäftskabinet neben dem Apartement. Hiebei komme ich auf einen großen Uebelstand, dem man in allen Straßen, öffentlichen Plätzen und hauptsächlich am Strande des Meeres ausgesetzt ist. Die Einwohner von Rio sind nämlich sehr commode und lieben deßhalb keine Commodité's in gebührlicher Entfernung; — ja, es gibt sogar sehr anständige Häuser, wo dergleichen allgemein nützliche Anstalten von Nothdürftigen vergebens gesucht werden.

So viel auch über diese Unordnung gesprochen, und selbst geschrieben wurde, so hat doch die Polizei, die man hier kaiserlich, aber nicht löblich nennen kann, diesem eckelhaften Unfuge keine Gränzen zu setzen gewußt. Es ist zum Beispiel nichts Ungewöhnliches, daß Neger, denen es obliegt, jeglichen Unrath bis zum Strande zu schleppen, wiederum auch zu commode sind, mit dem übervollen Kübel den weiten Weg bis ans Meer zu machen, die ganze unsaubere Geschichte bei der ersten Ecke ausladen und davonlaufen.

Zu dieser Stadtplage kommt noch die alte Landplage Pharao's von den unsterblichen Ratten. Diese Thiere gedeihen ganz vortrefflich in Brasilien, und vermehren sich alljährlich auf furchtbare Weise. Sie sind eine Art heiliges Hochwild geworden, wonach nur die Mönche in ihren ummauerten Gärten zuweilen Jagd machen. Myriaden von Mosquiten und Sandflöhen, welche letztere sich unter die Nägel der Füße einbohren und dort Eier legen, Tausende von Tausendfüßen und Skorpionen vermehren mit giftigem Stachel den Totaleindruck, wodurch der Ausländer in Rio de Janeiro, vor allen aber der unglücklich Einkasernirte in der erwähnten Festung Prala-vermelha, zur Verzweiflung, ja zum Wahnsinn gebracht werden kann.

Unter mehreren anderen bemerkenswerthen Gebäuden zeichnet sich das Zollhaus aus, es ist schön und geräumig, ja es verdiente zu einem edlern Zwecke erbaut zu seyn; nur sind leider die darin aufbewahrten Sachen nicht immer in bester Sicherheit, denn was die kaiserlichen Beamten liegen lassen, das fressen die Ratten, und was die Ratten sparen, das verzehren die weißen Ameisen, die, wie bekannt, vortrefflich zu skelettiren wissen, und in der Reproduktionsgeschichte der Schöpfung eine oft ungebetene Hauptrolle mitspielen. Traurig bleibt es immer für den Eigenthümer, wenn er seine vollen, mit schönem Silber bezahlten Kisten ganz leer, oder wenigstens ruinirt zurück erhält.

Dicht neben dem Zollhaus befindet sich die Bank, ebenfalls ein schönes Gebäude, das aber durch seinen Inhalt eine größere Bedeutung erhält, als sie je seine äußeren, lasciven Formen gewähren könnten. Diese Banco do Brazil muß man als eine Art von Lotteriecomptoir ansehen, wo die menschliche Thorheit geprüft, beglückt oder gegeißelt wird; ein Pharaotisch, bei welchem die Verzweiflung gewinnt oder verliert.

Sowohl die Alfandega (das Zollhaus), als die brasilianische Bank befinden sich in der Rua direita, wo sich auch noch die kaiserliche Kapelle (Capella Imperial) durch äußere Einfachheit und innere Pracht auszeichnet. Sie liegt am Ende dieser Straße, und steht durch Corridore mit dem Palais in Verbindung.

Durch diese Abweichung verlor ich den kaiserlichen Palast aus dem Gesichte, und es ist in der That nicht viel dabei verloren, weil man eher die Wohnung eines begüterten Privatmannes, als das Schloß des ersten Potentaten der neuen Welt vor sich zu haben glaubt. Zierrathen sind daran gar nicht zu entdecken, weder inwendig noch auswendig; die Möbels sind zum Theil zwecklos und abgenutzt, noch bevor sie gebraucht wurden: die Zimmer niedlich, aber nicht heimlich. Die Bauart des Ganzen ist nach halb italienischer Manier, freundlich, nichtssagend und corrupt; etwas Außergewöhnliches findet man nirgends. Selbst der Largo do Paço (Palais-Platz) ist zwar so ziemlich gepflastert, aber dennoch mit Gras bewachsen und sogar zu allen Zeiten, selbst in der drückendsten Sonnenhitze, mit Unreinigkeiten aller Art überladen. Die brasilianische Nation fand diese Wohnung für Se. konstitutionelle Majestät gut genug; denn sie kannte nichts Besseres; auffallend ist es aber, daß es der enorme Geiz oder wahrsagende Spekulationsgeist Dom Pedro's nie erlaubte, eine Verbesserung oder Verschönerung an diesem Gebäude vornehmen zu lassen. Jeden Freitag gab hier der populaire Kaiser öffentliche Audienz, wobei ihm ein jeder, weß Standes er auch war, seine Bittschrift überliefern, und, wenn es nöthig ward, selbst mit ihm sprechen durfte.

Dicht neben dem Palais befindet sich die Camara dos Deputados, eine der sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten dieser originellen Kaiserstadt. Nicht, daß sich etwa das düstere, geräumige Gebäude durch den Totaleindruck seiner äußeren Formen, oder durch irgend einen passenden und architektonischen Schmuck auszeichnete, nicht daß es durch daran haftende Erinnerungen ein historisches Interesse erweckte, oder die bewundernde Neugier des Alterthümlers erregen könnte; — nein, was ich merkwürdig nenne, das sind die darin statt findenden Debatten der Deputirten. Die rohe Dummheit, die unwissende Frechheit, mit welcher diese Repräsentanten der brasilianischen Nation ihre vermeintlichen Rechte behaupten, und oft dem Wichtigsten entsagen, um dadurch die nichtswürdigsten Kleinigkeiten zu ereingen, — die lächerliche Arroganz, mit der sie sich den europäischen Nationen gleichstellen, ja sie in mancher Hinsicht tausendfach zu übertreffen wähnen, die wahrhaft barbarischen Schimpfworte, mit welcher sie sich während ihrer Rede gegenseitig beehren, und dem ganzen Mummenspiel eine passende Krone aufsetzen, — Alles vereinigt sich, dem staunenden Fremdling, der sich anfangs hier in der Versammlung der ausgezeichnetsten Männer einer großen Monarchie glaubt, eine der entwürdigendsten Scenen des brasilianischen Volkslebens und Gesammtgeistes vorzurücken. Die portugiesische Sprache besitzt schon an sich eine bedeutende Menge so kraftvoll charakteristischer Ausdrücke des Zorns und der Demüthigung, und doch lassen es die Herren Deputirten in ihrem eifersüchtigen Amtseifer nicht damit genügen, sondern begleiten sogar oft die im höchsten Grade schlüpfrigen Worte mit einer gar zu verständlichen, unanständigen Mimik, damit von dem derben Witze ja nichts verloren gehe. Die deutsche Sprache ist an donnernden Kernsprüchen eben auch nicht arm; aber das Spanische oder Portugiesische übertrifft sie dennoch um 100 Procent. Galanterien wie Filho de huma Puta, oder Puta que te pariou, Worte, die ich mich zu übersetzen schäme, werden gewiß nie, auch nicht in modificirter Gestalt, in einer deutschen Ständeversammlung gehört werden.

Außerdem gibt es in Rio noch eine Camara dos Senadores, ein unbedeutendes, einfaches Gebäude am Campo St. Anna (St. Annenplatze). Alle Beschlüsse der Deputietenkammer müssen, ganz wie im englischen Parlamente, bevor sie dem Kaiser zur Sanktion vorgelegt werden dürfen, erst hier geprüft und genehmigt werden. Die Senatoren werden auf Lebenszeit gewählt, und erhalten 9000 Crusaden oder 3600 spanische Thaler Gehalt, die Deputirten dagegen immer nur auf vier Jahre, mit 6000 Crusaden jährlich.

Noch gedenke ich hier des Museums, das sich ebenfalls auf dem Campo St. Anna befindet. Erblickt man die unermeßlichen Schätze, welche Brasilien in naturhistorischer Hinsicht umfaßt; erwägt man, wie sehr ein ausgebreiteter Handelsverkehr, besonders mit Afrika und Indien, hier eine Zusammenhäufung von Allem, was die Erde in ihren Erzeugnissen Merkwürdiges und Seltenes enthält, erleichtern und befördern könnte: so muß man sich in der That wundern, wenn man fast gar nichts dafür gethan findet, und das Museum zu Paris oder Berlin an interessanten brasilianischen Natur- und Kunstgegenständen reichhaltiger, als das von Rio de Janeiro ist. Die Schuld liegt zum Theil an der Nation, die zu jung, zum Theil am Gouvernement, das zu altklug oder manchmal auch mit anderen dringenden Geschäften überladen ist. Es ist leicht zu begreifen, daß eine ereignißvolle, bedeutungsschwere Tagesgeschichte, die wahrhaften Mährchen und Wunder einer noch so gut systematisirten Naturgeschichte übertreffen und in Schatten stellen kann. Der Luxus, man nehme dieß Wort in einem edleren Sinne, als es gewöhnlich gebraucht wird, ist ein Kind der Kultur, und nur ein Volk, das sich selbst und seine Kräfte kennt, das diese Kräfte durch Jahrhunderte entwickelte und koncentrirte, darf auf einen solchen Luxus Ansprüche machen; die Politik, — auch dieß Wort nehme ich in einer ungewöhnlichen, aber richtigen Bedeutung, — von der sein Daseyn willenlos abhängt, hat noch immer eine gar zu gewaltige Stimme. Die brasilianische Nation, die sich selbst die große nennt, möge erst ihre Deputirtenkammer reinigen, und dann ihr Museum mit Raritäten zu füllen denken.

Das Theater ist dagegen ziemlich groß und nicht ohne Geschmack erbaut; auch inwendig ist es elegant eingerichtet, so wie am Eingange mit einem höchst prachtvollen Büffet versehen. Ohne eine Tasse Kaffee kann der vornehme Brasilianer nicht zu ästhetischen Empfindungen, oder gar zu einer aufwallenden Begeisterung aufgeschroben werden. Die kaiserliche Loge, welche sich im ersten Range, der Bühne gerade gegenüber befindet, ist mit grünseidenen, goldgestickten Vorhängen übermäßig versehen, und eben so mit grünem Sammet ausgeschlagen. Grün und Gold

bilden die Nationalfarben Brasiliens. Sogar die Dekorationen darf man schön nennen, wenn ihnen auch manchmal historische Treue abgeht, und die Gasbeleuchtung verdoppelt durch eine sinnreiche Anwendung die optische Täuschung.

(Schluß folgt.)

Geologische Notizen.

Ueber das Kohlenbassin des Ohio.

Dieser Distrikt erstreckt sich über einen Raum von 4 bis 5 Graden der Breite und Länge, und umfaßt die nordwestlichen Theile von Pennsylvanien und Virginien mit dem nordöstlichen Theil vom Ohio, und einen kleinen Strich im Nordosten von Kentucky. Der Ohio durchzieht ihn von Pittsburg bis Burlington und Portsmouth. Das Land hat das Ansehen einer undulirenden Ebene, sanft abfallende Hügelketten laufen parallel nach dem Fluß und werden höher, je nachdem sie sich weiter von ihm entfernen. Die Felsen auf der Oberfläche sind Sandstein, bis jetzt hat man aber selbst bis in eine Tiefe von 1000 Fuß noch kein Urgestein entdeckt. Die Lager sind im Allgemeinen wenig aus ihrer natürlichen Lage gerückt, und scheinen langsam gebildet zu seyn. Der Hauptfluß von Westen her ist der Muskingum, dessen klares Wasser mit kohlensaurem Kalk geschwängert ist. Der Anblick des Landes, das er durchzieht, ist hügelig und gebrochen, an seinen obern Armen aber ist das Land ebener. Die Ebenen sind bedeckt mit Bruchstücken von Gneiß, Glimmerschiefer, Granit und Grünstein, gemischt mit Alcyonen, Madreporiten, Korallenmoos und Seemuscheln, zum Beweis, daß einst der Ocean das Land bedeckte. Die Bäume, welche die unermeßlichen Wälder zierten, verschwinden jetzt schnell vor der Hand des Menschen; sie bestanden hauptsächlich aus Tulpenbäumen, Magnolien, Cornus florida, Cercis Ohivensis oder Judasbaum, Hickory, Zuckerahorn, Buchen, gelben Fichten u. dgl.

Die nordwestlichen Theile des Muskingumthales gehören zur obern Kreideformation, der Süden und Osten zur Kohlenreihe und die äußerste südliche Gränze der neuen Rothsandsteingruppe an. An der Mündung des Flusses hat man eine interessante Grotte mit Pflanzen entdeckt; der Sandsteinfels, in welchem sie vorkommt, ist 50 Fuß dick und ruht auf schieferigem Mergel. Viele davon scheinen Wasserpflanzen, die meisten aber gehören zur Gattung der Neuropteren. Dünne Kohlenlager erscheinen hier an der Oberfläche. Geht man den Muskingum aufwärts, so findet man ausgedehnte Salzlager in der Tiefe von 620 Fuß: 50 Gallonen Wasser geben 50 Pfund reines Salz. Auf allen östlichen Zweigen dieses Flusses findet sich Kohle in Menge, wird aber seltener, je mehr man sich dem Eriesee nähert. An den Gränzen der Kohlenregion gibt es Eisenerz in Menge, das auch stark bearbeitet wird. Fossilien von Seethieren kommen über und unter den Kohlen vor, und in der ganzen Kohlenregion ergeben sich viele Beweise der Einwirkung von süßem und salzigem Wasser. Durchschnitte der Hügel in der Nachbarschaft des Flusses ergeben Abwechslungen von Thon, Sandstein, Kohlen und Kalkstein, welche encrinites, gryphese u. s. w. enthält. Das Thal des Hockhocking gleicht dem des Muskingum.

Auf der Ostseite des Ohio ist einer seiner mächtigsten Nebenflüsse der Monongahela, dessen Thal einen Raum von etwa 180 (engl.) Meilen Länge einnimmt, und zwischen den Alleghany-Bergen und dem Ohio liegt. Die Gewässer dieses Flusses verfolgen einen dem des Ohio ganz entgegengesetzten Lauf. Die Formationen dieses Thales sind sekundär und bestehen durchaus aus Sandstein. Die herrschende Farbe ist lichtgrau. Die dunkelbraune oder rothe Varietät sieht man selten, außer in einigen Bergketten, und sie ist durchaus ein Uebergangsgestein. Der Sandstein wechselt oft mit Kohle, Schiefer, Kalkstein und Mergel ab. Fünfzehn Meilen von Wheeling senkt sich die Hauptkohlenschichte der Oberfläche unter das Bett des Flusses, und tritt nur erst bei Carr's Runn, 150 Meilen tiefer unten, wieder in bedeutender Quantität hervor. Dasselbe Lager erstreckt sich in den Ohio, und findet sich um St. Clairsville in großer Mächtigkeit. Von da dehnt es sich wenigstens auf 200 Meilen Länge und 100 Meilen Breite aus, und bietet eines der ausgedehntesten bekannten Kohlenlager der Welt dar. Zu Morgantown sind nicht weniger als drei Kohlenlager über der Flußhöhe: das erstere in einer Höhe von 300 Fuß ist 6' dick, von ziemlich guter Qualität; das zweite, 150' über dem Fluß, ist 7' dick und von vortrefflicher Qualität; das dritte in einer Höhe von 50 Fuß ist 3' dick; das vierte, wenige Fuß unter der Oberfläche, ist 7' dick und vortrefflich; das fünfte, 157' unter der Oberfläche, soll 30' dick, aber von geringer Qualität seyn. Zu Pittsburg findet man gleichfalls fünf zu Tage anstehende (exposed) Lager. Die Ufer des Kishkemanetas zeigen in ihren Durchschnitten dicke Kohlenlager, Schiefer, der Fische enthält, und Kalkstein. Die Kohlenlager sind von 1 bis 12 Fuß, doch selten über 6 Fuß dick. Der Raum, den die Kohle in dieser Nachbarschaft einnimmt, ist nicht unter 21.000 (englischen) Quadratmeilen. Da Kohle in Menge zu Tage ansteht, wird sie sehr stark bearbeitet, und der Bushel kostet nur 1 bis 2 Cent (1½ bis 3 kr.), so daß jedermann sich derselben bedienen kann. Diese Wohlfeilheit hat eine Menge Manufakturen ins Leben gerufen. Pittsburg und seine Umgebungen enthalten 90 Dampfmaschinen, welche jährlich 255.500 Tonnen Kohlen verbrauchen. Diese zu 4 Cts. den Bushel gerechnet — denn dieß ist der Preis in Pittsburg selbst — kosten 506.512 Dollars (oder etwa 815.000 fl.). In den Salzwerken im Westen, deren über 90 sind, welche eine Million Bushel Salz erzeugen, werden 3.000.000 Bushel Kohlen verbraucht.

Zu Wheeling ist die zu Tage anstehende Kohle 7' dick. Das Gestein besteht aus Schiefer, Kohle und Sandstein, wovon das erstere eine Menge fossiler Pflanzen enthält. Salzwasser findet sich in Menge in diesem Thale, jedoch in bedeutender Tiefe, in Verbindung mit rothem Mergel, abwechselnd mit Sandstein, Thonschiefer, Kalkstein und Kohle. Gyps fand man nicht in den Schichten an der Oberfläche im Thale des Ohio, doch finden sich Andeutungen davon in großer Tiefe und ausgedehnte Lager an den Gränzen des Thales, im sekundären und Uebergangsgestein an der Oberfläche, und vielleicht liegt er zwischen den Sandstein- und Kohlenschichten durch das ganze Thal. Er kommt längs dem südlichen Ufer des Eriesees bis ins Innere des Staates New-York in großer Menge vor. Bisher hat man keine Schachte gegraben, um zu bestimmen, ob Steinsalz vorkommt, doch kann hierüber wohl kein Zweifel seyn. Die Indianer haben schon seit den ältesten Zeiten in der Nähe des Flusses „Gums," d. h. ausgehöhlte Bäume, zur Gewinnung von Salz in den Kies eingesenkt. Eben dieß geschah im Jahre 1807 durch einige Amerikaner; als man 17 Fuß tief gekommen war, stieß man auf Salzwasser, das sich alsbald durch Aufkochen und Zischen von Gas kund gab. Man senkte den Stamm 26 Fuß tief ein: ein Ofen von etwa 60 Kesseln ward errichtet, der 25 Bushel Salz des Tages lieferte. Jetzt ist der Brunnen tiefer gebohrt, Kohle wird angewendet, und im Jahre 1834 gewann man 1½ Millionen Bushel Salz.

In Europa, sagt der Verfasser dieser Schilderung, Herr Hildreth, soll Salz nur über der Kohle vorkommen, doch möchten wir diese Angabe bezweifeln, im Ohiothale kommt es bestimmt unter der Kohle vor, und die Kohle ist mit dem von den Geologen sogenannten neuen rothen Sandstein verbunden. Wenn der Sandstein eine rothe Farbe annimmt, so hat in seiner Nähe gewiß das Feuer eingewirkt, denn wenn man verschiedene Varietäten weißen Sandsteins glühend macht, so nehmen sie eine rothe Farbe an. Die Salzquellen am Ohio zeichnen sich dadurch aus, daß sie eine Menge gekohltes Wasserstoffgas ausstoßen, was bedeutende Quantitäten Steinöl mit herauf bringt.

In den Sewalik-Bergen (s. Nr. 100) hat Kapitän Cautley *) Fossilien eines außerordentlich großen Thieres entdeckt, das er Sevatherium giganticum nannte.

Bekanntlich wurde der Opiumhandel in China, weil er verboten ist, immer durch Schmuggelei betrieben, die jedoch gegen eine Abgabe an die Zollbeamten geduldet wurde; im Mai des vorigen Jahres aber wurden 400 Kisten an Werth von 240,000 spanischen Thalern weggenommen, und die Zollbeamten, durch diese schöne Beute gelockt, wollten sich nicht mehr in Unterhandlung mit den Schmugglern einlassen.

*) So, nicht Canntley, lautet der Name.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1836.

Die englische Legion in Spanien.

(Aus dem United Service Journal.)

Zweite Skizze.

Etwa anderthalb Leguas von Santander steht ein großes Kloster in einer herrlichen Lage, das jezt in eine Kaserne umgewandelt ist; das Thal ist von Hügeln fast rings umschlossen, und der Boden umher von einem kleinen Bach bewässert, der seinen befruchtenden Lauf fast unsichtbar fortsezt: zahlreiche Erlen begränzen sein Bett, die Wasserlilie streckt ihre breiten Blätter über das Wasser hin aus, und Pflanzen, welche die Feuchtigkeit und den Schatten lieben, bekleiden seine grünenden Ufer, und stechen anmuthig ab gegen den Cystus und die Dorste, die einzige Vegetation in dem dürren Boden rings umher. Die wohlwollenden Bewohner des Klosters wurden verjagt, um fremden Soldknechten Raum zu machen, und die schwache Bevölkerung der Nachbarschaft beklagt sich bitter über den Tausch.

Eines der bequemsten Zimmer, — wenn man hier überhaupt von Bequemlichkeit reden kann, — wurde als Spital benüzt, und hier fanden sich Leute von sehr verschiedenen Korps, die zum Theil zurückgelassen worden waren, wenn die Regimenter weiter ins Innere rückten. Unter diesen leztern befand sich ein Schotte, von den sogenannten schottischen Füseliers, der an einem organischen Fehler litt, und hier die Ladung erwartete „nach jenem Land, aus dem kein Reisender zurückkehrt." Die Aerzte hatten Alles gethan, was ihre Kunst und die beschränkte Zahl drr Arzneimittel gestatteten, und mit der Menschlichkeit, die sie, — zu ihrer Ehre sey es gesagt, — allenthalben zeigten, hatten sie befohlen, dem Sterbenden Alles zu reichen, was man in der Schnelligkeit ihm nur verschaffen könne. Immer noch schien er nicht zufrieden, nur erst als man wiederholt in ihn drang, — er war von seinem Regiment allein zurückgelassen worden, — erklärte er, er sey Katholik, und könne ohne die Gebräuche und Ceremonien seiner Kirche nicht in Frieden sterben. Jezt ergab sich eine Schwierigkeit: die revolutionärr Manie hatte die gesammte Ordensgeistlichkeit aus ihren Behausungen vertrieben, und nicht ohne Mühe war der Pfarrer des Kirchspiels aufzufinden; als dieser endlich troz der späten Stunde der Nacht, und troz dem, daß er unter eine Schaar Leute hinein mußte, die keineswegs Proben von Ordnung und Subordination gegeben hatten, willig herbeikam, schien auch noch die Verschiedenheit der Sprache zwischen ihm und seinem Beichtkind eine unübersteigliche Scheidewand aufzuführen; indeß fand sich unter den Westminster Grenadieren*) ein Sergeant, der im Kriege auf der Halbinsel Spanisch gelernt hatte, und gleichfalls Katholik war; dieser diente als Dolmetscher, der Sterbendr erhielt die lezten Sakramente und verschied zwei Stunden später. Es ist unglaublich und dennoch Thatsache, daß als er kaum den lezten Seufzer ausgehaucht hatte, und die todesstarren Augen ihm noch offen standen, sich zwischen zwei niederträchtigen Schurken ein Streit erhob, wer dem Todten das Hemd solle ausziehen dürfen; erst nachdem man die Profoßenwache hereingerufen, und dieser sie zur wohlverdienten Züchtigung übergeben hatte, wurde die Ruhe im Spital hergestellt. Die Leiche wurde in ein Gemach zu ebener Erde gebracht, das man als Todtenkammer benüzte, und mehrere irische, so wie einige katholische englische Soldaten verschafften sich einige Lampen, und knieten rund herum nieder, während der oben erwähnte Sergeant die Todtengebete las, worein alle einstimmten. Es war eine ergreifende, wenn auch keine erbauliche Scene, diese von Natur rohen, und durch das Leben noch verwilderten Leute durch ein Gefühl von Religion dahin gebracht zu sehen, einem ganz fremden Menschen die lezte Pflicht mit großer Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit erweisen zu sehen.

Als der Theil der Legion, von dem hier die Rede ist, Santander verließ und nach Portugalete ging, ließ sich hier in dem Benehmen der Einwohner und der Behandlung der Truppen eine große Verschiedenheit gegen Santander bemerken. Dem Prätendenten Don Carlos lebhaft ergeben, betrachteten sie die Christinos mit Abscheu und Widerwillen, feuerten auf uns, so oft auf dem Flusse oder außerhalb der Stadt sich eine Gelegenheit ergab, antworteten finster auf alle Fragen, und rächten sich an den fremden Eindringlingen dadurch, daß sie dieselben jeden Artikel der Bequemlichkeit und des Luxus doppelt und dreifach

*) S. Nr. 75 v. d. J.

bezahlen ließen. Die Stadt selbst steht auf dem linken Ufer des Flusses, der von der Stadt nach der See fließt, und sieht, wie alle ähnlich gelegenen Städte Spaniens von der Wasserseite sehr gut aus, sobald man aber landet, wird die Illusion bald zerstreut, man sieht nur enge Gäßchen, Fenster ohne Glas, Schmutz und Bettler in Menge.

Die Kirche dieser Stadt hat einen sehr hohen Glockenthurm, worauf stets eine Schildwache stand, die von ihrem erhöhten Posten aus weit umher das Land übersah, ein sehr wünschenswerther Umstand, da die carlistischen Banden die Nachbarschaft durchstreiften, und häufig das Vieh wegtrieben, obwohl sie nicht immer in Uebereinstimmung handelten, wie sich dieß aus folgendem Vorfall ergibt. Im Januar vorigen Jahres stand ein Theil des 9ten Regiments und die Jäger auf den Vorposten. Kurz nachdem sie ihre Stellung eingenommen, erfuhr der kommandirende Offizier, daß in der Nacht eine Abtheilung Carlisten in rothen Mützen und blauen Blousen, wie die Chapelgorris sie tragen, einen Angriff unternehmen würde. Alle Anstalten wurden getroffen, um sie möglichst warm zu empfangen. Strenger Befehl ward gegeben, daß niemand vor ertheiltem Kommando feuern solle; die Zahl der Engländer wurde zugleich, so sehr das Terrain es zuließ, versteckt. Es war eine klare, kalte Mondnacht, und um 12 Uhr gab eine der Patrouillen Nachricht, daß eine Schaar Chapelgorris, etwa 400 Mann stark, in der Richtung heranziehe, woher man die Carlisten erwarte. Die einzelnen Schildwachen wurden eingezogen, die Vorposten zurückgerufen, und Alles erwartete die Ankunft des Feindes in athemloser Spannung. Plötzlich krachte eine Musketensalve durch die Stille der Nacht, wurde augenblicklich, wie es scheint, erwidert, und ehe man eine Rekognoscirungstruppe ausschicken konnte, hatte ein scharfes Gewehrfeuer begonnen und wurde lebhaft fortgesetzt. Ein Offizier wurde ausgeschickt, um die Sache näher zu untersuchen, und dieser berichtete endlich, daß die falschen Chapelgorris auf eine Abtheilung ihrer eigenen Leute gestoßen seyen, die zu einer andern Division gehörten, und, unbekannt mit dem Zweck ihrer verkappten Mitsoldaten, ausgeschickt worden waren, um Vieh wegzutreiben, und so auf ihre eigenen Leute gestoßen waren. Alsbald rückten die Engländer in der Stille vorwärts, gaben zuerst eine Salve und drangen dann auf die erstaunten und entmuthigten Kämpfer ein, welche mit Zurücklassung von 130 Gefangenen, Todten und Verwundeten ihr Heil in der Flucht suchten. Solche glückliche Zwischenfälle kamen freilich den Christinos selten zu Statten.

(Schluß folgt.)

Brasilianische Zustände.

9. Die Haupt- und Hafenstadt Rio de Janeiro.

(Schluß.)

Außer diesem Nationaltheater existirt noch ein kleineres, das jedoch privat ist. Die hier wohnenden Kaufleute und Fabrikanten haben es nämlich gepachtet, und führen selbst mit ausgezeichneter Geschicklichkeit und Anmuth die neuesten dramatischen Produkte Frankreichs, besonders kleinere Komödien und Vaudeville's, trefflich auf. Es ist wirklich bewunderungswerth, wie diese jungen Leute, die erst Abends spät ihr Komptoir verlassen können, Muße und Lust genug besitzen, sich die Sachen so gut einzustudiren. Dem ebenfalls durch Liebhaber besetzten Orchester fehlt es zwar an Kraft und Vollständigkeit, doch befinden sich sehr wackere Künstler darin.

Es ist in der That eine auffallende, aber erfreuliche Erscheinung, wie sich seit der vergessenen Revolutionszeit die Franzosen in allen Weltgegenden, wo sie sich zusammentreffen, durch ähnliche Verbindungen enger an einander zu schließen, und die aufkeimende Sehnsucht nach dem fernern Vaterlande zu beschwichtigen suchen. Diesen Charakterzug findet man in dem Grade bei keiner andern Nation. Billets werden zu diesen Vorstellungen natürlich nicht verkauft, doch steht es jedem Ausländer frei, für den monatlichen Preis von 6000 Reis (etwa 17 fl.) in Papier, ein Mitglied dieser Gesellschaft werden zu können, und die von einem ehrenwerthen Mitgliede eingeführten Gäste werden stets mit Ehren und, was noch mehr ist, mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen.

Die Engländer haben dagegen kein Theater, statt dessen aber eine Kirche und einen Gottesacker, der unter dem Namen Gamboa bekannt ist. Die Kirche liegt mitten in der Stadt, und jeden Sonntag wird hier nach dem Ritus der anglikanischen Kirche öffentlicher Gottesdienst gehalten; sie ist zwar klein, aber geschmackvoll gebaut, und ein niedliches, mit einem eisernen Geländer umzogenes Plätzchen bildet einen passenden Eingang. Der Gottesacker liegt vor der Stadt, und ist rings mit einer weißen, fast sechs Fuß hohen Mauer umgeben. Beim ersten Anblick glaubt man einen Garten vor sich zu sehen; doch bald mahnen uns die weißen Marmor- oder Sandsteine mit den vergoldeten Inschriften an die Vergänglichkeit des Menschendaseyns und an die Unsterblichkeit des Menschenwahnes. Zu bemerken ist dabei noch, daß auch alle andere Protestanten hier beerdigt werden. Eine unterdrückte Religion ist selten dem verderblichen Sektengeist, dem Giftstoffe aller Zwietracht im bürgerlichen und politischen Leben, unterworfen.

Dicht am Meere liegt das Arsenal da Marinha, ohne Zweifel das größte, aber gewiß nicht das beste Gebäude an Rio de Janeiro. Seine Lage könnte nicht besser seyn, und auch an Artillerie fehlt es hier nicht. Die darin befindlichen Schmieden sind von Bedeutung, und wenn auch die hier verfertigten Arbeiten sich noch immer nicht mit den europäischen vergleichen lassen, muß man doch vorurtheilsfrei gestehen, daß sie an Güte und Schönheit in den letztern Jahren ungemein gewonnen haben.

Das Zeughaus ist weniger wichtig, vom ersten Anfang an war es kostspielig und schlecht eingerichtet, und die darin verfertigten Arbeiten sind meistens fast unbrauchbar.

Von allen Bauwerken, welche die Kaiserstadt zieren, ist aber unstreitig die Wasserleitung (carioca) das merkwürdigste. Anderthalb Meilen weit, von dem südlich vor dem Eingange des Hafens liegenden Felsen Corcovado, wird auf unzähligen, gigantisch aufgethürmten Bogen das krystallhelle Wasser über Berge

und Thäler in die Stadt hereingeleitet. Wenn auch die einzelnen Bogen dieses riesigen Aquädukts nicht alle gehörig verdeckt sind, so erhält sich doch das Wasser im höchsten Grade klar und kühl, selbst in der größten Sommerhitze, — für die Bewohner von Rio eine unendliche Wohlthat. Es ist nur etwas zu sehr mit Mineraltheilen geschwängert, und deßhalb zuweilen, wenn man es nicht mit Wein oder Genever vermischt, und in zu großem Maße genießt, der Gesundheit nachtheilig; auf langen Seereisen bewährt es jedoch seine Güte auf glänzende Weise, denn es ist, selbst wenn es die Reise von Rio de Janeiro nach Hamburg und von dort wieder zurückgemacht hat, noch immer dem leicht in Fäulniß gerathenden Elbwasser weit vorzuziehen. Den Portugiesen, die, wie wir wissen, in Brasilien eine Römerrolle übernommen hatten, verdankt die Kaiserstadt auch dieß Meisterwerk der Kunst und eisernen Ausdauer; mit der größten Kraftanstrengung wären die Brasilianer jetzt nicht im Stande, ein solches großartiges Monument aufzurichten.

Die Kasernen der brasilianischen Kaiserstadt sind durchgängig im schlechtesten Zustande, wie überhaupt der Soldat dort nur ein elendes, thierisches Daseyn hinschleppt; eine ganze Kompagnie muß in einer einzigen, weder oben noch unten gedielten Stube Platz finden, nur die Feldwebel und die Sergeanten haben daneben für sich allein ein kleines, unsauberes Kämmerlein. An beiden Seiten dieser großen Kasernenstube laufen die Pritschen hin; jedem Soldaten gehört hier ein eng abgemessenes Plätzchen, wo er des Abends seine Strohmatte ausbreiten darf, und sie jeden Morgen wieder wegnehmen muß. Ach, solche Ruhe bringt dem Müden keine Erquickung, nur die äußerste Erschöpfung, nur die fürchterlichste Abspannung der physischen und moralischen Kräfte führt hier einen Schlaf herbei, der weder Linderung noch Stärke verschafft. Es ist Alles ein böser, ein schrecklicher Traum. Nun gar, wenn draußen ein Orkan wüthet, wenn das dürre Gebälke klappert und stöhnt, wie ein Geist, der zur Mitternachtsstunde auch im Grabe keine Ruhe findet, wenn der Regen durch das Dach und die schlecht verwahrten Fugen stromweise hereindringt, und wie eine Sündfluth die schuldlosen Opfer der Dummheit und der Despotie zu verschlingen droht, wenn Mosquitos und anderes Ungeziefer an den lebendigen Leichen die entsetzliche Fabel von den Vampyren verwirklichen, wenn der Gedanke an Freiheit und Heimath dem bald schlummernden Herzen die Scheiterhaufen der Inquisition vorgaukelt, — da schlafe, wer schlafen kann.

Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich besonders der Campo St. Anna (St. Annenplatz) durch seine Größe aus; auch hat er in letzter Zeitgeschichte einen historischen Namen bekommen. Hier war es nämlich, wo sich bei der Revolution vom 7ten April 1831 die aufgebrachte Volksmasse versammelte, und seit jenem Tage wird der St. Annenplatz Campo da Honra (Ehrenplatz) genannt. Jetzt ist er mit Bäumen bepflanzt und dadurch ungemein verschönert; denn früherhin war es einem europäischen Ankömmling kaum möglich, unter der stechenden Mittagshitze der Monate Januar und Februar diesen Ort zu besuchen. Endlich hat das Gouvernement an die eigene Bequemlichkeit gedacht, und dadurch findet denn auch jeder erschöpfte Fußgänger auf dem Campo da Honra, unter den schützenden Zweigen eines kräftig fortwachsenden Baumes, bald kühlenden Schatten. Nur fehlt es auch hier, wie allenthalben in Rio, an Reinlichkeit.

Demnächst folgt der Konstitutionsplatz; er ist gut gepflastert und zählt mehrere schöne Häuser, z. B. das Theater. Mitten darauf befindet sich die Konstitutions-Säule, die aber schon seit Jahren, gleich einem krüppelhaften Bettler, krank und ungeheilt an der Erde liegt; sie ist früh zu Schutt geworden. Wirklich ist es eine merkwürdige Thatsache, daß der Enthusiasmus der Brasilianer selbst während der letzten Revolution nie sie wieder aufzurichten versucht hat.

Solcher öffentlichen Plätze zählt die Kaiserstadt des Columbuslandes noch mehrere, die zum Theil von weniger Bedeutung sind. Noch bringe ich nur die Praia Emanoel (Manuelsstrand) in Erwähnung; es ist dieß der Hauptmarkt für alles Gemüse und Federvieh, das in Rio Käufer sucht. Ein seltsam bewegtes Schauspiel bietet sich hier alltäglich den Blicken des fremden Beschauers dar. Die seltensten Früchte aller Art liegen, mit den schönsten Blumenfestons verziert, pyramidenförmig nach den verschiedenen Graden ihrer Farbe und ihres Aroma's aufgethürmt; Affen jeder Gattung machen dazwischen ihre lustigen Sprünge, bunte Papageien, sowohl die grauen afrikanischen als die grünen befiederten Bewohner der brasilianischen Urwälder kreischen oder schwatzen dazu, und schimpfen, wenn sie recht gelehrt sind, ächt portugiesisch; kleinere Vögel, in deren glänzendem Gefieder alle Strahlen der Morgenröthe wiederspiegeln, zwitschern jeder, wie ihm sein Schnabel gewachsen ist; Springhasen und andere noch possirlichere Thiere, Schildkröten und dergleichen ganz reputirliche Meerungeheuer vollenden das Närrische der Scene.

Hunderte von großen Böten sind beständig bereit, von hier nach dem gegenüberliegenden Städtchen Praia grande abzufahren; Neger betreiben das Fähramt mit einer ungeheuren Wuth, und versprechen auf die Minute abzufahren; oft muß man aber Stunden lang warten, bis die hinlängliche Anzahl Passagiere voll ist, wenn man nicht eben seine 40 Reis im Stich lassen will. Bei gutem Winde legt man diese zwei Meilen in einer halben Stunde zurück; müssen jedoch die Segel den Rudern weichen, so bedarf man manchmal einer doppelten, ja sogar dreifachen Zeit. An einem schönen Abende, wenn der Himmel mit dem Schimmer der untergehenden Sonne im Meere liegt, kann man keine herrlichere Spazierfahrt machen. Der Gedanke an ein Jenseits und an den magischen Weltbeherrscher, der hinter den Wolkenkulissen der Unendlichkeit thront, ergreift uns gewaltsam; wir fühlen es tief, Europa wie Amerika liegen dem Himmel gleich nahe — oder fern.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Neunter Brief.

Einer der größten Fehler, welchen die Franzosen bei der Kolonisation von Algier begehen, ist der so oft wiederholte Wechsel des

Generalgouverneurs. Der Nachfolger Voirols, der eben angekommen, ist der sechste binnen fünf Jahren — Baurmont, Clausel, Berthezène, der Herzog von Rovigo, Voirol und d'Erlon. — General Voirol wird jedoch Algier noch nicht sogleich verlassen, was mir sehr angenehm ist, da dieser offenherzige, gutmüthige Schweizer mir viele Gastfreundschaft erwiesen hat. Ein für mich sehr überraschendes Ungefähr wollte, daß ich unter seinem Dache mit einem Uebersetzer meiner eigenen Gedichte zusammentreffen sollte. Als ich den General eines Tages besuchte, wurde ich in ein Zimmer gewiesen, wo sein Sekretär, Kapitän Saphor, hinter seinen Papieren saß. Er stand sogleich auf, empfing mich ungemein herzlich und sagte, daß er schon längst gewünscht meine Bekanntschaft zu machen, daß er meine Gedichte gelesen u. s. w. „Ach, erwiderte ich, die Herren Franzosen machen gern Komplimente; ich wollte wetten, daß Sie noch keine zwei Zeilen von dem gelesen haben, was ich geschrieben.“ — „Ei, da muß ich sehr um Verzeihung bitten, antwortete der Kapitän, indem er mir mehrere klein beschriebene Bogen einhändigte, hier sehen Sie eine Probe von dem, was ich in Uebersetzung Ihrer Gedichte bereits geleistet habe, und ich denke sie alle zu übersetzen, wenn mein militärisches Leben mir Zeit dazu gönnt.“ — Ich las einige Blätter, war aber zu überrascht, um ein unpartheiisches Urtheil fällen zu können; zudem kann, was französischen Styl betrifft, auch nur ein Franzose kompetenter Richter seyn. Kapitän Saphor wird jedoch allgemein als ein sehr gebildeter Mann gerühmt.

Einige Tage nach Ankunft des neuen Gouverneurs machte ihm unser Konsul seine Aufwartung, und ich begleitete ihn, um mich vorstellen zu lassen. Graf d'Erlon empfing uns sehr artig. Wenn er gleich nicht das herzliche Benehmen seines Vorgängers hat, so ist er dagegen ein sehr vornehm und würdig aussehender Mann. Man sagt, er sey 69 Jahre alt, aber er sieht viel älter aus, woran ohne Zweifel die Beschwerden seiner militärischen Laufbahn schuld seyn mögen. Als Soldat steht er in ausgezeichnetem Rufe, doch dürfte, meiner Meinung nach, ein rüstigerer Mann dem jetzigen kritischen Zustande der Kolonie besser zusagen. Der Graf hat eine herrliche Wohnung in einem Hause inne, das dem Sohne jenes Deys von Algier gehörte, der durch seinen Tod dem letztern Platz machte. Die Zimmer, Alkoven und Kabinette sind mit vergoldetem Getäfel geschmückt. Se. Excellenz lud den Konsul und mich ein auf dem Sopha Platz zu nehmen, rückte seinen Sessel zu uns und sprach in den wärmsten Ausdrücken von seiner Anhänglichkeit an die Engländer, die sich daher schrieb, daß er auf der spanischen Halbinsel so manche blutige Schlacht gegen sie gekämpft habe. Eines unserer nordischen Sprüchwörter sagt: „Kratzen und Beißen sind die Liebkosungen des schottischen Falken.“ und die Vorliebe des Grafen für die Engländer scheint fast auf einem ähnlichen Grunde zu beruhen, denn er konnte nicht fertig werden die britischen Offiziere und Soldaten und die Zärtlichkeit zu rühmen, mit welcher beide Parteien sich während der Feldzüge auf der Halbinsel die Hälse gebrochen hatten. — „Was ist denn, sagte er unter Anderem, aus Ihrem berühmten General Jll geworden? Ich habe viele Verhandlungen mit diesem tapfern Mann gehabt.“ — Jll, dachte ich bei mir selbst, von einem General dieses Namens hast du doch noch kein Wort gehört; doch ging mir durch Herrn St. Johns Antwort: „General, Lord Hill ist jetzt General-en-Chef der britischen Truppen,“ plötzlich ein Licht auf.

Der neue Gouverneur hat mit einer Proklamation debutirt, die mit der den Franzosen eigenen Emphase geschrieben ist. Die Mauren von Algier wurden gezwungen, dem neuen Gouverneur zu Ehren ein freiwilliges Fest zu geben, das in einem der größten Häuser Algiers gefeiert wurde, und dem ich beiwohnte. Getanzt ward auf französische Weise, und die Bewirthung bestand in Kaffee und Konfituren. Die Mauren tanzen nie, doch war ein Korps ihrer eigenen Musiker da, deren Produktionen mich mich Theilnahme erfüllten, so elend sie auch waren, da diese barbarischen Töne der Erniedrigung der Mauren gleichsam zu spotten schienen. Sie schienen mir noch bemitleidenswerther als die Hebräer an den Gewässern von Babylon.

Sie rathen mir, mich nicht allzu freimüthig gegen die Franzosen herauszulassen. Der Rath ist gut und ich werde ihn befolgen. Außer einigen freimüthigen Aeußerungen über die Baumschule habe ich auch noch keinen Anstoß gegeben, und muß gestehen, daß ich von den an der Spitze stehenden Civil- und Militärbeamten auf die freundschaftlichste Weise behandelt werde. Ueber Alles, wofür ich sie nicht empfänglich finde, beobachte ich Zurückhaltung, und spreche sonst als ächter Weltbürger mit ihnen. Da jedoch die Besetzung der Regentschaft die Aussicht der Verbreitung der Civilisation in Afrika eröffnet, so ist es mir unmöglich gleichgültig in die Zukunft zu blicken, aber über einen so hochwichtigen Gegenstand stets verschlossen zu bleiben. Ich bewundere mehrere Stellen des französischen Kriminalgesetzbuchs, kann aber doch nicht umhin zu bekennen, daß es wo möglich noch unbarmherziger und rücksichtsloser als das unsrige ist. Nach den authentischsten Dokumenten habe ich das System ihrer Galeerenstrafe genau studirt, und genug gefunden, um das Haar sträuben zu machen. Das Ausstellen an den Pranger ist ebenfalls noch nicht abgeschafft, eine Strafe, welche ganz darauf berechnet ist, das Gemüth des Verbrechers vollends zu verhärten, jede Besserung unmöglich zu machen oder ihn zur Verzweiflung zu treiben, und den Leidenden wie den Zuschauer gleich herabzuwürdigen. Erst dieser Tage hörte ich, daß ein französischer Offizier verurtheilt worden sey, auf öffentlichem Platz am Pranger ausgestellt zu werden. Können Sie mich nun deßhalb tadeln, daß ich in jeder Gesellschaft, welche ich besuchte, mich offen gegen das Ausstellen eines europäischen Offiziers mitten unter Mauren, Kabylen und Juden aussprach? Der Unglückliche ist ein Abenteurer, der, ich weiß nicht wie, in Spanien oder Portugal den Rang eines Obristlieutenants erhielt. Er ist allerdings ein schlechter Mensch, und überwiesen, Fünffrankenstücke beschnitten zu haben, mithin straffällig; doch sollte die Gerechtigkeit sich mild und gemäßigt erweisen. Nach einstündiger Ausstellung soll er ein Jahr lang in einsamem Gefängniß gehalten werden und dann auf zehn Jahre auf die Galeeren kommen. Nun wäre wohl Galeerenstrafe allein für jedes Verbrechen, Mord ausgenommen, hinreichend. Als der arme Teufel hörte, daß seine Leiden mit einer Ausstellung vor dem Pöbel von Algier eröffnet werden sollten, rief er aus: „Gern wollte ich die ganze übrige Strafe dulden, aber der Pranger nimmt mir das Leben.“ — Zum größten Unglück war er Gatte einer liebenswürdigen Frau von höchst achtungswerther Familie, die man, als ihr Mann in das Gefängniß abgeführt wurde, ohnmächtig und von Krämpfen befallen in ihre Wohnung tragen mußte, wo sie nicht eines Franks mächtig war, um sich die nöthigen Mittel zu ihrer Wiederherstellung zu verschaffen. Man brachte sie in das Spital, wo sie weinte und klagte, und am dritten Tage buchstäblich vor Schmerz starb.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1836.

Brasilianische Zustände.

(Von Karl Seidler.)

3. Negerthum und Sklavenhandel.

Es scheint mir nicht unwichtig über die Sklaverei in Brasilien einige aufklärende Winke zu geben, um so Manches zu berichtigen, was unwissende Menschen und „Stuben-Reisebeschreiber" bereits darüber verbreiteten.

Schon in ihrem Vaterlande, Afrika, waren die meisten derjenigen Neger, die man noch immer nach Brasilien ausführt, Sklaven, und zwar theils durch Gefangennehmung im Kriege, theils durch ihre Abstammung von Kriegsgefangenen. Diese dürfen sich also glücklich schätzen, wenn sich nur ein Käufer für sie findet, der sie den barbarischen Mißhandlungen ihrer schwarzen Mitbrüder entreißt; denn es ist erwiesen, daß der freie Neger sowohl in Afrika als in Brasilien seinen Nebenmenschen gleicher Farbe bei weitem grausamer behandelt, als dieß je ein Weißer zu thun im Stande ist. Natürliche Wildheit und Rohheit, gänzlicher Mangel alles bessern Gefühls, so wie die Furcht, daß es Sklaven einfallen könnte, sich mit dem Herrn, den die Gesichtsfarbe nicht auszeichnet, in gleichen Rang stellen zu wollen, sind die Hauptursachen, die den freien Schwarzen zu jener empörenden Härte und Tyrannei verleiten, womit er seine schwarzen Untergebenen behandelt. Nicht gar selten ist es außerdem der Fall, daß die Häuptlinge der einzelnen kleinen Stämme ihre Kriegsgefangenen tödten lassen, wie das Vieh, welches das Futter nicht mehr verdient, sobald sich niemand findet, der diese Unglücklichen kaufen will.

Aber auch selbst diejenigen, die durch ihre Geburt frei und durch keinen Krieg ihren Feinden in die Hände gefallen, bleiben selbst in ihrem Vaterlande stets Sklaven tyrannischer Oberhäupter. Der Anführer eines Trupps oder eines Stammes hat das Recht, seinen Untergebenen so viele Abgaben aufzulegen, als nur immer in seinem Belieben steht. Faul und träge, wie der Neger von Natur ist, hat er nicht Lust zum Arbeiten; er zieht es vor, unstät, nackt und fast ohne Bedürfnisse umher zu laufen, bloß um die Mühe zu ersparen, sich Kleidung zu verfertigen, sich eine Hütte zu bauen, sich das Daseyn gefällig oder bequem zu machen. Wie viel weniger wird er sich entschließen, im Schweiße seines Angesichts den Boden zu bebauen! wo soll er nun aber etwas hernehmen, um seinem strengen Häuptling die ihm auferlegten Abgaben zu entrichten? ein einziges Mittel bleibt ihm übrig, der Vater ergreift den Sohn oder der Sohn den Vater, die Mutter die Tochter, der Bruder die Schwester, mit Einem Worte, der Stärkere nimmt den Schwächern aus der Familie fort und bezahlt mit ihm seine Steuern. Hat der Anführer nun eine Anzahl Sklaven beisammen, so bricht er unverzüglich aus dem Innern des Landes auf und nähert sich der Küste, wo er seine Waare gegen allerlei Tand, als Bänder, Glasperlen, Messer, besonders aber auch gegen Branntwein und Tabak zum Tausche feil bietet. Ist der Handel abgemacht, so zieht sich der Trupp zurück, jeder erhält ein Geringes von den eingehandelten Schätzen, welche Vertheilung sie alle so sehr beschäftigt, daß sie gefühllos mit den äußern Zeichen thierischer Stumpfheit dabei stehen, wenn man ihre nächsten Verwandten auf die Schiffe schleppt; ein buntes Band oder ein blankes Messer erregt bei ihnen ein bei weitem größeres Interesse als das Schicksal eines geknebelten Bruders, einer weinenden Schwester. Sobald die Neger an Bord des Sklavenschiffes ankommen, werden sie mit Fett eingerieben, theils um sie gelenkig zu erhalten, theils um der bei dieser Menschenrace so häufig vorkommenden Krätze vorzubeugen; darauf ertheilt man einem jeden, nachdem ihm das Haar rein von dem Kopfe abgeschoren, eine rothe oder blaue wollene Mütze und ein großes Stück Flanell, worin er sich einhüllen kann, um sich gegen die Kälte zu schützen, die für den Sohn Afrika's schon empfindlich zu nennen ist, sobald er nur den 14ten bis 15ten Grad auf der südlichen Hälfte der Erdkugel erreicht hat. Ihre Nahrung auf dem Schiffe besteht hauptsächlich in Bohnen, Farinha (Mandiocamehl) und Reiß, wovon sie zur völligen Genüge erhalten; täglich werden sie in Abtheilungen von 20 bis 30, einige Stunden lang auf das Verdeck geführt, um die frische Luft zu genießen, und überhaupt trägt man durch Räuchern und Auslüften alle mögliche Sorge, die übelriechenden Ausdünstungen dieser Menschen aus dem Schiffsraume zu vertreiben. Schon hieraus ersieht man, wie unwahr es ist, wenn gewisse Schrift-

steller behaupten, daß sie gleich den Häringen eingepöckelt, und während der Reise durch beständiges Hungern gequält würden. Ich will hier gar nicht einmal von Menschlichkeit reden, schon das eigene Interesse zwingt ja die Sklavenhändler, darauf zu sehen, ihre Waare so gesund und wohlbehalten zu Markte zu bringen, als dieß nur immer möglich; denn wenn man einen robusten, gesunden Neger mit 400 Piaster bezahlt, so bietet man für einen schwächlichen und kränklichen kaum 150 bis 200.

Im Hafen von Rio de Janeira angelangt, werden sie gezählt; für jeden Kopf fällt dem Staate eine bedeutende Abgabe anheim, erst dann schafft man sie ans Land, um bei der Alfandega (Zollhaus) auf dem Sklavenmarkte zu figneiren, wo sich sogleich die von der neuen Sendung schon benachrichtigten Kaufleute haufenweise einfinden. Wahrhaft schrecklich ist der Anblick dieser neu angekommenen Schwarzen, unwillkürlich drängt sich dem Europäer, der noch nie etwas Aehnliches sah, ein gerechter Zweifel auf, ob diese Wesen auch wirklich unter die Klasse der Menschen zu rechnen seyen; der stiere, nichtssagende, menschenscheue Blick, die tölpelhaften, unbeholfenen Bewegungen ihrer Glieder, der weit aufgesperrte Rachen, aus dem sich nur selten ein unartikulirter Ton hervorwindet, die unbesiegbare Trägheit, mit der sie sich von ihren Sitzen erheben, wenn sie der Befehl oder die Peitsche des Herrn zum Aufstehen nöthigt, die bestialische Dummheit, die nur allzu deutlich aus jeder ihrer Mienen spricht, dieß Alles scheint ein lebhaftes Zeugniß für ihre thierische Abkunft geben zu wollen. Beobachtet man einen Affen, und vergißt man dabei für einen Augenblick die starke Behaarung seines Körpers, so wird man in der That in Versuchung geführt, ihn eher für ein menschliches Wesen zu halten, als den Neger, den man so eben aus seiner fernen Heimath hergeschleppt, und an den herrlichen Gestaden Brasiliens ans Land gesetzt hat.

Bevor der Käufer nun seinen Handel abschließt, muß der Schwarze aufstehen, alle Gelenke, besonders aber die Brust, untersucht man genau; ist dann der Sklavenhändler mit dem gemachten Gebote zufrieden, setzt man sogleich einen gerichtlichen Kontrakt auf, wodurch der Neger oder die Negerin, so wie der letztern Kinder und Kindeskinder dem Käufer als unbedingtes Eigenthum zugesichert werden. Hierauf folgt der Sklave seinem neuen Herrn entweder in dessen Wohnung, wenn derselbe aus der Hauptstadt gebürtig, oder auch in das Innere des Landes. Uebrigens habe ich nie gesehen, daß beim Abschiede unter den Schwarzen eine der tragischen Scenen vorgefallen wäre, von denen man so häufig fabelt; gedankenlos verlassen sie den Freund, verlassen sie den nächsten Verwandten und schlendern ohne alles Gefühl, ohne Thränen, ohne Verzweiflung, ohne das geringste Bewußtseyn geistiger Kraft, hinter ihrem Führer her. Diejenigen, die in Rio de Janeira selbst bleiben, haben sich in der Regel eines weit glücklichern Looses zu erfreuen, als die, welche man tief in das Innere auf die Plantagen führt. Denn anfangs liegt den erstern fast gar nichts zu thun ob, indem man sich nur bemüht, ihnen die portugiesische Sprache beizubringen, die sie in der Regel auch sehr schnell lernen, da ihr träger, gedächtnißreicher Geist, zum Denken ungeschickt, sich bald nur auf diese einzige Sache, auf die Erlernung jenes Idioms, richtet; so wie man auch während dieser Epoche ihrer Bildungsperiode darum besorgt ist, ihnen so viel als möglich ihre thierischen Bewegungen und Gebärden ab-, und menschlichere anzugewöhnen.

Sobald sie nun so weit gekommen, daß sie sich einigermaßen verständlich machen können, werden sie entweder zu einem Handwerker in die Lehre gegeben, oder müssen auf den Straßen durch Tragen von Lasten, als Kaffeesäcken, Wasserkübeln, Möbeln u. s. w. ein Gewisses verdienen, das sie am Abend ihrem Herrn einhändigen. Wahr ist es freilich, daß häufig die Schwarzen alsdann die bestimmte Summe nicht abliefern und deßhalb oft mit barbarischer Strenge gezüchtigt werden; doch muß man hier nicht vergessen, daß fast immer die Schuld an den Sklaven selbst liegt, da diese, anstatt mit Fleiß ihre Arbeit zu versehen, das eben verdiente Geld in den Venda's (Trinkläden) versaufen, und die stete Nothlüge, keine Gelegenheit getroffen zu haben, einige Reis mit heim zu bringen, nur deßhalb anführen, um der wohlbekannten Peitsche ihres Zuchtmeisters zu entgehen. Thun sie dagegen ihre Schuldigkeit und betragen sie sich ordentlich, so haben sie sich meistens einer so milden Behandlung zu erfreuen, daß nur selten ein Neger den Wunsch hegt, in seine Heimath zurückzukehren. Das beste Schicksal trifft unbedingt jene Sklaven, welche man als Bediente oder Kutscher in den Häusern ausländischer Kaufleute vorfindet, doch sind dieß in der Regel Creolen, d. h. in Brasilien geborne Neger. Man zieht diese nämlich zu solchen Dienstleistungen allgemein vor, weil sie gewöhnlich mehr Klugheit und Gewandtheit besitzen, wie auch ihre Gesichter nicht so durch allerlei Einschnitte geschändet sind, als bei den gebornen Afrikaneen.

(Fortsetzung folgt.)

Die englische Legion in Spanien.

Zweite Skizze.

(Schluß.)

Indeß wurden die englischen Truppen ungemein unzufrieden über die Qualität der ihnen gelieferten Lebensmittel, so wie über den Mangel an einer Menge kleiner Bequemlichkeiten, die für den Soldaten bei seinem beschränkten Raume ein Bedürfniß sind, hauptsächlich aber über den Verlust beim Geldwechseln, da die Militärkasse in Souverains auszahlte. Die Truppen blieben jedoch nicht lange in Portugalete, Bilbao und der Nachbarschaft, sondern sie wurden bald nach Vittoria in Marsch gesetzt. Als man sich dieser Stadt näherte, zeigten die Befehlshaber der Mannschaft diejenigen Gegenden, die durch die Tapferkeit ihrer Landsleute im Kriege auf der Halbinsel berühmt geworden waren, aber zwischen der Lage der Miethstruppen der Legion und der der englischen Soldaten in jenem Kriege war ein mächtiger Unterschied. Der letztere diente mit Zuversicht unter den Befehlen eines ruhmbedeckten Feldherrn, unter einer Fahne, die schon so oft dem Sturm und der Schlacht getrotzt, und er setzte, wenn auch auf fremdem Boden, freudig

Leib und Leben ein, durch Erfahrung überzeugt, daß man für seine Bedürfnisse sorgen werde, und wenn ein Unfall ihn träfe, seine Zukunft gesichert sey. Der Legionssoldat dagegen diente unter einem Anführer, der, was auch seine sonstigen Verdienste seyn mögen, doch in den Annalen des Kriegsruhmes noch nicht genannt ist, war schlecht mit Lebensmitteln versorgt, ohne Garantie für Pensionen und Belohnungen, verlassen, wo nicht verrathen von dem fremden General, unter dessen Befehlen er stand: wie konnte man erwarten, daß er es seinen Landsleuten, deren Tapferkeit man ihm als Beispiel vorhielt, an Eifer gleich thun werde. Um die drückende Lage der Legion noch zu vermehren, führte die unregelmäßige und ungenügende Lieferung von Lebensmitteln, die unnöthig schweren Lasten, die man die Leute zu tragen zwang, nebst dem fast fortwährenden Aufenthalt in freier Luft, bei dem schlechtesten Wetter, Krankheiten herbei. Typhus und Durchfall wütheten unter den Truppen, und die Hospitäler, wenn man Räume ohne alle Bequemlichkeit so nennen kann, waren mit Kranken angefüllt. Die Aerzte waren durch fortdauernde Anstrengungen so erschöpft, daß viele davon krank wurden, und einige starben. Wie es dabei zuging, mag man daraus abnehmen, daß einer der Aerzte, der sich gegenwärtig wieder in London aufhält, in der Nähe von Durango drei Tage ohne alle Pflege liegen blieb, — sein Bedienter war nämlich gleichfalls krank, — und als durch einen reinen Zufall ein höherer Offizier ihn auffand, befand er sich im Delirium, seine Rationen von rohem Fleisch und Brod lagen neben einem schlechten Pfühl, seinen Wein hatte man vermuthlich v e r s o r g t.

Es muß jedem bei dem ersten Blick einleuchten, daß wenn man Aerzte in einem solchen Zustande ließ, die Lage der Mannschaft, welche auf dem bloßen Boden auf einander geschichtet war, meistens in Kirchen, wo der Gestank der unten befindlichen Todtengewölbe, und die Ausdünstung so vieler kranken Menschen die Luft fast pestilenzialisch machte, wirklich im höchsten Grade jammervoll seyn mußte. Bei den wiederholten, ermüdenden Märschen wurden die Arzneikästchen häufig zurückgelassen, und die Zahl der durch Krankheit, Tod und Rücktritt vom Dienste verminderten Aerzte reichte nicht hin um die Kranken gehörig zu besorgen. Nach der niedersten Rechnung starben in den Hospitälern 25 bis 30 Mann täglich, und der gesunde Rest, der über die wachsenden Anstrengungen murrte, und durch seine schlimmen Aussichten entmuthigt war, konnte nicht wohl viele Lorbeeren in einem so unglücklich begonnenen Feldzug sammeln. Die Offiziere selbst, voll Entrüstung über die Unfähigkeit, wo nicht Verrätherei des spanischen Befehlshabers Cordova, beklagten sich laut, und viele verließen den Dienst.

Inzwischen wurden in England die größten Anstrengungen gemacht, um die Lücken, welche Krankheit in die Reihen gerissen hatte, wieder zu füllen. Werbedepots wurden in mehreren Gegenden des Landes errichtet, Plakate angeschlagen, und selbst Leute aus dem Gefängniß befreit unter der Bedingung in Dienste zu treten. Unter mehreren Fällen nur Ein Beispiel. Eine Bande Resurrektionisten *) erwartete im Dubliner Gefängnisse ihren Urtheilsspruch; ihr Anführer, Namens Malone, war vorher schon wegen dieses Vergehens vor Gericht gestanden. Man ließ diese Leute frei unter der Bedingung in die britische Legion in Spanien zu treten, da sie zu verworfen waren, um unter die englische Armee aufgenommen zu werden.

*) D. h. Leute, die auf dem Gottesacker Leichen stehlen, und an die ärztlichen Schulen verkaufen.

Sollte auch die Legion bis zu ihrer ursprünglichen oder beabsichtigten Stärke rekrutirt werden, — was, seitdem die Art bekannt wurde, wie die Leute behandelt werden, sehr problematisch ist, — so ist es doch höchst zweifelhaft, ob die Mannschaft für die Zeit, wo man ihrer am meisten bedarf, hinreichend dienstfähig werden wird, da wenigstens vier Monate erforderlich sind, um die Leute so weit zu bringen, daß man sich ihrer ohne Nachtheil gegen den Feind bedienen kann. Dagegen kann man vielleicht anführen, daß der größte Theil der Mannschaft, die in dem ersten Gefecht bei Hernani focht, erst seit 6 Wochen eingereiht war: dieß beweist aber nichts, denn wenn gleich die Leute sich so gut betrugen, als man nur immer erwarten konnte, so wäre doch die Verwirrung, worein sie aus Mangel an Disciplin geriethen, von den nachtheiligsten Folgen gewesen, wenn die Carlisten hinreichend Truppen zur Stelle gehabt hätten, um ihrerseits anzugreifen.

Ein anderer Umstand, der stark gegen die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs von Seite der Legion spricht, ist der angeborne und tief eingewurzelte Haß der Nordspanier insbesondere gegen die Fremden. Mit Ausnahme der Bewohner der Seehäfen ist die Bevölkerung hauptsächlich ackerbauend, hängt wie in solchen Fällen gewöhnlich, enthusiastisch an ihren alten Institutionen, und will diese gegen die ungewisse Hoffnung eines bessern Zustandes nicht in die Schanze schlagen. Die Mönchsorden, welche große Güter besaßen, und die besten und nachsichtigsten Landeigenthümer waren, haben Alles verloren, und die Erfahrung lehrt, daß dabei vielleicht die Enkel, gewiß aber nicht die gegenwärtige Generation gewinnt.

Die bisherige Erfahrung, welche die Legion gemacht hat, ist der Art, um jede sanguinische Hoffnung niederzuschlagen; abgesehen von dem schlechten Unterhalt und der Nichtbezahlung des Soldes, was hat die Legion gethan während der acht Monate, wo sie im Felde stand? Sie ist im Lande hin und her marschirt, ohne dem Feind auch nur Ein bedeutendes Gefecht zu liefern.

Das Nordlicht jenseits der Linie.

Die Offiziere der Brick le Candide von Manilla beobachteten am 11ten Januar 1834 unter 45° S. B. gegen Anfang der Nacht eine große Helle. Um 11½ Uhr erschienen Lichtstrahlen gegen Nordost, sie begannen 20° über dem Horizont und richteten sich gegen den Zenith. Um 1 Uhr wurden sie viel glänzender, und erstreckten sich noch mehr gegen Norden. um 4 Uhr waren sie im größten Glanz, und umfaßten den ganzen Theil des Himmels zwischen Nordnordost und Nordwest von 20° über dem Horizont bis 10 oder 15° über dem Zenith. Das Wetter war hell, und die Strahlen bildeten sich durch einen etwas dunkeln Nebel; wo dieser am dichtesten war, schien auch das Licht am lebhaftesten und stärksten. Von einer trüben Rosenfarbe, die in den

weißen oder blaßgelben Zwischenräumen verschmolz, schwankten diese Strahlen manchmal, und die Einwirkung des Anblicks dieser Bewegungen auf die Einbildungskraft war so stark, daß man in der Ferne ein Geräusch zu hören glaubte. Manchmal bewegten sich die Strahlen langsamer und glichen den Wogen eines tiefen Meeres. Die Helle war stark genug, um mit Leichtigkeit eine kleine Schrift lesen zu können. Um 5 Uhr war Alles verschwunden und wich der Helle des emporsteigenden Tages. — Am 15ten und 16ten sah man die Erscheinung abermals, aber schwächer. — Wenn die Beobachtung richtig ist, so finden sich also im Süden dieselben Meteorerscheinungen, wie im Norden.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Neunter Brief.

(Fortsetzung.)

An dem Tage, an welchem ich von diesem Urtheilsspruche hörte, speiste ich bei dem königlichen Prokurator, Herrn Laurence, wo ich die Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, gegen die überflüssige, um nicht zu sagen unpolitische, Barbarei zu sprechen, eine ohnehin so strenge Strafe noch durch Ausstellung am Pranger zu verschärfen. Ich bestritt seine Doktrine, daß das Gesetz ein Recht habe, die moralische Tortur der Schande über einen Strafbaren bis zu einem Grade zu verhängen, der die Möglichkeit einer künftigen Wiedervereinigung mit der Gesellschaft gänzlich ausschließt. „Wenn Sie, sagte ich, einen Verbrecher hängen lassen, so erleidet er eine kurze Strafe, deren öffentliche Schmach vielleicht durch den Schrecken, den sie einflößt, gemildert wird. Durch die Galeerenstrafe verliert der Unglückliche ohne Zweifel seine Ehre, und hat nur geringe Hoffnung sie wieder zu gewinnen; warum aber diesen Hoffnungsschimmer noch dadurch vernichten, daß man ihn zur Verzweiflung treibt, ehe er noch die Galeere betritt? Ach, mein Herr, fuhr ich fort, im Namen der Civilisation beschwöre ich Sie, sich an die höchste Behörde Ihres Landes zu wenden, um uns den Anblick eines Europäers an dem Pranger von Algier zu ersparen. Führen Sie so die Civilisation in Afrika ein?" — Der Prokurator sah anfangs sehr ernst aus, als ich aber wärmer wurde, brach er in lautes Lachen aus und sagte: „Nun wahrhaftig, das ist lustig! Ein Dichter hält dem ersten Gerichtsbeamten von Algier Vorlesungen!" Ich bat, meine Freimüthigkeit als einen Beweis meines Vertrauens in seine Menschlichkeit zu nehmen, und mir zu verzeihen, wenn mein Eifer mich ganz gegen meine Absicht zu weit geführt habe. „Ich bin von Ihren guten Absichten überzeugt, entgegnete er, und werde über die Sache nachdenken." — Ich wage kaum mir zu schmeicheln, daß meine Worte von Einfluß waren, und glaube vielmehr, daß die Aenderung des Schicksals jenes beklagenswerthen Offiziers auf zufälligen Umständen beruhte; seine Ausstellung an den Pranger in Algier unterblieb jedoch.

Unter den Franzosen, welche mir Freundschaft bewiesen, bin ich besonders dem Obristen Marey für seine Bemühungen verbunden, mir die besten Musterstücke algier'scher Poesie zu verschaffen. Er nannte dem Ex-Bey von Titeri, Ben Omar, der, obschon kein Fürst mehr, doch noch immer einer der einflußreichsten und wohlhabendsten Mauren in Algier ist, meinen Namen, und brachte mir am nächsten Tage eine Einladung zum Speisen von Ben Omar, was mir nicht nur als ein Beweis von Gastfreundschaft gegen einen Fremden, sondern besonders als eine Gelegenheit willkommen war, von dem häuslichen Leben der Mauren wenigstens so viel kennen zu lernen, als dieß bei einer Mahlzeit der Fall seyn kann, von welcher die Frauen ausgeschlossen sind. Um 6 Uhr begab ich mich in Begleitung des Obristen nach dem Hause Ben Omars in der Stadt. Auf der Hausflur empfing uns ein Neffe unseres Wirths, ein dreizehnjähriger hübscher und so geschmackvoll gekleideter Knabe, daß er jeden Augenblick die Bühne hätte betreten können, hieß uns willkommen und schüttelte uns die Hände. Die Neger im Vorsaal berichteten, daß ihr Herr noch nicht vom Lande zurückgekommen sey, daß aber seine Ankunft jeden Augenblick erwartet werde, und luden uns ein, indeß nur die Treppe hinanzusteigen. Obrist Marey, der in arabischer Sprache und Etikette vollkommen bewandert ist, meinte jedoch, daß es der Höflichkeit angemessener sey, wenn wir die Ankunft Sr. Exhoheit erwarteten. Der Tritt eines Pferdes verkündete bald, daß der Erwartete da sey, und kurz darauf schritt der vierfüßige Begleiter seinem Herrn voraus, über die Hausflur in den Stall. Ben Omar entschuldigte sich in französischer Sprache, die er sehr gut spricht, daß er uns so lange habe warten lassen, ergriff dann einen Leuchter, gab einem seiner Neger einen zweiten und stieg uns voraus die Treppe hinan in den Speisesaal. Dieß war ein maurisches Zimmer, ganz dem früher schon beschriebenen ähnlich, jedoch mit dem Unterschiede, daß es nur Ein erhöhtes Seitenzimmer hatte, das von dem untern durch einen reich gestickten seidenen Vorhang geschieden war. Die Wände waren mit einer unendlichen Menge von Pistolen, Flinten, Säbeln und Yataghans, mit Gold, Silber, Perlmutter und Elfenbein ausgelegt, behangen. Die sehr niedrigen Ottomanen waren mit schwerem karmoisinrothem Seidenzeug überzogen, und auch an ihnen das Gold nicht gespart. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch von diesen unbelebten Gegenständen bald auf den jüngern Neffen unseres Wirths gerichtet, einen Knaben von etwa 4½ Jahren. Noch nie habe ich eine kindliche Schönheit gesehen, die diesem Ebenbild mit seinen großen blauen Augen und dunkelbraunem Haar gleichgekommen wäre. Was sind Gemälde und Statuen gegen die belebten Meisterwerke der Natur! Ich konnte meine Augen von dem kleinen Ungläubigen nicht mehr losreißen, während Ben Omar uns seine seltene Waffensammlung beschrieb, und bei Vorzeigung seiner Damascenerklingen erzählte, wie viele Köpfe von angesehenen Personen sie schon die Ehre gehabt hätten herunterzusäbeln.

(Schluß folgt.)

Indische Miscellen.

Die Beludschen haben Einfälle ins Gebiet Randschit Sings gemacht; dieser scheint die Schuld davon den Amirs von Sind zugeschrieben zu haben, und sein Enkel No Nihal Sing ist gegenwärtig mit einem Heere ausgezogen, um wo möglich Schikarpur, einen Platz, von dessen politischer und kommerzieller Wichtigkeit Burnes Zeugniß gibt, zu erobern. Die Amirs sind dagegen äußerst thätig, sie haben alle Boote auf dem Indus in ihrer Nachbarschaft weggenommen, damit die Sikhs sie nicht als Fährboote benutzen können. Zugleich haben sie 15,000 Reiter auf dem rechten Ufer aufgestellt, um den Uebergang der Sikhs zu beobachten und sich demselben zu widersetzen.

Nach Briefen von der Nordgränze Indiens ist ein Einbruch der mißvergnügten Kamptis und Singphos in das englische Gebiet oberhalb Sodyah geschehen, und man fürchtet, derselbe möchte die Thee-Expedition über das Assamgebiet hinaus völlig hindern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1836.

England und China.

Die Engländer in Canton scheinen sich gegenwärtig in einer fatalen Lage zu befinden. So lange noch das Monopol der Kompagnie bestand, suchte die dortige Faktorei, theils durch eine sehr weit getriebene Nachgiebigkeit mit den Behörden auf einem guten Fuß zu bleiben, theils setzte sie ihr großer Einfluß und ihre Reichthümer in den Stand, den Chinesen Troß zu bieten, so daß am Ende kein Theil eigentlich nachgab, sondern das beiderseitige Bedürfniß des Handels sie einander wieder näher brachte. Anders ist jedoch die Stellung geworden, seitdem einzelne von einander unabhängige Kaufleute ohne ein gemeinsames von den Chinesen anerkanntes Haupt jeder seine Bahn verfolgen, und wie eine darüber erschienene Schrift*) sich ausdrückt, „einzeln den wohl kombinirten Intriguen derselben zum Opfer fallen.“ Daß bei den Chinesen großes Mißtrauen gegen die Engländer herrscht, diese Beherrscher Indiens, die sich ihren Besitzungen auf der Seite von Assam her und gegen die chinesische Tatarei hin nähern, unterliegt keinem Zweifel, und die studirte Insolenz, mit der man Lord Napier behandelte,**) und jeden Mißgriff desselben arglistig benützte, zeigt zur Genüge, daß man jede politische Verbindung mit den Engländern zu vermeiden suchte, und wohl mögen diese nicht Unrecht haben, wenn sie die Besorgniß hegen, daß andere Nationen, die gleichfalls auf dem chinesischen Markt erscheinen, jedes Mißverständniß zwischen Engländern und Chinesen benützen werden, um die erstern wo möglich zu verdrängen, und sich den Fuhrhandel mit den Stapelprodukten China's zuzueignen. Diese Besorgniß hat wohl hauptsächlich zur Erscheinung der eben bezeichneten Schrift das Ihrige beigetragen, wenn gleich derselben keine besondere Erwähnung geschieht, und das Dilemma, in das sich die Engländer durch Napiers verunglückte Bemühungen, sich als politischen Agenten Englands den chinesischen Behörden zu Canton aufzudrängen, versetzt haben, scheint kaum eine friedliche Lösung der obschwebenden Streitigkeiten zuzulassen, wenn nicht die englischen Kaufleute es sich gefallen lassen wollen, durch beschränkende Bestimmungen und Vexationen hinsichtlich der Zoll- und Hafengebühren sich mehr und mehr auf dem Markte beeinträchtigt zu sehen. Darum schlägt Hr. Matheson geradezu Zwangsmaßregeln vor, wenn nicht die chinesische Regierung einwillige, 1) fortan sich nicht mehr der anmaßlichen und beleidigenden Sprache gegen die englischen Unterthanen zu bedienen; 2) für die Lord Napier und der Nationalehre zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu geben, so wie Entschädigung der Verluste, welche durch das Zurückhalten der englischen Handelsschiffe bei Gelegenheit jenes Streits verursacht wurden; 3) allen Engländern zu Canton den vollen Schutz der chinesischen Gesetze angedeihen zu lassen; 4) Anstalten zu treffen, daß die englischen Handelsleute nicht mehr den unerträglichen Beleidigungen und Erpressungen der Lokalbehörden ausgesetzt seyen; 5) einen Handelsvertrag auf billige, beiden Theilen vortheilhafte Grundlagen abzuschließen. Dieser letzte Punkt umfaßt nun freilich einige sehr wichtige Gegenstände: 1) die Unbestimmtheit der Zölle, indem der wirkliche Zoll oft das Zehnfache des Nominalbetrags ausmacht, 2) das Verbot Waarenhäuser zu miethen, und die daraus hervorgehende Unsicherheit des Eigenthums, 3) das Verbot mit andern als mit den Hongkaufleuten zu handeln, deren Einrichtung Matheson als „eines der schlauesten und bestausgedachten Mittel der Unterdrückung und Erpressung“ bezeichnet; 4) die unmäßigen Hafenzölle, wodurch kleine Schiffe gänzlich gehindert werden, einen gesetzlichen Handel zu Canton zu treiben, welches noch übrigens 5) als der für die Ausdehnung des britischen Handels am wenigsten passende Hafen erklärt wird, aus dem einfachen Grunde, weil die Stapelartikel China's, Thee und Seide, mit großen Kosten aus den nördlichen Provinzen hergebracht werden müssen, während auf der andern Seite der kostbare Transport die Wollentücher Englands hindert, sich weit im Norden auszubreiten.

Kaum ist zu erwarten, daß die Chinesen auf solche Forderungen, die ihre ganze bisherige Handelspolitik umstoßen, gutwillig eingehen werden, und man scheint dieß auch gar nicht zu erwarten. In dieser Beziehung ist ein zweites Pamphlet merkwürdig, das Hr. Hamilton Lindsay herausgab in Form eines

*) The present position and prospects of the british trade with China by James Matheson.

**) S. Nr. 155 ff. v. v. Jahre.

Schreibens an Lord Palmerston, der, wie man wissen will, der Bekanntmachung desselben nicht fremd war. Hr. Lindsay sagt, der englischen Regierung stünden zwei Wege offen, um Unheil zu vermeiden, oder China zur Gerechtigkeit zu zwingen. 1) Absolute Nichteinmischung der englischen Regierung, die zwar den britischen Kaufmann, im Fall ihm Unrecht geschieht, ohne Schutz läßt, aber auch den chinesischen Behörden keine Abhülfe gewährt, und im Fall einer Handelskollision die letztern in solche Noth bringen würde, daß sie selbst um die Anstellung britischer Beamten bitten müßten. 2) Zwang; diesen zieht Hr. Lindsay jedem andern Mittel vor, wenn man denselben auf Erreichung billiger Zwecke beschränke.

Der Hauptgegenstand dieses letztern Pamphlets sind die Mittel, wodurch der Zwang gegen die chinesische Regierung ausgeübt werden könne. „Meiner Ansicht nach," sagt der Verfasser, „wäre dazu eine verhältnißmäßig kleine Seemacht erforderlich: 1 Linienschiff, 2 große Fregatten, 4 Korvetten und 3–4 bewaffnete Dampfboote, welche etwa 600 Mann Landtruppen, hauptsächlich Artilleristen, an Bord hätten, um die nöthig erachteten Landoperationen zu decken, würden genügen. Doch müßte man sich hüten, die Nation gegen sich aufzureizen, denn diese könnte sich, so feige sonst auch die Chinesen sind, doch furchtbarer zeigen, als man gewöhnlich denkt. Eine Proklamation des Inhalts, daß man keine Feindseligkeiten gegen die Nation beabsichtige, daß man kein Land, auch nicht die kleinste Insel erwerben, sondern nur Genugthuung verlangen, und eine beiden Nationen vortheilhafte Handelsfreiheit begehren wolle, müßte gedruckt und allgemein verbreitet werden gleich beim Beginn der Operationen, die sich auf ein Embargo der Küste und auf eine Blokade der vier Hauptseehäfen Canton, Amoy, Schanghai und Tinsin beschränken müßte.

„Im Allgemeinen weiß man sehr wenig, welche ungeheure Wichtigkeit der Küstenhandel für die Chinesen hat, ja, wie einige Theile China's für ihre ersten Lebensbedürfnisse davon abhängen: die Provinz Fokien z. B. zieht einen großen Theil ihres Bedarfs an Reiß aus der fruchtbaren Insel Formosa. Während ich im April 1832 dort vor Anker lag, sah ich täglich 10 bis 20 große Dschonken von 3 bis 300 Tonnen mit Zucker und Reiß beladen in den Hafen einlaufen. Ich ließ die Schiffe zählen, und im Laufe von 7 Tagen liefen nicht weniger als 400 Dschonken von 100 bis 200 Tonnen in den Hafen ein. Es waren meist Küstenfahrzeuge aus der Mandschu-Tatarei, mit verschiedenen Arten von Korn beladen, zum Theil aber auch mit kostbaren Waaren. Der Handel zu Tinsin ist nicht so bedeutend, aber wegen der Nähe der Hauptstadt, die nicht über 50 (engl.) Meilen entfernt ist, würden die Operationen durch die sich ergebende Unruhe und Spannung sehr wichtig werden, und eine baldige Beilegung des Streits herbeiführen.

„Auf diese Art wäre jede Spur einer chinesischen Seemacht an der Küste in kurzer Zeit vernichtet und Tausende von Kauffahrern in unserer Gewalt. Diese wären leicht in den zahlreichen und großen Baien an den Inseln zu beaufsichtigen: man würde die Mannschaft, mit Ausnahme von wenigen Leuten, welche die Ladung zu beaufsichtigen hätten, ans Land setzen und erklären, daß alle weggenommenen Dschonken nach geschlossenem Frieden alsbald sicher und unbeschädigt in Freiheit gesetzt werden würden. Dieß hätte die doppelte Wirkung, unsere Mäßigung zu beweisen, und alle Eigenthümer der Dschonken und ihrer Ladungen für die alsbaldige Gewährung unserer Forderungen zu interessiren. Alle Fischer und Küstenbewohner müßten milde behandelt, und alle Lebensmittel pünktlich bezahlt werden. Dadurch würde das Zutrauen sich befestigen, und die Chinesen Lebensmittel in Menge herbeischaffen. Ja, ich glaube, daß während der ganzen Zeit der feindlichen Operationen ein bedeutender Handel getrieben werden könnte, wenn man denjenigen Schiffen, die sich dazu bereit erklärten, Pässe bewilligen wollte."

Dieser Plan ist, wie man sieht, von einem Manne entworfen, der China und seine Einwohner genau kennt. Sollte sich, wie nicht unwahrscheinlich, die englische Regierung veranlaßt sehen, nach diesem Plane zu verfahren, so ist allerdings zu erwarten, daß das bisher so unzugängliche Reich der Mitte für Europäer zugänglicher und ihnen befreundeter werde.

Brasilianische Zustände.

3. Negerthum und Sklavenhandel.

(Fortsetzung.)

Schlimmer ergeht es aber den Schwarzen, die man in das Innere des Landes auf die Plantagen bringt. Obgleich von stärkerem, robusterem Körperbau, hat doch der sogenannte Negro novo (neue Neger) weniger Lust zur Arbeit als der schwächere Creole, und kann nur durch die Peitsche zur Thätigkeit und zum Fleiße angehalten werden; Worte, sowohl gute wie böse, fruchten bei ihm gar nichts. Auf diesen großen Pflanzungen, unter die strenge Aufsicht eines Capataz gestellt, der, oft selbst ein Neger, sie nicht selten mit übertriebener Härte behandelt, fühlen sie sich häufig im höchsten Grade unglücklich und wagen es, in die nahen Wälder zu entfliehen, von der nichtigen Hoffnung verleitet, hier als freie Menschen, wie einst in bessern Tagen, fortleben zu können. Aber nur zu schnell fallen ihnen die Schuppen von den Augen, die Unmöglichkeit, in diesen Wildnissen ihre Existenz zu sichern, leuchtet ihnen bald ein; Mangel an Nahrung, die Wilden und die Tiger zwingen sie, sich wiederum den Wohnungen der Weißen zu nähern, und hier dauert es dann gewöhnlich nicht lange, bis sie irgend ein Capitaõ do Matto (Kapitän des Waldes *) aufgreift, und ihren Herren wiederum überliefert, von denen sie nun um so härter bestraft werden, als diese für jeden eingefangenen Neger dem Häscher die Summe von 8000 Reis (22 fl.) zu zahlen haben.

Wendet sich aber der Flüchtling noch, bevor man ihn aufgegriffen, sogleich an irgend einen Weißen und bittet diesen, ihn in Schutz zu nehmen und sein Fürsprecher zu seyn, so bestraft der Brasilianer seinen Sklaven fast niemals, sondern entläßt ihn gewöhnlich mit ernsthafter Androhung einer desto schärfern Züchtigung für einen wiederholten Fehltritt solcher

*) Leute, die besonders entflohene Sklaven einfangen sollen.

Art. Diese Einrichtung hat außerordentlich viel Gutes, denn mancher Schwarze würde schon aus Furcht vor der ihn erwartenden Strafe lieber sein Leben wagen, oder es sich vielleicht gar selbst nehmen, ehe er in die Wohnung seines grausamen Herrn zurückkäme; so aber bleibt ihm doch ein Ausweg, der Peitsche zu entgehen und den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Ist es das Erstemal, daß er es gewagt hat, sich eigenmächtigerweise seine Freiheit zu verschaffen, so kommt er überhaupt gewöhnlich mit einigen leichten Hieben davon, macht er indessen abermals Versuche, so wartet seiner ein schreckliches Loos; denn dann sind die Prügel es nicht allein, wodurch man ihn ohne Erbarmen züchtigt, sondern, um ihm jede fernere Möglichkeit zur Flucht abzuschneiden, läßt ihm der Herr einen etwa zwei Finger dicken Ring um den Hals schmieden, an dem sich ein eisernes, aufrecht stehendes, über den Kopf des Gemarterten hinwegragendes Kreuz befindet. Dieß schauderhafte Geschmeide zieht ihm nicht allein die Verachtung aller übrigen Sklaven zu, sondern es gestattet ihm auch des Nachts nicht die erforderliche Ruhe, da es bei jeder Bewegung einen schmerzhaften Druck verursacht. Entsetzlicher noch als dieß sehr gewöhnliche Zwangsmittel sind jedoch die blechernen Masken, welche man mit einem Schlosse versehen häufig den Negern anlegt, die sich entweder dem Trunke ergeben, oder die böse Gewohnheit nicht ablegen können, Erde zu fressen.

Es ist allerdings höchst sonderbar, daß ein Mensch nach einer so unnatürlichen Speise Gelüste tragen kann, aber in der Welt ist ja Alles Geschmackssache, und die Neger verzehren zum Theil eine röthliche, fettige Thonart mit eben dem Vergnügen, wie der Gourmand die ausgesuchtesten Leckerbissen. Schon Kinder von zwei bis drei Jahren haben nicht selten diese üble Gewohnheit, die sie in späterem Alter nie wieder abzulegen vermögen. Die natürliche Folge jenes viehischen Genusses sind unheilbare Verstopfungen und Verhärtungen des Unterleibes, die häufig sogar einen schleunigen Tod mit sich führen, da aber kein Herr gern einen theuer gekauften Sklaven verlieren will, und Schläge häufig nichts fruchten, so werden den Unglücklichen jene Masken angelegt, welche, mit einer langen bis über das Kinn herabreichenden Nase versehen, dem Neger nicht gestatten, irgend etwas zum Munde zu führen. Der Anblick eines solchen „Mannes mit der eisernen Maske" hat etwas Abschreckendes oder Widriges, wenn auch ekelhaftes und jedes Gefühl empörend ist es, nicht selten in den Straßen der Hauptstadt Frauenzimmern mit dieser Larve zu begegnen. Den Zweck erreicht man freilich durch jenes Mittel, aber die Erfindung bleibt, meiner Ansicht nach, doch immer eine teuflische, denn was muß — um von den vielen hiermit verknüpften Uebelständen nur Einen zu nennen — bei der glühenden brasilianischen Hitze der Unglückliche nicht ausstehen, dem man auf diese Weise das Einathmen der frischen Luft benommen.

Eine andere Hauptuntugend, die man beinahe durchgängig bei allen Negern antrifft, ist eine unüberwindliche Sucht zum Stehlen. Begriffe von Ehrlichkeit und Rechtlichkeit scheinen ihnen durchaus zu mangeln. Diesem schändlichsten aller Laster entgegen zu arbeiten, gebrauchen die Brasilianer ihre alte Universalmedizin, die Peitsche; die Ausländer dagegen pflegen mit falschem Mitleidsgefühl jeden Sonntag ihren Sklaven einiges Geld zu geben, um sie durch den eingeräumten Genuß von der Verführung zum Diebstahl abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit beweist es sich dennoch, daß die Eingebornen ihre Sklaven bei weitem richtiger beurtheilen und klüger zu behandeln wissen, als die Fremden; denn gerade die Schwarzen der letztern gelten ohne Unterschied für die größten Spitzbuben und Taugenichtse, die im ganzen Kaiserreiche existiren. Das Wenige, was sie von ihren Herren bekommen, erregt in ihren Herzen keine Dankbarkeit, sondern nur den Wunsch, noch mehr zu erhalten, und da sie das Aneignen fremden Gutes für kein Verbrechen, sondern nur Ertapptwerden für eine Schande halten, so kann es nicht fehlen, daß sie keine Gelegenheit, wo es etwas zu rauben oder zu stehlen gibt, unbenutzt vorübergehen lassen. Der Brasilianer handelt hier bei weitem klüger; nie gibt er seinem Sklaven baares Geld in die Hände, wohl aber an Sonn- und Feiertagen ein Stück Rauchtabak, etwas Schnupftabak und allenfalls ein Glas Zuckerbranntwein; so lernen denn die Schwarzen den Metallwerth des Geldes weniger schätzen, und trachten deßhalb auch nicht mit gleicher Gier nach dessen Erlangung.

An solchen festlichen Tagen ist es ihnen denn auch erlaubt, sich ungehindert der Fröhlichkeit zu überlassen. Auf besonders dazu bestimmten Plätzen pflegen sie sich alsdann gewöhnlich zu versammeln, um hier durch Musik und Tanz die Mühseligkeiten und Beschwerden der verflossenen Woche zu vergessen. Die Instrumente, deren sie sich bei solchen Gelegenheiten bedienen, sind in der Regel höchst einfach, doch spielen sie einige mit ziemlicher Fertigkeit. Das wichtigste von diesen besteht aus der Hälfte eines mit eisernen Stäbchen versehenen Flaschenkürbisses und tönt unter allen am lieblichsten. Ferner traktiren sie eine über einen Bogen ausgespannte Darmsaite und schlagen mit den Fäusten eine Art von Trommel dazu. Viel Harmonie steht allerdings von einer solchen Musik nicht zu erwarten, die Neger fühlen sich indessen ganz glücklich dabei, denn sie träumen sich Stunden lang frei und unabhängig. Weniger lobenswerth ist ihr Tanz zu nennen, der wahrlich mehr mit dem Faun, als mit Terpsichore zu thun hat.

Die gewöhnliche Nahrung der Sklaven in der Hauptstadt besteht in Mandiocamehl, Bohnen, Reiß, Speck und Bananen, im Innern des Landes müssen sie sich jedoch, besonders bei den ärmern Leuten, häufig Monate lang bloß mit Orangen und Farinha begnügen. Man sollte kaum glauben, daß bei dieser Lebensart ein Mensch gesund und kräftig bleiben könnte, besonders wenn schwere Arbeit damit verbunden, und doch sind diese Neger so rüstig und stark, als ob sie fortwährend die besten Speisen genössen. Man sieht hieraus, wie wenig der Afrikaner zu seiner Erhaltung bedarf; denn ein Deutscher, oder überhaupt ein Europäer, möchte wohl schwerlich mit Orangen und etwas Mandiocamehl, als einziger Nahrung, ein hohes, kräftiges Alter erreichen, wie dieß wirklich bei den Schwarzen in Brasilien der Fall ist.

Eben so einfach wie die Nahrungsmittel ist auch die Kleidung der Sklaven. Ein grobes leinenes Hemd und ein Paar

eben solche Beinkleider, vermittelst eines Riemens oder Tuches um den Leib befestigt, nebst einem breitkrämpigen Strohhute, der sie gegen die stechenden Strahlen der Sonne schützt, machen die ganze Bekleidung des Mannes aus. Bei großer Hitze sieht man ihn auch häufig völlig unbekleidet, höchstens mit einem Schurz versehen. Die Weiber tragen gewöhnlich ein ärmelloses Hemd, welches durch einen Gurt zusammen gehalten wird, und ein buntes Tuch, das sie gleich einem Turban künstlich um den Kopf winden.

Die Sklavinnen aber, die von ihrer Herrschaft auf den Straßen zum Verkauf von Wasser, Süßigkeiten oder Früchten umher geschickt werden, gehen in der Regel in sehr saubern, kattunenen Kleidern, mit Leibbändern, ja häufig gar mit seidenen Halstüchern geschmückt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Neunter Brief.

(Schluß.)

Die anwesenden Gäste waren Obrist Maret, zwei andere Franzosen und ich. Unser Wirth wies mir meinen Platz auf einer Ottomane an und überreichte mir eine lange Pfeife, aus der er vorher selbst einige Züge gethan, die größte Höflichkeit, welche einem Fremden bewiesen werden kann. Endlich ward die Speisetafel, oder vielmehr eine große runde zinnerne Platte, hereingebracht, und auf eine kleine im Boden angebrachte Erhöhung gestellt. In der Mitte derselben stand eine Schüssel mit trefflicher Reißsuppe, aus der wir jeder einen Teller voll erhielten und mit hölzernen Löffeln aßen. Die Teller waren von feinem englischem Porzellan. Vor jedem von uns lag eine lange Serviette, ein Fabrikat aus Smyrna, wie Omar mir sagte. Dann kam ein großer gesottener Fisch mit Pudding gefüllt, der herumgegeben ward, und von dem jeder ein Stück mit den Fingern losriß. Dieses Gericht war so trefflich zubereitet, daß ich den Wunsch nach einer zweiten Portion nicht unterdrücken konnte, worauf der Ex-Bey nicht ermangelte, mit außerordentlicher Höflichkeit eine Hand voll zu nehmen und mir auf den Teller zu legen. Dann kamen gebratene Hühner mit sehr schmackhaftem Gemüß mit Oel zubereitet, und endlich Cuscusu. Die Hühner wurden ebenfalls mit den Händen zerlegt. Nach dem sehr lecker aussehenden Gemüß, das im Fett schwamm, welches goldgelb glänzte wie die Wolken bei Sonnenuntergang, war ich sehr lüstern. Da sich kein Löffel mehr auf dem Tisch befand, so goß ich mir einen Theil davon auf meinen Teller, und brachte dann mit Hülfe eines Stückchens Brod und meiner Finger ansehnliche Bissen zum Munde. Zu dem köstlichen Cuscusu wurden uns Christen Löffel gereicht. Die Köstlichkeit dieses Gerichts läßt sich nicht beschreiben; seit meinen Knabenjahren habe ich nicht mit so innigem Vergnügen gegessen.

Ben Omar, der sich sehr aufmerksam gegen uns, besonders aber gegen seinen englischen Gast, bewies, nöthigte mich fleißig. Ich fragte ihn, ob es in der guten Gesellschaft seines Landes Sitte sey, den Fremden zum Essen zu nöthigen. „Keineswegs, war die Antwort, ich empfehle Ihnen nur unsere Ragouts, die der Stolz unserer Küche sind. Sie sind zudem ein schlechter Esser, fügte er bei, oder meine Gerichte schmecken Ihnen nicht.“ — „Ein schlechter Esser? erwiderte ich, nun wahrhaftig, ich trage den Beweis in mir, Ihrer Gastfreundschaft Ehre gemacht zu haben.“ — Wenn ich jedoch meine christlichen Mitgäste betrachte, mußte ich bekennen, daß ich, als Esser, eine jämmerliche Figur neben ihnen spielte. Die zwei magern Franzosen besonders aßen, als ob die Mägen von Pharao's sieben magern Kühen in ihre Leiber versetzt worden wären. Das Dessert bestand aus frischen und eingemachten Früchten, wozu uns Löffel gegeben wurden von Schildkrötenschale mit Stielen von Wallroßzahn oder Elfenbein und Knöpfchen von Ambra darauf. Das Porzellan war herrlich, und wie Ben Omar mir sagte, aus England. Nachdem wir uns die Hände gewaschen hatten, wurden Pfeifen und Kaffee herumgegeben.

Wir saßen bis 10 Uhr schwatzend beisammen. Wein wurde, wie natürlich, weder vor noch nach Tische gereicht, was ein englisches Gemüth nach einer tüchtigen Mahlzeit schwermüthig machen kann. Ich brachte das Gespräch auf die arabische Literatur; nicht eben als ob mir in diesem Augenblick viel daran gelegen gewesen wäre, sondern weil mir dieß Gelegenheit gab, nach einigen Liedern der muhammedanischen Poesie zu fragen, welche das Lob des Weines singen. Auch führte ich einige Verse aus dem Koran an, welche den Gesegneten des Paradieses Wein in goldenen Bechern verheißen. „Von diesen Versen, sagte Omar, habe ich nie gehört.“ — Sie sind auch wirklich nicht vorhanden, sondern ich hatte mir nur die Freiheit genommen sie zu improvisiren, glaube aber kaum, daß mein gastfreundlicher Wirth meine Absicht errieth.

Vor seiner Erhebung zum Bey von Titeri durch General Clausel war Ben Omar ein reicher Kaufmann gewesen. Er hatte Italien und Frankreich bereist, und in Paris für seine den Franzosen geleisteten Dienste das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Er ist ungefähr 47 Jahre alt; seine Rede ist zwar nicht glänzend, aber doch sinnig, und sein Benehmen so voll Witz, daß man bald vergißt, daß er einen Turban trägt. Er erzählte mir, daß er in der Stadt und auf seinem Landhause 61 Diener unterhalte, und dabei genöthigt sey, ungefähr 500 maurischen Landleuten Gastfreundschaft zu erweisen, wenn irgend einer von ihnen nach der Stadt komme, zu welchem Ende eigens Schafe gemästet würden. Er sprach mit vieler Empfindung von dem Elend, das Algier unter der Herrschaft der Türken erduldet, und am meisten unter Allen habe, wie er sagte, der Dey selbst gelitten. Sogar der letzte und glücklichste von allen Dey's lebte zwölf Jahre lang nicht viel besser als ein Gefangener in seinem Palast, den er erst verließ, als er von den Franzosen entthront wurde.

An der Straßenseite, wenn man zum Thor Bab-el-Ued hinausgeht, befinden sich die Gräber von sechs Dey's, welche alle an dem nämlichen Tage ihrer Wahl enthauptet wurden. „Warum, sagte ich, bewarben sie sich um einen so gefährlichen Thron?“ — „Sie bewarben sich nicht, antwortete Omar. Wenn die Janitscharen einen Türken wählten, durfte er sich nicht weigern. Ich wollte lieber der elendeste Krämer in Paris, als Dey von Algier gewesen seyn.“

Der gesetzgebende Rath in Vandiemensland hat sich am 18ten Junius v. J. versammelt. Der Gouverneur eröffnete ihn mit einer Rede über die guten Aussichten der Kolonie, worin er auch namentlich erwähnte, daß die hier gezogene Wolle in England immer mehr geschätzt werde. Die Ausfuhr an Wolle, Oel u. dgl. betrug im Jahre 1836 205,522 Pfd., fast 50,550 Pfd. mehr als im Jahre 1835. Der Verbrauch an englischen und andern Waaren hat sich in zehn Jahren wenigstens siebenfach vermehrt, nämlich von 62,000 Pfd. auf 470,000 Pfd. Die Bevölkerung der Kolonie gab er auf 47,000 Seelen an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1836.

Die Bergvölker des Kaukasus.

2. Die Kabardiner.

Die Kabarda liegt zwischen 43° 15′ und 44° B. und 60° 20′ und 63° L., gränzt gegen Norden an den Flüssen Terek und Malka an die kaukasische Linie, gegen NW. an Klein-Abchasien, gegen Westen an das Land von Karatschai am Ausläufer der Elbrusklette, gegen Süden an die Länder der Bergstämme, der Tschetschenzen, Balkaren, Dugoren und Inguschen; gegen SO. scheidet sie die Sundscha vom Lande Karabulak, und gegen Osten gränzt sie an das Namenlose Land. *) Die größte Länge von Westen nach Osten, von der Mündung der Malka bis da wo der Schagdor in die Sundscha fällt, ist in gerader Linie wenigstens 200 Meilen, und die größte Breite von Norden nach Süden, von der Redoute van Bjelometschet an der Malka bis zur Mündung des Tscherek an der balkarischen Gränze wenigstens 60 M. Die ganze Ausdehnung des kabardinischen Landes kann man auf 10,000 □ M. (200 □ M.) rechnen. Das Land nimmt den Abhang der Berge gegen Norden ein, und geht an der Malka und dem Terek in Ebenen über. Kleine hügelartige Erhöhungen stehen hie und da vereinzelt. Der Boden ist gut, obwohl zum Theil thonig, reich an Weideplätzen und auch zum Feldbau geeignet, die Kabardiner treiben aber weit mehr Viehzucht, und haben vortreffliche und zahlreiche Heerden von Pferden, Kühen und Schafen. Die Zahl der Einwohner der großen und kleinen Kabarda rechnet man jetzt nicht über 15,000 Seelen.

Die Hauptflüsse des Landes sind, außer dem bekannten Terek, die darein von der linken Seite hereinfallenden Flüsse: der Araban, welcher im Kreise Mamaßan aus der Vereinigung zweier Gebirgswasser entsteht, und anfangs gegen NW. zwischen Schneehöhen und Schiefergebirgen fließt, dann beim Eintritt in Ossetien sich gegen N. wendet und bis zum Dorfe Ettmurs zwischen Gebirgen fließt; hierauf tritt er in die Ebene und fällt in den Terek. Der Bach Pschuch fließt aus den Kalkgebirgen in nördlicher Richtung, nimmt zwei Bergwasser, den Tschiran und Kurupi auf, und fällt bei dem Dorfe Pschuch zugleich mit dem Durbur in den Terek; der letztere läuft in den Kalkgebirgen dem Pschuch parallel. Der Ueuch entsteht im Dugarschen Kreise aus dem Zusammenfluß zweier Bäche, die aus der hohen Kaukasuskette kommen, fließt gegen N. und fällt, fast dem Aul Tausultan gegenüber, in den Terek. Das Flüßchen Leren kommt aus einer schmalen Schlucht, an der balkarischen Gränze, fließt gegen NO. und fällt in den Terek zugleich mit dem Argudan, der aus den Schieferbergen kommt, fast parallel mit der Ausmündung des Ueuch.

In die Malka fallen von der rechten Seite der Tscherek, welcher aus dem Lande der Balkaren kommt, in den Bergen nicht weit von dem Aul Abschalg; er fließt zuerst gegen N., dann wendet er sich gegen O., theilt sich nicht weit von der Gränze der kleinen Kabarda in drei Rinnsale, von denen zwei sich wieder vereinigen, und dann nach kurzem Laufe in den Baksan fallen, da wo dieser sich selbst in den Terek ausmündet; das dritte Rinnsal erhält den Namen Urugwan, nimmt den Tschabuchwa und den Naltschak auf und fällt viel westlicher in den Baksan. Dieser kommt aus den Vorbergen des Elbrus, fließt fast gerade von W. gegen O., nimmt alle die große Kabarda bewässernden Flüsse auf und fällt 15 Werste westlich von Jekaterinograd in die Malka. Der Baksan fließt durchaus in jähen Schluchten, und hat steile, abschüssige Ufer.

Die warmen Quellen der heiligen Katharina befinden sich fast an der Gränze des namenlosen Landstrichs, und kommen aus den einzelnen Höhen, die sich 12 Werste von Naur gegen Süden finden. Die Höhe der Berge über dem Terek beträgt etwa 1600 par. Fuß. Die genannten Quellen finden sich etwa auf der Mitte dieser Höhen, und theilen sich in die westliche und östliche. Sie wurden von Professor Güldenstädt im J. 1773 untersucht; ihr Wärmegrad ist zwischen 50 und 65° R. Die Paulsquellen kommen aus denselben Bergen, die aus Schiefer und Sandstein bestehen, der von einem fruchtbaren Thone bedeckt ist, liegen aber tiefer als die erstern und weiter gegen Süden, beinahe der befestigten Station Pregradny gegenüber am Ufer der Sundscha. Ihr Wärmegrad beträgt 58° R. Beide Quellen sind in ihren physischen Eigenschaften und Bestand-

*) semlja besimennaja, so heißt der Landstrich, der von der Sundscha und dem Terek vor ihrer Vereinigung eingeschlossen wird.

theilen gleich, das Wasser ist durchsichtig wie Krystall, hat einen schwefelleberartigen Geruch, und besteht aus Schwefel, alkalischem Salz und Kalkerde. Seine Eigenschaften sind, die Säfte zu reinigen, zu verdünnen und zu mildern, die Haut offen zu erhalten und den Schweiß und Urin anzuregen. Diese Eigenschaften machen die Quellen einer besondern Vorsorge der Regierung werth, die gewiß Alles thun wird, um räuberische Einfälle in diese Gegenden abzuhalten, um so mehr, als beide Ufer der Sundscha Rußland angehören.

Denkmäler aus dem Alterthum gibt es ziemlich viel in der großen und kleinen Kabarda, und sie bieten historischen Forschungen einen äußerst merkwürdigen Stoff dar. Grabmäler mit griechischen Inschriften und verschiedenen Abbildungen, steinerne Götzenbilder mit mongalischen Gesichtszügen, großen Schnurrbärten, aber ohne Bart am Kinn, ausgehauene sitzende Figuren, die etwas in der Hand halten, das einem aufgeschlagenen Buche gleicht, endlich die Trümmer einer Stadt, 7 Werste südlich an der Mündung des Kombulei in den Terek, alles dieß kann ein neues Licht werfen auf die verwirrte Geschichte dieser Länder, wenn gelehrte Antiquare sich die Mühe nehmen, die Sache aufzuhellen.

Die Kabardiner nehmen den ersten Rang unter den Kaukasiern ein, mit einziger Ausnahme der Dagestaner; alle andern Stämme, Kumyken, Tschetschenzen, Karadulaken, Aksaier, Altisten, Osseten, Abasen, Beßlenei, Inguschen u. a. ahmen sie nicht nur in Sitten und Gebräuchen nach, sondern hingen auch zum Theil von ihnen ab, und zahlten Tribut; Gesetze hatten sie keine und haben sie noch nicht, sondern sie folgen traditionellen Gewohnheiten.

Die große Kabarda theilt sich in drei Stämme, Ataschuk, Missoust und Dschembulat. Alle drei Stämme leiten ihr Geschlecht von einem, Kes genannten Fürsten ab, der, wie sie sagen, aus Arabien kam, und zum Beherrscher aller kaukasischen Stämme sich aufwarf. Dieser Fürst hatte zwei Söhne, Inal und Schambok. Von den jüngern Kindern Inals stammen alle drei oben bezeichneten Geschlechter kabardinischer Fürsten; er hatte jedoch noch einen ältern Sohn, Schetschenuch. Von Schambok stammte das Geschlecht der Fürsten der Beßlenei und Abasen. Das Geschlecht Schetschenuchs war in der Kabarda sehr hoch geachtet; der älteste desselben war eine Art von unabhängigem Fürsten, aber am Ende des vorigen Jahrhunderts bildeten die übrigen Fürsten, voll Haß gegen ihn, weil sie seinen Stolz nicht mehr ertragen konnten, eine Verschwörung, in Folge deren sein ganzer Stamm vertilgt wurde.

Von der Familie Dschembulat stammen alle tscherkessischen Fürsten, die sich gegenwärtig unter dem Namen Aleuk und Bekowitsch in Rußland befinden.

Jetzt ist die Anzahl dieser kleinen Herrscher so groß geworden, daß sie nicht mehr die Mittel zu einem anständigen Unterhalt besitzen. Seit der Vernichtung der alten ursprünglichen Einrichtungen ist eine gräuliche Unordnung eingerissen, und in dem Maße als diese wuchs, wurde Plünderung und Raub der einzige Zweck ihres Daseyns. Die erste Regel eines jeden Häuptlings ist darum, Alles zu nehmen und zu stehlen, was nur seine Augen sehen. Diese Regel saugt er gleichsam mit der Muttermilch ein; denn sobald einem Häuptling ein Knabe geboren wird, gibt er ihn einem Usden (Adeligen), der ihn bis zu seiner Volljährigkeit auf eigene Kosten erziehen muß. Diese Erziehung besteht darin, ihn von Jugend auf an Behendigkeit und Diebstahl zu gewöhnen. Die Belohnung für diese Erziehung ist nicht gering, denn sobald der Zögling herangewachsen ist, muß er von aller gewonnenen Beute seinem Erzieher (in ihrer Sprache Atalik) neun Theile geben, so daß er nur das Schlechteste für sich behält. Den Kabardinern sind die Gesetze und der Begriff einer Regierung ganz unbekannt, denn nur durch Gewalt, oder nach ihrer eigenen Einwilligung, indem sie sich einem Fürsten (Keß) unterwarfen, stehen sie unter seiner Oberherrschaft, welche in seinem Geschlecht erblich ist. Früher war der Wille des Fürsten bei ihnen einziges Gesetz, mit der Vermehrung der Fürsten aber, deren Wille nicht immer derselbe war, entstanden allmählich Rathsversammlungen, in die man auch mit der Zeit Adelige zu berufen anfing. Innere Unruhen machten es nöthig, zu wichtigen Versammlungen auch Volksälteste zu berufen, und die von diesem allgemeinen Rathe ausgegangenen Bestimmungen sollen Gesetzeskraft haben, werden aber oft übertreten. *)

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Zustände.

2. Negerthum und Sklavenhandel.

(Schluß.)

Die Abstammung der aus Afrika nach Brasilien verpflanzten Neger ist äußerst verschieden, und dieß trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß man bei dem großen Uebergewicht der Schwarzen noch nie von einem allgemeinen Aufstande gegen die Weißen gehört hat. Besonders auf den großen Plantagen, wo oft das Zahlenverhältniß beider wie 50 zu 1 obwaltet, dürfte man wohl einen Ausbruch der Art befürchten; fällt es indessen auch wirklich einmal vor, daß sich einige Sklaven wider einen weißen Aufseher oder gar gegen den Herrn selbst zur Empörung verbinden, so darf doch dieser sicher darauf rechnen, daß sich alle Schwarzen eines andern Stammes mit ihm gegen die Unruhestifter vereinigen, und mit einer Wuth und Erbitterung gegen diese kämpfen, woraus man klar ersieht, daß diese Feindschaft sich nicht erst in dem neuen Vaterlande entspannen, sondern wie ein Dämon angeerbter Rache den Neger schon über das Meer begleitete, und hier nur fortgesetzt wird.

Die meisten aus Afrika eingeführten Sklaven stammen von Angola, der Küste Kongo, von Mozambique, Kabinda und Benguela her. Unter allen ist der Kongo-Neger der größte, schönste und muskulöseste, aber auch seines hitzigen Temperaments und eines nie ganz zu unterdrückenden Freiheitsgefühls wegen, seinem Herrn der gefährlichste. Seine Farbe ist heller, als die

*) Dieß stimmt mit der später geschilderten schrankenlosen Macht der Häuptlinge nicht recht zusammen.

der meisten übrigen Schwarzen, ja fällt beinahe in das Kupferfarbene; sein Gang und seine Haltung haben etwas Edles, sein Blick scheint frei und offen, man könnte sagen stolz. Am häßlichsten ist der Neger von Mozambique. Er ist von kleinem, gedrungenem und starkem Körperbau; sein Kopf, der gewöhnlich beinahe auf der Brust ruht, hat im Verhältniß zu der Größe des Mannes eine beträchtliche Dicke, der scharfe Blick sucht beständig scheu den Boden, seine Bewegungen sind unbehülfen, sein Gang ist langsam und plump: in dem ganzen Menschen erblickt man die personificirte Dummheit; — Schläge und Mißhandlungen erträgt er mit stoischem Gleichmuthe, die furchtbarsten Peitschenhiebe können ihm nur selten einen Laut des Schmerzes entlocken.

Der freie Neger zeichnet sich in seiner Tracht besonders dadurch aus, daß er seine Füße mit Schuhen oder Stiefeln bekleidet, während der Sklave barfuß geht. Der größere Theil dieser ersteren hat seine Freiheit entweder schon seiner Geburt oder dem Testamente seines verblichenen Herrn zu verdanken; die wenigstens haben sie sich erkauft. Hat sich ein Schwarzer bei Lebzeiten seines Dono fortwährend gut betragen, oder ihm vielleicht gar wesentliche Dienste geleistet, so ist es gar nichts Seltenes, daß dieser ihm in seinem Vermächtnisse die Freiheit schenkt, wogegen die Familie des Verstorbenen durchaus nichts einzuwenden vermag. Er kann sich alsdann als Knecht verdingen, oder, hat er ein Handwerk gelernt, dieses betreiben; gewöhnlich aber bleibt er für ein Geringes in dem Hause, in welchem er seine Freiheit erhielt, und dient beinahe in derselben Weise, wie früher als Sklave, den Kindern seines ehemaligen Herrn. Ich weiß sogar, daß ein Neger, dem sein dankbarer Dono die Freiheit schenken wollte, dieses Anerbieten ausschlug und knieend bat, daß man ihn ferner lassen möge, was er früher gewesen, da er sich in seinem jetzigen Verhältniß gar glücklich fühle, und außer dem Hause seines Herrn nicht wisse, wie er sein Brod verdienen solle.

Ist nun aber ein Sklave im Stande, eine gewisse, gesetzlich bestimmte Summe an seinen Herrn als Lösegeld zu entrichten, so ist dieser gezwungen, ihn frei zu geben. Solche Fälle kommen freilich äußerst selten vor, da in den wenigsten Häusern die Neger Gelegenheit haben, etwas zu erübrigen, und manche Dono's auch barbarisch genug sind, ihren Sklaven das erworbene Geld wegzunehmen, sobald sie bemerken, daß sich einer derselben vielleicht in vielen Jahren ein Sümmchen von 30 bis 40 Piastern zusammenspare. Die Gesetze verbieten solche Grausamkeiten nicht, da der Sklave, selbst das Eigenthum eines Andern, kein Eigenthumsrecht besitzen kann.

Eine Negerin, die ihrem Herrn sieben Kinder geboren, soll ebenfalls die Freiheit erhalten, doch fallen auch hier manche Ungerechtigkeiten vor, da man solche Individuen zur Stunde verkauft, sobald sie mit dem siebenten Kinde schwanger gehen.

Seit 1830 ist zwar durch einen mit Großbritannien geschlossenen Kontrakt die Einführung der Negersklaven in Brasilien streng verboten; doch kommen noch immer ganze Schiffe voll davon an, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt herein geschmuggelt werden müssen und nicht, wie früher, offen zum Hafen hineinsteuern dürfen. Die Schwarzen schifft man alsdann sogleich aus, und verbirgt sie in dem dichtesten Urwalde, wohin sich eiligst die Käufer begeben, um hier, vor jeder Entdeckung gesichert, den Handel abzuschließen. Die Engländer behaupten zwar, daß nur humanity, und nichts als humanity, sie vermocht habe, diesen für Brasilien äußerst harten Kontrakt zu erzwingen; doch steht ihre Handlungsweise in Bezug auf die Sklaven in starkem Widerspruche mit dieser kecken Behauptung, so daß man mit vollem Rechte vermuthen darf, daß mehr das eigene Interesse, als irgend ein edles Gefühl sie dazu bewogen, den Sklavenhandel aufzuheben; denn wenn nur Großmuth ihre Schritte lenkte, so müßten sie wenigstens den Negern, die sie auf offenem Meere den piratischen Brasilianern abjagten, augenblicklich die Freiheit geben; dieß ist aber nicht der Fall. Beständig kreuzen englische Kriegsschiffe an den Küsten von Afrika und Brasilien, so wie in den beide Länder trennenden Gewässern umher, um auf die Fahrzeuge Jagd zu machen, die Negertransporte herüberführen, und nicht selten glückt ihnen mit ihren Schnellseglern ein solcher Fang.

Ohne weiteres wird sogleich der Kapitän an Bord des Engländers in strenge Haft gebracht, das Schiff aber an das Schlepptau genommen und in irgend einen brasilianischen Hafen geführt, wo man es sammt Ladung für britische Rechnung verkauft. Hierin liegt noch immer keine Ungerechtigkeit, denn ein einmal abgeschlossener Kontrakt soll jedem einzelnen Individuum, wie viel mehr einem Monarchen, ein unverletzbares Heiligthum seyn; — aber unter dem schlechten Vorwande, daß die Erhaltung der vielen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels kreuzenden Wachtschiffe dem Staate alljährlich bedeutende Ausgaben verursachen, werden auch die armen Neger öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Ist das die gerühmte britische Großmuth? —

Zwar wird, um diese Schändlichkeit wenigstens mit dem Firniß der Billigkeit zu übertünchen, beim Verkauf der Schwarzen die Bedingung gemacht, daß sie nach sieben Jahren der Sklaverei ihre Freiheit wieder erhalten sollen; aber wie kann ein armer Neger, der sich eben von Afrika's Küste in ein Land versetzt sieht, von dessen Sprache, Sitten und Gebräuchen er durchaus keinen Begriff hat, und den man vielleicht augenblicklich hundert und mehr Meilen in das Innere des unermeßlichen Landes schleppt, — wie kann er ahnen, daß ein milderndes Gesetz existirt, das ihm nach einem gewissen Zeitraume des Leidens die Wiedererlangung seines kostbarsten Gutes zusichert? Er weiß ja oft nicht einmal, wenn ein Jahr beginnt und wann es aufhört; er weiß ja nicht, ob seine Verkäufer Engländer, Türken oder Portugiesen gewesen — er weiß nur, daß er gehorchen muß, wenn er seinen Rücken nicht unter die furchtbaren Schwingungen der Peitsche beugen will. Und sollte nun auch wirklich irgend eine mitleidige Seele ihm das erfreuliche Geheimniß enthüllen, wo wäre der Richter, der ihn sogleich in Schutz nähme, und vor der Barbarei seines Herrn sicher stellte? Würde doch dieser lieber den Sklaven zu Tode peitschen, als sich durch Gewalt zwingen lassen, seinem Eigenthum zu entsagen. Absolute Aufhebung des Sklaventhums und des Sklavenhandels wäre

der größte Eingriff in das Privatrecht, das jedem Menschen sein wohlerworbenes Eigenthum zusichert; die einzelnen Modifikationen können nur die folgenden Jahrhunderte bringen.

Die Redaktion hat diese Mittheilung, weil sie manches für Brasilien Eigenthümliche enthält, unverändert aufgenommen, ohne deßhalb die darin ausgesprochene Ansicht im Mindesten zu theilen. Was auch der Zustand der Neger in Afrika seyn mag, so entscheidet er doch nichts für den Sklavenhandel, um so weniger, als dieser gewaltsame Zustand im Innern Afrika's großentheils eine Folge des Sklavenhandels ist. Ueber andere Punkte wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten, und nur bemerken, daß es fast lächerlich klingt, wenn man die Aufhebung der Sklaverei eine Ungerechtigkeit und einen Eingriff ins Eigenthum nennt. Dieser Grund gilt nur gegen den Staat, der die Sklaverei geduldet hat, aber nicht gegen den Schwarzen, dem man das unveräußerlichste Gut des Menschen, die freie Selbstbestimmung, nahm. Die wichtigste Seite des Negerthums in Brasilien, nämlich die immer überwiegender werdende Zahl der Neger, Negerkreolen und Mulatten, und die nothwendige Umwandlung der gesammten Bevölkerung, die in nicht sehr ferner Zeit der größern Hälfte von Brasilien bevorsteht, und worin Para schon mit dem Beispiele vorangegangen ist, hat der Verfasser gar nicht berührt.

Die Inseln des Archipels der Carolinen.

Ualan und Lélé. *)

Die Insel Ualan, von den Eingebornen so genannt, hält neun Meilen von Nordost nach Südwest, und sieben Meilen von Südost nach Nordwest. Das Ufer, welches, mit Ausnahme des nördlichen Theils der Insel, aus Korallensand besteht, steht größtentheils unter Wasser, und ist mit Mangel- oder Wurzelbäumen besetzt. Die ganze Insel ist von einem Korallenriff umgränzt, welches sich an einigen Stellen öffnet und sehr gute Ankerplätze bildet.

Die herrliche Vegetation und die Menge kleiner Flüsse, welche in diesen Ankerplätzen ausmünden, setzen die anlegenden Schiffe in den Stand, sich ohne viele Mühe mit Brennholz und Wasser versehen zu können. Auch findet man Yamswurzeln, Brodfrucht, Zuckerrohr und mehrere Arten Bananen, doch gibt es wenig Vögel, und auch Fische und Muscheln sind selten. Einige Ratten und Eidechsen ausgenommen, finden sich keine vierfüßigen Thiere auf der Insel, ja sogar der Hund, allenthalben der treue Gefährte des Menschen, ist hier unbekannt.

Die Insulaner zeigten sich anfangs furchtsam, und schienen nicht geneigt an Bord der Korvette zu kommen; durch unsere Geschenke zutraulich gemacht, ließen sie sich jedoch bald bereden uns zu besuchen, ohne uns indeß je lästig zu werden. Wir erfuhren, daß die vornehmsten Häuptlinge auf der kleinen Insel Lélé wohnten; die Herren Lesson und Blosseville begaben sich zuerst dahin, und Herr Lejeune und ich unternahmen die Ueberfahrt später.

Auf dem Gipfel des Hügels angekommen, welcher die beiden einander gegenüber liegenden Thäler, die den nördlichen Theil von Ualan von dem südlichen trennen, scheidet, sahen wir auf einer Ebene mehrere Wohnungen, welche, sammt dem dazu gehörigen Lande, mit einem leichten Zaunwerke umgeben waren. Die Bewohner kamen sogleich aus ihren Hütten, um uns Erzeugnisse ihres Bodens anzubieten, und als wir weiter gingen, schlossen sich mehrere an diejenigen ihrer Landsleute an, welche uns bereits begleiteten, und trugen die Früchte vor uns her, welche wir nicht verzehrt hatten. Diese Ebene liefert reichlichen Unterhalt für die Bewohner, und scheint auch die Hingeschiedenen in ihren Schoß aufzunehmen, denn wir bemerkten mitten unter den Pflanzungen mehrere kleine Schuppen, die, wie man uns sagte, zur Aufnahme der Todten bestimmt waren.

Die Insel Lélé ist nur eine Meile von Osten nach Westen lang, und etwa zwei Drittel einer Meile breit; der östliche Theil bildet einen ziemlich hohen konischen Hügel, das Uebrige aber ist sehr niedrig, und würde unfehlbar vom Meere überschwemmt werden, wenn die Eingebornen, welche diese Stelle zu ihrer Residenz erkoren haben, nicht Sorge getragen hätten, den Boden 15 bis 20 Fuß über den Meeresspiegel zu erhöhen, und die ganze Insel mit einem Gürtel von Mauerwerk zu umgeben, stark genug, um der periodischen Fluth einen unübersteiglichen Damm entgegenzusetzen.

Das auf diese Weise gegen Ueberschwemmungen geschützte Land wird in verschiedenen Richtungen von Kanälen durchschnitten, welche die Eingebornen mit ihren Piroguen befahren können, wenn das Meer hoch ist. Das Mauerwerk, mit welchem die Kanäle ausgekleidet sind, so wie das, welches die Insel umgibt, besteht aus ungeheuren künstlich behauenen Stücken Basalt und Korallen, welche ohne Mörtel zusammengefügt sind. Die Eingebornen setzen diese Steine mit Seilen und Hebeln nach großem Maßstab in Bewegung, und geben ihren Dämmen eine starke Böschung, damit sie im Stande sind, dem Druck der Erde zu widerstehen, welche sie zu tragen haben.

(Schluß folgt.)

*) Mitgetheilt im Journal de la Marine vom Kapitän J. Duperrey.

Literarische Notizen.

In der Bibliothek des Herzogs von Buckingham zu Stowe ist ein mit drei Siegeln versiegeltes Kästchen, welches die Papiere des verstorbenen Marquis von Buckingham, des verstorbenen Lord Grenville und des sehr ehrenwerthen T. Grenville enthalten soll. Wie man erzählt, enthält es die eigenhändigen Briefe von Junius und die darauf bezüglichen Dokumente.

*

Nach dem Moniteur Algerien ist ein Herr Berbrugger zum Bibliothekar von Algier und zugleich zum ersten Redakteur dieses Blattes ernannt worden. Er hat auch die Expeditionen von Mascara und Tlemesen mitgemacht, und auf denselben über 200 arabische Manuskripte über sehr verschiedene Gegenstände gesammelt.

*

Der in diesen Blättern wiederholt erwähnte Francisque Michel hat jetzt in London nachstehendes Werk herausgegeben: The poetical Romances of Tristan, in French, in Anglo-Norman and in Greek. Es ist der Ankündigung zufolge die vollständigste Zusammenstellung der verschiedenen Bearbeitungen, die deutsche von Gottfried von Straßburg ausgenommen. Das griechische Bruchstück gehört zwar wohl dem allgemeinen Sagenkreis von Arthur an, doch nicht der Sage von Tristan und Isolt: der Gegenstand derselben sind nur die Abenteuer einiger Ritter Arthurs. Die Genealogie der verschiedenen Versionen der Sage von Tristan und Isolt ist ein Hauptgegenstand der Untersuchungen des Herausgebers gewesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1836.

Vorschlag zu einem Bibliothekgebäude in Paris.

Der französische Deputirte, Hr. Benj. Delessert, hat ein bloß privatim zu vertheilendes Memoire drucken lassen, worin er den Vorschlag macht, ein rundes Gebäude auf dem Carrousselplatze errichten zu lassen. „Die Vortheile eines runden Gebäudes für eine Bibliothek," sagt der Verfasser, „bestehen darin, daß weniger Raum erforderlich ist, und die Bücher zugänglicher werden." Die Bibliothekare und Leser sollen in die Mitte einer ungeheuren Rotunde kommen, auf welche acht große Galerien ausmünden. Diese Galerien werden durch Mauern gebildet, welche in divergirenden Halbmessern auslaufen, und auf die beiden Seiten dieser Mauern soll die Hauptmasse der Bücher gestellt werden. Da diese Einrichtung die Benützung beider Seiten der Mauern gestattet, so ist Raum für die doppelte Anzahl Bücher vorhanden, die dem Centrum näher und leichter zu erhalten sind; zugleich hat der Bibliothekar von der Rotunde aus einen Ueberblick über alle Galerien und alle darin befindlichen Personen. Diese Galerien können in einem Raume von 1900 □Toisen oder 11,400 Quadratfuß 800,000 Bände fassen. Das Gebäude wird auch unverbrennlich seyn, Stein, Marmor, Eisen, gebrannte Erde und Zink sollen allein das Material ausmachen, und das Gebäude durch Dampf geheizt werden, der aus einem isolirten Gebäude hergeleitet würde. Jeder Raum würde der Höhe nach durch vier eiserne Galerien abgetheilt. Die Bücherkästen sollen verglast seyn, und nicht mehr als 6 Fuß Höhe haben, daß man keine beweglichen Leitern braucht. Zu den Galerien gelangt man durch spiralförmige eiserne Treppen, welche hinter den Säulen der Rotunde stehen sollen. Alle Bücher werden gegen Staub geschützt und unter Schloß und Riegel gehalten. Die ganze Ausgabe ist auf acht Millionen Franken berechnet, soll aber die Regierung gar nichts kosten, weil die jetzt von der königlichen Bibliothek eingenommenen Gebäude in den Straßen Vivienne, Richelieu und Neuve des Petits Champs auf diese Summe angeschlagen sind, und verkauft werden können, um die Kosten des neuen Gebäudes zu bestreiten.

Hr. Delessert scheint nicht geneigt, die letzte offizielle Angabe der Bändezahl in der königlichen Bibliothek, nämlich 700,000 Bände gedruckter Bücher und 80,000 Bände Manuscripte als richtig anzunehmen, sondern reducirt diese Anzahl auf 600,000, und nimmt eine jährliche Vermehrung von 12,000 Bänden an. Er will die Bücher nicht in doppelten Reihen aufstellen, sondern findet für seine 80,000 Bände Platz, ohne zu diesem Mittel zu greifen. Die Bibliothek soll in acht große Abtheilungen getheilt werden, nämlich: Theologie, Jurisprudenz, Handels- und Finanzwissenschaft, Naturgeschichte, Künste und Gewerbe, Literatur, Geschichte und Reisen; diese Abtheilungen sollen in den acht Galerien vertheilt werden, welche wieder in 56 Unterabtheilungen zerfallen sollen.

„Diese ungeheure Büchersammlung," fährt dann der Verfasser fort, „wird dadurch den Lesern nahe gerückt, denn man wird nie nöthig haben, einen Raum von mehr als 120 Fuß zurückzulegen, um sich ein Buch zu verschaffen, während in viereckigen Gebäuden mit Quergalerien diese Distanz oft, Hin- und Herweg zusammengerechnet, auf 2700 Fuß oder beinahe eine Viertellieue steigt, so daß beinahe eine Eisenbahn erforderlich wäre, damit die Diener den Lesern die Bücher in kurzer Zeit bringen könnten. Der ganze Bau könnte in drei Jahren vollendet werden. Was die äußere Verzierung der Bibliothek, ihre Verbindung mit dem Louvre und den Seitengalerien durch einen Portikus, eine Winterpromenade oder eine Quergalerie beträfe, das gehört nicht hieher. Sollte dieser Plan einer kreisförmigen Bibliothek angenommen werden, so würde der Carousselplatz einer der prächtigsten Plätze in Europa werden: das Louvre an einem Ende, die Bibliothek in der Mitte, die Tullerien, der Obelisk von Luxor und die beiden Triumphbogen auf einer Linie würden einen Anblick gewähren, der sich sonst wohl auf der ganzen Welt nicht fände."

Eine Kommission wurde niedergesetzt, um die Ausführbarkeit des Plans zu untersuchen, und man hegt die Hoffnung, daß die Regierung ihn annehmen werde.

Die Kabardiner.

(Fortsetzung.)

Der allgemeine Rath oder Kreis der Kabardiner hat nichts Bemerkenswerthes. Jeder Vorschlag dazu geht von den Fürsten aus, und an den Versammlungsorten scheiden sie sich nach dem Range, Häuptlinge, Adelige und Volksälteste. Die Häuptlinge besprechen sich unter einander, und machen den Adeligen Vorschläge, die gewöhnlich mit ihnen übereinstimmen, da sie großentheils von denselben unmittelbar abhängen. Der Beschluß beider Stände wird dem Volke vorgelegt, das sie mit dem Namen Unterthanen belegen. Aber das Volk kann die Anträge annehmen oder umstoßen, und seine Stimme hat Gesetzeskraft. Die Fürsten gelten als die Aufseher, die Adeligen als die Vollstrecker der Gesetze.

Kein Fürst oder Häuptling hat das geringste Eigenthum, wohl aber einige Adelige; übrigens gehört Alles der Nation. Der Fürstenstand ist den Kabardinern so heilig, daß jeder verpflichtet ist, zum Schutze eines derselben nicht nur sein Vermögen, sondern auch sein Leben aufzuopfern. Die Fürsten heißen von Alters her die Beschützer der Nation; jeder derselben hat mehr oder weniger Anhänger, die er seine Unterthanen nennt; ein Fürst kann von einem Unterthanen sein ganzes Eigenthum fordern, und sich zueignen, ihm alle Jasse oder Kriegsgefangenen nehmen und verkaufen, seine Frau oder seine Tochter ihm entreißen, hat aber keine Gewalt über sein Leben. Trotz dieser Herrschaft gibt es einige Aelteste oder Vorstände (starschina) aus dem alten Stamme des kabardinischen Volkes, welche von den Häuptlingen selbst geachtet werden, und deren Meinung in der allgemeinen Versammlung stärker und wirksamer ist, als selbst die Stimme der Häuptlinge.

Indeß verführt der Eigennutz die kabardinischen Fürsten zu den größten Verbrechen, denn sie plünderten häufig nicht nur ihre eigenen Unterthanen, sondern auch die vom Volke hochgeachteten Aeltesten, und luden dadurch den allgemeinen Unwillen auf sich. Die Fürsten, um sich für den gezeigten Haß zu rächen, vermehrten ihre Räubereien nicht nur unter den im Lande angesiedelten Kriegsgefangenen, sondern auch unter den eigentlichen Kabardinern, denen sie ohne Weiteres Vieh, Weiber und Kinder wegnahmen. Das auf alle Arten gedrückte Volk lebte unter Rußlands Schutzherrschaft wieder auf, doch wurden dadurch die Fürsten nur um so erbitterter, und ihre fortgesetzten Erpressungen nöthigten viele, innerhalb der russischen Gränzposten Ruhe und Sicherheit zu suchen; aber die russische Regierung lieferte auf Verlangen der Fürsten diese neuen Ansiedler aus, ein Verfahren, dessen Gründe bis jetzt noch unbekannt sind. Fürchterlich rächten sich die Fürsten an den zurückgekehrten Unglücklichen, die Nation gerieth in Verzweiflung, und verlor allmählich alles Zutrauen zu ihnen.

Die Sitten der Kabardiner, die in manchen Beziehungen denen der alten Lacedämonier gleichen, sind noch nicht verdorben. Ritterlichkeit ist noch jetzt das rühmliche Ziel eines jeden, und Ueppigkeit hat sich noch nicht in die Herzen des Volks eingeschlichen. Gold und Silber achten sie nicht sehr hoch, desto mehr aber Rüstungen und Waffen jeder Art. Ihre Nahrung ist allenthalben dieselbe, und wenn bei ihnen nicht, wie bei den Spartanern, gemeinsame Mahlzeiten stattfinden, so leben doch, wie bei diesen, die Familien vom Urgroßvater an bis zum letzten Sprößling ungetrennt, und essen alle aus Einem Kessel. Deßhalb sagt man bei diesem Volke nicht: es sind so und so viele Familien oder Höfe, sondern so viele Kessel.

Wenn ein Knabe geboren wird, so tauchen sie ihn nicht ins Wasser ein, sondern lassen ihn 24 Stunden ohne alle Pflege an der freien Luft liegen; nach Verlauf eines Jahres legen sie ihm eine Waffe und irgend ein Töpfergeschirr vor; nimmt der Junge das Erstere, dann geben der Vater und die ganze Familie ein Fest. Die Erziehung wirkt dahin, den Knaben lebhaft, munter, keck und behend zu machen. Nach sieben Jahren lernt er ein Pferd lenken, mit dem Bogen und dem Gewehr schießen. Auch die Kabardiner geben ihre Kinder andern zum Erziehen, damit die Jugend nicht verzärtelt werde, was bei der angebornen Liebe der Eltern zu den Kindern so leicht geschieht. Sobald der Knabe zum Mann gereift ist, kehrt er in das Haus seines Vaters zurück. Die Jugend beider Geschlechter kann sich frei sehen; an festlichen Tagen finden Tänze statt, wo sie mit einander bekannt werden. Bei Eingehung der Ehe muß der Bräutigam für die Braut den Kalym zahlen, bestehend in einer ritterlichen Ausrüstung, als Panzern, Armschienen, Gewehren u. dgl. Manchmal wird auch der Kalym nach beiderseitiger Uebereinkunft zwischen Brautvater und Bräutigam in Hornvieh oder baarem Gelde bezahlt. Die Verheiratheten müssen wie die Spartaner, sehr geheim, und so zu sagen verstohlen, eheliche Gemeinschaft pflegen.

Auch in schlimmen Gewohnheiten gleichen sie den Spartanern, so ist z. B. der Diebstahl erlaubt, nur darf man keine Spur davon entdecken. Doch ehren sie auch, wie diese, das Alter, und kein junger Mann darf sich gegen einen Greis die geringste Ungeschliffenheit erlauben. Auf der andern Seite aber unterscheiden sie sich von den Spartanern sehr durch ihre Unbeständigkeit und Treulosigkeit, die namentlich seit ihrer Bekehrung zum Islam gewöhnlich geworden sind, denn ihre religiöse Ueberzeugung scheint ausnehmend schwach. Der Schwur auf den Koran hat die größte verbindende Kraft, da aber der Islam erst seit Kurzem eingeführt ist, so halten sie bei ihrer Unbeständigkeit den gegebenen Eid selten über ein Jahr; hiezu kommt noch ihr natürlicher Leichtsinn, der sie fast immer eidbrüchig macht, so daß man den Versprechungen und Versicherungen, welche dieß Volk den Kommandanten der Gränzlinie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Fällen gab, keinen Glauben beimessen kann. Bei vielen Kabardinern finden sich noch die Spuren des einst bei ihnen herrschend gewesenen Christenthums, und sie feiern noch mehrere unserer Festtage mit großer Andacht.

Von alten Zeiten her und auch jetzt noch gehen die Fürsten mit den Adeligen und dem Volke auf eine gleiche und sehr einfache Weise um. Der älteste und reichste Fürst lebt in einer ziemlich ärmlichen Hütte; die allgemeine Speise besteht in etwas Hirse, die in Wasser gekocht wird, und in Stücken von gebratenem oder gesottenem Hammelfleisch. Ihr gewöhnliches

Getränk ist die sogenannte Busa *) und bei Reichen ein sehr schlecht bereiteter Meth. Hier muß bemerkt werden, daß die Häuptlinge, die, wie oben angegeben, kein Eigenthum haben, ihre Bedürfnisse ganz von ihren Untergebenen beziehen; somit nehmen sie ihnen ohne weiteres Alles, was sie zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen: dagegen darf der Häuptling auch seinerseits einem Untergebenen nichts abschlagen. Wenn einer vorübergeht und den Häuptling beim Mahle sitzen sieht, so hat er das Recht hinzugehen, und die bereiteten Speisen mit ihm zu theilen. Wenn ein Usden bei einem Häuptling Geld, ein gutes Kleid, eine Mütze oder etwas der Art sieht, was ihnen einleuchtet, so kann und darf der Häuptling es ihm nicht abschlagen. Dieß könnte man auf den ersten Blick für ein gewisses Gleichgewicht, eine Entschädigung für die schwere Last halten, die von den Häuptlingen der Nation auferlegt wird, aber Freigebigkeit ist nicht die Sache eines jeden, Geiz findet immer eine Stelle in dem Herzen des Schwachen und die Habsucht kennt keine Gränzen. Darum gehen unter dem Vorwand, daß sie sich zu Grunde zu richten fürchten, die Häuptlinge sehr dürftig einher, und wenn man sie mit Adeligen beisammen sieht, so möchte man der Kleidung nach die Adeligen für Häuptlinge und diese für gemeine Leute halten.

An Festtagen versammeln sie sich, um sich zu unterhalten, und die Jugend belustigt sich mit Tänzen. Ihre Musik besteht in zwei oder drei Schalmeien mit drei runden Oeffnungen und in einer Balalaika; **) ihr gewöhnlicher Tanz ist asiatisch, aber mit einigen Besonderheiten. So oft in einem Dorfe eine Hochzeit stattfindet, sammeln sich alle Einwohner, und hier wird jeder Schmuck den sie besitzen, zur Schau getragen; die Unverheiratheten erscheinen in allen ihren erbeuteten Waffenrüstungen, die Mädchen in ihren besten Kleidern. Die jungen Leute, die sich durch Gewandtheit und ritterliche Künste auszeichnen, werden von den Alten belobt und erhalten das Recht, mit demjenigen Mädchen zu tanzen, das sie sich auswählen, dem Ungeschickten ist dieß untersagt. Am Ende des Festes gehen sie nach Hause und führen die Braut oder Neuverehelichte mit sich: der Bräutigam muß sich nun zu ihr ins Haus stehlen, ohne daß es jemand bemerkt, sonst bringt er Unehre über sich und die größte Schande über seine Frau.

Die Erziehung der Mädchen hat nichts besonders Bemerkenswerthes. Jede Mutter, welches Stammes sie auch sey, gibt gleich nach der Geburt ihre Tochter zur Erziehung in fremde Hände. Bis zum siebenten Jahre wird der obere Theil des Körpers in weißes Leder fest eingenäht, daher haben sie die sehr gerade Gestalt. Wenn sie erwachsen sind, lernen sie in Gold und Seide sticken, Bänder flechten und Kleider nähen, da sie verheirathet für sich und ihren Mann die Kleider machen müssen. In der Kleidung unterscheiben sich die Mädchen nicht von den Frauen, sondern nur im Kopfputz, die in einer auch in der Ehe getragenen Mütze besteht, welche der Vater des Ehemanns bei der Geburt des ersten Knaben wegnimmt, und sich dadurch verbindlich macht, ihn nach seinem Vermögen mit einem Haus, mit Vieh u. dgl. zu beschenken.

Bei dem Tode des Vaters, des Mannes oder eines nahen Verwandten muß jede Frau sich das Gesicht und die Brust bis aufs Blut zerkratzen; je stärker sie sich blutig reißt, desto mehr zeigt sie ihre Anhänglichkeit. Die Männer müssen in solchen Fällen sich mit einer Peitsche schlagen, so daß die Stirne voll blauer Flecken wird. Diese barbarische Sitte nimmt aber seit einigen Jahren ab.

Die Kabardiner sind mehr als alle andern Bergvölker zu einem ansässigen Leben geneigt; ihr Geburtsland ist ihnen heilig. Pünktlich bewahren sie die Gebräuche ihrer Vorfahren: sie beten am Grabe derselben und ehren sie mit Opfern. Die Fabrikate der Kabardiner, als Waffen, Filzmäntel, Leinwand u. dgl., sind viel vorzüglicher, als die der andern Stämme. Der Schnitt der Kleider wird häufig bei ihnen gewechselt, und dieser Wechsel auch von den andern Völkern nachgeahmt. Mit Einem Worte, die Kabardiner dienen als Vorbilder der Aufklärung und Gesittung unter den Stämmen der Abeche, zu denen auch sie sich rechnen. Auch Geschmack und Benehmen der Kabardiner dienen den übrigen Stämmen als Beispiel.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein aus Gerstenmehl bereitetes berauschendes Getränk.
**) Eine Zither mit zwei oder drei Saiten.

Die Antiquitätensammlung des Chevalier Durand.

Diese berühmte Sammlung ist seit dem kürzlich erfolgten Tode des Besitzers zum Verkaufe ausgesetzt, welcher am 25sten d. M. beginnen sollte. Es finden sich in derselben über 1400 gemalte Vasen aus Vulci, Nola, Basilicata und Großgriechenland, die eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen darbieten. Die darauf gemalten Gegenstände bieten Gelehrten wie Künstlern reichlichen Stoff zum Studium. Die Gegenstände sind theils mythologisch, theils heroisch und mystisch, theils beziehen sie sich auf Leichenbegängnisse und andere Vorkommnisse des bürgerlichen Lebens. Unter den Vasen dieser ungeheuren Sammlung, die an Reichthum nur von dem Museum zu Neapel übertroffen wird, unterscheidet man die von Crösus auf dem Scheiterhaufen, von Archesilaus, die bis in die achte Olympiade hinauf versetzt wird (458 J. vor Chr.), von Hercules als Kind mit den Schlangen, von Hercules der den Cerberus fesselt u. dgl. Unter den gemalten Vasen von eigenthümlicher Form unterscheidet man 158 Rhytons, eine Art kleiner Trichter, die man bei Festen zum Trinken benutzte. Das untere Ende aller dieser Rhytons zeigt den Kopf eines Thieres, und diese Köpfe sind mit einer bewundernswerthen Richtigkeit und Feinheit ausgearbeitet. Die Sammlungen von alterthümlichen Gläsern, von Töpfergeschirren, kleinen Figuren, Lampen, Vasen und Hausgeräthe, Geschmeide von Gold und andern Gegenständen sind eben so reich als mannichfach. Mit besonderem Interesse betrachten die Gelehrten 58 etruskische Spiegel, meist mit Verzierungen und Inschriften, eine große Menge griechischer Gold- und Silbermünzen, so wie eine Menge geschnittener Steine, worunter einige von vortrefflicher Arbeit.

Die französischen Blätter bringen darauf, daß die ganze Sammlung von der Regierung angekauft werde.

Die Inseln des Archipels der Carolinen.

Ualan und Lélé.

(Schluß.)

Unsere Ankunft zu Lelé verbreitete eine außerordentliche Freude; Männer, Weiber und Kinder folgten uns haufenweise nach. Ihr Erstaunen machte sich hauptsächlich hinsichtlich der Farbe unserer Haut Luft, die sie bald mit den Händen betasteten, bald das Gesicht an dieselbe drückten, und jeden Augenblick ein neues Verwunderungsgeschrei ausstießen. So begleiteten sie uns zu dem Hurasse-toue, oder obersten Häuptling, vor welchem sie sich niederkauerten und ein tiefes Stillschweigen beobachteten, das auf die hohe Achtung schließen ließ, die sie ihm zollen.

Dieser von der Last der Jahre gebeugte Häuptling lag zwischen zwei Matten im Hintergrund einer kleinen zierlichen und sehr reinlichen Hütte, von niemand als seiner Frau und einigen Dienern umgeben. Das tiefste Schweigen herrschte in dieser von der Straße durch Wände von Binsen und Zuckerrohrblättern abgesonderten Wohnung. Von unserer Ankunft unterrichtet, bemühte er sich aufzustehen und uns entgegen zu kommen; wir hielten ihn davon ab, indem wir uns auf eine Matte neben der seinigen setzten, und nun hielt er eine Rede an uns, die länger als eine halbe Stunde dauerte. Viel hätten wir darum gegeben, wäre es uns möglich gewesen, etwas zu verstehen, so aber konnten wir nur statt aller Antwort einige Geschenke überreichen.

Dieser liebenswürdige Völkerstamm trägt in seinen Zügen den ganzen Ausdruck der Sanftmuth und Sittenreinheit, der ihn charakterisirt. Da, wo die Männer in hinlänglich starker Anzahl zugegen waren, um uns Widerstand leisten zu können, ließ man die Weiber zum Vorschein kommen, verbarg sie aber sorgfältig, wenn wir die Stärkern waren.

Die Männer sind von mittlerer Größe, dunkler Hautfarbe und angenehmem Aeußern. Die Weiber sind anmuthig und wohlgebaut, und zeichnen sich durch blendendweiße Zähne, die Lebhaftigkeit ihrer Augen, und noch mehr durch die ungekünstelte Schamhaftigkeit aus, mit der sie sich zurückzogen, wenn wir zu vertraut wurden.

Bei genauerer Untersuchung der geselligen Verhältnisse dieses etwa 2000 Seelen starken Stammes fand sich, daß sie in sechs Klassen eingetheilt werden; nämlich: in Toue, Penneme, Lesigne, Neas, Mettos und Memata. Der Titel Hurosse scheint gleichbedeutend mit Häuptling zu seyn; dieser kann aus den vier ersten Klassen stammen, wird aber gewöhnlich nur aus den beiden ersten genommen. Da der gegenwärtige aus der Klasse der Tane war, so vereinigte er beide Titel, denen noch das Wort Lealen beigefügt wird, welches so viel heißt als gerade, weil er allein das Recht hat, bei Besuchen oder Versammlungen aufrecht zu stehen.

Die Hurosses üben eine absolute Gewalt über das Volk, das sich, in bedeutender Entfernung von ihrer Person, demüthig niederkauern muß. Unter ihre Vorrechte gehören auch jene, daß sie mehrere Weiber nehmen dürfen, daß ihnen allein die wenigen Kokosnüsse gehören, welche die Insel liefert, und daß nur sie ein starkes Getränk trinken, welches Segna oder Dug-dug genannt wird. Da sie allein Grundeigenthümer sind, so haben sie sich in die ganze Insel getheilt, und sondern sich durch die erwähnten hohen Wände oder Mauern von Binsen von einander ab. Der Theil des Volks, welcher auf jedem Landantheil wohnt, wird von dem Häuptling ernährt, dem er die Früchte seines Fleißes, sie mögen bestehen in was sie wollen, abliefern muß. So überbrachten sie auch alle am Bord unserer Korvette eingetauschten Gegenstände gewissenhaft ihren Häuptlingen.

Die Bewohner von Ualan sind nicht kriegerisch gesinnt; die 10 bis 12 Schuh langen Lanzen, welche wir bei ihnen sahen, dienen nur zum Fischfang, und jene hohen Wände, mit denen ihr Grundeigenthum umgeben ist, sind mehr geeignet die Sonnenstrahlen, als einen feindlichen Anfall abzuhalten. Auch Seefahrer sind diese Leute nicht zu nennen, da sie zwar schöne Piroguen bauen, aber den Gebrauch der Segel nicht kennen, und sich daher nur selten außerhalb der Riffe wagen.

Nicht bloß im Bau ihrer Piroguen macht die Industrie der Bewohner von Ualan sich bemerkbar, sondern auch bei dem ihrer Häuser, die ein rechtwinklichtes Viereck bilden, das von einem hohen Dach mit dreieckigen Giebeln überragt wird. Diese Giebel, welche höher sind als die Mitte des Dachstuhls, sind in ihrem obern Theil offen, und scheinen so eingerichtet zu seyn, um den Durchzug der Luft zu befördern. Diese Häuser sind ungefähr 50 Fuß lang, 20 breit und 50 hoch. Die Seitenwände bestehen aus schmalen, sehr dicht an einander gefügten Latten, und der Boden ist mit sehr reinlichen Binsenmatten bedeckt. In der Mitte steht ein aus mehrern Steinen zusammengesetzter Herd, auf dem die ganze Nacht hindurch, wahrscheinlich der Feuchtigkeit des Bodens wegen, Feuer unterhalten wird.

Außer diesen Privatwohnungen findet sich auch in jedem Distrikt ein großes von allen Seiten offenes öffentliches Gebäude von 60 Fuß Länge, und bis zum Giebel hinauf auch eben so hoch. Der Häuptling und der bei ihm wohnende Theil des Volks versammeln sich hier fast täglich, und hier werden zugleich auch, an Seilen bis zu einer gewissen Höhe aufgezogen, die Piroguen und die Werkzeuge der Gemeinde aufbewahrt. Hier sahen wir unsere Beile und andere Gegenstände wieder, die wir an die Bewohner der Insel vertauscht hatten, und erhielten dadurch die Gewißheit, daß, wenn sie auch Eigenthum des Häuptlings geworden, sie doch immer an einem Ort aufbewahrt werden, wo die Distriktsbewohner sich ihrer nach Belieben bedienen können.

Das merkwürdigste Instrument, das wir in fast allen Häusern sahen, ist ein kleiner, sehr sinnreich zusammengesetzter Webestuhl, dessen sie sich zu Verfertigung des einzigen Kleidungsstücks bedienen, das sie tragen. Sie verwenden bei dieser Arbeit ein dem unsrigen ähnliches Weberschiffchen, und der sehr feine Faden, aus welchem sie ihren Stoff weben, ist in verschiedenen glänzenden und unvertilgbaren Farben gefärbt.

Diejenigen Einwohner, welche uns nach Lélé begleitet hatten, übernahmen es auch, uns nach dem Landungsplatze zurückzuführen. Diesesmal wählten sie den Weg um den nördlichen Theil von Ualan. Dieser Weg ist bequemer als der durch die Thäler, man sieht jedoch nichts als Sand und Korallen vom Meere bespült. Wir stießen indeß auf mehrere Wohnungen, deren Eigenthümer uns freundschaftlich aufnahmen, und Früchte vorsetzten, welche sie sorgfältig auf Flechtwerk von Blättern gelegt hatten. Mitten unter den carolinischen Inseln und auf der Straße von Neuholland nach China gelegen, bequeme Ankerplätze und Erfrischungen aller Art bietend, begreift man leicht, zu welcher Wichtigkeit Ualan sich einst erheben kann. Es scheint, daß sich ein englischer Ansiedler da niedergelassen hat, dem man die kürzlich über die Insel in London erschienenen Nachrichten verdankt. Möchte er nur, indem er europäische Civilisation dort einführt, den edeln Charakter und die Sitteneinfalt der Eingebornen unverändert lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1836.

Skizzen aus der Umgebung von Algier.

7. Das Hospital des Deygartens.

Nach so manchen schönen Bildern, die sich uns auf den Wanderungen in der reizenden Umgebung der alten Piratenhauptstadt zeigen, stoßen wir auf eines von düsterer, widerwärtiger Art. Die Spitäler, diese grauenhaften Wohnsitze menschlicher Leiden, sind als wohlthätige Institute der Civilisation im Lande einer Barbarenbevölkerung gewiß aller Aufmerksamkeit werth. Es gibt in Algier ein kleines Civilspital, wo die Krankenpflege, wie in Frankreich, der Sorge barmherziger Schwestern anvertraut ist. Diese Nonnenorden stehen bekanntlich in Frankreich in hohen Ehren. Die meisten dieser frommen Frauen sind von edler Familie und stammen größtentheils aus dem französischen Süden, wo der religiöse Sinn im Herzen der Hohen wie der Niedern noch tiefe Wurzeln hat. Jede Schwester, die in einen Orden eintritt, muß ein jährliches Einkommen von mindestens 400 Fr. besitzen; sie erhält auch von dem Staate keine Bezahlung, damit nicht Geldliebe, sondern reine Hingebung sie zu dem nicht leichten Opfer bringt, ihre Tage hier mit Entsagung aller Freuden der Welt einzig nur der Pflege der Kranken und dem Gebete zu weihen. Marschall Clauzel brachte im August 1835 noch mehrere dieser wirklich edlen Frauen nach Algier mit, und die Zahl beläuft sich jetzt dort auf achtzehn größtentheils noch sehr junge Schwestern, darunter manche von nicht gewöhnlicher Schönheit. Alle tragen, wie der Orden von Aix und Avignon, schwarz und weiße Tracht.*) Das Civilspital ist übrigens selten mit Kranken angefüllt, da die Europäer in Algier doch größtentheils ziemlich bemittelte Leute sind, die sich lieber in ihrem Hause behandeln lassen, und die Eingebornen, obwohl sie von den christlichen Aerzten eine hohe Meinung haben, hegen noch zu viel Mißtrauen gegen die fremden Eroberer, um ihr Leben so unbedingt in ihre Hände zu geben. Nur die Aermsten von den Mauren und Arabern, die keine Familie und keine eigentliche Wohnung haben, werden im Krankheitsfalle in das Spital geschafft. Die Mehrzahl der dortigen Patienten sind Bewohner der Kolonistendörfer Ibrahim und Kuba, und deutsche und französische Handwerksgesellen der Stadt. Da indessen die Krankheiten unter den Bürgern bei weitem nicht so furchtbar als unter den Soldaten wüthen, weil letztere in ihren Lagern den verderblichen Wirkungen des heißen Klima's unendlich mehr ausgesetzt sind, so will ich hier eigentlich nur die Militärspitäler besprechen. Es gibt deren zwei Hauptlazarethe: hôpital de la carantine und hôpital du jardin du dey. In den heißen Monaten aber, wenn die Fieber grassiren, werden auch die Hospitäler von Salpetrière, Baba-zun und Mustapha geöffnet, und während der Cholera reichten selbst alle diese nicht hin, die Menge der kranken Soldaten zu fassen.

*) Andere Orden der französischen barmherzigen Schwestern, z. B. in Lons le Saunier, sind blau und weiß, in Toulouse ganz weiß gekleidet.

Das hôpital de la carantine steht in der Stadt selbst ganz nahe am Hafen. Es war eine ehemalige Janitscharenkaserne. Seine Säle sind schön und hell, können aber alle zusammen nicht mehr als 200 Kranke fassen. Der dortige Oberarzt ist Dr. Stefanopoli, erster Stabsarzt der Occupationsarmee, ein äußerst milder, einnehmender Mann.

Das Hospital des Deygartens, das größte Militärlazareth, welches über 1000 Kranke faßt, liegt westlich am Meere, nur eine kleine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Hier steht der frühere Sommerpalast des Dey's, ein schönes, weißes, viereckiges Gebäude, das von der Baukunst der Mauren keine schlechte Meinung erweckt. In dem innern Hofe sieht man eine Fontaine von rothem Marmor, die Gänge des Hauses sind theilweise mit einer Art von bemalter Porzellanerde überzogen, und die Galerien mit Marmorsäulen geziert. Von dem geräumigen Garten, der sich terrassenförmig über dem Meere erhebt, ist der oberste von den Krankenbaracken durch eine Mauer getrennte Theil noch sehr gut erhalten, und mit Blumen, verschiedenen Gemüsearten und Fruchtbäumen bepflanzt. Die Gemüse, die hier trefflich gedeihen, werden zu Krankenspeisen gekocht und die zahllos wachsenden Limonien und Citronen unter die Tisane, das gewöhnliche Getränk der Patienten, gemischt. Die Offiziere haben ein Krankenzimmer in dem Hause selbst, und ergehen sich als Convalescenten in einem kleinen umzäunten Blumen-

garten, den außer ihnen niemand betreten darf. Die Unteroffiziere und Soldaten liegen etwas tiefer in langen, hölzernen Baraken, deren hier neun stehen, jede mehr als 100 Betten enthaltend. Das Innere derselben ist im höchsten Grade reinlich. Der Boden ist mit Quadersteinen belegt und die Bettstellen sind von Eisen. Einige Dutzend Orangen- und Granatbäume stehen noch zwischen den Baraken, die meisten dieser edlen Gewächse aber wurden schonungslos umgehauen, weil es für die Holzgebäude an Raum gebrach. Die schönen Blumen, die früher den Boden bedeckt haben mögen, sind hier zertreten und ausgerissen worden, und an ihrer Stelle wuchert jetzt zahlloses Unkraut, das im Frühlinge mehrere Fuß hoch aufschießt und dann durch die Juliussonne wieder versengt wird. Zwei schöne Laubbogengänge von Weinstöcken ziehen sich an der Gartenmauer hin. Die Dicke ihrer Stämme erregt Staunen und noch mehr ihre Riesentrauben, von denen oft eine einzige 5 bis 6 Pfund wiegt. Die Weinbeeren haben gewöhnlich eine ovale Form. Man läßt sie aber nicht zur völligen Reife kommen, sondern schneidet sie noch grün ab und macht Essig daraus, da die genesenden Soldaten, denen nur sehr schmale Kost gereicht wird, von Hunger getrieben leicht in Versuchung kommen würden, die erst halbreifen Trauben zu verzehren.

Im Hospitale des Deygartens sind immer 6 bis 8 Oberärzte beschäftigt. Als die vorzüglichsten nannte man mir die Zwillingsbrüder Monnard, zwei sehr verdienstvolle Männer, die vor Kurzem erst das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatten, den Dr. Maris, den im August des vergangenen Jahres die Cholera wegraffte und den Dr. Antoni, einen Korsen. Der oberste Wundarzt ist ein Deutscher, dessen Name mir nicht mehr beifällt. Die Krankenwärter sind ebenfalls Soldaten und bilden ein eigenes Korps. Sie tragen blaue Uniformen und sind zu einer siebenjährigen Dienstzeit verpflichtet. Ihre Löhnung beträgt 30 Fr. monatlich, ein ziemlich hoher Sold, der mit der kargen Bezahlung aller übrigen französischen Truppen, mit Ausnahme der Spahis, in keinem Verhältnisse steht. Die kranken Soldaten von allen Waffengattungen liegen in den Baraken ohne Unterschied durch einander, die Araber wie die Franzosen, nur die Militärsträflinge sind in einem eigenen Saale eingeschlossen, und dürfen nicht wie die übrigen unter dem Schatten der Orangenbäume spazieren gehen.

Das Heilverfahren, welches die französischen Aerzte gegen die beiden herrschendsten Krankheiten, Ruhr und Fieber, am meisten anwenden, besteht in einer exemplarisch strengen Hungerkur. Man gibt den Kranken, die an hartnäckiger Diarrhöe leiden, oft 14 bis 20 Tage nicht das geringste zu essen und bloß Reißwasser zu trinken. Ein junger deutscher Unterarzt versicherte mich, daß viele Sterbende noch in den letzten Augenblicken nach Essen schreien, und daß an den Folgen der durch allzu strenge Diät hervorgebrachten Schwäche bei weitem mehr als an der eigentlichen Ruhr sterben. Den Fieberkranken verordnen die Aerzte sehr viel China, das zwar allerdings sich als das wirksamste Mittel gegen das afrikanische Fieber bewährt, zugleich aber auch häufig bei zu starken Gaben eine Geschwulst der Beine erzeugt. In den Monaten Julius, August und September herrschen die Fieber am furchtbarsten, und das Hospital des Deygartens ist um diese Zeit so sehr mit Kranken überfüllt, daß man noch den anstoßenden Garten der Salpetriere öffnen muß, wo die kühlen, unterirdischen Gewölbe des großen ehemaligen Pulvermagazins der Deys ebenfalls in ein Lazareth verwandelt wurden. Doch raffen die Fieber bei weitem keine so große Zahl von Opfern hin, als die gefährliche Blutdiarrhöe, die im März und April am heftigsten wüthet. Außer diesen beiden herrschenden Epidemien gibt es aber in Algier fast gar keine Krankheit, und das Klima scheint besonders für Brustleidende eine sehr gute Wirkung zu haben. Wenigstens kennt man Lungenkrankheiten unter den Eingebornen kaum dem Namen nach, und Europäer, die früher an häufigem Schnupfen und Catarrh litten, finden sich seit ihrem Aufenthalte in Afrika von diesen Uebeln befreit.

Die Leichen der im Hospitale des Deygartens gestorbenen Soldaten werden nicht auf dem Friedhofe begraben, sondern völlig nackt in eine tiefe Kalkgrube geworfen, um die Kosten des Sarges und des Begräbnisses zu ersparen. Ein schlechter Lohn ist wahrlich diese schauerliche Begräbnißart für die vielen Tapfern, die für den Ruhm ihres Vaterlandes in jenem heißen Welttheile in den Tod sinken. Es gab eine Zeit, wo Frankreich seine Krieger besser zu belohnen wußte, und dem jetzigen Gouvernement bringt eine solche undankbare Behandlung wenig Ehre. Das ungeheure Kalkloch vor dem Thore Bab-al-Ued hat die Gebeine von mehr als 10,000 Jünglingen verschlungen, welche die Sonne Afrika's, die Ausschweifungen und die Strapatzen des Soldatenlebens weit mehr als der Säbel der Beduinen in der Blüthe ihrer Jahre hinraffte.

Die Kabardiner.

(Fortsetzung.)

Eng verbunden mit den Kabardinern sind die Abasen, ein losgetrennter Theil der Bewohner von Groß-Abchasien. Anfangs wohnten sie jenseits des Kaukasus vom Elborus gegen Anatolien hin in unzugänglichen Bergschluchten. In den Hochthälern zerstreut, die sie auch jetzt noch allen andern Wohnsitzen vorziehen, hatten sie kein allgemeines Oberhaupt, sondern wurden je ein Jahr lang von Aeltesten regiert, an welche sie im Falle von Streitigkeiten sich wandten; der Rath eines solchen selbstgewählten Aeltesten galt als Richterspruch. Allmählich wurden diese Aeltesten zu obersten Richtern und Anführern, jedes Thal bildete einen Distrikt für sich, und erhielt den Namen irgend eines Aeltesten, der sich die Zuneigung des Volks erworben hatte. Da nach dem Tode eines solchen häufig sein Sohn gewählt wurde, so bildeten sich mit der Zeit erbliche Fürstengeschlechter aus, die sich auch zur Bewahrung ihres Geburtsvorrechts nur unter einander verheiratheten. Anfangs erhielten diese Häuptlinge, außer der allgemeinen Achtung, nur freiwillige Geschenke, als aber die erbliche Macht sich befestigte, legten sie dem Volke Steuern auf. Da sie zugleich die obersten Richter waren, so

eigneten sie sich allmählich eine unbegränzte Macht über das Eigenthum, die Freiheit und selbst das Leben der Untergebenen an.

Dieses Volk ist von Alters her arbeitsliebend und ziemlich gutmüthiger Art, weniger geschickt zum Angriff als zur Vertheidigung. Viehzucht ist der wesentlichste Theil ihrer Oekonomie, und sie wenden alle mögliche Sorge darauf. Lange waren sie Heiden, ihre durch den Handel veranlaßten Berührungen mit den Türken aber verschafften dem Islam Eingang, dem sie indeß auch jetzt noch nicht sehr ergeben sind, denn es haben sich unter ihnen noch viele alte, abergläubische Gebräuche erhalten.

Die aus dem Handel hervorgehenden Vortheile bereicherten nur einzelne Häuptlinge, deren Unersättlichkeit das Volk sein Vermögen und seine Freiheit opfern mußte; mit der Vermehrung des Reichthums dieser Häuptlinge wurden ihnen auch Diener nöthig oder Werkzeuge, um das gemeine Volk zur Knechtschaft hinabzustoßen; zu dem Ende zogen sie durch gute Belohnungen viele durch Kühnheit bekannte Landstreicher mancherlei Art an sich, und belohnten ihre blinde Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit mit der Adelswürde; zum Danke dafür erfüllten diese die herrschsüchtigen Plane der Häuptlinge, brachten die Nation völlig unters Joch, und beförderten die Eintheilung des Landes in Districte, die in der Folgezeit je nach dem Willen der Häuptlinge unter die Verwaltung und Herrschaft dieser neuen Beamten kamen. Der Vortheil dieser Fremdlinge war mit dem der Häuptlinge streng verknüpft, darum waren sie in ihren Absichten einig: der Adel theilte mit den Häuptlingen die in seinen Districten erhobenen Steuern, er bildete ihr Gefolge, und schützte sie mit seinem eigenen Leben gegen alle Gefahren. Dieses nahe Verhältniß der Adeligen zu den Häuptlingen bildete eine Mittelstufe, und erwarb ihnen die Achtung des Volks, wozu noch kam, daß sie auch einigermaßen als Mittler zwischen dem Volk und den Häuptlingen auftraten.

Die Vergrößerung des Reichthums erweckte Neid unter den Häuptlingen, und bald folgte Haß, Streit und Kampf; ganze Kreise fielen einander an, und der Sieger plünderte den Besiegten; die Kriegsgefangenen wurden an die Türken gegen Waaren vertauscht. Diese Unruhen, so wie die wachsende Zahl des Volks und der Heerden nöthigten zu Auswanderungen, und so zogen sie zuerst zu neuen Ansiedlungen über den Kaukasus. Die Baschilbai ließen sich an den Quellen der Laba und des Urup nieder, die Altykeseken oder Abasen vom Urup bis an den Kuban und längs diesen Flüssen bis zur Steinbrücke.

Der Kuban trennte damals die Abasen von den Kabardinern, die ihnen an Volkszahl und Reichthum nachstanden, da sie sich nicht wie diese mit Ackerbau beschäftigten, sondern in Diebstahl und Raub ihren Unterhalt suchten. Als die Kabardiner die Nachbarn der Abasen wurden, die an allen Bedürfnissen des Lebens Ueberfluß hatten, wandten sie ihrer Gewohnheit nach alle möglichen Mittel an, um sie zu bestehlen, ohne sich jedoch in offenen Kampf gegen sie zu wagen. Da sie nämlich gegen die Stärke und Volkszahl ihrer Nachbarn nicht aufkommen konnten, und die häufig vorfallenden Streitigkeiten stets zu ihrem Nachtheile ausfielen, nahmen sie ihre Zuflucht zur List, und schlossen ein Bündniß mit ihnen. Allmählich wurden die Stämme bekannter, verheiratheten sich unter einander, und die Kabardiner erhielten so allmählich bessere Begriffe von Handel und Viehzucht, entdeckten aber auch die Einfalt und die Nachgiebigkeit des Volks auf der einen, die Willkür und Uneinigkeit der Häuptlinge auf der andern Seite, und ermangelten bei diesen für sie günstigen Umständen nicht, sie sich unterwürfig zu machen, wozu auch die Sorglosigkeit und der Leichtsinn der unglücklichen Osseten beitrug.

Die Uneinigkeit unter den Häuptlingen der Altykesken und Baschilbai erzeugte Feindschaft unter diesen beiden Völkern Eines Stammes: heftige, blutige Kämpfe zwischen einzelnen tapfern Familien entsprangen daraus, und schwächten ihre Kraft. Die Kabardiner, welche den erstern beistanden, wurden durch gemeinsame Uebereinkunft dieser gutmüthigen, aber durch den Kampf bethörten Völker zu Schiedsrichtern in ihren Streitigkeiten erwählt. Sie thaten auch wirklich dem Blutvergießen Einhalt, doch nicht um eine vollständige Versöhnung zu stiften, sondern aus Furcht, die Versöhnung möchte ohne ihre Dazwischenkunft geschlossen werden. In dieser Absicht betrogen sie abwechselnd beide Völker, nährten die Uneinigkeit, verstärkten den beiderseitigen Haß, und erzeugten so zwischen diesen Völkern einen neuen und unversöhnlichen Bruch. Als diese Absicht erreicht war, ließen sie einige Zeit die Baschilbai in Ruhe, und wandten ihr ganzes Gift gegen die Altykesken.

Die unbegränzte Willkürherrschaft und gegenseitige Unabhängigkeit der Abasenhäuptlinge, die ohne irgend ein bestimmtes Gesetz über ihre Untergebenen herrschten, gaben den Kabardinern Anlaß, ihre Verwandtschaftsbande mit den Abasen zu benützen, und ihrer Neigung zu Räubereien zu folgen; sie bewogen die Häuptlinge, sich gegen einander zu bewaffnen, und die gegenseitigen Unterthanen auszuplündern, wovon sie selbst den größten Vortheil zogen. Die armen Unterthanen, welche an diesen täglich sich wiederholenden Kämpfen Theil nehmen mußten, und furchtbar darunter litten, fingen an, Schutz bei den Baschilbai's zu suchen, was die Häuptlinge nicht hindern konnten, da die Baschilbai's sehr nahe wohnten, und die alte Sitte solche Uebersiedlungen gestattete. Die Kabardiner hinderten diese Uebersiedlungen nicht, sondern thaten ihnen Vorschub, denn sie bereicherten sich durch die unter ihren Nachbarn genährten inneren Kriege, und nahmen auch an Volkszahl zu, indem sich viele derjenigen, die vor den ewigen Unruhen flohen, in ihrem Lande niederließen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Selinunt.

(Von Theodor de Bussierre.)

Ehe wir Selinunt sahen, wünschten wir zuerst die Steinbrüche zu besuchen, aus denen man die Bausteine der alten Stadt gewann. Beim Heraustreten aus Castel Veterano führte uns der Weg über eine ziemlich hohe und von Bäumen entblößte Hochebene; die leichte Erdschichte, welche sie bedeckt, läßt den Felsgrund hervorstechen; der Anbau ist kärglich und schlecht gepflegt; das Auge ruht auf der tiefer gelegenen

Ebene, wo sich die Schätze der Vegetation unserer Klimate mit einigen pyramidenförmigen Cypressen und hohen Palmbäumen vereinigen. In der Ferne und nahe dem Gestade bemerkt man eine riesenhafte Säule, der letzte Ueberrest des grossen Tempels von Selinunt; von dieser Entfernung aus könnte man sie für einen verfallenen Thurm halten. Die Einwohner nennen sie den Riesenpfeiler. Wir reisten durch Campo Bello, einen von Baumgärten, Feigen- und Maulbeibäumen, die sich bis an die Steinbrüche von Selinunt erstrecken, umgebenen Marktflecken.

Diese Steinbrüche, die heutzutage den Namen Rocca di Cusa führen, bestehen aus verschiedenen Schluchten eines graulichen Kalkfelsens, welche mit Cactus, Aloën und niedrigen Palmbäumen bedeckt sind, und von denen herab man sowohl die ganze Ebene von Castel Veterano, als auch eine weithin sich ausdehnende Meeresstrecke entdeckt.

In den Steinbrüchen — in dieser Hinsicht denen von Syene in Aegypten ähnlich — befinden sich eine Menge Säulenschäfte und aus dem Groben gearbeitete Kapitäle, Treppenspindeln und zur Hälfte von der Masse, aus der man sie gewann, abgesonderte Friese.

Andere Säulentheile liegen auf dem Boden und waren zum Gebrauche für Tempelbauten fertig. Diese Stücke haben mindestens dreißig Fuß im Umfang und sechs bis sieben Fuß Höhe; sie haben innerhalb nach allen Richtungen viereckige Löcher von ungefähr drei Zoll — Einschnitte, in denen man harte, wenig Feuchtigkeit durchlassende Holzstücke anbrachte, und auf diese Art mit äußerster Genauigkeit und ohne Cement die verschiedenen Stücke einer Säule über einander befestigte.

Einwohner von Campo Bello hatten uns begleitet; unwissend und leichtgläubig, wie die Nubier von Abusambol, erzählten sie mir, im Alterthum hätten die Frauen von Selinunt auf dem Kopfe, und während sie Flachs spannen, die Säulen aus den Steinbrüchen in die Stadt getragen; „sie waren ein größerer Menschenschlag als wir, fügten sie bei; würden sie sonst diese ungeheuren Häuser nöthig gehabt haben?" Die Erzählung von den Spinnerinnen von Selinunt ist nicht der einzige in Bezug auf Rocca di Cusa im Lande herrschende Aberglaube. Man bemerkt hier eine tiefe Cisterne, die, einer Volksüberlieferung zufolge, einem von Kopf bis zu Fuß mit Gold bedeckten und mit der Bewachung eines unermeßlichen Schatzes beauftragten Saracenen-König zum Aufenthalt dient. Die Bauern der Umgegend glauben an die Existenz dieses Saracenen-Fürsten wie an einen Glaubensartikel, und sie unternahmen oft beträchtliche Nachgrabungen zur Entdeckung des Schatzes. Voriges Jahr noch träumte einer Frau von Castel Veterano, sie habe ihn gesehen, und gleich bei Tagesanbruch begab sie sich in Begleitung ihres Mannes und Sohnes, welche Schaufeln und Hacken mitnahmen, in die Steingruben, und stürzten um die Cisterne her den Boden auf; plötzlich rief die Frau, sie sehe den König; man setzte die Arbeit mit neuem Eifer fort, und unterbrach sie nur, als endlich die Arbeitenden durch das Geschrei der unglücklichen Geisterseherin die Ueberzeugung gewannen, sie habe den Verstand verloren. Man sah sich genöthigt, sie in einem Hospize zu verwahren, wo sie noch immer darauf besteht, il re giallo zu sehen.

Nachdem wir die Steinbrüche verlassen, nahmen wir unsern Weg über eine verfallene alte Straße, die zur Stadt führte und sich über den Saum eines nackten Kalkhügels zog; stiegen dann in die Ebene herab, die gegen das Meer zu an ein sandiges flaches Ufer stößt, worauf sich die Wogen in sanften Schwingungen verbreiten. Wir gingen darüber hin und gelangten bald zu einigen ziemlich hohen Hügeln, der Stelle des alten Selinunt; sie führen jetzt noch den Namen Terra dei Pulci, und sind von den Flüssen Madione und Hypsa umgeben, deren unbebaute Ufer mit Schilfrohr bewachsen sind.

Mit lebhafter Begierde sehnte ich mich nach dem Anblick der Orte, wo einer dunkeln Ueberlieferung zufolge die Phönizier eine ihrer ersten Niederlassungen in Sicilien gebildet hatten, und wo später die Megarer unter der Anführung des Pammilius die mächtige Stadt erbauten, welche die Nebenbuhlerin Egeste's und Heraklea's seyn sollte. Mein Gedächtniß erneuerte mir wieder die schrecklichen Geschicke dieser Stadt, an die sich die furchtbaren Namen Hannibals und des unbändigen Alcamah knüpfen, — einer Stadt, die, dreimal aufgebaut und dreimal von Grund aus zerstört, ihre Bewohner erst von den Carthaginensern, dann von den Römern und hierauf von den Saracenen ermordet oder als Sklaven verkauft sah, und welche endlich die Normannen wieder in ihr Nichts versenkten.

Auf den ersten Blick ist Selinunt weit entfernt diesen großen Erinnerungen zu entsprechen: es bietet ein weit ausgedehntes Terrain, bedeckt mit verfallenen Mauern, Bruchstücken von Säulen, Kornischen und Architraven, in deren Mitte sich ein großer Thurm und zwei oder drei elende Hütten erheben, die dem Guarda Costa und seiner Familie zur Wohnung dienen. Bei näherer Untersuchung der Ruinen findet man hier die Spuren Selinuntischer Pracht. Die Ringmauer der Stadt ist an mehreren Theilen gut erhalten; man sieht die Ueberreste des nördlichen und des westlichen Thores. Fünf Tempel waren im Innern der Stadt, und drei standen außerhalb der Mauern.

Zwei von den Tempeln des Innern sind klein, und haben einige Aehnlichkeit mit den Monumenten von Pompeji; sie schreiben sich ohne Zweifel aus den Zeiten der Römer her; die drei andern sind groß und in edlen Verhältnissen. Auf dem höchsten Punkt des Engpasses erbaut, gleichsam um als Symbol zu dienen für den Schutz der Götter, den die Selinuntier für ihre Stadt forderten, schauen sie nach Osten, und stehen in symmetrischer Reihe neben einander. Sie sind von alt dorischer Ordnung; ihre Architektur, groß in der Auffassung, war es ebenso in der Ausführung; sie erbaute ihre Monumente nicht aus Steinen, sondern aus Bruchfelsen, deren Anblick den Aberglauben der Sicilianer erklärt, welche die Aufführung dieser Gebäude einem Riesengeschlechte zuschreiben.

Das Volk, das den Tempeln seiner Götter ein so erhabenes Siegel aufzudrücken verstand, mußte ein edelsinniges und hochherziges Volk seyn. Es mußte Empfänglichkeit besitzen, sich für einen großen Gedanken zu enthusiasmiren, Fähigkeit das zu begreifen, was ein hochbegabter Geist verschlug, und Geneigtheit zu Opfern für die Ausführung. Oft ist ein großes Denkmal der Ausdruck einer großen Nationaleigenschaft, und wie die gothischen Kirchen des Mittelalters für den Glauben der Zeit sprechen, in der sie gebaut wurden, eben so rufen die Tempel von Selinunt die ungeheure moralische Entwicklung ins Gedächtniß, welche die alte Sittigung den Völkern griechischen Ursprungs verlieh.

(Schluß folgt.)

Nach der Nordischen Biene soll in Petersburg gegenwärtig eine Aktiengesellschaft im Plane seyn, um die Seidenzucht in den kaukasischen Provinzen in größerem Umfange zu betreiben. Außer der Seidenzucht soll auch der Anbau von Safran, Färberröthe, Indigo, Reiß (dort Tschaltyk genannt) und amerikanischem Tabak versucht werden; auch die Verbesserung des Weinbaues will sich die Gesellschaft angelegen seyn lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1836.

Die Kabardiner.

(Schluß.)

Als die Kabardiner auf diese Art die Nation der Abasen in Verwirrung gestürzt hatten, nahmen sie die Maske ab, und zeigten sich in ihrer wahren Gestalt. Anfangs forderten sie von jedem Hofe einen Hammel, unter dem Vorwande, daß das von den Abasen bewohnte Land eigentlich ihnen, den Kabardinern, gehöre. Die Abasenhäuptlinge, durch die inneren Uneinigkeiten geschwächt, voll Haß, und doch zugleich voll Furcht vor ihren Stammgenossen, den Baschilbai, von denen sie bei besserem Einverständniß hätten Hülfe verlangen können, waren genöthigt den geforderten Tribut zu zahlen. Nach diesem glücklichen Anfange blieb den Kabardinern nur noch übrig, das Volk ganz in die Knechtschaft zu stürzen, woran sie auch ohne Zögern zu arbeiten begannen. Durch mannichfache Ränke brachten sie die Schwächern unter den Häuptlingen dahin, sich unter ihre Herrschaft zu begeben, und sich als Usdens oder Kriegsgefolge der kabardinischen Fürsten anzuerkennen. Mit diesen neuen Unterthanen zogen nun die Letztern Tag für Tag gegen die andern Abasen aus, plünderten sie schonungslos, gaben ihren neuen Usdens Theil an der Beute, ließen sie zugleich in ruhigem Besitz ihres Eigenthums und belohnten sie für die gezeigte Anhänglichkeit. Durch diese Nachsicht vermehrte sich die Zahl dieser Art von Usdens bedeutend.

Die übrigen Abasenhäuptlinge, welche die Mehrzahl bildeten, darüber aufs höchste entrüstet, verachteten die Vortheile dieses Kriegsdienstes, und näherten sich wieder den Baschilbai, ihren Stammgenossen, mit denen sie Frieden schlossen. Die Kabardiner verfolgten sie, und verlangten ihre Auslieferung, die Baschilbai aber nöthigten die Kabardiner nach mehreren Gefechten unverrichteter Dinge abzuziehen, und den Zorn über ihr Mißgeschick an ihren neuerworbenen Usdens auszulassen. Diese Verräther ihres Volks, durch den Druck aufs Aeußerste gebracht, baten zur Zeit des Aufstands der Kabardiner gegen Rußland im J. 1779 die Befehlshaber auf der kaukasischen Linie, sie unter ihren Schutz zu nehmen, und ihr Wunsch wurde erfüllt. In der Folge wurde ein Theil von ihnen innerhalb des Kordons in der Nähe der Festungen angesiedelt. So retteten sie sich vor dem Druck der Kabardiner. Die im Lande angesiedelten Osseten, welche unter dem Joch derselben blieben, hatten von ihren Unterdrückern alle möglichen Drangsale zu erdulden, und wurden trotz ihres Adelsranges gleich dem gemeinen Volke mißhandelt. Endlich aber wurde ihre Lage unerträglich, und sie entflohen zum Theil über den Kuban zu ihren Stammgenossen, welche mit andern Stämmen innerhalb des Kordons in bedeutender Anzahl hausten. Diese unerwartete Vermehrung wurde für die ersten ungemein lästig, die große Menschenmenge verursachte viele Ungelegenheiten, namentlich das Zusammentreffen dieser Auswanderer mit den Nagaiern, mit denen sie sich wegen der Verschiedenheit der Sprache und Einrichtungen nicht vertragen konnten. Dieß erregte Uneinigkeit, Händel und Plünderungen, jeder Theil suchte dem andern seine Untergebenen abspenstig zu machen, und wollte dann die Flüchtlinge schützen. Die daraus entspringenden Klagen machten den russischen Befehlshabern viel zu schaffen.

Als die Abasen die Vortheile zu fühlen begannen, die aus der unter ihnen eingeführten Ruhe und Ordnung sich ergaben, benachrichtigten sie die jenseits des Kuban wohnenden Altykesken von ihrer glücklichen Lage, und auch von diesen ergingen nun Bitten an die russischen Behörden, um die Erlaubniß sich mit ihren Stammgenossen vereinigen zu dürfen: sie versprachen mehr als 30,000 Menschen überzusiedeln. So gelang der Milde und einem verständigen, wohlwollenden Benehmen, was früher allen Bemühungen der Gränzkommandanten fehl schlug, die nur darauf ausgingen, die Zahl ihrer Gegner jenseits des Kuban zu vermindern. Diese Uebersiedlungen auf die russische Seite waren zwar von der Regierung wegen des Friedens mit der Pforte untersagt, doch hinderte dieß die Stämme nicht, lieber russische als türkische Unterthanen zu seyn.

Als die Kabardiner sich der bedeutenden Unterstützung der Abasen beraubt sahen, welche ihnen nicht nur durch ihre Arbeitsamkeit ihren Unterhalt erwarben, sondern auch mit bewaffneter Hand ihnen beigestanden waren, wurden sie selbst minder widerspenstig, sie verloren die Gelegenheit zu ihren Zügen über die Gränze, und so hörte ihre Verbindung mit den Transkubanern

auf.*) Das gute, arbeitsame Volk der Abasen bestand damals aus 17,000 Seelen; sie lieferten den dortigen (russischen) Einwohnern alle Bedürfnisse, schafften wohlfeile Lebensmittel herbei, auch erhielten die Kavallerieregimenter die besten Remontepferde von ihnen; sie trieben große Heerden Rindvieh ins Innere von Rußland, versorgten den Hafen von Taganrog mit Häuten, Butter, Honig und Wachs, so wie die Tuchfabriken zu Woronesch mit sehr guter Schafwolle. Sie erkannten die Sorgfalt der Lokalbehörden an, und zeigten sich dankbar gegen die Russen, ihre Retter und Wohlthäter. Nach kurzer Zeit aber hörten die zur festern Begründung ihres Wohlstandes von der Regierung ergriffenen Maßregeln auf.

Die Unfähigkeit des in ihrem Lande befindlichen Kommissärs, der Unfug der Kosaken und die Aufhetzungen der Türken veranlaßten das Volk im J. 1801 zugleich mit den Nagaiern über den Kuban zu gehen, von wo sie jedoch im J. 1803 wieder nach ihren alten Wohnsitzen zurückkehrten. Im J. 1808 indeß sah sich die Gränzbehörde genöthigt, sie innerhalb des russischen Kordons anzusiedeln. Die Abasen aber hielten den ihnen angewiesenen Landstrich für zu klein, und weigerten sich in den Vorschlag einzugehen, die Lokalbehörde befahl jedoch, um sie zur Uebersiedlung zu zwingen, ihnen das Vieh wegzunehmen: die Auslieferung desselben geschah unter Aufsicht der Kosaken, und ihre Hauptniederlassung am Flusse Tachtamysch ward mit einer Kette von regulären Truppen und Kosaken umgeben.

Diese Mißhandlung, die Unterdrückung alles Verkehrs mit ihren Stammgenossen, die Wegnahme des Viehs und alles dessen, was sie zum Ackerbau bedurften, veranlaßte eine ungewöhnliche Sterblichkeit; der russische Kommandant befürchtete, es möchte die Pest eingerissen haben, und schickte Beamte und Aerzte dahin, um Frauen sowohl wie Männer zu untersuchen; aber diese Besichtigung der Frauen in entblößtem Zustande erbitterte die Abasen im höchsten Grade, denn nach ihren Sitten und angeerbten Begriffen ist das weibliche Geschlecht unantastbar, und darf selbst von den Familiengliedern nicht in dieser Weise betrachtet werden: deßhalb wiesen sie hartnäckig allen Beistand ab, und wollten lieber aus Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen sterben, als den Russen in irgend etwas verpflichtet seyn.

Die Lokalbehörde, um sie zum Gehorsam zu zwingen, beharrte eigensinnig auf den einmal ergriffenen unseligen Maßregeln, hielt das Vieh zurück, und schloß am Ende des Jahres 1808 das Volk vom Unterthänigkeitsverbande**) aus; um aber zu verhindern, daß die gequälten Abasen sich nicht aus ihrer Heimath entfernen, wurden in ihren Dörfern Posten von regulären Truppen und Kosaken mit Kanonen aufgestellt, und die vornehmen Häuptlinge in die Festungen gebracht. Dem unglücklichen Volke blieb kein anderes Mittel, als sich heimlich zu entfernen, was ihnen auch gelang. Ein Theil ging über den Kuban und ließ sich bei ihren Stammgenossen, den Baschilbais, nieder, von denen sie mit Lebensmitteln versorgt wurden, ein anderer verbarg sich in den Wäldern, wo sie gleichfalls von der Menschenfreundlichkeit ihrer Stammgenossen Unterstützung erhielten, und nur die Minderzahl blieb in ihren alten Wohnsitzen, wo sie sich auf heimliche Weise ihren Lebensunterhalt verschaffte.

*) Man kann sich hier kaum erwehren, die ganze Darstellung des Verhältnisses der Kabardiner zu den ihnen unterworfenen Völkern schief zu nennen: das Unrecht ist gar zu sehr bloß auf ihre Seite geschoben, ferner ist das Verhältniß zu den Russen nur sehr beiläufig erwähnt, und es scheint aus dem Ganzen hervorzugehen, daß hauptsächlich die Russen es waren, welche Uneinigkeit unter diesen Völkern aussäeten, um sie desto sicherer zu bezwingen. A. d. U.

**) So muß wohl das von Subow gebrauchte Wort sawisimost übersetzt werden, wenn es mit Rücksicht auf das Folgende einen Sinn haben soll, denn eigentlich heißt es bloß „Abhängigkeit;“ abhängig aber waren die armen Abasen gewiß, die man mit Gewalt in ihren Wohnungen zurückhalten wollte.

Statistische Angaben über die von den Kabardinern abhängigen Stämme.

Das Land der Abasen trennt im W. die Laba von Groß-Abchasien; im Norden sind die Sitze der Mansurow und Beslenei, gegen Nordosten die Flüsse Tachtamysch, Podkumok und Nasrak, gegen Südosten die Malka, gegen Süden das Land der Karatschaier: der ganze Strich ist voll hoher Berge, unzugänglicher Schluchten, tiefer waldbewachsener Gründe und Bergwasser, aus deren Vereinigung die große und kleine Laba, der Urup und die beiden Selentschuk entspringen. Das Volk zerfällt in nachfolgende Unterabtheilungen:

1. Altykesek, oder die sechsstämmigen, weil sie von sechs Fürstengeschlechtern regiert werden; sie wohnen an der russischen Gränze südlich von Kißlowodsk, hängen nur schwach von den Kabardinern ab, und stehen unter der Jurisdiktion der russischen Gränzkommandanten. Ihre Anzahl rechnet man auf 3000 Seelen; im Sommer ziehen sie nomadisch umher, im Winter leben sie in Dörfern.

2. Die Baschilbai, ein kräftiger Stamm, hausen zwischen den Quellen des Urup und des großen Selentschuk, in den unzugänglichsten Gegenden. Sie zeichnen sich durch ihre Keckheit und ihre Räubereien aus, und bilden einen Haufen aufrührerischer Tollköpfe, die mit Vergnügen jeden Taugenichts und jeden Ueberläufer in ihre Genossenschaft aufnehmen. Ihre Anzahl schätzt man auf 2000 Seelen; sie hängen ganz von den Kabardinern ab.

3. Die Tschagrai, Kasyldek und Barakai, zusammen nicht über 1000 Seelen, wohnen zwischen der Laba und dem Urup, wo die rauhe, schreckenvolle Natur nur unfruchtbare Felsenthäler darbietet. Diese Stämme, selbst des Nothdürftigen beraubt, arm, wild, aus Noth zu allen Unthaten bereit, trachten wohl nur ihren Lebensunterhalt, aber nicht Beute zu gewinnen.

Die unter den Kabardinern stehenden nagaischen Stämme zerfallen wiederum in drei Unterabtheilungen:

1. Die Karatschaier wohnen auf den nördlichen Vorbergen der Elboruskette und den Ausläufern desselben. Der Bergrücken, von welchem der Baisan herabkommt, scheidet sie von Groß-Kabarda; gegen Süden gränzen sie an die Suanen, gegen Norden an die Altykesek. Ihre bedeutendsten Auls liegen auf dem rechten Ufer des Kuban, den eine fruchtbare Ebene begleitet. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Vieh-

zucht, und haben bedeutende Pferdeheerden von einem vortrefflichen Schlage. Korn wird bei ihnen, wenn nicht viel, doch für ihre Bedürfnisse hinreichend erzeugt. Ihre Anzahl beträgt etwa 1000 Seelen. Obwohl sie ihren vom Volke gewählten Aeltesten haben, gehorchen sie doch den Kabardinern. Von den Grusiern werden sie Karatschageti genannt. Die Verbindungen in ihrem Lande sind wegen der hohen Berge äußerst mühselig.

2. Die Tschegem erhielten ihren Namen von einem in ihren Gränzen entspringenden Fluß dieses Namens; bei den Grusiern heißen sie Dschiki. Gegen Osten trennt sie ein hohes Schneegebirge von den Balkaren, gegen Süden die Hauptkette des Kaukasus von Imeretien und Mingrelien, gegen Westen stoßen sie an die Karatschaier, und gegen Norden an die große Kabarda. Sie wohnen längs dem Flusse Tschegem und dem darein fallenden Schaudan in zehn Auls. Ihre Anzahl rechnet man auf 1800 Seelen. Troz der Unfruchtbarkeit ihres Bodens beschäftigen sie sich doch fleißig mit dem Ackerbau; die Viehzucht ist bei ihnen unbedeutend: eine kleine Anzahl Schafe und Ziegen, und Kateras (Maulesel) zum Fortschaffen schwerer Lasten, das ist Alles. Auch beschäftigen sie sich mit der Bienenzucht, ihren meisten Honig aber gewinnen sie von Bienen, die in den Felsen nisten. Man hält sie für Nachkommen der Tschichen, die unter Konstantin sich zum Christenthum bekehrten.

3. Die Balkaren oder Malkaren trennt die Hauptkette des Kaukasus von Imeretien, eine Bergkette Kaschkitau genannt, von der großen Kabarda; gegen Osten und Südosten stoßen sie an die Osseten, gegen Westen an die Tschegem. Sie wohnen ausschließlich an den Ufern dreier Bergwasser, aus deren Vereinigung der Tschegem entsteht. Bei den Grusiern heißen sie Basianen, nach dem Namen der vornehmsten Familie. Das ganze Land ist von hohen, meist mit Wald bewachsenen Bergen angefüllt, weßwegen diese auch die schwarzen genannt werden. Die Zahl der Dörfer beträgt 7, mit 6000 Einwohnern.

Alle diese Völker treiben Handel mit Imeretien: das kleine Städtchen Oni im imeretischen Kreise Radscha ist der Hauptpunkt dieses Handels. Karatschaier, Balkaren und Tschegemen bringen dahin ihre zu Haus gefertigten rohen Erzeugnisse, als: dicke Tücher, Filzdecken, Filzmäntel, tatarische Oberröcke und Rauchwaaren; dagegen tauschen sie ein: Salz, Baumwollenzeuge und kleine für den Hausbedarf nöthige Waaren. Die Hauptverbindungswege aller drei Stämme mit dem Städtchen Oni führen am Abhang der Berge hin, und sind nicht für Wagen, sondern nur für Lastthiere brauchbar. Der Weg für die Karatschaier führt am rechten Ufer des Kuban fort, umgeht den Elborus und dessen östlichen Ausläufer, und läuft in Imeretien am Dorfe Tebl aus, wo er mit dem aus dem Lande der Tschegem zusammentrifft, der am Schaudan und Tschegem aufwärts führt. Der Weg aus dem Lande der Balkaren führt am Tscherek oder richtiger an seinem östlichen Arme aufwärts, geht dann über die Hauptkette des Kaukasus und auf dem rechten Ufer des Rion bis zum Städtchen Oni selbst. Die Tschegemen und Balkaren brauchen dahin zu Pferde zwei Tage, die Karatschaier $3^1/_2$ Tage.

Die Abhängigkeit dieser Völker von den Kabardinern gründet sich auf das physische Bedürfniß: sie wohnen in bergigen, unfruchtbaren Landstrichen, und müssen zum Unterhalt ihrer zahlreichen Heerden die Weiden der Kabarda benützen, wofür sie Steuer zahlen. Der Einfluß der Kabardiner auf sie ist indeß nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt: nur die Ueberzahl und die Tapferkeit der Kabardiner hält sie in einer gewissen Abhängigkeit. Balkaren, Karatschaier und Tschegemen sprechen die tatarisch-nagaische Mundart. Ihre Religion ist sehr gemischt: einige sind sunnitische Muhammedaner, obwohl sie weder Moscheen noch Mollahs haben, andere verehren nur Einen Gott ohne alle äußere Ceremonien; bei mehreren bemerkt man auch die Spuren ehemaligen Christenthums, denn sie beobachten die Fasten und den Sonntag, zeigen Verehrung vor den Trümmern der alten Kirchen, bezeichnen sich mit dem Kreuze, wozu sie die Müzen abnehmen, und essen auch Schweinefleisch.

Unter den Trümmern alter Kirchen, deren Bau und Inschriften vielleicht einiges Licht auf die Geschichte dieser Länder werfen, und die Epoche der Herrschaft des Christenthums näher bestimmen könnten, sind namentlich diejenigen bemerkenswerth, welche sich in der Nähe des Distrikts Ulu Elt auf einem Felsen am Ufer des Tschegem finden; unterhalb des Felsens ist ein unterirdischer Gang, der mit einer eisernen Thüre verschlossen ist. In dieser Kirche sollen merkwürdige alte Bücher aufbewahrt werden. Schwangere Frauen opfern, ihren Gelübden gemäß, Schafe in der Nähe dieser Kirche, und überlassen dann das Fleisch den wilden Thieren zur Speise.

Im Lande der Tschegem im Süden gegen die Quelle des Flusses zu, ist eine Blei- und Eisenader. Sie werden bearbeitet von den Eingebornen, welche Kugeln zu gießen, und auch aus selbst bereitetem Salpeter Pulver zu verfertigen wissen. Die Quellen sind heilig und mit Bäumen umpflanzt, die niemand fällen darf.

Die Dampfboote auf dem Missisippi.

Die Zahl der auf dem Missisippi und in den Gewässern des Westens zu Grunde gehenden Dampfschiffe geht ins Unglaubliche: sie betrug vom Julius 1831 bis Julius 1833 nicht weniger als sieben und sechzig. Latrobe sagt hierüber: „Die Geschichte der Dampfbootunfälle ist das Furchtbarste und Empörendste, was man sich denken kann, und die Nichtachtung des Menschenlebens, überhaupt ein Charakterzug des amerikanischen Westens, ist ein sicherer Beweis, daß das moralische Gefühl auf einer sehr tiefen Stufe steht.“ Latrobe bemerkt ausdrücklich, daß die ungeheure Anzahl von Unfällen keineswegs dem befolgten System, nämlich der Maschinen mit Hochdruck, zuzuschreiben sey, sondern der unglaublichen Nachlässigkeit, womit man in Behandlung der übermenschlichen Kraft des Dampfes zu Werke geht.

Chronik der Reisen.

Selinunt.

(Schluß.)

Die heiligen Gebäude Selinunts stürzten über ihren Göttern zusammen, aber ihre Trümmer bedecken den Boden, und man sieht hier,

wie Reihen riesenhafter Säulen fielen, ohne zu zerbersten, und den Boden in der Reihe und auf der Stelle bedecken, die sie aufgerichtet inne hatten. Ohne Zweifel wurden sie durch ein furchtbares Erdbeben, dessen Zeitpunkt man nicht kennt, umgestürzt. Vielleicht traf dieses Unglück die Stadt in den Zeiten ihres größten Wohlstandes. Die bewegliche Natur des leichten und sandigen Bodens, auf welchem Selinunt stand, mußte gleichfalls zum Verfall seiner Tempel das Ihrige beitragen. Man entdeckt da und dort der Erde gleich die Grundlagen von Häusern mit Schwellen, die aus ungeheuren Bruchsteinen gebildet waren, und auf Straßen gingen, deren Spuren man noch erkennt. Die großen Gebäude scheinen im Mittelalter das nämliche Schicksal gehabt zu haben, wie der Tempel von Segesta; man erkennt hier Ziegelsteintrümmer, die nicht von Tempeln herrühren können; sie gehörten ohne Zweifel ephemeren Feuerstellen an, die von einer ungebildeten Bevölkerung errichtet wurden. Der Gesammtanblick der Reste von Selinunt bildet ein trauriges und düsteres Gemälde; ihren hellen Farben nach möchte man sie für zu einem Bau bestimmte Materialien halten, sähe man sie nicht bunt unter einander aufgehäuft und mit Lianen, Erdbeerbäumen und kleinen Fächerpalmen bedeckt, die hier in verschwenderischer Menge wachsen, und um derentwillen Virgil der Stadt Selinunt den Beinamen Palmosa — die Palmenreiche — gab. *) Uebrigens sieht man hier keine Bäume, nur eine sehr niedrige, aber dichte Vegetation, die in unermeßlicher Mannichfaltigkeit der Farbentöne von einander absticht, eine brennende und vollkommen ruhige Atmosphäre, ein dunkelblauer Himmel, ein lasurblaues Meer, sogar noch mehr als das von Neapel, ockerfarbiges Erdreich und kalcinirter Felsen, worauf man Tausende smaragdgrüner Eidechsen mit Leichtigkeit dahin schlüpfen sieht; alles dieß macht aus Selinunt eine prachtvolle Scene von Verwüstung, das Grab einer glänzenden Vergangenheit, die noch einige Strahlen auf die Gegenwart zurückwirft. Und um viel trauriger muß diese Gegend seyn während der vier Monate der Malaria, wo alle lebenden Wesen, mit Ausnahme nur des Guarda Costa, aus diesem verpesteten Bezirke fliehen; Dann ist sie die Behausung des Todes, und der Mensch entfernt sich von einem Orte, wo die Gefahr unter der Gestalt trauriger, aber süßer und angenehmer Eindrücke sich ihm zeigt, sich einschmeichelt. Dieser Aufenthalt, wo die *aria cattiva* herrscht, trägt den Schein des Friedens und der Heiterkeit, die Luft ist voll Klarheit und Wohlgeruch, kein äußeres Zeichen läßt ihren schrecklichen Einfluß ahnen.

Die schlechte Luft, eine Folge der Moräste, die einst den Namen Gonusa führte, hatte schon in alter Zeit zu Selinunt ansteckende Krankheiten verursacht, Empedokles setzte dieser Geißel mittelst zweier Kanäle ein Ziel. Die dankbaren Selinuntier erwiesen diesem Philosophen göttliche Ehren.

Wenn man durch das nördliche Thor aus Selinunt heraustritt, so bemerkt man fast vergrabene Trümmer, die man für einen ehemaligen Tempel und ein Theater hält, dessen Bühne gegen die Mauern der Stadt gekehrt war. Auf dieser Seite befinden sich ebenfalls zerfallene Gräber, — die letzten Spuren einer kriegerischen und mächtigen Nation.

Geht man dann durch ein Thal mit Wiesen und Feldern, die durch einen kleinen Bach bewässert werden, und steigt die entgegengesetzte Seite hinauf, so gelangt man zu den drei äußern Tempeln. Sie liegen eine Meile von der Stadt auf einem in sanftem Abhang gegen das Meer herabziehenden Sandhügel. Ihre Vorderseiten kehren sich nach Osten. Auch diese prachtvollen Gebäude sind zerstört, wie die in der Stadt. Sie hatten kolossale Dimensionen, mehr noch in ihren einzelnen Theilen als in ihrer Gesammtheit; die Bruchstücke von Kornischen und Säulen, womit der Boden bedeckt ist, scheinen gebrochene Felsstücke zu seyn.

Der erste und größte der drei Tempel ist von dorischer Ordnung mit glatten Säulen; bloß die Winkelsäulen waren kannelirt; er besaß deren eine doppelte Reihe um die Cella, wovon acht in der Breite und sechzehn in der Länge. Die Schäfte ruhten unmittelbar, und ohne besondere Unterlagen, auf der fünften und letzten Stufe. Ein einziger blieb stehen, man nannte ihn das Werk der Titanen; er spiegelt sich hellgelb auf dem Meere und dem Küstensand ab. Dieß war unzweifelhaft der Tempel des Jupiter, eines Gottes, dessen Kultus zu Selinunt mit großer Pracht gefeiert ward. Auf seine heiligen Vorhöfe vielleicht flüchteten sich die unglücklichen Selinuntier, die Hannibal, um sie zu ermorden oder als Sklaven zu verkaufen, damals fortschleppen ließ, wo er den Syrakusanern, die sich für sie verwendeten, jene berühmte und grausame Antwort gab: „Diejenigen, die ihre Unabhängigkeit nicht zu vertheidigen wissen, verdienen als Sklaven behandelt zu werden, und die Götter, aufgebracht wider die Bewohner von Selinunt, zogen ihre Hand von ihnen ab.“

Der zweite Tempel, in dem man eine Art Forum zu öffentlichen Versammlungen sehen wollte, steht dem vorhergehenden parallel. Er ist vierzig Schritte davon entfernt und war von einem Portikus von sechs und dreißig kannelirten Säulen, deren jede aus einem einzigen Stück bestand, umgeben. Hinter dem Säulengang zeigten vier andere Säulen den Eingang zur Cella an; drei Stufen bildeten die Grundlage dieses Tempels, der unter denen, die außerhalb der Ringmauer der Stadt lagen, der Zeit nach der neueste und schönste war.

Der letztere äußere Tempel liegt dem Meere am nächsten. Sein Portikus bestand aus acht und dreißig dorischen kannelirten Säulen; er hatte vor und hinter der Cella vier Säulen und zwei Pilaster; man steigt über neun Stufen in den Säulengang hinauf. Der Raum, den diese drei Gebäude einnahmen, die sich gegenwärtig nicht mehr viel über die Bodenfläche erheben, ist mit Steinen, Pflanzen und Gebüschen angefüllt. Ziegen, auf diesen prachtvollen Trümmern stehend, und ein Hirte mit einem langen Karabiner, sind das Einzige, was der Landschaft Leben gibt; allein diese völlige Oede hat einen unaussprechlichen Reiz. Die Vergangenheit ruft hier zu viele Erinnerungen hervor, als daß die Seele des Zuschauers sich damit nicht begnügen sollte; jedes Geräusch wäre nur eine peinliche Dissonanz.

Als ich die Tempel verließ, nahm ich meinen Weg nach der Küste; das Ufer bildet am Fuße des Hügels von Selinunt eine kleine, gegenwärtig sehr versandete Bucht; im Alterthum diente sie der Stadt als Hafen; man erkennt noch die Mauern des Dammes und verschiedene Spuren von Treppen.

Dr. Rambur, der kürzlich von einer achtzehnmonatlichen Reise im Süden Spaniens zurückkehrte, brachte über 5000 Insekten mit sich, worunter viele neue. Auch hat er eine große Sammlung von Pflanzen und Reptilien zusammengebracht.

*) Der Name Selinunt schreibt sich sogar von einer Pflanze, der Petersilie, her, die hier reichlich wächst, und die griechisch σέλινον heißt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat April.)

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1836.

Carthago.

(Mit einem Plane.)

Giace l' alta Cartago; appena i segni
Dell' alte sue ruine il lido serba.

Tasso.

Die Topographie dieser hochberühmten Stadt wurde besonders in der neuesten Zeit von namhaften Alterthumsforschern zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt, nachdem, zumal in Folge der französischen Besitznahme von Algier, die Berührungen der Europäer mit der nordafrikanischen Küste überhaupt wieder häufiger und dauernder geworden sind. Auf die früheren theils mangelhaften, theils minder bekannten Arbeiten des italienischen Grafen Camillo Borgia, des Holländers Humbert und des englischen Reisenden Shaw folgte vor drei Jahren der Däne C. T. Falbe, der, als dänischer Generalkonsul zu Tunis, die Muße eines siebenjährigen Aufenthalts dazu verwandte, die nahen Ruinen und das Gebiet Carthago's auf das sorgfältigste zu durchforschen. Die Resultate seines Fleißes hat er in einer Schrift niedergelegt, die man als das Hauptwerk über diesen Gegenstand betrachten darf,*) wiewohl die „Recherches sur la topographie de Carthage" von Dureau de la Malle, Mitgliede des französischen Instituts, sich ihm würdig anschließen.**) Der unserm Blatte beigelegte Plan ist Herrn Falbe's Werk entnommen; in dem nachstehenden Abrisse aber folgen wir zumeist der Darstellung des Engländers Sir Greenville T. Temple's.***)

„Am frühen Morgen," so erzählt dieser Reisende, „ritt ich von Tunis aus nach der Gegend, wo das große Carthago stand, jene Stadt, beim Klange von deren Namen das mächtige Rom selbst so oft gezittert; Carthago, das über gewaltige und tapfere Heere, über zahlreiche Flotten, über den Handel der alten Welt geboten, und dessen Herrschaft Spanien, Sardinien, Corsica, Sicilien, ja Italien selbst in Demuth anerkannt hatten; kurz, „Carthago, dives opum studiisque asperrima belli." Ich war darauf gefaßt, nur wenige Spuren seiner einstmaligen Größe zu finden, denn allzu oft hatte es unter den Verheerungen des Kriegs gelitten; aber das Herz sank mir in der Brust, als ich, einen der Hügel besteigend, von dessen Gipfel man die ganze umliegende Gegend bis an den Saum des Meeres übersieht, nichts mehr gewahrte als einige zerstreute und unförmliche Massen Mauerwerks. Ja, alle Spuren des Glanzes und der Herrlichkeit dieser mächtigen Stadt waren in der That verschwunden, und sogar ihr Name ist den gegenwärtigen Bewohnern des Landes unbekannt. Einige armselige Dörfer: Malka, El Mersa, Domar-el-Schat („das Lager am Strande"), Sidi-Bu-Said und Burj-Dschedid oder das Fort St. Louis sind auf der weiten Fläche, welche die alten Stadtmauern umfaßten, die einzigen bewohnten Stellen, und der Raum, welcher einst durch die Gegenwart von beinahe einer Million gewerbfleißiger und kriegerischer Einwohner belebt war, ist jetzt stille wie das Grab. Keine lebende Seele ist hier zu sehen, wenn nicht zuweilen ein Soldat, der von dem Fort kommt oder dahin zurückkehrt, oder die einsame und bewegungslose Gestalt eines arabischen Hirten, der, auf den Trümmern irgend eines alten Palastes oder Tempels stehend, seine Heerde hütet; kurz, Verödung und Schweigen theilen sich in die unbestrittene Herrschaft über die ganze Landschaft, deren Anblick die Seele mit tiefer Wehmuth erfüllt.

Während eines ziemlich langen Aufenthalts in Tunis besuchte ich oft diese interessante Gegend, und werde die Reste des Alterthums, die sie enthält, hier kurz aufzählen. Dieß wird nicht viel Zeit erfordern, denn, wie gesagt, der bemerkenswertheren Gegenstände ist nur eine kleine Zahl. Doch zuvor dürfte es vielleicht geeignet seyn, die mannichfaltigen Schicksalswechsel, denen Carthago im Laufe der Jahrhunderte unterworfen war, hier kurz zu berühren.

*) Recherches sur l'emplacement de Carthage, suivies de renseignements sur plusieurs inscriptions puniques inedites, de notices historiques, géographiques etc., avec le plan topographique du terrain et des ruines de la ville dans leur état actuel et cinq autres planches, par C. T. Falbe, Capitain de vaisseau et Consul-général de Danemarck. Paris 1833.

**) Von demselben Gelehrten (Dureau de la Malle) erschienen gleichzeitig: Recherches sur la domination romaine dans la partie de l'Afrique septentrionale, connue sous le nom de Régence d'Alger, au nom d'une commission. Paris 1835.

***) Excursions in the Mediterranean. Algiers and Tunis. By Major Sir G. T. Temple, Bart. 2 Volumes. London, 1835.

Carthago wurde, der bekannten Sage nach, von der phönizischen Fürstin Elisa oder Dido,*) Tochter des Belos, Königs von Tyrus, erbaut. Sie floh mit vielen tyrischen Mißvergnügten aus Phönizien und vom Hofe ihres Bruders Pygmalion, im J. 878 v. Chr., und landete an dieser Stelle der nordafrikanischen Küste, wo sie auf einem Flächenraume, den sie von dem Herrn des Landes erkauft, eine Stadt gründete. Sie nannte diese Karthachadtha, d. h. die Neustadt oder Neapolis (woraus die Griechen Karchedon, die Römer Carthago machten) zum Unterschiede von einem andern nahegelegenen Orte, welcher fortan Athika (Utica, berühmt durch den Tod des jüngeren Cato), d.h. die Altstadt, hieß. Diese, um 300 Jahre ältere, ebenfalls phönizische Niederlassung war aber vermuthlich nichts weiter als eine bloße Faktorei zum Tauschhandel mit den angränzenden Barbaren und zur Erleichterung des Handels nach Spanien, eine Sammlung von Hütten, die man in der Landessprache „Magar" nannte, woher das römische „magalia." Einer von den drei Bezirken Carthago's selbst, der größte, hieß später Megara oder Magaria, ein Name, der auf denselben Ursprung zurückweist. So sagt Virgil, indem er den Anblick beschreibt, den die sich erhebende Stadt dem Trojanerfürsten darbot: „Miratur molem Aeneas, magalia quondam."

Eine andere Ableitung als die oben angegebene, welche das Alterthum von dem Namen Carthago kannte, und worauf Virgil und Silius Italicus anspielen, war die von dem phönizischen Wort Cacabes, „ein Pferdekopf," weil ein solcher bei Gründung der Stadt gefunden worden seyn soll. Auf der Schiffschnäbelsäule, die in Rom dem C. Duilius Nepos, zu Ehren seines im ersten punischen Kriege (260 v. Ch.) über die carthagische Flotte gewonnenen Sieges, errichtet wurde, ist der Name der Stadt Cacaca geschrieben. Die Citadelle oder der befestigte Palast, den Dido zu ihrer Wohnung baute, hieß Byrsa, nicht nach der oft wiederholten Anekdote von der *Βύρσα* oder Rindshaut, welche die Fürstin in schmale Streifen zerschnitten, und so die Eingebornen, von denen sie nur so viel Land gekauft, als sie mit einem Rindsfelle umspannen könne, überlistet haben soll, sondern von dem phönizischen Bozra, d. h. Burg. Sie lag auf ziemlich steiler Höhe mitten in der Stadt, und ihr höchster Punkt trug in nachfolgender Zeit den Tempel des Asklepios, dessen Kult die Carthager von den Griechen überkommen. Diese Akropolis nahm die Stelle ein, die wir auf dem Plane mit 52, a b c bezeichnet finden, oberhalb Dowar-el-Schat. Die Hafenstadt Kothon (von Katum, die Vertiefung) lag westwärts um die jetzigen Salzwerke herum, nach Ha'ck el Wad oder der Goletta (Hafeneinfahrt) hin. Der Hafen selbst schied sich in den äußern oder den Kauffahrtei-, und den innern oder den Kriegshafen, und hatte in der Mitte ein rundes Eiland mit den Werften, Magazinen und Kaien; letzterer konnte 220 große Schiffe fassen. Megara, die eigentliche Stadt, die sich im Rücken der beiden andern Theile rund um die Burg ausdehnte, reichte von den Ufern des Sees von Tunis bis unter das gegenwärtige Dorf Sidi-bu-Said. Alle drei Stadttheile waren mit einer gemeinschaftlichen dreifachen Mauer und Thürmen von vier Stockwerken umgeben, besonders aber war die Südseite stark befestigt. So lag Carthago auf einer Art Halbinsel, welcher Strabo und Polybius einen Umfang von 360 Stadien geben, und die mit dem festen Lande durch einen Isthmus von 25 Stadien Breite verbunden war. Die Statistik der Römer bezeichnete das Staatsgebiet Carthago's als Regio Zengitana, Punica terra, auch Africa propria s. minor, was den heutigen Raubstaat Tunis größtentheils ausmacht. Gegen Westen hatte es den Fluß Tuca oder Rubricatus (Gaadiibusbor), der es von Numidien schied, gegen Osten den Meerbusen der kleinen Syrte (Cabesbai), nordwärts das mittelländische Meer, und gegen Süden die Wüsten des innern Libyens (Sahara), nebst dem Lande der Garamanten (Fezzan) zu seinen Gränzen.

Doch wir nehmen den Faden der Geschichte wieder auf. Nicht sowohl durch die Waffen, als durch vorsichtige Politik und Handelsthätigkeit befestigte und erweiterte sich der kleine Staat. Weil die Ansiedler aus Tyrus kamen, konnten sie sogleich den weiten Ocean durchschiffen, und bald sandten sie, wie die Phönizier, selbst Kolonien aus, und bedeckten nach und nach (700 bis 600 v. Ch.) die Küsten von Nordafrika, von Südspanien und die Inseln im Mittelmeere mit ihren Faktoreien: Ivica, die Balearen, Corsica, wo sie mit den Etruskern in Verbindung kamen, Sardinien und die Westküste Siciliens wurden von ihnen besetzt. Der atlantische Ocean eröffnete ihren Spekulationen neue Aussichten; Himilco und Hanno wurden (570 v. Ch.) auf Entdeckungen ausgesandt; jener mußte die Meere und Länder nach Norden untersuchen, während Hanno mit einer Flotte gegen Süden längs der Küsten von Westafrika hinsteuerte und an den bequemsten Stellen Pflanzer zurückließ. Nach der Zerstörung ihrer Mutterstadt, Alt-Tyrus, durch Nebucadnezar — mit derselben hatten sie bis dahin die Seefahrten gemeinschaftlich getrieben — änderten sie ihr System. Sie rüsten zur Beschützung ihres Handels und ihrer Kolonien eine Kriegsflotte aus, und lieferten, um die Herrschaft auf dem Mittelmeere zu behaupten, in Verbindung mit den Etruskern den Phokäern das erste Seetreffen im sardischen Meere (536 v. Ch.) Von dieser Zeit an wurde Carthago ein kriegerischer Handels-

---

*) Alle phönizischen Namen waren, wie dieß noch bei den Arabern der Fall ist, reine Appellativa. Bochart, der um Erforschung der phönizischen Sprachdenkmale wohl verdiente Gelehrte, erklärt den Namen Elisa durch „göttliche Jungfrau," und Dido durch „die Wandernde." Der gewöhnlichen Annahme zufolge lebte Dido volle 300 Jahre nach Aeneas; doch haben Manche (besonders Heyne zu Virgil's Aeneis) den römischen Epiker gegen den Vorwurf des Anachronismus in Schutz genommen, indem der Name Dido bei drei verschiedenen phönizischen Ansiedelungen in der Gegend von Carthago vorkomme, nämlich 50 Jahre vor dem troischen Kriege, 125 Jahre nachher, und wieder 325 Jahre nach diesem Zeitpunkt. Sir G. T. Temple hat sich, den Virgil in der Hand, viele Mühe gegeben, dessen afrikanische Scenerie in der Aeneide naturgetreu zu finden; wenn er indessen (Vol. II C. 1.) das ganze Jagdrevier aus dem 4ten Buche wieder findet, und sogar die berühmte Höhle, wohin sich „Dido dux et Trojanus" vor dem Regen flüchteten, in einer der Höhlen des Dschebel Mukhtar, ein wenig östlich von Hammam l'Enf, wieder erkennt, so hat er wohl der archäologischen Rechtgläubigkeit etwas zu viel zugemuthet.

staat, dessen Streben auf Alleinhandel und ausschließliche Meeresherrschaft ging. Sein Reichthum erkaufte sich den Besitz ganzer Reiche mit dem Blute fremder Söldner, die zu großen Massen angeworben wurden. Auf das emporblühende Rom richteten die Carthager, wie es scheint, sehr frühe ihr Augenmerk. Um ihrem Kolonialwesen Sicherheit und ihrem Handel Monopolvortheile zu verschaffen, schlossen sie mit Rom zwei Seefahrts- und Handelsverträge (508, 344 v. Ch.), worin sie beidemal das ostwärts von Carthago gelegene Vorgebirg Merkurs als die Gränze von Roms Schifffahrt zur Bedingung machten. Gleichzeitig erweiterten sie ihr kleines Gebiet in Afrika, wo sie zuletzt 300 Städte besaßen. Auch ward ihr Krieg gegen Kyrene, dessen Wachsthum sie stets mit Eifersucht betrachtet und es daher befeindet hatten, durch den Opfertod der beiden Philänen für sie glücklich beendigt. Sicilien reizte zunächst ihre Begierde, und die innern Zwistigkeiten der dortigen Städte schienen ihren Plan zu begünstigen. Aber hier stießen sie auf die Griechen, und Syrakus leistete ihnen Widerstand; daher die Reihe sechs blutiger Kriege (480—306 v. Ch.), die mit abwechselndem Glück und von Seite der Carthager mit einem Aufwand von Flotten und Heeren geführt wurden, welche mehr von der Macht und dem Reichthum ihrer Republik, als von den Talenten ihrer Anführer zeugten. Bei den letzten derselben kam Pyrrhos, König von Epirus, ins Spiel, und Carthago verband sich gegen diesen mit den Römern, welches Bündniß jedoch keine andern Folgen hatte, als das gegenseitige Mißtrauen beider Völker nur noch mehr zu schärfen. Um auf Sicilien festen Fuß zu behaupten, mußten die Carthager so gehässige Nebenbuhler, wie die Römer waren, von der Insel abzuhalten suchen, deren Besitz diese hingegen nach der Einnahme von Tarent als Mittel zu neuen Eroberungen betrachteten. Hieraus entstanden die drei punischen Kriege.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarische Skizzen.

Der Verfasser der mit so vielem Beifall aufgenommenen Random Recollections of the House of Commons (s. Jahrg. 1835. Nr. 347 ff.), wahrscheinlich einer der talentvollen Schnellschreiber, welche den Journalen die Parlamentsdebatten liefern, hat nun auch das Oberhaus zum Gegenstand seiner Schilderungen gemacht, und wir entheben demselben einige der bekanntesten Namen.

Lord Brougham.

Für diejenigen, welche das Oberhaus zu besuchen pflegen, und dem, was um sie her vorgeht, nur gewöhnliche Aufmerksamkeit schenken, ist es nicht schwer die Zeit und Gelegenheit zu bestimmen, bei welcher Lord Brougham sich erheben wird, um zu dem Hause zu sprechen. Sobald ein Pair der Opposition irgend eine beißende Anspielung auf ihn gemacht, aber er selbst noch nicht gesprochen hat, kann man fest versichert seyn, daß der edle und gelehrte Lord den Augenblick ergreifen wird, in welchem der eben sprechende Pair seinen Sitz wieder einnimmt. Denn obschon niemand Anderer so oft und so heftig angreift als Lord Brougham selbst, so kann doch nicht leicht jemand empfindlicher gegen Angriffe auf seine Person seyn, als er, und er fühlt sich so lange wahrhaft unglücklich, als es ihm nicht gelungen ist, seinem Gegner den Ausfall zehnfach verschärft zurückzugeben. Auch bei andern Gelegenheiten läßt sich mit eben so viel Gewißheit voraussagen, wann Seine Herrlichkeit sich erheben werde, um zu dem Hause zu sprechen. Wenn er, begierig die Lords anzureden, die deutlichsten Zeichen der Ungeduld zu erkennen gibt, mit welcher er auf den Schluß der Rede des edeln Lords wartet, der eben spricht; wenn er, während irgend ein Pair der Opposition das Wort hat, mag er nun einen Ausfall gegen seine Person vorbringen oder nicht, auf seinem Sitz hin und her rückt, so läßt sich zwei gegen eines wetten, daß er sich erheben wird, wenn der andere sich niedersetzt. Sieht man ihn, die Füße über einander geschlagen, das Gesicht gegen die Schranken, statt gegen den Wollsack gerichtet, so steigt die Gewißheit der Vermuthung, daß er der nächste Redner seyn werde, um hundert Prozent — wenn aber, während ein Pair der Opposition spricht, bei allen diesen Symptomen eines Gemüths aufgeregt von stürmischen Bewegungen, deren er sich gern entledigen möchte, der edle Lord noch den Kopf so tief herabsenkt, daß das Gesicht zur Hälfte in der Brust begraben scheint, wenn er sich dann zuweilen hastig am Hinterhaupt kratzt und zwei- oder dreimal in die Nase zwickt, so kann man, eben so sicher als auf den Aufgang der Sonne, darauf rechnen, daß er der nächste Sprecher seyn werde.

Wenn Lord Brougham sich erhebt, um zu sprechen, so wird der Fremde von seiner ganz eigenen Persönlichkeit so sehr überrascht, daß er die ersten Sätze seiner Rede gänzlich überhört. Seine hohe Stirn, seine dunkle Gesichtsfarbe, seine vorragende Nase, der durchdringende Blick seiner rollenden Augen, die finstere Miene, seine rauhen Gesichtszüge, das aufwärts gesträubte dunkelgraue Haar und die ganze hagere Figur überhaupt ziehen das Auge an, und fesseln die Aufmerksamkeit im ersten Augenblick so sehr, daß sie von dem, was er sagt, ganz abgezogen wird. Dieß ist bis zu einem gewissen Grade der Fall, die Gemüthsstimmung, in welcher er sich erhebt, mag auch seyn, welche sie immer wolle. Wenn er aber aufsteht, um einen persönlichen Angriff zurückzuweisen, oder von heftiger Parteiaufregung ergriffen ist — denn nur Wenige möchten bei Parteifragen aufgeregter seyn — so herrscht in seinem Benehmen ein gewisses heftiges energisches Wesen, welches gegen die Haltung der übrigen Pairs so sehr absticht, daß sich der Fremde einige Minuten lang ganz verwirrt fühlt.

Wenn Lord Brougham sich erhebt, um eine lange Rede über irgend einen wichtigen Gegenstand zu halten, ohne vorher durch Anspielungen auf seine Person oder Parteigefühle aufgeregt worden zu seyn, so beginnt er stets in einem vergleichungsweise leisen und gedämpften Ton. Bei solchen Gelegenheiten stellt er allgemeine Prinzipien auf, deren unmittelbare Anwendung auf die vorliegende Frage schwer zu begreifen ist; so wie er jedoch fortfährt, entwickelt sich nach und nach der Gegenstand, den der edle Lord im Auge hat, und die innige Verbindung mit den von ihm aufgestellten Prinzipien immer deutlicher. So wie er nun anfängt diese Prinzipien auf die vorliegende Frage anzuwenden, leuchtet ihr ganz eigener und inniger Zusammenhang mit derselben so lebhaft und kräftig ein, daß man eben so sehr von seiner eigenen Kurzsichtigkeit, dieß nicht früher schon bemerkt zu haben, als von den glänzenden Talenten eines Mannes überrascht wird, der sich mit der größten Leichtigkeit die allgemein anerkannten Vorschriften der Moralität, die einleuchtendsten Maximen einer gesunden Philosophie und die großen

Wahrheiten zu eigen gemacht hat, auf denen die Konstitution des Landes beruht. Alle seine vorausgeschickten Betrachtungen und allgemeinen Prinzipien vereinigen sich zuletzt gleichsam in einen Brennpunkt, und finden mit wahrhaft überwältigender Kraft ihre Anwendung auf die vor dem Hause liegende Frage. Hat er nun auf diese Weise das Mark seines Gegenstandes erreicht, so geht eine merkbare Veränderung in seiner Art zu sprechen vor; seine Energie und Lebhaftigkeit steigen, er spricht schneller und seine Bewegungen werden heftiger.

Nur bei einer großen politischen Frage, von der er sich auf das stärkste angeregt fühlt, hört man Lord Brougham zu seinem Vortheile. Wer ihn zum ersten Mal über einen Gegenstand, wie die Aufhebung des Zeitungsstempels oder einen Reformvorschlag über die Justizverwaltung, hört, der geht weg und wundert sich heimlich, was denn die Leute da so Bewundernswerthes finden. Bei solchen Gelegenheiten spricht er gut, entwickelt umfassende Kenntnisse, große Verstandeskräfte nebst vieler Energie und Beredsamkeit, allein man findet weder in dem Gegenstand noch in seiner Manier etwas, das ihm Anspruch auf den Ruf des ergreifendsten Redners seiner Zeit gäbe. Ganz anders ist es dagegen, wenn er sich erhebt, um einen persönlichen Angriff zurückzuweisen oder über eine Frage der Parteipolitik zu sprechen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man ihn in der ganzen Haltung des Bewußtseyns seiner überlegenen Kräfte. Seine gefaltete Stirn, seine durchdringenden Augen, die in seinem ganzen Aeußern sich aussprechende Verachtung gegen jene, welche anderer Meinung sind als er, tragen; nebst den Gefühlen, denen er Worte gibt, dazu bei, zu beweisen, daß er mit ganzer Seele spricht. Dann, und nur dann sieht man eine Schaustellung seiner wunderbaren Kraft; dann steht er da wie ein intellektueller Gladiator, der nicht bloß gegen einen oder zwei Gegner, sondern gegen jeden Pair von einiger Bedeutung kämpft, der eine von der seinigen abweichende Meinung über den eben vorliegenden Gegenstand hegt. Er wird oft wegen Verletzung der Regeln des Hauses zur Ordnung gerufen, dieß macht aber das Uebel nur ärger; je öfter er in seinen Angriffen auf einen Gegner unterbrochen wird, um so heftiger wird sein Benehmen, um so ungemessener seine Sprache. Er kann nicht nur nicht zum Schweigen gebracht werden, so allgemein und entschieden sich auch die Gesinnungen des Hauses gegen das von ihm eingehaltene Benehmen aussprechen mögen, sondern er läßt sich auch durchaus nicht von seinem Entschluß abbringen, auf sein Opfer das ganze vollgerüttelte Maß der ihm zugedachten strengen Ahndung auszugießen. So lange er nur durch einzelne Pairs unterbrochen wird, beschränkt er seine wüthenden Angriffe noch auf den Gegner, gegen den er seine zermalmenden Sarkasmen richtete, und den er im Augenblick der Unterbrechung lächerlich machte — einige Augenblicke ausgenommen, in denen er seine Geißel gegen jene richtet, welche ihn zur Ordnung gerufen haben —; wird aber der Ruf „zur Ordnung" allgemein, und die Verwirrung so groß, daß sie seine Stimme übertäubt, so schweigt er plötzlich so lange, bis der Lärm sich gelegt hat, und gießt dann die Schale seines Zorns über die ganze Opposition zumal aus. Von dem schlagendsten Beispiel dieser Art war ich während der letzten Session im Laufe der Debatten über die Munizipalkorporationsbill Zeuge. Bei dieser Gelegenheit gerieth er wegen einiger leichten Unterbrechungen in einen selbst an ihm so ungewöhnlichen Zorn, daß er die versammelten Lords, in Ausdrücken, welche durchaus keine andere Deutung zuließen, Pöbel (mob) nannte.

Er kann indeß, wenn er über Gegenstände spricht, welche sein Gefühl eben nicht besonders aufregen, auch sehr fein in seinen Sarkasmen seyn, und ist dieß auch sehr oft. Bei solchen Gelegenheiten habe ich ihm oft eine reiche Ader ruhigen Humors entwickeln sehen, der auf eine Versammlung, wie die im Hause des Lords, seine Wirkung nicht verfehlen kann und oft lautes Gelächter erregt. Ihn selbst sieht man indeß kaum lächeln.

Lord Broughams zornige Gemüthsstimmung hat selbst in Blick und Benehmen etwas Fürchterliches. Sein Auge blitzt vor Unwillen, die Lippe wirft sich auf, die Stirn verfinstert sich, und der Ton seiner Stimme nebst der Heftigkeit seiner Gebärden haben etwas in sich, das, ganz abgesehen von dem, was er sagt, einen Gegner gar wohl vor ihm zittern machen kann. Und diese Entrüstung ist nicht etwa künstlich nachgeahmt, wie der Eifer, den ein Advokat für seinen Klienten zeigt, nein, in Lord Brougham ist sie eben so wahr als heftig, hält jedoch, wie bei allen heftigen Gemüthern, nicht lange an. Sobald er seinen Sitz wieder eingenommen hat, ja oft schon, wenn er das letzte Wort der Entrüstung gesprochen, ist Alles vorbei und vergessen, denn sein Zorn ist, wie gesagt, zu heftig, als daß er lange anhalten könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

In der Sitzung der Londoner geologischen Gesellschaft vom 25sten März las Kapitän Mudge ein Memoire vor über eine Höhle zu Yealmbridge, etwa 6 englische Meilen südöstlich von Portsmouth. Die Höhle befindet sich in einem Kalkstein an der Südseite des Yealm; sie hatte früher etwa 12 Fuß über dem Fluß drei Eingänge, doch nur von der westlichen und östlichen Kammer sind noch Theile übrig, da das Gestein zu ökonomischen Zwecken bedeutend ausgebeutet wurde. In einem noch unbetretenen Theile derselben fand Kapitän Mudge fünf verschiedene Niederschläge, nämlich:

Lehm, welcher Knochen und Kiesel enthält . . . 5½ Fuß
Steifer, weißlicher Thon . . . . 2½ Fuß
Sand . . . . 6 Zoll
Rother Thon . . . . 3½ Fuß
Thoniger Sand . . . . 6—18 Zoll

Knochen fand man nur in der obersten Lage, sie scheinen aber in großer Menge vorhanden gewesen zu seyn, da man ganze Wagenladungen voll verbrannt hat. Die erhaltenen Knochen wurden von den Herren Owen und Clift untersucht, und gefunden, daß sie dem Elephanten, Rhinoceros, Pferd, Ochsen, Schaf, Reh, Bären, Hyäne, Wolf, Hund, Fuchs, Hasen, Kaninchen, der Wasserratte und einem Vogel von bedeutender Größe angehörten. Einige Knochen tragen unzweideutige Spuren, daß sie benagt wurden, keiner aber scheint durch Wasser gelitten zu haben. Die Ueberreste von Hyänen, Pferden und Ochsen sind die zahlreichsten, die des Elephanten und Rhinoceros vergleichungsweise selten. Die Kiesel scheinen von den Seiten des Dartmoor-Bergs herabgeschwemmt, sind aber von denen im jetzigen Bette des Yealm verschieden. Viele andere Höhlen sind in der Nähe, die bedeutendste in Kitley-Park, fast in gleichem Niveau mit dem Yealm. Der Boden besteht aus Kies, der mit dem des Flusses übereinstimmt, und keine Knochen enthält. Man muß also schließen, daß zu der Zeit, als die höher gelegene und Knochen enthaltende Höhle bewohnt war, die andere häufig oder fortwährend unter Wasser stand.

Ein schreckliches Erdbeben hat die Molukken heimgesucht. Bemerkenswerth ist, daß der Ausbruch nicht in dem bekannten Vulkanzuge stattfand, der von Sumatra über Java bis nach Timor sich zieht, sondern wie es scheint in derjenigen Linie, welche den Vulkanzug der Philippinen mit dem erstern verbindet. Nähere Nachrichten fehlen noch, doch scheint das Erdbeben im Osten stärker als im Westen gewesen zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Plan von Carthago.)

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1836.

Kurdistan und Ninive.

(Von Rich.)

Die Kurden.

Charles Rich war ein Mann von beträchtlichem Talent, er wurde in seinem 22sten Jahre zum englischen Residenten in Bagdad ernannt, und verwaltete diesen damals höchst wichtigen Posten mit großen Ehren bis an seinen Tod im J. 1821. Er hatte Vorderasien vielfach durchreist, sprach arabisch, türkisch und persisch in großer Vollkommenheit, und gewann durch die Festigkeit und Rechtlichkeit seines Charakters einen Einfluß in Bagdad, wie nur wenige Europäer im Orient. Sein Wort galt bei den Türken für so unverbrüchlich, daß oft Friedensverträge unter den Paschas nur geschlossen werden konnten, wenn er die Erfüllungen der Bedingungen verbürgte. Sein Haus, und oft sein Zelt, waren geheiligte Zufluchtsörter für die Besiegten, und er wußte sie bei allem Haß der Parteien unverletzt zu erhalten. Er wendete seine Muße an, Materialien zu einer Geschichte des Paschaliks von Bagdad zu sammeln, und seine Bibliothek orientalischer Handschriften, bestehend aus 800 Bänden, ist eine der kostbarsten, welche je von Europäern gebildet wurden: sie wurde nach seinem Tod vom Parlament für 5000 Pfd. St. gekauft, und im britischen Museum aufgestellt. Während seines Lebens erschien nichts von ihm als zwei Abhandlungen über die Ruinen von Babylon, welche die erste genaue Beschreibung dieser wunderbaren Reste des Alterthums enthielten, aber er hinterließ eine Masse von Papieren, aus denen seine Wittwe ganz kürzlich zwei Bände herausgegeben hat, welche sein Tagebuch einer Reise nach Kurdistan und Mosul vom Jahre 1820, und einige Noten über frühere Reisen enthalten. Andere Tagebücher sollen später folgen. Die vorliegenden sind gedruckt wie sie geschrieben sind, und man kann die Sorgfalt nicht genug loben, mit der diese für Geographie und Alterthumskunde sehr wichtigen Notizen in ihrer ursprünglichen und einfachen Form herausgegeben worden sind.

Rich unternahm diese Reise unter den günstigsten Umständen: er war ein alter Freund des kurdischen Pascha's von Suleimanie und vielen der Ersten des Landes, denen er oft in Bagdad, wohin sie Exil oder politische Geschäfte geführt, Dienste geleistet hatte. Verbindungen dieser Art sind das einzige Mittel mit Sicherheit und mit Frucht in Kurdistan zu reisen, wo die Firmane der Pforte und die Befehle des Königs von Persien gleich wenig beachtet sind, und wo nur das bekannte und wahrhafte Interesse eines mächtigen einheimischen Fürsten den Reisenden gegen die Raubsucht der Gebirgsstämme sichern kann. Diese Verbindungen können freilich nur bei einem langen Aufenthalt in den Gränzstädten des türkischen und persischen Gebiets, und mit Hülfe besonders günstiger Umstände geschlossen werden, welche einen Europäer in den Stand setzen mögen, sich den Fürsten des Gebirges persönlich zu verpflichten. Das Schicksal unseres unglücklichen Landsmanns Schulz liefert eine traurige Bestätigung dieser Meinung. Er hatte vor seiner ersten Reise nach Kurdistan in Konstantinopel die Freundschaft des Pascha's von Wan erworben, und diese rettete ihn aus tausend Gefahren. Das Zweitemal drang er von Persien aus in den persischen Theil von Kurdistan ein, wo er durch nichts als die Befehle des Hofes von Tauris geschützt war, und wurde vom Fürsten von Dschulamek ermordet. Wir müssen alle Bemerkungen über seine Reisen auf die bevorstehende Herausgabe seiner Papiere, welche von der asiatischen Gesellschaft in Paris angekündigt sind, ersparen, aber die Erinnerung an ihn war um so natürlicher, da er den Theil von Kurdistan bereist hat, den Rich nicht betrat, so daß ihr beiderseitiger Nachlaß beinahe das Ganze dieses interessanten und uns so unbekannten Landes umschließt. Sie waren beide Reisende von großen Kenntnissen, unersättlicher Wißbegierde und seltener Energie, und fielen beide in ihren schönsten Jahren zum unersättlichen Verlust der Wissenschaft.

Die Reise von Kurdistan wurde von Rich unternommen, um dem Sommer in Bagdad zu entgehen, da seine Gesundheit von dem langen Aufenthalt in den heißen Ebenen von Mesopotamien geschwächt war. Seine Frau (eine Tochter von Makintosh) begleitete ihn, und er nahm einen Theil der Sipahis mit, die seine Eskorte in Bagdad bildeten. Er reiste in aller Form eines türkischen Pascha's, und befolgte die Etikette, welche verlangt, daß ein Orientale nie in Gesellschaft seiner Frau reist,

obgleich sie denselben Weg machen, sondern immer in einiger Entfernung und zwei verschiedene Partien bildend. Die politische Lage von Kurdistan war damals sehr kritisch, der Pascha von Suleimanie neigte sich auf die türkische Seite, und war im Begriff einen Vertrag mit dem Pascha von Bagdad abzuschließen, während sein Bruder, Osman Bey, das Haupt der persischen Partei in Kurdistan bildete, und ihn auf die Seite des Prinzen von Kirmanschah zu ziehen suchte. Die Reise des einflußreichen englischen Residenten von Bagdad nach Suleimanie war daher ein Ereigniß von Wichtigkeit, und da kein Türke sich überreden kann, daß man bloß zu seiner Lust, und um neue Gegenden und alte Ruinen zu sehen, kostbare und beschwerliche Reisen mache, so war der Pascha von Bagdad sehr unruhig über die geheimen Absichten von Rich, und vermuthete darunter tiefe politische Umtriebe, welche ihn um so mehr beunruhigten, als er von dem Prinzen von Kirmanschah mit Krieg bedroht war, und der Beitritt des Pascha's von Suleimanie den Persern die Oberhand verschafft hätte.

Das Journal ist mit großer Einfachheit geschrieben, und enthält bloß Noten, an welche der Reisende selbst später seine Erinnerungen anknüpfen wollte, astronomische Bestimmungen von Orten, deren Lage er auf der Reise aufnahm, und die Angabe der täglichen Ereignisse so kurz als möglich. Wir entlehnen daraus zuerst einige Schilderungen der politischen und moralischen Lage des Volks, und dann die Beschreibung der so unbekannten Ruinen von Ninive, welche Rich vier Monate lang untersuchte. Die Bemerkungen über die politische Lage von Kurdistan sind heute noch ganz anwendbar, mit bloßer Veränderung der Namen, und Reschid Pascha, der gegenwärtig sein Hauptquartier in Musul hat, spielt dieselbe Rolle wie Daud Pascha von Bagdad zur Zeit von Rich.

Rich reiste den 16ten April 1820 von Bagdad ab, betrat Kurdistan durch den Paß von Derbend und erreichte sein Lager vor Suleimanie den 8ten Mai. „Ich wurde von mehreren vornehmen Kurden im Dienste von Mahmud, Pascha von Suleimanie, empfangen, welche, nachdem sie mich begrüßt hatten, mich sogleich wieder verließen, außer zwei, welche zu meiner Disposition blieben. Wir hatten einige Unannehmlichkeit von dem Zulauf der Kurden erwartet, da diese berühmt sind wegen ihrer Neugierde, und von denen die meisten nie einen Europäer gesehen hatten. Allein wir fanden nicht eine lebende Seele, als die vom Pascha geschickten Leute, der diesen die strengsten Befehle gegeben hatte, daß uns niemand beunruhigen solle. Ich war ermüdet, und setzte mich gerade in meinem Zelt nieder, als ein Tatar von Konstantinopel mit Depeschen ankam, welche eine augenblickliche Antwort verlangten. Diese war kaum gegeben, als ein alter Freund von mir, der erste Offizier von Abdullah Pascha (dem Oheim des regierenden Pascha's) kam, und nach ihm Mahmud Maaraf, der erste Minister, ein Mann von großem Einfluß, und von dem ich oft gehört hatte. Er kündigte mir an, daß sein Herr nach dem Abendgebet kommen werde, mir zu meiner Ankunft Glück zu wünschen. Dieß war eine sehr unerwartete Ehre, denn ich hatte nicht erwartet, daß er mir meinen Besuch zurückgeben werde, und daß er mir den ersten mache, war mir nie eingefallen, gab mir aber einen angenehmen Beweis seiner freundlichen Stimmung.

Ich machte die besten Anstalten ihn zu empfangen, und bald nach dem Abendgebet wurde sein Besuch angekündigt; es war ein lebendiger und barbarischer Anblick. Der Pascha allein war zu Pferde, und da er von kleiner Statur ist, so war er fast gänzlich verloren zwischen den hohen Gestalten der Kurden, die in alle Farben des Regenbogens gekleidet, ihn umgaben, besonders in rosenfarb, gelb und scharlach. Sie kamen stillschweigend, aber man hörte ihren Tritt von ferne. Meine Eskorte salutirte, und der Pascha legte seine Hand mit vieler Würde auf die Brust. Ich schickte meine Insignienträger ihn zu empfangen, und trat vor die Zeltthüre ihn zu begrüßen. Sobald er mich sah, stieg er ab, seine Begleiter stießen ein Geschrei aus, er ergriff meine beiden Hände, und trat mit mir in das Zelt, wo wir beide auf einen Shawl niedersaßen. Ich konnte ihn nur mit Mühe bereden, sich mit gekreuzten Füßen zu setzen, da er darauf bestand in der schwierigern und ehrfurchtsvollen Art auf seinen Fersen zu sitzen. Er bewillkommte mich wieder, und versicherte mich, daß das Land mein sey u. s. w. Wir machten uns viele Komplimente, er, indem er sein Land entschuldigte, ich, indem ich es pries, und mir wenigstens war es Ernst dabei, denn ich bin nach den heißen Ebenen von Bagdad entzückt über die grünen Hügel und Thäler von Kurdistan. Ich theilte ihm hierauf den Auftrag mit, den mir der Pascha von Bagdad für ihn gegeben hatte, und da er sehr artig lautete, so that ich es laut vor allen Umstehenden, was dem Pascha Vergnügen zu machen schien. Er sprach von dem Zustand des Landes, von den Schwierigkeiten mit denen er zu kämpfen hätte, da er die Gränze zwischen zwei Reichen inne habe, von denen das Eine, Persien, ihn immer um Tribut plage, das andere, die Türkei, ihm nicht erlauben wolle Persien zu dienen noch zu zahlen, und doch nicht im Stande sey, ihn gegen die Einfälle des Prinzen von Kirmanschah zu schützen. Er sprach mit Bescheidenheit und gesundem Sinn von der Schwierigkeit dieser Lage, und versicherte, daß er dem Pascha von Bagdad getreu zu bleiben wünsche. Ich glaube auch wirklich, daß er in der That aus religiösen Vorurtheilen den Türken geneigt ist, aber es war leicht zu sehen, daß sie nicht beliebt sind, und daß die große Masse ihnen weder vertraut noch sie achtet. Auch verdienen sie beides nicht, denn ihre Politik ist blind, arrogant und verrätherisch. Es wäre leicht mit einiger Klugheit die religiösen Gefühle der Kurden, welche eifrige Sunnis sind, zu benützen, um sie der Türkei gänzlich ergeben zu machen; sie besitzen die wichtigsten Zugänge zu der Türkei, und können im Nothfall die Wagschale auf die türkische oder die persische Seite neigen.

Nach einem kurzen Stillschweigen sagte der Pascha mit bewegter Stimme: „mein Vater liebte dich sehr, er würde sich gefreut haben diesen Tag zu erleben, von dem er oft zum Voraus sprach, und ich wünschte, daß er hier wäre dich zu empfangen an meiner Stelle.“ Nachdem eine gehörige Anzahl von Pfeifen geraucht war, wurde Kaffee, Rosenwasser und Räuchereien gebracht, und mein Gast trat seinen Rückweg in derselben Ordnung an, wie er gekommen war. Ehe er mich verließ, bat er

mich jedoch meinen Einzug in Suleimanie übermorgen um 9 Uhr zu halten. Ich sah, daß er einen astrologischen Aberglauben an diese Stunde knüpfte, und versprach es natürlich.

Bald nachher schickte er mir einen Vorrath an Lebensmitteln aller Art für mich und mein ganzes Gefolge: er will mir nicht erlauben etwas zu kaufen, so lange ich in seinem Gebiete bleibe, aber diesem werde ich ein Ende machen, sobald ich meine Audienz gehabt habe.

Carthago.

(Fortsetzung.)

Der Krieg der Carthager und Römer galt anfangs dem Besitze von Messina und der Durchfahrt durch die sicilische Meerenge; in der Folge aber erweiterte sich derselbe zu einem erbitterten Kampf um Weltherrschaft, den nur der Untergang des einen oder des andern Staats entscheiden konnte. Der erste punische Krieg (265—51 v. Ch.) kostete Carthago 500 Galeeren, eine Entschädigungssumme von 3200 Talenten, in zehnjährigen Fristen an Rom zahlbar, und überdieß ganz Sicilien nebst allen zwischen Afrika und Italien gelegenen Inseln. Bald darauf gerieth es, von den Anstrengungen des Kriegs erschöpft, durch den Aufruhr seiner Miethtruppen, denen es den rückständigen Sold nicht zahlen konnte, in die äußerste Gefahr: der libysche Krieg brach aus, und wurde, nachdem er im Herzen des punischen Staats über drei Jahre gewüthet, von Hamilkar Barkas mit Mühe gedämpft. Ihm folgte (218 v. Ch.) der zweite punische Krieg, in welchem Hannibal, an Genie vielleicht der größte Feldherr des Alterthums, die Römer in ihrer eigenen Hauptstadt zittern machte, der aber (201 v. Ch.) mit der Niederlage bei Zama endigte. Durch den Friedensschluß verlor Carthago alle seine auswärtigen Besitzungen, hörte auf ein freier Staat zu seyn, und konnte sich seitdem nie mehr zu seinem alten Wohlstand erheben, zumal da durch Rhodos und Alexandria, die unterdessen aufgeblüht, auch sein Handel gelähmt war. Nach fünfzigjähriger Waffenruhe führte Carthago's Verzweiflung und Roms mehr als punische Treulosigkeit (punica fides) den dritten punischen Krieg herbei; die Stadt fiel nach der tapfersten Vertheidigung, und der edle Scipio Aemilianus mußte Cato's unerbittliches Wort durch die Zerstörung der verhaßten Nebenbuhlerin vollziehen (146 v. Ch.) Mit erschüttertem Gemüthe sah Scipio sie in Asche sinken, und ahnungsvoll sprach er Homers prophetische Worte: „Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt." — Damals zählte Carthago noch 700,000 Einwohner. Dreißig Jahre später ward es, jedoch nur ein kleiner Theil von ihm, auf den Rath des C. Gracchus wieder aufgebaut, der eine Kolonie dahin sandte und ihr den Namen Junonia gab.*) Die neue Ansiedlung fristete 102 Jahre lang ein schwächliches Daseyn, wo dann M. Anton und P. Dolabella es verhältnißmäßig wieder zu einer gewissen Bedeutung erhaben. Den Plan des Julius Cäsar, die Stadt glänzend wieder herzustellen, führte erst Augustus etwas von ihrer frühern Lage entfernt aus, bevölkerte sie mit 3000 römischen Kolonisten und machte sie groß und blühend, wiewohl sie auch jetzt an Ausdehnung wie an Pracht hinter der ehemaligen Stadt sehr weit zurückblieb; denn Plinius d. ä. nennt sie „Colonia Carthago magnae in vestigiis Carthaginis" Unter der Regierung Mark Aurels wurde sie durch eine Feuersbrunst verheert, von ihm aber nochmals aufgebaut, und die beiden Gordiane erhaben sie — ein sonderbares Geschick! — während ihrer ephemeren Heerschaft zur Hauptstadt des römischen Reichs. In den nachfolgenden Zeiten wurde sie der Hauptsitz des Christenthums in Afrika, und erfuhr dabei große Veränderungen, denn man weiß, mit welchem Eifer die ersten Christen alle Spuren des verhaßten Heidenthums zu verwischen bestrebt waren. Nirgends vielleicht wurde dieser Grundsatz von ihnen strenger und vollständiger befolgt, als in Afrika. Uebrigens erfreute sich die Stadt in dieser Periode, obgleich ihre glänzenden Tempel und andere profane Gebäude niedergerissen wurden, einer gedeihlichen Ruhe; denn Martian, ein gleichzeitiger Schriftsteller, sagt von ihr: „Carthago inclyta pridem armis, nunc felicitate reverenda." Im J. 312 v. Ch. wurde sie von Maxentius niedergebrannt, die nothdürftig wiederaufgebaute 439 von Genserich erstürmt, und zur Hauptstadt des vandalischen Reichs erklärt, 533 aber von Belisar erobert, welcher nachher viel für ihre Wiederherstellung that, und sie dem Befehle seines Kaisers gemäß Justiniana nannte. Endlich im J. 647 v. Ch., 25 der Hedschra, wurde sie von den Arabern unter der Anführung Hassans, eines der Generale des Kalifen Abdelmelik Ben Merwan, gänzlich zerstört. Seitdem blieb die Trümmerstätte beständig unter der Herrschaft der Moslems, die zwei kurzen Perioden ausgenommen, wo Tunis von den Franzosen unter dem heiligen Ludwig (1270), und von den Spaniern unter Karl V (1535) besetzt war.

Dieser kurze Abriß (fährt Temple fort) von der Geschichte und den Unfällen Carthago's wird wohl genügend den Grund erklären, warum sich so wenige seiner Reste bis auf den heutigen Tag erhalten haben, *) und warum selbst von keiner, oder fast keiner dieser wenigen Ruinen sich behaupten läßt, daß sie aus der alten, ursprünglichen Stadt, dem punischen Carthago, herrühre. Wenigstens mit einiger Sicherheit läßt sich wohl nur den beiden Reihen öffentlicher Cisternen ein höheres Alter anweisen; denn so verheerend und schonungslos auch der erobernde Feind verfahren seyn mag, so sagte ihm doch sein eigenes Interesse, daß es thöricht seyn würde, so nützliche und unentbehrliche Werke zu zerstören. Den Aquädukt, der die größeren Cisternen mit Wasser füllte, darf man nach diesem Grundsatze vielleicht auch als ein Werk der Carthager ansprechen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Kolonisirung durch C. Gracchus ist übrigens zweifelhaft; Appian sagt ausdrücklich, sein Plan sey an bösen Augurien gescheitert.

*) Hiezu kommt auch noch, daß im Mittelalter ganze Marmorladungen von den Europäern zur Verwendung bei christlichen Kirchen weggeführt wurden. So ist z. B. die Kathedrale von Pisa mit diesen reichen Trümmern geschmückt.

Die französischen Kolonien.

Eine statistische Tabelle der französischen Kolonien gibt folgende Bevölkerungszahlen an: Martinique 114,960, worunter 67.767 Sklaven; Guadeloupe 124.848, worunter 99,059 Sklaven; Insel Bourbon 70.178 Sklaven und 50.658 Freie, unter denen man gegen Ende des Jahres 1830 1404 Indianer zählte; französisch Guiana 2970 Freie und 22.521 Sklaven. Die Bevölkerung des Gebiets der französischen Niederlassungen in Indien besteht aus 1198 Europäern und 151,901 Indiern; 908 Freie endlich bilden die Bevölkerung der Inseln St. Pierre und Miquelon. Die Truppenzahl, an Infanterie, Artillerie und Gensdarmerie, welche die Garnisonen dieser Kolonien bilden, beläuft sich auf 2055 Mann in Martinique, 2080 in Guadeloupe, auf 571 in Bourbon, auf 455 im Senegal und auf nur 6 Mann in Indien.

Die jüngsten aus den Antillen eingelaufenen Depeschen melden, daß das Budget von Martinique auf 2.192.717 Franken und das von Guadeloupe auf 2.081.522 Fr. sich belaufe. Das Budget der Insel Bourbon belief sich für 1835 auf 1.630.000 Fr.

Die englisch-ostindische Kompagnie zahlt an Frankreich für Abtretung gewisser Rechte 1 Million Franken Rente. Hievon erhält französisch Guiana 528.000 Fr., Senegal 250.000 Fr., St. Pierre und Miquelon 105.000 Fr., und St. Marie de Madagascar 90,000 Franken, 80.000 Fr. endlich werden in Frankreich für den Centraldienst der Kolonien verwendet.

Die Schifffahrt zwischen Frankreich und seinen Kolonien beschäftigt den fünften Theil der gesammten Mannschaft, welche für die auswärtige Schifffahrt verwendet wird. Das Verhältniß des Tonnengehalts zwischen beiden Schifffahrten ist wie 49 zu 18, oder mehr als zwei Fünftel der durch die auswärtige Schifffahrt in Anspruch genommenen Tonnenzahl. Die Einfuhr der französischen Kolonien in Frankreich belief sich im Jahre 1835 auf 64.561.450 Fr., und die Ausfuhr von Frankreich nach den Kolonien auf 43.714.650 Fr. Es muß jedoch bemerkt werden, daß diese leztere Summe nicht den wahren Werth der Ausfuhr bezeichnet, weil im Handel der Gebrauch angenommen ist, in den Deklarationen der Ausfuhr den Werth der Waaren geringer anzugeben.

Parlamentarische Skizzen.

(Fortsezung.)

Wenn der edle Lord sich erhebt, um über eine Parteifrage zu sprechen, so ist es unmöglich aus irgend einer Phrase auf das zu schließen, was nun folgen wird. Alles, was er sagt, wendet er entweder direkt oder indirekt auf den Saz an, den er aufzustellen sucht, ist aber so eigensinnig in der Wahl seiner Beweisgründe und seiner Erläuterung derselben, daß er sich oft bei Gegenständen aufhält, von denen kein Anderer sich würde einfallen lassen vor dem Hause zu sprechen. Ein Hauptzug, durch den seine Reden sich auszeichnen, ist der erstaunliche Umfang von Kenntnissen, den er entwickelt.

Er ist ein beredter Redner, allein seine Beredsamkeit hat einen eigenthümlichen Charakter, und mir ist weder im Bereich der alten noch der neuen Redekunst etwas bekannt, das sich mit ihr vergleichen ließe. Seine Perioden sind gewöhnlich sehr lang, und es kommen deren nicht selten in seinen Reden vor, deren Recitation länger als eine Minute dauert. Sein Styl ist mithin verwickelt, zumal nicht selten noch Parenthesen in der Parenthese vorkommen; doch sind seine Perioden so gefügt, daß man den Sinn immer vollkommen faßt. Man wird überrascht von der Art, wie er die Sprache zu beherrschen versteht, und noch mehr vielleicht von dem originellen Charakter seiner Diktion, und der Leichtigkeit, mit welcher er denselben der Sprache mitzutheilen weiß. Sie ist keineswegs zierlich und geglättet, sondern vielmehr rauh und holperig, aber doch in ihrer Art vollkommen korrekt.

Lord Broughams großer Fehler als öffentliche Person ist sein Mangel an Diskretion. Er läßt sich ganz vom Impuls des Augenblicks hinreißen, und spricht meist unter dem Einfluß stark aufgeregter Gefühle. Die Folge hievon ist, daß er oft Dinge sagt, die er bei kälterer Ueberlegung unterdrückt haben würde, und obschon bittere Erfahrung ihn oft gelehrt hat, wie sehr er sich selbst sowohl als auch der Sache, für die er spricht, durch seine Hize schadet, so ist er doch immer noch wie früher zu diesem Fehler geneigt. Er ist so hizigen Temperaments, daß ihn die geringste Kleinigkeit in Harnisch bringen kann; ich möchte jedoch nicht behaupten, daß dieser Fehler, sowohl im Interesse des Publikums als in seinem eigenen, zu beklagen wäre, denn so viel ist gewiß, daß er die glänzendsten Beweise seines Rednertalents in beiden Häusern unter der Herrschaft der aufgeregtesten Gefühle abgelegt hat. In solchen Augenblicken verläßt ihn seine Geistesgegenwart nie, und er besizt dann — so seltsam es auch klingen mag — eine Schärfe der Auffassung, und ist von einer Kühnheit und einem Feuer belebt, die man nie an ihm wahrnimmt, wenn er in einer ruhigern Gemüthsverfassung spricht. Ich erinnere mich nicht ihn je in größerer Aufregung gesehen zu haben als an jenem Abend während der Sizungen im Jahre 1834, wo seine Bill wegen der Jurisdiktion der Lokalgerichtshöfe verworfen wurde. Aus der starken Anzahl von Pairs auf der Oppositionsseite erkannte er, gleich als er das Haus betrat, daß ihre Verwerfung unvermeidlich sey, aber er hatte ein solches Resultat nicht erwartet. Ehe er sich erhob, um zu antworten, verließ er den Wollsack auf ungefähr zehn Minuten, und begab sich in eines der Vorzimmer, um eine Erfrischung zu nehmen. Seine Rückkehr wurde unter athemloser Stille erwartet. Der rasche Schritt, mit dem er eintrat, und die unwilligen durchdringenden Blicke, welche er den Oppositionsbänken zuwarf, ehe er den Mund öffnete, waren Vorboten der Aufregung, die in seinem Innern herrschte. Allgemeinen Eindruck machte es, als er mit ungewöhnlicher Kraft und Entrüstung seine Anklagen auf die Häupter derer herabschleuderte, welche sich der Maßregel am thätigsten widersezt hatten. Die Hize, in welche er gerieth, war so groß, daß ihm, ehe er noch den dritten Theil seiner Rede vollendet hatte, buchstäblich der Schaum vor dem Munde stand. Seine Züchtigung Lord Wynfords, der an diesem Abend an der Spize der Opposition stand, war wahrhaft ergreifend. Jede Periode, die er aussprach, rollte gleich einem Donnerschlage über die Häupter derer hin, welche sich der Bill widersezt hatten. Lord Wynford trug sein bescheiden Theil eine Zeit lang mit musterhafter Standhaftigkeit; endlich aber war seine Geduld erschöpft, und, buchstäblich unter der schonungslosen Strenge des Lordkanzlers sich krümmend, erhob er sich von seinem Siz, so sauer ihm auch das Stehen wurde, und verlangte mit lauter Stimme und mit großem Eifer die Wahrung der herkömmlichen Ordnung des Hauses. Und doch kann ich mich, der außerordentlichen Aufregung ungeachtet, unter welcher Lord Brougham sprach, nicht entsinnen einer glänzendern Entwicklung seiner gewaltigen Geisteskraft beigewohnt zu haben.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1836.

Das Recht der Fremden in Frankreich.

Ein Fremder genießt in Frankreich dieselben bürgerlichen Rechte, und zwar in derselben Ausdehnung, wie sie den Franzosen in der Nation, zu welcher der Fremde gehört, gleichfalls verstattet sind. So genießt ein Schweizer die Vortheile der bürgerlichen Rechte eines Franzosen in einem weit höheren Grade, als irgend ein Ausländer, in Anbetracht des gegenseitigen Einverständnisses, das hierüber unter beiden Nationen statt findet. Damit ein Engländer z. B. die bürgerlichen Rechte eines Franzosen erwerben könne, muß er eine Ansiedlungsakte (acte de domicile) erhalten, die vom Justizminister unterzeichnet, vom König bestätigt und im Gesetzbulletin bekannt gemacht wurde. Durch diese Akte wird er ermächtigt, seine Wohnung in Frankreich zu nehmen, und alle bürgerlichen, aber keine politischen Rechte der Franzosen auszuüben, so lange er in Frankreich bleibt. Die Vortheile hievon sind namentlich für alle diejenigen bedeutend, welche Geldgeschäfte irgend einer Art abzumachen haben, denn die Rechte von französischen Bürgern und von Fremden sind namentlich in Betreff der Schuldklagen und der Verhaftung wegen Schulden sehr verschieden.

Ein in Frankreich domicilirter Fremder kann sein Ansiedlungsrecht aufgeben, wann er will, genießt aber dann, wie natürlich, nicht mehr die Rechte französischer Bürger. So lange er sein Ansiedlungsrecht noch hat, kann er wegen Schulden nur dann verhaftet werden, wenn ein Urtheilsspruch erfolgt ist, und man darf ihn nicht vorher provisorisch gefangen halten. Auch kann er in Streitfällen zwischen ihm und einem Franzosen nicht gezwungen werden, Sicherheit für die wahrscheinlich auflaufenden Gerichtskosten zu geben. Er kann ferner gegen Franzosen und Fremde, seyen diese domicilirt oder nicht, Schuldklagen anstellen, was ein nicht domicilirter Fremder auf sein bloßes Patent hin als Kaufmann oder Handwerker nicht thun kann.

Es herrscht gewöhnlich die sehr unrichtige Ansicht, daß ein längerer Aufenthalt in Frankreich und der Besitz eines gewissen Vermögens einen Fremden zum Genuß der bürgerlichen Rechte berechtige; aber dieß ist nicht mehr der Fall: ein Dekret vom Jahre 1812 erklärt, daß ein Fremder eine vom Justizminister unterzeichnete Ansiedlungsakte erlangen müsse, um zum Genuß der bürgerlichen Rechte zugelassen zu werden. Eine andere eben so falsche Ansicht ist, daß ein Fremder, der die Ansiedlungsakte erworben hat, seine Ansprüche verliere, wenn er einige Zeit außer Landes bleibe; es ist bloß nöthig, daß sein gewöhnlicher Aufenthalt in Frankreich sey, und daß in allen Urkunden, die er zu unterzeichnen hat, irgend ein Ort in Frankreich als sein gewöhnlicher Aufenthalt bezeichnet sey.

Die Ansiedlungsakte kann durch eine Ordonnanz des Königs zurückgenommen werden, aber die Motive dazu müssen darin bemerkt seyn, damit der dadurch seiner bürgerlichen Rechte beraubte Fremde den Justizminister, der die Ordonnanz unterzeichnen muß, belangen kann.

Wenn zwei Fremde, — ein Mann und eine Frau, sich in Frankreich verheirathen ohne einen Ehekontrakt abzuschließen, so sind sie, im Falle einer von beiden Theilen in Frankreich domicilirt ist, strafbar, im entgegengesetzten Falle aber kümmert sich die Behörde nicht darum.

Da der Hauptvortheil der Ansiedlungsakte darin besteht, daß ein Fremder im Handel einen andern Fremden oder auch einen Franzosen wegen Schulden verhaften lassen kann, folglich das Recht hiezu immer einer gerichtlichen Prüfung unterliegt, so ist es unumgänglich nöthig, daß alle vorgeschriebenen Formalitäten dabei genau eingehalten werden. Der Fremde muß sich zu dem Ende auf der Mairie des erwählten Wohnorts, in Paris in seinem Arrondissement, melden, und sein Begehren in die Bücher der Mairie eintragen lassen. Dann muß er seinen Taufschein vorlegen, um zu beweisen, daß er 21 Jahre alt ist, weil niemand in Frankreich unter diesem Alter gesetzlich eine Urkunde unterzeichnen kann, und auch vorausgesetzt wird, daß man die Ansiedlung nachsucht, um Handel treiben zu können, was überdieß in der Eingabe bemerkt werden muß. Eine vom Maire unterzeichnete Abschrift dieser Eingabe wird an den Justizminister gesendet, der, wenn nicht ein von mehreren achtungswerthen Bewohnern der Stadt oder des Arrondissements unterzeichnetes Certifikat eines guten Charakters beigelegt ist, durch die Polizei der Nachbarschaft Nachforschungen anstellen läßt, deren Resultat über die günstige oder abschlägliche Antwort ent-

scheidet. Dieses Fremdenrecht unterliegt indeß noch manchem Zweifel, mehrere Aussprüche der Tribunale haben das Gesetz erläutert, und neuliche Fälle haben einen angesehenen Rechtsgelehrten, Namens Legat, veranlaßt, einen eigenen Code des étrangers herauszugeben.

Carthago.

(Fortsetzung.)

Den Umfang der alten Stadt jetzt noch genau zu bestimmen, ist äußerst schwierig. Livius nimmt ihn für das phönizische Carthago, — denn der des römischen war beträchtlich enger gezogen — auf 23 römische Meilen (23,000 Schritte) an, Strabo sogar auf 360 Stadien (25,000 Schritte). Shaw reduzirte diese Angabe auf 15 englische, oder ungefähr 17 römische Meilen. Falbe bemerkt, wenn man auch den ganzen Bezirk des Dorfes Quamart und einen großen Theil des Isthmus jenseits der Nr. 117 des Plans (wo, nach Falbe's Annahme Scipio's Lager stand) für das alte Stadtgebiet anspreche, so könne man die Angaben der beiden genannten Schriftsteller doch nicht mit den jetzigen Vermessungen des Terrains in Einklang bringen. Er reduzirt den Umfang der Stadt auf 58 bis 60 Stadien (7500 Schritte), welcher Berechnung Sir G. Temple sich anschließt. Gleiche Abweichungen, sagt dieser, herrschen in den Angaben über die Byrsa. Servius berichtet, ihr Umfang habe 22 Stadien oder fast 3 englische Meilen betragen, während Eutrop ihr nur 1000 Schritte gibt. Letztere Berechnung möchte die richtige seyn. Auf der Hochfläche des Hügels, wo die Burg stand, findet man viele Stücke seltenen Marmors: Serpentin, Giallo, Rosso, Verdantico, Porphyr u. s. w. Diese und einige unbedeutende Fragmente von Gebäuden und die Spuren der dreifachen Umwallung sind Alles, was noch übrig ist von ihren glanzvollen Tempeln und Palästen — von dem Tempel Aesculaps namentlich, zu welchem, wie Appian und Livius melden, eine prächtige Marmortreppe von sechzig Stufen emporführte, und in dessen Flammen Hasdrubals hochherziges Weib sich mit ihren Kindern und neunhundert römischen Ueberläufern lieber verbrannte, als daß sie sich unter das Joch der übermüthigen Römer beugte. Er, so wie der Tempel der Schutzgöttin Juno (Astarte), dessen Virgil gedenkt: „Hic templum Iunoni ingens Sidonia Dido condebat," und alle übrigen Prachtgebäude sind spurlos verschwunden.*) Auf der Südseite des Hügels war die Byrsa von dreifachen, dreiundvierzig Fuß hohen Mauern geschirmt, von denen sich in gewissen Zwischenräumen hohe Thürme erhoben. Ihre untersten Stockwerke waren zu Quartieren für 24,000 Mann, zu Stallungen für 300 Elephanten und 4000 Pferde, und zu ungeheuren Magazinen eingerichtet. Diese Andeutungen der alten Schriftsteller geben einen, obschon nur schwachen Begriff von der Pracht und dem Glanze Carthago's, einer Stadt, zu deren Zerstörung es siebenzehn ganzer Tage bedurfte, und welche, trotz der enormen Summen, die sie auf den Krieg verwendete, gleichwohl bei ihrer Erstürmung noch so große Schätze enthielt, daß Scipio, nach Brand und Plünderung, noch einen Werth von Millionen aus ihren Ruinen sammelte.

Die am besten, oder in der That die allein wohlerhaltenen Alterthümer sind die (Nr. 65) unter Burdsch Dschdid, oder dem Fort St. Louis, gelegenen Cisternen. Sie bilden zusammen ein länglichtes Viereck von 410 Fuß Länge und 116 Fuß Breite. Es sind ihrer achtzehn, jede 93 F. lang, $19\frac{2}{3}$ F. breit, und bis zur Spitze des Gewölbs $27\frac{1}{2}$ F. hoch, jedoch können sie nur 17 F. tiefes Wasser halten. Auf jeder Seite längs dieses Baues läuft eine $6\frac{1}{2}$ F. breite Galerie hin, die sich auf jede der Cisternen öffnet, und am nordöstlichen Ende sind zwei große tiefe Brunnen, die mit den andern Reservatorien nicht in Verbindung stehen. In den Ecken der entgegengesetzten Seite befanden sich zwei runde Zimmer mit kleinen Kuppeln, von denen nur eines erhalten ist; zwei ähnliche erkennt man noch an einer der mittleren Cisternen: wahrscheinlich waren es die Wohnungen der Aufseher. Diese Cisternen wurden nicht durch den Aquädukt, sondern bloß durch das Regenwasser gefüllt, welches, auf das Dach niederfallend, durch irdene Röhren in die Behälter geleitet wurde. Diese Röhren sind noch vorhanden. Die Cisternen, so wie alle andern carthagischen Bauten, von denen noch Reste übrig sind, waren aus kleinen unregelmäßigen Steinen gebaut, die in große Massen eines sehr harten Mörtels eingekittet sind. Eine größere Reihe Cisternen sieht man in dem Dorfe Malka, und man kann wirklich sagen, daß sie das Dorf selbst, wenigstens den größten Theil desselben, ausmachen. Sie sind weit mehr verfallen als die andern, wiewohl alle bewohnt oder in Ställe verwandelt. Man zählt ihrer dreizehn, aber ursprünglich, wie der Augenschein zeigt, waren es weit mehr. Sie nehmen einen Flächenraum von 330 F. Länge und 25 F. Breite ein. Eine vierzehnte Cisterne läuft quer an den übrigen hin, ist 5 F. höher als diese, aber nur $17\frac{1}{2}$ F. breit. Ein Aquädukt, von der Gegend aus geführt, wo jetzt das Dorf Zaghwan liegt, versorgte sie nach einem Laufe von 52 engl. Meilen mit Wasser, das sich durch einen 3 F. weiten Kanal in die Behälter ergoß. In der Ebene, am Fuße des Hügels von Malka und in der Richtung nach dem See hin, sieht man, außer den Ruinen mehrerer andern großen Gebäude, die Grundmauern eines Amphitheaters (Nr. 63), dessen Länge gegen 300, die Breite 230 F. betrug; die Arena war 180 F. lang und 100 F. breit. Dieses Gebäude konnte aus den Cisternen mit Wasser angefüllt, und so in eine Naumachie verwandelt werden. Die Bauart weist auf die bekannte römische. Zwischen ihm und den Hütten von Dowar-es-schat gewahrt man die Spuren eines Cirkus (61). Der Aquädukt selbst ist gänzlich von Menschenhand zerstört, aber seine mächtigen Fragmente verfolgt man deutlich von dem Dorfe Malka an quer über die Ebene hin; sie gleichen den ge-

*) Hr. Dureau de la Malle widerlegt in seinem früher citirten Werke die gewöhnliche Meinung, daß Scipio Africanus, d. j. Carthago ganz von dem Boden weggetilgt habe, denn, trotz des Senatsbeschlusses, der dieses gebot, habe das römische Heer auf sein Zerstörungswerk zu kurze Zeit verwandt, als daß dieses bei dem großen Umfange der Stadt hätte vollständig seyn können. Er nimmt hiernach an, daß bei der Gründung der Carthago romana noch viele größere Gebäude des punischen Carthago, theils ganz, theils nur vom Feuer beschädigt, gestanden, und daß hiernach alles Kolossale in den jetzigen Ruinen, namentlich die Cisternen, ächt punische Reste seyen.

bleichten Wirbelknochen einer ungeheuern Schlange. Die Burdsch (Burg) Dschedid oder Burdsch Sidi-Bu-Said, wie sie ebenfalls genannt wird, ist auf den Trümmern eines sehr ausgedehnten Gebäudes errichtet, welches vielleicht der Cerestempel war. Die Unterlagen einer hohen und breiten Treppe, die ans Meer hinab führte, sind noch sichtbar, und dieser Umstand hat — namentlich da der Mangel an genauen Lokalbeschreibungen vom alten Carthago das weite Feld der Conjekturen und Theorien Allen offen läßt — Manchen auf die Vermuthung gebracht, daß hier einst der Aeskulaptempel gestanden, und folglich dieser Hügel jener der Akropolis gewesen sey. Diese Vermuthung wird jedoch durch Strabo widerlegt, welcher ausdrücklich sagt, die Byrsa sey auf einer ziemlich steilen Höhe in der Mitte der Stadt gestanden, und diese habe sich rund um sie her gezogen. Innerhalb der Mauern des Forts, zu welchem man aber nur schwer den Zutritt erhalten kann, liegen die sterblichen Reste Ludwigs IX von Frankreich, genannt des Heiligen, begraben, sein Herz aber ward im Dom von Monreale in der Nähe von Palermo beigesetzt, wo folgende Inschrift zu lesen ist: „Hic jacent tumulata viscera et cor Lodovici, Regis Franciae, qui obiit apud Tunisium An. Dom. Incarn. 1270, mense Aug. 13, indict." Nach einem geheimen Artikel des Vertrags, der zwischen dem Bey von Tunis und den Franzosen im J. 1830 abgeschlossen, aber niemals ratifizirt wurde, sollte das kleine Fort abgetragen werden, um einem großen Kloster und einer Kapelle Platz zu machen, welche die Franzosen über der Stelle errichten wollten, wo die Asche ihres frommen Königs ruht. Die Mauren betrachten den heiligen Ludwig und ihren großen Heiligen Sadi-bu-Said als eine und dieselbe Person, indem sie zuversichtlich behaupten, der Frankensultan habe auf seinem Todbette die christliche Religion abgeschworen und den Glauben Muhammeds angenommen, wobei er zugleich seinen Namen in Bu-Said, d. h. der „Vater der Glückseligkeit," verwandelt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsgeist der Birmanen.

Die Birmanen sind eine durchaus kriegerische und kriegslustige Nation; jeder ist Soldat, und wenn er Marschbefehl erhält, gehorcht er, ohne etwas Anderes zu erhalten, als die Waffen. Diese bestehen meist aus einem zweihändigen Schwert, einer mächtigen Waffe, und sehr starken Speeren; wer sich jedoch ein Gewehr verschaffen kann, der thut es, und feuert es mit einer Lunte ab, wenn es kein Schloß hat. Wir (die Engländer) hielten es für eine sehr kecke That ein birmanisches Gewehr abzufeuern, von so schlechter Beschaffenheit waren sie, und um diesem Mangel die Krone aufzusetzen, so macht sich auch noch jeder sein eigenes Pulver. Man kann sich leicht denken, welcher Art dieß ist, da vor einem erwarteten Kampfe jeder Birmane sich niedersetzt und dasselbe nach bestem Wissen und Gewissen bereitet. Die Folge ist, daß wenn die Musketen, was unter zehnmal neunmal nicht geschieht, losgehen, zehn gegen eines zu wetten ist, daß die Kugel wegen des schlechten Pulvers nicht weit genug fliegt. Ein anderer seltsamer Umstand, welcher hinreichend beweist, daß die Birmanen das Feuergewehr erst seit kurzer Zeit kennen, ist der, daß sie weder Kugelformen, noch bleierne Kugeln haben; alle Kugeln sind von Eisen und rund gehämmert, so gut dieß in der Schmiede thunlich ist: natürlicherweise wird dadurch der Spielraum zu groß und die Kugel wird abgelenkt. Und trotz dieser erbärmlichen Waffen setzten sie den Engländern einen so muthvollen Widerstand entgegen, daß diese das höchste Erstaunen darüber bezeigten; natürlich aber mußten die armen Birmanen endlich der Ueberlegenheit der englischen Waffen weichen.

Parlamentarische Skizzen.

(Schluß.)

In der Erwiderung scheint der edle Lord seine größte Stärke zu besitzen, denn seine vorher überdachten Reden, sie mögen betreffen, welchen Gegenstand sie immer wollen, sind vergleichungsweise weit schwächer. Nur bei Opposition oder einem Zusammenstoß sind alle seine Geisteskräfte in voller Thätigkeit. Die Raschheit, mit welcher er dann die Blößen eines Gegners auffaßt, ist eben so überraschend als die Geschicklichkeit, mit welcher er selbst die sinnreichst gesponnenen Gewebe der Sophisterei zerstört. Es bringt ihn nicht im Geringsten außer Fassung, wenn er unterbrochen wird, und finden solche Unterbrechungen in der Form von Bemerkungen über das statt, wovon er eben so spricht, so beantwortet er dieselben, und wenn deren fünf oder sechs hinter einander gemacht würden, so schnell und glücklich, daß jeder, der ihn hört, in Erstaunen geräth.

Der unbedeutendste Umstand verleitet ihn zu Abwegen von seinem Thema. Wenn er ein Lächeln auf dem Gesicht eines politischen Gegners bemerkt, oder zu bemerken glaubt, so bricht er plötzlich mitten in dem beredtesten Vortrag ab, und schleudert die heftigsten Ausfälle auf das Haupt desselben wegen seines angeblichen Mangels an guten Sitten, oder überschüttet ihn mit seinem ironischen Lob, das fast noch zermalmender ist als seine bittersten Anzüglichkeiten.

Ich habe von der Unruhe seines Geistes gesprochen; ein Beweis hiefür ist der Umstand, daß er nur in Kollisionen sich behaglich fühlt. Für ihn ist es nicht genug, daß seine gewaltigen Geisteskräfte in der Gesammtwirkung mit Andern in beständiger Uebung gehalten werden, sondern wenn er sich wohl fühlen soll, muß er durchaus in Kollisionen gerathen. Auf Seite der stärkern Partei fühlt er sich nicht behaglich; Opposition ist die Sphäre, in welcher er sich bewegt, und je stärker und mächtiger die ihm entgegenstehende Partei ist, um so wohler wird ihm, und um so kräftiger entwickelt er seine außerordentlichen Talente. Er bedauert es sehr zu den Lords versetzt worden zu seyn; nur im Unterhaus unter den stürmischen Auftritten, die es dort oft gibt, fühlt er sich behaglich; der Ernst, die Würde und Ruhe im Oberhaus langweilen ihn.

Sein moralischer Muth ist groß, nichts vermag ihn verzagt zu machen. Im Unterhaus, vor der Reform, waren Vierfünftel der Mitglieder gegen ihn, doch entmuthigte ihn dieß nicht im Geringsten, und er sprach und kämpfte eben so kühn und zuversichtlich, als ob es umgekehrt gewesen wäre.

Derselbe Fall findet im Oberhaus statt. Er weiß, daß er von der Opposition und selbst von mehrern Pairs von seiner politischen Partei auf das Bitterste gehaßt wird; er weiß, daß Alles, was er vorbringt, theils der Seite wegen, von welcher es kommt, theils um seiner Person willen mißbilligt wird, und dennoch entmuthigt ihn dieß nicht im Geringsten. Er geht so muthig und getrost ans Werk, als wäre er das Idol Ihrer Herrlichkeiten, als töne Alles, was er sage, wie Musik in ihren Ohren, und würde mit dem herzlichsten Beifallruf begrüßt.

Lord Brougham ist stolz und anmaßend; sein ganzes Benehmen zeigt, wie sehr er sich seiner Vorzüge bewußt ist. Er blickt auf die übrigen Pairs des Hauses herab, als wären sie Geschöpfe niedrigerer Art. Das gebieterische Wesen, welches er oft annimmt, und seine rücksichtslose Sprache, welche er häufig sich erlaubt, würden im Privatleben nicht geduldet werden. Die wenige Achtung, welche ihm von seinen Mitpairs gezollt wird, ist eigentlich die geheime Ursache seiner so wüthenden Angriffe im Oberhaus.

Als er Lordkanzler wurde, kam nichts den Begriffen von seiner eigenen Wichtigkeit gleich. Daß dieses Amt ein sehr bedeutendes, und er durch den Einfluß, den er durch seine Talente auf die Gemüther übt, allerdings ein Mann von hoher Wichtigkeit ist, läßt sich nicht bezweifeln; allein dennoch trieb er die Schätzung derselben während der Zeit, als das große Siegel sich noch in seiner Hand befand, viel zu weit. Er schien zu glauben, daß er das Geschick der Welt in seinen Händen halte, und daß er eine Art Gottheit, alle Uebrigen um ihn her aber nur arme Sterbliche seyen. Die verächtliche und bissige Art, in welcher er mit den Deputationen des Unterhauses sprach, welche dem Haus der Lords Bills vorzulegen hatten, war oft kaum zu ertragen. Nur einmal sah ich ihn bei einer solchen Gelegenheit sein rauhes Wesen etwas mildern; es war dieß im Jahre 1834, als O'Connell eine Irland betreffende Bill vom Unterhause brachte. Drei oder vier Tage früher hatte Lord Brougham Herrn O'Connell im Oberhause einen großen nationalen Bettler genannt, und ihn Dante und andern ausgezeichneten Geistern gegenübergestellt, die sich lieber den niedrigsten Beschäftigungen gewidmet, als von der Großmuth Anderer abhängig gemacht hatten. Bei dieser Gelegenheit nahm er die Bill an den Schranken, ohne ein Wort zu sprechen, von Herrn O'Connell, wobei er jedoch ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das wahrscheinlich durch den Gedanken hervorgerufen wurde, daß er sobald schon mit dem Mitglied für Dublin zusammentreffe, nachdem er von ihm in den erwähnten herabwürdigenden Ausdrücken gesprochen hatte. Das Erstemal nach diesem Vorfall trafen sich beide bei einem öffentlichen Diner in der London Taverne im Frühjahre 1835. Nur ein einziger Gast saß zwischen beiden, und Lord Brougham that den ersten Schritt zu einer Aussöhnung, indem er Herrn O'Connell vorschlug, „Adamswein" (Wasser), wie er es nannte, mit ihm zu trinken. Sie tranken einander zu, und Lord Brougham sagte zu O'Connell, als er das Glas an die Lippen setzte: „Wir haben keinen Wein mit einander getrunken, seit wir im Jahre 1823 bei einem öffentlichen Diner einander gegenüber saßen." O'Connell erwiderte, daß Se. Herrlichkeit in der Hauptsache Recht habe, daß aber das Diner 1822 und nicht 1823 stattgefunden. Ich gedenke dieses unbedeutenden Umstandes, weil Lord Brougham eine Stunde später eine der größten Lobreden auf die Talente und Vorzüge O'Connells hielt, wie nur ein Mann dem andern sie immer halten kann.

Lord Brougham arbeitet seine Reden nie vorher aus, was durch die Anspielungen bewiesen wird, die er auf Alles macht, was nur immer Wichtiges in Bezug auf die vorliegende Frage im Hause vorgeht. Dieser Anspielungen sind keineswegs etwa nur wenige, sondern sie bilden im Gegentheil gar oft den Stoff zu seiner Rede. Obschon er mithin aus dem Stegreif spricht, so verräth er doch nie die geringste Verlegenheit oder Mangel an Worten. Sein Geist ist so fruchtbar und seine rednerischen Hülfsquellen aller Art so reichhaltig, daß ihm nichts schwer fällt, als etwa die Wahl des besten Ausdrucks unter den ihm zuströmenden, und den Augenblick zu erhaschen, um abzubrechen. Eben diese Reichhaltigkeit seines Geistes verleitet ihn oft, die Frage, über welche er spricht, mit Argumenten und Erläuterungen zu überladen. Er ist nie um Worte verlegen, sie strömen ihm eben so reichlich zu als die Gedanken, und scheinen gleich Shakespeare's Geistern aus der unendlichen Tiefe heraufzusteigen, ohne beschworen zu werden. Bei besondern feierlichen Gelegenheiten studirt er jedoch einige Theile seiner Rede mit großer Sorgfalt.

Seine Stimme besitzt große Biegsamkeit. Zwar herrscht in seiner gewöhnlichen Sprache eine gewisse Rauhheit; in seinen bedeutenden Reden aber steht ihm ein Tonwechsel zu Gebote, der fast alle Schlüssel durchläuft. Seine tiefern Töne sind dann sanft und weich, und stimmt er sie dann höher hinauf, so herrscht oft viel Wohlklang in seiner Intonation. Nur wenige Menschen besitzen eine gleiche Herrschaft über ihre Stimme; er erhebt und senkt sie nach Belieben. In seiner mehr aufgeregten Gemüthsstimmung besitzt sie eine ungewöhnliche Kraft und einen bedeutenden Umfang, und stimmt auf bewundernswerthe Weise mit dem kühnen heftigen Charakter seines Benehmens und seiner Beredsamkeit zusammen.

Seine Gesten sind eben so mannichfaltig als sein Tonwechsel. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten sind sie ruhig und gemäßigt, wird er aber aufgeregt, so werden sie ungewöhnlich heftig. Seine Arme sind dann so sehr in Bewegung, daß es keinem der edeln Lords zu rathen seyn möchte, sich bis auf Armslänge in seine Nähe zu wagen. Er hat keine Lieblingsgesten, oder solche, welche ihm eigenthümlich sind und immer wiederkehren, sie sind vielmehr so mannichfaltig als der Arm, und der menschliche Körper überhaupt sie nur zu leisten vermag. Er ist in dieser Hinsicht ein wahrer Proteus. Grazie haben seine Bewegungen übrigens nicht, sie sind im Gegentheil oft so unbeholfen, daß sie an jedem Andern lächerlich erscheinen würden.

Seine Reden scheinen ihm keine physische Anstrengung zu kosten, und ich bemerkte nie Zeichen der Erschöpfung an ihm, er mochte auch noch so lange und kräftig gesprochen haben. Nach Reden, welche drei bis vier Stunden dauerten, und die ganze Aufmerksamkeit des Hauses in Anspruch nahmen, während welcher er mit einer Donnerstimme gesprochen und seine Worte mit entsprechenden heftigen Bewegungen begleitet hatte, sah ich ihn eben so frisch und kräftig seinem Sitz zuschreiten, als er sich erhoben hatte, um zu dem Hause zu sprechen. Vor einigen Jahren, noch als Mitglied des Unterhauses, sprach er einst fast sieben Stunden lang ohne Unterbrechung über eine Reform der Gerichtshöfe, und zeigte sich nach dieser Rede so wenig erschöpft, daß jeder, der fünfzehn Minuten früher eintrat, bevor er seinen Sitz wieder einnahm, hätte glauben müssen, er habe eben erst angefangen zu sprechen. Sprechen scheint für ihn, sowohl in physischer als in geistiger Beziehung, nur ein Zeitvertreib zu seyn.

Mit Ausnahme des Herzogs von Cumberland kenne ich keinen Lord, der den Sitzungen regelmäßiger beiwohnte, als Lord Brougham. Man wird seinen Sitz nie leer sehen, und dann merkt man an ihm, es möge auch verhandelt werden was da wolle, die Erwartung, daß etwas vorkomme, was ihm Gelegenheit gibt zu sprechen. So lange dieß der Fall nicht ist, langweilt er sich, und bietet sich die Gelegenheit nicht selbst dar zu den Lords zu sprechen, so bricht er sie vom Zaun, wobei die sinnreiche Weise, mit der er dieß thut, oft überraschend ist. Oft war ich Zeuge, wie er die unbedeutendste Bemerkung, welche einem der edeln Lords entschlüpfte, auffaßte, und zu einem Haken machte, an den er eine Rede hing, welche 40 bis 50 Minuten dauerte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1836.

Die Bergvölker des Kaukasus.

3. Die Osseten.

Ossetien besteht aus vielen Kreisen, die zum Theil diesseits, zum Theil jenseits des Kaukasus liegen. Da die letztern zur grusinischen Provinz gerechnet weeden, so kommen hier nur die letztern in Betracht, die man noch mit dem Namen des unabhängigen Ossetiens belegt, obwohl sie der Kommandantschaft zu Wladikaukas unterworfen sind. Ossetien diesseits des Kaukasus gränzt gegen W. und SW. an das Land der Balkaren und Großkabaeba; gegen S., O. und NO. bildet der Terek die Gränze, und scheidet es von dem Lande der Kisten; gegen N. stößt es an die kleine Kabarda. Es liegt zwischen 61° 5′ und 62° 20′ L. und 42° 30′ und 43° 20′ B., und bildet fast ein regelmäßiges Rhomboid mit einem Flächeninhalt von 3500 □ Wersten. Die größte Länge von Wladikaukas bis an die Gränze der Balkaren beträgt 140 W., die größte Breite von Kasbek bis an den Quellbezirk des Schegul 85 W.

Den Süden des Landes füllen die Schiefergebirge, welche die Vorberge des Kaukasus sind, und die Schneegebirge machen die Naturgränze gegen die grusinischen Kreise. Bemerkenswerth unter diesen ist der Kasbek oder Mkinwari in der Nähe der grusinischen Kriegsstraße; seine Höhe mag etwa dieselbe wie die des Elborus seyn. Die Hauptausläufer des Kaukasus in Ossetien finden sich zwischen den Flüssen Pog und Kisil, die mit einander die Schlucht von Tagaur im Kreise dieses Namens bilden; die Verzweigungen gegen die balkarische Gränze hin nehmen den Kreis von Dugor und Mameson ein. Die niederen Strecken sind mit Wäldern von Buchen, Eichen, Ulmen und Erlen bedeckt, die eine merkwürdige Höhe und Dicke erreichen. Die Schieferberge des östlichen Ausläufers sind gleichfalls mit Wäldern bedeckt, die vorzugsweise aus sehr kleinen Fichten und Birken, so wie aus Erlenbäumen bestehen.

Die Hauptflüsse sind 1) der Lekfen, der aus den Bergen kommt, welche den dugorischen Kreis von der kleinen Kabarda trennen: er fließt gegen NW. und bewässert den dugorischen Keeis auf einer Strecke von 35 W. 2) Der Uruch, welcher im dugorischen Kreise aus der Vereinigung zweier Bergwasser entspringt, und denselben in nordöstlicher Richtung auf einer Strecke von 40 W. durchfließt. 3) Der Arabon kommt aus der Hauptkette im Kreise Mameson, und durchströmt diesen und den Kreis von Walagir auf einer Strecke von 60 W. in nordwestlicher Richtung; er nimmt einige unbedeutende Bergwasser auf. 4) Der Fluß Pog entspringt am Fuße des Kasbek, und bewässert auf seinem nordwestlichen Laufe auf einer Strecke von 50 W. die Kreise Sacha und Kurtat. An der Gränze von Großkabarda nimmt er den Kisil auf, und fällt dann in den Terek.

Der südliche Theil des Landes besteht aus unfruchtbaren Höhen und Felsen, der nördliche ist fruchtbar. Die Thäler sind zum Getreidebau sehr günstig, denn da sie von Flüssen bewässert werden, so sind sie reichlich mit Humus bedeckt. Nahe an den Vorbergen befinden sich große Sandstrecken. Am Flusse Pog, nahe an den Trümmern einer alten Festung im Kreise Kurtat, stößt man auf eine Bleiader mit untermischtem Silber, zwei ähnliche am linken Ufer desselben Flusses bei dem Dorfe Tschimet. Der Berg besteht aus grünlichem Schiefer mit eingesprengtem Quarz. Zwei ähnliche Adern finden sich beim Dorfe Tscharlan; Bleiglanz mit einer Beimischung von Silber an der Einmündung eines Bergwassers in den Arabon unterhalb Walagir, am Dorfe Niza im Kreise von Dugor. Die Schieferberge überhaupt bieten am Rande der Flüsse reiche Adern dar. Auf der Höhe der Berge, welche das linke Ufer des Terek umgeben, gibt es Schiefer mancherlei Art, namentlich Mergelschiefer und Dachschiefer, auch Eisenstein.

Alle Verbindungswege zwischen der Kabarda, Imeretien und Grusien durch das Land der Osseten führen ausschließlich an den Ufern der Flüsse Arabon, Uruch und Pog hinauf, und sind sehr mühsam, obwohl die Landesbewohner sie, freilich halsbrechend genug, auch mit Wagen befahren. Das Klima in Ossetien diesseits des Kaukasus ist ziemlich rauh, namentlich in Folge der hohen Lage des Landes; übrigens ist der Winter in den Thälern nicht sehr lang, der Sommer heiß und regnerisch.

Die Zahl der Bewohner von Ossetien diesseits des Kaukasus schätzt man auf 13,000 S., die folgendermaßen vertheilt sind: Der Kreis Sacha enthält 13 Dörfer, der Kreis Nori oder Mameson 19 D., der Kreis Sannach 13 D., der Kreis Walagir

14 D., der Kreis Dugor 50 D., der Kreis Kurtat 8 D., der Kreis Tagaur 12 D. Der frühere Einfluß von Grusien auf die ossetinischen Kreise diesseits des Kaukasus und die Thätigkeit russischer Lehrer verschafften dem Christenthum Eingang in den Kreisen Walagir und Kurtat, in den übrigen sind noch die Spuren des Heidenthums sehr bemerklich. Die Sprache der Osseten ist von der der übrigen Kaukasier gänzlich verschieden, hat jedoch Aehnlichkeit mit dem Persischen, und ist nach der Bemerkung von Gelehrten ein Ueberrest der Sprache der alten Polowzen. Der Bischof Gaios hat ein ossetisches Abcbuch abgefaßt und herausgegeben. *)

Die Osseten sind zwar nicht sehr groß, doch wohl gebaut, fähig, Arbeiten und Entbehrungen zu tragen, zum Raube geneigt, obgleich weniger als die andern Bergstämme, aber eben so wortbrüchig, wie diese; seit der Befestigung der russischen Herrschaft haben sie sich schon sehr zu ihrem Vortheil geändert. Die Sitten des Volks sind roh und in ursprünglicher Wildheit. Die, welche sich den am Kordon lebenden Russen zu nähern suchen, haben sich schon sehr gebessert. Die innern Uneinigkeiten sind in hohem Grade nachtheilig, und vermehren die Noth und die ohnehin drückende Lage des Volks. Der Bau der Wohnungen, die Lebensart, Nahrung und Kleidung unterscheiden sich bei den Osseten durchaus nicht von denen der transkubanischen Tscherkessen. Ihre Obrigkeiten sind Fürsten und Aelteste theils nach Erbrecht, theils nach Volkswahl, aber sie erkennen die Oberherrschaft Rußlands an, geben Geiseln, schwören den Eid der Treue, und hängen von den Verfügungen der russischen Befehlshaber an der kaukasischen Linie ab.

Der Name Osseten rührt von den Grusiern her, von ihnen überkamen ihn die Russen und die andern Nationen Europa's, bei den Tataren heißen sie Kuscha, sie selbst nennen sich je nach den Kreisen: Chor, Walw, Chuatan u. dergl. **)

Die geringe Ausdehnung des fruchtbaren Bodens beraubt die Osseten der Mittel sich durch den Ackerbau zu nähren, und sie müssen deßhalb Heerden zu ziehen suchen, welche denn auch ihren Hauptreichthum ausmachen. Schafkäse, den sie in großer Menge gewinnen, bildet einen Hauptausfuhrartikel; er ist in ganz Georgien unter dem Namen des ossetischen bekannt, und geschätzt theils wegen seines Geschmackes, theils weil er sich lange Zeit hält. Uebrigens sind die Osseten äußerst arm, und selbst die fürstlichen Familien leiden oft am Nöthigsten Mangel.

Güldenstädt glaubt, die Osseten seyen ein Ueberrest der Polowzen, *) welche im Jahre 1110 von den Russen am Don geschlagen wurden und sich in den kaukasischen Bergen verbargen. Später, als innere Kämpfe die Macht des Volkes schwächten, geriethen sie in Abhängigkeit von den grusischen Königen, aber diese hörte, zum mindesten für die Kreise diesseits des Kaukasus, auf, als Grusien selbst in Zerrüttung fiel; nur die südlichen Kreise verblieben dem letztern Lande. Als Grusien selbst unter russische Herrschaft fiel, kamen die südlichen Kreise unter die Jurisdiktion des Civilgouverneurs von Grusien, die nördlichen unter den Generalgouverneur der kaukasischen Provinz.

*) Wahrscheinlich dasselbe, welches kürzlich der asiatischen Gesellschaft in Paris nebst einigen andern halb georgischen, halb ossetischen Büchern, einem Gebet- und einem Meßbuch, vorgelegt wurde; das Alphabet ist das georgische mit Hinweglassung mehrerer im georgischen Alphabet häufigen Doppelbuchstaben, und Hinzusetzung zweier neuen, die man Halbvokale nennen könnte. Die Schriftart ist die georgische Kirchenschrift, Kuzuri genannt. Siehe Journal asiatique. J. 1836. Febr. p. 202 ff. A. d. Ueb.

**) Diese Angabe scheint nicht genau, wenigstens nicht vollständig: sie selbst sollen sich Iron (Iran) nennen, ein bedeutsamer Name bei der allerdings unläugbaren Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Persischen. A. d. Ueb.

*) Dagegen scheint ihre sehr nahe Verwandtschaft mit den Persern zu sprechen.

Carthago.

(Fortsetzung.)

Am Rande des Seeufers, das einst mit steinernen Kais eingefaßt war, befinden sich die Ruinen eines sehr ausgedehnten oder eigentlich mehrerer zusammenhängenden Gebäude. Vielleicht war es ein befestigter Palast mit einem Tempel und Bädern, und seine Trümmer mögen die Basis der stattlichen Kirche gebildet haben, die von den arianischen Christen **) dem h. Cyprian von Carthago — die christliche Legende kennt nämlich zwei Heilige dieses Namens — geweiht war, und dem Prokop zufolge ganz nahe am Ufer des Meeres stand. Stücke ihres Mosaikbodens sieht man noch jetzt, und unvergleichlich ist die Festigkeit, womit diese Kirche gebaut war. Ein Fragment besonders, das von fern gesehen einem hohen Thurme gleicht, setzt durch die Größe seiner Verhältnisse in Erstaunen. Es besteht ganz aus kleinen Steinen und Mörtel; indessen waren ohne Zweifel alle größern Gebäude von außen mit zugehauenen Steinen bekleidet, so wie auch die vielen Platten mannichfaltigen und schönen Marmors, auf die man noch jetzt bei jedem Schritte stößt, beweisen, daß sie von innen mit diesem kostbaren Material geziert waren. Ganz nahe an dieser großen Ruine findet man die Ueberbleibsel eines kleinen Theaters, das seine Fronte der See zukehrte. Noch an vielen andern Stellen der Ebene und der Hügel liegen Trümmer zerstreut, mehrere Cisternen von Privathäusern, Kapitäler, Stücke von Friesen, Karniesen und Säulen, so wie nicht wenig Steine mit Inschriften in phönizischen und römischen Charakteren. Die Lage der alten Häfen, wiewohl sie mit Erde ausgefüllt sind, ist deutlich zu erkennen bei den Salzlagerungen zwischen Carthago und der Goletta, und nicht bei El Mersa, wie Hr. Shaw angenommen hatte. Die Dämme des äußern oder Kauffahrteihafens sind unter dem Wasser sichtbar. Eben so erkennt man die Umrisse der in der Mitte des innern Hafens, welcher für Kriegsschiffe bestimmt war, gelegenen kleinen Insel Kothon, die dem Hafen und dem anstoßenden Stadttheile den Namen gab. Man wundert sich anfangs, daß die Carthager, anstatt einen künstlichen Hafen zu graben, wie er es offenbar gewesen ist, sich nicht lieber des Sees von Tunis

**) Die Vandalen hingen bekanntlich dem Arianismus an, bis er durch Belisars Sieg in Nordafrika erdrückt wurde.

(El Baheira) bedienten, der jetzt an vielen Stellen für ihre größten Galeeren tief genug wäre, und wenn der See, wie wahrscheinlich, damals nicht mit dem Meere zusammenhing, so ließen sie sich durch einen Kanal leicht in Verbindung setzen. Man muß jedoch bedenken, daß in jener Zeit der See wenig mehr als ein Sumpf oder Teich war — stagnum heißt er immer bei den alten Schriftstellern — und daß er erst durch das Eintreten des Meeres mittelst des jetzigen Kanals den Namen eines Sees verdiente. Aber auch da blieb anfangs sein Wasser so seicht, daß man im Sommer große Massen Salz aus seinem Bette aushob; auch kannten wegen seiner äußerst salzigen und stagnirenden Eigenschaft nur wenige Fische in ihm leben. Im J. 1831 jedoch drang bei einem heftigen Sturme das Meer, etwas südlich von der Goletta und ganz nahe an dem dort gelegenen Fort, durch den natürlichen Uferdamm ein, und bildete so einen zweiten Verbindungskanal, durch welchen der See tiefer ward und sich weiter ausbreitete. Der See, von öden Sandufern mit Schilfrohr umgeben, ist jetzt in seiner größten Ausdehnung 10 engl. M. (ungefähr 2 deutsche M.) lang und 6 breit; $2\frac{1}{2}$ M. von Tunis und $5\frac{1}{2}$ M. von der Goletta entfernt liegt in ihm ein kleines Eiland, genannt Schikle, mit einem Fort, das nun abgebrochen und in eine Quarantäne-Anstalt für Waaren verwandelt ist. Da das Wasser des Sees jetzt größere Bewegung hat und seine salzigen Bestandtheile mehr verdunsten, so wimmelt er von Fischen, die den Markt von Tunis versorgen. Man fängt sie auf sonderbare Weise: eine Art Floß wird mit einem Tau an dem Hintertheil eines Boots befestigt und nach verschiedenen Richtungen gerudert; die Fische schwimmen ihm nach, schnellen sich in ihren Sprüngen hinauf und werden von einem Knaben gehascht, der mit einem Korbe zu ihrem Empfang bereit sitzt. Im Sommer sieht man unzählige Schwärme der schönen Flamingos, von der Gattung Phœnicopterus ruber, mit eigenthümlicher Schnabelbildung, rings umher fliegen oder unbeweglich längs dem Strande stehn; sie heißen in der Gegend Schabrus, der eigentliche arabische Name jedoch ist Naf. Man hat viele fruchtlose Versuche gemacht sie zu zähmen, aber sie zehren ab und sterben schnell.

Doch um noch einmal auf die alten Häfen von Carthago zurückzukommen, so ist man in Verlegenheit die Stelle aufzufinden, wo die Carthager sich einen Weg zum Meere bahnten, nachdem der ursprüngliche Hafeneingang von den Römern in der Belagerung verschüttet worden war. Allerdings entdeckt man von den Salzpfannen bis zur Bucht die Spuren von zwei Verbindungskanälen, aber ihre Ausmündungen liegen so nahe an einander, daß, wenn die Römer ein Blokadekorps vor dem einen hatten, sie eben so leicht den zweiten beherrschen konnten. Man muß hiernach annehmen, daß sie, nachdem sie den Zugang zum Hafen ausgefüllt hatten, sich mit ihren Schiffen nach einem sichereren Ankerplatz zurückzogen. Chateaubriand verlegt den Hafen in die Nachbarschaft der größern Cisternen von Malka. Dieß ist aber eben so unrichtig wie seine Angabe, daß die Gegend, wo Carthago gestanden, von Feigen-, Oliven- und Karubenbäumen überschattet sey, denn auf dem eigentlichen Raume der alten Stadt ist, jetzt wenigstens, kaum ein Dutzend zwerghafter Bäume zu sehen. Hr. v. Chateaubriand indessen scheint sich, seinem eigenen Reisebericht zufolge, nicht viel um die Ruinen von Carthago gekümmert zu haben. Er landete zu Tunis im J. 1807 und blieb daselbst sechs Wochen, während welcher Zeit er das Haus des französischen Konsuls, Hrn. Devoise, kaum ein einzigmal verließ. Als der Tag seiner Abfahrt kam, ging er nach der Goletta, um sich einzuschiffen; da aber das Schiff noch einen oder zwei Tage aufgehalten wurde, so ließ er sich von Hrn. Humbert, einem holländischen Ingenieur-Offizier, überreden, das Terrain von Carthago zu besuchen, wo er nicht mehr als eine halbe Stunde zugebracht haben soll. Diese Gleichgültigkeit des berühmten Mannes fällt jedoch weniger auf, wenn man sich erinnert, daß er mehrere Tage in Cairo zubrachte, ohne die Pyramiden zu besuchen, wiewohl er in eine derselben seinen Namen eingraben ließ. „Je chargeais Mr. Caffe, schreibt er, d'écrire mon nom sur ces grands tombeaux, selon l'usage, à la première occasion: l'on doit remplir tous les petits devoirs d'un pieux voyageur."

Die große Abdelia (Nr. 3.), wo der britische Generalkonsul von Tunis, Sir Th. Reade, wohnt, ist ein geräumiger Sommerpalast des Bey's. Er wurde von dem Wütherich Ali Bey gebaut, der oft da wohnte, und, während er unter der Kolonnade der Vorhalle ruhig seine Pfeife schmauchte, sich damit ergötzte, aus den unterirdischen Kerkergewölben des Hauses Gefangene heraufbringen und sie vor seinen Augen enthaupten zu lassen. Diese Villa steht neben dem kleinen Dorf El Mersa, und ist von einer Anzahl anderer Landhäuser umgeben, wo vornehme maurische Familien oder europäische Konsuln wohnen. Diese Landsitze haben allerdings artige und schattige Gärten. Südöstlich erhebt sich der Hügel Sidi-Bu-Said mit dem Grabe dieses Heiligen; auf seinem südwestlichen Abhange steht ein hübsches Dorf desselben Namens. Es enthält viele gute Häuser, die von reichen Mauren aus Tunis im Sommer der Seebäder wegen besucht werden. Der Bey besitzt auch hier einen Palast, so wie sein Bruder, welcher, ehe er mit dem Lager ins innere Land aufbricht, jedesmal hier seine Andacht an dem Grabe des großen Heiligen verrichtet. Sidi-Bu-Said ist ein unverletzliches Asyl für alle Verbrecher; Christen dürfen erst seit ungefähr acht Jahren seine Straßen betreten. Auf dem Gipfel des Hügels sieht man die zerstörten Thürme eines im Mittelalter von den Spaniern erbauten Schlosses. Nordwestlich von El Mersa liegt der Hügel Quamart und auf seinem jenseitigen Abhang ein Dorf gleichen Namens mit mehreren artigen Landhäusern und alten Gräbern. Von der Spitze dieses Hügels genießt man, so wie auch von Sidi-Bu-Said aus ein wunderschönes und umfassendes Panorama von der ganzen umliegenden Gegend: Porto Farina, das alte Utica, der Fluß Madscherdah, mehrere Bergreihen, der Salzsee Sebkha, von dem Meere durch die schilfbedeckte Halfa geschieden, am Fuße des Hügels; dann die reiche wohlangebaute Ebene, Tunis und seine Forts, der hohe Pik des Dschebel Zaghwan, die Goletta mit ihren Schiffen, Dschebel-er-rusas, Hammam l'Enf, die Küste von Dakhul, die Bucht und Stätte von Carthago, das mittelländische Meer, die Insel Zowamur, endlich die fruchtbaren Pflanzungen und heiteren Villen von El Mersa,

alles dieses liegt vor den Augen ausgebreitet. Es ist eine unvergleichliche Aussicht, besonders im Frühling, wo das Gemälde durch das üppige und mannichfaltige Grün des frischen Laubes und durch die wogenden Tinten des jungen Getreides belebt ist. Zwischen Quamart und El Merse gewahrt man an vielen Stellen altes Mauerwerk und namentlich der kleine Marabut Sidi-Abd-el-Aziz steht über den Gewölben eines Gebäudes von beträchtlichen Dimensionen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zehnter Brief.

Gestern ging ich mit Herrn St. John, um der Eröffnung des Handelstribunals beizuwohnen. Herr Lo Crouy ist, wie ich höre, Präsident desselben, bei dieser Feierlichkeit aber hatte der königliche Prokurator den Vorsitz. Der Zweck dieser neuen Einrichtung ist, den hohen Gerichtshof von Algier zu erleichtern, und ihm alle jene Rechtsfälle abzunehmen, welche reine Handelsgegenstände betreffen; man hofft, daß die Entscheidungen dieses neuen Gerichtshofes manchen juristischen Verzögerungen nicht unterliegen dürften, welche von andern Jurisdiktionen unzertrennlich sind. Die Eröffnungsfeierlichkeit war imposant. Die vornehmsten Stabsoffiziere der Truppen saßen auf der einen Seite des Saales, und die fremden Konsuln, die jüdischen Rabbiner und die Häuptlinge der Mauren und Araber auf der andern; ich hatte meinen Platz neben dem englischen Konsul.

Diese Feierlichkeit erinnert mich, daß ich Ihnen noch einige Fragen hinsichtlich der Gesetze und Regierung des Landes, seit es unter die Herrschaft Frankreichs kam, zu beantworten habe. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Ansiedler eine noch zu kleine und aus zu heterogenen Theilen bestehende Körperschaft bilden, als daß sie Anspruch auf eine selbst gewählte gesetzliche Vertretung machen könnten, und sehr wahrscheinlich dürfte es noch lange anstehen, bevor die Kolonie stark genug ist, um eine Konstitution verlangen zu können. Meiner Meinung nach dürfte es jedoch im politischen Interesse Frankreichs liegen, ihnen diese Wohlthat zu verleihen, sobald ihre Zahl auf einige Tausend angewachsen seyn wird; jetzt beläuft sich dieselbe, so viel ich weiß, auf wenige hundert Familien. Ich muß bekennen, daß ich der Kolonisation von Algier mit Interesse folge, und ich wünsche, daß die Franzosen so kolonisiren mögen, wie die Engländer vormals zu thun pflegten; ich sage v o r m a l s, weil unsere Kolonialpolitik seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege offenbar eine minder liberale Wendung genommen hat. Unsere Kolonien hatten größtentheils ihre Konstitution, und diesem Umstand schreibe ich, mehr noch als unserer Seemacht, unsere Ueberlegenheit in den Kolonien zu. Vergleiche man nur die Geschichte der britischen und französischen auswärtigen Ansiedlungen, so wird sich finden, daß die erstern stets mehr oder minder gediehen, und die letztern stets mehr oder minder unglücklich waren. Was hat uns nun jene Ueberlegenheit gegeben? — Meiner Meinung nach nichts Anderes als der Umstand, daß wir unsern Ansiedlern zum größten Theil freie Institutionen und eine selbst gewählte Vertretung verliehen. Hiedurch erhielten die nordamerikanischen Staaten ihre Kraft. Man wird mir freilich einwerfen, daß sie ihr Joch abgeschüttelt haben — allerdings — aber welches Recht hatte das Mutterland ihnen ein Joch aufzulegen? Durch den Widerstand, den sie uns entgegensetzten, bewiesen sie eben, daß sie unsere legitimen Kinder und nicht unsere Bastarden waren. Man erinnere sich nur, was für tapfere loyale Kolonisten wir an den Nordamerikanern hatten, eben weil sie frei waren, und wie trefflich sie sich hielten, als sie in offene Feindseligkeiten mit den französischen Kolonisten geriethen. Im Jahre 1745 stürmte die britische Kolonialmiliz die französische Festung Louisburg, die Frankreich 30 Millionen Livres gekostet hatte, und brachte so den französischen Besitzungen in Nordamerika den ersten entscheidenden Schlag bei. Wären die französischen Kolonisten den englischen in politischer Lage und mithin auch in ihrem Charakter gleichgestellt gewesen, so würde General Wolfe Quebek vergebens angegriffen haben. Beide einander gegenüberstehende Partien waren Kolonisten, aber die Engländer waren Freisassen, und handelten daher mit einer Kraft und Selbstständigkeit, gegen welche die Miethlinge eines ausgearteten Adels nicht in die Schranken treten konnten. Die europäischen Ansiedler in Algier stehen einstweilen unter französischen, der Militärverwaltung angepaßten Gesetzen, denn die Beschlüsse des Gouverneurs haben Gesetzeskraft. Diese militärische Regierung unterliegt jedoch zwei wesentlichen Beschränkungen, wovon die eine die, daß die Beschlüsse des Gouverneurs niemals von dem französischen Codex abweichen dürfen, dringende und unausweichliche Fälle ausgenommen, und die zweite, daß er höhern Behörden in Paris verantwortlich ist.

Von dem Augenblick der Besetzung Algiers im Junius 1830 bis zur Abberufung des Generals Bourmont im darauf folgenden September, kann man kaum sagen, daß sich eine organisirte Regierung im Lande befunden habe. Im September traf General Clausel ein, und seine Verwaltung hat zum mindesten das Verdienst, daß sie energisch und systematisch war. Er bildete aus den verschiedenen Beamten einen Regierungsrath, den er in die Departements der Finanzen, der Justiz und der Verwaltung des Innern abtheilte. Einige von Clausels Maßregeln in Algier lassen sich allerdings nicht vertheidigen, wie z. B. seine Behandlung der Türken, und seine Einziehung des religiösen und bürgerlichen Grundeigenthums, doch ging seine Verwaltung einen festen Schritt, und es kamen keine Reibungen in derselben vor. Nicht derselbe Fall war es mit der seines Nachfolgers Berthezène. Es heißt zwar, er sey von den besten Absichten beseelt gewesen, indeß war er entweder sehr unglücklich, oder es fehlte ihm an Charakterfestigkeit. Die von ihm in das Innere des Landes unternommenen Expeditionen endeten immer damit, daß die Franzosen sich schneller zurückzogen als sie eingedrungen waren.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herschel hat auf seiner Reise die früher schon gemachte Bemerkung bestätigt gefunden, daß der Barometer zwischen den Tropen bedeutend, nämlich um einen Viertelzoll, tiefer stehe. Auf Herschels Aufforderung wurden auch im indischen Ocean Versuche angestellt, und lieferten dasselbe Resultat.

Am 4ten April fand im westlichen England, besonders in Shropshire, ein Erdstoß statt, der namentlich in den Kohlen- und Eisenminen sehr fühlbar war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1836.

Kurdistan und Ninive.

(Nach Rich.)

Gebirgsstämme und Bauern.

Rich hielt seinen feierlichen Einzug in Suleimanie, hatte eine Audienz und wurde in einem sehr zerfallenen Hause logirt, da man kein besseres in der Stadt finden konnte. Er lebte nun auf dem vertrautesten Fuße mit der Aristokratie des Landes, und fing seine Beobachtungen über die innere Lage des Volkes an. Was ihm zuerst auffiel, war die gänzliche Theilung des Volks in zwei Klassen, die Gebirgsstämme, oder wie er sie nennt, die Clane, welche die herrschende Kaste im türkischen Kurdistan sind, und die Bauern.

„Ich bin heute durch die besten Zeugnisse in meiner alten Meinung bestätigt worden, daß die ackerbauende Klasse der Kurden eine von den herrschenden Stämmen vollkommen verschiedene Bevölkerung bildet: jene leistet nie Kriegsdienste, während diese fast nie die Erde bauen. Einer der Soldaten gestand mir, daß er und seine Kaste die Bauern als bloß für sie geschaffene Werkzeuge ansehen, auch ist ihre Lage höchst erbärmlich, und gleicht der eines Negersklaven in Westindien. Einen Bauer erkennt man sowohl an seinen Zügen als seiner Aussprache, und es wäre ihm völlig unmöglich, sich für ein Mitglied eines Stammes auszugeben. Neben dieser tyrannischen Disposition haben übrigens die Clane alle gute Eigenschaften, welche eine ähnliche Organisation mit sich bringt. Amanallah Khan, der Chef von Sinna (dieß ist eine kurdische Provinz, die unter Persien steht und von Bauern bewohnt ist), fragte einst den Pascha von Suleimanie, wie es komme, daß seine eigenen Diener, obgleich er sie sehr gut behandle, ihm nicht ins Exil folgen wollen, noch in Gefahr und Noth ihm irgend eine Anhänglichkeit zeigen, während die Leute des Pascha's ihm unter allen Umständen treu bleiben? der alte Pascha gab eine sehr charakteristische Antwort. „Du bist,“ sagte er, „nicht das Haupt eines Stammes, und deine Leute sind kein Clan. Du kannst sie kleiden, nähren, und reich machen, aber du kannst sie nicht zu deinen Vettern machen, sie sind nur deine Diener.“ Die Anhänglichkeit der Clane für ihre Häupter ist in der That außerordentlich. Wenn einer derselben genöthigt ist, in Bagdad zu leben, so begleiten sie ihn in sein hülfloses Exil, und kämpfen ohne Murren mit Elend und Noth aller Art. Leute von guter Familie, welche in ihrer Heimath ein gutes Pferd und einen Diener haben, sieht man in Bagdad in Lumpen gekleidet, und oft vermiethen sie sich als Wasserträger oder Lastträger, um ihren täglichen Lohn ihrem Herrn zu bringen, und zu seinem anständigen Unterhalt beizutragen. Als der Bruder von Abderrahman Pascha in Bagdad starb, stand einer seiner Kurden auf dem flachen Dache des Hauses, er hörte das Ereigniß und sagte: „Der Bey ist also todt, so will ich auch nicht mehr leben.“ Er stürzte sich sogleich von dem Dach auf die Straße und starb auf der Stelle. Ich habe diese Anekdote oft in Bagdad gehört. Dennoch ist ein Exil in Bagdad für einen Kurden das furchtbarste aller Schicksale, sie ertragen Armuth und Entbehrung ohne Murren, aber die glühenden Ebenen von Arabien sind ihnen schrecklich. Als vor einiger Zeit Soliman Pascha die Thorheit beging, sich nach Bagdad ziehen zu lassen, kamen einige der Ersten seines Stammes zu ihm, und sagten, daß sie Alles um seinetwillen dulden wollen, außer der Qual eines langen Aufenthalts in Bagdad, daß sie daher um seine Erlaubniß bitten, ihr Glück bei andern Prinzen der Familie zu versuchen. So groß sind die Schrecken der Ebene für sie. Wenn das Haupt eines Stammes am Ruder ist, so vertheilt es die besten Ländereien an seine Diener, und macht ihnen beständige Geschenke an Pferden und Waffen. Wenn der Chef seine Macht verliert, so geben sie Alles eben so ruhig wieder auf, und warten im Elend auf einen neuen Glücksfall, ohne je ihr Interesse von dem ihres Fürsten zu trennen. Khaled Pascha erzählte mir, daß als er sein Gouvernement von Kini Sandschak verlor, die Edelleute zu ihm kamen, ihr silbernes Pferdegeschirr vor ihm niederlegten, und ihm erklärten, daß sie ihm in sein Exil folgen würden, wo sie diese Kostbarkeiten nicht brauchten, und er solle daher das Silber nehmen, um sich mit Geld zu versehen.“

(Schluß folgt.)

Carthago.

(Schluß.)

Auf dem unserm Blatte beigegebenen Plane finden sich die Gegenstände mit Ziffern bezeichnet. Zur Erklärung derselben diene folgendes Verzeichniß: 1 bis 24 sind Landhäuser des Beys von Tunis (3, 4 genannt die große und kleine Abdelia, dann 21) und anderer vornehmen Mauren in den Dörfern El Mersa, Quamart und Sidi-Bu-Said; 25 bis 38) Gräber von Marabuts oder muhammedanischen Heiligen; 39) Treppe zu einer Quelle süßen Wassers; 40) Cisternen an der Goletta, d. h. dem Eingange zum Hafen von Tunis; 41, 45, 46, 47 und 51) Ruinen alter Hafendämme oder Kais; 42) Eingang in den Doppelhafen von Carthago; 43) der äußere oder Kauffahrteihafen; 48) der innere Hafen für Kriegsschiffe; 49) die kleine Insel Kothon; 50) Einbruch der Hafendämme; 52 a b c) die Byrsa oder Akropolis; 53 bis 58) Tempel und große Gebäude; 59, 60) Tumuli oder Trümmerhaufen; 61) Ruinen eines Thurms im Dorfe Malka; 62) Kanal hinter der großen Wasserleitung; 63) das Amphitheater; 64) der Cirkus; 65) die kleinen Cisternen; 66) Ruinen eines Bades; 67) die Trümmer des beträchtlichsten Gebäudes auf dem ganzen Terrain; 68) Haus auf dem alten Molo; 69, 70) Tempel; 71) altes Mauerwerk in Sidi-Bu-Said; 72) Reste eines Stadtthores; 73) zum Cirkus gehöriges Gebäude; 74 bis 78) Tumuli, oder Haufen von Ruinen, die vielleicht zu den römischen Festungswerken gehört haben; 79) beträchtliche Ruinen an dem Marabut *) Sidi Abdel-Aziz (33); 80 bis 83) Trümmer großer Strukturen, die das Carthago der Vandalen begränzten; 84, 85) Ruinen an dem Stadtthore (72) auf der dasselbe beherrschenden Höhe; 86, 87) Spuren einer Straße; 88) Thurm von Sidi-Bu-Said, genannt El-Nadhur (die Wache); 89) unterirdischer Kanal bei Sidi-Bu-Said; 90) Ruine mit Mosaikboden; 91) Reste eines Tempels bei dem Hause 11; 92, 93) Gräber zu Quamart; 94, 95) Mauerwerk, das sich über den Hügel von Quamart zieht; 96, 97, 98) Schutt und Ruinen, die zwischen dem Kap Quamart und dem Kap von Carthago der Wasserfläche gleich liegen; 99) die Grundmauern eines großen viereckigen Thurms am Meeresstrande, neben dem Fort Bredsch Dschedid (das neue Schloß); 100) Ruinen zwischen Malka und dem Hause Nr. 1; 101) alte Gewölbe unter dem Wege an demselben Haus; 102 bis 106) zerstreute Ruinen auf oder außer der Westseite des phönizischen Carthago; 107) Ruinen, die dem Boden gleich liegen, östlich von Malka; 108, 109) Strecken von Ruinen zwischen den Hügeln Quamart und Sukara; 110, 111) Reste einer Befestigungsmauer; 112) die Stelle, wo muthmaßlich die Mauern der dreifachen Umwallung von Carthago zusammenstießen, und von wo die Mauer ausging, welche die Festungswerke mit dem Hafen verband; 113) die Stelle, bis wohin die dreifache Umwallung sich muthmaßlich ausdehnte; 114, 115) Höhenpunkte zwischen den beiden Salzseen, dem von Tunis und der Sebkha von Quamart, welche etwa 3000 Schritte von einander entfernt sind. 116) Muthmaßliche Stelle des carthagischen, und 117) jene des römischen Lagers am Ende des dritten punischen Kriegs.

*) Marabut heißt zugleich der muhammedanische Heilige und seine Grabkapelle.

Wir schließen diesen kurzen Bericht über eine Stadt, von deren jetzigem Zustande sich leider nur so Weniges und Trauriges melden läßt, mit einer Stelle aus Dureau de la Malle's einigemal genanntem Buche, in welchem sich besonders die archäologischen Gesichtspunkte hervorgehoben finden. „Alles in jener denkwürdigen Republik der Carthager, schreibt er, war von kolossalen Verhältnissen, und der Vernichtungskampf, welchen sie gegen die Römer bestand, kann mit vollem Recht ein Riesenkrieg genannt werden. Ueberall ein gewaltiger Maßstab: in ihrer Wildheit wie in ihrem Muthe, in ihrer erhabensten Hingebung für das Vaterland, wie in den Gräßlichkeiten ihres aus Tyrus mit übergesiedelten Aberglaubens! Die Statue des Kronos (d. h. Molochs) zu Carthago, erzählt uns Diodor, war ehern; sie hatte die flachen Hände ihrer niederhängenden Arme abwärts gewandt, so daß das Kind, welches man darauf stellte, schnell herunterglitt, und in einen glühenden Ofen fiel. Plutarch fügt der Schilderung dieser schrecklichen Opferung, bei der man auf einmal zwei- bis dreihundert Kinder der edelsten Familien dem Feuertode weihte, hinzu, daß die Mütter dabeistanden, ohne zu weinen oder zu seufzen. Wenn eine Mutter einen Seufzer ausstieß oder eine Thräne vergoß, so war sie entehrt, und ihr Kind wurde nichtsdestoweniger geopfert. Vor dem Götzenbild erklangen Flöten und Pauken, um das Jammergeschrei der Schlachtopfer zu übertäuben." Die Syrakusaner machten bei einem Friedensschlusse das Aufhören der Menschenopfer zur Bedingung, aber sie daureten fort bis zu Carthago's Fall, und sollen alljährlich stattgefunden haben. Dieselben Mütter, welche dem Tod ihrer Kinder mit trockenem Auge zusahen, fochten in dem letzten Entscheidungskampfe tapfer wie Männer, flochten Bogensehnen aus ihren Haaren, und stürzten sich endlich, um das Vaterland nicht zu überleben, in die freimachenden Flammen — Carthago war eine von jenen Mächten, die man gewissermaßen künstliche Produkte der Gesellschaft oder der Geschichte nennen kann, weil die natürlichen Gränzen des Mutterstaats mit den aus seinem Kreispunkt hervorgegangenen Entwicklungen in so auffallendem Mißverhältnisse stehen. Die neuere Geschichte stellt dazu nirgends ein ganz ähnliches Gegenbild auf. Der Staat Venedig war zwar auch nur eine Stadt; aber wie groß auch immer seine Macht war, so läßt sie sich doch nicht mit der des alten Carthago vergleichen, mit welcher man hingegen, unter diesem Gesichtspunkte, recht gut England vergleichen könnte. Aber wenn auch dieses Reich hinsichtlich seiner Größe und seiner entfernten Besitzungen einen passenden Vergleich darbietet, so zeigt sich doch hier ein großer Unterschied in den Verhältnissen der beiderseitigen Metropolen; denn die Insel Großbritannien wäre, auch ohne Irland und Kolonien wie vordem, ein hinlänglich bedeutender Kern, um sich ruhmvoll selbst genügen und ihre Nationalunabhängigkeit auch nach dem Verluste ihrer überschwänglichen Entwicklung wahren zu können. Um sich an neueren Vergleichungspunkten eine Vorstellung von der Republik Carthago bilden zu können, müßte man sich eine Stadt denken, die an Verzweigungen in die Ferne reich wäre wie Venedig, zugleich

aber müßte man dieser Stadt eine so große politische und kommerzielle Entfaltung geben, wie die von England. So begreift man, daß das Schicksal eines solchen Reichs von einer Belagerung abhängt, und wenn dann das belagernde Volk mit dem belagerten um die Weltherrschaft kämpft, so begreift man auch, daß die Geschicke der Welt an den Ausgang einer solchen Belagerung geknüpft seyn werden. Auf diesen Gesichtspunkt muß man sich stellen, um die außerordentliche Wichtigkeit einzusehen, welche die Geschichte von jeher der Eroberung Carthago's durch die Römer beilegte, und um die tiefe Politik jenes Staats zu durchschauen, der den Entwurf zu einer Weltherrschaft von seinen Vorgängern überkam und seinen Nachfolgern überlieferte. Man weiß, daß diesem Senat, um in jenem Kampf auf Tod und Leben zu siegen, alle Mittel gut waren, wie seinen Gegnern." *)

*) Die Franzosen des Kaiserreichs liebten es in ihrem Riesenkampfe mit England an die Kriege Roms und Carthago's zu erinnern. Die Vergleichung lag nah: die größte Land- und die gewaltigste Seemacht; aber die Franzosen deuteten, als sie die Britten Punier nannten, auch auf die punische Treue, und davon hätten sie besser geschwiegen. Die Kontinentalsperre und die Meeressperre; das machiavellistische Entzweien der Nachbarvölker und die bestechenden Subsidiengelder; die Einverleibung des Kirchenstaats und das Bombardement von Kopenhagen; die Behandlung Spaniens und Deutschlands, und die Behandlung Napoleons auf St. Helena: die punische Treue hebt sich auf beiden Seiten so ziemlich, wie sie sich zwischen Römern und Carthagern hob.

„Seditione, dolis, scelere, atque libidine, et ira
Iliacos intra muros peccatur et extra."

Die Geheimbünde bei den Negern.

Rankin zählt in seiner Schilderung der Sklavenküste die Hauptgründe der Sklaverei auf, und sagt am Ende: „Die letzte Hauptquelle der Sklaverei unter den Negern selbst hängt mit Religion und Geheimnissen zusammen auf eine der übrigen Welt ganz unbekannte Art. Unter vielen Stämmen um Sierra Leone bestehen äußerst merkwürdige geheime Genossenschaften mit mysteriöser Einweihung, geheimen Erkennungszeichen, Verurtheilung von Verbrechen und schreckliche Ahndung im Falle von Entdeckung. Das „Porrah" oder Gesetz der Timmanis, Bulloms und andern, der Samo bei den Susus und die Orgien der Kus lassen nur Männer zu, während der Bandu, vielleicht die seltsamste geheime Verbindung in der Welt, nur aus Weibern besteht. Das Porrah oder Gesetz ist ein feierliches Band, das zu gemeinsamem Zwecke Menschen verbindet, die über weite Länder hin zerstreut sind. Der Zweck derselben ist nie genau bekannt worden. Die Ceremonien sind den Uneingeweihten verborgen, und man erkennt ihre Feier nur aus dem furchtbaren Geheul und Geschrei aus der Tiefe der Wälder um Mitternacht, und hie und da aus dem Schein von Fackeln: dadurch wird der profane Eindringling schon in bedeutender Entfernung weggeschreckt, und Tod folgt der Entdeckung. Ganze Nationen erkennen die Gewalt des Porrah an, und zittern bei dem bloßen Namen. Wenn die Mitglieder dieser gefürchteten Gesellschaft ein Dorf besuchen, was immer bei Nacht geschieht, dann verbirgt sich jeder Einwohner, um dem Tod oder der Sklaverei zu entgehen. Der Samo ist dem Grundgesetz nach derselbe, und weicht nur im Einzelnen ab. Die weibliche Gesellschaft des Bandu macht diejenigen ihrer Mitglieder zu Sklaven, welche zu den hohen Privilegien zugelassen sind, und doch das Gesetz übertreten, oder dem furchtbaren Haupt der Genossenschaft, die Bandufrau genannt, Gehorsam verweigern. Diese geistliche Oberin verwendet große Mühe auf Bestrafung der Zauberei. Sogar in Sierra Leone sollen sich Mitglieder und selbst Banduhäuser befinden, doch deckt ein tiefer Schleier das Geheimniß.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zehnter Brief.

(Schluß.)

Gegen Ende des Jahres 1831 kam der Herzog von Rovigo als Gouverneur nach Algier, und einen Monat später folgte ihm der Baron Pichon als Civilintendant. Ein von der französischen Regierung in diesem Jahre erlassenes Dekret bewies, daß sie die Civil- und Militärverwaltung der Kolonie getrennt wissen wolle; Pichon fand aber bald, daß sein Ansehen durch den herrschsüchtigen Rovigo gänzlich in den Schatten gestellt, und er von der Regierung des Mutterlandes nicht unterstützt wurde. Rovigo's Verwaltung war stets thätig, und in einigen Stücken selbst löblich. Im Jahre 1832 hatte er gegen die kritischsten Umstände zu kämpfen; 5000 Franzosen lagen krank in den Spitälern; er hatte die Kantonnirungen zu vertheidigen, die Ansiedler zu beschützen und zugleich gegen die insurgirten Eingebornen zu kämpfen, die beinahe zu den Thoren der Stadt hereinsahen. In dieser Noth erließ er einen Aufruf an die französischen Bewohner der Hauptstadt, und binnen drei Tagen war eine Nationalgarde organisirt und bewaffnet, die während eines Monats den Garnisonsdienst versah, die Ordnung aufrecht hielt und die Stelle der zu Bekämpfung des Feindes ausgerückten regulären Truppen versah.

In Rovigo's Verwaltung kommen jedoch auch minder angenehme Erinnerungen vor. Die Metzelei unter dem arabischen Stamme von El Offia war ein scheußliches Beginnen, welches er, wenn es auch nicht von ihm ausging, doch wenigstens nie weder untersuchen noch bestrafen ließ, und die später erfolgte Hinrichtung zweier arabischer Häuptlinge, welche, auf das Völkerrecht bauend, kamen, um den Frieden zwischen ihrem Volk und den Franzosen zu unterhandeln, war ein schändlicher Mord. Ihre Köpfe wurden abgeschlagen und in Algier öffentlich ausgestellt.

Ich komme jetzt zu der Rechtspflege unter den Eingebornen. Vor der Eroberung wurde dieselbe von dem Kadi, einem religiösen, in der Moschee erzogenen und zur Klasse der Doktoren der Rechte gehörigen Mann gehandhabt. An diese Doktoren der Rechte, mit dem Mufti an ihrer Spitze, fand zuweilen eine Berufung aus der Jurisdiktion der Kadis statt, und es bestand auch ein Recht der Appellation an den Dey, was jedoch in der neuern Zeit nicht mehr vorkam. Jede Stadt und jedes größere Dorf hatte seinen von dem Dey anerkannten Kadi; die entferntern Araber hatten ihre Scheiks statt der Kadis, die eine mehr väterliche Gewalt ausübten, welche sie jedoch nicht hinderte, ihren Untergebenen zuweilen die Köpfe abzuschlagen. Außer den Kadis gab es auch noch Amins, oder Vorsteher der Gemeinden, welche die Bastonnade, Abhackungen von Gliedmaßen und andere Strafen verhängen

konnten, die Todesstrafe ausgenommen. Mehrere solcher Gemeindevorsteher sind, wie man mir sagte, auch von den Franzosen bestätigt worden.

Die gewöhnlichen Formen der Rechtsverwaltung unter den Mauren waren höchst einfach. Bei Civilgegenständen forderte der Kläger seinen Gegner auf ihn augenblicklich zum Kadi zu begleiten, dessen Tribunal vom Morgen bis in die Nacht offen stand. Weigerte sich der Beklagte vor dem Kadi zu erscheinen, so schickte dieser seine Tschauschen aus, um ihn vorzuführen. Die Tschauschen waren die Gerichtsdiener und Vollstrecker seiner Befehle. Wurde der Beklagte mit Gewalt vor den Richter gebracht, so konnte es ihm leicht begegnen, daß er vor Eröffnung des Verhörs die Bastonnade bekam. Nun wurde er aufgefordert die gegen ihn erhobene Klage entweder abzulehnen oder seine Schuld einzugestehen. Betraf die Klage eine Schuld und der Beklagte schüzte Zahlungsunfähigkeit vor, so bekam er Schläge auf die Fußsohlen. Betraf es einen Diebstahl, so wurde dem Dieb gewöhnlich die Hand abgehauen. Ein solcher Unglücklicher, der seine Hand vor 15 Jahren durch den Nachrichter verloren hatte, bat mich dieser Tage um Almosen; die Haut war nicht mehr über den abgehauenen Knochen gewachsen, und ich glaubte sogar das eingetrocknete Mark noch unterscheiden zu können.

Ueber politische und militärische Verbrecher stand dem Kadi keine Entscheidung zu. Diese wurden vor den Dey und seine Offiziere gebracht, der sie peinlich befragen und dann hinrichten ließ. Der Ehemann, der die Untreue seines Weibes beweisen konnte, hatte dem Koran zufolge das Recht, sie durch Hunger zu tödten; meist aber wurden solche Unglückliche in einen ledernen Sack eingenäht und ertränkt. Doch sogar in Fällen von Ehebruch waren Geldentschädigungen nicht selten.

Hatte ein Jude Streit mit einem Moslem, so ward die Entscheidung einem muselmännischen Kadi übertragen; Zwistigkeiten unter ihnen selbst aber wurden von den Rabbinern und einem jüdischen Beamten, den man den König nannte, geschlichtet. Dieses Königsamt wurde gewöhnlich von irgend einem reichen Mitglied der jüdischen Gemeinde durch große Geschenke vom Dey erkauft. Es war mit demselben das Recht verbunden, gewisse Abgaben zu erheben, wovon die jüdische Majestät sich wahrscheinlich einen Theil zueignete. Die Franzosen haben diese Würde nicht abgeschafft. Die Rabbiner hatten als Richter dieselbe Befugniß, wie die Kadis, auch stand ihnen eine besondere exekutive Gewalt zu Gebote. Die Verachtung der Türken gegen die Juden war Ursache, daß man sich nicht viel um sie kümmerte, doch ist diese Verachtung nicht der einzige Umstand, der den Hebräern ihre unabhängige Gerichtsbarkeit sicherte. Der Prophet selbst hat gewissermaßen Achtung gegen das mosaische Gesez vorgeschrieben. Ferner sagt der Koran rücksichtlich der Christen: „Lasset sie nach den Evangelisten richten.“ Wenn ein Christ sich auf diese Stelle berief, so erlangte er ohne große Mühe den Schuz des Konsuls seiner Nation; ausgenommen bei Vergehungen gegen die Regierung oder die Religion des Landes, wo die Einmischung des Konsuls stets verboten war.

Hinsichtlich der französischen Tribunale hat der in diesem Jahre (1834) nach Algier gekommene königliche Prokurator, Herr Laurence, den Auftrag, wesentliche Veränderungen im ganzen Rechtssystem vorzunehmen. Die Dinge befinden sich mithin jezt in einem Uebergangszustande, der kein Urtheil gestattet. So viel ich indeß jezt schon zu beurtheilen vermag, soll die jezt in der Ausführung begriffene Veränderung dahin zielen, eine gewisse Harmonie zwischen dem französischen und dem muhammedanischen Gesez herzustellen, wobei natürlich das Uebergewicht, welches das französische Gesez über das der Eingebornen bereits erlangt hat, sich behaupten wird, was auch sehr wünschenswerth ist. Mehrere Algierer haben sich gegen mich beklagt, daß die Franzosen ihr Wort, daß die Eingebornen nach ihren eigenen Gesezen gerichtet werden sollten, gebrochen hätten; es befand sich jedoch kein Artikel dieser Art in der Kapitulation von Algier, was auch recht gut ist. Die Franzosen mischen sich übrigens eben nicht sehr in die Entscheidungen der türkischen und jüdischen Richter, wenn es Eingeborne betrifft; nur darf ohne Bestätigung der Kolonialregierung kein Todesurtheil verhängt werden. Viele Mauren sind, wie es heißt, hierüber sehr unzufrieden, und möchten gern ihre treulosen Weiber noch immer ertränken. Darf man französischen Lästerzungen glauben, so fallen noch häusliche Exekutionen solcher Art vor, was ich jedoch bezweifle. Unlängst erst ereignete sich ein Fall, der großes Aufsehen erregte. Eine maurische Frau entfloh mit einem französischen Offizier; der Mann forderte sein Weib zurück, und der Kadi sprach es ihm zu; allein sie beklagte sich bei den französischen Gerichten, daß ihr Mann die Absicht habe sie umzubringen, weßhalb ihr gestattet wurde, unter christlichem Schuz zu bleiben. Der Mann betheuerte, daß er durchaus nicht Willens sey, seine Frau umzubringen, sondern daß er nur wünsche sie unter seinem Dache zu haben, damit sie dort eines Kindes genesen thäte, das, wie er glaube, das seinige sey. Als der Maure mit einem französischen Advokaten hierüber sprach, und dieser ihn fragte, ob er die Treulose wieder in seine Arme schließen werde, erwiderte er verächtlich: „Nein! wenn der Löwe der Quelle naht, die er gewöhnlich zu besuchen pflegt, und findet, daß die Hunde dort ihren Durst gelöscht, so kehrt er ihr verächtlich den Rücken.“ Die Entscheidung des Gerichts, welche das Weib unter christlichen Schuz stellte, erregte eine solche Gährung unter den Mauren, daß einer ihrer vornehmsten Kadis sein Amt niederlegte.

Bei der maurischen Gerichtsverhandlung, welcher ich beiwohnte, saß der Kadi auf einem Polster und zu jeder Seite neben ihm ein Beisizer; auf der Wand hinter ihm standen Sprüche aus dem Koran angeschrieben und vor ihm lag eine Abschrift des heiligen Buchs. Er war ein etwa 60 Jahre alter, mild aussehender Mann. Ich bewunderte seine Geduld, und die Mühe, die er sich gab, den vorgetragenen Fall zu ergründen, die Sorgfalt, mit der er sich mit seinen Beisizern zu berathen schien, und den freundlichen Ton, mit dem er zu den Parteien und den Zeugen sprach. Da war keine Spur von dem gewöhnlichen Gerichtsschlendrian. Die Parteien führten ihre Sache selbst, und das Weib hätte auch keines Advokaten bedurft. Beide waren heftig erbittert, und doch, seltsam genug, nicht Mann und Frau. Es handelte sich um einen Betrug, 60 Franken an Werth. Der Mann, der der Beklagte war, legte seine Schuhe vor der Thüre ab, bevor er eintrat; er war ein großer starker Kerl, und wie ich glaube, ein Schurke, denn ohne Arabisch zu verstehen, bemerkte ich doch, daß er stotterte und verwirrt antwortete. Die Klägerin wurde, dem unhöflichen Gebrauch des Landes gemäß, nicht in den Gerichtshof gelassen, sondern mußte ihre Sache hinter einem vergitterten Fenster führen. Sie entschleierte sich, und glich mit ihrem dünnen runzeligen Hals, den feurigen schwarzen Augen und der schrillenden Stimme einem Sperber. Sie hatte, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, ein Maul wie ein Schwert, und so trug sie denn, unterstüzt von ihrer gerechten Sache, den Sieg über ihren Gegner davon.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1836.

Eine Dampfschifffahrt nach Afrika.

Wer kennt nicht in den Seestädten jenes unverschämte Gesindel der Gondeliers, die, ihre Fahrzeuge aufdringend, keinen Spaziergänger auf den Kais in Ruhe lassen? Welch' einen Aufruhr gab es erst, als ich mit meinen drei Reisegefährten, begleitet von eben so viel Trägern, die unsere Koffer schleppten, an dem Hafen von Toulon ankam! Es entstand eine förmliche Bataille; mehr als dreißig Schiffer umgaben uns mit ihrem zudringlichen Geschrei, der eine uns links, der andere uns rechts ziehend. Ein alter Schiffer trug endlich den Sieg davon, und er beeilte sich eben, seine Beute mit kräftigen Ruderschlägen davon zu führen, als ein ungeheuerer Wasserkübel vom Strande hergeflogen kam und unsern Piloten über und über mit einer schmutzigen Wasserfluth bespritzte. Ein schadenfrohes Gelächter ertönte. Der Alte schickte seinerseits einen Sprudel voll provenzalischer Flüche und Schimpfreden zurück, und wandte sich dann entschuldigend zu uns mit den Worten: „das Hundevolk mißgönnt mir jeden Bissen, aber es soll Sie nicht gereuen, den Kahn des alten Claude gewählt zu haben.“ In der That rechtfertigte auch die Schnelligkeit, womit die kleine Barke über die Wellen hingleitete, seine Rede, und so waren wir in wenigen Augenblicken vor dem mächtigen Dampfschiffe, das in der Mitte der Rhede lag. Wir kletterten an der Schiffsleiter hinauf, flinke Matrosenhände hatten sich schnell unsers Gepäckes bemächtigt, in einigen Minuten war Alles in Ordnung, und wir promenirten mit der Cigarre im Munde auf dem Verdecke des „Krokodil.“

Das Krokodil ist ein dreimastiges Dampfschiff; eines der größten Fahrzeuge dieser Gattung, welche die französische Marine besitzt. Das Verdeck dieses Schiffes war für die Passagiere in zwei Räume abgesondert. Das erhöhte Hintertheil war für die Reisenden des Civilstandes, so wie auch für einige französische Stabsoffiziere und deren Familien bestimmt. Die Mitte und das Vordertheil war den Unteroffizieren und Soldaten eingeräumt, welche 113 an der Zahl nach Algier abgingen. Es befanden sich darunter Militärs aller Waffengattungen, Chasseurs d'Afrique, Kanoniere, Soldaten der Fremdenlegion, welche in ihren verschiedenen buntscheckigen Röcken einem wahren Maskenzuge glichen. Die Mehrzahl dieser Individuen war für die Bataillons d'Afrique und die Disciplinkompagnien bestimmt und zur Strafe nach Afrika geschickt, um dort ihre Dienstzeit zu endigen. Alle trugen noch die Uniform der Regimenter, von denen sie ausgestoßen waren. Es befanden sich sehr schöne Männer darunter und mancher gigantische Kürassier mußte hier mißvergnügt mit einem kleinen Tambour aus der nämlichen Schüssel essen.

Um 9 Uhr Morgens begann das Krokodil aus seiner gewaltigen Eisenröhre Dampf zu speien, und seine mächtigen Räder in Bewegung zu setzen. Leuchtend im Glanze der Morgensonne erhoben sich die Thürme der alten Seestadt. Toulons Riesenarsenal, seine von grünen Höhen herunterblickenden Forts, die Kriegsschiffe und die herrliche Rhede, sie boten uns nie ein prachtvolleres Schauspiel dar, als in dem Augenblicke, wo wir diese majestätische Umgebung mit dem ermüdenden Anblicke einer unendlichen Wasserwüste vertauschen sollten.

Adieu, belle France! riefen einige französische Krieger, die Augen unverwandt nach der scheidenden Küste des Vaterlandes gerichtet. Es mußten wehmüthige Gefühle seyn, welche in der Brust dieser Jünglinge sich regten, die hier den heimathlichen Ufern vielleicht auf ewige Zeiten Lebewohl sagten. Es herrschte einige Augenblicke eine tiefe Stille unter ihnen, bis mit einem gellenden Schrei ein junger Kanonier auf das Verdeck hinstürzte und durch seine krampfhaften Zuckungen alle Zeichen der Epilepsie zur Schau trug. Seine Kameraden sprangen ihm zu Hülfe, und hielten ihn in ihren Armen. Die Deutschen und Holländer der Legion standen ziemlich fühllos dabei, ihre Augen waren weder dem verschwindenden Strande Europa's noch dem Leidenden zugewendet, und mit den gleichgültigsten Gefühlen vertauschten sie den einen Welttheil mit dem andern.

Als man Wein und Brod unter die Soldaten vertheilt hatte, brachen diese alle in eine tolle Lustigkeit aus. Ihre Zukunft dünchte ihnen nicht mehr so düster, als ihre von Algier zurückgekehrten Landsleute sie ihnen geschildert hatten, und gleich dem Negersklaven der Havannah, der während des abend-

lichen Tanzens und Singens seine Ketten vergißt, so hatten auch jene Unglücklichen für einen Augenblick das Bewußtseyn ihres traurigen Looses vergessen. Ein dicker Salzbueger mit von Gesundheit strotzenden Backen begann ein fröhliches Jodellied in jenes Bergvolkes unnachahmlicher Weise zu singen. Am Schlusse rief er seinen Kameraden zu: „seyd nur lustig, Kinder, wenn es uns auch bald ein wenig um die Hälse geht!“ Die Singlust war jetzt plötzlich allen diesen Söhnen Germania's in die Kehlen gefahren. Lieder der verschiedensten Art wurden aufgetischt. Lustige Trinkgesänge wechselten mit sentimentalen Romanzen, aber keines ihrer Lieder mochte zu ihrer Lage so wenig passen, als Schillers bekannter Räubersang:

Ein freies Leben führen wir.
Ein Leben voller Wonne.

Noch ein paar Tage, ihr Unglücklichen, und wenn ihr auf der harten Erde kampirt, wo die Ungezieser euch verzehren, wenn ihr auf den Landstraßen unter der Gluthsonne Afrika's die Hacke und Schaufel schwingen oder die Steinkarren ziehen müßt oder wenn es euch in den Holzbaraken der Fieberspitäler kalt und heiß im letzten Delirium schüttelt, dann wird euch jener Räubergesang wie des Satans gräßliches Spottlied erklingen und eure Lippen werden nie mehr jene Strophen wiederholen!

Der Schiffskoch hatte unterdessen auch unsere Tafel bestellt. Wir stiegen in die Kajüte hinab, und wenn gleich das Essen in den königlichen Schiffen weniger gut und ausgesucht ist, als an der Tafel des Kauffahrteischiffskapitäns, so schmausten wir doch mit Zugabe unserer mitgenommenen kalten Küche ganz vortrefflich, und leerten zum Schlusse der Mahlzeit einige Flaschen des besten Bordeauxweines, um noch einmal das Andenken an das schöne Frankreich, dessen Gestade längst schon in Wasser und Nebel geronnen waren, in uns aufzufrischen.

Die ersten Stunden einer Seereise vergehen sehr heiter. Wir sind des langweiligen Anblicks einer unermeßlichen Wasserfläche noch nicht müde geworden, und das ewige eintönige Wogengeräusche däucht uns noch keine so widerliche Musik zu seyn. Die Reiselust durchglüht uns noch so lebendig, mit herrlichen Farben malt uns die Phantasie jene neuen Länder, die wir nun bald sehen sollen, und unsere Stimmung ist gewöhnlich die fröhlichste von der Welt. Aber diese heitern Augenblicke sind nur von kurzer Dauer. Gar bald fühlten wir einen kleinen Schwindel uns durchbeben, der Appetit verging, die Helle des Geistes schwand. Anfangs lachten wir noch, wenn wir den Einen oder den Andern der erst noch so lustigen Kumpane schwankenden Schrittes nach der Brustwehr schleichen sahen, um dort die genommenen Speisen wieder herauszubrechen. Die Lacher verstummten aber allmählich alle, und am Abende befand sich die ganze Reisegesellschaft mit wenigen Ausnahmen seekrank.

Ein solcher Anblick ist wahrhaft mitleiderregend. Die vor einer halben Stunde noch so blühenden Gestalten der jungen Krieger, welche der tollsten Lustigkeit sich überlassen hatten, lagen jetzt allenthalben mit kreideweißen Lippen krank auf dem Verdecke umher. Das Feuer ihrer Augen war erloschen, die Kraft von ihren frischen Gliedern gewichen, ihre bleichen Gesichter schienen dem Tode verfallen. Es ist merkwürdig, daß gewöhnlich ältere Leute von robustem Körperbau weit stärker an der Seekrankheit leiden, als Kinder. So sah ich einen dicken Sergentmajor, der die Ueberfahrt nun schon zum dritten Mal machte, noch immer schwer leidend in einer Ecke liegen, während sein kleiner Sohn, ein fünfjähriger Knabe, der zum ersten Mal in seinem Leben die See betrat, längst wieder munter umherhüpfte, und gar nicht begreifen konnte, warum der schnurrbärtige Papa so klägliche Gesichter schnitt.

Wir hatten inzwischen fortwährend günstiges Wetter, der Himmel war unbewölkt und die See ging nicht übermäßig hoch. Die schönste Nacht brach herein, die seekranke Schiffsgesellschaft taumelte zum Schlafen hinab, und bald folgte eine tiefe Stille auf den geräuschvollen Tag. Doch blieben auf der Brustwehr noch einige Passagiere sitzen, die, ohne Zweifel der Poesie hold, nicht müde wurden, das mondbeleuchtete Meer zu betrachten, dessen aufhüpfende Goldwogen einer unermeßlichen Heerde von tanzenden Schwänen glichen, deren leiseklagender Gesang geisterhaft durch die Lüfte flüsterte.

(Schluß folgt.)

Kurdistan und Ninive.

Gebirgsstämme und Bauern.

(Schluß.)

Mein Freund Omar Aga ist ein gutes Beispiel des Verhältnisses, das zwischen den Clanen und ihren Häuptern, und zwischen diesen und ihren höhern Lebensherren stattfindet. Er erzählte mir seine Geschichte und die Umstände einer Verfolgung, die er kürzlich vom Pascha erlitten hatte. Vier oder fünf seiner Edelleute waren mit ihm ins Gefängniß geworfen worden, es war tiefer Winter und der Kerker finster, kalt und feucht. Jeden Tag nahm man einen oder den andern seiner Leute heraus und gab ihnen eine Bastonnade, um sie zu bewegen, anzugeben, wo das Geld ihres Herrn verborgen sey, aber keiner verrieth ihn, oder zeigte die mindeste Ungeduld. Eines Tages verschwor sich der ganze Clan, und ließ Omar Aga wissen, daß sie in der Nacht sein Gefängniß erbrechen, die Wachen niederhauen, und ihn nach Kerkuk in Sicherheit bringen werden. Aber er wollte nichts davon hören. Seine Leute starben während dieser Zeit fast Hunger, aber keiner bezeugte den geringsten Wunsch, seine Lage zu ändern, und einen andern Dienst zu suchen. Die Mutter, Frau, Schwestern und kleine Brüder seines Sekretärs, Fakih Kader, leben alle in des Aga Harem, und werden als Glieder der Familie angesehen. Alle seine Leute theilen seinen Reichthum und seine Armuth, hungern und gehen in Lumpen wenn er arm ist, bereichern sich wenn er eine Stelle hat, Alles ohne Ungeduld oder Ueberraschung, als wäre es in dem gewöhnlichen und nothwendigen Lauf der Dinge. Wie seine Leute zu ihm, so verhält sich Omar Aga zu dem Pascha. Dieser liebt ihn, hatte jedoch die Schwachheit, auf die Beredung von seinem Bruder Osman Bey, ihn sehr übel

zu behandeln. Dennoch hat Omar Aga nie daran gedacht, den Pascha zu verlassen, noch murrt er je über ihn, außer etwa gegen einen vertrauten Freund, und auch dann nicht in Bitterkeit, sondern in Trauer. Während er sich gegen mich über die Schwachheit des Pascha's äußerte, sagte er plötzlich mit großer Eindringlichkeit: „ich versichere Dich, daß er nicht im Allgemeinen so ist, sondern nur gegen mich.“ Dieß sagte er ohne alle Affektation, es kam von Herzen in der Besorgniß, daß ich schlecht von seinem Chef denken möchte. Er ist in Folge dieser Verfolgung gegenwärtig sehr arm, klagt aber nie, und läßt nie merken, daß es ihm an etwas fehle. Ich habe ihn seit Monaten intim gekannt, aber er hat mir auch nie den leisesten Wink gegeben, daß er etwas von mir wünsche; der reichste Türke hätte in der Hälfte der Zeit angefangen zu betteln. Vor einigen Tagen schickte ich einen Tataren nach Konstantinopel, wo alle Luxusartikel zu haben sind, die einen Orientalen locken. Ich fragte Omar Aga, was ich von dort für ihn kommen lassen solle, er antwortete, daß er gegenwärtig nichts bedürfe, und brachte das Gespräch auf etwas Anderes. Omar Aga verbirgt seinen Haß gegen Osman Bey auf keine Art, obgleich dieser ihn verderben kann, und trägt in seiner Gegenwart seinen Kopf so hoch, als ob er nichts von ihm zu fürchten hätte.

Dieser Osman Bey selbst, der keineswegs in gutem Kredit stand, zeigt sich, sobald er in seinem Verhältniß zu dem Pascha als dem Haupt seiner Familie erscheint, in einem günstigern Licht, und die Fehler seines Charakters verschwinden vor dem Einfluß seiner herkömmlichen Achtung für die Ehre und Rechte seiner Familie. Er war, wie schon bemerkt worden ist, ein Bruder des Pascha's, und Haupt der persischen Partei in Kurdistan; nun war der Sohn des Pascha's gestorben, und dieser in seiner Trauer wollte seine Stelle niederlegen. Rich erzählt nun:

Den 16ten Okt. Osman Bey kam heute Abend zu mir, und blieb einige Stunden. Er sprach viel über die Angelegenheiten des Landes, und er erzählte mir im Vertrauen, daß der Pascha im Sinn habe abzudanken, und daß er ihn davon abzuhalten suche. Dieß ist um so ehrenvoller für ihn, da er in diesem Falle ohne allen Zweifel Pascha würde, und ich weiß aus der besten Quelle, daß der Prinz von Kirmanschah ihm die Stelle schon mehreremal angeboten hat. Osman Bey blieb gestern Abend bis um Mitternacht bei seinem Bruder, um ihn zu überreden, Muth zu fassen. Er sagte ihm, daß er, da Gott ihn zu dieser Stelle berufen, die Pflicht habe, sie auszufüllen, und nicht seinen eigenen Neigungen und Gefühlen dabei folgen dürfe. Der Pascha wünscht nichts als mit seiner Frau und seinen Kindern in Ruhe zu leben, aber Osman Bey erklärt, daß so lange er Athem habe, sein Bruder seine Stelle nicht verlassen soll.

Den 19ten Okt. Ich ging zu Osman Bey; er sah ernsthaft aus, wie früher, hatte jedoch dabei einen harten und entschlossenen Ausdruck in seinem Blick, wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat. Es scheint der Pascha hat, auf Verlangen des Pascha's von Bagdad, seinem Bruder befohlen, sich in sein Gouvernement von Kiui Sandschak zu begeben. Dieß weigert sich Osman Bey zu thun, da er fürchtet, daß der ganze Einfluß nach seiner Entfernung in die Hände der Türken fallen werde, was er für den Ruin des Landes hält. Alles dieß ist der Erfolg der Intriguen des Pascha's von Bagdad, der nicht ertragen kann, daß die Familie in Eintracht lebe; wenn der Pascha von Suleimanie das Gefühl seiner Macht hätte, so könnte er die Türken zwingen, zu thun was er will, und was billig ist. Nachdem ich einige Zeit mit Osman Bey gesprochen hatte, kam Masraf (der Minister des Pascha's) herein. Osman sagte ihm in einem sehr entschiedenen Tone, es ist umsonst davon zu reden, der Pascha ist mein älterer Bruder und mein Herr, er kann mich strafen und ruiniren, aber ich gehe nicht nach Kiui Sandschak. Ich verließ ihn bald darauf und habe während des Abends gehört, daß er die strengsten Befehle erhalten habe, abzureisen, wo nicht, so werde er seiner Ländereien beraubt und ganz isolirt werden. Was auch Osman Bey's übrige Fehler seyn mögen, so hat er sich in dieser Sache höchst ehrenhaft benommen, er hat seinen Bruder überredet, nicht abzudanken, und hat die Einladung des Prinzen von Kirmanschah ausgeschlagen: das Eine oder das Andere hätte ihn unfehlbar in Besitz des Paschaliks gesetzt. Ich bin ganz traurig zu sehen, daß Kreaturen wie die Türken den Samen der Zwietracht in solche Familien säen können.

Wir haben ausdrücklich diese Charakterzüge ausgehoben, weil sie eine bessere Einsicht in die innere Konstitution eines halb barbarischen Hofes geben, als gewöhnliche Reisende erlangen und mittheilen können, und zugleich diese wilden Gebirgsstämme unter einem günstigern Lichte zeigen, als man erwarten sollte. Uebrigens ist Rich keineswegs geneigt, dieses günstige Urtheil auf alle Kurden auszudehnen. Er machte von Suleimanie aus eine Reise in das Gebiet des kurdischen Wali von Sinna, einer Persien tributbaren Provinz, von Kurden aus dem Bauernstamme bewohnt, wo er einen weit unvortheilhaftern Eindruck von dem Charakter der Bevölkerung erhielt. Wir müssen jedoch diesen Theil seiner Erzählung übergehen, um zu seiner Beschreibung der Reste von Ninive Raum zu gewinnen.

Parlamentarische Skizzen.

Der Herzog von Wellington.

Die Kenntnisse des edeln Herzogs sind weder mannichfaltig noch tief, doch läßt er sich in seinen Reden nur selten einen groben Fehler zu Schulden kommen. Jeder wichtigen Frage, welche vor das Haus kommt, widmet er die gespannteste Aufmerksamkeit, ehe er den Mund zum Sprechen öffnet, und nur Wenige möchten so wie er im Stande seyn, sich die leitenden einzelnen Punkte einer Frage so schnell zu eigen zu machen. Sein Geist ist lebhaft und durchdringend, so daß er hinsichtlich dessen, worüber er spricht, größtentheils zu seinem Vortheil erscheint. Nicht selten hört man ihn eine Reihe sinnreicher Argumente zu Gunsten seiner Ansicht vorbringen, ohne daß er jedoch länger dabei verweilte. Er ist stets klar; man kann weder einen Satz, den er aufstellt, mißverstehen, noch über den unmittelbaren Zusammenhang seiner Bemerkungen zu demselben in Zweifel seyn. Wären seine Diktion und

seine Art zu sprechen gut, so würde der edle Herzog als Redner hoch stehen, allein beide sind schlecht. Sein Styl ist holperig und unzusammenhängend — zuweilen ganz fehlerhaft — doch stets kräftig und ausdrucksvoll. Seine Art zu sprechen steht noch unter seinem Vortrage; er hat eine schlechte, kreischende Stimme, deren unangenehmer Eindruck noch durch eine ungefüge Art, die Worte hervorzubringen, erhöht wird. Die Aussprache des edeln Herzogs ist wegen Mangels mehrerer Zähne so schlecht, daß man sehr oft, wenn er mit voller Kraft der Stimme spricht, die einzelnen Worte nicht unterscheiden kann, und ein andermal wieder redet er unter heftigen Gesten so leise und in einem so ganz eigenen Tone, daß ganze Sätze seiner Rede verloren gehen. Der Herzog fühlt bei politischen Fragen sehr lebhaft, weßhalb er sich auch auf energische Weise auszudrücken pflegt. Von seinen Armen, besonders dem rechten, macht er gewöhnlich einen sehr freien Gebrauch, und wendet sich mit dem Körper so, daß er seinen Freunden in den verschiedenen Theilen des Hauses ins Gesicht sieht. In heftiger Gemüthsstimmung verfällt er gewöhnlich in das, was in der Sprache des Parlaments mit „Expektoration" bezeichnet wird. Er lebt und webt ganz in seinem Gegenstand, und man sieht deutlich, daß ihm keineswegs daran liegt den Redner spielen zu wollen. Er braucht nie ein Wort mehr als eben nöthig ist, und verschmäht jede rednerische Ausschmückung. Seine Reden sind voll Gefühl und Empfindung, und sieht man die Heftigkeit des erstern bei Gelegenheit einer Opposition gegen irgend eine Maßregel, so wundert man sich nur, daß er nicht das Haus wegen des Gegenstandes in Zwiespalt versetzt.

Graf Aberdeen.

Graf Aberdeens Art zu sprechen sowohl, als auch der Inhalt seiner Reden steht in schlagendem Gegensatz mit seinen ultratoryistischen Gesinnungen. In allen seinen Reden an das Haus ist er ruhig und gelassen bis zur Leblosigkeit. Wer ihn hört, ohne zu wissen wer er ist, wird bei sich selbst sagen; daß dieser Mann nur spreche, um zu sprechen, und ohne sich um die Grundsätze zu bekümmern, zu denen er sich bekennt. Der kalte einförmige Ton seiner Stimme paßt vollkommen zu seiner Aktion, wofern nämlich das gelegentliche langsame Erheben der rechten Hand diesen Namen verdient. Seine Stimme ist rein und nicht unangenehm, aber er beginnt und endigt seine Reden immer in einem und demselben Ton; doch hat er das Verdienstliche, daß man Alles, was er sagt, vollkommen vernimmt. Seine Artikulation ist gut; mit seinen physischen Kräften hält er gut Haus; er spricht nie zu schnell, eher etwas zu langsam; seine Sprache ist stets korrekt, und ich weiß nicht, ob irgend ein Mitglied in beiden Häusern sich eines regelrechtern Styls hinsichtlich des Vortrags rühmen könnte. Er spricht aus dem Stegreif und stets sehr geläufig. Ist man auch nicht durch die Gedrängtheit seiner Ansichten, die Originalität seiner Ideen und den Scharfsinn seiner Beweise befangen, so kann man ihn doch mit Grund keiner Schwäche oder Unrichtigkeit zeihen. Er ist stets klar und verständlich, und man kann ihm selbst bei den verwickeltsten und am schwierigsten zu fassenden Vorträgen über unsere auswärtige Politik (fast der einzige Gegenstand, über den er zu sprechen pflegt) stets ohne Anstrengung folgen. Seine Beweisgründe sind meist an und für sich selbst mehr plausibel, als mit Kraft oder Scharfsinn aufgestellt. In den meisten Gegenständen, welche vor das Haus kommen, ist er sehr bewandert, am vertrautesten aber ist er mit der auswärtigen Politik.

Graf Aberdeen kleidet sich sehr nachlässig. Kein Mensch wird glauben, daß der Rock, den er an hat, für ihn gemacht sey, oder daß der Schneider ihm das Maß dazu genommen habe. Merkwürdig ist die Weite seiner Kleidung, durch die man in Versuchung gesetzt wird zu glauben, sein Schneider müsse, als er die Scheere zum Zuschneiden in Bewegung gesetzt, an irgend einen dicken Alderman gedacht haben. Diese Nachlässigkeit im Anzuge macht, daß man den edeln Grafen für mindestens 60 Jahre alt hält, obschon er wenigstens 8 Jahre jünger ist.

Von Person ist er von mittlerer Größe und von verhältnißmäßiger Stärke. Seine Züge sind regelmäßig und angenehm, und sein Gesicht hält die Mitte zwischen der runden und länglichen Form. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, sein Haar schwarz; in seiner Haltung und Gesichtsbildung herrscht nichts Auffallendes; sie trägt vorzugsweise das Gepräge der Seelenruhe mit einem Anfluge von Geistesabwesenheit gemischt.

Der Marquis von Anglesey.

In spätern Zeiten hat der edle Marquis nicht oft gesprochen, früher aber desto öfter, und was ihm von allen Seiten zugestanden wird, recht schätzbar. Er besitzt bedeutende Talente; sein Urtheil ist richtig, und seine Begriffe sind klar und richtig. Er weiß seine Ansichten über eine öffentliche Frage auf höchst achtbare Weise aufzustellen. Seine Stimme ist noch immer schön; sie ist volltönend, tief und angenehm zugleich. Seine Beredsamkeit wird aber oft durch eine unziemliche Heftigkeit benachtheiligt, wenn er gerade über einen Gegenstand spricht, der sein Gefühl lebhaft anregt. Bei solchen Gelegenheiten verschluckt er viele Worte, und seine Gesten sind dann auf eine unangenehme Weise überladen, welche die Wirkung seiner Argumente vielmehr schwächt als verstärkt.

Seit den letzten Jahren besucht er das Haus nicht mehr so regelmäßig wie sonst, woran sicher kein Nachlaß des Eifers für die Grundsätze seiner Partei, sondern nur die zunehmende Gebrechlichkeit des Alters nebst den Leiden Ursache ist, mit denen die Krankheit ihn heimsucht, der er unterworfen ist. Er wird von allen Parteien hochgeehrt wegen der Dienste, welche er seinem Vaterland im Felde geleistet hat, und von denen sein hölzernes Bein ein sprechender Beweis ist. Er ist einer von den Edelleuten, welche Anspruch auf Gelehrsamkeit machen, obschon mir nicht bekannt ist, daß er einen öffentlichen Beweis derselben abgelegt hat. Lord Brougham war der erste, welcher, wie ich glaube, die Welt mit den gelehrten Kenntnissen des edeln Marquis bekannt machte, als er in der Session von 1834 sagte, daß sie beide gelegentlich Mittheilung pflögen über gelehrte, namentlich philologische Gegenstände, wenn ihre Amtspflichten ihnen eine Erholung gestatteten.

Vermischte Nachrichten.

Das medizinische Journal, the Lancet, macht auf den eigenthümlichen Umstand aufmerksam, daß die starken Biertrinker Londons, welche anscheinend Bilder von Gesundheit und Stärke sind, der geringsten Operation unterliegen. Sehr schnell erfolgt Eiterung und der Patient stirbt in wenigen Stunden.

Das Personal aller Theater in Frankreich: Sänger, Schauspieler und Tänzer beiderlei Geschlechts, beträgt etwa 4000 Personen. Rechnet man hiezu noch die Unternehmer, Direktoren, Regisseure, Kassiere u. s. w., so erhält man ein Personal von 10 bis 11,000 Personen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1836.

Die Kirchenbücher der Russen.

Da seit einiger Zeit so viel über die Russen gesprochen und geschrieben wird, so dürften nachstehende einem kürzlich erst erschienenen Werke von 43 Bogen, oder noch richtiger, dessen Verfasser selbst entlehnte Notizen über ihre liturgischen Bücher, also ihre Politik in rebus divinis, nicht unwillkommen seyn. Ich theile sie zu meiner und des Lesers Bequemlichkeit in Ruhepunkte ab.

Von den 60 Millionen Slawen haben an 40 Millionen für ihren kirchlichen Gottesdienst eine eigene, von ihren heutigen verschiedenen Landesmundarten (Groß- und Kleinrussisch, Bulgarisch und Illyrisch, d. i. serbisch und ächt kroatisch) wieder mehr und weniger verschiedene, uralte, heilige Sprache, die man demnach auch die Sonntagssprache dieser 40 Millionen nennen könnte. Die übrigen 20 Millionen, Polen, Böhmen, Kroaten, Wenden, Dalmatiner liturgiren theils lateinisch, theils (die Million Protestanten) in ihrer Werktagssprache. Diese nun unter russischer Vormundschaft stehende Kirchensprache war vor 1000 Jahren, es wird sich später zeigen wo, lebendige Landessprache außer Rußland, und wird sogar mit zweierlei für sie eigens erfundenen Alphabeten geschrieben; beide (mehr oder weniger offenbar, gleich dem gothischen), auf griechisch-lateinischer Grundlage zur Schreibung der slawischen Sprache, unläugbar nach einem und demselben Plane, erweitert; das eine, jüngere, nun durch Rußlands Macht immer mächtiger fortschreitend, das andere, ältere, einst durch das ganze Illyricum, im Süden der Donau, von Meer zu Meer herrschend, nun in seiner letzten Zufluchtsstätte an der adriatischen Küste dahinsterbend. Dieses letztere heiß das Glagolitische (einst das Bulgarische), jenes nun herrschende das cyrillische Alphabet, von dem das russische, sogenannte civile (weltliche, Layen-) Alphabet nur eine latinisirende, durch Peter I in Holland geschaffene Abart ist. Cyrillisch soll auf den mährisch-pannonischen Slawen-Apostel Cyrill hindeuten, der es um das Jahr 860 mit seinem Bruder Methodius in Pannonien erfand (wohl nur aus dem ihm, dem Griechen, unbequemen ältern glagolitischen modifizirte); der Name Glagoliten scheint ein nachbarliches ~~Schimpfwort~~ Sobriquet der lateinisch liturgierenden gegen ihre Bruder-Katholiken, die in ihrem slawischen Gottesdienste das ihnen ganz entfremdete und dadurch unverständliche Wort Glagoli (in illo tempore d i x i t Iesus) in ihren Evangelien hören ließen; das eben nicht hohe Alter der einen, wie der andern Benennung ist bisher nicht genau bekannt.

Beide Alphabete haben in Folge nachbarlicher Anfechtungen die ausdrückliche päpstliche Genehmigung von den J. 880 u. 1248; so wie die eine und selbe liturgische Sprache, der sie beide dienen. Diese Anfechtungen waren indeß natürlich gegen ein zwar im Orient nicht einmal fragliches, aber dafür im Occident unerhörtes Privilegium der Liturgie in einer „barbarischen" Landessprache! aber die Slawen waren auch an der Gränze des Ostens, und darum ließen die Päpste ihnen wenigstens als neues occidentalisches Privilegium gelten, was früher nicht nur den ältern Syrern, Armeniern, Kopten, sondern selbst den südlichen Nachbarn und Gränz-Kollegen der Slawen, den Griechen und Römern nur gemeines Recht gewesen. Uebrigens wollen und können wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß alle obengenannten Kirchensprachen, sammt unserem Latein oder dem, andern Culten gewidmeten Zend und Sanskrit, nun todte Sprachen sind, die nirgends mehr gesprochen, sondern aus Büchern gelernt werden, so wie z. B. der Deutsche sein Gothisch auch neu lernen müßte, wenn sich Ulfila's Liturgie in der Kirche erhalten hätte. Nur das Dacisch-Walachische, was erst seit 100 Jahren auch in der Kirche eingeführt worden ist, macht hievon derweil noch eine Ausnahme; es ist noch gemein verständlich, wird es aber nach 1000 Jahren auch nicht mehr seyn. Das Macedonisch-Walachische ist noch nicht liturgisch, so wenig als das Albanesische, so viel sich auch sonst die griechische Kirche der lateinischen gegenüber auf ihre Liberalität gegen barbarische Sprachen zu Gute thut.

Da indeß, um nur bei den Slawen zu bleiben, vor Erfindung der Buchdruckerei bei Anfertigung neuer Abschriften der Kirchenbücher nicht nur die offizielle Kontrolle, wie doch einst bei den Juden, nicht statt fand; sondern umgekehrt aus den ältesten Subskriptionen (Schlußschriften) der Abschreiber sogar hervorgeht, daß sie angewiesen wurden, „dunkle Ausdrücke mit verständlichern zu vertauschen, wenn nur der Sinn derselbe

bliebe," so kann man leicht denken, welche Unzahl von Varianten auch nur während der ersten 500 Jahre die Abschriften auf einem Flächenraum vom Plattensee in Westungarn, bis Nona in Dalmatien und Salonich, und von dort bis Kiew und Archangel, inmitten der verschiedenen Landesmundarten erzeugen mußten! Wiewohl nun Gott mehr auf das Herz als auf die Worte sieht, so war der durch diese Anarchie der Abschreiber nach und nach erwachsene Unsinn selbst den Russen, deren Herrscher ihn durch die oben erwähnte Vertauschungsermächtigung einst selbst hervorgerufen hatten, am Ende doch zu arg. Sie sahen nach der Befreiung aus der mehr als 200jährigen mongolischen Gefangenschaft die dringende Nothwendigkeit ein, ihre gräulich verdorbenen Kirchenbücher ad exemplaria graeca, als ihre Originalien zu revidiren. Diese Revision fing, wie so manch anderes in der Welt, fast zufällig an. Der neue Großfürst Wasilo (IV), Vater des schrecklichen Iwan IV, fand bei Uebernahme des väterlichen Erbes im J. 1505 auch zwei Gewölbe voll griechischer und lateinischer Bücher, die seine Hofleute nicht verstanden. Darunter wird in einer vom Dorpater Professor Clossius 1835 bekannt gemachten niederdeutschen Urkunde ein Livius (ob ganz?) und ein Cicero de republica (!) und seine historiarum libri VIII (?) genannt. Man schrieb an den Patriarchen in Konstantinopel um einen sprach- und fachkundigen Beschreiber dieses Bücherschatzes. Es kam 1506 Marim der Grieche, ein Mönch vom Berge Athos, der, ein geborner Albaneser von Arta, in Florenz und Paris studirt hatte. Er verkehrte anfänglich lateinisch mit den Moskowitern, bis er nach und nach auch russisch erlernte. Der Zaar wollte die noch nicht übersetzten Werke russisch übersetzt haben. Die Reihe traf zuerst einen Psalter mit der Erläuterung von sieben Kirchenvätern (talkovaja psaltir). Marim dolmetschte das griechische Original zwei russischen Dolmetschern auf lateinisch, und diese diktirten es weiter zwei Schreibern auf russisch. Diese erste Arbeit dauerte 17 Monate. Darauf wurden eben so Chrysostomi Predigten über das Evangelium Johannis übersetzt. Mittlerweile hatte Marim zur Noth Russoslawisch gelernt und dabei den Unsinn, auch wohl im Eifer „die Blasphemien" der russischen Kirchenbücher bemerkt und bemerklich gemacht, wobei er wohl die Moskowiter seine wissenschaftliche Ueberlegenheit leicht zu stolz fühlen ließ; dazu kam, daß der Zaar von seiner Gemahlin, die vor 20 Jahren unter allen Schönheiten des ganzen Reichs als die schönste für ihn war gewählt worden, wegen Unfruchtbarkeit geschieden zu werden wünschte, und der darüber mit befragte, gelehrte, aber unhöfische Marim als strenger Canonist dawider war. Kurz, er fiel nach neun Jahren Aufenthalts in Moskau sowohl in des Klerus als in des Hofes Ungnade, und — ward nicht entlassen (wie er mit Recht verlangte), sondern als Ketzer in bald härterem, bald gelinderem Gefängniß gehalten, bis er darin 1556 starb.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Dampfschifffahrt nach Afrika.

(Schluß.)

Am andern Morgen war Alles wieder Leben und Bewegung. Der Wind fing an aus vollen Backen zu blasen, und das Schiff war so sehr mit Segeln bespannt, daß die Masten krachten. Früh 7 Uhr ward Revue über die Seemannschaft gehalten. Die Matrosen erschienen jedoch auch hier eben so wenig wie bei dem gewöhnlichen Dienste in ihrer dunkelblauen Jacke mit gelben Knöpfen, welche sie immer am Lande tragen. Die meisten hatten Westen und Hosen aus grobem blauem Zeuge an, und trugen eine rothe Schärpe um den Leib. Die Behandlung der französischen Marinesoldaten ist bedeutend strenger als in der Landarmee. Körperliche Züchtigungen kommen auch in gegenwärtiger Zeit noch fast alle Tage vor, und ich hatte Mühe in unserm Schiffslieutenant, welcher seine Leute stets in den rauhesten Tönen anfuhr, und häufig mit eigener Hand Ohrfeigen unter sie austheilte, den feingebildeten Offizier wieder zu erkennen, der er mir wenige Tage zuvor am Lande schien.

Gegen 9 Uhr Vormittags brachte der Ruf, daß man Land erblicke, Alles in eine freudige Bewegung. Man drängte sich dem Vordertheile zu, wo in der That nur wenige Seemeilen fern die grünen Ufer der Insel Minorca aus der blauen Meerfluth auftauchten. Wir Alle labten uns herzlich an diesem Anblicke, denn wir fingen nachgerade an, der See mit ihrem ewigen Einerlei satt zu werden. Um 11 Uhr lief das Krokodil in die Bucht von Mahon ein. Die Ufer der Insel Minorca sind nicht, wie die fast aller übrigen Inseln des mittelländischen Meeres, mit nackten Klippen bedeckt. Es zeigte sich uns fast überall niedriges Gestade, dem Anscheine nach äußerst fruchtbar und schön. Bald erschienen auch auf beiden Seiten die Häuserreihen der Stadt Mahon, welche recht anmuthig hinter Blumenhügeln, Orangenwäldern und grünen Wiesen hervorlachte. Wir gewahrten im Vorbeigehen den Kirchhof, die Kasernen, das Quarantainehaus und andere ansehnliche Gebäude. Das Städtchen ist hübsch und geschmackvoll gebaut, und sein Aeußeres zeigt einen Grad von Wohlstand, den ich hier nicht vermuthet hätte. Der Hafen ist sehr klein, aber sicher. Eine englische Kriegsfregatte, die in demselben vor Anker lag, war das einzige Fahrzeug von Bedeutung, das wir erblickten. Das Krokodil verweilte nur wenige Minuten vor Mahon. Nach Abgabe der Briefe und nach Auswechslung einiger freundlichen Worte zwischen unserm Kapitän und dem französischen Vicekonsul, der auf einem Nachen herbeigerudert kam, steuerte das Dampfschiff wieder in die Bucht hinaus und setzte seine Fahrt nach Afrika fort.

Die Insel Minorca ist zwischen Toulon und Algier mehr als der halbe Weg. Der Wind war uns während der letzten Stunden so günstig gewesen, daß wir bei dem heitern Wetter hoffen durften, noch vor dem Einbruche der Nacht die Küste Afrika's zu entdecken. Unsere Reisegesellschaft fing allmählich an, wieder gesund und munter zu werden. Einige köstliche Seefische, die der Schiffskoch uns vortrefflich zubereitet vorsetzte, erregten bald den Appetit meiner leckern Gefährten wieder, und

als vollends noch ein paar Flaschen Malaga Feuer in ihre Glieder zu gießen begannen, wollten alle das Seereisen doch nicht mehr so lästig und langweilig, als vor wenigen Stunden finden. Auch auf dem Vordertheile des Schiffes regte sich bald das alte Leben wieder. Die Soldaten drängten sich, ihre kärgliche Mahlzeit verzehrend, in Gruppen zusammen, und der saure Seewein sowohl, als ihre schwarzen Bohnen schienen denselben eben so trefflich zu schmecken, als uns andern die köstlichen Thunfische und der Malagawein.

Der Abend näherte sich inzwischen, aber die afrikanische Küste wollte noch immer nicht zum Vorschein kommen. Vergebens schickte der ungeduldige Kapitän einen Matrosen nach dem andern auf die vorderste Mastspitze; keiner gewahrte das ersehnte Land, aber wir wußten doch, daß wir noch vor dem Anbruche des kommenden Morgens auf der Rhede von Algier ankommen mußten, und das war hinreichend, den Schlaf von unsern Augen verbannt zu halten. Auch die Soldaten hielten trotz der kalten Winde auf dem Verdecke aus. Die Deutschen lagerten sich im Kreise um die warmen Dampfröhren herum, und ihre vom Weine erfrischten Kehlen begannen wieder die alten vaterländischen Lieder heraufzubeschwören. Endlich wagte auch ein hübscher blutjunger Provençale, als jene eben eine augenblickliche Pause machten, mit einem Sololiede in französischer Sprache aufzutreten, und er zeigte dabei eine so überaus sanfte, melodische Stimme, daß Alles davon herbeigelockt wurde, und selbst die rohen Matrosen mit gespitzten Ohren zuhorchten. Es war ein Lied melancholischer Art: die Klage eines einsam leidenden Gefangenen, die der junge Krieger mit so viel Ausdruck und Gefühl vortrug, daß man versucht war, ihn selbst für den Dichter zu halten. Der hübsche Jüngling, welcher nach den Bataillons d'Afrique abging, war zwar ohne Zweifel ein mauvais sujet, doch schwerlich von ganz verdorbener Art, denn eine so gefühlvolle Stimme wie die seinige konnte nicht in einem ganz schlechten Herz wohnen. Als er geendigt hatte, mußte er den Gesang auf das allgemeine Verlangen, in welches selbst die Offiziere mit einstimmten, wiederholen. Einer der französischen Reisenden war darüber so sehr entzückt, daß er dem Sänger am Schlusse ein paar Gläser Malaga einschenkte.

Welch eine wunderbare Macht übten doch zu allen Zeiten die Töne aus! Orpheus Leyer machte Stein und Bäume bewegen, und hier heilte der Gesang des jungen Soldaten eine reizende Seekranke. Auf dem Verdecke befand sich nämlich die bildschöne Tochter eines hohen Stabsoffiziers, ein reizendes Kind von 16 Jahren, die den ganzen Tag über Kopfweh und Uebelkeit geklagt hatte, nun aber doch das holde Köpfchen erhob und sich näherte, um den Nachtigalltönen des hübschen Sängers zu lauschen, dessen schmutzige Soldatenkleidung freilich ziemlich übel zu seinen feinen Zügen, seinen himmelblauen Augen und Apollolocken stand. Ich hörte die reizende Kranke von diesem Augenblicke an nicht mehr über Schmerzen klagen.

Am meisten mußten wir aber über die deutschen Soldaten der Fremdenlegion lachen. Diese waren nämlich plötzlich stumm wie die Fische geworden; sie hatten ohne Zweifel keinen solchen Sänger in ihrer Mitte vermuthet und nach Tönen dieser Art wagten ihre Bierkehlen sich nimmermehr zu öffnen. Der dicke Salzburger allein meinte, sein Jodein, das ihm kein anderer nachmachen konnte, sey wohl auch ein paar Gläser Wein werth, und ziemlich unverschämt stellte er sich daher dicht hinter den französischen Passagier, der den jungen Sänger so freigebig bewirthet hatte. Dieser verstand des Salzburgers Miene auch vollkommen, aber lächelnd drückte er nur noch fester den Pfropf auf seine Malagaflasche, klopfte jenem auf die breite Schulter, und sagte in ganz gutem Deutsch: „dieser grobe Trank könnte nur deiner sanften Stimme schaden, Bruder Jodeler, aber du sollst dafür ein Gläschen von einem noch bessern Safte haben, der deiner feinen Gurgel gewiß weit köstlicher munden wird," und mit diesen Worten zog er ein Schnapsfläschchen hervor, und schenkte dem ehrlichen Salzburger ein tüchtiges Glas voll ein. Dieser schluckte dasselbe mit einem einzigen Zuge hinunter. Welche Begeisterung mochte ihm der edle Göttertrank einhauchen! Seine Nase glühte gewaltig; er räusperte sich, besann sich ein wenig, und wollte uns nun zum Danke mit einem heimathlichen Alpenliede unterhalten. Wir waren es zufrieden, aber kaum hatte er seine breite Schmalzkehle, die Zwelfelsohne noch nach Branntwein lechzte, geöffnet, als wir alle mit den Händen in die Ohren fuhren. Ach das waren Töne! Sie wirkten mächtiger als der kalte Seewind, der uns bis jetzt noch nicht von dem Verdecke scheuchen konnte; nun aber wollten wir doch alle ein paar Stündchen in die warme Kajüte schlafen gehen. Das Verdeck war bald leer, und am Ende blieben dem Salzburger nur noch die Winde und die Wogen als Zuhörer oder vielmehr als Mitsänger übrig.

Nach 3 Uhr Nachts weckte uns ein Kanonenschuß aus dem angenehmsten Schlummer. Wir eilten auf das Verdeck, die Winde schwiegen, die Räder rauschten nicht mehr, die Luft war schwül und bange, Grabesstille herrschte rings umher. Wir waren auf der Rhede von Algier angekommen. Rechts flammte die Fackel des gewaltigen Leuchtthurms, links starrte wie ein ungeheuerer grauer Todtenhügel das steinerne Amphitheater der alten Piratenstadt uns an. Das Krokodil ankerte zwischen zwei Dampfschiffen, welche erst vor wenigen Stunden angekommen zu seyn schienen, die kleine Eisenröhre ward jetzt geöffnet und spie unter zischendem Geräusche eine Masse graugelber Dampfwolken aus. Der häßliche Oelgeruch, der jetzt das ganze Fahrzeug erfüllte, machte uns eine baldige Ausschiffung wünschenswerth. Der Kapitän willigte auch ein. Bald erschienen mehrere Nachen von halbnackten Arabern gerudert, die uns mit unserm Gepäcke aufnahmen und dem Hafen zuführten. Ein riesenhafter Beduine reichte mir zum Aussteigen die Hand, ein Sprung und ich stand auf dem Boden Afrika's. Mir schwindelte der Kopf — war es denn kein Traum? — Ich hatte zu Toulon am Sonntage noch zu Mittag gegessen, und am Dienstage frühstückte ich in einem andern Welttheile. Welche unermeßliche Revolution hat die Erfindung der Dampfmaschinen in der Schiffahrt hervorgebracht! Wir hatten in 45 Stunden das mittelländische Meer in seiner größten Breite durchfahren.

Die Ruinen von Berenice. *)

Die Ruinen von Berenice wurden früher von den Herren Belzoni und Wilkinson besucht, doch standen keinem dieser Herren die erforderlichen Mittel, ihre Lage zu bestimmen und Nachgrabungen anstellen zu lassen, so zu Gebote, wie dieß bei dem Lieutenant Wellsted der Fall war, als er die benachbarte Küste aufnahm. Herr Belzoni war der Identität dessen, was er vor sich sah, so wenig gewiß, daß er mehr als einen Grad weiter nach Süden ging, um sich zu überzeugen, ob es nicht noch andere Ruinen gebe, welche dem, was er zu finden erwartete, mehr entsprächen. Es kann jedoch über den Gegenstand kein Zweifel mehr obwalten, da nicht nur in dieser ganzen Richtung keine andern Ruinen vorhanden sind, welche zu einem Irrthum Anlaß geben könnten, sondern auch Herrn Wellsteds Breitebestimmungen der in Rede stehenden und seine angestellten Nachgrabungen ihre absolute Identität beweisen.

Die Lage des alten Berenice ist demnach unter 23° 55′ N. B., in einer Bai, welche auf den neuen Karten mit dem Namen der Foul-Bai bezeichnet ist, wo die nubische Küste sich plötzlich rückwärts gegen Westen wendet und eine Bai bildet, welche durch eine niedrige sandige Landspitze zum Theil gegen die Südwinde geschützt wird. Von dieser Landspitze aus sind die Ruinen ungefähr 2½ Meilen in westsüdwestlicher Richtung entfernt, und man kann die Stelle, wo sie sich befinden, aus den Sandhügeln erkennen, unter denen sie vergraben liegen, und von denen mehrere mit Gebüsch bedeckt sind. Es stößt eine Lagune an dieselben, welche in alten Zeiten ein innerer Hafen gewesen zu seyn scheint; jetzt aber ist die Einfahrt durch Sand verstopft. Diese Lagune reicht eine Strecke weit in das Land hinein, und scheint früher von der Stadt gleichsam eingefaßt worden zu seyn. Nur die Mauern und der obere Theil eines kleinen, aber massiven ägyptischen Tempels waren noch unerschüttert, alles Uebrige war mit Sand bedeckt. Die Mauern umschließen einen Raum von etwa einer Meile im Umkreis, von dem der genannte Tempel den Mittelpunkt bildet, und von welchem auch die Straßen ausgelaufen zu seyn scheinen. Diese letztern sind meist sehr eng; die beiden Hauptstraßen aber, welche vom Tempel nach der See hin laufen, scheinen ziemlich breit gewesen zu seyn. Die Häuser sind klein, und bestehen, wie es scheint, sämmtlich aus drei Gemächern. Sie sind alle aus Madreporen erbaut, und die Oberfläche der Mauern allenthalben dicht mit Glas von verschiedenen Farben und Scherben von irdenem Geschirr bestreut. Ohne Zweifel ließen sich hier interessante Nachgrabungen anstellen.

Das Innere des Tempels war das einzige Gebäude, welches Herr Wellsted zum Theil ausräumen ließ. Die Wände waren mit Hieroglyphen und Inschriften bedeckt, die sich in noch ziemlich gutem Zustande befanden; werden sie aber aufs Neue von dem Sande bedeckt, so dürften sie viel leiden, da der Stein, in welchen sie gehauen sind, sehr weich ist. Gräber und Wasserbehälter wurden nicht gefunden, doch war auch die zur Untersuchung gegönnte Zeit zu beschränkt. Der Reisende findet sich, wie Herr Wellsted sagt, hinsichtlich der Größe und des Charakters dieser Ruinen in seinen Erwartungen getäuscht. Doch läßt sich erwarten, daß ausgedehntere Nachgrabungen interessantere Gegenstände ans Licht bringen werden.

*) In der Sitzung der königlich geographischen Gesellschaft zu London vom 28ten März vorgetragen von Lieutenant Wellsted.

Parlamentarische Skizzen.

Der Herzog von Richmond.

Der Herzog von Richmond ist ein Mann von ziemlichem Gewicht im Hause, und zwar nicht wegen seiner Ueberlegenheit als Redner und an Talenten, sondern als Repräsentant einer der ältesten und angesehensten Familien Englands, und wegen seines trefflichen Charakters. Seine intellektuellen Vorzüge erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit, und niemals hört man eine Rede von ihm, welche das Gepräge hohen Talents trüge. Es fehlt seinem Geist an Kraft und Originalität; seine Argumente sind stets solche, welche auf der flachen Hand und so offen daliegen, daß sie auch einem Blinden auffallen müssen. Seine Sprache steht mit seinen Ideen im Einklang; man kann sie nicht geradezu unrichtig nennen, aber es fehlt ihr an Kraft und Politur. Niemals entschlüpft ihm eine beredte oder kräftige Wendung, doch hat er das Verdienst, in Allem, was er sagt, stets verständlich zu seyn. Man kann das, was er vorbringt, nie mißverstehen, und eben so wenig auch nur einen Augenblick in Zweifel über die Natur der Argumente seyn, mit denen er seine Ansichten unterstützt. Ein Schulknabe könnte seinem Ideengang selbst in der längsten Rede von Anfang bis zu Ende folgen. Wenn er auch nichts Glänzendes sagt, so entschlüpft ihm doch auch eben so wenig etwas geradezu Albernes oder Abgeschmacktes. Seine Reden empfehlen sich stets durch gesunden Verstand. Er spricht oft, aber nur selten lange, und auch seine längsten Reden beginnt er ohne alle Einleitung. So wie er den Mund öffnet, faßt er seinen Gegenstand sogleich in der Mitte, und stets wird man finden, daß sein letzter Satz das beste Argument der ganzen Rede enthält. Wenn ich sage der letzte Satz, so nehme ich natürlich den Dank für die Aufmerksamkeit aus, mit der das Haus die Gefälligkeit hatte ihn anzuhören, und mit dem alle Redner der vierten oder fünften Ordnung ihre Reden zu beschließen pflegen. Der Herzog ist nicht wortreich, und obschon seine Ideen nicht der höheren Klasse angehören, so findet sich doch in allen seinen Reden eine bedeutende Anzahl derselben. Nur wenige Mitglieder des Hauses drängen so viele Ideen in einen engern Raum zusammen. Man hört ihn stets mit Aufmerksamkeit, und von der Mehrzahl der Pairs wird auf das, was er sagt, vieler Werth gelegt.

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich wurde ein Herr Salmon, der einem Kapitän M'Kenzie eine Anzahl Morrison'scher Pillen (etwa 20 täglich) als Heilmittel aufgeschwatzt und ihn dadurch umgebracht hatte, vor Gericht gezogen. Die Fabrikanten der Morrison'schen Pillen scheinen indeß Alles aufgeboten zu haben, um einen Eklat zu vermeiden: alle Vertheidigungsmittel, günstige Zeugen u. s. w. wurden herbeigeschafft, der Prozeß soll Herrn Salmon oder seinen Gönnern 4000 Pfd. St. gekostet haben, und die 200 Pfd. St., welche er Strafe zahlen mußte, wurden auch augenblicklich erlegt.

Der Herzog von Orleans kaufte kürzlich einen Christus von ziemlich bedeutender Größe, der aus einem einzigen Korallenblock mit unendlicher Mühe ausgehauen war. Die Arbeit daran soll ungemein vollendet seyn. Er hat 6000 Fr. gekostet, und soll aus dem 15ten Jahrhundert seyn.

Lieutenant Allens Karte des Nigerlaufs befindet sich jetzt in den Händen des Graveurs der Admiralität, und soll in Kurzem erscheinen. Sein Tagebuch darf aber noch nicht herausgegeben werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1836.

Die Stämme im alten Aegypten.

In der Londoner literarischen Gesellschaft wurde der Aufsatz eines Hrn. Beke über diesen Gegenstand vorgelesen. Aus den Angaben der früheren griechischen Geschichtschreiber erhellt nämlich, daß sie den Negern unserer Zeit nahezu ähnlich gewesen seyn müssen, während andere Umstände dieser Meinung geradezu widersprechen. Die griechischen Schriftsteller sind 1) Aeschylus, der (Suppl. 727—28) von der Mannschaft eines in der Entfernung gesehenen Schiffs sagt, man habe sie an ihrer schwarzen Gesichtsfarbe (μελαγχίμοις γυίοισι) als Aegyptier erkannt. 2) Herodot, der an zwei Stellen (Euterpe 56 und 204) sie bei seiner Anwesenheit in ihrem Lande als von schwarzer Gesichtsfarbe schildert, und zwar, wie man nach der zweiten Stelle schließen muß, als wollhaarig (οὐλότριχες). Diesen Angaben stehen entgegen 1) das negative Zeugniß der hebräischen Schriften, aus denen man immer den Schluß ziehen muß, daß die Bewohner Aegyptens nicht viel dunkler, als die Israeliten selbst gewesen seyn können; 2) das ebenfalls negative Zeugniß der spätern griechischen und der römischen Schriftsteller; 3) daß in den Malereien, welche in den Tempeln und Gräbern Oberägyptens entdeckt wurden, die Landeseingebornen durchaus mit rother Kupferfarbe dargestellt werden; 4) daß in den Schädeln der einbalsamirten Körper, die man näher untersucht hat, sich die eigenthümliche Struktur der Negerrace nicht auffinden läßt. Endlich ist es 5) wohl bekannt, daß die gegenwärtigen Einwohner Aegyptens keineswegs schwarz sind, sondern bei weitem mehr die allgemeinen physischen Kennzeichen der europäischen oder asiatischen als der afrikanischen Race besitzen.

Welcher Schluß ist nun aus diesen widersprechenden Zeugnissen des Alterthums zu ziehen? Das Zeugniß von Aeschylus und Herodot hinsichtlich der Aegyptier ihrer Zeit läßt sich unmöglich verwerfen, und nimmt man dasselbe an, so ist es nach des Verfassers Ansicht nur dadurch mit den andern Zeugnissen in Uebereinstimmung zu bringen, daß man die von ihm schon in einem früheren Werke *) aufgestellte Hypothese gelten läßt, daß die Bewohner von Altägypten aus zwei verschiedenen Stämmen entsprangen, wovon der eine, die frühesten Besitzer, von äthiopischer Herkunft waren, und von Süden her in Aegypten eindrangen, der andere aber das Volk war, welches in der Bibel unter dem Namen Mizraim **) oder Mizriten aufgeführt ist, und in allen Uebersetzungen mit Aegyptier und Aegypten übersetzt wurde; das Heimathland dieses Stammes aber, meint Hr. Beke, sey kein Theil Aegyptens, sondern ganz ostwärts vom Meerbusen von Suez gelegen gewesen. Der erste, aus dem Süden gekommene Stamm mag dunkel, oder nahe zu schwarz, der letztere oder die Mizriten, von Arabern oder andern nördlichen Völkern entsprossen, wohl gar nicht oder wenigstens nicht viel dunkler als die Israeliten gewesen seyn.

Hr. Beke glaubt, daß die Scheidung zwischen den Aegyptiern und Mizriten fortdauerte bis etwa zur Zeit Salomo's, wo Kriege zwischen ihnen ausbrachen, die mit der Unterdrückung der Mizriten endigten, so daß die politische Existenz der letztern in der Oberherrschaft ihrer glücklichen Nachbarn unterging. Das natürliche Resultat dieser Verbindung war eine Amalgamation beider Racen, und die Erzeugung einer dritten, die hinsichtlich der Farbe und anderer physischen Kennzeichen zwischen beiden Stämmen in der Mitte stand. Zu diesen Ursachen der Veränderung kam noch eine andere, deren Folgen sich nicht minder bemerklich machten, nämlich die allmähliche Vermehrung fremder Ansiedler, namentlich der Griechen, zuerst durch Psammetich, später in noch viel weiterem Umfang unter der Herrschaft der Ptolomäer, und der jüdischen Einwanderer zu verschiedenen Zeitpunkten, so daß zu der Zeit, wo die Römer die Oberherrschaft des Landes erwarben, seine Bewohner, wenigstens die von Niederägypten, sehr wenig dunkler seyn mochten, als die Bewohner der benachbarten Länder, Syrien und Palästina.

In der Voraussicht, daß man seine Hypothese einer ursprünglich besondern Existenz von Mizriten und Aegyptiern mannichfache

*) Origines biblicae.

**) Mizraim ist eine Dualform, was deßhalb zu bemerken, weil man den Namen Mizraim auf das Land zwischen den beiden Meerbusen von Akabah und Suez beschränken wollte. Der jetzige arabische Name ist noch derselbe, aber in der Singularform „Mizr."

Zweifel entgegensetzen, und diese auf die Resultate der neuen Forschungen ägyptischer Alterthümer gründen würde, suchte Hr. Beke zu zeigen, daß diese Resultate falsch aufgefaßt worden seyen, um ein einmal angenommenes System ägyptischer Geschichte zu stützen, das sich doch am Ende als unhaltbar erweisen werde. Seine Ueberzeugung, bemerkt er, befestige sich immer mehr, daß die Schriften Manethos unächt, und als die Arbeit eines sebennitischen Priesters unter den Aegyptiern zu der Zeit von Josephus oder vielmehr unter den Juden und Griechen, die damals den bedeutendsten Theil der Einwohnerschaft Aegyptens ausmachten, anzusehen seyen, somit kein besonderes Zutrauen verdienten. Wenn man erwäge, welche zahlreichen Veränderungen in der Regierung, den Sitten und selbst in der Abstammung der Aegyptier seit so vielen Jahrhunderten vorgegangen seyen, so sey wohl zu glauben, daß ein großer Theil der Geschichte des Landes verloren gegangen, und daß man an ihrer Statt die Traditionen, oder die Fabeln, der jüdischen Ansiedler aufgenommen habe. Wie wenig sich auf eine solcher Gestalt abgefaßte Geschichte zu verlassen sey, gehe, abgesehen von allen andern Zeugnissen gegen die Autorität Manethos, hauptsächlich daraus hervor, daß seine Angaben mit den Einzelnheiten der alten Geschichte Aegyptens, wie sie von Herodot und Eratosthenes erzählt werden, gar nicht übereinstimmen.

Die Kirchenbücher der Russen.

(Fortsetzung.)

Die von Morim angeregte und immer dringender werdende Verbesserung der Kirchenbücher kam doch immer wieder zur Sprache. Selbst die neue Dynastie Romanow versammelte 1654—1667 zwei Concilien, mit zu diesem Zwecke, bis am Ende der Aenderungen so viel wurden, daß sie sogar ein Schisma (Raskol) in der russischen Kirche erzeugten. Die unkritischen, aber um so eifrigern Verehrer der alten Bücher und des noch ihnen damit zusammenhängenden alten Glaubens (Starowerți) meinten nämlich, wären so viel russische Heilige (ihrer 58 sind kanonisch anerkannt) es mit den alten Büchern geworden, so könne man es wohl auch ferner noch werden. Und darum handle es sich. Maxim schon hatte diesen Einwand hören müssen, und er beantwortete ihn fast klüger, als den Fall der Ehescheidung, theils ad hominem aus der Legende, nach der ein frommer Priester, dessen Messe immer ein Engel beiwohnte, durch mehrere Jahre von diesem ungemahnt, feuerianisch gebetet hatte, bis ihn ein frisch ausstudirter Diakonus aus Konstantinopel korrigirte (denn Gott wolle, daß der Mensch vom Menschen zurechtgewiesen werde!), theils durch Anführung offenbarer und unläugbarer Schreib-, und sogar ursprünglicher Uebersetzungsfehler, die nach ihm bis zu den ersten russischen Uebersetzern, nach uns aber bis auf Method und Cyrill sich zurückdatiren; z. B. der Areopag (ἄρειος πάγος) in Athen (Act. XVII, 19 u. 22), ist in den ältesten Handschriften mit rührender Ignoranz durch Arii glacies übersetzt. Paulus ward von den neuigkeitslustigen Athenienfern auf das „Eis des Arius" geführt! Welches Feld für die Phantasie eines Legendenlesers; doch dergleichen philologischer Ignoranzfehler finden sich in allen ersten Uebersetzungsversuchen, z. B. in dem ersten althochdeutschen Evangelium Matthäi ist Altilia (Mastvieh) durch hohiste übersetzt, als wäre es von Altus (hoch).

Es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß die Russen, deren Großfürst Wladimir im J. 988 mit einer byzantinischen Prinzessin, Anna, auch das Christenthum, und auf bisher unbekannten Wegen, die mehr als volle 100 Jahre früher, in Pannonien, durch die Slawen-Apostel *) Cyrill und Method, im J. 870 begonnenen, dann nach der Ungarn Einbruch (a. 900) in der Bulgarei, Serbien u. a. süddonauischen Slawenländern fortgesetzten slawischen Kirchenbücher überkommen hatte, alle diese so eben erwähnten Antecedentien gänzlich ignoriren. Nach ihnen wurden die griechischen Kirchenbücher allererst unter Wladimir ins Russische übersetzt, und ist nur ewig Schade, daß das Original jener Uebersetzung (wenigstens der Bibel), das um das Jahr 1580 durch Vermittlung des litthauischen Kanzlers Mich. Garoburdo, von Moskau aus dem rechtgläubigen aber polnischen Fürsten Konstantin von Ostrog anvertraut worden, in Folge dieses Ausleihens verloren ging. So sprechen in ihrem Vorberichte die Redaktoren der endlichen Bibelrevision vom Jahre 1751. Aber das Wahre davon ist, daß dieses vermeinte (und in dieser Voraussetzung eines schmerzlichen Ach! (увy) wohl würdige) Original von 988 nichts als eine Abschrift eines um das Jahr 1499 (nach dem Muster der gedruckten böhmischen) taliter qualiter zusammengestellten ganzen Papierbibel vom J. 1558 ist, das vom Ostroger Fürsten nach vollendetem Abdrucke getreulich wieder zurückgestellt worden seyn muß, weil der sel. Dobrowsky es 1792 in Moskau selbst verglich. Wladimirs kräftigster Sohn, Jaroslow, der von 1015 an 40 Jahre regierte, und durch drei seiner schönen Töchter die Könige von Ungarn, Norwegen und Frankreich **) zu Schwiegersöhnen bekam, war auch selbst ein bücherliebender Fürst, der nach Nestor Schulen einführte, und Vieles aus dem Griechischen ins Slowische übersetzen ließ. ***)

Das in Goldblech und Edelsteinen eingebundene Evangelienbuch in Rheims (le Texte du sacre), auf welches bis zur Revolution die französischen Könige ihren Krönungseid ablegten, war, ominös genug, ein slawisches, auf Doppelspalten in den beiden slawischen Kirchen-Alphabeten geschrieben; wahrscheinlichst von Jaroslow's Tochter, Anna, im J. 1050 aus Kiew nach Paris mitgebracht. Ist es, wie wir, Sacy's Nachricht im Magasin encyclopédique 1801 ungeachtet, zu hoffen wagen,

*) Sie heißen (nicht von Alters her) die Slawen-Apostel, nur in dem Sinne wie z. B. St. Bonifazius der Deutschen Apostel heißt. Dieser, wie jene, kamen zu bereits vor ihnen Bekehrten; die sie daher nur zu vervollkommnen hatten. Bonifazius hierarchisch, Methodius liturgisch.

**) Letzterer war Heinrich I, von der eigenen Mutter verfolgt, aber vom Norman, Robert dem Teufel, beschützt! Ueber die schöne russische Anna, die 1051 unter den „multis donis" wohl auch den Rheimser Texte du sacre mitbrachte, siehe Bouquet Hist des Gaules IX.

***) Wir wollen bloß glauben, aber warum schweigt Nestor und alle übrigen Russen von den mit dem Christenthum zugleich eingebrachten slawischen Büchern?

auch des kostbaren Einbandes beraubt, doch vielleicht der Revolutionsflamme entgangen, so wäre es der älteste bisher bekannt gewordene slawische Codex, selbst wenn es wie das nun in Petersburg befindliche Evangelienbuch des Nowgoroder Statthalters Ostromir von 1057 nur eine gleichzeitige Abschrift eines damals in Kiew verbliebenen Originals wäre, das vielleicht schon im J. 988 die byzantinische Anna mitgebracht, oder doch deren Sohn, der bücherliebende Jaroslaw seiner Zeit aus der Bulgarei erhalten hatte, wo noch beide Alphabete allgemein üblich waren, so wie etwa bei uns die deutsche und lateinische Schrift.*)

Der in — Abwesenheit oder Ermanglung? des Rheimser Krönungsevangeliums nun älteste slawische Codex, das Nowgoroder Evangelium von 1057 ward eben auch für einen Verwandten der französischen Königin Anna geschrieben. So wie im J. 1073 für ihren leiblichen Bruder Swetoslaw ein Auszug (Izbornik) aus Werken des h. Basilius u. a., gleich wichtig (durch seine 10 Abbildungen, deren eine den Großfürsten sammt Gemahlin und ihren fünf Kindern in ganzer kostümirter Figur darstellt) für die Geschichte der Kunst, wie der Literatur in Rußland durch die bereits oben berührte Subskription des Diaks **) Johann, nach der „der Herr ihm befohlen habe, die Worte zu ändern, und nur auf die Identität des Sinnes zu achten.“ Auch daraus also geht hervor, daß das Original, das Diak Johann für seinen Herrn (Vladyka) Swetoslaw in Sprache verständlicher machen (erneuen, verjüngen, kurz russisiren) sollte, ein fremdher eingebrachtes, bulgarisches, wo nicht gar pannonisches war, das vielleicht den Swetoslaw noch als Prinzen, wenn es unter dem Vater Jaroslaw vorgelesen wurde, schon durch seine sprachliche Dunkelheit gelangweilt haben mochte. Merkwürdig bleibt es indeß immer, daß, wie wir bereits oben erinnerten, von diesem Diak Johann an durch Nestor (1111) hin bis auf die Schlußrevisoren von 1751 herab, kein Russe die ausländische Selbstständigkeit seiner Kirchensprache anerkennt, oder auch nur ahnet oder verräth; alle sehen sie darin nur veraltetes Russisch, das man erneuern (verjüngen) könne, ja solle, um es verständlicher zu machen! — So geschah es denn, daß, da die cisdanubianischen Slawen, denen die Liturgie und Bibel Cyrills theils vaterländisch (Pannonien), theils zunächst verwandt und befreundet war (Mösien), in Folge politischer Bedrängnisse ihrer sorgfältigen Pflege entrathen mußten, die entfernteren Russen, die sie, mehr als 100 Jahre später und von allen Slaven zuletzt, überkommen, und während der mehr als 200jährigen mongolischen Dienstbarkeit arg genug verdorben hatten, am Ende doch als die zuerst wieder Gekräftigten sie in Vormundschaft nehmen konnten. Denn die pannonischen Slawen, deren Mundart ihr Erzbischof St. Methodius zuerst auch zum Altar emporgehoben hatte, indem er im J. 870 am Plattensee, wie seine Salzburgischen Rivalen bitter klagen, die Messe „in barbarischer,“ d. i. slawischer Sprache sang, wurden nach 900 von den Hufen der ungrischen Rosse zermalmt. Zwar rettete sich Methods Liturgie nach den beiden Mösien, wo sie lange fröhlich fortblühte, und von da selbst in Salonich und Konstantinopel bekannt, und wohl dadurch nach Kiew importirt ward. Aber die geschichtlich allgemein bekannten Weltbegebenheiten drückten am Ende auch auf die Halbinsel des Hämus so schwer, daß die Illyrier beider Ritus kaum den Anfang der Buchdruckerei erreichten, um theils in Venedig, theils in der Walachei einige (50) nun als Seltenheiten gesuchte liturgische Incunabeln zu bestreiten, deren rührende Subskriptionen ihr nahes gänzliches Ermatten verkünden. Heute ist es Rußland, das täglich imposantere Rußland allein, das nicht nur seine, sondern auch die türkischen, ja selbst größtentheils auch die österreichischen Slawen seiner Konfession mit allen Kirchenbüchern (von 24 bis 100 Folianten) aus seinen Druckereien am häufigsten gratis versieht; ja selbst die latinoslawischen Glagoliten des in Rußlands unbekannten Alphabets mußten — so war es in den Sternen geschrieben, — durch Rußlands gläubigen Schüler Caraman seit 1741 ihr Missal und Brevier, von Rom selbst aus, vollends russisiren lassen! So werden die letzten die ersten, und die ersten die letzten seyn, wiederholt sich hier auf die frappanteste Weise. *)

(Schluß folgt.)

*) Fragt man, wozu ein doppeltes Alphabet für eine Sprache, so liegt die Antwort vielleicht noch treffender in dem samaritanischen und chaldäischen Alphabet des Einen Pentateuchs. Das glagolitische Alphabet ist das ältere, das dem jüngern der griechischen Slawen-Apostel nach und nach weichen muß.

**) Von diaconus, wie der französische clerc von clericus.

*) Sollte aber den neun Millionen Cisdanubianern noch einmal ein „gewaltiger Stephan Duschan“ beschieden seyn, d. h. sie wieder zu Macht und Kultur gelangen, so würden sie auch die ächte, liturgische Sprache ihrer Väter wiederherstellen! Schon jetzt ist den bulgarischen Mönchen des Berges Athos der sprachliche Unterschied ihrer alten Codices und der russischen Vulgata nicht entgangen. S. Walpole's Memoirs on Turkey 1818. 4.

Lydophrygische Inschriften in Kleinasien.

Der mit Skulpturen bedeckte Felsen im Thale von Doganlu, auf welchem diese Inschriften sich finden, ist von Obrist Leake in seinen Reisen in Kleinasien und von Walpole in seinem Werke über die Türkei beschrieben worden. Der erste dieser gelehrten Archäologen nimmt von diesem prachtvollen Gradmonument Gelegenheit zu bemerken, mit welchem außerordentlichen Scharfsinn die Alten den Eingang in ihre Gräber geschützt hätten. Diese Bemerkung ist nicht ganz richtig, denn es lassen sich mehrere Beispiele anführen, welche beweisen, daß der Eintritt in die Todtengewölbe nicht verboten war. Obrist Leake hielt diese Inschriften für eine Mischung von griechischer und orientalischer Schrift, Herr Wilkins aber brachte durch eine sehr genaue Untersuchung heraus, daß die Schrift ächt griechisch, aber von der alterthümlichsten Form sey: das Digamma ist darin mehrmals wiederholt; dasselbe Zeichen kommt unter verschiedenen Formen vor, Σ z. B. innerhalb weniger Worte auf nicht weniger als viererlei Art geformt. Das Denkmal ist „Enamache, der aus demselben edlen Stamm mit König Midas entsprossenen“ zugeschrieben. Nichts in der Inschrift deutet ihr Alter an, aber die alterthümlichen Formen der Schrift bestätigen Obrist Leake's Ansicht, daß es zwischen die Jahre 740 und 570 v. Chr. falle. Midas, der Sohn des Gordius, war der erste unter den „Barbaren,“ wie Herodot sie nennt, welcher nach Delphi Geschenke sandte, eine Handlung der Frömmigkeit, die vor dem Jahre 715* v. Chr. fallen muß.

Parlamentarische Skizzen.

Lord Holland.

Lord Holland ist ein Name, der sonst dem Publikum häufig zu Gesicht kam, was jetzt vergleichungsweise seltener der Fall ist. Seit dem Beginn der französischen Revolution, und schon zehn oder zwölf Jahre vorher, kämpfte Lord Holland stets in den vordersten Reihen des Liberalismus, und stand in dem Hause der Lords oft ganz allein. Mit Ausnahme des Grafen Radnor war er vielleicht der umfassendste Reformer jenes Zweigs der Legislatur. Als Neffe von Karl James Fox und bei Entwicklung seiner politischen Meinungen von diesem ausgezeichneten Mann bevormundet, nahm Lord Holland, der einen Theil von Fox's Talenten besaß, alle seine leitenden Grundsätze an, und theilte seinen ganzen Eifer für Beförderung der liberalen Sache. Wer seine ganze Laufbahn aufmerksam verfolgte, muß von der erstaunlichen Hingebung für seine Grundsätze überrascht werden. Stets war er bereit ihnen jedes Opfer zu bringen, und wenn man die Richtung erwägt, welche die Volksmeinung zu der Zeit nahm, wo Lord Holland ins öffentliche Leben trat, und sie bis einige Jahre nach dem Frieden von 1815 verfolgt, so kann man der Kühnheit und Unerschrockenheit wegen, mit welcher er seine Bahn verfolgte, sagen, daß er ein Märtyrer seiner Grundsätze gewesen ist. Sein Name war seit Fox's Rücktritt aus dem öffentlichen Leben eine Art Losungswort unter den Reformern, und sein Haus gewissermaßen der Sammelplatz der Reformmitglieder beider Häuser. Dort wurden alle Anordnungen getroffen und die Plane zum Krieg gegen die Tories entworfen. Lord Hollands Eifer für die liberale Sache ist jetzt um nichts mehr erkaltet, als zunehmende Jahre und Kränklichkeit es mit sich bringen. Oft noch durchbricht er alle Schranken physischer und zufälliger Hindernisse und gibt sich auf überraschende Weise kund. Er betrachtet Lord Melbourne als einen Reformer ächten Schlags, und hat für die Fortdauer seiner Verwaltung eine innigere Theilnahme gezeigt, als selbst für die Lord Grey's. Nach dem Durchgehen der Reformbill nahm er das lebhafteste Interesse an den beiden großen Maßregeln: der Reform der Munizipalkorporationen und der Kirchenreform. Die erstere hat er noch bis zu einer großen Ausdehnung durchführen sehen, und auch von dem gleichen Erfolg der zweiten hofft er vor seinem Tode noch Zeuge zu seyn. Sein Eifer für die Durchführung der Munizipalreform war während der letzten Session so groß, daß er nicht nur dem Lord Melbourne und andern Mitgliedern, welche für die Sache sprachen, Beifall zurief, daß man glaubte, die Lunge müsse ihm fernerhin den Dienst versagen, sondern er sprach auch, obschon er nur mit Hülfe einer Krücke stehen konnte, fast eine halbe Stunde lang mit großer Energie und vielem Talent zu Gunsten der Maßregel. Einige Zeit bevor die Munizipalkorporationsreformbill ins Oberhaus gebracht wurde, hielt Lord Melbourne auf eine Motion, wenn ich mich recht entsinne des Grafen Radnor, eine höchst liberale Rede zu Gunsten der Zulassung der Dissenter auf die Universitäten. Lord Holland, gleichsam als ob er vermuthet hätte, von was die Rede seyn werde, setzte sich, gleich nachdem Lord Melbourne aufgestanden, auf einen der Wollsäcke, von dem aus er dem Premierminister gerade ins Gesicht sehen konnte. Kaum war der letztere bis zum vierten oder fünften Satz seiner Rede gekommen, als Lord Holland, entzückt über den liberalen Ton des Vortrags, seiner Freude durch einen lauten und herzlichen Zuruf Luft machte. Lord Melbourne wurde im Verlauf der Rede immer wärmer, und wo möglich noch liberaler, und in demselben Verhältniß stieg auch Lord Hollands Beifall, so daß kaum ein Freudenruf verhallen konnte, sondern immer von einem noch kräftigern gefolgt war. Lord Melbourne muß gefühlt haben, daß hier des Guten zu viel geschah, denn seine Stimme wurde durch diesen stentormäßigen Beifall oft ganz verdeckt. Da Freudenrufe, besonders solcher Art, im Oberhause nicht üblich sind, und Lord Holland bei dieser Gelegenheit gleichsam ein Monopol zu Uebung seiner Lunge hatte, indem die übrigen Pairs sich kaum rührten, so machte dieser Zwischenfall eine komische Wirkung im Hause, die dadurch noch erhöht wurde, daß der edle Lord dem Sprecher gerade ins Gesicht sah, und dann wieder den Kopf öfters lachend umdrehte, und mehrere andere Beweise seiner Freude über Lord Melbourne's Vortrag laut werden ließ.

Daß Lord Hollands Name in den Berichten über die Parlamentsdebatten kaum mehr genannt wird, kommt daher, weil er alt und kränklich ist. Dieselbe Ursache hat auch die Kraft seines Geistes und die Wirksamkeit seiner Reden geschmälert, aber dennoch entledigt er sich, wenn er zum Hause spricht, seiner Aufgabe auf eine Weise, um welche mancher edle Lord, der noch in der Kraft der Jahre steht, ihn beneiden könnte, und welche beweist, was für Geisteskräfte und Rednergaben er in seinen Jugendjahren besessen haben muß. Damals zeichnete er sich durch Klarheit, Faßlichkeit und eine überzeugende und beredte Auseinandersetzung seiner Ansichten aus. Höchst wirksam wußte er Sophistereien eines Gegners aufzudecken und zurückzuweisen, die manchem Andern ganz entgangen seyn würden. Mit durchdringendem Blick durchschaute er die Schwächen in der Rede seines Gegners, und nach seinen bündigen und treffenden Repliken wurde man fast zu glauben versucht, er müsse die wichtigsten Einwürfe der Gegenpartei vorausgewußt und sich darauf vorbereitet haben. Noch jetzt bemerkt man diese Gabe in seinen Reden. Die bereits erwähnte Rede des edeln Lords zu Gunsten der Munizipalreform war eine Entgegnung auf eine sehr geistvolle Rede Lord Lyndhursts, der gegen die Maßregel gesprochen hatte, und riß durch die Schärfe des Urtheils und die Beredsamkeit, die ein in Jahren so weit vorgerückter und mit Gebrechen des Alters kämpfender Mann hier entwickelte, zu allgemeiner Bewunderung hin.

Einer der hervorstechendsten Charakterzüge Lord Hollands war die Furchtlosigkeit, mit welcher er im Hause seine Grundsätze vertrat, sie mochten angefochten werden von wem sie immer wollten, obschon er wußte, wie verhaßt sie mindestens neun Zehntheilen der Pairs waren. Seine Rede vereinigte Eleganz mit Kraft auf eine Weise, von der wir nur wenig Beispiele haben. Seine Stimme war rein, kräftig und in manchen Intonationen sehr wohllautend. Er sprach immer laut, und wenn er in Eifer gerieth, oft nur zu laut, aber stets geläufig, und auf eine Weise, welche überzeugte, daß er seines Gegenstandes vollkommen Meister war. In seinen Bewegungen herrschte Kraft, zuweilen aber etwas Uebertreibung, was jedoch bei dem innigen Gefühl, mit welchem er große politische Fragen auffaßte, nicht wohl anders seyn konnte. Oft wurde dieses Gefühl so ungestüm, daß es den Fluß seiner Rede hemmte. Man hörte dem edeln Lord stets mit gespannter Aufmerksamkeit zu, was auch bei der bereits erwähnten Rede, wie ich glaube die einzige seit zwei Jahren, wieder der Fall war.

Lord Holland steht in seinem 65sten Jahre. Sein Haar ist weiß und der obere Theil seines Hauptes kahl. Das Vorderhaupt ist sehr gut entwickelt, doch tragen seine Züge keinen besonders geistreichen Ausdruck. Seine Augen sind klein, hell und sein Blick freundlich. Ein Physiognom würde ihn für einen fröhlichen, immer heitern Mann halten, und die Richtigkeit dieser Bemerkung schon nach einem Beisammenseyn von 15 Minuten bestätigt finden. Seine Gesichtsfarbe ist weiß mit etwas roth gemischt, und seine Züge fein und regelmäßig. Sein Gesicht ist rund. Man kann ihn zwar nicht korpulent nennen, doch nähert sich seine körperliche Beschaffenheit mehr dem Embonpoint als der Hagerkeit. Er ist etwas über Mittelgröße.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1836.

Kurdistan und Ninive.

(Nach Rich.)

Ruinen von Ninive.

Das Tagebuch von Rich enthält unzählige Erwähnungen unbekannter Ruinen und Reste des Alterthums am Euphrat und Tigris hin. Die Babylonier, Perser und Araber haben Mesopotamien in allen Richtungen mit den Spuren ihrer Civilisation erfüllt gelassen, und wo nun der Reisende seine Schritte hinwendet, findet er künstliche Hügel aus babylonischen oder sassanidischen Backsteinen erbaut, Ruinen von Palästen der Chosroen, Ziegel mit Keilschriften und Fundamente von Bauwerken ungeheuren Umfanges, über welche der Pflug seit Jahrhunderten geht. Nur wenige dieser Reste, welche an den großen Karawanenstraßen liegen, sind bekannt oder auch nur oberflächlich untersucht. Die meisten Reisenden halten sich der Sicherheit wegen an die großen Straßen, wagen nicht, sich in die Gebirge oder in die halbbewohnten Ebenen zu verlieren, und haben meistens keine Zeit, eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Denn es ist nicht genug, daß man den Ort erreiche; wenige dieser Ruinen bestehen aus Mauerwerk, welches seine ursprüngliche Form behält, und dessen letzte Reste immer einen leichter verständlichen Plan zeigen, als die Mesopotamien eigenen Ruinen aus Backsteinen, welche vom Wetter abgerundet, von Gras überwachsen, von Saaten und oft von Dörfern bedeckt sind, und welche seit Jahrhunderten der ganzen Umgegend als Backsteinbrüche dienen. Es erfordert oft einen langen Aufenthalt, um an den interessantesten Orten eine Entdeckung zu machen, wenn Ueberschwemmungen und Regengüsse den Boden aufgerissen haben, und so die alten Reste für einige Zeit ans Tageslicht bringen, oder um abzuwarten, bis der Pflug, oder der Bau eines Hauses, oder das Wiedereröffnen eines alten Canals Münzen und Bildwerke zu Tage fördert. Die meisten dieser aufgefundenen Reste gehen fast unmittelbar wieder verloren, indem der arme und unwissende Finder sich beeilt, die Münzen und Gefäße einzuschmelzen, und die Bildwerke aus Fanatismus, oder um die Steine zu benützen, zu zerstören. Rich fand am Tigris eine babylonische Bildsäule, von der nur noch die Füße, vom Knie an abwärts, übrig waren, weil ein benachbarter Krämer den obern Theil zu Mörsern verbraucht hatte. Daher haben die wenigen Reisenden, welche das Land in irgend einer Richtung durchschnitten haben, nur angetroffen, was in dem Augenblick ihrer Ankunft entdeckt wurde, oder was man noch nicht Zeit gehabt hatte, zu verunstalten, und das einzige Mittel, die Alterthümer von Mesopotamien mit einiger Vollständigkeit zu untersuchen, wäre, daß der Reisende Bagdad, Mosul oder Kirmanschah zu seinem Aufenthalt wählte, und von diesen Punkten aus langsam und zu wiederholtenmalen das Land in jeder Richtung durchzöge. Der große Fehler, den fast alle Reisenden machen, welche aus Auftrag einer Regierung oder aus eigener Wißbegierde diese Länder untersuchen, ist ihre Begierde, so viel möglich merkwürdige Localitäten zu sehen; ein langer Aufenthalt an einem wichtigen, aber beschränkten District würde weit größere Resultate geben: Hamadan, Schuster, Hillah und andere Orte könnten jeder einen Archäologen Jahre lang beschäftigen, und die Arbeiten von drei oder vier eifrigen Forschern in diesen Localitäten würden in wenigen Jahren mehr leisten, als die Reisen von Hunderten, die sich auf den großen Heerstraßen folgen, und dieselben Monumente beschreiben.

Rich brachte einen Monat in Mosul zu, wo er an dem Pascha einen alten Freund fand, unter dessen Schutz ihm Messungen und Beobachtungen erlaubt waren, welche kein unbekannter Reisender hätte unternehmen können. Er verwendete einen großen Theil seiner Zeit auf die Ruinen von Ninive, welche auf dem östlichen Ufer des Tigris, gerade gegenüber von der Stadt Mosul liegen. Unglücklicherweise hat er seine Beschreibung der Ruinen nicht in ein Ganzes zusammengefaßt, sondern nur von Zeit zu Zeit in seinem Tagebuch die gemachten Untersuchungen kurz bemerkt, und eine Karte von der Oberfläche der Stadt verfertigt, auf welcher die verschiedenen Linien der Ruinen bemerkt sind. Die unmittelbare Nähe einer beträchtlichen Stadt ist den Resten von Ninive sehr verderblich gewesen, und sie haben daher auch weit mehr von Menschenhand gelitten, als die von Babylon, obgleich auch diese von den Arabern sehr ausgebeutet worden sind. Es ist daher keineswegs leicht, einen verständlichen Begriff des gegenwärtigen Zu-

standes der alten Stadt zu geben; aber doch werden die folgenden Auszüge wenigstens einen Wunsch erregen, daß neue Reisende sich nach Mosul begeben und Ausgrabungen veranstalten möchten.

(Schluß folgt.)

Die Kirchenbücher der Russen.

(Schluß.)

Worin besteht denn der oftbesagte Russismus der slawischen Kirchenbücher? Antwort: Was schon 1073 der Diak Johann auf Befehl seines Herrn, das thaten seine Kollegen und Nachfolger, mit und ohne Befehl, eben auch; „sie vertauschten ächte südslawische Wörter, die ihnen weniger verständlich waren, mit gebräuchlichen russischen; ja, sie schnitten nach und nach die altslawenische Sprache nach dem grammatischen Leisten der russischen zu, lieben ihr Wörter und Ausdrücke nebst neuern Bedeutungen, die die alte Sprache nicht hatte, nicht kannte." (Dobrowsky's Slawin S. 365, 425.) Wir setzen hinzu, sie accentuirten auch die Kirchenbücher nach der russischen Prosodie, die oft, sehr oft das gerade Gegentheil der cisdanubinischen ist. In Folge aller dieser Schicksale ist denn die slawische Kirchensprache, wie sie sich durch die letzte russische Redaktion der Kirchenbücher (die im Vorbeigehen zu sagen, auch in den wenigen Ofner Nachdrücken, wie sich von selbst versteht, als die allein wahre befolgt wird) gestaltet hat, nach dem, wohl gegen des Verfassers Absicht, nur allzu treffenden Ausdrucke eines jener russischen Hauptredaktoren (Jakob Blonitzki) selbst eine neu-alte Sprache (jazyk novostary, lingua novantiqua) geworden, die ihrem Stifter St. Methodius hinwieder eben so dunkel wäre, wie es sein alter Coder dem Großfürsten Swetoslaw war. Sie ist nicht die ächte alte slawische, aber auch nicht ganz die neue, russische, sondern ein Mischling aus beiden; etwa wie v. d. Hagen's erneutes Nibelungenlied dem ächten, z. B. in Lachmann's Ausgabe gegenüber.

Wir wollen indeß mit allem dem die Russen keineswegs tadeln, daß sie die Revision so und nicht anders gemacht; sie hatten vor Allem das Interesse ihres Volkes im Auge; aber dafür werden auch sie zugeben müssen, daß man, eben in Folge ihrer Revision die ächte altslawische Kirchensprache nicht aus ihren Editionen der Kirchenbücher, sondern nur aus alten, bisher unedirten, aber doch hinlänglich charakterisirten Codicibus lernen könne, die am besten noch vor der Christianisirung der Russen außer Rußland, oder doch wie Ostromirs Evangelium wenigstens bald nach Rußlands Taufe in Rußland, aber aus außerrussischen Originalien ohne Aenderungsvollmacht abgeschrieben sind. Da die jetzt lebenden Russen, seit Schlözer und Dobrowsky, die cisdanubianische Abkunft der Kirchensprache wohl kennen und anerkennen, da wir den charakteristischen Unterschied ihrer drei Gattungen (ächtalt-, mittel- und neuslawisch) selbst einem Russen (Bibliothekar Alex. Woßtokow) verdanken; so müssen wir wünschen, daß sie uns zum Behufe tieferer Sprachstudien, den ganzen Ostromir und ähnliche älteste Codices durch den Druck zugänglich machen mögen. Ja Herr Woßtokow selbst könnte seinen dießfälligen Verdiensten die Krone aufsetzen, wenn er, wie er 1824 vorhatte, den Ostromir ganz herausgäbe und dazu Grammatik und Lexikon nach Ostromirs Coder. Wie sehr hätte ein solches Werk, wenn es bereits heraus wäre, z. B. nur Bopps und Dorns Vergleichung des Slawischen mit dem Sanskrit zugleich erleichtert und gefördert.

Um indessen einerseits nicht ganz von Russen abzuhangen, und andrerseits doch auch ein cisdanubianisches Schärflein zur guten Sache der Wissenschaft beizutragen, hat der Wiener Hofbibliothek-Custos, Kopitar, zwei Ternionen der sogenannten hieronymischen Bibel der einst mächtigen kroatischen Grafen Frangepani (auf der adriatischen Insel Veglia), die im Archive des tyrolischen Schlosses Maria-Stein entdeckt und durch den nunmehrigen edlen Eigenthümer, Grafen Paris Cloz, ihm mitgetheilt worden, mit dessen Genehmigung sehr gern auf seine Kosten herausgegeben. Das Fragment, obwohl größtentheils Uebersetzung griechischer Predigten von Chrysostomus, Athanasius, Epiphanius &c., enthält doch auch an 3 Seiten eigene Arbeit des slawischen Uebersetzers von hohem Interesse, über Heiligkeit der Ehe, Enthaltung von heidnischen Gebräuchen &c., aber sein Hauptverdienst besteht in der ächten alten Sprache, die sich der Ostromirischen zur Seite stellt, und mehr noch in der früher kaum geahnten Vervollständigung des glagolitischen Alphabets, wodurch Dobrowsky's Hypothese, daß das cyrillische Alphabet das ältere, das glagolitische hingegen um 300—400 Jahre jünger sey, sich beinahe jetzt schon ins Gegentheil verwandeln muß. Kopitar hat, was wir oben Hrn. Woßtokow zumutheten, schon bei Gelegenheit der Herausgabe dieses glagolitischen Fragments, so weit seine Quellen und Hülfsmittel reichten, zu leisten versucht: das Fragment genau edirt, kritisch und sprachlich erläutert, das griechische Original beigegeben, dazu für nichtslawische Forscher alles Slawische lateinisch übersetzt, und dem allem eine historisch-philologische Einleitung über die Entstehung und Schicksale der slawischen Liturgie zuerst in Pannonien im Jahre 870 u. s. w. vorausgeschickt, so wie eine gedrängte, aber um so übersichtlichere altslawische Grammatik und Lexikon nachfolgen lassen, unter dem Titel: Glagolita Clozianus etc. Vindobonæ 1836. ap. C. Gerold 166 S. in kl. F. mit 2 Kupfertafeln.

Sollte seine Aufforderung, dem größern Reste dieser frangepanischen Bibel, so wie den Schicksalen des glagolitischen Psalters vom J. 1222 und denen des sogar in beiden slawischen Schriftarten zugleich geschriebenen Rheimser Krönungs-Evangeliums (le texte du Sacre) nachzuforschen, auf längere Zeit noch ohne Erfolg bleiben, so liegen doch schon jetzt in der Vaticana die uralten glagolitischen Evangelien, die Assemanni 1736 von Jerusalem mitbrachte, die daher nur auf einen Herausgeber warten, und seiner Zeit ein würdiges Seitenstück zu den cyrillischen des Nowgoroder Statthalters Ostromir abgeben könnten. Mit Kopitars Glagolita an der Hand könnte sich nun auch ein Nichtslawe an ihre Herausgabe machen. Fiat!

Chronik der Reisen.

Bericht des Major Mitchell über seine Erforschung des Laufes des Flusses Darling hinter Neu-Südwales.*)

Lager westlich von der Harvey-Kette, 4ten September 1835.

Nachdem ich am 5ten April zu Buri zu der unter meinem Befehl gestellten Expedition gestoßen war, untersuchte ich am folgenden Tage die Gegend, und am 7ten begaben wir uns auf einem bis jetzt noch unerforschten Wege nach dem mir in meinen Instruktionen bezeichneten Theil des Darling. Mein Plan war, längs dem hochgelegenen Lande zwischen den Flüssen Lachlan und Macquarie hinzugehen, das sich weiter in das Innere hinein erstreckt, als alle bisherigen Untersuchungen noch gedrungen waren. Auf diese Weise hoffte ich der Nothwendigkeit über Flüsse zu setzen und der Gefahr überhoben zu seyn durch Ueberschwemmungen aufgehalten zu werden, wie dieß zu derselben Jahreszeit dem Generalintendanten bei seinen letzten Untersuchungen geschah. Die Absicht, welche mich ferner noch zu dieser Wahl bestimmte, war, meine trigonometrischen Aufnahmen längs dieser Anhöhen so weit als möglich in das Innere hinein auszudehnen.

Nach einer Reise von 51 Tagen von Buri aus erreichten wir den Darling auf dem eingeschlagenen Wege unweit seiner Vereinigung mit dem Neujahrs-Krikh, und fanden das Land so günstig für unsern Zweck, daß wir nie genöthigt waren einen Wagen abzuladen, einen Weg durch Gebüsch zu hauen oder eine Nacht ohne Wasser zuzubringen. Rechter Hand hatten wir das Wasser des Bogan und linker Hand eine zusammenhängende Kette von Bergen, von denen die Neujahrsberge die letzten sind.

Ein schwerer Unfall traf die Expedition durch den Verlust des Herrn Cunningham, des Botanikers der Kolonie, der sich am 17ten April am Fluß Bogan von der Expedition trennte und vorausging. Nach sorgfältiger zwölftägiger Nachsuchung, während welcher die Expedition Halt machte, fand man sein gesatteltes und gezäumtes Pferd todt. Es schien, daß Herr Cunningham sich nach dem Verlust seines Pferdes gegen Norden gewendet habe. Wir fanden seine Spur bis auf 10 Meilen am Bett des Bogan entlang, und dann verschwand sie an einer Stelle, wo sich unlängst ein Lager der Eingebornen befunden hatte. Wir fanden ein kleines Stück von seinem Rock, und Fragmente einer Karte, die ich bei ihm gesehen hatte. Es befanden sich zwei verschiedene Stämme am Bogan, von dem aber, mit welchem wir zusammenkamen, konnte ich nichts von dem Schicksal unseres Freundes erfahren. Ich habe immer noch einige Hoffnung, daß er über den Macquarie gegangen und zu den angebauten Distrikten zurückgekehrt seyn möchte, doch befreit mich dieß, wenn ich die Gemüthsart der Eingebornen bedenke, keineswegs von meinen Befürchtungen. Herr Cunningham möge nun noch leben oder nicht, so hat seine Entfernung jedenfalls eine traurige Lücke in unserer Gesellschaft gemacht, und ist zudem ein Verlust für die Wissenschaft.

Wir fanden das innere Land von einer so übermäßigen Hitze ausgedorrt, daß der von Kapitän Sturt erwähnte Sumpf unterhalb Oxley's Tafelland vollkommen trocken war, und sich von dem Bogan (der Neujahrs-Krikh des Kapitän Sturt) nur noch einige Pfützen vorfanden. Auf einer Strecke von 300 Meilen unterhalb dieses Krikhs tranken wir kein anderes Wasser als das des Darling. In diesem Fluß befand sich noch eine kleine Strömung, etwa stark genug, um eine Mühle zu treiben. Das Wasser war allenthalben so klar als das der reinsten Quelle, und verlor unterhalb des äußersten Punktes der Dunlops-Kette, wo sich ein Hügel von einer sehr harten Breccie so dicht an den Fluß schließt, daß er die Ebene oberhalb von der unterhalb scheidet, allen brackischen Geschmack. Am schlechtesten war der Geschmack des Wassers da, wo der Fluß der Urbans-Gruppe am nächsten ist, und dann oberhalb seiner Vereinigung mit dem Neujahrs-Krikh; 17 Meilen von da abwärts war es herrlich.

Als die Expedition den Darling zum Erstenmal erreichte, wurde ich durch das gute Ansehen des Flusses veranlaßt zu versuchen, wie weit man auf Booten auf ihm komme. Da unser Vieh nach einer so langen Reise der Erholung bedurfte, so machten wir ungefähr zwölf Meilen unterhalb seiner Vereinigung mit dem Neujahrs-Krikh an einer bequemen Stelle Halt. Hier ließ ich die wenigen Bäume umhauen, um den Platz gegen die Eingebornen zu befestigen, und ein Blockhaus aufrichten, groß genug, um alle unsere Vorräthe zu bergen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus der New South Wales Government Gazette. S. Ausland v. d. J. Nr. 87.

Parlamentarische Skizzen.

Der Marquis von Londonderry.

Der edle Marquis hat sich sowohl in als außer dem Hause durch den ungewöhnlichen Eifer bemerkbar gemacht, den er bei jeder Gelegenheit für toryistische Grundsätze an den Tag legt. Er ist ohne alle Frage der ungeschickteste Schutzredner für diese Grundsätze im ganzen Oberhause. Der unbedachte Eifer, den er gegen die Reformbill an den Tag legte, als diese Maßregel vom Oberhause diskutirt wurde, brachte sein Leben mehr als einmal in offenbare Gefahr. Der wüthende Pöbel griff ihn zu jener Zeit zweimal auf der Straße an, und nur mit genauer Noth kam er mit dem Leben davon. Seiner Partei selbst hat er unzähligemal durch sein unkluges politisches Benehmen unendlich geschadet, und kaum hat sie sich nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten aus der falschen Stellung gerissen, in welche er sie versetzt hatte, so wirft er sie nicht selten in eine noch schlimmere zurück. Wenn er sich erhebt, um über irgend eine zarte und wichtige Frage zum Hause zu sprechen, so tritt sehr oft der Fall ein, daß die Vorsichtigern seiner Partei sich bedeutend anblicken, als fürchteten sie irgend ein Unheil für ihre Sache. Während er spricht, lauschen sie mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das aus seinem Munde kommt, leichter aufathmend, wenn er keinen erheblichen Bock schießt, aber immer in peinlicher Furcht schwebend, daß im nächsten Satz etwas Ungeschicktes, der Sache Nachtheiliges vorkommen möchte.

Ein großer Fehler in dem politischen Charakter des edeln Marquis ist sein Mangel an Beurtheilung. Man wäre in Verlegenheit, sollte man einen Staatsmann nennen, der deren weniger besäße. In Fällen, wo selbst der gemeinste Menschenverstand hinreichen würde, den Weg ausfindig zu machen, welchen die Klugheit vorschreibt, verfehlt er ihn sicher, und wenn er zwischen der rechten und der unrechten Bahn zu wählen hat, wird er unvermeidlich die letztere einschlagen.

Sein Charakter zeichnet sich indeß dadurch zu seinem Vortheil aus, daß er stets ehrenhaft und rechtlich handelt. Es ist nicht der Mann,

der, so groß auch immer die Versuchung seyn mag, im Stande wäre seine Grundsätze zu kompromittiren oder aufzugeben, und eben so wenig wird er sie jemals irgend eines Umstandes oder einer Rücksicht halber verhehlen oder verläugnen. Heraus müssen sie, zur Schau stellen muß er sie in all ihrer angestammten Nacktheit, und wenn sie der ganzen übrigen Welt auch noch so abscheulich vorkämen. Andere Anhänger seiner Partei wissen ihre Grundsätze doch zuweilen hinter einer milden, versöhnenden Phraseologie zu verschleiern — nicht so der edle Marquis; dieser verschmäht ein solches Temporisiren mit seinen Grundsätzen — denn so sieht er es an — gänzlich. Andere mögen vielleicht auch die Polen hinsichtlich ihres Widerstandes gegen Rußland als Rebellen betrachten, allein sie sagen es nicht so geradezu; der Marquis aber hält nicht hinter dem Berge, sondern nennt sie kurzweg: „eine ganze Nation von Rebellen." Diese außerordentliche Integrität seines Benehmens gestattet denn auch dem ganzen Land eine so klare Einsicht in das Innere des edeln Marquis, als er nur immer selbst sie besitzen mag.

Er ist ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, der durch kein auch noch so großes persönliches Interesse vermocht werden könnte, sich einem Gegenstand zuzuwenden, der mit den Gesetzen der Ehre unverträglich ist. Tausendmal lieber wird er das theuerste Steckenpferd seines Ehrgeizes opfern, als einen Freund kompromittiren.

Talent besitzt er durchaus nicht. Er ist nicht im Stande eine Frage auch nur auf erträgliche Weise durchzuführen, selbst wenn er den Gegenstand zu Hause auch noch so sorgfältig überdacht hat. Seine Ideen sind stets schlecht geordnet, und scheinen gern „Versteckens" mit dem edeln Marquis zu spielen. Sie sind gänzlich unlenksamer Natur, und fast so rebellisch als die Polen. Hat er sich niedergesetzt, so läßt sich mit einem Nachbar Tausend gegen Eines wetten, daß dieser nicht im Stande seyn wird, einen klaren Begriff von dem Inhalt der von dem Marquis gehörten Bemerkungen zu geben. Wenn man zwei seiner Hauptideen zu behalten und nach diesen ungefähr das Uebrige zu errathen vermag, was er mit großem Eifer, aber höchst unvollkommen hergestottert hat, so hat man alle Ursache mit seiner Aufmerksamkeit zufrieden zu seyn.

Sein Styl steht zu seinen Ideen im genauesten Verhältniß; er ist holperig und unzusammenhängend. Es ist ihm noch nie begegnet, daß er einen nur erträglich gebauten Perioden hätte vernehmen lassen, und um seine Beredsamkeit steht es wo möglich noch schlechter als um alles Andere. Seine Stimme ist die unangenehmste und quakendste, welche ich noch je gehört habe, und lautet gerade so, als ob sie durch irgend einen mächtigen Druck von seinen akustischen Organen herausgepreßt würde. Ob es dem edeln Marquis hart ankommt zu sprechen, weiß ich nicht, doch bin ich sehr geneigt es zu glauben; so viel aber ist gewiß, daß es jedermann höchst unangenehm ist ihn zu hören. Er spricht leise und stottert gelegentlich, doch nicht viel. Er hält nie lange Reden, spricht aber fast über jede Angelegenheit zu dem Hause. Sein Lieblingsthema sind die Angelegenheiten der Halbinsel. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, ohne Don Miguel, Don Carlos und all die übrigen Dons des Despotismus als Muster der Tugend und Liebenswürdigkeit, und ihre Regierungen als die mildesten und besten unter der Sonne hinzustellen. So wenig er sich seinen Hang, Reden zu halten, von seinen Freunden ausreden läßt, eben so wenig läßt er sich durch den Spott seiner Feinde von dessen Befriedigung abhalten. Manch bitterer Hohn wird ihm von den Liberalen zu Theil, und manchen Spott muß er wegen seiner thörichten Reden über die Angelegenheiten der Halbinsel hören, aber alles dieß macht keinen Eindruck auf ihn; er bleibt unerschütterlich. Selbst Lord Brougham, den sonst Alles fürchtet, schreckt ihn nicht; er ist undurchdringlich gepanzert gegen Alles, was der edle Lord nur immer sagen mag. Eine Behandlung der Art ist er in der That seit so langer Zeit gewohnt, daß es im Gegentheil befremden müßte, wenn sie Eindruck auf ihn machte. Ueber die Gesten des edeln Marquis ist wenig zu sagen; sie sind nicht übermäßig heftig, obschon sein anscheinender Eifer für seine Grundsätze und seine Partei vermuthen ließe, daß sie dieß seyn müßten. Er bewegt den rechten Arm und gelegentlich auch den Körper mäßig, so daß er seinen zunächst sitzenden Freunden einen Blick zuwerfen kann; höher versteigt sich seine Aktion nicht. Er macht stets denen von seinen Freunden vielen Verdruß, welche die Lords von der Seite des Hauses anreden, auf welcher er sitzt. Wenn einer von diesen sich erhebt, um zu sprechen, so setzt er sich unmittelbar vor ihn, stützt den Kopf in die rechte Hand und starrt dem Redner von Anfang bis zu Ende so unausgesetzt ins Gesicht, daß große Geduld dazu gehört, um nicht außer Fassung zu kommen. Der edle Marquis hat indeß doch das Verdienst, daß er seinen Freunden sehr häufig Beifall zollt, der bei ihm stets vom Herzen kommt.

Der Marquis von Londonderry ist ein schöner Mann. Er ist von mittlerer Größe und wohlgebaut. Sein Gesicht trägt keinen Ausdruck von Strenge, sondern hat vielmehr etwas Angenehmes. Die Züge sind regelmäßig und sein Gesicht oval. Sein Gesicht hat etwas Blühendes und sein Haar ist von lichtbrauner Farbe. Er scheint einer trefflichen Gesundheit zu genießen, und man sieht ihm nicht an, daß er sein 58stes Jahr bereits angetreten hat.

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Blainville theilte der französischen Akademie der Wissenschaften einen Brief des Naturforschers Gay aus Baldivia vom 8ten Julius 1835 mit. Er hat die Eigenthümlichkeiten der Blutegel Chile's und die Tendenz der Reptilien, lebendige Junge zu gebären, zum Gegenstand. Alle Blutegel leben in den Wäldern, niemals im Wasser; sie kriechen auf den Pflanzen und Baumstämmen, ersteigen selbst Gebüsche, nähern sich aber nie den Sümpfen und Flüssen; der einzige Blutegel, den er zufälligerweise im Wasser entdeckte, ist eine kleine Art (branchiobolella), welche die eigenthümliche Gewohnheit hat, in der Lungenhöhlung der auricula Dombeii zu leben; als Herr Gay einen solchen Mollusken zerschnitt, fand er den Blutegel. Schon in der Nähe von St. Jago hatte er eine andere Art entdeckt, die auf den Kiemen des Krebses lebt. Was die Schlangen betrifft, so wirft nicht nur die Natter in Baldivia lauter lebendige Junge, sondern auch alle die niedlichen Eidechsen, welche der Gattung Leposoma von Spix nahe kommen, und die man ihrer schönen Farben wegen Goldeidechse (chrysosaurus) nennt. Die Arten, welche man einer Probe unterwarf, lieferten alle ohne Ausnahme dasselbe Ergebniß. Auch froschartige Thiere lieferten einzelne Beispiele dieser Art, obwohl sie im Allgemeinen Eier legen. Eine Gattung jedoch, die der Rhinella von Hitzinger nahe steht, und wovon Herr Gay in seinen Sammlungen mehrere Arten besitzt, brachte stets lebendige Junge, und bestätigte somit eine Thatsache, die um so merkwürdiger ist, als alle diese Beispiele sich in einem Rayon von nur zwei oder drei Stunden finden.

Ein Bäcker, Namens Fontaine, zu Paris hat einen mechanischen Backtrog erfunden, und ein Patent darauf genommen; 30 bis 300 Pfund Teig können in Zeit von 15 Minuten durch einen einzigen Mann und ohne die mindeste Anstrengung geknetet werden, und zwar besser als auf dem gewöhnlichen Wege.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1836.

Aussichten der Engländer in Indien.

Das romanhafte Glück, das so lange die Engländer in ihren Unternehmungen in Indien begleitete, scheint die gewöhnliche Folge gehabt zu haben, daß die Energie erschlaffte: die innern Fehler der Regierung treten stärker hervor, und die schlimmen Wirkungen, die nicht mehr von einem thätigen und an Macht nahezu gleichen Feinde benützt werden, schlagen tiefere Wurzeln. Wir wollen hier nicht von den einzelnen Mißgriffen reden, in die jede Regierung verfällt, nicht von dem eben so lächerlichen, als schädlichen Hochmuthe, den Hindus und Muhamedanern englische Sprache und europäische Wissenschaft ohne das Medium nationalindischer Gelehrsamkeit einpfropfen zu wollen, eine Thorheit, die bald wieder gut zu machen ist, aber was geschah, um das Ansehen der Europäer überhaupt herabzusetzen, das ist wohl für immer verloren und nicht wieder einzubringen. Wir haben früher einzelne Klagen der anglo-indischen Armee herausgehoben, wie sie in mehreren Zeitschriften sich darboten, dießmal aber haben wir nicht solche einzelne Klagen über Vernachlässigung und Bedrückung zu schildern, sondern ein fortgesetztes System gegen die Armee, die erste und fast einzige Stütze der englischen Macht in Indien, ein System, dessen Schuld hauptsächlich auf Lord Bentinck fällt, und nur zum geringsten Theil auf die, welche ihn zu seiner Stelle ernannten; doch auch diese freilich tragen keine geringe Schuld, da Lord Bentincks Unfähigkeit ihnen kein Geheimniß seyn konnte. Es handelt sich hier nicht von entzogenen pekuniären Vortheilen, nicht von Halbbattas und beschnittenen Emolumenten, sondern von einem Verfahren, das die Disciplin der indischen Armee in ihren Grundvesten erschüttern mußte, und bereits großen, vielleicht nie wieder gut zu machenden Schaden angerichtet hat.

Lord Bentinck hat sich einen großen liberalen Namen gemacht, die Abschaffung der Suttis und der Peitschenstrafe in der indischen Armee, von so zweifelhaftem Vortheil und unzweifelhaftem Nachtheil die letztere auch seyn mag, haben ihm den Ruf eines freisinnigen Staatsmannes verschafft, die Verfolgung der Thugs oder Phansigars, die er thätig beförderte, ist ein unläugbares Verdienst, aber die Nachwelt wird ihm nicht den Namen eines Staatsmannes zuschreiben, sie wird ihm die Geisteskraft absprechen, welche Staaten schirmt und erhält, und ihn mit dem Namen eines Schwachkopfs belegen, der dem kleinlichen Ruhme einer falschen Philanthropie nachjagte, seine hohe Stellung und die Lage des Reichs gleichmäßig verkannte, und der Befriedigung seiner Eitelkeit die wichtigsten Interessen Englands zum Opfer brachte. Das ist allerdings ein hartes Urtheil, wir werden jedoch die Beweise nicht schuldig bleiben.

Lord Bentinck ist einer von den aristokratischen Glückspilzen, an denen die englische Armee zu ihrem großen Nachtheile nicht arm ist. Wer den Vortheil des Geldes und einer hohen Geburt für sich hat, darf eines schnellen Avancements sicher seyn. Lord Bentinck, Bruder des Herzogs von Portland, geboren 1774, trat noch nicht ganz 17 Jahre alt als Lieutenant in die sogenannte Coldstream Garde, wurde nach 15 Monaten, nämlich am 1sten Mai 1792 Rittmeister, im Februar 1794 mit 20 Jahren Major, im März desselben Jahres Oberstlieutenant im 20sten Dragonerregiment, und am 1sten Januar 1795, also noch nicht einmal 21 Jahre alt, Oberst. Im Jahre 1799 diente er zum Erstenmal im Felde, und zwar nur einige Monate lang beim Stabe der Armee in Holland, und im J. 1803 wurde er, 29 Jahre alt, bei dem beliebten System, keine Offiziere der ostindischen Kompagnie zu Gouverneuren und Korpskommandanten zu machen, zum Gouverneur in Madras ernannt. Diese Periode seines Lebens müssen wir näher ins Auge fassen, weil er während derselben sich auf eine Art betrug, die den Direktoren der ostindischen Kompagnie seine Wiederanstellung auf immer hätte entleiden sollen. *)

Im Frühjahr 1806 zeigten sich in verschiedenen Garnisonen der Präsidentschaft Madras Symptome von aufrührerischer Gesinnung, und im Julius brach der Aufstand zu Vellore los. Die dort stationirten Sipahis griffen die europäischen Truppen in der Nacht an, hieben sie größtentheils nieder, und wurden nur nach bedeutendem Blutvergießen und zwar mit Hülfe von

*) Die armen Direktoren sind freilich nicht immer schuldig: sie müssen dem Board of Controul und dem Ministerium nachgeben, welches häufig seine Günstlinge, freilich zum großen Schaden des Dienstes, mit Stellen in Indien versorgt.

Sipahikavalerie bezwungen. In fünf oder sechs andern Garnisonen wurde der Ausbruch durch kluge Vorsichtsmaßregeln gehindert. Hundert und dreizehn europäische Soldaten, worunter ein Oberst und dreizehn andere Offiziere, waren massakrirt worden, die andern — es lagen nur zwei Kompagnien im Orte, — dankten ihre Rettung nur ihrer verzweifelten Tapferkeit, denn Hülfe kam erst nach acht Stunden herbei, und auch da noch vertheidigten sich die Empörer so wüthend, daß 350 von ihnen auf dem Platze blieben, und nur 500 zu Vellore selbst und an den Orten, wohin sie geflohen waren, gefangen genommen wurden.

Die nächste Veranlassung zu diesem Aufstand kann uns hier gleichgültig seyn, desto wichtiger aber sind die charakteristischen Symptome desselben und die Art der Bestrafung. Tippu Sahebs Söhne wohnten in Vellore, und sie oder ihre Umgebungen hatten den Aufstand hauptsächlich angezettelt; laut wurde der baldige Sturz der europäischen Herrschaft und das Emporkommen der muhammedanischen verkündigt. Fünf oder sechs Garnisonen hatten sich verschworen, die Europäer sämmtlich zu ermorden, und wäre ein bedeutender Kopf an ihrer Spitze gestanden, so wären die Folgen nicht zu berechnen gewesen. Was geschah nun, um diesen Aufstand zu strafen, dessen Gefährlichkeit auch der Befangenste sich nicht verbergen konnte? Fürs Erste wurden die militärischen Reglements, welche dem Aufstand als Vorwand gedient, und für die rohe Masse auch die wahre anregende Ursache gewesen waren, zurückgenommen, und zwar auf Befehl Lord W. Bentincks, der den Vermittler spielte. War dieß Verfahren schon in hohem Grade unklug, so war das Benehmen gegen die gefangenen Schuldigen völlig albern. Nur einige der am schwersten Gravirten wurden hingerichtet, die andern wurden bloß aus dem Dienste *entlassen*, und diejenigen Offiziere, die erwiesenermaßen Mitwisser waren, *erhielten* wegen einzelner mildernder Umstände *noch Pensionen* dazu. Wenn in Europa eine kraftvolle Regierung so handelt, so kann man ihre Milde loben, in Indien aber mußte dieß als strafbare Schwäche erscheinen. Welcher Unterschied war denn noch zwischen dem verrätherischen Empörer von Vellore und dem durch treue Dienste bewährten Veteranen? Nichts kann einer Regierung, und namentlich einer in der Stellung, wie die englische in Indien, nachtheiliger seyn, als wenn so der Unterschied zwischen Schuld und Unschuld aufgehoben wird, und beide gleichen Lohn empfangen.

Lord W. Bentinck wäre zu entschuldigen gewesen, hätten die andern Beamten der Kompagnie seine Ansicht getheilt, aber der Befehlshaber der Truppen, Sir John Cradock, verlangte strengere Strafe und der Generalgouverneur billigte dessen Ansicht, aber das Uebel war geschehen. Noch in einem andern Punkte war Lord Bentinck mit Sir J. Cradock nicht einerlei Meinung; der letztere schlug eine militärische Strafe vor, die keinem Menschen wehe that, aber auf den soldatischen Ehrgeiz wirken mußte; er verlangte nämlich, daß die beiden betheiligten Regimenter aus der Armeeliste gestrichen werden sollten. Nicht nur Sir J. Cradock, auch die Civilbeamten, welche den Rath des Gouverneurs bilden, waren dieser Meinung, Lord Bentinck widersetzte sich jedoch und legte seiner Meinung eine solche Wichtigkeit bei, daß er die Frage als einen jener außerordentlichen Fälle erklärte, wo es ihm erlaubt sey, nach eigener Beurtheilung und Verantwortlichkeit gegen die Ansicht seines ihm beigegebenen Rathes zu verfahren. Diese Handlung lächerlichen Hochmuths war endlich zu plump: der Generalgouverneur strich ohne weiters die beiden Regimenter aus der Armeeliste, und die Direktoren der Kompagnie riefen Lord Bentinck von seinem Posten ab.

Diese Vorfälle hätten hinreichen können, sie von jeder Wiederanstellung eines solchen Mannes abzuhalten, allein der Einfluß der großen Familie Lord Bentincks und die Schwäche der Direktoren brachten denselben im Jahre 1827 abermals nach Indien, und zwar nicht mehr als untergeordneten Befehlshaber, sondern als Generalgouverneur und Beherrscher dieses ungeheuren Reichs. Nicht zufrieden mit dieser Stellung, strebte er auch noch nach dem Oberbefehl über die Armee, um dieselbe Macht in sich zu vereinigen, wie einst der Marquis von Hastings, obwohl die Behauptung eines indischen Offiziers völlig wahr ist, daß „Lord Bentinck kaum auf den Namen eines Soldaten Anspruch habe, und noch nach seinem Rücktritt vom Oberbefehl der indischen Armee schwerlich auch nur einen Zug hätte kommandiren können.“ Das Letztere hätte hingehen mögen, wenn jedoch der Mann, der 13 Jahre nach seinem Eintritt ins Militär, während welcher Zeit er so gut wie gar keinen Dienst that, Generalmajor wurde, und als solcher alte Hauptleute, zum Theil von 30 Dienstjahren, *wegen Unerfahrenheit* für unfähig erklärte, Dienste in der Generaladjutantur zu thun, so kann man über einen solchen Dünkel nur die Achseln zucken, muß aber einen solchen Mann für völlig unfähig halten, den Oberbefehl über ein so eigenthümlich organisirtes Heer zu führen, wie das anglo-indische, und die Erfahrung hat die Prophezeihung des Herzogs von Wellington bestätigt, daß Lord Bentinck die bestehende Ordnung der Dinge in Indien völlig umkehren werde.

Wir wollen hier die nichts weniger als ehrenwerthen Mittel, wodurch er sich den Weg zum Oberbefehl des indischen Heeres bahnte, das mannichfache einzelnen Offizieren zugefügte Unrecht, das Reglement wegen der Halbbatta, das man nur zum Theil ihm Schuld geben kann, kurz alles Dasjenige bei Seite lassen, worunter nur der Einzelne litt, und uns auf Dasjenige beschränken, was wesentlich dem Gesammtinteresse der Armee und der Regierung nachtheilig war, die Disciplin und das Vertrauen untergrub, und einen Veteranen dieser Armee zu folgender Erklärung veranlaßte: „das ganze System unserer Verwaltung ist im Sinken; die indische Armee ist fast desorganisirt durch die unsinnigen Neuerungen des letzten Generalgouverneurs, die Autorität der Offiziere ist vernichtet, und man hat die Sipahis gelehrt, Abhülfe ihrer Beschwerden allein vom Oberbefehlshaber zu erwarten, jede Handlung der Offiziere als unbefugt und tyrannisch zu betrachten, und Lord W. Bentincks ganze Politik bestand darin, die Mannschaft und die Offiziere einander möglichst zu entfremden; die Armee besteht jetzt nicht mehr aus ordentlichen unterwürfigen Soldaten, sondern aus einer Rotte unzufriedener zanksüchtiger Rabulisten.“

Kurdistan und Ninive.

Ruinen von Ninive.

(Schluß.)

D. 8ten Nov. Wir setzten uns in Bewegung, einen allgemeinen Ueberblick von den Ruinen von Ninive zu gewinnen, setzten in einem Boot über den Tigris, und begaben uns zuerst in das Dorf Nebbi Junus, das etwa 300 Häuser enthält, und auf einem alten, künstlichen Hügel steht; das Alter des Hügels ist außer allem Zweifel, wie die Antiquitäten zeigen, die man bei tiefen Ausgrabungen darin findet, und die aus Backsteinen und Stücken von Gyps bestehen, welche mit Inschriften in Keilschrift bedeckt sind. Ich besitze derselben eine große Anzahl aus dieser Localität, namentlich einen Backstein, 16 Zoll lang und mit einer Inschrift bedeckt. Man zeigte uns heute einige Inschriften, die in die Fundamente neuer Häuser eingemauert sind. Eine derselben befand sich auf einem Stück Gyps, das einen Theil der Wand einer ärmlichen Küche bildete, und zu einem engen Gang zu gehören schien, der tief ins Innere des Hügels führen soll. Man grub ihm letztes Jahr nach, da er aber unter die Grundmauern der Häuser führte, so schüttete man ihn wieder zu, so daß nur der Theil sichtbar ist, der die besagte Küche bildet. Einige Häuser weiter hin fanden wir in einem Hause, dessen Besitzer die Gefälligkeit hatte, seine Frauen zu entfernen, damit wir eintreten könnten, eine andere Inschrift in großer Keilschrift; sie bildet die südliche Wand eines Zimmers, man sieht jedoch nur drei Fuß derselben, sie soll sich aber mehrere Ellen weit erstrecken, ist indeß gegenwärtig mit Erde zugeworfen. Die Inschrift scheint an ihrer ursprünglichen Stelle zu stehen. Sie ist etwas höher als der Boden des Zimmers, nimmt eine Höhe van zwei Fuß ein, und liegt etwas tiefer als die Oberfläche des Hügels. Man fand sie, als man das Haus baute, und ließ sie in ihrer Lage, nur wurde sie, wie das ganze Zimmer, mit Erde vertüncht; sie liegt in einer Parallellinie mit dem oben erwähnten Gang, welcher sich noch weiter erstreckt zu haben scheint, aber hier offen gelegt worden ist. Ich zweifle nicht, daß man in diesem Hügel eine große Menge von Alterthümern finden würde, aber er ist gößtentheils mit einem Labyrinth von kleinen Häusern bedeckt, und man kann nur Entdeckungen machen, wenn man diese erst ausbessert oder neu aufbaut.

Auf dem nördlichen und höchsten Theile des Hügels liegt die Moschee, welche das Grab des Jonas bedeckt. Ehemals stand hier ein christliches Klaster, dessen Kirche die Muhammedaner beibehalten und in eine Moschee verwandelt haben; kein Christ darf sie betreten. Der Hügel erhebt sich hier, wo er am höchsten ist, 50 Fuß über die Ebene. An der Ostseite der Moschee zeigte man mir drei enge alte Gänge, welche sich durch verschiedene Thüren in einander verlieren; sie sind gewölbt und ganz finster, und scheinen zur Aufbewahrung von Särgen bestimmt gewesen zu seyn. Sie erstrecken sich tief ins Innere, sind aber verschüttet worden.

Wir ritten hierauf gegen Osten durch den flachen Raum bis zur ersten Mauer der Stadt; sie besteht aus einer Anhäufung von Erde und Sand, aus der behauene Steine in Menge ausgegraben werden. Jenseits findet sich ein Graben, der an der Mauer hinläuft, und dessen Lauf man leicht folgt. Ihm folgt wieder eine Mauer, dieser ein neuer, schmaler Graben, und diesem die dritte, letzte und beträchtlichste Mauer.

Die Fläche innerhalb dieser Mauern ist etwa 2 englische Meilen breit und 4 Meilen lang: am Flusse hin, so wie gegen Süden und Norden läuft nur Eine Mauer, während an der Ostseite hin drei sichtbar sind.

D. 10ten Nov. Ich ritt heute zum Koyunjuk, einem beträchtlichen künstlichen Hügel, der sich, wie der von Nebbi Junus, an den westlichen Wall anlehnt. An seiner Nordseite ist der Wall durchbrochen, und man sieht, daß er aus ungebrannten Backsteinen und ohne Zwischenlager von Rohr gebaut ist, man gräbt jedoch aus ihm in allen Richtungen große behauene Steine aus, und wir bemerkten einen von ungeheurer Größe auf einem Theile des Walles, der etwa 15 Fuß hoch ist. Der Hügel von Koyunjuk ist sehr steil, seine Oberfläche fast ganz eben, seine senkrechte Höhe 43 Fuß, sein Umfang 7691 Fuß. Er scheint nie viel höher gewesen zu seyn, war aber offenbar mit Gebäuden bedeckt. Man pflügt überall Steine und Backsteine aus ihm heraus, und an Einem Orte, wo man kürzlich gegraben hatte, sahen wir ein rohes Mauerwerk und einen grob gearbeiteten grauen Stein, der die Form der Capitäle hat, welche noch heute an den hölzernen Säulen der persischen Verandas angebracht werden. An vielen Orten bemerkten wir Fußböden, welche aus kleinen, eingerammten und mit Erde zusammengestampften Steinen gebildet waren. Eben so findet man irdene babylonische Geschirre und Backsteine, an denen Erdpech hängt. Während wie herumgingen, fand ein Mann ein Stück eines schönen babylanischen Gefäßes mit feiner und sehr schöner Keilschrift bedeckt. Es ist aus feinem, gelblichem Thon, und scheint ein Theil eines großen Cylinders zu seyn. Ein Theil der Oberfläche ist eingesäet, und ein anderer von dem kleinen Dorfe Koyunjuk eingenommen. Der größte Theil der Alterthümer, die man aus Ninive bringt, kommt jedoch aus dem Hügel von Nebbi Junus (Prophet Jonas), z. B. der sonderbare steinerne Sessel, den ich besitze, wurde dort gefunden.

Wir folgten dem Wall in nordwestlicher Richtung, und kamen an eine Stelle, wo er breiter und höher ist, als der Rest. Hier fand man vor einigen Jahren ein ungeheures Basrelief, das Menschen und Thiere varstellte, und einen grauen Stein von 12 Fuß Höhe bedeckt. Ganz Mosul ging hinaus, es zu sehen; aber nach einigen Tagen wurde es zerschlagen. Von hier an wied der Wall oder die Mauer höher und ungleicher als auf der Westseite.

D. 11ten Nov. Ich untersuchte heute die südliche Mauer; sie ist von drei Oeffnungen durchbrochen, an denen wenigstens die in der Mitte ursprünglich zu seyn scheint. Wenige Schritte vor ihr, außerhalb des Walles, fand ich Leute, welche nach Steinen gruben, und ein Loch gegraben hatten, aus dem sie große Steine, mit Erdpech bedeckt, heraufbrachten. Die Höhlung war etwa 10 Fuß tief, und man war offenbar in das Fundament eines Gebäudes eingedrungen, das aus großen behauenen, und durch

Lager von Erdpech und Mörtel verbundenen Steinen bestund. Es wäre von der Oberfläche des Bodens an zu schließen nie zu vermuthen gewesen, daß Ruinen darunter liegen, denn es war sogar das Bett eines Baches darüber gegangen. So schwer ist es beim ersten Anblick zu sehen, wo Gebäude gestanden haben mögen. Während ich mit Messungen beschäftigt war, ging einer meiner Diener in das Dorf Nebbi Junus, wo er einen viereckigten Stein fand, der mit Keilschrift bedeckt war. Er war in ein Haus eingemauert, aber meine Leute fanden Mittel, ihn zu kaufen und herauszunehmen.

Innerhalb der von dem Mauerparallelogramm eingeschlossenen Fläche sieht man, mit Ausnahme der Hügel van Nebbi Junus und Koyunjuk, wenige Spuren von alten Gebäuden, und ich überzeuge mich täglich mehr, daß diese Wälle nicht die Stadt Ninive, sondern nur die Citadelle, oder die Residenz oder vielleicht beide einschlossen. Noch heute bestehen im Orient die Paläste der Könige aus einer Menge von Gebäuden, welche durch eine gemeinschaftliche Mauer eingeschlossen ein eigenes Quartier bilden.

In dieser Meinung bestätigte sich Rich später bei Untersuchung der Umgegend, wo er in der Entfernung von mehrern Meilen beträchtliche Reste von Wällen und künstlichen Erhöhungen fand, obgleich die Pflugschaar seit Jahrhunderten an dem Ebnen der Oberfläche des Bodens arbeitet.

Die Outa-Schlange.

Der Oriental Herald erzählt über diese mit Ausnahme des Kopfs ganz weiße Schlange, welche sehr selten ist und eigenthümliche Gewohnheiten hat, Folgendes: Diese Geschöpfe gehen immer in Paaren, und es ist merkwürdig, daß wenn eines getödtet wird, von Menschen oder Vieh, das Ueberlebende dem Mörder folgt, bis es sich entweder gerächt hat oder selbst getödtet wird. Man hat Beispiele, daß es die Verfolgung mit der geduldigsten Ausdauer 500 (englische) Meilen weit fortsetzt. Das kleine Thier, dessen Gefährten einer unserer Bootsleute getödtet hatte, sah man, nachdem wir vom Ufer abgestoßen, längs demselben in gerader Linie mit unserem Boote hingleiten, und als wir Cawnpur erreichten, fand man dasselbe in Bereitschaft, von dem muthwilligen Mörder seines Gefährten Rache zu nehmen. Es wurde aber erlegt, ehe es seinen Vorsatz ins Werk setzen konnte.

Chronik der Reisen

Bericht des Major Mitchell über seine Erforschung des Laufes des Flusses Darling hinter Neu-Südwales.

(Fortsetzung.)

Am 1sten Junius, dem sechsten Tage nach unserer Ankunft, fuhr ich mit dem größern Theil der Leute in den Booten den Fluß hinab, kehrte jedoch am folgenden Tage nach dem Blockhaus zurück, weil wir auf zu viele seichte und von Felsen gesperrte Stellen stießen, als daß wir so weit hätten kommen können, als der Zweck der Expedition es erheischte.

Nachdem ich mich durch eine mit einem Theil der Leute zu Pferde unternommene Rekognoszirung bis zur Dunlops-Kette überzeugt hatte, daß der Wasserstand unterhalb gut und die Gegend für unsere weitere Reise zu Land günstig sey, räumten wir das Blockhaus wieder und gingen am linken Ufer des Darling hin.

Je weiter abwärts wir kamen, desto beschwerlicher und ermüdender für unser Vieh wurde der Weg. Er bestand meist aus ganz kahlen Flächen zähen, von tiefen Rissen durchfurchten Bodens, durch die man nicht immer sicher reiten konnte. Endlich öffneten sich dicht am Ufer Höhlungen mit Polygonum juncium bedeckt, über die durchaus nicht zu kommen war, so daß wir oft drei Meilen vom Fluß entfernt unser Lager aufschlagen mußten, was sehr beschwerlich für uns war, weil wir ohne den Fluß nicht bestehen konnten, da hier das einzige Wasser in der ganzen Gegend zu finden war, und nur an seinem Ufer Gras für unser Vieh wuchs. Es war daher nöthig einen Theil der Leute mit dem Vieh am Fluß zu lassen, wo sich meist Eingeborne befanden, und es bedurfte der größten Wachsamkeit, daß das Vieh im weichen Schlamm des Ufers nicht versank.

Wir waren so 100 Meilen weit flußabwärts gekommen, als die Erschöpfung unserer Stiere und die geschmolzenen Vorräthe mich auf den Gedanken brachten, von einer nur kleinen Abtheilung der Leute begleitet in schnellern Märschen weiter zu gehen und das ermüdete Vieh zurückzulassen, damit es sich indeß zur Heimreise erholen könne. Bevor ich mich jedoch zu dieser Trennung in Gegenwart mehrerer zahlreicher Stämme der Eingebornen entschloß, machte ich Halt, um diese Wilden zu beobachten. Da ich mich nun nach Verlauf von zwei Tagen überzeugte, daß die Zurückbleibenden der größten Gefahr ausgesetzt seyn würden, so gab ich mein Vorhaben auf.

Kaum hatte ich meinen Leuten den Entschluß, wieder nach Hause zu reisen, bekannt gemacht, als wir auch schon Gewehrfeuer von unsern Leuten hörten, die an den Fluß gegangen waren, um Futter zu holen. Ein eben angekommener Stamm Eingeborner lag gerade vor unserem Lager. Dadurch, daß wir diese Leute unterhielten und einen abgeschickten Boten auffingen, verhinderten wir sie zu dem Stamm am Fluß zu stoßen, während ich unsern Leuten Verstärkung und Munition schickte. Diese kam gerade zu rechter Zeit, um die Ermordung von sieben unserer Leute zu verhüten. Ein Häuptling, dem ich Geschenke gemacht und besondere Aufmerksamkeit bewiesen, hatte den Frieden zuerst gebrochen. Das Benehmen mehrerer dieser Stämme war höchst seltsam; je mehr wir uns bemühten ihre Bedürfnisse zu befriedigen und je mehr guten Willen wir ihnen zeigten, um so mehr suchten sie Dinge zu entwenden, die ihnen doch ganz unnütz waren, und um so mehr sannen sie auf unser Verderben. Ihre Sitten waren von denen der Eingebornen in der Nähe der Kolonie gänzlich verschieden. Sie hielten den grünen Zweig ins Feuer, schwenkten ihn dann mit wüthenden Gebärden gegen uns, schleuderten mit den Füßen Staub gegen uns und spuckten uns an. Alles dieß thaten sie nachdem sie eben erst Geschenke erhalten hatten, und wir uns bemühten freundschaftlichen Verkehr mit ihnen anzuknüpfen. Meine Leute hielten sich bei dieser Gelegenheit sehr gut; von dem Stamm, der sich am feindseligsten bezeigte, wurden zwei getödtet und einer (ein Häuptling) durch die Hüfte geschossen. Von unserer Seite wurde nur ein Mann durch einen Keulenschlag verletzt.

Wir blieben hierauf Meister des linken Ufers des Darling, und nur Einmal noch wagte es ein wilder Stamm, 120 Meilen höher hinauf, über den Fluß zu setzen, und Gebüsch und Gras in der Nähe unserer Zelte anzuzünden, bis wir ihn verjagten. Dieser Stamm war uns noch dazu nicht unbekannt, indem wir ihn auf unserem Weg abwärts getroffen und mehrern dieser Wilden Messer geschenkt hatten, deren sie sich sogleich bedienten, um die Stricke unserer Zelte abzuschneiden, wobei sie noch stahlen, was ihnen unter die Hände kam.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1836.

Ueber einige Strömungen des Oceans.

Hr. Eug. Robert machte auf einer Reise nach Island im Jahre 1835 hierüber nachstehende Bemerkungen: „Die ungeheure Menge Holz, welche das Meer an die Küsten treibt, war für uns ein Gegenstand mannichfacher Untersuchungen und vieler Vermuthungen. Wir glauben Nachstehendes mit Sicherheit behaupten zu können: 1) daß das Holz von mindestens zwei Continenten kommt; 2) daß es das Eismeer in einem noch sehr wohl erhaltenen Zustand erreicht; 3) daß es, vor seiner Ankunft in Island, zwischen das Eis kommt, und dort so zugerichtet wird, daß es mit zerrissenem Stamm, ohne Wurzeln wie ohne Rinde ausgeworfen wird; diese letztere findet sich oft daneben aufgerollt wie ein Pergament. Unter den Hauptholzarten, die wir sammelten, fand sich auch ein Acajoublock, der vom Bohrwurm stark angegriffen war. Nach schwimmenden Früchten suchten wir vergebens."

Alle Reisende, die in Island waren, bemerkten die große Menge Holz, das an die Küste geworfen wird; man konnte aber noch nicht ermitteln, woher all dieß Holz kam. Contreadmiral Löwenhorn, der im Jahre 1786 eine Reise machte, um die Ostküste von Grönland aufzufinden, stieß auf seiner Fahrt gleichfalls auf eine Menge schwimmenden Holzes, und bemerkte darüber Folgendes: „Am 3ten Julius Nachmittags unterm 63° 5′ N. B. und 35° O. L. zogen einige Wasservögel unsere Aufmerksamkeit auf sich, die auf etwas Schwarzem auf der Oberfläche des Meeres in einiger Entfernung vom Schiffe ruhten. Anfangs fürchtete ich, es möchte eine Klippe seyn; ich sondirte mit dem Senkblei, fand aber bei 200 Klaftern noch keinen Boden. Ich schickte einen Kahn aus, um die Sache zu untersuchen, und der Offizier benachrichtigte mich bald, es sey kein Felsen, sondern ein großes Stück Holz, das wir an Bord zogen; es war ein Acajoublock von 14 bis 15 Fuß Länge und 15 bis 16 Zoll Dicke." Also auch hier Acajouholz; sonst ist es nichts Ungewöhnliches, in diesen Meeresstrichen schwimmendes Holz zu treffen, theils ganze Bäume mit den Wurzeln, theils mit der Axt zugehauene Stücke. Man weiß, daß diese hauptsächlich aus dem weißen Meere kommen; wenn im Frühjahre die Flüsse des europäischen und asiatischen Nordens aufgehen, wird das Holz hinausgeschwemmt, und in bedeutender Menge theils nach der Nordküste von Island, theils sogar nach der Westküste von Grönland geschwemmt, nachdem es das Kap Farewell umgangen hatte, und bis in die Baffinsbai hinausgetrieben worden war. Wenn man in neuerer Zeit weniger davon findet, so liegt der Grund darin, daß die Wälder in der Nähe der Küste durch die bedeutende Ausbeutung abnehmen. Man weiß also, woher dieses Holz kommt, aber nicht der gleiche Fall ist es mit den Acajoublöcken, deren Vorhandenseyn in diesen nördlichen Meeren mit Recht Erstaunen erregt. Indeß ist zu bemerken, daß diese wohl schon lange im Meere gewesen seyn müssen, denn man hat in neuerer Zeit einen solchen Block durchsägt, und gefunden, daß die Bohrwürmer, welche auch die Schiffe angreifen, weßhalb man diese mit Kupfer beschlägt, ihn trotz seiner großen Dicke bis in die Mitte hinein durchbohrt hatten. Fichten und selbst Eichen, die man zum Baue der Schiffe und bei hydraulischen Arbeiten anwendet, sind in wenigen Jahren durch diese Wasserinsekten zerstört; man weiß jedoch, daß sie lange Zeit brauchen, um in andere Hölzer, namentlich in Acajou, einzudringen. Auch hätte der Block wegen seiner specifischen Schwere, die größer ist, als die des Wassers, untersinken sollen, und er scheint nur dadurch schwimmend geworden zu seyn, weil er im Innern durchbohrt war. Indeß wenn man auch annimmt, daß der Block schon lange im Wasser lag, so bleibt es doch äußerst merkwürdig, wie die Strömungen des Meeres ihn bis in den Polarkreis treiben konnten.

Ein anderer kaum minder merkwürdiger Fall wurde von Herrmann Schomburgh, dem bekannten deutschen Reisenden, der sich gegenwärtig in Guiana befindet, aufgezeichnet. Dieser sah auf der Nordseite der westindischen Insel Anegada eine Menge Korkholzstücke, und die Einwohner sagten ihm, daß seit mehreren Jahren das Meer jährlich Korkholz in hinreichender Menge am Ufer auswerfe, um sie damit für ihre Netze zu versehen. Der Korkholzbaum wird gegenwärtig im südlichen Europa und in Afrika gepflanzt, und somit muß wohl dieß Korkholz von den spanischen und portugiesischen Küsten kommen. Die an diesen Küsten vorherrschende südöstliche Strömung muß es ver-

wärts treiben, bis es in den Bereich der großen Westströmung fällt; endlich wird es von dem Arm des großen Stroms, der eine nordöstliche Richtung nimmt, ergriffen, und an die niedere Küste der Insel Anegada geworfen; vermuthlich auch an die Küsten der andren karaibischen Inseln.

Aussichten der Engländer in Indien.

(Fortsetzung.)

Es sind jetzt gerade 90 Jahre, seit die Engländer zum Erstenmal den Versuch machten, Eingeborene Indiens als Soldaten zu benützen. Wie so manche großartige Erscheinung war es nicht ein wohl entworfener Plan, sondern die Noth des Augenblicks, welche den Entschluß dazu eingab. Vielen mag es vielleicht eben so charakteristisch als ominös erscheinen, daß der erste englische Sipahioffizier kein gelernter Militär, sondern ein kriegerisch gesinnter Handlungskommis war, der von einem seiner Soldaten, den er in einem Ausbruch von Unmuth beleidigt hatte, während des Exercitiums ermordet wurde. Von 1746 bis 1796 wurden allmählich Kompagnien und Bataillone, so wie auch Kavalerieregimenter in immer größerer Zahl errichtet, aber bei einem Bataillon befanden sich nur Einer oder zwei, höchstens drei europäische Offiziere zur Oberaufsicht, der ganze innere Dienst geschah durch Eingeborne, die also in der That völlige Offiziere waren. Im J. 1796 wurde die große, obgleich hinsichtlich des Nutzens sehr bestreitbare Maßregel durchgeführt, alle indischen Regimenter mit derselben Anzahl europäischer Offiziere zu versehen, wie die europäischen Regimenter, eine Maßregel, die mit Einemmal alle eingeborenen Offiziere der That nach zu Unteroffizieren herabsetzte. Der junge europäische Fähndrich, der kaum die Kinderschuhe ausgetreten hatte, führte die Wache, kommandirte, wegen Unkenntniß der Sprache, so gebrochen wie möglich, und der altgediente eingeborene Offizier mußte zurücktreten. Der zweifelhafte Vortheil eines strengern, gleichförmigen Paradeexercitiums konnte gegen die moralischen Nachtheile dieser Aenderung kaum in Betracht kommen.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß diese Maßregel, abgesehen von der Kränkung und Beeinträchtigung, die dadurch dem einheimischen Offizier zugefügt wurde, das Verhältniß der europäischen Offiziere zu den indischen Soldaten, mit denen sie nicht einmal durch das gemeinsame Band der Sprache verknüpft waren, wesentlich verändern und viel häßlicher machen mußte, denn wenn es auf der einen Seite nicht gerathen war, jungen, unerfahrenen, mit der Landessitte und den eigenthümlichen Vorurtheilen der Eingebornen nicht vertrauten Offizieren eine große Gewalt über die Soldaten anzuvertrauen, so war auf der andern Seite die Gefahr nicht geringer, den Offizieren die Hände zu sehr zu binden, und sie dadurch in der Achtung ihrer Untergebenen herabzusetzen. An dieser Klippe scheiterte Lord Bentinck völlig, und zwar nicht aus Unachtsamkeit und Uebereilung, sondern absichtlich und systematisch, mochte er nun die schweren Folgen aus beschränktem Eigensinn oder kopflosem Hochmuth übersehen.

Man beschuldigt Lord Bentinck, daß er sich in Indien unter den Eingebornen Popularität auf Kosten seiner übrigen Landsleute und auf Kosten des wohlverstandenen Vortheils der Regierung und der Ruhe des Landes zu verschaffen gesucht habe, und diese Beschuldigung ist nur allzu gegründet. Was indeß auch immer seine Absicht gewesen seyn mag, seine Maßregeln als Generalgouverneur und als Oberbefehlshaber hatten die Folge, den Vorgesetzten in der Achtung seiner Untergebenen herabzusetzen, und die unkluge Aufmunterung, die man in allen Garnisonen den Klagen gegen Europäer gewährte, auch wenn sie von den niedrigsten und verworfensten Eingebornen vorgebracht wurden, bewirkten eine Veränderung in den Gesinnungen der Sipahis, die dem Hauptgrundsatz, auf welchem die indische Armee beruht und beruhen muß, völlig entgegen ist. Der Soldat von hoher Kaste, *) der seinen kommandirenden Offizier vor Gericht gestellt sieht, weil ihn ein Stiefelputzer anklagte, muß seine Achtung für die Stellung und den Rang desselben erschüttert fühlen, und wie schön es auch nach den Gesetzen theoretischer Gerechtigkeit klingen mag, daß auch der Niedrigste seinen Vorgesetzten in eine Lage versetzen kann, die er für schimpflich hält, so muß doch dadurch das Vertrauen und der Gehorsam von Menschen erschüttert werden, deren Unterwürfigkeit hauptsächlich nur auf dem Glauben an die Macht ihrer Vorgesetzten beruht. Die Aufmunterung, welche Lord Bentinck solchen Klagen angedeihen ließ, ging ins Unglaubliche, und er wollte nicht einmal diejenigen bestrafen lassen, die der Verleumdung überführt wurden, „damit andere nicht abgehalten würden, Abhülfe zu suchen.“ Daß bei einem solchen System, wo der muthwillige Kläger zum voraus der Straflosigkeit gewiß war, Klagen aller Art wie Pilze emporschossen, läßt sich ohne Mühe errathen.

Ganz denselben Erfolg hatte das System der Beschränkung der Strafbefugniß. Ein Aufsatz in einer Madraszeitung, der mit ausgezeichneter Mäßigung abgefaßt ist, sagt hierüber unter Anderm: „Die Gewalt der kommandirenden Offiziere ist auf eine äußerst nachtheilige Weise verkürzt worden. Unter den bestehenden Verhältnissen kann sich ein Sipahi mit der größten Insolenz, wenn sie sich nur nicht bis zur völligen Insubordination (mutiny) versteigt, gegen seinen kommandirenden Offizier benehmen, ohne daß dieser die Gewalt hätte, auch durch Kriegsgericht, irgend eine andere Strafe als eine — Extrawache über ihn zu verhängen. Die Bestätigung eines kriegsrechtlichen Spruchs hängt von einer höheren, oft sehr entfernten Behörde ab.“ Der Zusatz, den der Verfasser dieses Aufsatzes macht, „daß es überall unruhige, schlechtgesinnte Menschen gibt, die sich dieß zu Nutzen machen, ist fast überflüssig bei einer Armee, wie die indische. Wie wollen nur ein einziges Beispiel anführen, wie weit dieser Mangel an Strafbefugniß geht. Die indischen Regimenter liegen gewöhnlich nicht in Städten, sondern außerhalb derselben in Kantonnirungen, und viele der neuern europäisch-indischen Städte sind erst durch den Aufenthalt von Regimentern

*) Und dieß sind sie namentlich in Bengalen fast alle, wenn nicht Braminen, doch Kschatriyas, namentlich aus dem Kriegerstamm der Radschputen; nur in Südindien werden auch Leute von niederer Kaste aufgenommen. Ob aber der gleichfalls auf liberalen Wind berechnete Befehl Lord Bentincks, auch Parias aufzunehmen, je zur Ausführung gekommen, ist sehr zweifelhaft.

entstanden. *) Diesen Kantonnirungen folgt ein ungeheuerer Schwarm von Menschen aller Art, Verkäufer von Lebensmitteln, Wäscher, Handwerker u. dgl. Man kann sich leicht vorstellen, welches Gesindel sich hier oft zusammenfindet unter einer Menge, die auf 10 bis 20,000 Seelen steigt. Der Militärbehörde steht die Aufsicht und Polizei darüber zu, da sie auch auf die Preise der Lebensmittel einen Einfluß ausüben kann, damit die Soldaten nicht übervortheilt werden. Ein speziell dazu beauftragter Offizier hat die Aufsicht, aber keine Polizeimannschaft steht ihm zur Seite, und seine Strafbefugniß erstreckt sich, — man denke! auf die Auferlegung einer Geldstrafe von — Einer Rupie. Damit soll er den Ruhestörungen eines solchen Trosses und den frecken Räubereien handwerksmäßiger Diebe steuern. Die Sache klingt wie Spott. Häufig wurden Vorstellungen nicht nur von den Stationskommandanten, sondern auch von den Civilbehörden gemacht, daß man doch Beamte mit den nöthigen Vollmachten aufstellen möchte, um die Polizei an den Stationen zu handhaben, aber Lord W. Bentinck war allzu beschäftigt, um solchen Vorstellungen ein aufmerksames Ohr zu leihen.

Fragt man nach der Ursache eines so unbegreiflichen Benehmens, so ist man allerdings in nicht geringer Verlegenheit, und sieht sich genöthigt eine Erklärung anzunehmen, die freilich nicht von seinen Freunden, sondern von den Vorsprechern der indischen Armee herrührt, deren Offiziere ihn bitter hassen. **) Lord Bentinck hat, gleich bei seiner Ankunft, Maßregeln eingeführt, welche die Offiziere der Armee ungünstig gegen ihn stimmen mußten: er entzog den Offizieren mehrerer Garnisonen, namentlich deren in der Nähe der Präsidentschaften, einen sehr bedeutenden Theil ihrer Feldzulage, beschnitt die Armee, um die Habsucht der Direktoren zu befriedigen, auf jede Weise, und nahm Reduktionen vor, welche die Aussicht der Offiziere auf Avancement, und somit auf eine dereinstige Rückkehr in ihr Vaterland mit einer sie gegen Sorgen sichernden Pension so gut wie völlig vernichtete. ***) Diese Maßregeln erregten, wie natürlich, eine heftige Erbitterung in der ganzen Armee, und viele Offiziere verbargen ihren Unwillen keineswegs. Dieß setzte den Generalgouverneur so in Furcht, daß ihn stets die Idee plagte, die Offiziere könnten einen allgemeinen Aufstand gegen die Regierung erregen. *) Er fühlte also, daß er die Armee in der That schwer beleidigt, er fürchtete die Folgen, er erkannte, daß man in Indien nicht wie in Europa von der Armee ans Volk appelliren könne, von dem die Regierung in der Stunde der Gefahr nie eine thätige Hülfe zu gewarten hat, und um das seiner Ansicht nach gefährliche Element zu neutralisiren, legte er es darauf an, Mißvergnügen und Mißtrauen zwischen Offizieren und Soldaten auszusäen, und die Gesinnung der Hochachtung und Verehrung, welche die letzteren für ihre Vorgesetzten hegen, auf die Regierung überzutragen. Um dieß zu erreichen, hielt er es für das Kürzeste, den Charakter der europäischen Offiziere auf alle Weise herabzusetzen, und den Sipahis zu zeigen, daß Alles, was zu ihrem Vortheil geschehen, nur das Werk der Regierung, nicht ihrer Befehlshaber sey. Welche Folgen dieses System haben muß, mag man daraus schließen, was einer der einsichtsvollsten Kriegsmänner, die je in Indien kommandirten, über die europäischen Offiziere in den Sipahiregimentern sagt: „die Erhaltung Indiens hängt von der Treue und Brauchbarkeit der indischen Armee ab; die europäischen Offiziere sind die Glieder der Kette, wodurch ihre Anhänglichkeit bewahrt und ihr Ruf aufrecht erhalten wird. Ihre eigenthümliche Stellung verdient jegliche Unterstützung und Berücksichtigung, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sage, daß alle Maßregeln, welche darauf hinwirken, dieses Offizierkorps herabzusetzen, unsere schönsten Hoffnungen auf Bewahrung unseres indischen Reichs vernichten." Gegen diese erste Lebensregel einer indischen Verwaltung hat Lord Bentinck aufs schreiendste gesündigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Darum nennt man auch den Aufenthaltsort der Truppen nicht wie in Europa Garnisonen, sondern Stationen.

**) Der früher schon erwähnte Artikel aus dem Meerut Universal Magazine, betitelt: Lord William Bentinck and the Indian Army, schließt mit den Worten: „während er in seinen eigenen Koffern eine Summe von 100,000 Pf. St. aufhäufte, hat er die, von denen die Behauptung und Vertheidigung des indischen Reichs abhängt, der Hoffnung einer Rückkehr in ihr Heimathsland beraubt, sie zu Bettlern gemacht an Gesundheit und Geld, aber, trotz Seiner Herrlichkeit haben sie ihren Ruf ungeschmälert erhalten; er verließ sie, um den Tag zu bedauern, wo Lord William Bentinck in Indien ankam, er verließ sie arm, wenn auch voll Haß, doch hassen sie ihn." Den Kommentar zu diesen Worten gibt theils das Obige, theils werden wir ihn später noch beibringen.

***) Es ist unglaublich, wie wenige militärische Pensionairs die Kompagnie zu bezahlen hat; von den 3655 Offizieren, die von dem Jahr 1796 bis 1820 nach Indien gingen, leben nur noch 201, die sich mit Pension zurückziehen können. Es ist aktenmäßig erwiesen, daß von sämmtlichen nach Indien gehenden Offizieren nur der zwanzigste Theil am Ende sich mit Pensionen zurückzieht. Alle andern sterben, fallen im Kriege oder quittiren den Dienst in Indien, ohne etwas von der Kompagnie zu beziehen, und ohne die Mittel zur Rückkehr.

*) So meldete er wenigstens unter dem 6ten September 1830 an die Direktoren. Die Hauptstelle daraus verdient angeführt zu werden, hauptsächlich auch wegen des preciösen Ausdrucks: I apprehend the possibility of unmilitary and insubordinate language highly discreditable to the character of the army, which the Government could not overlook and which might end in a conflict between the Government and its officers, that could not fail to be attended with the greatest public inconveniences.

Neue Art der Mumienbereitung.

Geronimo Segato, dem man die besten Karten Afrika's verdankt, durchzog im Jahre 1820 die nubische Wüste. Im Thale zwischen Mograd und der zweiten Katarakte war er Zeuge eines der in Nubien so gewöhnlichen Orkane, wodurch Sandberge oft in große Entfernungen fortgerissen werden. Als der Wind ruhig geworden war, setzte er seine Excursionen fort, und bemerkte etwas auf dem Boden liegen, das einem Menschen glich: es war in der That eine ganz völlig erhaltene Leiche, Fleisch und Muskeln waren vertrocknet, ohne daß sie eine auffallende Veränderung erfahren hätten. Segato schrieb natürlicherweise diese Erscheinung der Hitze des Sandes zu, und war mit Recht der Meinung, daß es möglich sey, durch analoge künstliche Mittel ein gleiches Resultat zu erhalten. Als er nach Italien zurückgekehrt war, begann

er seine Versuche, die endlich von einem vollständigen Erfolge gekrönt wurden. Die einer solchen Vertrocknung unterworfenen Leichen erhalten Konsistenz, Haut, Muskeln, Nerven, Adern, Fett, Blut, die Eingeweide selbst erleiden keine Veränderungen. Der Körper behält Züge, Form und Farbe, und verbreitet keinen Geruch; die Glieder sind so biegsam, wie im Leben. Feuchtigkeit, Zutritt der Luft, Würmer schaden ihm nicht, und Erfahrung hat gezeigt, daß man sie mehrere Tage ohne Schaden im Wasser liegen lassen konnte. Nichts ist merkbar geändert als das Gewicht, welches abnimmt. Auffallend ist, daß die Haare des Kopfs und des Körpers schwerer auszuziehen sind, als bei lebenden Individuen. Vögel und Fische verlieren weder Haut noch Farbe, weder Federn noch Schuppen, und die Insekten bleiben bis auf die kleinsten Theile unversehrt.

Ein Reisender erzählt: ich hatte das Vergnügen, das Kabinet Segato's selbst zu besuchen, und fand hier einen Kanarienvogel, der seit zehn Jahren ausgetrocknet war, und den man 30 Tage ins Wasser und 40 in eine Büchse voll Würmer gelegt hatte, ohne daß er im Mindesten Schaden gelitten hätte. Der Gelehrte, den ich besuchte, gab mir ein Zeichen seines Wohlwollens, das ich sorgfältig aufbewahre, nämlich die Hand einer an der Auszehrung gestorbenen Frau. Diese bleiche, magere Hand ist sehr weich und zeigt alle Merkmale der Krankheit.

Chronik der Reisen.

Bericht des Major Mitchell über seine Erforschung des Laufes des Flusses Darling hinter Neu-Südwales.

(Schluß.)

Die Spur unserer Wagen hatte eine Art Straße gebildet, die unserem Vieh auf dem Heimwege gut zu Statten kam, so daß wir in kurzen Märschen, von gelegentlichen Rasttagen unterbrochen, während welcher ich das Land untersuchte, am 10ten August unser Blockhaus wieder erreichten. Wir hatten nur sechs von unsern Stieren verloren, welche theils im Schlamm des Flusses umgekommen, theils vor Erschöpfung liegen geblieben waren.

Das Innere des Landes westlich vom Darling ist von einzelnen Gruppen und theilweise unterbrochenen Ketten von niedern Hügeln durchschnitten, welche fast das Aussehen von Inseln haben, obschon die allgemeine Ansicht des Landes keine Spur zeigt, daß hier vormals Wasser gestanden seyn könnte. Von zwei ungefähr 70 Meilen von einander entfernten und etwa 12 Meilen westlich vom Darling gelegenen Hügeln hatte ich eine weite Aussicht über das Land; nirgends war aufsteigender Rauch und eine Spur von Bäumen zu erblicken; das ganze Land war mit einer gleichförmigen Gattung von Gebüsch bedeckt, das bald dicht beisammen stand, bald mehr offene nur mit einzelnem Gesträuch bedeckte Stellen ließ. Während der vier eben verflossenen Wintermonate sammelten sich keine Wolken an irgend einem Theile des Horizonts; weder Thau noch Regen war gefallen, und die heißen, ausdorrenden West- und Nordwestwinde scheinen über eine Ebene hinzufahren, aus der alle Feuchtigkeit gewichen war.

Der Darling erhält auf einem Lauf von 300 Meilen von keiner Seite einen Zufluß. Die einsaugende Beschaffenheit der Ebenen an beiden Ufern des Flusses ist so groß, daß alles Wasser von Ueberschwemmungen in denselben verschwindet und die Quellen zu speisen scheint, von denen der Fluß während der dürren Jahreszeit sich erhält. Diese Ebenen dehnen sich zu beiden Seiten des Flusses ungefähr 5 Meilen weit aus, und werden von Hügeln aus einem weichen, rothen Sandstein begränzt. Dann folgt ein wellenförmiger Diluvialboden, aus einer sehr harten kieselhaltigen Breccie bestehend, der sich am Fuß der Gebirge von Ursandsteinformation hinzieht.

Das Land östlich vom Fluß steigt rückwärts gegen die Hügel, über welche ich zum Darling vordrang, allmählich aufwärts. Der höher gelegene Boden ist hier zusammenhängend, und sendet ganze Ketten vom Teichen in die Ebenen, wo sie im Boden verschwinden. Die erste Region des Hochgrundes rückwärts zu beiden Seiten des Darling ist mit dem Gebüsch der bereits erwähnten Art bedeckt; der sonstige Charakter der Gegend und der Zug der Thäler ließ sich jedoch von den Anhöhen in der Nähe des Flusses nicht genau unterscheiden.

Der Lauf des Darling, so weit ich ihn untersucht habe, geht etwas gegen West von Südwest (Abweichung 8° 27'). Dieß wäre eine Richtung gegen die Westseite des obern Theils des Golfs St. Vincent, sofern die Länge des obern Darling richtig ist; ich nehme aber die Länge dieses Flusses auf der Parallele von 30° südlich, beinahe einen Grad mehr gegen Osten, und dieser Länge zufolge richtete sich der Lauf dieses Flusses mehr gegen die vermuthete Vereinigung unterhalb, wiewohl immer noch bedeutend westlicher als er auf den Karten angegeben ist.

Nachdem ich unsern ganzen Weg gemessen und die Gegend aufgenommen hatte, boten sich mir die Mittel dar, die Länge der damit in Verbindung stehenden Punkte zu bestimmen. Es ergibt sich demnach Folgendes:

Neujahrskette, Länge	146° 53' 00" östlich	}
Breite	30° 27' 45" südlich	}
Oxley's Tafelland (Südseite), Länge	146° 16' 9" östlich	}
Breite	30° 12' 15" südlich	}
Urbans Berggruppe, Länge	145° 45' 30" östlich	}
Breite	30° 34' 40" südlich	}
Fort Bourke, Länge	145° 52' 12" östlich	}
Breite	30° 7' 4" südlich	}

Das letztere Fort ist eine wichtige zu allen Jahreszeiten zugängliche Station, und gut gelegen, um die Aufnahme noch entfernterer Gegenden vorzunehmen; ich habe es mit dem Namen des Gouverneurs bezeichnet, unter dessen Befehlen ich diese Arbeiten vollzog.

Von Fort Bourke aus setzte ich die Aufnahme des Darling durch wirkliche Messungen und auch durch Beobachtung der Breite fort, durch welche sich ergab, daß das Ziel meiner Reise sich unter 32° 24' 20" südlicher Breite befand; die nach dieser Aufnahme bestimmte östliche Länge ist 142° 24' 26".

Nachdem ich mich überzeugt habe, daß der westlichste der beiden Kriks, über welche Kapitän Sturt auf seiner Reise jenseits des Macquarie kam, der Bogan sey, und da ich den Ursprung des andern, Duck-Krik genannt, zu erforschen wünschte, so schickte ich Herrn Larmer zu dessen Aufnahme ab. Dieser kehrte gestern von dem Macquarie zurück, nachdem er den Duck-Krik aufwärts bis zu einer großen Lagune am Ufer des Macquarie verfolgt hatte, von welchem andere Lagunen und Kanäle ebenfalls in den Krik führen. Herr Larmer fand in dem Duck-Krik bedeutende Strömungen trefflichen Wassers, das Bett des Macquarie aber war an der Stelle, wo er es besuchte, trocken. Hiernach scheint es, daß da die Neigung des ganzen Landes westlich ist, der Ueberfluß des Wassers des Macquarie durch den Duck-Krik dem Darling zugeführt wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1836.

Die Medizin in den Vereinigten Staaten.

Nachstehende Schilderung rührt von Don Ramon de la Sagra, Professor der Botanik in der Havana, her, der nach einem Ausflug in Nordamerika die Resultate seiner Beobachtungen bekannt machte.

Die Geschichte dee Medizin in den Vereinigten Staaten beginnt mit den eesten Kolonisten, die sich in den verschiedenen Theilen des Landes niederließen. Die Mitglieder dee Geistlichkeit, obwahl ohne spezielle Kenntnisse, waren die eesten peaktischen Aerzte. Bald aber wurden diese duech Aeezte aus Europa ersetzt, und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man in den Vereinigten Staaten keine Aerzte, als die, welche aus Europa kamen, denn medizinische Schulen bestanden noch nicht, und die geringe Anzahl jungee Amerikaner, die sich dem Studium der Medizin widmeten, ging nach Edinburg. Die älteste anatomische Operation, die in den Vereinigten Staaten voegenommen wuede, und deren Andenken sich bewahrt hat, geht ins Jahe 1750 zueück: es wae die Secirung der Leiche eines in New-York gehängten Verbrechers. Sechs Jahre später eröffnete Dr. Hunter, ein Schüler der Universität Edinburg, einen Kurs der Anatomie und Chirnegie zu New-Yoek, abee dieß war noch kein eegelmäßiger Untereicht. Im J. 1765 wuede unter Aufsicht der Doktoren Shippin und Moegan zu Philadelphia die eeste medizinische Schule gegründet, und junge Leute strömten aus allen Theilen der Union herbei, um den hier gegebenen Voelesungen anzuwohnen. Zwei Jahre später wurde zu New-Yoek eine medizinische Schule gegründet, aber der Unabhängigkeitskrieg führte eine Unterbeechung herbei, die bis zum J. 1792 fortdauerte. Ein zweites, in derselben Stadt im J. 1800 gegründetes Etablissement erregte viele Animosität unter den Aerzten, und um den für die Wissenschaft immer nachtheiligen Streitigkeiten ein Ende zu machen, vereinigte man beide Schulen zu einer einzigen, unter dem Titel Kollegium dee Medizin und Chiruegie. Der medizinische Unterricht in Massachusetts begann im J. 1782, aber die Fortschritte der Schule wueden erst bedeutend, als sie im J. 1810 nach Boston verlegt wuede. Seit dieser Zeit ist die medizinische Schule dieser Stadt eine der beeühmtesten und blühendsten in dee Union. Die vierte Schule wurde im J. 1797 von Dr. Nathan Smith am Kollegium von Darmouth in Hanover gegründet; im J. 1807 wuede sie zum Kollegium, und im J. 1810 zur Universität erhaben. Seit diesee Zeit vermehrten sich die Kollegien und Universitäten der Medizin bedeutend in den verschiedenen Theilen der Union. Nachstehendes ist die chronologische Uebersicht:

1812. Kollegium der Mediziner und Chiruegen zu New-Yoek.

1813. Errichtung eines medizinischen Kurses an der Universität von Wales.

1818. Kollegium der Medizin im Ohiastaate.

1818. Akademie der Medizin zu Charlestown in Vermont.

1818. Eeichtung eines medizinischen Kurses an der Universität Teansylvania.

1820. Schule der Medizin im Staate Maine.

1821. Medizinischer Kurs zu Providence in Rhodeisland.

1822. Medizinische Schule der Universität in Vermont.

1822. Medizinische Schule zu Pittsfield in Massachusetts.

1824. Kollegium der Medizin zu Chaelestown in Südkaeolina.

1824. Medizinische Schule am Kollegium Jefferson zu Philadelphia.

1825. Errichtung eines medizinischen Kurses an der Universität zu Washington.

In den verschiedenen Universitäten wechselt die Zahl der Professoeen je nach den Hülfsmitteln dee Anstalt, doch sind iheer nie mehr als sechs. In den drei und zwanzig Kollegien und medizinischen Schulen der Vereinigten Staaten zählt man 118 Professoeen. Die Studienzeit ist gewöhnlich auf 10 Jahre bestimmt, und obwohl das Reglement den Schülern vorscheeibt, ein Jahr noch untee Aufsicht eines ausgezeichneten Arztes sich auszubilden, so erfüllen doch nur wenige diese Vorschrift. Die Univeesität in Virginien stellt Doktoediplome nur nach einem sehr strengen Eeamen aus. Hier werden auch die besten Studien gemacht; das Schuljahe dauert zehn Monate, während in den andern Universitäten alle Kuese vier Monate lang geschlossen werden. Das Doktoediplom kastet 200 bis 290 Dollars. Die

Zahl der Studenten, welche gegenwärtig die verschiedenen Universitäten der Union besuchen, beträgt 2000.

Die medizinischen Journale sind in den Vereinigten Staaten sehr zahlreich, wir führen nachstehende an: „the american Journal of the Medical Sciences“ wird zu Philadelphia von Dr. Hays herausgegeben; „Archiv der Medizin und Chirurgie“ erscheint zu Baltimore von Dr. Jeddins; „Journal der Medizin und Chirurgie von Boston“ wird von Dr. Smith redigirt; ein „Medical Magazine“ in derselben Stadt, und ein „Journal der Medizin und Chirurgie in den Vereinigten Staaten,“ erscheint zu New-York. Uebrigens erscheinen täglich Werke über die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, so wie Uebersetzungen und Nachdrücke der wichtigsten Werke, die in Europa herauskommen.

Die Pharmacie wird in den Vereinigten Staaten mehr wie eine Industrie betrachtet, als wie eine wissenschaftliche Beschäftigung, welche Studien und eine lange Uebung erfordern. Die erste Anstalt, um die Fortschritte dieser Wissenschaft zu befördern, und namentlich der Verschlechterung der Medicamente entgegenzuarbeiten, wurde erst im J. 1822 zu Philadelphia gestiftet, und acht Jahre später gründete auch New-York eine Schule der Pharmacie. Um in diesen beiden Schulen die Diplome zu erhalten, müssen die Schüler nachweisen, daß sie zwei Jahre lang die Kurse gehört, und ein Jahr lang bei einem Pharmaceuten der Stadt prakticirt haben. In andern Staaten ist die Ausübung der Pharmacie nicht durch gesetzliche Verfügungen geregelt, jeder kann alle Arten von Arzneimitteln, selbst die heftigsten Gifte verkaufen. Indeß haben die beiden oben genannten Anstalten unter Beihülfe eines Journals der Pharmacie, das zu Philadelphia erscheint, zur Förderung der Pharmaceutik in den verschiedenen Staaten der Union bedeutend beigetragen.

Aussichten der Engländer in Indien.

(Fortsetzung.)

Aus derselben Quelle, wie die ungebührliche und thörichte Aufmunterung der Klagen gegen europäische Offiziere, nämlich aus dem Streben sich bei den Eingebornen einen Schimmer von Popularität zu verschaffen, floß auch das schlimmste Geschenk, das Lord Bentinck seinem Nachfolger hinterließ, die Abschaffung der Peitschenstrafe bei den Sipahiregimentern. Diese Abschaffung der Peitschenstrafe ist in England das Schlagwort des Tages, und mancher hat sich damit wohlfeilen Kaufs einen vortheilhaften Ruf verschafft. Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß wir keine Freunde des Peitschens sind, und diese Strafe für barbarisch halten, wollen auch unsere Leser mit den abgebroschenen Gründen für und wider gänzlich verschonen, und bemerken bloß, daß die Frage keineswegs so leicht zu lösen ist, als sie auf den ersten Blick scheint.

In England kann jeder waffenfähige Mann zur Vertheidigung des eigenen Landes eben so gut zum Kriegsdienste gezwungen werden, als auf dem Kontinent, zur Versendung nach außen aber kann man nach englischen Gesetzen niemand zwingen, und da der Dienst außer Lands die Hauptsache ist, indem England seit fast hundert Jahren keinen Feind auf seinem Boden sah, so hat auch das System der Werbung die Oberhand behalten. Nun ist es eine alte Erfahrung, daß man mit dem System der Werbung meist Gesindel in die Armee bekommt, das man mit körperlichen Strafen im Zaume halten muß. Zwar sind seit den letzten 40 Jahren eine Menge armer Irländer und Schotten aus den unfruchtbaren Gegenden jenes Landes ins Heer getreten, weil diese im Soldatendienste eine Versorgung fanden, die ihnen der karge Boden oder ungerechte Gesetze verweigerten, und wir sind weit entfernt, diese mit dem Namen Gesindel zu belegen, aber es sind dennoch meistentheils rohe, mannichfach verwilderte Menschen, bei denen eine strenge Zucht Noth thut. Aus dieser theils rohen und verwilderten, theils schlechten Masse lassen sich wenig gute Unteroffiziere ziehen, und die Regierung ist deßhalb zur Anstellung eines unverhältnißmäßig zahlreichen Offizierskorps genöthigt. Die Offiziersstellen fallen vermittelst des sehr weit getriebenen Stellenverkaufs,*) der aristokratischen Gesellschaftsverfassung gemäß, fast durchaus den durch Geburt und Reichthum bevorzugten Klassen anheim,**) da die Unteroffiziere, auch wenn man ihnen die Beförderung anträgt, dieselbe wegen der kostspieligen Equipirung ausschlagen müssen. Man hat also in England nur die Wahl entweder für die rohe Masse die Peitsche beizubehalten, aber das ganze Militärsystem des Landes umzustoßen, und entweder eine allgemeine Konskription einzuführen, was England noch geraume Zeit nicht ertragen wird, aber den Sold bedeutend zu erhöhen und durch Eröffnung des Avancements für die untern Grade ganz andere Menschenklassen als bisher ins Militär zu ziehen.

Diese Vorbemerkung über den Stand der Sache in England war nöthig, um sich hinsichtlich der in Indien befindlichen europäischen Regimenter auf den rechten Standpunkt zu stellen. Hinsichtlich der Sipahiregimenter konnte sich Lord Bentinck, trotz des Widerspruchs sämmtlicher Befehlshaber und Beamten in Indien, für berechtigt halten, gerade noch vor seinem Abgang, gleichsam als Andenken, die Peitschenstrafe abzuschaffen, aber dieß Dekret erstreckte sich nicht auf die königlichen Regimenter in Indien, über welche Lord William Bentinck keine Macht be-

*) Wie weit der Stellenverkauf geht, mag man aus nachstehenden offiziellen Zahlen ersehen. In den sechs Jahren von 1828 bis 1838 war die Anzahl der Ernennung zu Offiziersstellen folgende: 287, 215, 265, 269, 266, 155, zusammen 1453. Von diesen Offizieren traten durch unentgeldliche Ernennung, zum Theil weil sie Söhne im Kriege gefallener Offiziere waren, 320 ein, worunter 113 aus der Kadettenschule zu Sandhurst, die übrigen Stellen, 1169 an der Zahl, wurden von vorrückenden oder in den Ruhestand versetzten Offizieren verkauft; unter diesen 1169 neugebackenen Offizieren befinden sich nur 65, welche in der Kadettenschule zu Sandhurst gewesen waren, die Uebrigen traten aus dem bürgerlichen Leben in den Kriegsdienst über, und wurden durch Geld alsbald Offiziere.

**) Während der langen Kriege von 1792 bis 1815 wurde dieß freilich allmählich anders, nach dem Kriege entledigte man sich aber durch Halbsold der unbemittelten Offiziere größtentheils, und der Stellenkauf hat sich wieder, wie in der vorhergehenden Note bemerkt ist, im reichlichsten Maße eingefunden.

faß, noch auch auf die europäischen Truppen der Kompagnie, und demnach darf der europäische Soldat gepeitscht werden, der Sipahi aber als von besserem Calibre, von höherer Kaste, ist der Peitsche nicht unterworfen. Man konnte in der That der nothwendigen Achtung vor den Europäern in Indien, diesem Lande der Kastenvorurtheile, keinen tödtlichern Stoß versetzen, die Europäer nicht tiefer kränken, als durch diese Anordnung. Das europäische Blut empörte sich endlich dagegen, und die neuesten Nachrichten aus Indien melden Folgendes: „Ein Soldat des 17ten zu Bangalore stehenden Dragonerregiments sollte wegen eines Vergehens, das, wie man wußte, ihn der Peitschenstrafe aussetzte, vor ein Kriegsgericht gestellt werden; die Gemeinen des 39sten Infanterieregiments ließen durch ihren Sergeant-Major den die Mysore-Division kommandirenden Generalmajor Hawke wissen, daß, wenn der Spruch auf Peitschenstrafe lauten sollte, sie nicht zugeben würden, daß der Mann gepeitscht werde, indem Lord W. Bentinck das Peitschen in der Sipahiarmee abgeschafft habe. General Hawke ließ das Kriegsgericht seinen Gang gehen, und schickte den Urtheilsspruch nach England, um sich Verhaltungsbefehle zu erbitten.“ Wir wollen nicht untersuchen, ob der General in diesem Falle nicht anders hätte handeln sollen, uns interessirt hier nur das Benehmen der Soldaten, und dieß ist nicht mehr und nicht weniger als offene Meuterei. Wer trägt die Schuld dieses folgenschweren Ereignisses?

Die Regierung ist durch den mehr als unbesonnenen Schritt Lord Bentincks in die bitterste Verlegenheit versetzt. Was soll sie thun? Was die Sipahiregimenter betrifft, so ist Entlassung aus dem Dienste die größte Strafe, die über einen Eingebornen als Soldat verhängt werden kann, und es gehört wahrhaftig eine mehr als gewöhnliche Dosis von Gutmüthigkeit dazu, um sich zu überzeugen, daß diese Strafe genügend sey, um eine Armee von Hunderttausenden in Zucht und Ordnung zu erhalten.*) Jedenfalls müßte auch bei den Sipahis eine andere Ordnung eingeführt werden: wo die Strafe nicht mehr schreckt, muß Aussicht auf Belohnung reizen, mag diese nun in militärischen Auszeichnungen oder in pekuniären Vortheilen bestehen. Die ernstere Frage aber bleibt immer, was geschieht mit den europäischen Regimentern: die Peitschenstrafe muß entweder auch bei den Sipahiregimentern wieder eingeführt, oder sie muß auch bei den europäischen Regimentern abgeschafft werden, denn partiell kann die Abschaffung unmöglich seyn. Was wird aber aus den europäischen Regimentern in Indien, wenn sie die Furcht vor der Katze nicht mehr im Zaume hält. Dort betrachten sich schon die Offiziere wie unglückliche Verbannte, um wie viel mehr die Soldaten, von denen, wenn sie einmal nach Indien kommandirt sind, wenige die Heimath wieder sehen.*) Was ist nicht von Menschen zu fürchten, die der Aufenthalt in einem für europäische Konstitutionen so verderblichen Lande oft zu einer solchen Verzweiflung treibt, daß sie Verbrechen begehen, um nur nach Botany-Bai transportirt zu werden, und so diesem Lande zu entfliehen. Was soll nun die Regierung in dieser Alternative thun? Man muß gestehen, daß die Wiedereinführung der Peitschenstrafe bei den Sipahiregimentern noch vergleichungsweise der leichteste Ausweg ist.

Was hat denn Lord Bentinck mit seiner übel verstandenen Philanthropie, falls diese wirklich und nicht eine eitle Popularitätssucht der Grund der Abschaffung der Peitsche war, und was hat die Armee gewonnen? Mangel an Vertrauen muß jedenfalls die Folge so unüberlegter Schritte seyn, und in der That, eine Stellung wie die der indischen Herrschaft, kann nicht viele solcher Unbesonnenheiten ertragen, ohne empfindlich zu leiden. Und werden auch im besten Falle die Sipahis dem Lord Bentinck sonderlichen Dank wissen? Bei der Zusammensetzung namentlich der zahlreichen bengalischen Armee wurde die Strafe nur äußerst selten angewendet, besonders da man ihren Gebrauch möglichst auf Verbrechen schimpflicher Art, wie Diebstahl, Verkauf der Militäreffekten u. dergl. beschränkte, und nicht auf unbedeutende Dienstfehler ausdehnte. Zudem halten die Sipahis von hoher Kaste bei dem starken unter ihnen herrschenden Esprit de Corps schon selbst eine Disciplin unter sich. Bei ihnen also mochte die Abschaffung der Peitsche keinen Eindruck machen, um so weniger, als sich Lord Bentinck auch bei ihnen keinen sonderlichen Dank verdient hatte. Als einige pensionirte Sipahis sich beklagten, daß sie gegen ihren Willen pensionirt worden, und noch dienstfähig seyen, ließ Lord Bentinck nicht nur diese wieder einrücken, sondern befahl allen Zahlmeistern, welche Pensionen auszubezahlen hatten, alle noch dienstfähigen Pensionaires wieder zu den Regimentern zu senden, sie mochten wollen oder nicht. Dieser Befehl muß mit der Zeit eine große Veränderung in der Klasse von Menschen, die in Dienst treten, herbeiführen. Gegenwärtig ist der Sipahi, in 90 Fällen unter 100, ein kleiner Landbesitzer, und dient treu bis zur Zeit, wo er sich mit einer kleinen Pension in sein Dorf zu seinen Freunden und Verwandten zurückziehen kann; andere dienen

*) In wie fern die Entlassung als Strafe betrachtet werden kann, darüber wollen wir einen kompetenten Richter, den Herzog von Wellington hören, welcher in der über die Peitschenstrafe niedergesetzten Kommission darüber befragt wurde: „Die Strafe der Entlassung fände meiner Ansicht nach nur auf den Dienst in Bengalen Anwendung, wo sich die bessern Klassen zum Armeedienst melden (where they have a very superior description of men for the sepoy), und wo, wenigstens früher, nie Mangel an Mannschaft war, und oft den Regimentern nach den entlegenern Stationen eine Anzahl Supernumerarien folgte. Hier würde Entlassung bis zu einem gewissen Grade als Strafe angesehen werden. Wollte man aber diese Strafe auf die königliche Armee, auf die Madras- und Bombay-Armee ausdehnen, so würde dieß hier gar nicht mehr als Strafe gelten. Der Sipahi auf der Küste von Coromandel und in Südindien ist gewöhnlich ein Mann von niederer Kaste. Allerdings haben sie auch Leute von hoher Kaste, Braminen, Kschatriyahs und einige Muhammedaner, aber die Regimenter sind nie vollzählig, und die Entlassung solcher Leute könnte eben so wenig als Strafe gelten, als man sie im englischen Dienst dafür ansehen würde. Es ist in den Präsidentschaften Bombay und Madras sehr schwer, Rekruten zu bekommen, und Entlassung wäre eher eine Belohnung als eine Strafe.“

*) Die Regimenter haben, wenn die Reihe nach Indien zu gehen, sie trifft, 20 Jahren dort zu bleiben: eine große Menge stirbt während dieser Zeit, und eine nicht minder große Anzahl bleibt, an Muth und Kraft völlig gebrochen, den Rest ihres Lebens vollends im Lande.

nur eine Zeit lang, um von dem reichlichen Sold einige Rupien zu ersparen. Die Anordnung Lord Bentincks hinsichtlich der Pensionen, die sonst regelmäßig nach 21 Dienstjahren ausbezahlt wurden, hat die Tendenz, die letztere Klasse von Soldaten, die sich keineswegs durch Zuverlässigkeit auszeichnet, zu vermehren. Was dieß für Folgen haben kann, mag man aus der actenmäßigen Thatsache entnehmen, daß in der Bombay-Armee, wo die Pensionirungen noch nicht regelmäßig eingeführt waren, die Desertionen vom J. 1803 bis zum J. 1805 der numerischen Stärke der Armee gleich kamen, daß sie später 2500 Mann jährlich betrugen, seit Einführung eines liberaleren Pensionirungssystems aber allmählich unter 300 herabsanken. Also auch hier hat Lord Bentinck weder bei der Regierung noch bei den Soldaten Dank gesäet, noch wird er ihn ernten.

(Schluß folgt.)

Vielweiberei unter den Negern.

(Aus Rankins: the white man's grave.)

Nicht nur Gewohnheit, sondern das ganze gesellschaftliche Verhältniß macht Polygamie zur Nothwendigkeit. Die Weiber hängen in Betreff ihres Unterhalts von einem Ehemann ab, und wie es auch mit der ursprünglichen Gleichheit der Zahl zwischen beiden Geschlechtern sich verhalten mag, Kriege und Sklaverei stören sie wesentlich. Weiber haben nicht, wie in civilisirten Ländern, die Mittel, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen. Wenn kriegsgefangene Weiber nicht den Schutz eines Ehemannes genössen, wäre Sklaverei oder Hungertod ihr Loos. Auch die physische Entwicklung begünstigt Vielweiberei: eine Frau ist mit 30 Jahren gewöhnlich alt, und kann nicht mehr hoffen, Mutter zu werden, während der Mann noch wenigstens zwanzig Jahre lang in voller Kraft bleibt. Eine Frau kann auch ihrem Mann nur wenige Kinder geben, weil diese erst mit drei bis vier Jahren entwöhnt und von der Mutter getrennt werden, denn es ist Sitte die Kinder zu säugen, bis sie auf dem Kopf eine mit Wasser gefüllte Kalebasse von einer gewissen Größe tragen können, ohne es zu verschütten. Die hergebrachte Sitte läßt keine Eifersucht unter den vielen Weibern aufkommen. Wo die Heirathen schon so früh, nämlich zwischen zehn und zwölf Jahren geschlossen werden, oder Gefangenschaft eine Familie zerreißt, knüpft sich das Band der Schwesterliebe nie sehr fest, und die Wärme des Herzens, die sich nicht in der Familie entfaltet, öffnet sich gegen die Nebenfrauen. Ich habe die eigenthümliche Zärtlichkeit bemerkt, welche die alte Königin (der Timmanis) gegen des Königs jüngste Braut, ein artiges, geschämiges Mädchen von 12 Jahren, zeigte, die kürzlich erst aus dem feindlichen Stamme der Kokkos gefangen genommen worden war. Rührend war die innige Freundschaft von Quia und Brigas, zweier jungen Weiber des Häuptlings Dabu, die sich nie trennten, und wenn sie neben einander saßen oder gingen, sich stets mit den Armen umschlungen hielten. Die Behandlung der Frauen scheint ziemlich freundlich: Eifersucht und selbst die Strafe der Untreue beschränkt sich auf die Peitsche für das Weib und auf den Verkauf des männlichen Verbrechers. Ein vornehmer Mann führt stets die Weiberpeitsche in der Hand: der Häuptling Pa Soda schien sie gar nie bei Seite zu legen. Der Wohlstand und die Bequemlichkeit eines Mannes hängt von der Zahl und der Thätigkeit seiner Weiber ab, denn gemiethete Diener sind unbekannt, und männliche Sklaven besorgen nie die Geschäfte der Weiber. Als ich eines Tages in eine der zahlreichen Hütten Pa Soda's ging, ohne auf das Wort: moradi (ich bin beschäftigt) zu achten, womit eine Timmani-Frau jeder Zeit den Eintritt selbst ihres Gemahls hindern kann, sah ich eine Frau eifrig beschäftigt, Reiß für den alten Häuptling zu kochen. Ein Gesang lockte mich: vor einer andern Hütte sah ich zwei seiner jungen Weiber Reiß stoßen. In der Nähe stand eine neuerrichtete Hütte, wo eine ältliche Frau mit ihrer Tochter beschäftigt war, das Geflecht der Wand mit Thon zu verkleiden. Weiterhin siebte eine der Frauen des alten Soda Reiß vermittelst einer Matte, während eine andere unter dem Dach der benachbarten Wohnung Baumwolle am Rocken spann. — Eine seltsame Folge der Vielweiberei ist, daß die Kindesliebe sich nur auf Einen Gegenstand zu lenken pflegt. Der Vater mag ein Gegenstand des Stolzes seyn, aber die Mutter erntet alle Liebe, wie natürlich, denn der Vater hat eine ganze Schaar Söhne, die Mutter nur wenige Kinder. Man darf es wagen eines Mannes Vater zu schimpfen, aber nicht die Mutter: von ihr empfing er Leben und Daseyn, und ihren Namen führt er unwandelbar. Der Name des Häuptlings Ali Carli Fatima Brima war der Name seiner Mutter, keiner seiner Söhne nahm seinen Namen an; Ansumana Sago, ist Samuel, Sohn Saga's, welches der mütterliche Name ist. — Bei den Timmanis ist die Ehe der wichtigste Punkt im Leben, und die Matronenschaft der höchste Stolz der Frau. Kurio ga? Wie geht es, Mutter? Diese Anrede würde manche junge Dame von 14 bis 16 Jahren beleidigen; Kurio maami, wie geht es, Großmutter? ist höflicher. Nach einigen Jahren, wenn sie 25 oder 30 Jahre alt sind, machen sie auf die höchst schmeichelhafte Begrüßung Anspruch: Kurio gaa maami? wie geht es, alte Großmutter.

Vermischte Nachrichten.

Vor einiger Zeit sammelten sich ärmlich gekleidete Leute jedes Alters zu einer bestimmten Stunde des Tages im Garten des Palais-Royal, und warteten hier auf die Ankunft mehrerer modisch gekleideten Leute, welche die zerlumpten Herren um ihre Unterschrift baten. Man nannte endlich scherzhaft diese Versammlung die kleine Börse der Müßiggänger, ohne den Grund der Zusammenkunft zu wissen. Bald aber kam die Sache an Tag. Diese lumpigen Herren waren die Trassanten oder Acceptanten von Wechseln, die auf eben so unvermögliche Trassaten gezogen waren. Jeder erhielt für eine Signatur unter einem leeren Wechsel 15 bis 20 Sous, viele auch eine Flasche Wein nebst Brod und Käse. Als die Elegants eine hinreichende Anzahl Wechsel sich verschafft hatten, entfernten sie sich, um sie zu ihrem gemeinsamem Vortheil diskontiren zu lassen; den furchtsamen Acceptanten gaben sie Empfangscheine für die Wechsel, und versprachen den Betrag, wenn sie fällig seyn würden, zu decken. Das schlaue Manöver gelang in Paris, Lyon, Bordeaux, Marseille, Rouen und andern großen Handelsstädten nur allzu gut. Zu Falaise erhielt ein Kaufmann einen dieser Wechsel auf 6000 Franken, der angeblich von einem Bankierhaus kam, bei näherer Untersuchung zeigte sich aber, daß der Wechsel falsch war, und der Betrug der Signaturen durch Strohmänner kam an den Tag. Die Polizei erhielt sogleich Nachricht, und durch ihre Bemühungen wurden in kurzer Zeit 11 dieser falschen Wechselhändler arretirt. Man glaubt, daß Wechsel dieser Art zum Belaufe von 300,000 Franken in Umlauf gesetzt wurden.

*

Der Reisende Vigne ist nach den letzten Nachrichten über das Kaschmirthal hinaus vorgedrungen, und hat gegen Norden ein Land Namens Sakandri betreten, wo er von dem Serdar Ahmed Schah, dem Haupt eines jetzt fast ganz isolirten Afghanenstammes, mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1836.

Die Bergvölker des Kaukasus.

4. Die Tschetschenzen oder Kisten.

Die Stämme der Kisten zerfallen in politischer Beziehung in nachstehendr Unterabtheilungen: 1) in die unter dem russischen Kommandanten stehenden Inguschen, Kisten und friedlichen Tschetschenzen; 2) in die von erblichen Fürstengeschlechtern regierten, sogenannten unabhängigen Tschetschenzen: 3) in die von gewählten Volksältesten regierten Itschari-Mytschkis oder Bergtschetschenzen. Das von diesen Stämmen bewohnte Land iiegt zwischen 42° 50′ und 43° 25′ B., und zwischen 62° und 64° L. Gegen Norden scheidet es die Sundscha von der dragunischen Herrschaft und dem Namenlosen (besimennaja) Lande; durch den westlichen Lauf dieses Flusses und eine Landlinie, die von der Redoute Nasran bis zur Einmündung des Aradon in den Terek geht, wird es von der kleinen Kabarda, und durch den Lauf des Terek von seinem Ursprung bis zu der Einmündung des Aradon von Ossetien geschieden; gegen Süden stoßen daran die Kreise des grusinischen Ossetiens, und gegen Osten trennt der Fluß Aksai das Land der Kisten von dem Chanat der Awaren; gegen Nordosten gränzt es an das Land der Kumyken. Die größte Breite von Chewsureti bis zur Feste Grosnaja beträgt 90 Werste, die größte Länge von der Gränze der Kumyken bis zur Einmündung des Aradon in den Terek 165 Werste. Diese Gränzen, welche ein sehr unregelmäßiges sphärisches Dreieck einschließen, haben einen Flächengehalt von 3600 □ Wersten.

Fast das ganze Land der Kisten ist mit den höchsten Bergen der Hauptausläufer des Kaukasus bedeckt, welche von Pschawo-Chewsureti an sich zweigartig ausbreiten, und den ganzen Raum zwischen den Quellen des Terek und dem Laufe der Flüsse Sundscha und Aksai einnehmen. Der größte Theil der Schiefergebirge und der genannten Vorberge sind mit Wäldern bedeckt, deren Bäume ganz derselben Art sind, wie oben bei Ossetien bemerkt wurde.

Die Hauptflüsse, welche das Land der Kisten bewässern, sind 1) der Terek, der im Westen desselben 60 W. lang hinfließt, und es von Ossetien trennt. 2) Die Sundscha, welche aus den Kalkgebirgen des Kaukasus kommt, und im Nordwesten des Landes fließt. In diese fallen von der rechten Seite her die aus dem oben erwähnten Ausläufer der Hauptkette kommenden Flüsse, nämlich 3) der Schadgyr, der aus der Vereinigung zweier Bergwasser in der Nähe der Trümmer einer alten Kirche entspringt, dann gerade nach Norden läuft und an seiner Ausmündung in Form eines Bogens am Aul Schabet in die Sundscha fällt. 4) Der große Martan, der dem Schadgyr parallel eine Strecke von 60 Werste weit fließt und fast zugleich mit dem Schadgyr in die Sundscha fällt. 5) Der kleine Martan fällt nach einem nördlichen Laufe von 60 W. bei dem Aul Dschanti in die Sundscha. 6) Der Argun, der bedeutendste Fluß, kommt aus der Hauptkette des Kaukasus in Chewsureti. Er nimmt eine bedeutende Menge Bergwasser und vier ansehnliche Flüsse: Chonchalan, Dschalku, Selenu und Oseruu auf, bewässert auf seinem 120 W. langen nordöstlichen Laufe das ganze Land der Tschetschenzen, und fällt, den Bädern des heil. Petrus gegenüber, etwa 5 Werste weiter gegen Süden in die Sundscha. 7) Der Weiße (bjelaja) Fluß mit den darein sich einmündenden Flüssen Kozcha und Lakschak, läuft anfangs nördlich, wendet sich vor seiner Mündung gegen Westen, und fällt dem Dorfe Bragun gegenüber in die Sundscha. Sein ganzer Lauf beträgt höchstens 60 W.

Wie den übrigen kaukasischen Ländern, fehlt es auch diesem nicht an Mineralien. Am Ufer des Flusses Aksai, nahe bei dem Dorfe Galgai finden sich vier Adern Bleiglanz, welche Silber- und Kupferkies enthalten: der Berg besteht aus Schiefer mit eingesprengtem Quarz. Aehnliche Adern finden sich auf diesem ganzen Ausläufer der Hauptkette in großer Menge, und bei thätiger Brarbeitung könnten sie große Vortheile abwerfen, denn im J. 1767 wurden Proben dieser Erze dem Bergkollegium des Reichs vorgelegt, und anerkannt, daß sie, was das Silber und Blei betrifft, den Gruben von Nertschinsk nichts nachgeben. — Nahe an dem Aul Naschechi ist eine Salzquelle, die Salz in solcher Menge enthält, daß zwei Maße Sole ein Maß Salz geben.

(Fortsetzung folgt.)

Aussichten der Engländer in Indien.

(Schluß.)

Ein Rückblick auf die Verwaltung Lord Bentincks ist ungemein schwer, weil sich der Geist derselben weit mehr aus der allgemeinen Tendenz seines Benehmens, als aus einzelnen besondern Verordnungen abnehmen läßt, wenn diese nicht sa spezielle Gegenstände wie die Abschaffung der Peitsche betreffen. Wie die Offiziere der Armee gegen ihn gesinnt sind, haben wir aben gesehen, und man muß gestehen, daß sie zum Hasse ihre volle Ursache hatten. Während er selbst sehr häufig zu seiner Erholung in die Bergdistrikte Nordindiens, namentlich nach Simla reiste, und bei der großen Kostspieligkeit der Reisen eines Generalgouverneurs nicht nur der Kompagnie bedeutende Kosten verursachte, sondern auch eine große Unordnung in den Geschäften veranlaßte, verweigerte er ohne allen besondern Grund den Offizieren die Erlaubniß sich von den schädlichen Einwirkungen des Klima's durch eine Reise in die Berge zu erholen, ausgenommen in erwiesenem Krankheitsfall, wo dann freilich die Reiseerlaubniß meist sehr überflüssig war. Den armen Soldaten, denen sanst die Regierung zur Erholung nach Krankheiten ähnliche Erlaubniß und Unterstützung zur Reise verwilligt hatte, ward dieser Vortheil ganz entzogen.

Solche Knausereien, während er sich selbst, und nicht auf seine, sandern auf Regierungskosten nichts versagte, und daneben nach seinen eigenen Beutel auf eine gemeine Art zu füllen suchte, zogen ihm den Haß und die Abneigung der Armee, namentlich des europäischen Theils derselben, zu, eine Abneigung, die noch durch seine Wahldienerei gegen die kaufmännischen Direktoren vermehrt wurde. Die Ausgaben für das Heer sind allerdings das bedeutendste Item im Budget der ostindischen Kampagnie, aber es ist wohl schlecht gerechnet, wenn man nur aufs Gerathewohl reduciren zu dürfen glaubt, um tüchtige Ersparungen zu machen. Niemand kann wohl die Unterhaltung einer sehr zahlreichen Armee überflüssig finden in einem Reiche, das fast 100 Millianen Einwohner umfaßt, und von so vielen innern und äußern Feinden bedroht ist. Dennoch reducirte Lord W. Bentinck die bengalische Armee mehr, als irgend jemand, der mit der Stellung der englischen Regierung in Indien vertraut ist, je gut heißen kannte. Nach der Beendigung des birmanischen Kriegs war die Armee der Präsidentschaft Bengalen um 20,000 Sipahis vermindert worden; von der Ankunft Lard Bentincks im Jahre 1828 aber bis zum J. 1832 wurden weitere Reduktionen zum Belauf van 80,000 Mann und nahezu 400 Offizieren vorgenommen, so daß die ganze Truppenmacht dieser Präsidentschaft unter 90,000 Mann betrug, wovan 15,000 Europäer waren. Dennoch war Lord Bentinck der Meinung, auch diese Truppenzahl sey noch zu graß für die unbedeutenden Dienste, die sie zu versehen habe, und schlug eine abermalige Reduktion van 29 Regimentern oder etwa 20,000 Mann vor, so daß zur Vertheidigung dieses ganzen ungeheuren Reichs nicht mehr als 35,000 Europäer und 125,000 Sipahis vorhanden gewesen wären, abwahl die Regierung im J. 1826 sich nicht mit zu viel Truppen belastet fühlte, als die vereinten Heere der drei Präsidentschaften 300,000 Mann betrugen, und der Stand der Angelegenheiten seit dieser Zeit sich keineswegs dermaßen verändert haben konnte, um eine Reduktion der Armee auf die Hälfte zu gestatten. Die Direktoren sawohl als die Baard af Control fanden indeß nicht gerathen, auf diese ausschweifenden Reduktionen einzugehen.

Noch wird Lord Bentinck van den Offizieren der Armee beschuldigt, daß er Streitigkeiten unter den verschiedenen Rangstufen der Armee genährt habe. Da diese Beschuldigung natürlicherweise für jeden, der nicht an Ort und Stelle ist, etwas Vages hat, so müssen wir uns auf den mehr erwähnten Artikel: Lord W. Bentinck and the Indian army berufen, worin es unter Anderm heißt: „das erste, was Lard Bentinck nach Uebernahme seines Armeekommando's that, war berechnet, seinen Vorgänger in ein ungünstiges Licht zu stellen, und zu diesem Endzweck wurden alle möglichen Klagen im Hauptquartier nicht nur angenommen, sondern gesucht, lange schon ruhende Streitigkeiten sorgfältig aufgestöbert, zu Klagen, Untersuchungen und Kriegsgerichten hinaufgesteigert, und der aufmerksame Beobachter wird finden, daß die Mehrzahl dieser Streitigkeiten ihren Ursprung noch unter dem varhergehenden Armeebefehlshaber hatten. Während der 18 Monate, wo Lord Bentinck den Obeebefehl führte, *) wurden mehr Oberstlieutenants vor Kriegsgerichte gestellt, als in den varhergehenden 30 Jahren; auffallend ist, daß Se. Herrlichkeit nirgends eine Verurtheilung durchsetzte, ein Beweis, daß man die einzelnen Fälle im Hauptquartier nicht sonderlich erwog. Der Zweck war, der Sache den Anschein zu geden, als ob sein Vorgänger die Armee in einem Zustande oon Insubordination zurückgelassen habe, und dazu waren Verurtheilungen nicht gerade nothwendig. Die launenhafte Art, womit Appellationen van Sr. Herrlichkeit entschieden wueden, lähmten die obersten Militärbehörden, die Divisians- und Stationskommandanten, gänzlich, denn sie mochten sich noch so streng an die Dienstregeln halten, so waren sie doch nie sicher den Beifall Sr. Herrlichkeit zu erhalten, und um sich gegen Tadel zu schützen, saben sie sich genöthigt, die unbedeutendsten Kleinigkeiten ans Hauptquartier zu berichten. Se. Herrlichkeit lebte gern in einer Atmosphäre von Klagen, und so lange er davon eine genügende Anzahl erhielt, glaubte er, die Armee sey in gedeihlichem Zustande, ahne zu bedenken, daß er, indem er den Lokalbehörden die ihnen von Rechtswegen gebührende Machtvollkammenheit entzog, die Grundlage aller Kriegszucht untergrub, und Generale und Brigadiers zu bloßen Strohmännern machte. In manchen Fällen wurden Offiziere, welche wußten, wie leicht im Hauptquartier Appellationen gegen die Entscheidungen ihrer Vorgesetzten angenommen wurden, gegen den Ta-

---

*) Nicht gleich anfangs hatte er den Oberbefehl, bei seiner Ankunst führte ihn Graf Dalhousie, den er durch kleinliche Quälereien fast nöthigte, seine Entlassung zu nehmen. Nun glaubte sich Lord Bentinck am Ziele seiner Wünsche, es zeigte sich aber, daß der Befehlshaber der königlichen Truppen in Ceylon eine konditionelle Ernennung zum Oberbefehl in der Tasche hatte. Diesem erging es nicht besser als dem Grafen Dalhousie, und so kam Lord Bentinck endlich zum Zweck.

bei derselben ganz gleichgültig und die lange Zeit, welche bis zur Entscheidung von Calcutta aus verfloß, so wie die Ungewißheit, ob der streitige Gegenstand überhaupt nur beachtet werde, nährte Streit und feindselige Gesinnungen, denen, wenn die geeigneten Behörden die ihrem Rang gebührende Unterstützung genossen hätten, gleich von vorn herein Einhalt gethan worden wäre." Zur Bestätigung dieser Beschuldigung muß angeführt werden, daß die Zahl der Kriegsgerichte wegen unbotmäßigen Benehmens von Offizieren gegen Vorgesetzte in der letzten Zeit allen Glauben überstieg, und zu wiederholten Klagen Anlaß gab.

Aus allem diesem geht wenigstens immer so viel hervor, daß unter Lord Bentincks Oberbefehl Streit, Uneinigkeit und Unbotmäßigkeit unter der anglo-indischen Armee auf eine beunruhigende Weise überhand nahm, daß seine unkluge partielle Abschaffung der Peitschenstrafe der Regierung die bitterste Verlegenheit bereitet, und vielleicht Blutvergießen zur Folge hat, daß überhaupt seine Verwaltung das Vertrauen und die Einigkeit der Europäer unter sich und die Anhänglichkeit an die Behörden der Kompagnie bedeutend erschütterte. Allerdings ist die englische Macht in Indien groß genug, daß ihr darum noch keine unmittelbare Gefahr droht, aber man darf nie vergessen, daß die Engländer eine höchst unbedeutende Minderzahl im Lande sind, daß nichts sie schützt, als die Achtung vor ihren höhern Einsichten und die Furcht vor ihren Waffen, und daß sie bei dem gegenwärtigen Zustande Indiens keine großen Verstöße gegen die Klugheit begehen dürfen. Es ist eine völlig irrige Ansicht, wenn man glaubt, die große Masse der Bewohner Indiens sey froh, den ewigen Raufereien der einheimischen Fürsten entronnen zu seyn, und würde die Engländer wenigstens durch ihre vis inertiae unterstützen; aber die Zahl derjenigen, welche das wirklich Wohlthätige der englischen Herrschaft einsehen, ist unendlich gering, und die Theilung der Bevölkerung nach den Vermögensverhältnissen ist in Reich und Arm, eine Mittelklasse besteht kaum, und somit ist auch das Element, auf das eine englische Regierung fußen könnte, um sich in europäischem Sinne populair zu machen, gar nicht vorhanden. Die Reichen und Vornehmen sind mißvergnügt, daß sie nicht, wie unter den einheimischen Fürsten an der Regierungsgewalt und ihren Vortheilen mit Theil nehmen können, und im Falle von Unruhen würden die niedern Klassen jedenfalls mehr ihrer einheimischen Aristokratie, als den fremden Engländern folgen. Darum muß man die Lage der Engländer in Indien durchaus aus dem Gesichtspunkt der Herrschaft beurtheilen: die Engländer müssen die Herren Indiens seyn, oder sie sind nichts, jetzt würden sie nicht einmal mehr geduldete Kaufleute seyn. Darum sind alle Symptome inneren Zerfalls von so ungemeiner Wichtigkeit; sie können sich, wenn einmal die Idee und die Kraft der Herrschaft im Verhältniß mit denen ihnen unterworfenen Millionen sinkt, nicht mehr aus sich selbst regeneriren, und müssen in ihrem ganzen Verfahren um so vorsichtiger seyn, als sie etwa durch ihre aufgeklärtere Herrschaft eine Menge Kräfte ins Leben rufen, die vorher schlummerten, und die sich im schlimmen Falle gegen sie wenden würden.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Eilfter Brief.

Alle Algierer, die Juden nicht ausgenommen, sprechen ein arabisches Patois, obschon sie vorgeben, die Sprache rein zu schreiben. Vor der Eroberung gehörte eine Buchdruckerpresse zu den unbekannten Dingen in Algier; seit ungefähr zwei Jahren aber geben die Franzosen den Moniteur Algérien heraus, der, ihrem Versprechen gemäß, halb in französischer und halb in der Sprache der Eingebornen geschrieben seyn sollte; diese Zeitung ist jedoch nichts als ein Regierungsblatt mit einigen arabischen Worten als Motto, und keineswegs darauf berechnet, Afrika aufzuklären.

Leweson, der vor ungefähr 60 Jahren über Algier schrieb, sagt, daß es damals eine Seltenheit gewesen sey, einen lesenden Mauren zu treffen, und war dieß der Fall, so bestand seine Bibliothek meist aus einem Koran nebst einigen Kommentarien dazu, einigen Gebetbüchern und ein paar alten maurischen Chroniken. Von den letztern spricht der Reisende sehr geringschätzig. Sie waren, sagt er, weitschweifig, mit wunderbaren Geschichten angefüllt, und noch finsterer als unsere Mönchschroniken. Dieses Urtheils ungeachtet wünschte ich doch Arabisch zu verstehen, und jung genug zu seyn, um mich hinsetzen und diese maurischen Chroniken studiren zu können. Keine derselben reicht, wie man mir sagte, weiter hinauf als bis zu Barbarossa und seinem Bruder; diese Abenteurer sind die Lieblingshelden der algier'schen Romanze. Da ich indeß hörte, daß es doch so etwas dergleichen wie neue algier'sche Literatur gebe, so wendete ich mich an den von der französischen Regierung als Lehrer der arabischen Sprache angestellten Professor, um von diesem Erkundigung einzuziehen. Dieser Mann ist ein Aegyptier, und heißt, seltsam genug, Johnny Pharaoh, gleicht indeß seinem grausamen Namensvetter in der Bibel durchaus nicht. Als ich ihn fragte, ob er mir nicht einige neuere, in oder um Algier geschriebene dichterische Arbeiten in arabischer Sprache verschaffen könne, rief er aus: „Neue arabische Poesie? wo gibt es denn noch einen Dichter auf der Erde!" — Ei, dachte ich bei mir selbst, mein lieber Johnny, deine Rede ist mehr offenherzig als schmeichelhaft. — „Doch, fuhr er fort, lassen Sie sehen, vielleicht machen einige Volkslieder eine Ausnahme in dieser allgemeinen Unfruchtbarkeit hinsichtlich der neuern Dichtkunst; diese sind zwar artig genug, aber schlüpfrig." — „Nein, entgegnete ich, das ist nichts für mich, Sie müssen mir etwas Moralisches verschaffen." — „Nun, dann sollen Sie etwas recht Schwerfälliges haben." — Er schickte mir wirklich etwa sechs Sonetten, treu übersetzt, und diese waren auch in der That so schwerfällig, daß ich, nachdem ich sie gelesen, mich so abgespannt fühlte, als hätte ich mich durch etliche hundert durchgearbeitet. Der Dichter schloß mit den Worten: „Schreibt auf mein Grab, daß meine schwarzäugige Gazelle mich gemordet hat!" — Da hat sie recht gethan, setzte ich ärgerlich hinzu.

Die algier'schen Volksgesänge sind in jeder Hinsicht sehr plump und handgreiflich. Die Sonette, welche Freund Pharaoh für mich übersetzte, erschienen mir indeß noch erträglich, weil sie sittlicher und bescheidener sind, und, wiewohl monoton, das Gefühl sentimentaler Liebe ausdrücken. Wie dieses Gefühl unter den Mauren gefunden werden kann, ist mir unerklärlich, da freier Verkehr zwischen beiden Geschlechtern, der bei uns Bekanntschaft in Freundschaft und endlich in

Liebe verwandelt, bei ihnen nicht geduldet wird. Wünscht ein Mann sich mit der Tochter einer angesehenen Familie zu verehelichen, so besticht er eine ihrer Negerinnen oder irgend eine Galanteriehändlerin, nicht etwa um ihm ein Liebesbriefchen zu bestellen, nein, nur um ihm eine genaue Beschreibung ihrer Persönlichkeit zu entwerfen. Bei solchen Schilderungen läuft es nun natürlich ohne Schmeichelei nicht ab, da die Kundschafterin der heirathsmäßigen jungen Dame einen Wink gibt und sich so von beiden Parteien bestechen läßt. Die Beschreibungen fallen daher gewöhnlich so aus, wie der Liebhaber sie sich nur wünschen kann, und es geschieht häufig, daß er, wenn er den Schleier lüftet, statt dem Ideal seines Herzens ein plumpes garstiges Geschöpf vor sich sieht. Indeß mag doch wohl auch hie und da heimlicher Verkehr zwischen den maurischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts stattfinden, der jedoch so vorsichtig betrieben wird, daß man nichts davon erfährt. Es war kein übler Zug in dem Charakter des letzten Dey's, Hussein Pascha, daß er seine Tochter lieb genug hatte, um ihr selbst die Wahl des künftigen Gatten frei zu stellen. Er führte sie nämlich an ein Fenster, unter welchem die hübschesten Männer Algiers versammelt waren, und forderte sie auf zu wählen. Es geschah, und ihre Wahl fiel auf einen hübschen Jüngling — einen Ringer! Und warum nicht? Wird Rosalinde bei Shakespear nicht auch in Orlando verliebt, nachdem sie ihn ringen gesehen? Diese Anekdote beweist wenigstens, daß sogar ein Dey von Algier den freien Willen eines Mädchens in Heirathsangelegenheiten ehrte.

Lewesen, der bei seinen Sammlungen algier'scher Gedichte nicht viel glücklicher als ich war, macht jedoch eine Ausnahme mit dem Gedicht eines maurischen Kadis zu Algier, das mit Prosa untermischt und „Ein Gespräch zwischen dem Wein und der Wachskerze" betitelt ist. Merkwürdig bleibt immer, daß der lustige Kadi den Wein zum Gegenstand eines Lobgedichtes gewählt haben sollte. Die Scene ist ein Brautgemach, wo Braut und Bräutigam die Freuden des ersten Abends noch durch einen Becher des verbotenen Weins erhöhen. Der Dichter stellt ihre Einbildungskraft als so aufgeregt dar, daß sie den Wein und das Wachslicht über die Ansprüche streiten hörten, welche jedes von ihnen insbesondere auf die Dankbarkeit des glücklichen Paares habe. „Ich bin die Sonne in ihrem Zimmer! ruft das Wachslicht aus, wenn der Himmel finster ist, so sende ich Strahlen in ihre Augen, damit eines des andern Schönheit betrachten könne." — „Und ich, erwidert der Wein, gieße ihnen neues Leben und eine neue Seele ein." Das Liebespaar findet sich durch diesen Streit geschmeichelt und ermuntert ihn noch mehr, wird aber zuletzt von der Beredsamkeit des einen und dem Geist des andern Kandidaten überwältigt. Es gibt, so viel ich weiß, eine deutsche Uebersetzung von diesem Gedicht. Nach Lewesons Bericht zu urtheilen, mag es allerdings etwas Originelles haben, aber auch, wie ich fürchte, ziemlich schlüpfrig seyn.

Betrachtet man die Algierer überhaupt, so läßt sich nicht zweifeln, daß sie nicht einst ein literarisches, wissenschaftliches und hochgebildetes Volk werden könnten. Man hält die Mauren gewöhnlich für wild und ungesellig, dieß ist jedoch ein eben so allgemein gewordener Irrthum als der, daß man sich den Othello mit schwarzem Gesicht denkt. Die Mauren sind im Ganzen genommen höflich und verständig; Kapitän Rozet sagt in seiner Reise nach Algier, daß die große Masse derselben besser erzogen sey als die der Franzosen, d. h. daß man unter den letztern weit mehr solche fände, welche nicht lesen und schreiben können, als unter den erstern. Ihre Schulen werden zwar nicht nach Lancasterschen Grundsätzen geleitet, wie einige Reisende berichtet haben, doch lehrt man die nöthigsten Gegenstände in denselben, und jeder Maurenknabe lernt den Koran lesen, Schreiben und Rechnen. Ich habe bereits eines historischen Werks von einem noch lebenden Mauren in Algier gedacht, „Der Spiegel von Algier" betitelt, das bei allen seinen Fehlern doch nicht ohne Interesse ist.

Man hat mich mit einer französischen, und wie ich glaube, wörtlichen Uebersetzung eines Ergusses der neuern algier'schen Muse beschenkt, der, wenn auch von keinem innern Werth, doch des Gegenstandes wegen nicht ohne Interesse ist. Das Gedicht hat, wie ich vermuthe, irgend einen Türken oder Kutugli zum Verfasser, dessen schöner Landsitz von den Franzosen zerstört und eingezogen wurde. Es lautet folgendermaßen.

Klage über den Fall Algiers.

Algier, du einst Herrscherin und siegreich,
Wer wird nun deine Wunden dir verbinden?
Ein bitterer Thränenquell ist jetzt dein Herz.
Dem kühnen Sohn Algiers gäb ich mein Leben hin,
Dem es geläng' zu bannen vom Gestade
Das Kreuz, und zu befrei'n das Vaterland.

Verräther haben unsre Schlacht verloren,
Und unsre Tapfren waren vor Verzweiflung blind,
Gleich Trunknen stürzten sie zu ganzen Haufen hin.
Wahnsinn durchkreuzet mein Gehirn;
Der Lippe entfliehen sorgenschwere Seufzer,
Und meinen Augen ist der Schlaf ein Fremdling.

Zerstörung schwebt jetzt über unsrer Stadt,
Die Juden triumphiren über unsre Thränen,
Und ihr hyänenartiges Lachen ist jetzt fesselfrei.
Kann ich's ertragen, dich zu sehn, Algier, getreten
In den Staub des Mißgeschicks und der Verachtung?
Verlassen muß ich dich und fliehen.

Allnächtlich furcht der Gram mir meine Stirne,
Der Tag bringt keine Freuden mehr;
Ich bin verurtheilt ins Exil zu wandern;
Denn mit Füßen werden wir getreten,
In unsern Straßen schwärmen die Ungläubigen,
Und nicht mehr uns gehört das Vaterland.

Weint, weint! dahin ist unser Ruhm,
Dahin sind unsre Waffen, unsre Banner;
Des Feindes Fahnen flattern von den Zinnen,
Wo man die Schlösser unsrer Schätze brach.
Bei diesem Anblick flossen wir in Thränen über,
Doch ihre Augen glänzten, unsre Schätze zählend.

Aus unserer Habe werden wir vertrieben,
Betteln müssen wir um einen Bissen Brod;
Dahin sind unsre Edelsten und Besten!
Ach! könnt ich doch in meiner Väter Grab
Mein trostlos Haupt zur Ruhe legen,
Und vor dem Licht der Sonne mich verbergen.

Zerstört sind unsre Lauben, unsre Kiosks;
Die Frauen selbst verkauften ihre Reize
Den Räubern, schmiegten sich in ihren Arm;
Den Weintrinkern, den Zerstörern der Moscheen
Haben sie die Herzen zugewendet.
Ach! daß ich leben muß, um solche Schmach zu schauen.

Keine Kinder werden unsern Ehen mehr entsprießen,
Und unsre Früchte sind des Feindes Raub;
Des Vaterlandes Freunde sind zerstreuet.
Der Zorn des Himmels ruht auf unsern Häuptern!
Doch Allah wird mit unserm Elend Mitleid haben,
Denn mild und gnadenvoll ist stets was er beschließt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1836.

Die Mandarinen und die christlichen Missionen in China.

Die nachstehenden Angaben sind dem Briefe eines der Vorsteher des katholischen Seminars zu Macao entnommen, der ein geborener Chinese ist, aus den mittlern Provinzen des Reichs, seine Erziehung aber in Europa erhielt. Wir geben die interessantesten Stellen seines Briefes, ohne weder Form noch Ausdruck zu ändern.

Macao den 14ten April 1835.

„Sie verlangen Nachrichten aus China von mir, ich sage Ihnen darüber einige Worte. Das chinesische Reich, das ehemals in mehrere Königreiche getheilt war, litt sehr oft durch die Kriege der Könige unter einander. Gegenwärtig aber genießt man der vollkommensten Ruhe, weil alle Chinesen (mit Ausnahme der sogenannten Miaotse, d. h. der Barbaren, die eine von so hohen und steilen Felsen umgebene Gegend bewohnen, daß man sie nicht angreifen kann; es gibt an diesem Orte Reiß, Baumwolle und alle zum Leben nothwendigen Dinge in Fülle) sich nur Einem Kaiser unterwerfen, dessen Vorfahren sehr weise und sehr passende Gesetze gegeben haben, um gut zu regieren und ihrer Herrschaft Dauer zu geben. Der gegenwärtige Kaiser heißt Tao-hwang; er ist 50 Jahre und darüber alt; seit 15 Jahren regiert er, man sagt immer, daß er gut, sehr weise und klug sey, aber unter seinen Ministern und seinen Mandarinen finden sich kaum einige, die ihm treu sind und ihn nicht betrügen. Man kann sie bei Gefahr des Lebens nicht bei dem Kaiser verklagen, weil die Mandarinen stets unter sich verschworen sind, um alle Klagen scheitern zu machen. Nach den alten Gesetzen kann man einen Mandarin nicht anklagen, ohne ihm zu sagen: „ich will dich bei dem Kaiser oder dem Vizekönig verklagen.“ Wird die Klage vorgebracht, so verhaftet man unfehlbar den Mandarin, wirft ihn ins Gefängniß, und manchmal bleibt er dort bis ans Ende seiner Tage. Um mit seiner Klage durchzudringen, muß man mehrere Gefährten haben. Wird nun der eine angehalten, so kann wenigstens der andere zum Vizekönig oder Kaiser gelangen. Ich will Ihnen in dieser Beziehung eine Geschichte erzählen, um die Schwierigkeit des Erfolgs in solchen Fällen zu zeigen. In der gegenwärtigen Dynastie, unter dem Kaiser Kanghi, wollte ein sehr geschickter und sehr reicher Mann, Namens Leang-tsong-te, Einwohner von Kwang-tong (Canton), mehrere schlechte Mandarine dieser Provinz anklagen. Nachdem er ihnen durch seine Gefährten hatte sagen lassen: „ich gehe nach Peking, um Euch anzuklagen,“ schickten die Mandarinen, um ihn unterwegs anzuhalten, Agenten auf alle Straßen, auf denen er von Kwang-tong nach Peking gehen mußte, und suchten die Mandarinen von Peking zu gewinnen, damit diese ihn unter dem Thore der Stadt anhalten möchten. Der Kläger seinerseits, welcher alle ihm gelegten Fallen recht wohl kannte, verkleidete sich in einen Kaufmann, und ließ eine Menge Waaren in hundert ungeheuren Kisten fortschaffen. Vor dem Thore von Peking leerte er eine Kiste, legte sich hinein, und man verschloß sie wie vorher. Er hatte befohlen, daß man beim Eingang in die Stadt diese Kiste als die letzte trage. Die von ihren Amtsbrüdern gewonnenen Mandarine vermutheten, er werde in einer dieser Kisten seyn, untersuchten vor dem Thore die Waaren, und öffneten jede Kiste eine nach der andern. Nachdem 99 untersucht waren, wollte man auch die hundertste öffnen, in welcher der Ankläger war, aber der Tag war ungünstig, fortwährend fiel Regen, und am Ende der Untersuchung regnete es so stark, daß man diese letzte Kiste nicht untersuchen konnte; man ließ sie verschlossen ein. Sobald der Ankläger sie verlassen hatte, ging er an den Hof, und erzählte dem Kaiser alles Schlimme, das die Mandarinen von Kwang-tong gethan hatten. Der Kaiser strafte sie nach reiflicher Untersuchung schrecklich.

„In meiner Provinz Hu-pé hatte vor wenigen Jahren ein Gelehrter, Namens Phan-yn-Tschen (durch seine Gefährten), dem Vizekönig gesagt: „ich gehe, um Euch vor dem Kaiser zu verklagen, weil Ihr für unsere Einwohner nicht Sorge tragt, unter denen viele täglich Hungers sterben.“ Er reiste nach Peking ab, man hielt ihn aber unterwegs an, und band ihn in einem unermeßlichen Walde an einen Baum, wo er Hunger starb. Darum sagt auch das Sprüchwort: „werdet nicht gelehrt; wenn ihr es seyd, klagt nicht die Mandarinen an; wenn ihr sie anklagt, wird es euch nicht gelingen, weil die Manda-

rinen sich unter einander verstehen." Ein anderer Gelehrter, Namens Hiong-tse-Ngao, wollte die Mandarinen seiner eigenen Stadt anklagen; man verhaftete ihn und warf ihn lange Zeit ins Gefängniß; nachher verurtheilte man ihn verleumderisch zum Tode, aber ehe er hingerichtet wurde, verfluchte er allegorisch alle schlechten Mandarine. Auf dem Hinrichtungsplatze angekommen, sagte er zu dem Henker: „gebt mir noch eine Stunde;" der Henker antwortete ihm: „warum verlangt Ihr noch eine Stunde? — „Weil mein Sohn heute zu mir kommen soll; er ist noch nicht gekommen, und ich wünsche sehnlichst, ihm einige Lehren zu geben." — „Sagt mir die Lehren," fuhr der Henker fort, „ich will sie Eurem Sohne übermachen, denn jetzt kann ich Euch ohne Erlaubniß des Richters keine Stunde mehr gestatten." — „Wohlan denn," sagte der Gelehrte, „so meldet ihm von mir Folgendes: „suche niemals ein Gelehrter zu werden; wenn du studiren willst, so gehe niemals zur Prüfung, um die Würde eines Mandarin zu erlangen; denn die Mandarine sind gewöhnlich Räuber und denken nur daran, Geld aufzuhäufen. Ich will nicht, daß du ein Mandarin werdest. Erinnere dich dieser Worte, die ich dir sterbend zurücklasse." Hierauf schlug man ihm das Haupt ab. — Ich enthalte mich, Ihnen Mehreres über die Mandarinen zu sagen. Troß dem gibt es einige, die gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen, und ihre Untergebenen zärtlich lieben. Dann aber zieht ihr gutes Benehmen ihnen den Haß der untergeordneten Mandarinen zu. Daher das Sprüchwort: „ein guter Mandarin hat kein glückliches Ende."

„Unser Reich ist gegenwärtig in 18 Hauptprovinzen getheilt: es gibt sieben Vizekönige, auf chinesisch tsong-tu, d. h. Generalgouverneure, unter deren Gehorsam *) ungefähr 200 Mandarinen des zweiten Ranges stehen; unter der Oberaufsicht von diesen stehen etwa 100,500 bis 100,600 des dritten Rangs; unter dem Befehl dieser letztern ist eine Menge kleiner Mandarine, deren Zahl ich nicht angeben kann.

„Was die Bevölkerung China's betrifft, so kann man sie ohne Uebertreibung auf 300 Mill. angeben, unter denen man kaum 200,000 Christen zählt. Die Einwohner von Kwangtong verachten sie wegen der Aergernisse und des schlechten Benehmens der Europäer so sehr, daß sie dieselben barbarische Teufel, auf chinesisch fan-kuei, nennen; die Heiden von Macao nennen die chinesischen Christen Kia-fan-kuei, d. h. unächte barbarische Teufel. Unter den europäischen Kaufleuten, die hieher kommen, gibt es sehr wenige, die gute Christen sind, sie sind meistens ausschweifend, wollüstig und ganz gottlos. Ihre schlimmen Beispiele, deren Folgen schon der heilige Franziskus Xaverius bitter beklagte, machen alle Bemühungen der evangelischen Arbeiter unnütz. Die, welche zu Macao wohnen, geben den Chinesen keine guten Beispiele, und die, welche aus Europa nach ihren Häfen kommen, bestätigen sie noch mehr in dieser Ansicht. Wenn wir einen Heiden auffordern, unsere Religion anzunehmen, so antwortet er uns: „Eure Religion ist die Religion der Europäer: seht die Europäer, sind sie keuscher als wir? Sind sie nüchterner, enthaltsamer, minder zornig und minder leidenschaftlich als wir? Sie beobachten nicht das, was sie sagen. Einige Christen aus dem Innern China's kamen nach Macao und haben sich hier einige Zeit aufgehalten. Das schlechte Benehmen der Europäer und ihre Aergernisse haben einen unglücklichen Eindruck auf sie gemacht, so daß sie nach der Rückkehr in ihre Heimath alle Religionsübungen aufgegeben haben. Wir haben Missionen in fünf Provinzen, nämlich: Tschy-ly oder Peking, Ho-nan, Hu-pé, meine Provinz, Nan-king und Kian-so. In diesen unermeßlichen Landstrichen haben wir nur 12 chinesische und vier französische Priester. Man verlangt stets mit lauter Stimme Missionäre, findet sie jedoch nicht. Es ist eine sehr traurige Sache zu sehen, wie unsere armen Landsleute das Wasser des Heils suchen und nicht finden können."

*) obeissance; der Brief ist nämlich französisch geschrieben.

Die Tschetschenzen oder Kisten.

(Fortsetzung.)

Einige besondere Eigenthümlichkeiten der Stämme dieses Volks und die Verschiedenheit der von ihm bewohnten Ländereien machen es durchaus nöthig, die einzelnen Stämme abgesondert zu schildern. Diese sind 1) die Ingusche̱n, 2) die Kisten, 3) die Karabulaken, 4) die Tschetschenzen.

1) Die Inguschen. So viel man in die Nacht der Geschichte dieser Länder zurücksehen kann, findet sich, daß die Inguschen in der glänzenden Periode Grusiens unter Georg III und seiner Tochter Tamara im 11ten Jahrhundert Grusien unterworfen waren und Tribut zahlten; aber das allmähliche Emporkommen der Häuptlinge von Großkabarda, der Nachkommen des arabischen Fürsten Inal, und die Schwächung Grusiens durch innere Kriege und Theilungen nach dem Tode Alexanders II im ersten Viertel des 15ten Jahrhunderts, brachten die Inguschen unter die Abhängigkeit der Kabardiner, welche bald das Volk drückten und von jedem Hofe einen Hammel, und in Ermangelung desselben eine eiserne Sense als Tribut forderten. Dieser Zustand und die Nähe des russischen Kordons, so wie die thätige Einmischung des Kommandanten zu Kisljär, Oberst Neimptsch, veranlaßte die Inguschen sich im J. 1770 unter Rußlands Schutz zu begeben, was zu heftigen Kämpfen zwischen ihnen und den Kobardinern Anlaß gab, welche durch die Einmischung des Generals Medem, der damals die Truppen auf der kaukasischen Linie kommandirte, zu Ende gebracht wurden.

Seit dieser Zeit befinden sich die Inguschen in völliger Abhängigkeit von den russischen Kordonskommandanten und unmittelbar von dem Kommandanten zu Wladikaukas, ihre innere Verwaltung wird aber von Aeltesten geleitet, deren Würde in der Familie erblich ist. Solche Geschlechter zählt man bei den Inguschen vier: Mazech, Wesa, Tscheb und Pschannwa, deren Rechte sich im Dunkel der Vorzeit verlieren.

Die Inguschen gelten für ein Volk, das mehr zu friedlichen Beschäftigungen als zu Raubzügen geneigt ist, eine Eigenschaft, wodurch sie sich namentlich vor den andern Stämmen der

Kisten auszeichnen. Sie sind dunkler gefärbt, als die Kabardiner, und haben einen eigenthümlichen Gesichtsschnitt; in Kleidung und Waffenrüstung gleichen sie den Tscherkessen, nue mit dem Unterschied, daß sie im Keiege noch hölzerne, mit Fellen überzogene Schilde und Wurfspieße mit eisernen Spitzen führen. Ihre Religion ist ein fast unentwirrbaees Gemische von ehemaligem Christenthum, Heidenthum und Muhammedanismus, indeß findet sich bei ihnen keine Vielgötterei, sie kennen im Gegentheil nur Einen Gott, den sie Daile nennen, und beobachten zwei Fasten, eine im Frühjahr, die andere im Herbst. Ihr Oberpriester heißt der heilige Mann, und wohnt in einer alten steinernen Kirche nicht weit von dem Aul Angusch auf einem hohen Beege. Diese Kirche soll nach dem Vorbild der vom heiligen Grab in Jerusalem erbaut seyn; sie hat besondere Einkünfte an Vieh, und wird hoch aerehrt, niemand wagt sie zu betreten, und wer sich ihr nähert, fällt zum Zeichen seiner Verehenng auf die Knie; die Nennung dieser Kirche gilt als Eidschwne, und ihre Mauern sind der Zufluchtsort der Kranken und Unglücklichen, welche um dieselbe her in eigens dazu erbauten Hütten wohnen.

Dir Inguschen nennen sich selbst Lamur, d. h. Bergbewohner, von den benachbarten Völkerstämmen weeden sie Inguschen und Galgaier genannt. Sie wohnen in kleinen Auls, die auf den von Hochebenen duechschnittrnen Vorbergen zerstreut sind, an beiden Ufern der Sundscha von ihrem Uesprung bis zur Redoute Nasran auf dem linken Ufer des Ossai oder Schabgyr, von den Trümmern der alten Kirche bis zu dem Aul von Karabulak, auf briden Ufern des Kumbelei, von seinem Ursprung in der Schlucht aon Dscherach bis zur rlisabetinischen Redoute, und auf den Seiten des Terek von Wladikaukas dis zur Einmündung des Pog in den Terek. Die Inguschen besitzen eine ziemlichr Menge Vieh, bauen auch das Land, und könnten daeum für nützliche Unteethanen gelten, wenn sir sich nicht manchmal durch das Beispiel der räuberischen Tschetschenzen verlocken ließen. Sie bauen ihre Häuser von Stein und Holz, und nach der allgemeim angenommenen Regel mit einem Erddach. Jedes Doef hat in dee Mitte einen viereckigen Thuem, worin sich Kinder und Weiber vor den Einfällen der benachbarten Völker schützen. Durch die ganze Länge des Landes der Inguschen, das beinahe ein regelmäßiges Dreieck bildet, erstreckt sich von Süden gegen Nordwesten einer drr Hauptausläufer des Kaukasus, der aus Schieferbeegen besteht und mit Wald bedeckt ist. Die östlichen Vorberge werden vom Kubulei, die westlichen vam Terek bewässert. Die ganze Strecke des von den Inguschen bewohnten Landes rechnet man auf etwa 1000 □W.

2) Die Kisten. Die eigentlich sogenannten Kisten, welche jetzt nur noch einen sehr unbedeutenden Stamm von etwa 1500 S. bilden, waren nie weder Grusien, noch der Kabarda unterworfen, und bildeten einen abgesonderten kriegerischen Stamm, der von gewählten und häufig wieder gestürzten Aeltesten regiert wied; histoeische Nachrichten kann man von ihnen nicht erhalten, da ihee Traditionen nur in Erzählungen kecker Thaten ihrer Voefahren bestehen. Jetzt sind die Kisten, welche der mittlern Linie des russischen Kordons zunächst, östlich von der Tagaurischen Schlucht, wohnen, durch welche die grusinische Kriegsstraße führt, durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen, diese Unteewerfung ist aber sehr oberflächlich, und bei jedee Gelegenheit sind sie bereit, Versprechungen und Eide zu vergessen.

Die durch Armuth aufs Aeußerste getriebenen Kisten gelten für das wildeste, radeste Volk; ihre Hauptbeschäftigung besteht in Raub, und obwohl jetzt durch die Macht Rußlands gedeängt, suchen sie doch unter der Hülle der Nacht ihee Lieblingsbeschäftigung in dem Lande der ihnen gegen Westen benachbarten Osseten von Tagaur foetzusetzen. Aus reiner Lust, sorglose Reisende zu marden, oerstecken sie sich Tage lang in dir Gebüsche am eechten Ufer des Terek. Um die Reisenden auf der grusinischen Kriegsstraße gegen diese Räuber zu schützen, gibt man ihnen von Wladikaukas bis zum Posten oon Kasbek ein bewaffnetes Konool mit, es scheint aber, man würde weit besser thun, das dichte Gebüsch am Ufer des Teeek auszuratten, und dadurch die Kisten der Möglichkeit zu beeauben, eine bequeme Gelegenheit zum Morde abzuwarten.

Der schmale Landstrich, der sich der Länge nach von Süden nach Noeden oom Berge Kasbek bis zur Feste Wladikaukas ausdehnt, höchstens 180 Werstr lang, und 8 W. breit, gegen Westen duech den Terek, gegen Osten durch das Land den Inguschen begeänzt ist, bildet die Heimath der eigentlich sogenannten Kisten. Er ist ganz mit Schiefrr und Kalkbergen bedeckt, die aus unfruchtbaeen Felsen bestehen, auf denen nur mit der gedßten Mühe eine Ernte erzeugt wird, die schlecht genug die hartr daeauf verwandte Aebeit lohnt; daeum ist auch der Boden von seinen Bewohneen vernachlässigt, nur mit Mühe deingen sie ihre kleinen Heerden darauf soet, welche den ganzen Reichthum der armen Kisten ausmachen, und leiden oft sogar am Nöthigsten Mangel. Uebrigens sind Kleidung, Waffenrüstung, Bau der Wohnungen u. s. w., völlig dieselbe wie bei den Inguschen. Die Kisten haben fast gar keine Religion, denn die Mischung der bei ihnen herrschenden cheistlichen, muhammedanischen und heidnischen Gebräuche ist noch seltsamer als bei ihren Stammgenossen.

3) Die Karabulaken. Unter den Bergvölkern herrscht die Sage, daß oor alter Zeit die Kaeabulaken einen mächtigen kriegeeischen Stamm bildeten, der einen bedeutenden Theil des Landes vom Aegun bis zum Schabgyr beheerschte, und daß alle umliegenden Nationen sie wegen ihrer Tapferkeit und Redlichkeit achteten; Feldbau und Viehzucht gewäheten ihnen reichlichen Unterhalt, aber übermüthig auf diese Voezüge, bedeückten sie ihre Nachbarn, und thaten ihnen alles mögliche Uneecht an, so daß diese, erbittert darüber, mit gemeinsamen Kräften fast die ganzr Nation vertilgten, deeen ärmliche Reste jetzt zwar wegen der Nähe an den russischen Linien als russische Unterthanen betrachtet werden, häufig jedoch mit ihren Stammgenossen und Nachbaen, den Tschetschenzen, sich zu gemeinsamen Räubeeeien oerbinden, und darum einigermaßen von diesen abhängig sind. Die innere Verwaltung wied duech gewählte Volksältestr geleitet.

Die Karabulaken wohnen auf dem schmalen Landstriche zwischen den sich in die Sundscha ausmündenden Flüssen Ossai oder Schabgyr und dem großen Martan. Die ganze Strecke

ist bergig, von sechs in den Ossai und Martan fallenden Bächen bewässert, von denen das Honigwasser (bei den Tataren Balsu, bei den Tschetschenzen Arniß Tajai, bei den Inguschen und Karabuloken Ariste) bemerkenswerth ist, indem an seinen Ufern im J. 1750 zur Beförderung des Christenthums eine russische Ansiedlung gegründet, im J. 1769 aber auf Anstiften der muhammedanischen Mollas von den Kisten zerstört wurde. Die Karabulaken rechnet man auf 1000 S. Ihre Hauptniederlassung Weko liegt am Flüßchen Schemilgor, das in die Sundscha fällt. Die Karabuloken beschäftigen sich wenig mit dem Landbau, meist mit der Viehzucht, denn sie führen ein nomodisches Leben. Sie theilen sich in vier Kreise, die je unter Leitung eines Aeltesten stehen. Uebrigens gleichen sie hinsichtlich der Kleidung, Wohnungen, Lebensart und Bewaffnung völlig den übrigen Stämmen.

Kisten, Inguschen und Karabulaken sprechen alle Eine Sprache, die ganz von den übrigen Mundarten der Kaukasier verschieden ist, und der der Tuschen (im Kreise Telaw in Georgien) gleicht. Aus der Aehnlichkeit einiger Worte hält Güldenstädt sie für Nachkommen der taurischen Alanen.

(Schluß folgt.)

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Nach dem Russischen des auf dem Schiffe befindlich gewesenen Kompagnie-Kommis Timofei Tarakanow, mitgetheilt vom Legationsrath Tietz.)

Wir gingen am 29sten September auf der Kompagniebrick Sankt Nicolai, auf der ich als Supercargo stand, unter Kommando des Flottensteuermanns Bulügin in See, um nach den Küsten Neu-Albions zu kommen, wohin wir vom Kompagnie-Direktor besondere Aufträge hatten. Vom 10ten Oktober hielt uns vier Tage lang eine Windstille bei dem unter 48° 22' d. Br. gelegenen Kap St. Juan de Fuca (nach Vancouvers englischen Karten: Cape Flattery) fest, worauf wir mit sanftem Westwind südlich die Küsten entlang steuerten, die wir aufnahmen. Beim Einbruch der Nacht hielten wir uns gewöhnlich etwas fern vom Ufer, am Tage aber segelten wir nahe hinan, wo uns dann die Eingebornen auf ihren Kähnen, manchmal gegen hundert, besuchten. Da sie alle bewaffnet waren, gebrauchten wir die Vorsicht, nie mehr als drei von ihnen an Bord zu lassen. Einige hatten sogar Flinten, andere Pfeile aus Hirschhörnern, dann eiserne Lanzen und unsern Heugabeln ähnelnde, auf langen Stangen befestigte Gabeln von Horn und Knochen. Dann bemerkten wir noch eine eigene Art von Waffen bei ihnen, nämlich sicheiförmige Wallfischknochen, eine halbe Elle lang, zwei Zoll breit, ½ Zoll dick und auf beiden Seiten stumpf. Sie gebrauchen diese Wallfischsicheln, um bei nächtlichen Ueberfällen die Schädel ihrer schlafenden Feinde zu zerschmettern.

Wir tauschten gegen Korallen und Glasperlen von den Eingebornen Rennthierhäute, Seeottern und Fische ein. Biberfelle hielten sie aber höher im Preise, da sie sogar den von uns angebotenen Nanking und verschiedene eiserne Instrumente zurückwiesen. Sie verlangten Tuch, wie unsere Jäger ihre Westen trugen; da wir keines im Vorrath hatten, zerschlug sich der Handel.

Nach mehrern Tagen, wo wir schwachen Wind und gutes Wetter gehabt, fing um Mitternacht ein starker Südost an zu wehen, der gegen die Morgendämmerung in starken Sturm ausartete. Alle Segel wurden eingezogen, mit Ausnahme des Hauptsegels, unter welchem wir beilegten. — Nachdem der Sturm, der zuletzt nach Süd umsprang, drei Tage lang gewährt hatte, trat plötzlich kurz vor der Abenddämmerung Windstille ein, wobei aber ein starkes Wogen der Wellen blieb und ein dichter Nebel uns umgab. Die aufgehende Sonne vertrieb den Nebel, und zeigte uns das, ungefähr 5 Meilen entfernte Ufer. Das Senkblei zeigte uns eine Tiefe von 15 Faden. Um weiter in See gehen zu können, fehlte uns der Wind, wogegen die Wellen uns immer näher zum Ufer trieben, so daß wir endlich schon die Vögel mit bloßen Augen erkennen konnten, die auf den Steinen an der Küste saßen. Wir waren, wenn uns unsere Rechnung nicht trog, der von den Eingebornen sogenannten Bucht Klonkotü gegenüber, ungefähr unter dem 49° d. Br., die bei gutem Wetter oft von amerikanischen Schiffen besucht wird, wogegen sie aber sehr gefährlich bei Sturm und hoher See ist. In jeder Minute sahen wir unserem Untergang entgegen, bis uns ein plötzlich entstehender Nordwest von der Küste abtrieb. Sechs Stunden darauf hatten wir wieder furchtbaren Sturm, der alle Augenblicke umsprang, und den wir benutzten, um nach Süden zu gelangen.

Am 29sten Oktober näherten wir uns der südlichen Seite der Insel Destruktion, ohne leider einen Ankerplatz zu finden. Es trat wieder Windstille, jedoch mit hochgehender See ein, die uns am 31sten Oktober um zwei Uhr Mittags die Insel vorbei, an die Nordküste derselben, gegen eine kaum eine Meile vom festen Land entfernte Felsenbank trieb.

Unter Vorsitz des Kommandeurs, Steuermann Bulügin, hielten wir jetzt eine Berathung, wonach wir neben den Felsen am Ufer steuerten, um selbige zu passiren. Auf einmal fanden wir uns aber von Klippen über und unter dem Wasser umgeben. Der Kommandeur befahl zwei Anker auszuwerfen, die uns aber nicht hielten, so daß wir schwankend dem Ufer immer näher trieben. Noch zwei Anker hielten uns endlich fest. In der Nacht hatten sich aber drei Taue an den scharfen Klippen entzwei gerieben, und bald darauf zerriß ein starker Südostwind auch das vierte und letzte. Nun griffen wir zu dem letzten Mittel, nämlich gerade durch die Klippen die hohe See zu gewinnen; doch kaum war uns dieß mit Gottes Hülfe gelungen, als der Fockmast brach, den wir nachschleppen mußten, da unsere Lage uns nicht erlaubte, die Segel einzuziehen.

Der scharfe Südostwind wandte sich um die Morgendämmerung nach Süd und dann nach Südwest, gerade gegen das Ufer. Ohne Fockmast konnten wir nicht daran denken, in See zu kommen, und so wurden wir denn sehr rasch dem Ufer zugetrieben, so daß wir am 1sten November Morgens 10 Uhr durch eine starke Welle in die Brandung und unter 47° 56' d. Br. ans Land geschleudert wurden. Das Schicksal der Brick war entschieden. Jetzt galt es unsere Rettung und die Bergung unserer Gewehre und Waffen, um mit ihnen unsere Freiheit zu erhalten, da wir uns mit Recht vor der harten, grausamen Gefangenschaft unter den Wilden fürchteten. Die Brandung schleuderte unser Schiff fürchterlich herum, so daß das untere Deck schon voll Wasser war. Wir paßten den Augenblick ab, als eine große Welle ans Ufer anschlagend zerstiebte und wieder zurückfloß, um von Bord zu springen und ans Ufer außer dem Bereiche der Wogen zu eilen. Unsere noch auf dem Schiffe befindlichen Kameraden warfen uns dann auch noch Flinten und Munition zu. Es war bei dem Unglück übrigens noch ein Glück, daß wir während der Fluth und auf weichem Grunde gescheitert waren, da dabei die Brick, obschon sie stark gerüttelt wurde, dennoch ganz, und nachdem das Wasser abfloß, auf dem festen Lande sitzen blieb. —

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1836.

Seezüge.*)

1. Angriff auf ein Sklavenschiff.

Obschon in Irland geboren, wurde ich doch in Schottland, dem Heimathlande meines Vaters, eines alten Seemannes, erzogen. Zum Jünglingsalter herangereift, kam ich nach Liverpool, auf das Komptoir meines Oheims von väterlicher Seite, eines angesehenen Kaufmanns, wo ich vier Jahre arbeitete. So jung ich auch war, machte ich doch während dieser Zeit oft Seereisen nach verschiedenen Weltgegenden, die mir weit besser behagten als das Sitzen auf dem dreibeinigen Komptoirstuhl. Täglich lag ich dem Oheim in den Ohren, mich auf den zwei Schiffen, welche dieser in Handelsgeschäften nach der afrikanischen Küste absenden wollte, als Schiffsschreiber anzustellen, aber immer vergebens; der Oheim wollte den Neffen den Gefahren des Klima's und der räuberischen Ueberfälle der Sklavenhändler und der Eingebornen nicht aussetzen. Der Zufall war jedoch meinen Wünschen günstiger als der Oheim; schon waren die Schiffe segelfertig, als der Kapitän in das Komptoir seines Patrons trat und ihm meldete, daß er den Schiffsschreiber eines ernsten Krankheitsanfalls wegen an das Land habe setzen lassen müssen. Da nun die Abfahrt nicht verschoben werden durfte, und man sich wegen eines tauglichen Ersatzmannes in Verlegenheit befand, so wurde es mir nicht schwer, den Oheim zur Einwilligung zu vermögen. Ein alter Freund meines Vaters, Sir Oliver Oakplank,**) war damals Commodore an der afrikanischen Küste, und da eben die Zeit herannahte, wo dieser, der gewöhnlichen Ordnung jenes Dienstes zufolge, die Rundreise nach Jamaika und Havana zu machen hatte, ehe er nach England ging, so ward beschlossen, daß ich mich mit der Ladung der Schiffe möglichst beeilen solle, damit ich mit Sir Oliver reisen könne, um in Jamaika einen Verwandten zu besuchen und in Havana einige Handelsgeschäfte zu machen.

Auf der ganzen Reise, bis zu dem Schauplatz unseres Handelsverkehrs, stieß uns nichts Erhebliches zu; hier angelangt fand ich jedoch, daß man die mit einer solchen Expedition verbundenen Beschwerden und Gefahren keineswegs übertrieben habe. Zuerst starb binnen zwei Monaten die Hälfte der ganzen Mannschaft, und dann wurde ich auch noch von dem schurkischen Eigenthümer eines spanischen Sklavenschiffs beraubt und übel behandelt. Dieses Mißgeschicks ungeachtet, gelang es mir dennoch die Ladung meiner Schiffe zu vervollständigen, und ... leichtem Herzen sah ich sie glücklich nach England absegeln. Bei Kap Coast Castle angelangt, fand ich die herzlichste Aufnahme bei Sir Oliver und einem von seinen Lieutenants, Dik Lanyard, der mein Vetter war. Durch Vorschub dieser beiden Männer wurde ich bald heimisch auf der „Gazelle" — dem Schiff, auf welchem Sir Oliver seine Flagge als Commodore aufgezogen hatte — und da diese Fregatte noch zwei Monate an der Küste liegen blieb, so verschaffte ich mir durch häufige Fahrten mit dem Boote eine genaue Kenntniß der ausmündenden Flüsse.

Um unbeschadet über die Barren kommen zu können, welche die Mündungen dieser Flüsse sperren, auf denen die Sklavenhändler ihr Gewerbe treiben, hatte der wackere Commodore an die Admiralität geschrieben, und um ein halbes Dutzend kleiner Fahrzeuge gebeten. Inzwischen bemannte er auf eigene Faust eine unlängst erst genommene spanische Feluke mit 25 Mann und übergab sie dem Kommando seines dritten Lieutenants. Die Feluke war in Dienstgeschäften nach Fernanda Po geschickt worden, und wir befanden uns mit der Gazelle auf dem Wege nach Kap Formosa, dem bestimmten Sammelplatz, als wir einem Kauffahrer von Liverpool begegneten, von dem wir erfuhren, daß er auf ein spanisches Schiff gestoßen sey, das auf Anrufen auf ihn gefeuert habe. Da wir nun vermutheten, daß dieß eines jener Fahrzeuge sey, welche ihre Sklavenladung zum Theil im Bonny River einnehmen, um sie dann im Nun oder Braß-River, zu vervollständigen, so beschlossen wir Jagd darauf zu machen. Der Kommandant der Feluke (die inzwischen wieder eingetroffen war), Lieutenant Donovan, war während der Reise

*) Aus The Cruise of the Midge, London 1836. Vom Verfasser von Tom Cringle's Log, woraus wir in Nr. 85 u. f. dieser Blätter, vom Jahr 1834 Auszüge mitgetheilt haben.

**) Diese Namen sind natürlich erdichtet und so gewählt, daß sie die im Buche selbst sehr genau geschilderten Persönlichkeiten gewissermaßen bezeichnen.

von einem Kopffieber befallen worden, das ihn seines Verstandes beraubte, und so erhielt denn Lieutenant Lanyard das Kommando der Midge (Mücke) — so hatte man die Felukke getauft — was mich bestimmte meinen Vetter zu begleiten. Bald darauf holten wir das spanische Sklavenschiff ein, das jedoch nach einiger Gegengewehr wieder entkam. Es wurde verfolgt, und am Nachmittag erreichten wir das Land in der Nähe der Mündung des Flusses, den wir blackiren wollten, die Schiffe segelten so nahe hinzu als es mit Sicherheit geschehen konnte, und wir blieben dann die Nacht über liegen, um am folgenden Morgen das Abenteuer zum Ziele zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tschetschenzen oder Kisten.

(Schluß.)

4) Die Tschetschenzen. Dieser Stamm, der bedeutendste unter den Kisten, wird von den benachbarten Völkern Mitschkis genannt. Mit diesem Volke wurden die Russen schon unter Peter dem Großen bekannt, wegen der Nähe der ersten Ansiedlung des grebenischen Kosakenregiments am Terek. Durch mancherlei Räubereien zogen sich die Tschetschenzen eine verdiente Strafe zu. In den Jahren 1718 und 1722 schlugen die donischen Kosaken eine Schaar Tschetschenzen am Flusse Sundscha: die schlauen Bergbewohner leisteten alsbald den Eid und gaben Geiseln, bald aber vergaßen sie ihren Schwur, und ihre häufigen Einfälle und Räubereien machten es im J. 1758 nöthig, reguläre Truppen gegen sie anzuwenden, welche einige der aufrührerischen Dörfer zerstörten, und die Einwohner nöthigten, sich abermals als russische Unterthanen anzuerkennen. Sobald aber die Truppen aus ihren Gränzen abgegangen waren, benahmen sie sich wie zuvor.

Ihr Häuptling Achmet Khan, ein Verwandter des Khans von Awarien, empörte sich, in der Hoffnung auf die Unterstützung des letztern, im J. 1770 gegen Rußland, wurde aber von dem Generalmajor Medem bezwungen. Im J. 1785 erschien unter ihnen ein von der Pforte ausgesandter Lügenprophet, Scheich Mansur, ein Derwisch, der sich bemühte, die kaukasischen Stämme gegen Rußland in Aufstand zu bringen, und der auch anfangs, namentlich unter den Tschetschenzen bei ihrer hervorstechenden Neigung zu Räubereien einen heftigen Fanatismus aufregte. Seit dieser Zeit verfloß selten ein Jahr, ohne daß gegen dieß unruhige Volk eine Expedition unternommen worden wäre: indeß hat die Besitznahme von festen Punkten auf dem linken Ufer der Sundscha ihrer Keckheit und den Einfällen in die russischen Gränzen einen Zaum angelegt, und die Tschetschenzen sind ruhiger geworden. Die Siege des Generals Jermolow, der in die unersteiglichsten, von Tschetschenzen bewohnten Schluchten eindrang, und ihr bedeutendstes Dorf, das befestigte Enderi eroberte, brachten einen solchen Schrecken hervor, daß die in der Nähe des rechten Ufers der Sundscha hausenden den Eid der Treue schworen, Geiseln gaben, und versprachen ruhig zu seyn, und nicht nur sich selbst der Räubereien zu enthalten, sondern auch Nachrichten zu geben von den Absichten ihrer tiefer in den Bergen gegen Süden hausenden Stammgenossen. Das Bemerkenswertheste ist, daß sie ihren Schwur lange hielten. Als aber im J. 1830 ein neuer Lügenprophet, Kasi Mullah, auftrat, wandten sich ihm die Tschetschenzen augenblicklich zu, und suchten auf alle Weise ihm Beistand zu leisten, jedoch die von dem Befehlshaber des abgesonderten kaukasischen Korps, Generaladjutant Baron Rosen, gegen diese Aufrührer unternommene Expedition *) und die exemplarische Bestrafung durch Zerstörung eines bedeutenden Theils ihrer Felder, schlug sie mit Schrecken, und nöthigte sie, die Oberherrschaft Rußlands anzuerkennen und sich ruhig zu verhalten; übrigens kann man bei ihrem heftigen und unruhigen Charakter nicht erwarten, daß sie lange ruhig bleiben werden.

Dieses Volk zeichnet sich vor allen andern Bergstämmen durch besondere Raub- und Mordlust, durch Hinterlist, kriegerischen Geist, Kühnheit, Entschlossenheit und Grausamkeit aus. Stets rauben und plündern sie in den benachbarten Ländern, und sitzen nur dann friedlich in ihren Dörfern, wenn sie auf ihre eigene Sicherheit denken müssen. Bei ihnen ist durch freundliches Benehmen und Milde nichts zu gewinnen. Man kann sie nicht anders in Unterwürfigkeit halten, als wenn sie für ihr eigenes Leben und Vermögen sorgen müssen. Früher glückte es ihnen, auf russischem Gebiete unvorsichtige Reisende oder schlecht bewaffnete Landleute gefangen zu nehmen, und dann ein bedeutendes Lösegeld für sie zu erpressen, seitdem aber der bedeutendste Theil ihrer Dörfer zerstört ist, und die Vorsichtsmaßregeln auf der Gränze vermehrt sind, gelingt dieß selten. Dagegen trotzen jetzt einige Wagehälse einem fast sichern Verderben, setzen heimlich über den Terek, verbergen sich im Gebüsch oder in Schluchten, und warten auf die Gelegenheit irgend etwas unvermuthet zu überfallen und wegzuschleppen. Solche Waghälse nennt man Obrek, sie sind die entschlossensten Räuber, für die es keine Gefahr und kein Hinderniß gibt; sie haben nur Einen Zweck, — Beute, und dafür opfern sie ihr Leben und ertragen alle möglichen Mühseligkeiten. Diese Leidenschaft ist, wie es scheint, ihnen mit der Muttermilch eingeflößt.

Die Tschetschenzen hatten früher Fürsten, ermordeten sie aber, und wandten sich nun an ihre Nachbarn, namentlich die Beherrscher der Awaren, mit der Bitte, ihnen irgend einen Verwandten des regierenden Hauses zu geben; da man aber schon mehrfach bemerkte, daß die Tschetschenzen die fremden Fürsten nur sehr wenig achten, da sogar mehrere derselben ein Opfer ihrer Grausamkeit und Unbändigkeit wurden, so sahen sie sich genöthigt, aus ihrer eigenen Mitte Aelteste zu wählen, deren Lage sehr traurig ist, da niemand ihnen gehorchen will. Bei den Tschetschenzen ist derjenige Herr, der durch eine Anzahl Anhänger mächtig ist; sagen sich diese von ihm los, so ist es mit seiner Herrschaft zu Ende. Die Tschetschenzen bekennen sich seit der Zeit des Lügenpropheten Mansur zum Islam. In ihrer

*) Siehe über Kasi Mullah und die gegen ihn unternommenen Züge Ausl. 1832. Nr. 225, 226, 230, 259, 1833. N. 6, 8, 11, 15, 16, 25, 27, 28, 58 u. 59.

Kleidung gleichen sie so ziemlich den Tscherkessen, nur tragen sie niedrige Mützen. Ihr Gesichtsschnitt ist von dem der Transkubaner ganz verschieden, so daß man sie auf den ersten Blick erkennt. Alle umliegenden Völker hassen die Tschetschenzen wegen ihrer Raubsucht, und dieß grausame Volk, das für seine Unthaten von den russischen Waffen so oft gestraft wurde, verfällt bei der ersten Möglichkeit wieder in sein altes Unwesen. Die näher an der Sundscha wohnenden Tschetschenzen heißen die friedlichen, sie geben Geiseln, und werden als russische Unterthanen angesehen, stehen jedoch fortdauernd in Verbindung mit den Bergbewohnern, und vereinigen sich auch gelegentlich mit ihnen. Um sich vor diesem bösartigen Volke zu retten, dazu gibt es nur Ein Mittel, nämlich dasselbe bis auf den Grund auszurotten, denn ihre Zahl ist jetzt nicht sehr bedeutend, und sie können aus ihrem ganzen Volk, das man auf etwa 15,000 Seelen schätzt, nicht mehr als 4000 Krieger zusammenbringen.

Das von den Tschetschenzen bewohnte Land liegt zwischen 62° 50′ und 64° 10′ L., 42° 30′ u. 47° 38′ B. Es stößt im Westen am Flusse Martan an die Karabulaken und Inguschen, gegen Nordwesten an die Sundscha und die russischen Linien, gegen Norden an den Terek und die Grebenschen Kosaken, gegen Osten scheidet es der Aksai von seinem Ursprung bis zu seiner Vereinigung mit der Kartschinka von dem Khanat der Awaren und den Kumyken, und gegen Süden der Gebirgsrücken von Pschawo-Chewsureti. Die Gestalt des Landes bildet ein vollständiges Trapez und umfaßt etwa 3500 □ W.

Das gegen Süden liegende Land der Tschetschenzen ist im Allgemeinen bergig, voll Schluchten, Gießbäche und Durchrisse, zwischen denen schmale, mühselige und gefährliche Pfade hinführen, wo man nur mit besonderer Gewandtheit und Lokalkenntniß durchkommen kann, und nicht einmal zu allen Zeiten des Jahrs: dieß ist der physische Schutz, den die Tschetschenzen gegen äußere Feinde genießen, aber es ist auch die Ursache des Mangels an allem Nothwendigen. Die Natur belohnt höchst kärglich einen mühseligen Landbau, und nur kleine Heerden kommen fort, die gewohnt sind, auf den Höhen der Berge umherzustreifen, um sich ihre ärmliche Nahrung zu suchen. Diese Tschetschenzen heißen bei den umwohnenden Völkern Itschari Mytschis oder Bergtschetschenzen.

Dagegen haben die näher an der Sundscha und dem Terek wohnenden Tschetschenzen fruchtbare Felder und vortreffliche, von einer Menge Flüsse bewässerte Weiden, weßhalb sie mit Vortheil das Land bauen, Weingärten anlegen, und bedeutende Heerden, namentlich Schafe, hegen können. Um ihre Felder gegen Verheerung zu schützen, sind sie genöthigt, sich Rußland zu unterwerfen, um so mehr, als sie unter dem Schutze dieser Macht ihre überflüssigen Produkte absetzen, und das ihnen Nöthige in Kisljär einkaufen können. Trotz allem dem aber brechen sie ihre Verbindungen mit den Bergstämmen nicht ab, liefern ihnen Getreide, und nehmen nebenbei auch an ihren Räubereien und ihrer Beute Theil.

Unter den das Land der Tschetschenzen bewässernden Flüssen sind der weiße Fluß, der Chonchalau, die Dschalka, der Argun und die beiden Martan zu beachten; der Argun ist darunter der bedeutendste. Alle kommen aus den nördlichen Vorbergen des Kaukasus und fallen in die Sundscha. Der Aksai, welcher die Westgränze bildet, kommt aus der Hauptkette im Chanat der Awaren, durchfließt ein tiefes Thal zwischen zwei Ausläufern des Kaukasus, und hat steile felsige Ufer. Vor seiner Einmündung in den alten Terek vereinigt er sich mit der Karanika. Die bedeutendsten Orte der Tschetschenzen sind: Gichi, Groß- und Klein-Ataga, Groß- und Klein-Tschetschen, Germentschuk, Scheli u. s. w.; ihre Anzahl beträgt über 70. Die an den nördlichen Vorbergen des Bergrückens von Katschalyk nahe an der Feste Wnesapnaja (die Unvermuthete) liegenden Ansiedlungen sind namentlich durch die Fruchtbarkeit ihrer Felder bemerkenswerth.

Chronik der Reisen.

Nachrichten von Reisenden in Afrika.

Es sind Nachrichten von einem Herrn Beacroft eingetroffen, welcher kürzlich in einem von Herrn Lairds Dampfbooten, dem Quorra, den Niger bis Attaconta hinauffuhr. Die Resultate der Expedition sind in hohem Grade erfreulich. Die Reisenden wurden von den Eingebornen, die große Lust zum Handel zeigten, sehr gut aufgenommen, und verschafften sich mehrere Tonnen Elfenbein. Auf der ganzen Reise, die 80 Tage dauerte, ereignete sich kein bedeutender Unfall. Die Schiffsmannschaft bestand fast ganz aus Krumen. — Auch waren Briefe von Herrn Davison aus Marocco eingelaufen, die von seinem Fortkommen und namentlich von seiner freundlichen Aufnahme zu Marocco günstigen Bericht geben: leider sah er sich genöthigt auf seiner Weiterreise den gewöhnlichen und uninteressanten Weg einzuschlagen, statt über Tafilelt und den Atlas zu gehen. Mit seinem Begleiter Abu Bihn Saduki war er fortwährend zufrieden; derselbe hatte erfahren, daß einer seiner Verwandten gegenwärtig auf dem Throne von Tumbuctu sitze.*)

Dr. Smith, der bekannte Reisende, ist nach der Kapstadt zurückgekommen. Er langte in der ersten Woche Februars an, begleitet von zwei Zulahäuptlingen, Räthen des furchtbaren Mosolekatzi, von dem Dr. Smith Freundschaftsversicherungen gegen die Kolonie erhalten hatte. Da die Verbindung mit diesem Häuptling eine weite Strecke Wegs ins Innere eröffnet, so beabsichtigt man, einen Theil der großen Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten, die Dr. Smith mitbrachte, zu verkaufen, um einen Fonds für die Fortsetzung der Entdeckungen nördlich von Mosolekatzi's Land zusammenzubringen.

Ein Herr Picart steht, in Auftrag einer Gesellschaft Naturforscher, im Begriff nach der Küste von Guinea abzugehen, um die Naturerzeugnisse dieses Landes näher zu erforschen. Er soll auch die Ufer des Gabonflusses, dieses reiche Feld für Beobachtungen, untersuchen. Herr Picart bot der französischen Akademie der Wissenschaften an, alle Aufträge, die sie ihm geben würde, auszurichten, vorausgesetzt, daß sie ihm nicht den Gebrauch feiner und kostspieliger Instrumente auflegten. Die Akademie verwies ihn an die Instruktionen, die den Offizieren der Bonite gegeben worden.

*) Dieß erfordert einige Erläuterung: Abu Biha Saduki ist der freigelassene Sklave von Jamaica, dessen Geschichte wir im vorigen Jahre mittheilten (s. Nr. 54); er war aus einer vornehmen muhamedanischen Familie entsprossen, und wurde von Herrn Davison nach England berufen, um ihn auf seiner Reise ins Innere von Afrika zu begleiten.

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Fortsetzung.)

Wir schafften nun vor Allem unser Geschütz, Pulver, Kugeln und alles in unserer Lage Brauchbare ans Land, reinigten dann unsere Feuergewehre und luden sie, um gegen einen Anfall der Wilden gerüstet zu seyn. Dann wurden aus den Segeln zwei Zelte erbaut, wovon das kleinere für den Kommandanten Bulügin und mich bestimmt war, und ein großes Feuer angezündet, um uns zu trocknen und zu erwärmen.

Wir waren kaum mit unsern ersten Einrichtungen fertig, als uns schon eine ganze Schaar von Eingebornen nahte. Bulügin hatte sich während dessen mit vier Jägern auf das Schiff begeben, um noch so viel Stangen und Tauwerk zu bergen, wie möglich, und da sich noch einige Kanonen an Bord befanden, hatten sie eine brennende Lunte mitgenommen. Der Kommandeur befahl mir die Bewegungen der Wilden zu beobachten, zu welchem Zweck ich rings um unser Lager einige Wachtposten aufstellte.

Ich befand mich mit Anna Petrowna, der Gattin Bulügins, einem Aleuten aus Kadjak, einem Weibe desselben Volks, und zwei Eingebornen, die uns ohne Einladung besucht hatten, in unserem Zelt. Der eine von ihnen, ein noch junger Mann, der sich einen Toën — Aeltesten — nannte, wollte mich bereden, ihm in seine Wohnung zu folgen, wovon meine Gefährten mich aber abhielten. Ich ließ es mir angelegen seyn, mit ihm friedfertige Unterhandlungen anzuknüpfen, wozu er auch geneigt schien, und sich auch für uns bei seinen Landsleuten zu verwenden versprach. Man hatte mich während dem schon zweimal benachrichtigt, daß die Kotjuschen *) unsere Sachen forttrügen, worauf ich meinen Leuten rieth, „sie sollten lieber so viel wie möglich ertragen und dulden, als mit den Eingebornen Streit anfangen.“ Zugleich ersuchte ich den Toën, seine Landsleute von ihrem unrechtlichen Betragen abzuhalten, was jedoch zu spät kam, da wir uns beide mit einander wegen Unkenntniß der Sprache nur langsam verständigen konnten.

Anna Petrowna hatte aus dem Zelt geschaut und meldete mir, daß unsere Leute bereits mit der gewaltsamen Vertreibung der Wilden aus unserem Lager begonnen hatten, und diese darauf mit Steinwürfen antworteten. In diesem Augenblick schossen unsere Jäger auf die Kotjuschen, worauf ich aus dem Zelte stürzte, aber gleich durch eine vorgehaltene Lanze in der Brust verwundet wurde. Ich sprang zurück, ergriff meine Flinte und als ich nun aus dem Zelt trat, erblickte ich hinter demselben den Wilden, der mich gestochen hatte, in der linken Hand die Lanze haltend, in der rechten aber einen großen Stein, den er mir so heftig gegen die Stirne warf, daß ich umfiel; während ich stürzte, drückte ich meine Flinte los, und sah noch, daß mein Feind todt niedersank. Als ich bald darauf wieder zu mir kam, sah ich die Wilden schon fliehend, wobei es ihnen aber noch gelang unsern Kommandeur Bulügin, der sie verfolgte, mit einem Lanzenstoß in den Rücken und einem Steinwurf am Ohr zu verwunden. Steinwürfe hatten uns Alle — mit Ausnahme unserer vier auf der Brick befindlichen Gefährten — mehr oder weniger verletzt. Die Feinde zählten drei Todte, wovon sie einen, nebst ihren zahlreich Verwundeten, mit sich fortschleppten. Wir machten bedeutende Beute an den von ihnen auf dem Kampfplatze zurückgelassenen Lanzen, andern Waffen, Mänteln, Hüte u. s. w.

Die Nacht hindurch hatten wir uns durch unsere rings um das Lager gestellten Wachen geschützt. Als wir am Morgen die Umgebungen besichtigten, um einen Platz für unsern Winteraufenthalt zu befestigen, fanden wir, daß die Küste hiezu ganz untauglich sey, da sie mit dichten Wäldern bedeckt und so niedrig war, daß sie bei hoher See leicht überschwemmt werden konnte. Der Kommandeur theilte uns also mit folgenden Worten seinen Entschluß mit:

„Nach den mir von der Oberverwaltung der Kolonien gegebenen Vorschriften wird das Kompagnieschiff Kadjak in kurzer Zeit einen von hier ungefähr 65 Meilen entfernten Hafen berühren. Die Karte zeigt mir, daß zwischen hier und jenem Hafen keine Buchten oder Flüsse unsern Weg hindern. Ohne uns dem Verderben Preis zu geben, können wir nicht hier bleiben. Treten wir aber sogleich unsern Marsch an, so bleiben die Wilden hier, um unser Schiff zu plündern und sich in die Beute zu theilen, und lassen uns ruhig ziehen, weil es ihnen keinen Nutzen bringt, uns zu verfolgen.“ —

Wir antworteten darauf, daß wir gehorsam uns seinem Vorschlage fügen wollten, und machten uns dann insgesammt auf den Weg, jeder mit zwei Flinten und einer Pistole, nebst einer Menge Patronen versehen, und dann noch drei Fäßchen Pulver und einige Lebensmittel mit uns führend. Die zurückgelassenen Kanonen hatten wir vernagelt, die Hähne von den Flinten und Pistolen gebrochen, und diese nebst Pulver, Piken, Beilen und andern eisernen Sachen ins Meer geworfen. Beim Anfang unseres Marsches mußten wir in unserem Boote über den Fluß fahren, dann gingen wir drei Meilen im Walde fort und übernachteten ruhig unter dem Schutze von vier ausgestellten Wachen. —

Der Morgen brachte uns aus dem Dickicht an die Küste, wo wir einige Zeit rasteten und unsere Flinten in Stand setzten. Nachmittags holte uns der obenerwähnte Toën und noch ein Wilder ein, die uns versicherten, daß wir, wenn wir den Weg längs der Küste fortsetzten, sehr oft durch unübersteigbare Felsen gehindert werden würden, daß der Weg gerade durch den Wald aber besser sey, den wir nur einschlagen sollten. Wir hätten von ihnen nichts zu fürchten, und sie erboten sich, sich auch gleich zu entfernen. Ehe sie dieß thaten, wollte ich sie warnen, uns in Ruhe zu lassen, indem ich ihnen die Wirkung unserer Gewehre dadurch bewies, daß ich mit einer gezogenen Büchse auf 100 Schritte ein kleines Brett durchschoß. Die Wilden schienen verwundert und verließen uns. Wir aber gingen wieder in den Wald und übernachteten dort in einer Felsenhöhle. — In der Nacht erhob sich ein wüthender Sturm mit Regen und Schnee, der den folgenden Tag fortdauerte, und uns zwang den Tag in der Höhle zuzubringen. Es fielen öfters Steine oben vom Felsen neben uns nieder, die, wie wir später erfuhren, von den Feinden herabgewälzt wurden, um uns zu verwunden oder gar zu tödten. Wir wurden auch nicht fern von uns im Dickicht drei Wilde gewahr, die sich jedoch zu verbergen suchten. — Den folgenden Morgen war das Wetter trefflich und wir setzten unsere Reise fort, gelangten gegen Mittag an ein kleines, aber tiefes Flüßchen, an welchem wir entlang gingen, um einen Durchgang zu suchen, wo wir dann Abends zu einer Hütte gelangten, aber keinen Menschen darin fanden. An den Wänden hing eine Menge gedörrter Lachse (Kishutschen genannt), auch brannte ein Feuer auf dem Herde, und gegenüber der Hütte waren im Flusse Pfähle, wie man zum Fischfang braucht, eingeschlagen. Wir kauften, ohne Verkäufer, fünf und zwanzig gedörrte Fische, indem wir sie fortnahmen und dafür mehrere Fäden mit Korallen und Perlen von Glas aufhängten. Dann lagerten wir uns ungefähr 4000 Schritte davon tiefer im Walde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Näheres über das Volk der Kotjaschen oder Koloschen gibt das Ausland Jahrgang 1834. Nr. 360 und 361.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1836.

Die Salzgewinnung in Bessarabien.

In Bessarabien wird Meersalz in Salzseen gewonnen, wo es von selbst anschießt. Die Salzbehälter finden sich hier am Ufer des schwarzen Meeres in einigen seichten Buchten desselben. Die umliegende Ebene ist eine ganz neue Alluvialformation, welche, wie es scheint, auf Muschelkalk aufliegt. Zwischen diesen Bildungen und in enger Verbindung mit der Salzbildung findet sich Meersand, welcher diese Buchten umgibt. Der Meersand fängt an, sich 5 Werste von dem jetzigen Meeresufer zu zeigen, und bildet eine ununterbrochene Reihe von Hügeln, wovon einige eine Höhe von fünf Klaftern und darüber erreichen. Die unregelmäßige Vertheilung dieser Sandgruppen, die an verschiedenen Stellen in einander überfließen, liefern den überzeugenden Beweis, daß sie durch die unmittelbare Einwirkung dieser Meereswellen auf den umliegenden Boden entstanden. Auf dieselbe Weise entstanden auch die bedeutendern Erhöhungen, welche die leichten Abhänge und die runden Berge bilden, die sich hie und da auf dieser Ebene erheben, und aus denselben neuern Formationen bestehen. Sie wurden wahrscheinlich durch die Wellen des Oceans und dessen Strömungen aufgehäuft, und später, als diese Theile des Meeresbodens trocken gelegt wurden, setzten Landgewässer die anfängliche Thätigkeit der Meereswogen fort. Auf diese Art erklären sich leicht die Krümmungen der Einsenkungen und der Rinnsale, welche die umliegenden Berge durchschneiden. Nahe am Meere geht der Sandboden in eine Ebene, oder auch längs dem Ufer in kleine wellenförmige Erhöhungen über. In dieser Sandmasse findet sich eine Menge Muscheln, deren Anzahl zunimmt, je mehr man sich dem Meere nähert, so daß an den niedrigsten Strichen ganz am Ufer eine Schichte von der Dicke einer halben Arschine liegt, die ganz aus verschiedenen Muscheln besteht, welche nur mit einer sehr geringen Menge Sand vermischt sind. Ueber diese Niederungen ergießt sich unaufhörlich das Meerwasser, und darum sind sie unaufhörlich mit Salztheilchen gesättigt: die darauf wachsenden Pflanzen kann man mit Vortheil zur Bereitung von Soda anwenden. Dieselben Pflanzen trifft man auch auf der Steppe von Budschak, weßhalb es wahrscheinlich ist, daß das Meer auch hier in frühern Zeiten Salz absetzte.

Die bessarabischen Salzbehälter von Burgas, Balbur, Alibei und Schagan liegen am Ufer des schwarzen Meeres zwischen den Distrikten von Burgas und Schagan, 40 Werste von der Festung von Akjermann. Diese Salzbehälter sind nichts Anderes als Seebuchten, welche innerhalb der oben erwähnten Sandhügel liegen, in einiger Verbindung mit einander stehen und einen weiten See darstellen, der durch vier Oeffnungen unerschöpfliche Vorräthe von Salzwasser erhält. Die Gesammtausdehnung dieser Meerbusen beträgt 30 Werste, die Breite 2 bis 10 Werste. Diese Buchten liegen etwas höher als das Meer, weßhalb nicht immer Wasser darin ist, das nur vom Winde hineingetrieben wird, und an den tiefsten Stellen nicht über 3/4 Arschinen tief ist. Vom eigentlichen Meer sind diese Buchten ihrer ganzen Länge nach durch eine Sandbank getrennt. Bei hinreichendem Zuströmen des Seewassers werden Erddämme aufgeworfen. Mit Eintritt des Sommers verdünstet das Wasser durch die Einwirkung der Hitze, der Seeschlamm löst sich, und das Salz schießt in Krystallen an, welche die Oberfläche mit einer anderthalb bis zwei Werschok dicken Kruste bedecken. Das Salz bildet sich eher an denjenigen Orten, wo die Tiefe unbedeutend ist und wo eben darum die Salzlake sich leichter verdichtet. An seichten Stellen übrigens, wo die Salzschichte sich auf den Grund ausdehnen kann, nimmt sie viele Muscheln in sich auf, und verliert dadurch sehr an Brauchbarkeit. Die mit Salz bedeckte Oberfläche nimmt etwa 60 □ Werste ein, und die Menge Salz, welche in der günstigen Jahreszeit eingeerntet wird, kann darum sehr bedeutend seyn. Das solcher Gestalt ausgebrochene Salz ist mit Erdsalzen und andern Dingen gemischt, namentlich an den seichteren Stellen. So lange es noch ganz frisch, ist es etwas bitter von Geschmack, schwach und locker, wenn man es aber einige Zeit an die Luft legt, so wird es fester, die Beimischungen lösen sich ab, und das reine Kochsalz fließt in eine feste Masse zusammen, die keine merkliche Bitterkeit mehr zeigt. Die Gewinnung dieses Salzes geht auf die einfachste Weise vor sich: die Brecher, d. h. die mit der Gewinnung des Salzes beschäftigten Arbeiter, nehmen es mit Schaufeln von der Ober-

fläche des Wassers weg, und legen es in dreieckige, pyramidalische Haufen. Das hier gewonnene Salz verbreitet sich in ganz Bessarabien, und ist namentlich für den Fischfang in der Donau unerläßlich. Die Ausfuhr zu Wasser und zu Lande geht nach Odessa, Polen, der Moldau und der Wallachei. Diese Salzstätten stehen unter der unmittelbaren Aufsicht des Generalgouverneurs von Neureußland und Bessarabien.

Seezüge.

1. Angriff auf ein Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Mit Tagesanbruch befanden wir uns dicht vor der Mündung des Flusses, konnten aber nichts von der spanischen Polakre gewahren, und da das Klima hier ziemlich ungesund war, so machten wir uns schon gefaßt vor Einbruch der Nacht noch die hohe See zu gewinnen, als wir den trüben Fluß herab, der seine braune Chokoladefarbe noch bis auf eine Meile weit ins Meer hinein behält, ein Kanot mit einem Teppich statt des Segels und mit einem halben Dutzend nackter Neger bemannt, kommen sahen. Wir warfen ihm ein Seil zu, und der Steuermann kam an Bord. Er war ein roher Wilder, der dem Anschein nach weder Englisch, Spanisch noch Französisch verstand, doch erfuhren wir durch Zeichen so viel von ihm, daß er die Brick, die wir verfolgten, gesehen habe, daß sie mit der Morgenfluth stromaufwärts gesegelt sey, und jetzt oberhalb der Krümmung des Flusses vor Anker liege. Nachdem der Wilde seine Früchte und Yamswurzeln, mit denen das Kanot beladen war, verkauft hatte, fuhr er davon, und wir schickten uns unter dem Befehl des ersten Schiffslieutenants, Herrn Sprawl, an, den Fluß mit der Felukke und drei oder vier Booten aufwärts zu fahren, um dem Spanier einen Besuch abzustatten.

Wir fuhren ab, und als wir näher kamen, stieg ich den kleinen Mast der Felukke hinan, um mich umzusehen. Das bleifarbene Meer wird in tropischen Gegenden gewöhnlich um etwas lichter, wenn man sich dem Ufer nähert, hier aber blieb es, trotz seiner Seichte chokoladfarben, weil der trübe Strom sich mit dem Meerwasser vermischte. So wie aber die Fluth das trübe Wasser des Flusses zurücktrieb, war die Stelle wo die Barre sich befand, in Gestalt eines lichtgrünen Halbzirkels sichtbar, wo die lange Brandung des Meers sich nach und nach verkürzte, und endlich in kleine wirbelnde Wogen auflöste, welche schäumten, als ob sie durch unterirdisches Feuer zum Sieden gebracht würden.

In der Mitte des Kanals waren drei schmale blaue Streifen Wasser sichtbar; wir wählten den mittlern, und schlüpften mit einem günstigen Wind hinüber, während die Fregatte auf offener See blieb. Als wir über das schäumende Wasser an der Barre kamen, glaubte ich einen Augenblick, wir befänden uns in Gefahr, doch glitten wir bald wohlbehalten auf dem Spiegel des mächtigen Flusses dahin. Als wir um die erste Krümmung herumkamen, lag unser guter Freund, der Spanier, die Flagge seines Landes auf dem Besansmaste aufgezogen, vor Anker, doch war an Bord niemand zu sehen. Lieutenant Sprawl kommandirte daher Halt, und befahl der Mannschaft das Rudern einzustellen, weil er sich einer bei Sklavenschiffen in diesen Gegenden sehr gewöhnlichen Hinterlist versah. Die Felukke warf Anker, und die Boote legten seitwärts bei derselben an, mit Ausnahme des Kutters, der abgeschickt wurde, um rund herum um das spanische Schiff zu rekognosciren. Als der hiemit beauftragte Offizier zurückkehrte und Bericht erstattete, daß er ebenfalls niemand gesehen habe, so beschlossen wir noch einige Zeit ruhig zu bleiben, um einer etwa im Hinterhalt lauernden Kriegslist Raum zur Entwicklung zu lassen. Zwei Stunden lang lagen wir der furchtbarsten Hitze ausgesetzt, die ich noch je ausgestanden hatte; die Sonne schmorte uns bei lebendigem Leibe, nicht ein Lüftchen rührte sich, und der Fluß breitete sich aus, glatt wie ein Spiegel, denn die niedern, sumpfigen, mit Buschholz und Zwergpalmen bedeckten Ufer hielten jeden Luftzug auf, der sich etwa zu uns verirrt haben möchte.

„Nun wahrlich," sagte Lieutenant Sprawl, „wir haben einen unterhaltenden Posten. Bei Gott, mein Junge, ich glaube, ich thäte besser, unter den Stern der Polakre zu rudern, um ein Bißchen zu rekognosciren. Will schon Acht geben, daß ich nicht zu nahe komme."

„Warum nicht," entgegnete ich, „nehmt Euch nur in Acht und rückt ihnen nicht zu nahe auf den Leib, denn diese Menschenhändler sind schlimme Kunden, das kann ich Euch aus Erfahrung versichern."

Das Boot fuhr ab, als wir eben unser Mittagmahl eilig auf dem Verdeck verzehrten, und kam ungehindert bis auf Pistolenschußweite von der Polakre, als plötzlich aus dem Gebüsch des etwa einen Büchsenschuß weit entfernten Ufers ein weißer Rauch aufstieg und eine ganze Salve loskrachte, deren Kugeln auf dem Wasser hinzischten. Das im nächsten Augenblick erfolgende Geschrei der Mannschaft gab uns zu erkennen, daß sie auf eine furchtbare Weise zum Handkuß gekommen war. Wir schauten eilig hinaus, und sahen den Wrack des Bootes, an den sich acht Mann, mit Einschluß des Lieutenants angeklammert hielten, flußabwärts gegen uns zu treiben. Das ganze Boot war von der Salve der maskirten Batterie zerrissen worden, doch kam die Mannschaft mit heiler Haut davon, mit Ausnahme eines armen Teufels, der mit zerrissener Brust und ohne Kopf auf dem Wasser schwamm.

Lieutenant Sprawl kletterte an Bord, durch diese unfreundliche Aufnahme keineswegs außer Fassung gebracht. „Nun wahrlich," sagte er, „eine solche Aufnahme ist etwas unbequem." — „Aber wo zum Henker," rief ich, „kamen denn die Schüsse her?" — „Das weiß der Teufel, ich nicht," brummte er; „Alles war so ruhig als es nur seyn konnte, als die Schüsse auf einmal so recht in der Mitte des Bootes saßen, und wir uns wie die Schweine im Wasser wälzten."

„Gut genug, daß es nicht schlimmer kam," sagte mein Vetter, der Lieutenant Dick Lanyard; „aber wir können doch nicht hier liegen, und uns todt schießen lassen? Haltet Ihr, Master Marline," rief er, zu dem ältesten Midshipman der Fregatte

gewendet, „Euch mit Eurem Boote auf der andern Seite des Flusses, so daß der Rumpf des Schiffes zwischen Euch und den Buschkleppern ist, fahrt dann gerade darauf zu, und wenn Euch vom Ufer aus ein Schabernack gespielt wird, so werde ich mit Kartätschen hinüberfeuern."

Das Boot fuhr ab und that wie befohlen. Alles blieb ruhig, bis es nach etwa zehn Schritt vom Schiff entfernt war, aber dann krachten wenigstens sechs Kanonen und Rauchwolken wirbelten aus dem Gebüsch empor. Das Boot kehrte augenblicklich um, und ruderte zu uns zurück; der Stern war fast ganz in Stücke geschossen, und der Rumpf so zerleckt, daß es, als es bei der Felukke anlegte und die Mannschaft an Bord kam, auf der Stelle bis zum Schandbeck herauf mit Wasser gefüllt war. Der eigentliche Punkt, von welchem die Schüsse kamen, war nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, weil der Rauch sich immer schnell verzog, und am Ufer herrschte die lautloseste Stille.

„Etwas muß geschehen," sagte ich endlich, „wir müssen die Kerls vertreiben, oder uns davon machen, das ist klar."

„Glaubt Ihr," sagte Lanyard zum Lieutenant Sprawl, der sich noch immer wie ein nasser Pudel schüttelte, „daß wir Wasser genug haben, um dahin zu können, wo die Hallunken im Hinterhalt liegen?"

„Allerdings," erwiderte dieser, „aber wir thun besser, wie bleiben, wenn man uns in Ruhe läßt, bis zum Eindruch der Nacht da wo wir sind, damit wir im Nothfall mit der zurücktretenden Fluth die hohe See gewinnen können."

Der Rath war gut; wir machten es uns also so bequem als es die beschränkten Umstände nur immer gestatten wollten. Es war gegen 5 Uhr Nachmittags; da wir also noch zwei gute Stunden Tag hatten, so beschlossen wir, statt so unthätig zu liegen, lieber unsern Feind noch ein wenig näher zu prüfen.

„Die Fluth ist jetzt am Ablaufen," sagte der alte Quartiermeister. „Nun denn die Anker gelichtet!" ertönte das Kommando. „Hurrah!" schrie die Mannschaft.

Der Anker war aufgezogen; die Kanonen wurden mit Kartätschen geladen, die Mannschaft stand unter den Waffen, und nach fünf Minuten lagen wir, nebst den zwei Booten, etwa auf halbe Pistolenschußweite vom Ufer abermals vor Anker. Alles war still; kein Lüftchen bewegte die Blätter des Gebüsches oder das Schilf, das den äußersten Rand des Ufers einfaßte, und meiner Rechnung nach befanden wir uns der Stelle, von welcher die Schüsse gekommen waren, gerade gegenüber.

Als wir gehörig Posto gefaßt hatten, ließen wir die beiden Kanonen krachen. Die Kartätschen prasselten zwischen dem Gebüsch, aber Alles blieb todtenstill. Wir luden und feuerten noch einmal, aber ebenfalls ohne Erfolg. Da wir noch Ein ganzes Boot hatten, so beschloß Lieutenant Sprawl, statt eine Landung zu versuchen, um mit unsichtbaren Feinden zu kämpfen, lieber noch einmal gegen die spanische Polakre hin zu steuern, in der Absicht, sie womöglich zu entern. Kaum hatten wir aber den Stern unserer Felukke dem Ufer zugewendet, so erhielten wir aus der alten Richtung her mehrere Kartätschenschüsse, die jedoch für dießmal ihr Ziel verfehlten.

„Rudert wie die Teufel, Jungens," rief Sprawl, „macht daß wir die Polakre zwischen uns und unsre guten Freunde bekommen!" Kaum waren wir um den Stern des spanischen Schiffs herum, so krachte eine zweite Salve aus der maskirten Batterie, aber Lanyard hielt bereits das Klimmsteg *) in den Händen und rief: „hier kann keine Tücke mehr lauern, denn wäre Mannschaft an Bord, so hätte sie sich schon längst gezeigt; folgt mir Jungens!" In diesem Augenblick aber gab das Tau, das er gefaßt hatte, nach, und an Bord des Spaniers ging eine Kanone los. Dick fiel auf das Verdeck der Felukke zurück, und schrie aus Leibeskräften: „Laßt die Taue los, Jungens, und macht daß wir fortkommen, sonst kriegen wir eins aufs Dach, ehe wir daran denken."

(Fortsetzung folgt.)

*) Zwei Taue oben an beiden Seiten über dem Bugspriet, welche den Matrosen, die da zu thun haben, zum Halt dienen.

Die Bibel Karls des Grossen.

Dieses prachtvolle Manuskript, das kürzlich in London um 1500 Pfd. St. verkauft wurde, führt den Titel: Biblia sacra latina ex versione sancti Hieronymi, codex membranaceus seculi VII (?) scriptus manu celeberrimi Alcuini, venerabilis Bedae discipuli et Carolo Magno donatus die qua Romae coronatus fuit. Alcuin war aus York in England gebürtig und Schüler Bedas. Der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit erregte die Aufmerksamkeit Karls des Großen, der ihn aufforderte seine eigene Erziehung und die seiner Kinder zu vollenden. Alcuin erfüllte seine Pflicht zur völligen Zufriedenheit des Kaisers, der ihn mit seiner Freundschaft beehrte, und ihm mehrere geistliche Benefizien bewilligte. Im Jahre 1778 unternahm Alcuin, aufgefordert von Karl dem Großen, eine Revision der lateinischen Uebersetzung der Bibel von dem heiligen Hieronymus. In dieser Absicht begann er das Manuskript, das er im Jahre 800 vollendete. Da er zu alt war, um eine lange Reise zu unternehmen, schickte er es durch seinen Freund und Schüler Nathanael nach Rom, wo dieser es Karln am ersten Tage des Jahres 801 während der Ceremonie seiner Krönung übergab. Lothar I, Enkel Karls des Großen, ging, nachdem er den französischen Thron verloren, als Mönch ins Kloster Prüm in Lothringen. Er legte in demselben die Bibel Karls des Großen nieder. Im Jahre 1576 wurde das Kloster aufgelöst, die Benediktiner aber bewahrten die Bibel mit religiöser Verehrung, und nahmen sie mit sich nach Grandval in der Nähe von Basel. Dort blieb sie bis zur Besetzung des bischöflichen Gebiets von Basel durch die französischen Truppen im Jahre 1793, wo alles Eigenthum der Abtei sequestrirt wurde. In diesem Jahre wurde die Bibel Eigenthum des Herrn Bennet, Vicepräsidenten von Delsberg, der sie im Jahre 1822 an Herrn Speyr Passavant, den letzten Eigenthümer, verkaufte. Die Authenticität des Buchs ist durch die größten Autoritäten bestätigt, so daß sich daran nicht zweifeln läßt.

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Fortsetzung.)

Wie wir den andern Morgen aufbrechen wollten, sahen wir uns von bewaffneten Wilden umringt. Da ich nicht die Absicht hatte, einen von ihnen zu treffen, schoß ich meine Flinte über ihre Köpfe weg, was denn auch die gewünschte Wirkung hervorbrachte, daß sich die Koljuschen zerstreuten und uns nicht mehr im Marsche aufhielten.

Diese Verfolgung durch die Wilden und ihre einzelnen Angriffe dauerten nun bis zum 7ten November fort. An diesem Tage stießen wir auf drei Männer und ein Weib, die uns mit Fischen versorgten, und auf den Stamm, dem unsere Verfolger angehörten, schimpften und den ihrigen rühmten. In ihrer Begleitung gelangten wir Abends zu einem Flusse, an dessen jenseitigem Ufer wir ein Dorf, aus ungefähr 6 bis 7 Hütten bestehend, erblickten. Unsern Wunsch, in Kähnen übergesetzt zu werden, erfüllten sie nicht, indem sie sagten, daß es jetzt während der Ebbe nicht angehe und wir dazu die Fluth abwarten müßten. Wir übernachteten daher im Walde, eine Strecke vom Ufer.

Als wir am frühen Morgen zum Flusse zurückkehrten, sahen wir die Wilden, ungefähr 200 Mann stark, bei den Hütten stehend. Als sie unsern Entschluß, übergesetzt zu werden, vernahmen, schickten sie uns zwei Kähne, wovon der eine etwa zehn, der andere aber nur vier Menschen tragen konnte. Die Ruderer waren nackt. In dem kleinen Boote nahmen Platz Madame Bulügin, eine Insulanerin aus Kadjak, der minderjährige Schüler Koteinikow und ein Aleute; in dem größern neun unserer beherztesten Jäger. Ich blieb mit allen Uebrigen am Ufer zurück. — Als das große Boot die Mitte des Flusses erreicht hatte, zogen die Ruderer unvermerkt die im Boden des Fahrzeugs befindlichen Stöpsel heraus, sprangen ins Wasser und schwammen zu den Ihrigen. Der Strom trieb den Kahn an den Hütten vorbei, zum Glück aber an unser Ufer, ehe er noch gesunken war. Die darin befindlichen Unsrigen waren aber Alle verwundet, gefährlich zwei, nämlich Ssobatschnikow und Pjetuchow, da die Koljuschen auf sie mit Lanzen und Pfeilen geschossen hatten. — Die obengenannten vier im kleinen Kahn Befindlichen wurden gefangen genommen.

Die Wilden glaubten, da sie darauf rechneten, daß die Flinten im großen Boote naß und daher untauglich geworden wären, jetzt einen Hauptangriff auf uns machen zu können, und setzten also, mit Lanzen, Pfeilen und auch mit zwei Flinten bewaffnet, auf unsere Seite über. Wir befestigten unsere Stellung so viel es die Schnelligkeit erlaubte, und hielten das Schießen der Wilden, die ungefähr 150 Schritte von uns standen, einige Schritte aus, da wir noch mehrere brauchbare Gewehre zu unserer Vertheidigung hatten. Endlich ergriffen sie mit einem Verlust von zwei Todten und mehrern Verwundeten die Flucht. Unser schon früher verwundeter Ssobatschnikow bekam durch einen Pfeil, dessen Spitze in seinem Körper abbrach, den Rest. Wir wollten ihn nicht in die Hände der Barbaren fallen lassen und trugen ihn daher mit uns fort, da er nicht mehr gehen konnte. Nachdem wir auf diese Art ungefähr 2000 Schritte gemacht hatten, bat uns der Sterbende, da er wohl fühlte, daß es mit ihm schnell zu Ende gehe, ihn hier ruhig liegen zu lassen, damit wir unsere Flucht schneller fortsetzen könnten. Mit Thränen nahmen wir von dem armen Freunde Abschied, und setzten unsern Weg bis zu einem für das Nachtlager bequemen Platz in dem waldigen Gebirge fort. —

Während der Ruhe der Nacht dachten wir über unsere traurige Lage nach und waren der Verzweiflung nahe. Am meisten litt aber Bulügin, der den Verlust seiner über Alles geliebten Frau, deren Schicksal unter den Wilden schrecklich seyn mochte, tief betrauerte. —

Der Regen, der während des 9ten, 10ten und 11ten Novembers anhielt, machte unsere Flinten unbrauchbar, und es steigerte sich deßhalb unsere Furcht vor einem neuen Angriffe der Wilden, weßhalb wir in dieser Zeit im dicksten Walde umherirrten. Zu der Sorge kam noch der Hunger, da unsere Nahrungsmittel aufgezehrt waren, und wir weder Pilze noch wilde Kräuter fanden; in dieser Noth aßen wir unsere Stiefelsohlen, unser Pelzwerk und die ledernen Ueberzüge unserer Flinten. Eine menschliche Wohnung fanden wir nirgends; wir errichteten uns daher eine Meile vom Ufer entfernt eine Hütte, wo wir übernachteten. Am 12ten November fanden wir einige Baumschwämme, die aber lange nicht für uns sechzehn Personen genügten, weßhalb wir — ich gestehe es mit vielen Thränen — den Entschluß faßten, unsern großen Neufundländer Hund, der uns ein treuer Begleiter und unbestechlicher Wächter gewesen war, zu schlachten und sein Fleisch unter uns zu theilen. Dann sprach Bulügin, nachdem er uns Alle versammelt hatte: „Lieben Brüder! ich bin durch unser Unglück schwach geworden und nicht mehr im Stande euer Führer zu seyn. Ich schlage deßwegen dazu Tarakanow vor, und werde selbst seinen Befehlen Gehorsam leisten. Wollt ihr ihn nicht, so wählt einen Andern." — Da jedoch Alle seiner Meinung waren, so schrieb er mit Bleistift meine Ernennung zum Kommandanten nieder und unterschrieb sie mit den Uebrigen.

Der starke Regen am 13ten November zwang uns auf einer Stelle zu bleiben, wo wir den Rest unseres Hundefleisches verzehrten. Einige von uns, die wir auf Kundschaft geschickt hatten, brachten uns die Nachricht, daß sie zwei Hütten erblickt hätten, die wir, durch Hunger gezwungen, anzugreifen beschlossen. Wir setzten dieß am folgenden heitern Tage ins Werk, fanden jedoch darin nur einen Knaben, der uns durch Zeichen begreiflich zu machen suchte, daß die Wilden, unsere Fußstapfen verfolgend, über den Fluß gesetzt wären. Wir nahmen von hier für jeden von uns ein Bund Fische, und waren auf dem Rückwege zu unserem Lagerplatze, als wir einen uns nachschleichenden Wilden bemerkten, der aber schnell umkehrte, als wir die Flinten auf ihn anschlugen. Wir ruhten an einem kleinen Flüßchen aus, während dessen ich nebst dem Jäger Owtschinnikow und einem Aleuten beschloß, einen nahen Berg zu besteigen, um die Gegend zu rekognosciren. Als Owtschinnikow, als der erste, die Spitze des Berges erreichte, sah ich ihn durch einen Pfeil im Rücken getroffen; der Aleute wollte ihm zu Hülfe eilen, wurde aber ebenfalls verwundet, und wir erblickten nun auf einem jenseits des Flusses uns gegenüberliegenden Berge eine Menge Koljuschen, während ungefähr zwanzig sich beeilten, uns den Rückweg abzuschneiden. Wie ein Hagelwetter flogen die Pfeile auf uns heran. Ich schoß meine Flinte auf sie ab und verwundete dadurch einen, den seine Gefährten aufhoben und die Flucht ergriffen. Wir kehrten in unser Lager zurück, fanden unsere Verwundeten außer Gefahr, und rasteten, um uns zu stärken, zwei Tage. —

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1836.

Die Bergvölker des Kaukasus.

5. Die Kumyken.

Die Kumyken sind aller Wahrscheinlichkeit nach einer der ältesten tatarischen Stämme, die sich im Kaukasus niederließen, denn Ptolemäus nennt sie Kamaken, und verlegt ihre Wohnsitze in dieselben Gegenden, wo sie jetzt noch wohnen. Von Tamerlan im J. 1405 besiegt, nahmen sie den Islam an, bekannten sich zur sunnitischen Sekte, verstärkten sich durch neue Ansiedler verschiedener Abkunft, und so änderte sich auch ihre Sprache bedeutend; der tatarische Stamm ist zwar noch zu erkennen, der Unterschied aber ist sehr groß. Von allen Bergstämmen wurden die Kumyken zuerst mit Rußland bekannt, wie die Unterwerfung Agims, Fürsten der Kumyken von Tjumen unter Rußland i. J. 1559 beweist, so wie die Gründung einer russischen Festung mit einer bedeutenden Garnison in der Stadt Tarki, und das Belobungsschreiben, das Czar Michael Fedorowitsch an den Fürsten der Kumyken Girei im J. 1641 erließ. Unter Czar Fedor Iwanowitsch und Czar Boriß Godunow wurden Festungswerke am Koißu im Lande der Kumyken und an der Sundscha zum Schutz gegen die Tschetschenzen angelegt. Aufgehetzt von diesen Letztern und den Awaren empörten sich die Kumyken im J. 1684, und nöthigten den Wojewoden Buturlin, die Befestigungen zu zerstören und über den Terek zurückzugehen. Bald darauf aber erkannten sie sich wieder als Unterthanen Rußlands an, denn in dem persischen Kriege, den Peter der Große im J. 1722 unternahm, kam Mahmud, Sultan von Aksai, dem Kaiser zuerst mit Unterwerfungsbezeugungen entgegen. Bei seiner Rückkehr gründete der Kaiser die Heiligkreuzfeste am Koißu, 25 W. oberhalb seiner Einmündung ins kaspische Meer, um die Kumyken theils gegen die Einfälle der benachbarten Bergstämme zu schützen, theils um sie in Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Feste wurde im J. 1735 zerstört, aber die Kumyken blieben mit Rußland in Verhältniß, und wurden seit der Einrichtung der Kordonslinie von Mosdok von Neuem treue Unterthanen, wofür sie im J. 1831 von den benachbarten Bergstämmen, die sich mit dem Empörer Kasi Mullah vereinigt hatten, Vieles zu leiden hatten; diese letztern aber wurden durch die russischen Waffen gezüchtigt und gezwungen, allen Schaden, den sie den Kumyken zugefügt hatten, zu ersetzen.

Die Kumyken sind zwar friedliebender, als die andern Bergstämme, gleichen ihnen jedoch sonst in Allem, denn sie sind ebenfalls den Schmausereien, dem Diebstahl und der Völlerei ergeben. Früher als noch im Dorfe Andrejewskaja der Handel mit Kriegsgefangenen betrieben wurde, vernachlässigten sie den Landbau mehr als gegenwärtig, wo jenem Handel Einhalt gethan ist: sie bauen jetzt Hirse, Gerste, Mais, Reiß und Weizen, ziehen Reben und Baumwollenbäume, und beschäftigen sich zum Theil mit der Bienenzucht. Wald und Flüsse liefern ihnen die Mittel zum Handel, und die Nähe der Stadt Kisljär befördert den Verkehr. Dahin führen sie Bauholz, Brennholz und Lebensmittel, namentlich Fische zum Verkauf. In Gewohnheiten, Kleidung, Nahrungsweise und Bau der Häuser gleichen sie den Tschetschenzen.

Die Nagaier, die im Lande der Kumyken nomadisch herumziehen, sind die Nachkommen der nagaischen Horde, die an der Wolga umherzog. Ihr ganzer Reichthum besteht in Schafheerden, welche auf den Ebenen weiden, die den Fürsten der Kumyken gehören. Die Nagaier zahlen dafür eine besondere Abgabe in Geld und Naturalien, welche letztere in drei Hämmeln von je hundert besteht. Uebrigens sind sie ziemlich wohlhabend, da sie aus dem Verkauf der Schafe, der Wolle und des Fetts hübsche Summen Geld gewinnen. Ihre Hauptweideplätze sind zwischen den Flüssen Kasma und Jamansu. Handeltreibende Armenier und Grusier finden sich sehr wenige im Lande der Kumyken.

Dieses zerfällt in viele Kreise, welche unter der Herrschaft von Fürsten stehen, deren Würde erblich ist, alle stehen aber unter russischer Botmäßigkeit. Ihre Einkünfte bestehen in einigen Abgaben von den ansässigen Bauern, und in dem Zins, den die nomadischen Nagaier für die Weide-Erlaubniß geben, ihre Gewalt ist jedoch sehr beschränkt. Die Fürsten der Kumyken gelten für die angesehensten unter den Bergstämmen. Aus ihnen wurden öfters die Schamchale von Tarki gewählt, und auch jetzt noch stehen sie in Verbindung mit den Khans von Awarien und den Schamchals. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 15,000 ansässige Kumyken und 8000 nomadische Nagaier. Die

Hauptdörfer sind Aksai am Flusse dieses Namens, Kostek, Temir Aul und Kasijurt am Flusse Koißu. Die das Land bewässernden Flüsse sind 1) der Aksai mit einem Lauf von 60 W. von dem Bergrücken Katschalyk bis zur Einmündung in den Terek, 2) der Jamanßu, der aus den Bergen des awarischen Khanats kommt, und 3) die Kasma, von der im nächsten (Lesghistan betreffenden) Abschnitt die Rede seyn wird. Diese beiden letztern Flüsse erreichen das kaspische Meer nicht, sondern verlieren sich im Sande. Der Koißu trennt das Land der Kumyken vom Gebiet des Schamchals von Tarki. Der Boden gilt für äußerst fruchtbar, wie sich aus der Menge der Weingärten und der Fruchtbäume in Gärten und Wäldern, so wie aus den günstigen Reißernten ergibt. Die Weidegründe und niedern Ebenen am Meere sind mit Gebüsch und üppig wuchernden Futterkräutern bedeckt. Das Klima ist warm.

Die Hauptverbindungsstraße ist der Weg von Kisljär nach Tarki, der auf einer Strecke von 60 W. über Kasijurt und aus Enderi nach Kostek durch das Land der Kumyken führt; ein Weg für Saumthiere geht von Enderi über die Flüsse Kasma, Jarikßu, Jamanßu, dann auf dem linken Ufer dieses letztern, an der ehemaligen Heiligkreuzfeste vorüber, nach Jantschiurt, wo er sich mit der Hauptstraße von Tarki vereinigt. Dieser Saumthierweg führt durch alle bedeutenden im nördlichen Theile des Landes liegenden Dörfer der Kumyken.

S e e z ü g e.

1. Angriff auf ein Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick begann die Batterie am Ufer westlich zu spielen, und zwar nicht in ganzen Lagen, sondern in einzelnen schnell auf einander folgenden Schüssen, von denen einige durch beide Seiten der Polakre schlugen. Wir ruderten eilig dem entgegengesetzten Ufer zu, rannten aber auf eine Bank, gegen welche uns die starke Strömung trieb, und befanden uns etwa zwei Kabellängen von dem spanischen Schiff, als die Sonne unterging. Das Kanonenfeuer dauerte fort, die Pulverblitze waren deutlicher zu erkennen, und die Polakre begann allmählich zu sinken. Sie legte sich immer mehr auf die Seite, so daß sie endlich, mit Ausnahme von etwa zehn Fuß der Schanzverkleidung des Verdecks, der Masten und des Takelwerks, ganz unter Wasser stand. Die sinkende Sonne vergoldete die Masten des gesunkenen Schiffs, die langen Schatten der Palmen am westlichen Ufer schlichen sich nach und nach über die ganze Breite des ungeheuren Flusses, und vertrieben den blutrothen Schein der untergehenden Sonne zuerst von dem Wasser und dann vom östlichen Ufer, wo er noch einen Augenblick auf den Wipfeln der höchsten Bäume verweilte, und dann schnell verschwand. Nebelsäulen stiegen gleich Kirchthürmen aus dem Wasser empor, Myriaden von Moskitos begannen uns zu peinigen und viele weiße Kraniche schwebten wie Geister über uns hin. Das Zirpen und Zischen zahlloser Insekten und Reptilien wurde immer lauter an den Ufern des giftige Dünste aushauchenden Flusses, und sein Rauschen, das wie am Tage kaum vernahmen, wurde jetzt immer lauter und stärker.

Wir lagen mehrere Stunden ganz still, ohne ein Licht zu sehen oder ein Geräusch zu hören, das uns die Nähe unserer gefährlichen Nachbarn am jenseitigen Ufer verkündet hätte. Durch die anscheinende Ruhe verführt, versuchten wir es einmal, uns mit dem Boote der Polakre zu nähern, um sie wo möglich anzuzünden, kaum waren wir aber bis auf Pistolenschußweite heran gekommen, als auch schon eine drohende Stimme am Ufer rief: Cuidado! (nehmt Euch in Acht), worauf wir schnell umkehrten und unsern vorigen Standpunkt wieder einnahmen.

Wir hörten die Signalschüsse, welche unsre Fregatte auf der hohen See alle zehn Minuten abfeuerte, in dieser ewig langen Nacht deutlich, durften aber nicht antworten, aus Furcht von unsern unsichtbaren Gegnern niedergeschossen zu werden. Gegen 10 Uhr machte ich mich mit dem kleinen Binnacle, einem Midshipman, auf, und fuhr so still als möglich gerade auf das gegenüberliegende Ufer und der Stelle zu, von wo man auf uns gefeuert hatte. Ich fand es hier frei von Manglebäumen und stark überhängend, weil es von dem anprellenden Strom ausgewaschen worden war. Alles war still, und nachdem wir etwa eine Stunde gelauscht hatten, ruderten wir langsam dem Wrack zu, dessen Rumpf jetzt ganz unter Wasser stand. Kaum hatten wir uns aber unserm Ziel bis auf 50 Schritt genähert, als dieselbe Geisterstimme uns ihr Cuidado zurief, welches das Echo vom jenseitigen Ufer zurücktönte, als ob eine Wassernixe einem Luftgeiste geantwortet hätte. Wir gingen auf die Feluke zurück und vertrieben uns die Zeit bis zu Tagesanbruch so gut wir konnten. Alles legte Hand an, um das beschädigte Boot auszubessern, was uns auch so gut gelang, daß nur noch wenig Wasser eindrang.

Lieutenant Sprawl, Lanyard und ich schickten nach den drei Midshipmen, die mit uns kommandirt worden waren. Wir hatten noch etwas Grog, nebst einem Stück ziemlich ranzigem, geräuchertem Fleisch, und da von Umdrehen keine Rede war, so beschäftigten wir uns eben damit, es uns so bequem als möglich zu machen, als sich abermals ein Kanonenschuß hören ließ.

„Was zum Henker," sagte ich, „wollen denn die Kerls? wir rühren uns ja nicht."

Die Spanier hatten, durch ihren Erfolg ermuthigt, uns ohne Zweifel noch einmal aufs Korn genommen; da wir aber Wasser genug hatten, so fuhren wir stromabwärts und gingen außer Schußweite vor Anker. Alles blieb jetzt ruhig, bis der Tag zu grauen begann, wo wir uns in einem wahren Dampfbad von pestilenzialischen Dünsten befanden. Eine Stunde vor Tagesanbruch wurde der Nebel so dicht, daß man keine zehn Schritte vor sich sehen konnte, als jedoch die Sonne aufging, stieg er empor und fiel als Thau wieder herab.

Kaum stand die Sonne am äußersten Rande des Horizonts, als sich auch die Stimme des alten Pumpbolt, des Quartiermeisters der Gazelle, hören ließ, den man mit einem Boot ab-

geschickt hatte, um zu sehen was aus uns geworden. Nach einem ziemlich langen Bericht über die von uns bestandenen Abenteuer, wurde beschlossen, daß wir, verstärkt wie wir jetzt waren, einen Angriff auf die Batterie wagen wollten. Die Ebbe hatte sich bereits eingestellt: das Sklavenschiff lag fast ganz trocken am Ufer, unsere Feluke aber hatte noch Wasser genug, weil wir in einer Vertiefung des Flusses vor Anker gegangen waren. Wir ließen zehn Mann zu ihrer Bewachung zurück und setzten uns, 46 Matrosen und 20 Seesoldaten, in drei Boote, um so weit Fluß abwärts zu fahren, bis wir eine lichte Stelle finden würden. Endlich fand sich eine solche Oeffnung; es war ein schmaler, etwa 30 Fuß breiter Kreihl, zu beiden Seiten mit Manglebäumen besetzt, die sich so dicht über ihm zusammenwölbten, daß kein Sonnenstrahl durchdringen konnte.

Wir fuhren auf dem schmalen, sehr fischreichen Kanal, in welchem wir uns befanden, immer weiter, und ergötzten uns an der herrlichen Kühle die hier herrschte, als sich plötzlich ein Schnauben hören ließ, das ungefähr zwischen dem eines Wallfisches und eines Stieres die Mitte hielt. „Was Teufel," rief ich aus, „ist das für ein Zollwächter?" — „Ein Hippopotamus!" erwiderte einer unsrer Leute; und so war es auch. Da wir jedoch wichtigere Dinge zu thun hatten, so ließen wir das Thier laufen und ruderten eifrig fort, bis wir zu einer Stelle kamen, wo die Manglebäume bis in den Kreihl hereinstanden und mit ihren netzförmig verschlungenen Zweigen die Fahrt gänzlich sperrten. Dicht neben dieser Sperre zeigte sich jedoch ein schmaler schlammiger Fußpfad, den wir zu verfolgen beschlossen. Er schien ziemlich ausgetreten, als ob unlängst erst eine Menge Menschen da gegangen wären, und wir hatten kaum zwanzig Schritte zurück gelegt, so stießen wir auf ein zerbrochenes Leesegelspier. Aha, dachte ich, wir nähern uns der Höhle des Fuchses.

Der Pfad wurde, je weiter wir kamen, immer durchschnittener, und da sich kein Baum von einiger Höhe in der Nähe befand, von dem sich beim Ersteigen eine Fernsicht hätte hoffen lassen, so blieb uns nichts übrig als auf gut Glück fortzugehen. „Holla," rief einer von unsern Leuten, als wir eben um eine scharfe Ecke des pesthauchenden Pfades bogen, „hier hat der Weg ein Ende," und dem war auch wirklich so, denn kaum auf Pistolenschußweite vor uns erhob sich ein den Pfad sperrender, wenigstens sechs Fuß hoher Haufen von frisch abgehauenen Zweigen. Ob dieß ein von den Eingebornen zufällig in den Weg geworfenes, oder von unsern verborgenen Feinden absichtlich angelegtes Hinderniß war, konnte im Augenblick nicht ermittelt werden. Plötzlich aber erhob sich ein lautes Hundegebell vor uns; es wurde Halt kommandirt, und ein jeder untersuchte sein Gewehr und machte den Säbel locker in der Scheide, um ihn im Nothfall gleich bei der Hand zu haben. Lieutenant Sprawl, der sich statt des Schiffssäbels mit einem gewaltigen Schwert mit ungeheurem Handkorb bewaffnet hatte, schritt muthig gegen den Verhau vor, als sich plötzlich ein junger hübscher Mann hinter demselben erhob und uns zurief: Que quieren ustedes, amigos mios?

„Was kümmerts dich," erwiderte Sprawl, mach den Weg rein oder wir wollen dich auf kuriose Weise durchklopfen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als auch schon eine Kartätschensalve durch den Reiserhaufen brach und einen ganzen Hagel von Zweigen auf unsere Köpfe herabschickte. „Vorwärts Jungen!" rief Sprawl, und eine Musketensalve folgte den Kartätschen, die uns gefehlt hatten, weil die Kanone schlecht gerichtet gewesen war. Nicht so ging es mit dem Kleingewehrfeuer, von dem einer unsrer Leute todtgeschossen und drei verwundet wurden. Der Sturm ward indeß dennoch unternommen, wir erstiegen den Verhau und befanden uns dreißig entschlossenen Burschen gegenüber, die eben beschäftigt waren, sieben achtzehnpfündige, auf einem Brettergerüst stehende, und nach dem Fluß gerichtete Karonaden gegen uns zu wenden. Augenscheinlich war ihnen dieß nur mit einer einzigen gelungen, mit der sie auf uns geschossen hatten, und die nun durch den Rückstoß beim Abfeuern von der Plattform gefallen und tief in den sumpfigen Boden eingesunken war. Zwei andere waren ebenfalls während der Bemühung, sie gegen uns zu richten, umgefallen, und so konnten sie sich zwar ihrer Kanonen nicht bedienen, schienen aber dennoch fest entschlossen, uns männlich zu empfangen.

Alle waren theils mit Enterhaken, theils mit Säbeln bewaffnet, und einige hatten weitgemündete Musketons, welche 5 bis 6 Kugeln auf einmal schossen. Die meisten gingen ganz nackt, bis auf die Beinkleider, und alle trugen gelbe, rothe oder blaue Binden um den Leib, in denen sie einige Pistolen stecken hatten, und rothe oder blaue lang herabhängende Mützen von Tuch, mit einer dicken seidenen oder wollenen Troddel am äußersten Ende. Ein ältlicher Mann von herkulischer Figur, barhaupt und ziemlich kahl, die Hosen bis zu den Knien aufgerollt, ein gesteiftes Hemd auf dem Leibe und einen breitgekrämpten spitzen Hut, mit einem flammend rothen Bande darum, stand vor den übrigen, den Musketon so in der Hand haltend, daß er ihn sogleich gegen uns richten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verbesserung der Seidenzucht.

Der Doktor Bassi in Mailand hat eine Entdeckung gemacht, die für die Seidenzucht von der größten Wichtigkeit ist. Alle, welche sich mit der Seidenzucht beschäftigten, haben die Erfahrung gemacht, wie sehr man die Wirkungen einer ansteckenden Krankheit, des sogenannten Schimmels, zu fürchten hat, der oft alle Würmer eines Etablissements im Augenblick, wo sie sich einpuppen wollen, zerstörte. Bassi glaubt das Prinzip dieser Krankheit, die bis jetzt allen Nachforschungen entging, in einem organischen Wesen gefunden zu haben, und nach 20jährigem Forschen fand er endlich ein bewährtes Mittel dagegen. Einer seiner Landsleute, Graf Barba, glaubte mit dieser Entdeckung dem europäischen Publikum einen Dienst erzeigen zu müssen, und ließ auf eigene Kosten eine Broschüre erscheinen unter dem Titel: „Von dem Schimmel bei den Seidenraupen, seinen Ursachen, seinem Verlaufe, den Mitteln ihn zu erkennen, ihm zuvorzukommen und ihn zu zerstören." Die Sache soll darin mit vieler Methode und Klarheit auseinandergesetzt seyn.

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Fortsetzung.)

Da die Jahreszeit uns nicht mehr den Hafen und das dort erwartete Schiff zu erreichen erlaubte, beriethen wir uns über einen neuen Marschplan, wonach wir beschlossen, den Fluß hinauf bis zu dem See, aus dem er entspringt, aber bis zu einer andern zur Fischerei tauglichen Stelle zu marschiren, dort eine Befestigung anzulegen und darin zu überwintern; im Frühjahre aber weiter zu handeln, wie es die Umstände erlaubten. Wir traten hienach also unsern Weg an, und verließen nur das Ufer, wenn Felsen und zu starkes Dickicht uns hinderten; die immerwährende nasse Witterung ließ uns nur langsam vorwärts kommen. Wir trafen oft Eingeborne auf Kähnen, von denen wir für Kleinigkeiten Fische kauften. Nothwendige Umwege hatten zur Folge, daß wir nach mehreren Tagen in gerader Linie nicht viel mehr als drei Meilen zurückgelegt hatten, wo wir ganz entkräftet zu zwei Hütten gelangten. Wir kauften Fische, erhielten aber nur sehr wenige, die nicht für uns genügten. Die Eingebornen hatten uns Alles geraubt, dazu war nach und nach unsere Noth so hoch gestiegen, als daß wir uns durch unser Gewissen hätten von gewaltsamen Mitteln abhalten lassen sollen. Wir befahlen daher den Bewohnern der Hütten mit drohender Stimme und Gebärden, alles Eßbare, was sie hatten, uns auszuliefern. Sie gehorchten, und wir packten so viel Fische wie möglich auf, eben so zwei Säcke aus Seehundsfellen voll Caviar. Mit unserer Bezahlung, aus Glasperlen und Korallen bestehend, schienen sie ganz zufrieden. Auch mußten sie uns noch zwei ihrer Gefährten geben, um unsern Vorrath bis zu unserem Lagerplatz zu tragen, die wir dann, jeden mit einem baumwollenen Tuch beschenkt, entließen.

Am folgenden Morgen erschienen ganz unerwartet und sehr dreist zwei Koljuschen in unserem Lager, wovon der eine der Bewohner der Hütte war, aus der wir gestern unsere Vorräthe requirirt, der andere, ein uns nicht Bekannter, bot uns eine Blase voll Wallfischthran zum Verkauf. Nach einigem Hin- und Herreden fragte uns dieser, ob wir nicht die von seinen Landsleuten gefangene Frau, nämlich Anna Petrowna Bulügin, loskaufen möchten? Wir Alle, vorzüglich aber Herr Bulügin, waren vor Freude außer uns und begannen sogleich die Verhandlungen. Herr Bulügin bot seinen Mantel, ich dazu meinen neuen Schlafrock von Nanking, alle Uebrigen, auch die Aleuten, jeder etwas, z. B. Westen, Beinkleider, Schuhe u. dgl. m., so daß endlich ein großer Haufen zusammenkam. Da der Wilde noch dazu vier Flinten verlangte, so willigten wir noch nicht ein, sondern verlangten zuvor Anna Petrowna zu sehen. Da der Wilde hiezu bereit war, machten wir uns gleich auf den Weg zum Flusse, an dessen anderem Ufer die Eingebornen auch mit der Frau erschienen. Nun baten wir, sie zu uns herüber zu bringen, worauf zwei Männer mit ihr einen Kahn bestiegen, sich auf ungefähr 20 Schritte unserem Ufer näherten, und mit uns zu unterhandeln begannen. Das Wiedersehen der beiden Ehegatten war tief ergreifend, wir Alle konnten unsere Thränen nicht zurückhalten, nur die Koljuschen blieben bei dieser Scene gleichgültig. Wir erfuhren übrigens von Anna, daß sie gut behandelt würde, ihre Mitgefangenen noch lebten und sich jetzt an der Mündung des Flusses befänden. — Hinsichtlich des Lösegeldes boten wir den Wilden die schon oben genannten Sachen und noch ein verdorbenes Gewehr; sie bestanden indeß auf ihrer Forderung von vier Flinten, und ruderten, da wir uns nicht gleich entschieden, auf ihr Ufer zurück. —

Plötzlich verlangte Herr Bulügin mit drohenden Worten von mir, daß ich unsern Leuten befehlen sollte, sogleich die vier Flinten auszuliefern. Ich stellte ihm vor, daß dieß unmöglich sey, da jeder von uns nur noch ein taugliches Gewehr habe, und wir mit ihnen nicht nur die Mittel zu unserer Vertheidigung weggäben, sondern auch unsern Feinden überwiegende Waffen in die Hände lieferten. Er wollte, was ihm freilich zu verzeihen war, meine Gründe nicht gelten lassen, und versuchte die Andern durch Bitten und Versprechungen zu der Annahme seines Vorschlags zu bewegen. Da blieb mir dann nichts übrig, als zu erklären, daß ich mich in diesem Falle von ihnen lossagen und zu den Wilden übergehen würde, worauf Alle sich dem Vorschlage Bulügins widersetzten und mir Recht gaben. Uns that unser unglücklicher Kommandeur herzlich leid, aber wir konnten nicht anders handeln.

Wir marschirten hierauf einige Tage stromaufwärts und sahen oft Kähne, woraus wir folgerten, daß in der Nähe am Flusse sich ein Dorf der Koljuschen befinden müsse, zu dem wir gelangen wollten. Der am 10ten December gefallene tiefe Schnee hinderte uns aber daran, und wir mußten uns also zur Ueberwinterung an dem Platze, wo wir uns befanden, einrichten. Fürs erste machten wir uns Hütten, dann ließ ich einen Platz am Flusse reinigen und Holz zum Bau eines Hauses fällen. Nur wegen Anschaffung von Nahrungsmitteln waren wir in Sorgen. Eines Abends kamen in einem Kahne drei Eingeborne zu uns, von denen ich den einen, einen jungen, firen Burschen, für den Sohn irgend eines Toën oder Aeltesten hielt, und ich hatte mich auch nicht geirrt. Auf unsere Erkundigung erfuhren wir von ihnen, daß ihr Wohnort in der Nähe sey, und machten ihnen den Vorschlag, einen von unsern Leuten, wozu sich der Jäger Kurmatschew bereit erklärte, mit sich zu nehmen, der von ihnen Fische kaufen würde. Damit waren sie auch gleich zufrieden, in der Meinung, auf diese leichte Art einen Gefangenen mehr zu bekommen. Sie verwunderten sich aber nicht wenig, als wir dafür einen von ihnen als Geisel forderten, fügten sich aber endlich. Als Kurmatschew am andern Morgen zurückkehrte, gaben wir ihren Landsmann wieder frei. Unser Gefährte hatte aber nichts erhalten, und erzählte uns, daß die Wohnung dieser Koljuschen aus einer Hütte bestände, in welcher er noch andere sechs Männer und zwei Weiber gefunden hätte. — Da wir mit Güte nichts ausgerichtet, mußten wir wieder Gewalt brauchen, behielten also unsere Gäste in unserem Gewahrsam und schickten dann sechs der Unsern mit Flinten bewaffnet in dem Kahne zu jener Hütte, wo sie alle Fische wegnahmen und am Abend wohlbehalten zurückkehrten; dann ließen wir unsere Gefangenen frei. Kurz danach kam ein alter Wilder mit neunzig Lachsen zu uns, die er an uns für kupferne Knöpfe verkaufte.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Miscellen.

Die Amirs von Sind sollen mit Timur Schah, dem Sohne des Schah Schudscha, in Unterhandlung stehen, und ihn als ihren König anerkennen wollen. Es herrscht nämlich viel Uneinigkeit unter den Amirs, und ihre Bedrängung von Seite der Sikhs scheint ihnen das Bedürfniß der Einigkeit fühlbar zu machen.

•

In Peschawer hat No Nihal Sing, Randschit Sings Enkel, einen der Vornehmsten des Landes auf eine barbarische Weise verrätherisch ermorden lassen. Diese That hat unter den Afghanen eine furchtbare Aufregung veranlaßt, und man glaubt, daß mit Nächstem ein Aufstand gegen die Sikhs ausbrechen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1836.

Skizzen aus Paris. *)

Geschichtliches.

Gewöhnlich reißt das Leben der großen Städte so gewaltig mit sich fort, daß wir in ihnen sehr oft nicht zu dem gelangen, womit wir in jedem kleinen Orte zu beginnen pflegen, uns aus Lage, Denkmalen, Nachfragen und Nachschlagen einigen Ueberblick zu verschlagen. Nachfolgendes soll wenigstens dem Besucher einige Erscheinungen erklären, welche ihm gewiß auffallen werden. Nur durch die Vergangenheit wird die Gegenwart erklärt, die Zukunft errathen.

Da, wo die Seine nach ihrer Vereinigung mit der Marne den gewaltigen Krümmungen, welche ihren Lauf sonst bezeichnen, auf wenige Meilen entsagt, war eine Insel, nun die Cité, erst von Galliern, dann von Römern und Galliern bewohnt, der Anfang der Stadt. Ein Sommerpalast mit weitläufigen Anlagen wurde auf einer Anhöhe des linken Ufers wahrscheinlich vom Kaiser Konstans angelegt, von Julian bewohnt. Das Städtchen mag militärisch nicht unwichtig gewesen seyn, als Brückenkopf gegen Norden. Auch auf den Höhen, bis an welche die Stadt jetzt hinangestiegen ist, mögen römische Niederlassungen sich befunden haben, vom Montmartre wenigstens kann dieses mit Bestimmtheit gesagt werden.

Im Mittelalter bildeten sich Vorstädte an beiden Ufern des Flusses, einzelne Klöster und Häusergruppen waren noch weiter vorgeschoben. Die Festigkeit der Stadt, und die Leichtigkeit auf beiden Ufern sich aufzustellen, bewirkten, daß sie zum Königssitz erkoren ward. Die nördliche Vorstadt umfing das Dreieck vom Louvre nach St. Eustache und von da bis gegenüber der westlichen Spitze der Insel St. Louis. Die Jungfrau von Orleans wurde am Stadtgraben da verwundet, wo jetzt das Palais-royal steht. Die südliche Vorstadt hatte ihre noch jetzt kenntliche Begränzung, Rue Fossés St. Germair, Pantheon und von da an dem Flusse herab. Der Raum zwischen dem jetzigen Boulevard du Nord und der bebauten Vorstadt hatte nur einige strahlenförmig ausgehende, theilweise mit Häusern besetzte Wege. So war die Stadt noch, als Heinrich IV sie lange vergeblich berannte. Die Anlage war rein zufällig, die Straßen waren eng, oft wie in Genua, kothig über allen Begriff, einige Kirchen und Thürme in maurischem Style (Burgen und Thürme zugleich mit plattem Dache) ragten aus der Masse kleiner, meist hölzerner, schlecht gehaltener Häuser hervor.

Die erste Spur vernünftig absichtlicher Anlage fällt in die Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. Die flandrischen Städte gingen hierin um wenigstens drei, das sonst so schmucklose Stuttgart ging in regelmäßig quadrirender Anlage um beinahe zwei Jahrhunderte der Hauptstadt von Frankreich voran. Die Long' Arno von Florenz und Pisa wurden sichtlich in Paris zum Muster genommen. Während Ludwigs XIII Regierung wurde das Quartier des Marais regelmäßig und mit einem Platz angelegt, welchem die niederländischen zum Vorbilde dienten. Unter Richelieu entstand das Palais-royal und ein Theil der Straßen, welche das Dreieck zwischen dem Boulevard der Rue neuve des petits Champs und der Rue Richelieu ausfüllen.

Die glänzende Regierung Ludwigs XIV gab der Stadt deßhalb ungleich weniger Verschönerung und Vergrößerung, weil er nach Versailles zog, sogar der Louvre blieb unvollendet. Platz Vendome ist das Hauptdenkmal seiner langen Regierung. Doch erstarkte unter ihm sichtlich das innere Leben der Stadt. Die Ostseite des Louvre und die Invaliden zeigen zur Genüge, was er aus Paris hätte machen können, wenn er nicht vorgezogen hätte, in einer Stadt zu leben, welche eigentlich ganz Hof und nur Hof war. Damals fing man an, die Boulevards du Nord zu Spaziergängen zu benutzen. Jenseits derselben bildete ein Abzugsgraben mit Schlägen an den Brücken die Begränzung. Nur die Vorstadt St. Antoine war schon seit längerer Zeit dichter, und meist von niederem Volke bewohnt, wovon noch jetzt die kleinen Hofstätten Zeugniß ablegen. Die prächtigen Herrenhöfe der Vorstadt St. Germain, die Militairschule, die Anlagen hinter den Tuilerien fallen in die, mehr für Paris als für Frankreich fette und glorreiche Zeit Ludwigs XV, und die Regierung Ludwigs XVI bis zur Revolution. Man begann die Enthäßlichung mit Abreißen der Häuser auf den Brücken

*) Aus dem Werke: Paris im Jahre 1836, von dem Verfasser des Werkchens: Rom im J. 1833. Ersteres wird binnen Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen.

und den Châtelets; einige Straßen wurden erbreitet, und manchem schreienden Uebelstand abgeholfen, welcher entstehen muß, wenn man das Zusammenrücken einer halben Million rühriger, aber weder an strenge Ordnung, noch an mithelfenden Gehorsam gewöhnter Menschen dem Zufall überlassen hatte. Kurz vor der Revolution erhoben sich die Arkaden des Palais-royal, die jetzigen Stadtmauern, und fingen die Boulevards an Straße zu werden.

Die Revolution riß nieder; an neue Bauten wurde nicht gedacht, wo so viele alte Räume verfüglich blieben.

Napoleon wollte Paris zum Rom der von ihm beherrschten Welt machen. Er hat unendlich viel für die Stadt gethan; hiervon geben die Quais um die Cité, zwei Eisenbrücken, die Demolitionen zwischen dem Louvre und den Tuilerien, die Rivoli- und Friedensstraße, die Vergrößerung des Gartens des Luxembourg, der Triumphbogen der Etoile, der Ourcq-Kanal und die Schlachthäuser Zeugniß. Aus seiner Zeit schreiben sich die Baulinien für alle Straßen her, welche Erbreitung bedürfen, die Vermehrung der Märkte und Hallen, viele öffentliche Brunnen und die Säule auf dem Vendôme-Platze. Aber das gewerbliche Leben konnte in ewigen Kriegen, bei Handelssperre und der großen Positivität seiner Regierung nicht gedeihen, denn Paris bedarf eines Weltfriedens, um seinen Kunstfleiß gedeihen zu sehen, welcher vorzüglich dem Tagsgeschmack und Tagsgebrauche zugewendet ist.

Dieser kam mit der Restauration. Sie fand das Vermögen der Mehrzahl bis in den Grund erschüttert, die Einwohnerzahl kaum auf der Höhe von 1789. Nun schufen die Anleihen auf Einmal eine unglaubliche Menge schnell beweglicher Kapitalien, und wenn die Reisenden schaarenweise das Versäumte nachholten, so steigerte sich zugleich der Spekulationsgeist der Pariser bis zum Schwindel, und ganze Quartiere entstanden wie durch Zauberschlag, z. B. das zwischen der Magdalenenkirche und der Barriere de Clichy. Die öffentlichen Denkmale sind in besserem Stole gebaut als die der Kaiserzeit, werden aber von den Privatbauten eben so überflügelt, als diese unter Napoleon hinter den öffentlichen zurückgeblieben waren.

Die Juliusrevolution hemmte die Bauspekulationen, doch weniger, als man im Auslande glaubt. Kaum sind die Häuser fertig, so werden sie bezogen, nach allen Seiten hin wird spekulirt und verbessert, und besonders in Allem der Geschmack des Auslands mehr berücksichtigt als früher.

Seezüge.

1. Angriff auf ein Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Diese wildaussehenden Bursche hatten drei furchtbare Helfeshelfer bei sich — drei spanische Bluthunde nämlich — die zwar noch an ledernen Koppeln gehalten wurden, aber heftig bellend und mit offenem Rachen schon so gegen uns wütheten, daß man glaubte, sie müßten sich an den sie fesselnden Riemen erwürgen. Sobald Lieutenant Sprawl sein merkwürdiges Gesicht über den Verhau emporstreckte, und mehrere von uns ihm gefolgt waren, rief uns der erwähnte Mann, wahrscheinlich der Anführer, zu: Que quieren ustedes — somos Españoles — y unde esta la guerra entre ustedes y nosotros.

Eine Salve aus allen unsern Gewehren war die Antwort, wobei etwa ein halbes Dutzend der Unsrigen in dem Bemühen sich emporzuarbeiten, hinunterpurzelten. Diejenigen, welche das Glück hatten, auf die Füße zu kommen, sanken sogleich bis an die Knie ein, während die übrigen, die mit dem Kopf vorausfielen, die schönsten Abdrücke ihrer Schädel lieferten, an denen einem Phrenologen auch nicht ein einziges ihrer Organe entgangen wäre. Man kann leicht denken, daß alle aus Leibeskräften arbeiteten, um aus dem Schlamm herauszukommen, doch wurden zwei sogleich von den Sklavenhändlern durchbohrt, und starben elend im Schlamm, während andere mehrere Schußwunden erhielten. Bald aber sprangen mehrere unserer Kameraden uns nach und es entspann sich ein hitziges Gefecht, bei dem uns die Leichname unserer gefallenen Kameraden dienten, um festen Fuß zu fassen. Fünfzehn andere von unsern Leuten hatten inzwischen als Reserve den Verhau erklimmt, und unterhielten nun unter Anführung des kleinen Binnacle von demselben herab ein sehr wirksames Feuer auf die Spanier. Das Geschrei der Menschen und das Bellen der Hunde, die man losgelassen hatte, und die nun ohne Unterschied Alles anfielen, was ihnen in die Nähe kam, war wahrhaft fürchterlich.

Unsern zweifüßigen Gegnern männlich entgegenzutreten, war eine wahre Lust für uns, die Hunde aber hatten den Teufel im Leibe. Es war merkwürdig zu sehen, wie mancher, der seinem Feind unerschrocken ins Antlitz sah, ängstlich um sich schaute, wenn er einen Hund in seiner Nähe wußte. So hatten unsere Gegner durch diese grimmigen Verbündeten dennoch einen Vortheil über uns, obschon wie ihnen an Zahl überlegen waren, und behaupteten sich wacker auf ihrem hölzernen Gerüst, aller unserer Versuche ungeachtet, sie von demselben zu vertreiben. Eben war es ihnen gelungen, eine der ohne Zweifel mit Kartätschen geladenen Karonaden gegen uns zu richten, als fünf der Seesoldaten sich durch das Gebüsch arbeiteten und unsere Gegner von der Seite angriffen. Der Sergeant dieser kleinen Abtheilung schoß den Anführer der Spanier zwischen den Schultern in den Rücken, so daß dieser zu meiner größten Bestürzung vorwärts gerade auf mich fiel. Noch oft fühle ich in meinen Träumen die konvulsivischen Zuckungen des Sterbenden, und das heiße Blut, das aus seiner Wunde mir den Hals hinabströmte.

Ich war zwar nicht betäubt, muß aber doch eine Zeit lang gelegen seyn, denn als ich mich der furchtbaren Last endlich entledigt hatte, waren unsere Leute bereits Meister der Platform, angeführt von dem wackern Sprawl, der mit seinem gewaltigen Schlachtschwert wie der Tod mit seiner Sense um sich her Alles niedergemäht hatte. Die Gazellen und die Mücken *) überwältigten jetzt die Spanier völlig, von denen, was mit dem

*) Die Mannschaft eines Schiffs benennt sich gegenseitig in der vertraulichen Sprache nach dem Namen des Fahrzeugs, auf dem sie dient.

Leben davonkam, auf einem noch schlammigern Pfad entfloh, als der auf dem wir gekommen waren, und wo viele bis an die Knie versanken und von unsern Leuten erschossen wurden. Mehrere unserer Leute waren von den Bluthunden furchtbar zerfleischt worden, und als ihre Herren flohen, stellten sich diese treuen Thiere an den Eingang des Pfades, uns grimmig die Zähne weisend, gleichsam als wollten sie ihre Flucht decken, und verließen ihren Posten nur dann erst, als sie das Pfeifen ihrer Herren hörten.

Wir vernagelten jetzt die Kanonen und versenkten sie tief in den Schlamm. Zwei unserer Leute lagen starr und steif da und waren bereits halb in dem blutigen Schlamm versunken, während vier andere Verwundete sich bemühten, aus dem weichen Boden heraus und auf die feste Platform zu kommen. Dreien von ihnen gelang dieß auch mit Hülfe ihrer Kameraden, der vierte aber war zu schwer verletzt und zu stark vom Blutverlust erschöpft, als daß seine Anstrengungen gefruchtet hätten; er warf sich daher verzweiflungsvoll auf den blutgetränkten Sumpfboden zurück und verschied.

„Was ist das?" rief ich plötzlich aus, als auf einmal einzelne Schüsse aus dem dichten Gebüsche fielen. In demselben Augenblicke steckte eine von den Schildwachen im Boote den Kopf über den Verhau und sagte: „die Fluth tritt zurück, wir haben kaum noch sechs Zoll Wasser, die Boote sitzen bis zur nächsten Fluth hart und fest." — Die Nachricht war eben nicht tröstlich. Was sollten wir thun? wir konnten weder rück- noch vorwärts. — „Gehn wir den Hallunken zu Leibe!" rief der alte Sprawl mit seiner Donnerstimme, nachdem er zuvor zehn Mann zu Bedeckung der Boote ausgeschieden hatte. „Jagen wie sie aus dem Dickicht heraus!"

Der Vorschlag wurde mit einstimmigem Hurrah aufgenommen. Wir drangen auf dem Pfad vor, den die Flüchtigen eingeschlagen hatten und stießen hier zuerst auf einen armen Teufel, der sich im Todeskampf bemühte, aus dem Schlamm herauszukommen. Er wurde sogleich niedergestoßen. Ein wenig weiter stießen wir auf drei andere, die auf einem links abgehenden Seitenpfad standen, der augenscheinlich zu der Stelle führte, von welcher aus auf uns geschossen worden war; auch diese wurden ohne Umstände niedergeschossen. Nie werde ich die um Erbarmung flehenden Blicke dieser armen Teufel und den schauderhaften Anblick vergessen, wie sie im Gebüsch zusammenstürzten. Zwei von ihnen schienen gleich todt zu seyn, der dritte aber schrie laut und kroch noch einige Schritte im Schlamm fort, bis ihm einer der Soldaten den Gnadenstoß gab. Noch immer hörten wir einzelne Schüsse der Geflüchteten und wurden immer hitziger im Verfolgen, als es plötzlich wie ein Blitzstrahl vor meinen Augen leuchtete und ich zu Boden stürzte.

Als ich wieder zu mir selbst kam, saß ich auf dem schmalen sumpfigen Pfad, auf dem unsere Gegner geflohn waren, und ungefähr eine Klafter von mir lag, halb im Manglegebüsch verborgen, der Leichnam eines der Spanier. Er war rückwärts über einen starken Ast gefallen, der etwa einen Fuß hoch vom Boden horizontal von einem der Bäume weit hervorragte, so daß Beine und Schenkel auf der einen, Kopf und Arme aber auf der andern Seite herabhingen. Er war mit einem gestreiften Hemd und weißen weiten, bis zum Knie herabreichenden Hosen bekleidet, Arme und Beine waren nackt, und um den Leib wand sich eine rothseidene Binde, deren eines Ende, von schwarzem Blute durchdrungen, wie eine Quaste herabhing. Der Kopf mit dem langen schwarzen Haar berührte den Boden, und um den Hals hing an einer Schnur von geflochtenen Haaren ein schweres goldenes Kruzifix. Der Mund stand offen, die Augen aber waren geschlossen als ob er schliefe, und ein kleiner schwarzer Zwickelbart an der Unterlippe hob die Todtenblässe des Gesichts noch mehr heraus. Es war ein sehr hübscher Bursche, dessen Gesichtszüge dadurch, daß der Kopf rückwärts hinabhing, einen ganz ungewöhnlichen, aber rührenden und melancholischen Ausdruck angenommen hatten, der mich tief erschütterte. Ich konnte keine Wunde erblicken, aber die schwarzen Blutstropfen rieselten langsam von dem frisch zersplitterten Ende des Astes, auf dem er lag, herab, und hatten am Boden bereits eine kleine Pyramide gebildet. Die ganze Scene war von den wenigen Sonnenstrahlen beleuchtet, welche sich durch das Blätterdach der überhängenden Bäume stahlen, während der Leichnam selbst im tiefsten kühlen Schatten des niedern Buschwerks lag.

Als ich mich nach und nach von den betäubenden Wirkungen des Schusses wieder erholt hatte, drückte ich meine zerrissene Stirnhaut mit der einen Hand fest und bemühte mich mit der andern das in die Augen herabströmende Blut abzuwischen. Ich glaubte jetzt zu bemerken, daß der Ast, auf welchem der todte Spanier lag, sich bewege, und daß sich irgend etwas bemühe, sich unter demselben hervorzuarbeiten. Ich blieb nicht lange in Ungewißheit, denn einer der gewaltigen Bluthunde kroch unter dem Todten hervor, leckte ihm Gesicht und Hände, und brach, als keine Erwiederung seiner Liebkosung erfolgte, in ein klägliches Geheul aus. Nach einem abermaligen Versuch wurde das Thier wüthend, packte die Hand die es eben erst geleckt hatte, über dem Gelenk, und zermalmte sie mit seinem gewaltigen Gebiß. Dann warf es, die rollenden Augen zuweilen nach mir gewendet, den Kopf zurück, und fing aufs neue an zu heulen und zu bellen.

(Fortsetzung folgt.)

Wirkung des Blitzes auf das Wachsthum einer Pappel.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 25sten April d. J. wurde der Brief eines Herrn Baric de la Haye mitgetheilt, welcher folgende merkwürdige Erzählung enthält: Im Monat Julius des vorigen Jahres schlug der Blitz in eine Pappel, einige Zweige am Gipfel wurden abgebrochen, das elektrische Fluidum folgte dem Stamm von oben nach unten auf der Nordseite, ohne die Rinde zu beschädigen, und schlug am Fuße des Baumes in den Boden, wo es zwei große Erdschollen, jede etwa von einem Kubikfuß, aushob. Diese Pappel hatte damals einen Fuß im Umfang, jetzt aber zwei, während die benachbarten Bäume ihre vorherige Dicke beibehielten.

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Fortsetzung.)

Wir hatten tüchtig bei dem Bau unserer Kaserne unterdeß gearbeitet, und in acht Tagen war sie fertig. Sie bildete ein Viereck, an den Ecken mit Thürmchen für die Wachen. Der vorher erwähnte junge Bursche besuchte uns unter der Zeit wieder, und da er auf unsere Kaufsvorschläge von Fischen grob antwortete, steckten wir ihn in die Wache, worin er so lange bleiben sollte, bis er uns hinreichenden Wintervorrath, nämlich 400 Lachse und 10 Blasen mit Caviar geschafft haben würde. Zu dem Ende schickte er einen Wilden, der ihn begleitet hatte, fort, und nach einer Woche erschienen dreizehn Böte, besetzt mit 70 Personen beiderlei Geschlechts, die uns die geforderte Quantität Nahrungsmittel brachten. Dafür erhielt der junge Mann bei seiner Entlassung von uns ein verdorbenes Gewehr, einen Tuchmantel, ein Hemde von Nanking und eine Bettdecke von Kattun, dagegen mußten uns die Wilden noch ein Boot geben, das sechs bis sieben Personen tragen konnte. —

Mit diesem Boote fuhren nun unsere bewaffneten Leute öfter den Fluß aufwärts, um Fische in den Hütten — und zwar mit dem Recht des Stärkern — zu requiriren. Einmal erschien eine Anzahl Wilder, mit denen ich folgende wichtige diplomatische Verhandlung abschloß. Ich erklärte ihnen, daß, da sie uns durch ihre Angriffe und Verfolgung gezwungen hätten, hier zu überwintern, wir zu unserem Unterhalt uns Alles aneignen würden, was von uns stromaufwärts sey, dagegen wollten wir heilig versprechen, ihnen den untern Theil des Flusses zu überlassen, nie unser Boot dahin schicken, weßhalb sie uns aber auch in unserer Schifffahrt nicht hindern sollten. Wenn sie diesen Vertrag brächen, würden wir gegen sie die Feindseligkeiten eröffnen. — Die Koljuschen beobachteten auch wirklich in der Folge diesen Vertrag, und wir lebten den Winter ruhig, ohne Mangel zu leiden.

Wir berietheu uns unterdessen über unsere Operationen für das Frühjahr. Da wir durch einen uns befreundeten Wilden erfahren hatten, daß seine Landsleute am Ausflusse des Stroms bedeutende Streitkräfte versammelten, um uns auf dem früher projektirten Marsch längs der Meeresküste durch unaufhörliche Angriffe aufzureiben, so machte ich den, freilich mit großen Schwierigkeiten in der Ausführung verbundenen Plan: ein zweites Boot zu erbauen, mit diesem immer stromaufwärts zu dringen, dann aber die Böte zu verlassen und unsern Weg durch die Gebirge zu nehmen, von wo wir uns nach Süden zu den an dem Ufer des Columbia-Flusses wohnenden Völkerschaften wenden wollten, die weniger grausam sind als die, in deren Nähe wir uns jetzt befänden. — Mein Vorschlag wurde angenommen, das Boot erbaut, und wir warteten nur auf die ersten warmen Tage, als ein unerwartetes Ereigniß unsere Plane vernichtete.

Herr Bulügin erklärte, daß er das Kommando jetzt wieder selbst übernehmen wolle, und wir fügten uns gehorsam unserem Vorgesetzten. Auf seinen Befehl verließen wir also am 8ten Februar, nachdem wir genugsam Proviant mitgenommen, unsere Wohnung und fuhren auf unsern Böten den Fluß hinab, wo wir an dem Ort anlegen mußten, an welchem Bulügin im vorigen Jahre zuletzt seine Frau gesehen hatte. Seinen Gram ehrend, wollten wir ihn nicht durch Widerstand zur Verzweiflung bringen und uns lieber der Gefahr aussetzen.

Wir erhielten hier Besuch von einem Greise, der sich Linttjuljat nannte, und uns einen Ischkat, d. i. einen aus Zweigen geflochtenen wasserdichten Korb, mit einer Art von Wurzeln zum Geschenk machte, aus welchem die Seefahrer ein gesundes, saures Getränk bereiten. Da er hörte, daß wir zur Mündung des Flusses wollten, erbot er sich sehr dienstfertig zum Wegweiser, wobei er unsere Böte zugleich gegen das Treibholz schützen würde, was er auch wirklich mit großer Vorsicht that. Wir gelangten zu einer kleinen Insel, auf der wir eine Menge bewaffneter Wilden erblickten. Der Greis theilte uns mit, daß es die Absicht dieser Menschen sey, uns mit Pfeilen zu beschießen, wenn wir an der Insel vorbei segelten; er wolle unsere Böte aber, um diesem Angriffe auszuweichen, durch eine enge Durchfahrt auf der andern Seite des Eilandes bringen, was er ebenfalls glücklich ausführte.

An der Mündung des Flusses, einem Dorfe der Wilden gegenüber, hielten wir an und entließen unsern Führer, nachdem wir ihn mit einer Mütze, einem Halstuche und einem Hemde beschenkt hatten. Außerdem gossen wir, so gut wie möglich, eine zinnerne Medaille, auf deren einer Seite sich der russische Doppeladler, auf der andern aber Jahr, Monat und Tag, so wie der Name des alten Mannes zeigte, die wir ihm überreichten und stets um den Hals zu tragen befahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die königliche Gesellschaft für nordische Alterthümer zu Kopenhagen hat ihre Absicht angekündigt: Antiquitates Britannicae et Hibernicae auf Subskription herauszugeben; d. h. die aus alten isländischen und skandinavischen Manuskripten gezogenen Nachrichten über die frühern Geschichten Englands und Irelands; ferner Antiquitates Americanae, d. h. eine Sammlung der aus denselben Quellen gezogenen Nachrichten, über die Entdeckungsreisen, welche die Skandinavier im 10ten und den folgenden Jahrhunderten nach Nordamerika machten. In Hinsicht auf das letztere Werk wird bemerkt: „Die Nachricht, welche unsere alten literarischen Denkmäler hinsichtlich der Entdeckung Amerika's durch die Skandinavier und ihrer Reisen dahin lange vor Columbus enthalten, hat bisher nicht die Beachtung gefunden, die sie verdient. Allzu selten sucht man im Norden Europa's Nachrichten dieser Art. Es ist indeß unzweifelhaft, daß diese literarischen Denkmäler den unwiderleglichen Beweis der Thatsachen enthalten, daß Nordamerika wirklich gegen Ende des 10ten Jahrhunderts von Normannen entdeckt, und während des 11ten und 12ten, wo auch einige als Kolonisten sich dort niederließen, besucht wurde. Gegen Ende des 13ten wurde es abermals entdeckt und im 14ten wiederholt besucht. Was den Werth dieser alten Schriften noch erhöht, ist die fast zur Gewißheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit, daß eine Kenntniß dieser Umstände die Expedition von Columbus selbst mit veranlaßte, da dieser große Seefahrer Island im Jahre 1477 besuchte, und bei dieser Gelegenheit von dessen Einwohnern, namentlich der Geistlichkeit, mit der er, nach der Sitte der Zeit, vermuthlich lateinisch sich unterredete, über die Reisen ihrer Vorfahren nach diesen Gegenden Kunde erhielt."

•

Ein Herr Archidiaconus Williams las in der königlichen Gesellschaft zu Edinburgh ein Memoire über den nicht-hellenischen Theil der lateinischen Sprache vor, der seiner Ansicht nach umbrisch seyn soll; diese Umbrier seyen die Nachkommen der alten Gallier, die mit den Cumbriern von Wales und England gleichen Stammes waren, also sind cumbrisch, umbrisch und das nicht hellenische Altrömisch gleicher Art, ein Resultat, das wohl kein Alterthumsforscher des Kontinents unterschreiben möchte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1836.

Die Salzwerke von Kenawhay.

Die ersten Kolonisten, welche sich am Ufer des Kenawhay *) niederließen, entdeckten nordwestlich an diesem Fluß und nahe an seinen Ufern einen ungeheuern salzigen Sumpf (Buffalo lake) etwa 42 (engl.) M. oberhalb der Einmündung der Elk. Fast diesem Sumpf gegenüber ist ein in den Felsen ausgehöhlter Pfad, auf welchem sich die Büffel und Hirsche in solcher Anzahl nach dem Sumpf begaben, daß man den Weg, den sie über den Hügel nahmen, noch jetzt erkennt. Wenn diese Thiere von dem salzigen Wasser getrunken hatten, verzehrten sie um den Sumpf her bis auf eine bedeutende Strecke nicht nur die Kräuter, sondern auch die Baumblätter, die sie erreichen konnten, und blieben, wenn man sie nicht störte, drei bis vier Tage da. Man fand hier im Sande vergraben mehrere ausgehöhlte Baumstücke, die alle Spuren eines hohen Alters an sich trugen. In diesen Behältern gewannen wahrscheinlich die Indianer ihr Salz, das sich durch allmähliche Verdünstung des Wassers von selbst bildete. Die ersten Kolonisten brauchten ein ähnliches Mittel, um sich ihren Bedarf an Salz zu verschaffen: sie gruben in der Nähe des Flusses Gräben von 6 bis 8 Fuß Tiefe, worein sie Wasser aus dem Flusse laufen ließen, das obwohl sehr schwach, ihnen doch eine gewisse Menge Salz lieferte. Im J. 1794 kaufte Joseph Ruffner hier 500 Akres Land, worein der Salzsumpf mit eingeschlossen war, doch erst seine Söhne machten sich thätiger an die Gewinnung des Salzes, und begannen ihre Arbeiten an einem Punkte, wo nichts ankündigte, daß man Salz finden würde. In einer Tiefe von 17 Fuß stießen sie auf eine Salzwasserquelle, die sich durch das Aufkochen des Gases ankündigte, welches mit dem ersten Wasserstrahl ausgestoßen wurde. Das Wasser, wovon 300 Gallonen zu einem Bushel Salz **) erforderlich waren, galt für sehr gut. Man grub fort bis auf 26 Fuß, und errichtete dann einen Ofen, der seine Arbeit am 11ten Februar 1808 begann, und jeden Tag 525 Bushel Salz liefern konnte.

Bald darauf fand ein anderer Ansiedler, Namens William Whitacker, Salzwasser auf dem entgegengesetzten Ufer, und errichtete gleichfalls einen Ofen. Das Wasser stieg damals in Röhren, die es an die Oberfläche brachten, um Einen Fuß über das Niveau des Flusses. So lange die Brunnen nur 25 Fuß tief waren, lieferten sie nur für zwei Oefen Wasser, als man aber nach einem Jahre bis auf 60 und 90 Fuß grub, erhielt man genug Wasser für vier Oefen, die in 24 Stunden 50 bis 60 Bushel Salz lieferten. Von nun an nahm die Bereitung schnell an Umfang zu, bald waren die nahen Wälder ausgehauen, und im J. 1819 mußte man seine Zuflucht zu Kohlen nehmen.

Das Salzwasser ist im Augenblick, wo es aus dem Brunnen kommt, klar, und hat die Temperatur des kältesten Quellwassers. Wenn es anfängt, heiß zu werden, erhält es einen röthlichen Schein, und wenn es durch Sieden bis zur Sättigung gelangt, hat es beinahe die Farbe des Blutes. Dann läßt man es in eine große Kufe neben dem Ofen laufen, um es zu klären, und indem es kalt wird, erhält es wieder seine vorige Durchsichtigkeit. Abermals kommt es in den Kessel, wo es einer neuen Concentration unterworfen wird, dann wird es auf eine Plattform gehoben, um die salzsaure Kalkerde davon zu sondern, die sich in allen Wassern dieses Landstrichs findet, und ihrer Reinheit so sehr schadet. Nach 8 bis 10 Tagen hat sich in dem Behälter ein rother Bodensatz von 2 bis 3 Zoll Dicke niedergeschlagen, der hauptsächlich aus kohlensaurem Eisen besteht, das durch die Kohlensäure im Wasser schwebend erhalten wurde, aber sich zu Boden schlägt, sobald die Hitze die letztere entbunden hat. Jetzt haben die meisten Oefen eine kleine Dampfmaschine, um das Wasser herauszuschöpfen, das um so mehr Salz enthält, je tiefer es herausgeholt wird. Die mittlere Menge Wasser, die zu einem Bushel Salz nöthig ist, beträgt etwa 70 Gallonen. *) Im J. 1834 wurden nach einer ziemlich genauen Schätzung im Ganzen anderthalb Millionen Bushel gewonnen.

Seit einigen Jahren hat man angefangen, gemeines Salz zu fabriciren, das man fälschlich Alaunsalz nennt, und erhält solches

*) Dieser Fluß entspringt in Nordkarolina, fließt nördlich, durchzieht Virginien und fällt in den Ohio.

**) Also ist das Verhältniß des Wassers zum Salze wie 35:1.

*) Das Verhältniß des Wassers zum Salze ist also wie 9:1.

in großer Menge. Wenn das Wasser zum Theil verdampft ist, und den nöthigen Grad von Concentration erreicht hat, läßt man es in einen langen Behälter laufen, wo man es vermittelst des Dampfs, den der Kessel liefert, in einer mäßigen Temperatur erhält. Das Salz schlägt sich langsam nieder in schönen viereckigen Krystallen von großer Reinheit. Alle acht Tage nimmt man es weg, und findet dann gewöhnlich auf dem Boden eine Lage von Einem Fuß Dicke. Einige dieser Behälter haben mehrere hundert Fuß Länge und 10 bis 12 Fuß Breite.

Man hat bemerkt, daß die Hauptsalzniederlagen, die sich auf den verschiedenen Punkten der Erde finden, gewöhnlich am Fuße hoher Gebirge liegen, und hat daraus schließen wollen, diese letztern seyen einst Ufer des Meeres gewesen, dessen Wasser allmählich verdunstet sey, und die großen Salzniederlagen gebildet habe, über welche dann die Ueberschwemmung neue Lagen von Sand und Erde hinführte. Wie dem auch seyn mag, das Salz scheint jedenfalls unter dem Einfluß eines gleichförmigen Gesetzes niedergeschlagen worden zu seyn, wie sich dieß aus der Gleichartigkeit der Schichten ergibt, mit denen das Salz in Verbindung vorkommt. In dieser Hinsicht sind die Salinen von Kenawhay von andern nicht verschieden, indeß hat man hier noch kein Steinsalz gefunden. Man fand das Salz nur in mehr oder minder konzentrirter Auflösung, und einige Umstände lassen glauben, daß das Steinsalz nicht in sehr kompakten Massen vorkommt, wie z. B. in den berühmten polnischen Salzgruben. Dieß Steinsalz ist sehr rein, und enthält weder salzsaure Kalkerde, noch Magnesia, während das Salzwasser von Kenawhay diese fremden Salze in großer Menge enthält. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß das Salz in kleinen Körnern mitten unter den Schichten von Sandstein und Thon verbreitet ist, welche das Wasser des Kenawhay und anderer Flüsse des Ohiothales durchlassen, so daß die darin enthaltenen Salztheile aufgelöst werden. Man findet auch in der That das Salzwasser in geringer Entfernung von den Flüssen, es vermehrt sich, wenn diese anschwellen, und man findet auf der ganzen Ausdehnung dieses Salzdistrikts eine Schichte weißen, sehr feinkörnigen Sandsteins, der zwar sehr kompakt ist, doch aber allenthalben Höhlungen von mehreren Zoll Weite zeigt, die dem Wasser einen Durchgang gestatten. Die Tiefe dieser Schichte wechselt auf den verschiedenen Punkten des Thales. Die Strecke wo man Salzwasser findet, nimmt am Ufer des Kenawhay 12 bis 18 (engl.) M. ein. Oberhalb und unterhalb trifft man sie schwächer und in größerer Tiefe. Die Linie, wo man das Wasser gleich stark findet, bildet eine Art Kurve, welche genau derjenigen entspricht, die von der obenerwähnten Sandsteinschichte beschrieben wird.

Ein anderer bemerkenswerther Umstand bei den Salinen von Kenawhay ist der Ausbruch einer großen Menge brennbaren Gases. Die merkwürdigste dieser Gasquellen, die brennende Quelle (burning spring) genannt, liegt in der Mitte der Salinen. Das Gas erhebt sich aus einer Einen Fuß tiefen und fünf bis sechs Fuß weiten Höhlung, die man in den Alluvialboden nur einige Schritte vom Flusse gegraben hat. Diese Höhlung ist gewöhnlich zum Theil mit Wasser angefüllt, durch die das brennbare Gas mit Geräusch herausbricht, bringt man ein Licht daran, so entzündet sich das Gas, erhebt sich in Form einer leichten schwankenden Flamme zwei bis drei Fuß hoch, und brennt fort bis sie durch eine plötzliche Bewegung des Wassers, oder durch eine Erschütterung der Luft ausgelöscht wird. Seit dem Zeitpunkte, wo man diese Quelle beobachtete, scheint die Menge des Gases nicht die geringste Veränderung erlitten zu haben, eben so wenig, als das auf andern Punkten, wo man dasselbe Phänomen bemerkt.

Seezüge.

1. Angriff auf ein Sklavenschiff.

(Fortsetzung.)

Diese ganze Zeit über konnte ich das Geschrei unserer Leute und einzelne Schüsse hören, allein meine Umgebung nahm meine Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch, denn der Hund, der sich eben erst niedergelegt hatte, sprang jetzt plötzlich auf seine Vorderfüße, und ich sah nun, daß er einen Schuß durch das Rückgrat bekommen hatte, durch den seine Hinterfüße gänzlich unbrauchbar geworden waren. Er kroch noch etwas näher gegen mich heran, und blieb dann, den Kopf zwischen die Vorderfüße gelegt, ruhig liegen, als ob er seine Beute bewachen wolle; plötzlich aber schienen ihn heftige Schmerzen zu befallen, und er warf nun den Kopf zurück und brach in das fürchterlichste Geheul aus, das ich noch je gehört hatte. Gerechter Himmel, dachte ich bei mir selbst, als er sich plötzlich auf die Vorderfüße stellte und mit offenem Rachen und weit heraushängender Zunge gegen mich rutschte, sollte der Hund über mich herfallen wollen? Ich strengte alle Kräfte an um aufzustehen, vermochte es aber nicht, und schrie nun in Todesangst so laut, als mein erschöpfter Zustand es gestatten wollte. Neue Schmerzen schienen den wüthenden Hund jetzt zu befallen, und er stand unter furchtbarem Gebell noch einmal still.

Obschon halb blind von dem mir von der Stirn in die Augen herabrieselnden Blut und dem Hautlappen, der über mein linkes Auge hing, griff ich doch nach meinem Säbel; aber ach — die Klinge war dicht unter dem Heft abgebrochen. Mechanisch griff ich nach meiner Pistole im Gürtel, nahm diese mit der Kälte der Verzweiflung in die rechte, den zerbrochenen Säbel in die linke Hand, und erwartete so den Angriff meines furchtbaren Gegners, fest überzeugt, daß es um mich geschehen sey, wenn ich das Unglück haben sollte, ihn zu fehlen. Als ich athemlos vor Furcht einen Blick auf ihn warf, bemühte er sich eben mit Aufwand aller seiner Kräfte gegen mich anzurücken. „Gott sey meiner Seele gnädig!“ rief ich unwillkürlich aus. Der Hund machte noch einen gewaltigen Ruck, und schon fühlte ich seinen glühenden Athem und der Schaum, den er durch das Drehen des Kopfes von sich schleuderte, fiel mir wie heiße Schwefeltropfen auf das Gesicht. Jetzt ist es Zeit, dachte ich, steckte ihm die Pistole in den Rachen und drückte los, aber leider brannte das Zündkraut ab. In Verzweiflung drückte ich die Waffe tief in den Rachen des wüthenden Thiers, daß sie

jedoch mit seinem gewaltigen Gebiß faßte, sie mir aus der Hand riß, weit wegschleuderte und nach meiner Schulter schnappte. Ich schlug mit dem zerbrochenen Säbel auf den Hund, der die Schläge aber gar nicht zu achten schien. Laut schreiend und Gott meine Seele empfehlend, warf ich mich so weit zurück als ich vermochte, als plötzlich eine Kugel über mich hinpfiff, und der Hund laut heulend zusammenstürzte.

„Hallo!“ rief der alte Clinker, der Quartiermeister, der von den Booten heraufgekommen war, „dachte ich doch kaum, daß Sie es wären, Master Beall, dem es so nahe stand, von der wilden Bestie zerrissen zu werden.“ Ich athmete wieder auf und gewann so viel Besinnung meine Wunde näher zu untersuchen. Die Kugel hatte mich an der Schläfe gestreift, und die Haut, von der ein Lappen herabhing, bis über dem linken Auge aufgerissen. „Holla!“ rief Clinker zweien von den ihm folgenden Matrosen zu, „legt Hand an, um Master Beall fortzuschaffen.“

Man richtete mich auf und gab mir einen Mund voll Grog, der neues Leben in meine Adern goß, und nachdem meine Wunde mit Rum gewaschen und mit einem Schnupftuch verbunden worden war, konnte ich wieder so ziemlich fortkommen. Unsere Leute sammelten sich nach und nach wieder, und wir schritten wohl noch eine halbe Meile weit auf dem Pfade fort, ohne etwas von unseren Gegnern inne zu werden. „Wozu nützt das Alles,“ sagte endlich der alte Clinker, „sie müssen eine andere Richtung eingeschlagen haben, und wir thäten am besten, wenn wir die Fluth abwarteten und uns dann auf den Rückweg machten.“

Ich stimmte dem Alten von Herzen bei, als plötzlich einer der Matrosen, der vorausgegangen war, in größter Eile zurückgelaufen kam und athemlos rief: „Kommt! kommt schnell herbei!“ — „Was gibts, was gibts?“ rief Alles. „Der seltsamste Anblick, den ich in meinem Leben gehabt habe,“ erwiderte der Matrose, und lief dann wieder voran. Wir folgten eilig und kamen auf einen offenen Platz am Ende des mit Manglebäumen besetzten Kriks. Das Bett desselben war oberhalb der Krümmung, die sich gegen Osten zog, ganz ohne Wasser, mit schwarzem Schlamm angefüllt und von den verschlungenen Zweigen der Bäume überwölbt. In diesem schlammigen Kanal lag ein großes, etwa 50 Fuß langes Kanot, aus einem einzigen Baumstamme gehöhlt, und am obern Ende des Kriks war ein großer unbehauener, wohl 30 Fuß langer Baumstamm quer über den Kanal gelegt, auf dem drei graue, durch Schnüre an den Füßen an denselben befestigte Papagaye umherkletterten.

Der freie Platz hielt etwa 50 Schritt im Durchmesser, und der Boden schien mit weißer Asche bestreut und dann zu einer festen Tenne gestampft worden zu seyn. Dieser Raum war von der Landseite durch einen dichten Wald eingeschlossen, durch den mehrere Fußpfade führten, von allen übrigen Seiten aber, am Anfang des Kriks ausgenommen, von dichtem Gebüsch und Schilf umgränzt. In der Mitte stand ein Negerhaus, ein einstöckiges Gebäude von Erde, etwa 40 Fuß lang und 15 breit, und mit den Blättern der Zwergpalme gedeckt. Es befand sich nur eine einzige, mit ausgestochenem Rasen bis auf zwei Fuß erhöhte Oeffnung mitten im Dach, aus welcher ein dicker blauer Rauch emporstieg. An der Seite, von welcher wir kamen, war keine Thür zu bemerken, an der andern aber befand sich eine kaum 5 Fuß hohe, und das Dach reichte bis auf etwa 4 Fuß vom Boden herab.

Rechts, gerade vor uns, und der Thüre gegenüber, saß, auf einem seltsamen Machwerk von Stuhl, ein stark berauschter, ziemlich dicker und fast ganz nackter Neger, mit nichts als einem weißen Teppich bekleidet, in dessen Mitte sich ein Loch befand, durch das er den Kopf gesteckt hatte. Wir sammelten uns Alle um ihn, und Lieutenant Sprawl fragte, ob er keine weißen Männer — Spanier — habe vorüberkommen sehen.

Der betrunkene Schläfer schien nach und nach zu sich zu kommen, und starrte uns alle nach der Reihe an. Lieutenant Sprawl hatte sich inzwischen ein wenig entfernt, um zu rekognosciren, und dieß benutzte ein kleiner Knirps unter unsern Leuten, Namens Joe Peake, um sich zu dem Neger zu schleichen und ihm ins Ohr zu raunen: „Ich schwöre dir's, du Murmelthier, wenn du uns nicht sagst, wo diese spanischen Lumpenhunde sind, so will ich dich mit meinem Säbel zum Reden bringen.“ Der kleine Kerl kitzelte bei diesen Worten den feisten Schwarzen mit seiner Waffe so fühlbar zwischen den Rippen, daß dieser zu brüllen anfing wie ein bengalischer Tiger. „Wirst du antworten, du besoffener Dieb?“ fuhr Peake fort, indem er die Spitze seines Säbels abermals mit den Rippen des Negers in Berührung brachte. „Ach, hub der Neger an, „was wollt ihr denn? Ich habe keine Sklaven für euch. Dem Caridad habe ich Alles gegeben was ich hatte.“ Bei diesen Worten fiel der Schwarze in seinen Sessel zurück und schnarchte wie ein Rhinozeros.

(Fortsetzung folgt.)

Die indischen Puranas.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London vom 16ten April las Professor Wilson eine Analysis des Brahma Purana vor, mit allgemeinen Bemerkungen über die puranischen Schriften. Nach der Definition, welche Sanskritschriftsteller von den Puranas geben, handeln diese Werke von der Schöpfung und Erneuerung des Alls, von der Eintheilung der Zeit, von der Einrichtung von Gesetzen und Religion, den Genealogien der Patriarchenfamilien und den Dynastien der Könige. Es sind ihrer achtzehn außer einigen ähnlichen Schriften, die man Upa oder kleine Puranas nennt. Die erstern sind außerordentlich voluminös und umfassen etwa 400,000 Slokas oder 18,000,000 Linien, was kein europäischer Leser mit Sorgfalt durchlesen könnte, auch wenn er seine ganze Zeit darauf verwenden wollte. Ein zweites Hinderniß ist der Mangel jeder Art von Inder und bestimmter Anordnung, so daß man nothwendig einen ganzen Purana durchlesen muß, um auch nur im Allgemeinen zu wissen, was er enthält. Diese Arbeit scheint die Kenner der Sanskritsprache abgehalten zu haben, auch nur Einen oder zwei dieser Puranas vollständig zu übersetzen. Doch läßt sich eine vollständige Uebersicht der Mythologie der Hindus nur erlangen, wenn man den Inhalt der Puranas, ihren Charakter und ihre Chronologie möglichst genau untersucht. Diese Arbeit begann der ge-

lehrte Professor schon vor mehreren Jahren,*) ließ umfassende Anzeigen des Inhalts eines jeden Purana durch geschickte Pundits machen, und jeden Artikel, den er für wichtig ansah, übersetzte er entweder selbst oder ließ es durch junge Bengalesen thun, die Englisch verständlich schrieben. So sammelte er Materialien zu einer ziemlich genauen Schätzung des Werths aller Puranas, und konnte ohne unmäßige Arbeit eine Uebersicht von jeder geben, wovon schon einige Proben öffentlich erschienen. Was er in der erwähnten Sitzung vorlas, enthielt vieles Merkwürdige über Kosmogonie, Religion und Gottesdienst der Hindus. Dieser Brahma Purana gilt für eine der frühesten puranischen Schriften, obwohl auch er auf kein hohes Alter Anspruch macht. Einige der ersten Kapitel scheinen ein ächtes altes Werk zu seyn, der größere Theil aber gehört zur Klasse der Mahatmyas oder den legendenartigen Lokalbeschreibungen der Größe und Heiligkeit besonderer Tempel oder Gottheiten.

*) Während seines Aufenthalts in Indien.

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen fand sich eine große Anzahl Menschen von jenseits des Flusses bei uns ein, und darunter auch zwei Weiber, wovon die eine diejenige war, welche Madame Bulúgin damals in die Gefangenschaft der Wilden geliefert hatte. Wir ergriffen sogleich sie und noch einen jungen Menschen, banden sie und erklärten ihren Landsleuten, daß wir sie nur erst dann frei geben würden, wenn man unsere Gefangenen auslieferte. Nun trat der Mann der gefangenen Frau vor und meldete uns, daß unsere Leute nicht hier, sondern einem andern Stamm zugefallen wären; er wolle sie aber in vier Tagen herschaffen, wenn wir ihm dagegen versprächen, seine Frau nicht zu tödten. —

Bulúgin war außer sich vor Freude, als er dieß hörte. Da unser jetziger Lagerplatz aber sehr niedrig und zur Nachtzeit oft Ueberschwemmungen ausgesetzt war, befestigten wir uns auf einem ungefähr 2000 Schritte vom Ufer belegenen Berge. Nach acht Tagen erschienen am jenseitigen Ufer ungefähr 40 Koljuschen unter Anführung eines alten Mannes, der Pantalons, Jacke und einen Hut von Daunenfedern trug; unter ihnen befand sich Anna Petrowna. Von dieser erfuhren wir, daß die Frau, die wir gefangen hielten, die Schwester dieses Anführers sey. Beide wären sehr gute Leute, hätten sie vortrefflich behandelt, und deßwegen fordere sie, daß wir die Frau freilassen sollten. Als wir ihr sagten, daß dieß nur gegen ihre Auswechslung stattfinden würde, erhielten wir von ihr eine Antwort, die uns wie ein Donnerschlag traf und die wir anfangs für Scherz nahmen. Madame Bulúgin erklärte nämlich: „Sie wäre mit ihrer Lage vollkommen zufrieden, wolle bei den Koljuschen bleiben und wir sollten ihrem Beispiele folgen. Der alte Anführer sey ein aufrichtiger, braver Mann, der uns gewiß bald befreien und auf zwei europäische Schiffe bringen würde, die in der Bucht St. Juan de Fuca lägen. Unsere drei andern gefangenen Gefährten wären andern Stämmen zum Eigenthum gegeben, nämlich Kotelnikow dem am Kap Greville, Jakob dem, an dessen Küste unser Schiff gestrandet, und Maria dem Stamm an der Mündung dieses Flusses.“

Ich versuchte Anna Petrowna zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, allein vergebens. Herrn Bulúgin, der in unserem Lager zurückgeblieben, die Antwort seiner Frau mitzutheilen, war eine schwere Aufgabe. Anfangs wollte er mir es nicht glauben, dann ergriff er wüthend ein Gewehr, lief zum Ufer und wollte seine Frau todtschießen. Dann brach er in Thränen aus und befahl mir, seine Frau zu bitten, ihr zu drohen, Alles zu thun, um ihre Gesinnung zu ändern. Ich that es, allein wieder ohne Erfolg. „Ich will lieber sterben, antwortete sie, als mit euch in der Wildniß umherirren und vielleicht dann einem grausamen Stamm in die Hände fallen, während ich hier gut aufgenommen bin. Meines Mannes Drohungen verachte ich!“

Bulúgin fiel in Ohnmacht; als er wieder zu sich kam, weinte er bitterlich und wünschte sich den Tod. Er war wahrhaft zu bedauern, für seine unbegränzte Liebe mit Verachtung von seiner Frau behandelt zu werden. Nachdem ich unsere gemeinsame Lage überlegt hatte, schlug ich vor der Versicherung Anna's zu trauen, ihren angegebenen Gründen beizustimmen und uns dem Stamm der Wilden zu übergeben. Als Bulúgin schwieg und die andern meine Meinung verwarfen, sagte ich ihnen, daß ich sie nicht überreden wolle, ich aber meinen Entschluß ausführen würde. Meine Gefährten wollten sich bis morgen die Sache überlegen, und so wurden denn für heute die Verhandlungen suspendirt.

Als am folgenden Morgen uns die Wilden wieder baten, ihre Gefährten frei zu geben, erklärte ich ihrem Aeltesten, daß ich und vier der Unsern, nämlich Bulúgin, Owtschinnikow und zwei unserer Aleuten sich ihnen als tugendhaften Männern übergeben wollten, wenn sie versprächen, uns gut zu behandeln und mit dem ersten Schiff in unser Vaterland zurückzusenden. Der Aelteste versprach es uns, und wollte auch unsere andern Gefährten bereden, die sich aber nicht dazu entschlossen, sondern von uns Abschied nahmen und zurückblieben, indeß wir unsere Gefangenen freiließen und mit den Wilden fortzogen.

Wir erreichten am andern Tage das Dorf des Kunischtschaten-Stammes, — nicht entfernt vom Kap Juan de Fuca — wo mein Wirth, der obengenannte Aelteste, der Jutramaki hieß, diesen Winter wohnte. Ihm war auch Bulúgin zugefallen; dieser aber begab sich freiwillig zu dem Herrn, wo seine Frau war. Unsere andern drei Gefährten kamen an verschiedene Herren. — Die zurückgebliebenen Unsern wollten, wie wir später erfuhren, an dem Trennungstage nach der Insel Destruction fahren, scheiterten jedoch, und verloren dabei ihre Waffen und Munition. Da beschlossen sie, sich auch zu den Kunischtschaten zu begeben, fielen aber unterwegs einem andern grausamen Stamm in die Hände, der einige bei sich behielt, einige aber später an die Kunischtschaten verkaufte.

Einen Monat später beschloß mein Herr, nach seiner andern Wohnung bei dem Kap St. Juan de Fuca zu gehen, kaufte jedoch vorher noch Herrn Bulúgin an sich, mit dem Versprechen, auch nächstens Anna Petrowna zu kaufen. Jutramaki behandelte uns sehr gut, doch Bulúgin, der sich wieder mit seiner Frau versöhnt hatte, konnte die Trennung von ihr nicht ertragen, und bat, zu dem Herrn zurückkehren zu dürfen, wo sie war, was Jutramaki auch zugab. Seit dieser Zeit änderte sich unser Schicksal, indem wir bald durch Kauf, bald durch Schenkung alle Augenblicke an einen andern Herrn kamen. Bulúgin und seiner Frau ging es sehr schlecht, da sie oft getrennt waren. Endlich erlöste sie der Tod von ihren Leiden. Anna Petrowna starb im August, ihr Gatte sechs Monate später an der Auszehrung. Anna hatte zuletzt einen so grausamen Herrn, daß er nicht einmal ihre Beerdigung erlaubte, sondern sie in den Wald zu werfen befahl.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1836.

Kurdistan und Ninive.

(Nach Rich.)

Chaldäische Christen.

Rich gibt einige interessante Nachrichten über die wenig bekannten Distrikte, welche in den Gebirgen von Kurdistan chaldäischen Christenstämmen gehören, die ihre Unabhängigkeit in der Mitte von Kurden, Persern und Türken fast gänzlich zu erhalten gewußt haben; da wo sich die Stämme jenseits der Gebirge ausgedehnt haben, sind sie unter türkische Oberherrschaft gefallen.

Den 30sten Sept. Ein Paket von Bagdad erhalten, der Tatar, der es brachte, ist derselbe Rahmet Allah Aga, der vor einigen Jahren zur Zeit der Unruhen über Amadia und Wan nach Konstantinopel ritt. Ich hatte ein langes Gespräch mit ihm über diesen Weg, der sehr interessant ist, und den vor ihm nie ein Türke gemacht hatte. Er nahm in Ankowa einen chaldäischen Dolmetscher, um sich von ihm durch die chaldäischen Stämme von Dschulamerk bringen zu lassen. Diese sind vier an der Zahl, leben in völliger Barbarei, und stehen nur dem Namen nach unter dem Fürsten von Hakkari. Sie sind nestorianische Christen, und Leute von ungewöhnlicher Größe und Stärke, und nehmen fast den ganzen Raum zwischen Amadia und Dschulamerk ein; sie bezahlen bisweilen etwas an den Fürsten von Hakkari, aber nur wenn er sie darum bittet, und nie wenn er ihnen droht. Er selbst bezahlt einen Willkomm an Abbas Mirza von Tauris. Rahmet Allah brauchte vier Tage bis Amadia, hier wollte ihn der Pascha überreden, das Unternehmen aufzugeben, aber er bestand darauf; der Pascha rieth ihm hierauf, unter Wegs Alles zu bezahlen, und alles Essen, das man ihm gebe, zu loben, denn diese christlichen Stämme seyen barbarisch und überaus reizbar; er gab ihm auch zwei des Wegs kundige Führer. Er wurde unter Wegs geplündert und seiner Waffen beraubt, und man sagte ihm, daß man ihn nur aus Achtung für den Pascha von Amadia so leicht durchkommen lasse. Er brauchte 13 Tage bis Wan. Dschulamerk ist die Hauptstadt der Provinz Hakkari, in welcher auch das Kloster Kotsch Hannes, die Residenz des chaldäischen Patriarchen oder Katholikos liegt, welcher in Kriegszeiten immer einen Flügel der Armee von Hakkari kommandirt. Der gegenwärtige Patriarch führt Schwert und Flinte trotz dem erfahrensten Räuber seiner Sekte. Die ganze Provinz ist mit steilem Gebirg und Wald bedeckt, und die Bewohner sind wilder als irgend Kurden und Araber, die der Tatar je gesehen hatte. Die Berge sind so steil, daß oft nach drei- oder vierstündigem Ritte das Dorf, das er verlassen hatte, gerade unter seinen Füßen lag. Vier Tagreisen von Amadia kam er an ein christliches Dorf, aus Balken gebaut, die Bewohner waren die wildesten der Wilden dieses Landes. Sie trugen Hüte, fast wie europäische, aus Reißgras geflochten, kennen weder Weizen noch Gerste, und bauen nur Reiß, aus dem sie Brod machen. Sie gaben ihm Honig, Nüsse und Reißbrod, die er unmäßig bezahlen mußte, aber doch pries, nach dem Rath des Pascha von Amadia, obgleich so viel Stroh und Asche als Mehl im Brod war. Einer oder zwei sprachen kurdisch, ihr Chaldäisch war dem Führer beinahe unverständlich. Sie wunderten sich über das Ansehen des Mannes, fragten ihn was er sey? Er sagte, er sey ein Osmanli, sie wußten nicht was dieß bedeute, und erklärten zum großen, aber unterdrückten Unwillen des Tataren, daß sie weder etwas vom Sultan wüßten, noch sich um ihn kümmerten. Doch wurde er hier nicht geplündert. Sie sagten ihm, sie hätten nie einen Reiter über das Gebirg kommen sehen. Am Ende kam er in Wan an, zu seiner nicht geringen Freude, denn obschon es eine kurdische Stadt ist, so schien sie ihm sehr civilisirt, in Vergleichung mit den Chaldäern; der Pascha von Wan sagte, er habe nie einen Fremden aus diesen Gebirgen kommen sehen.

Später besuchte Rich von Mosul aus das im Paschalik von Amadia liegende chaldäische Kloster Rabban Hormuzd.

Den 19ten Dec. Die Stadt Alkosch, welche gänzlich von Chaldäern bewohnt ist, lag vor uns; etwas am Gebirg hinauf, rechts von ihr, eine Meile höher im Gebirg steht in einer felsigen Schlucht das chaldäische Kloster Rabban Hormuzd, das von unserem Standpunkt aus sehr imposant aussah. Man sah nichts als ein schwerfälliges viereckiges Gebäude aus dunkelröthlichem Stein, das über dem Abhang hing wie eine Pagode von Lamas. Finstere Wolken rollten vom Gebirge fast bis auf

das Dach des Klosters herab. Wir hätten glauben können, daß wir die Welt verließen, und eine neue unbekannte Existenz anfingen, als wir uns in der Felsenschlucht fanden, die zu jenem Klostergebäude hinaufführt, die Lage schien wohlgewählt für eine finstere und abgeschiedene Frömmigkeit. Ein großer Waldbach hatte ungeheure Felsenblöcke in das Thal gerollt, wir ritten an seinem Ufer hin, und fanden uns um eilf Uhr an dem Eingang der Schlucht, auf einem rauhen und steinigen Wege. Die Schlucht dehnte sich dann aus, und bildete ein weites Amphitheater von Felsen, auf deren halber Höhe das Kloster liegt. Der Weg wird erst gegen das Ende sehr steil. Das Gebäude, das wie von fern gesehen hatten, ist die Kirche, oder vielmehr mehrere Kirchen. Das ganze Amphitheater von oben bis unten ist von zahllosen kleinen Höhlen und Grotten durchlöchert, von denen die in der Nähe der Kirchen und an Felsen über ihnen hin von den Mönchen bewohnt werden, deren Zahl etwa fünfzig ist, von denen jedoch nur vier oder fünf Priester sind. Jeder Mönch hat eine abgesonderte Celle, welche durch kleine Terrassen mit den übrigen in Verbindung steht. Die Kirche steht auf einer Platte, welche über den Abgrund hervorragt; sie wird gegenwärtig fast ganz neu aufgebaut, und es ist nur wenig von dem alten Bau übrig.

(Schluß folgt.)

Seezüge.

1. Angriff auf ein Sklavenschiff.

(Schluß.)

Lieutenant Sprawl war indeß auf ein Geräusch innerhalb des Hauses aufmerksam gemacht worden. „Holla, Jungens," rief er mit einer Donnerstimme, „umringt das Haus und schießt jeden nieder, der zu entspringen versucht. Diese Worte schienen den schwarzen Schläfer aufzuscheuchen; er raffte sich hastig auf und taumelte einige Schritte gegen den Saum des Waldes zu, wo wir einen merkwürdigen Gegenstand erblickten — einen Fetisch-Tempel nämlich, aus einem auf vier Bambusstämmen ruhenden, etwa 10 Fuß ins Gevierte haltenden Schuppen bestehend. Der Rand des Daches war etwa zehn Fuß vom Boden entfernt, und ungefähr drei Fuß tiefer unten saß ein scheußliches Götzenbild auf einer Art Platform. Es war eine runde dickbauchige, etwa drei Fuß hohe hölzerne Figur mit einem ungeheuren Kopf, einem Munde, der von einem Ohr bis zum andern reichte, und mit verhältnißmäßig sehr kleinen und dünnen Armen und Beinen. Ein Menschenschädel, aus dem das Gehirn genommen war, an dem das Fleisch des Gesichtes und ein Theil der Haare sich noch befanden, der Unterkiefer aber weggerissen war, hing um den Hals des abscheulichen Götzen. Am Boden lag ein Haufe dampfender weißer Asche, aus welchem einige Menschengebeine hervorragten. Der ganze Raum rund um diesen Haufen, so wie auch die Pfosten, welche das Dach trugen, waren mit Blut bespritzt.

„Nun," sagte ich zu dem Schwarzen, „laßt uns ins Haus!" Der Neger, der bei seinem Versuch zu fliehen der Länge nach hingefallen war, schaute mich starr an. Ich nahm den Säbel eines Midshipman und holte, um meiner wiederholten Forderung Nachdruck zu geben, gewaltig aus; dieß öffnete dem Trunkenbold den Mund. „Halt! Massa," rief er, ich bin der Sergeant Quacco von dem — westindischen Regiment, und kein wilder Neger dieses Landes. Lange lebe König Georg!"

Unsere Leute hatten inzwischen die Thür von der uns entgegengesetzten Seite des Hauses gesprengt, und ihr Geschrei verrieth, daß sie im Innern desselben etwas gefunden hatten. Dieß schien unsern neuen Freund plötzlich ganz nüchtern zu machen. „Ach, jetzt ist Alles am Tage!" rief er aus, „ruft eure Leute zurück, meine Herrn." Pistolenschüsse, Waffengeklirr und lautes Geschrei, spanisch und englisch durch einander, ließ sich jetzt hören.

„Was steckt im Haus?" rief Lanyard; wen hast du da verborgen?" — „Wie Teufel kann ich das sagen," stammelte der Neger, der sich inzwischen wieder auf seinen Sessel geworfen hatte, und jetzt hastig aufsprang, um zu entfliehen, von mir aber aufgehalten wurde.

„Jetzt, du Schurke," sagte ich, „bekenne, oder ich renne dir den Degen durch den Leib." — „Ach ja, ich will Alles gestehn, ächzte der Schwarze, „die Mannschaft von der verdammten Polakre ist drinn, sammt ihren 150 Sklaven. Verbrennt sie oder haut sie nieder, ganz nach eurem Gefallen, nur thut mir nichts zu Leide, Massa."

Meine Aufmerksamkeit wurde jetzt durch den immer stärker werdenden Lärm in dem scheunenartigen Gebäude angezogen. Lieutenant Sprawl rief Alles herbei, und um dieser Aufforderung zu genügen, ließen mich die beiden Matrosen, die den Neger bis jetzt bewacht hatten, mit diesem allein, und eilten auf die entgegengesetzte Seite des Hauses. Der Schwarze blickte mich durchdringend an, als ob er meine magere, unansehnliche Figur mit seinen riesigen Körperverhältnissen vergleichen wolle; ich zog daher, um auf jeden Fall gerüstet zu seyn, eine Pistole aus dem Gürtel und hielt sie fest in der rechten Hand. Der Neger sah sich in diesem Augenblick rasch nach allen Seiten um, drehte dann schnell einen Fuß aus der Bank, auf der er gesessen hatte, und führte einen Schlag nach mir, der, wenn ich ihm nicht ausgewichen wäre, den Kopf zerschmettert haben würde, so aber nur die linke Schulter einmal ziemlich heftig traf. Rasch drückte ich meine Pistole ab und schoß ihn durch den rechten Arm, daß er brüllend zu Boden stürzte. Eine Thür an der Seite des Gebäudes, auf welcher ich mich befand, sprang in diesem Augenblick auf, und heraus stürzten fünf Weiße — augenscheinlich Leute von der Mannschaft der Polakre — von einigen der Unsrigen verfolgt. So schwach ich war, trat ich doch dem Vordersten entgegen, der überrascht auch auf dieser Seite auf einen Feind zu stoßen, augenblicklich die Waffen wegwarf. Das Feuer, das man in das Gebäude geworfen hatte, griff immer mehr um sich; Rauchwolken brachen aus dem Dach hervor, und das Geschrei innerhalb wurde immer lauter, als jetzt unsere Leute, den furchtbaren Sprawl an der Spitze, herauskamen.

Das Geschrei wurde inzwischen immer heftiger. „Heiliger Gott," rief Sprawl, als er seine Leute vor der Gluth zurückweichen sah, „was ist zu thun, die armen Menschen verbrennen lebendig." — Er stand in diesem Augenblick mitten auf dem freien Platz, mit etwa 11 Mann um sich versammelt, denn die übrigen waren theils mit vergeblichen Versuchen zum Löschen, theils mit Bewachen der Gefangenen beschäftigt. Das Gekreisch wurde immer stärker, und es war, als ob Weiber und Kinder irgend wo eingesperrt wären. „Kinder," rief Sprawl, „dort sind Weiber und Kinder am Verbrennen, folgt mir." — Er sprach zu brittischen Seeleuten, denen er nichts weiter zu sagen brauchte. Alle folgten ihrem edelmüthigen Anführer, um hülflose Geschöpfe dem Flammentode zu entreißen. Einige Minuten später stürzten etwa ein Dutzend Weiber aus dem brennenden Haus, mit vorgebogenem Leibe und den nackten Armen, die hülflosen Kinder gegen die umherspringenden Funken zu schützen. Die wackern Matrosen thaten was sie konnten, um auch die übrigen zu retten, aber vergebens, viele wurden ein Opfer der Flamme.

Ungefähr 50 Menschen, größtentheils Weiber, waren gerettet, und standen mitten auf dem freien Platz, während noch mehrere Spanier, die man längst erstickt oder verbrannt glaubte, aus dem brennenden Gebäude herausstürzten und sämmtlich in die Wälder entflohen, bis auf die fünf, welche wir gefangen hielten. Es waren tüchtige trotzige Bursche, die auf jede Frage nach dem Namen und Charakter ihres Schiffs antworteten: „Unser Schiff? wo ist es jetzt? doch ihr seyd auf keinen Fall besser daran."

Während wir so mit unsern Gefangenen und dem Diebshehler Gnacco, der wie todt dalag, uns beschäftigten, hörten wir plötzlich einige Schüsse aus der Gegend, wo unsere Boote lagen. Alles war augenblicklich still und lauschte nach der Gegend hin, aus der der Schall kam. Jetzt ward in ein Horn gestoßen — kurz darauf ertönte ein anderes, und nun erhob sich ein wildes Geschrei, von Musketenschüssen unterbrochen, woraus wir deutlich unterscheiden konnten, daß die Bedeckung unserer Boote angegriffen worden war. Beim Abfeuern des ersten Schusses hob Gnacco den Kopf ängstlich empor und horchte, als er aber sah, daß ich ihn beobachtete, blieb er sogleich wieder unbeweglich; kaum aber ertönte das Negerhorn, so sprang er auf, und hatte ehe wir es uns versahen, den Saum des Waldes erreicht, blieb jedoch hier unschlüssig stehen und lauschte. Einer unserer Leute schoß nach ihm, fehlte ihn aber, und nun stürzte Gnacco auf den Tempel zu und klammerte sich an eine der Säulen des Gerüstes, welches das Götzenbild trug. Ein zweiter Schuß folgte, durch den der Fetisch auf seinen Verehrer herabgestürzt wurde, der ihn bei den Füßen ergriff, ihn rund um das Haupt im Kreise drehte, damit denjenigen unserer Leute zu Boden warf, der ihm der nächste war, und dann auf einem der vielen Pfade, die der Wald ihm bot, entsprang.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," rief Lieutenant Sprawl, „haltet euch zusammen. Die Gefangenen voraus, und thut mir keinen Schuß umsonst." — Das Feuern hatte inzwischen nachgelassen, das Geschrei ertönte noch immer fort, und ward stärker je näher wir kamen. Wir erreichten jetzt unsern ersten Kampfplatz. Heiliger Gott, wie sah es da aus; wilde Hunde zerfleischten die Leichname der Erschlagenen und im Schlamme lagen sogar noch zwei lebende schwer verwundete Spanier, denen wir gern beigesprungen wären, hätte nicht die gebieterische Pflicht der Selbsterhaltung uns vorwärts getrieben.

Während wir alle nach und nach wieder über den Verhau kletterten, wurde das Schießen und das Geschrei in der Richtung der Boote immer heftiger. Wir eilten so schnell als möglich vorwärts, und befanden uns bald auf dem neuen Schlachtfeld. Die Boote waren mit den zu ihrer Bewachung zurückgelassenen Leuten angefüllt, doch saßen sie noch immer auf dem Grund, obschon die Fluth zu steigen begann. Augenscheinlich hatten sie die verzweifeltsten Versuche gemacht, um flott zu werden, denn alle waren bis zum Gürtel herauf mit Schlamm bedeckt. Vier Spanier feuerten auf sie, und unweit von diesen standen gegen hundert und fünfzig nackte Neger, von denen etwa ein halbes Dutzend aus verrosteten Musketen schossen, während die Uebrigen Lanzen warfen und Gesträuch abhieben und es in den Kriek warfen, um die Boote aufzuhalten. Zwei von den schwarzen Teufeln bliesen auf Ochsenhörnern und sechs oder sieben lagen, von den wohlgezielten Schüssen unserer Leute getroffen am Boden.

„Voran, Master Sprawl," rief jetzt der Midshipman im Boote, „voran, oder wir sind verloren, denn unsere Munition ist fast verschossen." — Ein kräftiger Angriff von unserer Seite trieb die Neger sammt ihren weißen Anführern in das Gebüsch zurück, bei welcher Gelegenheit wir noch drei Spanier und sieben Schwarze gefangen nahmen. Als unser Zweck erreicht war, machten wir Halt, nachdem Sprawl noch Befehl gegeben hatte, uns sogleich zu benachrichtigen, wenn die Boote flott seyen. Viele von uns fielen, ermüdet wie sie waren, in tiefen Schlaf, und Alles blieb, einzelne Schüsse ausgenommen, eine Zeit lang ruhig, als der Mann, den wir als Wache ausgestellt hatten, schnell herbeikam und berichtete, daß die Boote zwar flott seyen, daß aber ein großes Kanot mit wenigstens fünfzig Mann an Bord den Kriek herauf wolle.

„Teufel," sagte Sprawl, „ist denn dieser verfluchte Winkel noch nicht rein." — Rasch stand er auf und befahl die Verwundeten voranszusenden, während er mit den übrigen die Nachhut decken wolle. Sobald wir unsern Rückzug antraten, wurden die Hörner und Trommeln wieder laut, ein Zeichen, daß man unsere Bewegungen bewachte. Schon war alle Mannschaft eingeschifft, bis auf einen armen verwundeten Burschen, als auch die Neger wieder aus dem Gebüsch kamen, augenscheinlich in der Absicht uns nochmals anzugreifen. Ich rief dem Burschen zu, zu eilen, als die vier gefangenen Spanier, welche sich bereits an Bord befanden, den Aufenthalt benützten, aus den Booten sprangen, und sich bemühten, das Ufer zu erreichen, obschon sie bis an den Gürtel im Schlamm versanken. Dieß war das Signal zum allgemeinen Hervorbrechen des Negerhaufens und der übrigen Spanier. Der arme Bursche, der noch am Ufer zurück war, raffte sich voll Todesangst auf, wurde jedoch von einem Schwarzen um die Mitte des Leibes gepackt,

während ein Anderer ihn bei den Haaren ergriff und mit dem Messer den Kopf abschnitt.

Nach vieler Anstrengung gewannen wir endlich die Mündung des Krihks, wo wir das bereits erwähnte Kanot beschäftigt fanden, in den engen Kanal einzulaufen; es war über 60 Fuß lang und mit 40 Rudern, 20 auf jeder Seite, versehen. Ein alter weißhaariger Neger, mit den tättowirten Abzeichen einer hohen Würde im Gesicht, saß mitten im Fahrzeng; offenbar hielt er uns für Sklavenhändler, denn er rief uns an und deutete auf seine Ladung im Kanot. Wir hielten uns jedoch nicht auf, sondern ruderten eifrig vorwärts, so daß wir uns um 5 Uhr Abends abermals an Bord der Felukke befanden. Unser Verlust war bedeutend gewesen, denn sieben wurden vermißt, von denen fünf, wie ich gewiß wußte, geblieben waren, und vierzehn waren verwundet, worunter einige sehr gefährlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nordlicht am Ende Aprils.

Ein englischer Naturforscher, der sich mit R unterzeichnete, schrieb an das Athenäum nachstehenden Brief über ein Nordlicht am 22sten April d. J.: Die Erscheinung eines Nordlichts wäre selbst in den südlichen Theilen Englands von geringer Wichtigkeit für die meteorologische Wissenschaft, da sie in den letzten Jahren nicht selten gewesen sind, aber ein solcher Besuch in dieser späten Jahreszeit ist aller Aufmerksamkeit der Meteorologen werth. Ich beobachtete es zuerst kurz nach zehn Uhr Abends, und es verbreitete sich und leuchtete bis ein Viertel nach eilf. Das ganze Phänomen war indeß nicht halb so großartig weder hinsichtlich der Dauer, noch des Glanzes, als das, welches ich im Herbst vorigen Jahres beobachtete, es sind indeß zwei auffallende Umstände dabei zu beobachten, die es so merkwürdig machen als andere, die sich viel glanzvoller zeigten. Erstens trat es, glaube ich, später im Jahre ein, als je sonst eines, zweitens ereignete es sich in einer nassen Jahreszeit, ganz gegen die sonstige Art, wo es trocknes und kaltes Wetter anzeigt. Ich kann nicht umhin meine Ansicht über das Phänomen überhaupt hier zu wiederholen, nämlich daß das Nordlicht eine besondere Art von verdichteten Dünsten ist, seiner Natur nach den Sternschnuppen ähnlich, der Einwirkung der Hitze abgeneigt, aber stets von dem Einfluß der Sonne abhängig. Etwas Aehnliches, obwohl in unendlich vergrößertem Maßstabe, ist der Saturnusring, der einem ganzen Planeten leuchtet, während das Nordlicht nur einem Theile des unsrigen Helle gewährt.

Schiffbruch des russischen Schiffes St. Nicolai an der Nordwestküste Amerika's.

(Schluß.)

Ich verlebte die längste Zeit meiner Gefangenschaft bei dem guten Jutramaki, dessen Gunst ich mir so viel wie möglich zu erhalten suchte. Die Kolinschen sind unwissend wie die Kinder, und ich benutzte diese Unwissenheit, mir ihre Liebe und Achtung zu erwerben, indem ich ihnen allerlei Kleinigkeiten verfertigte. So z. B. erstaunten sie sehr, als ich an dünnen Thiersehnen einen Papierdrachen steigen ließ, und glaubten, daß ich damit die Sonne erreichen könnte. Einen großen Dienst leistete ich aber meinem Herrn durch die Verfertigung von einer Nachtwächter-Schnurre, durch die er im Kriege vermittelst gewisser Signale kommandiren und Zeichen geben könne. Dieß Instrument erwarb mir ungeheuren Ruhm, und man hielt mich für ein Genie, wie es nicht viele in Rußland geben könnte.

Im September zogen wir in die Winterquartiere, weiter von dem genannten Kap hinauf, wo ich mir für mich allein eine Erdhütte erbaute. Meine Beschäftigung bestand im Herbst in der Vögeljagd; im Winter machte ich hölzernes Geschirr für meinen Wirth und zum Verkauf, wozu ich mir aus Nägeln einen Hobel geschmiedet hatte. Die Wilden, über meine Kunst erstaunt, beschlossen in einer großen Versammlung, einen so geschickten Mann, wie mich, zum Toën, oder Aeltesten, zu ernennen, worauf ich auch als solcher behandelt wurde. Verwunderung erregte es bei ihnen, wie Bulägin, der von diesen kleinen Künsten nichts verstand, unser Anführer hätte seyn können.

In diesem Winter trat ein großer Nahrungsmangel ein, so daß man für zehn gedörrte Lachse einen Biber zahlte. Bei einigen Aeltesten herrschte vollkommene Hungersnoth, von welchen aus dieser Ursache drei der Unsern, Pjetuchow, Schudin und Sujew, zu mir entflohen und von meinem Herrn ernährt wurden. Als man sie von mir später zurückforderte, erklärte ich kraft meiner Toën-Würde, daß ich sie nur herausgebe, wenn sie gut behandelt und ernährt würden.

Im März zogen wir wieder in unser Sommerdorf, wo ich eine große gegen die Seeseite mit Schießscharten versehene Erdbefestigung erbaute, die meinen Ruhm bis in die entfernten Stämme verbreitete. — Endlich erhörte Gott unsere heißen Gebete um Befreiung, indem am Morgen des 6ten Mai die amerikanische Brick Lydia, geführt vom Kapitän Brown, am Ufer vor Anker ging. Ich begab mich sogleich mit meinem Herrn an Bord, und fand dort einen unserer verlornen Gefährten, Walgussow, den der Kapitän am Columbia-Flusse losgekauft hatte. Als Kapitän Brown unser Unglück erfahren, trug er meinem Herrn, Jumatraki, auf, seinen Landsleuten zu befehlen, alle gefangenen Russen herzubringen, die er loskaufen wolle. Demzufolge ging Jumatraki ans Land, ich blieb auf der Brick.

Unter uns hatte sich auch ein Engländer, Namens John Williams, befunden; diesen brachten die Wilden am andern Tage, und verlangten für ihn, so wie für jeden von uns: zehn Ellen Tuch, eine Schlosserfeile, zwei Messer, einen Spiegel, fünf Päckchen Pulver und fünf Säckchen Schrot, was man ihnen zugestand. Für Bolotow, Kurmatschew und Schudin aber verlangten sie mehr als für uns Andere zusammen. — Da sie von dieser unsinnigen Forderung nicht abließen, behielt Kapitän Brown einen Toen, den Bruder des Herrn, der unsere drei genannten Gefährten besaß, zurück, mit der Erklärung, ihn zu tödten, wenn man nicht alle Russen zu dem obenbemerkten Preise ausliefere. Am andern Tage bequemten sich die Wilden dazu, und Kapitän Brown kaufte demnach dreizehn Personen frei. Sieben von den Unsern waren in der Gefangenschaft gestorben, einer, nämlich Kotelnikow, der an entfernte Völker verkauft war, blieb bei ihnen, und ein Anderer, ein Aleute, ward fast um dieselbe Zeit am Columbia-Flusse durch das amerikanische Schiff Merkur, befehligt vom Kapitän Yars, losgekauft.

Am 10ten Mai gingen wir in See, besuchten des Handels wegen noch mehrere Häfen und kamen nach fast zweijähriger Abwesenheit glücklich am 9ten Junius in Neu-Archangelsk an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.)

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1836.

Seezüge.

8. Zerstörung des Sklavenschiffs.

Das Erste was wir thaten war, daß wir außer Kanonenschußweite von der Batterie flußabwärts fuhren, und dann am jenseitigen Ufer abermals Anker warfen. Gegen 6 Uhr Abends hatte sich das wilde Geschrei gelegt, und ein einzelner Ruf aus dem dichten Gebüsch verkündete nur dann und wann noch die Nähe unserer gefährlichen Nachbarn, während eine dicke Rauchsäule von den Ruinen des niedergebrannten Hauses zu dem ruhigen Abendhimmel emporwirbelte. An beiden Ufern des Flusses stiegen jetzt dünne graue Nebel auf, die sich von beiden Seiten einander immer näher schoben, bis sie in der Mitte fast zusammentrafen, so daß es aussah, als wäre der mächtige Strom in ein enges Bett zusammengedrängt worden. Wohl noch eine Stunde lang nahm der Nebel zu, bis er endlich wie Wollenflocken aussah, und als er am dichtesten war, stieg er nach und nach empor, bis das Gebüsch zu beiden Seiten wie durch einen dünnen Schleier sichtbar wurde. und zog sich dann landeinwärts. Der glänzende Abendstern blickte jetzt freundlich auf uns herab, aber wir sollten uns dieser reinen Atmosphäre nicht lange erfreuen, denn ein noch dichterer Nebel zog sich den Fluß herab, der, als er bis auf Kabelslänge zu uns heran gekommen war, stationär wurde, und, von dem Abendwind bewegt, die Luft umher vergiftete.

Die Sonne sank glühend roth hinter dem Nebelschleier hinab, und Mannschaft und Offiziers machten sich es nach einem so beschwerlichen Tage so bequem als möglich. Unsere Verwundeten waren gut versorgt, da wir einen geschickten Chirurgen bei uns hatten, und meine eigene Wunde machte mir außer dem Verband nur wenig Beschwerde. Sprawl, Lanyard und ich zogen uns in die kleine Kajüte zurück, und nachdem alle in unserer Lage nöthigen Vorsichtsmaßregel getroffen worden waren, setzten wir uns zu unserm Nachtmahl. Der Mond war inzwischen heraufgestiegen und warf einen langen zitternden Silberstreif auf den Spiegel des leicht bewegten Flusses, und der Rauch aus den Ruinen wurde, je mehr die Nacht hereinbrach, immer feuriger.

„Kommt," sagte ich, „begeben wir uns zur Ruhe, denn auch die Wilden am Ufer scheinen zu schlafen." — Kaum waren jedoch diese Worte aus meinem Munde, als plötzlich eine hell leuchtende Flamme, wie von einem Haufen dürren Reisigs aufloderte, und Hörner, Trommeln und wildes Geschrei sich in der Ferne hören ließen. „Da wird irgend ein heilloser Fetischdienst begangen," sagte ich. — Aergerlich wendete ich mich ab, und dem aufsteigenden Monde zu, als plötzlich ein kleines Kanot mit zwei dunklen Figuren darin aus der Dunkelheit hervorkam, über den glänzenden Streif schwamm, den das Licht des Mondes auf das Wasser warf, und dann in der Finsterniß verschwand.

„Saht ihr das?" fragte ich Sprawl, der mit seiner Cigarre neben mir stand; er bejahte. Ich heftete meinen Blick fest auf den Punkt, wo das Kanot verschwunden war, aber nichts war zu sehen, Alles blieb ruhig und still; ja sogar der Lärm am Ufer hatte sich gelegt. Die Mannschaft der Felukke hatte sich um ein prasselndes Feuer gelagert, und war beschäftigt sich von dem inzwischen zu festem Thon gewordenen Schlamm zu reinigen, der manchem das Aussehen einer Gypsfigur gab.

Ich war inzwischen mit Lanyard und Sprawl zu den Verwundeten hinabgestiegen, wo ich mich eine Zeit lang mit einem schottischen Korporal unterhielt, als der plötzliche Ruf der Schildwache auf dem Verdeck unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir stiegen geschwind die Treppe hinan, und als wir auf das Verdeck kamen, erfuhren wir, daß man uns in der Richtung des Hintertheils des Schiffes vom Wasser aus angerufen habe, doch nicht unterscheiden könne, von wem die Stimme komme. Wir strengten unsere Sehnerven möglichst an, konnten aber ebenfalls nichts erkennen, doch hörten wir das Plätschern eines Ruders und bald darauf eine Stimme, welche in gebrochenem Englisch rief: „Ach die Strömung, die Strömung! ich kann sie nicht gewältigen; setzt ein Boot aus, Massa, um mich aufzunehmen." — „Mein guter Mann," erwiderte Lanyard, „sieh wie du zurecht kommst, denn ein Boot kann nicht eher ausgesetzt werden, als bis wir uns überzeugen wer du bist."

Die Ruderschläge wurden jetzt heftiger, und endlich kam ein Dory, wie man es in Westindien nennt, oder kleines Kanot,

aus dem Nebel zum Vorschein, in welchem eine schwarze Figur im Hintertheil emsig ruderte, und eine andere im Bug saß. Endlich legte das Kanot an der Jolle bei, und wer stieg an Bord? — kein anderer Mensch als der Diebshehler, der Sergeant Guacco. Er nahm von keinem von uns Notiz, sondern sagte in einem afrikanischen Dialekt etwas zu der noch im Kanot sitzenden Figur, worauf diese ihm einen Gegenstand reichte, der mir ein Holzblock zu seyn schien, und den er sorgfältig bei Seite legte. Dann rief er der Person in seinem Kanot zu, heraufzukommen, und an Bord stieg — ein junges hübsches Eboe-Weib.

„Nun, Kapitän," sagte Guacco in seinem gebrochenen Englisch, „wollt ihr nicht die Güte haben, mein Kanot heraufziehen zu lassen."

„Und warum sollte ich das thun?" antwortete der Lieutenant, über die Unverschämtheit des Schwarzen erstaunt. „Ich hätte vielmehr Lust, euch für euer Benehmen von diesem Morgen über Bord werfen zu lassen." — „Benehmen? ich weiß nicht was ihr wollt; aber so viel weiß ich, daß ihr, wenn ihr in die Klemme geriethet, es verdient habt."

Die Röthe des Zorns stieg dem Lieutenant ins Gesicht, doch konnte er nicht umhin, über diese allen Glauben übersteigende Unverschämtheit zu lachen. Er gab dem Quartiermeister den Auftrag, den Schwarzen mit seinem Weibe wohl zu bewachen, und begab sich dann nebst mir in die Kajüte. Kaum hatten wir es uns hier bei einem Glase Grog etwas bequem gemacht, als auch Guacco schon hereintrat. Er war, mit Ausnahme einer rothen Binde um den Leib, ganz nackt, hatte Sandalen von ungegerbtem Leder an den Füßen, und über die Schultern hing eine schwarze Ueberhängkuppel mit einem verrosteten Bajonett ohne Scheide herab; Brust und Arme waren auf phantastische Weise tättowirt und die Zeichnungen mit Pulver oder Indigo eingerieben. Auf dem Kopf trug er einen alten militärischen Tschako und in der Hand ein dickes, sehr langes Rohr. „Holla, Stewart!" rief der Lieutenant, „was ist das für Manier, daß ihr den Wilden da zu uns hereinlaßt? Und du sauberer Bursche," fuhr er zu Guacco gewendet fort, „packe dich, wenn deine Knochen dir lieb sind."

„Massa, Massa," erwiderte der Schwarze, „'s ist dir ein Leichtes mich über Bord werfen zu lassen — aber höre mich zuvor ein wenig an, und ich bin gewiß, du selbst wirst meine Entschuldigung gelten lassen. Man soll nicht richten, wenn das Blut in Wallung ist, drum höre mich und dann erwäge." — Der gutherzige Lieutenant war betroffen, und der Schwarze, der ihm das ansehen mochte, hub an: „Massa, hast du ein Weib?" — „Nein." — „Aber Massa, du kannst dir wohl vorstellen, wie einem zu Muth ist, wenn man eines hat?" — der Lieutenant nickte, und nun entwarf Guacco in seiner gebrochenen Sprache eine Schilderung seines Hausstandes und seiner Glückseligkeit, und gab uns zu bedenken, wie es uns gefallen würde, wenn wir, nach guter Mahlzeit und gutem Trunk, vor unserm Haus der Ruhe genießend, dieses plötzlich in Flammen aufgehen sähen. „Dann," fuhr er fort, „waren auch die Neger mein Eigenthum, für die ich 200 Dublonen und 500 Stück gewürfeltes Zeug von dem spanischen Kapitän bekommen hätte. Diese Neger habt ihr nun, um sie vor dem Elend auf Havannah zu bewahren, in die himmlischen Freuden eingehen lassen." Hier fing er bitterlich zu weinen an.

„Aber was führte euch denn zu uns?" fragte ich nach einer langen Pause. — „Die Furcht vor dem Tode," war die Antwort, „denn die verrückten Schwarzen bildeten sich ein, ich sey Schuld an dem Angriff und mit euch verstanden. Mein Weib suchte mich auf, wo ich mich verborgen hatte, und sagte: alter William, heute ist es um deinen Hals geschehen; da machte ich den Kanot los, und nun steht Sergeant Guacco vor euch, bereit dem König noch einmal zu dienen. Gott erhalte den König."

(Fortsetzung folgt.)

Kurdistan und Ninive.

Chaldäische Christen.

(Schluß.)

„Wir kamen gegen Mittag an, und wurden in einem hohen Zimmer, einer Art Sakristei, logirt, unsere Leute nahmen verschiedene Grotten ein, und unsere Pferde wurden ins Dorf zurückgeschickt. Nachmittags ging ich in die Vesper, die Kongregation dieser furchtbar aussehenden, bäurischen Mönche, und die Einfachheit und die Dunkelheit der Kirche, welche nur aus einem engen Gewölbe besteht, das sein einziges Licht durch einen kleinen Dom erhält, erinnerte mich an die Oede von St. Saba. Die Mönche sind nicht weniger thebaisch in ihrem Aussehen, in ihren groben Kutten von dunkler Farbe, blau oder schwarz, mit einem gemeinen arabischen Mantel darüber. Ihr Kopf ist mit einer kleinen braunen Filzkappe bedeckt, und mit einem schwarzen Tuch umwunden, die Priester sind etwas besser gekleidet, schwarz mit Turbanen gleicher Farbe. Die Mönche sind Leute aus allen Handwerkern, Weber, Schneider, Schmiede, Maurer, Tischler u. s. w., so daß alle Bedürfnisse des Klosters von ihnen verfertigt werden. Ihre Bedürfnisse sind freilich nicht groß, sie sind von dem Orden des heiligen Antonius, und sehr streng in ihrer Regel, und essen nie Fleisch, außer Ostern und Weihnachten, oder wenn ihnen ihre Freunde bisweilen ein Stück bringen, aber das Kloster gibt ihnen sonst im Jahre keines. Ihre tägliche Nahrung besteht aus Brod und gekochtem Weizen, und auch sie ist nur spärlich; Wein und geistige Getränke sind verboten, und nur der Schatzmeister darf Geld berühren.

„Die Mönche leben getrennt von einander in ihren Zellen, wenn sie nicht arbeiten, und dürfen nicht mit einander reden. Eine Glocke ruft sie mehrmals täglich zum Gebet, eben so versammeln sie sich um Mitternacht, bei Tagesanbruch und bei Sonnenuntergang in der Kirche; nach dem letztern begeben sie sich ohne Licht und Feuer in ihre Zellen. Einige von diesen sind weit entfernt, hoch oben am Felsen, vereinzelt, und oft sogar bei Tage schwer zugänglich, wie viel mehr in dunkeln

und stürmischen Nächten. Sie sind von wilden und räuberischen Kurden umringt, welche sie leicht einzeln überfallen und ermorden könnten, ohne daß man ihren Nothruf hörte, aber ihre Armuth schützt sie gegen solche Gefahren. Es sind einige junge Männer unter ihnen, welche uns sagten, daß sie sich aus Ueberdruß von der Welt abgesondert hätten, und in dieser Wüste und ihren Bußübungen Ruhe suchten. Ihr Ansehen verrieth jedoch weder Glück noch Gesundheit, und man sagte uns, daß sie kein hohes Alter erreichen.

Den 20sten Dec. „Der Abt, welcher abwesend gewesen war, kam in der Nacht zurück, und besuchte mich diesen Morgen. Er ist aus Mardin, hat unter meinem Freund Monsignore Agostino, Patriarchen in Diarbekr, studirt, und spricht leidlich türkisch. Er machte mir einen sehr vortheilhaften Eindruck. Als er vor zwölf Jahren zum Abt ernannt wurde, fand er das Kloster fast ganz in Ruinen, er ist jetzt beschäftigt, die Kirchen wieder herzustellen. Die hauptsächlichste ist natürlich St. Hormuzd geweiht, die andere den vier Evangelisten, und eine im obern Stock befindliche den Engeln. Sie sind Alle unter Einem Dache; das Bauen kostet ihn nur wenig, da die Mönche die Handwerker sind, und das Gebirg rings herum treffliche Steine liefert. Ein chaldäischer Maurermeister von Mosul leitet gratis die Arbeiten, und kleine Artikel wie Farben, Glas, Holz u. s. w. werden von frommen Seelen geschenkt.

„Das Kloster ist von Tomarsa, Patriarchen von Seleucia gestiftet, er war n. Ch. 582—96 der vierte chaldäische Patriarch, ehe die Sekte nestorianisch wurde. Hormuzd war der Sohn eines Königs von Persien, und lebte vor der Verfolgung von Jezdedschird. Er ist ein Märtyrer, und sein Leichnam wurde aus Persien hieher gebracht; er ist jetzt der große Nationalheilige der Chaldäer und Nestorianer. Die Menge der Höhlen und Grotten in dem Felsen-Amphitheater ist unglaublich. Ein Erdbeben füllte ihrer viele an, oder warf sie zusammen, und das Verwittern des Gebirgs macht viele verschwinden. Die Mönche sagen, sie fänden ihrer oft neue wenn sie Schutt aufräumen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Erbauer der Kirche diese zahllose Menge Cellen an allen Theilen des Felsen hier ausgehauen haben, dennoch ist ganz unzweifelhaft, daß die größere Zahl derselben von Menschenhand ausgehöhlt ist. Sie können nicht durch Steinbrechen entstanden seyn, da die engen Oeffnungen und kleinen Fenster, welche manche haben, diese Vermuthung nicht zulassen. Einige, welche ich besuchte, hatten zwei Nischen mit einer Art steinerner Betten in Vertiefung, gerade wie die in Kifri, als ob sie zur Aufnahme von Leichnamen bestimmt gewesen wären. Vielleicht haben sie zu einer Zeit alle dazu gedient, und dieses Amphitheater ist nichts als ein kolossales Dakhmeh, oder Begräbnißstätte der alten Perser.

„Einig der verlornen syrischen oder chaldäischen Manuscripte würden wahrscheinlich Licht auf diesen Punkt geworfen haben. Das Kloster besaß früher 500 alte Handschriften in Estrangelo auf Pergament geschrieben, aber sie wurden zusammen in ein altes Gewölbe am Fuß des Felsen geworfen, das zum Theil von dem Gebirgsbach weggerissen worden ist, wobei die Bücher vom Wasser verdorben, und daher als nutzlos zerrissen und herumgeworfen wurden. Man zeigte mir einzelne Blätter, welche von hohem Alter waren. Manuscripte verschwinden schnell im Orient, und es ist die Pflicht jedes Reisenden, so viele als möglich derselben der Zerstörung zu entreißen. Ich schickte heute Minas Aga ab, um nach Büchern in Alkosch zu sehen, und er brachte mir glücklicherweise ein chaldäisches neues Testament von hohem Alter zurück, das sehr vernachlässigt worden war, und bald ganz zerfallen wäre.

Den 21sten Dec. „Da ich meine Absicht erreicht hatte, beschloß ich das Kloster zu verlassen; ich hätte mit Vergnügen noch lange da bleiben können, denn ich werde nicht bald wieder eine solche Ruhestätte finden, und ich fange an mich nach Ruhe zu sehnen, und wäre es die eines Klosters. Ich suchte mir eine Stelle, wo ich das Kloster zeichnen konnte, während dieser Zeit widerhallten die Felsen von den Stimmen unserer Leute, und dem Wiehern unserer Pferde. Diese Töne starben nach und nach ab, als die Reiter einer nach dem andern die Schlucht hinabritten, und zuletzt war das Kloster wieder in seine ursprüngliche Einsamkeit gehüllt. Man hörte keinen Laut, und sah kein Zeichen von Leben, als einige Mönchsgestalten, welche von ihren Cellen herabsahen, die wie Adlernester über dem Abgrund hingen. Ich stieg endlich auch zu Pferde, und gegen Mittag traten wir aus der Schlucht in die Ebene, während die Felsen von den Noten eines englischen Marsches auf der Trompete widerhallten. Es schien mir, ich habe die Stille der Ruhe verlassen, und sey wieder in die Welt mit ihrem Lärm und ihren Sorgen getreten. Ein große Menge chaldäischer Bauern aus der Umgegend hatte sich versammelt uns anzugaffen. Sie waren nicht gewohnt, Christen von Rang zu sehen, und schienen über den Anblick erfreut. Die Bewohner von Alkosch sind eine Race die vielen Unabhängigkeitsgeist gezeigt hat, sie können etwa 400 Mann mit Flinten aufstellen."

Rich kehrte nun auf dem Tigris nach Bagdad zurück, und sah unter Wegs, ohne sie untersuchen zu können, zahllose babylonische, sassanidische und arabische Ruinen. Er wurde nach Bombay abgerufen, reiste nach Abuschir, wo er auf Depeschen von Konstantinopel warten mußte, und um der tödtlichen Hitze des persischen Golfs zu entgehen, eine Reise nach Schiras und Persepolis machte: in Schiras brach zu dieser Zeit die Cholera aus, welche damals von Indien gegen Westen im Anzug war, der Gouverneur und alle Großen verließen die Stadt, aber Rich blieb aus Menschlichkeit, um einige Ordnung und Vertrauen in der Stadt zu erhalten, und fiel als Opfer der Krankheit. Die von seiner Wittwe herausgegebenen Tagebücher enthalten noch Berichte über einige frühere Reisen des Verfassers nach Ctesiphon, Tatsch Schirin u. s. w. Sie sind mit einer Einfachheit geschrieben, die man leider selten bei englischen Reisenden findet, und verdienten eine genaue Uebersetzung, der die früheren zwei Abhandlungen von Rich über die Ruinen von Babylon beigegeben werden sollten.

Ueber die chinesischen Pflanzenbücher.

Herr von Paravey theilte über diesen Gegenstand dem Echo du monde savant einige Notizen mit, denen wir Nachstehendes entheben. „Es finden sich in einigen Pariser öffentlichen und Privatbibliotheken mehr oder minder vollständige, mehr oder minder gut kolorirte Sammlungen von Pflanzen, Vögeln und Insekten, die zu verschiedenen Zeiten, hauptsächlich durch Missionarien nach Europa kamen. Herr Paravey, der sich seit mehr als 20 Jahren mit Aegypten und China beschäftigte, und die Gewißheit erlangte, daß die Alphabete und Konstellationen aller Völker sich in den kostbaren Büchern wiederfinden, die aus Babylonien und von den Ufern des Nil nach Hochasien gebracht, und in jenem fernen Lande allein bis auf den heutigen Tag aufbewahrt wurden, hat vorerst seine eigene an chinesischen Büchern reiche Bibliothek durchstudirt, und sodann das Unternehmen begonnen, in den verschiedenen öffentlichen und Privatbibliotheken die Sammlungen kolorirter Pflanzen, die ihm fehlten, zu durchlaufen, wovon er bisher nur einzelne Skizzen in dem Pen-tsao und den chinesischen und japanischen Encyklopädien oder den beiden San-tsay-tu-hoi zu Gesichte bekommen konnte. Herr Paravey war anfangs erstaunt, in diesen verschiedenen Sammlungen Pflanzen und Bäume zu finden, die China und den umliegenden Ländern ganz unbekannt sind. Man findet darin nicht bloß den den Molukken eigenen Baum, welcher die Gewürznelken erzeugt, und auf chinesisch ting-hiang, d. h. der wohlriechende Nagel, heißt, die Bäume, welche den Zimmt, den Pfeffer geben, und mehrere andere den Molukken und den verschiedenen Ländern des indischen Archipels eigenthümliche Bäume, sondern auch solche aus viel entlegenern Ländern, nämlich die, welche die Myrrhen (mo ya), den ächten Weihrauch (ju-hiang, d. h. das milchartige Räucherwerk), den Balsam Judäa's und Mekka's geben, und eine Menge anderer seltener und kostbarer Pflanzen, die uns kaum bekannt sind. Man kennt die Bemühungen Raffeneau-Delille's, Professors zu Montpellier, um den Lotus oder die Seerose, welche den speziellen Namen Nelumbo führt, und die er in dem ihm anvertrauten Garten zum Blühen brachte: eben diese Pflanze, welche Körner hervorbringt, die auch als Nahrungsmittel dienen können, ist nicht nur in den Pflanzensammlungen mit vollständiger Treue abgebildet, sondern in den ältesten chinesischen Wörterbüchern führen alle Theile dieser Pflanze eigenthümliche Namen, die später das Vorbild zu vielen andern hieroglyphischen Charakteren wurden. Das Land, wo diese Pflanze hauptsächlich gebaut und selbst verehrt wurde, war das alte Aegypten und ohne Zweifel auch Abyssinien, von wo ihr Gebrauch und ihr Kultus vermuthlich nach Indien gingen; kein Botaniker wird glauben, daß China das ursprüngliche Vaterland dieser so berühmten Pflanze war. Wenn sie dort gebaut wurde, wenn die verschiedenen Namen der ganzen Pflanze und ihrer Theile in die ältesten für chinesisch gehaltenen Hieroglyphen übergingen, so wurden diese hieroglyphischen Namen, so wie die alten und gleichfalls hieroglyphischen Namen der Myrrhe, des Weihrauchs, des Balsams, der Gewürznelke und des Pfeffers durch Araber und Phönizier in China eingeführt. Schon in den ältesten Zeiten trieben ismaelitische Kaufleute den Handel mit Gewürzen; diese Gegenstände eines reichen und fernen Handels hatten also damals Namen, die nur hieroglyphisch seyn konnten, weil Aegypten noch lange Zeit nachher von dieser Bilderschrift wesentlich Gebrauch machte, und nur diese alten Namen konnten in dem Pen-tsao und den andern botanischen Sammlungen China's aufbewahrt werden."

Geologische Notizen.

In der Sitzung der Londoner geologischen Gesellschaft vom 13ten April d. J. wurde ein Memoire über Colebrook-Dale in dem jetzt so mannichfach untersuchten Westen von England vorgelesen. Es ergibt sich daraus, daß sich auf diesem etwa 400 Fuß über der Severn oder 500 Fuß über dem Meere liegenden Distrikte, der auch Steinölquellen enthält, nicht weniger als 155 Kohlenlager über einander mit einer Gesammtdicke von 250 Yards finden. Es findet dabei die gewöhnliche Abwechslung von Schiefer, Sandstein und Kohle statt. Die Fossilien sind bemerkenswerth, weil auch hier, wie an manchen andern Orten, Landpflanzen und Süßwassermuscheln, mit Seethieren untermischt, vorkommen. Der Verfasser, ein Herr Prestwich, erklärt diese Erscheinung daraus, daß die Kohlenlager sich in einer Meeresbucht bildeten, in die sich ein periodisch sehr bedeutender Fluß einmündete. Die bedeutendsten Lager nach denen der Kohlen bestehen aus kohlensaurem Thoneisenstein.

•

In dem Bulletin der französischen geologischen Gesellschaft befindet sich ein sehr interessanter Bericht von Herrn Eugen Robert, dem Mitreisenden des Herrn Gaimard, die Geologie Islands betreffend, dem wir Nachstehendes entheben: „Als wir, sagt der Reisende, zu Reykiavik*) ankamen, wo der Schnee noch auf dem Boden lag, glaubten wir die Abhänge der vor uns liegenden Gebirgskette des Essia mit grünem Rasen bedeckt zu sehen, was gegen den zu unsern Füßen liegenden Schnee seltsam abstach; bei näherer Untersuchung fand sich jedoch, daß diese merkwürdige Färbung von der grünen Wacke herrührte, aus welcher diese Gebirge hauptsächlich bestehen... Die warmen Quellen von Lauganeß, unweit Reykiavik, haben die Temperatur des siedenden Wassers; sie sprudeln eben so wie die der Geysee nicht beständig, sondern setzen aus, und schlagen eben so wie diese Kiesel in Gallertform nieder, der sich, sobald das Wasser sich verläuft, augenblicklich erhärtet und die blaue Farbe annimmt, die man so oft im Achat sieht... Der versteinerte Lavastrom zu Havnefierd ist wegen der Höhlungen merkwürdig, die er beim Abkühlen gebildet hat, und welche von den Isländern zu Ställen benutzt werden. Seine rauhe Oberfläche ist nicht minder merkwürdig wegen der Erhöhungen, welche auf ihr senkrecht wie eine Mauer emporsteigen... Von den Geysern sahen wir bloß den großen seinen garbenförmigen Wasserstrahl emporsprudeln; ich glaube jedoch, daß man sich hinsichtlich der Höhe, bis zu welcher dieser Strahl emporsteigt, häufig geirrt hat; meiner Meinung nach beträgt sie nie mehr als 80 bis 100 Fuß, was auch von den Einwohnern selbst bestätigt wurde. Zwischen dem großen Geyser und dem Strokr scheint keine genaue Verbindung zu herrschen, denn sie springen meist zu derselben Zeit, wiewohl abwechselnd. Befanden wir uns windwärts von den Geysern, so spürten wir einen schwachen Geruch von Schwefelwasserstoffgas, welcher stärker wird, wenn man das Wasser in Flaschen füllt. Auf einem Raum von vier Stunden, welcher mit kieselhaltigem Niederschlag bedeckt ist, fanden wir diese Substanz in den mannichfaltigsten Formen, von der zerbrechlichsten bis zur festesten und durchsichtigsten. Wir sahen nicht nur Abdrücke von Birkenblättern, Schafthenarten und verschiedenen Gräsern, sondern auch Stämme von Birken, welche unserem versteinerten Holz sehr ähnlich sahen. Von dieser Birkenart wächst jetzt auch nicht eine einzige mehr auf der Insel, und man vermuthet, daß die zunehmende Ausbreitung des Kieselniederschlags sie zerstört hat. Die sämmtlichen Warmwasserquellen der Insel nehmen große Thäler im Innern ein und werden von Phonolit (Klingstein) begränzt. Man könnte nach genauer Untersuchung dieser Thäler sagen, daß sie von Spalten ausgehen, welche mit einem vulkanischen Mittelpunkte in Verbindung stehen, woher sich auch die hohe Temperatur und die sie sonst auszeichnenden Eigenschaften schreiben möchten. Die Quellen steigen nie schöner, als wenn ein heftiger Regen die Thäler überschwemmt hat.

---

*) Näheres über Island und seine merkwürdigen Quellen findet man in der eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen „Reise nach Island," aus dem Englischen des John Barrow.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1836.

Skizzen aus Paris.

Gestaltung der Stadt.

Der Totaleindruck, welchen die riesenhafte Stadt macht, kann in Folgendem zusammengefaßt werden.

Der größere Theil hat zufällige Anlage, und ist durch das Einhalten der Baulinien in einer unangenehmen Uebergangsperiode begriffen. Die architektonischen Flegeljahre sind fürwahr ange gestreckt!

Die stille Insel St. Louis, das Westquartier, ein großer Theil der Straßen jenseits der Boulevards haben gerade Straßen, ohne die allzu despotische Quadratanlage Berlins oder Mannheims. An architektonische Schönheit darf bei der Mehrzahl der Häuser schon deßhalb nicht gedacht werden, weil der Buden wegen das Erdgeschoß beinahe nichts zeigt als Glasscheiben, und die Häuser ganz eigentlich auf Stelzen stehen. Die Hotels sind mehr bequem als schön, mehr landhausartig isolirt, als städtisch zur Zier der Straße hingestellt. Die weißen Kalksteine sind ein treffliches Baumaterial, nehmen aber bald eine trübe grauliche Farbe an. Die Bemalung ganzer Wände mit Roth oder Grün, bei den Kneipen, die ungeheuren Inschriften, tragen ebenfalls nicht zur Verschönerung bei. Hie und da in den alten Quartieren stößt man auf schöne gothische Erker. Die öffentlichen Gebäude, Quais und Brücken sind tüchtig gemacht, selten grandios gedacht. Die Wuth Säulen anzubringen, ist das Erbübel französischer Baumeister aller Epochen. Die Häuser dürfen sich nicht über eine durch die Breite der Straße bedingte Höhe erheben. Dennoch dringt die Sonne in viele Straßen sogar im hohen Sommer nicht.

Die $1\frac{1}{2}$ Stunden lange und breite Stadt zeigt in ihren verschiedenen Quartieren eine durchaus verschiedene Physiognomie. Es ist daher nothwendig, die Darstellung nach den Hauptmassen zu sondern, nach dem Centrum, dem gewerblichen Theile, Faurbourg St. Germain, dem Quartier der Schulen, dem Westquartier und den Vorstädten.

Das Centrum begreift die Tuilerien, den Louvre, die Börse, das Palais-royal, den Justizpalast und den linken Quai vom Pontneuf bis zum Palaste des gesetzgebenden Körpers. Er enthält alle Centralanstalten, alles was einer Lage im Mittelpunkte bedarf, Hof und Börse, Omnibus-Bureaux und Bank, Institut und Deputirtenkammer, Bibliothek, Museen und Auctionssäle, die besten Speisehäuser, die besuchtesten Märkte, Gerichtshöfe, Ministerien, Münze und Hospital. Die Räume sind zu kostbar, als daß dieser Stadttheil von Leuten bewohnt würde, welche bequem und ruhig leben wollen. Da alle Hauptverbindungen ihn durchkreuzen und berühren, so ist er von denen vorzüglich gesucht, welche vieler Menschen bedürfen, die da vorbeigehen, lustwandeln, oder Andere treffen wollen. Seine Buden sind die glänzendsten, aber theuersten, seine Straßen unglaublich belebt, voll treibender Bewegung, daher vorzüglich geeigner den ölfarbähnlichen schwarzblauen Koth zu erzeugen, welcher die Pein der Fußgänger ist.

Der gewerbliche Theil schließt sich östlich an das Centrum an, und hat gegen dieses die grandiosen Lokale der Fahrposten vorgeschoben. Im Rücken dehnt er sich immer mehr gegen den Kanal hin aus. Er enthält viele Magazine für den Großhandel, Unternehmungen von Güterfuhren und Fabriken, Märkte und die Wohnungen der Kinder Israels. Diese sind sämmtlich seit der Revolution hieher gezogen, meist aus dem Elsaß, den Bisthümern und Holland, und zeichnen sich weder durch Physiognomie noch durch Haltung und Schmutz so scharf aus, als anderwärts, wo sie gehaßt und verfolgt werden. Außer den Straßen des Marais ist auch dieser Abschnitt der Stadt wegen Enge, Fuhren, Tröbelbuden 2c. nicht gar lieblich zu durchwandeln.

Desto heller und reinlicher ist die Vorstadt St. Germain, welche abwärts von der Abtei dieses Namens und dem Luxembourg liegt. Sie enthält die meisten Hotels, und würde schön zu nennen seyn, wenn ihre Straßen besser durchschnitten wären. Sie wurde nach der Restauration vorzüglich vom Hofadel bewohnt, und hat daher gegenwärtig sehr viele Tafeln zur Vermiethung aushängen. Sie wird immer mehr das Quartier der Zurückgezogenen, zu welchen auch die nahen Invaliden sich sehr gut gesellen. Doch werden die der Seine zunächst gelegenen Straßen wahrscheinlich das Diplomatenquartier werden, wenn das Ministerialgebäude beendigt seyn wird.

Das Quartier der Schulen (Pays latin genannt) enthält die Lokale der medizinischen und juridischen Fakultäten, den berühmten botanischen Garten, die Sternwarte, die polytechnische Schule, mehrere Hospitäler ꝛc., meist kleine Wohnhäuser, viele Buchläden und Antiquarsbuden, mehr alterthümliche Häuser als die andern Stadttheile, schmale, krumme, zum Theil ziemlich steile Straßen. Man sieht wenig Getreibe, aus Aermliche gränzende Oekonomie.

Das Westquartier geht von der Rivoli-Straße bis an die elysäischen Felder und jenseits der Boulevards bis an die Höhen des Montmartre. Die Geldreichen, die Fremden, die meisten Diplomaten wohnen da. Es enthält viele im neuen Geschmack erbaute Häuser, ohne Buden im Erdgeschoß, berechnet je für Eine wohlhabende, aber bürgerlich wohnende Familie. Manche der neuen Straßen hinter der Madeleine gleichen einem architektonischen Alterthum, so vielfach verschieden und überreich sind die Motive. Ohne die Juliusrevolution wäre der Grund des ehemaligen Tivoli-Gartens bereits bebaut und bewohnt. Es sind unglaubliche Summen an diesen Bauten verloren gegangen. Die Häuser stehen dort meist leer. Desto gesuchter sind die, welche an die elysäischen Felder stoßen, oder an den obern Theil der Vorstadt St. Honoré.

Die Vorstädte, mit Ausnahme der eben genannten Abschnitte, haben einen gemeinsamen Charakter dadurch, daß in ihnen wohnt und arbeitet, was vielen Raum bedarf oder wenig Geld zu verzehren hat. St. Viktor und St. Antoine sind am dichtesten bewohnt, besonders von Gärtnern, Holzarbeitern, Wäscherinnen, Gerbern, Färbern, Steinsägern, Töpfern und Lumpensortirern. Sie spielen bei allen Volksbewegungen die Hauptrolle. Die Bastille bestrich die Hauptstraße der St. Antonsvorstadt.

Seezüge.

9. Zerstörung des Sklavenschiffs.

(Fortsetzung.)

Hierauf brachen wir Alle in ein lautes Gelächter aus, und diese fröhliche Stimmung benutzte Guacco, um die Erlaubniß zu erbitten, sein Weib hereinlassen zu dürfen, die von den Matrosen nicht allzu gut behandelt wurde. Sie wurde ihm ertheilt, und das wunderschön gebaute junge Eboe-Weib trat herein. Sie trug zierlich geflochtene, fest am Knöchel liegende Halbstiefel von Binsen, und ihre ganze Bekleidung bestand aus einem langen ungefähr Fuß breiten Stück roth, blau und gelb gestreiften Zeugs, das sie drei oder vier Mal um die Hüften geschlungen hatte, von denen das eine mit Franzen besetzte Ende vorn herabhing, während das andere längere von der rechten Hüfte rückwärts über die linke Schulter heraufgeschlagen und einige Mal um den linken Arm geschlungen war, und den Busen bedeckte. Bis zu den Hüften herab war sie tättowirt, ihr schöner Busen aber unberührt geblieben, bis auf eine zwischen demselben heraufreichende Spitze, was der ganzen Tättowirung das Aussehen eines dunkeln Mieders gab. Wangen und Stirn waren ebenfalls bezeichnet, ohne jedoch dem Ausdruck ihrer schönen, wiewohl afrikanischen Gesichtszüge zu schaden. Sie trug große goldene Ohrringe und Armbänder, und Ringe von Silber um die Knöchel. Ihr Kopf war mit einem großen blauen oder grünen Baumwollenshawl umwickelt, und so stand sie vor uns ohne sich bewußt zu seyn, wie ungewöhnlich und unzureichend ihre Bekleidung uns erschien.

Nachdem den beiden Negern eine sichere Schlafstelle angewiesen worden war, und Guacco noch um die Erlaubniß gebeten hatte, seinem Fetisch ein Huhn opfern zu dürfen, verließen uns endlich unsere schwarzen Gäste. Sprawl war mit einem Stück Fleisch auf der Gabel eingeschlafen, und auch die Uebrigen schnarchten um ihn her; ich aber stieg noch Einmal aufs Verdeck empor, um mich nach der Witterung umzusehen, und legte mich dann ebenfalls zur Ruhe.

Am folgenden Morgen war der Nebel wieder so dick, daß wir die Richtung der Barre nicht erkennen konnten; die Bewegung des Wassers warf unser kleines Schiff heftig hin und her, und die Boote waren ganz mit Wasser gefüllt. Gegen 7 Uhr stieg endlich der Nebel empor, und nun zeigte sich, daß das Wasser an der Barre heftig schäumte, und in immer größere Bewegung gerieth, je stärker der Wind sich erhob.

Lanyard ging eben ziemlich bestürzt auf dem Verdeck umher und mit sich zu Rathe, ob er den Lieutenant Sprawl wecken solle oder nicht, als der Chirurg an mir vorüber ging, und mich mit sich zu den Verwundeten hinabnahm. Kaum waren wir da angekommen, als auch Guacco die Leiter herabstieg, und, ohne Notiz von mir zu nehmen, seinem Weibe rief, die, den Fetisch, den wir bereits bei dem abgebrannten Hause gesehen hatten, wie ihr eignes Kind im Arm haltend, am Rahmen der Luke erschien. Sie reichte das Götzenbild dem schwarzen Sergeanten, der es in einen Winkel stellte, und sich vor dem Moloch demüthigte.

Ich stieg wieder auf das Verdeck, und ließ den Neger mit seiner schwarzen Gehülfin unter der Mannschaft zurück. Kaum war ich aber einigemal mit Sprawl auf und ab gegangen, als wir durch einen lauten Schrei der Negerin erschreckt wurden; gleich darauf stürzte sie die Treppe herauf, sprang über Bord und schwamm eilig dem Ufer zu. Guacco folgte ihr auf den Fersen, und blickte der schwarzen Najade in einer Stellung nach, als stehe er jeden Augenblick im Begriff ihr zu folgen. Ich rief der schwarzen Venus nach: „Komm zurück, meine Theure, komm zurück!" sie aber wendete sich lachend um, ohne ihren Weg nach dem Ufer auch nur einen Augenblick zu unterbrechen.

„Was soll aus mir werden," schrie Guacco, „ich verliere mein Weib, das mich 50 Thaler kostet! der verdammte kleine Fetisch!" und nun folgte eine lange uns gänzlich unverständliche afrikanische Tirade.

„Mein guter Freund," sagte ich zu ihm, „was hilft das Geschrei, überlaßt euer Weib ihrem Schicksal, ihr könnt's doch nicht ändern." — „Ach Herr, ihr wißt nicht, was ihr geschieht," fuhr der Schwarze fort; „sie wird gefressen, denn ich gelte am Ufer für einen Feind, und sie wissen, daß sie mein Weib ist. O Herr, an dem Tage wo mein Weib gebraten wird, sind 50 Thaler hin!"

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, der arme Teufel aber lief auf den Quartiermeister zu, der eben am großen

Mast stand und den niedlichen Bau des kleinen Kanots bewunderte, und rief: „Hilf mir, alter Mann, das Kanot ins Wasser lassen; ich muß ans Ufer." — Der Quartiermeister sah mich an, ich nickte mit dem Kopfe und das Verlangen des Schwarzen wurde erfüllt; er ruderte seiner Angebeteten nach, die ihn 50 Thaler gekostet hatte.

Bald kam er jedoch unverrichteter Sache wieder zurück, stieg mit seinem Fetisch an Bord, und hub bald in der Eboe-Sprache, bald in seinem schlechten Englisch so furchtbar zu fluchen an, als wäre er vom Teufel besessen. „Ach," rief er aus, „wer hätte glauben sollen, daß ein so junges Weib schon so falsch seyn könnte. Morgen wird sie gebraten und meine 50 Thaler werden aufgefressen!" Bei diesen Worten warf er sich auf den Boden, und schlug um sich wie ein Wahnsinniger, sprang dann plötzlich auf, ergriff sein Götzenbild, und schleuderte es gegen den Boden. „Du verdammter Fetisch," schrie er, „ist das der Dank, daß ich dir ein Huhn geschlachtet, das Blut dir ins Gesicht geworfen, und die Feder in den Schweif gesteckt habe? Daß ich dich mit einem Teppich bedeckte, wenn es regnete, und der Nachtnebel dich erkältete? Und was thust du mir dafür? Du treibst mich an Bord eines verdammten kleinen englischen Kreuzers, und läßt zu, daß mein Weib, die mich 50 Thaler kostet, gefressen wird. O, Meister Zimmermann," fuhr er fort, „leiht mir eine Axt;" — und kaum war sein Wunsch erfüllt so spaltete er auch den Kopf des Fetisch, und fuhr fort ihn zu verstümmeln bis man ihm das Beil wegnahm, worauf er noch einige Zeit unentschlossen auf dem Verdeck umherging, und dann in den Schiffsraum hinabstieg.

Das ganze Benehmen Guacco's hatte uns neugierig gemacht etwas Näheres von ihm zu erfahren; wir beschieden ihn daher während des Frühstücks vor uns, um uns seine Geschichte zu erzählen, die er endlich nach vielem Räuspern in seinem Kauderwelsch begann, und damit eröffnete, daß er ein schmutziges Papier aus einer zinnernen Büchse nahm, welches die Bestätigung enthielt, daß Korporal Guacco vom — westindischen Regiment seine Entlassung und freie Ueberfahrt nach der afrikanischen Küste erhalten habe, zum Lohn für sein tapferes Benehmen bei einer Meuterei. Namen und Rang des unterschriebenen Offiziers habe ich vergessen.

Guacco war vor etwa zwanzig Jahren auf dem Bonny-River gefangen und an einen Kapitän von Liverpool verkauft worden, der ihn nach Jamaica brachte, wo er in einer Grenadierkompagnie Dienste nahm, und mehrere seiner Landsleute fand, die Alle gleich ihm Englisch konnten, nur, wie er drollig genug meinte, der Eine besser, der Andere schlechter, „denn," fügte er hinzu, „nicht jedermann kann sich so gut ausdrücken als Sergeant Guacco." Bei einer Meuterei, welche einem Major das Leben kostete, hatte er für sein gutes Benehmen den Abschied erhalten, bereute es aber sehr, Jamaica verlassen zu haben, weil er, wie er sagte, in seiner jetzigen Lage keinen Augenblick sicher sey in die Sklaverei geschleppt oder wie ein Affe gebraten und gefressen zu werden.

Während wir noch über Guacco's kauderwelsche Erzählung lachten, wurde berichtet, daß man in der äußersten Krümmung des Flusses stromaufwärts eine Menge schwarzer Punkte hin und her passiren sehe. Sprawl nahm das Teleskop und gab es dann mir; ich sah und sah, und konnte nicht das Geringste weiter als den mächtigen Strom erblicken, der ruhig dahin floß, bis ich endlich in der äußersten Ferne, wo er sich bis zu einem glänzenden Punkte verengerte, einen schmalen dunkeln Gegenstand bemerkte, der langsam den Fluß herabkam und dicken Rauch ausströmte; dann blieb er stehen und eine Menge kleiner schwarzer Punkte bewegten sich hin und her. Auch Sprawl bemerkte dieß und meinte, es müßten wenigstens hundert Kanots seyn.

Es war drei Uhr Nachmittags, und wir wollten eben zum Essen gehen, als mit der zurücktretenden Fluth eine ganze Wolke solcher schwarzen Punkte herabkam, welche in der Ferne wie ein schwarzer Floß aussah. Obschon das Fahrzeug, von welchem wir den Rauch hatten aufsteigen sehen, noch immer im Fluß vor Anker lag, so verschwanden die dasselbe begleitenden Kanots doch Alle hinter dem Gebüsch an beiden Ufern. Sprawl schien allerhand Besorgnisse zu hegen, wir gingen aber dennoch zum Essen hinab, wo wir jedoch bald mit der Nachricht unterbrochen wurden, daß der Schwarm stromabwärts und näher käme als gut schien.

Wir stiegen auf das Verdeck und fanden den Bericht gegründet. Der ganze Wasserspiegel sah aus wie ein Teich mit einer zahllosen Menge jener schwarzen Insekten bedeckt, welche unsere Knaben „Segler" nennen, doch hielten sich diese Schwärme noch immer in ziemlicher Entfernung. Wir gingen abermals in die Kajüte hinab, wurden indeß nach einer halben Stunde wieder auf das Verdeck gerufen. Es war jetzt $3\frac{1}{2}$ Uhr, das Wasser stand so niedrig als möglich, und brach sich schäumend an der Barre hinter uns; Wolken hatten sich zusammengezogen, einzelne große Regentropfen fielen, und es waren alle Anzeichen zu einem stürmischen Abend vorhanden. Die untergehende Sonne stand noch leuchtend am Horizont, doch wurde sie bald von den immer mehr sich ausbreitenden dunkeln Wolken verdüstert. In der plötzlichen Dunkelheit, welche jetzt eintrat, leuchteten die Feuer an Bord dreier Kriegskanots, welche wie ein Dreieck den Fluß herabschwammen, um so heller. Der schwarze Wolkenvorhang am westlichen Horizont hob sich in diesem Augenblick ein wenig, und die eben hinabsinkende Sonne warf ihre letzten einen blutrothen Schein verbreitenden Strahlen auf den Wasserspiegel, bis endlich auch dieser verschwand, und nur noch ein karmoisinrother Saum an den dunklen Wolken zurückblieb.

Je mehr die Nacht hereinbrach, um so größer wurde die Zahl der sich versammelnden Kanots, und zuletzt kam auch noch ein Floß, von fünf großen, stark bemannten Booten begleitet, bis auf eine Entfernung von etwa drei Viertelmeilen zu uns heran. Bei dem Schein des Feuers, das auf den Kanots brannte, ließ sich unterscheiden, daß das Floß vor Anker ging, und der immer stärker den Fluß herabkommende Abendwind führt uns die Töne von Trommeln und Klaggeheul wie von Gefangenen zu, das durch Kriegsgeschrei unterbrochen wurde.

(Schluß folgt.)

Ceremonien und Festlichkeiten
bei der feierlichen Beschneidung eines türkischen Prinzen von Geblüt in Konstantinopel.

(Mitgetheilt vom Legationsrath Tietz.)

In dem Moment, wo eben jetzt an den reizenden Ufern des Bosporus in der Residenz des Padi-schah ein Sultanssohn durch die althergebrachte Ceremonie in den Kreis der Muselmänner aufgenommen, nämlich das Fest der Beschneidung des designirten türkischen Thronfolgers gefeiert wird, wäre vielleicht eine nicht unvollständige Schilderung dieser Feierlichkeiten, wie sie früher bei ähnlicher Gelegenheit stattfanden, interessant, um so mehr, da die dießmaligen Ceremonien dieselben seyn dürften, indem der jetzige Sultan, trotz seiner Neuerungssucht, sich dennoch nicht an solche Aenderungen wagt, die unmittelbar die religiösen Formen antasten.

Wenn der Prinz die Jahre erreicht hat, in welchen das Gesetz des Korans die Beschneidung befiehlt, so naht sich in feierlichem Zuge und Festkleidern, umringt von den vornehmsten Schwarzen der Kislar-Aga, das Haupt der schwarzen Eunuchen und zugleich erster Chef des kaiserlichen Harems, um dem Sultan diese erfreuliche Begebenheit zu verkünden, wofür er nebst seiner ganzen Begleitung ansehnlich beschenkt wird. Der Großherr zeigt dagegen dem Kislar-Aga seinen bevorstehenden feierlichen Besuch im Harem an, um dort die Dauer, so wie die Art und Weise der Festtage zu bestimmen. Hier werden nun zu seinem Empfange alle Vorbereitungen getroffen. Die Basche-Kadunen (die vier Favoritsultaninnen führen diesen Titel, gleichbedeutend mit „Kaiserin") und alle übrigen Frauen — Odalisken — des Großherrn legen kostbare Gewänder an; am meisten aber strahlt die Sultane-Haseki, die Mutter des Prinzen, dem zu Ehren die Feierlichkeit stattfinden soll, im reichsten Putz mit Gold, Perlen und Edelsteinen, das Haupt mit Blumenkränzen geschmückt. Auf dem Turban des Prinzen selbst schimmert ein kostbarer Reiher, umgeben von den seltensten Brillanten. —

Die Eunuchen schmücken schnell die Zimmer des Harems und errichten in den Gärten Triumphbogen von Blumen; die Sklavinnen begleiten ihren Gesang mit der Zither. Alles nimmt den Charakter der Freude und Heiterkeit an, und die Intriguen des Serails scheinen auf einige Zeit ruhen zu wollen.

Wenn es nun heißt: „der Padi-schah ist im Anzuge!" begeben sich sämmtliche Damen in das große Audienzzimmer, wo die mittelste Stelle im Hintergrunde des Saals die Sultane-Haseki, ihren Sohn an der rechten Hand haltend, einnimmt. Am Eingangsthore des Harems erwartet der Kislar-Aga nebst mehreren der vornehmsten Verschnittenen den Sultan; von hier bis zu dem Audienzsaale bilden die Schwarzen Spalier. Dasselbe thun die weißen Verschnittenen vom Haremsthore bis zu den Wohnzimmern des Sultans.

Der Sultan hat nun seine Gemächer verlassen; vor ihm her gehen der Kapi-Aga (Haupt der weißen Eunuchen), der Chasnadar-Baschi (der Schatzmeister der kaiserlichen Schatulle), der Kilargi-Baschi (oberster Verpflegungsbeamter), der Serai-Agasi (Chef der kaiserlichen Zimmeraufseher) und mehrere andere Große. Zwei Leibwesire unterstützen den Sultan unter beiden Armen; hinter ihm folgt das Korps der Leibpagen (Idsch-Oglans) mit ihrem ersten Hofmeister, dem Haz-Oda-Baschi. Wenn man an dem innern Haremsthore angekommen, treten alle Weißen zurück, indem der Kapi-Aga den Zipfel des kaiserlichen Pelzes küßt und alle Uebrigen mit tiefer Kopfbeugung Abschied nehmen.

Nun beginnt der Zug durch das Spalier der Schwarzen, den die Ceremonienmeister mit großen goldbeschlagenen Marschallsstäben anführen. Unmittelbar vor dem Sultan geht der Kislar-Aga. Rauschende Musik ertönt, mit einem großen Tusch und unter Vivatrufen öffnen sich die Flügelthüren des Audienzsaals und der Großherr tritt ein. In diesem Augenblick neigen sich alle Damen bis tief zur Erde hinab, die Sultane-Haseki aber wirft sich mit dem Prinzen dem Sultan zu Füßen und küßt den Saum des großherrlichen Kleides. Auf einem in der Ecke des Saals errichteten Throne nimmt der Sultan Platz, ihm zur linken stellt sich die Sultane-Haseki mit dem Prinzen, rechts die schwarzen Verschnittenen und rund umher rangiren sich die Basche-Kadunen und die andern Damen des Harems. —

Nun werden in goldenen Schalen dem Großherrn Erfrischungen servirt, kostbare Wohlgerüche durchziehen das Gemach. Dann zieht sich der Sultan in einen kleinen Pavillon zurück, um Einzelnen Audienz zu ertheilen, während welcher Zeit die Damen mit Süßigkeiten bedient werden. Wenn der Sultan in dem Saal auf den Thron zurückgekehrt ist, stellen sich sämmtliche schwarze Hofbedienten nach ihrem Range in einem Halbkreis an den Wänden auf, so daß der Kislar-Aga zunächst links dem Throne zu stehen kommt, der zwei Stufen über dem Boden des Saals erhaben ist. Auf der untersten Stufe knieen die Damen nieder, die dem Kaiser ihre Ehrfurcht bezeigen und den Saum seines Kleides küssen wollen. Wenn der Sultan mit einer von ihnen länger reden will, so darf sie sich zu seinen Füßen auf einem kostbaren Polster niederlassen. Da diese Feierlichkeit bis spät am Abend dauert, so bringt der Großherr diese Nacht in den innern Zimmern des Serails zu, wo er von den schwarzen verschnittenen Idsch-Oglans bedient wird. —

Am folgenden Morgen tritt der „schwarze Diwan" zusammen, d. h. der hohe Rath aus schwarzen Verschnittenen gebildet, in welchem der Sultan durch den Kislar-Aga den Tag der feierlichen Beschneidung verkünden läßt. Diese Nachricht wird durch einen Verschnittenen der Oberhofmeisterin des Harems und durch diese den Sultaninnen und Odalisken bekannt gemacht. Ein zweiter vornehmer Eunuch bringt diese Botschaft ins äußere Serail zu dem Kapi-Aga, dem Wesir-Assem (Kriegsminister der Landmacht) und dem „Diwan der hohen Pforte."

Jetzt herrscht im ganzen Serail große Freude. Der Kapi-Aga läßt an alle seine Umgebungen Geschenke austheilen, die größtentheils in prächtigen Pelzen und Kaftans bestehen. Nun ist auch die Kunde aus den Mauern in die Hauptstadt gelangt und der Jubel verbreitet sich. — Der Harem ist aber zum Mittelpunkt der ersten Festlichkeiten bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Akademie von St. Petersburg hat im Januar d. J. das 109te Jahresfest ihrer Stiftung gefeiert. Der Sekretär kündigte an, daß unter andern Erwerbungen die Akademie eine sehr große Sammlung asiatischer Manuskripte an sich gebracht habe, nämlich die große früher dem Baron Schilling gehörige Sammlung, bestehend aus 238 chinesischen und Mandschuwerken, 54 japanischen, 59 tübetanischen und mongolischen, und acht indischen. Auch kaufte die Akademie in London 73 indische Manuskripte aus der Bibliothek des verstorbenen Obrist Stewart, namentlich Sanskritwerke, so wie 45 mongolische und tübetanische Werke, die zu Peking angekauft worden waren. Ueber die im Jahre 1832 gestellte Preisaufgabe war nur eine Arbeit eingegangen, betitelt: Geschichte der östlichen Mongolen in Kiptschak.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1836.

Die Bergvölker des Kaukasus.

6. Lesghistan. *)

Lesghistan gränzt im Osten an Daghestan, von dem es durch den Bergrücken Kochmadag getrennt wird; im Nordosten an die Tabasaranen am Fuße Gurian und an den Kreis von Derbend, von welchem es durch eine Landlinie geschieden wird; gegen Südosten trennen es Berge und der Fluß Ssamur von der Provinz Kuba, gegen Süden und Osten stößt es an die Provinz Scheki, gegen Nordwesten an Kachetien längs dem Alasan von der Stadt Chorbal bis zu dessen Einmündung in den Kur; gegen Westen wird es durch einen kleinen Bergrücken von Pschawo-Chewsureti und durch den Aksai von dem Lande der Tschetschenzen getrennt; im Norden stößt es längs dem Bergrücken Katschalyk an das Land der Kumyken. Die Gestalt des Landes ist die eines sehr unregelmäßigen Vierecks; die größte Breite von dem Gränzpunkt des derbend'schen Kreises am Flusse Ssamur bis zum Städtchen Chorbal beträgt höchstens 215 Werste, die größte Länge von dem Gränzpunkte des Khanats von Scheki am Kur bis zum Koissu von der Gränze gegen die Kumyken, 240 Werste: den ganzen Umfang kann man also auf 20,000 □Werste rechnen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Lesghier die Nachkommen der kriegerischen Alanen, welche in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung dieselben Gegenden bewohnten. Die Awaren, deren Namen die orientalischen Schriftsteller noch bis auf die jetzige Zeit erwähnen, bilden einen der mächtigsten lesghischen Stämme, der auf den nördlichen Ausläufern der Kaukasuskette in denselben Gegenden wohnt, welche die ursprünglichen Sitze der Lesghier bildeten, und das Khanat von Awarien wurde schon zu der Zeit gegründet, als die kleinen Häuptlinge in dem abgerissenen Theile des osmanischen Königreichs die jetzigen Provinzen Scheki, Schirwan und Karabag unter dem Namen Meliks **) beherrschten, und Grusien ein ziemlich mächtiges Reich war, von welchem das Khanat von Awarien durch die Hauptkette des Kaukasus getrennt wurde. Das kriegerische, halbwilde Volk der Awaren lebte in unzugänglichen, aber auch unfruchtbaren Bergen, und die Noth machte es zu Räubern; seine Züge gingen oft weit; orientalische Schriftsteller erzählen, daß es mehr als einmal an der Donau erschien, um auch seinerseits die Provinzen des sinkenden oströmischen Reichs zu plündern.

Als später in Persien die Sofis den Thron bestiegen, sank die Macht Grusiens sichtlich, die Lesghier benützten dieß, gingen über den Kaukasus, und unterwarfen das ganze Land von den Bergen bis an den Alasan, das früher zu Grusien gehört, und den besten Theil Kachetiens unter dem Namen Kucheti gebildet hatte. Sie nöthigten die Einwohner mit Gewalt, den Islam anzunehmen, und erwarben so den fruchtbarsten und besten Landstrich in ganz Kaukasien. Zur bessern Ordnung des neuerworbenen Landes theilten sich die Lesghier in fünf Genossenschaften: Tschapor, Tschedel, Appian, Kuchchli und Tschantschili und gründeten die Feste Dshary. Das unaufhörliche Zuströmen von Ansiedlern in diesem gesegneten Lande aus den tatarischen Ortschaften und den Khanaten, so wie aus Awarien gaben den Lesghiern Mittel an die Hand, die Festen Belokan, Sakatali und Katechi zu gründen, aber Dshary blieb theils wegen seiner größern Volkszahl, theils wegen der Anwesenheit der bedeutendsten Fürsten der Hauptort, wo der Dschamat, *) d. h. die Versammlung der verschiedenen Oberhäupter, statt fand, welche die vollziehende und gesetzgebende Macht in ihren Händen hatte, und dieß Vorrecht sehr willkürlich gebrauchte.

Anfangs hingen diese Lesghier einigermaßen von dem Khan von Awarien ab, und bildeten drei Bündnisse, Eidgenossenschaften, Gesa genannt. Der nördliche Theil bildete das Bündniß der Dsharobelokan, der mittlere das Bündniß der Dshinich, der östliche das Gebiet des Sultans von Elissni. Später trennte sich ein Theil der Lesghier von den Awaren, und verband sich mit den Kumyken, welche sich wegen der Einfälle der Tschetschenzen aus ihrem Vaterland entfernt hatten; diese bildeten mit einander eine besondere Abtheilung der Lesghier unter dem Namen Kasikumyken, und standen eine Zeit lang unter einem besondern Khan, einem Verwandten des Khans von Awarien.

*) Dieß umfaßt Awaren und Lesghier.

**) Arabisches Wort für König, Fürsten.

*) Das Wort ist arabisch.

Die Lesghier von dem dsharodelokanischen Bündniß waren anfangs, als Grusien zunächst wohnend, von den Königen dieses Reichs abhängig, später deren Verbündete, und beim Fall ihrer Macht die hauptsächlichsten Verwüster des Landes. Tapfer und reich, begnügten sie sich nicht mit diesen Vortheilen, sondern machten unaufhörliche Einfälle in Grusien von zwei Seiten her, indem sie entweder bei Signag über den Alasan setzten, durch die Bergschluchten in Kachetien eindrangen, und hier Schrecken und Verheerung verbreiteten, oder sie zogen durch das Chanat von Eriwan und Gansha nach der Feste Achalzik, und verwüsteten mit den unruhigen Bewohnern dieser Landstriche Kartalinien und Somchetien. Bei der Schwäche der damaligen grusinischen Regierung waren solche Raubzüge immer glücklich, und erzeugten den Haß, welchen die Grusier noch jetzt gegen die Lesghier als die geschwornen Feinde und Verheerer ihres Vaterlands hegen. Auch in neuern Zeiten waren die innern Kriege, unter denen Grusien litt, den Lesghiern sehr vortheilhaft; sie bildeten Miethstruppen, welche bald der einen, bald der andern Partei dienten, und diesen Umstand benützten, um Grusien, wie es ihnen gut dünkte, mit der größten Straflosigkeit zu verheeren.

Die Paschas von Achalzik, welche unter den unruhigen, aufrührerischen Bewohnern des ihnen anvertrauten Paschaliks mit Mühe ihre Herrschaft behaupteten, sahen sich genöthigt, gleichfalls lesghische Miethstruppen zu unterhalten, welche nicht minder in Augenblicken der Unthätigkeit das benachbarte Kartalinien plünderten, und bis vor die Thore von Tiflis Schrecken verbreiteten. Als aber Grusien völlig unter russische Herrschaft kam, nöthigte der Obergeneral Zizianow im J. 1803 die Lesghier mit gewaffneter Hand, ihre Abhängigkeit von Rußland anzuerkennen, den Eid der Treue zu leisten, Geiseln zu geben, und einen jährlichen Tribut von 220 Pud Seide zu zahlen. In mehreren Gefechten überwunden, unterwarfen sich die Lesghier allen diesen Bedingungen, vergaßen aber ihre Versprechungen bald, und setzten, wenn auch nicht offen, doch heimlich ihre Räubereien fort. Im J. 1825 jedoch erhoben sich die Lesghier von Dsharodelokan, aufgehetzt von Persien, offen gegen die russische Regierung, aber eine starke Abtheilung der 20sten Infanteriedivision nöthigte sie schnell zur Ruhe. Als Persien durch die russischen Waffen gezüchtigt um Frieden bat, setzten die Lesghier alle ihre Hoffnung auf Achalzik, und benahmen sich in der Voraussetzung, von dorther Hülfe zu erhalten, sehr zweideutig: sie versprachen Alles und erfüllten nichts, befolgten keinen Befehl der Kommandanten, zahlten keine Steuern, und setzten ihre Raubzüge nach Kachetien und der Provinz Scheki fort. Der Fall von Achalzik aber im J. 1828 beraubte sie aller Unterstützung und aller Hoffnung, und sie beschlossen nun sich Rußland völlig zu unterwerfen; selbst die Lesghier von Unadal und Anzooli, welche unter der Anführung des bekannten Beelad (Räuber), Paridas Mahmed, weit und breit Raubzüge gethan hatten, unterwarfen sich Rußland. Zur Verwaltung des Distrikts von Dsharodelokan wurde ein General ernannt, und um die Lesghier besser in Unterwürfigkeit zu halten, eine Festung erbaut, und im J. 1829 mit einer hinreichenden Garnison versehen.

Unter den übrigen lesghischen Distrikten war das Khanat von Awarien stets unabhängig, sein jetziger Beherrscher aber fand den Schutz Rußlands unerläßlich, und leistete am 9ten September 1829 dem Kaiser in der Stadt Chumsaka mit seinem ganzen Volke den Eid der Treue. Auch der Sultan von Elissui erkannte sich als russischen Unterthanen an, und gab im letzten persischen Kriege mehrere Proben seiner Ergebenheit, wofür er mit dem mit Brillianten verzierten St. Annenorden zweiter Klasse belohnt wurde. Seine Söhne dienen im russischen Heere, und einer derselben fiel im Kampf gegen die Türken. Aslan, Khan der Kasikumyken, wurde im J. 1820 wegen seiner Treue gegen Rußland zu dieser Würde erhoben vom Fürsten Madatow, welcher auf Befehl des Generalgouverneurs Jermolow damals zur Bestrafung des Empörers Surchai Khan in das Land der Kasikumyken geschickt wurde, und das Khanat mit Waffengewalt beruhigte.

Aus dem Obigen geht hervor, daß die lesghischen Länder in politischer Beziehung in nachstehende Unterabtheilungen zerfallen.

1) Die Provinz Dsharodelokan, mit Einschluß der Genossenschaften von Unadal und Anzooli; sie wird von einem russischen General und einer Dschamat von Aeltesten regiert, und bildet einen Theil der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus; 2) das Khanat von Awarien; 3) das Khanat der Kasikumyken; 4) das Gebiet des Sultans von Elissui; 5) die kurische Provinz, welche unter Rußlands Schutze steht; 6) die freien Genossenschaften Achli, Rutul, Sergi und Dartschi, die einigermaßen vom Khan der Kasikumyken abhängen, und wovon Dartschi die bedeutendste ist.

(Fortsetzung folgt.)

Seezüge.

2. Zerstörung des Sklavenschiffs.

(Schluß.)

Auf dem Floß ward es jetzt lebendig; zwei Männer, auf den Schultern zweier andern sitzend, befestigten einen Querbalken an zwei aufrechtstehenden Pfählen. Das Feuer auf dem Floß schien jetzt zu erlöschen, so daß in der Nähe desselben nichts mehr zu unterscheiden war, und nur auf den drei vordern Kanots die Flamme noch emporloderte. Wir glaubten, daß Alles vorüber sey, und die Wilden ihre Nachtposten ausgestellt hätten, als sich plötzlich ein Getös von Trommeln und Pfeifen erhob, und in der Nähe des eben aufgerichteten Galgens ein neues Feuer sich entzündete, welches das Floß und die nächsten Kanots mit blutrothem Schein beleuchtete.

Eine dunkle sich heftig sträubende Figur wurde jetzt aus einem der Fahrzeuge mit Gewalt auf das Floß unter den Galgen geschleppt, und augenblicklich an dem einen Arm emporgezogen, während man den Fuß unten mit Stricken festband, wobei ein Schwarzer, der auf dem Querbalken saß, sich sehr thätig erwies. Zu welchem Zweck dieß geschah, konnte ich mir nicht erklären, denn das Feuer wurde jetzt von dem Galgen weg an das andere Ende des Floßes geschafft. Gleich darauf ward auch der andere Arm emporgezogen und der Fuß ebenfalls

festgebunden, so daß die leidende Figur aussah, als wäre sie gekreuzigt worden.

Das Feuer loderte inzwischen immer höher empor; der Lärm der Trommeln und das Geschrei der Neger wurde immer stärker, und obschon ich deutlich sah, daß zwei Männer die Figur am Galgen hielten, so schien ihr Widerstand doch fast übermenschlich zu seyn. Eine Pause trat ein, während welcher die Zuckungen des unglücklichen Geschöpfs und ihr Kampf gegen die beiden Henker, die sich an ihre Füße geklammert hielten, immer heftiger wurde. Endlich — entsetzlicher Anblick — ward einer der Schenkel aus der Hüfte abgelöst, und die Zuckungen des verstümmelten Rumpfes dauerten noch immer fort. In diesem Augenblick hatte sich auch Guacco eingefunden, dem ich das Teleskop reichte. Es dauerte lange, bis er damit zurecht kommen konnte, und als er endlich den Fokus erwischt hatte, sah er lange schweigend und mit zurückgehaltenem Athem durch.

„Nun was ist's?" fragte ich endlich, „was geschieht dort?" — „O Massa!" erwiderte er endlich, „ein großer Fetisch, so wie er gehalten wird, wenn sie gegen den Feind ziehen."

„Was ist das aber für eine Figur die dort am Galgen hängt?" — „Kann's nicht sagen; erst dachte ich, es sey ein Mann, aber dem durchdringenden Geschrei nach, so scharf wie ein Messer, muß es ein Weib seyn. Ein Gefangener, Mann oder Weib, wird bei solchen Gelegenheiten in Stücke geschnitten, und diese in den Fluß geworfen. So viel kann ich euch sagen, daß sie euch diese Nacht noch angreifen werden."

Ich nahm jetzt das Teleskop und sah aufs neue hin. Auch der andere Fuß war inzwischen abgelöst worden, und nun kam die Reihe an den einen Arm, der aus der Schulter gelöst wurde, und endlich an den andern, den man am Ellenbogen abschnitt. Alles wurde in den Fluß geworfen, die Feuer ausgelöscht, und es trat eine Stille ein, die nichts weniger als die Nähe eines Feindes zu verrathen schien.

Guacco's Wink blieb indeß nicht unbeachtet, und wir trafen alle Vorkehrungen, dem Feind einen warmen Empfang zu bereiten. Der Nebel war inzwischen so dicht geworden, daß man kaum zehn Schritt weit sehen konnte, und dieß wurde in der That von den Schwarzen benutzt, um mit ihren Kanots so geräuschlos als möglich an unser Schiff heranzukommen. Ich sah wirklich ein Fahrzeug aus dem Nebel herauskommen, das sich aber auf einen Musketenschuß sogleich wieder entfernte; doch konnten wir jetzt deutlich das Geräusch von Ruderschlägen unterscheiden. Eine halbe Stunde lang blieb Alles ruhig, während welcher wir jedoch sehr auf unserer Huth waren; plötzlich wurde aber das Rudern von allen Seiten wieder hörbar, woraus sich schließen ließ, daß der Feind die Absicht hatte, uns mit aller Macht zu umringen.

„Master Sprawl," sagte ich endlich, „ich dächte doch, die Barre müßte jetzt für ein so leichtes Fahrzeug als das unsere schon zu passiren seyn." — „Gewiß," versicherte der alte Pumpbolt, „und wäre sie auch noch um zwanzig Tonnen schwerer. Seht nur zu, ob der Mondschein den Nebel noch nicht dünner gemacht hat." — Einige, worunter auch ich, machten sich sogleich auf, doch strebten wir vergebens, die Nebeldecke mit unsern Blicken zu durchbohren. „Was ist das?" rief ich aus, denn in diesem Augenblick wurde ein Geräusch hörbar, das nur von einem großen Schiff, einem Schooner etwa, kommen konnte. „Was ist das?" rief auch Sprawl jetzt, „seht ihr nichts, Lanyard?" — „Es schwebt wie ein Gespenst dahin," sagte ich, „und doch — es ist ein Schooner, eines von jenen Sklavenschiffen, das da meint, es könne sich unter dem Schutz des Nebels an uns vorbei stehlen."

„Richtet die Kanonen," rief Sprawl, „wir wollen ihm eins versetzen, so wie es vorüber kömmt." — Das fremde Schiff fuhr inzwischen langsam den Fluß herab. — „Was für ein Schiff ist das?" riefen wir. — Keine Antwort. — „Redet, oder wir geben Feuer!" — Alles blieb still. — „Habt Acht! Feuer!" ertönte das Kommando, und die beiden Kanonen krachten. Wie durch einen Zauberschlag schwand jetzt die Nebeldecke vor unsern Augen und enthüllte uns den von Kanots umringten großen Schooner, der, statt über die Barre zu fliehen, vielmehr die Segel einzog und zwei Kanonenschüsse nebst einer Salve aus kleinem Gewehr gegen uns abfeuerte.

„Wir sind eingeschlossen," rief Sprawl, „der Schooner will nicht fliehen, sondern hat vielmehr die Absicht uns zu nehmen. Vorwärts Lanyard, gebt Brail das Steuer, setzt ihr auf den Kanal, ich will die Segel besorgen." — Der Wind wurde in diesem Augenblick frisch, und wir waren bald noch etwa eine Meile von der Barre entfernt, an der der Schwall sich mit donnerähnlichem Getöse brach. Die Wilden in den Kanots erhuben ein gräßliches Geschrei und schleuderten ganze Wolken von Speeren nach uns, von denen uns jedoch keiner beschädigte, das fremde Segel aber war uns dicht auf den Fersen.

„Was sollen wir thun?" rief der alte Pumpbolt. — „Auf die Festigkeit der Midge vertrauen," erwiderte Lanyard. Es ging rasch vorwärts, und wir näherten uns bereits, wie sich aus dem Getös der Brandung erkennen ließ, der Mündung des Flusses. Der Schooner kam jetzt an unsern Bug heran, und wir hatten nun sowohl ihn als auch die Barre im Gesicht, über die wir in so lästiger Gesellschaft hinüber sollten. Der Kanal, den wir im Auge hielten, war etwa 50 Schritt breit und tief genug, daß der Schwall von jenseits der Barre klar und ungebrochen hineinrollen konnte, wäre er nur nicht mit der durch den Landwind eben sehr verstärkten Strömung des Flusses zusammengetroffen, wodurch sich eine schäumende, starke Wogen schlagende Brandung bildete. Es ging rasch vorwärts, das Feuern aber verging uns in dieser kritischen Lage von beiden Seiten.

Rechts und links brach sich der Schwall mit Donnergetöse und der Schaum spritzte hoch in die Luft; der Kanal gerade vor uns aber war vergleichungsweise noch ziemlich ruhig. Der Schooner machte jetzt einen Versuch quer durch zu luven; „drauf, drauf!" rief Sprawl, denn hier ist's unmöglich das Schiff zu wenden." So wie wir uns aber näherten, hielt unser Gegner abwärts. Wir waren jetzt an die Barre gekommen; das Getös war betäubend. Der Schaum der tobenden See spritzte über dem Verdeck zusammen, und wir flogen dahin, das fremde Segel an unserer Leeseite.

„Jetzt geht unser Stern auf," rief der alte Pumpbolt, „den Steuer auf, klemmt ihn gegen den langen Riff!" Im Augenblick stießen wir Bord an Bord zusammen: „Feuer aus dem kleinen Gewehe," kommandirte Sprawl, „haltet die Enterhaken bereit!" der Schooner aber wich dem Kampfe aus.

Die Strahlen des leuchtenden Mondes bildeten jetzt einen glänzenden Regenbogen in dem aufspritzenden Schaum des Wassers — das Sinnbild des Friedens und der Vergebung. — „Ein gutes Zeichen!" riefen unsere Leute, und der alte Schiffsmeister wiederholte sein Geschrei: „Drängt ihn gegen den Riff!" — Ich that, wie er gebot, und der Schooner scheiterte; ein zweiter Stoß und die schäumenden Wogen schlugen über ihm zusammen. Er stürzte seitwärts ins Meer, das über ihn hinrollte und das Geschrei der Unglücklichen an Bord erstickte.

Athemlos starrten wir alle vom Verdeck herab und erwarteten jeden Augenblick, die Trümmer des Schiffs herumtreiben zu sehen; der alte Sprawl aber machte einen Luftsprung, warf seinen alten Hut als ein Opfer für Neptun hoch in die Luft, während die kleine Midge in das Meer hinausflog und die ganze Mannschaft jubelnd ausrief: „Hurrah! hurrah! wir sind wieder im blauen Wasser!"

Ceremonien und Festlichkeiten

bei der feierlichen Beschneidung eines türkischen Prinzen von Geblüt in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Da der Sultan dann gewöhnlich in Begleitung mehrerer seiner Damen die Gärten des Serails zu besuchen pflegt, so wird dort Alles zu seinem Empfange aufgeputzt. Die Damen genießen dort alle Freiheiten, in welchen sie von ihren Aufseherinnen nicht beschränkt werden dürfen, und Alle streben durch Entfaltung ihrer Talente und Reize die Aufmerksamkeit ihres Gebieters auf sich zu lenken.

Die Gärten sind indeß in ein Paradies verwandelt. Myrthen-, Oleander- und Jasminkränze wölben sich über die Gänge, Orangenbäume in voller Pracht verbreiten süße Wohlgerüche. Wasserfälle rauschen, Fontainen senden ihre Strahlen in die Luft, aus bemoosten Hügeln plätschern klare Quellen. An den anmuthigsten Plätzen läßt sich der Sultan nieder, rund um ihn her die Damen. Die verschnittenen Stummen und Zwerge führen vor ihm kleine Possen auf; die Sklavinnen erscheinen in den üppigsten und barocksten Verkleidungen, und suchen durch wollüstige Tänze ihn zu erheitern. — Wenn der Abend anbricht, werden in den Gärten und auf den das Serail umgebenden Kai's prachtvolle Feuerwerke abgebrannt, die auf den gegenüberliegenden Ufern von Top-hana und Galata eine ungeheure Menge Zuschauer anlocken. Wenn dieß beendet, verbreiten mehr als hunderttausend in den Haremsgärten angezündete Lampen eine magische Helle. Der Sultan und seine Damen nehmen dabei im Freien ein kostbares Nachtmahl ein, womit dieser festliche Tag sich schließt.

Am andern Tage werden die vom Großherrn für die Damen bestimmten Geschenke, die gewöhnlich in Gold- und Silberstoffen, kostbaren Shawls und Edelsteinen und Perlen bestehen, durch schwarze Verschnittene in den Harem gebracht und durch den Kislar-Aga vertheilt. Das reichste Geschenk erhält dann die Sultane-Haseki, und der Prinz gewöhnlich einen kostbaren mit großen Brillanten besetzten Dolch. — An diesem Abend wird in den Gärten des Serails ein Laternenfest nach chinesischer Art veranstaltet, so daß die Gänge durch Laternen von allen Farben und in der interessantesten Zusammenstellung erleuchtet werden. Auf Befehl des Kislar-Aga sind außerdem aus der Hauptstadt, so wie aus deren Umgebung die geschicktesten Tänzerinnen in den Harem gebracht, die dort durch ihre Kunst das Auge des Sultans und seiner Damen ergötzen müssen.

Während dieß im Serail geschieht, feiern die vornehmen Muselmänner in der Stadt das Fest auch in ihren Privatcirkeln. — Auf dem Atmeidan, dem alten byzantinischen Hippodrom, werden dagegen Anstalten zu den öffentlichen Festlichkeiten getroffen. Amphitheater und Bogen erbaut, und eines von den ansehnlichsten Häusern zum Empfange des Sultans eingerichtet. Ein eigener Pavillon, aus welchem man den ganzen Platz übersehen kann, ist für den Sultan, zwei andere für den Prinzen und die Damen bestimmt. Alle strotzen von der ausgesuchtesten orientalischen Pracht. Andere Zimmer und Corridors sind für den übrigen Hofstaat eingeräumt, und elegante Logen für die fremden Gesandten hergerichtet. Auf andern Tribünen nehmen die Großen des Reichs ihre Plätze ein. Ein Meer von Menschen umgibt den großen Schauplatz.

Um sieben Uhr Morgens erscheint aus dem Thore des Serails der prachtvolle Zug, den das Militär eröffnet, Kavallerie und Infanterie. — Dann erscheinen in folgender Reihe: zwölf schwarze Verschnittene zu Pferde. Der Kapi-Baschi auf prachtvoll behängtem Rosse, umgeben von sechs schwarzen Sklaven zu Fuß. Dreißig oder auch mehrere vergoldete zweispännige geschlossene Wagen mit den kaiserlichen Damen, umgeben von schwarzen Eunuchen. Der Oberthürsteher des Harems zu Pferd. Der Serai-Agasi — Oberhofmeister der Pagen — zu Pferde. Dann der Oberceremonienmeister der Damen und der Obermundschenk des Harems — ebenfalls zwei verschnittene Schwarze. Der vergoldete Wagen der Sultane-Validé (Mutter des regierenden Sultans), begleitet von zwei Schwarzen. Dann zwei schwarze Eunuchen zu Pferde, nämlich der Oberkammerherr des Harems und der Oberschatzmeister der Kaiserin Mutter. Der Harem-Agasi, ebenfalls ein schwarzer Verschnittener, auf geschmücktem Rosse. Der prächtige Wagen der Sultane-Haseki. Der Oberaufseher ihrer Gemächer zu Pferde. Der Oberinspektor der Gärten des Harems zu Pferde. Eine Abtheilung schwarzer Verschnittener nebst einem ihrer Chefs zu Pferde. Die weißen Eunuchen, angeführt von zwei Kapidschi-Baschi. Dann die Offiziere, welche die Schüsseln des Sultans tragen, und den Kaffee und Scherbet credenzen, wenn er außer dem Serail speist, alle zu Pferde. Zehn Stallknechte, prächtige und kostbar geschmückte Hengste aus dem Marstalle führend. Fünfzig Hofdiener zu Fuß, die Jagdhunde des Sultans führend. Der Dogand-Baschi (Oberjägermeister) nebst zwanzig Jagdpagen zu Roß. Die Stummen und Zwerge des Harems zu Pferde. Die Leibpagen zu Pferde. Der Haz-Oda-Baschi, ein vornehmer weißer Eunuch zu Pferde. Der Chasnadar-Baschi (Oberschatzmeister), Serai-Agasi (Oberschloßinspektor) und Kilargi-Baschi (Oberspeisemeister), alle drei weiße Verschnittene zu Pferde. Nun der Kapi-Aga und der Kislar-Aga auf prachtvollen Pferden. Die Peiks (eine Art Hofbedienter) mit silbernen Helmen auf dem Haupte, zu Pferde. Der Tschokodar-Aga, d. h. der, der das Felleisen trägt, in welchem sich einige Kleider des Sultans zum Wechseln befinden. Der Ibrikdar-Aga, die goldene Trinkschale des Kaisers tragend. Der Tulbendar-Aga, den kaiserlichen Turban tragend. Der Chasnadar-Aga (Privatschatzmeister des Sultans) zu Pferde, der, so lange der Zug dauert, neugeprägte kleine Münzen unter das Volk wirft. Der Selikdar-Aga zu Pferde, den kaiserlichen Säbel tragend. Endlich eine starke Abtheilung von Bogenschützen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1836.

Der Kindermord im westlichen Indien. *)

Als der brittische Obrist Pottinger vor etwa zehn Jahren als Resident in die Provinz Cutsch kam, machte er sich mit allem Eifer eines Neubeamteten daran, den dort herrschenden Gebrauch der Ermordung der Kinder weiblichen Geschlechts auszurotten, wurde aber bald gewahr, daß nichts auszurichten sey. Die auf sein Ansuchen abgeschickten Mihtahs ließen sich entweder durch falsche Angaben beschwichtigen, oder sie wurden aus den Dörfern und Städten verjagt, und zwar nicht bloß von des Verbrechens beschuldigten Klassen, sondern auch von den übrigen Einwohnern, welche aus langer Gewohnheit die ganze Sache mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar billigend ansahen. Obrist Pottinger ließ nun durch den Darbar (Hof) alle Dscharedschahs nach Bhudsch berufen, und kam, theils durch Drohungen, theils durch Ueberredungen mit ihnen dahin überein, daß sie vierteljährliche Geburtslisten von ihren verschiedenen Besitzungen einsenden sollten. Allein nach sechs Monaten schon erklärten sich die meisten Dscharedschahs außer Stande, die übernommene Verpflichtung erfüllen zu können, da sie sogar bei ihren nächsten Verwandten Widerstand gefunden hätten; die bereits gelieferten wenigen Angaben erwiesen sich zudem als sehr ungenau.

Obrist Pottinger hatte nun die Idee, die Dscharedschahs, welche sich sämmtlich Blutsverwandte des Rao nennen, zu vermögen, dem Rao von Cutsch, als Oberhaupt des Stammes und der Regierung, die Anzeige zu machen, wenn ihre Frauen schwanger seyen und über den spätern Erfolg der Geburt zu berichten. Dieser Vorschlag erschien zwar den Ministern ausführbar, wurde aber von den Dscharedschahs mit dem größten Abscheu verworfen. Zwei andere Vorschläge fanden ebenfalls keine Annahme; der erste bestand darin, offene Gewalt zu brauchen, was jedoch dem Geist, wo nicht dem Buchstaben des Vertrags mit der ostindischen Kompagnie zuwider gewesen wäre, und der zweite ging dahin, jedem Dscharedschah-Mädchen bei ihrer Verheirathung eine Aussteuer zu geben. Der letztere Antrag war der Regierung von Bombay bereits von dem Vorgänger des Obristen Pellinger gemacht, von dieser aber verworfen, und die Verwerfung von den Direktoren der Kompagnie bestätigt worden.

Im Jahre 1820 kam Sir John Malcolm nach Bhudsch, und stellte den versammelten Dscharedschahs in einer langen Rede die Abscheulichkeit des Kindermords vor, wobei er unter Anderm sagte, daß die englische Nation die Kompagnie zwingen würde, allen Verkehr mit einem Volke aufzugeben, das bei einer so schändlichen Gewohnheit beharre. Die Dscharedschahs läugneten, fragten aber später den Obristen, wie denn der Gouverneur eine Aeußerung der Art habe machen können, da er sich doch gerade um die Freundschaft von Sind bewerbe, wo der Kindermord in noch ausgedehnterem Grade ausgeübt werde, indem man dort bekanntlich alle unrechtmäßigen Kinder vornehmer Leute ohne Unterschied des Geschlechts umbringe.

Die Sache blieb so ziemlich auf sich beruhen, bis im Julius 1834 der junge Rao zur Regierung gelangte, der sogleich entscheidende Schritte that, um dem Artikel des Vertrags zu genügen, welcher gebietet, dem Kindermord zu steuern. Obrist Pottinger versprach ihm die kräftigste Unterstützung der brittischen Regierung, und seitdem haben der Rao und der brittische Resident immer nur auf die Gelegenheit gewartet, ein Beispiel zu statuiren. Wie schwer es aber ist, Verbrechen solcher Art unumstößlich zu erweisen, erhellt aus dem eben Gesagten, und man würde der guten Sache wesentlich schaden, wollte man auf bloßen Verdacht hin einschreiten. Die beste und vielleicht einzige Aussicht auf Erfolg liegt mithin immer noch fast nur in dem ungeheuchelten Abscheu, welchen der Rao selbst vor dem schändlichen Gebrauch hat.

Leider herrscht der Kindermord im westlichen Indien noch immer in einer Ausdehnung, von welcher man sich kaum einen Begriff machen kann. Unlängst erst erzählte der Rao von Cutsch dem brittischen Residenten an seinem Hofe, wie er die Entdeckung gemacht habe, daß ein, ursprünglich aus Sind gekommener, und nun die Inseln im Runn bewohnender muhamedanischer Stamm, die Summas genannt, den Gebräuchen der Bewohner von Cutsch auf unerklärliche Weise anhänge, indem er alle seine Töchter bloß deßhalb umbringe, um die Mühe

*) Aus dem Calcutta Christian Observer.

und Kosten ihrer Erziehung zu ersparen. Der Rao hat allen Familienhäuptern dieses Stammes das Gelöbniß abgenommen, diesem schändlichen Gebrauch zu entsagen, leider aber steht es nicht in seiner Macht, die Erfüllung desselben zu erzwingen.

Die Tradition, daß der Mord der Kinder weiblichen Geschlechts von einem der Dscharedschahs verordnet worden sey, um zu verhüten, daß jene Töchter, welche nicht in ihren eigenen Stamm heirathen können, ihre Familien nicht durch ein unwürdiges Ehebündniß entehren, findet allgemeinen Glauben.

Nicht leicht dürfte irgend ein anderes Volk eine so entschiedene Verachtung gegen die Weiber hegen, als die Bewohner von Cutsch, und dennoch gibt es — seltsam genug — Wittwen unter ihnen, welche ihrem eigenen Haushalt vorstehen, öffentliche und Privatangelegenheiten leiten. Die Männer führen als Grund ihrer Geringschätzung an, daß die Weiber von Innen heraus verdorben seyen, und man muß bekennen, daß sie nicht unrecht haben, denn in ganz Cutsch findet sich — von des Rao's Weibern an abwärts — vielleicht nicht Eine keusche Frau. Die Männer gewöhnen sich an den Kindermord, weil sie von Kindheit an als von einem löblichen Gebrauch davon sprechen hören; ja man hat sogar Beispiele, daß junge Weiber anderer Stämme, welche aus fernen Gegenden herkamen, die Ermordung ihrer Kinder selbst gegen den Willen des Vaters verlangten. Dieß ist eine räthselhafte Erscheinung in der Natur des Weibes, die uns selbst bei Tigern und Wölfen befremden würde. Durch Gewalt wird hier nichts ausgerichtet, nur Bekehrung und Ueberzeugung vermögen zu wirken.

Lesghistan.

(Fortsetzung.)

Die Lesghier sind nicht so hoch gewachsen, wie die Grusier, ihr Aeusseres ist rauh, aber majestätisch, der Gesichtsschnitt regelmäßig, die Nase gerade und spitzig, die Augen schwarz und ausdrucksvoll. Da sie von Natur träge und mäßig sind, so leben sie lieber von Plünderung als von dem Anbau des Bodens, obwohl die Natur jegliche geringe Mühe des Anbaues im ganzen südlichen Theile verschwenderisch mit allen ihren Gaben belohnt, und Raub gilt darum bei ihnen für ein ehrenhaftes Handwerk. Die Lesghier sind bösartig, blutgierig, rachsüchtig und lieben ein unthätiges Leben, ihre Frauen dagegen sind sehr arbeitsam. Tapferkeit, Furchtlosigkeit, Unabhängigkeitsgeist und Gastfreundschaft sind gemeinsame Charakterzüge der Lesghier. Obwohl Muhammedaner von der sunnitischen Sekte, sind sie doch nicht sehr fanatisch, denn sie dienten wiederholt als Miethstruppen in Grusien, der Türkei und Persien, ohne sich darum zu kümmern, ob sie das Blut ihrer Glaubensgenossen zum Vortheil der Feinde ihrer Religion vergossen. Die Hadschis, d. h. diejenigen, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben, zeichnen sich durch eine besondere weiße Binde um den Kopf aus. Der Bau der Häuser ist bei den Bergleghiern derselbe wie bei den übrigen Bergstämmen; eine Steinhütte mit einem Erddach oder ein großer auf ähnliche Weise erbauter Thurm dient ihnen zur Wohnung, aber die Lesghier aus Dsharo und Belokan haben sehr hübsche Häuschen aus Holz. Ein allgemeiner Mangel ist, daß die Fenster kein Glas haben, und daß man sie bei schlechtem Wetter mit Läden schließen muß.

Die Ingalo oder Grusier, welche nach der Eroberung des Landes durch die Lesghier den Islam annahmen, wohnen größtentheils in ihren früheren Orten längs dem Alasan, am Fuße der südlichen Vorberge des Kaukasus in der Provinz Dsharobelokan. Obwohl sie schon seit einiger Zeit unter der drückenden Herrschaft der Lesghier stehen, und allen Arten von Erpressungen und Beeinträchtigungen ausgesetzt sind, so weichen sie doch von den Sitten und Gewohnheiten ihrer Stammgenossen nur wenig ab. Mit Gewalt zum Islam bekehrt, bekennen sie sich heimlich immer noch zum christlichen Glauben, und gehen unter dem Vorwande des Handels nach Kachetien, um das Osterfest zu feiern, ihre Kinder taufen zu lassen, und in einer der nächsten grusinischen Kirchen das Abendmahl zu empfangen; alles dieß muß aber mit der größten Vorsicht geschehen, denn der geringste Verdacht von Seite der lesghischen Mollas würde sie den größten Mißhandlungen aussetzen. Mit inniger Freude sehen sie daher die Befestigung der russischen Macht im Gebiet von Dsharobelokan, und als am 6ten Januar 1830 zum ersten Mal in der Feste Neu-Sakatal mit gebührendem Pompe die Wasserweihe gefeiert wurde, so glänzte in den Augen der Ingalos die lebhafteste Freude, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft fing an sie zu beleben.

Die Mugalen oder Tataren, welche zu verschiedenen Zeiten sich unter den Lesghiern ansiedelten, führen diesen Namen, weil die erste Niederlassung aus dem Dorfe Mugalo (in der kasachischen Distanz (in der Nähe von Tiflis) kam. Diese Tataren gleichen ganz ihren Stammgenossen in Grusien, zerfallen aber in zwei Klassen, solche, die eigenes Land besitzen, und solche, welche fremdes, den Lesghiern gehöriges Land anbauen. Die erstern stellen sich den Lesghiern gleich, die letztern sind den Lesghiern unterworfen, und zahlen ihnen Abgaben, hassen sie aber aufs Aeußerste. Uebrigens sehen die Lesghier verächtlich auf die Mugalen herab, und Verwandtschaft mit ihnen gilt für schimpflich.

Die Sprache der Lesghier ist von den übrigen kaukasischen Mundarten völlig verschieden, und zerfällt je nach den Kreisen Lesghistans in verschiedene Dialekte.

Das Khanat der Awaren bildet das nördliche Ende von Lesghistan, westlich gränzt es mit den Tschetschenzen am Aksai zusammen, gegen Norden mit den Kumyken, gegen Osten scheidet es ein Bergrücken von dem Gebiet des Schamchals von Tarku, gegen Südosten einer der Arme des Koißu und ein Bergrücken von dem Khanat der Kasikumuken, gegen Südwesten die Hauptkette des Kaukasus von Dsharobelokan und den Tuschen. Die zweigartigen Ausläufer des Kaukasus, die sich gegen Norden ausbreiten, bedecken das ganze Khanat von Awarien; die bedeutendsten derselben finden sich im westlichen Theile, und diese sind angefüllt mit Schluchten und Wasserfällen und mit uralten Wäldern, die den Schutz des Landes bilden, aber auch Ursache an der Armuth seiner Einwohner sind, welche nur

mühsam dem Lande ihren Unterhalt abgewinnen, oft genöthigt sind, Erde auf die nackten Felsen zu tragen, wo sie wie die Gemsen sich anklammern und einige Hände voll Hirse säen; auch die Viehzucht ist bei ihnen unbedeutend. Dieß sind die beiden Hauptgründe, weßhalb die Awaren unaufhörliche Raubzüge machen, und sich in alle Daghestan beunruhigende Streitigkeiten einmischen, um dabei wenigstens irgend etwas zu gewinnen.

Die Hauptflüsse des Khanats sind: die Kasma, welche aus den Bergen von Kartali kommt, das Khanat auf einer Strecke von 70 W. bewässert, und an der Feste Wnesapnaja vorüber gegen Osten fließt, aber nicht ins kaspische Meer fällt, sondern einige Werste davon in Sümpfe sich verliert, und durch diese mit dem Meer in Verbindung steht. Der Fluß Kara-tschai kommt aus der Hauptkette, da, wo die Genossenschaft Unsi ihren Sitz hat; dieser Fluß strömt gerade nach Norden, nimmt eine Menge Bergwasser auf, worunter ein ziemlich wasserreiches Flüßchen, fließt an der Hauptstadt des Khanats, Kunsacha, vorüber, bewässert Awarien auf einer Strecke von 60 W., und fällt beim Dorfe Ossokoi in den Kaissu. Dieser kommt aus dem Khanat der Kasikumyken, und bewässert auf seinem Laufe gegen Norden Awarien auf einer Strecke von 80 W. Das Khanat besteht aus vielen abgesonderten Genossenschaften: *) Jtschkeri, Gumbet, Koissubuli, Kartali, Andi, Dido, Anzul, Keserak, Jdatli, Mukratli u. a., aber Alle sind dem Khan unterworfen, der in der Hauptstadt Kunsacha seinen Sitz hat, die am Fuße der Berge zwischen zwei Waldbächen liegt. Außer dieser Stadt rechnet man drei bedeutende Städtchen in Awarien: Jrganai, Gimri und Tschirkei; die Zahl der Dörfer beträgt etwa 270, die der Einwohner höchstens 100,000 Seelen männlichen Geschlechts.

Das Khanat der Kasikumyken gränzt gegen Westen an Awarien, gegen Nordosten und Osten wird es durch den Bergrücken Kochmadag von Akuscha, den Besitzungen des Usmei von Karakaidach und den Provinzen Tabassaran und Kura getrennt. Das Khanat ist auf seiner ganzen Ausdehnung mit Bergen, Steilfelsen und Schluchten angefüllt, und von dem Koissu von seinem Ursprung in der Hauptkette des Kaukasus an bis an die Gränze von Awarien auf einer Strecke von 40 W. bewässert; in diesen Fluß fallen von beiden Seiten eine Menge Bergwasser, die zum Theil von hohen Abhängen herabstürzen. Diese Beschaffenheit des Landes zwingt die Bewohner sich mehr mit Viehzucht als mit dem Anbau des Bodens zu beschäftigen, denn die Abhänge der Berge liefern reichliche Weiden. Das Khanat der Kasikumyken besteht aus acht Magalen oder Kreisen, die dem in der Stadt Kasikumyk residirenden Khan unterworfen sind: die Stadt ist mit einer steinernen Mauer umgeben, und liegt am Fuße eines hohen Berges auf einer ziemlich weiten Ebene. Die russischen Truppen betraten zum Erstenmal die Stadt im Jahre 1820 unter Anführung des Fürsten Madatow. Der einzige Verbindungsweg dieser Hauptstadt mit den benachbarten Distrikten führt über eine schlecht erbaute Brücke mit Einem Bogen, ohne Geländer und so eng, daß kaum die Räder eines Wagens darauf Platz haben. Von dieser Brücke führt ein sehr schlechter Saumweg auf kaum gangbaren Pfaden aufwärts nach dem durch Natur und Kunst befestigten Städtchen Chosrek am Koissu. Dieses Städtchen ist der Hauptverbindungspunkt des Khanats gegen Daghestan hin, denn von da bis zu der in der Provinz Kura gelegenen Feste Tschirach führt nur ein einziger Weg zwischen zwei von einander losgerissenen Bergrücken hin, deren linke Seite sich allmählich erhebt, die rechte aber geht schroff hinauf bis zur Höhe von Chasrek. Alles dieß aber rettete das Städtchen nicht, als im J. 1820 die russischen Truppen unter Madatow an der Bergwand erschienen, und trotz der Anstrengungen eines zahlreichen Feindes die Feste mit Sturm nahmen. Außer diesen beiden Orten bietet das Khanat der Kasikumyken nichts Bemerkenswerthes dar. Die Zahl der Dörfer beträgt 103, die der Einwohner nicht über 20,000 Seelen.

*) Im Russischen ist immer das Wort obschtschestwo gebraucht, das weit mehr heißen will als Gemeinde; die einzelnen Thäler scheinen besondere Vereinigungen zu bilden.

(Schluß folgt.)

Neue Feuerwaffen.

Ein Franzose, Namens Charoy, hat eine Art Lanzenschlagröhre (lance fusée) oder eine Pike zum Gebrauch der Artillerie erfunden, welche nach Art der Perkussionsgewehre sich entzündet, auch wenn der Befehl, das Feuer einzustellen, gegeben wird, wieder ausgelöscht und abermals angezündet werden kann, wenn man mit dem Fuß an die Kapsel stößt. Derselbe hat auch Feuerpfeile für die Schiffe erfunden: sobald die Spitze auf einen Widerstand leistenden Körper trifft, entzündet sich der Pfeil an mehrern Stellen und verbrennt völlig. Eine dritte Erfindung Herrn Charoy's, der man eine bedeutende Wichtigkeit beilegt, ist eine Bombe, die ohne Brandröhre losgeht, so daß sie bei Nacht keinen Lichtstreif nach sich läßt. Bei der Art, wie die Bombe konstruirt ist, muß sie stets auf die Oeffnung fallen; die Erschütterung macht, daß die Kapsel losgeht, durch welche die Ladung entzündet wird, und die Bombe in dem Augenblick, wo sie ihre Bestimmung erreicht, aber nicht früher, zerspringt. Der Erfolg ist derselbe, ob die Bombe auf eine ebene oder unebene, oder geneigte Fläche, oder auch nur auf Wasser aufschlägt.

Ceremonien und Festlichkeiten
bei der feierlichen Beschneidung eines türkischen Prinzen von Geblüt in Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Inmitten dieses glänzenden Zuges reitet der Sultan selbst und ihm zur Rechten (bei den Türken der geringere Ehrenplatz) der junge Prinz, dem zu Ehren alle diese Festlichkeiten stattfinden. Der Schmuck der beiden erlauchten Personen und ihrer Rosse geht beinahe ins Unschätzbare. Es ist ein Glanz, als ob alle Herrlichkeiten der Welt am Bosporus zusammengeströmt wären, um dieß Fest zu verherrlichen.

Unter rauschender Musik auf dem Hippodrom angelangt, begeben sich der Sultan, der Prinz und die andern höchsten und hohen Herrschaften auf die für sie bestimmten Plätze, wo sie von dem Jubelruf des Volks empfangen werden. Der junge Prinz, um dafür zu danken, wirft mit freigebiger Hand Gold- und Silbermünzen unter die Menge.

Die fremden Gesandten überreichen nun Geschenke ihrer Souveräne dem Sultan; dann werden Erfrischungen servirt, und auch sogar in großer Menge unter das zuschauende Volk vertheilt.

Hinsichtlich der Feierlichkeiten, die nun auf dem Atmeidan stattfinden, werfen wir einen Blick auf jene zurück, die damals begangen wurden, als Muhammed, Amuraths Sohn, in die Gemeinschaft der wahren Muselmänner aufgenommen wurde. Sie mögen als Maßstab der Eigenthümlichkeit orientalischer Volksfeste dienen.

Es erschien zuerst der Mufti unter einem Baldachin auf dem Rücken eines Kameels sitzend und in einem großen Buche lesend. Umgeben wurde er von einer Menge Geistlicher, unter welchen sich die Derwische sowohl durch ihre burlesken Anzüge, als auch durch ihre religiösen Uebungen auszeichneten, wohin das Selbstpeinigen mit Messern u. m. dgl. gehörte. Nachdem dieser Zug den Platz umkreist hatte, übergab der Mufti die Geschenke der Geistlichkeit, aus kostbaren Religionsbüchern bestehend, wobei er vom Sultan mit großer Ehrerbietung behandelt wurde. — Nach den muselmännischen Geistlichen erschienen die christlichen, unter Anführung der beiden Patriarchen von Konstantinopel, nämlich des griechischen und armenischen, und sangen, bei dem Sultan angelangt, ein Gebet ab, in welchem sie den Segen des Himmels für den Beherrscher der — Ungläubigen erflehten. Ihr Geschenk bestand in einem silbernen Gefäß, angefüllt mit Goldmünzen.

Nun nahte sich die Innung der Kaufleute, ungefähr 1000 Köpfe stark, und zwar Muhammedaner, Christen und Juden. Nach ihrem reichen Aeußern konnte man sie eher für Fürsten, als für Kaufleute halten. Ihnen folgte ein von Kindern, als Liebesgötter gekleidet, gezogener Wagen, auf dem sich eine Bude befand, die mit Gold- und Silberstoffen aller Art gefüllt und für den Sultan zum Geschenk bestimmt war.

Nach den Kaufleuten kamen die Goldschmiede, deren Anzüge, mit Gold und Silber bedeckt, schon ihren Stand ankündigten, und die Juwelen- und Perlenhändler, deren Gewänder von kostbaren Steinen und Perlenstickereien strotzten. Sie legten mehrere Meisterstücke ihrer Kunst dem Großherrn zu Füßen.

Darauf folgte die Zunft der Seidenweber, die, indem sie dreimal den Platz umzogen, auf eigens dazu hergerichteten Weberstühlen einen Seidenstoff anfertigten und ihn dem Sultan als Geschenk überreichten.

Auf zwei Kameelen führten die Teppichfabrikanten kostbare mit Gold und Silber durchwirkte Teppiche als Geschenk für den Sultan mit sich.

Die Federschmücker hatten auf erfinderische Art mehrere Vögel in Lebensgröße verfertigt, die künstlich in der Luft zu fliegen schienen, als wären sie lebendig. Knaben in Anzügen von bunten Federn folgten mit hohen Stangen, auf welchen kostbare Federbüsche prangten.

Nun folgten die Schneider, von welchen ein Theil in voller Arbeit auf einer großen von Lastträgern gezogenen Schleife saß.

Dann die Schuster, die in ihrem Gefolge zwanzig mit Büffeln bespannte Wagen hatten, auf welchen Meister und Gesellen beschäftigt waren, Paputschen (Ledersocken), Sandalen, Pantoffeln und Stiefeln zu verfertigen. Von den letztern überreichten sie mehrere Paare von dem schönsten gelben Korduan dem Sultan.

Die Kürschner mit einer Menge Maulthiere, die mit den kostbarsten Fellen behängt waren, und die Mützenmacher mit schönen Proben ihrer Arbeit.

Die Waffenschmiede erschienen im glänzendsten Aufzuge. Die von ihnen zur Schau getragenen Säbel, Messer, Handschars, Pistolen und Flinten, so wie die Wehrgehänge und Pulvertaschen schimmerten von Gold und Silber. Diese reiche Zunft beschenkt den Sultan mit einem kostbaren ungeheuren Säbel von fünf Fuß Länge.

Die Zinngießer, die eine Menge schöner Gefäße mit sich führten, übergaben dem Großherrn eine Terrine von 20 Fuß im Durchmesser.

Die Blech-, Messer-, Eisen- und Kupferschmiede erschienen mit Produkten ihrer Kunstfertigkeit, eben so die Töpfer und Steinmetzen.

Dann folgten die Sattler mit herrlichen Sätteln, Zäumen, Gurten u. s. w. — Die Glasmacher bliesen verschiedene Gläser auf dem Atmeidan, unter Anderem für den Sultan eine so große Wasserflasche, daß darin wohl ein paar Fässer Platz gehabt hätten.

Die Bäcker vertheilten eine Menge Kuchen unter das Volk. Die Fleischer schlachteten mitten auf dem Platz und gaben das Fleisch dem Pöbel preis.

Die Gärtner legten vor dem Monarchen die schönsten Blumen und Früchte nieder. Die Zuckerbäcker brachten auf einem niedern Wagen einen aus Zucker gebackenen lebensgroßen Reiter nebst dem Pferde, und trugen Rosen- und Lorbeerkränze, ebenfalls von Zucker, in den Händen.

Die Maler führten ein hölzernes Haus mit sich, das bunt bemalt und mit Versen aus dem Koran geschmückt war.

Sogar die Lastträger erschienen mit ihren Tragmaschinen, die Pferdevermiether mit ihren Rossen und die Hirten mit ihren Heerden.

Zuletzt kamen die Juden Konstantinopels. Dreihundert Jünglinge dieser Nation zogen in drei Abtheilungen in den Trachten verschiedener Völker einher. Die erste war französisch gekleidet und bewaffnet, die zweite in altspanischem und die dritte in Schweizer-Kostüm. Dieser folgte eine große Menge Drachen, Schildkröten und Ungeheuer, die künstlich über den Platz krochen. Den Schluß machten andere in karikirten Verkleidungen.

Nachdem der Sultan alle diese Glückwünschenden empfangen hatte, kehrte er in der Stille mit seinem Gefolge ins Serail zurück. Für das zurückbleibende Volk wurde aber durch allerlei Schauspiele gesorgt.

Auch im Serail begannen neue Belustigungen. Sobald der Abend angebrochen, wurden die Gärten mit Transparents geschmückt, und später mußte die ganze im Hafen zu Konstantinopel und bei Gallipoli liegende Flotte ein großes Manöver im Feuer auf dem weißen Meere ausführen. Der Sultan sah in Gesellschaft seiner Damen diesem Schauspiele aus einem an dem Kai des Serails gelegenen Kiosk zu.

(Schluß folgt.)

Indische Miscellen.

Man hat kürzlich durch Zufall an einem Schiffe die Entdeckung gemacht, daß eine Art indischen Zimmerholzes, das man Dscharrul (Jarrool) nennt, die Eigenthümlichkeit hat, nicht durch die Bohrwürmer zu leiden. Alles andere Holz an einem Schiffe, selbst das für so vorzüglich betrachtete Teakholz, war angegriffen worden.

Der Friend of India macht den Vorschlag, in den bedeutendsten Städten und Distrikten Aerzte mit magistratischer Gewalt aufzustellen, um für möglichste Reinlichkeit zu sorgen, und das Ungeheuer Malaria im Zaume zu halten, das gegenwärtig sich ungehemmt über das ganze Land verbreitet. Tausende und aber Tausende sollen derselben jährlich zum Opfer fallen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 2.

Deutsche Kunst und deutsche Künstler in Paris.

Die Palme der musikalischen Kunst gehört den Deutschen im Winter 1835/36 in Paris. Dieß ist im Großen das Ergebniß, zu welchem ich in meiner Erzählung gelangen will, die Einzelheiten sind mannichfaltig und ausgedehnt.

Es regt sich in dem öffentlichen Sinne von Paris ein mehr und mehr deutlich hervortretendes Bedürfniß, das so lange verachtete, aus Unwissenheit gering geschätzte Fremdländische, besonders das deutsche Wissen, die deutsche Literatur, die deutsche Kunst, die deutsche Poesie, die deutsche Musik näher zu schauen und zu erfassen. Gibt es irgend einen Preis, um welchen man die Jämmerlichkeit unseres übrigen gesellschaftlichen Treibens, im Jahre der Gnade 1835 und 1836 hinnehmen mag, so ist es diese, gleichviel aus welchen ersten Beweggründen hervorgehende in ihren Folgen stets glückliche Annäherung zweier großen Nationen, durch die Vermittlung des Schönen und den Dienst der Kunst.

Nichts ist herzbrechender anzuhören, als die Klagen der ächten Pariser Spießbürger und der Verehrer der klassischen opéra comique, über den — sie nehmen keinen Anstand es wirklich zu sagen — barbarischen Einfall der deutschen Musik und des italienischen Gesanges. Ja, wäre die deutsche Musik von der Stadt Paris unterstützt, wie die italienische Oper, die für sechs Monate siebenzigtausends Franks bezieht, so würde man noch mehr über deutsche Invasion klagen. Glückliche Zeit der Dalayrac und Monsigni, wo bist Du? Was ist aus Euch geworden, und warum habt Ihr uns den tyrannischen Einwirkungen dieser germanischen Werke Preis gegeben? Mozart, Weber und vor Allem Beethoven, sind vergöttert. Das Konservatorium in seinen unerreichbaren Konzerten, hat als Hauptsache Beethoven, und abermals Beethoven, das Uebrige ist zum Ausfüllen.

Und das Publikum horcht, das Publikum fühlt und läßt sich das Herz erwärmen und von der Empfindung begeistern, es weiß nicht wie. Diese verdammten Deutschen: schwerfällig und derb ist ihre Person, ihre Form ist ungeschlacht, aber in dem Gewande ihrer Töne verklären sie sich zur lichten Schöne und man muß sie lieben und bewundern. Ist das nicht Fortschritt im Völkerrecht, solchen Ausspruch laut und öffentlich machen zu müssen, und mit der alten kaiserzeitlichen Feindschaft, mit dem dummen, blinden, alles Recht und alle Wahrheit verläugnenden Hasse endlich gewichen zu seyn!

Allerdings spielt das Flageolet und das Piccolo noch eine große Rolle, und das lammartige Gethier der Badauds (in höflichem Deutsch, Maulaffen), stellt sich bei einem Flageoletkonzerte in obligate Beifallstimmung und klatscht, daß die Wände zittern; insbesondere wenn der dem pariser Flageolet infeodirte Gnom Collinet dieses harmonische Instrument handhabt. Ich bin etwas parteiisch in der Sache, denn ich habe es nie zu einiger Vollkommenheit auf diesem Werkzeuge bringen können, welches ich jetzt anfeinde, und bei jeder Aufführung eines unschuldigen Stückes, zum Beispiel in einem patriarchalischen Konzerte im Rathhaussale der Vaterstadt, gab ich eine Handvoll Noten zu viel in einem Theil. Vielleicht kommt daher die mir seitdem zum Glaubensbekenntniß gewordene Ansicht, daß man ein Gimpel seyn müsse, um das Flageolet zu spielen oder zu lieben. Zur Ausgleichung habe ich eine andere Meinung über das Horn, dieses angenehme Geblase, mit welchem man in den Straßen von Paris zu Tag- und Nachtzeit, vorab während des Karnevals, so weidlich ergötzt wird. Es scheint mir, nur ein Flegel könne das Horn, ich meine das ächte, derbe, kreischende und grelle Jagdhorn spielen oder lieben. Auch habe ich meist rothe, kupferige Gesichter, ohne Rock, im fünften Stock oder in den Entresols Horn blasen sehen. Ich weiß nicht, ob es mir nur so vorkam, oder ob es wirklich war, daß stets in unmittelbarer Nachbarschaft irgend eine ignoble Weinschenke sich befand. Ja, die jetzige Generation, die dermalen blühende, genießende und prahlende Generation, diese Race, die die Stimme erhebt, wann sie von Musik schwätzt, um irgend eine triviale Albernheit nicht ungehört zu lassen, diese Race, die voll Behagen und leer an Sinn ist, liebt noch das Flageolet und das Horn; gleich und gleich gesellt sich gern. Aber sie eile sich, das Ende ihres Reiches naht heran, jeden Tag ist dessen ein neuer Beweis. Ich habe vor kaum drei Jahren nur Flageolet-Konzerte als Außer-

ordentliches und Köstliches spielen hören; von Beethoven war keine Rede. Heute wird noch Flageolet gespielt, aber die ächten Enthusiasten sind nicht mehr sowohl die Pariser, als die Fremden der Provinz, die von den Zeitungsnachrichten des vorigen Jahres leben, und die Bewunderung dieses artigen Instrumentes als „guten Ton" ausführen. Und neben einem Flageolet-Konzert von Collinet wird Beethoven gespielt, ein Adagio in c mol. Möge es sein heiliger Schatten verzeihen, wenn ich ihn in so unreiner Begegnung nenne. Nichts ist unwichtig, wenn es sich um die Fortschritte eines Volkes und seine geistig-ästhetische Entwicklung handelt. Es ist kein sonderliches Verdienst, ein deutsches Ohr zur Begeisterung hinzureißen, wenn das geheimnißvolle Reich der Töne dieses großen Meisters sich erschließt; „wir lieben die Harmonie aus Instinkt" — (Styl des heutigen Urtheils der Franzosen über deutsches Musiktalent). Aber, daß auch in den Konzerten von Musard, in diesem buntfarbigen Gelegenheitsorte aller Art, in diesem Jahrmarkte jedes Abends, in diesem Bazar von Menschen und Leichtsinn, in diesem anhaltenden Maskenballe, die Musik von Beethoven Hörer und Bewunderer findet, daß man Mozart liebt und Weber beklatscht, das ist ein Fortschritt, der auf noch größere schließen läßt. Bereits ist es dahin gekommen, daß die Kritik der öffentlichen Blätter selbst das ausgezeichnete, kunstliebende und andachtsvolle Publikum der Konzerte des Konservatoriums nicht andächtig, nicht salbungsvoll, nicht durchdrungen genug findet, und ihm ernstliche Verweise gibt, sich in der heiligen Nähe so großer Geister mit mehr Weihe und Beruf zu benehmen und alles Irdische zu vergessen. Wahrlich, käme Beethoven heute in die Mitte des Konservatoriums, wann dieses wie Ein Mann, wie Eine Seele, wie ein harmonischer Bogenstreich seine Meisterstücke aufführt, das Herz des unglücklichen Dichters würde ihm in Aug und Ohr treten, und ihm die so grausam entrissenen Gaben wieder verleihen, er würde sich selbst sehen und hören, und in der Aufführung dieses Meister-Orchesters ganz begreifen und anbeten. In diesem Vereine würde Mozart vor Sympathie erbeben und verstummen, und fern bliebe seine Stimme von dem Ausrufe, den er einst bei einer jammervollen Aufführung seines Don Juan in irgend einem der Pariser Orchester gemacht hat: „Willst Du cis greifen, Du Schwere . . . . .!"

(Fortsetzung folgt.)

Lesghistan.

(Schluß.)

Die Länder der freien Genossenschaften Rutul, Achti, Sergi und Dartschi sind im Norden durch den Alagin-Dag und den Fluß Ssamur von der Provinz Kura getrennt, durch den Bergrücken Schach-Dag von der Provinz Kuba, und durch die bogenförmig von Osten nach Norden sich ziehende Kaukasuskette, hier Salwat-Dag genannt, von den Provinzen Scheki und Dsharobelokan und dem Gebiet des Sultans von Elissui. Der ganze Landstrich ist nach allen Richtungen mit hohen Bergen bedeckt, in deren Thälern der Ssamur strömt, der aus den Höhen des Tschiakura nahe an dem Städtchen Philassil entspringt. Dieser Fluß gibt hinsichtlich des reißenden Laufs dem Terek nichts nach, rechts und links fallen in ihn schäumende Bergwasser, an denen die Hauptorte der Genossenschaften liegen. Mikindsche, Rutul, Achti und Kubegure. Diese Dörfer sind wegen ihrer Lage unersteiglich, und obwohl ihre Einwohnerzahl nicht über 12,000 Menschen steigt, so sind sie doch wichtig wegen ihrer Tapferkeit und ihres Einflusses auf das stets unruhige Daghestan. Ihre Aeltesten stehen in einiger Abhängigkeit von dem Khan der Kasikumyken.

Der Fluß Gurian scheidet von seinem Ursprung bis zum Eintritt in den Kreis von Derbend die Provinz Kura im Norden von Tabassaran, der Gebirgsrücken Kochmadag im Westen vom Khanat der Kasikumyken, der Alagin-Dag und der Fluß Ssamur im Süden von den obenerwähnten freien Genossenschaften, gegen Osten stößt sie an den Kreis von Derbend. Diese Provinz ist gegen Westen mit hohen Bergen, den Ausläufern des Salwat-Dag bedeckt, die gegen Osten allmählich abfallen und in Ebenen übergehen, welche mit kleinen einzelnen Erhebungen übersäet sind. Der Boden des östlichen Theils ist sehr fruchtbar, und zum Land- und Gartenbau geeignet. Die bemerkenswerthesten Orte sind: Kurach, die Residenz des Khans am Flusse Kuratschai, der in den Gurian fällt; diese Stadt liegt auf einem hohen Berge, von dem man die ganze Umgegend auf eine weite Entfernung bequem überblicken, und die Straße von Kuba beobachten kann. Die Feste Tschirach, an einem der Arme des Gurian an der Gränze von Tabassaran. Diese durch die Zeit halb zerstörte Feste verdient eine besondere Aufmerksamkeit, theils wegen ihres Baues auf einem zuckerhutähnlichen Felsen, theils weil von ihr aus der einzig mögliche Weg über den Gebirgsrücken Kochmadag nach Kasikumyk führt. Die gesammte Einwohnerzahl beträgt nicht über 20,000 Menschen, sie sind aber vortreffliche Reiter, und gelten für die ersten Krieger in Lesghistan. Der Hauptverbindungsweg von Kuba durch die Provinz Kura nach Kasikumyk beginnt am Uebergang über den Ssamur, dem Dorf Kasire gegenüber in der Provinz Kuba, und geht über Kadir, Kurach, Ritschu und Tschirach, wo die mühselige bereits oben beschriebene Saumthierstraße beginnt, bis Tschirach aber ist der Weg für Wagen fahrbar, und die einzige Unbequemlichkeit besteht nur in dem häufigen Uebersetzen über den reißenden Kuratschai. Diese Provinz regierte stets ein besonderer Klan, der in einiger Abhängigkeit von dem Khan der Kasikumyken steht, seit aber Aßlan, Khan von Kura, zum Khanat der Kasikumyken erhoben wurde, wie oben erwähnt, vereinigt er die Würde und den Titel eines Beherrschers beider Länder in sich.

Der Bergrücken, welcher einen der südlichen Ausläufer des Salwat-Dag bildet, scheidet das Gebiet des Sultans von Elissui von der Provinz Scheki; der Fluß Alasan, vom Dorfe Gogliarno bis zur Einmündung dieses Flusses in den Kur und dann der Lauf dieses letztern vom Dorf Sairn bis zum Dorf Alingtschiat, von Kachetien und dem elisabethpolischen Kreise; gegen Nordosten stößt es an die obenerwähnten freien Genossenschaften, gegen Nordwesten an Dsharobelokan. Der ganze westliche Theil

ist mit den letzten Voebeegen der Kaukasuskette angefüllt, welche am Uesprung des Flusses Kapitschai in Ebenen übergehen;- der ganze südwestliche Theil bildet ein niedriges feuchtbaees Thal. Der Fluß Kapitschai, gebildet aus der Vereinigung vieler Bäche in den Schiefeebeegen, welche an das Land dee freien Genossenschaft Rutul stoßen, fließt ausschließlich im Gebiet des Sultans von Elissui, und fällt an der Gränze desselben bei der Furth Kotue in den Alasan. Dieser Fluß nimmt einige Bäche von der eechten Seite auf und fließt 50 W. weit gegen Nardwesten. Der zweite Fluß, welcher das Gebiet des Sultans von Elissui bewässert, ist der Kurmuktschai, der aus den letzten Voebergen des Kaukasus nicht weit von dem Dorfe Kiptschak kömmt. Der ganze Lauf dieses Flusses, der dem Doef Ssamuch gegenüber in den Alasan fällt, beträgt 30 W. Die Hauptdörfer des Sultans von Elissui liegen in dem beegigen Theile des Landes gegen Süden, nämlich Eischi, Kumyk und Kiptschak, die übrigen ausschließlich an dee Gränze von Dshaeobelokan und längs dem Ufee des Kapitschai. Dee ganze westliche Theil längs dem Ufer des Kapitschai ist eine Steppe, auf welchee die Einwohnee nomadisch umheeziehen, wenn es in den Beegen kalt wied. Die gesammte Seelenzahl im Gebiete des Sultans von Elissui beträgt 8000. Der Beherrschee stammt aus einer fürstlichen, schon vor Altees hier ansässigen Familie.

Die Hauptsteaße von Schirwan nach Dsharobelokan führt auf einer Steecke von 45 W. durch das Gebiet von Elissui, und geht duech den Hauptort Eischi, dann duech Massibru, Dshanichu und Nobankal. Diese Steaße ist in den Bergen ziemlich mühselig, abee von dem Uebeegang übee den Kuemuktschai an wied sie sehe eben und süe Wagen fahebae. Die zweite Straße aus Schirwan nach Kachetien fühet quer duech das Gebiet von Elissui 30 W. weit, berühet die Orte Koßmalae, Koteki, Kueagari, und geht bis an die Fueth von Kotue am Alasan. Die dritte Straße von Schirwan nach Kachetien fühet 22 W. weit durch den südlichen Theil von Elissul über den Hauptort Eischi. Diese beiden Steaßen sind im Osten .mühsam, im Westen bis zum Alasan sehr bequem. Die Straße vom Hauptort Eischi bis zum elisabethpolischen Keeise fühet über die Beege nach der Furth van Ssamuch.

Die Peavinz Dshaeabelokan scheibet der Alasan van seinem Ursprung bis zum Dorfe Gogljarno von Kachetien, gegen Norden die Hauptkette des Kaukasus von dem Gebiet der Awaren, der Kasikumyken und der freien Genossenschaft Rutul; gegen Südosten stößt das Gebiet von Elissui daean. Dee ganze noeböstliche Theil ist sehe bergig und eben daeum wenig bewohnt; das ganze Ufer des Alasan bis zu den südlichen Vorbeegen bildet viele fruchtbare Ebenen, die von einer geoßen Menge in den Alasan fallender Flüsse bewässert werden, unter denen der Jachachi, Lopchani, Belokanka und Kandidschewa die bedeutendsten sind. Die Hauptorte sind: die Festung Neu-Sakatal am Ufer des Jachachi, der Aufenthaltsort des Provinzialgouverneues und der russischen Garnisan, Dshary, Belokan und Katechi. Die Gesammtzahl der Einwohner dieser Provinz, mit Einschluß der Genossenschaften van Upsadal und Anzodli, wied auf 20,000 S. geschätzt.

Die Hauptverbindungsstraßen aus Neu-Sakatal gehen 1) nach Signag über die Berge und die Dörfer Gogami, Kaedschali, Katechi und die Redoute Aleeandeowska nach dee Fueth Urda, 25 W.; diese Steaße ist ziemlich bequem für Wagen, denn sie führt im Thale foet, und das einzige Hinderniß besteht in dem Uebersetzen übee zehn in den Alasan fallenden Flüßchen; 2) nach dem Gebiet von Elissui über Dshary, Tschogami, Kaedshali, Muchachi und Tschobankol, 34 W.; dieser Weg ist gut. 3) Nach Belokan über Mazechi längs den letzten Vorbergen, 45 W. 4) Nach dem Distrikt dee königlichen Brunnen und nach Karatschag fühet der Weg nach dem Doefe Katechi und von da längs dem Jachachi bis zum Doefe Alicharo am Alasan, 30 W. Der nächste Weg nach Tiflis geht durch die Steppe, anfangs auf dee erwähnten Straße bis Alichaeo, und von da auf dem eechten Ufee des Alasan durch die Dörfee Muganlo Paldae und Padar bis an die Fueth Bojamotlu, im Ganzen 48 W. Alle diese Verbindungsstraßen sind ziemlich gut, und beschwerlich ist nue das Uebeesetzen übee die zahleeichen Flüsse, welche von den Bergen herabkommen, und von der linken Seite in den Alasan fallen.

Eruption des Cosiguina.

Dieser Vulkan liegt in der Bai von Fonseca — gewöhnlich die Küste von Conchagua genannt — an der Westküste von Centralamerika. Der Bericht über diese Naturerscheinung, den wir in Nr. 203 und 204 dieser Blätter vom vergangenen Jahre mittheilten, waren nur die ersten Nachrichten, seitdem hat Herr Caldcleugh eine umfassende Sammlung von Berichten aus den verschiedenen Städten an die Regierung von Centralamerika und von unterrichteten Augenzeugen veranstaltet, und wir entheben aus derselben Folgendes:

Die Eruption geschah am 19ten Januar 1835 und es ging ihr ein leichtes Getös voran, begleitet von einer Rauchsäule, welche aus dem Berg emporstieg und immer dichter und größer wurde, bis sie die Gestalt einer großen Wolke annahm, die, in einer Entfernung von zehn Stunden gesehen, wie ein ungeheurer weißer Federbusch aussah, der ziemlich schnell emporstieg und sich nach allen Seiten hin ausbreitete. Die Farbe war anfangs glänzend weiß, ging dann ins Graue, endlich ins Gelbe über, und wurde zuletzt schön karmoisinroth. Während des folgenden Tags wurden mehrere Erdstöße gefühlt, von denen der letzte eine furchtbare Gewalt hatte. Am Morgen des 22sten stieg die Sonne glänzend empor, doch verkündete ein dunkler Streif, daß die Rauchwolke noch vorhanden war, welche sich am Tag zuvor so schön gezeigt hatte, jetzt aber schnell sich ausbreitete und das Tageslicht bald so sehr verhüllte, daß nach Verlauf einer halben Stunde die finsterste Nacht hereinbrach. Die Leute stießen an einander, weil sie sich nicht sehen konnten, das Vieh eilte in seine Ställe und die Hühner saßen auf, wie sie zu thun pflegen, wenn es Abend wird. Diese atmosphärische Dunkelheit hielt, ohne merkbare Verminderung, drei Tage lang an, während welcher Zeit ein feiner unmerklicher Staub fiel, der zu Sankt Antonio den Boden 2⅓ Zoll hoch bedeckte, und aus drei Schichten von verschiedenen Abstufungen von Grau bestand; während der folgenden zehn bis zwölf Tage zeigte sich ein mattes trübes Licht am Horizont. Zu Nacaome, nördlich vom Vulkan, hatte man dieselbe Dunkelheit; die gefallene Asche lag vier bis fünf Zoll hoch und verbreitete einen

starken Schwefelgeruch, der durch jede Spalte in die Gebäude drang. Die herrschende Dunkelheit wurde nur zuweilen durch Blitze unterbrochen, welche nach allen Richtungen hinfuhren, und denen Donner wie von Artilleriesalven folgten, die von vulkanischen Ausbrüchen begleitet waren, welche die Bewohner der Gegend mit einem Schrecken erfüllten, als ob der jüngste Tag im Anzug sey. Am 24sten wurde die Atmosphäre heller, und nun fand sich, daß die Häuser bis zu acht Zoll hoch mit Asche bedeckt waren, in welcher man viele kleine erstickte Vögel fand. Hirsche und andere wilde Thiere suchten Schutz in der Stadt, und die Ufer aller benachbarten Ströme waren mit todten Fischen bedeckt. In Segovia und bis auf acht Stunden vom Vulkan fielen so starke Schauer von schwarzem Sand, daß das Hornvieh zu Tausenden umkam, und man viele fand, welche fast ganz gebraten waren. Innerhalb der Bai von Fonseca und zwei Meilen vom Vulkan stiegen zwei Inseln, jede von 300 Schritten im Durchmesser, empor.

Ceremonien und Festlichkeiten

bei der feierlichen Beschneidung eines türkischen Prinzen von Geblüt in Konstantinopel.

(Schluß.)

Am andern Morgen wurden auf dem Hippodrom die Lustbarkeiten erneuert und mit der Aufführung kriegerischer Schauspiele begonnen. Der Großwesir, um seinem Gebieter ein deutliches Gemälde seiner Siege über die Christen zu geben, hatte zwei Schlösser von Holz errichten lassen, wovon das eine mit Türken, das andere mit Bewaffneten besetzt war, welche Christen vorstellten. Es begannen nun Gefechte, die mit der Einnahme und Demolirung des christlichen Schlosses endigten.

Aehnliches hatte der Kapudan-Pascha veranstaltet. Es erschien künstlich aus Holz und Pappe gefertigt die Insel Cypern, und dann türkische Schiffe auf Rädern, welche endlich die Insel eroberten, scheinbar wurde ein Theil der christlichen Besatzung niedergehauen und ein anderer in Ketten gelegt. — Rumelier und Albanesen zu Pferde kämpften dann gegen einander mit Lanzen, wobei mehrere Pferde getödtet wurden.

Hierauf begann ein Caroussel, in welchem von Reitern Ringe mit der Lanze abgestochen wurden. Für jeden Ring gab der Sultan zur Belohnung einen goldenen kleinen Reif. — Dann wurde das bei den Türken beliebte Dscherridwerfen mit vieler Geschicklichkeit ausgeführt, und hierauf von den Bogenschützen auf große Entfernung mit Pfeilen nach Aepfeln geschossen. Kunstreiter stehend auf den Pferden führten nachher mehrere Produktionen aus.

Die Festlichkeiten dieses Tages wurden damit beschlossen, daß der Sultan sich mit seinem ganzen Gefolge an das Adrianopolitanische Thor begab und dort 4000 Lämmer und Ochsen feierlich opfern ließ. Dann steckte man die Ochsen ganz an ungeheure Spieße, in den Ochsen ein Lamm, in dieses ein Huhn und in dieses ein Ei. Nachdem alles dieß gebraten war, wurde es dem Volke preisgegeben.

Am folgenden Tage zeigten sich auf dem Hippodrom verschiedene Gaukler mit ihren Künsten. Einer derselben schloß einen nackten Knaben mit dreißig dicken Schlangen in ein großes Faß ein und nahm den Burschen nach einiger Zeit unversehrt wieder heraus. — Dann legte man ein lebendiges Kind in ein Grab und bedeckte es mit Erde, während dem dasselbe deutlich sprach und nach einer geraumen Zeit wieder gesund aus dem Grabe aufstand. — Ein anderer Gaukler legte sich nackt mit dem Rücken auf die Schneide mehrerer Säbel, nahm dann auf den Leib einen schweren Ambos und ließ auf diesem ein Stück Eisen hämmern. Dann nahm er ein Hufeisen zwischen die Zähne und riß mit den Händen ein Stück davon ab. — Hierauf zerbrach er eine starke Pflugschar mit drei Faustschlägen, bestrich Zunge und Gesicht mit einem glühenden Eisen u. s. w. — Ein Anderer ließ auf seinem Kopfe einen großen Stein mit Hämmern zerschlagen und ging mit bloßen Füßen auf spitzigen Messern, ohne sich zu verwunden.

Die großherrlichen Fechter und Ringer, ganz nackt und den Körper mit Oel bestrichen, ließen ihre Stärke und Gewandtheit sehen. Man sagt, diese Leute enthielten sich ganz und gar des Genusses des andern Geschlechts, weil sie behaupten, auf diese Weise länger ihre körperliche Stärke zu behalten.

Nach erschienen zwei Elephanten und eine Giraffe auf dem Hippodrom. Der eine Elephant trug auf dem Rücken einen mit sechs Soldaten besetzten Thurm; der andere machte mehrere Kunststücke.

Am Abend beschlossen mehrere Feuerwerke die Lustbarkeiten. Nach Endigung derselben haben sich diejenigen zu melden, die Renegaten werden wollen. Damals erschienen mehr als viertausend Griechen zu diesem Zweck, die sich vor dem Großherrn niederwarfen und dann ihre Mützen mit Füßen traten, als Zeichen, daß sie es mit ihrer Religion auch so machten. Der Mufti befahl ihnen dann, den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe zu heben, als Beweis ihres Glaubens an die Einheit Gottes. Dann mußten sie mit lauter Stimme rufen: „Allah il Allah, ú Muhammed resül illah!" (Gott ist Gott und Muhammed sein Prophet). Dann wurden sie in besonders zu diesem Zweck erbaute Pavillons geführt, wo sie beschnitten wurden.

Wenn dieß alles beendet, so wird der junge Prinz, der König der Festlichkeiten, in das Zimmer seines Vaters, des Sultans geführt. Zugleich versammeln sich hier die Großen des Hofes und die Wesire der hohen Pforte nebst den Ulema's. Einer der ersten Eunuchen verrichtet dann an dem Prinzen die Ceremonie der Beschneidung. Wenn er nach einigen Tagen geheilt ist, stattet er den Abschiedsbesuch bei seiner Mutter ab, da er nun den Harem ganz verläßt, um die Wohnung der erwachsenen kaiserlichen Prinzen zu beziehen.

Die Sultane-Haseki und die andern vornehmen Damen des Serails überhäufen den jungen Sultanssohn mit Geschenken, und alle Großen des Hofes und des Reiches sehen sich, der Sitte gemäß, ebenfalls dazu gezwungen. Der Sultan ordnet ihm dann sein Haus und seinen Hofstaat, gibt ihm einen Lehrer, mehrere Eunuchen zur Bedienung und einen Verschnittenen von hohem Rang zum Gouverneur, der dann in Zukunft für jeden Schritt des Prinzen verantwortlich ist.

Rundschit Sing, der sich über Erwarten erholt hat, setzt seine Eroberungen fort; sein Lager ist gegenwärtig zu Harrilak, 20 englische Meilen östlich von Lahor, und Krankheiten herrschen unter seinen Truppen. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, Thakor Sing mit einer Abtheilung nach Multan zu schicken, während ein anderes Korps gegen Schikarpur im Felde liegt. Allem Anschein nach soll es zwischen Sind und dem Pendschab zum entscheidenden Kampfe kommen. — Auf der andern Seite haben sich die Sikhs unter Zurawar Sing endlich in Ladak festgesetzt, die Stadt in Besitz genommen und das Fort hergestellt. Der Fürst von Ladak mit seinem Sohn und seinem Minister ist nach Pattan in der Nähe von Rampur geflohen. — Nach den neuesten Nachrichten sollen die Afghanen unruhig werden, Dost Muhammeds Sohn mit 15,000 Mann bei Dschellalabad stehen und Rundschit deßhalb zehn Infanterieregimenter nach Peschawer beordert haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1836.

Der russische Soldat. *)

Die Zeit ist vorüber, wo der russische Soldat mit Peitschenhieben angetrieben wurde und in Ketten zu seinem Regiment marschirte; in seiner politischen Lage ist indeß keine Veränderung eingetreten, und die Verbesserung im Rekrutirungssystem ist allein die Folge des moralischen Fortschritts im Volke selbst. Unter den jetzigen Umständen ist es vielleicht nicht uninteressant die Bestandtheile der russischen Armee kennen zu lernen.

Die ältere Geschichte Rußlands ist zu unbekannt, um zu einer genauen Ansicht von der Sklaverei unter dem Volke zu kommen; auch war sie nie genau festgesetzt, unter jeder Regierung änderte sie sich und verschwand manchmal ganz. Bis um die Mitte des 16ten Jahrhunderts konnten die Bauern den Boden, den sie bewohnten, nach Gefallen verlassen, denn eine Ukase aus jener Zeit verbietet dieß, wenn es nicht eine Woche vor oder nach Georgi geschah. Dieß war ein erster Versuch des Adels, und als dieser gelang, folgte in weniger als einem halben Jahrhundert eine Ukase, welche das Fortziehen ganz verbot, und den Bauern an die Scholle band, auf der er geboren war. Der russische Bauer war aber nie so stupid und thierisch, als er gewöhnlich geschildert wird, und von Czar Fedor Iwanowitsch bis auf Peter den Großen scheint es in Folge des ihnen aufgelegten Zwangs ziemlich unruhig hergegangen zu seyn. Die Kopfsteuer Peters des Großen zerstörte die Freiheit von Millionen, denn jetzt hatte der Adel nicht nur einen Vorwand, sondern war genöthigt, seine Angehörigen, für welche er eine bestimmte Summe zahlen, und aus denen er eine gewisse Anzahl Rekruten stellen mußte, zusammenzuhalten, und so wurden die Bauern, was Peter wahrscheinlich nicht beabsichtigt hatte, das Eigenthum der Landeigenthümer, und wurden mit den Gütern verkauft.

Wären genaue Gesetze erlassen worden, so wäre die Sache hier stehen geblieben, und im Grunde konnte dem Leibeigenen der Name seines Herrn gleichgültig seyn; aber allmählich bildete sich eine Klasse Leibeigener, die gar keinen Verband mit dem Boden hatte. Die Hausdiener hatten keinen Boden anzubauen, weder sie, noch ihre Kinder, sie waren aber dennoch das Eigenthum des Herrn und konnten verkauft werden. Ein Reisender in Rußland, der nicht Zeit und Gelegenheit hat, etwas hinter dem Vorhang zu sehen, kommt gar nicht dahinter, daß ein solcher Sklavenmarkt existirt; die Thatsache wird sorgfältig verheimlicht, die Verkaufsverkündigungen auf eine schlaue Art abgefaßt, und selbst Personen von Stand sind stets bereit, einen solchen ihrem Lande so schimpflichen und nie durch ein ausdrückliches Gesetz anerkannten Zustand der Dinge geradezu abzuläugnen. Die Zahl der Sklaven, die so, bloß persönlich ohne alle Zugabe von Land, verkauft werden können und verkauft werden, kann man auf anderthalb Millionen anschlagen. Der Preis für Weiber ist willkürlich, der Preis eines Mannes hängt hauptsächlich davon ab, was man für einen Rekruten zahlt. Ein starker junger Bursche kostet gegenwärtig etwa 2000 Rubel (925 fl.)

Anderswo gilt Sklaverei für das größte Uebel, in Rußland aber, wo die untern Klassen noch in tiefer Unwissenheit versunken sind, ist der Leibeigene vergleichungsweise zufrieden und glücklich. Dieß ist wenigstens der Fall mit der Mehrzahl, und der Beweis hievon liegt in dem Abscheu vor der Konscription, dem Signal zur Freiheit, denn der Bauer wird in dem Augenblick frei, wo er ins Militär tritt. Die Zahl der Rekruten beträgt gewöhnlich zwei von fünfhundert männlichen Bauern, wobei die Kinder mit eingerechnet werden. Unter den Leibeigenen des Adels wählt der Landeigenthümer selbst oder sein Aufseher, in den Krondörfern der Dorfschulze. In beiden Fällen sucht man vorerst die mauvais sujets los zu werden, in den adeligen Dörfern wohl auch den Beutel zu füllen. Ist ein Bauer ausgewählt, so geräth er gewöhnlich in Verzweiflung: manche fliehen in die Wälder, dieß hilft sie aber zu nichts, denn da das ganze Dorf dafür verantwortlich ist, werden sie meist bald eingefangen. Andere verstümmeln sich, und einige schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß sie nicht die rechte Größe hätten; dann marschiren sie mit dem leichten Sinn ihrer Nation lustig zu dem Ort der Probe. Hier werden sie vor dem inspicirenden Chirurgen nackt ausgezogen; dieser dreht ihre Glieder, knetet ihre Rippen, reißt ihnen das Maul auf, und steckt ihnen die Hand in den Rachen, zieht sie mit Gewalt aus einer Stel-

*) Von einem englischen Reisenden mitgetheilt im United Serv. Jour.

lung in die andere, und wenn er sich endlich von ihrer Brauchbarkeit zu „Futter für Pulver“ überzeugt hat, wird mit den Worten „Rasirt ihn,“ das Signal gegeben. Bei diesen Worten stößt der Unglückliche einen Schrei aus, der seinen Kameraden das Blut in den Adern gerinnen macht; er weint und schluchzt und gibt sich der Verzweiflung hin, wird aber bei allem dem ins nächste Zimmer geschoben, auf einen Stuhl vor dem Barbier gesetzt, und in einem Augenblick ist das Vordertheil des Kopfs so kahl wie seine Handfläche. Flucht ist nun unmöglich, denn mit diesem Erkennungszeichen würde ihn jeder Bauer mitten im Walde aufgreifen.

Bis vor Kurzem noch durften die Juden sich von dem Militärdienste loskaufen, und dafür wurden oft ungeheure Summen bezahlt. Kaiser Nikolaus hat diese Erlaubniß zurückgenommen, und sie werden jetzt konscribirt wie andere Unterthanen. Dieß gibt zu noch heftigern Scenen Anlaß. Die Juden, namentlich in Polen, sind, sowohl Männer als Weiber, eine schöne Race, manche haben Köpfe, die ein italienischer Maler gern zum Gegenstand seines Studiums machen würde, aber ungenügende und ungesunde Nahrung und Mangel an Reinlichkeit macht sie krank; so schön der Kopf ist, so sind doch oft ihre Körper wahre Vogelscheuchen, bedeckt mit Finnen und Geschwüren, vor deren Geruch man schaudert. Wird endlich einer als hinreichend gesund erklärt, so ist sein Geschrei furchtbar: er wirft sich auf den Boden, kriecht auf dem Bauche zu den Füßen des inspizirenden Offiziers und fleht um Gnade, während seine Religionsgenossen im untern Hofraum in das Geschrei mit einstimmen, Alles aber hilft nichts, er kommt heraus mit geschorenem Kopfe.

Noch gibt es eine Klasse von Polen, die jetzt der militärischen Konscription unterworfen sind, — die armen Adeligen. Die Zahl dieser Klasse hat sich so ungeheuer vermehrt, und ihr Vermögen so vermindert, daß man kaum in einen Bauernhof treten konnte, wo nicht ein adeliger Sprößling die niedrigsten Dienste verrichtet. Wenn ein Adeliger starb, wurde sein Land unter seine Kinder vertheilt, und Alle erbten seine adeligen Vorrechte; ein gleicher Fall war es mit Kindeskindern, bis nach einigen Generationen Güterstücke da waren von der Größe eines Tischtuchs, und jedes war das Erbgut eines Adeligen. Unfähig sich davon zu nähren, mußten sie um den Lohn arbeiten, und wurden oft von den Bauern selbst in Dienst genommen, behielten aber dennoch bis zu einer Ukase des Kaisers Nikolaus ihre erblichen Vorrechte, nämlich Freiheit von Steuern, gefänglicher Haft und Militärkonscription. Eine solche Armee, die größtentheils aus mauvais sujets, Juden und Adeligen besteht, hat der guten und schlimmen Elemente viel in sich, sie wird aber von den Journalen Englands und Frankreichs keineswegs gerecht beurtheilt: das Gute wird ganz übersehen, das Schlimme überwiegend gemacht, daß man glauben sollte, es sey eine Armee von Teufeln. Nichts desto weniger ist der russische Soldat im praktischen Sinne des Worts so civilisirt, als der Soldat irgend eines andern Landes.

Die Gewohnheit blinder Unterwerfung unter seine Obern, worin der russische Bauer von der frühsten Kindheit an erzogen wird, ist der Bildung zum Soldaten äußerst günstig; der Glaube an Vorherbestimmung macht ihn unempfindlich gegen Gefahr, und seine harten Gewohnheiten halten ihn unter Entbehrungen und Beschwerlichkeiten jeder Art aufrecht. Er ist von Natur nicht sehr stark, in nahem Kampfe mit einem englischen Soldaten wäre die Wahrscheinlichkeit gegen ihn, aber er würde seinen Feind besiegen in einem Marsch durch Frost und Schnee, und seinem Gott für ein Festmahl danken, wo John Bull vor Hunger schwach würde. Jacky *) hat nie in seinem Leben den Luxus eines Bettes gekostet. In seiner Kindheit wurde er in irgend einem Handtuch oder einem Lumpen neben dem Lager seiner Mutter geschaukelt, und wenn diese den Tag nach ihrer Niederkunft aufs Feld ging, um zu arbeiten, ließ sie eine Blase mit Milch über seinem Munde schweben, an der er nach Gefallen saugen konnte. Bei solcher Behandlung gehen natürlich die schwächlichen Kinder zu Grunde und nur die kräftigsten bleiben am Leben. Kommt der Junge nach einigen Monaten aus seinem Hamak, so gewöhnt man ihn auf dem Boden zu schlafen. Mit 10 oder 12 Jahren, wenn er der Fuhrknecht seines Herrn wird, liegt er zwischen den Füßen seiner Pferde; wird er Hausdiener, so schläft er auf der Treppe oder hinter der Thüre, und bringt er es bis zum Hausknecht in einer Dorfschenke, so wickelt er sich in sein Schaffell und schläft vortrefflich auf dem Pflaster vor dem Hause. Diese Lebensweise macht ihn in gewissem Maße gegen Schmerz unempfindlich; er ist geduldig und gutmüthig, und in seinen lustigen Augenblicken, die ihm so wenig fehlen, als dem englischen Bauer, zeigt er nicht halb so viel Brutalität, als bei solchen Gelegenheiten in einer englischen Bierschenke herrscht.

Treue und Patriotismus sind nirgends stärker als in der russischen Armee; woher kommt diese Treue gegen einen unumschränkten Herrscher, der seine Regimenter mit Gewalt füllt? woher der Patriotismus, der ein so ungeheures Land umfaßt? dieß vollständig zu erklären würde Bände kosten; wir wollen aber nur in Kürze Folgendes bemerken.

Die Bauern Rußlands, d. h. die große Masse des Volks, in Vergleich mit welcher die andern Klassen ein Tropfen in einem Glase Wasser sind, gehören entweder der Krone oder den Adeligen. Der Kronbauer ist, wenn auch nicht der Theorie, doch der That nach frei, während die Bauern der Adeligen theils Leibeigene, theils Sklaven sind. Dieser große Unterschied ist allein schon hinreichend, den Kaiser zu einem geliebten und unumschränkten Monarchen zu machen. Der Patriotismus des russischen Bauern ist ein Theil seiner Anhänglichkeit an den Kaiser. Unter jeder andern Regierungsform würde das Gefühl, wenn es je existirte, nur provinziell seyn, denn der beschränkte Sinn des unwissenden russischen Bauern würde sich verwirren in dem mannichfaltigen Wechsel der Landstriche, die er sein Vaterland nennt. Aber die unzähligen Theile sind verbunden durch eine lebende und verständliche Idee, den Kaiser. Der Bauer versteht unter dem Wort Rußland das Land des Zaars und sein eigenes, und für dieses Land ist er bereit zu fechten oder zu hungern, wenn immer das Kommando ertönt.

*) So nennen die in Rußland sich aufhaltenden Engländer den Bauer oder Muschik.

Bilder aus Paris. Nr. 2.

Deutsche Kunst und deutsche Künstler in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein Mittelpunkt für Fremde, besonders für deutsche Künstler, die nach Paris kommen, hat sich um Mainzer gebildet.

Mainzer wohnt in einem Hotel des Passage Violet im Faubourg Poissonnière. Alle vierzehn Tage, Samstags, versammeln sich bei ihm die ersten und ausgezeichnetsten unserer deutschen Tonkünstler, zu denen sich gewöhnlich eben so viele französische, belgische und italienische Talente gesellen. Ich erinnere mich, an einem und demselben Abend den berühmten Violinspieler des Nordens Lipinski, den Hornisten Levi, eine sehr gepriesene Harfenspielerin aus Belgien, den liebenswürdigen und gemüthlichen Violinkünstler Panowka, sodann Ernst, sodann Osborn, ersterer Violinspieler, letzterer Pianist, ferner einen Guitarrespieler aus Italien, dessen Gleichen kaum möglich ist, endlich mehrere französische Sänger und Dilettanten zusammen gesehen zu haben. Es sind dieß wahre Künstlervereine, die für den Profanen den höchsten Genuß und für die Neuankommenden eine mächtige Empfehlung gewähren. Denn Nichts verbreitet sich blitzschneller in Paris, als das Gerücht von einem wahrhaft ausgezeichneten Talent.

Die Form dieser Musikabende ist gastfreundlich im höchsten Grade und mehr germanischer als gewöhnlich pariser Art. Zwei an einander stoßende Gemächer empfangen die Gäste. Der Hintergrund der Zimmer ist mit Musikinstrumenten und Geräth aller Art angefüllt. Jeder setzt sich nach Belieben. In den Zwischenräumen werden Erfrischungen herum gegeben.

Ich kannte die Gewohnheiten der lieben Hauptstadt zu gut, um nicht von dieser gemüthlichen und freundlichen Weise etwas betroffen zu werden. Ich mußte auf große Ausgaben von Mainzer schließen. In einem Hotel garni, im Faubourg Poissonnière! so dachte ich. Aber mit Unrecht. Der Eigenthümer des Hotels und seine Gattin bestreiten allein und ausschließlich alle Kosten des Empfangs, und sämmtliche Personen, die Mainzer zu diesen Versammlungen einladen will, sind ihnen willkommene Gäste. Weder für Lokal, noch für Beleuchtung, noch für Erfrischungen wird ihm auch nur ein Sol angerechnet, in außerordentlichen Fällen sorgt der Hauswirth sogar für die Wagen, um die Damen nach Hause zu bringen. Wahrlich, das ist nicht die unmerkwürdigste Erscheinung in Paris, die mir jemals begegnet ist. Man suche noch ein zweites Haus dieser Art, einen Eigenthümer eines Hotel garni, der seine Gemächer zu musikalischen Versammlungen hergibt, in welchen, wohl zu beachten, er die unbedeutendste Rolle spielt, und ohne Vergütung. Es gibt also eine Macht der Musik, die selbst stärker ist als der eingefleischte Egoismus!

Die Seele des Ganzen ist Mainzer. Es ist etwa zwei Jahre, daß er als politischer Flüchtling aus Trier, seinem Geburts- und Aufenthaltsorte, nach Paris kam, damals fremd, wenn auch nicht unbekannt, ohne Aussicht, wenn auch nicht ohne die schönsten Rechte. Heute ist ihm eine lachende Zukunft eröffnet, und es wird nicht lange anstehen, daß wir seine Musikwerke auf einer der pariser Bühnen bewundern. Als ich ihn neulich in Gesellschaft einige Bruchstücke aus einer seiner Opern auf dem Klavier spielen und singen hörte, begriff ich, warum es ihm so schwer hält, an der komischen Oper anzukommen. Wer von den Alltagskomponisten, von Auber an bis zu Caraffa u. s. w., könnte neben diesem begeisterten Schwung seiner Dichtungen bestehen! ein seltsames, aber meisterhaftes und ergreifendes Gemisch von italienischem Gesang und deutscher Harmonie durchweht seine Kompositionen, und oft ist man versucht, seinen Ursprung jenseits der Alpen zu vermuthen, blieben nicht das blonde Haar, der ehrliche deutsche Ausdruck auf seinem sinnenden Gesichte, und die Mozart'sche Tradition als Grundcharaktere seiner Töne, um eine solche Täuschung alsbald zu zerstören. Als er vor längerer Zeit seine Kompositionen bei dem Direktor der komischen Oper dem musikalischen Prüfungskollegium vorspielte, war Alles begeistert, man wünschte sich Glück, einen solchen Fund gemacht zu haben, und nahm ihm gewissermaßen das Versprechen ab, nur für die komische Oper zu komponiren. Des folgenden Tages war Alles anders. Von Seiten der französischen Komponisten ward Opposition eingelegt, und Mainzer hat seither keine seiner Opern auf das Repertorium bringen können. Doch verschoben ist nicht aufgehoben. Seine Schriften über Musik haben ihm bereits eine so gewichtige Stellung gegeben, daß er nach einiger Weile nur um so glänzender auftreten wird.

Das bisherige Leben Mainzer's ist ein Roman. Er war Bergmann, sodann katholischer Geistlicher, sodann politischer Schriftsteller, und jetzt ist er Musikdichter und Schriftsteller in Paris. Mainzer hat in Wien wie in Rom Messe gelesen und ist geweihter Priester. Er kann sich nie verheirathen. Als er die Herrlichkeiten seines Kultus in den ersten Hauptstädten Deutschlands und im Vatikan und der St. Peterskirche zu Rom erschaut hatte, als er nunmehr in seine Heimath zurückgekehrt war, fand er, daß der gewählte Stand mit seinen Empfindungen, Neigungen, Wünschen und Begriffen nicht in Einklang stehe, er verzichtete also, wie es einem ehrlichen Manne ziemt, auf den Priesterrang, und trat in das weltliche Leben zurück. So hat er die drei Reiche versucht, unter der Erde, über der Erde im Himmel und auf der Erde, als profaner Weltmann, von wo er sich in begeistertem Fluge zu den Regionen der Harmonie erhebt.

Vor wenigen Wochen ist seine Singschule in französischer Sprache erschienen, und hat bereits jetzt den besten Absatz. Wer von diesem vortrefflichen Werkchen auch nur die Vorrede liest, kann dem Verlangen nicht widerstehen, es der Jugend in die Hand zu geben, es ihr zu empfehlen, und ihr die Musik, den Gesang als einen theuern Freund und Tröster an das Herz zu legen.

Mes petits amis,

„Je me propose de vous introduire dans les écoles des enfants en Allemagne, dans leurs familles, et de vous faire savoir comment ils apprennent la musique le matin, et

comment elle devient un plaisir pour eux le soir et les jours de fête ou de repos."

In diesem liebevollen, gütigen und ächt väterlichen Tone wird nun den „kleinen Freunden" erzählt, wie der Gesang das Herz erfreut und erfrischt, die Menschen besser macht und zum Fleiße anfeuert, wie Eltern und Kinder durch eine schöne Melodie vergnügt werden, und wie leicht es ist, singen zu lernen. Man kann diese Anrede nicht ohne Rührung lesen, und ohne die lieben runden Gesichter vor sich zu sehen, wie sie mit aufgesperrten Ohren und Munde so unbekannte und doch so freundliche Worte anhören.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwölfter Brief.

Ein unheimliches Gerücht war hier einige Tage lang im Umlauf, daß die Cholera über Europa nach Oran gedrungen sey. Es war meine Absicht, diese Stadt mit der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit zu besuchen; sollte jedoch jenes Gerücht sich bestätigen, so wäre es jedenfalls eine Unklugheit gewesen meinen Plan auszuführen. Um die Wahrheit zu erfahren, wendete ich mich an General Voirol, und da dieser nicht glaubte, daß etwas an der Sache sey, so bat ich ihn mir hinsichtlich der Ueberfahrt auf dem ersten nach Oran abgehenden Regierungsdampfboote behülflich zu seyn. „Dieß, sagte er, ist nicht so leicht als es scheint, da sich stets eine große Menge von Bewerbern für die Ueberfahrt einfindet; wir wollen indeß sehen, was zu machen ist. Speisen Sie morgen Mittag bei mir; Sie werden da den General Desmichels treffen, der in den nächsten Tagen als Kommandant nach Oran geht, ich hoffe, daß er Sie mitnehmen kann." — Ich folgte der erhaltenen Einladung und fand eine sehr angenehme Gesellschaft, die sich allgemein dahin aussprach, daß das Gerücht hinsichtlich der Cholera ungegründet sey. General Desmichels erklärte mir, daß er mich nur unter der Bedingung mit sich nehmen könne, daß ich irgend ein Amt in seinem Gefolge bekleide. „Nun denn, sagte ich, so machen Sie mich zu Ihrem lateinischen Sekretär." Dieß wurde angenommen, und beschlossen, daß ich alle lateinischen Briefe schreiben solle, die er etwa an die Araber zu senden haben möchte. Nach einem fröhlichen Abend erwachte ich jedoch, um am andern Morgen sehr unangenehme Nachrichten zu hören. Ich begab mich zeitig zu dem General Desmichels, den ich sehr ernst fand, denn um Mitternacht war die Nachricht von dem wirklichen Ausbruch der Seuche in Oran eingetroffen. „Es ist meine Pflicht, sagte er, mich nach dem angesteckten Ort zu begeben; an Ihrer Stelle aber möchte ich nicht hingehen." Ich erwiderte, daß ich mein Vorhaben allerdings aufgeben würde, aber nicht aus Scheu vor der Cholera, sondern weil ich fürchte, auf unbestimmte Zeit in Oran eingeschlossen bleiben zu müssen. Ich nahm mit dem peinlichen Gefühl Abschied von dem General, einen wackern Mann der Gefahr eines ruhmlosen Todes entgegen gehen zu sehen.

Das Erscheinen der Cholera in Oran ist jedoch nur ein Vorspiel ihres Einbruchs in Algier, und der Himmel weiß, wie bald der Todtentanz in den Reihen der dichten Bevölkerung dieser Stadt beginnen wird. Die Verheerungen werden furchtbar seyn; soll ich ihnen entfliehen und nach Europa zurückkehren? Nein — dachte ich bei mir selbst — Neugier brachte dich hieher, und Furcht soll dich nicht vertreiben. Mit diesem Entschluß trat ich in das Haus des Civilintendanten, Baron Bondurant, dessen Gattin ich von einem zahlreichen Besuch umgeben fand. Die Dame fragte mich mit freundlicher Theilnahme, ob ich in Algier zu bleiben gedächte. Auf meine bejahende Antwort folgte indeß statt der Belobung meines Muthes, die ich erwartet hatte, die Aeußerung: „Sie sind wahnsinnig; mich fesselt die Pflicht an meinen kranken Mann, besitzen Sie aber noch einen Gran gesunde Vernunft, so gehen Sie augenblicklich nach Marseille." — Du magst vielleicht Recht haben, dachte ich bei mir, und wendete mich zu Madame de Berger, der witzigsten und musikalischsten Dame unter den hiesigen Französinnen. „Was halten Sie von mir?" fragte ich. — „Ich glaube, erwiderte sie, daß Sie ein Poltron sind." — „Und warum?" — „Weil Sie nicht nach Oran gingen. Wie bewunderte ich nicht Ihren Muth, als wir bei General Voirol speisten, und wie steht es nun? Ich bitte Sie, fügte die Dame lachend bei, folgen Sie dem Rath der Madame Bondurant und gehen Sie nach Marseille." — „Meine Damen, entgegnete ich, Sie verfahren in der That zu hart mit mir; ich bin weder wahnsinnig noch feig, ich gehöre dem Juste-milieu an."

Ernsthaft gesprochen, bin ich keineswegs blind gegen die Gefahr, die meiner wartet, wenn ich hier bleibe, allein es ärgert mich, daß ich so weit her gekommen bin und nun fort soll, nachdem ich erst so wenig gesehen habe. Ich will demnach ausharren und auf günstige Gelegenheit warten, andere Theile der Regentschaft besuchen zu können. Budschiah und Bona, an der Seeküste, sind leider die einzigen jetzt noch zugänglichen Plätze, und ins Innere kann man kaum zwanzig Meilen von Algier aus mit Sicherheit vordringen; denn obschon die Franzosen Belida, Coleah und Medea einmal besetzt hatten, so waren sie doch nach einigen harten Lektionen von den Eingebornen genöthigt, diese Plätze wieder aufzugeben.

Ich finde die Gesellschaft der Franzosen sehr angenehm, sie würde es aber noch mehr seyn, wenn sie sich nicht beständig auf eine Unwissenheit beurkundende Weise ihrer Aehnlichkeit mit den alten Römern rühmen wollten. Für jetzt wenigstens kann man sich keine mehr hinkende Vergleichung denken als diese, so fern sie sich nämlich auf die numidische Kolonisation bezieht. Beide, die Römer und die Franzosen, haben Ruinen zurückgelassen, die der Franzosen aber sind das Werk der Zerstörung, während die der Römer Spuren dessen sind, was sie schufen. Ungefähr 14 Meilen von Algier gegen den Fluß Aratsch hin sind noch Spuren von einer römischen Stadt sichtbar, wie man vermuthet, das von Ptolemäus erwähnte Rustonicum, von andern Geographen Rusucrum genannt. Hier finden sich von Buschholz versteckt Bruchstücke von Mauern, Gewölben, Portiken und Bögen, nebst Säulentrümmern, Scherben von etruskischem Geschirr und Fragmente von Mosaikpflaster; auch die Spuren eines Hafendammes sind noch sichtbar. Diesen Ruinen nach zu urtheilen, muß Rustonicum ungefähr eine Meile lang und eine halbe breit gewesen seyn. Kaiser Claudius verlieh diesem Ort die Privilegien einer römischen Stadt; doch des Menschen Werke sind vergänglich — jetzt heult die Hyäne in den Ruinen und die Schildkröte kriecht über den getäfelten Boden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1836.

Geognostische Beschreibung von Polen, so wie der übrigen Nordkarpathenländer.

(Von Georg Gottlieb Pusch. *)

Indem wir den Titel dieses Buchs zur Ueberschrift nehmen, beabsichtigen wir keineswegs eine Skizze seines Inhalts und noch viel weniger eine Recension desselben zu liefern, sondern nur das eigentlich Geologische, das was sich auf die Kenntniß der Erdoberfläche bezieht, herauszuheben. Die Geologie als Wissenschaft ist sich noch nicht gehörig klar geworden, man hat ihr Ziel und ihren Zweck noch nicht genau festgestellt, sie ist wesentlich eine Erfahrungs-, eine historische Wissenschaft, die Kenntniß der Umwälzungen der Erdoberfläche. Als solche hat sie es mit den Erscheinungen des Vulkanismus, nicht mit seinen Ursachen, mit den Resultaten der Mineralogie, nicht mit deren Forschungen, mit dem Daseyn fossiler Pflanzen und Thiere, nicht mit deren naturwissenschaftlichen Sonderung zu thun. Es ist nicht unwichtig, diesen Unterschied festzustellen, weil man sonst allzu große Anforderungen an den Geologen macht, und dieser verleitet wird, den allerdings viel tiefer gehenden und lockenden, chemischen und naturhistorischen Forschungen sich hinzugeben, statt auf der Erdoberfläche zu bleiben, und die mannichfachen, in stetem Fortschreiten begriffenen Veränderungen zu beobachten. Auch so ist sein Feld noch weit genug, es ist die ganze bewohnte und unbewohnte Erde; er hat nicht nöthig, mit dem Bergmann hinabzufahren in die Tiefen des Gesteins, die Oberfläche bietet ihm der noch ungelösten Fragen in Menge, und es ist auch ein Verdienst, Hoffs Schrift über die durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche fortzusetzen. Eine geologische Uebersicht dieser Art sollte billig die Grundlage jeder Geographie seyn, und Hr. Pusch hat eine solche von Polen, neben seinen tiefern geognostischen Forschungen oder vielmehr als Ergebniß derselben, geliefert.

Polen ist ein Theil der großen Niederung des östlichen Europa's, und flacht sich ab von den Karpathen bis zum Meere, doch würde man sich irren, wenn man es für eine ununterbrochene Ebene hielte: zwischen der Pilica und der Weichsel ist die Niederung durch ein kleines Gebirge unterbrochen. Gegen Nord und Ost ist es wellenförmig hügeliges Land, und selbst die großpolnischen Ebenen sind gegen die Steppenebene von Ungarn noch hügelig zu nennen. Unser Verfasser beschreibt das Land in Kürze folgendermaßen. „Im Süden und Westen lehnt sich diese Niederung an die Kettengebirge der Karpathen und Sudeten an, die in Mähren und Oberschlesien durch ein flaches Längenthal getrennt sind, erscheint dann an dem Fuß jener Gebirge in Oberschlesien und Südpolen als Hochebene, die weit gegen Nordwest in die großpolnischen Ebenen herabsinkt, gegen Nordosten durch flache Niederung vom polnischen Mittelgebirge getrennt ist, das mit dem Charakter eines Kettengebirgs inselartig emporsteigt, und von dem aus gegen Osten und Norden die Abdachung des Landes nicht mehr unterbrochen wird bis zu den Ufern der Ostsee. Diese selbst, als der tiefste Theil jener Niederung, ist nur ihre scheinbare Begränzung, welche erst jenseits durch das skandinavische Hochland gebildet wird. Von ihm und zwar vom finnländischen Granit-Gneußgebirge ist das Uebergangsgebirge von Esthland und der ganzen Südseite des finnischen Meerbusens abhängig, an welches sich dasjenige Flötzgebirge anlehnt, das Nordlitthauen, Samogitien und Kurland einnimmt, womit die polnische Niederung gegen Nordosten geschlossen ist. Gegen Südosten endlich ist die Niederung nirgends geschlossen, sie zieht durch Volhynien, Podolien und die Ukraine bis ans schwarze und asow'sche Meer, und steht mit der mittelasiatischen Steppe am kaspischen und Aralsee in ununterbrochener Verbindung.“

Der merkwürdigste Theil des Landes ist nun jedenfalls die Karpathenkette selbst, oder genauer bestimmt die Nordkarpathen, mit ihrer ungeheuren Sandsteinbildung und nicht minder unermeßlichen Salzflötzen. Auffallend muß hier vornehmlich erscheinen, daß diese Vorkarpathen von der höhern Mittelkette oder dem Tatra ganz verschiedener Art sind, indem die Tatrakette, welche von Osten nach Westen etwa acht Meilen einnimmt, aus Gneußgranit besteht, welchem in den Vorkarpathen der Sandstein aufgelagert ist. Eine zweite nicht minder seltsame Bemer-

*) Dieß Werk erschien in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, der zweite Band erst in diesem Jahre. Was der Verfasser beabsichtigte, einen tüchtigen Beitrag zu einer geognostischen Karte Europa's zu liefern, das hat er sicherlich geleistet.

kung ist, daß in den Alpen von Savoyen bis Wien die dunkeln und bunten Kalksteine die Oberhand haben, der Sandstein dagegen nur untergeordnet erscheint. Der umgekehrte Fall ist mit den Karpathen; von der March ostwärts, von dem Punkte an, wo sich die Karpathen an die Alpen anschließen, bis fast zum schwarzen Meere sind die Kalkformationen untergeordnet, und die Sandsteinbildungen treten in außerordentlicher Mächtigkeit auf. Hiezu kommt noch der Umstand, daß den Alpen, wenn auch zum Theil in größerer Entfernung, als den Karpathen, ein Zug von Steinsalzbildungen folgt, dessen Mächtigkeit an beiden Gebirgen gegen Osten augenscheinlich zunimmt. Doch scheint die Größe der Steinsalzbildung mit der größern oder geringern Mächtigkeit der Sandsteinbildung zusammenzuhängen, denn wie in den Karpathen die letztere mächtiger ist als in den Alpen, so ist es auch mit den Steinsalzbildungen der Fall.

Salz ist um die Karpathen her entweder nur in unsichtbaren Theilen und kleinen Körnern im Salzthon zerstreut, und gibt einer zahllosen Menge von Salzquellen ihr Daseyn, oder es bildet große, unregelmäßige, von Salzthon umschlossene, sogenannte Buzen, wie im obern Theile des Gebirgs von Wieliczka, oder es ist in regelmäßigen Schichten zwischen Salzthon, Sandstein u. dergl. eingelagert, oder es bildet endlich außerordentlich große Massen, ganze Steilgebirge, welche mitunter als Felsen frei zu Tage gehen, oder nur schwach mit Alluvionen oder anderem Gestein und Humus bedeckt sind; noch wurde ihre Mächtigkeit an vielen Orten, wie in der Moldau, in der Wallachei, im ganzen Kessel von Siebenbürgen und in der Marmarosch noch nicht erforscht. Gallizien, wo das Steinsalz nur am Fuße der Gebirge bekannt ist, besitzt im Ganzen genommen die unbedeutendsten Massen des karpathischen Salzes, die mächtigsten sind erst in Siebenbürgen, der Marmarosch und der Moldau, und wenn das reiche Wielicza in Siebenbürgen läge, so würde es im Vergleiche mit den siebenbürgischen Salzstöcken als minder ergiebig verlassen werden. In den letztgenannten Ländern ist die Lage des Steinsalzes zum Theil sehr verschieden von der in Gallizien: in der Marmarosch liegt dasselbe zum Theil noch einmal so hoch über der Meeresfläche als in Wieliczka. In Siebenbürgen finden sich theils ganz frei zu Tage stehende oder nur wenig bedeckte Salzberge und Felsen, welche stundenweit sich fortziehen, oder von aufgeschwemmtem Boden bis 18 Klafter hoch bedeckte, im Innern verborgene Salzstöcke, welche vielleicht durch das ganze innere Siebenbürgen sich verbreiten. Auf der moldauischen Gebirgsseite wird das Steinsalz zum Theil in einer Höhe von 6 bis 7000 Fuß gefunden.

Eine weitere Uebereinstimmung der Karpathen mit dem Alpenzuge ist der Umstand, daß sich in ihrer Nähe die Steinkohle nur in untergeordneten Flötzen und Nestern zeigt, die niemals bedeutende Mächtigkeit erlangen, und auch nicht weit fortzusetzen scheinen. Indeß fehlt es dem Lande keineswegs an Steinkohlenlagern, doch sind sie von dem Hauptgebirge gleichfalls ziemlich entfernt. In dem Busen, den die Sudeten und Karpathen bei ihrer Annäherung mit einander bilden, findet sich eine mächtige Steinkohlenformation, zum Theil bedeckt mit Muschelkalk, zum Theil mit einer mächtigen Decke von Alluvionen erscheint es nur hie und da am Tage, aber man ist berechtigt anzunehmen, daß es unter jener Decke in Zusammenhange gelagert bei einer Hauptrichtung aus Nordwest nach Südost parallel dem Zuge der südöstlichen Sudeten den ganzen Raum erfüllt, der von Oberschlesien an auf einer Länge von 14 Meilen sich nach Polen hineinzieht, und eine Breite von 12 Meilen hat, so daß es ungefähr einen Flächenraum von 160 bis 170 □ M. einnehmen mag. Allem Anschein nach muß die Formation eine bedeutende Mächtigkeit besitzen, obwohl sich unmöglich etwas Genaues darüber angeben läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 2.

Deutsche Kunst und deutsche Künstler in Paris.

(Schluß.)

Ich habe oben die verschiedenen Künstler genannt, welche in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publikums beschäftigt haben. Lipinski gab mehrere Konzerte mit großem Beifalle, darunter eines im großen Saale des Hotel de ville, welches wohl zu den schönsten des Winters gehört. Er wurde vom Orchester des Konservatoriums begleitet, welches selbst eine Auswahl von Künstlern ersten Ranges ist, und von Labeneck, wie immer, mit ausgezeichnetem Geschmack und Talente geführt ward. Lipinski's Ton ist voll, rund und kräftig; seine technische Ausführung ist vollendet zu nennen. Sein Hauptcharakter ist ernst, männlich und kräftig. Gleichwohl ist er, neben dem Großartigen seines Spiels, in elegischen Stellen nicht minder zart und gefühlvoll.

Der Hornist Levi, aus Wien glaube ich, jetzt in Stockholm, hat wohlwollenden Beifall gefunden. Sein Talent scheint mir nicht vom ersten Range zu seyn, doch weiß er seinem harten Instrumente einige sehr zarte Singtöne zu entlocken. Im Allgemeinen erkenne ich den Werth des allzu sehr Gekünstelten und der Spielerei in der Musik nicht, und eine Vollkommenheit, die nicht zugleich zu der Seele spricht, läßt mich unbewegt. Die mechanische Fertigkeit auf den verschiedenartigen Horninstrumenten ist übrigens in Frankreich sehr groß, und es mußte Levi schwer fallen, einen hervorragenden Platz einzunehmen. Levi sollte nie spielen, wo Lipinski oder einer der andern Künstler sich hören läßt. Lipinski ist ein Pole. Ehe noch Paganini in Frankreich und Deutschland berühmt war, machte Lipinski eine Reise von Polen nach Italien, um den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, von welchem russische und polnische Reisende in Italien so Wunderbares erzählten. In Triest erfährt er den Tod Paganini's, er setzt gleichwohl seine Reise fort. In Venedig, in Mailand wird das Gerücht bestätigt. Eines Tages zeigt man ihm ein Violinkonzert an, welches von einem berühmten Violinspieler gegeben werden sollte. Es war zu Piacenza, und der Künstler war Paganini. Lipinski eilt nach Piacenza. Dort angekommen, setzt er sich vor Ermüdung beinahe erliegend, ruhig und aufmerksam unter die begeisterte Menge. Seine Ruhe zieht die Verwunderung

seiner Nachbarn auf sich. „Sind Sie ein Engländer?" fragt man ihn. — „Nein, ich bin ein Pole, selbst Violinspieler und komme von Warschau, um Paganini zu hören." Darauf schleppt man ihn auf die Bühne und stellt ihn Paganini vor. Die beiden Künstler werden bekannt und spielen zusammen, erst mehrere Wochen insgeheim, sodann öffentlich. Als Lipinski wieder nach Deutschland und Polen zurückkam, war der Beifall, den man ihm zollte, größer als vorher.

Panowka, aus Berlin, ist ein liebenswürdiges und begeistertes Talent. Sein Spiel hat nicht den Charakter jener übermäßigen Fingerfertigkeit und des Bemeisterns der Geige. Sein Spiel und seine hohe Kunst beruhen vielmehr im Tone, in der Seele seiner Musik, in der dichterischen Beziehung und herzrührenden Innigkeit seiner Darstellung. Man sieht, Panowka fühlt und spricht mit entflammtem Ausdruck, und jeder Bogenstrich trägt das Gepräge der Wahrheit und eines dichterischen Herzens. Es mag seyn, daß Lipinski ein größerer Meister ist, aber Panowka ist einnehmender und poetischer. In Lipinski vergißt man den Spieler über der Kunst, in Panowka liebt man den Künstler um seines Spieles willen. Ich ziehe Panowka vor, weil ich die Liebe höher setze als die Bewunderung.

Wo soll ich aber Worte finden, um würdig zu reden von dem, der ganz Paris in Aufruhr gesetzt, und den armen Klavierspielern der großen Hauptstadt den Todesstoß beigebracht hat. Paris bildete sich sonst ein, große Pianisten zu besitzen. Moscheles, Pixis und Kalkbrenner gelten wenig mehr, schon seit einigen Jahren. An ihre Stelle war die jüngere Schule, Herz, Lißt, Chopin und einige andere getreten, und es ist nicht zu läugnen, daß diese Namen alle Anerkennung verdienen. Lißt insbesondere ist ein zwar überspanntes, aber wahres Genie. Aber ihr Meister für Alle ist plötzlich erschienen, und wie aus den Wolken gefallen. Wer in aller Welt träumte sich in Paris, daß an einem schönen Tag ein junger Künstler ohne vorherigen europäischen Ruf in ihre Mitte treten und sie vernichten würde? das ist wörtlich geschehen durch das Spiel Thalberg's, ich glaube gar des Freiherrn von Thalberg, eine Zugabe, die seiner Aufnahme nichts geschadet hat. Es ist schwer, die Bewunderung, das Erstaunen, das Erstarren zu schildern, welche seine Kunst erregt hat. Sein Klavier ist ein Orchester, und seine einfachen Melodien sind der reinste Gesang einer vollkommenen Sängerin. Kein Zweifel, wer ihn nur hörete, ohne ihn spielen zu sehen, würde nimmermehr zugeben wollen, daß solche Töne aus dem einzeln angeschlagenen, unnachhaltigen Klavis eines Piano's kommen. Und doch ist es so, und doch sitzt er, wie andere Menschenkinder vor dem Flügel, und schlägt darauf wie unser Einer. Aber nach einigen Minuten verwandeln sich Spieler und Spiel in eine göttliche Raserei, und dann thut man wohl, die Augen zu schließen, um sich den neckischen Gedanken fern zu halten, das Alles sey nur menschliches Thun und Treiben, und nicht bald Gesang und bald Streit der Götter.

Thalberg hat übrigens das wahre Mittel ergriffen, um den Parisern ein wahres Fieber von Enthusiasmus zu geben. Er hat sich selten gemacht, erste Regel für Alles, was ausgezeichnet seyn und bleiben will.

Alterthümer in Aegypten.

Nachrichten aus Kairo (im englischen Athenäum) kündigen die Entdeckung interessanter Alterthümer in den künstlichen Hügeln von Kairun nahe am Mahmudieh-Kanal an. Ausgrabungen, die man anstellte, um sich Baumaterialien zu verschaffen, legten einen unermeßlichen viereckigen Bau, wie es scheint ein Waarenhaus, zu Tage, und Ruinen, von denen eine dem Zeitalter Rameses II, des angeblichen Sesostris, angehören, die andere, welche nicht sobald entdeckt als auch zerstört wurde, ein Tempel aus der ptolemäischen Zeit war, und den Namen von Soter und Philadelphus trägt. Der Korrespondent des Athenäums, ein Herr Walne, hält es für wahrscheinlich, daß die ausgedehnten Erhöhungen von Kairun die Stelle von Schedia einnahmen, die an der Vereinigung des Kanals von Alexandrien mit dem canopischen Nilarme lagen. Zur Zeit Strabo's war es eine volkreiche Stadt, und der Ort, wo theils die Zölle erhoben wurden, theils die Yachten sich versammelten, in denen die Gouverneure nach Mittel- und Oberägypten hinauffuhren. Die Ausgrabungen dauern noch immer fort. — Da die Arbeiten am Nil gegenwärtig aus Mangel an Material stille stehen, so wurde der Vorschlag gemacht, eine der Pyramiden zu zerstören und die Steine zu der neuen Arbeit zu verwenden. Die Pyramide von Mycerinus, oder genauer gesprochen, die von Nitokris wurde dazu bestimmt, als aber die Vandalen die Kosten des Abbrechens und des Fortschaffens der Materialien auch nur des kleinsten der drei großen Denkmäler von Dschizeh berechneten, wurde die Unternehmung als hoffnungslos aufgegeben. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß der Pascha selbst auf dieß Werk der Zerstörung verfiel, noch daß er je ein Unternehmen gebilligt hätte, das ihm die Verwünschung nicht nur aller Freunde des Alterthums, sondern Europa's überhaupt zugezogen, und ihn auf eine Stufe mit Malik-el-aziz Osman ben Yussuf gestellt hätte, der sich durch seine Hofleute bewegen ließ, auf eben diese Pyramide des Mycerinus einen Versuch zu machen, dessen Mißlingen von einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, Abdellatif, folgendermaßen geschildert wird: „Der Sultan schickte Schatzgräber und Steinhauer unter Leitung einiger der ersten Beamten und Emirs mit dem Befehl, sie zu zerstören. Zu diesem Zweck wurde in der Nähe der Pyramide ein Lager geschlagen, eine große Anzahl Arbeiter zusammengebracht und mit ungeheuren Kosten unterhalten. Sie blieben acht Monate da, um den gegebenen Befehl auszuführen, und konnten jeden Tag mit unendlicher Mühe und Arbeit nur Einen oder zwei Steine losmachen. Oben waren einige beschäftigt sie mit Hülfe von Keilen und Hebeln loszumachen, während andere unten mit Stricken und Tauen zur Hand waren. Wenn endlich ein Stein herabgeworfen wurde, fiel er mit schrecklichem Geräusch, das man in großer Ferne hören konnte, und von dem der Boden erschüttert wurde und die Berge zitterten. Auf dem Boden versank der Block in den Sand, und um ihn herauszubringen, waren große Anstrengungen nöthig: Löcher wurden in die Steine gemacht, Keile hineingetrieben und so die Blöcke zersprengt, und die einzelnen Theile auf Karren an den Fuß des benachbarten Bergs geführt. Nachdem sie lange an dem Ort gelagert gewesen, ihre Geldmittel erschöpft hatten, und sahen, daß ihre Arbeit stieg, während ihre Entschlossenheit abnahm und ihre Mittel bereits erschöpft waren, mußten sie schimpflich ihre Unternehmung aufgeben. Weit entfernt, den erwarteten Erfolg zu erreichen, hatten sie keinen andern Vortheil davon, als die Pyramide zu beschädigen und ihre eigene Schwäche zu zeigen."

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwölfter Brief.

(Fortsetzung.)

In Algier selbst befindet sich ein Stein mit einer römischen Inschrift, dessen weder Shaw noch ein anderer Reisender gedenkt. Er ist in die Außenseite der Mauer einer Moschee nächst dem Meere eingefügt. Ich konnte die Worte entziffern: Sulpicius Donum Dedit; die übrigen Buchstaben waren gänzlich verwischt; was jedoch von der Inschrift noch übrig ist beweist, daß diese Moschee, zum Theil wenigstens, von Steinen gebaut ward, welche einst von den Römern benutzt worden sind, und daß sie wahrscheinlich an der Stelle eines ehemaligen römischen Tempels steht.

Unter den Alterthümern in der Nähe von Algier muß noch mehrerer großen unbehauenen Steine wenige Meilen westlich von der Stadt, in der Richtung nach Sidi Ferrusch, gedacht werden, welche augenscheinlich von Menschenhänden aufgerichtet wurden. Sie stehen zu drei und vier beisammen, und einer ragt stets über die übrigen empor. Die Franzosen nennen sie Druidengräber. Daß diese Steine phönizischen Ursprungs seyen, will ich glauben, ob man sie aber den Druiden zuschreiben könne, ist eine andere Frage. Ich erinnere mich keiner Stelle in irgend einem alten Schriftsteller, wo solcher Steine, als Druidengräber bezeichnend, gedacht würde. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die Druiden ihren Gottesdienst im Innern der Wälder verrichteten, und Begräbnißplätze hatten bei allen Völkern einen mehr oder minder religiösen Charakter. Die Annahme, daß das Druidenwesen aus Phönizien stamme, war nie mehr als eine dunkle Vermuthung, und es ist ebenfalls nur eine Muthmaßung, daß solche Steine, sie mögen nun in Afrika, England oder sonst wo gefunden werden, phönizischen Ursprungs seyen. Ich meines Theils bin jedoch sehr geneigt der Meinung derer beizutreten, welche diese Denkmale den Phöniziern zuschreiben; Stukeley, der scharfsinnigste unter unsern Alterthumsforschern, glaubt dieß von den Pfeilern zu Stonehenge, und mein Freund Gwilt, der gelehrte Uebersetzer des Vitruv, ist derselben Ansicht.

Von der Fläche aus, wo diese vermeintlichen Druidengräber sich befinden, kann man in einer Stunde den Gipfel des 1000 Fuß hohen Bergs Buzaria ersteigen, von denen aus man die Aussicht über die hinter ihm liegende Ebene von Metidschah und die ganze Kette des kleinen Atlas genießt. Indem ich in die Ebene hinabsah, sagte ich zu Herrn Dekerousses, der mich begleitete: „Sehen Sie dort jene sieben oder acht Araberlager? Man kann die Zelte zählen und sieht den Rauch aufsteigen. So lange schon wünschte ich ein solches Lager in der Nähe zu sehen, möchten nicht Sie, der Sie Kapitän der Kavallerie unter Napoleon waren, mit mir hineinreiten? Glauben Sie nicht, daß wir sicher hinkämen?“ — „Oh ja, erwiderte er trocken, daß wir glücklich hin kommen, ist kein Zweifel, aber wie es um das Zurückkommen stehen möchte, ist eine andere Frage.“

Auf dem Gipfel des Buzaria befinden sich die Ruinen von zwei kleinen Dörfern, etwa 40 Häuser zählend, wovon jedoch nur etwa ein Dutzend bewohnt zu seyn scheint. Gegen Osten haben die Franzosen auf demselben Gipfel ein großes Blockhaus erbaut, aus welchem die Mündungen von mehrern Kanonen hervorschauen; der Pfad nach Algier hinab ist so steil und felsig, daß mir im Ernst um meinen Hals bange ward.

An allen Straßen in der Nähe von Algier haben die Franzosen Wirthshäuser errichtet, wo es lustig hergeht, und wo die Flaschen oft so lange im Kreise herumgehen, bis man sie sich zuletzt gegenseitig an den Kopf wirft. Den Gegensatz zu diesen tumultuarischen Vergnügungsplätzen bilden die friedlichen Kaffeehäuser der Eingebornen, die gewöhnlich in irgend einem Winkel stehen und von Orangen- und andern Obstbäumen umgeben sind. Unter den Bogengängen oder in den Gärten dieser Kaffeehäuser verweilen die Mauren der Umgegend oft den ganzen Tag, sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf Binsenmatten, trinken Kaffee und spielen im Brett; oft lassen sie auch, gleich den Katholiken, die Perlen ihres Rosenkranzes einzeln durch die Finger laufen, was, wie ich glaube, immer mit einem Gebet begleitet wird. Ich ging dieser Tage in Begleitung eines französischen Offiziers an einem jener Kaffeehäuser vorüber, wo dieser einen Eingebornen erkannte und mit ihm sprach. Der Maure saß, einen Rosenkranz in der Hand, unter einem Feigenbaume; sein Bart und Turban, so weiß wie Schnee, und sein ernstes ruhiges Gesicht gaben ihm ein höchst ehrwürdiges Aussehen. Neben ihm saß ein interessanter Knabe, den ich für seinen Sohn hielt. Als wir weiter gingen sagte ich zu dem Franzosen: „Wie achtungswerth erscheinen diese Kaffeehäuser gegen unsere Branntweinkneipen; es herrscht zwar nur ein träges Leben da, aber die Vergnügungen sind doch unschuldig. Ist es nicht ein wohlthuender Anblick, den alten Mann mit dem Knaben, der sein Sohn zu seyn scheint, die seinem Alter nöthige Ruhe genießen zu sehen?“ — „Was Knabe! was Sohn; rief der Franzose, dieser Gefährte ist weder sein Sohn, noch von männlichem Geschlecht.“

Nicht gereiste Philosophen haben die Polygamie oft als ein Schutzmittel gegen die grobe Zügellosigkeit gepriesen, welche unsere Straßen mit ausgearteten Weibern erfüllt; Algier ist indeß ein Beweis, daß dieses Mittel doch nicht Stich hält. Als die Stadt von den Franzosen eingenommen wurde, fand man eine größere Menge öffentlicher Mädchen, als selbst, im Verhältniß zur Einwohnerzahl, in der ausschweifendsten europäischen Stadt. Diese Geschöpfe waren nicht so eingesperrt als die verheiratheten Frauen, aber es waren ihnen doch eigene Wohnungen angewiesen, wo sie unter Aufsicht einer Magistratsperson, Mezuar genannt, standen, der sie an Moslems überließ, und sie mit dem Tode bestrafte, wenn sie ihre Gunstbezeugungen an Christen oder Juden verkauften. Die Mezuars behandelten solche öffentliche Mädchen oft sehr grausam; als die Franzosen einrückten, hörte man sie, obschon in ihren Häusern eingesperrt, die Militärmusik mit Freudengeschrei begrüßen. Man schlug und bedrohte sie, allein sie schlugen ihren Kerkermeistern ein Schnippchen und mußten endlich freigelassen werden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus der Anzeige einer Zeitung in Neuschottland lernen wir eine ganz eigene Art von Zeitungssubskription kennen. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Diejenigen Subskribenten, welche eingewilligt haben, uns in Brennholz zu bezahlen, werden gebeten, es möglichst bald herzubringen, denn wenn sie es nicht thun und die Kälte dauert fort, so müssen wir erfrieren!“

*

Seit einiger Zeit haben sich in Calcutta einige europäische Schlächter niedergelassen, und machen so gute Geschäfte, daß sie wohl manchen zur Nachfolge locken dürften.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1836.

An Gesellschaften für Beförderung der Künste und Industrie.

In einem Bericht, den eine Kommission über Künste und Manufakturen kürzlich an das Parlament erstattet hat, findet sich die Erwähnung einer Erfindung von solcher Wichtigkeit, daß sie das Interesse aller Freunde des Fortschrittes der Künste aufs lebhafteste anregen muß. Wir geben hier eine genaue Uebersetzung der Stelle des Berichtes (Reports on arts and manufactures, together with the minutes of evidence 9th Sept. 1835 Fol., die Nummer des Berichtes ist 233), sie findet sich in der Deposition von Mr. Robertson, Herausgeber des Mechanics' Magazine.

Frage der Kommission: Glauben Sie, daß der Fortschritt der Künste in England durch den Mangel von Beschützung wichtiger Erfindungen gehemmt ist?

Antwort v. Robertson: Sehr beträchtlich. Erfindungen, welche mit Zeichnungskunst in Verbindung stehen, wie neue Instrumente oder neue Methoden, sind, wegen der Leichtigkeit, mit der sie nachgeahmt werden können, schwerer zu beschützen als alle übrigen, und die bestehenden Gesetze sind durchaus unzureichend zu ihrer Beschützung. Ich kann meine Meinung nicht besser anschaulich machen, als das Beispiel des Gravirens in Relief, eine Kunst, welche vor drei oder vier Jahrhunderten bekannt gewesen seyn muß, und deren Wiedererfindung ein großes Bedürfniß für Künstler ist. Albrecht Dürer war theils Maler, theils Kupferstecher, und besaß gewiß diese Kunst, nämlich die feine Zeichnungen, unmittelbar nachdem er sie auf das Papier geworfen hat, in ein metallisches Relief überzutragen, so daß sie mit der Druckschrift gedruckt werden konnten. Gegenwärtig besteht die einzige Art von Zeichnungen, welche mit der Schrift zusammen gedruckt werden können, aus Holzschnitten, die entweder von den Blöcken selbst, oder von nach diesen gegossenen Metallblöcken gedruckt werden. Dieß sind natürlich nur Kopien, und meistens sehr unvollkommen, während bei Albrecht Dürer ganz klar ist, daß er seine Originalzeichnungen in ein metallisches Relief zu verwandeln wußte. Holzschnitte sind auch in der Größe sehr beschränkt, denn sie können nur auf Buxholz ausgeführt werden, das nie eine sehr große Oberfläche darbietet, und wir besitzen keine Holzschnitte von einem Block, die größer wären als eine Oktavseite; wenn die Zeichnung größer ist, werden mehrere Blöcke zusammengeleimt, was aber solche Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten verursacht, daß es selten geschieht. Dagegen läßt sich von den Drucken von Dürer schließen, daß er in seinem metallischen Relief nicht so durch den Raum beschränkt war, sondern Platten aller Größe liefern konnte. Die Wichtigkeit einer solchen Erfindung springt sogleich in die Augen, wenn man bedenkt, daß man, wenn sich eine solche Arbeit so leicht ausführen ließe, als man sagt, und man die Platte mit der Schrift zugleich drucken könnte, Bücher in jedem Format auf eine Art mit Figuren versehen herausgeben könnte, wie es jetzt unmöglich ist, und ein Kunstwerk im zwanzigsten Theil der Zeit, die gegenwärtig erfordert wird, und für weniger als den zwanzigsten Theil der Kosten vervielfältigen könnte. Es ist daher kein Wunder, daß eine Erfindung dieser Art längst ein Bedürfniß war, viele haben sie versucht, und ich kenne wenigstens Einen oder zwei Männer, welche sagen können, daß sie ihnen gelungen ist.

Um das Jahr 1824 theilte mir Hr. Foulis, ein bekannter Drucker in Glasgow, mit, daß er diese Kunst wieder gefunden habe. Er zeigte mir einen Brief von Roscoe in Liverpool, worin dieser seine Meinung aussprach, daß die Kunst nicht bekannt gewesen sey, und daß er, nach dem was ihm Foulis mitgetheilt habe, glaube, daß dieser sie wieder aufgefunden habe. Ich machte Foulis mit zwei meiner Freunde bekannt, um wo möglich diese Kunst wieder einzuführen. Wir verbanden uns, und gaben das nöthige Geld, eine Anstalt dazu zu gründen; aber nach einiger Zeit erhoben sich Schwierigkeiten, und die Sache fiel wieder vor ihrer Ausführung.

Frage. Geschah dieß wegen des Mangels an gesetzlichem Schutz?

Antwort. Hauptsächlich. Foulis war zwischen 70—80 Jahren, und wir wünschten daher, daß er uns eine Beschreibung seiner Prozedur lassen sollte, damit wir die Sache verfolgen, und unsere Kosten wieder herausschlagen könnten. Wir konnten ihn aber nie dazu bringen, eine hinlängliche Beschreibung

zu geben, und wir erhielten nie eine von ihm. Er wünschte, daß wir zu unserer gegenseitigen Beschützung ein Patent nehmen sollten, was aber nothwendig zur Bekanntmachung der Prozedur geführt hätte, und wir hielten dafür, daß wenn die Methode einmal bekannt wäre, die Erfindung für die Besitzer keinen Werth mehr hätte. Ich kann hinzufügen, daß diese Sache zu einem schiedsrichterlichen Urtheil vor dem Richter Bollard führte, wobei die Frage aufgeworfen wurde, ob je eine solche Kunst existirt habe. Dafür wurden eine Menge Zeugnisse angeführt, und eine große Zahl Künstler gehört, und das Resultat war, daß die Existenz und der Verlust der Kunst außer allen Zweifel gesetzt wurde.

Frage. Lebt Foulis noch?

Antwort. Ich glaube, er ist todt, und sein Geheimniß ist ohne Zweifel mit ihm begraben worden, aber vor einiger Zeit, etwa vor 18 Monaten, kam ein bekannter Ingenieur, der wußte, wie sehr ich mich für diese Sache interessirt hatte, zu mir, und erzählte mir, daß einer seiner Freunde dieselbe Entdeckung gemacht habe. Um diese Sache sogleich auf die Probe zu stellen, gab ich ihm aus einem Portefeuille ein Papiermuster, und er versprach, daß sein Freund den nächsten Morgen eine Faksimile desselben in Relief liefern werde. Er brachte es auch nächsten Morgen in Relief und trefflich ausgeführt; es war ein sehr schwieriges Muster, und man hätte es in dieser Zeit nicht mit der Feder abzeichnen, noch halb so gut ausführen können. Dieses überzeugte mich vollkommen, daß die verlorene Kunst zum zweiten Mal wieder entdeckt sey. Der Erfinder, welcher selbst kein Künstler war, wünschte sein Geheimniß zu verkaufen. Man sprach wie das erste Mal davon, ein Patent zu nehmen, die Antwort war aber wieder, daß in diesem Falle eine Beschreibung gegeben werden müsse, und daß die Erfindung dann in jedem Winkel von London nachgeahmt werden würde. Es ist unmöglich, daß ein Patent den Erfinder sicherte, der Fall von Sir D. Brewster beweist es hinlänglich; dieser hatte ein Patent für das Kaleidoskop genommen, es wurde aber so allgemein fabricirt, daß er keinen oder wenig Vortheil von einer Erfindung zog, die ihn hätte zu einem reichen Mann machen können. In dem gegenwärtigen Falle verlangt der Erfinder nur 500 Pfd. St. für seine Erfindung, da jedoch niemand diese Summe geben will, so behält er das Geheimniß bei sich, und es wird wahrscheinlich wieder für die Gesellschaft verloren gehen."

Dieß ist Alles, was der Bericht darüber enthält. Es wäre vollkommen unnöthig, Worte über die Wichtigkeit einer Erfindung zu verlieren, welche in ihrer Art eine eben so große Revolution in der Verbreitung von Zeichnungen aller Art hervorbringen müßte, als die Lithographie hervorgebracht hat. Sollte sich nun nicht eine Gesellschaft für Beförderung der Künste finden, welche einen hinlänglichen Preis aussetzte, um den Erfinder zu bewegen, sein Geheimniß mitzutheilen, im Fall sich die Sache wirklich so verhält, wie Herr Robertson sie darstellt?

Geognostische Beschreibung von Polen, so wie der übrigen Nordkarpathenländer.

(Fortsetzung.)

Das polnische Mittelgebirg erhebt sich an der Pilica, zieht von WNW. gegen OSO., und entspricht somit den Karpathen, mit denen es jedoch nicht zusammenhängt. An das Grundgebirge, das aus Grauwackeschiefer besteht, schließt sich südlich wie nördlich ein Muschelkalkstein, auf den nordwärts ein rother, und dann ein weißer Sandstein folgt. Das Gebirge, das freilich nur eine Länge von 16—18 M. und eine Breite von 2—3 M. hat und sich nirgends auf 2000 par. Fuß erhebt, zerfällt in sechs parallele, durch flache Längenthäler geschiedene Bergzüge, die je nach dem Gestein, aus welchem sie bestehen, an Form und Gestalt, Fruchtbarkeit und Bodenbeschaffenheit sehr verschieden sind. Beim Kalk haben die Berge eine scharfe rückenförmige Gestalt mit schroffen äußern Umrissen und sind ohne Bedeckung. Bei der Grauwacke und dem Quarzfels sind die Berge mehr abgerundet, mehr mit Dammerde und meist mit Wald bedeckt. Der Kalkstein verwittert wenig und gibt nur einen sehr mittelmäßigen Boden; nur der schiefrige schwarze Kalkstein wird allmählich zu einem fettigen fruchtbaren Boden. Der Grauwackeschiefer und die thonreichern feinkörnigen Quarzfelsarten verwittern leicht und stark, und bilden einen sandigen Lehmboden mit steinigem Untergrunde; der reine Quarzfels verwittert fast gar nicht, wird aber außerordentlich leicht zerrüttet, und bildet einen flachen sandigen, sehr steinigen Boden. Beide Bodenarten eignen sich fast nur zu Hafer, doch sind sie dem Waldbau günstiger als der Kalkstein; wird aber der Boden einmal gelichtet, so besamt er sich nur schwer wieder.

Die rothe Sandsteinformation, welche sich nördlich an das Mittelgebirge anschließt, und deren Gränzen gegen Nordnordost und Nordwest sich wegen Ueberdeckung mit neuern Gebilden nicht bestimmen lassen, bildet manche ansehnliche, aber immer zugerundete Berge und Bergzüge, verwittert indeß auch sehr leicht und erzeugt einen magern tiefen Sandboden, in welchem die Bruchstücke der festern Schichten zerstreut liegen, weßhalb der Boden zugleich steinig ist, und zu den unfruchtbarsten in ganz Polen gehört.

Nach diesem rothen Sandstein tritt im Norden eine Muschelkalkformation, jedoch nur in sehr geringer Mächtigkeit auf; weit bedeutender ist dieselbe Formation im Süden des Mittelgebirgs, wo sie reich an Blei-, Zink- und Eisenerz über dem oben erwähnten Steinkohlengebirg austritt, und von der Oder bei Dobern und Oppeln südöstlich bis nach Polen herein sich erstreckt. Merkwürdig ist vor Allem, daß zwischen diesem Muschelkalksteine und dem darunter liegenden Steinkohlengebirg keine Verbindung besteht, keine Gesteinsübergänge und keine vermittelnden Glieder vorhanden sind. Die Gebirgsbildung scheint hier nach der Ablagerung des Steinkohlengebirgs eine Pause gemacht zu haben. Obwohl der Muschelkalkstein den muldenartigen Unebenheiten des Kohlengebirgs folgt, so ist doch durchaus kein Zusammenhang zwischen beiden. Das muschelreiche körnige Sohlengestein dieser Formation verwittert entweder

gar nicht, oder nur so schwach, daß sich die Oberfläche mit einer ziemlich harten kreideartigen Kruste überzieht; der Feldbau lohnt sich hier begreiflicher Weise gar nicht. Das Dachgestein dagegen verwittert schneller, und zerfällt zu Sand, der mit vielem Eisenoxyd und Magnesia gemischt, und darum noch unfruchtbarer ist als der erste. Da wo nicht der Muschelkalk, sondern die Kohlenformation zu Tage tritt, zeigen sich mit wenigen Ausnahmen nur flach abgedachte Hügelzüge, und Thäler und Niederungen sind ohne allen Charakter mit tiefem Sand ausgefüllt. Dieß kommt daher, daß der Kohlensandstein der Verwitterung und dem Zerfallen so sehr ausgesetzt ist, daß er oft mehrere Klafter tief sich in lockern Sand verwandelt, wodurch das ursprüngliche Niveau ansehnlich erniedrigt wurde, und aus der Zerstörung dieses obern Gebirgstheils die große Masse von aufgeschwemmtem Land hervorging, welches die flachen Thäler selbst bis in eine Tiefe von 100 bis 150 Fuß erfüllt. Der Einfluß, welchen diese Formation auf den Boden gehabt hat, und noch hat, ist deßhalb sehr ungünstig, denn es hat sich ein magerer und dürrer Sandboden gebildet, oder ein saurer, schwerer Thonboden, welche für Acker- und Wiesenkultur gleich ungünstig sind. Besser als Getreide, wovon nur Roggen, leichte Gerste, Hafer und Hirse einen spärlichen Ertrag geben, gedeihen die Nadelhölzer, und es hat sich hie und da ein bedeutender Waldbestand erhalten.

Merkwürdig und wichtig ist die Verschiedenheit in der Quellenführung dieser verschiedenen Formationen. Der Uebergangskalkstein ist arm an Quellen, das Wasser meist weich, und ein wenig mit Salzen gemengt. Der Quarzfels ist wasserreicher, und liefert auch sehr reines Wasser. Das Steinkohlengebirg dagegen ist in seinen obern Theilen fast ohne alles Wasser, sobald man aber die Kohlenflötze durchbohrt hat, zeigen sich starke, süße Quellen, weil jene Flötze in der Regel auf einem fetten Schieferthon aufsitzen, der die Quellen nicht fallen lassen kann. Diese letzteren sind indeß oft stark vitriolisch. Bei dem rothen Sandstein gestattet die starke Zerklüftung dem Regen allenthalben leichtes Eindringen in die Tiefe, weßhalb die Berge fast ohne alle Quellen sind, am Fuße derselben aber und in den Schluchten, deren viele zu Tage dringen und gewöhnlich reines Wasser führen. Ein gleicher Fall ist es mit der Muschelkalkformation.

Die Kenntniß dieser Quellenführung, schon an sich wichtig für alle Geschäfte des Lebens, weist auch auf eine merkwürdige geologische Thatsache hin. Zwischen dem Fuße der Sudeten und dem der gegenüber liegenden Karpathen ist der sogenannte Liaskalkstein von Südwest nach Nordost bis zu sehr großer Mächtigkeit abgelagert. Die Grauwacke der Sudeten und vielleicht des polnischen Mittelgebirgs, so wie das an die erstere sich anschließende Steinkohlengebirge dienen ihm als Grundlage, während er in den Vorbergen der Karpathen von deren Sandstein überlagert und bedeckt wird. Dieser Kalkstein ist geschichtet, und diese Schichtung geht stets von Südwest nach Nordost, oder von Westen nach Osten, und immer sind sie gegen die Karpathen, also nach Südwest, Süden und Südost geneigt; daraus folgt nun, daß die nördlichsten Schichten die ältesten, die südlichsten die jüngsten sind, und es ist hier, wie in den ganzen nördlichen Karpathen unverkennbar, daß die Gebirgsbildung von Norden nach Süden fortschritt. Daß dieser Kalkstein unter dem Karpathensandstein fortgeht, ergibt sich aus der Gleichartigkeit der Quellen, die in beiden Lagerungen dieselben sind: Salzsoolen, schwefelige Wasser, kohlensaure Mineralquellen, dazu kammen in den Karpathen Erdölquellen in Menge, und namentlich in den Salzwerken Gasquellen, wovon besonders eine in der Salzgrube von Szlatina in der Marmarosch äußerst merkwürdig ist. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese quillt in einer Tiefe von 45 Klaftern aus einer Spalte im Salzthon, und dient seit dem 10ten Mai 1826 zur Beleuchtung der Grube. Das Gas ist leichter als atmosphärische Luft, nicht detonirend, brennt mit bläulich weißer Flamme, setzt dabei Kohle ab, und läßt sich, mit atmosphärischer Luft vermengt, ohne Beschwerde einathmen. Anders sind die Gase in den Gruben von Wieliczka, wo schon an mehreren Punkten aus offenen Klüften eine Menge brennbaren Gases ausströmte, das sich bei Annäherung einer Flamme schnell entzündet, und mit atmosphärischer Luft gemengt, gefährliche Detonationen verursacht. Die Gasquellen in den Marmaroscher Gruben sind indeß weit stärker.

Englische Niederlassung am Columbiafluss.

Die Hudsonsbaikompagnie, die bekanntlich von Canada her bis zu diesem Strome vorgedrungen ist, hat manchen Samen der Civilisation in diesen bisher gänzlich unbekannten Gegenden ausgestreut. Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, daß die Diener der Kompagnie und andere mit den Indianern handelnde Personen Wochen lang ohne Brod und Gemüse, nur von thierischer Nahrung, Fischen, Geflügel und Büffelfleisch leben mußten; jetzt kann man ganz wörtlich sagen, sie leben unter ihrem Weinstock und Feigenbaum oder in bequemen Häusern, statt in Wigwams und unter dem Himmelsdach. Wo diese unternehmenden Handelsleute ihren Fuß hinsetzten, haben sie Spuren der Civilisation zurückgelassen, nicht bloß dadurch, daß sie Getreide und Gemüsearten in reichlicher Menge anbauten, oft weit mehr, als sie selbst bedurften, sondern auch dadurch, daß sie die Sitten der Wilden zähmten, oder den bisher ganz unbändigen Sinn derselben durch einige wohlthätige Gesetze einschränkten. — Auch die Niederlassung am rothen Fluß, welche Graf Selkirk stiftete, kann als ein grüner Fleck in dieser Wildniß betrachtet werden. Sie hat jetzt die Jahre der Kindheit überstanden und ist ungemein blühend, führt Talg, Häute, Korn und Büffelwolle aus, und der jungfräuliche Boden liefert eine Ernte, wie kaum irgendwo in Canada. — Der Brief eines solchen Indianerhändlers, welcher dieser Schilderung angehängt ist, bemerkt noch: der Winter ist hier (in der Nähe des Forts Vancouver) sehr neblig und feucht, der Sommer furchtbar heiß, und an Mosquitos fehlt es nicht. Die zwei Indianerstämme in der Nachbarschaft heißen Tschinuks und Tschicitals, die erstern nähren sich mit Fischen, die andern von der Jagd. Sie sind im Ganzen eine hübsche Race, aber entstellt durch die Sitte, den Kopf in der Kindheit durch Bandagen platt zu drücken; viele unserer Leute haben indianische Frauen genommen. Einige amerikanische Missionäre haben sich seit einigen Jahren in unserer Nähe niedergelassen, aber noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwölfter Brief.

(Schluß.)

Sie werden mich für einen nachlässigen Reisenden halten, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich, das einer armen Person ausgenommen, kein maurisches Begräbniß gesehen habe, und daß nur Beerdigungen der bessern Klassen mit Feierlichkeit begangen werden. Allein es ist nicht so leicht, bei solch einem Schauspiel Zutritt zu erhalten. Seit der Begräbnißplatz vor dem Thore Bab-el-Ued von den Franzosen entweiht und die Gräber zerstört wurden, werden keine vornehmen Mauren mehr dort begraben, obschon weiter nach Süden, in derselben Richtung, und von der Landstraße entfernt, eine Schlucht sich ausdehnt, wo man noch immer Personen der ärmern Klassen beerdigt. Es gibt zwar einen Beerdigungsplatz innerhalb der Mauern Algiers, aber jene Mauren, welche Landhäuser besitzen, begraben ihre verstorbenen Angehörigen meist in deren Nähe. Vormals war den Christen zu rathen, sich von Begräbnißfeierlichkeiten der Mauren fern zu halten, und auch jetzt noch wollen die letztern keine Zeugen als ihre Glaubensgenossen bei denselben dulden. Ich entlockte einem jungen Mauren, der in Frankreich gewesen und nichts weniger als bigott ist, das Versprechen, mich bei einem der nächsten Begräbnisse mit sich zu nehmen; er hat jedoch, wahrscheinlich aus Furcht vor seinen Landsleuten, sein Wort noch nicht gehalten.

Wie man mir sagte, ist es Sitte, den Leichnam, sey er nun ein männlicher oder weiblicher, abzuwaschen. Dann steckt man ihm Baumwolle in Kampher getaucht in den Mund, die Ohren und Nasenlöcher, kleidet ihn in seinen besten Anzug und wickelt ihn endlich in Leinwand. Jene, welche reich genug sind die Ausgabe zu bestreiten, kaufen Leinwand aus Mekka, die für geweiht gilt. Sobald die Toilette des Leichnams in Ordnung ist, versammelt sich die sämmtliche weibliche Freundschaft der Familie, welche ein lautes Klaggeschrei anstimmt. Die Männer nehmen hieran keinen Theil, und es würde jedem von ihnen als Schwäche ausgelegt werden, wollte er seufzen oder weinen, obschon ihr Gesicht oft einen tiefern Schmerz ausdrückt, als irgend eines der laut klagenden Weiber. Der Leichnam wird nie länger als 24 Stunden im Hause behalten, oft nicht einmal so lange, und es läßt sich mithin annehmen, daß nicht selten Fälle des Lebendigbegrabenwerdens vorkommen mögen. Die Todtenbahren der Weiber sind mit Vorhängen versehen, die der Männer aber haben keine andere Decke als das Tuch. Die Frauen begleiten den Verstorbenen niemals zu Grabe; seltene Fälle ausgenommen, wo der Entschlafene weiblichen Sklaven in seinem letzten Willen die Freiheit schenkte. Der Leichenzug wird von einem Imam oder Priester begleitet, und hält gewöhnlich unterwegs bei der nächsten Moschee an, wo Verse aus dem Koran choralartig abgesungen werden. Auf dem Begräbnißplatz wird derselbe Gesang wiederholt, welches Requiem jedoch, wie mir scheint, nur bei Reichen stattfindet, da bei dem Begräbniß des Armen, bei dem ich zugegen war, die arabischen Worte mehr wie ein Geheul herausgestoßen wurden. Der Leichnam wird dann auf die Seite, das Gesicht gegen Mekka gekehrt, in das Grab und auf dieses Steinplatten oder Bretter gelegt, um die Schakals abzuhalten, hierauf Erde und endlich Rasen und Baumzweige darauf geworfen, bis das Grab ausgefüllt ist, wofern nicht die Familie so reich ist, daß sie ein eigenes Grabmal aufrichten lassen kann. Die Privatbegräbnißstätten der Reichen werden mit großer Sorgfalt unterhalten, sind mit Mauern umgeben, an denen Weinstöcke und Epheu emporranken und die Gräber selbst von Palmbäumen und Cypressen beschattet. Nicht selten findet man hier innerhalb der Mauern eine bedeckte Galerie mit Säulen von weißem Marmor, unter welcher Teppiche für jene ausgebreitet sind, welche hieher kommen, um zu trauern und zu beten. Die sonst so sehr eingeschlossenen maurischen Frauen dürfen doch zu jeder Zeit die Gräber ihrer Verwandten besuchen, und solche Ausflüge sollen nicht selten zu Liebesabenteuern benutzt worden seyn. Dem Leichenzug eines Reichen folgen stets viele Bettler, welche Almosen empfangen. Ist die Feierlichkeit vorüber, so vereinigen sich die Leidtragenden bei einem geselligen Mahle. Diese maurischen Leichenmahle erinnern mich an jene, denen ich selbst in Schottland beigewohnt habe. Vor noch nicht allzu langer Zeit folgte auf jedes Leichenbegängniß oder Dregy, wie es im Hochlande genannt wird, ein Schmauß, welchen ein Ball beschloß, und ich hörte selbst einst einen jungen Hochländer von guter Herkunft sagen, daß er noch nie so vergnügt gewesen sey, als bei dem Dregy seiner Großmutter. Der Laird von *** in Argyleshire hinterließ bei seinem Tod eine untröstliche junge Wittwe. Nach dem Begräbniß und dem herkömmlichen Mahl versammelten sich die Männer und Weiber des Clans im Schloßsaal, Pfeifer und Geiger unter ihnen, um ihren Schmerz durch einen Tanz zu lindern, als ganz unerwartet die Wittwe, in Thränen gebadet und das Haupt in eine schwarze Haube gefüllt, aus der kaum die Nasenspitze hervorsah, hereintrat und sich in tiefster Trauer auf eine Bank niedersetzte. Der Vortänzer, der den Tanz eben eröffnen wollte, glaubte, daß es unschicklich seyn würde, wenn er eine andere als die Frau vom Hause aufforderte; er brachte also seine Worte bei der Tiefgebeugten an, die mit einem tiefen Seufzer aufstand und ihm die Hand reichte. Der Tänzer bat nun die Dame, die Weise anzugeben, welche die Musikanten spielen sollten, worauf die trostlose Wittwe erwiderte: „Oh nur etwas recht Rasches, denn mir ist das Herz so schwer.“

Die Grabschriften der Mauren sind meist kurz und einfach. Herr Tulin, der Vicekonsul, welcher gut arabisch versteht, erfreute mich mit der Uebersetzung zweier Grabschriften auf einem aufrechtstehenden Stein des Begräbnißplatzes innerhalb der Mauern von Algier. Oben an standen zwei Zeilen, welche lauten wie folgt:

„Es ist nur Ein Gott, der Meister aller Dinge, der Allgerechte und Allmächtige.
Muhammed ist der Abgesandte Gottes, der Vollstrecker seines Willens und sein Beglaubigter.

Am Fuß dieses Steines stand ein anderer, auf dem sich folgende Inschrift befand:

„Dieß ist das Grab des Hingeschiedenen,
Durch die Gnade des Ewiglebenden und Ewigdauernden,
Der Hadschi Mobarek, Sohn Muhammeds, Sohn Basel's.

Die Gräber ausgezeichneter Männer werden von einem in Marmor ausgehauenen Turban überragt, der ihren Rang bezeichnet. Als die Franzosen eine Straße durch den Begräbnißplatz vor dem Thore Bab-el-Ued führten, erlaubten sie den Soldaten diese Turbans wegzunehmen. Eben komme ich von einem Apotheker, in dessen Laden ein solcher Turban steht, der dem Pillendreher als Mörser dient.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1836.

Literarische Nachrichten.

Paris, 11ten Mai.

Die gelehrte Welt hier ist seit einigen Wochen sehr mit einer Reihe von Memoiren beschäftigt, welche Hr. Burnouf in der Akademie über die persepolitanischen Inschriften in Keilschrift gelesen hat. Es sind fünf Memoiren, welche die fast vollständige Entzifferung und Erklärung aller in der einfachsten der drei verschiedenen Keilschriften vorhandener Inschriften enthalten. Das Problem ist nach der Meinung aller, welche die Vorlesungen gehört haben, vollkommen gelöst; das gelehrte Publikum wird in kurzer Zeit selbst darüber urtheilen können, indem der Druck der Memoiren angefangen ist, und sie in wenigen Wochen erscheinen werden. — Ein anderes Werk von hohem Werth ist in den letzten Tagen erschienen, die histoire de la Gaule meridionale sous la domination des conquerans Germains par Fauriel, 4 Bände in 8. Dieses Werk bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze, das die Geschichte des südlichen Frankreichs von dem Zerfall der römischen Herrschaft bis zum Ende der carlovingischen Dynastie enthält, aber selbst nur einen Theil eines größeren Ganzen bildet, welches noch aus zwei anderen Werken bestehen wird, deren erstes die Geschichte von Gallien von den ältesten Zeiten an bis zum Zerfall der römischen Herrschaft, das zweite die Entwicklung der Anfänge der modernen Kultur im südlichen Frankreich in ihren verschiedenen Formen, wie Ritterwesen, Munizipalverfassung und provenzalische Literatur enthalten wird. Der jetzt erschienene Theil bildet daher den zweiten des Ganzen. Man ist angenehm überrascht in der Mitte des hohlen und ehrgeizigen Wortkrams, in dem sich die neuere Schule in Frankreich verliert, ein Werk zu treffen, das mit gesundem historischem Sinn, tiefer und wohlverarbeiteter Gelehrsamkeit, und einer vollkommenen und einfachen Eleganz der Sprache abgefaßt ist. Die Charaktere, Verhältnisse und Interessen der verschiedenen Racen sind mit besonderer Sorgfalt entwickelt, und die Geschichte der Kriege der Carlovinger mit den Arabern aus neuen arabischen Quellen mit größerer Klarheit als irgendwo früher behandelt. Wenige Werke haben der neuen französischen Literatur so viel Ehre gemacht, als dieses, und man muß wünschen, daß die beiden Theile, welche es vollenden werden, bald erscheinen möchten. Ein kleiner Band von Reinaud über die Einfälle der Araber in Frankreich, der so erscheint, kann als eine Art Anhang zu dem Werke von Fauriel angesehen werden. Im Allgemeinen fällt aber die Literatur und Alles was damit zusammenhängt, Buchhandel, Druckerei u. s. w. in einen immer tiefern Zerfall, es hat sich ein Geist von Charlatanerie und Schwindlerei derselben bemächtigt, welcher täglich unbegreifliche Fortschritte macht, man sieht nichts als Anzeigen von Aktiengesellschaften für alle Arten von monströsen Unternehmungen, verbunden mit Lotterien und dergleichen Aushängeschildern für Thoren; wer einen Verlag hat, der ihm auf der Hand liegt, wer eine Druckerei hat, die sich nicht bezahlt, kurz wer irgend einen denkbaren Vorwand hat, gibt prachtvolle Prospektus heraus, um Aktionäre zu finden, denen man das vorhandene Material zu hohen Preisen anrechnet, und dafür unendliche Dividenden verspricht. Es vergeht nicht ein Tag, an welchem nicht neue Spekulationen dieser Art für Millionen angekündigt werden, man errichtet Aktiengesellschaften auf die künftigen Werke berühmter Schriftsteller, und rechnet auf allen Mauern der Häuser in großen Buchstaben und in allen Farben dem Publikum vor, wie viel diese ungeschriebenen Meisterstücke eintragen müssen. Einer der für seine Erfindungen dieser Art bekanntesten Spekulanten hat kürzlich ein Etablissement gegründet, in dem die besten Vorlesungen der Professoren aller Fakultäten und Specialschulen gedruckt werden sollen. Die Gesellschaft schickt Stenographen in die Vorlesungen und läßt nachschreiben; diese Hefte werden dann umgeschrieben, und da man eine Improvisation nie so drucken kann, wie sie gesprochen worden ist, neu redigirt und gedruckt. Alle Professoren haben gegen den Unfug protestirt, und die schändlichen Karrikaturen, die man aus ihren Vorlesungen macht, sind auch der Art, daß sie niemand unter seinem Namen herausgeben lassen kann. Die Fakultät der Rechtsschule hat die Pressen der Anstalt durch die Gerichte versiegeln lassen, und einen Prozeß gegen dieselbe angefangen, dessen Ausgang noch ungewiß ist, da die Gesetze den Fall nicht vorausgesehen haben. Wenn die Professoren ihren Prozeß verlieren, so werden sie ein Gesetz von der Kammer

verlangen, um sie gegen diese Art von Nachdruck zu schützen. Es ist eine sonderbare Unverschämtheit, die Leute auf diese Art zu Schriftstellern zu machen, besonders bei der Art wie hier Vorlesungen gehalten werden, nicht nach Heften, sondern in freien Reden. Der Professor spricht dabei natürlich oft Ideen aus, die im Augenblick in ihm aufsteigen, welche er aber das Bedürfniß haben muß, vorher zu prüfen, ehe er ihnen durch den Druck eine beständige Form gibt. Man kann doch niemand zwingen, seine Konzepte zu drucken, wie viel weniger seine Improvisation. Sollten die Professoren diesen Prozeß verlieren, und kein Gesetz von der Kammer erhalten können, so wird es eine höchst nachtheilige Revolution im Lehrsystem hervorbringen. Es gilt hier für nicht ehrenvoll, dieselben Vorlesungen wieder zu halten, und man pflegt auch, wenn sie über dasselbe Thema sind, wenigstens ihnen eine ganz neue Form zu geben. Wenn man einigemal über einen Gegenstand gelesen hat, so schreibt man am Ende ein Buch darüber. Kann man aber die Vorlesungen auf diese Art nachdrucken, so hat der Lehrer ein Interesse, nichts neues oder anderes zu sagen, und wird sich auf seine Hefte beschränken, und in den Schlendrian vieler deutschen Universitäten fallen. Die ganze Sache ist ein deutliches Zeichen, welche Diebshöhle man hier aus der Literatur macht, und wie sehr das Publikum gesunken ist, das dergleichen Unternehmungen unterstützt.

Geognostische Beschreibung von Polen, so wie der übrigen Nordkarpathenländer.

(Fortsetzung.)

Die Nordkarpathen sind ein Kettengebirge, das schwerlich über 5000 Fuß Höhe hat, nur in der Bukowina den Charakter eines Alpengebirgs annimmt, und wenige kahle Felsen, sondern fast nur kuppenförmig abgerundete Berggipfel zeigt. Keine Längenthäler theilen das Gebirge in parallele Ketten, sondern terrassenförmig, wie der Sandstein gewöhnlich, *) stuft es sich ab, nur durch die Querthäler getrennt, in welchen die Flüsse der Weichsel zuströmen. Die von den Nordkarpathen zunächst abhängige südpolnische **) Ebene zerfällt in drei Theile: nämlich 1) die Hochebene von Südpolen, 2) die Niederung zwischen Karpathen und dem Mittelgebirge, und 3) die Ebene jenseits der Weichsel.

Die mittlere Höhe der südpolnischen Hochebene beträgt 8 bis 900 par. Fuß, darüber ragen aber sehr viele einzelne Höhen von 12 bis 1600 Fuß hervor. Dadurch ist sie für den Lauf der Gewässer entscheidend geworden, denn sie drängte die Oder gegen Nordwest, die Weichsel gegen Osten. Die größte Höhe derselben ist um Pilica *) und Wolbrom (unter 37° 25' O. L.), denn von hier aus fließen die Nebenflüsse der Weichsel und Oder nach allen Seiten aus. Weit charakteristischer aber ist der Höhenzug an der östlichen Gränze dieser Hochebene, wo die Formation des Jurakalks sich bis auf 1000 Fuß erhebt, ja einige Spitzen derselben sogar über 1400 Fuß. Der Raum zwischen dem Jurakalk und der Südgränze des polnischen Mittelgebirgs, die eigentliche Niederung zwischen den Karpathen und dem Mittelgebirge, nimmt die Kreide ein, die jedoch, wie auch schon an einzelnen Orten der Jurakalk auf weite Strecken hoch mit Lehm, und in der Niederung des Pilicathales mit Sand überdeckt ist. In den Jurakalk sind tiefe, mit senkrechten Felsen engbegränzte Gebirgsspalten eingeschnitten, und an einzelnen Orten erheben sich isolierte Felsen. Die Kreide, oder vielmehr der Kreidemergel bildet dagegen meist flache Niederungen, und so unfruchtbar der Boden über dem Jurakalk ist, so fruchtbar ist dagegen der Kreidemergel. Während der erstere der Zerstörung durch Luft und Wasser sehr wenig unterworfen ist, ist dieß beim Kreidemergel in hohem Grade der Fall. Er löst sich nach wenigen Jahren in einen fetten, etwas zähen Thon auf, der sich mit dem Humus zur fruchtbarsten Bodenebene der Nordkarpathenländer vereinigte. In dem weithin darüber verbreiteten Diluviallehm ist sehr viel Kreidemergel aufgelöst, und der Lehmboden erhielt dadurch seine ungemeine Fruchtbarkeit als Weizenboden erster Klasse. Wo weniger Kreide sich mit dem Lehm mischte, ist der Boden ziemlich unfruchtbar, wo aber der Lehm fehlt, bildet der Kreidemergel einen schwarzen, fetten und schweren Boden, der beim Austrocknen sich stark zerspaltet und sehr hart wird, den eigenthümlichen Namen Rędzina führt, und an Fruchtbarkeit nur der schwarzen Steppenerde Podoliens weicht.

Auch über die Weichsel hinaus, in die dritte Abtheilung der südpolnischen Ebene erstreckt sich die Kreide, doch wird sie schon mächtiger mit Lehm und mit Sand überdeckt, tritt selten zu Tage, und da das Land merklich niedriger liegt, so wechselt Sand und Sumpf häufig an dem östlichen Theile der südpolnischen Ebene mit einander ab, bis diese endlich gegen Südost nach Volhynien zu sandig und flach, fast steppenartig wird, gegen Nordosten aber um die Quellen des Przypiez in ungeheure Sümpfe übergeht.

Ganz anders sieht es im westlichen Polen aus, wo das Moorkohlen- und Lettengebirge einen sehr beträchtlichen Raum, nämlich in Schlesien und Polen zusammen etwa 100 Quadratmeilen einnimmt. Der größte Theil dieser Formation folgt in seiner Verbreitung dem Zuge des Jurakalksteins, den sie zunächst bedeckt, und verbreitet sich in den Ebenen, wo der Jurakalkstein nicht mehr zu Tage ausgeht, einerseits bis tief nach Schlesien, selbst auf die westliche Oderseite, andererseits durch Masovien und Großpolen bis zu den Gränzen von Westpreußen. Unter den Felsarten, welche die Formation zusammensetzen, hat sowohl in Hinsicht der Verbreitung als der Mächtigkeit der blaue Letten die größte Ausdehnung; ihm folgt dann der lose Sand. Da wo der blaue, rothe und bunte Letten, der das

*) Man erinnere sich nur an die Terrassenbildung der Südspitze von Afrika.

**) Südpolen hier nicht in politischer Beschränkung, sondern hauptsächlich als das Land zwischen Nordkarpathen und dem polnischen Mittelgebirge genommen mit beträchtlicher Ausdehnung gegen Osten und Westen.

*) Der Marktplatz der Stadt Pilica, welcher 940 par. Fuß über dem Meere liegt, kann als mittlere Höhe dieses Landstrichs gelten.

Eindringen des Wassers hindert, frei zu Tage ausgeht, zeigt sich ein sehr schwerer, saurer Boden, der nur in erhöhter Lage als Ackerland dienen kann. In den Thälern und Niederungen ist er dagegen fast stets mit Sumpf bedeckt, und bildet schlechte Wiesen. Ist der blaue Letten mit Sand bedeckt, so entsteht ein gemischter, theils feuchter, theils trockener, immer aber ein unfruchtbarer Boden, der meistens als magerer Weidegrund wüste liegt. Herrscht der lose Sand endlich ganz vor, und ist gar mit Eisensandstein gemengt und bedeckt, so ist die Unfruchtbarkeit vollkommen. Der Einfluß dieser Formation auf das Wachsthum ist mithin immer sehr ungünstig, und nur, wo die Wälder nicht allzu sehr gelichtet sind, ist der Boden etwas besser.

Es ist gewiß ein merkwürdiger Umstand, daß das Uebergangsgebirge, wie Grauwacke, die ältern Flötzgebilde, wie die Steinkohlen und der rothe Sandstein, das jüngere Flötzgebirge, wie Muschelkalk, weißer Sandstein, der eigentliche Karpathensandstein und der Jurakalk, ja selbst das Moorkohlen- und Lettengebirge nur in der südlichen Hälfte von Polen auftreten, und die Kreide, welche den Uebergang zu der Tertiairformation macht, in größerer Ausdehnung gleichfalls nur im südlichen Polen zu Tage tritt, obwohl es keinem Zweifel unterliegen kann, daß sie nach Norden, Nordosten, Osten und Südosten allenthalben *) das Grundgebirge ausmacht, da sie in der Moldau, um Kiew und Grodno bald da bald dort an einzelnen Punkten auf der Oberfläche sich zeigt. Wie nun die ältern Gebilde mehr im Süden und Westen zu Tage ausgehen, so die jüngern Tertiairgebilde mehr im Norden und Osten.

Das erste unter diesen ist der plastische Thon und die Braunkohle, letztere hier um so merkwürdiger, als diese den Bernstein in sich schließt. An dem ganzen südlichen Ufer der Ostsee **) finden sich die bernsteinführenden Schichten, und aller Wahrscheinlichkeit nach liegen sie in ganz Preußen und dem nördlichen Polen über der auch hier allenthalben verbreiteten Kreideformation, ***) wenn sich dieß gleich nicht mit Bestimmtheit behaupten läßt, da mächtige Alluvionen das ganze Land bedecken; indeß kommen Erdkohlen mit Bernstein an zu vielen einzelnen Orten vor, als daß man an der großen Verbreitung dieser Lagerung zweifeln könnte, und merkwürdig genug ist, daß man sie auch die Weichsel herauf bis zur Nida in Kleinpolen antrifft. Am meisten Aufmerksamkeit verdienen die großen Forsten von Lomza und Ostrolenka. Hier finden sich eine Menge Baumstämme, die theils in bituminöses Holz, theils in eine erdige Braunkohle verwandelt sind. Es sollen Stämme von 90 Fuß gefunden worden seyn, an denen man noch zum Theil die Jahrringe erkannte. Alle diese Baumstämme in den Bernsteinlagern sollen mit dem Gipfel gegen Nordwest gerichtet seyn, die Fluth, die sie umstürzte und bedeckte, müßte demnach aus Südosten gekommen seyn. Aus der Beschaffenheit und Art dieser Bäume zieht der Verfasser den auch durch viele andere Thatsachen bestätigten Schluß, daß in diesen Regionen ein viel wärmeres, ja ein wahres Tropenklima geherrscht haben müsse.

Eine ähnliche Formation findet sich in dem gallizischen Flötzbassin, welches auch Podolien, die Bukowina und einen Theil der Moldau begreift, nur scheinen sie hier weniger mit plastischem Thon und schon stärker mit dem nun folgenden Grobkalk verbunden. Dieser findet sich sehr unterbrochen an verschiedenen Stellen Kleinpolens, die Weichsel unterbricht ihn auf zehn Meilen ganz, dann tritt er aber um Zamosc und im Bassin von Lemberg wieder auf, und auf dem ganzen Plateau von Volhynien ist er wahrscheinlich ohne Unterbrechung gelagert, wenn gleich wieder auf weiten Strecken mit Lehm und fetter Steppenerde bedeckt. Am Bog ist er unmittelbar auf dem Granit des podolisch-südrussischen Plateaus aufgelagert, und zieht sich mit manchen Unterbrechungen bis in die Krim hinein, wo er, frei zu Tage liegend, die ganze Steppe bildet. Es ergibt sich hieraus, daß der Grobkalk in Mittelpolen nur einzelne Bassins ausfüllt, seine große Verbreitung aber im Südosten hat, wo er völlig waldlos ist. Der Grund hievon ist aber in andern Verhältnissen, wahrscheinlich in der steppenartigen Flachheit des Bodens zu suchen, denn in der Wojewodschaft Lublin, zwischen der Weichsel und dem Bog, trägt der sandige Grobkalkboden sehr gut bestandene Wälder.

Die oben schon angeführte Bemerkung, daß die Bildung des polnischen Gebirgs von Norden gegen Süden fortgeschritten sey, findet sich durch das Verhältniß des Muschelsandsteins zum Grobkalk bestätigt; letzterer mit seiner breiten Lagerung, wobei er einzelne Mulden ausfüllt, ward gewiß in sehr ruhigem Zustande unter Wasser abgesetzt, der tertiaire Muschelsandstein dagegen, obwohl auch er in vereinzelten Ablagerungen sich findet, welche nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen, scheint eine sehr stürmische Ablagerung zu verrathen, denn nicht nur ist dieser Muschelsandstein aus sehr verschiedenen Gesteinen zusammengesetzt, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einander haben, sondern im Vergleich mit dem Grobkalk herrschen die sandigen Bildungen vor, und es erscheinen Konglomerate mit zahlreichen darin eingeschlossenen zerbrochenen Muschelschalen. Der Richtung der einzelnen Ablagerungen nach scheint die ganze Formation aus Nordosten hergekommen zu seyn: sie findet sich im südwestlichen Polen sehr wenig, im östlichen um Lublin in ziemlicher Ausdehnung, gegen Südosten in dem tiefer gelegenen Podolien fällt sie mit dem Grobkalk zum Theil zusammen, und ist mit ihnen vermischt, weil sie hier unter dem Wasser allmählich sich senkte, während sie bei Opatow und Sandomirz ganz als loser Sand auftritt, und an einigen Orten unmittelbar auf dem Uebergangsgebirge aufliegt, das also, wie es scheint, von den Sturmfluthen bloßgelegt wurde. Wie nicht anders zu erwarten, bilden die Gegenden, welche die fragliche Formation einnimmt, ganz ebene oder flachhügelige Ebenen ohne ausgezeichneten Charakter. Wir nähern uns offenbar den Diluvialbildungen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mit einziger Ausnahme von Podolien, wo ein Orthoceratitkalkstein auftritt.

**) Ja sogar zum Theil auf dem westlichen und nördlichen, denn man findet diese bituminösen Holzschichten in Schleswig, Jütland und Schonen.

***) Dem Zusammenhang der polnischen Kreideformation mit dem Kreidebassin von Nord- und Osteuropa, hat der Verfasser ein eigenes, höchst interessantes Kapitel gewidmet.

Chronik der Reisen.

Reise von Lima nach Para, zum Zweck der Herstellung einer Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean. Von Lieutenant Smyth.

Wirft man einen Blick auf die Karte von Südamerika, so wird man sich bald von der Nähe der Anden am Gestade des stillen Oceans überzeugen, und dann ferner bemerken, daß ein Zweig dieses herrlichen Gebirgs zu Lima bis an die Meeresküste hinabläuft; der Boden, auf welchem diese Stadt liegt, erhebt sich um mehr als 600 Fuß über ihren Hafen. In einer Entfernung von ungefähr hundert Meilen von Lima (auf der Straße nämlich, welche jedoch wegen ihrer Krümmungen um den Fuß der Gebirge sehr abweicht) beträgt die Höhe 15,968 Fuß über dem Meeresspiegel. In diesem Zweige der Anden entspringen eine Menge von Flüssen, von denen die meisten den Huallaga bilden, der endlich in den Amazonenfluß fällt. Ein wenig unterhalb der Stadt Huanuco fängt der Huallaga an schiffbar zu werden, jedoch nicht für große Fahrzeuge. Ihn vom Amazonenstrom aufwärts zu befahren, wäre unmöglich, und die Fahrt abwärts ist wegen der vielen Wasserfälle und Stromschnellen und des auf ihm schwimmenden Treibholzes höchst gefährlich. Ein Missionär versicherte jedoch, daß sich fünf Tagereisen südlich von Huanuco ein Hafen, Mayro genannt, an den Ufern des Pachitea befinde, welcher Fluß sehr bequem für die Schifffahrt sey. Da nun der Ucayali, in welchen der Pachitea fällt, ein Beifluß des Amazonenstroms ist, und schon weit oberhalb seiner Vereinigung mit dem Pachitea für tief im Wasser gehende Schiffe fahrbar seyn soll, so stünde, wenn nämlich die Angaben des würdigen Paters richtig sind, der Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean mittelst einer Flußschifffahrt nichts im Wege, wodurch dann nicht nur die Gefahren und Kosten der Fahrt um das Kap Horn erspart, sondern auch der Same der Civilisation über die reichsten und fruchtbarsten Länder in der Welt verbreitet werden würde. Die Ausführbarkeit dieses großartigen Unternehmens näher zu prüfen, war der Zweck der Reise der Herren Smyth und Lowe; wenn auch ein Verein von ungünstigen Umständen sie an Erfüllung ihres Auftrags hinderte, so gebührt ihnen doch das Zeugniß, künftigen unternehmenden Reisenden den Weg zum Ziel gezeigt zu haben.

Die Idee zu einer Expedition, welche den Pachitea und Ucayali bis zur Vereinigung des letztern Flusses mit dem Amazonenstrom hinabfahren sollte, ward zuerst von Herrn Thomas, einem in Lima wohnenden Engländer, gefaßt, der sie den beiden Reisenden mittheilte. Der Gedanke sprach allgemein an, der britische Konsul und die peruanische Regierung versprachen alle mögliche Unterstützung; die letztere machte sich sogar anheischig, einen Theil der Kosten zu tragen, als man sie jedoch beim Worte nahm, gestand sie freimüthig, daß kein Geld im Schatze sey, und beschränkte ihre Beihülfe bloß auf Ertheilung der Pässe und darauf, daß sie der Expedition einige Offiziere mitgab. Die beiden Reisenden entschlossen sich nun die Unternehmung auf eigene Kosten und von den Beiträgen der in Lima wohnenden Engländer unterstützt, zu wagen. Daß die Reisenden durch unüberwindliche Hindernisse aufgehalten, unverrichteter Sache wieder umkehren mußten, haben wir in den in Nr. 39 und 40 dieser Blätter enthaltenen Auszügen aus den Vorträgen in der geographischen Gesellschaft zu London, nebst andern Einzelnheiten über die Expedition, bereits mitgetheilt; wir entheben daher dem vorliegenden Band, welcher die Erzählung ihrer Abenteuer enthält, einige Schilderungen, unter denen eine Beschreibung von Cerro de Pasco, dem Mittelpunkt des reichsten Bergwerksdistrikts von Peru, den Anfang machen möge.

„Wir kamen, sagt Herr Smyth, unter kaltem Regen nach Cerro Pasco; der erste Eindruck, den der Ort auf uns machte, war daher nichts weniger als günstig. Es war Sonntag, und die Einwohner wandelten, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, in den kothigen Straßen umher. Dr. Valdizan führte uns in ein unbewohntes, seinem Bruder gehöriges Haus, wo wir gastliche Aufnahme fanden.

„Die Stadt hat viele Aehnlichkeit mit einem Gebirgsdorfe, das heißt, sie ist sehr unregelmäßig auf einem sehr unebenen Boden gebaut. Die Häuser sind weiß angestrichen und einige mit kleinen Glasfenstern versehen. In den bessern Wohnungen findet man Kamine, eine Einrichtung, welche man den Engländern verdankt; denn vor deren Ankunft wärmte man sich an Kohlenbecken.

„Cerro Pasco ist in vier Distrikte getheilt — Cheupimarca, Yanocancha und Santa Rosa — von denen jeder seine Kirche und seinen Geistlichen hat. Die Bevölkerung nimmt ab und zu, je nach der Ergiebigkeit der Minen; wird eine ergiebige Grube entdeckt, so strömen die Indianer aus der Nachbarschaft herbei, um sie zu bearbeiten; die Durchschnittszahl der Bewohner mag sich auf 12 bis 16,000 belaufen. Die Stadt hat zwei Plätze, von denen der eine der Cheupimarca, der andere der Handelsplatz genannt wird, auf welchem letztern ein Markt gehalten wird, auf dem man Lebensmittel im Ueberfluß findet. Auf dem Platz Cheupimarca steht die Kathedrale, ein Gebäude, welches von Außen so ziemlich einer Scheune gleicht. Das Innere ist wenig besser und mit einigen goldenen Heiligenbildern ausgeschmückt. Die Straßen sind schmutzig und unregelmäßig, und die Vorstädte nicht viel mehr als eine regellose Anhäufung von unsauber aussehenden Erdhütten, welche schnell neben jeder neu eröffneten Grube für die Bergleute erbaut werden, während die bei jenen Gruben stehenden, welche nicht mehr ausgebeutet werden, unbewohnt bleiben. Die Stadt ändert mithin ihre Gestalt unaufhörlich. Die Oeffnungen der Schachte finden sich häufig mitten in den Straßen, weßhalb auch das Spazierengehen bei Nacht sehr gefährlich ist. Die Witterung war während unseres Aufenthalts sehr feucht, und der Koth in allen Theilen der Stadt ganz ungeheuer. Die Einwohner tragen deßhalb auch Holzschuhe mit drei Zoll dicken Sohlen; denn ohne diese wären manche Stellen gar nicht zu passiren. Die Bergleute der drei Distrikte leben in ewiger Feindschaft mit einander, und an dem Tage nach einem Feste versammeln sie sich gewöhnlich auf einem Hügel, wo sie mit Stöcken und Steinen gegen einander fechten, wobei es selten ohne Todtschlag abgeht. Die Regierung hat wenig Soldaten, und die Besatzung bestand zur Zeit unserer Anwesenheit aus nur 25 Mann; daher hat man die Macht nicht, solchen Kämpfen Einhalt zu thun, und so ziehen sich diese nicht selten bis in die Stadt herein, wo dann die Einwohner ihre Thüren schließen und sich nicht auf die Straßen herauswagen. Wird ein Versuch gemacht, solchen Rohheiten zu steuern, so vereinigen sich beide Parteien augenblicklich und fordern die Obrigkeit heraus. Bei dieser Schwäche der Justiz bleiben natürlich oft die größten Gräuel unbestraft.

„Geselligkeit scheint nur wenig zu herrschen, was sich zum Theil aus der Schwierigkeit erklärt, die es macht, nur von einem Haus ins andere zu gehen. Fuhrwerk irgend einer Art könnte in diesen Straßen gar nicht fortkommen, und zum Gehen sind sie zu kothig. Wir fanden, daß die Höhe, in welcher der Ort liegt, das Athmen, besonders beim Aufwärtssteigen, erschwert; nur nach längerem Aufenthalt gewöhnt man sich an diese verdünnte Atmosphäre. Wasser siedet bei einer Temperatur von 92° Fahrenheit. Kohlen aller Art werden unweit der Stadt gefunden. Lebensmittel sind theuer. Die Quichua-Sprache wird von den Bergleuten und den niedern Klassen gesprochen, nur wenige von diesen verstehen Spanisch.“ (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1836.

Katholische Missionen in China.

Paris, 11ten Mai.

Während die protestantischen Missionen die Welt mit ihren Berichten, Bibeln und Traktaten überschwemmen, ohne große Fortschritte in der Heidenbekehrung zu machen, haben die französischen Missionen in China, welche man längst für vertilgt halten sollte, da man nie von ihnen hört, sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Die katholischen Priester waren seit 15 Jahren aus Peking verbannt, und die, welche man in den Provinzen entdeckt hatte, ebenfalls nach Macao geschickt worden, aber die französischen Lazaristen, denen es weder an Geldmitteln, noch an Verbindungen und Enthusiasmus fehlt, haben unter der Hand für die Erhaltung der katholischen Kirche in China gesorgt, und einen Erfolg gehabt, der ihre eigenen Erwartungen übertroffen hat. Sie schicken seit einigen Jahren jährlich zwei bis drei junge europäische Priester nach China, welche sich im Stillen an die Hauptsitze der Missionen im Innern begeben, und ihr Bekehrungswerk fortsetzen; es gibt gegenwärtig katholische Kirchen in allen Provinzen, welche an vielen Orten öffentliche Kapellen haben, und ihren Gottesdienst ungestört treiben, seitdem die Missionen die Klugheit gehabt haben, sich so viel als möglich chinesischer Priester zu bedienen. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das Eine in Macao für die südlichen Provinzen, von wo die chinesischen Kandidaten nach Manilla geschickt werden, wo sie der Erzbischof weiht; wenn sie zurückkommen, werden sie ins Innere geschickt, und leben in der Mitte ihrer Gemeinden so ruhig als Geistliche in Europa. Das andere Seminar ist in der Tatarei jenseits der chinesischen Mauer, und die Priester für die nördlichen Provinzen und für Peking werden dort erzogen; denn was man kaum glauben sollte, es hat sich eine beträchtliche katholische Kirche in Peking erhalten, die mehr als 20,000 Christen zählt, und in diesem Augenblick befinden sich zwei französische Priester bei ihr, denn man vertraut doch den chinesischen Priestern die höhere Direktion des Kirchenwesens nicht an, und die Provinzialen sind immer Europäer, obgleich die Nothwendigkeit, diese dem Verdacht der Regierung zu entziehen, sie im Geheimen reisen zu lassen u. s. w., den Missionen oft sehr große Schwierigkeiten entgegensetzt. Selbst in vielen Hauptstädten ist der christliche Kult ganz öffentlich, in Tschingtufu, der Hauptstadt der Provinz Setschuen, werden die Christen auf dem großen Kirchhof der Stadt begraben, ihre Gräber mit Kreuzen und christlichen Symbolen versehen u. s. w. So lange die Regierung die Anwesenheit von Europäern nicht vermuthet, übt sie die vollkommenste Toleranz gegen die Christen, und da die christlichen Gemeinden sich im Allgemeinen durch ihre Moralität und Ruhe auszeichnen, so sind sie gewöhnlich bei den Lokalbehörden sehr beliebt, und wenn sie einmal von den Beamten geduldet sind, so haben diese das größte Interesse ihre Entdeckung durch die höheren Behörden zu verhindern, indem sie in diesem Falle für die frühere Toleranz verantwortlich würden. Wenn daher eine Kirche einmal gebildet ist, so läuft sie nur wenig Gefahr, und die besondern Verwaltungsformen in China geben eine Garantie, daß die ersten Versuche ihrer Gründung nicht sogleich unterdrückt werden, indem der Transport der Verdächtigen an den Sitz des höheren Tribunals auf Kosten der Lokalbeamten geschieht, so daß diese der Sache durch die Finger sehen, so lange sie keine Unruhen und öffentliches Gerede befürchten, das ihnen Verantwortlichkeit zuziehen könnte.

Der Grund, warum man so wenig von diesen Missionen hört, liegt darin, daß man früher höchst unwissende Priester hinschickte, welche bei ihrer Rückkehr keine leidliche Erzählung verfassen konnten, aber seit einigen Jahren haben die Lazaristen ihren Fehler eingesehen, und Leute hingeschickt, welche neben ihrer theologischen Erziehung noch eine spezielle wissenschaftliche erhalten haben, wie früher die Jesuiten gethan hatten. Sie besitzen jetzt Astronomen, Botaniker u. s. w. in China, von denen sich interessante Nachrichten hoffen lassen. Es ist zwar noch lange nicht zu erwarten, daß die katholischen Missionen wieder den Grad von Ausdehnung und Einfluß erhalten werden, den sie im vorigen Jahrhundert erreicht hatten, doch haben sie sich wieder auf einen bessern Fuß gesetzt, als je seit der Vertreibung der Jesuiten, und wenn sie es je so weit bringen können, daß sich ein einheimischer christlicher Klerus bildete, welcher hinlängliche Kenntnisse hätte, um der direkten Aufsicht europäischer Pro-

vinzialen entbehren zu können, so würde das Christenthum ohne Zweifel schnelle und ungestörte Fortschritte machen, da die Regierung es nicht als Religion, sondern als ein Instrument europäischen Einflusses verfolgt. Als die protestantischen Missionen von Canton kürzlich 20,000 Bände chinesisch-christliche Bücher, Bibeln, Katechismen u. s. w. an der Küste von Folien hin vertheilten, und diese Bücher an den Kaiser geschickt wurden, erließ dieser ein sehr strenges Dekret, in welchem er aber von den Religionsbüchern keine Notiz nimmt, sondern nur von den Broschüren der Gesellschaft für gemeinnützige Kenntnisse, welche geographische, historische und politische Traktate herausgegeben, und mit den Bibeln vertheilt hatte.

Geognostische Beschreibung von Polen,

so wie der übrigen Nordkarpathenländer.

(Fortsetzung.)

In einem hauptsächlich ebenen Lande wie Polen, üben die Diluvialgebilde auf die Oberfläche des Bodens einen vorherrschenden Einfluß aus. Denn sie sind es, die großentheils das jetzige Niveau bestimmen, obwohl man hierin der Formation des plastischen Thons und der Braunkohle in Polen, wenn auch nicht den Vorrang lassen, doch einen sehr bedeutenden Rang zugestehen muß. Unser Verfasser unterscheidet zwei Diluvialgebilde, denen man gleiche Wichtigkeit, wiewohl in sehr verschiedener Art zugestehen muß, denn ihre Entstehung ist offenbar grundverschieden: die eine ging in ruhiger Ablagerung vor sich, die zweite dankt ihr Daseyn stürmischen Fluthen. Die erste ist eine sehr mächtige Lehmbildung mit Knochen großer Landthiere, die zweite eine weit verbreitete Sandbildung mit Gerölle und Blöcken zerstörter Urgebirge. Unser Verfasser bemerkt: „eine scharfe Gränze zwischen ihnen zu ziehen, möchte sehr gewagt seyn; sie greifen offenbar in einander ein, und besonders sind Ueselsblöcke im Lehm sowohl als im Sande eingeschlossen." Diese Nebeneinanderstellung zweier so sehr von einander abweichenden Bildungen scheint schon durch die eigene Bemerkung des Verfassers aufgehoben, wo er sagt, daß, wo beide mit einander zusammen vorkommen, der Lehm stets tiefer liege als der Sand. Das Nachfolgende wird zeigen, daß unter beiden Bildungen, wenn gleich Sand- und Lehmschichten abwechselnd vorkommen, keinerlei Analogie statt findet, und daß sie am allerwenigsten zu gleicher Zeit, wenn auch ungefähr in derselben Periode entstanden seyn können.

Nach den Angaben unsers Verfassers beginnt (oder endet vielmehr) die Lehmformation bei Krakau, wo sie das linke Ufer in einer Breite von 6 bis 8 Meilen einnimmt; sie begleitet sodann die Weichsel abwärts, bis an den Einfluß des San, der die Weichsel gegen Norden drängt, geht den San aufwärts bis zum Bassin von Lemberg, *) wo sie mit sehr viel Sand (wahrscheinlich verwitterter Karpathensandstein) vermischt ist, und geht von der Einmündung des San an, allmählich stärker auf das rechte Weichselufer über, wo sie den südlichen, oder wohl eigentlich südwestlichen Theil der Wojewodschaft Lublin einnimmt, aber weiter gegen Norden (da wo der Wieprz von Osten her sich einmündet) unterbrochen ist, vielleicht auch nur wegen Ueberlagerung mit andern Geschieben nicht zu Tage tritt, denn weiter abwärts an der Weichsel zeigt sich die Formation in immer größerer Mächtigkeit, da man bei Warschau bis auf 591 Fuß unterhalb des Niveaus dieser Stadt gebohrt hat, und den Grund der Formation noch nicht erreichte. Das sind in Kurzem die Umrisse derselben, die wir etwas näher beleuchten müssen.

Die Formation zeigt sich auf dem linken oder nördlichen Ufer bei Krakau, nicht auf dem entgegengesetzten. Hier fließt die Weichsel längs der Gränze des Karpathensandsteins hin, *) über diesen hinaus, der südwärts anstieg, konnte der Strom sein Wasser nicht ausdehnen, wohl aber über das nördliche oder linke Ufer bis an die allmählich ansteigenden Massen des polnischen Mittelgebirgs. Da nun dieses gegen die Beugung der Weichsel nach Norden hin ausläuft, so verengert sich dort das 7 bis 8 Meilen breite wellenförmige Lehmplateau bis auf geringe Entfernung vom jetzigen Stromufer, breitet sich dagegen ostwärts, und den San aufwärts aus. Denkt man sich, wie nicht wohl anders anzunehmen, die beiden Flüsse als bedeutend mächtiger, wie jetzt, so erfolgte die Lehmablagerung innerhalb des von dem Stromwasser eingenommenen Raums, wo vieles stagniren mochte, und leicht konnten in den Sümpfen, die später erst zu Lehm vertrockneten, Knochen der urweltlichen Thiere, wie des Urelephanten, des Mastodonten und so mancher andern **) begraben worden seyn. So betrachtet erscheint die Lehmformation als ein Alluvion der Vorzeit, die dem diluvischen Sand großentheils geraume Zeit vorangegangen seyn muß.

Die großen Ablagerungen von reinem Sande mit und ohne Gerölle von sogenannten Urgebirgen und andern mehr oder minder mit Lehm gemengten sandigen Schichten, welche nicht aus lokalen Zerrüttungen von Sandsteingebirgen und nicht aus einzelnen Flußanschwemmungen hervorgegangen sind, sondern als das Erzeugniß einer großen allgemeinen Ueberfluthung des Landes gelten müssen, bilden in Polen einen großen Landstrich, welcher mit den großen Sandflächen des nordöstlichen Deutschlands in unmittelbarem Zusammenhange steht. Sie breiten sich von Norden nach Süden aus, umgeben in einzelnen Flugsandfeldern das polnische Mittelgebirge im Süden, während im Norden desselben die Sandflächen im Zusammenhang sich nach der Pilica hinziehen. Weiter nach Norden treten die Sandflächen in den Wojewodschaften Kalisch, Masovien, einem Theil von Lublin, ganz Podlachien und Augustowo immer zusammenhängender auf; nur das Weichselgebiet und die Wojewodschaft Plock sind freier, wie es scheint, weil das Wasser des Stroms den Sturmfluthen aus Norden mehr Widerstand entgegensetzte. Daß Posen und ganz Preußen gleichfalls mehr oder minder mit

*) Auf dem Plateau von Podolien erscheint er aber nicht mehr.

*) Der Verfasser sagt Thl. 1. S. 37., der Lauf der Weichsel könne von der südpolnischen Hochebene an, bis Opatowiec als „die natürliche Begränzung" des Karpathensandsteins gelten.

**) Es sollen auch Knochen großer Meersäugethiere in Großpolen, am Ufer des Wieprz und bei Krakau gefunden werden. Dieß würde die obige Ansicht bestätigen, da manche Seegeschöpfe die größern Ströme bis auf eine sehr beträchtliche Strecke hinaufgehen.

Sand bedeckt sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Noch ist der nicht unbedeutende Umstand hervorzuheben, daß die Flugsandfelder sich vorzugsweise nur im Süden zeigen, im nördlichen Theile des Sandlands aber der Sand vorherrschend mit Gerölle und Blöcken von Urfelsarten gemengt ist.

Die Urfelsblöcke, die hier sich finden, erscheinen auch in kaum geringerer Zahl im Osten von England, Nordholland, Norddeutschland bis nach Litthauen und Nordrußland hinein. Der Verfasser hat auf seinen mannichfachen Wanderungen der südlichen Gränze dieser Urfelsblöcke nachgeforscht, und bezeichnet sie folgendermaßen: „spezielle Biegungen abgerechnet, wird die Verbreitung der nordischen Felsblöcke in Polen und Rußland durch eine Bogenlinie begränzt, die gegen Südosten ihre Konvexität hat, und von Kozieglow an der schlesischen Gränze unter 50½° N. B. nach Twer in Rußland unter 57° N. B. von Südwesten nach Nordosten gezogen wird." Bezeichnend genug geht diese Linie durch die Wasserscheide des Dniepr und der Düna. Nach den neuen Untersuchungen über Beschaffenheit des Sands, des Gerölls und der Urfelsblöcke kann über den Ort ihres Ursprungs durchaus kein Zweifel mehr obwalten: die im nördlichen Rußland bis zum Niemen stammen aus der Gegend vom Onegasee und aus Finnland; die in Preußen und Polen größtentheils noch aus finnischen Gebirgen, doch schon mit schwedischen vermengt; alle im nördlichen Deutschland und in den Niederlanden zerstreute haben ihren Ursprungsort theils in Schweden, theils in Norwegen, während die auf der Ostküste Englands nur norwegisch zu seyn scheinen. Durch welche Naturerscheinung diese Blöcke in so ungeheurer Größe*) und in solcher Anzahl aus ihrer ursprünglichen Heimath losgerissen worden, ist eine nicht mehr zu beantwortende Frage; um so leichter aber läßt sich errathen, wie sie nach Süden kamen. Noch jetzt führen die Eisberge in den Polarmeeren oft ungeheure Felsen und mächtige Massen von Gestein und Gerölle mit sich; das Schwere fällt schneller zu Boden, das Leichtere wird weiter fortgetragen: so finden sich die Blöcke und das Gerölle mehr im Norden, der feinere Sand mehr im Süden; überhaupt bemerkt man, daß die Menge sowohl als die Größe der Blöcke in der Richtung von Norden nach Süden abnehmen. Ein weiterer Beweis, daß sie durch das Eis **) und die Strömungen des Oceans hieher gebracht wurden, liegt in der Art ihrer Lagerung. Häufig sind die Niederungen davon frei, oder es findet sich nur eine geringe Zahl von Blöcken, während die Eisberge an den damaligen Untiefen und jetzigen Hügeln***) anstießen und liegen blieben. Daher kommt es, daß auf einzelnen Punkten nicht nur sehr viele, sondern auch sehr große Blöcke zusammengehäuft sind, daß sie die Gipfel und obern Gehänge der Hügel und Hügelketten einnehmen, und daß sie in gewissen Richtungen sich fortziehen.

(Schluß folgt.)

*) Man schätzt viele auf mehrere tausend Centner.

**) Der Verfasser spricht sich für eine große, mit ungeheurer Geschwindigkeit einbrechende Fluth aus, was viel mindere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

***) Sie reichen bis 6 und 800 Fuß über das jetzige Meeresniveau hinauf.

Die Glockenspieler in England.

Die edle Kunst des Glockenspieles, die den meisten Völkern des Kontinents unbekannt ist, wurde in England mit besonderer Sorgfalt und einer wahren Vorliebe getrieben. Wettkämpfe und Konkurse wurden ausgeschrieben, in deren Folge sich oft tödtliche Feindschaft zwischen den rivalisirenden Glockenspielern entspannen. Zwar besitzt England keine Glockenspiele, die sich mit denen von Delft und Leyden in Holland vergleichen ließen, aber es hat doch den „Großen Thomas" von Oxford, der nach einander die Ankunft des Commodore Anson, die Schlacht von Dettingen, die Einnahme von Quebec, die Thronbesteigung und Vermählung Georgs III und endlich die Krönung Georgs IV verkündete. Die Glockenspiele der Thurmuhren von London bieten keine Abwechslung wie die in Holland; sie sind sehr monoton und wiederholen stets das Nämliche, was jedoch den berühmten Viotti nicht gehindert hat, dieses Thema in sein schönes Violinkonzert aufzunehmen, wo es eine herrliche Wirkung macht.

Die Kunst des Glockenläutens hat ihre Geheimnisse, die man mit den Glockenspielen in England und Holland nicht verwechseln darf. Das Glockenspiel ist ein mechanisches Kunstwerk, um aber die in freier Luft aufgehangenen Glocken ertönen zu lassen, bedarf es eines kräftigen Arms und großer Gewandtheit. Was man in England „Wechsel der Glocken" nennt, besteht darin, daß man sie wechselsweise in verschiedener Reihenfolge ertönen läßt, und dieß ist von großer Wichtigkeit. Wenn zwei Glocken auf zwei verschiedene Weisen geschlagen werden können, so steigt dieß bei drei Glocken auf 6 und bei vieren auf 24. Im Verfolg der geometrischen Progression dieser Berechnung hat man herausgebracht, daß, um alle Kombinationen von 12 Glocken zu schlagen, 80 Jahre erforderlich wären, zwei Schläge auf die Sekunde gerechnet. Sogar Gelehrte haben sich mit diesen Berechnungen, die ins Unendliche gehen, beschäftigt, und es ist über dieselben in Norwich ein ganzer Band erschienen, in welchem man lesen kann, daß, um alle Kombinationen von 60 Glocken (zwei Schläge auf die Sekunde gerechnet) zu schlagen, die Summe von 117 Billionen Jahren erforderlich ist.

Die verschiedenen Weisen, die Glocken zu schlagen, werden durch besondere Ausdrücke bezeichnet. Der mit dem Klöppel geführte Schlag wird Bob genannt. Der Bob maximus ist das, was man bei uns ein ganzes Geläute nennt. Der dreifache Bob besteht darin, daß man die Glocke zweimal anschlagen und den Ton nach der ersten Vibration auf sich selbst zurückfallen läßt. Außerdem hat man noch einen Bob-cator des Großvaters, einen Bob-major, einen doppelten Bob-major und einen umgekehrten Bob-major. Im Jahre 1809 fand auf dem Theater zu Norwich eine Produktion von einem berühmten Glockenspieler, Namens Samuel, statt, zu welcher acht Glocken aufgehängt waren. Die Journale ließen dem Künstler alle Gerechtigkeit widerfahren, und lobten die Gewandtheit, mit der er (wie sie sich ausdrückten) binnen 2½ Minuten den ganzen Cyklus seiner dreifachen Bobs, und binnen fünf Minuten den der Bobs-cator des Großvaters durchgeführt habe. „Aber, sagte ein Journalist bei dieser Gelegenheit, was sind diese kleinen Glöckchen neben jenen ungeheuren ehernen Glocken, deren sonorer Ton weithin durch die Lüfte hallt? Ein Konzert auf solchen Glöckchen verhält sich zu einem Glockenkonzert wie eine Revue gegen eine Schlacht."

Im Jahre 1796 geschah viel im Felde des Glockenspieles. Im August dieses Jahres schlugen die jungen Leute von Westmoreland in

5 Stunden 20 Minuten auf dem Thurm der Marienkirche alle auf sieben Glocken nur möglichen Kombinationen, 5040 an der Zahl. Dieß spornte alle Glockenspieler zur Nacheiferung, und Stephan Hill, dessen Name noch in ehrendem Andenken steht, ließ zu Kidminster ein großes aus 4984 Kombinationen oder 1,267,454 Schlägen bestehendes Glockengeläute ausführen. Die jungen Leute von Cambridge wollten nicht zurückbleiben, und gaben auf den Glocken der großen Marienkirche 6600 verschiedene Kombinationen zum Besten. Die Liebhaber strömten herbei, mit den Uhren in der Hand, um die Regelmäßigkeit der Ausführung beurtheilen zu können, und ihr Ausspruch fiel günstig für die Glockenläuter aus; sie hatten im Takt kaum den sechsten Theil einer Minute nachgegeben, und das letzte Tausend Schläge hatte nicht mehr Zeit erfordert als das erste.

Acht junge Leute von Birmingham, von Enthusiasmus für die edle Kunst entflammt, wollten ein vollständiges Geläute von 15,180 Bobs-major ausführen; ihre Kräfte waren aber dem Unternehmen nicht gewachsen, und sie mußten nach 14,220 Geläuten, welche acht Stunden 45 Minuten in Anspruch nahmen, aufhören.

Die ausgezeichnetsten Liebhaber dieses seltsamen Zweigs der musikalischen Kunst leben in Norwich und Cumberland. Der Patriarch des englischen Geläutes und Präsident der Gesellschaft der jungen Leute in Cumberland, Herr Patrick, dem der von der Gesellschaft von Norwich ausgeschriebene Preis von 50 Pfd. St. für die beste Komposition für Glocken zugesprochen wurde, ist unlängst gestorben. Die Leichenbegleitung des Verewigten bestand aus lauter Liebhabern der edeln Kunst, von denen jeder eine Glocke in der Hand trug, deren Klöppel mit Flor umwunden war; das Geläute mit diesen gedämpften Glocken machte eine ganz eigene Wirkung. Dieselbe Ceremonie fand zu Asthon under Line bei dem Leichenbegängniß des Glockenläuters James Ogden statt, der sein Amt 50 Jahre verwaltet hatte. Er hatte 628 Monate gelebt, und 628 Glockengeläute ehrten sein Andenken.

Chronik der Reisen.

Reise von Lima nach Para, zum Zweck der Herstellung einer Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden waren genöthigt wieder nach Huanuco, das sie bereits hinter sich hatten, umzukehren, und wählten dann einen andern, wiewohl immer noch beschwerlichen Weg den Fluß Huallaga abwärts. „Wir wünschten, heißt es, in den Fluß Monson einzulaufen, der ungefähr eine halbe Stunde unterhalb Juana in den Huallaga fällt, weil wir von einer merkwürdigen Höhle an seinen Ufern gehört hatten, wurden aber durch schlechte Witterung gehindert. Den Christabend brachten wir an der sandigen Bucht des rechten Flußufers zu, und setzten am 25sten December mit Tagesanbruch die Fahrt den Fluß abwärts fort. Der Fluß bot den ganzen Tag über kein anderes Hinderniß als große Baumstämme; das Land war zu beiden Seiten flach, und bis an den Rand des Ufers mit Waldung bedeckt. Wir landeten häufig, um zu jagen, waren aber oft wegen der vielen Schlingpflanzen, welche die Bäume umstrickten, am weitern Vordringen gehindert, und konnten wegen der Dunkelheit, welche unter dem dichten Laubdache herrschte, oft den Vogel nicht sehen, den wir gerade über unsern Köpfen hörten. Die Indianer wanden sich, gleich Schlangen, so schnell durch das Gebüsch, daß wir ihnen nicht folgen konnten, und obschon nackend, schienen sie sich doch nicht um die Dornen zu kümmern, welche unsere Kleider zerrissen, sondern wichen ihnen mit bewunderungswerther Geschicklichkeit aus. Die Geräuschlosigkeit, mit der sie sich fortbewegten, war erstaunlich, und sie beklagten sich immer, daß wir durch das Geräusch, das wir machten, das Wild verscheuchten. Die Affen, welche in Menge in diesen Gegenden leben, bilden eines ihrer Hauptnahrungsmittel.

„Lupuna, welches wir bald erreichten, ist ein an beiden Ufern des Huayabamba unweit seiner Mündung gelegenes Dorf mit einer Kirche und ungefähr 250 Einwohnern. Der Alcalde unterrichtete uns, daß das Gerücht unserer Ankunft, das uns vorausgeeilt war, mehrere Bewohner zur Flucht bewogen habe, weil es geheißen, daß 200 Engländer kämen, um sie zu Sklaven zu machen. Dieses Gerücht war sehr wahrscheinlich von unsern angeblichen guten Freunden in Huanuco verbreitet worden. Abends machten Trommeln, Pfeifen, Hundegebell und Geschrei von Kindern und betrunkenen Indianern einen solchen Lärm, daß wir nicht einschlafen konnten. Die Hitze war außerordentlich, denn das Thermometer zeigte im Schatten und im Luftzug 94° F. (27⅞° R.), und bald stellte sich ein furchtbares Gewitter ein.

„Die Männer tragen eine Art baumwollenen Rock und Beinkleider, welche um die Mitte des Leibes festgebunden werden; sie behängen sich außerdem mit einigen Glaskorallen und schneiden ihr Haar in verschiedene Formen. Die Weiber wickeln sich in ein großes Stück blauen Kattun, das sie zuweilen nur vom Gürtel, manchmal aber auch vom Hals an abwärts bedeckt, und behängen sich mit so vielen Korallen, als sie nur auftreiben können. Ihr Haar hängt lang herab und wird mit Blumen geziert. Beide Geschlechter tragen weder eine Kopf- noch Fußbedeckung, färben sich aber Hände und Füße mit der Frucht einer Pflanze, Huito genannt, blau, was, wie sie behaupten, gegen die Stiche der Insekten schütze. Wir machten deßhalb ebenfalls den Versuch, konnten aber keine gute Wirkung davon bemerken. Die Männer sind kräftig und gut gebaut, und im Durchschnitt 5 Fuß 7 Zoll bis 5 Fuß 8 Zoll hoch. Ihre Mundart wird Ibita genannt, und nur wenige verstehen etwas Spanisch. Ihre Art zu Grüßen besteht in Handküssen und Umarmungen. Der Boden erzeugt Vanille, Zuckerrohr, Yucas (eine Art Aloë), Pinien, Kopahubalsam- und Gummibäume. Affenfleisch sahen wir in großer Menge getrocknet in den Häusern aufgehängt. Anfangs fühlten wir einigen Widerwillen gegen dieses Nahrungsmittel, doch die Noth zwang uns es zu genießen, und endlich fanden wir es nicht so unangenehm. Vögel und Schmetterlinge sieht man hier in den prächtigsten Farben prangen; auch sahen wir ein riesiges zwischen Bäumen hängendes Spinnengewebe von ungefähr 26 Fuß Höhe und nahe an 50 Fuß Länge. Die Fäden waren sehr stark, und Tausende von ausgesogenen Insekten hingen darin. Es schien den Wohnsitz mehrerer sehr großen Spinnen zu bilden.

„Der zu Saposoa wohnende Geistliche kommt bisweilen hieher, er wird mit großer Verehrung aufgenommen und stets beschenkt. Die einzige Jagdwaffe der Eingebornen besteht aus dem Blaserohre, aus dem sie einen kleinen rothen, mit einem schnell wirkenden Gifte bestrichenen Pfeil schießen. Der Huayabamba ist ungefähr 30 Stunden von seiner 60 bis 70 Faden breiten Mündung für große Kanots schiffbar.“

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1836.

Geognostische Beschreibung von Polen, so wie der übrigen Nordkarpathenländer.

(Schluß.)

In einem so vorherrichend flachen Lande mußten sich der geognostischen Forschung mannichfache und fast unersteigliche Hindernisse entgegenstellen, und nur zahlreiche, an wohlgewählten Plätzen angestellte Bohrungen konnten zu genauern Resultaten führen. Wir begnügen uns, hier die allgemeinen Lagerungsverhältnisse zu bezeichnen. Am polnischen Mittelgebirge sind alle Formationen bis herab zum Jurakalk gleichförmig auf einander gelagert, und nur ein Theil des rothen Sandsteins zeigt abweichend eine übergreifende Lagerung. Hier so wie in den ganzen Nordkarpathen, ist das allgemeine Streichen von Nordwest nach Südost mit einem stark geneigten Winkel, wobei eine merkwürdige Gleichförmigkeit vorherrscht. Dabei hat das Mittelgebirge einen zweiseitigen Abfall der Schichten, flach nach Nordosten und steil gegen Südwesten. An diesem steilen Südwestabfall sind die gleichförmig aufgelagerten Schichten von Muschelkalk und Jurakalk eben so steil wie das Grundgebirge erhoben. Auch in den Nordkarpathen, obwohl diese einseitig erhoben sind, ist das Einfallen der Schichten gegen Südwesten nicht zu verkennen. Die Schichtenköpfe sind daher gegen Norden gekehrt, und darum dieses mächtige Sandsteingebirge gegen den Granit und Uebergangskalk des Tatra völlig abweichend, ja über diesen hinein, in den ungrischen Thälern des Poprad und der Waag ausgezeichnet übergreifend gelagert. Auf der südpolnischen Hochebene hat das Steinkohlengebirge, welches dem sudetischen Schiefergebirge in gleichförmiger Lagerung folgt, dennoch ebenfalls die Hauptrichtung aus Nordwest gegen Südost. Uebergreifend ist es bedeckt von erzführendem Muschelkalk, und dolomitischem Jurakalk, die nur schwache Spuren des herrschenden Schichtenparallelismus zeigen. Alles, was jünger als Jurakalk ist, hat in horizontalen Ablagerungen die Niederungen zwischen den ältern Gebirgen erfüllt, oder dieselben übergreifend bedeckt.

Diese unserm Verfasser entlehnte Schilderung der allgemeinen Lagerungsverhältnisse läßt mehrere Schlüsse zu. Die Hauptrichtung des polnischen Mittelgebirgs entspricht derjenigen der Karpathen, eigentlich des Tatra, denn sie geht von Westnordwest nach Ostsüdost, eine Richtung, welche die Verbindung der vulkanischen Centralpunkte in Kleinasien und Island bezeichnet. Die Erhebung geschah zu einer Zeit, als alle Formationen von Grauwacke und Uebergangskalkstein bis zum Jurakalk,*) bereits aufgelagert waren, denn alle diese wurden gestürzt, während die spätern horizontal sich auflagerten. Die Erhebung des polnischen Mittelgebirgs ist wahrscheinlich granitisch, da sie das allgemeine Kennzeichen derselben am Tatra und bei den Alpen gleichfalls hat, nämlich die Abflachung gegen Norden, und die steile Absenkung gegen Süden. So fließt der Po dem Alpengebirg, die Waag dem Tatra, die Weichsel dem polnischen Mittelgebirge parallel, während im Norden die Flüsse mit dem Gebirg einen rechten Winkel bilden. Aus der Art, wie der Karpathensandstein gelagert ist, geht endlich hervor, daß dieser mit seinen ungeheuren Salzformationen zwar jünger als der Steinkohlengebirge und der Muschelkalk, aber älter als alle andern Formationen ist, und durch die granitische Erhebung des Tatra, und der damit zusammenhängenden Gebirge mit erhoben und zum Theil durchbrochen worden ist, denn der Karpathensandstein liegt im Norden und Süden der Tatrakette, im Süden der Zipser Maggura, am Fogarasch-Gebirge, und an der Ostseite der siebenbürgischen Centralkette, auf Urgebirge, nämlich Granit, Glimmer- und Thonschiefer, am Fuße der Sudeten und an einigen Orten in Ungarn auf der Grauwacke, endlich in Oberschlesien auf dem Steinkohlengebirge, und im Südwesten von Krakau auf dem Muschelkalkstein auf.

Diese Ansicht wird auch durch die in den verschiedenen Formationen entdeckten Versteinerungen und organischen Ueber-

*) Der Jurakalk fällt auf den Uebergang, denn da, wo das Steinkohlengebirge nicht von Karpathensandstein bedeckt ist, liegt häufig Jurakalk, und zwar in gleichförmiger Lagerung darüber; wo aber Jurakalk auf Muschelkalk aufliegt, wie am Südabhang des polnischen Mittelgebirgs, ist die Lagerung zwar auch ähnlich, doch fallen die Schichten schon weit flacher; im südlichen Theile des Landes bedeckt der Jurakalk den Muschelkalk in ganz abweichender Lagerung, und an andern Orten liegt er auf dem Karpathensandstein auf.

reste bestätigt. Der Uebergangskalkstein, so wie der dunkle sogenannte Orthoceratitkalkstein in Podolien bieten hier wie anderswo durchaus nur erloschene Arten der Thierwelt dar, die, einige unsichere Ausnahmen abgerechnet, sämmtlich der Klasse der Zoophyten, Strahlthiere, Mollusken und Muscheln angehören. Einige der ersten wie der sogenannte Madreporites hippurinus hat Korallenbänke gebildet, und es möchte nicht unmerkwürdig seyn, daß mehrere derjenigen Arten, welche sich bisher in andern Uebergangsgebiegen nicht fanden, *) andern Arten, die jetzt noch im mittelländischen Meere sich vorfinden, sehr nahe stehen.

Die Steinkohlenlager enthalten in Polen wie anderwärts keine Ueberreste von Thieren, sondern nur von Pflanzen, und diese gehören alle einer untergegangenen südlichen Vegetation an, wie sie auch anderwärts in dem eigentlichen Steinkohlengebirge ihr Grab gefunden hat, namentlich die sogenannten Schuppenpflanzen, riesenhafte Farrenkräuter und räthselhaft große, feine der Länge nach gestreifte Blätter einer Palmenart, endlich Abdrücke von Schilf und Grashalmen. Wie das Uebergangsgebirge die untergegangene Thierwelt, so schließt das Steinkohlengebirge die untergegangene Pflanzenwelt ein. Nur der gleichfalls zum ältern Flötzgebirge gerechnete rothe Sandstein enthält keine Versteinerungen.

Anders als im Uebergangsgebirge zeigt sich die Thierwelt in dem Muschelkalk; noch immer zeigen sich Strahlthiere, Mollusken und namentlich Muscheln, von denen auch das Gestein den Namen führt, in ungeheurer Menge, aber schon finden sich auch Reste von Thieren mit Rückenwirbelsäulen, nämlich versteinerte Fische, und einzelne Ueberreste der Rieseneidechsen **) Plesiosaurus und Ichthyosaurus. Die an den Muschelkalk sich schließende weiße Sandsteinformation ist nicht ohne Versteinerungen, wie der oben erwähnte rothe Sandstein, doch ist sie arm: sie hat noch Farrenkräuter, Gras- und Rohrarten, aber die für die ältere Steinkohlenformation ganz charakteristischen Schuppenpflanzen, die baumartigen Farrenkräuter u. dgl. fehlen gänzlich. Einige kleine Muschelarten und eine Mondschnecke, die unser Verfasser darin auffand, betrachtet er als eine große Seltenheit.

Wir kommen nun zu dem Karpathensandstein und den ihm untergeordneten schlesisch-mährischen Liaskalk und Nummulitenkalkstein an der Tatrakette, in der Bukowina, in Ostsiebenbürgen und am Fogaeasch. Die Versteinerungen werden immer bedeutsamer. Immer noch zeigen sich Zoophyten, aber die den Uebergangskalkstein charakterisirenden Arten fehlen gänzlich. Die Mollusken sind häufig, und unter den wenigen erkennbaren Pflanzen treten Algen auf. Diese Erscheinung wird aber in dem eigentlichen Karpathensandstein noch viel bedeutender: hier herrschen die Algen vor, und sind für die Formation charakteristisch, da diese Meerpflanzen nicht in dem ältern Steinkohlengebirge, wohl aber in der Liasformation und später in tertiären Flötzen gefunden werden. Neben dieser eigentlichen Wasserpflanze erscheinen aber auch Schilfabdrücke, Blätter von dikotyledonischen Bäumen, ferner hat sich eine Nuß von der Gattung Juglans erhalten, nebst dem Abdruck einer Blüthe von einem Zapfenbaume, endlich Fische mit Gräten, Krebsscheeren, und das Salzgebirge von Wieliczka liefert den augenscheinlichen Beweis, daß See- und Landgeschöpfe, sowohl aus dem Thier- als dem Pflanzenreiche, nebeneinander vorkommen.

Der Jurakalk endlich bildet den Uebergang zu der Jetztwelt: wenige und unkenntliche Pflanzenabdrücke, aber immer zahlreichere und mannichfaltigere Zoophyten, Strahlthiere, Mollusken und Muscheln; jetzt gehören bereits die vorkommenden Arten den jetzigen Geschlechtern an, noch findet man aber keine Arten, die den jetzigen Arten entsprechen: dieß ist erst in den Schichten über der Kreide der Fall. Das Moorkohlen- und Lettengebirg geht dem Jurakalk parallel: viele Versteinerungen sind ganz dieselben, beide aber haben ihre besondern Arten, so fehlen dem Lettengebirge die Zoophyten, Echiniten, Ostraciten gänzlich. Doch scheint es nicht, daß sich eine bestimmte Gränzlinie ziehen lasse, denn viele Ammoniten und Belemniten sind beiden gemeinschaftlich, während andere wieder nur dem Lettengebirge zukommen. Zu bemerken ist indeß, daß das letztere zahlreiche Baumreste enthält. Auffallend ist, daß sich in der Jurakalkformation wie auch in der Kreide, vergleichungsweise nur wenige Fische, überhaupt fast keine Reste von Wirbelthieren finden, während doch schon der Muschelkalk Ueberreste von Sauriern enthielt. Nicht minder auffallend ist, daß während in eben diesem Muschelkalk die riesenhaften Farrenkräuter, die Ergebnisse einer tropischen Vegetation schon nicht mehr vorkommen, in den Braunkohlenlagern der Bernsteinbaum, der offenbar nicht minder einer südlichen Vegetation angehört, sich in ungeheurer Menge findet; auch andere Pflanzenreste deuten auf eine südlichere Vegetation, eben so wie manche Insekten, wie Ichneumoniden, Ameisen, Fliegen, Käfer, Tausendfüße, Raupen u. s. w. Alle diese gehören Arten an, die sich nicht mehr in Preußen und Polen finden. Die Gattungen existiren noch, und vielleicht finden sich mit der Zeit auch die Arten in südlichen Gegenden.

Es kann kaum ein Zweifel obwalten, daß die Formation der bernsteinführenden Braunkohlenlager mehr über als unter dem Wasser vor sich ging, sonst würden nicht die Pflanzenreste in der Art vorherrschen, dagegen ging die Formation des Grobkalks und des tertiären Sandsteins augenscheinlich im Wasser vor sich, zu einer Zeit, als das schwarze, das kaspische Meer und der Aralsee noch unter sich und mit der Ostsee zusammenhingen, und ihr Niveau, im Vergleich zum festen Lande, viel höher stand, also vor dem Durchbruch des Hellesponts, der Meerenge von Gibraltar und des Kattegat, durch welche die großen damals höher stehenden Binnenmeere sich in den westlichen Ocean ergossen. Dieß geht aus der Art der Petrefakte hervor. Die Litteraleonchylien sind die zahlreichsten, dagegen fehlen fast alle Meergeschöpfe aus der Klasse der Cephalo-

*) Das Uebergangsgebirge in Polen enthält lauter solche organische Ueberreste, welche mit denen aller anerkannten Uebergangsgebirge in ganz Europa genau übereinstimmen, nur hat jedes einzelne Varietäten und Arten, die das andere nicht besitzt, oder die man vielleicht auch bloß noch nicht entdeckt hat. Unser Verfasser zählt 11 Zoophyten, 2 Strahlthiere, 17 Molluskenarten und 13 Muscheln auf, die in andern Uebergangsgebirgen noch nicht aufgefunden worden.

**) Bis jetzt nur zwei einzelne Knochen.

poden. Korallinische Zoophyten sind häufig, aber meist ganz verwittert, Reste von Wirbelthieren hat man nur sparsam aufgefunden, und im östlichen Polen zeigt sich eine auffallende Vermengung von Meer-, Süßwasser- und Landgeschöpfen.*) Wie neu im Vergleich mit andern Formationen hier die Fossilien sind, geht aus dem Umstand hervor, daß die meisten noch jetzt lebenden Gattungen und viele sogar noch lebenden Arten angehören. Von Pflanzen aber fand man außer einigen walzenförmigen Stengeln, einigen Schilf- und Baumblättern fast nichts.

Reste großer Landthiere finden sich mehrfach erst in dem von dem Verfasser sogenannten diluvischen Lehm, den wir oben als eine Alluvion der Vorzeit bezeichnet haben: hier fand man die Reste des Mastodon, des Urelephanten, des Hirsches, des Pferdes der Vorwelt, Rhinocerosknochen und Hörner großer Ochsen, wovon manche dem in Litthauen noch lebenden Auerochsen angehören mögen, andere aber viel größer sind.

Ueberblickt man diese ganze Reihenfolge, so kann man sich unmöglich des Gedankens erwehren, daß mehrere Theile von Polen, namentlich aber Nordpolen und Preußen abwechselnden Erhebungen und Senkungen unterworfen gewesen seyn müssen, während Podolien und Volhynien bis in eine vergleichungsweise sehr neue Zeit unausgesetzt vom Meere bedeckt waren. Der Bernsteinbaum wuchs gewiß auf dem Boden, auf welchem man ihn jetzt in so großer Menge gelagert findet, und die Einförmigkeit der Formation in Podolien und der Ukraine deutet auf ein Binnenmeer hin. Warum finden sich aber nur so schwache und unsichere Spuren von dem Daseyn der großen Eidechsenarten, die in andern Bassins so zahlreich vorkommen. Der Jurakalk, welcher sie sonst enthält, liefert sie gar nicht. Sollten diese Saurier durchaus nur dem großen Ocean angehört, und alle die großen Formationen in Polen sich gebildet haben, ehe das anstoßende Meer mit dem Weltmeer in Verbindung trat? Man will in neuern Zeiten den Ichthyosaurus wieder aufgefunden haben, aber im südlichen Meer, demnach könnte eine Verbindung mit dem Eismeer statt gefunden haben, und diese großen Meerthiere doch nicht in diese Gegenden gedrungen seyn. Die Fragen über den Zustand der Länder in der Vorzeit werden wir wohl nie genügend lösen, doch sucht der Mensch einen Anhaltspunkt, um das jetzt vorhandene als Wirkung daran zu knüpfen, und wir bemühen uns eine geschichtliche Reihenfolge der Thiere und Pflanzen herzustellen; je mehr wir aber forschen, desto mehr zeigen sich die Lücken. Welche Verbindung besteht zwischen den Fossilien aller Formationen, bis auf die Kreide und den Grobkalk herab, und den Thieren, deren Ueberreste uns das angeblich zunächst folgende Gebilde, der diluvische Lehm zeigt, wo Elephanten- und Rhinocerosreste, Hirsche, Pferde, Ochsen, Hyänen u. dgl. in bunter Mischung sich zeigen? und fehlen auf der andern Seite nicht alle Mittelglieder zwischen der Pflanzenwelt der Vorzeit und der jetzigen Vegetation, Sumpf- und Wasserpflanzen etwa abgerechnet? Eine der in Bezug auf Polen und Preußen wichtigsten Fragen ist wohl die: welche Umstände veranlaßten und zerstörten die sowohl im Norden als im Südosten herrschende tropische Vegetation? Diese Frage wird wohl ungelöst bleiben. Die zweite für die jetzige Gestaltung wichtigere Frage: wodurch wurde Preußen und Nordpolen mit Sand, Gerölle und Blöcken von Urfels größtentheils überdeckt? glauben wir oben ziemlich vollständig beantwortet zu haben, wenn auch etwas abweichend von unserm Verfasser, der eine heftige und plötzlich hereinbrechende Fluth annimmt, während es viel wahrscheinlicher ist, daß die gänzliche Ueberdeckung mit Wasser ziemlich lange dauerte, und nur allmählich wieder verschwand. Ein Grund zu dieser Annahme liegt auch in dem Fortschreiten des Landes zu größerer Trockenheit, das man noch in der historischen Zeit beobachtet hat. Ueberhaupt wird man sich bei näherer Beobachtung überzeugen, daß man zur Erklärung vieler geologischen Erscheinungen weit weniger große ungeheure Erzeugnisse, mächtige Sturmfluthen, die ganze Länder überschwemmten u. dgl. nöthig hat, sondern nur die auch noch jetzt wirkenden Kräfte in der Natur, vorausgesetzt, daß man, wie Lyell sagt, dem Erklärer Eins einräumt, nämlich eine ungemessene Länge von Zeit.

*) So fand man Backzähne und einen zwei Fuß langen Stoßzahn des Urelephanten.

Die Insel Aurigny.

Die wenigsten unserer Leser werden kaum je den Namen dieser Insel gehört haben; es ist eine der kleinen Inseln des Kanals, unter denen man gewöhnlich nur Jersey und Guernesey kennt. Nahe an Aurigny sind noch mehrere kleinere, nämlich Buchon, Sere und Herm. Hier gibt es wenig oder keine Leute, die sehr reich oder sehr arm sind; selten besitzt einer mehr als dreißig Vergées *) Land, und die Eigenthümer leben fast ausschließlich vom Ertrag ihrer Grundstücke. Zwischen dem Charakter der Bewohner von Aurigny und der der übrigen Inseln des Kanals herrscht eine auffallende Verschiedenheit. Nirgends erblickt man auf Aurigny die Sparsamkeit, welche die Bewohner von Jersey und Guernesey auszeichnet. Mangel an Voraussicht ist vielmehr das unterscheidende Kennzeichen der Bewohner dieser kleinen Insel, was vermuthlich eine Folge des Kontrebands ist, der von dieser Insel aus mit großer Lebhaftigkeit betrieben wird. Wie gewonnen, so zerronnen, ist die Regel, und das Pfund Sterling, das wenigstens von einem an das Seeleben gewöhnten Menschen ohne Mühe gewonnen wird, verschwindet leicht am Nachmittage eines Festes. Dieser Geist der Verschleuderung bildet einen allgemeinen Charakterzug des Volks, denn obwohl nicht alle Kontrebandiers sind, so war doch die Mehrzahl irgend einmal in seinem Leben mit diesem Handel in Verbindung, und das Beispiel der Verschwendung ist sogar ansteckend; äußerst selten werden Landleute durch Sparsamkeit reich, was auf andern Inseln sehr gewöhnlich ist. Die Hauptveranlassung zu Ausgaben bieten die Heirathen dar: dann wird an Einem Tage verschwendet, was zum Unterhalt der neuen Haushaltung auf ein ganzes Jahr hinreichen würde. Die ganze Verwandtschaft wird zum Feste eingeladen, und wenn man erfährt, daß ein kürzlich verstorbener Mann 160 Enkel, Enkelinnen, Urenkel und Urenkelinnen hinterließ, so kann man sich leicht vorstellen, daß solche Feste nicht umsonst gegeben werden. — Einige Einwohner treiben neben dem Ackerbau auch das Gewerbe von Fischern, das aber nicht sehr einträglich ist.

*) Ein Maß von 240 Fuß

Die Hauptfische, die man fängt, sind Kabliaus, Meerhechte und Meeraale, wovon eine bedeutende Menge eingesalzen und für den Winter aufbewahrt wird. Auch Hummer sind sehr gewöhnlich und werden nach England ausgeführt. Auf dem Londoner Markte werden sie häufig kontraktmäßig, das Stück zu 6 Pence (18 kr.), verkauft, wenn sie eilf Zoll lang sind; alle unter dieser Größe werden nur halb so theuer bezahlt. — Das Schiffergewerbe ist die Schule der Kontrebandiers, die mit einer Keckheit verfahren, die manchmal an die Flibustier erinnert. Das Journal de Cherbourg erzählt bei der Gelegenheit der Gefangennahme von drei solchen Kontrebandiers Folgendes: „Es scheint, diese drei Leute gehören einer Schmugglerbande an, die an unsern Ufern das Geschäft im Großen treibt. Man erzählt von ihnen einen merkwürdig kecken Streich; sie sollen sich mit Gewalt eines Douaniers bemächtigt und ihn nach Aurigny gebracht haben, nachdem sie ihm alle seine Effekten nebst seiner Waffe abgenommen und auf dem französischen Ufer zurückgelassen hatten. Zu Aurigny erhielt der Douanier von seinen Siegern einen vollständigen Matrosenanzug und einen getheerten Hut. Man gab ihm ein Fest, und bekränzte ihn am Ende desselben mit Blättern und Blumen, um ihn dem Publikum zu zeigen; er wurde auf einen Tragsessel gesetzt und im Triumph in allen Straßen der Hauptstadt von Aurigny herumgetragen. Da die Kontrebandiers nach dieser Ceremonie nichts mehr mit ihrem Gefangenen anzufangen wußten, so brachten sie ihn an Bord eines Fischerboots, das ihn nach Frankreich zurückführte.

Chronik der Reisen.

Reise von Lima nach Para, zum Zweck der Herstellung einer Verbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean.

(Schluß.)

Von den Bewohnern der Pampa, auf welcher die Mission Sarayacu liegt, wo die Reisenden bei dem Geistlichen sich aufhielten, erfahren wir Folgendes:

„Jeder Einzelne hat volle Freiheit seine Wohnung hinzubauen wo er will. Die Hauswirthschaft ist gänzlich den Frauen überlassen. Einen bedeutenden Theil des Hausgeräthes macht eine Anzahl großer irdener Krüge aus, welche 20 bis 30 Gallonen halten, und in denen Wasser, Chica und junge Schildkröten aufbewahrt werden. Ferner gehören zu einem vollständigen Hausrathe: mehrere Schalen von Kürbissen gemacht; eine Axt nebst zwei oder drei Messern; Bogen, Pfeile, Lanzen, Wurfspieße und Cerbatanas oder Blaseröhre; einige oben etwas ausgehöhlte Holzblöcke zum darauf sitzen; ein Stück geschlagene Baumrinde, welches auf die Plattform gelegt wird, um darauf zu schlafen, und ein Moskuito-Vorhang, groß genug, um eine ganze Familie zu schützen; einige irdene Kochtöpfe nebst einem großen hölzernen, welcher das „Kanot“ genannt, und in welchem Masata gemacht wird; ferner eine Leiter, um die unter dem Dach des Hauses hängenden Pisangs herabzuholen, und endlich einige Körbe zu Aufbewahrung roher und gesponnener Baumwolle.

„In einigen Häusern sahen wir roh gearbeitete Webestühle und einige kleine Schachteln von Rohr, in denen die Schmucksachen der Frau, als: Korallen, Nadeln, Drath u. s. w. aufbewahrt werden. Das Hausgeräthe liegt meist in der größten Unordnung durch einander, denn von Ordnung haben diese Leute keinen Begriff, obschon sie wegen des öftern Badens sehr rein am Körper sind. Die Arbeit fällt den Weibern zur Last; der Mann geht auf die Jagd, und ist er zu Hause, so schlendert er müßig umher, oder legt sich halb trunken in eine Hängematte. Findet eine Heirath statt, so lichtet der Mann einen Raum zum Anbau von Pisang; doch verrichtet er dieß Geschäft nicht allein, sondern ladet mehrere Freunde dazu ein, wo dann bei einem Krug Masata oder Chica über die Wahl des Platzes entschieden und er dann am folgenden Tage vereint gelichtet wird. Ist dieß geschehen, so übergibt ihn der Mann der Sorgfalt des Weibes. Die Mädchen helfen der Mutter und die Knaben gehen mit dem Vater. Einer Frau bleiben nur wenig müßige Stunden übrig; nach Sonnenuntergang ausgenommen, wo sie sich auf eine Matte vor die Thüre des Hauses setzt, um sich abzukühlen, und dann, weil Nachts nichts gearbeitet wird, zur Ruhe geht.

„Die schwerste Arbeit des Mannes ist das Verfertigen des Kanots, das 30 bis 40 Fuß lang und von 3 bis zu 5 Fuß breit ist. Früher nahm ein solches Fahrzeug fast die Arbeit eines ganzen Jahres in Anspruch; seit aber die Missionäre den Gebrauch des Eisens eingeführt haben, geht es schneller. Dieses und das Decken und Ausbessern der Wohnung ist die ganze häusliche Arbeit des Mannes. Handwerker fanden wir außer ein paar Schmieden und einem Zimmermann keine. Die meisten Familien bereiten ihre irdenen Geschirre selbst, wobei sie eine Rinde, Apacarama genannt, mit dem Thon vermischen, was ihm, wenn er einer starken Hitze ausgesetzt wird, große Festigkeit gibt.

„Beide Geschlechter sind dem Trunk sehr ergeben, und kaum ein Tag vergeht ohne ein Trinkgelag, das den Weibern schon einige Tage zuvor Beschäftigung gibt, indem sie Yuca, Mais oder Pisang kauen, woraus die Masata bereitet wird. Die Männer sitzen bei solchen Gelagen auf Bänken oder Stühlen in der Nähe der Thüre und die geladenen Weiber im Halbkreis auf Matten; der Raum in der Mitte ist für die Tänzer frei gelassen. Diese haben die Gesichter stark bemalt, und sind mit Federn und Schnüren von Samenkörnern geschmückt, welch letztere ihnen über die Schultern herabhängen. Einigen hängt an einer Schlinge eine Trommel vom linken Arm herab, mit der sie einen unausstehlichen Lärm machen; Andere haben Pfeifen, den Panflöten in etwas ähnlich, aus denen sie die unharmonischsten Töne hervorlocken. Der Tanz selbst, an dem die jungen Weiber stets Theil nehmen, besteht in nichts als einem Herumspringen in die Runde, und hat durchaus nichts Graziöses. Feste dieser Art dauern drei Tage und Nächte, und die Theilnehmenden befinden sich noch drei Tage nachher in einem Zustande von Betäubung.

„Um die Hand eines Mädchens zu erlangen, ist eine ziemlich lange Bewerbung erforderlich. Beide Geschlechter verheirathen sich schon in einem Alter von 12 bis 15 Jahren, und erzielen im Durchschnitt vier Kinder, für die sie jedoch wenig Liebe zeigen; auch an den Gatten bemerkt man wenig gegenseitige Zuneigung. Von dieser Gleichgültigkeit waren wir selbst Zeuge; denn als wir Sarayacu verließen, um nach San Pablo zu gehen, eine Reise, welche die Indianer, die uns begleiteten, wenigstens vier Monate von ihren Familien entfernt hielt, nahm auch nicht ein Einziger von den Seinigen Abschied, oder schien sich um Weib oder Kind zu sorgen. Dieselbe Gleichgültigkeit herrscht, wenn ein Verwandter oder Freund stirbt. Der Leichnam wird, dem katholischen Gebrauch zufolge, mit Lichtern umgeben, aber keine Trauer gibt sich um den Hingeschiedenen kund.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Mai.)

№ 4.
Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Missoury bei Pierre de la fécha. Eintritt in die Steppen. Prairia de la mine, Revière à Tabau, Marais du soraier, Liberty Town, der Kanzas. Aufenthalt in der Gegend. Reise den Strom abwärts. Fort Osage. Ankunft an einer Insel am Chenal du Tigre oder Marais Apaqua, und Zusammentreffen mit meinen Leuten auf dem Boote. Rükkehr mit demselben zu den Kanzas. — Zusammenkunft mit den Kanzas. Wa-kan-ze-re, ihr Häuptling. Bemerkungen über diese Indier. Der Wa-sa-boo-wa-kandage. Die Flüsse Nann dawa, Tar-ku-yu, Ni-ma-ha, Nisch-na-ba-tona. Der la Platta, Côtes à Kannel, Fort der Otos, Anowas — Das Fort Atkinson auf den Council-Bluffs. Das Dorf der Omahas. Zusammenkunft mit den Omahas Indiern. Der Fluß Eau qui courre. Die Ponkara. Der Weiße Fluß. Vulkanischer Gegend. Sioux-Indianer. Die Faktorei von Josua Pilscher. — Sioux-Indianer. Faktorei am Grand détour. Rükkehr zu Wasser nach den Council-Bluffs. Aufenthalt daselbst. Reise zu den Otos und Pahnis. — Fortsezung der Reise nach St. Louis. Abfahrt mit dem Dampfboot Cincinnati. Das Dampfboot verunglükt bei St. Genevieve. Aufenthalt daselbst. Fahrt nach Neu-Orleans. Rükkehr nach Europa.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. Frhrn. v. Sternberg's Novellen.

Erster Theil enthält:

Die Zerissenen.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Zweiter Theil.

Eduard.

Fortsezung der Novelle: **Die Zerrissenen.**

8. geh. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dritter Theil, enthaltend: die Novelle: **Lessing.**

8. geh. Preis 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Vierter Theil, erste Abtheilung enthält:

Waldgespenst. — Die Doppelgängerin. — Der fliehende Holländer. — Voltaire in Verney. — Das Grab des armen Andreji. — Die Jesuitenschüler.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Vierter Theil, zweite Abth. enthält:

Die Schlacht bei Leipzig. — Eine Gespenstergeschichte aus alter Zeit. — Die lezte Rose des Kallenfels. — Copernikus. — Der Herr von Mondschein.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 18 gr. oder 3 fl.

Molière.

Ein Seitenstük zum Lessing.

8. geh. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist in Folge vielseitigen Verlangens einzeln erschienen, und durch alle soliden Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Der kleine Hans,

komponirt für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von **Fr. Curschmann.** 8 gr. oder 36 kr., dito arr. m. Begl. d. Guitarre. 8 gr., u. arr. als Galopp f. Pfte. 4 gr.

Ferner erschien so eben:

Die Jüdin. — La Juive.

Grosse Oper von **F. Halevy.**

Vollst. Klavierauszug mit deutschem u. französischem Text 12 Rthlr., dito arr. f. d. Pfte. allein 6 Rthlr., dito arr. f. Anfänger von Schunke 3½ Rthlr., dito arr. f. d. Pfte. zu 4 Händen. Die Ouverture und alle Gesangs-Nros. einzeln.

Kompositionen über Lieblingsmelodien aus **der Jüdin** erschienen für das Pianoforte von: Herz, Kalkbrenner, Schunke, Tolbecque, Eckert, Sowinsky.

Der Bliz. — L'Éclair. Komische Oper von F. Halevy ist in Partitur erschienen, der vollst. Klavierauszug u. sämtliche Arrangements sind unter der Presse.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

die Blizableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blizableiter, so wie für die Hausbesizer.

Im Auftrage der

königl. Centralstelle des landw. Vereins in Würtemberg,

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Sekretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 3 Steindruktafeln und 35 Abbildungen.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blizes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg eingekommene Berichte von Blizschlägen veranlaßt, welche sowol auf nicht mit Blizableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Gipfeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und, mit mehr oder weniger Verwüstungen, in den lezteren Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift soll, wie es der Titel angibt, eben sowol den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blizableiter zu thun hat, in den Stand sezen, mit Hülfe der versinnlichenden Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeileren Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesizer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, so wie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die, in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsäze und Erfordernisse bei einer Blizableitung, die Anbringung und Errichtung eben sowol, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart &c. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeileren Blizableitung betrifft, so ist dieselbe auf die, seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen gegründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welch leztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum mindesten auf 80—100 fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blizableitern sich bis jezt nur auf die größeren Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15 — 20 Fuß zu seyn, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei den Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspize von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmiedeisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spize von Patentsilber armirt, befestigt, und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrat versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten Schienen oder Flach-

eisen statt der Eisenstäbe, welch erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewicht eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drahtzöpfe, und bei gleichem Gewichte beinahe den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwicklung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dieß in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig auf baldige Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernde Modifikation wird ein Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisite noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze und populäre Mittheilung der Hauptsätze aus der Lehre von der Gewitterelektrizität, auf welche bei der Darstellung und Beschreibung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blitzableitungen benutzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowol in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitterelektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen; in welcher Beziehung dieselbe von der königl. würtemb. höchsten Staatsbehörde nicht nur zur Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zur Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist. — Für Bestellungen in größeren Partien ist der Partienpreis zu 36 kr. netto per Exemplar festgesetzt worden. Der Ladenpreis beträgt 1 fl.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Gemeinfaßliche Belehrung

über

den Maikäfer,

als

Larve und als Käfer,

seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;

ein Beitrag zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt.

gr. 8. brosch. Preis 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,

Geschichte

der

brittischen Baumwollen-Manufaktur

und

Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.

Aus dem Englischen frei bearbeitet

von

Dr. Christoph Bernoulli,

Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 12 englischen Stahlstichen. gr. 8. broch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruk. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Katholisches

Andachtsbuch

für

Gebildete des weiblichen Geschlechts,

die

im Geist und in der Wahrheit beten

von

J. B. Trak.

Vierte Ausgabe,

mit einem Titelkupfer in Stahl gestochen:

Das betende Kind.

Velinpapier, Preis 1 fl.

Inhalt.

Gebet am Morgen. Ein kürzeres Morgengebet. Dank am Abend. Abendgebet einer Leidenden. Meßgebete. Beichtgebete. Kommuniongebete. Betrachtungen und Gebete in der heil. Christnacht. Am Weihnachtsfeste. Am Schlusse des Jahres. Am neuen Jahrstage. Auf das Fest der Erscheinung des Herrn. Am heiligen Donnerstage (grünen Donnerstage.) Am heiligen Freitage. (Charfreitage.) Am heiligen Charsamstage. Am Osterfeste. Am Fest der Himmelfahrt. Am Pfingstfeste. Am Fest der heiligen Dreifaltigkeit. Am Frohnleichnamsfeste. Am Festtage Mariens. Am Feste aller Heiligen. Am Gedächtnißtage der Verstorbenen. Am Geburtstage. Das Vertrauen auf den Herrn. Die Geduld in Leiden. Die Zufriedenheit. Die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit. Die Unsterblichkeit. Die Demuth. Der sanfte und stille Geist. Die Freude an dem Herrn. Der Regierer der Welt und meines Lebens. Der Allbarmherzige. Die Tochter für ihre Eltern. Das Mädchen. Die Braut. Die Gattin. Die künftige Mutter. Die gewordene Mutter. Die Hausmutter. Die Wittwe. Die Dienende. Am Tage der fünfundzwanzigjährigen Hochzeitfeier. Für die Kirche. Für den Landesfürsten. Für das Vaterland. Für unsere Freunde und Wohlthäter. Für unsere Feinde. Beim Gewitter. Bei dem Tode geliebter Personen. Am Grabe meiner Geliebten und Freunde. Die Kranke. Gebet auf dem Sterbebette.

München.

Litter.-artist. Anstalt.

Nachricht für Forstmänner und Landwirthe.

Hartig's

forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexikon

in 2ter revidirter Auflage.

Die unterzeichnete Buchhandlung beehrt sich hiermit anzuzeigen, daß sie den Verlag des im Herbste 1834 vom Herrn Staatsrathe und Ober-Landforstmeister Dr. Hartig, und dessen Herrn Sohne dem Professor Dr. Hartig im Selbstverlage herausgegebenen forstlichen und forstnaturwissenschaftlichen Conversations-Lexikons an sich gekauft hat, und, weil dieses gemeinnützliche Buch bereits vergriffen war, eine zweite, von den Verfassern revidirte Auflage davon hat drucken lassen, welche ungesäumt verschikt werden wird. — Es hört folglich nun der bisher von der Nauck'schen Buchhandlung in Berlin kommissarisch besorgte Debit dieses Buches auf, nachdem es unser Verlags-Eigenthum geworden ist.

Stuttgart und Tübingen, im April 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Neue

Untersuchung der National-Oekonomie

und der

natürlichen Volkswirthschafts-Ordnung

von

Johann Schön,

Doktor der Phil. und der Rechte, und Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Breslau.

Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Einleitung. Bedeutung und Entwiklung der National-Oekonomie. — I. Begrif der Volkswirthschaft. — II. Ursprung der Volkswirthschaftslehre. — III. Die Systeme der Volkswirthschaftslehre.

Erster Theil.

Umriss der bürgerlichen Wirthschaft.

Begrif der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung. Die Güterquellen und ihre Bedingungen. Die Unternehmungen der Produktion oder die Gewerbe. Der Ertrag und seine Beziehungen zu den einzelnen und zur Gesamtheit. Die Grundlagen der ursprünglichen Güter-Vertheilung. Natur und Geseze des Preises, insbesondere des Produktenpreises. Die Bildung der Renten nach den Gesezen des Preises. Verhältniß der Renten und Produktenpreise und seine Folgen. Das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten. Das Verhältniß der Renten zur Nationalwohlfahrt. Die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche. Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter. Die Kapitalisation. Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfahrt.

Zweiter Theil.

Umriss der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft.

Die Aufgabe der Wirthschaftspflege. Beruf der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Mittel der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Systeme der Wirthschaftspflege. Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen. Pflege des Gewerbsbetriebes. — Pflege des Absazes und des auswärtigen Handels. Pflege des Geldwesens. Pflege der Kreditanstalten. Pflege der ursprünglichen Renten. Pflege der wirthschaftlichen Bilanz. Pflege der Lebensnothwendigkeiten. — Pflege des edlern Lebensgenusses.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Freiherr J. Ch. v. Zedlitz,

Dramatische Werke.

Dritter Theil,

enthaltend:

Turturell. — Herr und Sklave. — Die zwei Nächte zu Valladolid.

8. brosch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Atellanen.

Eine kleine Sammlung

Dramatischer Dichtungen,

herausgegeben

von

JOVIALIS.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

I. Einleitung. II. Wolkenang. Comödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstüken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Acharner. Auszug einer Uebersezung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniſs des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, daſs ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich gebornen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Mutterzunge zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Kultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, daſs unsere Volkszunge, auch neben dem anerkannt klassischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich längst und besser bewiesen konnte.

Stuttgart und Tübingen, im März 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Sprech- und Sprachschule,

ein

Lesebuch

für die deutsche Jugend

zur

Beförderung ihres Sprachvermögens.

Von

Dr. Wilhelm Lange,

Ober-Prediger an der Kirche U. L. Frauen zu Burg.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reise nach Italien

im Frühjahr 1835

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1836.

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Von Alfred Reumont.)

Die Häfen des schwarzen und des azowschen Meeres sind für den Handel von so großer Wichtigkeit, und die statistischen Details über dieselben auch in neuerer Zeit noch so wenig vollständig, daß die nachfolgenden Blätter den Freunden der Geographie hoffentlich nicht unwillkommen seyn werden. Bei weitem die meisten Materialien und die Veranlassung zu denselben lieferten zwei Schriftchen des kaiserl. russ. Obersten im Generalstabe, Grafen Serristori, *) Verfasser des „Versuchs einer Statistik Italiens," welcher mehrere Jahre in den genannten russischen Häfen verweilte, und gegenwärtig in seiner Vaterstadt Florenz den Wissenschaften lebend, mir mehrere handschriftliche Notizen zu diesem Behufe mitzutheilen die Güte hatte. Bei der umständlicheren Beschreibung der Häfen folgte ich der verdienstlichen Arbeit des königl. niederländischen Konsuls in Odessa, Taitbout de Marigny.**) Manche statistische Angaben verdanke ich Schnitzlers „Essai d'une statistique générale de la Russie" (Paris, 1829), namentlich aber dessen höchst interessantem neuen Werke „la Russie, la Pologne et la Finlande" (Paris, 1835), welches eine fühlbare Lücke ausfüllt, aber Neurußland verhältnißmäßig sehr kurz behandelt. Die Angaben der Bevölkerung (F. W. Schubert in seinem „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" Bd. 1. Th. I. Königsberg 1835, hat nur die von 1829) stimmen übrigens bei den verschiedenen Schriftstellern so wenig überein, daß ich sie oft zur Vergleichung neben einander stellen mußte. Die geographischen Ortsbestimmungen wurden aus Hassel *) entlehnt, da dessen Buch bei uns am meisten verbreitet und mit Recht geschätzt ist. Zu den besten Karten gehören die nach den Materialien des Generalstabes von Piadicheff gezeichneten und 1829 zu St. Petersburg erschienenen.

Gern hätte ich die Runde des Pontus Euxinus gemacht, und auch die türkischen Häfen beschrieben, unter welchen Varna, Burgas, Iniada und Rumili, Penderaklia, Amassero, Sinope, Platana, Trapezunt u. a. in Anatolien mehr oder minder bedeutend sind: aber der fast gänzliche Mangel an statistischen Angaben machte dieß unmöglich. Das allgemeiner Bekannte findet man in den geographischen Handbüchern.

Die Häfen, deren hier Erwähnung geschieht, liegen in demjenigen Theile Rußlands, welcher seit den Zeiten Peters des Großen bis auf Alexander von den osmanischen Besitzungen in Europa losgerissen wurde.**) Große Ströme durchfließen diese ausgedehnten Landstriche, welche zum Theil sehr fruchtbare Gegenden, zum Theil dürre Steppen einschließen; sie erleichtern den Verkehr selbst mit den nördlichen Provinzen des Reiches. Pruth und Donau bilden die Gränze gegen die europäische Türkei hin; Dniester, Bug, Dniepr und Don strömen aus Gallizien und Podolien, aus den Statthalterschaften Smalensk und Tula herbei, während die Walga auf einer ihrer gewaltigen Krümmungen sich dem letztern Flusse sehr nähert und die Verbindung bewerkstelligen hilft.

Es dürfte überflüssig seyn, über die Veränderungen, welche in diesen Gegenden unter der russischen Regierung statt gefunden haben, so wie über deren Handel und Schiffahrt im Allgemeinen hier noch etwas beizufügen: denn nicht unbekannt sind der Aufschwung, welchen diese durch neuere politische und merkantilische Konjunkturen nehmen konnten, ihre Verhältnisse, die bedeutenden Vortheile, welche sie bieten, so wie die Gefahren,

*) Notes statistiques sur le littoral de la Mer-Noire, relatives à la Géographie, à la population, à la navigation et au commerce. Vienne, 1832. Recenti Notizie sul commercio dei porti del Marnero, d'Asov e del Danubio. (Abgedruckt in den Atti dell' J. e R. Accademia economico agraria dei Georgofili di Firenze. 1834. Vol. XII. p. 244 sqq.) Graf Serristori hat gleichfalls eine sehr lesenswerthe Abhandlung über die vormaligen italienischen Kolonien am schwarzen Meer (im Nuovo Giornale de' Letterati di Pisa, 1832) herausgegeben.

**) Portulan de la Mer Noire et de la Mer d'Asow, par E. Taitbout de Marigny. Odessa, 1830. (Mit einem Atlas von 85 Blättern.)

*) D. G. Hassel, Erdbeschreibung des russischen Reiches in Europa und Asien. 2 Bde. Weimar, 1821. (Des Gasparischen Handbuchs der Erdbeschr. 11ter und 12ter Bd.)

**) Unter Katharina II wurden Azow, die Nogaische Steppe, die Krim und das Land zwischen Bug und Dniester erworben; Alexander dehnte seine Besitzungen bis zur Donaumündung Kilia aus.

denen der Seefahrer auf diesem unwirthlichen Meere ausgesetzt ist, dessen Windstöße und undurchdringliche Nebel so manchen noch dann unrettbar scheitern lassen, wenn er schon nach den Leuchtthürmen von Fanaraki und der ersehnten Einfahrt des schutzbietenden thrazischen Bosporus späht. Zu bemerken ist, daß die italienische Marine, die sich in den beiden letzten Jahrzehnten bedeutend entwickelt hat, einen lebhaften Antheil an diesem Handel nimmt, so daß von den 2000 Schiffen, welche jährlich im Durchschnitt die Schwarzmeerhäfen besuchen, ein Drittel Italien gehört. Die italienischen Märkte (mit Ausnahme der neapolitanischen) werden großentheils mit Getreide aus den südrussischen Provinzen versorgt: ungewöhnlichen Umständen ist es zuzuschreiben, daß man sich neuerlich nach den Ostseeländern umsehen mußte, und zu Ende 1834 preußische Schiffe in Livorno raschen Absatz ihrer Ladungen fanden.

I. Donauhäfen.

Die Donau, von Reni bis zu ihrem Ausflusse die südliche Gränze der Provinz Bessarabien *) und des osmanischen Reiches bildend, ergießt sich durch vier Mündungen ins schwarze Meer. Die nördlichste ist die von Kilia, welcher jene von Sulina, von Sankt Georg und Portissa folgen. Diese verschiedenen Mündungen werden durch flache, sumpfige, oft ganz unter Wasser stehende Inseln von einander getrennt, welche sich auf der Seeseite als Bänke fortsetzen. Sie sind mit Bäumen und Schilf bedeckt. Die meisten in den Strom einlaufenden Schiffe wählen die Mündung von Sulina als die fahrbarste und tiefste; die von Kilia wird unbequem durch die vorliegenden Inseln und die Menge von Verzweigungen, in die sich der Strom vor dem Ausflusse scheidet.

Eine ziemliche Anzahl handeltreibender Orte findet sich auf beiden Ufern der verschiedenen Flußarme: wenige aber haben es zu irgend einer Bedeutung zu bringen vermocht. In der neuesten Zeit haben politische Verhältnisse einzelne begünstigt. Dazu gehört vorerst

1. Ismail.

Festung und Hafen dieses Namens liegen auf dem linken Ufer des Stromes, welcher hier die große Insel Tschetal bildet, der sich die noch bedeutendere von Lieti anschließt, welche die Mündung von Kilia von der von Sulina trennt. Die Bevölkerung der kleinen aufblühenden Stadt beläuft sich auf mehr denn 6000 Einwohner; hier ist der Hauptplatz für den Seehandel Bessarabiens, und die gewöhnliche Station der russischen Donauflotte. Vor wenigen Jahren wurde ein Lazareth erster Klasse zur Aufnahme von Waaren eingerichtet, während in das frühere nur Personen zur Abhaltung der Contumaz zugelassen wurden. Die Donauschifffahrt beginnt gewöhnlich im Monat März und endet im November, da um diese Zeit der Eisgang hinderlich eintritt; die Bergfahrt ist äußerst langsam und schwierig, wenn der Wind nicht völlig günstig ist, weil man wegen der fast gänzlichen Entblößung der Ufer von Bewohnern niemand zum Schiffziehen findet. Schiffkapitäns, welche den Strom nicht genau kennen, thun wohl, sowohl bei der Berg- als Thalfahrt einen kundigen Lootsen mitzunehmen, da wegen der häufigen und abwechselnden Untiefen stets Gefahr vorhanden ist. Schiffe, welche mehr denn 10 engl. Fuß im Wasser gehen, können die Donau hier gar nicht befahren.

Die Hauptartikel des Handels von Ismail sind: Getreide, gewöhnliche Wolle, die man Zigai nennt; eingesalzene Häute und Talg. Die für den Getreidekauf günstigste Epoche ist der Herbst, wenn die großen Vorräthe aus dem Innern eingeführt werden, um in den Magazinen der Stadt eine Stelle zu finden. Zum Abschließen bedeutender Geschäfte ist es indeß nöthig, sich in das Binnenland selbst zu begeben. Derselbe Zeitpunkt ist für den Einkauf von Ochsen- und Kuhhäuten, so wie von Talg, geeignet. Den Kontrakt für die Wolle schließt man gewöhnlich im December oder Jannar ab, obgleich der Preis erst im April bestimmt wird.

Die mit Ismail in Verbindung stehenden Handelsplätze sind Konstantinopel, Triest, Genua und die griechischen Inseln. Die Einfuhr ist von geringer Bedeutung, und auf eine kleine Zahl Artikel aus den Archipelinseln und Europa beschränkt, deren Bessarabien zu seinem Verbrauche bedarf. Gewöhnlich versehen die Einwohner sich vorzugsweise mit Waaren aus Odessa, wo sie den Vortheil wohlfeilern Einkaufs genießen. Die Quantität von Kolonialwaaren aus Konstantinopel eingeführt, ist unbedeutend, und der beschränkten Verbrauchs wegen ist ihr Absatz nur langsam.

Die Zahl der im Jahre 1830 im Hafen von Ismail angelangten Schiffe beläuft sich auf 126. Es waren darunter 42 russische, 40 östreichische, 21 englische, 16 türkische, 3 sardinische, 2 sizilische, 2 französische. Eine Uebersicht der Bewegung des Handels in demselben Jahr gibt die folgende Tabelle.

Einfuhr.		Ausfuhr.				
			Nach der Türkei	Oestr.	Frank.	Total.
Getrockn. Früchte	18.600	Getreide	1.200.000	165.000	—	1.263.000
Zucker	12.000	Mais	22.000	180.000	—	202.000
Oel	15.000	Talg	204.000	42.000	—	245.000
Geld	506.000	Leder (Felle)	52.000	4700	30.000	86.700
Verschied. Artikel	48.000	Wolle	—	—	12.000	12.000
		Versch. Art.	27.000	2900	—	29.900
Pap. R.	597.600		1.482.000	391.600	42.000	1.816.600

2. Reni.

Reini, oder Tomarowo, ist ein Städtchen in der Provinz Bessarabien, auf dem linken Donauufer, ein wenig unterhalb

*) Die Bevölkerung der Provinz Bessarabien (Umfang 891 geogr. □ M., nach Andern 500, 785, 433) gibt Schnitzler (1829) auf 800.000 an; Serristori in demselben Jahre auf 412.000 und 1831 auf 469.000. In seinem neuen Werke (1835) scheint Schnitzler letztere Berechnung anzunehmen; Schubert (1835) folgt überall den von diesem 1829 angeführten Zahlen. Die Provinz besteht aus dem eigentlichen Bessarabien und einem Theil der östlichen Moldau, und wurde von Rußland im Bukarester Frieden, 1812, erworben. Die Bewohner sind Moldauer, Russen, Griechen, Tataren, Bulgaren, Servier, Armenier u. s. w. Die nogaischen Tataren, welche sich, 30,000 Familien an der Zahl, 1560 in Bessarabien niederließen, wählten sich 1812 neue Wohnplätze auf dem südlichen Donauufer.

der Mündung des Pruth gelegen. Es zählt gegen 3200 Einwohner. Der Handel ist unbedeutend, namentlich hat er sich in der jüngsten Zeit vermindert, da das Lazareth keine Waaren mehr aufnehmen darf. Die Ausfuhr besteht übrigens aus denselben Artikeln wie in Ismail, von welchem Hafen es 33 ital. Miglien westlich entfernt liegt.

Die beiden bedeutendsten Handelsplätze der benachbarten griechisch-türkischen Fürstenthümer müssen hier erwähnt werden. Diese sind Galatz und Brailow. Erstere Stadt, welche 16 bis 18,000 Einwohner zählt, liegt auf dem linken Donau-Ufer, wenige Miglien von der Mündung des Pruth und der russischen Gränze entfernt. Sie ist das Hauptmagazin der Produkte der Moldau und der Niederlage für die Einfuhrartikel, deren diese große, über 800,000 Einwohner zählende Provinz bedarf. Erstere bestehen in Getreide, Salz, weißem Wein, Bauholz, Talg, Ochsenhäuten, Hasenfellen, Butter, Tabak, Nüssen, Käse, gemeiner Wolle, Leinsamen u. s. w. Die Einfuhr liefert Kolonialwaaren, wie Zucker, Kaffee, Rum u. a., Oel, getrocknete Früchte, Reiß, Baumwolle, Arzneimittel u. m. Der Handel mit den von Galatz nach Odessa gesandten Weinen ist ziemlich bedeutend und wetteifert namentlich mit dem Absatz der Weine der griechischen Inseln. Im J. 1830 wurden 30 Ladungen desselben von Galatz nach Odessa gesandt. Die Zahl der im J. 1832 in Galatz angelangten, zum Theil befrachteten, zum Theil leeren Schiffe beläuft sich auf 302. Darunter waren 86 türkische, 60 griechische, 23 russische, 20 sardinische und sizilische u. s. w. Von diesen nahmen 119 zu Brailow ihre Ladung ein.

Brailow, von den Türken Ibrail genannt, liegt gleichfalls auf dem linken Donau-Ufer, und ist der einzige Platz der Wallachei, welcher dieses 1,200,000 Bewohner enthaltende Fürstenthum mit dem übrigen Europa in eigentliche Handelsverbindungen setzt. Im J. 1828 wurde beinahe die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt, erhob sich aber bald aus ihren Trümmern, und jetzt mehren Gebäude wie Einwohner sich bedeutend. Schon haben ausländische Handelsleute sich dort niedergelassen, und im J. 1833 zählte man daselbst achtzehn fremde Familien, worunter 6 deutsche, 5 armenische, 4 slavonische und 3 italienische. Im J. 1832 kamen zu Brailow 430 theils beladene, theils leere Schiffe an, mit Einschluß derjenigen, welche bereits in Galatz geladet hatten. Artikel und Bestimmung derselben waren ungefähr dieselben wie bei letztgenanntem Hafen.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn man von den Donaumündungen, der Küste nach NO. folgt, so gelangt man an den großen und breiten Liman, welchen der Dniester, aus Gallizien kommend, bei seinem Ausfluß in das schwarze Meer bildet. An ihm liegen einander gegenüber Akjermann (Br. 46° 11', 45", L. 47° 55' 45"), in der Provinz Bessarabien, Tyras, Alba Julia und Castrum Album der alten Welt, Moncastro und Mavrocastro im Mittelalter, mit etwa 5500 Einw. (nach Andern 15,000), bekannt durch die 1826 daselbst in den griechisch-türkischen Angelegenheiten abgeschlossene Konvention — und Olbiopol, einst Nikonia (Br. 46° 47', L. 47° 58') in der Provinz Cherson. Taitbout de Marigny gibt eine Karte vom Liman des Dniester (vergl. S. 109).

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Betschuanas, nördlich von Litaku.

(Von Herrn A. G. Bain.)*)

Graaf-Reinet, 18ten December 1834.

Da mir bekannt ist, welches Interesse Sie stets an Allem genommen haben, was mit der Erforschung von Central-Afrika in Verbindung steht, und ich eben aus jenem Theile des Kontinents zurückgekehrt bin, durch den mein Weg mich führte, so habe ich in Eil Einiges über meine unglückliche Reise zu Ihrem beliebigen Gebrauche niedergeschrieben.

Ich begleitete, wie Sie wissen, die Expedition unter Dr. Smith bis nach Philippolis, und wenn mein Zeugniß etwas gilt, so kann ich nicht umhin, der Committee zu der glücklichen Wahl, welche sie hinsichtlich der die Expedition begleitenden Personen getroffen hat, Glück zu wünschen. Dr. Smith selbst ist ein unermüdlich thätiger Mann, der so viel möglich Alles selbst thut, nichts Andern überläßt und sich in jeder Hinsicht zum Führer einer solchen Expedition eignet.

Nachdem ich ungefähr 14 Tage zu Philippolis verweilt und der Doktor sich entschlossen hatte, den Caledon River aufwärts zu gehen, brachen wir (die Herren M— und E—, die Indier, welche die Expedition von der Kapstadt aus nebst Herrn G— und mir begleitet hatten) in der Richtung nach Litaku auf; Herr M—, der uns von Graaf-Reinet begleitete, war einige Tage früher zurückgekehrt. Herr M— hatte einen Griqua gedungen uns bis nach Lattaku zu begleiten, als wir aber aufbrechen wollten, war der Bursche nirgends zu finden. Bei unserer Abreise stellte sich die ganze Expedition in Linie auf und brachte uns mit einer Salve den Scheidegruß. Der Doktor und Kapitän E— begleiteten uns einige Meilen weit, und dann trennten wir uns unter beiderseitigen herzlichen Wünschen.

Nach viertägiger Reise kamen wir an den Riet River; doch fanden wir das Land, durch welches wir kamen, nicht nur von Philippolis, sondern sogar schon von Graaf-Reinet aus der lange anhaltenden Dürre wegen von so schlechter Beschaffenheit, daß unser Vieh Gefahr lief Hungers zu sterben, da nirgends auch nur ein grünes Blatt zu sehen war.

Wir fanden hier eine Anzahl Boers aus der Kolonie, welche Weide für ihre Heerden suchten. Die armen Leute waren sehr niedergeschlagen, weil die Zahl ihres Viehstandes sich mit jedem Tage bedeutend verminderte, und sie keinen Ausweg wußten, sich ihr hauptsächlichstes Unterhaltsmittel zu erhalten. Man hat von diesen Leuten behauptet, daß sie sich in der doppelten Absicht aus der Kolonie entfernt hätten, um die Griquas aus ihrem Besitzthum zu vertreiben, und um der von der Regierung angeordneten Emancipation ihrer Sklaven auszuweichen. Nichts kann ungegründeter seyn als diese Beschuldigung. Die meisten derer, welche über die Gränze gehen, gehören der armen Klasse an, welche keine Sklaven besitzt, oder es sind die jüngern Söhne reicherer Familien, welche Sorge für die Heerden tragen, während die ältern und die Sklaven zu Hause bleiben, um das Land zu bauen; verhältnißmäßig werden nur sehr wenig Sklaven als Hirten verwendet.

Hinsichtlich der andern Beschuldigung muß angeführt werden, daß die Ankunft der Boers von den Griquas oder Bastards als ein glück-

*) Mitgetheilt in einem Schreiben an Herrn J. E. Chase, Sekretär der Gesellschaft zur Erforschung von Centralafrika, abgedruckt in der Cape of Good Hope Literary Gazette.

liches Ereigniß begrüßt wird, weil sie große Weideplätze und nur wenig oder gar keine Heerden haben, und da sie zu denen gehören, von welchen die Schrift sagt: „Sie säen nicht und ernten nicht," so lassen sie sich von den Boers jedes ihnen eingeräumte Vorrecht gut bezahlen.

Da meine indischen Freunde über Campbell nach Litaku wollten, ich aber die Verpflichtung übernommen hatte, Giraffen, Rhinoceros u. s. w. zu liefern, so mußte ich mich von den liebenswürdigen und wackern Männern trennen; denn der nächste Weg nach der Gegend, wo ich die genannten Thiere finden konnte, führte über Buttschaap, wo ich auch, wie man mir sagte, bessere Weide für mein Vieh treffen würde. Einige Tage nach unserer Trennung liefen zwei meiner Hottentotten davon, was mich in die Nothwendigkeit versetzte, einen nichtsnutzigen Griqua an ihre Stelle zu miethen. Dieser belästigte mich jedoch nicht lange, denn nachdem er sich einige Tage recht satt gegessen hatte, folgte er den Hottentotten nach. Später hatte ich das gute Glück einen Bastard von Camiesberg, Namens Hendrik Klaas, zu treffen, der sich erbot einen meiner Wagen so lange zu führen, bis ich einen andern Fuhrmann bekommen würde. Dieser Mann befand sich auf dem Wege nach derselben Gegend, welche ich besuchen wollte, und sein Wagen war zwei Tagereisen voraus am Riet River abwärts, wo er eine große Gesellschaft von Griquas mit mehrern Wagen zu treffen erwartete, mit denen er eine Jagdpartie zu unternehmen beabsichtigte. Hier würde ich, wie er sagte, viele überzählige Leute finden, von denen ich so viele miethen könne, als ich zu meiner Reise bedürfe. Das Zusammentreffen mit diesem Mann betrachtete ich als einen sehr glücklichen Zufall für mich, da ich wahrscheinlich Gelegenheit fand, die Häute mehrerer seltenen Thiere zu kaufen, die auf dieser Jagd geschossen wurden.

Wir trafen jedoch die Gesellschaft nicht eher, als bis wir den Modder River erreichten, wo wir die Griquas mit zwei Wagen fanden, was nebst einem von Hendrik Klaas und meinen zwei eine Karawane von fünf Wagen ausmachte. Hier miethete ich auch einen Mann, Namens Barend Barends, mit drei Reitpferden als Jäger und Schützen, und seinen Bruder Hans Barend als Führer, so daß ich einen meiner Hottentotten zur Würde eines Treibers befördern konnte.

Nun ging es rüstig vorwärts; die Gegend wurde besser, so wie wir den Vaal River erreichten, den wir ein wenig unterhalb der verlassenen Missionsstation Platberg überschritten. Hier bekam ich einige herrliche Exemplare für meine ornithologischen Sammlungen in meine Gewalt. Das Land vom Modder River bis nach Poccanna fanden wir vollkommen unbewohnt, und es begegneten uns auf unserem Wege nur zwei oder drei Griquas und einige Betschuanas. Poccanna ist ein angenehmer Ort; die Gegend umher hat Ueberfluß an allen Arten Wildpret und trefflicher Weide, und Hügel und Ebene sind mit schönen Kameldornbüschen und andern Bäumen aus der Familie der Mimosen bedeckt. Wir fanden hier mehrere Kraals der Coronnas, mit schönen Viehheerden und Ueberfluß an Milch. Der Kaross hatte hier bereits ledernen Jacken und Beinkleidern Platz gemacht, und einige trugen sogar Hemden, die jedoch nie gewaschen, sondern so lange am Leibe getragen werden, bis sie in Stücke zerfallen. Die meisten dieser Coronnas besaßen Feuergewehre und Pferde, deren sie sich nicht nur auf der Jagd, sondern auch, gleich ihren Nachbarn den Griquas, auf ihren Raubzügen gegen die Betschuanas und andere unbeschützte Stämme bedienen. Eine Tagereise von Poccanna befindet sich ein Ort, Namens Towne, am Hart River gelegen, jetzt die Residenz eines vormals mächtigen Baharutsu-Häuptlings, Namens Mathatla. Dieser Mann war, wie man mir sagte, einst sehr reich, und residirte in der Hauptstadt seines Königreichs, von Campbell Kurreischani genannt, aus der er aber von dem Alles erobernden Zula-Häuptling Masilikatsie vertrieben wurde, der jenen Ort jetzt zu seinem Hauptquartier erkoren hat. Den Hart River verlassend, kamen wir durch die Ruinen einer sehr großen Stadt der Betschuanas, deren steinerne Kraals noch in ziemlich bewohnbarem Stande sich befanden, obschon die Stadt vor länger als zwölf Jahren bei dem Einfall der Mantatis verlassen worden war. Unweit dieses Orts stießen wir auf zwei andere Coranna-Kraals unter einem Häuptling Namens Tatema, der, wie die Griquas versicherten, ein trefflicher Schütze sey, und den ich deßhalb nebst dreien seiner Leute für die Reise in meine Dienste nahm. Zwei Tage später sah ich zu meinem Erstaunen, daß sich wohl mehr als zwanzig Corannas nebst einer Anzahl Pferde, Packochsen und dergleichen, sämmtlich Untergebene des Häuptlings Tatema, unserem Zuge angeschlossen hatten, und da alle ein ziemlich räubermäßiges Aussehen hatten, so fürchtete ich nicht sowohl, daß sie mich bestehlen, als vielmehr bei den Stämmen, durch deren Gebiet wir kamen, den Argwohn feindseliger Absichten von unserer Seite erregen könnten. Sie betrugen sich indeß über alle Erwartung gut, und ich fand nicht den geringsten Grund, mich über sie zu beklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

In dem Magazin for Naturvidenskaberne findet sich ein Aufsatz über das Emporsteigen des Bodens in Skandinavien. Abgesehen von der jetzt noch fortdauernden allmählichen Erhebung des Bodens, kommt der Verfasser auf den Schluß, daß der Boden eines großen Theils von Skandinavien in einer mehr oder minder fernen Epoche durch einzelne Stöße, ungefähr wie bei dem Erdbeben von 1822 in Chile, mit einem Mal gehoben worden sey, und bemerkt: 1) Der gewöhnliche Lehm Norwegens, der Muschelsand und der Torf zu Jäffera zeigen durch die verschiedene Höhe der einzelnen Massen an, daß mehrere Hebungen nach einander stattfanden. 2) Die Lehmablagerungen namentlich kommen in verschiedenen Höhen vor, und bilden mehrere Terrassen über einander; die größte Höhe derselben scheint 600 Fuß zu betragen. 3) Die Muschelsandablagerungen, die man von Nordschweden bis in die Finnmarken trifft, beweisen, daß die Erhebungen einen sehr bedeutenden Umfang gehabt haben müssen, ja die bemerkenswerthe Gleichförmigkeit der Vertheilung der Massen läßt glauben, daß wenigstens einige der Hebungen fast allgemein waren, ein um so merkwürdigerer Umstand, da selbst in Spitzbergen ganz ähnliche Lehmlager etwa 20 Fuß über dem Ufer liegen. Außer den alten Uferlinien und Meerablagerung spricht noch ein anderer Umstand für diese Hebungen. Man findet Baumwurzeln, wo jetzt kaum Stauden fortkommen, Fichtenwälder endigen am Abhang der Berge mit Reihen todter Bäume, die seit Jahrhunderten ihre aufrechte Stelle behielten, und dieß bemerkte man nicht bloß in Schweden, sondern auch in Norwegen, das die allmähliche Erhebung des östlichen Theils der skandinavischen Halbinsel nicht zu theilen scheint.

•

Ein Herr Smith hat Nachforschungen angestellt über den vermutheten Wechsel von Meer- und Landhöhe an der Westküste von Schottland, und bei Glasgow zwischen dem Diluvium und den neuern Sandbetten, die der Strom bildete, eine Ablagerung von fein geblättertem Thon mit eingeschlossenen Seemuscheln gefunden, die alle mit neuern Arten identisch sind, eine natica ausgenommen. Dieselbe Ablagerung fand er auch nebst Seegras und Fischbeinen 70 Fuß über der jetzigen Meereshöhe, nicht weit von den Ufern des Loch Lomond.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1836.

Die Republik Babin.

Es gibt heutzutage Gelehrte, welche alle Staatsverfassungen von dem König Sesostris an bis auf Nikolaus von Rußland herab gründlich kennen; es gibt Reisende, welche alle vier Welttheile vom Missisippi bis an den Kaukasus besucht, und die kalten Gegenden des Eismeeres so wie die brennend heißen Sandwüsten Afrika's mit eigenen Augen gesehen haben; aber, ich glaube sicher, keiner von ihnen würde uns eine genügende Antwort geben können, wenn wir die Frage aufwürfen: Was versteht man unter der Republik Babin? wo blüht oder vielmehr blühete die Republik Babin? Da man wahrscheinlich statt aller Antwort an uns dieselbe Frage richten würde, so beginnen wir ohne weitere Umstände unsere Geschichtserzählung, welche wir aus einer polnischen Chronik geschöpft haben.

In dem Lubliner Palatinat liegt, 4 Meilen von der Hauptstadt entfernt, ein kleines Dorf, Namens Babin. Dieses Dorf gehörte im J. 1560 einem gewissen Pszonka, einem unterrichteten, für die damalige Zeit sehr gebildeten Manne, als Staatsbürger und Familienvater von seinen Landsleuten geschätzt und geachtet; er liebte sein Vaterland und lustige Gesellschaft über Alles. Eines Tags kam er auf den Gedanken, eine Republik zu stiften; man glaube jedoch ja nicht, daß ihn der Ehrgeiz plagte, noch daß er neuerungssüchtig war; nichts stimmte weniger mit seinem Charakter überein, als hochverrätherische Umtriebe gegen den Thron seines Königs Sigismund. Worin bestand denn seine Republik? Sie bestand in einem Verein von ehrenwerthen, dem Scherz und muntern Treiben sehr ergebenen Leuten, welche sich in den Kopf setzten, das Betragen und die Sitten ihrer Mitbürger einzig und allein mit den Waffen des Witzes und Spaßes zu bessern. Es wurde dem Gründer der Republik nicht schwer, Mitglieder zu seinem Verein zu werben; die Republik Babin erhielt bald eine eigene Stiftungsurkunde, erfreute sich eines glücklichen Fortgangs und überlebte ihren Gründer.

Jede bürgerliche Einrichtung hat ihren Zweck; der Zweck der ebengenannten ging darauf hin, allen Bewohnern des Königreichs Polen, welche sich irgend eine lächerliche, verkehrte Handlungsweise hatten zu Schulden kommen lassen, Titel, Aemter und Würden zu verleihen; weder der sträfliche Frevel, noch die ungeschickte Tölpelhaftigkeit im Privat-, wie im öffentlichen Leben entrannen einer ironischen Belohnung. Hatte z. B. irgend ein Landbote den Auftrag, einen Bericht an den Reichstag abzustatten oder eine Rede an die Versammlung zu halten, wehe ihm, wenn er weder das Talent der Rede noch der Schrift zu handhaben verstand; denn er bekam sofort ein Diplom zugeschickt, worin er zum Redner oder Berichterstatter der Republik Babin ernannt wurde. Derjenige, welcher ein ihm anvertrautes Geheimniß nicht zu bewahren gewußt und es zur Unzeit verbreitet hatte, konnte sicher darauf zählen, daß ihn die Republik Babin zu ihrem Geheimrath erwählte.

Keine Thatsache, bedeutend oder unbedeutend, entging den Späheraugen des republikanischen Vereins im Dorfe Babin. Wer vom Pferde gefallen war, erhielt ein Rittmeister-Patent; der Offizier, welcher im Kriege durch seine Ungeschicklichkeit ein wohlberechnetes Manöuver vereitelte und den Verlust einer Schlacht herbeiführte, wurde zum Feldmarschall ernannt; dem Prozeßsüchtigen, der mit allen seinen Nachbarn im Streite lag, übertrug man das Amt eines Friedensrichters, und wenn jemand in einer Versammlung solche Verwirrung anstiftete, daß Alles drunter und drüber ging, wurde er zum Präsidenten der Republik Babin erwählt. Kurz die Republik Babin zählte unter ihren Beamten wunderliche Subjekte: Staatsdiener, welche Kassengelder unterschlugen, waren ihre Schatzmeister; Trunkenbolde führten die Oberaufsicht über die öffentlichen Keller; Wüstlinge bewachten den öffentlichen Anstand, und alle Dichterlinge, welche die Leute unaufhörlich mit der Vorlesung ihrer Werke plagten, herrschten unumschränkt auf dem Parnaß; mit Einem Wort, das war eine wirkliche Besserungsanstalt, welche bestrafte, ohne zu züchtigen, und mit unschuldigem Scherz Wunderdinge that.

Als der König Sigismund von dem Bestehen dieser Republik ganz neuer und eigenthümlicher Art Kunde erhalten hatte, und das stete Weiterumsichgreifen dieses kleinen Staats seine Neugierde reizte, wollte er die Mitglieder eines Vereins kennen lernen, welche sich das horazische Castigat ridendo mores

zur Devise genommen. Er betrat gerade den Sitzungssaal, als die leitenden Mitglieder der Republik versammelt waren, welche den Anwesenden neue Kandidaten verschlugen und die mit großem Ernste und aller Würde die Ansprüche für ihre Zulassungsfähigkeit, so wie die geeignetsten ihnen zu ertheilenden Titel berathen ließen. Der König schien sich sehr daran zu erbauen, und fragte, ob es in dieser Republik einen König gäbe, wie im Königreich Polen. Bewahre Gott, erwiderte derjenige, an welchen diese Frage gerichtet war, daß wie bei Lebzeiten Ew. Majestät einen neuen König wählen sollten. Herrschen Sie über die Republik Babin mit demselden Glücke, welches Sie auf dem polnischen Throne begleitet. Sigismund fühlte sich von diesem Vorschlage durchaus nicht verletzt, und verließ den Sitzungssaal ganz erbaut von dem fröhlichen, muntern Freimuth der Republik Babin. Der Kanonikus Szaniawski hat sehr gründliche Forschungen über die Republik Babin angestellt und nachgewiesen, daß sie bis zum Jahe 1677 fortbestand; sein Bericht darüber, den er vor mehreren Jahren der Akademie der Wissenschaften in Warschau vorgelesen hat, erregte zu verschiedenen Malen das allgemeine Gelächter der Zuhörer.

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Fortsetzung.)

II. Odessa.

Der am meisten beglaubigten Meinung zufolge nahm der alte Portus Istricorum oder Istrianorum einen Theil des Raumes ein, auf welchem das heutige Odessa liegt. Im letztverflossenen Jahrhunderte erbauten die Türken an dieser Stelle ein kleines Fort, welches sie Khodscha-Bey nannten, und welches die Seefahrer, welche auf der schon damals häufig besuchten Rhede Getreide, Talg, Häute u. s. w. für Konstantinopel aufluden, zu schützen dienen sollte. Am 14ten August 1789 bemächtigte der russische Konteradmiral von Ribas, ein Italiener von Geburt, sich dieses Forts. Er war es, welcher die kaiserliche Regierung auf die günstige Lage des Ortes und die großen Vortheile aufmerksam machte, welche durch Anlegung eines Hafens für den Handel erzielt werden könnten. Im J. 1793 gab die Kaiserin Katharina ihm den Auftrag, bei dem türkischen Fort eine Stadt zu gründen, welche nach dem ehemals zwischen dem Borysthenes und dem Portus Istricorum gelegenen Ordesus den Namen Odessa erhielt, und ein besseres Geschick hatte, als mancher der unter der Regierung dieser Monarchin gegründeten Orte. Sechs Jahre später zählte Odessa bereits 4147 Einw.: man sah dort 500 steinerne Häuser, 233 Hütten (Semlianki), einige hundert Buden, 36 Magazine, 111 Kellergewölbe, 24 Fabriken, 5 Kirchen, 1 Kapelle, 1 Synagoge, 5 Badehäuser. Im J. 1803, wo Kaiser Alexander den Herzog von Richelieu zum Gouverneur ernannte, welchem 1815 der Graf von Langeron nachfolgte, zählte die Stadt 1500 Häuser und 8000 Einw.; 1808 bereits 20,000, 4 Jahre darauf 25,000, und fast eben so viele in der früher beinahe ganz öden Umgebung. Im J. 1824 belief sich die Einwohnerzahl auf 36,000 in 6000 Häusern; 1829 auf 39,379 (oder 41,552).*) Ein so schnelles Wachsthum mag wohl nicht viele Beispiele haben. — Seit dem J. 1823 bekleidet der Graf Michael Woronzow den Posten eines Generalgouverneurs von Neu-Rußland und Bessarabien, und hat in Odessa, welches sich durch seine Vorsorge bedeutend verschönert hat, seinen Wohnsitz.

Zu Ende des Jahres 1829 gab es in der Stadt 8 Kirchen, 2 Synagogen, 564 Magazine, 880 Buden, 1604 Kellergewölbe, 146 Windmühlen, 56 Fabriken, welche für 1,400,000 Papierrubel Werth Erzeugnisse geliefert haben, 15 Bäder, 3 Märkte, 18 Schulen und Erziehungsinstitute, ein Theater (auch italienische Oper), einen öffentlichen und einen botanischen Garten, 160 Weingärten. In der nähern Umgebung zählt man 14 Dörfer mit 10,440 Einwohnern und beinahe 900 Landhäuser (Chitor). Von 1821—1827 wurde auf öffentliche und Privatbauten ein Kapital von fünf Millionen Papierrubeln verwandt. In demselben Zeitraum verdoppelte sich die Zahl der Handwerker. Von der Einwohnerzahl (im J. 1829) waren 35,673 russische Unterthanen, die Uebrigen Ausländer. 4000 Israeliten sind mit einbegriffen. Während der schönen Jahreszeit locken Handelsinteressen und Seebäder gegen 7—8000 Personen aus Polen und den mittäglichen Provinzen Rußlands herbei.

Odessa (46° 29′ 30″ Br., 48° 17′ 35″ L.) liegt an einer Anhöhe am Meere in der Provinz Kherson.**) In seiner Nähe sind zwei bedeutende Limans, Khodschabeyskói-Liman und Kuialskói-Lima, von den drei Kuialnikflüssen gebildet. Die Rhede ist geräumig und gut: sie ist von NO. bis SO. offen, auf dem Grunde findet man Schlamm und Gras. Die Schiffe ankern gewöhnlich NO. vom Molo bei 35—50 Fuß Tiefe. Der Quarantänehafen, welcher durch einen nach NO. gekrümmten, 283 Klafter langen Molo geschützt ist, kann nicht mehr denn 300 Schiffe fassen; der jetzt regierende Kaiser hat bereits seit einiger Zeit die Absicht, durch Verlängerung dieses Molo den Hafen zu erweitern, wobei indeß zu besorgen ist, daß die Sandbänke sich bis in den Hafen hinein erstrecken werden. An seinem gegenwärtigen Eingange findet man nicht über 20—22 Fuß Wasser, nahe am Ufer 4½—6½ Fuß. Den in ihm sich versammelnden Bodensatz räumt man mittelst einer Ausschlämmungsmaschine weg. Der Hafen, in welchem die Schiffe nach ausgehaltener Quarantäne zugelassen werden, ist klein und seicht; am Eingang hat er nur 10 — 12 Fuß Tiefe, und wird jetzt bloß für die Küstenbarken (Lodki) gebraucht. Er ist durch einen Molo geschützt, welchen man den Kron-Molo nennt, und der 206 Klafter lang ist.***) Der Winter ist hier häufig rauh, doch fällt das Quecksilber gewöhnlich nicht unter 12° R. Die Hitze steigt auf 28°.

---

*) Im J. 1828 fanden 1,228 Heirathen, 2,289 Geburten, 2,018 Todesfälle statt, 1832: 552 Heir., 2,125 Geb., 2,551 Todesf.

**) Der Flächeninhalt dieser Provinz wird von Arsenief zu 1400 geogr. □ M., von Andern nur zu 1,406 bestimmt. Schnitzler gibt ihre Bevölkerung auf 459,400 an, Gebristori auf 450,000; der Annahme Arseniefs (Almanach de St. Petersbourg de 1832) folgend, nimmt Schnitzler 1833 nur 400,000 an.

***) Plan bei Taitbout de Marigny (a. a. O. S. 108.)

Der Handel mit dem Auslande und die Schifffahrt sind größtentheils in den Händen fremder Kaufleute, die sich in Odessa niedergelassen haben. Die Russen beschäftigen sich im Allgemeinen nur mit dem Handel mit dem Binnenlande, mit der Küsten- und Stromfahrt. Die Kaufleute sind Griechen, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche, Israeliten. *)

Der Friede von Kainardschi (1774) eröffnete das schwarze Meer, welches Mohammed II den christlichen Völkerschaften verschlossen hatte, von Neuem dem europäischen Handel, und schon damals konnte man vorhersagen, daß dem Verkehr dieser Küsten eine neue Aera der Blüthe und Regsamkeit bevorstand, die mit den Tagen des Alterthums und Mittelalters, wo Griechen und Italiener sie besuchten und kolonisirten, wetteifern würde. Aber nur die den Osmanen überlegenen Seemächte ersten Ranges, Rußland, Oestreich, Frankreich und England, konnten von dieser neuen Gestaltung der Dinge wahrhaften Vortheil ziehen; die übrigen, denen die türkische Regierung die freie Fahrt durch den Bosporus nicht gestattete, konnten nur unter fremder Flagge an diesem Handel Theil nehmen. Erst in der neuesten Zeit vermochten auch Spanien, Holland, Dänemark, Schweden, Sardinien und die vereinigten Staaten Nordamerika's als Mitbewerber aufzutreten. Früher war die russische Flagge bei weitem die vorherrschende bei den Handelsverbindungen zwischen den Häfen des schwarzen Meers und denen des Archipels und Italiens; jetzt stehen ihr die östreichische, sardinische und englische (jonische und maltesische) zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Seeassekuranz-Kompagnie ist gegenwärtig in der Bildung begriffen, und hat vom Landesherrn die Bestätigung auf vorläufig 10 Jahr (1836—1845) erhalten.

Römische Inschriften zu Budschia.

Die französischen Generalstabs- und Genieoffiziere sind von der Akademie der Inschriften und schönen Künste aufgefordert worden, ihre Aufmerksamkeit auf die Alterthümer in Nordafrika zu wenden. Zu Budschia bildeten diese Offiziere in Folge der an sie ergangenen Aufforderung eine besondere Gesellschaft zu Erforschung der Alterthümer der Stadt; schon hat man Medaillen, Basreliefs und Inschriften aufgefunden, welche die Aufmerksamkeit der Akademiker auf sich zogen, und unter Anderem eine Inschrift, welche Mauritanien dem Kaiser Mark-Aurel votirte. Aus einer andern Inschrift, die zu Ehren eines gewissen Sextus Cornelius Dexter gestiftet wurde, geht die Bestätigung des großen Judenaufstandes in Palästina im Jahre 132 bis 135 unter Barcochab hervor, die man bisher nach der Bemerkung des Herrn Hase nur aus einer einzigen Inschrift kannte. Die eben genannte Inschrift macht auch der Ungewißheit über den alten Namen der Stadt Budschia ein Ende. Man schwankte zwischen Choba und Saldä, aber die Worte: Patrono Coloniae scheinen für die letztere Stadt zu entscheiden, denn Choba war niemals eine römische Kolonie.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Betschuanas, nördlich von Litaku.

(Fortsetzung.)

Nach einer Reise von neun Tagen von Towne aus, in nordöstlicher Richtung, durch ein Land, das einzig seiner Einförmigkeit wegen merkwürdig war, indem man nichts sah als unermeßliche Flächen mit Kameldornbäumen besetzt, einen sandigen Boden mit Kalk bedeckt, und Gras in Menge, aber weder Flüsse noch Quellen, und kein anderes Wasser als einige elende Teiche, kaum hinreichend für die hier hausenden wilden Thiere, erreichten wir den Silschagbolle River, wo unsere Jagdoperationen ihren Anfang nahmen.

Der erste Tag fiel sehr günstig aus, indem wir 11 Kameleparden und zwei Elens erlegten, und noch ein Kamelopardkalb lebendig fingen, so daß mir eine große Auswahl von Fellen und Skeletten zur Aufbewahrung zu Gebote stand. Am zweiten Tage erbeuteten wir einige schwarze und weiße Rhinocerosse und eine halbgewachsene Giraffe. Dieses schöne Thier hatte zwei große Wunden auf den Schultern, welche augenscheinlich von den Klauen eines Löwen herrührten, der diesem riesenhohen, aber friedlichen Thier wahrscheinlich auf den Rücken gesprungen war. Als wir es nach den Wagen zutrieben, strauchelte es unglücklicherweise und brach den Hals. Nachdem unsere Jagd zu Ende war, brachen die Griquas mit ihren beiden Wagen, kurz nachdem wir den Silschagbolle verlassen hatten, sammt allen Korannas nach ihrer Heimath auf, weil sie sich fürchteten dem Gebiete Masilikatsie's nahe zu kommen. Wir aber hielten uns vom Silschagbolle aus in westlicher Richtung, und jagten noch zwei Tage lang an einem vertrockneten Fluß, Maiybana genannt. Nachdem wir wieder über den Silschagbolle nahe bei seinem Zusammenfluß mit dem Meriyan gegangen waren, der sich einige Tagereisen weiter abwärts in den Molopo ergießt, schlugen wir abermals eine nordöstliche Richtung ein.

Ich habe noch nichts über die Bewohner des Landes gesagt, durch das wir kamen, seit wir den Hart River verlassen hatten; denn bis dahin, wo wir zum Erstenmal den Silschagbolle erreichten, hatten wir, einzeln herumstreifende Buschmänner oder Betschuanas ausgenommen, niemand gesehen, nur erst nachdem wir so viel Wildpret erlegten, bekamen wir Gesellschaft in Menge. Die in diesem Theil des Landes zerstreut lebenden Bewohner sind die Ueberreste mehrerer Betschuana-Stämme, als Baharutsie's, Wanketzie's und Barolongs, deren Gebiete Masilikatsie sämmtlich erobert hat. Diese armen Leute wohnen in sehr kleinen Horden beisammen und haben nicht ein einziges Stück Vieh zu ihrem Unterhalt, sondern leben größtentheils von Heuschrecken und dem Wild, welches sie gelegentlich in ihren Fallen fangen. Ich traf einige Wanketzie's, welche mich als den Reisenden erkannten, der vor acht Jahren ihr Land besucht hatte. Sie erzählten mir, daß der vormals so mächtige König Sitigho jetzt ein Bettler sey, und sich jenseits der Kalihary-Wüste geflüchtet habe.

Meine Begleitung bestand jetzt aus Jan Saver, einem jungen Menschen aus der Kolonie, drei Kolonialhottentotten und zwei Griquas, zwei Wagen und drei Pferden, nebst den dreien, welche ich von B. Barends gemiethet hatte. Außerdem befand sich noch Hendrik Klaas mit seinem Wagen und seiner Gesellschaft bei mir, die aus Piet Brand, einem Griqua, einigen jungen Burschen und Knaben und zwei Weibern bestand.

Als wir so längs des südlichen Ufers des Meriyan hinzogen, be-

merkten wir die frische Spur von Hornvieh, das unsern Weg noch an demselben Morgen durchkreuzt haben mußte. Da dieß, weil die Bewohner dieser Gegend, wie bereits erwähnt, keine Heerden besaßen, eine höchst auffallende Erscheinung war, so erregte dieser Umstand so viel Erstaunen und Muthmaßungen unter uns, als die menschlichen Fußtritte im Sand bei Robinson Crusoe. Eben als wir noch darüber hin und her sprachen, kamen einige Eingeborne herbei, welche uns berichteten, daß eine kleine Abtheilung von den Leuten Makhatla's, des Baharutsie-Häuptlings, diesen Morgen vom Gebiet Masilikatsie's zurückgekehrt sey, wo sie den Hirten erschlagen und 17 Stück Ochsen fortgetrieben habe. Dieß war eine schlechte Nachricht für uns, da wir leicht denken konnten, daß Masilikatsie's Leute, wenn sie der Spur des gestohlnen Viehes folgten, auf unsere Wagen stoßen und glauben würden, wir seyen mit den Dieben einverstanden. Als wir den Ausspannplatz erreichten, errichteten wir sogleich eine Art von Befestigung von Buschwerk um unsere Wagen, in die wir im Fall eines Angriffs während der Nacht unsere Pferde und Ochsen treiben konnten. Unsere Waffen wurden in Stand gesetzt, ich gab jedem Mann etwa dreißig Schüsse Pulver und Blei, und traf sonst noch jede Vorsichtsmaßregel, welche unsere Lage nur immer erheischte. Wir wurden jedoch in dieser Nacht von nichts als einem heftigen Gewitter mit starken Regengüssen überfallen, das uns natürlich weit lieber war als Masilikatsie's Krieger. Der Griqua, Piet Barends, der mir vertraute, daß er schon oft auf Masilikatsie's Gebiet gewesen, um Vieh zu stehlen, meinte, wir hätten nichts zu fürchten, weil dieser Häuptling es unter seiner Würde halten würde, einer Kleinigkeit von 17 Ochsen wegen Leute zur Verfolgung auszusenden.

Wir setzten unsere Reise immer in nordöstlicher Richtung fort und kamen endlich an den Moloppo, von wo wir nur noch sechs Stunden (zu Pferde nämlich) nach Masilikatsie's Residenz hatten. Von hier aus wollten die Griquas auch nicht einen Schritt weiter gehen; ich versuchte alles Mögliche, um wenigstens Einen zu bewegen, mich als Dolmetscher zu Pferde zu begleiten, weil ich glaubte, dieser mächtige Häuptling möchte es nicht gut aufnehmen, wenn er erführe, daß wir ihm so nahe waren, ohne ihm einen Besuch abgestattet zu haben, aber Alles war vergebens. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen am Moleppo, während welcher wir eine ziemliche Anzahl Rhinocerosse erlegt und sechs schön gestreifte Quaggas gefangen hatten, vermißte ich, eben als wir aufbrechen wollten, meinen Griqua-Führer, Hans Barends. Da kein Mensch ihn gesehen haben wollte, er auch zudem ein fauler, schläfriger Mensch war, so ließ ich einspannen und brach auf, weil ich glaubte, er schliefe hinter irgend einem Busch, und würde uns, wie er schon oft gethan, bei seinem Erwachen folgen. Wir waren jedoch kaum eine Stunde unterwegs, als Jan Saver zu mir heran kam und mich zu meinem größten Erstaunen unterrichtete, daß Hans nebst Piet Barends und noch zwei andern Griquas sich davon geschlichen hätten, um auf Masilikatsie's Gebiet Vieh zu stehlen. Ich eilte sogleich zu Hendrik Klaas und warf ihm vor, mir die Sache verheimlicht zu haben, doch dieser entschuldigte sich, indem er mich versicherte, die Griquas ernstlich ermahnt zu haben von ihrem Vorhaben abzustehen, daß sie jedoch nicht auf ihn gehört hätten. Ich befand mich jetzt in einer höchst gefährlichen Lage, denn wenn die Räuber mit dem gestohlnen Vieh zu meinen Wagen zurückkamen und verfolgt wurden, so ließ sich leicht vermuthen, was hieraus entstehen werde. Hendrik Klaas tröstete mich jedoch einigermaßen, indem er sagte, daß Piet Barends wohl nicht so unbesonnen seyn werde, zu uns zurückzukommen, da er seinen achtjährigen Sohn bei dem Wagen gelassen habe. Seiner Meinung nach würde Barends einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, so daß unsere Wagen nicht der Gefahr ausgesetzt wären, von den Verfolgern erreicht zu werden. Mir war jedoch nicht wohl zu Muthe, und ich hielt es für das Beste, meine Reise so viel als möglich zu beschleunigen.

Nach einer dreitägigen schnellen Reise diesseits des Moloppo glaubten wir uns so ziemlich sicher vor Masilikatsie, und machten auf einer schönen Ebene Halt, wo es herrliche Weide gab, um die Feindseligkeiten gegen die Kameloparden und Rhinocerosse aufs Neue zu beginnen. Da wir die ganze Zeit über nichts von Piet Barends und seiner Bande gehört hatten, so schlossen wir, daß sie auf ihrem Raubzuge umgekommen seyn müßten.

Da ich jetzt zu der Katastrophe komme, welche die Folge jener Räuberei war, so will ich alle einzelnen Umstände genau anführen. Am 17ten November gingen Jan Saver und mein Griqua-Jäger, Barend Barends, nebst Hendrik Klaas auf die Jagd; die beiden letztern kehrten ohne Beute zurück; Saver aber, der einer Heerde Quaggas nachgesetzt hatte, war ihnen aus dem Gesicht gekommen. Kurz vor Sonnenuntergang schickte ich einen Hottentotten zu Pferde aus, um ihn zu suchen, da mich sein langes Ausbleiben beunruhigte; allein der Hottentott kehrte unverrichteter Sache wieder zurück. Wir machten die ganze Nacht hindurch Signalschüsse, doch ohne Erfolg. Saver ließ sich nicht sehen. Am nächsten Morgen (18ten) schickte ich Hendrik Klaas und Barend Barends aus, ihn zu suchen, und empfahl ihnen, der Spur seines Pferdes von dem Ort aus zu folgen, wo sie ihn verlassen hatten, weil ich fürchtete, er möchte in eine der vielen Gruben gefallen seyn, welche die Eingebornen anlegen, um wilde Thiere zu fangen. Saver kam indeß gegen neun Uhr wieder und erzählte, daß er sich in vergangener Nacht verirrt, und da er müde geworden, endlich eine Quelle und einen guten Grasplatz für sein Pferd gefunden habe; das letztere band er an einen Baum, unter den er sich schlafen legte, und am Morgen aufbrach, um die Wagen zu suchen, was ihm erst nach vieler Mühe gelang, da sich in dieser Gegend weder ein Hügel, noch sonst ein ausgezeichneter Gegenstand befand, der dem Verirrten hätte als Richtpunkt dienen können. Da es ungefähr eine Stunde nach Savers Ankunft außerordentlich heiß wurde, so setzte ich mich ohne Rock in meinen Wagen, um zu lesen, als ich plötzlich Hendrik Klaas in vollem Galopp daher sprengen und von ferne schon unverständliche Zeichen machen sah. Da ich glaubte, er habe einige Giraffen gefangen und fordere uns zum Beistand auf, so befahl ich, die Pferde, die zum Glück eben in der Nähe waren, einzufangen und zu satteln. So wie uns Klaas aber näher kam, rief er laut: „Haltet eure Flinten und eure Pferde bereit, denn Masilikatsie ist uns dicht auf den Fersen.“ Ich blickte jetzt das Thal aufwärts, und sah eine schwarze Menschenmasse wüthend gegen uns anrücken. Es war keine Zeit zu verlieren; ich schnallte also meine Doppelflinte los, hing den Säbel um, und suchte nach meinem Geld und meinen Papieren, um diese im schlimmsten Fall bei mir zu haben, konnte sie aber in der Eil nicht finden. Barend Barends kam dicht hinter Klaas, half den beiden Griquaweibern eilig auf ein lediges Pferd, und mein Hottentott Piet machte sich mit diesen und den Griquaknaben aus dem Staube in den nahen Wald. Ein anderer meiner Hottentotten, Namens Klaas, machte sich ebenfalls davon, so daß Jan Saver, Hendrik Klaas, Barend Barends und ich allein bei den Wagen zurückblieben, um diese gegen ungefähr 200 der furchtbarsten Wilden Südafrika's zu vertheidigen. Old Prins, ein zwergartiger Hottentott, war der einzige von meinen Leuten, der nicht davon lief, ungeachtet er, da er zu Fuß war, gar leicht von den Wilden gefangen werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1836.

Skizzen aus Paris.

Gewerbe.

Die Gewerbe in Paris haben einen eigenthümlichen Charakter. Was nicht auf tägliches Bedürfniß und Verzehren berechnet ist, hat den Luxus und die Launen der Reichsten der ganzen Welt zur Basis, und zum Grundprincip ewige Aenderung. Daher ist ihm vorzüglich langer, allgemeiner Friede, wie der nach dem siebenjährigen Kriege war, und der jetzige Gottlob es ist, sein erstes Bedürfniß. Es ist ganz unglaublich, welche Summen auch jetzt noch die Welt, und selbst England, für Gegenstände des Putzes der Toilette, für schönklingende neue Erfindungen, Perrücken, haarfärbende Pulver, Lithographien ohne Kunstwerth, und Tand aller Art dem Pariser Kunstfleiße zollen. Es ist übrigens nicht zu verschweigen, daß die jetzige Welt ungleich minder geckenhaft ist, als le bon vieux tems, und daß Londons Weise und Waare die der Pariser in vielen Punkten überflügelt und beherrscht. Nur im Damenputz ist die Herrschaft der Pariser ersten Modehändlerinnen noch ohne gefährliche Mitbewerbung; doch passen sie ihre Moden der englischen Magerkeit an.

Die Zahl der Buden ist groß, ja zu groß. Man begreift nicht, wie die Menschen alle so viel verkaufen und verdienen können, daß sie dabei bestehen, besonders wenn man weiß, wie wenig am ächten Pariser zu gewinnen ist. Namentlich ist die Zahl der feilgebotenen Standuhren, Shawls und Seidenwaaren außer allem Verhältniß mit der möglichst großen Nachfrage, und bei den häufigen Versteigerungen wird das lokale Bedürfniß leicht und oft unglaublich wohlfeil befriedigt.

Die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der Gewerbtreibenden, ihre Bemühung, sich feste Kundschaft und Empfehlungen an Andere zu verschaffen, sind sehr groß, im Verhältnisse zu der Größe der Stadt, wo man es recht oft laut und mit ellenlangen Buchstaben bekannt machen muß, daß man der Erste in seinem Fache sey, damit der, welcher unter dem Lärm und den immer wechselnden Eindrücken ganz duslich werden muß, es endlich doch behalte, und den langen Weg nicht scheue.

Nächst dieser musterhaften Höflichkeit ist besonders die Weise zu rühmen, mit welcher der Pariser Gewerbtreibende seine Bude ausschmückt, mit Wenigem guten Effekt hervorbringt, dem Vorübergehenden das Beste zeigt, was seine Bude vermag, um ihn dadurch zum Stillstehen, ja zum Eintritt zu veranlassen.

Im Ganzen ist die Klasse der Gewerbtreibenden sehr mäßig, und bedacht, neben der Versorgung einiger Kinder, es bald dahin zu bringen, als unabhängiger Rentier zu leben. Viele machen ihren Weg schnell, noch mehrere fallen unterwegs, die meisten bringen in guten Zeiten sich durch, und erübrigen auch wohl etwas. Aber die ins Unendliche gehende Mitbewerbung und die Höhe der Abgaben, wozu noch die vertheuernde Stadtaccise und die Zeit und Ruhe raubende Nationalgarde kommen, machen nur wenigen, mit besonderm Talent oder Glück begabten möglich, schnell zu der Wohlhabenheit zu gelangen, welche an andern Orten Reichthum genannt würde, bei den Pariser Preisen und Ansprüchen aber kaum zu wohnlichem Behagen und einiger Landlust hinreicht. Auch ist die Nähe von Paris, von wo der Pariser sich selten weit entfernt, eben so theuer als die Hauptstadt selbst.

Die Hülfe der Frauen, auf welche wie an einem andern Orte zurückkommen werden, ihr Buchführen, ihr Talent den Käufer festzuhalten, ihr Mithandanlegen sind merkwürdig. Die Geschlechter haben früher in den romanischen Nationen in manchen Rücksichten ihre Stellen gewechselt, und im Pariser Leben zeigt sich noch manche Spur hievon. Hiezu kam noch zur Kaiserzeit der Mangel an Männern, wodurch viele unversorgte Mädchen selbst für ihr Fortkommen sorgen, und die Gewerbtreibenden manche Arbeiten, welche für weibliche Hände sich eignen, diesen vorzugsweise anvertrauen mußten.

Wenn man durch die Straßen der Stadt langsam und betrachtend wandelt, und sich vom Sehenswürdigen festhalten läßt, so wird man gewiß aufs freundlichste eingeladen einzutreten, und mit Muße zu beschauen, und wenn man auch nichts kauft, auf die höflichste Weise behandelt. Auffallend ist der Unterschied des Tons zwischen dem modischen Quartier und der Vorstadt St. Germain, wo noch etwas vom antediluvianischen Französischen vorzuherrschen scheint, und wo die Kunden mehr lokal sind, als zufällig. Auch ist Ausschmückung, wetteifernde Nachbarschaft, und die — Windbeutelei des modernen

money making dort noch seltener, und minder subtiler. Noch sind in diesem Stadtviertel manche Buden besser versehen, als ihr Schein gibt, aber das Neueste und Eleganteste darf man so wenig bei ihnen suchen, als bei den besten Speisewirthen ihrer Nachbarschaft die feinen Schüsseln, deren Duft aus Küche und unterirdischen Gemächern in die Arkaden des Palais royal dringt.

Je näher dem gewerblichen Mittelpunkte der Stadt, desto spezieller werden die Gewerbe; je näher den Stadtmauern, desto mehrerlei zusammen findet man bei demselben Verkäufer. Manche Quartiere haben wieder Spezialitäten, wie die Schule der Arzneikunst, wo Ausbälger, Verfertiger von Wachspräparaten, Buchhändler, und besonders wohlfeile Kuchenbäcker sich festgesetzt haben; die Umgegend des Temple, wo überall der Trödelhandel vorherrscht; die Gegend der Place Vendôme, wo die englischen Buden; die elysäischen Felder, wo Pferde- und Wagenhändler, und endlich die Invaliden, um welche die Weinkneipen in unglaublicher Anzahl sich gelagert haben. Die Assekuranz-, Leibrenten- und Steinkohlen-Kompagnien gruppiren sich um die Börse; der Quai Voltaire vereinigt Kunsthändler und Buchhändler; die Mechaniker wohnen auf dem Quai de l'Horloge, die Goldschmiede auf dem Quai des Orfèvres dicht beisammen. In diesem Quartier ist es noch ein Ruhm, ein altes Haus zu seyn.

In den Zeiten der Kriege, mitten im Ruhme der französischen Heere, war das gewerbliche Leben gedrückt, beschränkt und trauernd. Jetzt seit dem Frieden, bei den unzähligen reichen Fremden, welche in Paris ihr Geld verzehren, bei den vervollkommten Kommunikationsmitteln, bei der ungeheuer angewachsenen Staatsschuld und der Thätigkeit der Stockbörse, ist es beinahe in krankhafter Thätigkeit, häufigen und heftigen Krisen unterworfen, von großer Wagniß bei sehr vertheiltem Gewinn, und weit mehr von dem politischen Stande der Dinge abhängig als jemals. Daß die schönen Künste Einiges, die Naturwissenschaften sehr Vieles zur Vervollkommung der Pariser Gewerbe gethan haben, daß ihre Universalität unglaublich ist, in dem persische Stiefel, ägyptische Shawls, Berliner Kochöfen und spanische Chokolade in Einer Straße neben einander verfertigt werden — muß eben so anerkannt werden, als man gestehen muß, daß den Geräthen noch nicht das Vollendete, das Vollständige und Solide der englischen, den verzehrbaren Produkten noch nicht die gleichförmige und besonders die reinliche Behandlung gegeben wird, welcher sie sich in Deutschland und Holland, vorzüglich aber in England erfreuen.

Einem Beobachter, welcher sich des frühern Zustandes noch lebhaft erinnert, entgeht gewiß nicht die Bemerkung, daß alle Gewerbe, welche für die Bedürfnisse der niedern Klassen arbeiten, verhältnißmäßig mehr vorgeschritten sind, als die, welche den Luxus zum Gegenstande haben. Diese blenden freilich mit ihren ungeheuren Spiegelfenstern, und die Schneider, welche oft eine Art Wucherer und Geldverschaffer der vornehmen Jugend sind, mehr als alle; aber Werkzeuge, Stoffe und tägliche Bedürfnisse des gemeinen Volkes sind unendlich besser, vielartiger und solider als früher. Wieder ein Beweis von dem gleichförmigen Gange, welchen die Massen seit 20 Jahren in ganz Europa nahmen, und hier besonders merkwürdig!

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Fortsetzung.)

Ausfuhrartikel.

Getreide. Odessa ist das große Magazin für das Getreide (meist Weizen), der Provinzen Kherson, Podolien, Volhynien, Ukraine und Jekaterinoslaw. Die Hauptmärkte, wohin dasselbe gesandt wird, sind Konstantinopel, Syra, Zante, Livorno, Genua, Marseille. *)

Talg. Die Hauptfabriken finden sich in den Umgebungen von Odessa, Nikolajew, Kischenew, und an andern Orten der Provinz Bessarabien. Die größte Menge wird nach England geführt, einige Ladungen auch nach Konstantinopel und Triest.

Leder. Geht nach Livorno, Triest, Marseille und England. Nach den östreichischen Staaten sendet man es zu Lande über Brody.

Wolle. Dieser Artikel ist gegenwärtig sehr bedeutend und verspricht es in den nächsten Jahren noch weit mehr zu werden. Die gewöhnlichen Gattungen werden nach Triest, Livorno und Marseille gesandt. Die Krim und Bessarabien besitzen mehrere wichtige Anstalten für die Merinos-Schafzucht. Von diesen ging der Ertrag nach England, wird jetzt aber ganz nach Moskau gesandt, wo die während der letztern Jahre sehr in Aufnahme gekommenen Tuchfabriken ihrer bedürfen.

Wachs aus der Ukraine und **Eisen** finden gegenwärtig wenig Absatz. Man schickt sie nach den italienischen Häfen und Marseille.

Seile, gesalzene Butter, Kaviar, Talgkerzen. Gehen meist nach Konstantinopel und Smyrna.

Leinsamen. Man begann mit der Ausfuhr dieses Artikels im J. 1830. Die Hauptsendungen gehen nach England und Holland. (Nach Auspressung des Oels wird das Uebrigbleibende zur Fütterung benützt.)

Einfuhr.

Der Betrag des Einfuhrhandels ist gewöhnlich um die Hälfte geringer als der der Ausfuhr. Dieß liegt eines Theils an dem Prohibitiv-Steuersystem, andern Theils am spärlichen Verbrauch fremder Waaren bei den mittlern und niedern Klassen der Bevölkerung in den mittäglichen Provinzen.

Die Gegenstände sind: Kolonial- und Materialwaaren, Weine, Olivenöl, Rum, getrocknete Früchte, wie Mandeln, Datteln, Feigen, Weintrauben, Orangen- und Zitronenschalen, Safran, Tabak, Gummi, Blei, Zinn, Schwefel, Weihrauch, Schwämme, Perlen, Korallen, Seide, Korkpfropfen, und endlich verarbeitete Artikel, welche gewöhnlich über Brody kommen. Die Kolonialwaaren bezieht man aus England, Genua, Livorno, Malta und Triest. Die Schiffe sind meist englische, maltesische, östreichische, sardinische und russische.

England sendet nach Odessa Kolonialwaaren, raffinirten

---

*) Im J. 1830 brachten 382 sardinische Schiffe 1,110,000 Säcke Getreides aus dem schwarzen Meer nach Genua; 1832 227 Fahrzeuge (worunter 94 östreichische, 65 russische, 53 griechische, 30 englische) 1,075,000 Säcke nach Livorno. Die durch Mißwachs veränderten Verhältnisse dieses Handels in der jüngsten Zeit, und dadurch veranlaßten andern Kombinationen, sind bekannt.

Zucker, Bier (Porter), Zinn, Madeira- und Oportoweine, Steinkohlen, Wollen- und Baumwollenzeuge.

Frankreich: Weine in Fässern und Flaschen, holländische Käse, raffinirten Zucker, Kolonialwaaren, Pfropfen, feines Oel, Gewürzessig, süße Mandeln, Wollen-, Baumwollen- und Seidenstoffe aller Art.

Sardinien: Kolonialwaaren, Olivenöl, Parmesaner Käse, Pfropfen, Blei.

Toscana: Kolonialwaaren, Olivenöl, Marmor, Alabaster, Strohhüte.

Malta: Kolonialwaaren, spanisches Blei, frische Orangen und Zitronen.

Beide Sizilien: Olivenöl, Zitronensäure, Orangen- und Zitronenschalen, süße und bittre Mandeln, Manna, Schwefel, Marsala-Wein, frische Orangen und Zitronen.

Archipel, Smyrna, Konstantinopel: Rothwein von den Inseln, Cyperwein, gewöhnliches Olivenöl, Badeschwämme, getrocknete Früchte aus Smyrna, Baumwolle, Seide aus Brussa, Tabak, Datteln, Gummi, Weihrauch.

Die folgende Uebersicht gibt die Anzahl der in den Jahren 1822 bis 1828 in Odessa angelangten Schiffe an.

Flagge	1822	1823	1824	1825	1826	1827	1828	Summa	Durchschnitts-Zahl
Oestreich	144	198	155	212	188	292	58	1246	178
Rußland	61	121	142	116	165	160	50	815	116
England	52	66	80	96	104	155	4	557	79
Sardinische St.	19	1	21	57	116	236	14	464	66
Türkei	4	6	16	8	10	9	1	54	[illegible]
Frankreich	22	6	5	5	1	1	—	36	5
Schweden	—	16	—	—	—	—	—	16	2
Sizilien	4	—	—	—	—	—	2	6	—
Niederlande	4	—	—	—	—	—	1	5	—
Spanien	4	—	—	—	—	—	—	4	—
Dänemark	1	—	—	—	—	—	—	1	—
	315	414	416	492	582	655	130		

Uebersicht der im J. 1830 angekommenen und abgegangenen Schiffe.

Flagge	Angekommen		Abgegangen	
	mit Ladung	leer	mit Ladung	leer
Beide Sizilien	5	9	13	—
Sardinische Staaten	54	174	234	2
Oestreich	62	160	247	4
Rußland	91	69	178	7
England	55	89	169	1
Frankreich	6	2	9	—
Türkei	7	4	7	—
Schweden	6	3	8	—
Niederlande	1	1	2	—
Griechenland	12	41	54	—
Nordamerika	2	—	2	—
Spanien	2	3	5	—
	300	555	931	14

Angekommene Schiffe: 855; abgegangene 945.

Die Küstenfahrt ist in diesem Hafen ziemlich thätig. Am 31sten Dez. 1829 lagen im Hafen 121 Barken; im Laufe des Jahres 1830 kamen deren 617 an.

Nachfolgendes gibt eine Uebersicht des Werthes der im J. 1830 zu Odessa angelangten und von dort abgesandten Waaren.

I. Werth der zu Lande über Brodi eingegangenen Waaren: Papierrubel 1,872,675.

II. Werth der zur See angelangten Waaren 15,357,464. Von diesen wurde ein Zoll von 1,217,825 Rubeln erhoben. Es befanden sich darunter:

Manufakturgegenstände	1,919,686	Pap. Rubel.
Geld	3,564,611	—
Wein	1,829,472	—
Rohr und gesponnene Seide	1,048,087	—
Olivenöl	728,198	—

III. Werth der von Odessa ausgeführten Waaren: Papierrubel 27,031,060. Zoll: 516,268 Rubel.

Darunter:

Getreide 20,662,886 R. (1,215,738 Tschetwert.)

Talg 2,196,832 R. (285,038 Pud.)

IV. Werth der von Odessa zur See nach Georgien gesandten Waaren: Papierrubel 121,683.

Im Jahre 1831 langten 430 Schiffe an; die Einfuhr belief sich auf 23,000,000 R., Ausfuhr 27,000,000. Im J. 1832 war die Zahl der Schiffe 636; Einfuhr 14,900,000, Ausfuhr 28,000,000. *)

Die jährliche Durchschnittzahl des von Odessa ausgeführten Getreides beläuft sich bis auf die neuesten Zeiten auf 800,000 bis 1 Million Tschetwert. Der Transithandel über Brodi steigt auf 2,500,000 Rubel jährlich: durch ihn werden die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus versorgt. Der Waarentransport von Odessa nach Moskau braucht gewöhnlich 30—35 Tage. Die Fracht beträgt 1 Rubel 50 Kopeken — 3 Rubel per Pud (40 Pfd.), je nach der Jahreszeit.

In den Jahren 1803—1829 wurden in Odessa 115 Fallimente erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahre 1833 wurden 578,100 Tschetwert Weizen (für 6,673,091 Rubel) versandt, meist nach der Türkei, Griechenland, dem Adriatischen Meere, Livorno, Genua, und, in geringer Quantität, nach Marseille. Roggen wurde fast durchgängig in das Adriatische Meer und Gerste nach der Türkei ausgeführt. Beide Getreidearten nebst 7464 Tschetwert Weizenmehl geben zusammen 29,946 Tschetwert, an Werth 392,995 Rubel.

Ein junger Orangutang.

Das französische Museum der Naturgeschichte hat am 15ten Mai einen jungen Orangutang erhalten durch einen Kapitän Vanisghem, der ihn in Sumatra auf eine seltsame Art erhielt. Er hatte einigen Jägern Auftrag gegeben, ihm einen zu fangen, und diese stießen bald auf ein Weibchen mit ihrem Jungen; heftig verfolgt, flüchtete sich dieses auf einen Baum, dessen Zweige die Jäger nach einander abhieben. Nur der Zweig, welcher das Thier trug, war noch übrig, und als dieses sich von allen Seiten umrungen sah, wollte es sich auf einen

benachbarten Baum schwingen, als einer der Jäger ihm durch einen Streich mit dem Beile die Hand abhieb. Das Weibchen nahm nun ihr Junges in die ihr noch übrige Hand, da es sich aber nun auf den Bäumen nicht gehörig halten konnte, fiel es bald in die Hände der Jäger. Auf der Reise nach Europa fing seine Wunde an zu eitern, und das Weibchen starb, das Junge aber, dessen Alter er auf sechs Wochen schätzte, blieb am Leben. Anfangs war es ganz nackt, und nur nach und nach fingen die Haare, die jetzt den ganzen Körper bedecken, an sich zu entwickeln: die Haare des Rückens kamen zuerst, dann die des Bauchs und der untern Theile. Nichts desto weniger hatte das Thier bereits die Schneide- und Hundszähne erhalten, die Backenzähne, deren es jetzt drei auf jeder Seite und an jeder Kinnlade hatte, erschienen später, ohne dem Jungen merkliche Schmerzen zu verursachen. Man nährte dasselbe mit Fleischbrühe, die man ihm wie einem Kinde eingeben mußte; damals war es sehr schwach und einfältig, jetzt dagegen ist es sehr aufgeweckt und für Liebkosungen empfindlich; namentlich liebt es Herrn Baulsghem, doch ist es mit jedermann vertraut, gibt den Leuten die Hand, hält sich an ihren Beinen fest, und klettert ihnen sogar auf die Schultern. Wird es gar zu unruhig, so straft es der Kapitän mit Ohrfeigen oder auch mit Hieben mit dem Tau; dann setzt es sich in einen Winkel, verbirgt das Gesicht in seinen Händen und weint manchmal. In diesem Falle bringt es die Hände an die Augen, gleichsam um sie auszuwischen. Es spielt mit Kindern, und ist mit diesen viel sanfter als mit großen Personen. Einige Thiere liebt es, die Katzen aber kann es nicht ausstehen, eben so wenig die andern Affen; dagegen liebt es besonders die Hunde, und der Kapitän schlug vor, ihm einen jungen Hund zur Gesellschaft in seinen Käfig zu geben. Die Gesellschaft scheint es sehr zu lieben, denn sobald es allein ist, wird es zornig und zerreißt Alles, was ihm unter die Hände kommt; sobald man es dagegen in Gesellschaft bringt, kann man mit ihm machen was man will, und besonders läßt es sich gern auf alle mögliche Weise herumpudeln. Es befindet sich vollkommen wohl. Sein etwas großer Bauch fällt auf, so wie sein langsamer Gang, als ob das Thierchen kreuzlahm wäre; dagegen klettert es mit einer ungemeinen Leichtigkeit.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Betschuanas, nördlich von Litaku.

(Fortsetzung.)

Wir saßen jetzt zu Pferde, und in dem kritischen Augenblick, als die Matebely (dieß ist der Name des Stammes Massilikatsie's) noch etwa 200 Schritte von uns entfernt waren, sah ich den schurkischen Piet Barends in entgegengesetzter Richtung von den Kaffern auf die Wagen zukommen; sein Pferd brach fast unter ihm zusammen und sein Gesicht war todtenbleich. Ich hatte kaum Zeit diesem schlechten Menschen seine Aufführung vorzuwerfen, als die Matebely auch schon dicht bei uns waren. Sie breiteten sich aus, um die Wagen zu umringen, und als ich dieß sah, ritt ich näher zu ihnen und machte ihnen Zeichen, daß ich sprechen wolle, was jedoch unbeachtet blieb. Ein Hagel von Assagayen nöthigte mich bald auf den Rückweg zu denken. Der rechte Flügel der Wilden bemächtigte sich unserer Ochsen und Schafe, und als sie uns fast umringt hatten, brachen wir an der am schwächsten besetzten Stelle durch den Kreis, kehrten dann um und gaben Feuer. Es gelang ihnen jedoch, uns von den Wagen zu verjagen und in ein Gehölz von Kameldorn zu treiben, was keineswegs ein vortheilhafter Kampfplatz für uns war, weßhalb ich mich auch nach einem freiern und höher gelegenen Platz zu ziehen suchte. Durch das unausgesetzte Feuer, welches wir auf unsrem Rückzug unterhielten, wurden drei von den Wilden getödtet und einer verwundet. Der Feind schien den Vortheil einzusehen, den wir durch unsern Rückzug gewonnen hatten, denn Einige gingen durch den Fluß, um uns zu folgen, während Andere in das Bett desselben hinabstiegen, um durch das emporragende Ufer gegen unser Feuer geschützt zu seyn und uns unmerklich zu umzingeln. Auf einen der Verwegensten unter den Wilden feuerten wir wohl sechsmal, ohne ihn jedoch zu verletzen, obschon eine Kugel in seinen Schild und eine andere dicht zwischen seinen Füßen in den Boden schlug. Auf dem andern Flügel aber schoß Hendrik Klaas einen todt, und nun zeigten die Wilden, vielleicht weil der Getödtete ein Häuptling war, keine Lust mehr, weiter vorzurücken. Diejenigen, welche diesseits des Flusses waren, gingen wieder über denselben zurück, und bald kehrte die ganze Masse, die Schilder auf den Rücken gehängt, wieder zu unsern Wagen zurück. Wir machten uns jetzt zusammen auf den Weg, mein Hottentott, Klaas, hatte sich auch ein Herz gefaßt und war wieder gekommen, und nun beschlossen wir, den Hottentotten Piet und die Griquaweiber und Knaben aufzusuchen. In dieser Absicht ritten wir am linken Ufer des Flusses hinab, waren aber noch nicht weit gekommen, als ein dichter Rauch, der von der Stelle aufstieg, wo unsere Wagen standen, uns fürchten ließ, daß diese von den Kaffern verbrannt würden. Bei genauerer Untersuchung zeigte sich auch, daß dieser Verdacht gegründet sey, denn die drei verschiedenen Feuer entsprachen genau den Stellen, wo unsere Wagen standen. Als wir einen Betschuanas-Kraal erreichten, der etwa vier Meilen unterhalb unseres Kampfplatzes lag, fanden wir die armen Bewohner desselben in großer Angst und zur Flucht gerüstet, weil sie, wenn sie von den Matebely hier gefunden wurden, unfehlbar ermordet worden wären, indem diese grausamen Wilden jeden Stamm vertilgen, durch dessen Gebiet sie kommen. Diese Leute bestätigten die Verbrennung unserer Wagen, da einer von ihnen eben aus dem Walde zurückgekehrt war, in dessen Nähe sie standen. Mit Mühe erhielten wir jeder einen Mund voll schlammiges Wasser und die Nachricht, daß unsere Flüchtlinge kurz vor uns durch den Kraal gekommen wären. Bald fanden wir ihre Spur und sie selbst endlich unter einem Baume rastend. Die Weiber erzählten uns, daß der schurkische Barends, der Ursache an all unserem Unglück war, ihnen ihr Pferd genommen, mit seinem Sohn auf demselben davon geritten sey und sie ihrem Schicksal überlassen habe. Zwei von den Griquasknaben wurden noch vermißt, und ich habe nie erfahren können, was aus ihnen geworden.

Da ich jetzt keine Aussicht mehr hatte, etwas von meinen Sachen zu bekommen, und alle meine herrlichen Sammlungen, die Frucht einer Arbeit von mehrern Monaten, mit Einem Schlag verloren waren, so blieb nichts übrig als zu suchen, so gut als möglich nach Hause zu kommen. Meinen Verlust an Büchern, Instrumenten, vielen andern werthvollen Gegenständen, Wagen und Vieh kann ich, gering gerechnet, auf 6000 Reichsthaler anschlagen, und da alle Aussichten zu einer vortheilhaften Reise vorhanden waren, so mag er sich, nebst dem verloren gegangenen Gewinn derselben, leicht auf 11 bis 12,000 Reichsthaler belaufen; keine Kleinigkeit für einen armen Teufel.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widtmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1836.

Die Föderation von Centralamerika.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London las der bekannte, um sein Vaterland in mehrfacher Hinsicht sehr verdiente Oberst Galindo, der sich gegenwärtig als bevollmächtigter Minister in London befindet, eine statistische Notiz über sein Vaterland vor. Wir entlehnen aus diesen als offiziell zu betrachtenden Angaben Nachstehendes als das Wichtigste.

Centralamerika umfaßt fünf Staaten, Costarrica, Nicaragua, Honduras, Salvador und Guatimala: ein besonderer Föderaldistrikt enthält, wie in Nordamerika, die Hauptstadt des Landes, San Salvador; der Distrikt erstreckt sich von dem stillen Ocean etwa 20 (engl.) Meilen in der Länge und Breite. Die Regierung, welche allein unter allen ehemaligen spanischen Kolonien föderalistisch blieb, ist der der Vereinigten Staaten nachgebildet, und besteht gleichfalls aus einem Präsidenten, einem Senat und einem Kongreß. Die natürlichen Gränzen des Landes sind gegen Süden der schmalste Theil des Isthmus von Panama; gegen Norden der Isthmus von Tehuantepec, seine politischen Gränzen aber sind enger gezogen. Das Land ist ausnehmend schön und fruchtbar, meist nur mäßig hoch, und von einer Centralkette durchzogen, einer Fortsetzung der Anden im Süden und der Felsengebirge im Norden, aber innerhalb des Gebiets der Föderation ist die Kette an zwei Stellen fast gänzlich abgeschnitten durch Querthäler, in deren einem der See von Nicaragua, in dem andern die Ebene von Comayagua liegt. Das Gebirge läuft nicht der Küste parallel, sondern nähert sich bald dem einen, bald dem andern Meere; es besteht aus Urgebirg, und ist reich an Metallen, nach der Erhebung der verschiedenen Theile ist diese Vegetation theils der tropischen, theils der gemäßigten Zone entsprechend. Den Fuß des Gebirgs umgibt ein Saum von höchst reichem und fruchtbarem Alluvialboden. Eine Reihe zuweilen thätiger Vulkane läuft am Ufer des stillen Meeres hin, keiner aber findet sich auf der atlantischen Seite. Einige derselben sind weit höher als die Centralkette, und einer erreicht sogar die Höhe von 12,620 Fuß: dieser hat jedoch nie Feuer ausgeworfen, sondern nur Ströme von Wasser und Steine, die andern aber sind zerstörender, und namentlich hat der von Cosiguina sich in neuester Zeit sehr thätig gezeigt.

Centralamerika zeichnet sich vor Mexiko durch seine schönen Häfen, so wie durch die unbegränzte Toleranz seiner Regierung aus. Sklaverei und Kastenunterschied sind völlig abgeschafft, alle Religionen geduldet, und selbst das Heidenthum der Indier steht unter dem Schutz des Gesetzes. Auch viele Protestanten haben sich schon im Lande niedergelassen, und ihre Anzahl wächst täglich, während in Mexiko nur Katholiken Landbesitzer seyn, und das volle Bürgerrecht genießen können. Die Bevölkerung, welche nahezu zwei Millionen beträgt, ist folgendermaßen vertheilt:

	Indier.	Weiße.	Mischlinge.	Gesammtzahl.
Costarrica	25.900	125.000		150.000
Nicaragua	120,000	110.000	120.000	550,000
Honduras		60.000	240,000	500,000
Salvador	70.000	70.000	210,000	350,000
Guatimala	450.000	100,000	150,000	700,000
Föderaldistrikt	20.000	10,000	20.000	50,000
	685,000	475,000	740.000	1.900,000

Neger gibt es äußerst wenige in Centralamerika, und die Mischlinge zwischen Weißen und Indiern sind kaum von den Weißen zu unterscheiden. Die Indier im Staate Guatimala haben in bedeutendem Grade ihre ursprünglichen Sitten und ihre Sprache beibehalten, aber in den andern Staaten sprechen sie spanisch, und sind auch hinsichtlich ihrer Gewohnheiten mit der Masse der Bevölkerung verschmolzen. Im Allgemeinen leben die verschiedenen Racen in gutem Einverständniß unter einander, die Indier sind der Regierung zugethan, und ziehen im Ganzen ihre weißen Mitbürger den Mischlingen vor. Auffallend ist, daß unter den Weißen und Mischlingen mehr Mädchen als Knaben, ungefähr im Verhältniß wie 11 : 8 geboren werden, was um so mehr zu verwundern ist, als ein gleiches Mißverhältniß in andern Theilen Amerika's auf Seite der Knaben statt findet.

Centralamerika enthält 29 Städte und 12 Haupthäfen, 6 auf der Ost-, und 6 auf der Westseite, nämlich: an der Bai von Honduras, Isabal, Omoa und Trugillo; am karaibischen Meere San Juan de Nicaragua, Moin und Bocatoro, und im

stillen Meere Calderas, Realejo, Union, Libertad, Acajutla und Istapa. Die Stapelwaaren des Landes sind Indigo, Cochenille, Mahagony, Farbhölzer, Häute, Balsam, Gold von Costarrica und Silber von Honduras. Kürzlich hat sich eine Kompagnie gebildet, um die Einwanderung zu befördern, und die Regierung hat einen ausgedehnten Landstrich zu ihrer Verfügung gestellt. Die Errichtung von Schulen wird auf alle Weise begünstigt.

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Fortsetzung.)

III. Liman des Dniepr. Nikolajew. Kherson.

Der Dniepr (Borysthenes), welcher eine Strecke weit die südöstliche Gränze der Provinz Kherson bildet, ergießt sich, ehe er eigentlich in das schwarze Meer mündet, in einen großen Liman, in welchem sich die Wasser des Bug (Hypanis) mit den seinen vereinigen. Die Mündung des Stromes in diesen Liman wird von einer Menge kleiner Eilande durchschnitten, und durch das Kap Kizime beherrscht. Das Wasser ist seicht. Gewöhnlich zwei Monate lang (1—15 Dez. bis 10—20 Febr.) ist er mit Eis bedeckt, wenn auch die in dieser Zeit häufig wehenden Südwinde dieß bisweilen zum Schmelzen bringen. Der Bug ergießt sich in den Liman, 16 Miglien östlich von dessen Mündung bei Otschakow. Seine Ufer sind ziemlich hoch, seine Tiefe bis Nikolajew varirt zwischen 20 und 60 Fuß. An beiden Ufern sind Bänke, welche sich an einzelnen Stellen weit in das Strombett hinein erstrecken. *)

1. Nikolajew.

In einer Entfernung von 20 Miglien vom Liman, bei der Mündung des Ingul in den Bug und auf dessen linken Ufer, liegt diese regelmäßig gebaute Stadt unter dem 46° 58′ 15″ Br., 49° 40′ 54″ L. Hier ist das Arsenal der russischen Flotte des schwarzen Meeres, die Werfte der Kriegsschiffe und Residenz der Admiralität. Vor der Stadt liegen die der letztern dienenden Gebäude und der Sommerpalast, das Observatorium, die Artillerie- und Marineschule und das Pulvermagazin. Die Einwohnerzahl besteht aus etwa 15,000 Seelen (nach Schnitzler nur 8,420), alle Russen, mit Ausnahme von 100 Deutschen und 150 Juden. Die zum Flottendienst gehörenden 8—10,000 Individuen sind in obiger Zahl nicht mitgerechnet. Kein Handelsschiff wird in Nikolajew zugelassen, bevor es in einem andern russischen Hafen seine Quarantänezeit bestanden hat.

2. Kherson.

Diese Stadt, Hauptort der Provinz gleichen Namens, liegt auf dem rechten Ufer des Dniepr, welcher hier etwa 2 Miglien Breite und 50 Fuß Tiefe hat, und sich bald darauf in mehrere Arme verzweigt, unter dem 46° 37′ 46″ Br., 50° 18′ 18″ L. Die Zahl der Einwohner beträgt 21,508. Mit dem Auslande findet kein unmittelbarer Verkehr statt, da hier keine Quarantäneanstalt besteht: der Handel beschränkt sich also auf die Küstenfahrt nach den russischen Häfen, und namentlich nach Odessa, wohin Getreide, Mehl, Talg, Bau- und Brennholz gesandt werden. In Betreff der genannten Artikel ist Kherson eine Art Entrepot für verschiedene Provinzen des Reichs. Man baut hier keine Kriegsschiffe, wohl aber Handelsfahrzeuge.

Das Getreide kommt aus den Bezirken von Werchne-Dnieprowsk, Jekaterinoslaw, Nowomoskowsk, Alexandrowsk, Orekow u. a. Die Talgfabriken liefern jährlich gegen 30,000 Pud. Die Merinosschafzucht in der Provinz ist bedeutend, und man zählt über 200,000 Stück. Es gibt drei Wäschen für Merinoswolle, eine für gewöhnliche Wolle. Letztere ist ein Erwerbzweig der dort ansässigen moldauischen und bulgarischen Hirten.

Der Dniepr erleichtert den Transport der nördlichen Gegenden Rußlands nach Kherson. Aus den Provinzen Mohilew, Smolensk, Minsk, Tschernigow und Kiew kommen zu Wasser Schiffbauartikel, wie Mastbäume, Stangen, Bretter, Stricke, Eisenwerk u. s. w.*) Kherson bezieht diese aus den nämlichen Orten, welche sie nach Riga und den Ostseehäfen versenden. Die bedeutenden Ankäufe von Schiffbauholz, namentlich Mastbäumen, welche die französische Regierung für den Hafen von Toulon, und die spanische 1822 für den von Carthagena hier machen ließ, haben gezeigt, daß Zeit und Kosten gespart werden, wenn man die Schwarzmeerhäfen denen der Ostsee vorzieht. Auch die Faßdauben sind hier bedeutend wohlfeiler, als die von Livorno, Neapel, Fiume und der Romagna.

Khersen besitzt 89 Barken von 200—400 Lasten und an 200 Lodken von 80—200. Im J. 1330 baute man 9 Barken und 29 Lodken.

Nachfolgende Uebersicht nennt Gattungen und Werth der im J. 1830 von Kherson ausgeführten Waaren nebst deren Bestimmung.

Bestimmung	Barken und Lodken	Ausgeführte Artikel	Werth in Papier R.
Odessa	151	Korn 69.549 Tschetwerts	881.505
	—	Gerste, Hafer, Roggen 2919 Tsch.	
	356	Bauholz	1.648.102
	75	Eisen (verarbeitetes), Stricke rc.	887.542
Nikolajew	139	Bauholz	1.458.407
Sevastopol	11	—	142.164
Feodosia	2	—	11.959
Eupatoria	1	—	13.102
Mittelmeer	1	Korn und Hafer 5290 Tsch.	17.860
Alexandria	3	Bauholz und Schiffsmasten	38.946
	713	Tschetwert 75.788	5.182.196

*) Taitbout de Marigny gibt Karten vom Liman des Dniepr, vom Bug bis Nikolajew, und einen Plan von letzterm Orte (a. a. O. S. 97 ff.)

*) Die Zahl der auf dem Dniepr zu Kherson angelangten Barken ist folgende:
1825 — 85
1826 — 95
1827 — 130
1828 — 142.
Die Barken selbst werden gewöhnlich zerschlagen und das Holz derselben zur Heizung gebraucht.

IV. Häfen der Krim.

Die Küsten der Taurischen Halbinsel (Chersonesus Taurica), welche jetzt wieder den offiziellen Namen Taurien führt, der indeß den tatarischen nicht verdrängt hat, bieten eine Menge von Buchten und Landungsplätzen dar, welche zu allen Zeiten benutzt wurden, und jetzt zum Theil einen äußerst ausgedehnten Handel treiben. Die Einwohnerzahl der gesammten Provinz, welche nach der Berechnung der Reymann'schen Karte 1,646[47] □ M. Flächeninhalt hat, gibt Schnitzler (1829) auf 346,200 an. *) Die Hauptstadt ist Akhmetschet (Simferopol.)

1. Eupatoria,

auch Jevpatoria, bei Tataren und Türken Güzlewe (Schönauge) geheißen, ebenfalls unter dem Namen Koslov bekannt, liegt auf der Westküste der Halbinsel, unter dem 45° 15′ Br., 51° 6′ L. Katharina II gab dem Orte seinen jetzigen Namen nach einem Fort des Mithridates Eupator, von dem man irrig glaubte, es habe auf dieser Stelle gelegen. Die Rhede ist offen und namentlich beim Südwinde sehr unsicher; bei der Landspitze, auf welcher das Lazareth liegt, stößt man auf Untiefen. Die Schiffe ankern nahe am Ufer bei 3—3½ Braccien Tiefe, weiterhin bei 4—6 Braccien. Der Hafen friert niemals zu. Die Bevölkerung von Eupatoria beläuft sich auf etwa 9000 Seelen meist Tataren und Juden (Karaiten), nebst einigen Griechen und Armeniern.

Der Handel dieses Ortes würde weit bedeutender seyn, wenn die Waaren nicht erst in Feodosia ausgeschifft werden müßten, dort ihre Quarantäne auszuhalten; in Eupatoria werden sie erst nach beendigter Contumazzeit zugelassen. Die Einfuhr besteht in Tabak, Nüssen, Haselnüssen, Johannisbrod, Nardenk und andern Erzeugnissen Anatoliens und der Inseln des Archipels. Seiden- und Baumwollenzeuge kommen gleichfalls aus Kleinasien und aus Konstantinopel. Die Ausfuhr besteht in Korn, Gerste, Hirse, wenig Hafer, gesalzener Butter, Hasenfellen und Salz, die namentlich nach den asiatischen Küsten versandt werden. Der Verkehr mit dem Binnenlande beschäftigt sich mit Lammfellen, namentlich schwarzen, die denen von Astrakhan ähneln und zu Pelzwerk verwandt werden (jährlich 50—60,000 Stück) **), Wolle, Wein aus der Krim, Salz von Perecop. Das Inland liefert übrigens eingesalzene Butter, Leinwand, Flachs, Schnupftücher, Filze, Talg, Getreide, gegerbte Häute von Baktschi-Serai. Aus diesem Orte und Karasubasar bezieht die Krim ihren ganzen Lederbedarf.

Die Häfen von Eupatoria und Feodosia sind die großen Depots der Erzeugnisse der Krim und der Nogaiischen Steppe. Eupatoria unterhält fortwährend Verbindungen mit Anatolien, Konstantinopel und dem Archipel, mit den Mittelmeer-Häfen bestanden solche nur 1817 und 1818, Jahre, wo das Getreide in Europa wegen Mißwachs fehlte. Der Handel hat im Ganzen abgenommen und wird von Kaufleuten in Odessa und Konstantinopel aus der zweiten Hand betrieben. Doch bildet der Platz, einem hinreichend mit Kapitalien versehenen, und mit den Häfen des Mittelmeeres in Verbindung stehenden europäischen Hause, Gelegenheit zu bedeutenden Operationen in Getreide, das hier immer wohlfeiler ist, als in Odessa und Taganrog. Der Lebensunterhalt kostet äußerst wenig.

Die Zahl der im J. 1830 angelangten und abgegangenen Fahrzeuge war folgende:

Angelangte		Abgegangene	
Türkische	140	Nach Konstantinopel mit Fracht	141
Russische	17	—	17
Englisch-jonische	28	26 mit Fracht, 2 leer	28
Griechische	12	mit Fracht	12
Französische	3	—	3
Oestreichische	7	—	7
Sardinische u. Sizilische	2	—	2
Fahrzeuge	209	Fahrzeuge	210
Küstenfahrt. Russische	49	mit Fracht	37
Türkische	1	leer	13
Angelangt	50	Abgegangen	50

Der Werth der Einfuhr belief sich auf 1,481,845 Papierrubel; jener der Ausfuhr auf 2,994,923.

(Fortsetzung folgt.)

*) Spätere Angaben bestimmen die Bevölkerung indeß zu 428,000 Seelen, wovon auf Simferopol 6000, auf Baktschi-Serai, die alte Residenz der Khans der Krim 9000, und auf Karasubasar 4000 (10,897) kommen. Einen Hauptreichthum der Provinz machen die Salinen aus. Die Einkünfte davon betrugen 1815 1,500,000 Papierrubel, 1819 6,700,000.

Den Kern der Bevölkerung bilden Tataren (über 120,000), theils Nogais oder Tataren der Steppe, theils Tats, Bewohner der südlichen Gegenden. Erstere waren einst Nomaden, haben aber seit ungefähr 30 Jahren feste Wohnplätze. Sie bekennen sich zum Islamismus. Groß- und Kleinrussen geben eine Zahl von ungefähr 40,000. Ueberdieß findet man Griechen, Arnauten, Bulgaren, Armenier, deutsche Kolonisten (namentlich im Bezirk Melitopol) und karaitische Hebräer (vergl. Schnitzler, a. a. O. p. 731.)

**) Die Zahl steigt selbst auf 100,000; der Preis ist 4—5 Rubel das Stück. Die schönsten kommen aus dem Kreise Tarakhankut, und gehen großentheils nach Polen.

Der Stein der Weisen im Fluss Soan.

Der Fluß Soan, welcher die Militärstraße von Calcutta nach Benares durchschneidet, ist wegen seiner Kieselsteine berühmt; in der Regenzeit ist der Strom drei (englische) Meilen breit, während der übrigen Zeit des Jahres aber ist das Bett größtentheils trocken. Nach der Meinung des Volks liegt im Bette des Flusses der Stein der Weisen, welcher Glauben sich auf folgende Thatsache gründet. In den Tagen, als Sassiram und Rotas Ghor blühende Städte waren, zog ein Fürst, Namens Schir Schah, mit einem prächtigen Zuge über den Soan. Als man am jenseitigen Ufer ankam, war die eiserne Kette am Fuß eines Elephanten in reines Gold umgewandelt, und die befragten Weisen erklärten, die Kette müsse mit dem Paros Pathar, dem Stein der Weisen, in Berührung gekommen seyn. Eine solche Gelegenheit, zu unermeßlichem Reichthum zu gelangen, war nicht zu versäumen, und alsbald ward befohlen, aus dem Strombett eine Masse Kiesel herauszuholen; Vornehm und Gering machte sich an die Arbeit, jeder

mit einem Stück Eisen an der Hand; man brachte einen Kiesel an das Stück Eisen, und wenn dieß nicht in Gold verwandelt wurde, warf man den Kiesel wieder ins Wasser. Aber die Zeit verfloß, die Leute wurden ungeduldig, und das Anrühren und Wegwerfen ging ziemlich schnell. Das blinde Glück ließ endlich den Stein der Weisen in die Hände eines Grasschneiders fallen, das Eisen verwandelte sich augenblicklich in Gold, aber — eben so schnell war auch der Stein, gleich seinen unnützen Vorgängern, wieder zurück ins Wasser geflogen. Der Fürst, wüthend seine Hoffnung so getäuscht zu sehen, ließ den unglücklichen Grasschneider alsbald mit gebundenen Händen und Füßen in den Strom werfen. Das Suchen begann von Neuem, aber umsonst, der Stein liegt noch im Flusse.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Betschuanas, nördlich von Litaku.

(Fortsetzung.)

Wir traten unsere Heimreise bald reitend, bald gehend an, da nicht Pferde genug für Alle vorhanden waren, und eilten uns so sehr, als unsere unglücklichen Umstände es gestatteten. Wir hatten keinen Führer, sondern hielten uns immer in südwestlicher Richtung, und vertrauten auf die Vorsehung, daß sie uns glücklich nach Matato, der nächsten Missionsstation, geleiten werde.

Der Tag war sehr heiß, und die Sonne sank bereits am Horizont, ohne daß eine Spur von Wasser zu erblicken gewesen wäre. Schweigend setzten wir unsern Weg durch das hohe Gras und das dornige Gebüsch fort, womit das Land hin bedeckt ist, nicht wissend, ob unsere Feinde uns vielleicht nicht auf den Fersen waren. Gegen zehn Uhr sahen wir ein Licht, dem wir uns mit großer Vorsicht näherten, weil wir nicht wußten, ob wir Freund oder Feind vor uns hatten. Zu unserer großen Freude fanden wir jedoch, daß es ein Betschuana-Kraal sey, aus dem auf unser Geschrei: „Se Weitae!" (Gebt uns Wasser!) die bewaffneten Männer heraussprangen, die nicht wußten, was sie von unserem späten Besuch und unserem Aufzug denken sollten. Nach einer Erzählung unseres Unglücks wurden uns einige Straußeneierschalen mit schlammigem Wasser gereicht, das uns seines wenig einladenden Aussehens ungeachtet dennoch sehr erquickte. Als die armen Leute von den Matebely hörten, wollten sie sogleich fliehen, und einer von ihnen zeigte uns einen etwa eine Meile von ihren Hütten entfernten kleinen schlammigen Teich, aus dem sie ihr Wasser holten. Hier sattelten wir auf einige Minuten ab und führten unsere durstigen Pferde zur Tränke.

Als der Mond aufgegangen war, setzten wir unsere traurige Reise wieder fort, und nach mancher ewig langen Meile standen wir öfters lauschend still, ob wir nicht das Quaken irgend eines verliebten Frosches hörten, das uns Wasser anzeigte, denn unser Durst wurde immer unerträglicher. Wir lauschten jedoch vergebens, und mit Tagesanbruch lagerten wir, gänzlich erschöpft, im Schatten eines Busches. Ein halbstündiger Schlummer erquickte uns wieder etwas, und nun brachen wir wieder auf, ohne jedoch zu wissen wohin. Eben hielten wir Rath, nach welcher Seite wir uns wenden sollten, als plötzlich das Schnalzen einer Peitsche zu unsern Ohren drang. Schnell sprang ich auf mein Pferd, sprengte dem Schalle nach und feuerte meine Flinte ab, um dem wahrscheinlich weit entfernten Fuhrmann ein Zeichen zu geben. Endlich erblickte ich zwei Wagen, und glaubte schon Freunde von der afrikanischen Expedition gefunden zu haben, hatte mich aber geirrt, denn es war ein Herr Gibson, ein Handelsmann, der sich auf dem Wege nach Massilikatsie befand. Herzlich erfreut, des armen Mannes Leben retten zu können, setzte ich ihn mit kurzen Worten von unserem Unglück und der Gefahr in Kenntniß, die er liefe, wenn er unter diesen Umständen seine Reise fortsetze. Er hörte mich aber kaltblütig an und sagte dann, Massilikatsie müsse uns alle für Griquas gehalten haben, denn er kenne diesen Häuptling und sey überzeugt, daß er keinen Weißen angreife. Herr Gibson hatte auch drei Matebely bei sich, von denen einer mit ihm in der Kolonie gewesen war, und diese bestätigten seine Aussage vollkommen. Gibson bestand darauf, meiner Warnung ungeachtet, seinen Weg fortzusetzen, und behauptete, er werde unangefochten bleiben, weil er Leute des Stammes bei seinen Wagen habe.

Da noch immer keine Spur von Wasser zu sehen war, so begleiteten wir die Wagen bis zu der noch zwei Stunden entfernten Stelle, wo sie ausspannen wollten, um einige Erfrischungen zu erhalten, denn wir hatten seit zwei Tagen nichts gegessen. Als wir indeß den Ausspannplatz erreichten, war auch hier kein Tropfen Wasser zu finden, und nun wollte Gibson, daß wir mit ihm bis zum obern Theil des Sitschaghotle gehen sollten, wozu ich mich jedoch, da dieß zu weit aus unserem Wege lag, nicht entschließen konnte. Zwei kleine Schafe wurden schnell für uns geschlachtet, von denen wir einen Theil ohne Salz rösteten, da dieß unsern Durst noch vermehrt haben würde, und von dem wenigen Wasser, welches Gibson noch übrig hatte, ließ er uns einige Schalen Kaffee bereiten, so daß wir also ein eben so unerwartetes als reichliches Frühstück hatten. Dann gab uns der wackere Mann noch die nöthigen Nachweisungen hinsichtlich des Wegs nach Matato, den wir ohne ihn wohl schwerlich gefunden haben würden.

Da Gibsons Ochsen einen Weg von 29 Stunden ohne Wasser zurückgelegt hatten und mithin keine Zeit zu verlieren war, so schickten wir uns beiderseits an unsere Reise fortzusetzen. Das Fleisch der uns geschenkten Schafe wurde in deren Felle gebunden und einem der Pferde aufgelegt, denn ich hatte mir vorgenommen an diesem Tage nicht zu reiten, um die Kräfte der armen Thiere für die Reise durch die Wüste zu sparen, die zwischen uns und Matato lag. Der brave Gibson bot uns noch andere Lebensmittel an, die ich jedoch, da wir weder Kochgeschirr hatten, noch sie fortbringen konnten, ausschlug, und so trennten wir uns gegen neun Uhr Morgens.

So kühl es während des Morgens war, was mir, da ich keinen Rock hatte, sehr empfindlich fiel, so unerträglich heiß wurde es den Tag über. Barends und Klaas ritten voraus, dem Great Chue zu (der Name der Quelle, wo wir Wasser finden sollten), da sie es vor Durst nicht länger aushalten konnten, und ich schritt den Fußgängern voran, an einer bleiernen Kugel kauend, die ich noch in meiner Gürteltasche fand, weil ich oft gehört hatte, daß dieß den Durst lindert. Unser Weg führte über eine sandige Fläche, gleich dem Ocean nur vom Horizont begränzt, und von Myriaden junger Heuschrecken bedeckt. Nicht ein einziges Gebüsch war zu sehen, das uns Schutz gegen die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen gewährt hätte, und um unsere Pein noch zu vermehren, äffte uns die Luftspiegelung, indem sie uns große Seen voll des klarsten Wassers zeigte, die aber, sobald wir näher kamen, in Nichts zerrannen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1836.

Etrurische Alterthümer. *)

Gegen Ende des Monats April d. J. wurden von dem Erzpriester A. Regolini und dem General V. Galassi Nachgrabungen in der Nähe von Cerveteri angestellt; die Arbeiter stießen auf ein Grab, das ihnen anfangs zerfallen und von oben herab zerstört schien, und wollten schon die Stelle verlassen, hätte sie nicht Regolini zurückgehalten, und ermuntert, tiefer zu graben; als man die Masse, welche das Ganze oben schloß, abgehoben hatte, fand man ein noch unberührtes Grab, das augenscheinlich die Gebeine eines angesehenen Mannes umschloß. Das Skelett lag auf einer Bahre von Metall ausgestreckt, die in der Mitte des Raums (camera) stand, und groß genug war, bequem einen Menschen zu fassen. Die Form der Bahre ist länglich viereckig, mit zwei Platten in der Länge und drei in der Quere, worauf andere feinere, gleichfalls metallene Plättchen in solcher Menge aufgenagelt sind, daß sie sich unter einander durchkreuzen und eine Art von Gitter unter den Hauptschäften (asti) bilden, welche auf 6 runden nicht über eine Palme hohen, bis zur Mitte birnenförmig gestalteten, und dann pflockähnlichen Füßen ruhen. Man fand keine Einschnitte oder eine Verzierung irgend einer Art an der Bahre, eben so wenig an einer Platte, welche eine halbe Palme breit und am Kopf des Verstorbenen lag, so daß man vermuthen kann, daß das Ganze mit einer Decke überzogen war, welche in Staub zerfiel. Obwohl von Kleidern und Schmuck des Todten durchaus nichts übrig geblieben, als was von Gold war, so reichte dieß doch hin, um zu beweisen, daß der Verstorbene im Leben eine sehr hohe Würde bekleidet haben muß. Auf seiner Brust lag ein goldenes Wappen über $1\frac{1}{2}$ Palmen lang und Eine Palme breit; dieses war am obern Theile eines ovalen Anhängsels (pendaglio) angebracht, auf welcher mehrere Reihen Löwen abgebildet waren, und unter jedem derselben war eine Gans von massivem Golde angesteckt, so daß sich eben so viele Linien mit diesen Thieren bildeten. Daran sind eine unter der andern zwei Spangen angehängt, welche in mäandrischen Krümmungen mit kleinen Goldplättchen verziert sind, am Ende derselben ist ein Ringelchen, in deren jedem eine Muschel hängt. Unter den Spangen ist ein Schild befestigt, den man mit einer Pelta vergleichen kann; dieser ist im Innern mit zwei Kreisen verziert, von denen der eine mit Spitzen, der andere geschlängelt umherläuft, und in deren Mitte fünf aufgerichtete Löwen in zwei Reihen, drei oben und zwei unten, angelöthet sind. Hinter dem Wappen geht von oben bis unten eine Nadel hinab, welche dazu diente, dasselbe an der Brust zu befestigen. Von den Schultern hinab hing eine Art Mäntelchen von den feinsten Goldblättchen, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Palmen lang und 2 breit, oval und am Hals ausgehöhlt. Dieß ist in dreizehn Reihen oder Streifen abgetheilt, die sich gegen innen drehen, gegen die Mitte zu immer kleiner werden, und das Mäntelchen ganz ausfüllen: jeder Streifen enthält bald Sphinxe, bald Chimären, in dem einen sieht man Furien, in dem andern Thiere, als Elephanten, Löwen, Pferde, Alles eins neben dem andern in Relief gearbeitet und vortrefflich erhalten. Außerdem befanden sich an den Armen Armbänder von auffallend breiten Goldplatten, auf denen gleichfalls in Relief und Reihen Figuren abgebildet waren, drei auf jeder Reihe, die erste ausgenommen, wo Ungeheuer und Furien sich gegenseitig bekämpften. Diese Reihen sind auf beiden Seiten mit zwei Streifen in griechischer Art eingefaßt, und diese endigen oben am Halsband mit zwei kleinen Menschenköpfen, in deren Mitte eine Schließe mehrere goldene Ketten zusammenfaßt, die zum Anknüpfen dienten, und von denen jede mit einem Schlangenkopfe endigt. Auch fand man auf dem Skelett eine mit Golddrath durchflochtene, viereckige und doppelte, drei Palmen lange Kette, welche an beiden Enden Quasten von Goldblättchen in Form von Blumen hatte; ferner eine bedeutende Anzahl ciselirter, gleich den Spindeln gegen die Mitte zu dicker Röhrchen, nebst Kugeln, ebenfalls in Golde, die innen hohl und durchbohrt waren, um eine Schnur durchzuziehen, vielleicht um ein Halsband daraus zu machen, gleich demjenigen, welches dreimal den Hals und die Brust der kolossalen Büste im Vatikan umschlingt, die man für eine Priesterin der Cybele hält.

Ohne uns auf die Beschreibung der übrigen in dem Grabe gefundenen Dinge einzulassen, wollen wir nur noch erwähnen, daß, wie sich aus einigen Spuren ergibt, der ganze Körper mit

*) Aus einer Beilage zum Diario di Roma.

einem goldenen Schleier bedeckt gewesen seyn muß, daß noch mehrere goldene und silberne Gefäße zum Theil mit Inschriften,*) zum Theil mit ausgezeichnet gearbeiteten Figuren gefunden wurden, so wie 36 kleine Götterbilder von Terra cotta u. dgl. Der Kardinal Kämmerling hat sogleich Befehl gegeben, die gefundenen Gegenstände nach Rom zu schaffen, damit die Alterthumsforscher leichter die Untersuchung darüber unternehmen könnten. „Wenn," so schließt der Verfasser des Artikels, L. Grifi, Sekretär der Kommission für Alterthümer und schöne Künste, „wenn es erlaubt ist, eine Vermuthung zu wagen über das Alter des Grabes, das älter zu seyn scheint, als die beschriebenen Gefäße, über die Zierrathen, welche sich dem phönicischen und lydischen Style nähern, über das Pektorale mit dem Löwenwappen, das nach Dionys von Halikarnaß und Suidas die Priester der großen Mutter trugen, über die Furien, die Chimären und die Ungeheuer, welche den göttlichen Zorn gegen die Uebelthäter darstellen, so sollte man glauben, der Todte sey ein Priester der Cybele gewesen, deren Dienst in Asien uralt ist, und von den Kolonien, welche von da nach Etrurien gezogen, dahin verpflanzt wurde."

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Fortsetzung.)

2. Sevastopol.

Wenn man das Kap Chersones umschifft hat, befindet man sich 6 Miglien von der Bucht von Sevastopol (Akhtiar) entfernt. Auf dieser Küste liegen 9 verschiedene Häfen, wovon 3 in der Bucht selbst; sie heißen Dwoinaia (Doppelhafen), Kasatschaia (Kosakenhafen), Krugtaia (Rundhafen), Streletskaia (Schießhafen), Peßschannaia (Sandhafen), Karantinnaia (Quarantänehafen), Artilleriskaia (Geschützhafen), Yugenaia (Südhafen) mit dem Nebenhafen Karateinaia (Schiffhafen), und endlich der Schiffwerfthafen.

Die Bucht von Sevastopol **) ist gegen Westen offen, hat 4½ Miglien Länge, 1 M. größte Breite. Das Thal von Inkerman, welches der Bach Bupuknzie bewässert, begränzt sie nach Osten; die sichere Einfahrt geben zwei Leuchtthürme an, deren einen man vom Meere aus 27 Miglien, den andern 22 Miglien weit bemerkt. Im Sommer weht der Westwind den ganzen Tag über, und macht nur Nachts dem Landwinde Platz; im Herbst und Winter ist der Windstrich minder regelmäßig. Der Hafen ist der geräumigste am ganzen schwarzen Meere und sehr sicher.

Die Stadt liegt unter dem 44° 41′ 50″ L., 51° 13′ 10″ Br. Sie ist nicht groß, zählt gegen 1700 Einwohner, hat ein Arsenal und Werfte, wo die kleineren Kriegsschiffe, wie Korvetten und Bricks gebaut werden. Man braucht dazu Holz aus der Krim, welches hinsichtlich der Güte dasjenige aller andern Provinzen des russischen Reiches übertrifft, aber zum Bau von Fregatten und Linienschiffen wegen der geringen Länge nicht tauglich ist. *)

3. Feodosia,

auch Theodosia genannt, altgriechische Handelsstadt, das Kaffa des Mittelalters, wo die Genueser jene berühmte, volkreiche Kolonie anlegten, welche der Hauptsitz ihres ausgedehnten und wichtigen Handels mit beiden Welttheilen war. Von ihrer einstigen Blüthe zu völliger Unbedeutenheit gesunken, begann sie neuerdings sich wieder zu erholen. Die Stadt (45° 4′ Br., 52° 59′ L.) liegt am Fuße des letzten Berges, den man auf der Südseite der Krim findet; von dem nahen Kap Feodosia, auf welchem eine Kapelle steht, erstreckt sich ein Felsenriff ins Meer. Der Hafen ist geräumig, tief und der sicherste unter denen des südlichen Rußlands: man erinnert sich keines dort statt gefundenen Schiffbruchs. Man ist in ihm geschützt vor den Winden von Süd bis Ostsüdost, vor Ost und Nord, und selbst vor Nordost. Die Fahrzeuge können mit großer Leichtigkeit in geringer Entfernung vom Strande ein- und ausladen. Die der Quarantäne unterworfenen Schiffe ankern vor dem Lazareth, eine Kabellänge höchstens vom Ufer, bei 5—8 Braccien Tiefe. Der Ankerplatz für alle übrigen Fahrzeuge ist jenseits einer Spitze, wo einige Magazine liegen, 2 Kabellängen vom Lande, bei 8—9 Braccien Tiefe. Den Grund bedeckt Schlamm.

Die Bevölkerung Feodosia's beläuft sich auf etwa 4000 S., nach Andern 7250. Die Mehrzahl darunter sind Griechen, Armenier und karaitische Hebräer, welche mit Anatolien und Konstantinopel Handelsverbindungen unterhalten. Von dort, namentlich aus Anatolien, erhält Feodosia Früchte, Feigen, Korinthentrauben, Tabak, Manufakturgegenstände, Materialwaaren u. s. w. Mit Ausnahme von 6—7 Sendungen Getreide nach Genua und Marseille im J. 1830 waren alle übrigen nach Konstantinopel und den kleinasiatischen Küsten bestimmt. Die dortigen Häfen, Trapezunt, Sinope u. a. liefern Feodosia seinen Bedarf, während sie von hier Getreide (von geringer Güte), Hafer, Wolle, Häute, Butter, Talg, Pökelfleisch, Salz, Filzteppiche, Eisen u. s. w. beziehen. Das Verhältniß dieses Handels stellt sich immer zu Gunsten der Asiaten, da ihre Produkte an Zahl und Werth überwiegend sind. Da die meisten Handelsleute in Feodosia Orientalen sind, so achten sie weniger auf die

---

*) Zwei silberne Gefäße mit zwei Handhaben, sind glatt, und auf dem einen steht in etruskischer Schrift Laelhial, auf dem andern Miiaethial.

**) Die Bucht von Sevastopol, bei den Alten Ktenos, bildet mit dem Hafen von Balaklava den Isthmus der Chersonesus Trachäa, wo die Stadt Cherson lag, deren Ruinen man beim jetzigen Quarantänehafen sieht. Das Kap Chersones ist das Parthenium promont.

*) Die russische Flotte in den Häfen von Nikolajew und Sevastopol bestand im J. 1830 aus 13 Linienschiffen, 6 Fregatten, 5 Korvetten, 7 Brigantinen, 7 Brigantine-Goeletten, 7 kleinen Fahrzeugen, 14 großen Transportschiffen, 2 Dampfbooten und 40 Kanonierschaluppen. Zu derselben Zeit waren auf den Werften 2 Linienschiffe, 2 Fregatten, verschiedene kleinere Fahrzeuge und 1 Dampfboot. Von dieser Flotte wurden im J. 1833 9 Linienschiffe nebst einer Anzahl von Fregatten, Transportschiffen u. s. w. nach dem Bosporus zum Schutze Konstantinopels gesandt. Im J. 1827 bestand die gesammte russische Flotte aus 32 Linienschiffen und 25 Fregatten, neben den übrigen Fahrzeugen, zusammen 310 Kriegsschiffe; 1828—32 baute man 8 Linienschiffe und 7 Fregatten; 1833 zählte man von der ersteren, dienstfähigen 36. (Vgl. Schubert a. a. O. S. 368.)

gute Gattung des Getreides als auf dessen Gewicht, und vermengen die verschiedenen Sorten. Diese Operation gibt das Korn, welches in einigen Mittelmeerhäfen unter der Benennung Grano di Caffa oder Meschiglia bekannt ist, und ungefähr dem von Odessa und Ismail gleichkommt. Man macht die Getreideeinkäufe mit Vortheil von der Eröffnung der Schifffahrt auf dem azow'schen Meer bis zur Mitte Septembers; die übrigen Artikel kauft man besser während des Winters.

Im Jahre 1830 besuchten und verließen folgende Fahrzeuge den Hafen von Feodosia.

Angelangt.		Abgegangen.	
Türkische	47	mit Fracht	47
Oestreichische	16	—	16
Russische	15	—	15
Englisch-Jonische	6	—	9
Sardinische	4	—	4
Französische	2	—	2
Sizilische	2	—	2
Griechische	1	—	1
	99		99

Einfuhr.

Manufakturgegenstände aus Anatolien und Konstantinopel: Wollen- und Seidenzeuge, gesponnene Baumwolle; Früchte u. s. w.

Pap. R.	713,230
Geld	824,926
	1,538,157

Ausfuhr.

Getreide, (Korn)	Tschetwerts	81,689	Werth: 2,806,823 Pap. R.
Gerste, Hafer, Mehl	—	17,698	
Wolle	Pude	2630	
Eisen	—	26,515	
Butter, Pökelfleisch, Talg	—	1809	
Felle	—	1638	
Filz- und Wollenteppiche	Stück	2160	
Salz	Pude	76,133	

Das Jahr 1832 sah 85 Fahrzeuge ankommen, 63 absegeln. Der Werth der Einfuhr betrug 558,401, jener der Ausfuhr 1,529,613 Pap. R.

Die Küste der Krim hat neben den genannten noch andere Buchten und Rheden, die aber für Handel und Schifffahrt von geringer Bedeutung sind, und sich im Durchschnitt auf die Küstenfahrt beschränken. Dazu gehören Akmetschet an der nordwestlichen Seite, Balaklava, südöstlich von Sevastopol, Yalta und Sudag an der Südostküste. *)

*) Balaklava, im Mittelalter Cembalo und Bella chiare genannt, hat gegen 5000 Einwohner, meist Griechen, welche unter der Regierung der Kaiserin Katharina II aus Morea und den Inseln des Archipels einwanderten. Der Hafen wird nur von Küstenfahrern besucht. Hier ist ein Lazareth 2ter Klasse. Sudag, im Mittelalter Soldaia genuesische Festung, die noch wohl erhalten ist; gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf. Taitbout de Marigny gibt Plane von den hier erwähnten Häfen, deren er S. 61 erwähnt.

V. Meerenge von Kertsch.

Das azow'sche Meer hängt mit dem schwarzen mittelst der Straße von Kertsch oder Jenikaleh *) zusammen, welche von sehr ungleicher Breite ist. Die natürlichen Schwierigkeiten, welche das azow'sche Meer der Schifffahrt darbietet, so wie jene, welche sich der Einrichtung einer zureichenden Beaufsichtigung der ausgedehnten Küsten durch Sanitätsbehörden entgegenstellen, sind die wahren Beweggründe, weshalb dieses Meer den der Quarantäne unterworfenen Fahrzeugen verschlossen bleibt. Aus dieser Schließung gehen einerseits Nachtheile, andererseits Vortheile hervor: zu letzteren sind besonders zu zählen die Vermehrung der Küstenschifffahrt, und die Blüthe des nächstgelegenen Hafens am schwarzen Meer, indem dieser ein Entrepot des gesammten Verkehrs des azow'schen Meeres werden muß. Ungeachtet des Daseyns und der großen Vorzüge des trefflichen Hafens von Feodosia fand die russische Regierung es gerathen, einen neuen Handelsplatz zu schaffen, und man wählt das Dorf Kertsch, um die künftige Hauptniederlage für die Produkte des azow'schen Meeres zu werden.

1. Kertsch,

welches die Stelle des alten Panticapäum einnimmt, wo die Genueser ein Fort Namens Cerro hatten, liegt auf dem nördlichen Ufer des cimmerischen Bosporus, 16 Werste von dessen Mündung in das azow'sche Meer entfernt, 35 Werste von jener des schwarzen Meeres, unter dem 45° 21′ 30″ Br. und 53° 57′ L. Der Hafen ist 2¾ Miglien breit und 2¼ M. tief, und von O. 20° S. bis S. ¼ S. O. offen; er ist sicher und friert selten zu. An seinem Eingang liegt eine Bank. In der Entfernung von 2¼ Migl. von der Stadt hat er nur 15 Fuß Tiefe, ziemlich nahe beim Ufer 12 Fuß; selbst mittelgroße Schiffe können ihre Ladung in ihm nicht beendigen, sondern müssen dazu in der Meerenge selbst ankern, was höchst unbequem ist.

Die Bevölkerung beträgt über 1800 Seelen. Seit dem J. 1821, wo der Verkehr mit dem Auslande begann, wurden dieser neuen Handelsstadt bedeutende Freiheiten und Vortheile bewilligt; ein geräumiges Lazareth ward erbaut, und den Kaufleuten namhafte Erleichterungen geboten, wenn sie Barken behufs der Küstenfahrt bauen wollten. Der Handel mit dem Ausland ist indeß noch wenig thätig, und beschränkt sich auf einige Häfen Anatoliens, Mingreliens, Tschirkassiens und des Archipels. Blühender ist der mit den Plätzen des azow'schen Meeres, wohin jährlich gegen 7—900,000 Pud Salz geführt werden, und aus welchen, namentlich aus Taganrog und Rostov, man Wolle, Getreide, Mehl, Caviar, Weine des Don, Eisen u. s. w. bezieht.

Ein Handelsmann erster Klasse bezahlt in Kertsch jährlich 240 Pap. R. Patentsteuer, kann aber seine Geschäfte nicht über den Stadtbezirk hinausdehnen, ohne mehr zu erlegen.

Verkehr im Hafen von Kertsch im Jahre 1830.

Handel mit dem Auslande.

*) Die Meerenge hatte im J. 1805 16 englische Fuß Tiefe, im J. 1829 nur 15. Karte derselben bei Taitbout de Marigny (a. a. O. S. 74.)

Einfuhr: Zitronen, Orangen, Baumwollen- und Seidenzeuge, Weine aus dem Archipel, getrocknete Früchte u. a.

	Pap. R.	205,027
	In Geld	179,669
		384,706

Ausfuhr: Getreide, Mehl, gesalzene und gedörrte Fische, Salz, Eisen 133,649

Küstenfahrt.

Einfuhr: Aus den Häfen des azow'schen Meeres, Lebensmittel für die Truppen, Tschetwert 27,911

Steinkohlen aus Bachmut, Pud 140,400

Ausfuhr: Nach dem azow'schen Meere

Salz	Rubel	227,697
Lebensmittel	Tschetwert	26,432

Die Post erhielt und versandte an Geld und Bankscheinen R. 2,000,000

2. Jenikaleh,

ein von griechischen Fischern bewohnter Flecken auf der äußersten Landspitze Parthenium an der Meerenge, etwas über 5 M. östlich von Kertsch, unter dem 45° 21′ Br., 54° 6′ 30″ L. In der Nähe liegt das Fort gleiches Namens auf der ziemlich steilen Küste. Hier, wo man ein Drittel Miglien vom Strande entfernt bei 15—16 Fuß Wasser ankern kann, nehmen die Fahrzeuge gewöhnlich die Lootsen auf, um den schwierigen Kanal zu passiren, wenn sie aus dem azow'schen Meer kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Betschuanas, nördlich von Litaku.

(Fortsetzung.)

Unsere Lage ward immer drückender, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich meine Flinte und mein Bandelier los gewesen wäre. Unsere Füße wurden in dem heißen Sande förmlich geröstet, so daß hie und da die Haut aufsprang und Blut hervortrat, und der Mund wurde so trocken, daß das Sprechen fast unmöglich fiel. Wir wunderten uns sehr, daß die vorausgerittenen Geiqnas uns nicht mit Wasser entgegen kamen, wie sie doch versprochen hatten, als wir jedoch die Quelle erreichten, fand sich, daß sie mit ihren gänzlich erschöpften Pferden kaum einige Minuten vor uns angekommen waren. Einer von ihnen füllte eben einen Schlauch mit Wasser und machte sich auf den Weg, um ihn den armen Hottentotten und den Weibern zu bringen, die noch eine Stunde weit hinter uns zurück waren. Ich fürchtete, daß die ungeheure Menge Wasser, welche wir tranken, uns schaden werde, doch wurden keine übeln Folgen sichtbar. Die Quelle war so klein, daß nur Ein Pferd auf einmal zur Tränke geführt werden konnte. Nachdem wir eine Stunde unter einem Gebüsch gerastet und uns durch einige Hammelskarbonaden erquickt hatten, beschlossen wir wieder aufzubrechen. Gibson hatte uns gesagt, daß wir von dieser Quelle aus 24 Stunden lang kein Wasser finden würden; ich ließ also Alles, was Wasser halten konnte, mit diesem kostbaren Getränke füllen, und mein Pferd damit und mit dem noch übrigen Schaffleisch beladen; so hofften wir nun, da wir unsern Weg die ganze Nacht fortsetzten, glücklich durch die Wüste zu kommen. Saver und meine Hottentotten waren sehr gegen den Weg durch die Wüste, und wären lieber mit den Griquas gegangen, die auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nämlich über den Hart River, zurückkehren wollten. Da ich indeß die Gefahren, die unser dort warteten, zu gut kannte, und wußte, daß wir außer einigen armen Betschuanas, Corannas oder Griquas, von denen nichts als Heuschrecken zu bekommen waren, niemand treffen würden, wir auch die Mittel nicht hatten, etwas von denen zu kaufen, die vielleicht Lebensmittel haben mochten, so bestand ich auf dem Wege nach Matato, wo sich doch, nach einer mühevollen Reise von zwei Tagen und Nächten, die Aussicht eröffnete, christliche Missionäre zu finden, bei denen wir der besten Aufnahme gewiß waren.

Unsere Pferde waren bereits gesattelt, als ich, nach der Richtung hinsehend, von woher wir gekommen, einen Mann langsam einherreiten sah; es war Cobus, der Sohn des schurkischen Barends, dem es geglückt hatte, aus dem Bereiche Masilikatsie's zu entkommen. Der Bursche war bis zum Tode erschöpft, und hatte fürchterlich von Hunger und Durst gelitten. Er erzählte uns, daß er von seinem Vater und den Uebrigen in derselben Nacht getrennt worden sey, in welcher sie Masilikatsie's Viehkraal bestehlen wollten, und daß er seit dieser Zeit von keinem seiner Begleiter weiter etwas gehört habe. Sein Entkommen war ein wahres Wunder, da man außer der Abtheilung, welche uns angriff, eine andere eben so starke den Dieben nachgeschickt hatte.

Die Sonne ging jetzt unter, und es war Zeit aufzubrechen. Wir wünschten den Griquas glückliche Reise, und traten dann — Saver, ich und die drei Hottentotten — unsern beschwerlichen Weg an. Eben kamen wir aus einer buschigen Anhöhe heraus, welche die Quelle gegen Westen begränzt, als wir von einem fürchterlichen Gewitter überrascht wurden. Wir befanden uns auf einer unermeßlichen kahlen Ebene, ganz der ähnlich, auf welcher wir am Tage zuvor so viel gelitten hatten, gingen aber rüstig voran, in der Hoffnung, doch vielleicht ein schützendes Gebüsch zu finden. Die leuchtenden, rasch auf einander folgenden Blitze ließen uns von Zeit zu Zeit am Saum des Horizonts etwas erblicken, das einem dichten Walde glich, auf den wir rasch zueilten, doch fanden wir, daß uns abermals die Luftspiegelung getäuscht hatte, denn nichts war zu sehen als dornichtes, kaum sechs Zoll hohes Gestrüpp. Noch oft wurden wir auf ähnliche Weise getäuscht, während der Regen in Strömen fiel, und da der Wind uns heftig entgegen blies, so weigerten meine Hottentotten sich bestimmt weiter zu gehen. Ich war also genöthigt mich mit ihnen auf den Boden zu setzen und mein Pferd am Zügel zu halten, da nirgends etwas war, an das man es hätte anbinden können. Der Regen durchweichte uns gänzlich, und Donner und Blitz wurden so furchtbar, daß es schien, als werde die Erde mitten von einander gespalten. Nachdem wir so lange auf dem Boden gesessen hatten, daß unsere Glieder fast ganz steif waren, rückten wir näher zusammen und legten uns in dem Schlamme nieder. Ungefähr zwei Stunden vor Tagesanbruch machte ich mich mit vieler Mühe auf die Beine, und da der Regen noch immer nicht nachlassen wollte, so forderte ich meine Leidensgefährten auf, ebenfalls aufzustehen, was sie nur ungern thaten, da es schien, sie zögen ihr Lager der Reise im Regen vor. Eben so wie ich konnten auch sie kaum aufrecht stehen und ihre Glieder gebrauchen; doch war nicht länger zu säumen, und so taumelten wir denn vorwärts, die Pferde am Zügel nach uns ziehend. Fast alle zehn Schritte mußten wir stehen bleiben, um Athem zu schöpfen, obschon der Regen noch immer herabströmte; kaum hatten wir jedoch eine halbe Meile zurückgelegt, so kam das stockende Blut auch schon wieder in rascheren Umlauf, und es ging rüstiger vorwärts.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1836.

Skizzen aus Paris.

Lesekabinette.

Alle Welt liest in Paris, und wenn es mit dem Schreiben bei den untern Klassen nicht gerade erbaulich aussieht, was bei der verschiedenen Schriftbezeichnung desselben Tones leicht begreiflich ist, so ist dagegen das Lesen ungleich mehr verbreitet, als es zu Napoleons Zeiten war. Jeder Thürhüter entnimmt die Zeitungen seiner Schutzbefohlenen einen Augenblick dem leicht umgelegten Bande, um zu sehen, wie es in der Welt aussieht, der Cabrioletkutscher erwartet seinen Herrn mit einem Buch in der Hand, und in den Theatern sieht man zwischen den Akten so viele Zeitungen in den Händen der Zuschauer im Parterre, daß dieses sich ausnimmt, wie ein Männerchor, ein musikalisches Riesenfest zu beginnen.

Sogar mitten im Lärm öffentlicher Gärten werden überall Zeitungen gelesen, und dieses nicht etwa nur, wenn eine Haupt- und Staatsaction vorgefallen, oder die 5 pCt. Rente in Gefahr ist, sondern in ruhigen gewöhnlichen Tagen. Jeder hat, wenn er es irgend vermag, sein Lieblingsjournal zugleich mit dem Frühstück aufgetragen, und die gesammte Literatur droht in der Tagespresse aufzugehen.

Daher sind die Lesekabinette für viele, welche keine bleibende Stätte in Paris, und nicht Geldes genug haben, ein theures Journal anzuschaffen, eine höchst willkommene Sache. Ihre Zahl ist sehr groß, ihre Physiognomie nach den Quartieren höchst charakteristisch verschieden; englisch im Westquartiere, elegant-französisch im Palais royal, kaufmännisch spekulirend um die Börse, gelehrt im lateinischen Quartier, bürgerlich beschränkt in den entfernteren Stadttheilen. Ueberall dienen sie zur Unterkunft Vieler, welche zu Hause nicht einheizen können; häufig exzerpiren arme, der Tagesliteratur verkaufte Jünglinge Zeitungen für Zeitungen, sitzen alte Vampyre stundenlang über Einem Blatt; überall waltet eine Dame auf dem Katheder, und trägt sorgfältig die 2 oder 5 Sous ein, welche man zahlt, je nachdem man Ein Blatt gelesen hat, oder alle.

Die meisten dieser Lesekabinette sind den ganzen Tag hindurch, und besonders bei schlechtem Wetter besucht, haben meist eine Leihbibliothek zugleich, deren Titel ausgeschnitten durch die Fensterscheiben die neuesten Erscheinungen ankündigen. Vor den Juliusgesetzen boten sie auch die Karrikaturen aus. Alle befassen sich mit literarischen Sendungen für Frankreich und das Ausland, und sind mit sehr mäßigen Kommissionsgebühren zu befriedigen.

Um das Theater de l'Odéon liest die studirende Jugend in freier Luft im Portikus politische und gelehrte Zeitungen um billigen Preis. Der unbändige Lärm der Börse hindert nicht, in der Vorhalle jede aufmerksame Zeitungsleser zu hegen, und in den Omnibus hält man das Anzeigeblatt „le Gratis“ für die Mitfahrenden.

Viele Lesekabinette erhalten Zeitungen aus zweiter Hand, von den Zeitungsredaktionen besonders die englischen und deutschen, welche gewöhnlich ausbleiben, oder später eintreffen, wenn sie einen interessanten Artikel enthalten, welcher übersetzt oder bearbeitet werden muß. Es ist gut zu wissen, daß, wo und wie weit diese Weise in einem Lesekabinette getrieben wird, ehe man sich abonnirt.

Nachdem erwähnt wurde, was so ziemlich Allen allgemein ist, mag die Besonderheit verzeichnet werden, durch welche einzelne sich auszeichnen. Das amerikanisch-französische Lesekabinet, Rue neuve St. Augustin N. 55, hat die meisten englischen Zeitungen und Zeitschriften; man muß aber früh, etwa 10—11 Uhr dahin gehen, um nicht alle jene genommen und vorausbestellt zu finden. Hier hält man auch vier deutsche Zeitungen, amerikanische Blätter, und zuweilen italienische Zeitschriften, z. B. den Progresso, welcher zu Neapel erscheint. Bei Galignani, Rue Vivienne, sind unter den englischen, spanischen, italienischen Zeitungen auch das Morgenblatt, und die englischen Reviews (früher als anderswo) zu finden. Die neu errichtete Leseanstalt an der Galerie Orleans im Palais royal hat die Departementalblätter und Zeitungen am vollständigsten, in dem Kabinette de la Rente, Palais-Royal Nr. 6, findet man die meisten deutschen und Schweizerzeitungen und den schwäbischen Merkur ausschließlich, aber nur von Mittag an.

Bücher zum Nachschlagen haben nur die größeren Kabinette, Landkarten kaum zur Nothdurft. ein Sprechzimmer hat nr das

der Rue neuve St. Augustin, einen Garten nur Galignani, eine Bibliothek van Werth nur die Tente.

Sechs Franken für den Monat ist der übliche Abonnementspreis. Bei einzelnen Sitzungen werden gewöhnlich 5, höchstens 10 Sous gefordeet.

Die Kurse der Londoner Börse, oder sonst interessante Neuigkeiten, weeden sogleich nach dem Eintreffen angeschlagen. Wenn zu laut gesprochen wied, stellt kräftiges Zischen die Stille sogleich her.

Die Eigenthümer merken sich sogleich, wegen welcher Zeitschrift ein Besucher varzugsweise zu ihnen geht, und versehen ihn möglichst bald damit, oder kündigen sogleich an, sie sey nicht eingetroffen.

Wer weiß, daß nach den Bedürfnissen des Leibes die Zeitungen unmittelbar kommen, wied diesen unbedeutend scheinenden Notizen Nachsicht schenken. Man hat in Paris so wenig Zeit zu verlieren, daß Nachweisungen dieser Art dem Reisenden wohl nicht unwillkommen sind.

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Fortsetzung.)

VI. Häfen des azow'schen Meeres. *)

Die ganze östliche Küste der Krim, von dem sogenannten faulen Meer begränzt, welches sich, von einer Menge von Landzungen duechschnitten, noedwestlich bis an die Landenge von Perekop erstreckt, und nur durch einen schmalen Saum vom azow'schen Meere (Palus Mæotis) getrennt wird, besitzt keinen Hafen. Die Südseite der Nogaiischen Steppe hat erst in unsern Tagen an iheer äußersten Südostspitze, nahe am Kap Verdianskaia, einen solchen eehalten.

1. Berdiansk.

Dieser Hafen, welcher an der Mündung des Flüßchens Berda oder Berdianka liegt, ist gut und sicher, und diente schon früher den nach Taganrog segelnden Schiffen, welche durch heftige Ostwinde aufgehalten wurden, zum Zufluchtsort. Er wuede 1830 dem Handel geöffnet, um die Getreideausfuhr von den Besitzungen der nogaiischen Tataren und der deutschen Kolonisten zu erleichtern, und dem entstehenden Waarendepot von Kertsch dienlich zu seyn. Am Kap Berdianskaia, welches 21½ Migl. W. S. W. vom Bieloserai entfernt liegt, findet sich eine Sandbank, übrigens ist das Fahrwasser gut und selbst nahe am Ufer 16—25 Fuß tief. Berdiansk zählt gegenwärtig einige Dutzend Wohnungen, und liegt 60 Werste S. W. von Mariupol, 140 vom cimmerischen Bosporus entfernt. Es hat den Vortheil, daß die Schifffahrt früher beginnt und später geschlossen wird, als in Mariupol und Taganrog.

Die Getreideernte der nogaiischen Steppe wird, wenn nicht besondere Unfälle sich ereignen, auf 120—160,000 Tschetwert Weizen von der besten Gattung geschätzt. Die günstigste Einkaufszeit ist vom Anfang August bis Mitte Oktobers. Von Berdiansk nach Kertsch bezahlt man gewöhnlich die Fracht zur See mit 80 Kopeken — 1 Pap. R. für das Tschetwert; die Landfracht bis Eupatoria wurde 1830 mit 7 Rubel für jeden Tschetwert berechnet. — Berdiansk wird künftig bedeutend zur Blüthe von Kertsch beitragen, indem zwischen beiden Plätzen eine thätige Küstenfahrt eintreten wird, die nur während einiger Wochen im Jahre Unterbrechung leidet.

2. Mariupol,

von den Italienern gewöhnlich Marianopoli genannt, liegt an der Mündung des Flusses Kalmijus im Gouvernement Jekaterinoslaw, *) unter dem 47° 4′ Br., 54° 58′ L. Die Stadt wuede gegen das Ende des letzten Jahrhunderts gegründet. Ihre Einwohnerzahl beläuft sich gegenwärtig auf mehr als 3200 Seelen, meist Griechen, welche aus der Krim dahinzogen, nebst einigen Italienern. Seit der Eeöffnung des Hafens von Kertsch haben die Geschäfte in Mariupol sich um ein Ansehnliches vermehet; im J. 1830 liefen 160 Fahrzeuge verschiedener Nationen ein, und etwa 200,000 Tschetwert Getreide wurden versandt. Die Ausfuhr besteht übrigens bloß in letzterem; die Einfuhr aus dem Auslande ist unbedeutend.

Die Hafen ist offen von S. W. bis O., der Südwestwind kommt vom azow'schen Meere um das Kap Bieloserai herum. Man findet auf der Rhede, 1½ Miglien vom Ufer entfernt, 15—16 Fuß Wasser. Der Fluß Kalmijus, welcher östlich von dem Orte ins Meer fällt, nimmt nur kleine Barken auf.

Südwestlich von Mariupol liegt die Landspitze Bielaserai, von den Italienern Balestra genannt, mit einem Leuchtthurm, welcher Nachts etwa 16 Migl. weit sichtbar ist. Am Fuße dieses Vorgebirges, wo einige Fischerhütten liegen (auf der ganzen Küste wird Fischfang getrieben) trifft man auf Sandbänke.

3. Taganrag.

Wenn man von der nördlichen Mündung des Dan in das azow'sche Meer der Küste nach Westen folgt, so gelangt man an einen kleinen Golf, in den der Sambok fällt, und an dessen Westende das Vargebirge sich befindet, auf welchem die Veste von Taganrog, etwa 18 Migl. (30 Werste) vom Don entfernt liegt. Die Ufer sind steil und von röthlichem Gestein; der kleine Hafen, welcher durch das Kap beherrscht wird, und von Peter dem Großen angelegt wurde, ist 400 Klafter lang und etwa 180 breit, und hat nicht über 4 Fuß Tiefe. In einer östlich gelegenen Bucht ankern die Barken, welche zum Ein- und Ausladen der auf der Rhede befindlichen Schiffe dienen; das Wasser ist so seicht, daß selbst diese Barken sich nicht ans Ufer dicht anlegen können, und man mittelst Karren, die ins Wasser hineingehen,

*) Im azow'schen Meere litten in den J. 1815—1822 45 Fahrzeuge Schiffbruch.

*) Diese Statthalterschaft hat ein Areal von 1517 geogr. □ M., vielleicht nur 1200. Ihre Bevölkerung beträgt nach Schnitzler 1829, 826,100 Seelen, nach Territori 556,000, nach Arsenief 610,000. Im J. 1832 betrugen die Geburten 40,218, die Todesfälle 17,055. Die Stämme sind gemischt: Klein-Russen, namentlich Kosaken, scheinen den Kern zu bilden, aber es finden sich in großer Menge Großrussen, Wlachen, Servier, Griechen, Armenier, Tataren und Deutsche (etwa 10,000). Die Steppe herrscht bei weitem vor; ein großer Theil des Landes ist eine einförmige, trockene Fläche. (Vgl. Schnitzler a. a. O. p. 711 ff.) Die Hauptstadt Jekaterinoslaw, 1784 gegründet, hat 8597 Einwohner.

die Waaren an Bord schaffen muß. Die Rhede hat etwa 12 Migl. im Umfang, und wird östlich von der Bank Peteuchina begränzt. Die Tiefe wechselt von 4—14 Fuß; sie wird durch die Süd- und Westwinde vermehrt, und durch die Nord- und Ostwinde um 2—3 Fuß vermindert — oft aber auch in solchem Grade, daß man von Taganrog bis zur kleinen Insel Tscherepakha (Schildkröte), welche 3/4 Migl. S. vom Kap liegt, zu Fuße zu gehen vermag. Der Boden ist schlammig, an einigen Stellen sandig. *)

Taganrog, im östlichen isolirten Antheil der Statthalterschaft Jekatereinoslaw, unter dem 47° 12′ 30″ Br., 56° 19, 30″ L. gelegen, hat in unsern Tagen ungefähr dieselbe Handelsberühmtheit erlangt, wie einst Azow (Tanais). Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 9000 Seelen, Russen, Griechen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Israeliten; die beiden ersteren Nationen sind bei weitem die Mehrzahl. Peter der Große gründete die Stadt 1706 auf der Stelle, wo damals ein Leuchtthurm stand. 3 Miglien östlich liegt das Lazareth. Taganrog ist bis jetzt der Centralpunkt des Handels des azow'schen Meeres gewesen, wie Odessa der des schwarzen Meers; indessen ist zu vermuthen, daß in Folge der definitiven Schließung des erstern (durch den Ukas von 1833), dieser Platz einen großen Theil seiner Geschäfte an Kertsch wird abtreten müssen. Gewöhnlich geht das Meer vom November bis März mit Eis; das Thauwetter macht die Schifffahrt den April hindurch sehr gefährlich, so daß erst mit Ende dieses Monats die günstige Jahrszeit für den Verkehr beginnt. Die Fahrzeuge, welche im azow'schen Meer keinen Hindernissen ausgesetzt sind, sind jene welche 120—200 Lasten tragen, und nicht über 13 engl. Fuß im Wasser gehen.

Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Weine aus dem Archipel, Olivenöl, getrocknete Früchte von Smyrna, Nüsse aus Kleinasien, Orangen, Zitronen, Zitronsäure, Orangeschalen, Mandeln, Schwefel von den Inseln, aus Sizilien u. s. w. Kolonialwaaren finden geringen Absatz, mit Ausnahme von weißem Havanazucker und Kaffee; die übrigen kommen meist aus Petersburg. Die Einfuhr des Havanazuckers belief sich 1830 auf 300 Kisten, die des Kaffees auf 60 Fässer, was für den Verbrauch der Stadt und Umgebung hinreicht. Die Lage von Taganrog erleichtert den Absatz des Eisens, Talgs, der Butter, des Caviar und anderer Artikel, die aus Sibirien und andern Binnenländern auf dem Don bis Rostow **) kommen. Der Hauptgegenstand des Verkehrs ist aber bei weitem der Kornhandel. Die Qualität ist vortrefflich und geschätzter als alle jene des schwarzen Meeres in den Häfen des Mittelmeers. Die beste Zeit zu Einkäufen ist vom März bis zum September, da zu dieser Zeit große Sendungen aus dem Innern eintreffen. Man muß indeß genau auf die Beschaffenheit achten, da das Getreide sich leicht erhitzt. *)

In Betreff der Bezahlung ist es Sitte, obgleich Taganrog in Wechselgeschäften mit dem Auslande steht, auf Odessa zu ziehen, oder aber die Summen baar am Bord zu haben. Alle Geldsorten haben hier Cours, aber die ausländischen als bloße Waare, indem die Zahlungen in russischer Münze geschehen müssen.

Schifffahrt und Handel im Hafen von Taganrog im J. 1830.

Flagge.	Angelangt.	Einfuhr (Pap. R.)	Abgegangen.	Ausfuhr (Pap. R.)
Russische	174	3,234,000	180	2,530,000
Oestreichische	90	261,600	90	2,046,080
Sardinische	85	160,600	85	1,304,800
Englische } Jonische } Maltesische }	73	466,928	66	968,462
Griechische	40	259,600	40	589,600
Türkische	15	88,000	15	252,760
Römische	5	—	3	27,500
Toskanische	5	13,200	5	166,498
Sizilische	2	9900	2	39,600
Französische	2	—	2	28,820
Schwedische	1	—	1	28,600
	486	4,494,028	483	9,162,640

Gegenstände der Ausfuhr: Getreide 457,566 Tschetwerts; Eisen 168,686 Pud; Caviar 21,707 Pud; gemeine Wolle 12,531 Pud; Talg 2560 Pud; getrocknete und eingesalzene Häute 3414 Pud; Wachs 705 Pud. Im J. 1831 kamen 279, im J. 1832 318 Schiffe an; die Zahl der abfahrenden war 285 und 224. Die Ausfuhr betrug 1832 10,736,863 Pap. R., die Einfuhr 6,075,593; Zölle 1,776,859.

Die Häfen des azow'schen Meeres haben in neuester Zeit begonnen, eine Pflanzschule von Matrosen für die Flotte zu werden, was ohne Zweifel sehr ersprießlich und wünschenswerth ist, da die Geschicklichkeit der Matrosen bisher die schwache Seite der russischen Marine war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Taitbout de Marigny gibt eine Karte des Golf des Don bis Tagangerog (a. a. O. S. 142.)

**) Rostow (Br. 47° 13″ L. 57° 7′), am Don gelegen, mit 6000 Einwohnern, ist das Entrepot der sibirischen Waaren, welche auf der Kama, der Wolga und dem Don dahin gelangen. Etwa 4 Migl. von der Mündung des Don, zwischen den heutigen Dörfern Siniawka und Nedrigoola, lag auf dem rechten Ufer des nördlichen Arms des Flusses, die im Mittelalter berühmte Stadt Tana, wo die Genueser und Venezianer so bedeutende Niederlagen hatten und einen blühenden Handel trieben. Die Niederlassung der Pisaner fand sich bei der Nordküste des azow'schen Meeres bei der Mündung des nördlichen Arms des Dons.

*) Im J. 1832 wurden im städtischen Regierungsbezirk (Gradonatschalstwo) von Taganrog (welcher 90 geogr. □M. mit 72,074 Einwohnern umfaßt) 31,755 Tschetwert Sommerkorn gesäet; die Wintersaat ist wenig geschätzt. Die Zahl der Schafe beträgt 239,120.

Bemerkung über den Regen in den Tropenländern.

Das Ausland enthielt in Nr. 87 v. d. J. eine Angabe über den Regen im tropischen Amerika, worüber uns von einem Manne, der jene Länder vielfach bereist hat, nachstehende Berichtigung zukam.

Die Angabe Boussingaults beruht auf einem Irrthum, so wie sie mitgetheilt ist „in der tropischen Zone;“ das mag wohl auf den Antillen wahr seyn, denn auf Cuba, Hayti und Jamaica habe ich es so gefunden, aber in Brasilien, Mexico und Guatemala regnet es fast oder gar nie bei Nacht, die Rücken und Gipfel der Hochgebirge,

dort, wo Zevs Kronions Wolkenthron errichtet ist, ausgenommen. In Brasilien ist die Trovoada (das tägliche Donnerwetter und Platzregen in der Regenzeit) ständig, und fast wie gebannt auf die Nachmittagsstunden zwischen 3 und 6 Uhr, davor und danach ist der Himmel wolkenleer und völlig rein; Nachts fällt nie Regen, dieß ist so unfehlbar, daß man sich zu Spazierritten oder Reisen immer das Rendezvous „vor oder nach der Trovoada" gibt, denn von 6 Uhr Abends bis des andern Tags Nachmittags 2 bis 3 ist man völlig sicher ungetrübtes Wetter zu haben. In Mexico und Guatemala ist es ganz dasselbe, wer in der Regenzeit reist, bricht vor Tagesanbruch auf, um die Jornada (Tagereise) noch vor 2 Uhr Nachmittags zu beendigen, weil nie der Platzregen vor dieser Stunde eintritt, der mit 6 Uhr, Sonnenuntergang, längstens zu Ende ist, und auf den eine ganz heitere wolkenlose Nacht immer und unfehlbar folgt, das Hochgebirge, wie oben gesagt, ausgenommen, wo es wohl öfters 14 Tage ohne Unterlaß Tag und Nacht ruhig und fein fortregnet, wie bei uns die sogenannten Landregen.

Wer aber in den niedern und Mittelgegenden vom täglichen tropischen Platzregen überrascht wird, der wird bis auf die Haut durchnäßt, denn es gießt wie mit Schäffeln, und das Wasser fällt so dicht herab, daß man kaum möglich 20 Schritte vor sich sehen kann.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Betschuanas, nördlich von Litaku.

(Schluß.)

Nach Anbruch des Tages ließ der Regen endlich nach, und am Saum der Ebene hatten wir den entzückenden Anblick eines wahrhaften Gebüsches vor uns. Dieß brachte Leben in unsere erstorbenen Glieder, und bald hatten wir das unaussprechliche Vergnügen, vor zwei großen Kari-Bäumen zu stehen, um welche zwei Teiche, von Regenwasser gebildet, sich ausbreiteten, und wo sich Brennholz in Menge fand. Die nächste Schwierigkeit war jetzt, Feuer zu schlagen, da niemand ein Feuerzeug hatte; unsere Flinten hätten zwar diesem Zweck sehr gut entsprochen, allein es war kein trockner Lumpen zu finden, der als Zunder zu brauchen gewesen wäre. Ich versuchte es mit einem Stück von meinem Hemd, das aber so durchnäßt war, als Alles, was um und an uns hing; zum Glück fand jedoch einer der Hottentotten noch etwas trocknes Schießpulver in seinem Gürtel, mit dem wir nach einigen mißlungenen Versuchen endlich ein Feuer zu Stande brachten.

Nach einem erquickenden Schlaf unter den Kari-Bäumen brachen wir wieder auf, hatten jedoch den Verdruß, eines der Pferde zurücklassen zu müssen, das nicht mehr von der Stelle konnte. Wir ritten und gingen abwechselnd den ganzen Tag, doch kamen wir wegen Steifheit unserer Glieder nur langsam vorwärts. Am Tage war es so heiß wie gewöhnlich; da wir aber Regenwasser genug am Wege fanden, auch hie und da Gebüsche trafen, unter denen wir Schutz gegen die Hitze suchten, so litten wir bei weitem weniger als während der vergangenen Tage.

Da die schwarzen Wolken, mit denen der Himmel bedeckt war, abermals für die Nacht Regen vermuthen ließen, so lagerten wir nach Sonnenuntergang unter einem Gebüsch, um nicht abermals eine solche Nacht der Trübsal zubringen zu müssen. Um den Hunger, der sich eingestellt hatte, zu befriedigen, sahen wir nach unserem Schaffleisch, fanden aber zu unserem größten Verdruß, daß, da es nachlässig aufgebunden worden, Alles, bis auf ein Stück vom Hals, verloren gegangen war, das wir redlich unter uns theilten und verzehrten. Dann legten wir uns zur Ruhe, mit dem Vorsatz, gegen Mitternacht mit dem aufgehenden Monde aufzubrechen. Wir verschliefen uns jedoch, und würden wahrscheinlich bis Tagesanbruch geschlafen haben, hätten uns nicht einige Löwen aufgescheucht. Es mochte gegen zwei Uhr seyn, als es wieder anfing zu regnen; wir suchten Schutz im nächsten Gebüsch, von wo wir nach zweistündigem Aufenthalt, während dessen der Regen nachließ, uns wieder auf den Weg machten, uns aber bald zwischen großen Wasserpfützen verirrten, wo wir, um nicht Gefahr zu laufen zu ertrinken, Tagesanbruch erwarten mußten. Hier bemerkten wir nun, daß wir uns in der Dunkelheit zu weit rechts gehalten hatten, und fanden zugleich ein Straußenei am Wege liegen. Weiter vorwärts sahen wir frische Spuren von Hornvieh, denen wir folgten, bis wir zu einem abgelegenen Betschuana-Kraal kamen. Da wir hier mehrere Kälber sahen, so hofften wir zu unserer Erquickung etwas Milch zu bekommen, erhielten jedoch überall, wo wir darum ansprachen, abschlägliche Antwort, unter dem Vorwande, daß man keine habe.

Da ich indeß an der Decke in einer Hütte drei große lederne Schläuche mit Milch hängen sah, so nahm ich ohne Umstände einen derselben herab, und war eben im Begriff zu trinken, als der Eigenthümer wie ein Tiger auf mich los stürzte, mir den Schlauch wegriß und sich weigerte, mich ohne Bezahlung auch nur einen Tropfen trinken zu lassen. Dieß war eine Probe afrikanischer Gastfreundschaft, deren ich während meiner Reise mehrere erlebte, und aus denen ich schließen konnte, wie es mir gegangen wäre, wenn ich den Weg über den Hart River eingeschlagen hätte. Diese Menschen waren indeß doch noch so mitleidig, uns einen irdenen Topf zum Sieden unseres Straußeneies zu leihen, von dem wir, ohne Brod und Salz, unser Frühstück hielten.

Unweit dieses Kraals fanden wir die Spuren von Gibsons Wagen, die wir bis zur Little Chue, oder kleinen Quelle, verfolgten, ein periodischer See, den wir, einige kleine Quellen an der einen Seite ausgenommen, fast ganz ohne Wasser fanden.

Hier ließen wir unsere Hottentotten zurück, und ritten nach dem noch gegen 30 Meilen entfernten Matato voraus. Mit Sonnenuntergang erreichten wir die große Betschuana-Stadt Litaku, die Residenz des Batlapi-Häuptlings Mahura, ein Bruder Matabi's, des Königs dieses Stammes, dessen frühere Residenz Kuruman, oder wie sie gewöhnlich genannt wird, Lattaku war. Hier erhielten wir einen Führer nach Matato, das wir um 10 Uhr Nachts erreichten, und wo wir bei den Missionären Lemur und Rolland und deren Frauen die herzlichste Aufnahme fanden.

Nach einem viertägigen Aufenthalt bei diesen wackern Leuten, die uns mit Allem versahen, was wir bedurften, brachen wir nach Kuruman auf, das zwei Tagereisen von Matato entfernt liegt, und wo ich gleich gute Aufnahme bei dem Missionär Herrn Moffat fand.

Die Fortschritte, welche man seit meiner letzten Anwesenheit zu Kuruman gemacht hatte, waren überraschend. Ich fand eine Druckerpresse in voller Thätigkeit, mit einem eingebornen von Herrn Moffat unterrichteten Setzer. Hier und zu Matato sah ich auch herrliche, den Eingebornen gehörige Weizenfelder. Traurig wäre es, wenn Masilikatsie, oder ein ähnlicher mächtiger Häuptling, einst diese schönen Missionsstationen zerstören sollte, was leicht der Fall seyn könnte, wenn man, wie seit einiger Zeit geschieht, den Griquas gestattet, nicht nur Masilikatsie, sondern jeden zu bestehlen, der nur eine Kuh besitze.

Als ich das vier lange Tagereisen von Kuruman gelegene Campbell erreichte, schrieb ich sogleich an Dr. Smith, um ihn von der Gefahr zu unterrichten, welche er liefe, wenn er nordwärts vordringen wolle, da er durch Masilikatsie's Gebiet müsse, bevor er seinen Weg nördlich vom Molopo nehmen könne; er müßte denn den Weg über die Küste von Natal einschlagen.

Graaf-Reinet, wo man mich bereits ermordet glaubte, erreichte ich nach fünf Tagen; ich war vier Monate vom Hause entfernt, und seit dem Ueberfall der Wilden drei Wochen auf der Reise gewesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1836.

Ueber die alterthümlichen Paläste von Mitla.

(Mit einer lithographischen Beilage.)

Mitla, wo diese höchst merkwürdigen Ueberreste einer hohen Kulturepoche der transatlantischen Urvölker sich befinden, ist in der Provinz und Bisthum Oaxaca (Mexiko) gelegen, eilf Leguas südlich von der Hauptstadt Antequera del Valle de Oaxaca, oder kurzweg Oaxaca, *) am Ende eines der drei conzentrischen, mächtigbreiten und ebenen Hochthäler, die gleichsam ein T bilden, in deren Mittelpunkt Oaxaca erbaut ist, eine schöne ganz regelmäßige Stadt von 20,000 Einwohnern.

Nach den Urkunden und Notizen, welche zur Zeit und bald nach der Eroberung über die Paläste von Mitla in dem Archiv der Stadt Oaxaca niedergelegt wurden, und aus welchen der einzige mexikanische Geschichtschreiber, der hierüber berichtet hat, Padre Fray Francisco Burgoa, aus dem Prediger-Orden, geschöpft hat, datirt die Erbauung dieser Paläste gemäß den Traditionen der Eingebornen, 600 Jahre vor der Eroberung durch Cortes her; ob aber ihre Erbauer Zapotecos **) oder eine andere Nation gewesen, darüber sind keine genügenden Data vorhanden, um irgend eine Vermuthung begründen zu können. Es scheint jedoch wahrscheinlich, daß die den Palästen gegenüberstehende Teocalli-Pyramide, später als die Paläste, und wohl durch die Aztecos, nachdem sie die Zapotecos unterjocht und sich zinsbar gemacht hatten, erbaut wurde, um den Dienst des Huizilipochtli in dem eroberten Lande einzuführen.

Gleichwie das Thal von Etla, und jenes von Ayuquesco, so ist auch das von Mitla, — denn alle drei werden nach den an ihrem äußersten Ende gelegenen Ortschaften benannt, und zusammen genommen heißen sie das Thal (el Valle) von Oaxaca — nach allen Seiten hin mit einer beträchtlichen Menge volkreicher und schöner indianischer Dörfer besäet, in denen der indische genügsame Wohlstand seiner Einwohner, meist unvermischt und ohne Kreolen, d. i. spanische Abkömmlinge, welche fast alle die Hauptstadt bewohnen, überall offenbar hervorleuchtet. Alle Dörfer sind mit schönen, oft prächtigen Kirchen geziert, die Häuser von Stein oder Adobes erbaut, häufig mit Hohlziegeln, und wo das nicht, mit Schindeln gedeckt, aller ackerbare Boden mit Mais, Hülsenfrüchten, Camotes (Convolvulus Batata) bebaut, die langen Furchen schnurgerade mit dem einfachen spanischen Pflug ohne Räder gezogen, mit Ochsen die im Joch gehen bespannt, künstliche Bewässerung der Felder vorgerichtet, und Alles einen so vorzüglichen Agrikulturzustand beurkundend, daß man sich in eine schöne dichtbevölkerte südeuropäische Landschaft versetzt glaubt, sähe man sich nicht von lauter reinen Indiern umgeben, und den Eindruck lange nicht vergessen kann, den man empfunden hat, wenn, von den innern öden und oft unfruchtbaren Gebirgsgegenden herabkommend, — wo oft zehn und fünfzehn Leguas Wüstenei und schauerlicher Stille auf halsbrecherischen Pfaden bergauf bergab durchritten werden müssen, um zu einem armseligen indianischen Hüttendorf zu gelangen, denn auch hier wie in Europa ist der Gebirgsbewohner arm und armselig im Vergleich mit dem Bewohner des platten Landes — das durch wochenlanges Uebersteigen von immer wiederkehrenden Gebirgsrücken und tiefen Schluchten einen weitern Horizont vergebens suchende ermüdete Auge auf Einmal dieses bezaubernde Thal erblickt, ein wahres Eden von Fruchtbarkeit und Anmuth.

Nach mehrern auf der Straße von Oaxaca nach Mitla durchwanderten Dörfern kömmt man nach Santa Maria de Tule, drei Leguas von Oaxaca, wo der berühmte Cupressus disticha, einer der größten Bäume der Welt, vielleicht der größte, in voller Ueppigkeit seiner Vegetation prangt. In einigen Meilen Entfernung gleicht er einem isolirten grünen Berge mitten in der Ebene des Thales. Der Schaft ist ein einziger Stamm, nicht ein Agglomerat von mehrern Stämmen, wie irrig von andern Reisenden hat vermuthet werden wollen. Ich habe ihn an Ort und Stelle gemessen, und die Peripherie des Stammes,

*) Hier war das Hauptmajorat gelegen, welches dem Eroberer Cortes mit dem Titel eines Marques del Valle de Oaxaca verliehen war; dessen Nachkommen und Erben, gegenwärtig der Duca de Monte Leone in Neapel, besaßen es bis zum J. 1830, wo es nebst den übrigen Majoraten dieser Familie durch den mexikanischen Kongreß einstweilen sequestrirt wurde.

**) Die Zapotecos sind die Hauptnation in der Provinz von Oaxaca.

vier Fuß hoch von der Erde, sieben und dreißig spanische Varas*) gefunden. Der Durchmesser seines Schattens wenn die Sonne im Zenith steht, ist zweihundert dreißig Fuß, und der ganze Baum vollkommen gesund; er stand in der Vorzeit vor einem Teocalli, auf dessen Stelle jetzt eine schöne Kirche steht, welche, obschon sie groß und geräumig ist, sich neben dem ungeheuren Baum wie eine kleine Kapelle ausnimmt.

Sieben Leguas von Oaxaca erreicht man Tlacoiula, einen der schönsten und reichsten indianischen Marktflecken, dessen sehr große aus Quadersteinen erbaute und kühn gewölbte Hauptkirche eine Zierde jeder europäischen Stadt seyn würde, und die alle Aufmerksamkeit verdient.

Von diesem Ort in der schönen Thalebene noch drei Leguas südöstlich fortreitend, erreicht man Mitla, wo das Thal endet, und ein hohes, kahles, graues Porphyrfelsgebirg plötzlich dem Auge alle weitere Aussicht nimmt, welches der Gegend eine tief melancholische Haltung gibt, der sie auch wohl die Wahl zur Erbauung der Denkmäler, die beschrieben werden sollen, zu danken gehabt haben mag.

Aus der Geschichte jener Länder, und den Traditionen der Eingebornen ist es bekannt, daß die indischen Völker, welche vor der Entdeckung Amerika's die ausgedehnten Provinzen südlich vom Ende der Hochebene von Mexiko bis an den Isthmus von Tehuantepec, und noch weiter bis Tonalà und Soconusca, zwischen der Südsee und dem Golf von Honduras bewohnten, als die Mistecos, Zapatecos, Chinantecos, Chontales, Mixes, Guabes, Chiapanecos und andere, von dem mächtigen und kriegerischen Volke der Aztecas, deren Hauptstadt Tenochtitlan, das heutige Mexiko war, nicht lange vor der Ankunft der Spanier bezwungen und zinsbar gemacht wurden; daher erklären sich die noch heutzutage gebräuchlichen rein aztequischen Namen vieler ihrer Gauen, Städte und Dörfer, in welchen die Sieger dem alt herkömmlichen, mistekischen, zapotekischen rc. Namen einen neuen aztequischen substituirt haben. Aus dieser Ursache ist auch der alt zapatekische Name Liuba-a, Ort der stillen Ruhe, durch die Eroberer in den aztekischen, Mitla, das ist, Hölle, verändert worden, und gegenwärtig wird nur von den Zapotecas, wenn sie in ihrer eigenen Sprache sprechen, Libua-a, von den Spaniern, Kreolen und Aztecos-Indianern aber Mitla gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Häfen des schwarzen Meeres.

(Schluß.)

VII. Ostküste des schwarzen Meeres.

Die imerethischen und awchasischen Küsten haben mehrere Buchten und Rheden**) aufzuzählen, welche für den Handel sehr förderlich seyn könnten, aber ungeachtet der russischen Forts, welche hier liegen, hat kein rechter Verkehr sich einstellen wollen. Der einzige Handelsort kann das Dorf Redoute-Kaleh genannt werden, welches eine ungesunde Lage hat, und seine Existenz den Handelsfreiheiten verdankt, welche während eines Dezenniums (1821—31) den russischen Provinzen jenseits des Kaukasus zugestanden wurden. Es hat ungefähr 2000 Einwohner. Die Rhede ist unsicher, und bis jetzt hat man noch keinen Hafen angelegt. Die Armenier und andere Handelsleute von Tiflis, welche die deutschen Messen, namentlich die Leipziger zu besuchen pflegen, und dort ihre Einkäufe machen, senden sie gewöhnlich nach Redoute-Kaleh über Odessa oder Triest. Die Einfuhr besteht größtentheils in Baumwollenzeugen, Seidenwaaren, Wollentuch, Champagner, Rum, Zucker, Kaffee, Thee, Zimmt, Cochenille u. s. w. Die Ausfuhr ist bis jetzt unbedeutend und von fast gar keinem Werthe. *)

Allgemeine Uebersichten zur Statistik der Schifffahrt und des Handels im schwarzen und azow'schen Meer.

1. Schifffahrt und Handel in den Jahren 1826—1828.

Angelangte Fahrzeuge.				Einfuhr.		
Häfen	1826	1827	1828	1826	1827	1828
Odessa	578	855	129	7,429,000	12,778,000	6,405,000
Taganrog	146	308	40	4,592,606	5,088,000	778,000
Eupatoria	22	149	26	56,000	845.000	40,000
Feodosia	51	94	16	554,006	1,060,200	135,060
Kertsch	—	51	63	—	68,000	51,000
Mariupol	—	54	17	—	10.000	52,000
Ismail	184	246	19	1,100.000	49,000	4000
Reni	16	87	7	100,000	73,000	9600
	1097	1804	515	13,811,000	19,355,006	7,454,006

Abgegangene Fahrzeuge.				Ausfuhr.		
Häfen	1826	1827	1828	1826	1827	1828
Odessa	529	790	57	14,786,000	20.380,000	1,846,000
Taganrog	164	515	22	4,746,000	7,067,000	325,000
Eupatoria	21	120	26	164,000	887,006	150,000
Feodosia	48	94	15	456,000	478,000	75,000
Kertsch	—	55	7	—	105,000	16,000
Mariupol	—	34	17	—	445,000	145,000
Ismail	172	256	40	900,000	1,456,000	112,006
Reni	20	87	7	250,000	506,000	27,000
	954	1756	191	21,262,000	51,024,000	2,854,000

*) Eine Vara ist ungefähr einer bayrischen Elle gleich.

**) Dazu gehören jene von Suthum Kaleh, Pschiat, Kutiuß oder Ghelendschik, Anapa und Sudschuk Kaleh, von welchen Taitbout de Marigny Zeichnungen und Beschreibungen (p. 44—54) liefert.

*) Diesem Ort dürfte leicht größere Blüthe bevorstehen, da man gesonnen zu seyn scheint, die von Rußland nach Tiflis gehenden Waaren, welche man gewöhnlich über Astrachan, das kaspische Meer und Baku, oder aber durch die Steppen, über Katherinograd und die georgische Militärstraße sendet, dahin abgehen zu lassen. Der hiebei eingeschlagene Weg war von Moskau aus die Wolga bis Dubowka hinunter, dann zu Lande nach der Staniza Kalschalinskaia, von da auf dem Don, dem azow'schen und dem schwarzen Meere nach Redoute-Kaleh, und von diesem Punkte zu Lande nach Tiflis. Man berechnet dabei eine Zeitersparung von 5 Monaten, und eine Mehrauslage von 60 Kop. per Pud.

2. Schifffahrt und Handel im Jahre 1827, nach der Nationalität der Fahrzeuge.

Flagge.	Angelangte.									Abgegangen.								
	Odessa	Taganrog	Eupatoria	Feodosia	Kertsch	Mariupol	Ismail	Reni	Summe	Odessa	Taganrog	Eupatoria	Feodosia	Kertsch	Mariupol	Ismail	Reni	Summe.
Russische	160	111	9	9	14	9	83	20	417	124	111	9	10	9	9	94	20	390
Oestreichische	292	54	8	4	6	5	55	7	409	274	54	7	4	4	5	55	7	392
Türkische	9	49	95	72	14	5	40	24	357	7	42	95	72	14	5	60	24	357
Sardinische	256	50	—	5	44	16	4	1	326	255	55	—	5	2	16	4	4	345
Englische	155	48	17	4	5	1	44	55	309	145	50	18	5	4	1	44	55	295
Französische	1	5	—	—	—	—	—	—	4	4	5	—	—	—	—	—	—	4
Schwedische	2	—	—	—	—	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	—	2
	855	308	129	94	51	34	246	87	1604	790	315	129	94	53	34	256	87	1758

3. Schifffahrt und Handel im Jahre 1830. *)

Angelangte Fahrzeuge.

Häfen.	Russische	Oestreichische	Sardinische	Englische	Türkische	Griechische	Sizilische	Französische	Schwedische	Spanische	Römische	Toskanische	Holländische	Amerikanische	1971 Gesammtz. d. Fahrz.	
Odessa	460	412	222	144	14	52	12	8	2	5	—	—	2	2		855
Eupatoria	17	7	4	28	140	12	1	3	—	—	—	—	—	—		209
Feodosia	15	19	4	9	47	1	2	2	—	—	—	—	—	—		99
Kertsch	20	6	2	—	6	9	—	—	—	—	—	—	—	—		56
Mariupol	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—		160
Taganrog	174	90	25	73	15	40	2	2	1	—	5	5	—	—		426
Ismail	42	40	5	21	16	—	2	2	—	—	—	—	—	—		126
	428	584	321	275	255	104	19	17	9	5	5	5	2	2		1971

4. Schifffahrt auf den Flüssen des südlichen Rußlands in den Jahren 1825 und 1826.

	Zahl der Fahrzeuge.		Werth der Frachten.					
			Von der Regierung.		Von Privatleuten.		Summa.	
	1825	1826	1825	1826	1825	1826	1825	1826
1. Auf dem Don. Von den Quellen, den Nebenströmen und der Bucht von Katczalin.								
Barke	524	544	4,270,000	577,000	5,297,000	5.052,000	5.174,000	5,450,000
Flöße	240	341						
Von Taganrog und andern Orten:								
Barke	88	90	—	—	489,000	452,000	429,000	452,000
Flöße	—	15						
2. Auf dem Dniepr.								
Barke	1285	1388	464,000	424,000	7.210,000	7,229,000	7,975.000	8,343,000
Flöße	5516	1020						
3. Auf dem Dniester.								
Barke	9	15	—	—	57,000	45,000	57,000	45,000
Flöße	65	58						
Auf dem Dniepr überwinterten:								
Barke	75		—	—	278,000	—	272,000	—
Flöße	105							

*) In demselben Jahre segelten 2062 Fahrzeuge ab. (Die Küstenfahrt zwischen den russischen Häfen, welche nur nationalrussischen, aber

5. Ertrag des Weizens und der Wolle im südlichen Rußland 1824. *)

Provinzen.		Bruttoernte.	Sämereien.	Lokalaerbrauch.
Kherson	Tschetw.	992,000	255,000	256,000
Jekaterinoslaw		1,976,000	415,000	989,000
Taurien		550,000	56,000	582,000

Wolle im Jahre 1824.

In der Provinz Kherson gaben 10,000 aus dem Auslande eingeführte Merinosschafe . . . . . . 1250 Pud Wolle,

250,000 vervollkommnete Schafe von der ersten zur sechsten Generation . . . . 31,250 Pud.

Dieselbe Statthalterschaft liefert überdieß 40—50,000 Pud gemeiner Wolle, deren Preis 4—5 Rubel per Pud beträgt. **)

Pravinz Taurien.

700 angekaufte Merinosschafe und

80,000 vervollkommnete Schafe . . 10,000 Pud Wolle

Von den gewöhnlichen Schafen . . 100,000 — —

A n m e r k u n g.

Die Gebühren und Abgaben in den Häfen des schwarzen und azow'schen Meeres sind für jedes Fahrzeug, ohne Unterschied der Flagge, die folgenden:

1) Bei der Ankunft und Abfahrt 18 Kopeken für jede Last. 2) Für das Ankern 50 Kop. für fremde, 25 für russische Schiffe per Last. 3) 50 Kop. per Last von der Ladung jeden fremden Schiffes. Jedes Schiff zahlt 25 R. zur Unterhaltung der Leuchtthürme. Zu Taganrog werden noch 20 Kop. per Last für die Leuchtthürme des azow'schen Meeres erlegt.

Eine Last ist ungefähr 2 Tonnen.

Alle Nationen können ihren Verkehr an den russischen Häfen auf dem Fuße vollkommener Gleichheit ausüben. Die Küstenfahrt ist nur russischen Schiffen gestattet.

Die Landesgewichte und Maße sind Pud und Tschetwert (für das Getreide). 1 Pud enthält 40 Pfund zu 32 Loth, und stimmt mit 36 engl. Pfd., 48 Livorneser, 40¾ Marseiller, 29¼ Wiener, 549^{15} Berliner. 1 Tschetwert kommt ungefähr überein mit 5¾ Kilos von Konstantinopel, ⁴/ Saime von Malta, 2½ Staja von Triest, 2⅞ Sacchi von Livorno, 1¾ Mine von Genua, 1¼ Charge von Marseille, 2¾ Quarteras von Barcelona, ¾ egypt. Ardeb, ⅘ engl. Quarter, 2¹⁹⁄₂₀ poln. Koretz, 194^{536} franz. Litres, 5^{55501} Berliner Scheffel, 3^{1638} Wiener Metzen.

Die Berechnungen geschehen gewöhnlich in Pap. R., die jetzt beinahe 9 Silbergr. Pr. Ct. gleichstehen.

Mehr als die Hälfte der Fahrzeuge, welche jährlich in den Häfen des schwarzen und des azow'schen Meeres eintreffen, führen bloßen Ballast, so daß ein großer Theil der Geschäfte in baarem Gelde abgemacht wird, welches die Schiffe oft an Bord haben.

keinen fremden Schiffen gestattet ist, ist bei diesen Berechnungen nicht mit einbegriffen.)

		Einfuhr.	Ausfuhr.
Odessa zur See	Pap. R.	45,557,000	27,051,000
— zu Laude		1,672,000	121,000
Eupatoria		1,481,000	2,944,000
Feodosia		1,550,000	1,806,825
Kertsch		584,000	455,000
Mariupol		—	4,000,000
Taganrog		4,494,000	8,152,000
Ismail		597,000	1,815,000
	Pap. R.	25,762,000	46,012,825

*) Im J. 1832 betrug die Wintersaat in der Statthalterschaft Jekaterinoslaw 147,420 Tschetwert, die Sommersaat 245,748 (im Ganzen 392,168). Der Ertrag der erstern war 2½ für 1, der zweiten 3½. Das Getreide hat aber hier schon gefehlt. Man baut meist arnautischen Weizen (bei den Russen Gornovka oder Arnaulka). Den Ackerbau führten Kolonisten ein, wo früher Zaporoghische Kasaken und andere Nomaden umherschweiften.

**) Die Merinoschafzucht wurde von dem Herzog von Richelieu eingeführt. Die kirgisischen Schafe (mit Dickschwänzen) kommen in Menge vor, aber ihre Wolle ist rauh. Man zieht die der Provinz Taurien vor, wo sie sich namentlich in der nogaischen Steppe finden.

Geologische Notizen.

Die Beispiele von Thierüberresten in den Steinkohlenlagern scheinen sich zu mehren. Bekanntlich wurde vor einiger Zeit in einem Steinkohlenlager Englands eine Fliege entdeckt, im Anfang dieses Jahres aber fand man in einem Stück sogenannter Zimmelkohle einen Fischzahn, zwei Zoll lang und ⅓ Zoll an der Basis breit, ganz von derselben Art, wie früher schon in einem Kalklager bei Edinburgh Reste gefunden und von Agassiz als Theile eines von ihm sogenannten Megalichtys (Großfisch) Hibberti bezeichnet worden war. Leider wußte man nicht anzugeben, woher die Kohle, wovon das den Zahn enthaltende Stück in einer Fabrik erst zerschlagen wurde, hergekommen war, indeß fand der bekannte Geognist Murchison in dem großen Kohlenfeld von Wolverhampton, dem nächsten im mittlern Theile von England, abermals Ueberreste von Fischen, nämlich den obengenannten Megalichtys Hibberti, dem M. sauroides, Diptodus gibbus u. s. w. Merkwürdig ist, daß man in den obern Schichten nur Landpflanzen und Süßwassermuscheln, in den untern oder Eisensteinschichten *) (iron stone measures) die bezeichnete Fossilienart von Fischen fand. Auch in den Lagern von Colebrook dale fand Herr Prestwich die gleichen Fossilien. Dagegen finden sie sich in dem großen Kohlenfeld von Dudley, in der Nähe von Wolverhampton, nicht.

Eines der wichtigsten Thiere, wovon Kapitän Cantley in den Sewalikbergen Ueberreste auffand, ist das Aooplotherium; die aufgefundene Zahnreihe hat die eigenthümliche inselartig vorstehenden Zitzen (insulated mamilla), welche Cuvier als das unterscheidende Merkmal dieser Gattung angibt.

Vermischte Nachrichten.

Nach Zeitungen aus Demerary vom 11ten März d. J. hat der Gouverneur dieser Kolonie, Sir J. C. Smith, eine Ordonnanz erlassen, vermöge welcher africanische Schwarze, die von brittischen Kreuzern auf der See den Sklavenhändlern abgenommen und durch die gemischte Kommission **) zu Havannah für frei erklärt wurden, nach Demerara gebracht werden dürfen. Die Schwarzen sollen von dem Gouverneur an Pflanzer, die sich deßhalb an ihn wenden, als Lehrlinge (apprentices nach dem in den englisch-westindischen Inseln durch die Emancipation eingeführten System) vertheilt werden.

Kürzlich erschoß sich ein Engländer, ein Herr Berkeley Craven, weil er bei dem Wettrennen zu Epsom 30,000 Pfd. St., sage dreißigtausend Pfund Sterling im Wetten verloren hatte.

*) Es ist dieß ein kohlensaurer Thoneisenstein, dem die Minenarbeiter den obigen Namen geben.

**) Siehe Ausland Nr. 42 von diesem Jahre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Die alten Paläste von Mitla.)

(Beilage: Die alten Paläste von Mitla.)

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1836.

Ein Besuch bei Mosolekatzi. *)

Die Expedition, welche unter Dr. Smith ins Innere von Südafrika reiste, war von Litaku aus von dem Missionär Moffat begleitet, der unter dem 15ten Sept. 1835 über das Zusammentreffen mit Mosolekatzi Folgendes berichtet.

„Wir erreichten die erste Stadt der Matebelis am 3ten Junius, und da wir durch Boten unsere Ankunft den Eingebornen gemeldet hatten, so kam uns am Molapo-(Moloppo) Fluß Kalepe, einer der vornehmsten Krieger Mosolekatzi's entgegen, brachte uns Lebensmittel, und bewillkommte uns im Namen des Königs. Zu Mosega hielten wir einige Tage, bis wir eine Einladung von Mosolekatzi erhielten, ihn in seinem damaligen Wohnsitz Kurritschani, etwa 40 (engl.) M. östlich von Mosega, zu besuchen. Wir langten am 9ten an und wurden freundlich empfangen. Seinem Verlangen gemäß ritt ich den Wagen voran, und die Art, wie er mich empfing, war neu und interessant, da er viel mehr Gefühl und Zuneigung zu erkennen gab, als man von einem so verschrienen Tyrannen hätte erwarten sollen. Als wir uns trafen, faßte er mich bei der Hand, blickte mich einige Augenblicke an, als ob er seinen eigenen Augen nicht trauen könne, und wiederholte dann meinen Namen zwei- oder dreimal, wobei er hinzusetzte: „nun sehen Euch meine Augen und mein Herz ist so weiß, wie Milch." So standen wir wenigstens eine halbe Stunde lang in der Mitte seiner Krieger, die einen Halbkreis um uns gebildet hatten, und uns in tiefem Schweigen betrachteten.

Als Dr. Smith und die Wagen anlangten, schien er von dem Besuche sehr erfreut, und versprach ihm alle Hülfe, die er zur Fortsetzung seiner Reise verlangen könne. Nachdem die Expedition einige Tage geblieben, und von Mosolekatzi sehr freundlich behandelt worden war, zog sie in südöstlicher Richtung weiter. Ich blieb noch bis zum 3ten Julius, wo Mosolekatzi mich in meinem Wagen nach mehreren Städten und Außenposten in der Nähe von Kurritschani begleitete. Er versuchte alles Mögliche, um mich zurückzuhalten, und nur mit Mühe kam ich los, denn er überhäufte mich mit Freundlichkeit. Am 1sten August endlich reiste ich ab, begleitet von Mosolekatzi, der die beiden vorhergehenden Tage fast unausgesetzt bei mir gewesen war. Früh am nächsten Morgen ritt er mit mir eine beträchtliche Strecke weit westwärts von seinen Städten, begleitet von etwa 400 seiner Krieger, die alle unbewaffnet waren, so daß sich also die Zuneigung, die er mir beim ersten Zusammentreffen zeigte, bis ans Ende gleich blieb. Ich kam glücklich durch die Wüste und erreichte Motito (sonst Matato) am 13ten. Das Unternehmen, diesen mächtigen Häuptling in der gegenwärtigen Zeit, wo er durch das Benehmen seiner südlichen Nachbarn so erbittert ist, zu besuchen, wurde wahrscheinlich von vielen als sehr thöricht angesehen, ich kannte aber den Mann besser, und hatte vollständiges Zutrauen zu seiner Freundschaft.

Als ich ihn benachrichtigte, daß ich Missionäre erwartete, die sich bei ihm niederlassen würden, schien er sehr erfreut, und als ich ihm einen Brief der amerikanischen Missionäre zu Griquatown vorlas, der hauptsächlich für ihn bestimmt war, hörte er mich mit großem Vergnügen an, und versicherte wiederholt, in seinem Lande sey Raum genug für 20 Missionäre. Eine Mission in das Land der Matebeli's scheint von großer Wichtigkeit, und wird bei großer Klugheit und Ausdauer gewiß glückliche Resultate liefern.

Das Land der Matebeli's ist bergig und schön, und hat seines Gleichen in diesem Landstrich nicht, das Klima ist herrlich, der Boden ungemein fruchtbar, und reich an starken, nie versiegenden Quellen, die zahlreiche Bäche mit herrlichem Wasser bilden, welche alle fast ganz östlich fließen. Auch an Regen fehlt es nicht, und so wachsen Hirse, Mais, Bohnen u. dgl. ohne alle Bewässerung. Die Bevölkerung ist zwar durch eine epidemische Krankheit im vorigen Jahre sehr gelichtet worden, immer aber, namentlich in dem Lande der Baharutzi und Banangkatzi, sehr bedeutend. Ich sah oft über 2000 von Mosolekatzi's Matschago's oder Kriegern in Mosega allein. Ganz in der Nähe dieses Ortes sind 14 Städte und Dörfer, und der Anbau des Bodens ist sehr weit gediehen.

*) Andere, wie auch der Verfasser des Reiseberichts in das Land der Betschuanas schreiben Masilikapie, doch scheint das obige die von der Mehrzahl angenommene Schreibart, da auch die französischen Missionäre den Namen so schreiben.

Ueber die alterthümlichen Paläste von Mitla.

(Fortsetzung.)

Das Dorf Mitla, welches in der nächsten Umgebung der Paläste entstanden, ist nicht unbeträchtlich, reinlich und solid gebaut; seine Einwohner, etwa 2000 an der Zahl, meist von unvermischtem, rein indianischem Geschlechte, verrathen beim ersten Anblick, durch Gesichtszüge sowohl, als durch Haltung und Benehmen eine bessere Abkunft, eine feinere und edlere Abstammung als jene des übrigen zapotekischen Volkes, welches die andern Dörfer und Flecken bewohnt. Aber Mitla war der Sitz des hohen Priesters der Zapoteken, ihr Rom, und bloß von Priestern bewohnt, und noch sind an ihren Nachkommen die feinern edlern Züge der bevorrechteten Kaste, die Gewohnheiten des höheren Standes, der besseren Bildung, der Ernst und die Würde der Vorväter vererbt und bemerkbar; gewiß eine interessante Beobachtung für die Physiologen.

Die Paläste, welche der Gegenstand dieser Beschreibung sind, waren, den Ueberlieferungen und dem Augenschein zufolge, keine eigentlichen Tempel, sondern dienten zur Wohnung des Ober-Priesters und zu Versammlungssälen seiner Gefährten; ihre, alten geschriebenen und traditionellen Berichten zufolge höchst ausgedehnten unterirdischen Katakomben aber zum Begräbnißplatz der zapotekischen Fürsten und Helden, und um jene Schwärmer auf ewig zu verschließen, welche sich einem freiwilligen Hungertod weihten, ein Selbstopfer, welches sie nach ihren Religionsbegriffen für hochverdienstlich und den Göttern angenehm hielten.

Die Paläste sind gruppenweise erbaut. Vier isolirt stehende Gebäudefronten, von denen je zwei parallel einander gegenüberstehen, umschließen jedoch, offen an den Winkelecken, einen viereckigen Hofraum, dessen Länge ein Fünftel mehr beträgt als die Breite. Die einander gegenüberstehenden sind sich in allen Gruppen an Länge und Höhe gleich, die nördlichen und südlichen Fazaden aber sind etwa um ein Fünftel länger als die östlichen und westlichen. Der Hofraum ist mit einem sechs Zoll dicken geschlagenen Estrich aus Kalk bedeckt, und noch sehr gut erhalten. Solche vier Fronten mit ihrem Hofraum bilden eine Gruppe, und solcher Gruppen sind noch vier gegenwärtig ersichtlich, die erste in der Reihe vom Dorfe her, ist aber bereits ganz zerstört, und davon bloß mehr die Grundmauern bemerkbar; gegen Osten hin scheinen noch mehrere ähnliche Gebäudegruppen gestanden zu seyn, deren Grundmauern aber kaum mehr zu erkennen sind; sie scheinen in Folge der successiven Erbauung des Dorfes demolirt worden zu seyn, und die Steine zu dessen Häusern hergegeben zu haben.

Diese vier noch mehr oder minder erhaltenen Gruppen stehen in nicht ganz gerader Linie von Süd nach Nord, die nördlichste sowohl als die südlichste in einer Entfernung von beiläufig 6—700 Fuß von den zwei mittlern, welche ganz nahe an einander stehen, und bloß durch einen schmalen Zwischenraum geschieden sind.

Die südlichste in der beiliegenden idealen Planskizze mit A bezeichnet, ist, wie gesagt, schon bis auf die noch bemerkbaren Grundmauern zerstört, seitwärts an derselben stehen zwei sehr korpulente Bäume des Cupressus disticha, die wohl an der Hauptpforte des Eingangs in die Heiligthümer gepflanzt worden seyn mögen.

Die beiden neben einander stehenden mittlern Gruppen B und C sind die noch am besten erhaltenen, auf sie werde ich hernach ausführlicher zurückkommen.

Die nördlichste Gruppe D ist theilweise in ihren Hauptmauern gegen Nord, Ost und Süd noch ganz vortrefflich erhalten, aber mit ihrem größten Theil in ein Waschhaus des Pfarrers umgewandelt worden, in welchem sich mehrere Zimmer und Säle befinden, welche, die Decke und Bedachung ausgenommen, bloß abgetheilt, aber sonst unverändert bestehen.

Dicht an dem Pfarrhof ist in diese Gruppe hinein, die die größte unter allen und ihrem Plan nach verschieden gewesen zu seyn scheint, die schöne und sehr große Pfarrkirche erbaut worden, die Mauern der Kirche und zwar des ungeheuren Vorplatzes derselben (Cimenterio genannt, aber nicht mit Begräbnißplatz zu übersetzen, weil die Todten hier wie überall im Lande nach altspanischer Sitte in der Kirche unter dem Paviment beerdigt werden) sind aus lauter gehauenen Quadersteinen aufgeführt, welche ersichtlich den demolirten Theilen der alterthümlichen Palastgruppen angehört haben.

Gerade gegenüber von den mittlern Gruppen B und C befindet sich westlich in circa 900 Fuß Entfernung das Teocalli, oder die Opfer-Pyramide E noch ziemlich wohl erhalten. Diese Pyramiden waren die Tempel der Azteken, hierüber gab uns Cortes in seinen Berichten an den Kaiser Gewißheit, auf ihren Platformen stunden in Nischen die Bildsäulen ihrer Götter und der Opferstein, auf welchen ihnen die gräulichen Menschenopfer gebracht wurden. Zur Entsündigung wurde auf der Platform des Teocalli von Mitla gleich nach der Eroberung eine kleine Kapelle, der Mutter Gottes Nuestra Señora del Rosario geweiht, erbaut, die noch steht; dasselbe geschah auf der großen Pyramide von Cholula. Die breite Treppe, welche beinahe die ganze Seite gegen Osten einnimmt und auf die Platform hinaufführt, hat noch ihre aus kolossalen Steinblöcken gehauenen hohen Stufen, nahe an 100 an der Zahl, und ist noch ziemlich unversehrt erhalten. Die Größe der Steinblöcke hat selbe vor Demolirung bewahrt. Ob der innere Kern der Pyramide aus Stein aufgeführt oder nur aus großen ungebrannten Thonziegeln (Adoves auf span.), wie jene von Cholula, bestehen, konnte nicht ermittelt werden, weil eine dicke Schichte von angewehter Dammerde mit Stauden und Gräsern dicht eingewachsen, die Außenseiten bedeckt.

Die drei ersten Gruppen A B C sind in Grundriß, Dimensionen und Architektur einander ziemlich gleich, die vierte aber D, welche größtentheils zum Pfarrhof und zur Kirche benützt worden ist, scheint, nach mehreren unberührt erhaltenen bloß in des Pfarrers Wohnhaus eingetheilten Wänden zu urtheilen, einen andern Grundriß, und vielleicht verschiedenen Zweck gehabt zu haben; was davon noch übrig ist, zeugt von Pracht, Geschmack, und einer vollendeten Ausführung der daran mit Verschwendung angebrachten Verzierungen.

Da die Gruppe gänzlich zerstört ist, so gehe ich zu den beiden folgenden B und C über, welche in Anlage und Dimensio-

nen fast ganz gleich sind. Ueber Schutthaufen, von dem zerstörten westlichen Gebäude der Gruppe B herrührend, gelangt man in einen 150 Fuß langen und 128 Fuß breiten Hofraum, der von vier isolirten Prachtgebäuden, durch den offnen Raum an ihren Ecken Eingang in denselben gewährend, gebildet wurde. Dieser Hofraum ist vollkommen eben, ganz gut und rein erhalten und mit einem ungefähr sechs Zoll dicken Kalkmörtelestrich überzogen, der den Einwirkungen eines Klima's, das die Sonne im Zenith hat, und von tropischen Regengüssen fünf Monate im Jahr überschwemmt wird, wunderbar schon so manche Jahrhunderte ohne zerstört und aufgelöst zu werden, widerstanden hat. Wo überall man in diesem Hofraum mit dem Fuße stark auf den Boden tritt, da klingt es hohl, und die Sage, daß ausgedehnte Katakomben unter demselben enthalten sind, welche sich noch weithin ausdehnen sollen, gewinnt demnach alle Wahrscheinlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Missionsreise an den Küsten von China.

Die Londoner Missionsgesellschaft beschloß vor einiger Zeit einen Versuch zu machen, die Kenntniß des Christenthums und der Bibel an den Küsten von China zu verbreiten, und beauftragte den Missionär Medhurst, welcher seit 10 Jahren in Canton und Batavia sich mit chinesischen Missionen beschäftigt hatte, und mehrere Dialekte der Küste geläufig spricht. Dieser nahm einen amerikanischen Missionär, Namens Stevens, mit sich, miethete ein Schiff von 211 Tonnen auf drei Monate, und schiffte sich den 26sten August letzten Jahres auf der Küste von Canton ein, nachdem er sein Schiff mit 20,000 Bänden chinesisch-christlicher Bücher beladen hatte. Das Schiff kam den 5ten Oktober wieder nach Lintin zurück, und Stevens hat in Canton einen Bericht der Expedition drucken lassen, aus dem hier ein Auszug folgt.

Das Schiff fuhr an der nordöstlichen Küste hin, bis es die Rhede von Weihai in der Provinz Schantong erreichte, hier sollte die Vertheilung der Bücher beginnen. Man sah weder Schiffe noch Bewegung irgend einer Art, außer einigen beladenen Booten, die von einer Insel, welche die Rhede gegen Nordosten schützt, nach Weihai fuhren. Um kein Aufsehen zu erregen, landeten die Missionäre an einem Dorf auf dieser Insel. Die Bewohner flohen größtentheils, nur einige Greise blieben, und da sie Medhurst chinesisch reden hörten, luden sie ihn und seine Gefährten in ein Haus ein, weil es regnete. Sie nahmen einige Bücher an, doch mit Mißtrauen, und sagten, daß nur wenige der armen Leute lesen können. Die Häuser waren alle aus Granit gebaut und mit Stroh gedeckt, sie enthielten weder Böden noch Sitze, außer dem Bete, unter dem sich der Herd befindet.*) Das Haus füllte sich schnell mit Menschen, welche aber keineswegs unhöflich waren.

Den nächsten Tag kam ein Boot an das Schiff, das drei Seeoffiziere brachte, die nach dem Namen, Vaterland und Zweck von Medhurst fragten. Er sagte, daß er Bücher bringe, in denen die christliche Religion gelehrt sey, mündlichen Unterricht darüber ertheile und den Kranken Arznei gebe. Sie fragten nach den Büchern, nahmen eine ziemliche Anzahl mit sich, und sagten, der Kommandant von Weihai wäre selbst gekommen, seinen Besuch zu machen, wenn das Wetter nicht so schlecht wäre. Den nächsten Tag landeten sie wieder bei einem weiter hin westlich gelegenen Orte, vertheilten Bücher an die Schiffe, die sie unterwegs trafen, und wurden am Ufer von einer großen Menge empfangen, unter welcher sie sogleich anfingen Bücher auszutheilen. Ein Beamter wollte sie hindern weiter zu gehen, aber sie drängten sich durch bis zum Dorf, wo sie zwei Offiziere fanden, deren vornehmster einen blauen Knopf trug (der den Rang eines Majors bezeichnet), und welche sie fragten, was sie wollten. Auf die Antwort von Medhurst, daß er ein Engländer sey, und komme, um Gutes zu thun durch Vertheilung von Büchern und Arzneien, wollten ihn die Offiziere an Bord eines Schiffes führen, um die Sache zu besprechen, er bestand aber darauf in ein Haus geführt zu werden, die Chinesen schlugen einen Tempel vor, wohin sich die ganze Versammlung begab. Als sie vor diesem angekommen waren, und Medhurst sah, daß ihm niemand etwas in den Weg legte, so setzte er seinen Weg fort über Berg und Thal, bis er auf eine Höhe kam, von wo er eine weite Aussicht über das Land und den Golf hatte. Bei seiner Rückkehr fand er die Offiziere im Tempel auf ihn wartend. Man brachte Thee, und die Offiziere sagten, sie haben keinen Zweifel an den guten Absichten ihrer Gäste, aber ihre Befehle erlauben ihnen nicht, diese mit dem Volke communiziren zu lassen; sie hätten an sich nichts gegen die Vertheilung der Bücher zu sagen, welche sie gelesen hätten, und die manche gute Sachen enthalten, obgleich sie nicht in Allem mit den klassischen Büchern übereinstimmen. Hierauf boten sie ein Geschenk von Lebensmitteln an, das jedoch ausgeschlagen wurde. Medhurst antwortete, wenn die chinesische Regierung so absurd sey, gute Menschen hindern zu wollen, mit Andern zu reden, und ihnen Dienste zu leisten, so sey es seine Pflicht, dem Gebot Gottes mehr zu gehorchen, als dem der Menschen. Nach einer höflichen Antwort der Offiziere brach man die Unterhandlung ab. Am Ufer trafen sie eine große Masse Menschen, und sie wollten einige Bücher austheilen; als man einen Korb voll brachte, wollte ihn der Offizier zurückschicken, aber sobald die Missionäre ihn öffneten, stürzte sich das Volk darauf und bemächtigte sich ihrer. Gegen Abend landeten sie wieder, ohne ein Hinderniß zu finden, sie gingen in einem Dorf von Haus zu Haus, gaben Bücher und unterhielten sich mit den Leuten mehrerer Dörfer. Auf dieselbe Art besuchten sie die ganze Südküste der Bai, sie landeten an einem kleinen Hügel, auf dem wie gewöhnlich ein Wachtthurm stand, nahmen einen Matrosen mit, der die Bücher trug, und gingen ins nächste Dorf. Am Eingange trafen sie eine öffentliche Tenne, bei welcher sie von einer großen Zahl Menschen, mit dem Schulmeister an ihrer Spitze, empfangen wurden. Sie kündigten ihren Zweck an, und vertheilten Bücher, welche dankbar angenommen wurden. Von da gingen sie über die Hügel nach andern Dörfern, und die Bauern, welche sie bei ihren Feldarbeiten trafen, redeten sie höflich an und zeigten ihnen den Weg. Ihr Vorrath von Büchern war bald erschöpft, und sie schickten ans Ufer um neue. So vertheilten sie in zwei Tagen 1000 Bände. An einigen Orten empfing man sie mit vielem Verdacht, an andern waren die Leute so begierig, welche zu erhalten, daß sie die regelmäßige Vertheilung nicht abwarten wollten. Während ihrer Abwesenheit waren zwei Boote mit Soldaten gefüllt zum Schiffe gekommen, da sie aber durch eine Karte, welche Medhurst

*) Dieß ist wahrscheinlich ein Irrthum der Missionäre, in allen kältern Provinzen von China findet man backsteinerne Bettstätten, welche geheizt werden können, die aber nicht zum Herd dienen.

an Bord gelassen hatte, unterrichtet wurden, daß er am Ufer sey, so begnügten sich die Offiziere, die sehr höflich waren, Alles im Schiffe zu besehen und einige Bücher mit sich zu nehmen.

Sie verließen die Bai den 15ten und erreichten in zwei Tagen die von Keschansu, etwa 47 englische Meilen westlich gelegen. Die ganze Küste war mit Dörfern von weiß angestrichenen Häusern, in der Mitte von Baumgruppen gelegen, besetzt, und die Stadt Keschansu war in der Tiefe der Bai sichtbar. Sie versuchten die Dörfer zu besuchen, wurden jedoch von den Bewohnern nicht zugelassen, obgleich diese Bücher annahmen. Ein Mann sagte, es sey gegen die Gesetze Fremde ins Land zu lassen, ein Anderer überredete die Umstehenden, daß die Fremden gekommen seyen sich des Landes zu bemächtigen, und nur wenige wagten hierauf Bücher anzunehmen.

Sie beschlossen hierauf, sich nach Keschansu zu begeben, fuhren an der Küste hin und landeten in der Mitte eines großen Zulaufs von Menschen, die sich bei dem Anblick der Bücher so gierig darüber rissen, daß sie den Matrosen, der sie trug, umwarfen, und die Bücher im Triumph davon trugen. Ein Beamter gerieth in heftigen Zorn über die Unordnung, und bedrohte die Ruhestörer mit einer Bastonnade, zwei oder drei arme Teufel hatte man schon an den Zöpfen ergriffen, und bereitete sich zur Exekution vor, als Medhurst für sie eintrat und bat, daß man sie loslasse. Der Beamte sagte, daß Medhurst sich um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern möge, versprach jedoch auf wiederholtes Anliegen des Missionärs, daß die Schuldigen nach seiner Abreise losgelassen werden sollten. Medhurst nahm hierauf einen entschiedenen Ton an, und erklärte, daß sie sogleich losgelassen werden müßten, denn er selbst sey die unschuldige Ursache dieses Lärmens, und er werde jede Strafe als eine persönliche Beleidigung ansehen. Die Beamten gaben hierauf nach und entließen die Schuldigen. Diese Nachgiebigkeit schreibt der Missionär wie gewöhnlich der Furcht zu, aber was konnte ein chinesischer Beamter, der die Ordnung handhaben wollte, von den Missionären zu fürchten haben, die sich selbst gegen das Landesgesetz verfehlt hatten, und die er hätte sogleich selbst ins Gefängniß werfen können. Dieß ist eines der unzähligen Beispiele des insolenten und sinnlosen Tons, der unter den Europäern in Canton gebräuchlich ist, wenn sie mit oder von Chinesen reden. In der ganzen Erzählung erscheinen die Europäer wie muthwillige Schulknaben, während die Chinesen immer mit Höflichkeit antworten, und sie oft mit eigener großer Verantwortlichkeit gegen ihre Regierung gewähren lassen, wenn sie sehen, daß die „rothborstigen Barbaren" auf keine Vernunft hören wollen. Aber wer kann sich wundern, wenn sie durch alle diese Vorfälle immer weniger geneigt werden, die nähere Bekanntschaft dieser Art von wilden Thieren zu machen, deren Benehmen und Leidenschaften ihnen vollkommen unbegreiflich und unberechenbar erscheinen müssen.

Den nächsten Tag landeten sie an der Westseite der Bai, und durchzogen alle Dörfer auf dieser Seite, wo sie überall mit Mißtrauen, aber ohne Feindseligkeit empfangen wurden. Beim Eingang eines Dorfes redeten zwei Greise sie an: „Wir haben eure Bücher gesehen und bedürfen ihrer nicht, wir sind zufrieden mit den Lehren unseres Weisen, und sie sind allen fremden Lehren, die ihr uns bringen könnt, weit überlegen; wir brauchen eure Bücher nicht; hier ist der Weg, geht!" Während die Missionäre am Ufer waren, kamen einige Offiziere mit einem bedeutenden Gefolge an Bord ihres Schiffes, waren sehr höflich und ließen eine Karte zurück, auf der sie bemerkten, daß sie gekommen wären, dem Schiffsherrn ihren Besuch zu machen, und ihn auf den nächsten Tag zu einer Unterredung mit dem General, welcher den Distrikt kommandire, einzuladen. Sie begaben sich daher den folgenden Tag ans Ufer, wo sie von einer großen Menge empfangen wurden; man wollte sie im Regen warten lassen, da aber Medhurst sich beklagte, so wurden sie in die Douane geführt, wo man ihnen Armsessel gab. Es währte noch einige Stunden, ehe die Audienz anfangen sollte, und während dieser Zeit erlaubte man den Missionären in der Stadt umherzugehen. Hierauf wurden sie durch Herolde, Kavallerie und zwei Offiziere von guter Miene in die Audienz geführt. Der Hof des Tempels war mit Spalieren von fünfzig unbewaffneten Soldaten besetzt, welche die Bestaussehenden waren, die sie in China gesehen hatten, große Männer in reinlichen Uniformen. Hinter dem Altar saßen zwei Offiziere mit unbeweglicher Miene, die Missionäre zogen die Hüte ab und verbeugten sich, die Chinesen erwiderten es, indem sie ihre Hände an das Kinn erhoben und den Kopf neigten. Hierauf gab man den Missionären Sitze, und die Beamten, deren einer ein General, mit einem rothen Knopf höchster Klasse und einer Pfauenfeder, der andere der Civilintendant war, fingen an ihnen Fragen vorzulegen. Der Civilbeamte führte das Wort, und examinirte sie wie ein Richter, in genauen und wohlgesetzten Fragen über alle Arten von Gegenständen, über die Natur ihrer Religion, über die Legalität der Vertheilung der Bücher in China, über die Herkunft der Missionäre, über den Ort, wo die Bücher gedruckt seyen; sie fragten, ob ein Gouvernement sie ausgeschickt, was die Bibelgesellschaft für eine Gesellschaft sey, ob die chinesischen Auswanderer alle Christen werden? Am Ende unterbrach der alte General die Unterredung und sagte: „Er rathe ihnen, sobald als möglich nach Hause zu gehen, und denen, die sie ausgesendet haben, zu sagen, daß ihre Mühe umsonst sey und sie nur ihr Geld verlieren, daß niemand als Vagabunden ihre Bücher annehmen, die Befehle seines Hofs seyen, Fremde höflich zu behandeln, aber ihnen nicht zu erlauben im Lande zu bleiben und ihre Meinungen zu verbreiten. Er habe daher ein ansehnliches Geschenk für sie bereitet, und hoffe, sie werden abreisen und nirgends an der Küste mehr landen, da sie zu befürchten hätten unfreundlich behandelt zu werden, daß sie aus Dankbarkeit für die höfliche Behandlung, die sie erfahren haben, die Artigkeit haben sollten, an keinem Ort unter seiner Verwaltung mehr anzulegen." Die Missionäre antworteten, daß sie kein Geschenk annehmen könnten, ohne ein Gegengeschenk zu machen, was die Chinesen nicht gestatteten. Die Konferenz endigte mit Anbruch der Nacht, und die Parteien trennten sich freundlich, aber ohne Herzlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Dankowsky's kritisch-etymologisches Wörterbuch der magyarischen (ungarischen) Sprache ist nunmehr vollendet und erschienen. Nach dem in dem Werke zugleich enthaltenen Verzeichnisse der Stammwörter ist die magyarische Sprache ihrem Ursprunge nach hauptsächlich als eine slavische anzusehen, denn sie zählt, wenn nämlich der Verfasser, ein ungarischer Slave, sich nicht durch einige Vorliebe für das mütterliche Idiom hat beherrschen lassen, nicht weniger als 1898 slavische Stammwörter, während sie nur 962 eigenthümlich magyarische (zum Theil mit dem türkischen verwandte) Radices besitzt. Demnächst zählt sie 889 griechische, 554 lateinische, 288 deutsche, 268 italienische, 25 französische und 4 hebräische Stammwörter.

Aus der am 17ten (29sten) April d. J. zu Petersburg stattgefundenen Preisvertheilung der kaiserlichen Akademie ersieht man, daß ein Pater Wenjaminow in Nowarchangelsk eine Grammatik der aleutischen Sprache herausgegeben hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1836.

Die englische Nationalschuld.

Man hat in früherer Zeit, namentlich unter und kurz nach Napoleons Herrschaft, so oft den angeblich unwiderleglichen Beweis geführt, daß die englische Nationalschuld zum Bankerott führen müsse, und der Erfolg hat bisher die Voraussagungen so oft Lügen gestraft, daß man allmählich die Achseln zuckte, wenn jemand das alte, so oft abgedroschene Thema wieder aufs Tapet brachte. Indeß finden sich doch auch in England einige Männer, die den Eulenruf des drohenden Bankerotts Jahr für Jahr ertönen lassen, und wenn man erwägt, daß das seit fünf Jahren fort und fort ertönende Geschrei nach Reform nichts ist, als ein Schrei der Noth und der Klage über eine unerträglich gewordene Last, so muß man gestehen, daß dieser Eulenruf etwas mehr Beachtung und Aufmerksamkeit verdient, als ihm die leeren Bänke *) im Parlament zu zollen im Stande sind. Wahrscheinlich liegt hierin die Ursache, weßhalb Hr. Robinson von Zeit zu Zeit in Journalen sich Luft macht, und wenn wir gleich seinem Vorschlag keinen sonderlichen Erfolg versprechen, so wollen wir doch aus einem von ihm unterzeichneten Aufsatze in Taits Magazine einige der prägnantesten Stellen entheben, insofern sie direkt auf die Schuld Bezug haben, ohne uns auf die verwickelten Fragen über den Einsturz drohenden Bau der englischen Gesellschaftsverfassung vors erste einzulassen.

„Die ungeheure Verschwendung der frühern Jahre hat uns eine theils fundirte, theils unfundirte Schuld von 800 Mill. Pfund zurückgelassen, und um die Interessen dieser ungeheuren Summe zugleich mit den starken laufenden Regierungskosten aufzubringen, müssen Taxen zum Belauf von 45 Millionen erhoben werden. Das große Uebel der Nationalschuld liegt darin, daß es den Preis aller Erzeugnisse steigert, somit den Begehr darnach vermindert, und dadurch den Armen eines guten Marktes für die einzige Waare beraubt, über die er verfügen kann, nämlich seine Arbeit. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Punkte, welche die Last auf eine nicht minder drückende Weise fühlbar machen. Das große Uebel, die unermeßliche Schuld, verschlingt sich auf tausendfache Weise mit dem ganzen Leben und Treiben der Nation, und ist in der That die verborgene Ursache fast aller Beschwerden, welche auf einzelnen Theilen der Gesammtheit lasten, und welche die darunter Leidenden von sich abzuschütteln bemüht sind, nicht indem sie die Ursache aus dem Wege räumen, sondern indem sie ihren Antheil an der Last auf die Schultern ihrer Nachbarn wälzen.

„Es fragt sich: kann der Druck, der auf der Industrie der Nation lastet, entfernt werden? Wir antworten zuversichtlich: ja, aber es gibt kein Mittel, außer einer möglichst sorgfältigen Schätzung alles und jedes Eigenthums. Nach der Schätzung, welche Pitt anstellte, kann man es auf 2300 Mill. Pfund anschlagen. Seit Pitts Tode ist das Eigenthum freilich im Nominalwerth gefallen, sein Betrag aber unbezweifelt sehr gestiegen; mit 2000 Millionen ist es in keinem Falle überschätzt, Colquhoun schlägt es auf 4000 Millionen an. Nun ist keine Unmöglichkeit vorhanden, von 2000 Mill. 750 oder 800 Mill. zu bezahlen. Die Nation ist also nicht zahlungsunfähig und kann ihre Verpflichtungen erfüllen. Man soll den Besitzstand eines jeden anschlagen, und ihm eine Summe zur Bezahlung auflegen, die den vierten Theil etwa vom Ganzen beträgt. Dieß wäre keine Beraubung, sondern nur die Abtragung einer Schuld, die jetzt ein hohes Interesse bezahlt; niemand wäre um einen Pfennig ärmer, als vor der Abtragung. Etwa 800 Mill. liegen in den Fonds, hier wäre die Umlage in wenigen Stunden gemacht. Bei der Umlegung des Ueberrests würden sehr große, aber nicht unübersteigliche Schwierigkeiten sich finden, aber die Einkommentaxe zeigt, daß sie überwunden werden können, und der Erfolg wäre ehrenvoller für England als alle seine Siege."

Das Unausführbare eines solchen Vorschlags fällt in die Augen, und die Schwierigkeit liegt nicht sowohl in der Umlegung einer Kontribution von 750 oder 800 Mill., als in der plötzlichen Uebertragung an andere, denn es ist gar nicht so viel verfügbares Eigenthum vorhanden, wenn man nicht wieder die Zuflucht zu Papier, seyen es nun Wechsel oder Staatspapiere,

*) Wenn Herr Robinson seine Stimme erhebt, und von den drohenden Gefahren des Bankerotts und der Nothwendigkeit einer Eigenthumstaxe spricht, so hat er selten mehr als 50 bis 60 Zuhörer.

nehmen will, und dann steht man plötzlich wieder auf dem alten Flecke, falls der Plan etwas mehr seyn soll, als die Umwandlung der Staatsschulden in eine Unmasse Privatschulden, welche der Staat wiederum gewährleisten müßte. So chimärisch indeß dieser Plan erscheint, so merkwürdig ist die Ansicht über den Zustand Englands, im Fall nicht irgend ein gewaltsames Mittel ergriffen würde, um das verzweifelte Uebel der Schuld zu heben.

„Der unmittelbare Erfolg, oder vielmehr der Begleiter einer so konvulsivischen Anstrengung, wie die plötzliche Abtragung von 800 Mill. Pfd. Sterling, wäre eine Stockung des Handels, aber rasch würde derselbe wieder aufleben. England, das jetzt durch die Geschicklichkeit seiner Arbeiter und den Unternehmungsgeist seiner Kaufleute alle Konkurrenten besiegt, wäre dann ohne Nebenbuhler, und würde die Werkstatt der Welt. Die zwei großen Klassen der Bevölkerung, die Manufakturisten, — ich nenne sie zuerst, weil ihre Zahl die größte ist, — und die ackerbautreibenden Klassen kämen nicht länger in wirkliche oder eingebildete Kollision. Der unselige, gefahrdrohende, und jetzt immer mehr steigende Haß zwischen Armen und Reichen würde verschwinden, und innerer Friede würde unter uns einkehren. Sollte aber dieser allerdings schwierige Versuch einer finanziellen Regeneration nicht gemacht werden, dann können wir nur die unseligsten Ereignisse voraussehen. Der englische Pächter wird sich fortschleppen in einem unnützen und fast hoffnungslosen Kampfe mit den Kornproducenten des Kontinents. Der Manufakturist wird jeden Tag unter minder günstigen Umständen konkurriren mit dem Fremden, dessen Geschicklichkeit und Unternehmungsgeist wir aufgemuntert, ja zur Thätigkeit genöthigt haben durch die hohen Preise, die wir unsinniger Weise zu erhalten bemüht sind. Bereits scheint es nach den Angaben Elliots und anderer, daß Sheffield seinen altgerühmten Vorrang mehr und mehr verliert, und Frankreich mit seinem theuren Eisen und seiner halb entwickelten Industrie in einigen der schönsten Stahlwaaren England von dem fremden Markte verdrängt. Die Wechselfälle sind gegen uns, und werden immer mehr gegen uns sich wenden, je mehr wir den Manufakturgeist in andern Ländern erregen und pflegen. Die Bedürfnisse und Klagen der englischen Arbeiter werden sich vermehren statt abzunehmen. Das Mißtrauen und die Eifersucht, die sich bereits nur allzu deutlich unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft kund geben, werden zum Haß anwachsen, bis endlich England, das von äußern Feinden verschont blieb, zum Schauplatz innerer Gewaltthätigkeiten wird, und unter furchtbaren Erschütterungen die Sonne seines Ruhmes für immer untergeht."

Ueber die alterthümlichen Paläste von Mitla.

(Fortsetzung.)

Die beiliegende Zeichnung stellt die Façade des gegen Norden diesen Hofraum begränzenden Gebäudes vor, es ist mit Ausnahme der Bedachung, wovon nichts mehr vorhanden ist, und einer ganz kleinen Ruine an der äußern Wand kurz vor der östlichen Ecke noch völlig gut erhalten, und kann nicht ohne Erstaunen und den lebhaftesten Eindruck gesehen werden. Der originelle, höchst sonderbare, einfache und doch sehr zierliche Styl seiner Bauart, hat nichts ähnliches mit andern Denkmälern der Vorzeit des alten Kontinents, und bietet fast keine Vergleichungspunkte mit ägyptischen und indischen vorzeitlichen Bauwerken. Dieses Gebäude bildet in seinem Innern einen mit Einschluß der Mauern 140 span. Fuß langen und 31 Fuß breiten Saal, die Dicke der Mauern ist 5½ Fuß. Die Höhe des Gebäudes mit Inbegriff des jetzt ganz mit Schutt verdeckten 7 Schuh hohen Sockels und des bereits herunter gefallenen obersten vorspringenden Gesimses beträgt 30 Fuß. In der Mitte des Saales stehen dessen Länge entlang in regelmäßigen Entfernungen von einander, 6 Säulen von Porphyr, Monolithen von 18 Fuß Länge (so viel ragt nämlich über den mit vielem Schutte bedeckten Boden hervor, der jedoch geebnet ist) und 2 Fuß Durchmesser, gegen oben sich bedeutend verengend, ohne Kapitäl noch sichtbaren Fuß, der vielleicht unter dem Schutte vergraben ist; dieß zu ermitteln und wie tief eigentlich die wahre Ebensohle liegt, war nicht thunlich, wegen des Mißtrauens der Eingebornen. Es scheinen diese Säulen die Träger des aus ungeheuern und dünnen horizontal gelegten Steinplatten gefügten platten Daches gewesen zu seyn, mit welchen der Tradition der Eingebornen nach diese Paläste bedeckt waren, wovon aber schon längst keine Spur mehr vorhanden ist. Aehnliche Säulen stehen zum Theil auch in den übrigen noch nicht ganz demolirten Gebäuden sowohl dieser als der andern zwei Gruppen, die fehlenden sind zu andern Zwecken weggeführt und verwendet worden, und deren mehrere im Pfarrhofe, und in verschiedenen Häusern des Dorfes befindlich.

Weder dieser Saal noch irgend einer der übrigen hat Fenster, oder andere Oeffnungen zu seiner Erleuchtung. Das Licht fällt in alle durch drei symmetrisch gleichweit aus einander stehende große, beiläufig zwölf Schuh hohe und eben so breite Thore in der Mitte der Façade gegen den Hofraum. Die Kappen oder Thürstürze bestehen aus ungeheuren, aus einem einzigen Stück gehauenen Steinblöcken von 20 und mehr Fuß Länge, 5 Fuß 6 Zoll Breite und 3 Fuß Dicke. Da die Steinbrüche, welche alle zu diesen Palästen verwendeten Steine geliefert haben, gegen zwei Stunden östlich von Mitla entlegen sind, und die Urvölker des amerikanischen Kontinents weder Stahl, Eisen, Pulver, Zugthiere, noch Kenntnisse in der Mechanik hatten, — oder, hatten sie diese vielleicht? so wird das Losbrechen, Behauen und Herbeischaffen solcher enormen Steinmassen, und ihre Erhebung an Ort und Stelle gewiß zu einer erstaunenswerthen, man möchte sagen wunderbaren Thatsache, welche uns diese Völker von einer ganz neuen und verschiedenen Seite zu beurtheilen zwingt, als man gewöhnlich zu thun pflegt. Barbaren, Wilde, konnten unmöglich solches gewirkt, so Schweres, Schönes und Großes vollbracht haben.

Dem mittleren Thore gegenüber in der Hinterwand ungefähr auf 3 Fuß Höhe von dem gegenwärtig durch aufgehäuften und planirten Schutt erhöhten Boden befindet sich in allen Sälen eine länglich viereckige Nische von 18 Zoll Höhe und Tiefe,

und 2 Schuh 6 Zoll Breite, aus glatt gehauenen und gefugten Steinplatten, welche wohl zur Aufstellung eines kleinen Idols gedient haben mag.

Die Wände dieses Gebäudes, so wie aller der übrigen noch erhaltenen, sind $3^{1}/_{2}$ Fuß dick, sie bestehen aus einem mit großer Sorgfalt ganz kompakt aufgestampften Cement-Pisé aus Thon, wenig Kalk, basaltischem und vulkanischem Trappsand, mit einem nicht mehr zu errathenden Bindungsmittel gemengt, welches diesen Gebäuden eine so große Haltbarkeit gegeben hat, daß es Jahrhunderte lang den Einwirkungen des sonst so schnell auflösenden und zerstörenden tropischen Klima's zu widerstehen vermochte. Die äußere und innere Bekleidung von großen unendlich genau gefügten und völlig winkelrecht behauenen Quadern und Steinplatten stieg unbezweifelt gleichzeitig mit dem Cement-Pisé empor, welches den Zwischenraum der steinernen In- und Außenseite der Wände ausfüllt.

Der Beschreibung der Austheilung der architektonischen Verzierungen der Außenseite dieser Hauptfaçade darf ich mich wohl überheben, da die ganz genau an Ort und Stelle gemachte Zeichnung, die beiliegt, selbe treu darstellt.*) Wahrhaft bewundernswerth und erstaunenswerth ist die Feinheit, Glätte, Winkelrechtigkeit und symmetrische Auswahl der Quadersteine welche den hohen Sockel, und die drei Gesimse bekleiden, zwischen welchen äußerst geschmackvoll die Felder mit hundertfältig veränderten Arabesken in erhabenem Relief-Mosaik ausgefüllt sind; die Reinheit, Glätte und Winkelrechtigkeit ihrer Behauung, und ihre auf das genaueste Kante an Kante passende Fügung kann durch die besten modernen Arbeiten dieser Art nicht übertroffen werden. Die architektonische Invention, der edle Geschmack und das ernste Profil dieser Gebäude, der Eindruck der schönen so weit gezogenen geraden Linien, die geschmackvollen Risaliten, der heraustretende diagonale Sockel, das fortlaufende überhangende Karnieß, und endlich die geniale Erfindung und symmetrische Austheilung der hundertfach veränderten Felder von Arabesken und Verzierungen in Relief-Mosaik beurkunden die Kenntnisse, den Geschmack und das fruchtbare Talent des Baukünstlers, der diese Paläste aufgeführt hat, deren mit nichts zu vergleichender Anblick entzückt, und eine unauslöschliche Erinnerung zurückläßt.

Die eben erwähnten Relief-Mosaik-Arabesken sind an allen äußern Wänden, und häufig auch an den innern angebracht; sie sind gleichzeitig mit dem Emporsteigen der Wände in die dazu bestimmten Felder eingelegt oder vielmehr eingeschoben worden. Diese so mannichfaltigen, künstlich verwebten, zierlichen Arabesken bestehen aus unzähligen, nach verschiedenen Formen, je nachdem es die Zeichnung der zu verfertigenden Mosaik erforderte, sorgfältig zugehauenen Stückchen oder Zähnen aus einem ziemlich festen, graulich weißen Sandstein von der Dicke und Länge von 4—5 und 4—8 Zoll gegen das innere etwas keilförmig, sie sind ohne ein Bindungsmittel ganz genau an und auf einander gepaßt, in das Pisé des Kerns der Mauer eingeschoben, innig mit ihr verbunden, und bilden mit ihr einen soliden Körper. Die Reliefzeichnung wird durch das regelmäßige ungefähr dreiviertel Zoll betragende Hervor- und Zurücktreten der Steinchen bewirkt.

In der Mitte der Rückseite dieses Gebäudes befindet sich ein viereckiger Anbau c, 62 Fuß lang und 75 Fuß breit, der gleichzeitig mit dem Hauptgebäude aufgeführt worden ist, und von außen dessen völligen Styl und Verzierungen beibehalten hat. Man gelangt in denselben aus dem langen Raume oder Saal durch einen niedrigen und schmalen Gang, dessen Oeffnung oder Thüre dem östlichen Thore des Hauptgebäudes gegenübersteht; der Gang ist finster, nicht viel über 3 Schuh breit, kaum 6 Schuh hoch, gleicht einem Stollen und ist in der Mauerdicke des Anbaus ausgehalten; er ist an den Seitenwänden und der Decke gleichfalls mit Relief-Mosaik verziert, zwanzig Schuh lang und mündet in einen etwa 30 Fuß ins Gevierte haltenden innern Hofraum, der auf seinen vier Seiten von vier schmalen Zimmern umgeben ist. Zu jedem dieser Zimmer führt vom Hofe aus eine breite, aber niedrige Thüre. Die Zimmer haben unter sich keine Verbindung, sie sind gleichfalls ohne Fenster, und empfangen das Licht durch die Thüren aus dem Hofraum, der stets unbedacht gewesen zu seyn scheint.

(Schluß folgt.)

*) Es war nicht gut thunlich, die Zeichnung in Einem langen Streifen lithographiren zu lassen, und man mußte daher dieselbe zerlegen: jeder kann sie indeß leicht zusammensetzen, und der erste Anblick gibt schon, daß sie in der Ordnung 2 a. 2 b. 2 c. von links nach rechts an einander gereiht werden müssen. A. d. R.

Die neuen Parlamentshäuser.

Das Athenäum theilt den Grundriß und die Ansicht der Flußfronte der neu zu erbauenden Parlamentshäuser mit. Der Bau soll etwa fünfzig Yards unterhalb der Westminsterbrücke beginnen, und sich 870 Fuß lang längs dem Flusse erstrecken. Die südliche Fronte, welche die Breite bezeichnet, ist 340 Fuß lang. Auf eine nähere Schilderung des Gebäudes können wir uns im Augenblick nicht einlassen, da sie ohne Plan nicht wohl verständlich seyn würde, weßhalb wir uns vorbehalten, diesen unsern Lesern vorzulegen. Einen besonders prachtvollen Anblick wird dieß Gebäude, wenn es vollendet seyn wird, namentlich darum gewähren, weil man gegen den Fluß hin eine dreißig Fuß breite Terrasse bauen will, die sich zwischen den beiden Thürmen am Nord- und Südrande 680 Fuß lang erstrecken soll, so daß sich also vor dem Gebäude gegen den Fluß hin eine Esplanade von 20,000 □Fuß ergeben würde. Der Saal der Pairs soll länglich, der der Gemeinen viereckig werden.

Chronik der Reisen.

Missionsreise an den Küsten von China.

(Fortsetzung.)

Die Missionäre besuchten hierauf die Küste gegen Westen und landeten in Tsinghaiwei, einer Stadt von einiger Bedeutung, welche ehemals befestigt war, deren Mauern aber zusammenfallen, wie die fast aller festen Plätze der Provinz Schantong. Man sieht überall auf den Hügeln Wachtthürme und Burgen, welche zerfallen, große Ringmauern und Erdwälle, welche beträchtliche Räume einschließen, die gegenwärtig

im Innern nur noch bebaute Felder oder elende Dörfer enthalten. (Diese Befestigungen schreiben sich ohne Zweifel von den Kriegen mit den Seeräubern her, welche sich von Zeit zu Zeit an diesen Küsten zu großer Macht erhoben, aber bei der gegenwärtigen vollkommenen Ruhe läßt man die Mauern als nutzlos zerfallen.) Die Missionäre vertheilten hier Bücher, und begannen einen Ausflug ins Innere, wurden aber immer von einem Offizier zu Pferd begleitet, der eine große Plage für sie war, da er die Leute gegen ihre Bücher warnte. Sie nahmen hierauf ein Boot und ließen sich tief in eine Bai rudern, wodurch sie seiner Begleitung entgingen, und den Tag ruhig in den Dörfern zubringen konnten. Die Bewohner waren zurückhaltend, aber überall freundlich gesinnt, doch nahmen nur wenige von ihnen Bücher an. Da sie nie Fremde gesehen, und viele den Namen von England nie gehört hatten, so wußten sie nicht, was sie aus den sonderbar aussehenden Fremdlingen machen sollten, die Bücher unter sie austheilten. Das Volk war hier, wie überall, eifrigst mit Feldarbeiten beschäftigt, einige pflügten, andere ernteten, oder brachten Dünger auf das Feld, oder führten die Ernte nach Hause. Eine große Anzahl war mit Dreschen und Einpacken von Reiß, Weizen, Bohnen u. s. w. und mit Trocknen von türkischem Korn beschäftigt. Oft drehten sie kaum den Kopf, um die Fremden zu sehen. Alle Weiber haben kleine Füße, und ihr blasses gelbes Ansehen bildete einen großen Kontrast mit dem gesunden Aussehen der Männer. Sie waren nicht überall schüchtern, aber gewöhnlich häßlich und schlecht gekleidet, und arbeiteten in den Feldern fast eben so häufig als die Männer. Oft sah man jedoch junge Frauen in glänzenden seidenen Kleidern auf Eseln reitend, wobei das Thier immer von einem Mann mit der Hand geführt wurde.

Den 29sten September stiegen sie wieder ans Land und besuchten die Dörfer am Ufer, wo sie mit zunehmendem Mißtrauen empfangen wurden. Sie bemerkten einige verkleidete Polizeibeamten, welche die Leute vor ihnen warnten, so daß diese sich oft weigerten, Bücher anzunehmen, und in einigen Dörfern konnten sie gar keine vertheilen. Den nächsten Tag segelten sie wieder gegen Westen, und landeten bei einigen großen Dörfern, wo sie einigen Widerstand fanden. In einem der größten trat, sobald sich wie gewöhnlich ein Zulauf gebildet hatte, ein junger wohlgekleideter Mann hervor, und fing an laut gegen sie zu schreien. Medhurst fragte ihn, ob er ein Buch wolle, worauf er antwortete: „Nein, ich kann nicht lesen.“ Gut, sagte der Missionär, wenn du unwissend und stupid bist, so gibt es gescheidtere; was die Leute in bessern Humor setzte, und sie fanden sich bereitwilliger die Bücher anzunehmen, und luden ihn in das Schulhaus ein, wo sie ihm eine Menge Fragen machten.

„Dieß war, sagt Medhurst, der letzte unserer Besuche an der ungastfreundlichen Küste von Schantong. Die Einwohner waren mißtrauisch und zurückhaltend, aber wir können sie keiner Feindseligkeit oder Verrätherei anklagen, denn wir waren oft von Hunderten umringt, unbewaffnet und weit von dem Schiff, aber wir gingen in Sicherheit von Dorf zu Dorf, grüßten die Leute, die wir antrafen, und erhielten gewöhnlich einen freundlichen Gegengruß. Sie sind allerdings sehr verschieden von der plötzlichen Herzlichkeit ihrer südlichen und abgefeimten Landsleute. Diese Provinz ist der Geburtsort von Konfuze, und alle Klassen sprechen den reinsten Hofdialekt, so daß der ärmste Bettler eine weit bessere Aussprache hat, als der größte Gelehrte im Süden. Die Zahl der Personen, welche lesen können, ist weit geringer als ich vermuthet hätte, wir fanden nicht Eine Frau, die lesen konnte, und nur ein kleiner Theil der Bauern konnte eine Seite verständlich vorlesen. Freilich in den Städten muß es eine größere Anzahl geben. Man findet in den Dörfern nur wenige Bequemlichkeiten des Lebens, ihre Häuser sind solid aus Granit gebaut und mit Stroh gedeckt, enthalten aber weder Tische, noch Stühle, noch Böden, noch Möbeln irgend einer Art. Jeder hatte dagegen seine Tabakspfeife und überall fanden wir Thee; aber das elende Aussehen der Frauen erregte unser größtes Mitleiden.

Nach einem Aufenthalt von drei Wochen verließ das Schiff die Küsten von Schantong und besuchte die der südlichern Provinz Kiangnan. Der Kontrast zwischen dem Gebirgslande der Provinz, welche sie verließen, und den reichen Ebenen von Kiangnan war höchst auffallend. Sie näherten sich der Mündung des Wusung, eines großen Flusses, an dem etwas höher die große Handelsstadt Kiangsu liegt. Es fiel gerade ein heftiger Sturm ein, so daß man keine Schiffe an der Mündung des Flusses sah, aber eine Meile höher hinauf sah man eine zahlreiche Flotte, welche auf besseres Wetter wartete. Die Missionäre landeten Nachmittags an der Stadt Wusung, wo sie ein Beamter in sein Haus einlud. In der Zwischenzeit hatte Medhurst einige Bücher von Leuten aus der Provinz Fokien erkannt, und da diese immer geneigt sind Fremde gut zu empfangen und er ihren Dialekt sprach, mit ihrer Hülfe sich in guten Kredit bei der zuströmenden Menge gesetzt. Später hatte er eine Konferenz mit Beamten im Tempel, wo die gewöhnlichen Fragen an ihn gerichtet, aber keine Schwierigkeiten gemacht wurden. Bei ihrer Rückkehr zum Boote wurde der Pöbel so ungeduldig Bücher zu erhalten, daß ein großer Lärm entstand, was einen Mandarin in Zorn setzte, so daß er einige der Lautesten an den Zöpfen ergreifen ließ, um ihnen den Bambus administriren zu lassen. Medhurst widersetzte sich, der Beamte sagte, daß er den Leuten nicht erlauben könne, so grob gegen Fremde zu seyn, die so weit her gekommen seyen ihnen Gutes zu erweisen, daß er sie aber aus Artigkeit gegen Medhurst frei lassen wolle. Dieß geschah, und die Menge bezeugte ihren Beifall.

(Schluß folgt.)

Indische Miscellen.

Die Sikhs, welche unter Zurawar Sing Ladak eroberten, stießen dort auf Truppen aus Yarkend und Tübet, die der Radscha von Ladak zu seiner Hülfe herbeigerufen hatte, und wurden von diesen geschlagen. Doch ist der Kampf noch nicht zu Ende.

Kürzlich fand in der Umgegend von Delhi die Heirath des Sohnes eines indischen Nabobs statt, wobei 15.000 Mann theils Reiter, theils Fußgänger, außer einer Volksmasse von 200.000 Menschen, den Zug begleiteten. Unter diesen Menschentroß wurden 10.000 Viertels- und halbe Rupienstücke ausgetheilt. Die ganze Hochzeit, die mit aller orientalischen Pracht gefeiert wurde, soll über 600.000 Rupien gekostet haben.

In Indien sollen Befehle aus England angelangt seyn, im Militär noch weitere Einschränkungen zu veranstalten.

Nachrichten aus Calcutta zufolge soll der letzte Winter dort ungemein kalt gewesen seyn. Sehr häufig stand um 6 Uhr Morgens das Thermometer auf 40° F. (5½° R.), und am 28ten Januar fand man Morgens Eis. Diese Witterung soll viele Krankheiten veranlaßt haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Kunsterinnerungen aus dem Louvre. 1.

Als die französische Nation im Jahre 1792 mit dem übrigen Europa in Krieg gerieth, war sie auf einen solchen Kampf wenig vorbereitet. Sie ließ eine Aufforderung an die waffenfähigen Männer ergehen, und zählte auf den Patriotismus des Volkes. Im Septembre jenes Jahres ging die Pariser Nationalgarde selbst zur Armee ab. Allenthalben waren Listen aufgelegt, um die Freiwilligen einzutragen. Auf dem Pont-neuf, da, wo jetzt die Reiterbildsäule von Heinrich IV steht, war die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, mit der einfachen aber antik poetischen Aufschrift: Citoyens, la patrie est en danger! Neben daran war ein Einschreibungsbureau, das nicht genug Namen aufnehmen konnte. Die Freiwilligen erhielten Uniform und Waffen, welche letztere aus den ehemals königlichen Fabriken beigeschafft wurden, und gingen sogleich zur Armee ab.

Diesen Moment hat ein Maler, Cogniet, zum Gegenstand seiner Darstellung gewählt, und mit theilweisem Glücke ausgeführt. Man sieht den Pont-neuf, wie ich ihn eben beschrieben, und die abgehenden Reiter, lauter Bürger aus der Pariser Nationalgarde, die von Jung und Alt begrüßt und von den Weibern mit Blumen bekränzt werden. Daß letztere hübsch und jung sind, versteht sich, wo wäre sonst die Poesie? Der Gegenstand ist historisch wahr, und gehört einer großen Epoche an; es war leicht, etwas Ergreifendes zu machen. Zudem ist diese Aufwallung ächt französisch und charaktertreu. Der Anführer der eben abziehenden Schaar fliegt mehr über die Erde hin, als er geht. Das Feuer der Begeisterung und der Ungeduld spricht ihm aus den Augen, und er hat kaum Zeit, den schönen Frauen, die ihm Blumen zuwerfen, dankend zu begegnen. Damals war die Nationalgarde Ernst, sie war aus einer großen Idee hervorgegangen.

Die heutige Nationalgarde hat seit den vier letzten Malereiausstellungen eine zahllose Menge farbenbestrichener Tafeln veranlaßt, insgesammt poetisch und großartig wie der Gegenstand. Was die fetten, dicken, runden Mopsgesichter der ehr- und tugendsamen Bürgersweiber mit den schwangern Händen, die sie kreuzweise über den Bauch legen, damit man den weißen Speck besser bewundern möge, im Verhältniß zu der ästhetischen Formenreinheit einer weiblichen Figur sind, das ist das Konterfei der heutigen Nationalgarde im Verhältniß zu jener von 1792. Das Schönste an ihr sind, in meiner profanen Ansicht, die saubern weißen Beinkleider, die sie trägt, und die darin eingeschlossenen Oberschenkel, Sinnbild der Mannskraft. Es gibt nichts grotesk lächerlicheres, alfanzig ungelenkeres, als der ächte Schildbürger der bonne ville de Paris unter dem Bärendeckel; ich gehe nicht ein Einzigesmal über den Carrouselplatz oder durch das Louvre, ohne daß ich mich ergötze an diesen Mustergesichtern von hasenfüßiger Aufgeblasenheit und schwerfälliger Selbstzufriedenheit, die auf eine halbe Meile in die Runde das Gewürz riechen, und nur im Kopfe keine Spur davon behalten haben. Es gibt nichts heroisch männlicheres, unternehmend kriegerischeres, kühneres, unwiderstehlicheres, als die Nationalgarde — im Bilde; sie ist hier so tapfer und unaufhaltsam, als sie in der Wirklichkeit traurig und unaushaltsam ist. Die Ausstellung zeigt sie uns, wie sie voll Eifer sich zum Dienste drängt, und mit williger Aufopferung auf die Wache zieht. Vor wenigen Tagen war die Rede von einem neuen Gesetze, welche die Strafe gegen die Säumigen ungemein schärfen würde. So groß ist der Eifer! Man sollte nachgerade meinen, daß die Mehrheit dieser würdigen Wehrmänner zu der Kompagnie des in den kleinen Spottblättern so oft genannten Kapitäns Tartenson gehörten, dessen Abtheilung „stets kommt mit einer großen Anzahl Fehlender.“

Neulich wohnte ich einer besondern Feierlichkeit der berittenen Pariser Nationalgarde bei; dieß sind die parfümirtesten und vornehmsten. Zu der Zeit, wo die Polen noch Modeartikel in Paris waren, hat man ihre Uniform angenommen und einen Trupp auserwählter Vaterlandsvertheidiger zu Roß damit geputzt. Hübsche Farben und Federbüsche, und Schnüre und Quasten, waren ein wesentliches Erforderniß des Kleiderschmuckes dieser Prätorianer. Auch sind sie schön und putzig wie gewaschene Sonntagspuppen. Es war in den elysäischen Feldern. Mehrere Offizierswahlen wurden, bei dem Schalle der Trompeten, den versammelten Schwadronen verkündigt und die

Eidesformel verlesen. Die Helden waren zu Pferd mit entblößtem Seitengewehr. Die Gesichter waren köstlich und der Ernst, der pathetische Anstand bewunderungswürdig. Nicht um großen Preis hätte Einer das Gesicht verzogen. Es ist wahr, man lacht nicht gern über seine eigene Lächerlichkeit. Ich aber, der ich weder Unterthan Sr. Majestät Louis Philipps, noch Bürgersoldat zu Pferd bin, ich lachte für und über alle. Als nun gar das Wegreiten und Defiliren anfing, da war es nicht mehr zum Aushalten, links, rechts, gerade aus, zurück, auf die Seite hieher, dorthin, alle Richtungen fanden ihre Liebhaber, nur das Eine Kommando des Chefs blieb unbeachtet. Nach ächter Disciplin wollten ihm mehrere Gemeine beweisen, daß er schlecht kommandire, er aber, die Würde seines hochwichtigen Postens beobachtend, erwiderte ihnen, daß es sie nichts angehe, und daß er kommandire wie er wolle. Ich war der Meinung von Beiden. Ich vermißte Jemanden in der kriegerischen Menge und blickte mich allenthalben nach ihm um: es war mir, als ob ich ihn jeden Augenblick an ihrer Spitze sehen müßte. Wo warst Du, wackerer Degen von La Mancha, als Deine Schaaren sich tummelten? Wie aber, wenn diese Mauerbrecher in die Nähe eines feindlichen Geschosses oder Säbels gebracht würden? Jetzt seht Ihr aus, als ob Ihr jedermann zur Bewunderung Eures Muthes auffordern wolltet; wie dann? In welchen Winkeln müßte man alle die Baumwollkappen und Schlafmützen, die Zuckerhüte und Kaffeedüten, die Ellenreiter und Federfuchser aufspüren, in welche sich urplötzlich diese respektable Versammlung verwandeln und verkriechen würde, um besser von jedweder Gefahr fern zu bleiben?

(Schluß folgt.)

Ueber die alterthümlichen Paläste von Mitla.

(Schluß.)

Alle Thüren und Thore dieser Gebäude scheinen nie mittelst Holzwerk, sondern bloß durch vorgehängte Teppiche verschlossen worden zu seyn. Der Fußboden, so wie im Hofe also auch in den Zimmern, ist Estrich. Es ist sonderbar und auffallend, daß die Erbauer dieser Paläste, welche doch den Gebrauch des Kalkes behufs der Verfertigung des Estrichs des Hofraums und der Fußböden gekannt haben, selben nicht zur Aufführung ihrer Mauern verwendeten. Im Innern sind die Wände der Zimmer im Ganzen, ohne Zwischengesimse von oben bis unten mit Mosaik-Verzierungen bekleidet, und gewähren einen herrlichen Anblick; an den Wänden des Hofraumes aber finden sich die Zwischengesimse und Abtheilungen der Mosaik-Felder wieder. Diese vier Zimmer und deren innerer Hofraum waren, nach der Tradition der Eingebornen, die eigentliche Wohnung, das imum des Hohenpriesters der Zapoteken. In dem westlichen Zimmer ist noch ein Stück von einigen Ellen Bedachung ersichtlich, sie besteht aus in 10zölligen Zwischenräumen querübergelegten runden Eichenstämmen, die mit breiten Steinplatten bedeckt sind, auf welchen ein 6 Zoll dicker Estrich aufgetragen ist. Es scheint jedoch, daß diese Bedachung der neuern Zeit angehört, und daß man durch selbe diese Gemächer bewohnbar hat machen wollen; wie denn auch in den großen Sälen mehrere Spuren ersichtlich sind, daß sie in neuerer Zeit bewohnt waren, und folglich wenigstens provisorisch mit einem Dache versehen gewesen sind.

Von dieser Gruppe C steht bloß dieß so eben beschriebene Hauptgebäude und sein Anbau wohl erhalten, das südliche und westliche sind nur große Schutthaufen, vom östlichen stehen noch Reste, welche ungefähr die Hälfte desselben betragen.

Die Gruppe B liegt, wie schon erwähnt, dicht an der bereits beschriebenen, und ihr nördliches Hauptgebäude ist von dem Schutthaufen des südlichen der Gruppe C nur durch eine schmale Gasse getrennt.

Der Hofraum ist jenem der schon beschriebenen Gruppe C gleich, mit Estrich überzogen, und die drei Gebäudefronten gegen Nord, Süd und Ost sind ganz gut erhalten, jene gegen West aber ist nur noch ein großer Schutthaufen, den man übersteigt, um in das Innere des Hofraums zu gelangen.

Die Gebäudefronte gegen Nord ist 131 Fuß lang, 19 Fuß tief, innerer Lichte, 20 Fuß hoch ohne den gegenwärtig unter Schutt vergrabenen 7 Schuh hohen und eben so viel hervorspringenden Sockel einzurechnen, und ungefähr 4 Schuh, welche von dem obersten hervorspringend gewesenen Gesimse sich abgelöset haben und herabgefallen sind, so daß die ganze ursprüngliche Höhe über der Ebensohle des Hofraums 31 Fuß betragen hat.

Die drei großen Thore, mit welchen ohne Ausnahme alle diese Gebäude versehen sind, und schon beschrieben wurden, sind auch hier vorhanden, die nächste Bekleidung um die Thore herum besteht aus prächtigen und polirten Quadern und Platten von Porphyr, während das übrige Material der schon erwähnte feinkörnige, graulich weiße Sandstein ist. Die äußere und innere Verzierung mittelst auf dreien geradlinig fortlaufenden Gesimsen vertheilten Feldern von Relief-Mosaik-Arabesken, alle in Invention und Zeichnung verschieden, ist dieselbe wie die bereits oben beschriebene, so auch die ungeheuren Steinplatten als Thürstürze, die sechs Porphyrsäulen in der Mitte des Saales, und die Nische dem mittleren Thore gegenüber. Alles dieses ist gleichfalls den andern zwei noch ziemlich wohl erhaltenen Gebäuden gegen Süd und Ost gemein.

Vor dem mittleren Thore auf der Ebensohle des Hofraums ist eine länglich viereckige Oeffnung von 4 auf 6 Schuh, einer Theaterversenkung ähnlich, durch welche man ungefähr 5 Schuh tief hinabgleitet, und einen gegen Norden gehenden unterirdischen Gang von beiläufig 7 Fuß Höhe, 8 Fuß Breite und 30 Fuß Länge betritt, von welchem sich an seinem Ende in rechtem Winkel und in denselben Dimensionen zwei kürzere Gänge abtheilen, so daß das ganze Souterrain die Form eines Hammers oder eines T erhält. Die Decke besteht aus ungeheuren Steinplatten und in der Mitte des Raumes, wo sich die gegen Ost und West laufenden Arme vom mittlern Gang abtheilen, steht eine Porphyrsäule als Träger der Decke. Die Verzierung der Wände besteht aus einem gemeinschaftlichen Sockel, der aus vier abwechselnd zurück- und vorspringenden, theils senkrechten, theils nach oben eingezogenen, mehr oder minder breiten Plattengliedern gebildet wird, und sich ungefähr auf 1½ Schuh vom Estrich des

Bodens erhebt; auf diesem steht ein Rahmen aus glatten Steinplatten, der sich Schuh breit an die Decke anschließt, und dessen inneres Feld mit Relief-Mosaik-Arabesken der sonderbarsten und mannichfaltigsten Erfindung ausgefüllt ist, welche die schönsten regelmäßigen Figuren bilden. Rhomben wie im bayerischen Wappen, und kleine gleicharmige Kreuze als Ausfüllungspunkte kommen in diesen Mosaik-Arabesken öfters vor, — der fromme Eifer der spanischen Missionäre hat sich sogar hiedurch zur mehr als idealischen Folgerung hinreißen lassen, daß diese Völker schon lange vor der Entdeckung Amerika's Nachrichten vom Evangelium gehabt hätten. Alle diese Verzierungen sind, gleich wie durchaus die ganze Steinarbeit dieser Paläste, so genau gearbeitet und gefügt, daß nur mit Mühe die haardicke Linie der Fügung wahrgenommen werden kann.

Eine noch mit zwei Stufen ersichtliche Treppe an der südlichen Seite der Versenkung, gleichsam am Fuße des langen Armes des Hammers, führte aus diesen unterirdischen Gemächern wahrscheinlich in die großen Katakomben, welche zweifelsohne sich unter dem Hofraum befinden, und sich, wenn die Traditionen hierüber wahr sind, noch viel weiter hinaus erstrecken. Dieser Eingang ist, wie man bestimmte Nachrichten hat, bald nach der Eroberung vermauert und verschüttet worden, um den Eingebornen, mit deren Bekehrung zum Christenthum man sich beschäftigte, den Zugang zu Orten zu wehren, welche sie an ihre früheren götzendienstlichen Gebräuche erinnern könnten.

Es haben früher verschiedene Mal geistliche Prälaten und höhere spanische Staatsbeamte, wie aus in Oaxaca befindlichen Dokumenten hervorgeht, aus Neugierde den Zugang zu diesen großen Katakomben eröffnen lassen, eine Menge von Säulen, einen Irrsaal von Gängen gesehen, aber die Unzahl von scheußlichen Reptilien, die dumpfe Moderluft, und die Furcht den leibhaften Teufel zu treffen, für dessen Behausung ihr heiliger Eifer diese Grüfte ansah, oder doch wenigstens von giftigen Schlangen gebissen zu werden, von denen Alles wimmelte, machten jedesmal der Untersuchung ein schnelles Ende; man eilte unverrichteter Dinge an das Tageslicht zurück, und ließ den Eingang wieder vermauern und verschütten.

Welch reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen über den Standpunkt und die Civilisation dieser Völker vor und zur Zeit der Eroberung bieten diese Prachtruinen dar, deren wundervoller Anblick allein schon hinlänglicher Ersatz ist für die Beschwerden der Ueberschiffung des Weltmeers! Wer kann nun noch Völkern, die solch ungeheuern Prachtaufwand für religiöse Zwecke erdacht und beschlossen, solche Riesenwerke so vollkommen in Entwurf und Kunst, ohne die Beihülfe von Stahl, Eisen und die zur Beifuhr nöthigen Hausthiere ausgeführt haben, wohlgeregelte gesellschaftliche Ordnung, ohne welche solch ein Zusammenwirken als hier nöthig war, nicht denkbar, Sitten, Künste, selbst Wissenschaften, und einen vorgerückten Grad einer eigenen, obwohl von jener der andern Welttheile verschiedenen Kultur absprechen und sie Wilde nennen, als sie das Unglück hatten, von europäischen gold- und blutdürstigen Abenteurern zum Erstenmal heimgesucht, und unterjocht zu werden! Um einen Bau wie die Paläste von Mitla zu leiten, waren abgesehen von Genie, architektonische und technische Kenntnisse, Erfahrung und Fertigkeit im Zeichnen, — um Steinblöcke von 20 Fuß und darüber Länge, 5 Fuß Breite und 5 Fuß Dicke, die über den Thoren und als Stufen der Pyramide liegen, zu brechen, zu behauen, 2 Stunden weit herbeizuschaffen und sie an ihre Stellen zu erheben, Anwendung von mancherlei mechanischen Kenntnissen, — und endlich, um so viele Menschen, die ohne Beihülfe von Zugvieh, die ungeheure Masse Material, die zu so ausgedehnten Bauwerken erforderlich war, behauen, herbeischaffen, aufmauern mußten, andauernd zweckmäßig an- und zusammen zu halten, dazu gehören Kenntnisse, Einrichtungen und solch eine gesellschaftliche Ordnung, welche nur Völkern eigen ist, die schon weit in der Kultur und Civilisation vorgeschritten sind. Obschon die Eroberung jener Länder und die Unterjochung ihrer Völker durch Cortes, der Tod und das Ende ihrer damaligen Kultur und Wohlfahrt war, und sie seither manches früher besessene Gute gänzlich verloren haben, ein Rückgang, den sogar die neueren Independenz-Ereignisse statt ihn aufzuhalten vielmehr beschleunigen möchten, und dem bloß durch eine wohl mögliche Katastrophe ein Ziel gesetzt werden kann, so ist dennoch in vielen Dingen, bei näherem und freundlichem Umgang mit den gegenwärtig im ehmaligen spanischen Amerika lebenden indischen Nationen nicht zu verkennen, daß sie ihrer Voreltern nicht ganz unwürdig geworden, daß sie zwar ein unterdrücktes, aber keineswegs ein hoffnungs- und rettungslos verlorenes, sich selbst überlebt habendes Geschlecht sind — wie sich europäischer und kreolischer Dünkel und Habgier nach ihren Ländereien zu behaupten bestrebt — und daß der heilige Funke des Nationalgefühls, der Entrüstung über ihre Entwürdigung und mit Füßen getretene Rechte nicht unter ihnen erloschen ist, sondern fortglimmt, um sich für den angemessenen, nach dem jetzigen Lauf der Dinge in jenen Ländern nicht in allzu weiter Ferne liegenden günstigen Augenblick zur Alles verzehrenden Flamme zu erstarken. Doch hievon ein Mehreres bei nächster Gelegenheit.

Die orientalischen Namen der Insel Ceylon.

Die Chinesen brauchen den Ausdruck Sze-tsze, Söhne der Löwen, zur Bezeichnung der Einwohner der Insel Ceylon; dieß ist vermuthlich eine Uebersetzung des Sanskritworts Sinhababu, Abkömmlinge der Löwen. Im Sanskrit und Pali heißt die Insel Sinhala dwipa, d. i. Löweninsel. Daher kommen wohl die andern nach Europa gedrungenen Namen, wie Sielediba bei Cosmas Indicopleustes, Serandives, Einwohner der Insel Ceylon bei Ammianus Marcellinus; letzterer Name scheint schon von dem arabischen Ausdruck Serandib herzukommen, welcher Name besonders in den Reisen Sindbads so oft erwähnt wird. Die chinesische Encyklopädie von Ma-twan-li enthält eine wunderliche Beschreibung der Insel, worin es unter Anderem heißt: Das Königreich war in früherer Zeit nicht von menschlichen Wesen bewohnt, sondern von Geistern; Drachen und große Schlangen wählten es gleichfalls zum Aufenthalt. (Dieß stimmt auch mit den mythologischen Traditionen der Insel zusammen.) Die Kaufleute anderer Länder unterhielten einen Tauschhandel mit ihnen, ohne ihre Gestalten zu sehen; nur seltene,

kostbare und glänzende Artikel, wie Perlen, Diamanten u. dgl. konnten sie für die Waaren geben, welche sie empfingen. Das Volk anderer Königreiche hörte von der Herrlichkeit dieses Landes; daher beschlossen sie, es anzugreifen. Einige brachen allen Handelsverkehr mit der Insel ab, schlossen sich den Planen der großen Königreiche an und vertrieben die Geister; daher erhielt das Land den Namen Insel der Löwen. Die Sitten und Gebräuche waren dieselben wie die der Po-lo-man (Braminen). Die Bewohner gehorchten nicht den Gesetzen Fuh's (Buddhas); erst in den Jahren e-he Ganti's (Jahr nach Chr. 367 bis 416) kamen Gesandte und boten eine Statue Fuh's, 4⅓ Fuß hoch und mit fünf verschiedenen Farben bekleidet, an." Aus dieser Erzählung geht hervor, daß Ceylon anfangs von einem ganz rohen Stamme bewohnt war, mit dem der Handel auf eine Weise, wie noch jetzt mit manchen rohen Völkern, betrieben wurde. Von Indien aus eroberten die Braminen (Sings, Löwen) die Insel zu einer ungewissen Zeit, und ums Jahr 400 nach Christo wurde die Buddhalehre eingeführt, die noch jetzt, im Gegensatz gegen die braminische, die herrschende ist.

Chronik der Reisen.

Missionsreise an den Küsten von China.

(Schluß.)

Den nächsten Tag nahmen sie das Schiffsboot, um den Fluß bis Schanghai hinauf zu fahren. Da der Sturm noch immer dauerte, so sah man kaum ein Boot, und keines der chinesischen Schiffe schien sie zu bemerken, so daß sie ohne Schwierigkeit ihre Fahrt fortsetzten. Der Wusung ist ein schöner Fluß, eine halbe Meile breit und 5 bis 7 Faden tief. Beide Ufer sind vollkommen platt, vortrefflich bebaut und dicht bevölkert. Die Stadt liegt 16 englische Meilen von der Mündung, und sie erreichten sie in drei Stunden. Ein Wald zahlloser Maste kündigte die Nähe einer großen Handelsstadt an, und selbst in der besten Jahreszeit sieht man in Canton nicht die Hälfte der Schiffe, welche hier lagen. Sie stiegen vor einem Tempel aus, und fingen an Bücher auszutheilen, die die Umstehenden mit Dank annahmen, aber man hörte bald das Gefolge eines Beamten, das ihm mit Bambusstäben Platz durch die Menge machte. Die Beamten waren sehr artig, und luden sie in den Tempel ein, vor welchem sich eine unendliche Volksmasse versammelt hatte, theils um eine theatralische Vorstellung zu sehen, theils um die Fremden anzugaffen. Diese wurden in ein entlegenes Zimmer geführt, wo sie sich mit den Beamten niedersetzten; man brachte während der Konversation Thee und Kuchen; die Beamten wünschten die Bücher zu sehen, von denen sie eine ziemliche Anzahl nahmen. Während dieser Unterhaltung begab sich Stevens zum Boote, und fing an die Bücherkisten in ihr zu öffnen und zu vertheilen. Anfangs gab er sie einzeln weg, da aber die Menge sich über alle Maßen drängte, so fing er an sie in Masse über die Köpfe des Volks zu werfen, bis er 1000 Bände vertheilt hatte. Während dieser Zeit baten ihn die Polizeibeamten mit aufgehobenen Händen es nicht zu thun, ohne ihm aber weitere Hindernisse in den Weg zu legen. Hierauf wollten die Missionäre in die Stadt dringen, aber die Beamten verhinderten es mit größerer Beharrlichkeit, dagegen versprachen sie, das Schiff zu verproviantiren.

Die zwei folgenden Tage brachten sie mit Besuchen der chinesischen Schiffe zu, von denen sie Hunderte bestiegen, und überall nahm man ihre Bücher gern an. Sie verproviantirten sich hierauf mit Erlaubniß der Beamten in Wusung, besuchten zwei Forts und die Kasernen der Garnisonen, denen sie auch Bücher gaben. Indessen sah man die Zahl der Soldaten am Ufer immer zunehmen, aber kein chinesisches Kriegsschiff erschien, bis zum 10ten Oktober, wo ein Admiral mit 25 Kriegsschiffen verschiedener Größe ankam. Das Militär am Ufer bildete sich in Reihen, und feuerte eine Salve, so oft ein Kriegsschiff vorüberfuhr, welches dieselbe erwiderte. Die Soldaten führten theils lange Lanzen und Schwerter, oder kurze Spieße und Schilde, oder Luntenflinten.

Den nächsten Tag kam ein Offizier, um im Namen des kommandirenden Generals einen Besuch zu machen, er sagte, er habe die Bücher gesehen und fände sie gut. Den nächsten Tag landeten die Missionäre am westlichen Ufer, und brachten den Tag ruhig in verschiedenen Dörfern zu, wo ihre Bücher mit Dankbarkeit angenommen wurden. Die Felder trugen reiche Ernten von Reiß und Baumwolle, die Frauen waren weniger schüchtern und hübscher als in Schantong. Neben jedem Hause standen ein oder zwei Särge, welche theils auf den Tod ihres Eigenthümers warteten, theils die Reste der Todten enthielten. Man läßt diese in ihnen, bis das Fleisch abgefallen ist, und legt dann die Gebeine in Urnen, welche in Reihen aufgestellt werden. Fast überall hatte man nach Opium gefragt und die Tuchkleider der Fremden bewundert, aber nur hier bot man ihnen Handelsgeschäfte an, besonders die Leute in den Schiffen, welche sie alle dringend baten außerhalb der Rhede auf sie zu warten, wo sie sie treffen, und ihnen alle Waaren, die sie haben könnten, abkaufen würden.

Den 16ten Oktober erreichten sie die Insel Kiatan, wo sie von den Kapitäns einiger Kriegsschiffe besucht wurden, welche höflich waren, und ihnen keine Schwierigkeiten machten, und sie brachten den Tag mit größtem Vergnügen auf dieser romantischen Insel zu, wo man sie mit allgemeinem Wohlwollen aufnahm. Von hier an folgte ihnen drei Tage lang eine Flotte von 11 Kriegsschiffen, und im letzten derselben besuchte sie der Admiral, ein gutmüthiger Mann, der wenig sprach und nichts that, in Begleitung eines seiner Kapitäns. Auf die Frage, warum sie dem Schiff folgten, antworteten sie, es sey, um ihnen den Weg durch die gefährlichen Inselgruppen zu zeigen. Sie nahmen eine Einladung zum Essen an, und wurden am Ende ganz herzlich, klagten über die falsche Politik des Hofes, einen Handel zu beschränken, welcher beiden Reichen gleich vortheilhaft seyn würde. Sie erklärten zugleich, daß sie den Zweck der Missionäre ganz gut finden, und diese waren höchlichst erfreut über so herzliche, oder wenigstens so höfliche Gäste. Das Schiff erreichte Lintin den 31sten Oktober wieder.

Es gehört in der That ein ungewöhnlicher Fanatismus von Seite der Bibelgesellschaft dazu, wenn sie glaubt, daß solche Expeditionen ihren Zweck erreichen können, und daß sie nicht bloß dazu dienen das Mißtrauen der chinesischen Regierung gegen die Europäer zu vermehren. Das Schiff war noch nicht zurück nach Lintin gekommen, als schon ein Dekret in Canton anlangte, in welchem der Kaiser erklärt, daß er Nummern des chinesischen Magazins erhalten habe, das Europäer chinesisch drucken lassen und verbreiten, und dem Vicekönig befiehlt, alle Mittel anzuwenden, die chinesischen Holzschneider und Drucker, welche ihre Dienste auf diese Art Fremden landesverrätherisch vermiethet haben, zu entdecken und sie vor die Gerichte zu stellen, damit man ausfindig mache, wer diese Bücher geschrieben und zum Druck gegeben habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1836.

Einige Tage im Hauptquartier von Don Carlos.

(Aus den Berichten eines englischen Reisenden.)

Der Hauptgegenstand der Unterhaltung in Frankreich ist gegenwärtig der Fortschritt des Kriegs in Spanien: alle Parteien beobachten den Kampf mit gespanntem Interesse; wo man sich auch immer befinden mag, in der Weinschenke, an der Table d'Hôte, in Privatgesellschaften oder auf der öffentlichen Promenade, überall bildet er den Gegenstand des Gesprächs oder des Streits, und dieser Umstand veranlaßte meinen neuerlichen Besuch im Cuartel Real von Don Carlos. Während meines Aufenthalts zu Bordeaux im Anfang dieses Jahres weckte die fortwährende Discussion dieser Angelegenheit mein Interesse an einer Sache, die mich bisher nur sehr wenig gekümmert hatte, und ich beschloß während einer kurzen Mußezeit am Ende Februars wo möglich einen Ausflug in die nördlichen Provinzen Spaniens zu machen, obwohl dieß keine leichte Sache war, da ein Fremder, namentlich ein Engländer, was auch seine An- und Absichten seyn mögen, nicht leicht Erlaubniß erhält, die Gränze zu überschreiten und den Kriegsschauplatz zu betreten.

Mein Entschluß, den Versuch zu machen, war indeß gefaßt, und mit zwei oder drei Empfehlungsschreiben an Herren im Gefolge des Prätendenten, so wie mit einem Privatpaß versehen, der mir die Erlaubniß gewährte, nach dem Eintritt in Spanien dem Gefolge desselben nachzureisen, verließ ich Bordeaux im Anfang März mit der Diligence von Bayonne, und begab mich von letzterer Stadt aus über St. Jean de Luz nach Behobie, dem Gränzdorfe Frankreichs, wo beide Länder durch die Bidassoa getrennt sind; hier befindet sich eine Brücke, deren entgegengesetztes Ende von einer Abtheilung Christinos besetzt war. Es entstand nun die Schwierigkeit, nach den carlistischen Linien durchzukommen, eine allerdings höchst schwierige Sache, da die ganze Gränze von Spionen und Angestellten schwärmt, die Tag und Nacht strenge Wache halten.

Wie ich hindurch kam, thut hier nichts zur Sache, genug, am Morgen des 6ten März war alle Gefahr vorüber, ich hatte Gendarmerie, Polizei und Douaniers hintergangen, den Kordon überschritten, und besprach mich mit den Außenposten an der kleinen Stadt Yrun, die von karlistischen Truppen besetzt war, und über welcher das Banner Karls V wehte. Obwohl ich Gelegenheit gehabt hatte, mit mehreren Offizieren der englischen Legion, die durch Bordeaux gekommen waren, zu sprechen, und ihre Schilderungen zu vernehmen, und trotz dem, daß die Sache des Don Carlos im ganzen südlichen Frankreich, und in Bordeaux namentlich, populär ist, so muß ich doch gestehen, daß ich Spanien mit einer eben dieser Sache durchaus abgeneigten Gesinnung, und mit der vollen Ueberzeugung der gänzlichen Hoffnungslosigkeit des ritterlichen Unternehmens betrat. Eigene Anschauung hat mich indeß von dieser Ansicht abgebracht, und ich fürchte, meine durchaus liberalen Freunde werden mich in dieser Beziehung als Apostaten verschreien. Man hatte mir die karlistische Armee geschildert als eine Truppe ohne alle Disciplin, als einen feigen und grausamen Banditenhaufen, ihre Generale als eben so viele Schlächter, das Volk als von Priestern beherrscht, indolent, ungastlich und verrätherisch, *) und ich erwartete, Don Carlos inmitten einer Legion Mönche und Pfaffen zu finden. Meine englischen Freunde hatten mir meinen beabsichtigten Ausflug stark abgerathen, — auf die zahllosen Gefahren, die mir nothwendig aufstoßen müßten, hingewiesen, und die Schilderung geschlossen mit der Prophezeiung eines traurigen Ausgangs meines unbesonnenen Wagnisses, wenn ich diese ungastlichen Wildnisse beträte, und unter dieser rohen Race mich aufhielte. Dennoch bin ich, seltsam genug, immer noch am Leben und im Stande, zum Vortheil und zur Anleitung anderer Reisenden meine Abenteuer und Schilderungen niederzuschreiben.

Als ich mich dem Alcalde de Sacas, dem Civilgouverneur von Yrun vorstellte, empfing er mich mit der größten Höflichkeit, und versah mich mit Pässen nach Durango, dem damaligen Hauptquartier des Don Carlos. Da ich durch die vorhergehende Wanderung durch die Berge ziemlich ermüdet war, so entschloß ich mich, diesen Tag in Yrun zu bleiben. Nichts glich der Höflichkeit des Alcalde: er machte mich auf Alles, was nur

*) Die beste Schilderung dieser Provinzen in neuerer Zeit hat wohl Cook in seinen „Skizzen aus Spanien." (Cotta'sche Buchhandlung 1835) geliefert.

irgend einen Fremden intreressiren konnte, bereitwillig aufmerksam. Das Aussehen der kleinen Schaar, welche die Besatzung ausmachte, fiel mir auf: es war so ganz verschieden von dem, was man mir gesagt hatte, die Kleidung war vortrefflich, alle hatten einen guten Rock von grauem Tuche, nebst rothen Beinkleidern, von derselben Art und Qualität, wie die der französischen Truppen; statt des lästigen Tschakos trugen sie eine Mütze, im spanischen b o y n a oder b e r r e t genannt, ähnlich den Mützen der niederschottischen Bauern, und statt der Schuhe hatten sie Sandalen, ähnlich denen einiger Mönchsorden, und für den Gebirgskrieg den sie führten, ungemein geeignet. Ihre Bewaffnung war allerdings mittelmäßig, da die besten Flinten, so wie das bessere Material jeder Art stets für die Operationsarmee in Requisition ist, aber selbst dieser Nachtheil wird aufgewogen durch einen Enthusiasmus, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und der mir damals von günstiger Vorbedeutung für den endlichen Triumph der Waffen des Don Carlos zu seyn schien. Eins ist gewiß, für welche Seite sich auch der Sieg entscheiden mag, die fremden Söldner werden von Seite der Kinder des Bodens den entschlossensten Widerstand finden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Kunsterinnerungen aus dem Louvre. 1.

(Schluß.)

Ein einziger, aber ein wahrer Künstler, hat es verstanden, der Nationalgarde von 1836 ihre poetische Seite abzugewinnen und vorzustellen, das heißt Karikatur zu machen. Diese ist vortrefflich, und hat während zweier Monate den Jubel der Menge verursacht. Ein Dorfmaire läßt die Nationalgarde vor sich defiliren. Nichts gleicht der gelungenen, boshaft feinen Auffassung dieses Austrittes. Auf einer kleinen Haustreppe, wie sie in den Landgemeinden sind, steht der Dorfsatrape mit hochmüthig plattem Gesichte. Die Wichtigkeit seiner Person strahlt aus jedem Zuge, in so weit die Werktagsverrichtungen und die Sonnenhitze, welcher er ausgesetzt seyn mag, noch etwas darauf erkennen lassen. Die Oberlippe ist anmuthig in die Höhe getrieben durch die Unterlippe, welche sich ernst sinnend emporthürmt. Der Hut, welcher aus der Zeit des Kaiserreichs stammt, und am Boden um ein gutes Dritttheil breiter ist als an der Krempe, sitzt etwas seitwärts und stark zurück gegen das Halsgenick liegend, was der interessanten Person einen martialisch-nachlässigen Ausdruck verleiht. Kurze Manchesterhosen mit tüchtigen Schnallschuhen unter einem antiken Frackrocke vollenden den Amtsanzug des Herrn Maire. Die Frau Gemahlin steht nicht auf der Treppe; diese letztere stellt den Balkon vor, und es wäre gegen die Amtswürde, einen solchen Platz mit der Frau zu theilen. Sie ist nur halb sichtbar jenseits der Treppe, wo ein mächtiger, stark in das Gesicht fallender Strohhut an die Möglichkeit einer menschlichen Figur glauben läßt, und einen starken Gegensatz im Geschmacke mit dem Haus- und Dorftyrannen anzeigt. Die Truppe selbst ist ein buntes Gemisch alle möglichen Gesichtsbildungen, die durch die Harmonie des Lächerlichen zu dem schönsten Ganzen verschmolzen sind. Von Linie, von Richtung, von Haltung ist keine Rede. Von dem Offizier, welcher sich mit dem schönen Anstande eines chronischen Ruhrkranken gegen die Truppe wendet, um „Richtung" zu kommandiren, bis zu dem kleinen Bauernmädchen, welches an der Seite des Flügelmannes herläuft und gleichen Schritt mit ihm hält, ist jede Figur ein eignes Studium. Der Anblick im Ganzen ist der eines Kegelspieles, in welches eine gut geworfene Kugel fährt. Urtheilen Sie von der militärischen Schnurgeradheit. Einer in der Truppe begnügt sich nicht, das Gewehr zu schultern, da er vor dem Maire vorbeizieht, er nimmt den Tschako vom Kopfe, als ob es eine Stallmütze wäre, und grüßt mit höflicher Verneigung. Wahrscheinlich ist er ihm ein kleines Kapitälchen schuldig und fürchtet den Gerichtsboten. Wäre durch die Satyre wirklich etwas zu bessern, so gäbe es morgen keine Haasmurstiade der Nationalgarde mehr. Allein es ist mit dem Spotte im Gemälde, wie mit jenem im Lustspiele; jeder lacht über seinen Nachbarn und findet sich selbst nur um so vorzüglicher.

Die Gattung von Malerei, zu welcher dieses kleine Meisterstück von Biard gehört, gelingt der französischen Malerschule am besten. Es ist die Genre-Malerei, Mittelding zwischen Poesie und nackter Kopie, zwischen Großem und ganz Geringem, ein Genre, das weder historische, noch Landschafts-, noch Portraites-Malerei ist von jedem etwas nimmt und keine bestimmte Formen noch Gesetze hat, das nicht sowohl schafft als ausbildet, und Details gibt, und das nun — erkläre besser wer mag — G e n r e heißt. Daß dieses Genre den Franzosen vorzugsweise angehört, ist nicht zufällig, sondern eine nothwendige Aeußerung ihrer Individualität. Das Genre in der Malerei ist die einzige, hüpfende, leicht gefällige, schnell verschwindende Literatur des Tages und der kleinen Blätter, die jeden Tag Paris mit einem Meere von Wortspielen, Sarkasmen, Gleichnissen und sprudelnden Witzprodukten überfluthet; das Genre ist in der Malerei, was die Kompositionen Auber's als bestes Musterbild der französischen Tonsetzung überhaupt in der Musik sind; was die französische Komödie in der Bühnendichtung ist. Darum sind die Franzosen vorzügliche Genre-Maler. Nicht Ideen, nicht neue Gebilde selbst hervorrufen, sondern gegebene Ideen und Vorstellungen ausmalen, dramatisiren und bis ins Unendliche nach allen Richtungen des Lebens hin verfolgen, das ist ihr Talent und ihre Stärke, darum wird jedes Detailgemälde einer gegebenen, in ihrer ersten Anlage fest bestimmten Scene mit wahrer Kunst, mit Geschmack und Feinheit von ihnen ausgeschmückt und anschaulich gemacht; darum mißlingt ihnen die Darstellung eines einfachen, dichterischen, nur in dem Ideale der reinen Poesie lebenden Momentes; darum laufen sie Gefahr, die Schilderung wichtiger historischer Auftritte, deren größte Größe oft durch die Einfachheit hervortritt, durch die Nebensachen und das Gedränge der Einzelheiten zu verkümmern und allen Eindruck zu zerstören. Wie gefährlich diese Neigung ist, läßt sich leicht erkennen. Von all den zahllosen Gemälden historischer Begebenheiten haben nur sehr wenige wahren Kunstwerth. Die erste Revolution hat noch keinen würdigen Pinsel gefunden und die

Julirevolution hat nur armselige Karikaturen erzeugt. Das Uebertreiben, die Ausschweifung über alle Gränze der Wahrheit und dabei ein gewisses schülermäßiges Ankleben an hergebrachte Formen und eingewurzelte Vorurtheile sind die Klippen, an denen die Geschichtsmalerei in Frankreich scheitert. Sehen Sie einen Auftritt der Neunziger Jahre geschildert, so wird gewiß das Volk mit dem häßlichsten Ausdrucke gemalt seyn. Nach den Bildern dieser Herren hat das Volk andere Gesichter als die Vornehmen, es ist mißgestaltet, zurückstoßend und scheußlich. Mag auch die Geschichte und der Moment selbst mit der Malereischilderung im Widerspruch stehen, gleichviel. Ist das Volk nicht niedrig und Abscheu erregend, so erscheint es mit dummem, stumpfsinnigem, der Malerei und der gehäbigen Begierde gehorchendem Ausdrucke. Anders wissen die Künstler von ihm nicht. Man kann nicht umhin, eine so traurige Verkehrtheit des Geschmackes, eine solche Verketzerung der Wahrheit zu bedauern. In einer Nation, deren Größe und Schaffungen aus dem Volke hervorgegangen sind, sollte billigerweise mehr Achtung für dasselbe bestehen, und die leider überall überwiegende Nothwendigkeit des Lebens sollte nicht zur geschichtlichen Lüge verleiten. Die Maler haben für das Volk überhaupt einen Typus, wie sie für die Deutschen auf dem Theater und in der Geschichtsmalerei eine hergebrachte Form haben, der nie wechselt. Ein riesenmäßiger viereckiger Kopf, mit tatarischen Backenknochen, mongolischen Augenbraunen und kurz geschnittenem, lichterloh brennendem rothem Haare, ein Müffel wie der eines Bulldoggen: das ist das angenehme Bild, unter welchem wir ihnen erscheinen. Es ist wahrlich nicht geschmeichelt. Leider herrschen diese Belustigungen eines Volkes auf Kosten eines andern überall, und auch dieses ist in der Natur des Menschen gegründet, suchen wir nicht alle uns geltend zu machen mit Hintansetzung der andern? Darin liegt gerade das Trostlose! Kommt dieß nur in der leichten Komödie vor, so mag es schon hingehen, man muß zuletzt über irgend etwas lachen, und daß man dazu lieber andere als sich selbst wählt, ist begreiflich. Uebrigens sind dieß nur Nadelstiche, die nicht durch die Haut dringen. Allein im Gebiete der höhern Kunst, im Drama oder in der Plastik, wenn unter einem Individuum eine ganze Nation verheimlicht werden soll, verräth das blinde Befolgen einer wandellosen einförmigen Spur eben so viel kindische Unwissenheit als gehässige Geschmacklosigkeit. Glaubt man etwa, weil Tacitus sagt, daß die Germanen röthliches Haar und blaue Augen hatten, daß es nach bald zweitausend Jahren noch unverändert so sey, und glauben diese sinnreichen Schüler der Musen, daß, wer verbrecherisch handelt, auch stets einem wahren Galgenbruder gleichen müsse. Ist das nicht die Kunst in der Wiege? Nirgends hat mich diese Betrachtung mehr betroffen als vor dem Gemälde eines Malers Fournier de Berville, welches folgenden Auftritt schildert: Aberglaube, Karl II von Spanien: „als der König sich durch die Krankheit sehr geschwächt fühlte, ließ er sich in das Escurial bringen, wo die Reste seines Vaters lagen; in seinem Fieberwahne verlangte der unglückliche Fürst, daß die Leiche von Philipp IV in Gegenwart der Königin-Mutter ausgegraben würde; er hegte die abergläubische Hoffnung, daß die Verletzung der Grabesstätte den Augenblick seines Todes hinausrücken könnte. Nach einigem Zaudern enthüllte er den Leichnam und küßte ihn. Während dieses Auftrittes schien die Königin-Mutter, die man der Vergiftung von Philipp IV verdächtigte, mehrmals auf dem Punkte sich zu verrathen, allein sie wurde aufrecht erhalten durch die Gegenwart des deutschen Mönchs Nitard (?), der Inquisitor, ihr Beichtvater und ihr Mitschuldiger war.“ Und wenn Sie nun diesen Herrn Nitard ansehen, wahres Prototyp aller Franz Moor, Robert in Feidolin und der übrigen bannalen Theaterverbrecher, so wie sie von herumziehenden Banden zugestutzt werden, so müssen Sie natürlich fragen: Wie? das ein Inquisitor, der Gewissensrath der Königin von Spanien, ein abgefeimter, verschmitzter Mönch? Nein, das ist ganz einfach ein plumper, brutaler Gurgelschneider, der den Galgen ohne Verhör verdient, wäre es auch nur seines häßlichen Gesichtes willen, und weil er seine Schlechtigkeit nicht im Geringsten zu verbergen weiß. Das ist nicht Kunst, sondern Kinderei.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Dreizehnter Brief.

Ich kann nicht sagen, daß die Israeliten hinsichtlich ihrer Grabschriften eben so frei von Wortreichthum sind als die Mauren, aber es ist mir doch sehr angenehm, daß die Eroberer ihre Gräber verschont haben. Weiter westlich vom Thore Bab-el-Ued, als der maurische Begräbnißplatz, und glücklicherweise außerhalb der Linie der Landstraße, liegt der jüdische. Es gibt da weder Blumen noch Bäume, aber dennoch ist es ein interessanter malerischer Platz, ganz nach meinem Geschmack, auf dem sich meiner Schätzung nach gegen hundert Gräber befinden mögen, sämmtlich mit großen Platten von weißem Marmor bedeckt, auf denen die hebräischen Inschriften fleißig eingegraben und die Buchstaben sorgfältig geschwärzt sind; einige werden von einer ausgehauenen Hand überragt, zum Zeichen, daß ein Rabbiner da begraben liegt. Ich brauche meine Vorliebe für die Hebräer bei Ihnen nicht erst zu entschuldigen, denn sie ist Ihnen bereits bekannt, und Sie wissen, daß schon der Anblick ihrer Schrift mich mit Ehrfurcht erfüllt. Du altes, ehrwürdiges und so sehr mißhandeltes Volk! Es gewährt doch mindestens einigen Trost, deinen Staub in einem Lande ungestört zu sehen, wo du so viel gelitten hast.

Vor fünfzehn Jahren verlegte ich mich mit Eifer auf die hebräische Sprache, habe sie jedoch aus Mangel an Uebung so sehr vergessen, daß ich die Inschriften auf diesem Begräbnißplatz nur unvollkommen verstand, und deßhalb einige abschrieb. Ich brachte so viel heraus, daß mehrere der hier Ruhenden Märtyrer für den jüdischen Glauben gewesen waren und den Feuertod erlitten hatten. Ein Jude, der etwas Englisch verstand, lieferte mir eine Uebersetzung, die jedoch kaum verständlicher ausfiel als das Original. Sämmtliche Grabschriften sind in Versen, und einige sogar in gereimten Versen. *)

*) Nach meiner Rückkehr nach England legte ich Herrn Hurwitz, Professor der hebräischen Sprache an der Londoner Universität, meine Abschriften vor, und erfuhr nun von ihm, daß sie in neuerem oder korruptem Hebräisch abgefaßt seyen, das selbst für den besten Sprachkenner seine Schwierigkeiten hat. Er gab sich die Mühe mir einige wörtlich zu übersetzen, von denen zwei hier eine Stelle finden mögen.

1. Auf einen Rabbiner.

„Dieß ist das Grab des würdigen, geachteten, mildthätigen, frommen und weisen Rabbiners Jakob Zeror. Er starb ruhmwürdig im Monat Nisan *) 5500.

Der Stein auf diesem Grabe erweckt die Thränen und die bittern Klagen um einen Mann von achtbarem und edelm Gemüth. Wie schön und ruhmwürdig waren seine Werke. Er war aufrichtig in allen seinen Handlungen, streng rechtschaffen, ein großer Wohlthäter der Armen seiner Gemeinde, ein Schild seiner zahlreichen Nachkommenschaft, die Krone eines guten Namens; zuerst Schatzmeister der Gesellschaft Nos' ai Mittah **) und zuletzt ihr Theilhaber. Aus einer heiligen Familie hervorgegangen, ist sein Name wohl bekannt in den Städten. Nach allem Mühsal auf dieser Erde standen die Söhne Belials auf gegen ihn und erhoben eine falsche Anklage wider ihn, in deren Folge er eines gewaltsamen Todes sterben mußte. Die Ohren schmerzten denen, die dieß hörten, und die Augen, die es sahen, weinen Blut. Erschrecket ihr Himmel über diese Gräuel! Ach, sie haben das Blut eines Gerechten vergossen, um der Gottlosigkeit und Falschheit seiner Ankläger willen! Seine Gebeine werden vor Gott um Rache schreien, der in der Höhe wohnt. Er aber ist in die Wohnungen des Paradieses zum ewigen Licht eingegangen. Möge seine Seele im Licht glänzen."

2. Auf eine Frau.

„Ach, all' ihr tugendsamen Weiber, kommt und trauert um Sarah und weinet um sie. Sie war das Weib R. Abrahams von der Familie Leon. Sie starb in den Ruinen ihres eigenen Hauses im Jahre 5665 am 14ten Tage des Monats Kislav. Möge Gott in seiner überschwenglichen Güte ihre Seele mit denen anderer rechtschaffener Weiber in das Paradies aufnehmen."

Weder Juden noch Mauren tragen schwarze Kleidung als Trauer für Verstorbene, aber die erstern begleiten den Leichenzug immer in ihrem schlechtesten Gewand, um ihren Schmerz kund zu geben. Die Männer weinen und klagen bei Begräbnissen sehr; zuweilen sind auch Weiber gegenwärtig, und ist dieß der Fall, so kann man darauf rechnen, daß ihr Schmerz nicht stumm ist.

Eine je nach dem höhern oder niedern Stande des Verstorbenen längere oder kürzere Rede wird in kleiner Entfernung vom Grabe gehalten. Gebete werden abgesungen und Sammlungen für die Armen veranstaltet. Ein höchst abergläubischer Gebrauch herrscht noch immer; wenn nämlich ein Mann stirbt, so glauben sie, der Teufel laure vor dem Hause, um sich des Leichnams auf dem Wege nach der Begräbnißstätte zu bemächtigen. Da dieser aber während des Zugs von den Rabbinern umgeben wird, so verliert Se. höllische Majestät den Muth, folgt aber doch der Prozession nach, in der Hoffnung, einen günstigen Augenblick zu seinem Vorhaben zu finden oder mit dem Leichnam ins Grab zu schlüpfen. Wenn dieser daher dem offenen Grabe nahe ist, so weichen die Träger mit dem Verstorbenen plötzlich bis auf eine gewisse Entfernung zurück, und der Rabbiner wirft nach verschiedenen Richtungen hin Goldstücke aus. Der Teufel, der indeß dem Grabe schon nahe gekommen war, wird durch seinen Geiz verleitet das Gold aufzulesen, und während er sich damit beschäftigt, eilt man sich den Leichnam zu beerdigen. Als ich dieser Tage mit einem Mauren, der die Juden bitter haßt, von dieser Sitte sprach, bemerkte ich, daß man von einem Juden doch kaum erwarten solle, daß er sein Geld wegwerfe. „Freilich, erwiederte er, aber es sieht einem Juden schon ähnlich, daß er den Teufel betrügt." Bei Beerdigungen von Weibern unterbleibt dieses Geldauswerfen, weil man glaubt, der Satan habe ohnehin Arbeit und Unruhe genug, als daß er noch trachten sollte ein Weib zu bekommen. An gewissen Tagen gehen die jüdischen Familien auf den Begräbnißplatz, um auf den Gräbern ihrer Angehörigen zu weinen.

Um zu einem heiterern Gegenstand als Tod und Gräber überzugehen, muß ich Ihnen sagen, daß ich einige algier'sche Melodien abgeschrieben habe. Ueber die Musik der Eingebornen habe ich mich bereits sehr mißfällig geäußert, und wenn Sie sie so fiedeln und pfeifen hörten, würden Sie mir gewiß Recht geben. Indeß glaube ich doch, daß ich den innern Werth ihrer Musik der schlechten Ausführung wegen nicht genug gewürdigt habe, denn viele kompetentere Richter als ich versichern mich, daß manche ihrer Melodien sehr ausdrucksvoll und gefällig seyen. Madame de Berger und mein Freund, der Chevalier Neukomm, sind dieser Meinung. Unter allen glücklichen Zufällen, deren ich mich in Afrika am wenigsten versah, war der, diesen würdigen Mann — den Neffen Haydn's — den Kompositeur so vieler herrlichen Sachen, hier zu treffen, einer der erfreulichsten für mich. Er war über das mittelländische Meer gefahren, um seine Freunde, die Familie de Berger, zu besuchen. Obrist de Berger sprach dieser Tage in seiner Begleitung bei mir ein, wo denn das Gespräch auch auf algier'sche Musik kam. Auf die Aeußerung des Chevalier, daß er etwas Natürliches und Charakteristisches in ihr fände, sagte ich: „Das freut mich zu hören, denn nun glaube ich, Sie werden auch unsere hochländische Sackpfeife nicht verachten!" — „Ei, entgegnete er, schmähen Sie doch Ihre heimischen Weisen nicht; sie tragen den Stempel einer rauhen, aber kräftigen Natur. Wenn man die hochländischen Thäler durchwandert, muß man keinen Rosenduft, sondern nur den Geruch der Halde erwarten; auch die hochländische Musik hat ihren eigenen Reiz."

Diese Worte bestätigten meine Meinung, daß die größten Künstler die besten Aufspürer des Verdienstes von Kunstwerken sind, mögen diese auch noch so roh und unvollkommen seyn. Unsere Dichter, Scott und Gray, entdeckten Verdienst in barbarischen Balladen, das dem Auge der gewöhnlichen Kritik entgangen war. Unser Bildhauer Flaxmann wandelte unter den Statuen der alten englischen Kirchen umher, deren Mängel in Zeichnung und Verhältnissen einem Kind ins Auge fallen mußten. Eine oberflächliche Kritik würde solche Werke verspottet haben; Flaxmanns Auge aber drang tiefer, er errieth, was der Bildhauer gewollt hatte, und entdeckte Zartheit und hohen Ausdruck.

Vermischte Nachrichten.

Bei Tzchinwali in Georgien findet sich im Gebirg eine merkwürdige Grube, die im Sommer Eis enthält, und zwar um so mehr, je wärmer die Luft ist, während im Winter in der Grube keines bemerkt wird, aber außerhalb überall Eis umher liegt.

*

Kapitän Back wird alsbald auf dem Terror nach dem Wagers Inlet abgehen, dort landen und über den vermutheten Isthmus ziehen, welcher Wagers Inlet und Prince Regents Inlet von einander trennt. Nach seiner Ankunft von der Küste soll sich die Expedition theilen, und der eine Theil westlich ziehen, um das Kap Turnagain zu gewinnen, der andere der Küste bis zur Fury- und Hekla-Bai folgen.

*) Name des ersten Monats des Kirchenjahres, dem März und April entsprechend.

**) Das heißt die Gesellschaft der Leichenträger.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1836.

Nachricht über die Spiele der alten Georgier.

(Mitgetheilt vom Legationsrath Tiey.)

Schon seit den ältesten Zeiten, vor der Regierung des Zaar's Heraclius II, war es bei den Georgiern Sitte, die wichtigsten Jahresfeste durch eigne Spiele zu feiern. Der Hang der Unterthanen bewog jenen Fürsten, diese Festlichkeiten zu verändern, um die Aufmerksamkeit des Volks mehr auf nützliche Beschäftigungen zu lenken. Die Erinnerung an diese Spiele ist aber nicht erloschen und in der Folge wurden einige derselben erneuert, andere durch neue Spiele ersetzt. Es mögen hier nur die vorzüglichsten mitgetheilt werden, die man in Georgien um Neujahr und Ostern feierte.

Das erste Fest im Jahre war nämlich die Hofjagd. Am Morgen des Neujahrstages erschien im zaarischen Palaste der Katholikos — das Oberhaupt der rechtgläubigen Kirche in Georgien — nebst den angesehensten Geistlichen, um ihre Glückwünsche zum Beginne des neuen Jahrs dem Zaar und der Zaarin abzustatten und ihnen ein Kreuz, ein Heiligenbild und einen Hut Zucker, als Symbole eines frommen und angenehmen Lebens zu überreichen. Hierauf nahten sich alle Civil- und Militärbeamte, so wie die Tawadi's, d. h. die nicht dienenden Fürsten, die alle, nach dem Range ihres Amtes, dem Zaar gratulirten und ihm ein entsprechendes Geschenk übergaben. So z. B. brachte der Amilachwar — Stallmeister, ein kostbar geschmücktes Roß von karabachscher oder persischer Race; der Mirischkarbasch — Jägermeister — abgerichtete Falken und Habichte. Der Spassalar — Feldherr — und die Krieger überreichten jeder einen Pfeil oder eine Kugel mit den Worten: „Der allmächtige Gott erhalte deine Regierung und durchbohre mit diesem Pfeile oder mit dieser Kugel die Brust deiner Feinde!" — Die obengenannten Tawadi's machten dem Zaar zwei schlechte, unbrauchbare Pferde zum Geschenk, welche die Diener des Stallmeisters sogleich vor die Stadt führten und dort an einem abgelegenen, mit einer Mauer umgebenen Orte tödteten, damit die Kadaver als Lockspeise für die Raubthiere dienten, die sich dann auch in der folgenden Nacht dort in großer Menge einfanden. Am andern Tage begab sich der Zaar mit allen seinen Hofherren und den vornehmsten Beamten dort hinaus, und es wurde dann eine große Jagd auf jene Raubthiere gehalten.

Am ersten Ostertage fand alljährlich in Tiflis das große Pferderennen, Kabagi genannt, statt. Seit in Georgien Schießgewehre in Gebrauch kamen, wurde die Kirchenfeierlichkeit am Ostermorgen durch häufige und anhaltende Kanonen- und Flintensalven begleitet. Nach Beendigung des Hochamtes lud der Zaar seinen ganzen Hofstaat nebst den Militär- und Civilbeamten zu einem solennen Dejeuner bei sich ein, und begab sich hierauf mit ihnen zur Kabagi. Es war nämlich auf einem, mitten in der Stadt belegenen Platze eine steinerne Säule errichtet, auf deren Spitze eine Schale von Silber gesetzt wurde. Auf muthigen, schöngeschmückten Rossen jagten die Söhne des Zaars, die andern Prinzen und vornehme junge Edelleute von einem Ende des Platzes zum andern und schossen dann, wenn sie im vollen Rosseslauf in die Nähe der Säulen kamen, mit Pfeilen nach der silbernen Schale. Der, welcher so glücklich war, sie herabzuschießen, hob sie von der Erde auf, und übergab sie in knieender Stellung dem Zaar, der sie dem Sieger dann als Preis der Geschicklichkeit zum Geschenk machte.

Nach der Beendigung der Kabagi begann die Tschogani oder das Ballspiel, ausgeführt von den jungen Leuten, die am ersteren Theil genommen hatten. Diese theilten sich nämlich in zwei Partien, von denen jede aus der ihrigen zwölf der gewandtesten und geschicktesten Reiter wählte, die mit dünnen Stöcken versehen waren. Die gekrümmten Enden dieser Stäbe bildeten einen mit einem seidenen Netz durchflochtenen Bogen. Es wurde nun in der Mitte des Kampfplatzes ein Ball in die Höhe geschleudert. Wenn er zur Erde niederfiel, eilten die Reiter mit lautem Rufe auf denselben hin, und es versuchte jede Abtheilung den Ball mit ihren Stöcken auf ihre Seite zu bringen. Alle Theilnehmer dieses Ballspiels mußten sich bis zur Beendigung desselben in einer nach dem Halse des Pferdes gebeugten Stellung halten, und es war ihnen nicht erlaubt das Haupt zu erheben. In den vier Ecken der Kampfbahn waren vier hohe Säulen errichtet, an welchen Goldstoffe und seidene Zeuge hingen, die der Zaar dann zum Schlusse unter die Sieger austheilte.

Einige Tage im Hauptquartier von Don Carlos.

(Fortsetzung.)

Nachmittags wohnte ich dee Parade auf der Plaza bei, wo außer den regelmäßigen Truppen anch die waffenfähigen männlichen Einwohner der Stadt zur militärischen Einübung versammelt waren. Lebhaft fiel mie der Kontrast auf zwischen den bejahrten Leuten, die nicht von der Musterung zurückbleiben wollten, und dem lachenden munteen Jungen, der kaum über die Jahre dee Kindheit hinaus war, in den gedrängten Reihen irgend eine roh-gearbeitete Waffe handhabte, und seine stwache Stimme unter den donnernden Vivas für Don Carlos und den Erfolg seiner Sache mit ertönen ließ. Diese buntscheckige Truppe abgehärteter Bergbewohner machte einige leichte Manövres durch, und wenn irgend eine Bewegung gut ausgeführt wuede, brach die versammelte Menge in einen ermunternden Zeruf aus. Und dieß waren keine Konscribirte, sondern lauter Freiwillige, und selbst der mit der Organisation beauftragte Offiziee, so wie die mit dem Eeercitium beschäftigten Sergeanten erhielten ihre Besoldung von den Händen des Volks. Auch ist zu bemeeken, daß diese Schilderung nicht bloß auf Yeun paßt, sondern daß dasselbe Schauspiel sich in allen Städten wiederholte, die ich auf meiner Reise sah, — so ausnehmend populär ist die Sache des Prätendenten bei dem Volke, und so allgemein der Abschen vor dem fremden Miethling. Nach der Parade nahm die Kanonengießerei meine Aufmerksamkeit in Anspruch: ein Zwölfpfünder wae eben vollendet worden, und sollte nach dem Hauptqnartier abgehen; mehrere alte Kanonen lagen umher, die zum Guß von neuen verwendet werden sollten. Man sagte mir, in wenigen Tagen würden zwei Kanonen von kleinerem Kaliber feetig seyn. Das Merkwürdigste war abee der Zustand der Stadt und ihre Vertheidigungsanstalten: Gräben waren gezogen und Brustweheen in verschiedenen Richtungen aufgeworfen; in den Häusern waren Schießscharten durchgeschlagen, die Hauptstraßen barrikadirt, und hohe gemauerte Bögen trugen gedeckte Gänge, welche die Häuser der beiden Straßenseiten verbanden, und von denen aus ein mörderisches Feuer auf einen anrückenden Feind unterhalten werden konnte; kurz gegen einen Ueberfall war man vollkommen gesichert. Am folgenden Tage reiste ich ab nach dem drei Leguas entfernten Ernani.

Diese kleine Stadt ist wichtig, weil sie auf der großen Straßenlinie liegt, welche von St. Jean de Luz nach Burgos führt, und die Provinzen Guipuscoa und Alava in einer Länge von 40 Leguas durchzieht. Ernani ist nicht ganz drei Leguas von San Sebastian entfernt, und der Ort, wo General Evans mit seiner Legion debutirte. Die Aussichten, die sich auf dem Wege darboten, waren prachtvoll, und mein Führer hielt von Zeit zu Zeie an, um mich auf irgend einen besonders großartigen Anblick aufmerksam zu machen, odee mir ein merkwürdiges Ereigniß zu erzählen, das auf irgend einee der berührten Stellen vorgefallen wae, denn in keinem Theile der Welt hört man mehr von ritterlichen und romantischen Begebenheiten, als sich in den Liedern und Sagen dee Vascongaden findet. Die ungemeine Schönheit des Landes schien mit jedem Schritte zu wachsen, und die Fernsicht von der Bergspitze herab auf die zerfallende Stadt Fuentarabia, mit ihren Einsturz drohenden Mauern und Thürmen, wae im höchsten Grade malerisch. Hie und da erblickte man an scheinbar unzugänglichen Stellen, wie Adlernester auf Felsenspitzen, die romantischen Trümmer der Schlössee der Häuptlinge aus alter Zeit, aber diese ehemaligen Sitze dee Macht sind längst alles Glanzes entkleidet, und die Hallen, wo sonst der Lärm festlicher Gelage ertönte, waren jetzt ganz öde odee nur von Fledermäusen und Eulen bewohnt, und selten betrat dee Fuß eines Wanderers den Pfad, dee zu ihnen hinaufführte.

Ehe ich Ernani eereichte, fiel der Reg en in Strömen, und da mein Gepäck noch nicht nachgekommen war, so hatte ich die Aussicht auf einen äußeest unangenehmen Abend. Nach meiner Ankunft wae mein erstee Besuch bei dem Militärbefehlshaber, dem tapfern Sagastibelza:*) der General empfing mich mit Höflichkeit und stellte mich zwei jungen Offizieren seines Stabs voe; dee eine war ein Sohn des Chevalier Vial, kürzlich christinischer Gesandter in England, der andere ein Oberstlieutenant der Kavallerie, der sich im Laufe des Kriegs sehr ausgezeichnet hatte. Diese Herren luden mich ein, ihre Rationen in ihrem Quartier mit ihnen zu theilen, und ich fand das Mahl so gut, und das Quartiee so bequem, daß ich mich, da das Wetter noch immee schlecht wae, leicht übereeden ließ, bis zum folgenden Tage bei ihnen zu bleiben: meine beiden Wirthe waren sehe verständige Leute, und füe ihr Waffenhandwerk, so wie für die Sache, die sie ergriffen haben, enthusiastisch eingenommen. Wie brachten den Abend um ein flackerndes Feuer von Fichtenholz zu, und schwatzten über die on dits im Lager und den Fortgang des Krieges. Die Theilnahme englischer Söldlinge an diesem Bürgerkrieg bot einen reichlichen Stoff zum Gespräch, und ich erstaunte nicht wenig über die Delikatesse, womit meine neuen Freunde sich aller Bemerkungen enthielten, die mir als Engländer im Mindesten unangenehm seyn konnten.

Von der furchtbaren Behandlung der Gefangenen bei den Carlisten hatte ich so viel gehört, daß ich um Celaubniß nachsuchte, das Gefängniß besuchen zu dürfen, was mir auch gestattet wurde. Als ich einteat, näherten sich mir alsbald zwei Engländer, die den Tag vorher gefangen genommen worden waren, und jetzt in schrecklicher Angst schwebten, erschossen zu werden: ich fühlte mich erschüttert, und drückte dem mich begleitenden Offizier meine Befürchtungen aus. Als ich höeee, wo sie gefangen genommen worden waren, kam mir die Idee, ohne weiters zu erklären, sie hätten im Augenblick ihrer Gefangennahme die Absicht gehabt, zu desertiren. Meine Absicht wae leicht zu durchschauen, aber der Offiziee lächelte, meinte, die Sache sey möglich, und unsere Untereedung endigte damit, daß die armen Teufel einen Paß erhielten nach Segnea, wo ein Regiment aus Deserteuren der verschiedenen fremden Korps gebildet wurde; dieß Regiment zählte damals nahezu 300 Mann,

*) Dieser ist bekanntlich einige Monate später in Vertheidigung der gegen San Sebastian zu errichteten Linien gefallen.

worunter viele Engländer. Die beiden Leute waren vor Freude außer sich, und sagten mir, wenn sie sich nicht gefürchtet hätten, erschossen zu werden, so wären sie lieber Gefangene geblieben, als zur Legion zurückgekehrt; sie setzten hinzu, daß die ihnen seit ihrer Gefangennahme gereichte Nahrung mehr ausgemacht hätte, als ihre Rationen für zwei Tage bei der Legion. Auch die andern Gefangenen wurden nicht mißhandelt: sie hatten jämmerlich abgerissene Kleider, wie sich dieß bei ihrer Lage nicht anders erwarten ließ, aber die ihnen gereichte Nahrung war gesund und reichlich.

Mit Bedauern trennte ich mich von meinen neuen Freunden, und versprach auf dem Rückwege dieselbe Straße einzuschlagen; General Sagastibelza lieh mir eines seiner eigenen Pferde, und gab mir einen berittenen Lancier als Führer bis Tolosa mit. Dieser, obwohl ein Baske, sprach fließend spanisch, so daß ich, die Etikette bei Seite setzend, ihn bat, neben mir zu reiten und ein Gespräch über den Krieg und den Zustand der Provinzen mit ihm anknüpfte: er war ein aufgeweckter, schlauer Bursche, der über Alles, was um ihn her vorging, sehr gut unterrichtet zu seyn schien. Von den Fremden, welche die Schrecken dieses unglücklichen Krieges vermehrten, sprach er mit bitterem Haß, und machte über die englische Legion manche so richtige Bemerkungen, daß ich über die mir gesagten Wahrheiten und die schimpfliche Bestandintervention meines Landes erröthete.

Mein Freund Lancier sagte: „Alles, was Don Carlos bedarf, ist Geld, gebt ihm dieß, und wir werden bald in Madrid seyn." Dieser Mann gab mir zuerst eine Einsicht in den wahren Stand der Sachen, und spätere Beobachtungen haben mir die Richtigkeit seiner Bemerkungen bestätigt. Der wahre Grund, weßhalb Don Carlos nicht vorwärts marschirt, ist Mangel an Waffen und Munition; mit einer nominell über 60,000 Mann starken Armee hat er nicht Musketen und Bajonnette genug, um den vierten Theil dieser Mannschaft zu bewaffnen. Dieß ist der wahre Stand der Sachen, und das einzige Hinderniß, das dem Don Carlos entgegensteht. Catalonien erhebt sich für ihn, Arragonien erwartet nur Waffen und einen Anführer, um seine zerstreuten Banden furchtbar zu machen. Hätte er dazu die Mittel, so würden weder der Beistand englischer Kriegsschiffe, noch die Verdoppelung der Legion ihn aufhalten, oder die wankende Madrider Regierung vom Verderben retten.

Als die Rede auf die Rationen kam, sagte mir mein Führer, sie seyen reichlich und gut, nur an Wein fehle es; seit sieben Monaten war er mit seinem Sold im Rückstand, „aber," sagte der Bursche, „wir fechten nicht um Geld, und wünschen nur, daß der König welches hätte, damit wir Waffen bekämen. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß Krankheit die Reihen der Christinos, und namentlich der Engländer bedeutend lichtete, die carlistischen Truppen dagegen von dieser Geißel größtentheils frei blieben; der Grund hievon mag hauptsächlich darin liegen, daß Don Carlos keine öffentlichen, vollgepfropften Spitäler hat; wird einer krank oder verwundet, so führt man ihn ins nächste Bauernhaus, jede Thüre öffnet sich, ihn zu empfangen, jedes Haus ist eine Heimath, wo er mit aller Aufmerksamkeit gepflegt wird, wo man allen seinen Wünschen und Bedürfnissen zuvorkommt, während er selbst seiner Wiedergenesung mit Begierde entgegensieht, um die Muskete wieder ergreifen zu können. Die Hülfstruppen dagegen finden, wenn sie durchs Land ziehen, nur verlassene, oder bloß von Greisen und Kindern bewohnte Häuser: Alles flieht vor ihnen. Sobald ihr Kriegskommissariat keine Lebensmittel herbeischafft, müssen sie Alles, was sie brauchen, erpressen und dem widerstrebenden Bauer mit Gewalt entreißen: für sie gleicht das fruchtbare Thal einer ungastlichen Wildniß, während die Carlisten, wenn sie auf derselben Straße ziehen, nur freundliche Gesichter und hülfreiche Hände finden. Die anstrengende Art der Kriegführung muß für die fremden und angreifenden Truppen gleichfalls höchst nachtheilig seyn: am Tage erhalten sie jeden Augenblick falsche Nachrichten, bei jeder Wendung des Weges fürchten sie Gefahr, und die Nacht bringt ihnen Besorgniß und Ungewißheit: die Bewegungen ihrer Feinde entgehen ihrer Beobachtung, während sie selbst nicht einen Schritt thun können, ohne daß hundert geheime Boten ihren Marsch verrathen. Don Carlos hat den sichersten Telegraphen: das Kind an der Thür des Häuschens, der Bauer auf dem Felde und der Hirt auf dem Berge bilden eine lebendige Telegraphenlinie. Erwägt man neben allem diesem noch die Völlerei unter den Engländern, so wird man über die Ursache der Sterblichkeit nicht mehr in Ungewißheit seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handel von Mittelasien.

Der Generalgouverneur von Indien hat eine Notiz über den Handel von Kabul drucken lassen, um den englischen Handel in Besitz der Fakta zu setzen, welche ihm die Mittel geben können, seine Spekulationen dorthin auszudehnen, und da sie positive Data über einen so wenig bekannten Verkehr enthält, so geben wir hier eine Uebersetzung derselben.

Kabul ist nicht nur als Hauptstadt eines großen Königreichs der Mittelpunkt eines beträchtlichen innern Handels, sondern sollte vermöge der Vortheile seiner Lage dem ganzen Transit zwischen Indien und Turkestan zum Emporium dienen. Von jeher hat Handel zwischen Indien und Afghanistan stattgefunden, da das leztere eine Menge seiner Bedürfnisse aus jenem bezieht, und sie besonders mit seinen Früchten bezahlt. Afghanistan zieht aus Indien theils Fabrikate, theils rohe Artikel, welche seinen eigenen Fabriken unentbehrlich sind, seine Musseline, Indigo, Spezereien u. s. w. In den leztern Jahren hat die Einfuhr englischer Waaren, namentlich Baumwollenwaaren aller Art, Shawls u. s. w., eine Reaktion in diesem Verkehr hervorgebracht, und die gröbern indischen und die theuern Kaschmirprodukte ausgeschlossen. Die Konsumtion englischer Waaren ist bedeutend und zunehmend, und obgleich sie eine natürliche Gränze hat, so läßt sich doch die Masse derselben, welche durch Kabul nach Turkestan ausgeführt werden könnte, noch auf keine Art berechnen. Während auf der einen Seite englische Waaren Kabul von Osten aus erreichen, sind russische vom Norden aus dahin durchgedrungen, und man findet sogar englische Artikel, welche aus Buchara nach Kabul gebracht worden sind.

Die Anarchie, welche so lange in Afghanistan geherrscht hat, und die unsichern politischen Verhältnisse der zahlreichen kleinen Staaten,

welche sich gebildet haben, konnten dem Handel nicht vortheilhaft seyn, dennoch scheint er in den letzten Jahren in Kabul bedeutend zugenommen zu haben, denn unter den Duranis war die Douane von Kabul um 25.000 Rupien verpachtet, während sie gegenwärtig 140.000 einträgt, die in Ghaznin brachte damals 7000, gegenwärtig 80.000 ein, während die Zölle dieselben geblieben sind, nämlich 2½ Prozent. Es wurden in sechs Städten Transitzölle erhoben, welche im Jahre 1836 folgende Summen eingetragen haben: Kabul 140.000 Rupien, Ghaznin 80.000, Bamian 50.000, Charikar 10.000, Loghar 6000, Dschellalabad 12.000; im Ganzen 298.000 Rupien, d. h. 29.800 Pfd. St., was einen Handel von 1.192.800 Pfd. St. voraussetzt, allein man muß ihn weit höher annehmen, da die Douanenpächter natürlich einen Ueberschuß in Händen behalten, und großer Schleichhandel und Betrug vorgeht. Von dieser Summe kommen etwa 200.000 Pfd. auf den Handel mit Turkestan.

Das Eröffnen des Handels auf dem Indus und die Errichtung englischer Faktoreien in Mithancot *) muß nothwendig den Handel zwischen Indien und Kabul und die Konsumtion englischer Waaren verdoppeln. Die Lage dieser Stadt ist um so prächtiger, da sie nicht nur den Schlüssel zu den Flüssen des Pendschab bildet, sondern schon jetzt der Hauptsitz der Kaste der Lohani ist, welche bisher den ganzen Handel von Afghanistan in Händen halten. So wird nicht nur nichts an den hergebrachten Verhältnissen geändert, sondern die Lohani werden auch alle den neuen Handelsweg begünstigen, der ihre Reisen abkürzt, und daher ihren Gewinn vermehrt. Sie haben bisher das Monopol des Handels zwischen Multan und Kabul durch ihre Ehrlichkeit, ihren Fleiß und Muth besessen, und niemand als sie wagt es, selbst in Karawanen von Kabul nach Derbend zu reisen. Sie erzwingen freien Durchgang, im Nothfall mit den Waffen in der Hand, und da sie keine Transitzölle bezahlen, und die Kamele, auf denen sie ihre Waaren transportiren, ihr Eigenthum sind, so schließen sie durch die Wohlfeilheit ihres Transports alle Konkurrenz aus. Ebenfalls bezahlen sie an den Douanen von Kabul und Ghaznin vermöge alten Rechts oder Herkommens niedrigere Zölle als alle übrigen Kaufleute. Allein sie sind eine geduldige und beharrliche Klasse von Menschen, welche am Alten hängt, und sich nicht leicht ohne besondere Begünstigungen auf neue Handelswege einläßt. Sie kaufen nur ein, was sie nach ihrer alten Erfahrung leicht absetzen können, und ziehen einen kleinen, aber sichern Gewinn einem großen und ungewissen vor. Daher kommt es, daß man viele Artikel nicht von Indien aus nach Kabul bringt, sondern sie aus Rußland über Bukhara erhält, obgleich man sie besser und wohlfeiler in Indien finden würde. Wenn sich dagegen einmal große Magazine in Mithancot gebildet haben werden, so werden die Waaren bald ihren Weg nach Kabul finden. In Candahar, dessen Handel fast eben so beträchtlich ist als der von Kabul, dessen Kaufleute aber direkt in Bombay einkaufen, findet man eine Masse von Waaren, welche man in Kabul umsonst suchen würde. Die indischen Waaren, wie Musseline, Spezereien, feine Zucker, Indigo u. s. w., sind in Turkestan wohl bekannt, und ihre Konsumtion kann nur durch das Fallen der Preise zunehmen, aber man könnte eine Menge neuer englischer Artikel einführen. Englische Zitze, Calicos, Musseline, Shawls u. s. w. sind neuerdings dort in die Mode gekommen, und man könnte bald den Gebrauch von englischem Tuch, Sammet, Papier, Porzellan, Stahlwaaren, Gold- und Silberborten, seidenen und baumwollenen Faden, Eisenstangen, Kupferwaaren, Quecksilber, Spiegel u. s. w. einführen. Es ist z. B. sonderbar, daß man keinen Bogen englisches Schreibpapier in den Bazars von Kabul findet, während man russisches von schlechter Qualität aus Bukhara bringt, und die ganze Administration sich desselben bedient.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mithancot ist eine Stadt am Zusammenfluß des Setledsch mit dem Indus, wo nach den neuesten Handelsverträgen der Kompagnie mit den Staaten am Indus die Schifffahrt des untern Indus aufhört und die des obern beginnt, daher haben Waaren, welche von Bombay den Indus hinaufgehen, bis Mithancot nur Einmal Zoll auf ihrem Transit zu bezahlen, so wie die vom obern Indus und Setledsch von den Quellen dieser Ströme bis Mithancot auch nur Einen Zoll bezahlen, daher ist dieser Platz das günstigst gelegene Emporium für alle Waaren, welche von allen Theilen von Indien nach Kabul gehen.

Literarische Notizen.

Christiania in Norwegen zählt gegenwärtig 6 Buchhändler und 11 Buchdruckereien, die fast ausschließlich mit Schulbüchern, periodischen Schriften und Pamphlets beschäftigt sind. Zwei Pfennigmagazine, welche wöchentlich erscheinen, und meist Uebersetzungen aus ähnlichen deutschen Werken sind, haben eine größere Cirkulation als alle andern Journale. Das norwegische Morgenblatt ist fortwährend die beliebteste Zeitschrift. Die „Sammlungen für die Geschichte des Volks und der Sprache von Norwegen,“ ein Werk, das in vierteljährigen Nummern erscheint, und zur Beförderung archäologischer Studien ungemein viel beitrug, wird mit Eifer und Thätigkeit fortgesetzt. Die Herren Berg, Munthe und Lunth sind die Hauptmitarbeiter dieser Zeitschrift.

In der kaiserlichen Bibliothek von Petersburg finden sich jetzt mehr als 6000 Bände handschriftlicher, bisher unbekannter Dokumente zur Geschichte Frankreichs. Darunter sind 255 Originalbriefe von Königen, Königinnen und Prinzen von Ludwig dem Heiligen an bis auf Louis XIV in drei Bänden; über 800 Originaldepeschen Heinrichs IV an seine Gesandten in Rom, London und Venedig u. dgl.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der medizinisch-botanischen Gesellschaft zu London am 25sten Mai wurde eine Mittheilung Herrn Galinda's über die medizinisch-botanischen Produkte Centralamerika's vorgelesen. Wegen der sehr mannichfachen Höhe des Bodens über dem Meere enthält dieß Land alle Klimate, und kann alle Bäume und Pflanzen Europa's und Westindiens nebst manchen andern, die ihm eigenthümlich sind, hervorbringen. Die Sarsaparille-Wurzel wird in einigen Gegenden gefunden und mit einem hölzernen Haken gegraben; ein Arbeiter in der Nähe von Truxillo kann in einem Tage 25 Pfund finden und ausgraben, und erhält 8 Pence (24 kr.) für das Pfund. Ein Strich der Küste Centralamerika's an der Südsee heißt die Balsamküste, weil sich Balsam hier in manchen Varietäten und großer Menge findet; ein Stück Balsamstorax begleitete die Mittheilung. Die Guacopflanze wurde als ein mächtiges Gegengift gegen den Biß der Schlangen bezeichnet.

Die Wette von fünfzig Guineen zwischen den rivalisirenden Schachklubs von Paris und Westminster wird wohl mit Nächstem zu Gunsten des erstern entschieden seyn, und die Pariser haben deßhalb eine zweite Aufforderung erlassen: drei ihrer Hauptspieler sollen drei vom Westminsterklub in Dover, Calais oder Boulogne treffen. Die Herren St. Amand, Boncour und Mouret sollen vom französischen Klub abgesendet werden. Das Spiel wird wahrscheinlich im Junius oder Julius statt haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1836.

Gräber und Ruinen in Sibirien. *)

Als ich mit Baron Schilling im Gouvernement Irkutsk, namentlich jenseits des Baikal und im Kreise von Nertschinsk reiste, richtete ich meine Hauptaufmerksamkeit auf die noch erhaltenen Denkmäler dieses in politischer Beziehung so wichtigen und an Naturereignissen so üppig reichen Landes. Wenig melden die Geschichtschreiber von den alten Bewohnern desselben, aber es gibt keinen Fluß und keinen Bach, an dessen bergigen Ufern man nicht Grabsteine findet, und ich bemerkte dergleichen im ganzen Lande von Troizkosawsk bis Nertschinsk. Ich selbst habe gegen 20 Gräber aufgraben lassen, und manches Merkwürdige gefunden, bin aber zugleich durch meine Erfahrungen auf den Schluß gekommen, daß die Gräber unter einander theils hinsichtlich ihrer Anordnung und ihres Aussehens, theils hinsichtlich der gefundenen Gegenstände sehr verschieden sind; die Schädel, die ich sammelte, beweisen, daß sie sehr verschiedenen Völkern angehören. Alex. Stepanowitsch Lawinski verschaffte mir die Schädel, welche er mit großer Mühe aus der Umgegend von Abakansk erhalten hatte, wo sich die bekannten Inschriften finden. Diese Schädel gehören nach ihrem Gesichtswinkel alle der kaukasischen Race an, wogegen andere, die jenseits des Baikal angetroffen wurden, alle Kennzeichen einer niederen Bildung an sich tragen: nur die Hirnschale erinnert an den Menschen; alles Uebrige gehört mehr dem Thiere an.

An den nachfolgenden Orten fand ich viele Gegenstände; 1) zwischen Kiachta und Troizkosawsk auf dem linken Ufer des Baches Grassnuch am Berge fand ich in sechs Gräbern, deren äußeres Kennzeichen in kleinen, rohen, theils in regelmäßigen Vierecken, theils in Kreisen gelegten Steinen bestand, knöcherne Bogenverzierungen, knöcherne Schaufeln u. dergl., nebst einem hölzernen, ganz verfaulten Geschirr, worin die Blätter einer Pflanze lagen, die mir aber leider verloren gingen, endlich kleine thönerne Wassergefäße, und einige sehr gut erhaltene Schädel von Menschen, Pferden, Kälbern und Hämmeln. Alles dieß fand sich gewöhnlich zwischen zwei sehr dünnen, etwas über eine Saschene langen Brettern. 2) Auf dem linken Ufer der Dschada, 60 Werste von Troizkosawsk am Wachposten von Zagan-Uluß liegt auf einem ansehnlichen Sandhügel ein großer Begräbnißplatz. Der Wind weht manchmal den Sand weg, und enthüllt merkwürdige aus sechs unbehauenen Quadersteinen bestehende Gräber. Ober- und unterhalb des Grabes trifft man große thönerne Gefäße, die manchmal sehr dunkel von Farbe sind mit rothen Tupfen: auf dem Boden dieser Gefäße erblickt man ohne Ausnahme alte chinesische Schriftzüge.

Die Mongolen sind abergläubisch, und die Russen geben ihnen in diesem Punkte wenig nach, indem die einen wie die andern nicht nur nichts von dem, was man in einem Grabe findet, sich zueignen, sondern auch sehr ungern andern bei solchen Nachforschungen behülflich sind. Als ich jedoch nach dem Wachposten von Zagan-Uluß kam, fand ich einige Leute, die sich zur Untersuchung der Gräber bereit zeigten, obwohl der Wind mir nicht günstig war. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, arbeiteten wir vergeblich, der Abend war nahe und die Leute wollten schon die Arbeit aufgeben. Die Lamas triumphirten und sagten, die Burchane (Götter) schützten die Gräber ihrer Vorfahren. Ich ärgerte mich über das alberne Geschwätz, und wollte nicht gern mit leeren Händen heimkehren. Vor mir stand der Lama mit dem Bruchstück eines Halswirbels in der Hand, und sah mich mit einer dummen, beleidigenden Selbstzufriedenheit an. Nachdenklich nahm ich ihm den Knochen aus der Hand, besah ihn genauer, drehte mich dann dreimal im Kreise um, murmelte einige nichtssagende Worte her, und warf den Knochen in die Höhe: er fiel hinter mich. Augenblicklich wandte ich mich um, und sagte mit geheimnißvoller Miene: grabt nach. Die Leute nahmen die Arbeit wieder auf, und alsbald zeigte sich ein Grab, worin sich eine Menge verschiedener Sachen fanden; das versteinerte Gesicht des hochmüthigen Lama's kann man sich denken! Ich fand hier kleine Korallen von verschiedenen Farben, Kügelchen von Karneol, Jaspis und Perlenmutter, mehrere Sachen aus Amianth und gelbem oder grünem Flußspath: eine Menge kupferner Platten und Schnallen, Beinringe, die nach Pater Hyazinth einem sehr hohen Alterthum angehören und von chinesischen Großen getragen wurden; endlich eine sehr alte, auch in China sehr seltene chinesische Münze.

*) Aus der nordischen Biene Nr. 83 v. d. J.

Den merkwürdigsten Fund machte ich im Kreise von Nertschinsk in der Nähe des Dorfes Kondulsk. Dieser Fund besteht in bedeutenden Trümmern eines sehr ansehnlichen Baues, der im Kreuz angelegt war. Der ganze Platz war mit $7^{1}/_{2}$ Werschock (15 Zoll) langen, 4 W. breiten und 1 W. dicken Backsteinen gepflastert: einige derselben waren viereckig, 7 W. breit und lang. Der äußere Theil des Fundaments war mit Granitplatten belegt, die Säulenfüße waren gleichfalls von Granit, und hatten $^{3}/_{4}$ Arschine Durchmesser und 6 W. Höhe. Vor 30 Jahren soll man bei Gelegenheit eines Kirchenbaues diese Trümmer entdeckt und zu dem Bau benützt haben, wobei man vielleicht den Palast Dschingiskhans zerstörte, denn außer den genannten Sockeln, deren man in der Kirche und im Dorfe 27 zählt, fand ich auch 66 granitne Verzierungen, die durch die Originalität der dem ägyptischen Geschmack ähnlichen Zeichnung äußerst merkwürdig sind. Zum Unglück verlor ich zwischen Krasnojarsk und Atschinsk mein Reisetagebuch und damit eine Menge Zeichnungen, so daß ich statt genauer an Ort und Stelle aufgenommener Risse nur im Allgemeinen die Formen angeben kann; bloß die Maße sind genau, da sich diese zufällig auf einem andern Blatte erhalten haben. Dabei muß bemerkt werden, daß sich unter den Verzierungen Drachen von zwei Arschinen Länge befanden. Alle diese Verzierungen befinden sich in den Mauern, dem Boden und selbst im Fundament der Kirche, und sind mit Kalk verschmiert; nur zwei Drachen sieht man noch, und Eine Verzierung findet sich noch unter den Trümmern.

Der Fluß Kondui läuft über eine ziemlich weite Ebene, die auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen ist, welche sich immer weiter von ihnen gegen den Argun zu, in den der Kondui fällt, erweitern; längs dem letztern Flusse auf beiden Seiten stößt man auf eine Menge Gräber. Ich öffnete eines, fand jedoch nichts von Bedeutung darin. Da ich erfuhr, daß jenseits des Argun, im chinesischen Gebiete, nahe an einem Wachposten ähnliche große Trümmer, wie die obenbezeichneten lägen, nahm ich einen Führer und ging über die Gränze. Auf einer Strecke von 400 Saschenen sah ich allenthalben Backsteine, die aus dem Rasen hervorragten, und unterschied zwei Befestigungen, von denen die eine ein Quadrat mit vier Thoren bildet, welche den vier Weltgegenden entsprechen; an jedem Thor ist an der Außenseite eine abschüssige Stelle und auf der rechten Seite die Trümmer eines Thürmchens oder Wachhäuschens. In der Mitte dieser Befestigung sah man Ueberreste ganz denen am Kondui ähnlich. Ich nahm von hier eine prachtvolle und sehr merkwürdige Verzierung mit. Vor der viereckigen Befestigung war noch ein runder Wall, der mit einem Graben umgeben war, jenseits dessen noch ein kleinerer Wall sich befand, der sich gegen den Graben steil absenkte. Aus Mangel an Mitteln konnte ich keine Ausgrabung anstellen lassen. Noch muß ich hinzusetzen, daß in den oben beschriebenen Ruinen silberne Münzen gefunden worden seyn sollen, und man nannte mir die Personen, die sich im Besitz derselben befänden, allein meine Bemühungen dergleichen zu erhalten, waren umsonst.

Einige Tage im Hauptquartier von Don Carlos.

(Fortsetzung.)

Das Land um Tolosa her ist ausnehmend fruchtbar: es liegt in einem schönen Thale, das rings von gigantischen, über einander sich aufthürmenden Bergen umgeben ist. Das weite Thal ist mit Dörfern angefüllt, und die Landschaft bietet eine endlose Abwechslung von Bergen und kleinen Thälern dar; die Seiten der ersten sind mit Wäldern von blühenden Gesträuchen bewachsen, oder mit Fruchtbäumen bepflanzt; diese Pflanzungen reichen manchmal bis zum Gipfel hinauf, und geben allenthalben Zeugniß von der Betriebsamkeit der Basken. Das Land ist von einem reißenden, obwohl seichten Fluß durchschnitten, der in seinem Laufe Hunderte von Bächen aufnimmt, die in ihrem raschen Sturz von den Bergen herab das Land befruchten und eine üppige Vegetation erzeugen. Obwohl es noch früh im Jahr war, hatte der Anbau doch schon große Fortschritte gemacht, Bäume und Hecken belaubten sich, das Wetter war herrlich, und die Natur erschien in ihrem schönsten Schmuck; niemand hätte glauben sollen, daß man sich in der unmittelbaren Nähe eines verheerenden Bürgerkriegs befinde.

Man schätzt die jetzige Bevölterung Tolosa's auf mehr als 5000 Einwohner; es ist eine reinliche Stadt, die Plaza und öffentlichen Gebäude ausgezeichnet gut, und die Posadas vortrefflich. Ich begab mich nach einer derselben, und erhielt daselbst bald nach meiner Ankunft eine Botschaft vom Militärgouverneur, der mich zu sprechen wünschte; auch erhielt ich die Besuche von einigen Offizieren, die mich spitzig fragten, wie viele Fremde die liberale Partei in England noch anwerben wolle, um gegen sie Krieg zu führen und eine populäre Sache zu unterdrücken. Was sollte ich antworten? meine Ansichten hatten sich vollständig geändert, und die Basken mein wärmstes Mitgefühl errungen.

Es war Markttag zu Tolosa: die Straße war gedrängt voll Bauern in ihrem freundlichen Sonntagsstaat, und betrieben emsig ihre mannichfachen Geschäfte. Die Buden waren wohl versehen, die zum Verkauf ausgestellten Waaren bestanden hauptsächlich aus Tuch, Baumwollenwaaren, schwarzen Jacken von Schaffell, Messerschmiedwaaren, Putzwaaren und Lebensmitteln: hie und da waren auch einige Gewehre, die schnellen Absatz fanden. Unter der ganzen Menge war auch nicht ein einziger Mensch ohne irgend eine Waffe: ein Alterthümler wäre darüber in Extase gewesen; in den Händen der bunten Gruppe abgehärteter Bauern sah man Waffen so roh und so alt, daß man glauben sollte, die Basken hätten damit im Thale von Roncesvalles gegen Karl den Großen gestritten. Am Abend wohnte ich einem Balle bei, und tanzte lustig die ganze Nacht mit mehreren der dunkeläugigen Schönen Biscaya's.

Von Tolosa aus wand sich der Weg um den Fuß eines schneebedeckten Berges, und durch die kleinen Dörfer Villafranca und Villareal: hier ist jeder Fuß breit Boden in Berg und Thal durch Legenden und Sagen der Vorzeit bezeichnet. Jeder Pfad hat seine eigenthümliche Geschichte und jede Wendung des Weges gibt dem Führer Veranlassung, irgend eine merkwürdige

Erzählung aus der alten Zeit anzuführen. Auf dieser Straße hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie sich die Bauern in freien Augenblicken zu militärischen Uebungen sammelten: eine freiwillig übernommene, keine auferlegte Pflicht. Zwischen Villafranca und Villareal stieß ich auf zwei Irländer, die sich nach dem Ausreißerdepot von Segura begaben. Sie desertirten, wie sie mir sagten, von Oberst Tupper's Regiment. Ihr Aufzug zeugte vom größten Elend: sie waren zerlumpt, ohne Hembe, ohne Schuhe und halb verhungert. Ich konnte mich über ihre Desertion nicht wundern; seit vier Tagen waren sie herüber gekommen, und hatten jeder 30 Pezetas (etwa 18 fl.) erhalten, so viel zahlt nämlich Don Carlos jedem Ueberläufer, der mit den Waffen zu ihm kommt. Kaum hatte ich diese zwei Irländer aus dem Gesichte verloren, so stieß ich auf zwei andere Ueberläufer von der Legion: dieß waren zwei Kavalleristen, sie befanden sich in etwas besseren Umständen und äußerst guten Muthes, da sie außer dem Handgeld auch noch Pferde und Waffen zu ihrem eigenen Vortheil hatten verkaufen dürfen, und darum bei gut gespicktem Beutel waren.

Spät Abends erreichte ich Vergara, einen schönen Ort mit mehr als 5000 Einwohnern, und hielt, dem Rathe meines Führers zufolge, an einer vortrefflichen Posada an, die einen Flintenschuß von der Stadt lag. Der Wirth hatte lange in Frankreich gelebt, und sprach das Französische fertig. Da ich ausnehmend ermüdet war, zog ich mich alsbald in mein Zimmer zurück, war aber noch nicht eingeschlafen, als der Wirth nach einmal eintrat und mir sagte, der Hr. Pfarrer, welcher gehört, daß ein Engländer angelangt, sey in die Posada gekommen, und bitte um Erlaubniß, mich sprechen zu dürfen. Als er eintrat, redete er mich zu meinem großen Erstaunen in sehr gutem Englisch an, entschuldigte sich wegen seiner Unbescheidenheit, und bat mich, das lebhafte Interesse, das er an allen Nachrichten aus England nehme, als Entschuldigung gelten zu lassen. Im Laufe meines Wanderlebens bin ich in sehr mannichfache Gesellschaft gekommen, habe aber nicht leicht einen unterrichteteren, mit verschiedenartigeren Talenten ausgestatteten Mann gefunden, als diesen baskischen Pfarrer. Ihm danke ich eine Menge werthvoller und merkwürdiger Nachrichten. Er war, wie er mir sagte, niemals in England gewesen, hatte jedoch frühzeitig das Englische durch den Umgang mit den Studenten eines irischen Kollegiums erlernt, Geschmack an der englischen Literatur gewonnen, und rühmte sich, eine ausgewählte englische Bibliothek zu besitzen.

Dieser ehrwürdige Mann sprach mit tiefem Gefühl von dem Bürgerkrieg, beklagte die Ausschweifungen, zu denen der unnatürliche Kampf Anlaß gegeben, schien aber ganz frei von dem engherzigen Parteigeist, den man doch bei seiner einsamen Lage bei ihm hätte erwarten sollen. Nur wenn er auf die verhaßten Fremden zu reden kam, die um schnöden Sold die Gräuel des Bürgerkriegs vermehrten, dann sprach er mit Bitterkeit. Dieß bemerkte ich namentlich, wenn der Irländer erwähnt wurde. Er sagte mir, in Spanien schleiche noch die Sage umher, daß beide Völker aus gemeinsamem Stamm entsprossen; in frühern Jahren, wo die Irländer durch die religiöse Unduldsamkeit der Engländer vom Dienst ihres eigenen Landes ausgeschlossen gewesen und öfters nach Spanien sich geflüchtet hätten, seyen sie mit offenen Armen aufgenommen worden, gleichsam wie lang entfernte Verwandte; wenn er daran gedenke, so könne er nicht umhin, die Stellung der Irländer in der Legion als besonders empörend zu betrachten, namentlich auch, da sie Katholiken seyen. Er verließ mich, indem er mir alle Dienste anbot, die er zu leisten im Stande sey. Am folgenden Tage besuchte ich ihn; er empfing mich in seinem Studirzimmer, und zeigte mir mit Vergnügen seine englische Büchersammlung, welche die wichtigsten Werke in Geschichte, Poesie und Reisen enthielt.

Ich hatte jetzt nur noch vier Leguas bis Durango; der Weg ging aber, wie ich erfuhr, durch sehr schwierige Bergpässe, und konnte nur langsam zurückgelegt werden. Je tiefer ich ins Innere des Landes eindrang, desto großartiger wurde die Scenerie: schneebedeckte, oder mit Wolken umhüllte Berge erheben sich auf beiden Seiten; einigemal sah ich in der Ferne Guerillas, und ein- oder zweimal nahm die dunkle Gestalt eines Kapuziners meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Beide schienen ganz zur Landschaft zu passen. Die Bauern waren allenthalben unter den Waffen: sie mochten nun auf der Straße seyn, das Feld bauen oder die Schafe auf den Bergen hüten, immer hatten sie die Flinte bei sich. Als ich an einer Gruppe vorüber kam, die eben nach einem halbstündigen Exercitium unter Vivageschrei auseinander ging, konnte ich mich nicht enthalten, auch mein Viva ertönen zu lassen. Dieß that eine magische Wirkung; das Viva, das mir entschlüpft war, gewann mir mit Einemmal ihr Vertrauen, es war das: „Oeffne dich, Sesam," an die Herzen des biscayischen Volks; sie betrachteten mich nicht mehr als Fremden.

Nachdem ich durch mehrere hübsche Dörfer gekommen, erreichte ich Llorio, das jetzige königliche Hauptquartier, und hielt eine Zeit lang an. Dieß gab mir Gelegenheit, die Waffenmanufaktur zu besuchen, denn Lloeio und Eybar sind das Birmingham und Sheffield der Basken: sie sagten mir, sie könnten monatlich 500 Flinten liefern, wenn sie Geld hätten; daran schien es aber nur allzu oft zu fehlen. Guipuscoa ist reich an Mineralien, allein der Mangel an Kohlen und die Nothwendigkeit, das Feuerungsmaterial von weitem herbeizuschaffen, werden die Thätigkeit seiner Schmelzöfen stets beschränken. Außer Llorio und Eybar werden auch zu Placencia, Ernani und Tolosa Waffen verfertigt. Musketen und Säbel sind sehr gut, und das Pulver nicht schlecht.

(Schluß folgt.)

Alterthümer an der Tafna.

Der Moniteur Algérien enthält hierüber nachstehende Notiz: Als man die Verschanzungen des Lagers an der Tafna aufwarf, fand man eine Medaille von Tiber; bei dem ersten Besuch auf der Insel Raschgun hatte man eine schöne griechische Goldmünze gefunden. Ueberhaupt sind Ruinen und Münzen, namentlich römische, in diesem Theile der Provinz Oran gar nicht selten: wenn man an der Tafna hinauf-

geht, stößt man etwas unterhalb der Einmündung des Isser in dieselbe auf die Ruinen einer alten römischen Stadt, deren Mauer noch erhalten ist. Diese Ruinen am Ufer der Tafna werden von den Landeseingebornen Belad el Nassara (Stadt der Christen) genannt, und sind von den Gärten und Hütten der Kabylen umgeben. Alte Münzen sind in diesen Bergen so gewöhnlich, daß viele Frauen und Kinder dergleichen als Zierde am Halse tragen. Man behauptet, daß sie sich namentlich an der Mündung der Tafna in sehr großer Zahl finden.

Der Handel von Mittelasien.

(Fortsetzung.)

Hier folgt eine Liste der hauptsächlichsten Waaren, welche Rußland in Bukhara einführt, mit der Bemerkung derjenigen, welche nach Kabul von dort ausgeführt werden. Man wird sogleich sehen, daß die meisten dieser Waaren wohlfeiler aus Bombay in Kabul eingeführt werden könnten. Die Entfernung von Orenburg nach Kabul beträgt sieben und neunzig Kamelmärsche, und auf dem Wege werden Zölle in Khiwa, Bukhara, Balkh, Muzzar, Khulam Heibuk, Kunduz, Kahmerd, Soghan, Bamian und Kabul erhoben. Die einzige Ursache, warum der Handel mit Bombay nicht ausgedehnter ist, liegt in dem Mangel an Spekulationsgeist der Handelsleute von Kabul, aber dieser wird nothwendig durch die Eröffnung des Handels auf dem Indus und der Errichtung des Marktes von Mithancot geweckt werden.

Russisches Tuch wird in großer Quantität aus Bukhara nach Kabul gebracht, und zu Kaftans für die Reichen, zu Schabracken und Uniformen der disziplinirten Truppen gebraucht. Im Allgemeinen zieht man dunkle Farben vor, doch findet braun, blau und roth Abgang. Feines und grobes Tuch findet gleichen Verschluß.

In feiner Leinwand und in Calicos können die russischen Waaren die Konkurrenz der englischen in Kabul nicht bestehen, und einiges von den letztern geht sogar nach Bukhara. Russische Zitze gelten für dauerhafter als englische, aber ihre Farben sind weniger elegant; man hat ihre Einfuhr in Kabul versucht, aber ohne Glück.

Seidenzeuge werden in großen Massen aus Rußland über Bukhara nach Kabul gebracht, sie könnten indeß leicht von Bombay und Mithancot aus durch bessere und wohlfeilere englische und chinesische Zeuge verdrängt werden. Seide wird in Kabul auf verschiedene Art getragen, besonders in Unterröcken für Männer und Weiber; roth, blau und gelb sind die beliebtesten Farben. Taschentücher aller Farben und Strümpfe würden leichten Abgang finden, aber Handschuhe und Bänder sind nicht im Gebrauch. Man hat vor etwa 25 Jahren die Seidenmanufaktur aus Herat in Kabul eingeführt, und es gibt gegenwärtig 88 Webstühle in der Stadt, deren jeder eine Auflage von 23 Rupien bezahlt; sie verfertigen einfache Zeuge, gewöhnlich roth, gelb, purpur, roth mit weißen Streifen. Man webt auch Tücher, roth und schwarz mit weißen Punkten, welche die Frauen um den Kopf binden, und Zeuge zu Badhemden. Kabul bringt Seide hervor, und führt rohe und gesponnene aus Candahar, Bukhara und Herat ein, die beste ist die in Kabul produzirte und gesponnene, hierauf folgt die von Herat und von Bukhara, die schlechteste ist die von Candahar. Man führt russischen Sammet und Atlaß ein, diesen zu Einfassungen, jenen zu Kaftans und zu militärischen Mützen, z. B. im Jahre 1835 wurden alle regelmäßigen Truppen mit Mützen dieser Art versehen.

Rußland führt über Bukhara große Quantitäten Silber- und Goldborten ein, einige kommen auch aus Indien, aber in kleinerer Menge. Eben so kommt Stahl und Kupferdrath in Menge aus Bukhara, und bulgarisches Leder, das zu Pferdezeug und Wasserflaschen dient, welche jeder Afghane mit sich führt. Russisches Papier ist das einzige, das man sieht: es ist stark, aber grob; wenn es unglasirt eingeführt wird, so wird es in Kabul glasirt. Zum Theil wird es sogar von Kabul nach Candahar ausgeführt, wo man es in Menge in den Bazars findet, wo es aber die Konkurrenz von portugiesischem Papier zu bestehen hat, das wahrscheinlich in Daman fabrizirt und auch nach Sind ausgeführt wird. Papier bezahlt keinen Zoll, es muß sehr stark seyn, um das Radiren zu erleichtern.

Porzellan wird bisweilen nach Kabul gebracht und findet einen Verschluß, den die zunehmende Gewohnheit des Theetrinkens nothwendig vermehren muß. Man sieht bisweilen englisches Porzellan, aber gewöhnlich wird es nicht als Handelsartikel, sondern zu Geschenken von Bombay gebracht; man könnte es leicht in den Handel bringen, wenn die Transportkosten es erlaubten, da es nicht nur zum Gebrauch, sondern auch zur Zierde dient, indem jedes Zimmer in einem anständigen Hause mit Brettern versehen ist, auf denen Reihen von Schüsseln u. s. w. stehen. Diese sind gewöhnlich im Lande verfertigt und von grober Arbeit, da chinesisches Porzellan zu theuer ist.

Russische Glaswaaren werden nach Bukhara ausgeführt, kommen jedoch nicht bis Kabul, so wenig als englische, obgleich ohne Zweifel manche Artikel Abgang finden würden. Denn die Ausfuhr englischer Glaswaaren von Bombay nach Sind ist ziemlich beträchtlich, und man findet in allen Bazars von Heiderabad Flaschen und Weingläser. Persische Fabrikanten haben in den letzten fünf bis sechs Jahren mehrere Versuche gemacht, Glasfabriken in Kabul zu errichten, ohne jedoch ihr Glück dabei zu machen. Das Glas, das sie liefern, ist dünn und nicht sehr hell, aber doch zu gewöhnlichem Gebrauche hinreichend gut.

Englische Stahlwaaren gehen bis jetzt auch nicht nach Kabul, obgleich sie in Menge nach Candahar geschickt werden, wo man Rasiermesser, Scheeren, Federmesser u. s. w. in gewöhnlichem Gebrauche sieht. Man fabrizirt diese Artikel sehr schlecht in Kabul, etwas bessere in Tschehar Bagh, aber immer noch sehr mittelmäßig, so daß es nicht schwer seyn kann, einen Absatz davon in Kabul zu bewirken.

Rußland führt Zuckerhüte in großer Quantität nach Bukhara, aber nicht nach Kabul aus, wo es Zuckerraffinerien gibt, welche aus den bessern Qualitäten des indischen Rohzuckers weißen Zucker sehr mittelmäßiger Art liefern. In den westlichen Distrikten, wie Tschehar Bagh und Balla Bagh, wird das Zuckerrohr im Ueberfluß gebaut und das Produkt nach Kabul geschickt, aber sey es, daß der Boden, oder daß die Fabrikationsart schlecht ist, das Produkt ist immer mittelmäßig. Eine bessere Art wird aus Peschawer eingeführt, und geht zum Theil bis Bukhara. Bis jetzt ist noch nie ein englischer Zuckerhut nach Kabul gekommen, und man weiß noch nicht, ob man englischen Zucker nicht bis Bukhara in Konkurrenz mit russischem bringen könnte. Es ist wahrscheinlich genug, und in diesem Falle könnte die Ausfuhr bedeutend seyn, indem der allgemeine Gebrauch von Thee in Bukhara eine große Konsumtion von weißem Zucker hervorbringt. Jedenfalls aber werden die neuen Handelswege erlauben ganz Mittelasien bis zum südlichen Ufer des Oxus mit englischem Zucker zu versehen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Kunsterinnerungen aus dem Louvre. 2.

Wenn ich Victor Hugo wäre, hätte ich mein Bildniß nicht in die diesjährige Ausstellung bringen lassen. Es bestätigt allzu sehr die vielen unfreundlichen Urtheile, die seit einiger Zeit über ihn im Umlauf sind. Hugo ist an einen Wendepunkt seiner schriftstellerischen Laufbahn und seines Dichterruhmes gekommen. Eilt er sich nicht, durch ein neuestes überraschendes Werk seine Bewunderer wieder zu beleben und die Fackel des Ruhmes, die anfängt trübe zu werden, anzufrischen, so läuft er Gefahr, seine alte Glorie unter seinen neueren Produkten auf immer begraben zu sehen. So geht es in der literarischen Welt, wie in der gemeinen. Der Ruhm kommt oft urplötzlich und verschwindet eben so launisch wieder. Ist es Recht, ist es Unrecht? Ich werde eines Tages ausführlicher darüber sprechen, ich möchte mich nicht jetzt gerade unter die vielen Stimmen mischen, die ihn beschreien, weil manches Parteiische und Feindliche daraus hervordringt: ich habe Hugo'n nie angebetet, ich kann die Eindrücke, die ich von ihm empfangen, um so leichter erzählen, als ich sie bei jedesmaliger Wiederkehr zu seinen Werken in der nämlichen Weise empfunden habe. Die unbarmherzigste, dennoch aber die wahrste und beste Kritik über ihn ist von Nisard. Sie stand vor einigen Monaten in der Revue de Paris. Nun ist Nisard ein Pedant, und dieß hat seiner Beurtheilung eines poetischen Talentes, welches von seiner — Nisard's — Individualität so sehr fern liegt, viel geschadet.

Hugo hat sich heftige Feinde gemacht durch sein persönliches, unpoetisches und schwächevolles Leben. Eifersucht, Begierde und kleinliche Leidenschaften haben den anfänglich so rein stehenden Ruhm vielfach befleckt. Man will in der Haltung gegen seine Nebenbuhler eine versteckte, hinterlistige Kriegführung erblickt haben. Dergleichen Urtheile fallen auf den Werth seiner Werke zurück. Man beurtheilt um so strenger deren schwache Seiten, man ist um so weniger nachlässig gegen triviale Ausfälle und gemeine Theatermittel, weil man sie nicht mehr als Nachlässigkeiten oder Ausnahmen, sondern als Regel und als Abdrücke der Wesenheit des Autors ansieht. Und nun sein Portrait? Ein durchaus unedles, schlaffes, zusammengedrücktes Antlitz. Der Kopf ist vorwärts gebeugt und der Hals sehr kurz. Die Stirn zwar hoch und breit, aber ohne den Ausdruck der Offenheit oder des Genie's zu tragen. Es liegt viel Thierisches in der ganzen Bildung. Die Knochentheile sind sehr stark, besonders die der Kiefer, und erinnern an die Möglichkeit starker materieller Begierde. Ueber das Ganze ist eine unangenehme Gewöhnlichkeit hingegossen und nichts verräth die Energie, die frische Lebenskraft, die man in den Büchern Hugo's überall findet. Wer Hugo'n nicht kennt, würde unter seinem Bildnisse viel eher einen sorgenvollen Krämer vermuthen oder einen Rechnungsrevisor, der einem Additionsverstoße nachspürt, als den kecken Dichter von Marion Delorme und den Verfasser von Notre Dame de Paris. Es sind bald drei Jahre, daß ich Victor Hugo in seiner Wohnung, Place royale im Marais, besuchte. Seine Gemächer sind in gothischem Geschmacke verziert, weit und schön. Ich machte ihm den Vorschlag, seine künftigen Romane ins Deutsche zu übersetzen und wollte hören, ob er geneigt sey, mir durch seine Gefälligkeit bei dem ersten Drucke behülflich zu seyn. Mein Wunsch war durch Empfehlungen mehrerer seiner Freunde unterstützt, und durfte aus besondern Rücksichten, die meiner Stellung angehörten, auf freundliche Aufnahme zählen. So glaubte man wenigstens nach der politischen Farbe, für welche Hugo damals viele Sympathie äußerte. Der Dichter erwiderte mir, man habe von mehreren Seiten das nämliche Vorhaben, und ich möchte ihm meine Anerbietungen machen; insofern sie günstiger als die der übrigen Anfrager, so würde er sich ein Vergnügen daraus machen, den freundlichen Empfehlungen unserer gemeinschaftlichen Freunde zu entsprechen und mir nützlich zu seyn. Schönen Dank! Heute nach drei Jahren, kommt es mir ganz gewöhnlich vor, was mir damals, wo ich noch mit ehrwürdiger Scheu einem so vielbesprochenen Manne mich näherte, einen höchst peinlichen Eindruck machte. Peinlich für ihn, denn es lag etwas ungemein Merkantilisches in der Antwort, das selbst nicht durch den Schleier eines zarten Ausdruckes gemildert war. Als ich unlängst sein Bildniß betrachtete, fiel mir dieser Zug ein, er war deutlich auf seinem Gesichte zu lesen.

(Schluß folgt.)

Einige Tage im Hauptquartier von Don Carlos.

(Schluß.)

Als ich meine Reise fortsetzte, stießen mir noch drei englische Deserteure auf, die nach Segura gingen: diese waren von Oberst Churchills Regiment, und es ist nicht leicht, ihren Aufzug zu schildern: die Unglücklichen waren voll Schmutz, beinahe nackt, und die wahren Bilder des Hungers. Später hatte ich Gelegenheit, mit vielen Leuten von der Legion zu sprechen, und so sehr sie auch bei der Angabe der Ursachen ihrer Desertion im Einzelnen von einander abwichen, so schilderten sie doch einstimmig den Mißbrauch der Peitsche als entsetzlich. Wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was ich gehört, so muß man die Leute mit beispielloser Grausamkeit behandelt haben. Als Beweis meiner Behauptung erzähle ich nur Eins. Als ich wieder nach Frankreich zurückgekommen war, traf ich zufälligerweise zwei Mitglieder der Legion, einen Stabsoffizier und einen Subalternen, die beide nach England zurückkehrten: ich sprach mit ihnen über den Stand der Angelegenheiten im Allgemeinen und der Legion insbesondere, und vernahm auch hier, daß die Soldaten den gräulichsten Strafen ausgesetzt seyen; „jeder Offizier der Legion," sagte mir der Stabsoffizier, „hat volle Gewalt, einem Soldaten, der sich verfehlt, oder Dutzend Peitschenhiebe aufzählen zu lassen." Und dieß geschieht ohne auch nur die Form eines Kriegsgerichts, nach bloßer Laune eines Befehlshabers, der vielleicht vermittelst einiger zusammengeraffter Guineen sich in wenigen Stunden von einem Ladenschwengel in einen „brittischen Offizier" verwandelt hatte. Von eben diesem Stabsoffizier erfuhr ich, daß die Mannschaft fast ohne Ausnahme dem Trunk ergeben sey, und sich durchaus nicht in Ordnung halten lasse: sie verkauften ihre Kleider bis auf den letzten Fetzen, und gute Schuhe, die ihnen für sechs Pezetas angerechnet werden, geben sie oft schon nach einer Stunde um Eine Pezeta und weniger an spanische Soldaten hin. Damit man diese Angabe nicht bestreiten möge, habe ich die Namen der beiden Offiziere dem Herausgeber des United Service Journal *) genannt.

Eine vortreffliche Straße beginnt kurz vor Duranga; dieß ist ein großes Dorf, das in seiner unregelmäßigen Bauweise einen sehr bedeutenden Raum einnimmt. Viele Theile der umliegenden Ebene könnten zum Manövriren starker Truppenkorps dienen. Hier hatte ich auch Gelegenheit, einen Theil der Armee zu sehen, die so oft schon gänzlich geschlagen, zersprengt, vernichtet und in Stücken gehauen wurde, zum Glück für Don Carlos aber die unschätzbare Eigenschaft hat, bald wieder vom Tode aufzustehen.

Das erste Empfehlungsschreiben, von dem ich Gebrauch machte, war an Cruz Mayor, den Premierminister von Don Carlos: er wohnt im königlichen Palast, einem schönen Gebäude, dem Landsitz eines biscayischen Hidalgo, und als ich am Eingang erschien, wurde ich augenblicklich zugelassen. Ich fand Herr Cruz Mayor emsig beschäftigt, und sein Bureau sowohl als sein Vorzimmer gedrängt voll Menschen. Hr. Cruz Mayor brachte einige Jahre in England zu als Attaché bei der spanischen Gesandtschaft, und spricht das Englische geläufig, doch bedient er sich lieber des Französischen: er fragte mich, ob ich dem König vorgestellt zu werden wünsche, und auf meine bejahende Antwort bat er mich, ihm zu folgen: kaum wußte ich recht, wo wir waren, so stand ich schon vor Don Carlos und war mit ihm allein.

Carl V ist unter Mittelgröße, von heller Gesichtsfarbe und lichtem Haar, und trägt einen ungeheuren Schnurrbart; seine Kleidung war äußerst einfach, und er trug kein Kennzeichen seines hohen Ranges, aber sein fürstlicher Anstand und seine ausgezeichnet gebildete Sprache ließen den Mann von hoher Geburt erkennen. Don Carlos gestattete mir eine ziemlich lange Unterredung, und that viele Fragen an mich, von denen ich wohl nur wenige zu seiner Zufriedenheit beantwortete. Sein Benehmen ist äußerst gewinnend, was in Verbindung mit der Gerechtigkeit seiner Sache und dem Ritterlichen, was in dem Versuche liegt, sich den Thron seiner Vorfahren zu erkämpfen, seine Popularität großentheils erklärt. Im Vorzimmer waren viele Adelige und Offiziere des königlichen Gefolges, die sich auf mancherlei Weise unterhielten, alle aber hatten die Cigarre im Munde, die sie wachend oder schlafend nie abzulegen scheinen. Unter den Anwesenden erkannte ich den Infanten Don Sebastian, den Neffen des Don Carlos und Sohn der Prinzessin von Beira: er ist ein schöner, militärisch aussehender Mann mit einem ziemlich stolzen Ausdruck im Gesichte, doch glaube ich nicht, daß sein Benehmen hochmüthig ist. Hr. Cruz Mayor ist ein Mann von großer diplomatischer Erfahrung und bedeutendem Talent, einer der ergebensten Anhänger des Don Carlos, so wie einer seiner geschicktesten Räthe; auch wird er allgemein gelobt. Die Art, wie Don Carlos lebt, ist äußerst einfach, kein eitler Pomp umgibt ihn, er ist im Lager und speist wie ein Soldat; täglich sind 15 bis 20 Couverte an seiner Tafel, da sein Stab mit ihm speist, so wie diejenigen höhern Offiziere, die sich gerade im königlichen Hauptquartier finden; wenn er ausgeht, so ist er nur von Einem oder zwei Herren begleitet, nicht von einer Wache; reitet er aus, so ist eine einzige Ordonnanz seine ganze Begleitung. Don Carlos hat bei mehrern Gelegenheiten militärische Operationen persönlich geleitet, und war wiederholt wegen unbesonnener Aussetzung seiner Person sehr gefährdet. Er hat ein Regiment Garden, lauter auserlesene Mannschaft, welche im Palaste den Dienst verrichten.

Der Markt von Duranga ist wohl versehen, Lebensmittel sind im Ueberfluß vorhanden und auffallend wohlfeil, so sehr, daß selbst in den gegenwärtigen ungünstigen Umständen das Leben zu Durango weit minder kostspielig ist, als in den französischen Dörfern. Auch wird ein bedeutender Handel in Wollenwaaren getrieben, und französische graue und rothe Tücher kann man in fünfzig Läden in Menge haben; kurz Durango bietet an einem Markttage das Bild einer Messe dar, wo man alle Arten von Waaren trifft. Ich begab mich in die Vorrathshäuser, um die Rationen austheilen zu sehen: jeder Soldat erhält täglich ein Pfund Rindfleisch, anderthalb Pfund Brod, eine Maß Bohnen, ein wichtiger Artikel bei diesen Leuten, und

*) Aus diesem ist das Obige entnommen.

eine Pinte Wein; da es an letzterem öfters fehlt, so erhält er dafür etwas mehr als einen Penny (3 kr.) an Geld. Mangel leiden demnach die Saldaten des Don Carlos keineswegs. Meherre Zufuhren von Waffen langten während meines Aufenthaltes aus den Manufakturen zu Placencia, Eybae und Lorio an; was ich sah, war von vorzüglicher Qualität.

Ich fing nun an und besuchte die verschiedenen Abtheilungen der Operationsarmee; die Truppen waren in vortrefflicher Ordnung, disciplinirt und enthusiastisch, rauhe, abgehärtete Bursche, die jeder Anstrengung fähig waren; die größte Harmonie schien unter den Offizieren zu herrschen, und ihr ausgezeichneter Obergeneral, Graf Casa Eguia, war allem Anschein nach allgemein beliebt. Der Soldat führt seine Munition nicht in einer Patrontasche auf dem Rücken, sondern in einem Ledergürtel um den Leib. Dieser Gürtel kann 60 Patronen fassen, und scheint mir weit passender und minder lästig, als eine Patrontasche. Das Bajonnett steckt im Gürtel, meist ohne Scheide. Die Kavallerie ist gut, aber in dieser Waffe, so wie in Artillerie ist Don Carlos schwach; er hat nur wenig Pferde und die Artillerie ist von der schlechtesten Art: ein sehr geschickter Artillerieoffizier, ein General Montenegeo, befehligt diese Waffe, und thut Alles, was er kann, um dieselbe auf einen wirksamen Fuß zu stellen. Die Lanciers sind ausgezeichnet, und die Gewandtheit, die sie in der Führung ihrer Waffe erworben haben, wahrhaft bewundernswerth.

Ich kehrte über Mondragon und Oñate, die zwei schönsten Städte dieser Straße zurück, und allenthalben zeigte sich dieselbe Thätigkeit für die gemeinsame Sache. Zu Oñate wohnte ich eine Zeit lang in demselben Hause mit Raymundo Pinheiro, der zwei portugiesische Adjutanten, Namens Lopes und Mareiro bei sich hatte: von diesen erfuhr ich manches Interessante. Es ist kaum zu zweifeln, daß von dem portugiesischen Kontingent eine Menge Leute ausreißen werden, da ein großer Theil der Mannschaft in dem miguelistischen Heer diente: die Anwesenheit des Generals Pinheiro im Lager des Dan Caelos wird die Desertion sehr befördern. Ich ging auf meinem alten Wege über Ernani zurück, wo Alles emsig beschäftigt war mit Vorbereitung einer neuen Belagerung van San Sebastian.

Während meines kurzen Aufenthalts in Spanien bin ich durch die bedeutendsten Städte und Dörfee des Kriegsschauplatzes gekommen, habe Werkstätten, Vorrathshäuser und Gefängnisse besucht, ich habe die Truppen gesehen, bin Zeuge gewesen van dem freiwilligen Dienst, den man Don Carlos auf allen Seiten anbietet, van der einhelligen Gesinnung des Valks und dem Enthusiasmus der Soldaten: ich habe mit allen Klassen verkehrt, vom ersten Minister bis zum Bauer auf der Straße herab. Ueberall hatte ich Gelegenheit in der Nähe zu beobachten, und verließ die nördlichen Provinzen Spaniens mit der festen Ueberzeugung, daß Don Carlos am Ende triumphiren müsse. Palmerstons Unterstützung der wankenden Sache Isabella's, die Verschwendung brittischer Schätze, die Verbindung der benachbarten Mächte, die Theilnahme der brittischen Seemacht am Kampfe und neue Rekrutirungen in England können den Kampf verlängern, aber kein anderes Resultat herbeiführen.

Statistische Notizen über die Regentschaft Algier.

Die unlängst von der französischen Regierung den Kammern mitgetheilten statistischen Dokumente, die französischen Besitzungen in Nordafrika betreffend, ergeben folgende Resultate:

Schifffahrt. Im Jahre 1835 liefen folgende Schiffe in nachstehende Häfen ein: Algier 746; Oran 506; Bona 470; Budschia 259; Mostagenem 161; Arzew 40; zusammen 2090, mit einem Tonnengehalt von 156,240 Tonnen und 16,858 Mann. Auf Frankreich kommt ein Fünftheil des Tonnengehalts, ein Sechstheil von der Zahl der Schiffe und ein Siebentheil von der des Schiffsvolks.

Korallenfischerei. Im Jahre 1835 waren 150 französische und italienische Fischer in Bona gewesen. Die Abgaben beliefen sich auf 157,985 Franken, mithin ergab sich gegen 1834 eine Vermehrung von 25,740 Franken.

Einfuhr. Diese betrug für Algier, Oran und Bona im Jahre 1835 26,165,166 Fr., mithin gegen das vergangene Jahr eine Zunahme von 5,802,827 Fr. Die Zölle auf dieselbe betrugen 928,505 Fr., wonach sich, wegen Aufhebung von verschiedenen Zöllen, eine Verminderung von 100,000 Fr. herausstellt.

Ausfuhr. Algier, Oran und Bona 2,505,546 Fr., mithin eine Zunahme von 125,000 Fr. Zoll hierauf 64,726 Fr., folglich, wegen Herabsetzung der Zölle, eine Abnahme von 90,817 Fr.

Wiederausfuhr. Algier und Oran 298,855 Fr. Hiezu sollten noch gerechnet werden die Einfuhren in maurischen Booten nach Algier 271,591 Fr., und Ausfuhr auf gleiche Weise mit 284,482 Fr., und dann Ein- und Ausfuhr derselben Art nach und von Budschia mit 110,856 Fr. Die Handelsbewegung in den französischen Besitzungen in Nordafrika beläuft sich demnach auf 122 bis 125 Millionen Franken.

Die Zahl der befugten Handelsleute, Europäer sowohl als Juden und Mauren zu Algier, Oran, Bona und Mostagenem beläuft sich auf 5500.

Schatzeinnahmen für 1835. Registraturgebühr und Domänen 281,157 Fr.; Zölle und andere Abgaben 1,252,890 Fr.; Posten 76,855 Fr.; verschiedene Taxen und Einnahmequellen 508,558 Fr.; zufällige Einnahmen 394,908; zusammen 2,520,760 Fr.

Europäische Bevölkerung bis zum 31sten December 1835. Algier 6669; Oran 1812; Bona 1154; Mostagenem 41; zusammen 9056, mithin ein Zuwachs von nahe an 500.

Anbau. Im März 1835, die Zeit, zu welcher die Vorarbeiten beendet sind, waren im Gebiet von Algier 6578 Hektaren Land angebaut.

Der Handel von Mittelasien.

(Schluß.)

Russisches Stangeneisen wird in Massen in Bukhara eingeführt, geht aber nicht bis Kabul, so wenig als englisches, obgleich dieses nach Candahar geht. Kabul erhält sein Eisen aus den Minen von Badschar und führt es nach Turkestan aus, gewöhnlich in Form von Hufeisen, welche jährlich in ungeheuren Quantitäten nach dem Oxus gehen. Uebrigens ist das Eisen sehr theuer in Kabul, denn 5 Pfund rohes Eisen kosten eine Rupie, und 5 Pfund verarbeitetes das Doppelte. Russischer Stahl geht nach Bukhara, aber nicht nach Kabul, das ihn theils aus seinen eigenen Fabriken, theils aus Indien über Peschawer, theils aus England über Bombay und Candahar erhält. Zinn geht

aus Rußland nach Bukhara, aber nicht nach Kabul, das es aus Bombay über Candahar bezieht.

Kupfer wird in Menge aus Rußland über Bukhara nach Kabul gebracht, wo es einen starken Absatz findet, für Geschirre, für die Münze der Regierung u. s. w. Englisches Kupfer geht nur bis Candahar. Die Preise desselben in Kabul sind aber so hoch, daß es sich leicht von Bombay aus dort einführen ließe, ein Pfund rohes Kupfer kostet 4 Rupien, in Kupfergeschirre verarbeitet 5½ Rupien, und die Münze bezahlt altes Kupfer 5⅓ Rupien per Pfund. Die Gebirge von Afghanistan sind reich an Kupfer, aber keines dieser Bergwerke wird gebaut, überhaupt wird zwischen dem Indus und dem Euphrat kein Kupfer gewonnen, die Perser beziehen es aus Erzerum, die Länder am Oxus aus Rußland und die Seeprovinzen aus Bombay. Messing wird aus Rußland nach Bukhara und von da nach Kabul ausgeführt. Der Verbrauch ist stätig, aber nicht sehr bedeutend, es wird zu Pferdezeug, Waffen, Mörsern und bisweilen zum Kanonenguß verwendet. Muhammedaner bedienen sich selten messingener Gefäße, aber desto häufiger die Hindus, und für diese werden sie schon fertig über Peschawer nach Kabul eingeführt.

Cochenille geht von Rußland nach Kabul, wo es von den Seidefärbereien aufgekauft wird. Das Pfund kostet 70 Rupien. Thee von sehr guter Qualität wird von Rußland nach Bukhara gebracht, aber diese Art wird selten nach Kabul ausgeführt, wohin jedoch gewöhnliche Theesorten in großer Menge von China über Kaschgar und Yarkend gebracht werden. Die Mode, Thee zu trinken, nimmt in Kabul sehr zu, aber er ist ungemein theuer, ein Pfund zu 12 Rupien gilt für wohlfeil. Nach Candahar und den südlichen Provinzen ist der Gebrauch desselben noch nicht durchgedrungen.

Der Handel mit Rußland trägt dem Gouvernement von Bukhara 40,000 Tilals (d. h. 32,000 Pfd. St.) ein, welche von den Karawanen von Ein- und Ausfuhr erhoben werden. Da der Zoll 2½ Prozent des Werthes beträgt, so setzt dieses einen Handel von 1,250,000 Pfd. St. voraus, während der Handel zwischen Kabul und Bukhara nur etwa 200,000 Pfd. beträgt.

Viele Kaufleute in Kabul haben direkte Handelsverbindungen mit Rußland, und halten Agenten in Astrachan und Orenburg, während sie ihre Verbindungen mit Indien eher aus Nothwendigkeit als aus Neigung zu erhalten scheinen. Die offenbare Vorliebe für den Handel mit Rußland erklärt sich zum Theil durch die große Entfernung von Bombay, dem nächsten großen Markt für englische Waaren für Kabul. Sie können Bombay nur zur See oder zu Lande durch Gegenden erreichen, die ihnen unbekannt sind. Seereisen scheinen ihnen aber ganz erschreckliche Unternehmungen, und sie gehen selten nach Bombay, als wenn sie die Reise nach Mekka unternehmen, welche für sie eine Sache ist, die einen großen Entschluß erfordert. Dagegen ist die Reise nach Bukhara vergleichungsweise leicht und sicher für sie, da die Fürsten der zwischenliegenden Gegenden fast ohne Ausnahme mit einem mäßigen Transit zufrieden sind, und namentlich die Regierung von Bukhara in dieser Hinsicht sehr milde und liberal ist. Die Straßen zwischen Indien und Kabul sind, mit der Ausnahme der höchst unangenehmen und verlassenen von Gomul, für Karawanen, so stark sie auch seyn mögen, vollkommen unmöglich, und auch diese einzige Straße ist nur den Lohani zugänglich, welche sowohl Soldaten als Kaufleute sind. Da sie aber zugleich große Heerdenbesitzer sind, so machen sie jährlich nur Eine Reise nach Indien, und die Straße ist, außer zu den Zeiten ihrer Passage, das Jahr über völlig unzugänglich; der Lohani, geboren und erzogen in der Wüste, und von Kindheit auf an Gefahr und Entbehrung gewöhnt, trotzt aus Gewohnheit den Schwierigkeiten der Straße von Gomul, aber der Kaufmann von Kabul fürchtet sie, daher das ganze Monopol des Handels in den Händen der Lohani bleibt, und wohl nie von andern Kaufleuten getheilt werden wird. Könnte man die alte Karawanenstraße von Kabul über Multan wieder eröffnen, so würde der Handel mit Indien sehr gewinnen, denn sie ist beträchtlich kürzer, und führt durch fruchtbare und bevölkerte Provinzen, kann zu jeder Jahreszeit bereist werden, und könnte durch eine Uebereinkunft der afghanischen Regierung mit den Afrestanten des Indus erträglich sicher gemacht werden.

Die russischen Kaufleute scheinen die Bedürfnisse und Moden der Bevölkerung von Kabul mit äußerster Sorgfalt studirt zu haben, und sich in ihrer Ausfuhr nach ihnen zu richten. Im Jahre 1835 brachte man z. B. eine neue Art russischen Zitzes nach Kabul, der von ungewöhnlicher Breite und einem neuen Muster war, und für 2 Rupien per Elle verkauft wurde. Eben so führte man Nankah ein, d. h. Leinwand nach Zitzart gefärbt und gestempelt, und die Schnelligkeit des Absatzes wird ohne Zweifel eine neue bedeutende Ausfuhr nach sich ziehen. Dieser Artikel wird wahrscheinlich der gegenwärtigen Einfuhr englischer Zitze sehr schaden, denn diese haben zwar durch ihre große Wohlfeilheit eine große Revolution im orientalischen Handel hervorgebracht, und die unvollkommenen indischen Fabrikate fast von allen Märkten verdrängt. Leichte baumwollene Zeuge sind einem heißen Klima, wie Indien, sehr angemessen, aber einem veränderlichen, wie dem von Afghanistan, weit weniger. So lange freilich die Afghanen keine andere Wahl haben, werden sie immer die englischen Baumwollenzeuge vorziehen, wenn man ihnen aber linnene Zeuge von gleich feinem Gewebe und gleich schönen Mustern vorlegt, werden sie diese ohne allen Zweifel wählen. Es ist daher wahrscheinlich, daß früher oder später Fabrikate aus Flachs oder Hanf die Baumwollenzeuge aus den Märkten von Kabul verdrängen werden.

Die russischen Kaufleute beobachten die Bedürfnisse ihrer Abnehmer so genau, daß man in den Straßen von Kabul eine Menge Menschen sehen kann, welche Kaftane von Nankah tragen, die in Orenburg geschnitten und genäht worden sind, während man alle Bazars der Stadt durchgehen kann, ohne einen einzigen englischen oder überhaupt irgend einen Knopf zu finden, obgleich jedes Individuum mehrere derselben an seinem Anzuge braucht, und sie daher aus kleinen Ballen von Faden verfertigen muß.

Geologische Notizen.

Vor einiger Zeit wurde in einem Kreidelager in der Nähe von Kemptown in England ein ungeheurer Thierkopf gefunden, der ganz wohl erhalten ist: er mißt in die Quere 3 Fuß 5 Zoll, ist 3 Fuß 1½ Zoll lang und 1 Fuß 9 Zoll dick. Diese ungemeine Größe hat alle Kenner in Verlegenheit gesetzt, und keiner vermochte zu bestimmen, welcher Klasse das Thier angehöre. Der Kopf befindet sich im Besitz des Landschafts- und Thiermalers Pollett in Kemptown.

Am sogenannten schwarzen Berge bei Castelnaudary im Departement du Drome entdeckten einige Arbeiter eine versteinerte Schildkröte, die nicht weniger als 170 Pfund wiegt, 1½ Fuß lang ist und 4 Fuß im Umkreis hat. Die Schale ist von gelblicher Farbe und sehr gut erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1836.

Irische Mährchen. *)

Die schnelle Reise.

Vielleicht haben viele von den wunderbaren Begebenheiten Daniel O'Rourke's gehört, aber wenige dürften wohl wissen, daß der Grund all' seiner Gefahren in nichts mehr und nichts weniger lag, als in einem Schlaf unter dem Phookathurm. **) Ich kannte den Mann wohl; er wohnte am Fuß des Hungry Hills, eben rechter Hand, wo man Bantry zugeht. Er hatte seine Sechzig auf dem Rücken und graues Haar und eine rothe Nase, als er mir seine Geschichte erzählte, und es war am 25sten Junius 1813, wo ich sie aus seinem eigenen Mund vernahm. „Man geht mich oft um die Erzählung an," sprach er, „und ist's heut nicht das erstemal. Sehen Sie, des Herrn Sohn war aus der Fremde in Frankreich und Spanien zurückgekehrt, wohin junge Herren zu gehen pflegten, ehe man von Bonaparte und so was hörte, und dann ward denn allem Volk auf dem Gut, fein und schlecht, hoch und nieder, reich und arm, ein Mittagessen gegeben. Ja die Herren von damals, das waren noch die rechten Herren: sie fluchten unser eins ein wenig an, ist keine Frage, und versetzten meinetwegen hie und da einen Peitschenhieb; aber wir verloren nichts dabei; sie waren gar leutselig und höflich, und luden manchen Tumult von fremden Herrschaften ein, und da war keine Schinderei um den Grundzins und wenige Verwalter; jetzt ist's anders geworden; doch ich thäte besser, meine Geschichte zu erzählen."

„Na, wir hatten von Allem die Hülle und die Fülle, und aßen und tranken und tanzten, und der junge Herr tanzte mit Peggy Barry — war ein schmuckes junges Paar, obwohl sie jetzt beide tief unterm Gras liegen.

„Eine lange Geschichte kurz zu machen, ich wurde fast was man so sagt benebelt, denn ich hab' keine Erinnerung davon, wie ich von dem Platz wegkam; nur daß ich wegkam, damit hat's seine Richtigkeit. Ich dachte bei mir selbst, ich wollte einen Gang zu Molly Cronohan's, der weisen Frau, machen, um ein Wort über die junge Kuh zu reden, die mir verzaubert worden, und als ich über die Schrittsteine bei Ballyaschennough ging, und nach den Sternen aufsah und mich segnete — warum? es war Mariä Verkündigung — glitschte mein Fuß aus, und plumps fiel ich ins Wasser. Leben und Tod! dacht' ich, ich ersaufe. Doch fing ich an zu schwimmen, und schwimmen und schwimmen, so lieb mir mein Leben war, bis ich endlich an das Ufer einer Insel kam, sey's da oder dort, aber niemand konnte mir nachher je sagen wo.

„Ich wanderte und wanderte herum, ohne zu wissen wohin, bis ich endlich auf einen großen Sumpf gerieth. Der Mond schien so hell wie der Tag, und ich sah nach West und Ost, und Nord und Süd, und da war nichts als Sumpf und Sumpf und Sumpf. Ich begriff nicht, wie ich mitten hinein gekommen und mein Herz ward kalt vor Angst, denn ich glaubte nicht anders, als das werde meine Grabstätte abgeben. So setz' ich mich denn auf einen Stein, der zum Glück neben mir liegt, und fang' an ein Sterbelied zu singen, als der Mond auf einmal schwarz wird, und ich blicke auf und da ist mir's, als bewege sich etwas zwischen mir und ihm herab, und ich konnte nicht sagen was es war. Herab kommt's wie eine Kralle und sieht mir gerad ins Gesicht, und was ist's als ein Adler? ein so schöner als je vom Königreich Kerry ausflog! sieht mir ins Gesicht und fragt mich: „Daniel O'Rourke," fragt er, „wie gehts?" „Recht gut, Herr, dank' der Nachfrag," sag' ich, „hoffentlich befindet Ihr Euch wohl," und verwundere mich über die Maßen, daß ein Adler sprechen kann, wie ein Christ. „Was führt Dich her, Daniel?" sagt er. „O nichts, Herr," sag' ich; „wollte nur, ich wär' wieder mit heiler Haut zu Haus." „Willst Du über die Insel hinaus, Daniel?" „Ja wohl, Herr," sag' ich, und nimm mir ein Herz und erzähl' ihm, wie ich einen Tropfen zu viel getrunken und ins Wasser gefallen und nach der Insel geschwommen und in den Sumpf gerathen sey, und den Weg nicht heraus zu finden wußte. „Daniel," sagt er, nachdem er sich einen Augenblick bedacht, „es ist zwar sehr unziemlich von Dir, an Mariä Verkündigung einen Rausch zu trinken, aber weil Du ein ordentlicher, nüchterner Mann bist, der fleißig in die Messe geht, und mir und den meinigen nie

*) Aus Crofton Croker's Irish Legends.

**) Die Phooka ist ein gespenstisches Wesen, ungefähr unserm Alp entsprechend.

Steine nachwirft und uns im Feld nicht nachschreit — mein Leben für's Deine! Sitz' auf und halt' Dich fest, daß Du nicht herabfällst und ich will Dich aus dem Sumpf hinaustragen." „Sorg' ich doch fast," sag' ich, „Euer Edlen möchten Spaß mit mir machen, denn wer hat je gehört, daß Einer auf einem Adler geritten wäre?" „Auf Edelmanns Wort!" ruft er, „es ist mein völliger Ernst, nimm also mein Offert an, oder stirb hier in dem Sumpf — überdieß seh ich, daß dein Stein immer mehr einsinkt."

„Und so war's! ich spürte, daß der Stein unter mir jede Minute tiefer zu liegen kam. Ich hatte keine Wahl, und so denk ich denn bei mir selbst „Wer Keinem traut, kriegt keine Braut!" und sage: „Ich dank' Euer Edlen für Ihre Höflichkeit und will das Anerbieten annehmen." So stieg ich denn auf den Adler, und hielt ihn fest um den Hals, und auf stieß er wie eine Lerche, auf und auf, Gott weiß wie weit er flog. „Wenn ich so frei seyn darf," sag' ich zu ihm — in der Meinung er wisse den Weg nach Haus nicht recht — und sprach sehr höflich — warum? ich war ganz in seiner Gewalt — „wenn ich so frei seyn darf, gnädiger Herr, und ohne Eurem bessern Urtheil vorgreifen zu wollen, so möcht' ich bitten, daß Ihr jetzt ein wenig abwärts flöget; Ihr seyd jetzt grad über meinem Hause und ich könnte dort abgesetzt werden, und ich danke unterthänig für die gehabte Mühe."

„Hoho, Daniel," antwortet er, hältst Du mich für einen Narren? Blick hinab auf den Acker dort: siehst Du nicht zwei Männer und eine Flinte? Auf mein Wort, es wäre ein schlechter Spaß, mich da für einen besoffenen Lumpenhund, den ich von einem kalten Stein in einem Sumpf aufgegriffen, todt schießen zu lassen!" „Daß dich der Teufel!" denk' ich, sag' aber nichts, denn wozu hätt's geholfen? So stieg und stieg er, und ich bat ihn jede Minute, abwärts zu fliegen, aber immer umsonst. „Wo in der Welt geht Ihr hin, Herr?" frag' ich. „Halt's Maul, Daniel," sagt er, „Fege vor deiner eigenen Thüe und mische Dich nicht in andrer Leute Angelegenheiten." „Nun," sag' ich, „das ist doch gewiß und wahrhaftig meine eigene Angelegenheit!" „Sey still!" brummt er, und ich sprach nichts weiter.

„Endlich, wohin kommen wir, als auf den Mond! Nun steckt oder stack zu meiner Zeit eine Sichel aus der einen Seite des Monds heraus, „und Daniel," sagt der Adler, „ich bin müde von dem langen Fliegen; ich wußte nicht, daß es so weit gehen werde." „Und Mylord, sag' ich, „gnädiger Herr, Wer in der Welt verlangte denn, daß Ihr so weit fliegen solltet — ich? lamentire und bitte und flehe ich nicht schon eine halbe Stunde lang, Ihr möchtet anhalten?" — „Schwatzen hilft jetzt nichts, Daniel," sagt der Adler, „ich bin gar übel müde, und Du mußt herab und Dich auf den Mond setzen, bis ich ausgeruht habe." „Auf den Mond sitzen?" frag' ich, „auf das kleine Rondell da? da fiel ich in einer Minute herab, daß man die Stücke zusammenfegen könnte. Ihr seyd ein schändlicher Betrüger, wißt Ihr das!" „Nicht im Geringsten," antwortet der Adler, „Du kannst Dich an der Sichel halten, die da aus der Seite heraussieht.' „Ich will nicht," sag' ich. „Mag seyn," sagt er ruhig; „wenn Du's aber nicht thust, guter Freund, so geb' ich Dir einen Schlag mit dem Flügel, und sende dich auf den Boden hinab, wo jeder Knochen in deinem Leib zu Staub zerschmettert." „Da hab' ich's nun," denk' ich bei mir selbst, „daß ich mich je mit Gesindel wie Du eingelassen," that einen tüchtigen Fluch auf ireländisch, steige aus Furcht, er möchte wissen, was ich gedacht habe, schnell ab, fasse die Sichel und setze mich auf den Mond; und war ein mächtig kalter Sitz, kann ich versichern."

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Kunsterinnerungen aus dem Louvre. 2.

(Schluß.)

Neben dem Portrait Hugo's hatte der Zufall die Fischer von Robert gestellt. Welcher Kontrast! Wenn jenes einen Dichter zeigen sollte, was stellen dann die Fischer vor! Das Räthsel, welches in dem Werke wie in dem Tode Robert's liegt, hat nicht wenig zu dem Interesse beigetragen, mit welchem die Menge dieses herrliche Werk betrachtete. Alles Einzelne, jede Figur auf diesem Gemälde ist mit vollendeter Kunst gefertigt, nur das Ganze ist falsch, insofern man an die Erklärung des Gegenstandes denkt. Das sind keine Fischer, die auf die gewöhnliche Tagsverrichtung ausziehen. Das sind eher Auswanderer, die den heimischen Herd verlassen müssen, aus Noth oder Jammer, um unter fernem, unbekanntem Himmelsstriche eine Freistätte zu suchen, das können Verbannte seyn, die Gewalt und Verfolgung von der vaterländischen Küste weist, das mögen vertriebene Corsen, exilirte Neapolitaner seyn, aber friedliche, gewöhnliche, alltägliche Fischersleute von Chioggia sind es nimmermehr. Ich bin nicht recht ins Reine gekommen, ob es recht oder unrecht ist, Angesichts eines so herrlichen Kunstwerks, sich bei einem geringfügigen Tadel aufzuhalten. Störend ist der Widerspruch zwischen Namen und Sache jedenfalls, und man thut wohl, sich zu erinnern, daß diese Fischer das letzte Werk eines jungen Künstlers sind, der sich bald darauf das Leben genommen hat. Warum hat er sich getödtet? Das ist das große Räthsel, mehr noch weil man die wahren Ursachen nicht sagen mag noch will, als weil man nicht könnte. Aber gerade das, was ziemlich allgemein bekannt ist, und nicht mehr, erhöht das Mysteriöse der Sache. Nachdem man das eigene Bildniß von Robert gesehen und wieder zu seinen Fischern zurückgekehrt ist, begreift man, daß dieser Künstler mit Todesgedanken umging. Alle diese melancholischen Gesichter, diese jungen Männer, die über einen schweren Kampf des Lebens hinweg nach den jenseitigen Räumen zu blicken scheinen; diese alte Frau, die mit einem schmerzlichen Abschiede ringt, diese junge Frau, deren thränenschweres Auge vor sich hinstarrt, dieser alte Mann, der nach der See hinblickt als nach einem Ziele, alle diese Gesichter sind von einem einzigen Gedanken beseelt: Scheidung, Abschied, — Tod! Die französische Schule darf sich dieses Meisters rühmen, Robert wird in seinen „Fischern" leben, so lange als Malerei in Frankreich besteht, und wahre Kunst Würdigung findet.

Einen schönen Kontrast des Gemäldes von Robert bildet das „dolce far niente“ unsres Landsmannes Winterhalter. Zehn italienische Figuren, so bezaubernd schön, so übergossen mit süßem, hesperischem Reiz und Duft, daß dem Beschauer alle Sinne bestrickt werden. Das Bild zeigt die Ruhe einer Bande junger Neapolitaner und Neapolitanerinnen, die Einen sitzend, die Andern liegend, die Andern sich an eine Mauer anlehnend. Ich habe nur im Traume solche schöne Gesichter und Formen gesehen. Sie sind nicht bloß schön, sondern auch hübsch und lieblich, besonders zwei weibliche Figuren, die Eine, welche mit zurückgebogenem Oberkörper sich den süßen Traubensaft in den Mund tröpfeln läßt, die Andere, welche der Mandoline ihres Liebhabers horcht, der vor ihr sitzt, und sie mit sehnsüchtigen Augen anschaut, was sie ihm ehrlich erwiedert. Mein theurer Landsmann, Ihr Bild hat nur Einen Fehler, es ist zu schön. Solche Menschen, solche Jungen, solche Jungfrauen gibt es nirgendwo in so vollkommener Schönheit. Wäre dieß, so bliebe die übrige Erde unbewohnt, und Alles würde auf den einzigen beglückten Punkt hinströmen, selbst auf die Gefahr hin, im wilden Kampfe der Eifersucht die Erde mit Blut zu bedecken, die nur Nektar und Ambrosia athmen sollte.

Bekanntlich zeichnet sich die Regierung Louis Philipps durch eine gewisse Sucht aus, die napoleonische Größe nachzuäffen. So in der Architektonik, wo der kleine Thiers die großen Bauten leitet. So in der Malerei, wo Horace Vernet seinen frühern Ruhm verdirbt. Die größten Gemälde der dießjährigen Ausstellung waren unstreitig die erbärmlichsten: die Schlachten von Jena — von Friedland — von Wagram auf riesenmäßiger Leinwand. Der Raum ist so groß, daß man die sämmtlichen Kriegsmassen zu Pferd und zu Fuß, Freund und Feind, einschließlich der Phrasen des Bulletin de la grande armée aufnehmen könnte. Statt dessen gibt jedes Ding, das Schlacht von Jena, oder Friedland, oder Wagram betitelt ist, nur einen einzelnen Moment. Und mit welchem kunstsinnigen Geschmacke diese Momente ausgewählt sind, möge das Beispiel von Jena zeigen: am 14ten Oktober 1806 hört der Kaiser aus den Reihen der Garde zu Fuß: En avant! „Wer ruft?“ fragt der Kaiser; „es kann nur ein junger, unbärtiger Bursche seyn, der mir vorschreiben will, was ich thun soll. Er soll warten, bis er dreißig Feldschlachten kommandirt hat, ehe er sich einfallen läßt, mir Vorschriften zu geben.“ — Es war — fährt die Notiz fort — wirklich einer der Veliten, dessen jugendlicher Muth vor Ungeduld brannte, sich auszuzeichnen. Um diese Scene vorzustellen, braucht es ein Dutzend Grenadiere, einen bartigen Rufer, einen grimmigen Kaiser, einige entsetzte Adjutanten, treue Diener ihres Herrn, und hinter ihm, sich geberdend über solchen Frevel, einige Lavetenstücke, um an den Krieg zu erinnern. Und in der That, das ist haarklein Alles, was auf der Meilen weiten Leinwand steht. An sich ein elendes Bild der Schlacht von Jena, die 40,000 Krieger außer Streit setzte, die Militärmacht eines ganzen Königreichs und dessen politisches Geschick zerstörte. Wo ist in diesem Auftritt etwas von der Schlacht von Jena zu sehen, wo ist Jena, wo ist die Armee, wo ist der Feind, wo sind die Preußen, wo ist der Kampf? Und gar als Vergötterung des Kaisers ist es über alle Maßen ungeschickt. Nicht **wir** werden uns beklagen, daß man ihm nicht genug Weihrauch streue, nicht **wir** werden auf dem Altar dieses Gottes opfern; aber da andre es thun, es thun wollen oder sollen, wie geschieht es, daß sie so linkisch sind? Wenn Napoleon ein so großer, über Alle hervorragender Charakter war, wie ist es denkbar, daß er eine nach der Studentenbank riechende Renommisterei ausgestoßen habe, Er, der große Kaiser, an der Spitze einer siegreichen Armee, in Gegenwart seines Generalstabes und seiner auserwähltesten Streiter? Man wird mir wohl vergönnen, trotz des Bulletin de la grande armée, das für niemanden ein Orakel ist, an der Wahrheit des Auftritts zu zweifeln. Ich halte Napoleon nicht für zu groß, um menschlichen Schwächen zu entgehen; ich halte ihn für zu gescheidt, um eine so platte Prahlerei in so unwürdiger Sprache gemacht zu haben. Hat er es wirklich gesagt, in wie fern soll es ihn verherrlichen? Mit welcher Duldung glaubt man diesen „Zorn des Achilles“ als des historischen Museums von Versailles würdig erachten zu können. Ist man aber über diesen Anstand weg, so muß man bekennen, daß die Darstellung naturgetreu ist. Der Kaiser wirft sich auf seinem Pferde herum, und macht ein so eisenfressendes Gesicht wie kein adeliger deutscher Reiter, der mit dem Offiziersrocke und Säbel zum Erstenmale in eine anständige Bürgergesellschaft tritt. Insofern also ist das Gemälde gut. Wenn ich mir denke, daß nach hundert Jahren jemand, der von der Schlacht von Jena gehört hat, in die Galerie von Versailles und vor das Gemälde von Vernet tritt, so wird ihm der Führer sagen: Hier ist die Schlacht von Jena. Wo? wird der Fremde antworten, ich sehe nichts als einige kuriose Figuren, worunter die zu Pferd durch Theaterzorn und der schreiende Weißbart durch einen Ausdruck dummer Naseweisheit sich auszeichnen; wenn dieß die Schlacht von Jena ist; wo ist denn der Kaiser Napoleon! Und dann wird man ihm antworten; dieß ist auch der Kaiser Napoleon sammt seinem Gefolge, und das ist all Eins, Kaiser und Schlacht, Napoleon und Grenadier. Und dann wird der Fremde nicht mehr begreifen. Und wenn man ihm sagt: dieses Werk ist geschaffen worden unter der glorreichen Regierung Louis Philipps, des großen Friedensfürsten, und seines kleinen Dieners Thiers, so wird der Fremde, — ich vermuthe, es wird ein Engländer seyn — fragen: Wann war dieß, vor oder nach der Entdeckung von Amerika, vor oder nach Charta magna? Nehmen Sie meine Unwissenheit nicht übel auf, das Bild erklärt mir nichts, und ich bin nicht sehr stark in der alten Geschichte. Genug von dieser Schlachterei. Nächstens wird man das Museum in Versailles eröffnen. Dann wird die Vereinigung aller Kampfgemälde einen Charakter haben, der ihnen hier im klassischen Louvre, wo nur reine Kunst und Aesthetik thronen sollten, gänzlich abgeht. Dann werde ich auch nach Versailles gehen, und wenn alle Prachtschätze dem Schaubegierigen zugänglich sind, werde ich — in den Park von Trianon gehen und die grünen Bäume ansehen und die Vögel singen hören. Darüber sollen Sie meinen getreuen Bericht erhalten.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Vierzehnter Brief.

Von Oran hören wir, daß die Cholera dort mit etwa dem sechsten Theil der Bevölkerung kurzen Prozeß gemacht hat, daß aber die Epidemie bereits im Abnehmen ist. In der Hoffnung, daß sie Algier während meiner Abwesenheit nicht besuchen werde, habe ich mir vorgenommen, sobald als möglich eine Reise längs der östlichen Küste bis Bona zu unternehmen. Inzwischen wollte ich einen Ausflug von 20 Meilen ins Innere südlich von Algier unternehmen — wenn nämlich die Worte ins Innere auf eine so unbedeutende Strecke anwendbar sind. Das Dorf Duera, wo sich ein französisches Lager von 2000 Mann befindet, liegt 15 Meilen von Algier; fünf Meilen weiter, in der Richtung nach Belida, dehnt sich die Ebene von Buffarick aus, wo die Eingebornen jede Woche einen Markt halten und mit den Franzosen freundschaftlich verkehren. Die Franzosen betrachten die Stämme dieser Ebene als ihre Unterthanen, und mein Freund, der Obrist Maret, ist zum Aga von Buffarick ernannt worden; dennoch aber wagt sich kein Europäer ohne militärische Bedeckung auf den Markt. An einem dieser Markttage sollte eine Revue über die im französischen Sold stehende Reiterei der Eingebornen und einige Bataillone französischer Infanterie gehalten werden; ich machte mich daher an einem schönen Morgen zu Pferde auf den Weg, in der Absicht, nachdem ich den Markt und die Revue gesehen haben würde, noch vor Einbruch der Nacht wieder nach Algier zurückzukehren. Ich mußte jedoch einen doppelten Irrthum beklagen, denn erstens hatte ich mich auf den Fall eines eintretenden Regens nicht vorgesehen, und zweitens nahm ich, statt mit dem Obrist Maret und seiner Kavallerie zu reiten, einen Begleiter mit, der den Weg so wenig kannte als ich. Obrist Maret verließ Algier mit Tagesanbruch, und war mit seinen Leuten schon lange vor Mittag in Buffarick, während wir eine Stunde später aufbrachen, und das Lager von Duera erst erreichten, als die französischen Truppen es bereits verlassen hatten. Mein unwissender und eingebildeter Kamerad versicherte indeß, er wisse den Weg recht gut, führte mich aber vom nächsten Pfad ab in eine unwegsame Wildniß, wo wir in der Irre umher ritten, bis wir endlich zum Glück zu einer arabischen Dascar kamen, wo wir zurecht gewiesen wurden. Mittlerweile hatten sich schwarze Wolken zusammengezogen und es fiel ein derber Platzregen. So ein algier'scher Schauer weiß nichts vom Justemilien, und so wurde ich denn bis auf die Haut naß, während mein Kamerad in seinem Wachstaffetmantel vom Scheitel bis zur Fußsohle wasserdicht war. Endlich bekamen wir die Zuaven oder maurischen Reiter zu Gesicht, und sahen, als der Regen nachgelassen hatte, noch einige ihrer herrlichen Evolutionen. Sie flogen über die Ebene wie Schwalben, drehten und wendeten sich, hielten an, luden und feuerten rück- und vorwärts mit einer Gewandtheit, die mir noch nie vorgekommen war, obschon ich Revuen der besten europäischen Truppen beigewohnt habe. Gelingt es den Franzosen, je der Regentschaft ganz Meister zu werden, so wird dieß nur geschehen, indem sie diese Kavallerie vermehren. Ein französischer Dragoneroffizier sagte mir, daß er die maurischen Manövers lerne; zu diesem Zweck hatte er sich auch einen maurischen Sattel gekauft, der, da er sich hinten und vorn mehr als einen halben Schuh aufwärts biegt, dem Reiter bei Angriffen einen weit sichern Gebrauch seiner Waffen gestattet, und ihn bei Rückzügen in den Stand setzt, mit einer Sicherheit zu feuern, die auf einem flachen europäischen Sattel durchaus nicht denkbar ist.

Der Markt von Buffarick bot nichts Interessantes. Einige Zelte waren aufgeschlagen, vor denen die Kabylen und Araber alle Arten von Landeserzeugnissen feil boten und hie und da Kaffee tranken. Ich hatte inzwischen meinen Gefährten verloren, was mir gerade nicht unangenehm war, und beschloß nun aus Neugier ganz allein in der Richtung gegen Belida zu reiten. Auch hier fand ich das Land, wie überall in der Entfernung von vier Meilen über Algier hinaus, ganz von jenem reichen Anbau entblößt, welcher die Hauptstadt umgibt. Ich fand wohl Bäume, doch nicht im Ueberfluß; das Land sieht im Allgemeinen braun und öde aus, wie die schottischen Hochlande, und von weitem sollte man glauben, es wäre mit Haide bedeckt. Das Haupterzeugniß des Bodens ist hier die Zwergpalme, deren Blätter den Heerden als Futter dienen, und deren Wurzeln von den Arabern gegessen werden. Ich ritt so weit gegen Süden, bis ich Belida in weiter Ferne erblickte, und kam zu einem aus wenigen armseligen, mit Schilf gedeckten Hütten bestehenden arabischen Dascar, wo ich ein Mädchen traf, welches eben eine Kuh melkte. Ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich trinken möchte, und hielt ihr ein Silberstück hin, die kleine Hexe aber blickte mich unwillig an und winkte mir mit der Hand fortzugehen. Ich wäre gern noch weiter nach Belida zu geritten, da ich aber bedachte, daß ich nicht wohl allein nach Algier zurückkehren könnte und meine nassen Kleider mir sehr beschwerlich fielen, so kehrte ich um, und langte bei den französischen Truppen an, als die Revue eben zu Ende war.

Belida liegt so nahe am Fuß des kleinen Atlas, daß als die Kabylen und Araber die Franzosen daraus vertrieben, ihre Kugeln aus den niedrigsten der festen Stellungen auf dem Gebirge meist bis in die Mitte der Stadt reichten. Wie ich hörte, ist die Stadt mit einer Mauer umgeben, welche, so wie die meisten Häuser, aus Stampferde, in hölzernes Fachwerk eingefügt, erbaut ist; eine Bauart, die man auch in Frankreich, südlich von Lyon, oft antrifft. Die Häuser sind nach der gewöhnlich maurischen Weise — die Fenster auf einen viereckigen Hof im Innern des Gebäudes gehend — erbaut, und nur wenige haben mehr als Ein Stockwerk. Im Jahre 1825 wurde Belida durch ein Erdbeben heimgesucht, dessen Wuth nur die niedrigsten Häuser entgingen, und seit dieser Zeit bauen die Bewohner von Belida keine zweistöckigen Gebäude mehr.

Im Julius 1830 baten die Bewohner von Belida die Franzosen, sie gegen die Kabylen zu vertheidigen. General Bourmont brach mit zwölf Kompagnien der Elite, einigen Chasseurs und etwas Artillerie auf und brachte die Nacht des 23sten in der Stadt zu; am folgenden Tage aber wurden seine Vorposten von den Gebirgsbewohnern weggeschossen, und nun glaubte er, es sey am besten sich zurückzuziehen. Seine Truppen brachen in Kolonnen zwischen zwei Linien von Plänklern auf. Von zwei Uhr bis Sonnenuntergang wurden sie von 4000 Eingebornen unaufhörlich verfolgt und geneckt, bis sie endlich einige Meilen jenseits Buffarick bivouakirten, und eine traurige Nacht mitten unter dem Geschrei ihrer eigenen Verwundeten zubrachten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1836.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

Während die literarischen Leistungen des obern Italiens durch die enge Verbindung, in welcher die nördlichen Staaten dieses Landes mit Wien stehen, allgemeiner bekannt, und nach ihrem Werthe öffentlich gewürdiget werden; so erhält man vom Zustand Neapels nur sparsame Kunde, die sich zum größten Theil nur auf archäologische Gegenstände beschränkt, und der wechselseitige Verkehr in wissenschaftlicher Hinsicht scheint hier sein Ende erreicht zu haben. Allein seit neuerer Zeit hat sich in Neapel ein regeres Leben auch in geistiger Beziehung entwickelt, wenigstens fließen die Quellen reichlicher, aus denen auf den Gehalt der Geistesbildung geschlossen werden kann, daß eine allgemeine Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der Literatur nicht ohne Interesse seyn wird.

Es muß aber dabei im Voraus bemerkt werden, daß Ausgezeichnetes in keinem Fache geleistet wird, und daß man nicht eine Reihe origineller Schriftsteller erwarten darf, welche durch Fülle der Gedanken, durch Tiefe der Forschungen, durch kraftvolle, hinreißende Darstellung in der Sprache einen Anspruch auf allgemeine Anerkennung ihres Genie's machen können. Das goldene Zeitalter ist für die italienische Literatur vorüber, und es scheint nicht, daß es sobald wiederkehren wolle. Die Italiener selbst bekennen offen, wie sie sich ausdrücken, ihre gegenwärtige Inferiorität in wissenschaftlicher Hinsicht. In einer Abhandlung des Grafen Carlo Vidua, eines Piemontesen, über den Zustand der Literatur in Italien (Turin 1834) werden die Ursachen dieses Verfalls unverhüllt dargelegt und offen anerkannt, daß andere Völker, die früher unter den Italienern gestanden seyen, diese nun weit überflügelt hätten in Wissenschaft und Kunst, und daß alle Arten von Kenntnissen nur langsame Fortschritte in Italien gemacht hätten. Auch die neapolitanischen Gelehrten wissen nur zu gut, wie viel ihnen fehlt, und auf welcher Stufe geistiger Bildung ihre Mitbürger stehen; es haben sich gerade in der letztern Zeit die Stimmen mehrerer Gelehrten erhoben, welche darauf hinwiesen, von welchem wohlthätigen Einflusse es für ihre Landsleute seyn würde, wenn sie mit den Fortschritten der Wissenschaften unter den andern Nationen Europa's sich bekannt machen würden, um durch dieselben zu gleichem Wetteifer im Ringen nach dem Wahren und Schönen angespornt zu werden. Namentlich bedauern sie, daß ihnen die tiefen Forschungen der Deutschen so wenig zugänglich sind, und von ihnen so selten benützt werden, während ihnen die mehr auf das Praktische hingerichtete Literatur der Franzosen eröffnet ist.

Am Geiste fehlt es dem Neapolitaner nicht, daß er Tüchtiges leisten könnte. Allein an Interesse für die Wissenschaften und an Anerkennung des Verdienstes fehlt es unter allen Ständen. Gerade die besten wissenschaftlichen Arbeiten bleiben im Pulte der Gelehrten verschlossen, weil sie, wenn man sie dem Drucke übergeben würde, nur eine geringe Anzahl Leser fänden. Einsam und abgesondert von der übrigen literarischen Welt muß der Gelehrte, was er erforscht und ergründet hat, in sich selbst verschließen, und wagt es ein reicher, seine Forschungen auf seine Kosten hin durch den Druck bekannt zu machen, so darf er im Voraus darauf gefaßt seyn, einen bedeutenden finanziellen Verlust zu erleiden, oder, umfaßt seine Arbeit mehr als Einen Band, so dürfen die Abnehmer voraussetzen, daß die folgenden erst nach großen Zwischenzeiten erscheinen, oder gänzlich ausbleiben. Es fehlt nicht an Beispielen, um dieß zu erweisen.

Fassen wir die Hindernisse schärfer ins Auge, welche einer freudigen Entwicklung der Literatur in Neapel feindlich entgegenstehen, so ist vor Allem der Mangel an gründlichen Anstalten für wissenschaftliche Bildung zu erwähnen. Die vorhandenen genügen nicht; wenn auch die Lehrer tüchtig sind, so ist die Einrichtung verfehlt. Ihre Anzahl ist für die Bevölkerung des Landes auf jeden Fall zu gering; etliche existiren bloß dem Namen nach und auf dem Papier; wenn man in den Landstädten nach den höhern Gymnasien und Lyceen sieht, wie sie im Staatskalender verzeichnet sind, so darf man zufrieden seyn, eine bescheidene Trivialschule oder auch nur eine Elementarschule zu finden. Da in diesen Blättern (1834. Nr. 44 ff.) ein früherer Aufsatz das Unterrichtswesen in Neapel beleuchtet hat, so enthalten wir uns hier weiterer Bemerkungen, und fügen bloß bei, daß in dieser Zwischenzeit keine durchgreifende Verbesserung statt fand, und daß bloß die Jesuiten durch Vermeh-

rung des Lehrerpersonals sich auch mehr Zöglinge gewonnen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Irische Mährchen.

Die schnelle Reise.

(Schluß.)

„Als er mich da hübsch gelandet sieht, wendet er sich zu mir und sagt: „Guten Morgen, Daniel O'Rourke, ich denk' ich hab' Dir's jetzt ordentlich vergolten. Du hast voriges Jahr mein Nest ausgenommen" (es war leider ganz richtig, aber wie er's herausgebracht, ist schwer zu sagen), und zur Erwiederung kannst Du jetzt deine Schenkel auf dem Mond kühlen."

„Steht's so, und willst Du mich auf die Art im Stich lassen, du Vieh!" sag' ich. „Du garstiges, unnatürliches Beest, einen solchen Dienst willst Du mir leisten? die schwere Noth über Dich, mit deiner krummen Nase, und über deine ganze Brut, Du Lumpenkerl!" Das Alles half nichts; er breitete die Schwingen aus, lachte und flog davon wie der Blitz. Ich schrie hinter ihm her, er sollte halten, aber ich hätte alle Ewigkeit fortbrüllen können, ohne daß er darauf geachtet haben würde. Fort flog er, und ich hab' ihn bis zum heutigen Tag nicht wieder gesehen — mögen alle Wetter mit ihm fliegen! Man kann sich vorstellen, daß ich mich in einer trostlosen Lage befand, und aus bloßem Kummer fortbrüllte; da that sich auf einmal ein Thürlein mitten im Mond auf, und knarrt in den Angeln, als wär's mindestens vier Wochen lang nicht geöffnet worden. Wie ich eben denke: „da hat man's Schmieren auch vergessen," wer anders tritt heraus, als der Mann im Mond? Ich kannte ihn an seinem Busch.

„Guten Morgen, Daniel O'Rourke," sagt er, „wie geht's?" „Recht ordentlich, dank' der Nachfrage," sag' ich; „hoffentlich befinden sich Euer Gnaden wohl?" „Was führt Ihn her, Daniel?" fragt er. Da erzähl' ich ihm meine ganze Geschichte, und wie mich der verdammte Adler hier sitzen lassen.

„Dan," sagt der Mann im Mond, als ich fertig bin, „hier darf Er nicht bleiben." „Es ist in der That ganz gegen meinen Willen, daß ich hier bin," antwortete ich, „aber wie soll ich zurück?" „Das ist Seine Sache, Daniel; meine ist's Ihm zu sagen, daß er nicht hier bleiben darf, scheer Er sich also den Augenblick fort." „Ich thu' ja keinen Schaden, sondern halte mich nur an dieser Sichel, weil ich sonst falle." „Das eben soll Er bleiben lassen, Daniel." „Herr, Herr, darf ich fragen, wie groß Eure Familie ist, daß Ihr einem armen Reisenden kein Quartier geben wollt? Sicherlich werdet Ihr nicht oft von Fremden inkommodirt, denn es ist ein weiter Weg." „Ich bin allein im Haus, Daniel, aber wenn ich Ihm gut zum Rath seyn soll, so laß Er diese Sichel los." „Mit Eurer Erlaubniß, ich lasse sie nicht los, und je mehr Ihr mich anschreit, desto weniger laß ich fahren — versteht Ihr mich?" „Er thäte besser, Er ließe fahren!" „Nun, mein Bürschlein," sag' ich, und meß' ihn vom Kopf zu Fuß mit dem Auge, „zu jedem Handel gehören ihrer Zwei, und ich weiche nicht vom Platz; wenn Ihr weichen wollt, so steht's Euch frei." „Das wollen wir sehen," sagt er, und kehrt um und wirft die Thür so mächtig hinter sich zu (denn er war augenscheinlich erbost), daß ich glaubte, Mond und Alles werde mit herabstürzen.

„Na, ich hielt mich fertig, meine Stärke mit ihm zu probiren, als er wieder zurückkommt mit dem Küchenmesser in der Hand, und ohne ein Wort zu sagen, thut er zwei Streiche in den Stiel der Sichel, und whup! bricht er entzwei. „Guten Morgen, Daniel," ruft der kleine alte Schurke, als er mich mit einem Stückchen Stiel in der Hand hinab fallen sieht; „ich dank' ihm für Seinen Besuch, und schön Wetter auf die Reise!" Ich hatte keine Zeit zur Antwort, denn ich flog und wirbelte hinab und machte Kreise wie ein Fuchshund. „Gott steh' mir bei," denk' ich, „das ist ein sauberes Revier für einen manierlichen Mann, wenn man ihn so zur Nachtzeit darin sieht!" Das Wort war mir noch nicht aus dem Mund, als husch! ein Trieb wilder Gänse hart an meinem Ohr vorüberfliegt, geraden Wegs von meinem eignen Sumpf in Ballyascheenough, — denn woher hätten sie mich sonst kennen sollen? Der alte Gänserich aber, der ihr General war, wendet den Kopf und ruft mir zu: „Seyd Ihr's, Daniel?" „Ich bin's," antwort' ich, gar nicht mehr verwundert über seine Frage, denn ich war jetzt an alle Arten von Teufeleien gewöhnt, und kannte ihn überdieß von lange her. „Guten Morgen, Daniel O'Rourke," ruft er, „wie steht's um die Gesundheit so früh?" „Ganz ordentlich, Herr, dank' der Nachfrag," sag' ich, und mußte tief Athem holen, denn fast wär er mir ausgegangen, „ich hoffe mit Euer Edeln stets eben so." „Ich denke, Ihr fallt, Daniel," sagt er. „Das dürft Ihr allerdings denken," sag' ich. „Und wohin geht Ihr so schnell?" fragt der Gänserich. Da erzähl' ich ihm meine Geschichte, und wie mich der Mann im Mond fortgejagt. „Daniel," sagt er, „ich will Euch retten: streckt die Hand aus und faßt mich beim Fuß, so will ich Euch heim bringen." „Eine sehr große Gnade!" ruf' ich, obwohl ich innerlich immer fort dachte: „ich trau' Dir nicht recht;" aber keine andere Hülfe war da, und so faß' ich denn den Gänserich am Fuß, und ich und die andern Gänse fliegen hinter ihm her schnell wie Heuschrecken.

„Wir fliegen und fliegen und fliegen, bis wir über den weiten Ocean kommen. Ich kannte ihn gleich, denn ich sah Kap Clear zu meiner rechten Hand aus dem Wasser herausgucken. „Ach, Mylord," sag' ich zu dem Gänserich, denn ich dachte eine höfliche Sprache ist immer am besten, „fliegt doch, wenn's gefällig ist, dem Land zu." „Ist für jetzt eine baare Unmöglichkeit, Daniel," sagt er, „denn seht, wir gehen jetzt nach Arabien." „Nach Arabien? das ist gewiß ein Ort in der Fremde, recht weit weg! O, Herr Gänserich, dann bin ich wahrlich ein bedauernswürdiger Mann unter Euch." „Still, still, Ihr Narr, ich sag' Euch, Arabien ist Euch ein recht hübsches Plätzchen, gleicht West Carbery wie ein Ei dem andern, nur gibt's dort etwas mehr Sand."

„Eben als wir sprachen, kam uns ein Schiff zu Gesicht, das auf's Schönste vor dem Wind lief. „Ach, Herr," rief ich,

„wolltet Ihr mich nicht in das Schiff da fallen lassen?“ „Wir sind noch nicht recht darüber,“ sagt er. „Wir sind's,“ antwortete ich. „Wir sind's nicht; ließ ich Euch jetzt fallen, so platschtet Ihr mitten in's Wasser.“ „O das weiß ich besser; es ist jetzt eben unter uns, laßt nur los!“ „Wenn's Ihr denn nicht anders haben wollt, so habt's.“ Damit öffnet er den Fuß, und mein Seel! er hatte Recht — mitten in das Salzmeer plumpte ich hinein, und sank hinab bis auf den Grund, und gab mich verloren für immer, als ein Wallfisch auf mich zu kam, und mir gerad' ins Gesicht sah; und kein Wort sagte er, hob aber den Schwanz auf und bespritzte mich über und über mit dem kalten Salzwasser, bis keine trockene Faser mehr an meinem ganzen Leib war, und ich hörte jemand sagen, und kannte die Stimme wohl: „Steh' auf, du besoffenes Vieh!“ Und damit wachte ich auf und Judy stand mit einem Kübel voll Wasser neben mir, den sie ganz über mich ausgoß; denn — Gott hab' sie selig! — obwohl sie ein gutes Weib war, konnte sie mich doch nie betrunken sehen, und hatte eine bittere Hand.

„Steh' auf!“ rief sie abermals, „hast Du unter allen Plätzen im Kirchspiel keinen andern auffinden können, um Dich hinzulegen, als die alte Mauer von Carrigaphooka? Sicherlich hast Du da einen unruhigen Schlaf gehabt!“ Und darin hatte sie Recht, und bekäm' ich noch zehnmal etwas zu viel in den Kopf, ich legte mich nicht wieder an jenen Ort, das weiß ich.“

Türkische Gastfreundschaft.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Bucharest, den 6ten Oktober 1835.

Ich machte heute die Bekanntschaft eines hier angesehenen griechischen Landbesitzers und Kaufmanns, A — s. Seine Familie war in der Nähe von Janina ansässig, wurde von Ali Pascha verfolgt, geplündert und geplagt, und später im griechischen Kriege völlig zerstreut. Man kann sich leicht vorstellen, daß er kein fanatischer Bewunderer der Türken ist, aber er machte bei allen seinen Bemerkungen über sie einen strengen Unterschied zwischen dem System des Gouvernements und dem Charakter der Individuen, oder vielmehr dem Nationalcharakter, den er dem aller andern Völker vorzuziehen geneigt scheint. Er erzählte mir manche Beispiele ihrer Redlichkeit, und versicherte mich, daß er jährlich für Hunderttausende Waaren nach Konstantinopel schicke, welche er türkischen Schiffspatronen, ohne daß eine Feder dabei angerührt werde, anvertraue, und daß sie ihm den Ertrag mit der größten Pünktlichkeit aus Konstantinopel zurückbringen, ohne daß er je in irgend einem Falle sich über Nachlässigkeit oder Unredlichkeit irgend einer Art zu beklagen gehabt hätte. Unter der Menge türkischer Anekdoten, die er mir erzählte, machte mir folgende am meisten Vergnügen. Nach der Zerstreuung seiner Familie durchwanderte sein Vater mehrere Jahre lang alle Provinzen der europäischen Türkei, um seine verlornen Kinder aufzusuchen; eines Abends kam er spät an ein türkisches Dorf in der Nähe von Sistow, in der Wallachei, da fast in allen türkischen Dörfern ein oder mehrere Häuser der Aufnahme von Fremden gewidmet sind, so suchte er eines derselben aufzufinden; er bemerkte in einem ansehnlichen Hause im Erdgeschosse Licht, und blickte von der Straße durch das Fenster, um zu sehen, ob er etwa Aufnahme erwarten könne. Er sah einen alten Türken mit einem ehrwürdigen weißen Barte auf einem Teppiche sitzen und bitter weinen. Er zögerte in das Haus zu treten, da der Besitzer offenbar von einem großen Unglück betroffen schien, und er ihm in der Mitte seines Jammers nicht die Ungemächlichkeit, einen Fremden aufzunehmen, aufbürden wollte. Er sah sich im Dorfe nach einem andern Hause um, fand aber alle Lichter ausgelöscht, und entschloß sich endlich, da die Nacht kalt war, sich doch an den alten Türken zu wenden. Er trat in das Haus, und kaum erblickte ihn der alte Mann, als er sich erhob, ihm um den Hals fiel, und ihn mit allen Zeichen der ausgelassensten Freude empfing. Er glaubte, der Schmerz über einen großen Verlust habe den Greis wahnsinnig gemacht, aber dieser beeilte sich ihn an einen warmen Platz zu setzen, ihm das Beste vorzulegen, was sein Haus enthielt, und ihm zu bedienen, als ob er ein verlorner Sohn oder Bruder wäre, den er wiedergefunden habe. Nach einiger Zeit sagte der Türke: du mußt dich über mein Betragen gewundert haben, aber höre, was mein Grund dazu war. Mein Vater hat vor 57 Jahren dieses Zimmer der Aufnahme von Fremden bestimmt, und mir auf seinem Todbette befohlen, alle Tage einen, der des Weges kommen möge, zu beherbergen. Seit dieser Zeit hatte es mir noch keinen Tag an einem Gast gefehlt, bis auf heute, und als der Abend vorrückte und niemand meine Gastfreundschaft ansprach, so fürchtete ich, daß es ein Zeichen sey, daß mir Gott seine Gnade entzogen habe, und daß mir daher großes Unglück drohe. Ich konnte mich nicht enthalten zu weinen, als du kamst, um den Fluch von mir zu entfernen. Der alte Mann behielt den Griechen, bis ein neuer Gastfreund kam, und nöthigte ihm dann ein Geschenk auf, ehe er ihn entließ.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Vierzehnter Brief.

(Schluß.)

Belida zählte vor dem Erdbeben 6 bis 7000 Einwohner, jetzt aber kaum die Hälfte, so daß sich die streitbare Mannschaft gegenwärtig nicht über 500 belaufen kann. Im Jahre 1831 unter Clausels Verwaltung nahmen die Franzosen mit einer Truppenabtheilung von 1000 Mann Infanterie, die Kavallerie und Artillerie ungerechnet, Belida mit Sturm; dießmal wurde die Stadt einen ganzen Tag lang geplündert, und die Hälfte der Truppen zog aus, um die Beduinen bis auf den Atlas zu verfolgen, und alle Wohnungen in der Umgegend anzuzünden; die zurückgebliebenen Bataillone unterhielten sich indeß, auf den bloßen Verdacht hin, daß die Bewohner der Stadt ein Komplott schmiedeten, mit Militärexekutionen. Während der Nacht, welche auf diese Metzelei folgte, waren alle Orangenhaine der Umgegend von dem Feuer der brennenden Hütten und Häuser erleuchtet. — Wahrhaftig, oft möchte ich, selbst auf den Verdacht hin, inkonsequent zu erscheinen, wenn ich die Berichte über solche unmenschliche Expeditionen lese, meine Wünsche für den Erfolg der Franzosen in Afrika zurücknehmen. Niemand wird es bei solchem Mißbrauch der Gewalt bedauern, daß sie von ihren Eroberungen keinen dauernden Vortheil ernten. Wirklich haranguirte einer ihrer Generale seine Truppen auf den Höhen des Atlas, und wünschte ihnen Glück zu ihrem Sieg und dem Ruhm, daß die Feuer

ihrer Bivouaks auf den Spitzen dieser Berge in weite Ferne leuchteten, und ihren Glanz mit dem der Sterne des Himmels vermischten. Dieser Rotomontade folgte jedoch eine ernste Demüthigung; denn die Armee des Atlas wurde verjagt und kehrte ziemlich geschmolzen nach Algier zurück.

Dieser Betrachtungen über das so ungeeignete Benehmen der Franzosen ungeachtet, war ich dennoch sehr erfreut zu Bufferick wieder in ihre Gesellschaft zu kommen, und auf dem ganzen Wege bis Duera in ihrer Begleitung bleiben zu können. Auf den Regen war es inzwischen sehr heiß geworden, so daß meine noch feuchten Kleider bald ganz trocken wurden. In Duera angekommen, fühlte ich eine so unüberwindliche Schläfrigkeit, daß ich vor einem elenden Wirthshaus Halt machte, wo sich nichts fand als ein Billardzimmer, das von den französischen Offizieren besucht wurde, und eine Bodenkammer im ersten Stock, zu der statt der Treppe eine Leiter emporführte.

„Kann ich ein gutes Bett haben?“ war meine erste Frage. „Ja wohl, Herr, ein sehr gutes,“ lautete die Antwort. Ich stieg nun den gradus ad Parnassum hinauf, fand aber statt des sehr guten Bettes nichts als einen Strohsack nebst einer Decke, auf den ich mich denn in meinen Kleidern legte. Nach zwei Stunden erwachte ich jedoch mit heftigem Seitenstechen, und befand mich so übel, daß ich nur mit Mühe die Leiter hinab in das Billardzimmer kam, wo ich mich am Feuer niedersetzte. Die französischen Offiziere benahmen sich, als sie sahen, daß es mir so schlecht ging, sehr gefällig, und einer von ihnen ging sogleich nach dem Lager, um einen Arzt zu holen. Der Ausspruch desselben, daß ein Aderlaß nöthig sey und ich in ein gutes Bette gebracht werden müsse, erpreßte dem Wirth das Bekenntniß, daß sein gutes Bett ohne Leintücher sey, worauf sogleich ein französischer Obrist das Nöthige aus seinem Zelte herbeiholen ließ. Aderlaß und ein Zugpflaster auf die Brust verschafften mir einige Erleichterung, und ich hoffte nun wenigstens eine erträgliche Nacht zu haben, als ich mit Schrecken die Entdeckung machte, daß es in meiner Kammer von Ratten wimmle, von denen einige, so groß wie Kaninchen, sogar auf mein Bett sprangen. Wer meinen Abscheu vor diesen Thieren kennt, kann leicht denken, wie sehr ich mich entsetzte; das Geschrei, das ich erhob, um diese langgeschwänzte Gesellschaft zu verscheuchen, regte das Stechen in meiner Brust wieder auf, und so ließ ich denn in meiner Verzweiflung den Wirth zu mir bescheiden.

„Ach, Mann Gottes, redete ich ihn an, habt ihr keine Katze in eurem Hause, ich wollte ihre Gesellschaft bis Morgen früh gern mit 20 Franken bezahlen.“ — „Ach, Herr, war die trostlose Antwort, und wenn sie mir tausend Franken gäben, so kann ich nicht dienen, denn es gibt keine in ganz Duera.“ — „Warum denn nicht?“ — „Weil sie von den französischen Soldaten gestohlen werden.“ — „Und was machen denn diese damit?“ — „Man sagt, sie bereiten Ragouts daraus und verzehren sie.“ — „Ei, so wollte ich, daß alle diese Ratten in ihre Kehlen hinabführen; aber habt ihr keinen Hund?“ — „Keinen, Herr, als den großen, der im Hof an der Kette liegt, und von dem könnten Sie vielleicht noch eher gefressen werden als von den Ratten.“ — „Nun, rief ich wehmüthig aus, so stellt wenigstens zwei brennende Lichter an mein Bett und gebt mir eine lange Peitsche.“ Mit dieser Waffe in der Hand kämpfte ich nun die Nacht hindurch gegen meine Feinde, und genoß nach dieser übermenschlichen Anstrengung erst gegen Morgen eine kurze Ruhe. Während des folgenden Tages wurde ich auf einem Wagen nach Algier geführt, und fühlte mich wie neu geboren, als ich wieder in meinem Bett in dem Haus des Herrn Decousse lag, und meinen geschickten Freund, Herrn Dr. Rivière, vor demselben sitzen sah. Ich erhielt 27 Blutegel auf die Brust und eben so viele zwischen die Schultern, was mir nicht minder Erleichterung verschaffte als die liebevolle Pflege und Theilnahme meiner Freunde.

Literarische Notizen.

Kürzlich erschien in Paris ein für die Literaturgeschichte des Mittelalters sehr merkwürdiges Werk, nämlich ein mit historischen und kritischen Noten begleiteter alter Katalog der Manuskriptenbibliothek des Louvre, der im Jahre 1375 abgefaßt wurde.

Der letzte Bericht der Gesellschaft zu Beförderung christlicher Kenntnisse für das Jahr 1836 enthält einen interessanten Bericht der Committee für Uebersetzungen in fremde Sprachen. Eines der ersten Augenmerke dieser Committee war der Zustand der orientalischen Uebersetzungen der heiligen Schrift, namentlich in denjenigen Sprachen, welche in den britischen Besitzungen in Indien gesprochen werden. Ihre Nachforschungen wurden unterstützt durch Herrn Wilson, Professor der Sanskritsprache in der Universität Oxford, welcher 57 ganze oder theilweise Uebersetzungen der Bibel als vollendet und 15 als im Fortschritt begriffen aufzählt. An die Spitze der bengalischen Uebersetzungen stellt Herr Wilson die Sanskritübersetzung, welche zu einer Zeit unternommen wurde, als die Sprache noch wenig studirt und keine Hauptwerke in derselben gedruckt waren: die Uebersetzung ist deßhalb hinsichtlich des Styls mangelhaft, und obwohl im Allgemeinen getreu, doch von einer Art, daß kein einheimischer Gelehrter sie mit Vergnügen lesen könnte. Er hält es deßhalb für sehr wünschenswerth, daß eine neue Sanskritübersetzung unternommen würde, nicht bloß wegen der zu erwartenden ausgedehnten Verbreitung, da sie allen Kennern des Sanskrits von einem Ende Indiens zum andern verständlich wäre, sondern weil sie zugleich hinsichtlich der abstrakten und auf Lehrsätze bezüglichen Ausdrücke allen Volksdialekten als allgemeine Richtschnur dienen könnte. Die meisten, wo nicht alle Volksdialekte, müssen ihre Ausdrücke für metaphysische Gegenstände dem Sanskrit entlehnen. Die Committee hat diesen Ansichten gemäß den Bischof von Calcutta beauftragt, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um eine neue Uebersetzung der heiligen Schrift ins Sanskrit nach den vom Professor Wilson vorgeschlagenen Grundsätzen zu veranstalten. Die übrigen indischen Uebersetzungen, welche Professor Wilson vorschlug, und worauf die Committee ihre Aufmerksamkeit richtete, sind: Bengali, Uriya, Hinduwi und Hindustani für Oberindien; Mahratta und Guzeratti für den Westen; Tamul und Telugu nebst Kanara und Malayalam für den Süden. Einige Uebersetzungen sollen nur wenige Verbesserungen bedürfen, um den Zwecken der Gesellschaft zu entsprechen.

Eine neue arabische Uebersetzung der englischen Liturgie wurde von einem gelehrten Eingebornen Bagdads unter Aufsicht eines Herrn Schlienz in Malta begonnen, aber ihre Vollendung ist verschoben, weil der Uebersetzer den Obrist Chesney auf seiner Expedition begleitete. Auch eine neugriechische Version der englischen Liturgie wird von den Professoren Bambas und Nicolaides gefertigt.

Die königliche Bibliothek zu Madrid enthält jetzt etwa 150.000 Bände, und durch die Thätigkeit und verständige Leitung des neuen Bibliothekars Patino, der im August des vorigen Jahres angestellt wurde, ist die Bibliothek dem Publikum viel zugänglicher geworden, namentlich auch durch die Herstellung eines vollständigen Katalogs; neue Bücher werden aus dem Ausland angeschafft, was seit mehr als 50 Jahren nicht mehr der Fall gewesen seyn soll. Auf den Vorschlag des Herrn Patino wurden die Archive von Don Luis Salazar de Castro, welche früher in dem aufgelösten Kloster von Montserrat in Madrid aufbewahrt wurden, in einem der Zimmer niedergelegt, welches die Manuskripte der königlichen Bibliothek enthält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1836.

Aegypten.

So viel man auch neuerer Zeit über Aegypten geschrieben hat, so ist doch die Neugierde nie befriedigt, und die endlosen Aenderungen im Zustande des Landes, welche ein energischer, neuerungssüchtiger Despot täglich hervorbringt, machen immer neue Nachrichten nothwendig, damit man sich die Ereignisse im Orient erklären könne. Es ist vor wenigen Tagen in Paris der erste Band eines Werkes erschienen unter dem Titel l'Egypte et la Turquie depuis 1829—36 par Cadalvène et Breuvery, und da die beiden Reisenden für Franzosen ungewöhnlich gute Beobachter sind, so geben wir einige Auszüge über die Punkte des Administrationssystems des Pascha's, welche einen großen Einfluß auf die Lage des Landes und seine politische Zukunft haben müssen.

1. Landbesitz und Ackerbau.

Aegypten war unter den Arabern in 24 Kerat getheilt, von denen anfänglich vier, später aber zehn der Domaine gehörten, und die übrigen als Lehen an die Emire und Kriegspflichtigen vertheilt waren. Aber nach und nach hatte ein großer Theil von diesen seine Lehensgüter Moscheen und andern frommen Stiftungen unter dem Titel von Wakuf überlassen. Dieser mohammedanischen Staaten eigene Form von legaler Substitution im Landbesitz besteht darin, daß man sein Gut einer geistlichen Korporation überläßt, unter der Bedingung, daß diese die Revenuen der Familie des Besitzers bis zum Aussterben der ganzen männlichen Linie bezahlt. Diese Substitution hatte nicht nur den Vortheil, den Besitz seiner Erben gegen die Willkür der Regierung zu sichern, sondern auch ihren Ertrag zu erhöhen, indem Wakufgüter keine Steuer bezahlen.

Als Mehemed Ali Pascha die Mameluken vertilgt hatte, fand er sich natürlich im Besitz der Domainen und der Privatgüter der Ermordeten, d. h. im Besitz des ganzen Landeigenthums, mit Ausnahme der Wakufgüter, welche jedoch einen beträchtlichen Theil des Ganzen bildeten. Er beschloß sogleich, sich auch dieser zu bemächtigen, und benutzte dazu den Umstand eines ungewöhnlich niedern Stands des Nils. Er hatte kurz zuvor eine neue Steuer auf die Lebensmittel gelegt, und dieß verbunden mit der Furcht einer Hungersnoth, welche wegen der mangelnden Ueberschwemmung drohte, machte bald, daß man nichts mehr auf den Markt brachte. Das Volk empörte sich, und die Scheiks kamen zum Pascha, um von ihm die Abschaffung der neuen Steuer zu verlangen. Allein er empfing sie mit Uebermuth, befahl öffentliche Gebete, und erklärte, daß das Volk wohl wisse, daß die Theurung nicht von der Steuer komme, welche der Regierung unentbehrlich sey, und daß er selbst die wahre Ursache des Uebels kenne und ihr abhelfen werde. Er sehe nicht, warum die Scheiks keine Steuern für die Güter bezahlen, die ihnen anvertraut seyen, und er werde ihr Recht dazu untersuchen. Er erließ hierauf einen Befehl, daß die Scheiks sogleich die Hälfte der Steuer für alle Güter der Moscheen, die sie verwalten, bezahlen sollen, und beauftragte einen seiner Beamten, alle Dokumente, auf denen der Besitz der Moscheen beruhe, zu untersuchen. Dieser ermangelte nicht, die Legalität und Authenticität der meisten in Zweifel zu setzen, und Mehemed erließ ein Edikt, in welchem er alle Wakufgüter für Domainengüter erklärte, obgleich er versprach, alle gesetzlichen Lasten, die auf ihnen ruhten, zu bestreiten. Er erwartete allerdings, daß diese kühne Usurpation Widerstand finden werde, fühlte aber seine Macht zu fest gegründet, als daß dieser ihn erschreckt hätte. Er antwortete auf die Vorstellungen der Scheiks mit einer verachtenden Gleichgültigkeit, und nur das Haupt der Sherifs, im Vertrauen auf seine hohe geistliche Würde, wagte es, auf seiner Opposition zu bestehen. Er hieß Seid Omar Makram, und war das Hauptwerkzeug der Erhebung von Mehemed gewesen: er erschien zweimal vor dem Diwan und erinnerte Mehemed an die Versprechungen, die er gemacht hatte, als er ihn mit dem Pelz der Paschawürde bekleidete. Aber die Zeiten waren verändert, und der Sherif wurde nach Damiette verbannt. Die letzte Art von Landbesitz, welche noch übrig war, nämlich die Rechte der Generalpächter, Multezim, welche durch langen Gebrauch eine Art von Territorialbesitz aus ihren Distrikten gemacht hatten, wurde auf gleiche Art konfiscirt. Sie wurden aufgefordert, ihre Rechtetitel zur Untersuchung nieder-

zuiegen, und diese wurden konfiscirt, *) ein Theil von ihnen erhielt lebenslängliche Besoldungen, welche sich anfangs auf 8,000,000 Fr. beliefen, aber jetzt durch Todesfälle auf 730,000 Fr. reducirt sind. Von diesem Augenblick an war der Pascha der einzige Landbesitzer im Nilthal, und konnte seine systematische Aussaugung desselben organisiren.

Alle ägyptische Unterthanen wurden nun einer Kopfsteuer unterworfen, welche nach dem Vermögen 15—500 Piaster beträgt (20 Piaster auf einen spanischen Thaler gerechnet), und nur von der männlichen Bevölkerung, vom zwölften Jahre an erhoben wird. Da es aber keine Register gibt, aus denen man das Alter beweisen könnte, so hat der Steuereinnehmer eine kleine Schnur welche für das Maß des Kopfes eines zwölfjährigen Knaben gilt, und alle, über deren Köpfe sie sich nicht herabschieben läßt, bezahlen die Kopfsteuer. Die Klassifikation des Vermögens wird von den Distriktsbeamten gemacht, was ihnen Gelegenheit zu der drückendsten Willkür gibt. Die Kopfsteuer beträgt 10,000,000 P. jährlich und wird immer auf derselben Höhe erhalten; man erlaubt den Distrikten nicht, für Verminderung der Einwohnerzahl durch Pest oder Auswanderung einen Abzug zu verlangen. Die nichtmohammedanischen Einwohner sind noch außerdem einer besondern Steuer, dem Charadsch, unterworfen, die jedoch nur unbedeutend ist, und jährlich nicht über 70,000 Fr. einträgt und zur Apanage von Ibrahim Pascha gehört.

Der Ackerbau wurde nun von dem Pascha nach einem neuen System organisirt, das zwar einige Aenderungen seit dieser Zeit erlitten hat, aber im Ganzen noch immer gilt. Jedermann erhält vom Gouvernement so viel Land als er bauen will, wofür er eine Steuer bezahlt, welche nach der Lage und Beschaffenheit des Bodens und der größern oder kleinern Leichtigkeit der Ueberschwemmung desselben zwischen 6 und 10 Fr. per Feddan beträgt (ein Feddan ist 12,000 Quadratmetres). Der beste Theil jedes Guts muß mit Baumwolle, Indigo, Flachs, Zuckerrohr oder Opium besäet werden, den Rest kann der Pächter bauen mit was er will, aber alle seine Produkte muß er der Regierung zu einem von dieser festgesetzten Preise verkaufen. Die Felder, welche keine Pächter finden, werden den Lokalbeamten zu einem Preise überlassen, den der Pascha ebenfalls bestimmt. Dieß bildet keinen Pachtkontrakt, sondern ist ein Befehl die Ländereien kultiviren zu lassen. In beiden Fällen liefert der Pascha die Saat.

Vor einigen Jahren kaufte der Pascha von den Pächtern alle ihre Produkte, um ihnen das Getreide, das zu ihrer Subsistenz nöthig war, wieder zu höherem Preise zu verkaufen. Seit 1833 begnügt er sich, sie für diesen Theil ihrer Ernte eine Steuer bezahlen und ihnen dafür die Freiheit zu lassen, ihren Ueberschuß zu verkaufen. Aber diese Indulgenz gibt dem Pächter von Jahr zu Jahr weniger Vortheil, weil der Pascha den Bau des Getreides jährlich beschränkt, um den von Indigo und Baumwolle, welche ihm vortheilhafter sind, auszudehnen.

Im Allgemeinen gibt der Pascha für die Ernte etwa ein Drittheil ihres wirklichen Werthes, und so hart diese Theilung des Produkts ist, so wäre es ein Glück für die Pächter, wenn das Gesetz seine wirkliche Ausführung erhielte, aber die Art der Erhebung der Steuer ist so, daß ihm kaum genug übrig bleibt, um sein Leben zu fristen. Nach der Ernte wird der ganze Ertrag in die Magazine des Pascha's geliefert, wo jedem Pächter seine Rechnung gestellt wird. Man rechnet von dem Verkaufspreis seiner Ernte seine Kopfsteuer, Landsteuer u. s. w. ab, und gibt ihm für den Rest einen Schein auf den Schatz, der gewöhnlich erst nach einer langen Frist zahlbar ist. Wenn er dann Zahlung verlangt, so erhält er sie in Zeugen und andern Fabrikartikeln aus den Magazinen der Regierung, welche sie ihm zu ungeheuren Preisen anrechnet. Ehemals konnte man diese Scheine mit 40—50 Proz. Verlust verkaufen, aber da die Regierung die größte Schwierigkeit macht, sie als Bezahlung ihrer Ausfuhrartikel anzunehmen, so haben die Kaufleute aufgehört, sie aufzukaufen. Der Pächter war unter allen diesen Umständen schon schlimm genug daran, aber der Pascha hat ein neues Mittel ersonnen, auch diesen letzten Rest seines Erwerbs zu verschlingen. Dieses besteht in dem System der gegenseitigen Verbindlichkeit. Diese besteht darin, daß nach einem Edikt alle Einwohner ohne Ausnahme für die Schulden der übrigen an den Schatz verantwortlich sind. Bleibt ein Pächter, nachdem er Alles, was er besitzt, der Regierung gegeben hat, noch in ihrer Schuld, so wird diese auf das ganze Dorf umgelegt, ist dieses insolvent, so bezahlen die benachbarten, hat eine ganze Provinz ein Deficit, so werden die nächstliegenden herbeigezogen, und so umzieht ein Netz das ganze Land. Diese Idee wurde dem Pascha von einem seiner blutsaugenden Höflinge, Mehemed Bey, angegeben, und von diesem mit Entzücken aufgenommen. Die Folge war, daß das Volk seine letzte Hoffnung und alle Energie verlor, und Aegypten von Grund aus ruinirt wurde, ohne daß der Pascha dadurch reicher wurde. Ein Beispiel wird die Art deutlich machen, auf welche dieses absurde Gesetz wirkte. Ein intelligenter Syrier, Namens Cosetti, Dragoman des östreichischen Konsuls in Damiette, ließ sich bereden, 600 Feddans von dem Pascha zu pachten. Nach vielen Ausgaben und größer Anstrengung fand er im zweiten Jahr, daß ihm nach Bezahlung aller Steuern 5100 Fr. übrig blieben. Aber kaum war seine Rechnung mit dem Fiskus geschlossen, als man 7500 Fr. von ihm forderte, als seinen Theil an dem Deficit der Steuern des Kantons. Alle Vorstellungen waren umsonst, sein Vieh und seine Instrumente wurden verkauft, und er schwor, nicht mehr die Ländereien des Pascha's verbessern zu wollen; er blieb wie zuvor unbeschäftigt und arm, und die Felder des Pascha's fielen in ihren alten Zustand zurück.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Ein bedeutender Uebelstand für die Literatur liegt in der ganzen Einrichtung des Buchhandels, völlig verschieden von der,

*) Von dieser Konfiskation wurden jedoch die Privatgüter der Multezim ausgenommen, und dieß ist die einzige Usurpation, die sich der Pascha noch vorbehalten hat. Sie betragen in Unterägypten etwa den zehnten Theil des Landes, aber in Oberägypten existiren keine derselben.

die wir in Deutschland kennen. Wollte man nach der Zahl der Buchhandlungen schließen, die sich in der Stadt Neapel befinden, so sollte man meinen, ein günstiges Urtheil fällen zu dürfen. Es sind ihrer hundert und fünfzig. Allein untersucht man die Sache näher, und tritt in eine sogenannte Buchhandlung ein, so überzeugt man sich bald, wie mangelhaft diese Unternehmungen sind. Der größte Theil derer, die sich libraji nennen, sind bloß Antiquare, aber im schlechten Sinn des Worts Bücherkrämer, die in Auktionen alte Bücher als Makulatur ankaufen, und damit ihre Boutiken füllen, oder sie auf der öffentlichen Straße auskramen, eine ganze Straße, die Verlängerung von Strada Trinità maggiore, hat von ihnen den Namen erhalten. Ein anderer Theil dieser Libraji sind zugleich Buchdrucker und Buchbinder, und verkaufen neben den alten Büchern auch neuere, die ihnen von den Verfassern zum Verkauf übergeben sind. Nur etwa zwei oder drei, in der Nähe von der Kirche Gesù nuovo, haben neben alten Büchern auch größere Vorräthe von neuen, allein die Forderung wäre an sie zu groß, jedes in Neapel gedruckte Buch bei ihnen vorräthig zu erwarten. Sie besorgen dem Kaufslustigen nicht einmal den Ankauf eines solchen, sondern man muß sich an denjenigen Buchhändler wenden, welcher vom Verfasser die Schrift erhalten hat, wenn man es etwa nicht vorziehen sollte, sich zum Verfasser selbst zu begeben, und ihm den Preis seines Werkes baar zu bezahlen. Denn das Institut der Verlagshandlungen kennt man nicht; der Verfasser muß auf seine Rechnung den Druck seines Werkes besorgen lassen, und entweder den Verkauf selbst über sich nehmen, oder, wie es gewöhnlich geschieht, einen Buchhändler aufsuchen, welcher das Buch in Kommission übernimmt. Welche Unbequemlichkeiten für die Verfasser und für die Kauflustigen diese Einrichtung mit sich führt, ist leicht einzusehen. Bis vor wenigen Jahren erfuhr das Publikum die Erscheinung der neuen Bücher nur durch einzelne Annoncen in der politischen Zeitschrift, oder man heftete Anschlagzettel mit großen, auffallenden Buchstaben an die Straßenecken, um den Vorübergehenden die literarischen Produkte gleich andern Raritäten zu empfehlen, denn regelmäßige Kataloge neuer Bücher erschienen in keiner Buchhandlung. Erst seit dem Jahre 1832, in welchem das erste Heft des Progresso erschien, kamen die Herausgeber dieser literarischen Zeitschrift mit dem dritten Hefte auf den Gedanken, am Ende eines jeden Hefts auch eine Uebersicht der neuen Bücher beizufügen, die zwar anfangs noch sehr unvollständig war, aber seit Verfasser und Buchhändler die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung erkannten, regelmäßig benützt wird, und nun auf den Vorzug der Allgemeinheit für Bücher, die im Königreich Neapel gedruckt werden, Anspruch machen kann. Denn außer der Stadt Neapel gibt es keine Druckerei von Bedeutung, und wenn auch ein Gelehrter in den Provinzen seine Studien durch den Druck bekannt machen will, so nimmt er seine Zuflucht zu der Hauptstadt. Mit dem dritten Jahrgang half diese Zeitschrift für Neapel auch einem andern Uebelstand ab, über welchen in dem letzten Jahrzehnten allgemein in Italien geklagt wurde. Nämlich früher lernte keiner der acht Staaten, aus welchen Italien besteht, die literarischen Neuigkeiten des andern kennen, es fand selten Mittheilung auch nur der Büchertitel statt, geschweige denn, daß man die Bücher des einen Staats in den andern sandte, zur Ansicht oder zum Verkauf. Erst seit einer kurzen Reihe von Jahren machte man hierin in Italien Fortschritte; Florenz und Mailand gingen mit guten Beispielen voran; auch in Neapel erfährt man nun durch den oben genannten Progresso die Titel der neuerschienenen Werke in andern Staaten, allein eine Seltenheit ist es, wenn ein Buchhändler solche Werke vorräthig auf seinem Lager liegen hat. Denn störend auf den literarischen Verkehr Neapels mit andern Ländern wirken noch zwei Umstände, die Censur und der Zoll.

Die Censur steht in Neapel in den Händen der Giunta di pubblica Istruzione und jeder Verfasser oder der Buchdrucker ist verpflichtet, bei derselben die Erlaubniß nachzusuchen, sein Werk durch den Druck zu veröffentlichen. Zwar lautet die Instruktion der Censoren bloß, zu vergleichen, ob sich nichts in dem Manuscripte vorfinde, das gegen die Religion und die sacri diritti della sovranità anstoße; allein diese Bestimmungen sind so vieldeutig, daß man sich schon denken kann, welche Ausdehnung dieselben von den Censoren erhalten werden. Im Anfang der Regierung des gegenwärtigen Königs war man im zweiten Punkte etwas nachsichtiger und ließ manches tadelnde Wort über bestehende Einrichtungen durchschlüpfen, auch durften Werke ausländischer Verfasser im Original oder in Uebersetzung gedenkt werden, welche offenkundig als freimüthige Schriftsteller im politischen Fache bekannt waren; allein in der neuesten Zeit hat man die Zügel wieder schärfer angezogen, aus Gründen, welche von den Eingriffen in die heiligen Rechte der Souveränität auf der pyrenäischen Halbinsel herrühren mögen. Nicht in eben dem Grade drückend, wie die Herausgabe inländischer Werke, ist die Censur für die Einfuhr fremder Bücher, welche von den Zollbeamten den Censoren vorgelegt werden müssen. Sind diese auch gegen Werke in italienischer Sprache strenger, so lassen sie Schriften in französischer, englischer oder gar in deutscher Sprache ohne alle Schwierigkeiten einführen, in der festen Ueberzeugung, daß solche Werke ohne nachtheiligen Einfluß auf die Mehrzahl des Volkes sind. Allein für solche Bücher ist das Drückendste der hohe Zoll; jeder Oktavband muß drei Carlini (36 kr.) Eingangszoll bezahlen, jeder Quartband sechs, jeder Foliobanb zehn Carlini. Unter diesen Umständen besinnen sich die Buchhändler wohl, ehe sie ein Werk von auswärts kommen lassen, ohne der Abnahme gewiß zu seyn, oder wenn es geschieht, so umgeht man Zoll und Censur, und bringt die Bücher auf Schleichwegen ins Land; und dieß ist wohl das Gewöhnlichste.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Samuel Gobats Bericht über seinen Aufenthalt in Abyssinien während der Jahre 1830, 1831 und 1832.

Obgleich das Christenthum bereits im vierten Jahrhundert in Abyssinien sich ausbreitete, so wird doch niemand, wer die neuesten Berichte über dieses Land von Bruce, Salt und Pearce las, erstaunt seyn, daß

Boten des Evangeliums Europa verließen, um die Lehre des Erlösers in dieser Gegend des östlichen Afrika's zu predigen, deren Bewohner wirklich der christlichen Religion niemals abtrünnig wurden. „Als im Laufe des siebenten Jahrhunderts, sagt der Geschichtschreiber der Missionen, die muselmännischen Araber, von dem glühenden Eifer ihres Proselytismus und verzehrender Eroberungssucht beseelt, sich Aegyptens bemächtigten und die christliche Kirche daselbst unterdrückten, hörten die Verbindungen, welche zwischen den morgen- und abendländischen Kirchen bestanden, beinahe gänzlich auf, und die abyssinische Kirche verschwand mehrere Jahrhunderte lang aus den Blättern der Geschichte. Während des furchtbaren Kampfes, den sie gegen die Araber, welche List und Gewalt anwandten, um sie zur Annahme ihrer neuen Religion zu bewegen, auszustehen hatten, blieben die Christen Abyssiniens ihrem Glauben unerschütterlich treu. Mit Gottes Hülfe behielten sie ihre Unabhängigkeit vom muhammedanischen Joche, und bewahrten unter sich die Fackel des Glaubens, den sie von ihren Vätern anererbt.

„Erst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts fing man wieder an von der abyssinischen Kirche, die während der Finsterniß des Mittelalters in Europa in völlige Vergessenheit gerathen war, zu sprechen. Einige Reisende, welche Johann II, König von Portugal, zu Erforschung der unbekannten Gegenden nach Afrika gesandt hatte, hörten zum Erstenmal von einer christlichen Kirche sprechen, die seit den ersten Jahrhunderten in den Gebirgen Abyssiniens bestehe, und den siegreichen Armeen der Sarazenen widerstanden habe. Sie erstatteten von dieser glücklichen Neuigkeit bei ihrer Rückkehr Bericht. Der König freute sich über diese Entdeckung, und beschloß die Absendung vertrauter Agenten nach Abyssinien, um genauere Nachweisungen über den Zustand dieses Königreichs zu erlangen."

Es ist bekannt, daß sich in Folge der freundschaftlichen Verhältnisse, welche sich zwischen den Monarchen beider Länder bildeten, gegenseitige Gesandtschaften abgesandt wurden. Nach der Verheerung Abyssiniens durch die siegreichen Waffen der muselmännischen Gallas bat es Portugal um Hülfe; nach mehrfachen Verzögerungen landete im Jahre 1541 eine portugiesische Armee in Abyssinien: sie verlor ihren Oberfeldherrn und wurde von den Gallas beinahe vernichtet. Als es indessen den Soldaten, die übrig blieben, gelungen war, ihre Vereinigung mit der äthiopischen Armee zu bewerkstelligen, wandte sich das Glück; die Gallas wurden geschlagen, ihr Anführer im Kampfe getödtet, und der König von Abyssinien wieder auf seinen Thron gesetzt.

Die Portugiesen wollten sich den Dienst, den sie ihm geleistet, allzu theuer bezahlen lassen; sie verlangten, dieser Fürst und sein ganzes Volk sollten die Oberherrlichkeit des Papstes anerkennen, und an Portugal den dritten Theil des Königreichs als Eigenthum abtreten. So übertriebene Vorschläge gaben Anlaß zu Zwietracht zwischen Abyssinien und den Portugiesen. Später abgesandte Missionäre erlangten keinen entscheidendern Erfolg; im Königreich entstanden Unruhen, der Bürgerkrieg brach aus; endlich wurden im Jahre 1632 nach großem Blutvergießen die Priester der römischen Kirche aus dem abyssinischen Gebiete verbannt. Weitere von verschiedenen Mönchen gemachte Versuche scheiterten vollständig, und diese Unglücklichen wurden auf Befehl der Regierung oder der türkischen Gränzpaschas theils enthauptet, theils gesteinigt. Augenscheinlich waren diese Versuche darum fruchtlos, weil die Missionäre von den Abyssiniern die Anerkennung der geistlichen Oberherrlichkeit des Papstes verlangten.

„Es verfloß ein ganzes Jahrhundert, sagt der Geschichtschreiber der Missionen, ehe sich die abendländischen Christen aufs Neue mit dem hinfälligen Zustande der abyssinischen Kirche beschäftigten, um ihr wieder frisches Leben einzuhauchen. Die Protestanten hatten noch keinen Versuch zu diesem Zweck gemacht. Unsern Zeiten war es aufbehalten, die evangelischen christlichen Gemeinden einen mitleidigen und liebevollen Blick auf Aethiopien werfen zu sehen. Ein glücklicher Zufall, scheint es, brachte im Jahre 1808 den französischen Konsul auf den Gedanken, von der Anwesenheit Abrahams, eines gelehrten Aethiopiers, der mehrere Jahre zuvor der Begleiter Bruce's auf seiner Reise nach Abyssinien gewesen war, Nutzen zu ziehen; er ließ ihn das neue Testament ins Amharische übersetzen. Abraham besaß bei vielem Wissen eine aufrichtige Frömmigkeit und ausgezeichnete Thätigkeit; er arbeitete zehn Jahre lang an dieser Uebersetzung der heiligen Schrift. Endlich hatte er das Glück sie zu vollenden, worauf er wieder zu seinem Pilgerstab griff, um eine Reise nach Jerusalem zu machen, wo ihn die Pest kurz nach seiner Ankunft dahinraffte.

„Im Jahre 1816 entdeckte Jowet, englischer Missionär, in Asselins Hause diese kostbare Handschrift, die von der Bibelgesellschaft Großbritanniens gekauft worden war. Bald darauf unternahm diese Gesellschaft im Interesse der abyssinischen Kirche den Druck der vier Evangelien, so wie der Apostelgeschichte in amharischer Sprache, worauf der der übrigen Bücher des neuen Testaments folgte. Da nun die Gesellschaft der Missionen der anglikanischen Kirche sah, daß diese Abtheilung der heiligen Schriften zur Verbreitung bereit lag, entschloß sie sich durch Absendung einiger Missionäre nach Abyssinien einen neuen Versuch zu machen, die Kenntniß des Wortes Gottes, das hier ganz in Vergessenheit gekommen, wieder zu verbreiten. Zu diesem Zweck wandte sie sich an die Baseler Missionsgesellschaft, um zu erfahren, ob man in ihrem Institut nicht einige junge Leute finden könne, die geeignet wären, dieses wichtige Werk zu unternehmen. Nach brünstigen Gebeten wurden Samuel Gobat aus Cremine im Kanton Bern und Christian Kugler aus Schopfloch in Würtemberg im Jahre 1825 zu dieser schönen Mission berufen."

Diese beiden Missionäre begaben sich zuerst nach Paris und London, um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen; im Jahre 1826 kamen sie in Kairo an. Da sie während eines sechsmonatlichen Aufenthalts kein Mittel fanden, nach Abyssinien zu gelangen, reisten sie im Februar 1827 nach Syrien und Jerusalem, wo sie, stets den Zweck ihrer Mission im Auge, die amharische und tigreische Sprache studirten.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man rechnet, daß von 1816 bis 1850 867 Register auf großen Pergamentblättern aus den Archiven Frankreichs verschwunden sind. Wahrscheinlich wurden sie nur des Pergaments wegen gestohlen, denn der Werth desselben soll 10,000 Fr. betragen. Natürlich kommt dieß aber in keinen Vergleich mit dem unersetzlichen Verlust so vieler historischer Denkmäler.

In der Nähe von Bebée in Frankreich fanden einige Bauern eine alte gallische Vase nebst Münzen. Leider waren sie schlechte Archäologen, sie zerbrachen muthwillig die Vase. Die Münzen suchten sie mit Steinen platt zu schlagen, und endlich, da sie Silber zu enthalten schienen, zu schmelzen. Als dieß nicht gelang, behielten sie etwa 20 davon und warfen die übrigen weg.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

№ 5.
Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Schiller's Album.

Pränumeration.

Den neuesten Nachrichten aus Rom zufolge ist das Modell zu der kolossalen Statue Schillers der Vollendung nahe; der Moment, wo der unterzeichnete Verein seine Aufgabe glüklich gelöst haben wird, ist nicht mehr fern, und es ist nun auch an der Zeit, ernstlich Hand an die Herausgabe eines Werkes zu legen, dessen Ertrag dazu bestimmt ist, die Kosten des dem großen Dichter geweihten Denkmals tragen zu helfen. In Kurzem wird mit dem Druke des Albums begonnen werden, das die jezt lebende Generation, besonders deutscher Schriftsteller und Künstler, in der Erinnerung an Schiller, für die Mit- und Nachwelt stiftet. Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufforderungen des Vereins hervorgerufen, wird dieses Werk zu einem in historischer und litterarischer Hinsicht höchst interessanten machen; durch die Liberalität der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist aber auch die Aussicht eröffnet daß es für die Sache des Denkmals ansehnliche Früchte tragen wird: die genannte Buchhandlung hat sich erboten, die typographische Ausstattung und die Expedition des Werks auf ihre Kosten zu übernehmen, und liefert dadurch einen neuen bedeutenden Beitrag zum Denkmal. Das Album selbst bleibt aber einzig Eigenthum des Vereins, und der Ertrag gehört allein dem Denkmal.

Wir bringen hinsichtlich der bevorstehenden Erscheinung des Albums Folgendes zur allgemeinen Kenntniß:

Schillers Album erscheint noch im Laufe des Jahres 1836, in Groß-Oktav, auf schönem Velinpapier; demselben wird eine unter Thorwaldsen's Augen verfertigte Zeichnung der Statue Schillers in Stahlstich beigegeben. Die Beiträge werden, so weit die für das Auge gefällige Anordnung des Druks es möglich machen wird, nach der Zeitfolge, in der sie beim Verein eingekommen, abgedrukt. Wer das Album zu erhalten wünscht, pränumerirt bei der ihm zunächst liegenden soliden Buchhandlung drei Gulden oder 1⅔ Thlr. Preuß., später tritt ein höherer Preis ein. Diejenigen Schriftsteller und Künstler, welche — außer dem etwaigen Beitrag fürs Denkmal selbst — die Pränumeration auf das Album mit ihrem Blatte zu demselben bereits baar eingesendet haben, werden ersucht, eine Buchhandlung zu ermächtigen, das Album für sie von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung seiner Zeit einzufordern, damit jeder Irrung vorgebeugt werde.

Die Liste der Pränumeranten wird am 30 September dieses Jahrs geschlossen und dem Album beigedrukt.

Stuttgart, im April 1836.

Der Verein für Schiller's Denkmal.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen in Wien bei Gerold, Heubner, Rohrmann und Schweigerd; Pesth bei Hartleben; Prag bei Borrosch und André, Haase Söhne, Grätz bei Damian und Sorge, Zerstl; Gäns bei Reichard; Mitau bei Reyher; Reval bei Egger rc., zu haben:

Benjamin Brail's

See-Züge,

Roman

von

E. Wilson.

Verfasser von „Tom Cringle's Schiffs-Tagebuch.“

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thlr.

Bunte Wechselbilder schauriger und scherzhafter Abentheuer, an der Afrikanischen Küste, in den Westindischen Gewässern, in Havanna und auf Jamaika, mit der eigenthümlichen Laune erzählt, die der Verfasser in seinem Tom Cringle darthat.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

De Candolle, A. P., Organographie der Gewächse, oder kritische Beschreibung der Pflanzen-Organe. Eine Fortsezung und Entwiklung der Anfangsgründe der Botanik und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Mit 60 Steintafeln. Aus dem Französischen übersezt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Carl Fr. Meisner. 2 Bände. Mit 60 Steindruktafeln. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,

ein

Gemälde aus London

von

Dr. Woldemar Seyffarth,

Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos u. s. w.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: **Reisetage, bunte Briefe des Andronikos** u. s. w. rühmlichst bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benüzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden Familien-Gemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortrefflichen Erzählung, sieht sich hier der Deutsche auf das Angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Thorheiten und Vorurtheile unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht kennen lernen kan.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Joh. Gottfr. von Herders

Gedichte.

Neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wilhelm Meisters Lehrjahre

von

J. W. von Goethe.

2 Theile, neue Ausgabe auf Velinpapier.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kurzer Bericht
über
die Eisenbahn
von
Brüssel nach Mecheln,
nebst
allgemeinen Bemerkungen
über
Eisenbahn-Anlagen überhaupt,
und einer
geordneten Zusammenstellung
der bisherigen
Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen.

Von
Professor Dr. Th. Plieninger.
Mit 1 Steintafel.
8. broch. Preis 36 kr.

Der Herr Verfasser hatte im Herbste v. J. Gelegenheit gehabt, die durch Einfachheit der Anlage ausgezeichnete Bahn von Brüssel nach Mecheln genauer zu untersuchen, und gibt hiemit einen Bericht über die Eigenthümlichkeit, wodurch sich dieselbe von den in England und Frankreich ausgeführten, sehr festen und kostspieligen Eisenbahnen unterscheidet. Zugleich hat sich derselbe bemüht, eine möglichst vollständige und geordnete Uebersicht über die hauptsächlichsten selbstständigen Schriften und Journal-Artikel über Eisenbahnen mitzutheilen und glaubte die Verlagshandlung dem heutzutage allgemein angeregten Interesse zu entsprechen, zumal da bis jezt nur wenige Nachrichten über die erwähnte Eisenbahn zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gans, Erbrecht in welthistorischer Entwikelung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Das Erbrecht
in
welthistorischer Entwikelung.

Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte
von
Dr. Eduard Gans.
Vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Das Erbrecht des Mittelalters.
Zweiter Theil.
Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Der Verfasser, der zum erstenmale sich der ungeheuern Aufgabe unterzog, in Beziehung auf das gesamte Familien- und Erbrecht alle Quellen der Weltgeschichte, die für das Recht eine Wichtigkeit haben, zu durchlaufen, gibt hiermit den vierten Theil eines Werkes, das schon zwölf Jahre seines Lebens in Anspruch nahm, und das die bedeutendsten Völker des Mittelalters, die Franzosen, Engländer, Schotten, Isländer, Norwegen, Dänen und Schweden begreift. Nicht bloß die äußere Rechtsgeschichte der genannten Völker ist in diesem Theile abgehandelt, sondern es ist zur genauen Behandlung des Stoffes auch die charakteristische Uebersicht hinzugefügt worden, die der Verfasser der oft in Formelwesen sich verlaufenden Konstruktion vorzog. Dieses höchstbedeutende Werk wird bald beendet vor seinen Lesern stehen, und, indem es Gelehrte vom Fache, wie Freunde der Wissenschaft gleich sehr befriedigen wird, muß es Zeugniß ablegen von den tiefen Studien, dem Scharfblik und der geistvollen Auffassungsweise des Herrn Verfassers, der wie derselben zeigt, was deutscher Fleiß und Gründlichkeit vermag.

Von diesem Werke, dessen 3ter und 4ter Band unser Verlag ist, haben wir nun auch den Betrieb der ersten Bände übernommen, so daß das ganze Werk von uns bezogen werden kann. Den Preis aller vier bis jezt erschienenen Bände zusammengenommen sezen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 10 fl. oder 7 Rthlr., bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und lezte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen, durch Gerold in Wien, Wild u. Sohn und Kuhn und Millikowsky in Lemberg, Hartleben in Pesth, zu beziehen:

Sämtliche
Dichtungen
des
Freiherrn von Wessenberg.
In
vier kleinen Bänden.
Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

Diese Sammlung enthält eine Auswahl der besten Dichtungen des Verfassers, und zwar das erste Bändchen das Gedicht: Julius, die Pilgerschaft eines Jünglings. Es ist mit einem ganz neuen Gesang und noch sonst mit vielen neuen Strophen vermehrt. Das Gedicht hat jezt acht Gesänge.

Zweites Bändchen. Den Anfang macht ein Gedicht: Franz und Paul, dessen Stoff der französischen Revolution entnommen ist; dann folgt eine Reihe lyrischer Gedichte, Lieder, Sagen und Schilderungen, eine poetische Epistel über den Verfall der Sitten, und ein größeres Gedicht: des Pilgers Traum.

Das dritte Bändchen enthält: Blüthen aus Italien. Das Gedicht: Fenelon, in drei Gesängen, und drei Bücher christlicher Lieder, Chorlieder und Hymnen.

Das vierte Bändchen endlich besteht aus acht Büchern lyrischer Gedichte verschiedener Art. Gewidmet ist das erste derselben: religiösen Gegenständen, das zweite: den großen Schönheiten und Wundern der Natur, das dritte und vierte: der Freundschaft und den Freuden und Leiden des häuslichen Lebens, das fünfte: dem Vaterland, das sechste: den ländlichen Vergnügungen und Reisebildern, das siebente gehört zur erzählenden Gattung, das achte endlich ist der Betrachtung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit geweihet.

Wessenbergs Gedichte sind der Spiegel einer edlen Seele, eines wohlerfahrenen, aber von der Welt nicht getrübten Geistes, eines in jugendlicher Reinheit bewahrten Herzens; von ältern deutschen Dichtern ist J. G. Jakobi vielleicht am meisten sein Geistesverwandter, und die elegischen Lieder dieser Sammlung, besonders aber die vortrefflichen geistlichen Gesänge des dritten Bandes, mahnen, unbeschadet ihrer Eigenthümlichkeit, durch die ungeschminkte Frömmigkeit, die Lauterkeit des Gefühles, den sanften Schmelz der in ihnen verbundenen Bilder des Lebens und der Natur, an den bescheidenen unvergessenen Sänger des Aschermittwochs-Liedes. Zwischen so vielen ernsten Gaben einer über das Leid des Diesseits und den Trost des Jenseits sinnenden Muse überraschen nicht nur viele heitere Naturschilderungen, in den größern Gedichten „Julius“ und „Franz und Paul,“ und in den lieblichen, duftenden „Blüthen aus Italien,“ sondern auch die Lichtblize ächten Scherzes und Wizes, die jenes Helldunkel des Gefühles in Sprüchen und Sinngedichten unterbrechen. In Allem aber, was der Verfasser bietet, spricht sich der sittliche Adel seiner Gesinnung aus; für irdische und übererdische Wahrheit bringt er eine Fülle von Ueberzeugung mit, für die Geschichte den klaren Blik und Verstand, für die Natur Tiefe der Empfindung, für alle geselligen Verhältnisse und Mißverhältnisse den Freimuth der Unbefangenheit. Er gehört zu den Dichtern, in welchen man zugleich die Bekanntschaft des Menschen macht, und die man darum doppelt werth achtet.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1836.

Die kaukasische Linie.

Mit diesem Namen belegt man die Gränzscheide, welche die kaukasische Provinz von den benachbarten Bergvölkern gegen Süden und Südwesten trennt, und durch eine Reihe von Festungen und Redouten geschützt ist, in denen fortwährend 12 sogenannte kaukasische Linienbataillone liegen. Zur Verstärkung der Vertheidigungsmittel gehören auch die auf der Kordonlinie in Stanizas angesiedelten Linienkosaken: das terisch-kisljärische Korps, die ssemeinischen und grebenischen Kosaken, und die Kosakenregimenter von Mosdok, von der Wolga, vom Kuban, dem Kaukasus und von Choper; außer diesen befindet sich auf der Linie die 22ste Division, welche zum abgesonderten kaukasischen Korps gehört.

Die Begründung dieser Linie reicht ins Jahr 1711 zurück, als die Nachkommen der grebenischen Kosaken, welche wegen ihrer Theilnahme an dem durch Marina Mnischek, die Gemahlin des falschen Demetrius, und Saruzki angestifteten Aufstand der donischen Kosaken sich über die Sundscha geflüchtet hatten, endlich durch die Bergvölker gedrängt, zu der Gnade Peters ihre Zuflucht nahmen, und mit seiner Bewilligung durch den General-Admiral Apraxin an dem nördlichen Ufer des Terek angesiedelt wurden. In fünf Stanizas, im jetzigen kisljärischen Kreise vertheilt, gründeten diese Kosaken die ersten Niederlassungen auf der jetzt sogenannten kaukasischen Linie, denn die Festung Terki im Lande der Kumyken, die schon im Jahre 1559 von den russischen Truppen eingenommen wurde, bildete nur eine temporäre Niederlassung, die bei Erbauung der Heiligkreuzfeste im J. 1722 wieder verlassen wurde, und ohnehin auch, wie die leztere, außerhalb der jetzigen kaukasischen Linie lag.

In Folge des Vertrags von Ganscha, den Rußland im J. 1725 mit Thamas Kuli Khan, dem nachmaligen Schah Nadir, abschloß, wurden alle Provinzen, die Peter der Große am Ufer des kaspischen Meeres erobert hatte, geräumt, und als Gränzlinie zwischen beiden Reichen der nordöstliche Arm des Terek, der sogenannte alte Terek, festgesezt; zur Verstärkung der Vertheidigungsmittel dieses Punktes wurden am Winkel der von den Armen des Terek und dem kaspischen Meere gebildeten Insel im J. 1736 die Gränzfeste Kisljär erbaut, und Kosaken vom Ter, so wie ssemeinische *) Kosaken dahin verlegt, welche bisher die Garnison in der seitdem verlassenen Heiligkreuzfeste gebildet hatten. Die erstern, deren Zahl bald durch Ansiedler aus den Gebirgsstämmen und den Kasikumyken, die durch Handelsvortheile herbeigelockt wurden, bedeutend stieg, ließen sich in den Vorstädten von Kisljär nieder, die ssemeinischen Kosaken aber gründeten am nördlichen Ufer des Terek drei Stanizas zwischen Kisljär und den Stanizas der grebenischen Kosaken, so daß die Linie sich bis zur Gränze des jetzigen mosdokschen Kreises ausdehnte. Im J. 1776 wurde Mosdok erbaut, wodurch gleichfalls die Linie sich ausdehnte. Zur ersten Niederlassung wurde in demselben Jahre aus getauften Kaukasiern, welche zugleich den Unterthaneneid geleistet hatten, ein besonderes Kommando gebildet, und zugleich vom Don 50 Kosakenfamilien übergesiedelt: diese bildeten mit den getauften Kaukasiern die Garnison von Mosdok, und vergrößerten zugleich die Stadt durch neue Gebäude. Im J. 1770 wurde ein Theil der Wolga'schen Kosaken an den Terek übergesiedelt, und am Ufer desselben zwischen den grebenischen Kosaken und der Stadt Mosdok in fünf Stanizas vertheilt, **) unter der Benennung: das Regiment von Mosdok. Auf solche Weise bildete sich die jetzige linke Flanke der Linie.

Die Bemühungen des Fürsten Potemkin um die gegenseitige Annäherung zwischen den Russen und den Gebirgsstämmen brachten ihn auf den Gedanken, die Linie weiter nach Westen zu verlängern, und in den Steppen zwischen der Kuma und dem Kalaus russische Niederlassungen zu bilden. Diesem Plane gemäß wurde die kaukasische Linie vom Terek und der Malka gegen Westen, und dann in diagonaler Richtung gegen Nordwesten bis Tscherkask fortgesezt. Um die Vertheidigungsmittel derselben zu verstärken, wurden im J. 1777 die Städte Jekaterinograd (jezt Staniza), Georgiewsk, Alexandrow und Stauropol gegründet. Auf dieser neuen Streke von Mosdok nach Georgiewsk wurde noch in demselben Jahre ein Kosakenregiment angesiedelt,

*) Sie erhielten diese Benennung daher, daß Peter I zur Bildung dieses Truppenkorps aus jeder Staniza am Don Eine Familie (ssemi) nahm.

**) Später im Jahre 1800 bildeten sie noch eine sechste.

das aus den Kosaken von der Wolga auserlesen war, und auch jetzt noch den Namen des wolgaischen Regiments trägt. Im J. 1780 wurde die Feste Konstantinogorsk gegründet, und bis zum J. 1794 die Linie von Georgiewsk nach der Redoute von Nedreman am Kuban fortgesetzt, die kubanischen Kosaken in Stanizas angesiedelt, und mehrere dieser letztern längs dem Kuban in Redouten umgewandelt. In dieser Lage der Dinge hatte die Linie, die auf der rechten Seite an den Kuban, auf der linken an die Malka sich anlehnte, eine sehr lange Landgränze, die über Konstantinogorsk und die Stanizas Worowskoljeskaia und Temnoljeskaja ging; darum wurde die Gränze im J. 1798 an der Malka weiter aufwärts gegen Süden gerückt, und von dem Dorfe Soldatskaia an acht neue Redouten erbaut: auf diese Art schloß sie nun auch die Kreise von Stauropol, Alexandrowsk und Georgiewsk ein, der größte Theil der Landgränze fiel weg, und die Flußgränze war leichter gegen die Einfälle der Gebirgsstämme zu vertheidigen.

Inzwischen hatten im J. 1784 die zahlreichen Reisen des Fürsten Potemkin, auch nach Grusien, und die Verhältnisse Rußlands mit diesem Reiche, welche endlich die Anerkennung der russischen Oberherrschaft nach sich zogen, die Folge gehabt, daß man auf der jetzigen grusinischen Kriegsstraße kleine Verschanzungen aufwarf und die Feste Wladikaukas erbaute, um dieselbe gegen die Einfälle der Gebirgsstämme sicher zu stellen. In der nächsten Zeit zwar wurden die Verbindungen mit Grusien unterbrochen und der Weg verlassen, als aber im J. 1800 Grusien völlig unter russische Herrschaft kam, wurde die nun unerläßlich gewordene Verbindungsstraße wieder hergestellt, zwischen Mosdok und Wladikaukas zwei Redouten errichtet, und Wladikaukas selbst vergrößert und verstärkt. So entstand zwischen der rechten und linken Flanke eine mittlere Linie. Seit im J. 1803 die Redoute von Kißlowodsk, im J. 1804 Nishne-Adasinsk, Ustrackampschk und Batalpaschinsk gegründet wurden, konnten die Vertheidigungsmittel am obern Kuban von der Einmündung des Tachlamysch an noch mehr verstärkt werden. Um die Verbindung zwischen Konstantinogorsk und Kißlowodsk zu erhalten, wurde die Redoute Essentuz gegründet. Die frühere Landlinie von Konstantinogorsk nach der Redoute Batalpaschinsk wurde durch die Errichtung einer weitern Redoute verstärkt. Im J. 1805 wurde die rechte Flanke von der Feste Kaukaskaja bis zur Gränze von Tschernomorien ausgedehnt durch die Ansiedlung von Kosaken aus der slobodischen Ukraine in der schon 1791 erbauten Feste Ustlabinsk und in vier Stanizas.

So zerfiel bis zum J. 1813 die kaukasische Linie in drei Theile: die rechte und die linke Flanke, und die mittlere Linie. Die angesiedelten Kosakenregimenter waren hinsichtlich ihrer innern Verwaltung von den Kordonskommandanten unabhängig. Von dieser Zeit an bis zur Ernennung des Generals Jermolow zum Oberkommandanten auf beiden Seiten des Kaukasus wurde keine bedeutende Veränderung in der Einrichtung der Linie vorgenommen, außer daß die russischen Truppen zum Erstenmal die Sundscha besetzten, und auf Anordnung des Generals del Pozzo im J. 1815 an derselben die Feste Pregrady stan (die Schutzstation) gründeten. Während des langen Gouvernements des Generals Jermolow wurde Vieles in der kaukasischen Linie einfacher eingerichtet, und frühere Unbequemlichkeiten entfernt; um die Redoute von Kißlowodsk und die Feste Konstantinogorsk zu schützen, wurden zugleich mehrere Posten errichtet. Die Erbauung der Feste Naltschik in Großkabarda, und die Bestimmung derselben zum Stabsquartier des kabardinischen Fußregiments; die Besetzung der Sundscha und die Errichtung der Feste Grosnaja und anderer Festungswerke im dragunischen Lande, die Gründung der Feste Wnesapnaja im Lande der Tschetschenzen, und endlich die im J. 1824 erfolgte Anlegung einer neuen Straße von Jekaterinograd nach Wladikaukas in der Richtung des Terek durch die kleine Kabarda hindurch, so wie die Anlegung der Festungswerke Archon, Aedon, Minaret, Uruch und Peisched verstärkten und erweiterten die ganze Linie, welche einen Theil des Tschetschenlandes, ganz Klein- und einen Theil von Großkabarda umfaßt, und somit die Einwohner dieser Landstriche, die schon innerhalb des Kordons liegen, nöthigt, sich Rußland zu unterwerfen.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Um bei diesen Hindernissen, welche der Entwicklung der Literatur in Neapel im Wege stehen, den wissenschaftlichen Geist nicht ganz ersterben zu lassen, wird von den Gelehrten ein Mittel benützt, welches, wenn es auch seinen Zweck nicht vollkommen erreicht, doch nicht ohne Früchte bleibt. Es ist dieß die Vereinigung der Gelehrten in verschiedenen Akademien, an welchen die größere Anzahl derselben Antheil nimmt, sey es als ordentliche, oder als korrespondirende Mitglieder. In ihren Sitzungen werden die wissenschaftlichen Forschungen, wohlgemeinte Vorschläge zu Verbesserungen, neue Erfindungen oder Prüfung ausländischer Geistesprodukte theils mündlich, theils schriftlich vorgetragen, und die Theilnahme an dieser Wirksamkeit im engen, stillen Kreise ist jedes Lobes werth.

Die erste und vornehmste dieser Akademien ist die Società reale borbonica, welche ihre Gründung dem Carlo III verdankt. Der Präsident des ganzen Instituts ist der bejahrte Bischof von Pozzuoli Carlo Maria Rossini; allein den bedeutendsten Einfluß genießt der Segretario generale Francesco Avellino, wohl der verdienteste Gelehrte Neapels. Diese Società ist in drei Akademien getheilt; die erste, accademia ercolanese di archeologia, zählt zwanzig ordentliche Mitglieder und eine große Anzahl Ehrenmitglieder; vor ihr Forum gehören die Ausgrabungen in Pompeji, Herculanum, Nola, und wo überhaupt gegraben wird; vier ihrer Mitglieder sind die Interpreten der Papyrusrollen, und andern derselben ist die Aufstellung und Ordnung der antiken Kunstgegenstände in dem Museo borbonico anvertraut. Ihre Sitzungen gehören immer zu den interessanten, weil durch die Ausgrabungen stets Neues zu Tage gefördert und dem Scharfsinn und der Gelehrsamkeit ihrer Mitglieder reicher Stoff dargeboten wird. Unter den ansässigen Mitgliedern zeichnen sich Avellino, Jannelli, die beiden Quaranta durch Thätigkeit und Gelehrsamkeit aus; zu ihren auswärtigen

Mitgliedern gehörten nach dem letzten öffentlich bekannt gemachten Verzeichniß Jakobs, Niebuhr, Savigny, Heeren, Buttmann, Angelo Majo, Carlo Fea, Böttiger, Matthiä, Hammer und Gerhard.

Die andere Abtheilung, die accademia delle scienze, zählt dreißig ordentliche Mitglieder, und zerfällt in drei Sektionen für Mathematik, für Naturlehre und Medizin, und für Geschichte und Philosophie. Der Präsident dieser Abtheilung ist der würdige Giuseppe Ricciardi, Conte di Camaldoli, der beständig thätigen Antheil an den Verhandlungen der Gelehrten nimmt, und namentlich im Anfang des Jahrs 1832 in einer der Sitzungen einen ausführlichen Vortrag hielt, in welchem die Leistungen dieser Akademie gerühmt und im Einzelnen herausgehoben sind. Im J. 1832 ist der dritte Band ihrer Abhandlungen erschienen. Als Mathematiker zeichnete sich aus Carlo Brioschi, und noch de Luca, als Zoolog delle Chiaje, als Botaniker Tenore und als Geolog Monticelli.

Die dritte Abtheilung, die accademia delle belle arti, welche bloß zehn ordentliche Mitglieder zählt, ist in die beiden Klassen delle arti, del disegno und di classe filarmonica getheilt; zur ersten gehören Niccolini und Angelini; in der zweiten ist der Name Zingarellis allgemein bekannt.

Das zweite gelehrte Institut, die accademia pontaniana, von Pontano, geb. 1450, so genannt, hat zum Zweck die Ausbildung sämmtlicher Wissenschaften und es werden in ihren Sitzungen Vorträge über reine und angewandte Mathematik, über Naturwissenschaften, über alte und neue Geschichte, über alte und neue Literatur gehalten. Präsident derselben ist Giuseppe de Cesare; auch hier ist Avellino Generalsekretär, auch hier sind Tenore, Monticelli, Quaranta die thätigsten. Vom J. 1810 an erschienen bloß fünf Bände der Atti dieser Akademie. Die langsame Publikation ihrer Arbeiten erklärt sich theils aus dem geringen Absatz, theils aus dem Umstande, daß diese Akademien mit der zweiten und dritten Abtheilung der Reale Società in ihren Zwecken zusammenfällt, und als ein bloßes Privatinstitut, das nur den Schutz der Regierung genießt, etwas stiefmütterlich behandelt wird, während die Reale Società sich mehrerer Vortheile von Seiten der Regierung zu erfreuen hat. Doch in den letzten Jahren war in den Sitzungen der Gesellschaft wieder mehr Thätigkeit und es bleibt zu hoffen, daß dem fünften Bande vom Jahr 1833 bald der sechste folgen werde.

Diesen beiden Vereinen schließt sich l' istituto d' incoraggiamento alle scienze naturali an, im J. 1806 gegründet. Sein Zweck ist aus der Benennung erkennbar; nach fünfjährigem Stillschweigen ist endlich im J. 1831 der fünfte Band seiner Abhandlungen erschienen; allein statt die öffentliche Industrie zu befördern, auf den Ackerbau, Weinbau wohlthätig einzuwirken, geben die Mitglieder Abhandlungen über einzelne bis jetzt unbekannte Pflanzen und zoologische Beobachtungen, die der Industrie nicht im mindesten nützen können. Durch die Zersplitterung der Kräfte kann sich keiner dieser Vereine zu einer regelmäßigen Herausgabe seiner Abhandlungen erheben, und jeder verliert dadurch an der Theilnahme des Publikums.

Auf die Abhandlungen dieser Vereine muß Rücksicht genommen werden bei der Schilderung des Zustandes der neueren Literatur Neapels, denn in ihnen koncentriren sich die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gelehrten. Uebrigens bezeugt das letzte öffentliche Verzeichniß der Mitglieder dieser Verein (wie locker die Verbindung der auswärtigen mit den ansässigen ist, und wie wenig diese die Personalveränderungen im Auslande kennen, indem noch viele auswärtige Mitglieder als lebend aufgeführt sind, welche schon längst im Schoße der Erde liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Begrüßungsweise verschiedener Völker.

(Vom Professor Fedor Possart.)

Merkwürdig ist es, wie die verschiedenen Völker Gruß und Abschied ausdrücken, indem hier sehr viel auf die Beschaffenheit des Landes, der Verhältnisse, Religion und Sitte ankommt. Nahm der Römer von jemandem Abschied, so sagte er vale, d. h. sey stark, weil Körperkraft, Tapferkeit und Gewandtheit die erste Tugend der Römer war. Diejenigen Völker, welche ihre Sprache von der lateinischen ableiten, nehmen auf die Religion Rücksicht, daher kommt das italienische addio, das sich in allen romanischen Sprachen wiederholt. Die am Meere wohnenden Völker, welche sich viel mit der Schifffahrt abgeben, drücken lebe wohl mit fahre wohl aus, weil der Wohlstand dieser Nation von einer glücklichen Schifffahrt abhängt.

Die slavischen Völker, welche in ihrer Sprache von ihren Nachbarn bedeutend abweichen, drücken lebe wohl ganz abweichend von den obengenannten Nationen aus. Der Russe sagt proschtschai oder prosti, von proschtschat', und prostit', d. h. verzeihen, vergeben. Der Ausdruck: verzeihe, vergib, schreibt sich von der Kirche her. Wenn in frühern Zeiten jemand aus dem Kloster trat, so sagte er bei seinem Abschiede zu seinen Freunden: vergib, d. h. wenn ich etwas Unrechtes begangen habe. Der Slovene sagt: zdrávo, gesund, oder zdrav ostáni, d. h. bleibe gesund; auch Bóg te shivi, d. h. Gott mache dich leben (beim Anwünschen der Gesundheit); hier spricht sich die slavische Gemüthlichkeit aus.

Die Bewohner der Schumadia in Servien haben einen merkwürdigen Gruß, wenn sie einem begegnen, sie fragen nämlich: Gibt es Eicheln? d. h. geht es gut? Ein sonderbarer Ausdruck, der sich aber leicht erklären läßt. In der Schumadia herrscht ein wahres patriarchalisches Leben, das Volk ist ein Hirtenvolk, und alle seine Ideen beziehen sich sämmtlich auf das Gedeihen der Heerden, daher der Ausdruck: „Gibt es Eicheln?“

Chronik der Reisen.

Samuel Gobats Bericht über seinen Aufenthalt in Abyssinien während der Jahre 1830, 1831 und 1832.

(Fortsetzung.)

Im August 1827 kamen sie nach Aegypten zurück, wo sie sich in gespannter Erwartung, ob ihnen nicht der Krieg, der damals Abyssinien verheerte, eine Aussicht eröffne dahin zu gelangen, bis zum October 1829 aufhalten mußten. Sie benutzten diesen Zwischenraum dazu, daß

sie sich die vorläufigen Kenntnisse, welche ihr Beruf erforderte, zu erwerben suchten, und daß sie das Evangelium in arabischer, französischer und englischer Sprache predigten. Am 12 Oktober 1829 konnten sie endlich in Begleitung Aichingers, eines christlichen Zimmermanns, der ihnen in ihrem Werke beistehen sollte, Kairo verlassen. Am 18ten December landeten sie in Massuah, an der abyssinischen Küste. Am 15ten Januar 1830 traten sie ihre gefahrvolle Reise ins Innere des Landes an, und trafen nach vierwöchigem Marsche glücklich in Abigrat, im Königreich Tigré, ein, wo sie von Sabagadis, dem souveränen Fürsten dieses Landes, freundschaftlich aufgenommen wurden. Bald dachten beide Missionäre an ihre Trennung. Kugler und Aichinger blieben in Tigré, dessen Sprache sie eben gelernt hatten. Gobat, der das Amharische kannte, begab sich allein nach Gondar, der Hauptstadt des Königreichs Amhara.

Der Bericht Gobats beginnt mit dem 25sten Februar 1831, dem Tage, wo er seine Gefährten, die in Abigrat blieben, verließ; er setzte ihn Tag für Tag bis zu dem Augenblick fort, wo er, nach Massuah zurückgekehrt, sich nach Suez einschiffte, am 6ten Februar 1833. Es wäre sehr schwer, ihm in all die Einzelnheiten zu folgen. Es fehlt ihnen nicht an Interesse, weil sie uns mit den Gewohnheiten, dem Leben, den Gebräuchen eines Volks bekannt machen, welches die Europäer nur selten besuchen. Eben so wenig vergißt Gobat seiner Unterhaltungen Erwähnung zu thun, die er mit den Abyssiniern über religiöse Gegenstände führte. Der Herausgeber seines Tagebuchs zeigt an, daß er dieselben beträchtlich abkürzte, und sie sogar, wie dieß manchmal geschah, völlig unterdrückt haben würde, hätte er nicht einen Grund gehabt hiebei anders zu handeln; auch sagt er, er habe in diesen Unterhaltungen, die fast immer über subtile theologische Fragen geführt wurden, die glückliche Anwendung der Unterrichtsweise zu finden geglaubt, die man bei den Zöglingen des Baseler Missions-Instituts befolge.

Die Beobachtungen Gobats finden sich in seinem Tagebuch nur zerstreut, und es ist keine leichte Aufgabe, einen Auszug aus demselben zu geben. Er bemerkt, daß sie sich entweder mittelbar oder unmittelbar auf die Interessen, oder vielmehr auf den Zweck der Missionsgesellschaften der anglikanischen Kirche, in Bezug auf Abyssinien, beziehen. „Ich versuchte sogar, sagt er, so weit es von mir abhing, die nämlichen Ausdrücke derjenigen Personen, mit denen ich sprach, für die Schilderung dessen zu gebrauchen, was ich nicht selbst sehen konnte, um so einige Irrthümer zu vermeiden, die ich in systematischeren Reisebeschreibungen bemerkt zu haben glaube.“ Dennoch bequemte er sich in einem Aufsatze, der den Titel führt: Allgemeine Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand Abyssiniens zu einer systematischen Methode. Dieser Aufsatz ist seinem Journal vorangestellt.

Zur Zeit der Ankunft Gobats zu Gondar, am 26sten März, war das ganze Land um diese Hauptstadt herum eine Beute der Anarchie. Die kleine Karawane, zu welcher er gehörte, hatte nur mit äußerster Schwierigkeit Lebensmittel kaufen können. Sie war über weite Strecken gekommen, ohne auch nur ein einziges Dorf zu treffen, und dennoch ist dieses ganze Gebiet von Natur aus sehr fruchtbar. Sieht man Gondar von Ferne, so gleicht es, wegen der Menge Bäume, die seine vier und vierzig Kirchen umringen, eher einem Wald als einer Stadt.

Auf einem nahen Berge war Oubié, ein junger Anführer und Statthalter von Samen, gelagert. Obschon er zu dem Statthalter von Amhara in Abhängigkeitsverhältnissen stand, hatte er sich doch durch seine militärischen Talente einen Einfluß erworben, welcher dem der Râs, oder Vicekönige, gleichkam. Da Gobat erfuhr, er werde mit seiner Armee bald nach Samen abgehen, so machte er sich sogleich auf, um ihn unterwegs zu treffen. Auch begaben sich die Priester zu diesem Anführer in Prozession. Gobat hielt sich, um ihren Empfang abzuwarten, etwas im Hintergrunde; allein sobald Oubié unsern Missionär bemerkt hatte, stieg er von seinem Maulthier ab, um ihm entgegen zu gehen. „Nun wandten sich, sagt Gobat, die Priester mit ihren Wünschen für sein Wohlergehen an ihn. Er schenkte ihnen ungefähr drei Minuten lang Gehör, hieß sie dann warten und wies mir neben sich einen Sitz an. Da er die Kosten meiner Reise bis Débarec, einem nicht weit von Gondar entlegenen Orte, bestritten hatte, so hielt ich es für Pflicht ihm mit einer hübschen Pistole, die ihm sehr gefiel, ein Geschenk zu machen; er hatte nichts von mir erwartet. Während er mit der Untersuchung derselben beschäftigt war, bot ich ihm in Gegenwart aller seiner Offiziere ein Exemplar der vier Evangelien an. Kaum hatte er es gesehen, als er die Pistole bei Seite legte, um das Buch zu durchblättern, und mir dann sagte, er nehme es mit größtem Vergnügen an. „Warum aber, fügte er bei, bist du in einer so kriegerischen und unruhigen Zeit, wie die jetzige, in dieses schlechte Land gekommen?“ — „Ich kannte, antwortete ich, den gegenwärtigen Zustand von Gondar, als ich Tigré verließ; ich fürchte übrigens Gott, und weiß, daß inmitten von Unordnungen und Kriegen der Ewige regiert, um diejenigen zu beschützen, die ihn anrufen.“ Hastig wandte er sich um zu seinen Offizieren mit den Worten: „Dieß ist ein wahrer Weißer; ja er ist die Perle der Weißen! wir sahen noch keinen Solchen. Wie konnte Sabagadis einen Mann, wie diesen, mitten in die Verwirrung dieses Landes sich wagen lassen?“

„Ich bat ihn um einen Mann, der in Gondar bei mir bleiben und mich auf meiner Rückkehr bis zu ihm begleiten könnte. „Ich würde dir gern einen geben,“ erwiderte Oubié mit Thränen in den Augen; „allein er würde, wenn ich abmarschirt wäre, in Gondar getödtet, und du möchtest darunter leiden. Komm lieber mit mir zurück; wenn du heute nicht kommen kannst, will ich dich bis morgen erwarten.“ Ich antwortete, daß ich, da ich erst Abends zuvor angekommen, nicht so schnell wieder fort könne. Hierauf rief er die Priester und sagte ihnen: „Ich stelle diesen Fremden unter euren Schutz; sehet zu, daß ihm nichts Uebles begegne; führt ihn zum Etschégué (Oberhaupt aller abyssinischen Mönche). Wenn ihm etwas Widerwärtiges zustößt, werde ich ihn zurückverlangen, und ihr habt für Alles zu stehen.“ Nun trennten wir uns.

„Oubié ist ein junger Mann von 23 bis 25 Jahren, kleinem Wuchse und angenehmer Gesichtsbildung; er hat lebhafte Augen, auf seinen Lippen schwebt gewöhnlich ein Lächeln; seine Haare sind schwarz, nach der Sitte des Landes in mehrere, auf die Schultern herabhängende Zöpfe geordnet; seine Kleidung ist weiß, ohne irgend ein Zeichen, das seine Würde andeutet. Er ist weniger abergläubisch, und demzufolge auch dem Einflusse der Priester weniger unterworfen, als Sabagadis, obschon er in seinem ganzen Betragen, wenn ihn der Stolz nicht beherrscht, unzweifelhafte Beweise seiner Menschlichkeit und der Furcht gibt, die er vor Gott hat. Ich werde noch einige Tage bei ihm zu bleiben suchen. Seine Armee, in der durchaus keine Ordnung herrschte, konnte sich höchstens auf 4000 Mann belaufen.“

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1836.

Skizzen aus Paris.

Dienerschaft.

Zwar sind die Klagen über Unbotmäßigkeit der dienenden Klasse allgemein in Paris; es möchte jedoch scheinen, als ob die Brodherren selbst vorzüglich hieran die Schuld trügen, weil sie selbst keine gesellschaftliche Ueberordnung anerkennen und auch den Höchsten auf den Fuß der Gleichheit behandeln wollen. Die Herrendiener waren von alten Zeiten her eine höchst verdorbene und selbst gefährliche Klasse in Paris; man erinnere sich nur, wie schwer der Ruf: à moi la livrée! verpönt war. Zu guten soliden Häusern vom alten Schlage findet man noch ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Diener und Herrn, und jener verwächst noch mit der Familie, welche ihn bei allen Gelegenheiten auch ein Wort mitsprechen läßt. Ich kenne einen Portier, welcher schon vierzig Jahre in derselben Loge sitzt, und nie wegbegehrte von der Familie, in deren Dienst er ist. Auch die Hausmagd, Köchin, Kammeefrau, oft auch Kinderwärterin in Einer Person, beweist zur Genüge, daß es nicht schwer sey, in Paris anhängliche, treue, gehorsame Dienstboten zu haben.

Freilich ist die Versuchung zur Verderbniß hier größer als anderwärts, der Dienst sehr mühsam und das Leben der untersten Klassen theuer. Bis zum letzten Dezember 1835 kam noch die Lotterie dazu. Die Gesinde-Bureaux handeln hier mit einem Leichtsinne, welcher ihnen in andern Hauptstädten übel bekommen würde. Auch sind sie so übel berüchtigt, daß Herrschaften, welche in den petites affiches Diener suchen, sehr häufig hinzusetzen: rien des bureaux. Es können Beispiele angeführt werden, wo befreite Galeerensklaven durch falsche oder entlehnte Atteste sich Unterkommen durch solche Bureaux verschafft und ihren Brodherrn ungesäumt ausgeraubt haben. Es ist demnach eben so schwer, einen guten Diener zu bekommen, als ihn gut zu erhalten, wenn man ihn einmal hat.

Die Köche, jener wichtige Bestandtheil der Pariser Dienerschaft, wandern in neuern Zeiten häufiger aus als vordem, denn es gibt nicht mehr viele Herrschaften in Paris, welche ihre Kunst vollkommen würdigen und zugleich bezahlen können. Die besten Subjekte wurden angeworben für die Klubbs in London. Zu Livréedienern sucht man in neueren Zeiten in den ersten Häusern vorzugsweise Schweizer, sie sollen bescheidener und gehorsamer seyn als junge Franzosen. Man findet auch auffallend viele Schwarze unter der dienenden Klasse.

Viele Diener machen zur Bedingung, die gnädige Frau nicht zu Fuß begleiten zu müssen; andere wollen selbst nicht hinten auf dem Wagen stehen. Livreen werden von Jahr zu Jahr seltener und Ausländer haben die glänzendsten. Man muß den Diener höher lohnen, damit er sich das Tragen des Knechtsrockes gefallen lasse.

Die Sparkassen äußern übrigens bereits sichtlich gute Wirkung auf die dienende Klasse, und die Aufhebung der Lotterie war ein großer Schritt zum Bessern. Möchte das öffentliche Glücksspiel ihr bald nachfolgen!

Im Allgemeinen sehnen sich die Diener immer von Paris weg. Die langen Gänge, die Nachtwachen, das ewige Putzen und Scheuern, die Wachsamkeit, damit ihre Herrschaft nicht bestohlen werde, die Theurung der Lebensmittel, an welche ihre Kasse reicht, und die Sparsamkeit, welche die hohen Preise aller Dinge auch ihrer Herrschaft zum Gesetz machen, erregen nach den ersten Monaten, wenn die Giraffe und Debureau gesehen sind, bei ihnen die Sehnsucht nach wohlfeileren Städten, besonders aber nach Reisen.

Riesenhafte oder besonders elegant aussehende Diener, durch welche ehemals die guten Häuser sich auszeichneten, sind nicht mehr Mode, wahrscheinlich weil sie zu theuer sind, und die Mohren mahnen nicht mehr an Besitzungen in San Domingo wie ehedem. Am meisten halten reitende Damen noch auf sehr elegante Jokey's und alte Herren noch auf gut frisirte und reich gepuderte Dienerschaft. Auch runde Lockenperücken, wie die englischen Kutscher sie tragen, werden zuweilen, aber noch sehr selten, gesehen.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Um nun zu den einzelnen Wissenschaften überzugehen und in denselben die Leistungen der neuern Zeit kennen zu lernen,

beginnen wir nach dem Rang der Fakultäten, der auch an der Universität in Neapel gilt, mit der Theologie. Allein wenn die übrigen Wissenschaften auf gleiche Weise vernachlässigt würden, wie diese, so wären wir mit unserer Darstellung schon am Ende, denn kein Feld liegt so brach in Neapel, als das der Theologie und der Religion. Dem Systeme nach ist die Theologie gefesselt durch die starren Formen des Katholicismus und den Einfluß der Geistlichkeit, und jede freie Bewegung der Ideen ist gehindert, der Praxis nach herrscht auf der einen Seite Bigotterie und Aberglauben, auf der andern Seite völliger Indifferentismus und Unglauben. So kann weder die Literatur der Theologie, noch die der Ascetik gedeihen; dieß beweist der Standpunkt, von welchem aus die Apologie der katholischen Religion von Giambattista Micheletti in Aquila geschrieben ist, die bereits 1833 vier Bände umfaßte; der Verfasser stützt sich auf die Aussprüche der Kirchenväter und der Concilien, und macht beständige Zirkel im Beweise. Merkwürdigen Unsinn enthält ein Traktätlein im sechszehner Format von einem ungenannten L. M., die Widerlegung der Irrthümer Luthers, Calvins und Zwinglis. Noch zu erwähnen wären etwa die biblischen Geschichten, die eine von Pellegrino Farini, die andere im jesuitischen Geiste von Antonio Coppola. Im früheren Jahrzehnten erschienen doch wenigstens in Neapel kirchenhistorische Abhandlungen über besondere Abschnitte, und zeugten von der Gelehrsamkeit einiger Mönchsorden, allein in den letzten Jahren kam nichts der Art ans Licht der Welt. Auch an Andachtsbüchern für den Privatgebrauch fehlt es gänzlich; wer das Bedürfniß zu häuslicher Erbauung fühlt, der muß aus Florenz oder Mailand seine Trattati und Discorsi kommen lassen, in welchen Städten sich noch eher Bücher für diesen Zweck vorfinden.

Ein weites Feld der Literatur eröffnet sich auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Zum Studium der Jurisprudenz drängen sich die besten Köpfe, hier gibt es Auszeichnung, Ehrenstellen und vor Allem reichliche Belohnung. Wenn aber auch die Advokaten Neapels durch ihre Rednergabe, durch dialektische Künste, durch positive Kenntnisse der verschiedenen Gesetze sich auszeichnen, so eminiren sie nicht als Schriftsteller; zwar wird viel geschrieben, und wohl ein Dritttheil aller Schriften, die in Neapel herauskommen, sind juridische Werke, allein Ausgezeichnetes ist seit neuerer Zeit nichts erschienen, und wenn auch für den neapolitanischen Advokaten manches Wichtige gedruckt wird, so verliert solches für das Ausland an Interesse, indem es meist bloß Abhandlungen oder Auslegungen einzelner positiver Gesetze sind, die außerhalb Neapel keine Anwendung finden. Ein umfassendes Werk gibt gegenwärtig Pasquale Liberatore heraus: la legislazione del regno delle due Sicilie. III Theile 1831.

In der Literatur der Staatswirthschaft hat in den letzten Jahren ein Werk Epoche gemacht durch unverhüllte Aufdeckung verschiedener Mängel in der neapolitanischen Staatshaushaltung, durch kenntnißreiche Beurtheilung der vorhandenen Einrichtungen und durch die freimüthige Sprache, die durch das ganze Werk herrscht. Der Verfasser ist der Commendatore Carlo Afan di Rivera und der Titel des Werks heißt: considerazioni su i mezzi da restituire il valore proprio ai doni che la natura hà largamente conceduto al regno delle due Sicilie. 1832. Afan di Rivera war acht Jahre lang Direktor der Verwaltungsstelle, welcher die Aufsicht über die Brücken und Straßen, über die Wasser und Wälder, und über die Jagd anvertraut ist, und als solchem war ihm reichliche Gelegenheit gegeben, eine vollkommene Kenntniß der Mittel zu erlangen, durch welche der gesunkenen Nationalökonomie Neapels wieder aufgeholfen werden kann. Da er selbst in seiner amtlichen Stellung die verschiedenen Provinzen des Reichs bereisen mußte, so sind seine Betrachtungen alle auf eigene Erfahrung und Ansicht gegründet, ein Vorzug des Werks, der von seinen Freunden wie Gegnern rühmlich und als Ausnahme anerkannt wird, da in Neapel so Vieles in Vorschlägen zu Verbesserungen in den Tag hinein verhandelt wird, ohne daß man sich die Mühe nähme, an Ort und Stelle selbst nachzusehen. Die größten Mängel in der Staatshaushaltung findet er in der Vernachlässigung der Wälder, welche den ganzen Zug der untern Apenninen bedecken, in der unverantwortlichen Gleichgültigkeit gegen die Landstriche, welche von stehenden Wassern und Sümpfen bedeckt sind und mehr und mehr sich vergrößern, und in dem Mangel an Seehäfen und Lazarethen, an Kanälen, Straßen und Brücken, überhaupt an den Mitteln, welche die Verbindung der einzelnen Provinzen erleichtern. In geschichtlichen Nachweisungen macht er darauf aufmerksam, wie durch die Einfälle fremder Völker die früheren Bewohner genöthigt wurden, ihre gesegneten Besitzungen in den Ebenen zu verlassen und sich auf die Berge zu flüchten, dadurch aber die fruchtbaren Ebenen den Barbaren und den reißenden Waldströmen preiszugeben. So verminderte sich die Produktion des Bodens und es sank allmählich die Bevölkerung des Reichs auf den niedern Standpunkt herab, auf welchem sie sich gegenwärtig befindet, so daß in dem fruchtbaren Neapel auf eine deutsche Quadratmeile nicht mehr als 3600 Seelen kommen. Der Regierung Karls III läßt er sein Recht widerfahren, doch was er Gutes wirkte, wurde unter den folgenden Regierungen wieder vernachlässigt oder gar verschlimmert. Afan di Rivera war der erste, welcher der zehnjährigen französischen Herrschaft im Anfange dieses Jahrhunderts das Wort gesprochen hat. Bis jetzt scheute man sich auf die heiligen Rechte der Souveränität der Bourbonen ein nachtheiliges Licht zu werfen durch Aufzählung der Wohlthaten, welche Neapel durch Murat zu Theil wurden, und man nannte mündlich und schriftlich die Franzosen nur die Usurpatoren. Afan di Rivera aber weist nach, daß ungeachtet der Nachtheile, welche die Kriege den Lokalinteressen gebracht haben, die Gesetzgebung im allgemeinen Interesse vervollständigt wurde, was die frühere Regierung nicht vorzuschlagen wagte. Die Vernichtung der Privilegien, die Freiheit der Industrie, die Cirkulation der freigegebenen Güter, die erleuchtete Verwaltung und die Aufregung, welche allen Interessen gegeben wurde, dieß Alles bewirkte, daß bei der Restauration im J. 1815 der Staat als fortgeschritten in der Bevölkerung wie in der Produktion und den Einkünften vorgefunden wurde. Er stellt dem Lande dies=

seits des Faro die Insel Sicilien gegenüber, die von allen Uebeln eines Krieges bewahrt wurde, und ihre Kapitalien nicht bloß erhalten, sondern durch die Vortheile des allgemeinen Krieges vermehrt hat, und doch konnte der Insel nach dem Krieg nicht so viel auferlegt werden, als dem festen Lande, das so viel gelitten hatte. Die Erklärung dieses Umstandes findet Rivera darin, daß die Vortheile der neuen Gesetzgebung Sicilien nicht zu Theil wurden, und so ist an Sicilien bestätigt worden, was Filangieri sagt, daß ein schlechtes Gesetz mehr Uebel hervorbringt, als ein langer und unglücklicher Krieg. Die Vorschläge zu Verbesserungen, die Afan di Rivera macht, haben allgemeines Interesse erregt, besonders was er über die Erhaltung der Wälder und über neue Anpflanzungen sagt; er hofft dadurch den Ursachen abzuhelfen, aus welchen die Versumpfung der niedern Gegenden herrührt, indem die Wälder das Erdreich der Gebirge festhalten sollen, damit nicht durch die Waldströme, die beständig Schlamm und Schutt mit sich führen, die untern Gegenden zu Sümpfen werden. Dem Werke sind Plane über einzelne Vorschläge beigefügt, eine Karte über den Lago Fucino, ein Plan zur Anlegung einer Quarantäne-Anstalt am Kap Miseno, ein Plan zur Verbesserung des Hafens von Nisita, vor Allem aber eine Landkarte des Reiches diesseits des Faro, um auf derselben zur Anschauung zu bringen, wie wenig Verbindungsstraßen das Reich besitzt, und wie viele neu herzustellen sind. Afan di Rivera wohl wissend, daß von Seite der Regierung nicht viel von seinen Vorschlägen ausgeführt werden wird, wünscht durch Vereine seine Plane ins Leben gerufen zu sehen, um dadurch auch die Kapitalien der Einzelnen in Umlauf zu setzen und so eine Wechselwirkung zwischen den Reichen und der arbeitenden Klasse hervorzubringen. Einen Feuerbrand warf er unter die Staatsökonomen mit seinen Behauptungen und Vorschlägen über den Tavaliere di Puglia, dessen Geschichte er in einem Anhang zum ersten Theil vollständig aus einander setzt. Nicht weniger als zehn Abhandlungen, die zum größten Theil gegen ihn gerichtet sind, hat er hervorgerufen, so daß er genöthigt war, noch einmal selbst das Wort zu nehmen, um sich gegen die Vorwürfe seiner Gegner zu vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Sprache der Finnen.

(Vom Professor Fedor Possart.)

Die Sprache der Finnen ist sehr sinn- und wortreich, dagegen fehlt es ihr an abstrakten Ausdrücken; doch welcher Sprache sind diese eigen? Die meisten abstrakten Ausdrücke sind von Gelehrten erfundene Kunstwörter, und manche kultivirte Sprache hat hie und da Mangel an denselben. Um den Lesern einen Begriff von der Originalität der finnischen Sprache zu geben, wollen wir einige bildliche Ausdrücke derselben anführen. Nenän warsi (der Nasenschaft), die Nase der Länge nach; silmä puoli (Halbauge), einäugig; syödä sanansa (sein Wort fressen), sein Wort nicht halten; wattynyt (Naßgewordener), ein Besoffener; kaha kylaväjä (Hälftenfäer), Haderermacher; jalka pöytä (der Fußtisch), der obere Theil des Fußes; jään kieli (Eiszunge), der Rand am offenen Wasser; silmän terä (die Augenschneide), die Pupille. — Auch die Sprüchwörter der Finnen verdienen Aufmerksamkeit, z. B. siihen kurki kuole, kuin suo sulaxi tule, der Kranich stirbt, bis der Morast aufthaut; syöltäin worokka saadaan, durch Füttern ziehet man sich einen Schurken; saikka kulda kukkarossa, eli sanda sieramisse, entweder Geld im Beutel oder Sand in den Nasenlöchern; sanasta miestä, sarwesta härkää, am Worte den Mann, am Horne den Ochsen; ajetta hywä hewoinen, abgejagt ein gutes Pferd; lähimmäistänsä lembokin nuole, seinen Nächsten beleckt auch der Unhold; ruskia repo kuolleeskin, roth ist der Fuchs, wenn er auch stirbt; pitkät hiuxet, lyhyt mieli, langes Haar, kurzer Verstand; tule mies meren taka, waan ei tule turpeen alda, der Mann kommt hinter dem Meere her, aber nicht unter dem Rasen; saannut saapat pitä, der Bemittelte trägt Stiefeln; siallä hywä, missä ei meitä, da ist's gut, wo wir nicht sind; istualda rikas haasta, vom Stuhl aus spricht der Reiche; millon maa kylmä, millon kärsä kipiä, bald ist die Erde gefroren, bald der Rüssel krank. Aus diesen Sprachproben wird man ersehen, daß die finnische Sprache sehr viele Vokale gebraucht, und es gehört ein sehr feines Gehör dazu, sie gehörig zu unterscheiden; die geringste Veränderung kann zu Mißverstand Anlaß geben, so heißt z. B. pii Feuerstein; pyy Haselhuhn; pitää halten; pyytää anschaffen; peittää decken; peite Decke; pöytä Tisch. Eine große Aehnlichkeit hat das Finnische mit dem Ungarischen (sonst mit keiner andern Sprache), als Beweis hievon mag Folgendes dienen.

Finnisch.	Ungarisch.	Deutsch.
Isä, ättä	Öte, atya	Vater
Pää	Fö	Kopf
Käsi	Kea	Hand
Weri	Ver	Blut
Kukko	Kokas	Hahn
Mies	Mias	Mann
Mieli	Mély	Verstand
Wanha	Vén	Greis
Nielen	Nyelem	Ich zerfleische rc.

Chronik der Reisen.

Samuel Gobats Bericht über seinen Aufenthalt in Abyssinien während der Jahre 1830, 1831 und 1832.

(Fortsetzung.)

Wir hielten es für passend, die erste Zusammenkunft Gobats und Oubie's, der sich sehr wohlwollend zeigte, etwas umständlicher zu erzählen. Unser Missionär ließ die Pflicht der Erkenntlichkeit nicht außer Acht, was man ihm nur Dank wissen kann.

Oubié hatte nichts Besseres thun können, als den Fremden dem Etschégué zu empfehlen; dieses Oberhaupt der Mönche war beinahe der Einzige, dessen Autorität in Gondar respektirt wurde. Das Quartier, das er bewohnt, ist immer, selbst mitten unter den größten Unruhen, sicher; kein Militärchef wagt es, mit Gewalt hinein zu dringen. Oubié lebte in Feindschaft mit ihm, wie mit allen Priestern, weil sie das Vermögen, das er von seiner verstorbenen Frau geerbt, zurück behielten.

Gobat wohnte bei einem der reichsten Kaufleute Abyssiniens. Nach einander kamen Emissäre bei diesem an, mit der Anzeige, die ganze Stadt sey in Aufregung und der Marktplatz mit Räubern angefüllt. Oubié's Soldaten drangen öfters nach der Stadt, als wären sie in Feindes Land gewesen, und da die Priester ihm das zurückgeben konnten, was

er verlangte, so drohte er ihnen, die Stadt, wenn sie ihm nicht in einer gewissen Frist Genüge leisteten, der Plünderung Preis zu geben. Mittlerweile wurden sämmtliche Effekten Gobats in eine Kirche gebracht und für ihn selbst richtete man ein Haus in der Nähe des Erschégué ein.

Aus den Berichten Bruce's, Salts und Pearce's ersieht man, daß die abyssinischen Könige nur noch dem Namen nach Souveräne sind. Derjenige, welcher zu Gondar regierte, war in Wirklichkeit nur ein Phantom von Monarch. Er nannte sich Ghighor; man schätzte sein Alter auf 65 Jahre; ehemals Mönch, gelangte er beim Tode seines Bruders Joas zum Throne. Er wohnte in einem kleinen Hause, das auf den Ruinen des Palastes erbaut war, den die Portugiesen aufgeführt hatten. Diese Ruinen waren, was das Gebäude betrifft, noch das Beste, was Gobat in Abyssinien sah: drei Säle und einige Zimmer befanden sich in ziemlich gutem Zustande; allein die Unordnung in der Möblirung zeigte, daß sie lange nicht bewohnt worden. Der König bewohnte nur ein einziges, ziemlich gut möblirtes, mittelst eines weißen Vorhangs in zwei Abtheilungen getrenntes Zimmer.

Troz der Nullität seiner Macht, troz des armseligen Zustandes alles dessen, was ihn umgab, fehlte es dem Könige von Gondar nichts destoweniger nicht an einem gewissen Maße von Stolz und Ruhmredigkeit. „Hast du, fragte er eines Tages Gobat, je einen prachtvollern Palast gesehen, als den meinigen?“ Die bejahende Antwort des Missionärs sezte ihn im höchsten Grade in Erstaunen, und er antwortete ihm folgendermaßen: „Wie, gibt es noch Menschen, welche ähnliche Bauten aufführen können?“

Dieser arme Ghighor hatte keinen Ras, der ihm beistand seine Macht zu behaupten, oder ihm ein hinlängliches Einkommen zur Bestreitung seines Haushaltes verschaffte, und war darauf beschränkt, von den freiwilligen Beiträgen der Großen des Reichs zu leben. Dennoch sagte er zu Gobat, er würde, wenn es nicht Fastenzeit wäre, einen Ochsen für ihn schlachten lassen. Abermals ein Zug von Eitelkeit.

Dagegen sah sich Gobat im Stande, diesem Titularkönig Geschenke zu machen. Er gab ihm ein Exemplar der vier Evangelien und der Apostelgeschichte. Ghighor sandte sie ihm wieder zurück, indem er ihm sagen ließ, er möge dieser Handlung keine üble Deutung geben, und daß er, da er schon viele Bücher besize, lieber ein Stück seidenes Tuch oder Leinwand annehme; daß endlich die andern Weißen, welche nach Gondar gekommen, ihm immer irgend ein Geschenk gemacht hätten, und daß er, als Mönch, Tag und Nacht für sie bete, und es eben so für Gobat thun werde. Dieser gab aber der Botschaft zur Antwort, er besize nichts, was so würdig wäre, einem König angeboten zu werden, als das Wort des Königs der Könige.

Ehe noch Gobat sich einschiffte, um nach Europa zurückzukehren, war Ghighor des Thrones beraubt. Im Anfang des Jahres 1831 kam der Missionär nach Tigré zurück. Er erfuhr, Sabagadis sey von den Gallas in einer Schlacht, in welcher Marié, Ras von Amhara, geblieben, gefangen genommen und enthauptet worden. Diese Ereignisse stürzten das Land von Neuem in völlige Anarchie. Gobat brachte noch zwei Jahre in Tigré zu, wo er Zeuge der Kämpfe war zwischen Oubié und den Söhnen Sabagadis zur Erringung der Erbschaft dieses Fürsten. Andrerseits hatte Marié seinen Bruder Dori zum Nachfolger gehabt, und nachdem einige Monate später auch dieser starb, trat Ali Marié an seine Stelle. Sobald lezterer den Titel Ras angenommen, entthronte er Ghighor'n und ersezte ihn durch Joas; ein Jahr darauf sah sich Joas genöthigt, den Thron an Ghebra Christos abzutreten, dem bald wieder ein anderer Souverän folgte, dessen Namen Gobat im Augenblick seiner Abfahrt selbst nicht kannte.

Bei diesen so rasch auf einander folgenden Revolutionen lief Gobat für sich selbst gerade keine großen Gefahren, allein er war gezwungen, drei unangenehme Monate in dem Dorfe Behute, unter den Ghohas, wilden Bewohnern des Landes, zuzubringen. Sabagadis hatte sie zum Erstenmal durch Waffengewalt unterworfen, und nur in Folge dessen hatten sie seine Autorität anerkannt. „Sobald sie seinen Tod erfuhren, sagt Gobat, wurden sie die Feinde seiner Kinder. Deßgleichen wandten sich die wenigen Freunde, welche Ali hatte, wider ihn und demzufolge auch wider mich, da ich in seinem Hause war. Sämmtlich verweigerten sie ihm die Zahlung des Tributs, den er einige Monate zuvor hätte erhalten sollen: die nämlichen Zwistigkeiten, die unter Sabagadis obgewaltet, und ihrer Gewohnheit nach zu keinem Ende gediehen waren, erneuerten sich in allen umliegenden Dörfern. An den Markttagen gab es fast immer Streite; drei oder vierhundert bewaffnete Männer schlugen sich zu drei verschiedenen Malen; allein so wild auch diese Ghohas sind, so gebrauchen sie doch, aus Furcht, es möchte in diesen Handgemengen jemand das Leben verlieren, große Vorsicht, weil, falls ein Mord begangen würde, die Verwandten des getödteten Mannes den Mörder oder einen seiner Verwandten, selbst mehrere Generationen hindurch, unfehlbar verfolgten. Diese Thatsache erklärt, warum es bei solchen Treffen nur eine geringe Anzahl Verwundeter gibt. Die Bewohner mehrerer benachbarten Marktflecken rückten dreimal ganz in die Nähe von Behute, um dieses Dorf zu überfallen und zu plündern.“

Nach dieser Unannehmlichkeit hatte Gobat das Unglück seinen Gefährten Kugler, mit dem er in dem Dorfe Adowa wieder zusammengetroffen war, zu verlieren. Sie waren mit einander in die Umgegend auf die Jagd gegangen; Kuglers Gewehr zersprang und verwundete ihn am linken Arme. Der Zufall schien anfangs von geringer Bedeutung, da aber Kugler die in seiner Lage nothwendigen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt hatte, starb er nach Verlauf von zehn Tagen. In diesem Augenblick war auch der Zimmermann Aichinger krank. Das Geschrei und Geheul, das ihrer Sitte gemäß die Abyssinier, Männer und Weiber, mit denen das Haus angefüllt war, auf die Nachricht von dem eben eingetretenen Tode Kuglers ausstießen, war für Aichinger unerträglich. Gobat ermuthigte ihn anfangs, sich, um nicht gegen ihre Denkungsart anzustoßen, einige Augenblicke zu gedulden. Nach Verlauf einer Viertelstunde stellte er ihnen vor, der Lärm dieser Wehklagen quäle den Kranken, dem Todten geschehe damit keine Wohlthat, und da Gott einmal über Kuglers Loos entschieden, so möchten diejenigen, welche ihn wahrhaft liebten, sich in den Willen des Ewigen ergeben. Hierauf hielt er eine kurze Anrede in amharischer Sprache an sie, wozu er den Text aus dem Briefe des heiligen Paulus an die Thessalonicher nahm. Als er geendigt, sagten ihm die Meisten, er habe Recht, und thaten ihren Thränen, so weit es in ihrer Gewalt stand, Einhalt. Ein einziges Weib zeigte sich darüber aufgebracht, das jedoch, nachdem es in lautes Geschrei gegen das Begehren des Missionärs ausgebrochen, gleichfalls wegging. Die Nacht verfloß in düsterem Schweigen, von Zeit zu Zeit nur durch Bemerkungen über Kuglers Charakter unterbrochen. Nach vielen Leiden genas Aichinger wieder; er kehrte nach Europa zurück.

(Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1836.

Aegypten.

Produkte und Auflagen.

Cadalvene gibt keine allgemeine Statistik der Produkte von Aegypten, aber hin und wieder interessante Details über einige der hauptsächlichsten, welche wir hier zusammenstellen.

Die Kultur des Indigo hat seit einigen Jahren im Delta eine große Ausdehnung gewonnen, man schneidet die Pflanze siebenmal im Jahr, und die Blätter sind jedesmal völlig ausgewachsen und reich gefärbt. Der Pascha hat 10 Fabriken für dieses Produkt errichtet, welche von Indiern geleitet werden, die man dazu kommen ließ. Die gegenwärtige Ernte liefert etwa 12,500 Centner, von denen der Pascha 2000 in seinen Fabriken verbraucht. Das Klima des Delta ist dieser Kultur überaus günstig, und Aegypten besitzt in der Regelmäßigkeit der Bewässerung einen unberechenbaren Vortheil über Bengalen, das bisher das Monopol dieses Produkts hatte. Wenn der neue Nildamm vollendet seyn wird, und das Delta dadurch vor Ueberschwemmungen und Trockenheit gleich gesichert seyn wird, so könnte der Pascha Indien eine sehr gefährliche Konkurrenz machen, wenn er Hände genug finden sollte. Das Produkt von Bengalen erhebt sich auf 80—100,000 Centner jährlich.

Der Pascha hat versucht Kaffee und Cochenille hervorzubringen, aber die Versuche sind mißlungen und aufgegeben worden. Dagegen ist die Seidenzucht mit einigem Erfolg eingeführt worden, der Pascha hat dazu 500 Syrier kommen lassen, und im J. 1833 belief sich das Produkt auf 300 Centner. Aegypten besitzt gegenwärtig über 3 Millionen Maulbeerbäume. Der Oelbaum ist besonders in der Provinz Fayum häufig; die Einwohner des Dorfes Fidimie zeigen mit großer Verehrung einen alten Baum dieser Art, von dem, nach ihnen, alle in Aegypten befindlichen abstammen, und dem sie ein Alter von einem Jahrtausend zuschreiben. Er gibt noch heute jährlich etwa 10 Centner Oliven, und ist für die ganze Umgegend ein geheiligter Gegenstand. Um die Kultur des Oelbaums zu begünstigen, hat der Pascha seinen Beamten große Ländereien steuerfrei angeboten, unter der Bedingung, daß zwei Drittheile derselben mit Oelbäumen bepflanzt werden, und auf diese Art haben sich schon sehr bedeutende Pflanzungen gebildet. Der Baum trägt vom dritten Jahre an, und ist im siebenten in vollem Ertrag; man berechnet ihre Zahl gegenwärtig auf 320,000 in ganz Aegypten. Die Kultur von Hanf überstieg ehemals 2000 Centner, da sie aber weniger vortheilhaft ist als die von Baumwolle, so ist sie auf 100 Centner reducirt worden, welche für die Marine bestimmt sind.

Das Produkt, worauf der Pascha vor Allem seine Aufmerksamkeit wendet, ist die Baumwolle. Ein Türke, Namens Maho, besaß einige Baumwollenstauden in seinem Garten bei Kairo, und der französische Ingenieur Jumel gab im J. 1821 dem Pascha den Rath diese Kultur zu unternehmen, und sie ist seit dieser Zeit die Hauptressource der ägyptischen Staatskasse geworden, obgleich der Mangel an Menschen ihren Ertrag in den letzten Jahren vermindert hat. Der Pascha kauft von den Pächtern die ganze Ernte zum Preis von 55 Fr. per Centner, er pflegte dafür anfänglich Kassenscheine zu geben, da er aber sah, daß die Kaufleute diese mit 40—50 Procent Rabatt aufkauften, und ihn selbst damit bezahlten, so schrieb er von da an die Summe, die er für Baumwolle schuldig war, diesen zu gut, und zog sie an der Steuer ab, so daß er im Grunde selten oder nie eine wirkliche Auslage dafür zu machen hat. Er versuchte nun alle Art von Spekulationen damit, bald schickte er die ganze Ernte nach Marseille, und verkaufte sie dort direkt, bald verkaufte er sie in Alexandrien an eine Kompagnie, bald setzte er einen fixen Preis dafür fest, und schickte nur auf seine Rechnung nach Europa, was in Aegypten keine Käufer fand. Dieses letzte System befolgte er lange, fand aber seine Rechnung nicht dabei, indem der Preis nicht durch den Markt von Alexandrien, sondern den von Neu-Orleans regulirt wird, daher die Kaufleute seine Baumwolle nur nehmen, wenn die Preise in Amerika stiegen, und sie ihm ließen, wenn diese fielen, so daß er bei hohen Preisen nicht gewann, und bei niedrigen seine Waare nicht verkaufen konnte. Eine noch schlechtere Spekulation machte er aber dadurch, daß er die Baumwollenernte zum Voraus verkaufte, ehe man die Preise der amerikanischen Baumwolle kannte, und ehe er selbst wissen konnte, ob er die ganze Qualität die er ausbot, liefern konnte, z. B. im J. 1831 ver-

kaufte er 213,000 C. zum Voraus, konnte jedoch nur 186,000 abliefern, und blieb daher 27,000 C. schuldig, das nächste Jahr verkaufte er 210,000 C., da er aber noch vom letzten Jahr schuldig war, und die ganze Ernte nur 136,000 C. betrug, so blieb er 85,000 C. schuldig, welche er auch im J. 1833, wo die ganze Ernte nur 36,000 C. betrug, nicht ganz liefern konnte. Die Folge war ein sehr großer Verlust für ihn, indem er auf diese Art seine Ernte zum Preise von 15 spanischen Thalern nachliefern mußte, während sie an Ort und Stelle 28 spanische Thaler werth war. Diese Erfahrung war jedoch nicht für ihn verloren, und er beschloß sich selbst den ungeheuren Gewinn zuzueignen, welchen die europäischen Häuser in Alexandrien seit drei Jahren von seiner Baumwolle gemacht hatten, und seit 1834 verkauft er nicht mehr zum Voraus, sondern in öffentlicher Versteigerung in Maßen von 10,000 C. und erst wenn die Waare wirklich in Alexandrien angekommen ist. Die Folge war, daß er in diesem Jahre 143,000 C. zu 24—30 spanischen Thalern verkaufte. Er hatte bis dahin jährlich 40,000 C. für seine eigenen Fabriken zurückbehalten, da die Baumwolle ihm aber auf diese Art nur 25 Thaler per Centner eintrug, so verkaufte er sie roh, sobald der Preis auf 30 Thaler gestiegen war.

Eine Menge von Produkten, mit welchen der Pascha einen direkten Handel treibt, sind verpachtet, so wie die Douanen und andere Auflagen. Sie bilden dreizehn verschiedene Pachtungen, welche zum Theil eine große Anzahl unbedeutender Objekte umfassen. Hier folgt das Verzeichniß derselben mit ihrem Ertrag.

Douane von Alexandrien	3,000,000	Piaster
[illegible]	[illegible]	—
— Cairo	525,000	—
Pacht des Verkaufs von Häuten . . .	2,477,950	—
— der Taschenspieler und öffentlichen Mädchen	2,250,000	—
— der Horde (72 kleine Auflagen) . .	2,223,000	—
— von Salz	1,283,000	—
— Wein und Branntwein	1,385,385	—
— Fischerei des Sees Menzaleh . . .	1,007,600	—
— des Bazar von Rumelich	270,000	—
— der Nilbarken	184,500	—
— des Handels mit Sene	130,500	—
— der Fischerei von Karun	50,000	—
im Ganzen	18,496,030	Piaster.

Die ganze Ausfuhr von Aegypten beträgt im Durchschnitt 50 Mill. Fr. jährlich, und die Einfuhr 52 Mill. Die Einkünfte des Pascha's in Aegypten und Arabien etwa 100 Mill. Es ist unmöglich vorauszusetzen, was ihm Syrien einbringen kann, da es bis jetzt weit entfernt ist, die Kosten seiner Besetzung zu decken.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Von schriftstellernden Philosophen vermag Neapel bloß Einen aufzuweisen, welcher der Erwähnung werth ist; es ist der Baron Pasquale Galuppi von Tropea, der vor wenigen Jahren zum Professor an die Universität berufen wurde. Sein saggio filosofico sulla critica hat in kurzer Zeit eine zweite vermehrte Auflage erlebt, eine große Seltenheit für ein philosophisches Werk in Neapel. Allein wir Deutsche können nicht viel Neues daraus lernen, Galuppi geht noch von kantischen Prinzipien aus, und sein Ruf gründet sich mehr auf seine klare Darstellung und seinen verständlichen Vortrag, als auf Originalität. Ein Gleiches beweiset seine Logik und Metaphysik und seine Schrift vom Jahre 1832: la filosofia dalla volontà, welche von der großen Anzahl seiner Zuhörer mit Begeisterung aufgenommen wurde. Der Grundriß der Geschichte der Philosophie von W. G. Tennemann fand 1833 einen Uebersetzer an Romagnosi.

Nennenswerthe Werke über Philologie fehlen in neuerer Zeit gänzlich; der neapolitanische Gelehrte kennt die deutschen Forschungen auf diesem Gebiete nicht, und was ans Tageslicht kommt, sind nur Abdrücke alter Grammatiken, neue Auflagen der Klassiker, oder Uebersetzungen kleinerer Schriften oder einzelner Abschnitte. Dessen ungeachtet ist den Freunden der alten Literatur das Eindringen in den Geist der Klassiker nicht unmöglich, wie eine neue Schrift von Filippo Volpicella, vier Bücher über die griechische Tragödie, nachweist, und wie auch die Uebersetzungen zeigen; gar lieblich lauten in italienischer Sprache Bions Gedichte 1832. Die Zeitschrift Progresso lieferte auch mehrere philologische Abhandlungen über einige Stellen des Tacitus, und eine äußerst gelungene Uebersetzung der Rede des Perikles im zweiten Buch des Thucydides von Basilio Puoti.

Die Forschungen über italienische Sprache haben die Gelehrten Neapels in dem Vocabulario universale italiano niedergelegt, durch welches eine Uebersiedlung des vocabulario dalla Crusca auf neapolitanischen Boden seit 1830 veranstaltet wurde; der vierte Band von 1834 umfaßt bereits den Buchstaben L.

Die medizinischen Wissenschaften wurden von jeher in Neapel mit besonderem Interesse gepflegt, und wenn auch das Ausland von der schriftstellerischen Thätigkeit der neapolitanischen Aerzte wenig erfahren hat, so waren ihre Arbeiten doch in Italien geschätzt. Die nachgelassenen Werke des Domenico Cotugno, kürzlich herausgegeben von Pietro Ruggieri in 5 Bänden, enthalten über Nosologie und Physiologie sehr interessante Abhandlungen und die vergleichende Anatomie hat durch seinen Fleiß und seinen Scharfsinn gewonnen. Stephano delle Chiaje hat eine Anatomie und Physiologie im Jahre 1833 begonnen, welche bei des Verfassers Gelehrsamkeit und Belesenheit auch in ausländischen Werken viel Gutes zu liefern verspricht. Seit zehn Jahren ungefähr setzte das homöopathische System viele Federn in Bewegung, und fand unter den Aerzten großen Beifall. Eben so große Thätigkeit brachte das Annähern der Cholera hervor; doch ließe sich keine Choleraliteratur aufzählen, wie in Deutschland, es waren bloß belehrende Abhandlungen, mehr populär, als wissenschaftlich. Wir erwähnen hier beiläufig einen Vorschlag, welchen der Graf Ricciardi aus Anregung Monticellis den Mitgliedern der Accademia delle Scienze gemacht hat, und welcher seiner Eigenthümlichkeit wegen einer Beachtung werth ist, nämlich die organischen Verschiedenheiten der menschlichen Schädel

zu vergleichen, um daraus einen Schluß zu ziehen, welchen Einfluß Klima, Lebensart, Civilisation und andere äußere Verhältnisse auf die Form der Schädel äußere. Kein Land, fügt der Graf bei, würde wohl reichlichere Materialien zu dieser Vergleichung darbieten, als Neapel, in welchem Etrusker, Phönicier, Griechen, Karthager, Römer, nordische Völker, Araber, Saracenen, Normannen, Schwaben, Franzosen, Aragonesen herrschten und starben, und die Archäologen könnten die Grabdenkmale ihrer verschiedenen Form nach entziffern. Pompeji, Pästum, Nola, Pozzuoli, Locri, Lotrone, Metaponto, Taranto, Nuvo, Canosa und andere Gegenden bieten Gräber in Menge zu dieser Untersuchung dar.

Die Nähe des Vesuvs bietet reichen Stoff zur Geognosie dar; am thätigsten hat hierin der ehrwürdige Monticelli gearbeitet; seit der Geschichte der Phänomene des Vesuvs von 1821/23, die er gemeinschaftlich mit dem nun verstorbenen Covelli herausgab, hat er in verschiedenen Abhandlungen seine neuern Forschungen über den Vesuv dargelegt; in der Accademia delle Scienze hat er unter Anderm nachgewiesen, daß die Solfatara nicht jedesmal ruhet, wenn der Vesuv in Thätigkeit ist, wie von Vielen bis jetzt behauptet worden ist. Eine besondere Kommission wurde von der Academie beauftragt, bestehend aus Monticelli, Guarini, Lancellotti und Ruggieri, die geognostischen Untersuchungen über die Insel Ischia, welche Covelli begonnen hatte, fortzusetzen, und 15 topographische Karten wurden entworfen. Guarini unterwarf die Wasser dieser Insel einer genauen Analyse; die andern lieferten die geognostische Beschreibung der Insel und die Höhenmessungen der verschiedenen Punkte. Leopoldo Pilla, der 1834 osservazioni geognostiche, auf einer Reise von Neapel nach Wien, herausgab, ist auch der Herausgeber des spettatore del Vesuvio, früher eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, nun mit dem progresso verbunden, und liefert in demselben die Beschreibung jedes Ausbruches des Vulkans, der Veränderungen im Krater und aller mit einer Eruption verbundenen Folgen.

Das herrliche Klima Neapels ist dem Studium der Botanik besonders günstig; gegenwärtig ist der fleißigste der geistvolle Michele Tenore, Professor an der Universität und Vorstand des botanischen Gartens. Im J. 1831 erschien seine Reise in die Abruzzen; in der Accademia delle Scienze hält er beinahe in jeder Sitzung einen Vortrag, und in Entdeckungen neuerer Pflanzen ist er besonders glücklich. Sein corso delle lezioni botaniche von 1834 liegt seinen Vorlesungen zu Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Raschgun.

Wirft man einen Blick auf eine gute Karte von Afrika, so findet man ungefähr 25 Lieues westlich von Oran im Meerbusen von Tremecen oder Tlemecen, gegenüber der Mündung des Flusses Tafna eine von den Geographen bald mit dem Namen Caracolas, bald mit Hatichgun und bald mit Risgun bezeichnete kleine Insel; ihr wahrer Name ist Raschgun. Sie liegt unter 5° 55′ W. L. und 35° 21′ N. Br. Diese Insel hat ungefähr etwa 800 Meter Länge und 200 Breite. Sie ist äußerst schwer zugänglich und augenscheinlich das Erzeugniß einer vulkanischen Eruption; ihre kahlen Abdachungen sind ganz senkrecht, und das obere Plateau erhebt sich 45 Meter über die Meeresfläche. Man findet überall verkalkte Felsen und ungeheure Lavablöcke. Wie es scheint, haben sich im Augenblick der allgemeinen Erhebung der Insel die Flammen und Gase auf den Abdachungen der Masse mehrere Wege gebahnt und so eben so viele Krateröffnungen gebildet. Man findet darauf weder Wasser, noch Bäume, noch Holz. Die Gesträuche, die auf ihr wachsen, durch die Gewalt des Windes zu Boden gelegt, kriechen, anstatt sich zu erheben, und lassen so die Insel wie mit einem grünen Teppich bedeckt erscheinen. Einige Rebhühner, eine ungeheure Menge Schlangen und große Skorpione waren ihre einzigen Bewohner; doch hatten sich, wie es scheint, ehemals Menschen darauf niedergelassen, denn man sieht verfallene Cisternen, deren eine noch mit leichter Mühe wieder hergestellt werden kann. Ein Kanal von ungefähr 1600 Meter Breite trennt diesen Felsen vom Festlande. Die Bewohner trieben früher bedeutenden Getreidehandel durch die Bai von Tlemecen, und seit 1830 erhalten sie über diesen Ort das Pulver und die Waffen, die man ihnen heimlicherweise zuführt. Der Marschall Clauzel, welcher die Wichtigkeit von Raschgun erkannte, ließ es im Monat Oktober verflossenen Jahres durch ein Detaschement von 150 Mann, mit Artillerie, besetzen, und im Angesicht dieser Insel errichtete General d'Arlanges das verschanzte Lager, in welches er sich nach dem Treffen vom 25sten April zurückzog. Diese Insel ist von Natur fest und beherrscht den Meerbusen von Tlemecen.

Chronik der Reisen.

Samuel Gobats Bericht über seinen Aufenthalt in Abyssinien während der Jahre 1830, 1831 und 1832.

(Fortsetzung.)

Obschon Gobat jedesmal, so oft religiöse Fragen den Gegenstand der Unterhaltung bildeten, was sehr häufig geschah, die Abyssinier systematisch bekämpfte, so ward er dessen ungeachtet nicht einen Augenblick ungern gesehen, was vermuthen läßt, daß er die Fragen mit großer Geistesruhe und ohne Bitterkeit erörterte, und daß ihrerseits die abyssinischen Theologen sehr duldsam sind, da er, wenn er sich dem allgemeinen Wunsche gefügt hätte, zum Abuna, d. h. zum Oberhaupt der Geistlichen, gewählt worden wäre. Er hütete sich wohl diesem so schmeichelhaften Zeichen des Vertrauens von Seite eines Volks zu willfahren, dem er ganz fremd war. „Ich antwortete, daß ein Mann, welcher Gott fürchtet und sein Wort hält, in Abyssinien nicht Abuna seyn könne, wofern die Nation nicht ihre Einwilligung zu einer vollständigen Reform der Religion gebe; daß wenn ihnen Gott einen guten Abuna schenke, dieser vor allem Andern eine Anstalt zum Unterrichte der jungen Leute, die sich zum heiligen Dienste bestimmen, gründen müsse, und die Weihe der Handauflegung bei keinem vornehmen dürfe, der die heilige Schrift nicht genau kenne. Je mehr ich wider ihren Aberglauben und die Bösartigkeit ihrer Herzen rede, desto mehr erwerbe ich mir ihre Achtung."

Als sich der Augenblick seiner Abreise von Gondar näherte, enthielt er sich, da er keine ungünstigen Eindrücke in den Gemüthern der Abyssinier zurücklassen wollte, aller dogmatischen Streite. Sein Haus ward von früh Morgens bis in die Nacht von Besuchern nicht leer,

und oft konnte er vor acht Uhr Abends keine Nahrung zu sich nehmen. Seine Freimüthigkeit mißfiel nicht; gleichwohl gab er den Priestern und Allen, deren irrige Meinungen er bekämpfte, herbe Verweise. Kurz vor seiner Einschiffung trennte sich ein gelehrter Alaca oder Doktor des Landes, mit dem er häufige Diskussionen geführt, und der ein besonderer Freund gelehrten Streites war, unter Thränen von ihm, und bezeugte ihm das lebhafteste Bedauern über seine Abreise. Als Gobat über die Berge kam, welche Abyssinien von dem arabischen Meerbusen scheiden, dankte er Gott für all das Gute, das er von ihm in diesem Lande empfangen. Nie zeigte er Unwillen über die widrigen Zufälle, die ihm begegneten; er erzählt sie in ruhigem Tone, was einen günstigen Begriff von seinem Charakter gibt. Er beklagt die Leute, die ihm Unannehmlichkeiten verursachten, und diejenigen, die ihm Unrecht thaten; er hofft, die Gnade des Höchsten werde sie ihre Sünden erkennen lassen, und sie werden sich bessern. Alle seine Effekten hatte er der Sicherheit wegen in einer Kirche von Adowa gelassen. Eine Feuersbrunst verzehrte einen großen Theil der Kirche, die Kisten, welche Alles enthielten, was Gobat besaß, verbrannten. Nur eine einzige blieb ganz und unversehrt, sie enthielt die Apostelgeschichte und die Briefe in amharischer Sprache; die andern Bücher, die nicht völlig vernichtet wurden, waren sehr beschädigt und zu fernerem Gebrauch untauglich. Troz des furchtbaren Zustandes der Unordnung, in welchem sich Abyssinien im Augenblick der Abreise Gobats befand, versprach er dennoch innerhalb eines Jahres mit andern Dienern des Evangeliums zurückzukehren. Man muß gestehen, daß sein Eifer bewunderswürdig, und die Geduld, mit der er fortwährend alle Unannehmlichkeiten ertrug, wahrhaft musterhaft sind. Warum ist sein Bericht, dessen Einfachheit so rührend ist, nicht mit mehr Ordnung und Regelmäßigkeit abgefaßt worden? Er würde dadurch ein lebhafteres Interesse erwecken, und wäre, selbst wenn er die Form eines Tagebuchs beibehielt, unterrichtender.

Wir wollen diesen Artikel mit einigen Bemerkungen des Verfassers schließen.

Er schreibt die Ursache der Sittenverderbtheit der Abyssinier ihrem herumschweifenden Leben zu. Die Erläuterungen, welche er über diesen Gegenstand gibt, sind sehr merkwürdig; er fügt bei, daß sie troz ihrer Liederlichkeit dennoch öffentlich mehr Schamhaftigkeit zeigen, als man nach der Schilderung, welche Bruce von ihren Gelagen machte, vermuthen konnte. Solche Scenen der Schlemmerei und Grausamkeit, bemerkt er, können allerdings stattfinden, jedoch bloß unter aller Scham entkleideten Taugenichtsen. Er hörte viele anstößige Reden, allein er sah weniger unschickliche Handlungen in der Hauptstadt Abyssiniens, als in denen von Frankreich, England und Aegypten. In Tigré, mit Ausnahme Adowa's und Antalo's, zeigen sich die Weiber viel zurückhaltender, als im Innern des Landes.

„Wenn die Abyssinier, sagt er, unsittlicher scheinen als andere Völker, so hat man dieß größtentheils den Umständen, in denen sie sich befinden, und hauptsächlich ihrer Unwissenheit zuzuschreiben; aber das Innere des sinnlichen Menschen ist zu allen Zeiten und in allen Ländern eines und dasselbe.

„Es macht mir indessen Freude, inmitten dieser tiefen Verderbtheit einiger Züge der Güte erwähnen zu können, die man fast nur bei den Christen trifft, die aber wie köstliche Perlen zerstreut aus der sittlichen Versunkenheit Abyssiniens hervorglänzen. Ein Reisender z. B. findet sich nie in Verlegenheit über den Ort, wo er werde wohnen können; wenn er Abends in einem Dorfe ankommt, so hat er selten nöthig, ein Nachtlager zu fordern; die erste Person, die ihn bemerkt, lädt ihn ein, in ihrem Hause seine Ruhestätte zu nehmen, und er findet sich hier eben so behaglich, wie zu Hause, und darf sicher seyn, daß, wäre er auch mit Gold überladen, sein Wirth nicht das geringste Stückchen seines Gepäckes anrühren würde. Dagegen will auch der abyssinische Reisende den Edelmuth seines Wirthes nicht mißbrauchen, und spart seine eigenen Lebensmittel nur, wenn er beinahe dazu gezwungen ist. Ich spreche hier nicht von den Dörfern, die sich auf den von den Karawanen besuchten Routen befinden, denn diese lernten schnell, sich kälter und zurückhaltender gegen die Fremden zu zeigen.

„Ehemals hatten die Abyssinier große Achtung und Anhänglichkeit für die Weißen, eben so ist es noch jezt im Innern des Landes; allein in Tigré bilden die Europäer häufig den Gegenstand der Verachtung, und man erweist ihnen nur dann Rücksichten, wenn man einigen Nuzen von ihnen zu ziehen hofft: die Tigréer, welche viele Weiße sehen, haben nur zu oft Gelegenheit zu bemerken, daß deren Betragen in ähnlichen Umständen nicht musterhafter ist, als dasjenige, welches sie selbst beobachten. Dennoch fehlte es mir selbst in Tigré in den Dörfern, wo ich Abends ankam, nie an einer Wohnung; ja die Bewohner brachten mir häufig das Beste, was sie hatten, für mein und meiner Diener Abendessen."

Gobat spricht die Abyssinier von dem Vorwurfe, als seyen sie diebisch, betrügerisch, grausam, den ihnen Männer machten, welche die ganze Bevölkerung nach den Handlungen Einzelner beurtheilen wollten, gänzlich frei. Die Abyssinier sind mildthätig, brausen leicht auf, versöhnen sich aber eben so rasch wieder; alle Beleidigungen finden leicht Verzeihung bei ihnen, der Mord niemals, oder wenigstens nur selten.

Wenn die Abyssinier so verdorben und so schlecht wären, als man aus einigen zu leicht hingeworfenen Bemerkungen vermuthen möchte, so würden sie ihren Charakter seit vierthalb Jahrhunderten, wo die Europäer zum Erstenmal mit ihnen in Berührungen kamen, vollständig geändert haben. „Man findet unter ihnen, sagt der Pater Guerreiro, ein Jesuite, weit weniger Sünden, als an mehrern Orten Europa's, wo unser heiliger Glaube besteht. Im Allgemeinen haben sie in ihren Unterhaltungen eine große Einfachheit, und in Bezug auf die Ehrbarkeit der Sitten viel Unschuld."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter melden Folgendes: Vor einigen Tagen fand eine Zusammenkunft im Boulogner Walde statt zwischen den Herren Lucian D. und Theophile G. Beide Gegner kamen zu Wagen an, begleitet von vier Zeugen, entfernten sich dann ins Dickicht, wo man zwei Pistolenschüsse abfeuern hörte, von denen jedoch keiner traf. Da die Zeugen erklärten, daß die beiden Herren ihrer Ehre Genüge gethan hätten, entfernten sie sich und frühstückten mit einander an der Porte-Maillot. Die Veranlassung des Streites zwischen beiden Herren war Handwerksneid, denn sie sind beide — Schuhputzer.

Die Stadt New-Roß in Irland hat eine Wette von 100 Pfd. Sterling angeboten, daß man keine auch noch so schöne Frau aus ganz Irland in ihre Mauern führen kann, der sie nicht eine unbestreitbar größere Schönheit entgegen sezen könnten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1836.

Irische Mährchen.

Der Zahltag.

Vor grauer Zeit herrschte ein Fürst mit Namen O'donoghue über das Land, das den romantischen Lough Lean, nunmehr See von Killarney genannt, umgibt. Er war weise und gerecht und heutzutage zeigt man eine Felseninsel unter dem Namen O'donoghues Kerker, wohin er einmal seinen eigenen Sohn wegen eines begangenen Unrechts verwies. Wunderbar und geheimnißvoll war sein Ende. An einem glänzenden Hoffest gab er prophetischen Bericht von den Dingen, die in künftigen Zeiten geschehen sollten, erhob sich dann plötzlich, näherte sich dem See und schritt festen Fußes auf dessen Oberfläche dahin. Als er nahezu an die Mitte gekommen, stand er einen Augenblick still, wandte sich um, winkte seinen Freunden zu und war auf einmal verschwunden. Aber am Morgen jedes ersten Mai's, dem Jahrestag seines Verschwindens, besucht er sein altes Gebiet wieder. Nur wenigen Begünstigten ist in der Regel sein Anblick gestattet, und gilt dieser stets als ein Vorzeichen von Glück. Erscheint er Vielen, so kann man mit Zuverlässigkeit auf eine reiche Ernte hoffen. Ein milchweißes Pferd trägt ihn; bisweilen folgen ihm Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die leicht über das Wasser hinwandeln, wie Elfen durch die Luft.

„O ullagone, ullagone! die Welt ist groß, aber was sollen wir darin thun, oder wohin sollen wir gehen?" murmelte an einem Maimorgen Bill Dooby, als er auf einem Felsen am See Killarney saß. „Morgen ist Zahltag, und der Verwalter schwört, wenn wir unsern Grundzins nicht entrichten, werde er uns das Stroh unter dem Leib wegnehmen, und ich und Judy und die armen Kinder werden auf der Straße verhungern müssen, denn ich habe keinen rothen Heller zu geben."

Also bejammerte Bill Dooby sein hartes Geschick, und schüttete seine Schmerzen den fühllosen Wellen aus, die seines Elends im freudigen Glanz des ersten Maimorgens zu spotten schienen. Doch Bill war nicht so verlassen, als er wähnte, es hörte ihm Jemand zu, den er sich nicht träumen ließ, und Hülfe kam von einer Seite, wo er sie nicht erwartet hatte.

„Was fehlt Euch, mein armer Mann?" fragte ein großer, stattlich aussehender Herr, der in diesem Augenblick aus einem Ginsterbusch hervortrat. Bills Felsen beherrschte die ganze Gegend um ihn her; nichts hatte dem darauf Sitzenden unbemerkt bleiben können, als eben dieser Ginsterbusch, der in einem Hohlweg am Rand des Sees stand. So war denn der Befragte nicht wenig überrascht von der plötzlichen Erscheinung des Herrn, und fing an mit sich zu Rath zu gehen, ob die Person vor ihm auch wirklich von dieser Welt sey. Indessen hatte er bald hinlänglichen Muth gesammelt, um dem Unbekannten zu sagen, daß ihm die Kornernte fehlgeschlagen, und daß ihm böse Leute die Butter weggezaubert, und daß der Verwalter ihm drohe, ihn von Haus und Hof zu jagen, wenn er nicht bis morgen um zwölf Uhr jeden Pfenning bezahlt habe.

„Eine traurige Geschichte," bemerkte der Fremde; „aber wenn Ihr die Sache dem Verwalter Eures Herrn vorstellt, wird er's nicht über's Herz bringen können, Euch von Haus und Hof zu vertreiben."

„Herz, Euer Gnaden? Woher sollte ein Verwalter ein Herz bekommen? Ich sehe wohl, Euer Gnaden kennt ihn nicht. Ueberdieß hat er schon lange ein Aug' auf das Gütchen für einen seiner Günstlinge. So kann ich denn nicht auf das geringste Erbarmen hoffen."

„Nehmt dieß, armer Mann, nehmt dieß!" sagte der Unbekannte, und ließ eine Börse voll Gold in Bill's alten Hut fallen, den dieser in seinem Jammer auf den Boden geworfen. „Zahlt dem Kerl Euern Grundzins, aber ich werde Sorge tragen, daß das Geld ihm nicht zum Guten ausschlägt. Ich weiß die Zeit, wo es anders in diesem Land herging, und ich einen solchen Schurken aufgehenkt haben würde, eh' man die Hand umdreht."

Diese Worte gingen für Bill verloren, den der Anblick des Goldes für alles Andere unempfänglich gemacht hatte, und eh' er das Auge wieder davon abzulösen vermochte, und den Kopf erhob, um seinen hunderttausendfachen Segen zu wünschen, war der Fremde fort. Der scheu gewordene Bauer blickte allenthalben nach seinem Wohlthäter umher, und endlich vermeinte er ihn auf einem weißen Rosse über den See hinreiten zu sehen.

„O'donoghue, O'donoghue!" schrie Bill; „der gute, der gesegnete O'donoghue!" Und er rannte davon mit Sprüngen wie ein Toller, um Judy das Gold zu zeigen und ihr Herz mit der Aussicht auf Reichthum und Wohlergehen zu erfreuen.

Am folgenden Tag machte er sich auf zum Verwalter; nicht gebückt, den Hut in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet und die Knie unter ihm einbrechend, sondern keck und aufrecht, wie ein seiner Unabhängigkeit sich bewußter Mann.

„Warum nimmt Er seinen Hut nicht ab, Kerl? weiß er nicht, daß er mit einer obrigkeitlichen Person spricht?" schnauzte ihn der Verwalter an.

„Ich weiß, daß ich nicht mit dem König spreche, Herr," erwiderte Bill, „und meinen Hut nehme ich bloß vor Denen ab, die ich achten und lieben kann."

„Er, Schurke!" gab ihm der Beamte zurück, und biß sich die Lippen vor Wuth über eine so ungewöhnliche und unerwartete Opposition; „ich will Ihn lehren unverschämt zu seyn — ich hab' die Macht, weiß Er's?"

„Auf Landes Unkosten, das weiß ich!" antwortete Bill, der den Hut immer noch so fest auf dem Kopf behielt, als wär' er der Lord selbst.

„Aber her da!" rief der Verwalter, „hat Er mein Geld? — heut ist Zahltag. Fehlt nur ein Pfennig, so wird Er noch vor Nacht aus dem Haus geworfen."

„Hier ist der Zins," entgegnete Bill mit unerschüttertem Ausdruck in Stimme und Miene. „Zählt und gebt mir einen Empfangschein."

Der Verwalter warf einen Blick der Verwunderung auf das Gold, denn Gold war es, wirkliche Guineen! kein Stückchen zerfetzter, schmutziger Banknoten, nur gut um die Pfeife dran anzuzünden. So geneigt der Mann auch gewesen, den armen Hintersassen zu ruiniren, mußte er jetzt doch das Gold nehmen, und händigte den Empfangschein dem Bill ein, der, stolz auf das Papier, hinwegschritt.

Bald darauf ging der Verwalter an seinen Schreibtisch und erstaunte nicht wenig, als er statt des Goldes, das er dort aufbewahrt hatte, einen Haufen Pfefferkuchen erblickte. Er tobte und wüthete, aber Alles umsonst; das Gold war zu Pfefferkuchen geworden, auf welchen man ganz die Zeichnung der Guineen, mit dem Kopf des Königs eingedrückt sah, und Bill hatte die Quittung in der Tasche. So begriff denn der Verwalter, daß es ihn nichts helfen würde, irgend was von der Sache laut werden zu lassen, er vielmehr dießfalls nur noch Spott zum Schaden bekommen dürfte.

Von dieser Stunde an ward Bill Doody reich; alle seine Unternehmungen gelangen, und oft segnet er den Tag, wo er mit O'donoghue zusammentraf, dem großen Fürsten, der unter dem See von Killarney wohnt.

Wie der Schmetterling schwebt O'donoghue's Geist noch über dem Duft der Hügel und Blumen, die er liebt, während er, wie der Widerstrahl eines Sterns im Wasser eines reinen Sees von denjenigen, welche nicht emporblickten, in die Tiefe versetzt wird.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Ist irgend eine Wissenschaft bloß auf Vorträge in den Sitzungen der Akademien beschränkt, so ist dieß die reine Mathematik; so eifrig auch die Elemente derselben in den Unterrichtsanstalten betrieben werden, so wenig können die Mathematiker, aus Mangel an Absatz, es wagen, die tiefern Forschungen durch den Druck bekannt zu machen. Flanti beschäftigt sich besonders mit der höhern Analyse, und trug im Jahre 1830 mehrere Abhandlungen über die analytischen Funktionen in der Accademia delle Scienze vor. Visconti hat vor Kurzem den Unterschied der Längengrade zwischen Neapel, Palermo und Rom aufs genaueste bestimmt und im dritten Band der atti jener Akademie hat er ausführlich eine Vergleichung der Beobachtungen auf den Observatorien zu Neapel und Palermo herausgegeben. Wie schwierig es aber hält, ein astronomisches Werk dem Druck übergeben zu lassen, davon zeugt die Aufforderung Viscontis an jene Akademie, daß sie zu der Herausgabe der Storia celeste des Piazzi mitwirken möchte, welche von hohem Gewinn für die astronomischen Wissenschaften seyn und dem Vaterlande zu großer Ehre gereichen würde.

Die Geschichte des Königs Manfred ist gegenwärtig ein Lieblingsgegenstand in den Forschungen der Gelehrten. Giuseppe de Cesare las in der Accademia pontaniana drei Abhandlungen über dieselbe vor, die eine über die Mutter Manfreds, in der andern suchte er Manfred von der Beschuldigung der guelfischen Geschichtschreiber zu reinigen, als hätte er seinen Vater, seinen Bruder Conrad und seinen Neffen Conradin vergiften lassen; in der dritten wies er nach, daß Riccardo, Graf von Caserta, wirklich an Manfred zum Verräther geworden sey. — Filippo Pagano hat eine Geschichte des Königreichs Neapel angefangen, die zwar bis jetzt bloß zum zweiten Heft fortgeschritten ist, bereits aber viel Beifall gefunden hat; unparteiisch, so weit man diese Eigenschaft in Neapel öffentlich darlegen darf, urtheilt er wenigstens über die frühern Verhältnisse des Staates und zeigt, daß er seines Stoffes völlig mächtig ist. Die Darstellung schwebt zwischen der gelehrten Phraseologie und dem populären Style mitten inne, so daß das Werk jedem Gebildeten verständlich ist, und seiner anziehenden Sprache wegen viele Leser findet. Lodovico Bianchini hat 1834 ein sehr umfassendes Werk begonnen, eine Geschichte der Finanzen des Königreichs Neapel, von dem aber bis jetzt bloß der erste Theil bis auf die Aragonesen erschienen ist. Die Vergleichung der alten Dokumente der Archive, die philosophische Tendenz, die überall hervorleuchtet, sichert dem Unternehmen seinen Fortgang; das Werk soll drei Bände umfassen.

Die Raccolta di varie croniche gab den ersten Anstoß zu den Sammlungen alter Urkunden zur Geschichte des Königreichs, ihr folgten Grimaldi in sechszehn Bänden und Alessandro de Mey von 1795—1819 in zwölf Bänden; in neuerer Zeit beschränkt sich dieses Sammeln auf einzelne Gegenstände, die weniger umfassend sind: Gennaro Ravizza gab 1832 eine Sammlung von Diplomen heraus, welche die Stadt Chieti betreffen,

und zwei Bände umfassen, Nicolo Palma in Teramo die kirchliche und politische Geschichte der Stadt Teramo und ihrer Diöcese in drei Bänden. An der Literaturgeschichte Neapels arbeitet Francesco Colangelo, der Präsident della pubblica Instruzione: in dem Jahre 1834 ist von der Geschichte der neapolitanischen Philosophen und Mathematiker der zweite Band erschienen.

Zur Geschichte haben wir noch einen im J. 1833 erschienenen historischen Roman von Giuseppe di Cesare, betitelt, Arrigo d'Abbate, oder Sicilien vom Jahre 1296—1313 zu zählen, denn die Darstellung bewegt sich gänzlich auf historischem Gebiet; die auftretenden Personen und die Thatsachen sind geschichtlich, und wenn der Verfasser sich einige Freiheit in der Darstellung genommen hat, um der Erzählung mehr Einheit zu geben, so benachrichtigt er davon gewissenhaft in Anmerkungen seine Leser. Den Inhalt der Schrift bildet die heroische Festigkeit der Sicilianer, auch mitten im Unglück der Macht des Hauses Anjou zu widerstehen; der berühmte Verbannte von Florenz, Dante Alighieri, spielt gleichfalls eine nicht unbedeutende Rolle in diesem Kampfe. Das Gemälde der Zeiten ist, besonders im zweiten Buche, sehr lebendig; wie treu auch der Verfasser der Geschichte bleiben wollte, so zieht sich doch durch das Ganze der romantische Faden hindurch, den Giuseppe di Cesare bei allen Wirren jener Zeit nicht fallen läßt.

Das Studium der Geographie, das in Neapel stets im Argen lag, ist in der neuesten Zeit durch zweckmäßige Lehrbücher sehr befördert worden; die geografia fisica e politica dell' Abate Luigi Galanti hat 1834 die fünfte Auflage erlebt und ist sehr vermehrt und verbessert worden; auch von den beiden de Luca, Ferdinando und Francesco sind in den letzten Jahren Lehrbücher einer allgemeinen Geographie erschienen. Von literarischer Bedeutung aber ist das Werk von Giuseppe del Re, descrizione de' reali dominj al di quà del Faro Tom. I. 1830. Dem Verfasser standen alle Notizen über die topographischen Verhältnisse Neapels zu Gebot, und in keinem frühern Werke findet man die Angaben auf eine solche Weise zusammengestellt, wie hier. Zu bedauern ist nur, daß bis jetzt bloß der erste Theil erschienen ist, in welchem auch eine ausführliche Hinweisung auf die alte Geographie des Landes gegeben ist, so daß das Werk auch für den Philologen und Geschichtsforscher von großem Werthe ist.

(Fortsetzung folgt.)

Plötzliches Aufhören von Taubheit.

Ein Herr Felibien hat der Pariser Academie der Wissenschaften nachstehendes merkwürdige Beispiel mitgetheilt: Der Sohn eines Krämers in Chartres, der von Geburt taub und somit auch stumm war, fing im Alter von 23 oder 24 Jahren plötzlich zu sprechen an, ohne daß man je vorher etwas von ihm gehört hätte. Dieß erweckte natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit, und viele hielten es für ganz wunderbar, der junge Mann jedoch gab eine ganz einfache und vernünftige Erklärung. Vor vier Monaten, sagte er, sey er durch ein neues, sehr angenehmes Gefühl überrascht worden, das, wie er später merkte, davon herrührte, daß er das Anschlagen von Glocken hörte; anfangs habe er nur auf Einem Ohre gehört, später aber sey ihm aus dem linken Ohre eine Art Wasser geflossen, und dann habe er auf beiden Ohren deutlich gehört. Von dieser Zeit an merkte er mit der größten Aufmerksamkeit auf die Töne, welche die Bewegungen der Lippen begleiteten, da er schon zur Zeit seiner Taubheit bemerkt hatte, daß die andern Personen sich auf diese Art Mittheilungen machten. In kurzer Zeit konnte er durch Beachtung der Handlungen mit den gesprochenen Worten die Bedeutung derselben theils merken, theils errathen, und nach verschiedenen Versuchen, sie für sich allein nachzuahmen, glaubte er, nach vier Monaten im Stande zu seyn, selbst mitzusprechen. Ohne jemand vorher ein Wort davon zu sagen, mischte er sich ins Gespräch, obgleich weit unvollkommener als er gedacht hatte. Mehrere Geistliche befragten ihn über Gott, Unsterblichkeit, über seine Ansichten vom Guten und Bösen u. dgl.; er zeigte sich aber, obwohl man ihn an die kirchlichen Ceremonien gewöhnt hatte, über alle diese Punkte völlig unwissend; selbst vom Tode hatte er nur ganz verwirrte und unvollständige Ideen, und er scheint auch nie darüber nachgedacht zu haben.

Chronik der Reisen.

Samuel Gobats Bericht über seinen Aufenthalt in Abyssinien während der Jahre 1830, 1831 und 1832.

(Schluß.)

Den größten Theil der abyssinischen Bevölkerung bilden die Christen; doch gibt es auch eine ziemlich beträchtliche Anzahl Muselmänner, die sich seit den Zeiten Bruce's vermehrt zu haben scheint. Sie stehen in ziemlich gutem Einverständnisse mit den Christen, und setzen ein größeres Vertrauen in sie, als in ihre Religionsgenossen. Sie können zu öffentlichen Stellen gelangen, haben aber selten die Verwaltung großer Bezirke. Sie stehen an der Spitze beinahe aller Zollämter, weil ihnen ihre Erpressungen die Mittel verschaffen, ihren Vorgesetzten ansehnlichere Geschenke zu machen, als die Christen, die ein ängstlicheres Gewissen besitzen. Im Allgemeinen beschäftigen sie sich weit mehr mit dem Handel als letztere, und sind gewöhnlich auch reicher. Sie widmen sich bloß dem Sklavenhandel, woran die Christen nie Theil nehmen.

Die Juden werden in Abyssinien mit dem Namen Falaschás bezeichnet. Sie leben so zurückgezogen und dergestalt von den Christen getrennt, daß diese weder ihre Lehren noch ihre Sitten kennen. Das Einzige, worüber Gobat sich Gewißheit verschaffen konnte, ist, daß sie viel unwissender sind als die Christen. Diejenigen, welche er sah, schickten ihn, wenn er Fragen an sie stellte, stets zu ihren Rabbinern; sie wußten nicht, welchem Stamme sie angehörten, noch konnten sie die Zeit genau angeben, wann ihre Väter sich in Abyssinien niederließen. Er fand bei ihnen nur Ein in ihrer eigenthümlichen Mundart geschriebenes Buch. Sie bedienen sich unter einander eines Idioms, das eben so sehr vom Hebräischen, wie vom Aethiopischen abweicht; doch sprechen Alle, mit Ausnahme der Weiber, amharisch.

Sie sind viel arbeitsamer als die übrigen Abyssinier, von ihnen sind beinahe alle Häuser in Gondar gebaut. Den Eintritt in ihre Wohnungen gestatten sie den Christen nicht, und da diese den übernatürlichen Einfluß, den sie den Juden zuschreiben, fürchten, so suchen sie ihn auch nicht zu erzwingen. Die Falaschás, wie alle Eisenarbeiter, werden als Zauberer betrachtet. Sie tragen nie, weder zum

Angriff noch zur Vertheidigung, Waffen. Sie sorgen für ihre Armen und lassen sie nie betteln. Ihre einzige Schutzwache ist die Furcht, die man vor ihnen als geschickten Zauberern hegt. Haben sie mit Christen oder Muselmännern Gemeinschaft, so wechseln sie die Kleider und waschen den Leib. Gobat besuchte ein Falascha-Dorf; der Regen, der eintrat, kürzte aber die Unterhaltung ab, die er mit dem Rabbiner hatte. Ein anderer Israelit war ganz erstaunt zu hören, daß es auch anderswo als in Abyssinien Juden gebe.

Noch zwei andere Völkchen wohnen in diesem Lande; das eine, Camaounté genannt, lebt auf den Bergen der Umgegenden von Gondar; ihre Weiber machen sich ein großes Loch in das Ohrläppchen, das ihnen dann, wenn sie älter werden, bis auf die Schultern herabhängt, und worin sie große Ringe aus Eisen oder anderem Metall tragen, auch versehen sie die Märkte der Stadt mit Holz. Gobat konnte die Dörfer dieser Gebirgsbewohner nicht besuchen, weil ihn der Räuber wegen, welche die Umgegend unsicher machen, niemand dahin begleiten wollte; manchmal sah er einige derselben bei sich; sie besitzen, seiner Meinung nach, keine dogmatische Religion, sondern sind mit dem Glauben an das Daseyn eines Gottes zufrieden. Richtet man Fragen hierüber an sie, so antworten sie zweideutig; indessen haben sie eine Art Priester, und kommen in besondern Häusern zusammen, wo sie ein gemeinschaftliches Mahl halten, das sie Corban nennen. Sie machen sich kein Gewissen daraus mit den Christen und Muselmännern Fleisch zu essen, wofern das Thier nicht an einem Samstage getödtet werden; Fische essen sie nie. Sie gelten für Zauberer.

Das andere wird mit dem Namen Zalanes bezeichnet; es sind Nomaden, die mit ihren Heerden die fruchtbaren, aber unangebauten Gegenden um den See Tsana durchwandern. Gobat sah deren drei oder vier, die von hohem Wuchse und sehr stark waren. Ob sie einen Kultus haben, ist ungewiß, doch herrscht unter ihnen eine Idee von dem Daseyn eines Gottes. Sie sind friedfertige Leute, die sich nur zu ihrer Vertheidigung schlagen, und sich hiezu eines dicken Stockes bedienen, den sie mit so großer Geschicklichkeit führen, daß sie Lanzen und Säbeln trotzen. Man sagt, ihre Sitten seyen sehr locker, und ihre Ausschweifungen erniedrigen sie bis zu den Thieren herab; unser immer nachsichtiger Missionär ist jedoch der Meinung, man habe ungerechter Weise die Fehler Einzelner Allen zur Last gelegt.

Die Ghohas, von denen früher die Rede war, leben auf den östlichen Gebirgen Abyssiniens, zwischen dem arabischen Meerbusen und Tigré. Man könnte die Reise zwischen dieser Gegend und Massuah ohne einen Führer von diesem Stamme nicht unternehmen. Sie schienen brave Leute zu seyn: denn als Gobat auf der Rückkehr war, erkannten ihn Ghohas, denen er Gefälligkeiten erwiesen, wieder und sagten zu einander: „Dieß ist der, der uns zwei Talaris gab, als er nach Massuah ging.“ Wirklich hatte er ihnen diese Summe geschenkt, damit sie sich Lebensmittel verschaffen konnten. Die Ghohas-Hassaorta haben zwölf kleine Häuptlinge, die der Reihe nach das Recht besitzen, die Reisenden, mit denen sie ihr Uebereinkommen getroffen, zu geleiten; sie forderten von Gobat und seinen Gefährten eine minder beträchtliche Summe, als von andern Weißen.

Gobat sah bei einer bedeutenden Person einen Sklaven oder Diener, der einem Volke Namens Sidama angehörte; er war so jung verkauft worden, daß er sich nur noch dunkel seines Vaterlandes erinnerte: Folgendes ist Alles, was der Missionär aus seiner Unterhaltung mit diesem Afrikaner erfahren konnte. Die Sidamas sind Christen; ihr Land ist groß und sehr gut; sie führen selten Krieg; der König benimmt sich als Tyrann; wenn einer seiner Unterthanen sich eines Verbrechens schuldig macht, verkauft er ihn, oft mit seiner ganzen Familie, an die Gallas. Beim Tode des letzten Königs fand man bei ihm einen Schatz in Silber, der so groß war, daß er die Last von vierhundert Mauleseln ausmachen konnte. Der jetzt regierende ließ einen abyssinischen Priester kommen, um für ihn und sein Volk zu beten; er behandelt ihn sehr gut, muntert ihn jedoch keineswegs auf, religiösen Unterricht zu verbreiten. Die Sidamas haben Bücher, doch kannte der Erzähler ihren Inhalt nicht.

Die Nachweisungen, welche sich Gobat über die Gallas verschaffen konnte, bestätigen, was man bereits über den grausamen Charakter dieses Volks wußte. Er ist indessen der Meinung, daß ihr Land ein weites Feld sey, welches den Boten des Evangeliums weniger Schwierigkeiten als das von Völkern böte, deren Gemüth durch den dem wahren Christenthum widerstrebenden Aberglauben auf falsche Wege gerieth. Ein junger Galla, der mehrere Male zu unserem Missionär gekommen, und, mit glücklichen Fähigkeiten ausgerüstet, ohne Hülfe und beinahe ohne Lehrer das Aethiopische, das er ziemlich gut schrieb, gelernt hatte, sagte ihm, er sey Christ, er habe seine Eltern besucht, um seinen Vater zu vermögen nach Amhara zu kommen und hier die christliche Religion anzunehmen; seine Familie habe gegen letztern Punkt nichts einzuwenden gehabt, der Vater aber sein Vaterland nicht verlassen wollen. Der junge Galla hatte in Amhara vergeblich einen Priester gesucht, der ihn in sein Land begleitet hätte. In Folge dessen beschloß er, sich weihen zu lassen, und nachdem er in Gondar in den geistlichen Stand getreten, ging er nach Tigré, um die Handauflegung zu erhalten; bei seiner Ankunft war aber der Abuna bereits gestorben. Einigen Abyssiniern wollte es nicht recht einleuchten, daß die Schangallas-Neger Menschen wie sie seyen. „Wie, riefen sie aus, wenn sie unsere Brüder sind, warum machen wir sie denn zu Sklaven?“

Wie alle unwissenden Völker, glauben die Abyssinier an Zauberer oder Budas, und sobald sie das geringste Unwohlseyn fühlen, sind sie doppelt unglücklich, weil sie ihre Krankheit dem Einflusse der Zauberer oder böser Geister zuschreiben. Sie nehmen, um sich gegen die verderbliche Macht derselben zu schützen, zu Amuletten ihre Zuflucht.

Ehemals wurden die Männer, welche der königlichen Familie angehörten, als Staatsgefangene in das Thal eines gewissen Gebirgsstrichs verbannt. Diese Gewohnheit, welche Samuel Johnson den Stoff zu seinem interessanten Roman Rasselas lieferte, ist seit den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr in Kraft. Die Mitglieder dieser Familie leben in allen Provinzen zerstreut; sie nähren sich entweder von dem Ertrag ihrer Händearbeit, oder von den Geschenken, die sie von den Großen erhalten. Sie werden im Allgemeinen vom Volke geliebt und geachtet.

Bruce hinterließ in Abyssinien einen ehrenvollen Ruf. Einer der gelehrtesten Männer dieses Landes sagte eines Tages zu Gobat, daß seit diesem Schotten kein wahrhaft unterrichteter Weißer mehr nach Gondar gekommen sey; er setzte bei, er sey von allen Großen geliebt und geachtet worden.

Im Monat Mai 1832 machte Gobat die Bekanntschaft Rüppells von Frankfurt, der eben mit einer Karawane von Nenem in das Innere von Afrika abgehen wollte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1836.

Aberglauben der Basken.

Die Einbildungskraft der Basken, unterstützt durch die verworrene Erinnerung an die Länder, welche die ersten Euskarier *) bewohnten, hat die Pyrenäen mit geheimnißvollen und geisterartigen Wesen bevölkert, welche als abergläubisches Band zwischen der materiellen und sichtbaren Schöpfung und der phantastischen Welt der Feen und Geister dienen. Der bekannteste dieser pyrenäischen Mythen ist der wilde Herr (Bassa Jaon), eine Art von Ungeheuer mit menschlichem Gesicht, das der Baske in die dunkelsten Abgründe oder in die Tiefe der Wälder setzt. Der Wuchs des Bassa-Jaon ist hoch, seine Kraft gewaltig; sein ganzer Körper ist mit einem langen Zottelhaar bedeckt, er geht aufrecht wie der Mensch, trägt einen Stock in der Hand und übertrifft den Hirsch an Schnelligkeit. Hört der Reisende, der in die Thäler hinabsteigt, oder der Hirt, der die Heerde nach Hause treibt, bei der Annäherung des Gewitters seinen Namen von Hügel zu Hügel rufen, so ist dieß Bassa-Jaon. Mischt fremdartiges Geheul sich in das Toben des Windes, in die Seufzer des Waldes, wenn die ersten Blitze zucken, so ist das wieder Bassa-Jaon. Erhebt sich beim Lichte der Blitze ein schwarzes Phantom in der Mitte des Waldes oder kauert es auf einem faulenden Baumstamme, die langen Haare aus dem Gesicht streichend, so daß man die funkelnden Augen bemerkt, so ist das abermals Bassa-Jaon. Hört man hinter sich den Tritt eines unsichtbaren Wesens in gleichem Takte mit seinem eigenen Schritte, so ist das immer wieder Bassa-Jaon.

Der Baske erzählt am Feuerherde von der Begegnung des wilden Herrn, während er jung war und das Hirtenleben führte; er schildert Stunde und Ort, gesteht seine Furcht ein, und diese wird lebhaft von seinen kindlichen Zuhörern getheilt, welche der Erzählung des Großvaters mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhören. Es war in einer dunklen, kalten Winternacht; die Winde pfiffen durch die Aeste der Bäume, die Nebel hatten sich gesenkt, und der Schnee fiel weiß und eisig; der Hirt kehrte aus dem hohen Gebirge zurück und verfolgte bis Mitternacht seinen Weg. Er sah sich gezwungen, in dem Walde Halt zu machen, denn der dichte Nebel hinderte ihn, seine Richtung zu erkennen. Ein Baumstamm stand vor ihm, mit Schnee bedeckt; der Hirt schlug absichtslos mit seinem Stocke dagegen, und plötzlich that der scheinbar leblose Stamm einen furchtbaren Satz; der Schnee, der ihn bedeckte, fiel wie ein Schleier herab, und zeigte dem vor Schrecken regungslosen Hirten Bassa-Jaon, brüllend wie ein Löwe, mit funkelndem Auge und gesträubtem Haar. — Der Erzähler am Feuerherd läßt geschickt glauben, daß er der Held des Abenteuers ist. Er hat die Sache von seinem Vater, und dieser wieder von seinem Großvater. So könnte man zweihundert Generationen aufwärts steigen bis zu den Zeiten, wo die Euskarier noch in Afrika wohnten, denn der Bassa-Jaon der Basken ist weiter nichts, als der Orang-Outang, der den alten Aegyptiern und den Griechen die Fabel des Sylvan und des Satyr lieferte.

Der Name Bassa-Jaon, den die Euskarier dem Orang-Outang gaben, drückt mit einer Art Naivetät das mit Schrecken gepaarte Staunen aus, welches sich der Ureinwohner bei dem Anblicke eines dem Menschen so ähnlichen Thieres bemächtigte. Noch jetzt glauben die Küstenneger, daß das Schweigen der großen Affen nichts weiter als eine List ist, sich der Tyrannei der Weißen und der mühseligen Sklavenarbeit zu entziehen. Die Euskarier, welche bessere Beobachter waren, entdeckten bald, daß der Orang-Outang ein Wesen sey, dem Vernunft und Sprache mangle, und das dem Menschen so weit untergeordnet ist, als der blinde Instinkt unter dem vernünftigen Nachdenken steht. Sie bezeichneten diese Entdeckung durch die Fabel des Schmidt und des Bassa-Jaon, deren scheinbar kindischer Sinn *) die philosophische Moral enthält: der wilde Herr ist ein Thier, ein Vieh, ein Affe, und der Mensch ein Mensch, das vortreffliche, vernünftige Wesen, gü-is-on.

Man darf indeß die Berichte der Basken über die Erscheinung der Waldmenschen in den westlichen Pyrenäen nicht für reine Fabeln halten. Man findet in diesen Bergen wahre Wilde, und

*) Dieß soll nach Chaho, aus dessen neuestem Werke dieses Bruchstück entnommen ist, der ursprüngliche Name der Basken seyn.

*) Der Schmidt kneipt den wilden Herrn mit einer rothglühenden Zange in die Nase.

so unerklärlich ihre Existenz auch seyn mag, ist sie dennoch erwiesen. Arbeiter, welche im Jahre 1790 im Walde von Iraty Masten fällten, bemerkten mehrmals zwei dieser Geschöpfe. Le Roy, welcher die Arbeiter leitete, erzählt diese interessante Thatsache in seinen wissenschaftlichen Memoiren. Einer der Wilden, eine junge Frau mit langem Haar, ganz nackt, zeichnete sich durch ihre regelmäßigen Formen und wahrhaft schönen Züge ungeachtet der auffallenden Blässe ihres Gesichtes aus; sie näherte sich den Arbeitern und sah ihnen zu, wie sie die Bäume absägten. Sie verrieth dabei mehr Neugier als Furcht, und die Worte, welche die Arbeiter wechselten, erweckten sichtbar ihre Aufmerksamkeit. Kühn gemacht durch den Erfolg des ersten Besuches, kehrte sie am nächsten Tage um dieselbe Stunde zurück. Die Arbeiter beschlossen, sie gefangen zu nehmen, wenn sie es vermöchten, ohne ihr ein Leid zuzufügen; einer der Arbeiter näherte sich ihr kriechend, während einer seiner Kameraden laut sprach und lebhaft gestikulirte, um die Aufmerksamkeit der jungen Wilden zu fesseln, doch in dem Augenblicke, wo der Holzhauer den Arm ausstreckte, ihr Bein zu erfassen, ertönte in dem benachbarten Gehölze ein Warnungsruf, der die Wilde von der ihr gelegten Schlinge in Kenntniß setzte; sie that einen Satz mit staunenerregender Gewandtheit und entfloh mit Blitzesschnelle in den Wald. Sie kehrte nicht zurück, und man weiß nicht, was aus dem wilden Paare geworden ist.

Die Grotte von Balzola in Biscaya steht in dem Rufe, in ihren Eingeweiden Ungeheuer aller Art zu nähren. Vor einigen Jahren hörten die Bewohner eines benachbarten Hauses mehrere Nächte hindurch ein anhaltendes Geheul, wie von einer weiblichen Stimme. Die Bosheit der Währwölfe, welche man in den südlichen Provinzen Frankreichs findet, konnte an diesem nächtlichen Geschrei keinen Theil haben. Mehrere junge Leute stellten bei hellem Mondenlicht ein Treibjagen an, und der erste Gegenstand, den sie am Eingange der Grotte bemerkten, war ein schwarzes Phantom mit menschlichem Gesichte, das sich unter wildem Geheul in die Höhle stürzte.

Der Name Balzola bedeutet „Nebelschmiede." Das weite unterirdische Gewölbe, welches in verschiedene Höhlen und Gänge vertheilt ist, scheint ursprünglich eine reiche, von den alten Cantabren bearbeitete Eisenmine gewesen zu seyn; die Höhle liegt am äußersten Ende eines wilden Thales, in dessen Mitte ein malerischer Felsen sich erhebt, der von der Natur in Arkaden ausgeschnitten ist. Er heißt Jent'il-Zubi, Todesbrücke. Der Eingang der Grotte, der in den Fels gehauen ist, führt zu einer geräumigen und finstern Vorhalle, in die alle Gänge des Labyrinthes auslaufen. Das Wasser, das aus dem Felsen träufelt, macht den Boden feucht, er ist mit Knochen bedeckt, und man findet darunter auch Menschenknochen. Die Bauern der Nachbarschaft hegen den Glauben, daß diese von Menschen herrühren, welche von den Schlangen in der Höhle gefressen wurden. Das Gewölbe des schwarzen Thores ist mit Fledermäusen bedeckt, die zu Tausenden eine an die andere geklammert sind, wie die Bienen in ihren Stöcken. Ihr Gekreisch und das Schlagen ihrer Flügel treffen zuerst das Ohr des Reisenden, wenn er in die Höhle tritt; aber kömmt er weiter, so tönt gellendes Pfeifen und fernes Summen und Rollen aus allen Oeffnungen der unterirdischen Gewölbe. Zuweilen glaubt man menschliche Seufzer zu hören, ähnlich den Klagelauten, welche die rächenden Furien der Brust ihrer Opfer entlocken; dann hört man wieder starkes, abgemessenes Geräusch, wie der Hammerschlag in einer Schmiede, wenn die schweren Hämmer der Cyclopen auf den ehernen Ambos niederfallen. Es gibt Tage und Jahreszeiten, wo dieses Geräusch sich so verstärkt, daß es selbst außerhalb hörbar wird. Die Einbildungskraft der Bauern legt es so aus, daß sich der Schrecken dadurch noch steigert. Der Grund dieses Geräusches mag wohl der Fall unterirdischer Bäche und der Luft in diesen engen Höhlen seyn.

Die Grotte von Balzola ist nicht die einzige der Art, die man in den baskischen Provinzen findet, es gibt deren im Gegentheile eine große Menge. Sie dienten den Bewohnern der Thäler in früheren Zeiten als Zufluchtsorte gegen feindliche Eingriffe. Selbst die Krieger des Berges schlossen sich zuweilen ein, wenn der Sieg ihre Tapferkeit verrathen hatte, um unbesiegbar daraus hervorzugehen. Niedernavarra besitzt eine Höhle, welche 10,000 Streiter fassen kann; ein Hügel bedeckt ihren Eingang, und der Teufelsthurm, der sich über derselben erhöht, ist aus menschlichen Knochen und Schädeln erbaut; die Farbe des durch Jahrhunderte ausgewitterten Kalkes verräth, daß er mit Blut getränkt wurde. Mit diesem fürchterlichen Monumente verbinden sich traurige Erinnerungen. Einige derselben rühren aus dem Kriege der Basken gegen die Römer her, doch andere gehen auch bis zu den Kämpfen der Bergbewohner gegen die Celten zurück.

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Accademia ercolanese hatte, zumal aus Veranlassung der neueren Nachforschungen im Tempel der Isis zu Pompeji, die Aufgabe für einen Archäologen gestellt, die Grundsätze der heiligen Baukunst bei den alten Griechen nach den bis jetzt entdeckten Monumenten zu entwickeln. Francesco Carelli, der Sekretär der genannten Akademie, suchte die Aufgabe zu lösen, und so erschien am Ende des Jahres 1831 dissertazione esegetica intorno all' origine ed al sistema della sacra architettura presso i Greci, in Folio mit 12 Kupferstichen, ein Werk, welches den zehnten Band der Arbeiten jener Akademie bildet. Die Abhandlung zeugt nicht bloß von der archäologischen Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern auch von seinen architektonischen Kenntnissen; es sind darin nicht bloß die alten Tempel, die Neapel zunächst liegen, in Pompeji, Pozzuoli und Pesto berücksichtigt, sondern Carelli dehnt seine Untersuchungen auch auf die Tempel Siciliens und Griechenlands aus, so weit ihm solche aus eigener Anschauung (er war mehrere Jahre in amtlichen Verhältnissen in Sicilien) und aus Schriften bekannt waren. Er sucht philologisch und geschichtlich nachzuweisen, daß, ehe noch Tempel errichtet worden, Grabmonumente für Ver-

storbene erbaut, und allmählich diese Denkmale erweitert und zu Tempeln umgeschaffen worden seyen. Am besten gelungen ist dem Verfasser die geschichtliche Entwicklung, wie im Laufe der Zeit statt der kleineren größere, statt der einfachen zusammengesetzte Tempel erbaut worden sind. Daß Vitruv, Pausanias, Diodor, Strabo von Carelli je nach ihrem Verdienste benützt worden sind, versteht sich von selbst. Kann man auch nicht allen Ansichten des Verfassers beistimmen, so wird sein Werk dennoch in der Literaturgeschichte der heiligen Bau unst Epoche machen, und die Forschungen darin immermehr erweitern. Carelli ist indessen am 17ten September 1832 in seinem 74sten Jahre gestorben; zur Zeit der Franzosen spielte er eine politische Rolle im Staat; er hatte mehrere Kunstgegenstände aus dem Museum in Neapel nach Paris dem Napoleon zu überbringen, von wo aus er Reisen in die Schweiz und nach Deutschland machte; nach seiner Rückkehr wurde er unter Murat im Ministerium des Innern angestellt, und bewies sich als Vorstand des Raths über den öffentlichen Unterricht so thätig, als es jene stürmischen Zeiten nur immer erlaubten.

Ueber die Werke Jannellis, welche er seit dem Jahre 1830, vier an der Zahl, über die Hieroglyphensprache herausgegeben hat, erlauben wir uns hier kein Urtheil, indem dabei seine Stellung in Vergleichung mit den andern Erklärern der Hieroglyphen genau angegeben werden müßte, und dieß zu weit führen würde. Wenn auch seine Deutungen bei den deutschen und französischen Forschern keinen Beifall finden mögen, so bemerken wir bloß, daß seine Arbeiten von großer Selbstständigkeit und von vielem Fleiße zeugen, der um so mehr anzuerkennen ist, als dem Neapolitaner die Quellen des Studiums nicht auf eine so reichliche Weise zufließen, als dem Deutschen bei dem großen Büchermarkte, der ihm allenthalben eröffnet ist. Ein Aufsatz im Progresso vom Jahre 1834 ist das Neueste, das Jannelli über die Hieroglyphen schrieb. Einen Mitarbeiter in ihrer Erklärung hat Jannelli in de Ritis gefunden, der aber bis jetzt bloß in den Sitzungen der Akademien seine Abhandlungen vorgelesen hat.

Das Museo Borbonico, die Sammlung von Gemälden, Statuen, Basreliefs, Vasen und andern Denkmalen alter Zeiten, bot den Gelehrten eine unversiegbare Quelle neuer Forschungen dar. Damit aber auch das Ausland wisse, welche Schätze für Archäologie in Neapel aufbewahrt sind, wurde im J. 1824 die Idee angeregt, das Werthvollste und Ausgezeichnetste der Sammlung durch Zeichnungen und Kupferstiche bekannt zu machen und jedem Gegenstande eine Erklärung beizufügen; Antonio Niccolini ist einer der Hauptunternehmer. Das ganze Werk ist auf 16 Bände, je 4 Lieferungen, berechnet; wo diese Arbeiten im Ausland nur gesehen wurden, ward das Verdienst der Künstler anerkannt, und der ungestörte Fortgang des ganzen Werkes, von dem bereits zehn Bände und zwei Lieferungen erschienen sind, ist für Neapel der beste Beweis seines Werthes.

Die Mimik der Alten hat in Neapel einen Bearbeiter gefunden, der seiner Stellung und seinen Talenten nach diesem Felde der Archäologie völlig gewachsen war. Es ist dieß der gefällige Freund der Fremden, der witzige und gesellige Kanonikus, Andreas de Jorio. Er erkannte wohl, daß die Lektüre der alten Klassiker das Studium der Mimik der Alten nicht fördere, die wenigen Stellen, in welchen sie irgend eine Geberde beschreiben, oder auf eine solche anspielen, sind zum größten Theil von der Art, daß sie denen, welche keine Kenntniß von den Geberden selbst haben, beinahe unverständlich bleiben. Jorio schlug deßhalb einen andern Weg ein; er ging von dem Grundsatz aus, daß der Mensch eines und desselben Landes stets derselbe bleibe, daß der neuere nur gleichsam eine neue Auflage des alten sey, und so machte er den Versuch, die Mimik der Alten zu erforschen aus der Mimik der Neuern. Dazu wählte Jorio die Mimik der Neapolitaner, denn wie unter allen neuern Völkern der Italiener derjenige ist, der mit der größten Lebhaftigkeit in Geberden spricht, so nimmt die Geberdensprache der Neapolitaner unter den übrigen Italiens den Primat ein. So erschien im Jahre 1832 das Werk von Jorio: la mimica degli antichi investigata nel gestire napolitano. Im ersten Artikel des Werks l'Abbicà de' gesti gibt Jorio seine Grundsätze an, auf welchen er seine Forschungen fortbaut, gleichsam eine Theorie der Mimik; und dieser folgen in alphabetischer Ordnung die Beschreibungen der einzelnen Geberden, mit beständiger Berücksichtigung derjenigen alten Denkmale, auf welchen mimische Darstellungen uns erhalten sind, als Vasen, Wandgemälde, Mosaiken, Basreliefs in Stein und Erz; die gelungensten Artikel sind die über die Liebe, über die corna und den schioppetto. Das Werk hat für den Archäologen, für den Künstler, überhaupt für den Freund des Alterthums einen bleibenden Werth. Allein zwei Dinge sind es, die man an dem Werke auszusetzen hat, vorerst die widrige Anordnung nach dem Alphabet, wodurch die einzelnen Geberden ganz zufällig an einander gereiht werden, und Wiederholungen unvermeidlich waren; für's andere das Bestreben Jorios, es allen Lesern recht gut zu machen, sowohl dem gelehrten Archäologen, als dem, der bloß Unterhaltung in der Lektüre sucht. Das Werk ist dem Kronprinzen von Preußen dedicirt. Als Anhang sind eine Reihe von bambocciate beigefügt, welche in diesen Blättern mitgetheilt wurden, 1833. Nro. 91—95, 110—114, 132, 133 u. 141.

Der Bibliothekar der bourbonischen Bibliothek, Giuseppe Sanchez, fügte zu seinen früheren archäologischen Werken im J. 1833 ein neues hinzu: la Campania sotterranea, e brevi notizie degli edificii scavati entro roccia nelle due Sicilie ed in altre regioni, in zwei Bänden, und füllte damit eine Lücke in der archäologischen Literatur aus. Denn eine Zusammenstellung und Vergleichung der verschiedenen unterirdischen alten Denkmale fehlte noch, und dieser erste Versuch ist zumal so weit er auf Neapel sich ausdehnt, jeder Beachtung werth. Er führt den Leser in die schauerlichen Gemächer hinab, beschreibt ihm ihre Bestimmung mit mehr Wahrscheinlichkeit, als sich geschichtlich wird nachweisen lassen; am ausführlichsten sind die Katakomben des S. Gennaro fuori le Mura behandelt.

(Schluß folgt.)

Charles Wilkins.

(Nekrolog.) *)

Sir Charles ward im Jahre 1750 zu Somersetshire geboren, und trat im Jahre 1770 in Bengalen in den Civildienst der ostindischen Kompagnie. Während er zu Malda im eigentlichen Bengalen Antheil an der Oberaufsicht über die Faktoreien der Kompagnie nahm, hatte er Muth und Geist genug, das Studium des Sanskrit zu unternehmen und glücklich fortzuführen, einer Sprache, die zu jener Zeit den Europäern nicht nur fast gänzlich unbekannt war, sondern von der man auch glaubte, daß es vergebene Mühe sey, sie sich eigen machen zu wollen. Sir Charles war jedoch im Kampfe mit den Schwierigkeiten siegreich, und seine berühmte Uebersetzung des Bhagavad Gita ins Englische wurde von dem damaligen Generalgouverneur, Warren Hastings, der zugleich eine der schönsten Abhandlungen dazu schrieb, welche jemals einem Werke vorgedruckt ward, an die Direktoren der Kompagnie geschickt. Diese ließen das Werk im Jahre 1765 auf ihre Kosten drucken und ausgeben. Diese Umstände sind jetzt nur Wenigen mehr bekannt, aber die Wirkung, welche diese treffliche Uebersetzung auf die europäischen Gelehrten machte, war wahrhaft wunderbar. Alle erblickten in diesem Werke das Auftauchen jener glänzenden Hoffnungen, welche von William Jones, Colebrooke und andern zum Theil erfüllt worden sind.

Dieses Studium allein war jedoch nicht hinreichend, Sir Wilkins thätigen Geist hinlänglich zu beschäftigen. Mit großem Scharfsinn begabt, verfertigte er, auf Ansuchen Sir Warren Hastings, zur Erholung von ernstern Studien die ersten bengalischen und persischen Lettern, deren man sich in Bengalen bediente, mit eigenen Händen. Mit den bengalischen wurde Herrn Halheds bengalische Grammatik gedruckt, und mit den persischen „Balfour's Forms of Herkern“ (eine Sammlung persischer Briefe als Muster für Briefstylübungen). Persisch und Bengalisch waren mithin Sprachen, mit denen Wilkins vollkommen vertraut war. Ein bemerkenswerther Umstand ist es, daß die von Herrn Edmonstone und andern besorgte Uebersetzung der Gesetze und Verordnungen der Kompagnie mit denselben von Sir Charles verfertigten Typen gedruckt wurde.

Herr Hastings blieb sein wärmster Beschützer, und die innigste Freundschaft bestand zwischen beiden bis zum Tode des Herrn Warren Hastings. Wilkins blieb ungefähr sechzehn Jahre in Indien. Nach seiner Rückkehr nach England im Jahre 1786 wohnte er in Bath, wo er bald nachher seine Uebersetzung der „Hitopadesa“ herausgab. Im Jahre 1800 wurde er, auf Empfehlung des verstorbenen Sir Edward Parry, von dem Gerichtshof der Direktoren als Bibliothekar der werthvollen Mannskriptensammlung angestellt, welche durch die Eroberung von Seringapatam, durch Vermächtnisse u. s. w. in ihren Besitz gekommen war, ein Amt, welches der Verewigte bis zu seinem Tode bekleidete.

Das ostindische Kollegium zu Haileybury wurde im Jahre 1805 gegründet, und da die Sanskritsprache unter dem verstorbenen Alexander Hamilton einen Theil des Unterrichts ausmachte, so wurde der Mangel einer Sanskritgrammatik gar bald fühlbar; Sir Charles gab daher im Jahre 1808 die seinige heraus, die ein Muster von Klarheit und Einfachheit ist, und welche sehr viel zum Studium dieser Ursprache beigetragen hat. Als Richardsons Wörterbuch der persischen und arabischen Sprache vergriffen war, und man dieses Buch theils für den Dienst der Kompagnie, theils für das Kollegium höchst nöthig brauchte, so forderten die Buchhändler den Verstorbenen auf, die Herausgabe der neuen Auflage zu leiten, die er mit mehrern tausend neuen Worten bereicherte. Bei der Gründung des Kollegiums ward er zu Beaufsichtigung der orientalischen Studien eingeladen, und von dieser Zeit an bis zu letzten Weihnachten begab er sich zweimal jedes Jahr dahin, und examinirte die Studirenden in den verschiedenen orientalischen Sprachen, welche an der Anstalt gelehrt werden. Dasselbe that er im Militär-Seminar der ostindischen Kompagnie. Der Verewigte hatte während seines Aufenthalts in Indien bedeutende Fortschritte in der Uebersetzung der „Gesetze des Menu“ gemacht, gab jedoch seine Arbeit, so weit sie fertig war, dem Sir William Jones, dessen Herz an der Herausgabe dieses Werkes hing, und trat ihm so die Ehre der Veröffentlichung dieser uralten Sammlung ab, welche, wenn man das Zeitalter, in welchem sie geschrieben wurde, berücksichtigt, als ein bewunderungswerther Aufschwung früherer Civilisation erscheint.

Der Ruf des Verewigten war nicht bloß brittisch, sondern europäisch, und die Studirenden auf dem Kontinent kannten seinen Namen und seine Schriften eben so gut als die in England. Vor mehrern Jahren ernannte ihn das französische Institut zu seinem Mitglied, und mehrere in- und ausländische gelehrte Gesellschaften, Oxford mit eingeschlossen, verliehen ihm ehrenvolle Auszeichnungen. Im Jahre 1825 stellte ihm die königliche Literaturgesellschaft, als dem princeps literaturae sanscritae, die große goldene Medaille zu. Nur wenig Sterblichen ward ein beneidenswertheres Loos zu Theil: Gesundheit, Ruhm und die herzliche Liebe einer treuergebenen Familie, ein weiter Kreis von Freunden, nebst dem Vortheil einer trefflichen Konstitution, bereiteten ihm ein glücklicheres Leben, als so mancher Andere sich erfreut. Er erreichte das hohe Alter von 86 Jahren, und war, einen Anfall von Influenza ausgenommen, der ihn vor 5 Jahren heimsuchte, nie krank. Die nächste Ursache seines Todes war ein Schnupfen, der so schnell überhand nahm, daß er eine kräftige Natur überwältigte, welche außerdem noch einige Jahre länger ausgedauert haben würde.

Sir Charles Wilkins war Mitglied der königlichen Gesellschaft, und Mitglied des von Dr. Johnson gestifteten und von Goldsmith durch sein Gedicht: „Retaliation“ (Wiedervergeltung) der Unsterblichkeit geweihten Klubs. In diesem Klub ist eine einzige schwarze Kugel zur Ausschließung hinreichend; er zählt gewöhnlich in jedem Zweig der Literatur und Wissenschaft ein berühmtes Mitglied.

Auch der jetzige König übersah die Verdienste des Verewigten nicht, und verlieh ihm vor etwa drei Jahren die Ritterwürde nebst dem Guelphenorden.

Herr Frähn hat eine kritische Beleuchtung der Stellen eines arabischen Schriftstellers aus dem 10ten Jahrhundert herausgegeben, welche von der Schrift der Russen zu jener Zeit handelt. Man hatte bisher immer geglaubt, dieß könne nur entweder eine altslawonische oder eine Runenschrift seyn, die Probe aber, die der arabische Schriftsteller, Ibn Abi Jakub el Nedim, aus guter Quelle mittheilt, gleicht keiner von beiden, sondern seltsam genug der viel besprochenen und noch immer räthselhaft gebliebenen Inschrift auf der Straße von Suez nach dem Berge Sinai, deren schon Cosmas Indicopleustes erwähnt.

*) Aus dem Athenäum.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1836.

Spanien im Jahre 1835.

(Nach Charles Didier.)

2. Toledo.

Der Vorhof der Kathedrale von Toledo ist ein langer, unregelmäßiger, unebener Platz, unwürdig eines so edlen Denkmals: dieser Platz oder diese Straße ist gewöhnlich verlassen und stille. Nicht von dieser Seite geht man in die Kirche, und das Gras wächst hier ganz lustig, ohne von dem Fuße der Gläubigen niedergetreten zu werden. Sonst herrscht tiefe Dunkelheit, am 15ten December aber war der Platz lärmend und volkreich: ein Feuerwerk brannte in der Mitte, und erhellte mit ungewohntem Glanze den Platz und die umliegenden Gebäude. Römische Lichter und Raketen stiegen empor, fielen zurück im Sternenregen, und die Kinder stritten sich unter Freudengeschrei um die noch brennend herabfallenden Papierhülsen. An den Stufen mischte sich in das Kindergeschrei der Ruf: viva la Reyna! viva la Libertad! die Hymnen Riego's ertönten, und das revolutionäre Lied des Tragala, die Carmagnole Spaniens, zeigte hie und da den Empörungsgeist.

Was geschah denn aber? Warum diese profanen Versammlungen im Vorhofe des Tempels, dieses aufrührerische Geschrei, das gleichsam den heiligen Tönen vom Altare her Trotz bot? Man hatte an diesem Tage das Gesetz der Cortes verkündigt, das den Infanten Don Carlos als Rebellen und Verräther am Vaterland erklärte, alle seine Rechte auf den Thron annullirte, und ihn und die Seinigen für immer vom spanischen Boden ausschloß. Das offizielle Feuerwerk sollte die öffentliche Freude bezeugen, oder nöthigenfalls hervorrufen, wenn sie sich nicht von freien Stücken kraftvoll genug aussprach. Die Vorsicht war allerdings nicht überflüssig gewesen, denn der Enthusiasmus war ausnehmend lau. Toledo ist die am meisten carlistische Stadt von ganz Spanien, wie natürlich, denn Toledo ist eine ganz priesterliche Stadt.

Das Achtungsdekret erntete nur sehr zweideutigen Beifall: man war der Meinung und vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Achtung zu früh oder zu spät komme, daß es jetzt, da der Krieg ausgebrochen und die Armeen einander gegenüberstünden, zum Mindesten kindisch sey, wenn ein Lager das andere in die Acht erkläre, und daß man nicht mehr mit der Feder, sondern mit dem Degen die Sache ausfechten müsse.

Das Feuerwerk fuhr nichts desto weniger in zischenden Raketen gen Himmel, und die drehenden Sonnen färbten mit ihrem glührothen Schimmer die grauen Mauern, an denen die Menschenfiguren in allerlei Formen abstachen. Der Thurm, zu hoch um von dem sprühenden Feuer erhellt zu werden, schien mit seiner schwarzen, unbeweglichen Masse das wunderliche Schauspiel zu beherrschen. Die Menschenmenge war nicht sehr zahlreich, aber malerisch gruppirt, und bald erleuchtet, bald im Schatten. Nachlässig an die Kirche gelehnt, repräsentirten einige in Mäntel gehüllte Menschen das Volk bei dem Feste, schienen sich aber wenig um dasselbe zu kümmern, ihre kalte, verachtungsvolle Miene zeigte deutlich genug, daß nur die Neugierde sie hergelockt. Sie schienen die Sache nicht ernstlich zu nehmen, und auf ihren Lippen zeigte sich das unbeschreibliche Lächeln, das den Spanier charakterisirt, wenn er glaubt, daß man sich über ihn lustig mache: Cervantes hat dieß Lächeln mit unauslöschlichen Zügen auf dem klassischen Gesichte Sancho Pansa's gezeichnet.

Die Könige des Platzes waren die Studenten, die in Masse anwesend waren. Der spanische Student ist jetzt noch, was er im sechszehnten Jahrhundert war: dieselben Sitten, dasselbe Elend. Ich habe manchem auf der Landstraße ein Almosen gegeben, und in mehr als Einer Stadt Studenten zu Criados (Bediente) gehabt. Auch das Kostüm ist immer noch dasselbe; der hohe harlekinsartige Klapphut, und der schwarze Mantel, der nie abgelegt wird: dieser scheint allein die ganze Kleidung zu bilden, und verbirgt Mysterien, die man unerforscht lassen muß, denn die Unordnung und der Schmutz sind die Fundamentalartikel des Universitätsordens. Ein Estudiante, dessen Hut nicht zerrissen und dessen Mantel nicht zerlumpt ist, kann nicht würdig Platz nehmen unter der gelehrten Brüderschaft. Also ausgerüstet hatten die hitzigen Rosse der vier Fakultäten ihre Clausur durchbrochen, und sich in Masse auf den öffentlichen Platz begeben, wo sie mit ihrem patriotischen Gelärm das Kra-

chen der Granaten und Petarden des Lustfeuerwerkers übertönten. Sie waren es, die Riego's Hymnen anstimmten, aus ihren Reihen erscholl das Tragala, und sie ermangelten niemals, dem offiziellen Rufe: viva la reyna! den verdächtigen Ruf: viva la niña beizufügen. Dieß ist nämlich ein Calembourg: niña heißt die Kleine, und konnte sich auf die junge Königin Isabelle beziehen, im kabbalistischen Wörterbuch der Exaltados bedeutet niña aber auch die Konstitution von 1812.

Der Platz der Kathedrale ist auf der einen Seite durch ein Palais geschlossen, das mit schlanken Säulen verziert, und mit eleganten Arkaden durchbrochen ist; die Terrasse darüber ist durch eine prächtige Balustrade geschirmt. Die harmonische Uebereinstimmung des Ganzen erinnert an die letzten schönen Tage der spanischen Baukunst; dieser Palast ist das Stadthaus, casa del ayuntamiento. Hier waren an diesem Abend die Magistrate von Toledo in großem Pompe versammelt, und führten mit dem Ernst römischer Senatoren den Vorsitz bei der Ceremonie, was indeß den wilden Gesang des Tragala und die verdächtigen Calembourgs nicht hinderte. Die Casa del Ayuntamiento war von oben bis unten illuminirt, daneben aber stand ein düsterer, schweigsamer Palast, dessen Fenster sämmtlich hermetisch verschlossen waren, so daß man ihn für verödet oder für ein Trauerhaus hätte nehmen können. Dieß war der Palast des Erzbischofs, ein durch seine Größe imposantes, durch seinen einfachen und strengen Baustyl merkwürdiges Gebäude. Der weltliche Glanz des nahen Palastes ließ die Dunkelheit des erzbischöflichen nur um so greller hervortreten. Der Kontrast war schlagend, lag jedoch nicht bloß im Aeußerlichen, sondern im Wesen der Sache, denn im Innern dieses Palastes protestirte der Erzbischof durch sein Schweigen gegen das rauschende Beifallsgeschrei.

Der Erzbischof von Toledo ist Primas von Spanien und Indien; bekleidet mit der ersten kirchlichen Würde der Monarchie ist er der direkte Bevollmächtigte des Papstes, und spielt in diesem Betracht eine wichtige Rolle in der Geschichte der Halbinsel; diese glanzvolle Mitra, welche so viele ruhmwürdige Häupter, und das ruhmwürdigste von Allen, den Kardinal Ximenes geschmückt, lastete jetzt auf einem schwachen achtzigjährigen Greise; Erbe der Würde des Kardinals Ximenes, und Fürst der Kirche, wie er, hat der neue Erzbischof dessen Geist so wenig, wie die Vollgewalt seiner Vorfahren geerbt. Mehr als einmal hatten diese stolzen Prälaten um persönlicher Beleidigungen willen das Königreich mit dem Interdikt belegt, allein diese Zeiten sind nicht mehr, und der Erzbischof konnte nur durch sein Schweigen gegen das, was um ihn her vorging, protestiren. Endlich aber waren die Raketen zu Ende, und das Kunstfeuerwerk hatte seine letzten Wunder erschöpft, um einer ziemlich magern Illumination zu weichen. Lichterstümpfchen in Rollen von farbigem Papier waren die schönsten Verzierungen; gleich Blumentöpfen auf den Karniesen der Kathedrale in Reihen umhergestellt, erhellten sie die Dunkelheit mit allen Farben des Regenbogens. Unwillig darüber, daß ihre Kirche zu einer solchen Profanation dienen sollte, läugnete die Geistlichkeit durchaus, daß die Illumination der Achtung ihres Helden Don Carlos gelte, und behauptete, sie sey zur Feier einer aus Rom gekommenen Bulle veranstaltet.

Endlich aber hatte die Marter des Erzbischofs ein Ende, die ganze lärmende Menge verlief sich nach und nach, und der Platz blieb leer; bald erlosch, ausgelöscht durch den Wind und die interessirte Sparsamkeit der Sakristane, eine Laterne nach der andern, und die Stadt kehrte zurück zur Dunkelheit und zum Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die neuere neapolitanische Literatur.

(Schluß.)

So sehr der neapolitanische Nationalcharakter zur Poesie sich hinneigt, so wenig läßt sich gegenwärtig in diesem Gebiete der Literatur aufweisen. Zwar an Oden, Sonetten, Canzonen und wie diese lyrischen Ergüsse alle heißen, fehlt es nicht; allein unter den vielen Dichterlingen ist nicht Ein Dichter. Ihres praktischen Werthes wegen findet großen Beifall etica drammatica per l'educazione della gioventù von Giulio Genoino, die bereits zehn Bändchen, je mit zwei Dramen umfaßt; doch die trockene Moral, die belehren und Nutzen stiften will, herrscht zu sehr vor, als daß diese Geistesprodukte eines besondern Lobes werth wären. Eine Tragödie hat im J. 1833 der Marchese di Casanova herausgegeben, die den Tod des unglücklichen Königs Manfred zum Gegenstande hat, und durch die Forschungen des Giuseppe di Cesare über den Verräther des Manfred veranlaßt wurde. Riccardo, der Graf von Caserta, hat eine natürliche Tochter Friedrichs geheirathet, die von Manfred brüderlich geliebt wurde; Riccardo, der das wahre Verhältniß beider nicht kennt, hält Sinfridina für untreu, und um sich an Manfred zu rächen, verläßt er die Sache der Gibellinen, um sich an Anjou anzuschließen. Casanova hat die steifen Formen der alten klassischen Tragödie verlassen und ist der romantischen Schule gefolgt; die Scene ist anfangs im Castell zu Capua, hierauf im guelfischen Lager zu St. Germano und endlich zu Benevent. Die Sprache ist überaus gewählt und edel; die Charakterzeichnung den Gesetzen der Psychologie völlig gemäß, nur fehlt es der Tragödie, die ein Erstlingsversuch ist, an dramatischem Leben.

Seit einigen Jahren ist in Italien auch das Almanachsystem eingeführt worden. Eine Strenna (Gabe) erscheint in Turin, zwei in Mailand, die eine unter dem Titel non ti scordar di me (Vergißmeinnicht), die andere la strenna italiana. Im Jahre 1834 erhielt nun auch Neapel seine Strenna und die jungen Dichter ein schönes Feld für ihre Thätigkeit. Der erste Jahrgang enthält 61 Früchte von 42 Verfassern, sämmtlich Neapolitanern, worunter neun Frauen begriffen sind. Wie sich denken läßt, ist unter dieser Masse manche ungenießbare Frucht kaum des Druckes werth, Canzonen, Oden, Sonetten auf Dinge aller Art; anderes aber ist vorzüglich gelungen, zumal in Prosa die Vertheidigung von Civitella del Tronto, beschrieben von Ayala, und in Poesie ein Gedicht von Ferigni auf

Ettore Fieramosca, den Helden des bekannten Romans von Massimo d'Azeglio. Bei der allgemeinen Theilnahme, welche die Erscheinung des ersten Almanachs in Neapel erregte, läßt sich hoffen, daß die jungen Dichter eine strengere Auswahl in ihren Gegenständen treffen, und so wirklich gesunde Früchte des Südens liefern werden.

Wir schließen diese Bemerkungen mit der Anzeige der Journale und der periodischen Schriften, die in Neapel erscheinen; in dieser Hinsicht sind die Fortschritte in den letzten Jahren am erfreulichsten, zwar nicht in politischen Zeitschriften, denn das giornale del Regno delle due Sicilie ist das einzige politische Blatt, das diesseits des Faro erscheint; allein die wissenschaftlichen Zeitschriften sind eine neue Erscheinung der letzten Jahrzehnte. Am thätigsten sind die Mediziner und Chirurgen; seit 1817 erscheint die biblioteca vaccinica zweimal im Jahre; seit 1823 l'osservatore medico, für Medizin und Naturwissenschaften, alle 14 Tage; seit 1827 l'esculapio napoletano, auch für Chirurgie und Pharmacie, monatlich; seit 1828 archivi di medicina e chirurgia alle 14 Tage; seit 1831 effemeridi di medicina omiopatica, seit 1831 il filiatre sebezio, seit 1832 il Severino für Chirurgie, diese drei monatlich. Zur angenehmen Unterhaltung gewährt seit 1827 il raccoglitore eine anziehende Lektüre und seit 1832 erschienen, wie Pilze, sechs ähnliche Blätter, welche aber zum größeren Theil als ephemerische Produkte in kurzer Zeit wieder verschwunden sind. Hingegen von längerer Dauer scheint zu seyn der progresso delle scienze, delle lettere e delle arti, von dessen Werthe im Laufe dieser Bemerkungen schon mehrmals die Rede war. Die erste Anregung dazu gab Giuseppe Riccardi, der Präsident der Accademia delle Scienze, und bald sammelten sich um ihn eine ziemliche Anzahl von Gelehrten, um mit ihm die Redaktion dieser literarischen Zeitschrift zu übernehmen; Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaften und Künste, Recensionen neapolitanischer und fremder Werke, Auszüge aus französischen und englischen Literaturblättern, einzelne gelehrte Notizen, bilden den Inhalt des Progresso. Allein wie es in Neapel geht, sey es aus Eifer für die Wissenschaften, oder aus Intriguen gegen die Theilnehmer des Progresso, kaum war von diesem ein Jahrgang erschienen, so wurden alsbald 1833 durch den Minister des Innern die annali civili del regno delle due Sicilie veranlaßt, welche Zeitschrift dieselben Zwecke verfolgt, wie der Progresso, nur in beschränktem Kreise. Die Zeit wird lehren, welches von diesen beiden Blättern den Sieg davon trägt; die annali civili haben den Vortheil für sich, daß die Regierung, falls die Kosten nicht durch den Absatz gedeckt werden sollten, Unterstützung gewähren will.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfzehnter Brief.

Mit Hülfe der Blutegel — der einzigen Blutsauger in der Welt, welche Gutes stiften — wurde ich meine Pleuresis los, bekam aber dagegen einen heftigen Anfall von akutem Rheumatismus, der meinen beiden Doktoren viel zu schaffen machte. Während dieser Leidenszeit besuchte mich unser Konsul, Herr St. John, und bestand darauf, daß ich in sein Haus gebracht werden sollte, um da meine Genesung abzuwarten. Ich nahm diese gütige Einladung an, und der Pflege, welche ich hier fand, habe ich es zu danken, daß ich nach einem Monat schon vollkommen wieder hergestellt war.

Obschon ich mir meine Krankheit auf der Reise nach Buffarick geholt hatte, so beschloß ich dennoch, als ich kaum mich genesen fühlte, eine andere nach Bona zu unternehmen. Diese wegen ihrer Korallenfischerei merkwürdige Stadt ist die östlichste von denjenigen der algier'schen Regentschaft, welche die Franzosen in Besitz haben. Ich bedung die Ueberfahrt für mich und meinen Diener in dem Regierungsdampfboot, und war so glücklich, den amerikanischen Konsul zu Algier, Herrn Brown, unter der Reisegesellschaft zu finden. Ich fürchtete mich — meiner Ueberfahrt auf dem mittelländischen Meere eingedenk — sehr vor der Seekrankheit, allein der Himmel schickte uns zum Glück gutes Wetter. Wir gingen am 9 Januar an Bord; die Sonne schien warm auf das Verdeck und die See war glatt wie ein Spiegel. Die Bewegung des Schiffs, weit entfernt mich unwohl zu machen, belebte mich vielmehr, im Verein mit der balsamischen Luft, aufs Neue.

Ich setzte mich, den Leo Africanus in der Hand, auf dem Verdeck nieder und vertrieb mir die Zeit mit Lesen. Schon Leo schreibt, daß Algier zu seiner Zeit wegen der es umgebenden schönen Gärten und Villa's und wegen der Fruchtbarkeit der Ebene von Metidschah berühmt war, welch letztere, beiläufig gesagt, ihren Namen nach dem der Tochter eines römischen Kaisers erhalten hat. Wir fuhren in zu großer Ferne von der Küste hin, als daß man eine deutliche Ansicht von derselben gehabt hätte; nur so viel ließ sich erkennen, daß sie sehr felsig war. Zu sehr früher Tagesstunde fuhren wir an der Stelle vorüber, wo der Fluß Buberac ins Meer fällt, und die Gränzscheide zwischen den Provinzen Titteri und Constantine bildet. Ungefähr eine Stunde von da vermuthete ich — denn deutlich unterscheiden konnte ich es nicht — daß wir uns auf der Höhe von Dellys befänden, eine Stadt, welche Leo Africanus unter dem Namen Tedelles beschreibt. Was hätte ich nicht darum gegeben, hier landen und Leo's Beschreibung mit dem gegenwärtigen Zustande der Stadt vergleichen zu können; allein an irgend einem Punkt anlegen, der nicht von den Franzosen besetzt ist, hieße Freiheit und Leben in Gefahr setzen. Leo beschreibt Tedelles als eine sehr große mit hohen und starken Mauern versehene und von sehr betriebsamen Leuten bewohnte Stadt, die besonders wegen ihrer Tuchfärbereien berühmt war, eine Beschäftigung, welche durch die sehr wasserreiche Gegend begünstigt wurde. Die Einwohner waren, wie er weiter sagt, muntere, verständige Leute, von denen fast jeder seinen Gesang mit Harfenspiel zu begleiten verstand. Ihr Land war fruchtbar und ihre Kleidung sehr reich. Fische, erzählt er uns ferner, gab es in solchem Ueberfluß, daß man gar keines Fischmarkts bedurfte, weil die Liebhaber des Fischfanges so viel fingen, daß sie ihre Beute verschenkten. Der Reisende und Geograph, Leo Africanus, war aus Granada gebürtig und von maurischer Abkunft. Als diese Stadt im Jahre 1492 von den Truppen Ferdinands und Isabellens genommen wurde, flüchtete er nach Africa, welchem Umstande er seinen Beinamen verdankt. Er studirte zu Fez die arabische Sprache, und machte, theils als Gesandter des Königs dieses Landes, theils zu seinem Vergnügen, mehrere Reisen in Europa, Asien und Africa, von denen er eine Be-

schreibung in arabischer Sprache verfaßte. Nachdem er bei der Insel Jerb in die Hände von Piraten gefallen war, wurde er an einen Herrn verkauft, der ihn Leo X vorstellte. Dieser Papst nahm den Reisenden günstig auf, beredete ihn den christlichen Glauben anzunehmen, und gab ihm in der Taufe die Namen Johann und Leo. Leo lernte in Rom die italienische Sprache, in die er im Jahre 1526 seine Reisebeschreibung übersetzte. Seine Beschreibung von Afrika gilt, ihrer geographischen Mängel ungeachtet, für eine der merkwürdigsten unter den Reisebeschreibungen des Mittelalters; der Reisende hatte die meisten Plätze, welche er beschreibt, selbst besucht.

Leo reiste im Anfange des 16ten Jahrhunderts, und Dr. Shaw, dessen Reisen zweihundert Jahre später herauskamen, fand in Dellys nur noch einen unbedeutenden, von den Ruinen vormaliger Größe umgebenen und schlecht mit Wasser versehenen Ort. Lewrson aber, der ihm ein halbes Jahrhundert später folgte, spricht von der Industrie der Einwohner und ihrer Geschicklichkeit in Verfertigung wollener Tücher; doch sagt er auch, daß sie noch ein anderes schändliches Gewerbe trieben: sie schnitten nämlich, als sehr geschickte Schwimmer und Taucher, bei Nacht die Ankertaue der Schiffe ab, welche bei ihnen angelegt hatten, um Schiffbrüche zu veranlassen und sich mit dem Raube zu bereichern.

Am 9ten Januar vor Tagesanbruch warfen wir vor Budschia Anker, und da das Dampfboot auf seiner Fahrt zwischen Algier und Bona hier einen halben Tag sich aufhält, so ging ich ans Land. Der Hafen ist sehr geräumig, aber — so wie alle übrigen an der Küste von Algier — unsicher. Die Stadt selbst liegt am Abhang eines Hügels, ziemlich hoch über dem Meeresspiegel. Ihre wenigen Straßen, denn es ist jetzt ein elender Ort, sind steil und krumm, doch nicht so eng als die von Algier. So arm die Stadt auch ist, so beherrscht sie doch eine herrliche Aussicht über Land und Meer, und jeder einzelne Theil ihrer Ruinen ist malerisch. Besonders überraschten mich die Ueberreste eines schönen Bogens am Strande, wie ich vermuthe von römischer Bauart.

Wohl eine Stunde lang stand ich im Anblick dieser herrlichen Landschaft verloren, deren romantische Wildheit durch keinen Ruhepunkt gemildert wird. Das Meer lag wie ein Spiegel unter den es umgebenden Felsen, und am Abhang der gegenüberliegenden Berge erblickte man einige Dörfer, aus deren Häusern hie und da ein Marabut sein weißes Haupt erhob. Rechts von der Stadt, wenn man über den Hafen hinblickt, dehnt sich ein ziemlich breites Thal aus, durch welches der Fluß Mansurah *) dem Meere zuströmt, und aus dem das Blöken der dort weidenden Heerden der Kabylen zu dem Beschauer herüberschallt.

Nachdem ich den ganzen Morgen tüchtig umhergestrichen war, ging ich mit Herrn Brown zu dem englischen Konsul der Stadt, Herrn Bransil, der uns mit einem guten Gabelfrühstück bewirthete. Herr Bransil ist ein Schwede und ein sehr gebildeter Mann, der wohl einen bessern Aufenthaltsort verdiente als diesen barbarischen Winkel der Erde. Seine Wohnung, die gar nichts Empfehlendes hat als einen kleinen Orangenhain vor derselben und eine herrliche Aussicht über das Land, kostet ihm zweimal so viel an Miethzins als er in London bezahlen würde. Ich konnte nicht umhin gegen Herrn Bransil zu bemerken, daß er diesen Aufenthalt sehr traurig finden müsse, was er mit einem tiefen Seufzer bejahte, und die Hoffnung ausdrückte, daß er nicht lange mehr verweilen werde.

Budschia ist jetzt nicht viel mehr als ein Haufe von Ruinen, und an den Häusern sieht man noch viele Spuren der Metzelei bei der vor etwa anderthalb Jahren erfolgten Einnahme. Herrn Bransils Haus, welches, so schlecht es auch ist, die Wohnung des Scheiks von Budschia war, hat ein Fenster, an welchem noch das Blut eines Eingebornen klebt, der in dem Augenblick, als er durch dasselbe entfliehen wollte, von einer französischen Kugel getroffen wurde. Budschia wurde im Jahre 1833 von dem tapfern General Trezel genommen, dessen Bekanntschaft ich in Algier machte, wo er der nächste im Kommando nach dem Grafen Erlon ist. Der General hat in der Schlacht von Waterloo ein Auge verloren.

Budschia hat noch zwei kleine Forts zu Vertheidigung des Hafens und ein drittes auf dem Gipfel eines 2011 Fuß hohen Berges hinter der Stadt. Nach dem Frühstück machten wir einen Spaziergang zu dieser Bergveste, und erreichten sie auf einem Zickzack führenden Wege erst nach drei Stunden. Die Beschreibung des Leo Africanus von der Stadt Budschia paßt durchaus nicht mehr auf ihren gegenwärtigen Zustand. „Budschia, sagt er, ist eine sehr alte Stadt, welche, wie viele meinen, von den Römern gegründet wurde. Sie ist von sehr hohen Mauern umgeben und liegt am Abhang eines sehr hohen Berges, nach dem mittelländischen Meere hin sehend. Der jetzt bewohnte Theil zählt mehr als 8000 Familien, wäre aber der ganze unglaublich lange Raum bebaut, so hätten wohl 26,000 Häuser Platz.“ Hieraus ergibt sich, daß sich die Bevölkerung zu Leo's Zeiten wahrscheinlich auf 50.000 Seelen belief, und es ist möglich, daß sie in noch frühern Zeiten 100.000 betragen haben mag. Jetzt glaube ich kaum, daß 500 Personen hier leben, denn der Bericht des Herrn Genty de Bussy über die Bevölkerung von Budschia im November 1835 lautete wie folgt: „Nach der Einnahme des Orts durch die Franzosen blieben ungefähr 56 Individuen, Männer, Weiber und Kinder, zurück; von den entflohenen Bewohnern kehrten 19 zurück; die Budschiaten, welche sich zur Zeit der Expedition in Algier befanden und später zurückkehrten, waren 44; die Zahl der eingebornen Guiden der französischen Armee und der übrigen eingebornen Afrikaner, welche sich in der Stadt niederließen, belief sich auf 15; zusammen 134.

Leo's weitere Beschreibung der Stadt steht eben so sehr mit ihrem jetzigen Verfall im Widerspruch. „Wundervoll, sagt er, ist die Architektur der Häuser, Tempel, Kollegien und Paläste, und bedeutend die Anzahl der Lehrer.“ Ferner spricht Leo auch von prachtvollen Herbergen, dem großen und schönen Markt und von Mauern mit den schönsten Inschriften geziert. Diese Beschreibung Leo's bezeichnet wohl nicht die Stadt als sie unter spanischer Herrschaft stand, denn er fügt sogleich bei, daß die reichen Bürger von Budschia den Spaniern mit ihren Piratengaleeren so viel Schaden zugefügt hätten, daß der König von Spanien den Grafen Peter von Navarra mit einer Flotte von 14 Kriegsschiffen abgesendet habe und die Einwohner aus der Stadt geflohen seyen, wo dann die Spanier reiche Beute gemacht hätten. Dieß war im Jahre 1508, als Leo 16 Jahre alt war; seine „Geschichte von Afrika“ gab er im Jahre 1526 heraus, und es läßt sich nun zwar allerdings schließen, daß er Budschia nur unter spanischer Herrschaft gesehen hat, daß er aber die herrlichen Gebäude den Mauren und nicht den Spaniern zuschreibt, wiewohl es auch wahrscheinlich ist, daß die Mauren italienische Architekten in Dienst nahmen. Einige Jahre später machte Chaireddin Barbarossa den Versuch Budschia wieder zu erobern, wiewohl vergebens.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist derselbe Fluß, welchen Dr. Shaw Summam nennt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1836.

Irische Mährchen.

Diarmid Bawn, der Pfeifer.

In einer stürmischen Nacht saß Patrik Burke am Kamin, und seine zwei kleinen Jungen rösteten Kartoffeln in der Asche, während sein rosiges Töchterlein ihrer Mutter, die ein Loch in Patrik's altem Rock flickte, den Lichtspan hielt, und Judy, die Magd, ein lustiges Lied zum Spinnrädchen sang. „Ich dachte eben, mit wie vielem Dank wir's erkennen sollten, daß wir in einer so tollen Nacht ein warmes Nest haben," sagte Patrik; „denn Zeit meines Lebens hab' ich keinen solchen Sturm gehört."

„Das ist gewiß und wahrhaftig wahr," antwortete seine Frau; „aber horch! was für ein Lärm?" Und sie legte ihre Arbeit in den Schoß und blickte ängstlich nach der Thür. „Die heilige Jungfrau beschütze uns!" rief Judy, und bekreuzte sich die Stirn, „das ist was Unrechtes!"

„Halt's Maul, Närrin," erwiderte Patrik; „'s ist nichts als das alte Gatter, mit dem der Wind spielt." Kaum hatte er's gesagt, als heftige Schläge gegen die Hausthür geschahen. Molly murmelte ihr Gebet, Judy wandte sich an alle Heilige und die Kleinen schlüpften hinter's Bette. „Husch! Husch!" rief Patrik, „was Ihr einen Lärmen um nichts macht! Judy, du Schlampe, kannst Du nicht aufstehen und sehen wer vor der Thür ist?" Denn trotz dem angenommenen Ton von Mannheit war es Pat Burke doch lieber, wenn das Mädchen, als wenn er selbst die Thür öffnete.

„Was, mit mir spricht Er?" rief Judy, mit dem Ausdruck des Erstaunens; „möcht' Er, daß ich zu einem Roß werde, wie mein Großvater?"

„So halt's Maul, und ich will selbst gehen!" Damit näherte sich Patrik der Thür und fragte „Wer da?" und seine Stimme zitterte nicht wenig. „Wre da, im Namen des heiligen Patriks?" „Ich, Pat," versetzte eine Stimme, die er alsbald für diejenige des jungen Squires erkannte. Im Augenblick war die Thür geöffnet, und herein trat ein junger Mann mit einer Flinte im Arm, und zwei Doggen folgten ihm nach. „Warum ließt Ihr mich so lange draußen warten?" fragte er.

„Gnädiger Herr, einzig und allein die Schuld Judys, die sich gar mächtig vor den guten Leuten fürchtet; und ein Recht hat sie dazu, das muß ich ihr einräumen, nach Allem was ihrem Großvater begegnet ist — Gott gebe ihm Frieden!"

„Und was war Das, Pat?" fragte der Squire.

„Nun, Euer Edeln müssen wissen, daß Judy einen Großvater hatte; und es war der alte Diarmid Bawn, der Pfeifer, ein so reputirlicher Mann, als Einer in den fünf Kirchspielen, und konnte die Pfeife blasen, daß es dem Herz wohl that. Er saß auf einem kleinen Pacht in den Bergen, und ging einst bei einer hellen Mondnacht auf den Feldern hin und her, ganz melancholisch in sich selbst aus Mangel an Tabak; denn der Fluß war ausgetreten und Diarmid konnte nicht hinüberkommen, um sich ein Päckchen zu kaufen, und doch wär' er lieber ohne Nachtessen ins Bett gegangen als ohne einen Zug aus der Pfeife. Na, wie er eben zu der alten Mauer auf dem Fährацker kommt, was sieht er, Gott behüt' uns! als eine große Armee von den guten Leuten, auf und nieder angethan wie Dragoner! „Alles fertig?" fragte ein Bürschlein an ihrer Spitze in Generalsuniform. „Nein," antwortete ein kleiner vom Gipfel seines dreieckigen Huts bis zur Sohle seines Stiefels ganz roth gekleideter Knirps. „Nein, General," sprach er, „wenn Ihr dem Fir Darrig (Irrwisch) nicht ein Pferd schafft, so muß er zurückbleiben und Ihr werdet die Bataille verlieren."

„Da ist Diarmid Bawn," sagte der General und wies auf Judys Großvater, „macht ein Pferd aus ihm."

„Damit tritt Meister Fir Darrig auf Diarmid zu, der, wie Euer Edeln sich wohl vorstellen kann, in keiner geringen Angst war; aber da keine Hülfe übrig blieb, beschloß er der Gefahr mannhaft ins Auge zu schauen und fing an sich zu bekreuzen und ein Paar gesegnete Worte zu sprechen, daß ihm nichts Uebels beikommen möchte."

„Willst Du da hinaus, Du Maulaffe?" rief der kleine rothe Filz, und grinete schaudrig; „ich bin nicht der Mann, der sich einen Strohhalm um deine Worte oder deine Kreuze kümmert." Damit gab er dem armen Diarmid ohne weitere Rede einen Schlag mit der flachen Klinge, und im Augenblick war dieser in ein Pferd verwandelt, und der kleine Fir Darrig saß ihm fest auf dem Rücken.

„Fort sprengten sie im Flug über das große Weltmeer wie eine Schaar wilder Gänse, und kreischten und schnatterten immer fort, bis sie nach Jamaika kamen, und dort hatten sie eine mörderische Schlacht mit den guten Leuten von jenem Land. Na, es ging tapfer her auf beiden Seiten, bis Einer von den Jamaika's-Leuten mit seinem Säbel einen Hieb unter Diarmids linkes Auge that, und darüber, sehen Sie, gnädiger Herr, kam der arme Diarmid ganz aus seinem Temperament, und stürzte sich mitten unter sie, den Fir Darrig auf dem Rücken, und streckte sich aus und wedelte mit dem Schweif und galoppirte und chargirte dermaßen, daß er bald eine hübsche Lichtung unter ihnen gemacht hatte, was da sind Reiter, Fußgänger und Dragoner. Endlich gewann Diarmids Faktion *) die Oberhand, einzig und allein durch ihn, und da hatten sie ein lautes Gegröhl und Gejauchze, und gaben dem Diarmid, der das beste Pferd unter ihnen gewesen, von Allem das Rareste."

„Jeder Mann nehme eine Hand voll Tabak für Diarmid Bawn," rief der General, und so thaten sie; und fort flogen sie wieder, denn es ging gegen Tag, zu der alten Mauer am Jähacker, und dort verschwanden sie wie Nebel von den Bergen."

„Als Diarmid sich umsah, ging die Sonne auf, und er meinte, Alles sey ein Traum gewesen, bis er einen ganzen Schober Tabak an der alten Mauer liegen sah und das Blut von seinem linken Auge fließen fühlte; denn er war wahrhaftig und gewißlich in der Bataille blessirt worden, und wäre ganz des Todes gewesen, hätte er nicht ein Evangeliumsblättchen, das ihm Vater Murphy gemacht, seit seinem Scharlachfieber um den Hals getragen, und wohl ist's schon Schaden genug, das rothe Männlein die ganze Nacht auf dem Rücken zu spüren, und Peitsche und Sporn so lieb ihm sein Leben war. Indessen lag denn doch der Tabak in einem großen Haufen neben ihm gehäuft, und er hörte eine Stimme, obwohl er niemand sah, die sprach — Das Alles gehöre ihm, für sein braves Verhalten in der Schlacht, und brauchte Fir Darrig je wieder ein Pferd, so wüßte er wo ein verständiges Thier zu finden sey, denn nie hab' er ein besseres geritten, als Diarmid Bawn. Das war's, was sie sprach, gnädiger Herr."

„Ich dank' Euch, Pat," entgegnete der Squire; „wirklich eine wunderbare Geschichte, und ich wundere mich jetzt nicht mehr über Judys Angst. Da sich aber jetzt der Sturm ausgetobt hat, will ich mich auf den Heimweg machen."

„Möge Gott und die heilige Jungfrau Euer Edeln in Obhut nehmen, denn es war eben eine Mondnacht wie jetzt, worin Diarmid Bawn in ein Roß verwandelt wurde."

Spanien im Jahre 1835.

2. Toledo.

(Fortsetzung.)

Erst mit Rückkehr der Dunkelheit und des Schweigens fand ich das Toledo wieder, das ich gesucht hatte, das Toledo des Mittelalters; von allen Städten der Halbinsel ist die alte Hauptstadt Spaniens sich am meisten gleich geblieben, von dem Strome der Zeit am wenigsten verändert worden. Toledo ist auf einem Granitberg erbaut, an dessen Fuß der Tajo fließt; die Häuser gehen hinab bis zum Flusse; sie sind aus Backsteinen erbaut, und ohne Ordnung, ohne Plan übereinander gehäuft, die Straßen ohne regelmäßige Anlage beschreiben tausend Krümmungen, in denen es unmöglich ist sich zu orientiren; sie sind so eng, daß man sich von einem Hause zum andern die Hand reichen kann, und so steil, daß die Sierra Morena keine rauheren Pfade darbietet. Man hat zwar den Luxus so weit getrieben, die Straßen zu pflastern, aber so schlecht, und mit so ungleichen und spitzigen Steinen, daß man, um ohne Gefahr und ohne Schmerzen darin zu gehen, die Alpargatas der Bergbewohner anziehen müßte: ein einziger dieser gewundenen Pfade, die man mit dem Namen Straße beehrt hat, ist für Wagen zugänglich, da es aber in der ganzen Stadt nur Einen Wagen gibt, (und was für einen?) den des Erzbischofs, so fühlt man den Mangel wenig. Dagegen sind die Straßen voll von Eseln, mit denen man jeden Augenblick sich um den Durchgang streiten muß, was in dem engen Raume keine geringe Arbeit ist; da die Stadt nicht einen einzigen Brunnen hat, so muß man das Wasser im Tajo holen, die Esel mit zwei dickbäuchigen Wasserkrügen auf beiden Seiten sind die Wasserträger, und bringen diese kostspielige Nothwendigkeit vor alle Thüren.

Eine einzige Straße ist etwas besucht, die Kaufmannsstraße, welche auf den Marktplatz, Zocodover genannt, führt; alle andern sind öde, und es wächst Gras darin. Ich erinnere mich einmal eine Stunde lang in einer der größten und ansehnlichsten Schildwache gestanden zu haben, und während dieser langen Stunde ging niemand hindurch; nur ein Bäckermaulthier mit Brod beladen stieg langsam am Abhang herauf und hielt instinktmäßig vor jeder Thüre an, der mozo (Junge) gab einen Schlag mit dem Hammer, die Thüre öffnete sich, eine Magd nahm schweigend ihre Ration Brod, das Haus schloß sich wieder, und man hörte nichts mehr, als den langsamen und monotonen Schritt des Maulesels. Dieß geschah am hellen Tag: ich habe nie etwas Traurigeres gesehen, denn man hätte glauben sollen, die Pest herrsche in der Stadt.

Die einzige Zerstreuung, die man hat, wenn man durch die Straßen schlendert, ist hie und da ein Blick auf eine hinter ihrem Mirador versteckte Dame, deren glühendes Auge träumerisch diese unbewegliche Oede mißt. Indeß auch diese Zerstreuung ist selten, und wenn sie fehlt, so ist man auf die grün bemalten *) Milagros reducirt, womit die Häuser geschmückt sind, und die fast alle die tragische Inschrift führen: Aqui mataron a fulano. Hier ward N. N. ermordet; betet für ihn! Diese Todtenklagen von Minute zu Minute wiederholt stimmen den Geist trübe, namentlich wenn die Nacht sich über die mörderischen Kreuzwege herabsenkt. Wenn dann ein Mann in seinen Mantel eingehüllt leise längs der Mauern hinschlüpft, so darf man sicher seyn, das ist ein Mörder. Auch sind die

---

*) Der Ausdruck ist charakteristisch, denn so nennt man die Parteien bei den (ganz und gar nicht politischen) Raufereien einzelner Ortschaften gegen einander. A. d. R.

*) Grün ist die Farbe der Inquisition.

Verbrecher nicht so strenge gehütet, daß sie nicht ganz mit Bequemlichkeit den Vorübergehenden Schlingen legen könnten. Ein kleines Abenteuer, das mir im Alcazar widerfuhr, war nicht sehr geeignet, mir während meiner nächtlichen Ausflüge völlige Sorglosigkeit einzuflößen. Der Alcazar *) ist der alte Palast der maurischen Könige, wie er früher der Palast der Gothenkönige gewesen war; Karl V schuf ihn in eine Feste um, und ließ darunter Ställe ausgraben, die fünftausend Pferde fassen können, was im Spanischen so viel heißen will als fünfhundert: diese Ställe sind ungeheure Souterrains, die in weiten Strecken große Luftlöcher haben, im Ganzen jedoch fast völlig finster sind. Als ich eines Abends vor dieser geheimnißvollen Höhle vorüber ging, hielt ich an, eine Gruppe verdächtig aussehender Menschen hütete den Eingang, einige derselben sangen Coplitas (Bänkelsängerlieder) zur Guitarre, die anderen rauchten und hörten ihm zu.

Ich trat ein, einer der Zuhörer trennte sich von der Gruppe, um mich zu geleiten, und wir vertieften uns in diese Gebiete der Nacht und des Schweigens, die an Ernst und Großartigkeit wahren Katakomben glichen. Nachdem ich einige Zeit unter Leitung meines unbekannten Führers im Dunkel fortgegangen war, kam ich in ein düsteres, rauchiges Gemach, das als Küche diente. Ein großes Feuer brannte in der Mitte und darüber hing an einem hölzernen Haken ein ungeheurer Kessel, um den ein Dutzend Menschen, theils in Mänteln, theils in Lumpen versammelt war: niemals hatte ich verdächtigere Gesichter an einem weniger Zutrauen einflößenden Ort beisammen gesehen; theils auf den Fersen sitzend, theils der Länge nach gelagert rauchten sie und wärmten sich schweigend, einige spielten Monte mit Quartos. Die Flamme warf auf diese finstern Gesichter eine rothe Gluth, was ihr Aussehen noch schreckbarer machte, und ich konnte mich einen Augenblick fragen, ob ich mich im Reiche der Lebendigen oder der Schatten befinde, oder ob ich nicht hinabgestürzt sey, wo die bösen Geister ihren Sabbath halten. Dante in seiner Schmerzensstadt konnte keine seltsamere Vision haben. Bei meiner Annäherung erhoben sich die Gespenster, umgaben mich, wie die neugierigen Seelen sich um den florentinischen Verbannten drängten, und warfen mir Blicke zu, in denen Habgier und Erstaunen sich paarten. Jetzt begann ich unruhig zu werden, und wandte mich an meinen Führer: „werden Sie mir wohl sagen, wo ich bin, und wer diese Menschen sind?"

„Somos algunos presidiarios!" (wir sind Galerensträflinge), antwortete er mir im gleichgültigsten Tone, und schien über mein Erstaunen nicht wenig erstaunt.

Dieß waren in der That Diebe und Mörder, die zu den Galeeren verdammt waren und in diesen Souterrains, die jetzt als Bagno dienen, ihre Zeit zubrachten. Die Entdeckung war nicht sehr angenehm, und ich fühlte mich nicht sehr geschmeichelt, und noch weniger beruhigt darüber, mich allein unter diesen Spitzbuben zu finden; sie hätten mich auf der Stelle berauben und umbringen können, ohne daß je ein Hahn nach mir gekräht hätte; das Geheimniß des Mords wäre in diesen finstern Höhlen begraben geblieben. Wenn ihnen indeß auch der Gedanke kam, so ließ ich ihnen nicht Zeit zur Ausführung, und begann alsbald, stets begleitet von meinem Führer, meinen Rückzug anzutreten, ohne mich lange zu besinnen. Dieser erzählte mir, er habe ehemals als Musikant in der königlichen Garde gedient, sey als Carlist verhaftet, und seiner Meinungen wegen verurtheilt worden. Dieß ist die Behauptung aller; jeder wollte ein Opfer der bürgerlichen Unruhen, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung seyn. Als ich aus dieser Räuberhöhle hinausging, kehrte eben eine Abtheilung der Sträflinge zurück unter Obhut eines Alguazils, der noch schlimmer aussah, als alle andern mit einander; diese letztern, mit Hauen und Schaufeln bewaffnet, kamen zurück von der Arbeit an den Straßen, Straßen, die gelegentlich bemerkt, gar nicht existiren, denn zwischen Toledo und Madrid ist keine Straße eröffnet, die Diligence geht über die Felder, und ein Gespann von 12 Maulefeln ist kaum hinreichend, sie im Winter durch den bodenlosen Schlamm zu ziehen.

Als ich dem Tage, oder wenigstens, — denn es war Nacht — der frischen Luft wiedergegeben war, näherte sich mir ein Alguazil in Lumpen, einer von denen, die bei den Galeerensträflingen Wache stehen, und bot mir seine Dienste an; ich verstand, um was es sich handle, und drückte ihm eine Pezeta in die Hand mit dem Bemerken, daß er ein ziemlich nachlässiger Schäfer sey, und daß es nur von seinen Schafen abhänge, sich nach Gefallen aus seinem Schafstall zu entfernen. „Das ist unter meiner Verwaltung nie geschehen," antwortete er mir mit einem magistratischen Air, „ich habe ein Auge auf sie." Damit log er augenscheinlich, denn er hatte ein Auge auf meine Pezeta, steckte sie schnell in die Tasche und schien sie von besserem Gewicht zu finden, als meine Bemerkung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kathedrale von Chartres.

Die Gründung dieser kürzlich abgebrannten Kathedrale geht ins siebente Jahrhundert zurück. Im Jahre 975 belagerte Richard, Herzog von der Normandie, die Stadt und bemächtigte sich derselben nach einer tapfern Vertheidigung. Die Belagerten, in ihren letzten Verschanzungen angegriffen, suchten einen Zufluchtsort in der Kirche, die der Sieger erstürmte und dann von Grund aus zerstörte. Die Legendenschreiber behaupten indeß, daß durch ein Wunder die Reliquien und das Hauptschiff der Kirche vor der Wuth der Angreifenden gerettet worden seyen, welche dreimal versuchten, eine kirchenräuberische Hand an diesen kostbaren Schatz zu legen. Das neue Gebäude, das die zerstörte Kirche ersetzte, wurde ein halbes Jahrhundert später abermals angegriffen von einer Schaar Räuber (malandrins), die das Land umher verwüsteten und plünderten. Der Brand verzehrte einen guten Theil der Schätze der neuen Kirche, die im Jahre 1088 von der Prinzessin Mahaut, Wittwe Wilhelms des Bastards, Herzogs der Normandie, zum Theil wieder hergestellt wurde. Diese Prinzessin ließ einen Theil der Kirche, nämlich den Chor und das Schiff, mit Blei decken.

Im Jahre 1506 entzündete der Blitz das Holzwerk des sogenannten

*) Kazar heißt auf arabisch das Schloß, der arabische Artikel al aber ist mit dem spanischen Worte verwachsen.

neuen Thurms, es gelang jedoch, des Feuers Meister zu werden, ehe es den übrigen Theil des Baues ergriff; indeß waren die sechs Glocken, die er enthielt, geschmolzen. Zwischen den Jahren 1807 und 1816 wurde der Glockenthurm mit großen Kosten wieder hergestellt, brannte jedoch am 15ten November 1674 abermals ab. Dieser Thurm, wie er damals wieder hergestellt wurde, verdient alle Bewunderung sowohl wegen der Kühnheit des Baues, als wegen des Reichthums und der Feinheit seiner Verzierungen. Er ist in drei in Stein gewölbte Etagen abgetheilt. Die erste in der Höhe des Giebels der Kirche heißt die Chambre de la Sonnerie. In der Mauer dieser Kammer ist ein großer Stein mit einer alterthümlichen Inschrift eingefügt, welche an den furchtbaren Brand des Jahres 1506 erinnert. In den obern jezt verbrannten Etagen, die aus Holz aufgeführt waren, und durch die Kühnheit und Schönheit des Baues die Bewunderung der Kenner erregten, befanden sich fünf zum Spiel (carillon) eingerichtete Glocken, welche mit Ausnahme der kleinsten, die nur 1800 Pfund wiegt und Piat genannt wird, zur Zeit der Revolution eingeschmolzen wurden.

Der zweite oder alte Glockenthurm, dem ersten parallel gebaut, aber in den kolossalsten Verhältnissen, endigt sich in einer Spize. Gegen oben führte eine außerhalb angebrachte eiserne Treppe bis zur Spize dieser prachtvollen Pyramide, auf der eine Kugel von vergoldetem Kupfer stand, die ein eisernes im Jahre 1681 aufgestelltes Kreuz trug. Auf den vier Ecken dieses Thurms finden sich vier gezahnte Spizthürme, deren Baustyl eben so neu als kühn ist, bis zu der Höhe, wo die Spize anfängt, ist der Glockenthurm von mehreren Fenstern mit Spizbögen durchbrochen, und über den obersten derselben sind scharf vorspringende Frontons angebracht, da wo die kleinen Spizthürme beginnen. Der alte Thurm enthielt ehemals drei große Glocken oder Brummer (bourdon), die im Jahre 1792 gleichfalls geschmolzen wurden. Das Holzgerüste, das die Glocken trug, war nicht minder bewundernswerth; an mehreren Stellen waren auch die Wappen Karls VI, Königs von Frankreich, so wie das des Kapitels der Kathedrale angebracht.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfzehnter Brief.

(Fortsezung.)

Auf meinem Wege zum Hafen hinab, um wieder an Bord des Dampfbootes zu gehen, bemerkte ich an den Mauern des Forts nächst der See zwei Steine mit Inschriften, aber in solcher Höhe, daß sie nicht zu lesen waren. Herr Bransil war jedoch so gütig mir eine Abschrift davon zuzusagen, die ich denn auch nach meiner Rückkehr von Bona von ihm erhielt. Sie lautete wie folgt.

Sept. 30. Siendo Capitan y Alcayde en Esta Fortaleza por el Emperador

Carlo Quinto Don Luis de Peralta, hijo

De Don Alonso de Peralta, y De Donna Anna

De Velasco Marques de Falces · Loada Sea Dios. Anno 1545.

Die andere Inschrift ist in lateinischer Sprache; macht man Einwürfe gegen die Reinheit derselben, so kann ich nur antworten, daß ich sie wiedergebe, wie Herr Bransil sie für mich abschrieb. Sie lautet:

Ecce tantae victoriae argentae

In Epiphania Propheside Sebastiano

Del Castillo pro Ludovico de Peralta

Generali. Anno 1545.

Aus der leztern Inschrift ergibt sich unwidersprechlich, daß lange, nachdem Barbarossa's Angriff zurückgeschlagen worden war, und zwischen der Zeit von diesem Ereigniß an bis zur endlichen gänzlichen Räumung des Orts von den Christen Feindseligkeiten zwischen den Eingebornen und den Spaniern bestanden.

Laugier de Tassy, der im Anfange des 18ten Jahrhunderts schrieb, schildert Budschia als eine ziemlich feste und stark bevölkerte Stadt. „Sie ist, sagt er, die Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens, welche früher unter der Herrschaft der Araber ein Königreich war. Sie wurde von den Römern erbaut, und die Gothen verlegten den Siz ihres Reichs hieher. Abni, ein sarazenischer Fürst, vertrieb sie im Jahre 762 von da. Joseph, der erste König von Marocco, eroberte Budschia, und verlieh es einem Fürsten seines Geschlechts, Namens Huchan Urmeni, dessen Erben hier bis zum 12ten Jahrhundert herrschten. Dann ward es vom König von Tunis erobert, der es an Albuferez, einen seiner Söhne, übertrug, bei dessen Familie es verblieb, bis es unter der Regierung Ferdinands V von Spanien durch den Grafen Peter von Navarra eingenommen wurde. Nach der Niederlage Karls V vor Algier nahmen die Algierer diese Gelegenheit wahr und rückten mit ihrer ganzen Macht vor Budschia. Sie stürmten das Kastell am Hafen und die Citadelle auf der Höhe, so daß Alonzo de Peralta, der spanische Gouverneur, zu kapituliren verlangte. Es ward ihm gestattet mit 400 Mann nach Spanien abzuziehen, wo sein Monarch ihn verurtheilte enthauptet zu werden.

Herr Genty de Bussy, vormaliger Civilintendant oder Generalkommissär der französischen Regierung in Algier, hat die Namen der einheimischen Stämme — 56 an der Zahl — bekannt gemacht, welche das Gebiet 40 Meilen um Budschia bewohnen. Von den meisten dieser Stämme erhalten jedoch die Franzosen auch nicht einen Franken, denn der Bey von Constantine, in dessen Provinz sie wohnen, kann kaum von dem dritten Theil derselben einen Tribut beitreiben. Diese Hochländer behaupten ihre Unabhängigkeit gegen die Franzosen eben so hartnäckig als gegen die Türken. An demselben Tag, an welchem wir nach Budschia kamen, versahen sich die französischen Vorposten eines Ueberfalls von ihnen, sie blieben jedoch aus und wir kamen um den Anblick einer kleinen Schlacht. Zu Lewesons Zeit hielten die Türken hier eine Besazung von 300 Mann Infanterie und 10 Pferden, welche jedoch kaum hinreichten, um die Kabylen außerhalb der Mauern zu halten. Die Algierer mußten das Holz zu ihrem Schiffbau von den Gebirgsbewohnern dieser Provinz kaufen, und waren so gewissermaßen von ihnen abhängig. Die Produkte des Landes sind Oel, Seife, getrocknete Feigen und vor Allem Bauholz; die Einwohner verfertigen auch Spaten und Pflugscharen. (Schluß folgt.)

Die Société de l'Histoire de France hat eine Geschichte der Normannenzüge in Sicilien und Italien herausgegeben. Der gleichzeitige Verfasser, ein Mönch von Monte Cassino, Namens Amatus, schrieb sie ursprünglich lateinisch. Angehängt ist „Chronik der Thaten Robert Guiscards," welche der Herausgeber Champollion Figeac demselben Schriftsteller zuschreibt. Sie existiren beide jezt nur in einer sehr frühen, und hinsichtlich der Sprache äußerst merkwürdigen französischen Uebersezung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1836.

Aegypten.

Fabriken.

Die erste Fabrik, welche Mehemed Ali errichtete, datirt vom Jahre 1816, seit dieser Zeit hat sich troz des schlechten Erfolgs der meisten seiner Etablissements dieser Art, eine wahre Fabriksucht seiner bemächtigt, und er hat ohne Aufhören neue gebaut, welche ohne alle Rücksicht auf die Lokalitäten und die Bedürfnisse errichtet, und wieder mit derselben Voreiligkeit aufgegeben werden. Er besitzt im gegenwärtigen Augenblick dreißig Baumwollenfabriken, welche im Durchschnitt jährlich 1,200,000 Stücke von Zeugen liefern, an welchen die Regierung etwa 7,200,000 Piaster gewinnt.

Die Leinwandspinnereien lieferten 1,000,000 Stücke schmaler und 30,000 breiter Zeuge, aber der Gewinn dabei war so unbedeutend, daß der Pascha dieses Monopol aufgegeben hat. Man hat diese Maßregel seiner Philanthropie zugeschrieben, und großes Geschrei davon gemacht, aber sie kann den Pächtern keine Erleichterung verschaffen, da der Pascha zu gleicher Zeit die strengsten Befehle zu geben hat, die Kultur des Hanfs der der Baumwolle aufzuopfern.

Man hat in Europa so viel von den Fabriken des Pascha's geredet, daß es nicht ohne Interesse ist, auf einige Details darüber einzugehen. Die Hauptfabrik von Baumwollenwaaren ist in Bulak errichtet, und wird Malta genannt, weil die meisten Arbeiter anfänglich aus Maltesern bestanden. Sie enthält 40 Spinnmaschinen, welche durch acht Ochsen in Bewegung gesetzt werden. Zweihundert Webstühle von Battisten, Cambriks und Musselinen werden durch eine aus Frankreich gekommene Dampfmaschine getrieben. Man druckt theils mit Rollen, theils mit Holzplatten jährlich über eine Million Stücke Calico, aber im Ganzen ist der Druck schlecht, und die Farben nicht haltbar. Man hat bei dieser Fabrik Werkstätten von Tischlern, Maschinengießern, Formenschneidern, kurz von allen Handwerkern, welche zu einer Fabrik nöthig sind, errichtet, und bildet in ihr Arbeiten, um die Maschinen aller übrigen Fabriken in Aegypten auszubessern. Dieses Etablissement ist von Jumel errichtet worden, und nähert sich am meisten europäischen Fabrikanstalten.

In der Nähe von Malta steht eine Tuchfabrik, welche im J. 1818 errichtet, und bald wieder aufgegeben wurde, da sie nicht die Resultate lieferte, die man von ihr erwartet hatte. Nach zwei Jahren wurde sie wieder eingerichtet, und wäre beinahe wieder aufgegeben worden, aber der Pascha, der gerade seine regelmäßige Armee organisirte, wollte durchaus einheimisches Tuch für seine Truppen haben. Man ließ daher neue Arbeiter aus Languedoc kommen, und organisirte 100 Stühle, auf welchen man die Wolle von Fayum, Minich und Dschirdsche, die besten Arten die Aegypten liefert, verarbeitete. Das Produkt war mittelmäßig, doch fand man es hinlänglich gut für die Armee, aber der Eifer für diese Fabrikation hat sich seitdem sehr gemäßigt. Der Tod einiger europäischen Beamten, und die Entmuthigung der übrigen hat gemacht, daß gegenwärtig nicht über 1800 Stücke Tuch jährlich geliefert werden. Die Tuchfabrik von Damaskus liefert grobes Tuch für Soldatenmäntel, das ziemlich dauerhaft ist. Man verfertigt jährlich etwa 210,000 Ellen davon. Uebrigens ist die ägyptische Wolle wenig geeignet feines Tuch zu liefern. Der Salpeterstaub, welcher sie bedeckt, macht sie spröde, und sie verliert zwei Drittheile ihres Gewichts, ehe sie zum Spinnen tauglich ist. Daher ist man genöthigt sie mit tunesischer, spanischer und russischer Wolle zu vermischen.

Die Seidenfabrikation konnte dem Unternehmungsgeist des Pascha's nicht entgehen; er errichtete im J. 1819 eine Fabrik in Cairo, auf dem Platze Birtet-el-fil. Man ließ dazu aus Konstantinopel armenische Arbeiter kommen, welche Seidenzeuge und Brokade nach türkischer und indischer Art zu weben verstanden, die Fabrik gedieh bald, und da sie im Geschmack des Landes arbeitet, so hat sie gute Aussichten vor sich. Sie enthält 160 Webstühle, auf denen man im J. 1833 etwa 1400 Centner Seide verarbeitete. Die Zeuge sind ziemlich glatt, und die Muster elegant, die Farben sind glänzend, aber nicht haltbar.

Eine Papierfabrik, welche der Pascha errichtete, mißlang, und ist aufgegeben worden. Dagegen hat er besseres Glück mit einer Fabrik von chemischen Produkten gehabt, die ein Franzose, Namens Hayme errichtete, und welche allen Fabriken des Pascha's ihre Farbstoffe liefert. Ein Malteser, Namens Antonini, hat

in Karomun in Oberägypten für den Pascha eine Zuckerraffinerie errichtet, welche anfangs sehr schöne Produkte lieferte und die Aussicht gab, daß Aegypten sich eine neue Stapelwaare zur Ausfuhr in die ganze Levante aneignen werde. Aber die Anwendung von Blut und animalischer Kohle erregte das Murren einer fanatischen Population, welche den Pascha nöthigte, den Gebrauch dieser Stoffe zu verbieten, und von diesem Augenblick an wurden die Produkte so schlecht, daß man den gemeinsten europäischen Zucker im Handel bei weitem vorzieht. Es ist sonderbar, daß Mehemed Ali, der in vielen seiner Anstalten, wie z. B. in der anatomischen Schule von Abuzabel die Vorurtheile der Muhammedaner aufs äußerste beleidigte, nicht gewagt hat, in diesem Falle seine Neuerung zu vertheidigen, um so mehr als er sich nicht gescheut hat, seiner Zuckerfabrik eine Distillerie von Rum beizugeben, welche ziemlich gute Resultate liefert. Der einzige Nachtheil den sie hat, ist der, daß die Arbeiter durch den unmäßigen Genuß des Rum bald unbrauchbar werden, und ersetzt werden müssen.

Im J. 1824 führte der Pascha auf Vorschlag des Römers Bassi die Fabrikation von Salpeter ein, welche ihm sehr vortheilhaft geworden ist. Die Haufen von Ruinen, welche den Boden von Aegypten bedecken, liefern dazu unerschöpfliche Materialien, und seit dieser Zeit hat der Pascha sechs große Fabriken eingerichtet, deren hauptsächlichste die von Hermopolis, Alt-Cairo und Sakkhara sind. Sie bestehen in mehreren Reihen von gemauerten Trögen, welche auf einem Abhang terrassenförmig angebracht sind; man wirft die Erde in den obersten, füllt mit Wasser auf, rührt es um, und läßt dann das mit dem Salpeter gesättigte Wasser nach und nach durch die niedrigen Tröge durchgehen, bis es endlich durch bloße Ausdünstung ziemlich reine Krystalle gibt. Diese Fabriken liefern jährlich 20,000 Centner Salpeter, welche größtentheils nach Europa geschickt werden.

Diese Liste begreift die hauptsächlichsten industriellen Versuche des Pascha's. Man kann rühmen, daß seine Baumwollenfabriken 3000 Spinnmaschinen enthalten, welche im Winter täglich 18 Centner Faden geben, im Sommer etwa das Doppelte. 1500 Webstühle geben im Winter 4300 Ellen Zeug, im Sommer 9150. Das Produkt könnte etwa um 20 Proc. stärker seyn, wenn die Aufseher besser, und die Arbeiter genauer bezahlt würden. Aber diese Unglücklichen, deren Zahl sich auf 55,000 erhebt, bleiben oft ein Jahr ohne alle Bezahlung, und können sich daher nicht für eine Arbeit interessiren, deren Resultate ihre Lage nicht verbessern. Auf der andern Seite kostet der Ankauf der Maschinen große Summen, die Trockenheit der Luft macht, daß sich alles Holz in kurzer Zeit wirft, und man die Spindeln nur mit Mühe, und indem man Gefäße mit Wasser unter ihnen anbringt, in Gang erhalten kann. Der feine Staub der die Luft erfüllt, dringt durch alle Fugen der Maschinen, nützt die Räder ab, und die besten Maschinen sind in kurzer Zeit in allen Fugen los. Die einheimischen Arbeiter sind außer Stande, die Reparaturen zu unternehmen, und man läßt daher ohne Aufhören neue Maschinen kommen, welche oft ungebraucht zerfallen, weil sich niemand findet, der sie aufzustellen, weiß. Die Dampfmaschinen müssen mit europäischen Kohlen geheizt werden, und ihre Arbeit wird unterbrochen, wenn ungünstige Winde die Ankunft der Schiffe verzögern. Zu diesen Schwierigkeiten, welche ihren Ursprung in der Natur des Klima's haben, kommt noch die Nachlässigkeit und Unredlichkeit der Beamten, und der Leichtsinn, mit dem man Arbeiter, welche man mit großer Mühe an Fabrikarbeit gewöhnt hat, zur Konscription wegnimmt. Der Pascha weiß es, aber die Fabriken sind für ihn ein Spielzeug, oder ein Schauspiel, wo er bisweilen hingeht, sich zu erholen. Sobald er erscheint, drehen sich alle Räder, schnurren alle Spindeln und das Geräusch gefällt ihm. Alle diese Anstalten haben keinen Halt im Boden von Aegypten, sie sind nur goldene Hüllen, welche die Lumpen, die darunter sind, verbergen, aber ein geübtes Auge sieht bald die Elemente einer unvermeidlichen Zerstörung, welche sie an sich tragen.

Spanien im Jahre 1835.

8. Toledo.

(Fortsetzung.)

Trotz dieser und mancher anderer Gefahren, womit die Nächte Toledo's den einsamen Wanderer bedrohen, lohnt es doch der Mühe, sich denselben auszusetzen. Ich weiß nichts Poetischeres, als einen nächtlichen Spaziergang durch dieses Straßenlabyrinth; es braucht kaum der Bemerkung, daß die Neuerung der Straßenbeleuchtung noch nicht bis hieher gedrungen ist; ein Glück noch, wenn an den Kreuzwegen Madonnen in den Nischen stehen, vorausgesetzt, daß die Frommen Sorge tragen, die Lampen ihrer Patronin mit Oel zu versorgen, und daß der Sereno (Nachtwächter) es nicht zu eigenem Gebrauche stiehlt. Da, wo diese drei Bedingungen sich vereinigt finden, und nur da kann man hoffen, daß man hinreichend sieht; wenn man aber auch gar nicht sieht, sollte man das Abenteuer doch versuchen: ein nächtlicher Ausflug ins Innere von Toledo ist ein Ausflug ins volle Mittelalter, und nichts ist geeigneter, um das innere Leben jener Zeit vollständiger zu vergegenwärtigen; man lernt es wie durch Inspiration begreifen.

Diese plumpen, sorgfältig verriegelten Thore zeugen von der Furcht vor gewaltsamen Ueberfällen und kecken Feindseligkeiten eines nebenbuhlerischen Hauses, diese eisernen Balkone erwarten noch die seidene Strickleiter, welche von den weißen Händen junger Mädchen angeknüpft wurden. Näher schon unserer Zeit sind die Diener des heiligen Amts, die einen rückfälligen Juden in jenem niedern, verdächtigen Hause aufsuchen, und die heilige Hermandad, die einem übermüthigen Ritter von Santiago nachspürt, dessen ausgelassene Sitten und Gewaltthätigkeiten den Orden entehren, und die getreuen Unterthanen des Königs schwer belästigen ... Still! die Glocke der Klöster läutet zum Amt, und die schwere Uhr der Kathedrale ertönt dumpf unter den Schlägen des Hammers, dann ist Alles plötzlich wieder ruhig, und die Stille wird nur unterbrochen durch den Klang einer Guitarre, die in der Ferne erstirbt, oder den mono-

tonen, aber lieblichen Gesang einer jungen Mutter, die ihren Neugebornen in Schlaf lullt. Es ist etwas von allem dem, und von noch vielen andern Erinnerungen und Anregungen in den Nächten Toledo's, denn diese Nächte sind lang: sobald die ersten Schatten der Nacht sich herabsenken, kehrt jeder zurück unter sein Dach, alle Thore schließen sich, das Leben hört auf allen Punkten zugleich wie durch einen Zauberschlag auf, und der Genius der Einsamkeit bemächtigt sich der dunkeln Stadt, um seine Beute nur erst am Morgen wieder loszulassen.

Wenn die Nacht ihre Reize hat, so fehlt es auch dem Tage nicht daran. Toledo dankt seiner Lage einen unerschöpflichen Reichthum an reizenden Stellen und Aussichten. Der schroffe Berg, dessen Spitze und Seiten es bedeckt, ist durch den Tajo von einem zweiten, nicht minder steilen, aber kahlen schroff in den Fluß abfallenden Berg getrennt. Eine kleine Eremitage, la Virgen del Valle, hat sich auf die Spitze verirrt, aber mitten unter Felsen erbaut, kann man sie kaum davon unterscheiden; Heerden wilder Ziegen irren umher, und der Hirte, fast eben so wild wie sie, und in Felle gekleidet, trägt an den Thoren der Stadt die Sitten der Sierra zur Schau. Diese Kontraste erwecken lebhaft die Aufmerksamkeit, aber die Aussichten sind besonders reizend, das Schauspiel ist, obwohl beschränkt, äußerst mannichfaltig, die Granitmassen, die den Berg bilden, fallen oberhalb der Brücke San Martin allmählich ab, und Villas, hier zu Lande cigarrales genannt, zeigen zwischen dem nackten, graulichen Gestein frische grüne Teppiche: dieß sind die einzigen ländlichen Punkte, alles Uebrige ist dürr und öde, die Stadt hat in ihrer Nähe keinen Garten, keinen Baum, und der gegenüberliegende Berg eben so wenig. Nur die Unebenheiten des Bodens, die Krümmungen der Felsen geben die Abwechslung, die Perspektiven sind kurz, aber frappant: bald fällt das Auge auf den Tajo, der sich zwischen den grünen mäandrischen Krümmungen der beiden Hügelreihen hinzieht, bald zeigt sich die Stadt mit ihren zahllosen Glockenthürmen, dann fällt plötzlich der Vorhang, und in eine öde Schlucht eingeschlossen, könnte man sich plötzlich in eine Wüste versetzt glauben. Diese raschen Uebergänge haben einen großen Reiz, und sie drücken dieser düstern Landschaft einen eigenthümlichen Stempel von Originalität auf.

Wenn man das Schauspiel von der Stadt aus betrachten will, muß man den Alcazar besteigen, der am höchsten Theile der Stadt erbaut, ein natürliches Belvedere ist; hier faßt man das Gemälde von allen Seiten auf: in der Vogelperspektive, von der Seite und von vorn. Der Anblick von vorn hat am meisten Malerisches, denn er umfaßt die Stadt, den Fluß, die beiden Brücken, und den Berg de la Virgen mit seinen zerrissenen und durcheinander geworfenen Felsen, als hätten die Titanen hier eine Treppe gen Himmel zu errichten gesucht; die Cigarrales endlich umgeben das Gemälde mit einem Streifen von Olivenbäumen.

Der Alcazar selbst, ist, wenn auch halb zerstört, ein großartiges Denkmal; seitdem er im vorigen Jahrhundert von den portugiesischen Truppen in Brand gesteckt wurde, ist er nie wieder aus seinen Trümmern erstanden: das Innere ist unbewohnbar, aber das Gerippe ist noch erhalten, und ist ein rechtwinkliges Gebäude von wahrhaft wunderbarer Einfachheit, die strenge vitruvische Linie herrscht hier in ihrer ganzen Majestät. Die Treppe ist prachtvoll, und die Säulenreihe des Hofes reiht sich ihr würdig als Vorhalle an; diese Säulen sind von Granit, aus einem einzigen Block gehauen und zwanzig Fuß hoch. Dieser Granitluxus ist übrigens allen Gebäuden von Toledo eigen und ziert unter allen möglichen Formen die Höfe selbst der geringsten Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden Toledo's herrscht eine merkwürdige Mannichfaltigkeit des Styls: man kann hier, wenn man von einem zum andern geht, einen vollständigen Kurs der Baukunst durchmachen; jede Schule, jedes Jahrhundert hat hier ihr Modell von dem Rococo des 18ten und dem griechischen Bastardstyl des 19ten Jahrhunderts bis zurück zum reinen gothischen und römischen. Die Zeit des Wiedererstehens der Baukunst ist repräsentirt durch ein Kleinod, das man unter Glas stellen möchte, wie das Campanile von Giotto: es ist das Findelhaus, casa de los niños expositos. Die Façade ist von weißem Marmor und vollendeter Zierlichkeit, aber die Treppe namentlich, obwohl schlecht unterhalten und verstümmelt, ist ein Meisterstück von Eleganz und gutem Geschmack; der Kreuzgang gibt ihr an Zartheit und Leichtigkeit nichts nach. Am andern Ende der Stadt ist ein für die Geschichte der Kunst nicht minder merkwürdiges Denkmal, nämlich die Kirche San Juan de los Reyes. Zur Erfüllung eines Gelübdes von König Ferdinand und der Königin Isabelle erbaut, kurz vor der Eroberung von Grenada, also in den 15 oder 20 letzten Jahren des 15ten Jahrhunderts bezeichnet sie den Zeitpunkt, wo die gothische Kunst in die neuere überging: die Mischung beider ist namentlich in dem Kreuzgang ersichtlich; ohne gerade ganz der neue Styl zu seyn, ist es doch nicht mehr der alte: der Spitzbogen herrscht noch, aber die Linie nähert sich dem Kreis, man wohnt der Umwandlung bei, man sieht sie unmerklich vor sich gehen, und dieser langsame stufenweise Uebergang ist voll Interesse. Leider ist das Gebäude halb zerstört. Die rund umher aufgehängten Ketten sind die der christlichen Gefangenen, die man bei der Eroberung von Grenada in den Kerkern der Ungläubigen fand.

Auch diese haben ihre Ideen und Werke im Innern der christlichen Stadt zurückgelassen. Das Sonnenthor ist noch so, wie die Moslems es bauten mit seinen Arabesken und seinem Bogen, der drei Viertheile des Kreises umfaßt. Diese Krümmung der moresken Linie findet sich überhaupt tausendfach wieder. Mehr als Ein Minaret wurde in einen Glockenthurm umgewandelt, und die kleine Kirche des heiligen Roman selbst ist nur eine in einen christlichen Tempel umgewandelte Moschee: sie hat ihre Gottesverehrung, aber nicht ihre Form geändert. Selbst die Juden haben zur Baugalerie von Toledo ihren Antheil beigetragen: ich meines Theils kenne zwei christianisirte Synagogen, die eine ist jetzt die Kirche del Transito, die andere der heiligen Maria-la-Blanca gewidmet. Trotz des veränderten Kultus ist die ursprüngliche Gestalt eines länglichten Vierecks beibehalten, so wie auch die hebräischen Inschriften, welche den inneren Umfang verzieren.

Von den Römern sieht man neben der Brücke von Alcantara die Trümmer einer großartigen Wasserleitung, und unter den Wällen erkennt man noch den Platz eines Cirkus, den die Unduldsamkeit des Mittelalters zum Verbrennungsort der Juden machte, woher noch sein jetziger Name Brasero. Auch von gothischen Bauten, die man nicht mit gothischer Bauart verwechseln muß, sind noch an mehreren Orten Spuren übrig, indeß sind sie selten, und man muß sie suchen. Einige schwere, kurze Pilaster, so wie einige Grabmäler zeugen noch hie und da von der gewaltigen, aber anmuthlosen Kraft, die den Hauptcharakter derselben ausmacht. Es ist zu bedauern, daß der Zahn der Zeit keine grösseren Denkmale aus jenen ersten Tagen der Monarchie verschont hat; dieß ist nicht die am wenigsten ruhmvolle Epoche Toledo's, denn damals schon war es der Sitz der Könige und die Hauptstadt des Reichs. Die Statuen der alten Gothenkönige sind vor dem Alcazar und an den Thoren der Stadt zerstreut, und lebhaft gedachte ich beim Anblick dieser stummen Marmorbilder der Zeit des Ursprungs dieses Reichs, das so wechselvolle Schicksale erlebte.

(Fortsetzung folgt.)

Astrachanische Schafe.

Herr Leroux zu Franconville hat eine Schafheerde, die von einem Widder und einer Schafmutter abstammt, die General Guilleminot für ihn aus Konstantinopel brachte, und die ursprünglich aus Astrachan kamen. Die Heerde besteht jetzt aus zwei Widdern und einem männlichen Lamm, einigen Schafen von reiner Race und einer bedeutenden Anzahl Mischlinge. Diese Thiere können wegen des schnellen Wachsens ihrer Wolle zweimal des Jahres geschoren werden, und geben jedesmal mehr Wolle, als die gewöhnlichen europäischen Schafe. Die Wolle ist lang und rauh, für gewöhnliche Stoffe sehr passend, und nimmt, da sie silbergrau ist, alle Farben an. Unter der langen Wolle ist ein sehr feiner, seidenartiger Flaum, ähnlich der Kaschemirwolle. Die reine Race wird in einer gegebenen Zeit schwerer als andere Schafe, und das Fleisch ist von gutem Geschmack.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünfzehnter Brief.

(Schluß.)

Im Laufe des Tages schifften wir uns nach Bona ein, und kamen, gleich nachdem wir aus der Bai von Budschia heraus waren, an einem Ort Namens Dschidschel, zuweilen Dschidschery ausgesprochen, vorüber; einst eine bedeutende Stadt, jetzt aber nur noch aus einigen elenden Häusern bestehend. Als ich diesen Theil der Küste im Auge hatte, fielen mir die Abenteuer einer irischen Familie ein, die hier einst Schiffbruch litt. Laugier de Tassy erzählt ihre Geschichte, und ich will sie fast mit seinen eigenen Worten wiedergeben: Am 25sten Oktober 1719 schiffte sich Madame Bourk zu Cette in Languedoc am Bord eines genuesischen Schiffes ein; sie hatte einen Sohn und eine Tochter, ihren Schwager, den Abbé Bourk, einen Sekretär und sechs Diener — vier weibliche und zwei männliche bei sich. Sie wollte nach Spanien, wo sie von ihrem Mann, dem Grafen Bourk, erwartet wurde, der Jakob II nach Frankreich gefolgt und nun Offizier in spanischen Diensten war. Als sie sich am zweiten Tag an der Küste von Catalonien, unweit Barcelona, befanden, ward das Schiff von einem algier'schen Korsaren genommen; da jedoch die Gräfin einen Paß vom französischen Hofe hatte, so wurde sie von dem Piratenkapitän mit großer Achtung behandelt, und ihr die Versicherung gegeben, daß weder ihr noch den Ihrigen das geringste Leid geschehen solle.

Die Gräfin bat um Erlaubniß mit ihrer Familie in dem genuesischen Schiff bleiben zu dürfen, was der Korsar bewilligte; doch nahm er das genuesische Schiffsvolk an Bord seines Fahrzeugs und ersetzte dasselbe durch einige von seinen Leuten. Dann nahm er die genuesische Barke ins Schlepptau und steuerte nach Algier. Am 30sten stellte sich ein so heftiger Sturm aus Nordwest ein, daß der Kapitän genöthigt war, das Tau zu kappen, durch welches seine Prise an sein Schiff befestigt war. Die genuesische Barke wurde nun zwischen Budschia und Dschidschery an die Küste geworfen und zerschmettert. Die maurischen Kabylen, welche von ihren Höhen herab während der Stürme auf Schiffbrüche lauern, fanden sich sogleich ein, um den Wrack zu plündern. Die algier'schen Matrosen, welche ans Ufer schwammen, erzählten den Eingebornen, sie hätten eine Prinzessin von Frankreich im Schiff gelassen. Die Kabylen sprangen sogleich ins Wasser, um die noch Lebenden zu retten, fanden aber nur Miß Bourk, ihren Oheim, den Abbé, zwei Bediente und ein Kammermädchen. Madame Bourk war nebst ihrem Sohn und der übrigen Dienerschaft ums Leben gekommen.

Man brachte Miß Bourk nebst den andern Ueberlebenden an eine der unzugänglichsten Stellen im Gebirge, wo man ihnen Zelte aufschlug und Nahrung lieferte, und am folgenden Tage versammelten sich die Scheiks der benachbarten Stämme, um zu berathen, was geschehen solle. Man wurde einig, entweder an den Aga von Dschidschery zu schreiben und diesen mit dem französischen Konsul wegen des Lösegeldes unterhandeln zu lassen, oder sich an den Konsul selbst zu wenden. Der letztere Vorschlag ward angenommen, und Miß Bourk, obschon erst zehn Jahre alt, schrieb an den Konsul, und bat ihn, sie um jeden Preis aus ihrer traurigen Lage zu befreien. Die Mauren übergaben das Schreiben einem Marabut unweit Budschia, der im Geruch großer Heiligkeit stand, und dieser fertigte sogleich einen Boten nach Algier ab. Der Konsul erhielt das Schreiben, da sich aber damals gerade ein besonderer französischer Gesandter in Algier befand, so legte der Konsul das Geschäft in dessen Hände.

Ehe jedoch noch eine Antwort an die armen Schiffbrüchigen gelangen konnte, lernte ein junger Kabyle, der einzige Sohn eines angesehenen Scheiks, Miß Bourk kennen, und bat seinen Vater um Erlaubniß sie heirathen zu dürfen. Hiezu war jedoch die Einwilligung auch der übrigen Scheiks erforderlich, und als der Vater um dieselbe anhielt, widersetzten sich einige der mächtigsten. Es ward im vollen Rath beschlossen, daß niemandem ein Anspruch auf die Hand der kleinen Christin gestattet, und das Lösegeld für sie und ihre Leute unter die Stämme vertheilt werden solle.

Die Gesandtschaft der allerchristlichsten Majestät wendete sich unmittelbar an den Dey wegen Befreiung der Gefangenen; der Dey entgegnete aber, daß die Kabylen jener Gegend seine Herrschaft nicht anerkannten, versprach jedoch sein Möglichstes zu Befreiung der Leidenden zu thun. Er sandte deßhalb Befehle an die Agas von Budschia und Dschidschery, alles Mögliche in dieser Hinsicht zu versuchen, und schrieb zugleich an die vornehmsten Marabuts beider Orte, um sie zu bitten, in Verein mit den Agas zu handeln. Am 21sten November schickte die französische Gesandtschaft ein Schiff nach Budschia ab, an dessen Bord sich Ibrahim Kodscha, der Dolmetscher des Konsuls, mit den Befehlen für die Agas und Marabuts befand. Sobald diese Schreiben abgegeben waren, begannen die Unterhandlungen wegen des Lösegeldes, die mit der Befreiung der Gefangenen schlossen. Miß Bourk kam mit ihrer Begleitung glücklich nach Algier und von da nach Frankreich.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1836.

Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China.

Die Gesellschaft für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China hat den 4ten November letzten Jahres ihre erste jährliche Sitzung in Canton gehalten. Sie besteht gegenwärtig aus 29 Mitgliedern, 10 Ehrenmitgliedern und 12 Korrespondenten, und ihre Einnahmen während des Jahres beliefen sich auf 975 spanische Thaler. Sie hat bis jetzt noch nichts herausgegeben, aber um nicht ganz unthätig zu seyn, 1000 Exemplare des chinesischen Magazins von Gutzlaff abdrucken lassen und vertheilt. Sie hat drei Werke unternommen, eine Weltgeschichte, eine allgemeine Geographie und eine Karte. Die neuesten Dekrete des Kaisers gegen den Druck chinesischer Bücher von Fremden in Canton setzt jedoch die Gesellschaft in große Verlegenheit, indem sie keine Drucker in Canton findet, die sich dazu hergeben wollen, da sie als Landesverräther gestraft würden. Die Gesellschaft hat daher beschlossen, fürs erste in Malacca drucken zu lassen, wo das anglo-chinesische Kollegium eine Druckerei besitzt, und später, sobald sie aus Paris oder aus Malacca einen vollständigen Satz chinesischer Typen erhalten könnten, eine Druckerei auf einem der Schiffe, die auf der Schmugglerstation von Lintin liegen, zu errichten. Allein solche mit beweglichen, und nicht in China geschnittenen Typen, und mit der Druckerpresse ausgeführten Bücher haben den großen Nachtheil für ihre Verbreitung in China, daß sie beim ersten Anblick für fremd, d. h. für barbarisch erkannt und als solche verachtet werden. Eine andere große Schwierigkeit, welche die Gesellschaft in ihren historischen und geographischen Arbeiten findet, ist die Umschreibung europäischer Namen in chinesischen Charakteren. Sie beschäftigt sich mit der Bildung eines Wörterbuchs derselben, aber die Sache ist keineswegs leicht, denn da jeder chinesische Laut sich durch eine große Anzahl von Charakteren schreiben läßt, so wird die Wahl unter diesen eine höchst schwierige Sache, indem jeder derselben einen Sinn hat, auf welchen man bei der Umschreibung Rücksicht nehmen muß, um nicht falsche oder lächerliche Anspielungen zu machen. Es ist schwer zu glauben, daß irgend ein Fremder hinlänglichen Takt im Chinesischen erlangen könne, um diese Operation mit einigem Glück zu versuchen. Diese drei angefangenen Werke sollen im Laufe des gegenwärtigen Jahres erscheinen, und später sollen ihnen Specialgeschichten und Beschreibungen von England, Frankreich, Amerika u. s. w. folgen. Es wird nicht leicht seyn die Chinesen dafür zu interessiren, da sich alle diese Geschichten und Beschreibungen durchaus an nichts in ihrer eigenen Geschichte anknüpfen lassen, und sie noch keineswegs kosmopolitisch genug sind, um sich um etwas zu bekümmern, das dem Reich der Mitte durchaus fremd ist. Ein gelehrter Chinese könnte vielleicht eine Geschichte und Geographie des Occidents schreiben, die er in ein seinen Landsleuten begreifliches und interessantes Licht stellen könnte, aber wie kann sich ein Fremder hinlänglich in ihren Gesichtspunkt stellen, um es zu thun? Ein Chinese der es unternehmen wollte, eine Geschichte von China für Europäer zu schreiben, würde gewiß seinen Zweck verfehlen und ein ganz unleserliches Buch liefern, da er nie wissen könnte, welche Punkte uns interessant sind, und wie sie behandelt werden müssen, um uns zu belehren. Wie viel mehr ein Europäer, der für Chinesen schreibt?

Die Mitglieder der Gesellschaft kündigen noch einen andern Plan an, der für europäische Gelehrte von größerem Interesse ist: sie wollen nämlich eine Kommission bilden, welche sich mit der Sammlung aller zu einem vollständigen chinesischen Lexikon gehörigen Materialien beschäftigen soll. Sie wollen darin nicht nur die in den klassischen chinesischen Wörterbüchern enthaltenen Worte und Phrasen aufnehmen, sondern wissenschaftliche, technische und poetische Ausdrücke sammeln, sprüchwörtliche Phrasen erklären, kurz alle Hülfsmittel geben, welche zu den zahllosen Anspielungen führen können, welche sich in jeder Sprache, die eine alte Literatur hat, finden, die aber in der chinesischen Literatur vor allen andern im Ueberfluß vorhanden sind, und dem Leser bei dem gegenwärtigen Zustand der Wörterbücher oft unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen.

Spanien im Jahre 1835.

2. Toledo.

(Fortsetzung.)

Die Rückkehr von den Todten zu den Lebenden, von der Vergangenheit zu der Gegenwart erweckt nur Trauer: die Nachkommen scheinen matt und bleich neben so kräftigen Vätern, in den schimpflichen Banden eines zügellosen Egoismus haben sie den Sinn für das Große verloren; ich durchlief die Straßen, aber nichts kündigte mir an, daß eine Seele in den Körpern sey, die mir aufstießen. Nun stand ich wieder vor der Kathedrale und trat ein. Die Basilica von Toledo, dem Sitze des Primas von Spanien, ist für die Halbinsel, was zu Rom, dem Sitze des Haupts der Christenheit, St. Peter für die christliche Welt ist, aber die Aehnlichkeit ist durchaus nur moralisch, denn die Architektur beider Tempel ist gänzlich verschieden. Die Kathedrale von Toledo ist im reinsten spanisch-gothischen Style erbaut: es ist ein prachtvolles Gebäude, obwohl man Alles gethan hat, um den Eindruck zu zerstören. Das erste Uebel ist, daß man das Ganze von keiner Seite auffassen kann, so sehr steckt der Bau in einem Cloak von Straßen und ist von den benachbarten Häusern eingeschlossen: dieß ist aber nicht das einzige Unglück, man hat auch versucht, das Denkmal selbst zu verderben: nicht zufrieden eine Art plumper, massiver Kuppel, die den Bau verdirbt, darauf gesetzt zu haben, hat man auch noch, um die Buntscheckigkeit zu vervollständigen, die prächtige Idee gehabt, an einem der Seiteneingänge einen griechischen Portikus zu erbauen. Eben so gut könnte man an dem Parthenon ein gothisches Thor anbringen.

Das Innere wurde nicht mehr respektirt, als das Aeußere, und hier war das Verbrechen noch viel unverzeihlicher. Als wäre es nicht genug gewesen, den Umfang des Schiffs verkleinert und den grandiosen Effekt desselben zerstört zu haben, indem man nach der übeln Gewohnheit der spanischen Geistlichkeit den Chor und den Hauptaltar in dessen Mitte aufstellte, hat man auch noch den Hauptaltar mit einer abscheulichen, barbarischen, aus Marmor aller Farben verwirrt durch einander aufgerichteten Maschine überladen; dieses widerliche Bastardprodukt des 18ten Jahrhunderts, das in der Sprache des Geschmackes keinen Namen hat, heißt hier ein Transparente, und die Geistlichen des Orts zeigen es dem Fremden als ein unnachahmliches Wunder der Basilica. Warum sollte es aber auch nicht ein Meisterwerk seyn? es hat ja dem Kapitel 200,000 Dukaten gekostet. Indeß ist das Schiff immer noch imposant, und tausend Detailschönheiten entschädigen für die Pinseleien des neuern geistlichen Geschmacks. Der Chor ist gewiß einer der schönsten Europa's; das Schnitzwerk, das ihn ziert, ist von einer unübertrefflichen Zartheit und Reinheit; es ist von Alonzo Berruguete, einem spanischen Künstler und Schüler Michel Angelo's, der in sein Vaterland den strengen Styl seines Meisters mitbrachte, aber ihn mit geschmeidigerem, für Anmuth empfänglicherem Geiste in Ausführung brachte. Er hat auch das Löwenthor, das schönste des Tempels, in Bronze ausgeführt, aber sein Meisterstück ist der unnachahmliche Chor: hier zeigt sich sein Genie in seiner ganzen Stärke, und er geht mit einer wunderbaren Leichtigkeit von dem hohen Ideal großer biblischer Gegenstände zu dem familiären Styl des Grotesken über, welches eigenthümliche Element sich in allen Werken des Mittelalters, selbst in den ernstesten, wieder findet.

Es bedürfte eines ganzen Bandes, um die in dieser ungeheuren Kirche vergrabenen Schätze aufzuzählen; sie ist ein unersättlicher Schlund, der die Reichthümer Toledo's, und nicht nur seine Reichthümer, sondern auch seine Macht, seinen Ruhm und seinen männlichen Sinn verschlang. Die Priesterschaft hat Alles an sich gerissen: der Erzbischof allein bezog jährlich eine Million Piaster, jeder seiner Kanonici 12,000 Piaster. Es war dieß gewiß das reichste Kapitel der Christenheit, und ist es noch, obwohl Ebbe eingetreten ist. Mehr als die Hälfte der Stadt gehört der Kirche, von zwei Häusern trägt gewiß eines den Namen el Cabildo (das Kapitel) in blauen Buchstaben auf einer Fayenceplatte vorn am Frontispiz. Die todten Kapitalien im Schranke der heiligen Jungfrau, el sagrario genannt, sind unschätzbar: das Ceremonienkleid allein ist Millionen werth, es ist auf einen Goldgrund ganz mit feinen, zum Theil ungeheuer großen Perlen gestickt, ein Geschenk der Engel, wie die Legende berichtet. Eine andere, nicht minder unschätzbare Kostbarkeit ist das große Tabernakel zur Ausstellung der Hostie am Frohnleichnamsfeste: es ist von vergoldetem Silber, und wiegt nicht weniger als 795 Mark; die Monstranz, die man in das Tabernakel stellt, ist von massivem Golde und wiegt 57 Mark: hier aber hat wenigstens die Kunst die Materie geheiligt und sie übertroffen. Heinrich d'Arfe, berühmter Platero (Goldschmied) des fünfzehnten Jahrhunderts, ist der Schöpfer dieses Meisterwerks, seine Bildwerke sind schön, wie die von Benvenuto Cellini, aber sein Genius ist schöpferischer. Ich habe bis 260 Figuren gezählt, ohne die Basreliefs, und alles dieß ist auf eine wundersame Weise gruppirt. Es wäre zu lang, wenn man diese unerschöpfliche Mine erforschen wollte; es findet sich hier so viel Gold, so viel Silber, so viel kostbare Steine, daß man bei Aufzeichnung aller dieser Schätze einen Palast aus Tausend und Eine Nacht zu schildern das Ansehen hätte. Die schwache Seite dieser Basilica ist die Malerei: Toledo steht in dieser Beziehung weit unter Sevilla, und seine Schule hat nur Künstler vom zweiten und selbst vom dritten Range geschaffen. Dagegen ist ihre Bibliothek ungemein reich an arabischen Manuscripten. *)

Die ganze Stadt ist in der Kathedrale aufgegangen: sie hat ihre Herrschaft so zu sagen in die Hände der Priester niedergelegt, und die erste Folge dieser freiwilligen Abdankung war ein schreckliches Fallen der Bevölkerung; die Quellen des Lebens schienen mit Einemmal in der gefallenen Stadt versiegt zu seyn: von den 150,000 Einwohnern, deren sie in den Tagen ihrer Macht sich rühmte, sind kaum noch 20,000 übrig. Um

*) Hier setzt Hr. Didier die Platitude hinzu, es sey doch eine Schande für Spanien, wo die Araber so lange geherrscht, daß nicht ein Mensch im Stande sey, diese Manuscripte zu dechiffriren. Bekanntlich besitzt Spanien Gelehrte, die es an gründlicher Kenntniß des Arabischen mit jedem aufnehmen.

für das Heil dieser Hand voll Seelen zu sorgen, hat die Stadt 27 Pfarreien, und vor der Unterdrückung der religiösen Korporationen zählte sie nicht weniger als 38 Klöster, 15 Manns- und 23 Frauenklöster. Toledo selbst ist ein großes Kloster, dessen Kirche die Kathedrale ist.

Die priesterlichen Sitten mußten in einem solchen Boden tiefe Wurzeln schlagen; es gibt keine traurigere, ödere, ungastlichere Stadt als Toledo, das Lachen scheint verbannt, und die Langeweile ist der Gott, dem man dient; hier gibt es keine Gesellschaften, keine Bälle, keine Schauspiele, kaum besucht man sich hie und da, und stets nach den Formen der strengsten Etiquette. Selbst die Intelligenz hat Schiffbruch gelitten, und Toledo ist die unwissendste Stadt Spaniens, was viel sagen will. Die glänzende Industrie des Mittelalters ist in dem allgemeinen Schiffbruch untergegangen, nichts mehr von den seidenen Stoffen und den prunkenden Brocaden, deren Ruhm in Europa so groß war, und was die guten Klingen betrifft, mit denen unsere Romantiker uns seit zehn Jahren todt schlagen, so ist dieß nicht mehr der Schatten des Schattens; ich wollte wetten, daß aus diesen Fabriken nicht zwanzig Infanteriesäbel monatlich hervorgehen, und zwar nicht aus Mangel an Administratoren, denn nach der Sitte dieses trägen Spaniens, dieses Landes der Sinecuren, gibt es hier mehr Direktoren, Subdirektoren, Inspektoren und Subinspektoren, als es Arbeiter gibt. Für Einen Menschen, der gehorcht und arbeitet, finden sich hier drei, die befehlen und nichts thun.

Doch kehren wir zur Kathedrale zurück, denn dieß ist unser natürliches Centrum und ganz Toledo ist hier. Man muß alle Tage und zu allen Stunden hingehen, denn alle Tage und alle Stunden bietet sie neue und unerwartete Ansichten dar. Der Morgen gehört dem Pomp der Messe an, die hier mit einem Luxus gefeiert wird, der der Pracht des Ortes angemessen ist; die rothen und weißen Kleider der Offizianten stechen scharf ab von den trüben Färbungen des Schiffs, das schwarze Kleid der Kanoniker ist ernster, imposanter, und wenn man die lange von Chorknaben getragene Schleppe sieht, möchte man sie eher für Fürsten dieser Welt, als für demüthige Diener Christi, des Sohns des Zimmermanns, halten. Am Abend, wenn die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Scheiben der Kirche vergolden, dann ändert sich die Scene; dieß ist die Stunde der einsamen Sammlung; auf den Knien vor den entlegensten Altären vergießen einige Frauen, in ihre Mantillen gehüllt, die Thränen geheimen Schmerzens zu den Füßen des großen unsichtbaren Trösters. Wie der Abend vorschreitet, und die Dunkelheit zunimmt, wird die Träumerei tiefer und unruhiger, von der Orgel her ertönen schwankende klagende Melodien, ähnlich den mystischen Echos des himmlischen Jerusalems, ein Mann, im Mantel durchschreitet stille das Schiff der Kirche, ein ernst gekleideter Sacristan verliert sich wie ein Schatten zwischen den Pfeilern, ein junges Mädchen schluchzt am Fuße einer dunkeln Nische. Während ich an der Kapelle des heiligen Jakob vorüberging, fiel plötzlich der Strahl des Mondes auf die Statue des großen Connetable von Castilien, Don Alvaro de Luna, dieses stolzen Günstlings, der 40 Jahre lang Spanien regiert hat und auf dem Schaffot endete; hier erwartet er auf seinem Marmorbett ausgestreckt den Ruf der Posaune, der ihn vor das Gericht des Unbestechlichen laden soll.

(Schluß folgt.)

Notizen über die Insel Zanguebar.

In der Sitzung der königlich geographischen Gesellschaft zu London vom 25sten Mai, welche durch die Anwesenheit des deutschen Reisenden Rüppell ein besonderes Interesse erhielt, wurden unter Anderem Auszüge aus Berichten über die Bevölkerung und den politischen Zustand der Insel Zanguebar gelesen, welche, obschon im Jahre 1811 vom Kapitän Smee und Lieutenant Hardy auf einer Fahrt auf zwei Kreuzern der ostindischen Kompagnie längs der Ostküste von Afrika aufgenommen, dennoch selbst jetzt noch passen, und wegen der schnellen Fortschritte Interesse erregen, die dieser Insel, sammt ihrem Hafen, unter der freisinnigen Regierung ihres jetzigen Beherrschers, des Imam von Maskat, in Handel und Civilisation macht.

„Die Bevölkerung der Insel, sagt der Bericht, besteht aus Arabern, eingebornen Somalis und aus einer von beiden erzeugten gemischten Race. Die Araber sind, im Vergleich mit den beiden andern, nicht zahlreich zu nennen, doch ist der größere Theil der Sklaven und des angebauten Landes ihr Eigenthum. Einige wenige indische Banianen sind auch in der Stadt ansässig, doch kann man nicht sagen, daß sie eine besondere Klasse bilden. Sie sind sämmtlich mit Handel beschäftigt. Die Somalis sind die zahlreichste Klasse, aber meist Sklaven. Die Araber schenken ihren Sklaven, wenn sie sich zum Islam bekehren, gewöhnlich die Freiheit. Einige von ihnen haben deren oft 8 bis 900, die sie meist von den Karawanen einhandeln, in denen sie zum Verkauf gebracht werden. Die Art, wie man diese armen Menschen zur Besichtigung ausstellt, ist höchst widrig, sind sie aber einmal verkauft, so ist ihr Schicksal eben nicht schlecht. Man verwendet sie zum Feldbau und zu häuslichen Arbeiten. Im Jahre 1811 betrug ihre Zahl weit über 100,000, und machte mehr als die Hälfte der Einwohnerzahl aus.

„Die Somalis werden nicht als ein eingeborner Stamm betrachtet, sondern man sagt, sie seyen durch eine Vermischung der Araber der Küste und der Gallas im Innern entstanden. Sie sind sehr verbreitet, vom Aequator an bis fast zur Parallele von Mozambique; die Sumalies, ein besonderes Volk, leben nördlich von jenen und bewohnen die Küste nebst einem Theil des Innern, fast bis zu den Gränzen Abyssiniens. Die Gallas sind ganz auf das Innere beschränkt; hinter den Somalis werden sie Carratsche-Galla genannt; weiter nach Norden Borran-Galla, ob aber diese Benennungen eine Abtheilung des Stammes oder bloß eine andere Lokalität bezeichnen, ist ungewiß. Die Somalis gleichen, obschon man sie für eine gemischte Race hält, mehr den Negern als den Sumalies; die letztern sind auch schlanker, thätiger und verständiger. Man glaubt, daß sie Handelsverbindungen mit sehr entfernten Punkten des innern Afrika's unterhalten (wie Herr Rüppell später sagte, vielleicht selbst mit dem Sudan).

„Der Boden des größten Theils der Insel Zanguebar und der Festlandsküste hinter ihr ist leicht und sandig, das innere Land von beiden aber reich und fruchtbar. Das Klima gilt für ungesund, allein die Bewohner sind so unsauber, daß sich die Wahrheit dieser Behauptung nicht genau bestimmen läßt. Die nasse und trockne Jahrszeit

wechseln mit einander ab; die erstere ist wie gewöhnlich die ungesündere, obschon während derselben heftige Winde wehen, von denen man doch sonst gewöhnlich glaubt, daß sie das Miasma entfernen. Die Waaren, welche man im Jahre 1811 im Hafen bekommen konnte, bedeuteten nicht viel, und bestanden in schönen Früchten und andern Vegetabilien, Hornvieh, Geflügel, etwas Reiß und Schmelzbutter. Seit jener Zeit hat sich der Handel jedoch verbessert und gewinnt immer größere Ausdehnung. Esel und Kamele sind die Hauptlastthiere; Pferde sind von Arabern wiederholt eingeführt worden, leben aber nicht lange."

Nachdem Herr Rüppell eingeladen worden war, seine Bemerkungen über den obigen Bericht auszusprechen, sagte er zuvörderst, daß die dem Klima von Zanguebar beigemessene Ungesundheit zu den angegebenen Perioden ihren Grund ausschließlich in dem Genuß des schlechten Trinkwassers habe. Er sey selbst Monate lang und zu allen Jahreszeiten in den ungesundesten Distrikten von Abyssinien — in Massuah namentlich — gewesen, und habe seinen Gesundheitszustand nicht mit dem Klima oder der Jahreszeit, sondern je nach der größern oder geringern Achtsamkeit, die er auf das Trinkwasser richtete, wechselnd gefunden. Was die Gallas betreffe, so scheine der Verfasser des gelesenen Berichts sie für Neger zu halten, was jedoch sicher ein Irrthum sey, da sie ganz den Kaffern in der Nähe des Vorgebirgs der guten Hoffnung glichen, dunkel von Farbe, doch nicht schwarz seyen, krauses, aber kein wolliges Haar, breite, aber keine platt gedrückten Nasen, und weder vorragende Lippen noch herausstehendes Kinn hätten. Die Wildheit, die man ihnen gewöhnlich zuschreibe, halte er auch für übertrieben; auf seinen Reisen unter ihnen habe er nie wesentliche Schwierigkeiten erfahren, und auf seiner letzten Reise sey er doch bedeutend südlich vom See Dembea vorgedrungen.

Herr Rüppell gab den Beschreibungen Bruce's im Allgemeinen das Zeugniß, daß sie genau seyen, obschon er sich bei einigen Zwischenfällen Uebertreibungen möge haben zu Schulden kommen lassen. Unzweifelhaft richtig seyen seine Angaben von der Centralebene von Abyssinien, welche sich über 8000 Fuß, und der Piks von Semen, welche sich über 14,000 Fuß hoch erheben. Herr Rüppell meinte, daß es möglich sey, den Fußstapfen der frühern Jesuiten zu folgen, und von Abyssinien aus Magadoxo oder irgend einen andern Hafen an der Ostküste von Afrika zu erreichen. Er bezweifelte auch die wesentliche Genauigkeit der von Alvarez und andern gegebenen Beschreibung dieser Straße nicht, besonders was den plötzlichen fast jähen Abhang der Ebene von Abyssinien gegen Süden betrifft. Das Land ist im Allgemeinen von vulkanischem Charakter, und gegen Norden nicht minder jäh abfallend.

Vermischte Nachrichten.

Zu Eneré im südlichen Frankreich lebt im Hause des Mairs, Herrn Joannen Morier, der Sprößling eines Schakals und eines Wolfshundes. Er ist sehr klein, aber von allen Hunden der Nachbarschaft gefürchtet. Da er alle Enten und Hühner, die er erwischt, ganz verschluckt, wenn sie nicht allzu groß sind, so liegt er stets an der Kette. Er ist seinem Herrn zugethan, aber kein guter Hofhund, denn er bellt selten. Er trägt den Boden, wie alle wilden Thiere, ist sehr gelenkig, und läuft längs der Spitze hoher Mauern mit großer Gewandtheit. Er ändert häufig seine Haare: das letztemal war das Unterhaar sehr kurz, das an den Schenkeln lang und quer durch gestreift, was ihm ein wunderliches Ansehen gibt. Sein Schweif ist lang und schön. Seine Ohren gleichen denen seines Vaters, des Wolfshundes, die Höhlung derselben ist gerade und vorwärts gerichtet; seine Schnauze ist mit einem schwarzen, aus zahlreichen steifen Haaren gebildeten Schnurrbart geziert; seine Augenbraunen stehen vor, und seine Augen drücken Argwohn und Wildheit aus.

Die große Säule, welche zu Truro errichtet wurde, um das Andenken an die afrikanischen Entdeckungen der beiden Lander zu verewigen, ist zusammengestürzt. Sie war gerade vollendet, und man wollte ihre Dauerhaftigkeit erproben, als die Grundlage nachgab, und Alles in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Glücklicherweise wurde niemand verwundet, und es ist zu hoffen, daß die Säule mit Nächstem neu errichtet werden soll.

Die bisherige Beilage zum Ausland, betitelt:

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands

werden vom ersten Julius an nicht mehr unentgeldlich versandt, sondern nur noch an diejenigen verschickt, welche darauf Bestellung gemacht haben. Der Preis desselben für das ganze Jahr beträgt, wie früher schon angezeigt wurde, 4 fl. für den Abonnenten des Auslands, und 6 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht zugleich beziehen. Für das bevorstehende Halbjahr werden demnach nur noch den erstern 2 fl., den letztern 3 fl. berechnet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1836.

Ueber das Schwören der Ireländer. *)

Die Schwüre und Flüche der gemeinen Irländer deuten in gleichem Grad auf wilde Grausamkeit wie auf Witz und Laune. Schon vorweg wird der Name Gottes bei ihnen zu häufig im gewöhnlichen Gespräch gebraucht, um nicht seine Heiligkeit zu verlieren und zur bloßen Phrase zu werden, und wirklich ist es merkwürdig, daß sie weit seltener und mit weit mehr Ehrerbietung bei dem Heiland, als bei Gott dem Vater oder dem heiligen Geist schwören. Dabei findet man jedoch auch für den Namen Gottes selbst gewisse Restriktionen: bemerkt man nämlich bei jedem Volk das Auskunftsmittel, jenen Namen beim Fluchen zu verstümmeln oder die einzelnen Buchstaben desselben zu versetzen, so dürfte man doch zweifeln, ob die Irländer von irgend einer Nation in der Fertigkeit übertroffen werden, womit sie zu dieser Operation ihre Zuflucht nehmen: By Gob, by Gog, by Gad, by Gor, by Gorra (bei Gob, bei Gog u. s. w.); by jing, by the livin' jingo, by japurs, by jakers, by jaminee, by the holy post (beim heiligen Pfahl), by the Lord of Howth, by the holy poker (beim heiligen Schüreisen), by the hokie, by the hokie post, by the hokie pokie, by the hole o'my coat (wörtlich: „bei meinem Knopfloch," eigentlich aber um einen dem Wort holy, heilig, ähnlichen Laut anbringen zu können, wie im Deutschen: potz Heidelbeeren! statt potz Heiland); by the holy pots, by the holy Nelly etc. sind lauter Verzerrungen der verschiedenen Namen, unter welchen der Schöpfer verehrt wird, haben aber durchaus nicht die Gültigkeit einer wirklichen Betheurung; im Gegentheil, sehr viele Leute, die großes Bedenken tragen würden, den unverdrehten Namen Gottes leichtsinnig im Munde zu führen, gebrauchen jene Ausdrücke jeden Augenblick. Andere dieser nicht als wirkliche Versicherung anzusehenden Schwüre scheinen ihrem erhabenen Ausdruck nach unter den höheren Klassen der Gesellschaft entstanden, wie z. B. by the powers of death, (bei den Mächten des Todes), was vom Volk in „by the powdherts o' delf" (beim Steinkohlenpulver) verdreht wurde, und seinen ursprünglichen Sinn nach und nach so sehr verloren hat, daß die meisten, welche sich dieser Phrase jetzt bedienen, ihre eigentliche Bedeutung nicht mehr kennen. By the cross (beim Kreuz) an sich ist kein Verirschwur, gibt aber zu einer Menge Verirschwüren Veranlassung. Schwört nämlich der Irländer einfach by the crass (Volksdialekt statt cross), so ist dieß eine sehr heilige Betheurung. Gewöhnlich hält er dabei die beiden Zeigefinger kreuzweise über einander, um der Formel desto mehr Eindringlichkeit zu geben und die Figur des Kreuzes unmittelbar vor's Auge zu bringen. Will er aber im Gegentheil Jemanden eine Unwahrheit aufbinden, so schwört er by the five crasses (bei den fünf Kreuzen), worunter er nichts weiter als seine eigenen fünf Finger versteht, die er mit einer höchst verdächtigen Miene gegen die fünf Finger der andern Hand kreuzt. Eben so wird „By the crass o' Christ" selten zur Lüge mißbraucht, hielt Paddy aber zwei Strohhalme oder wohl auch zwei Hölzchen ins Kreuz, auf welche er mit einem Schein von großer Feierlichkeit schwört, so hat man sich sehr vor einer Prellerei zu hüten.

Das Eisen gilt den Irländern in der Regel als ein heiliges Metall. Selbst Diebe haben, mindestens im Innern des Landes, eine Scheu es zu stehlen. Woher diese sonderbare Ansicht komme, ist schwer zu sagen. Einige unter ihnen versichern, der Name des Eisens (iron) habe unter allen Metallen die meiste Aehnlichkeit mit dem Namen ihres eigenen Landes. Andere wissen ein Mährchen zu erzählen, wonach Ireland ehemals beständig unter Wasser gestanden sey, ausgenommen zu einer gewissen Zeit in jedem siebenten Jahre. Viele fremde Völker hatten von diesem Umstand Kunde und suchten demgemäß während jener Periode zu landen, allein sie wurden jedesmal vom gleich darauf hereindringenden Meer verschlungen. Endlich erhielt Einer vom Himmel die Offenbarung, die Insel könne bloß dadurch der Herrschaft der Wellen entrissen werden, daß man, so lange das Land sichtbar sey, ein Stück Eisen darauf werfe. Sogleich warf der Abenteurer sein Schwert darauf: der Zauber löste sich, und bis auf den heutigen Tag steht Ireland über dem Wasser, zerrissen von Streit und Zwietracht, deren Anzeichen das Schwert war.

*) Traits and stories of the irish peasantry. Dublin 1833.

Doch sey die Ursache welche sie wolle, gewiß ist, daß die Irländer das Eisen den heiligen Dingen beizählen, daß es als ein Glück angesehen wird, wenn Jemand Eisen findet, und daß sie den Fund, wenn es in der passenden Form eines Hufeisens vorkommt, über ihre Hausthüre nageln. Gleicher Weise wird dieses Metall als ein Mittel, die Wahrheit zu betheuern, gebraucht, doch ist die Heiligung, welche eine Aussage dadurch erhält, nicht sonderlich stark. „Bei dem gesegneten Eisen,“ „bei dem gesegneten und heiligen Eisen,“ sind Schwüre untergeordneten Rangs; handelt sich's jedoch um eine unbedeutende Sache, so kann man sich auf einen solchen Schwur denn doch ziemlich verlassen.

(Schluß folgt.)

Spanien im Jahre 1835.

8. Toledo.

(Schluß.)

Die Katastrophe Lunas erinnerte mich an die nicht minder tragische Don Juan de Padillas, des letzten Kämpfers für die alten kastilianischen Freiheiten. Als der junge Karl über die Pyrenäen ging, um die Erbschaft seiner noch lebenden, aber wahnsinnig gewordenen Mutter in Besitz zu nehmen, stürzte sich ein Schwarm Flamänder mit ihm über die Halbinsel her, und behandelten sie wie ein erobertes Land. Die Eingebornen wurden entfernt, um diesen räuberischen Fremdlingen Platz zu machen, der erlauchte Ximenez selbst, dem der neue König doch seine Krone dankte, starb in Ungnade, und die gierigen Flamänder warfen sich über alle Aemter her, wie über eine Beute. Der Nationalstolz empörte sich, um so mehr, als Don Carlos, damals noch nicht Karl V, eine hochmüthige Verachtung für die alten konstitutionellen Formen der Monarchie zeigte, sie grob verletzte, ungesetzliche Cortes berief, und von ihnen durch Drohungen und Bestechung Subsidien zu erpressen suchte. Aufgefordert von Padilla gab Toledo, damals die bedeutendste unter allen Städten Spaniens und die Nebenbuhlerin von Burgos, das Zeichen zum Widerstand, und rüstete sich, um demselben Kraft zu geben.

Padilla gehörte einer der erlauchtesten Familien nicht nur Toledo's, sondern ganz Castiliens an, seine Vorfahren waren Würdeträger und Großmeister des Ordens von Calatrava gewesen, und sein Vater Pedro Lopez mehreremal Deputirter bei den Cortes des Königreichs. Als der edle Greis das Vorhaben seines Sohnes erfuhr, schloß er ihn in die Arme und sagte zu ihm: Juan, du hast gehandelt, wie ein Edelmann, der eines Geschlechts, wie das unsrige, würdig ist; nur fürchte ich, daß der König, unser Herr, dir den Dienst, den du ihm leisten willst, übel lohnen möge. Dennoch suchte er ihn nicht von seinem Entschlusse abzubringen, sondern segnete ihn und ermahnte ihn, seinem Geschick zu folgen.

Plötzlich und im Augenblick, wo der Sturm am drohendsten war, verließ der König Spanien, um in Deutschland die Kaiserkrone zu erwerben. Kaum hatte der ehrgeizige Monarch die Halbinsel verlassen, als der Aufstand in Segovia ausbrach, und bald sich über alle Städte Castiliens verbreitete: Murcia, Jaen, ein Theil Andalusiens, Estremadura, und später Valencia und Aragon folgten der Bewegung; von achtzehn Städten, welche Stimmen bei den Cortes hatten, waren fünfzehn im Aufstande, und eingeschlossen in den Mauern Valladolids befand sich der Kardinal Adrian von Utrecht in einer ganz ähnlichen Lage, wie in neuerer Zeit Christine den Juntas gegenüber. Unter dem Vorsitze Toledo's bildeten die Städte ein Schutz- und Trutzbündniß und Padilla ward zum Generalkapitän der Communidad ernannt. Sein erster Schritt war ein wohl ausgesonnener Streich: er bemächtigte sich der Königin Johanna und machte bekannt, daß sie ihre Vernunft wieder erhalten habe, und nun ihre Rechte auf Spanien zurückfordere; statt aber sein kostbares Werkzeug in einem befestigten Platze aufzubewahren, wählte er zur Residenz den offenen Flecken Tordesillas. Die Städte sandten dorthin ihre Deputirten, eine Junta ward eingesetzt und ein Manifest an den König abgefaßt, worin die Beschwerden der spanischen Nation der Reihe nach aufgezählt, und ihre Forderungen verzeichnet waren. Keine Flamänder mehr, hieß es darin, keine unersättlichen Fremden, die das Vermögen des Volks verzehren, Abschaffung aller nicht von den Cortes bewilligten Auflagen; völlige Unabhängigkeit und Organisation der Nationalversammlungen in drei besondern Ständen: Bürgerschaft, Adel und Geistlichkeit, Zusammenberufung der Stände alle drei Jahre, Verbot bei Todesstrafe, daß ein Procurador irgend eine Gunst des Hofs für sich und die Seinigen annehme, Verbot, irgend einen Ablaß ohne Autorität der Cortes zu publiziren. Dieß waren die Hauptpunkte dieser merkwürdigen Bittschrift. Man verlangte darin noch, daß die Richter einen bestimmten Gehalt bezögen, statt wie bisher von den durch sie verhängten Konfiskationen zu leben, und daß die Steuerfreiheit des Adels aufhören solle.

Statt diesen Forderungen nachzugeben, war Karl V, der sich damals zu Brüssel aufhielt, bemüht, den Adel von den Communen zu trennen, was ihm auch nur allzu sehr gelang; der Krieg wurde mit Erbitterung geführt: Valladolid fiel in die Hände der Communeros und die Regentschaft mußte fliehen, aber auf diese Erfolge folgten unersetzliche Unfälle. Uneinigkeit und Verrath schlichen sich ein unter die Communen, die Geheimnisse der Junta wurden von einem auf Padilla eifersüchtigen Verräther verkauft, nur in einem entscheidenden Streiche war noch Hoffnung, und Padilla beschloß, ihn zu versuchen.

„Herr,“ sagte sein Kaplan an dem Morgen zu ihm, wo er ausziehen wollte zur Schlacht, „ich habe ehemals die Astrologie studiert, und nach dem, was ich vom Laufe der Gestirne weiß, ist das Glück Euch entgegen, und ich beschwöre Euch, nicht auszurücken.“

„Wohlan,“ entgegnete Padilla lächelnd, „wir werden also sehen, ob die Astrologie eine wahre Wissenschaft ist.“

Mit diesen Worten legte er den Panzer an, ließ die Trompeten blasen und zog aus. Er gelangte nach den Ebenen von Villalar, wo, durch Ueberläufer von seiner Ankunft benachrich-

tigt, die königliche Armee ihn erwartete. Es war den 23sten April 1521. Kaum hatte er den Befehl zum Angriff gegeben, so zeigte sich Abfall unter seinen Truppen; der Verrath trug seine Früchte und die Elemente selbst verbanden sich gegen ihn. Er sah, daß er verloren sey, kämpfte aber nichts desto weniger unter dem Ruf: Santiago! Libertad! muthig fort. Durch einen Schwerthieb in den Schenkel verwundet, fiel er vom Pferde, und wie er auf der blutigen Erde lag, stieß ihn ein Feigling, Namens Juan de Ulloa, mit der Lanze ins Gesicht, und verwundete ihn leicht, tödtete jedoch, wie der Chronist sagt, seine eigene Ehre. Entwaffnet und genöthigt sich zu ergeben, wurde er nach Villalar geführt. Die Sterne hatten nicht gelogen.

Sein Prozeß war bald abgemacht. „Toledo," rief einer der Regentschaftsräthe aus, „wird sein Haupt nur dann beugen, wenn Padilla nicht mehr ist." — Diese Worte enthielten sein Todesurtheil, das auch ausgesprochen wurde, ohne daß man ihn gehört hätte. Er vernahm den Spruch mit Ruhe, rief seinen Beichtvater herbei, und erfüllte seine religiösen Pflichten mit stoischer Ruhe. Hier unter den Schmerzen einer tiefen Wunde, beim Anblick des Henkerbeils, das man für ihn schliff, in dieser letzten Stunde schrieb er an seine Frau und seine Vaterstadt zwei rührende Briefe, welche die Geschichte glücklicher Weise aufbewahrt hat, und die einen so naiven und zugleich so männlichen Heldenmuth athmen, daß man sie nicht ohne ein lebhaftes Gefühl von Achtung lesen kann.

Als Padilla beide Briefe geschrieben hatte, bereitete er sich zu seiner Hinrichtung vor. Er und sein Freund Don Juan Bravo, Kapitän von Segovia, wurden auf Maulthiere gesetzt, und ein Herold ging ihnen voran unter dem Rufe: „So übt die Regentschaft im Namen des Königs Gerechtigkeit ausüben an verrätherischen und rebellischen Edelleuten!" — „Du lügst!" rief Bravo zornig; „nicht weil wir Verräther waren, sterben wir, sondern weil wir das Wohl und die Freiheit des Vaterlands vertheidigten." — Der Alcalde schlug ihn heftig mit seinem Stabe, und als Bravo sich vertheidigte, suchte ihn Padilla zu begütigen und sagte: „Freund, gestern haben wir gekämpft wie Männer, heute wollen wir als Christen sterben." Bravo verlangte zuerst hingerichtet zu werden, um nicht den Tod des besten Ritters von Castillien zu sehen. Als die Reihe an Padilla kam, übergab er einem befreundeten Edelmann, welcher anwesend war, ein goldenes Reliquienkästchen und einen Rosenkranz. „Gebt dieß meiner Frau," sagte er, „und empfehlt ihr, daß sie mehr Sorge um meine Seele trage, als ich um meinen Körper." Dann kniete er nieder, und bot sein Haupt dem Henker dar mit dem Ausruf: „domine, non secundum peccata nostra facias nobis!" So fiel der letzte Castillianer, und die für immer besiegte Partei der Communneros ward ertränkt im Blute des Märtyrer.

Einige Monate später zog eine als Bäuerin gekleidete Frau mit einem Kind in den Armen über die Heiden von Estremadura; sie näherte sich der portugiesischen Gränze, und als sie solche erreicht, wandte sie sich zurück nach Spanien, drückte ihr Kind ans Herz und weinte. Diese Frau war Donna Maria Pacheco, die Wittwe Padillas; sie ging in die Verbannung. Bei der Nachricht von dem Unglück zu Villalar und dem tragischen Ende ihres Gatten hatte sie Trauerkleider angelegt, durchzog die Straßen Toledo's auf einem schwarz gerüsteten Maulthier, zeigte dem Volk Padillas verwaisten Knaben, und rief es zur Rache und zur Freiheit auf. Sie ließ, um die Menge aufzuregen, eine Fahne vor sich her tragen, auf welcher die Hinrichtung Padillas und Bravos abgebildet war, verließ ihr Haus, und zog sich in den Alcazar zurück. Nur darauf bedacht, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, vergaß sie, obwohl krank, die Schwäche ihres Geschlechts und ihre Jugend, um nur die männlichen Tugenden eines Feldherrn zu zeigen.

Der Platz wurde von dem Großprior von Santiago, Don Antonio de Zuniga, belagert und eng eingeschlossen, vertheidigte sich jedoch heldenmüthig: die muthvolle Wittwe hatte den Bürgern ihre eigene Energie eingeflößt. Ihre Gegenwart galt für ein Heer, aber der Kampf war nicht mehr gleich, alle Städte der Communidad waren zum Gehorsam gebracht und Toledo nicht mehr im Stande, allein gegen die Macht Karls V zu kämpfen. Der Großprior erhielt täglich neue Verstärkungen, während die Hülfsmittel der Belagerten mit jedem Tage abnahmen. Uneinigkeit schwächte sie noch mehr: der Erzbischof begann Unterwerfung unter die Uebermacht zu predigen, und viele schlugen sich auf seine Seite. Beide Theile wurden handgemein, und die Partei Donna Marias bezwungen. Nur unter Verkleidung gelang es ihr aus der Stadt zu kommen, sie ging nach Portugal und zog sich mit ihrem Sohne zu dem Bischof von Braga, ihrem Verwandten, zurück; die Waise starb bald, und vor der Zeit gealtert folgte die untröstliche Wittwe in kurzer Zeit dem letzten Sprößling der Padillas ins Grab.

Nichts von ihnen blieb in ihrer Vaterstadt zurück; die Erbitterung des Siegers verfolgte das erlauchte Paar auch in seinen Freunden: alle starben auf dem Schaffot, Padillas Haus selbst ward niedergerissen, und eine auf den Ruinen eingegrabene Inschrift weihte sie als ehrlos der Verwünschung der Nachwelt. Drei Jahrhunderte wirkte dieser Fluch fort, und nur seit Kurzem erst ist er gehoben; obwohl aber die entehrende Inschrift verschwunden ist, wurden die Ruinen doch nicht wieder hergestellt, noch sind sie den Profanationen einer unwissenden Menge preisgegeben, und am Ufer des Tajo zerstreut, nahe am Thore von San Martin, dienen sie den Maulthiertreibern als Zufluchtsort und den Saumthieren als Stall.

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara, aus dem Tagebuch Gholam Heider Khans.

3. Reise von Attock nach Peschawer.

Das Fort von Attock ist von einer aus Backsteinen und Mörtel aufgeführten, 30 bis 40 Fuß hohen Mauer mit runden Bastionen umgeben. Auf den Bastionen befinden sich acht Kanonen, und vier oder fünf auf Lafetten mit Rädern stehen an den Thoren. Dieses

Fort wird vollkommen von zwei Hügeln am jenseitigen Flußufer überragt, in deren Nähe die Sikhs ein anderes Fort haben, Kheirabad genannt, das von Erde aufgeworfen ist. Beide Forts werden aon diesen Anhöhen vollkommen beherrscht. Der Fluß Attock (Indus) ist hier gegen 540 Yards breit und sehr reißend; beide Ufer sind felsig. Die Fährboote sind ganz flach. Die Schüsse aus den Luntenflinten reichen über den Fluß. Die Sikhs haben in Attock nicht mehr als etwa 400 Reiter, und 300 Fußgänger nebst vier kleinen ehernen Kanonen in Kheirabad; auf dem Fluß befinden sich ungefähr 25 bis 30 Fährboote.

Die Reisegesellschaft machte hier Halt, und Herr Moorcroft ritt, von einem kleinen unbewaffneten Gefolge und Surat Sing begleitet, durch das Peschawer-Thor in die Stadt und durch das westliche Thor wieder hinaus. Die Bazars waren eng, die Häuser von Steinen und Backsteinen erbaut; sonst war der Ort volkreich und schien einen lebhaften Handel zu treiben. Tschimeh ist hier selten, und die Gerste wird meist, mit Bhusah (Häcksel) vermischt, als Futter für das Hornvieh verwendet; Gras oder Heu war nicht zu haben, Mehl und Getreide aller Art aber wohlfeil.

Herr Moorcroft und Herr Trebeck speisten zusammen, Herr Guthrie aber besonders. Seit Kaschmir hatten sie sich aom Gebrauch der Tische und Stühle entwöhnt, und es ward bei jeder Mahlzeit nur ein Tuch auf den Boden gebreitet. Sie gingen, mit Ausnahme weiter Beinkleider, ganz europäisch gekleidet. Zum Transporte ihres Gepäcks hatten sie dreißig Kamele von Dschelim bis Peschawer, zu 10 Rupien das Stück, gemiethet; ihr Reisegeräth bestand aus zwei großen Zelten und neun Pauls, oder kleinen hindustanischen Zelten für ihr Gepäck und ihre Leute.

Die Reisenden gingen über den Fluß Attock nach Kheirabad, dem erwähnten elenden Fort, wo sie eine Besatzung von Akhalis und vier kleine eherne Kanonen fanden. Herr Moorcroft gab den Fährleuten 10 Rupien. Die Reisenden schlugen ihr Lager nordwestlich vom Fort in einer offenen Ebene auf, und verweilten hier bis zum 30sten November, als Gholam Muhammed Khan, ein verlässiger Mann, der von Herrn Moorcroft während des Aufenthalts zu Dschelim abgeschickt worden war, mit zwei Gesandten von Peschawer zurückkehrte; der eine derselben war Abdul Hack Khan, ein Naib oder Lieutenant von Pihr Muhammed Khan, Häuptling von Peschawer, und der andere kam von Seite des Serdar Yar Muhammed Khan und hieß Scheikh Gholam Mohaudin. Sie waren von vier oder fünf Reitern begleitet, und brachten Briefe an Herrn Moorcroft nebst einem Geschenk von zwei Pferden, von denen das eine mit Zuckerrohr, das andere mit Trauben beladen war. Diese Abgesandten brachten Herrn Moorcroft in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Erlaubniß, kommen zu dürfen.

Nach dem Frühstück brach man auf, und an einem Punkt, drei Koß jenseits Kheirabad, Gidar Gally (Engpaß) genannt, beurlaubte sich Surat Sing mit seinen Sikhs, weil hier die Gränze von Randschit Sings Gebiet war.

Von Gidar Gally laufen zwei Pässe aus, von denen der eine, rechter Hand, für Kanonen und kleineres Fuhrwerk geeignet ist. Die Reisenden wählten den linker Hand, einen schmalen steinigen Fußpfad, auf dem sie, nachdem sie etwa einen halben Koß zurückgelegt hatten, flaches von Schluchten durchschnittenes, mit Unterholz und Dornengebüsch bedecktes Land erreichten; weder eine Spur von Anbau noch Dörfer waren zu sehen. Der Weg war hier gut, und der erste bewohnte Ort, den die Reisenden erreichten, war Akhora, eilf Koß von Gidar Gally und vierzehn aon Kheirabad entfernt. Die Reisenden gingen über den Ort hinaus und schlugen ihr Lager etwa einen Musketenschuß von demselben am Ufer eines Flusses, Namens Sandeh, auf, der von Kabul kommt und einen halben Koß oberhalb Kheirabad in den Attock fällt. Zu Akhora befand sich ein Bazar, wo man sich mit Lebensmitteln versah. Dieses Dorf gehört dem Abbas Khan Khuttack.*) Gegen fünf Uhr Nachmittags besuchte der Naib dieses Mannes Herrn Moorcroft, um ihm zu eröffnen, daß sein Herr nicht zu Hause sey, und er ohne Erlaubniß desselben den Reisenden nicht gestatten könne, ihren Weg fortzusetzen; binnen zwei oder drei Tagen werde er wahrscheinlich zurückkommen und dann könne man nach vorläufiger Zusammenkunft mit ihm die Reise fortsetzen. Herr Moorcroft erwiderte, er könne so lange nicht warten, und sey Willens am nächsten Morgen aufzubrechen. Der Naib entfernte sich sehr entrüstet, um Anstalten zu treffen, die Reisenden zurückzuhalten, und schickte gegen 7 Uhr Abends einen Mann ab, der die mündliche Nachricht brachte, daß wenn Herr Moorcroft aufbrechen wolle, er dieß auf seine Gefahr hin thun möge, da der Naib entschlossen sey, Gewalt zu brauchen. Da dieser Mann sich sehr unhöflich benahm, so wurde er eben so behandelt und aus dem Lager getrieben. Nach gepflogenem Rath beschloß man, dem Naib zuvorzukommen und um Mitternacht heimlich aufzubrechen; dieser aber, der so etwas vermuthet haben mochte, hatte seine ganze Mannschaft ausrücken lassen und drei Abtheilungen Reiterei auf drei verschiedenen Straßen aufgestellt. Herr Moorcroft, den man hievon benachrichtigte, ließ seine Leute ebenfalls unter das Gewehr treten, gab jedoch sein Vorhaben, um Mitternacht aufzubrechen, auf.

Morgens früh am 5ten December waren die Kamele geladen, und nach dem Frühstück wollte man sich eben auf den Weg machen, als gegen 3 bis 400 Reiter und gegen 250 mit Luntenflinten bewaffnete Fußgänger zu beiden Seiten der Straße sich aufstellten. Herr Moorcroft, der zwei kleine Kanonen als Modell bei sich hatte, ließ diese mit großem Geräusch von den Kamelen herunternehmen, jede mit einer Kartätsche von 16 Musketenkugeln laden, und die eine gegen die Reiterei, die andere aber gegen die Fußsoldaten richten. Von seinen 58 mit Musketen bewaffneten Leuten stellte er 16 gegen die Kavallerie und 18 gegen die Infanterie auf. Der Anblick der Kanonen that seine volle Wirkung, denn kaum hatte die Infanterie das Geräusch gehört, das die Räder derselben machten, als man sie rasch über die Steine hinzog, als sie auch schon floh; die Reisenden feuerten hierauf, und nun folgte auch die Reiterei dem Beispiel der Fußgänger. Die beladenen Kamele schritten vorwärts, voraus die eine Kanone mit der einen Hälfte der bewaffneten Mannschaft und den Schluß machte die andere Kanone nebst der zweiten Abtheilung. Der Naib kam jetzt herbei, und da er sah, daß die Reisenden sich nicht einschüchtern ließen, verlangte er wenigstens den Perwane Randschit Sings zu sehen, den Mir Izzet Ullah ihm auch an der Gränze von Akhora, von der wir noch 3 Koß entfernt waren, zu zeigen versprach. Der Naib begleitete die Reisenden etwa einen Koß weit mit seinen Leuten und kehrte dann zurück, indem er einem seiner Reiter auftrug mit der Gesellschaft bis an die Gränze zu gehen, wo der Perwane abgeliefert wurde.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist eine Kaste von Patans.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1836.

Aegypten.

Verwaltung und Armee.

Wenn Mehemet Ali in Alexandrien ist, so bleibt die Centraladministration in Händen des Staatsraths, welcher die Aufsicht über alle Civil- und Militärbeamten auszuüben hat, und überdieß über alle medizinischen und wissenschaftlichen Fragen entscheidet, zu welchen die Schulen Veranlassung geben. Aber die Mitglieder dieses Raths bestehen aus unwissenden und habsüchtigen Türken, die meistens kein anderes Verdienst haben, als daß sie den Vizekönig nach Aegypten begleitet haben, und ihr Einfluß ist daher im Allgemeinen mehr schädlich als nützlich. Die Verbesserungen, welche Europäer, die dem Pascha wirklich anhänglich sind, vorschlagen, finden im Staatsrath unglaubliche Schwierigkeiten. Die Hauptfunktionen des Raths bestehen in den Instruktionen, die er den Provinzialadministrationen gibt, und um die Wichtigkeit derselben fühlbar zu machen, ist nothwendig Einiges über die neue Organisation der Civilverwaltung zu sagen, welche der Pascha eingeführt hat.

Das Nilthal ist in fünf Generalgouvernements abgetheilt, welche in Provinzen, Departements und Kantone unterabgetheilt sind, deren Bevölkerung nach den besten Zählungen die man in Cairo besitzt, folgende ist:

Türken	15,000
Arabische Bauern	1,800,000
Copten	145,000
Nubier	7000
Mameluken	4000
Französische Mameluken . .	15
Arabische Beduinen:	
a) 16 Hirtenstämme . .	56,000
b) 31 nomadische Stämme	150,000
Griechen und Syrier . . .	8000
Armenier	4500
Juden	3500
Neger	18,000
Europäer	5000
Summa .	2,213,015

Die Mudir oder Generalgouverneurs erhalten ihre Befehle vom Pascha oder vom Staatsrath. Sie üben ihrerseits die Aufsicht über die Mamur, oder Gouverneurs der Provinzen aus, welche sie von Zeit zu Zeit visitiren, um sich von der Ausführung der Befehle zu überzeugen. In der Residenz jedes Mudir liegt ein kleines Korps von Kavallerie und unregelmäßiger Infanterie, das zur Polizei dient, und unter ihm steht, er hat einen Stab von Adjutanten, durch welche er seine Befehle an diese Truppen schickt. Eben so hat er türkische Beamte unter sich, welche er in die Provinzen schickt, und die ihm von Tag zu Tag Berichte erstatten über Alles, was vorgeht, besonders [illegible] erbaus.

Dieselbe Aufsicht, welche der [illegible] Mamur seines Distrikts ausübt, üben diese über die Präfekten ihrer Provinzen aus. Sie bestimmen, wie viel Morgen in jedem Dorf jeder Kulturart gewidmet werden müssen, je nach der Art des Bodens; beaufsichtigen die Bezahlung der Kopfsteuer u. s. w. und die Lieferung der Produkte in die Magazine der Regierung. Endlich haben sie die Pflicht die Blatternimpfung versehen zu lassen, und die Befehle des Kriegsministers über Konscription auszuführen.

Der Präfekt (Nazir) hat nur in größern Details dieselben Pflichten wie sein Vorgesetzter, der Mamur. Er gibt den Pächtern Empfangsscheine für die Ernte, die sie in die Magazine liefern, ist mit der Vermessung der Ländereien und der Vertheilung der Kultur beauftragt, und führt eine tägliche Korrespondenz mit dem Staatsrath, in welcher er die Veränderungen und Verbesserungen vorschlägt, die er in seinem Departement auszuführen wünscht. Die Entscheidung des Staatsraths über diese Vorschläge wird dem Pascha vorgelegt, der sie annimmt, verwirft oder modifizirt. Der Präfekt hat Ingenieure unter sich, welche die Kanäle und die Ueberschwemmungen zu leiten haben.

Unter dem Präfekten stehen eine gewisse Anzahl von Kaschefs, welche jeder einem Kanton vorstehen; bis auf diese Klasse herab waren die Stellen der ägyptischen Hierarchie ausschließlich den Türken vorbehalten, aber durch ein Dekret von 1834 hat der Pascha alle Stellen, außer denen der fünf Generalgouverneurs

auch Arabern zugänglich gemacht. Diese neue Maßregel verspricht in der Folge dem Volke eine große Erleichterung, aber für den Augenblick hat sie nur einen Zuwachs von Tyrannei hervorgebracht, da diese arabischen Beamten in dem ersten Eifer ihrer neuen Macht ihrer Bedrückung keine Gränzen setzen.

Unter dem Kaschef standen früher eine gewisse Anzahl von Kaimakams, d. h. Stellvertreter; zu diesen Stellen nahm man Araber, und fast jedes bedeutende Dorf hatte einen dieser Inspektoren, dessen besondere Pflicht war, die untern Beamten in der Beitreibung der Steuern zu beaufsichtigen. Aber der Pascha hat seit dem Anfang des Jahres 1834 diesen Grad in seiner Beamtenhierarchie unterdrückt, und ihre Funktionen mit denen des Scheich-el-Belad, d. h. des Schulzen, vereinigt, welche daher gegenwärtig ihre Befehle direkt von Kaschef erhalten. Der Schulze hat alle Lokalverwaltungssachen unter sich, und überdieß die Funktionen eines Friedensrichters, die er aber gewöhnlich dazu mißbraucht, daß er beide streitende Theile in Kontribution setzt, und sich so zum letzten Glied dieser vielfältigen Kette von kleinen und großen Tyrannen macht, durch welche der arme Bauer geplündert und gedrückt wird.

Jeder Präfekt hatte einen Kopten unter sich, dem die Verwaltung der Finanzen des Departements anvertraut war, und der gewöhnlich noch als Spion der Regierung gegen den Präfekten diente. Er ernannte alle Schreiber und Steuereinnehmer des Departements, und konnte sie eben so wieder abschaffen, war jedoch dagegen für das Deficit verantwortlich, das sich in ihren Kassen finden konnte. Der Pascha fand aber, daß diese [illegible] zu kostspielig waren, und seit 1834 hat er das Rechnungswesen jedes Generalgouvernements in der Residenz des Mundir centralisirt, und der direkten Aufsicht dieser Gouverneurs unterworfen. Jedes Dorf hat einen Steuereinnehmer, der ein Kopte oder Araber, und gewöhnlich daneben ein Geldwechsler ist. Er hält die Steuerregister, und empfängt die Zahlung der Steuern. Er schickt das eingegangene Geld in die Hauptstadt des Gouvernements seines Distrikts. Er muß bei seiner Ernennung einen zahlungsfähigen Mann stellen, der für ihn gut sagt.

Die Centralfinanzverwaltung steht unter zwei Schatzmeistern, einen für die Civilverwaltung und einen zweiten für die militärische. Beide sind Türken, und für alle Einnahmen und Ausgaben verantwortlich. Kein Dokument ist ohne ihr Siegel gültig. Der Schatz bezahlt entweder in Gold oder in Staatsscheinen. Diese sind einem Agio unterworfen, das zur Zeit des syrischen Kriegs 20—30 Proz. betrug, aber sich gegenwärtig selten über 7 Proz. erhebt. Das Gouvernement macht sich nicht anheischig, sie zu beliebiger Zeit einzulösen, und nimmt sie nur dann als Bezahlung für Waaren, die man von ihm kauft, an, wenn der Käufer dieß als eine Bedingung im Kontrakt festgesetzt hat. Unter den Schatzmeistern stehen drei türkische Beamte für die Staatsscheine, und drei koptische für die Verwaltung des baaren Geldes, welche in ihren Bureaux alle Rechnungen auf italienische Art in doppelten Büchern halten. Dennoch herrscht in diesem Departement wie in allen andern der größte Betrug, durch den sich einige Beamte ungeheure Reichthümer erworben haben.

Alle Minister sind Mitglieder des Staatsraths, aber sie haben keineswegs den politischen Einfluß, den europäische Minister haben, sondern sind nur Chefs der Kanzleien, welche die unbedeutendsten ihrer Entscheidungen dem Pascha vorlegen müssen. Der einzige Minister, der wirklich Einfluß besitzt, ist der Kriegsminister, und obgleich auch er nichts ohne den Pascha unternehmen kann, so bestätigt dieser doch fast ohne Ausnahme seine Vorschläge und Entscheidungen. Dieser Theil der Administration ist auch der bestgeführte, und obgleich er noch großer Verbesserungen fähig ist, so sieht man doch in ihm einen wahren Fortschritt.

(Schluß folgt.)

Ueber das Schwören der Irländer.

(Schluß.)

So wenig der Irländer, wenn's zu Händeln kommt, je um eine Waffe verlegen ist, so wenig ist er's je um einen Schwur. Erzählt er irgend was von seiner Erfindung, und man widerspricht ihm, so schwört er bei dem nächsten Besten was ihm zur Hand ist. „Possen!" ruft er, „bei dieser Pfeife in meiner Hand, es ist so sehr wahr als — —." Statt aber den Satz auszusprechen, fährt er listig genug also fort: „Beim Stuhl, worauf ich sitze, wahr ist's! und was wollt Ihr jetzt noch mehr von mir, es müßte denn ein Eid auf die Bibel seyn?" So sucht er dem Zuhörer den Glauben unterzuschieben, er habe bereits geschworen, während der Hinterfuß des Schwurs in seinem Mund zurückgeblieben ist.

Bisweilen umfaßt er in seinen Betheurungen ungemein Vieles und schwört im großen Styl, wie z. B. „Bei Allem was in alten Büchern steht, die je geöffnet und geschlossen wurden, es ist so richtig als die Sonne auf der Sonnenuhr." Hütet euch vor einer solchen Versicherung! es ist im höchsten Grad wahrscheinlich, daß sämmtliche darin angeführte Bücher in einer Nußschale Raum haben, denn, um das Geheimniß mit wenigen Worten zu erklären, Paddy sagt in der Regel statt je (ever) nie (never) und die Betheurung: „Bei allen Büchern die nie geöffnet oder geschlossen wurden," hat natürlich sehr geringe Kraft.

Für Lügen, die er halb und halb als solche eingestehen will, obwohl er sie mit der ernsthaftesten Miene vorbringt, hat er wieder seine eigenen Schwüre. Sagt er: „Bei Allem, was in Mariann' Kellys Gebetbüchlein steht;" oder: „Bei dem Pfeifer der vor Moses spielte," so hat er gewöhnlich die derbste Aufschneiderei zum Besten gegeben, die sich im ganzen Bereich der Phantasie auffinden läßt.

So oft er schwört, übt er eine Art Schleichhandel hinter seinem Gewissen und seinen geistlichen Oberen aus. Vielleicht sind bei ihm mehr Schwüre mit Blut befleckt, als bei der ganzen übrigen Christenheit zusammen: Man höre folgende: „Gogs (Gottes) Wunden, Blut und Wunden, Gogs Blut, Blut und Zeit, lebendiges Blut, Blut und Erde, Blut und Feuer, Blut und Wuth, Blut und Schetter (Steifleinwand)." Kommen sofort „lebendiger Mord, Mord und Welt, lebendiger Tod, Tod

und Zeit, Tod und Wuth, Weh und Wunden ꝛc." Leider ist der Schluß, den man von solchen Redensarten auf den Hang des Volkes zu Blutvergießen und Todtschlag machen dürfte, nur allzu richtig.

Die Liebesbetheurungen des gemeinen Irländers deuten in der Regel auf einen hohen Grad von launiger Spitzbüberei und List. Hat er durch den Honig seiner verführerischen Zunge ein argloses Mädchen in eine Lage versetzt, die eine schleunige Abhülfe nöthig macht, und der Priester sucht ihn zu dieser zu bewegen, so versichert er fast jedesmal, er habe ihr die Ehe auf ein Bänkelsängerbuch (statt der Bibel) gelobt! In andern Fällen bediente er sich eines bloß mit weißem Papier gefüllten Buchs zum gleichen Zweck.

Will man Paddy gleichwohl in die Enge treiben, so gebe man ihm eine Reliquie, ein katholisches Gebetbuch oder eine Bibel, um darauf zu schwören. Hier ist der Fuchs gefangen.

Zunächst an die Schwüre schließen sich die Flüche an, und auch hier nimmt Paddy wieder den höchsten Rang ein. Seine Verwünschungen sind voll, bitter, innig und enthalten mehr Poesie und epigrammatische Schärfe, als die jedes andern Landes. Der Engländer verflucht bloß Augen und Glieder, der Irländer aber weist die Seele selbst dem Abgrund zu. Zunächst nach der Verfluchung in die Hölle kommt der Fluch: „Ein blutiges Ende über Dich!" Doch findet man diese Redensart bloß bei dem niedrigsten Gesindel. Manche der hieher zu rechnenden Verwünschungen sind sehr schwer zu verstehen, da sie sich auf irgend eine geschichtliche Begebenheit oder eine poetische Metapher beziehen. Dahin gehört z. B.: „Der Fluch Cromwells über Dich!" was so viel bedeutet als: „Mögest Du Alles erleiden, was ein Tyrann wie Cromwell zufügen könnte!" Oder: „Der Fluch der Krähen über Dich!" was vielleicht eine Anspielung auf die Invasion der Dänen seyn dürfte, sofern diese einen Raben zum Feldzeichen hatten; falls die Worte nicht gleichbedeutend sind mit der Redensart: „Mögst Du auf den Bergen verfaulen, daß die Krähen dein Aas fressen!" Vielleicht auch enthält sie eine Anwünschung des Todes, da die Raben sich um die Häuser von nicht zu rettenden Kranken her aufhalten sollen.

„Die Hölle zur Kur für Dich! — des Teufels Glück für Dich! — hohes Hangen für Dich! — schweres Essen für Dich! —" sind insgesammt sehr ernstlich gemeinte Flüche. Nach eigenthümlicher lauten Verwünschungen wie folgende: „Mögest Du an einem Galgen aus Deinen eigenen Eingeweiden erwürgt werden!" Oder: „Mögest Du nicht sterben, bis Du Dein eigenes Leichenbegängniß siehst!" eine originelle Umschreibung der schlichten Worte: „Mögest Du gehenkt werden!" Denselben Sinn haben die drei nachstehenden Periphrasen: „Mögest Du mit einem Luftsprung zwischen den Fersen sterben!" — „Mögest Du in Tanzschuhen sterben!" — „Möge Dein letzter Tanz ein Dudelsackstück in der Luft seyn!" Poetisch und erhaben ist: „Möge das Gras vor Deiner Thüre wachsen!"

Andererseits gibt es auch bloße Verirflüche nach Art der Verirschwüre. Dahin gehört: „Der Teufel begleite Dich und die Sixpence, dann wird Dir's weder an Gesellschaft noch an Geld fehlen." Diese launige Anwünschung beschränkt sich gewöhnlich nur auf das weibliche Geschlecht. „Übles Gewicht für Dich!" oder: „Die Schwindsucht an Deinen Hals!" sind andere von diesen nicht im Ernst gemeinte Flüche. So auch: „Schlimmes Glück mit Dir!" oder, wunderlicher Weise: „Ein liebliches Unglück mit Dir!" (sweet bad look to you). Auf den Wunsch: „Schlimmes Glück mit Dir!" antwortet man gewöhnlich: „Und gutes Glück mit Dir: möge aber keines von beiden eintreten!" Wieder ein anderer nur von Weibern in leichtem Aerger gegen einander ausgesprochener Fluch lautet: „Sechs Eier für Dich und sey ein halb Dutzend davon verfault!"

Die wunderlichsten Verwünschungen hört man unter den Bettlern. Ihr Witz, ihre Galle und Poesie sind einzig in ihrer Art: „Mögest Du von der Erde wegschmelzen wie der Schnee im Graben!" Mögest Du zerschmelzen wie Butter vor einer Sommersonne!"

Manche irische Flüche scheinen, ihrer kühnen Bilder halber, beinah' orientalischen Ursprungs. So wünscht man, wenn man sich wegen erlittenen Unrechts an dem Feind nicht sogleich rächen kann: „Mögest Du dafür Thränen zu Nacht essen!" „Du sollst den Tag verfluchen wo es geschah!" — „Ich will Dich dafür die Fersen zusammenreiben machen!" u. s. w. Man kann die Parallelstellen im Hiob und der Genesis finden.

Schrecklich ist dem Irländer Fluch eines Priesters. „Wer Priesterfluch trägt, dem schlägt nichts gut aus;" „Des Priesters Herzergrimmen bringt Jammer." Diese und andere ähnliche Redensarten deuten auf den Glauben, daß etwas Feuerartiges in der Verwünschung des Seelenhirten liege. Nach dem Priesterfluch kommt der Fluch der Pilger, Bettler und Wahnsinnigen, vor welchem sich Paddy gleichfalls nicht wenig fürchtet; ein Umstand, den Pilger und Bettler sehr zu ihrem Vortheil zu wenden verstehen. Folgt sofort der Fluch der Wittwen und Waisen. Die Furcht vor ihm ist offenbar ein schöner Zug im Charakter der Irländer, wie sie denn wirklich in ihrer Menschlichkeit gegen hülflose Wittwen und Waisen von keinem andern Volk übertroffen werden können. Sie bauen ihnen unentgeldlich ihr Stückchen Kartoffelland, schneiden ihre Gerste, führen ihr Torf heim, verwahren ihr Heu; ja sie suchen ihren Jammer mit einer natürlichen Sympathie und einem Zartgefühl wegzuscheuchen, die ihnen die höchste Ehre bringt.

Seltsam ist die Meinung des irländischen Landvolks, daß ein einmal ausgesprochener Fluch auf irgend etwas fallen müsse, daß es aber von der Person, auf die er eigentlich gerichtet ist, abhängt, ob er sie treffen solle oder nicht. Der Fluch schwebt ihrer Ansicht nach sieben Jahre lang in der Luft herum, stets bereit auf das Haupt desjenigen herabzustürzen, der ihn hervorgerufen, und wie ein Habicht über seiner Beute, auf den Moment lauernd, wo Jenen sein Schutzengel verläßt. Geschieht dieß, so fährt er mit der Schnelligkeit eines Blitzes herab und klammert sich an den Verfluchten unter der Gestalt einer Krankheit, Versuchung oder irgend eines andern Unglücks an. Uebrigens kann der Segen eines Menschen den Fluch eines Andern aufheben. Wenn daher Jemand einer drohenden Gefahr noch entrinnt, so sagt man: „Er muß einen Segen auf sich gehabt haben."

Ein merkwürdiger Zug der irreländischen Flüche, wodurch sie sich von den englischen sehr ehrenvoll unterscheiden, ist, daß sie troß aller Mannichfaltigkeit und Bitterkeit äusserst selten etwas Indecentes enthalten, und daß die sehr wenigen, welche die Sittsamkeit verletzen, nie in Gegenwart eines weiblichen Ohrs ausgesprochen werden.

Andererseits sind die Ausdrücke des Wohlwollens und der Zuneigung vielleicht in keinem Land so kräftig und innig wie in Ireland. Die irische Sprache fließt ordentlich von der Milch und dem Honig der Liebe und Freundschaft; auch sagt man von Paddy, wenn er seinem Mädchen unter etwas verdachterregenden Umständen den Hof macht: „er ätzt sie mit falscher Musik."

Welche Sprache kann eine Phrase aufweisen, die folgender an Schönheit und Zärtlichkeit gleich käme: cushla ma chree — „Puls meines Herzens?" Ein anderer hieher gehöriger Ausdruck ist: vick ma chree, „Sohn meines Herzens." So ruft z. B. ein junger Mann neben dem Leichnam seines alten Vaters in tiefem Schmerz aus: Ahir, vick ma chree — vick ma chree — wuil thu marra wo'um? Wuil thu marra wo'um? „Vater, Sohn meines Herzens, Sohn meines Herzens, bist Du hingegangen von mir? bist Du hingegangen von mir?" — Wieder ein anderes Bild ist: Manim asthee hu, „meine Seele ist in Dir;" und unendlich schmeichlerisch klingt schon der Aussprache nach das alleralltäglichste Liebkosungswort: Marvourneen dheelish, „mein süßer Liebling."

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

3. Reise von Attock nach Peschawer.

(Fortsetzung.)

Der Weg von Akhora aus war gut, nur führte er etwa eine Meile weit durch dorniges Unterholz und an den Ufern des Flusses Sandeh hin. Das Land von Akhora befand sich ganz ohne Anbau, bis nach dem sechs Koß entfernten Noscheira, innerhalb der Gränze von Peschawer, wo man wieder Wohnungen und bebaute Felder sah. Von da nach Pirpahâi (der Ort, wo die Reisenden lagerten) waren noch vier Koß zurückzulegen. Der Weg war gut, und so hatte man an diesem Tage zehn Koß gemacht. Abdul Hack Khan, der Naib des Häuptlings von Peschawer, fand sich am Lagerplatz ein und brachte den Reisenden Schafe, Ziegen und andere Lebensmittel zum Geschenk, die den armen Einwohnern abgenommen worden waren, und für die er durchaus nichts annehmen wollte. Pirpahâi ist ein kleines auf einer Ebene gelegenes Dorf von ungefähr 20 bis 25 Häusern, mit Mauern von Erde umgeben; die Häuser haben flache Dächer und werden von Unghwans bewohnt. Die Leute waren durch den Druck, unter welchem sie leben, ganz muthlos geworden.

Am 4ten December gingen die Reisenden nach Dschanghirabad (acht Koß), ein ansehnlicheres Dorf als das letztere, welches zu Peschawer und dem Pir Muhammed Khan gehört. An der Seite des Weges sah man mehrere große Cypressenbäume. Herr Moorcroft erhielt vier große Schafe (Fettschwänze), Dumbahs genannt, zum Geschenk, und Mir Izzet Ullah zwei. Die Reisenden schlugen ihr Lager dicht am Dorfe gegen Osten auf einem eben abgemähten Reißfeld auf. Abdul Hack Khan und Gholam Muhammed Khan wurden hier mit einem Geschenk für den Kabi von Peschawer vorausgeschickt, um Herrn Moorcroft eine gute Aufnahme zu bereiten.

Nach dem Frühstück setzten die Reisenden ihren Weg nach Tscham Kanni auf einer guten ebenen Straße fort, und fanden zu beiden Seiten viel, meist mit Reiß angebautes Land. Tscham Kanni ist ein großes, volkreiches, sechs Koß von Dschanghirabad entferntes Dorf; hier kam der Serdar, Pir Muhammed Khan, mit etwa 1000 Reitern, mit Pauken und Fahnen Herrn Moorcroft entgegen, und es fand etwa einen halben Koß jenseits des Dorfes eine Zusammenkunft statt. Beide stiegen vom Pferde, umarmten sich, erkundigten sich in persischer Sprache um das gegenseitige Befinden, und stiegen dann wieder auf, um sich gemeinschaftlich nach Peschawer zu begeben, wo Herrn Moorcroft das Haus Mir Akram Khans zur Wohnung angewiesen wurde. Der Häuptling wartete noch, bis Herr Moorcroft über die Schwelle des Hauses geschritten war und begab sich dann in seinen Palast. Dieser Beweis von Achtung war größer als die Herrn Elphinstone gezollte Aufmerksamkeit; allein seit jener Zeit war eine traurige Veränderung eingetreten, und Pir Muhammed Khan wollte seinen Unterthanen glauben machen, Herr Moorcroft sey von der brittischen Regierung als Gesandter an ihn abgeschickt worden.

Das angewiesene Haus war zwei Stockwerke hoch, der untere Theil von Backsteinen und der obere von Holz gebaut. Unter dem Erdgeschoß befanden sich Keller, in welche die Einwohner sich während der Hitze des Tages zurückziehen. Herr Moorcroft wurde veranlaßt, sich sechs Monate hier aufzuhalten, weil die Häuptlinge ihm riethen, seine Reise nicht vor Ende Frühlings oder Anfangs Sommers fortzusetzen; eigentlich aber ging ihre Absicht dahin, ihn zu bewegen, ganz bei ihnen zu bleiben und die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Ihr Kredit stand sehr schlecht; ihre Truppen, die sich auf 4000 Mann zu Pferd und zu Fuß beliefen, hatten bedeutenden rückständigen Sold zu fordern, und sie machten daher Herrn Moorcroft den Vorschlag, ihnen jährlich drei Laks Rupien zu bezahlen, wofür sie ihm die Souveränetät über ihr Land abtreten wollten. Herr Moorcroft erwiderte, daß er dieses Anerbieten nicht annehmen könne, weil er in Diensten der Kompagnie stände; doch wurden Vorschläge von Seite Herrn Trebecks gemacht, der sich erbot ihnen auf drei Jahre ein Lak Rupien jährlich und dann erst drei Laks jährlich zu bezahlen. Mir Izzet Ullah Khan unterhandelte von Seite der Reisenden und Mir Abdul Hack von Seite der beiden Serdars, Pir Muhammed Khan und Sultan Muhammed Khan, und beiden Häuptlingen schien ausserordentlich viel daran gelegen zu seyn, daß der Handel zu Stande kommen möchte. Da ihnen jedoch einer von Yar Muhammed Khans Anhängern glauben machte, es sey die Absicht der Europäer, den König Schudscha ul Mulk wieder einzusetzen, der sich zu Ludiana befand, so wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Seif-ullah, ein Musahib oder Günstling Yar Muhammed Khans, ertheilte hauptsächlich diesen Rath, und nun begann gegenseitiges Mißtrauen unter den Serdars überhand zu nehmen. Sultan Muhammed Khan war ein warmer Freund des Herrn Moorcroft, und lud ihn oft ein, ihn in seinen Mahal serai, oder Frauengemächern, zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1836.

Ueber den Arbeitslohn und die gegenwärtige Lage der industriellen Klassen in England.

(Nach dem Essay on Wages.)

Bei den Untersuchungen über das seit den letzten fünfzig Jahren vorgehende Wachsthum der Reichthümer bei allen Nationen Europa's zweifelten beim Anblick der vielen Armen und Bedürftigen Manche, ob diese Vermehrung des Kapitals wirklich zum Vortheil der Gesammtheit ausgeschlagen habe. Erschreckt durch die schnelle Ersetzung der menschlichen Kraft durch die Kraft der Maschinen zum Nachtheil der arbeitenden Klassen, durch diesen stets wiederholten Kampf der Arbeit mit dem Elend, durch die Handelskrisen, welche oft die blühendsten Länder heimsuchten, entschieden viele Staatsökonomen die Frage verneinend, und einige derselben, Malthus an der Spitze, auf eine für die Zukunft der Menschheit trostlose Weise. Der Erfolg hat diese Irrthümer widerlegt und wird sie immermehr widerlegen.

Allerdings ist die gegenseitige Stellung der Arbeiter und derer die arbeiten lassen, nicht immer dieselbe. Die Kapitalien haben eine Tendenz sich in großen Massen anzuhäufen, aber wenn das Gesetz des Fortschritts den Kapitalisten günstig ist, so folgt daraus noch nicht, daß die wahre Stellung des Arbeiters sich nicht auch verbessere, denn es ist gar nicht möglich, daß die Reichthümer und der sie begleitende Luxus fortwährend sich vermehren, ohne daß die Masse des Volks davon Nutzen ziehe. Man kann zuversichtlich behaupten, daß niemals die Mittel sich Arbeit zu verschaffen, zahlreicher waren, und daß der Arbeitslohn, verglichen mit dem Preis der Verbrauchsgegenstände, den Arbeiter nie mehr in Stand setzte, anständig und gut zu leben. Es wäre abgeschmackt, wenn man behaupten wollte, in den verschiedenen Zweigen des Handels werde keine Veränderung, in den Moden keine Schwankungen, es würden keine neuen Erfindungen und keine Vervollkommnungen eintreten, wodurch momentan diese oder jene Klasse von Arbeitern außer Brod gesetzt werden kann; wenn man aber den Zustand der Manufaktur-Industrie gründlich untersucht, so kann man mit Zuversicht auf eine lange Periode wachsenden Wohlstandes hoffen. Wer den Arbeitslohn nur nach dem Gelde berechnet, begeht einen großen Fehler wie Mac Culloch, welcher behauptet hat, der Arbeitslohn sey in England seit 50 Jahren gesunken, während, wenn man die Quantität und Qualität der Waaren in Erwägung zieht, welche sich der Arbeiter vermittelst seiner Arbeit verschaffen kann, man erkennen muß, daß der Arbeitslohn fortwährend gestiegen ist. Diese Vermehrung war zwar hinsichtlich der Nahrungsmittel wegen der Korngesetze nicht sehr bedeutend, aber sehr groß hinsichtlich aller andern B[illegible]nde. Der beste Beweis von der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen liegt darin, daß die Sparkassen in England ein Kapital von 15,000,000 Pfd. St. und die in Frankreich, die aus viel neuerer Zeit datiren, von 60,000,000 Fr. besitzen. Es ist ausgemacht, daß die Wohlhabenheit der arbeitenden Klassen seit 1821 bedeutend gestiegen ist, und in manchen Ländern des Kontinents vielleicht noch weit mehr, als in England.

Die unmittelbare Ursache des raschen Aufschwungs, den der Handel Großbritanniens seit einem halben Jahrhundert nahm, liegt unbestreitbar in der außerordentlichen Ausdehnung seiner Manufakturen, in der Vorzüglichkeit und dem niedern Preise der Erzeugnisse derselben. Ohne ins Detail der verschiedenen Ursachen einzugehen, welche zu dieser Ausdehnung beitrugen, kann man unmöglich läugnen, daß die Hauptquellen der Reichthümer und der Macht Englands die Freiheit und die Sicherheit waren. Nur zwei Länder, Holland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, waren in dieser Hinsicht in ziemlich ähnlichen Verhältnissen wie England. Trotz mancher Nachtheile in ihrer Lage waren und sind noch die Holländer das industriöseste und reichste Volk des europäischen Kontinents, während die Amerikaner, deren Verhältnisse noch günstiger sind, auf der Bahn der Industrie mit einer bisher unbekannten Schnelligkeit fortgeschritten sind. Seit langer Zeit war Großbritannien frei von jedem äußern Angriff, wie von jeder innern Erschütterung, die Verhältnisse mit andern Nationen waren manchmal vexatorischen und drückenden Bestimmungen ausgesetzt, im Ganzen aber der natürliche Gang der Dinge hier weniger gehemmt, als sonst überall. Aber ohne Sicherheit wäre diese Freiheit unnütz. Diese Sicherheit besteht indeß: die Plane

der Kapitalisten wurden durch keine unruhige Besorgniß über die Zukunft gestört. Wenn diese Sicherheit je erschüttert werden sollte, so würde die Wohlfahrt Englands plötzlich zusammenbrechen, und der Handel Londons, wie der von Tyrus, Carthago und Venedig bald nur noch in der Geschichte leben.

Wenn indeß die Industrie Englands den möglichst hohen Grad von Schutz und Freiheit genießt, so ist sie auf der andern Seite in ihrem Aufschwung gehemmt durch die Auflagen aller Art, die auf ihr lasten und auf den Arbeitslohn ungünstig einwirken. In den Vereinigten Staaten waren die Auflagen stets leicht; nur selten und auf sehr kurze Zeit sah man sich genöthigt, zu andern Abgaben, als denen der Zölle seine Zuflucht zu nehmen. In England dagegen hielt die Regierung von der Revolution von 1688 an für nöthig, Theil an allen Kriegen Europa's zu nehmen, und diese Kriege führten ungeheure Ausgaben im Gefolge mit sich, dann eine unmäßige Schuldenlast und eben so unmäßige Steuern. Bei Erhebung dieser Summen hat man große Sorge getragen, die Interessen der Grundbesitzer zu schonen, denn diese waren es, welche die Gesetze machten: darum warf man alle Auflagen auf die Verbrauchsgegenstände und somit auf die Arbeiter. In Folge dieses Systems, das viel komplizirter ist, als man glaubt, verhüllt man den wirklichen Betrag der Zahlung, und wenn die Abgabe nicht sehr bedeutend ist, so merken die Käufer gar nicht, wie viel sie über den natürlichen Preis der Waare als Steuer zahlen. Indeß kann man unmöglich verkennen, daß die indirekten Steuern der Gesellschaft im Ganzen einen wesentlichen Nachtheil bringen, denn wenn die Producenten rohe Stoffe kaufen, müssen sie den Steuerbetrag zum Voraus bezahlen, und benützen diesen Umstand, um den Preis des besteuerten Artikels zu erhöhen, nicht nur im Verhältniß zum Betrag der Steuer, sondern auch des Zinses von dem vorgeschossenen Kapital. Pitt erklärte, daß drei Fünftheile des Ertrags der Arbeit in die Schatzkammer fließen, und Sir Henry Parnell hat berechnet, daß die höheren Klassen von einem Budget von 50 Millionen nur sechs bezahlen.

Im J. 1833 berechnete das Metropolitan Magazin, daß ein Einwohner von London, welcher 200 Pfd. St. (2400 fl.) Einkommen hat, davon 80 Pfd. 10 Sch. 4 P. (966 fl. 12 kr.) Steuer zahlt, und specificirt diese Summe auf eine Art, daß nicht wohl an der Richtigkeit der Rechnung zu zweifeln ist. Man weiß, mit welcher Ungleichheit die Auflagen auf die Konsumtion vertheilt sind, und die Schwierigkeit, sie gleicher auf alle Klassen zu vertheilen, ist allerdings nicht gering. Unbegreiflich ist aber, daß in einem wesentlich manufakturirenden Lande die Grundsteuer mit auffallender Härte auf den industriellen Gebäuden lastet, während die Wohnungen des Luxus und der Nichtsthuerei fast unbelastet sind. Einige Beispiele werden dieß erläutern:

Eine Boutike im Regentstreet von 24 Fuß Breite und 75 Fuß Tiefe ist auf 400 Pfd. St. jährliches Einkommen geschätzt und zahlt . . . . 56 Pfd. 13 Sch. 4 P.

Der Palast von Stowe, eine fürstliche Wohnung, die dem Herzog von Buckingham gehört, und 916' in der Hauptfaçade lang ist, korinthische Säulen, Pilaster, einen mit Marmor gepflasterten Saal, einen Thurm, Obelisken, Tempel, Wälder und Bosquete hat, ist auf 500 Pfd. jährliches Einkommen geschätzt und zahlt . . . . 12 Pfd. 10 Sch.

Das Schloß zu Nottingham, dem Herzog von Newcastle gehörig und auf 100 Pfd. jährliches Einkommen geschätzt, zahlt 14 Pfd. 3 Sch. 4 P.

Als vor einiger Zeit jedoch das Schloß von Nottingham durch den Pöbel beschädigt wurde, erhielt der Herzog eine Entschädigung von 20,000 Pf., für die Beschädigung an einem Eigenthum, das auf 100 Pf. jährlichen Ertrags geschätzt wurde. Ein Haus, das 8 Fenster hat, zahlt 2 Sch. für das Fenster, wenn es 16 hat, 4 Sch. 11 P. für jedes, 32 Fenster zahlen 6 Sch. 8 P., und so steigt es allmählich bis 39 Fenster, welche 7 Sch. jedes zahlen. Auch hier sind wieder die mittlern und untern Klassen überladen: mit 40 Fenstern nimmt die Steuer wieder ab, und bei mehr als 180 Fenstern zahlt jedes nur noch $1\frac{1}{2}$ Sch. Alle beweglichen Güter zahlen beim Ableben des Eigenthümers eine ungeheure Abgabe. Die Grundbesitzer haben ein Mittel gefunden, diese Last sich minder drückend zu machen, indem sie Sorge trugen, daß der Ertrag ihrer Güter durch den Handel des Auslands nicht vermindert werde. Nicht nur ist die Korneinfuhr so gut, wie ganz verboten, sondern die Eingangszölle von allen andern Ackerbauprodukten sind so hoch, daß sie fast einem Verbot gleichkommen. Man begreift leicht, wie verderblich ein solches System für die Industrie ist: einer Seits ist sie genöthigt, die rohen Stoffe, deren sie zum Unterhalt ihrer Arbeiter nöthig hat, theuer zu bezahlen, anderer Seits ist die Frage nach ihren Produkten vermindert durch die Ausschließung fremden Korns. Nichtsdestoweniger sind die indirekten Steuern, welche wesentlich die Manufakturen treffen, unaufhörlich gestiegen, während die Grundsteuern fast stationär sind. Im J. 1782 bildeten die indirekten Steuern etwa $\frac{1}{36}$ der jährlichen Ausgaben des Arbeiters, jetzt ungefähr ein Drittheil. Diese Vermehrung ist großentheils dem Theemonopol der ostindischen Kompagnie und dem Kornmonopol der Grundbesitzer zuzuschreiben. Der Vortheil, den der Arbeiter von der Abschaffung der Korngesetze ernten würde, besteht weniger in der Verminderung des Kornpreises, als in der größern Masse von Waaren, die er sich für seine Arbeit verschaffen könnte, wegen des durch die Freiheit des Handels mit den Korn erzeugenden Ländern vermehrten Begehrs. Dieß würde dem Eigenthümer keine Opfer kosten, da sein Land wahrscheinlich zu einem eben so hohen Preise wie jetzt verpachtet würde. Trotz dieser ungeheuren Abzüge indeß, die er von dem Ertrag seiner Arbeit erleiden muß, erhält der Arbeiter eine stets wachsende Menge Verbrauchsgegenstände, was eine fortdauernde Vermehrung des Kapitalfonds anzeigt, aus dem er bezahlt wird. Wie groß würde aber nicht die Vermehrung dieser Verbrauchsgegenstände seyn, wenn er den Ertrag seiner Arbeit ohne die Dazwischenkunft der Zoll- und Accisebeamter, so wie der Korngesetze austauschen könnte. Hätte man die

wahren Interessen Englands zu Rathe gezogen, so ständen jetzt die Abgaben nicht höher als im J. 1760, und der Arbeitslohn wäre dem in den Vereinigten Staaten gleich, wo nicht höher.

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Verwaltung und Armee.

(Schluß.)

Die Armee des Pascha's besteht aus 28 Regimentern Infanterie, 82,300 Mann, 15 Regimentern Kavallerie, 12,600 Mann, und 4 Regimentern Artillerie, 6000 Mann, im Ganzen 101,000 Mann regelmäßiger Truppen, die Cadres sind jedoch nie vollständig gefüllt, und man kann rechnen, daß im Allgemeinen nicht über 70,000 Mann unter den Waffen sind. Dazu kommen etwa 20,000 Mann unregelmäßiger Truppen, Albanesen, Candiaten und Beduinen.

Jedes Regiment hat einen europäischen Instruktor und einen Chirurgen, aber der Fanatismus erlaubt nicht, daß sie als Armeebeamte gelten, sie können daher auch nicht Theil am Avancement nehmen, und die einzige Beförderung, die ihnen der Pascha geben kann, besteht in Erhöhung des Soldes. Die Instruktoren haben 2—4000 Fr., die, welche man nach Sennaar und Kordofan schickt, 6000 Fr., die bei der Armee in Arabien, 8000 Fr. Dabei hat jeder eine Summe von 250 Fr. jährlich für Kleidung. Die falsche Lage, in der sie sich bei der Armee befinden, macht, daß die meisten, die irgend Verdienst hatten, den Dienst verlassen haben, und nur noch italienische Exilirte geblieben sind, welche keine andere Auskunft finden konnten.

Die Administration der Regimenter ist in Händen der Obersten, welche für die Subsistenz sorgen und die Rationen austheilen; sie korrespondiren direkt mit dem Minister, der Rechnungsführer ist ein Major, unter dem in jedem Bataillon ein koptischer Schreiber steht. Der Oberst, der gewöhnlich nicht lesen kann, drückt sein Siegel auf alle Rechnungen, ohne sie zu certificiren, und theilt gewöhnlich mit den Schreibern den Gewinn, den sie aus dem endlosen Betrug ziehen, welchen sie sich dabei erlauben. Man rechnet mehr Leute an, als unter den Waffen sind, betrügt im Einkauf des Proviants, und in seiner Vertheilung u. s. w. Man hat einige Oberste, welche die Sache gar zu weit getrieben hatten, exilirt, aber ohne bis jetzt ein Mittel gegen das Unwesen zu finden.

Die Uniform der Infanterie ist dieselbe für alle Regimenter und besteht im Sommer aus weißer Leinwand, im Winter aus Jacke und Hosen aus rother Sarsche, und seit dem syrischen Feldzug aus einem grauen oder braunen Tuchmantel. Die ganze Kavallerie ist in blaue Sarsche gekleidet. Die Uniformen sind schlecht gemacht und immer in Lumpen. Die meisten Soldaten schleifen ihre Schuhe wie Pantoffeln, und alle tragen eine rothe wollene Mütze. Sie sind auf französische Art bewaffnet, aber ihre Waffen sind schlecht, und kamen früher aus deutschen und belgischen Fabriken, gegenwärtig aber aus der Fabrik in der Citadelle von Cairo. Eben so liefern die Fabriken des Pascha's die Tücher und Mützen zur Uniformirung, aber sie sind so schlecht administrirt, daß sie doppelt so viel kosten, als wenn sie durch den Handel geliefert würden.

Ibrahim Pascha fing erst nach seiner Rückkehr aus Morea an, seine Kavallerie zu discipliniren, er fand indeß große Schwierigkeiten dabei. Es fehlt in Aegypten an Pferden, und man fing damit an, daß man den aus Arabien zurückkehrenden Offizieren die ihrigen nahm. Hierauf ließ man welche aus Syrien, Caramanien und Rumelien kommen, endlich kaufte man von den Beduinen einen Theil ihrer Stuten, aus denen man kürzlich in Schubra bei der Thierarzneischule ein Gestüt bildete, das 800 Pferde enthalten soll, und dem man 100 Feddans Ländereien zum Bau des Futters angewiesen hat. Die Artillerie wurde lange so sehr vernachläßigt, daß sie noch nach dem Feldzug von Morea nur dem Namen nach bestand. Es gab damals nur Ein Regiment derselben, aus dem man beständig die Leute wegnahm, um sie in die Regimenter zu stecken, so daß das Korps ohne Aufhören neue Rekruten zu bilden hatte, und noch im Jahre 1828 lieferte man ihm zwölfjährige Kinder als Rekruten. Seit dieser Zeit hat aber Ibrahim Pascha auf die Vorstellungen des spanischen Oberst Sequera durchgesetzt, daß die Artillerieregimenter im Gegentheil sich aus den Feldregimentern ergänzen, und die Wahl der Leute unter ihnen haben, so daß ihre Komposition gegenwärtig vortrefflich ist, so wie ihr Material.

Die ganze Land- und Seemacht des Pascha's rekrutirt sich unter den ägyptischen Bauern, denn der Pascha hat nie versucht, die Beduinen der militärischen Disciplin zu unterwerfen. Man schickt an die Gouverneure den Befehl, eine gewisse Anzahl von Rekruten zu liefern; diese schicken die Arnauten, die ihre Polizei bilden, in die Dörfer: bei ihrem Anblick flieht Alles, was sich ihren Händen entziehen kann, der Rest, ohne Ansehen des Alters, wird in die Hauptstadt der Provinz geführt, vom Chirurgen visitirt, und entweder entlassen oder mit den Händen auf den Rücken gebunden nach Cairo oder Alexandrien getrieben. Diese barbarische Art zu rekrutiren hat den Aegyptiern den größten Abscheu vor der Armee eingeflößt, und die Aussicht, welche ihnen der Dienst eröffnet, ist keineswegs geeignet, sie zu trösten. Denn die Türken allein haben das Recht zu allen Graden über dem eines Lieutenants. Was läßt sich daher von Soldaten erwarten, welche man mit Gewalt unter die Waffen bringt, deren Dienstzeit unbestimmt ist, und denen sich kaum Aussicht auf Besserung ihrer Lage eröffnet. Eben so wenig können die Türken Eifer für Erwerbung von Kenntnissen zeigen, wenn ihre Geburt hinreicht, ihnen alle Grade zu verschaffen. Welchen Einfluß können sie auf Soldaten haben, die sie verachten, und von denen sie ihrerseits mit der ganzen Energie eines Nationalhasses verabscheut werden? Mameluken, welche nie das Serail des Pascha's verlassen hatten, wurden zu Obersten ernannt, und man sieht sie, mit Gold und Diamanten bedeckt, Truppen kommandiren, die in Lumpen gehüllt sind. Aber die Türken in Aegypten sterben zusehends aus, und der Krieg in Syrien hat die Ideen der Araber über ihre Rechte sehr gereift, so daß man sie zum Erstenmal nach den Siegen von

Homs und Koniah murren hörte. Das Avancement ist keiner gesetzlichen Regel unterworfen, aber doch hat man seit einiger Zeit angefangen, die höhern Grade nur Offizieren zu geben, welche schon einige Jahre in den niedern gedient hatten.

Der Kriegsrath ist die einzige Behörde, welche über militärische Strafen entscheidet. Uebrigens hat man in Aegypten keinen Begriff von der Würde des Soldaten, und selbst Offiziere sind der Bastonnade unterworfen. Eben so wenig wissen die Offiziere sich unter einander zu respektiren, der Subaltern ist der Diener seines Obern, und man sieht alle Tage Offiziere die Pfeife ihres Kommandanten anzünden, und ihm und seinen Gästen Kaffee reichen. Der Sold der höhern Grade ist ganz außer Verhältniß mit dem der niedern, der der Pascha's oder Divisionsgenerale ist nicht bestimmt, beträgt jedoch 100,000 Fr. ohne die Rationen, welche an Zahl mit dem Grade zunehmen, und dem Soldaten in Natur, den Offizieren an Geld (100 Fr. jährlich) bezahlt werden. Der Sold der übrigen Grade ist folgender:

	Sold.	Rationen.
Generalmajor . . .	45,000 Fr.	24
Oberst	30,000 —	15
Oberstlieutenant . .	10,000 —	8
Major	9000 —	6
Erster Adjutant . .	4500 —	4
Zweiter Adjutant . .	2160 —	2
Hauptmann	1860 —	2
Lieutenant	1080 —	2
Unterlieutenant . .	900 —	2
Erster Sergeant . .	108 —	1
Sergeant	90 —	1
Korporal	72 —	1
Soldat	54 —	1
Türkischer Schreiber .	3240 —	2
Koptischer Schreiber .	2700 —	2

Man begreift, daß diese schreiende Ungleichheit anfangs eine Art von Nothwendigkeit für den Pascha war, der die einflußreichsten Männer durch große Vortheile für sein System gewinnen mußte. Aber gegenwärtig, wo das System vollkommen eingeführt ist, wäre es Zeit, den Luxus des Stabs zu vermindern und die Lage der Soldaten zu verbessern, deren elender Sold noch dazu höchst ungenau bezahlt wird. Während des syrischen Feldzugs war man der Armee 27 Monate schuldig.

Peruanische Vasen.

In einer der jüngsten Sitzungen der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London zeigte ein Herr Kempe die Zeichnungen von 20 Vasen und gemalten Lampen, die in den Gräbern der peruanischen Inkas gefunden wurden. Die meisten sind merkwürdig wegen ihrer Aehnlichkeit mit Gefäßen derselben Art, die in ägyptischen Gräbern gefunden wurden; einige davon haben ganz die Form griechischer Modelle, andere gleichen römischen Amphoren. Bekanntlich haben die Aegyptier ihre Töpferkunst, so wie manche andere Künste, den Griechen und durch diese den Römern mitgetheilt. Herr Kempe ist nun der Meinung, daß die ägyptische Kunst gar wohl durch Phönicier den Völkern Amerika's mitgetheilt worden seyn konnte, um so mehr, als die phönicischen Schiffe bei der Größe ihrer Ruder auch gegen Wind und Strömung fahren konnten.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

3. Reise von Attock nach Peschawer.

(Fortsetzung.)

Das Land von Peschawer ist unter vier Brüder getheilt, welche Serdars genannt werden. Der älteste heißt Yar Muhammed Khan und ist ungefähr 50 Jahre alt; der zweite, Sultan Muhammed Khan, zählt 47, Seied Muhammed Khan 42 und Pir Muhammed Khan 25 Jahre. Die Einkünfte von Peschawer belaufen sich gegenwärtig auf neun Laks Rupien jährlich; die Rupie ist gleich der Nannack Schai Rupie oder 14 Annas, und zerfällt in folgende Münzen: Kauries oder Muscheln sind die kleinste Scheidemünze; 28 Gandahs, jeder zu 4 Kauries (oder 112 Kauries), machen Eine Kupfermünze; 4 solche Kupfermünzen machen 1 Schahi (eine nominelle Münze); 5 Schahies machen 1 Sannar; 2 Sannars oder 6 Schahies machen 1 Abassie und 2 Abassies machen eine Rupie von Peschawer, welche 48 Kupfermünzen gleichkommt. Die Bankiers von Peschawer sind Hindus und geben Wechsel bis nach Kabul; auch die Kaufleute (Baniahs) sind meist Hindus, doch finden sich auch Moslems, welche Mehl u. s. w. verkaufen. Der einzige Manufakturartikel von Peschawer, welcher Ruf hat, sind Lungis, oder hell- und dunkelblaue Tücher, mit breitem Rand, der von Kallabattun oder Goldfaden eingewirkt wird; die besten werden zu 15 bis 40, und die geringern von 4 bis zu 8 Rupien das Stück verkauft. Auch verfertigt man kleine Schnupftabaksdosen von Horn und Holz, und hat einen sehr guten Schnupftabak, der aus Blättern verfertigt wird, welche nur in einem einzigen Dorfe, Namens Mangoze, gebaut werden. Peschawer liegt in einer weiten Ebene oder Thal; durch die Stadt strömt der Fluß Barra, der sich in verschiedene Arme theilt, über welchen mehrere Brücken führen. Die Kheiber-Berge liegen gegen Nordwest, in einer Entfernung von ungefähr acht Koß; der Sandeh, oder Fluß von Kabul, fließt drei Koß entfernt, gegen Norden; die Kohhat-Berge liegen zwölf Koß gegen Osten, und die Muhammed Kallil-Berge zehn Koß gegen Westen entfernt; die letztern sind nur kleine Hügel.

Peschawer war einst eine große Stadt, die sich gegen drei Meilen in die Länge von Osten nach Westen, d. h. von Assiah Mohallib nach Gewar Katri oder Beygam Serai, und mehr als zwei Meilen in die Breite, von Norden nach Süden, ausdehnte. Zwei Drittheile der Häuser sind jetzt Ruinen, und die Mauern und Gräber verfallen. Die Häuser der Serdars liegen in Dschehangiri Pura, im westlichen Ende der Stadt. Die Bazars sind mit großen runden Steinen gepflastert; die große Moschee Mahebat Khans hat zwei Minarets, und in den verschiedenen Bezirken, oder Mohallahs, mögen sich deren vielleicht noch hundert kleinere befinden. Das Fort von Peschawer, Bala Sahar genannt, liegt im nördlichen Theile der Stadt; dicht an seine Mauern stößt der Garten, Schalimaar genannt, und eine kleine Strecke über denselben hinaus sieht man die Ruinen eines Teichs mit steinernen Saumen; östlich von denselben stehen die Ueberreste einiger Hindutempel von sehr großen Pipal-Bäumen umgeben. Das Fort hält etwa 100 Schritte ins Gevierte (jede Seite 100 Schritte) und hat vier runde Bastionen; innerhalb sieht man die Ruinen einiger schönen marmornen Gebäude. Im Jahre 1822 zerstörten die Truppen Randschit Singhs die Mauern und Bastionen des Forts, doch könnten sie leicht wieder hergestellt und einer der Kanäle des Flusses in den Graben desselben geleitet werden. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1836.

Ueber den Arbeitslohn und die gegenwärtige Lage der industriellen Klassen in England.

(Schluß.)

Wir wollen jetzt zu den Resultaten übergehen, welche die Fortschritte der Industrie in dem Wohlstand der arbeitenden Klassen hervorgebracht haben.

Hr. Birch erzählt im Leben des Prinzen Heinrich, Sohns Jakobs I, daß im Anfang des 17ten Jahrhunderts das Pfund Ochsenfleisch 3¾ P. (11 kr.) kostete, das Pfund Hammelfleisch 3⅓ P. (10 kr.). Der Preis des Weizens stand damals 50 Schilling (30 fl.) das Quarter, Butter kostete 6 P. (18 kr.) das Pfund, und der Zucker 1 Sch. (36 kr.).*) Der höchste Arbeitslohn betrug 10 P. des Tags, ohne die Kost, die meisten erhielten nur 6 bis 7 P. und die Frauen 5 P. täglich. Der Arbeitslohn der Handwerker wechselte von 8 P. bis 1 Sch. Nur der Meister Zimmermann, der die Arbeiten der andern leitete, erhielt 11 P. Es ist augenscheinlich, daß bei diesem Stand der Dinge die industriellen Klassen außer Stande waren, sich diejenigen Verbrauchsgegenstände zu verschaffen, welche jetzt den Haupttheil ihrer Nahrung ausmachen. Das weiße Brod war eine für die Tafeln des Adels und der Reichen bestimmte Delikatesse; die Bedienten in den größten Häusern erhielten nur Roggen- oder Haferbrod. Kartoffeln kosteten zwei Schilling das Pfund, und erschienen nur auf der Tafel des Königs. Ueber ein Jahrhundert später war der Arbeitslohn nur sehr wenig gestiegen, und selbst im J. 1796 waren die von der Hauptstadt entlegenen Provinzen in dieser Beziehung sehr zurück. Der Arbeitslohn in Cumberland betrug damals: für Dreschen, Heckenmachen, Grabenziehen, Torfstechen u. dgl. 8 P.; für das Schneiden in der Ernte 10—12 P.; für das Einheimsen 12—15 P. Die Frauen gewannen manchmal bis 6 P., gewöhnlich aber nur 4 für das Ausraufen des Unkrauts. Zur Zeit der Heuernte erhielten sie 6 P., zur Zeit der Kornernte 10 P.; wenn sie daheim blieben und Wolle spannen, gewannen sie 4—6 P. Die gewöhnliche Nahrung der so beschäftigten Personen bestand für das Frühstück in einem Brei, hasty pudding (schneller Pudding) genannt, aus Hafermehl mit Wasser und Fleischbrühe, oder abgerahmter Milch, wovon 3 Pinten einen halben Penny kosteten, und manchmal mit etwas Butter angemacht. Das Mittagessen war mannichfacher: es bestand meist aus Erdäpfeln, von denen der Bushel 8 P. kostete, nebst Brod und Speck, ferner aus Milch und Gerstenbrod; Sonntags Rindfleisch und ein Pudding aus Weizenmehl. Das gewöhnliche Abendessen bestand in Hafermehl mit Milch gekocht und Gerstenbrod.

*) Das Pfund Sterling immer zu 12 fl., den Schilling zu 36 kr., den Penny zu 3 kr. gerechnet.

Die Lage der Handwerker war nicht günstiger. Sir F. Eden theilt die Kosten der Haushaltung eines Schneiders derselben Provinz mit, der 30 Jahre alt, verheirathet war und 3 Kinder hatte. Die Einnahmen beliefen sich folgendermaßen:

Ertrag der Arbeit in 50 Wochen (2 Wochen Unwohlseyn gerechnet) zu 8 P. des Tags	10 Pfd.
Ein Lehrling gewann 2 Sch. in der Woche	5 Pfd.
Die Frau gewann mit Hanfspinnen und Helfen bei der Ernte	3 Pfd.
ungefähr .	18 Pfd. St.

Diese Einnahme wurde von den Ausgaben völlig aufgezehrt; davon nahm Wohnung und Feurung 1 Pfd. 6 Sch., Gerste und Habermehl 7 Pfd. 10 Sch. 8 P., Butter, Milch, Melasse 2 Pfd. 13 Sch. 4 P. weg, oder 11½ Pfd. zusammen; der Rest war für andere kleine Ausgaben.

In der Umgegend von London gewann eine fleißige Familie allerdings mehr, dafür waren aber auch die Ausgaben bedeutender; indeß lebten die Leute besser, was unsere obige Behauptung bestätigt. Derselbe Schriftsteller, der die oben mitgetheilte Berechnung enthält, theilt auch den Stand der Einnahmen und Ausgaben eines Gärtners aus der Grafschaft Middlesex mit. Dieß war ein fleißiger Mann, 40 Jahre alt, mit einer Frau und vier Kindern, zwei Knaben von 8 und 6 Jahren und zwei Mädchen von 4 Jahren und 18 Monaten. Er arbeitete Sommers von Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr, und Winters von Tagesanbruch bis in die Nacht.

Einnahme.

Bestimmter Lohn, 11 Sch. in der Woche	28 Pfd. 12 Sch.
Außerordentliche Einn. bei seinem Herrn	6 Pfd. —

Bei andern Personen	3 Pfd.	—	
Die Frau gewann während der Heuernte	1 Pfd.	—	
Gesammteinnahme .	38 Pfd.	12 Sch.	
Ausgaben.			
Miethzins eines Häuschens mit einem kleinen Garten, 1½ Sch. die Woche	3 Pfd.	18 Sch.	
Vier Pfd. Weizenbrod des Tags à 10 P.	15 Pfd.	3 Sch.	4 P.
Fleisch 1 Sch. 9 P. die Woche . . .	4 Pfd.	11 Sch.	—
Nachbier (small beer) eine Gallone die Woche, à 6 P.	1 Pfd.	6 Sch.	—
Käse	1 Pfd.	—	—
Zwei Unzen Thee die Woche, das Pfund zu 4 Sch. gerechnet	—	19 Sch.	6 P.
Zwei Pfund Zucker die Woche zu 9 P. das Pfund	3 Pfd.	18 Sch.	—
Lichter, 10 Sch. Kohlen, ein Bushel die Woche, während 26 Wochen zu 1 Sch. 6 P. den Bushel 1 Pfd. 19 Sch. .	2 Pfd.	9 Sch.	—
Zwei Paar Schuhe zu 7½ Sch. das Paar nebst Ausbesserung	—	16 Sch.	—
Drei Paar Strümpfe 6 Sch., ein altes Kleid 7 Sch., Hemden 10 Sch., andere Kleidungsstücke 10 Sch.	1 Pfd.	13 Sch.	—
Die Kleidung der Frau kostete jährlich	1 Pfd.	1 Sch.	—
Die beiden ältern Kinder kosteten 3 P. die Woche für den Schulunterricht .	1 Pfd.	6 Sch.	—
Gesammtausgabe .	39 Pfd.	—	4 P.

Für die Kleidung der Kinder ist nichts gerechnet, indem die Frau stets Mittel fand, sie mit den alten Kleidern ihres Mannes zu kleiden, so wie mit den Geschenken an Linnenzeug u. s. w., die sie bei ihren Kindbetten erhielt. Außer seinem bestimmten Lohn hatte der Mann das Recht, Kartoffeln und Gemüse im Garten seines Herrn zu nehmen, so wie jeden Morgen ein Quart abgerahmte Milch in der Milcherei. Trotz dieser bedeutenden Unterstützung gab doch diese Familie zum Mindesten alles aus, was sie gewann, und dieß war so ziemlich das Loos aller Arbeiter jener Zeit.

Der Arbeitslohn war damals, wie noch jetzt, sehr verschieden, nicht nur in den verschiedenen Arten von Fabriken, sondern auch in demselben Arbeitszweige nach dem größern oder geringern Grad von Fleiß und Geschicklichkeit. Der mittlere Arbeitslohn der Männer war 16 Sch. die Woche, und damals, wie jetzt, beklagte man sich über die Unvorsichtigkeit der Arbeiter, einen, zwei, ja drei Tage in der Woche nicht zu arbeiten. Die Frauen gewannen etwa 8 Sch., die Kinder je nach dem Alter 2 bis 4 Sch. die Woche; mit 7 Jahren fingen die letztern zu arbeiten an. Die Baumwollendrucker waren sehr gut bezahlt: sie gewannen 1 bis 2 Pfd. St. in der Woche. Die Taglöhner auf dem Lande erhielten 2 bis 2½ Sch. täglich.

Die sechs letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts waren durch eine große Theurung aller Lebensbedürfnisse bezeichnet. Der mittlere Preis des Getreides stieg im August 1795 auf 108 Sch. der Quarter, im März 1796 auf 100 Sch. In den beiden folgenden Jahren sanken die Preise ein wenig, aber die beiden schlechten Ernten von 1799 und 1800 trieben den Preis so in die Höhe, daß der vierpfündige Laib Brod 22¼ P. (1 fl. 6 kr.) kostete, ein nie erhörter Preis. Auch der Preis des Fleisches stieg durch den Mangel an Fütterung und den ungünstigen Einfluß der Jahreszeit auf das Vieh; dieselben Ursachen trieben die Seife und die Lichter in die Höhe. Die Revolution von St. Domingo endlich steigerte den Preis der Kolonialwaaren, während eine Reihe strenger Winter die Kohlen in die Höhe trieb, und die durch den Krieg und die hohen Abgaben vermehrten Frachtkosten den Preis der Baumaterialien verdoppelten.

Diese bedeutende und zu gleicher Zeit erfolgte Steigerung aller Gegenstände der ersten Nothwendigkeit machte es den arbeitenden Klassen unmöglich, von dem bisherigen Arbeitslohn zu leben, und da zugleich in Folge des Kriegs und der Ausdehnung des Ackerbaues und der Fabriken immer mehr Arme nöthig wurden, so stieg der Arbeitslohn fortwährend, doch nicht hinreichend, um den gesteigerten Preis aller Lebensbedürfnisse auszugleichen. Darum waren die Arbeiter großen Entbehrungen ausgesetzt, die nur zum Theil durch die theils unentgeldliche, theils zu niederm Preis geschehene Austheilung von Nahrungsmitteln, Brennmaterial und Kleidern in den meisten Städten gemildert wurden. Von dieser Zeit datirt sich die unselige Sitte, den unzureichenden Arbeitslohn durch Geldvertheilungen von Seite des Kirchspiels auszugleichen.*) Von 1801 bis 1812 dauerten die bald mehr, bald minder hohen Preise fort; die erste allgemeine reichliche Ernte nach einer langen Reihe von schlechten Jahren war die von 1813, und sie drückte in Verbindung mit der Eröffnung der Nord- und Ostseehäfen den Preis des Getreides auf die Hälfte herab. Bald darauf zeigte sich indeß aufs neue Mangel, und da derselbe mit starken Aushebungen für Armee und Flotte zusammentraf, so wurde eine abermalige Erhöhung des Arbeitslohns verlangt und widerwillig gewährt. Indeß war diese Erhöhung nicht so groß als die der Preise der Lebensmittel. Es ergibt sich aus Arthur Youngs Schriften, daß im J. 1811 der Arbeitslohn um 100 Proc., der Weizen um 115, Fleisch um 146, Butter um 140 und Käse um 133 Proc. gestiegen waren. Die Steigerung der Preise des Biers, des Leders und einiger andern Gegenstände erster Nothwendigkeit war noch bedeutender. Uebrigens muß man bemerken, daß die einzigen Klassen, deren Arbeitslohn auf eine dem Preis der Lebensmittel einigermaßen entsprechende Art erhöht wurde, die Ackerbauarbeiter und Handwerker waren. Die Manufakturbevölkerung sah sich in Folge der Dekrete Napoleons, der Geheimerathsbefehle und der Nonintercourse-Akte **) sehr großen Schwankungen des Arbeitslohns und selbst unerträglichen Entbehrungen ausgesetzt. So erfuhren die Spinner und Weber im J. 1812 eine bedeutende Verminderung des Arbeitslohns, wäh-

*) Da ausgesprochen war, daß ein Familienvater, der nicht hinreichend gewinne, um seine Familie zu ernähren, zu seinem Erwerb eine gewisse Summe erhalten solle, so heiratheten viele, um diese Summe zu erhalten.

**) Alles dieß bezieht sich theils auf das Kontinentalsystem, theils auf das Benehmen Nordamerika's, um nicht in den Streit zwischen England und Frankreich mit verwickelt zu werden.

rend Roggen- und Habermehl, so wie die Kartoffeln, von denen sie hauptsächlich leben, sehr gestiegen waren.

Im J. 1824 wurden allmählich die mechanischen Webstühle in den Baumwollenmanufakturen allgemein, und diese neue Fabrikationsmethode verminderte die Erzeugungskosten bedeutend: der Verkauf nahm zu, und eben darum konnte man auch einer größeren Anzahl Menschen Arbeit geben, wie vorher; indeß ist es allerdings wahr, daß diejenigen, welche mit der Hand zu weben fortfuhren, durch die Konkurrenz sehr zu leiden hatten, da man mit einem mechanischen Webstuhl in derselben Zeit dreimal so viel weben kann, als mit einem gewöhnlichen. Indeß ist dieß Uebel nur vorübergehend, während die Vortheile der Maschinen dauernd, ja im Zunehmen sind. Uebrigens ist auch das Uebel dadurch vermindert, daß die Maschinen den Frauen und Kindern der Weber, welche außerdem keine Arbeit gefunden hätten, Beschäftigung verschafften.

Wir wollen ein einziges Beispiel anführen, um zu beweisen, daß die Einführung der Maschinen in der That der Masse der Bevölkerung sehr vortheilhaft war. Die Gemeinde Hyde, im Kirchspiele Stockport, enthielt im J. 1801 eine Bevölkerung von 830 S., welche 533 Pfd. 12 Sch. oder 13 Sch. auf den Kopf Armentaxe zahlte. Jetzt zählt diese Gemeinde 7138 E. und zahlt jährlich 834 Pfd. 14 Sch. oder 2 Sch. 5 P. auf den Kopf Armentaxe. Diese Vermehrung ihres Wohlstands dankt sie nur der Einführung der Dampfmaschinen. Der mittlere Verbrauch von Baumwollenzeugen in Großbritannien betrug von 1816 bis 1820 227 Millionen Y. jährlich, von 1824 bis 1828 400 Mill. jährlich; jetzt beträgt sie 500 Mill. Doch wir wollen jetzt untersuchen, welchen Erfolg diese Fortschritte der Industrie auf die industriellen Klassen ausübten. Wir haben oben die Einnahmen und Ausgaben der arbeitenden Klassen in den neunziger Jahren detaillirt, und kommen nun an ihre jetzige Lage. Nach dieser Nebeneinanderstellung kann man dann leicht den Schluß ziehen.

Im J. 1833 konnte ein Baumwollenspinner in Manchester wöchentlich 19 Pfd. Faden von Nr. 200 fertig machen; diese Arbeit trug ihm rein 42 Sch. 9 P. ein und beschäftigte ihn 69 Stunden. Doch diese Angabe ist im Allgemeinen zu hoch, wir wollen eine mittlere annehmen, wie die in der Session von 1833 zur Untersuchung über den Stand der Manufakturen ernannten Kommissäre sie feststellten. Sie befragten die Frau eines Arbeiters zu Manchester, dessen Arbeitslohn sich auf 35 Sch. in der Woche belief, und sie legte ihnen den wöchentlichen Betrag der Ausgaben für ihre Haushaltung vor, welche aus ihr, ihrem Manne und fünf Kindern bestand, dessen ältestes ein Mädchen von 14 Jahren war. Der wöchentliche Verbrauch belief sich im Durchschnitt auf 18 Sch. 1 P.

Demnach blieben für Kleidung, allenfallsige Krankheiten, Schulunterricht u. s. w. wöchentlich 16 Sch. 11 P. (10 fl. 3 kr.) übrig. Das Frühstück besteht gewöhnlich aus einer dicken Milchsuppe mit Roggen- oder Habermehl, Sonntags aus Thee mit Brod und Butter; das Mittagessen an den Arbeitstagen aus Kartoffeln mit Speck und weißem Brod, Sonntags aus Fleisch ohne Butter, Eier oder Pudding; gegen Abend wird ohne Ausnahme Thee und Butterbrod genossen. Das Abendessen besteht aus einem Muß von Hafermehl mit Milch, manchmal aus Kartoffeln und Milch. Am Sonntag kommt noch dazu weißes Brod und Käse, nie aber an Arbeitstagen. Wenn die Eier nur 1/2 P. das Stück kosten, wird ein Eierkuchen mit Speck gemacht. Diese Familie trinkt weder Bier noch geistige Getränke. Die Wohnung besteht aus 4 Zimmern, zwei in jeder Etage. Ihr Ameublement ist auf das Nothwendigste beschränkt. Allerdings leben nicht alle Familien so sparsam, es sind aber auch nicht alle mit fünf Kindern belastet, und sind nicht trotz dessen im Stande, wöchentlich 17 Sch. oder 40 Pfd. jährlich zu ersparen. Ueberhaupt kann ein so vereinzeltes Faktum nicht entscheiden. Gewiß ist indeß, daß seit 1827, einer Epoche der Krise und des Unbehagens, die Konsumtion in allen Manufakturstädten Englands bedeutend zugenommen hat. Zu Manchester stieg die Fleischkonsumtion seit 1827 um 30 Proz., die des Thees um 20 Proz., die des Biers um 75, die der gewöhnlichen Zeuge um 80. Der Verbrauch von Kohlen hat sich mehr als verdoppelt, und merkwürdig genug ist zu Glasgow die Konsumtion des Zuckers seit 1827 um 33 Proz. gestiegen. Man erwäge wohl, daß es nicht die wohlhabenden Klassen sind, von denen diese Vermehrung ausging: seit langer Zeit hat ihre Konsumtion das Maximum erreicht, sondern der größern Leichtigkeit, womit die untern Klassen sich diese Gegenstände verschaffen, muß man die vermehrte Konsumtion zuschreiben. Ein noch entscheidenderer Beweis besteht darin, daß im J. 1825 zu Newcastle, abgesehen von den Einlagen in die Sparkassen, 829 Arbeiter Aktien in verschiedenen industriellen Unternehmungen besaßen; zu Manchester betrug die Zahl solcher Aktienbesitzer 2827, zu Birmingham 516. Die Zahl der Aktionäre in andern Manufakturdistrikten ist nicht bekannt, doch darf man annehmen, daß sie verhältnißmäßig nicht geringer ist, denn die Wohlhabenheit koncentrirt sich nicht auf einem einzigen Punkte, sondern umfaßt alle Zweige des industriellen Systems.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

3. Reise von Attock nach Peschawer.

(Schluß.)

Die Stadt Peschawer wurde von Randschit Sings Truppen geplündert; als der Friede geschlossen war, theilte er das Land in fünf Theile, und gab diese an Nawab Sammend Khan, Yar Muhammed Khan, Sultan Muhammed Khan, Seid Muhammed Khan und Pir Muhammed Khan, die seine Lehensträger wurden, und ihm jährlich 100 Pferdeladungen Reiß und Früchte von ausgezeichneter Güte, und 25 vorzüglich schöne, gesattelte Pferde senden mußten. Auf Verlangen und durch Verrätherei Nawab Sammend, Yar Muhammed und Dost Muhammed Khans kamen Randschits Truppen in das Land, indem jene Häuptlinge dem Herrscher von Lahore vorspiegelten, sie wollten ihm den Nawab Azim Khan sammt seinen Truppen überliefern. An Azim Khan aber, der sich zu Kabul befand, schrieben sie, daß wenn er mit seinen Leuten zu ihnen stoße, sie ihm gegen die Sikhs helfen wollten, und wenn er diese schlüge, könne er Kaschmir wieder erobern. Die Sikhs kamen bis nach Akhora und Azim Khan bis nach Noscheira; das Heer des letztern machte gegen 40,000 Mann zu Fuß und zu

Pferde stark seyn, allein der größte Theil von diesen Leuten bestand aus Miliz oder zusammengelaufenem Volk, welches die Aussicht zu plündern, nicht aber zu fechten herbeigeführt hatte. Die Sikhs waren nicht so zahlreich, aber lauter kampfgeübte Leute. In einiger Entfernung von Noschera, dem Heer Azim Khans gegenüber, nahmen 4000 Mann von der Miliz von Peschawer, die Ghazis genannt, eine gute Stellung, und lagerten sich auf einigen Hügeln an den Ufern des Flusses Sandeh. Acht Tage lang hatten sie mehrere Scharmützel mit der Reiterei der Sikhs, welche sehr viel litt. Man vermuthet, daß Yar Muhammed Khan und Dost Muhammed Khan von den Sikhs gewonnen wurden und sich zu Azim Khan begaben, den sie durch das falsche Vorgeben täuschten, Dschey Sing sey mit 500 Reitern der Sikhs gegen ein kleines Fort, Namens Mitschni gezogen, um Azim Khans Frauen und Schätze, welche dieser daselbst verborgen hatte, zu entführen. Diese Kriegslist hatte den gewünschten Erfolg; Azim Khan floh mit Hinterlassung aller seiner Gezelte, seines Gepäcks und von acht Kanonen in großer Verwirrung, und sein Lager wurde drei Tage später von der Armee Randschit Sings besetzt, die kaum glauben konnte, daß Azim Khan wirklich geflohen sey. Die Ghazis fochten tapfer, und wurden, da sie keinen Pardon nehmen wollten, Alle erschlagen. Doch nicht die Reiterei der Sikhs, die von den Ghazis so oft zurückgeschlagen worden war, führte dieß aus, sondern die regulären Truppen Randschit Sings unter Anführung seiner Franzosen, von denen sie umringt und mit Kartätschen niedergeschossen wurden.

Azim Khan floh schändlich, nahm seine Weiber und Schätze mit sich, und hielt nicht eher an, als bis er in Kabul war. Seine Truppen ließ er auch nicht einen einzigen Schuß thun, denn hätten diese denselben Muth gezeigt, wie die Ghazis, so wäre Randschit Sing unterlegen und Kaschmir wieder an die Patans gefallen. Dieser Krieg entstand wegen eines Pferdes, das von Fattih Khan (dem Wesir) an Randschit Sing geschickt und von Azim Khan zurückbehalten wurde. Nach seiner Niederlage schickte er dieses Pferd an Randschit Sing.

Das Heer der Sikhs blieb noch einen Monat in der Nachbarschaft von Peschawer, und kehrte dann, nachdem die bereits erwähnte Theilung des Landes geordnet war, nach Lahur zurück. Vierzehn Tage nach Absendung des Pferdes starb Azim Khan zu Kabul.

Peschawer liegt unter einem herrlichen, warmen Klima, das dem, der von Kabul kommt, oft nur zu heiß vorkommt. Es erzeugt alle Getreidearten Indiens in der Kharrif, oder ersten Ernte. Mehl aus Mais bereitet wird am allgemeinsten verbraucht. Alle Arten von feinem und ordinärem Reis fallen in die zweite Ernte. Außerdem findet man noch alle Arten von Gemüsen und Früchten; das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich und man baut eine große Menge Baumwolle. Indigo würde ebenfalls gut fortkommen, wenn man dessen Anbau einführen wollte. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, und kann leicht und mit wenig Kosten bewässert werden. Der Zucker und Kandiszucker, den man im Lande verfertigt, findet schnellen Absatz nach Kabul und nach dem Norden.

Gewicht und Maß ist dasselbe wie in Indien. Die Pferderace ist schlecht; die Häuptlinge ziehen meist jene Pferde vor, welche man Vizieries nennt (nach dem Lande dieses Namens, ungefähr 40 Koß gegen S. W. gelegen). Ein solches Pferd von guter Art wird mit 150 bis 200 Rupien bezahlt; sie sind über 14 Faust hoch, sehr lebhaft und flüchtig. Gewöhnliche Pferde für die Reiterei kosten 80 bis 100 Rupien das Stück. Man hat eine vorzügliche Kameelrace im Lande, und man kann ein sehr gutes Thier dieser Art für 50 bis 60 Rupien kaufen. Maulthiere sind nicht sehr gesucht und kosten 40 bis 60 Rupien, und einen Tattu, oder Klepper, von der Turki-Race, kann man für 20 bis 50 Rupien haben.

Die Felder werden mit Stieren gepflügt, und ein guter Stier kostet 6 bis 8 Rupien; Kühe 5 bis 7 R.; Dumbas, oder fettschwänzige Schafe, 1 bis 3 R.; Ziegen 1 bis 1½ R.; Hühner bekommt man acht Stück für 1 Rupie und vier Eier für eine Kupfermünze. Gänse und Enten sind sehr wenige zu sehen, und diese werden von den Häuptlingen als eine Seltenheit gehalten. Getreide und Mehl ist ebenfalls um billige Preise zu haben; so bekommt man z. B. drei Sihrs des feinsten Reißes für 1 Rupie. Das Getreide wird sämmtlich auf Wassermühlen gemahlen. Auch Schießpulver bereitet man, doch ist es schlecht und theuer. Waffen, z. B. Luntenflinten, Säbel, Pistolen u. s. w., werden ebenfalls im Lande verfertigt.

Die Kavallerie besteht aus schönen, gut berittenen und mit Karabinern, Luntenflinten, Pistolen und Säbeln bewaffneten Leuten. Einige haben auch Lanzen. An einigen Theilen des Leibes sind sie geharnischt und tragen Schilde. Ihre Sättel sind mit Leder überzogen, und darunter haben sie Polster von dickem wollenem Zeug, Hambabs genannt. Die Reiterei ist eben so undisziplinirt als die Infanterie, welche sehr unregelmäßig mit Musketen, Luntenflinten und Säbeln bewaffnet ist.

Wenn die Häuptlinge ins Feld rücken, so müssen sie jedem Reiter 15 bis 20, und jedem Infanteristen 4 bis 5 Rupien voraus bezahlen, wofür diese sich Munition und Lebensmittel anschaffen und dann meist vom Plündern leben. Es herrscht wenig oder keine Subordination, und diese Truppen sind sehr leicht zu entmuthigen und in die Flucht zu schlagen. Geld ist selten im Lande, und dieß kommt daher, weil man keinen eigentlichen Handel hat. Würde dieser schöne starke Menschenschlag, der viel kräftiger ist als die Sikhs, gut disziplinirt, so könnte man Truppen aus ihm bilden, welche sich den europäischen an die Seite stellen ließen und nicht viel kosteten, da der Kavallerist hier mit 8 und der Infanterist mit 2 Rupien monatlich leben kann. Tausende von Kameelen, Maulthieren und Kleppern könnte man für 4 bis 5 Rupien monatlich miethen, und Getreide wäre genug vorhanden, um eine Armee von 200,000 Mann zu unterhalten.

Das Klima von Peschawer gleicht fast dem von Oberindien; es fällt zuweilen Schnee im Winter. Der Frühling beginnt um die Mitte des Monats März, und der Sommer Mitte Mai's, wo es sehr heiß wird; im Junius ist es ebenfalls noch sehr warm, und Ende Julius tritt die Regenzeit ein, welche bis Mitte Septembers anhält. Das schöne Wetter beginnt im Oktober; heiße Winde wehen nicht.

Die Fremden werden gewöhnlich von Fiebern heimgesucht, und die Eingebornen leiden häufig an Augenübeln. Man findet einige Aerzte oder Hakims, die Wundärzte aber sind sehr schlecht.

Fleisch, Oel, Milch, Butter u. s. w. sind außerordentlich wohlfeil. Hätte Peschawer eine gute Regierung und ein disziplinirtes Heer von 6000 Fußgängern und 2000 Reitern, so könnte es 30 Laks Rupien jährlich eintragen.

Alle Rechtsfälle werden in Peschawer vor die Häuptlinge zur Entscheidung gebracht. Der Kotwal, der als Magistrat funktionirt, unterhält eine Bande Diebe und theilt die Beute mit ihnen, weßhalb natürlich eine Menge Räubereien und Mordthaten vorkommen. Es gibt Kasis und Muftis, die jedoch nur bei Heirathen und Begräbnissen zu thun haben. Die Tschokeydars werden von den Bewohnern jedes Mohallahs oder Distrikts bezahlt; die Straßen sind mit Thoren versehen, welche bei Nacht gesperrt werden. Eigentliche Unterrichtsanstalten gibt es in Peschawer nicht, doch hat jede Moschee ihre Schule, wo persisch und arabisch gelehrt wird, so weit nämlich, als diese Sprachen erforderlich sind, um den Koran zu verstehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Junius.)

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1836.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Von Thaddäus Bulgarin.)

In dem glänzenden Petersburg finden sich, wie in allen großen Hauptstädten, die stärksten Gegensätze. Ueppigkeit, Reichthum, Sittenverfeinerung und Bildung glänzen im Schooße der Hauptstadt, ihre Strahlen dringen zum Theil nach den fernsten Enden Rußlands, aber in manchem schmutzigen Gäßchen der entlegenern Theile Petersburgs leben die Menschen so roh und elend wie in Kamtschatka oder Beresow. In einem solchen Gäßchen stand in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein Häuschen, bis ans Fenster im Morast, und im Herbst und Frühjahr unzugänglich wie eine holländische Festung. In dem erwähnten Häuschen erblickte man nicht die geringste Spur der Umwandlung Rußlands unter Peter dem Großen oder der Entdeckung Amerika's; aus russischem Holz und russischem Lehm bestand das ganze Baumaterial, die Verzierungen und das Geräthe des Hauses.

Es war Herbst: der Wind pfiff durch die Ritzen des schwachen Daches und rüttelte an den Fensterläden. Die vor dem Heiligenbild brennende Lampe verbreitete ein bleiches Licht in der niedern Kammer. Eine Uhr war nicht im Hause, aber die Schläfrigkeit der alten tauben Magd, die am Ofen saß, deutete an, daß es später Abend sey. In der Ecke lag unter einem rohen Schafpelz ein bleicher, zum Skelett abgemagerter Mann mit silberweißen Haaren: vor ihm standen seine beiden Kinder, ein junger Mann von 19 und ein Mädchen von 10 Jahren. Lange beobachtete sie der Alte schweigend mit thränenleeren Augen, denn langer Kummer hatte seine Augen ausgetrocknet. Endlich begann er: „Meine letzte Stunde ist gekommen, liebe Kinder, aber auf meinem Herzen liegt es centnerschwer..., ich hinterlasse euch nichts, weder Erziehung, noch Stand, nicht einmal einen guten Namen! . . ."

Er seufzte abermals tief und fuhr dann fort: „Man hat mir Alles geraubt, aber ich vergebe meinen Feinden; ich würde ihrer nicht gedenken in dieser Stunde, wo ich bereit bin vor Gott zu treten, aber ich muß meinen Namen reinigen vor euch, damit ihr beim Eintritt in die Welt nicht bei dem Andenken eures Vaters erröthet, wenn ihr die Verleumdung hört, die mich bis über's Grab verfolgt. Du, Weniamin, bist schon im Alter mich zu verstehen: drum höre.

„Mein Vater hatte von niederem Stande sich durch Geschäftsthätigkeit zu einem Vermögen von drei Millionen Rubeln emporgearbeitet, aber der Dämon des Stolzes beschlich sein Herz, er lebte glänzend und verheirathete sich mit einem adeligen Fräulein. Feste aller Art ließen ihm keine Zeit, sich mit seinem Geschäfte abzugeben, und zerrütteten sein Vermögen; um sich zu retten, warf er sich in verzweifelte Spekulationen und machte Bankerott. Meine Mutter und ihre Verwandten überhäuften ihn mit Vorwürfen, behandelten ihn mit hochmüthiger Verachtung, und verließen ihn gänzlich. Ich war damals vier Jahre alt, und wir wußten nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Ein ehemaliger Arbeiter meines Vaters bot ihm dieß Häuschen an, und wir richteten uns ein. Mein Vater hatte mit vornehmen Privatpersonen und mit der Staatskasse Geschäfte gemacht, und hoffte noch einige hunderttausend Rubel zu erhalten, aber alle seine Hoffnungen schlugen fehl; unfähig Armuth und Verachtung zu ertragen, überließ er sich der Verzweiflung und stürzte sich in die Newa. Vergebens wandte man sich nun an die Verwandten meiner Mutter, daß sie mich aufnehmen möchten, alle weigerten sich und so nahm mich endlich der ehemalige Arbeiter meines Vaters an Kindesstatt an. Als ich heranwuchs, gab mir sein Sohn Unterricht im Lesen und Schreiben, und bald konnte ich mir mit Abschreiben mein Brod verdienen. Nach und nach bekam ich Zutritt in eine Kanzlei und erhielt endlich eine kleine Besoldung, heirathete die Nichte meines Wohlthäters, und lebte glücklich mit ihr. Du wurdest geboren, Weniamin, und ich verdoppelte meine Anstrengungen, um mir einiges Geld zu deiner Erziehung zusammen zu sparen, als ein unerwarteter Schlag alle meine Hoffnungen zerstörte . . . ."

Der Greis schwieg, bedeckte die Augen mit den Händen, und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust; die Kinder weinten.

„Mir wurde aufgetragen, einen Aktenauszug bei einem wichtigen Prozesse zu machen, beide Theile suchten mich zu be-

stechen, und als ich die verlangte Auslieferung einiger Papiere verweigerte, wandten sie sich an den Sekretär, meinen Vorgesetzten. Dieser befahl mir Abschriften von den Papieren zu machen, ich mußte gehorchen, und er verkaufte sie an einen der Prozeßführenden um hohen Preis. Die Sache kam an den Tag, eine Untersuchung wurde angestellt, ich hatte die Papiere geschrieben, und so wurde ich trotz aller Betheuerungen meiner Unschuld schimpflich entlassen. Der Sekretär, welcher mich zu Grunde gerichtet hat, ist Nikita Tumanin, jetzt ein reicher, angesehener Mann in einem hohen Posten. Er soll sich seitdem geändert haben, und ein frommer, in Ausbreitung der Sittlichkeit und Befestigung des Glaubens eifriger Mann geworden seyn. Gehe zu ihm und sage ihm, daß ich ihn am Rande des Grabes bitte, für meine Beerdigung zu sorgen und meine Stelle bei Euch zu vertreten; sage ihm, daß ich ihm vergebe, und ihn wieder zu sehen hoffe vor dem Richterstuhle Gottes! . . .“

Die Anstrengung des Sprechens hatte den Greis vollends erschöpft, er sank zurück, fing an zu röcheln, und verschied. Die Kinder weinten laut, ihr Jammer rief einige Nachbarn herbei, welche sich bemühten, die armen Waisen zu beruhigen, und der Magd den Körper waschen halfen.

Der unglückliche Greis, der so sein Leben in Armuth und Elend endete, war mein Vater, Peter Tschuchin, seine Kinder, ich, Weniamin, und meine Schwester Lisa. Wir brachten die Nacht in Thränen und im Gebet hin. Im Hause befanden sich in Allem zusammen drei Rubel, und wir wußten nicht, wie wir den Vater begraben sollten, da man ohne Geld weder leben noch sterben kann: mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, um zu dem gewesenen Sekretär zu gehen, und ihn zu bitten, sein Opfer zu begraben. Am Erfolg zweifelte ich nicht im Geringsten.

Tumanin wohnte auf der Admiralitätsseite in einem großen steinernen Hause, und nahm die ganze zweite Etage ein. Ich ging ziemlich früh hin, und wurde auch ohne Mühe vorgelassen.

„Wer bist Du?“ fing Tumanin an.

„Ich bin der Sohn des Kanzellisten Tschuchin, der einst die Ehre hatte, unter Ihnen zu dienen; er starb gestern in Dürftigkeit und auf seinem Todtenbette trug er mir auf, Sie zu bitten, daß Sie ihn begraben lassen und mein und meiner jungen Schwester Beschützer seyn möchten.“ Bei diesen Worten verbeugte ich mich tief, und setzte mit leiser Stimme hinzu: „Er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen vergebe!“

Auf dem Gesichte Tumanins glaubte ich Freude über den Tod meines Vaters, als über Befreiung von einem gefährlichen Zeugen zu erblicken, wie ich aber der Verzeihung erwähnte, verfinsterte sich sein Gesicht, er schoß einen wüthenden Blick auf mich, und sagte: „Der gerechte Richter hat nicht die Verzeihung des Verbrechers nöthig, verstehst Du mich? Dein Vater war ein Verbrecher und ich milderte aus christlicher Liebe seine Strafe.“

„Mein Vater war ein rechtlicher Mann, Euer Excellenz, und wenn er fehlte, so geschah es aus Irrthum.“

„Hat Dir vielleicht dein Vater seine Schuld erzählt?“

„Er hat mir Alles genau erzählt.“

Tumanin runzelte furchtbar die Stirne, fuhr mit der Hand darüber, blinzelte mit den Augen, und sagte endlich: „Dein Vater hat gelogen, und seine Schuld auf andere gewälzt; wenn Du deine Seele retten willst, so ahme ihm nicht nach, und willst Du nicht sein Schicksal auf dieser Welt theilen, so schweig und erzähle niemand, was er Dich anlog, um unschuldig zu erscheinen.“

In diesem Augenblick trat eine junge, aber in ihrem Blick und Benehmen kecke, fast freche Frau ins Kabinet, und sagte, ohne Tumanin zu grüßen, mit befehlender Stimme: „Ich nehme den Wagen: ich muß in den Bazar fahren.“

„Ich möchte Dich bitten, Liebe, zu erlauben, daß ich zuerst zu dem Baron fahre, ich habe ein wichtiges Geschäft bei ihm.“

„Du brauchst jetzt nicht mit deinem dummen Baron scheinheilig zu thun!“ erwiderte sie zornig, „ich brauche den Wagen sogleich.“

„Besinne Dich, Liebe,“ sagte Tumanin in großer Verlegenheit; „hier ist ein Fremder.“

„Der Teufel hole alle deine Bettler.“

Ich erröthete, denn Scham und Verdruß brachten mein Blut in Wallung, Tumanin aber erwiderte, ohne die Augen aufzuschlagen: „so nimm den Wagen, liebe Seele, und gehe mit Gott!“ Die Frau wandte sich rasch und ging hinaus, Tumanin aber blieb in seinem Lehnstuhl sitzen, bedeckte die Augen mit den Händen und murmelte etwas vor sich hin. Dann erhob er sich plötzlich und klingelte; ein Lakai trat herein: „Hole mir das große Buch aus meinem Schlafzimmer; oder nein, ich habe es bei Anna Karlowna gelassen,“ sagte Tumanin, ohne mich anzusehen, und setzte sich aufs Neue in seinen Lehnstuhl. Nach einer Minute erschien der Lakai mit einem mächtigen Buche, Tumanin fragte mich, ob ich schreiben könne, und auf meine bejahende Antwort reichte er mir das Buch und eine Feder mit den Worten: „Ich will diktiren; schreibe:“ — „Empfangen zum Begräbniß meines armen Vaters. . .“ Hier hielt er einige Augenblicke inne; — „f ü n f R u b e l.“

Ich schrieb nicht weiter, ein mir bisher unbekannter Stolz stieg in meiner Seele auf, und bei dem Gedanken, daß meine einzige Hoffnung zusammengebrochen sey, regte sich in mir eine Art von Verwegenheit. „Das schreibe ich nicht, und die fünf Rubel nehme ich nicht!“ sagte ich und legte die Feder nieder.

„Wie! reichen etwa fünf Rubel nicht hin, um vier Bretter zusammenschlagen zu lassen?“ fragte Tumanin mit spöttischem Lächeln. „Bettler begräbt man nicht unter dem Baldachin.“

„Ich will meinen Vater nicht unter dem Baldachin, aber ehrlich begraben lassen, und wenn Sie, der ihn zu Grunde gerichtet und ins Grab gestürzt hat, ihn nicht christlich begraben lassen wollen, so finde ich noch gute Leute. . . .“

Tumanin ließ mich nicht ausreden, er sprang auf, stieß mich zur Thüre hinaus, und rief den Dienern: „Jagt diesen Bettler da hinaus! Warte! Du sollst mir keine ruhige Stelle finden.“

Ich hörte nicht, was er weiter sprach: die Lakaien jagten mich hinaus, und ich rannte eilfertigst die Treppe hinab, zum Glück ohne zu fallen. Unten im Hofe stand ein Wagen, und

dieselbe Frau, die ich schon oben im Kabinette Tumanins gesehen hatte, setzte eben den Fuß auf den Wagentritt. Das Gelächter der Lakaien, die mich die Treppe hinabstießen, und mein Sprung veranlaßten sie sich umzublicken: „Was soll das bedeuten?“ fragte sie.

Ich erröthete, und konnte nicht sprechen, das Schluchzen erstickte meine Stimme. „Beruhige dich, und sage mir, was ist vorgefallen?“ fuhr sie fort.

Ich faßte mir ein Herz, und erzählte ihr in wenig Worten, weßhalb ich gekommen und wie mich Tumanin behandelt, wobei ich hinzu setzte, mein Vater hätte sterbend erklärt, daß er unschuldig sey, und Tumanin ihn boshaft zu Grunde gerichtet habe.

„Niederträchtiger, schändlicher Heuchler!“ sagte die Frau, vor Zorn erröthend, nahm dann aus ihrem Ridikül ein Bankbillet von 50 Rubeln und fuhr fort: „Geh', mein Junge, nach Hause, laß deinen Vater begraben, und vergiß die Beleidigung, die du in diesem Hause erfahren hast.“

Ich wollte der Dame die Hand küssen, und ihr danken, aber sie sprang schnell in den Wagen, der Lakai schloß die Thüre, der Kutscher hieb auf die Pferde los, und der Wagen flog hinaus. Ich eilte auf die Straße, aus Furcht, die Lakaien möchten mich verfolgen, und mir mein Geld nehmen: schon war ich mißtrauisch geworden, denn ich hatte die Bosheit der Menschen erfahren. Der Pförtner fegte eben die Straße, ich trat zu ihm und sagte: „Wer ist denn die Dame, die da hinaus fuhr?“ der Pförtner stemmte sich auf seinen Besen, sah mich an, und antwortete grob: „was geht das dich an? Packe dich deiner Wege!“ Ich zog einen halben Rubel aus der Tasche, zeigte ihn dem Pförtner, und sagte: „wenn du mir sagst, wer die Dame ist, so gebe ich dir dieß Geld. Der Pförtner lächelte und sah mich schlau an: „Willst du die ganze Wahrheit wissen?“

„Versteht sich,“ erwiderte ich.

„Nun, so höre. Diese Dame ist die Schließerin des alten Generals, der im zweiten Stock wohnt; man nennt sie Anna Karlowna, und in ihrem Passe steht, daß sie aus Reval gebürtig, und die Frau eines Flottenunteroffiziers ist. Der vorige Pförtner erzählte mir, sie hätte einige Zeit dem General die Wäsche besorgt, später, als man den Mann im Dienste nach Astrachan schickte, zog sie zu dem General ins Haus und wirthschaftet jetzt hier als Frau. Man sagt, sie streichle den alten Herrn mit Igelshandschuhen. Der alte Herr, siehst du, hat erwachsene Kinder, die im Dienst sind, und so ist, wie natürlich, zwischen dem Vater und den Kindern Streit wegen Anna Karlowna. Doch davon weiß ich nichts, und das ist auch für dein Achtgroschenstück genug.“ Den eigentlichen Sinn der Rede des Pförtners begriff ich damals nicht, sondern war nur froh, den Namen meiner Wohlthäterin zu kennen, und eilte mit raschem Schritte nach Hause, im Stillen gelobend, jeden Abend für sie zu beten.

An der Thüre kam mir meine Schwester entgegen, unter Thränen lächelnd, und legte mir ein Bankbillet von 100 Rubeln in die Hand. „Erinnerst du dich noch, Bruder, des großen Mannes, der uns im Sommer so oft auf der Kräuterstraße und am Ufer begegnete?“

„Der immer vor den Vorübergehenden das Gesicht mit dem Schnupftuch verbarg, als hätte er Zahnschmerzen, und sich dann vom Weg abwandte?“

„Eben derselbe, er ging diesen Morgen am Hause vorüber, und als er mich an der Bahre sitzen und weinen sah, kam er herein, und fragte mich, wie es gehe. Als ihm Marie sagte, daß wir nicht wüßten, wovon den Vater begraben, und daß du ausgegangen seyest, um einen Herrn um Geld zu bitten, trat er vor das Heiligenbild, befahl mir hierauf, ihn zum Hinterpförtchen hinauszuführen, und gab mir dann dieß Papier. Marie sagte, daß man dafür viel Geld bekomme.“

Ich trat ins Zimmer, warf mich vor der Leiche auf die Knie, betete inbrünstig, und dankte Gott für die mir gesendete Hülfe.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentarische Skizzen aus Spanien.

Im Jahre 1811 erschien zu Madrid eine Beschreibung der äußern und innern Eigenschaften der Cortesdeputirten jener Zeit, eine satyrisch-humoristische Abkonterfeyung derselben, in welcher sie Alle, für den, der sie persönlich kennt, man könnte sagen zum Sprechen getroffen sind, unter dem Titel: „Condiciones y semblanzas de los Diputados a Cortes para la legislatura de 1820 y 1821“ (Charaktere und Aussehen der Deputirten zu den Cortes der Legislatur von 1820 und 1821), aus welcher wir die Beschreibungen einiger der noch gegenwärtigen bekannten und interessanten Männer so viel als möglich wörtlich übersetzt unsern Lesern hiemit vorlegen.

Martinez de la Rosa.

Morgenstern der Cortes! liebenswürdiger junger Mann! gebenedeit sey der, der dich mit jenem Stern auf der Stirne gezeichnet hat!*) Du bist die Rose und die Knospe der Konstitution, und die furchtbare Keule gegen ihre Uebertreter, der Talisman gegen Gespenster, der Regenbogen gegen Stürme, die Beschwörungsformel gegen böse Geister, und das Weihwasser und Weihwedel gegen arme Seelen im Fegfeuer, und gegen alle Gattungen von lärmenden und zerstörenden Insekten. Du sprichst mit Zartheit und der höchsten Umsicht, du beobachtest stets den schuldigen Anstand sowohl gegen den gesammten Kongreß, als gegen jeden einzelnen Deputirten, deine Schlüsse sind genau und richtig, du befolgst die äußern Regeln der Redekunst; auch hast du ein glückliches Gedächtniß, um die Argumente, die du gehört hast, wieder zusammenfassend vorzutragen und sie zu entkräften; es fehlt dir nicht an einem hellen Verstande, um deine Gründe von der vortheilhaftesten Seite vorzutragen, noch auch an Willensstärke, die zugleich so zäh und so dehnbar ist, wie elastisches Gummi, um Beleidigungen, welche man bisweilen dir anthut, mit einem Regenguß von ganz kleinen Wörtchen wie Dragées und so süß wie überzuckerte Mandeln zurückzugeben! Was willst du also noch mehr? Bist du damit noch nicht zufrieden? Aber, Ew. Herr-

*) Martinez de la Rosa hat nämlich ein kleines Maal oder Flecken von Geburt auf seiner Stirne.

lichkeit, *) haben die Gewohnheit in Ihren Reden häufig zu pochen, daß man Ihnen kein Gesetz, keinen Artikel u. s. w. zu citiren im Stande sey, der im Widerspruch mit dem, was Sie eben vertheidigen, stünde, und dieses Herausfordern könnte Ew. Herrlichkeit öfters sitzen lassen. Auch pflegen Ew. Herrlichkeit zu verschwenderisch, um nicht mehr zu sagen, die Periphrase anzuwenden, und hiedurch geschieht es, daß Dieselben bisweilen Ihre andächtigen Zuhörer langweilen; dieß könnte durch das leichte Mittel, etwas sparsamer mit Ihrem Speichel zu seyn, vermieden werden. Auch haben Ew. Herrlichkeit die Gewohnheit, wenigstens dreimal jede Idee zu wiederholen, und unglücklicherweise jedesmal kälter und fader. Die meisten Ihrer Gedanken geben Sie so dick in Syrup getaucht von sich, daß man nicht mehr weiß, nach was sie eigentlich schmecken, oder daß sie ganz und gar ihren eigenthümlichen Geschmack verlieren, und nur nach Caramel-Zucker, oder wie die süßen Batatas aus dem Vaterlande Ew. Herrlichkeit schmecken. Ganz besonders zeichnen diesen jungen Mann seine schönen arabischen Augen aus, die auf der Stirne in einen Büschel zusammengescheitelten Haare, sein ungeziertes anständiges Benehmen, sein längliches, braunes und ruhiges Antlitz, und ein gewisser adeliger Anstand und Manieren, von welchen zu sprechen hier nicht der Ort ist. Er hat einen Abscheu vor Kappen und Käppchen, Handschuhen, Brillen und dergleichen Zierereien, aber bisweilen pflegt er eine Lorgnette zur Hand zu nehmen, nicht etwa weil er sie braucht, sondern so bloß aus Zeitvertreib, und an großen Tagen weiß er sich auch in Staat zu werfen, und erscheint mit Jabot und Manschetten, versteht sich Alles von Brüsseler Spitzen.

Toreno.

Klein von Gestalt, aber groß von Ideen, blondes Haar, breite Stirne und schöne Manieren. Er spricht ein flüssiges spanisch, deßgleichen auch englisch und französisch.

Er versteht die Künste,
Und auch die Finanzwissenschaft.
Von Politik ein wenig,
Vom Kriege aber viel.
Er versteht auch viel von Industrie
Und vieles von andern Wissenschaften.
Von Anleihen versteht er auch etwas,
Von Schulden aber mehr als von allem Uebrigen.

Und in der That, er war es, der am meisten die dringende Nothwendigkeit dargethan hat, unsern Kredit gut zu begründen und zu organisiren, und unsere öffentliche, einheimische und fremde Schuld auf die zuträglichste Art zu klassifiziren. Er besitzt die besten und unumgänglichsten Eigenschaften eines Redners, und wäre nicht in seinem Vortrag ein gewisser harmonischer, takthaltender und ein wenig langweilender singender Ton bemerkbar, den er aus Gallien mit herüber gebracht hat, so könnte man sagen, daß er mit Kraft und Feuer deklamire. Er ist nach ganz vortrefflichen Originalen gebildet, und da er nachgiebig, gelehrig und einschmeichelnd ist, als ein ächter Asturianer, **) steht zu erwarten, daß er sich bessern und nach und nach noch mehr vervollkommnen wird. Auch ist er nicht unempfindlich für Reize, liebt die Schönheit, weiß was feiner Geschmack ist, und muß natürlicherweise hervorstechen und glänzen, wo er auftritt. Er kleidet sich immer nach der neuesten Mode, ist stets ausnehmend reinlich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sein glänzendes Benehmen, die wohlriechenden Essenzen, mit denen er sich parfümirt, seine Freundlichkeit mit allen Gattungen von Menschen, seine Ringe von Türkissen, seine süße und zutrauliche Sprache, die großen Berloken vom feinsten Gold und blitzenden Edelsteinen nicht wenig beitragen und herausheben, oder, um uns besser auszudrücken, remarcable zu machen den suprême bon ton, dessen er beflissen ist, so wie auch die Lorgnette, die er am Halse hängen hat, seine Kurzsichtigkeit beurkundet.

*) Vuestra Señoria, Courtoisie, welche im Verlauf der Rede die Deputirten sich wechselseitig geben.

**) Asturien ist sein Vaterland, und von den Asturianern behauptet man, sie besäßen vorzüglich diese Eigenschaften.

Florez Estrada.

Er sieht eben nicht viel, aber verabscheut dennoch alle Brillen und alle Hindernisse, welche ihn aufhalten könnten, schnurgerade auf das Rechte zuzulaufen. Freiheit der Presse, politische Freiheit, bürgerliche Freiheit, Zollfreiheit, Gewerbsfreiheit, Redefreiheit, kurz Freiheit in Allem und überall ist seine liebste und ewige Melodie. Er schreibt gut, und setzt schriftlich seine Ideen klar aus einander, sein mündlicher Vortrag aber und seine Aussprache sind schlecht. Durch Tendenz, Attraktion, Magnetismus oder Molekular-Verwandtschaft scheint er mit den geistigen Atomen des Herrn Romero al Puente *) zu sympathisiren und zu harmoniren; er ist lang und dürr wie dieser, aber nicht von so trauriger Gestalt, im Gegentheil munter und artig.

Vermischte Nachrichten.

Die neuesten Verhältnisse in England geben den Karikaturisten reichen Stoff, namentlich ist O'Connell und das Whigministerium der Gegenstand dieser Ausfälle. Das eine Mal ist O'Connell dargestellt als Sturmbock, den das Ministerium gegen die Feste der Konstitution hinstößt. In einer zweiten Nummer ist Lord Joh. Russel dargestellt als Schlangenzauberer, der die Agitatorschlange, welche ihn wie eine Boa Konstriktor umschlungen hält, bezaubert, während Spring Rice und Lord Morpeth dazu mit der Pfeife spielen, auf einer dritten Nummer ist O'Connell dargestellt als Hamlets Geist, der Lord Melbourne fortwinkt seinem Schicksal entgegen.

Der bekannte Abenteurer, Baron Thierry, der sich König von Neuseeland nennt, scheint schlechte Geschäfte zu machen. Er wollte auf Otaheiti Truppen ausheben und reguliren, aber die Königin fragte den Befehlshaber eines dort stationirten englischen Schiffes, wie England dieß aufnehmen würde. Der Befehlshaber, Kapitän Fitzroy, erklärte, daß ein solches Verfahren von Seite der Königin gegen eine befreundete Macht von England nicht geduldet werden würde, und die Königin für die Folgen denen verantwortlich sey, gegen welche die Expedition gerichtet wäre. Die Häuptlinge auf Otaheiti erklärten darauf den Herrn Baron als öffentlichen Feind, und man glaubt, sein gesammeltes Truppenkorps werde sich von selbst auflösen.

Die Granitblöcke zum Fußgestell des Obelisken von Luxor nähern sich mehr und mehr der Mitte des Platzes de la Concorde. Sechs davon haben 10 Fuß Länge, 6 Fuß Breite und 2 Fuß Dicke: der dritte, welcher bestimmt ist, den Würfel des Piedestals zu bilden, hat 15 Fuß Höhe und 9 Fuß Breite und Dicke. Er wiegt allein 300,000 Pfund.

*) In dem Porträt des Herrn Romero al Puente wird unter Anderem gesagt, daß, so wie man aus dem Geruch von Knoblauch, der aus einem chemischen Laboratorium kommt, gleich wissen kann, ob Gold oder Arsenik darin probirt wird, so könne man auch, ohne zu sehen, aus dem Gehör in den Sitzungen der Cortes schon wissen, was verhandelt wird, wenn man die Stimme des Herrn Romero al Puente vernimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1836.

Entbehrungen und Leiden der Wilden.

Kapitän Back gibt in seinem interessanten Bericht über seine arktische Reise, einem Werke, das sich durch gesundes Urtheil und wahrhaft männliche Gesinnungen auszeichnet, folgende ergreifende Schilderung von den Entbehrungen, mit denen die Lebensweise der Wilden, namentlich auf ihren Jagdzügen verknüpft ist:

„Die Indianer,“ sagt er, „abgemagert und erschöpft von Beschwerden, kamen fortwährend in Menge von den sogenannten Barren-Lands (Steppen) zu uns, wo das Rothwild, ganz gegen seine Gewohnheit, noch verweilte, sich aber in zu großer Ferne hielt, als daß es hätte gejagt werden können. Einer dieser armen Teufel hatte seit zehn Tagen keinen Bissen Fleisch gegessen und wäre am Weg liegen geblieben, hätte ihn nicht die Hoffnung, zu uns zu kommen, aufrecht erhalten; da wir uns jedoch selbst in ärmlichen Umständen befanden, so konnten wir nur wenig für diese armen Leute thun.

„Unter andern Einbildungen, welche die Indianer sich in den Kopf setzten, war auch die, daß die Instrumente auf unserm Observatorium die geheime Ursache ihres Mißgeschicks seyen. Als wir eines Tages die Abweichung der Magnetnadel u. s. w. beobachteten, lauschten zwei von ihnen, und da sie von Zeit zu Zeit nur einzelne Worte, als: „Jetzt!“ „Halt!“ und dergleichen vernahmen, und sonst tiefes Schweigen herrschte, blickten sie sich gegenseitig argwöhnisch an, verließen das Gitter eilig, und sagten zu ihren Gefährten, ich beschwöre den Teufel. Da ich mich bemühte, die wunderliche Einbildung der Indianer zu verscheuchen, so sagte ich ihnen, sie hätten einen ganz falschen Begriff von der Wirkung meiner Instrumente, indem diese statt das Wild zu verscheuchen, es vielmehr anzögen, wie sie sich, sobald sie das nächste Mal auf die Jagd gingen, überzeugen könnten. Diese im Scherz ausgesprochene Behauptung schien sich verwirklichen zu wollen, denn noch an demselben Tage ward ein Bär erlegt, und obschon mager und zäh, doch fröhlich verzehrt. Obgleich, unter so viele vertheilt, nur sehr wenig auf den Mann kam, so munterte der Glücksfall sie dennoch ein wenig auf, doch versanken sie bald wieder in ihren frühern Trübsinn, und es war ein wahrhaft Mitleid erregender Anblick, sie einzeln oder in Gruppen um unsere Leute herumstehen zu sehen, wenn diese aßen, jeden Bissen, den diese in den Mund steckten, mit gierigen Blicken verfolgend, ohne jedoch nur ein Wort der Klage hören zu lassen. Ein armes, altes, hinfälliges Weib fehlte nie bei unsern kargen Mahlzeiten, und flehte meinen Diener mit schwachen klagenden Tönen an, ihr zu gestatten die Kessel ausscharren zu dürfen.

„Gegen Westen, und näher am Fluß Liard, waren 40 der auserlesensten Jäger der Tschippewäs vor Hunger umgekommen, von andern hörte man gar nichts mehr und die wenigen zerstreuten Ueberlebenden hatten durch die Strenge des Klima's und die Schwierigkeit, das Wild zu erlegen, mehr gelitten als ihre abgehärtete Natur zu ertragen vermochte. Zuweilen wurden sie durch ungewöhnliche Naturerscheinungen aufgerieben, wie dieß zwei Weibern und deren Kindern geschah, die mit ihren beladenen Hunden ihren Zelten in der Nähe des Gebirgs zueilten, dort aber von einem Wirbelwind ergriffen wurden, und augenblicklich umkamen. Nur ein Knabe ward noch lebend gefunden, starb aber noch in derselben Nacht unter fürchterlichen Schmerzen.

„Der Dolmetscher kam von einer der Fischereistationen mit der Nachricht zu uns, daß sie einige Netze verloren und nichts zu leben hätten, indem selten mehr als 13 kleine Fische in einem Tage gefangen wurden. Auch wir waren dem Mangel nahe gebracht, da alle Indianer, welche sich nicht weit von uns entfernt befanden, in unser Fort kamen und wir ihnen mittheilten, was nur immer in unsern Kräften stand.

„Vergebens bemühten wir uns, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben und sie zur Thätigkeit anzuspornen, das Elend war zu groß, nichts machte mehr Eindruck auf sie. Kaum hatte eine ausgemergelte Gruppe von Indianern unsere Thüre geschlossen, als sie von einer noch hinfälligern wieder geöffnet wurde, die uns aus hohlen Augen anblickte, und deren halb verhungerte Gesichter die herzzerreißende Schilderung ihres Elends bestätigten. Sie sprachen meist nur wenig, und kauerten sich schweigend um das Feuer, als wären sie begierig, die einzige ihnen noch übrige Bequemlichkeit zu genießen. Eine

Handvoll mulstriges Mehl, eigentlich für unsre Hunde bestimmt, war das Beste, was wir jedem anbieten konnten, und dieses ärmliche Gericht nebst der dargebotenen Freundschaftspfeife war hinecichend auf einen Augenblick ihre Sorgen zu verscheuchen und sogar ein schwaches Lächeln der Hoffnung auf ihre verhungerten Gesichter zu locken. „Wir wissen," sagten sie, „daß ihr selbst Mangel leidet, und doch seyd ihr sa gut."

„So herzzerreißend der Andlick solcher Leidensscenen auch war, so lag doch wieder etwas Erhebendes in der Ergebung, mit welcher diese armen Leute ihr hartes Geschick trugen, denn man vernahm durchaus keine Verwünschung, noch hörte man von einer jener barbarischen Handlungen, welche in den letzten Jahren einen so dunkeln Schatten auf den Charakter dee Indianer geworfen haben. Während einst ein Trupp solcher Unglücklicher sich dürftig bei uns gelabt hatte, und eben ihren Dank ausdrückte, langte einer ihrer Gefährten mit der Nachricht an, daß unweit von unsrer Wohnung ein Kind aus Mangel an Nahrung dem Tode nahe sey. Der Vater sprang augenblicklich auf, eilte, nachdem wir ihn mit einem Stück Fleisch versehen hatten, davon, und kam gerade noch zu rechter Zeit, um dem armen Geschöpf das Leben zu retten.

„Unser Saal war mit armen, stumpfsinnigen, ausgemeegelten Leuten angefüllt, welche um das Feuer saßen, kleine Stücke von ihrer Kleidung von Rennthierfellen, die ihnen ohnehin nur geringen Schutz gegen eine Kälte von — 102°. F. (— 49½ R.) gewährte, zu rösten und zu veeschlingen. In fühlloser Verzweiflung saß der Vater da, während die Mutter mit hohler Grabesstimme sich vergebens bemühte, das wimmernde Kind, das an ihrer vertrockneten Brust hing, zu beschwichtigen. Dieß war nur eine von den wilden Gruppen menschlichen Elends, das uns umgab, den Männern aber entschlüpfte keine Klage."

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Mein Vater hatte mich gelehrt, was er selbst wußte, Lesen, Schreiben und Rechnen; ich hatte eine schöne Hand, schrieb ziemlich eegelrecht, und war im Rechnen sehr erfahren. Der Inhabee eines benachbarten Kleinhandels, für den mein Vater die Rechenbücher führte, und sich dadurch ein dürftiges Unterkommen erwarb, verschaffte mir eine Schreiberstelle im Komptoir eines Branntweinschankpächters *) mit jährlich 200 Rubel Gehalt, wofür ich täglich acht Stunden arbeiten mußte. Seit drittbald Jahren hatte ich die Stelle versehen, und den Gehalt meinem Vater gegeben. Der Tod des letztern hielt mich einige Tage zu Hause, ich benachrichtigte jedoch meinen Vorstand von der Ursache meines Wegbleibens. Als ich meinen Vater begraben hatte, bewirthete ich meine Nachbarn und Nachbarinnen, die, als sie erfuhren, daß ich Geld erhalten hätte, zusammenkamen, um sich des Veestorbenen zu erinnern. Am fünften Tage ging ich wie früher wieder nach dem Komptoir, wo mir dee Diener sagte, ich möchte, ohne an die Arbeit zu gehen, zu dem Vorstand kommen. Mir keiner Schuld bewußt, ging ich dahin.

Der Vorstand lag auf einem Diwan, eine Pfeife im Munde, eine große Tasse mit Thee stand auf dem Tische. Ein mächtiger Pudel rannte bellend auf mich zu, und nöthigte mich, hinter einem Stuhle mich zu schützen. Der Vorstand brachte endlich den Hund zur Ruhe, und rief mich zu sich: „Bist Du Tschuchin?" fragte er. Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Seit wie lange dienst Du im Komptoir?"

„Seit zwei Jahren."

„Von heute an bist Du entlassen. Laß dir vom Kassier den Rest deines Gehalts auszahlen und gehe mit Gott!"

„Geruhen Euer Hochwohlgeboren, womit habe ich diese Ungnade veedient? Ich bin zum Erstenmal fünf Tage vom Komptoir weggeblieben, weil ich meinen Vatee begraben mußte. Früher war ich immer der erste bei dee Arbeit, und der letzte beim Weggehen. Erlaubt mir Euch zu bitten . . ."

„Das hilft Alles nichts. Solche Leute, wie Du, kann ich nicht auf dem Komptoir haben. Danke Gott, daß Du nicht in den Thurm oder gar nach Sibirien kommst."

„Erlauben mir Euer Hochwohlgeboren zu bemerken, ob nicht ein Irrthum vorwaltet . . . Vielleicht hat ein anderer Tschuchin irgend etwas Schlimmes gethan. Ich habe nichts Unrechtes begangen, und mein Gewissen ist rein."

„Hast Du nicht den wirklichen Staatsrath Tumanin um Unterstützung gebeten?"

„Das that ich in Auftrag meines sterbenden Vaters und aus Noth — in der Meinung, ich hätte ein Recht dazu, jetzt aber bereue ich . . . ."

„Späte Reue, . . . wenn man um Almosen bittet, soll man wenigstens nicht stehlen."

„Stehlen! Verzeiht, Euer Hochwohlgeboren." Mein Blut kochte und ich zitterte am ganzen Körper vor Unwillen. „Stehlen!" rief ich aus.

„O ich sehe, Du bist ein ausgemachter Schurke!" sagte er mit höhnischem Lächeln. „Du verstehst es aus dem Grunde, Dich unschuldig zu stellen. Aber hier ist der Brief T   enins, welcher mich benachrichtigt, daß Du zu ihm gekommen bist, ihn um Unterstützung gebeten, und zugleich von seinem Tische eine Brieftasche gestohlen hast."

„Lüge und Verleumdung! schrie ich wüthend; „und wenn ich vor Hunger hätte sterben sollen, ich hätte mich nicht so erniedrigt. Tumanin hat durch Verleumdung meinen Vater zu Grunde gerichtet, und will auch mich zu Grunde richten. Ich entlarve den Schurken."

„Schweig!" schrie mit drohender Stimme der Vorstand, sprang vom Sopha auf und warf mir einen wüthenden Blick zu. „Schweig, oder ich laß Dich augenblicklich schließen und schicke Dich auf die Polizei. Taugenichts, Du solltest den Staub von den Füßen Tumanins lecken, dafür daß er Dir verzeiht, und mich bittet, die Sache nicht weiter zu untersuchen, sondern Dich bloß ohne Attestat aus dem Dienst zu schicken. Das ist die geringste Strafe! Und Du wagst es, diesen tugendhaften

*) Der Branntweinhandel ist in Rußland Regal.

Mann, diesen exemplarischen Christen zu beschuldigen! Kennst Du auch die ganze Abscheulichkeit deines Vergehens? Du hast 200 Rubel gestohlen, aber ein einziger gestohlener Groschen brandmarkt einen Menschen auf Lebenszeit, und verbannt ihn aus der Gesellschaft ehrlicher Menschen . . . Fort von hier! — aus meinen Augen! . . ."

Diese kränkenden Worte, der Verdacht eines so schmählichen Verbrechens kränkten mich in der tiefsten Seele, und versetzten mich in eine Art stummer Wuth. Ich wollte sprechen, und vermochte es nicht, meine Fäuste ballten sich krampfhaft, der Athem stockte, mir flimmerte es vor den Augen, und meine Zähne knirschten, — ich stieß einen unverständlichen Ton aus.

„Fort!" brüllte der Vorstand, stand vom Sopha auf und schwang das Pfeifenrohr gegen mich. Der Hund sprang bellend auf mich los. Ich dachte nicht daran mich zu vertheidigen, sondern stand wie versteinert, und starrte unbeweglich den Vorstand an. Dieser aber stieß mich zur Thüre hinaus und maschinenmäßig lief ich die Treppe hinab und hinaus auf die Straße, wo ich bewußtlos niedersank.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer Branntweinschenke, im Zimmer des Schenkwirths. Meine Hand war verbunden, man ließ mir zur Ader, und rettete mich dadurch vom Schlage. Der Schenkwirth erzählte mir, daß er Geschäfte halber zum Vorstand gegangen sey, und mich mitten unter einem Haufen Neugieriger besinnungslos auf der Straße liegend gefunden habe; da er mich als einen Schreiber des Komptoirs erkannt, so hätte er mich zu einem vorüberfahrenden Schlitten getragen und nach seinem Hause führen lassen. Ich erzählte ihm nun unter Thränen meine Geschichte, und betheuerte meine Unschuld, als ich aber hinzusetzte, daß ich von Tumanin Genugthuung für die erlittene Beleidigung und Beweis seiner Verleumdung fordern, und zur Veröffentlichung seiner Schändlichkeit die Revision des Prozesses meines verstorbenen Vaters nachsuchen wolle, sagte der Schenkwirth, welcher meine Lage lebhaft bedauerte: „Laß das bleiben, wenn Du nicht noch tiefer ins Unglück kommen willst. Du kennst das Sprüchwort: mit den Mächtigen soll man nicht streiten, und Reichen soll man's nicht gleichthun wollen. Wer wird Dich anhören, und wer Dir glauben? Du bist nicht der erste und nicht der letzte, der ohne Schuld schuldig ist. Im Gegentheil: verstecke dich vor deinem Feind, und vermeide alle Gelegenheit, ihm in den Weg zu kommen. Ihm glaubt man aufs Wort, Du wirst, wenn Du auch schwörst, niemand überzeugen. Nimm ein Beispiel an unserm Vorstand. Du sagst, er habe dir eine Predigt über die Ehrlichkeit gehalten. Das ist die rechte Höhe. Heute noch hat er mir erklärt, wenn wir Schenkwirthe ihm nicht zum neuen Jahre 50,000 Rubel schenkten, so jage er uns alle fort, und verleihe die Schenkhäuser an andere. Merke wohl, das ist kein Diebstahl, sondern der Lohn für seine Mühe, ein ehrlicher Gewinn. Laß diese Herren in Ruhe, Bruder. Wie können wir mit ihnen prozessiren! Eine Hand wascht die andere, dann sind beide weiß, und zwischen die Thüre soll man den Finger nicht stecken."

Noch Manches sagte mir der gute Schenkwirth, um mich zu beruhigen, gab mir dann zehn Rubel, und ließ mich mit seinem Pferde nach Hause bringen; „kannst Du es mir zurückgeben, so thue es, wo nicht, so wird Gott es mir vergelten!"

Ich war nun ohne Brod und der Winter vor der Thüre, diese Zeit der Belustigungen und Genüsse für die Reichen, aber eine schwere Zeit für die Armen, die mit Hunger und Kälte zu kämpfen haben. Mein Geldvorrath schwand, und ich hatte keine Hoffnung, etwas zu erwerben. Meine Zeit vertrieb ich mir theils mit häuslichen Arbeiten, theils mit Lesen, was ich leidenschaftlich trieb, und wozu mir ein junger Freund die Mittel verschaffte. Als wir eines Abends beisammen saßen und unser spärliches Mahl, nämlich Schwarzbrod und Salz, verzehrten, klopfte etwas ans Fenster. Als wir öffneten, trat ein Mann in einem schönen Oberrock und einer Bibermütze ein. Meine Schwester und ich standen auf und verbeugten uns, er setzte sich an den Tisch, und nachdem er uns eine Zeit lang schweigend beobachtet hatte, sagte er mit Einemmal: „Habt Ihr nichts Anderes zu essen?"

„Wir danken Gott auch dafür, und bitten ihn um unser tägliches Brod," entgegnete ich.

Der Unbekannte schüttelte leicht den Kopf, seufzte und wurde nachdenklich. Ich wagte nicht sein Schweigen zu unterbrechen, suchte aber ihm ins Gesicht zu sehen, das durch seinen Rockkragen fast ganz verdeckt war. Plötzlich blickte er auf, und nun flüsterte mir meine Schwester zu: „Das ist derselbe Herr, der mir das viele Geld schenkte." Ich blickte ihn genauer an, und erkannte jetzt den Mann, dem wir mehrmal auf unsern einsamen Spaziergängen begegnet waren, und der immer so sorgfältig die Blicke der Menschen gemieden, sich abgewendet, oder sein Gesicht versteckt hatte. Ich faßte schnell seine Hand, küßte sie mit Inbrunst, und rief meiner Schwester: „Lisa, danke auch Du unserem Wohlthäter!" Die Aeußerung unserer Dankbarkeit schien ihm zu mißfallen, er zog die Hand zurück und sagte unwillig: „hört auf, ich liebe das nicht!" Wir traten schweigend zur Seite, konnten jedoch unsere Freudenthränen nicht zurückhalten.

„Es ist nun genug geweint," sagte der Unbekannte freundlich, indem er seine Stimme zu mildern suchte. Er fragte mich aus über meine Mittel zum Fortkommen, über meine Beschäftigungen und meine Familie; meine Erzählung schien ihn zu rühren. Er sah mich an, als wolle er mir mit dem Blick in die Seele dringen, und als ich geendigt hatte, sagte er: „Danke Gott, daß er Dich vor Versuchung bewahrte: Noth und Ueberfluß, Erniedrigung und unbeschränkte Freiheit führen leicht zum Verbrechen." Bei diesen Worten seufzte er tief, ließ den Kopf auf die Brust sinken und schwieg.

„Zeige mir Deine Schrift," fuhr er endlich fort sich wieder ermannend. Ich holte einige Hefte, wo ich Auszüge und einzelne Ideen niedergeschrieben hatte, gab sie ihm und sagte: „das ist schnell geschrieben, sonst schreibe ich schon besser."

„Die Schrift ist gut!" sagte er, stand dann auf, legte fünf Silberrubel auf den Tisch und setzte hinzu: „hier ist etwas fürs Erstemal, Kinder! bei Euch ist's kalt, kauft Euch Holz und

Fleisch. In einigen Tagen komme ich wieder und verschaffe Dir Arbeit, Weniamin. Lebt wohl."

Er ging nach der Thüre, ich vertrat ihm aber den Weg, dankte ihm von ganzem Herzen und sagte: „Laßt uns doch wissen, wem wir zu danken verpflichtet sind!"

„Das braucht Ihr gar nicht zu wissen," versetzte er mit sichtlichem Aerger, und entfernte sich schnell.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung zu Louisville.*)

Obschon die Verbrechen in diesen glücklichen Gefilden Amerika's ziemlich häufig sind, so kommt das Hängen, zum großen Mißvergnügen der Liebhaber, doch nur äußerst selten vor, weil die Wälder den Verbrechern eine sichere Zuflucht bieten, wo sie auf einem Baumstamm oder einer Platanenrinde über den Fluß setzen und dann geborgen sind. Vor einigen Jahren ereignete es sich indeß doch, daß der Bewohner eines Distrikts an den Gränzen von Tennessee in einem Anfall von Zorn seinen Sohn erschlug und sich von den Gerichten erwischen ließ. Der Konstabel eilte athemlos in schnellem Lauf herbei, und die Richter ließen die Gelegenheit nicht entschlüpfen, ihren Mitbürgern endlich einmal das längst gewünschte Schauspiel zu bereiten. Von allen Seiten strömten Neugierige dem Richtplatz zu; aus den Schluchten, auf den schlechten Straßen und den Niederungen rollten Wagen und Karren herbei; Männer galoppirten, die Flinte unter dem Arm, auf ihren Pferden daher; Mütter zogen ihre großen pausbäckigen Jungen an der Hand hinter sich drein, und der erste, der auf dem verhängnißvollen Platze sich einfand, war ein Kolonist, dessen Gesicht die Strahlen der Sonne des Mississippi gebräunt und seine Stirne mit so gleichlaufenden Falten geziert hatte, daß man sie für tättowirt hätte halten können. Er setzte sich unter einen Busch, und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Ein langes, gut geflochtenes und mit einer Schlinge versehenes Seil schaukelte vom Wind bewegt hin und her, und bildete Bogen und Zirkel in der Luft. Es hing von dem starken Ast einer weißen Platane herab, die, ihrer Rinde beraubt, ganz so aussah, als wäre sie mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet. Sie ragte indeß weit über die übrigen Bäume empor, und ihre bemoosten Zweige boten den Geiern, welche die Aussicht auf ein lang entbehrtes Mahl herbeizog, bequeme Ruhepunkte. Zur bestimmten Stunde brachte man den zitternden, schon halb todten Greis; seine erloschenen Augen stießen allenthalben auf neugierige Blicke, die ihr Opfer betrachteten und mit Verlangen der Katastrophe entgegen sahen. „Wohl, sagte eine Stimme, dieser da wird uns nicht entkommen, und er schneidet schon recht hübsche Gesichter." — „Er ist zu alt, erwiderte ein Anderer, er wird zusammenknicken wie Schilf, und weg seyn, wie man eine Hand umwendet." — „Thut nichts, rief ein Dritter, er ist doch immer besser als ein Neger, deren ich auf meiner letzten Reise nach Neu-Orleans von Natchez bis Baton-Rouge wenigstens dreißig habe hängen sehen. Das ist aber etwas Alltägliches; dieser da ist doch wenigstens ein Mensch, ein ächter Weißer, ein reines Blut, ein Mann, wie er seyn soll" — der Sprecher wollte noch hinzusetzen: „ein braver Mann," brach aber ab, weil der Scharfrichter eben seine Schuldigkeit that. Das Seil schwankte unter der Last, die man daran gehängt hatte, als der braune Kentuckyer, der von seinem Busch aus Alles genau beachtet hatte, seinen Karabiner wenigstens zum zehnten Male an die Wange legte. Jetzt ging der Schuß los, das dicht am Ast abgeschossene Seil fiel mit dem armen Sünder zu Boden, und der Schütze, die Batterie seines Gewehres abwischend, blieb ruhig stehen.

Da von ihm aus bis zu dem Baume wenigstens zweihundert Schritte waren, so konnte er den Erfolg seines Schusses nicht gleich gewahr werden; ihm genügte indeß, daß er das Seil hatte reißen sehen. Sechs Fuß hoch herabgefallen, lag der Greis bewußtlos am Boden. Die schaulustige Menge zerstreute sich mißvergnügt, denn der Jäger hatte durch seinen wunderlichen Einfall die Entwicklung der Tragödie gestört. Der Konstabel näherte sich dem Schützen, und schien nicht übel Lust zu haben, den Verwegenen zu züchtigen, allein die Konstabel gehören eben nicht zu den Muthigsten, denn sie haben einer Kugel nur einen Stab entgegenzusetzen. Der Greis erholte sich nach und nach wieder; der Schütze trat zu ihm, und als er ihn, den Mund öffnend und schließend, röchelnd am Boden liegen sah, sagte er: „Was wollt ihr thun, Konstabel? Es ist vorbei, der Alte ist gehangen worden, laßt ihn jetzt mir und wir sind gute Freunde."

Nachdem der Konstabel sich überzeugt hatte, daß niemand mehr auf dem Platze war, als einige unbedeutende Neugierige, benutzte er die Gelegenheit, sich die Freundschaft eines so geschickten Schützen, die gar nicht zu verachten war, zu gewinnen. Zwei Tage nachher sah man einen Greis mit weißen Haaren in einer Pirogue den Fluß hinabsteuern und in der Gegend von La Trinidad im Walde verschwinden — dieß war der so glücklich befreite Gehängte.

*) Aus den Souvenirs atlantiques von Th. Pavie.

Vermischte Nachrichten.

Ein Beispiel von dem furchtbaren Menschenverlust der englischen Regimenter in Indien führt die Naval and Military Gazette an. Ein Regiment landete im Julius 1822 aus England in Indien mit 652 Mann. Das Regiment stand 6 Jahre und 4 Monate im Standquartier, 7 Jahre und 2 Monate in einer Feldstation. Es erhielt im Laufe dieser 13 Jahre und 6 Monate nicht weniger als 1508 Rekruten und Freiwillige, also mit den anfänglichen 652 Mann nicht weniger als 2150 Mann.

Von diesen 2150 Mann kamen im Gefecht um	17	
starben an Krankheiten	1171	
Am Ende Decembers 1835 waren übrig . .	649	Dienstfähige
und endlich	312	Invaliden
	2150	

Von den Offizieren kamen 2 im Gefecht um, 41 starben an Krankheiten, und von allen, die mit dem Regiment gelandet hatten, war am Ende Decembers 1835 keiner mehr übrig, der die ganze Zeit hindurch beim Regiment gedient hätte.

Kürzlich wurde zu Hull ein Knabe von 15 Jahren ins Spital gebracht, starb aber nach einer kurzen und schmerzhaften Krankheit. Als er geöffnet wurde, fand man zum nicht geringen Erstaunen der Anwesenden, daß das Herz auf der rechten Seite der Brust, die Leber auf der linken Seite war. Magen und Eingeweide waren gleichfalls in verkehrter Stellung, sonst aber alle Theile in völlig normalem Zustande, und es scheint auch, daß alle Funktionen wie bei andern Menschen vor sich gingen. Dieser sonderbare Bau und die Krankheit, an der der Knabe starb, hatten keinen Bezug auf einander.

Während des Jahres 1835 wurden in Paris durch Fuhrwerke 12 Personen getödtet, 217 verwundet oder umgeworfen, 47 Wagen oder Boutiquen durch Anstoßen beschädigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1836.

Das neueste Matrosengesetz in England.

London, den 6ten Junius 1836.

Zum Erstenmale seit diesem im vorigen Parlamente erlassenen Gesetze hat England einen Versuch im Großen angestellt, eine aus Staatsgründen nothwendig erachtete Vermehrung seiner mobilen Kriegsmarine mit 5000 Seeleuten durch freiwillige Anwerbung zu bemannen, und absichtlich *) von dem uralten der Krone zustehenden Rechte des Matrosenpressens abzustehen. Schon dieser Umstand allein macht eine einfache Kunde von jenem Gesetze für jeden, welcher dieses Land in seiner neuesten Entwicklung verfolgt, unentbehrlich. Das Statut widerruft zehn auf die Handelsmarine bezügliche Parlamentsakten, welche successive seit der Regierung der Königin Anna als Landesgesetze galten, und consolidirt dieselben in neuen Bestimmungen, wovon hier nur einige hervorgehoben werden sollen. Kein brittischer Schiffskapitän darf einen Matrosen am Bord haben, ohne einen schriftlichen Vertrag mit demselben über den Lohn, die Art seines Dienstes und die Natur der Reise selbst zu machen. Der Vertrag muß in der Gegenwart eines Zeugen abgefaßt, und den Matrosen, ehe sie ihren Namen unterschreiben, deutlich vorgelesen werden. Von dieser Vorschrift sind auch Küstenfahrer über 80 Tonnen nicht ausgenommen. Die Form des Vertrages ist für alle Schiffe gleich und vorgeschrieben. So wie ein Schiff in einem Hafen des Vereinigten Königreichs ankommt, muß der Rheder oder der Kapitän dem Zollamte eine genaue Abschrift des mit dem Schiffsvolke abgeschlossenen Vertrages einreichen. Die Unterlassung eines schriftlichen Vertrages zieht dem Kapitän für jeden Matrosen eine Strafe von zehn Pfund, für das Nichtvorlesen des Vertrages eine Strafe von 5, und für die Nichteinreichung der Abschrift ans Zollamt des Landungsorts eine Strafe von 50 nach sich. Das Gesetz befiehlt auch die Errichtung eines neuen Departements im Hafen von London, unter dem Namen „General-Registratur-Bureau der Handelsmatrosen," dessen Personal unter die Kontrolle der Admiralität gestellt ist. Diesem Hauptbureau müssen von allen Zollhäusern des Königreichs die Eingaben der Kapitäns, über die Namen, Anzahl u. s. w. aller Matrosen, die auf ihren in die Häfen eingelaufenen Schiffen sich befinden, eingereicht werden. Alle mit der Küstenfahrt beschäftigten Schiffe, so wie diejenigen, welche regelmäßig auf die zwischen der Elbe bis Brest gelegenen Häfen des Kontinents fahren, sind gehalten, alle sechs Monate ans Zollhaus, wo das Schiff zu Hause gehört, oder in das Hauptbureau in London eine schriftliche Erklärung über die Reisen, die das Schiff während dieses Zeitraumes gemacht, so wie die Namen und die Zahl der Matrosen, die es an Bord hatte, einzureichen. Die Nichtbeachtung dieser Vorschrift zieht eine Strafe von 25 Pfund nach sich. Dieses neue Bureau ist für den Staat von hoher Wichtigkeit, indem dadurch stets eine genaue Kunde von der Zahl der wirklich beschäftigten Seeleute der Handelsmarine erlangt wird. Indem wir nun viele Artikel des neuen Gesetzes in Bezug auf die Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Schiffern und dem Schiffsvolke übergehen, mögen nur nach folgende charakteristische Punkte hier eine Stelle finden. Von dem Augenblicke an, wo der Matrose seinen Vertrag unterzeichnete, darf niemand ihn wegen einer fünf Schilling übersteigenden Schuld verklagen, bis er seine Reise zurückgelegt hat, und kein Gastwirth darf irgend etwas von des Matrosen Sachen wegen contrahirter Schulden in einem

*) Das Wort absichtlich wird hier nicht ohne Ursache gebraucht. Es kann zuversichtlich behauptet werden, daß im Falle künftige Ereignisse die Calamität eines neuen Krieges herbeiführen und die schnelle Bemannung starker Flotten fordern würden, zum Matrosenpressen, wie in frühern Zeiten, wohl noch die Zuflucht genommen werden muß, weil erstens die Operation des Anwerbens zu langsam geht, und zweitens die Handelsmarine wenig müßige Hände zurückläßt. Allein es wird sichtbar darauf hingearbeitet, das Recht des Matrosenpressens nur auf den äußersten Nothfall zu versparen, und mittlerweile durch verbesserte Gesetze, mildere Behandlung und höhere Dienstbesoldung das System freiwilliger Dienstannahme auszudehnen, was auch bei dem neuesten Experimente vollkommen gelungen ist, da es troz der großen Lebhaftigkeit des Seehandels und des sehr erhöheten Lohns der Admiralität in kurzer Zeit möglich gemacht worden, 5000 der tüchtigsten Matrosen in freiwilligen Dienst aufzunehmen, die schon als Freiwillige einen eben so starken Effektivdienst, als 7500 gepreßte Matrosen bilden. Als Quantität scheint die Zahl von 5000 Matrosen gering; sie ist aber nichtsdestoweniger hinreichend, 500 Seehandelsschiffe damit zu bemannen.

solchen Falle zurückhalten. Auf einen deßhalb abgelegten Eid des Matrosen oder eines andern, wenn er selbst nicht vom Schiffe sich entfernen kann, darf jede Magistratsperson sofort den Befehl zur Wegnahme und Auslieferung der zurückgehaltenen Sachen unter seiner Handschrift und Siegel ergehen lassen. Jeder Matrose hat das Recht, bei der Entlassung vom Kapitän ein Certificat über seine Dienstzeit, Entlassung, Datum und Ort des Abschiedes zu verlangen. Die Verweigerung ohne genügende Ursache zieht eine Strafe von 5 Pfund nach sich, die dem Matrosen bezahlt wird. Jedes nach einem fremden Hafen segelnde Schiff muß zu allen Zeiten eine hinreichende Quantität Medikamente mit sich führen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen. Die Armenaufseher haben das Recht, arme Knaben, welche das 13te Jahr zurückgelegt haben, und deren Eltern Almosen erheben, aber nur mit ausdrücklicher Einwilligung der Knaben, und nicht anders als Lehrlinge oder Schiffsjungen bis zum 21sten Jahre schriftlich einzudingen. Ein jeder solcher Vertrag muß aber immer von zwei Magistratspersonen geschlossen werden, die sich genau überzeugt haben, daß der Knabe das gehörige Alter erreicht und die Gesundheit und Stärke besitzt, wie das Gesetz verlangt. Jedes Schiff von 80 Tonnen und unter 200 muß wenigstens einen Lehrling, jedes Schiff von 200 und unter 400 Tonnen muß zwei, und Schiffe von 400 und unter 500 Tonnen drei, von 500 und unter 700 vier, und von 700 Tonnen und aufwärts wenigstens fünf Lehrlinge haben, die bei der Annahme nicht älter als 17 Jahre seyn dürfen, und vertragsmäßig wenigstens vier Jahre dienen müssen. Jede Vernachlässigung des Gesetzes zieht dem Kapitän eine Geldbuße von 10 Pfd. nach sich. Alle Kontrakte für die Lehrlinge müssen im obenerwähnten Hauptbureau registrirt werden, zu welchem Behufe die Zollämter des Landes vierteljährig eine Abschrift der bei ihnen registrirten Verträge nach London zu senden haben. Dieser Theil des Statuts, das übrigens aus den ältern Gesetzen darin übergegangen ist, bildet die große Pflanzschule für die brittische Handels- und Kriegsmarine. Alle solche Knaben müssen auf Kosten der Kirchspiele nach dem Hafen gebracht werden, wo das Schiff liegt, dem Kapitän wird auch 5 Pf. für das Bett und die Schiffsbekleidung jedes Lehrlings ausgezahlt. Kein Lehrling darf ohne Erlaubniß seines Lehrherrn sich während seiner Lehrlingszeit in den See-Kriegsdienst des Landes begeben, thut er es doch und erhält dann die Einwilligung seines Herrn, so ist der Kapitän berechtigt, von der Admiralität den Kriegslohn des Lehrlings bis zum Tage der Beendigung des frühern Lehrkontraktes zu erhalten. Dagegen kann jeder andere Matrose zu jeder Zeit von dem Kauffahrteischiffe in die Kriegsmarine treten, was gesetzlich keinen Verlust des ihm schuldigen Lohnes oder seines Kleides und Effekten nach sich zieht. Allen Kapitäns und Rhedern ist vielmehr besonders verboten, in den Verträgen mit den Matrosen Klauseln einzurücken, die diese Freiheit beschränken und die überdieß als ungültig und kraftlos erklärt sind; auch ist eine Strafe von 25 Pf. auf jede Weigerung gesetzt, die dem Matrosen die Verabfolgung seiner Effekten auf das Kriegsschiff vorenthalten will.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die Neugierde lockte mich nicht wenig, etwas Näheres über meinen unbekannten Wohlthäter zu erfahren, daher besuchte ich wiederholt den Spaziergang, auf dem ich ihn sonst getroffen, und erblickte ihn endlich auch daselbst; als er sich entfernte, folgte ich ihm von weitem, und sah ihn in ein kleines, aber reinliches Haus treten, das einer Schiffsmeisterin gehörte, deren Neffen ich zufälligerweise kannte. Ich fragte diesen nach dem Unbekannten, und erfuhr, daß er reich zu seyn scheine, durch sein eigenthümliches Wesen aber jedem auffalle; seinem Passe zufolge heiße er Iwanow, und sey ein aus dem Staatsdienst getretener Titularrath. Das war Alles, was man von ihm wußte. Einige Tage später erschien bei mir ein alter Mann, der sich als der Diener meines Wohlthäters kund gab, und mir 200 Rubel einhändigte mit dem Beisatz: „Lassen Sie sich ordentliche Kleider machen, und wenn Alles fertig ist, so gehen Sie in das Haus des Fürsten Iwan Alexandrowitsch Oigerdow und melden Sie sich dort Morgens um 9 Uhr bei dem Schweizer. Sie sollen dort die Kinder im Schreiben unterrichten. Das Geld ist auf Rechnung Ihres Gehalts. Darüber, daß Sie meinen Herrn kennen, brauchen Sie niemand etwas zu sagen."

„Erlaubt, ich kenne ja meinen Wohlthäter gar nicht, und fühle nur seine Güte," rief ich im Innersten gerührt.

„Das ist Alles gleich," erwiderte der Mann ruhig; „ob Sie ihn kennen oder nicht, Sie dürfen niemand merken lassen, daß er Ihnen seine Güte zugewendet hat, leben Sie wohl." Der alte Mann ging hinaus, und ich warf mich vor dem Heiligenbild nieder, und betete unter Thränen des Dankes.

Nach einigen Tagen begab ich mich in das Haus des Fürsten Oigerdow und wurde zuerst zu der Fürstin geführt, die mich ungemein liebreich empfing, mir auseinandersetzte, wie sie wünsche, daß ich ihre Kinder unterrichten möge, und endlich ihrer vertrauten Kammerjungfer, Dunjascha, auftrug, mich zum Fürsten zu führen und diesem zu sagen, daß sie mich für fähig halte, den nöthigen Unterricht in der russischen Sprache und Rechtschreibung ihren Kindern zu ertheilen. Das kalte, theilnahmlose und zum Theil wirklich läppische Benehmen des Fürsten mißfiel mir ungemein, und ich war froh, als ich aus seiner Gegenwart wiederum entlassen war. Außen wartete meiner Dunjascha, händigte mir eine Anweisung auf hundert Rubel ein von Seite der Fürstin, als Abschlag auf meine Besoldung, faßte mich dann bei der Hand, und sagte freundlich: „Ich hoffe, wir werden Freunde seyn; ich bin die Vertraute der Fürstin, die Ihnen sehr gewogen ist. Seyn Sie nur bescheiden und schweigsam, Ihr Glück ist in Ihren Händen. Führen Sie morgen ihre kleine Schwester hieher, die Fürstin will sie in eine Pension geben."

Ich begriff nicht recht, was mit mir vorging, und außer mir über die Gnade der Fürstin drückte ich lebhaft die Hand Dunjascha's, und eilte sodann nach Hause.

Dunjascha, ein sehr gutes und hübsches Mädchen, genoß das vollständige Zutrauen der Fürstin, und diente ihr auch mit

musterhafter Ergebenheit. Die Fürstin ging, wenn sie mit ihr allein war, nicht wie mit einer Dienerin, sondern wie mit einer Freundin um. Dunjascha hatte im Hause zwei besondere kleine Zimmer, die einfach, aber mit Geschmack ausgerüstet waren. Abends fanden daselbst öfters Zusammenkünfte statt, wo der Hausmeister, der Rentmeister, die Kammerdiener des Fürsten und der Fürstin, die freien Dienerinnen und einige fremde Leute sich einfanden. Dunjascha lud mich auch dahin ein, und bald wurde ich mit allen im Hause bekannt, und war bei allen beliebt, weil ich mich in keine Schwätzereien einließ, wie sie in jedem großen Hause herrschen; alle suchten sich mir gefällig zu machen, weil sie die Gnade der Fürstin für mich und die Freundschaft Dunjascha's oder Awdotja Kondratjewna's, wie man sie im Hause nannte, recht wohl kannten. Dreimal in der Woche gab ich den Kindern der Fürstin Unterricht, wobei die Fürstin häufig anwesend war. Den Fürsten sah ich selten: er war stets mit seiner Ansicht nach sehr wichtigen Dingen beschäftigt, als da sind, Livreeschnitt, Pferdegeschirr, Plänen zur Verschönerung des Hauses, zu allerlei Bauten auf den Landgütern und Dörfern, mit Projekten zu neuen landwirthschaftlichen Einrichtungen zu Vermehrung der Einkünfte. Indeß hörte ich nie, daß die wichtigen Plane und Verbesserungsprojekte zur Ausführung kamen: denn der Fürst konnte sich zu nichts selbstständig entschließen, und mißtraute doch den Rathschlägen anderer, weil er die personificirte Eigenliebe war, und nicht für schwach gelten wollte; Lügner und Betrüger benützten seine Schwäche, indem sie seine Festigkeit und seinen hohen Verstand in den Himmel erhoben. Uebrigens benahm er sich nicht nur gut, sondern sogar zärtlich gegen seine Frau, und ließ sie mit voller Freiheit über ihre Zeit und ihre Schatulle verfügen. Mit den Dienern ging er ziemlich gut um, wenn sie nicht gerade durch irgend etwas seinen Zorn reizten. So hielt ich, nach Allem, was ich sah, die Fürstin für glücklich in ihrer Ehe, denn im Laufe eines Halbjahres hörte ich von keinem Streite zwischen den beiden Ehegatten.

Von der Zeit an, wo ich im Hause des Fürsten Unterricht gab, sah ich meinen geheimen Wohlthäter nicht mehr, und scheute mich, nach ihm zu fragen. Einigemal machte ich gegen Dunjascha Bemerkungen über die räthselhafte Verborgenheit, in der er lebte, sie wich aber stets allen Erklärungen aus. Mit andern wagte ich einer von Dunjascha erhaltenen Weisung gemäß nicht, von ihm zu sprechen.

Eines Abends, als ich Dunjascha, die nicht wohl war, in ihrem Zimmer besuchte, kam ich wie gewöhnlich auf das Lob der Fürstin zu sprechen, und sprach meine Freude aus, daß sie glücklich verheirathet sey. Dunjascha lächelte bei diesen Worten, und sagte: „Du, Weniamin, bist der Fürstin so ergeben, daß ich dir wohl ihre Geschichte mittheilen kann. Ich hoffe auf deine Verschwiegenheit. Höre an:

„Vor zwanzig Jahren etwa brachte man der Vorsteherin eines Erziehungsinstituts ein fünfjähriges Mädchen, eine Waise, zahlte derselben ein Jahrgeld voraus, und händigte ihr die nöthigen Papiere ein. Aus diesen ging hervor, daß die kleine Ssascha das Kind eines geringen Beamten von unbedeutender, nicht einmal adeliger Familie war. Das Kind wußte von seinem frühern Aufenthalt nichts, war aber schön wie ein Engel, und die Vorsteherin liebte sie wie ihre eigene Tochter. Sie wuchs heran, die Eigenschaften ihres Geistes entwickelten sich in gleichem Maße, wie die Schönheit ihres Körpers, und schon begann man in der Stadt von der schönen Waise zu reden. An ihrem fünfzehnten Geburtstag erschien der Bankier, der bisher immer das Geld für die Waise ausbezahlt hatte, und eröffnete der Vorsteherin, daß Ssascha zwei Millionen Rubel in der Bank liegen habe, die ihr bei ihrer Heirath ausbezahlt werden sollten. Zugleich händigte der Bankier Ssascha'n eine Menge ihr zugehöriger Brillanten ein, und überreichte der Vorsteherin im Namen des Vormunds ein bedeutendes Geschenk. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Neuigkeit in der Pension und der Stadt hervorbrachte, und des Geredes und der Vermuthungen war kein Ende. Alle waren einstimmig, Ssascha müsse die natürliche Tochter irgend eines Großen seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß es ihr nun an Bekanntschaften nicht fehlte, und namentlich war die Gräfin Lentowa, die Schwester unsers Fürsten Olgerdow, bemüht, sie überall hin auf Bälle und ins Theater zu führen, und ihr Feste in ihrem Hause zu bereiten. Hier wurde sie mit dem Fürsten bekannt, die glänzende Husarenuniform, die er trug, und ein prächtiger Schnurrbart machten Eindruck auf sie, und nach kurzer Zeit ließ sie sich bewegen, dem Fürsten Olgerdow ihre Hand zu reichen.

„Das erste Jahr ihrer Ehe war glücklich, und, wie es scheint, liebte sie den Fürsten sehr. Sie wohnte allen militärischen Uebungen bei, und war über ihren Mann entzückt, wenn er vor seiner Eskadron dahersprengte. Sie war verliebt in den schönen, gewandten Husaren, und jedesmal wenn er in voller Uniform vor ihr erschien, fiel sie ihm um den Hals, und hatte eine Freude an ihm, wie ein Kind an einem Spielzeug. Im zweiten Jahr, als die Fürstin sich einst eben in ihrem Ankleidezimmer befand, trat der Fürst ein: sie sah ihn an, erbebte und erbleichte: der Fürst war im schwarzen Frack, runden Hut und ohne Schnurrbart. „Ich wollte dich überraschen, Ssascha" sagte er, „und nahm meinen Abschied, ohne dir etwas zu sagen. Wie findest du mich in diesem Kleide? Ist das nicht besser als das vorherige Geflimmer? Ich wollte mehr dir und meinen Kindern leben." Mit diesen Worten küßte er die Fürstin, diese war aber nicht mehr sie selbst; sie wollte sprechen und konnte nicht. Ich sah, daß sie die Augen zudrückte, als der Fürst sie küßte: kaum konnte sie die Thränen zurückhalten.

„Die Fürstin hatte kein Geheimniß vor mir; als der Fürst, der zum Glück nichts bemerkte, fort war, sah sie mich schmerzlich an, und sagte: „ach! wie einfältig er aussieht, ohne Schnurrbart und in dem häßlichen schwarzen Frack: er gleicht einem Kammerdiener in seinem Festtagskleid. Das ist ein ganz anderer Mensch! Ich kenne meinen Mann nicht mehr!" Von dieser Zeit an war der blendende Schimmer verschwunden, die Fürstin suchte in seiner Seele und in seinem Verstande etwas, das sie an ihn fesseln könnte, und fand nichts als Eis und Leere. Das Spielzeug war verschwunden, die Fürstin fühlte ihr ganzes Unglück, ihren Mann, den Vater ihrer Kinder weder achten noch lieben zu können."

Das war es, was Dunjascha mir erzählte, nicht gerade mit denselben Worten, mit denen ich es jetzt nach so vielen Jahren niederschreibe, doch wesentlich dasselbe. Nach einigen Minuten fuhr Dunjascha fort: „Die Fürstin mit ihren Kindern beschäftigt, und ohne Abneigung gegen ihren Mann, der ihr keinen besondern Grund zur Klage gab, war bis zum vorigen Jahre in sehr erträglicher Lage, aber ihre feurige Seele, geschaffen, um zu lieben, ist endlich entflammt worden, und seitdem ist sie wahrhaft unglücklich!" Dunjascha schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Jetzt weißt Du unsere häuslichen Verhältnisse. Richte dich darnach, daß Du keinen Verstoß begehst."

Dunjascha hatte mir vieles, aber grade das nicht mitgetheilt, was mich am lebhaftesten interessirte: ich faßte darum ihre Hand, und sagte: „Awdotja Kondratjewna! (denn ich wagte nicht Du zu ihr zu sagen). Sie sind so gut gegen mich, daß ich mir endlich die Frage erlaube: wer ist mein Wohlthäter, und in welchen Verhältnissen steht er zur Fürstin?"

Dunjascha erbleichte; sie sprang auf von ihrem Stuhle, trat auf mich zu, und sagte feierlich: „Höre Weniamin, wenn Dir die Gnade der Fürstin und meine Freundschaft lieb ist, so frage mich nie darum, bemühe dich nie, dieß zu erfahren. Schwöre mir, daß selbst, wenn sich Dir ein günstiger Zufall böte, das Geheimniß zu erfahren, Du den Zufall nicht benützen willst. Schwöre — sogleich, oder unsere Freundschaft und Dein Glück sind mit einem Mal zu Ende." Dunjascha nahm das Heiligenbild von der Wand, reichte es mir hin, und sagte noch einmal: „schwöre!" Ich schwor.

„Verurtheile die Fürstin nicht," fuhr sie fort, „und halte sie nicht für wetterwendisch, daß sie in eine Uniform und einen Schnurrbart sich verliebte; die Fürstin war ein unerfahrenes Kind, als sie sich verheirathete, und hatte keinen Begriff, was wahre Liebe sey. Sie ließ sich locken durch die Freundschaft der schlauen Gräfin Lentowa, und da sie dem Fürsten nicht abgeneigt war, so glaubte sie ihn zu lieben, und täuschte sich in ihren Gefühlen. Glaube mir, unsere Fürstin ist nicht die erste, die ihr Glück einem Titel und einem Schnurrbart geopfert hat, und wird auch nicht die letzte seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Sechzehnter Brief.

Während der Ueberfahrt von Budschia nach Bona unterhielt ich mich abermals damit, den Leo Africanus zu lesen, und zwar jene Stellen, welche sich auf die Orte bezogen, an denen wir vorübersteuerten. Bona liegt, Leo zufolge, mehr als eine Meile (in secundo miliario) von einer alten Stadt, Hippo genannt, welche von den Römern gegründet wurde, und wo der heilige Augustinus seinen Bischofssitz hatte. Nach dem Fall des römischen Reichs wurde Hippo oder Hippona von den Gothen eingenommen und später von den Arabern verbrannt. Nach Verlauf vieler Jahre baute man auf die Ruinen der alten eine neue Stadt, welche von den Christen noch immer Bona, von den Arabern aber Beleb el Huneb, oder die Stadt der Jujebs genannt wird, und zwar wegen der großen Menge dieser Früchte, welche in der Gegend wächst, und im Sommer getrocknet wird, um für den Winter aufbewahrt zu werden. „Die Zahl der Bevölkerung, sagt Leo, beläuft sich auf ungefähr 300 Familien, meist thätige, im Handel und in nützlichen Gewerben wohl erfahrene Leute. Auf ihren Webstühlen bereiten sie eine große Menge Tuch, welches nach Numidien geführt wird; die Häuser und öffentlichen Gebäude aber sind schlecht, mit Ausnahme eines Tempels unweit des Meeres; Wasser gibt es kein anderes als Regenwasser, welches in Cisternen aufbewahrt wird." Leo beschreibt hierauf die große 40 Meilen lange und 25 Meilen breite Ebene, in der Nähe von Bona, als außerordentlich angenehm und fruchtbar.

Ziemlich früh am nächsten Morgen liefen wir in den Hafen von Bona ein. So wie man näher kommt, stellt sich das Ufer als ein ungeheurer Felsen dar, dem die Natur in ihrer spielenden Laune eine Gestalt gegeben hat, welche der eines ruhenden Löwen so sehr gleicht, daß man die Aehnlichkeit bemerkt, ehe man noch weiß, daß dieser Felsen der Löwenfels genannt wird. Die Ansicht von Bona, von der See aus, ist im Ganzen ziemlich malerisch, die Stadt aber entspricht hinsichtlich der elenden Häuser — welche noch niedriger als die in Algier, obschon die Straßen breiter sind — noch ganz der Beschreibung Leo's. Wir gingen in das beste Gasthaus, wo wir Alle, ohne Unterschied, 4 Franken jeder für das Frühstück bezahlen mußten, und erfuhren, daß ein Bett für jede Nacht 5 Franken koste. Nachmittags besuchte ich in Begleitung Herrn Browns und eines französischen Malers die wenigen noch vorhandenen Ruinen des alten Hippo Regius. Der Fluß Budschimah, über den noch eine römische Brücke führt, läuft an der östlichen und der Seibhause — ein größerer Fluß — an der westlichen Seite der sumpfigen Ebene, über welche wir zu den Ruinen gelangten, und beide fallen dann in das Meer.

Die Ruinen der alten Stadt liegen auf einer Landzunge zwischen diesen beiden Flüssen zerstreut, welche an den Ufern derselben flach und eben ist, sich dann aber zu einer mäßigen Höhe erhebt. Die Ruinen haben etwa eine halbe Stunde im Umfang, und bestehen aus großen zertrümmerten Mauern und Höhlungen im Boden, welche man die „römischen Cisternen" nennt. Mein Freund Newtoman, den ich in Algier traf, und der Bona vor mir besucht hatte, behauptete, diese ungeheuren Aushöhlungen müßten unterirdische Kirchen gewesen seyn. Der französische Maler dagegen hielt sie für Getreidebehälter. Mit aller Achtung vor dem Musiker und dem Maler muß ich sie jedoch dennoch für Cisternen halten, denn die Ruinen einer Wasserleitung zwischen ihnen und dem Fluß heben allen Zweifel in dieser Hinsicht. Unter den Ruinen bemerkt man das Dach eines hohen Gebäudes, welches man für das ehemalige Kloster des heiligen Augustin hält.

(Schluß folgt.)

Der bekannte dänische Schiffskapitän Graah hat abermals eine Reise nach Grönland unternommen. Der Zweck dieser Reise ist eines Theils den Eingebornen einige hölzerne in Dänemark verfertigte Häuschen zu bringen, die mit Oefen versehen sind, andern Theils die seit 1825 verlassenen Steinkohlenlager zu untersuchen und ihre Ausbeutung wieder zu beginnen. Dieß ist die dritte Reise, welche Kapitän Graah nach Grönland macht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1836.

Ueber den Handel Frankreichs mit andern Welttheilen, namentlich Südamerika.

(Nach Arsène Isabelle.)

Ich habe Buenos-Ayres, Montevideo, Rio Grande und Porto Alegre besucht, stand in Handelsverbindungen mit Rio Janeiro, Veracruz und Havana, ich habe den Gang unserer auswärtigen Handelsverhältnisse verfolgt, und nicht ohne Beschämung die demüthigende Gewißheit erhalten, daß unser Handel auf allen Punkten des amerikanischen Kontinents weit unter dem der andern seefahrenden Nationen steht.

Von den Rhedern muß die Erweiterung des Ein- und Ausfuhrhandels ausgehen, denn von der Art der Ladung hängt der Erfolg der Handelsoperationen ab: wie verfahren diese nur allzu häufig? Manchmal sieht man unermeßliche Vorbereitungen, man sollte glauben, es handle sich um einen neuen Argonautenzug, oder zum mindesten, daß die Unternehmung auf positive Angaben und eine gründliche Kenntniß des Landes, für das die Ladung bestimmt ist, sich gründe. Keineswegs: ein Intrigant, wie sie in Amerika sich zu Tausenden finden, ist mit neuen Nachrichten angelangt; er hat, wie er sagt, die Ladung mit einem Vortheil von 50, 60, ja 100 Proz. so gut wie schon verkauft, und die Rückfracht liegt bereit; die Unternehmung ist glänzend. Aber, meine Herren, lassen sie nichts davon verlauten. Ein ehrlicher, aber leichtgläubiger Rheder, dem der Intrigant seine Nachricht *vorzugsweise* mittheilt, fällt in die Schlinge; er weiß nicht recht, ist die Ladung für Nord- oder Südamerika bestimmt, das thut aber nichts, das geht den Kapitän und den Superkargo an. Kommt nun das Schiff, wie leicht zu erachten, mit einem Verluste von 50 Proz. von Rio oder Buenos-Ayres zurück, so schickt man es statt die erhaltene, freilich bittere Lehre und die gewonnene Erfahrung zu benützen, vielleicht nach Kalifornien oder Peru oder Mexiko, um — neue Proben anzustellen und gleichen Verlust zu erleiden.

Die am mindesten gewagten Unternehmungen gehen noch von Bordeaux nach Mexiko, Peru und Chili aus, weil sie von ehemaligen Einwohnern dieser Länder geleitet sind; darum waren sie auch mit einigem Erfolg gekrönt. Aber von Havre und Marseille gehen nur ärmliche Ladungen aus, deren Eigenthümer selbst in jenen Ländern umherziehen, und sich meistens bald zu Grunde richten, theils weil sie theuer und auf Borg einkaufen, theils weil sie genöthigt sind, zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten möglichst schnell wieder zu verkaufen. Indeß ist es eben diese unglückliche Menschenklasse, — unglücklich, weil sie unter unerhörten Entbehrungen ihr halbes Leben auf langen und mühseligen Reisen im Innern Südamerika's zubringt, diese unglückliche aber thätige Menschenklasse ist es, welcher Frankreich den wenigen Handel verdankt, den es noch in Südamerika hat.

Die am schlechtesten berechneten Expeditionen gehen von Marseille aus. Die Leichtigkeit, hier jeden Augenblick Wein zu laden, wird auf die keckste Weise benützt. Alles, was die Provençalen nach Brasilien ausführen, ist abscheulich: der Wein ist nicht zum Trinken, die gesalzenen Gegenstände, wie Gurken, Sardellen, Oliven u. s. w., sind schlecht bereitet und verderben leicht, weil man sogar am Essig spart; die großen Glastöpfe mit den Früchten zur Branntweinbereitung sind so schlecht gemacht, daß sie kaum aufrecht stehen können, und das Glas ist so schwach und dünn, daß man selten den Pfropf herausziehen kann, ohne den Hals zu zerbrechen. Mit Einem Wort, Alles in diesem Lande schmeckt nach Knickerei; von 50 kleinen Handelsleuten, die von Marseille nach der neuen Welt gehen, behalten 48 nicht einmal die Mittel übrig, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Wer einige Zeit in Südamerika gelebt hat, wird die Richtigkeit dieser Behauptungen nicht in Abrede stellen können. Wenn Bordeaux sich nicht wohl in Acht nimmt, wird es bald sich denselben Vorwurf zuziehen.

Ich muß, so demüthigend es auch ist, das Bekenntniß ablegen, daß der französische Handel in ganz Südamerika fast keine durch Kredit und Kapitalien respektablen Häuser zählt, während sich deren von allen andern Nationen eine große Anzahl findet. Dieß kommt wahrscheinlich daher, daß die französischen Kapitalisten gerne ihr Geld unter der Hand haben, und sich nur gegen unmäßige Prozente davon trennen: so muß man auf Handelsunternehmungen verzichten, denn ohne Kapitalien gibt es keinen Kredit, und ohne Kredit keine Geschäfte.

Die Sache hat vielleicht ihren Grund in den großen Verlusten, welche die Rheder bei ihren schlecht geleiteten Unternehmungen erlitten haben, und in dem geringen Zutrauen, das der Handel im Allgemeinen auf die französische Kriegsmarine hat.

Der Hauptfehler ist, daß man plötzlich viel gewinnen will: der Eigenthümer eines neuen Schiffes will mit der ersten oder zweiten Fahrt die Kosten desselben herausschlagen: 10 bis 15 Prozent für eine Küstenfahrt wird mit Verachtung angesehen; ist von einer längern Fahrt die Rede, so will man größern Gewinn. Wollen Rheder ein Schiff reich beladen, so geschieht es nicht immer mit ihrem Gelde, sondern vermittelst Aktien, wo man die öffentliche Leichtgläubigkeit ausbeutet. Der Rheder kauft in Frankreich ein, und verkauft die Rückfracht, Alles gegen starke Kommissionsgebühren; zum mindesten schlägt er trotz alles Verlustes eine gute Fracht heraus. Dieß ist mit wenigen Ausnahmen die Verfahrungsart der französischen Rheder.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Ich setzte meinen Unterricht bei den Kindern der Fürstin fort, wurde allmählich mit dem französischen Hofmeister und dem deutschen Lehrer bekannt, und da diese eben so sehr wünschten, Unterricht im Russischen zu erhalten, als ich die Nothwendigkeit fühlte, Deutsch und Französisch zu lernen, so fand bald ein gegenseitiger Austausch statt, und ich machte mich mit Eifer an die Erlernung dieser beiden Sprachen, worin ich auch in wenigen Jahren bedeutende Fortschritte machte. Die Fürstin ermunterte mich selbst dazu, lobte meinen Eifer, und machte mich mit einem entfernten Verwandten des Fürsten, Swietowidow, bekannt, dessen ausgezeichnete Gaben des Geistes und Herzens mich bald an ihn fesselten.

Alexander Sergjewitsch Swietowidow gehörte einer guten alten adeligen Familie an, seine erste Erziehung hatte er von einem französischen Hofmeister erhalten, der ihn zum Zeugen und Vertrauten seiner Ausschweifungen machte, und nur darauf sah, daß er rein und regelmäßig französisch sprach; nur die mit reiferen Jahren sich entwickelnde Kraft seines Geistes und Charakters rettete ihn vom Abgrunde. Nach vollendeten Universitätsjahren trat er in Kriegsdienst, den er jedoch nach einigen Jahren wieder verließ, um in der Hauptstadt zu leben. Ein unangenehmer Vorfall, den er sich durch einen Ueberrest seiner Husarengewohnheiten zuzog, bewog ihn sich von der Welt zurückzuziehen, und mehrere Jahre lebte er nur seinen Büchern, der Musik und der Poesie. Die Natur hatte ihn mit einer männlichen Schönheit, mit einem außerordentlichen Gedächtniß, und mit einer nicht gewöhnlichen Ueberredungsgabe ausgestattet. Frauenschönheit galt ihm viel, und wenn er während seines Aufenthalts in Petersburg das Haus des Fürsten öfters besuchte, so galten diese Besuche augenscheinlich der Liebenswürdigkeit der Fürstin, nicht dem Fürsten, den er wenig achtete, und der ihn fürchtete, wie ein Knabe den Hofmeister. Swietowidow erschien häufig in den Abendgesellschaften, wo die Fürstin einen Kreis von gebildeten Männern, namentlich Litteratoren, um sich versammelte.

Seit ich meine Wohnung im Palast des Fürsten erhalten, stand mein Häuschen leer, und ich wollte es endlich verkaufen. Die Fürstin ließ mir durch Dunjascha sagen, sie wolle es an sich bringen, worein ich natürlich mit Freuden willigte, und nun wurde das Häuschen gegen Ende Winters ausgebessert, und innen mit Geschmack, selbst mit Luxus, verziert. Aus einem Winke Dunjascha's entnahm ich, daß es die Wohnung meines geheimnißvollen Wohlthäters werden solle, den man mit Eröffnung der Schifffahrt aus Frankreich zurück erwartete. Im Mai ging der Fürst auf seine Güter, die Fürstin bezog ein Landhaus auf Kamennoi Ostrow, und ich und Swietowidow mietheten ein kleines, reinliches Bauernhäuschen in der Nähe. Swietowidow ging nur Morgens und Abends spazieren, und besuchte von allen seinen Bekannten nur die Fürstin Olgerdow, die gleichfalls an seiner Gesellschaft viel Gefallen fand. Der Kreis der Bekannten der Fürstin war sehr beschränkt. Die Verwandten des Fürsten, namentlich die Gräfin Leutowa, bekümmerten sich jetzt, da sie ihren Zweck erreicht hatten, um die reiche Waise nicht mehr, und ließen sie im Gegentheil bei jeder Gelegenheit fühlen, daß sie ihnen für die Aufnahme in eine so angesehene Familie zum Danke verpflichtet seyn müsse. Die Fürstin sah darum diese Verwandten selten, liebte überhaupt weibliche Gesellschaft nicht, weil sie Intriguen, Klatschereien und das leere Geschwätz haßte. Sie hatte deßhalb einige gebildete Männer von mittlerem Alter um sich versammelt, die Abends zum Thee sich bei ihr einfanden. Swietowidow befand sich darunter, und auch mir erlaubte die Fürstin sich dabei einzufinden, obwohl ich meist nur eine stumme Rolle spielte.

So war allmählich die Mitte Augusts herbeigekommen. Um diese Zeit bemerkte ich, daß sie einige Tage nach einander Morgens in Begleitung Dunjascha's das Haus verließ. Dieß wunderte mich um so mehr, als sie sich für krank ausgab, und Abends ihre gewöhnliche Gesellschaft nicht sah. Swietowidow war sehr unruhig, weil er sie für wirklich krank hielt, und ich, der das Gegentheil wußte, wagte nicht, ihm etwas zu sagen, da ich das Geheimniß der Fürstin ehrte. Dieß sollte sich mir bald aufklären. Dunjascha kündigte mir an, daß mein Wohlthäter seit zwei Wochen angelangt sey, und mich zu sprechen verlange. Am folgenden Abend um fünf Uhr sollte ich hingehen. So gab also die Fürstin alle ihre Freunde auf um dieses Unbekannten willen! Ihn sah sie täglich, und warum mit dieser Heimlichkeit? Ich zerbrach mir umsonst den Kopf.

Mit Ungeduld erwartete ich die bestimmte Stunde, und kaum hatte es fünf geschlagen, so trat ich in sein Zimmer. Er saß auf einem Diwan und las; als ich eintrat und mich verbeugte, wollte er freundlich lächeln, aber seine Lippen, nicht ans Lächeln gewöhnt, machten eine wahre Grimasse. Er wies mit der Hand auf einen Stuhl, und begann alsbald: „Du machst mir durch deine Aufführung viele Freude: ein guter Sohn muß ein guter Mensch seyn. Aber Du hast nur den ersten Schritt in die Welt gethan; vor Dir liegt noch ein langer Weg voll Gefahren und Lockungen. Er seufzte und fuhr nach einer

kleinen Pause wieder fort: „Noch sind die Leidenschaften in Dir nicht rege, Weniamin, aber ich lese in Deinen Augen, sie schlummern nur. Die Wirkung der Leidenschaften ist schrecklich; nur zu oft führen sie zum Verderben!" Er schwieg abermals, seufzte tief, und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Nach einer Pause fragte er mich nach den Fortschritten der Kinder der Fürstin, an denen er sichtlich den lebhaftesten Antheil nahm, unvermerkt kam die Rede auf meine Beschäftigungen, und als ich bei dieser Gelegenheit Swietowidow's als meines Führers und Freundes mit dem lebhaftesten Lob gedachte, nahm sein Gesicht einen finstern Ausdruck an, der mich erschreckte. Nachdem er einige Schritte im Zimmer auf und ab gemacht hatte, nahm er seinen vorigen Platz wieder ein und sagte: „Ich glaube an die Redlichkeit Deiner Gesinnungen, Weniamin, und bin überzeugt, daß Du mich nicht verräthst. Ich habe triftige Gründe unbekannt zu bleiben. Weder Swietowidow, noch irgend ein anderer darf wissen, daß ich hier bin."

„Ich habe es niemand gesagt, und werde es niemand sagen," entgegnete ich: „Ich schwöre Ihnen. . ."

„Genug. Swietowidow kann ein ganz wackerer Mann seyn, aber er ist für einen so treuherzigen Menschen, wie Du, Weniamin, er ist für fühlende Frauen gefährlich; er ist ganz aus Leidenschaften zusammengesetzt. Sey vorsichtig gegen ihn." Ich begriff nun, weßhalb die Fürstin seit der Rückkehr des Unbekannten nicht mehe mit Swietowidow zusammengekommen war.

Der Unbekannte rief seinem alten Diener, ließ sich umkleiden, und wir verließen das Haus, um einen Spaziergang zu machen. Der Abend war köstlich. Der Unbekannte, jetzt, wie sonst, in seinem hohen Kragen und breitrandrigen Hute, sog die frische Luft begierig ein, und schlug endlich, um sie desto freiee genießen zu können, den hohen Kragen zurück: oft betrachtete er den reinen Himmel, und auf seinem Gesicht malte sich der innige Genuß. Plötzlich rührte sich einige Schritte hinter uns etwas im Gebüsch; wir sahen uns um, und der Unbekannte hüllte sich schnell in seinen Mantel. Zwei Menschen traten aus dem Walde: der eine war sehr artig gekleidet, und trug einen Orden am Hals und am Knopfloch, der andeee, ältere war in einem abgeteagenen Frack und einem zerknitterten Hute. Wir gingen schneller, aber auch sie verdoppelten ihre Schritte, um uns zu erreichen, und suchten uns ins Gesicht zu sehen. Ihre Neugierde wuchs, als sie bemerkten, daß mein Gefährte sich vor ihnen verberge. Dieser ging so schnell, daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen. Die beiden Herren flüsterten foetwährend mit einander, und als es ihnen gelungen war, uns einzuholen, wollte ich schon den einen derselben bei der Hand fassen, und ihn fragen, mit welchem Recht er uns auf solche Weise verfolge und beunruhige, als mein Begleiter mir zuflüsterte: „Schweig, um Gottes willen, schweig!" Ich unterließ es: in demselben Augenblicke sah mein Begleiter eine Droschke in leichtem Trabe daher kommen, sprang, als sie uns erreicht hatte, hinein, drückte dem Kutscher eine Handvoll Silbee in die Hand und rief: „Fahr' zu!" Unsere Verfolger wollten ihn halten, er riß sich aber los, und rief mir mit dumpfer Stimme zu: „Rette mich!" Ich faßte den ältern unserer beiden Verfolger am Kragen und warf ihn zu Boden, dem jüngern aber gab ich einen Stoß, daß er zurücktaumelte und nur mit Mühe sich auf den Füßen hielt. Der Kutscher hieb auf seine Pferde los, und fuhr im gestreckten Galopp davon, ich aber blieb mit meinen zwei Gegnern allein zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Euphorbia phosphorescens.

In der Linné'schen Gesellschaft in London wurde kürzlich ein Memoire über diese merkwürdige Pflanze vorgelesen, von der ein Exemplar beilag. Dieß war im Oktober vorigen Jahres in einem dicken Gebüsch, einige Leguas von dem linken Ufer des San Francisco, in der Provinz Alagoas in Brasilien abgeschnitten worden. Die Blume blüht im Frühjahr, ihr Same reift in weniger als zwei Monaten, so daß man reifen Samen im November sammeln kann. Mehrere Einwohner der Provinz Alagoas versicherten den Verfasser (Hrn. Mornay), daß wo diese Euphorbia große, verschlungene, undurchdringliche Massen bildet, die vielleicht mehrere tausend Quadratfuß bedecken und etliche zwanzig Fuß hoch wachsen, sie sich von selbst entzündet, einige Zeit eine mächtige Säule dichten schwarzen Rauchs ausstößt und endlich in helle Flammen ausbricht. Die Verbrennung geht bei einer ziemlich niedern Temperatur vor sich und hört bald auf, indem der durch den Zutritt der atmosphärischen Luft entzündete Saft schnell eine Kruste bildet.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Sechzehnter Brief.

(Schluß.)

Wir verfolgten unsern Weg jenseits der Ruinen auf der östlichen Straße, und stießen hier auf eine arabische Familie, die in einem alten verfallenen Hause an der Straße wohnte. Der Vater weidete einiges Vieh auf dem naheliegenden Feld, und die Mutter, ein recht hübsches Weib, mit Resten ächt arabischer Schönheit, webte wollenes Tuch auf einem Grasplatz neben dem Haus. Die Einfachheit ihres Verfahrens bei diesem Geschäft war ganz der der frühesten Zeitalter würdig; statt eines Weberschiffes bediente sie sich einer Nadel, mittelst welcher sie den Einschlag in die auf dem Boden ausgespannte Kette einfügte. Zwei kleine Knaben und ein Mädchen, sämmtlich wunderschöne Kinder, saßen neben der Mutter. Ich veranlaßte Herrn Brown, der arabisch verstand, einige Fragen an die Frau zu richten, welche diese, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, mit so vieler Leichtigkeit und Grazie beantwortete, als ob sie uns in einem Besuchzimmer empfing. „Wie alt, lautete die erste Frage, ist denn das liebe kleine Mädchen?" — Es schien etwa acht Jahre zu haben. — „Ich weiß es nicht, war die Antwort, sie wurde mehrere Sommer und Winter früher geboren als die Franzosen hieher kamen." — „Erinnert ihr euch denn nicht, wie viele Sommer und Winter seit der Geburt eurer Söhne verstrichen sind?" — „Nein, das kann ich nicht sagen; aber ich war noch nicht lange verheirathet, als hier in der Nähe ein Gefecht vorfiel, aus dem viele Köpfe auf Pfählen weggetragen wurden." — Diese Araber kennen in der That keine Zeitrechnung, und haben weder Uhren noch führen

sie Register, und sind doch die Nachkommen des Volks, das uns die Algebra lehrte.

Als wir in unser Gasthaus zurückkamen, fanden wir ein sehr höfliches Billet des Gouverneurs, General Monck d'Uzer, der uns zum Mittagessen lud, und uns bat, seinen Tisch während unsres Aufenthalts in Bona als den unsrigen zu betrachten. Wir speisten demnach bei ihm, und es schien mir, daß der von Barbaren umgebene General nebst seinem Stab eben so froh war, Europäer zu empfangen, als wir, seine Gastfreundschaft zu genießen. General d'Uzer ist ein offener, gerader Mann, dessen Namen ich nie anders als mit Achtung nennen hörte; ich war daher sehr erfreut über seine Bereitwilligkeit mich über das Verhältniß zwischen den Eingebornen und den Franzosen zu unterrichten. „Ich habe, sagte er, die Eingebornen durch Güte und Offenheit gewonnen. Morgen sollen sie einen Spazierritt nach dem östlichen Theil der Ebene von Bona mit mir machen; wir werden durch mehrere Lager der Araber kommen, und niemand mit uns nehmen, als eine Abtheilung Reiterei der Eingebornen, und dennoch sollen Sie so sicher seyn, als in den Straßen von London."

Am nächsten Morgen versammelten wir uns bei dem General, bestiegen die arabischen Stuten, die er für uns hatte satteln lassen, und machten uns mit 100 Mann eingeborner Kavallerie vor und 50 hinter uns — sämmtlich in weiße Bernous gehüllt — auf den Weg. Wir ritten bis in eine Entfernung von 14 Meilen von der Stadt, in einem Zuge, der so ziemlich einem Leichenzuge glich, nur daß es rascher ging, und da ich mich neben dem General befand, so hatte ich das Vergnügen seiner Unterhaltung. Wir kamen über eine Anhöhe, wo eine Kompagnie türkischer Soldaten Wache hielt, die sich in eine lange Reihe aufstellte, um dem General die militärische Ehrenbezeugung zu erweisen. Es waren lauter schöne, hochgewachsene Leute, und ich bewunderte die Grazie, mit welcher sie sich der Ceremonie entledigten. Sie präsentirten ihre Gewehre nicht, sondern hielten sie im Arm, während sie die Hände über der Brust kreuzten und den Kopf neigten, wie dieß bei dem orientalischen Salam gewöhnlich ist.

Der General schilderte mir die Produkte und Hülfsquellen des Landes, und sprach viel von den Vortheilen, welche aus europäischer Kultur des Bodens erwachsen könnten. Er erhielt, wie er mir sagte, seine Truppen nicht durch Erpressungen von den Eingebornen, sondern durch bedungene und bezahlte Lieferungen, welche der französischen Regierung sehr wenig Kosten verursachten. Fleisch z. B. wurde mit nicht mehr als 2 Sous das Pfund bezahlt, und Brod war verhältnißmäßig wohlfeil. Als wir auf der weiten Ebene hinritten, welche sich bis an die Gränzen von Tunis ausdehnt, wurde ich durch ihre reiche natürliche, jedoch vernachlässigte Fruchtbarkeit überrascht. Hie und da standen zwar hohe, verdorrte Sträucher und Disteln in Menge, aber der Boden war, so weit das Auge reichte, mit einem so dichten Graswuchs von dem schönsten Grün bedeckt, wie man ihn nur in einem englischen Park findet. Ich gedachte der Beschreibung Leo's von dieser Ebene: „Huic oppido spatiosissima quaedam est planities cujus longitudo quadraginta, latituda autem viginti quinque continet miliaria — haec frugibus ferendis est felicissima." — Dann spricht er von der Menge Getreides, das hier gebaut wurde, von den zahlreichen Heerden, welche hier weideten, und von den Lebensmitteln, welche die Bebauer dieser Ebene zu Markte brachten. Ich fragte den General, wie hoch er wohl die jetzige Bevölkerung der Ebene anschlage, und erhielt die Antwort, etwa 2000 Seelen. Hier haben wir also 1000 Quadratmeilen — oder 650,000 Akres — reichen, fruchtbaren Boden, der 6 bis 7000 Landwirthen Beschäftigung geben und die Bevölkerung eines kleinen Königreichs ernähren könnte.

„Und die Luft muß hier, sagte ich zu dem General, so weit ich dieß beurtheilen kann, gesund seyn?" — „Sie ist minder ungesund, erwiderte dieser, als das Sumpfland in der Nähe von Bona und in der Stadt selbst, wo der Schutt der vielen verfallenen Häuser nachtheilig einwirkt, doch dieß soll, wie ich hoffe, bald anders werden. Der Akre Land kann hier zu drei Franken gekauft werden, und es läßt sich erwarten, daß durch den Anbau auch die Luft sich verbessere. Anfangs war die Sterblichkeit in Bona fürchterlich; im Januar 1833 hatte die 4000 Mann starke Garnison 2000 im Spital. Selbst im Jahre 1834 war die Zahl der Dienstunfähigen noch nicht geringer, doch hatte die Sterblichkeit abgenommen. Eine wiederhergestellte Wasserleitung führt der Stadt jetzt besseres Wasser zu; die Spitäler und Kasernen für die Soldaten sind bedeutend verbessert, und man hält auch bessere Aufsicht über die Mannschaft, damit sie sich durch Obstessen und starke Getränke nicht selbst krank macht.

In einer Entfernung von etwa 14 Meilen von Bona machten wir Halt, und ließen unsere Pferde eine halbe Stunde weiden, während die eingeborne Mannschaft sich in malerischen Gruppen unter den Bäumen niederließ und rauchte. Auf dem Rückweg war ich nicht so glücklich in der Nähe des Generals bleiben zu können. Wir waren kaum aufgestiegen, als ein Theil der Araber, der, statt nach Bona in seine heimischen Dörfer zurückkehrte, plötzlich in entgegengesetzter Richtung davon jagte. Meine Stute folgte dem Trupp, und als ich sie anhalten wollte, bäumte sie sich, und gab mir zu verstehen, daß sie mich absetzen würde, wenn ich sie nicht gewähren ließe. Ich machte also zum bösen Spiel gute Miene, und nun ging es im sausenden Galopp durch Dick und Dünn, bis ich die Araber eingeholt hatte. Einer derselben, der etwas französisch sprach, machte nun den Dolmetscher zwischen mir und meinem Pferde, streichelte es, redete ihm auf arabisch zu, und vermochte es endlich, wieder mit mir umzukehren. Als ich den General eingeholt hatte, besuchten wir auf dem Rückweg einige arabische Lager, wo wir in einem derselben mit Buttermilch bewirthet wurden, eine treffliche Erquickung nach einem so ermüdenden Ritt. Als ich in die Tasche griff, sagte der General: „Geben Sie kein Geld, denn der Mann, der ihnen die Milch reichte, ist der Patriarch des Abouar." Ich dankte also bloß mit einem Salam.

In der asiatischen Gesellschaft zu London las Herr John Tytler, Arzt in Bengalen, eine Analyse nebst Uebersetzungsproben eines persischen Werks über Mathematik und Astronomie vor, das ein Maulewi, Namens Ghulam Hussein, verfaßt hatte. Der Maulewi war bei Herrn Tytler zu Calcutta als ein großer Mathematiker und Astronom eingeführt worden, und befand sich damals im Dienste Mirza Khan Bahadurs, Maharadscha von Takari in Behar. Er sagte Herrn Tytler, er habe das Werk unter dem Schutze des Maharadscha abgefaßt, der ihm eine Geldsumme gegeben habe, um dasselbe auf den lithographischen Pressen in Calcutta drucken zu lassen, und daß etwa 100 Seiten bereits gedruckt seyen. Das Ganze umfasse etwa 900 eng geschriebene Quartseiten. Der Zweck, weßhalb er sich an Herrn Tytler wendete, war, diesen zu bitten, daß er das Werk der von der Regierung eingesetzten Committee über das Erziehungswesen empfehlen möchte. Herr Tytler sprach von dem Werke mit großem Lobe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1836.

Einige Tage unter den Basken.

(Aus Chabos Werke.)

Die Junta von Navarra bot mir Gastfreundschaft, eine seltene Gunst, die ich dankbar annahm, und der ich dafür verpflichtet bin, daß ich die würdigen Stellvertreter, welche Navarra an die Spitze ihrer Insurrektion stellte, in ihrem Privatleben prüfen konnte.

Der Abbé Etchavarria, der Nominalpräsident der Junta, war bei Karl V; die wirkliche Präsidentschaft versah Don J. de Marischalar, dessen Einfluß in der Gegend von Pampeluna die ersten Bataillone bildete, die sich unter Santos Ladron's Fahnen stellten.

„Ach," sagte Marischalar, „wenn dieser tapfere General uns auf nicht so plötzliche und traurige Weise entrissen worden wäre, so würde die Insurrektion in wenigen Tagen auf der ganzen Linie der Pyrenäen organisirt gewesen seyn; wir hätten dann nicht mehr als drei Monat bedurft, um mit den Christinos fertig zu werden."

Der Tod des Don Santos betrübten alle guten Navarresen; er störte die Maßregeln der vorzüglichsten Insurgenten, welche, ihres Generals beraubt und ohne Waffen zur Vertheilung die Freiwilligen entlassen mußten, die auf ihren ersten Ruf zahlreich herbeigeeilt waren. Unter diesen Umständen wurde die Lage Marischalar's kritisch; flüchtig irrte er mit einem kleinen Haufen Guerilleros umher, und es gibt keine Art von Gefahren und Mühseligkeiten, denen er sich nicht aussetzte, um der castilianischen Armee zu entgehen, die Navarra bedeckte. Don Martin Luiz, der mit den Insurgenten des Bastanthales auf dem Kriegsschauplatze erschienen war, zeigte dieselbe Ausdauer und denselben Heldenmuth, wie Marischalar, bis zu dem Tage, wo die Anstrengungen Ithurralde's, die Rückkehr Erazo's in die Berge und die Ernennung Zumala-Carreguy's den Charakter des Kampfes änderten, wo diese beiden edlen Patrioten als Mitglieder der Nationaljunta andere Pflichten übernahmen. Marischalar ist ein Mann von hohem Wuchs und von großer Muskelkraft, welche die Bergbewohner sehr schätzen, und auf die er selbst keinen geringen Werth legt. Er war mit einem weiten, rothgefütterten Mantel bekleidet und trug einen breiten Tressenhut; diese Tracht, so wie die in die Höhe gestrichenen Haare geben seinem Aeußern einen ernsten, imposanten Anblick; der etwas matte Ausdruck seiner blauen Augen verräth Güte, und sein etwas kupferfarbiges Gesicht läßt den transpyrenäischen Basken erkennen.

Außer dem Sekretär Peralda,*) einem jungen Menschen voll Geist und Verstand, dessen verschlagene, listige Physiognomie allzu sehr seine liebenswürdige Offenheit und sein vortreffliches Herz verbarg, war das jüngste Mitglied der Junta Don Martin Luiz. Die Verhaftung eines Theiles seiner Familie, so wie die Entfernung seiner Frau, welche mit der des Don Chrysostomus de Videando y Mendinueta, seines Kollegen, nach Bordeaux geflohen war, versenkte ihn zuweilen in eine schwarze Melancholie. Sanftmuth und Güte, vereint mit der größten Tapferkeit und der Exaltation einer dichterischen Einbildungskraft, machten die Grundzüge seines Charakters aus. Der patriarchalische Ernst und der glühende Geist der Bergbewohner, durch ein ritterliches Wesen erhoben, vereinigten sich, in ihm den schönen navarresischen Typus zu zeigen, dessen edelstes Bild in meinen Augen der Artillerist Vincenz de Reyna war.

Martin Luiz und Vincenz de Reyna besaßen das ganze Vertrauen Zumala-Carreguy's, der sie liebte wie seine Kinder.**) Reyna allein wurde bei den vertrauten Verbindungen benutzt, die Zumala-Carreguy täglich mit der Junta von Navarra unterhielt. Ich staunte über die Leichtigkeit, mit welcher er die französischen Zeitungen in das Castilianische übersetzte. Die Verhandlungen unserer politischen Redner konnten in dem Munde eines so beredten Dolmetschers nur gewinnen. Reyna war geschaffen, auf der Rednerbühne, im Kriegsraihe und auf dem Schlachtfelde gleich sehr zu glänzen.

*) Peralda war gewählt worden, obgleich oder weil er die baskische Sprache durchaus nicht kannte: Hatte die Junta Geheimnisse vor ihrem Sekretär?

**) Der Tod Reyna's, den die Christinos feig ermordeten, war ein unersetzlicher Verlust für die Insurrection; er vergrößerte die tiefe Trauer, in welche der Tod Zumala-Carreguy's die Armee versenkt hatte; der Erazo's brachte sie auf den höchsten Gipfel.

In dem spanischen Navarra und in Cantabrien steht der Feuerheerd mitten in der Küche; über demselben erhebt sich ein trichterförmiger Sims, wo man das Holz zum Heizen auf Querbalken trocknet, von denen einer den Kesselhaken trägt. Man reiht sich um das Feuer wie im Bivouak. Zu meinen Zerstreuungen gehörte es, mich zu den Freiwilligen zu setzen. Ich sah, wie sie ihr schwarzes Brod mit blutbeflecktem Dolche zerschnitten. Hier nahmen auch die Confidentes Platz, die aus allen Theilen Spaniens mit Briefen für die Junta ankamen. Sie erzählten uns unterhaltende Züge von dem Bischof von Solsona, über Carnicer und den Pfarrer Merino. Ich bemerkte, daß die Basken im Allgemeinen nicht viel Achtung für den Letztern hegen; außerdem, daß die Bergbewohner nur mit Widerwillen einen Priester sehen würden, der eine politische Sendung übernehme, oder das Schwert umgürtete, stimmte auch noch Merino's lächerliche Anmaßung, zum Generalissimus der nordischen Provinzen ernannt zu werden, alle navarresischen und biscayischen Häuptlinge gegen ihn. Oft hörte ich von ihm sprechen, wie von einem alten Narren, dem es an allen militärischen Talenten mangele. Man machte es ihm zum Vorwurfe, ohne Nutzen viele Waffen und Gewehre verschwendet zu haben, doch niemand bestritt die Uneigennützigkeit, den Muth und die Thätigkeit, welche ihn auszeichneten. Man schilderte ihn mir als einen Menschen von kleinem, dürrem und kräftigem Wuchse, der seidene Strümpfe, einen Studentenmantel und einen dreieckigen Hut trüge. Seine Stutzbüchse, die ihn weder Tag noch Nacht verläßt, sein mageres Gesicht, seine flammenden Augen, die Heimlichkeit, mit der er alle seine Handlungen unternimmt, und der Schrecken, den seine persönliche Energie Allen einflößt, die sich ihm nähern, werden dem Guerilla-Priester in der Geschichte eine originelle Physiognomie bewahren.

Die augenblickliche Unthätigkeit, in der unsere Freiwilligen zu Ezkurra lebten, erlaubte ihnen, sich den verschiedenen Spielen hinzugeben, die unter Basken üblich sind; ihre Zerstreuungen waren oft blutig. Ein glühender Gegenstand der Zwistigkeiten waren die Gunstbezeugungen der jungen Mädchen, die sie sich mit Dolch- und Bajonetstößen streitig machten. Bei dem geringsten Scheine eines Alboroto, bei dem geringsten Murren eilte Don Martin Luiz herbei, um seine Autorität geltend zu machen, doch zuweilen beschränkte seine Herrschaft sich darauf, den Kampf zu unterbrechen oder zu verzögern, den die Freiwilligen sich dann anderwärts, fern von den Augen ihrer Offiziere, lieferten. Ich scherzte mit Don Martin Luiz über seine Schnelligkeit, sich unter die Streitenden zu stürzen, und über die Rolle des Friedensstifters, die er mit bewundernswerther Festigkeit und Gewandtheit spielte.

„Die Navarresen," sagte er, „haben eine kurze Geduld und einen langen Arm; die Schelme bedürfen nur eine Minute, um die Messer zu ziehen, und jede Sekunde Zögerung kann uns einen tapfern Soldaten kosten. Sie sollen nicht lange unthätig bleiben, dafür stehe ich. Die Christinos mögen sich hüten!"

Ich erinnere mich, daß eines Tages, am hellen Mittage, die Freiwilligen auf dem Punkte standen, auf dem öffentlichen Platze einen Guipuzkoischen Kapitän umzubringen, weil er sich erlaubt hatte zu sagen, daß in dem letzten Gefechte die Bataillone seiner Provinz mehr Entschlossenheit gezeigt hätten, als die Guiden von Navarra. Don Martin Luiz kam noch zu rechter Zeit, den armen Teufel zu retten, dem seine Unbesonnenheit das Leben hätte kosten können. Die jungen Leute, welche ihn umgaben, senkten die Augenlieder, wie um ihre funkelnden Augen zu verhüllen; die Dolche kehrten in die Scheiden zurück. Martin Luiz machte dem Kapitän wüthende Vorwürfe, drohte, ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und schickte ihn dann zum nächsten Tage in Arrest. Das war eine gewandte List, ihn aus der Gefahr zu ziehen; die Gegenwart des Don Martin Luiz sicherte seine Entfernung.

„Hat der Unbesonnene das Unglück, nach Sonnenuntergang auf die Schwelle seiner Thür zu treten, so ist er ein todter Mensch," sagte lächelnd Martin Luiz und trällerte ein Liedchen.

Dieser Umstand, so wie tausend andere bewiesen mir, daß die Basken Nationaloffiziere haben müssen. Der Bergbewohner ist ein Löwe, den man an einem Faden lenken kann, aber er ist reizbar; man muß sich mit ihm identificiren, seine Neigungen und seine fürchterlichen Leidenschaften theilen, um ihn verstehen und ohne Gefahr leiten zu können. Der Fremde, der ihn verachtet, kann ihn weder durch Sanftmuth, noch durch Strenge zwingen; jeder castilianische Offizier, der in den Reihen der Insurrektion einen Platz einnehmen wollte, würde sich bald mit Spott verjagt sehen, wie der General Moreno, den selbst die Gunst Karls V vor dieser Schmach nicht schützen konnte.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

„Bleib, Bursche, mit Dir haben wir eine Rechnung abzumachen," sagte der Aeltere, indem er aufsprang und mich anfaßte. Dann zu seinem Gefährten gewandt fuhr er fort: „Halte ihn auf; er ist's, ganz gewiß er ist's; wir sind auf seiner Spur." „Bleib nur ruhig," sagte der Jüngere zu mir, „ich lass' Dich nicht los, und sollte es mir das Leben kosten."

„Warum halten Sie mich fest, meine Herren?" entgegnete ich. „Mit welchem Rechte halten Sie Vorübergehende am hellen Tage an?

„Das weißt Du recht gut, mein Junge," sagte der Aeltere mit einem boshaften Lächeln. „Jetzt gehen wir mit einander in den Gasthof."

Sie faßten mich fest unter dem Arme, und wir gingen wie gute Freunde mit einander die Allee hinab. Vor dem Gasthofe hielten Gendarmen; der ältere meiner beiden Begleiter sprach mit dem Offizier, der sogleich zwei Gendarmen zu Pferde sitzen hieß; wir selbst bestiegen eine Droschke, die uns im raschen Trabe nach der Stadt führte. Die Gendarmen folgten in einiger Entfernung. Am Polizeiamt angelangt, bat mich einer meiner Begleiter ganz höflich, ihm gefälligst auf die Kanzlei zu folgen. Er rief dann den Offizier du jour herbei, und sprach leise mit ihm, doch vernahm ich das Wort Kriminalprozeß, und ein kalter Schauer überlief mich. Der Herr, der

mich herein geführt, ging nun hinaus, und ich blieb allein mit dem Offizier du jour, der mich sehr höflich sitzen hieß, und mit mir vom Wetter zu sprechen anfing. Ich wagte nicht zu fragen, wessen man mich beschuldigte, faßte mir ein Herz, und beschloß die Folgen dieses Vorfalls mit Geduld und Standhaftigkeit zu tragen.

Nach einer Stunde erschien der Bezirkspolizeiinspektor und der Untersuchungsrichter. Ich war reinlich und selbst mit Geschmack gekleidet, wie junge Leute der bessern Gesellschaft, was die Herrn Beamten veranlaßte, artig gegen mich zu seyn; sie luden mich sehr höflich ein, mit ihnen in ein anderes Zimmer zu treten, und boten mir einen Stuhl an.

„Welches ist Ihr Amt und Ihre Familie? fragte mich der eine.

„Ich heiße Wenjamin Tschuchin."

„Was für ein Amt bekleiden und wo dienen Sie?" fragte er weiter.

„Ich diene nirgends und habe gar kein Amt."

Beide sahen einander verwunderungsvoll an. „Aber wer sind Ihre Eltern?" fragte er kurz, mit gerunzelter Stirne und schon halb rauhem Tone.

„Ich bin eine Waise. Mein Vater war Titularrath, und diente als Kanzlist in . . . ."

„Derselbe, der nach Urtheil und Recht vom Dienst ausgeschlossen wurde, mit der Bestimmung, daß niemand ihn mehr irgendwo anstelle!" rief der Befrager vom Stuhle aufspringend.

„Der unter Aufsicht der Polizei stand!" setzte der andere hinzu, und stand gleichfalls vom Sessel auf.

Auch ich stand auf und sagte: „ich weiß nicht, ob er unter irgend einer Aufsicht stand, das aber weiß ich, daß er unschuldig litt . . . "

„Er war ein gutes Schaf!" sagte der eine laut auflachend, „he! he! und Du schlägst sichtlich dem Vater nach. Wir wollen schon fertig mit Dir werden." Damit setzte er sich wiederum nieder, der andere aber schob seinen Stuhl an die Wand, und nahm den meinigen, augenscheinlich damit ich stehen solle.

„Womit gewinnst Du deinen Lebensunterhalt," fragte mich der eine.

„Ich gebe Unterricht im Schönschreiben und in der russischen Grammatik.

„Damit, Bursche, gewinnt man keine Uhren, Ketten und Ringe. Man kennt den Vogel an den Federn."

„Sie irren sich, wenn Sie voraussetzen, daß irgend etwas von meiner Seite bei Ihnen Verdacht erregen könne; Sie dürfen in den Häusern nachfragen, wo ich Unterricht ertheile."

„Nun ist's genug geplauderweischt," sagte mein Befrager. „Sage mir ohne Umschweife, wie heißt der Mann, in dessen Gesellschaft Du auf der Kreuzinsel warst und wo wohnt er?"

Ich fühlte, daß mir mein ganzes Blut gegen den Kopf stieg. Ich mußte lügen, zum Erstenmal in meinem ganzen Leben, konnte mich aber nicht entschließen, meinen Wohlthäter zu verrathen. Seine Worte, als er sich in die Droschke setzte: „Rette mich!" tönten in meinem Herzen wieder, und ich sagte deßhalb kurz: „Ich weiß nicht!"

„Du weißt es nicht?" entgegnete mein Befrager. „Wir können Dich zum Sprechen bringen. Wo ist Dein Quartier?"

Ich bezeichnete es, mein Befrager schrieb die Adresse nieder, gab sie seinem Nebensitzer und sagte: „Gehen Sie sogleich, Iwan Jegoritsch, und halten Sie Haussuchung. Vergessen Sie Oefen und Fußböden nicht," setzte er spöttisch lächelnd hinzu; „das sind die Schatullen und Kommoden solcher Herrn."

Der Beamte ging hinaus, und ich blieb mit meinem Befrager allein. „Höre, Bursche," begann er, „sperre Dich nicht; jetzt bist Du in unsern Händen, und sollst nicht so leicht entkommen. Wir durchdringen die innersten Gedanken. Uns führst Du nicht an, und durch Hartnäckigkeit machst Du Dir nur noch mehr Verdrießlichkeiten. Sage also: wo wohnt Dein Freund und wie heißt er?"

Ich beharrte darauf, ihn nicht zu kennen, erklärte, ich hätte ihn zufällig auf einem Spaziergang getroffen, und mir nicht träumen lassen, daß er ein Verbrecher seyn könne, aber Alles half nichts. „Uns führst Du nicht an," wiederholte er. „Wir haben schon mit schlauern Spitzbuben zu thun gehabt."

Dieß empörte mich. „Herr Beamter!" sagte ich mit erhobener Stimme, „ich bitte Sie, Ihre Ausdrücke zu mäßigen. Sie irren sich in Ihrer Ansicht. Ich bin ein ehrlicher Mann, lebe von meiner Arbeit, und nehme an keiner Schlechtigkeit Theil. Thun Sie Ihre Pflicht, aber beschimpfen Sie mich nicht." Ich zitterte am ganzen Körper, und die Thränen rollten unwillkürlich über meine Wangen herab. Er sah mich erstaunt an, schüttelte den Kopf, runzelte die Stirne, machte dann eine Grimasse, die ein Lächeln seyn sollte, und sagte endlich: „Du gestehst also nicht."

„Ich habe nichts zu gestehen. Wenn ich schuldig bin, daß ich mich der Polizei widersetzte, weil ich ihre Beamte nicht kannte, so mag man mich nach den Gesetzen bestrafen, ehe aber meine Schuld bewiesen ist, darf man mich nicht beleidigen."

„Aha, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! ich sehe, Bursche, Dein Vater hat Dir seine Rabulistereien und Schlupfkünste vermacht. Du sprichst von Gesetzen? Ich sehe, mit Dir muß man anders verfahren." Er ließ den Wache habenden Offizier rufen: „Führt diesen Menschen sogleich ins Stadtgefängniß."

Eine Droschke brachte mich dahin, wo mir ein kleines niederes Zimmer mit einem vergitterten Fenster angewiesen wurde, in dem sich auch nicht die mindeste Bequemlichkeit fand, so daß ich eine höchst unangenehme Nacht zitternd vor Frost zubrachte. Abgesehen von diesen körperlichen Leiden, quälten mich finstere Gedanken und bange Vorahnungen. Mein Wohlthäter also, dachte ich, ist ein Verbrecher, und zwar ein Kriminalverbrecher. Darum verbirgt er sich so. Aber in welchen Verhältnissen konnte die Fürstin mit einem Verbrecher stehen, das war mir unerklärlich, und ich verlor mich umsonst in Muthmaßungen. Gänzliche Erschöpfung schloß endlich meine Augen, und als ich erwachte, erhellten die Strahlen der Sonne bereits mein Gefängniß. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und herein trat zu mir ein Beamter mit einer verschleierten Frau. Der Beamte entfernte sich und schloß die Thüre. Ich

blieb mit der Frau allein. Diese schlug den Schleier zurück: es war Dunjascha: ihr Gesicht war bleich, ihre Augen verweint. Verlegen stand sie vor mir, sah mich scheu an, und wagte nicht zu reden.

„Du weißt von meiner Gefangenschaft, Awdotja Kondratjewna!" sagte ich, um das Gespräch zu beginnen.

„Ja," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Gott weiß, wie all das enden wird," setzte ich tief aufseufzend hinzu.

Dunjascha schlich auf den Zehen an die Thüre, legte das Ohr an das Schlüsselloch und lauschte, ob niemand horche; dann kehrte sie zurück, und sagte: „Alles hängt von Deinem Muth und Deiner Festigkeit ab, mein lieber Weniamin. Die Fürstin ist krank, sie ist in Verzweiflung. — Ein Wort von Dir zu viel tödtet sie."

„Dieses Wort soll nie, nie von mir ausgesprochen werden," entgegnete ich, und faßte Dunjascha bei der Hand.

„O! wir waren überzeugt von Deiner Großherzigkeit; die Fürstin zweifelte auch gar nicht, . . . nur der Schrecken stürzte sie in eine Krankheit."

„So ist sie krank?" fragte ich hastig.

„Ein Nervenanfall, gänzliche Schwäche. Sie ist kaum lebendig," sagte Dunjascha, und wischte sich die Augen.

„Beruhige sie, und sage ihr, daß selbst der Tod mich nicht bewegen soll, meinen Wohlthäter zu verrathen."

„O! sey ohne Sorge, wir befreien Dich; nur habe Geduld, es wird bald vorüber seyn," sagte Dunjascha.

„Hier handelt es sich nicht um Befreiung oder um ein kurzes Leiden," entgegnete ich. „Das Opfer, das ich bringe, ist größer: es ist mein Gewissen. Vergiß nicht, Awdotja Kondratjewna, daß ich lügen muß."

Sie erröthete, verbarg ihr Gesicht mit ihren Händen und seufzte.

„Und wie steht es mit ihm?" fragte ich.

„Bis Morgen ist er in Sicherheit," entgegnete Dunjascha, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Werde ich einst erfahren, für wen ich mich opfere, oder zum mindesten, was die Fürstin an ihn bindet?"

„Das ist ihr Geheimniß, Weniamin, ein Geheimniß von dem ihr Leben, ihre Ehre, ihr Vermögen, das Glück ihrer Kinder, und deren künftiges Schicksal in der Welt abhängt. Ich kann Dir nicht fremdes Geheimniß entdecken."

„Allerdings," sagte ich nachdrücklich und etwas ärgerlich. „Wenn man mich nicht für würdig hält, dieß Geheimniß zu wissen. . ."

„Dazu ist es jetzt nicht Zeit," sagte Dunjascha mit bitterer Miene. „Du sollst es einst erfahren; von jetzt an bist Du der Freund und Bruder der Fürstin. Aber ich muß zu ihr gehen," fuhr sie fort, „sie erwartet ihren Urtheilsspruch über Leben und Glück, und ich bringe ihr Leben und Freude. Lebe wohl, ich werde mich bemühen, Dich möglichst bald wieder zu sehen, und schicke Dir inzwischen, was Du brauchst."

„Ich bin erstaunt, daß man Dich zu mir gelassen hat, Awdotja Kondratjewna."

„Es hat auch genug gekostet; ich konnte mich weder Deine Schwester, noch Deine Frau nennen, aus Furcht, man möchte den Betrug entdecken, und so nannte ich mich — Deine Geliebte."

Dunjascha lächelte schelmisch bei diesen Worten, und sah mich so freundlich an, daß mich die Lust anwandelte, das mir verliehene Recht zu benützen, und ich herzlich das gute Mädchen küßte, das aus Liebe zu ihrer Gebieterin selbst ihren guten Ruf opferte. Wir drückten uns lebhaft die Hand, und nahmen Abschied. Als sie hinausging, erschien der Beamte und sagte zu mir: „Niemand braucht zu wissen, daß man Euch besuchte." Ich nickte zum Zeichen der Beistimmung mit dem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Professor Hitchkok hat in dem neuen rothen Sandstein des Connecticutthales fossile Fußstapfen entdeckt. In drei oder vier Sandsteinbrüchen hat er das Daseyn der Fußspuren von wenigstens sieben erloschenen Vögelarten nachgewiesen, die vermuthlich eben so vielen erloschenen Gattungen angehörten. Die Entfernung zwischen der Spur des rechten und linken Fußes wechselt, doch nicht mehr als sich leicht daraus erklären läßt, daß der Vogel seinen Schritt änderte. Viele dieser Spuren durchkreuzen einander, und stehen oft so dicht beisammen, wie die Eindrücke von Gäns- und Entenfüßen im schlammigen Ufer eines Teichs. Alle diese fossilen Fußstapfen gleichen so ziemlich denen der Gralla (Sumpfvögel). Die Eindrücke von drei Zehen sind gewöhnlich deutlich, die eines vierten oder Hinterzehens fehlt meistens. Die bemerkenswerthesten Fußstapfen sind die eines riesenhaften Vogels, zweimal so groß als ein Strauß: sein Fuß maß fünfzehn Zoll Länge, außer einer zwei Zoll langen Klaue. Die Zehen dieses Vogels waren breit und dick. Die Entfernung der Fußstapfen von einander betrug gewöhnlich 4, manchmal 6 Fuß. Auch findet man Spuren eines andern riesenhaften Vogels mit drei Zehen, die aber nicht so stark sind. Dieser Vogel muß außer den drei 15 bis 16 Zoll langen Zehen hinten an der Ferse ein Anhängsel von 8—9 Zoll Länge gehabt haben, um das Gewicht eines schweren auf einem weichen Boden gehenden Thieres zu tragen. Die Eindrücke dieses Anhängsels in den Boden sind wie von drathartigen Federn oder rauhen Borsten, die einen halben Zoll tief in den Schlamm einsanken, die Zehen drückten sich weit tiefer ein. Um die Spuren her war der Schlamm mehrere Zoll hoch, wie beim Tritt eines Elephanten im Thon. Die Länge des Schrittes dieses Vogels betrug ungefähr 4 Fuß. Die Fußtritte von fünf andern Vögeln sind kleiner, und der kleinste deutet auf einen Fuß nur vier Zoll lang, mit einem Schritt von 3 bis 5 Zoll. Der Fuß des afrikanischen Straußes ist etwa zehn Zoll lang. Alle diese Spuren scheinen am Rande eines seichten Wassers eingedrückt worden zu seyn, wo der Boden sich bald hob, bald senkte, und wo Sand und Schlamm abwechselnd sich ablagerten.

In der sogenannten Ashmolean Society berichtete Dr. Buckland über ein fossiles, wiederkäuendes Thier, Sivatherium genannt, das dem Elephanten an Größe nahe kam, und kürzlich in den subhimalayischen Bergen aufgefunden wurde.*) Die Kinnlade dieses Thieres ist zweimal so groß als die eines Büffels, selbst größer als die eines Rhinoceros. Die Hirnschale ist auffallend weit, und enthält die knöchernen Kegel zweier kurzen, dicken und geraden Horne, der Stellung nach denen der vierhörnigen Antilope von Hindustan ähnlich, die Nasenknochen stehen auf eine bei wiederkäuenden Thieren beispiellose Weise vor, mehr als beim Rhinoceros, Tapir und Paläotherium, den einzigen grasfressenden Thieren, welche diese Struktur haben. Daher ist es kein Zweifel, daß das Sivatherium einen Rüssel hatte, wie der Tapir. Dr. Falconer und Kapitän Cautley machten kürzlich eine genaue Beschreibung des Thieres bekannt, das eine wichtige Lücke zwischen den Wiederkäuern und den Pachydermen ausfüllt. Man findet die Ueberreste des Sivatheriums neben denen des Urelephanten, des Mastodon, Rhinoceros, Flußpferd, mehrere Wiederkäuer u. dgl.

*) Siehe Ausland von diesem Jahre Nr. 114.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6. Julius 1836.

Handel mit Menschenköpfen auf Neuseeland.*)

Die Neuseeländer sind im Besitz eines Verfahrens, um menschliche Ueberreste auf einfache und schnelle Weise in einen Zustand zu versetzen, in welchem sie sich auf eine überraschende Weise unverändert erhalten und lange aufbewahren lassen. Sie wenden dieses Verfahren zuweilen an, um den ganzen Körper eines angesehenen Häuptlings vor Verwesung zu schützen; dann werden die irdischen Reste des Verstorbenen sorgfältig eingeschlossen und von den Stämmen und Familien aufbewahrt, welchen sie angehören. Diese entäußern sich dann derselben unter keinerlei Vorwand, und die geringste diesen sterblichen Resten zugefügte Beleidigung würde unfehlbar die Rache des ganzen Stammes zur Folge haben. Meines Wissens ist es noch keinem Europäer gelungen, sich in den Besitz einer solchen Mumie zu setzen.

Jene Art von Einbalsamirung, von welcher hier die Rede ist, wird häufiger bei Köpfen von Häuptlingen in Anwendung gebracht, welche in der Schlacht umgekommen sind und deren Körper in die Hände ihrer Feinde fällt. Diese verfehlen dann nie, sie vor der Fäulniß zu sichern, um sie ihrem Stamme als Siegeszeichen mitzubringen. Zuweilen pflanzen sie sie auf langen Stangen in der Nähe ihrer Wohnungen auf, wo dann die unglücklichen Gefangenen bei ihren Arbeiten dazu verurtheilt sind, vielleicht die Züge eines geliebten Verwandten oder eines verehrten Häuptlings vor sich zu sehen.

Der Besitzer eines solchen Siegeszeichens verwahrte es vormals sorgfältig, wenn er gegen den Stamm in den Kampf zog, dem er es entrissen hatte, weil er wußte, daß die feindliche Partei Alles thun würde, um ihm dasselbe zu entreißen, und daß er, wenn er in ihre Hände fallen sollte, seinen Kopf nur retten konnte, wenn er den in seinem Besitz befindlichen des überwundenen Kriegers auslieferte. Es bedurfte der Ankunft der Europäer in Neuseeland, um diese Köpfe zu einem Handelsartikel zu machen. Die Naturforscher, welche Cook begleiteten, scheinen die ersten gewesen zu seyn, welche das Verfahren der Neuseeländer, solche Köpfe einzubalsamiren, oder vielmehr auszutrocknen, kennen lernten. Eines oder zwei Exemplare dieser Art kamen nach England, wo der wunderbare Zustand von Erhaltung, in welchem sie sich befanden, Aufsehen erregte. Seit Cook — also fast 50 Jahre lang — fand keine wissenschaftliche Expedition zu den Neuseeländern statt; allein im Anfang dieses Jahrhunderts wurden diese getrockneten Köpfe die Quelle eines namhaften Gewinns für die Wallfischfänger. Solche wohl erhaltene Exemplare wurden von ihnen für 300 bis 400 Franken verkauft, und als wir im Jahre 1824 Port Jackson passirten, kosteten sie für den Liebhaber noch 125 bis 150 Fr.

Dieser Handel erschien als eine so natürliche Sache, daß mehrere Personen dieser Kolonie, da sie wußten, daß wir Neuseeland berühren mußten, uns Glück wünschten zu der Gelegenheit, Köpfe um billigen Preis einzuhandeln. Sie fügten bei, es genüge, uns an einen Häuptling zu wenden, und diesem unter seinen Sklaven jene Köpfe zu bezeichnen, welche wir zu besitzen wünschten, wo wir sie dann binnen 4 bis 5 Tagen vollkommen zubereitet erhalten würden.

Diese Behauptungen waren ganz sicher übertrieben, allein die schändliche Habsucht der Europäer, und die Begierde der Neuseeländer nach Schießpulver und Flinten, können allerdings Anlaß zu so empörenden Auftritten geben. Nachstehender Auftritt, von welchem ich Zeuge war, scheint dieß zu bestätigen.

Während unsers Aufenthalts in der Bay der Inseln, im Jahre 1824, sprach ich zufällig die Worte Moko-Mokaï aus, welches der Name ist, mit dem man jene Köpfe in der Landessprache bezeichnet. Ein Häuptling von hohem Wuchs, mit wildem Gesicht, fragte mich barsch, ob ich ihm eine Flinte für einen solchen Kopf geben wolle. Mir fiel ein, was ich in Port Jackson gehört hatte, und schnell antwortete ich, daß ich keinen begehre. Der Neuseeländer glaubte indeß wahrscheinlich, daß der Anblick der Waare ihm einen Käufer verschaffen werde und erschien drei Tage später an Bord der Coquille mit einem ganz frisch zubereiteten Kopf; der Mann, der ihn kaufte, mußte ihn oft der freien Luft aussetzen, um sein gänzliches Verderben zu verhüten.

Einige Tage später begleitete ich einen mir besonders befreundeten Häuptling, Namens Touai, Herrn des Pa (ein be-

*) Aus einem Schreiben des Kapitäns d'Urville.

festigtes Dorf, vor welchem wir vor Anker lagen. Nachdem er mir seine Befestigungen mit vielem Stolz gezeigt hatte, führte er mich in seinen Palast, eine Art Höhle, in welche ich nicht anders als kriechend gelangen konnte. Sorgfältig verschloß er die Thür und holte einen zubereiteten Kopf aus einer Kiste, den er mir zum Kauf anbot. Dieser Kopf gehörte, wie er sagte, einem Häuptling und berühmten Krieger, von den Ufern des Schuraki, den Tonaï im Kampf erschossen hatte. Der Körper ward unter die Bewohner der Bay der Inseln vertheilt, die ihn verzehrten und den Kopf behielt Tonaï für sich. Er hatte ihn getrocknet, um ihn, wie er sagte, dem Sohn jenes Häuptlings zu bringen, was ihn jedoch nicht abhielt, mir denselben für ein Pfund Pulver zum Kauf anzutragen. Es war ein herrlicher Kopf, ich schlug ihn aber aus, um unter meinen Leuten diesen häßlichen Handel durch mein Beispiel nicht zu ermuntern.

Vier Jahre später kaufte ich jedoch heimlich einen solchen Kopf, den ich für das Naturalienkabinet zu Caen bestimmte, der aber, durch das Seewasser, das bei den Stürmen die wir zu bestehen hatten, häufig in meine Kajüte drang, sehr beschädigt wurde.

Während die Astrolabe, an deren Bord ich mich damals befand, in der Bay von Schuraki vor Anker lag, bot man mir einen höchst merkwürdigen Kopf, versteht sich gegen höhern Preis, zum Kauf an. Rangui, der Häuptling dieses Bezirks, hatte nämlich den in einer Entfernung von 15 bis 20 Stunden in seinem Pa beigesetzten Kopf Pomare's holen lassen, um ihn mir zu verhandeln. Pomare stand in großem Ruf, der verwegenen Züge halber, welche er aan nur 30 auserlesenen Kriegern begleitet, zu unternehmen pflegte. Sein Kopf war ein phrenologisches Studium und eine historische Merkwürdigkeit zugleich; ich war indeß zu eilig, als daß ich diesen langwierigen Handel hätte abschließen können.

Wenn wir die bizarren Zeichnungen, welche auf den Gesichtern dieser Wilden tättowirt sind, genau untersuchten, so wurden sie unruhig, entzogen sich unsern Blicken und liefen endlich schnell davon. Meiner Meinung nach fürchteten sie vielleicht, wir würden Lust haben, ihre Köpfe den Sammlungen einzuverleiben, welche sie uns von Thieren aller Art anlegen sahen.

Die englischen Missionäre haben, zu ihrer Ehre sey es gesagt, ihr Möglichstes gethan, um diesem Handel in ihren Bezirken ein Ende zu machen, allein ihr Einfluß ist noch zu unbedeutend, und der Handel mit Köpfen dauert fort, so lange sich Käufer finden.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die ganze folgende Woche erhielt ich Billete von Dunjascha, sie selbst aber erschien nicht. Am neunten Tage endlich besuchte mich Swietowidow, war aber gegen seine Gewohnheit kalt und zurückhaltend gegen mich. Endlich setzte er sich auf die Pritsche nieder, sah mich durchdringend an und sagte: „Was soll ich von Deiner Gefangenschaft halten?“ Ich erzählte ihm, was mir begegnet, setzte ihm mein Verhältniß zu meinem unbekannten Wohlthäter aus einander, ohne jedoch im Mindesten dessen Verbindung mit der Fürstin merken zu lassen, und erklärte, daß ich mich nicht überwinden könne, einen Mann, der mich so mit Wohlthaten überhäuft, zu verrathen.

„Ich glaube Dir, Weniamin,“ entgegnete er, mir die Hand schüttelnd, „und ich bin weit entfernt, dein Benehmen zu tadeln: zum Beweis meines Zutrauens zu Dir, und meiner Ueberzeugung von Deiner Unschuld lege ich Dir eine Frage vor, die Du offen beantworten mußt. Sage mir, liebst Du die Fürstin?“

„Wie eine Mutter, wie meine Wohlthäterin, meinen Schutzengel,“ entgegnete ich lebhaft. „Ein anderes Gefühl kam nie in meine Seele.“

„Ist das wahr?“

„So wahr als Gott im Himmel ist.“

„Weniamin, Du wälzest eine Last von meinem Herzen,“ sagte Swietowidow, sprang auf, und drückte mich an seine Brust. „Ich liebe die Fürstin mehr als mein Leben, liebe ohne Hoffnung, ohne es ihr zu gestehen, und bin nur glücklich in der Ueberzeugung, daß ihr Herz frei ist, und nur ihre Pflicht als Gattin uns trennt, wie das Grab. . . . Der lebhafte Antheil, den sie an Deinem Schicksal nahm, erweckte in mir ein eifersüchtiges Gefühl . . . so ist das menschliche Herz! . . . Doch genug hievon, Du kennst jetzt das Geheimniß meines Herzens. Nun wollen wir von dem Auftrag sprechen, den mir die Fürstin Deinetwegen gab: sie ist entschlossen, Dich zu retten, es koste, was es wolle, aber sie kann nicht selbst handeln aus Furcht vor ihrem Manne, dem man bereits Verdacht gegen sie eingeflößt hat. Ich bin ihr Vertrauter in diesem Geschäft, und eine weitere Fürsprecherin hast Du an Deiner gestern aus Moskau angelangten Verwandtin, deren — . . .“

„Eine Verwandtin!“ ich habe keine Verwandten mehr.“

„Das heißt, Du kennst sie nicht; ihre Geschichte will ich Dir später erzählen. Jetzt nur so viel, daß Du gewiß seyn kannst, daß man thätig an Deiner Befreiung arbeitet.“

Mit diesen Worten verließ er mich, und ich warf mich aufs Bett, um meinen Gedanken nachzuhängen.

Es verging eine ganze Woche, in der ich von meinen Freunden niemand sah, und nur zweimal erhielt ich Nachricht von Dunjascha, daß die Verwendungen zu meinen Gunsten einen glücklichen Fortgang hätten, und das Ende meiner Leiden nahe sey. Endlich benachrichtigte mich der Aufseher, daß ich mich zum Verhör am folgenden Morgen bereit halten solle. Um 10 Uhr des andern Tags führte mich demgemäß der Gefängnißaufseher in die untere Etage hinab, in ein Zimmer, wo ich dieselben beiden Beamten wiederfand, die mich am ersten Tag verhört hatten, nebst einem dritten, den ich nicht kannte. Die beiden ersten besprachen sich unter einander in einer Ecke des Zimmers, der dritte, augenscheinlich ein Sekretär, saß hinter einem Tisch und legte seine Papiere zurecht. Er war etwa fünfzig Jahre alt, schielend, fuchshaarig, dick, untersetzt, und unter seinen struppigen Haaren machten sich schon einige weiße

bemerklich. Hinter ihm stand ein zehnjähriger Junge mit der Feder hinter dem Ohr, und ein Blatt Papier in der Hand. Dieß war sein Sohn, der ihm mit einer Besoldung vom Staate als Schreiber diente. Der Bursche sah wie ein dressirter Pudel stets seinem Vater in die Augen, um ihm seine Gedanken und Wünsche abzulesen. Das Herz schlug mir heftig, als ich die erstern Beamten wieder sah, die mich am Tage meiner Verhaftung so grob angelassen hatten, zu meinem großen Erstaunen aber benahmen sie sich ausnehmend artig gegen mich, einer derselben trat zu mir, faßte mich freundschaftlich bei der Hand, und sagte halblaut:

„Bei unserem ersten Zusammentreffen hatten Sie ein Recht unzufrieden mit uns zu seyn, Hr. Tschuchin. Wir aber hatten, als wir etwas hart mit Ihnen umgingen, das Recht, Sie für einen Verbrecher, oder wenigstens für einen Verbündeten desselben zu halten. Indem wußten wir damals nicht, daß sich bedeutende Personen für Sie interessiren. Ihre Sache kann recht gut ausgehen, wenn Sie Ihre Antworten gehörig abwägen. Dieser Herr hier versteht seine Sache aus dem Grunde: wir lassen Sie mit ihm allein."

Beide gingen hinaus, der Sekretär winkte seinem Sohne, und dieser sprang alsbald auf, um mir einen Stuhl zu bieten. „Wollen Sie sich gefälligst setzen," sagte der Sekretär, und betrachtete mich lange schweigend mit seinen schielenden Augen. „Ihr Prozeß," fing er endlich an, „ist ein wunderlicher Handel, zum Glück sind Sie aber in gute Hände gefallen und haben Beschützer, denen es an überzeugenden und eindringlichen Beweisen Ihrer Unschuld nicht fehlt." Bei diesen Worten lächelte er freundlich, strich erst sein Haar, trommelte dann auf seiner Tabaksdose und fuhr fort. „Ohne solche eindringliche Beweisgründe hätte es um Sie fatal stehen können."

„Und doch bin ich unschuldig, und weiß nicht einmal, wessen man mich beschuldigt?"

„Wissen Sie denn nicht, daß man Sie beschuldigt, den Aufenthalt und Namen eines Verbrechers zu verheimlichen, und daß man Sie des Einverständnisses mit ihm verdächtigt?"

„Das weiß ich. Worin besteht denn aber das Verbrechen dieses unbekannten Verbrechers?"

Das sollen Sie sogleich offiziell erfahren. Haben Sie nur Geduld und lesen und unterzeichnen Sie vorher dieß Papier. Es ist darin bemerkt, daß Sie durchaus keinen Verdacht gegen die Untersuchungsrichter haben, und die volle Wahrheit unter Bekräftigung des Eides aussagen wollen."

Der Sekretär nahm nun eine wichtige Miene an, und sagte: „Setzen Sie sich, Hr. Tschuchin, und hören Sie aufmerksam zu. Ehe ich Ihnen die Fragpunkte vorlege, erzähle ich Ihnen genau die Geschichte, in welche Sie mit Recht oder Unrecht verflochten sind. Ob Sie dieselbe schon kennen oder nicht, ist nicht meine Sache; schuldig oder unschuldig, das geht mich nicht an. Da ich ihnen indeß nützlich zu seyn wünsche, so lege ich Ihnen die Sache so vor, wie sie in den Akten enthalten ist. Das Uebrige hängt dann von Ihrer Klugheit, das heißt von dem klaren Beweis Ihrer Unschuld ab.

„Vergangenen Herbst ging einer der gewandten und unermüdlichen Beamten der Polizei Nachts seiner Pflicht gemäß am Ufer der Newa auf und ab, und bemerkte in einem großen Boote durch eine Ritze Licht, obwohl sich an den Kajütenfenstern keines sehen ließ. Dieß erweckte seinen Verdacht, und am Morgen erkundigte sich der Beamte sorgfältig nach dem Besitzer des Boots, und erfuhr, daß es einem Bürger gehört habe, aber vor wenigen Wochen verkauft worden sey; gegenwärtig stehe es unter der Aufsicht eines Lohnbedienten, der den Namen und die Wohnung des Besitzers nicht kenne. Bei weiterer Nachforschung erfuhr der Beamte, daß dieser letztere zwei- oder dreimal in der Woche Abends in Begleitung zweier Menschen auf das Boot komme, und bis zum Tage da bleibe. Der Beamte stand mehrere Nächte nach einander auf der Lauer, und bemerkte, daß das Licht die ganze Nacht nicht ausgelöscht werde, obwohl es verboten ist, um diese Zeit auf den Schiffen Feuer zu haben. Der Besitzer des Boots dachte wohl nicht, daß in seiner schwimmenden Wohnung eine Ritze sey, durch welche die Augen der Polizei in sein Geheimniß eindrangen. Ueberzeugt, daß hier etwas Unrechtes vorgehe, brachte er den Lohnbedienten auf seine Seite, und versteckte sich mit zwei andern Beamten und einigen bewaffneten Dienern in den untern Schiffsraum. Als der Besitzer des Boots mit seinen Gefährten kam, wollte der Beamte sogleich in die Kajüte einbrechen, aber er konnte aus dem Schiffsraum nicht heraus; der Lohnbediente, gleichfalls mit dem Besitzer des Boots einverstanden, und nicht mehr im Stande, denselben zu warnen, hatte verstellter Weise in den Wunsch des Beamten eingewilligt, aber denselben in den untern Schiffsraum eingesperrt. Aus dieser Gefangenschaft war kein Entkommen, als durch Lärmmachen. Bis man aber das Schreien hörte, und ihnen zu Hülfe kommen konnte, hatte sich der Besitzer des Schiffes mit seinen Gefährten gerettet. Bei der Untersuchung in der Kajüte fand man in einem geheimen Fache Instrumente zur Fabrikation falscher Bankscheine. Der Beamte hatte, während er im Schiffsraum eingeschlossen war, durch eine Ritze geschaut, und trotz des falschen Lichtes sich die Züge des einen dieser Leute wohl gemerkt; er versichert nun, daß dieß derselbe ist, den man in Ihrer Gesellschaft auf der Kreuzinsel sah. Das ist die ganze Geschichte."

Diese Erzählung machte mich ganz bestürzt: Schrecken und Unwillen brachten mein Blut in Wallung. Tausenderlei Argwohn über meinen Wohlthäter und die Fürstin stiegen in mir auf: selbst ihr Reichthum erweckte Zweifel in mir. Wenn ich an Alles dachte, was mir Dunjascha von der verwaisten Jugend der Fürstin erzählt hatte, so verlor ich mich in Vermuthungen. Alles zusammen machte einen so heftigen Eindruck auf mich, daß ich mich völlig vergaß. Der Sekretär riß mich aus meiner Versunkenheit, indem er aufstand, doch kam ich erst dann recht zu mir, als meine Augen seinem schielenden Blick begegneten. „Ich will Ihnen nicht länger beschwerlich fallen; hier sind die Fragepunkte. Schreiben Sie Ihre Antworten nach Bequemlichkeit nieder, und morgen will ich sie abholen. Leben Sie wohl." Damit verließ er mich und rief dem Gefängnißaufseher, der mich in meine Kammer zurückführte.

In der Nacht schrieb ich die Antworten auf die sehr schlau abgefaßten Fragepunkte nieder. Ich erklärte, daß der Mann, mit dem mich die Polizeibeamten trafen, mich in meiner Armuth unterstützt, aber nie seinen Namen mir genannt hätte, mehreremale hätte ich ihn getroffen, wüßte jedoch von seinem Stand, seinen Beschäftigungen und seiner Lebensweise gar nichts. Alles dieß war die lautere Wahrheit, und darum machte ich mich anheischig, meine Angaben mit einem Eid zu erhärten. Ueber den Wahnort des Unbekannten stand in den Fragen nichts, also brauchte ich auch darüber nichts zu sagen. Am folgenden Tage holte der Gefängnißaufseher das Papier ab. Drei Tage wartete ich auf Antwort, am vierten Morgens endlich rief man mich ins Bureau hinab.

„Sie sind frei, Hr. Tschchin," sagte der Aufseher. „Hier ist Ihr Entlassungsschein. Nehmen Sie Ihre Sachen, gehen Sie mit Gott, wohin es Ihnen beliebt, und gedenken Sie unserer nicht im Bösen."

Ich küßte den Aufseher in meiner Freude, ging schnell in meine Kammer zurück, und kleidete mich an. Als das Thor sich hinter mir schloß, schien es mir, als hätte sich ein Berg von meinen Schultern gewälzt, und als ob ich nach langem Todesschlafe wieder erwacht sey. Ich bekreuzigte mich und betete, als ich die Sonne über mir, und den reinen Himmel betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Finanzen von Chili.

London, den 22sten Mai 1836.

Ohne Zweifel wird vielen Ihrer Leser eine kurze Darstellung des neuesten Staatshaushaltes Chilis aus den im Oktober vorigen Jahres vom Finanzminister Rengifo dem Kongreß vorgelegten Berichten geschöpft, willkommen seyn, um so mehr, da Deutschland in dem Werke des Herrn Dr. Pöppig eine Kunde von dem neuesten Zustande jenes interessanten Landes erhalten, wie sie keine andere Nation besitzt. Chili ist allerdings unter den spanisch-amerikanischen Ländern dasjenige Land, welchem die Natur und der Zufall menschlicher Verhältnisse vor allen andern besondere Vortheile verschafft haben, die auch seine gegenwärtigen Regierer glücklicherweise zu benutzen verstehen. Das Volk lernt in der Erfahrung allmählich einsehen, wie in einem geordneten Regierungs- und Verwaltungswesen der Weg zum Fortschreiten gefunden wird, und es befestigt sich immer mehr die Ruhe des Landes, was seinem Handelsverkehr großen Nutzen bringt. Gehen wir nun auf einige Punkte jenes Berichtes über. Die Regierung hat von dem Kongresse die weisesten Gesetze zur Hebung der Industrie und des Handels erlangt; nur das schädliche System der Zehntenpacht besteht noch, allein auch hier wird der Nachtheil gefühlt und hervorgehoben, und von dem Minister eine Veränderung dringend anempfohlen. Alle Zollstätten im Innern sind aufgehoben; nur die Douane bei Santiago macht noch eine Ausnahme: sie ist aber schon so modifizirt, daß sie eigentlich nichts mehr als ein Zweig der Hauptzollstätte in Valparaiso ist, dessen Kaufleute nach ihrer eigenen Bequemlichkeit den mäßigen Eingangszoll entweder in diesem Hafenorte, oder beim Abladen in Santiago erlegen können; ihre gänzliche Abschaffung wird auch nicht lange mehr ausbleiben. Bloß fremde Produkte zahlen noch eine sehr mäßige Verbrauchsteuer, die inländischen sind davon völlig befreit. Jeder Industriezwang, als Patente, Meisterschaften u. s. w., ist aufgehoben. Von Ueberresten früherer aus Spanien gebrachten Feudatinstitutionen ist keine Spur mehr da, und die Agrikulturinteressen werden immer wichtiger. Das sich verbreitende Irrigationssystem wirkt besonders wohlthätig auf den Wiesenbau und die Viehzucht. In den metallreichen nördlichen Distrikten, die sich des Regens selten erfreuen, fährt die Industrie unausgesetzt fort durch Benutzung aller kleinern von der Natur dargebotenen Vortheile die Zahl der für den Transport der Metalle so wichtigen Lastthiere zu vermehren. Der Weinbau nimmt außerordentlich zu. Bei der Aufnahme zum Kataster wurde die Zahl der Reben von 1832 auf 18.661.905 angegeben, der Minister schätzt ihre jetzige Anzahl auf nicht weniger als 25 Millionen. Um die Zerstückelung der großen Ländereien zu befördern, eine für den Ackerbau so wichtige Aenderung, wird vorgeschlagen, alle Abgaben beim Verkaufe kleiner Parzellen aufzuheben, dagegen sie auf den Verkauf oder Uebertragung der größern (wobei ein gewisses Maß zur Norm genommen werden muß) bestehen zu lassen; auf diese Weise wird eine Theilung befördert, ohne im Mindesten in das Privateigenthum auf eine ungerechte Weise einzugreifen. Eben so erfreulich zeigten sich die Fortschritte und der Betrieb des Bergbaues, besonders des Kupfers und des Silbers. Unter der spanischen Herrschaft gaben die Minen Chilis im Durchschnitt jährlich 25.500 Mark Silber; im Jahre 1834 lieferte sie nicht weniger als siebenmal diese Quantität, nämlich 164.935 Mark Silber. Die Kupferbergwerke lieferten früher ungefähr 25.000 Centner jährlich; ihr Ertrag hat sich jetzt mehr als verdreifacht, und der Gesammtwerth der gewonnenen Metalle (ohne die beträchtliche Quantität des herausgeschwärzten Goldes wegen der 5% Abgabe zu rechnen) betrug 1834 über drei Millionen Piaster. Es wurden nämlich gewonnen

an Gold.					
Gemünzt in Santiago	5.840	Mark	2	Unzen	
Ausgeführt von Valparaiso	11	—	7	—	
	5.852	—	1	—	werth 525 231 P.
Silber.					
Ausgeführt von Valparaiso	67.795	—	—	—	
— — Coquimbo	85.979	—	6	—	
— — Huasco	3.879	—	4	—	
— — Copiapo	5.878	—	—	—	
Gemünzt in Santiago	5.405	—	—	—	
	164.935	—	2	—	— 2.484.426 —
Kupfer.					
Ausgeführt von Valparaiso	17,771	Centner	57	Pfund	
— — Coquimbo	55,560	—	58	—	
— — Huasco	25.454	—	71	—	
— — Copiapo	2.698	—	56	—	
	77.265	—	24	—	— 2.082,710 —
Kupfererz.					
Ausgeführt von Valparaiso	6.589	—	51	—	
— — Coquimbo	9.399	—	—	—	
— — Huasco	20.861	—	92	—	
	36.850	—	24	—	— 66.791 —
					Totalwerth. Piaster 5 158.848

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1836.

Paros.

(Von Dr. Gustav Fiedler.)

Eine der größern Inseln der Cycladen. An der Westküste liegt der einzige bedeutende Ort, das Castro, die Stadt, hier stand das alte Paros, jetzt Parkia, worin auch der Sitz der Behörden, die Demogerontie. Der hiesige Hafen hat beim Eingange zwei Untiefen, er ist nicht besonders gut und steht den Südwestwinden völlig offen, gegen die übrigen Winde gewährt er Schutz, es überwinterten jedoch schon öfter große Schiffe hier. Ein ganz vorzüglich guter großartiger Hafen ist an dem nördlichen Ende der Insel und heißt Agusa, hier sind bessere Kaufmannsläden (sogenannte Magazine, weil Alles darin zu haben ist) als in der Stadt, und auch ein Dorf; der Hafenkapitän wohnt dort. Vom Meer betrachtet nimmt sich Parkia, dessen Häuser nach italienischer Weise erbaut und neben und über einander gruppirt sind, ziemlich malerisch aus, kommt man jedoch in die engen schmutzigen Straßen, so findet man weniger Freundliches und Bequemes. In der Stadt ist nichts Bemerkenswerthes, als etwa die Ringmauern eines aus allerhand zusammengeholten Marmorstücken erbauten Schlosses aus dem ältern Mittelalter, dessen runder Thurm, um fest zu seyn, aus über einander gethürmten, dicken, antiken Marmorsäulen erbaut wurde. Der hier befindliche französische Konsul ist Besitzer der Grotte auf Antiparos, weil sie auf seinem Grund und Boden liegt, bei ihm erhalten die Fremden, welche die Grotte besuchen wollen, das Seil, an welchem man hinabgleitet und eine kleine Strickleiter. Paros hat jetzt keinen Verkehr, nur Wein wird ausgeführt, er ist ganz dunkelroth, süßlich und ohne vielen Geist, doch gibt es auch edlere Sorten, wo der Wein mit ein wenig Sorgfalt behandelt wird; auch gehen eine große Menge Zwiebeln und Knoblauch von hier nach Syra. Viehstand, hauptsächlich Ziegen, nur beim Porto Agusa gibt es einige kleine Schafheerden, ist auf den öden Marmorbergen nicht bedeutend, die Einwohner haben, weil Antiparos bessere Nahrung gibt, ihre Ziegen, gegen 5000 Stück dort, auch wird von dem dortigen Strauchwerk das nöthigste Brennholz hieher gebracht. Fleisch ist aus obiger Ursache hier schwer zu haben, und für ein Huhn, was im Durchschnitt 1 Drachme (6 gl.) kostet, ist durch die fremden Schiffe der Preis zwei- und dreifach höher gesteigert. Dicht hinter der Stadt in Osten steht ein großes weißes Kloster, Katopoliani genannt. Dann steigt allmählich das Gebirge an, und hebt sich bald steiler zu einer mäßigen Höhe; kahler, als fast auf irgend einer der Cycladen, ragen die Berge empor, aber sie bergen den edelsten Marmor der Welt in ihrem Schooß. Mag Streit seyn, ob der pentelische oder der parische Marmor schöner sey, so gebe ich doch dem parischen den Vorzug, und die Alten hätten ihn nicht durch beschwerlichen, unterirdischen Bau gewonnen, hätten sie ihn nicht so hoch geschätzt. Ganz nahe hinter der Stadt Parkia in Ost zeigt sich ein nur wenige Grad in West fallender gneisartiger Glimmerschiefer, eine Viertelstunde weiter aufwärts liegt zersetzter Gneis darüber, auf diesem liegen dann die mächtigen Marmorberge. Die Marmorbänke fallen in West bis zur Mitte der Insel, hier ändert sich der Fall der Schichten, die hier einen Rücken bilden, in Ost; das Streichen ist stets von Süd nach Nord. Von der Stadt in Ost gelangt man auf dem Grundgebirg, was sich nur in den tiefsten Punkten der Thäler zeigt, nach einer halben Stunde zu alten Marmorbrüchen, Lacus genannt; es ist der alte Weg, auf dem vor Zeiten die Marmorblöcke abgeführt wurden, er ist leicht herzustellen, da er meist festen Grund hat, und mit schwachem Ansteigen bis an den Fuß des Berges geht, wo die genannten Brüche sind: von hier bis zu diesen ist eine Schleifbahn, um die gewonnenen Blöcke abzulassen, kaum einen Büchsenschuß weit ohne Schwierigkeit heraufzuführen. In den westlichen untern Steinbrüchen liegen die schönsten Bänke 10 bis 13 Fuß lang, 6 bis 7 Fuß stark, gesund und rein zum Aushieb da, als habe der Bruch durch gewaltsame Zeitverhältnisse plötzlich verlassen werden müssen. Der Marmor ist hier etwas grobkörnig, weiß, einige Bänke mit gelblichem Stich, andere mit bläulichem, sehr rein, er läßt sich fein bearbeiten, nimmt eine sehr gute Politur an, und ist dann blendend weißer als aller Marmor, ist daher zu allem Architektonischen sehr vorzüglich. Ich habe daher, da mir das Referat im Berg- und Hüttenwesen allergnädigst übergeben ist, den Vorschlag gemacht, diese Brüche mit den im Pionnierkorps befindlichen Steinhauern

in Betrieb zu setzen, und bereits Befehl erhalten, und ausgefertigt für den dorthin abgehenden Beamten und seine Leute; geschickte Arbeiter aus den Marmorbrüchen von Carara und den Schleifereien von Toscana würden hier gute Plätze finden. Im Piräus werde ich dann einen Vorrath der gesuchtesten Marmorblöcke in dem von mir beantragten und jetzt fertigen Bergmagazin *) aufstellen lassen, und der seit dem grauesten Alterthum verschollene parische Marmor wird glänzend weiß in tausend schönen Formen ins neue Leben treten. Im Hafen Agusa könnte der dortige Marmor, obgleich er sehr grobkörnig ist, aber doch weiß und sehr rein, weil dort eine starke Quelle ist, welche ein Rad für Schneidewerk und Schleiferei treiben kann, zu ordinären Platten ꝛc. benutzt werden, die sich durch Wohlfeilheit bei den günstigen Lokalverhältnissen empfehlen würden.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Ich lief auf der Straße fort, als hätte ich keinen Boden unter den Füßen, als plötzlich mich jemand an der Hand faßte. Ich sah mich um: es war Dunjascha. „Willkommen, Weniamin Petrowitsch," sagte sie." Ich antwortete nicht. „Schon lange erwartete ich Dich hier, komm, sitz doch zu mir in den Wagen."

„Verzeihen Sie, ich gehe allein," erwiderte ich.

„Was soll das heißen, Weniamin? Du stößt mich zurück?" — Ich schwieg.

„Die Fürstin will für Dich sorgen, und für Dich und Deine Schwester ein Kapital in der Bank anlegen, um Dich für immer gegen Mangel zu schützen."

„Ich danke, aber ich kann nichts weder von der Fürstin, noch von irgend jemand annehmen," entgegnete ich trocken.

„Weniamin, was ist aus Dir geworden," sagte sie, mich erstaunt anblickend. „Um Gotteswillen, setzen wir uns in den Wagen, hier ist nicht der Ort zu Erklärungen." Wir setzten uns ein, Dunjascha schlug den Schleier zurück, und ich sah Thränen in ihren Augen. „Deine Kälte tödtet mich, Weniamin," sagte sie. „In dem Augenblick, wo die Fürstin nur mit Dir beschäftigt ist, willst Du, Undankbarer, nicht einmal ihre Güte anerkennen. . ."

„Mißkenne mich nicht, Awdotja Kondratjewna; ich liebe die Fürstin, wie meine Mutter, Dich wie meine Schwester, aber ich kann keine Wohlthaten mehr von ihr annehmen. Ihr habt mich einmal befreit, das Zweitemal gelingt es vielleicht nicht, und dann lastet auf mir ohne alle Schuld der Verdacht eines Staatsverbrechens."

„So glaubst Du also, daß Dein Wohlthäter der Fabrikation falscher Bankscheine schuldig ist; daß die Fürstin ein Verbrechen verheimliche um Geld? Ich bedaure Dich, Weniamin."

„Wie kann ich anders?" Dieser geheimnißvolle Unbekannte ist der geheime Freund der Fürstin!"

„Ich schwöre Dir bei Gott und allen Heiligen, er ist von diesem Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, rein, und er ist nicht der Mann, den die Polizei aufsucht. Allerdings ist er unglücklich, sehr unglücklich, und muß sich vor den Menschen verbergen, aber er ist unfähig, eine niederträchtige Handlung zu begehen."

Ich konnte nicht umhin Dunjascha'n Glauben beizumessen, und ein schwerer Stein wälzte sich von meinem Herzen. Ich wurde munterer, und fragte: „Was macht die Fürstin?"

„Von ihr wollte ich mit Dir sprechen, Weniamin. Du weißt nicht, welche Veränderung seit zwei Wochen in unserem Hause vorgegangen ist. In Moskau wurde der Fürst mit Deinem Verfolger, dem Heuchler Tumanin, bekannt, und dieser machte einen vollkommenen Betbruder aus ihm. Seitdem hat man alle Bücher und Gemälde aus seinen Zimmern fortgeschafft, und einen Betsaal darin eingerichtet. Der Fürst wollte auch die Fürstin zur Betschwester machen, diese hat sich aber entschieden geweigert, ein Wort gab das andere, und es kam zwischen ihnen bis zu Vorwürfen. Der Fürst wagte sogar die Fürstin geheimer Liebesbündnisse zu beschuldigen; vermuthlich hat der Heuchler Tumanin und seine Genossen ihm gesagt, daß die Fürstin unter dem Vorwand, Arme und Kranke zu besuchen, ihren Liebhabern Rendezvous gebe. Man nannte dem Fürsten Swietowidow und . . . Dich. Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, daß der Verdacht hinsichtlich Swietowidow's so falsch ist, als hinsichtlich Deiner. Die Fürstin war nie so unglücklich, wie jetzt; der Fürst wird unerträglich, selbst grob in seinem Benehmen. Ich weiß nicht, wie das enden wird. Nur die Liebe zu ihren Kindern hält die Fürstin zurück, wenn es so fortdauert, so glaube ich, trennt sie sich von ihrem Mann. Es scheint fast, als ob es der Fürst wünsche."

„Wenn er in die Hände des Heuchlers Tumanin gefallen ist, dann darf man nichts Gutes erwarten. Ohne Zweifel rührt die Verleumdung gegen die Fürstin von ihm her."

Wir waren inzwischen an der Wohnung Swietowidow's angelangt, und ich stieg aus, Dunjascha aber fuhr weiter, und sagte mir noch vor dem Abschied, sie hoffe mich bald zu sehen. Swietowidow empfing mich mit offenen Armen: „Nun, Gott sey Dank, ist doch endlich Ein Jammer vorüber. Dunjascha hat Dir vermuthlich vom zweiten erzählt. Stelle Dir vor, diesem Fürsten Olgerdow kommt der Einfall, auf uns beide eifersüchtig zu seyn. Sein Haus ist uns verschlossen, wir dürfen die Fürstin nicht mehr sehen, nicht mehr mit ihr sprechen. Ich gehe fort, fort, fort von hier, es wird mir hier Alles zuwider. Ich gehe nach dem Kaukasus, zu meinen guten Wilden."

„Und ich gehe mit Ihnen, Alexander Sergjewitsch, ich habe hier nichts mehr zu thun, denn Alles lastet hier auf mich!"

Swietowidow überließ sich ganz der Lebhaftigkeit seiner Gefühle, schritt heftig im Zimmer auf und ab, und konnte sich

*) In das Bergmagazin kommen ferner: die trefflichen Braunkohlen und Coaks von Kumi; weißer reiner Gyps, der von mir entdeckte lithographische Stein, ganz ähnlich dem Sohlenhofer, ein neues Mühlgestein, schwarze Schieferplatten, Schmirgel, leichte Bausteine aus Bimsteinfels, Bimstein-Weißsteine, weiße Porzellanerde, Marmor von Pentelicon und Tinos, Ophiolites, Verde antico, Meerschaum ꝛc.

lange nicht beruhigen, bis ihn ein zufälliges Wort von mir auf meine mir noch unbekannte Verwandtin brachte. Dieß erinnerte ihn an sein Versprechen, mir Näheres über sie zu sagen, und was er mir mittheilte, bestand wesentlich in Folgendem.

„Deine Mutter," begann er, „hatte zwei Oheime, Namens Tschernobylew; beide waren reich. Schon in der Jugend verwaist waren sie von Vormündern erzogen worden, die sich um die Bildung ihres Charakters und ihre Moralität nicht kümmerten. Der Aeltere war still, zur Melancholie geneigt; der jüngere dagegen lebhaft, aufbrausend und von heftigen Leidenschaften. Der Aeltere diente eine Zeit lang im Civil, ging dann aber auf seine Güter, beschäftigte sich mit Landbau und Fabriken, und lebte äußerst einsam, verheirathete sich auch niemals. Der jüngere Bruder fing seinen Dienst auf eine glänzende Weise an, erhielt Zutritt bei Hofe, und lebte mit großem Aufwand in der Hauptstadt, wo er sich allen Genüssen ergab. Sein spöttisches Wesen, sein Stolz und seine Zanksucht zogen ihm eine Menge Feinde zu, die durch einen Streit mit einem vornehmen Manne gegen ihn aufgewiegelt sich vereinigten, und ihn in der Meinung seiner Vorgesetzten und Bekannten zu Grunde richteten. Er quittirte den Dienst, und ließ sich wie sein Bruder in einem Dorfe nieder, wo er aber sein Leben unter Gesellschaften, Spiel und Jagd zubrachte. Trotz der gänzlich verschiedenen Lebensweise und Ansichten liebten sich doch beide Brüder aufrichtig, und der Jüngere ehrte den Aelteren, wie einen Vater.

„Nach einigen Jahren hörte indeß auch der Jüngere auf Gäste bei sich zu sehen, und wurde einsam, wie der ältere Bruder. Die Veränderung hatte aber ihren Grund nicht in einem Wechsel der Lebensansicht, sondern in der Liebe. Er verliebte sich in ein armes adeliges Fräulein, das mit ihrer verwittweten Mutter in der Nachbarschaft lebte. Durch alle Mittel, welche Reichthum, Schlauheit und Menschenkenntniß einem Wüstling in die Hand geben, zog er das unerfahrene Mädchen in seine Netze, und kaufte sie der gewissenlosen Mutter ab. Er nahm sie in sein Haus, lebte mit ihr wie mit seiner Frau, wich aber unter verschiedenen Vorwänden einer Heirath aus. Nach einem Jahre gebar sie ihm eine Tochter. Um den Rathschlägen seiner Freunde auszuweichen, die ihn aufforderten, das Mädchen zu heirathen, vielleicht auch aus Eifersucht, entsagte er aller Gesellschaft, hielt das Mädchen fast unter Schloß und Riegel und erlaubte ihr nur Einmal in der Woche in Begleitung eines treuen Kammerdieners ihre Mutter zu besuchen, wobei er jedoch das Kind, an dem sie leidenschaftlich hing, als Pfand zurückbehielt.

„Die Mutter der Geliebten Tschernobylews litt an Nervenanfällen und erhielt die Besuche eines jungen Arztes aus der Stadt, der mit einem angenehmen Aeußern viele Gewandtheit und Gutmüthigkeit verband. Er lernte die Geliebte Tschernobylews kennen, verliebte sich in sie, und versprach ihr seine Hand, die ihr der reiche und stolze Wollüstling vorenthielt. Das arme Mädchen hatte nie eigentlich Tschernobylew geliebt, die Eitelkeit und die schlimmen Rathschläge ihrer Mutter hatten sie verleitet. Die Liebe des Arztes und das Opfer, das er ihr bringen wollte, rührten sie, und sie entschloß sich, Tschernobylew zu erklären, daß, wenn Er sie nicht unverzüglich ehelichte, sie den Doktor heirathen würde, selbst mit Zurücklassung ihrer Tochter.

„Von dieser Zeit an verbot ihr Tschernobylew, zu ihrer Mutter zu gehen, und hielt sie so gut wie gefangen. Das Leben des Mädchens wurde unerträglich. Einst als Tschernobylew seinen erkrankten Bruder besuchte, fand sie Gelegenheit, die Aufsicht der Diener zu täuschen, sie nahm ihr Kind auf den Arm, und ging zu Fuße zu ihrer Mutter. Hier erklärte sie entschieden, sie wolle nicht mehr zurückkehren, schickte nach dem Arzte und bat diesen um Schutz. Unglücklicherweise war dieser im Augenblick nicht in der Stadt, und inzwischen erfuhr Tschernobylew die Flucht seiner Geliebten; er drang mit einer Schaar seiner Diener in das Haus ihrer Mutter und führte sie mit Gewalt fort. Inzwischen eilte der Arzt herbei, und als er sie nicht mehr bei ihrer Mutter fand, ging er zu Tschernobylew, und forderte die Herausgabe des Mädchens, das er als seine Braut betrachtete. Wüthend darüber jagte ihn Tschernobylew aus dem Hause, worauf das Mädchen voll Verzweiflung in sein Zimmer drang, und ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. Ein Streit entspann sich zwischen ihnen, und Tschernobylew ermordete in der Wuth die Mutter seines Kindes.

„Der Bösewicht verbarg die Leiche in seinem Kabinet, und schaffte sie in der Nacht mit Hülfe treuer Diener in den Wald hinaus. Am andern Tage machte er bekannt, sie sey ihm abermals entlaufen. Indeß klagte ihn das Gerücht doch des Mordes an, der Arzt und die Mutter drangen auf Untersuchung, Tschernobylew wußte aber diese so zu leiten, daß er den Verdacht des Mordes von sich abwälzte. Indeß kam es doch an den Tag. Im Frühjahr gruben Wölfe den Leichnam aus, Soldaten, die in den Wald gingen, fanden sie, und am Kleide erkannte man Tschernobylews Geliebte. Die Untersuchung begann aufs neue, und trotz aller Schlauheit und alles angewendeten Geldes kam die Wahrheit an den Tag. Tschernobylew ward seines Ranges und Adels verlustig erklärt, und nach Sibirien in die Bergwerke verurtheilt. Seine Güter erhielt sein Bruder, der aber diese, so wie seine eigenen, bald verkaufte, Rußland verließ, und sich in Paris niederließ. Die Tochter seines Bruders brachte er nach Moskau zu einer Verwandtin, und vermachte ihr 200,000 R. Bald darauf starben beide Brüder, der eine in Sibirien, der andere in Paris. Die Kapitalien, die der letztere mitgenommen hatte, verschwanden, man wußte nicht wohin. Die Tochter heirathete kurz nach ihrem Austritt aus einem Erziehungsinstitut einen Mann, der ihrer in keiner Art werth war, den Sohn des Staatsraths Tumanin, einen niederträchtigen Heuchler, wie sein Vater. Sie sagte sich von ihm los, und ist jetzt hierher gekommen, um ihre Scheidung zu betreiben. Ich wünsche Dir Glück zu einer solchen Verwandtin. Sie ist reizend, verständig und sehr liebenswürdig, wie ich bei meiner ersten Bekanntschaft erkannte."

Switowidow begleitete mich, als ich sie besuchte, und ich wurde in der That von ihrer Schönheit und Artigkeit lebhaft betroffen; Switowidow bemerkte es, zog mich damit auf, rieth mir aber, daß ich eine keimende Liebe nur bei Zeiten unterdrücken möchte, indem sie theils meine Verwandte, theils auch

verheirathet sey. Seufzend mußte ich ihm Recht geben, und willigte deßhalb um so eher in seinen Vorschlag, mit ihm Petersburg bald möglichst zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Statistik der Verbrechen in England für 1835.

Es ergibt sich aus der so eben erfolgten Veröffentlichung derselben, daß die Zahl der Angeschuldigten 1720 weniger betrug als im Jahre 1834, das heißt, daß sie sich um nahe an 1/8 verminderte. Es fanden sich 116 Transportationen und 784 Einkerkerungen weniger. Wenn die Zahl der Todesurtheile um 65 zugenommen hatte, so muß man dieß den in den Strafbestimmungen hinsichtlich des Diebstahls mit Einbruch und der nächtlichen Diebstähle eingetretenen Veränderungen zuschreiben. Die Zahl der Hinrichtungen belief sich auf 31; genau dieselbe Zahl wie im vergangenen Jahre. Die Verminderung war in den Verbrechen augenfälliger als in den Vergehen; merkbarer in den Verbrechen gegen Personen als gegen Eigenthum, und bei beiden fanden sich die schwersten derselben minder häufig wiederholt. Es werden mithin in England wie in Frankreich die Verbrechen in dem Maß geringer der Zahl nach, und minder empörend hinsichtlich des Grades der Verworfenheit, welchen sie kund geben, in welchem das Gesetz billiger und milder wird. Ein weiterer für die Philanthropen ermuthigender Umstand ist die verminderte Zahl der jugendlichen Verbrecher von 12 Jahren und darunter. Im Jahre 1834 belief sich diese Klasse auf 1.78 von 100; im Jahre 1835 stellt sie sich nur noch wie 1.67 heraus. 1834 verhielt sich die Zahl der Verbrecher von 12 bis 16 Jahren zur Gesammtmasse wie 9.82 von 100; 1835 nur noch gleich 9.70 von 100.

Finanzen von Chili.

(Schluß.).

Auch andere Zweige des Gewerbfleißes machen Fortschritte, allein langsam, weil die Regierung und der Kongreß allen Zwang und Fabrikmonopole vermeiden, und der Entwicklung der Industrie freies Spiel lassen wollen. Aus diesem Grunde erfreut sich der Handel zum großen Vortheile des Landes einer außerordentlichen Blüthe, und steigt immer in dem Verhältnisse, als der Wohlstand der Bevölkerung zunimmt; im Jahre 1832 liefen in Valparaiso 275 Kauffahrteischiffe ein; im Jahre 1834 stieg die Anzahl auf 594. Hievon waren

Nationalschiffe	134	von	15.595	Tonnen
Brittische	89	—	20.155	—
Nordamerikanische	69	—	20.700	—
Französische	27	—	7.500	—
Hamburgische	10	—	2.626	—
Andere deutsche	6	—	1.250	—
Sardinische	9	—	2.795	—
Belgische	1	—	209	—
Südamerikanische	[illegible]	—	7.765	—
Otaheitische *)	1		200	—
	984	—	77.700	—

Diese Schiffe führten nicht weniger als 1.336.664 Ballen und Kisten mit Gütern beladen, wovon 568.218 in die Depotmagazine von Valparaiso gelandet wurden. Der Küstenhandel unter chilischer Flagge gewinnt ebenfalls außerordentlich an Ausdehnung. Besondere Aufmerksamkeit wird auch der Verbesserung der Kommunikationen geschenkt, in den mittlern und nördlichen Gebirgsprovinzen zur Anlegung von bessern Fahrwegen nach den Küstenhäfen; in den südlichen Provinzen geht man mit dem Plane um Kanäle anzulegen. Im Anfange dieses Jahres wurde auch eine neue vom Gesetze bestimmte Kupfermünze in Umlauf gesetzt, wovon sich die Regierung in Bezug auf Wegabgaben große Vortheile verspricht; bis jetzt war dem Volke das Kupfergeld unbekannt. Es ist hiebei das Centesimalsystem zu Grunde gelegt, und der Piaster in 100 Centavos und 200 Halbcentavos eingetheilt werden. Die Wirkungen des freien Verkehrs sind so sichtbar, daß in den öffentlichen Magazinen der Regierung, welche im Jahre 1835 von 18 bis 20,000 Ballen Waaren im Entrepot enthielten, im vorigen Jahre zwischen 70 bis 80,000 lagerten, ohne die Waaren zu rechnen, welche in den Privatmagazinen lagern. Der jährliche Durchschnittszoll zu Valparaiso von 1823 bis 1829 war 888.670 Piaster; im Jahre 1834 belief er sich auf 1,241.080 Piaster. Die Regierung empfiehlt dem Kongresse ganz besonders die Abfassung eines vollständigen Zollgesetzbuches; sie legte demselben schon deßhalb einen Gesetzvorschlag über den fiskalischen Theil bei Defraudationen vor, um die Pflichten der Zollbeamten mit der vom Handel geforderten Freiheit in Einklang zu bringen. Sowohl in der Erhebung der Estancoabgaben (Akzise auf gewisse Artikel) als der Zehnten wurden besondere Vorschläge zur Modifizirung derselben gemacht. Die letztere Abgabe wird wahrscheinlich gegen eine unmittelbare Landrente bald ganz aufgehoben werden. Unter den Einnahmen, die sich progressiv vermehren, ist auch das Briefporto, das beste Zeichen eines regen Verkehrs. Das Departement der Posten unter dem Ministerium des Innern deckte seine Ausgaben kaum; jetzt wird dieser Zweig schon eine Quelle reinen Ertrags. Die Posten lieferten im Jahre 1831 16.866 Piaster; 1832 15.726; 1833 20.364 und 1834 25.100. Die sämmtlichen Einnahmen des Schatzes in demselben Zeitraume waren

im Jahre	1831	1.517.537	Piaster	}	Im letzten Jahre war der Ueberschuß gegen die öffentlichen Ausgaben 653.922 Piaster.
— —	1832	1.652.716	—		
— —	1833	1.770.760	—		
— —	1834	1,922,966	—		

die zur Tilgung der innern konsolidirten und schwebenden Schuld verwendet wurden. Der Minister rechnete auf 1835 eine Einnahme von 2.050,000 Piaster; auf das gegenwärtige Jahr 2,176.000 Piaster, und dieses noch bei der Herabsetzung gewisser Abgaben und Zölle auf die benachbarten peruanischen Produkte und die Cabotage. Schließen wir diesen Brief mit einer Darstellung der Einnahmen und Ausgaben für 1834, wie sie dem Kongresse vorgelegt werden.

Am ersten Januar waren an Restanten im Schatze	131.565	Piaster
Reine Einnahme im Jahre 1834	1.922.966	—
Bewilligten Krediten auf noch nicht bezahlte Zölle	311.868	—
	2,370.419	—

Ausgaben.

An Sold sämmtlicher Civilbeamten	490.685	—
— Civilverwaltung des Landes	422.374	—
— Sold für das stehende Militär	576 869	—
— — — die Marine	70.346	—
— — — die Nationalgarde	109.672	—
Amortisation der Schuld vor 1830	176.419	—
Zahlung von Schatzwechseln auf den Zoll von 1834	322.137	—
	2.169.899	—

Mit der Zahlung der Zinsen der früher in London gemachten Anleihe, die jährlich 300.000 Piaster erfordern würde, glaubt der Minister im Stande zu seyn im Jahre 1837 zu beginnen.

*) Hierunter ist das Einlaufen von 15 Wallfischfahrern und 41 Kriegsschiffen nicht einbegriffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1836.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Mein Entschluß Petersburg zu verlassen, war bald erschüttert. Wiederholt besuchte ich meine Verwandtin Sophia Paulowna, und wenn wir auch allmählich einander nahe genug kamen, um uns zu verstehen, so fühlten wir doch die Nothwendigkeit der Trennung doppelt, aber sie selbst wollte sich von Petersburg entfernen, und als ich ihr meinen Entschluß, mit Swietowidow nach dem Kaukasus zu gehen, mittheilte, war sie entschieden dagegen. „Swietowidow," sagte sie, „hat schon in der Welt gelebt, hat gedient, Kummer und Freude erfahren, und Erfahrungen gesammelt, die ihn veranlassen können, die Menschen und die Gesellschaft zu meiden. Sie sind in anderer Lage; Sie haben kaum den ersten Schritt in die Welt gethan, und schon die Erfahrung gemacht, welchen Unannehmlichkeiten sich der Mann aussetzt, der keine bestimmte Stellung in der Gesellschaft hat. Ich bitte Sie als Schwester, treten Sie in Civildienst, und dienen Sie wenigstens bis zum Stabsoffiziersrang. Mein hiesiger Gönner, der Staatsrath Stambulow, wird Sie leiten auf Ihrer Bahn. Für Ihren Unterhalt seyn Sie unbesorgt. Meine Bedürfnisse sind nicht groß, und in einer Provinzialstadt lebt man wohlfeil; ich kann meine Einkünfte mit Ihnen theilen. Betrachten Sie mich, wie ihre leibliche Schwester!" –

Ich küßte die Hand Sophiens, nicht wegen der versprochenen Hülfe, sondern wegen ihrer Freundschaft für mich, und versprach ihren Rath zu befolgen, und alsbald nach ihrer Abreise zu Stambulow zu gehen. Wenige Tage nachher reiste sie ab; wir trennten uns unter Thränen, und versprachen uns möglichst oft zu schreiben. Meinen Entschluß in Civildienste zu treten, billigte auch Swietowidow, und sagte: „Folge ihrem Rath! Ein kluges Weib mit einem festen Charakter ist doch in der That die personificirte moralische Kraft, welche die Welt bewegt!"

Der Staatsrath Stambulow, an den mich Sophie gewiesen, stand nicht im besten Rufe. In der Stadt und unter den Beamten galt er für heftig, stolz, eigensinnig, grob gegen Untergebene, und faul. Man hielt ihn für klug und gebildet, doch mehr für einen Literator, als einen Geschäftsmann. An seiner Redlichkeit zweifelte niemand, aber man behauptete, sie sey für Andere von geringem Nutzen, da er bei seinen Untergebenen nicht darauf achte, und diese mit ihrem Gewissen einen regelmäßigen Handel trieben; mit Einem Wort die allgemeine Meinung hielt Stambulow nicht nur für einen unnützen, sondern auch für einen durch seine Trägheit schädlichen Mann, und ich ging zu ihm gegen meinen Willen, nur um der Aufforderung Sophiens zu genügen.

Im Vorsaal fand ich einige Beamte mit Aktenstößen und einige Bittsteller mit ihren Eingaben. Als ich den Kammerdiener bat, mich zu melden, wurde ich zum sichtlichen Erstaunen dieser Leute sogleich vorgelassen. Stambulow lag im Schlafrock und einer rothen Mütze auf dem Kopfe auf einem Diwan, und rauchte aus einer langen Pfeife. Vor dem Diwan stand ein langer Tisch mit mächtigen Aktenstößen und einer Menge französischer Bücher. Ein lebhaftes Auge und ein freundliches Lächeln verschönerten die regelmäßigen Züge des hochgewachsenen Mannes, obwohl etwas Stolz oder richtiger gesagt, das Bewußtseyn eigenen Werths darin lag. Er nickte zum Zeichen des Willkomms mit dem Kopfe und hieß mich niedersitzen.

„Eure Verwandte, Sophia Paulowna," begann er mit ironischem Lächeln, „hat Sie mit solchen Farben geschildert, daß Ihnen nur noch Ein Schritt zur Vollkommenheit fehlt. Sie wissen aber selbst, daß wenn eine junge Frau einen jungen Mann lobt, so muß man der Einbildungskraft manches zu Gute halten. Ich glaube indeß die Hauptsache, daß Sie ein verständiger, ehrlicher Mann sind. Ueber Ihre Fähigkeiten kann ich erst beim Geschäft urtheilen."

„Sophia Paulowna hat wohl aus Rücksichten der Verwandtschaft mir Eigenschaften zugeschrieben, die ich nicht besitze. Ich habe nichts systematisch gelernt, und wenn ich einige allgemeine Kenntnisse besitze, so habe ich sie mir durch Lesen und Nachdenken erworben. In allen Geschäftssachen bin ich ein Neuling, und muß mit dem Abc anfangen."

„Eure Offenherzigkeit," erwiderte Stambulow, „gefällt mir ungemein. Wir haben wirklich junge Leute genug, die, weil sie ein Paar technische Ausdrücke aus der Rechtsphilosophie und

der politischen Oekonomie kennen, sich alsbald zu allen Aemtern fähig halten, ohne zu bedenken, daß selbst eine gründliche Gelehrsamkeit nur das Fundament ist, auf dem die Maschine zur Leitung der Menschen und Dinge sich bewegt. Diese Maschine ist die Erfahrung. Wir haben Leute genug, die von der Universität weg in ein Amt eintreten; ein Amt zu erhalten ist die Hauptsache, gleichviel welches. Ob einer die nöthigen Fähigkeiten dazu hat, das ist das Letzte, woran man denkt. Dadurch werden unsere Kanzleien und Gerichtshöfe zu Beamtenschulen, statt daß Schulen und Universitäten uns Beamte liefern sollten. Daraus entspringt ein zweites Uebel, daß man Geschäftsmänner, wenn sie auch Spitzbuben sind, den ehrlichen, aber unwissenden Menschen vorziehen muß. Sie, mein lieber Tschin, gebe ich bei einem dieser Geschäftsmänner in die Lehre. Mein Sekretär Satanenko ist ein lebendiges Gesetzregister, eine wahre Dampfmaschine zur Vorbereitung der Akten. Auf seine Ehrlichkeit verlasse ich mich nicht, aber hinsichtlich der Gewandtheit und Geschäftskenntniß hat er nicht seines Gleichen. Seyn Sie vorsichtig gegen ihn, und lassen Sie namentlich nicht merken, daß ich offen zu Ihnen gesprochen habe."

„Ich fühle in vollem Maße die Gnade Euer Excellenz, und werde mich bemühen sie zu verdienen. In der That, ich erwartete nicht..." Ich hielt inne, denn ich merkte, ich sey im Begriff eine Albernheit zu sagen. Stambulow lächelte. „Was erwarteten Sie nicht? Aha! Ich will jetzt eine der Eigenschaften erproben, die mir Sophia Paulowna von Ihnen rühmte, nämlich ihre Offenherzigkeit. Sagen Sie mir gewissenhaft, was haben Sie von mir gehört? Heraus damit!"

Ich mochte mich sperren, wie ich wollte, es half nichts: ich mußte beichten. Er hörte mir aufmerksam zu, und als ich geendet, sagte er ganz ernsthaft: „Ja, ich bin stolz gegen Dummköpfe und Speichellecker; unzugänglich für Intriganten; grob gegen unbelikate Leute, aufbrausend gegen Menschen, die meine Geduld mißbrauchen, träge, ein Papier zu unterschreiben, das ich nicht gelesen habe. Zum Schluß setze ich noch hinzu: ja, ich liebe die Literatur mehr als Ränkeschmiederei, die schönen Wissenschaften mehr als Mangel an Bildung, und fordere von meinen Untergebenen nicht nur eine richtige und klare Darstellung, sondern auch Styl; ich leide keine Wiederholungen, keinen Schwulst, keine endlosen Perioden, die nur den Sinn verdunkeln. Ein Beamter, der nicht die Feder zu führen weiß, ist wie ein Soldat, der seine Waffe nicht brauchen kann. Ich handle nach meinem Gewissen und meiner Ueberzeugung, und kümmere mich nichts um das Gerede. Was es mit diesem für eine Beschaffenheit hat, haben Sie fürs erste an sich selbst, fürs zweite an dem Heuchler Tumanin erfahren. Die zwei verständigsten, edelsten und tugendhaftesten Frauen, denen ich in meinem Leben begegnete, die Fürstin Olgerdowa und Sophia Paulowna sind durch üble Nachreden in der Meinung der Welt zu Grunde gerichtet."

Ich konnte mich nicht enthalten und rief: „Wie? auch diese hat die Verleumdung nicht verschont!"

„Im Gegentheil, sie hat dieselben tödtlich verwundet. Die eine verließ ihren Mann, die andere ist im Begriff es zu thun: Grund genug für die bösen Zungen. Beide haben keine angesehenen Verwandten, keine weitläufigen Verbindungen in der Welt, welche der Verleumdung entgegen arbeiten könnten, und somit hat die Verleumdung freien Lauf. Doch kehren wir zu Ihrem Dienst zurück. Vor Allem müssen Sie sich mit dem laufenden Geschäftsgang vertraut machen, und da Sie die russische Gesetzgebung nicht theoretisch studirt haben, diesen Mangel durch einen praktischen Kursus ersetzen. Wenn Sie sich tüchtig an die Arbeit machen, bei jedem Vorfall die gesetzlichen Verordnungen ins Auge fassen und vergleichen, so können Sie nach einigen Jahren ein Staatsamt versehen; ohne das erhalten Sie keinen Rang. Inzwischen wünsche ich Ihnen Glück zu einer Kanzlistenstelle. Gehen Sie morgen zu Satanenko, ich werde ihm die nöthigen Befehle geben. Leben Sie wohl, wir werden uns öfters wiedersehen."

Stambulow machte mir ein Zeichen mit der Hand, und ich entfernte mich mit einer Verbeugung.

(Fortsetzung folgt.)

P a r o s.

(Schluß.)

Von den Lacusbrüchen weiter gegen Ost hinauf ins Gebirg gelangt man nach einer guten halben Stunde zu einem Kloster Aiminnas; es ist verkauft und gehört mit den dazu gehörigen Ländereien, worin auch der Statüen-Marmor bricht, einem jungen Manne, der mit seiner schönen Frau im Kloster wohnt. Daß dieser Marmorbruch auf Privatgrund und Boden liegt, thut nichts, es ist durch ein Berggesetz, was ich den hiesigen Landesverhältnissen angepaßt in Antrag gebracht habe, ohne den Privatbesitz zu beeinträchtigen, dem schon abgeholfen. Etwa 10 Minuten gegen Ost unterhalb dieses Klosters wurde der berühmte Statüen-Marmor gewonnen. Vorn ist eine ziemlich große Höhle, welche sich etwa 80 Lr weit gegen Süden zieht, da der Marmor bis so weit, gegen 3 Lr breit, sehr regelmäßig ausgeschrämt ist, er sieht schön weiß und feinkörnig an, ist aber sehr unganz und mit Sprüngen, die mit gelbem Eisenoxyd überzogen sind, häufig durchsetzt. Gegen 20 Lr weit vorher ist trockener Bergversatz, und hier senkt sich ein 3 Lachter breiter Bau ganz flach hinab, und wird so eng, daß man auf dem Bauche kriechen muß, da Alles voll Geschütt vom Abfall und vom Ausschram liegt, was die Alten auf der Arbeit liegen ließen, und die herabströmenden Regenwasser hineinspülten. Die Alten hatten der besten Bank edelste Stelle gefunden, doch bin ich nicht überzeugt, daß diese Bank nicht weiter in ihrem Streichen auch eben so edel sey. Die Alten hieben vielleicht ihn lieber so aus, da die deckende Bank sehr ganz ist und bei so geringer Breite sich leicht ohne Unterstützung hält, dieß wird sich am besten zeigen, wenn Alles ausgeräumt seyn wird. Auch geht der edle Marmor nicht in gleicher Richtung fort, denn anfangs geht der Bau östlich h: 8.4 flach in der Lage fort, wendet sich aber allmählich nördlich, so daß nach einigen und 20 Lr es schon h: 1,5 geht, bei einigen und 30 Lr ist ein starker Pfeiler stehen ge=

lassen, denn man hat sich hier einige Lr weit südlich gewendet; hier kann man wieder aufrecht stehen; im südlichen Stoß stehe schöner ganzer Marmor an, es liegt da Alles voll des feinsten Marmorstaubes von der letzten Arbeit, den die Leute für Salz halten, wenn er auch nicht salzt. Es sind hier zwei kleine Plätze ausgeschrämt zu sehen, auf welchen die Alten während der Arbeit ihre Lampen stehen hatten (wie sich dieß hier in allen alten Gruben findet), es hieß daher dieser Marmor auch Lychnites, weil er bei Lampenschein gearbeitet wurde und Lychnos eine Lampe heißt. Von diesem Pfeiler an nimmt der Marmor etwas mehr Fall an, und ist mit 20° Fall noch etwa 15 Lr weit h 1,8 bis 2,2 abwärts ausgehauen. Da steht er im Ganzen an, Alles liegt voll Bruchstücke und hereingeschlämmter Erde, es ist aber trocken, läßt also die jeden Winter herabströmenden Tagewasser durch. In der obern Bank gehen zwei schmale bläulich graue Streifen stark hinab (wie dieß in dem Marmor von Tinos, Siphno ꝛc. häufig, hier selten ist); unter dieser liegt die schöne edle Bank, die, so weit vor Schutt zu ermitteln war, nur 18 Zoll mächtig zu seyn scheint, sie ist aber auch oft ungänz und mit gelben Sprüngen durchsetzt. Der Marmor wird je tiefer desto schöner, er wird feiner im Korn und wird durchschimmernder. Die Schönheit dieses feinkörnigen, blendend weißen Marmors, der an der Luft den bei Statüen beliebten gelben Stich annimmt, dabei das zart durchschimmernde, brauche ich wohl nicht zu beschreiben, sie ist längst bekannt; dieß gibt die zarten Formen und Leben dem kalten Stein. So sehr Auge und selbst Gefühl sich an diesem edlen Marmor ergötzen können, so unangenehm ist jedoch der starke bituminöse Geruch beim Zerschlagen desselben; möchte er doch zehntausendfach stärker seyn, so wäre manches edle Stück jetzt nicht in Trümmern. Soll dieser Marmor gewonnen werden, so muß, nachdem der Bau markscheiderisch aufgenommen und außen ausgesteckt worden ist, der Bau am Bergabhange im Hangenden eröffnet werden, wobei man nicht mit dem Tiefsten des alten Baues durchschlägig werden darf, und sich so die in den alten Aushieb im Winter stürzenden Tagewasser zuzieht, wenigstens nicht stromweise, denn ganz wird es wohl nicht vermieden werden können, da wie gesagt, das Tiefste des alten Baues trocken steht, also die Wasser ihren Abzug zwischen den Bänken des Marmors finden, was, glaube ich, auch in dem neu eröffneten Bau der Fall seyn wird, da ich tiefere Punkte kenne, die auch trocken stehen und nördlich starke Quellen aus den sich nach Norden ziehenden Schichten hervorkommen. Bei Eröffnung dieses Baues sind auch die unter dieser schönen Bank liegenden Bänke zu untersuchen, und die edle Bank in ihrem Streichen. Wenn auch ein schöner reiner Block zu einer Statüe bedeutenden Werth haben, und es an Absatz nicht fehlen wird, wenn die Künstler und Kunstliebhaber Kunde haben werden, daß dieser edelste Marmor wieder zu mäßigen Preisen zu bekommen sey, und das kleine zur Eröffnung nöthige Kapital sich gut verinteressiren wird, so wird doch ohne besondere Umstände die Grube nicht große Summen ausgeben können, da der Bedarf an Statüenblöcken ohne besondere Umstände nicht ins Große fallen wird, und da die edle Bank, die bis jetzt nur allein bekannt ist, kein großer Steinbruch werden kann. Die Grube muß nach dem Bedarf als eine Nebengrube der Marmorbrüche zu Lacus betrieben werden; doch habe ich es als eine Ehrensache des Staates vorgestellt, daß dieser edle Marmorbruch nicht in fremde Hände kommen darf, wo dann durch möglichst hoch geschraubte Preise die Kunst in Fesseln gelegt würde, und der Staat nicht über eins der edelsten und berühmtesten Mineralprodukte des eigenen Landes disponiren könnte. — Von dieser Grube abwärts nordöstlich sind am Abhange noch einige kleine unbedeutende Brüche, versuchsweise. Ueber der nahen Wasserriese ist eine große Höhle, an deren nördlicher Wand eine antike Gruppe etwas roh und vom spätern Alterthum ausgehauen ist, eine Festiaität oder Bewillkommnung des Pan. Die Höhle ist von den Hirten wie gewöhnlich benutzt, um die Ziegen in der glühenden Mittagshitze und des Nachts hineinzutreiben, die untere Seite ist daher mit Steinen aufgesetzt und Erde angeworfen, weil es tiefer hinabgeht. Ein Candiote, der im Kloster dient und mich hieher begleitete, sagte, daß die Höhle noch weit hinab ginge, unten stehe eine Marmor-Frau, die seit Jahrtausenden Leinwand webt, zur Seite seyen Kammern ausgehauen, mit Marmorkästen voll Silbermünzen, aber niemand könne hinab, weil die Luft dort jeden tödte. Ich ließ sogleich aufmachen, es kam ein scharfer Luftzug, der unsere Lichter schnell verlöschte und der Führer, der von fern zusah, sagte, es ginge ein Gang bis an den Hafen Agusa, der jedoch von hier gegen 1½ Stunden entfernt ist. An ein Paar zusammengeknüpften Shawls ließ ich mich hinab, es ist ein großer Raum, der sich gegen Nordosten hinzieht. Alles liegt voll großer Bruchstücke, auch hier wurde viel Marmor ausgehauen. Weiter hinab stehen drei starke Pfeiler zur Unterstützung des Daches, an den Seitenwänden ist der Marmor schön ausgeschrämt, auch dieser Marmor lieferte manchen trefflichen Block und muß weiter untersucht werden. Mangel an Kerzen und der anbrechende Abend nöthigten zur Rückkehr an Bord, ich wollte den andern Tag wieder her, um bis ans Ende vorzudringen und besonders zu sehen, wo der starke Luftzug herkomme (ich werde es jetzt weiter untersuchen lassen), aber drei Tage hielt mich herabströmender Regen in der Kajüte, und dann nöthigte günstiger Wind zur Abfahrt, um wie der Argonautenzug in der Cycladen Kreis von Insel zu Insel zu segeln, daß sie, sonst die Perlen genannt, wieder glänzen mögen in des Königs Diadem.

Athen im Mai 1836.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenzehnter Brief.

Auf unserem Rückwege nach Bona hielten wir einige Meilen von der Stadt an, um eine Landwirthschaft zu besehen, welche Marschall d'Uzer angelegt hat, und auf der ein sehr hübsches Haus gebaut wird. Der Boden des flachen Theiles seiner Ländereien besteht aus schwarzem Lehm und scheint fruchtbar zu seyn. Der General hat einen kleinen Obstgarten von etwa tausend jungen Bäumen anlegen lassen, deren zartes Grün einen lieblichen Anblick gewährt. Weinstöcke, Oel- und

Feigenbäume haben hier bereits die Weiden und Nesseln verdrängt, und unter den Fruchtbäumen und Blumen, welche hier bald lieblich emporblühen werden, wird man statt des Geheuls des Schakals bald den Gesang der Nachtigall hören.

Auf einem Hügel oberhalb seiner Ländereien hat der Marschall einen Marmorbruch eröffnen lassen. Die Ader liefert bis jetzt leider nur blauen Marmor, da man aber weder weit noch tief eingedrungen ist, so läßt sich erwarten, daß man noch auf reines, weißes Gestein stoßen werde. Ich kam nach Bona zurück, in jeder Hinsicht sehr zufrieden mit meinem Ausfluge, mit einziger Ausnahme eines Schmerzes am Knöchel, den mir ein Stiefel zugezogen hatte, der mich drückte. In Betrachtungen verloren, hatte ich unterlassen mir durch Aufschneiden des pressenden Leders Erleichterung zu verschaffen, und so fand ich mich bei meiner Ankunft im Gasthause fast ganz lahm. Nachdem ich mich bei dem Kommandanten wegen meines Ausbleibens von der Tafel hatte entschuldigen lassen, legte ich mich auf mein Bette, sehr vergnügt, mich mit den wenigen auf Bona bezüglichen Schriften unterhalten zu können, die ich bei mir hatte.

Die Lage dieses Ortes ist von einem französischen Ingenieuroffizier genau bestimmt worden; es liegt unter 36° 55′ 36″ nördlicher Breite und 5° 24′ 38″ O. L. von Paris, so daß mithin seine Entfernung von Algier in gerader Linie etwas mehr als 95 Stunden beträgt.

Bona liegt an einer geräumigen Bucht, welche gegen Westen von dem Kap Garde und gegen Osten von dem Kap Rosa begränzt wird. Der Fluß Seibouze, gegen Ende seines Laufes mit dem Budschimah — dem alten Armua — vereinigt, fällt in dieser Bucht in das Meer; eben so der Mafrag, ein kleinerer Fluß als der Seibouze, der sich zwischen Bona und Kap Rosa ins Meer ergießt.

General Bourmont hatte sich kaum in Algier festgesetzt, als er auch schon daran dachte von Bona Besitz zu nehmen. Die Franzosen haben lange Zeit eine afrikanische Kompagnie unterhalten, die hier ihre Korallenfischerei betrieb, und betrachteten sich daher als die natürlichen Erben dieses Theils der Küste; deßhalb wurde eine Expedition ausgerüstet und General Damremont zu deren Befehlshaber bestimmt. Die Truppen zu dieser Unternehmung bestanden aus zwei Linienregimentern, nebst verhältnißmäßiger Artillerie, die in zehn Fahrzeugen von verschiedener Größe eingeschifft wurden, worunter zwei Fregatten, die Bellone und die Herzogin von Berry, welche den übrigen voraussegelten, um den Ort zu rekognosziren, und nicht nur den Hafen, sondern auch die Stimmung der Eingebornen zu sondiren. Am 1sten August 1830 ging das ganze Geschwader in der Bai von Bona vor Anker, und der Admiral erfuhr von dem Kapitän der vorausgeeilten Bellone, daß die Einwohner, von den Feindseligkeiten großer Araber- und Kabylenhorden, welche die Stadt belagerten, bedrängt, sich glücklich schätzen würden, die Franzosen als ihre Beschützer zu begrüßen. Auf erfolgte Einladung des Generals Damremont begaben sich der Kadi und die vornehmsten Einwohner an Bord des Schiffes des Kommandanten; Versprechungen ewiger Anhänglichkeit wurden gewechselt und ausgemacht, daß die Franzosen landen und die Stadt nebst der Citadelle besetzen sollten.

Bona liegt am Fuße eines Berges, dessen Abhänge in steile Felsen längs dem Ufer hin auslaufen. Die Stadt ist von 60 Fuß hohen, ziemlich dicken Mauern umschlossen, die jedoch nicht durch aufgeworfene Erde verstärkt sind, und die Gestalt eines gegen das Thal des Seibouze leicht geneigten Rechtwinkels bilden. Diese Mauern bieten noch immer guten Schutz gegen die Araber, und halten etwa 5140 Schritte im Umfange. Die Stadt hat vier Thore; das gegen Osten führt nach dem Hafen, ein anderes, das arabische genannt, nach Constantine und zwei nach der Citadelle. Die Kasbah oder Citadelle, mit einer Mauer von 700 Schritten im Umfange, liegt auf der Spitze eines Hügels, südlich von der Stadt, und ihre Mauern sind so sehr durch aufgeworfene Erde verstärkt, daß es schwer halten würde eine Bresche in dieselben zu schießen. Die Citadelle bestreicht den Ankerplatz, die Mündung des Thales und die ganze Stadt; im Innern ist sie geräumig und enthält eine Anzahl Cisternen.

Hier haranguirte General Damremont seine Soldaten über die Tapferkeit, mit der sie die Araber und Kabylen zurückgeschlagen hatten, welche die Stadt achtzehn Tage lang hitzig belagerten. Am 18ten August aber kam ein Geschwader von vier Schiffen von Algier an, welches die Nachricht von der Julirevolution und den Befehl für den General brachte, mit seiner ganzen Truppenabtheilung nach Algier zurückzukehren. Man vermuthete, General Bourmont habe die Absicht gehabt, sich mit der ganzen afrikanischen Armee, wenn er sie bereden könnte, ihm zu folgen, in das südliche Frankreich zu werfen und dort die Bourbonische Fahne aufzupflanzen. Dem möge indeß seyn, wie ihm wolle, so hielt er es wenigstens für geeignet, die Besatzung von Bona zurückzurufen, und nun erfuhren die Eingebornen mit Schmerzen, daß sie künftig, hinsichtlich der Vertheidigung, auf ihre eigene Tapferkeit angewiesen seyen. Hundert und zwanzig der reichsten Familien schifften sich mit den Franzosen nach Algier ein und überließen ihre Landsleute ihrem Schicksal. Die Zurückbleibenden schienen nur wenig Aussicht zu haben, ihren Feinden Widerstand leisten zu können, doch verzweifelten sie nicht, und thaten, was sie vermochten. Fünfzig Mann wurden in die Citadelle gelegt und die übrige streitbare Mannschaft hielt Wache auf den Mauern der Stadt. Das Zurückbleiben von achtzig türkischen Soldaten (der Ueberrest der alten Garnison) war ohne Zweifel ein günstiger Umstand für die Stadt, und es ist auch möglich, daß die Nachricht von der Besitznahme von Bona durch die Franzosen unter den eingebornen Stämmen eine Erbitterung erregt hatte, die sich nach dem Abzug der Fremdlinge wieder verlor. Dennoch griffen einzelne Horden die Stadt aufs Neue an, und die Lage der Einwohner wurde sehr bedenklich, als der Bey von Constantine fortfuhr sie zur Uebergabe aufzufordern. Die Zahl der streitbaren Männer in Bona belief sich damals ohne die Türken auf kaum 300 Mann, denn die Franzosen schlugen bei ihrer Besitznahme die gesammte Einwohnerzahl auf höchstens 2000 Seelen an. Eines war gewiß, das nämlich, daß wenn die eingebornen Stämme in die Stadt gekommen wären und dort einen Christen, namentlich einen französischen Soldaten, gefunden hätten, dieser ganz sicher das erste Opfer gewesen wäre, das sie dem Propheten geschlachtet haben würden. Nachdem die Einschiffung der Franzosen vollbracht und die Segel aufgehißt waren, wurde ein Signal vom Lande aus gegeben, daß man ein Boot abschicken möchte. Es geschah, und nun fand sich, daß man in der Eil einen Kanonier am Lande zurückgelassen hatte, den die Bewohner der Stadt nicht der Gefahr aussetzen wollten, umgebracht zu werden. Diese That verrieth eben so viel Muth als Menschlichkeit, denn die Einwohner brachten den Kanonier unter dem Feuer der belagernden Araber an das Ufer.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1836.

Ueber die Anschwellung des Nils.

(Nach Rüppel.)

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, welche uns das Studium der afrikanischen Länderkunde lehrt, ist das dem Nilstrome eigenthümliche langsame und progreßive Steigen seiner Wassermasse während mehrerer Monate, das eine geraume Zeit lang anhaltende Erhalten derselben auf einer gleichförmigen Höhe, und der damit statt habende Schlammniederschlag, so heilbringend zur Befruchtung des überschwemmten Landes; sämmtlich Begebenheiten, die sich alljährlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wiederholen. Aber woher entstehet dieser Schlamm, der unerschöpflich mit jeder neuen Ueberschwemmung die Nilufer gemeinschaftlich mit dem Flußbette erhöhet, und durch welchen nach und nach die mitunter sehr beträchtlichen Distrikte fruchtbaren Erdreichs längs des ganzen Flußufers, ja selbst die weite Fläche des ägyptischen Delta gebildet wurden? Woher kömmt die große Regelmäßigkeit in dem progressiven Steigen der Wassermasse zur Ueberschwemmungszeit, welche den andern afrikanischen Strömen zu mangeln scheint?

Der ägyptische Nil entstehet bekannter Maßen aus der Vereinigung von drei Hauptströmen. Die zwei beträchtlichsten fließen bei Kardum unterm 15½ G. N. B. zusammen, und von ihnen kommt der westliche, Bahher el Abiad oder der weiße Fluß genannt, von Süd und Südwestwest her aus zur Stunde den Europäern noch unbekannten Ländern und Quellen; er wird bei Ptolomäus schlechtweg Nil benannt, ein Wort womit jetzt, und vermuthlich auch in älterer Zeit, die Uferbewohner den Ueberschwemmungszustand des ganzen Stromes bezeichnen. Der östliche Hauptstrom, Bahher el Asrak, der blaue Fluß, entspringt in der Provinz Agow, an der Westgränze von Abyssinien, aus welchem Lande er in spiralähnlicher Krümmung abfließt, um dann in nordwestlicher Richtung seinem Rivalen zuzueilen. Der dritte Hauptkontribuent des Nils ist der Atbara-Strom, der Astaboras der Alten; er kommt theilweise von den abyssinischen Schneegebirgen der Provinz Simen, wo noch eine seiner Verzweigungen Ataba heißt, während eine andere, etwas beträchtlichere, den Namen Tacazé führt, welcher als der vorherrschende in Abyssinien für diesen Strom gebraucht wird.

Vor der Exkursion, welche meine Jäger im Jahre 1824 in einem Boote, während einer Strecke von 60 Wegstunden, den Bahher Abiad oder weißen Strom aufwärts machten, besaß man in Europa gar keine auf direkte Beobachtung gegründete Kunde über diesen Strom, den Cailliaud nur bei seiner Vereinigung mit dem Bahher Asrak oder blauen Strom gesehen hatte, obgleich er als Haupttitel auf seine Reise in Afrika „Voyage au Fleuve blanc" setzte. Meine Jäger machten mir damals die wichtige Mittheilung, daß die in seinem Flußbette enthaltene Wassermasse mit derjenigen des Bahher Asrak in gar keinem Gleichheitsverhältniß stehe, indem erstere die letztere in dieser Beziehung wohl sechs- und mehrfach übertreffe; *) daß außerhalb der Regenperiode das Wasser des Bahher Abiad in der Provinz Sennaar so zu sagen gar keine Strömung zeige, **) und vielmehr einem großen stagnirenden See gleiche, dessen Niveau theilweise eben wegen seiner Ausdehnung zu Anfang der Regenzeit weit geringer steige, als sein Verbündeter, der Asrak-Strom, bis endlich plötzlich gegen das Ende des Monats Julius seine ganze Wassermasse oft in wenig Stunden sich ungewöhnlich erhebe und auf dem erhöhten Niveau sich mehrere Monate erhalte. Dieses verspätete und plötzliche Anschwellen des Bahher Abiad, das seinen unverkennbaren Einfluß durch ein rasches Steigen des Nilstromes, selbst bis nach Kairo zu äußern pflegt, ist den Bewohnern des Nils sehr wohl bekannt, aber wie es scheint, von den europäischen Reisenden nie beachtet worden.

Die Beobachtung meiner Jäger über die gleichsam stagnirende Wassermasse des Bahher Abiad außerhalb der Regenzeit, wurde sechs Jahre später durch Herrn Linant bestätigt, als er für Rechnung der englischen Regierung eine Entdeckungsfahrt auf diesem Strom versuchte, die ihn aber nicht viel weiter führte, als bis wohin meine Leute vorgedrungen waren.

Das Nil-Niveau bei Sennaar kann nicht wohl mehr als 2200 Fuß betragen; indem nun der Abfall dieses Stromes

*) Schon Bruce in dem Appendix der dritten Ausgabe, Vol. 7, p. 105. sagt: der Bahher Abiad sey mehr als doppelt so breit, als der Bahher Asrak; und ferner p. 106: „The Abbiad is three times as big as the Nile."

**) Eine bereits von Bruce bekannt gemachte Notiz (Vol. 7, p. 106) „The river scarcely can be seen to run."

bei seinem Verlauf nach Aegypten so äußerst gering ist, nämlich im Durchschnitt kaum drei Fuß während einer Wegstunde, weßhalb die angeschwellte Wassermasse in der Regenzeit gewissermaßen einzig und allein durch ihren eigenen mechanischen Druck sich fortbewegt, ist es möglich, daß der ganze Fluß regelmäßig und progressiv steige, und nach Uebertritt über die Ufer sich lange Zeit auf dem erhöheten Niveau erhalten kann. Vielleicht ist dieß plötzliche Anschwellen Folge einer nur zur Regenzeit statt habenden Verbindung des Bahher Abiad mit einem großen Binnensee.

Was die Entstehung des Nilschlamms betrifft, so besteht die Gebirgsmasse um den Zana-See aus nichts, als erloschenen Vulkanen und zwar vermuthlich alle der ältern geologischen Periode angehörig, welche man mit dem Namen Trachyt-Lava zu bezeichnen pflegt; nur wenige derselben bilden homogene basaltische Massen; meist sind es nicht sehr consistente Laven, deren einzelne Blasenräume vorzugsweise mit Chabasit-Krystallen bekleidet sind, auch in einzelnen Distrikten mit Mesotyp- und Stilbit-Massen ausgefüllt. Die meisten dieser Lavaablagerungen sind ganz besonders zum Verwittern geneigt, und viele derselben schließen in ihrer Masse sehr große vulkanische Gerölle ein, von größerer Härte und theilweise andern Bestandtheilen, welche Gerölle sich durch Verwitterung der Hauptlavastrommasse vollkommen ausscheiden. Die durch die Atmosphäre nach und nach zersetzten Laven werden leicht von dem heftigen Sommerregen weggespült, welches denn immer neue Lagen dem Zerstörungsprozesse aussetzt, die weggeschwemmten erdigen Theile werden durch die wiederholten Wasserfälle auf das innigste mit der Wassermasse zu einem Schlamm gemischt; ihn führet die Fluth mit sich fort, tausende von Wegstunden, und nur wo in vollkommener Ruhe das dunkelfarbige Wasser, auf einem Blachfeld, oder in einem Kanalbett stehen bleibt, setzen sich die beigemischten Erdtheile durch ihre mechanische Schwere ab; daher, wo diese Ruhe mangelt, entgehet auch die Schlammablagerung, oder ist vielmehr namhaft geringer. Man könnte demnach voraussetzen, daß in die, von dem Strombette am entferntesten liegende Ueberschwemmungsfläche verhältnißmäßig wegen der dortigen größern Ruhe der Wassermasse, die Schlammablagerung stärker seyn müsse, als unmittelbar an der Ufer-Böschung des Hauptstromes, und doch lehrt die Erfahrung, daß letztere immer höher ist, als jene, ja, an manchen Stellen eine Höhe erreicht hat, die nur äußerst selten bei ungewöhnlich starken Ueberschwemmungen überfluthet wird. Dieses scheinbare Paradox ist aber sehr leicht zu erklären durch die von eben jenen ungewöhnlichen Ueberschwemmungen mit fortgespülten Sandbänke, die selbst durch den von der Wüste in das Flußbett eingetriebenen Sand an vielen Stellen hervorgebracht werden, und die durch das Aufwirbeln des anschwellenden Wassers, zwar während einer gewissen Strecke verführt werden können, dann aber durch ihre eigene Schwere sich niederschlagen, und zwar möglichst nahe an dem Bette der Hauptströmung selbst, weil deren Kraft allein die mechanische Schwere des Sandes überwog; daher die starken Ablagerungen von Sand untermischt mit Schlamm oder mit ihm wechselnd an der Böschung des Ufers des Hauptstromes.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Dunjascha ließ mich wissen, daß die Fürstin, um den ewigen Streitigkeiten auszuweichen, gesonnen sey, sich auf eines ihrer Güter mit den Kindern und deren Lehrern zurückzuziehen, daß sie aber vorher mich noch zu sprechen wünsche. Zu der bestimmten Stunde, Abends neun Uhr, holte mich Dunjascha ab, und führte mich durch die unerleuchteten Paradezimmer ins Kabinet der Fürstin. Ich erschrack über die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen: sie war bleich wie nach einer schweren Krankheit, und verrieth Niedergeschlagenheit. Sie stand vom Sopha auf, gab mir die Hand und bemühte sich zu lächeln, aber ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich kann Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre großmüthige Aufopferung nicht ausdrücken. Wenn Sie einst die Wahrheit erfahren, werden Sie die Größe Ihres Dienstes und die Gründe meiner Handlungsweise begreifen. Zur Beruhigung ihres Gewissens wiederhole ich Ihnen, daß jener Mann das angeschuldigte Verbrechen nicht begangen hat. . . . Wenn er einst vor Gott und dem Gesetz schuldig war, so hat er hinreichend gebüßt durch aufrichtige Reue und lange Leiden.“ Thränen hemmten ihre Worte, Dunjascha wischte sich gleichfalls die Augen, und ich war nicht weniger gerührt. Als sie sich wieder gesammelt hatte, wollte sie mir für mich und meine Schwester Bankscheine zum Betrag von 50,000 Rubel einhändigen, ich schlug sie aber aus, und nur als sie die Annahme derselben forderte, als Beweis, daß ich keinen schlimmen Argwohn hege, willigte ich ein. Plötzlich vernahm man im nahen Saale ein Geräusch, der Tritt eines Mannes näherte sich dem Kabinet, und man erkannte die Stimme des Fürsten.

„Um Gottes willen,“ rief die Fürstin, „wir sind verloren!“ Dunjascha faßte mich an der Hand, und zog mich schnell durch eine Seitenthüre aus dem Zimmer. Ich befand mich auf einmal im Schlafgemach der Fürstin. In einer alabasternen Vase brannte eine Lampe. Zitternd blickte ich mich nach allen Seiten um, da saß in der Ecke mein geheimnißvoller Wohlthäter bleich wie der Tod, seine Lippen zitterten, und sein Auge funkelte schrecklich, er gab mir ein Zeichen, ihm näher zu treten, faßte mich an der Hand und drückte sie heftig.

Das Kabinet war vom Schlafgemach durch eine Glasthüre getrennt, welche auf der Seite des letztern durch einen seidenen Vorhang verhüllt war. Jedes Wort, das gesprochen wurde, konnte man hören, und so waren wir Zeuge der Unterredung der beiderseitigen Gatten.

„Man hatte mir gesagt, Sie würden heute ins Theater gehen, gnädige Frau,“ sagte der Fürst, „aber der Schutzengel hat Sie dießmal von der Sünde gerettet, was mich ungemein freut. Zufällig begegnete ich Ihrem Kutscher, und so kam ich herauf, um mit Ihnen zu reden.“

„Ueber mein Seelenheil aber,“ antwortete die Fürstin, „bitte ich sich nicht zu bemühen. Das ist nur meine eigene Sache und die meines Geistlichen. Wollen Sie von Familienangelegenheiten mit mir reden, so bin ich bereit zu hören.“

Diese Antwort schien dem Fürsten nicht zu gefallen, er ging

im Zimmer auf und ab, rieb die Hände, und sagte endlich in zornigem Tone: „Immer und immer dasselbe. Eigensinn und Kaprizen, welche noch den Unwillen des Himmels auf unsere Kinder herabziehen können; . . . ich sehe, es ist wahr, was sie mir sagen: der böse Feind hat Ihr Herz in Besitz genommen.“

„Wenn der böse Feind irgend jemand in diesem Hause beherrscht, so bins gewiß nicht ich. Allerdings haust der böse Feind hier, das ist kein Zweifel, er ist verkörpert in der Person des Heuchlers Tumanin.“

„Ich bitte, gnädige Frau, beleidigen Sie meine Freunde nicht,“ rief der Fürst zornig. „Was spreche ich von Freunden! Tumanin ist mein Wohlthäter, mein Retter, mein Heiland,... er hat meinen geistigen Blick geöffnet, meine Seele von Irrthümern gereinigt, er . . . .“

„Hat Sie mit Ihrer Frau entzweit, gegen Ihre Kinder und Verwandte gleichgültig gemacht, um Geld betrogen, zu seinem Werkzeug, und endlich — lächerlich gemacht.“

„Gnädige Frau! erschöpfen Sie meine Geduld nicht. Sie sollen erfahren, ob ich gegen meine Kinder gleichgültig bin. Zum Beweis meiner Sorgfalt für dieselben,“ fuhr er ironisch fort, „entlasse ich sie nicht mit Ihnen ins Dorf. Ich behalte sie bei mir, und werde für ihre Erziehung sorgen.“

„In einem solchen Falle müssen Sie solche in ein Staats- oder Privaterziehungsinstitut geben. . . .“

„Nein, ich erziehe sie zu Hause, unter meiner eigenen Aufsicht.“

„Hiezu möchten Ihnen wohl die Mittel fehlen.“

„Was wollen Sie damit sagen, gnädige Frau?“

„Daß Ihre Einkünfte dazu nicht hinreichen.“

„Was bedeutet das?“ sagte der Fürst mit geänderter Stimme wie im Schrecken.

„Das bedeutet, daß ich hinsichtlich meines Vermögens in meine Rechte zurücktreten, und meine Einkünfte nicht mit Ihnen theilen will,“ entgegnete die Fürstin kaltblütig.

„Ist das Vermögen nicht mein Familienvermögen, nicht auf meinen Namen?“ entgegnete der Fürst. „Sie haben vergessen, gnädige Frau, daß auf Ihren Namen nur das Dorf Rjädino angekauft wurde.“

„Ich gestehe, es ist mir sehr unangenehm, mit Ihnen zu rechnen, doch ich muß Ihnen die Lage der Sache erklären. Als Sie mich heiratheten, lasteten auf Ihren Gütern so viel Schulden, daß Sie den Werth derselben überstiegen. Mit meinem Eingebrachten wurden die Schulden bezahlt, die Güter blieben Ihnen, aber Ihre Schuldscheine und Wechsel wurden den frühern Schuldnern auf meinen Namen abgekauft, und was Sie früher vielen schuldig waren, sind Sie jetzt mir allein schuldig. Ich gestehe, ich wußte gar nicht, welche Vorsichtsmaßregeln mein Geschäftsträger und mein Bankier ergriffen hatten, und erkundigte mich erst, als Ihr Betragen gegen mich sich änderte, und Sie Miene machten, Ihre Gewalt gegen mich zu mißbrauchen. Wenn Sie mir die Kinder lassen, und sich nicht in ihre Erziehung mischen wollen, so gebe ich Ihnen mit Freude die Hälfte der Einkünfte. Im entgegengesetzten Falle, erzürnen Sie sich nicht, . . . aber das verletzte Muttergefühl kennt keine Gränzen. Alles kann ich Ihnen verzeihen, nur nicht die Trennung von meinen Kindern.“

Diese Festigkeit und Kaltblütigkeit entwaffneten anfangs den Fürsten, brachten ihn aber endlich in Wuth. Er schritt lange im Zimmer auf und ab, murmelte anfangs etwas vor sich hin, und rief endlich: „Undankbare! Das ist der Dank für meine Wohlthat!“

„Wohlthat! Ich begreife Sie nicht! . . .“

„Und wie nennen Sie denn das, daß ich als Fürst mich mit Ihnen, einer unbekannten Waise, verheirathete, die nicht einmal von Adel ist.“

„Nicht von Adel?“ erwiderte die Fürstin.

„Ihr Vater war, wie aus den Papieren hervorgeht, Kaufmann in Kjächta. Später erhielt er ein Amt, da er jedoch nicht bis zum Stabsoffizier diente, so war sein Adel nur persönlich. Sie sind nicht von Adel und ich gab Ihnen den fürstlichen Titel, führte Sie in den glänzenden Kreis meiner Verwandten und in die höchste Gesellschaft.... Wenn das nicht Wohlthat ist, so weiß ich nicht mehr, was das Wort bedeutet! Es gibt Kaufmannstöchter genug, die mit Freuden ein Paar Millionen für das Recht den fürstlichen Titel zu führen gegeben hätten, und dankbar und gehorsam gewesen wären; Sie, Madame, haben alles dieß vergessen, und benehmen sich gegen mich, als wären Sie eine geborene Fürstin.“

Sichtlich machten diese Vorwürfe einen starken Eindruck auf die Fürstin, aber sie verläugnete ihren Charakter nicht; mit veränderter, doch halb ironischer Stimme sagte sie: „Ich bedaure sehr, daß Sie den Preis für den fürstlichen Titel mir nicht nannten, als Sie um meine Hand sich bewarben. Jetzt ist es überflüssig, Ihnen meine Meinung darüber zu sagen. Sehr bin ich Ihnen verpflichtet, daß Sie Ihre Gesinnung mir eröffnet haben, und ich bezahle Offenheit mit Offenheit. So wissen Sie denn, daß ich gar nicht an ihre fürstliche Würde dachte, als ich einwilligte, Sie zu heirathen, Ihrer Schwester zu gefallen, die mich mit lügnerischer Freundschaft lockte. Hätte ich mir damals vorstellen können, daß Sie mich bloß aus Berechnung heiratheten, so wäre ich nicht so leichtsinnig gewesen, meine Hand für einen Titel hinzugeben. Wir haben uns beide geirrt, und ich bin zuerst entschlossen, meinen Irrthum, wenn auch nur zur Hälfte, gut zu machen; von diesem Augenblick an sind wir geschiedene Leute. Hinsichtlich der Kinder und der Einkünfte bleibe ich bei meinem ersten Vorschlag; wollen Sie dazu Ihre Zustimmung geben?“

„Nicht so eilig, gnädige Frau!“ sagte der Fürst höhnisch. „Wir haben noch andere Dinge abzumachen. Auch ich habe Freunde, die sich auf die Gesetze so gut verstehen, wie Ihr Geschäftsführer. Als ihr Gemahl bin ich befugt, über ihr Benehmen Rechenschaft zu fordern, und wenn ich Ihnen beweise, daß Sie Abends insgeheim in die finstersten Gassen von Petersburg in das Haus des Lehrers unserer Kinder schlichen; wenn ich Ihnen beweise, daß Sie insgeheim mir unbekannte Männer bei sich aufnahmen, . . . dann wird das den Kindern gehörige Vermögen Ihnen genommen, mir zur vormundschaftlichen Verwaltung übergeben, und Sie, gnädige Frau, können Sich im Kloster am

Kaffeetisch niedersetzen.“ Damit begann der Fürst höhnisch zu lachen.

„Sie wagen es, mich eines schimpflichen Benehmens zu verdächtigen, und meine Ehre anzutasten!“ rief die Fürstin mit verzweifelnder Stimme, und begann zu schluchzen.

Während dieses Gesprächs betrachtete ich meinen unbekannten Wohlthäter, und sein Anblick erweckte Schrecken und Mitleiden zugleich; sein Gesicht hatte einen fast tragischen Ausdruck. Je nach dem Inhalt des Gesprächs erhob er bald die Augen zum Himmel, bald blickte er mich schreckhaft an, und faßte krampfhaft meine Hand, bald ließ er den Kopf auf die Brust sinken, und knirschte mit den Zähnen. Endlich als es bis zu Vorwürfen, zu Anzüglichkeiten, und am Ende zu schimpflichen Beschuldigungen von Seite des Fürsten kam, konnte der Unbekannte sich nicht mehr halten, er wollte seufzen, und — fing mit einem Mal an, heftig zu husten.

„Was ist das?“ rief der Fürst und rannte gegen die Thüre. „Wer ist hier? den Schlüssel, oder ich stoße die Thüre ein.“ Der Fürst war im Begriff die Glasthüre zu zerbrechen; ich zitterte am ganzen Körper.

Der Unbekannte faßte sich plötzlich, ergriff meine Hand und zog mich zu dem nahen am Bette stehenden Schrank, öffnete diesen, schob die Hinterwand mit den daran hängenden Kleidern bei Seite, und auf einmal befanden wir uns im Korridor. Der Unbekannte verschloß die geheime Thüre wieder, und lief schnell dem Korridor entlang, ich aber blieb stehen, um zu hören, wie die unglückliche Geschichte sich endigen werde.

Der Fürst, ohne den Schlüssel abzuwarten, stieß die Thüre mit dem Fuße ein, rannte ins Schlafgemach, und rief mit einem Mal: „Bravo! hier ist ein Männerhut zurückgeblieben. Wo ist sein Herr, den müssen wir aufsuchen. He! Dunjascha, gib mir den Schlüssel zum Schrank!“

Ich hatte meinen Hut, der Unbekannte also hatte in der Uebereilung den seinigen vergessen, und dadurch die Fürstin dem schlimmsten Verdacht ausgesetzt. Ich hörte noch, wie sie unter Weinen und Schluchzen ins Schlafzimmer kam, konnte es aber nicht mehr im Korridor aushalten; ein Zittern befiel alle meine Glieder. Mit Kummer im Herzen und Thränen in den Augen eilte ich die Hintertreppe hinab, und athmete erst frei, als ich auf der Straße war; zum Glück war das Hinterthor nicht verschlossen gewesen. Zu Hause legte ich mich zu Bette, und ein heftiger Fieberanfall ergriff mich während der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenzehnter Brief.

(Fortsetzung.)

Länger als ein Jahr nach Abfahrt der Franzosen fuhr die kleine Schaar der tapfern Bewohner der Stadt fort, den eingebornen Stämmen und der Aufforderung des Beys von Constantine Widerstand zu leisten, bis endlich im Julius 1831 der General Berthezène, der damalige Gouverneur von Algier, die bedrängte Lage der Stadt, und daß sie Mangel an Lebensmitteln leide, erfuhr. Er schickte ihr 20 Säcke mit Zwieback und ungefähr eben so viel Reiß zum Geschenk, nebst einer Ladung von Lebensmitteln, die er ihr zu Preisen, welche die Franzosen billig nennen, zum Kauf anbieten ließ. Die Bewohner von Bona nahmen das Geschenk mit Dank an, weigerten sich aber die übrigen Lebensmittel zu kaufen, da sie dieselben Artikel zu wohlfeilern Preisen von Alexandrien und Tunis haben konnten; denn zum Glück hatten die Araber keine Schiffe, und die Stadt war mithin bloß einer Belagerung von der Landseite ausgesetzt. Wo aber, wird man fragen, bekamen die armen Leute Geld her, um von Tunis und Alexandrien Lebensmittel zu beziehen, nachdem ihre reichen Landsleute sie verlassen hatten? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Zuvörderst kann ein Araber oder Maure für noch so arm gelten und noch so schlecht leben, ohne daß man deßhalb sicher seyn könnte, daß er auch wirklich arm ist, und nicht etwa einen Vorrath an Geld in der Erde verborgen hat; dieß war wahrscheinlich der Fall mit den meisten der Bewohner von Bona, die man für arm hielt. Dann wird auch immer noch Tuch und einige andere Gegenstände in Bona fabrizirt, und die vorübergehenden Belagerungen unterbrachen den Handel mit diesen Gegenständen nach dem Innern, von wo, wie ich glaube, sogar Gold aus dem goldhaltigen Sande des Flusses Dschummel in der Provinz Constantine zurückkam, wohl nie ganz.

Bona fuhr fort heldenmüthig auszuharren, und der einzige Beweis von Mißtrauen, den die Einwohner in ihre Kräfte setzten, war die Bitte um eine kleine Abtheilung Hülfstruppen nebst Waffen und Munition, die sie an den Gouverneur von Algier gelangen ließen. Die Deputation, welche dieses Gesuch überbrachte, bestand jedoch darauf, daß keine Franzosen, sondern nur Muhammedaner in französischen Diensten gesendet würden. Demzufolge wurden 120 Zuaven ausgewählt, die Bedingung aber: „keine Franzosen,“ nur hinsichtlich der Gemeinen erfüllt, denn die Offiziers und Unteroffiziers waren sämmtlich Franzosen. Jeder Mann erhielt 150 europäische Patronen, und 10,000 algier'sche wurden für das ganze Korps mitgegeben; hiezu kamen noch 60 Granaten, 50 Handgranaten, 100 Musketen und 60 vollständige Uniformen. Ein ausgezeichneter Offizier, Kapitän Bigot, erhielt das Kommando über diese kleine Truppe, während dem Obristlieutenant Huder, unter dem Titel eines französischen Konsuls zu Bona, die höhere Autorität übertragen wurde. Die Expedition langte am 14ten September 1831 an; das Nähere ist nicht wichtig genug, um hier berichtet zu werden, betrachte ich es jedoch genauer, so erscheint es mir als einer der tausend Beweise von Thorheit, und was noch schlimmer ist, von jener durch Trug noch thörichter erscheinenden Thorheit, von der das Benehmen der Franzosen in Algier so viele Beispiele bietet. Die Franzosen gaben vor die Bewohner von Bona als Verbündete zu behandeln, doch wurden die letztern bald inne, daß Huber als Kommandant und nicht als Konsul gekommen sey. Diesen kann hiebei kein Tadel treffen, da er wahrscheinlich nur seinen Instruktionen gehorchte; allein die Absicht der Franzosen, nicht zu helfen, sondern zu herrschen, wurde bald so einleuchtend, daß die Türken, denen sich nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch die Araber außerhalb anschlossen, gegen die Franzosen zu kabaliren begannen und sich ihrer zu entledigen beschlossen. Das Ende der Sache war, daß ungeachtet eine Abtheilung Franzosen geschickt wurde, um den verlornen Konsul zu erlösen, dieser doch durch den Kopf geschossen ward, als er den Versuch machte zu einem französischen Schiff im Hafen hinüberzuschwimmen, daß Kapitän Bigot in den Straßen der Stadt umkam und die Franzosen aus der Stadt gejagt wurden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1836.

Das literarische Eigenthum in England und Nordamerika.

Die Frage übee das liteearische Eigenthum ist eine von denen, welche seit Erfindung der Buchdruckerkunst die Gesetzgeber am wenigsten beschäftigt haben. Ist es gerecht, daß ein Schriftsteller und seine Nachkommenschaft füe immer das ausschließliche Recht behalten, ausgezeichnete Werke herauszugeben, oder fällt dieses Recht nach einem gewissen Zeitraum dem Publikum anheim? Welches ist in diesem letzten Falle der Zeitpunkt, wo das Recht des Schriftstellers zur freien Verfügung über seine Werke aufhört?

Unter der Dynastie dee Tudor wae die Druckkunst königliches Monopol, unter dem Vorwand, daß der König im J. 1468 diese Kunst mit großen Kosten aus Haarlem nach England gebeacht habe. Es ist indeß allgemein anerkannt, daß das erste in England gedruckte Werk, eine Abhandlung über das Schachspiel, zu Westminster im J. 1474 von Caxton herausgegeben wurde. Die Frage über das literarische Eigenthum konnte sich natürlicherweise nicht erheben, so lange die Druckerei noch in der Kindheit wae, und erst im J. 1556 hörte man zum ersten Mal von dieser Art von Eigenthum. Die Erwähnung desselben findet sich in dem der Gesellschaft der Papierhändlee, welche das ausschließliche Monopol der Druckeeei erhielten, bewilligten Freibrief. Diese Kompagnie wuede dadurch die einzige Eigenthümerin oder Cessionarin dee Rechte der Schriftsteller, und hielt ein Register, auf welchem der Name des Eigenthümers jedes Werkes, in dem Maße als das Eigenthum auf einen andern überging, verzeichnet war. Dieses von dee Krone der Kompagnie der Papierhändler bewilligte Recht erleichterte der erstern die Mittel, eine unumschränkte Gewalt über die Presse durch das Ausnahmsgericht der Sternkammee auszuüben. Die Dekrete dieser Kammer zeigen übrigens, daß sie fortwäheend die Rechte der Schriftsteller anerkannte, und so willküelich sie sich auch in andern Beziehungen zeigte, so wurde doch die Billigkeit ihrer Rechtsansprüche in diesee Hinsicht nie angegriffen.

Diese Gesetzgebung wurde durch mehrere Erlasse des republikanischen Parlaments bestätigt, welche das Eigenthumsrecht der Schriftsteller auf ihre Werke anerkannten und schützten, und unter der Regierung Karls II erschienen mehrere Akten, welche jedermann verboten, Werke ohne Zustimmung der Eigenthümer zu drucken. Unter derselben Regierung wueden mehrere Prozesse übee literarisches Eigenthum von den Gerichten entschieden, und stets das Eigenthumsrecht des Schriftstellers als aus dem gemeinen Rechte sich ergebend anerkannt. Endlich im J. 1716 wurde bei Gelegenheit des berühmten Peozesses Miller contra Tayloe übee das Thomsonsische Gedicht „die Jahrszeiten" durch ein besondeees Verdikt erklärt, „daß voe der Regierung Ihrer verstorbenen Majestät dee Königin Anna es Herkommens gewesen sey, den Schriftstellern ihe immerwäheendes Recht, ihre Werke zu drucken, abzukaufen, und dieses Recht um Geld wieder zu verkaufen, oder auch als Legat, Mitgift und Witthum wegzugeben."

So war also das Gesetz bis zur Regierung der Königin Anna, als die Buchhändlee sich um den Schutz gegen den Nachdruck ans Parlament wandten. Im J. 1710 wurde eine Bill eingebeacht, und die darauf gebaute Akte sprach sich dahin aus, daß ein Verfasser die Freiheit und das ausschließliche Recht habe, sein Werk während 21 Jaheen und nicht weitee zu drucken, zu verkaufen u. s. w., wenn er abee nach Verlauf dieser Frist noch am Leben sey, so könne er einen zweiten Termin von 21 Jahren eehalten.

Seit diesee Zeit hat die Feage, ob das literarische Eigenthumsrecht aus dem gemeinen Recht herfließe, odee der genannten Parlamentsakte seinen Ursprung verdanke, die englischen Rechtsgelehrten mannichfach beschäftigt. Der berühmte Lord Mansfield erklärte sich mit allem Nachdruck füe die erstere Meinung.

Wir wollen jetzt den Stand der Gesetzgebung in den Vereinigten Staaten damit vergleichen.

Blackstone sagt, und die Commentatoren und Richter in den Vereinigten Staaten geben zu, daß die Amerikaner Alles, was von dem gemeinen Rechte Englands zu ihrer Lage und ihren neuen Verhältnissen paßte, mit hinübernahmen. Bei dee Eeklärung der Rechte im J. 1774 durch den Provinzialkongreß ward erklärt, daß die Kolonien unter dem gemeinen Rechte Englands stünden. Aber das Statut dee Königin Anna war

in den Kolonien niemals angenommen, und vor der Revolution konnte auch das literarische Eigenthumsrecht keine Sache von so großer Bedeutung seyn, um einen besondern gesetzlichen Schutz zu erfordern. Kaum war aber die Revolution vollendet, als diese Frage neuerdings die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber der neuen Republik auf sich zog. Im J. 1783 empfahl der Kongreß auf den Vorschlag Madisons den verschiedenen Staaten der Union, Gesetze zu entwerfen, um den Verfassern und Herausgebern neuer Werke das Eigenthum derselben auf eine bestimmte Zeit zu sichern. Das Eigenthumsrecht der Schriftsteller wurde also wie ein natürliches Recht betrachtet, das jedoch einen besondern gesetzlichen Schutz erfordere. Mehrere Staaten entwarfen Gesetze darüber, die seitdem in die allgemeine Gesetzgebung des Kongresses verschmolzen wurden. Unter diesen besondern Gesetzen sicherte das des Staats Massachusetts den Schriftstellern das ausschließliche Recht der Herausgabe ihrer Werke auf 21 Jahre.

Gegenwärtig beruht die amerikanische Gesetzgebung über das literarische Eigenthum auf drei Kongreßakten, die in den Jahren 1790, 1802 und 1831 erlassen wurden, und deren gemeinsamer Eingang besagt, daß diese Gesetze „zur Ermunterung der Wissenschaft, um das Eigenthum von geographischen und Seekarten, so wie von Büchern, den Verfassern und Eigenthümern besagter Werke für die darin bestimmte Zeitdauer zu sichern."

Durch die Akte von 1790 wurde das ausschließliche Recht, ein Buch herauszugeben und zu verkaufen, dem Verfasser oder dessen Delegaten für die Dauer von 14 Jahren gesichert, von dem Tage an, wo der Titel des Buchs bei dem Gerichte des Distrikts, in dem der Verfasser wohnt, niedergelegt wurde, und wenn nach Ablauf dieser Zeit der Verfasser noch am Leben ist, so dauert das ausschließliche Recht noch weitere 14 Jahre fort. Um dieses Vorrechts theilhaftig zu werden, muß der Verfasser oder Eigenthümer des Werkes eine gedruckte Abschrift des Titels bei Gericht niederlegen, und binnen zwei Monaten solche vier Wochen nach einander einmal in ein öffentliches Blatt der Union einrücken lassen. Endlich muß binnen sechs Monaten ein Exemplar beim Staatssekretär niedergelegt, und in dessen Bureaus aufbewahrt werden.

Die Akte von 1802 ist nur eine nähere Erklärung der von 1790, in der Akte von 1831 aber ist die Periode von 14 Jahren auf 28 Jahre ausgedehnt, mit einer weitern Verlängerung auf noch 14 Jahre, wenn nach Verfluß der ersten Periode der Verfasser noch am Leben ist.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Die moralische Erschütterung und die physische Anstrengung meiner Kräfte zogen mir eine heftige und gefährliche Krankheit zu; am andern Tage war ich bereits ohne Bewußtseyn. Als ich nach langer Zeit endlich wieder zu mir kam, saß der alte vertraute Diener Swietowidows an meinem Bette und betrachtete mich aufmerksam. Ich begrüßte ihn mit den Augen, denn sprechen konnte ich nicht, auch legte der Diener den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß mir alles Sprechen verboten sey. Nach einigen Minuten hörte ich ein Geräusch im Vorzimmer, der Diener blickte zur Thüre hinaus, und sagte dann zu mir: „Der Doktor!"

Ich kann den Eindruck nicht beschreiben, den der Anblick dieses Mannes auf mich machte; ich betrachtete ihn halb mit Schrecken, halb mit Ehrfurcht und Erstaunen: es war ein hochgewachsener Greis mit einer stolzen Gestalt und aufrechtem Haupte. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich, halb durchsichtig, wie Alabaster, und mit Runzeln bedeckt. Zur Seite seiner langen römischen Nase glänzten schwarze Augen wie Sterne unter den grauen Brauen hervor; über seine Schläfe hingen dichte, schneeweiße Locken herab. Zwei Reihen gesunder weißer Zähne glänzten wie Perlen. Er betrachtete mich zehn Minuten lang schweigend, dann trat er näher, und fühlte mir fünf Minuten lang den Puls. Endlich legte er mir die Hand aufs Herz, und sagte nach einiger Zeit: „Ich wünsche Glück! Ihr Körper hat der Zerstörung widerstanden. Das Leben bleibt in Ihnen, und Sie werden bald gesund werden." Ich wollte ihm danken, aber er verbot mir zu sprechen, machte noch einige medizinische Anordnungen, und entfernte sich wieder. Ich erfuhr später, daß dieser Arzt sich Vitalis nenne, unter dem Namen des wahnsinnigen Doktors bekannt, und auf eine meinen Umgebungen unbekannte Weise bei meinem Krankenlager erschienen sey, weil mehrere andere Aerzte sich nicht an meine Heilung hätten wagen wollen. Ich besuchte ihn, der für seine Mühe keine Belohnung genommen, mehreremal in seinem Hause, das ich mit physikalischen Instrumenten und chemischen Apparaten angefüllt fand. Viele behaupteten, er sey mehrere hundert Jahre alt, verstehe Gold zu machen und Lebenselixir zu bereiten. Seine Sonderbarkeiten machten ihn zum Gegenstand des Spottes, indeß that er viel Gutes, und nahm nur von einigen Reichen Geld, um auch dieß wieder an Arme auszutheilen.

Nur langsam gewann ich indeß meine Kräfte wieder, und es dauerte geraume Zeit, bis ich meine Arbeit in der Kanzlei von neuem antreten konnte, und leider gewährte sie mir wenig Freude. Mühselig und einförmig ist das Leben eines armen Beamten, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllt. Vom Morgen bis in die späte Nacht war ich mit Arbeit überladen, doch das Wohlwollen meines Vorstands Stamdulow, der mich mit seinem Zutrauen beehrte, entschädigte mich. Der Sekretär Satanenko, dessen Gehülfe ich war, benahm sich sehr artig und selbst freundschaftlich gegen mich. Indeß quälte mich die Entfernung von Sophien und die Ungewißheit über das Schicksal der Fürstin, von der ich bloß wußte, daß sie ihr Gut Rjäbino bezogen habe, und fortwährend bewohne. Nichts konnte mich aus meinem Trübsinn reißen, und selbst die Verleihung zweier Rangstufen für Auszeichnung im Dienste machten mir nur wenig Freude. Selbst mein Briefwechsel mit Sophien gewährte mir wenig Trost, und vermehrte im Grunde nur meinen Unmuth. Hiezu kam noch ein Dienstgeschäft, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenkte, mich aus der Schaar der Beamten

heraus hob, mir einige Freunde und viele Feinde, wenig Freude und viel Kummer machte.

Eines Tags ließ mich Stambulow in sein Kabinet rufen, und trug mir die Ausarbeitung eines wichtigen Erbschaftsprozesses auf, bei dem es sich um einige Millionen handelte. Der eine der Prozeßführenden war ein sehr reicher Mann, der andere beinahe zur Dürftigkeit herabgesunken. Satanenko, der die Akten unter sich hatte, begünstigte auffallend den letztern, und Stambulow, der seine Leute kannte, war eben deßhalb mißtrauisch und trug mir die Durchsicht der Akten und die endliche Abfassung des Urtheils auf. Als ich in Auftrag Stambulows die Akten von Satanenko abholte, machte dieser eine so sauersüße Miene, überhäufte mich so sehr mit Schmeicheleien, und suchte so sehr mich zum Mitleiden gegen den armen Kläger zu stimmen, der von dem Reichen übervortheilt werde, daß ich nicht wußte, was ich denken sollte. Je mehr ich indeß mich in die voluminösen Akten des schon seit Jahren andauernden Prozesses einstudirte, desto mehr überzeugte ich mich, daß der reiche Beklagte Recht habe. Als ich Stambulow meine Ansicht mittheilte, sagte dieser lachend: „ich habe die Ursache aufgefunden, weßhalb Satanenko so sehr für den armen Kläger ist: er hat dem Reichen einen günstigen Spruch anbieten lassen gegen angemessene Belohnung, dieser aber, auf sein Recht pochend, hat das Anerbieten zurückgewiesen, der arme Kläger dagegen hat dem Satanenko einen Wechsel von 50,000 Rubel ausgestellt, der nach gewonnenem Prozesse zahlbar ist.“ Nach einem Monat kam der Prozeß zum Vortrag, und wurde nach heftigem Streit zum Vortheil des reichen Beklagten entschieden. Nun brach der Sturm über mich los. Satanenko, dem die 50,000 Rubel entgingen, wurde wüthend, und da er mir nicht offen zu Leib konnte, verleumdete er und seine Freunde mich dermaßen, daß man mit Fingern auf mich wies, und mich fast ins Gesicht beschuldigte, ich hätte das Recht verkauft. Vergebens tröstete mich Stambulow, ich verfiel in einen dumpfen Trübsinn, der vollends bis zum Unerträglichen gesteigert wurde, als Sophie, die mein Unglück erfahren, und mich darum nur desto lieber gewonnen hatte, mir schrieb, sie finde es um ihrer Ruhe willen nöthig, unsern Briefwechsel gänzlich aufzugeben.

Als ich eines Abends spät in der finstersten Stimmung auf meinem Zimmer saß, und mit Gedanken von Selbstmord umging, öffnete sich mit Einemmal meine Thüre, und herein trat eine Frau in Trauer. Nicht wenig verwundert über den Besuch einer unbekannten Dame zu dieser Stunde, starrte ich ihr ins Gesicht, und mir schien es, als hätte ich sie schon einmal gesehen, ich konnte mich jedoch durchaus nicht mehr erinnern, wann und wo. Sie war in mittlern Jahren, und ihr Gesicht trug noch manche Spuren ehemaliger Schönheit. „Sie kennen mich nicht, Weniamin Petrowitsch?“ fragte sie. — „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich kann mich nicht entsinnen.“ — „Ich bin die wirkliche Staatsräthin Tumanina; Sie sahen mich, als ich noch bloß die Haushälterin meines jetzigen Mannes war.“ — „Wie, Sie sind es? Sie reichten mir zuerst Hülfe, Sie erschienen mir zuerst wie ein Engel und versöhnten mich mit der Menschheit. Sie waren meine erste Wohlthäterin!“ — Ich küßte ihr lebhaft die Hand. Der Ausdruck meiner Dankbarkeit rührte sie, sie drückte meine Hand und sagte: „Ich freue mich sehr, daß ich mich nicht in Ihnen täuschte, und der Verleumdung keinen Glauben schenkte. Ich bin gekommen, um Ihre Hülfe anzusprechen, nicht für mich, sondern für Personen, die Ihnen viel werther sind, und die mein Mann zu Grunde richten will. Er lebt noch, der Heuchler, die Trauer, die ich trage, ist um meinen Stiefsohn, den Gemahl Ihrer Verwandtin, Sophia Paulowna.“ — „Er ist todt!“ rief ich mich vergessend und unfähig, meine innere Bewegung zu verbergen. „Ja, mein Herr, Sophia ist jetzt frei, aber ich bin noch in Ketten, ich lebe noch in der dumpfen Atmosphäre, die mir unerträglicher ist, als Gefangenschaft. Das Leben mit einem elenden Heuchler ist eine Hölle. Doch zur Sache: mein Mann sinnt auf das Verderben der Fürstin Olga Alexandrowna; der Bösewicht will ihr ihr Vermögen entreißen, den Fürsten von seiner Frau trennen, und mit seiner Nichte verheirathen. Alles dieß erfuhr ich aus einem Briefe meines Mannes an seinen verstorbenen Sohn, der mir zufälligerweise in die Hände fiel. Er und der Fürst sind gestern nach Moskau gegangen, und wollen von da insgeheim in das Dorf der Fürstin.

„Mein Mann hat diese mit Spionen umgeben, und erfahren, daß ein Mann sich in ihrem Hause befindet, der sich vor jedermann, die Fürstin und eine ihrer Vertrauten ausgenommen, verbirgt. Man glaubt, dieß sey der Liebhaber der Fürstin, will sich seiner bemächtigen, und dadurch die Fürstin zwingen, allen ihren Rechten zu entsagen. Reisen Sie schnell, um ihre Wohlthäterin noch zu warnen und zu schützen. Sie sind jetzt in einer Stellung, wo sie persönlich wirken können. Auch ich habe der Fürstin Verpflichtungen. Sie hat mir viel Gutes gethan, als ich noch ihre . . . . Wäscherin war. Möge Gott Ihnen beistehen, die Unglückliche zu retten.“

Tumanina verabschiedete sich von mir freundlich, wie von einem alten Bekannten, und ließ mich in lebhafter Bewegung zurück. Einige Augenblicke schwankte ich, endlich aber siegte die Pflicht der Dankbarkeit über den Egoismus, und ich schämte mich meiner Kleinmüthigkeit. Am folgenden Morgen suchte ich bei Stambulow um Urlaub nach, der mir auch ohne Umstände gewährt wurde. Er war eben krank, und nahm so herzlich von mir Abschied, wie von einem Sohne. Er bat mich, bald möglichst zurückzukehren, da er dem Rathe der Aerzte zufolge sechs Wochen lang alle Arbeit aussetzen, und sich zur Herstellung seiner Gesundheit aufs Land begeben müsse. Noch an demselben Abend war ich auf dem Wege nach Moskau.

Der Zufall brachte mich mit Einemmal auf die Spur des Fürsten, indem mir sein freier Kammerdiener aufstieß. Tumanin hatte den Fürsten bewogen, denselben zu entlassen, da er auf dem Wege bemerkt hatte, daß der Fürst den Kammerdiener vertraulich behandle und auf seinen Rath höre. Dieser Kammerdiener erzählte mir, Tumanin wolle einige Tage in Moskau bleiben, um den Fürsten mit seiner Nichte bekannt zu machen, die er zu dem Ende aus dem Dorfe herberufen hatte. Ich benutzte die Gelegenheit, um einige Stunden auszuruhen, und wenigstens den Kreml, dieses alte Kapitol der russischen

Zaare zu sehen. Als ich die alten Thürme, die gezahnten Mauern, die hohen Kirchen sah, welche Zeugen gewesen von den wechselnden Geschicken des russischen Volkes, verfiel ich in Träumereien, aus denen mich plötzlich die Nennung meines Namens aufschreckte. Ich glaubte im Augenblicke auf meine Feinde gestoßen zu seyn, allein plötzlich stand Swietowidow vor mir mit offenen Armen.

„Ich weiß Alles," sagte er, „und wünsche Dir Glück zu dem Haß einer dummen Menge. In meinen Augen ist dieß die beste Empfehlung. Wärst Du so, wie Dich deine Feinde schildern, so hättest Du Dir den guten Schein vor der Welt erhalten. Es gibt noch Leute, die Dich verstehen und schätzen. Ich habe Briefe aus Petersburg erhalten. Aber was macht die Fürstin und Sophia Paulowna? Ich bin gestern erst vom Kaukasus angekommen, und habe noch niemand gesehen und gesprochen. Komm zu mir, ich wohne nur drei Schritte von da!"

Ich erzählte von der Fürstin Alles, was mir Tumanina gesagt, und setzte hinzu, daß ich heute noch abreisen wolle, um dem Fürsten und seinem Mentor zuvorzukommen. Während meiner raschen Erzählung wechselte Swietowidow wiederholt die Farbe, und seine Hand zitterte in der meinigen. Als ich geendet, hielt er an, blickte mir scharf ins Gesicht, und sagte: „Dieß Geheimniß ist für mich wichtiger als für den Fürsten, wir gehen mit einander. In fünf Minuten bin ich fertig. Ich will nur Waffen und meine Brieftasche mitnehmen." Er befahl seinem Diener, ihn in Moskau zu erwarten, ging mit mir auf die Post, und nach einer Stunde fuhren wir mit einem schlechten Dreigespann auf der Straße nach Wladimir fort.

(Fortsetzung folgt.)

British Literary Guardian Soci.

Eine diesen Namen tragende Gesellschaft in England hat einen Prospektus bekannt gemacht, worin vorgeschlagen wird, 200.000 Pfd. St. in 10.000 Aktien zu 20 Pfd. jede zusammenzubringen, um Schriftsteller von den Verlegern minder abhängig zu machen, und ihnen einen größern Antheil an dem aus ihren Werken zu machenden Gewinn zu sichern. Die Literary Gazette, welche die Anzeige davon enthält, meint, man möchte wohl schwerlich, auch bei guter Leitung, mit den Mitteln und der Erfahrung der Buchhändlergenossenschaft sich in einen glückversprechenden Kampf einlassen können.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Siebenzehnter Brief.

(Schluß.)

Im März 1832 rüstete die Regierung zu Algier eine neue Expedition gegen Bona aus, deren Duodeznatur ihrer Beurtheilung eben so wenig Ehre machte als die letzte. Zum Glück wählte sie geschickte und muthige Leute zu Anführern, und so wurde Bona wirklich ohne Blutvergießen eingenommen. Diesen glücklichen Erfolg schrieb man hauptsächlich dem Kapitän d'Armandy von der Artillerie, dem Marinelieutenant Freart und einem Abenteurer Namens Jussuf, oder Joseph, zu, damals Kapitän der Jäger von Algier, dessen Geschichte sehr romantisch ist. Europäer von Geburt, lebte er von seinen Knabenjahren an bis zum Mannesalter in Tunis, und begab sich nach der Einnahme von Algier dorthin, wo er Dienste unter den Franzosen nahm und sich bald durch seine Tapferkeit auszeichnete. General Clauzel stellte ihn bei seinem Stab an, und der Herzog von Rovigo theilte ihn später der abenteuerlichen Expedition nach Bona zu, dessen Citadelle von den bereits erwähnten türkischen Soldaten besetzt war, die mit entschlossenem Widerstand drohten. Hier vollbrachte Joseph eine That, die, wenn die Erzähler anders nicht ihren Bericht allzu sehr ausschmückten, vielleicht nur in den Annalen des alten Griechenlands oder der Ritterzeit ihres Gleichen findet. Er klimmte den Wall der Citadelle ganz allein hinan, warf sich mitten unter die achtzig Türken, harangirte sie in ihrer ihm wohlbekannten Muttersprache, und vermochte sie zu den Franzosen überzutreten und ihn (Jussuf) zu ihrem Anführer zu wählen.

Er bekleidete diese Würde jedoch noch nicht lange, als er entdeckte, daß die Türken eine Verschwörung angesponnen hatten, ihn nebst allen Franzosen in der Citadelle zu ermorden. Er begab sich sogleich zu Kapitän d'Armandy, warnte ihn und sagte, daß er kein anderes Mittel kenne die Gefahr abzuwenden, als daß er (Jussuf) mit allen seinen Türken aus der Citadelle marschire. „Aber, entgegnete der Kapitän, die Türken werden Sie ermorden." — „Ich werde umkommen, war die Antwort, ich sehe es voraus, aber wenigstens werden Sie gerettet, und die französischen Farben werden noch ferner über Bona flattern." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er sich auch schon an die Spitze seiner Türken stellte, ausmarschirte und die Thore hinter sich schließen ließ. Als man am Fuß des Berges angekommen war, kommandirte Jussuf Halt, und sagte zu seinen Truppen: „Ich weiß wohl, daß Verräther unter euch sind, die sich verschworen haben mich umzubringen, und daß die heutige Nacht zu Ausführung des niederträchtigen Vorhabens bestimmt war; ich kenne die Schuldigsten unter euch, und nun mögen sie vortreten und es wagen die Hand gegen ihren Befehlshaber zu erheben." Hierauf wendete er sich gegen einen der Türken, sagte: „Du bist einer der Schuldigen!" und schoß ihn auf der Stelle nieder. Dieses entschlossene Benehmen schüchterte die Verschwornen ein, sie fielen auf die Kniee und schwuren ihm aufs neue Treue, die sie seitdem auch nicht mehr verletzt haben.

Joseph ward, wahrscheinlich um das Jahr 1807, auf der Insel Elba geboren. Er erinnert sich im Jahre 1814 von Napoleon bemerkt und von ihm geliebkost worden zu seyn. Er ist ein schöner Mann mit einem sehr verständigen Gesicht, und muß ein höchst interessanter Knabe gewesen seyn. Seine Eltern hat er nicht gekannt; in einem Alter von 7 oder 8 Jahren sollte er nach Florenz auf eine Schule geschickt werden, allein das Schiff, auf dem er die Ueberfahrt machte, fiel einem marokkanischen Korsaren in die Hände, der unsern jungen Helden nach Tunis brachte, wo er Eigenthum des Beys wurde, der ihn zum Moslem machen und in seinem Palast erziehen ließ. Jussuf machte schnelle Fortschritte in der türkischen, spanischen und arabischen Sprache, und ward ein vollkommener Kriegsmann, der den Bey auf mehrern Zügen begleitete, um die Steuern einzutreiben, welche von den geliebten Unterthanen dieses Despoten mit der Schärfe des Schwertes erpreßt werden. Zum Mann herangereift, gewann er das Herz einer der Töchter des Beys, wurde aber unglücklicherweise bei einer seiner Zusammenkünfte mit der Geliebten von einem der Eunuchen des Palastes überrascht, den er niederstieß und sich schnell aus dem Staube machte. Der französische Konsul beförderte seine Flucht nach Algier, wo er gute Aufnahme fand, und den Franzosen, wie wir gesehen haben, nützliche Dienste leistete.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1836.

Einfluss des Sklavenwesens in den V. St. auf die freien Arbeiter.

(Nach Abdy.)

In Virginien, wie überhaupt in allen Sklavenstaaten herrscht ein aristokratischer Druck in einer Weise, wie man ihn wahrhaftig in Amerika nicht zu finden erwarten sollte. Die Sklaveneigenthümer machen die Gesetze; sie sind die Reichen und werden am meisten in die Legislatur gewählt, und wenn dieß natürliche Hülfsmittel nicht ausreicht, muß ein künstliches nachhelfen, wie in Südkarolina, wo gesetzlich niemand in die Legislatur gewählt werden kann, wer nicht 500 Akres Land und zehn Sklaven besitzt. Somit ist auch die Justiz mit ihrem Zwang, ihrer Sophisterei und ihren Chikanen auf Seite derer, welche die Richterbank besetzen, und diese sind wieder hauptsächlich die großen Sklaveneigenthümer. Diese stolzen Herren des Bodens verkaufen kein Stück Land an die minder vermöglichen Klassen, die vielleicht ein wenig Geld zusammengebracht haben: diese letztern verlassen darum das Land, und die erstern erweitern ihre Besitzungen und ihre Sklavenschaaren, bis die Güter endlich nach kurzer Zeit in die Hände reicher Kaufleute fallen, oder unter den Kindern fortwährend getheilt werden, bis nichts mehr übrig bleibt. Der fleißige Arbeiter blickt seufzend nach Norden, wo er seines Gleichen zu höherem Rang emporsteigen, und deren Arbeit durch Wohlstand und errungene Achtung belohnt sieht. Er vergleicht seinen erniedrigten Zustand mit dem Lohne, der dem nördlichen Arbeiter zu Theil wird, und verflucht die Institutionen seines Geburtslands. So vorherrschend ist dieß Gefühl unter den arbeitenden Klassen, welche in dem Sklavensystem und seinen Folgen die Ursache all ihres Unglücks erblicken, daß wenn nicht ein Abfluß nach den westlichen Wildnissen offen stünde, das Uebel sich selbst heilen, und ein Ausbruch erfolgen würde.

Ein Umstand drückt namentlich schwer auf diese Klasse. Da Pächter, Gastwirthe u. dgl. es vortheilhafter finden, Sklaven zu miethen, als zu kaufen, so kaufen Kapitalisten, indem sie ihre Spekulationen dem veränderten Stand der Dinge anpassen, Schaaren von Sklaven auf, um sie zu vermiethen, und da mechanische Fertigkeit sehr hoch bezahlt wird, so lassen sie ihre Sklaven ein Handwerk lernen. Dadurch wird aber eine gleiche Anzahl Weißer außer Arbeit gesetzt, und diese leiden doppelt, eines Theils durch eine Konkurrenz, gegen welche sie nicht aufkommen können, und zweitens durch die Schmach, welche das Vorurtheil an alle durch Sklaven betriebene Beschäftigungen knüpft. Ein Mann, der von Neuengland nach dem Süden gegangen war, gewann täglich fünf Dollars, wurde aber vertrieben durch den Spott und Hohn derjenigen, denen es zuwider war, daß ein Weißer eine Beschäftigung betreiben solle, die sie für erniedrigend hielten. Der hohe Arbeitslohn konnte ihn nicht bewegen zu bleiben. Irgend jemand muß nun doch diese Arbeiten verrichten: wer verrichtet sie nun? und wie wird sie bezahlt? Das ist eine höchst wichtige Frage, deren Beantwortung den jetzigen Zustand und das künftige Geschick der südlichen Staaten in sich schließt. Das System der Ausschließung und Erniedrigung der untern Klassen nimmt nicht nur in Virginien, sondern in allen Staaten, wo der Gewinn der Zwangsarbeit fällt, mit reißender Schnelligkeit zu, und über die Folgen kann man unmöglich die Augen schließen. In Virginien besteht das Gesetz, daß ein freier Schwarzer das Land verlassen muß, aber binnen wenigen Jahren gingen in der Legislatur nicht weniger als fünf Akte durch, durch welche das Bleiben im Lande den freien Schwarzen erleichtert wurde. Dieß ist nicht Menschlichkeit, sondern das gefühlte Bedürfniß ihrer Dienste.

Die Verlegenheit muß in der That groß seyn, wenn man in einem Lande, wie Amerika, an einen der Auswanderung aufgelegten Zwang auch nur denken kann. Der Gouverneur von Südkarolina drückte sich im J. 1829 in seiner Botschaft an die Legislatur folgendermaßen aus: „Das Wachsthum der Bevölkerung war, wegen der zahlreichen Auswanderungen, nur beschränkt. Nichts hemmt mehr die Fortschritte unseres Landes, als diese Wanderungslust unseres Volks. Natürlich wünschen die neuen Staaten ihre Bevölkerung und dadurch ihren politischen Einfluß in der Union zu vermehren. Zu den Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, gehört auch die unentgeldliche Vertheilung öffentlicher Ländereien an Einwanderer. In wie weit es politisch seyn mag, Gegenmaßregeln zu treffen, mö-

gen Sie bestimmen. Das Recht die Auswanderung zu beschränken, ist ein ursprünglicher Grundsatz in einem politischen Körper. Ohne gerade auf einem Verbot der Emigration zu bestehen, werden Sie erwägen, in wie weit es ihre Pflicht ist, das Zurückbleiben auf dem heimischen Boden zum Interesse des Bürgers zu machen." Man ist auf manche Mittel verfallen, die weiße Bevölkerung der Sklavenstaaten zu erhalten oder zu vermehren; Virginien verkaufte, wie man Hrn. Abdy erzählte, seine noch unangebauten Ländereien zu zwei Dollars das Hundert Akres; in Tennessee erhält ein Mann, dessen Frau Drillinge geboren hat, 200 Akres für jedes Kind, aber umsonst; Alles will nichts helfen. Wer bleibt da, wo Arbeit eine Schande ist?

Man kann es als allgemeine Regel annehmen, daß Sklavenarbeit und freie Arbeit nicht neben einander bestehen können. Jede wird streben, die andere zu verdrängen, und der Sieg der einen über die andere wird durch den höheren Gewinn, den die eine dem Kapital bietet, entschieden werden. Man könnte auf den ersten Anblick glauben, das System die Sklaven zu vermiethen, würde der Emancipation eine unübersteigliche Schranke entgegensetzen: es ist indeß gar nicht unwahrscheinlich, daß der Erfolg ein ganz entgegengesetzter seyn könnte. In dem Maße, als der jetzt schon sehr starke Sklavenhandel sich ausdehnt, und die Unsicherheit dieser Art von Eigenthum wächst, wird der Sklaveneigenthümer seinen Gewinn vermindert sehen; er wird lieber das ganze Kapital von dem Sklaven, als ein ungewisses Interesse von deren Entleiher nehmen wollen; er wird in der vermehrten Anstrengung des Sklaven, der sich frei kaufen will,*) einen Ersatz für seine Auslagen finden, das Gesetz wegen der Verbannung kann umgangen werden, und die Freiheit wird am Ende durch eben die Mittel befördert werden, durch welche man sie zu fesseln gedachte. Sind diese Ansichten gegründet, so sind die Folgen einleuchtend: die Weißen werden allmählich das Uebergewicht der Zahl, des Reichthums und Einflusses verlieren, und das ganze Land südlich vom Potomak das gelobte Land derjenigen werden, die jetzt unter mehr als ägyptischer Knechtschaft leben; augenblickliche Emancipation würde dieß nur beschleunigen. Ueberhaupt ist die Sache ganz einfach: der Luxus zerstört die höhern Klassen, und der Fleiß hebt die unteren; so geht es allenthalben, man merkt nur in andern Ländern weniger darauf, weil dort beide von gleichem Stamm und gleicher Farbe sind.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Swietowidow war schwermüthig und schweigsam auf der Reise. Auf der letzten Station sagte er zu mir: „Es mag nun seyn, wie es wolle, ich muß sie mit allen von mir abhängenden Mitteln, mit Waffen und Gesetzen, vertheidigen, überzeuge ich mich aber, daß sie einen andern liebt, dann fahre wohl, Leben, — das ist schlimmer als der Tod, ich kann nicht ohne Schrecken daran denken!"

Wir hielten in dem eine halbe Werst vom Schlosse entfernten Dorfe, schickten ein Billet an Dunjascha, und ich ging ihr dann entgegen. Sie ging nicht, sie flog auf mich zu, und hing, ohne ein Wort zu sprechen, an meinem Halse. Meine unerwartete Ankunft erschreckte sie sehr, und sie ahnte, daß ich ihr etwas für die Fürstin Unangenehmes mitzutheilen hätte. Als ich ihr die Ursache meiner Ankunft erzählte, gerieth sie in Schrecken und fing an zu weinen. Meine Bemühungen, sie zu trösten, waren umsonst, und als ich ihr die Anwesenheit Swietowidows mittheilte, wurde sie nur noch unruhiger.

„Er ist's, dein Wohlthäter ist's, der sich bei uns verbirgt. Kannst Du glauben, daß die Fürstin einen andern verbirgt, aber ihm wäre es unangenehm, wenn er erführe, daß Alexander Sergejewitsch hier ist."

„Wie kann er aber die Fürstin in solche Unannehmlichkeiten versetzen," entgegnete ich unwillig. „Solche Dinge können auch einen andern als den Fürsten um den Verstand bringen. Doch wir sind nicht hier, um Erläuterungen und Vorwürfe anzubringen. — Eile zur Fürstin, bereite sie auf die unangenehme Botschaft vor. Noch ist's Zeit, ihn zu entfernen; wenn er einwilligt, so bringen wir ihn fort."

„Unmöglich!" erwiderte Dunjascha: „er ist krank."

„Krank! Nun ist das Unglück voll! Aber dann muß man ihn wenigstens verbergen, daß niemand ...."

„Er ist wohl verborgen .... Aber ich muß zur Fürstin. Warte Nachrichten von mir ab, ohne Zweifel will sie Dich sehen."

„Nicht auch Swietowidow?"

„Ich zweifle. Sie müßte dazu Deinen Wohlthäter hintergehen, und dieß thut sie nicht." Dunjascha eilte ins Herrschafthaus zurück, und nach einer halben Stunde erschien der Kammerdiener der Fürstin mit ihrem Wagen und einer Einladung an uns beide.

Die Fürstin hatte sich, wie es schien, auf unsern Empfang vorbereitet, und wollte ruhig scheinen, aber durch ihr Lächeln hindurch war ihr Kummer ersichtlich, und unwillkürlich rollten die Thränen über ihre Wangen herab. Ich will keine Worte verlieren, um Ihnen meinen Dank zu bezeugen," sagte sie, und drückte meine Hand. „Sie haben mir Ihre Freundschaft bereits bewiesen, und ich habe nie daran gezweifelt. Zu Swietowidow gewandt setzte sie hinzu: „ich erfülle meine Pflicht, und bin darum ruhig, aber meine Lage ist so, daß ich mich jetzt offen meinem Mann widersetzen muß. ... Ich kann ihn nicht in meinem Hause schalten lassen, und bitte Sie, meine Freunde mich zu schützen." Ich bemerkte eine große Veränderung im Gesicht der Fürstin: noch war sie schön wie früher, aber eine ungewöhnliche Blässe und Niedergeschlagenheit zeugten von langen innern Leiden. Wir blieben etwa eine Stunde in trüber Stimmung beisammen, dann entschuldigte sich die Fürstin mit ihrer Schwäche und entließ uns.

*) Es ist in den meisten, wo nicht in allen Sklavenstaaten verboten, daß ein Sklave seine Arbeit selbst vermiethen darf, allein kein Gesetz ist stark genug, das zu hindern, was dem Interesse der beiden Kontrahenten, des Sklaven und seines Herrn, angemessen ist. Das Verbot selbst ist indeß merkwürdig, indem es zeigt, mit welchen Mitteln man ein System zu halten sucht, das von allen Seiten den Einsturz droht.

„Nein! sie kann nicht schuldig seyn!“ rief Swietowidow, als wir allein waren. „Sie ist nur unglücklich; ich will ihr Geheimniß nicht wissen, und glaube ihrem Blick. In diesem malt sich ihre reine Seele. Wenn sie jemand bei sich verbirgt, so ist es ein Unglücklicher, von der Welt verfolgter und unschuldiger, oder wenigstens reuevoller Mensch. Man müßte ein Bösewicht seyn, um sie einer Unehre zu beschuldigen!“ da ich nicht mehr wußte, als Swietowidow vermuthete, so schwieg ich.

Nach einiger Zeit wurden wir zum Thee gerufen. Die Fürstin bemühte sich die artige Wirthin zu machen, konnte jedoch ihren Kummer nicht bezwingen, der sich auch uns mittheilte und unsere Lage peinlich machte. Als wir eine Tasse Thee getrunken hatten, waren wir schon im Begriff, unter dem Vorwand der Müdigkeit uns zu entfernen, als man plötzlich ein Geräusch von Equipagen vom Hofe her vernahm. An der Treppe hielt eine Kalesche und hinter ihr zwei Wagen. Aus der Kalesche stiegen der Fürst und Tumanin. In den beiden Wagen befanden sich acht Personen, alle mit Säbeln, Pistolen und Flinten bewaffnet. Auf einen Befehl des Fürsten stellten sich drei an der Treppe auf, und die fünf Uebrigen eilten nach der Hinterthüre des Hauses. Anfangs erröthete die Fürstin, dann erbleichte sie und stützte sich auf die Schultern Swietowidows. Jeden Augenblick fürchteten wir, sie werde in Ohnmacht sinken, aber sie raffte sich wieder zusammen, kehrte zum Theetisch zurück, setzte sich auf den Sopha und bat uns, unsere Sitze wieder einzunehmen. So traf uns der Fürst, als er ins Zimmer trat; wir standen auf, die Fürstin rührte sich jedoch nicht vom Platze.

„Ich erwartete nicht, Dich hier zu finden,“ sagte der Fürst zu Swietowidow.

„Ich aber erwartete Dich hier,“ entgegnete Swietowidow mit verstellter Kaltblütigkeit.

„Du spaßest.“

„Ich bin gar nicht gesonnen, mit Dir zu spaßen,“ sagte Swietowidow;“ Herr Tschuchin wird Dir dasselbe sagen, daß wir ausdrücklich hieher gekommen sind, weil wir erfuhren, daß Dich dein böser Geist hieher führen werde.“ Swietowidow wies auf Tumanin, der in diesem Augenblick unter die Thüre trat und die Fürstin mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

„Und Du, warum bist Du hier, mein entlassener Herr Lehrer?“ fragte der Fürst mich in grobem Tone.

In meinem Leben hatte ich nur Einmal mit ihm gesprochen, als ich in seinem Hause als Lehrer angestellt wurde. Diese zweite Unterredung, die in einem solchen Tone anfing, machte mich anfangs betreten, bald aber faßte ich mich, und im Gefühl meines erworbenen Ranges, und wohl erkennend, daß von meinem ersten Auftreten vielleicht der Ausgang der ganzen Sache abhange, entgegnete ich stolz: „Ich bin nicht zu Ihnen gekommen, Fürst, und habe nicht nöthig, Ihnen von meinem Benehmen Rechenschaft zu geben, weil ich nicht mehr der Lehrer Ihrer Kinder, sondern der Sekretär des Geheimen Raths Stambulow bin.“

„Dann würden Sie besser thun, in Ihrer Kanzlei zu sitzen, und sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen . . . Gnädige Frau,“ fuhr er zur Fürstin gewandt fort, „da ich die gesetzlichen Rechte über meine Gattin noch nicht verloren habe, so bitte ich Sie ergebenst, mir zu einer Unterredung in ein anderes Zimmer zu folgen. Fremde Personen dürfen nicht Zeuge häuslicher Angelegenheiten seyn.“

„Entschuldigen Sie, Fürst,“ antwortete die Fürstin kaltblütig: „Sie haben alle Rechte über mich verloren, da Sie mir meine Kinder nahmen, und einen schimpflichen Verdacht auf mich warfen. Hätten Sie ein Herz, so wüßten Sie, was es heißt, einer Mutter ihre Kinder zu entreißen! . . . Und Sie wagen noch, von Ihren Rechten zu sprechen! Ich, mein Herr, bin hier zu Hause, und wenn Sie nicht als Gast bei mir seyn wollen, so bitte ich Sie, mich in Ruhe zu lassen. Wir haben nichts mehr mit einander gemein, als meine Kinder, und diese haben Sie mir entrissen.“ Hier stieg der Fürstin die Röthe ins Gesicht, denn bei dem Gedanken an ihre Kinder konnte sie ihre sonstige Ruhe nicht behaupten.

„Entschuldigen Sie, Fürstin,“ erwiderte er höhnisch, „aber wir haben noch etwas mit einander gemein, nämlich meine Ehre und meine Familie. So lange Sie sich die Fürstin Olgerdowa nennen, können Sie nicht thun, was Ihnen beliebt, sondern Sie müssen sich auf eine Art benehmen, daß ich in der Welt keine Vorwürfe über meine Schwäche hören muß.“

„Sie wagen es, so von mir zu sprechen!“ sagte die Fürstin aufstehend, und mit Thränen in den Augen. Ihre Brust hob sich heftig. Swietowidow trat zum Fürsten, faßte ihn kräftig bei der Hand, und sagte halblaut: „Höre, Fürst, trotz diesem Heuchler da und deinem Haufen von Bengeln, spalte ich Dir den Kopf, wenn Du fortfährst, diesen Engel zu beleidigen.“

„Mit welchem Recht, mein Herr, mischen Sie sich ein! rief der Fürst drei Schritte von Swietowidow zurückspringend. „Wir wollen nachher mit einander unsere Sache abmachen, jetzt aber bitte ich, sich nicht in meine Sachen zu mengen.“

„Ich menge mich in die Sache der Fürstin, nicht in die Ihrigen,“ sagte Swietowidow kaltblütig, „es ist die Pflicht eines rechtlichen Mannes, sich einer bedrängten Frau anzunehmen.“

„Unglaubliche Keckheit!“ rief der Fürst mit über der Brust gefalteten Händen und starrte Swietowidow an.

„Erstaunliche Dummheit und unmäßige Niederträchtigkeit,“ versetzte Swietowidow, und blickte lachend auf den Fürsten.

„Alexander Sergeiewitsch, ich bitte Sie, mäßigen Sie sich,“ sagte die Fürstin.

„Ich danke Ihnen für die Protektion, gnädige Frau,“ erwiderte der Fürst höhnisch, und fuhr dann zu mir gewandt fort: „Nun ist die Reihe, gegen mich grob zu seyn, an Dir!“

„Fürst, wäge Deine Worte,“ rief Swietowidow aufbrausend; „erinnere Dich, daß ich sie Dir vollwichtig zurückgebe.“

„Euer Excellenz!“ sagte der Fürst in feierlichem Tone zu Tumanin, „wäre es nicht besser zum Kreishauptmann zu schicken. Sie haben ja den Befehl zu Leistung gesetzlicher Hülfe in der Tasche! . . .“

„Wie es Euer Durchlaucht gefällt!“

Plötzlich hörte man außerhalb der Thüre ein furchtbares Geschrei: „Gefunden, Gefunden! Euer Durchlaucht! Euer Er-

cellenz! Kommen Sie hieher! Hier! Hier!“ Die Fürstin sank auf dem Sopha in Ohnmacht, Dunjascha eilte ihr zu Hülfe, Swietowidow lief in ihr Schlafzimmer, um ihre Frauen und etwas Geistiges zu holen, der Fürst und Tumanin gingen dem Geschrei nach, und ich folgte ihnen.

Die Leute des Fürsten schlugen sich mit denen der Fürstin. Am Ende des Korridors war ein Ofen. Dahin riefen sie den Fürsten. Zu unserm großen Erstaunen war es nur ein scheinbarer Ofen, und die mit dünnen Ofenkacheln verkleidete Thüre öffnete sich in ein großes, reich verziertes Zimmer. Der Fürst und Tumanin gingen hinein und ich folgte ihnen. Auf einem Bette lag mein geheimnißvoller Wohlthäter; da er stets bleich und hager gewesen, so hatte ihn die Krankheit nicht sehr entstellt. Der Fürst sah bald den Kranken, bald Tumanin an, dieser letztere aber verwandte kein Auge von dem Unglücklichen und schien in tiefe Gedanken verloren. Der Kranke machte keine Miene sich zu verbergen, sondern richtete, auf den Ellbogen gestützt, einen unbeweglichen Blick auf Tumanin, und zitterte am ganzen Körper. Sein halbgeöffneter Mund schien sich anzustrengen, um zu sprechen, sein Gesicht drückte Schrecken und flehende Ergebung aus. Plötzlich faßte Tumanin den Fürsten an der Hand, zog ihn zurück, als scheute er sich wie vor einem Pestkranken, deutete auf den Unglücklichen mit dem Finger, und sagte mit dumpfer, fast erstickter Stimme: ein Mörder!“

(Fortsetzung folgt.)

Baumwollenhandel in England im Jahre 1835.

London, Junius 1836.

Eine Darstellung des Baumwollenhandels und der Thätigkeit der Baumwollenmanufakturen umfaßt einen sehr bedeutenden Theil der ganzen Handels- und Manufakturthätigkeit Englands. Ich theile Ihnen aus den mit vieler Genauigkeit kompilirten Tabellen des Herrn Burns in Manchester das Wesentliche mit, ohne viele Bemerkungen, da die Zahlen hier am deutlichsten sprechen.

		Ballen.
Der Bestand der lagernden Baumwolle in den Haupthäfen Englands und Schottlands am 1sten Januar 1835 war		185,560
Die Einfuhr während des Laufes des vorigen Jahres, wovon ⅔ nordamerikanische Baumwolle, betrug		1,089,309
		1,274,869
Hievon wurden wieder ausgeführt, worunter die Hälfte ostindische Baumwolle . . .	107,240 B.	
Zur Verarbeitung wurden aus den Depots und Magazinen der Häfen genommen	957,616 —	
		1,044,856
Es blieben demnach am 1sten Januar d. J. als unverfügt in den Haupthäfen von London, Liverpool und Glasgow		250,015
Außer diesen 250,016 Ballen befanden sich aber noch am 1sten Januar 1836 in den Händen der Fabrikanten und ihrer Kommissionäre unverarbeitet		78,288
Die Gesammtquantität der unverarbeiteten Baumwolle betrug demnach im Anfange dieses Jahres		308,301

Die Einfuhr und die Konsumtion der Baumwolle war fortwährend progressiv.

Die Einfuhr betrug i. J.	1832	902,240	B.	Konsumtion	858,454
— — — —	1833	951,766	—	—	877,539
— — — —	1834	946,305	—	—	885,809
— — — —	1835	1,090,309	—	—	957,816

Zu diesen zur Konsumtion genommenen 957,815 B. müssen noch 65,672 B. gerechnet werden, welche am 1sten Januar 1835 noch unverarbeitet in den Händen der Manufakturisten waren. Folglich im Ganzen 1,001,288

Hievon wurden im Jahre 1835 wirklich verarbeitet

in England	817,152 B.	oder wöchentlich	15,714 B.	im Ganzen per Woche 17,750 B.
in Schottland	105,866 —	— —	2,035 —	

Die wirkliche Verarbeitung vermehrte sich im Jahre 1835 gegen das vorhergegangene Jahr 1834 um 19,032 Ballen oder 366 Ballen per Woche.

Das Nettodurchschnittsgewicht aller Ballen Baumwolle (mit Einschluß der brasilischen, wovon im vorigen Jahre 137,316 B. eingeführt worden) beträgt gegenwärtig 312⅔ englische Pfund per Ballen, mithin war die wöchentliche Konsumtion in England und Schottland für 1835 6,079,057 Pfund, oder 316,108,924 Pfund das Jahr. Diese Quantität wurde (ausschließlich Irelands) in 1234 Fabriken verarbeitet, in welchen 215,825 Personen, und zwar 88,856 männlichen und 126,963 weiblichen Geschlechts Arbeit fanden. Im Durchschnitt arbeiten jene Personen 69 Stunden die Woche, oder 11½ Stunden per Tag gegen einen Durchschnittslohn von 11 Schilling Sterling die Woche. Der wöchentliche Lohn an die Baumwollenarbeiter in den Fabriken Englands und Schottlands beträgt demzufolge 118,700 Pfd. St., oder jährlich 6,172,400. — Gehen wir nun auf die Verarbeitung jener Masse in Garn und die Ausfuhr derselben so wie der Manufakturen über.

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen.

Man verkauft gegenwärtig in London eine Sammlung geschichtlicher Urkunden und eigenhändiger Briefe aus den Archiven der Herzoge von Burgund. Sie beziehen sich namentlich auf die Unterhandlungen zwischen den Königen von Frankreich, England und Schottland mit den Herzogen von Burgund, und man bezeichnet unter Anderem eine interessante Korrespondenz Karls VII.

*

Das Kapitel der Kathedrale zu Vercelli in Piemont besitzt eine ausnehmend reiche und kostbare Sammlung alter Manuskripte auf Velin, und eine ähnliche Bibliothek ist zu Novara. Sie sind durch die Nachricht, die Padre Andrea davon gab, bekannt geworden, aber der Zutritt zu diesen Schätzen ist ausnehmend schwer zu erhalten.

*

Das Museum der Hauptstadt Mexico, das im Jahre 1832 vollständig organisirt wurde, ist in drei Abtheilungen getheilt, in mexicanische Alterthümer, Produkte der Industrie und Naturprodukte des Landes. Eine besondere Sektion enthält die Alterthümer, Natur- und Kunstprodukte fremder Länder. Dem Museum ist ein botanischer Garten beigegeben. Die öffentliche Bibliothek enthält etwa 11,000 Bände, aber es gibt vier Klöster, die alle Bibliotheken haben, zusammen mehr als 82,000 Bände. Man beabsichtigt eine Bibliothek und ein Museum zu Potosi zu errichten. In vielen Provinzen bestehen Bibliotheken von 1000 bis 8000 Bänden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1836.

Ueber die Identität arabischer, indischer und chinesischer Zeitrechnung.

Man hat oft das Daseyn einer über alle unsere jetzigen historischen Kenntnisse hinausgebenden höhern Civilisation in Abrede gestellt, täglich finden sich aber mehr und mehr Anzeichen, daß eine solche existirt habe. Die große Uebereinstimmung der Zeitrechnung bei so verschiedenen Völkern weist auf uralte sehr verbreitete astronomische Kenntnisse hin. Der Chevalier Paravey, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Spuren dieser alten Civilisation zu verfolgen, theilt im kürzlich erst erschienenen Aprilhefte des Journal asiatique Folgendes mit.

Sir G. Staunton bemerkt in dem von ihm abgefaßten Bericht über Macartney's Gesandtschaftsreise in China: „Das Sonnenjahr, das in Indien wie in China im Wintersolstiz beginnt, und der in Indien wie in Siam gebräuchliche Cyklus von 60 Jahren weisen auf alte Verbindungen zwischen Indien und China hin." Hätte der gelehrte Verfasser dieser Reise die Vergleichung dieser Cyklen noch weiter verfolgt, er wäre nicht wenig erstaunt, wenn er gefunden hätte, daß Hindus und Chinesen nicht nur denselben Cyklus haben, sondern daß auch die berühmte Aera Samvat oder Sombat der Hindus genau mit dem ersten Jahre des chinesischen Cyklus anfängt, der bekanntlich im J. 57 vor Christo sich erneuerte.

Anquetil sagt an einer Stelle: „Bekermadschit, Radscha von Udschein, herrschte drei Jahre, nachdem er Sakoant Garbl, Radscha der Berge Kamaun, besiegt und getödtet hatte, und dieser Sieg bildet eine berühmte Aera, welche für einige Schriftsteller mit dem J. 57 v. Ch. anfängt, während in den persischen Büchern diese Aera erst mit dem Tode Bekermadschits, d. h. 54 v. Ch., beginnt." Diese letztere Art zu zählen befolgen die Mahratten, denn Anquetil sagt in der Vorrede zu seinem Werke über den Zendavesta — das erste Jahr des mahrattischen und canarischen Cyklus beginne mit dem J. 1687 und da das erste Jahr des chinesischen Cyklus, das Jahr Kia-tse, mit 1684 anfängt, so ersieht man den Unterschied von drei Jahren zwischen beiden Cyklen.

Anquetil gibt die Namen der 60 Jahre des mahrattischen Cyklus. Das Jahr 54 v. Ch. heißt Probhava, das J. 57, das erste der Sumbat-Aera, heißt Raktakschi; dieses Wort entspricht dem Kia-tse oder ersten Jahr des chinesischen Cyklus, Probhava dagegen dem ting-mao oder vierten Jahr desselben Cyklus. Tse bedeutet die erste der zwölf chinesischen Stunden des Tags, d. h. die Mitternachtsstunde, oder den ersten Tag oder das erste Jahr der Cyklen von 60 Tagen und von 60 Jahren, ting ist die vierte Stunde, die des Sonnenaufgangs, von 5 bis 7 Uhr, oder auch der vierte Tag oder das vierte Jahr des Cyklus von 60 Tagen oder Jahren.

Die Chinesen begannen also ihren Tag um Mitternacht, ihr Jahr im Wintersolstitium; die westlichern Völkern dagegen, wie Assyrer und Hebräer, begannen den Tag mit Sonnenaufgang, das Jahr mit der Frühjahrstag- und Nachtgleiche, und eben diese Völker begannen auch ihre perpetuirlichen Cyklen von 60 Tagen und 60 Jahren um drei Tage und drei Jahre später.

Eine bisher unerklärte Stelle eines chinesischen Werks, das der Jesuitenpater Amyot übersetzte, führt auf ein noch allgemeineres Resultat. Es heißt darin von dem himmlischen Königreich, das auch me-kie, (Mekka) genannt werde. „Dieses Volk hat den Kalender der andern Völker hoey-hoey, d. h. der Araber, und dieser ist von dem unsern um drei Tage unterschieden." Der chinesische Schriftsteller nahm also bei den alten Arabern oder den hoey-hoey genannten Völkern einen Cyklus von 60 Tagen und wahrscheinlich auch von 60 Jahren an, und Champollion fand diesen Cyklus, wiewohl halbirt, nämlich von 30 Jahren, bei den alten Aegyptiern, von wo er wohl nach Arabien und in den indischen Archipel gelangte, denn die Javaner haben nach Sir St. Raffles auch einen Cyklus von 30 Jahren. Dieser Cyklus entspricht dem Lauf des Saturns um die Sonne, den man genau zu 30 Jahren annahm. Die doppelten Umläufe des Saturnus oder die Cyklen von 60 Jahren bestanden also wahrscheinlich in Aegypten und Arabien, wie in Indien, und nicht minder die Cyklen von 30 und 60 Tagen, denn nur dadurch läßt sich der unbequeme und lang erhaltene Gebrauch eines Jahres von 360 oder 6mal 60 Tagen erklären, wie es nach allen Schriftstellern die Aegyptier hatten.

Wenn die Araber nach dem chinesischen Schriftsteller in ihrem

Kalender drei Tage von dem chinesischen varirten, so fand wohl dieselbe Verschiedenheit in den Stunden und in den Jahren statt, d. h. sie fingen den Tag mit Sonnenaufgang, und den Cyklus von 60 Jahren mit dem vierten Jahre an, aber diese Verschiedenheit abgerechnet, waren die Cyklen in Indien und China, in Aegypten und Arabien dieselben, und alle diese Länder schöpften wohl an derselben Quelle, nämlich in Chaldäa und Babylonien, woher auch die Griechen nach Herodot den Cyklus der 12 Stunden entlehnten, und wo überhaupt die einzige Quelle der Astronomie, der Künste und Wissenschaften aller Völker jener Civilisationsepoche gewesen zu seyn scheint.

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten sank der Kranke aufs Lager zurück, und wir alle verließen das Zimmer, nachdem ich der herbeieilenden Dunjascha aufgetragen hatte, dem Kranken beizustehen. „Stellt eine Wache hin," sagte der Fürst kaltblütig; „ich schreibe sogleich in die Stadt." Tumanin war wie im Fieber; er sprach kein Wort und warf scheue Blicke umher. Der Fürst mußte ihn unterstützen. Ich ging auf mein Zimmer, und warf mich erschöpft auf das Sopha, um einige Augenblicke zu ruhen, aber nach kurzer Zeit trat Dunjascha herein, bleich wie eine Leiche und mit rothgeweinten Augen. „Wie geht es der Fürstin?" fragte ich eilig: „Sie ist krank, sehr krank," antwortete sie weinend. „Und der Unglückliche?" — „Er will Dich sehen. Jetzt ist nichts mehr zu verbergen," sagte sie schluchzend. „Erinnerst Du dich, was Dir Swietowidow von Tschernobylew, dem Mörder seiner Frau erzählte?" — „Er ist's," rief ich aufspringend. „Der Vater Sophiens?"

„Nein! der Vater der Fürstin . . ." Ich stand wie vom Donner gerührt. „Er will Dich sehen; komm! der Fürst und Alexander Sergejewitsch sind schon bei ihm."

Dunjascha führte mich ins Zimmer des Kranken, der im Bette saß, und mir die Hand entgegenstreckte. Als Dunjascha sich entfernt, wandte er sich zum Fürsten: „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen meine traurige Geschichte zu erzählen; in wenigen Stunden stehe ich vor dem höchsten Richter. Er ist mein Zeuge, daß ich die volle Wahrheit rede. Der Kranke hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort:

„Auf dem Dorfe, wo ich nach meinem Rücktritt aus dem Dienst lebte, sah ich an einem Jahrmarkt ein außerordentlich schönes Mädchen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß sie mit ihrer Mutter auf einem kleinen Dörfchen lebte. Ueber letztere gingen allerlei schlimme Gerüchte; es war eine schlaue, unmoralische Frau, die, sobald sie merkte, daß mir ihre Tochter gefalle, sie um einen guten Preis an mich zu verkaufen beschloß. Natalie war damals erst fünfzehn Jahre alt, und in völliger Rohheit aufgewachsen, doch war sie fröhlich und artig, und hatte viel natürlichen Verstand. Ihre Mutter verkaufte sie mir um 25,000 Rubel; daß sie sich gar nicht widersetzte, entschuldigte ich mit ihrer Einfalt und ihrer schlechten Erziehung. Sobald sie bei mir war, wollte ich anfangen, ihre gänzlich vernachlässigte Erziehung nachzuholen, aber zu meinem nicht geringen Verdruße fand ich alle Mühe vergebens; sie wollte durchaus nichts lernen, und unterschied sich von den gewöhnlichen Bauernmädchen durch nichts als eine ungemessene Putzsucht. Damals, von Liebe verblendet, sah ich diese Mängel freilich mit andern Augen: ich war wie verzaubert. Nach kurzer Zeit ward Natalie schwanger, und obwohl weder sie, noch ihre Mutter mich an die Ehe mahnten, so wollte ich es doch meines Kindes wegen thun, und ließ mich in einem Dorfe auf dem Wege nach Kiew insgeheim mit ihr trauen. Zu meinem Erstaunen war ihr dieß gar nicht sonderlich angenehm, und statt Danksagungen erntete ich nichts als Weigerungen und Vorwürfe. Immer sagte sie, sie wolle nie heirathen, sondern ein Mädchen bleiben: der Geistliche hatte alle Mühe, sie zu überreden, und mit Freuden versprach sie mir, unsere Heirath geheim zu halten, was mir sehr lieb war, da ich die Hoffnung in die Hauptstadt zurückzukehren, nicht aufgegeben, und ich eine so völlig ungebildete Frau in keiner Gesellschaft vorstellen konnte.

Endlich gebar sie mir eine Tochter, und ich war darüber so erfreut, daß ich dem Gedanken, je wieder nach Petersburg zu gehen, entsagte. Inzwischen war Natalie krank, und ich ließ den Doktor aus der Stadt holen. Dieß war ein junger artiger Mann, der sich in meine Frau verliebte, und meine anwesende Schwiegermutter durch Schmeicheleien auf seine Seite brachte. Auch meine Frau war nicht gleichgültig gegen ihn, da er sie mit leerem Geschwätz unterhielt, und sich ihren Launen anzubequemen wußte. Als ich diese Vertraulichkeit bemerkte, verabschiedete ich unter einem guten Vorwand den Doktor, und ließ einen andern rufen, was meine Schwiegermutter in heftigen Zorn versetzte. Auch meine Frau verhehlte ihren Unwillen nicht, und als ich ihr endlich verbot, ihre Mutter zu besuchen, weil sie dort mit dem Doktor zusammentraf, überhäufte sie mich mit den gröbsten Schmähungen und Schimpfworten. Um Natalien von ihrer Mutter zu trennen, die ich nicht ohne Grund für ihre schlimme Rathgeberin hielt, beschloß ich mit ihr nach der Krim zu gehen. Den Tag vor meiner Abreise wollte ich noch meinen Bruder besuchen, meine Frau aber entwischte während meiner Abwesenheit mit meinem Kinde zu ihrer Mutter, wo sie den Doktor erwartete, der sie nebst dem Kinde nach dem Kaukasus führen wollte. Hievon unterrichtet, eilte ich sogleich mit einigen Leuten zu meiner Schwiegermutter, und führte meine Frau mit Gewalt zurück, die in ihrer Wuth mich auf die gröbste Art behandelte. Ich trug Alles mit Kaltblütigkeit, ließ jedoch scharfe Wache halten, und meine Leute entdeckten, daß sich der Doktor in einem Heuschober hinter meinem Hause versteckt hielt. Ich ließ ihn vor mich führen, drohte ihn gebunden nach der Stadt zu schicken, und ließ ihn inzwischen wohl bewachen. Wüthend darüber stürzte meine Frau ins Zimmer, überhäufte mich mit Schmähungen, riß die Feuerzange vom Kamin, und wollte auf mich losschlagen. Zu meiner Selbstvertheidigung stieß ich sie zurück, sie fiel zu Boden, schlug mit dem Schlaf an die Ecke eines Marmortisches und — verschied augenblicklich.

„Jetzt war meine Lage schrecklich, doch der Gedanke an mein Kind gab mir Kraft. Mein treuer Diener schaffte die

Leiche in ein Bett, und verband sie, den Doktor ließen wir frei, und am andern Morgen erklärte ich meinen Leuten, meine Frau sey plötzlich gestorben. Hierauf ließ ich den Geistlichen, einen verständigen, wohlgesinnten Mann rufen, entdeckte ihm die ganze Wahrheit, und er, der keine böse Absicht bei mir voraussetzte, beerdigte die Unglückliche. Inzwischen liefen im Gouvernement Gerüchte über den Tod meiner Frau um, einige Nachforschungen wurden angestellt, da ich aber Alles vorbereitet hatte, so gingen diese zu meinem Gunsten aus. Meine Schwiegermutter jedoch ging nach Petersburg, und wandte sich an denselben Mann, den ich früher beleidigt hatte, und fand bei diesem thätige Unterstützung: ein Beamter, eben der jetzige Staatsrath Tumanin, ward mit Vollmacht zur Untersuchung abgesendet. Er langte am Anfang des Frühlings an, begab sich heimlich in das benachbarte Dorf, und ließ mit meinem Feinde, dem Doktor, in der zwei Werste entfernten Familiengruft den Leichnam meiner Frau ausgraben. Der Schlag am Schlafe war an der halb verwesten Leiche noch sichtlich, ein Protokoll ward aufgenommen und mit diesem erschien Tumanin bei mir.

„Ich war völlig unschuldig, da ich aber keine Zeugen hatte, so war es schwer, mich zu rechtfertigen. Tumanin versprach für 100,000 Rubel baar Geld die Sache günstig für mich zu leiten. Mein Bruder schaffte die Summe herbei, und nun erklärte Tumanin, er könne mir erst nach der Untersuchung hinaushelfen, da der Doktor bei der Besichtigung der Leiche anwesend gewesen sey. Es war nichts Anderes zu machen, und ich reiste mit ihm nach der Stadt, wo ich ins Gefängniß wandern mußte. Mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Untersuchung, die sehr geheim betrieben wurde; statt aber freigesprochen zu werden, erklärte man mich für schuldig, und übergab mich dem Kriminalgerichte. Tumanin ließ sich nicht mehr sehen, sondern ging nach Petersburg zurück, wo ihn mein mächtiger Feind mit seiner Gönnerschaft belohnte, während er zugleich von mir 100.000 Rubel genommen hatte. So führen solche Heuchler die Geschäfte!

„Nun war keine Rettung für mich! Ich wurde nach Sibirien verurtheilt, und meine Tochter für unehrlich erklärt, denn durch einen unglücklichen Zufall konnte ich meine Heirath nicht beweisen. Ein Brand hatte die Kirche und das Pfarrhaus, wo ich getraut worden, eingeäschert, und der Geistliche war bald darauf gestorben. Ich mußte nach Sibirien gehen. Mein Bruder verkaufte meine und seine Güter, und wollte mir mit meiner Tochter folgen, erkrankte jedoch in Perm. Ich selbst wurde nach kurzer Zeit durch meinen treuen Diener und den Doktor Vitalis, denselben, der Dich, Weniamin, behandelte, gerettet. Vitalis hatte mir einen starken Schlaftrunk gegeben, so daß man mich für todt hielt; in der Nacht vor der Beerdigung erwachte ich aber und eilte in Begleitung meines Dieners und des Doktors zurück nach Rußland. In Perm traf ich meinen Bruder. Dieser hatte, sobald er von meiner Ankunft hörte, alle seine leibeigenen Diener nach Hause entlassen, und freie angenommen; auch diese wurden auf der Reise wiederholt gewechselt. Einst trafen wir in einem Dorfe einen armen Beamten mit seiner Frau und einem Kinde, einem lieblichen Mädchen von demselben Alter wie meine Tochter. Die Eltern starben beide an einem hitzigen Fieber, das im Dorfe grassirte, und ich bat meinen Bruder, die arme Waise meiner Tochter zur Gespielin zu geben. Der Staroste des Dorfes willigte ein, und übergab uns die Papiere des Verstorbenen. Er nannte sich Iwanow, war entlassener Titularrath ohne alle Verwandte, und reiste nach der Ukraine, wo man ihm eine Verwalterstelle auf einem Gute versprochen hatte. Plötzlich kam mir die glückliche Idee, die Papiere des Verstorbenen mir zuzueignen, mich Titularrath Iwanow zu nennen, meine Tochter für die seine, und die seine für die meinige auszugeben. In das erstere willigte mein Bruder ohne Umstände, in das zweite nur nach einigem Widerstreben. Bald darauf riefen ihn Geschäfte nach Petersburg; er brachte meine Tochter dort unter dem Namen Iwanowa in ein Institut, und die wirkliche Iwanowa zu einer unserer Verwandten nach Moskau. Mir sandte er hierauf einen Paß und ich reiste mit Doktor Vitalis, der uns immer begleitet hatte, nach Wien, und von da nach Paris. Hier kam mein Bruder zu mir, da ihm aber der Aufenthalt mißfiel, ging er nach Rußland zurück, und nur die Furcht, es möchte mir, wenn ich allein bliebe, etwas zustoßen, führte ihn wiederum nach Paris, wo er bald darauf starb. Meine Tochter heirathete, und als ich durch meinen Bankier, den Freund meines Bruders, erfuhr, daß sie mit einem Sohne niedergekommen sey, konnte ich mich nicht länger halten, und eilte nach Rußland.

„Der Bankier dankte meinem Bruder sein Leben und seine Ehre; ich vertraute mich ihm, und fand einen Freund und Beschützer. Er entdeckte meiner Tochter das unglückliche Geheimniß, und vermittelte die erste Zusammenkunft, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte. Sie stieß den mit Schmach bedeckten Vater nicht zurück, glaubte an meine Unschuld, und beweinte mein Geschick. Ich blieb in Petersburg, und lebte so verborgen, wie möglich, aber meine Lage war höchst qualvoll, und ohne meine Tochter und meine Enkel hätte ich vielleicht Hand an mich gelegt. Meine Tochter besuchte mich in meiner einsamen Wohnung, und ich besuchte sie und herzte ihre Kinder. Jetzt, Fürst, wissen Sie die Ursache der geheimen Gänge Ihrer Gemahlin. Als redlicher Mann können Sie mich nicht verachten. Ich bin kein Verbrecher! .. ich bin nur unglücklich! In Ihren Kindern ist reines Blut ... Sie waren ungerecht gegen meine Tochter ...“

Hier wurde dem Kranken übel, und er machte ein Zeichen mit der Hand, daß wir ihn verlassen möchten. Auf dem Korridor begegneten wir dem herbeigerufenen Arzte, und fragten ihn nach der Fürstin. Er schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. Swietowidow und ich legten uns unausgekleidet auf den Diwan; ich konnte kein Auge schließen, und erwartete mit Ungeduld den Morgen. Plötzlich hörten wir lautes Weinen auf der Treppe. Wir sprangen auf und eilten nach der Thüre, Dunjascha kam uns mit schreckenvollem Gesicht entgegen, und zog mich ohne ein Wort zu sprechen nach dem Zimmer der Fürstin; großer Gott, welch ein Anblick! Die Fürstin stand unbeweglich mitten im Zimmer in ihrem Nachtkleide, barfuß und ein Licht in der Hand. Die Haare hingen ihr unordentlich über die Schultern hinab, die Augen waren unbeweglich und leblos wie

Glas. Vor ihr lag ihr unglücklicher Vater im bloßen Hemde, ich wollte ihn aufheben, — er war kalt wie Marmor.

Dunjascha flüsterte mir zu, er sey Nachts aufgestanden und ins Schlafzimmer seiner Tochter gekommen, vermuthlich um Abschied zu nehmen, weil er sein herannahendes Ende fühlte. Dunjascha hörte im Nebenzimmer einen Lärm, eilte hinein, und fand beide bewußtlos am Boden liegen. Dunjascha wollte die Fürstin ins Bett bringen, aber sie konnte niemand mehr, begann plötzlich ein Trauerlied zu singen, und verbeugte sich nach allen Seiten. Mir wollte das Herzen vor Jammer zerreißen, Swietowidow weinte laut. Der herbeigerufene Arzt blickte die Fürstin an, und sagte: „Man muß Gewalt brauchen, sie ist wahnsinnig!"

Ich nahm die Leiche auf, trug sie fort, ohne daß die Fürstin es bemerkte, Dunjascha und die Dienerinen brachten sie endlich zu Bette, und ich riß den fast fühllos gewordenen Swietowidow mit mir fort, erzählte ihm auf dem Zimmer von meiner wundersamen Heilung, und erklärte augenblicklich abreisen zu wollen, und den Doktor Vitalis herbeizurufen. Swietowidow's poetische Seele glaubte mit Einemmal alles Wunderbare, was man von demselben erzählte, fiel mir um den Hals und beschwor mich, keinen Augenblick zu zögern. Ich wollte mich nur von dem Fürsten und Dunjascha verabschieden. . . . Der Fürst lag im Bett und ließ niemand vor sich; er war krank. Dunjascha wünschte mir glückliche Reise, und von ihr erfuhr ich, daß der Fürst in der Nacht noch mit Tumonin in Streit gerathen, und der schändliche Heuchler abgereist sey. Ich ließ anspannen, umarmte Swietowidow und eilte nach Petersburg.

(Schluß folgt.)

Ueber den Einfluſs des Mondes auf den Regen.

Ein Hr. Everest, welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß der Regen vielfach mit dem Neumond zusammenfällt, hat sich die Mühe gegeben, 8 Jahre lang ein genaues Register über den während der ersten vier Monate des Jahres gefallenen Regen und über die Zahl der Regentage vor und nach dem Neumond zu halten. Es geht daraus hervor, daß der Regen am 2ten, 5ten, 6ten und 7ten Tage vor der Erneuerung des Mondes und am 8ten Tage nach dem Neumond am reichlichsten fällt, so daß von der Gesammtzahl von 54,65 Zoll Wasser 25,31 in den sieben Tagen vor und nach dem Neumond, und nur 9,24 in der übrigen Zeit der Mondesperiode fallen, was in diesen beinahe gleichen Zeiträumen ein Verhältniß von 2,75 : 1 gibt. Rechnet man nach Regentagen überhaupt, so findet man im Laufe dieser acht Jahre, daß auf die sieben Tage vor und nach dem Neumond 45 Regentage und auf die übrige Zeit des Mondesumlaufes nur 25 Regentage fallen.

Baumwollenhandel in England im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Wie bereits erwähnt wurde, betrug die Verarbeitung im vorigen Jahre 316,109,914 Pfund Gewicht. Sie stellt sich aber nach einer genauern Berechnung etwas geringer, und zwar in der Verarbeitung

nordamerikan. Baumwolle	721,509 B.	zu 370 Pfd.	266,981,670 Pfd.
brasilischer —	120,418 —	— 175 —	21,071,750 —
ägyptischer Baumwolle	29,585 B.	zu 284 Pfd.	5,461,572 Pfd.
ostindischer —	55,816 —	— 375 —	20,077,098 —
westindischer —	7,612 —	— 316 —	2,405,591 —
	945,000 —		315,997,442 Pfd.

Von dieser Quantität der rohen Masse sind Ein und drei Viertel Unzen auf jedes Pfund als Abfall und Verlust beim Garnspinnen abzuziehen . . .	54,562,220 —
Es ist demnach an Garn in England und Schottland im vorigen Jahre gesponnen worden	261,485,222 Pfd.
Da aber die Ausfuhren von Twisten und Baumwollenmanufakturen nach allen Welttheilen nur von England bekannt sind, so muß die in Schottland im vorigen Jahre gesponnene Quantität hier abgezogen werden; diese betrug	52,520,691 —
Bleiben demnach für England	248,914,531 Pfd.

Von dieser Quantität wurde ein Drittheil in Garn (Twiste), nämlich 82,457,285 Pfund, nach dem Auslande ausgeführt, und zwar erhielten direkt

Deutschland	29,506,558 Pfd.
Rußland	21,478,499 —
Holland	14,605,520 —
Indien und China	5,505,212 —
Italien	4,545,468 —
Triest und Venedig . . .	1,777,805 —
Türkei und Levante . . .	1,567,442 —
Schweden und Norwegen . .	925,509 —
Mexico	660,066 —
Aegypten	550,650 —
Portugal	272,717 —
Spanien	1,788 —
Frankreich	75,145 —
Belgien	29,926 —

Der Rest vertheilt sich auf die übrigen hier nicht aufgezählten Länder und Plätze. Die Ausfuhr der Twiste nach Deutschland war seit dem Frieden fortwährend im Zunehmen: sie betrug im Jahre 1834 24,919,570 Pfd. und im Jahre 1835 29,506,658 Pfd., ohne die Zufuhren von Schottland, welche füglich auf zwei Millionen Pfund veranschlagt werden können. Eben so progressiv ist die Twistausfuhr nach Rußland, die von 17,321,605 Pfd. im Jahre 1834 auf 21,470,496 Pfd. im Jahre 1835 stieg; allein dieses Land nimmt äußerst wenig von den übrigen brittischen Baumwollenmanufakturen. Nicht minder zeigen China und Aegypten einen beträchtlich vermehrten Verbrauch. China, das vor 10 Jahren (im Jahre 1826) nur 918,545 Pfd. erhielt, nahm im vorigen Jahre von England allein 5,505,212 Pfd., und die Zufuhren aus Schottland dürfen auch füglich auf zwei Millionen Pfund geschätzt werden. Bis zum Jahre 1828 erhielt Aegypten kein einziges Pfund Twist; im Jahre 1829 wurde mit einer Sendung von 28 Pfd. ein Versuch gemacht, und die Einfuhr von England allein stieg im vorigen Jahre auf 550,630 Pfd. Schottland, das einen sehr beträchtlichen Handelsverkehr mit Aegypten unterhält, schickte wahrscheinlich eine eben so große Quantität. Nach den parlamentarischen Angaben war der Durchschnittspreis der ausgeführten Twiste im Jahre 1835 1 Sch. 6 5/16 P.; der des vorigen Jahres kann auf 1 Sch. 6 1/2 P. gesetzt werden, mithin betrug der Werth der ausgeführten 82,457,285 Pfd. aus England allein 6,012,600 Pfd. St. Der daraus entstehende Gewinn deckt demnach fast sieben Achttheile des Arbeitslohnes aller in sämmtlichen Baumwollenfabriken, mit Einschluß der Spinnerinnen, Englands und Schottlands beschäftigten Hände.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1836.

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

Da bin ich in Botany-Bay. Zweimal deportiet, zweimal verurtheilt, tausendmal schuldig. In dem langweiligen, wilden, fruchten und neuen Lande, das ich bewohne, habe ich, wenn auch keine achtungswerthe Stellung, so doch vergleichungsweise einen Reichthum wieder erlangt. Das Gesetz hat mich zu immerwährender Verbannung verurtheilt, und im Interesse der Bewohner Londons, und meinem eigenen vielleicht, wohl daran gethan. Seit 45 Jahren vegetire ich mitten in den Sümpfen, Prairien und dichten Wäldern Australasiens; oft habr ich die adenteuerliche Unbeständigkeit meiner frühern Jahee, die angenehme Geschwätzigkeit auf unsern Straßen, die tausend Vorfälle, mit denen das Diebsgewerbe verknüpft ist, und endlich den Zufall beklagt, der mich so früh schon abzutreten nöthigte. Heute trete ich mein 67stes Jahr an; ich begreife jetzt die Nothwendigkeit der Moral, eines Gesetzbuchs und einer Polizei recht gut; es wäre mir sehr unangenehm, wenn die Wilden der benachbarten Wälder meine Meierei plündern, meine Kühe wegtreiben und meine Kängurus todtschlagen würden. Dennoch aber kann ich einer lebendigen, nachhaltigen Erinnerung an meine Jugendjahre mich nicht entschlagen; die Gemüthsbewegungen meiner frühern Zeit verfolgen mich noch immer, und ich fühle das Bedürfniß sie zu schildern, sie andern faßlich zu machen, wäre es auch nur um sie mir ins Gedächtniß zurückzurufen, um noch einmal meine alten Schlachten zu schlagen, wie man in Altengland zu sagen pflegt, und um mir die lästige Langeweile der Einsamkeit zu verscheuchen; denn noch nie kamen mir die Stunden so lang vor, als seit ich verurtheilte Verbrecher zu Knechten, rechtmäßige Söhne und Töchter, und ein braves mir durch den Priester angetrautes Weib habe — kurz, seit ich mich in einer natürlichen und gesetzmäßigen Existenz bewege.

So mühsame Arbeiten ich auch verrichten mußte, um meine Freiheit zu erringen und die Früchte meiner Bemühungen zu sammeln, und so sehr ich auch genöthigt war, alle Springfedern meiner Industrie in Bewegung zu setzen, um das Ziel zu erreichen, an dem ich nun stehe, so machte doch diese Anstrengung selbst mir Vergnügen und unterhielt mich. Der Gänsekiel, dieses Werkzeug der Müßigen und der Geschäftsleute, ist jetzt mein letzter Trost, und vielleicht schalte ich in die Erzählung meiner Begebenheiten, die ich lebendig und anschaulich niederzuschreiben mich für fähig halte, einige persönliche Bemerkungen ein, denen es nicht an Interesse fehlen dürfte. Sie werden sich hauptsächlich auf Gegenstände beziehen, über welche nachzudenken es den Weltmenschen meist an Zeit und Gelegenheit fehlt; ich will nämlich von der Erzeugung und Vollendung der Verbrechen und Laster in großen Städten, und von jener leidenden, armseligen und verwegenen Menschenklasse sprechen, welche der übrigen gewerbthätigen oder reichen Bevölkerung den Krieg erklärt hat.

Aus welchem Lande ich stamme? wer meine Eltern sind? Diese sehr einfachen Fragen sind von allen, die man an mich richten könnte, die, welche mich am meisten in Verlegenheit setzen. So wie die meisten derer, die, wie man in London zu sagen pflegt, von der Stadt leben, d. h. welche von ihr die Existenzmittel beziehen, die sie ihr zu entwenden suchen, kenne ich keine andere Heimath, als das von der öffentlichen Mildthätigkeit den Waisen geöffnete Haus. Ich bin in dem Asyl oder Arbeitshaus von St. Gil geboren. Von meinem ersten bis zu meinem zehnten Jahre hat mich kein Adamskind eines wohlwollenden Wortes gewürdigt, den alten Schulmeister ausgenommen, der mir oft mit der Hand über den Kopf fuhr und dabei lächelnd ausrief: „Du wirst es weit bringen."

Mit eilf Jahren hatte ich nichts gehört als traurige Drohungen und nicht minder traurige Bitten; nichts gesehen als weiße Wände, bleiche, weinende Kinder, fluchende Aufseher, welche von ihren Untergebenen verflucht wurden, schläfrige Kapellane, die mit kaltem Blut die Streiche nachzählten, welche man uns zumessen mußte, alte Weiber, welche das Leinenzeug ausbesserten und die, schlecht bezahlt, die Zeit sich damit vertrieben uns zu mißhandeln. Das Wohlwollen des erwähnten Schulmeisters gewährte mir zuweilen die Gunst, auf die Straße gehen und mich unter die Vorübergehenden mischen zu dürfen, indem ich mit seiner Bewilligung den Knaben begleitete, welcher die Gänge für das Haus besorgen mußte. Ach, mit welchem Behagen athmete ich die Luft dieser kothigen und eckelhaften Straßen ein!

wie glücklich fühlte ich mich, wenn ich die Mauern meines Kerkers hinter mir hatte! Außerhalb des Arbeitshauses, dessen Inneres meine Hölle war, öffnete sich mir ein Paradies, und ich sprang hoch auf vor Freude, als mein kleiner Gefährte eines Tages zu mir sagte: „Denkst du wie ich, so machen wir uns davon; was haben wir in diesem Spital zu schaffen? Was für ein Glück kann dort auf uns warten? Komm mit mir, ich will dir zeigen was Leben heißt.“ Ich hatte bis jetzt nur Leiden kennen gelernt. Die Stimme, die mich zur Freiheit rief, war für mich die Stimme eines Engels. Nie werde ich den ersten Augenblick meiner Unabhängigkeit vergessen; es war ein Gefühl in mir, das nichts in der Welt noch einmal hervorrufen könnte. Eine neue Welt ging vor mir auf; bis jetzt hatte ich ohne Sehnsucht und Vergnügen nur ein pflanzenähnliches Daseyn fortgeschleppt, nun aber war ich frei — seliges Gefühl, reines aber flüchtiges Entzücken, das nimmer wiederkehren wird. Ach, wüßten doch die Gesetzgeber, welche Wohlthat sie den Armen und ihren Kindern durch solche Häuser erzeigen! Mögen sie es von mir erfahren, der hinter dem Vorhang gestanden, der alle Gräuel mit angesehen und sich überzeugt hat, daß hier von den Händen des Gesetzes, unter den Auspizien der Gesellschaft, eine ganze Bevölkerung von Gaunern und Banditen gebildet wird. Niemals bringt auch nur ein Schimmer von Erkenntlichkeit in die Seele der Armen für die öffentliche Unterstützung oder Erziehung, die ihr ihm angedeihen laßt; eure Mildthätigkeit erbittert ihn im Gegentheil, und sobald er kann, wird er sich für eine Demüthigung rächen, die ihr für eine Wohlthat haltet.

Jedes Jahr geht eine neue Generation von Kriegern aus den Arbeitshäusern hervor, die vom Kopf bis zu den Füßen gegen die Gesetze bewaffnet sind. Besser wäre es, alle Kinder der Armen mit einem einzigen Streich zu tödten, als sie so für das Elend, den Diebstahl und den Galgen heranzuziehen. Die Philanthropen behaupten, die Unwissenheit sey die Mutter der Verbrechen; dieß ist eine seltsame Täuschung. Thomas May, der Burker, der den italienischen Knaben umlängst umbrachte, war ein sehr unterrichteter Mann, und außer dem, was man gewöhnlich wissenschaftliche Bildung zu nennen pflegt, besitzen die meisten Diebe noch eine sehr seltene und umfassende Wissenschaft — Menschenkenntniß nämlich, das Resultat eines tiefen Studiums.

Frei wie ich den Augenblick nach meiner Flucht da stand, war ich bestimmt, ein Rekrut der ungeheuren Gaunerzunft der Hauptstadt zu werden. Die Gebräuche, der Charakter und die Physiognomie dieser mächtigen Verbrüderung sind noch wenig bekannt, ich will es daher versuchen, eine flüchtige Skizze ihrer Hauptzüge zu entwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin.

(Schluß.)

Mitten in dem furchtbaren Sturme leuchtete mir wenigstens Ein Hoffnungsstern: Sophie war nicht meine Verwandte, sie war frei. Aus Moskau schon hatte ich ihr die erhaltene Nachricht über ihre Herkunft mitgetheilt. Morgens früh kam ich in Petersburg an, und ohne nach meinem Quartier zu gehen, fuhr ich sogleich nach dem Hause des Doktors Vitalis. Zu meinem Erstaunen war die Thüre offen und ein Polizeidiener stand davor. „Was ist das?“ fragte ich. „Weiß nicht: das ist Sache des Befehlshabers.“ Ich trat hinein, und erstaunte noch mehr, einige Polizeioffiziaten und einen Schreiber an einem Tisch arbeiten zu sehen. „Was ist Ihnen gefällig?“ fragte der eine. „Ich suche den Herrn des Hauses.“ — „Der ist lange todt.“

Dieser Schlag traf mich empfindlich, ich liebte den guten, wohlthätigen Mann wie meinen eigenen Vater, und wenn ich gleich stets an der Wahrheit seiner wunderbaren Entdeckungen zweifelte, so glaubte ich doch an seine ungewöhnliche Heilkunst und seine thätige Menschenliebe. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten, die Beamten aber kümmerten sich um meinen Schmerz nicht, und baten mich, sie allein zu lassen, damit sie das Vermögensinventar des ohne Erben und ohne Testament Verstorbenen entwerfen könnten. Ich fragte, wie er gestorben, und ob er krank gewesen sey, und erfuhr, er habe Nachts in seinem Laboratorium gearbeitet, eine mächtige bronzene Retorte sey gesprungen und habe ihm den Kopf zerschmettert, und der herausfließende Spiritus einen Brand erzeugt, der alle Papiere verzehrt habe, so daß man jetzt nichts von seiner Herkunft wisse. „Aber der Doktor hatte Geld, Gold und kostbare Steine,“ sagte ich. — „Entschuldigen Sie,“ sagte einer der Beamten; „ich war zuerst auf dem Platze; im obern Stock ist Alles verbrannt, im untern Stock waren nur Möbel, alte Kleider und 17 Rubel 35 Kopeken baar Geld. Darüber ist gehörigen Orts Rapport erstattet worden, und wenn Sie Ansprüche haben, wenden Sie sich nur gefälligst dahin.“

Ich verließ das Haus meines Freundes mit schwerem Herzen; tausend Gedanken kreuzten sich in meinem Kopfe: er starb also eines gewaltsamen Todes. Wie? wenn es kein Mährchen war, daß er ein Lebenselixir zu bereiten und Gold zu machen verstand. Als ich wegging, sah ich auf der Straße im Koth einen Fetzen Papier liegen, der vermuthlich bei der Explosion aus dem Fenster geflogen war; ich hob ihn auf und erkannte die Hand meines Freundes. Es war ein Bruchstück des ersten Blatts seiner Memoiren, und begann mit den Worten: „Ich bin geboren am 15ten Mai 1670.“ Weiter war nichts zu entziffern. Wenn mein Freund nicht närrisch war, als er dieß niederschrieb, so stand er in seinem hundert und vierzigsten Jahre als er eines gewaltsamen Todes starb, und sein Lebenselixir war somit kein Mährchen.

Einige Schritte davon stand ein Volkshaufen, der sich über den Brand und den verbrannten Doktor unterhielt, ich eilte aber vorüber, um die albernen Urtheile nicht anzuhören. Als ich an die Isaaks-Brücke kam, mußte ich anhalten. Ein langer Trauerzug zog eben darüber hin. Ich betrachte denselben, das sind die Beamten unserer Kanzlei. Ein vertrauter Schreiber eilt auf mich zu, und sagte: „Er ist nicht mehr am Leben!“— „Wer?“ frage ich. — „Unser guter Vorstand Stambulow!“

Dieser neue und unerwartete Schlag lähmte mich völlig. Eine stumme Verzweiflung bemeisterte sich meiner. Ich schien mir wie verurtheilt, Alles zu verlieren, was meinem Herzen theuer war. Mit Schrecken dachte ich an Sophie, Swietowidow, die Fürstin, die gute Dunjascha. Das Grab Stambulows schien mir das Schreckbild, das Alles, was mir lieb war, zu verschlingen drohte. Die Leute hinter dem Sarg schwatzten laut mit einander; Satanenko schritt mit triumphirender Miene einher, und lächelte spöttisch, als er mich erblickte. Ich stieg aus dem Wagen und folgte dem Zug. Um mich her ertönten Spöttereien und Gelächter. Ich konnte es nicht mehr aushalten, faßte den oben erwähnten Schreiber, einen wackern jungen Mann, an der Hand, und ging mit diesem nach meinem Quartier. Dort angekommen verlangte ich sogleich Stempelpapier, um meine Bitte um Entlassung niederzuschreiben. „Vergessen Sie nicht, sich Titularrath zu unterzeichnen. Der Vorschlag Stambulows ist bestätigt worden, und die Bestätigung in der Kanzlei eingelaufen.“ Die Ereignisse der letztern Tage hatten mich indeß gleichsam abgestumpft, und ich konnte mich über die schnelle und unerwartete Rangerhöhung nicht einmal freuen. Am folgenden Tage wurde mein Gesuch übergeben, statt aber noch in die Kanzlei zu gehen, ließ ich mich krank melden, und verschloß mich in mein Zimmer.

Eine Woche später kamen Sophie und meine Schwester nach Petersburg. Ich übergehe alle Einzelnheiten, die nur für mich Bedeutung haben: die Menschen hören nicht gerne die Erzählungen von fremdem Glück. Am ersten Abend erklärten ich und Sophie uns gegen einander: sie liebte mich, wollte mich aber nicht heirathen, weil sie einige Jahre älter war als ich. Doch besiegte ich, wie leicht zu erachten, ihr Widerstreben, und nach einem Monat war sie meine Frau. Meine Schwester verheirathete sich mit einem armen, aber thätigen liefländischen Adeligen, dem ich mit Einwilligung meiner Frau, die von der Fürstin für mich und meine Schwester erhaltenen 50,000 Rubel ganz abtrat, worauf er alsbald ein großes Gut in Pacht nahm. Sobald ich meine Entlassung erhalten, reiste ich mit meiner Frau nach meinem neuen Aufenthaltsort in der Nähe meiner Schwester ab, nämlich in dasselbe Städtchen, wo Sophie bisher gelebt hatte, denn dort hoffte ich am ehesten vor allen Verleumdungen und Verfolgungen meiner Feinde sicher zu seyn, die ich mir ohne alle Schuld von meiner Seite zugezogen hatte.

Gleich am Tage meiner Rückkunft nach Petersburg aus dem Dorfe der Fürstin hatte ich an Swietowidow und an Dunjascha geschrieben, ihnen den Tod des Doktor Vitalis angezeigt, und ihnen gerathen, die Fürstin entweder nach der Hauptstadt zu führen, oder irgend einen Arzt von Ruse nach dem Dorfe kommen zu lassen. Lange wartete ich auf Antwort, endlich erhielt ich von Swietowidow ein Schreiben aus dem Kaukasus folgenden Inhalts:

„Sie ist nicht mehr auf dieser Welt. Die himmlische Seele ist zu ihrem Urquell zurückgekehrt. Sey glücklich, Weniamin; ich will es nicht mehr seyn. Mein Kummer ist mir lieb geworden, denn ich lebe nur nach in der Erinnerung. Dunjascha ist nach dem Verlust ihrer Gebieterin, die sie liebte, wie jeder sie lieben mußte, der sie kannte, in ein Kloster gegangen .... Von dem Fürsten schreibe ich kein Wort ... er ist wahrscheinlich mit Livreezuschnitt aber mit Frömmeleien beschäftigt, falls ihn die Entlarvung des niederträchtigen Tumanin nicht umgestimmt hat. Tumanin ist hier und braucht die warmen Bäder, möchten sie ihm doch das Herz abbrennen. Hier verehren sie ihn, wie den Mahomed in Arabien! Die einen glauben an seine Heiligkeit, die andern fürchten seine Bosheit. Die Kinder der Fürstin sah ich in Moskau. Sie sind in den Händen von Miethlingen. Arme Mutter! Lebe wohl und schreibe mir.“

„Armer Swietowidow! Arme Dunjascha!“ seufzte ich.

Jetzt lebe ich nun schon 10 Jahre in einem kleinen liefländischen Städtchen. Keine Wolke trübte bis jetzt mein häusliches Glück. Mit jedem Tage liebe ich Sophie mehr, und fessele mich leider mehr ans Leben. Gott hat mich mit gesunden Kindern gesegnet, und meine Ausgaben sind hier so gering, daß ich hoffe, ihnen ein ordentliches Stück Brod zu hinterlassen. Alle meine Freuden und meine Genüsse sind hier in meiner Familie vereinigt. Eine andere Zerstreuung habe ich hier nicht, als Boston und Whist um Kopeken spielen, Tabakrauchen und auf einem elenden Pflaster oder einem Sandwege vor der Stadt spazieren gehen. Es versteht sich, daß Lesen meine und meiner Frau angenehmste und hauptsächlichste Beschäftigung bildet. Endlich aber hat das Lesen einer Menge von Memoiren mich angesteckt, und ich gerieth auf den Einfall selbst Schriftsteller zu werden, und die wichtigsten Begebenheiten meines Lebens zu beschreiben. Wenn ich in Liefland bleibe, so schließen auch meine Memoiren hier, weil hier unmöglich eine andere Veränderung sich ereignen kann, als am Barometer und Thermometer. Hier geht im Privatleben Jahre lang Alles seinen gewöhnlichen Gang, Gott sey Dank. Seit einiger Zeit aber beginnt der Wurm der Ehrsucht mir am Herz zu nagen: ich möchte gerne von werden, weil von hier die Hauptwürde des Menschen bildet. Und da ich den Adel nicht anders erlangen kann, als wenn ich den Rang eines Kollegienassessors oder einen Orden erhalte, so möchte ich gern wieder in Dienst treten, und mein Glück aufs neue versuchen. Wenn es mir gelingt, meine Frau zu überreden, so wage ich mich noch einmal aufs Meer des Lebens hinaus. Doch ist dieß nur ein Entwurf und somit für jetzt

Ende.

Baumwollenhandel in England im Jahre 1835.

(Schluß.)

Wenn wir aufmerksam dem Gange der vorjährigen Ausfuhr der andern Baumwollenfabrikate folgen, so zeigt sich wieder ein wahrhaft gigantisches Verhältniß. An gewebten Zeugen wurde allein aus England die Quantität von 480,959,211 Yards ausgeführt. Hierunter sind nicht mit einbegriffen Blonden 73,582,496 Yards. Taschentücher 416,611 Dutzend. Andere Gewebe, als Strümpfe u. s. w., 456,252 Dutzend. Gerade wie bei der Einfuhr der Wolle in England sind auch hier, und zwar in noch höherem Grade, die Verhältnisse beachtungswerth, nach welchen die verschiedenen Welttheile diese Masse unter sich theilen. Hier nimmt die neue Welt den ersten Platz ein. Nach einer genauen

Durchsicht der zu Gebote gestandenen Mittel stellt sich jene Ausfuhr unter folgende Hauptrubriken:

Amerika . . .	225.115.515	Yards
Europa	156.859.477	—
Asien	86.108.108	—
Afrika	11.007.751	—
Australien . . .	1.872.597	—
	480.961.226	—

Amerika, das als Produzent der Baumwolle im ersten Range steht, ist zugleich auch der Hauptkonsument Englands für den verarbeiteten rohen Stoff und dessen bester Kunde. Auf ihn folgt Europa; Asien, Afrika und Australien zusammen, deren Verbrauch britischer Manufakturen sich jährlich vermehrt, stehen hierin zu Europa wie 65 zu 100. Der Vortheil, der in Bezug auf diese drei entferntern Welttheile, in welchen die meisten britischen Kolonien liegen, für die britische Handelsmarine entsteht, ist dagegen in industriöser und politischer Hinsicht für England weit wichtiger. Analysiren wir nun jene Masse nach den einzelnen Staaten, so stoßen wir wieder auf anziehende Ergebnisse. Die 225 Millionen Yards Zeuge, welche Amerika genommen, vertheilten sich:

Auf die Länder, deren Bewohner der britischen Race angehören:

Die Vereinigten Staaten	69.959.270	Yards
Britisches Nordamerika	12.885.859	—
— Westindien	27.848.068	—
	110.675.197	—

Auf die Länder unter den Bewohnern der portugiesischen und spanischen Race:

Brasilien, Monte-Video und Buenos-Ayres	68.818.181	Yards
Chili, Peru und Bolivia	21.962.681	—
Columbien	2.627.985	—
Mexico	5.558.249	—
Havanna, Porto-Rico, St. Thomas u. s. w.	15.465.040	—
	114.458.116	—

Es erhellt hieraus, daß die Vereinigten Staaten und Brasilien für sich allein fünf Achttheile der nach Amerika gesandten Quantität erhielten. Von den übrigen drei Achttheilen nahmen die Länder und Inseln unter britischer Hoheit die Hälfte, $^{3}/_{16}$ Theile, und die andere Hälfte vertheilte sich unter spanisch Westindien und die neuen spanisch-amerikanischen Staaten, worunter das kleine Chili wegen seines blühenden Handels den ersten Rang einnimmt. Gehen wir nun auf den Absatz in Europa über, so treffen wir wieder Deutschland an der Spitze der Abnehmer britischen Kunstfleißes. Die Verhältnisse stellen sich folgendermaßen:

Deutschland	44.771.452	Yards
Portugal und die Azoren	31.591.800	—
Italien, Sardinien und Sicilien	24.826.975	—
Holland	20.981.551	—
Gibraltar	12.289.041	—
Triest, Venedig und die österreichischen Staaten	9.254.583	—
Malta und die jonischen Inseln	5.981.155	—
Belgien	5.075.560	—
Rußland	2.127.512	—
Frankreich	2.110.358	—
Spanien	899.155	—
Schweden und Norwegen	426.356	—
Preußen für seine Ostseeprovinzen	572.456	—
Dänemark	130.901	—
	156.859.477	—

Ueber die wirkliche Konsumtion Deutschlands von jenen 45 Millionen Yards, und die Quantität, die es davon nach andern Ländern und Staaten sendete, lassen sich dort vollkommnere approximative Aufschlüsse erhalten, als es hier möglich ist. Es dürfte indessen die beträchtliche Quantität, welche Holland erhielt, hiebei nicht unberücksichtigt bleiben, weil von den auf seine Quota kommenden 21 Millionen Yards ohne Zweifel ein nicht unbedeutender Theil nach Deutschland ging. Die pyrenäische Halbinsel ist nächst Deutschland Englands bester europäische Kunde. Es müssen nämlich hiezu wenigstens die Hälfte der nach Gibraltar gesendeten Zeuche geschlagen werden, weil die bisherigen unseligen Zollgesetze Spaniens das Handwerk des Einschwärzens sehr gewinnreich machen, und der spanische Schmuggler von Gibraltar aus seine Operationen macht. Spanien und Portugal werden demnach ungefähr 54.200.000 Yards britische Manufakturen genommen haben. Nächst diesen Ländern sind Italien und Holland die besten Kunden, während Frankreich und Rußland mit ihrer großen Bevölkerung eine Quantität nehmen, die im Verhältnisse zu den andern Ländern kaum des Nennens werth ist. Gar sehr unbedeutend für den britischen Manufakturhandel sind jetzt alle übrigen nordeuropäischen Staaten und Ostseeländer. Dänemark, Schweden, Norwegen und die preußischen Ostseehäfen erhielten zusammen noch nicht die Hälfte der Quantität, die Australien schon verlangt. Der Absatz nach Asien, dessen Verkehr mit dem hiesigen Lande auf den ältern wie den neuern Handelswegen sehr steigt, beträgt trotz seiner so starken Bevölkerung dennoch nur erst den dritten Theil von dem in Amerika und etwas über die Hälfte des europäischen. Für diesen Absatz kann man die Märkte Asiens in drei Abschnitte theilen.

Indien und China nehmen	55.618.627	Yards
Die Türkei und Persien nehmen . . .	27.755.261	—
Java und Mauritius nehmen	2.744.220	—
	86.108.108	—

Diese Märkte versprechen dem englischen Ausfuhrhandel in der Zukunft eine noch viel größere Ausdehnung, und werden wahrscheinlich in einem Jahrzehent ihre Konsumtion britischer Manufakturen verdoppeln. Diese Erwartung gründet sich auf den für alle größern Häfen Großbritanniens freigegebenen Handelsverkehr mit China, die Ablegung vieler Vorurtheile und Aneignung von europäischen Sitten und Bedürfnissen unter den türkischen Völkerschaften, so wie der seit Kurzem begonnene sehr thätige Handelsverkehr mit den südöstlich vom schwarzen Meere liegenden asiatischen Provinzen.

Der Verbrauch Afrika's vertheilte sich folgendermaßen:

Aegypten nahm	4.621.598	Yards
Südafrika, das Vorgebirge der guten Hoffnung	5.318.695	—
Das westliche Afrika, Sierra Leone u. s. w.	2.455.480	—
Die Berberei, Marocco u. s. w.	654.180	—
	11.007.751	—

Aegypten steht demnach an der Spitze der Konsumenten, und ist England allein (Schottland nicht mit einbegriffen) für dessen Manufakturen von größerem Werthe als Rußland und Frankreich zusammen; ja die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung der Kapkolonie nahm für sich und die angränzenden Völkerschaften im Innern nur ein Viertheil weniger als jene beiden großen Staaten mit ihren neunzig Millionen Einwohnern, und eine dreimal größere Quantität als die schon erwähnten nordeuropäischen Königreiche und die Uferländer der Ostsee. Für Australiens Konsumtion gibt es keine besondern Abschnitte; sie umfaßt Neusüdwales und alle andern größern und kleinern Inseln Australasiens.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1836.

Herkunft der jetzigen Griechen.

Jedem ist wohl mehr oder minder der Streit bekannt, der sich über den Ursprung der jetzigen Bewohner Griechenlands zwischen mehreren Gelehrten entsponnen hat, und die Behauptung Fallmerayers, daß kaum ein Tropfen ächten althellenischen Bluts mehr in Griechenland sey, daß die Bevölkerung zwischen dem sechsten und achten Jahrhundert ausgemordet worden, und ein ganz anderes Geschlecht jetzt jenen klassischen Boden einnehme, ist von den schwärmerischen Verehrern des griechischen Alterthums mit einem Schrei des Unwillens aufgenommen worden. Hr. Fallmerayer hat sich bemüht, den Beweis seiner Behauptung historisch zu führen, und wenn wir uns gleich nicht anmaßen, unsere zustimmende Ansicht der seiner gelehrten Gegner gegenüber geltend machen zu wollen, so sey es uns doch erlaubt, aus der Vorrede des mit nächstem erscheinenden zweiten Theils der „Geschichte der Halbinsel Morea's" die bezeichnendste Stelle über die jetzigen Bewohner Griechenlands auszuheben, da er als Augenzeuge spricht und in dieser Vorrede seine ganze Argumentation kurz zusammenfaßt.

„Das berühmte Volk der alten Athenäer, d. i. jene hellenisch redenden Jonier der klassischen Vorzeit, sucht man heute vergeblich in ihren Burgflecken und in ihrer Hauptstadt. Allein nicht etwa geschwächt, oder durch Beimischung fremdartiger Elemente zersetzt, wie man es jetzt hin und wieder gern zugibt, sondern von der Wurzel herausgerissen und wie seine alten Götter im Laufe der Jahrhunderte von der Oberfläche des Erdbodens weggeschwemmt und zertrümmert wurden die Bewohner von Attika. Albanier oder Schkypitaren, deren Muttersprache nicht das Griechische, sondern das barbarische Schkypi ist, haben die verlassenen Sitze eingenommen. Selbst in der Stadt Athen, wo sich seit der Revolution eine von allen Gegenden der Türkei und des Abendlandes zusammengewürfelte Bevölkerung bildet, ist der Kern so sehr albanesisch, daß ein besonderes Tribunal nöthig ist, um auf Schkypitarisch Recht zu sprechen. Diese albanesischen Attiker verstehen zwar häufig auch das Romäische, und sprechen es im Verkehr mit Ausländern, unter sich aber reden die Familien in der Hauptstadt und besonders auf dem offenen Lande nur das Schkypi. Nenne man, wenn man will, die Schkypitaren von Marathon, von Eleusis, von der Akademie Platons immerfort Hellenen, da sie den Herzpunkt des alten Hellas inne haben; nur die witzigen Zeitgenossen eines Aristophanes und Menander suche man unter ihnen nicht mehr.

„Allein zugestanden, wie man nicht vermeiden kann, daß Alt-Attika heute ein schkypitarisches Land ist, so wird das Verhältniß vielleicht in den attischen Nachbarländern, z. B. in Böotien, günstiger seyn. Wenn man auf dem Wege von Eleusis durch öden Steingrund und traurige Nadelholzwaldungen fortwandernd den Höhenkamm des Cithäron erreicht, hat man in weitem Ueberblicke die Ebenen des alten Böotien vor sich: links am Fuße des Berges neben dem Dorfe Kokala das alte Gemäuer von Platäa; weiter vorwärts die Schutthaufen, wo einst Leuktra und Thespiä am Vorfuße des Helikon standen; Onchestos, Haliartus, Koronea trifft man auf dem Wege von Theben nach Livadia, und weiterhin gegen die phokische Gränze Plutarchs Vaterstadt Chäronea.

„Hellenische Leute bewohnen also doch noch diese Städte, Nymphen die Dirce-Quelle und die Musen den Helikon? Vergebliche Hoffnung! Nicht etwa halb zerstört, wie die Bauwerke von Esnan und Karnak in Aegypten, oder Hems und Baalbek in Syrien, sondern vom Erdboden weggefegt sammt ihren Bewohnern sind ebenfalls alle hellenischen Städte Böotiens ohne alle Ausnahme, um hie und da einem sarmatischen Dörflein Dobrena, Granitza, Distra, Topolia, Kaprena, den Platz zu überlassen; ja der Helikon selbst trägt seit mehr als tausend Jahren den bulgarischen Namen Zagora. Horcht man aber auf die Rede der Leute von Dobrena, Distra, Kokala und Granitza, so ist sie auch nicht einmal mehr sarmatisch wie ihre Dorfnamen, sondern ebenfalls schkypitarisch, wie in Attika.

„Wendet man sich dagegen von Böotien südlich durch Megaris gegen die Landenge von Korinth, so weiß man nicht, ob man im alten Griechenland oder mitten in Albanien ist; denn die Schkypitaren haben sich auch in diesen Gegenden so ausschließlich festgesetzt, daß sie hier noch nicht einmal das Neugriechische in so weit erlernt haben, um sich Fremden gegen verständlich zu machen, wie wir selbst an Ort und Stelle, z. B. in Pera-

chora und Kutukdschik einführen. Wenn also jemand alles Land von Kap Sunium bis zur Schneide des Helikon, und von der Landenge bei Korinth bis Oropo und zur heutigen Eparchie Talanti hinauf „Neu-Albanien“ nennt, so wird er die Sache mit dem rechten Namen bezeichnen. Denn diese benannten Provinzen des griechischen Königreichs haben mit dem Hellenismus keine nähere Verwandtschaft als Hochschottland und die afghanischen Distrikte Candahar und Cabul.

„Ein entschiedener Vertheidiger der alten Hellenen wird sich dessen ungeachtet noch nicht für besiegt erklären, er wird vielmehr seine letzte Hoffnung auf den „Ursitz der griechischen Race,“ auf den dorischen Peloponnes und seine nahe liegenden Inselchen setzen, und in den Moraiten unserer Zeit die alten Hellenenstämme dieses Eilandes deutlich erkennen, wird von Achäern, Tzakonen, Lakonen, Messeniern und Argivern reden, und — die alten Bukoliker in der Hand — mit besonderer Vorliebe bei Arkadien und den arkadischen Hirten verweilen, zuletzt aber noch mit gerechtem Stolz auf die Seehelden von Hydra hinweisen. Allein gleich auf der Schwelle des Peloponneses begegnet einem schon wieder das energische und kräftige Bauernvolk der Schkypitaren. In Ueberzahl findet man es in den beiden Dorfstädten Korinth und Argos; in den Gegenden aber, wo einst Epidaurus, Trözene, Hermione und Mycenä standen, d. i. in der ganzen alten Landschaft Argolis, sind Schkypitaren die einzigen Bewohner. Nauplia, vor dem Aufstande nur von Osmanli bewohnt, hat jetzt eine aus Albaniern, Neugriechen und Fremdlingen verschiedenen Ursprungs gemischte Bürgerschaft ohne bestimmten Charakter.

„Zieht man aber von Korinth westlich in das Gebirge hinauf, wo einst Phlius war, und durch das achäo-arkadische Bergrevier über die Ortschaften Kookan und Warschau bis Kamenz in Achaja, und von dort südlich über Landsoi und Glogau nach Züllichau, und Alt-Wolgast *) vorüber bis hinab zur Seestadt Arkadia oberhalb Navarin, so kann man auf dieser langen Wanderschaft täglich zweimal in schkypitarischen Dörfern einkehren, obwohl die peloponnesischen Albanier seit Phrantzes Zeiten in vielen Gegenden ihr heimathliches Schkypi bereits mit der Sprache der sarmatischen Neugriechen vertauscht haben. Jene Distrikte der beiden alten Landschaften Arkadien und Elis dagegen, die zwischen dem linken Ufer des Alpheus, dem Meere und den Marken der messenischen Krywitschen liegen, besonders die Hirtenquartiere um die Ruinen des Apollotempels bei Skleros und der Seestadt Arkadia, sind mit ihren Dörfern, Städtchen, Alpen jetzt noch reines Schkypitarengebiet, und selbst aus dem Taygetus hat man nur die mohammedanischen Albanier ausgetrieben.

„Ganz frei von diesen Fremdlingen ist auf Morea nur der schmale, gleichfalls sarmatisirte Küstenstrich von Tzakonia.

„Es sind nun noch die Morea gehörigen Inseln Spetza, Hydra und Poros übrig. In diesen fließt aber das reinste albanische Blut, ohne allen Beisatz und ohne alle fremde Zuthat; hier ist das Hauptquartier der Schkypitaren, hier der Mittelpunkt aller Macht, Intelligenz und Reichthümer dieser auf hellenischem

*) Alle diese slavischen Ortsnamen finden sich nur etwas gräcisirt in Morea. S. Fallmerayer's Geschichte I. Cap. V. pass.

Boden eingebürgerten Fremdlinge. Vom Loose dieser Eilande, besonders Hydra's, hing Leben und Tod des letzten Aufstandes ab; auf Hydra war die Seele und die bewegende Kraft des großen Drama. Die Revolution ist demnach eine rein schkypitarische, nicht eine hellenische, weil alle wahrhaft glänzenden und nachhaltig wirksamen Thaten des Kampfes durch Krieger des Schkypitarengeschlechts verrichtet wurden. Heutzutage weiß jedermann, daß die heldenmüthige Katastrophe Misolunghi's und die Standhaftigkeit der hydräischen Schiffer die beiden Lichtpunkte des Aufstandes und zugleich die Rettungsanker des griechischen Volkes waren. Der Ruf dieser beiden Thaten hat Europa erschüttert und endlich die Könige zur Barmherzigkeit bewegen; beide gehören sie aber ganz ausschließlich und allein den Schkypitaren von Suli und Hydra an. Was hat dagegen die angeblich hellenische Race, z. B. die von Tschakonia gethan? „Ἐφύγαμεν ὡσὰν τὰ πρόβατα“ ist das rechte Wort, mit welchem uns selbst ein Eingeborener aus * * *, an der tschakanischen Mark, die Heldenthaten seiner Landsleute schilderte. Wir wollen hiedurch niemanden das verdiente Lob entziehen, und räumen gern ein, daß viel Rühmliches hie und da auch durch Nicht-Albanesen, namentlich durch die griechisch-redenden Bürger von Arachova am Parnassus und Rumeliens überhaupt geschehen sey. Allein wenn wir beifügen, daß im Angesichte des Feindes zweimal das Feuerrohr zu laden unter allen Griechen nur der Schkypitar von Suli und Hydra vermochte, so fürchten wir selbst in Griechenland nicht viel Widerspruch zu erfahren.

„Wollte man sich die Mühe geben, sämmtliche Bewohner Morea's und Rumili's, von Thermopylä bis Kap Matapan, mit Einschluß der anliegenden Inseln Spetza, Hydra, Poros, Salamis und zum Theil auch Euböa, Andros und Aegina familienweise zu mustern, so würde man finden, daß noch zu dieser Stunde mehr als die Hälfte derselben nicht mehr der sarmatisch griechischen, noch viel weniger der hellenischen, sondern der tapfern Schkypitarenrace angehört und ihre eigene Muttersprache redet. Nimmt man von dem Reste noch die gräcisirten Arnauten Morea's weg, dann die zeltbewohnenden Wlachen des nördlichen Lokriens, die ackerbauenden Wlachen aller Provinzen, die seßhaften Zigeuner Aetoliens und die organisirten Bettlerhorden des Crevori; dann die Nachkommen der Bulgaren, der Krywitschen und der taygetischen Slaven, der Karantanen und Sarmaten aller Geschlechter, der Italiener, Spanier, Provençalen, Wallonen und ägyptischen Araber, deren Niederlassung und Mischung in Griechenland historisch erwiesen, und selbst in byzantinischen Schriften des 15ten Jahrhunderts zugestanden ist; so fragen wir, die wievielte Familie des Königreichs jemand für althellenisch zu erkennen den Muth hätte?“

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

(Fortsetzung.)

Die Diebszunft in London theilt sich in zwei Hauptklassen. Die eingefleischtesten und verhärtetsten, deren Namen, frühere Lebensweise und Gewohnheiten den Polizeibeamten vollkommen

bekannt sind, bilden gewöhnlich kleine Gruppen von drei bis fünf Menschen, die sich fast immer einander gegenseitig verrathen, wenn das Verbrechen begangen ist. Die Cracksmen (Hauseinbrecher), so nennt man sie, sind meist die Vorhut des Raubes; nie schrecken sie vor Mord, Gewaltthat oder Brand zurück, Hyänen gleich wühlen sie sich durch die Gesellschaft und setzen Alles für Alles aufs Spiel. Da sie bekannt und registriert sind, so ist die Polizei, sobald sie sieht, daß einer von ihnen Aufwand macht, ein neues Kleid trägt, oder die Wirthshäuser fleißig besucht, gewiß, daß er irgend einen Raub vollzogen hat und nimmt ihn fest.

Die andere der erstern weit überlegene Unterabtheilung wird Swell Cracksmen (Große Räuber) genannt, und diese sind so gut organisirt und disciplinirt, als Napoleons, des großen Condé, oder Wellingtons Heer. Aus der folgenden Schilderung kann man auf die systematische Vollkommenheit schließen, mit welcher alle ihre Unternehmungen betrieben werden. Diese Herren halten sich sorgfältig verborgen und hüllen sich in einen geheimnißvollen Schleier. Selbst ihre Agenten wissen ihre Namen nicht, und nie sieht man sie in Wirthshäusern sich versammeln, wo sie von der Polizei verfolgt und leicht entdeckt werden würden. Sie haben ihre Spione, die, gut gekleidet und in der großen Welt lebend, sich damit begnügen, ihnen günstige Gelegenheiten und etwaige Gefahren zu bezeichnen, aber niemals an der Ausführung Antheil nehmen. Die Hauptleute dieser Banden (London zählt deren zwei oder drei) tragen stets die größte Sorge, ihre Leute der ersten, zweiten und dritten Klasse ja nicht Noth leiden zu lassen, was sie zur Verzweiflung treiben und gar leicht die ganze Bande gefährden könnte. Meine Verbindungen mit ihnen haben mich mit ihrer Hierarchie und Disciplin bekannt gemacht, ohne daß ich deßhalb die Namen der Häuptlinge oder der Untergebenen erfahren hätte.

Ich kam nicht unmittelbar zu diesem gefährlichen Handwerk; von meinem eilften bis zu meinem zwanzigsten Jahre ergriff ich wenigstens sechzig verschiedene Gewerbe, von denen eines so wenig einträglich, und eben so elend und mit Verachtung gebrandmarkt war als das andere. Zuletzt wurde ich Resurrectionist oder Leichenhändler, der natürliche Uebergang zum Diebshandwerk.

Soll ich die nächtlichen Unruhen, die tollen Abenteuer und die schauerliche Ausbeute aufzählen, die mich mit den meisten Kirchhöfen von London in Berührung brachten? Alle Journale sind voll von solchen Scenen, und ich glaube dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn damit verschone. Der Chirurg, mit dem ich gewöhnlich zu thun hatte, war ein heftiger, zornmüthiger Mensch, der gut bezahlte, wenn er zufrieden war, im Gegentheil aber mit Entziehung seiner Kundschaft drohte. Einen Kadaver, auf den er besondern Werth legte, und den er uns theuer zu bezahlen versprach, versuchten wir dreimal vergeblich der Erde zu entreißen, die ihn verbarg; stets stellten sich der Ausführung unsers Vorhabens neue Hindernisse in den Weg. Schon standen wir nahe daran, unsern guten Kunden zu verlieren, als ich mir beikommen ließ, einen Nachtwächter, durch das Versprechen einer Summe Geldes bestechen zu wollen. Der Wächter bedachte sich und bestellte mich auf den folgenden Morgen in ein Wirthshaus. Kaum hatte ich mich aber dort eingefunden, als er die Polizei zu Hülfe rief und mich verhaften ließ. Man führte mich vor das kleine Tribunal in der Bow-Street, wo ich vom Friedensrichter mit einigen Verweisen entlassen wurde. Kaum war ich auf der Straße, als ein Mann, der dem Gericht beigewohnt hatte, zu mir trat, mich vom Kopf bis zu den Füßen mit bedeutenden Blicken musterte, und endlich sagte: „Beim Teufel, Herr, ein schlechtes Gewerbe für einen Mann wie sie, auf die Leichenjagd zu gehen. Sie sind gut gekleidet. Sie haben recht, wenn sie glauben, daß das Kleid die erste Schutzwehr in der Welt ist. Fahren Sie so fort; ich kann Ihnen vielleicht dienen.“

„Aber woher kennen Sie mich denn?“

„O, ich kenne alle Welt, bedende Leute wie Sie, die gerne gut leben und eben nicht dem Glück im Schooß sitzen. Man hat mich beauftragt, den Assisen in Bow-Street beizuwohnen, und dort einen Mann wie sie sind zu suchen. Sie sind gerade so wie ich Sie brauche. Speisen wir morgen zusammen. In einigen Tagen werde ich mich näher erklären.“

Ich speiste wirklich mit dem Fremden; er beschied mich mehreremale an verschiedene Orte, und erst nach unserm fünften Zusammentreffen erfuhr ich wer er sey. Es war nämlich einer jener Spione, welche für Ausfüllung von Lücken in den Gaunerheeren sorgten, und so machte er mich nach und nach mit seinen Aufträgen, seinen Absichten und dem bekannt, was man von mir erwarte. Wir kamen nie im Wirthshaus zusammen, stets führte er mich in sein gut eingerichtetes Quartier oder zu einem seiner Freunde. Acht Tage später bat er mich, ihn auf dem Weg nach Chelsea zu begleiten, und ich willigte ein. Gegen das Ende der Straße Sloane näherte sich ein gut gekleideter Mann meinem Gefährten und sagte: „Sie können sich entfernen; wir aber, mein Herr — fuhr er zu mir gewendet fort — werden, wenn es Ihnen gefällig ist, in der Umgebung von London speisen.“

Mein Führer gehorchte augenblicklich, und mein neuer Gefährte hieß mich mit ihm in eine Seitenstraße folgen, wo ich geduldig wartete, was er mir eröffnen würde.

„Man hat uns viel Gutes von Ihnen gesagt,“ hub er endlich an, allein es ist nöthig, daß Sie wissen, wessen man sich von Ihnen versieht und was Sie zu erwarten haben. Meine Pflicht erheischt, Ihnen dieß mitzutheilen. Sie können sich glücklich schätzen, an diesen einträglichen und stets mit glücklichem Erfolg gekrönten Unternehmungen Theil nehmen zu dürfen. Vergessen Sie keines meiner Worte, und erinnern Sie sich stets an meine Lehren, denn es handelt sich hier um Ihr Glück, ja sogar um Ihr Leben. Meiden Sie alle rauschenden und auffallenden Vergnügungen, welche Sie bloßstellen würden, und die sich nicht mehr mit den Verpflichtungen vertragen, die Sie eingehen werden. Hören Sie auf, Wirthshäuser zu besuchen, brechen Sie alle Bekanntschaft mit alten Freunden ab. Es wird Ihnen nie an Geld fehlen, und Sie werden wohl thun, sich mit Kaufleuten, Bürgern und Künstlern in Verbindung zu setzen, die in gutem Rufe stehen.“

Dieß waren ungefähr die guten Lehren, welche ich von meinem Begleiter empfing. Die Rede ging ihm nie aus, und hätte mir nicht aus seiner Predigt die Hoffnung einer Verbesserung meines Schicksals geleuchtet, so hätte ich ihn vielleicht gar nicht angehört. Zu Tulham angekommen, traten wir in ein gutes Gasthaus, wo mein Führer bei trefflich besetzter Tafel seine Jeremiaden aufs neue anstimmte. Er drang besonders darauf, daß ich keine sekundären Diebstähle begehen, daß ich mir von dem Erbeuteten nichts zueigne, und blindlings den Befehlen der Obern gehorchen solle. Ich sollte einen starken Sold bekommen, dafür aber auch entschlossen in den Kampf gehen, und jeder Versuchung für eigene Rechnung zu stehlen, widerstehen. Diese Bedingungen waren ein wenig hart, und der feierliche Ton, mit dem sie mir vorgelegt wurden, hätte sich im Munde eines Ministers, der mit einem Gesandten unterhandelt, recht gut ausgenommen.

„Ich werde Ihnen," fuhr mein Gefährte fort, „jemand schicken, der Sie noch besser von dem unterrichtet, was Sie zu thun haben. Seyn Sie treu, pünktlich, gewissenhaft. Liefern Sie Alles ab, was in Ihre Hände fällt, denn die geringste Untreue käme an den Tag und würde bestraft. Die Gesellschaft gewährt ihren Dienern einen hinreichenden Antheil; dagegen verlangt sie die strengste Redlichkeit, und Rechenschaft von der kleinsten Summe wie von der größten. Unsere Maßregeln sind so gut genommen, daß Sie uns nicht entkommen würden. Wissen Sie endlich, daß die geringste Uebertretung dieses Gesetzes stets die schnellste und schrecklichste Strafe nach sich gezogen hat."

Eine Banknote von 10 Pfund ging bei diesen Worten aus seiner Hand in die meine, und endlich stellte er mir noch eine Karte zu, auf welcher mit Bleistift die Worte geschrieben standen: „Morgen Vormittag um 11 Uhr, an der Pforte des Armenhouses, dem Wirthshaus zum Elephanten gegenüber." Hierauf warf mein Gefährte noch eine blanke Guinee zur Bezahlung unserer Zeche auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 31sten Mai las Herr Deshayes eine Note über die mittlere Temperatur der geologischen Epochen der Tertiärschichten nach dem Maßstabe der lebenden und fossilen Muscheln vor. Nach ihm verdienen die Seethiere in dieser Beziehung eine besondere Aufmerksamkeit, da sie in einer constantern Temperatur leben. Wenn man die jetzige Vertheilung der Mollusken betrachtet, so findet man, daß die Zahl der Arten sich mehrt, je näher man den Aequatorialmeeren kommt. Unter 80° Breite ist die Zahl der Arten 10 bis 12, und sie steigt allmählich, bis sie in den Meeren am Senegal und Guinea über 900 beträgt. Jede Zone zwischen diesen beiden Gränzen enthält eine gewisse Anzahl Arten, die sich in den benachbarten Zonen wieder finden, doch findet dieß in stärkerem Grade gegen den Aequator zu, als gegen die Pole statt; auch hat jede ihre eigenthümlichen Arten, die demnach an einen bestimmten Temperaturgrad gebunden sind. Sie können also, wenn man sie in Niederschlägen findet, die Temperatur der Gegend zu derjenigen Epoche anzeigen, wo der Fels sich bildete. Deshayes theilt die Tertiärformationen in drei Epochen. Die neuesten Formationen sind die von Schweden, Norwegen, Dänemark, von dem heiligen Hospiz bei Nizza und ein Theil Siciliens: fossile Muscheln, die sich hier finden, zeigen noch dieselben Arten, wie sie sich in den benachbarten Meeren lebend finden, ein Beweis, daß zu der Zeit, wo diese Landstriche sich bildeten, die Temperatur wesentlich dieselbe, wie jetzt war. In den Tertiärschichten der Länder um das Mittelmeer zeigen die fossilen und die lebenden Muscheln keine so vollständige Uebereinstimmung. Einige der Fossilien finden sich lebend nur in den tropischen Meeren Afrika's und Indiens, und andere, die im Mittelmeere leben, zeigen sich in den genannten Strichen gar nicht. Die dritte Epoche umfaßt eine große Zahl kleiner Bassins im Centrum Europa's, als die Superga bei Turin, das Bassin in der Gironde, die Salzteiche der Touraine, das kleine Bassin von Angers, das Bassin von Wien, von Podolien, Volhynien und einigen Theilen Südrußlands, vermuthlich auch die ehemaligen Sumpfstrecken um Mainz und längs dem Rhein. Die Fossilien, die man hier findet, sind Arten, die nur heißen Meeren am Senegal und bei Guinea angehören. Die genannten Orte standen also einst unter dem Einfluß einer tropischen Temperatur, die jedoch nicht immer gleichförmig war.

Das Giornale delle due Sicilie vom 28sten Mai gibt Nachrichten von einem heftigen Erdbeben, das in Calabria citeriore den Distrikt Rossano verheerte. Die zwei Gemeinden Rossano und Crosia haben am meisten gelitten; namentlich im erstern blieb nach dem ersten Stoß nicht ein Haus ganz stehen. Derselbe Stoß machte sich auch zu Genosia in der Provinz Otranto und zu Conco in der Provinz Basilicata bemerklich, und ging also von Nordost gegen Südost.

Literarische Notiz.

Der American Bookseller Advertiser macht nachstehendes Verzeichniß der im Jahre 1835 erschienenen literarischen Neuigkeiten, mit Ausschluß der Flugschriften, periodischen Blätter und neuer Ausgaben, bekannt. Die erste Kolumne weist die amerikanischen Originalwerke und die zweite Auflagen ausländischer Werke nach.

Gegenstände.	Amerik.	Ausländ.	Summe
Biographien	19	11	30
Geschichte	4	8	12
Reisen zur See und zu Land	14	11	25
Statistik und Handel	9	2	11
Theologie und Gottesgelehrsamkeit	20	22	42
Religion und häusliche Pflichten	15	13	28
Vermischte Schriften	24	10	34
Almanachs	10	—	10
Ethik und Politik	5	3	8
Gesetzkunde	9	3	12
Medizin und Chirurgie	6	5	11
Künste und Wissenschaften	15	8	23
Novellen und Erzählungen	31	33	64
Poesie	7	12	19
Erziehung	60	15	75
Kinderschriften	22	17	39
	260	173	431

431 Bücher oder 547 verschiedene Bände, im Durchschnitt eine Auflage von 1000 Exemplaren von jedem, macht zusammen 547,000 Bände, welche in den Vereinigten Staaten in Einem Jahre gedruckt wurden, Flug- und periodische Schriften und neue Auflagen ungerechnet. 547 Bände, jeden tausendmal abgedruckt, kostet beiläufig 400 Dollars für jeden Band, und erfordert mithin eine Gesammtauslage von 218,800 Dollars, die, wenn man die neuen Auflagen älterer Werke mit hinzurechnet, auf wenigstens 330,000 Dollars anwächst, welche nur in einem einzigen Jahre im öffentlichen Verkehr umgesetzt wurden. Eines ist auffallend bei obiger Uebersicht, nämlich die große Zunahme von Originalnovellen seit 1831. Im Jahre 1835 erschienen zum Erstenmal 31 neue amerikanische Novellen! Schulbücher zeigen sich in gleichem Ueberfluß. Ein anderer interessanter Umstand ist die Zunahme der Originalwerke: Im Jahre 1833 erschienen ein Drittel mehr ausländische als Originalwerke; 1835 hat sich das Verhältniß im umgekehrten Sinn bedeutend vergrößert. Dieß scheint darauf zu deuten, daß die Vereinigten Staaten daran sind, sich — besonders in den nützlichen und gediegenen Zweigen und namentlich in der Erziehung — ihre eigene Literatur zu bilden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1836.

Reste des Buddhismus in Indien.

Der bekannte Professor Wilson hielt vor Kurzem vor einer zahlreichen Versammlung eine Vorlesung über diesen Gegenstand, aus der wir Einiges entlehnen. Der Buddhismus ist geschichtlich um so merkwürdiger, als er jetzt ungefähr 270 Millionen Anhänger zählt, die alle außerhalb Indiens, dem Lande seiner Entstehung, sich finden, denn aus Indien selbst ist er als Religionspartei völlig verschwunden. Daß er jedoch seinen Ursprung in Indien hat, ergibt sich aus den Zeugnissen verschiedener Nationen und Schriftsteller, in denen sich die Existenz des Buddhismus in Indien, und zwar in einem blühenden Zustande vom 6ten Jahrhundert vor bis zum 12ten oder 13ten Jahrhundert nach Christo verfolgen läßt. Zwischen dem letztern Zeitpunkt und dem 16ten Jahrhundert verschwand er völlig. Unter den Bemerkungen über den Buddhismus in Indien sind einige der merkwürdigsten die in den christlichen Kirchenvätern, von denen mehrere dieser Religion erwähnen, aus welcher einige Schriftsteller von der Sekte der Manichäer einen Theil ihrer Glaubenssätze entlehnt zu haben scheinen.

Hr. Wilson ging sodann auf die Hauptlehren der Buddhisten über und auf die Punkte, worin sie sich namentlich von dem braminischen Glauben unterschieden, und sieht diese namentlich in der Lehre von der höheren Natur in Menschen, die sogar der der Götter gleichkomme, und in der daraus folgenden Vernachlässigung der braminischen Gottheiten. Der Hauptunterschied und die Unvereinbarkeit dieser beiden Religionen, die als polytheistisch doch sonst recht gut neben einander hätten bestehen können, lag aber wohl in der Lehre von der Gleichheit aller Menschen und der Verwerfung aller Kasteneintheilung, worauf das Gebäude braminischer Herrschaft beruht. Daraus erklärt sich auch der wüthende Haß, womit die Braminen alle Buddhisten verfolgten, und der Fall des Buddhismus läßt sich wohl schwerlich durch eine bloße Nachlässigkeit und Mangel an Schutz von Seite einflußreicher Personen erklären, sondern, wie schon Ampère nach dem Vorgang Remusats in seiner Uebersicht über die Arbeiten des letztern gethan hat, man muß eine gewaltsame Vernichtung und Ausrottung des Buddhismus annehmen.

Endlich ging Hr. Wilson auf die Ueberreste buddhistischer Denkmäler in Hindustan über, die von fünferlei Art sind: Statuen, Skulpturen, Säulen, Tempel und Tschaitpas oder Topen. Die Bilder Buddha's sind zahlreich, aber mehr oder minder verstümmelt, an der Stellung und dem sinnenden Ausdruck, an den langen Ohren und dem gelockten Haar indeß leicht zu erkennen; sie sind stets wenigstens zum Theil bekleidet. Skulpturen sind selten; die gewöhnlichsten sind Darstellungen der Füße Buddha's mit einigen symbolischen Zeichen. An einem Orte Namens Bhilsa sind mehrere Gruppen mit viel Anmuth und Kühnheit ausgehauen und merkwürdig, weil sie eine Sündfluth darstellen. In mehreren Theilen Hindustans sind Steinsäulen von bedeutender Höhe unter dem Namen Lats.*) Sie haben meist Inschriften in einer nicht mehr gewöhnlichen Schriftart, die jedoch kürzlich entziffert wurde. Der einzige bekannte Tempel über dem Boden ist ein altes zerstörtes Gebäude in Gaya in Behar, aber Höhlentempel sind nicht selten, und die merkwürdigsten finden sich, wie bekannt, zu Salsette, Karli, Ellora und andern Plätzen am Saum der Vindhyagebirge. Sie lassen sich leicht von ähnlichen Aushöhlungen anderer Religionsgenossen unterscheiden durch den unwandelbar vorhandenen cylindrischen und halbkreisförmigen oder kuppelartigen Bau, Dehgone genannt, worin, wie man glaubt, die Reliquien eines Heiligen oder Buddha's sich befinden. Zu gleichem Zwecke scheinen die ähnlichen, aber größern Bauten bestimmt gewesen zu seyn, die man Tschaitpas oder Topen**) nennt, und die sich im Nordwesten Indiens in großer Anzahl finden; gegen hundert sind geöffnet worden: sie waren ohne Ausnahme massiv, mit kleinen viereckigen Räumen in der Mitte, worin Kästchen, Ringe, Cylinder und Münzen sich finden; unter den letztern sind viele römische Konsularmünzen, Münzen der griechischen Kaiser und der sassanidischen Könige, die meisten aber sind Münzen der bak-

*) Dieser Name findet sich auch, wahrscheinlich aus Indien entlehnt, in muhammedanischen, namentlich persischen Schriftstellern.

**) Siehe hierüber: Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1836. II. Bd. Anhang: über die baktrischen Alterthümer.

trischen und indoscythischen Fürsten und der einheimischen Radscha's aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Die Vorlesung schloß mit der Bemerkung, daß wie der Buddhismus durch Mangel an Unterstützung und durch Vernachlässigung gefallen sey, so werde dieß auch dem Bramanismus ergehen, und so dem Christenthum der Weg gebahnt werden. Wie aber der Buddhismus nicht durch Vernachlässigung sank, sondern höchst wahrscheinlich in Indien ausgerottet wurde, so möchte auch wohl schwerlich der in einigen zum Theil von Europäern bewohnten Handelsstädten mehr und mehr sich zeigende Indifferentismus ein Sinken des Bramanismus anzeigen, wenn gleich eine Umwandlung desselben immer unvermeidlicher werden dürfte.

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

(Fortsetzung.)

Drohungen und Versprechungen wirbelten jetzt in meinem Kopf bunt durcheinander, und gar zu gerne hätte ich ergrübelt, wie man den Uebertretungen dieser Gaunergesetze auf die Spur kommen könne, und vor Allem, wie man sie bestrafen werde.

„Beim Teufel," rief ich endlich aus, „das ist eine gesellschaftliche Einrichtung im Kleinen gerade nach dem Muster der Großen. Die Mächtigen bleiben verborgen und entschlüpfen der Gefahr, die Kleinen aber müssen vor den Riß stehen. Es ist die Geschichte aller Verschwörungen; die geheimen Fäden werden von unsichtbaren Händen geleitet; die Acteurs, welche zum Vorschein kommen, sind elende Werkzeuge, welche der Rache und dem Ehrgeiz dieser Halbgötter geopfert werden. Sie wissen recht gut, welche Unternehmung uns in den gähnenden Abgrund schleudert, und werfen uns selbst hinein."

Ich wußte jetzt woran ich war.

Ich kam von meinem Ausflug wieder nach London zurück, mit Achtung erfüllt gegen eine so eng verbundene und verständig organisirte Gesellschaft. Mein Werber kam nie wieder zum Vorschein. In den Wirthshäusern, im Schauspiel, das er zu besuchen pflegte, niegends war eine Spur von ihm aufzufinden. Kaum hatte er mich ins Garn gelockt, so wurde er auch schon von London entfernt, und ihm von jener Politik, die Nichts vergißt, die an Alles denkt und die von den europäischen Regierungen nachgeahmt werden sollte, ein wichtiger Auftrag in der Provinz ertheilt. So zerriß man alle Verbindung unter uns und schützte sich gegen unsre Rache, unsre Schwatzhaftigkeit und Treulosigkeit. Einmal angeworben hatte ich also nichts Besseres zu thun als zu gehorchen.

Ich begab mich auf meinen Posten. Ein Mann, dessen Kleidung und Benehmen auf gute Erziehung zu deuten schienen, kam gerade auf mich zu, zeigte mir eine der meinigen vollkommen ähnliche Karte zur Beglaubigung vor und sagte: „Wir haben mit einander zu sprechen; setzen wir uns in den eben vorbeifahrenden Wagen nach Croydon."

Ich stieg mit dem Fremden ein und tiefes Schweigen herrschte zwischen uns, bis wie nach Croydon ins Wirthshaus gekommen waren. Hier setzte er mir das Gesellschaftssystem auseinander, und überzeugte mich von der wundervoll einfachen Organisation, die alle Unternehmungen sicher stellt und ihren Erfolg gewiß macht.

„Sie stehen jetzt," sagte der Fremde, „unter dem Gesetz der Real Swells (der ächten Großräuber). Ihre neuen Schutzherren verdienen Ihre höchste Achtung. Ihre Arbeit erfordert nicht nur große Besonnenheit, sondern auch einen gebildeten Verstand. Indem Sie die Handarbeit Andern überlassen, theilen Sie sich in die zahllosen und höchst wichtigen Verwaltungsgeschäfte, unterhandeln mit den Spionen, kommen Geheimnissen auf die Spur, entwerfen Feldzugsplane für die Umgegend, erkrutiren Ihr Heer und sorgen für dessen Unterhalt, wenn es an Arbeit fehlt. Sie leben übrigens als Gentleman in der großen Welt, die keinen Verdacht wegen Ihres Gewerbes hegt. Sie berechnen Alles richtig, und seit zehn Jahren ist Ihnen auch nicht ein einziger Plan fehlgeschlagen. Es ist wirklich zu bedauern, daß Sie nicht Nationen zu leiten haben. Ich, der ich Ihnen gehorche, kenne Sie nicht, und werde Sie auch in meinem Leben nicht kennen lernen. Sie sehen in mir, was man in der Theatersprache einen Inspicienten nennt. Ich gebe das Zeichen mit der Glocke, spielen Sie nun Ihre Rolle. Hierauf beschränkt sich meine Pflicht, an die ich mich genau binde; man verlangt sonst nichts von mir, und ich hüte mich wohl nach Weiterem zu streben, denn dieß wäre mein Verderben. Die Anweisungen, welche ich Ihnen ertheile, sind mir mit der Post zugekommen; der Verfasser des Schreibens ist mir ganz unbekannt. Machen Sie es jetzt wie ich; thun Sie Ihre Schuldigkeit und lassen Sie vor Allem keine unzeitige Neugier blicken. Warum wollten Sie auch Widersacher gegen sich reizen, die weit furchtbarer sind als die Polizei. Von wem erhält denn diese und das Staatssekretariat die Nachweisungen, auf die sie so stolz sind, als von unserer Gesellschaft selbst; von der Gesellschaft, welche jene ihrer Mitglieder opfert, die ihr zuwider sind. Das Gesetz ruht in den Händen unsere Obern; sie verkehren damit nach Gefallen. Sie wissen wo der Räuber wohnt, wohin er auf Raub ausgeht. Wenn er sie verräth, so brauchen sie ihm nur ein Geschäft aufzutragen, bei dem er dem Galgen nicht entgeht. Unsre Angelegenheiten sind geordnet gleich dem besten Uhrwerk, und ich glaube nicht, daß Sie irgendwo anders eine bewundernswerthere Eintheilung der Geschäfte finden werden." Mit diesen Worten verließ mich der Fremde.

Das Werkzeug und nicht die bewegende Kraft zu seyn; sich als Opfer hingeben zu müssen mit dem Gedanken, daß die Urheber des Unternehmens gegen alle Gefahr geschützt sind; von den Hauptverbrechern selbst der Gerechtigkeit überliefert werden zu können, und dabei in Niedrigkeit, ohne andere Aussicht als die auf den Galgen seine Tage hinzubringen — welch ein Leben! Ich hatte indeß keine andere Wahl. Ein trefflicher Appetit, eine bedürfnißreiche Jugend, gänzliche Unkenntniß irgend eines Gewerbes, Mangel an allem Unterricht, eine Waise ohne Obdach und eine Moralität unter Null — dieß waren meine Piloten auf dem stürmischen Meer des Lebens.

„Sie sind nun ein Familienglied geworden," fuhr der

Fremde fort, der inzwischen wieder hereingetreten war. „Ich habe einige Geschäfte auszutheilen, das Ihrige ist das Leichteste. Ein Wagen soll geplündert werden, der mit einigen Tausend Thalern beladen ist." — „Teufel," fuhr ich auf, „und das nennen Sie leicht?" — „Nichts kann leichter seyn. Thun Sie was man Ihnen sagen wird, sonst nichts; befolgen Sie Ihre Instruktionen buchstäblich. Alle Plätze im Innern des Wagens gehören uns; das Unternehmen kann ohne Sie nicht zu Ende geführt werden. Hier nehmen Sie diese zehn Pfund Sterling und diese geschriebenen Instruktionen. Kaufen Sie einen Mantel mit großem Kragen, in welchem Sie Ihr Gesicht verbergen können. Nehmen Sie ferner all Ihr Geld mit, denn man muß auf Alles gefaßt seyn, um im — jedoch gar nicht wahrscheinlichen — Nothfall, einige und sechzig Meilen zwischen sich und seine Feinde legen zu können. Dießmal hat es jedoch nicht die geringste Gefahr. Bestellen Sie Ihren Platz nach Birmingham bei guter Zeit, und reisen Sie am Donnerstag von Birmingham wieder zurück. Sprechen Sie mit niemand und haben Sie auf niemand Acht, wer es auch sey: das Ereigniß selbst wird Sie weiter unterrichten. Die zehn Pfund sind ein Abschlag auf ihre Einkünfte, die von der höchsten Behörde bestimmt werden und gegen deren Ausspruch keine Einwendung erhoben werden darf. Nach Ihrer Rückkehr geben Sie sich nur mit rechtlichen Leuten ab, und nach Verlauf von acht Tagen finden Sie sich in Nro. 4 in der großen Orfordstraße ein. Fragen Sie da, ob keine Briefe für Herrn Hodson eingelaufen sind, dann wird man ihnen vielleicht ein Schreiben einhändigen, dessen Vorschriften sie augenblicklich zu erfüllen haben. Sind keine Briefe da, so kommen Sie am nächsten Tage wieder und so fort, bis Sie ein Schreiben erhalten. Geben Sie mir Ihre Adresse, damit man Sie zu finden weiß, wenn man Sie plötzlich brauchen sollte, was jedoch nur selten der Fall ist. Leben Sie wohl, seyn Sie klug, und es wird Ihnen gut gehen. Denken Sie stets daran, daß Vorsicht die Mutter der Sicherheit ist; so lautet der Wahlspruch unserer Gesellschaft. Ich gehe nach Brighton."

Am folgenden Morgen verließ ich London mit dem Birminghamer Wagen, und bestellte meinen Platz wieder für den nächsten Donnerstag, wie mir befohlen war. Als ich in den Wagen stieg, fand ich noch zwei Personen darin, und der Conducteur war bereits ungeduldig, daß die übrigen Reisenden sich nicht einfinden wollten. Ich nahm meinen Platz ein, und bald darauf setzte sich ein ziemlich reich gekleideter Herr neben mich. Einer seiner Freunde hatte ihn zum Wagen begleitet, drückte ihm zum Abschied die Hand, warf einen prüfenden Blick in das Innere des Wagens, gab dann durch ein Nicken mit dem Kopfe zu verstehen, daß Alles nach seinem Wunsch sey und entfernte sich. Ich verstand dieses Nicken recht gut, es hieß so viel als, das Unternehmen kann ausgeführt werden; wie aber — das war mir ein Räthsel.

Ein Bankier von Birmingham schickte jeden Monat an einem bestimmten Tage das nöthige Geld und die erforderlichen Wechsel nach London, um dort seine umlaufenden Papiere einzulösen. In Folge eines zwischen den Eigenthümern der Postkutsche und jenem Bankier abgeschlossenen Uebereinkommens hatte man unter dem Wagensitz eine eiserne Kasse mit zwei sehr künstlichen Schlössern angebracht, zu denen die Londoner Agenten des Wechselhauses allein die Schlüssel besaßen. Die Häupter der ehrenwerthen Gesellschaft, zu der ich gehörte, hatten nun mehrere Reisen auf diesem Wagen gemacht, um die Schlüssellöcher genau in Wachs abzudrücken, und dann von dem Schlosser, der ausschließlich für die Gesellschaft arbeitete, Nachschlüssel machen zu lassen. Die Geschicklichkeit dieses Mannes war so groß, daß der erste Versuch schon vollkommen glückte, und das künstlichste der beiden Schlösser ohne Mühe geöffnet werden konnte.

Unter die zahllosen Marktschreiereien, mit denen man die Civilisation zum Besten hat, gehören auch die prahlerischen Ankündigungen von künstlichen Schlössern, welche angeblich kein Mensch öffnen kann. Ein winziger Schlüssel soll eure kostbarsten Schätze gegen räuberische Angriffe schützen. Wisset ein für allemal, daß es kein Schloß gibt, das sich nicht leicht öffnen ließe; wer euch das Gegentheil versichert, täuscht euch. Ich habe die Riegel der künstlichsten Schlösser geöffnet, und selbst die am theuersten bezahlten würden dem Scharfsinn der erfahrenen Gauner, welche Newgate beherbergt, nicht widerstehen. Nur recht massive Schlösser halten den Dieb einigermaßen ab, und zwar nicht wegen ihres künstlichen Baues, sondern durch ihr Gewicht und ihre Stärke. Es reichte hin dem Schlosser die äußern Dimensionen des Schlosses und den genauen Abdruck des Schlüssellochs zu bringen und nun lieferte er drei Nachschlüssel, von denen immer einer so gut aufschloß, als der ächte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achtzehnter Brief.

Mehr als ein Jahrhundert vor der Eroberung von Algier, und noch ziemlich lange nachher, hatten die Franzosen eine afrikanische Kompagnie, welche an verschiedenen Küstenpunkten Faktoreien unterhielt, und von der algier'schen Regierung ein Monopol für die Ausfuhr von Wolle und Getreide und für die Korallenfischerei gepachtet hatte, welch letztere zu Bona betrieben wurde.

Auf der Reise nach Bona rief ich mir alle, angenehme Erinnerungen an Reisende zurück, welche die Pracht von den Korallenhainen beschreiben, die sie an der Küste des rothen Meeres, besonders bei ruhigem Wasser, gesehen haben wollen. Ich schmeichelte mir daher mit der Hoffnung, an der Küste des mittelländischen Meeres auch mit dem Anblick eines solchen Lustwäldchens, mit Meerfräuleins umspielt, erfreut zu werden; das Wasser war aber immer so unruhig, daß mir durchaus kein Blick in die Tiefe gestattet wurde. Ich erhielt indeß einige für mich neue Nachrichten hinsichtlich der Natur der Korallen; denn so bekannt und verbreitet dieses Meerprodukt auch ist, so weiß doch kaum eine unter zehn Personen, die man deßhalb befragt, Auskunft zu geben, in welches Reich der Natur es gehört.

Man hielt die Koralle lange für eine Meerpflanze, sie gehört aber nicht dem Pflanzen-, sondern dem Thierreich an, das heißt, sie ist die Wohnung eines kleinen Thieres, das sie zu seiner Wiege, seiner Woh-

nung und zu seiner Katakombe macht, denn diese Substanz wird nicht eher vollkommen hart und einer Politur fähig, als bis der kleine Inwohner gestorben ist.

Der erste unter den alten Naturforschern, der den Korallen seine Aufmerksamkeit zuwendete, hielt sie für Steine, und so werden sie auch in einem der Orphischen Fragmente genannt, wo sie als Gegengift gegen Schlangenbiß empfohlen sind. Aristoteles gedenkt ihrer nicht, sein Schüler Theophrastus aber, ein Botaniker, verweist sie in das Pflanzenreich, und Dioscorides und Plinius, *) nebst einem Heer von Botanikern, selbst aus der neuern Zeit, folgten dem Beispiel Theophrast's. Ovid war derselben Meinung, und in den folgenden Zeilen:

„Sic et coralium, quo primum contigit auras
Tempore durescit: mollis fuit herba sub undis —“

spielt er auf einen Irrthum an, der sich bis in die neuern Zeiten fortgepflanzt hat, den nämlich, daß die Koralle bei ihrem Uebergang aus dem Wasser an die Luft sich verhärte. Die Wahrheit ist, daß die weich aus dem Wasser aufgefischte Koralle von einer noch lebenden Generation der Thierchen bewohnt ist.

Da die Botaniker bemerkten, daß die Koralle Wurzeln habe, d. h. daß sie sich an jeden Gegenstand, der ihr einen festen Punkt unter dem Wasser gewährt, anhänge; daß sie einen Stamm und Zweige habe, und daß die letztern Schichten derselben minder fest seyen als das Innere, so hielten sie diese letztern Schichten für die Rinde des Korallenbaumes. Noch im vorigen Jahrhundert behauptete der Graf von Marsigli, ein ausgezeichneter Naturforscher, als er kleine weiße Sprossen an einer aus dem Meere geholten Koralle bemerkte, daß dieß Blüthen der Korallenpflanze seyen. Die Botaniker hielten hierauf die Pflanzennatur dieses Meerproduktes lange Zeit für unzweifelhaft, bis endlich der französische Naturforscher Peyssonnel sich dadurch in Ruf brachte, daß er bewies, die Koralle sey keine Pflanze, und was man für Blüthen gehalten, seyen kleine Thiere. Die Beweise, welche er in dieser Hinsicht lieferte, setzten die Sache außer Zweifel, seine Theorie wurde aber noch eine Zeit lang von Réaumur selbst angefochten, der zu jener Zeit für den ersten aller Naturforscher galt. Eine Entdeckung, der Peyssonnels ähnlich — die von Trembley nämlich, von den Polypen im frischen Wasser — lenkte jedoch die Aufmerksamkeit der Gelehrten wieder auf Peyssonnels Theorie, und die Akademie der Wissenschaften sandte zwei ihrer Mitglieder, die Herren Guettard und Jussieu, an die Küste, wo Korallen gefischt wurden, und diese bestätigten, daß die kleinen blüthenförmigen Substanzen lebende Geschöpfe seyen.

Ehe ich von Bona abreiste, wurde mir ein Manuskript, ein Versuch einer Naturgeschichte der Koralle, zum Kauf angeboten, und ich schloß den Handel. Obschon der Verkäufer, ein verschlagen aussehender Bursche, der augenscheinlich mit der Korallenfischerei gut bekannt war, sich selbst für den Verfasser ausgab, so hatte ich doch kaum einige Seiten gelesen, als ich auch schon die Unwahrheit seines Vorgebens erkannte. Ich fand so viel Vergnügen bei dem Lesen dieses Artikels, daß ich beschloß ihn eigens zu übersetzen, denn er füllt mehrere Bogen und läßt sich nicht wohl abkürzen. **)

*) Plinius scheint auf die Korallenpflanze anzuspielen, wenn er sagt: „Nascuntur et in mari frutices arboresque: minores in nostro: rubrum enim et totus Orientis oceanus refertus est sylvis.“

**) Ich habe seitdem gefunden, daß es ein Artikel des Herrn von Blainville in einem kürzlich erschienenen philosophischen Diktionär ist.

Die Zeit für die Korallenfischerei im mittelländischen Meere ist von Mitte April bis Ende Julius. Man verfährt dabei auf folgende Weise: Gewöhnlich befinden sich sieben Männer in einem Boote, von denen sechs es regieren, während der siebente fischt. Die Maschine, mit welcher man die Korallen herauszieht, besteht aus zwei kreuzweis zusammengebundenen Balken mit kleinen Gewichten beschwert, um welche man eine Menge Hanf und starke Netze locker gewickelt hat. Hat man die Maschine unter das Wasser gelassen und glaubt, daß sich recht viele Korallen in den Hanf und die Netze verwickelt haben, so wird sie an einem Seil heraufgezogen, wozu oft wohl sechs Boote mithelfen müssen. Diese Arbeit ist mühsam und oft mit Gefahr verbunden.

Was die Lage betrifft, in welcher die Koralle vorzüglich wächst — denn das Insekt baut seine Veste nicht bloß zufällig, sondern um sich gegen die Bewegung des Meeres zu sichern — so scheint sie die Richtung gegen Süden vorzuziehen. Die Tiefe, in welcher sie wächst, ist sehr mannichfaltig, von 10 bis zu 750 Fuß; wahrscheinlich findet sie sich auch noch tiefer, allein es würde zu beschwerlich seyn, sie aus noch größerer Tiefe herauszuholen.

Man hat ferner bemerkt, daß die Koralle um so kleiner ist, je tiefer sie wächst. „Auf was, sagt Spallanzani, beruht nun wohl der Unterschied in dieser Hinsicht? Würden Korallen nur an Stellen gewonnen, wohin Wärme oder mindestens Licht dringen kann, so könnte man vermuthen, daß diese Einfluß auf ihr Wachsthum haben; so aber ist es erwiesen, daß die Korallen selbst an solchen Punkten wachsen, wohin auch nicht ein Atom Sonnenlicht oder Wärme dringen kann, wenn nämlich die Behauptung eines berühmten Philosophen richtig ist, daß das Sonnenlicht nur bis zu einer Tiefe von 600 Fuß in das Wasser dringen kann, und daß ihre Wärme kaum bis auf ein Viertheil dieser Tiefe ihre Wirkung äußert.“ — Dennoch werden Korallen 750 Fuß tief heraufgeholt, es bleibt mithin schwer zu ermitteln, welcher einwirkenden Kraft das stärkere Wachsthum der Koralle in geringerer Tiefe zuzuschreiben sey. „Ich habe zuweilen geglaubt, fährt Spallanzani fort, der Druck des Wassers in so großer Tiefe könnte als Hinderniß ihrer Entwicklung angesehen werden, allein dem widerspricht die Erzeugung und das Wachsthum von zahllosen kleinen Pflanzen und Gewürmen, welche hinsichtlich der Zartheit des Körpers nicht unter den Korallenpolypen stehen.“

Die Korallen an der Küste der Berberei sind größer als die bei Messina; doch hat die rothe Gattung der letztern eine lebhaftere Farbe.

Spallanzani sagt, daß die sicilianischen Fischer den ganzen Strich, den sie ausbeuten, in zehn Bezirke abtheilen, von denen jeder nur erst nach Verlauf von zehn Jahren aufs neue besucht wird. Diesen Zeitraum halten sie zur vollen Entwicklung der Koralle nöthig, denn gehen sie von dieser Bestimmung ab, so finden sie die Koralle nicht nur kleiner und minder fest, sondern auch an Farbe nicht so lebhaft. Sind die zehn Jahre verstrichen, so wächst die Koralle, wie sie glauben, nicht mehr in die Länge, sondern in die Dicke, was jedoch auch seine bestimmten Gränzen hat, indem dieses Wachsthum nie den dritten Theil über die gewöhnliche Größe überschreitet.

(Schluß folgt.)

Der Prinz von Rohan hat einem Pariser Agronomen eine ungeheure Kartoffel zugesendet, die allein 50 (?) Menschen satt machen könnte. Bekanntlich hat derselbe eine seinen Namen tragende Kartoffelart in Frankreich eingeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1836.

Neueste französische Literatur.

Geschichte der französischen Revolution. XXIII Bd.

Von Buchez und Roux.

Wir sind im Januar 1793. Das Drama der Revolution erhält jeden Tag neues Interesse. Die Beschreibung desselben wird stets anziehender. Der 23ste Band des angezeigten Werkes begreift nur einen einzigen Monat. Aber welchen Monat! Januar 1793! Der Prozeß des Königs, seine Hinrichtung und die Haltung von Paris und der Provinzen stehen vor uns, als ob wir Zeugen eines Auftrittes in der Gegenwart seyen. In den Sitzungen des Konventes haben wir die Verhandlung über die Anklage und die Haupturtheilung. Buchez gibt die genaue und ausführliche Liste der sämmtlichen Mitglieder des Konventes, ihres Votums in der Hauptsache, so wie in der Frage über die Berufung an das Volk und die Verschiebung der Urtheilsvollziehung. Wir erfahren die eigenen Worte mehrerer berühmter Konventsglieder in diesem welthistorischen Prozesse, so z. B. das motivirte Votum von Robespierre, von Philippe Egalité, Herzog von Orleans und Vater des jetzigen Königs von Frankreich. Es ist in neuester Zeit vielfach von diesem Votum der nächsten Verwandten Ludwigs XVI die Rede gewesen. Da es die feindliche Presse war, welche ihm das peinliche Andenken seines Vaters zurückrief, so konnte man hie und da Zweifel an der genauen Wahrheit der von ihr behaupteten Thatsachen hegen. Hier sind nun Urkunden, die jeden Zweifel beseitigen. Die Deputirten von Paris waren: Robespierre, Danton, Collot d'Herbois, Manuel, Billaud-Varennes, Camille-Desmoulins, Marat, Lavicomterie, Legendre, Raffron, Panis, Sergent, Robert, Dusaulx, Fréron, Beauvais, Fabre d'Eglantine, Osselin, Robespierre jun., David, Boucher, Laignelot, Thomas, Egalité. Alle, mit Ausnahme von Manuel, Dusaulx und Thomas, stimmten unbedingt für den Tod, die meisten ohne Zusatz, einige mit der Beifügung „dans vingt-quatre heures" — Philippe Egalité — so lautet das Protokoll der Versammlung — sprach: „Uniquement occupé de mon devoir, convaincu que tous ceux qui ont attenté ou attenteront par la suite à la souveraineté du peuple méritent la mort, je vote pour la mort." Bei diesen Worten entstand ein dumpfes Gemurmel (sourde rumeur). Wir haben das motivirte Votum von Carnot, der für den Tod stimmte, mit folgenden Worten: Dans mon opinion, la justice veut que Louis meure et la politique le veut également. Jamais, je l'avoue, devoir ne pesa davantage sur mon cœur que celui qui m'est imposé; mais je pense que pour prouver votre attachement aux lois de l'égalité, pour prouver que les ambitieux ne vous effraient point, vous devez frapper de mort le tyran. Je vote pour la mort. Wir haben das motivirte Votum von Daunou, der für die Deportation, von Condorcet, der für die schwerste Strafe, nur nicht den Tod, stimmte u. s. w.

Mehr als vierzig Jahre sind dahin geflossen seit jenem denkwürdigem Prozesse, aber heute noch machen die Verhandlungen desselben den tiefsten Eindruck auf den Leser. Das Publikum ist den Herausgebern der parlamentarischen Revolutionsgeschichte großen Dank schuldig für die unparteiische und gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher sie alle Parteien beleuchtet, alle Einzelnheiten aufgezeichnet haben. Das Todesurtheil einmal verhängt, was kann noch Interessantes nachkommen? Diese Frage ist natürlich. Allein nachdem man die Verhandlung über den Sursis gelesen, ist man zweifelhaft, welcher Theil des Prozesses mehr Kühnheit und Eigenthümlichkeit an sich trägt.

Mitten unter diese Debatten drängt sich die Ermordung eines der Konventsglieder. Michel Lepelletier hatte im Palais Royal zu Mittag gegessen, und war eben im Begriffe zu zahlen und wegzugehen, als ein Mann in grauem Ueberrocke sich ihm näherte und ihn fragte: „Hast Du für den Tod Ludwigs XVI gestimmt?" Auf die Antwort „Ja" stieß er ihm einen Dolch ins Herz und entfloh. Dieser Mann war Panis, ein ehemaliger Garde du corps des Königs und schon früherhin wegen seiner Nichtswürdigkeit bekannt. Sonderbar, Panis entkam und alle Macht des Konvents war unvermögend, seiner wieder habhaft zu werden. Nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, Panis habe sich in einer Departementsstadt selbst das Leben genommen. Andern Nachrichten zufolge lebte er noch zur Zeit des Kaiserthums. Der Konvent ließ den unglücklichen Lepelle-

tier ins Pantheon bringen, und wohnte in Masse seiner feierlichen Bestattung bei.

Sodann kommt die freiwillige Amtsniederlegung von Roland. Der Minister schickte eine große, ausführliche Darstellung seines Lebens und seines Ministeriums an den Konvent. Sie fand großen Widerspruch. Natürlich war sie sehr zu seinen Gunsten.

Aus dem Konvente gehen wir in den Jakobiner-Club, wo die nämlichen Gegenstände noch einmal verhandelt wurden. Bei Gelegenheit der Demission von Roland bemerkt ein Mitglied des Clubs Folgendes: „Ich kenne Roland seit langer Zeit, ich kenne sein Privatleben wie sein öffentliches, ich denke der Versammlung und dem Publikum einen Dienst zu erzeigen, indem ich ihnen das Leben dieses erstaunlichen Individuums, die interessantesten Einzelnheiten mittheile." Die in dieser Biographie enthaltenen Thatsachen sind: „Roland, geboren zu Villefranche in dem Departement du Rhone, zeigte früh das Verlangen sich zu bereichern und ein wichtiger Mann zu werden. Unter der alten Herrschaft bewarb er sich um einen Adelsbrief. Als er unter die Jakobiner aufgenommen und zum Mitglied des Korrespondenzcomité ernannt ward, fand es sich, daß die Entwürfe seiner Schreiben an die verbündeten Gesellschaften so unorthographisch und so verwirrt abgefaßt waren, daß sie stets verworfen wurden. Madame ist es, die alle Arbeiten ihres Mannes macht, eine Thatsache, die ganz Paris kennt. Seitdem er Minister ist, leitet ihn Beissot. Brissot ist Minister des Innern, wie er unter den Namen Claviere und Lebrun Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen ist."

(Schluß folgt.)

Bekenntnisse eines Deportirten.

1. Die Diebe in London.

(Schluß.)

Alles ging auf die einfachste Weise vor sich. Ungefähr 30 Meilen von Birmingham zog einer meiner Reisegefährten die falschen Schlüssel hervor, eignete sich das Geld und die Wechsel zu, die er in ein kleines Felleisen legte, das er auf dem Schooße hielt, schützte dann in der Nähe von Oxford eine Unpäßlichkeit vor, und stieg ab, von einem andern der Reisenden begleitet, der die Rolle eines menschenfreundlichen Arztes spielte. Der dritte Reisegefährte blieb in Oxford, wo ein angeblicher Freund ihm begegnete und ihn einlud, bei ihm auszuruhen. Ich befolgte meine besondern Vorschriften indem ich Henley an der Themse als meinen Bestimmungsort angab; hier stieg ich wirklich ab und schlug einen Seitenweg ein, der mich nach Marlow führte, von wo aus ich mit dem ersten abgehenden Wagen nach London fuhr. Acht Tage ruhte ich hier müßig auf meinen Lorbeern.

Sobald die mir vorgeschriebene Frist abgelaufen war, begab ich mich in die Oxford-Straße, wo mir ein Brief, an Herrn Hobson adressirt, zugestellt und die Bitte an mich gerichtet wurde, am folgenden Tag in der Taverne zur Greene in Hackney bei London zu erscheinen. Ich stellte mich pünktlich ein. Ein großer schwarzer Mann mit einer Brille auf der Nase redete mich auf der Schwelle des Wirthshauses mit den Worten an: „Habe ich die Ehre Herrn Hobson zu sprechen?" — Als ich anstand zu antworten, rief er aus: „Ja, ja von Ihnen ist die Rede; Alles ist das Letztemal gut gegangen. Achtzig Pfund Sterling kommen auf Ihren Antheil; hier sind sie Zwanzig Pfund wurden abgezogen, die Sie schon empfangen haben."

„Wenn mir recht ist," erwiderte ich, „habe ich in den Zeitungen gelesen, daß der ganze Fang sich auf 5000 Pf. St. belief."

„Allerdings, aber wir haben viele Leute zu bezahlen, und für die Mühe, die Sie gehabt haben, sind Sie gar nicht schlecht belohnt worden. Ich habe von einer neuern kleinen Unternehmung mit Ihnen zu reden."

„Lassen Sie hören."

„Dießmal erwartet man, daß sie persönlich handeln. Sie gehen nach Were (kleine Stadt in der Grafschaft Essex). Ein dortiger Viehhändler bringt gewöhnlich 500 Pf. in seiner Geldkatze mit vom Markte zu Hause. Sie ihm mit Gewalt zu nehmen ist unmöglich; unsere Verbrüderung ist wie die Kirche, sie verabscheut Blutvergießen. Der Mann, von dem ich spreche, wohnt allein mit einer alten Frau im letzten Hause des Fleckens, zu dem ich Ihnen hier den Schlüssel überreiche. Dieser zweite Schlüssel öffnet die Kommode, in welche er sein Geld verwahrt, wenn er schlafen geht. Treten Sie leise ein, wecken Sie niemand auf und dringen Sie bis in das Schlafzimmer. Wir wissen, daß Sie Ihre Erziehung als Sneak *) (Kriecher) erhalten haben, und deßhalb fiel unsere Wahl auf Sie. An der Thür des zu beraubenden Hauses werden Sie eine Postchaise finden, die Sie schnell wie der Wind weit von Ihren Verfolgern entfernen wird. Stellen Sie dem, der die Pferde lenkt, die ganze Summe zu, ohne etwas zu unterschlagen."

Dieses zweite Abenteuer behagte mir weit weniger. War der Viehhändler auch gefällig genug, recht fest zu schlafen? Werde ich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, der sich entspinnen könnte? dieß waren die Fragen, die ich mir stellte. Endlich beschwichtigte doch meine Furcht vor der Gesellschaft, der ich angehörte, meine Bedenklichkeiten, und ich begab mich in die Grafschaft Essex, wo ich das verhängnißvolle Haus in Augenschein nahm und den bestimmten Tag erwartete. Der Viehhändler hatte gute Geschäfte gemacht; seine Säcke waren voll Geld, Ale und Wein hatten ihm den Kopf schwindlich gemacht. Ich ließ meine Postchaise in gemessener Entfernung halten, stellte einen Mann an die Thüre des Hauses, mit dem Auftrag, mir dieselbe im Fall einer schleunigen Flucht zu öffnen, und dann zum Schutz gegen etwaige Verfolger wieder zu sperren, und ging ins Haus. Der Viehhändler schlief fest, was sich aus dem Schnarchen entnehmen ließ, das mir von der Treppe herab entgegenschallte. Ich stieg leise hinauf und befestigte zur größern Sicherheit einen Strick um das Bett, auf dem der Schläfer ruhte, so daß er, wenn er etwa hätte aufspringen wollen, sich in eine Schlinge verwickeln mußte. Alles

*) So werden die Diebe genannt, welche Geld aus Buden u. s. w. stehlen.

ging anfänglich nach Wunsch. Die Schublade ließ sich leicht öffnen, aber in dem Augenblick, wo ich mich meiner Beute bemächtigte, entschlüpfte ein Geldstück meinen Fingern, das durch sein Geräusch den Viehhändler aufweckte. In einem Augenblick war ich auf der Straße und in der Postchaise, die mich unter dem Geschrei der inzwischen erwachten Bewohner des Fleckens pfeilschnell davon führte. Ich entkam glücklich, und die bedeutende Rolle, welche ich bei dieser Gelegenheit gespielt hatte, sicherte mir einen guten Antheil.

Das merkwürdigste unter den Abenteuern, an denen ich Theil nahm, war jedoch ohne Zweifel das, welches ich jetzt erzählen will. Einer der Banquiers im Westen von England, durch den Bericht der Zeitungen über den von uns auf dem öffentlichen Wagen verübten Diebstahl in Furcht gesetzt, faßte den Entschluß sein Geld selbst nach London zu bringen. Er ließ demnach ein tragbares, mit allen möglichen Arten von Schlössern und Vorlegschlössern versehenes Felleisen verfertigen, in welches er sein Geld und seine Papiere verschloß und es unter seinen Sitz im Wagen legte, wobei er die Füße stets senkrecht an sich gezogen hielt. So oft er abstieg, nahm er seinen Schatz, der mit seiner Adresse in großen Buchstaben bezeichnet war, zu sich, und verlor ihn auch im Gasthaus nie aus den Augen. Diese Vorsicht trug gegen fünf Monate lang ihre guten Früchte und hätte sicher minder verwegene und gewandte Diebe auf immer abgeschreckt. Nicht so die Häupter unsrer Gesellschaft; der Ehrgeiz dieser Herren wurde rege und sie setzten ihren Scharfsinn in Thätigkeit, um den Kampf mit dem vorsichtigen Kaufmann zu bestehen. Ihr Verfahren verdient näher beschrieben zu werden.

Alle öffentlichen Wagen, welche zu derselben Anstalt gehören, sind nach einem gleichen Muster gebaut. Man maß also zuerst den Raum im Hintergrund des Wagens unter dem Sitz aus, wo das Felleisen des Bankiers zu liegen pflegte. Hierauf wurde ein kleines, ziemlich dünnes Brett zusammengeschnitten, an welches man eine dauerhafte Schnur befestigte, an der sich das Brett unter dem Sitz von der Rechten zur Linken hin und her bewegen und von seiner Stelle rücken ließ; durch diese Vorrichtung konnte man nun natürlich auch die Gegenstände, welche auf diesem Brette lagen, an sich ziehen. Der Bankier nahm seinen Platz ein und legte das Felleisen auf das Brett. Damit war aber das Problem erst zur Hälfte gelöst; man mußte dem ächten ein anderes, so täuschend nachgeahmtes Felleisen unterschieben, das selbst den Bankier täuschte und Mittel finden, die Vertauschung zu bewerkstelligen, ohne Verdacht zu erregen.

Der Wagen war, wie bei solchen Unternehmungen gewöhnlich, mit Ausnahme des Bankiers, ganz von unsern Leuten besetzt. Da wir auf diese Weise ganz freie Hand hatten, so bohrten wir drei Löcher in das Brett des Sitzes, durch welche wir die Schnüre laufen ließen, die unser falsches Felleisen hielten, das gerade über der Stelle schwebte, wo das ächte lag. Der neben dem Bankier sitzende Gauner zog nun das Felleisen auf dem Brette geschickt an sich, indem er es unter seinem weiten Mantel verbarg, und ließ das falsche an die Stelle des ächten fallen. Die Schnüre wurden dann mit einer Scheere abgeschnitten und die ganze Vertauschung war in einer Minute geschehen.

Bei dem ersten Wirthshaus, wo wir ausstiegen, nahm der Bankier sein geliebtes Felleisen unter den Arm, trug es ins Zimmer, legte es neben sich auf den Tisch, hütete es mit den Augen und hatte keine Ahnung, daß der Schatz bereits verschwunden war. Der Gauner, der das ächte unter seinem Mantel hatte, entfernte sich gleich nach dem Frühstück mit seiner Beute, welche 3000 Pfund in Gold und 2000 Pfund in Lokalbanknoten enthielt, die von den Häuptern der Gesellschaft für 200 Pf. gern weggegeben wurden, um unangenehmen Entdeckungen auszuweichen, denen sie durch dieselben ausgesetzt waren.

Ich hätte noch viele ähnliche Stückchen zu erzählen, müßte ich nicht fürchten den Leser zu langweilen. Was ihm jedoch später in meiner Lebensgeschichte, die ich fortzusetzen gedenke, auffallen wird, das ist die Lösung des Knotens, und meine Verurtheilung wegen einer Sache, an der ich ganz unschuldig war. Welches meine Verbindungen mit der Londoner Polizei waren, wie ich die verschiedenen Klassen der Gauner der Hauptstadt durchgemacht habe, und auf welche seltsame Weise ich die Geheimnisse jenes furchtbaren Mannes — des Vollstreckers der Todesurtheile — kennen lernte, alles dieß werde ich später berichten. Meine Philosophie begnügt sich nicht mit einer kleinen Anekdotenlese, das Publikum soll erfahren, wie die großen Spitzbuben durchkommen und die kleinen gehangen werden; wie die gewöhnliche Sprache der Gauner lautet, aus welchen Wörterbüchern sie sich bereichert, und endlich, welche Stellung den Weibern der Diebe angewiesen ist.

Diese, man möchte sagen, Sackgassen der menschlichen Gesellschaft, entgehen dem Blick des Beobachters; zuweilen unterhalten wohl die Romanen- und Komödienschreiber ihre Leser mit einigen den Zeitungen entnommenen Zügen aus dem Gaunerleben; allein die Bildung, die Genealogie des Verbrechens und das eigentliche Leben der Klassen, welche von demselben leben, bleibt der Menge unbekannt. Wie kann man aber Gebrechen heilen, deren Quelle man nicht kennt? und wie kann man eine verdorbene Menschenklasse der Gesellschaft wieder gewinnen, wenn niemand sie noch studirt hat?

Moral, Grundsätze und Predigten — ich habe deren in den verschiedenen Gefängnissen, die ich bewohnte, wenigstens einige Tausend gehört — wie schwindet eure Macht dem Hunger, dem Beispiel und der Gewohnheit gegenüber!

Wenn meine Mutter (vielleicht irgend eine Kammerjungfer oder ein Ladenmädchen) von einem Parlamentsmitgliede verführt wurde, ist dieß meine Schuld? Während sie die Frucht ihrer Schwachheit in einen kleinen Korb packte und vielleicht gleich darauf mit einem Gebet für mein Glück gestorben ist, donnerte mein ehrenwerther Vater in der Parlamentssitzung gegen die zunehmende Sittenlosigkeit, ohne daran zu denken, daß er selbst schon in seinen menschlichen Augenblicken einige Banditen in die Hauptstadt gesetzt hatte, die nichts Anderes zu thun haben, als zu stehlen und sich hängen zu lassen. Ach, meine Herren, möchte ich den Gesetzgebern zurufen, richtet es doch so ein, daß jedermann sein Brod mit Ehren verdienen könne, wenn für

einen armen Teufel, der auf Ehre hält und schon durch seine Geburt sich an den Abhang des Verbrechens gestellt sieht, bleibt kein anderer Weg als 20 Jahre früher das selbst thun, was 20 Jahre später der Scharfrichter mit ihm vornimmt. Der Strick, die Kugel oder ein Sprung über die Brücke — ein so trauriges Leben hat keinen andern Ausweg.

Champagnerverbrauch.

Man hat im vorigen Jahre an Ort und Stelle genaue Nachforschungen über den Verbrauch und die Ausfuhr des ächten Champagners angestellt. Die angegebenen Quantitäten gelten nur vom Wein aus der eigentlichen Champagne (Departement de la Marne) und keineswegs dem Burgunderchampagner, und mehrern andern Sorten Wein, die man unter dem Namen Champagner ausführt. Die Gesammtmasse des aus dem Departement de la Marne ausgeführten Champagner Mousseux beträgt 2.700.000 Bouteillen. Bei dem Pfropfen der Bouteillen und der Versendung geht ein Dritttheil des Produktes durch das Springen der Bouteillen verloren. Sillery liefert bei 60 Tagwerken nur 10.000 Bouteillen, Ai bei 200 Tagwerken 50.000 B. Die mittlern Preise an Ort und Stelle betrugen während der letzten 8 Jahre im Durchschnitt: erste Qualität im Durchschnitt 3 bis 4 Fr.; zweite Qualität 2 Fr. 50 C. bis 3 Fr.; dritte Qualität 1 Fr. bis 2 Fr. 50 C. Der Verbrauch von ächtem Champagner in Frankreich beträgt jährlich 626.000 Bouteillen, ist aber im Abnehmen. Die auswärtige Konsumtion beträgt im Durchschnitt in England und Ostindien 467.000 Bouteillen; in Deutschland 479.000 B.; in den Vereinigten Staaten 400.000 B.; in Rußland 280.000 B.; in Schweden und Dänemark 30.000 B.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Achtzehnter Brief.

(Schluß.)

„So viel ich erfahren konnte, zog die normalige französische Kompagnie keinen großen Nutzen von ihrer Fischerei zu Bona und den angränzenden Faktoreien, und der einzige Vortheil, den Frankreich davon zog, war der, daß diese Beschäftigung zu einer Bildungsanstalt für einige hundert Matrosen wurde. Die Fischer waren gewöhnlich aus dem südlichen Frankreich zu Hause, und wurden mit dem nöthigen Geräthe nebst Mundvorrath versehen, wogegen sie verpflichtet waren, ihre ganze Ausbeute zu festgesetzten Preisen abzuliefern; Agenten und Fischer betrogen aber die Kompagnie. Die letztern verkauften die schönsten Stücke schon auf der See und brachten nur die schlechtern ans Land.

Im Jahre 1793 versuchte die revolutionäre Regierung von Frankreich der Korallenfischerei neues Leben zu geben, und da sich Mangel an einheimischen Individuen fand, so stellte sie einige hundert italienische Matrosen an, die jedoch, eben so wie ihre Vorgänger, mehr auf ihren Nutzen als den der Kompagnie bedacht war. Später brachte die Expedition Bonaparte's nach Aegypten Frankreich mit allen berberischen Staaten in Krieg, und machte allen Handelsunternehmungen in Nordafrika ein Ende. Im Jahre 1805 ward mit dem Dey von Algier ein Friede abgeschlossen, und Versuche gemacht die Fischerei zu erneuern, welche jedoch ohne Erfolg blieben. Einige Jahre später fiel sie in die Hände der Engländer, welche sie wieder in Aufschwung brachten. Sie führten zuvörderst eine zweckmäßigere Art ein die Fischer zu besolden, und hatten auf diese Weise einen jährlichen Nutzen von einigen hunderttausend Pfund Sterling. Im Jahre 1817 wurde die Fischerei noch einmal von den Franzosen unternommen, und bis zum Bruch mit Algier fortgesetzt, jedoch — wegen des Sinkens der Preise der Korallen — mit geringem Vortheil.

„Die Eroberung von Algier, sagt Genty de Bussy, welche die Korallenfischerei so sehr hätte heben sollen, scheint ihr vielmehr den Todesstoß versetzt zu haben. Die wenigen Schiffseigenthümer, welche sie betreiben, müssen Geld zu wucherischen Zinsen aufnehmen; die Korallen aber sind im Preis gefallen und schwer anzubringen, man darf sich daher nicht wundern, daß die Fischer um Herabsetzung oder gänzliche Abschaffung der ihnen auferlegten Abgaben anhalten.“ Frankreich, meint er ferner, sey jetzt Herr aller Küsten, wo Korallen gefunden werden, es liege daher in seinem Interesse die Fischerei emporzubringen, und hiezu wäre, bei dem Mangel an einheimischen Unternehmern, das beste Mittel, ausländische Fischer mit Herabsetzung der Abgabe und der Verpflichtung zuzulassen, daß sie ihre Ausbeute ausschließlich nach Frankreich bringen. Hiebei wäre freilich eine gewisse Anzahl von Fischern festzusetzen, weil bei allzu großer Konkurrenz die Korallenbänke leicht erschöpft werden könnten. Bei der großen Ausdehnung derselben könnte man sie ferner in gewisse Bezirke eintheilen, um so durch wechselsweise Ausbeute jedem die erforderliche Zeit zum Nachwuchse zu gönnen. Frankreich könnte hiedurch jährlich an 200.000 Pfd. St., oder den fünften Theil dessen gewinnen, was die Kolonie ihm kostet.

Merkwürdig ist es, daß das rothe Meer, obschon es reich an Korallen ist, dennoch den Bedarf des Orients nicht zu decken vermag, weßhalb jährlich ganze Ladungen aus Europa nach Alexandrien und Aleppo, und von da nach Bagdad, Persien und Indien gehen.

Der kleine Korallenpolyp, den man unlängst erst unter die lebenden Geschöpfe aufgenommen hat, ist ein höchst merkwürdiges Thierchen; es greift sogar in den Ocean ein, vermindert dessen Gebiet, vermehrt das bewohnbare Land auf unserem Planeten, und trägt nebst den unterirdischen Vulkanen dazu bei, die äußere Gestalt der Erde zu verändern. Auf jede harte Substanz, welche das kleine Thier unter dem Wasser findet, baut es sein Haus. Wenn die erste Generation aufhört zu leben, so hält ihr Bau, vermöge der zähen Ueberbleibsel in demselben oder irgend einer Eigenschaft des Salzwassers, zusammen, und die Zwischenräume füllen sich nach und nach mit Sand und Muscheln, woraus sich mit der Zeit eine Felsenmasse bildet. Hierauf bauen künftige Generationen ihre Wohnungen, und sterben dann wieder, um ihr wunderbares Werk immer höher steigen zu machen. Beständig vom Wasser bedeckt zu seyn, scheint für die Existenz des Korallenpolypen unerläßlich, weßhalb sie ihre Wohnungen auch stets unter der Oberfläche des Meeres haben. Auf denselben aber häufen sich die Massen immer mehr an, bis sie endlich über den Meeresspiegel emporragen. Der Luft ausgesetzt, verliert die Substanz ihre Festigkeit, Salzpflanzen wurzeln in ihr und es beginnt ein tragbarer Boden sich zu bilden. Jede Fluth, jeder Sturm und jeder Vogel führt der neuen Insel etwas zu, und so breitet nach und nach eine üppige Vegetation sich aus, von der der Mensch Nutzen zieht, der hier mit Recht sagen kann, daß ein kleines Thier den Grund zu seinem Eigenthum legte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1836.

Der Piraten-Schooner. *)

An der westlichen Küste von Afrika tritt eine Bai in das Land hinein, die von den Seefahrern, welche sie gelegentlich besuchen, mehr als Einen Namen erhalten hat. Der, welchen sie von den portugiesischen Abenteurern erhielt, die zuerst es wagten, den südlichen atlantischen Ocean zu befahren, ist mit der dahin geschwundenen Seeherrschaft dieser Nation untergegangen, und derjenige, den die wollhaarigen Bewohner der Küste ihr beilegen, ist vielleicht noch nie mit Gewißheit ermittelt worden. Auf einigen alten englischen Karten ist sie indeß mit dem Namen der Sleeper-Bai bezeichnet.

Das Festland, welches durch seine Krümmung diese kleine Bucht an einer Küste bildet, die wenig Häfen besitzt und bedarf, bietet eine sehr wenig einladende Ansicht: ein abhängiges Gestade von glänzend weißem Sande, mit einigen kleinen Hügeln im Hintergrund, von der Wuth der atlantischen Wellen gelegentlich aufgewirbelt und dabei nicht die geringste Spur von irgend einer Vegetation — das ist Alles, was dem Auge hier begegnet. Die Aussicht nach dem Innern des Landes ist durch eine dichte Kimmung (Mirage) verschleiert, durch welche nur hie und da die Stämme einiger fernen Palmbäume zu entdecken sind, die der Einbildungskraft durchaus keinen Raum geben an ein Laubdach und Schatten zu denken. Das Wasser in der Bai liegt glatt und eben da wie ein geschliffener Spiegel; kein Lüftchen regt sich, um die Hitze der senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen zu kühlen, kein Seevogel läßt sich sehen; ein allgemeines düsteres Schweigen herrscht hier in der Natur, und nur zuweilen tauchen die Flossen eines riesigen Hayes empor, der das heiße Element durchschwimmt oder in der Mittagshitze ruhig liegt.

An der Einfahrt dieser Bai, in etwa drei Faden Wasser, lag, bewegungslos wie der Tod, ein Schooner von so herrlicher Bauart, daß er in dem besuchtesten Hafen der Welt Aufsehen erregt haben würde. Leider dankte dieses herrliche Gebäude der Habsucht seine Entstehung — einst war es ein Sklavenschiff gewesen, und jetzt war es der berüchtigte, gefürchtete Piraten-Schooner, der „Avenger." Jedes auslaufende Kriegsschiff hatte die angemessensten Befehle hinsichtlich dieses Fahrzeugs, das sich so furchtbar gemacht hatte, daß jeder Matrose bei Nennung seines Namens und bei der Erinnerung an die von seiner zügellosen Mannschaft begangenen Grausamkeiten schauderte. Allenthalben, in Ost, West, Süd und Nord war dieses Piratenschiff gewesen, und überall hatte es Spuren seiner Grausamkeit hinterlassen. Da lag es regungslos, schwarz angestrichen mit einem schmalen rothen Streif rings herum; der goldglänzende Kupferbeschlag spiegelte sich in der glatten Wasserfläche wieder, und Alles deutete darauf hin, daß die Mannschaft unter strenger Schiffsordnung stehe.

War schon das Aeußere schön, so staunte man noch mehr wenn man an Bord kam. Statt eines kleinen Fahrzeugs von 90 Tonnen, für das man es gehalten hätte, fand man die innern Dimensionen von solcher Räumlichkeit, daß es wohl mehr als 200 Tonnen fassen konnte, und die Einrichtung sowohl als die herrschende Reinlichkeit setzten in Erstaunen. In der Mitte des Schiffes, zwischen dem Fockmast und dem Hauptmast, befand sich ein langer 32Pfünder auf Laffette, und so eingerichtet, daß er rund herumgedreht und bei schlechtem Wetter bedeckt werden konnte, während auf jeder Seite des Verdecks acht bronzene Kanonen von kleinerem Kaliber und von trefflicher Arbeit drohend hervorschauten. Mit Einem Wort, Alles deutete darauf hin, daß der Befehlshaber ein vollkommener Seemann seyn mußte. Wie konnte dieß auch anders seyn? denn wie hätte er sonst einen Haufen von Bösewichtern, die weder Gott noch Menschen fürchteten, im Zaume halten und sein strafbares Gewerbe so lange fortsetzen können? Er war seinen Leuten nicht nur an Talenten, Kenntnissen und Muth, sondern an körperlicher Kraft — die bei ihm wahrhaft herkulisch war — überlegen. Leider übertraf er aber auch alle an Bosheit und Grausamkeit und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze.

Von dem frühern Leben dieses Mannes war durchaus nichts bekannt, so viel jedoch gewiß, daß er eine treffliche Erziehung genossen haben mußte. Es hieß, er stamme aus einer alten Familie an den Ufern des Tweed; durch welche Vergehen er

*) Nach dem Englischen des Kapitäns Marryat.

aber bis zum Piraten herabgesunken war, blieb unergründet; nur so viel wußte man, daß er früher Sklavenhandel getrieben hatte. Der bezeichnende Name, unter dem seine Leute ihn kannten, war „Kain;" von Person war er sechs Fuß hoch und von so breiter Brust und Schultern, daß sein Bau schon eine physische Kraft ahnen ließ, wie sie vor ihm vielleicht noch wenig Sterblichen zu Theil geworden war. Sein Gesicht hätte man schön nennen können, wäre es nicht mit Narben bedeckt gewesen, und sein Auge war — ganz seiner Gemüthsart entgegen — blau und von mildem Ausdruck. Haar und Bart trug er, so wie alle Leute seines Schiffs, lang herabhängend. Seine Kleidung bestand in leinenen Beinkleidern, gelbledernen Stiefeln, wie sie auf den westlichen Inseln verfertigt werden, einem breit gestreiften baumwollenen Hemd, einem rothen, um die Mitte des Leibes gewundenen Kaschmirshawl, einer goldgestickten Weste nebst einer Jacke von dunkelm Sammet, mit goldenen von der linken Schulter herabhängenden Quasten und einer runden, gestickten türkischen Mütze; im Gürtel stacken ein Paar Pistolen und ein langes Messer.

Das Schiffsvolk bestand im Ganzen aus 165 Mann von allen Nationen; die höheren Chargen aber waren ausschließlich mit Engländern besetzt. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war die Mannschaft mit noch 26 Krumen verstärkt, bekanntlich ein Negerstamm, welcher die Küste in der Gegend des Kap Palmas bewohnt, und von den englischen Schiffen oft gemiethet wird, um den Matrosen den unter diesem Klima allzu schweren Dienst zu erleichtern.

Auf hoher See hatte sich inzwischen ein Wind erhoben, der über den Wasserspiegel weg bis zu der Stelle hinfuhr, wo der Schooner vor Anker lag. Der Kapitän befahl einem Mann auf die Kreuzhölzer des Mastkorbes zu steigen und gute Wache zu halten, während er mit dem Obersteuermann auf dem Verdeck auf und ab ging. „Das Schiff kann erst einen oder zwei Tage später abgesegelt seyn, sagte er, ich habe darauf gerechnet; da es die östliche Durchfahrt macht, so müssen wir bald mit ihm zusammentreffen. Kommt es nicht diesen Abend noch, so gehe ich ins offene Meer hinaus."

Es war spät am Nachmittag, und das Essen bereits in die Kajüte gebracht worden; der Kapitän stieg hinab und setzte sich zu Tische, als plötzlich der Ruf: „Holla! ein Segel!" vom Mastkorb herab erschallte. „Ein großes Schiff," sagte Hawkhurst, der Obersteuermann, „wir können bis zum zweiten Reff ihrer Marssegel hinabsehen." — „Seyd wachsam, Bursche!" rief der Kapitän, nachdem er durch das Fernrohr gesehen, das ist der Portugiese. Nehmt die Blache von Verdeck und zieht den Anker auf; das Schiff dort hat mehr Silber als eure Kisten fassen können, und die lieben Heiligen in den Kirchen von Goa müssen sich schon gefallen lassen, noch ein wenig auf ihre goldenen Leuchter zu warten."

Augenblicklich war die Mannschaft auf den Beinen, und binnen wenigen Minuten schon hatte der Avenger seine Richtung genommen, um die unglücklichen Portugiesen abzuschneiden. Der Wind wurde frischer, und rasch wie ein Delphin, der seiner Beute nachsetzt, durchschnitt der Schooner den glatten Meeresspiegel. Nach einer Stunde schon konnte man den Rumpf des portugiesischen Schiffes deutlich erkennen, aber die Sonne stand schon nahe am Horizont, und ehe man noch hinsichtlich der Stärke des Schiffs im Reinen war, verschwand das Tageslicht. Ob der Schooner bemerkt worden war oder nicht, ließ sich nicht bestimmen; jedenfalls aber hatte der Portugiese seinen Lauf nicht geändert, und also den Schooner, wenn er ihn anders gewahr worden war, mit Verachtung behandelt. Am Bord des Avengers war man nicht müßig; die lange Kanone mitten auf dem Verdeck ward gerichtet, das übrige Geschütz geladen und Alles zum Kampf in Bereitschaft gesetzt. Binnen einer Stunde war der Schooner etwa noch eine englische Meile von dem Portugiesen entfernt, und nun änderte jener seinen Lauf, so daß er bis auf Kabelslänge an die Leeseite seines Gegners kam. Kain stand auf dem Schandeck und rief das Schiff an; die Antwort erfolgte auf Portugiesisch. „Streicht die Segel oder ich bohre Euch in den Grund!" antwortete der Pirat in derselben Sprache.

Eine volle Lage aus Karonaden nebst einer Musketensalve war die Antwort des Portugiesen. Das Kanonenfeuer von der Seite des Gegners, die zu hoch war als daß der niedere Rumpf des Schooners getroffen werden konnte, blieb dennoch nicht ohne Wirkung; der Fockmast fiel, und mancher Schaden im Takelwerk ward angerichtet. Weit verderblicher aber war die Wirkung des Musketenfeuers, denn 13 der Piraten wurden verwundet, und einige bedeutend. „Gut gemacht, Portugiese," rief Hawkhurst, „hätte ich dir doch kaum so viel Courage zugetraut!" — „Das sollst du theuer büßen!" fügte Kain kaltblütig bei, indem er Befehl gab das Geschütz zu richten. Der lange 32Pfünder wurde so regelmäßig bedient, daß jeder Schuß in die Kajütenfenster oder einen andern Theil des Sterns des Portugiesen schlug. Vergebens änderte dieser seinen Lauf, der Schooner war ihm immer auf den Fersen, wobei er sich stets in so angemessener Entfernung hielt, daß die Karonaden des Gegners ihn nicht erreichen konnten, während kein Schuß aus der langen Kanone verloren ging. Der Portugiese war in der Hand des Piraten, der, wie man leicht denken kann, ihn nicht entschlüpfen ließ. Drei Stunden dauerte dieser mörderische Angriff, bis die große Kanone so heiß wurde, daß der Piratenkapitän das Feuer einzustellen befahl. Während desselben waren alle durch die erste Salve erlittenen Beschädigungen hergestellt worden, und der Schooner folgte nun bis zu Tagesanbruch in gemessener Entfernung dem Kielwasser seines Gegners.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste französische Literatur.

Geschichte der französischen Revolution.

(Schluß.)

Ein ehemaliger Kommissär der vollziehenden Gewalt macht folgende Anzeige gegen Dumouriez und Kellermann: Bürger, ich denunciere Dumouriez und Kellermann. Es ist kein Zweifel, daß sie die Sache der Freiheit verrathen haben. Wenn die Armee von Kellermann und jene von Dumouriez sich gegen

Verdun zurückgezogen hätten, so wären alle Preußen umringt worden. Friedrich hätte die Waffen niederlegen oder Hungers sterben müssen. Ich behaupte, daß das Benehmen Dumouriez's und jenes von Kellermann untersucht werden muß. Es sind zwei Verräther oder zwei Schafsköpfe, die ihr Handwerk nicht verstehen. Beurnonville steht so, daß er in drei Monaten seine Armee nicht vereinigen kann. Hätte Dumouriez seine Schuldigkeit gethan, so würden wir den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig in den Tempel eingesperrt und mit großen Buchstaben über den Eingang des Gefängnisses geschrieben haben: „Magasin de Rois."

Nach dem Konvent und dem Parteiklub kommt die Presse, die Hundertzüngige, die Hundertfarbige mit ihrer verschiedenen Denk- und Redeweise, und gibt uns die Beschreibung der Hinrichtung von Ludwig XVI. Die Engländer haben ihre Rolle dabei gespielt. Wie sie vom Gotthard ein Felsenbröckchen mitnehmen, zum Wahrzeichen ihres Dagewesenseyns; wie sie während des Prozesses von Fieschi vor der Pairskammer ihre Schreibtafel in stupider Angewöhnung darreichten, um einen Federzug des Sitzenden zu erhalten, und sich damit in der Hauptstadt von Großbritannien zu brüsten, so waren sie auch vor dem Schaffote Ludwigs XVI auf dem Revolutionsplatze, nichts sehend von dem Riesenschauspiele, welches sich da entfaltete, in so fern es der Geschichte der Menschheit angehört, sondern nur damit beschäftigt, wie sie von dem Schaffote, von der Kleidung des Königs, von seinem Blute irgend ein Andenken erhalten, und nöthigenfalls erkaufen könnten. Das Blut, welches auf den Platz geflossen war, wurde mit Papier, mit weißen Schnupftüchern aufgetaucht, von Personen, die gar nicht das Ansehen hatten, irgend einen politischen Aberglauben damit zu verbinden. Unter Andern bemerkte man zwei gut gekleidete junge Männer, der Eine schien ein Fremder, ein Engländer zu seyn, er gab einem Kinde 15 Franks, um ein sehr schönes weißes Taschentuch in die Blutspuren zu tauchen.

Nichts ist interessanter als der Kontrast, welcher sich ausspricht in dem Berichte Robespierre's über die Verurtheilung und Hinrichtung des Königs, und der Erzählung von Claude Fauchet, dem Erzfeinde von Robespierre, Legendre, Danton, Collot d'Herbois und Marat.

Gern möchte ich eine anschauliche Beschreibung des merkwürdigen Journals von Hebert geben. Eine solche Sprache hat man nie gehört. Der Raum fehlt mir. Hier nur der Titel und der Anfang seiner „Leichenrede," bei Gelegenheit der Hinrichtung von Ludwig XVI, so wie sie in der Nro. CCXII seines Blattes enthalten ist. Jede Nummer enthält auf dem ersten Blatte einen Kupferstich, welcher einen Matrosen vorstellt, die Pfeife im Munde, eine Hand auf den Pistolen seines Gürtels, die andere bewaffnet mit einem Beile, das er drohend über einen Priester schwingt, der zu seiner Linken steht, und zu dem er spricht: Memento Mori. Unter diesem Stiche steht: je suis le véritable père Duchêsne, foutre! — Das letzte Wort ist der Grundton aller Reden von Hebert, und was er im Uebrigen sagt, sind nur angenehme Variationen, eine deklamatorische Fischweibersprache über diesen Grundton. Während dem, so erzählen Buchez und Roux nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, Ludwig XVI am 21sten Januar nach dem Schaffote ging und zahlreiche Boten nach dem Stadthause kamen, um den General-Rath in steter Kenntniß von dem Fortgang der Sache zu unterhalten, weinte Hebert heiße Thränen. Einer seiner Nachbarn fragte ihn, warum er so jammere. „Der Tyrann," erwiderte Hebert, „liebte sehr meinen Hund und hat oft mit ihm gespielt. Das fiel mir eben ein."

Oraison funèbre de Louis Capet, dernier roi des Français, prononcée par le père Duchesne en présence des braves sansculottes de tous les départemens. Sa grande colère contre les calotins qui veulent canoniser ce nouveau Desrues, et vendent ses dépouilles aux badauds pour en faire des reliques. — „Capet est enfin mort, foutre. Je ne dirai pas comme certains badauds, n'en parlons plus. Parlons en, au contraire, pour nous rappeler tous les crimes et inspirer à tous les hommes l'horreur quils doivent avoir pour les rois. Voilà, foutre, ce qui m'engage à entreprendre son oraison funèbre, etc . . . . Je transcris mot pour mot le discours que j'ai prononcé en présence de la crème des Républicains. Lisez et fremissez, foutre! — Nun folgt die Rede. Buchez hat Recht, wenn er sagt: Hebert ist ein trauriger Komödiant, der nicht einmal das Verdienst der gemeinen pöbelhaften Derbheit für sich hat, sondern seine Sprache ist affektirt und theatralische Deklamation. Gerade die Unanständigkeit seines Tones in einer Angelegenheit, über welche alle andern Blätter sehr ernst sich ausdrückten, beweist am besten, was an ihm war.

Nach dem Tode von Ludwig XVI ermangelte man nicht, allerlei wichtige Data in seinem Leben zu entdecken. Folgendes Zusammentreffen gehört wohl zu den merkwürdigsten:

Am 21sten April 1770, Heirath zu Wien und Ringsendung.

Am 21sten Junius des nämlichen Jahres, Heirathsfeste.

Am 21sten Januar 1788, Fest auf dem Stadthause zu Paris wegen der Geburt eines Kronprinzen.

Am 21sten Januar 1791, Flucht nach Varennes.

Am 21sten Januar 1793, das Schaffot.

Man versichert, daß Ludwig XVI, sey es aus abergläubischer Ahnung, sey es aus andern Motiven, nie erlaubte, daß man am 21sten irgend eines Monats bei ihm spielte. Fügen wir noch bei, daß die Berichte, welche die Verbrechen von Louis erweisen sollten, von der Kommission der Ein und zwanzig ausgegangen sind.

Das Ende des 23sten Bandes der Revolutionsgeschichte macht eine Anklage von Marat gegen Dumouriez, Santerre und Westermann. Letztere besonders ist interessant und tödtlich. Marat gibt auch eine eigene Beschreibung seiner selbst.

Chronik der Reisen.

Reise zu den Chunchos-Indianern. *)

General Miller, in peruanischen Diensten, unternahm diese Reise in das noch unbekannte Land der Chunchos, in östlicher Richtung von

*) Gelesen in der Sitzung der königlich geographischen Gesellschaft zu London am 13ten Junius.

Cuzco aus, im August 1835, und zwar in der Absicht, um einen passenden Landstrich zu Anlegung einer Militärkolonie an den Ufern irgend eines schiffbaren Flusses auf der östlichen Seite der Anden aufzusuchen. Die Kolonie sollte zunächst den Zweck haben, die Entdeckung oder nähere Durchforschung der Pampas zu erleichtern, welche zwischen dem, was man die civilisirten Gränzen zwischen Peru und Brasilien nennen könnte, liegen, und endlich um durch den Marañon (Amazonenfluß) eine direkte Verbindung mit Europa zu eröffnen. Als vorbereitenden Schritt beschloß General Miller, zuerst das Thal Santana selbst zu untersuchen, um zu sehen, ob sich hier nicht ein passender Landstrich zu einer Kolonie für etwa hundert verheirathete Soldaten und ihre Offiziere finde, und deßhalb brach er am 7ten März von Cuzco auf. Da er jedoch gleich darauf Nachricht von Salaverri's Meuterei zu Lima erhielt, war er genöthigt wieder umzukehren. Obschon die politischen Aenderungen ihn vom Kommando der Truppen entsetzten, so gab er seinen Vorsatz doch nicht auf, sondern bat um Erlaubniß nach Santana reisen zu dürfen.

Der Erfolg dieser Reise gab jedoch die Ueberzeugung, daß weder das Thal Santana noch irgend eines der angränzenden Thäler einen vortheilhaft gelegenen Punkt zu Anlage einer Kolonie bot, denn der Fluß Agua Caliente (heißes Wasser) ist an beiden Ufern von hohen Gebirgen eingefaßt und nicht einmal für Boote schiffbar. Nachdem der Reisende sich hievon überzeugt hatte, richtete er seinen Blick auf die Thäler von Paucartambo, und erhielt endlich auch die Erlaubniß des Generals Gamarra zur Reise dahin.

General Miller brach demnach am 17ten Julius vergangenen Jahres von Cuzco auf und erreichte schon am 22sten den Gipfel von Las Tres Cruces — der letzte östliche Gebirgskamm der Cordilleren. Am Morgen des 23sten stand er zeitig auf, um das prachtvolle Panorama zu seinen Füßen von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet zu sehen. Rings um ihn schien die Sonne hell und klar, tief unten aber verhüllte ein weites Wolkenmeer die waldigen Ebenen nebst dem großen schiffbaren Fluß, Madre de Dios genannt, nebst seinen zahlreichen Beiflüssen, die bei reiner Atmosphäre sämmtlich deutlich sich unterscheiden lassen. Die Wolken bildeten riesige Massen, denen die Einbildungskraft die abenteuerlichsten Gestalten leihen konnte; so wie aber die Sonne emporstieg, breiteten sie sich nach und nach immer weiter aus, bis endlich der ganze Himmel überzogen war. Eine Stunde vor Tagesanbruch stand das Thermometer auf 28°; zwei Stunden später stieg es auf 75°, also binnen drei Stunden ein Unterschied von 47° F. (21° R.). „Himmel und Erde schienen zu lächeln, sagt der Reisende, als ich von dieser Höhe herab den Aufgang des glänzenden Gestirns des Tages betrachtete, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Anbetung der Sonne durch die Incas natürlicher und verzeihlicher erscheine, als mancher Aberglaube, der die christliche Religion verunstaltete, wie die Eroberer des einst so glücklichen Peru dessen Bewohnern aufdrangen.“

Am 28sten Julius ritt General Miller mit dem Administrator Don Esteban Calderon nach den Haciendas Santa Cruz und Chaupimayo. Das Land bringt hier den Coca, oder sogenannten Hunger- und Durst-Baum der Indianer, Reiß, Mais und Pinienäpfel in Menge von trefflicher Beschaffenheit hervor, wenn man sie sorgfältig anbaut; allein wegen der Trägheit der Leute, denen die Aufsicht über den Anbau obliegt, wird nur wenig erzeugt, und die Nahrung besteht größtentheils aus Chuno (weiße Kartoffeln), Cesina (in der Sonne getrocknetes Fleisch) und Azi (capsicum). Die Bewohner dieser Gegend sind eben so unsauber und unsittlich, als die der Thäler von Santana. Gemüse sieht man nur selten, obschon Boden und Klima sich trefflich zu diesem Anbau eigneten. Auf zwei der Haciendas fanden sich Orangenbäume; da diese herrlich gediehen und die köstlichsten Früchte trugen, so fragte der Reisende, warum man nicht mehrere dergleichen angebaut habe, worauf ein Aufseher erwiderte, daß Mangel an Zeit sie hindere sich mit solchen Dingen abzugeben. Diese Bemerkung brachte den General dermaßen in Harnisch, daß er sich nicht enthalten konnte, in eine donnernde Strafpredigt gegen die Faulheit auszubrechen. Nachdem er das Land weiter durchforscht hatte, befand sich der Reisende am 16ten August wieder zu Pautarcambo, wo er die Niederlage Gamarra's erfuhr, die derselbe am schwarzen See durch den General Santa Cruz erlitten hatte.

Ueber seine Reise nach Inchorote im Thal Santana sagt General Miller: „Ich brachte drei Tage unter den Antes-Indianern zu. Diese Leute sind wohlgebildet, haben treffliche Zähne, angenehme Gesichtszüge, und sehen überhaupt besser aus als unsere civilisirten Indianer von Peru. Die Antes bewohnen einen Landstrich von etwa 40 Leguas an den Ufern des Uenbamba; dann kommen fünf andere Stämme von Indianern längs dem Ufer des Ucayali bis zu seiner Vereinigung mit dem Marañon.“ — Der Reisende fand alle diese Stämme dem Gebrauch des Coca sehr ergeben, der, gleich dem Opium, Berauschung und Blödsinn zur Folge hat, und eines der größten Hemmnisse der Civilisation ist. Thee lieben sie ebenfalls außerordentlich, und es ist erstaunlich, wie sehr die Konsumtion dieses Artikels gestiegen ist. General Miller sagt, daß man ihn noch vor 15 Jahren in Lima nur als Arznei gekannt habe, und jetzt findet man ihn selbst in den gebirgigen Sierras von Peru als tägliches Getränk.

Das Endergebniß der Reise des Generals ist, daß weder mit den Chunchos noch mit den übrigen Indianern etwas auszurichten sey, und daß er gezwungen war seinen Plan aufzugeben. Die geographischen Resultate waren wichtig, insofern nämlich durch die Untersuchung des Reisenden der Lauf des Flusses Paucartambo außer Zweifel gestellt ist. Er fließt rund um den Fuß der Sierra, schlängelt sich gegen Süden und geht dann gegen Nordost durch die Pampas, um sich mit dem Purus, einem großen Beiflusse des Amazonenstromes, zu vereinigen, was auch Herr Arrowsmith und andere gut unterrichtete Geographen schon vermuthet hatten.

Vermischte Nachrichten.

Die Stadt Paris hat, um keine Antiken mehr zu Grunde gehen zu lassen, allen Unternehmern von Ausgrabungen irgend einer Art die Bedingung auferlegt, Kunstgegenstände, Medaillen, Münzen u. dgl. abzuliefern. Um sich die Vollziehung dieser Bedingung zu sichern, versprach die Verwaltung, den eigentlichen Werth der Sache und überdieß noch den vom Konservator der Medaillen der königlichen Bibliothek festgesetzten Werth, den die Sache als Antike haben kann, zu bezahlen, und zwar an den Arbeiter, der den Gegenstand gefunden hat. Der Unternehmer soll für die Aufsicht ein Zehntel bekommen.

Am 12ten Junius Morgens 5 Uhr 25 Minuten fühlte man zu Mailand ein ondulirendes Erdbeben. Der Stoß war nicht sehr bedeutend, setzte sich aber bis Modena fort, wenn man der Nachricht glauben darf, daß ein ondulirendes Erdbeben auch hier ungefähr um dieselbe Stunde die Einwohner aufweckte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1836.

Santa Anna.

Die neuesten Ereignisse in Texas haben neuerdings diesen Namen oft den europäischen Lesern vor die Ohren gebracht. Die nachfolgende Schilderung *) erklärt freilich, wenn sie wahr ist, die Vorfälle in dem genannten Lande hinreichend.

In Europa spricht man häufig von Santa Anna wie von einem Helden, einem neuen Bolivar, aber man darf ihn keineswegs mit jenen alten Offizieren in eine Kategorie stellen, welche den Unabhängigkeitskrieg durchkämpften, und sich in der That um ihr Land verdient machten: er gehört vielmehr den neuern Emporkömmlingen an, welche ihren hohen Rang den ewigen Unruhen in ihrem Vaterlande verdanken, die sie selbst hervorgerufen haben. Diese Unruhen waren weder das Resultat seiner Vaterlandsliebe, noch eines ungestümen Muths, sondern die Frucht perfider Ränke. Als Soldat hat er weder Talente noch Tapferkeit gezeigt, und wurde stets geschlagen, zu Oajaca von dem General Rinçon, zu Veracruz von Calderon, zu Coralfalso und Puebla wäre er vernichtet worden, wenn der siegende Feind seinen Vortheil zu nützen verstanden hätte. Man kann ihn nicht mit Unrecht als denjenigen bezeichnen, der die endlosen Revolutionen in seinem Vaterlande in die Mode brachte. Die erste stiftete er gegen Iturbide, seinen Wohlthäter, an, der ihn aus dem Staube emporgehoben hatte. Er erwarb sich einen großen Namen und den Ruf eines geschickten Generals durch die angebliche Niederlage der Spanier bei Tampico, aber es ist jetzt allgemein bekannt, daß er geschlagen und umzingelt wurde, und auf dem Punkte stand, zu kapituliren, als General Teran ihm noch zu Hülfe kam. Dann erst mußte Barradas, dessen Soldaten zur Hälfte krank waren, und den der Sturm seiner Lebensmittel und Kriegsvorräthe beraubt hatte, den Rückzug antreten. Eben so ehrgeizig als unfähig hat Santa Anna allen Parteien gedient, um seinen Zweck zu erreichen. Die Liberalen machten ihn zum Präsidenten, wollten und konnten ihn aber zu nichts weiter machen, so ergab er sich denn den Aristokraten und den Mönchen, in der Hoffnung, daß diese ihm den Kaisertitel zuerkennen lassen würden.

Zu einer großen militärischen Unfähigkeit kommt noch seine persönliche Feigheit: man hat ihn während einer Schlacht sich hinter einer Mauer platt niederlegen sehen. Das Privatleben des berühmten Generals ist keineswegs ehrenvoller, als seine politische Laufbahn. Als Bastard eines Spaniers hat er nicht einmal die elende Erziehung erhalten, die man in Mexiko Leuten von Stand (gente decente) sonst ertheilt; seine Jugend brachte er beim Spiel und in liederlichen Häusern zu, wo er oft seine Kleider zurücklassen mußte. Für Weiber und Spiel in hohem Grade eingenommen und doch nicht reich, nahm er manchmal, um sich in Geldverlegenheiten zu helfen, zu Auskunftsmitteln seine Zuflucht, die bei einem andern Volke ihn unfehlbar auf die Galeeren gebracht hätten. Er beging zweimal Fälschungen für ziemlich bedeutende Summen. Diese kleinen Streiche zogen ihm Unannehmlichkeiten mit der Justiz zu, da diese aber in Mexiko ausnehmend nachsichtig ist, so hatte dieß weiter keine nachtheiligen Folgen für ihn.

Ich kann mich nicht enthalten, hier zwei Thatsachen vorzuführen, welche das Maß der Selbstschätzung dieses Helden geben. Als er vor zwei Jahren Mexiko belagerte, wünschte ein vornehmer Engländer ihn zu sehen; der General empfing ihn auf einem Balkon, von dem aus man die ganze Hauptstadt übersah. Nach einem kurzen Gespräche wandte er sich zu dem Fremden, und sagte ganz naiv: „Finden Sie nicht, daß ich hier stehe, wie Napoleon auf dem Kreml?" — Nach dem Gefecht von Zacatecas sagte er: „Man spricht viel von der Schlacht bei Jena, sie ist aber doch in der That mit der von Zacatecas nicht zu vergleichen!" Nur ein Wort über die von dem neuen Napoleon gewonnene Schlacht von Zacatecas. Von allen mexikanischen Staaten war der von Zacatecas der ruhigste: lange hatte er sich vor den Umwälzungen zu bewahren gewußt, welche die umliegenden Länder zerrissen. Mit der Ausbeutung seiner reichen Minen beschäftigt, genoß er eines Wohlstands, den Santa Anna

*) Sie ist aus der Revue des deux mondes vom 1sten Julius d. J. entlehnt, und bloß mit „Un voyageur" unterzeichnet. Der Artikel führt die Ueberschrift: les republiques mexicaines, und schildert die Creolen Mexiko's, die herrschende Klasse, mit den schlimmsten Farben, das Gemälde erscheint aber vielleicht nur darum übertrieben, weil das Schlimme so dicht neben einander gestellt ist.

mit neidischen Augen sah, und zu stürzen beschloß. Die Bewohner von Zacatecas wollten den ungerechten Anfall zurückweisen, wurden jedoch verrathen. An diesem denkwürdigen Tage, den die Mexikaner unter ihre ersten Kriegsthaten rechnen, kamen etwa hundert Menschen um, wovon zwei Dritttheile wehrlos niedergehauen wurden, denn Santa Anna hatte Befehl gegeben alle Offiziere zu ermorden. So ist dieser Mann! el nuestro Napoleone, wie die Mexikaner sagen. In Europa würde el immortal Santa Anna, el Marte Mexicano, el invicto heroe, — lauter Beinamen, welche von den mexikanischen Journalen bis zum Ueberdruß wiederholt werden, — keine Kompagnie zu kommandiren bekommen. Wenn er zu den ersten Stellen der Republik gelangte, so darf man nicht vergessen, daß in diesem Lande jeder dahin gelangen kann durch die Mittel, deren er sich bediente, durch Revolutionen, Intriguen und Verrath.

Santa Anna bringt zwei Dritttheile seines Lebens mit Schlafen zu: niemals sah man ihn in seinem Hause mit einem Buch in der Hand, niemals suchte er sich über irgend etwas zu unterrichten: er sagt ganz bescheiden, die Natur habe ihn mit einem Genie und mit Talenten ausgestattet, die durch Studieren, Unterricht und Lesen nichts gewinnen könnten. Die Hauptunterhaltung seiner Excellenz sind Hahnenkämpfe, da er aber die Gewohnheit hat, nicht zu zahlen, wenn der Hahn, den er kämpfen läßt, besiegt wird, so lassen sich die Liebhaber nicht gerne in Wetten mit ihm ein. Eine seiner Haupteigenschaften ist die Habsucht, und diese wird bis zur jämmerlichsten Knauserei getrieben. Wenn er seine Offiziere bei Tafel hat, so steht eine Bouteille Wein vor ihm; er hütet sich aber wohl, davon seinen Gästen anzubieten, die demnach auf Wasser reduzirt sind: freilich kostet auch die Bouteille Wein einen Piaster.

Der Piraten-Schooner.

(Fortsetzung.)

Sehen wir jetzt was am Bord des Portugiesen vorging. Dieses Schiff war ein Indienfahrer; einer der sehr wenigen, welche die portugiesische Regierung zuweilen in ein Land schickt, das einst ungetheilt ihrer Herrschaft unterworfen war, von dem sie jetzt aber nur ein sehr kleines Gebiet besetzt hält. Das Schiff war nach Goa bestimmt, und hatte einen neuen Gouverneur nebst seinen beiden Söhnen, einen Bischof mit seiner und ihrer Dienerschaft und eine kleine Abtheilung Truppen an Bord. Ein Schiff mit solcher Fracht gehörte zu den seltenen Ausnahmen, weßhalb seine Abfahrt auch schon lange vorher durch das Gerücht verkündet war. Kain hatte vor einigen Monaten schon alle Nachweisungen hinsichtlich seiner Ladung und Bestimmung erhalten, doch war, wie dieß bei den Portugiesen gewöhnlich ist, eine Verzögerung nach der andern eingetreten, und Kain lag schon seit geraumer Zeit in der Bai, wo wir ihn im Eingang dieser Erzählung fanden. Das Feuer des Schooners hatte großen Schaden angerichtet; von der Mannschaft war ein großer Theil verwundet und die noch Unverletzten verbargen sich, als sie sahen, daß jede Vertheidigung fruchtlos war, im Mitteldeck, um vor dem zerstörenden Feuer sicher zu seyn. Als der Schooner seine Riesenkanone schweigen ließ, befand sich nur der Kapitän des Portugiesen nebst einem alten erprobten Seemann allein noch auf dem Verdeck und am Steuer. Die Uebrigen hatten sich nebst den Passagieren in einen engen Raum zusammengedrängt; Einige warteten der Verwundeten, während Andere die Heiligen um Beistand anriefen. Der Bischof, ein würdiger Priester von etwa 60 Jahren kniete in der Mitte dieser Gruppe, auf welche einige Laternen ein düstres Licht herabwarfen, und sprach ein brünstiges Gebet, in welchem er zuweilen durch Sterbende unterbrochen wurde, denen er die Absolution ertheilte. Auf der einen Seite neben ihm kniete seine verwaiste Nichte, ein junges Mädchen von etwa 17 Jahren, und blickte dem Oheim vertrauensvoll in das Gesicht, wenn er betete, oder neigte sich mit thränenvollen Augen über die sterbenden Landsleute, welche den Trost des heiligen Sakraments empfingen. Auf der andern Seite, neben dem Bischof, stand der Gouverneur, Don Philip de Ribeira, nebst seinen beiden Söhnen, Offizieren in des Königs Dienst und eben in das Jünglingsalter übergetreten. Auf der Stirne Don Ribeira's schwebten düstere Wolken, er vermuthete das Schlimmste und war darauf gefaßt. Sein ältester Sohn hatte den Blick auf das liebliche Gesicht der Nichte des Bischofs, Teresa da Silva, geheftet; noch am demselben Abend waren beide auf dem Verdeck spazieren gegangen, hatten gegenseitige Gelübde gewechselt, in dem Gedanken an eine glückliche Zukunft geschwelgt, und nun — doch es ist Zeit, daß wir auf das Verdeck zurückkehren.

Der Kapitän des portugiesischen Schiffs trat zu Antonio, dem alten Seemann und sagte: „Ich sehe den Schooner durch das Fernrohr noch immer, und dennoch feuert er seit zwei Stunden nicht mehr; glaubst du, daß an seiner großen Kanone etwas geschehen ist? Dann hätten wir noch Hoffnung." — Antonio schüttelte den Kopf; sehr richtig vermuthete er, daß man das große Geschütz nur abkühlen lassen wolle, und daß man mit Tagesanbruch das Feuer wieder fortsetzen werde. „Wer kann es aber seyn, der uns so verfolgt?" fuhr der Kapitän fort, vielleicht ein französischer Kaper?" — „Gott gebe es," erwiderte Antonio, und ich habe dem heiligen Antonius einen silbernen Leuchter gelobt, wenn es so ist, allein ich fürchte, der Pirat, von dem wir so viel hörten, ist uns auf den Nacken." — „Dann," rief der Kapitän entschlossen, „bleibt uns nichts übrig als unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen." —

Der Tag brach an und noch immer verfolgte der Schooner das portugiesische Schiff in gemessener Entfernung; aber kaum war die Sonne im Horizont herauf gestiegen, als auch schon wieder Kugeln in die Planken des Portugiesen schlugen. Der Pirat hatte nur deßhalb so lange gezögert, um sich zu überzeugen ob nicht etwa ein anderes Schiff in der Nähe sey. Der Kapitän steckte seine Flagge aus, der Pirat aber ließ keine Farben sehen. „Wahre das Steuerruder, Antonio," sagte der Kapitän, ich will hinab und mich mit dem Gouverneur berathen." — „Sorgt euch nicht, erwiderte der Alte, so lange diese Knochen zusammenhalten, werde ich meine Schuldigkeit thun."

Der Kapitän stieg in das Mitteldeck hinab, wo der größte

Theil des Schiffsvolks und der Passagiere versammelt war. „Meine Herren," sagte er zu dem Gouverneur und dem Bischof gewendet, der Schooner hat keine Flagge ausgesteckt; ich komme daher zu fragen, was euch zu beschließen beliebt. An Vertheidigung ist nicht zu denken, und ich fürchte, wir haben es mit einem Piraten zu thun." — „Ein Pirat!" schrieen mehrere ängstlich, indem sie die Heiligen anriefen und sich bekreuzigten. „Ruhig, ihr guten Leute!" nahm der Bischof das Wort. „Was zu thun ist, kann ich nicht rathen," fuhr er zu dem Kapitän gewendet fort; „ich bin ein Mann des Friedens, und unfähig einem Kriegsrathe beizuwohnen. Dieß muß ich Euch und Euren Söhnen überlassen, Don Ribeira. Zittere nicht, meine theure Teresa, stehen wir nicht unter dem Schutz des Allmächtigen?" „Heilige Jungfrau, erbarme dich unser!" seufzte Teresa. „Kommt meine Söhne, rief Don Ribeira, wir wollen hinauf und uns berathen; niemand soll uns folgen, denn es wäre nutzlos, Leben zu wagen, die vielleicht noch nützen können."

„Don Ribeira und seine Söhne, der Kapitän und Antonio traten an der Schanze zusammen und hielten Rath. „Es bleibt uns kein Ausweg," sagte der letztere; laßt uns die Flagge einziehen, als ob wir uns ergeben wollten. Sie werden dann herankommen, und entweder vom Schooner oder von den Booten aus entern, und dann müssen wir unser Leben so theuer als möglich verkaufen." — „Du hast Recht," entgegnete der Gouverneur, „geht, zieht die Flagge ein und bereitet die Mannschaft vor, daß sie ihre Schuldigkeit thue."

Es geschah wie Antonio vorher gesagt hatte; sobald die Flagge herunter war, stellte der Schooner sein Feuer ein, und setzte Segel bei. Bald kam er heran, und zog die furchtbare schwarze Flagge auf. Die Mannschaft des Portugiesen bildete, nebst den Truppen, immer noch eine starke Abtheilung streitbarer Männer, denen jedoch der Anblick der schwarzen Flagge das Herz zu Eis erkältete und ihren Muth in Verzweiflung verwandelte.

Ein Kampf auf Tod und Leben begann, in welchem die wilde Tapferkeit der Piraten den Sieg errang. Kain drang vorwärts, Hawkhurst dicht hinter ihm, und beide schlugen zu Boden, was ihnen in den Weg trat. Ein Streich des Piratenkapitäns spaltete den Kopf des Gouverneurs; ein zweiter streckte dessen ältesten Sohn zu Boden, und Hawkhurst's Schwert durchbohrte den andern. Ein allgemeines Gemetzel erfolgte, jeder Mann wurde, so wie er fiel, über Bord geworfen, und nach wenig Minuten war kein Portugiese mehr auf dem Verdeck des unglücklichen Schiffs.

Kain gab jetzt Befehl, die Räume zu durchsuchen, und bald wurden die sechs Portugiesen, welche dem Blutbad entgangen waren, auf das Verdeck geschleppt; diese waren: der Bischof, seine Nichte, deren Kammermädchen, der Superkargo, ein Sakristan und ein Diener des Bischofs. Sie wurden vor den Piratenkapitän gestellt, der sie mit finstern Blicken musterte. Fest sah ihm der Bischof ins Gesicht, obschon er fühlte, daß seine Stunde gekommen sey; Teresa aber blickte schüchtern um sich; die Gefangenen suchte ihr Auge, und unter diesen den Geliebten, aber ach — wilde drohende Piratengesichter und ein mit Blut bedeckter Boden, war Alles was sie sah. Schaudernd bedeckte sie ihr Gesicht mit ihren Händen.

„Bringt diesen Mann her?" rief Kain, auf den Diener deutend. „Wer bist du?" — „Ein Diener meines Herrn, des Bischofs?" — „Und du?" — „Ein armer Sakristan." — „Und du?" herrschte er dem dritten zu. „Der Superkargo dieses Schiffs." — „Den stelle mir besonders, Hawkhurst." — „Brauchst du die andern noch?" fragte Hawkhurst bedeutend. — „Nein!" erwiderte Kain, und bald hörte man ein unterdrücktes Geschrei und einen schweren Fall ins Wasser.

Der Pirat fragte indeß den Superkargo über die Ladung des Schiffes aus, als er plötzlich von einem seiner Leute mit der Nachricht unterbrochen ward, daß das Schiff, welches mehrere Schüsse zwischen Wind und Wasser erhalten hatte, dem Sinken nahe sey. Kain, der eben mit dem Schwert in der Hand, an einer Karonade gelehnt stand, hob den Arm und traf den Piraten so heftig mit dem Griff des Degens, daß er mit zerschmettertem Haupte zurücksank. „Nimm dieß, du Schwätzer, für deine Nachricht, wenn diese Gefangenen hartnäckig sind, so haben wir umsonst gearbeitet." — Die Mannschaft, welche die Wahrheit der Bemerkung ihres Kapitäns fühlte, sagte kein Wort, und warf den Leichnam über Bord.

„Wie kann man Gnade von denen erwarten, die unter sich kein Erbarmen haben!" sagte der Bischof, indem er den Blick gen Himmel richtete. „Schweig!" rief Kain, indem er sein Verhör mit dem Superkargo fortsetzte. „Geh hinab, Hawkhurst," sagte er dann, „und hole das Geld, ich will indeß mit dem Pfaffen sprechen." — „Brauchst du den Superkargo noch?" fragte Hawkhurst. — „Nein," war die Antwort, „er kann gehen." — Der arme Mann fiel dankbar auf die Knie, weil er den Befehl zu seiner Freilassung zu hören glaubte; aber die Piraten schleppten ihn fort, und es darf wohl nicht erst gesagt werden, daß er bald von den Hayfischen in Stücke gerissen wurde, die, ihre Beute witternd, das Schiff umschwärmten.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara, aus dem Tagebuch Gholam Heider Khans.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

Nach einem Aufenthalt von 5 Monaten und 20 Tagen setzte Herr Moorcroft seine Reise am 25sten Mai 1824 fort, begleitet von Sultan Muhammed Khan und Pir Muhammed Khan und deren Truppen, 4000 Mann stark, nebst vier Kanonen. Jeder der Häuptlinge hatte gegen hundert Pferde zu seinem eigenen Gebrauch und für seine nächste Umgebung bei sich. In Peschawer kaufte Herr Moorcroft nur zwei Pferde, beide kastanienbraun und von der Vezierie-Race. Sultan Muhammed Khan machte ihm ein Geschenk mit einem grauen, persischen Pferd. Die beiden gekauften Pferde waren sehr schöne Thiere, über 14 Faust hoch, und wurden mit 180 bis 160 Rupien bezahlt. Herr Moorcroft miethete noch 80 Kamele bis nach Kabul, wofür er 250 Rupien bezahlte.

Die Häuptlinge mit ihren Truppen lagerten an einem Ort Namens Tope, sieben Koß von der Stadt entfernt. Herr Moorcroft aber mit seiner Begleitung schlug sein Lager am Ufer eines kleinen Flusses auf. Am 29sten kam man nach Jemrat, einem Kheiberi-Dorf, unterhalb eines Passes gleiches Namens (fünf Koß). Hier fand man gegen 1500 Einwohner, notorische Räuber, versammelt, und da Herr Moorcroft während der Nacht einen Angriff befürchtete, so ward jede nur mögliche Vorkehrung getroffen, um sich so gut als möglich sicher zu stellen; man wurde jedoch nicht beunruhigt. Jemrat ist ein großes Dorf von etwa 30 Häusern.

Am 30sten Mai führte der Weg längs der Ufer eines ausgetrockneten kleinen Flusses hin. Den Kheiber-Paß ließ man rechter Hand, weil er für die Artillerie nicht zu passiren war. Nachdem man sechs Koß zurückgelegt hatte, kam man zu einem Paß, Ali Masdschit genannt, wo man einige Hütten, von Kheiberis bewohnt, fand. Der Weg war hier schmal und steinig, und zu beiden Seiten gähnte ein Abgrund von mehrern hundert Fuß Tiefe. Diese schwierige Stelle war jedoch nicht länger als ungefähr 200 Schritte, und dann wurde die Straße breiter und bequemer. Die Reisenden gingen bis Lallah-begke-garrhi, sechs Koß jenseits des Passes, wo sie ihr Nachtlager aufschlugen. Der ganze an diesem Tage zurückgelegte Weg betrug zwölf Koß. Hier fand man die Ruinen eines Forts und einige Hütten von Kheiberis bewohnt, die jedoch flohen, sobald sie die Reisenden erblickten. Die Räuber versuchten während der Nacht einen Angriff, wurden aber von den ausgestellten Schildwachen zurückgewiesen.

Herr Moorcroft kam mit seiner Reisegesellschaft nach Dhacka, ein Weg von zwölf Koß, und in einer Ebene nahe am Fluß Sandeh gelegen. Ungefähr zwei Koß über Lallah-beg-ke Garrhi hinaus kam man an einen Engpaß, Sandeh Khaneh ta tangi genannt, wo eine Kanone hinter der andern durchgeschaffe werden mußte, weil der Weg zu schmal war. Die Kheiberis schienen Widerstand leisten zu wollen, und versammelten sich ungefähr 600 Mann stark, hielten sich jedoch in geziemender Entfernung. Aus dem Engpaß kam man auf eine weite Ebene, auf welcher die Ruinen eines steinernen Forts, Kafer ke Killah genannt, lagen, und wo man Bäche und Quellen süßen Wassers fand. Von da nach Dhacka aber (acht Koß) findet sich auch nicht ein Tropfen Wasser.

Der nächste Ort, wo die Reisenden ihr Lager aufschlugen, war Bassot (acht Koß), ein großes Dorf mit Mauern und Bastionen von Erde, einem guten Bazar und guten Brunnen. Dieser Ort ist von Agwanen bewohnt und gehört zu Dschellatabad; die Häuser haben platte Dächer und ihre Mauern sind von Erde aufgeführt. Das Land der Kheiberis begreift, nur allein in den Bergen, welche von Jamrut bis Sandeh Khaneh sich ausdehnen, einen Flächenraum von 24 Koß.

Die Reisenden lagerten an diesem Tage zu Bhatti Kote (acht Koß), einem verödeten Dorf, mit einigen wenigen Pipal-Bäumen besetzt; das einzige trinkbare Wasser, welches aus einem Bach geschöpft wurde, war sehr schlammig. Von hier aus schickten die Serdars nach einem etwa zwei Koß entfernten Dorf zwei Maulthiere, um Busah für ihre Pferde zu holen, was jedoch von den Bewohnern desselben verweigert ward, weßhalb sämmtliche Truppen mit einer Kanone dahin aufbrachen. Auf die Drohung, daß man plündern und das Dorf anzünden wolle, versprachen die Einwohner, eine Summe Geldes als Buße zu erlegen und die verlangte Fourage abzuliefern. Hiemit gaben sich die Serdars zufrieden und kehrten in ihr Lager zurück.

Die nächste Tagereise war sehr lang und die Hitze sehr drückend. Die Reisenden brachen um Mitternacht auf und fanden den Weg gut, nur hie und da etwas steinig und hügelig. Gegen 12 Uhr Mittags am 4ten Junius kamen sie nach Dschellalabad (14 Koß).

Dschellalabad ist ein großer Ort, kann aber keine Stadt genannt werden; er ist mit einer Mauer und Bastionen von Erde umgeben, und die Hauptstadt Muhammed Jeman Khans, dem das Land jährlich 70,000 Rupien einträgt. Er unterhält ungefähr 1500 Reiter und Fußgänger, und hat vier Kanonen. Der Ort selbst hat Bazars, aber auch viele verfallene und verödete Häuser. Das Haus Muhammeds ist von gebrannten Ziegeln gebaut.

Die Serdars mit ihren Truppen lagerten jenseits der Stadt an den Ufern des Flusses Sandeh. Herr Moorcroft und seine Begleiter schlugen ihre Zelte zwischen dem Fluß und der Stadt an einem kleinen Kanal auf. Herr Moorcroft und Herr Trebeck statteten dem Muhammed Jeman Khan einen Besuch ab; sie wurden sehr freundschaftlich aufgenommen und beschenkt. Die Reisenden hielten am 5ten und 6ten Rasttag, und fanden, daß die Serdars mit Muhammed Jeman Khan ein Bündniß geschlossen hatten, um Habib Allah Khan, den Sohn Azim Khans, aus Kabul zu vertreiben. Bis Dschellalabad wird Zuckerrohr gebaut, weiter jenseits aber nicht.

Die Reisenden gingen am 6ten nach Sultanpur (zehn Koß), ein großer Ort, zu dem ein guter, etwas aufwärts steigender Weg führte. Ungefähr zwei Koß von Dschellatabad, linker Hand von der Straße, kamen sie an einem Garten vorüber, Tschahar bag genannt.

Am 7ten kam Herr Moorcroft auf gutem, ebenem Wege nach Balla bag, einem großen Garten voller Obstbäume, dessen Mauern jedoch verfallen waren, und der überhaupt sehr verödet aussah. Die Reisenden schlugen ihr Lager außerhalb auf. Hier fanden sie die Serdars nebst den ihnen verbündeten Truppen, die in einem einzigen Marsch von siebenzehn Koß hieher gegangen waren; denn von Sultanpur nach Balla bag sind nur fünf Koß. Man hielt sich hier vier Tage (8ten, 9ten, 10ten und 11ten Junius) auf, während welcher Zeit zwei Gesandte von Habib Allah Khan, Namens Mehr Dil Khan und William (?) Mehr Akhur (Herr des Pferdes) ankamen, welche den Serdars riethen ihre Truppen zurückzuschicken und den Streit freundschaftlich zu schlichten, worein man endlich willigte. Es ward beschlossen, daß Sultan Muhammed Khan und Morand Ali Nazir, nebst einem Gefolge von hundert Mann, die Gesandten nach Kabul begleiten und die Truppen nach Peschawer zurückkehren sollten. Herr Moorcroft und seine Gesellschaft machten die Reise unter dem Schutz der Gesandten mit, von denen Dil Khan Herrn Moorcroft besonders zugethan war.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man baut gegenwärtig in der Umgegend von London eine Kohlart von ungewöhnlicher Größe; sie hat 12 Fuß Höhe und 20 im Umkreis. Fünf dieser ungeheuren Pflanzen reichen zur täglichen Nahrung von hundert Schafen oder zehn Kühen hin. (Echo du Monde savant. Nr. 25.)

Englische Zeitungen sprechen von einem mächtigen Dampfpfluge, den ein Herr Heathcoat, Parlamentsmitglied für Tiverton, baut; sehr glückliche Proben sollen damit in Lancashire angestellt worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1836.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Von Legationsrath Tietz.)

Es war in der Mitte des Januars 1834, als ich mit trübem Blicke aus dem Fenster meines Zimmers im Hotel d'Europe in Pera zum Himmel hinaufschaute, der sich mit düstern Wolken bezogen hatte und Regenströme in Masse herabsandte. Es that mir leid hier, wo den Fremden die alte Weltstadt und ihre reizenden Umgebungen unwiderstehlich zum Genießen einladen, einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zubringen zu müssen. Alles hatte ich schon versucht, um meine Grillen zu vertreiben, allein umsonst. Selbst die bosporischen Austern, die ich eben frisch aus ihrem Elemente erhalten, wollten mir nicht munden, und der Roman Cabanis von W. Alexis, den ich aus meinem Koffer vorgesucht und dessen ersten Band ich rapid verschlungen, ruhte ungelesen neben mir auf dem Divan, auf den ich mich hinstreckte, um das böse Wetter zu verschlafen. Auf dem großen Vorsale vor meinem Zimmer, wo sich ein Billard befand, klapperten die Kugeln, markirte der Garçon und die Spieler, von welchen ich den einen an seiner Stimme als meinen Wirth, Herrn Tolomei, erkannte, unterhielten sich über ihr wechselseitiges Glück und Unglück in italienischer Sprache. Plötzlich entfuhr dem Munde des Gegners des Herrn Tolomei ein deutsches: „Gut geschnitten! Gott straf mich!" dessen Prononciation mich in dem Sprecher einen Berliner erkennen ließ. Rasch fuhr ich von meinen Polstern empor, um den Quasi-Landsmann hier im östlichsten Zipfel Europa's zu begrüßen, öffnete die Thüre zum Vorsaal und erblickte außer dem Kellner Giacomo und dem spielenden Wirthe nur einen türkischen Stabsoffizier, gekleidet in die neue blau und rothe Uniform, den seinen Dienstgrad bezeichnenden goldenen Stern auf der Brust. Sollte dieser Moslem ein so „gutes" Berlinisch gesprochen haben? wenigstens konnte ich es mir kaum denken. Wir begrüßten uns und zwar von seiner Seite, mit der ich möchte sagen, nur den preußischen Offizieren eigenthümlichen Verbeugung, die neben einer gewissen Affektirtheit, doch etwas graziös-martialisches hat. Meine Neugierde stieg. Wenige französische Worte wurden gewechselt, und ich erfuhr, daß der kaiserlich-türkische Obristlieutenant ein Herr v. C—z war, der früher in preußischen Militärdiensten gestanden. Die Billardpartie wurde geendet und bald saßen wir in meinem Zimmer am wärmenden Mangal, der heute bei dem kalten Regentage ein sehr willkommener Gesellschafter war. Herr v. C. erzählte mir Manches von seinem Schicksale. Seine Familie war mir nicht fremd und ist in Preußen und Sachsen sehr ausgebreitet. Was ihn bewogen, die sandigen Ufer der Spree mit den paradiesischen Gestaden des tiefblauen Bosporus und den preußischen Czacko mit dem türkischen Fez zu vertauschen, gehört nicht hieher. Eben so wenig, daß Herr v. C. aus einem lutherischen Christen ein Muhammedaner geworden, und sich jetzt Achmed nannte. Mich freute es, einen Landsmann gefunden zu haben, der mir vermöge seiner Stellung meinen Aufenthalt in Konstantinopel in mancher Hinsicht angenehmer machen konnte. Wir lebten jetzt gerade in der Zeit des vierwöchentlichen Ramazan's, der bekanntlich dem gläubigen Muselmann ein in jeder Hinsicht strenges Fasten auferlegt, so lange die Sonne am Himmel steht; heute machte der deutsch-türkische Achmed schon eine Ausnahme, da er in meinem Zimmer keinen Verräther zu scheuen brauchte, und der Geist des seligen Muhammed es gewiß unter seiner Würde hielt, dem Aufenthalt eines Giaur zu nahen. Der Burgunder thaute uns immer mehr auf, der Mund des Landsmannes floß über von dem Lobe seiner jetzigen Lage, ein Lob, das ich um so mehr für Wahrheit hielt, da der Wein diese ja gewöhnlich enthüllt. Ich muß gestehen, daß ich mich sehr glücklich schätzen würde, mehrere Jahre an den Ufern des Bosporus verleben zu können.

Eine reine, heitere Luft, ein milder Sonnenstrahl, ein reizendes Klima umgibt Konstantinopel. Die Brust athmet freier und leichter, als in dem düstern Norden, dem ich dadurch keineswegs seine eigenthümlichen Reize absprechen will. Im Norden ist es ein Kampf der Elemente, durch den die verschiedenen Jahreszeiten sich von einander losringen; hier am Bosporus scheiden sie von einander, wie Freunde, die sanft und freundlich zum Abschiede sich die Hand reichen, wobei nur der scheidende Winter manchmal eine Ausnahme mit stärkerem Händedrucke zu machen pflegt. Und selbst dieser erscheint nicht als der polternde Alte, der, wenn er sein Haupt schüttelt, die Erde auf

Monate mit dem starren Leichentuche bedeckt. Zeigt er auch auf Stunden ein grämliches Antlitz, so scheint die Natur seiner doch gleichsam zu spotten. Der Süden schickt seinen warmen Hauch über das Meer heraus und glättet die düstere Stirne des unheimlichen Greises, der sich dann grollend auf die Gebirge des gegenüberliegenden Asiens zurückzieht, und dort auf den schneeigen Gipfeln thront, indeß die Ebenen ihr Grün und auch wohl ihre Veilchen behalten. Der Februar ist die Zeit, wo der Winter sich ganz zum Scheiden rüstet, und dieses durch dichte herabströmende Regengüsse bekundet. Die Wogen des nahen schwarzen Meeres thürmen sich empor, und die Erde zuckt dann auch wohl bebend zusammen, wie ein Kranker, der durch die Krisis sich zu neuem Leben erkräftigt. Nun erscheint der März und schmückt die Fluren mit lachendem, frischerm Grün und in unendlicher Mannichfaltigkeit blüht und schimmert der Blumen bunte Pracht. Die Vögel, die noch nicht vor lange dem Süden zueilten, erscheinen wieder und begrüßen mit frischem Gesange die schmerzlich entbehrten Gefilde, und vor dem warmen, belebenden Strahl der am reinen Firmamente erglänzenden Sonne entkeimt ein neues Leben in tausend verschiedenen Formen: Die leise murmelnde Woge des Meeres küßt den Saum des asiatischen, mit Reben umzogenen Gestades. Erscheint auch wohl ein düsterer Wolkenschatten, so entflieht er bald und läßt mit erneuter Kraft die Sonne auf Meer und Land herabglänzen. Die Zeit der üppigsten Entwicklung ist der Mai; dann blüht die volle Frühlingspracht mit unnennbarem Zauber, und Felder und Auen, Bäume, Blumen und Gesträuche haben sich in ihr herrlichstes Gewand gekleidet. Jeder Tag scheint neue Früchte erzeugen zu wollen, überall schaut das Auge einen grünen, mit Blumen durchwebten Teppich. Fast keine Scheidewand läßt sich zwischen Frühling und Sommer ziehen, dessen Beginn in den Junius fallen möchte. In diesem und dem folgenden Monate hat die Thätigkeit der Natur und die Kraft der Sonne den höchsten Grad erreicht. Die Hitze würde unleidlich seyn, wenn auch jetzt sich nicht wieder das Klima dieser Gegend vortheilhaft vor andern unter gleichem Himmelsstriche wohlthuend auszeichnete. Während der drei heißesten Monate: Junius, Julius und August weht nämlich ein fast ununterbrochener Nordwind, der vom Balkan her die frische, kühle Bergluft herbeiführt, die Macht der Hitze bricht und der Luft eine eigene Elasticität verleiht, die der Gesundheit so sehr zuträglich ist. Im August scheint das Leben auf einige Zeit zu erschlaffen, doch weht auch jetzt der Nordwind, gewöhnlich von drei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang, gleichsam als Vorbereitung auf die herrlichen Nächte, die sich nach dem heißen Tage erquickend auf die Erde niedersenken. Es ist die Zeit, die uns erinnert, daß wir nicht in einem Paradiese weilen. Auf schwarzem Fittiche rauscht dann die Pest mit tödtendem Hauche über das herrliche Land. Der September bildet beinahe eine Fortsetzung des vergangenen Monats, doch kühlen gegen sein Ende schon Gewitter und einzelne Regenschauer die glühende Atmosphäre. Am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus dem dunkeln Laube. Der Herbst beginnt mit dem Oktober. Da nimmt die Luft wieder die milde entzückende Temperatur des erwachenden Frühlings an, Alles scheint neue Spannkraft zu gewinnen, und die Auen schmücken sich mit frischerem Grün. In milder Heiterkeit wölbt sich der Himmel über dieß Land, das jetzt wohl den prachtvollsten Anblick der Erde gewähren dürfte. Unstreitig ist dieß für Konstantinopel die angenehmste Jahreszeit. Ein goldener Duft hat sich über Meer und Hain und Auen verbreitet; es ist die selige Glorie, mit der sich die Natur noch einmal verklärt, ehe sie zum Winterschlafe erstarren soll, das letzte, heitere Aufathmen der Sterbenden. Der December ist hier nicht derselbe, der im fernen Norden das Haupt gothischer Thürme umbraust, vor dessen eisigem Hauche die Wetterfahne träge ächzt. Hier ist sein Charakter noch ein anmuthiger. Dunkelgrün erheben sich noch Eichen und Cypressen, sind noch die Wiesen; wie goldene Locken umziehen gelbe Gebüsche die Gipfel der Berge; noch einmal streut die Sonne ihre milden Strahlen freundlich über die Landschaft hin. Ein sanftes Abendroth vergoldet die ausgedehnten, schönen Ufer, die sich wie ein Diadem um Byzanz, den kostbaren Edelstein dieses Reifes, dahinziehen. So wie am Bosporus das Jahr mit Blumen beginnt, so endet es mit diesem bunten Frühlingsschmucke.

So ungefähr detaillirte mir Achmed die heißen Jahreszeiten und man wird mir zugeben, daß ein solches Klima mit jedem der Erde wetteifern könnte. In dieser Hinsicht wäre also in Konstantinopel gut seyn und in vielen andern, bei der jetzt immer mehr um sich greifenden Verbesserung der Lebensverhältnisse durch Sultan Mahmud, ebenfalls.

(Fortsetzung folgt.)

Der Piraten-Schooner.

(Schluß.)

Die Versammlung auf dem Verdeck hatte sich indeß vermehrt; Francisco, Kains Adoptivsohn, aber ein Jüngling von besserem Herzen als die Piraten, bei denen er zu leben gezwungen war, hatte kaum von einem Kruman vernommen, daß noch Gefangene, und unter diesen zwei Mädchen am Leben seyen, als er auch schon an Bord des Portugiesen kam, um seinen Vater um Gnade für sie anzuflehen. „Ehrwürdiger Vater,“ fuhr Kain nach einer Pause fort, „ihr habt viele Sachen von Werth an Bord?“ — „Nichts, erwiderte der Bischof, „als dieses arme Mädchen, die für euch keinen Werth hat, und, wie ich hoffe, bald ein Engel des Himmels seyn wird.“ — „Doch ist diese Welt, wenn ihr anders Wahrheit predigt, ein Fegefeuer, durch das man gehen muß, ehe man in den Himmel gelangt, und ich schwöre dir, daß dieses Mädchen den Tod für eine Wohlthat ansehen soll, gegen das was ihrer wartet, wenn Du mir nicht sagst, wo ich die Kirchengefäße finde, die ihr an Bord habt.“ — „Diese Gefäße,“ erwiderte der Bischof, „gehören nicht mir, sie sind Gottes Eigenthum, dem sie geweiht wurden.“ — „Keine Ausflucht, guter Mann,“ wiederholte Kain dringend, „wo find' ich sie?“ — „Du erfährst es nicht, blutbefleckter Mensch; dießmal soll deine Habsucht getäuscht werden.

und das Meer die Schätze verschlingen, um deren Besitz Du so viel Menschenleben geopfert hast."

„Ergreift das Mädchen," rief Kain, „sie gehöre euch, ihr Bursche! — „Rette mich, o rette mich!" jammerte Teresa, sich an den Bischof klammernd. Die Piraten drangen vor, und wollten eben Hand an das zitternde Mädchen legen, als Franzisco plötzlich hinter dem Kapitän hervorsprang, die vordersten zurückdrängte und ausrief: „Seyd ihr Männer! Ehrwürdiger Mann," fuhr er zu dem Bischof gewendet fort, „ihr seyd nicht zu retten, doch will ichs versuchen." — Eine fürchterliche Pause trat ein — selbst die Piraten schienen auf Franzisco's Seite zu seyn, doch wagte keiner ein Wort zu sprechen. Kains Gesichtsmuskeln zuckten in lebhafter Bewegung; welcher Art dieselbe aber sey, ließ sich nicht errathen. Das Interesse der Scene ward in diesem Augenblick noch erhöht: die Dienerin Teresa's lag auf den Knien, schüchtern die ringsum stehenden Piraten anblickend; plötzlich stieß sie einen freudigen Schrei aus, denn einer unter diesen rauhen Männern war ihr wohlbekannt. Es war ein junger Mann von höchstens 25 Jahren, mit wenig oder fast gar keinem Bart; in bessern Tagen war er ihr Liebhaber gewesen, und seit länger als einem Jahre hatte sie ihn als todt betrauert, weil von dem Schiff, mit dem er abgesegelt war, nichts mehr gehört wurde. Es war von dem Piraten gekapert worden und er hatte Dienste genommen, um sein Leben zu retten. „Filippo, Filippo!" rief das Mädchen, indem sie in seine Arme stürzte. „Es ist Filippo, gnädiges Fräulein, wir sind gerettet!" Filippo erkannte seine Geliebte auf der Stelle; ihr Anblick rief das Andenken an glücklichere Tage in sein Gedächtniß zurück, und die Liebenden hielten sich fest umschlungen. „Begnadigt sie, Kapitän," rief der junge Bursche aus, „ich beschwöre euch!"

Kain antwortete keine Sylbe, aber seine gewaltige Brust wogte in heftiger Bewegung auf und nieder, als Hawkhurst die herrschende Stille mit den Worten unterbrach: „Wir kommen zu spät wegen des Goldes, denn das Wasser steht schon sechs Fuß hoch darüber, sehen wir wenigstens wo die Schätze liegen. — Diese Worte schienen die Gefühle, welche in der Brust des Kapitäns stürmten, plötzlich zu unterbrechen. „Zum Letztenmale, Herr," sagte er, zu dem Bischof gewendet, „wo ist der Schatz? zögert nicht, oder beim Himmel . . . ." — „Nenne den Himmel nicht," versetzte der Bischof, Du hast meine Antwort." — Der Kapitän wendete sich ab, und ertheilte Hawkhurst einen Befehl, auf den dieser die Treppe hinab eilte. „Trennt diese Thoren!" fuhr er gegen Filippo gewendet fort, der noch immer von den Armen seines Mädchens umschlungen dastand. — „Nimmermehr!" rief Filippo. „Werft das Mädchen zu den Hayfischen hinab!" donnerte Kain, indem er seinen Säbel schwang; „hört ihr! wollt ihr mir gehorchen!" — Filippo raffte sich zusammen, machte sich von dem Mädchen los, und stürzte, das gezogene Messer in der Hand, auf den Kapitän, um es ihm in die Brust zu stoßen. Mit der Schnelligkeit des Blitzes aber faßte dieser den aufgehobenen Arm, brach dem armen Burschen die Hand über dem Gelenke ab und schleuderte ihn auf den Boden hin. „Du sollst uns dennoch nicht trennen," rief Filippo, indem er sich bemühte aufzustehen. „Das ist auch meine Absicht nicht," entgegnete Kain, „bindet sie zusammen und werft sie über Bord."

Dieser Befehl ward befolgt, denn die Piraten zitterten nicht nur vor ihres Kapitäns kaltblütiger Entschlossenheit, sondern waren auch unwillig, ihr Leben umsonst gewagt zu haben. „Ungeheuer," rief der Bischof aus, als das unglückliche Paar in die Wogen hinabsank, „Du wirst dereinst eine schwere Rechenschaft von deinen Thaten zu geben haben." — „Jetzt bringt diese vorwärts!" rief Kain mit wilder Stimme, indem er den Bischof und seine Nichte auf die Fallreepstreppe führen ließ.

„Was seht ihr da unten, mein ehrwürdiger Bischof?" fragte der Pirat höhnisch, indem er auf das trübe Wasser und die Hayfische deutete, die gierig nach neuer Beute schnappten. „Ich sehe räuberische Geschöpfe, welche wahrscheinlich bald diese morschen Gebeine zermalmen werden," sagte der Bischof ruhig, „aber doch erblicke ich kein Ungeheuer gleich Dir unter ihnen. Teresa, theures Kind," fuhr er zu seiner Nichte gewendet fort, „fürchte nichts; ein gerechter Gott waltet über den Sternen, der strafet und belohnet." — Teresa's Augen hatten sich geschlossen, sie konnte den gräßlichen Anblick nicht ertragen. „Noch habt ihr die Wahl," donnerte Kain, „erst auf die Folter gespannt, dann den Hayfischen vorgeworfen; das Mädchen übergebe ich in diesem Augenblick meinen Leuten."

„Nimmermehr!" rief Teresa aus, indem sie vom Verdeck hinabsprang. „Die Daumenschrauben herbei! schnell! wir müssen das Geheimniß von ihm erpressen!" schrie Kain seinen Leuten wüthend zu, die, so verworfene Bösewichter sie auch waren, ihre Erschütterung über diese letzte Scene nicht verbergen konnten. Hawkhurst aber, den der Zorn übermannte, faßte den Greis bei der Brust und warf ihn in die Tiefe hinab.

Ein Theil der Piraten hatte inzwischen Alles aufgebrochen, was sie noch erreichen konnten, um irgend etwas von Werth zu finden, doch vergebens; das Wasser war bereits zum Mitteldeck emporgestiegen, und alle weitern Versuche blieben fruchtlos. Das Schiff stand am Sinken, und es war hohe Zeit es zu verlassen und mit dem Schooner das Weite zu suchen, damit dieser nicht durch den Wirbel des in die Tiefe sinkenden Indienfahrers in Gefahr gerieth. Kain kehrte mit den getäuschten Piraten an Bord seines Schiffs zurück, und kaum hatten sie sich zwei Kabelslängen entfernt, so sank auch schon der Portugiese mit all den blutgetränkten Schätzen in die Tiefe hinab.

Alte Inschriften in Nubien.

Der bekannte Gelehrte Letronne hat drei Memoiren herausgegeben über die abyssinischen und nubischen Inschriften zu Adulis, Axum, Talmis und am Tempel von Philä. Die beiden griechischen Inschriften zu Adulis und die zu Axum in derselben Sprache gehören Abyssinien an. Die beiden ersten wurden von dem Mönch Cosmas im Anfange des sechsten Jahrhunderts gefunden: die eine, auf eine Basalttafel eingegraben, enthält eine pomphafte Aufzählung der Eroberungen des ägyptischen Königs Ptolemäus Euergetes; die andere, auf einem Sitz

von weißem Marmor eingegraben, rühmt die Thaten eines abyssinischen Königs, der sich Sohn des Mars nennt. Die erste Inschrift von Axum ist zu Ehren Aizanas, Königs der Axumiten, der die sechs Völkerschaften der Bugaiten besiegte, und sich König der Könige nannte. Aus der ersten Inschrift von Adulis geht hervor, daß unter der Herrschaft der Lagiden die griechische Sprache in Abyssinien bekannt war. Aus der zweiten Inschrift von Adulis und aus der von Axum ersieht man, daß die abyssinischen Fürsten selbst griechisch sprechen und sich dieser Sprache in den öffentlichen Denkmalen bedienen. Diese beiden Inschriften beweisen zudem noch, daß die griechische Religion frühzeitig bei den Abyssiniern Eingang fand. Aus der nubischen Inschrift zu Talmis zieht Herr Letronne den Schluß, daß das Christenthum 200 Jahre früher nach Abyssinien als nach Nubien kam, und daß letzteres es von Aegypten her und nicht von Abyssinien erhielt. Aus der Vergleichung der Inschriften von Adulis, Axum und Talmis, so wie einiger orientalischen Schriftsteller geht hervor, daß Nubien und Abyssinien längs dem rothen Meere zwei feindliche Königreiche bildeten, die sich die Herrschaft über die kleinen Könige und die zahlreichen Völkerschaften streitig machten, welche das obere Nilthal bewohnen. Daher die triumphirenden Inschriften und die ewigen Kriege zwischen Nubiern und Abyssiniern, von denen auch ein Brief Isaaks, des Patriarchen von Alexandrien, spricht, der sie zur Eintracht ermahnte.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

(Fortsetzung.)

Am 12ten, nachdem man Abschied von den übrigen Häuptlingen von Peschawer genommen hatte, setzten die Reisenden, deren Begleitung sich nun bedeutend vermindert hatte, ihren Weg nach Nimla Bag fort (acht Koß), einem Garten, der von einigen der indischen Kaiser angelegt und unterhalten worden war; Mauern und Gebäude sind bereits in Ruinen verfallen. Es finden sich hier eine Menge Granatäpfelbäume und vieles Gebüsch nebst noch einigen andern Arten von Obstbäumen. Da dieser Ort wegen der Menge von Schlangen in üblem Ruf stand, welche sich in den Ruinen aufhalten, so schlugen die Häuptlinge mit ihren Leuten ihr Lager außerhalb auf. Herr Moorcroft aber blieb die Nacht über innerhalb des Gartens, und es widerfuhr weder Menschen noch Thieren irgend ein Unfall.

Von hier aus kamen die Reisenden nach Aschpubim (zwölf Koß), einem kleinen Dorf auf einer sumpfigen Niederung gelegen, und mit Schilf, Binsen und kleinen Wasserströmungen umgeben. Der Weg war durchaus gut und die Artillerie konnte bequem transportirt werden. Ungefähr halbwegs, aber nachdem man sechs Koß zurückgelegt hatte, kam man auf einer Brücke mit drei Bogen über den Fluß Sundnemack. Nicht weit von dieser Brücke liegt ein großer weißer Stein, von welchem die bigotten Moslems kleine Stückchen abschlagen und sie als Amulets tragen. Der fabelhaften Sage nach erschlug Hazret Ali hier einen ungeheuren Drachen mit einer großen Masse Schnee, die er zu Eis erhärtete, und aus welcher mit der Zeit dieser Stein wurde. Der Sundurmack fließt von Westen nach Osten und war nur drei Fuß tief, aber gegen fünfzig Schritte breit; er fällt in den Sandeh oder Kabulfluß. Von dem erstgenannten Fluß an beginnt das Land der Gilzi-Kaste der Patans. Zu beiden Seiten der Straße standen viele große Maulbeerbäume mit rothen und weißen sehr süßen Früchten, von denen man gegen eine Kupfermünze einen ganzen Korb voll haben konnte. Das umliegende Land schien gut angebaut zu seyn, und besonders waren viele Reißfelder zu sehen. Der Weg führte von der Brücke aus stark aufwärts. Unweit der Dörfer, links von der Straße, wurden viele kleine Forts von Erde sichtbar. Auch Aschpubim ist mit einem Erdwall umgeben, und zählt etwa 25 bis 30 Häuser.

Am 11ten Junius brachen die Reisenden um 2 Uhr Morgens auf, und befanden sich mit Tagesanbruch unweit der Brücke über den Fluß Surkhab; auch diese Brücke hatte drei Bogen. Sechs Koß jenseits der Brücke kam man zu einem Dorfe, Dschagdallick genannt, welches ein wenig von der Straße abliegt, und wo sonst gewöhnlich angehalten wird; da es jedoch noch zu früh war, so gingen die Reisenden weiter, bis zu einem Paß, Purrudarrah genannt (vierzehn Koß). Während der Nacht mußte man sehr wachsam seyn, weil die Gilzis als Räuber bekannt sind.

Da die Tagereisen sehr lang und die Hitze drückend war, so brach man um 2 Uhr Nachts auf und kam nach Tezyl (fünfzehn Koß), einem Dorf abwärts von der Straße, welches von Gilzi Patans bewohnt ist. Um Mitternacht brachen die Reisenden abermals auf und kamen längs dem Ufer eines Flusses nach Heft Kohtal (die sieben Pässe). Als sie diesen Paß hinangestiegen waren, befanden sie sich auf einer Ebene und bei einem Dorf, Khurd Kabul (Klein Kabul) genannt, neun Koß von Tezyl entfernt. Hier wurde Halt gemacht, um zu frühstücken. Auf dem Gipfel des Passes befindet sich das Grab irgend eines Heiligen, Pir Dschabbar genannt. Die Reisenden kamen auf einem guten Wege abwärts nach Butkhak, sechs Koß vom Paß entfernt, und hatten mithin an diesem Tage sechzehn Koß zurückgelegt. Butkhak ist ein großes Dorf mit einigen Kaufläden und von Gilzis bewohnt, welche lauter Räuber sind. Die Reisenden lagerten auf einem Felde, nordwestlich vom Dorf. Die ausgestellte Schildwache schlief, von den starken Märschen und der Hitze des Tages ermüdet, während der Nacht ein, und dieß benutzten einige Gilzis, um wie Hunde oder Schakals in Herrn Trebecks Zelt zu kriechen, wo sie ein paar Pistolen, einen Taschenkompaß, seinen Hut, eine Kleidung und einen Shawl stahlen. Ein Hakim (Arzt) in der Begleitung Herrn Moorcrofts kam ebenfalls um alle seine Kleider. Herr Trebeck erwachte zuerst und setzte den Räubern nach, kam aber unverrichteter Sache wieder zurück. Am folgenden Tage ließ er bekannt machen, daß er den reich belohnen werde, der ihm die geraubten Gegenstände wieder verschaffe, und sie wurden ihm auch wirklich nach Kabul gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Kürzlich wurde im Institut der englischen Architekten eine prachtvolle Sammlung von Zeichnungen alter Denkmäler Italiens, Siciliens und Aegyptens niedergelegt, die der jetzt verstorbene Hendry Parke selbst an Ort und Stelle verfertigt hatte.

Man hat in Frankreich Proben mit der zu Algier gezogenen Baumwolle gemacht, und gefunden, daß sie der amerikanischen in keiner Art nachsteht. Herr Barbet, Maire von Rouen, hat in seiner im Departement der Niederseine liegenden Fabrik die Probe anstellen lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1836.

Skizzen aus Paris.

Die Heloten.

Wer zwischen der Betrachtung des stets wachsenden Kunstfleißes und den verfeinerten Genüssen, wie nur Paris sie um billige Preise bietet, gar anmuthig seinen Tag und einen guten Theil seiner Nacht verlebt, der ahnet freilich nicht, daß er sich in der Mitte einer Menge Menschen befinde, welche nichts haben, nichts glauben, nichts achten, als die Macht des Stärkern. Diese Klasse ist weniger sichtbar, aber unglücklicher als die über Gebühr verrufenen Lazzaroni in Neapel. Denn unter dem Breitegrade von Paris bedarf man Wohnung, Feuerung, warme Bekleidung und mehr Speise als in Neapel, zahlt Alles theurer, und wird durch den Anblick eines größeren und mit mehr Verfeinerung genießenden Reichthums stündlich gestachelt. Man betrachte nur die Gesichter der armen Teufel vor den Geldwechslerbuden, oder vor den Leckerbissen, welche die marchands de comestibles auslegen: man besuche Straßen und Plätze an einem rauhen Wintermorgen, um zu begreifen, mit welchen Entbehrungen hier die unterste Volksklasse zu kämpfen hat, und welchen Eindruck der tägliche Anblick des Luxus und Reichthums auf die meisten macht. Man höre in den Assisen die Bekenntnisse und Lebensansichten der Verbrecher dieser Klasse, und sehe sie im Beginn eines Kampfes mit der Polizei.

Daher ist die Nationalgarde für Paris so wichtig, weil sie allein in gewissen Vorkommenheiten die Wiederkehr einer Jacquerie hindern kann. Die Fabrikherren sind die Ersatzmänner für die Barone des Mittelalters geworden, sie brauchen nur ihre Werkstätten zu schließen, und ein Haufen Heloten ist brodlos und jedem zu folgen bereit, welcher ihn führen will, und je höher die Gewerbe steigen, desto mehr wird sich der Helotismus vermehren, desto leichter wird er von einer Beschäftigung zu einer andern überspringen, desto häufiger wird ihn eine Stockung außer Brod setzen, und desto nöthiger wird also der festgegliederte Widerstand derer, welche etwas besitzen, wider die werden, welche nichts besitzen, und des neuen Bürgerthums wider den neuen Zwingherrn. Dieser kann bei der behenden Weise, mit welcher Alles sich in Paris organisirt, jeder werden, welcher eine bedeutende Summe Geldes opfern will, und einen Zweck vorschieben kann, welchen der Helote begreift. Darum wendeten sich die Republikaner immer an diese Klasse, und verkündigten im Junius 1831 einander ihre Niederlage mit den Worten: La rue est contre nous! sie hatten nicht Geld genug zu spenden.

Bedenke man noch ferner, daß die Mehrzahl dieser Heloten gedient hat, oder wenigstens fertig mit Waffen umgehen kann, daß sie mit großer Gefügigkeit sich einem tüchtigen Führer sogleich militärisch unterzuordnen wissen, daß Napoleon ihr Abgott ist, und daß eine halbe und falsche Bildung noch in den kräftig auftretenden Theil dieser Klasse hereinreicht, während die neuere solidere Erziehung erst zu wirken beginnt, daß endlich diese Klasse sich beständig aus der Provinz ergänzt, und die Sonne eines zwanzigjährigen Friedens neben vielen schönen Früchten auch vieles Ungeziefer ins Leben ruft.

Bei der Juliusrevolution waren es vorzüglich die Nichtbesitzenden, welche zuerst der königlichen Macht entgegentraten. Während man sie im täglichen Leben wenig bemerkt, weil sie an Werktagen arbeiten und an Festtagen etwas ordentlich und reinlich gekleidet sind, traten sie damals in der ganzen Nacktheit eines in der furchtbarsten Sonnenhitze arbeitenden Menschen, mit der Erregung, welche diese Hitze schon an und für sich gibt, mit dem Grimm gegen Polizei, Geistlichkeit, Bourbons und brodraubende Ordonnanzen zugleich auf, und ihr Bild wird von keinem vergessen werden, welcher sie erblickt hat, wird ewig wie ein Gespenst bei jeder Veranlassung sich vor die Seele stellen, und warnend auf den noch nicht geschlossenen Abgrund der Revolution hinweisen. Es ist aber Pflicht zu bekennen, daß die höheren Klassen früher Alles thaten, um diese Grundsuppe der Gesellschaft in immerwährender fauler Gährung zu erhalten, daß man sie weder unterrichtete, noch zur Achtung der Gesetze zwang, daß man sie immer kaufte und immer aufopferte, und sie immer zwischen Bestechung mit Hätschelei und Hohn mit Kartätschenfeuer hielt.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Das Wetter hatte sich bei dem herannahenden Abende wieder aufgeklärt, und ich nahm die Aufforderung meines neuen Bekannten an, mit ihm nach Konstantinopel hinüberzufahren, wo er von einem seiner Freunde, einem bejahrten französischen Renegaten, der früher zu Napoleons Armee gehörte und nun schon zwanzig Jahre hier lebte, zu einer nächtlichen Ramazansfeier eingeladen war. Wir gingen also die „lange Gasse" Pera's hinab, und wendeten uns dann links in die enge Bergstraße, die nach Tophana und dem Hafen hinabführt, wo wir in einen Kaik stiegen, der uns in kaum einer Viertelstunde hinüber nach der „Stadt" brachte. In dem Augenblicke, als wir das Boot verließen, donnerten die Kanonen von allen Batterien des Bosporus, zum Zeichen, daß das Fasten des Tages beendet und die anbrechende Nacht wieder jede Art des Genusses erlaube, wie es der Monat Ramazan mit sich bringt. Eine Menge Menschen war beschäftigt, die bunten Lampen auf den Moscheenkuppeln und auf den spitzen Minarets anzuzünden, indeß von den Galerien der letzteren die Muezzin's den Gläubigen mit lauter Stimme verkündeten, daß für heute die Fasten beendet und gegenwärtig Zeit wäre, zu essen und zu trinken. Wir kamen an der Aja-Sophia, auf der der hohen Pforte des großherrlichen Serails gegenüberliegenden Seite vorüber, als die lichtstrahlenden Fenster der Moschee uns anzeigten, daß das Innere derselben zu der nächtlichen Feier prachtvoll illuminirt sey. Die in der Mitte des Platzes spendelnde „Fontaine Sultan Achmeds III," schillerte im Glanze der sie umgebenden Lampen in tausend Regenbogenfarben. Vom Atmeidan her knallten Flinten und Pistolenschüsse, und da der Türke selbst bei solchen Freudenschüssen sich nicht genirt, sein Gewehr mit Kugeln zu laden, so war mir der Vorschlag schon recht, den Hippodrom zu vermeiden und rechts über den Bazar nach unserm Bestimmungsorte, dem Hause des französischen Renegaten, zu gehen. Alle Buden und Gewölbe des großen Kaufhofes, der mit seinen verschiedenen Gassen einen Stadttheil für sich bildet, schimmerten ebenfalls in einem Lichtmeer, durch welches die herrlichen, hier ausgelegten Waaren, besonders in den Gassen, wo man Teppiche, Shawls und Waffen verkauft, in erhöhtem Glanze dem Auge dargeboten wurden. Wir wanderten so durch einen magisch-künstlichen Tag, der vier Wochen, die Dauer des Ramazans, hindurch, allabendlich in dem ungeheuren Konstantinopel auftaucht und die Sinne der beschauenden Fremden in eine heitere, unbekannte Mährchenwelt versetzt. Endlich gelangten wir durch helleleuchtete Gassen und Gäßchen zu dem am Ufer des Marmora-Meers, in der Gegend der sieben Thürme belegenen Hause, oder vielmehr Palaste des zu Besuchenden, der eine hohe Charge in dem Ministerium des Reis-Effendi bekleidet. Daß ich, obgleich nicht eingeladen, dennoch willkommen seyn würde, durfte ich schon, ohne Egoist zu seyn, glauben, einmal weil Osman (so hieß der Renegat), wie mir mein Begleiter sagte, den Umgang mit Ausländern und frühern Religionsgenossen liebte, und dann, weil die türkische Gastfreundschaft gerade in den Ramazansnächten den höchsten Grad erreicht hat. In dieser Zeit ist die Tafel des wohlhabenden Muselmannes für alle besetzt, die von dem, was er hat, genießen wollen. Bekannte und Unbekannte treten in sein Haus und mit Freuden läßt er jeden an seinem Ueberflusse Theil nehmen. Es kommt bei den Reichern wohl vor, daß sie sogar ihre Diener und Sklaven mit reichlich gefüllten Schüsseln auf die Straßen schicken, um die Armen des Volks zu speisen.

Ehe der freundliche Leser mit mir in die Pforte des Palastes tritt, werfen wir einen Blick auf das Aeußere desselben, das freilich nicht dem eines europäischen gleicht. Bei diesem bestimmt der Kunstsinn und Geschmack die architektonischen Anlagen, im Orient dagegen die Bequemlichkeit und alt hergebrachte Sitte. Es läßt sich vermuthen, daß Salomo und David vielleicht eben so logirt gewesen sind, wie jetzt ein türkischer Fürst. Ein türkischer Palast — gewöhnlich Serai genannt — zeichnet sich nicht durch seine, ins Auge fallende Schönheit, sondern durch seinen Umfang aus, und besteht meistens aus der Zusammensetzung mehrerer Gebäude, wobei aber nicht auf eine gewisse Symmetrie Rücksicht genommen wird, obgleich man Einzelnes davon wohl schön nennen könnte. Die Vorderseite von Osman's Palaste war ein Gemisch von Mauern, vorspringenden Köschken und Erkern, mit großen und kleinen, bald hoch, bald niedrig stehenden Fenstern. Durch ein gewölbtes Thor, mit Marmor von verschiedenen Farben geschmückt, und heute durch eine Menge Lampen erleuchtet, betraten wir einen großen Hof, der von kleinen, für die niedere Dienerschaft bestimmten Gebäuden umgeben war und gewöhnlich zur Reitbahn benutzt wurde. Ein dem ersten gegenüberliegendes zweites Thor, durch welches höhere Besuche noch durchzureiten pflegen, während geringere schon im ersten Hof vom Pferde steigen, führte uns in den zweiten Hof, in dessen Mitte sich aus einem Bassin eine Fontaine erhob. Eine, in einer Ecke befindliche Wendeltreppe bildete den Aufgang zu einer, die Westseite des Hofes einnehmenden Säulenreihe, offen und nur mit einem leichten, bunt bemalten und weit über die Säulen vorspringenden und so gegen die Sonne schützenden Dache (türkisch: „Rifraf" genannt) versehen. Zwischen den Säulen aufgerollte Vorhänge werden während des Tages herabgelassen, um die brennenden Sonnenstrahlen abzuhalten. Gegenüber dieser Seite befanden sich Wohnungen für höhere Diener des Palastbesitzers, dessen Aufenthalt der Flügel war, der dem Thor gegenüber liegt. Zwei Diener führten uns in das Prunkzimmer des Hausherrn. Dieß war länglich und mit einem Tafelwerk von schönem polirtem Nußbaumholz, etwa in Mannshöhe umgeben. Die Wände darüber und die Decke mit Arabesken in sehr lebhaften Farben, mit dazwischen laufender Vergoldung, verziert, wie man auch noch bei uns Prachtzimmer des vorigen Jahrhunderts sieht. Zwei Reihen über einander stehender Fenster mit runden Scheiben nahmen die Wand gegenüber der Thür ein, über ihnen prangten große, schöngeschnörkelte Inschriften, die man mir als Denksprüche des Korans und Sentenzen morgenländischer Schriftsteller bezeichnete. Der Raum zwischen der Thüre und der Fensterwand war in zwei Abtheilungen getheilt, wovon die der

Thüre am nächsten mehr als die Hälfte des Zimmers einnahm und deren Boden aus verschiedenfarbigem Marmor zusammengesetzt war. Man nennt diese Abtheilung des Zimmers Atabi. Der andere Theil längs der Fensterwand, etwas höher als der Atabi und von diesem gewöhnlich durch eine niedere Balustrade getrennt, heißt der Divan, da sich hier über die ganze Breite des Zimmers der Sitz befindet, den man speciell den „Divan“ zu nennen pflegt. An den beiden Enden desselben, bei den Türken die Ehrenplätze für die Vornehmen, befinden sich reicher überzogene Polster, wie die sind, die die Rücklehne bilden. Vor dem Divan (in speciellerer Bedeutung) ist der Boden bis zum Atabi mit reichen Teppichen belegt.

So war dieß Prunkzimmer beschaffen, dem auch die in andern türkischen Häusern gleichen. Wir fanden ungefähr 6–7 Gäste, Türken und zwei Attachés der französischen Gesandtschaft, vor, sämmtlich auf dem Divan sitzend und aus langen Pfeifen Tabak rauchend, ein Genuß, der die anwesenden Türken, die ihn den ganzen Tag entbehrt hatten, so beschäftigte, daß sie an der Unterhaltung der beiden Franzosen sehr wenig Theil nahmen, obgleich sich diese italienisch und gebrochen türkisch beinahe den Mund wund redeten. Diener, die jedes Befehls gewärtig in dem Atabi standen, servirten Kaffee nach orientalischer Art.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spielhäuser in Paris.

Man hat berechnet, daß die in Paris geöffneten Spielhäuser in einem gewöhnlichen Jahre den verschiedenen Zwangsarbeitsanstalten, Gefängnissen oder Galeeren des Königreichs 1650 Verbrecher zuführen. Die Zahl der Selbstmorde, an denen das Spiel Ursache ist, wird auf 129 jährlich geschätzt. Unter den Sträflingen, welche aus Spielhäusern hervorgingen, um die Lebensbahn zu ergreifen, welche sie auf das Schaffot führte, zählt man seit einigen Jahren Asselineau, Lacenaire, L'huissier und David. Der größte Nachtheil, welcher sich im Gefolge dieser Spielhäuser kund gibt, und der allen Gutgesinnten auffallen muß, liegt weit weniger in ihrem Bestehen selbst, als vielmehr darin, daß sie in dem Augenblick des lebhaftesten Geschäftsverkehrs geöffnet sind, ein Umstand, der jeden Handeltreibenden, jeden Geschäftsmann und überhaupt jeden, auf dem irgend eine pekuniäre Verantwortlichkeit lastet, mit Schrecken erfüllen muß.

Wenn die in der Deputirtenkammer gegebenen Nachweisungen richtig sind, so geht die Verwaltung der Spielhäuser sogar so weit, sich allen Launen der Spieler willig zu fügen, wofür die folgenden beiden aus einer den Mitgliedern der Deputirtenkammer vertheilten Denkschrift entnommenen Thatsachen als Beweis dienen mögen. Lord Thorney wünschte ganz allein zu spielen, was ihm sogleich bewilligt ward. Er blieb die ganze Nacht mit dem Bankier eingeschlossen, und am folgenden Morgen hatten diese 1.250.000 Franken gewonnen. Die englischen Journale haben den Kassierer des Spielhauses und seine Agenten deßhalb bitter getadelt.

Der Adjutant des Paschas von Aegypten wollte ebenfalls allein spielen; man bewilligte ihm denselben Vorzug, wie dem Lord Thorney. Er spielte die ganze Nacht, und der Aegyptier hatte dasselbe Schicksal, wie der Lord.

Ist man nicht zu weit gegangen als man gestattete, daß die Spielhäuser noch bis zum Jahre 1838 geöffnet bleiben? Binnen diesen zwei Jahren überliefert man noch weitere 5260 Individuen den Kerkern und der Schande, und treibt 450 zur Verzweiflung, der stärkern Ueberhandnahme der Spielwuth nicht einmal zu gedenken, die unfehlbar eine verdoppelte Anzahl von Opfern in jene Höhlen des Unglücks führen wird, die man hätte sogleich schließen sollen, ohne einem so verderblichen Uebel, welches die gesellschaftliche Ordnung, die Familien, Leben, Ehre und Glück der Bürger bedroht, eine weitere Frist zu gönnen.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Bulkh und Bukhara.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden frühstückten und warteten die Rückkehr eines von ihnen nach Kabul gesandten Boten ab. Sultan Muhammed Khan ging sehr früh am Morgen voraus, ließ sein Gepäck im Lager zurück und bat Herrn Moorcroft, nicht eher aufzubrechen, als bis ein vertrauter Mann von Habib Ullah Khan ihm entgegen kommen würde. Gegen 9 Uhr Vormittags schickte Sultan Muhammed Khan Herrn Moorcroft einige Hüte Zucker, nebst etwas Zuckerwerk und Eis, welches er zu Kabul eingekauft hatte; die Leute, welche dieses Geschenk überbrachten, eröffneten ihm zugleich, daß er die Reise fortsetzen könne, und so brach man denn um 12 Uhr Mittags auf. Nach einem Marsch von etwa fünf Koß kamen die Reisenden zu einem großen schwarzen Stein, Sung Schiah genannt, wo sie den Boten von Habib Ullah Khan nebst zehn von Sultan Muhammed Khans Reitern trafen. Herr Moorcroft ging hier mit seinem ganzen Gepäck voraus und hielt seinen Einzug in die Stadt Kabul, wo er in dem zwei Stock hohen, von Backsteinen gebauten Hause Sultan Muhammed Khans abstieg. Hier war Raum genug; der aus gestampfter Erde bestehende Boden war mit Matten und Blättern der Dattelpalme bedeckt. Man kam durch ein Thor in die Stadt; oberhalb befand sich das Fort, Bala Saar genannt, und rechter Hand ein kleiner Garten. Der Weg führte durch den Tschehar Tschatta Bazar, und vom Thor an bis zu seiner Wohnung hatte Herr Moorcroft eine Strecke von nahe an drei Meilen zurückzulegen.

Die Stadt Kabul ist von einer Mauer aus Steinen und Backsteinen, mit Mörtel zusammengefügt, umgeben, welche ungefähr 10 bis 20 Fuß hoch, mit Thürmchen besetzt, und mit Schießscharten für Kanonen und Musketen versehen ist. Man sieht die Stadt schon in einer Entfernung von sechs Koß. Das Fort Bala Saar, linker Hand vom Thor, liegt auf einer Anhöhe, etwa 40 oder 50 Fuß über der Ebene, und ist von einer steinernen Mauer mit runden Bastionen umgeben. Zwei Thore führen in dasselbe, von denen das eine gegen Osten das Tschammam- und das andere gegen Nordost das Schenbazar-Thor genannt wird. Die Länge von einem Thor zum andern beträgt etwa 300 und die Breite des Forts ungefähr 150 Schritte. Es ist von einer Abtheilung Kisilbasch Moguls besetzt, welche einen Theil von Ahmed Schah Abdallis Truppen — Golam Khaurh (oder Haussklaven) genannt — ausmachen, wird außerdem noch von einigen Arabern, Armeniern, Juden (Dschihud genannt) und Hindu-Banianen bewohnt, und als ein fester Platz betrachtet. Das Fort hat mehrere Brunnen mit gutem Wasser. Auf einer kleinen Anhöhe über demselben — etwa

80 Fuß höher und ungefähr 250 Schritte gegen Nordwest — befindet sich ein großer runder, einer Bastion ähnlicher Thurm, welcher Bala Assar genannt wird, und der mit einigen Kanonen besetzt ist. Diese Anhöhe sammt ihrer Befestigung bezeichnet man gewöhnlich mit dem Namen Kulah-i-Feringi (des Europäers Hut), und von ihr aus erhebt sich ein steiles Gebirge, fast eine Meile hoch, an dessen Abhang und über dessen Gipfel hin die Stadtmauer läuft, dann sich wieder den Berg hinab und an den Fluß Kabul hinzieht, über welchen eine schöne gemauerte Brücke mit drei großen und vier kleinen Bogen führt. Dann zieht sich die Stadtmauer am Abhang eines kleinen Hügels fort, auf dessen Gipfel eine kleinere Bastion steht, und läuft von da bis zum Fuß der Anhöhe hinab, wo sie endet. Von diesem Endpunkt aus sind noch die Ueberreste eines Erdwalles sichtbar, welche sich fast bis zu dem Thor hinzieht, durch welches die Reisenden ihren Einzug hielten, und welches das Thor von Lahor genannt wird. Das andere große Thor, durch welches man kommt, nachdem man die Brücke überschritten hat, dicht an welcher es sich befindet, wird das Kandaharris Thor genannt. In der Stadt zählt man mehr als acht Moscheen, worunter zwei oder drei große mit Minarets; auch hat man drei Kollegien (Mundursahs) mit Professoren für die arabische und persische Sprache, und für die Physik (Tib). Man findet viele gute Hakims (Aerzte) und Medikamente in Menge. Die Moguls sind sämmtlich von der Kaste der Schiahs oder Iranis; die Patans sind Sunniten. Da die letztern Herren des Landes und der Zahl nach die stärkern sind, so wollen sie den Schiahs nicht gestatten, öffentliche religiöse Versammlungen zu halten, weßhalb diese in ihren Häusern in kleinen Vereinen, Attums genannt, zusammentreten, und Hymnen zum Lobe Hassans und Hosseins absingen. Die Armenier haben einen gottesdienstlichen Versammlungsort. Die Armenier und Juden brennen geistige Getränke zum Verkauf, und die erstern treiben Tauschhandel, Wechselgeschäfte u. s. w.

Die Stadt Kabul ist ihrer äußern Gestalt nach fast zirkelförmig; ihr längster Durchmesser hält ungefähr 5½ und der kürzeste 2½ bis 3 Meilen. Tschebar Tschatta ist der größte Bazar; nach diesem folgt der Größe nach der Schore-Bazar und dann der Morad-Khanni, auf dem sich ein Fort von Erde mit vier Bastionen befindet; er liegt jenseits des Flusses und des Kandahar-Thores. Rechter Hand von diesem Bazar befindet sich der Anscheirah, ebenfalls mit einem Fort mit vier Bastionen, wo Moguls wohnen, welche größtentheils mit Pferden und Früchten handeln. Das Klima von Kabul ist ganz europäisch, und man erntet das Getreide nur Einmal des Jahres; heiße Winde und regelmäßige Regenzeit gibt es nicht. Die Handelsartikel von Kabul bestehen in Früchten, Pferden, Kamelen, Maulthieren, Schafen, Assafötida und einer Art von Kamelot, den sie aus Kamel- und Ziegenhaar verfertigen.

Die am meisten geschätzten Pferde sind die turkmanischen, und die Moguls bilden ganze Kafilahs oder Karawanen, mit denen sie den Markt von dem ungefähr zwanzig Tagereisen entfernten und nach Kabul zinspflichtigen Akhtschah besuchen. Diese Karawanen gehen in den Monaten Julius, August und September ab, und nehmen Zitze, Kandiszucker, Gewürze, ordinäre Baumwollenzeuge, Tücher, Turbane u. s. w., nebst breiten europäischen Tüchern, Kaschmirshawls, Indigo, feinen Musselinen u. s. w. mit. Von den Bewohnern von Akhtschah kaufen sie ausgewachsene Pferde und schöne Fohlen, deren Werth sie halb in Waaren, halb in Geld bezahlen. Auch kaufen sie von ihnen fertige Kleider von Kamelot, Barrack genannt, härene Säcke u. s. w.; im November kehren sie nach Kabul zurück. Die Pferde werden mit Gerste, Gerstenstroh und Kleyhen gefüttert. Die Pferdehändler mit ihren verkäuflichen Pferden und Kamelen mit Früchten beladen verlassen Kabul im December, und erreichen Delhi im Februar. Die ersten mit frühzeitigen Früchten abgehenden Karawanen kommen im November zu Delhi an.

Die Aepfel von Kabul sind klein, weßhalb die Fruchthändler deren von Kaschmir kommen lassen; die Birnen sind gut. Der Kismis ist eine kleine Traube ohne Kerne, welche auf niedrigen, buschartigen Weinstöcken wächst; die lange rothe Traube wird getrocknet, und die weiße, saftige, mit Baumwolle in Kuters, oder runden Schachteln, verpackt, nach Indien geschickt; sie werden Hossainis genannt. In der Gegend von Kabul wachsen Alutschas (grüne Pflaumen), Pflaumen, Quitten, Pfirschen, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und Nüsse in Menge; an Gemüsen der besten Art herrscht ebenfalls Ueberfluß. An Körnerfrüchten finden sich Weizen, Gerste, Abwa Dschau (Buchweizen), Erbsen, Bohnen u. s. w., und an Oelfrüchten Leinsamen, Sesam und Senf.

An Zuchtviehgattungen gibt es Stiere, Kühe, fettschwänzige Schafe, Ziegen, Pferde, Maulthiere, Esel (von besonders großer und schöner Race), Kamele und eine große Art Schafe mit sehr feiner Wolle und vier bis sechs Hörnern. Die Bazars sind mit Fleisch und Fischen von der besten Art reich versehen.

Die umlaufenden Geldsorten bestehen in goldenen Tillahs; auch findet man goldene Butkis, welche von Rußland aus hieher kommen. Der Tillah gilt 6 Rupien 12 Annas Ayobi-Rupien (die Ayod schahi Rupie ist von Silber gleich 14 indischen Annas), und gilt hundert kleine Kupfermünzen. Vier Kupfermünzen machen 1 Schahi, 3 Schahis 1 Sunnar, 3 Sunnars 1 Abassi und 2 Abassis eine Ayobi-Rupie. Kauris oder Muscheln sind in diesem Lande nicht im Umlauf.

Das Gewicht zerfällt in folgende Abtheilungen: 4 Paowahs, oder Quarters, machen 1 Tscharag. 4 Tscharags machen 1 Sihr, 40 Sihrs 1 Maund, gleich 50 Sihrs Delhi-Gewicht. Die Elle, Shahdschehwani genannt, ist beinahe 40 englische Zoll lang, und nach dieser wird alles Tuch gemessen.

Gutes Ochsenfleisch kostet im Sommer 4 Kupfermünzen der Sihr; Schaffleisch von Fettschwänzen im Sommer 8, im Winter 12 Kupfermünzen; Hühner bekommt man 8 bis 12 für eine Rupie. Auch hat man zahme Enten und Gänse, und auf dem Land eine Menge des besten Honigs. Dhye und Ghi, oder Schmelzbutter, welch letztere meist von der Hindubevölkerung verbraucht wird, da die Moslems sich des Fettes der Schwänze der Dumbah-Schafe zu ihren Speisen bedienen. Weizenmehl bekommt man 50 Sihrs für die Rupie, Gerstenmehl 60 Sihrs, Ghi einen halben Sihr für die Rupie.

In jeder Straße findet man mehrere Küchenläden, Nanbdais genannt, wo man Brod und alle Arten Viktualien zu jeder Stunde des Tages zubereitet finden kann. Getränke verschiedener Art sind ebenfalls hier zu haben; unter andern eines, Faludah genannt (ein Präparat der Stärke ähnlich), das man mit Zucker und Eiswasser trinkt. Auch findet man ein köstliches Eingesottenes von Rhabarberstängeln, Raiwansd (Rhawash?) genannt. Früchte sind außerordentlich wohlfeil; getrocknete Trauben z. B. (Munnakka genannt) kosten 5 und Mandeln 8 Rupien der Maund.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1836.

Haſs der Creolen in Mexiko gegen Fremde.*)

Der Mexikaner ist für die Fremden mehr zu fürchten, als das Vomito negro, das seine Küsten und den nördlichen Theil seines Golfs verheert; der Haß gegen den Fremden ist allgemein in Mexiko, und dieser Haß wird von allen Klassen getheilt, so daß jeder, den die Umstände bestimmen, sich in diesem Lande niederzulassen, dort behandelt wird, ungefähr wie im Mittelalter die Juden in Europa: man verhöhnt, beleidigt, verfolgt, bestiehlt und ermordet sie, ohne daß Justiz und Polizei sich viel darum kümmern. Zeigen sie sich in den Straßen, so wirft der mexikanische Lepero Steine nach ihnen, und läßt vor ihren Ohren den Ruf ertönen: „Fort mit den Fremden! Tod den Fremden!" Die sogenannten gente decente werfen zwar nicht mit Steinen, hetzen aber den Pöbel dazu auf. Dieser Haß hat seinen Grund namentlich in religiösen Vorurtheilen: schon aus der spanischen Zeit her sind die Mexikaner der Meinung, sie allein seyen Christen, alle andern Völker aber Ketzer, die man verabscheuen und mit denen man allen Umgang meiden müsse. Dieser Glaube besteht noch jetzt in seiner ganzen Stärke, und die Fremden werden allgemein wie eine verfluchte Race angesehen.

Ein Mexikaner sagte eines Tags zu einem Franzosen: „Ihr Fremde habt im Lande nur die Frauen und die Hunde für Euch!" Allerdings finden die Frauen die Fremden etwas minder häßlich und widerlich, als ihre schwarzbraunen, übelgewachsenen Creolen, und die Thiere merken zum Mindesten, daß sie von den Fremden mit Menschlichkeit behandelt werden. Die Priester bekämpfen mit aller Kraft diese Schwäche der Töchter Israel für die Amalekiter, aber trotz dieses Fluchs trifft man im Lande schon eine gute Anzahl artiger Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, die genugsam beweisen, daß der gegen die Fremden geschleuderte Fluch nicht seine volle Wirkung thut. Wie es indeß auch mit diesem Vorzug stehen mag, den die mexikanischen Damen für die Fremden zeigen, so ist dieß ein schwacher Ersatz für die Widerwärtigkeiten und Gefahren, denen die im Lande wohnenden Fremden ausgesetzt sind. Der Haß der Mexikaner ist so groß, daß man nicht ohne Grund eine sicilianische Vesper fürchtet. Einige neuere Vorfälle beweisen, daß diese Furcht keineswegs chimärisch ist.

Im Jahre 1833 wurde eine französische Familie, die einen Pachthof in der Nähe von Puebla besaß, insgesammt ermordet, ohne daß sie den Einwohnern den mindesten Grund zur Klage gegeben hätte. Ein Mönch wiegelte zwei- oder dreihundert Leperos auf, und führte sie nach dem Pachthof der unglücklichen Franzosen, welche neun an der Zahl mitleidslos ermordet wurden; die Hausfrau namentlich wurde mit kannibalenmäßiger Grausamkeit mißhandelt. Von Stichen durchbohrt, aber noch lebend wurde sie an den Schweif eines Pferdes gebunden und im Galopp davon geschleift, ihr Leichnam noch von den Mördern verhöhnt und mißhandelt. Man ermordete selbst die Diener des Hauses, welche Mexikaner waren, um sie zu strafen, daß sie bei Juden gedient hätten. Um dieselbe Zeit ungefähr wurde ein Engländer, den man ungerechterweise eingekerkert hatte, von einem mexikanischen Obersten in seinem Gefängniß ermordet, und dieß Verbrechen blieb unbestraft. Namentlich aber bei der Einnahme von Zacatecas durch Santa Anna zeigte sich die Wuth der Mexikaner in ihrer ganzen Feigheit. Die Ausbeutung der Minen hatte viele Europäer dahin gezogen. Die Soldaten des erlauchten Generals drangen in die Stadt unter dem Ruf: Tod den Fremden. Ein Amerikaner wurde in seinem Hause getödtet, und alle Personen, die sich darin fanden, verwundet und mehr oder minder mißhandelt; eine junge Französin, welche der Mörderbande in die Hände fiel, wurde mit Kolbenstößen niedergeschlagen, ihr die Kleider vom Leib gerissen, und sie in der Straße an den Haaren herumgeschleppt. „Oeffnet ihr den Bauch," schrien die Wüthenden, „wir finden vielleicht einen kleinen Juden darin, den wir den Hunden vorwerfen können." Ein Italiener wurde verwundet und sein Haus geplündert; vier Engländer so wie mehrere englische Damen gleichfalls verwundet. Und alle diese Verbrechen blieben unbestraft. Wie hätte dieß auch anders seyn können, da die Anführer selbst mit ihrem Beispiele vorangingen, und der General sogar zu diesen blutigen Orgien aufmunterte? Da er nämlich

*) Aus dem schon in Nr. 200 erwähnten Artikel: les républiques mexicaines, im 1sten Juliusheft der Revue des deux mondes.

erfahren hatte, daß unter den Zacatecas vertheidigenden Truppen sich vier oder fünf Offiziere befanden, so hatte er Befehl gegeben, alle gefangenen Offiziere niederzuhauen, damit nur die Fremden nicht entkommen möchten. Dieser barbarische Befehl hatte die Mörderschaar gegen die Fremden überhaupt aufgeregt, welche ruhig in der Stadt wohnten und keinen Antheil an dem Ereignisse genommen hatten.

Die Fremden sind in diesem Lande ohne Vertheidigung und ohne Schutz, und die Repräsentanten ihrer Regierungen thun wenig oder nichts für sie, sondern beschränken sich auf höfliche Vorstellungen bei dem Präsidenten, Vorstellungen, die meistens unbeachtet bleiben. Das hochmüthige Herabsehen der Merikaner auf andere Nationen wäre ein Stoff zum Lachen, hätte es nicht für die dort wohnenden Fremden so traurige Folgen. Sollte man es glauben, daß nach der Schlacht von Zacatecas ein merikanischer General im Rausche des Siegs zu einem Fremden sagte: „Sie sehen jetzt, was wir zu thun im Stande sind, und daß wir keine Nation der Welt fürchten; wir wollen jetzt unsern hochmüthigen Nachbarn im Norden (den Amerikanern) eine tüchtige Lektion geben, und dann dem stolzen England." *)

Die Lage der Europäer ist, seitdem die Mönche wieder das Uebergewicht in Meriko bekommen haben, noch viel mißlicher geworden: diese stacheln das Volk auf alle mögliche Weise gegen die Fremden an. Indeß begreift der Merikaner recht gut, daß er hinsichtlich der Civilisation, der Industrie und Kunst hinter andern Nationen zurück ist: er fühlt wie viel ihm fehlt, und wie nöthig er den Fremden hat, aber sein Haß ist stärker als seine bessere Ueberzeugung. Der Merikaner scheint allen andern Nationen den Krieg erklärt zu haben, verabscheut sie alle, und wird sie nie anders achten, als wenn er sie fürchten lernt.

*) Ist diese Anekdote wahr, so mag auch dieß wahr seyn, was man von Santa Anna erzählte, er wolle die geschlagenen Teraner nöthigenfalls bis nach Washington verfolgen.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Mein Gefährte ließ den Hausherrn, dessen Abwesenheit man noch mit dringenden Geschäften entschuldigte, unsere Ankunft melden. Der damit beauftragte Diener kehrte gleich darauf zurück und ersuchte uns im Namen seines Herrn, ihm zu diesem zu folgen. Ueber einen Korridor gelangten wir zu einer Thüre und als diese sich vor uns öffnete, glaubten wir plötzlich dem Orient, der uns rings umgab, entrückt zu seyn. Ein, in elegant-französischem Geschmack eingerichtetes kleines Gemach mit Sesseln, Tischen, Schreibtisch u. s. w. nahm uns auf, und ein ganz in türkisch-reichem Kostüm gekleideter hoher, 60jähriger Mann empfing uns. Es war der Hausherr Osman Effendi. „Bevor Sie der Türke auf seinem Divan begrüßt, thut es der Franke und der Quasi-Landsmann recht Ihnen mit herzlichem Willkommen die Hand!" Ich muß gestehen, daß mich diese Anrede sonderbar überraschte. — „Mir ist," fuhr er später fort, „mir ist von meinem Vaterlande nichts als die Erinnerung geblieben und dieser hänge ich in diesem kleinen Gemach denn noch bisweilen nach. Das türkische Tintenfaß am Gürtel und das Schreiben auf dem Knie ist mir unbequem, denn meine alten Beine geniren mich bei solchen Kraftanstrengungen schon recht sehr. Hier an diesem Pulte mache ich es mir bequemer. Wird mir die Zeit lang oder haben mich die Arbeiten bei meinem Chef ermüdet, so finde ich hier bei meinen Landsleuten Erholung," setzte er hinzu, indem er mir eine kleine, aber ausgesuchte französische Bibliothek zeigte. Als ich ihm im Laufe des Gespräches meine Vaterstadt nannte, erzählte er mir, daß er dort zweimal im Jahre 1812 gewesen sey. „Einmal im reichen, kriegerischen Schmuck, als Er uns nach Moskau führte. Wenige Monate nachher," fügte er mit düsterm Lächeln hinzu, „freilich in anderm Aufzuge, kaum einem Menschen ähnlich, verhöhnt, verspottet, aber nicht gebeugt. Damals war ich Major der Garde, jetzt —". Hier brach er mit leichter Wendung das Gespräch ab, und lud uns ein, mit ihm zur andern Gesellschaft zu gehen. Nachdem wir dort auf dem Divan noch eine Pfeife geraucht, machte man Anstalt zur Abendmahlzeit, indem man vor jedem Gast einen kleinen, runden, sehr niedern Tisch stellte. Wasser in silberner Kanne und eben solcher Schüssel wurde uns zum hergebrachten Waschen, seine Handtücher mit Goldfranzen an den Enden zum Abtrocknen dargereicht. Diener brachten nun runde, metallene, auf die Tische passende Platten, auf welchen sich die Speisen befanden, die jedoch zu meinem Leidwesen, der ich auf ein ächt-türkisches Mahl gerechnet hatte, aus den Händen eines französischen, freilich sehr geschickten Kochs hervorgegangen waren. Wir speisten auf Porzellan, in chinesischem Geschmack gearbeitet; die Messerbestecke waren von Silber, die Löffel dagegen, sonderbar genug, von schwarzem Ebenholz, sehr kunstreich mit Elfenbein ausgelegt. Die anwesenden türkischen Herren bedienten sich übrigens mehr der Finger, als der Messer und Gabeln, und blieben ihrer nationalen Ansicht treu, daß man bei der Tafel essen und so wenig als möglich sprechen müsse. Unser Wirth dagegen machte auch hierin seiner Abstammung alle Ehre, indem er uns mit gewohnter, französischer Leichtigkeit auf die angenehmste Weise unterhielt. Gut eingerichtet war übrigens sein Hauswesen, denn als er sich erinnerte, daß ich ein nordischer Bierländer sey, stand auch augenblicklich eine Flasche englischer Porter vor mir, die erste, die ich an den Ufern des Bosporus trank. Nach einigen Worten, die er mit den anwesenden Osmanen gewechselt, deren antwortende Pantomime eine bejahende war, erschien endlich Wein in großer Auswahl, besonders aber ein trefflicher Cyper und dann der, bei den Muselmännern jetzt so sehr beliebte Champagner. Um übrigens jeden Skrupel zu beseitigen, mußte sich die Dienerschaft in das Vorgemach zurückziehen und auf das Händeklatschen des Hausherrn erschien nur ein alter Schnurrbart, der — ich mochte unsern Wirth nicht durch Fragen belästigen — mir aussah, als ob vor dem Turban auch wohl die Bärenmütze der alten Garde einst seinen Scheitel bedeckt hatte.

Nach dem Mahle folgten wieder die stereotypen türkischen Genüsse, nämlich Pfeifen und Kaffee. Hiezu sollte aber noch

ein Genuß kommen, der uns allen — meinte der Hausherr — wohl behagen würde, nämlich eine Produktion öffentlicher Tänzer, die in der Zeit des Ramazans, wo alle Amüsements vorgesucht werden, ihre ergiebigste Ernte haben. Schon einmal in der Vorstadt St. Dimiter hatte ich einen Tanz griechischer Knaben angesehen, der mich — eben der Knaben wegen — mit Eckel erfüllt hatte. Heute sollten aber Frauenzimmer mitwirkend auftreten, deren es in Konstantinopel, Smyrna und andern großen, türkischen Städten genug gibt, die übrigens außer dem Gewerbe der Tänzerinnen, wie auch häufig in Europa, noch ein anderes treiben. Türken von Stande lieben als Selbstausüber den Tanz nicht, als Zuschauer jedoch ungemein, weßhalb vornehme Muselmänner in ihren Harems auch gewöhnlich einige Sklavinnen besitzen, die mit diesem Talente ausgestattet sind.

Die Tänzer wurden gemeldet, und herein traten zwei junge kräftige Araber und zwei Mädchen in phantastischer, unserm Seiltänzerkostüm ähnlicher Kleidung. Die Mädchen — es waren Bulgarinnen — mit ausdrucksvollen, schönen, unverschleierten Gesichtern und einer Körperform, die der ächte Türke vielleicht nicht feit genug gefunden hätte, der europäische Kenner aber als Ideal der Ueppigkeit anerkennen mußte. Die bis unter die Wade reichenden Beinkleider, von sehr dünnem Stoffe, waren eher enge, als weit und zeigten ein makelloses Bein; ein kurzes, rothes Röckchen, das sich ebenfalls knapp anschloß, ließ die Form der schönsten Hüften hervortreten. Die oberen Partien der Brust waren so bloß, wie sie eine Pariser Tänzerin nur zu tragen pflegt. Schwarzes Haar quoll in dicken Wellen unter dem turbanähnlichen Kopfputze hervor, den eben so die Damen drüben in Pera zu tragen pflegen, und der auch minder hübsche Gesichter sehr gut kleidet.

Die beiden Tänzer — dem Anscheine nach ungefähr zwanzig Jahre alt — zeigten in ihren Gesichts- und Körperformen männliche Schönheit. Sie trugen rothe, mit Gold besetzte Jacken und weiße, weite Pantalons, die nur bis zum Knie reichten und unten die nackte Wade und den Fuß zeigten, der mit leichten, durch rothe Bänder befestigten Sandalen bekleidet war. Es tanzte abwechselnd immer nur ein Paar, indeß das andere den Tanz mit drathbesaiteten Guitarren begleitete. Die Tanzenden hatten außerdem noch Castagnetten. Die türkischen Tänze, ähnlich den spanischen und den, in Rußland von umherziehenden Zigeunern ausgeführten, bestehen in wollüstigen, üppigen Pantomimen. Wenn sie auch manchmal über die Gränzen des, durch den Anstand bedingten Schönen streifen, so erreichen sie doch den Zweck, den der Türke als Zuschauer fordert, nämlich zur Lüsternheit hingerissen und zur Wollust erregt zu werden, vollkommen. Es ist schwer, diesen Tanz genügend zu beschreiben. Er beginnt mit einem lebendigen Mienenspiel, das um so ausdrucksvoller ist, als es die morgenländischen Physiognomien selbst sind. Ein unnennbares Sehnen spricht aus dem Antlitz; man liest gleichsam die zärtlichsten Empfindungen, die sich in allen Zügen offenbaren. Allmählich verbreitet sich das Leben über den ganzen Körper, der vom Feuer der Leidenschaft durchflammt zu seyn scheint. Schon nähern sich die Tanzenden zur innigen Umarmung, da nach einmal scheint die Scham zu erwachen und zaudernd trennen sie sich wieder. Unentschlossen weichen sie immer mehr von einander zurück, doch in den Gesichtern dauert der Ausdruck feuriger Gefühle fort. Ein leises Beben durchzuckt nun allmählich alle Glieder, wieder scheinen alle Muskeln und Nerven dem Genusse entgegenzuschwellen, flammende Begeisterung sprüht aus dem dunkeln Auge, der Mann umschlingt das Mädchen. Und wieder treibt sie ein unerklärliches Etwas von einander fort. Dem wilden Sturm der Leidenschaft folgt eine fast furchtbare Pause. Der Zuschauer fühlt sich unwillkürlich in die Situation der Tanzenden hineingezogen. Jede Leidenschaft geht gleichsam mit auf ihn über. Noch einmal lodert der Rausch des Entzückens in den Tänzern auf. Ihre Schritte beflügeln sich, immer leidenschaftlicher wird der mimische Ausdruck. Da mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es sie zu einander. In enger Umarmung pocht das Herz dem Herzen entgegen, preßt sich Lipp' auf Lippe, beide Körper scheinen eins zu seyn und in einander zu verschmelzen. Ist diese Skizze auch nicht genügend, so wird sie doch einigermaßen das Eigenthümliche des Tanzes veranschaulichen. Ihn genügend zu beschreiben, ist wohl nicht recht möglich. Der Zuschauer fühlt sich — wie schon oben bemerkt — so hingerissen, daß ihm nur immer einzelne Momente, diese aber auch ganz, fesseln, und die vorhergegangenen in dem Rausche, der sich unwillkürlich der Sinne bemeistert, verschwinden.

Die beiden jungen französischen Gäste schienen ganz von der Idee des eben gesehenen Tanzes ergriffen zu seyn. Sie ließen sich wenigstens gleich darauf in eine sehr lebhafte, wenn auch leise geführte Unterhaltung mit den Tänzerinnen ein, und empfahlen sich fast zu gleicher Zeit mit diesen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Ackerbaumethode.

Ein Herr Edwards las in der Sitzung der französischen Akademie vom 4ten Julius ein Memoire über Pflanzenphysiologie vor, worin er unter Anderem auch folgendes merkwürdige Verfahren erwähnt. Wenn man unsere wichtigsten Cerealien in der heißen Jahreszeit aussäet, so schießen sie zwar wegen der großen Hitze nicht in Aehren auf, geben aber ein sehr gutes und reichliches grünes Futter, und im folgenden Jahre, ohne daß man frisch eingesäet hätte, eine sehr schöne Kornernte. Ein Mitglied der Agrikulturgesellschaft von Valenciennes hat Herrn Fremy, Sekretär der Agrikulturgesellschaft im Departement Seine und Oise, ein praktisches Beispiel dieser Art mitgetheilt. Man säete im vorigen Jahre um den St. Johannistag Roggen ein, und konnte gegen den Herbst zweimal grünes Futter schneiden; dieses Jahr ist dieselbe Saat dermaßen geblieben, daß einen Monat vor der noch nicht vorgenommenen Ernte der Roggen sieben Fuß Höhe hatte.

Chronik der Reisen.

Herrn Moorcrofts Reise nach Balkh und Bukhara.

4. Reise von Peschawer nach Kabul.

(Schluß.)

Die Bewohner von Kabul verfertigen Feuerwaffen aller Art; die Feuersteine, deren sie sich bedienen, werden an einem Ort, Rohi ge-

nannt, zwischen Khullum und Kabul gefunden — es ist ein weißer, wie Opal glänzender Feuerstein. Auch werden Schwerter, große Messer (Peish Kudzahs) genannt, Dolche und andere Stahlwaffen, und Luntenflinten verfertigt.

In den Gebirgen der Hazaris gibt es sehr ergiebige Bleiminen, und in den Gebirgen in der Nähe von Kabul findet man ein treffliches Eisenerz. Aus dem Schwefel und Salpeter, welche im Ueberfluß im Lande der Hazaris gefunden werden, wird Schießpulver, jedoch nur von geringer Qualität, verfertigt, und ungefähr zu 1 Rupie für 4 Sihrs verkauft.

Die Kleidung der Bewohner von Kabul ist der ähnlich, welche die Einwohner von Peschawer tragen, und besteht entweder in einem Shawl, Lungi oder Pagri um den Kopf, einer Kurta von Seidenzeug oder feinem weißen Tuch, so lang als ein europäisches Hemd, mit weiten Aermeln; über dieses wird ein Tschapken von Khim-khab (Goldstoff), Seide oder Kamelot, und über beides die Tschogah, eine weite Kleidung von breitem Tuch oder Baumwollenzeug, je nach der Jahreszeit, getragen. Unter diesem trägt man weite Beinkleider (Paidschamahs) und Schuhe mit hohen, mit Nägeln beschlagenen Absätzen, Kussh oder Distah genannt. In kaltem Wetter trägt man eine Kurta (oder Hemd), Nimcha und darüber eine weite Kleidung von Schaffellen, Pustin genannt. Ist die Kälte streng, so wird die haarige Seite inwendig, sonst aber auswendig getragen; einige dieser sehr schönen Pustins kosten 30 bis 40 Rupien, arme Leute aber haben deren zu zwei bis vier Rupien. Auch Stiefeln werden von Schaffellen gemacht.

Schnee beginnt Ende Novembers zu fallen, und im December sind die meisten Flüsse und stehenden Gewässer zugefroren. Der Boden bleibt nahe an drei Monate lang mit Schnee bedeckt, und während dieser Zeit wird das Vieh im Stall mit Heu, Luzern und feingeschnittenem Gerstenstroh gefüttert.

Die Landleute pflügen ihre Felder mit Stieren und einem sehr roh gearbeiteten Pfluge; Räderfuhrwerk kennen sie nicht, sondern Alles wird auf Kamelen, Pferden, Maulthieren oder Eseln transportirt.

Gewürze, Kandiszucker, Indigo und andere indische Produkte werden hier um ungefähr 100 Prozent theurer verkauft.

Die Einkünfte von Kabul allein belaufen sich auf nicht mehr als 11 Laks Rupien jährlich, und die Zahl der Truppen, mit Einschluß der Miliz, auf 6000 Mann zu Pferd und zu Fuß, welche auf demselben Fuß unterhalten werden, wie die zu Peschawer. Sie haben zwölf Kanonen, wovon zehn Stück Feldgeschütz von 3 bis 6 Pfund Kaliber, jedoch sämmtlich in sehr schlechtem Zustande.

Die Bewohner von Kabul männlichen Geschlechts, besonders die Moguls, sind wohlgebildet von rother Gesichtsfarbe und tragen lange Bärte; unter sich sprechen sie türkisch, die gewöhnliche Sprache aber ist die persische. Die Patans, welche die Herren des Landes sind, ahmen die Sitten der Moguls nach, sprechen aber unter sich meist Puschtu. Da zwischen ihnen und den Moguls beständig Heirathen geschlossen wurden, so sind sie fast eben so wohlgebaut als diese, obgleich ein gröberer, starkknochigerer Menschenschlag als die Moguls, hinter denen sie auch in Benehmen und Erziehung zurückstehen. Die Weiber werden nicht so streng gehalten als in Indien, denn sie dürfen ausgehen und sich Besuche abstatten, nur bedecken sie sich das Gesicht mit einem Schleier, Burkha genannt. Ist der Weg weit, so machen sie ihn zu Pferde, auf denen sie rittlings sitzen. Reisen legen sie in bedeckten Körben auf Kamelen zurück. Sie sind hübsch, besonders die Mogulannis, welche auch eine gute Erziehung erhalten, und persisch lesen und schreiben lernen. Die Weiber der reichen Mogul-Kaufleute lassen ihre Töchter durch gelehrte Frauen in der persischen und türkischen Sprache unterrichten, und halten sich solche Weiber, um sich Abends beim Schlafengehen Geschichten von ihnen erzählen zu lassen. Auch Tänzerinnen aus Kaschmir, die zuerst durch Azim Khan in Kabul in Aufnahme kamen, werden von reichen Leuten unterhalten.

Habib Allah Khan ist der älteste Sohn Azim Khans; dessen jüngster Sohn heißt Akram Khan. Habib ist den geistigen Getränken sehr ergeben, und überhaupt ein ausschweifender Mensch von etwa 26 Jahren. Er ist männlich schön, hat große Augen, einen langen schwarzen Bart und ist gegen 6 Fuß hoch.

Nachdem Herr Moorcroft einige Tage in Kabul ausgeruht hatte, wünschte er eine Zusammenkunft mit Habib zu haben, was ihm aber von Sultan Muhammed Khan mit dem Bedeuten widerrathen ward, er möge diesen Besuch nicht eher abstatten, als bis er ihm einen vertrauten Mann schicken werde. Da Muhammed sich gegen Herrn Moorcroft stets als Freund gezeigt hatte, so beschloß er, seinem Rathe zu folgen; doch wurde inzwischen ein verdecktes Spiel gespielt, von dem der Reisende keine Ahnung hatte.

Am 10ten Julius lud Habib Allah Khan den Sultan Muhammed Khan zu einem Fest in Azims Garten, dicht am Flusse, ein, und Allah Dad Khan, der Vertraute Muhammeds, kam, um auch Herrn Moorcroft einzuladen. Gegen 7 Uhr Abends stiegen Herr Moorcroft, Herr Trebeck, Mir Izzet Allah und Gholam Heider Khan zu Pferde und begaben sich an den bestimmten Ort. Als sie am Gartenthor anlangten, stiegen sie ab und gingen zu Fuß nach der Mitte des Raumes, wo sich eine Tschabutra (oder viereckige ungefähr 3 Fuß hohe Erhöhung) unter freiem Himmel befand, auf welcher eine Plattform von Brettern mit wollenen (Galitschas) und kleinen persischen Teppichen (Meknads) bedeckt errichtet war, auf welcher Habib saß. Zu seiner Rechten befand sich Muhammed, zu seiner Linken Mehr Dil Khan und vor ihm ein Kind von Fatih Khan (Wesiee Schah Muhammeds). So wie die Gäste eintraten, wurde ein Feuerwerk angezündet, und mit Schießen aus Kanonen und mit Pauken und Trommeln ein gewaltiger Lärm gemacht. Während dieses Getöses und während eine Abtheilung von Tänzerinnen und Sängerinnen ihre Vorstellungen gaben, machten die Reisenden ihre Salams, welche Habib freundlich erwiderte, und wurden dann von Muhammed eingeladen sich auf Stühlen am Fuß der Plattform zu seiner Rechten niederzulassen. Nach einer halben Stunde trug man die Speisen auf. Zuerst setzte man den Gästen zwei Schüsseln mit Zuckerwerk vor, welche aus eingesottenen Cardamomen und Goschn Fiel (Elephantenohren), aus Pastetenteig gebildet, in Butter gebacken und mit eingemachten Früchten belegt bestanden. Eine andere Backerei war ganz von weißem Zucker, mit Rosenwasser und Essenzen gemischt, bereitet, und so dünn wie ein Pferdehaar. Als diese Schüsseln abgetragen waren, wurde ein Tschillumtschi und Aufrabdab gebracht, um sich Mund und Hände zu waschen. Dann folgte der zweite Gang auf langen Schüsseln, oder Kistus, auf denen mehrere Schalen aus Chinn und Goree standen, mit mehreren Arten Pillaus und allerhand süßen und sauern Speisen gefüllt. Alles war gut zubereitet und von trefflichem Geschmack. Auch nachdem dieser Gang abgetragen war, brachte man die Gefäße zum Waschen und blieb etwa noch eine Stunde sitzen, worauf dann die Serdars aufstanden und die Gesellschaft aus einander ging. Alles lief ohne Tumult und Störung von Seite der zahlreich versammelten Zuschauer ab. Zwei Tage nach dem Fest beschloß Herr Moorcroft ein angemessenes Geschenk an Habib zu senden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1836.

Die Kolonie Botany-Bay.

Ein Herr de la Pilorgerie behandelt in einem mit nächstem erscheinenden Werke die Geschichte Botany-Bays, namentlich von dem Gesichtspunkte der Deportation als Strafe und als Civilisationsmittel. Wir heben, bis das Werk selbst erscheint, nachstehendes in einer Zeitschrift mitgetheiltes Bruchstück aus:

Eine physische Unmöglichkeit stellt sich der Gründung einer ganz aus Deportirten bestehenden Kolonie entgegen. Man rechnet nämlich im Allgemeinen auf hundert Verbrecher nur zwölf bis sechzehn Frauen, und kann dreist behaupten, daß bloß die Hälfte dieser Verbrecherinnen nicht verheirathet, oder noch in einem heirathsfähigen Alter stehende Frauen sind. Sonach ständen, wenn das Mutterland nicht Sorge trüge, durch andere Mittel ihre Strafkolonie damit zu versehen, und dadurch ein zur Fortpflanzung der Art eben so nothwendiges, als zur Handhabung nicht sowohl der Ordnung, als vielmehr nur einiger Disciplin unumgängliches Gleichgewicht herzustellen, die beiden Geschlechter zu einander in dem mittlern Verhältniß Einer heirathsfähigen Frau auf zwölf Männer. Dieses gilt indessen nicht für Neu-Süd-Wales. Die Erleichterungen, die man den Familien der Verurtheilten bietet, um sie zu vermögen, sich dem Familienvater anzuschließen, verminderten sie um ungefähr ein Drittel, d. h. man rechnet Eine Frau auf acht Bewohner. Unterstützt von den, von einem religiösen Geiste beseelten Gesellschaften, bemüht sich jetzt die Regierung, ein Gleichgewicht zu Wege zu bringen, das sich durch sich selbst nur nach langen Jahren herstellen könnte. Agenten, eigens zu diesem Zwecke aufgestellt, bereden auf den öffentlichen Plätzen der Manufakturstädte Englands Mädchen von 15 bis 30 Jahren, denen man eine Prämie von 12 Pfund Sterling per Kopf anbietet, um sich als Gattinnen für Diebe in die andere Halbkugel zu begeben. Man versammelt sie zu Liverpool, wo sie auf einem besondern Fahrzeug eingeschifft, und unter die Aufsicht einer betagten Frau gestellt werden, die sie zu begleiten hat. Auf diese Weise wird ein Theil der zur Aufmunterung der Auswanderung bestimmten Fonds verwendet. Mehrere von den englischen Journalen bekannt gemachte Berichte machen betrübende Schilderungen von der Unsittlichkeit, die an Bord der Transportfahrzeuge während einer 4 bis 5 Monate dauernden Ueberfahrt herrscht. Zweihundert so versammelte, und auf der „Kronprinzessin" eingeschiffte Weiber verhöhnten bei ihrer Ankunft zu Hobart-Town öffentlich eine Gesellschaft achtungswürdiger Damen, die zusammengetreten waren, ihnen ein ehrenhaftes Auskommen zu verschaffen und für ihre ersten Bedürfnisse zu sorgen. Wir müssen indeß beifügen, daß trotz der mittelmäßigen Beschaffenheit dieser Waare der Begehr das Anbot dergestalt übersteigt, daß das Unterkommen schnell und leicht war.

Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung der australischen Kolonien besteht heutzutage aus Creolen. Man bezeichnet sie mit einem sonderbaren Beinamen, dessen Ursprung folgender ist. Vor einigen Jahren kam ein Zahlmeister des 73sten Regiments, ein sehr aufgeräumter Mann, auf den Einfall, die in England gebornen Soldaten seines Korps Sterlings, und die in der Kolonie gebornen Curreneys, Pf. St. Papiergeld, das damals niedrig stand, zu nennen. Nie hatte ein Wort einen größern Erfolg. Diese Benennungen wurden bald auf alle Engländer und Creolen, ohne Unterscheidung des Standes oder des Gewerbes, angewendet; sie sind noch immer allgemein angenommen, ohne jedoch irgend eine beleidigende Beziehung für die einen, oder einen Ehrentitel für die andern daran zu knüpfen. Die Curreneys — weil man sie nun einmal so nennen muß — bilden einen ihrer besondern Eigenschaften wegen merkwürdigen Menschenschlag, der sich in gewissen Beziehungen von seinen europäischen Voraltern unterscheidet. Ihres hohen und schlanken Wuchses und der Schnelligkeit ihres Wachsthums wegen verglich man sie mit einem Getreidehalm. Sie haben, wie die alten Deutschen, ein blondes Haar, blaue Augen, eine weiße und etwas blasse Hautfarbe. Sie verachten insgemein die Ackerbauarbeiten, wohl ohne Zweifel, weil sie in ihrer Kindheit die Bemerkung machen konnten, daß dieß das Loos des minder geehrten Theils der Gesellschaft war. Das einzige Gewerbe, für das sie einen ausgesprochenen Geschmack besitzen, ist das Seewesen. Die Mannschaft der zum Wallfischfang verwendeten Kolonialschiffe besteht beinahe ganz aus Creolen. Nicht selten trifft man sie in den englischen Häfen, wo man sie an der Höhe ih-

es Wuchses, an der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge und an der Anmuth ihrer Bewegungen leicht erkennt. Sie zeigen eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihr Geburtsland, so zwar, daß diejenigen, welche Gelegenheit haben nach Europa zu kommen, den Tag ihrer Abfahrt zur Rückkehr in ihr Land als inen glücklichen ansehen. Besonders können sie, gewöhnt wie sie sind an den Glanz eines wolkenlosen Himmels und an die reinste Atmosphäre, die dicke und rauchige Luft Londons nicht ertragen. Als man eine junge Creolin, deren Neugierde durch eine Beschreibung der Hauptstadt Großbritanniens rege gemacht worden, fragte, ob sie eine Reise in das Land machen möchte, wo man so schöne Sachen sehen könne, sagte sie ganz naiv: „O nein, es gibt da zu viele Diebe." Sie schloß dieß aus der Zahl der Deportirten, die jährlich in Sydney ankamen. Man machte die Bemerkung, daß sich die neue Generation vor ihren Vätern durch Mäßigkeit auszeichne. Ohne Zweifel verdankt sie diese Tugend dem Einflusse des Klima's und nicht ihrer Erziehung. Dagegen herrscht allgemein Regellosigkeit der Sitten bei den jungen creolischen Mädchen. Könnte es auch anders seyn in einer Gesellschaft, wo, nach dem Geständniß ihrer wärmsten Vertheidiger, die Fehler, welche die öffentliche Meinung in Europa mit so vieler Strenge bestraft, in keiner Weise die Zukunft eines jungen Mädchens bloßstellen?

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Es hatten sich unterdeß, schon nach der Abendmahlzeit — die man türkisch: „Iftar" (Bruch) nennt, weil durch sie die Tagesfasten gebrochen werden — mehrere Gäste, Türken und auch einige als Dragomans angestellte Griechen eingefunden. Das Schauspiel des Tanzes hatte uns unser Wirth verschafft, jetzt sollte auch zur Ergötzung seiner Gäste eine ächt türkische Musik folgen. Regelmäßige, nach europäischer Art gebildete Musikchöre, deren Chef der Italiener Donizetti, Bruder des bekannten Komponisten, ist, hält nur der Sultan, und ich habe an einem andern Orte schon davon gesprochen. *) Die nationellen türkischen Musikchöre halten jetzt noch die Paschen in den Provinzen, und einzelne Banden lassen sich in den Hauptstädten in den Gesellschaften bei vornehmen Türken hören.

Der Prophet Muhamed war kein Freund der Musik und untersagte sie in strengen Ausdrücken seinen Anhängern. Seine Ansicht darüber lautet folgendermaßen: „Die Musik zu hören, ist sündigen gegen das Gesetz; selbst sie spielen, ist Sünde gegen die Religion; Vergnügen daran zu finden, ist Sünde gegen den Glauben, und macht jeden des Verbrechens der Ungläubigkeit schuldig." So streng nun der Muselmann an den Gesetzen Muhameds hält, so überschreitet er dasselbe in zweierlei Hinsicht doch sehr oft, nämlich was das verbotene Weintrinken und die verpönte Musik betrifft. Und unbestritten hat das türkische, vielleicht mehr als irgend ein anderes Volk, Neigung zur Musik, eine Kunst, die es von den alten Arabern, so wie diese von den nachbarlichen Persern geerbt haben mag. Es gibt in Konstantinopel und den andern großen Städten der Türkei eine Menge Menschen, vornehmlich unter den zu dem Orden der Mewlewi gehörenden Derwischen, die sich leidenschaftlich mit Musik beschäftigen, was freilich von orthodoxen Moslims so wie schon der Gesang für etwas höchst Unanständiges gehalten wird. Dennoch gab es sogar unter den osmanischen Prinzen einige, die sich dieser Kunst widmeten, wie türkische Nationalschriftsteller noch jetzt von dem ausgezeichneten musikalischen Talente des Prinzen Korkud erzählen, jenes Sultanssohnes, der mit seinem Bruder Selim I um den Thron stritt und dabei sein Leben einbüßte. Ferner sind unter den osmanischen Herrschern als große Musikfreunde noch bekannt: Bajazeth I, Selim II, Mustapha I, Murad IV, Ibrahim I, Muhammed IV, Mahmud I und der jetzt regierende Sultan. Wenn auch die Türken eben nicht große Fortschritte in der Theorie und den Prinzipien der Musik gemacht, sondern sich mehr durch die praktische Ausführung auszeichnen, so gibt es doch mehrere, größtentheils von den Persern herrührende alte Abhandlungen über orientalische Tonkunst. Alle orientalischen Schriftsteller, die über Musik geschrieben, stimmen darin überein, daß diese eine Erfindung des Pythagoras, eines Schülers von Salomon, seyn soll. Hadschi Kalfa erzählt davon Folgendes, und deutet zugleich auf die Bestimmung der Musik:

„Es erschien dem Pythagoras drei Nächte hinter einander im Traume eine reizende Gestalt, die ihm befahl, zur Meeresküste zu gehen, wo er eine wunderbare Kunst erlernen würde. Er befolgte diesen Befehl, fand aber nur Schmiede, die mit Hämmern auf Amboße klopften. Er dachte darüber nach, und richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf den Schall der Hämmer und Amboße. Nun verfertigte er ein Instrument, das er mit seidenen Fäden überzog, die, wenn sie berührt wurden, einen lieblichen Ton hören ließen. Zu diesen Tönen sang er Lieder zum Lobe der Gottheit, und wurde dadurch bald so berühmt, daß sich um ihn viele der Welt Ueberdrüssige versammelten. Einen großen Ruf erwarb er sich durch sein reines, enthaltsames Leben und durch seine geistige Lehrweise, wodurch er die Seelen bis in ihre Tiefe erschütterte. Er behauptete den Klang der Bewegungen der Sphären zu vernehmen und mit der Kraft begabt zu seyn, jene Klänge durch die Saiten seines Instruments als Melodien wieder zu geben, die aus seinem Innersten heraustönten. Nach diesen innern Harmonien stellte er Gesetze auf, die von spätern Künstlern, besonders von Aristoteles, dem Erfinder des Organons, mit neuen Entdeckungen vermehrt wurden. Dieses Organon bestand nämlich aus drei von Büffelleder verfertigten Röhren, wovon die mittlere an den Mund gebracht und durch die an derselben angebrachten kleinen Oeffnungen, mittelst Ausdrücken und Wegziehen der Finger verschiedene Töne hervorgelockt wurden. Die hauptsächlichste Absicht bei dieser Kunst war, den Geist und die Seele für die Kenntniß heiliger Dinge empfänglich zu machen, nicht aber sie zu Spielerei und zum Tändeln zu benutzen. Wenn herrliche Melodien die Seele

*) Erinnerungsskizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland rc. von Tietz. Koburg und Leipzig bei Sinner. 1833.

entzücken, so sehnt sich diese nach der Anschauung höherer Wesen und Geister und nach der Mittheilung einer reineren, geläuterten Welt. Die Tonkunst ist es, welche die von der Dichtheit der Körper verdunkelten Seelen zum Umgange mit höhern Lichtwesen, die um den Wohnsitz des Allmächtigen schweben, vorbereitet und empfänglich macht."

Taderini behauptet, daß die Musik sich erst im J. 1047 der Hedschret bei den Türken eingebürgert habe. Als nämlich damals Sultan Amurat IV Bagdad eroberte, befahl er 30,000 Perser niederzumetzeln. Da trat Schah-Kuli, der Orpheus von Persien, vor den Grausamen, und besang in einigen Tönen, zu seiner Harfe Scheschabar, die Zerstörung Bagdad's und den Triumph des Siegers. Rührung bemächtigte sich Amurat's, er schenkte den Gefangenen das Leben und nahm den edlen Sänger nebst vier seiner Genossen mit nach Konstantinopel, wo sie hoch geehrt wurden.

Am meisten hat sich um die türkische Musik verdient gemacht der Fürst Kantimir. Aus seiner „Histor. Othom. Tom. III." sehen wir, daß diese Kunst allmählich unter Sultan Muhamed IV zu größerer Vollkommenheit, besonders durch das Talent Osman-Efendi's gelangte, der eine Menge Lehrer, sowohl für Instrumental- als Vokalmusik bildete. Als Sänger waren damals in Konstantinopel berühmt: der Derwisch Othman und sein Schüler Kurnschuni-Ogln, so wie zwei Griechen, die dann Kantimir's Lehrer wurden. Dieser schrieb im J. 1691 auf Verlangen des Reichsschatzmeisters Daul Ismael Efendi und des Schatzmeisters des Serails, Latif Tschelebi, beide Verehrer der Kunst, ein Werk über Musik in türkischer Sprache, unter dem Titel: „Tarifu ilmil-musiki ala reghi machus," das er dem Sultan Achmed II dedicirte, und das als Schule der türkischen Tonkunst noch jetzt die Basis für die Ausüber derselben bildet.

Der orientalische Gesang kommt dem Europäer anfangs seltsam vor, wie Alles, was ihn dort im Osten fremdartig umgibt. Bei näherer Bekanntschaft vermehrt sich aber das Interesse daran und auch dem verwöhnten Ohre dürfte dann der Gesang angenehm erscheinen. In meinen, schon einmal angeführten „Reiseskizzen, Th. 1." dürfte der Leser eine Probe der Melodie finden, die mir wenigstens originell und nicht ohne Reiz erschien. Fast alle Gesänge der Türken sind erotischen oder epischen Inhalts und die harmonievollen Verse deuten in den bekannten orientalischen Allegorien die Gefühle und die Wirkung der Liebe an. Für die Geliebte hat der Türke — wie der Russe in seinen Volksliedern — allerlei Schmeichelnamen, z. B. kuzum, mein Lamm — giözum, mein Auge — dschohanim, meine Seele — dildarim, mein Herz — efendim, meine Herrin — sultanim, meine Sultanin u. s. w. Daß der zarte Teint mit dem Alabaster, die schlanke Taille mit der Cypresse, die Augen mit denen einer Gazelle verglichen werden, finden deutsche Poeten an und für sich schon begreiflich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Zulas in Südafrika. *)

Der Verfasser segelte am 26sten August 1834 von Spithead ab; in der Kapstadt hielt er sich nicht lange auf, sondern stieg sogleich zu Pferde und ritt der 600 englischen Meilen entfernten Gränze zu. Hier kam er kurz vor dem Ausbruch des Krieges an, und fand, daß die Kaffern sich wenig Mühe mehr gaben ihren Unmuth zu verbergen.

„Die Ausdrücke, welche ich hörte, sagt der Reisende, waren von sehr übler Vorbedeutung, und hier erst erfuhren wir, wie schlecht die Sachen an der Gränze standen. „Einer unserer Häuptlinge, riefen die Kaffern, Tschali's (Tyali's) Bruder, ist von den Weißen erschlagen worden, und wir haben beschlossen, daß kein weißer Mann mehr in unser Land kommen soll; diejenigen, welche da sind, mögen bleiben, aber kein anderer soll mehr kommen." Dabei gaben sie zu verstehen, daß sie alle Weißen auf ihrem Gebiet ermorden würden. Ein einziges unwilliges Wort von unserer Seite hätte uns Allen verderblich werden können. Um die Zeit, bis unsere Wagen im Stande seyn würden, zu verkürzen und das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, bat ich sie uns einen Kriegsgesang zum Besten zu geben, wozu sie sich auch gegen ein Geschenk an Tabak bereitwillig finden ließen. Dieß hatte die gewünschte Wirkung; dieser Gesang gab ihren Gefühlen Raum sich auszutoben, und mit aller Kraft ihrer Lungen erklärten sie uns:

Kein weißer Mann soll trinken unsre Milch,
Kein weißer Mann soll essen unsrer Kinder Brod.
Halloh, Halloh, Halloh!

Dieses Couplet ward so oft wiederholt, daß wir Zeit genug hatten die Ochsen an unsere beiden Wagen spannen zu lassen, und bei der ersten Rauchwolke, die sie von unserem Tabak in die Luft bliesen, hatte sich ihr Zorn bereits so weit gelegt, daß sie erklärten, wir möchten nur gehen, wären aber ganz sicher die letzten, welche über die Gränze kämen."

Die Reise in den mit Ochsen bespannten Wagen ging dem Verfasser zu langsam, er entschloß sich daher zu Pferde vorauszueilen, und kam glücklich nach Natal. In wenig mehr als einem Monat hatte er von der Kapstadt aus 900 Meilen zurückgelegt, und kam nun nach einer abermaligen Reise von 70 Meilen an die Gränze des Landes der Zulas.

„Als ich, erzählt der Reisende, ungefähr die Hälfte des Weges nach der Hauptstadt zurückgelegt hatte, stellte sich einer der kleinen Häuptlinge ein, um mich vollends dahin zu geleiten und für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Dingarn hatte mir seinen Wunsch zu erkennen geben lassen, daß ich mich beeilen möchte, und Nachmittags am 10ten hatte ich von einem felsigen mit Aloën, Mimosen und mehrern großen 60 bis 70 Fuß hohen Euphorbien besetzten Hügel herab die erste Ansicht von Unkunginglove. Nachdem ich zu einem bequemen Ort herabgestiegen war, wo ich diese für mich so höchst interessante Scenerie mit Muße betrachten konnte, lagerte ich mich am Fuß eines kleinen mit Gebüsch bedeckten Hügels, von wo aus ich die mit ihrer zirkelrunden Umfriedung wie eine Rennbahn aussehende Stadt zur Linken hatte, während zur Rechten die Aussicht durch eine rauhe Gebirgskette gesperrt wurde, unter deren Bergen sich besonders einer durch seine tafelförmig abgeflachte Kuppe auszeichnete.

*) Narrative of a Journey to the Zoolu Country in Southafrika. By Captain Allen F. Gardiner R. N. London 1836.

„Wir kamen bald in die Stadt, wo uns auf Befehl des vornehmsten Induna (Amthiella) zwei Hütten nicht weit von seiner Wohnung angewiesen wurden. Ein Bündel Imphi und eine große Schale voll Onischualla (einheimisches Bier) ward mir auf Befehl Dingarns gebracht, und bald darauf erschien ein Bote, der mir seinen Wunsch zu erkennen gab, mich zu sehen. Nachdem ich, von dem Häuptling begleitet, der mich in die Stadt geführt hatte, über den Marktplaz der zirkelrunden Stadt geschritten war, wurden wir eingeladen, in einiger Entfernung von der Umfriedung, welche den Issigordlo (Palast) umgibt, niederzusitzen. Nach einer kurzen Pause ward der Oberleib eines hochgewachsenen Mannes sichtbar, der über die Umfriedung hervorragte, und, wie ich bald erfuhr, dem Despoten selbst angehörte. Er blickte mich lange mit dem größten Ernst, ohne ein Wort zu sprechen, an, und sagte endlich, auf einen Ochsen deutend, der herbeigetrieben wurde: „Da ist das Thier, welches ich dir zum Schlachten gebe." Nach dieser wichtigen Verkündigung verschwand er wieder."

Dingân, oder wie der Verfasser ihn schreibt, Dingarn, wurde bald vertraut mit seinem weißen Gast, schenkte jedoch den Missionszwecken, welche Kapitän Gardiner bei seiner Reise im Auge hatte, wenig Aufmerksamkeit, und schien überhaupt der Meinung zu seyn, sein Volk könne gar nicht belehrt werden. Ein Aufenthalt von einigen Wochen in der Hauptstadt der Amazula bot keine Gelegenheit etwas für die Missionen zu wirken, oder die Sitten, Gebräuche und häusliche Lebensweise des Volkes näher kennen zu lernen, weil die Hauptstadt nichts als eine Art Lager ist, aus welchem Weiber und Kinder größtentheils ausgeschlossen sind.

„In diesen militärischen Städten, sagt der Reisende, besteht die Nahrung der Soldaten Morgens aus Onischualla und Abends aus Rindfleisch, was auf Kosten des Königs angeschafft und vertheilt wird. Sehr oft sieht man 30 oder 40 Weiber, mit großen Schalen voll Onischualla auf dem Kopf, singend nach dem Issigordlo gehen; diese Schalen werden eigens dazu bestimmten Dienern überliefert, welche sie vor die versammelten Männer stellen, die sie, von einem zum andern gebend, auf der Stelle leeren. Das Nachtmahl bietet dagegen einen sehr charakteristischen Anblick, und da meine Hütte in der Nähe eines der Abfütterungsplätze stand, so hatte ich oft Gelegenheit zuzusehen. Jedes Regiment ist in Sektionen abgetheilt, und jeder derselben ein Offizier vorgesetzt, der das Fleisch vorzuschneiden und zu vertheilen hat. Das Bier wird stets auf dem Plaz vor dem Palast und oft in Gegenwart des Königs getrunken; zum Nachtessen aber versammelt man jede Sektion besonders auf einem geeigneten Plaz. Das Fleisch wird meist in einem großen schwarzen irdenen Hafen geschmort, auf den man einen andern deckt, und die Fugen so verschmiert, daß kein Dunst entweichen kann. Dessen ungeachtet aber, und obschon es den größten Theil des Tages auf dem Feuer steht, ist es doch meist so zähe, daß ich mit meinen Zähnen nicht im Stande war es zu kauen. Bis das Essen fertig wird, ist es meist schon dunkel; das Fleisch wird auf eine etwa zwei Fuß ins Gevierte haltende, auf den Boden ausgebreitete Matte gestellt, um die sich die ganze Mannschaft in einem dichten Cirkel, oft zwei oder drei Mann hoch, lagert. Der Vorschneider theilt dann mit einer an einen kurzen Stiel befestigten Assagaienspitze, welche die Stelle des Messers vertritt, je an drei Mann eine Ration aus, welche dieselbe mit Hülfe der Zähne unter sich vertheilen. Der Empfänger einer solchen Ration hat das Recht den ersten Biß zu thun. Die Arbeit der Kinnbacken, um dieses Fleisch hinunterschlucken zu können, ist so lauttönend, daß man sie auf ziemliche Entfernung hört, und wenn das ganze Gericht verschlungen ist — essen kann man nicht sagen, weil die ganze Mahlzeit kaum zehn Minuten dauert — bekommt jede Abtheilung ein großes Tuch, an welches man Mund und Hände abwischt.

„Solchen Mahlzeiten folgt in Friedenszeiten bei den Amazulas oft ein Tanz. Ich hatte Gelegenheit einer großen Festlichkeit dieser Art beizuwohnen, für welche schon einige Tage vorher eine Anzahl Knaben kleine glatte Kieselsteine sammelten, welche dann in den leeren Cocon eines Insekts gesteckt und von den Tänzern an die Fußgelenke gebunden werden, was bei den Sprüngen derselben ein klingelndes nicht unangenehmes Geräusch macht. Nach einigen vorläufigen Uebungen stellte sich die etwa tausend Mann starke Versammlung auf einem Plaz in geringer Entfernung von der Stadt drei Mann hoch in einen Kreis, und die Weiber traten, in Reihen von je zwanzig einen dichten Phalanx bildend, mitten in denselben. Bald darauf erschien der König in seinem Ballanzug; seine Weiber in ihren besten Kleidern hatten sich schon früher eingefunden und sich an ihren Plaz im Kreise gestellt. Ich hatte den König am Thor erwartet, um ihn zu begleiten und Zeuge seiner Aufnahme zu seyn, welche in der That sehr enthusiastisch ausfiel, indem alle Anwesenden aus vollem Halse das mystische Wort Briate nebst andern passenden Epitheten ausriefen. Da ich den König Dingarn vorher nur einmal und zwar unbekleidet gesehen hatte, so fiel es mir jezt sehr schwer, bei seinem Anblick das Lachen zu unterdrücken. Von allen grotesken Figuren, welche ich noch in meinem Leben, theils abgebildet, theils in eigener Person, gesehen hatte, kam keine dem König Dingarn gleich; die meiste Aehnlichkeit hatte er noch mit Falstaff. Groß, sehr korpulent, mit kurzem Hals und plumpen Füßen, bewegte er sich doch für einen so dicken Mann mit ziemlich vieler Leichtigkeit und Gewandtheit, und würde, hätte sein Anzug nur besser zu seiner Figur gepaßt, im Tanz die Palme davon getragen haben. Die Gesänge, welche den Tanz statt der Musik begleiten — denn eine andere, welche diesen Namen verdiente, haben diese Wilden nicht — sind von eigener Komposition und werden jedes Jahr geändert. Jeder Mann ist mit einem kurzen, am Ende knotigen Stock versehen, und durch die Bewegungen, welche er mit diesem und der andern Hand macht, wird der Inhalt und der Pathos des Gesangs ausgedrückt; mit den Füßen wird der Takt gegeben, und das Ganze stimmt oft recht artig zusammen. Zuweilen wird nur der eine Fuß gehoben und stampfend wieder auf den Boden gesezt, oft aber auch ein Sprung nach beiden Seiten ausgeführt; doch machen sie auch noch eine andere heftigere Bewegung, indem sie vier Mann hoch auf einander zu- und wieder zurückspringen, die Stöcke über dem Kopf schwingen und einen solchen Staub aufregen, daß der Zuschauer ein treues Bild der Kämpfe dieser Wilden erhält, was dieser Tanz ohne Zweifel auch darstellen soll. Die Weiber bleiben bei all dem müßige Zuschauer; sie verlassen ihre Stellung nicht, sondern biegen nur den Körper nach dem Takt und dem Klatschen ihrer Hände, und dem Stampfen ihrer Füße vor und zurück, wobei sie ihre Stimmen bis zu den höchsten Tönen erhoben."

(Fortsezung folgt.)

Ein Herr Brugnelli hat durch Versuche an Thieren herausgebracht, daß eine Auflösung von phosphorsaurer Soda ein Gegengift gegen den Grünspan sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1836.

Kunstnachrichten aus Paris.

Die Wiederherstellung von Versailles geht mit raschen Schritten vor sich. Außer einer bedeutenden Summe aus der Privatschatulle des Königs, um die Kosten einer Reihe historischer Gemälde von den ausgezeichnetsten französischen Künstlern zu bestreiten, hat die Kammer 12 Millionen Franken bewilligt, um die Verzierung und Wiederherstellung des Schlosses sowohl im Innern als im Aeußern zu vollenden. Zwei- bis dreihundert Gemälde, zum Theil von sehr großem Umfang, sind bei den ersten Malern Frankreichs bestellt, und fünf Säle oder Abtheilungen der Galerie bereits angefüllt. Die für alte Kunst bestimmten Säle sollen mit den schönsten Gemälden ausgefüllt werden, die man aus den verschiedenen Schlössern und Sammlungen Frankreichs, die des Louvre nicht ausgenommen, zusammenbringen kann: bereits sind mehrere Kleinodien aus dem letztern nach Versailles gebracht worden. Unter den neuern theils vollendeten, theils in Arbeit befindlichen Werken sind manche von außerordentlicher Schönheit, aber die Sujets, die vom König selbst gewählt sind, wurden augenscheinlich ohne Berücksichtigung der Fähigkeiten der Künstler, die sie ausführen sollten, an sie vertheilt. Einige Gemälde sind in der That so unerträglich schlecht, daß man ihnen unmöglich einen dauernden Platz in der Sammlung gewähren kann. Die Eile, mit der man auf die Vollendung dringt, zeigte sich auch bei manchen andern bemerklich, die man sonst unter die vorzüglichsten hätte zählen können. Der Antrieb, der durch diese Konkurrenz der französischen Kunst gegeben wird, ist so groß, daß sich kaum irgend ein ausgezeichneter Maler in Paris befindet, der nicht drei oder vier Gemälde für die Galerie zu fertigen hat. Auch eine große Anzahl Büsten und Gruppen in Marmor sind bestellt. Eine Reiterstatue Ludwigs XIV von Petitot, und eine Statue Napoleons sind, die eine in dem sogenannten Cour d'honneur, die andere in der Nähe der Orangerie aufgestellt. Die Ausschmückung dieses Palastes bildet jetzt das Steckenpferd des Bürgerkönigs.

Bedeutende Veränderungen werden gegenwärtig in der Anordnung der Gemälde vorgenommen. Die von Gros, Guerin und andern kürzlich verstorbenen Malern wurden nach dem Louvre geschafft, um die Stelle der Gemälde alter Meister einzunehmen, die nach Versailles gebracht wurden. Das prächtige Gemälde von Horace Vernet, „Raphael, wie er im Hofe des Vaticans mit Michel Angelo zusammentrifft,“ ist eine der neuesten Erwerbungen des Luxembourg, und zum mindesten so viel werth, als die Hälfte aller andern dort befindlichen Gemälde. Die ausgezeichnete Anmuth und Schönheit der Frau, welche mit ihrem Kinde als Modell zu einer von Raphaels Jungfrauen sitzt, die würdige Haltung des Malers und das Großartige, Kräftige in der ganzen Figur Michel Angelo's, machen dieß Gemälde zu einem der ausgezeichnetsten, wo nicht zum besten der ganzen französischen Schule. Mit Ausnahme dieses schönen Gemäldes und zwei schöner Arbeiten von Delacroix „Dante und Virgil, welche über den Styx setzen,“ und „das Innere eines algierischen Harems,“ ist unter den neuern Erwerbungen des Luxembourgs wenig, das eine besondere Erwähnung verdiente. Hr. Odiot, der ältere, hat demselben eine aus seiner Gießerei hervorgegangene Sammlung der verschiedenen, aus dem Alterthum erhaltenen Bronzen, so wie Horace Vernet's bekanntes Gemälde der Barriere von Clichy zum Geschenk gemacht.

Bei dieser Gelegenheit muß erwähnt werden, daß das schon seit einiger Zeit in Paris umlaufende Gerücht, Horace Vernet wolle sein Vaterland ganz verlassen und nach Petersburg gehen, sich bestätigt hat; er ist vor Kurzem nach Petersburg gegangen. Die Ursache dieses plötzlichen und etwas seltsamen Entschlusses soll die Verweigerung des Kommandeurkreuzes der Ehrenlegion seyn, nach dem er lange schon strebte, das aber der König auf eine unwillige und peremtorische Weise abgeschlagen haben soll. Dieß nebst einigen glänzenden Anerbietungen des russischen Kaisers, der gleich vornherein vier Gemälde zum Preis von 30,000 Fr. jedes bei ihm bestellt haben soll, bewog ihn der Einladung nach Petersburg zu folgen. Schon vor einiger Zeit hat er alle Entwürfe und sonstiges Material, was ihm zum Behuf einer Reihe von dem König bestellter und für Versailles bestimmter Gemälde zugesandt worden war, nach dem Louvre zurückgeschickt, und lehnt nun die Ausführung der Gemälde

ab. Sein Entschluß wurde wahrscheinlich beschleunigt durch die große Schwierigkeit, die ihm von dem König aufgegebenen Sujets zu behandeln, Sujets, die seinem Genie, das ihn mit Recht an die Spitze der neuern französischen Schule stellte, wenig Raum sich zu entfalten gegeben haben würden. Seine Leichtigkeit und die Schnelligkeit in der Ausführung sind so groß, daß er bereits über 1000 Gemälde verfertigt, und die schöne Arbeit „Pius VIII, wie er um die St. Peterskirche fährt," in sechs Tagen vollendet haben soll.

Man sagt sich in Paris ganz im Stillen, daß mehrere der schönsten Gemälde, die zur Galerie des Louvre gehören, durch die Ungeschicklichkeit der Restauratoren, die sie reinigen sollten, völlig ruinirt wurden; man nennt darunter zwei der schönsten Claude's, die Vierge aux Linges von Raphael, die Vierge aux Anges von Rubens, Moses im Schilf von Poussin, die Eylauer Schlacht von Gros, und Gerard's Einzug Heinrichs IV in Paris. Auch sollen bei der letzten Ausstellung lebender französischer Maler im Louvre durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter, welche die neuen Gemälde aufhängten, mehrere schöne Gemälde alter Meister bedeutend verletzt worden seyn. Diese häufig vorkommenden Unfälle haben die Administratoren des Musée Royal bestimmt, keine Ausstellung mehr im Louvre zu gestatten; die nächste soll deßhalb im Palais des beaux arts in der Rue des petits Augustins statt finden.

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Fortsetzung.)

Zu erwähnen ist hier noch eine Art von Gesang — Manal genannt — ein Mittelding zwischen Arie und Recitativ, der in sehr großer Achtung bei Türken steht, für den Fremden jedoch viel Komisches und auf die Länge auch wohl Widriges hat, besonders wenn man ihn von näselnden Griechen hört, zu denen dieser Gesang, unter türkischer Herrschaft, hinübergegangen ist. Dieser Manal — der Ton dieses Worts erinnert schon unwillkürlich an liebesbrünstige, auf den Dächern bei Mondschein vagabondierende Katzen — ist, was den Text betrifft, die Klage eines unglücklichen Jünglings, der die Abwesenheit seiner Geliebten bejammert und dem lauschenden Monde zuschwört, daß er der Angebeteten Treue bewahren wolle. Dieses Musikstück wird von einer Person ohne Instrumentalbegleitung vorgetragen und zwar, indem der Sänger die Daumen der ausgebreiteten Hände hinter seine Ohren setzt, gleichsam als wolle er das Trommelfell vor dem Zerplatzen bewahren, denn er strengt seine Stimme bis ins Unendliche an. Dabei erschallen dann die wiederholten Ausrufungen: ah! wah! amann! womit ganz eigenthümlich der unglückliche Liebende seine Angst und Verzweiflung ausdrückt. Zwischen den kurzen Strophen des Gesanges, aber auch oft mitten im Takt pausirt der Virtuose, um frischen Athem zu schöpfen. Hat er davon wieder eine Portion eingesogen, so geht mit erneuter Kraft das Trillern abermals los, und steigt bis zu solcher Höhe, daß der Zuhörer schwindlich werden möchte. Man kann dabei nur die unsinnige Anwendung der Stimme beklagen, die oft trefflich und von ausnehmendem Wohlklange, wenigstens bei den Türken ist. In dem untern Raume meiner Wohnung in Nauplia befand sich eine griechische Weinkneipe, deren Besucher die interessante Gewohnheit hatten, mitten in der Nacht unter meinen Fenstern niederzukauern und abwechselnd — wenn einem von ihnen die Kehle ermüdete — begleichen Manal's so lange zu singen, bis mich die Verzweiflung bewog, die Sänger durch einige auf ihre Köpfe ausgeleerte Waschbecken zum Schweigen zu bringen und mir Ruhe zu verschaffen.

Die türkische Instrumentalmusik zerfällt in zwei Abtheilungen, nämlich in die Kriegs- oder Feldmusik und in die Kammer- oder Friedensmusik. Die erstere ist natürlich ganz und gar nicht durch das Gesetz verpönt, und, wie der Sultan jetzt reguläre Musikchöre, so unterhalten die Paschen entfernter Provinzen noch jene nationelle Kriegsmusik, die sie, nach alter Sitte der seldschuckischen Sultane, täglich bei Sonnenuntergang, und bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. am Beiramsfeste, öffentlich spielen lassen. Die Instrumente die zu dieser Kriegsmusik (Mektee-Haneh) gehören, sind: 1) Mehrere Hautbois (türkisch: Zurnah oder Summee) ganz den europäischen ähnlich, nur von mehr grellem Tone, 2) das Kabah-Zurnah, ein größeres Hautbois, 3) Trompeten verschiedener Art (Nafihr und Boruh), 4) Cymbeln (Sunudsch), 5) die bekannten metallenen Becken (Zil), 6) die ebenfalls bekannten großen Trommeln (Daul oder Tubbel), 7) kleine, im Diameter ungefähr 9 Zoll betragende, hölzerne Trommeln, (Tombelek), 8) Große Pauken (Kios), gewöhnlich nur auf Kamelen gebräuchlich, 9) kleine, gellende Pfeifen. Stelle sich der geneigte Leser gefälligst eine Symphonie, ausgeführt von diesen Instrumenten, vor, und es wird ihm vielleicht eben so wenig daran liegen, sie anhören zu müssen, wie etwa eine neuere spontinische Oper. Als Kuriosität darf hier noch die sonderbare Berechtigung angeführt werden, kraft welcher ein Pascha von drei Roßschweifen bei seiner Musikbande neun, einer von zwei Roßschweifen aber nur acht große Trommeln haben darf.

Die von unserm Wirthe für diese Ramazan-Nacht engagirte, aus Türken, Zigeunern und Juden gebildete Musikbande hatte folgende Instrumente, die die gewöhnliche Kammermusik der Türken bilden. 1) Die Kemans oder Kamandschi's, Geigen gleich den unsrigen. 2) Sineh-Keman, die frühere bekannte Viole d'amour. 3) Der Ajakli-Keman, unser Baß. 4) Mehrere kleine Hautbois. 5) Dreierlei Arten von Flöten, in der Größe verschieden, im Türkischen genannt: Naie, Ghirif und Evvi. 6) Eine Zither mit acht Saiten (Tanbuhe). 7) Das Hackbrett (Santihr). 8) Ein Paar Pauken (Nakara). 9) Die unter der Benennung Tamburin bekannte baskische Trommel mit Schellen, Diff genannt. 10) Das Meskal, d. i. die bekannte Pans- oder Papagenoflöte.

Von diesen Instrumenten wurde eine, aus drei Theilen bestehende Symphonie ausgeführt, die anfangs sehr langsam und gravitätisch begann und dann in ein schnelleres Tempo überging, das sich fast bis zur Wildheit steigerte. Am Schlusse jeder Abtheilung trillerte eine Hautbois gegen allen Wohlklang und im grellsten Tone, wohl ein Paar Minuten lang, so daß es unbegreif-

lich war, wo der Musiker dazu den Athem hernahm. Dann sang ein Musiker eine kurze Arie, warauf der folgende Theil dee Symphonie begann. Wenn ich von dem Kanzerte auch gerade nicht so erbaut war, wie die orientalischen Gäste, die ihr Wohlgefallen durch ein ernstes, gewichtiges Neigen mit dem Kopfe zu erkennen gaben, so muß ich doch gestehen, daß der Gesammteffekt nicht unangenehm ist, da die Instrumente stets rein gestimmt sind und die Musiker sehr steenge und präeise den Takt beobachten. Von Noten habe ich nichts gesehen, sondern man spielte nach dem Gedächtniß. Zum Schlusse trugen die Künstler noch die venetianische Barcarale — dem Deutschen unter dem Texte: „Das Schiff streicht durch die Wellen,“ bekannt — vor, ein Musikstück, das in der ganzen Levante eben so in dem Munde des Volks lebt, wie in Deutschland. Gleiches rühmliches Schicksal hat der sogenannte „Sultansmarsch“ van Donizetti, den ich schon öfter auf den Petersburger Paraden und dann noch bei vielen Gelegenheiten in der Türkei höete.

Pfeifen, Kaffee, Scherbet, das Hackbrett und die iebhafter werdende Unterhaltung, wozu die schnatternden Gelechen das Ihrige beitrugen, beschäftigten jetzt die Gäste Osman-Efendi's genugsam, so daß ee meine Bitte erfüllen konnte, mir die übrigen Theile seines Pallastes zu zeigen. Wir stiegen demnach auf den zweiten Hof hinunter und gelangten duech ein Thor in den dritten Hof, reichlich illuminirt wie Alles, in dem die Gebände des Harems stehen und der zu beiden Seiten noch einige kleine Nebenabtheilungen hat, in welchen sich das Bad, die Küche, das Waschhaus und andere deegleichen Wiethschaftslokale befinden. Der Hauphaf ist theils mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzt, theils mit Steinen gepflastert. Auf der südlichen Seite befand sich ein Wasserbecken mit sprudelnder Fontaine. Dicht daran erhob sich auf einem, etwa drei Fuß erhöbten Platze (Mustabi) ein Pavillon mit einem Fußboden von Maemormosaik und noch einer Fontaine, die ihr Wasser auf den Fußboden spritzt, von dem es durch kleine Röhren auf den Mustadi und von diesem in das größere Becken hinabläuft, so daß dadurch in den heißen Sommertagen stets eine angenehme Kühle in dem Pavillon verbeeitet wied. Außerdem umgeben Rosenstöcke, die in der Türkei zu einer sehr beträchtlichen Höhe emporschießen, arabischer Jasmin und andere duftende Pflanzen diesen niedlichen Ruheort. Die gegen Norden gekehrte Seite des Pavillons ist offen und von oben durch das, wie immer, stark hervorspringende Dach gegen die Sonne geschützt. Neben dem mittleren, innern Haupteaum des Pavillons befinden sich auf beiden Seiten zwei kleine, dunkle Kabinette, zue Siesta bestimmt. Diese Kabinette heißen Kobbe, so daß das spanische „Alcoba“ nur das arabische „al kodbe“ ist, eine Benennung, die dann wieder ais „Alkoven“ (ich weiß nicht, auf welchem Wege) ins Deutsche übergewandert ist. Rund umhee an der Wand, ungefähr zwei Fuß über dem Hoizgetäfel, das sich auch in diesem Pavillon, wie gewöhnlich in allen türkischen Zimmern, vorfand, lief ein bunt geschnitztes Gesimse, auf das man Gefäße von Porzellan, Krystall und auch von Silbee zu stellen pflegt. Man nennt dieß Gesimse: „Riff.“ Um den Luftzug in den heißen Tagen zu vermehren, bringt man in den Wänden Ventilators (Bazbingue) an. Auf der andern Seite des Hafes befand sich ein ähnlicher, ganz affener, nur auf Säulen ruhender Pavillon, der in seinem Innern rund umher auf Steinunterlagen erhöhte Divans hat, während man den tieferliegenden, mit einer niedern Marmorbrüstung umgebenen Fußboden, ebenfalls von Marmor, durch eine in der Mitte befindliche, im Sommer ungefähr einen Fuß hoch untee Wasser setzen, und so eine angenehme kühie Temperatur hervarbringen kann. Vorhänge nehmen den Raum zwischen den Säulen ein. Das im Hintergrunde des Hofes stehende, größere, dennoch aber nur einen Stock hohe Gebände faßte die besondern Zimmer der Frauen oder den eigentlichen Harem in sich. Die Bitte, diesen mit der größten Deeenz von meinee Seite zu besichtigen, schlug mir Osman-Efendi unter dem Vorwand ab, heute seine Frauen und die weibliche Dienerschaft nicht in ihren Amüsements des Ramazans zu stören, dann aber auch um seinen türkischen Gästen kein Aergerniß zu geben, wenn sie etwa erfahren hätten, daß der Hausherr — der als Renegat mehr als andeee auf den äußeen Schein halten mußte — mich, den Giaue, in den geheiligten Theil des Hauses geführt habe. Mein freundlicher Wirth lud mich übrigens ein, als ich sagte, daß ich in den nächsten Tagen Konstantinopel verlassen, aber in kurzer Zeit wiederkehren würde, bei meiner Rückkehe nach Stambul ihn wieder zu besuchen, und dann übeezeugt zu seyn, daß er mie eine Kenntniß nicht nur seines kleinen Harems, sondeen auch des Zustandes der Frauen im Oriente überhaupt veeschaffen walle. Ein Versprechen, das ee auch hielt und worüber Einiges später in diesen Blättern mitgetheilt werden soll.

Dickgekochter und mit Confitüeen belegter Reiß, Gefrornes, Pastetchen u. dergl. m. wurden nun noch abwechselnd im Gesellschaftszimmer unseres Wirths den Gästen präsentirt, bis wir etwa um halb vier Uhr des Morgens uns dem Hausherrn empfahlen, um denselben nicht von der Mahlzeit abzuhalten, die zur Ramazanszeit jeder Muselmann etwa eine Stunde vor dem Frühgebet, aber nur im Kreise seiner Familie, ohne Zuziehung von Fremden zu halten pflegt. Diese Mahlzeit heißt: Imsak, was so viel als „Vorbereitung zum Tagesfasten“ bedeutet. Als wir duech die Straßen nach dem Hafen, um nach Pera überzufahren, gingen, herrschte noch überall ein eeges Leben, das an Munterkeit zuzunehmen schien, je näher die Morgenröthe kam, die es auf zwölf Stunden verstummen macht. In den Kaffeebuden hatten die Aufwäeter genug zu thun, um dem vielfältigen Verlangen der Gäste nach diesem Lieblingsgetränk zu genügen. Eben so waren die Verkäufer von Süßigkeiten und Confitüeen rastlos beschäftigt; die Kuchenbäcker füllten die oft geieerten blecheenen Platten stets aufs neue. Um die rauchenden Reißtöpfe und die verschiedenen Gerichte von Lammfleisch versammelten sich zahireich die Liebhaber eines kompakteren Genusses. Wir begegneten zwei schwaezen Sklaven, die an einer Stange einen gewaitigen Kessel mit Pilav und Fleisch trugen und ihn mitten unter dem Pöbel zur Erde setzten. „Allah schaut mit Wohlgefallen auf die, welche das reichlich spenden, was ihnen der Peophet schenkte. Dreimal gelobt sey meines Herrn Wohlthätigkeit!“ ruft mit lauter Stimme einer

der Schwarzen. Im Unisono antwortet der Haufen der Armen: „Unser Prophet, der in Ewigkeit gelobt sey, schenke dem Wohlthäter seine Gnade!“ Die Hungrigen fallen über die milde Spende her und in wenigen Minuten ist nicht nur das Fleisch, sondern auch der Pilav „den Weg alles Fleisches“ gewandert. Noch in der Ferne hörten wir den Dank der Gesättigten herübertönen: „Allah fülle den Beutel derer, die unsern Magen füllen!“ und „der große Prophet segne die Mildthätigkeit der Reichen und erstatte ihnen tausendfältig das wieder, was sie uns schenken!“

(Schluß folgt.)

Mittel gegen den Stein.

Französische Blätter enthalten, jedoch ohne Angabe der Quelle, Folgendes: „Man soll die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß eine Mineralquelle in der Nähe von Recoaro, einem Flecken einige Meilen von Vicenza entfernt, den Stein zerstöre. Wenn der Kranke eine Zeit lang das Wasser dieser Quelle trinkt, so löst sich der Stein von selbst auf, ohne daß eine weitere Operation nöthig wäre. Ein fast siebzigjähriger Mann aus dem italienischen Tyrol wurde im vorigen Jahre von dem Stein geheilt, indem er eine Zeit lang dieß Wasser trank: der Stein ging in kleinen Stücken ab. Ein geschickter Arzt, Dr. Brera, hat ein Memoire über diese außerordentliche Kur bekannt gemacht, wonach an der Wirklichkeit der Heilung und der Heilkraft kein Zweifel mehr bestehen könne.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Zulas in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Das zu Untangingiove befindliche Regiment ist ungefähr 900 Mann stark, und die Männer, aus denen es besteht, sind größtentheils Häuptlinge von Dörfern, ein Umstand, der auf eine starke Bevölkerung des Landes deutet. Dingarn weigerte sich ungeachtet seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Engländer überhaupt und die Reisenden insbesondere, dennoch, den Weißen zu gestatten in seinem Lande das Evangelium predigen zu dürfen, und Kapitän Gardiner sah sich genöthigt unverrichteter Sache wieder nach Port Natal zurückzukehren. Hier fand er die Ansiedler sehr in Unruhe über die immer mehr zunehmende Zahl von Amazulas, welche sich als Flüchtlinge bei ihnen einfinden, und von denen sie, wenn sie verfolgt würden, Unheil befürchteten. Kapitän Gardiner unternahm es, diese Angelegenheit mit Dingarn auszugleichen, den er bei seiner zweiten Reise zu ihm in einer militärischen Stadt, Congella genannt, fand, welche der Küste näher liegt als Unkangingiove, und wo es ihm gelang einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen den bereits zu Port Natal angesiedelten Amazulas gestattet wurde, unbelästigt dort zu bleiben, daß aber alle weitern Flüchtlinge von den Kolonisten zurückgeliefert werden sollten, eine lästige und schwer zu erfüllende Bedingung. Der Abschluß dieses Vertrags versetzte den Zulas-König in so gute Laune, daß er die Erlaubniß zu Errichtung einer Mission in dem Distrikt Clomanthitu, der an Port Natal gränzt, ertheilte.

Die Amazulas haben wahrscheinlich seit Jahrhunderten das Hochland westlich und südwestlich von der Delagoa-Bai inne gehabt; ihr gegenwärtiger Name aber ist neuern Ursprungs. Ihr verstorbener König, Tschaka (Chaka), der viele Siege errungen hatte, glaubte sich dadurch berechtigt, seine Anhänger Amazula nennen zu dürfen, welches Wort der Plural von Zula ist, was so viel als groß oder erhaben bedeutet. Dieser Name erhielt unter der Regierung Tschaka's, der ein sehr fähiger Mann war, seine volle Bedeutung, denn er führte eine gleichförmige Disciplin unter seinen Truppen ein, und gab ihnen dadurch eine entschiedene Ueberlegenheit. Er ist stets als ein unmenschlicher Tyrann geschildert worden, was vielleicht zum Theil wahr seyn mag, doch ist eben so gewiß, daß in dieser Hinsicht sehr übertriebene Gerüchte verbreitet worden sind. Welcher Art jedoch auch immer der Charakter Tschaka's gewesen seyn mag, sein Volk, die Amazulas, ist keineswegs unmenschlich und wild. Als der Missionär Archbell sie vor ungefähr zehn Jahren besuchte, fand er sie vergleichungsweise gewerbsam, ordnungsliebend und wohlhabend. Auch Kapitän Gardiner gibt ihnen ein ähnliches Zeugniß, indem er berichtet, daß unter den höhern Klassen dieses Volks eine Höflichkeit herrsche, welche fast das ceremoniöse Wesen der Spanier übertreffe. Herr Archbell fand bei Tschaka die beste Aufnahme, und sagte fast dasselbe von ihm, was der Missionär von Litaku, Herr Moffat — welcher den Dr. Smith unlängst erst auf seiner Expedition nordwärts von dem Lande der Betschuanas begleitete — von Tschaka's Verwandten, dem nicht minder furchtbaren Motsiletatsi, sagte: „Das Unternehmen, diesen mächtigen Häuptling jetzt zu besuchen, wo er so sehr gegen seine südlichen Nachbarn erbittert ist, mag vielleicht Vielen als tollkühn erschienen seyn, allein ich kannte den Mann besser und setzte volles Vertrauen in seine Freundschaft.“ — Die Amazula können 50 bis 60.000 streitbare Männer ins Feld stellen, eine allerdings Achtung gebietende Streitmacht. Der andere Zweig dieser Nation, die Matabeli, unter Motsilekatsi, welche das Innere des Landes nordostwärts von den Amazulas bewohnen, stehen diesen an Muth und kriegerischer Neigung sicher nicht nach.

Der Handel mit den Amazulas begann um das Jahr 1824, als Lieutenant Farewell von Tschaka einen Strich unbewohnten Landes in der Nähe von Port Natal zu Anlegung einer Niederlassung erhielt. Da dem Lieutenant Farewell natürlich daran gelegen seyn mußte, sein erlangtes Gebiet durch die Bürgschaft der britischen Regierung sicher gestellt zu sehen, so schilderte er dieser die Vortheile einer Niederlassung zu Port Natal mit den glänzendsten Farben, und bestürmte die Kolonialbehörden die Abtretung desselben anzunehmen; diese lehnte jedoch den Vorschlag ab, weil sie sehr richtig erwog, daß eine solche Erweiterung ihres Gebietes ihr mehr Sorge und Kosten als Nutzen bringen würde. Ein großer Strich fruchtbaren Landes war jedoch ein zu lockender Gegenstand für die Kolonisten am Kap, als daß sie ihn hätten aus den Augen lassen sollen. Einige Abenteurer ließen sich zuerst zu Port Natal nieder; die vorsichtigern Spekulanten dagegen fuhren fort die Regierung zu bestürmen, Besitz von der Niederlassung zu ergreifen, und reichten im Jahre 1831 bei dem Staatssekretär der Kolonie eine Petition zu diesem Zweck ein, welche jedoch erfolglos blieb. Der Kafferkrieg, welcher bald nachher ausbrach, belebte jedoch die Hoffnungen der Landhungrigen wieder, und Kapitän Gardiner, der zu dieser Zeit nach Port Natal kam, scheint von den dortigen Einwohnern zu Beförderung ihrer Wünsche ebenfalls in Anspruch genommen worden zu seyn, wiewohl gleichfalls ohne Erfolg, denn die Besitznahme des Landes um Port Natal wäre ein höchst unkluger Schritt von Seite der Regierung. Die gesetzlosen Abenteurer, welche sich da niedergelassen haben, sind keine guten Unterthanen für eine civilisirte Regierung, und werden am besten der Disciplin eines Dingarn oder Motsilekatsi überlassen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1836.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Am 16ten Oktober 1834 Abends zwischen 6 und 7 Uhr brach in den alten Parlamentsgebäuden an einem nicht mehr mit Genauigkeit zu ermittelnden Orte Feuer aus, und verzehrte in wenigen Stunden einen großen Theil der durch ihr Alter und tausendfache Erinnerungen merkwürdigen, obgleich durch ihre Architektur keineswegs ausgezeichneten Gebäude. Genaue Nachforschung ward angestellt, ob Bosheit an diesem unglücklichen Ereigniß schuld sey, aber nicht das Mindeste scheint einen solchen Verdacht zu rechtfertigen. Man behauptet das Verbrennen alter Kerbhölzer *) habe den Brand veranlaßt, indeß versicherte die Hausmeisterin, welche in dem Gebäude eine eigene Wohnung hatte, sie hätte in den letzten Tagen eine starke, ihr unerklärliche Hitze verspürt, und es ist leicht möglich, daß jener außerordentlich heiße Sommer das Gebälkwerk des ohnehin alten Hauses dermaßen austrocknete, daß die geringste Veranlassung das Gebälke entzünden, und der Brand Tage lang fortglimmen konnte, ehe er zum wirklichen Ausbruch kam. Dieß scheint wenigstens diejenige Meinung zu seyn, welche am meisten Glauben fand, und wohl auch verdiente.

Die Sitzungssäle beider Häuser waren verbrannt, so wie auch das Konferenzzimmer, die sogenannte gemalte Kammer; die Bibliothek des Oberhauses aber nebst den daran stoßenden Gemächern, die Committeezimmer u. s. w. waren erhalten, die des Unterhauses dagegen mit Ausnahme einiger wenigen Committeezimmer waren ein Raub des Feuers geworden. Auch die Wohnung des Sprechers und die Gemächer der Gerichtshöfe hatten bedeutenden Schaden gelitten, aber die alte ehrwürdige Westminsterhalle war unversehrt geblieben. Spöttisch bemerkte ein Witzbold, der Antrag Hume's zur Erbauung eines neuen Parlamentsgebäudes sey nun auf einmal mit Stimmeneinhelligkeit genehmigt worden.

Hr. Hume hatte wiederholt auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, ein den veränderten Bedürfnissen und der Nationalehre angemessenes Lokal für die beiden Häuser des Parlaments zu erbauen, sein Antrag war indeß, nicht wegen der Kosten, denn Hume will bekanntlich nicht viel für solche Dinge verwendet wissen, — sondern gewiß nur wegen der unbegränzten Anhänglichkeit der Engländer an das Alte, Herkömmliche stets verworfen worden. Jetzt mußte Hand ans Werk gelegt werden, und eine Kommission ward niedergesetzt, um das Nöthige zu berathen. Diese schrieb einen Konkurs aus, und setzte einen Preis aus für den Plan, der am meisten Beifall finden würde. Unter sechs Planen, die der Kommission vorgelegt wurden, erhielt den Preis der des Hrn. Barry, der sich schon durch mehrere Bauten, namentlich durch das Traveller's Club House und durch das Gebäude für eine Unterrichtsanstalt zu Birmingham ausgezeichnet hatte.

Die Aufgabe hatte drei Schwierigkeiten: 1) die erhaltenen Westminster Hall und Westminster Abbey mit dem neuen Bau in Verbindung zu bringen; 2) die Kürze der Fronte, die für ein so ausgedehntes Gebäude nicht mehr als 870 Fuß halten, und 3) die Art des Styls, in welcher das Ganze aufgeführt werden sollte. Die beiden ersten Schwierigkeiten sind theils so viel man nach den beiliegenden Planen beurtheilen kann, theils nach dem Urtheile einiger Blätter, wie des Athenäums, das zuerst diese Plane mitgetheilt hat, glücklich überwunden worden. Der dritte Punkt ist freilich sehr häklicher Art: die Kommission hatte die sehr allgemeine und gewiß nicht sehr verständliche Weisung gegeben, der Styl, nach dem das Ganze entworfen und am Ende gebaut werden solle, müsse gothisch oder elisabethinisch seyn. Indeß sind die Kommissäre, welche wahrscheinlich oder vielmehr gewiß keine Bauverständige ex professo waren, zu entschuldigen. Die nothwendige Verbindung mit Westminster Hall und Westminster Abbey machte einen alterthümlichen Styl nothwendig; in einem gothischen Styl sind die beiden eben genannten Gebäude aufgeführt, der Hauptsache nach schon von Eduard dem Bekenner. Doch waren

*) Tallies; vor Alters führte man nämlich die Rechnungen in der Art, daß der Bezahlende und der Empfänger zwei gleich an einander passende Stäbe hatten, in welche bei einer Zahlung Einschnitte (taillies) gemacht wurden. Durch Vergleichung der beiden Stäbe konnte die Zahlung oder Nichtzahlung erwiesen werden. Solche Stäbe sollen in dem alten Gebäude in großer Menge vorhanden gewesen seyn.

manche Veränderungen vorgenommen worden, namentlich an den neuen Theilen, und einen dem gothischen noch ähnlichen Styl, obwohl schon bedeutend verändert, den die englischen Architekten den tudor- oder elisabethinischen Styl nennen, kann man gewissermaßen als nationell in England bezeichnen. In diesem letztern ist der beiliegende Plan entworfen.

Es hatte, wie leicht zu erachten, nicht an Bemerkungen fast abergläubischer Art über den Brand der alten Parlamentshäuser gefehlt, und man hob es wie eine Art Hohn des Schicksals heraus, daß so kurze Zeit nach dem Sieg der Reformbill auch der alte Versammlungsort des Parlaments mit seinen Sonderbarkeiten und Unbequemlichkeiten, an die man sich indeß so sehr gewöhnt hatte, daß sich die geübten Redner einer falschen Deklamation bedienen mußten, um allenthalben verstanden zu werden, bis auf den Grund niederbrannte, und daß man nicht etwa in einem neuen großartigen Gebäude den Vertretern der Nation einen Platz anwies, sondern ihnen nur ein temporäres Unterkommen in dem halbzerstörten Gebäude verschaffte. Das klingt allerdings fast wie des Schicksals Stimme. Mühsam hatte man sich bisher wie in dem alten Gebäude, so in den alten Institutionen beholfen, und ein zufälliger Verstoß der im J. 1830 am Ruder befindlichen Minister führte eine freilich allmählich unerläßlich gewordene Reform schnell herbei und zwar in einem viel ausgedehnteren Grade, als es alle mit den englischen Verhältnissen vertrauten Männer erwartet hatten: die Vermuthung, daß das alte dürre Gebäude sich von selbst entzündet, wie manche glauben, führt allerdings auf seltsame Vergleichungen. Beide Gebäude waren morsch, und der Zahn der Zeit nagte vernehmlich wie an Mauern und Gebälke so an den Institutionen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Konstantinopel.

(Schluß.)

An einem niedern Hause führt uns der Weg vorüber, die offenen Fenster erlauben uns einen Blick durch das vordere bis in eines der hintern Zimmer. Dort sitzt ein alter Familienvater mit seinen Frauen, Kindern und Dienern in patriarchalischer Ruhe bei der Mahlzeit, erinnernd an die alten Liebesmahle der ersten Christen im Orient, gehalten im nächtlichen Dunkel. Wir traten in ein Kaffeehaus. Da sitzen die edlen, kräftigen, morgenländischen Gestalten, mit den ausdrucksvollen Gesichtern, in langer Reihe rund umher auf den Divans, Arme neben Reichen, frühere Feinde in traulichem freundschaftlichem Gespräche, denn der Ramazan ist die Zeit der Versöhnung. Jeder Unterschied der Stände, jedes widrige Verhältniß scheint verbannt zu seyn; eine freundliche Heiterkeit hat sich über Alles verbreitet.

Wir kamen wieder in der Nähe des Serails vorüber, das mit seinen tausend und tausend Lampen und Lichtern wie eine traumhafte Erscheinung dem Auge entgegenglänzte. Der Sultan bringt seine Ramazansnächte auch nur im Familienkreise seiner Kinder und Frauen, selten mit Zuziehung einiger auserwählten Großwürdenträger zu, wogegen der Großwessir, als Stellvertreter des Beherrschers der Gläubigen verbunden ist, in diesen Nächten den vornehmsten Reichsbeamten Feten zu geben, und zwar so, daß unter der unmittelbaren Leitung des Oberceremonienmeisters Teschrifatdschi-Efendi nach altem Herkommen schon für jede Nacht die sich alljährlich wiederholende Festlichkeit, so wie die Anzahl der jedesmaligen Gäste und die Klassifikation derselben nach Rang und Würden und Alter bestimmt ist.

Der Morgen nahte immer mehr. Ueber die Gebirge des nahen Asiens dämmerte schon ein lichter Streifen. Noch waren wir unfern der Sophien-Dschamie, als von ihren Minarets der Ruf der Muezzin's in lang gehaltenen Tönen die Gläubigen zum Frühgebet und zur Enthaltsamkeit während des Tages einlud. Während wir ein Kaik bestiegen, schimmerten die Höhen und das Meer schon im goldenen Frühroth, indeß in der „Stadt des wahren Glaubens" der nächtliche Glanz erloschen war und ein grauer Nebelmantel sich über sie hindehnte. Während wir auf dem leichten Kahn die glitzernden Wellen des goldenen Hafens durchschnitten, theilte mir mein Begleiter Achmed genau die Strenge des Ramazansfasten mit, die ich hier wiederhole. Es ist in diesen Tagen verboten, einen Tropfen Wasser, andere Flüssigkeit, oder den kleinsten Bissen Speise zu genießen, Tabak zu rauchen und zu schnupfen, wohlriechendes Wasser oder Blumen zu riechen. Ferner wird als Störung des Fasten angesehen: das Einnehmen von Arzeneien, Alles, was äußerlich auf eine Wunde gebracht wird, das Aderlassen, das Baden, der Staub oder Rauch, der in den Mund kommt, das Kauen von Mastix u. dgl., das Schminken; dann wenn man im Traume Regen oder eine Flüssigkeit einschluckt, der Beischlaf, selbst das unschuldigste Küssen oder Liebkosen seiner Frau. Davon befreit sind freilich Kranke, Reisende, Schwangere, Arme, Frauen während ihrer Reinigung, Wahnsinnige und schwache Greise. Die beiden letztern ausgenommen, müssen die Andern aber später so viel Tage im Fasten nachholen, als sie im Ramazan versäumt haben. Uebrigens zeigt sich jeder Muhammedaner in der Beachtung dieses Gebrauchs strenger und gewissenhafter als in irgend einem andern von seiner Religion vorgeschriebenen. Ich muß gestehen, daß ich oft bewundert habe, wie die Bekenner des Islams diese wirklich angreifende Enthaltsamkeit jedes Genusses mit einer Heiterkeit und Pünktlichkeit ertragen, die nur aus wahrem, überzeugendem Religionseifer entspringen kann. Ich möchte meine lieben christkatholischen Wiener und Münchner sehen, wenn sie in ihren Fasten zwölf lange Stunden ohne kolossale Knödel, wohlschmeckende Fische und ohne Wein- und Bierfluthen zubringen sollten.

Fügen wir hier noch eine gedrängte Darstellung der Eigenthümlichkeiten des mit dem Schlusse dieser Fasten beginnenden Beiramsfestes hinzu.

Sobald am letzten Abend des Ramazans der Neumond den freudigen Monat Schewwal verkündet, beginnt das religiöse Fest des großen Beiram, auch Id-fitr, Brechung der Fasten, genannt, der eigentlich nur einen Tag dauern soll, den aber die jetzt von den langen Entbehrungen befreiten Türken bis auf drei Tage ausdehnen. Die Nacht, die dem Beiramstage vorhergeht, die

letzte des Ramazans, gehört zu den sieben heiligen der Moslims, und wird nicht beim festlichen Mahle, wie die übrigen Nächte des vergangenen Monats, sondern mit fleißigem Gebet in den Dschamieen und in größter Enthaltsamkeit zugebracht. Besonders findet dieß Anwendung auf den Umgang mit dem schönen Geschlecht, da der Volksglaube behauptet, Kinder in dieser Nacht erzeugt, würden mißgestaltete, krüppelhafte, dem bösen Geiste angehörige Wesen. Seltsam genug ist es, als alleinige Ausnahme, dagegen gerade Bedingung für den Beherrscher der Gläubigen, in dieser Nacht dem Gegensatze der Enthaltsamkeit zu huldigen. Im feierlichen Aufzuge nämlich begibt sich der Padischah bei beginnender Nacht aus dem Serail nach der Sophienmoschee, um dort, inmitten seines Volks, dem Allerhöchsten sein demüthiges Gebet zu weihen. So wie in stiller Ehrfurcht die Blicke der Menge dem Sultan auf dem Hinwege zum Tempel folgen, so gibt sich, wenn er daraus zurückkehrt, die Freude durch lauten Jubel kund. Im Serail wieder angelangt, erneuert sich die althergebrachte Gewohnheit, daß eine reine jungfräuliche Sklavin in dieser Nacht das Lager mit dem Herrscher theilt, eine Ehre, die die Erwählte überglücklich macht, oder gar zu dem hocherlauchten Range einer Sultanin emporsteigen läßt, wenn die Zärtlichkeiten dieser Nacht später lebendig ins Leben treten sollten.

Der Beginn des Beiramtages wird wie jede große Festlichkeit mit unendlichen Salven vom Ufer und von den reich beflaggten Schiffen des Hafens begrüßt. Bevor sich nun die Gläubigen zum Gebete begeben, hält es das Gesetz für löblich, den Körper zu schmücken, so viel in jedes Kräften steht, was auch so viel wie möglich befolgt wird, so daß das türkische Sprüchwort von einem sehr Armen sagt: „Er kann sich nicht einmal zum Beiram ein neues Kleid schaffen.“ Auf dem Wege zur Moschee hört man ein beständiges Murmeln, da es den Gläubigen befohlen ist, bei dieser Gelegenheit immerfort: „Allah bu ekber!“ — Gott ist groß! — zu sprechen. Theilweise ähnelt der Beiram dem deutschen Neujahr, da man an ihm Besuche bei seinen Gönnern, Vorgesetzten, Freunden und Bekannten macht, um zum Feste Glück zu wünschen. Auch Fremde, die sich auf der Straße begegnen, grüßen einander mit dem festlichen Gruße: „Beiram bark!“ so wie am Ostertage jeder Russe dem andern sein „Christos woskreß!“ (Christ ist erstanden) zuzurufen pflegt. Der Türke vermeidet bekanntlich bei jeder Begrüßung das Berühren des andern, indem er bei dem Aussprechen des Grußes nur mit der Hand seinen Kopf, Mund und seine Brust berührt, zum Zeichen, daß er daran denkt, was er spricht und dieses aus dem Herzen komme. Im Beiram dagegen findet die Ausnahme statt, daß man sich gegenseitig die Hände drückt und einander umarmt; Verwandte küssen sich auch wechselseitig. Feindschaften, die der Ramazan noch nicht verbannt hat, schwinden gewöhnlich im Beiram, und es würde der mit allgemeiner Verachtung behandelt werden, der eine angebotene Versöhnung ausschlüge. Ferner ist es Sitte, einander Geschenke zu machen, wovon sich selbst der Aermste, wenn er auch nur die geringste Kleinigkeit gibt, nicht auszuschließen pflegt. Während dieser Zeit genießen auch die türkischen Damen größere Freiheiten, so weit es die strenge orientalische Sitte gestattet. Ganze Hareme, in langen geputzten Wagenreihen machen einander Besuche, und zu keiner Zeit sieht man die Straßen Konstantinopels von den grünverhüllten Frauengestalten, die dem Neugierigen nur Nase und Augen präsentiren, so bevölkert wie jetzt.

Die Hoffeierlichkeit des Beiram (Muadjedeh) ist die bedeutendste des ganzen Jahres, und beginnt gleich nach dem Sonnenaufgang. Der erste, der dem Sultan aufwartet, ist der Mufti, als Oberhaupt der Geistlichkeit, dem es erlaubt ist, die Brust des Herrschers zu küssen, worauf dieser ihm die Hände auf die Schultern legt und das Haupt ein wenig neigt, als wolle er ihn umarmen. Es bleibt aber natürlich bei diesem Wollen, da sich das Vollbringen nicht wohl mit der großherrlichen Würde vereinigen läßt. Nach dem Mufti erscheinen dann alle übrigen Großwürdenträger des Reichs zur Gratulation, um den Saum des großherrlichen Kleides zu küssen; später aber der weibliche Hofstaat, der wohl den interessantesten Theil ausmachen dürfte. Bei dieser Gelegenheit geschieht auch die Vertheilung der Ehrenpelze, so wie die Avancements und Degradationen vorgenommen werden. Aus dem letztern Grunde mag wohl auch auf manchem mit einem unreinen Gewissen behafteten Pascha die Annäherung des Beiramfestes etwas unangenehm einwirken.

Das Volk belustigt sich während dieser Tage an den Lustörtern, die in Menge nah und entfernter die Hauptstadt umgeben, so daß man ein reges Gewühl in dem Thal der süßen Gewässer, in Böjükdereh, Dolma-Bakdscheh, auf den Prinzeninseln und an andern dergleichen Orten zu finden pflegt, wo Musik, Improvisatoren, Seiltänzer, Taschenspieler u. dgl. m. für die Unterhaltung des Volks Sorge tragen. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß für die drei Tage des Beirams sämmtliche Wein- und Liqueurbuden der Hauptstadt durch Regierungsbeamte geschlossen und versiegelt werden, damit durch den Genuß dieser Getränke die Freude nicht in Ausschweifung ausarte und sich bis zu Excessen steigere. Außerdem wird dieß Fest auch von den genußsüchtigen christlichen Peroten mit gleichem Jubel wie von den Türken gefeiert, und man wandelt eben so gut in Pera durch die mit grünen Zweigen geschmückten Straßen, wie jenseits des Hafens in Konstantinopel, dem Hauptsitze des anmuthigen, interessanten Festes.

Die Stadt Cambay in Guzerat.

In der Londoner asiatischen Gesellschaft wurde das Schreiben eines Herrn Lord aus Surat vom December 1835 über die Stadt und den Hafen von Cambay vorgelesen. Eine eigene Industrie wird in dieser Stadt getrieben, nämlich das Schneiden und Poliren der Karneole. Herr Lord beschreibt diesen einfachen und sehr schnell fördernden Prozeß. Die ursprünglichen Karneolsteine haben ein schwarzes, feuersteinartiges Aussehen, nehmen jedoch, wenn man sie dem Feuer oder der Sonnenhitze aussetzt, theils eine rothe, theils eine weiße oder Mittelfarbe an. Herr Lord erwähnt des Umstandes, daß seit einigen Jahren der obere Theil des Golfes von Cambay an Tiefe abnimmt, und zwar so rasch, daß man das trockne Land fast unter den Augen sich bilden sehe. Sonst

luden die Schiffe unter den Mauern der Stadt aus; zur Zeit, von der Herr Lord spricht, lag das nächste Schiff im Hafen wenigstens vier (englische) Meilen davon, und versank im Schlamm, ohne Hoffnung, vor der Rückkehr der Fluthzeit wieder flott zu werden. Die Ursache der Abnahme der Tiefe im Hafen ist die ungeheure Menge Erde und Schlamm, die der Fluß Mhye mit herabbringt; nach einem Lauf von fast hundert Meilen durch ein ganz aus Alluvionen bestehendes Land entladet er in kurzer Entfernung östlich von Cambay seine trüben Gewässer in den Golf. Der Handel von Cambay leidet durch diese Verschlemmung des Hafens sehr.

Chronik der Reisen.

Reise in das Land der Zulas in Südafrika.

(Schluß.)

Noch theilt unser Reisender eine interessante Notiz über bisher unbekannte Stämme mit: „Ich hatte, sagt er, eine lange Unterredung mit Amkolwani, einem der niedern Häuptlinge der Angaani. Dieser Stamm bewohnt, so viel ich herausbringen konnte, das Land neun Tagereisen nordnordöstlich von Ankanginglave. Fünf Tagereisen von da kommt man an den Fluß Ampangola, und nach vier weitern Tagereisen erreicht man Elangani, wo der König dieses Stammes, Sobaza genannt, residirt. Näher am Ampongola liegt eine andere Stadt, Nodamla genannt, beide aber sind, gegen die Zula-Städte gehalten, nur klein, haben keine Ringmauern und enthalten die gesammte Bevölkerung des Stammes, welche jetzt sehr geschmolzen ist. Die Zahl der Männer steigt nicht über hundert, da aber jeder 5 bis 10 Weiber hat, so kann man die Gesammtzahl, die Kinder eingerechnet, auf 1200 anschlagen. Früher waren sie unabhängig, wurden jedoch von Tschaka, der ihnen ihr Hornvieh nahm, unterjocht. Da sie weder Schafe noch Ziegen haben und nur wenig Getreide bauen, so sind sie oft gezwungen von Wurzeln zu leben. In den Wäldern ihrer Gegend gibt es gutes Bauholz. An wilden Thieren ist Ueberfluß, und außer den in diesen Ländern gewöhnlichen findet man bei ihnen noch das Rhinoceros und den Tiger. Den Strauß und die Giraffe scheinen sie nicht zu kennen. Das Elenn ist das einzige große Thier, welches sie jagen, denn an den Elephanten wagen sie sich nicht, obschon sie den Werth seiner Zähne recht gut kennen. Alligatoren gibt es in ihren Flüssen in Menge; die letztern beschreiben sie als sehr groß, doch sind sie zu gewissen Zeiten zu durchwaten.

Der Lesata ist nächst dem Ampongola der größte Fluß; er bildet die Gränzscheide zwischen den Zulas und Angaanis, dann kommt der Metani; diese Flüsse sind sämmtlich breiter als der Tugala. Diese Leute haben keine Kanots und scheinen ein isolirter Stamm zu seyn, da sie außer ihren Eroberern mit keinem andern in Verbindung stehen. Sie sprechen die Zula-Sprache, und als sie uns englisch reden hörten, sagten sie, dieß sey das Erstemal, daß sie eine andere Sprache als die ihrige vernähmen. Im Aeußern gleichen sie den Zulas, und da sie, seit sie Tschaka unterthan wurden, auch das Haar ringsförmig geschoren tragen, so sind sie von ihren Ueberwindern kaum zu unterscheiden. Die Weiber scheeren ihre Haare ebenfalls, lassen jedoch einen kleinen Büschel auf dem Wirbel stehen.

Das ganze Land, gegen Norden und Westen, wird von ihnen als eine unfruchtbare Wüste geschildert, besonders gegen Norden, und ist von vielen Schluchten durchschnitten. In der nördlichen Wüste, welche ganz sandig ist, strömt ein großer Fluß, an dessen Ufern sie gewesen, aber nicht hinüber gekommen sind; auch hatten sie nie gehört, daß gegen Norden oder Westen Menschen wohnten. Gegen Osten lebt ein Stamm der Zulas, die Nobombas genannt, von denen sie Eisen zu ihren Lanzen und Assagaien erhalten.

Die Häuser der Angaanis bestehen größtentheils aus Matten und Schilf. Ihr König Sobaza, derselbe der von Tschaka unterjocht wurde, hat noch immer das Recht über Leben und Tod. Missethäter werden mit knotigen Prügeln todtgeschlagen. Ihre Verstorbenen beerdigen sie stets, mit Ausnahme jedoch der zum Tod verurtheilten Verbrecher. Es weht, wie sie sagen, bei ihnen oft ein so heißer Wind, daß sie genöthigt sind ihre Häuser zu verlassen und auf die höchsten Berge zu steigen, um frische Luft athmen zu können. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch, namentlich im Winter, so ungesund, daß Amkolwani sagte, er erwarte bei seiner Heimkehr viele Kranke zu finden. Regen fällt niemals, dagegen aber ein starker nächtlicher Thau. Der herrschenden Krankheitsformen sind zwei — die eine besteht in einer Affektion der Luftröhre und der Lungen, wovon sie oft genesen, von der andern aber werden sie so plötzlich und heftig befallen, daß oft schon nach wenig Minuten, unfehlbar aber nach einer Viertelstunde, der Tod eintritt. Die Symptome dieser Krankheit sind heftige Schmerzen in den Lenden, im Rücken und Vorderhaupt, und nach dem Tode tritt schwarzer Schaum aus dem Munde. Von Medizin haben sie keinen Begriff und überlassen ihre Kranken sich selbst, ohne irgend ein Mittel anzuwenden. Entfernung aus dem ungesunden Klima heilt die erstgenannte Krankheit oft, und Amkolwani selbst sagte mir, daß seine Brustbeschwerden ihn verließen, sobald er seine Heimath im Rücken habe.

Eben so wie die Amakosa, Zulas u. s. w. feiern auch Angaanis „das Fest der ersten Früchte." Die Beschneidung wird zuweilen noch von ihnen vorgenommen, obschon sie seit der Regierung Tschaka's außer Gebrauch gekommen ist. Wir waren die ersten Weißen, welche sie noch gesehen hatten, und sie bekannten, uns beim ersten Anblick für wilde Thiere gehalten zu haben. Einer von ihnen lief vor meinem friedlich weidenden Pferde davon, weil er es ebenfalls für ein wildes Thier hielt. Schießen erschreckte sie sehr, und sie sagten, daß sie ihren Landsleuten bei ihrer Heimkehr sagen würden: „Sie hätten die Weißen gesehen und diese hätten das Feuer.""

Von Religion haben die Angaanis keinen Begriff. Amkolwani gestand mir, daß er sich auf seinen langen Reisen oft darüber gewundert habe, wo alle Dinge herkämen, habe es sich aber nie erklären können, und daher geglaubt, sie entstünden durch Zufall. Von einer Fortdauer nach dem Tode hatten sie eben so wenig einen Begriff, als sie irgend etwas von einem bösen Geist wußten.

Vermischte Nachrichten.

Eine Frau, Namens Cecilia de Luna Folliera, hat von der französischen Gesellschaft der allgemeinen Statistik eine Ehrenmedaille für ihre Werke erhalten, namentlich für eines, das zum Titel hat: **Ueber die Beziehung der Frauen, oder das Mittel, wie sie zum allgemeinen Glück beitragen können.**

•

Die angestellte Subskription, um der Familie Walter Scotts seinen Aufenthaltsort Abbotsford, seine Bibliothek, seine Manuskripte und seine Alterthümersammlungen zu bewahren, hat eine Summe von 7200 Pfd. St. eingetragen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Plan der neuen Parlamentsgebäude in England.)

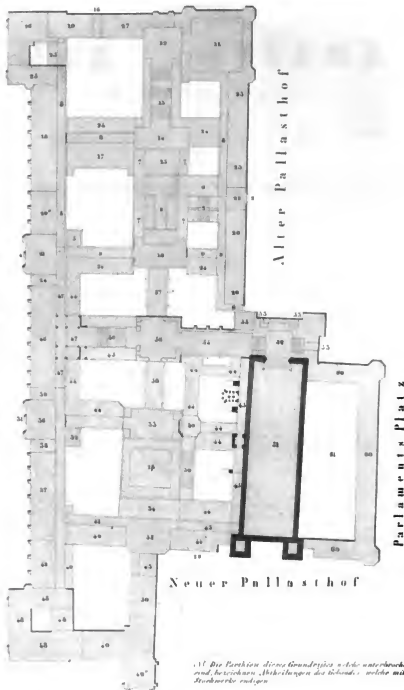


NEUES PARLAMENTS-GEBAEUDE.

Ansicht nach dem zu Grund gelegten Plane, wie es von dem Surrey-Ende der Westminster-Brücke erscheinen wird

Neues Parlaments-Gebäude.

Grundriß mit Angabe der Haupteinrichtungen des ersten Stockwerkes.



Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1836.

Skizzen aus Paris.

Erziehung.

Außer sehr wohlhabenden Häusern, welche eigene Erzieher und Erzieherinnen und die Lehrer für im Hause gegebene Stunden zu bezahlen vermögen, senden alle Familien ihre Söhne und Töchter in eine Pensionsanstalt, oder lassen sie bloß daselbst lernen, und behalten sie zu Tisch und Bett im Hause. Die Preise der ganzen Pensionen sind ziemlich hoch, und die Kost soll häufig etwas schmal seyn. Viele Unternehmer rühmen sich neuer, abkürzender und alles Wissen umfassender Methoden, andere suchen durch Turnübungen ihre Mitbewerber zu überstrahlen.

Bei dem weiblichen Geschlecht hat die Pensionserziehung einen Normalton, eine Vermischung der Individualität des eigenthümlichen Familienstempels hervorgebracht. Ein Mädchen spricht ungefähr wie das andere, verbeugt sich auf dieselbe Weise, macht dieselbe Phrase in ihrem Komplimente geltend, und einer meiner Freunde hatte jeden Abend eben so oft Gelegenheit auszurufen: „O Wagners Pudel!" als junge Damen in den Salon traten. Es ist hiebei alles auf ein Zero berechnet. Nichts Unschickliches begehen, nichts zu Geistreiches sagen, nicht gegen die Mode gekleidet zu seyn, sey diese auch im gegebenen Falle noch so schädlich für die jugendliche Gestalt. Höchstens wird eine Modifikation erlaubt.

Die Jungen werden häufig in Röcke von militärischem Schnitt gesteckt, auf den Spaziergängen vom Führer nach Nummern angerufen, und zu Leibesübungen sehr zweckmäßig ermuntert. Wer sich die Woche über gut gehalten hat, trägt eine Dekoration, was ich eben so national zweckmäßig finde, als das Geschwornengericht in den nordamerikanischen Boarding schools.

Die Kleinkinderschulen sind nur erst seit der Juliusrevolution unter dem Namen Salles d'asile aufgekommen, und werden höchst wohlthätig befunden. Wer das Passivkapital der Armuth vermindern will, beginnt am besten mit den Kindern, er kauft sich am wohlfeilsten von späterer Unterstützung und Vervielfältigung der Armen dadurch los.

Die Schulen und Pensionen haben sich seit Aufhören des Priestereinflusses sehr gebessert, wenn gleich ein guter Carlist seine Söhne nirgends anderswo als in Freiburg erziehen lassen darf. Wozu würde auch in Paris eine vorzugsweise religiöse Richtung der Erziehung nützen, wenn das Kind beim festtäglichen Besuche zu Hause das Gegentheil hört von dem, was ihm die Woche über in der Lehrstunde Langeweile macht?

Die Protestanten haben viele ausschließliche, zum Theil sehr vorzügliche Pensionen, welche sich als solche in Blättern und Aufschriften ankündigen.

Im Allgemeinen gesprochen kann jetzt das Pariser Volk sein Lernbedürfniß vollständig befriedigen. Ueberall werden neue Schulen gebaut. Die der Rue du Sentier verdient Nachahmung: die Knabenschule im unteren Stockwerk hat ihren Eingang rechts; links führt ein anderer zur Treppe und über diese zur Mädchenschule. So sind beide Geschlechter vollkommen gesondert, obwohl in demselben Hause.

Die klassischen Studien werden in Frankreich noch nicht mit deutschem Ernst und deutscher Umsicht getrieben, dagegen dürften die Franzosen uns im Studium der Größenlehre, der Anfänge der Naturwissenschaften, und an gleichmäßiger Ausfüllung eines beschränkten Kreises des Wissens, so wie an Bereithaltung und Benutzung des Erlernten übertreffen.

Die physische Erziehung ist im Ganzen sehr lobenswerth, nur soll die Reinheit der Sitten nicht überall, auch bei der strengsten Vorsicht, gehandhabt werden können. Ehre und Ehrgeiz sind die großen Hebel der Pariser Erziehung, sie wirken viel, aber schwerlich das Höchste.

Durch die Entfernung vom Vaterhause, welche hier nur zu oft durch Umstände geboten wird, erschlaffen begreiflicherweise die Bande des Gehorsams und der Pietät sehr, und die Gesetzgebung, welche die väterliche Gewalt in Frankreich minder schützt als anderwärts, äußert früh ihre Folgen.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Fortsetzung.)

Institutionen des Staats müssen dem gesellschaftlichen Zustand angemessen seyn, oder sie lassen sich nur durch Gewaltsmittel aufrecht erhalten. Keinem aufmerksamen Beobachter

kann es entgehen, daß die gesellschaftlichen Zustände Englands in ihrem tiefsten Grunde erschüttert sind, und hierin, nicht in den jetzigen Parteikämpfen, liegt die Gefahr. Wären es nur diese Parteikämpfe mit gelegentlicher Zuziehung des Volks, so fände sich ein Vergleichungspunkt in der englischen Geschichte, der über manches was jetzt geschieht, vielen Aufschluß geben könnte: nämlich die 20 ersten Jahre Georgs III, während deren unter den heftigsten Zuckungen die Regierungsgewalt aus den Händen der großen Whigfamilien in die der Tories überging, die sie hierauf fast ununterbrochen ein halbes Jahrhundert hindurch besaßen, aber die Elemente der Regierungsgewalt sind nicht mehr dieselben, die Uebermacht des Adels ist durch die veränderten Geldverhältnisse gebrochen, und Irland erschwert diesen Umstand noch, indem es sich vermittelst seiner Armuth an dem stolzen England, das dieselbe verschuldet, für seine vielhundertjährigen Leiden fürchterlich rächt.

Landbesitz und Erstgeburtsrecht zeichnen, wie auf dem Kontinent, den Adel Englands aus, aber in einem weit umfassendern Grade, denn seit den Zeiten der normännischen Eroberung, wo Wilhelm der Eroberer das Land in 60,000 Lehen theilte, ist der bei weitem größte Landbesitz in den Händen des Adels geblieben, und die große Anzahl kleiner, theils ganz, theils halb freier Landeigenthümer, wie sie in Deutschland und seit der Revolution auch zum Theil in Frankreich sich findet, gibt es in England fast gar nicht. Wohl neun Zehntheile des Landes werden jetzt, nachdem die Hörigkeitsverhältnisse mehr und mehr aufgehoben wurden, von Pächtern angebaut. Auf seinen weitläufigen Gütern hat der Adel vor alter Zeit Kirchen und Pfründen gegründet, und die Besetzung derselben ist noch jetzt ein Eigenthumsrecht desselben in einem weit größern Umfang als auf dem Kontinent. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war der Adel in England Alles, und selbst der steigende Reichthum der Städte konnte ihn nicht überflügeln, weil eben dadurch auch der Werth des Bodens sich hob, in dessen Besitz der Adel war.

Die Macht des Adels am Hofe und in der Regierung war somit fortdauernd überwiegend, nicht einmal eine Opposition erhob sich gegen ihn als Stand, und die Behauptung des Erstgeburtsrechts und des Reichthums der Familien war nicht schwer, da es dem Adel durch sein ausgedehntes Patronat und sein vorherrschendes Gewicht bei Hofe nicht schwer fiel, seine nachgebornen Söhne in See-, Land- und Kirchendienst zu versorgen. Um zu wissen, wie weit man mit diesen Versorgungen ging, darf man nur einige speciellere Geschichten des vorigen Jahrhunderts lesen, wo man noch mit aller Naivität, als eine ganz natürliche Sache, die Mäckeleien erzählte, wie man bei Ministerveränderungen und ähnlichen Vorfällen, um diesen und jenen einflußreichen Mann zu begütigen, Pensionen und Stellen für Frau, Sohn und Tochter ausbedung. Und das Unterhaus, zu drei Viertheilen mit rohen und unwissenden Landjunkern angefüllt, deren Gewissenstarif Lord Walpole in der Tasche zu haben behauptete, fand die Mäckelei sehr natürlich und hatte nichts daran auszusetzen. Doch erweckte der erbitterte und zum Theil schamlos betriebene Kampf zwischen den großen Whig- und Toryfamilien in den ersten zwanzig Jahren der Regierung Georgs III mehr als einen rechtlichen und muthigen Mann, und lange trug Cambridge, ein neuer Kato, in jeder Parlamentssession auf eine Parlamentsreform an, aber seine Stimme verhallte, ohne ein Echo zu finden, denn die Nation mitten im Aufschwung ihrer industriellen Thätigkeit begriffen, hatte weder Zeit noch Lust, sich mit theoretischen Verbesserungsplanen abzugeben.

Indeß wurden die Zeiten schwieriger, die französische Revolution brach aus, und auch in dem so sehr am Alten hängenden England zeigten sich Anhänger. Freilich waren diejenigen, welche ähnliches erstrebten, sehr wenig zahlreich, aber eine ehrenwerthe Partei, worunter Graf Grey, bildete sich, um eine Parlamentsreform durchzusetzen. Pitt aber, damals Minister, und eigentlich einer Whigfamilie angehörig, hielt, obwohl er früher selbst eine Parlamentsreform befördert hatte, den Zeitpunkt nicht für gerathen, und rüstete sich mit aller Kraft seines Herrschergeistes, dem drohenden Sturm von Außen und Innen zu begegnen. Pitt ist der eigentliche Schöpfer der gegenwärtigen Zustände, und beide jetzt sich bekämpfenden Parteien haben Recht gegen ihn, die einen, indem sie sein Andenken in jährlichen Festen feiern, die andern, indem sie, wie Cobbett und Hunt, vorschlagen seine Statue zu zertrümmern. Er änderte die Erbschaftsgesetze *) zu dem Zweck, mehr Eigenthum in den Händen einzelner zu vereinigen, er leitete die Anlehen, die auch ohne sein Zuthun Einzelne bereichern mußten, und es kam dahin, daß drei Viertheile des Reichthums der Nation in den Händen von etwa 150 bis 200,000 Familien vereinigt waren.

Auch noch von einer andern Seite war es Pitt, der den jetzigen Zustand der Dinge herbeiführte, denn er gab dem Oberhause seine jetzige Gestalt; er erhob eine Menge Menschen, die in der Administration und im Heere gedient hatten, und seiner Verwaltung sich ergeben zeigten, ins Oberhaus, ohne daß dieselben durch bedeutendes eigenes Vermögen im Stande gewesen wären, ihre Söhne ihrer neuen Würde gemäß zu versorgen. So bildete sich eine nicht unbedeutende Anzahl Pairs, die für ihren standesmäßigen Unterhalt von der Regierung abhängig, durch alle ihre Verbindungen aber an die Torypartei gefesselt waren. Diese sind es, welche nebst dem angloirischen Adel der Torypartei im Oberhause hauptsächlich die Majorität geben, besonders darum, weil die Zeitverhältnisse auch viele andere Pairs in ihren Vermögensverhältnissen zurückgebracht haben.

Der Krieg und die Anlehen in seinem Gefolge schufen eine ungeheure Masse beweglichen Vermögens, ein Kapital von 800 Millionen Pfund Sterling. So lange der Krieg mit den hohen Preisen aller Ackerbauprodukte dauerte, fand ein gewisses Gleichgewicht statt, so wie der Krieg aufhörte, hatte auch dieß Gleichgewicht ein Ende, und das bewegliche Vermögen erhielt ein unermeßliches Uebergewicht. Während des letzten Krieges wurden etwas über 550 Mill. Pfd. entlehnt. Die Anlehen wurden im Durchschnitt zu 60 Proz. abgeschlossen und in Papier bezahlt,

*) Erst in der noch laufenden Parlamentssession wurde von einem radikalen Mitglied deren Wiederumänderung beantragt, aber verworfen, schwerlich für sehr lange.

welches, während die Suspension der Baarzahlungen der Bank andauerte, um etwas mehr als 40 Prozent niedriger als Gold stand. In Gold erhoben hätte man also die Anlehen zu 37 Pfd. ungefähr abgeschlossen. Diese zur Zeit des Kriegs zu 37 stehenden Staatsschuldscheine stehen jetzt theils über 90, theils über Pari, oder mit andern Worten, die Nation muß jetzt noch für empfangene 37 Pfd. jährlich 5 Pfd. oder etwa 8 Proz. zahlen. Diese Last fällt auf die Steuerzahlenden, und somit auch auf die Ackerbauer, während die große Anzahl von Staatsgläubigern ihr Vermögen ohne alle Mühe verdreifachte. Doch dieß ist nicht der einzige Nachtheil, der dem Grundeigenthum erwuchs. Die unnatürlich hinaufgetriebenen Preise aller Bodenerzeugnisse hatten den Grundeigenthümern unmäßig hohe Pachtzinse verschafft, und sie dadurch zu eben so unmäßigen Ausgaben verleitet. Als die Preise der Bodenerzeugnisse und mit ihnen die Pachtzinse und die Einkünfte der Grundeigenthümer nach dem Kriege sanken, wurden die Vermögensverhältnisse von vielleicht drei Viertheilen des Adels zerrüttet, und da mit dem Aufhören des Kriegs Einschränkungen in der Marine und Armee erfolgten, so wurden auch die Aussichten für die Versorgung der nachgebornen Söhne immer schlechter, und diese fielen den ohnehin in ihrem Vermögen geschmälerten Familien zur Last.

Hatte schon durch die eben angegebene Aenderung in den Geldverhältnissen das bewegliche Vermögen ein unmäßiges Uebergewicht über das unbewegliche, d. h. Manufaktur- und Handelsreichthum über den Grundbesitz errungen, so stieg dieß Mißverhältniß noch, als die Industrie, nach kurzer Unterbrechung durch die Konkurrenz mit dem wiedergeöffneten Kontinent, aufs neue unterstützt von unermeßlichen Kapitalien und einer nach allen Welttheilen dringenden Handelsmacht glänzend sich erhob, und bis jetzt eine Ueberlegenheit behauptete, die ihr nur langsam und allmählich entrissen werden wird. Die Grundeigenthümer waren nicht so glücklich. Die Krise nach dem Kriege hätten sie überstehen können, so gut oder so schlecht, als man sie auf dem Kontinent überstand, aber die von jetzt an immer bedeutender werdende Konkurrenz Irlands konnten sie nicht überwinden; an dieser Konkurrenz wird sich das Grundeigenthum, und der Adel als besitzende Hauptmacht des Landes, verbluten, in seinen Sturz die alte Konstitution des Landes, hineinziehen, und wahrscheinlich Englands Macht und Ansehen unter den Nationen unter den Trümmern begraben. „Der Herr rächet die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied." Dieser unbegreifliche, aber durch alle Geschichte als wahr erfundene Spruch bewährt sich auch hier. Irland, das verhöhnte, gemißhandelte, niedergetretene Irland rächt sich, nicht mit den Waffen, sondern durch sein Elend fürchterlich für das vielhundertjährige Unrecht, das ihm England angethan, es ist sein böser Genius geworden, die Achillesferse, an der England verbluten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Nach dem Russischen mitgetheilt vom Legationsrath Lietz)

Der Flächeninhalt der im Gouvernement Jakutsk liegenden Provinz Jakutsk beträgt 100,000 Quadratwerste (7 Werste = 1 deutschen Meile), und gränzt westlich auf einer Ausdehnung von 557 deutschen Meilen an den turuchanskischen Kreis, östlich an die Provinz Ochotsk und an das ochotskische Meer auf eine Länge von 195 Meilen, südlich an den kirenskischen Kreis auf 145 Meilen, südöstlich auf einer Strecke von 887 Meilen an den nertschinskischen Kreis und an China, nördlich auf 115 Meilen an das Eismeer und nordöstlich an das Land der Tschuktschen.

An der Spitze der Provinzialverwaltung steht ein von dem ostsibirischen Generalgouverneur und der irkutskischen Gouvernementsregierung abhängiger Provinzialregierungspräsident mit drei Beamten und einem Kaufmann als Assessor. Dieser Präsident ernennt die Beamten für die andern Gerichtsbehörden, für das Kreisgericht, Landgericht, für die Rentkammer und die Verwaltung der Kommissariate; jedoch muß ihre Ernennung von der Gouvernementsregierung in Irkutsk bestätigt werden. Die Bestätigung von dieser erfordern auch alle bei der Provinzialregierung in höherer Instanz verhandelten wichtigen Angelegenheiten. Die unbedeutendern werden in Jakutsk abgemacht.

Es umfaßt die Provinz: einen Kreis und fünf Kommissariate, wovon der erstere durch ein Landgericht, die fünf Kommissariate aber durch von diesem abhängige Kommissarien verwaltet werden.

Die Einwohner der Provinz Jakutsk sind: Jakuten, russische Bauern, Tungusen, Lomuten und Jukagiren, und theilen sich wieder ein in Ulussen (Hordenlager), die von Häuptlingen, — in Naslegen, die von kleinen Fürsten, — und in Bezirke und Flecken, die von Aeltesten verwaltet werden.

Die Flecken der Jakuten, die tatarischen Ursprungs und aus dem Gouvernement Tomsk eingewandert sind, liegen in Gegenden zerstreut, die die Viehzucht begünstigen. In ihrem Besitz befinden sich die Länder, die schon ihre Vorfahren inne hatten, sind aber nicht nach der Einwohnerzahl eingetheilt, woher es kommt, daß einige Ulussen ein sehr großes, andere ein sehr kleines Gebiet haben. — Es beabsichtigte zwar die Regierung, den Umfang der Ulussen nach der Menschenanzahl zu vermessen, doch ist dieß noch nicht ausgeführt. Die Jakuten wohnen in Jurten, d. h. in aus dünnen Ruthen erbauten und mit Erde überschütteten Hütten, in deren Mitte sich der Herd befindet, auf welchem, wenigstens für den Winter, ein ewiges Feuer unterhalten wird.

Das äußere Ansehen der Jakuten ist nicht übel; sie sind von mittelmäßiger Größe, ihre Gesichtsfarbe ist etwas dunkel, ihr Haar schwarz und schlicht herabhängend. Ihr Anzug besteht aus einem von Pferde- oder Rennthierleder verfertigten kurzen Rock, kurzen, bis zum Knie reichenden Nanking- oder Tuchhosen und hohen Stiefeln. Ihre Sprache ist zusammengesetzt aus jakutischer und tatarischer Mundart. Ihr Charakter ist sanft, gastfrei und gehorsam gegen ihre Vorgesetzten; doch zeigt sich auch, wenn sie beleidigt werden, Rachsucht in ihrem Benehmen. Pferdediebstahl, den sie sehr geschickt auszuüben verstehen, kommt oft bei ihnen vor. Sie erlernen sehr leicht Handwerke, und zeichnen sich besonders als Tischler, Zimmerleute, Gerber und Schmiede aus. — Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aus Rind- und Pferdefleisch, Milch und Butter, Beeren und Wurzeln. Die Rinde von Fichten- und Lerchenbäumen mahlen sie getrocknet zu einer Art von Mehl, das sie unter die andern Nahrungsmittel mischen. Nach Jakutsk und Ochotsk verkaufen sie Pferde und Rindvieh, und befassen sich mit Waarentransporten vermittelst ihrer Pferde auf dem Wege zwischen Jakutsk und Ochotsk.

An den Flüssen Lena und Amga haben die russischen Bauern ihre Wohnsitze, wo sie sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen. Die an der Lena wohnenden Bauern unterhalten viele Pferde zur Beförderung der Posten nach Irkutsk.

Tatarischen Ursprungs sind die Tungusen, die sich in der Sprache und ihrem Aussehen sehr von den Jakuten unterscheiden, indem sie von kleinem Wuchse sind, breite, platte Gesichter und sehr kleine Augen haben. Ihr Haupterwerb besteht in der Unterhaltung von Rennthierheerden, im Fischfang und der Jagd. Sie führen ein nomadisirendes Leben, und ihre Wohnungen sind kegelförmige Jurten von langen Stangen, die mit Rennthierfellen, Fischhäuten und Birkenrinden bedeckt werden.

Die Lomuten und Jukagiren, ebenfalls tatarischen Ursprungs, in den am Eismeere liegenden saschiwerschen und mittelkolüma'schen Kommissariaten lebend, unterscheiden sich von den Tungusen und Jakuten durch Sprache und Gebräuche. Sie haben sich hauptsächlich an Seen und Flüssen niedergelassen, die zum Fisch- und Vogelfange und zur Jagd günstig sind. — Wenn die wilden Rennthiere auf ihren Zügen durch Flüsse schwimmen, so machen diese Völker Jagd auf sie, um das Fleisch zur Nahrung zu erhalten. — Ihre winterlichen Reisen machen sie nur mit Hunden.

Diese Hunde, ungefähr von der Größe und dem Aussehen des Wolfes, haben einen dicken, starken Hals, spitze Schnauze, gerade, aufstehende Ohren und sehr dichtes Haar. Man spannt gewöhnlich eilf von ihnen vor einen Schlitten, immer paarweise bis auf den vordersten, einzelnen, den Leithund. Sie legen wohl täglich 11 bis 12 deutsche Meilen zurück mit einer Ladung von 1200 Pfunden, im Frühjahr oder bei gutem Wege und mit leichtem Gepäck auch wohl 18 bis 19 Meilen. Die Nahrung dieser Thiere besteht aus getrockneten oder gefrornen Fischen. Zügel zu ihrer Lenkung sind nicht nothwendig, da der Leithund auf die Worte seines Herrn hört. Wenn eine solche Equipage sich in den verschneiten Gegenden verirrt, so ist es das Geschäft des Leithundes durch seinen Geruch wieder die Spur des Weges aufzusuchen. Hat er diese gefunden, so zeigt er dieß seinem Herrn durch ein Freudengeheul an. Oft begegnet man bei diesen Fahrten in öden Gegenden irgend einem wilden Thiere, einem Bären, Wolfe, Fuchse u. s. w. —; dann sind die Hunde, auch wenn sie durch das Ziehen schon ermüdet wären, in der Verfolgung dieses Thieres nicht aufzuhalten, wobei oft der Herr mit seinem Schlitten umgeworfen wird. Aber auch hier hilft wieder der kluge Leithund, der mit dem übrigen Gespann eine Strecke mitläuft, seine Gefährten dann aber in die Stricke des Geschirrs zu verwickeln weiß, und sie so still zu stehen zwingt, wo der nachkommende Herr dann wieder seinen Schlitten einholt. An Rasttagen in der Schneewüste werden die Hunde rund um den Schlitten angebunden, und graben sich dann in den Schnee ein, wo sie gegen die Kälte geschützt sind. Wenn im Sommer auf den freigewordenen Flüssen der Fischfang anfängt, werden die Hunde freigelassen, um sich selbst die Fische zu fangen, was sie auch trefflich verstehen. Wenn sie genug gefressen haben, so verzehren sie nur als Leckerbissen noch die Fischköpfe, das Übrige lassen sie liegen, wo es dann verfault. Im Herbst, wenn der Fischfang beendet ist, kehren sie von selbst zu ihren Herren zurück.

Alle Völker, die die Provinz Jakutsk bewohnen, sind der griechisch-russischen Religion zugethan, doch gibt es auch noch Heiden unter ihnen. Selbst die Jakuten, Lomuten, Tungusen und Jukagiren, die Christen sind, sind es bloß der Form nach, und den äußern von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuchen. Alle huldigen sehr dem Aberglauben, und ihre alten Götzen stehen noch immer in großer Achtung bei ihnen.

Die letzte Revision in der Provinz hat ergeben, daß die Zahl der dort lebenden männlichen Einwohner 71.400 beträgt, deren Abgaben, theils in baarem Gelde, theils in Fellen, den ungefähren Werth von 271.200 Rubel ausmachen, so daß auf jeden Mann ungefähr fünf Rubel treffen. —

Zwischen den Flüssen Lena und Aldan, dann an der Amga, Uda, Willujo, Ustjana und Kolüma ist die Provinz Jakutsk bewohnt; die andern Gegenden jenseits des Aldan sind durch Berge, Flüsse, Sümpfe und dichte Wälder im Sommer ganz unwegsam.

Obgleich es an der Lena gutes Ackerland gibt, so ist doch ein großes Hinderniß des Ackerbaues, daß die Erde, selbst in der größten Sommerhitze, nur höchstens eine Elle tief aufthaut; tiefer ist Alles gefroren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der letzte Winter machte sich allenthalben durch eine ungewöhnliche Dauer bemerklich. Im Anfang Mai's war der St. Lorenzstrom, der sonst gegen Ende März aufgehe und im April für die Schifffahrt offen wird, zu Montreal noch mit Eis bedeckt. Man war deßwegen um das Schicksal der englischen und irischen Auswanderer, die im Monat März in großer Anzahl abgegangen waren, höchst besorgt.

Am 27sten Mai ging von Nancy nach Aegypten eine kleine Ackerbaukolonie ab, welche in der Umgegend von Kairo eine Musterwirthschaft nach dem Vorbild der von Roville gründen soll. Ein bedeutendes Material von Werkzeugen wurde für Mehemed Ali angekauft. Ein Herr Husson, der die Expedition begleitet, soll bei dem künftigen Etablissement Professor der Chemie und Naturwissenschaft werden.

Die Zahl der Selbstmorde zu Paris im Jahre 1835 betrug 229, worunter 75 Frauen. Die letztern tödten sich gewöhnlich vermittelst Kohlendampf; 67 griffen zu diesem Mittel, und nur Eine tödtete sich mit einer Feuerwaffe; schneidende Werkzeuge nahm keine. Sechs Frauen tödteten sich durch Sturz, unter den Männern wählten nur vier diese Todesart. Dagegen wählten 24 Feuerwaffen, 7 tödteten sich durch schneidende Instrumente, 21 durch Kohlendampf, 17 durch Ertränken, 52 durch Erdrosselung; letztere Todesart erwählten nur 9 Frauen. Zu Gift griffen 4 Männer und 5 Frauen. Die Zahl der Selbstmörder von 15 bis 20 Jahren war 47, worunter 8 Frauen; von 20 bis 50 Jahren 56, worunter 15 Frauen. Vom 50sten Jahre an sind die Frauen zum Selbstmord weniger geneigt, bei den Männern dagegen sind die Selbstmorde bis zum 60sten Jahre noch häufig.

Das Pflanzenreich bietet uns zahlreiche Beispiele der großen Theilbarkeit der Stoffe und der unglaublichen Schnelligkeit der Entwicklung des Zellgewebes in gewissen Pflanzen dar. So hat man eine Bovista giganteum in Einer Nacht die Größe einer Kürbis erreichen sehen. Wenn man nun mit Professor Lindley annimmt, daß der Durchmesser der Zellen dieser Pflanze nicht über 1/200 Zoll beträgt, so muß man auch annehmen, daß in einem solchen Volumen sich wenigstens 47,000 Millionen Zellen befinden. Findet nun die Entwicklung innerhalb zwölf Stunden statt, so gibt dieß 4000 Millionen Zellen in der Stunde, oder mehr als 96 Millionen in der Minute.

Die Proben des Anbaues von chinesischem Indigo (polygonum tinctorium), die in mehreren Provinzen südlich vom Kaukasus, in Armenien, Imeretien und der asiatischen Türkei angestellt wurden, sollen mit glücklichem Erfolge gekrönt worden seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **208.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1836.

Der Indianerkrieg in Nordamerika.

John Quincy Adams, vormaliger Präsident der Vereinigten Staaten, hat in einer vortrefflichen Rede *) die Stellung der Vereinigten Staaten bei dem Kampfe der Texaner gegen Mexiko, und bei dem Kriege der Seminolen und Krihks in Florida, Georgien und Alabama aus einander gesetzt. Aber ob er es der Klugheit angemessen hielt, die volle Wahrheit zu sagen, ist eine andere Frage. Fassen wir die Hauptpunkte seiner Rede zusammen, so lassen sie sich auf Folgendes reduciren. Seit Jahren haben die Vereinigten Staaten gegen Mexiko in Bezug auf Texas ein Betragen beobachtet, das sehr geeignet ist, beide Staaten in Krieg zu verwickeln: die Wahrscheinlichkeit des Siegs, die augenblickliche Uebermacht, ist auf Seite der Vereinigten Staaten, und Texas kann den Mexikanern mit leichter Mühe entrissen werden. Allein was ist die Folge? England wird als Repressalie gegen diese Eroberung sich Cuba's bemächtigen, das sich weder selbst schützen kann, noch Schutz von Spanien erhält, und bedroht dann unsere ausgedehnten südlichen Küsten. Mexiko und England sind dann um so gefährlichere Gegner für uns, als beide die Sklaverei abgeschafft haben, die bei uns noch in aller Härte besteht. Zudem haben wir seit der Präsidentschaft Jacksons gegen die Indianer ein System beobachtet, das am Ende sich als verderblich erweisen muß. Wir haben mit den meisten Stämmen freiwillige oder erzwungene Verträge abgeschlossen, vermöge deren sie sich jenseits des Mississippi begeben sollen. Aber Rache für den geraubten Boden glüht in ihrem Herzen, und dort in der Nähe von Mexiko, das sie mit Waffen unterstützen kann, kann ein furchtbarer Indianerbund sich bilden, der auf viele Jahre hinaus unsere westlichen Gränzen verheert." An einer Stelle seiner Rede erklärt Hr. Adams den Kampf der Seminolen und Krihks für den letzten Verzweiflungskampf, den das ungerechte Benehmen der Staaten Georgia und Alabama hervorgerufen habe. Ob es der l e t z t e Kampf mit diesen Stämmen ist, wäre noch die Frage, und eine Angabe der genannten Rede selbst gibt uns ein Argument dagegen. Seit Jeffersons Verwaltung, also seit dem Anfang dieses Jahrhunderts war die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht, die Indianer an feste Wohnsitze zu gewöhnen, und ihnen Liebe zum Ackerbau einzuflößen. Diese Bemühungen sind nicht ohne Erfolge gewesen: namentlich Tschirokesen und Krikhs haben sich an feste Niederlassungen gewöhnt, haben Sklaven gekauft, das Land angebaut und einzelne Weiße haben sich unter ihnen niedergelassen. Dadurch haben sich die Racen dermaßen gemischt, daß namentlich unter den über 30,000 Menschen betragenden Krikhs die reinen Indianer nicht mehr das Uebergewicht bilden sollen, und das ganze Volk ist an Bildung und Civilisation so vorgeschritten, daß es hinter manchen Distrikten der Vereinigten Staaten kaum zurückstehen möchte. Man hat diese Menschen zur Verzweiflung getrieben, die Habsucht der Weißen will sie gleichfalls über den Mississippi treiben, weil man sich ihrer Ländereien bemächtigen will, und sie haben, um den durch ihren Fleiß angebauten Boden zu vertheidigen, muthig die Waffen ergriffen. Die Seminolen sind noch etwas roher, auch größtentheils reine Indianer, sie haben den Krieg begonnen, und bis jetzt mit Glück geführt.

Wenn man auf die verschiedenen Kriege der Vereinigten Staaten zurückblickt, so muß man zwar allerdings zugeben, daß es den Einzelnen durchaus nicht an Muth gefehlt hat, wohl aber der Masse der Streitenden an Disciplin und Kriegszucht, und dieses Uebel ist allem Anschein nach mit der Zunahme an Zügellosigkeit in den südlichen Staaten der Union bedeutend gewachsen. Anders lassen sich die wiederholten Unfälle der gegen die an Zahl schwachen Seminolen geschickten Truppen nicht erklären. Jetzt haben auch die Krikhs zu den Waffen gegriffen, und beide Stämme vereint können gegen 5 bis 6000 Mann ins Feld stellen, so viel als die gewöhnliche reguläre Kriegsmacht der Vereinigten Staaten beträgt. Kommt dazu noch, daß je länger der Kampf dauert, mehr und mehr Sklaven sich zu den Indianern gesellen werden, so läßt sich ohne Mühe absehen, daß auch ein zweiter Feldzug gegen diese zur Verzweiflung gebrachten Menschen wenig ausrichten wird. Freilich stehen den Vereinigten Staaten, wenn sie sich anstrengen wollen, Mittel genug zu Gebot, um diesem Feind den Untergang zu bereiten.

*) S. Allgemeine Zeitung Nr. 196. f. v. d. J. Beilage.

Anders verhält sich aber die Sache, wenn der Streit mit Merika sich verwickeln, und die Vereinigten Staaten wirklich mit letzterem in Krieg gerathen sollten. Neben dem Umstande, daß dann eine Landmacht von wenigstens 30,000 Mann aufgebracht und fortwährend unterhalten werden muß, um den eigentlichen merikanischen Truppen zu widerstehen, so haben es dann noch die Vereinigten Staaten mit den zahlreichen unabhängigen Indianerstämmen zu thun, welche gewiß auf Meriko's Seite treten, das sie von jeher menschlicher als die Anglo-Amerikaner behandelt hat. In dieser Voraussicht tadelte John Adams die nichts weniger als freiwillige Verpflanzung der noch im Gebiet der Vereinigten Staaten übrigen Indianerstämme auf das rechte Ufer des Mississippi, denn ein solches Verfahren heißt sie selbst zum gemeinsamen Bunde gegen ihre Dränger auffordern.

Die Sache hat aber noch zwei andere Seiten. In Louisiana und dem ganzen untern Mississippithale leben noch viele Menschen, die nicht anglo-amerikanischer Abkunft sind, sondern französisch-spanische Creolen und Halbindianer; wohin diese im Fall eines längeren Zerwürfnisses sich schlagen, ist ungewiß; namentlich dürften die ziemlich zahlreichen Halbindianer, die meist einen französischen Jargon reden, vielleicht eine Rolle spielen. Die Hauptfrage bleibt aber immer: werden nicht am Ende, wenn eine günstige Gelegenheit sich ergibt, die Sklaven aufstehen, und namentlich auch die freien Farbigen sich für die erlittene Bedrückung rächen? In blindem Hochmuth setzen die Nordamerikaner ihr System gegen Sklaven und Farbige mit gleicher Härte und Unmenschlichkeit fort, und in eben so blinder Habsucht befördern sie den Aufstand in Texas, weil die Texaner dort die Sklaverei einführen wollen, und die Waare, die schon an manchen Orten im Preise fällt, dadurch wieder steigen würde. Diesen Grund für die Unterstützung der Texaner führt wenigstens schon Abdy in seinem öfters erwähnten Werke an.

Bricht wirklich, wie es nach den neuesten an General Gaines erlassenen Instruktionen und den mit dem merikanischen Minister Gorostiza darüber gepflogenen Unterhandlungen den Anschein hat, der Krieg zwischen Meriko und den Vereinigten Staaten los, so ist ein weit greifender Indianerkrieg, und in Folge dessen vielleicht ein Sklavenkrieg unvermeidlich.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Fortsetzung.)

Wir sind weit entfernt, hier auf die historischen und staatsrechtlichen Verhältnisse Irelands zu England, auf die irische Hochkirche und das protestantische Uebergewicht, a Zehenten und Municipalrechte eingehen zu wollen; alles dieß ist bis zum Ueberdruß in englischen und deutschen Zeitungen abgehandelt worden, und um sich darüber möglichst aufzuklären, darf man nur die neuesten Parlamentsdebatten nachlesen. Tausendfaches Unrecht hat England oder eigentlich die englische Aristokratie an Ireland verübt, aber die Maßregel, welche angeblich alle Uebel heilen, Irland unauflöslich an England knüpfen, und eine Verschmelzung der Interessen herbeiführen sollte, die Union, war der Todesstoß für die englische Aristokratie, und wird vielleicht Ireland völlig von England losreißen und letzteres in den Abgrund ziehen.

Vor der Union wurde Ireland als ein fremdes Land angesehen, und seine Produkte mußten auf den englischen Märkte dieselben oder beinahe dieselben Abgaben bezahlen, wie die fremden. Mit der Union trat Handelsfreiheit zwischen beiden ein, und diese schien auch anfangs gute Früchte zu tragen; allein damals führte England Krieg in allen Welttheilen, eine Menge brodloser Irländer trat in Kriegsdienste, und das Korn Irelands trat in kaum bemerkliche Konkurrenz mit dem englischen, eines Theils weil der Krieg einen außerordentlichen Bedarf im Gefolge hatte, andern Theils, weil das Ende des vorigen und der Anfang dieses Jahrhunderts in England durch Mißernten und mittelmäßige Ernten bezeichnet war. Anders aber gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Kriege und nach den theuern Jahren 1816 und 1817. Ireland war arm, England reich, und beide litten durch die enge Verbindung, wiewohl auf sehr verschiedene Weise.

In dem armen Ireland war der Taglohn gering, und Korn wird mit geringen Kosten erzeugt; dieses Korn fand schnellen Absatz in England, verdrängte nach und nach nicht nur das fremde Korn, das in England eingeführt wurde, sondern drückte auch den Preis des einheimischen in England so herab, daß die lautesten Klagen der Ackerbau- und Grundeigenthümer sich hören ließen. Seit vier Jahren wird kein fremdes Korn mehr in England eingeführt, dagegen ist die Einfuhr aus Ireland fortwährend gestiegen. *) Und nicht nur Korn, sondern alle möglichen Lebensmittel wurden eingeführt, und drückten die Preise in England immer mehr herab. Nach den Kornpreisen richten sich aber, wenn auch langsam, doch sicher, die Preise aller Dinge und namentlich der Arbeit, und dieser sank um so mehr, **) als

*) Die Einfuhr von Korn aus Ireland ist in sehr großem Verhältnisse gestiegen. Man vergleiche nachstehende offizielle Angaben über diesen Gegenstand, der auch für den Kontinent nicht ohne Interesse ist, weil er die verminderte Ausfuhr aus der Nord- und Ostsee nach England erklärt. Folgendes ist die Angabe der Einfuhr in England je nach einem zehnjährigen Zwischenraume mit Angabe der Durchschnittspreise des Quarters Weizen:

	Ausland.	Ireland.	Durchschnittsp.
	Q.	Q.	Sch.
1816	225.265	121,631	76/2
1825	525,231	396.018	66/5
1835	28.415	661.776	39/4

Noch auffallender ist die zweite Tabelle, weil sie die Einfuhr während einer Reihe sehr guter Ernten zeigt, während welcher Zeit aus dem Ausland nichts in England eingeführt wurde, wenigstens nicht auf den Markt kam:

	Ausland.	Ireland.	Durchschnittsp.
	Q.	Q.	Sch.
1832	529,586	572.586	58/8
1833	82.346	844.201	52/11
1834	64.655	779.504	46/2
1835	28.417	661.776	39/4

**) Dieß widerspricht dem nicht, was wie früher in dem Aufsatz über den Arbeitslohn und die jetzige Lage der industriellen Klassen in England (s. Nr. 181 u. 182) gesagt haben. Nomi-

eine Anzahl armer Irländer nach dem nahen England herüberströmte, und weil sie viel schlechter lebten, auch um einen weit geringern Taglohn arbeiten konnten.

Das Herabdrücken des Arbeitslohnes und der Waarenpreise in England machte es der Regierung unmöglich, von dem nominell verminderten Einkommen der industriellen Klassen ferner dieselben ungeheuren Steuern zu erheben, wie früher, daher die seit 10 bis 12 Jahren erfolgte Verminderung der Steuern um 10 Millionen Pfund Sterling (120 Mill. Gulden). Diese Erleichterung mußte aber den übermäßig belasteten industriellen Klassen zu Gute kommen, nicht dem ohnehin privilegirten Grundeigenthümer, auf welchem nur sehr wenige direkte Abgaben lasten. So groß indeß diese Erleichterung ist, so ist sie doch mehr scheinbar als wirklich, denn bei dem fortdauernden Sinken aller Waarenpreise, oder mit andern Worten, bei dem fortdauernden Steigen des Geldwerths sind die noch übrigen Abgaben kaum minder schwierig aufzubringen, als vor 15 und 20 Jahren der ehemalige Gesammtbetrag. Irlands enge Verbindung mit England wirkt also auf letzteres entschieden nachtheilig, indem sie den Geldwerth steigert, die Waarenpreise herunterdrückt, und somit die Zahlung der immer noch ungeheuren Ausgaben Englands, namentlich der Zinsen der Schuld, immer mehr erschwert. Nur besonders glückliche Umstände, eine ungewöhnliche Ausdehnung und Lebhaftigkeit der Handels- und Manufakturthätigkeit machen in diesem Augenblick den Mißstand minder fühlbar, der bei irgend einem öffentlichen Unglück, bei einer auch nur momentanen Unterbrechung der Handels- und Fabrikthätigkeit durch Krieg oder andere Umstände schroff hervortreten wird.

Nicht besser ist Irland selbst bei dieser Verbindung gefahren, wenn wir nämlich von der Masse des Volks, und nicht von einzelnen Ständen, namentlich den großen Grundbesitzern, sprechen. Diese letztern haben gewonnen, die Masse des Volks hat entschieden verloren, und somit ist die seit fünfzehn Jahren furchtbar ansteigende Gährung erklärlich. Vor der Vereinigung standen die Getreidepreise in Irland niedrig, und somit konnte das Volk, auch bei geringem Taglohn, sich leidlich nähren. Zudem wurde bei weitem weniger Korn gebaut, weil es weniger Vortheil brachte. Leicht gab man also wenige Akres an einen armen Bauer hin, der die wenigen Pfunde Pachtzins durch Aufziehung von Vieh aufbrachte, und die Zersplitterung des Bodens in eine Unzahl kleiner Parcellen ging um so rascher vor sich, als die Bauern, welche 40 Schilling Pacht bezahlten, das Wahlrecht für die Parlamentsstellen hatten, ein reicher Grundbesitzer also leicht Hunderte von Wählern zu seiner Verfügung haben konnte. Allein diese Zersplitterung des Bodens erzeugte zugleich eine zahlreiche Feldbaubevölkerung, und da die Konkurrenz mit dem industriereichen England keine Verwendung der im Ackerbau überflüssigen Hände in den Fabriken zuließ, so war eine zahlreiche bettelarme Helotenbevölkerung die natürliche Folge. Zwei Umstände erschwerten dieß Verhältniß noch. Mit der Emancipation der Katholiken wurde das Wahlrecht der Vierzigschillingwähler aufgehoben: die Grundbesitzer hatten also keinen politischen Grund mehr, ihre Güter an eine unmäßig große Anzahl kleiner Pächter zu vertheilen, und der fortdauernd steigende Absatz des Korns und aller andern Ackerbauerzeugnisse nach England machte es den Güterbesitzern vortheilhaft, sich mehr dem englischen Pachtsystem anzuschließen, und große Güter zu bilden, mit dem Hauptzweck, das gewonnene Korn auszuführen. Ein in den letzten Jahren des vorigen Jahrzehents erlassenes Gesetz über die Afterpachte in Irland (subletting act) gewährte den Grundbesitzern unbeschränkte Freiheit, mit diesen kleinen Häuslern nach Gutdünken zu verfahren, und so wurden Hunderte und Tausende von Familien jährlich aus ihren Hütten und von ihren Paar Akres verjagt, um auf der Straße Hungers zu sterben oder vom Mitleid ihrer Nebenmenschen zu leben. Ein Glück noch, daß die kurzsichtige Habsucht mancher Grundbesitzer von vielen kleinen Pächtern mehr zu erpressen hofft, als von wenigen großen.

So steht in Irland eine verhungernde, verzweifelte Ackerbaubevölkerung den reichen Gutsherren gegenüber; das ist die Folge der engern Verbindung des armen Irlands mit dem reichen England.

Hier haben wir nur die ökonomischen Verhältnisse hervorgehoben, und auf die politischen und moralischen gar keine Rücksicht genommen; diese aber sind geeignet, die üble Stimmung noch tausendfach zu verschärfen. Der arme, hungernde irische Bauer muß dem reichen fremden Lord eine unmäßige Rente bezahlen von einem Boden, den seine Vorfahren vielleicht als Eigenthum besaßen, das ihnen durch eine der zahllosen in Masse vorgenommenen und von dem Irländer in treuem Gedächtniß bewahrten Konfiskationen entrissen wurde: er muß an eine fremde, ihm feindliche Geistlichkeit einen Zehnten bezahlen, während sein eigener Geistlicher häufig in bitterer Armuth lebt; er muß sich von den größtentheils aus protestantischen Gutsbesitzern bestehenden Grafschaftsversammlungen und protestantischen Stadtkorporationen willkürlich zum Unterhalt protestantischer Kirchen besteuern lassen, während für seine Kirche nicht das Mindeste geschieht, als was er selbst von seiner Armuth freiwillig beisteuert; er sieht wie Hunderte von seinem Schweiße bereicherter protestantischer Rektoren und Dekane in prächtigen Karossen daher fahren, während sein eigener katholischer Erzbischof in Dublin nicht so viel Einkommen besitzt, um sich Wagen und Pferde zu halten.*) Wahrlich, dieß ist genug, und mehr als genug, um ein menschliches Herz mit Haß und Zorn zu erfüllen. Diese Stimmung wurde allmählich so allgemein und so laut, daß der englischen Regierung nur noch die Wahl blieb zwischen einem Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit und zwischen der Emancipation der Katholiken, d. h. der gleichen Befähigungen derselben zu allen Aemtern, somit auch zum Sitze im Parlament.

Aber die Emancipation war nur ein theoretisches Recht, nur die Grundlage zu dem künftigen Bau, nur das Mittel

nell ist der Arbeitslohn allerdings gefallen, der Sache nach aber, wenigstens für die industriellen Klassen eher gestiegen, weil sie für den jetzigen Lohn sich so viel und mehr Bedürfnisse erkaufen können, als früher für den höhern.

*) Eine reiche katholische Familie Dublins hält ihm Equipage, damit er nur standsgemäß auftreten kann.

zum Zweck. Von dem Tage ihrer Gewährung an haben die irischen Katholiken einen Sieg um den andern errungen, und sie sind mit jedem Tage an Macht und Bedeutung gestiegen, so daß sie es sind, welche über das Loos der Ministerien in England entscheiden, denn da in England selbst Whigs und Tories sich noch so ziemlich die Wage halten, so entscheidet der Phalanx der irischen Katholiken für die eine oder andere Partei. Diese irischen Redner haben nebst der Reformbill die Gestalt des Parlaments umgewandelt: die Reden sind seit jener Zeit größtentheils minder geschliffen, die Außenseite des Ganzen minder glatt, die Leidenschaften der Einzelnen und des Volks treten stärker hervor. Was läßt sich den großen Vorsprechern der irischen Katholiken, O'Connell und Shiel erwidern, wenn sie das vierhundertjährige, ihrem Volke angethane Unrecht und den Jammer der hungernden Millionen schildern? Schon machen sie kaum mehr einen Hehl aus ihrem Ziel, die Katholiken Irlands völlig den Protestanten gleichzustellen, und alle Kircheneinkünfte, je nach der Bevölkerung, gleich unter alle Bewohner Irrlands zu vertheilen. Aber diesem Ziel steht das klar ausgesprochene Gesetz des Staats entgegen; wenn also die Führer der katholischen Partei es dennoch erstreben, so kann nur die Ueberzeugung sie leiten, daß nur dieß, und nicht weniger, das aufgebrachte Ireland nach und nach beschwichtigen werde.

Ob eine solche Beschwichtigung möglich, diese Frage wollen wir weder bejahen, noch verneinen, und wollen bloß erwähnen, daß der gewaltsame Widerstand des irischen Landvolks in der Zehntensache schon mehr als zur Hälfte zum Ziele geführt, und daß ein längerer Kampf auch dahin führen muß, den Grundeigenthümern den Pachtzins zu verweigern. Man betrachtet gewöhnlich O'Connell als den Repräsentanten von ganz Irrland, als den, der dessen Rechte und Wünsche überhaupt vertritt, dieß ist jedoch nur noch in sehr uneigentlichem Maße der Fall. O'Connell mußte, sobald er auf den großen Schauplatz der englischen Staatspolitik trat, eine Menge Rücksichten nehmen, die der großen Masse in Ireland rein unverständlich sind: er lernte erst auf jenem Schauplatz, was und wie viel sich ohne Gewalt, auf dem Wege des Rechts, erreichen läßt, allein damit sagte er sich eben gewissermaßen von der Mehrzahl der Bewohner Irelands los, denn was kümmert sich diese Helotenmasse um die politischen Rücksichten, die ein Mann im Londener Parlamente nehmen muß. Seine unermeßliche Popularität freilich hält ihn in dieser seltsamen Zwitterstellung aufrecht, aber wenn er vom Schauplatz abtreten sollte, dann ist niemand da, der ihn ersetzen könnte, und sein Tod wird das Signal zur Entfesselung noch viel ungebändigterer Leidenschaften seyn, als jetzt schon an dem morsch gewordenen Gebäude rütteln.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

Die Provinzialhauptstadt Jakutsk, gegründet im Jahre 1632, liegt in einer von Bergen umschlossenen Ebene am Lena-Flusse, unter 62° 1' 50" N. B. und 147° 20' 48" O. L., 1350 deutsche Meilen von Petersburg und 590 Meilen von der Gouvernementsstadt Irkutsk entfernt. Die Stadt hat 600 Häuser, worunter nur zwei von Stein erbaute. Der Regierung gehört ein steinernes und sechs hölzerne Gebäude. —

Es befinden sich in der Stadt 2700 Einwohner, darunter 4 Mönche und 64 Weltgeistliche. Militär, nebst den Stadt-Kosaken, garnisoniren dort 550 Mann. Ferner hat die Stadt ein Krankenhaus für 55 Kranke mit zwei Aerzten; in vier Armenhäusern werden 10 männliche und 10 weibliche Arme verpflegt. — Der zur Stadt Jakutsk gehörige Kreis beträgt ungefähr 2850 Meilen, doch ist er noch nicht ganz ausgemessen. Die Einwohnerzahl des Kreises beläuft sich im Durchschnitt auf 50.600 männlichen und 60.000 weiblichen Geschlechts. Nach zehnjähriger Berechnung sterben jährlich 1105, dagegen werden 1905 geboren, worunter 58 uneheliche Kinder. Ehen werden jährlich 769 geschlossen. Flecken, deren jeder von 10 bis 50 Höfe enthält, gibt es 260, mit der Gesammtsumme von 17.426 Höfen.

In der Stadt Jakutsk beginnt im Monat Junius der Erdboden aufzuthauen; die Hitze, die nicht selten bis zu 28 Grad steigt, dauert den Julius bis zum August fort. In der Mitte des letzten Monats fangen schon scharfe Nachtfröste an, gegen das Ende desselben glänzt schon Schnee auf den Bergspitzen. In der Mitte des Septembers frieren die Flüsse zu, und Ende Oktober findet man auf der Lena die schönste Winterbahn. Mitte November fangen die Fröste an, die nicht selten bis zu 35 und 43 Graden steigen und bis zum Januar fortdauern. Dann und im Februar wird die Kälte gelinder, im März und April friert es mäßig. Anfangs Mai wird es grün und in der Mitte dieses Monats sproßt das Laub der Bäume hervor. Dichte Nebel bedecken während der scharfen Fröste größtentheils bei Windstille das Land, und werden immer undurchdringlicher, je mehr die Kälte zunimmt. Zu dieser Zeit zeigen sich auch an den Küsten des Eismeeres häufige Nordlichte. — Das Klima in der Provinz ist dessen ungeachtet sehr gesund, epidemische Krankheiten sind unbekannt, und kräftige, frische Greise von 80 bis 90 Jahren nicht selten. —

Bemerkenswerth ist noch die große Menge Seen, die sich im Kreise Jakutsk befinden, nämlich 2579, von denen 2575 zum Fischfange benutzt werden. — Man säet in dem Kreise Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln und Hanf, und erntet das siebenfache Korn im Durchschnitt, was freilich nicht für die örtlichen Bedürfnisse ausreicht, weßhalb noch jährlich ungefähr für 76.000 Rubel eingeführt wird. Außerdem befinden sich im Kreise drei Kornmagazine mit einem Vorrathe von 2.400,000 Pfund Korn.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Miscellen.

Nach der Madras Zeitung herrscht auf dem dortigen Bazar eine große Verwirrung wegen der neuen Münze, und die Regulirung ihres Werthes durch die Regierung soll die Sache nur verschlimmert haben.

Seit einiger Zeit scheint es sich die Regierung sehr angelegen seyn zu lassen, die Offiziere wieder mehr zu versöhnen: den Artillerieoffizieren z. B. ist schon allenthalben die ganze Feldzulage wieder zurückgegeben worden, und den Offizieren der drei Halbbattalstationen Ghazipur, Dinapur und Hazaribag wurde sie gleichfalls verwilligt.

Zu Allahabad hat sich unter den angesehenen Eingebornen ein Klub gebildet, um seltene orientalische Werke drucken zu lassen. Dieß scheint das erste Beispiel einer wieder aufkeimenden allgemeinen Neigung für die Literatur des Landes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1836.

Corcyra.

(Von Viktor Lenz.)

Corfu, 10 April.

Das merkwürdigste homerische Eiland ist Cephalonia, das poetischste Ithaca, das schönste Corcyra. Unsere Argo, die Diana, begrüßte die englische Flagge des hohen Kastells am vorletzten Februarsonntag, nachdem sie vorher Paxo und Antiparo, zwei liebliche Inseln, die zur Zeit die Vasallen des Königs Ulysses bewohnten, und auf denen der Lord Oberkommissär von Corfu jetzt herrlichen Wein und die besten Oliven zieht, vorbeigesegelt und bis dicht an den türkischen Monte Morto hinaufgesteuert war. Dieser seltsame Name eines bekannten Kaps und Direktionspunktes für die Steuerleute kommt von seiner Gestalt, die einer Leiche gleicht, welche die Hände auf der Brust gekreuzt und die Fußspitzen und den Kopf in die Höhe gerichtet hat. Ihr Paradebett ist das Meer von Albanien-Epirus, ihr pittoresker Hintergrund die mythische Gegend der griechischen Unterwelt, welche von Gomeniza bis an die Gränze des jetzigen Königreichs Hellas, den See von Arta, reicht.

Nichts kann wohl malerischer, ansprechender, majestätischer seyn, wie das klassische Alpenland, der Pindus, der diesen Eilanden dicht gegenüber aus der dunkelblauen Fluth aufsteigt und tausendzackig in Buchten und Vorgebiegen flieht und wiederkehrt. Der Vorgrund ist mittäglich, tropisch fast; die Ferne gehört dem ernsten kälteren Norden, darin firnenartige schneebedeckte Felsenzacken noch im Maimonat, jedoch in nie gesehener Farbenpracht strahlen; die Küsten und Inseln zeugen Malvasier und Korinthen, Cochenille selbst und Zuckerrohe, man ergeht sich in ihren Oliven- und Orangenhainen, das hohe Innere starrt von Granit- und Kalkblöcken, auf denen nur Nadelholzbäume gedeihen und die Menschen wie ihre Ziegen und Schafe in Höhlen wohnen und Felle tragen.

Und doch besteht in diesen klimatischen Erscheinungen nur der bei weitem geringere Kontrast, wenn man ihnen gegenüber den politisch-geographischen Zustand ins Auge faßt. Wer da sehen will, wie Rohheit, Fanatismus und Bürgerkrieg ein Volk zu wilden Thieren und ein Land zu einer Wüste, wie dagegen Ordnung und Industrie in kurzer Zeit — England besitzt die jonischen Inseln erst seit 1811 — dasselbe Volk auf fast demselben Boden zu einer glücklichen Gesellschaft und das ihr untergebene Gebiet zu einem blühenden Paradiese umschaffen, der komme hieher, lande im wilden Hafen von Sayada, wo türkische Fischer handthieren, und segle hinüber in Corfu's von Pharen umgebenen Meerbusen. Alle Menschen auf der glücklichen Insel sind reiche Leute, diejenigen sogar nicht ausgenommen, die nichts haben; denn für ihre gesunden Hände bezahlt ihnen Kaufmann, Schiffer und Landwirth täglich einen halben Piaster, und für den zehnten Theil von einem Piaster können sie mehr Wein, köstliche Südfrüchte und Reiß, Mais und Fleisch bezahlen als sie bedürfen.

Es scheint eben nicht, als ob die Engländer gesonnen wären, die jonischen stati uniti wieder an Griechenland abzutreten; denn das Erste, das sich meinen Blicken im Hafen darbot, war ein weit ausgedehntes, ganz im Entstehen begriffenes Inselfort, welches mit seinen Kanonen einerseits die Stadt und andererseits den Hafen und Golf beherrscht, und aus welchem heraus vorgeblich ein unterirdischer Tunnel in das gegenüberliegende Felsenkastell angelegt werden soll. Als die Venetianer hier waren, hatten sie einen ähnlichen Plan, begnügten sich aber damals mit der Anlage und Instandhaltung der jetzt verfallenen Befestigungswerke vor und in der Stadt, die, wie die Sage geht, zum Theil noch Griechen der ältesten Zeit begründeten und auf die Kreuzfahrer vererbten. Ich komme im Verfolg dieser Briefe auf die Ruinen zurück, die nicht ohne Interesse sind.

Unsere Landung hatte einige Schwierigkeit; denn obgleich wir bereits früh Morgens die am Südende der Insel gelegene und mit einem Leuchtschiff bezeichnete Sandbank umsteuert und die Höhe der Stadt erreicht hatten, verhielt uns doch der heimtückische türkische Wind acht Stunden lang, welcher Zeitverlust die Ursache war, daß wir am Tage der Ankunft, die freundlichen Häuser im Gesichte, unsere Kajüte nicht verlassen durften. Vergebens steckte der Kapitän seine englische Flagge auf, und setzte ein Parlamentierboot aus, die originell kostümirten Hafenwachen und griechisch-englischen Konstables erwiderten in drei Sprachen: Die Sanität und die Polizei hätten bereits Feierabend gemacht.

Ich war in Verzweiflung, und ich glaube, ich würde aus Verzweiflung am ersten seekrank geworden seyn, wenn das Panorama, das sich rings um unsere Brick gelagert, und vielleicht ein Schöneres, wenigstens ein Mannichfaltigeres wie das im Busen von Neapel war, nicht wunderbar das Leid in Lust verwandelt und mich kategorisch aufgefordert hätte, pittoreske und topographische Skizzen in mein Portefeuille zu zeichnen.

Erfahren Sie demnach, daß das holde Corcyra eine beiläufig 20 Stunden lange, oben (nördlich) breite und unten schmale, spitzzulaufende, gebirgige Insel voll Buchten, Häfen und Vorgebirge ist, daß darauf außer Corfu vier handeltreibende Städtchen liegen, und daß dieses Corfu selbst auf einer Art dreiendiger, felsiger und ebener Landzunge auf eine Weise gebaut wurde, daß die Häuser und Gärten, Vorstädte und Festungswerke drei Häfen, nämlich nördlich, östlich und südlich einschließen. Der südliche scheint der älteste, natürlichste gewesen zu seyn; er ist umgeben von blühenden lachenden Weinbergen und Oelwäldern, und von der paradiesischen Landzunge, die Meer abwärts am Fuße der hohen Felsburg, einst wohl die Akropolis, anfängt, und noch mehrere Ruinen des Alterthums, Mauern, Mosaiken und Grotten enthält; der östliche ist modern und steht mit dem Arsenal und Gouvernementspalaste, der die südliche Stadtgränze bildet, in Verbindung, und der nördliche ist ein Golf, größer noch und schöner als der syrakusische Hafen, weil er anstatt von kahlen Klippen und sonnverbrannten Ebenen und der stinkenden Liraka außer der terrassenförmig liegenden und von zwei Kastellhäfen geschmückten Stadt von der weiter hinein gebauten Vorstadt und einer ganzen Campagna von Olivenwäldern und blauen, grün und violettfarbenen Hügeln und endlich noch von dem majestätisch gen Norden aufgethürmten Berg Salvador eingeschlossen ist, der dem türkischen Hafen und Städtchen Butrinto gegenüber liegt.

Butrinto und San Salvador sind kaum tausend Schritte weit von einander entfernt und scheinen nur den Beweis zu liefern, daß sie einst mit einander wie so viele ähnliche Punkte im Mittelmeer verbunden waren.

Rechnen Sie zu den eben erwähnten, an sich allein schon des Landschaftsmalers würdigen Punkten noch die Inseln des Golfs oder großen Hafens, auf denen das Marinelazareth und das bereits berührte neue Kastell liegen (letzteres am Eingange), in der östlichen See, dem eigentlichen Kanal von Corfu, das große und schöne und wunderseltsam abgestufte Paschalik Janina (Thesprotia) mit seinen Felsen, Buchten, Grotten und schimmernden Hafenstädtchen, hinter denen die siebentausend Fuß hohen Alpen des Pindus aufsteigen; dann das bunte Gewirr im Hafen, die schwimmenden Vögel vor demselben, die fliegenden Fahnen auf den Sternwarte ähnlichen Observationsthürmen, und endlich die Menschen alle der heterogensten Völker, die Kostüme der Griechen, Deutschen, Britten und Italiener; so werden Sie mein Blatt schon eines Rahmens werth achten.

Unsere Equipage wurde zugleich mit einer türkischen, die von Konstantinopel kam, ins health office transportirt, und daselbst innerhalb eines verzäunten Vierecks bis zur Recognoscirung des Schiffspasses beobachtet. Sobald diese Ceremonie vorüber, trieb man uns, einer Heerde Vieh gleich, eskortirt von Sbirren und Soldaten zum Lazarethdoktor, der uns gesund deklarirte, und zur hohen Polizei, welche unsre Pässe behielt, und Behufs der spätern kostspieligen Auslösung allerhuldvollst visirte.

Ich kehrte in der Bella Venetia unweit der Promenade ein, und ließ mir darin von einem Kellner den ersten griechischen Speisezettel geben, welches mir, da ich in jenem Augenblicke von Malta kam und noch kein hellenisches Gebiet betreten hatte, eine kindische Freude machte. Die Bella Venetia ist aber so schmutzig und hungrig, daß ich sie nicht einmal deutschen Handwerksburschen, ohne zu erröthen, empfehlen möchte.

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Fortsetzung.)

Wenn wir erwägen, daß der Adel in England durch die Abnahme seines Vermögens, und durch die steigende Schwierigkeit der Versorgung, seiner nachgebornen Söhne in seinem Lebensprinzip bedroht ist, sein Nebenzweig in Irland dagegen in seiner Existenz unmittelbar angegriffen wird, und alle Wahrscheinlichkeitsgründe gegen seine siegreiche Behauptung sprechen, dann muß man gestehen, daß das Fundament der englischen Gesellschafts- und Staatsverfassung wankt und den Einsturz droht. Fügen wir hinzu, daß in der industriellen Bevölkerung Englands die heftigsten democratischen Ideen in Umlauf sind, daß die Fragen über allgemeines und geheimes Stimmrecht mit jedem Jahre selbst im Parlament neue, vielleicht unfreiwillige Anhänger gewinnen, daß die stolze Episcopalkirche einerseits von der nivellirenden Idee einer schrankenlosen Glaubensfreiheit nach nordamerikanischen Prinzipien, andererseits von dem Haß der protestantischen Sekten und den Vertheidigern der unterdrückten Katholiken offen und geheim bekämpft wird; erwägen wir endlich, welche ungeheure Veränderungen nur im Laufe der zehn letzten Jahre vorgegangen sind, dann muß man erkennen, daß der alte Bau, dessen Formen nur noch, dessen Wesen aber nicht mehr besteht, bei dem nächsten Stoße fallen muß. Wie viel er in seinem Sturze mit sich reißt, muß die Zeit lehren.

Aber mitten unter dem täglich erbitterten Kampf der Parteien ist für jetzt noch Englands Reichthum immer im Wachsen, wenn auch aufgeführt auf wankendem Grunde, und die Bauten, welche emporsteigen, worunter wir namentlich als besonderes Merkzeichen die Clubhäuser rechnen, tragen den Stempel einer wahrhaft aristokratischen Pracht und Großartigkeit. Denselben Eindruck macht der Entwurf zu dem neu zu erbauenden Parlamentsgebäude. Man sieht, es ist ein bedürfnißreiches Geschlecht, für das ein solcher Bau aufgeführt wird. Um einen richtigen Begriff hievon zu geben, führen wir die Liste der verschiedenen Abtheilungen des Gebäudes auf, nach den Zahlen, womit die einzelnen Theile des Grundplans bezeichnet sind.

1) Das Haus der Lords.

2) Eingang für die weltlichen Pairs von der Seite des alten Palasthofs.

3) Treppe vom Eingang Nro. 2 zum ersten Stock.

4) Eingang für die Pairs von der Seite der Flußterrasse.

5) Treppe von diesem Eingang zum ersten Stock.

6) Vorgemach zum Haus der Lords von der Seite des Pairseingangs, und Treppe Nro. 2 und 3.

7) Privatgänge für die Pairs, welche mit dem Haus in Verbindung stehen.

8) Andere Privatgänge.

9) Oeffentliche Gänge.

10) Oeffentliches Vorgemach und Treppen zu den Galerien des Hauses der Lords.

11) Thurm, in dessen unterm Theil der Staatseingang für den König; die obern Stockwerke sind für die Archive bestimmt.

12) Des Königs Eingangshalle oder Vorgemach.

13) Des Königs Treppe vom Eingang bis zum ersten Stock.

14) Des Königs Galerie.

15) Des Königs Ankleidezimmer mit Eingängen zu dem Haus der Lords, zu beiden Seiten des Throns.

16) Thor zu dem Hof, in welchem der Eingang für die Bischöfe.

17) Ankleidezimmer der Bischöfe.

18) Bibliothek der Lords.

19) Erfrischungszimmer für die Pairs.

20) Committee-Zimmer der Lords.

20 a) Zimmer für gewählte Committees der Lords.

21) Konferenzzimmer.

22) Ankleidezimmer der Pairs.

23) Ankleide- und andere Zimmer für die Staatsbeamten.

24) Zimmer für die Beamten des Hauses der Lords, für die Richter, für Berathung, Zeugen u. a. Personen, welche zum Hause gehören.

25) Wohnung des Bibliothekars.

26) Wohnung für den Träger des schwarzen Stabes.

27) Wohnung des Hausverwalters.

28) Das Unterhaus.

29) Privateingang für die Gemeinen von der Seite des neuen Palasthofs.

30) Treppe vom Privateingang zum ersten Stock und dem innern öffentlichen Vorgemach oben an der Treppe.

31) Eingang für die Gemeinen von der Seite der Flußterrasse.

32) Inneres öffentliches Vorgemach des Unterhauses und Treppen, welche zu den Galerien führen.

34) Galerie zur Abstimmung für die Gemeinen.

35) Aeußeres Vorgemach der Gemeinen.

36) Zimmer zu Aufbewahrung der Dokumente.

37) Bibliothek der Gemeinen.

38) Zimmer für die Boten der Gemeinen.

39) Zimmer für den Bibliothekar der Gemeinen.

40) Erfrischungszimmer der Gemeinen.

41) Privatgänge für die Gemeinen.

42) Zimmer für den Ober-Clerk des Hauses der Gemeinen.

43) Zimmer des Sprechers.

44) Verschiedene Amtslokale für die Geschäfte des Hauses der Gemeinen.

45) Oeffentliche Gänge von dem öffentlichen Centralsaale nach den Zimmern für Committees, welche ohne Opposition gewählt wurden.

46) Zimmer für diese Committees.

47) Gang und Wartzimmer für Zeugen u. s. w. während der Sitzung des Hauses.

48) Wohnung des Sprechers.

49) Wohnung für den Serjeant-at-Arms.

49 a) Der Glockenthurm.

50) Wohnung des Hausverwalters.

51) Westminster Hall. Großer öffentlicher Eingang oder Vorhalle zu beiden Parlamentshäusern und den Gerichtshöfen.

52) St. Stephan's Portal; der öffentliche Eingang zu den Parlamentshäusern durch Westminsterhall.

53) Zugänge zu St. Stephans Portal, von der Seite des alten Palasthofs und Parlaments-Square.

54) St. Stephans-Hall (das alte Haus der Gemeinen). Die innere Vorhalle zu den Parlamentshäusern.

55) Oeffentliche Treppe von St. Stephans-Hall nach den Amtslokalen des Hauses der Lords.

56) Die öffentliche Centralhalle.

57) Die äußere öffentliche Vorhalle des Hauses der Lords.

58) Die äußere öffentliche Vorhalle des Hauses der Gemeinen.

59) Oeffentliche Treppe zu den Committee-Zimmern der Gemeinen im ersten Stock.

60) Neue Fronte zu den Gerichtshöfen.

61) Die Gerichtshöfe.

Im Erdgeschoß oder in dem Stockwerk unter der Hauptetage, welche dem gewöhnlichen Erdgeschoß anderer Häuser entspricht, befinden sich, außer den in dem vorstehenden Verzeichniß angegebenen Eingängen, feuerfeste Zimmer für die Archive beider Parlamentshäuser, Magazine und Anstalten zur Heizung und Lüftung der Gemächer des Gebäudes, das Departement des Lords Oberkammerherrn u. s. w., und die Küchen und Kellerräume für die im Hause wohnenden Beamten.

Im ersten Stock nach dem Flusse zu befinden sich die Committee-Zimmer der Gemeinen, ein großer Wartsaal für Zeugen u. s. w., am obern Ende der großen Treppen und Gemächer der verschiedenen amtlichen Wohnungen. In der Mitte erheben sich die Häuser selbst nebst der öffentlichen Centralhalle und in den andern Fronten des Gebäudes befinden sich verschiedene mit einem oder dem andern Hause in Verbindung stehende Amtslokale. Im mittlern Theil der Flußfronte erhebt sich ein anderes höheres Stockwerk, in welchem sich einige weitere Committee-Zimmer für die Gemeinen befinden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise auf dem Rio Negro.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 27sten Junius wurden Auszüge vorgelesen aus dem „Tagebuch einer Reise, welche von Don Basilio Villariño auf Befehl des Vicekönigs von Buenos-Ayres unternommen wurde, um den Rio Negro von seiner Mündung an der Ostküste Südamerika's bis zu seinen in der Cordillera von Chile vermutheten Quellen zu untersuchen.“ Die Auszüge sind aus dem ursprünglichen spanischen Manuskript entnommen. Der besondere Werth dieses leztern besteht darin, daß es das einzige authentische Dokument ist, welches positive Data mittheilt über den Lauf eines Flusses, der einen der bedeutendsten Züge in der Geographie der weiten Länder von Patagonien und der Laplataprovinzen bildet, zwischen welchen beiden er die Gränzlinie bildet. Die Erwartung der spanischen Regierung war, durch einige Nebenflüsse des Rio Negro eine Wasserkommunikation nicht nur mit Chile, sondern mit Mendoza und den angränzenden Provinzen ins Werk zu setzen. In dieser Absicht fuhr Villariño mit vier Booten und 60 Mann von Carmen an der Mündung des Rio Negro im Oktober des Jahres 1782 ab. Nach drei Monaten einer mühseligen Schiffsahrt gegen die Strömung des Flusses, und fortwährend geneckt durch die Indianer, gelang es Villariño den Strom 500 (englische) Meilen aufwärts zu erforschen, und die wichtige Thatsache zu erweisen, daß es möglich sey, den Hauptstrom des Rio Negra von seiner Mündung im südatlantischen Ocean bis an den Fuß der Anden von Chile, nämlich bis auf 60 (englische) Meilen von Valdivia am Ufer des stillen Meeres zu befahren. — Fünfzig Jahre sind seitdem verflossen, die Herrschaft über den ungeheuren Kontinent ist Spanien auf immer entrissen, und noch wissen wir über den Rio Negro nicht mehr, als sich aus der einfachen Erzählung des Jesuitenmissionäres Th. Falkner and dem getreuen Tagebuch des unermüdlichen Steuermannes Villariño entnehmen läßt.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

In den entlegenen Kommissariaten der Provinz Jakutsk fehlt es an sichern Nahrungsmitteln, weßhalb die Bewohner oft großen Mangel leiden, besonders wenn die Jagd auf wilde Rennthiere und der Fischfang keine hinreichende Ausbeute geben. Um also der Hungersnoth vorzubeugen, hat eben die Regierung seit dem Jahre 1806 in folgenden Orten Kornvorrathshäuser angelegt, nämlich in der Stadt Jakutsk, im Udschen Ostrog, in den Kommissariaten Werchnewilluisk, Olekminsk, Saschiwersk und Mittel-Kolümsk, dann in den kleinen Städten und Flecken Shigansk, Woronut, Oshogin, Werchojansk, Sichtlach, Bulny, in den Flecken Tschernoliezk, Aldansk, Aiach-Tau, und an zwei Stellen zwischen den Ansiedlungen der russischen Bauern. — Von Jakutsk aus wird das Mehl nach allen diesen Orten gebracht und den Einwohnern zu dem Regierungspreise verkauft; bei eintretender Noth und wenn die Einwohner vom Gelde entblößt sind, gibt ihnen die Krone Mehl auf Schuld, für welche die Gemeinde haftet.

Die Provinz hat große aus Fichten, Birken und Lerchenbäumen bestehende Waldungen, die, je mehr sie sich nach dem Eismeere hinziehen, immer niedriger werden, und ungefähr 50 Meilen vom Meere ganz verschwinden. In geringer Anzahl findet man in den Wäldern auch Pappeln, Weiden u. dgl. m.

Von den 226,550 Stück Vieh im Kreise Jakutsk — worunter 101,554 Pferde, 598 Schafe und 164 Schweine — werden jährlich 16,258 Stück geschlachtet. Der Gewinn von der Viehzucht beträgt ungefähr 150,000 Rubel. Hornvieh wird in der Provinz weder aus- noch eingeführt. — Die Tungusen, auch ein Theil der Russen und Jakuten, besitzen gegen 5000 zum Anspannen brauchbare Rennthiere.

Obstgärten finden sich in der Provinz nicht vor, doch im jakutskischen Kreise ungefähr 500 Gemüsegärten, jeder von zwei bis zehn Beeten. Man sammelt in der Provinz viele Arten von Beeren, nämlich: Heidelbeeren, Moosbeeren, Schellbeeren, Zwergkirschen, auch wohl wilde Johannisbeeren. Schwämme wachsen in den Wäldern in großer Menge, werden aber von den Bewohnern nicht gegessen. — Branntweinbrennereien gibt es in der Provinz nicht, jedoch werden im Kreise jährlich ungefähr 14.000 Eimer für 155,000 Rubel verkauft, und zwar aus zwei Branntweinmagazinen und neun Trinkhäusern. Weinkeller, Buden, wo Porter verkauft wird, Wirthshäuser und Garküchen, wie in andern Provinzen, gibt es hier nicht. Die Plätze, wo der Fischfang betrieben werden soll, sind nicht bestimmt, denn jeder kann fangen, wo er will. Die Flüsse liefern Lachsforellen, Eierläde, Quappen, Finnlachse, Barsche, Hechte, eine Art Forellen und andere kleine Fische; die Seen: Karauschen, Gründlinge u. m. dgl. — Man fängt jährlich gegen 468,000 Pfund Fische, und verzehrt sie auch. —

In den entlegenen Kommissariaten Saschiwersk und Mittel-Kolümsk ist der Fischfang der Hauptnahrungszweig der Bewohner, die sich ihren Wintervorrath sammeln, indem sie die Fische theils räuchern, theils an der Sonne oder in der Luft trocknen, oder gefrieren lassen, auch einsalzen. Nicht bloß die Menschen nähren sich von Fischen, sondern auch die Hunde, und wenn es an Heu mangelt, auch Pferde und Kühe. —

Der Ertrag der Jagd beläuft sich jährlich auf 36.000 Rubel; man fängt ungefähr jedes Jahr 3000 Zobel, dann 800 dunkelbraune und 2000 rothe Füchse; ferner 103,000 Eichhörnchen, 50 Ottern und eben so viel Luchse; außerdem Polarfüchse, Hermeline, Hasen, Wölfe, Bären, Elennthiere, Ziegen, wilde Schafe u. s. w. Im Julius findet in der Stadt Jakutsk ein großer Jahrmarkt statt, wo sämmtliche Felle der oben genannten Thiere an die aus verschiedenen Gouvernements sich in Menge einfindenden Kaufleute verkauft werden. Man fängt die Thiere in Verhacken und Fallen, oder auch indem man sie mit Flinten oder Pfeilen erlegt.

Wenn sich recht viele Feldmäuse — die sich von den gewöhnlichen Mäusen durch kürzere Schwänze und krauses, wolliges Haar unterscheiden — zeigen, so deutet dieß auf eine reiche Jagd von Polarfüchsen, gewöhnlichen Füchsen und anderem Wild.

Die Jagd auf die wilden Rennthiere wird auf die Art betrieben, daß man sie mit Lanzen tödtet, wenn sie die großen Flüsse durchschwimmen. Dieß geschieht zweimal im Jahre, nämlich zuerst im Frühlinge, wenn die Wälder sich belauben, und in ihrem Schutze giftige Fliegen und Mücken, die Plage der Rennthiere, sich einfinden; dann aber im Herbst mit dem Eintritt der Morgenfröste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Damen in Pennsylvanien haben an den Kongreß eine 150 Fuß lange und mit 5000 Unterschriften bedeckte Petition gegen die Vermehrung des Wein- und Branntweinverkaufes ergehen lassen. Eine Antitabakgesellschaft hat sich zu New-York unter der Präsidentschaft des Dr. Boyez gebildet: nur die Frauen haben dabei das Recht zu sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1836.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

Die Einwohner müssen in zwei große Klassen getheilt werden, nämlich in freiwillige und unfreiwillige, und die erstern zerfallen wieder in Schwarze und Weiße. Die Schwarzen überwiegen natürlich, und können mit Ausnahme der Kru's als dauernde Bewohner angesehen werden, denn die europäische Bevölkerung führt ein Wanderleben. Unter den freien Schwarzen muß man vier verschiedene Klassen unterscheiden, die Ansiedler, die Marons, die Fulahs und Mandingos.

Die eigentlich sogenannten Ansiedler haben ein seltsames Schicksal gehabt; sie waren ursprünglich vor dem Unabhängigkeitskriege freie Schwarze in den südlichen Theilen Nordamerika's, und bauten ihr eigenes Feld. Da sie während des Unabhängigkeitskampfes England treu blieben, so verloren sie nach dessen Ende durch willkürliche Maßregeln ihr gesammtes Vermögen, und die englische Regierung wies ihnen zur Entschädigung Ländereien in Neuschottland an; aber sie konnten das Klima nicht ertragen, und ihre in Virginien und Carolina errungene Erfahrung im Ackerbau half ihnen unter dem Himmel Neuschottlands nichts. Eine Handelskompagnie, welche unter den Auspizien von Granville, Sharpe, Wilberforce u. s. w. einen Strich Landes an der Küste von Sierra Leone theils zum Behuf des Handels, theils zur Civilisirung der Negerrace an sich gebracht hatte, schlug den neuschottländischen Negern vor, sie nach dem Lande ihrer Voräter zu bringen, und versprach jedem Manne 20, seiner Frau 10 und für jedes Kind 5 Akres Land! Gelockt durch diese Anerbietungen schifften sich über 1100 Personen unter der Leitung eines Hrn. Clarkson ein, welcher von Seite der Kompagnie ihnen den Vorschlag gemacht und die Erfüllung der Versprechungen gewährleistet hatte.

Die Hoffnungen der Kompagnie stiegen, da die meisten dieser Ansiedler rechtliche Leute waren, und Kenntnisse des Ackerbaus mitbrachten; viele derselben hatten einige Erziehung erhalten, sie hatten früher Baumwolle, Kaffee und Tabak angebaut, und der Boden von Sierra Leone war reich und fruchtbar. Die gehegten Hoffnungen sollten indeß nicht in Erfüllung gehen. Als die ersten Ansiedler im J. 1792 von Neuschottland ankamen, war es gerade Regenzeit: nichts war zu ihrer Aufnahme vorbereitet, der Boden war nicht einmal gelichtet, Alles war undurchdringliches Gebüsche. Sogar an Lebensmitteln fehlte es, und so wurden viele von bösartigen Fiebern hinweggerafft; die Ueberlebenden hielt nur die freundliche Behandlung des Hrn. Clarkson und das unbedingte Vertrauen, das er sich erworben hatte, aufrecht. Bald fanden sie sich auch hinsichtlich der Ausdehnung des ihnen versprochenen Landes getäuscht: statt 30 bis 40 Akres, die einem verheiratheten Mann versprochen waren, erhielten sie nur sieben, und diese mußten erst umgebrochen werden. Erbittert hierüber gingen viele zu den benachbarten Stämmen, die andern halfen sich mühsam fort, und als sie endlich durch große Anstrengungen den Boden einigermaßen fruchtbar gemacht hatten, beging man einen neuen Treubruch gegen sie, und verlangte mit einem Mal einen Pachtschilling von ihnen, obwohl sie den Boden zu freiem Eigenthum erhalten hatten. Die Ansiedler, welche damals eine wohlgeordnete Gemeinde bildeten, versammelten sich, um zu berathen, was zu thun sey. Nun schickte man Soldaten gegen sie und ließ sie aus einander jagen; dieß vermehrte die Erbitterung und die Mehrzahl der jungen Männer verließ die Kolonie gänzlich.

Um diesen Zeitpunkt trafen die Maronneger in Sierra Leone ein. Gerade hatten diese einen langen blutigen Krieg in den Gebirgen Jamaika's gegen die englischen Truppen bestanden, und kaum waren sie gelandet, so vertraute man ihnen Waffen an, um die Ansiedler zum Gehorsam zu bringen. Diesen Auftrag vollzogen sie eifrig, die Ansiedler mußten weichen, die alten Leute kehrten nach Freetown, — so hieß die angelegte Stadt, — zurück, und die meisten gaben das ihnen verwilligte Land gänzlich auf. Sie waren völlig entmuthigt; wenige junge Leute waren in der Kolonie geblieben, und selbst diese beschäftigten sich nicht mehr mit dem Ackerbau. So bedeckte sich das Land schnell wieder mit wildem Gebüsch, denn die ältern Leute verloren allmählich ihre körperliche Kraft, und sie hatten keine Söhne mehr, um ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen. Die Wenigen, welche noch ihr Land bauten und sich darauf zu behaupten suchten, sahen sich der Früchte ihrer Arbeiten beraubt durch die Diebereien der befreiten Sklaven, die allmählich in großer

Anzahl neben den Ansiedlern sich niederließen, und sich kein Gewissen daraus machten, die Ländereien der Ansiedler zu plündern. Diese letzteren waren dem Gouverneur durch ihren Widerstand verdächtig geworden, und wenn sie sich über die Beraubung ihrer Felder beschwerten, so ertheilte man ihnen den kalten Rath, sie möchten künftig besser über ihre Felder wachen.

Die Zahl der Ansiedler nimmt schnell ab, und es sind fast nur noch die alten Leute und ihre Enkelinnen übrig. Im J. 1792 brachte Clarkson 1130 Menschen aus Neuschottland herüber, im J. 1826 war die Hälfte davon verschwunden, und im J. 1834 lebten nur noch 300 mit Einschluß derer, die in den 42 Jahren geboren worden waren. Die Gründe dieser furchtbaren Abnahme werden verschieden angegeben, namentlich aber bezeichnet man die Entfernung der jungen Männer in Folge des Streits mit der Regierung und „die Sucht derer, die noch in Freetown wohnen, den weißen Mann nachzuahmen, der sich nie verheirathet." Stolz war indeß ihr schlimmster Feind: im Angedenken dessen, was sie einst waren, schauten sie hochmüthig herab auf die Maronneger und befreiten Sklaven. Jetzt müssen sie mit diesen, die sie als ihnen untergeordnet ansehen, arbeiten und sich mit ihnen verbinden: das wollen sie meistens nicht. Auch stehen sie in vieler Hinsicht im Nachtheil; sie sind an anständige Kleidung und eine Menge Lebensbequemlichkeiten gewöhnt, wie Fleisch, Brod, Thee, Kaffee, und können sich nicht mit einer Belohnung begnügen, die einem befreiten Sklaven reichlich scheint. Dieser braucht nichts als etwas Reiß, Palmöl, ein wenig Cassada, oder eine Paar Pisangs und Kokosnüsse, und seinen Hochzeitstag abgerechnet kauft er keine Kleidung als eine Negerschürze oder ein Paar Beinkleider. Selbst wenn die befreiten Sklaven ein Vermögen erwerben, daß sie jährlich 100 Pfd. St. Einkommen besitzen, ändern sie ihre vorhergehende Lebensweise nicht, und leben oft von 2 Pence des Tags.

Traurig ist der Verfall der einst achtungswerthen Gemeinde der Ansiedler, die sich namentlich bei dem Einfalle der Timmanis der englischen Regierung so treu ergeben zeigten. Sie hatten bis auf sechs (engl.) Meilen von der Stadt das Land angebaut, und gewannen einen Kaffee, der den von Mocha an Aroma übertraf. Zucker, Zimmt, Gewürze, Pfeffer wurden gewonnen, jetzt aber ist jede Spur eines systematischen Anbaus unter dem üppigen Emporschießen der Waldbäume verschwunden, und Schlangen, Leoparden und Affen hausen wieder, wo eine fleißige Hand dem üppigen Boden die reichste Ernte abgewonnen hatte. Nichts verräth jetzt mehr die Hand des Menschen als ein Paar Akres um die Hütten der befreiten Sklaven umher, und einige englische Gartenanlagen außerhalb der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuen Parlamentshäuser in London.

(Schluß.)

Zum Schlusse theilen wir die Ansicht des Architekten über die Anwendung der einzelnen Theile mit dessen eigenen Worten mit.

„Der Architekt hat für zweckmäßig erachtet, beide Parlamentshäuser, die Gerichtshöfe und Westminster Hall in einem einzigen Gebäude zu vereinigen, das innere Bequemlichkeit und Oekonomie mit äußerer Großartigkeit vereine. Sein Hauptaugenmerk war, den bei Kirchen, Kollegien, Schlössern und Privatgebäuden gewöhnlichen Styl zu vermeiden, und denjenigen zu wählen, den er dem besondern Zweck des Gebäudes am angemessensten erachtete.

„Die Frontlinie gegen den Fluß ist deßhalb gewählt worden, weil man 1) da die größtmögliche Erhebung erreichen, 2) die Fronte beider Gebäude so nahe als möglich in rechte Winkel mit der Westminster-Brücke bringen und endlich 3) die am angenehmsten ins Auge fallende Fortsetzung der in Vorschlag gebrachten Eindämmung ober- und unterhalb der Brücke, und zwar so vornehmen kann, wie sie für die Schifffahrt des Flusses am zweckmäßigsten ist.

„Die Flußfronte und Terrasse stoßen an die Themse, und zwar, des bessern Effekts wegen, und dann auch, um die beiden Palasthöfe zu erweitern, in welche die Eingänge zu den beiden Häusern kommen. Durch diese Anordnung wird die erforderliche räumliche Bequemlichkeit erlangt, ohne den Grund östlich von Abingdon Street beiziehen zu dürfen.

„Die Höhe gegen den Fluß zu soll so weit ausgedehnt werden, als mit der innern Bequemlichkeit verträglich ist, damit das Gebäude, von der Brücke aus betrachtet, einen imposanten Anblick gewähre, und die gegenwärtige Ansicht der Halle und der anstoßenden Gebäude, die von diesem hohen Punkt aus betrachtet sehr widerlich niedrig aussahen, zu versperren. Ferner soll das Gebäude sich quer durch das östliche Ende des neuen Palasthofes ausdehnen, um mit der nördlichen Fronte der Halle und andern Gebäuden ein Viereck zu bilden, das von dem Luftzug vom Flusse nicht belästigt wird.

„Die Höhe gegen die beiden Palasthöfe ist so hoch als möglich angenommen, ohne dadurch der Halle Eintrag zu thun, die der Meinung des Architekten zufolge, als ein Hauptzug des Planes betrachtet werden sollte.

„Die Terrasse soll zum ausschließlichen Gebrauch des Speechers und der Mitglieder beider Häuser dienen, um sich hier zu ergehen und frische Luft zu schöpfen, und um zu Wasser gehen und kommen zu können.

„Die Zugänge für den König, die Mitglieder beider Häuser, das Publikum, die Clerks und andere Beamte sind so geordnet, daß sie ganz unabhängig von einander sind, aber doch, entweder theilweis oder ganz in Verbindung gesetzt werden können.

„Der Königsthurm bildet einen Hauptzug des Bauplans und soll sich mit der Abtei gruppiren, um den Parlamentsgebäuden, wenn sie mit jenem ungeheuren Bauwerk verglichen werden, das gehörige Ansehen zu verleihen. Die obern Stockwerke dieses Thurms werden die sichersten und bequemsten Archive zu Aufbewahrung werthvoller Akten bieten, und in den untern Theil soll der Staatseingang des Königs angebracht werden, den der Architekt großartig und überhaupt so auszustatten gedenkt, daß er die beste Wirkung hervorbringt. In dieser Absicht wird vorgeschlagen, daß bei den Gelegenheiten,

wo der König das Haus besucht, der königliche und andere Staatswagen in den Thurm fahren, um den Pfeiler linker Hand innerhalb biegen, am Fuß der königlichen Treppe Halt machen, und dann durch das Thor an der südlichen Seite abfahren.

„Das erste oder Hauptstockwerk ist durchaus auf gleicher Höhe mit der alten Flur der St. Stephanskapelle. Beide Häuser sind so nahe als möglich in den Mittelpunkt des Gebäudes gerückt, weil dieß für die bequemste Lage für ihre beiderseitige Verbindung, für passende Anlage der verschiedenen Ein- und Zugänge, für Entfernung von Geräusch und Störung, für die zweckmäßigste, den Bedürfnissen jedes Hauses angemessene Gestaltung und Größe, für die bequemste Heizung, Beleuchtung und Lüftung, und endlich für die beste Lage gehalten wurde, um jede wünschenswerthe Veränderung anbringen zu können, ohne deßhalb den ganzen Bauplan stören zu dürfen.

„Um den beiden Häusern alle nur mögliche Bequemlichkeit zur Heizung, Beleuchtung und Lüftung zu verschaffen, werden sie hoch über die umgebenden Gebäude empor geführt, und weder über noch unter sich Gemächer haben; jene zu den angegebenen Zwecken dienenden ausgenommen.

„Es ist das Augenmerk des Architekten gewesen, die Größe beider Häuser, jedoch mit steter Rücksicht auf die erforderliche Bequemlichkeit, so viel als möglich zu beschränken, und ihnen jene Gestalt und Einrichtung zu geben, welche die größtmögliche Zahl von Sitzen in dem kleinsten Raum gestattet, die Mitglieder unter sich und auch dem Sprecher näher bringt, und welche die zweckmäßigste für die gewöhnliche Geschäftsordnung ist.

„Die Stenographen erhalten ihren Platz in beiden Häusern am Ende der Barre nicht hoch über dem Boden, und in solcher Entfernung von den entlegensten Sitzen, daß sie bequem Alles sehen und hören können was vorgeht.

„Im Unterhause sind zwei Reihen Sitze unter den Galerien, mit einem besondern Verbindungsdurchgang für Pairs und andere ausgezeichnete Personen, welche die Sitzungen besuchen, bestimmt; diese werden durch diese Eintheilung von den Sitzen der Mitglieder geschieden, und sind so gestellt, daß sie Alles sehen und hören, aber mit den Mitgliedern während der Abstimmung durchaus keine Rücksprache pflegen können.

„Der Architekt hat für angemessen erachtet, keinen Sitz für ein Mitglied weder unter der Galerie noch hinter dem Wollsack oder dem Stuhl des Sprechers anzubringen. Aeußere mit den verschiedenen Wegen zu den Sitzen der Mitglieder in Verbindung stehende Gänge und besondere gut beleuchtete und gelüftete Vorplätze, zu denen das Publikum sich nicht drängen und Störung veranlassen kann, sind zu beiden Seiten des Hauses angebracht, so daß sämmtliche Sitze erforderlichen Falles in der kürzesten Zeit geräumt oder besetzt werden können.

„Für einen Gang von dem Corridor zur Barre ist ebenfalls gesorgt, so daß jene Mitglieder, welche mit einer Petition oder eines andern Geschäfts wegen an der Barre zu erscheinen wünschen, dieß ohne Unterbrechung von Seite der Leute auf den öffentlichen Galerien thun können.

„Die Eingänge zu den Galerien der Mitglieder befinden sich in der besondern Vorhalle vor denselben, und es ist auch für einen Ausgang nach den Treppen für das Publikum gesorgt.

Die Bibliothek- und Committee-Zimmer jedes Hauses liegen gegen den Fluß zu, und zwar der größern Helle wegen; auch ist auf dieser Seite weniger Lärm und Unruhe, und die erstern befinden sich sämmtlich in Einer Reihe im ersten Stock. Die Committee-Zimmer stoßen an dieselben.

„Der öffentliche Haupteingang zu den Committee-Zimmern führt über eine breite Treppe gerade von der Centralhalle aus nach einem großen Wartzimmer im ersten Stock gegen den Fluß hinaus, von wo man gerade in die Committee-Zimmer beider Häuser und die damit in Verbindung stehenden Amtslokale gelangt. Wenn die Häuser ihre Sitzungen beginnen und ihre täglichen Geschäfte zu Ende sind, so kann sich das Publikum entweder auf der Haupttreppe oder auf der unmittelbar daran stoßenden entfernen, die zu seinem ausschließlichen Gebrauch bestimmt ist und nach dem Gewölbe von St. Stephan und Westminster Hall führt.

Die Mitglieder und die bei den Committees anwesenden Beamten gehen und kommen auf besondern Treppen, welche mit ihren respektiven Parlamentshäusern und Amtslokalen in Verbindung stehen.

„Der Plan ist so angelegt, daß den Mitgliedern jedes Hauses besondere Zugänge zu ihren Bibliotheken, Committee- und Erfrischungszimmern offen stehen.

„Sämmtliche amtliche Wohnungen haben besondere äußere Eingänge und Treppen. Die des Sprechers im ersten Stock ist mit den nöthigen Gemächern für große Gastmahle versehen. Alle diese Wohnungen stehen in direkter Verbindung mit dem ersten Stock.

„Um jeden Feuerschaden von Außen möglichst abzuhalten, ist beschlossen worden, das ganze Gebäude nach einem feuerfesten Prinzip auszuführen und jede Verbindung mit den Privatwohnungen durch eiserne und starke in die Mauern eingefügte Thüren abzusperren.

„Die St. Stephanskapelle, das Gewölbe und die Kreuzgänge sollen wieder hergestellt werden. Westminster Hall wird in seinem jetzigen Zustand erhalten, mit der Ausnahme jedoch, daß das jetzige südliche Fenster in die neue südliche Mauer des Portals an diesem Ende der Halle versetzt wird, welche St. Stephansportal genannt werden soll. Die gewonnene Oeffnung wird in eine gewölbte Einfahrt zu dem Portal umgebildet, und die Verhältnisse der Halle, die Hauptmauer, das Dach u. s. w. bleiben mithin ungeändert. Für die Gebäude der Gerichtshöfe ist eine neue Außenseite in Vorschlag, die jedoch auf das Innere durchaus keinen Einfluß hat. Endlich ist der Plan so entworfen, daß die neuen Häuser mit ihren Vorhallen, Treppen und Zugängen ganz vollendet werden können, ohne daß eine Berührung mit den gegenwärtigen temporären Parlamentshäusern erforderlich wäre."

Die innere Eintheilung des Plans des Architekten erscheint nach der obigen nähern Erläuterung im Ganzen zweckmäßig, nur lassen einzelne Anordnungen noch größere Vereinfachung und mithin Verbesserung zu. Ein Blick auf den Plan zeigt

eine Menge von Höfen von verschiedener Größe, die sich sämmtlich auf zwei große und ein oder zwei kleinere, ganz von einander abgesonderte reduziren ließen, da die beiden Parlamentshäuser die Mitte der beiden größern Höfe einnehmen.

Der öffentliche Eingang durch die Hallen von Westminster und St. Stephan führt auf einmal in das Innere des Gebäudes und auf bequemen Aus- und Eingängen zu den Committee-Zimmern und Amtslokalen beider Häuser. Die Mitglieder des Hauses haben außerdem noch ihre besondern Eingänge.

Die königliche Einfahrt geschieht durch einen Thurm, der in seinen Verhältnissen ungewöhnlich groß ist; da Hr. Barry selbst sagt, daß der achtspännige Staatswagen hineinfahren und um einen in der Mitte stehenden ungeheuren Pfeiler umbiegen soll, so wird man sich nicht wundern, wenn man hört, daß der innere Raum ein Viereck von 100 Fuß auf jeder Seite bildet. Dieser Thurm soll 300 Fuß hoch werden.

Der Architekt ist bei Entwerfung dieses Planes in den englischen Nationalbaustyl eingedrungen, ohne deßhalb schon vorhandene Muster sklavisch kopirt zu haben, und ohne in den sehr gewöhnlichen Fehler der Vermischung mit fremden, seiner Tendenz und seinen Formen durchaus nicht zusagenden Elementen zu verfallen. Fülle der Verzierung ist für den beabsichtigten Styl eher erforderlich als unverträglich mit demselben. Schön und geschmackvoll gezeichnete Verzierungen für die Galerien, Fenster, Friese, Knäufe und Spitzthürme würden dem Gebäude zu großer, seinem Charakter entsprechender Zierde gereichen.

Das grosse Linienschiff Pennsylvania.

Wiederholt gibt ein oder das andere amerikanische Journal eine pomphafte Beschreibung dieses Riesenschiffes, das 225 Fuß in die Länge und 58 in die Breite mißt, 2000 Mann aufnehmen kann und eine Trächtigkeit von 30,000 Tonnen habe, es führe 140 Kanonen und gehe 28 Fuß tief im Wasser. Der Herausgeber der Naval and Military Gazette bemerkt darüber, eine solche Anzeige erscheine alle Jahre ein Paarmal, gleichsam um der kleinen europäischen Kriegsschiffe zu spotten, aber dieser „erstaunlichste Bau, der je auf dem Ocean schwamm,“ sey nie geschwommen und werde auch nie schwimmen, denn seit mehr als 20 Jahren sey er auf der Werfte, von vorn herein übereilt gebaut von unreifem Holze, und darum wahrscheinlich ganz verfault. Auch meint derselbe, seyen die Amerikaner zu klug, um ihre Marine mit solchen unlenksamen Ungeheuern zu vermehren.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

Im Frühjahre sammeln sich die wilden Rennthiere heerdenweise, manchmal in der fast unglaublichen Menge von 10.000 Stück, und ziehen aus den Wäldern nach den am Eismeere belegenen, mit Moos bedeckten Ebenen, von wo sie im Herbst zurückkehren. Ein Thier führt die ganze, blindlings folgende Heerde, und auf diesem Wege durchschwimmen sie dann auch die großen Ströme. Wenn dieser Zug beginnt, so lagern sich die Einwohner der Kommissariate Saschiwersk und Mittel-Kolümsk in dem Dickicht und den Gebüschen am Ufer, gebrauchen aber, um sich sowohl dem Blicke, als auch selbst dem Geruchssinne der Rennthiere zu entziehen, die Vorsicht, daß sie weder ein Feuer anzünden, noch gekochte Speisen essen, auch nicht Tabak rauchen. Langt die Heerde nun an dem Flusse an, so macht sie Halt. Die vordersten Thiere rekognosziren sorgfältig die Umgegend, wobei ihnen ihr vorzüglicher Geruchssinn sehr zu Statten kommt. Haben sie nun keine Gefahr entdeckt, so schwimmen sie durch den Fluß zum entgegengesetzten Ufer, auf welchem Wege ihnen nun die ganze Heerde sorglos folgt. Wenn die vordersten Thiere über den Fluß hinüber sind, stürzen die Jäger aus ihren Schlupfwinkeln in die Böte, fahren den Rennthieren entgegen und richten mit ihren Lanzen ein fürchterliches Gemetzel an. Die Strömung reißt die erlegten Thiere fort, wobei sie von den Frauen und Kindern der Jäger aufgefischt werden. Ist die Jagd ergiebig gewesen, so hat oft jeder Jäger bis 150 Rennthiere auf seinen Theil, und dann beginnt nach den Fasttagen ein unmäßiger Schmaus, die glückliche Jagd feiernd. Die Rennthiere werden entweder nach Hause genommen, oder, nachdem man sie abgehäutet hat, in tiefe Gruben vergraben. Aus den Fellen macht man Stiefeln und Kleider, und vertauscht die übrigbleibenden gegen andere Waaren.

Von Vögeln fängt man in der Provinz hauptsächlich Schwäne, wilde Gänse und Enten, im Winter jedoch auch Schneehühner und Auerhähne.

Zu Frühlingsanfang erscheinen Schwäne, Gänse und Enten in großen Schaaren auf den Seen, legen dort Eier, die sie ausbreiten, wechseln dann die Federn und ziehen im Herbst wieder fort nach Süden.

Die Jagdzeit auf diese Vögel ist um die Zeit, wenn sie mausern und deßhalb nicht fliegen können. An zweckmäßig gelegenen Stellen am Ufer erbaut man dann Jurten, aus Pfählen, die man mit Birkenrinde überzieht. Vor der Thüre einer solchen Jurte, in geringer Distance, wird ein Erdaufwurf, um weniges höher als eine Gans ist, aufgerichtet, und zwischen diesem bis zur Thüre Häute und Netze ausgespannt. In kleinen Böten stellen nun die Jäger auf dem See ein Treibjagen an, bei welchem man, wenn die Vögel ermattet sind, sie auf die Jurte zutreibt. Der Vogel flüchtet sich aufs Ufer, geht über den Erdaufwurf, und wird dort, wo er sich in den Netzen verwickelt, mit Stöcken erschlagen. Menschen und Hunde nähren sich von dem Fleische, die Federn und Daunen verkauft man. —

In der Stadt Jakutsk und dem dazu gehörigen Kreise leben 450 freie Handwerksleute, wogegen sich in den andern vier Städten und den dahin gehörigen Kreisen gar keine vorfinden, was wohl von der wenigen Neigung und Lust der Einwohner zu Handwerken und Handarbeiten herrührt. Nur die zum Leben unentbehrlichsten Handwerke, und auch diese noch in sehr unvollkommnen Grade, findet man dort vor.

Es befinden sich in der Stadt Jakutsk und ihrem Kreise 58 Kaufleute. Der Umsatz des innern Handels beträgt ungefähr zwei Millionen Rubel. Die Stadt hat zwei, der Kreis drei Jahrmärkte; von den ersten beiden dauert der eine vom 1sten Julius bis zum 1sten August, der andere vom 10ten December bis 1sten Januar. Der Handelsumsatz während dieser Zeit beträgt 1,800,000 Rubel, und die dort anwesenden Kaufleute kommen von den Gouvernements Irkutsk, Wologda, Wladimir und Moskau her. Handelsgegenstände, die die Einwohner der Provinz zum ersten Jahrmarkt bringen, sind Pelzwerk von Füchsen, Zobeln, Hermelinen, Polarfüchsen, Eichhörnchen, Rennthieren, Hasen, Bären und Wölfen, dann mit Wallroßzähnen und Mammuthsknochen. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1836.

Corcyra.

(Von Viktor Lenz.)

Corfu, 20 April.

Man weiß hier nicht recht, ob man in England, Griechenland, Italien oder der Türkei ist. Auf dem Schloßplatz, wo der Gouverneur in einem schönen Palast wohnt, und das Karnevalpublikum des Nachmittags in schattigen Alleen seinen Mummenschanz aufführt, begegnet man in der Regel parisisch kostümirten Herren und Damen, rothen englischen Soldaten und negocilrenden Kaufleuten, die einander mit Sir und Master anreden, folglich Söhne Albions sind. Auf dem Markt, der in mehrern Gassen und hölzernen Arkaden gehalten wird, stößt man großentheils auf Griechen, die langgedrehte Zwickelbärte, buschiges gelocktes Haar, Zoddelmützchen und ihr schönes Nationalkleid tragen, und im Hafen und in den Waaren- und Zollhäuschen, wo fort und fort Getreidewucher nach Kalabrien getrieben wird, glaubt man sich ausschließlich unter Italienern. Die Türken wallen in langen Kaftans vornehm vor den Thüren der Kaffeehäuser, wo man ihre Pfeifen oft noch eher als ihre Füße sieht, oder sie liegen in schmutzigen Schafswämsern, daraus ein Paar Arme hervorhängen, auf ihren Kähnen ausgestreckt, des Augenblicks harrend, der sie mit günstigem Winde zurück in ihre kahle Heimath treibt.

Wir sahen hier während eines zweimaligen Aufenthalts nie ein eigentliches türkisches Kauffahrteischiff, das Industrie und Wohlstand verrieth; solche gehörten ohne Ausnahme den Engländern und Oestreichern. Italienische Fahrzeuge kommen häufig an, aber auch sie waren bloß unansehnliche Trabaccole, die nur eben den Weg von Tarent oder Barletta hieher zurücklegen konnten. Das arme Griechenland, welches allein eine thätige, fleißige und handelsuchende Bevölkerung hat, besitzt leider keine Handelsmarine mehr; ich sah mit Betrübniß, daß alle seine Unterthanen, die mit Früchten, Salzfleisch und Korinthen und Fettvieh ankamen, in armseligen Kähnen mit zerrissenen Segeln durch den Kanal ruderten, und dennoch oft die elegant gerüsteten der stati uniti überflügelten.

Die Griechen und Italiener bilden in Corfu die Masse der Bevölkerung, und geben der Regierung wohl nicht ohne Ursache Anlaß zur Furcht. Es ist mehr als wahrscheinlich, es ist gewiß zu sagen, daß das Volk, sobald einmal das jetzt begründete Königreich Hellas Garantien bietet, auf die Abschüttelung eines wenn gleich nicht drückenden Joches denken wird, und dann dürften leicht alle Burgen und Kastelle, die das moderne Geniewesen hier erfindet, vergebliche Protestationen machen.

Die englische Regierung ist aber schlau, sie begünstigt die Niederlassung der Italiener und Malteser, und sorgt pünktlich dafür, daß die Griechen unter ihnen wie die Juden in manchen Christenlanden vegetiren. Wie in Malta, befördert sie statt der Sprache der Eingebornen, die italienische — Englisch will dort wie hier gar nicht wurzeln — und wie in Irland, hält sie Bajonnette und Privilegien für sie aufrecht, und verweigert hartnäckig die schon oft angesprochene Gesetzgebungs- und Verwaltungsreform.

Corfu hat sein italienisches Theater anstatt eines griechischen, und in diesem fehlt es weder an Primadonnen noch an Ballerinen (Tänzerinnen), wie ich oft die Ehre hatte zu bemerken. Die Direktion hat ohne Zweifel ansehnliche Fortschritte und Verbesserungen im Bühnenwesen eingeführt, da sie es aus ökonomischen Rücksichten dahin brachte, daß die meisten Mitglieder zugleich Komödie spielen, Opern singen und Ballete tanzen. Die jonischen Balletmeister verstehen sich noch nicht auf den Hautgout unsers Nordens, ich war sehr erfreut, in ihren Kompositionen bloß schäckernde Columbinen und Arlekins oder reizende pantomimische Nymphen und Faunen, letztere komplett mit Bocksfüßen (wie ächt griechisch, wie plastisch!) anzutreffen. Auf das Ballet folgte noch ein Schwank von Goldoni, und auf diesen Reichthum der Musen ein großer brillant illuminirter, von allerlei Nymphen besuchter Nachtball, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Ein Paar verlarvte Insulanerinnen haben mir viel Schönes und Interessantes von den hiesigen Sitten und Gebräuchen erzählt, unter Anderm, daß die Mädchen, welche heirathen wollen, am Sankt Johannistage drei Körner Weizen unter einen Topf Wassers legen und dabei Gebete hersagen, worauf der Apostel ihnen im Traum erscheint und den Namen des künftigen Gatten

sagt; so wie auch, daß andere gläubige Dirnen an diesem Tage der Meinung sind, derjenige, welcher ihnen in einer gewissen Stunde am Fenster erscheint, müsse sie lieben oder den Namen ihres Geliebten tragen.

„Sie haben ihren Wein verschüttet," sagte ein kleiner zirkelrunder weiblicher Hanswurst, „Sie werden viel Gutes erleben, hüten Sie sich aber, Oel zu vergießen und werfen Sie Salz ins Feuer, wenn Sie mal verheirathet sind."

Wer Salz verbrennt, verbrennt die bösen Dämonen und die häusliche Zwietracht, wer eine Münze in den Mund nimmt, wenn er stirbt oder todt ist, der kommt ins Himmelreich u. s. w. Sie sehen daraus, daß der alte griechische religiöse Hokus Pokus nicht ganz außer Curs ist. Die jungen Leute sollen sich denselben in gewissen Fällen gut zu Nutzen machen, und selten vergeblich mit einem Heiligen gegen ein Mädchen intriguiren.

Vom Balle begab ich mich das Letztemal über die Promenade ins Kastell und daselbst auf die alte Felsenburg, die den Leucht- und Wachtthurm mit der Hafenflagge trägt. Ein heller Frühlingsmorgen, eine entzückende Aussicht, ein altehrwürdiger historischer Standpunkt. Wahrscheinlich war es dieser Felskegel, den die alten Korinther befestigten, als sie eine Kolonie nach Corcyra schickten und den Grund zu der Stadt legten. Auf der Südseite entdeckte ich die Spuren einer in den Steinberg gegrabenen Burgtreppe, worauf weiter abwärts ähnliche senkrechte Vertiefungen folgten, die Theile und Unterbaue von Gemächern gewesen seyn müssen.

Das wichtigste Ueberbleibsel der Vorzeit dürfte wohl ein den Felsenberg quer durchlaufender, an vielen Orten verschütteter, und im Innern mit Treppen und Thüren versehener Burggang seyn, der noch jetzt als eine Art Kommunikationsweg dient. Unglücklicherweise wurden aber alle Außenbaue und selbst der Felsen an den meisten Orten dergestalt zerstört in den verschiedenen Perioden unter Römern, Türken und Venetianern, daß man sich jetzt gar keinen Begriff von dem Aussehen des ältesten Kastells machen kann. Nur auf der einzigen Ostseite entdeckte ich in dem Kalksteinfelsen beinahe gleiches antikes Mauerwerk, welches den Rost der Jahrhunderte trug, und aus dessen Form glaube ich entnehmen zu dürfen, daß es eine Fronte des befestigten Polygons gebildet.

Die Schildwache, welche auf der Platform der Flagge spazierte, war von dem bekannten hier garnisonirenden schottischen Regiment, das halb den Wilden und halb den Engländern gleicht, unten nackt und oben roth ist. Statt der Stiefel trug sie Sandalen mit rothen Bändern, eine Art rings um den Körper baumelndes gewürfeltes Schurzfell, und eine vor dem Bauche hängende seltsam zugestutzte und befiederte Tasche, ein Anzug, der durch eine französische bärenfellartige Husarenmütze vollkommen hanswurstig, und hierin nur von dem noch hanswurstigern der jonisch-griechischen Constables übertroffen wurde.

Es war eine originelle und nachahmungswerthe Idee des Lordlieutenants, die Polizei durch ihr Aeußeres jedermann vor Augen zu führen; dadurch brachte er sie in einiges Ansehen.

Schließlich die Bemerkung, daß Corfu für sich allein jetzt 100,000 Einwohner zählt. Die Stadt hat deren 25,000. Fast täglich kommen Auswanderer von Malta an, dessen Territorium übervölkert und dessen Handel und Wohlstand sehr gesunken ist. Die Post auf den jonischen Inseln wird von hier aus durch ein Dampfschiff regelmäßig besorgt, und seit Kurzem gehen andere Dampfschiffe zweimal monatlich über Ancona nach Triest und zurück nach Malta, Cadix und London. Man kann stündlich und billig mit griechischen Küstenschiffen Patras und Korinth und von dort über dem Isthmus Athen erreichen. Dampfschiffe fehlen aber auch dieser Nation, die wohl einst die wichtigste für die reisende Welt, und der angenehmste Verbindungsweg mit Italien werden muß. Nach Otranto geht ein neapolitanisches Postschiff alle Woche, und von dort der Postkourier alle drei Tage an den Vesuv.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

(Fortsetzung.)

Westlich von der Ansiedlerstadt, und hauptsächlich nur durch die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Europäer getrennt, steht die Stadt der Marons. Die Entstehung dieses Namens ist nicht bekannt: wahrscheinlich entstand er aus einem verdorbenen spanischen Wort. Sie entsprangen in Jamaika aus der Vermischung von Weißen und Schwarzen, und während der frühern Verbindung der Spanier mit dieser Insel fanden entlaufene Sklaven leicht eine Zuflucht in den undurchdringlichen Wäldern. Diese waren meist von der durch schöne Gestalt ausgezeichneten Nation der Coromantin, aber die alte Nationalität ging unter, und eine neue entstand durch die Vermischung mit spanischem, und wahrscheinlich auch mit karaibischem Blute. Der Maronneger ist also von europäisch-amerikanisch-afrikanischer Abkunft.

So lange die Spanier Jamaika besaßen, war die Unabhängigkeit der Marons anerkannt, und die Engländer bestätigten nach Einnahme der Insel ihre Privilegien. In den Bergen besaßen sie mehrere Städte, die sich selbst regierten. Einst beging ein Maronneger in einer englischen Stadt einen Diebstahl, und erhielt dafür zur Strafe die Peitsche durch die Hand eines Sklaven. Dieß erweckte den Zorn seiner Mitbürger, und ein erbitterter Krieg begann, in welchem die weißen Truppen furchtbar litten. Endlich machte eine Kapitulation demselben ein Ende: die Bewohner des empörten Distrikts wurden nach Neuschottland und von da im J. 1800 nach Sierra Leone gesandt, gerade zur Zeit der Unruhen unter den Ansiedlern, und indem sie unglücklicherweise gegen diese die Waffen ergriffen, kamen sie wieder bei den Engländern in Gunst, ernteten aber bei ihren Mitbürgern Haß und Feindschaft, die bis auf diese Stunde noch nicht verschwunden sind.

Fünfhundertfünfzig Marons landeten im J. 1800 zu Sierra Leone, und ihr Reichthum und ihre Anzahl vermehren sich eben so schnell, als die der Ansiedler dahin schwinden. Den Ackerbau kennen sie nicht, aber sie besitzen eine Schärfe des Verstandes und eine Thätigkeit, welche mehrere zu großem Wohlstand erhob. Als Kaufleute und Krämer haben sie ein Ver-

mögen aufgehäuft, das sie in den Stand setzt, ihren Söhnen eine kostspielige Erziehung in England geben zu lassen; als Arbeiter erwerben sie sich schnell die Kunstgriffe eines Handwerks, und obgleich unter der glühenden Sonne nicht so thätig, wie europäische Arbeiter in ihrem gemäßigten Klima, sind sie doch ziemlich ausdauernd.

Von der Civilisation der Marons im Ganzen läßt sich noch nicht viel Rühmliches sagen; Mädchen und Knaben wachsen oft bis ins heirathsfähige Alter heran, ohne die mindeste Kleidung zu tragen, und die erwachsenen Männer treiben Polygamie so ungenirt, wie die benachbarten Timmanis. Dieß ist keine neue Sitte bei ihnen, und veranlaßte eine lächerliche Scene in Neuschottland. Der Prediger, den ihnen die englische Regierung gegeben hatte, predigte aufs heftigste gegen die Vielweiberei, und forderte die Marons auf, diejenige Frau, die ihnen die liebste sey, auszuwählen, und die andern zu entlassen. Die Marons gingen in sich, und beschlossen der Ermahnung Folge zu leisten. So weit war Alles gut. Eines Morgens hörte der Gouverneur ein lärmendes Geschrei vor seinem Hause; er fragte nach der Ursache: die reuigen Marons waren gekommen, um seiner Fürsorge die Anzahl verwittweter Weiber zu übergeben, die jetzt, von ihren Männern verstoßen, keine Unterkunft mehr hatten. Man schickte nach dem Geistlichen: er hatte die Ungelegenheit veranlaßt und sollte helfen, war aber in keiner geringen Verlegenheit, als die auf seine Veranlassung verstoßenen Weiber ihm zum Unterhalt übergeben wurden. Die Sache endigte natürlich damit, daß der Prediger die Märtyrer seines Eifers aufzunehmen sich weigerte, diese kehrten daher zu ihren Männern zurück, und lebten mit ihnen wie bisher. Die Predigt ward nicht wiederholt.

Die Marons als Stamm haben weder Erziehung noch Religion, die Ansiedler dagegen brüsten sich mit beidem. Die, welche sich zum Christenthum bekennen, besuchen meist wesleyanische Kapellen. Eine, Jehovah-Shalum genannt, ist die beliebteste, und steht einem nicht minder beliebten Hause, einer Branntweinschenke, gegenüber. Beide Gebäude scheinen mit einander auf gutem Fuß zu stehen, und sich gleichsam in die Hände zu arbeiten. Dieß gilt jedoch nur von der Minderzahl der Marons: die höhern Klassen sind im Ganzen achtungswerthe, unternehmende Leute und gute Bürger von Freetown, die meistens europäische Sitten annehmen. Dieselbe Ursache aber, die einen Theil dieses interessanten Stamms zu einer achtungswerthen Stellung erhob, ihre Lebhaftigkeit und Thätigkeit, bringt bei den Schlechten ein ungünstiges Resultat hervor; allenthalben gibt es Pöbel, und der der Marons hat sehr charakteristische Züge. Gewandt sind sie Alle, und darum hängt es nur von der Erziehung ab, sie zum Guten zu lenken.

Noch wohnt eine bedeutende Anzahl der ursprünglichen Emigranten des empörten Stamms aus Jamaika in Freetown. Ich *) hatte häufige Unterredungen mit ihnen über ihren Aufstand, und fand, daß ihr eigener Bericht sehr den schlimmen Eindruck modificirte, den die gewöhnlichen Geschichten des Maronkriegs erwecken. Sie geben zu, daß manche Abscheulichkeiten verübt wurden, welche das Kriegsrecht civilisirter Nationen verdammt, allein die Weißen gingen nur allzu oft mit schlimmen Beispielen voran, und waren der auffordernde Theil.

Ich fragte mehrere Marons, weßhalb sie nach langem, glücklichem Widerstande gegen die englischen Truppen, von denen Tausende umkamen, während in ihren Reihen oft nicht dreißig fielen, weßhald sie doch auf die Nachricht, daß man Bluthunde von Cuba herüber gebracht habe, sich ergeben hätten. Diesen Grund ihrer Unterwerfung läugneten sie durchaus, und behaupteten stets, ihre Munition sey erschöpft gewesen, und sie hätten kein Mittel gehabt, sich neue zu verschaffen, namentlich da die Marons der andern Distrikte sich entschieden weigerten, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.

Die Nationalität der Marons erhält sich in Sierra Leone ganz gesondert. Das Haupt des Stamms, das indeß von den Marons nicht viel mehr als von den Engländern geachtet wird, führt den Titel König, doch ohne königliche Prärogative. Zwei berühmte Häuptlinge, die sich im Kriege auf Jamaika auszeichneten, die Generale Shaw und Montague, starben erst kürzlich. Wie die Männer gewandt und talentvoll sind, so zeichnet sich Gestalt und Gesicht der Frauen sehr zu ihrem Vortheil aus. Ihr Kopf ist klein, die Züge oft regelmäßig, und die Lippen gleichen keineswegs den dicken Negerlippen; ihre Art zu sprechen ist lebhaft, und ihre Unterredung voll schnippischer Antworten, die in ihrem seltsamen Dialekt etwas ungemein Belustigendes haben.

Marons und Ansiedler kleiden sich europäisch; die Frauen tragen, wie die Bäuerinnen in einigen Theilen Frankreichs, ein buntes Tuch um den Kopf gewunden; wer recht geschmackvoll gekleidet seyn will, bindet noch einen großen Hut von blauem Biber oder eine leichte Haube darüber. Schuhe und Strümpfe sind nicht in der Mode, aber Ringe und Kügelchen von Gold, Korallen und geschliffenem Glas zieren in reichem Maße Finger, Ohren und Hals, und unter dem Muslingewand glänzt eben so wohl ein Korallengürtel um die Lenden, wie bei den zahlreichen Mädchen der rohern Stämme, die alle Kleidung verschmähen.

Die westlich von Freetown gelegene Strecke, die ursprünglich den Marons angewiesen ward, wurde nie von ihnen angebaut oder praktisch in Besitz genommen, außer daß sie niemand anders darauf sich anbauen lassen. Es ist eine Wildniß voll Gebüsch und Unterholz, die jedes Jahr die vom Regen geschwellten Waldströme aufnimmt, und in der trockenen Jahrszeit die pestilenzialischen Dämpfe aushaucht, welche Sierra Leone berüchtigt gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Rankin erzählt dieß in seiner Schrift: the white man's grave.

Das Leichenlicht.

Ein wallisisches Blatt erzählt Folgendes: „Immer noch herrscht Aberglauben in den Bergen von Wales, am meisten in den Bergwerken. Das Leichenlicht ist eines von den Dingen, woran der Glaube zuletzt erlöschen wird. Gegen solche Befürchtungen lassen sich keine Vernunftgründe vorbringen, und die stärksten Seelen sind von der Einwirkung

dieser übernatürlichen Schrecken nicht ganz frei. Ein Arbeiter in einer Grube zu Cyfarthfa sah kürzlich dreimal einen gespenstischen Wagen, gezogen von einem gespenstischen Pferde: auf dem Wagen lag eine Leiche. Zweimal stieg die gespenstische Erscheinung schweigend empor aus dem Boden und zweimal blieb sie unbeachtet, endlich aber bei der dritten Erscheinung faßte er sich ein Herz, schaute den Todten an und erblickte die wohlbekannten Züge eines Mitarbeiters. Dieser ward sogleich benachrichtigt, daß sein Schatten erschienen sey, und am folgenden Tage entfernte er sich und nahm in einem andern Bergwerk Arbeit; auch die andern Arbeiter hörten einen Tag lang zu arbeiten auf.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Fortsetzung.)

Es finden sich diese Mammuthsknochen in nicht unbeträchtlicher Menge an den Ufern der Ströme des saschiwerskischen Kommissariats vor, dann auch an den Eismeerküsten beim heiligen Kor (Swätoi Noß), ferner an der chromskischen Bucht und auf den entfernten Inseln. Wenn auf dem Eismeere und den Flüssen durch den Eisgang und das dadurch entstandene Steigen des Wassers Uferstücke weggerissen, oder auch nur einzelne Risse gebildet werden, so findet man eben dort diese Knochen. Zu diesem Behufe werden jährlich Reisen von Ust'janck über das Eismeer zu den Inseln gemacht, die oft 400 bis 500 Werste entfernt sind. Diese Fahrten beginnen im März und April auf Schlitten mit Hunden bespannt, wobei man einen genügenden Vorrath von Fischen und andern Nahrungsmitteln mitnimmt. Um die Hunde zu füttern, erlegt man unterwegs hin und wieder einen Eisbären, dessen Fleisch dann den Hunden zur Nahrung dient. Vieljährige Erfahrung läßt die Reisenden selten den rechten Weg auf der Fahrt verfehlen, wobei man sich dann auch nach Eisschichten und Schneeaufwürfen richtet, auch wohl einen Taschenkompaß mitnimmt. Sind die Reisenden auf den Inseln angelangt, so beginnen sie mit dem Aufsuchen der Mammuthsknochen, oder treiben Jagd und Fischfang. Ihr Aufenthalt auf den Inseln dauert dann gewöhnlich bis zum Herbst, wo das Eismeer seine natürliche Winterbrücke erhält. Dann vergräbt man die gemachte Beute, und erst im folgenden März kehren die Jäger zurück und holen sie ab. —

Die Wallroßzähne werden von den Tschuktschen an der Behrings-Straße erbeutet, die dann damit im Februar den Jahrmarkt in dem im mittel-kolüma'schen Kommissariate belegenen Flecken Ostrownoje beziehen und die Zähne gegen andere Waaren vertauschen.

Sibirische und russische Kaufleute bringen auf Fahrzeugen längs der Lena auf den ersten Jahrmarkt zu Jakutsk, nämlich im Julius, folgende Waaren: Mehl, Grütze, Salz, Mittel-Tuche, feine und grobe Leinen, Nanking, baumwollene und seidene Zeuge, dann Geschirr von Fayence, Zinn, Kupfer und Holz; ferner verschiedene Eisen- und Kupferarbeiten, als Kessel, Messer, Flinten, Büchsen und Lanzen; auch Pulver, Blei, Seile zu Netzen, tscherkessischen Tabak und mehr dergleichen Sachen. Das Pelzwerk wird dann gegen andere Waaren oder auch gegen baares Geld eingehandelt, und auf Flußschiffen die Lena hinauf nach Irkutsk und von dort in andere russische Städte bis zur Gränze von China gebracht. Die von den Kaufleuten abgesetzten Waaren gehen nach Ochotsk, dann in den udskischen Ostrog, in die Kommissariate Ober-Wilinisk, Saschiwersk, Mittel-Kolümsk und in die Jakuten-Ansiedelungen.

Auf den beiden schiffbaren Flüssen: der Lena und dem Wilui, gehen auf und ab jährlich ungefähr 180 verschiedene Fahrzeuge mit 1000 Arbeitern und Ladungen im Werth von 600,000 Rubeln.

Die hauptsächlichsten Flüsse der Provinz Jakutsk heißen: die Lena, Olekma, der Aldan, Wilui und die Kolüma. Einige andere bedeutende werden nicht erwähnt, da sie durch fast gar nicht bevölkerte Gegenden strömen.

Die Provinzhauptstadt Jakutsk liegt an der Lena, die auf den an der Nordküste des Baikal-Sees liegenden Bergen entspringt, und fast von ihrer Quelle an, beim Flecken Katschuga, schiffbar ist. Sie ergießt sich ins Eismeer und nimmt mehrere schiffbare Nebenflüsse auf, nämlich die Olekma, den Witim, Wilui und Aldan. Die Lena-Ufer sind größtentheils mit Wald bedeckte Gebirge, jedoch findet sich dabei auch etwas Wiesenland, günstig für den Ackerbau und die Viehzucht. Nach dem Eisgang ist der Lauf des Flusses sehr reißend, so daß er aus seinen Ufern tritt und große Verwüstungen anrichtet. Haben sich die Frühlingswasser aber erst beruhigt, so ist die Strömung regelmäßig und nicht reißend, außer an einigen Stellen, wo die Ufer nahe an einander treten oder eine Krümmung des Flusses verursachen. An solchen Stellen pflegen sich auch gewöhnlich der Schifffahrt gefährliche Sandbänke zu bilden.

Die Reisen in der Provinz sind, besonders im Sommer, sehr beschwerlich, da alle Landstraßen größtentheils über hohe Berge, reißende Ströme, Sümpfe und durch dichte Wälder führen, weßhalb man auch gewöhnlich zu reiten und auch die Lasten auf Packpferden zu transportiren pflegt. Doch sind in neuerer Zeit der größte Theil der Landstraßen, vornehmlich die nach Ochotsk, nach dem udskischen Ostrog und nach den Kommissariaten Saschiwersk und Mittel-Kolümsk, so viel wie möglich verbessert worden, indem man die Wälder lichtete, die trocknen Schluchten ausfüllte, die steilen Auffahrten mehr ebnete, in den Sümpfen Faschinen legte und an den Strömen sichere Ueberfahrten einrichtete.

Alle nothwendigen Bedürfnisse für die Krone, so wie auch für Privatpersonen, nämlich: Mehl, Gries, Materialien zu Uniformen, Pulver, Blei, Taue, Vorräthe zum Schiffbau, Instrumente u. s. w., werden, wie auch Kaufmannswaaren, zu Schiff auf der Lena aus Irkutsk und andern Städten zur Provinzstadt Jakutsk transportirt. Es bleibt dort nur ein Theil für die Bedürfnisse der Einwohner, das Uebrige geht weiter nach Ochotsk, in den udskischen Ostrog und in die Kommissariate Wilinisk, Saschiwersk und Mittel-Kolümsk. Die Waaren, die mit den Transportpferden verschickt werden sollen, packt man in Felleisen von rohem Leder oder in Kasten mit Leder beschlagen, jeder im Gewicht von 110 Pfund. Zwei solche Felleisen bilden eine Pferdelast. Zwölf Pferde machen einen Zug (Wjäska) unter Führung eines jakutischen Postbauers. Aus 100 bis 150 Pferden besteht eine Konvoi, bei dem sich auf den Fall eines Unglücks oder Krankheit noch immer 6 bis 8 Reservepferde befinden.

Man miethet die Pferde von den Jakuten, und der Zug gestaltet sich so, daß immer eines hinter dem andern angebunden wird. Wenn man auf Wiesen oder Weideland rastet, so läßt man die Pferde frei weiden. Oft macht man auf einige Tage Halt, wenn man z. B. steile Felsen, Sümpfe oder große Flüsse schwimmend passirt hat, damit die Thiere wieder neue Kräfte sammeln. Die Packpferde legen den Weg von Jakutsk bis Ochotsk, d. h. 160 deutsche Meilen gewöhnlich in 25 oder 35, ja wohl auch erst in 40 Tagen zurück, je nach der Kraft der Thiere, oder nach der Gewandtheit und Uebung der Postbauern.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№. 212

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1836.

Skizzen aus Paris.

Landhäuser.

Die Landhäuser um Paris haben sich sehr vermehrt, aber mit den reicheren Klassen der Gesellschaft ihren Charakter verändert. Die älteren zeichnen sich gewöhnlich durch Baumwege, welche zu ihnen führen, Parke oder wenigstens kleine von Alleen durchschnittene Wäldchen und durch Anlagen in altfranzösischem Styl zunächst um die Wohnung aus. Die neueren zeigen weniger Luxus in der Anlage, aber häufig eine sehr zweckmäßige Auswahl des Lokals und eine reinere Architektur. Die älteren haben gewöhnlich die großen Empfang- und Wohnzimmer im Erdgeschoß, der Hof mit Nebengebäuden trennt sie von der Landstraße, und da sie beinahe alle aus der Zeit Ludwigs XV sind, so ist an dem Baustyle manches auszusetzen. Die ältesten ähneln mehr den holländischen, die neueren mehr den italienischen, im umgekehrten Verhältniß zu den übrigen Beziehungen des Lebens.

Eine seltsame Genügsamkeit spricht aus der Mehrzahl. Die Gegend ist unmalerisch, die Felder mit stinkendem Unrath verpestet, die Bäume selten, und noch seltener von kräftigem Wuchs, die Vicinalwege schlecht, die Dörfer weder Stadt noch Land, und mit dem Unlieblichen des einen wie dem des andern ausgestattet, ohne außer etwas freier Luft und ungestörter Nachtruhe das Liebliche des Landes zu bieten. Ich begreife daher sehr wohl, warum die reichsten Einwohner ein Wohnhaus in der Vorstadt St. Honoré mit einem gegen die elysäischen Felder gekehrten Garten vorziehen. Man kann da abwechselnd Stadt und Land genießen, und der Aufwand, den Einige für einen nicht sehr großen Garten machen, ist unglaublich. Ein Engländer läßt seinen Rasen jeden Frühling mit Ochsenblut begießen, um den Graswuchs zu stärken.

Auteuil in seinen höheren Straßen, die Gegend um Meudon und die Ufer der Seine aufwärts bieten die lieblichsten Ansichten; auch das Thal von Montmorency, wenn man nicht vorher zu viel übertriebene Lobeserhebungen darüber gehört hat, und es nachher bei Beschauung der Wirklichkeit unterschätzt.

Die zahlreichen Landhäuser auf der Straße nach Meaux haben zwar kräftigeren Pflanzen- und Baumwuchs, besonders Raincy, aber wenig malerische oder auch nur im englischen Sinne durch Sorgfalt und Enthäßlichung gefallende Punkte. Besonders sind die Dörfer durch die kümmerlichen Kirchen, das halbstädtische Aussehen und den unmalerischen Styl der Bauerhäuser selten in den Bereich einer wohlberechneten Aussicht tauglich, und die Landstraßen mit ihren bis an den Gipfel behauenen Hainbuchen ziehen sich endlos durch das Feld, grandios in der Anlage, aber den Despotenwillen bezeichnend.

Die meisten Landhäuser sind für die Familie und einige Besuchende mit mäßigem Luxus eingerichtet. Ein Billard fehlt nie, gewöhnlich aber ein Säulengang oder eine Veranda, in welcher man bei schlechtem Wetter sich auslaufen, bei der Hitze sich im Schatten und freier Luft ergehen könnte. Die Anlagen sind oft geschmackvoll, oft kleinlich, mit Berglein, Weglein und Häuslein, kurz allem Unrath, welchen wir auch um deutsche Städte zu beseufzen haben.

Einer der größten Vorzüge eines Landhauses bleibt aber, wenn man in der Entfernung noch die Kuppel der Invaliden oder des Pantheons sehen kann, denn auch auf dem Lande hat der Pariser sein Herz und seinen Sinn immer der Stadt zugekehrt.

Die Landhäuser von Maison Lafitte verdienen hier eine besondere Erwähnung. Das alte Landhaus, einst Moreau's Eigenthum, ist in grandiosem Styl auf eine kleine Anhöhe an der Seine gesetzt. Hinten dehnt sich ein großer Park über diese Anhöhe. Das Schloß ist mit schönen Zugängen umgeben, mit einem Graben gegürtet, und wenn es an Spielereien nicht fehlt, doch im Ganzen ein sehr würdiger, für die jetzigen Vermögen zu großartiger Herrensitz. Der Park ist nun von Spekulanten auf folgende Art zerschlagen. Man kann sich einen Abschnitt längs der Alleen im Walde wählen, baut darauf nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft ein Haus, dessen Eigenthum nach einer Reihe von Jahren an die Gesellschaft zurückfällt. In der Mitte ist ein Marktplatz, Theater u. dgl. m. Die Häuschen sind zum Theil sehr niedlich und für einen Pariser Anachoreten, welcher stets in der Lage seyn will, in die Welt zurückzukehren, recht angemessen, ungefähr wie eine sehr ausgedehnte Carthause, oder eine beginnende nordamerikanische Stadt. Jedoch

ist die Ansiedlung etwas in Stocken gerathen. Wenn ein geistvoller Reicher das Schloß besäße, und eine ihm gemäße Gesellschaft anzuziehen und festzuhalten wüßte, so könnte man sich gewiß keine anmuthigere Existenz denken, als in einem dieser Häuschen, zunächst von einem Garten, weiterhin vom Wald umgeben, Nachbarn nahe genug zu Hülfe, fern genug, um nicht zu belästigen, Waldeinsamkeit, und wenn man will, in 1½ Stunden in einer wohlfeilen Tapissiere in Paris.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

(Fortsetzung.)

Unter den verschiedenen Stämmen, welche sich in dieser durch endlose Verschiedenheit der Sitten und Trachten ausgezeichneten Stadt drängen, sind die Muhammedaner besonders bemerkenswerth, nicht minder durch die Unähnlichkeit ihrer Sitten und ihres Aufzugs von denen ihrer Mitbürger, als durch die Raschheit, womit ihre Anzahl binnen wenigen Jahren sich mehrte. Den Christen und Heiden Freetowns gleichmäßig vermeidend, schlagen sie ihre runden Lehmhütten an der Ostgränze der Stadt auf, und lassen eine weite von einem Bach durchschnittene Fläche zwischen den Stadttheilen unbesetzt, um ihr Bethaus nicht durch die Nähe ungläubiger Hunde zu beflecken. Diese schwarzen Schüler des Propheten zeichnen sich vor dem, wenn auch reich, doch unscheinbar gekleideten Europäer, wie vor dem nackten Kru aus durch zierliche, fließende Gewänder. Eine hohe Mütze von Scharlach und blauem Tuche schmückt den Kopf, ein langes weißes Gewand mit fliegenden Aermeln bedeckt eine anliegende Weste. Ungeheure blaue Hosen, wozu je nach dem Rang des Eigenthümers zwanzig bis dreißig Ellen erforderlich sind, zeugen von dessen Reichthum. Mit stattlichem Schritt schreitet er in den heißen Straßen umher, in rothen Ledersandalen, die mit Buckeln und andern Zierrathen geschmückt sind; heilige Talismans oder Grigri's — rothe Lederkästchen von etwa einem Kubikzoll, die einen kostbaren schützenden Spruch aus dem Koran enthalten, — hängen in großer Anzahl um seinen Hals; eine zusammengelegte Patrontasche mit einer Menge Troddeln und Riemen von geflochtenem Leder, wie die Krieger von Futatoro und Fezzan bis nach Ashanti sie tragen, hängt an seiner Seite, neben dem kurzen derben Pallasch in seiner schweren Scheide, der im Kampfe als Schwert, in dem dichten Gestrüpp des Waldes als Faschinenmesser dient, und womit der schwarze Eigenthümer seine Kassada schält und sein Fleisch schneidet. Manchmal führt er hoch über dem Kopfe mit ausgestreckten Armen eine schwere Muskete, manchmal trägt sie ihm ein Sklave in ehrerbietiger Ferne nach. Ein also ausgerüsteter Mann ist ein Fulah, ein seltsamer Stamm, dessen Ursprung man nicht mit Bestimmtheit kennt. Er erweckt augenblicklich Aufmerksamkeit durch seine starken arabischen, manchmal römischen Züge, das lange geflochtene Haar, das ihm in dichten gleich lang geschnittenen Locken auf die Schultern fällt und in Masse schwarz, aber wenn das Licht schief darauf fällt, von violetter Farbe erscheint. Das Auge ist nachdenklich, der Schritt gemessen: der Rosenkranz in seiner Hand: er ist nicht zu verkennen, es ist der Schüler des Propheten von Mekka, der Goldkaufmann der Küste, und eines ausgedehnten Sklavenhandels mehr als verdächtig.

Seinen Goldstaub *) zu verkaufen ist der ostensible Grund, weßhalb er des weißen Mannes Niederlassung besucht, nur ist es seltsam, daß seit der Goldhandel zu Sierra Leone fast auf nichts herabsank, seine angeblichen Verkäufer sich wundersam vermehren. Fulahs und Mandingos werden oft verwechselt: den erstern Namen legen die Europäer verschiedenen Nationen bei. Die an den Ufern des Senegal oberhalb Owal zeichnen sich durch Hochmuth gegen Fremde aus; Schaaren dieses weit verbreiteten Stammes wohnen nahe an den Quellen des Gambia und Rio Grande; man findet sie zu Futatoro, südlich von Fezzan, und an den Gränzen des mächtigen Königreichs Bernu. In dem weiten Gebiet zwischen Senegambien und Guinea sind Zweige der muhammedanischen Susu, gewöhnlich die Fulahs von Guinea genannt: Timba, das Laing und Adams besuchten, ist die Hauptstadt ihres Stamms: zu ihnen gehört die Mehrzahl der Fulahs von Freetown. Die interessanten Fulahs im großen Reiche des innern Sudan besuchen seltener Sierra Leone.

Die Mandingos sollen nach den Geographen aus einem Königreich gleichen Namens in der Nähe der Dscholibaquellen kommen. Der Name Mandingo scheint indeß eher einen zum Islam Bekehrten als ein besonderes Land zu bezeichnen. Die zu Sierra Leone sind meistens Susus oder Timmanis, welche ihren Fetischdienst mit dem Koran verwechselt haben.

Der Eifer der Fulahs, die Religion ihres Propheten unter den Negern auszubreiten, wird mit Erfolg gekrönt. Schon sind sie durch den westlichen Theil Afrika's gedrungen, und haben in jeder nur etwas bedeutenden Stadt des Innern Fuß gefaßt. Die Folgen dieses Proselytismus sind sehr wohlthätig, denn eines Theils wird durch den Islam der rohe Fetischdienst verdrängt, andern Theils zeichnet sich der Moslem durch höhere Einsicht, Fortschritte in nützlichen Künsten und den Reiz einer anständigen Kleidung aus; wo sie sich niederließen als Handelsleute und Handwerker, werden die Fetischtempel weniger besucht. Emsig darauf bedacht, die zwar stille, aber große Gewalt zu erringen, welche der Fulah über das Volk im Ganzen ausübt, beeilt sich der Häuptling einer Stadt, selbst sich als Schüler zu erklären. Er wird ein „Mann des Buchs" oder Gelehrter, und trägt das imponirende Kleid des Moslems mit angemessener Feierlichkeit in Mienen und Haltung; in den Städten der Timmanis, Susus und selbst der Bulloms ist der Ba oder Häuptling oft ein Mandingo.

In Freetown ist die muhammedanische Bevölkerung sehr gemischt, obwohl man sie unter dem allgemeinen Namen Fulahs und Mandingos begreift. Ihre roh gebaute Moschee ist nur ein längliches Viereck, das durch einzelne, in kurzen Entfernungen gelegte Steine bezeichnet wird. So schlecht der Tempel ist, so zählt er doch in seinem Umfang wahrscheinlich mehr

*) So sagt man gewöhnlich in Europa, das Gold wird aber in gedrehten Ringen verkauft.

Fromme, als das kostspielige und weitläufige Gebäude der englischen Kirche. Es ist interessant, von den düstern, stillen Vorstädten der nackten unverheiratheten Krus, wo tausend Männer in tiefer Stille wohnen, und man kein Weib sieht oder hört, nach den lärmenden Straßen der Fulahs zu gehen, wo es zahlreiche geschwätzige Frauen gibt, oft lebhaft gekleidet, mit einer vom Kopf herabfließenden Schärpe und die Haare mit Korallen, Ambrakügelchen und Ringen vom weißesten Elfenbein durchflochten. Freetown ist in der That die Stadt der Kontraste.

Religionseifer allein leitet gewiß nicht die große Zahl von Fulahs und Mandingos, welche das Malerische von Freetowns geschäftigen Straßen erhöhen. So eifrig sie auch ihre Religion ausbreiten, Eroberungen machen, und unter den umwohnenden barbarischen Stämmen politischen Einfluß erwerben, so müssen sie doch wohl erkennen, daß sie in dem englischen Gebiete nicht wohl ein Uebergewicht erlangen können. Sie treiben einen lebhaften Handel mit Vieh und einfachen, selbst verfertigten Manufakturwaaren. Ihren Berichten von den zahllosen Heerden in ihrem Lande ist nicht wohl zu glauben. Der fortdauernd steigende Verbrauch von Fleisch in Sierra Leone und der stete Begehr von Lebensmitteln, der durch täglich geordnetere Lebensgewohnheiten gesichert ist, werden den bisher ungewissen und schwierigen Verkehr zwischen der englischen Kolonie und dem Lande der Fulahs allmählich erweitern. Wenige Menschen verfolgen ihr Interesse mit mehr Scharfsinn: so haben sie bisher aus Eifersucht gegen die Konkurrenz mit dem weißen Mann den Zugang ins Innere des Landes ihm verschlossen. Die Erfahrung beweist ihnen allmählich, daß der Handel mit dem weißen Manne vortheilhaft ist, und die Zeit kann kommen, wo eine Kommunikation zwischen Timba oder Timbuktu und Freetown sicher und gefahrlos wird.

In der Fulahvorstadt sieht man allerlei Handwerker in fleißiger Arbeit: sie machen Sandalen und Kriegstaschen, flechten Stroh zu Hüten oder schreiben Koranverse zum Verkauf. Ihre Schmiede machen künstliche Arbeiten trotz dem Mangel an Werkzeugen, die ein europäischer Schmied für unentbehrlich halten würde. Silberringe von unmäßiger Größe, schildförmig und mit Hieroglyphen bezeichnet, sind ihre Lieblingsarbeiten. Sie sind indeß, um ihnen ihr Recht anzuthun, große Spitzbuben. Merkwürdig ist, daß die Professionen des Schmieds und des Schneiders besonders ehrenvoll sind, und selbst Könige sich nicht schämen sie auszuüben. Afrika ist seines Leders wegen schon seit langer Zeit berühmt; die Fulahs bereiten es auf eine Weise, die ihm Festigkeit und Geschmeidigkeit zugleich gibt; dem äußern Ansehen und Geruch nach gleicht es mehr dem russischen, als dem marokkanischen Leder. Die Wälder sind reich an Rinden, welche die adstringirende, beim Gerben so wesentliche Kraft haben. Die Kriegstaschen, Säbelscheiden, Sandalenbänder und Pferdegeschirre sind mit verschiedenen Farben, namentlich roth und schwarz gefärbt, und mit allerlei seltsamen Bildern verziert, die durch Druck oder Stechen mit der Spitze eines harten Holzes hervorgebracht werden.

Die Art, wie sie das Gold auffinden, wird von ihnen sehr geheim gehalten, oder vielmehr durch schlaue Lügen verborgen. Man weiß, daß es in kleinen Körnern im Sand und Schlamm der Ströme gefunden wird. Das Gold wird dann wie bei uns ausgewaschen; ferner geht aus einzelnen Angaben hervor, daß sie auch nach Gold graben, und sich dazu der Wünschelruthe bedienen, obwohl sie sich schwerlich darauf allein verlassen.

Der Goldhandel ist es indeß, wie schon erwähnt, schwerlich, der sie nach Sierra Leone führt; eines ihrer Hauptgeschäfte scheint dabei zu seyn, freie Schwarze von Sierra Leone nach dem Sklavenmarkt am Ufer der Bulloms zu bringen. Mehrere tausend befreite Sklaven, die englische Unterthanen geworden waren, sind schon aus der Kolonie verschwunden, und die allgemeine Meinung ist, daß man sie in abermalige Sklaverei verlockt hat. Ein großer Theil der Muhammedaner lebt ohne bekannte Subsistenzmittel: sie sind habsüchtig, schlau und nicht sehr gewissenhaft, Sklaverei ist in ihrem Lande gesetzlich, und so halten sie auch den Sklavenhandel für kein Verbrechen. Sie verkehren viel mit den unwissendsten und rohesten unter den eingebrachten Sklaven, und erwerben unter ihnen, wie anderswo, ein unglaubliches Ansehen. Von den freien Schwarzen von Freetown werden sie durchaus als Menschenverkäufer betrachtet. Der schlaue Moslem besticht irgend einen Einfaltspinsel durch Gold oder Versprechungen, daß dieser den eigentlichen Räuber macht. Gelingt die Spekulation, so zieht der Mandingo den Nutzen, schlägt sie fehl, so entkommt er, und läßt den Schlag auf das Haupt seines einfältigen Agenten fallen, den er mit großer Ruhe am Galgen baumeln sieht.

(Schluß folgt.)

Juden in China.

Es gibt eine Judenkolonie in China zu Kai-fung-fu, wovon Davis in seinem Werk über die Chinesen einige interessante Details gibt. Sie sollen nach China mehr als 200 Jahre vor Chr. gekommen seyn, und die Chinesen nennen sie „die Sekte, welche die Sehnen ausreißt.“ In ihrer Synagoge ist ein besonders vorbehaltener Platz für ihr Oberhaupt, das denselben nur unter Bezeugungen tiefer Achtung betritt. Sie erzählen, ihre Voreltern seyen aus einem Königreich des Westens, Juda genannt, gekommen, das Josua nach seinem Abzug aus Aegypten und seinem Zug durch die Wüste eroberte. Ihrer Angabe nach hat ihr Alphabet 27 Buchstaben, obwohl sie gewöhnlich nur 22 brauchen. Wenn sie in ihrer Synagoge die Bibel lesen, so bedecken sie das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier, zum Andenken an Moses, der mit bedecktem Gesicht vom Berg herabging und das Gesetz verkündete. Jeden Sabbath lesen sie ein Stück der Bibel, so daß sie im Lauf eines Jahres das ganze Gesetz durchmachen.

Statistisches über die Provinz Jakutsk.

(Schluß.)

Man spedirt die Waaren, die für Ochotsk bestimmt sind, gewöhnlich gegen den 25sten April, damit die Pferde noch die feste Eisdecke des von Jakutsk 50 Meilen entlegenen Aldan und die Sümpfe passiren können, bevor diese aufgethaut sind. Ist dieß schon geschehen, so waten die Pferde im Schmutze bis übers Knie, fallen oft und werden sehr

matt. Dazu kommt dann noch das angreifende Durchschwimmen der Flüsse, und viele kommen dabei um. Man kann die Zahl der von Jakutsk nach Ochotsk gehenden Packpferde jährlich auf 7 bis 12.000 rechnen. Je größer die Waarensendungen nach Ochotsk sind, je nachtheiliger ist es für die Jakuten, die, wenn mehr als 8000 Pferde erfordert werden, Stuten und kraftlose, nicht ausgewachsene Thiere zu Hülfe nehmen müssen. Eine Folge davon ist, daß eine Menge dieser Pferde unterwegs stirbt, und die Seuche auch auf die übrigen Thiere verbreiten.

Im Anfange des Novembers, wenn die Flüsse zugefroren sind, gehen die Packpferde nach den Kommissariaten Saschiwersk und Mittel-Kalümsk ab. Es ist dabei berechnet, daß die nach dem letztgenannten Kommissariate bestimmten Waaren dort im Januar eintreffen, und so im Laufe des Februars bei dem Flecken Ostrownoje zum tschuktschischen Jahrmarkt ankommen, wo sich die Tschuktschen mit ausgezeichnetem Pelzwerk und Wallroßzähnen einfinden, die sie gegen chinesische und russische Waaren eintauschen und dann sogleich ihren Rückweg antreten. Zu dieser Zeit senden dann die russischen Kaufleute die eingetauschten Felle nach Jakutsk ab, damit dieselben dort noch während des Jahrmarkts, nämlich gegen Ende August, ankommen.

Die Packpferde, die im Winter nach diesen beiden Kommissariaten abgehen, rasten unterwegs auf Wiesen und in Wäldern, wo sie den Schnee von der Erde scharren, um Gras und Baumblätter zur Nahrung zu finden. Oft finden sie auch eine Art Schafthalm — vermuthlich das equisetum arvense — von den Jakuten „Tschidikäsei" genannt, das ein kräftiges Futter für die Thiere abgibt.

Alle Reisenden in der Provinz versehen sich in der Stadt Jakutsk mit allem Nöthigen, das in Felleisen von rohem Leder gepackt und auf Packpferden transportirt wird. Man ruht dann abwechselnd einen Tag auf Wiesen oder in Wäldern, wo man Futter für die Pferde findet. Die Reisenden graben den Schnee bis zum Erdboden auf, und machen eine Schneewand gegen die Seite, woher der Wind weht; zu größerem Schutze stellt man noch einen Vorhang von Fellen, Segeltuch oder Leinwand auf, zündet dann ein Feuer an, um das Alle sich lagern, und so die Nächte zubringen. Beim Schlafengehen entkleidet man sich bis aufs Hemde, und hüllt sich dann in Bären-, Wolfs- oder Rennthierfelle. Die Kleider werden in Schnee vergraben, wo sie trocknen und vor Kälte nicht steif werden. Am Morgen zieht man entweder diese oder ganz trockne Reservekleider wieder an, da die geringste Feuchtigkeit die Gefahr herbeiführt, die Glieder zu erfrieren. Um das Gesicht gegen die Kälte zu schützen, bedient man sich eigener Stirn-, Kinn- und Nasenfutterale, außerdem auch noch Kniestücke. Man muß bei Winterreisen sehr auf einen bedeutenden Kleidervorrath aus Thierfellen sehen; am zweckmäßigsten sind die aus Rennthierfellen, da diese selbst bei der strengsten Kälte weich und schmiegsam bleiben.

Die Provinz Jakutsk steht vermittelst der Gouvernementsstadt Irkutsk mit den russischen und sibirischen Städten in wechselseitigem Verkehr. Zweimal monatlich geht die Post von Jakutsk nach Irkutsk, und eben so oft auch zurück, und zwar im Sommer auf Böten längs der Lena, auch wohl das Ufer entlang über die hohen Berge auf Reit- und Packpferden; im Winter aber fährt sie auf der eisbedeckten Lena. — Von Jakutsk nach Ochotsk findet monatlich einmal der Postenlauf statt, und zwar im Sommer zu Pferde; im Winter dagegen auf folgende Art: 50 Meilen bis zum Flusse Aldan in gewöhnlichen Winterfuhrwerken, dann 17 Meilen zu Pferde, 57 Meilen auf Rennthieren reitend und 23 Meilen auf mit Hunden bespannten Schlitten.

Der oben bemerkte Transport von Mehl, Gries und andern Vorräthen und Kaufmannswaaren nach der Stadt Jakutsk wird in folgender Art bewerkstelligt: Man baut nämlich während der Wintermonate an den Flußhäfen der Lena Fahrzeuge von verschiedener Art, nämlich viereckige Barken aus dickem Holze, die inwendig große Kasten haben, in die man Mehl, Gries, Salz u. dgl. ladet, und zwar bis zu dem Gewichte von mehr als 600.000 Pfund. Dann eine Art kleinerer Barken, Pawuski genannt, ähnlich denen auf der Wolga, 500.000 Pfund tragend; ferner Böte von verschiedener Größe, in die man 40 bis 80.000 Pfund ladet. Ehe nun der Frühling beginnt, bringt man alle Lasten und Kaufmannsgüter zu den Flußhäfen, das Meiste zu dem wichtigsten bei dem Flecken Katschuga, an der Quelle der Lena, 40 Meilen entfernt von Irkutsk. Das Mehl, Salz u. dgl. wird dann in die Barken geschüttet und mit Brettern zugedeckt. Andere Waaren packt man in Felleisen, Kasten, Säcke und Matten, und ladet sie in die Pawuski und Böte. Ungefähr um den 25sten April setzt sich das Eis in Bewegung und füllt sich die Lena mit Wasser, und nun schwimmen alle Fahrzeuge mit der raschen Strömung flußab, so daß die Fahrt von dem Hafen Katschuga bis zur Stadt Jakutsk, also eine Strecke von 339 Meilen, 15, 25, auch wohl 40 Tage dauert, was von den Wasserfällen, von der reißenden Strömung und von der Geschicklichkeit der Schiffer abhängt. In der Stadt Jakutsk angekommen, ladet man Alles aus, schafft die Kronsgüter in die Magazine, die den Privatpersonen gehörigen Waaren in die Buden und Speicher, und verkauft die Barken und Pawuski an die Stadtbewohner, die sie dann zum Häuserbau benutzen. Die Böte beladet man hier aber mit Pelzwerk und fährt damit stromaufwärts nach Katschuga, und sendet von da die Waaren nach Irkutsk, zur chinesischen Gränze und nach andern Orten. Ungefähr um den 20sten September ist die Schifffahrt auf der Lena beendet, da sich bald darauf der Fluß mit Eis bedeckt.

Sollen von den nach Jakutsk gebrachten Gütern einige schleunig nach Ochotsk geschafft werden, so geschieht dieß mittelst Packpferden. Die übrigen Waaren dagegen bleiben in Jakutsk liegen, bis sich die Winterwege einstellen.

Es bestehen in Jakutsk und dem zur Stadt gehörenden Kreise eine bürgerliche und zwei geistliche Schulen, eine Lancaster-Schule für Kosaken, zwei Kreisschulen und eine Pfarrschule. Diese Anstalten zusammen werden von ungefähr 150 Kindern besucht und von 9 Lehrern wird der Unterricht ertheilt, deren Unterhalt der Regierung 6700 Rubel, der Stadt aber 500 Rubel kostet. Im Stadtkreise befinden sich einige 20 Bauern, die lesen und schreiben können.

Die Bewohner der Stadt Jakutsk und deren Kreise, die sich zur griechisch-russischen Religion bekennen, sind ungefähr 105.000 beiderlei Geschlechts; außerdem noch 2 Katholiken, 2 Hebräer, 3 Muhammedaner und 1800 heidnische Jakuten. Die Stadt hat 7 russische Kirchen, der Stadtkreis ebenfalls 7. — Dann befindet sich in der Stadt Jakutsk ein Kloster dritter Klasse, nämlich das im Jahre 1662 gegründete Spasskische (zum Erlöser), in welchem sich ein Abt, zwei Priestermönche, ein Priesterdiakonus, zwei Priester aus den Weltgeistlichen und fünf dienende Brüder befinden. Im Kreise der Stadt lebt ein Archimandrit, in der Stadt fünfzehn Weltgeistliche, im Kreise neun. Dann existiren noch in der Stadt zwei Bethäuser und vier Mönche. — Kirchen und Geistliche fremder Glaubensbekenntnisse gibt es dort nicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1836.

Die Bevölkerung von Sierra Leone.

(Schluß.)

Kommt man zu Schiffe vor Freetown an, so ist der erste Anblick fast schreckenerregend, denn eine Anzahl kleiner Boote stößt plötzlich vom Ufer ab, und in wenigen Augenblicken ersteigt ein Schwarm nackter, athletisch gebauter und wild aussehender Schwarzer das Schiff, als wollten sie es gewaltsam besetzen. Sie suchen aber nur Arbeit beim Umladen des Schiffs, und unterziehen sich den schwersten Geschäften, die kein weißer Matrose in der brennenden Sonne ausführen kann. Dieß sind die Kru's. Nicht leicht gewöhnt man sich an den Anblick dieser nackten, höchstens mit einem kleinen Tuch um die Lenden versehenen muskulösen Gestalten. Die tättowirten, geschnittenen oder eingebrannten Zeichen auf dem Gesichte kann man als Wappen der verschiedenen Stämme ansehen. Von der Stirne geht eine breite schwarze Linie über Nase, Lippen und Kinn herab, und theilt das Gesicht gerade in zwei Hälften. Eine schwarze Pfeilspitze an dem äußern Winkel des Auges vollendet das Wappen. Nachdem auf diese Weise die Nationalität bezeichnet ist, hat der Geschmack noch ein weites Feld auf dem Rücken, der Brust, dem Bauch, den Armen und Beinen. Am Handgelenke und den Fußknöcheln tragen fast alle einen Leopardenzahn, vermittelst einer Schnur befestigt, als Amulett. Diese Menschen machen die freie dienende Klasse der Kolonie aus.

Die Krurepublik liegt etwa 400 (engl.) Meilen südlich von Sierra Leone, nördlich und westlich vom Kap Palmas. Fünf bedeutende Städte, jede die Hauptstadt eines Distrikts unter verschiedenen Häuptlingen, haben sich zu einem Staate verbunden. Ein Kru, der sich für einen solchen Häuptling ausgab, antwortete auf meine Frage, weßhalb er so weit hergekommen sey, um einem Engländer für 22 oder 23 Schillinge des Monats als Koch zu dienen, mit folgenden Worten: „Kru kann nicht leben ohne weißen Mann; weißer Mann liebt Arbeit, Kru liebt Arbeit, weißer Mann kein Sklave, Kru kein Sklave; wo weiß Mann hingeht, muß auch Kru hinkommen.“ Einer der auffallendsten Züge dieses seltsamen Volkes ist ihr Abscheu vor der Sklaverei: es wäre interessant zu untersuchen, woher dieser Abscheu vor einer Sitte kommt, die seit undenklichen Zeiten in allen umwohnenden Stämmen und Völkern üblich ist.

In seinem scharf zugehauenen, aus Einem Baum gezimmerten Kanot hat der Kru eine weite Reise zurückzulegen bis zu der englischen Niederlassung. So leicht und schwach ist das Fahrzeug, daß es oft auf der See umgestürzt wird, und stets voll Wasser ist; daraus macht er sich nichts, er schwimmt, wenn es umgestürzt worden, daneben her wie ein Meerschwein, kehrt es bald wieder um und springt hinein, ohne sich im Geringsten ums Naßwerden zu kümmern, da er keine Kleider trägt, und während der Reise die meiste Zeit über bis um die Mitte des Leibes im Wasser sitzt. Aber schlimmere Gefahren als Wind und Wellen bedrohen ihn. Auf der Küste zwischen dem Krulande und Sierra Leone wohnt ein wilder, trotziger Stamm, eine Art Seekönige, welche dem unbeschützten Kru auflauern, und namentlich wenn er auf dem Heimweg begriffen ist, den durch jahrelange Dienstbarkeit errungenen Gewinn abnehmen.

Der Kru hat nur Gelderwerb im Sinn; an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, ist das Geringste für ihn ein Schatz. Er kömmt jung zu Freetown an, und arbeitet als Lehrling bei einem Krumeister; nach zwei- oder dreijährigem Gehorsam arbeitet er für eigene Rechnung, nimmt selbst Lehrlinge an und empfängt ihren Lohn. Von 20 Schillingen, die er monatlich gewinnt, gibt er vielleicht nicht Einen aus: „ist frugal im Essen“, *) hat keinen Schneider zu bezahlen, seine Thätigkeit erschlafft niemals, und vor Allem ist er ein vollendeter Dieb.

Mit 40 Jahren hat er gewöhnlich etwa 30 Pfd. St. zusammengebracht, und damit den Gipfel irdischer Größe erreicht. Er legt das nutzlose Geld, — denn in seinem Lande gibt es keine Metallmünze, — in Waaren an, und kehrt zurück, um bei seinem Volk als „viel reicher Mann mit einer Menge Weibern“ zu leben. In Sierra Leone sind keine Kruweiber, und der Theil der Stadt, den sie bewohnen, bietet deßhalb ein unvergleichliches Beispiel eines Junggesellendorfs dar. Ich bin durch die Gruppen dieser locker zusammengeflochtenen Hütten gegangen, welche diese seltsame Vorstadt von Freetown bilden,

*) Das Fleisch todter Hunde ist seine größte Delikatesse.

und sah Haufen nackter Männer theils in leisem Gespräch, theils schlafsuchend nach der harten Arbeit vor Hütten liegen ohne Fenster und kaum groß genug, daß ein etwas großer Mann seine Glieder ausstrecken kann. Kein Weib war zu sehen, nur etwa tausend Männer waren hier beisammen, und das dumpfe Schweigen, das auf diesem Quartier der Unverheiratheten lastet, erweckte seltsame Gedanken.

Die Krus, in steter Berührung mit englischen Matrosen, erhalten von diesen statt ihrer unverständlichen einheimischen Namen allerlei wunderliche englische Benennungen, wie „fliegender Fisch," „Bierbouteille," „Schmorpfanne" u. dgl. und antworten bald gutmüthig auf diesen Ruf. Sie zeigen viel Schärfe des Verstands, die Nation im Ganzen ist aber unwissend, und wenn gleich einige die großen Vortheile, welche die Weißen durch ihre größern Kenntnisse besitzen, erkennen, und sich zu unterrichten wünschen, so sind doch ihre Landsleute zu Hause „dem Buch des weißen Mannes," wie sie den Unterricht nennen, so abgeneigt, daß wenn einer mit Kenntnissen ausgerüstet zurückkäme, er ohne weiteres von seinen Landsleuten verjagt werden würde. Bei viel natürlicher Anlage ziehen doch fast alle Unwissenheit einer ewigen Verbannung von ihren Verwandten vor. Indeß habe ich doch einige Krus gesehen, welche die Schiefertafel in der Hand bloß zur Unterhaltung unmäßige Summen mit einander multiplicirten.

Manchmal beleben sie die Straßen von Freetown durch ihren Nationaltanz: Krickery-bu der Todtentanz genannt, welcher allegorisch die Macht des Todes darstellt. Ein Mandingo mit mächtigen Grigris (Amuletten) wunderlich gekleidet, und um die Häßlichkeit zu erhöhen, mit rohem Ziegenfell verziert, singt ein monotones Recitativ. Zwei Krus mit dem furchtbaren Kriegsmesser bewaffnet springen auf ihn los, weichen jedoch nach jedem Angriff zurück, während der den Tod vorstellende Mandingo langsam, aber sicher, sich ihnen nähert. Endlich steht er ganz vor ihnen, da sinkt ihr Muth, die erhobene Hand fällt nieder, die Angreifer beugen sich vor dem unbewaffneten Sieger und bleiben regungslos liegen. Der Tod ändert hierauf plötzlich die Melodie, schlägt mit seiner Korallenschnur lebhafter auf die Calebasse, *) die Todten springen wieder auf, machen ein Paar muntere Sprünge und der Tanz ist vorüber.

Die Krus scheinen die einzigen Neger zu seyn, welche zur Unterhaltung an körperlicher Anstrengung Vergnügen finden. Sie ringen gern mit einander, und ihre Stärke ist fast übermenschlich. Wenn die oft harte Arbeit für ihren weißen Herrn vorüber ist, widmen sie häufig noch ganze Stunden dieser Leidenschaft des Ringens. Die Sache wird ganz wie ein Zweikampf betrieben, und oft wirft der eine Kämpfer, wie die Schweizer Ringer, seinen Gegner, wenn er ihn an Schenkel und Schulter gefaßt hat, über den Kopf hinaus. Indeß stört der Ausgang des Kampfs niemals die freundschaftlichen Gesinnungen beider gegen einander.

Obwohl den Bewohnern der Westküste im Allgemeinen an Verstand und Thätigkeit überlegen, und namentlich durch ihren Abscheu vor der Sklaverei ausgezeichnet, werden die Krus dennoch von den Ansiedlern und Marons, und größtentheils auch von den befreiten Schwarzen verachtet. Der Grund mag wohl darin liegen, daß sie sich freiwillig zu Dienern hergeben. Es stößt gegen die Vorurtheile dieser Schwarzen an, daß ein Mann Weiberarbeiten, wie z. B. das Stoßen und Kochen des Reißes, verrichten soll. Darum halten sich auch die Krus streng von den andern Bewohnern geschieden; nur mit Gelderwerb beschäftigt, nehmen sie keinen Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten der Stadt, und vermeiden so viel als möglich unnöthigen Verkehr mit den übrigen Bewohnern. Sie schließen andere völlig von sich aus, nur Leute ihres Stammes dürfen in Krutown wohnen, und niemand wird eingeladen, diesen Stadttheil zu besuchen. Ihre besonderen Gewohnheiten werden strenge aufrecht erhalten, und keine Neuerung gestattet.

Die am mindesten zahlreiche Klasse von freiwilligen Einwohnern Freetowns besteht aus Weißen: seit schwarze Truppen die englischen ersetzten, sind wohl selten über hundert hier gewesen. Mit Ausnahme von etwa 20 Kaufleuten sind die andern lauter Angestellte der Regierung, die, gelockt durch sehr hohe Besoldungen wegen des für ungesund geltenden Klima's, hier einige Jahre zubringen, aber wegen der Kürze des Aufenthalts an der dauernden Wohlfahrt der Kolonie wenig Interesse nehmen, und von ihrem reichlichen Einkommen einen bedeutenden Theil zurücklegen, um so bald als möglich mit einem genügenden Auskommen nach England zurückkehren zu können. Ausnahmen von dieser Regel mag es geben, allein sie sind gewiß selten.

Die Dienerschaft besteht beinahe ausschließlich aus Männern; ein vertrauter Neger mit einem Lohn von 30 bis 40 Pfd. dient als Majordomo, und beaufsichtigt die im Hause wohnenden. Der Ueberrest, meist Knaben, betrachtet oft den Vortheil, im Hause eines weißen Mannes zu dienen, als hinreichende Belohnung; selbst benachbarte Häuptlinge der Timmanis und Susus halten es für ein Glück, wenn ihre Söhne einen solchen Dienst erhalten können. In einer Haushaltung, die fünf oder sechs männliche Diener zählte, erhielt nur der erste einen Lohn, der zweite im Range war der älteste Sohn eines Häuptlings, der als solcher jeden Lohn unwillig zurückwies: er hatte schon mehrere Jahre bei seinem Herrn gedient, und war einmal mit ihm in England gewesen. Wenn er seinen Dienst und die Kolonie verläßt, um bei dem Tode seines Vaters Häuptling des Dorfs zu werden, so hat er den Vortheil fertig englisch zu sprechen, und die Vorzüge des civilisirten Lebens zu kennen. Er, so wie die meisten jungen schwarzen Diener weißer Herren, zeigte viel Geschmack für Schreiben und Lesen, und hatte gute Fortschritte darin gemacht. Jedem Hause sind einige nicht darin wohnende Diener zugegeben. Dieß sind Krus, welche als Köche, Stallknechte u. dgl. dienen. Die Köche namentlich nehmen einen höhern Rang ein, sind häufig Kruhäuptlinge, und werden gut bezahlt.

Die große Masse der Einwohner von Freetown und die Gesammtbevölkerung der übrigen Halbinsel, mit Ausnahme einiger Güterverwalter und Missionäre, besteht aus Schwarzen, die

*) Dieß Instrument heißt Gumbay; die Calebasse ist getrocknet.

man aus Sklavenschiffen befreite. Die englische Regierung bestimmte diese Kolonie zu dem besondern Zweck, diese unglücklichen Opfer des Sklavenhandels unterzubringen. In diese heterogene Masse befreiter Sklaven aus vielen Nationen sind diejenigen ursprünglichen Einwohner von Sierra Leone verschmolzen, welche beim Abtreten des Distrikts durch die Timmanihäuptlinge im Land und den Engländern unterworfen blieben.

Es ist nicht leicht, die ganze Masse befreiter Sklaven zu charakterisiren, da die mannichfachen Elemente so vieler wilden Stämme noch nicht gehörig verschmolzen sind, um eine andere allgemeine Angabe zuzulassen, als die, daß sie mit längerem Bleiben die wilden Gewohnheiten, die den neu gefangenen Sklaven bezeichnen, mehr und mehr ablegen. Bringt man sie nach einer Reise von mehrern Wochen in dem engen Sklavenschiff ans Land, so gibt man ihnen zuerst ein Stück Calico um ihre Blöße zu bedecken; dann erhalten die Männer einen Fleck Landes, einige Werkzeuge, etliche Wochen lang zwei Pence des Tags, und dann überläßt man sie sich selbst. Mancher „Gefangene" bringt sein Leben in süßem Nichtsthun hin, und verschläft in seiner groben Hängmatte von Palmstricken alle Sorge; viele begnügen sich damit, einige Tage auf Bepflanzung des Bodens mit Cassada, Cacao u. dgl. zu verwenden, welche die gütige Natur in genügender Menge für den Bedarf eines Jahres von einem kleinen Stück Feldes liefert; andere, thätiger und klüger, in der Nähe der Hauptstadt, bringen täglich Früchte, Grasbündel, Gemüse u. dgl. auf den Markt, und sind zufrieden, wenn sie am Schluß des Tages eine Kupfermünze gewonnen haben. Der Markt ist freilich roh genug, und zeigt nur in zwei Punkten eine Spur von Civilisation, nämlich in dem hie und da vorkommenden Gebrauch baumwollener Sonnenschirme, und in den sichtlichen Wirkungen des Rums. Völlerei ist eines der ersten Dinge, das dem einfachen Schwarzen von seinem Freund, dem klugen Weißen, mit Glück gelehrt wird.

Einige „Gefangene," — Captives, dieß ist die gewöhnliche Benennung, legen sehr bald ihre rohen Sitten ab, erheben sich über ihre Mitbrüder, und werden nützliche, fleißige Arbeiter. Man findet Schneider, deren Väter niemals um Kleidung verlegen waren, und deren Fabrikat, wenn auch nicht nach Stulzischem Schnitt, sich doch tragen läßt. Im Ganzen sind die Gefangenen im Fortschreiten begriffen, und von ihrer steigenden Wichtigkeit und ihrem beginnenden Unternehmungsgeist hängt die künftige Wohlfahrt der Kolonie ab, da außer ihnen nur die Marons als bleibende und an Anzahl und Reichthum steigende Bewohner anzusehen sind.

Die befreiten Sklaven sind Leute aus den unzähligen Sklavenstämmen um die Halbinsel von Sierra Leone her, seit aber die Bemühungen der englischen Kreuzer hier den Sklavenhandel sehr vermindert haben, findet sich, daß der größere Theil der befreiten Sklaven aus dem Süden auf der Guineaküste und aus dem Osten im Innern ist. Zu den Hauptstämmen gehören die Aku, die Ibbo, die Vassa, die Papaw, die Congo, die Coromantin, die Calabar und die Bonny. Alle kommen nach der Kolonie als völlige Wilde. Doch sind die Züge der Barbarei den einen stärker aufgeprägt als den andern. Das Gesicht der Aku ist tief eingeschnitten in perpendikulären Linien, welche Narben von lichterer Farbe zurücklassen. Auch die Ibbos machen Einschnitte und bemalen Gesicht, Rücken, Arme und Brust. Das Gesicht der Vassas ist gleichsam aufgerissen, aber wie es scheint, ohne eine besondere Form, und die auf dem Rücken ihrer Weiber angebrachten Zeichen sind so eigenthümlich gemacht, daß die Haut aus den Wunden versteht, als lägen Schnüre darunter, um sie zu heben.

Die Akus schreiten vorwärts, und liefern gute Arbeitsleute und Diener. Etwa drei Meilen von Freetown ist das Dorf Kissey, genannt nach dem Namen eines Flusses in ihrer Heimath. Für diese zeigen sie große Neigung und viele leiden am Heimweh. Einst wollte das ganze Dorf die Kolonie verlassen, um in ihr Vaterland zurückzukehren, der Gouverneur zwang sie aber mit Gewalt, zu bleiben, wo sie waren. Die Papaws sind ein einfaches, friedliches Volk, das in Hütten von Flechtwerk und Lehm lebt, und mehrere tausend Köpfe stark ist; einige darunter sind zu Vermögen gelangt, und ließen sich Häuser nach Art der Europäer bauen mit steinernen Mauern, Thüren und Fenstern. In einiger Entfernung von der Krustadt sind die Hütten der Congos, die auf den westindischen Inseln so wohl bekannt sind, und dort einen großen Theil der Sklavenbevölkerung ausmachen. Gleich allen Sklavenstämmen im Süden von Sierra Leone nehmen sie in der menschlichen Familie eine sehr tiefe Stufe ein, doch werden sie bald fleißig und gewinnen Geschmack an einem ordentlichen Leben. Ihr Dorf ist malerisch und sehr reinlich, ein Vorzug, der allen diesen Ansiedlungen ziemlich gleichmäßig zukommt; die Hütten sind gewöhnlich durch angebauten Boden und Baumgärten von einander getrennt. Von allen Vorstädten Freetowns ist Congotown die angenehmste und am wenigsten barbarische.

Bei einer Beschreibung der Hauptstadt darf man die Yaloffs oder Yoliffs nicht übergehen, obwohl sie nur gering an Zahl sind. Die Sitze der Nation stoßen an den Gambia, und sie sind für die Kolonie von Senegambien, was die Bullems und Timmanis für die von Sierra Leone sind. Sie unterscheiden sich auffallend von den übrigen wilden Stämmen, und namentlich ihre Frauen sind von schlanker, schöner Statur. Den Yaloff-Mädchen schreiben die der andern Stämme, wahrscheinlich aus Eifersucht, die Macht des „bösen Auges" zu. Gewiß ist, daß die Mädchen keines andern Stammes so viel Reizendes haben.

Diese Nachrichten über die mannichfachen Bewohner von Freetown wollen wir mit einer kurzen Bemerkung über die zahlreichen Sprachen schließen, die darin gesprochen werden. Englisch oder vielmehr ein aus englisch und barbarischen Wurzelwörtern zusammengesetzter Jargon ist das allgemeine Verbindungsmittel, wenn die einheimischen Sprachen der Redenden ungleich sind. Die Neger haben eine besondere Gabe, Sprachen in unglaublich kurzer Zeit zu lernen, und nach wenigen Tagen vermögen sie in einer fremden Mundart sich verständlich zu machen; auch vergessen sie das einmal Erlernte nicht leicht. Die Ansiedler behaupten von den Sherbro-Bulloms abzustammen, und sprechen die Bullomsprache; die Fulahs grüßen arabisch, und spre-

chen auch häufig diese Sprache. Die Timmanis sind die zahlreichste und mächtigste der umliegenden Nationen, und Timmani wird auch größtentheils in Freetown gesprochen.

Die Feuersbrünste in Konstantinopel.

Die Feuersbrünste vertreten in Konstantinopel gewissermaßen die Stelle der Oppositionsjournale, denn sie sind das Mittel, durch welches die Parteien ihre Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung zu erkennen geben. Nie fielen sie häufiger vor als während der Revolution, welche die Aufhebung der Janitscharen zur Folge hatte. Der englische Geistliche, Herr Walsh, der sich zu jener Zeit in Konstantinopel befand und der seine dortigen Erlebnisse in zwei so eben zu London erschienenen Bänden veröffentlicht hat, sagt darüber: „Die inzwischen vorfallenden Ereignisse bewiesen, daß die ausbrechenden Feuer nicht zufällig entstanden, sondern die letzten Versuche der Anhänger der Janitscharen waren. Einige Tage später brach schon wieder ein neues Feuer aus, das 400 Häuser verzehrte, und in der darauf folgenden Nacht ein anderes, welches 500 Häuser in Asche legte. Den nächsten Tag kam der Palast des Kapudan Pascha und ein Theil des Tersanha, oder Arsenals, an die Reihe. Kaum war ein Feuer gelöscht, so brach auch schon wieder ein anderes aus, bis endlich eines Morgens von Galata aus die ganze Stadt Konstantinopel in Flammen stehend erblickt wurde. Das erste Feuer brach in der Nähe der Sieben Thürme an mehreren Stellen zugleich aus, und griff so rasch nach dem Mittelpunkt der Stadt zu um sich, daß man bald ein Flammenmeer von fast einer englischen Meile Länge und eben so viel Breite erblickte. Die Einwohner flüchteten mit ihren Habseligkeiten nach dem Distrikt Balata auf der andern Seite der Stadt, aber bald brachen die Flammen auch hier aus und verscheuchten sie wieder. In kurzer Zeit brannten sechs verschiedene Feuer in Konstantinopel, welche 11.000 Häuser, und, die in Pera zerstörten mitgerechnet, im Ganzen 21,000 Gebäude binnen wenig mehr als einer Woche verzehrten.

„Diese furchtbare und beharrliche Zerstörungswuth beunruhigte jedermann, und schon hieß es, daß man einen Ort gänzlich verlassen wolle, wo Leben und Eigenthum so unsicher waren. Die Regierung stellte Nachforschungen an, und mehrere Kerls wurden gefangen, bei denen man Condacs oder Feuerkugeln fand, die sie so lange zu gebrauchen entschlossen waren, als noch ein Haus auf den beiden Halbinseln stehen würde. Sie wurden auf der Stelle hingerichtet, und man sah sie in den Straßen liegen, den Kopf zwischen den Beinen und einen Condac oder eine Lunte im Munde, um dadurch anzudeuten, weßhalb sie bestraft worden waren. Keine Entdeckung wurde jedoch gemacht, die darauf hätte führen können, wer eigentlich die Anstifter dieser Gräuel seyen, bis endlich eines Tages eine besser aussehende Frau ergriffen wurde, bei der man ebenfalls eine Feuerkugel fand. Sie sagte aus, ein Tschelebi, oder vornehmer Herr, habe sie ihr auf der Straße nebst 500 Piastern in die Hand gedrückt. Bei näherer Personsbeschreibung erkannte man einen der einflußreichsten Ulemas in ihm. Er wurde verhaftet, und zeigte auf der Folter mehrere Mitschuldige an. Es ergab sich, daß bei 500 Militärpersonen, worunter mehrere Kapudans, sich verschworen hatten, die Stadt im Verein mit den albanesischen Rebellen und den Anhängern der Janitscharen zu zerstören, bei der herrschenden Verwirrung den Sultan abzusetzen und die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen."

Die der Brandstiftung verdächtigen Offiziere wurden bei einem Fest, zu welchem sie von dem Sultan eigens eingeladen worden waren, erdrosselt, denn Mahmud zeigt sich — gleich seinem Vorbild Peter dem Großen — gnädig gegen jeden Verbrecher, nur nicht gegen den, der die Plane zu Civilisirung seines Volks durchkreuzt.

Ueber die Strassen und Kloofs in der Kap-Colonie.

Major Mitchell, von den königlichen Ingenieuren, theilte der geographischen Gesellschaft in London hierüber eine Reihe von Bemerkungen mit, von denen wir Nachstehendes ausheben. „Eine Bergreihe läuft den südlichen und westlichen Küsten in einer Entfernung von etwa 40 Meilen von der See parallel, und schneidet die Verbindung mit dem Inneren ab, welche nur durch einige Bergpässe, die den holländischen Namen Kloofs behielten, unterhalten wird. An der westlichen Reihe sind neun dieser Bergpässe, wo man meist die Wagen aus einander legen, und sie nebst der Ladung hindurchtragen muß, worauf die Wagen wieder zusammengesetzt und frisch beladen werden. Würde eine gute Straße bei Mosterts Hoek Kloof angelegt, was nach Angabe Major Mitchells für 8000 Pfd. St. geschehen könnte, so wäre kein anderer Durchgangspunkt durch diese Kette absolut nöthig. An der südlichen Kette sind acht oder neun Hauptpässe, die zum Theil vortreffliche Straßen haben, namentlich der Sir Lowry Cole's Paß, durch den i. J. 1830 nur mit einem Aufwande von 5000 Pfd. eine Straße angelegt wurde, welche jetzt 565 Pfd. St. jährlich einträgt, ein Beweis für die Nothwendigkeit der Straße. — Der Attacquas Kloof ist der wichtigste in dieser Kette, und wäre hier eine Straße angelegt, so würden dadurch die Produkte eines sehr großen Landstrichs zu Markte gebracht werden können, und das Grundeigenthum bedeutend im Werthe steigen. Major Mitchell schließt mit der Angabe, wenn die Regierung 20.000 Pfd. auf Anlegung von Brücken und Straßen in der Kapkolonie verwenden wollte, so wäre dann 200 Jahre lang keine weitere Auslage nöthig, und die Kolonie würde inzwischen völlig im Stande seyn, die weitern Kosten selbst zu bestreiten; auch wäre dieß Geld selbst in kaufmännischer Beziehung nicht übel angelegt, da die Straße durch Sir Lowry Cole's Paß 12 Prozente abwirft, und die neuen Straßen nicht weniger erlegen würde. Bis jetzt wurden viele Ansiedler wegen der Schwierigkeit, ihre Produkte zu Markt zu bringen, abgehalten hier Land zu kaufen.

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Hiff, der vielfältige Nachforschungen über den Paraguay-Thee anstellte, theilte seine Forschungen der medizinisch-botanischen Gesellschaft von London mit, und es geht daraus hervor, daß die Pflanze so groß wird als ein Orangebaum. Die Blätter werden gewöhnlich von 2 bis 3 Jahre alten Pflanzen genommen; mäßig genossen, stimmt der Thee zum Schlaf, in starken Dosen berauscht er und verursacht allgemeines Zittern.

Vor einigen Jahren zeigte man in Paris ein Thier, das nach dem Anschlagzettel die eigenthümliche Eigenschaft hatte, durch den Rücken zu uriniren. Die Menagerie des Museums hat jetzt ein vollgewachsenes Spezimen dieser Thiergattung erhalten: es ist das Pecari Südamerika's, ein Thier, das dem Wildschwein ziemlich nahe steht, und auf dem Rücken eine Eichel hat, welche eine stark riechende Flüssigkeit in großer Menge ausscheidet.

*) So hieß einer der letzten Gouverneure des Kap.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Julius.)

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1836.

Geschichte eines ausgewanderten Schweizers.

(Von Karl Seidler.)

Einer von den Leuten, welche die Auswanderungswuth in das transatlantische Kaiserreich (Brasilien) verschlug, war bei Entstehung der ausländischen Truppenkorps in Militärdienste getreten, und hatte es, da er schon früher in seinem Vaterlande, der Schweiz, Soldat gewesen, in Brasilien binnen kurzer Zeit zum Lieutenant gebracht. Ich wurde mit ihm im J. 1827 auf die im Hafen von Rio de Janeiro gelegene Festung Villegagnon detaschirt, wo wir den Auftrag erhielten, die absegelnden Schiffe visitiren zu lassen, wodurch so viel als möglich die häufigen Desertionen der brasilianisch-deutschen Truppen verhindert werden sollten. Da nun der Landwind in der Regel nur bis zehn Uhr Morgens weht, und man nur mit diesem Winde aus dem Hafen laufen kann, so waren wir den ganzen übrigen Theil des Tages unbeschäftigt. Aus Langeweile kletterten wir also beständig in den steilen Felsen der Insel, auf welchen die Festung liegt, umher, und schlugen Austern los oder fischten. Aber auch das Austern wird man zuletzt überdrüssig, und das Fischen ist ebenfalls für die Dauer keine unterhaltende Sache; ich suchte daher meinen Gefährten, der bisher sehr einsylbig, und, wie es mir schien, mißtrauisch gegen mich gewesen war, zum Sprechen und zum fröhlichem Scherze zu bewegen, was mir jedoch im Anfange nicht gelingen wollte. Endlich drang ich eines Abends in ihn, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, worauf er mich sehr scharf ansah, und ich bemerkte deutlich, daß eine große Veränderung in seinem ganzen Wesen vorging. Zuletzt hub er an:

„Ich kann zwar nicht begreifen, daß Sie nicht wissen sollten, was ganz Rio weiß; aber eben so wenig traue ich Ihnen zu, daß Sie Ihren Spott mit mir treiben wollten; also hören Sie denn, was wohl des Erzählens werth ist.

„Ich kam, wie so manche tausend Andere, mit einigem Vermögen nach Brasilien, in der Absicht, hier den Landbau zu betreiben, und begab mich daher, nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt, sogleich nach Neu-Freiburg *), wo mir ein Stück Land angewiesen wurde. Ich hatte ein glückliches Loos getroffen; mein neues Besitzthum war ungewöhnlich gut, meine Saat gedieh, meine kleine Heerde wuchs und meine Existenz schien begründet. Doch fehlte mir noch etwas in meinem Hause; denn ich war nicht mit Unrecht der Meinung, daß ein Kolonist zu seinem künftigen Fortkommen nothwendig einer guten Hausfrau bedürfe, die ihm mit liebevoller Aufmunterung als tröstender Engel zur Seite stehe, und für das Wohl der Wirthschaft mit den tausend damit verknüpften, scheinbar unbedeutenden, doch wichtigen Details, welche besonders hier den schönen Wirkungskreis des Weibes bilden, unermüdet sorge, während ein schwerer Beruf den Gatten fern von seiner Hütte hinruft. Also sah ich mich unter meinen Landsmänninnen nach einem solchen Gegenstande um; die Wahl stand mir offen, ich fand auch bald in einem recht hübschen, jungen, aber armen Mädchen diejenige, welche mich, meiner Meinung nach, unendlich glücklich machen könnte. Meine Neigung wurde erwidert, binnen wenigen Wochen trug ich der Erwählten meine Hand an, und kurz darnach führte ich sie zum Altare. Die Flitterwochen flogen, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, recht schnell und freudig dahin. Ach, dieß überschwängliche Glück sollte nur einen so kurzen Bestand haben; bald mußte ich so fürchterlich darunter erliegen; Alles sollte ich verlieren, was ich noch besaß, — meinen Glauben an die Menschheit.

„Etwa ein halbes Jahr nach meiner Verheirathung, als ich eines Abends im Schweiße meines Angesichts von meiner schweren Arbeit nach Hause zurückkehrte, begegnete mir einer meiner Nachbarn, ein junger, rüstiger Mann, der eben so sehr wegen seiner Schönheit, als seines Leichtsinns in ganz Novo-Friburgo (Neu-Freiburg) bekannt war. Schon früher that er mir manche Dienstleistung, und mein unbefangenes Herz hatte sich zu diesem Manne hingezogen gefühlt. Er begleitete mich eine Strecke Weges, wir sprachen von unsern Hoffnungen, Planen, Beängstigungen, von der Schweiz und von Brasilien. Bei einem Scheidewege trennten wir uns; ich reichte ihm herzlich die Hand,

*) Neu-Freiburg liegt etwa 10 portugiesische Meilen von der Hauptstadt Brasiliens, Rio de Janeiro, entfernt, und war die erste ausländische Kolonie, welche auf Befehl des verstorbenen Königs von Portugal Dom Johann VI gestiftet wurde.

wie es bei unserm Volke Sitte ist, und wie es auf dem ganzen Erdenrunde seyn sollte, — da raunte er mir in das Ohr, daß man hinter meinem Rücken von meiner Frau eben nicht das Beste spreche, daß meine Emmy die Buhlerin eines Andern sey. Ich stutzte, — ich wollte den schnell Forteilenden zurückhalten, aber er war hinter dem Maisfelde verschwunden, — ich rief ihn, aber er hörte nicht; wie rasend eilte ich heim, ein schreckliches Gericht wollte ich halten; aber mein Weibchen war mir ja immer mit so freundlicher, unschuldsvoller Miene entgegen gekommen, und diesen Abend, gerade diesen Abend erstickte sie mit tausend Küssen jeden Zweifel, jedes Mißtrauen, jedes Vorwurfswort. Ich schwieg, denn ich war selig.

„So waren wir fast ein Jahr verheirathet, als meine Emmy mir ein Söhnlein gebar. Alle Nachbarn eilten herbei, das Kind zu sehen; aber wie soll ich die Empfindungen schildern, die meine Brust zerrissen, wenn ich mir durch ihre spöttischen Blicke, ihre gar zu deutliche Mimik sagen lassen mußte: Du bist nicht der Vater! Hahnreischaft ist immer der schlechteste Ritterorden; denn man hat nur selten die gewisse Ueberzeugung, daß man ihn wirklich nicht besitzt. Ruhig konnte ich natürlich nicht seyn, die wüthendste Eifersucht erwachte in meiner Brust, und ich beschloß, in Zukunft aufmerksamer zu seyn, ich wollte dem Argus seine hundert Augen abborgen. Von dieser Stunde an nahm ich ein geladenes Gewehr mit zu meiner Arbeit, und als mich meine Frau befragte, zu welchem Zwecke dieß geschehe, schützte ich vor, die Tiger hätten sich wieder in der Nähe gezeigt, ja, ich läugne es nicht, ich fügte spitzfindig hinzu: meine Kugel werde kein Raubthier verfehlen, das sich tollkühn in meine stille Hürde wage. Sie glaubte dieß, sie lobte meine Vorsicht und schien nicht weiter darauf zu achten. Das Kind, das ich nicht mein nennen durfte, besaß die ächte Schweizernatur; es war gesund, roth, dick und sehr aufgeweckt. Meine Frau genas endlich von dem schweren Wochenbette, wobei Wochen zu Monaten wurden; oft lag mir das Wort des Geständnisses auf der Lippe, wenn sie mich Abends so liebreich fragte, warum jetzt immer die Stirn so umwölkt sey, wie der Finsteraarhorn im späten Herbste; allein ich schwieg und lächelte, denn Emmy's Leben stand in Gefahr. Die Liebliche erholte sich wieder, sie las aus meinen Blicken jeden meiner Wünsche. Ich konnte, ich durfte nicht reden.

Da kam ein zweiter Nachbar zu mir, und sprach wie der erste, und versicherte heilig, daß die verruchten Liebeleien bereits von Neuem begonnen hätten. Ich verdoppelte meine Wachsamkeit, und sah jetzt auch in der That verschiedene Male im Schatten der Nacht eine mir fremde Person mit großer Vorsicht um das Haus herumschleichen, nie aber hineingehen. Um den verwegenen Fuchs, dessen weichen Balg ich so gern künstlich präparirt hätte, um die vermuthlichen Hornauswüchse mit solcher Narrenkappe zu verbergen, in die listig gelegte Falle zu locken, sagte ich daher eines Tages meiner gehorsamen Frau, daß ich gesonnen sey, mit einigen Freunden eine Schweinsjagd anzustellen, und daß wir Jäger vielleicht tief in den Urwald vordringen würden, weßhalb es mir vermuthlich unmöglich sey, die folgende Nacht nach Hause zurückzukehren. Anfangs bat sie mich mit hundert Liebkosungen, von meinem Vorhaben abzustehen, als ich sie indeß versicherte, daß durchaus keine Gefahr dabei sey, denn wir wären unserer viele an der Zahl und alle wohl bewaffnet, als ich hinzufügte, daß ein geschossenes Schwein unserem einfachen Haushalte sehr willkommen seyn müsse, da rieth sie selbst dringend dazu. Aber statt auf die Jagd zu gehen, verbarg ich mich in einem nah gelegenen Gebüsche, von wo aus ich das ganze Haus beobachten konnte. Hier mochte ich ungefähr bis 4 Uhr Nachmittags gelauert haben, da entdeckte plötzlich mein scharfes Auge, das, durch den Argwohn gestärkt, dem eines eingebornen Brasilianers nichts nachgab, eine Gestalt, die mir schon früher Anlaß zur Eifersucht gegeben hatte. Sie umschlich heute wieder auf gewohnte Weise mein kleines Wohnhaus, ohne hineinzugehen, aber plötzlich öffnete sich die Thür; meine Frau trat heraus, eilte auf den Fremden zu, und ich sah deutlich, wie man sich die Hände drückte, einige Worte wechselte, sich endlich gar küßte, worauf alsdann der schändliche Gast schnell verschwand, und meine Frau in das Haus zurück eilte. Ich zitterte bei dieser Scene vor Wuth, Verzweiflung und Rache, ich wollte Anfangs sogleich aus meinem Verstecke hervorbrechen, um dem Buben nachzusetzen, der mir so freventlich mein schönstes Gut entwendet hatte. Aber ich besann mich schnell; die Ahnung flüsterte mir zu, daß mit einem Kusse der Handel nicht abgemacht sey. Alles mußte ich wissen; Emmy mußte mein Engel oder mein Teufel seyn. Mein Vorsatz stand fest; das irre geleitete Lamm sollte für die Sünde des Wolfes bluten büßen.

Ich erwartete also geduldig den Abend, und schlich alsdann wie ein nächtlicher Dieb oder eine hungrige Hyäne, ganz in die Nähe meiner einsiedlerischen Wohnung heran. Es schien, als ob diese Nacht das schändliche Unternehmen meiner Frau begünstigen wolle; denn schon um acht Uhr war es rabenschwarze Finsterniß, so daß vielleicht mein Weib ganz wohlgemuth in den Armen ihres Buhlen geruht haben mag, während ich wie ein armer Sünder um das Haus herum patrouillirte. Plötzlich machte mich ein kleines Geräusch aufmerksam, ein Metallklang, der meine letzte Hoffnung zerstörte. Wie in den Boden eingewurzelt blieb ich stehen, das Gewehr mit beiden Händen krampfhaft umfassend; eine unsichtbare Gewalt schien mir die Brust dermaßen einzuengen, daß ich glaubte, sogleich ersticken zu müssen. In diesem todtähnlichen Zustande hörte ich leises Geräusch in meiner Wohnung. Es verging eine geraume Zeit, ehe ich endlich wieder zu mir selbst kam, auch wollte ich absichtlich dem Pärchen einige Minuten freien Spielraum lassen. Dann aber schlich ich behutsam heran, und versuchte die Thüre zu öffnen. Sie war verschlossen. Ich untersuchte alle Fenster, allein keines war offen zu machen. Das Blut sank von dem betäubten Kopfe zu den erstarrten Füßen herab; es schien mir hohe Zeit, Gewalt zu gebrauchen. Ich trat also mit dem Fuße gegen die schwache Hausthür, welche ich augenblicklich einzusprengen glaubte, allein es war, als ob sich Alles an diesem Abende gegen mich verschworen hätte, sie widerstand meiner ohnmächtigen Wuth. Nach mehreren, rasch hinter einander wiederholten Versuchen, sie einzutreten, lehnte ich mich endlich mit

aller Kraft, die mir in diesem Augenblicke zu Gebote stand, mit der Schulter dagegen, — krachend zersprang das schlechte Schloß, — ich stürzte in das Haus und auf die Schlafkammer meiner Frau zu. Auch hier war die Thüre verriegelt, aber ein einziger Stoß öffnete sie. Warum soll ich weiter erzählen, was in dieser Nacht geschah? Warum soll ich den Schleier abheben, der meine eigene Schmach verhüllt? Ist denn die Ehre des Mannes ein Spielball in den Händen einer leichtsinnigen Frau? Ich durfte nicht länger zweifeln. In dem Augenblicke, da ich in das verrammelte Zimmer trat, sprang jemand zum Fenster hinaus. Ich eilte hinzu, ich feuerte mein Gewehr durch die dunkle Nacht aufs Gerathewohl dahinter her. Alles war in Verwirrung. Mein Weib wollte diesen glücklichen Augenblick benutzen, um durch die geöffnete Thüre zu entfliehen; ich ergriff sie aber bei den aufgelösten Haaren, und schleifte sie ohne Rücksicht oder Schonung in das Zimmer zurück, wo der schändlichste Frevel mir mein Heiligstes geraubt hatte. Die fast erloschene Kerze wurde in meiner zitternden Hand wieder lebendig; der Zustand, in welchem sich Emmys Kleidung befand, bewies mir nur zu deutlich, was hier bereits vorgegangen war. Meine Rechte fuhr unwillkürlich nach dem Jagdmesser, meine so grob verletzten ehelichen Rechte, wenn nicht zu vertheidigen, so doch wenigstens blutig zu rächen; aber in demselben Momente sank die Unglückliche ohnmächtig zu Boden. Als sie nach einer Stunde wieder zu sich kam, war ich etwas ruhiger geworden; mein Kopf hatte über meine Sinne gesiegt, und ich befahl ihr nun zu beichten. Sie gestand, daß sie mit einem jungen Manne, den sie schon aus frühern Zeiten kenne, dessen Namen sie jedoch nie habe erfahren können, eine Liebschaft gehabt, behauptete jedoch hartnäckig, daß dieß eine rein platonische Liebe gewesen sey. Ich wußte recht wohl — so viel Verstand trauen Sie mir doch gewiß zu, — daß Plato schon lange todt ist, und daß das ihm untergeschobene Liebessystem außerdem nicht in seine vernünftige Offenbarungslehre paßt. In solchen Glaubensfällen kann ich ein Tyrann werden; und ich behauptete blind das Recht der Rache, das mir Gott durch seine Langmuth überließ. Meine Kartatsche brachte also sehr bald ein anderes Geständniß heraus, welches der Wahrheit getreuer war. Ich mußte jetzt hören, daß meine Emmy mit jenem verhaßten Menschen schon vor ihrer Verheirathung Freundschaft gepflegt und Umgang gehabt hatte; da aber beide kein Vermögen besessen, sey an eine eheliche Verbindung nicht zu denken gewesen; folglich hatte mich Emmy nur deßhalb zum Gatten genommen, um nachher ihren verbotenen Umgang desto ungestörter fortsetzen zu können.

„Es empörte mich, daß ich auf diese Art so entsetzlich betrogen war, und ich gestehe frei, ich mißhandelte die Schändliche mit Wort und That, was sie aber mit großer Standhaftigkeit ertrug. Erst als ich ihr erklärte, daß ich mich von ihr gerichtlich scheiden lassen wolle, warf sie sich mir weinend zu Füßen, bat mich, mit ihr zu machen was mir beliebe, nur möchte ich sie nicht ganz verstoßen, denn sie schwöre bei dem Gotte unserer Väter, daß sie sich bessern werde. Und wirklich war ich schwach genug, sie noch länger unter meinem Dache zu dulden, jedoch unter der Bedingung, daß sie von jetzt an ihrer Freiheit beraubt und beständig eingesperrt seyn solle. Sie war mit Allem zufrieden. Seit diesem schreckensvollen Tage war sie noch liebevoller und zuvorkommender gegen mich als je, so daß sich allmählich ein Fünkchen von Mitleid in meinem Busen regte. Sie klagte häufig über körperliche Beschwerden, aber niemals über die Behandlung, welche ihr zu Theil wurde. Da ich ihre Reue für aufrichtig hielt, und jene Kränklichkeiten nur der Ermangelung frischer Luft zuschrieb, so erlaubte ich ihr seit dieser Zeit bisweilen in meiner Gesellschaft im Garten spazieren zu gehen. Ihre Dankbarkeit für diese Güte schien gränzenlos, ich glaubte mein verlorenes Weib wieder gewonnen zu haben, ich verzieh ihr, wie schwer mir auch das Wort der Gnade wurde. Es schien mir Unrecht, meine einst so geliebte Emmy, die Beherrscherin meiner Hütte, als Sklavin zu behandeln; ich räumte ihr wieder die Rechte ein, die ihr von Amtswegen gehörten. Endlich überließ ich ihr sogar den Hausschlüssel wieder."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Neunzehnter Brief.

Algier, 19ten Februar 1835.

Auf meiner Rückreise von Bona nach Algier begegnete mir durchaus nichts Bemerkenswerthes. — Wenn ich indeß auf das Datum dieses Briefes blicke, so fürchte ich, daß Sie unruhig über mein langes Schweigen seyn werden. Es ist jedoch seit den letzten beiden Wochen kein Paketboot nach Frankreich gegangen, weil die Kommunikation mit Europa durch solche Stürme unterbrochen war, wie man sie sich, selbst während der meist stürmischen Winter in Algier, seit vielen Jahren nicht zu erinnern weiß. Der 11te und 12te Februar waren denkwürdige Tage. In der Nacht des erstern Tages wurde ich gegen 1 Uhr durch das Heulen des Sturmes aufgeweckt, der den Tag über gewüthet hatte. Nachdem er in Bona und Budschia vierzehn Schiffe zu Grunde gerichtet, machte er auch uns einen Besuch, und zerschmetterte in dem sehr schlecht geschützten Hafen von Algier ein und zwanzig Fahrzeuge. Ein Hafendamm, der der französischen Regierung eine Million Franken gekostet haben soll, wurde weggeschwemmt wie ein Zuckerhut. Der Schaden, welchen diese Stürme angerichtet, wird auf drei Millionen Franken geschätzt; am beklagenswerthesten jedoch ist der Verlust von vierzehn Menschenleben.

Da es mir in dieser fürchterlichen Nacht unmöglich war zu schlafen, so kleidete ich mich an und stieg auf das Dach des Hauses, wo ich mich nur aufrecht halten konnte, indem ich mich fest an die Brustwehr anklammerte. Der Mond hing tief herab und beleuchtete den weißen Schaum des tobenden Meeres mit einem schwachen rothen Schimmer. Mit Tagesanbruch wurde der Nordwestwind wo möglich noch stärker, und trieb die Trümmer von sieben Schiffen in die Bucht unterhalb der Stadt. Der furchtbaren Brandung ungeachtet fanden sich doch Wagehälse, welche ihr Leben daran setzten, um etwas von den gescheiterten Schiffen zu retten.

Neun zu einem russischen Schiff gehörige Schweden gingen mit ihrem Boote vor unsern Augen unter, und ein französischer Artillerie-

kapitän, ein allgemein geschätzter junger Mann, fand in der Bemühung, sie zu retten, sein Grab in den Wellen. — Ein schönes Beispiel von Unerschrockenheit gab ein Engländer; der Moniteur hat dessen nicht gedacht, doch sprachen alle Franzosen mit Bewunderung davon. Der Kapitän eines britischen Handelsschiffes hatte den Muth, den Sturm auf der See auszuhalten, und als man ihm ein Boot schickte, um ihn ans Ufer zu bringen, erwiderte er, daß es seine Pflicht sey, wo möglich Schiff und Ladung zu retten, und dieß wolle er versuchen. Sein Fahrzeug — eine wahre Nußschale von etwa 50 Tonnen — hatte fünf Matrosen an Bord, von denen er vier ans Land schickte, und nur einen nebst seinem Sohn bei sich behielt — einem Knaben von zehn Jahren — der seinen Vater durchaus nicht hatte verlassen wollen. Der Kapitän kannte den festen Bau seines Schiffes und konnte sich auf seine beiden Anker verlassen, von denen einer stark genug war, das Fahrzeug zu halten, wenn er etwa genöthigt seyn sollte, den andern zu kappen, was auch wirklich geschah. Die meisten Schiffe gingen während dieser beiden fürchterlichen Tage deßhalb zu Grunde, weil sie zusammenstießen; als nun ein Wrack gegen den wackern Kapitän getrieben wurde, kappte er sein Kabeltau und wich dem Zusammenstoße aus.

Jetzt, da der Sturm vorüber ist, habe ich Muße zu überlegen, was ich ferner unternehmen soll. Da ich so viel als möglich von der Regentschaft zu sehen wünsche, so möchte ich gar zu gern nach Constantine gehen, wenn es möglich wäre, ohne schützendes Geleite zu reisen, oder ein solches zu finden, denn vor 50 Jahren hätte ein Europäer sich mit mehr Sicherheit so weit von der Küste ins Innere des Landes wagen können als jetzt. Ich werde vorher nach Oran gehen, dem entferntesten westlichen Punkt der Regentschaft, den die Franzosen besetzt haben, seit er zur See zugänglich ist. Dieses Element hat indeß seit den letzten Tagen einen zu schlechten Eindruck auf mich gemacht, als daß ich ihm so bald schon vertrauen könnte; ich will daher noch ein wenig in Algier verweilen.

Ein altägyptisches Musikinstrument.

Herr James Burton fand auf seinen Reisen in Aegypten ein Sistrum, oder dasjenige musikalische Instrument, das die alten Aegyptier bei ihren religiösen Ceremonien und Prozessionen gebrauchten. Es ist dieß einer der merkwürdigsten Ueberreste des ägyptischen Alterthums, und da es 16½ Zoll hoch ist, bei weitem das größte Exemplar, das man bisher trotz der unermüdlichen Nachforschungen und Ausgrabungen in jenem Lande fand. In der königlichen Bibliothek zu Berlin sind zwei dieser interessanten Instrumente, aber nur halb so groß und wahrscheinlich bloße Modelle; im Pariser Museum soll sich keines befinden, und unter den vielen Sammlungen in England ist nur der Handgriff eines einzigen aus der Salt'schen Sammlung. Der obere Theil des Griffes ist mit dem Kopf Hathors geziert, und oben ist auf jeder Seite die Natter, hart an dem obern Theil des Griffes ist eine Rinne, in welcher die Spuren der Füße einer Katze oder einer Löwin sind. Die zur Zierde angebrachten Figuren auf dem Gestell des Instrumentes selbst sind auf beiden Seiten dieselben, die untere stellt eine Flußgottheit dar, welche in jeder Hand ein ähnliches Instrument hält, die untere ist eine löwenköpfige auf ihrem Throne sitzende Gottheit mit den hieroglyphischen Zeichen ihres Namens. Oben am Gestell ist der Kopf Hathors auf beiden Seiten mit dem heiligen Geyer geziert, der mit ausgebreiteten Flügeln dasteht; unten sind die Embleme des Auges und des geflügelten Diskus. Einen Theil dieser letztern Gegenstände sieht man in der Platte über der Figur der Gottheit. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß diese Gegenstände nicht gravirt, sondern, wie man bei genauer Untersuchung erkennt, mit einem Stempel eingeschlagen sind. Dieß ist nicht unwichtig, insofern es ein Licht auf mehrere in ähnlicher Weise ausgeführte Gegenstände wirft. Die Drathsaiten an diesem Instrument fehlen, und der ganze Griff ist hohl, augenscheinlich, wie man an dem untern Theile sieht, um dort die Drathsaite einzusetzen. Dieses Instrument ist aus Theben, und wurde vermuthlich in dem Umkreise des Tempels des westlichen Sees auf der Karnakseite des Nils gefunden; nach einigen Skulpturen auf diesem Tempel kann man schließen, daß das Instrument bis auf das Zeitalter Thothmes III hinaufreicht, also etwa 3500 Jahre alt ist.

Geologische Notizen.

Die in der Ebene von Grenelle angestellte Bohrung eines artesischen Brunnens wird mit Eifer fortgesetzt. Die Sonde hat bereits die Tiefe von 1000 Fuß erreicht, bringt aber immer noch Kreide mit Kieseln herauf, hat also die Formation des darunter liegenden Grünsandes noch nicht erreicht. Dieß ist um so merkwürdiger, als das Kreidelager der Niederseine nur 230 Fuß Mächtigkeit hat, das der Normandie noch weniger.

Herr Paravey theilte der Akademie der Wissenschaften eine Note über eine besondere Eigenschaft des Schiefers aus dem Urgestein des Maasthales mit, der sich vermittelst eines besondern Hammerschlages nach bestimmten Richtungen spaltet; die dadurch gebildeten Linien nennen die Arbeiter longrain. Die Schiefer von neuer Formation, wie die von Angers, haben diese Eigenschaft nicht, denn wenn man darauf schlägt, zerspringen sie wie Glas in unregelmäßige Splitter. Deßhalb dauern sie nur 30 Jahre, während die Schiefer aus den Ardennen 200 Jahre aushalten, wie man aus den Jahrzahlen sieht, die in den grünen Schiefern auf den Dächern alter Bauten in Belgien eingegraben sind. Diese Eigenschaft, sich der Länge nach in der Richtung der parallelen Fibern zu spalten, deutet, wie Herr Paravey glaubt, auf eine Art Krystallisation dieser alten Schieferarten hin.

Als man vor etwa zehn Jahren bei Burksville in Kentucky nach Salz grub und ungefähr 200 Fuß durch den festen Felsen gebohrt hatte, sprang plötzlich ein Strahl Steinöl empor, der sich bis zur Höhe von 12 Fuß vom Boden erhob. Mehrere Tage floß die Quelle fort, und gab etwa 300 Litres in der Minute. Da das Bohrloch nicht weit von dem Fluß Cumberland entfernt war, so war dieser bald mit Oel bedeckt. Neugierige, die sich vergewissern wollten, ob es brennbar sey, zündeten es an, und bald bot die Oberfläche des Wassers nur noch einen unermeßlichen Flammenstrom dar, der die Bäume am Ufer ergriff und mit einem heftigen Brand drohte. Dieses Oel ist grün, wird aber an der Luft braun, und ist so flüchtig und durchdringend, daß es aus den Fässern, die man damit füllen wollte, herausdrang. Der Auswurf dauert nicht immer fort; seit sechs Jahren fanden nur zwei Ausbrüche statt: der letzte begann am 4ten Julius 1835 und dauerte etwa sechs Wochen.

In einer der königlichen Gesellschaft von Edinburgh mitgetheilten Note sucht Dr. John Davy die auf den jonischen Inseln so häufigen Erdbeben zu erklären, die nicht vulkanischer Art zu seyn scheinen. Er schreibt sie dem Einsaugen einer bedeutenden Masse Meerwasser zu, das durch die Mergelschichten ins Innere des Bodens dringe und den Umfang dieser Schichten fortdauernd ausdehne. Ein Umstand, sagt er, scheine diese Hypothese zu bestätigen, daß nämlich diese Erdbeben sich einzig in den niedern Strichen und bei Mergelboden zeigen, niemals aber da, wo feste Felsen die Grundlage bilden.

Nach der Zeitung von Zara fand in der Gegend von Spalatro am 9ten Mai um 4 Uhr 44 Minuten Nachmittags ein leichtes Erdbeben statt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1836.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

Die frühere, wie die neuere Geschichte dürfte wohl kaum eine merkwürdigere Erscheinung für die civilisirte Welt darbieten, als die Entwicklung der ostindischen Armee. Sie war, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, gleichsam die Schöpfung eines Tags. Mit Einemmale reifte die junge Saat zur vollkommenen Frucht. Denn selbst viele Jahre, nachdem der Handel mit Ostindien schon eröffnet war, und die ostindische Kompagnie auf verschiedenen Küstenpunkten Faktoreien zu etabliren begonnen hatte, bestand die ostindische Armee noch nicht. Einige Leute mit Säbeln und runden Schilden bewaffnet bildeten die einzige Art einer militärischen Wache, welche die Faktoreien zum Schutze ihrer Etablissements unterhielten, und diese wagten es nie, sich den Eingriffen der Lokalbehörden zu widersetzen, ungeachtet diese oft sehr ungesetzlich und willkürlich verfuhren. In der That dachten dazumal die englischen Kaufleute, die sich zuerst in den Häfen Hindustans niedergelassen hatten, noch nicht entfernt daran, in einem dicht bevölkerten, wohlcivilisirten und an den gesetzlich geordneten Geschäftsgang einer rechtmäßigen Regierung gewöhnten Staate, eine eigene Herrschaft zu gründen oder sich gar die Besitznahme des Landes zu erlauben. Sie begnügten sich, unter dem Schutz der eingebornen Fürsten zu stehen, die ihnen den freien Betrieb des Handels gestatteten, und ihr Ehrgeiz strebte nicht höher. Am 2ten Mai 1601 segelte Kapitän Lancasters Geschwader von Torbay ab; nachdem es Atschin in Sumatra berührt, daselbst einigen Handel getrieben und in den Gewässern von Malacca ein reich beladenes portugiesisches Schiff weggenommen hatte, steuerte es nach Java, wo in Bantam die erste Faktorei errichtet war, über welche seit ihrer Gründung immer ein englischer Kaufmann den Vorsitz hatte. Dieß war im Jahre 1602. Im Jahre 1612 trifft man schon Faktoreien zu Surat, Ahmedabad, Cambaya und Goja. Ihr steigender Reichthum und die zunehmende Ausdehnung ihres Handels zog nicht allein die Aufmerksamkeit der eingebornen Fürsten auf sich, sondern erregte auch die Eifersucht europäischer Rivalen, die zuweilen durch Gewalt, meistentheils aber durch Intriguen sie zu ruiniren suchten. Gegen offene Feindseligkeiten auf dem festen Lande suchten sich damals noch die englischen Kaufleute durch Klagen und Beschwerden bei den Nabobs und Rajas Recht zu verschaffen, während auf der See sich ihre Schiffe im Kampfe gegen ihre Gegner, so gut es gehen wollte, behaupteten.

Dieser Zustand konnte indeß nicht in die Länge dauern. Ihre Nebenbuhler, besonders die Holländer, suchten ihre Etablissements mehr und mehr zu verstärken: sie legten Forts an, rüsteten Truppen aus, und wagten es sogar mit den benachbarten Regierungen Krieg anzufangen, eine Dreistigkeit, die bei den Engländern nicht allein das größte Erstaunen erweckte, sondern sie auch in mancherlei Hinsicht beunruhigte. Sie sahen nun wohl ein, daß sie in Bälde diesem Beispiele folgen müßten, zwar nicht um gleichfalls Feindseligkeiten gegen die Fürsten zu beginnen, sondern um sich in eine achtunggebietende Stellung gegenüber den übrigen Europäern zu setzen.

Im Jahre 1626, als die Feindseligkeiten der Holländer immer häufiger wurden, der innere Zustand Indiens durch Bürgerkriege zerrüttet, und das Band, das die Völkerstämme mit einander verknüpfte, immer lockerer wurde, entschlossen sich die englischen Kaufleute bei den Subahdars der verschiedenen Provinzen, worin sie ansässig waren, um die Erlaubniß einzukommen, ihre Faktoreien mit Festungswerken umgeben zu dürfen. Es verging aber einige Zeit darüber, bis ihren Bitten entsprochen ward, und als dieß endlich geschah, waren sie noch zu arm und schwach, sich dieselbe gehörig zu Nutze zu machen. Doch wurde zu Armagon auf der Coromandelküste im J. 1628 ein Fort angelegt und mit zwölf Stücken Geschütz versehen. Die Besatzung, welche man füglich den Kern der indischen Armee nennen kann, bestand aus dreiundzwanzig Soldaten! Europäer, durch den Vorstand der Faktorei angeworben, und natürlicherweise völlig undisciplinirt und keinerlei Art militärischer Gesetze unterworfen; denn die Idee von Bildung einer bewaffneten Autorität im Orient war bis jetzt keiner Behörde in England eingefallen, und daher auch für keine Vorräthe und sonstige Bedürfnisse zum Unterhalte und zur Ausbildung der Truppen gesorgt. Diese kleine, aber tapfere Schaar von dreiundzwanzig

Mann Bürgergarde, an deren Spitze sich der Vorstand der Faktorei stellte, bildete gleichsam die bescheidene Grundlage zur künftigen Größe und Wichtigkeit einer Armee, die nun eine Bevölkerung von beiläufig hundert Millionen in gänzlicher Unterwürfigkeit erhält.

So war der Anfang gemacht, und die Leiter der Kompagnie ermangelten nicht, das begonnene Werk weiter auszubreiten, obgleich sie dabei anfangs mit der außerordentlichsten Vorsicht zu Werke gingen. Im J. 1629 wurde Bantam befestigt, und 1630 die Garnison von Armagon um nicht weniger als zwanzig Mann verstärkt. Auf diese Art, wenn man noch die für die Besatzung Bantams bestimmten fünfzehn Mann und vierzig für Todesfälle rechnet, belief sich die Stärke sämmtlicher Truppen, die Kaufleute und ihre Diener mit eingerechnet, auf vielleicht hundert Europäer und siebenzig Topassen.

Armagon wurde zur Anlage eines Forts gewählt, weil sich daselbst eine bedeutende Faktorei befand, doch zeigte es sich bald, daß dieser Ort weder zu einem guten Vertheidigungsplatze, noch für den Handel besonders geeignet war. Man sah ein, daß für das Gedeihen eines Handelsplatzes die Nähe der See durchaus nothwendig ist; daher wurde im Jahre 1640 Madraspatam, das heutige Madras, von dem Nabob erkauft, bei dessen Ankaufe zugleich um die Erlaubniß zu Erbauung eines Forts nachgesucht, und nachdem diese ertheilt war, sogleich zur Befestigung geschritten. Das Werk erhielt bei seiner Konstruktion den Namen Fort St. George, den es heute noch führt; die Stadt durfte jedoch ihre Benennung beibehalten, und da sie in jeder Hinsicht zweckdienlicher war, so wurde der Sitz der englischen Faktorei hieher verlegt. Die Stellung der Holländer flößte von Tag zu Tag größere Besorgnisse ein, so daß der Gouverneur, — so wurde der Chef der Faktorei von jetzt an genannt, — der seine Schwäche und den Mangel an Truppen recht wohl erkannt hatte, eine Vermehrung derselben verlangte, worauf ihm auch weitere sechsundzwanzig Mann bewilligt wurden. Zu dieser Zeit, 1652, ließ er auch die Festungswerke weiter ausdehnen und ausbessern; auch ermangelte die Kompagnie keineswegs, ihre Blicke nach weiter zu errichtenden Plätzen zu werfen. So bat und erhielt Wundarzt Broughton von dem Schiffe Hopewell, der sich in Delhi einigen Ruf erworben hatte, im J. 1643 für seine Landsleute die Errichtung einer Faktorei am Hooghly, aus welcher nach einiger Zeit das Fort William und die blühendste und reichste Hauptstadt der brittischen Besitzungen, Calcutta sich erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines ausgewanderten Schweizers.

(Schluß.)

„Eines Morgens befahl ich meiner Frau, mir durch meinen Neger das Mittagessen in den Wald nachzuschicken, indem meine Gegenwart dort den ganzen Tag erforderlich sey. Erschöpft durch die anstrengende Arbeit, kehrte ich am Abend zu meiner Wohnung zurück, und fand zu meinem Schrecken die Hausthüre verschlossen, alle Fensterladen von innen fest verriegelt. Gräßlichen Gespenstern gleich tauchten die Erinnerungen in meiner Seele auf. Ich versuchte, die Thüre einzusprengen, aber ich strengte meine Kräfte vergebens an; denn das neue Schloß war stärker und besser als das, welches ich einst so leicht zertrümmerte. Glücklicherweise kam eben mein Neger von seinem Tagwerke heim, und ich sandte ihn sogleich ab, einen Schlosser herbei zu holen, welcher etwa eine Viertelmeile von mir in einer Baracke wohnte. Nach einer peinlichen Stunde des Harrens erschien endlich der Mann und öffnete die Thüre. Ich stürzte in das Haus, ich rief nach meiner Frau, aber sie war nirgends zu finden. Voller Verzweiflung eilte ich zu meinem Schlafzimmer, auch diese Thür war verschlossen. Ich ließ sie sogleich öffnen, und hier fand ich, o schändlicher Verrath! meinen Koffer erbrochen, einen Theil meiner Kleidungsstücke auf dem Boden zerstreut und meine wenige Baarschaft entwandt. Das ehrlose Weib hatte also nur deßhalb Reue geheuchelt, um sich ungestört des wenigen baaren Geldes, das ich besaß, zu bemächtigen, und dann mit ihrem Buhlen und ihrem Kinde davon laufen zu können. Ich verfluchte das elende Geschöpf, verfluchte ihren Liebhaber und mich selbst, daß ich so schwach, so leichtgläubig gewesen. Die ganze Menschheit mit ihren unnatürlichen Verhältnissen war mir plötzlich zum Ekel geworden; ich faßte den Entschluß, mich gänzlich von ihr zu trennen, und auf Alles Verzicht zu leisten, was man Kultur und Civilisation nennt. In dieser Absicht raffte ich meine besten Sachen zusammen, und verkaufte sie meinen Nachbarn um jeden Preis. Für das gelöste Geld versorgte ich mich mit Pulver, Blei und einigen jungen Pflanzen, die mir dereinst herrlich zu Statten kommen sollten, nahm mein Gewehr und rannte, als würde ich von tausend Furien verfolgt, immer gerade aus, tief in den Urwald hinein. Mehrere Tage mochte ich so gelaufen seyn, als ich endlich an einem von Schilf und ellenhohem Gras umgebenen, freien Platz kam, der mir zu einer Einsiedelei sehr wohl gelegen schien. Ich beschloß, mir hier ein Hüttchen zu bauen, und das Ende meines Lebens, welches meiner damaligen Meinung nach nicht mehr fern seyn konnte, ruhig wie ein Anachoret abzuwarten. Eine kleine Baracke von Schilf und Moos war bald errichtet. Die beiden gefährlichsten Feinde, mit welchen der Einsiedler in Brasilien zu kämpfen hat, die Indier und den Hunger, brauchte ich hier nicht zu fürchten; denn die erstern kamen nicht in diese Gegend, und gegen die letztern war ich durch die unzählige Menge von Wildpret geschützt, welches hier ohne die geringste Menschenscheue umherstreifte. Aber des Nachts hörte ich nicht selten das fürchterliche Gebrülle der Tiger, und oftmals erblickte ich auf meinen Jagden, die mich häufig Tage lang von meiner Hütte entfernt hielten, jene schreckliche Onça preta (schwarze Unze), die mich hinter der dichten Bretterwand mit ihrem trüben, giftigen Auge anglotzte, so daß ich mich genöthigt sah, meine Einsiedelei mit Pallisaden und einem breiten Graben zu umgeben.

„Auch jetzt war die Natur gütig gegen mich. Nach und nach wurde meine kleine Anlage immer bedeutender, die mitgenommenen Pflanzen, besonders der Tabak, waren herrlich ge-

diehen, auch hatte ich einige junge wilde Schweine und Enten eingefangen; kurz ich war bald im Besitz eines bequemen Hausstandes. Das Einzige was mich häufig betrübte, war, daß ich mir in meiner Einsamkeit kein Salz verschaffen konnte. So verlebte ich volle drei Jahre, ohne mich in die Welt zurück zu wünschen; da aber vernichtete plötzlich ein Zufall alle meine Plane, alle meine Entschlüsse.

„Ich hatte meine Hütte sehr früh verlassen, um recht tief in den Wald eindringen zu können, weil ich hoffte, auf diese Weise eine stärkere Ausbeute zu machen, als dieß in der Nähe meiner Wohnung der Fall seyn konnte, wo durch das häufige Schießen das Wild bereits schüchtern geworden war. Es schien, als ob mir dieser Tag nicht günstig seyn wolle; denn ich war bereits bis gegen Mittag gewandert, ohne etwas gefunden zu haben, das ich eines Schusses werth gehalten hätte, als ich in meiner Nähe ein Geräusch vernahm. Ich spannte schnell den Hahn des Gewehres und wandte mich nach der Seite des Gebüsches, von welcher das Wild kommen mußte. Aber wie soll ich Ihnen mein Entsetzen schildern, als ich einen Menschen in europäischer Tracht aus dem Dickicht hervortreten sah! Er schien ebenfalls nicht wenig bestürzt, kam jedoch sogleich auf mich zu, und redete mich in portugiesischer Sprache an. An dem Dialekte bemerkte ich bald, daß er ein Franzose sey, und wenn ich mir auch vorgenommen hatte, für immer Abschied von der Welt zu nehmen, so konnte ich es doch in diesem Augenblicke unterlassen, ihm in seiner und meiner Muttersprache Antwort zu geben. Nun bestürmte er mich mit Fragen, wie ich in diese Wildniß gekommen sey, erzählte mir, daß ihm eine große Jagdgesellschaft auf dem Fuße folge, und bat mich endlich dringend, ihn und seine Gefährten nach meiner Wohnung hinzuführen. Ich schwankte einen Augenblick, aber die Lust zum gesellschaftlichen Leben war durch den Anblick eines Menschen, den ich als französischer Schweizer noch dazu als halben Landsmann betrachten mußte, auf einmal wieder in mir wach geworden, und ich suchte nun in Gedanken alles Mögliche hervor, was eine Handlung, welche durchaus gegen meine einmal gefaßten Grundsätze stritt, entschuldigen konnte. Endlich erinnerte ich mich, daß mein Vorrath an Pulver fast gänzlich zusammen geschmolzen war, und dieß gab den Ausschlag; ich versprach also, die Gesellschaft zu erwarten. Es dauerte nicht lange, da erschien sie, reichlich mit Wild aller Art beladen. In meiner Hütte wurde das Abendessen bereitet, und beim lodernden Feuer forderte man mich auf, meine Lebensgeschichte zu erzählen, in so weit sie sich auf meinen Aufenthalt in diesen Wildnissen bezöge. Ich verschwieg, was ich zu verschweigen nöthig fand, doch schloß man sehr richtig, daß nur Schwermuth mich in diese Einöde habe hintreiben können, und man forderte mich auf, mit nach der Kolonie oder nach Rio de Janeiro zurückzukehren. Nach langem Weigern verstand ich mich endlich dazu, und kam nun nach einer dreijährigen Abwesenheit, eher einem Thier als einem Menschen ähnlich, in Novo Friburgo (Neu-Freiburg) wieder an. Hier ist meine Erzählung zu Ende, denn das Uebrige hat kein Interesse für Sie.“

„Von meinem Weibe hatte man nie wieder etwas erfahren; mein Landgut war zur Wüstenei geworden, nur mein Haus stand noch unversehrt. Ich verkaufte es und machte mich durch das dafür erhaltene Geld wieder zum Menschen, d. h. ich ließ mir den ungeheuern Bart abnehmen und schaffte mir Kleidungsstücke an. Dann wanderte ich nach Rio, wo ich, wie Sie sehen, meine ehemalige militärische Laufbahn wieder begann, und heutzutage bin ich, Gott sey gedankt, jeder Sorge überhoben, wenn auch in gewissen trüben Stunden nicht ganz von meiner Melancholie geheilt.“

Hier endete er seine Erzählung, und ich fand Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr das Herz des Unglücklichen durch Mittheilung erleichtert wird, wenn es wahre aufrichtige Theilnahme findet. Er wurde von dieser Zeit an mit jedem Tage gesprächiger, und es fehlte uns seitdem nie mehr an Unterhaltung, so lange wir beisammen auf Villegagnon waren.

Bevor ich diese kurze Geschichte ende, bemerke ich nur noch, daß die Schweizerinnen auf der Kolonie Neu-Freiburg im Allgemeinen in dem Rufe der Unsittlichkeit stehen. Unter den Mädchen findet man recht viele hübsche Gesichter, was man bei den Brasilianerinnen der Provinz Rio de Janeiro nur höchst selten antrifft, weßhalb es denn auch nicht an Nachstellungen fehlen kann. Die große Armuth indeß, welche auf der Kolonie herrscht, trägt gewiß nicht wenig dazu bei, daß hier die Weiber nicht keuscher und tugendhafter sind, und daß, wie schon gesagt, die jüngere Generation, ihrer angebornen Schweizernatur ungetreu, brasilianisches Sklavenblut in den Adern trägt.

Der Schatz. *)

Am 3ten Vendémiaire des ersten Jahres der einen und untheilbaren französischen Republik herrschte im Kloster der Ursulinerinnen zu Mans eine mit Schrecken gemischte Bewegung. Die Geistlichen von St. Julian hatten sich verkleidet zu den Nonnen geschlichen und ihnen die traurige Nachricht mitgetheilt, daß die Munizipalbeamten an diesem Tage die frommen Damen aus ihren heiligen Mauern verweisen würden. Alle Nonnen, jung und alt, betrachteten dieß als eine Rebellion gegen den Himmel, und suchten sich vor Allem mit diesem abzufinden. Man betete, beichtete, empfing das heilige Abendmahl, und als diese andächtigen Vorbereitungen vorüber waren, begann man an weltliche Dinge und an die in der Abtei verschlossenen Reichthümer zu denken, denen man nun bald den Rücken kehren sollte.

Dieses Ursulinerinnenkloster war eines der schönsten und reichsten in der ganzen Maine. Besonders stolz waren die frommen Schwestern auf ihre Glocken, worunter eine von Silber, und die prachtvollen Gebäude, Gärten, Wiesen u. s. w. machten das Kloster zu einem herrlichen Aufenthalt. Alles dieß hätte jedoch den Eifer der Chefs der Munizipalität nicht zu erwecken vermögen, hätte das Gerücht von den Schätzen an Gold- und Silbergeräth und an baarem Gelde, die sich dort befinden sollten, die Agenten nicht vermocht, die Dekrete des Konvents in Vollzug zu setzen.

Auf einer der langen Tafeln des Refektoriums waren die Nonnen beschäftigt, die Kirchengefäße in fünf Kisten zu packen; andere thaten ein gleiches mit dem baaren Gelde und allen Gegenständen von Werth, welche die Habsucht der Beamten hätten reizen können.

*) Aus dem Ami des Lois, einem Journal der Stadt Mans.

Als dieß geschehen war, verschloß man die Kisten, und fing an zu berathen, was damit zu thun sey. Die widersprechendsten Vorschläge kamen zum Vorschein, und da man sich nicht vereinigen konnte, so erklärte die Aebtissin, daß sie allein den Versteck auswählen und den Schatz auch allein dahin bringen werde.

Die Neugierde, ein bei den Damen ohnehin nicht seltener Fehler, pflegt bei so abgeschlossener Lebensweise, wie diese Nonnen führten, bis zu einer Art von Wuth zu steigen; die Aebtissin blieb jedoch, aller mißbilligenden Aeußerungen ihrer Untergebenen zum Trotz, fest bei ihrem Entschluß, ertheilte den Schwestern noch einige Verhaltungsregeln hinsichtlich des Empfanges der zu erwartenden Beamten, und entließ sie dann, bei den Schätzen im Saal allein zurückbleibend.

Kaum waren einige Minuten verstrichen, als auch schon eine der Glocken des Klosters ertönte, und die Schwester Thürmerin außer Athem herbeikam und die Schreckensbotschaft meldete, daß ein Mann von furchtbarem Aussehen an der Pforte stehe und ungestüm Einlaß begehre. Die Aebtissin zitterte, faßte sich jedoch bald und gebot den Fremden augenblicklich einzulassen. Mit majestätischem Schritt trat ein Munizipalbeamter herein, einen Säbel an der Seite, den Hut mit dem ungeheuern Federbusch tief in die Augen herabgedrückt und einen Sack unter dem Arm, der die Nonnen erbleichen machte.

Die Aebtissin beeilte sich gar nicht ihre Schätze zu verbergen, und obschon sie nicht nöthig gehabt hätte, den Fremden im Refektorium zu empfangen, so befahl sie doch ihn dahin zu führen, verschloß selbst die Thüre, und lud ihn, als beide sich allein befanden, mit freundlichem Lächeln zum Sitzen ein. Der Munizipalbeamte öffnete jetzt seinen Sack, zog eine Haue, Hammer u. s. w. heraus, und ließ zugleich eine ziemliche Quantität Mörtel sehen.

Dorizon — so hieß der Fremde — war ein Maurer. „Jean, hub die Aebtissin an, kann ich auf dich zählen?“ — „Wie auf Euch selbst, hochwürdige Frau, entgegnete dieser, es bedarf bei mir keines Schwures; Sie haben meinem halbverschmachteten Kinde Brod gegeben, das werde ich nie vergessen. Ich bin der Ihrige mit Leib und Seele.“ — „Nun denn, sagte die Aebtissin, so beginne deine Arbeit.“

Sie selbst zündete jetzt eine Wachskerze an, verschloß die Fensterläden und hob eine Fallthüre auf, die das Refektorium mit den Kellern des Klosters in Verbindung setzte. Jean ergriff jetzt die schwerste von den fünf Kisten und folgte der Aebtissin, welche voraus die Treppe hinabstieg. Lange schritten beide bei dem düstern Licht der Wachskerze voran, denn die Keller bildeten gewissermaßen den Vorhof zu einem ungeheuren unterirdischen Gang, durch den die Nonnen unter der Stadt und dem Kloster der Jakobiner hin bis zu Besitzungen gehen konnten, die sie zu Gazonsier hatten. Endlich blieb die Aebtissin stehen. „Hier, Jean, sagte sie, mache eine passende Höhlung in die Mauer; ich habe die Schritte von der Treppe an bis hieher gezählt.“

Der Maurer that wie ihm geboten worden, und bald war eine Höhlung gemacht, groß genug, um alle Kisten aufzunehmen. Sobald diese an Ort und Stelle geschafft und sämmtlich untergebracht waren, vermauerte Jean die Oeffnung sorgfältig und vertilgte jede Spur seiner Arbeit. „Jean, sagte jetzt die Aebtissin, du mußt mir eine Probe deiner Aufrichtigkeit geben, laß dir die Augen verbinden, ich will dich führen.“

Der Maurer willigte ein; die Aebtissin bezeichnete die Stelle und führte ihren Gehülfen dann auf mehrern Umwegen bis zum Eingang des Souterrains. Hier hörten sie zu ihrem großen Schrecken einen ungeheuren Tumult über ihren Köpfen, und das Geschrei der Nonnen verkündete der hochwürdigen Frau bald genug, daß die Munizipalbeamten eingetroffen seyen. Hierüber entsetzt, ergriff sie die Flucht, und in der Eile, mit der sie diese antrat, fiel die Wachskerze auf den Boden und verlosch......

Mehrere Jahre waren seit diesem Ereigniß verstrichen, und die Mauern benachbarter Gärten standen bereits auf dem Gebiet des größtentheils abgebrochenen Klosters. Kirche, Souterrains, Nonnen, Alles war verschwunden, und das Ganze hatte Gestalt und Aussehen verändert.

Dorizon lebte noch, war aber so verschwiegen, daß niemand auch nur das Geringste erfuhr. Tausenderlei Gerüchte liefen indeß in der Stadt um, und man vergrößerte den Werth der vergrabenen Schätze nach Belieben. Einige sprachen von fünf, andere gar von zehn Millionen; es waren aber in Wahrheit nicht mehr als drei, die jedoch immer noch hinreichten die Habsucht derer zu reizen, denen das Gebiet des vormaligen Klosters jetzt gehörte.

Graf Tascher, ein Verwandter der Kaiserin Josephine, ein reicher und sehr uneigennütziger Mann, dem die Gärten gehörten, welche an das Kloster stießen, ließ sich doch endlich durch die wiederholten Aufforderungen dazu bestimmen, eine Nachsuchung anzustellen. Um dieß jedoch mit einiger Aussicht auf Erfolg thun zu können, mußte man durchaus einen Punkt haben, von dem aus die Arbeiten zu beginnen wären, wollte man nicht Gefahr laufen eine ungeheure Masse von Schutt und Steinen ganz umsonst wegzuräumen. Die erfahrensten Beamten der kaiserlichen Polizei wurden aufgeboten, um den Aufenthalt der vormaligen Aebtissin auszukundschaften. Dieß gelang endlich. Sie lebte zu Virre in der Normandie, war aber taub und blind, und so altersschwach, daß man nicht hoffen durfte, irgend brauchbare Nachweisungen von ihr zu erhalten. Doch versicherte sie so viel, daß sie ihr Wachslicht nicht weit von dem Versteck verloren habe. Die Arbeiten wurden nun mit Eifer begonnen.

Zwei Jahre gingen mit Nachsuchungen hin. Graf Tascher wandte 100.000 Franken auf, um drei Millionen zu suchen, aber Alles blieb vergebens; nichts fand man als die Wachskerze, die sich 50 Jahre im Sand erhalten, und dieß war das einzige Anzeichen des von der Aebtissin so gut gewählten und von Dorizon so treu bewahrten Verstecks.

Der Schatz ruht also noch im Schoß der Erde, und wie es heißt, lebt zu Mans noch jetzt ein Mann, der in das Geheimniß der Aebtissin eingeweiht war, mithin vielleicht bessere Nachweisungen zu geben im Stande wäre als Dorizon selbst. Dieser Mann lebt in einer Dürftigkeit, die ihm nicht gestattet den Boden zu kaufen und Nachgrabungen anzustellen, deßhalb wird er wohl künftigen Geschlechtern die Sorge überlassen, die mit so großen Reichthümern gefüllten Kisten aufzufinden.

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Bericht einer Committee zählt Ireland 2.385.000 Menschen, die für ihren Unterhalt nur auf eine ungewisse Arbeit oder auf Almosen angewiesen sind. Der Grund liegt wohl darin, daß es in Ireland für 14.000.000 Akres 1.151.715 Feldarbeiter, in England für 34.250.000 Akres nur 1.055.982 Arbeiter gibt. Auf einer gleichen Strecke Landes arbeiten also in Ireland fünf, in England zwei Menschen.

Gegenwärtig werden in Canada Proben angestellt, um die Richtigkeit der wiederholt gemachten Beobachtung zu untersuchen, daß man bei Aenderung der Saat eher Korn nehmen müsse, das in nördlichern Breiten geerntet wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1836.

Negerrepubliken in Guiana.

Man kennt den langen Kampf der flüchtigen Negersklaven der Holländer in Surinam gegen ihre ehemaligen Herren. Ein französischer Reisender, Adam de Bauve, welcher im letzten Jahre das Innere von Guiana besucht hat, gibt über ihren gegenwärtigen Zustand einige interessante Notizen, und verspricht in einem Werke, das er über seine Reisen herauszugeben im Begriff ist, ausführlichere Nachrichten. Hier folgen seine vorläufigen Bemerkungen nach einer Note, welche er der geographischen Gesellschaft in Paris vorgelesen hat.

Die Buschneger, Nachkommen der alten Maronneger, welche durch ihren Muth alle Bemühungen der Holländer in Surinam, sie zu unterwerfen oder zu vertilgen, zu vereiteln gewußt haben, setzten am Ende ihren Zweck durch, und konnten nach einem langen und blutigen Kriege mit dem Gouvernement der Kolonie auf gleichen Fuß unterhandeln. Sie ließen nicht nur ihre Unabhängigkeit anerkennen, sondern haben der Colonie unter der Bedingung, die künftig entfliehenden Sklaven auszuliefern, einen Tribut aufzulegen gewußt, welchen man unter dem anständigeren Titel eines Geschenks jährlich an sie bezahlt. Sie geben den Holländern Geißeln und erhalten welche von ihnen. Man schickt zwei Weiße zu ihnen, welche den Rang von Hauptleuten und den Titel von Posthaltern oder Kommandanten der Festen des obern Marawin haben, und die zehn Jahre bei ihnen bleiben. Die Geißeln, welche die Neger schicken, wohnen in Paramaribo, und die Zeit ihres Aufenthalts ist nicht bestimmt, indem das Haupt ihres Stammes sie, wenn er will, durch andere ablösen lassen kann. Man hat kein Beispiel, daß einer der holländischen Residenten zurückgekommen sey; sie sterben entweder vor dem Verfluß ihrer Zeit, oder werden, wie einer der gegenwärtigen, Namens Sachtrapp, von dem Aussatz angesteckt, und ziehen daher vor, in ihrem Exil zu bleiben, als zur civilisirten Gesellschaft zurückzukehren, wo sie ein Gegenstand des Abscheu's wären. Diese Unglücklichen lassen sich durch Geldvortheile verführen, und überliefern sich für ihre Familien einem gewissen Tode.

Die Buschneger bilden verschiedene Stämme, deren bedeutendster der der Aukas ist. Dieser steht gegenwärtig unter einem Chef Namens Bayman, einem Manne von ungewöhnlicher Energie, der nicht nur eine unumschränkte Macht über seinen Stamm ausübt, sondern auch den größten Einfluß über alle andern Negerstämme besitzt, die sich an den Flüssen Maroni, Corentin, Copeman und Saramaca hin ausdehnen. Er hält den Wollsamenbaum (bombax heptaphyllum) für heilig und zwingt auch die obigen Stämme, welche andere Fetische haben, ihn zu respektiren, und selbst in der holländischen Kolonie könnte kein Neger wagen, trotz aller Befehle seines Herrn, einen dieser Bäume umzuhauen, da die Buschneger, sobald sie es hörten, sich durch Gift für die Entweihung ihres Fetischs rächen würden. Nur Ein Negerchef, Namens Aboni, hat sich bis jetzt der Oberherrschaft von Bayman zu entziehen gewußt. Er war früher Sergeant in dem Negerbataillon der Kolonie und desertirte mit 250 seiner Kameraden mit Waffen und Bagage, und die Verwüstungen, die er bei seinem Durchzug in der Kolonie anrichtete, sind noch sichtbar. Er hat sich in unzugänglichen Wäldern festgesetzt, deren Gipfel man von Armina am Maroni aus sieht, und die Indier sprechen nie ohne Schrecken von seinem Distrikt.

Die Gesichtszüge der Buschneger unterscheiden sich sehr von denen der aus Afrika neuangekommenen und nähern sich denen der Europäer. Sie haben weder den niedergedrückten und engen Schädel, noch die hervorstehenden Augen, die platte Nase, die dicken Lippen und abstehenden Ohren von jenen, sondern eine hohe und gerade Stirne, eine gerade und oft eine Habichtsnase, Lippen von mittlerer Stärke und platten Ohren. Ihre Haare sind schwarz und weniger wollig als die der Neger, aber nicht so glatt als die der Indier, ihr Backen- und Kinnbart ist stark. Sie unterscheiden sich nicht minder durch ihre moralischen Eigenschaften, und ihre Intelligenz und Energie ist so viel größer, als die der übrigen Neger, daß man nicht begreift, wie sie sich in einem halben Jahrhundert so schnell entwickeln konnten, ohne Vermischung der Racen. Allerdings mußte der Besitz einer unbeschränkten Freiheit, die Nothwendigkeit eines beständigen Kampfes zu ihrer Vertheidigung und die europäischen Gewohnheiten, welche die ersten unter ihnen mit sich bringen mußten, zu ihrer Ausbildung dienen; aber dennoch ist der Unterschied so groß, daß der Beobachter sich des Erstaunens nicht enthalten kann.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Der holländische Krieg, zwar oft drohend, hatte im Grunde doch keine ernstlichen Folgen für die Stationen der Kompagnie; und da er beinahe ausschließlich zur See geführt wurde, verschaffte er den Landtruppen auch wenig Gelegenheit, sich Lorbeeren zu erwerben. Nach dessen Beendigung erwachte wieder mehr und mehr der Geist einer unzeitigen Sparsamkeit, in Folge dessen die Besatzungen, welche die Factoreien seither erhalten hatten, für überflüssig angesehen wurden; so war die vom Fort St. George auf zehn Mann reducirt worden. Allein es kam bald die Zeit, wo die Thorheit, in ihren Forts nicht eine achtungswürdige Besatzung zu erhalten, um sich auch nur gegen Streifzüge von Marodeurs hinlänglich schützen zu können, sich als sehr nachtheilig erwies. Im Jahre 1657 begann nach dem Tode des Kaisers Schah Dschehan ein hitziger Kampf unter den eingebornen Fürsten, und einer derselben überfiel die Factorei zu Surat und gab sie der Plünderung Preis. Jetzt, wenn je, war es Zeit, daß die Engländer ihre Kraft hätten entwickeln sollen, und durch Festigkeit im Handeln von einer entsprechenden Truppenmacht unterstützt, auch mit voller Zuversicht hätten wirken können: denn die Holländer hatten ihnen den Weg gezeigt, und der Einzige, der ihnen durch die Einnahme Surats beträchtlichen Schaden zugefügt hatte, war bei einem Versuch auf den Thron ums Leben gekommen; jeder Stoß, den sie diesem Fürsten beigebracht hätten, wäre von seinen Gegnern als Verdienst betrachtet worden. Aber hiezu besaßen sie nicht Macht genug, und wenn selbst dieses der Fall gewesen, steht es noch sehr in Frage, ob sie auch den Muth besessen hätten, davon einen angemessenen Gebrauch zu machen. Denn als im Jahre 1650 Bantam von den Holländern angegriffen wurde, beschränkten sie sich allein auf die Defensive — und erlaubten sich nicht einmal Gleiches mit Gleichem zu vergelten, selbst in einem fremden Lande, und wo es sich nur um Streitigkeiten mit Europäern handelte. So wurde der Entwicklung militärischer Tugenden durchaus kein Spielraum gegeben, wenn nicht Subordination und die fortdauernden Verrichtungen des Garnisonsdienstes als solche betrachtet werden sollen.

Während die militärischen Angelegenheiten der Kompagnie — wenn man sie so nennen darf, — auf diese Weise fast ganz verkümmerten, hätte beinahe eine unbedachte Handlung des Handelschefs zu Calcutta die ganze Macht des mongolischen Reiches gegen die Engländer in Bewegung gesetzt. Mir Dschamlah, Nabob von Bengalen, hatte, wie es scheint, einige strenge Maßregeln gegen die englischen Agenten angeordnet, — ein Benehmen, das den Chef der Faktorei endlich veranlaßte, Repressalien zu gebrauchen; dem zu Folge bemächtigte er sich einer Barke auf dem Hoogly, machte die Mannschaft derselben zu Gefangenen und nahm ihre Ladung weg. Die Entrüstung von Mir Dschamlah hierüber war so groß, daß er drohte, augenblicklich mit allen Streitkräften der Provinz gegen die Faktorei zu rücken, welche Drohung er auch ohne Zweifel ausgeführt hätte, wäre nicht sein Zorn durch Unterwürfigkeit noch zu rechter Zeit besänftigt worden; denn als er zu diesem Zweck erschien, wollten die Engländer sich durchaus nicht in einen Krieg mit den Eingebornen verwickeln, und diese Sache wurde beigelegt. Bestimmte Befehle wurden ertheilt, durch keine Art von Widerstand den Zorn des Nabobs zu erregen; im Gegentheile wurden sämmtliche Außenwerke aufgegeben, die Waaren eingepackt und zum Einschiffen in Bereitschaft gehalten, überhaupt Alles vorbereitet, um für den äußersten Fall die Niederlassung ganz verlassen zu können. Glücklicherweise trat aber dieser äußerste Fall nicht ein, und die Kaufleute kehrten zu ihren Geschäften zurück.

Aus diesem kurzen Umriß ist zu ersehen, daß die Kaufleute bis jetzt keinen Zoll breit Land in Indien besaßen, noch auch zu erwerben trachteten. Einige ihrer Faktoreien waren zwar unter der Leitung der Handelsvorsteher befestigt worden, und diese wurden nebst den Eingebornen, welche sich in ihre Dienste begeben hatten, nach einer Art modifizirter englischer Gesetze administrirt; ihre Truppen hingegen waren nicht mehr als eine Bürgergarde, aus einigen zwanzig Mann Engländer oder Portugiesen bestehend, die sie für diesen besonderen Dienst anwarben und disciplinirten, so gut sie es im Stande waren.

Im Jahre 1661 fing ein neuer Zustand der Dinge sich zu gestalten an, dessen Einfluß zwar anscheinend unbedeutend, aber um so folgereicher war. Bei der Verheirathung Karls II mit der Prinzessin Katharina von Portugal wurde die Insel Bombay vertragsmäßig an die brittische Krone abgetreten, und dem zu Folge eine bewaffnete Flotte und Truppen abgesendet, diese Insel in Besitz zu nehmen. Die Truppen bestanden aus fünfhundert Mann regulären Militärs mit 21 Geschützen, unter dem Oberbefehl Sir Abraham Smiths; sie erreichten die Bai nach einer beschwerlichen Fahrt, und nachdem sie viel vom Skorbut gelitten hatten. Allein die portugiesischen Behörden weigerten sich, den Platz zu übergeben, oder auch nur die Truppen in ihre Mauern aufzunehmen. Es herrschte also eine Meinungsverschiedenheit über den Sinn des Vertrags: denn die Engländer forderten Bombay nebst seinen Umgebungen, Salsette mit inbegriffen, und die andern Inseln und Stationen in der Nähe, während die Portugiesen behaupteten, daß Bombay allein genannt sey, und daß sie nicht berechtigt seyen, den Buchstaben ihrer Instruktionen zu überschreiten. Smith hatte seinerseits keine Befehle, sich des Platzes mit Gewalt zu bemächtigen, und wenn er auch diesen Versuch hätte wagen wollen, würde die Stärke seiner Truppen keineswegs hingereicht haben. Er landete daher seine Truppen auf der Insel Angediwah, wo sie allen Arten von Entbehrungen ausgesetzt waren, und in großer Anzahl wegstarben. Die Portugiesen behaupteten Bombay fortwährend, und obschon sogleich Nachricht über den Verlauf der Sache an die Regierung abgesandt wurde, so verzögerte diese die Antwort doch so lange, daß Smith ernstliche Besorgnisse hegte, seine Leute nach und nach alle zu verlieren. Unter diesen Umständen stellte er der Kompagnie den Antrag, ihr die Rechte der Krone abzutreten, und versuchte mit dem Gouverneur von Surat, George Orenden, über diesen Punkt einig zu werden; Orenden konnte aber nicht recht begreifen, wie ein königlicher General das Recht besitze, einen rechtsgültigen Ver-

trag dieser Art abzuschließen; die Unterhandlungen zerschlugen sich daher wieder.

Mittlerweile wurden die Faktoreibesitzer mit einem abermaligen Kriege bedroht, was neue Sicherheitsanstalten erforderlich machten; das Fort St. Georg wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, und von dem General den königlichen Truppen freigestellt als Volontairs in die Dienste der Kompagnie zu treten. Bevor aber diese Anordnungen ausgeführt werden konnten, ereigneten sich neue Zufälle, wodurch sich die Verhältnisse ganz anders gestalteten.

Der General starb, und sein Sekretär Coote folgte ihm im Kommando über die königlichen Truppen nach. Unter seinem Befehle erlahmten die Unterhandlungen für den Eintritt der Mannschaft in den Dienst des Forts St. Georg; um so mehr bot sich aber zu dieser Zeit für die Bürgergarde von Surat Gelegenheit dar, sich auszuzeichnen und Ruhm zu erwerben. Im J. 1766 griff Sevadschi, der berühmte Stifter des mahrattischen Reiches, Surat an, wo Orenden Platzbefehlhaber war. Glücklicherweise wurde diesem einige Tage vor Ausführung des Vorhabens der Plan verrathen, er konnte daher seine Vertheidigungsmaßregeln ergreifen; Orenden war überhaupt ein unerschrockener Mann: er forderte sogleich die Matrosen von den Schiffen zu seinem Beistande auf, verstärkte durch sie seine kleine Garnison, und ließ sofort die Thore schließen und verrammeln. Sevadschi machte einen ungestümen Angriff, wurde jedoch völlig zurückgeschlagen. Das tapfere Benehmen des Gouverneurs bei dieser Gelegenheit erfreute Aurengzeb so sehr, daß er den Engländern augenblicklich bedeutende Vorrechte verwilligte. Die Portugiesen aber konnten ungeachtet aller angewandten Versuche nicht dahin vermocht werden, auf ihre Territorial-Ansprüche zu verzichten; im Gegentheile bestanden sie hartnäckig auf ihrem vorgeblichen Rechte alle ihre Besitzungen in der Umgebung von Bombay zu behalten, indem sie nur das Letztere allein übergaben; und die Engländer, durch viele Beschwerlichkeiten geschwächt, sahen sich am Ende doch genöthigt, den Platz mit seinen beschränkten Gränzen, wie sie von ihren Rivalen bestimmt wurden, in Besitz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

Obgleich die Defiléen zum Fillefjeld hinauf und eben so wieder hinab sich sehr tief im Hauptgebirge einschneiden, so gibt es doch im Norden viele andere, die noch tiefer sind. — Das Hauptgebirge theilt sich nördlich in mehrere kleine Massen, die einen Archipel bilden, während es sich gegen Süden in einer großen vereinigten Masse ausbreitet, die nur von hohen Querthälern durchschnitten ist.

Eine Viertelmeile von Nystuen (einem Gasthaus und Stationsort auf dem Fillefjeld) lag ehemals die Kirche von St. Thomas, wo jährlich nur einmal gepredigt ward. Sie ward auf Befehl der Regierung demolirt, indem der Aberglaube hier manche lächerliche Auftritte verursachte.

An das Thal, welches uns nach Nystuen hinaufführte, schließt sich westlich hinabführend Smeddal (Thal der Schmiede); die Chaussee folgt jedoch nicht diesem Thal, weil die weiter unten liegenden Klüfte und Abgründe die Passage erschweren. Dieß merkwürdige Hochthal war vor den Verwüstungen des Digerdöd oder Svartedöd (der schwarze Tod) — eine Cholera, die im 14ten Jahrhundert auch den Norden Europa's durchzog — von Schmiedeleuten bewohnt, welche das Eisen bearbeiteten, was man hier in den Morästen fand. — Auf dem Hochplateau des Fillefjeld fuhren wir bei dem eleganten Marmormonument vorbei, welches die Gränze zwischen den Stiftern Aggerhuus und Bergen bezeichnet. Es steht auf einer positiven Höhe von 5600 Pariser Fuß, und die Chaussee erreicht bald dahinter ihre höchste Höhe von 5755 Fuß. Erreicht man diesen Punkt bei gutem Wetter, so gewahrt man in nördlicher Ferne die gewaltigen Gletscher der Hurunger (die höchsten Eisspitzen Skandinaviens), über welche die Sonne ein tausendfarbiges Brillantfeuer verbreitet.

Im Winter trifft man hier zuweilen wilde Rennthiere, und in den niedrigen Büschen der Zwergbirke erscheint eine Art Mäuse (Lemming genannt) in großer Zahl. Man erzählte uns, daß sie in manchen Epochen — alle 5 bis 6 Jahre — haufenweis große Exkursionen nach dem Meere unternehmen, und sich bei Verfolgung ihrer geraden Marschdirektion durch kein Hinderniß abweisen lassen. Sie gleichen darin den Krebsen von Madeira, welche schwimmend die Seen durchkreuzen, die Gebirge erklimmen und sich oft in tiefe Abgründe werfen sollen. Sie weichen so ungern aus ihrer geraden Richtung, daß wenn sie in einem See ein Fahrzeug antreffen, sie von der einen Seite in dasselbe hineinsteigen, darüber hinweg und auf der andern Seite wieder hinab ins Wasser gehen. Hindert man sie in ihrem Marsch, so zeigen sie ihren Unmuth durch eine Art schwaches Bellen an, daher heißen sie auch zuweilen Lomhundar (Polarhunde). Sie haben die Größe von kleinen Ratzen, dabei aber nur einen kurzen aufwärts gekrümmten Schwanz. Sie sind dunkelgelb, haben ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken und lange Barthaare.

Indem wir also Mitte Julius das weite Hochplateau des Fillefjeld passirten, schweift der freie Blick über große Schneefelder, zwischen denen ganze Heerden Rindvieh ohne Hirten auf den Stellen weideten, wo der Schnee vielleicht erst seit Kurzem weggeschmolzen war. Nirgends erblickten wir einen Baum, nicht einmal einen Strauch. Kein Vogel belebt die todte erstarrte Natur; dabei war's milde; eine seltsame Empfindung zwischen großen Schneemassen. Die große Stille, die uns umgab, unterbrach plötzlich der Lärm einer Karawane Bauern, die auf ihren Karren Fischtonnen geladen hatten und solche übers Gebirge führten.

Um 11½ Uhr Mittags befanden wir uns ganz unerwartet vor dem furchtbaren tiefen langen Abgrund, in den sich die Chaussee zur Station Mariestuen hinabstürzt; zur Linken hatten wir den imposanten Felskoloß Suletind, der höchste Gegenstand auf der ganzen Passage des Fillefjeld mit 5550' Höhe. Die Berge nördlich vom Smeddal sind höher, und zeichnen sich noch besonders durch die furchtbar abschreckenden und wilden Formen aus, mit denen sie die Natur ausgestattet hat. Diese ganzen Bergmassen gleichen einem vom Sturm bewegten Meere, dessen gewaltige Wogen in einem Augenblick der Frost erstarrt. Felsen, Klüfte, Schneehaufen und tiefe Abgründe erscheinen dort in wilder Verwirrung unter einander. Der Name Suletind entspringt aus dem

lappischen Sulitel (heilig). Man erwies diesem Berg sonst eine besondere Verehrung.

Es ist sehr auffallend, wie die ganze Gebirgskette des Fillefjeld die scharfe Gränze zweier Klimate oder Witterungen bildet. Während düstere Regenwolken oft die ganze Westseite des Landes bedecken, hat die Ostseite schönes Wetter, und eben so umgekehrt. Dieß entsteht von dem Erkalten der Luft, wenn sie gegen die Gebirge getrieben wird, dort ihre Wärme verliert, und alsdann Wolken bildet, die sich in Regen auflösen. Hat aber die Luft jene Gebirge passirt, so wird sie wieder von Neuem durch die Sonne erwärmt und gereinigt. Diese Erscheinung beweist oft einen sehr schnellen Temperaturwechsel. Im Winter bilden sich bei heftigem Winde die Schneewirbel, welche den Reisenden Tod und Untergang bereiten. Obgleich die Chaussee durch Stangen markirt ist, so kann man sich bei dem häufigen Schneetreiben doch verirren, die Straße verlieren und so elend umkommen. Unter solchen Umständen ist das norwegische Pferd der sicherste Leiter. Durch vorsichtiges Fühlen mit seinen Füßen sucht es stets den festen Schnee von dem losen zur Seite der Straße zu unterscheiden, und führt so fast immer ganz sicher zum erwünschten Ziel. So lange der Bauer in seinem Schlitten sitzend noch sein Pferd mitten durch die wirbelnden Schneewolken sieht, gibt er die Hoffnung nicht auf, wenn aber der Schnee die nächsten Objekte verbirgt und seine dicken Winterkleider ihm jede eigene Bewegung versagen, dann wird das treue Pferd allein sein Retter in Gefahr. Die elendeste Hütte erscheint unter solchen Umständen kostbar, und daher gewähren die auf dem Gebirge erbauten Häuser (Fjellstugor) solchen Nutzen; dort sind oft mehrere Reisende versammelt, die vier Tage lang auf besseres Wetter warten. Man muß diese Gebirge passirt haben, um eine Vorstellung von der Menge Schnee und Regen zu bekommen, die hier niederfälle.

Wir fuhren vom breiten Rücken des Fillefjeld in einer engen tiefen Schlucht hinab, und sahen ganz unten den wilden Ela schäumend und tobend vorbei stürzen; wir passirten ihn auf einer Brücke. Je weiter wir hinabfuhren, desto beklommner wurde uns, weil sich die Wände immer steiler, schroffer und enger über dem Kopf zu schließen schienen. Sie steigen unmittelbar vom Wege ganz steil zu einer furchtbaren Höhe auf, und sind von unten zur Hälfte hinauf mit niedrigem Gebüsch bewachsen, oben erscheinen sie kahl oder grün mit Moos bedeckt.

Wir befanden uns gerade in dem untersten engen Raum der ungeheuren Felskluft, deren schaurige Stille nur durch das Toben des wilden Wasserfalles unterbrochen wird, als wir plötzlich hinter uns einen Menschen gewahrten, der raschen Schrittes uns zu ereilen suchte, und dessen riesenhafter Körperbau unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sein von allen norwegischen Physiognomien abweichendes Spitzbubengesicht, in welchem ein Paar kleine Augen blinzelten und nichts Gutes weissagten, dazu die große Stille und Einsamkeit dieser öden wilden Gebirgsklüfte, machte anfangs einen nicht angenehmen Eindruck auf mich. Er trug Axt und Sense, und beide Geräthe schienen in seinen riesenhaften Fäusten ein bloßes Spielzeug zu seyn. Außer einem Messerbesteck in der Tasche war ich unbewaffnet, und wäre ich auch mit andern Waffen versehen gewesen, sie hätten mir alle beim Anblick dieses herkulischen Menschen keine Beruhigung verschaffen können, da es ihm auch ohne Axt und Sense ein Leichtes gewesen wäre, mich und meinen alten Skiots zu überwältigen. Wie es anfangs schien, so suchte er weiter nichts als mit uns in Gesellschaft zu reisen, denn er knüpfte mit meinem alten Skiots vertrauliche Gespräche an, und offerirte zuletzt ihm und auch mir einen Schluck aus seiner Branntweinflasche. Ich konnte mich schwer an seine Begleitung gewöhnen, die den ganzen heutigen Tag, wo wir die einsamsten verödesten Gebirgsklüfte passirten, fortwährte. Er nahm sogar sein Nachtquartier in Nieder Luisne mit uns unter einem Dach, am andern Morgen war er jedoch verschwunden. Später erfuhr ich vom Gastwirth der folgenden Station Leerdalsören, daß dieser Kerl, den er nach meiner Beschreibung bald erkannte, ein Arbeiter aus diesem Ort, aber ein ganz feiger Mensch sey; über meine unnöthige Besorgniß wurde natürlich viel gescherzt und gelacht.

Hinter Mariesturn fuhren wir noch eine ganze Strecke in der schaurig dunkeln Felskluft fort, bis wir endlich in eine kesselförmige Oeffnung derselben kamen, die hier ein 5 bis 400 Schritte breites Thal voll fruchtbarer Aecker und frischer Wiesen bildet, zwischen denen außer mehreren zerstreuten Gehöften auch der Stationsort Hegge liegt, eine schlechte Bauernkneipe, woselbst ich nicht einmal Branntwein für meinen Skiots, und für mich bloß eine Schüssel dicke Milch mit fetter Sahne (Flöd) erhalten konnte. Die Reise von hier nach Station Nieder Luisne, zwei Meilen, bildet fast den interessantesten Abschnitt der ganzen Reise.

Hinter Hegge führt die Chaussee durch eine fruchtbare Thalöffnung von 4 bis 600 Schritte Breite, die Fortsetzung jener Kluft. Die einzelnen Gehöfte werden immer zahlreicher, und erscheinen dem Aeußern nach dürftig. Über die Thalränder steigen unmittelbar von der Thalsohle senkrecht zu einer gewaltigen Höhe auf, und verdunkeln im Ganzen die Luft so, daß man sich hier noch immer beklommen fühlt. Der Elv fließt jedoch ruhiger, in malerisch schönen Windungen, und erhöht den Reiz des tiefen Thales.

Die beiden kolossalen Thalwände schließen gleich unersteiglichen Riesenmauern das Thal ein, und können wohl die Höhe von 2000' haben. Die Sonne vergoldete jetzt schon (es war 5½ Uhr Abends) nur noch den höchsten Saum der Thalwand, und die Bewohner erfreuen sich demnach, selbst in den längsten Sommertagen des hohen Nordens, kaum 4 bis 6 Stunden täglich des allbelebenden Sonnenscheins. Wir konnten uns nun leicht denken, wie es zugeht, daß hier das strotzende Getreide, besonders die Gerste, nur selten reif wird. Die früher einbrechende Dunkelheit des Tages, wenn sich die Sonne neigt, reizt zur Melancholie. Drei prächtige Wasserfälle, die von den hohen Thalwänden schäumend hinabgießen, überraschten uns nicht wenig als wir in den weiten Kessel hineinfuhren, den die Station Hegge umgibt. Weiterhin erblickten wir ganz am Ende des Thales in einem abgelegenen dunkeln Winkel, wo jede weitere Kommunikation aufhört, die schnurrig gebaute Kirche von Borgund. Wenn uns gleich schon ihre einsame schaurige Lage auffiel, so waren es noch besonders die Menge von Giebeln, Spitzen, Ecken und Winkel, die uns bei ihrem Anblick besonders überraschte. Sie ist ganz aus Holz, dabei nur klein, und erscheint besonders winzig gegen die gewaltigen Thalwände, die sie umgeben und verdunkeln.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Remy Tourangin soll in der Nähe von Issoudun eine so reiche Bleimine aufgefunden haben, daß hundert Pfund Bleierz 80 Pfund Blei geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Die Portiers.

Der stolze Schweizer mit Bandelier und Riesenstock ist nur noch in den Kirchen und einigen wenigen großen Hotels zu sehen. Meist hat er dem bescheidenen Portier oder Concierge Platz gemacht, welcher in unglaublich engem Lokal das Zwischenglied zwischen der Außenwelt und den Hausbewohnern bildet, und daher für diese, wie für den Eigenthümer, eine höchst wichtige Person ist. Er fühlt sich aber auch und übt über alle wenn auch sehr sanfte Herrschaft, doch immer eine kleine Herrschaft. Er kann auf tausend Weisen schaden, ohne daß man es ihm beweisen kann, dient aber, wenn man ihn höflich behandelt, mit Anhänglichkeit, erwartet, daß man nie „le cordon!“ ohne ein „s'il vous plait“ ruft, daß man ihm von jedem Meße Holz einige der schönsten Scheiter auswählen läßt, und ihn zum Neujahr nicht vergißt. Gewöhnlich ist seine Hälfte eine eben so thätige, oft noch thätigere Person als er, mit allen Geschichten der Nachbarschaft bekannt, und boshaft lächelnd, wenn sie allenfalls zu sagen hat, daß eine schöne Dame während eurer Abwesenheit nach euch gefragt habe. In der engen, oft ganz unter der Treppe angebrachten Loge, welche zuweilen keine andere Oeffnung als auf den Thorweg hat, in einem möglichst beschränkten Raume, der zugleich Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer ist, leben diese armen Menschen, zu jeder Stunde der Nacht herausgepocht, schon am frühen Morgen mit Fegen und Scheuern beschäftigt, dann einen oft sehr appetitlich riechenden Pot au feu auf einer tragbaren Gluthpfanne kochend, mit hunderterlei aufgetragenen Kommissionen im Kopfe, und mit ihren Ideen auf Haus, Quartier und den Polizeikommissär beschränkt, oft genöthigt, bei Aufruhren die Pforte, welche übrigens gewöhnlich schon so eingerichtet ist, daß sie einen guten Puff aushalten kann, zu vertheidigen, mit scharfem Blick auf Insassen und Besucher, und einer Gleichheit des Temperaments, welche oft hier ehrwürdig erscheinen muß.

Kinder haben sie selten viel, aber wenn sie welche haben, so werden diese möglichst bald zur Beihülfe angehalten. Wo es etwas extra zu verdienen gibt, sind sie bereit, und im Ganzen weit weniger verändert, als die übrigen Klassen der Gesellschaft, außer, daß auch sie politisiren, Zeitungen lesen und nach Neuigkeiten fragen. Der Portier im Vieux célibataire ist noch jetzt das Urbild manches seiner Amtsgenossen.

Da alle Vorfallenheiten im Hause zuerst von ihnen der heimkehrenden Herrschaft erzählt werden, so sind sie von der übrigen Dienerschaft gewöhnlich mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Es ist Keiner und Keine im Hause, welcher sie nicht braucht, und sie wären gewiß zuweilen im Stande, gar artige Memoiren zu schreiben. Es wundert mich, daß der große Memoirenfabrikant MLML. noch nicht auf den Einfall gekommen ist, welche zu verfertigen.

In allen Hotels hat jeder neben seinem Zimmerschlüssel noch ein kleines Fach, wo die Visitenkarten, Briefe u. s. w. ihn bei der Heimkehr erwarten, doch wehe ihm, wenn ein Ausländer mit schwer aussprechbarem Namen ihn hat besuchen wollen, und keine Karte, sondern nur mündlichen Auftrag zurückgelassen hat. Es ist unglaublich, welche Verketzerungen man bei solchen Veranlassungen zu hören bekömmt, und welche Ungeheuer von Namen der Thürhüter auf einen Brief oder einen Fetzen Papier kritzelt, um ihn euch zu verkündigen. Am besten ist, man läßt sich für derlei Vorkommenheiten ein kleines Büchelchen machen, und stiftet dieses in die Loge, besonders wenn Geschäfte von Bedeutung vorkommen können.

Was auch immer die Stadt in Bewegung setzen mag, er darf nicht nur nicht Theil nehmen, wenn es jenseits der nächsten Straßenecke vorgeht, er muß sogar seine Vorsicht verdoppeln, wenn Alles aus dem Hause gelaufen ist, und statt zu lustwandeln, setzt er sich mit den Seinen und einer Frau Nachbarin auf die Straße, denn Bewegung hat er den ganzen Tag über vollauf, oft auch in später Nacht, um den Thorweg dem Wagen zu öffnen und zu schließen.

Es gibt bei allem diesem Ungemache doch sehr viele Greise, und darunter sehr heitere unter dieser Paris ganz eigenthümlichen Klasse, und sie scheinen zufriedener als man es für möglich halten sollte. Bei guter Bezahlung und so klösterlich gleichförmigem Lebensgange ersparen sie sich wohl kleine Kapitalien.

So wie die Amtsgeschäfte etwas ruhen, sind Mann und

Frau gewöhnlich mit Schneiderei beschäftigt. In den öffentlichen Anstalten gibt es noch mit Aufheben der Hüte und Stöcke, Verkauf von Katalogen, in den Messageries royales sogar mit einem sehr guten Lager von ausländischen Weinen, Liqueurs und ächtem Farina-Kölnischem Wasser einträgliche Nebenerwerbe.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Als Cooke Bombay in Besitz genommen hatte, waren seine Truppen von 500 Mann schlagfertiger Leute auf 113 in Reih und Glied geschmolzen. Eine so kleine Abtheilung war kaum im Stande den täglichen Dienst zu versehen, und offenbar unfähig, die englischen Angelegenheiten auf demselben zu erhalten, wie die der Holländer und Portugiesen. In Betracht dessen bat Georg Lukas, welcher Cooke im Kommando ablöste, um eine Verstärkung von 400 Mann, erhielt aber nach einiger Zeit nur 60, unter einem Lieutenant. Bald zeigte sich auch, daß diese Truppenabtheilung, 160 Mann stark, da sie nicht denselben Gesetzen und der Kontrolle des Gouverneurs, wie ihre eigenen Leute unterworfen waren, am Ende in den innern Angelegenheiten der Kompagnie eben so viel Uebels als Gutes stiftete; denn des Königs und der Kompagnie Behörden konnten nicht übereinstimmen, und Streitigkeiten über dem Vorrang drohten in Kurzem eine besorgliche Gestalt anzunehmen. Die Folge davon war, daß Karl, da seine asiatischen Besitzungen mehr Kosten verursachten als Gewinn versprachen, dieselben recht gern in die Hände der Kompagnie übergab; indem er zugleich seinen Truppen die Erlaubniß ertheilte, in die Dienste der neuen Herren dieser Plätze überzutreten, in welchen sie auch sofort vertheilt wurden. Es scheint nicht, daß Oxenden irgend einen Widerspruch gegen die Vorschläge, die er zu machen autorisirt war, gefunden habe, denn es traten in den Dienst der Kompagnie zwei komplete Kompagnien über, wovon die eine aus zwei Offizieren und 66 Unteroffizieren und Soldaten bestand; während die andere drei Offiziere und 73 Unteroffiziere und Soldaten zählte. Somit war die ostindische Kompagnie mit Einemmal durch eine regelmäßig organisirte Armee unterstützt, deren ganze Stärke sich freilich auf nicht völlig 200 Mann belief; das hieraus formirte Bataillon wurde durch einige 50 oder 60 Topassen ergänzt. Aber dieß waren lauter disciplinirte Soldaten, und da ihr Geschützpark 21 Stücke enthielt, fühlten sie sich jeder Truppenmacht gewachsen, die irgend eine rivale europäische Macht gegen sie ins Feld stellen konnte.

Da es nicht unsere Absicht ist, eine Darstellung der innern Angelegenheiten der Kompagnie, als einer Handelsfirma zu geben, so übergehen wir die Meuterei oder Rebellion des Edward Norton im Fort St. George, an welcher ohnedem die Besatzung keinen andern Antheil nahm, als daß sie ihrem Anführer den lange gewöhnt gewesenen Gehorsam nicht verweigerte. Die Meuterei betraf eigentlich nur die innern Verhältnisse, und rührte nur von der Weigerung Nortons her, dem Hrn. Foxcraft, als seinem Nachfolger im Kommando, seine Stelle abzutreten; zwar anfangs hatte die Sache ein sehr bedenkliches Ansehen, so daß militärisches Einschreiten erforderlich war, später wurde sie jedoch gütlich beigelegt. Foxcroft, den sein Gegner festgenommen hatte, ward freigelassen, Norton unterwarf sich aus eigenem Antriebe seinem Abberufungsbefehl, und Alles nahm wieder eine friedliche Gestalt an. Eben so wenig ist es nothwendig, die Einzelnheiten einer Belagerung des Forts St. George im J. 1669/70 besonders zu erwähnen: denn kein Gefecht zwischen den Truppen der Kompagnie und den Horden, die der Naig gegen sie absandte, fand statt, und die letzteren wurden auf des Nabobs Befehl zurückberufen, ohne daß Blut vergossen worden wäre. Denn trotz des Zuwachses ihrer Macht, durch die neuliche Erwerbung Bombay's, blieb die Politik der Kompagnie doch immer friedlich; in der That dachten sie selten an kriegerische Maßregeln, wenn nicht die eingebornen Fürsten sich unruhig zeigten, oder ein Sturm von den Europäern sie bedrohte. Zwar ist es Thatsache, daß sie sich einmal mit Sevadschi zu messen wagten, der Ausgang hievon gab ihnen jedoch eine Lehre, die wohl geeignet war dazu beizutragen, für die Zukunft solche Experimente zu unterlassen. So geschah es, daß ungeachtet die Holländer ihnen bei dieser Gelegenheit ein ehrenhaftes Beispiel gaben, indem sie zu den Waffen griffen, und die Mahratten in Respekt hielten, die englischen Behörden 1670 Surat ohne Widerstand plündern ließen. Doch muß hier Einiges zu ihrer Entschuldigung angeführt werden: sie hatten es mit einem sehr zügellosen Haufen zu thun, denn wie schon gesagt, beruhte die Autorität über ihre eigenen Truppen auf keinen festen, gesetzlichen Grundlagen, und die Soldaten, welche aus dem königlichen Dienste übergetreten waren, bewiesen sich sehr widerspenstig. Sie beharrten auf ihren eingebildeten Vorrechten, ihre Entlassung fordern zu können, wann es ihnen immer beliebte, und weigerten sich ausdrücklich irgend einem Zwang sich zu unterwerfen, als insoweit es ihnen selbst genehm wäre. Wahrscheinlich in Erwägung dieser Umstände mag sich in die Berathungen des Gouvernements ein Grad von Furcht eingemischt haben, von welcher ihre Rivalen frei waren, und deren sie sich bald schämen lernten.

So war der Stand der Dinge, als der französische Krieg im Jahre 1671 die Vorstände der Faktorei zur Vorsicht aufforderte. Sie beeilten sich daher ihre Festungswerke in Vertheidigungsstand zu setzen, und begannen ihre Truppen frisch zu exerciren, und besonders das Fort St. George durch Matrosen von den Schiffen zu verstärken: denn bis jetzt war es noch niemand eingefallen die Eingebornen zu bewaffnen, und sie so weit zu discipliniren, als zu einer Vertheidigung im freien Felde nöthig war. Dieser Versuch wurde erst von den Franzosen unternommen, und bald als nützlich erfunden. Für den Augenblick trachteten die Handelsvorsteher nur dahin, ihre europäischen Truppen zu vermehren, da sie bloß in diese allein festes Vertrauen setzen zu dürfen glaubten. Es kam indeß zwischen den Landtruppen der feindlichen Mächte nicht zum Kampfe, denn es ist hiebei nicht zu

verkennen, daß die Kompagnie erstaunlich langsam und überlegend zu Werke ging, um die nöthigen Anstalten gegen derlei Störungen zu treffen. Im J. 1675 scheint sich die Besatzung Bombay's auf nicht weniger denn 400 Mann belaufen zu haben, und die des Forts St. George auf etwa 250 Mann erprobter europäischer Truppen, eine Abtheilung Topassen nicht eingerechnet. Die Eifersucht zwischen den Holländern und Franzosen, welche sich immer heftiger steigerte, war der englischen Kompagnie von großem Nutzen, denn obgleich beide Theile, im Hasse gegen die Engländer wenigstens, übereinstimmten, so unterstützten sie einander doch nicht, und keine Verbindung gegen die Engländer kam zu Stande. Doch hatten die Franzosen z. B. 1300 Europäer unter den Waffen, ein Korps Eingeborner von 800 Mann nicht gerechnet, während die holländische Armee allein nicht weniger als 4000 Europäer zählte.

Während die anderen europäischen Etablissements sich so sehr anstrengten, und in ihre Dienste ausländische Offiziere, sogar hohen Ranges und von ausgezeichnetem militärischem Rufe, aufnahmen, legte die englisch-ostindische Kompagnie das außerordentlichste Mißtrauen und die grundloseste Eifersucht gegen alles Militär an den Tag. Der höchste Rang eines Offiziers in ihrem Dienste war der eines Kapitäns! und die beschränkte Gewalt, die ihm über seine Truppen eingeräumt wurde, war weder genau bestimmt, noch zureichend. Es ist zwar wahr, daß sie dem Kapitän Longford, welcher die Besatzung von Bombay befehligte, Sitz im Rathe bewilligten, und auch Takt genug besaßen, ihn nicht durch Aufhebung dieser Verwilligung zu demüthigen; aber eben so gewiß ist auch, daß sie gegen daraus etwa zu folgernde Ansprüche Vorkehrungen trafen, indem sie eine Urkunde über diesen Ausnahmsfall niederlegten, worin enthalten war, daß hieraus keine Regel gemacht werden dürfe. Aber auch hiebei blieb ihre Vorsicht nicht stehen. Um alle Zweifel über die Stellung des Militärs, gegenüber dem Civildienst zu heben, erließen sie eine Bestimmung, daß jeder Civilbeamte sich in der Kriegskunst möglichst auszubilden habe, um nöthigenfalls bei ausbrechenden Feindseligkeiten denjenigen, welche irgend kriegerische Talente besäßen, die Führung von Truppenabtheilungen anvertrauen zu können! Diese sonderbare Verfügung, welche nur darauf berechnet schien, den Werth des Militärs in jeder Beziehung herabzuwürdigen, konnte auf den Geist der Truppen unmöglich gute Folgen äußern.

Nach dem Tod des Kapitäns Longford wurde Kapitän Kergwin, bisheriger Kommandant der Garnison auf St. Helena, an die Spitze der Truppen von Bombay berufen. Er war ein Mann von Erfahrung, seinem Stande sehr ergeben, und eifersüchtig auf die Auszeichnungen, die er glaubte ansprechen zu können. Er trat seine Stelle an zu einer Zeit voll reger Thätigkeit und einer wie es schien ungewöhnlich eifrigen Geschäftigkeit in Entwürfen kühner Plane von Seite des Gouvernements; denn er traf den Civilgouverneur, Präsident Aungier, in geräuschvoller Unruhe, und im Besitze von Vollmachten, wie sie keinem seiner Vorfahren bewilligt gewesen waren. Die Kompagnie, obwohl wie es schien jeder kriegerischen Maßregel abhold, hatte doch den Vorstellungen ihrer Agenten so weit nachgegeben, daß sie die Truppenzahl des Platzes bedeutend verstärken ließ. Sie gab Befehl eine Miliz von 600 Mann unter die Waffen zu rufen, und eine Reitertruppe zu organisiren, von deren Wirkung in dem heißen Klima man sich damals beträchtlichen Nutzen versprach. Aber auch hiemit begnügten sie sich noch nicht. Obwohl sie fortdauernd eine friedliche Politik zu befolgen empfahlen, und Bekanntmachungen erließen, daß von diesen Grundsätzen so wenig als möglich abgegangen werden solle, überließen sie doch zu gleicher Zeit die Entscheidung über Krieg und Frieden der Einsicht des Präsidenten, was ihm eine ungeheure Verantwortlichkeit aufbürdete, die sie selbst nicht tragen, und die er, wie man sich leicht denken kann, gleichfalls sich nicht aufbürden wollte.

Etwas weniger als ein Jahr wurde dieser vermehrte Truppenbestand beibehalten, von welchem eine Abtheilung nach Surat detaschirt war, um diesen Platz gegen Ueberfall und Plünderung zu sichern. Zu dieser Zeit kam ein neuer Präsident an die Stelle des alten, mit Instruktionen vom Mutterlande, die Kosten der Stationen so viel als möglich zu vermindern. Herr Child, der Bruder des Josua Child, der damals an der Spitze der ostindischen Kompagnie zu London stand, war die zu Realisirung dieses gehässigen Auftrags auserwählte Person, und wenn seinen Zeitgenossen, dem Kapitän Hamilton und andern, Glauben geschenkt wird, konnte man für diesen Zweck keine bessere Wahl treffen. Er wird als ein wegen seiner ungemein selbstsüchtigen und tyrannischen Sinnesart allgemein verabscheuter Mann geschildert, ohne Talent, ohne Sinn fürs öffentliche Leben, selbst ohne Rücksicht auf gewöhnliche Schicklichkeit. Dieser hatte den Auftrag, Kapitän Kergwin seines Dienstes zu entlassen, die Miliz und die Reiterei aufzulösen und auf den gewöhnlichen Stand von 180 Mann unter den Befehlen zweier Lieutenants zu reduciren, welchen Auftrag er auch in seiner vollsten Ausdehnung ausführte, indem er sogar den Truppen, die zur Besatzung der Wälle bestimmt waren, alle die ihnen früher zuerkannt gewesenen besonderen Vergünstigungen entzog, überhaupt keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, die auffallendste Verachtung gegen den Militärstand an den Tag zu legen. Dieses war, um es gelind auszudrücken — eine schlechte Politik, so schlecht, daß die Behörden im Fort St. George diese Anordnungen möglichst zu umgehen suchten. Auch sah sich Präsident Child bald selbst genöthigt, von derselben abzuweichen. Die europäischen und die einheimischen Mächte nahmen gerade zu dieser Zeit eine so drohende Stellung an, daß es für nöthig erachtet wurde, zwei Kompagnien Miliz zu organisiren, an deren Spitze sonderbarer Weise Kapitäns gestellt wurden, während die regulären Truppen nur von Lieutenants befehligt waren. Kapitän Kergwin konnte natürlich seine frühere Stelle nicht wieder einnehmen, auch war Child nicht so eigensinnig, ihm dieses zuzumuthen, ungeachtet die Besetzung einiger wichtiger Plätze in der Nachbarschaft, durch Sevadschi, was den Handel Bombay's empfindlich berührte, der Garnison ernstliche Besorgnisse einflößte. Als aber eine bedeutende Flotte aus dem baltischen Meere absegelte, von der man glaubte, daß sie zur gänzlichen Vertreibung der Engländer aus

Indien bestimmt sey, wurden augenblicklich Befehle abgefertigt, Kergwin wieder in seinen Posten einzusetzen, die Vertheidigungswerke des Platzes so gut als möglich herzustellen, und sogleich wieder 70 Europäer für den Dienst anzuwerben. Kergwin wurde zum Kapitän-Lieutenant befördert, und ihm als solchem der mit dieser Stelle verbundene Gehalt von sechs Schilling täglich ohne irgend ein weiteres Tafelgeld zuerkannt. Die baltische Flotte machte aber keinen Versuch auf Bombay, hingegen wurde das Etablissement der englischen Kompagnie zu Bantam von den Holländern genommen, während noch dazu der König von Persien mit den letztern einen Allianztraktat schloß, wodurch der englische Handel sehr beunruhigt wurde. Um Bantam wieder zu erobern, und die übrigen Faktoreien gegen Insulten zu schützen, ließ die Kompagnie in England eine Flotte und Armee ausrüsten, welche aber erst in den indischen Gewässern erschien, nachdem die Holländer den eroberten Platz schon wieder zurückgegeben hatten. Dieses geschah im Jahre 1684, eine denkwürdige Periode in den Annalen der englisch-ostindischen Kompagnie wegen der angestrengten Thätigkeit ihrer Nebenbuhler, der Freihändler oder Schleichhändler, interlopers, wie sie von der Kompagnie genannt wurden. Gegen diese erhielt nun die Kriegsflotte ihre Bestimmung, und viele unternehmende Seeleute, die in ihre Hände fielen, wurden als Piraten bestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Auvergnatensitte.

Zwanzig Auvergnaten erschienen kürzlich vor einem Polizeikommissär in Paris, und baten um Erlaubniß einen ihrer Landsleute auf einem Esel herumführen zu dürfen, weil er sich von seiner Frau hatte schlagen lassen. Der Polizeibeamte wollte sich nicht einmischen, und am folgenden Tage fand der Zug in der Vorstadt St. Germain statt. Vier Wasserträger bildeten den Vortrab, ein Kohlenverkäufer kam hinter ihnen und spielte auf einer Pfeife, und zwei andere führten den Esel, auf welchem der arme Ehemann mit dem Gesicht gegen den Schweif gekehrt saß, und eine Inschrift mit den Worten: Service pour Chausson, auf dem Rücken und der Brust hatte. Dann kam ein Haufe Auvergnaten, gefolgt von dem ganzen Pöbel der Nachbarschaft. Nachdem der Zug mehrere Straßen zurückgelegt hatte, hielt er vor dem Hause des Schuldigen, wo eine Symphonie angestimmt wurde, in die Aliboron (der Esel) mit einstimmte. Der Ehemann mußte dann 12 Franken zum Vertrinken hergeben. Indeß ging man etwas zu weit, denn da alle Auvergnaten in der Stadt nicht eingeladen worden waren, so verlangten die Meisten am folgenden Tage noch, daß er sie gleichfalls traktiren solle, und so mußte er noch weitere 50 Franken bezahlen. Ein Auvergnate vergißt aber nicht leicht, wenn man ihn an den Beutel gehängt hat, und nun war die Reihe zu triumphiren an ihm, denn er wandte sich an den Friedensrichter, und jeder, der bei dem tollen Streiche mitgewirkt, mußte nun zwei Franken Schadloshaltung und einen solchen Antheil an den Kosten tragen, daß er völlig entschädigt wurde.

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

(Fortsetzung.)

Das Thal wendet sich plötzlich fast in einem rechten Winkel rechts zur berühmten Windhälle, und verändert mit dieser Hauptrichtung auch eben so plötzlich seinen ganzen Charakter. Ich weiß nicht genau, ob man bloß jenen Scheidepunkt der beiden Thäler oder die nun folgende Schreckenskluft mit dem Namen Windhälle belegt. Es ist unmöglich, die über alle Beschreibung erhabene Zerstörung und Wildheit dieser ungeheuren Gebirgskluft deutlich zu schildern. Wir standen eine ganze Weile stumm und staunend, das Bild betrachtend; es schien uns, als habe der Schöpfer beschlossen, hier den Untergang der Welt anfangen zu lassen, eine so allgemeine Zerstörung im großen Maßstabe bietet sich dem ängstlich herumschweifenden Blick des Reisenden dar. Die beiden Thalwände, welche dieß Bild einschließen, steigen ganz schroff zu einer so ungeheuren Höhe auf, daß die Sonne täglich nur wenige Stunden hinein scheinen kann. Es herrscht überhaupt eine schaurige Dunkelheit in dieser großen Kluft. Kolossale Felsblöcke, von einer wunderbaren Naturkraft hieher gewälzt, liegen wild durch einander. Sie scheinen von Oben herabgestürzt, und mit Staunen und dankbarer Bewunderung erblickten wir eine vortreffliche Chaussee, welche mit vielen Schlangenwindungen ihr schmales weißgraues Band um all diese riesenhaften Steinmassen hindurchzieht. Es ist ein angenehmes Gefühl zwischen so vielen Straßentrümmern bequem hindurchfahren zu können. Man passirt Strecken, wo überhängende Felsen jeden Augenblick uns zu begraben drohen, und wenn nach einem furchtbaren Stillschweigen der Wind plötzlich aus den Seitenklüften heult, so fühlt man, daß die Natur geheime Schrecken in sich birgt, und sie an solchen Stellen losläßt, damit man es erkenne. Je weiter wir in diese Felswüste hineinfuhren, desto mehr bewunderten wir die riesenhaften Anstrengungen, hier eine Chaussee durchzuführen. Haushohe Felsen lagern sich quer vor die Straße, und erfüllen mit der Besorgniß, daß hier die Fahrstraße abschließt, aber sie windet sich schlangenförmig durch alle Hindernisse.

Mit Schaudern blicken wir links in die tiefe dunkle Felskluft, in der wild und schäumend der tobende Ela fortstürzt. Es gehört viel dazu in diesen grausenvollen Umgebungen eine Anwandlung von Schwermuth zu unterdrücken, und jener riesenhafte Unbekannte, der uns fortwährend begleitete, trug nicht dazu bei, das Gemüth zu erheitern. Man fühlt sich hier lebendig begraben, und sehnt sich ängstlich nach einem freien Blick und nach freiern Gegenden, besonders da sich diese Passage sehr in die Länge zieht. Wir fahren weiter, und die rechte Bergwand zieht sich einige Schritte zurück, um einer kleinen Wiesenfläche Platz zu machen; hier erblicken wir menschliche Wohnungen, kleine Gehöfte, so weit es der knappe Raum gestattet. Ehe wir noch zu der Betrachtung kommen konnten, wovon diese Menschen hier existiren, fragten wir uns: wie man überhaupt im Stande sey, hier nur einen Tag auszudauern. Man sieht ein paar Metzen Gerste mit strotzender Fülle emporschießen, ob sie aber reifen wird, steht zu bezweifeln. Jeder klippenfreie Raum, jede dünne Erdkrume auf dem nackten Stein ist sorgfältig zum Anbau der Gerste benutzt. Ueberall wächst sie üppig auf, um schöne Hoffnungen zu erregen, und statt lohnender Ernten bittere Täuschungen zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1836.

Das Nordostende des kaspischen Meeres. *)

Ich hatte im Sommer Gelegenheit, eine Reise auf dem kaspischen Meere zu machen, und dessen nordöstliches Ufer bis in den Kaidak (Karassu) kennen zu lernen, und den Tschink (Ust-jurt) zu besteigen. Das Land von Uralsk an, den Uralfluß hinab bis nach Guriew und dem Meere, bildet einen grellen Gegensatz zu dem Lande der Baschkiren, und überzeugt einen jeden Anschauer, daß man hier auf jüngst entblößtem Meeresgrunde stehe. Es ist eine sanft zum Meere sich hinneigende Fläche von 100 Meilen, ohne Spur von Berg und Thal, eine Ebene, deren Gewässer salzig, deren Boden aus salzigem graublauem Thon mit feinen Muscheln untermischt besteht, und sich durch nichts von dem vom Grunde des kaspischen Sees geholten und ausgetrockneten, durch die Wellen gepulverten und geschlemmten Thon gleichen Inhalts unterscheidet; eine Ebenr, deren Lagr so niedrig ist, daß Orenburg mit dem Weltmeer das Niveau halten soll. Wie der kaspische See entstanden, und was aus ihm werden soll? ist wohl eine bisher ungelöste Frage; große Ströme führen ihre Gewässer hinein, keiner führt es ab, und dennoch scheint der Spiegel merklich zu sinken. Die Ausdünstung scheint dieses Phänomen zu erklären; allein unbeachtet darf man es doch nicht lassen, daß die allgemeine Sage dem am östlichen Ufer gelegenen Busen Karabugas rinen herabziehenden Strudel zuschreibt, daß ferner dieser Busen von keinem zuverlässigen Menschen bisher untersucht worden ist, und fast die einzige Nachricht, die wir über ihn haben, von den Zeiten Peters des Großen herstammt, wo die zur Vermessung an das östliche Ufer Kaspiens Abgesandten nur berichteten, daß sie in den Busen Karabugas selbst nicht haben eindringen können, weil der Versuch mit zu großer Gefahr verknüpft zu seyn schiene, da die Tiefe an dessen Eingange plötzlich und wiederholt wechselt, daß aber eine bedeutende Neigung von der See durch den engen Paß in den Busen stattfindet. Wenn man nun noch das ziemlich erwiesene Faktum dazu nimmt, daß der Spiegel des kaspischen Sees in Perioden von etwa 40 Jahren wechselnd zu- und abnimmt, daß es alte Kosaken gibt, die einerseits zwar das Abnehmen des Meeresspiegels gegenwärtig mit eigenen Augen sehen, andererseits aber sich deutlich erinnern, daß ihre Väter fuhren und ritten, wo man bis jetzt noch schifft — wenn man die Behauptung dieser alten Männer erwägt, daß die Tiefe des südlichen und nördlichen Ufers wechselseitig ab- und zunimmt — so muß man wenigstens gestehen, daß die Sache eine reifliche Ueberlegung und Beobachtung an Ort und Stelle verlangt, ehe sie als abgemacht betrachtet werden kann. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, ein Wort über das schon abgehandelte Thema des Amu-Darja zu sagen, eines Flusses, der bekanntlich in das Südende des Aral-Sees fällt, aber ehemals dem kaspischen See seine Gewässer soll zugetragen haben.

Die Aussagen der russischen Gefangenen, die aus Chiwa zurückkehrten, die Aussagen der Kaufleute und Reisenden stimmen alle darin überein, daß ein zweiter Arm des Amu sich in das kaspische Meer einst ergossen habe, oder wenigstens die Richtung dahin muß genommen haben, und daß gegenwärtig an der Stelle dieses Arms ein etwa 100 Faden langer Damm steh. Wenn also von der einen Seite auch nicht abzustreiten ist, daß viele Umstände es unwahrscheinlich, ja wohl gar unmöglich machen, daß der Fluß als solcher und nicht etwa als flacher Morast an die Ostküste Kaspiens gelangte, so gewiß scheint es andererseits zu seyn, daß etwas Aehnliches als das jetzt erwähnte mag stattgefunden haben; sey immerhin die Erzählung, daß die Usbeken durch die Sperrung des Flusses die Stadt Alt-Urgendsch zur Uebergabe zwangen, eine Fabel, so ist allerdings doch durch diese Sperrung der niedrige, sandige und salzige Strich Landes zwi. schen den beiden Seen unterhalb des Tschink unfruchtbar und wüst gemacht. Ob gegenwärtig die Ableitung des Flusses in sein altes Bett nicht den Abfall des Meeresspiegels des Aral-Sees, und mithin das Seichtwerden des Syr-darja nach sich ziehen würde, und in welchem Maße, ist eine andere gleichfalls unentschiedene Frage.

Die sanfte Abdachung des Meergrundes des kaspischen Sees geht gleichmäßig unter dem Wasser gegen Süden fort, beinahe bis Tük-karagan, so daß der ganze nordöstliche Theil des kaspischen Sees durchgehends eine Tiefe von wenigen Fußen, und nur die Mitte dieses Theils eine Tiefe von ein Paar Klaftern

*) Nach Dahls „vermischten Bemerkungen.“

aufzuweisen hat. So wie man aber in den trichterförmigen Busen Kaidak (Karassu) eingeht, ändert sich plötzlich die Dekoration zur Linken, man erblickt statt der flachen, sandigen und schilfigen Ufer hohe schroffe Felsen, und befindet sich auf einer Tiefe von mehrern Klaftern. Hier ist man in einem andern Welttheile: unendliche Schwärme von Schwänen, weißen Pelikanen und hochrothen Flamingos bedecken den flachen, sandigen Strand rechts, neugierige Seehunde tauchen beständig auf und nieder, Heerden von Gazellen und Antilopen verrathen sich durch den entfernten Staub in der Wüste. Linker Hand steigen ungeheure Felsenmassen von Kalksteinen empor, und werden von der flachen, hohen, dürftigen Ebene, welche den Aral vom kaspischen See scheidet, gekrönt.

Hier lebt der Steinbock, Arkar, Argali; hier überwintert das falbe, große wilde Pferd in geselligen Haufen; hier wohnt der blaßgelbe Steinfuchs Karagan, hier ist der kurze, stämmige Stein- oder Steppenhase zu Haus, hier irrt der wilde Kirgisenstamm Adai unstät umher, und schwankt in der Wahl seines Herrschers, sich wechselsweise demjenigen Nachbar, welchen er mehr fürchtet, unterwerfend; hier wüthet der Tiger und der Panther unter den Heerden der in Fett gehüllten, braunen, harthaarigen Schafe; hier vegetiren kümmerlich auf einem Boden von Kalk, Salz und Gyps zollhohe Pflänzchen, und der einzige ziemlich verbreitete baumähnliche Strauch ist der räthselhafte Saxaul, dem die Botaniker noch kein bleibendes Quartier in ihrem Namensverzeichnisse angewiesen haben: ein knorriges, knolliges, vieläſtiges geldgraues Holz von ungewöhnlicher Härte, und dabei doch faserig, wie Süßwurz, und porös wie Madrepor. Es gibt eine gute und nebst dem Schaf-, Kamel- und Viehmist die einzige dortige Feuerung ab. Auch dieser Strich Landes ist seit 100 Jahren ein Theil des russischen Reichs.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Unterdessen aber fielen zu Bombay, damals das Hauptetablissement der Engländer in Ostindien, Unruhen vor, deren Veranlassung sowohl, als ihre Folgen einer ausführlicheren Beleuchtung bedürfen.

Die allgemeine Unpopularität des Präsidenten Child wurde bereits erwähnt, und wenn auch nur die Hälfte der auf uns gekommenen Nachrichten hierüber Glauben verdient, so kann die Schilderung jener Umstände wohl keinen Augenblick Staunen erregen. Unter andern beschränkenden Maßregeln wollen wir nur die anführen, daß er sehr unkluger Weise den gesetzlich bestimmten Sold der Truppen unter allerlei Vorwand um 30 Proc. schmälerte. Dazu kam noch, daß gerade zu dieser Zeit der Wechselkurs in Indien sehr niedrig stand, und die Truppen, die in Wechseln bezahlt wurden, beim Umsatze in baares Geld einen reinen Verlust von 20 Proc. hatten. Wenn daher die Civilbehörden ihnen gleichsam eine weitere Geldbuße von 30 Proc. auflegten, so waren ihre Subsistenzmittel auf die Hälfte beschränkt; sie wollten sich daher keineswegs gutwillig diesen Abzug gefallen lassen. Es beweist wahrhaftig sehr wenig gesundes Urtheil von Seite des Gouverneurs, solch einen Versuch in einem Augenblicke zu machen, wo er keinen Freund, selbst unter den Civilbeamten hatte. Kapitän Kergwin und Fähnrich Thorburn erschienen im Namen der übrigen Offiziere und Soldaten vor dem Vicegouverneur, M. Ward (Child wohnte in Surat), um bei diesem Vorstellungen gegen diese Maßregel einzureichen, und zugleich um Tischgeld zu bitten. Das letztere wurde zugestanden, obwohl widerwillig, und dem Kommandanten für den Monat 23 Rupien ausgesetzt; das Gesuch jedoch, den früheren Sold der Truppen wieder herzustellen, auf das Entschiedenste abgewiesen. Die Truppen traten hierauf augenblicklich unter die Waffen, wiewohl in der größten Ordnung. Die Kompagnien versammelten sich unter klingendem Spiele auf ihren verschiedenen Sammelplätzen, wo sie ihr Kommandant von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Alle versprachen ihm den willigsten Gehorsam, und nun wurde der Stellvertreter des Gouverneurs verhaftet; drei Schiffe, welche im Hafen mit Schätzen beladen lagen, in Beschlag genommen, das Geld gelandet und in dem Fort in Sicherheit gebracht. Hiebei leisteten die Einwohner, obgleich anfangs durch die kühnen und energischen Schritte erschreckt, nicht den mindesten Widerstand, sie waren im Gegentheile über das Verfahren Childs so aufgebracht, daß sie sich auf die Seite der Meuterer schlugen, und als Kergwin erklärte, daß die Insel der Krone zugehöre und er fest entschlossen sey, dieselbe gegen jeden anderweitigen Anspruch zu vertheidigen, empfingen sie diese Erklärung unter allgemeinem Beifall und großem Jubel.

Kurze Zeit nachdem sich dieß in Bombay zugetragen, erhielt Child in Surat von diesem Vorfalle Nachricht. Er war hierüber aufs Höchste aufgebracht und in sichtlicher Unruhe. Im Vertrauen auf den pflichtgemäßen Gehorsam aber, den die Menschen ihrer gesetzlichen Obrigkeit zu leisten gewohnt sind, und in der Hoffnung, in dem aufrührischen Platze eine ihm persönlich ergebene Partei zu besitzen, verlor er keine Zeit, einige Bevollmächtigte abzusenden, um mit den Aufrührern zu unterhandeln, und sie zur Rückkehr zu ihren Pflichten aufzufordern. Die Bevollmächtigten kamen zu Bombay an, kehrten jedoch gleich Jorams Boten nicht wieder: anstatt Kergwin für ihren Auftrag zu gewinnen, wurden sie von ihm gewonnen, und machten gemeinschaftliche Sache mit den Unzufriedenen. Eben so war auch Child selbst, als er bald nachher mit drei Schiffen folgte, um das gute Vernehmen wieder herzustellen, nicht viel glücklicher. Er eröffnete zwar eine Kommunikation mit Kergwin, dieser wollte ihn aber nicht einmal sehen, sondern erklärte frei und offen, daß er fest entschlossen sey, den Platz um jeden Preis gegen jedermann, der es versuchen sollte seine Gewalt umzustürzen, so lange zu behaupten, bis es dem Könige gefalle, hierüber anders zu verfügen. Die Unterhändler, die Child später noch schickte, gingen alle über, und von der Schiffsmannschaft desertirten täglich viele Leute.

Gedemüthigt, entrüstet und wüthend vor Zorn, kehrte er unverrichteter Dinge um und hinterließ auf der Insel Kenery und in den holländischen Etablissements zu Vissavab, Spione, um

den Hergang in Bombay genau zu beobachten und ihm darüber zu berichten. Seine Schiffe schickte er nach England, um die angehäuften Waaren überzuführen, und seinen Oberen über die Wendung der Dinge Nachricht zu geben.

Diese Nachricht von der Revolte in Bombay erregte große Unruhe und Angst bei den Direktoren der Kompagnie. Bittschriften um Hülfe wurden an die Regierung eingereicht, und demzufolge eine Committee des Geheimen Raths augenblicklich niedergesetzt, um über die zu ergreifende Maßregeln zu berathen, wie sie die vorliegenden gefährlichen Umstände erfordern möchten. Diese Versammlung sprach sich aber zunächst dahin aus, daß das Privilegium der Kompagnie genauer bestimmt — eine Kommission, welche Bombay im Namen der Regierung zur Unterwerfung auffordern solle, mit ausgedehnten Regierungsvollmachten abgeschickt — und ein Generalpardon, für den Fall der freiwilligen Unterwerfung der Menterer, für alle Einwohner, den Kapitän Kergwin, Fähnrich Thorburn, Kapitän Addeston und Lieutenant Fletcher als Rädelsführer ausgenommen, ausgefertigt werden sollte. Zugleich gab die Regierung Befehl zu Ausrüstung einer Flotte und Armee, um die Unterwerfung auf Befehl des Königs zu erzwingen; Thomas Grantham wurde zum Befehlshaber der Flotte und Gouverneur Child zum Kommandanten der Landarmee ernannt. Den Befehlshabern wurde zur strengen Pflicht gemacht, nur im äußersten Falle Gewalt zu gebrauchen; in der That verlangte auch die oberste Behörde, der Rath der Direktoren, daß Tyrrel, Kapitän des königlichen Schiffes Phönix, der Expedition vorangehen solle, um mit guten Worten die Ordnung wieder herzustellen. Es ist nicht genau bekannt, wie weit Kapitän Tyrrel die Absicht der Direktoren in Betreff der Führer des Aufruhrs kannte, wenn er sich einmal ihrer Person bemächtigt haben würde. Er schien in der Meinung abgegangen zu seyn, hierüber unumschränkte Vollmacht zu besitzen, und eine Klausel in den Instruktionen Childs bestätigt dieß einigermaßen. In demselben wird Child aufgefordert, wo möglich die Rädelsführer von der Amnestie auszuschließen, im Falle sie sich aber vor seiner Ankunft, in der Meinung in den Pardon mit eingeschlossen zu seyn, ergeben haben sollten, diese Bürgschaft nicht zu brechen, sondern nur ihr künftiges Benehmen genau zu überwachen, bei dem ersten Anzeichen erneuerter Unzufriedenheit aber sich ihrer augenblicklich zu bemächtigen, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen und hinrichten zu lassen.

Doch Kapitän Kergwin und seine Gefährten waren zu klug, es bis aufs Aeußerste kommen zu lassen. Sie unterwarfen sich willig einem vom Könige ausgegangenen Befehle, übergaben Bombay an Kapitän Tyrrel, und sicherten sich so den Pardon, der nur ihren Anhängern allein zugedacht war, und es ist bemerkenswerth, daß sie weit größere Schwierigkeiten fanden, die Soldaten zu dieser neuen Ordnung der Dinge zu bereden, als es sie gekostet hatte, sie zum Aufstand zu bewegen. Die Soldaten waren so aufgebracht über die Zumuthung, wieder in den Dienst der Kompagnie zurückzukehren, daß sie kaum vermocht werden konnten, ihre Waffen niederzulegen; sie streckten diese auch nicht, bevor sie noch einen Versuch gemacht hatten, den Kommissär, welchem sie ihre Unterwürfigkeit bezeugen sollten, zu erschießen. Nichts desto weniger wurde doch Bombay zuerst dem Könige übergeben, und dann von diesem wieder an die Kompagnie abgetreten. Kapitän Kergwin und seine Freunde reisten sogleich nach England ab, während die übrigen einwilligten, noch einmal unter ihren früheren Herren Dienste zu nehmen.

Die Truppen, welche zur Unterdrückung der Menterei abgesandt worden, waren nun auch angekommen, und trugen, da sie mit der alten Garnison vereinigt wurden, nicht wenig zur Verstärkung der Militärmacht bei. Auch fühlten sich, nachdem ihnen die Militärgesetze bewilligt worden, die Kaufleute mehr in Stand gesetzt, sich mit den Soldaten besser zu stellen. Wahrscheinlich ermunterte dieß den General Child zu einer kühneren Politik, als er bis jetzt befolgt hatte. So finden wir ihn unter Anderem im J. 1685 die Behörden von Hoogly tadeln, weil ihr Benehmen gegen den Nabob, der ihnen mehrere Beleidigungen zugefügt hatte, zu unterwürfig gewesen sey. Zu dieser Zeit wurden auch die Festungswerke um St. George erweitert und verstärkt, und zugleich dem Rath der Direktoren Mittheilungen gemacht, die sehr viel beitrugen, daß auch dieser seine Blicke weiter auszudehnen sich veranlaßt sah. Er entschloß sich demzufolge, größern Antheil an den Angelegenheiten der Landesregierungen und der europäischen Etablissements zu nehmen, und ließ für diesen Zweck sieben Kompagnien Soldaten anwerben, die erst bei ihrer Ankunft in Indien mit Civildienern als Offizieren versehen werden, und mit drei weiteren Kompagnien von gleicher Stärke verbunden von Bombay nach Bengalen abgehen sollten, um Tschittagong zu nehmen, und am Könige von Siam einige dem Handelsstande zugefügte Beleidigungen zu rächen. Tschittagong sollte nicht zurückgegeben werden, daher die Expedition für diesen Zweck 200 Stücke Geschütz mit sich führte, um damit die Wälle, die um den Platz aufgeworfen werden sollten, zu montiren, während weitere 40 Stücke dazu bestimmt wurden, die übrigen Stationen in einen besseren Vertheidigungsstand zu setzen.

Als hätten die Direktoren mit den Vorbereitungen zum Kriege mit dem Mogul noch nicht Arbeit genug, schickten sie auch dem Gouverneur von St. George den Befehl zu, die Partei des Königs von Golconda gegen die Holländer zu ergreifen, welche diesen mit einem Kriege bedrohten. Dieser Befehl kam jedoch erst im Frühjahre 1687 an, als die unausbleiblichen Folgen eines muthwillig begonnenen und höchst unklug geführten Krieges sich zu zeigen anfingen. Es wurde schon oben angeführt, daß die Verstärkungsmannschaft in einzelnen Abtheilungen von England abgeschickt wurde, mithin auch einzeln in Bengalen ankommen mußte. Ein Vorfall ereignete sich bald nach Landung des ersten Truppendetaschements zu Hoogly. Drei englische Soldaten kamen mit einigen Dienern des Nabobs in Streit, der zu Thätlichkeiten auf dem Bazar führte. Es entstand ein Tumult, worin die Engländer verwundet wurden, und als diesen zu ihrem Beistande, und um weitere Unordnungen zu verhüten, eine Kompagnie zugeschickt wurde, ward diese von den eingebornen Truppen angegriffen. Von beiden Seiten schlossen sich nun immer mehr Soldaten ihren Parteien an, so daß sich am Ende dieser persönliche Streit in ein allgemeines Ge-

fecht verwandelte, an dem auch die Flotte thätigen Antheil nahm; indem sie die Stadt beschoß. Die Engländer schlugen sich tapfer, hieben eine Menge der Eingebornen nieder, erbeuteten 11 Kanonen und verbrannten nicht weniger als 500 Häuser. Sie konnten aber nicht wagen, das Schlachtfeld zu behaupten, und so wurden nun alle Waaren zusammengepackt, die Faktorei verlassen, und der Rückzug nach Calcutta angetreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die flämischen Erntearbeiter in Frankreich.

Französische Blätter aus dem Norden Frankreichs enthalten Folgendes: Seit Anfang Julius ziehen wieder die flämischen Erntearbeiter, die man im Norden Frankreichs picqueteurs, in der Nähe von Paris sapeurs nennt, über die Gränze, um sich ins Innere von Frankreich zu begeben. Diese arbeitsamen Menschen verbreiten sich in der Picardie und sogar bis an die Loire, um nach ihrer Methode mit der kleinen Sense zu mähen. Sie reisen zu Fuß, leben sehr gering, schlafen in den Scheunen, und gewinnen eine ziemlich runde Summe, die sie getreulich ihrer Familie zurückbringen, damit diese den Winter desto besser leben kann. Ihre sehr fördernde Art, das Korn zu mähen, hat besonders den Vortheil, die Halme hart an der Erde abzuschneiden und das Stroh in seiner ganzen Länge zu gewinnen. Mit jedem Jahre verbreitet sich diese Methode etwas weiter, und es läßt sich voraussehen, daß bald ein großer Theil Frankreichs die flämische Methode, das Korn zu mähen, annehmen wird, statt des Schneidens mit der Sichel, was viel mehr Zeit erfordert und das Stroh verdirbt.

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

(Fortsetzung.)

Immer enger wird das Thal, immer düsterer die Kluft, immer stiller und ängstlicher werden die Reisenden furchtsam hinhorchend, ob das geheimnißvolle Schrecken, welches man überall verborgen glaubt, nicht irgendwo plötzlich hervorbreche. Aber nichts rührt sich, kein lebendiges Wesen regt sich in dieser Stille. Je weiter wir fahren, je mehr wir uns nach dem Ausgang sehnen, desto wilder und drohender rücken die überhängenden Zerklüftungen heran. Die beiden ungeheuren Thalwände scheinen immer unermeßlicher zu werden und sich über unsern Köpfen in den Wolken zu schließen. Unser Grauen wächst mit jedem Schritte unseres Pferdes, wir glauben an der Welt Ende zu seyn, und verlieren beinahe die Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang, dabei rollen wir mit unserer schlechten Bauernkarre über die vortrefflichste Chaussee hinweg, ohne einen Stoß zu empfinden. Zu unserem nicht geringen Staunen erblickten wir mitten in diesem neuen Abschnitt, wo die Zerstörung am furchtbarsten ist, wo alles Leben und Wachsthum in der Natur zu erstarren scheint, abermals menschliche Wohnungen. Wir fanden hier zwei Gehöfte, deren trauriges Aeußere freilich die große Armuth der Bewohner deutlich genug zeigte. Eigentlich waren es wohl nur Hütten, denn der kleine Raum, den die Felsen übrig lassen, haben ihnen keinen großen Umfang gewährt. Das eine Gehöft liegt an der jenseitigen schroffen Thalwand, und zwar auf einer schmalen Wiesenterrasse, die sich hoch über der Kluft an jener ungeheuren Thalwand entlang zieht, es liegt dort unter und zwischen fürchterlichen Felsen, welche, von hier aus betrachtet, alle Verbindung mit der Welt abzuschneiden scheinen, denn ich konnte ungeachtet alles Suchens nicht einmal einen Fußsteg dahin entdecken. Das andere Gehöft hatte ebenfalls eine merkwürdige Lage diesseits hart an der Chaussee. Die kleinen hölzernen Vorraths- und Stallgebäude sind hier wie Vogelnester in den Höhlen und Klüften der Felsen eingeklebt, wobei der Bewohner, welcher zugleich der Baumeister ist, jeden Vorsprung der Felsen erfinderisch benutzte, um Dach oder Hinter- und Seitenwand zu sparen. Das Erstaunen nimmt zu, wenn man auf der steilen Abdachung, die sich links zur tiefen Felskluft hinabstürzt, dort Gerst- und Kartoffelstücke steht. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, auf welche gefahr- und mühevolle Weise diese Früchte hier angebaut wurden, indem man nicht ohne Schwindel auf diesem steilen Absturz stehen, geschweige denn noch arbeiten kann.

Bald darauf geht die Chaussee so hart an jener Kluft entlang, daß ein starkes Baumgeländer die Reisenden vor dem Hinabstürzen schützen muß. Diese Strecke heißt Gallerne. Dann geht es über eine Brücke hinweg, und zwar mitten durch die Staubwolke eines hohen Wasserfalles, der sich von der rechten Thalwand unmittelbar auf die Chaussee hinabstürzt. Das ganze Felsthal ist hier von dem Staubregen dieses Wasserfalles angefüllt, der ein imposantes Schauspiel gewährt, welches man freilich nur kurze Zeit genießen kann, wenn man nicht völlig durchnäßt werden soll. Dabei ist die Chaussee hier dennoch im besten Zustande, so daß wir im Galopp durch jene Regenwolke fuhren.

Wir biegen rechts um eine Felsecke und die Kluft wird plötzlich weiter, wir athmen wieder etwas freier, der Elv fließt langsamer und seine ruhigern Wellen schlagen an grasreiche Ufer. Wir sahen von Neuem einzelne Gehöfte, umgeben von frischen Wiesen und kleinen fruchtbaren Aeckern; aber niemals verliert sich der Eindruck, den hier in dieser Thalweite die prachtvollen Wasserfälle beim Rückblick auf uns hervorbrachten.

Mit einer neuen Wendung rechts fuhren wir in das breitere Thal von Nieder Luisne ein, bei dessen Anblick der letzte Schwermuthsgedanke wich; ein Thal voll der schönsten und reizendsten Abwechslungen, die ein anmuthiges Gebirgsthal nur gewähren kann. Die beiden Thalwände, welche es wie zwei unersteigliche Riesenmauern einschließen, erheben sich noch immer zu einer beträchtlichen Höhe, gewähren aber hier einen angenehmen Anblick, da sie mit einer grünen Decke bis oben hinauf geschmückt und dabei ganz unbeholzt sind. Die Gehöfte folgen nun immer zahlreicher und dichter auf einander; umgeben mit Obstgärten und andern zierlichen Anlagen, werden wir immer froher und söhnen uns zuletzt mit der Gegend ganz wieder aus. Das vortheilhafte Aeußere der Wohnungen nährt in uns von Neuem den belebenden Gedanken einer gastlichen Aufnahme, die wir seit einigen Tagen entbehrt hatten; kurz unser ganzes Innere heiterte sich wieder auf.

(Schluß folgt.)

Nach englischen Blättern soll ein Amerikaner ein Mittel erfunden haben, Seefische auf unbestimmt lange Zeit in Reservoirs von süßem Wasser lebend zu erhalten. Zu Liverpool sey dieser Versuch mit vielem Erfolg wiederholt worden, und Londoner Kapitalisten stünden auf dem Punkt, zu dem Ende ein ungeheures Reservoir anzulegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1836.

Die Arbeiten der asiatischen Gesellschaft in Paris.

Das eben erschienene Juniusheft des asiatischen Journals enthält den am 2ten Mai dieses Jahres erstatteten, dießmal von Burnouf abgefaßten Bericht über die Arbeiten des Comité's dieser Gesellschaft hinsichtlich derjenigen Werke, mit deren Herausgabe sich dieselbe beschäftigt. Der Bericht ist ungewöhnlich mager, denn es scheint der Gesellschaft sehr an Fonds zu fehlen, um die Arbeiten, die sie gerne unternehmen möchte, durchzuführen. Allerdings hat auch die Gesellschaft Verluste erlitten, die nicht wenig empfindlich sind. Außer den vor zwei Jahren verstorbenen St. Martin, Abel Remusat, Chezy u. s. w. starb am Ende vorigen Jahres Klaproth, einer der thätigsten Mitarbeiter am Journal asiatique, so wie an den herauszugebenden Werken. Sein Tod unterbrach die Fortsetzung von zweien, die bereits begonnen waren, nämlich ein Mandschu-Wörterbuch und eine Grammatik der georgischen Sprache. Hinsichtlich des ersteren war schon früher ein Unfall eingetreten, indem ein großer Theil des gefertigten Manuskripts in der Druckerei verloren ging; Klaproth wollte nie recht daran, seine Arbeit von Neuem zu beginnen, sey es, daß andere Arbeiten ihn in Anspruch nahmen, oder daß er Anstand nahm, ein Werk wieder aufzunehmen, wo er leicht seinen literarischen Gegnern in Rußland, denen vielleicht mehr Hülfsmittel als ihm zu Gebot standen, Blößen geben konnte. Wie dem auch seyn mochte, bei seinem Tode waren nur zwei Probebogen fertig, und das Comité der asiatischen Gesellschaft hielt es darum für angemessen, eine so wenig vorgeschrittene Arbeit völlig aufzugeben. Anders war es mit der georgischen Grammatik; von dieser waren bereits acht Bogen gedruckt, was etwa die Hälfte ausmachte, und somit wurde die Fortsetzung der schon so weit gediehenen Arbeit Herrn Brosset übergeben, der sich bereits durch seine Kenntnisse in der georgischen Sprache und Literatur ausgezeichnet hatte.

Mit nicht minderem Eifer verfolgt die Gesellschaft den Druck des Textes der Geographie Abulfedas, obgleich die Ausdehnung dieser Arbeit die Vollendung auch in diesem Jahre noch nicht erwarten läßt, denn bis jetzt sind nur dreizehn Bogen gedruckt, welche die allgemeine Einleitung des Werks und die Beschreibung Arabiens nebst den zahlreichen dazu gehörigen Tabellen enthalten. Um dem Werke die größtmögliche Vollkommenheit zu geben, entlehnte man das Manuskript der Leidener Bibliothek, welches von der eigenen Hand des Verfassers ist. Die Herren Reinaud, Slane und Sacy selbst sind mit der Arbeit beschäftigt, und ersterer hat es über sich genommen, zugleich eine französische Uebersetzung des Ganzen zu liefern.

Ein anderes Werk, an dem mit nicht minderem Interesse gearbeitet wird, sind die Papiere des öfters erwähnten Reisenden Schulz. Diese Papiere enthalten die Tagebücher während zweier Reisen in Curdistan, sind aber nur zum geringen Theil geordnet, ein großer Theil besteht aus einzelnen mit Bleistift und in einer Art stenographischer Schrift beschriebenen Blättern, die sich nur äußerst schwer entziffern lassen. Ungefähr 500 Seiten des Tagebuchs sind übersetzt,*) und wenn auch sehr große Lücken, namentlich in Betreff der Reise nach Wan, sich finden, so enthält doch das Uebrige eine Menge neuer Beobachtungen über dieß wenig bekannte Land. Der merkwürdigste Theil seiner hinterlassenen Papiere sind die während seiner Reise in Curdistan gesammelten Inschriften; die armenischen, georgischen und arabischen sind die unbedeutendern, weit wichtiger sind die Keilinschriften von Wan, die Schulz mit der größten Sorgfalt kopirte, wo er sie immer auffand, auf den Felsen des Schlosses von Wan und der Umgegend, auf den Mauern dieses Schlosses, in den Kirchen und Klöstern, die meistens aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführt sind. Diese Inschriften, deren 42 sind, bilden eine eben so große Masse, als man bis jetzt überhaupt Denkmäler dieser Art besaß. Sie gehören alle demselben Schriftsystem an, das man in neuerer Zeit das assyrische nennt, weil die derartigen Denkmäler sich meist in dem alten Assyrien, unter den Ruinen Babylons und Ninives finden. Die Sammlung und Herausgabe einer so großen Zahl von Inschriften, unter denen manche vollkommen erhalten sind, ist namentlich darum von Bedeutung, weil sie jetzt die bisher gemachten Versuche zu Entzifferung der Keilinschriften bestätigen oder widerlegen müssen. Wichtig sind die Inschriften von Wan

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach schrieb Schulz seine Bemerkungen deutsch nieder.

besonders auch darum, weil sie nothwendig manche Data über die alte Geschichte dieses Theils von Asien enthalten müssen, worüber wir bis jetzt noch so wenig wissen.

Das letzte Werk von Bedeutung, dessen Herausgabe gegenwärtig die Gesellschaft beschäftigt, ist die Sanskritchronik von Kaschmir. Kapitän Troyer hatte nach einem langen Aufenthalt in Indien eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes mitgebracht, dessen Wichtigkeit dadurch steigt, daß es das einzige eigentlich historische Werk ist, das man bisher in Indien auffand. Die Uebersetzung ist nach einem Manuskript und den ersten zu Calcutta gedruckten Blättern gemacht. Die Kommission für den öffentlichen Unterricht in Calcutta hatte den Druck beginnen lassen, Lord Bentinck aber die Fortsetzung untersagt, worauf die asiatische Gesellschaft Calcuttas ihn wieder aufnahm. Das Konseil der Pariser asiatischen Gesellschaft erkannte sogleich die Wichtigkeit des Gegenstandes, und beschloß den Druck des Textes und der Uebersetzung, forderte jedoch Hrn. Troyer auf, eine französische Uebersetzung statt einer deutschen zu liefern. Er fügte sich dieser Bedingung, und die Uebersetzung des ersten Buchs ist bereits vollendet. Hr. Troyer ließ auch sofort den Druck des Textes beginnen, und das Manuskript befindet sich bereits in der königlichen Druckerei.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Dieß geschah im December 1686; die Nachricht von diesem Gefecht erregte in Madras große Besorgnisse, denn Präsident Gyfford hatte, den aus England erhaltenen Instruktionen gemäß, die Garnison so geschwächt, daß nicht mehr als 13 Mann zum täglichen Dienste übrig blieben. Er fühlte aber doch, daß in solchen Umständen ein keckes Auftreten mehr nützen werde, als Nachgiebigkeit, und machte daher den Holländern, welche damals gegen Masulipatam marschirten, Vorstellungen. Natürlicherweise wurden diese nicht beachtet, und der Platz fiel, während Gyffard bemüht war, einestheils den Mogul zu beschwichtigen, indem er ihm den Vorfall in Hoagly als einen bloßen Exzeß darzustellen, und zugleich Verstärkungen seiner geschwächten Besatzung aus Bombay an sich zu ziehen suchte. Nichts desto weniger wurde aber die Schlacht in Hoagly, wenn man sie so benennen kann, als keine unbedeutende Ruhestörung betrachtet, und beide Parteien rüsteten sich zu neuem Kampfe, der auch schon im Februar 1687 statt fand: dießmal waren die Engländer der angreifende Theil. Sie belagerten Hoagly, in welchen Platz sich der General des Nabobs geworfen hatte, schlugen seine Horden, vertrieben sie aus der Stadt, und bemächtigten sich derselben. Entschlossen, die durch ihre Tapferkeit errungenen Vortheile nicht wieder aufzugeben, warfen sie zu ihrer Vertheidigung einige Feldschanzen auf, und behaupteten sie bis der schlechte Erfolg ihrer Waffen an andern Orten dem Kriege eine von den Direktoren nicht erwartete Wendung gab.

Die verschiedenen Handelsanordnungen der Direktoren, so wie überhaupt die Civiladministration der ostindischen Besitzungen, kommen hier nicht in Betracht; doch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Bombay zur Regentschaft erhoben, und Child zum Generalgouverneur von Britisch-Indien ernannt wurde. Durch ungeschickte Ausübung seiner neuen Gewalt verwickelte er sich in einen Krieg, den er durchzuführen nicht im Stande war, und welcher den Waffenruhm seines Vaterlands sehr verdunkelte. Es ist beinahe keinem Zweifel unterworfen, daß Child ein eben so ehrgeiziger als halsstarriger Mann war. Er nahm den Kampf in Hoogly mit Ungestüm und leidenschaftlicher Hitze auf, und in Aussicht auf einen Bruch mit dem Mogul ließ er sich in eine Allianz mit Sevadschi ein. In Folge dieses politischen Mißgriffes schritt er augenblicklich zu Wegnahme einiger mit Lebensmitteln befrachteten Schiffe, die auf dem Wege waren zu der Flotte des Moguls zu stoßen. Aurengzeb war aber nicht der Mann, sich diese Handlung gefallen zu lassen. Die Seddis, seine Admirale, wurden angewiesen deren Zurückgabe zu verlangen, und im Falle der Verweigerung oder auch nur des Aufschubs, sogleich zu Feindseligkeiten zu schreiten.

General Child fand aber nicht für gut, nachgiebig zu seyn, oder wollte wenigstens den Ersatz so lange als möglich verzögern, worauf der Seddi mit seiner ganzen Flotte vor Bombay rückte. Wir können diese Vorfälle nicht besser als mit den eigenen Worten eines Augenzeugen und Mithandelnden erzählen:

„Seddi Yacoup verlangte noch einmal mit guten Worten die Auslieferung seiner Schiffe, fügte jedoch bei, daß er im Weigerungsfalle sich genöthigt sehen würde, mit seiner Armee nach Bombay, wo seine Vorräthe niedergelegt seyen, zu marschiren, und daß er sicherlich, wenn seine Schiffe nicht bis zum 4ten Februar, welcher Termin sehr nahe war, freigegeben seyen, am 14ten in Bombay seyn werde. Aber auch hierauf erhielt er noch immer nur ausweichende Antworten, worauf er sein Versprechen alsbald erfüllte, denn in derselben Nacht landete er mit 20,000 Mann an einem Platze, Sori genannt, ungefähr 4 Meilen von dem Hauptfort entfernt. Sorglos hatte sich der Gouverneur auf die Stärke seiner Festungswerke, welche ausgedehnter und in einem besseren Vertheidigungszustande als je waren, verlassen; auch war er hinlänglich mit kleinen Schiffen versehen, die, um eine Landung zu verhindern und den Feind zur Rückkehr zu zwingen, auf den geeigneten Plätzen hätten vertheilt werden sollen. Aber alle diese höchst nothwendigen Maßregeln wurden vernachlässigt, und als der Seddi um Mitternacht landete, feuerte die Besatzung der nächsten Redoute einen Allarmschuß ab und ergriff die Flucht, worauf der Seddi dieses Werk besetzte. Um 1 Uhr Morgens gab auch das Kastell Allarmsignale, wodurch die ruhigen Bewohner außerhalb desselben so in Schrecken gesetzt wurden, daß die Frauen, weiße und schwarze, halbnackt und nur ihre Kinder mit sich nehmend, sich in das Fort flüchten wollten, das sie aber nicht aufnahm, sondern außerhalb der Wälle bis zu Tages Anbruch warten ließ.

„Den folgenden Tag marschirte der Seddi auf Mazagan, ein kleines Fort mit 14 Stücken Geschütz, und ungefähr auf Schußweite von dem Kastell entfernt. Bei Annäherung des Feindes ergriff auch die Besatzung dieses Forts, obschon es auf

einer Felsenspitze angelegt und von drei Seiten durch die See gedeckt war, in panischem Schrecken und in solcher Eile die Flucht, daß sie acht oder zehn mit Schätzen angefüllte Kisten, von denen nur beiläufig angegeben jede tausend Pfund enthielt, und vier weitere mit neuen Waffen, zurückließen, ungeachtet Matrosen in Booten abgeschickt wurden, dieselben in Sicherheit zu bringen; der kommandirende Offizier wußte aber nicht, daß ihm Gegenstände von solchem Werthe anvertraut waren, und so waren sie nebst den Kanonen und Mörsern, Pulver, Blei und Bomben ein sehr angenehmer Fund für Seddi Yakoup. Da er keinen Widerstand traf, detaschirte er eine kleine Abtheilung nach Matun, die armen Bauern zu plündern, und das dortige Fort zu nehmen, von dessen Besatzung er voraussetzte, daß sie gleich den Uebrigen die Flucht ergreifen werde, worin er sich auch nicht verrechnet hatte, denn die Truppen hatten sich schon vorher eingeschifft, und waren in Bombay angekommen ohne einen Feind gesehen zu haben. Der Seddi pflanzte, nachdem er von Mavagan Besitz genommen hatte, hier seine Flagge auf.

„Als am nächsten Morgen sich einige Feinde auf den Hügeln von Mavagan zeigten, was des Generals rechtgläubige Seele sehr verdroß, daß Ungläubige in feindlicher Absicht so nahe kommen sollten, berief er einen Günstling, einen Kapitän Piam zu sich, der kein besserer Soldat als er selbst war, übergab ihm zwei Kompagnien je 70 Mann stark, denen er einen gewissen vom Soldaten zum Lieutenant beförderten Monro, der in Tanger als Soldat gewesen war, beigab, um den Feind von den Hügeln zu vertreiben. Der Lieutenant schlug seinem Hauptmann vor, in einzelnen Abtheilungen gegen die Hügel vorzurücken, um die Kräfte des Feindes zu theilen. Der Kapitän nahm jedoch diesen Rath als eine Beleidigung auf, indem er dem Lieutenant erwiderte, daß wenn er Kommandirender wäre, es ihm zustünde den Angriff zu leiten, wie er es für angemessen fände, so er aber der Untergebene sey, habe er sich nach seinen Befehlen zu richten; und so ertheilte er nun den Befehl an die Mannschaft sich in eine Linie zu formiren, diese so weit als möglich auszudehnen, und wenn sie in der Nähe des Feindes angekommen seyen, ein allgemeines Feuer zu beginnen, wodurch der Feind in Furcht gerathen werde. Monro setzte sich dieser Anordnung ebenfalls entgegen, und stellte dem Hauptmann die Gefahr vor, in die er sich selbst und sie Alle durch diesen Angriffsplan stürzen könne, denn wenn der Feind sie, nachdem alle Gewehre abgefeuert seyen, und erst wieder geladen werden müßten, angriffe, sey Alles verloren. Aber auch dieß war vergebens; nichts war im Stande den Hauptmann von seinem Entwurfe abzubringen, und so führte er dann denselben aus, und ließ seine Leute feuern. Die Feinde, die an Anzahl den Engländern wie zehn zu eins überlegen, weit bessere Läufer, und besser eingeübt waren, Mann gegen Mann mit Schild und Schwert zu fechten, nahmen die günstige Gelegenheit, wo ihnen die Engländer eine Blöße gaben, sogleich wahr, und stürzten sich mit aller Schnelligkeit auf diese los; der Kapitän war der erste, der die Flucht ergriff, und der erste, der in der portugiesischen Kirche ankam, wo er seinen Muth sammelte, und sich nach seinen Leuten umsah, was wohl aus ihnen geworden sey. Der arme Monro fiel als ein Opfer seiner militärischen Pflicht, indem er sich dem Feinde, um sein weiteres Vordringen aufzuhalten, mit einer Flügelabtheilung die er kommandirte, entgegenwarf, aber am Ende von allen seinen Leuten bis auf eine kleine Schaar von 13 oder 14 tüchtigen Soldaten, die sich um ihn reihten, im Stiche gelassen und in Stücke gehauen wurde.

„Nachdem nun der Seddi Herr der ganzen Insel war, das Kastell und eine Strecke von einer halben Meile ausgenommen, die sich gegen Süden von demselben ausdehnte, errichtete er Batterien auf dem Hügel von Dangri, welcher den Hauptwall des Kastells dominirte, wodurch er die Garnison nicht wenig in Verlegenheit setzte; alsdann ließ er auf das Zollhaus-Gebäude, das indische Haus genannt, vier große Stücke aufpflanzen, besetzte Moodys Haus, das nur auf Schußweite vom Fort entfernt war, und das Frauenhaus durch weitere Batterien, so daß es sehr gefährlich war das Kastellthor zu passiren, bis wir einen halben Mond davor errichteten. Alle waffenfähige Leute wurden zum Dienste der Kompagnie gepreßt, worunter auch ich war. So vergingen die Monate vom April bis September in sehr üblen Umständen, da die Lebensmittel durch die Verstärkung von 3000 Sevadschi's, die als Hülfstruppen in den Dienst aufgenommen wurden, anfingen selten zu werden."

(Fortsetzung folgt.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

1. Fahrt ins Thal hinab.

(Schluß.)

Mittlerweile war es spät Abend geworden, und da der Stationsort seit Kurzem nach einem andern Gehöft verlegt war, den man durch keine Tafel bezeichnet hatte, so fuhren wir, ohne es zu wissen, vorbei. Als wir erfuhren, daß wir schon eine Strecke vorüber seyen, hatte mein alter Skiots, ungeachtet die Nacht hereingebrochen war, große Lust, gleich bis zum folgenden Stationsort weiter zu fahren. Doch die Erinnerung an ein früheres nächtliches Abenteuer mahnte mich zur Umkehr, und so erreichten wir noch bei guter Zeit unsern Bauerngasthof in Nieder Luisne. Hier ward ich in eine große niedrige Stube geführt, die nach drei Seiten mit kleinen Fenstern versehen war, welche lange Zeit niemand geöffnet hatte, denn Hitze und Dunst überfielen uns, die Brust beklemmend und das Athmen erschwerend. Die Bewohner starrten uns staunend an, als wir mit großer Eilfertigkeit Alles aufrissen, was sich nur öffnen ließ. Mit der erfrischenden Abendluft zogen aber zugleich zahllose Mückenschwärme herein, die uns eine peinliche Nacht bereiteten. Auf mein Verlangen wurde mir schnell ein Abendbrod aufgetragen, und wenn es auch nur in gekochten Eiern, Schinken, Butter, Brod und Bier bestand, so waren dieß doch alles lang entbehrte und also willkommne geschätzte Gegenstände.

Andern Morgens setzten wir unsere Reise durch das reizende Thal von Nieder Luisne fort, und erreichten bald die letzte Landstation Leerdalsören am großen Meerbusen Sogne Fjorden, der hier einen Nebenbusen, den Leerdals Fjorden, bildet. Bei einer drückenden Hitze fuhren wir auf dieser Station zwischen üppigen Aeckern hindurch, deren vollwichtiges und wogendes Getreide einen angenehmen Anblick gewährt.

Die schönen Fluren durchziehen quer die ganze Thalsohle bis an den breiten Elv, der zwischen blumigen bunten Wiesen am Fuß der linken Thalwand entlang fließt. Ringsumher liegen viele einzelne Gehöfte, zuweilen auch drei, vier dicht beisammen; ihr Aeußeres verräth Wohlstand und Civilisation. Die Thalränder erheben sich noch immer auf beiden Seiten senkrecht zu einer gewaltigen Höhe, sie sind unersteiglich, und gewähren also nirgends eine Kommunikation seitwärts. Obgleich ganz unbeholzt, erscheinen sie doch keineswegs unangenehm, denn sie sind bis oben hinauf mit einer grünen Decke von frischem Gras und Moos geziert. Die einzelnen Schneefelderchen, welche sich ganz oben auf der Krone entlang ziehen, erhöhen malerisch die Reize dieser romantischen Landschaft. Wir kamen bald darauf beim schönen Prediger-Gehöft vorbei, dessen sauberes und nettes Aeußere uns schon von weitem entgegenglänzt.

Um 10 Uhr Morgens langten wir schon bei dem großen und neuen Gehöft des Stationshalters Hansen in Leerdalsören an. Wir lernten in diesem Mann einen gebildeten Kaufmann kennen, der außer seiner Muttersprache auch fertig deutsch redete. Freundlich und zuvorkommend wurden wir vor der Thüre des Hauses empfangen, und ich kann nicht läugnen, daß die ganze Art und Weise, wie wir bis zu unserem Abzuge behandelt wurden, nicht allein mich angenehm überraschte, sondern auch wegen der großen Uneigennützigkeit in Verlegenheit setzte. In der Madame Hansen, welcher wir förmlich vorgestellt wurden, lernten wir eine wohlanständige feingewachsene Norwegerin kennen, mit der wir leider nur durch die gefällige und hülfreiche Sprachfertigkeit ihres Mannes eine Unterhaltung führen konnten.

Wie kommt ein gebildeter Kaufmann hieher? so fragten wir uns, so höre ich meine Leser fragen; hier am Ende der Welt zwischen einsamen verödeten Gebirgen. Es ist der Handel, der ihn bewog, hier sein Domicil aufzuschlagen. Wenn man bedenkt, daß auf der ganzen Tour von Christiania nach Bergen, eine Strecke von 70 bis 80 deutschen Meilen, keine Stadt vorkommt, so ist leicht begreiflich, wie ein einzelner Kaufmann, der keine Konkurrenz zu fürchten hat, nicht allein hier sehr gut bestehen, sondern sogar wohlhabend werden kann.

Hansen hält sich die mannichfaltigsten Gegenstände, die der wohlhabendere und ärmere Landmann nur immer bedarf. Zur Marktzeit strömen sie im Umkreis von 10 bis 20 Meilen aus allen Gebirgsthälern herbei, um aus Hansens Marktbuden ihre Bedürfnisse einzukaufen. Wir bemerkten einige hundert Schritte hinterm Gehöft eine ganze Doppelreihe solcher Marktbuden, die aus Balken und Bohlen fest und dauerhaft zusammengefügt sind, und gleich kleinen Wohnhäusern mit einem ordentlichen Dach versehen sind. Hierin läßt Hansen zur Marktzeit seine Waaren durch andere Leute auslegen, und behält bloß die Oberaufsicht über diesen Detailverkauf. Die Wasserverbindung von hier nach Bergen erleichtert den Waarentransport, und so versicherte uns derselbe, daß er hier mehr verdiene als in der Stadt Bergen selbst. Demzufolge vertritt der Ort Leerdalsören hier die Stelle einer Binnenstadt oder eines Marktfleckens, und erhält dadurch eine gewisse Wichtigkeit vor den übrigen Ortschaften.

Obgleich das Wohnhaus unseres Wirths aus Holz erbaut ist, so gibt es doch keinem andern Gebäude an Solidität, so wie an geschmackvoller innerer Einrichtung etwas nach. Es besteht aus zwei Etagen und enthält viele geräumige hohe Zimmer.

Nach einer kurzen Unterhaltung führte man uns in eine andere Stube, woselbst auf einem großen Tisch ein vortreffliches Frühstück servirt war. Seit einigen Tagen an nichts als Fladbröd und dicke Milch gewöhnt, hatte der Anblick eines reich besetzten Tisches, auf dem neben Lachs und andern Fischarten auch verschiedene Braten standen, einen so unwiderstehlichen Reiz für uns, daß wir alles dieß mit einer Aufmerksamkeit betrachteten, die ans Unschickliche gränzte. Zuletzt kam gar noch der Schwager des Herrn Hansen, ein sehr wohlbeleibter norwegischer Lieutenant, der mit seiner Familie auf einige Tage zum Besuch angekommen war, mit einer Bowle Eierpunsch, um unser letztes Bischen Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, die wir bis jetzt der Gesellschaft noch geschenkt hatten. Der Herr Lieutenant schienen vom Exerziren und Manövriren noch nicht so viel ausgestanden zu haben, sie waren sehr gut genährt und an diesem Tisch ganz in ihrem Element. Wir konnten uns deutsch unterhalten, da der norwegische Offizier einen Werth darauf legt, deutsch sprechen zu können. — In Christiania besuchte ich die Kadettenanstalt, hier Kriegsakademie genannt, und fand zu meinem Erstaunen einen ausgebreiteten Lehrplan, worin Wissenschaften vorkommen, welche die jungen Eleven in andern Ländern, die sich nebst ihren Vorstehern oft so klug und vor Andern voraus dünken, kaum dem Namen nach kennen. Kein Zögling wird hier entlassen, der nicht deutsch und französisch sprechen gelernt hat. Ich ward von den Offizieren der Anstalt, die hier als Lehrer angestellt sind, mit großer Artigkeit herumgeführt; sie sprachen Alle geläufig und gut deutsch, obgleich sie nie nach Deutschland gekommen waren; sie zeigten mir manche zierliche und kunstvoll gearbeitete Modelle von Festungswerken, Brücken und von einem sehr komplicirten Bergwerk, was besonders interessant ist. Die jungen Leute waren eben beim Situationszeichnen beschäftigt. Hier hatte ich Gelegenheit die große Mühsamkeit und den Fleiß zu bewundern, den man allgemein noch auf diesen Zweig verwendet. Man überreichte mir zum Andenken eine große sehr sauber und korrekt gearbeitete Planzeichnung, die ich noch aufbewahre. Die verschiedenen Situationsgegenstände, auch die Schrift gleichen ganz den unsrigen, nur die Terraindarstellung erforderte noch ganz eigene Kombinationen, da man in diesem Lande der Felsabstürze mit der Lehmann'schen Strichskala nirgends ausgereicht hätte; jedoch werden die reinen Erdböschungen nach dem Lehmann'schen Strichverhältniß wie bei uns gezeichnet.

Für die Darstellung der ausgebreiteten Felsgegenden hat man bloße Horizontallinien gewählt, die nach der mehr oder mindern Steilheit der allgemeinen Abdachung der Felsen enger und weitläufiger, so wie stärker und schwächer gezeichnet werden, und auf diese Weise nicht allein in ihren speziellen Formen recht grell und klar vor dem übrigen Bergterrain hervortreten, sondern auch den allgemeinen Zusammenhang und die Formation im Großen leicht und deutlich auffassen lassen. Hierauf ward mir die Bibliothek der Anstalt gezeigt, darunter ich viel ausgewählte deutsche Werke fand. Dieß Institut hat ein gewisser Anker aus Privatmitteln gestiftet. Späterhin wies man mir eine reichhaltige und belehrende Mineraliensammlung, wobei ich herzlich bedauerte nicht mehr Kenner davon zu seyn, um daraus augenblicklich den Nutzen zu ziehen, den solche für den Fremden bei der Untersuchung und Erforschung aller Naturmerkwürdigkeiten des Landes haben muß.

Diese Anstalt erzieht nach dem verhältnißmäßig kleinen Bedürfniß des Landes 40 Zöglinge, von denen 30 eine jährliche Pension von 90 Spezies (den Spezies zu 54 preußischen Silbergroschen) und 10 eine Pension von 230 Spezies erlegen. Es sind nicht bloß Offiziersöhne, sondern fähige Knaben aus jedem Stande. Es ist nur zu bedauern, daß das Haus so klein ist, und die jungen Leute vertheilt in der Stadt wohnen müssen. Nach Verlauf von fünf Jahren verlassen sie die Anstalt als Offiziere, nachdem sie vorher eine strenge Prüfung bestanden haben. Ein jeder erhält alsdann noch beim Abgang 80 Spezies aus dem Fonds des Instituts zu seiner Equipirung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1836.

Die Frauen in Aegypten.

Die Harems sind keine unzugänglichen Heiligthümer mehr: europäische Damen, Aerzte und einige Kaufleute sind hineingedrungen, und wenn man auch die innigern Verhältnisse zwischen den Gatten nicht genau kennt, so kennt man doch die Wohnungen und ihre Einrichtungen. Ein Harem mit zahlreichen weißen und schwarzen Sklavinnen könnte nicht bestehen ohne eine strenge Hierarchie; über alle Frauen steht die gesetzmäßige Gattin, welcher die Herrschaft im Harem zukommt; sie führt die Aufsicht über alle Personen, die dasselbe bilden, Frauen und Kinder, sorgt für ihre Bedürfnisse, entscheidet Streitigkeiten, straft und belohnt. Sie ist gleichsam die Mutter dieser großen Familie, und die ihr zustehenden Rechte sind allzu wichtig, um getheilt werden zu können, aus Furcht also, daß die Eifersucht Zank und Streit im Harem verbreite, bringt der Gatte, wenn er mehrere rechtmäßige Frauen hat, sie niemals in Einem Hause unter; jede hat ihre besondere Wohnung, ihre Dienerinnen und Sklavinnen. Nach der Königin des Harems kommen die Sklavinnen, welche Kinder geboren haben, und dadurch frei geworden sind; auf sie folgen die einfachen Sklavinnen, welche die Ehre des Schnupftuchs genießen, aber nicht Mütter geworden sind, dann die Haussklavinnen, die meistens Schwarze oder Abyssinierinnen sind. Manchmal gewinnen solche Sklavinnen durch ihre Talente die Liebe des Herrn, steigen zum Range weißer Sklavinnen empor, und können dadurch, daß sie Mütter werden, sogar die Freiheit erlangen. Ueber alle diese Frauen herrscht der schwarze Eunuch, aber die Frauen Aegyptens haben es verstanden, ihn für sich zu gewinnen, indem sie ihn bestachen. Wie so manche alte, grauenhafte Sache verschwindet auch dieß: die Säbel sind nicht mehr die in den Erzählungen so furchtbaren zweischneidigen Klingen, die Eunuchen sind schwache Kinder geworden, und mehr die Diener als die Hüter der Frauen. Troz mancher kläglichen Geschichten, die von in Aegypten gewesenen Europäern erzählt werden, ist es doch gewiß, daß die Ehemänner sich des Rechts über Leben und Tod ihrer Gattinnen nicht mehr bedienen. Der Orient ist ein Land, wo man leicht verzeiht und vergißt. Man könnte vielleicht sogar behaupten, daß mehr Europäer sich für die Untreue ihrer Frauen blutig rächen, als Mesiems die ihrigen in einem Sack in den Nil werfen lassen.

Die Haremsfrauen sind, wie man versichert, sehr zuvorkommend, nehmen Europäerinnen mit Freundlichkeit auf, und machen eine Menge neugieriger Fragen über ihre Moden, ihre Lebensart, ihre Ehemänner und ihre Kinder, denn auf die Mutterschaft legen sie einen sehr hohen Werth; sobald sie nämlich Mütter geworden, ist ihnen, wenn sie auch die Liebe ihres Gemahls verlieren, doch die Achtung gesichert, und sie werden für den Rest ihrer Tage im Harem mit großen Rücksichten behandelt. Es gibt freilich so zahlreiche Harems, daß die meisten Frauen ohne Kinder bleiben. Solche werden vom Pascha und andern Vornehmen häufig an ihre Günstlinge und Diener verheurathet, welche sich durch eine solche Gunst sehr geehrt halten, und wohl hüten müssen, dieselbe auszuschlagen, weil sie dadurch ihren Gönner schwer beleidigen und sich einer sichern Ungnade aussetzen würden.

Das Obige gilt jedoch nur von großen Harems zu 5 bis 600 Personen, es gibt aber sehr viele zu sieben oder acht, selbst nur zu drei oder vier Personen, deren Organisation weit einfacher ist. Diese bürgerlichen Harems sind meistens bloß in einem entlegenen Theil des Hauses, nicht in besondern Wohnungen, und der Gemahl ist zugleich der Herr und der Aufseher. Frauen aus solchen Harems lassen sich manchmal in Liebesintriguen ein, wenn sie sich unter einander verstehen können, den Gemahl zu betrügen. Dieser hat dann keine andere Hoffnung, als den Pförtner oder einen andern Diener durch Geld so für sich zu gewinnen, daß er die Plane der Frauen genau beaufsichtigt und vereitelt. Einzelne Europäer, welche mit Sitten und Sprache vollkommen vertraut sind, wagen es in Frauenkleidern in die Harems einzudringen. Der Ehemann darf das Zimmer seiner Frau nicht betreten, sobald er die Papuschen einer fremden Frau an der Thüre sieht, und solche Besuche dauern oft mehrere Tage. Da man jedoch gegen den Ausbruch orientalischer Eifersucht stets auf der Hut seyn muß, so tragen die Europäer, welche Liebesintriguen anknüpfen, unter den weiten Frauenkleidern, in die sie gehüllt sind, gewöhnlich ihre europäische Tracht, um durch den Anblick derselben der ersten Wuth des Gemahls Ein-

halt zu thun, und Zeit für des Einschreiten des Konsuls zu gewinnen.

Die Frauen Aegyptens zerfallen in zwei große Klassen, die Fremden und die Eingebornen: die Fremden sind meist Sklavinnen aus Cirkassien, Georgien, Abyssinien, Kordofan, Sennaar u. s. w. Die eingebornen Frauen dagegen sind frei: dieß sind die Kophtinnen, Araberinnen, Jüdinnen und die durch langen Aufenthalt naturalisirten Türkinnen, Armenierinnen, Griechinnen und Levantinerinnen. Die europäischen Frauen sind die einzigen Fremden, welche frei sind; auf der andern Seite finden sich in einigen Harems noch etliche Griechinnen, die Ueberreste jener armen Kriegsgefangenen aus Morea, wo Sklavinnen auf den Märkten Aegyptens so wohlfeil wurden, daß man eine schöne Griechin für einige Büschel Zwiebeln kaufte. Der Türke muß in seinem Harem sehr gutmüthig und zärtlich seyn, daß diese Frauen die reine Luft ihrer Berge und ihre Freiheit um die goldenen Gefängnisse, wo sie nur geliebt werden, vergessen konnten.

Nachfolgendes ist eine Statistik der Frauen von Cairo, nach der man eine Idee von der Zahl und dem Verhältniß der Farben in ganz Aegypten bekommen kann; die Zahlen sind freilich, wie bei allen solchen Angaben im Orient, nur annäherungsweise. Man rechnet in Cairo und der Umgegend 1450 Harems vornehmer Moslems, die ungefähr 12,500 Frauen enthalten, davon zählen einige über 500 Frauen, andere nicht über sieben oder acht. Darunter sind 3200 freie türkische Frauen, 5600 georgische und cirkassische, 1800 schwarze, 1500 abyssinische und 400 griechische Sklavinnen, zusammen 12,500. Ferner rechnet man in Alt-Cairo, Bulak und Neu-Cairo an freien Frauen 6000 Kophtinnen, 1500 Armenierinnen, 1200 Jüdinnen, 600 Griechinnen, 500 Levantinerinnen, 500 Europäerinnen, 700 freie Almé's, Sängerinnen, Tänzerinnen u. s. w. Außerdem findet man 4000 abyssinische, 7000 schwarze Sklavinnen und 59,000 verheurathete Fellah's,*) zusammen 81,000.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Wir haben nicht im Sinne, die Geschichte der indischen Kriege zu schreiben, sondern unser eigentlicher Zweck ist auf die Umstände und Verhältnisse aufmerksam zu machen, unter denen jene große, ruhmvolle Armee entstand; wir begnügen uns deßhalb mit der Angabe, daß der Seddi veranlaßt wurde, die Belagerung von Bombay aufzuheben, und die Sachen sich allmählich wieder ruhig und friedlich gestalteten. Unsere Hauptabsicht geht dahin, die Entstehung der einheimischen Truppen oder Sipahis zu schildern, und einzelner Fälle zu erwähnen, wo ihre Dienste sich als besonders nützlich erwiesen haben.

Obgleich Bombay die erste eigentliche Besitzung der Engländer im Orient war, so war doch die ganze Niederlassung so

*) Bekanntlich der Name, womit man die gemeinen, doch freien Araber bezeichnet.

beschränkt angelegt, daß sie nicht mehr als ihre europäische Besatzung und einige Kompagnien Eingeborner enthalten konnte. Die letztern waren jedoch hinsichtlich der Kleidung, Disciplin und Ausrüstung ganz verschieden von dem, was sie jetzt sind. Sie waren in jeder Hinsicht Milizen, nur schwach einem militärischen Zwang unterworfen, und unterhielten wenig Verkehr mit Europäern: Musketen hatten sie zwar, machten aber davon weit weniger Gebrauch, als von Speeren, Schwertern und Schilden, woran sie gewöhnt waren. Doch konnte man sich ziemlich auf sie verlassen; sie hatten während der erwähnten Belagerung viele Kühnheit gezeigt, und brauchten nur etwas mehr Uebung, um sie allen asiatischen Truppen, die man gegen sie ins Gefecht führen konnte, überlegen zu machen.

Inzwischen behielten die englischen Niederlassungen am Hoogly und auf der Küste von Coromandel lange ihren ursprünglichen Charakter bloßer Faktoreien, und erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts nöthigte der wachsende Ehrgeiz der Franzosen die Vorsteher der Faktoreien Vertheidigungsmittel in Bereitschaft zu halten; doch geschah dieß immer noch in einem sehr kleinen Maßstab, und erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde ein Versuch gemacht, die Streitkräfte durch Zuziehung der Eingebornen zum Militärdienst zu vermehren. Die Kriege, in welche sich die Engländer als Hülfstruppen einheimischer Fürsten einließen, wurden nur mit europäischen Soldaten geführt: Holländer, Portugiesen, Engländer, Dänen wurden manchmal in Regimentern vereinigt, und hie und da mußte auch die Flotte ihr Kontingent liefern. Aber lange Zeit noch, nachdem ihre Nebenbuhler europäisch organisirte Sipahikompagnien hatten, nahmen die Engländer Anstand, ihre Reihen durch Ausbebung aus denselben Menschenklassen, welche unter diesem oder jenem feindlichen Nabab gegen sie in den Waffen standen, zu vermehren; endlich zwang ihnen die Noth eine Einrichtung auf, ohne welche nicht nur die Herrschaft der Engländer in Indien niemals zu einem festen Bestand gekommen wäre, sondern ohne welche ihre Faktoreien sich auch durchaus auf die Länge nicht hätten halten können.

Im Jahre 1744 wurde der Krieg, den England und Frankreich einige Zeit schon als Hülfsmächte geführt hatten, endlich auch dem Namen nach zwischen diesen beiden Mächten geführt; und er verbreitete sich bald nicht nur nach Europa, sondern auch nach Amerika, Asien und Afrika, und wo immer die rivalen Flaggen sich trafen, begannen die Feindseligkeiten. Eigenthümlich ist, daß die Franzosen stets besser zum Kriege gerüstet waren, als die Engländer, und selbst in Indien, wo der Letztern überlegene Seemacht ihnen ohne Widerstreit das Uebergewicht hätte verleihen sollen, waren die Franzosen zum Angriff gerüstet zu einer Zeit, wo die Engländer nicht Mannschaft genug unter den Fahnen hatten, um die elenden Festungswerke, womit ihre Hauptniederlassungen umgeben waren, zu besetzen. Und während die Leitung der englischen Angelegenheiten in Indien an Kaufleute und Civilbeamte überlassen war, leiteten die französischen Interessen zwei Männer, wie Dupleix und Labourdonnais, der erste ein Staatsmann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, der zweite ein Krieger von erprobter Geschicklichkeit,

großem Unternehmungsgeiste und ungemeiner Energie und Ausdauer. Labourdonnais namentlich kannte vollkommen die kritische Lage der Engländer, und war nicht müßig, sie zu benutzen. Er rüstete eine Eskadre aus, die, wenn auch schlecht versehen und übel bemannt, doch der Zahl nach es mit der englischen Flotte aufnehmen konnte, und errang nach einer unentschiedenen Schlacht wenigstens in so weit die Herrschaft zur See, daß er Madras völlig blockiren konnte.

Labourdonnais Entwürfe waren umfassender Art, denn er hatte nichts Geringeres im Sinne, als eine der englischen Niederlassungen an der Küste nach der andern zu bezwingen, und wäre er von Dupleix gehörig unterstützt worden, so wäre sein Unternehmen auch aller Wahrscheinlichkeit nach gelungen. Er eröffnete die Belagerung von Madras am 14ten September, indem er es von der Seeseite mit einer Flotte von neun Segeln, von der Landseite mit 1500 Europäern, 400 disciplinirten Negern aus Madagaskar und einer gleichen Anzahl wohlbewaffneter und gut geübter Sipahis angriff. Seine Landartillerie war zwar nicht sehr furchtbar, doch der in der Stadt vollkommen gewachsen, und die besten Hülfsmittel fand er in sich selbst. Am meisten hoffte er, und nicht umsonst, auf die völlige Desorganisation aller militärischen Anstalten der Engländer: er wußte, daß Madras, welches nebst dem dazu gehörigen Distrikt einen unermeßlichen Reichthum und eine Bevölkerung von 250,000 Seelen hatte, nur von einem schwachen Bataillon von 500 Mann besetzt war. In demselben verächtlichen Zustande waren die Befestigungswerke, die meist nur in einer gewöhnlichen Mauer bestanden, welche jeden Augenblick mit Leitern erstiegen werden konnte, falls man es für zu kostspielig hielt, sie einzuschießen. Von den drei Theilen, in welche Madras zerfällt, besaß nur einer, das Fort St. George, eine Bastion oder Brustwehr; von Kanonen und Mörsern war keine Rede. Gegen diesen offenen, schlecht versehenen Platz wurde von der See- und Landseite ein heftiges Feuer eröffnet, und die Verwirrung innerhalb der Mauern erreichte bald den Gipfel.

Wir haben diese Belagerung, welche nur fünf Tage dauerte, und mit Uebergabe des Platzes endigte, darum erwähnt, weil man bis zu ihr den wahren Anfang der englisch-ostindischen Armee verfolgen kann. Um sich gegen den drohenden Angriff Labourdonnais zu stärken, sammelten die Engländer eine Schaar Eingeborner, gaben ihnen Luntenflinten, Speere, Säbel und andere Waffen, und stellten sie unter den Befehl einiger englischen Beamten. Unter diesen war ein junger Mann, Namens Haliburton, der schon im Civildienste sich ausgezeichnete Mühe gegeben hatte, den Charakter der Eingebornen zu studiren, und auch jetzt, nachdem er die Feder mit dem Degen vertauscht hatte, bei den neugebackenen einheimischen Soldaten ungemein beliebt wurde. Freilich konnte er ihnen nicht das Selbstvertrauen einflößen, das sie später gewannen; dazu war weder die Zeit, noch der Ausgang der ersten Verwendung dieser Truppen günstig, aber er erreichte genug, um sich und andere zu überzeugen, daß man diese Leute nur richtig behandeln dürfe, um vorzügliche Soldaten aus ihnen zu bilden. Als er nach der Uebergabe von Madras mit mehreren andern glücklich entkommen war, erhielt er im folgenden Jahre ein Lieutenantspatent, und disciplinirte nun das erste Korps regelmäßiger Sipahis, welche die ostindische Kompagnie in ihre Dienste nahm. Diesen Auftrag erfüllte er zu seiner eigenen Ehre so wie zur Zufriedenheit und zum dauernden Vortheil seiner Vorgesetzten. Von diesem Augenblick an fühlten die in Ostindien anwesenden Behörden, daß ihnen Hülfsmittel an Mannschaft zu Gebot stünden, wovon sie sich vorher nichts hatten träumen lassen.

Die ersten Sipahis, welche man aushob und regelmäßig disciplinirte, scheinen mit großer Sorgfalt aus den Muhammedaneen oder den höhern Kasten der Hindus ausgewählt worden zu seyn. Ein bedeutender Theil dieser letztern waren Radschputen, ein hochgesinnter, tapferer Stamm, großer Anhänglichkeit an die Führer fähig, aber sehr empfindlich im Punkte der Ehre. Einen auffallenden Beweis dieser beiden Charakterzüge gibt das Benehmen eines Mannes aus diesem Korps gegen Haliburton, so wie das Schicksal beider. Der Vorfall ereignete sich im Spätjahr 1748. Haliburton fand eines Tags Veranlassung, den Aufzug eines seiner Sipahis auf der Parade zu tadeln, und brauchte in einem Augenblick von Gereiztheit Ausdrücke, die der stolze Hindu nicht verzeihen konnte. Haliburton war von seinen Leuten angebetet, und keiner, selbst den erwähnten hitzigen Radschputen nicht ausgenommen, hätte einen Augenblick gezaudert, zu seiner Vertheidigung das Leben zu lassen. Aber das Gefühl verletzter Ehre gewann in dem Sipahi über jedes andere die Oberhand, und er schoß seinen Offizier auf der Stelle nieder: die Wunde war tödtlich, er siechte noch hin bis zum folgenden Tag, wo er starb, während sein Mörder auf der Stelle umkam. Seine Kameraden, wüthend über den Anblick ihres ermordeten Führers, hieben ihn augenblicklich in Stücke. Tausenderlei Erzählungen bezeugen, in welcher Achtung Haliburton bei seinen Sipahis stand, namentlich ist Folgendes auffallend: als etwa 40 Jahre später zu Madras eine Untersuchung über die Gültigkeit einiger alten Landbewilligungen statt fand, kamen einige mit Medaillen gezierte Veteranen herbei, und verlangten ihren Landantheil; als man sie fragte, wer sie seyen, erwiderten sie mit sichtlichem Stolze: „wir sind Sahibra sipahi," d. h. Soldaten des Herrn, nämlich Haliburtons.

(Fortsetzung folgt.)

Ein französischer Gefangener in Afrika.

Freitag den 5ten Junius Abends drängte sich die Menge in der Straße Bab-el-Oued um einen Mann mit langem Barte, gekleidet in einen alten Burnus, dessen Manieren sowohl als Tracht auf einen Araber eines entfernten Stammes deuteten, obgleich die Leichtigkeit, womit er sich französisch ausdrückte, diese Voraussetzung nicht zuließ. Wirklich ist auch der Mann, der damals der Gegenstand allgemeiner Neugierde war, ein Provençale, dem es, nachdem er mehr als vier Jahre unter den Arabern verlebt, und in die Sahara, jenseits der Beni-Mzabs, vorgedrungen war, endlich gelang, wieder nach Algier zurückzukehren. Folgendes ist ein kurzer Umriß seiner Abenteuer, wie wir sie von ihm erzählen hörten. „Baudouin, so heißt der Mann, ward, wiewohl in der Provence geboren, im Kollegium zu Turin im

Piemont erzogen, und spricht weit besser italienisch als französisch. Er war im Augenblick der Eroberung von Algier in der Absicht nach Afrika gekommen, sich eine Laufbahn zu schaffen. Als er eines Tages (im März 1832) in der Umgegend der Stadt spazieren ging, ward er von einer Abtheilung Araber von dem Stamme der Jessers überfallen und auf ihr Gebiet abgeführt. Hier beschnitt man ihn, und gab ihm, nach Vertauschung seiner europäischen Kleider mit einer landesüblichen Tracht, eine Frau. Nachdem er nach Verlauf einiger Zeit seine Frau verstoßen, erweckte diese Handlung den Verdacht der Araber, die, da sie vermutheten, er hege die Absicht zu den Christen zurückzukehren, ihn an einen Marabut verkauften. Hier beginnt für unsern Landsmann eine Reihe von Reisen mit merkwürdigen Abenteuern und unglaublichen Strapazen. Sein Herr führte ihn bis in die Sahara, und er durchreiste so mit ihm eine beträchtliche Landstrecke, wo er reiche und bevölkerte Städte, so wie imposante Ruinen zerstörter Städte fand. Er bemerkte eine große Anzahl Inschriften, deren ihm unbekannte Charaktere keine Aehnlichkeit mit den arabischen, lateinischen oder griechischen Buchstaben haben. Baudouin erlangte endlich durch den Tod des Marabuts, welcher der Cholera unterlag, seine Freiheit wieder; denn diese Krankheit herrschte während des Jahres 1835 mit Heftigkeit bis ins Innere von Afrika. Von diesem Augenblick an faßte unser Landsmann den Gedanken, unter die Europäer zurückzukehren, was er mit Klugheit unter Vermeidung des direkten Weges ausführte. Die Vollkommenheit, mit der er sich arabisch ausdrückt, die tiefe Kenntniß, die er vom Koran besitzt, dessen Hälfte er auswendig weiß, und den er gelehrt commentirt, so wie seine beständigen Wanderungen von einem Stamme zum andern, gaben ihm die Mittel, seine eigentliche Abkunft völlig zu verbergen und für einen Araber von gutem Schrot und Korn zu gelten. Auf seinen Reisen konnte er sich seinen Lebensunterhalt nur dadurch verschaffen, daß er die Heilkunst nach Landesart, das heißt mittelst geheimnißvoller Charaktere, Amulette und anderer Kunstgriffe gleicher Art ausübte. Auf diese Weise war es ihm möglich, ohne auf seinem Wege beunruhigt zu werden, nach Algier zu gelangen. Der Bericht über diese in der Wüste zugebrachten vier Jahre, mit dessen Abfassung sich Baudouin gegenwärtig beschäftigt, kann nicht verfehlen, die öffentliche Neugierde lebhaft anzuregen und das Interesse der gelehrten Welt, für welche dieser Theil des innern Afrika's noch mit einem geheimnißvollen Schleier bedeckt ist, zu erwecken.

Literarische Notizen.

Der öfters genannte Resident der ostindischen Kompagnie in Nepal, Herr Hodgson, schrieb an einen Freund, daß er während seines vieljährigen Aufenthalts in den Gebirgen von Nepal allmählich Materialien zur Beschreibung des Thierreichs in Nepal, namentlich der vierfüßigen Thiere und Vögel gesammelt habe, und daß es seine Absicht sey, seine Zeichnungen unter Beistand irgend einer Gesellschaft herauszugeben. Die Zeichnungen sind von zwei zu diesem Zweck besonders gebildeten einheimischen Künstlern entworfen, die Vögel alle in ihrer natürlichen Größe; die Zahl der Zeichnungen beträgt mehrere hundert.

•

In der Sitzung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 9ten Julius kamen mehrere sehr interessante Gegenstände vor. Der genannte Hodgson sandte eine zweite Reihe von Sanskritwerken über die Religion und Philosophie der Buddhisten; eine weitere Schenkung war die eines Herrn Whish, und bestand aus einer bedeutenden Menge hauptsächlich Sanskritmanuskripte in dem Malayalama-Charakter auf Palmblättern und Papier; sie umfassen sämmtliche Vedas, und andere religiöse, philosophische, historische und vermischte Werke der Hindus. Ferner legte der Vorstand zwei alte japanische Münzen vor, die der bekannte Missionär Gützlaff eingesendet hatte; dieser ist nämlich eifrig beschäftigt, Materialien zur Erläuterung der Geschichte Japans zu sammeln. Schließlich wurde die Uebersetzung der Inschrift eines alten Hindusiegels vorgelesen, die der verstorbene Sir Ch. Wilkins gefertigt und Prof. Wilson mit Bemerkungen begleitet hatte. Das Siegel war in der Nähe von Behrampur gefunden worden, und die Inschrift ist in Charakteren geschrieben, die seit dem 7ten Jahrhundert in Indien außer Gebrauch sind. Mehrere gelehrte Pundits hatten die Entzifferung umsonst versucht. Die Inschrift enthält indeß weder Datum noch Ort, und ist somit nur für indische Paläographie, nicht für Geschichte merkwürdig.

•

In der Bibliothek der Tuilerien soll hinter einigen Büchern ein Manuskript in fünf Bänden von der Hand Ludwigs XVIII gefunden worden seyn. Es ist eine Art Selbstbiographie, oder eine Erzählung der Ereignisse, an denen er Theil nahm, vom Jahre 1788 bis 1801.

•

Herr Burton fand in Memphis in einem Grabmal ein Papyrusmanuskript, wahrscheinlich das größte, das jetzt bekannt ist, denn man schätzt seine Länge, wenn es vollkommen entrollt seyn wird, auf etwa 100 Fuß; die Breite beträgt 14 Zoll. Die Textur dieses Papyrus ist sehr merkwürdig, denn es sieht mehr wie Linnen aus, läßt sich verhältnißmäßig leicht abrollen, und ist nicht so brüchig als die sonstigen Papyrusrollen mit hieroglyphischen Charakteren.

•

Die Gesammtzahl der politischen, litterarischen und wissenschaftlichen Journale Italiens beträgt 188. Davon erscheinen 16 zu Mailand, 11 zu Venedig, 8 zu Triest, 13 in Turin, 5 zu Genua, 4 zu Modena, 7 zu Florenz, 9 in Rom, 27 in Neapel, 10 in Sicilien und 2 in Sardinien.

Vermischte Nachrichten.

In Paris wurde ein neues Instrument, Physionotype, erfunden, um Büsten zu formen. Die Maschinerie soll in einer Art eingerichtet seyn, daß die Aehnlichkeit zu einer mechanischen Gewißheit werde. Gypsbüsten soll man auf diese Weise für fünf Franken machen. Auch soll man einen sogenannten Porträtspiegel erfunden haben, vermittelst dessen man ein Porträt in zwanzig Minuten zeichnen kann, indem ein besonders angebrachter Spiegel das Gesicht des zu zeichnenden Menschen so zurückwirft, daß man es mit Leichtigkeit nachbilden kann.

•

Herr Ramon de la Sagra, Direktor des botanischen Gartens zu Havana, befindet sich gegenwärtig zu Paris. Er hat die Zoologie, Mineralogie und Botanik der Insel Cuba sehr genau untersucht, und eine reiche Sammlung der Erzeugnisse dieser Insel nach Paris gebracht; darunter befindet sich auch ein lebendiges Krokodil von einer sehr seltenen Art, der Crocodilus rhombifer, dessen Vaterland man nicht kannte; es lebt auf der Insel Cuba, wo man auch den Crocodilus acutus fand, die einzigen Arten dieses Thieres, welche es in Amerika gibt; es findet sich auch auf Hayti, Martinique und in einem Theile des Kontinents. Außer diesen beiden Arten besitzt Amerika noch fünf andere Thiere derselben Familie, aber von einer verschiedenen Gattung, nämlich die Kaimans.

•

Die französische Regierung läßt gegenwärtig ältere Münzen umschmelzen, und es fand sich, daß sie etwas Gold enthielten. Bei den Sechsfrankenthalern gewann man 6½ Fr. bei 1000 Fr., so daß die Hälfte der Unkosten für die Umschmelzung aller Duodezimalmünzen erspart wurde. Auch prägt man alle Fünffrankenthaler von einer frühern Jahreszahl als 1808 um, 45,000 Franken gaben, die Umschmelzungskosten mit einbegriffen, einen reinen Vortheil von 1000 Fr.

•

Die französische Regierung hat jetzt einen regelmäßigen Dampfbootdienst zwischen Algier, Bona und Tunis einrichten lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Feuersbrünste.

Bei der Einrichtung der Häuser, den vielen feuergefährlichen Gewerben, und der Art mit Feuer umzugehen, welche noch aus den Zeiten zu stammen scheint, wo die Häuser, wie die Fußböden und Treppen, noch ganz von Stein waren, ist es ein wahres Wunder, daß nicht weit mehr Feuersbrünste in Paris entstehen, als dieses der Fall ist. Zwar ist ihre Zahl nach den amtlichen Verzeichnissen sehr groß, man hört aber selten von bedeutenden, und im Durchschnitt kömmt nur alle drei Monate eine vor, von welcher die öffentlichen Blätter sprechen.

Wenn der Brand nicht gleich beim ersten Ausbruche sich als sehr gefahrdrohend zeigt, so nehmen die Nachbarn nur wenig andere Notiz davon, als die der Neugier, und das erste, was man thut, ist, die nächste Brandwache zu benachrichtigen, welche sogleich eine Abtheilung auf den Platz sendet, und, wenn ihre Kräfte nicht zureichen, die entfernteren Posten zu Hülfe ruft.

Diese Brandwache ist musterhaft organisirt, zu den kühnsten Anstrengungen eingeübt, und größeren und vielfältigeren Gefahren ausgesetzt, als jede Truppe in immerwährendem Kriege. Wie diese Männer klettern und auf abschüssigen Dächern gehen, auf freistehenden Mauern arbeiten, in Rauch und Qualm aushalten, muß man gesehen haben, um sich einen Begriff von ihren Leistungen machen zu können. Daß in einem Schauspielhause, in welchem das Feuer auf der Bühne auskömmt, und mit wüthender Schnelle um sich greift, die Logen, welche schon verkohlt sind, noch gelöscht werden — der Fall kam im Theater de la Gaité vor — daß ein mit Druckpapier und Bücherballen angefülltes Hinterhaus, welches nur Einen Zugang durch ein schmales Hofthor hat, noch so schnell durch Arbeit der Spritzen in Wasser gesetzt wird, daß das Papier wenigstens nicht verbrennt, wird hier ganz natürlich gefunden.

Die Brandwächter sind militärisch organisirt, haben ihre eigenen sehr zweckmäßigen Uebungen, werden aber zu häufig für ihren eigentlichen Dienst mit militärischen Uebungen beschäftigt, wie die öffentlichen Blätter behaupten. Die Messinghelme lassen diesen unerschrockenen Bürgern zwar sehr schön, müssen aber doch für ihren Dienst zu schwer seyn; sie eilen gewöhnlich in Futterkappen herbei, wenn Gefahr ist. Nur die Offiziere kommen in Helmen. Die Hauptwache dieses Korps ist in der Rue de la Paix, im ehemaligen Kloster der Kapuzinernonnen.

Wenn ein Brand ernsthaft wird, so werden sämmtliche Umstehende zum Wassertragen und Arbeiten an den Spritzen ohne Unterschied der Person requirirt. Man hat aber selten nöthig Gewalt zu brauchen, weil lebendiges Eingreifen in die Umstände in der Natur der Franzosen liegt. Beinahe jeder ernsthafte Brand kostet einigen Pompiers das Leben, und man konnte herzergreifende Scenen von Gattinnen und Verwandten um die rauchenden Trümmer des Theaters de la Gaité sehen, denn die eigentliche Löscharbeit steht ihnen allein zu, wie auch die Bewachung der Brandstätte bis zu völligem Verschwinden der Gefahr, wo alsdann Militärposten eintreten.

Wenn Nachts der Himmel sich plötzlich durch eine Feuersbrunst röthet, so gehen die Seßhaften nur bis an den nächsten Punkt, von welchem aus sie die Entfernung und das Quartier ungefähr beurtheilen können, und bleiben ganz ruhig dabei. Andere, mehr bewegliche, gehen dem Scheine nach, welcher sie oft bis ans Ende der Stadt führt. Die nächste Umgebung ist durch Militär abgesperrt, und nur Einwohner des Quartiers werden durch die Linie ein- und ausgelassen. Lärm und Spektakel sind hiebei weniger als in Deutschland, denn der Pariser handelt und duldet bei allen bedeutenden Vorfällen nach militärischen Formen. Mit Glocken wird nicht gestürmt. An thätiger Hülfe für Beschädigte und Verunglückte fehlt es nie. Der Hauptzulauf ist Tags nachher, wenn die Zeitungen davon gesprochen haben.

Wenn wir in Deutschland durch Nachtwächterruf, Runde des Hausherrn vor Schlafengehen, Bereithalten von Wasser, Verpichung der Feuereimer und Feuerschau, den Brandunglücken vor allem zuvorzukommen streben, so hat der Pariser nichts von allem diesem, aber wenn es einmal brennt, so löscht er schneller als wir. Es scheint mir auch in diesem einzelnen Falle der durchgehende nationelle Unterschied beider Völker in scharfen Linien hervorzutreten.

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Fortsetzung.)

Während der schlecht geführten Belagerung von Pondichery im Jahre 1747 und den Operationen gegen Devecotah unter Cope, scheinen die Sipahis wenig Gelegenheit gehabt zu haben, ihre Tapferkeit zu zeigen. Bei einem zweiten Angriff gegen letztern Ort jedoch unter Major Lawrence standen 1700 Sipahis neben 800 Engländern, und ihr Benehmen wird als äusserst tapfer geschildert: einige derselben, welche der stürmenden Abtheilung zur Unterstützung gesendet wurde, zeigten eine Kaltblütigkeit, die den besten Truppen Ehre gemacht hätte. Als Clive beim Marsche über die Ebene zwischen dem Colerun und dem Fuß der Bresche von Kavallerie angegriffen wurde, rettete die Sipahiabtheilung, welche ihm zu folgen beauftragt war, ihn und seine Leute von sicherem Verderben: sie eilten ihren überwältigten europäischen Kameraden zu Hülfe, feuerten mit bewunderunswerther Sicherheit, und eröffneten wieder den freien Zugang zu der Stadt, die nun mit geringem Verlust genommen wurde.

Die nächste Gelegenheit, wobei die Sipahis der Madrasarmee sich besonders auszeichneten, war die Einnahme und Vertheidigung der Citadelle von Arcot unter Clive, eine Reihe höchst glänzender, ja man möchte sagen, romantischer Operationen. Die nähere Detaillierung dieser Vorfälle wird den Charakter der Sipahis, so wie die damalige Art indischer Kriegführung ins hellste Licht setzen.

Im Jahre 1756, als Kapitän Gingen sich innerhalb der Mauern von Tritschinapoly so gut vertheidigte als er konnte, hatte Clive den Auftrag, der belagerten Stadt Lebensmittel zuzuführen, wurde aber bald dieses Dienstes müde, und machte der Regierung einen kühnen Vorschlag. Die Stadt Arcot mit dem zugehörigen Gebiete war durch Veranstaltung von Dupleix in die Hände Tschandah Sahibs gefallen, eines Fürsten, der bei dem Kampfe zwischen den rivalisirenden europäischen Mächten sich den Feinden Englands angeschlossen hatte. Clive erwog, daß die Einnahme dieses Platzes der englischen Regierung nicht nur manche wichtige unmittelbare Vortheile gewähren würde, sondern auch, daß die moralische Wirkung eines solchen Schlags sich im ganzen Carnatic und namentlich im feindlichen Lager vor Tritschinapoly fühlbar machen werde. Er schlug demnach vor, Tschandah Sahibs Hauptstadt mit allen Truppen, die man erübrigen könne, zu überfallen, und seine Gründe erschienen den Mitgliedern des obersten Raths so triftig, daß sein Vorschlag völlig gutgeheißen wurde. Die Engländer waren aber damals so kläglich schwach, daß sie aus den beiden Präsidentschaften Madras und Fort St. David nur 500 Mann ziehen konnten, worunter 200 Europäer, der Rest Sipahis; nach Abmarsch dieser 500 Mann blieben im Fort St. David nur 100, und zum Schutz von Madras nur 50 Soldaten zurück. Clive musterte seine kleine Armee an letzterm Orte; unter ihm kommandirten nur sieben Engländer, von denen vier junge Kaufleute waren, und von den drei wirklichen Offizieren hatten zwei noch keinem Gefecht beigewohnt. Seine Artillerie bestand aus drei leichten Feldgeschützen von schwachem Kaliber, und waren nur sehr ungenügend mit Munition versehen. Dennoch unternahm er seinen Zug mit jener Zuversicht, die den Helden bezeichnet.

Am 29sten August erreichte er die Pagode von Congeveram, ein weitläufiges, prachtvolles Gebäude, das etwa 40 englische Meilen von der Küste entfernt ist, und erfuhr hier, daß der Platz, den er angreifen wollte, eine Besatzung von 1100 Mann habe. Durch diese Nachricht nicht entmuthigt, hielt er nur an, um Erfrischungen einzunehmen, und schickte nach Madras zurück, um einige Achtzehnpfünder zu verlangen, worauf er abermals aufbrach, und am 31sten in einer Entfernung von 10 englischen Meilen von Arcot anlangte. An diesem Tage wüthete ein furchtbares Gewitter, der Wind ward zum Orkan, und die Blitze entluden sich mit einer Schnelle und Heftigkeit, wie es selbst in Indien selten ist. Als das Gewitter am ärgsten tobte, erblickte die Garnison von Arcot Clive's Bataillon in vollem Marsche mit geschlossener Linie und festem Schritte, als wären die Elemente in tiefster Ruhe. Nun ist wohl bekannt, daß die Hindus damals, und großentheils noch jetzt, vor einem Gewittersturm eine abergläubische Furcht hegen. Tschandah Sahibs Leute, die wahrscheinlich ohne zu wanken einer Batterie entgegengerückt wären, wurden bei diesem Anblick von einem panischen Schrecken ergriffen, riefen aus, ihre Feinde seyen von übernatürlichen Kräften unterstützt, Widerstand also unnütz, und flohen voll Schrecken aus der Citadelle, von der Clive ohne Schwertschlag Besitz nahm. Doch war er zu klug, um nicht auf eine Rückkehr der Vernunft bei seinen Feinden zu rechnen, und traf deßhalb alle Anstalten, um die unerwartete Eroberung zu behaupten; da er übrigens gegen die feindlichen Einwohner gerecht und menschlich verfuhr, so zeigten diese keine Neigung, ihnen feindlich in den Weg zu treten.

Clive hatte sich in dem wahrscheinlichen Benehmen seines Feindes, sobald er sich von seinem Schrecken erholt haben würde, nicht getäuscht; die Besatzung machte an einem Ort, Namens Timery, 6 Meilen südwestlich von der Stadt Halt, und da sie dort durch 2000 Mann verstärkt wurde, trafen sie Anstalten zu einer Belagerung. Aber Clive wartete nicht bis er angegriffen wurde. Während seine Troßleute Mundvorräthe sammelten, und gemiethete Arbeiter die Festungswerke erweiterten und verstärkten, machte er mit 100 Europäern und 200 Sipahis einen Ausfall, griff den Feind mit großem Ungestüm an, und trieb ihn nach Timery zurück, was er jedoch nicht einnehmen konnte, weil seine Geschütze zu leicht waren; somit kehrte er um, beladen mit Beute, und mit der Gewißheit, daß seine Mannschaft an Zuversicht bedeutend gewonnen habe. Ueberhaupt versäumte er keine Gelegenheit, seinen Sipahis ihre Ueberlegenheit über Tschandah Sahibs Truppen zu fühlbar machen.

Inzwischen wurden zu Madras und Tritschinapoly von Seiten der Engländer bedeutende Anstrengungen gemacht, Clive zu verstärken und zu unterstützen, aber auch Tschandah Sahib rüstete sich, seine Hauptstadt wieder zu erobern. Die Engländer sandten die begehrten Achtzehnpfünder ab, und die zur Be-

machung mitgegebener Abtheilung, die fast ganz aus Sipahis bestand, zeigte auf diesem gefährlichen Marsche eben so viel Muth als Ausdauer. Zweimal wurden sie von einer überlegenen Macht angegriffen, und Einmal auch wirklich zum Rückzug genöthigt, sobald aber der Feind sich entfernt hatte, setzten sie ihren Marsch weiter fort, und erreichten Arcot in Sicherheit. Und ein Glück war es für Clive, daß sie ankamen, denn zwei Tage später erhielt er sichere Nachricht, daß Radschah Sahib, des Nabobs Sohn, mit einem starken Korps aufgebrochen sey, und gleich darauf sah man auch seine Kolonnen in furchtbarer Schlachtordnung heranrücken. Clive hielt es nicht für gerathen, mit einer so überlegenen Macht auf freiem Felde ein Gefecht zu beginnen, auch hatte er nicht Truppen genug, um einen so großen, unbefestigten Ort, wie die Stadt war, zu vertheidigen; er zog also, wie der Feind herankam, die Außenposten zurück, und schloß sich in das Fort ein, das er aufs Aeußerste zu vertheidigen entschlossen war. Unter andern Vorsichtsmaßregeln die er angeordnet hatte, war auch die, daß er diejenigen Häuser, welche ans Glacis stießen, niederreißen ließ, einige waren indeß noch stehen geblieben, und diese wurden alsbald durch Schwärme von Schützen besetzt, deren Feuer so mörderisch war, daß sich auf den gegenüberliegenden Wällen niemand ohne augenscheinliche Lebensgefahr sehen lassen konnte.

An dieser gefahrvollen Stelle ließ Radschah Sahib seine Batterien errichten, und diese zeigten sich alsbald so furchtbar, daß Clive für nöthig hielt, einen Ausfall zu unternehmen. Dieser wurde um Mittag, wo indische Armeen meistentheils gewohnt sind, sich durch Schlaf zu erquicken, unternommen und mit ausgezeichneter Entschlossenheit ausgeführt. Etwa 40 Engländer und 100 erlesene Sipahis stahlen sich zu einem Ausfallpförtchen hinaus, sprangen plötzlich auf die Wälle, und stürzten mit solcher Eilfertigkeit in die Straßen, daß sie allenthalben die Wachen in den Trancheen überwältigten. Aber jedes Haus in der Nähe der Batterie war mit Menschen angefüllt, und die Angreifer wurden mit einem solchen Kugelregen überschüttet, daß kein menschlicher Muth ausdauern konnte; sie erreichten indeß die Batterie, vernagelten einige Kanonen, zerstörten etliche Schanzwerkzeuge, und thaten außerdem jeden möglichen Schaden. Allein dieser Erfolg ward theuer erkauft; 16 Europäer mit Einschluß eines Offiziers wurden getödtet und eben so viele verwundet, während unter den Sipahis das Blutbad nur noch ärger war. Aber sie hielten tapfer aus: mehrere kehrten, als sie das Geschrei ihrer verwundeten Kameraden hörten, welche die europäische Nachhut in der Eile nicht mit fortnehmen konnte, zurück, und trugen sie ins Fort, wo sie der Befehlshaber mit dem lebhaftesten Danke empfing. Mit jedem Tage entwickelte sich mehr ihr Muth in dem Maße, als sie sich ihrer Wichtigkeit besser bewußt wurden.

Die Belagerung ging fort, mit allen Mühseligkeiten und Gefahren, und die Sipahis zeigten sich stets werth, an der Seite ihrer europäischen Kameraden zu stehen. Als Clive bemerkte, daß seine Achtzehnpfünder keine Dienste mehr leisteten, und er sein leichtes Geschütz nicht auf die Wälle bringen konnte, so baute er einen Thurm, von dem aus die Häuser, die ihn so belästigten, beherrscht wurden; dabei arbeitete kein Theil seiner Truppen emsiger mit Hacken und Spaten, als die Sipahis;*) auch halfen sie eine schwere indische Kanone auf die Spitze des Thurms hinaufzuziehen, deren 72 Pfund schwere Kugeln durch alle Gebäude und Aufwürfe durchschlugen. Aber nicht allein in solchen ihnen ungewohnten Arbeiten zeigte sich ihre Ausdauer und ihre Treue; die Lebensmittel wurden so selten im Fort, daß es sehr ungewiß wurde, ob man sich halten könne, bis die wiederholt dringend begehrte Hülfe aus der Präsidentschaft ankäme. Dieß wußte der Feind wohl, und er brauchte jede mögliche Ueberredung, — indem er Pfeile mit beschriebenen Papieren hereinschoß, mit den Schildwachen sprach u. dgl., — um die Treue der Sipahis zu erschüttern, aber alle Aufforderungen zum Abfall wurden mit Verachtung behandelt, und mehr als Einmal antwortete der Sipahi mit dem überzeugendsten aller Gründe, mit einer Kugel. Doch dieß ist noch nicht genug. Als nur noch ein schwacher Vorrath Reiß übrig, und alle andern Lebensmittel verzehrt waren, baten die Hindus ihren Befehlshaber, ihnen zu erlauben, den Reiß für die ganze Garnison zu kochen: „Eure englischen Soldaten können aus unsern Händen essen, wir nicht aus den ihrigen; sie sollen jedes Körnchen Reiß bekommen, und wir wollen uns mit dem Wasser, in welchem er gekocht wurde, begnügen." Gewiß kann man den Edelmuth und die Aufopferung nicht weiter treiben.

(Schluß folgt.)

*) Dieß wollen sie nämlich sonst nicht thun, weil sie es für die Arbeit niederer Kasten hatten.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwanzigster Brief.

Es wäre mir ein Leichtes lange vergleichende Tabellen über Einnahmen und Ausgaben der hiesigen französischen Kolonialregierung, über die Schifffahrt und die Ein= und Ausfuhr der verschiedenen Häfen abzuschreiben, die denn auch, wenn sich die Kolonie in einem geordneten Zustande befände, allerdings der Mühe verlohnte genau zu studiren, als Mittel zu Lösung des großen Problems: Welchen Nutzen hat Frankreich von seiner Eroberung Algiers? Allein die Kolonie befindet sich nichts weniger als in einem geordneten Zustande. Ihr Nationalstolz wird, ich bin dessen versichert, die Franzosen vermögen, das Land zu behalten und von der Küste aus so weit als möglich nach dem Innern vorzudringen; auch bin ich noch immer überzeugt, daß gute Verwaltung der französischen Regierung und der civilisirten Welt eine wiewohl noch entfernte Aussicht auf glänzende Vortheile von dem Besitz der Regentschaft eröffnen werde. Die öffentliche Meinung in Frankreich selbst schwankt zwischen Stolz und Sparsamkeit, wer aber von beiden siegen wird, hängt noch von manchen Umständen ab, und unter diese gehört zuvörderst der jährliche Saldo der Ausgaben und Einnahmen der Kolonie.

Die Kosten für die Truppen in Algier hängen natürlich von deren Zahl oder Stärke ab. Gegenwärtig wird diese von den Offiziers, welche

ich darüber befragte, auf 25,000 Mann geschäzt. *) Lassen wir diese Schäzung gelten, und rechnen, daß jeder Mann jährlich auf 55 Pfd. St. zu stehen komme, so ergibt sich eine Summe von 805,000 Pfd. St. Wenn ich jedoch bedenke, daß ein britischer Kriegsminister mich einst versicherte, daß unsere Armee, Alles in Allem gerechnet, der Nation jährlich auf 80 Pfd. St. für den Mann zu stehen komme, so kann ich nicht glauben, daß Frankreich (in Algier wenigstens) sein Militär für weniger als mindestens die Hälfte dieses Betrages erhalten könne; demnach ergäbe sich für 25,000 streitbare Männer eine Summe von vorläufig einer Million Pfund Sterling, die Kosten der Civilverwaltung ungerechnet.

Nun erhebt sich die Frage, reicht diese Macht hin, um das Land zu erobern und besezt zu halten? Ich bin kein Militär, wollte aber doch mein Leben verwetten, daß Napoleon selbst, wenn er noch lebte, die doppelte Anzahl verlangen würde. Die Franzosen könnten zwar wohl Algier, Oran, Budschia und Bona nebst einem Gebiet von einigen Meilen in die Runde um diese Städte mit 15 000 Mann besezt halten; allein wer kann wissen, welchen Weg ihre Politik in dieser Hinsicht einhält, und wer könnte mithin bestimmen, wie hoch sich die militärischen Kosten zu Behauptung der Regentschaft belaufen werden.

Es erscheint mir demnach als eine wo nicht vage, doch zum Mindesten sehr weitschweifige Berechnung, die Kosten bestimmen zu wollen, welche Frankreich für die Behauptung der Regentschaft aufzuwenden hat. Kosten und Einnahmen hängen von Umständen ab. Genty de Bussy zufolge bezog die französische Kolonialregierung von Algier in der ersten Hälfte des Jahres 1834 von allen Einnahmquellen der Regentschaft 1,244,664 Fr. 70 C., und nach mäßigem Ueberschlag die doppelte Summe für das ganze Jahr. Wer kann aber berechnen, wie hoch diese Einnahmen sich für die Zukunft belaufen werden? Der Ertrag der Einfuhrzölle hängt größtentheils von der Stärke des Heeres und der der Ausfuhrzölle von dem freundschaftlichen Verhältniß mit den Eingebornen ab.

Der erste Nuzen, welchen Frankreich von der Eroberung von Algier zog, bestand in der Konfiskation des Schazes des Deys. Durch den bei der Uebergabe von Algier abgeschlossenen Vertrag wurde dem Dey von den Franzosen gestattet, sein Privatvermögen mit sich zu nehmen. Durch die Worte: „richesses personelles" im zweiten Artikel des Vertrages ward ohne Zweifel angedeutet, daß er den Staatsschaz zurücklassen müsse; den sämmtlichen Einwohnern der Stadt, Militär sowohl als Civil, sagte man Schuz ihres Eigenthums und Handels, ihrer Gewerbe und Religion zu; allein kaum hatten die Franzosen festen Fuß gefaßt, als auch General Bourmont eine allgemeine Verhaftnahme der Türken befahl, in deren Folge sie ihren Familien entrissen und auf Schiffe geschleppt wurden, um außer Landes geführt zu werden. Es lief ein Gerücht von einer Verschwörung um, wodurch dieser Schritt gerechtfertigt werden sollte, allein dieses rührte von dem Abschaum der Moslems und Juden her, die für ihre Spionerie bezahlt wurden, und man weiß ja wohl, wie solche Spione Geschichten von Verschwörungen selbst schmieden, wo man gar nicht daran denkt. Bei einem so ernsten Fall, wie die Verbannung dieser Männer, hätte man allerdings stärkere Beweise beibringen sollen, man fand jedoch nicht für gut ein öffentliches Verhör vorzunehmen. Erst im Jahre 1832 erklärten die Franzosen öffentlich, Beweise von einer Verschwörung in Händen zu haben, welche der damalige Generalgouverneur — doch wohl kein unpartheiischer Richter — für authentisch erklärte, und den sehr milden Schluß zog, alle Türken müßten Theil daran genommen haben.

Als in Algier die dreifarbige Fahne an die Stelle der weißen trat, fanden die Eingebornen bei diesem Farbenwechsel nichts weniger als eine Verbesserung der Herrschaft. Das erste Dekret des Generals Clauzel vom 8ten September 1830 stellte alles unbewegliche Eigenthum des Deys (der Schaz war schon in Sicherheit gebracht) unter Sequester; auch das Eigenthum der Beys, oder Provinzialgouverneure, der deportirten Türken und das Eigenthum einer Korporation, die durch den Namen Korporation von Mekka und Medina bezeichnet wurde, erfuhren sämmtlich dasselbe Schicksal. Ein zweites Dekret des nämlichen Gouverneurs vom 7ten December desselben Jahres stellte die Häuser, Magazine, Lehengüter *) und alle Besizungen, deren Einkünfte für die Moscheen oder sonst irgend einem andern Zweck verwendet wurden, ebenfalls unter Sequester. Die Verfügung wegen des Eigenthums des Deys und der Beys läßt sich entschuldigen, das Verfahren gegen die Besizungen der deportirten Türken und das Eigenthum aller Korporationen aber, wovon selbst das milder Stiftungen nicht ausgeschlossen blieb, war ganz gewiß eine höchst ungerechte Maßregel.

Es scheint jedoch eine gerechte Vergeltung der Vorsehung zu seyn, daß diese herrlichen, ihren frühern Eigenthümern entrissenen Villa's den Franzosen nur wenig Nuzen brachten. Sie sind meist vom Militär besezt, und so zugerichtet worden, daß sie nicht mehr bewohnbar sind. Dabei wurden die herrlichsten Bäume umgehauen und die schönsten Anlagen muthwillig zerstört.

Das sequestrirte unbewegliche Eigenthum des Deys, der Beys und der verbannten Türken wird jezt unter dem gemeinschaftlichen Titel: „National-Domaine," oder öffentliches Eigenthum, begriffen. Der Gedanke, religiöse Stiftungen zu sequestriren, ist den Franzosen selbst als unpolitisch und wortbrüchig erschienen, und Genty de Bussy hat gegen den Vollzug dieser Dekrete gesprochen; ich für meinen Theil kann jedoch eine solche Verfügung nicht für ungerechter halten als jene, welche die Sequestration anderer Güter verfügte. Algier kapitulirte auf die Zusage hin, daß das Eigenthum, der Handel und das Gewerbe der Einwohner geschüzt seyn sollten, und ist dieß geschehen? Ich gebe zu, daß es noch weit unpolitischer ist, die Eingebornen in religiöser Hinsicht zu beunruhigen, die Ungerechtigkeit aber bleibt immer gleich groß.

Man wird erstaunen zu hören, daß religiöse und mildthätige Stiftungen seit so vielen Jahrhunderten in einem so despotisch regierten Staate, wie Algier, unverlezt erhalten wurden; allein auch der Willkür des Deys waren Gränzen gesteckt. Zwar konnte er nach Belieben einen Mann köpfen lassen und sich sein Vermögen zueignen, religiöses Eigenthum aber mußte er unangetastet lassen. Die Mauren und Türken in allen Regentschaften der Berberei hatten, gleich allen wahren Gläubigen in muhammedanischen Ländern, eine Anzahl öffentlicher Stiftungen, welche von Zeit zu Zeit durch Geschenke und Vermächtnisse bereichert wurden. Ueber diese Stiftungen hielt die Religion ihren schüzenden Schild, und Deys und Paschas waren gezwungen sie zu achten.

(Schluß folgt.)

*) Herr Genty de Bussy gab den Effektivstand der algier'schen Armee am 1sten Januar 1834 auf 31,410 Mann an.

*) Im Dekret steht das Wort Censives, was so viel bedeutet als Lehengüter, welche zu Erbzins berechtigt sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1836.

Die Goldausbeute im Ural.

(Aus der nordischen Biene.)

Die Ausbeute an Gold, welche die Bergwerke im Ural jezt abwerfen, bildet ohne Zweifel eine sehr bedeutende Quelle der russischen Staatseinkünfte. Der Ural, der eine so große Menge von Kupfer- und Eisenerz in sich schließt, enthält auch in seinem Schooße reiche Goldadern und goldführendes Gerölle. Die erste Entdeckung von Gold in der uralischen Kette fällt erst in dieß Jahrhundert, denn vor fünfzig Jahren kam noch keinem Bergmann in den uralischen Bergwerken der glückliche Gedanke, seine Aufmerksamkeit auf die Entdeckung von Goldadern und Goldsand zu richten: nur auf Kupfer und Eisen wurde gegraben, und niemand dachte daran, daß an denselben Orten, wo das Eisenerz sich fand, auch reicher goldführender Sand oder noch reichere Goldadern zu finden seyen. Doch konnten diese Reichthümer nicht lange unbekannt bleiben. Die Bergwissenschaften schritten, wie andere Forschungen des menschlichen Verstandes, raschen Laufs vorwärts, und dem scharfen Blick der im Ural befindlichen Bergwerksbeamten, die durch viele ihren Vorfahren unbekannte Erfahrungen bereichert waren, konnte nicht lange entgehen, daß nach allen Wahrscheinlichkeitsberechnungen sich hier Gold finden müsse. Untersuchungen, die man in Folge der einmal gefaßten Idee anstellte, wurden schnell mit einem glücklichen Erfolg gekrönt, an vielen Orten wurden Sandschollen mit reichem Goldgehalt, und bald auch reiche Goldadern gefunden. Dieß bildet ohne Zweifel eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte des russischen Bergbaues. Uebrigens war der anfängliche Goldgewinn nur unbedeutend, und seine jezige Wichtigkeit erreichte er erst in den lezten zehn Jahren. Aus den von der Regierung bekannt gemachten Nachrichten ersieht man, daß in den acht Jahren von 1827 bis 1834 auf sämmtlichen Staats- und Privatbergwerken außer dem Silber und Platina *) 2676 Pud reines Gold gewonnen wurden.

Man kann nicht umhin zu bemerken, daß der Goldgewinn einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Verbesserung der Bergwerksetablissements selbst hatte. Ihre Thätigkeit war zur Zeit, als man Gold zu gewinnen anfing, fast allenthalben beschränkt, und jezt ist der Umfang ihrer Arbeiten in Vergleich mit der früheren Zeit noch geringer. Dieß kommt daher, daß der größte Theil der bergwerkskundigen Arbeiter sich von den Hüttenwerken zum Auswaschen des goldhaltigen Sandes und zur Bearbeitung der Goldadern wandte. Die natürliche Folge war, daß durch die verminderte Thätigkeit der Hüttenwerke der Zerstörung der Wälder Einhalt gethan wurde, denn obwohl auch beim Bergbau auf Gold noch Holz nothwendig ist, so ist dieß doch in bedeutend geringerem Grade der Fall. Die Wichtigkeit der Schonung der Wälder ist um so größer, als die Wälder um alle Bergwerke her ausnehmend stark gelichtet worden sind. Der Grund hievon liegt in der früher viel weit verbreiteten Thätigkeit der Hüttenwerke; die Gründer derselben mißbrauchten die ihnen von der Regierung verwilligten Vortheile auf eine arge Weise: bekanntlich gewährte die Regierung jedem neu errichteten Hüttenwerke zur Aufmunterung des Bergbaues gewisse Freijahre, während welcher das neue Hüttenwerk von der Bezahlung der Accisegelder für das in demselben gegossene Eisen frei war. Viele Hüttenbesitzer wollten die verwilligten Freijahre benützen, und aus den Hüttenwerken die möglichst großen Vortheile ziehen; deßhalb erweiterten sie den Bergbau über alles Maß, und erschöpften, ohne im Geringsten an die Zukunft zu denken, die Wälder auf eine schreckliche Art. Hiezu kommt noch die Unvorsichtigkeit, mit der man bei der Benützung der zu den Hüttenwerken gehörigen Wälder überhaupt verfuhr, indem man aus Unkenntniß aller Waldwirthschaft die Wälder gänzlich aushieb, so daß nicht leicht mehr ein Nachwuchs aufkommen konnte. Die Folge war, daß es mehr und mehr den Hüttenwerken an Holz gebrach, und so bringt die Goldwäscherei und die Bearbeitung der Goldadern den Hüttenbesitzern auch hinsichtlich der Schonung ihrer Wälder nicht unbedeutende Vortheile. Außerdem ist noch ein Umstand zu bemerken, welcher gleichfalls eine Folge des Goldgewinns ist, und einen sehr wichtigen Einfluß auf den Zustand der Hüttenwerke ausübt. Ehe man sich mit dem Goldwaschen und Goldgraben beschäftigte, mußten die Hüttenbesitzer ihre Geschäfte einschränken, und dadurch sank natürlicherweise die Erzeugung

*) An Silber wurde 9255 Pud, an Platina 756 P. gewonnen. Siehe Bergwerksjournal 1835. Nr. 8.

von Eisenwaaren gegen früher; aber darum stieg nicht der Werth dieser Eisenwaaren, sondern er fiel noch, weil die Nachfrage gegen früher sich ungemein vermindert hatte. Bei aller Einschränkung der Hüttenarbeiten können jetzt die Hüttenbesitzer ihre Waaren kaum mehr los werden, während sie früher bei einer doppelt so großen Menge von Waaren nie um den Absatz verlegen waren. Unter diesen Umständen brachte ihnen freilich die Entdeckung, daß der Ural in seinem Innern Gold verberge, einen doppelten Vortheil: sie konnten ihre Leute einträglicher beschäftigen, und entgingen zugleich einem höchst gedrückten Zustand, der ihnen unter anderen Umständen sicher bevorgestanden hätte.

Unter die wohlthätigen Folgen des Auffindens von Gold muß man auch rechnen, daß die Lebensweise und der ganze Zustand der Hüttenarbeiter sich wesentlich verbesserte: dieß versichern wenigstens viele glaubwürdige Leute, und es läßt sich auch kaum anders erwarten, da sie jetzt einen bedeutend höhern Lohn empfangen. Bei Sparsamkeit und verständiger Aufführung können die Meisterarbeiter (masterowie) bedeutende Summen ersparen. Freilich thun dieß nicht Alle, und es gibt manche darunter, die in dem vermehrten Einkommen nur das Mittel sehen, sich der Völlerei und allen möglichen Ausschweifungen zu überlassen. Doch suchen die Hüttenämter möglichst Einhalt zu thun.

(Schluß folgt.)

Rückblicke auf die Geschichte der ostindischen Armee.

(Schluß.)

Von Zeit zu Zeit wurden Versuche gemacht, eine Verbindung zwischen der gefährdeten Garnison und Madras zu eröffnen; solche Versuche, wobei man unter tausenderlei Gefahren durch das feindliche Lager gehen mußte, konnten natürlich nur von Eingebornen angestellt werden. Obgleich es wohl bekannt war, daß ein Bote nach dem andern entdeckt und enthauptet worden war, indem die Köpfe derselben auf Stangen aufgesteckt wurden, um ihre in dem Fort zurückgebliebenen Kameraden von ihrem Schicksal zu benachrichtigen, so fehlte es doch nie an Leuten, welche sich abermals zu solchem Dienste erboten, und so wurden endlich die Behörden zu Madras von der hoffnungslosen Lage der Vertheidiger von Arcot in Kenntniß gesetzt. Eine Abtheilung von 100 Europäern und 200 Sipahis wurde nebst Mund- und Kriegsvorrath nach Arcot abgeschickt, und kam glücklich bis auf 30 Meilen von dem Orte ihrer Bestimmung an, hier aber wurden sie aufs heftigste von einer überlegenen Macht angefallen, der sie nicht zu widerstehen vermochten, und darum nothgedrungen nach Panamalli zurückweichen mußten. Als auf diese Weise alle Hoffnung gänzlich verloren schien, rettete ein glücklicher Zufall, oder vielmehr die Vorsehung, welche selten den Tapfern verläßt, Clive und seine kleine Schaar. Ein Mahrattenhäuptling, Namens Morari Rao, einer der herumstreifenden Abenteurer Indiens, welche ihre und ihres Stammes Schwerter oft dem Meistbietenden vermiethen, war von einem der kriegführenden Fürsten unter den gewöhnlichen Bedingungen in Sold genommen worden, stand eben damals etwa zwei Tagemärsche von Arcot im Lager, und beobachtete, wie es schien, den Ausgang des Kampfes hier und vor Tritschinapoly. Zu ihm kam aus eigenem Einfall einer von Clive's Sipahis; Morari Rao war schon seit geraumer Zeit erstaunt über die kühne, hartnäckige Vertheidigung des Schlosses, die Erzählung des Sipahis nahm sein lebhaftestes Interesse in Anspruch, und er beschloß eine Sache zu unterstützen, die bereits vom Himmel begünstigt schien, und wie er sagte, endlich siegen müsse. Er setzte demgemäß seine Truppen in Bewegung, aber Radschah Sahib war von seinen Spionen allzu gut bedient, um über die ihm drohende Gefahr lange in Ungewißheit zu bleiben, und er beschloß ihr zuvorzukommen.

Zwei Breschen waren in der Zwischenzeit in der Mauer der Citadelle bewerkstelligt worden, die eine 50, die andere 90 Fuß weit, und Radschah Sahib beschloß auf jede Gefahr hin einen Sturm zu versuchen. Zwar erkannte er wohl, daß Clive beide durch gezogene Gräben hatte abschneiden lassen, und daß dieselben durch aufgeworfene Parapets flankirt waren, hinter denen die Garnison ihr Feuer in ziemlicher Sicherheit unterhalten konnte; er wußte aber auch, daß Clive höchstens 120 streitfähige Leute, worunter kaum 20 Europäer aufstellen konnte, und er hielt es deßhalb für ganz natürlich, daß die bloße numerische Uebermacht siegen müsse, namentlich da es in seiner Macht stand, den Muth seiner Truppen durch religiösen Fanatismus zu steigern. Zu diesem Ende hatte er eines der großen muhamedanischen Feste gewählt, und er bestimmte diesen Tag, — es war der 14te November, — zur Ausführung seines gefährlichen Unternehmens. Der rechtgläubige Muhammedaner ist überzeugt, daß wer an einem solchen Feste im Kampfe gegen die Ungläubigen fällt, unmittelbar ins Paradies eingeht, und diese Ueberzeugung, wenn sie noch durch eine wohl angebrachte Dosis Opium verstärkt wird, gibt ihm den Muth, dem Tod unter allen Gestalten zu trotzen. Demgemäß rückten am 14ten Nov. zwei starke Kolonnen hinter den schützenden Häusern vor, sprangen in den Graben und begannen die Ruinen der Mauer eilfertig zu ersteigen; aber nicht einer von den Vordersten erreichte lebend die Spitze der Bresche. Die Garnison eröffnete ein so lebhaftes, wohl unterhaltenes und wohl gezieltes Feuer, daß die Angreifer in Massen die Bresche wieder hinabstürzten. Die Ueberlebenden wichen zurück hinter die schützenden Häuser, formirten sich abermals, und rückten von neuem über die Leichen ihrer erschlagenen Genossen vor, allein weder ihr natürlicher, noch ihr durch Opium gesteigerter Muth reichte aus, Clive's Heldenschaar war nicht zu erschüttern, und der Angriff schlug fehl.

Eine indische Armee, einmal geschlagen, läßt sich nicht wieder in Ordnung bringen. Radschah Sahibs Truppen ließen nicht nur vom Sturme ab, sondern durchbrachen auch, wie dieß bei solchen Truppen häufig ist, alle Bande des Gehorsams und lösten sich auf; viele gingen zu den Engländern über, eine weit größere Zahl eilte in ihre Heimath, während der Anführer mit denen, die seiner Fahne treu blieben, die Stadt unter dem Schutz der Nacht räumte, und auf dem Wege nach Tritschinapoly abzog. Aber er sollte nicht unbelästigt entkommen: mit

Tagesanbruch machte Clive einen Ausfall, ihn zu verfolgen, vereinigte sich auf seinem Marsche mit einer Abtheilung von Morari Rao's Truppen, so wie mit einer Schaar Europäer, die von Tschittapet herkam, erreichte endlich die Flüchtlinge und schlug sie völlig. Dann wandte er sich gegen Congeveram, das die Franzosen während der Belagerung der Citadelle in Besitz genommen hatten, und nahm es, nachdem er drei Tage nach einander hatte stürmen lassen.

Während dieses ganzen Feldzugs und noch mehrere Jahre später waren die disciplinirten Sipahis in einzelne von einander unabhängige Kompagnien, gewöhnlich von 100 Mann, getheilt, und von Subahdars oder einheimischen Kapitäns kommandirt. Selten geschah es, daß einer von diesen seiner Pflicht untreu wurde, während einer derselben, Namens Muhammed Esof, durch seine Talente und seinen Muth sich zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Sipahis aufschwang. Die indische Kriegsgeschichte jener Zeit nennt seinen Namen so oft und so ehrenvoll, als den der ausgezeichnetsten Europäer, die an jenem Kampfe Antheil nahmen.

In dem Maße als die Zahl der Sipahiarmee wuchs, erfuhr auch ihre Organisation einige Veränderung, und die unabhängigen Kompagnien wurden allmählich in Bataillone zusammengezogen. So finden wir, daß im J. 1776 sich in der Präsidentschaft Madras 10 Sipahibataillone befanden, von denen jedes aus 1000 Mann bestand und von drei europäischen Offizieren befehligt war. Diese Anzahl wird denjenigen, welche an die Verfügungen der neuern Zeit *) gewöhnt sind, völlig unzureichend erscheinen, und die Sache scheint auch einige Nachtheile gehabt zu haben, denn von Zeit zu Zeit wurde die Zahl der englischen Offiziere vermehrt, bis endlich jedes Bataillon einen Hauptmann, und jede Kompagnie einen Subalternoffizier hatte. Dieß war vielleicht, Alles recht erwogen, die vollkommenste Organisation, der diese Truppenmacht fähig war; wahrscheinlich war sie nie in einem brauchbarern Zustande, und gewiß nie eifriger und dienstwilliger, als zu der Zeit, wo der Sipahi noch zu höherem Rang und Ehrenstellen gelangen konnte. Freilich möchte wohl das beste Korps einheimischer Truppen ohne das Beispiel und die Leitung von Europäern keine sonderliche Brauchbarkeit entwickeln, aber man kann auch die Sache zu weit treiben, und die Anwesenheit von zu vielen Europäern wirkt auf die Sipahis, welche dadurch jeder Aussicht auf Beförderung beraubt werden, gewiß eben so nachtheilig, als wenn gar keine Europäer da wären.

Die Jahre 1780, 1781 und 1782 **) umfassen eine Periode mannichfacher Leiden für die Armee und die friedlichen Einwohner des Carnatic. Was die Armee betrifft, so gab es kaum ein Regiment, bei dem nicht der Sold seit zwanzig Monaten im Rückstand war, und obgleich die Mannschaft täglich eine Ration Reiß erhielt, so reichte dieß doch nicht hin, ihre Familien vor der verheerenden Hungersnoth zu schützen, welche damals das Gebiet der Kompagnie heimsuchte. Wenn man nun erwägt, daß der Hindu ungemein an seiner Familie hängt, daß er als verheuratheter Mann seine Frau und Kinder nicht minder liebt als sein eigenes Leben, daß, wenn noch unverheurathet, seine kindliche Zuneigung von der stärksten Art ist, dann muß man wohl anerkennen, daß eine Treue und eine Ausdauer, die sich auch nicht einmal ein Murren erlaubt, alles Lobes werth ist. Ueberdieß empfingen die Sipahis mit dem lebhaftesten Danke jede freundliche Bemühung, womit die europäischen Offiziere ihnen die Last der Leiden, die sie nicht heben konnten, zu erleichtern suchten, belohnten sie mit Anhänglichkeit, folgten freudig, wohin sie immer geführt wurden, und zeigten bei jeder Gelegenheit eben so viel aktiven Muth, als passive Entschlossenheit, wodurch sich der Hindu überhaupt auszeichnet. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Sipahiarmee, wenigstens was die Präsidentschaft Madras anbelangt, damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand.

Während der Feldzüge von 1790 und 1791 gegen Tippu Sultan fochten die Sipahis der Madrasarmee tapfer, aber die größere Zahl europäischer Truppen, die sich unter ihnen befand, verminderte die Gelegenheiten sich auszuzeichnen; und wenn auch ihre Disciplin sich verbesserte, fielen sie doch in ihrer eigenen Werthschätzung, denn die Sipahiarmee war gewissermaßen zu einer sekundären Truppe herabgesunken, und dadurch sank der Stolz der Soldaten, aus denen sie bestand. Ob es nöthig war, die Zahl der europäischen Truppen in Indien so sehr zu vermehren, wollen wir hier nicht untersuchen, aber die Folge davon, nämlich der schlimme Einfluß auf das Selbstgefühl der Sipahi und somit auf ihre Brauchbarkeit, läßt sich nicht läugnen.

Das Jahr 1796 ist merkwürdig durch eine abermalige Aenderung in der Organisation der Sipahiarmee: sie sollte künftig nicht mehr aus einzelnen, von einem Hauptmann und zehn Subalternoffizieren kommandirten Bataillonen bestehen, sondern Regimenter von zwei Bataillonen gebildet werden, welche durch europäische Offiziere von gleichem Rang und fast auch gleicher Anzahl wie die königlichen Regimenter befehligt wurden. Die natürliche Folge war, daß die Sipahioffiziere mit Einemmal der Sache, wenn auch nicht dem Namen nach, zu Unteroffizieren herabsanken. Bisher war die innere Verwaltung der Bataillone, das Beziehen der Wachen, die Adjutantendienste u. s. w. ausschließlich von Subahdars versehen worden; jetzt sollte ein Europäer, gewöhnlich ein ganz junger Mensch, Dienste versehen, wozu er weder durch eine mangelhafte Sprachkenntniß, noch durch seine geringe Diensterfahrung befähigt war, während der alte gediente Sipahioffizier sich den letzten Zugang zu Rang und Auszeichnung versperrt sah, und aufhörte, an der Ehre seines Korps einen sonderlichen Antheil zu nehmen. Das Ansehen und die Paradedisciplin der Truppen besserte sich allerdings, auch zeigten sie sich im J. 1799 in den Feldzügen gegen Tippu Sahib und bald darauf gegen die Mahratten nicht lässig im Kampf, aber das eigenthümliche Band, das die Mannschaft an die Offiziere und dadurch an die Regierung knüpfte, war zer-

*) Jetzt sind nämlich die Regimenter mit lauter englischen Offizieren fast in derselben Zahl wie bei den englischen Regimentern versehen.

**) Dieß war die Zeit, wo Heider Ali's Einfall ins Carnatic die indische Herrschaft in Indien an den Rand des Verderbens brachte.

rissen. Ein neues Band trat an die Stelle des alten, allein wenn man die Ursachen einiger spätern Aufstände genau untersucht, so wird man ohne Mühe erkennen, daß das neue weder so schnellkräftig noch so dauerhaft ist als das alte.

Chinesische Talismans.

Ein gewöhnlicher chinesischer Talisman ist das „hundert Familien Schloß;" um sich ein solches zu verschaffen, geht ein Vater bei seinen Freunden umher, und nachdem er von hundert verschiedenen Menschen einige Kupfermünzen des Landes erhalten hat, legt er selbst noch das Uebrige hinzu, um ein wie ein Schloß befestigtes Zierrath zu kaufen, das er seinem Kinde um den Nacken hängt, um dasselbe dadurch figürlich ans Leben zu ketten, und die hundert Personen auf eine geheimnißvolle Weise dazu beitragen zu lassen, daß es ein hohes Alter erreicht. Ein anderes von Kindern getragenes Zaubermittel ist die Figur des Kylin, eines fabelhaften Thieres, das bei der Geburt Konfutse's erschienen seyn soll, und darum den Kindern hohen Rang und Glück bedeutet. Am fünften Tage des fünften Mondes werden Sprossen und Zweige des Acorus calamus, einer Pflanze, die von den Chinesen gai genannt wird, an die Thüren der Häuser gelegt, damit nichts Böses hineinkomme. Der „Pfirsich Zauber" besteht in einer mit Blüthen bedeckten Sprosse dieses Baumes, welche am neuen Jahre zu demselben Zweck an den Thüren niedergelegt wird. Das Pakua, oder die acht mystischen Diagramme Fohis in Stein oder Metall gravirt, werden oft als Amulette getragen. Auch eine eigenthümliche Kürbißart, der Bouteillenkürbiß genannt, wird als ein Emblem eines langen Lebens, als Zierrath abgebildet. Den getrockneten Kürbiß selbst hängt man oft den mit ihren Eltern auf einem Boote lebenden Kindern um, wodurch sie, wenn zufälliger Weise über Bord gefallen, auf der Oberfläche des Wassers einige Zeit erhalten werden, bis man sie herausziehen kann.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Die bedeutendste dieser Stiftungen ist die von Mekka und Medina. „Sie ist, sagt Genty de Bussy, dazu bestimmt, die Moscheen in jenen heiligen Städten zu unterstützen, Almosen unter die Armen zu vertheilen, und jenen Moslems, welche die Reise nach Mekka nicht aus eigenen Mitteln bestreiten können, den Bedarf dazu zu verabreichen." Es fällt indeß auf, wenn dieser sonst so genaue Schriftsteller nach dieser Angabe ein Dokument beibringt, in welchem der Behauptung, daß die Pilgrime nach Mekka aus jenen Stiftungen unterstützt wurden, widersprochen wird. Dieses Dokument besteht in einer Reihe von Fragen an den Mufti von Algier über diese Stiftung, sammt dessen Antworten.

Eine der Fragen lautet: „Bekommen die Moslems von Algier, welche die Pilgerfahrt machen, eine Unterstützung aus der Stiftung von Mekka und Medina?" worauf die Antwort lautet: „Nein." Dieser Widerspruch läßt sich nur in so fern erklären, als vielleicht arme Moslems, welche zufällig aus den heiligen Städten nach Algier kamen, Unterstützung zur Heimreise aus jenen Fonds erhielten.

Der merkwürdigste Umstand, der sich aus dem fraglichen Dokument ergibt, ist, daß Almosen auch an Christen verabreicht wurden. Die bestimmte Zeit zu Vertheilung derselben war Montags und Donnerstags Morgens, wobei die Armen in drei Klassen getheilt wurden, nämlich in Männer, Weiber und Kinder. Ein wohlthätiger Algierer vermachte sogar im vergangenen Jahrhundert eine bedeutende Summe zu Brod für die armen Christensklaven, und zwar mußte dieß gerade an dem Tage vertheilt werden, wo sie die kärglichste Nahrung erhielten.

Baron Pichon gibt eine Beschreibung von dieser wöchentlichen Almosenvertheilung, die gewiß noch besteht, obschon ich sie nicht mit angesehen habe. Der Ukil, oder Stiftungsverwalter, sitzt nebst zwei Beisitzern unter freiem Himmel; ein Haufe von vielleicht zweitausend Armen, größtentheils Weiber mit Kindern an der Hand, defilirt nach und nach an ihm vorüber, wobei dann jedem Individuum eine Gabe von vielleicht 1½ Sous verabreicht wird. Vormals, wo man in Algier ein Schaf für 15 Pence kaufen konnte, war dieß allerdings ein reichliches Almosen, bei den jetzigen Preisen der Lebensmittel aber darf man sich nicht wundern, die Bettler so mager zu sehen. Herr Pichon sagt, daß dieses Almosen aus den Stiftungen für Mekka genommen, der Ueberschuß aber an den Staatsschatz abgeliefert werde, um nicht etwa damit Intriguen und Aufstände gegen die Franzosen zu unterhalten.

Billig ist es zu sagen, daß, obschon ich keine Hoffnung habe den verbannten Türken je Gerechtigkeit widerfahren zu sehen, doch die Sequestration des Korporationseigenthums von den Franzosen nicht allgemein und für immer gut geheißen werden wird, denn Baron Pichon sagt, daß dieselbe nur theilweise stattgefunden, und daß man die Fonds zu Unterstützung der Moscheen in Algier niemals eingezogen habe. Zwar wurde allerdings eine Moschee abgebrochen und eine andere in eine katholische Kirche verwandelt, somit allerdings ein Bruch des Vertrages begangen, indeß läßt sich die erstere Maßregel damit entschuldigen, daß durch das Abbrechen der Moschee sammt ihren Nebengebäuden der einzige Marktplatz der Stadt erweitert, und eine Aussicht nach dem Meere eröffnet wurde, wodurch das düstere Algier an Licht und gesunder Luft gewann. So lange übrigens die afrikanische Kommission — ein Gerichtshof zu Untersuchung des Zustandes der afrikanischen Kolonie, der seine Berichte an die Regierung nach Paris sendet — ihre Arbeiten fortsetzt, ist auch die Frage wegen der Sequestrationen noch nicht als völlig entschieden zu betrachten.

Die Franzosen haben gewiß auch manches Gute in Algier gestiftet, und da ich jetzt von ihren Ungerechtigkeiten gesprochen habe, so ist es billig, daß ich in meinem nächsten Schreiben der Einrichtungen gedenke, welche Hoffnung geben, die Civilisation befördert zu sehen.

Gasbeleuchtung der Schiffe.

Die Bereitung des Gases macht täglich neue Fortschritte, und die Anwendung dieses Beleuchtungssystems erweitert sich mit jedem Tage. Man baut gegenwärtig zu Lamb-Lane einen Gasometer, welcher 161.881 Kubikfuß Gas fassen soll, und auf der Themse rüstet man ein Dampfschiff, das nach dem System des Lieutenants Englebue mit Gas beleuchtet werden soll. Ein Apparat mit zwei Retorten wird auf dem Herde der Dampfmaschine zwei Stunden vor Nacht angebracht, und liefert hinreichend Gas, um das Verdeck, die Kajüte, die Maschinenkammer und die Zwischendecke zu erhellen. Diese lebhaft gewünschte Verbesserung wird viele Unfälle verhüten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1836.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

Die Tage sind vorüber, wo Albrecht von Haller ausrufen konnte: „Ueber die Alpen geht kein Rad." Manche frühere Maulthiersteige, hoch und gefahrvoll, zur Seite von Wildbächen an Felsenabstürze geklebt, sind jetzt zu Kunststraßen geworden, wodurch viele Handelsverhältnisse und militärische Beziehungen neue Impulse gewonnen haben, und heute ganze Armeen mit allem Train ohne Hinderniß und schlagfertig marschieren könnten, wo sonst fast nur Parteigänger und Guerillasbanden durchzukommen vermochten. Diese Alpen zu übersteigen, bringt jetzt keinen Ruhm mehr; aber zwischen Haller und unsern Tagen gab es freilich einen Napoleon.

Noch vor etwa einem Jahrzehent galt nebst dem Mont-Cenis die Simplonstraße für das kühnste der modernen Römerwerke, das an Festigkeit des Kunstbaues, so wie an großartiger Naturabwechselung der nächsten Umgebung nicht seines gleichen hatte, und, wie man glaubte, für alle Folgezeit der Gegenstand einstimmiger Bewunderung bleiben müsse. Seit zwischen Tyrol und dem Veltlin der Hochweg über das Stilfserjoch vollendet wurde, ist durch diesen jedoch der Ruhm des Simplon einigermaßen verdunkelt worden; denn wahrlich, aus der Hölle der Finstermünz bis auf die ewigen Gletscher des Orteles binnen zwei Tagen bequem und mit den schwersten Kutschen gelangen zu können, dieß will noch etwas mehr sagen, als von Brieg oder Domo d'Ossola aus das Bernhardiner-Hospiz zu erreichen. Dessen ungeachtet aber bleibt der Simplon immer noch gegenwärtig von hoher Wichtigkeit, und sein verwahrloster Zustand scheint es nur um so dringender zu erfordern, auch die Aufmerksamkeit des Entfernten, besonders des Einflußreichen wieder auf ihn zu richten. Es wäre bereits Pflicht der Pietät, ein solches Werk selbst einer späten Nachwelt zu erhalten, auch wenn es andere vielfältige Interessen nicht gebieterisch erheischten. Hoffentlich ist der gegenwärtige, durch Naturereignisse und Fahrlässigkeit herbeigeführte Verfall des piemontesischen Straßenantheiles nur ein vorübergehender Zustand.

Dieser italienisch-schweizerische Straßenzug ist als ein doppelter zu betrachten, und in einen weitern und einen mehr beschränkten abzutheilen. Er beginnt im fernern Süden eigentlich schon zu Mailand, bei dem ehemals so genannten Arco del Sempione oder Napoleone, dem heutigen Arco della Pace (Friedensbogen), diesem aus Marmor geschaffenen Epos, welches nebst den Dombauten eine neue lombardische Bildhauerschule ins Leben rief und den Ruhm von Marchese Caniola gesichert hat. Und er endet am herrlichen Rhonestrande von Genf, dicht vor jener Insel, die seit Kurzem mit der Bronzestatue Rousseau's prangt. Unter den südlichen Alpenabhängen läuft die Straße am Ufer des Lago maggiore, unter den nördlichen an jenem des Leman hin. Zwischen beiden Seen, im Vegetationsschmuck der wärmern gemäßigten Zone prangend, ragt der Simplon selbst mit seinen Gletschern, Torrenten und wild romantischen Schluchten empor, die durch den Kunstbau erst gebändigt und dem Menschen zinsbar gemacht wurden. Die Orte Domo d'Ossola und Brieg bezeichnen hier wieder eben so die Gränzpunkte des Bergweges, wie Mailand und Genf die Termen der Simplonstraße als großes Ganze sind.

Daß eine stets wenigstens 21 Fuß breite, durch Seitenmauern und prachtvolle Brücken geschützte Straße, die von Mailand bis Genf 74 Stunden Länge hat und oft die härtesten Granitfelsen durchbricht, ungeheure Summen kostete, wird man erklärlich finden. Achtzehn Millionen Franken wurden in fast allen Reisebeschreibungen und Handbüchern als Totalsumme genannt, was aber, selbst auf Napoleons Behauptung gestützt, offenbar noch zu wenig ist, da Ceard, ihr Baumeister, in seinem Memoire versichert, jede einzelne Stunde Weges in der italienischen Fläche, wo das Material dicht zur Hand liegt und die Arbeiter die wohlfeilsten von der Welt sind, habe gegen 900,000 Franken gekostet; aber freilich bezeichnet jene italienischen Strecken Ceard auch als la plus belle chose qui existe en ce genre. Die Straße schmiegt sich von Sesto Calende bis nach Baveno dicht an das westliche Ufer des Langen-Sees; was anfänglich General Chasseloup zu verhindern suchte, der sie von Baveno aus an den wenigstens tausend Fuß über den Lago maggiore erhabenen Orta-See, und erst von diesem nach Arena geleitet

setzen wollte. Nach vielfältigen Untersuchungen Ceards befahl jedoch Napoleon, ihr die heutige Bahn anzuweisen, und dadurch gewann sie einen außerordentlichen Naturreiz mehr, indem man mehr als fünf Stunden lang den Blick unausgesetzt auf dem lieblichen Wasserspiegel, insbesondere auf den borromäischen Inseln ruhen lassen kann. Die italienischen Künstler haben ihrerseits auch Alles aufgeboten, um die Straße dieser wunderschönen Gegend entsprechend auszuführen. Sie erhebt sich 16 Fuß über die Fluth, und ist eben so dauerhaft als prachtvoll vollendet. Eine feste, meisterlich erbaute Mauer schützt sie den ganzen See entlang, und auf der andern Seite ist der Felsen wieder so gesprengt oder die Erde so richtig abgeböscht und durch eine ähnliche Mauer gehalten, daß der Reisende gegen jedes Stein- oder Erdabgleiten völlig gesichert ist. Fünf volle Jahre, von 1800—1806 währete ihr Bau, und von dem Punkte an, wo sie das Ufer des Ticino und mit ihm zugleich den südlichsten Theil des Lago maggiore erreicht, bis zu dem 30 Stunden entfernten [illegible] Glyß im Wallis, wurden 611 Brücken und künstliche Wasserdurchlässe, größtentheils von Granit, aber theilweise auch nur von Holz ausgeführt, um sie zur Kriegszeit desto schneller abtragen, und somit feindliche Heerhaufen abhalten zu können.

Von Arona bis Algaby (deutsch Gsteig, italienisch Gabdio) hatten die italienischen Ingenieure 50 Brücken und 302 Wasserleitungen anzulegen, mußten mit Pulver und dem Hammer gegen 199,800 Kubikmeter Felsen sprengen, 280,000 Kubikmeter Mauern aufführen, und 1,550,000 Kubikmeter Erde wie andere Materialien herbeischaffen, um theils das Terrain zu ebnen, theils Spalten und Erdrisse damit zu verstopfen. Sie verwendeten zu ihren Arbeiten 175,000 Pfd. Pulver *) und 4—6000 Tag und Nacht beschäftigte Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goldausbeute im Ural.

(Schluß.)

Der goldhaltige Sand im Ural wird auf doppelte Art gewonnen, entweder durch die gewöhnlichen bergmännischen Schachte, oder bloß durch Aufreißen des Bodens. Die Sandschollen, welche nicht tiefer als zwei oder drei Arschinen liegen, erhält man auf die letztere Art, indem Erde, Thon und andere Schichten, die kein Gold enthalten, und welche man Turf nennt, bloß auf die Seite geschafft werden. Das Einschlagen der Schachte ist weit kostspieliger, theils wegen der bergmännischen Arbeiten selbst, theils wegen der Fortschaffung des Wassers u. dergl.; indeß sind die tiefer liegenden Sandschollen sehr häufig auch die goldhaltigeren, und ersetzen somit reichlich die darauf verwandte höhere Auslage. Hinsichtlich des Reichthums der goldhaltigen Sandlager ist zu bemerken, daß man hie und da Schollen fand, wo man aus hundert Pud Sand bis drei Pfund Gold auswusch. Doch sind dieß Seltenheiten, und größtentheils enthalten 100 Pud Sand einen Solotnik Gold, bald etwas mehr, bald etwas weniger. Außerdem ist zu bemerken, daß die Sandschichten einer und derselben Grube an verschiedenen Stellen nicht gleichen Goldgehalt haben, ja oft in der Entfernung von wenigen Klaftern um das Doppelte, ja ums Dreifache abweichen. Hieraus wollen einige schließen, daß der goldführende Sand durch irgend eine heftige Erschütterung in seine jetzige Lage gekommen sey. Auch die Sandlager selbst weichen in Größe und Ausdehnung sehr von einander ab. Einige dieser Sandlager sind so groß, daß man im Laufe weniger Jahre über 200 Pud Gold gewann, und immer noch fortwährend große Goldsandstrecken aufgerissen werden. Die größten Goldlager finden sich in den Kreisen von Werch-Isetsk, Nischne tagilsk, Kaslinsk und Newiansk; die von Werch-Isetsk sind die bedeutendsten von Allen, denn im J. 1833 erhielt man dort über 57 Pud reines Gold.

Von welchem Umfang die Goldwäschereien sind, zeigt die große Menge Gold, welche jährlich aus dem Ural kommt: sie nehmen bedeutende Kapitalien in Anspruch und beschäftigen viele tausend Hände. Einzelne derselben sind so groß, daß sie allein tausend Menschen und darüber erfordern, namentlich in den Sommermonaten, wo das Ausgraben und Waschen der Sandschichten mit viel größerer Leichtigkeit vor sich geht als irgend zu einer Zeit des Jahres; bei den meisten Gruben sind indeß warme Wäschereien angelegt, und die Arbeit geht das ganze Jahr fort. Der Anblick einer solchen Thätigkeit hat viel Malerisches. Hier sieht man eine lange Reihe Waschbänke, an denen Hunderte von Personen arbeiten; einige führen den Sand herbei, andere vertheilen ihn an die Bänke. Der Steiger oder Vorstand übt genaue Aufsicht und seinem scharfen Blicke entgeht kein Müßiggänger. Aber die allgemeine Lebhaftigkeit und Bewegung vermehrt sich noch, wenn das Etablissement von dem Obervorsteher besucht wird: dann bemüht sich Alles vom letzten Arbeiter bis zum Aufseher seine Thätigkeit und seinen Eifer zu zeigen. Manchmal ertönen auch fröhliche Gesänge. Die malerische Vertheilung der Gruppen, die lebhafte Bewegung, welche dem Ganzen ein so abwechselndes Bild verleiht, selbst die meist schöne Lage an irgend einem Flüßchen, alles dieß bildet ein Gemälde, das des Pinsels eines Künstlers wohl würdig wäre.

Das Verfahren bei der Wäsche des goldführenden Sandes hat sich allmählich verbessert, und jetzt einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Der Erfolg der Wäschereien hängt hauptsächlich von der besseren oder schlechteren Beschaffenheit der Geräthe ab, welche zwei Hauptbedingungen erfüllen müssen, nämlich die Möglichkeit in einer bestimmten Zeit eine große Menge Sand zu waschen, und zugleich daß die Wäsche möglichst

*) Daß man zum Sprengen der Felsen auf dem ganzen Straßenzuge 160,000 Centner Pulver bedurfte, wie Arthur von Nordstern angibt, scheint unglaublich, da die Schweizerseite bei weitem weniger zu sprengen hatte, als die italienische, deren Pulverbedarf Ceard genau kennen mußte. Auch nicht ohne einige Emphase behauptet Matthisson: „Frankreich steht im entschiedensten Vortheile gegen Italien; denn die auf der Südseite größtentheils schon (im J. 1804) besiegten, und noch zu besiegenden Schwierigkeiten, verhalten sich gegen die auf der Nordseite ungefähr wie eine Weltumschiffung gegen eine Westindienfahrt, oder die Erklimmung des Pichincha gegen die Ersteigung des Vesuvs."

rein gemacht werde, d. h. daß in dem hinaus geschwemmten Sande nicht auch noch Gold sich finde. Als die Goldwäschereien im Ural anfingen, brauchte man fast nur einfache Waschkörbe. Da sie von geringem Umfang sind und also wenig Raum einnehmen, so werden sie mit Vortheil bei kleinen Gruben angewandt, wo die Einrichtung anderer Geräthe wegen ihres größeren Umfanges gar nicht wohl möglich ist, auch können diese Waschkörbe, eben weil sie klein sind, sehr leicht von einem Ort an den andern gebracht werden. Uebrigens erfüllen sie die beiden obigen Bedingungen keineswegs, und wenn sie noch auf einigen Wäschereien im Gebrauch sind, so ist dieß nur da der Fall, wo die größern nicht wohl angebracht werden können. Die sogenannten ungrischen Waschbänke sind jetzt in fast allgemeinem Gebrauch: sie sind meist nicht viel größer als die Waschkörbe, und können fast allenthalben gebraucht werden; das Waschen geht ungemein leicht von Statten, und bei gehöriger Aufsicht ist der ausgewaschene Sand sehr frei von Gold. An jeder Bank arbeiten drei Menschen: zwei stehen am Gitter, das von gegossenem oder geschmiedetem Eisen ist, und drücken den durch laufendes Wasser angefeuchteten Sand hindurch, der dritte breitet den durch das Gitter gegangenen Sand aus, und scheidet das Gold davon. Bei dieser Art zu waschen geht die Arbeit sehr schnell. Bei den Waschkörben und den ungrischen Waschbänken geschieht die Arbeit nur mit den Händen; bei andern Waschgeräthen, bei den Butaren, ssoimonowischen Fässern u. dgl. ist Wasserkraft nöthig: hier hat der Arbeiter nur den Sand aufzuhäufen und die Arbeit der Maschine zu beobachten, welche Alles, was er sonst selbst thun muß, verrichtet, und zwar, wie alle Maschinen, viel schneller. Aber neben diesem Nutzen haben die Maschinen auch ihre bedeutenden Nachtheile: sie können nur auf den ganz großen Werken in Anwendung gebracht werden, wo eine hinreichende Menge Wasser ist, und sie bequem aufgestellt werden können. Dieß ist keineswegs überall der Fall, und so muß man an vielen Orten zu den Waschbänken und selbst zu den Waschkörben seine Zuflucht nehmen, die man indeß möglichst zu vervollkommnen suchte. Dazu trug namentlich Hr. Kokscharow bei, der die dem Staate gehörigen Goldbergwerke zu Beresow zu beaufsichtigen hatte; auf den von ihm erbauten Waschbänken geht die Wäscherei viel reiner vor sich, ohne daß deßhalb die Menge des ausgewaschenen Sandes geringer wäre: auch ist das Geschäft für die Arbeiter minder anstrengend.

Ich kann nicht umhin hier die Reibwaschmaschine (rasmolotchno-promywatelnaja-maschinu) zu erwähnen, welche Herr Kitajew, Vorstand der Werch-Isetischen Hüttenwerke einrichtete. Diese Maschine soll die thonigten Sandschichten zerstoßen, um sie zum Auswaschen besser herzurichten, denn das Auswaschen der thonigten Sandschichten auf die gewöhnliche Weise auf Waschkörben oder Waschbänken ist weder so rein, noch geht es so schnell von Statten, als es seyn sollte.

Auf den Privathüttenwerken werden auch viele freiwillige Arbeiter angenommen, und ihre Anzahl beträgt in den Sommermonaten manchmal die Hälfte der eigentlichen Hüttenarbeiter. Die Hüttenbesitzer gewinnen allerdings durch die vermehrte Arbeit auch mehr Gold, aber der goldführende Sand wird auch bälder erschöpft, und die Hüttenarbeiter werden am Ende selbst ohne Arbeit bleiben. Die freien gemietheten Arbeiter, welche jetzt in den Goldwäschereien Arbeit suchen, sind meist Bauern aus den, den Hüttenwerken naheliegenden Dörfern, und diese können ohne Zweifel auch andere nicht minder vortheilhafte Arbeit finden. *)

*) Dieß zeigt den bei den Russen immer mehr einwurzelnden Klassenunterschied, der Bauer soll keine andere Arbeit als bäuerliche verrichten. Bei der geringen Beschränkung, welcher die Kronbauern unterworfen sind, wird sich indeß diese schroffe Sonderung nicht lange durchführen lassen.

Die Insel Cuba. *)

Vor vierzehn Tagen hat mich der Dreimaster, die Dido von Hamburg, Kapitän von Lübeck, von Vera-Cruz kommend, hier ans Land gesetzt. Dieser wackere Kapitän nimmt hier eine Ladung Zucker ein, die er, nebst vier deutschen Bergleuten — die sich in Mexico ein kleines Vermögen erworben und an Bord der Dido gleich einen Vorgeschmack von dem geliebten Vaterlande nahmen, indem sie den Hund des Kapitäns auf deutsch liebkosten und Sauerkraut mit Pöckelfleisch kosteten — nach Hamburg führt.

Gleich bei der Einfahrt in den Hafen erkennt man, daß man in ein Land kommt, das von Revolutionen noch nicht heimgesucht wurde. Während der Ueberfahrt von Vera-Cruz ging ich bei mir selbst alle Ereignisse durch, von denen das unglückliche Amerika betroffen worden war. Ich dachte an das, was es gewesen und was es seyn könnte, und die Thränen traten mir in die Augen. Dieser Hafen von Vera-Cruz, zur Zeit der Spanier so belebt, ist jetzt nichts als eine Einöde. **) Fünf oder sechs französische, englische oder amerikanische Schiffe, die ich dort verließ, hatten — überdrüssig länger auf die Piaster zu warten, die von Mexico nicht herunterkommen wollten — sich angeschickt, Kampescheholz zu laden. Der Robert Wilson verfaulte im Hafen; die einst so wachsame mexicanische Douane hat ihn konfiszirt, weil er einige Kisten mit Quartillos ***) eingeführt, und es so gewagt hatte, mit der mexicanischen Regierung in Konkurrenz zu treten. Der Dreidecker Asia, den sein spanischer Kapitän während des Unabhängigkeitskrieges den Insurgenten auslieferte, stand zu drei Viertheilen unter Wasser. Nur die Schanzverkleidung war noch sichtbar, und er bildete nun unter den Brandungen, von denen das Land umgeben ist, eine Klippe mehr, an der die Wogen sich brachen. Die Fregatte Guerrero, die man in einen schmutzigen, von Galeerensklaven bevölkerten Ponton verwandelt hatte, schaukelte langsam zwischen den Trümmern der Asia und dem Schloß. Eine Stunde von der

*) Aus dem Schreiben eines französischen Reisenden (Michel Chevalier) aus Havana vom 1sten Mai 1835.

**) Herr von Humboldt schätzt die Handelsbewegung dieses Hafens im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf 37 Millionen Piaster.

***) Eine kleine Kupfermünze, welche ¼ Real gilt, an innerem Werth aber vier- bis fünfmal geringer ist. Diese Münzen sind sehr schlecht geprägt, und nichts ist leichter als sie nachzumachen, wobei übrigens die falschen leicht so viel werth seyn können als die ächten. Die mexicanische Regierung zieht großen Nutzen von diesen Quartillos, und schlägt deren eine ungeheure Menge.

Stadt, zwischen der kahlen Insel Sacrificios und dem Gestade, lag die französische Korvette, die Dordogne, vor Anker. Denkt man sich zwischen den in gemessener Entfernung von einander liegenden Handelsschiffen noch etwa fünf oder sechs Goeletten und einige Fischerboote, so ist das ganze Gemälde von diesem einst so blühenden Hafen vollendet. Jetzt gehört es unter die Seltenheiten, wenn man auf dem Schloßthurm die ein Schiff ankündigenden Signale aufgesteckt sieht. So oft wir die Glocke hörten, die alsdann geläutet wird, liefen wir Alle herbei, um dieses seltene Schauspiel zu genießen. Die Bevölkerung der Stadt ist mit den Schiffen verschwunden. Vera-Cruz zählte 16,000 Einwohner, ohne die Garnison und die Ab- und Zureisenden, jetzt beträgt sie kaum 4 oder 5000. Alles ist verfallen und verödet. Die berühmte Citadelle St. Juan d'Ulloa, die Spanien mit so großen Kosten *) mitten in den Untiefen des Hafens erbaute, und die den furchtbarsten Nordweststürmen trotzte, kann sich gegen die sorglose Faulheit der unabhängigen Mexicaner nicht halten, und verfällt.

Von weitem werden einige schlecht gekleidete Schildwachen zwischen den Schießscharten und auf den Wällen der Stadt sichtbar. Der Hafendamm wird nicht mehr unterhalten; jeden Winter löst die tosende See ganze Stücke davon ab, die nicht mehr ersetzt werden. Die Kirchthürme der Stadt sind von Kugeln und Bomben beschädigt; der Bürgerkrieg, der während meiner Anwesenheit zu Mexico in Vera-Cruz ausbrach, hat die Spitze des einen herabgeschlagen, den ich bei meiner ersten Durchreise noch ganz sah. Nur das gelbe Fieber nimmt nicht ab; wenn Vera-Cruz aufgehört hat das Hauptquartier des Handels des Golfs zu seyn, so ist es doch das der Pest geblieben. Als wir uns vom Lande entfernten und nur noch die Spitze des Thurmes erblickten, mit dem schneebedeckten Gipfel des Orizaba dahinter, dessen Umrisse nur schwach am Horizont zu erkennen waren, dachte ich mir den entrüsteten Cortez auf dem Gebirge erscheinend, um mit einem Blick die Pygmäen zu Boden zu schmettern, die sein Werk zerstören.

In der Havana eröffnet sich eine ganz andere Scene. Was für Schiffe liegen da in der geräumigen Bai! **) Wir gingen den Tag nach Ostern ans Land; alle Fahrzeuge hatten dem Fest zu Ehren die Flaggen aufgezogen. Ich suchte die dreifarbige darunter, konnte aber unter der Masse spanischer und amerikanischer kaum einige entdecken. Mitten in dieser Flotte in diesem Sonntagsstaate erhoben sich gleich Thürmen die alten Schiffe des spanischen Geschwaders, die sich in Kosten gesetzt hatten, um so gut als möglich die unvertilgbaren Spuren der Zeit zu verlöschen. Tausende von bedeckten Barken lagen längs des Ufers. Die beiden ungeheuren Forts, Morro und La Cabana, deren Bastionen und Batterien durch die Felsen geschützt sind, die die rechte Seite des Hafens, der Stadt gegenüber, begränzen, hatten ebenfalls große flatternde Fahnen aufgesteckt. Eine Bevölkerung von 150,000 Menschen aller Farben und Schattirungen erfüllte an diesem Tage die Straßen und Spaziergänge; Alle schienen zufrieden und fröhlich, die Sklaven so gut als die Freien. Die Negerinnen, für die hier nicht wie in Neu-Orleans eine Kleiderordnung besteht, stolzirten in Schleiern und seidenen Kleidern einher. Statt der unansehnlichen Rothhäute in den knappen Uniformen, welche die Besatzung von Vera-Cruz und Mexico bilden, fand ich hier Soldaten, die mich durch ihr gutes Aussehen, ihre militärische Haltung und die herrlich zugeschnittenen, ganz den französischen ähnlichen Uniformen an unsere Corps d'Elite erinnerten. Ich glaube kaum, daß die Garde Karls X in ihren schönsten Tagen besser aussehende Regimenter aufzuzeigen gehabt, als die auf der Insel Cuba liegenden Truppen.

Diese Kolonie ist jetzt im Besitz eines bedeutenden Handels; der Anbau der Kolonialartikel macht dort seit einem halben Jahrhundert rasche Fortschritte. Nach der Umwälzung auf St. Domingo verpflanzten die französischen Kolonisten ihre Industrie hieher, und das Ergebniß des Kaffeebaumes kommt jetzt dem von St. Domingo zu seiner blühenden Zeit gleich. *) Auf St. Domingo wurde der Kaffee in den gebirgigen Distrikten betrieben, und daher ließen sich die Kolonisten auch hier anfänglich in solchen Gegenden nieder. Vor wenig Tagen erst besuchte ich diese Zufluchtstätten. **) Der europäische Reisende, wenn er einige Zeit unter diesem reinen Himmel die frische und balsamische Gebirgsluft, bald auf den steilen Fußpfaden der Urwälder, bald unter dem Schatten von Bambus und Citronenbäumen genossen hat, fragt sich im Augenblick des Abschiednehmens oft, ob es nicht besser sey, dem unsteten Sinn, der ihn durch die Welt treibt, Fesseln anzulegen und sich in einem dieser friedlichen Winkel niederzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Maestro Paganini, der sich gegenwärtig zu Herstellung seiner Gesundheit auf seiner Villa in der Nähe von Parma befindet, hat in den italienischen Zeitungen erklärt, daß alle Kompositionen, die in andern Ländern unter seinem Namen erschienen, unächt sind, und daß er bis jetzt nichts herausgegeben hat, als 24 Capricci's für die Violine, 6 Sonatinas für Violin und Guitarre, und 6 Quartetts für Violin, Guitarre und Violoncell; er beabsichtige aber, alle seine Werke in Bälde herauszugeben.

---

*) Sie soll gegen 200 Millionen gekostet haben.

**) Die Schifffahrtsbewegung in den Häfen von Havana, Bordeaux und Havre stellt sich, wenn man nur die Schiffe für den auswärtigen Handel rechnet und die bloß mit Ballast geladenen wegläßt, folgendermaßen heraus:

	Eingelaufen.		Ausgelaufen.		Zusammen.	
	Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.	Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
Havana . . .	982	194,676	914	150,277	1896	344,953
Havre . . .	1035	213,262	504	114,061	1539	327,323
Bordeaux . . .	555	95,576	639	19,183	1247	214,709

Man begreift leicht, daß die Küstenfahrt von Bordeaux und Havre bedeutender ist als die von Havana.

*) Im Jahre 1789 führte die französische Kolonie St. Domingo an Kaffee aus . . . . 30,500,000 Kiloge.

1790 belief sich die Ausfuhr von Cuba auf . .	86,200	—
1805	575,000	—
1815 außerordentliche Ernte	10,557,000	—
1830	20,528,000	—
1833	28,230,000	—
1834 erzeugten Martinique, Guadeloupe, Cayenne und Bourbon nicht mehr als . .	2,750,000	—
1834 wurden in Frankreich eingeführt .	20,012,000	—
Hievon wurden verbraucht . . .	10,894,000	—

**) Die französischen Flüchtlinge wurden jedoch zur Zeit des Einfalles der Franzosen in Spanien im Jahre 1808 schlecht für das belohnt, was sie für die Insel Cuba gethan haben. Das Volk plünderte ihre Häuser und tödtete mehrere Kolonisten. Die meisten waren genöthigt die Insel zu verlassen, nachdem sie die mit so viel Mühe angelegten Pflanzungen um einen Spottpreis verkauft hatten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1836.

Die Guebern in Canton.

Eine der vielen bizarren Folgen, welche die englische Herrschaft in Indien nach sich zog, ist die Errichtung einer Menge von guebrischen Handelshäusern in Canton. Die Guebern, oder wie sie vorziehen genannt zu werden, die Parsen von Surat hatten längst einen ausgedehnten Handel mit China, wohin sie die Baumwolle von der Westküste von Indien schickten. Unter der friedlichen Herrschaft der Kompagnie wurde dieser jährlich wichtiger, und als dazu seit 20 Jahren noch der Handel mit Opium aus Malwa kam, so wurden die Interessen, welche die großen persischen Häuser in Bombay und Surat in Canton hatten, so bedeutend, daß sie anfingen, Mitglieder ihrer Familien dorthin zu schicken, um ihre Geschäfte direkt zu betreiben. So sind im Verlauf der Zeit etwa 20 persische Handelshäuser in Canton entstanden, welche bei der sprüchwörtlichen Rechtlichkeit und Thätigkeit ihrer Nation bald reich wurden, und gegenwärtig den größten Theil des Handels zwischen Indien und China in den Händen haben. Bei den Chinesen sind sie wegen ihrer friedliebenden Natur sehr beliebt. Sie haben dem Gouvernement nie Unannehmlichkeit gemacht, haben nichts von dem Nationalstolz an sich, der die europäischen Kaufleute in Canton in beständigem Mißtrauen gegen die Chinesen erhält, und sind für die Chinesen das wahre Ideal von Kaufleuten. Bei den heftigsten Streitigkeiten, welche aus Gelegenheit der Mission von Lord Napier sich erhoben, leisteten sie den Chinesen einen sehr wesentlichen Dienst. Lord Napier hatte aus allen brittischen Kaufleuten in Canton eine Handelskammer gebildet, auf welche er sich in seinen Ansprüchen gegen den Gouverneur von Canton zu stützen hoffte, darunter befanden sich nun auch die Parsen als englische Unterthanen. Als es nun zur Entscheidung kommen sollte, ob man dem chinesischen Gouvernement mit Gewalt widerstehen, den Handel abbrechen, und den Krieg erklären sollte, so stimmte der größte Theil der eigentlich englischen Mitglieder für die gewaltthätigsten Maßregeln, aber die Parsen für den Frieden, ihre Stimmen entschieden die Majorität, Lord Napier, der sich nun nicht mehr auf die Handelskammer stützen konnte, kehrte nach Macao zurück, und die Krisis ging vorüber. Es ist daher natürlich, daß die chinesische Administration die Parsen mit günstigeren Augen ansieht als die übrigen fremden Kaufleute, und liberal gegen sie verfährt. Die Cantoner Journale vom 25sten Julius 1835 enthalten eine Bittschrift der Parsen an den chinesischen Finanzadministrator der Provinz Canton, mit seiner Antwort, die einen Beweis dieses guten Vernehmens enthalten. Die Parsen setzen darin auseinander, daß alle rohe Seide bei der Ausfuhr denselben Zoll bezahle, nämlich 13 Unzen Silber per 133 Pfd. Gewicht. Daß dieser Zoll für Seide erster Klasse, welche 3—4 Dollars per Pfd. werth, billig sey, und von ihnen willig bezahlt werde, daß aber der Zoll auf die geringeren Sorten, welche per Centner von 133 Pfd. nur 75—175 Dollars werth seyen, ebenfalls 13 Unzen betrage, und viel zu hoch sey; daß daher der Handel mit diesen fast ausschließend in die Hände der Schmuggler gefallen sey, und der ehrliche Kaufmann so wie die Staatskasse gleich darunter leiden — sie bitten daher um eine Herabsetzung dieses Zolls, und seine Erhebung ad valorem. Ferner sey der Ausfuhrzoll auf Cassia lignea (chinesischen Zimmt) zu hoch, und sie bitten ihn von 6½ auf zwei Unzen per 133 Pfd. herabzusetzen. Diese Bittschrift ist von den Häuptern von 20 parsischen Häusern unterschrieben, und man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man Unterschriften darunter findet, wie folgende: Hormuz Sohn von Sapor, oder Sohrab Sohn von Rustem, Dschemschid, Sohn von Nuschirwan u. s. w. Die chinesische Finanzkammer antwortete ihnen, daß sie die kaiserlichen Zölle nicht herabsetzen könne, und nach Peking berichten müsse, daß sie aber die Lokalzölle, die in der Totalsumme begriffen seyen, erlassen werde, und seitdem bezahlen die geringeren Sorten von Seide nur 6 Unzen, und Lignea Cassia nur 2 Unzen Ausfuhrzoll.

Die Parsen sind unter allen Orientalen die, welche sich am leichtesten an europäische Civilisation gewöhnen, und am meisten von ihr angenommen haben. Die Häuser der reichen Parsen in Bombay sind mit Gas erleuchtet, sie haben Journale und öffentliche Vorlesungen, und in ihren Religionsstreitigkeiten haben sie an die Universität in Oxford und an die asiatische Gesellschaft in Paris appellirt, damit diese gelehrten Korpora-

tianen zwischen den verschiedenen Sekten entschieden. Sie haben lithographische Pressen, durch welche sie ihre Religionsbücher drucken, und sobald sie erfuhren, daß Professor Olshausen in Kiel, und Burnouf in Paris die Bücher von Zoroaster herausgeben, veranstalteten sie ihrerseits eine lithographische Ausgabe des Vendidad in Bombay, von der jedoch kein Exemplar nach Europa gekommen zu seyn scheint. Ihr kürzlich verstorbener hoher Priester Firuz schrieb ein episches Gedicht auf Georg IV unter dem Titel Georg Nameh, das aber weder ganz vollendet noch gedruckt worden zu seyn scheint.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. -- Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

Mit hoher Abneigung jedoch arbeitete das Schweizervolk an einer Straße, welche über dieselben Stellen führte, die kurz zuvor in den Jahren 1798 und 1799 von den Franzosen (den Beschützern der helvetischen Republik), mit dem Blut der unglücklichen Walliser getränkt, mit der Asche ihrer verbrannten Häuser und Ställe überstreut wurden; wo die Ernte nicht eingesammelt werden konnte, weil sich der Ueberrest der Bevölkerung in die entlegensten Felsschluchten geflüchtet hatte, wo zahllose Waisen, Krüppel und Greise später vom Hungertode bedroht waren, mit Einem Wort, wo „das gebildetste Volk der Erde" ärger gewüthet hatte, als Karaiben und empörte Sklaven zu thun pflegen. Viele Dörfer standen noch ausgeplündert und gleich wüsten Brandstätten da, als nach der Schlacht bei Zürich Wallis zum Zweitenmal von den Franzosen erobert wurde. Eine starke Division derselben besetzte das Land, und was man im Sommer etwa noch gerettet hatte, mußte den Soldaten nun geliefert werden. Im Frühjahr 1800 unternahm Bonaparte seinen berühmten Zug über den großen St. Bernhard; eine Brigade zog gleichzeitig unter Bethencourt über den Simplon: ungeheure Requisitionen, Fuhren, geringe Bezahlung und Vermehrung des Elends waren die Folgen dieser Begebenheit.

Kaum hatten die Einwohner einige Momente Ruhe, so fingen die Arbeiten an der Simplonstraße und damit auch die Bedrückungen des sie leitenden Generals Turreau an, und gleichzeitig wollte er die walliser Gemeinden durch Exekutionen zu Anerkennung der von ihm ernannten Behörden, und zu Erwählung ihm ergebener Munizipalitäten und Agenten zwingen. Wahrlich, man segnete damals Frankreichs Straßengeschenk in der Schweiz keineswegs, und Wallis am wenigsten wollte daran glauben, daß ihm einst wirklicher Vortheil daraus erwachsen würde. In einem aus Brieg in der Mitte Julius 1801 geschriebenen Briefe bemerkt man die Stelle: „Nach so vielem ausgestandenem Elend sind wir noch immer mit dem Unterhalt eines zahlreichen Haufens von Soldaten und Arbeitern, welche die Straße über den Simplon machen müssen, belastet; aber noch weit schreiender sind die Bedrückungen des Generals Turreau. Wir seufzen jedesmal, wenn es ihm einfällt, aus seinem Hauptquartier zu Domo d'Ossola nach Brieg zu kommen. Er zeigt so wenig Gefühl und Menschlichkeit, daß er auf Kosten dieser bedauernswürdigen Gemeinden seinen Offizieren köstliche Gastereien gibt. Ist es wohl möglich, daß französische Generale sich so mitten im Frieden gegen ein Volk betragen können, das für unabhängig erklärt wurde, mit Frankreich verbündet ist und schon so große und zahlreiche Opfer gebracht hat." Der Briefschreiber bedachte nicht, daß jene Unabhängigkeit des Wallis nichts weiter als die Losreißung von einem Staatenbunde war, dessen Vielköpfigkeit Bonaparte's Plan sonst leicht zerstört hätte, das ganze Rhonethal in eine Kaserne und militärische Station zu verwandeln, um willkürlich die Alpen übersteigen und Italien sowohl als Oestreich bedrohen zu können.

Bei der großartigsten Brücke des Simplon, wo das Antigoriothal sich östlich öffnet, um seine vom Geiesgletscher kommende tosende Tosa in den weiten Thalkessel hineinzusenden, bei der Brücke von Crevola war mein Begleiter im Prüfen verschiedener Weinsorten so vertieft, daß ich eine halbe Stunde lang an den Felsenabhängen umhersteigen konnte, die aus tafelartigem Granit und Schichten von weißem Marmor bestehen und mit mächtigen Opuntien prangen, das Staunen des Botanikers. Dieser Punkt ist einer von denen, wo ein Alpen besiegender Hannibal oder Napoleon seinen Kriegern das gelobte Land, la bella Italia, zeigen konnte, in üppiger Schönheit vor dem staunenden Blick ausgebreitet. Um diesen Reiz ganz zu fühlen, muß man freilich nicht aus der Lombardei und Piemont herauf, sondern aus dem Gletscher umthürmten Wallis herüber gekommen seyn: dann ist man durch den weiten Thalkessel Domo d'Ossolas unaussprechlich überrascht, aus welchem sich fünf durch Natur und Kunst reich geschmückte Thäler in die Alpen hineinsenken. Hier glaubt man selbst im Spätjahr Frühlingslüfte zu athmen; man ist dem wilden Steingeklipp eben so entflohen, wie etwa bei Im-Hoff den Wüsten der Grimsel, bevor der Wanderer das wahre Tempe des Oberhasli-Thales betritt. Und diese Crevolabrücke, wiewohl Ceards Entwurf, ist doch schon italienisches Kunstwerk. In zwei kühnen Bogen, jeder zu 63 Fuß Oeffnung, über die Doveria gespannt, und theils auf Felsenmassen, theils auf einen 70 Fuß hoch aufgethürmten Pfeiler und sonstige herrliche Fundamentalmauern gestützt, welche, wenn man auf der Seite des tief ins Antigorio-Thal eingegrabenen Dorfes Crevola die Schneckenstiege hinabgestiegen ist, wie Cyklopenmauern erscheinen und an die schönsten Arbeiten dieser Art am Ehrenbreitstein erinnern. Der große Marmorblock, oder jener fünfthalb Fuß breite und 32 Fuß lange Säulenschaft, der Jahre lang unfern dieser Brücke lag und von vielen Reisenden besprochen wurde, ist seit geraumer Zeit in seinem Bestimmungsorte Mailand angelangt und wirklich zu dem Bau des Arco della pace verwendet worden. Er bildete eine Masse von 509 Kubikfuß, hatte ein Gewicht von ungefähr 920 Centnern, und gab dem Dichter Wordsworth, einem der Chefs der sogenannten Lakisten-Schule, den Stoff zu einem seiner besten Sonette, das Lord Byron allerdings ebenfalls verschmäht, indem er Wordsworth geradezu für einen Idioten erklärt.

Mit schmerzlicher Lust verfolgte mein Auge den hellen Streif der wie ein Pfeil geradehin bis Domo schießenden Straße, nicht ohne Wehmuth, ein wie zur zweiten Heimath gewordenes Land von solcher Schönheit zu verlassen. Düster lag im nahen Norden die gegen Varzo führende Schlucht, nur halb aufgeschlossen und grimmig tobte die Doveria in den Felsabgrund hinab, als zürne sie ihre Alpenfreiheit zu verlieren, um einem italienischen Elemente unterthan zu werden, was deutscher Art und Sitte in Italien von jeher nicht genehm war. Ueber dieß alles hatte ich Zeit nachzudenken, da meine trinkenden neuen Freunde den Vorausgeeilten nicht früher als hinter der ersten Cantoniera bei Scarpie del Camino im Val di Vedro einholten, wo Dorf Varzo mit mehrern hundert Haushaltungen von der Anhöhe aus einiger Entfernung herabsieht und noch celtische Kolonie seyn mag; doch darüber später. Es lag in Tread's Plane, die Straße dicht an diesem Dorfe vorbeizuführen, wodurch hier ihre Senkung, so wie die bald darauf folgende schnelle Steigung vermieden, und mancher Vortheil sowohl für den Reisenden als die Dorfbewohner selbst herbeigeführt worden wäre. Statt dessen aber leiteten sie gleich anfänglich die jungen französischen Ingenieure dem Flusse entlang, was jedoch nicht der einzige von ihnen begangene Fehler ist. Dieser Fluß, der stete Begleiter des Simplonreisenden auf italienischer Seite, größtentheils tosend und im engen Thalschlunde schäumend, wird gewöhnlich die Doveria, aber auch der Dovedeo, wie nicht minder der Vedro vecchio genannt, und entspringt auf der Höhe des Simplon aus zwei Quellen, dem Krumbach und der Quina.

(Fortsetzung folgt.)

Reste der Urwelt im Thale von Mexico.

(Nach Latrobe's Rambler in Mexico.)

Bekanntlich hat das Hochthal von Mexico durch das Zurückziehen des Wassers in engere Gränzen bedeutende Veränderungen erlitten. Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen diese Gewässer das Land zuerst überströmten, darüber schweigt selbst die Sage, denn das Volk, durch welches die wenigen Sagen, die wir über dieß Land besitzen, zu unserer Kenntniß gelangten, hatte erst seit wenigen Generationen in dem Thale gewohnt. Daß aber einst eine Zeit war, wo diese Gewässer, wenn sie überhaupt vorhanden waren, einen viel tiefern Stand hatten, und daß zugleich der Kontinent von einem in den rohen Künsten einer Halbcivilisation bedeutend fortgeschrittenen Volke bewohnt war, scheint eine unbestreitbare Thatsache. Vor einiger Zeit waren etliche Arbeiter auf dem nicht weit von Mexico entfernten Landgute Chapinga beschäftigt, in einem Theil der Ebene, von dem seit den drei letzten Jahrhunderten sich das Wasser allmählich zurückgezogen hat, einen Kanal auszugraben. Vier Fuß unter der Oberfläche stießen sie auf eine alte Straße, von deren Vorhandenseyn man nicht die geringste Vermuthung hatte: die Pallisaden aus Cederholz, welche auf beiden Seiten zur Stütze eingeschlagen waren, fanden sich noch unverfault. Drei Fuß tiefer, an einer Stelle, die man für den Graben dieser alten Straße halten konnte, fand man ein ganzes Mastodontenskelett in blauem Thon. Viele Knochen gingen durch die sorglose Art, wie man sie ausgrub, verloren, es blieben aber immer noch genug übrig, um zu beweisen, daß das Thier sehr groß gewesen war. Der Durchmesser des Stoßzahnes soll 18 Zoll betragen haben. Die Ueberreste dieses großen Thieres finden sich auf dem Tafellande in Mexico und in dem Thale selbst in erstaunlicher Anzahl. Einer meiner Freunde hatte Theile eines Skeletts aus Guadalarara, und in einem benachbarten Staate soll eine Barranca seyn, die wegen der Menge fossiler Ueberreste, die hier gefunden werden, von den Indiern den Namen Barranca de los Gigantes erhielt.

Die Insel Cuba.

(Fortsetzung.)

In diesen malerischen Wohnungen, deren gastfreundliche Bewohner nie aus meinem Andenken schwinden werden, haust jedoch nicht immer Glück und Wohlstand. Einige Jahre Anbau erschöpfen den Boden dieser zauberischen Thäler, und es ist unmöglich ihm durch Dünger die vorige Kraft wieder zu geben, weil die heftigen tropischen Regengüsse an diesen steilen Abhängen, sobald sie ihres Waldschmuckes beraubt sind, Alles auflösen und fortschwemmen. Der Kaffeebau hat sich daher in die Ebene gezogen, und entfaltet sich besonders auf dem ganz ebenen Boden des Bezirks S. Marco in reicher Pracht. Hier wohnen Franzosen, Spanier und Amerikaner unter einander, doch herrscht der französische Geschmack vor, und hat dem ganzen Bezirk den Charakter königlicher Größe aufgedrückt.

Bis zum Jahre 1789 herrschte der Schatten Ludwigs XIV in Frankreich. Versailles war der Olymp dieses großen Königs, und je weiter Franzosen der damaligen Zeit von ihrem Vaterlande entfernt wurden, um so mehr fühlten sie das Bedürfniß, das Abbild dieses königlichen Aufenthalts um sich her zu schaffen. So war auch Versailles der herrschende Gedanke bei der Eintheilung der großen Pflanzungen auf St. Dominga, und so glaubte ich auch Versailles vor mir aufstehen zu sehen, als ich die Ebene von St. Marco betrat. Man stelle sich die breiten, großen Zugänge Ludwigs XIV mit schnurgeraden Alleen besetzt vor, deren Grün ewig jung ist wie bei uns im Monat Mai, nur statt der Ulme den dicht belaubten Mangobaum; statt der Linde die Palme mit dem lothrechten gegen das Drittel seiner Höhe leicht geneigten Stamm, mit der glatten, reinen Rinde, die aussieht, als würde sie jeden Morgen mit Seife gewaschen, und mit der glänzend grünen Blätterkrone; statt der Kastanienbäume Bambuswände zu Gängen gebogen; statt der eisernen Gitter undurchdringliches Gebüsch von Citronenbäumen, und statt der Rasenplätze Kaffeesträucher mit bald grünen, bald rothen Kirschen, je nach der Jahreszeit. Hinter den Alleen eine Reihe Orangenbäume, nicht in Kübeln, sondern in freiem Boden, und sich biegend unter der Last der goldenen Früchte; hie und da alle möglichen tropischen Fruchtbäume und Bananenfelder; Potreros (große Pferche) für das Vieh, niedliche Häuser von Blumen umgeben, in denen der Kolibri schwärmt, und endlich elende Negerhütten — die Schattenseite des Gemäldes — denke man sich alles dieses unter dem Himmel der Antillen, von der erquickenden Abend- und Morgenluft durchfächelt, und man hat ein schwaches Bild von dem Bezirk San Marco.

Zur Zeit, wo die Spanier Herren von Südamerika, Mexico und Florida waren, diente ihnen Cuba gleichsam als Absteigequartier, befestigtes Magazin. Durch eine seltsame Laune der Natur befindet sich an der ganzen mexicanischen Küste nicht ein einziger guter Hafen.

Louisiana ist nicht viel besser bedacht. Das Fahrwasser des Mississippi reicht nur selten für große Kriegsschiffe aus. In Florida ist der Hafen von Pensacola der einzige geräumige und bequeme. Die Insel Cuba dagegen ist trefflich mit Häfen, Rheden und Baien versehen. Ueberdieß beherrscht sie den Golf, dessen beide Einfahrten, den Kanal von Florida und den von Yucatan. Die Spanier verlegten daher den Sammelplatz ihrer Seemacht in den tropischen Meeren hieher. Nie thaten sie der Insel die Ehre an sie als eine Kolonie zu betrachten. Was war auch eine Insel wie diese für ein Volk, das einen ganzen Kontinent besaß, das in den Antillen zwei Drittel von St. Domingo, Trinidad, Porto Rico und mehrere kleine Inseln nicht zu rechnen, sein nannte. Es verzehrte Geld in Cuba, ohne sich die Mühe zu geben, ihm welches verdienen zu machen. Der Boden war kaum angebaut. Im Jahre 1760 war die Zuckerausfuhr, die sich jetzt auf 80 Millionen Kilogramme beläuft, ganz unbedeutend. Von dem Charakter der spanischen Etablissements auf Cuba kann man sich aus der in Havana von ihnen befolgten Bauart einen Begriff machen. Die Festungswerke sind gigantesk, die Stadt aber nimmt sich, gegen Mexico und Lima gehalten, mit ihren niedrigen Häusern, den engen und krummen Straßen wie eine Hütte neben einem Palast aus. Selbst die Kirchen haben hier nichts von der großartigen Pracht der in Mexico; mit diesen verglichen sind es nur Dorfkirchen.

Die Spanier erkannten den Werth von Cuba dann erst, als sie einen Kontinent weniger besaßen. Der Ruf: „Tod den Spaniern!" hallte von Californien bis zum Kap Horn wider. Bolivar hatte im Süden gesiegt; Iturbide die Trennung von Mexico vollendet. Die Spanier zogen sich auf Havana zurück; damals erst dachten sie an den Nutzen, den man von Cuba ziehen könnte. Um seinetwillen ließen sie das alte mit Hemmungen und Schwierigkeiten verbollwerkte Kolonialsystem fahren, und von diesem Augenblick an ist Cuba die blühendste Kolonie geworden. Bisher hatte sie dem Mutterlande, oder vielmehr Mexico, das die Milchkuh Spaniens war, jährlich zwei Millionen Piaster gekostet, und nun entrichtet sie der Kasse Sr. kathol. Majestät jährlich 6,500,000 Piaster, unterhält 25,000 Mann reguläre Truppen und eine Escadre — den letzten Rest der spanischen Marine — dabei bezahlt sie noch die Pensionen und Rücktrittsgehalte, und dennoch besteht keine direkte Steuer auf der Insel; zwei Drittel der öffentlichen Einkünfte liefern die Douanen, die durchaus nichts Bedrückendes haben.

Zu gleicher Zeit gestattete man dem Handel im Allgemeinen große Erleichterungen, und trug Sorge besondere schützende Maßregeln für den spanischen Handel vorzukehren, der sich von den Geschäften an der Küste des Festlandes ausgeschlossen sah. Man half hier durch Differentialzölle; so müssen die spanischen Waaren, welche jetzt nur 6¼ Prozent unter spanischer Flagge bezahlen, unter fremder Flagge 19¼ Prozent erlegen. Die spanischen Verbrauchsgegenstände sind durch die nämliche Vorkehrung gegen die Konkurrenz ausländischer Produkte geschützt. So zahlt z. B. ein Faß catalonischer Wein nur 1 Piaster 9 Cent., während ein Faß Bordeaux 6¼ Piaster erlegen muß. Der Differentialzoll für das Mehl ist 9 Piaster für das Faß;*) auch haben die Amerikaner, bei denen das Mehl nur 4½ bis 5 Piaster gilt, und die während des Kriegs Spaniens mit den vormaligen Kolonien des Festlandes das Privilegium an sich gerissen hatten, Cuba mit Mehl zu versorgen, seit sie sich zurückziehen mußten, Repressalien gegen die Insel angeordnet, deren Erfolg noch ungewiß ist. Seit dieser Zeit hat der spanische Handel auf Cuba neues Leben gewonnen, doch herrscht im Hafen noch immer die amerikanische Flagge vor.

Die Insel Cuba hat das Glück, seit zwei Jahren einen Gouverneur zu besitzen, wie man ihn in den spanischen Kolonien selten findet — es ist dieß der General Don Miguel Tacon. Seine Vorgänger hatten, theils durch ein von den Umständen gebotenes Gehenlassen, theils durch sträfliche Nachlässigkeit, zu Allem geschwiegen und die Regierung in den Schatten gestellt. Zu dieser Zeit dachten die Cubaner wirklich daran die Kolonien des Festlandes nachzuahmen, und es wimmelte in der Nähe der Städte, besonders der Hauptstadt, von Verbrechern. Nach Sonnenuntergang war man in den Straßen von Havana seines Lebens nicht sicher, und sogar am hellen Tage mußten Kaufleute, die etwa Gelder einzukassiren hatten, sich von Militär begleiten lassen. Das Geschrei: „Diebe! Mörder!" hörte man die ganze Nacht. Unglaublich ist es, aber wahr — die Bewohner von Havana duldeten diese Tyrannei der Spitzbuben, und beschränkten sich darauf, bei der Regierung um Abhülfe zu bitten, die ihnen einmal durch den Mund des Gouverneurs die Antwort ertheilte: „Macht es wie ich und legt euch um 7 Uhr schlafen." Man verfolgte die Verbrecher nicht, und wurde ja einmal einer prozessirt, so vollzog man das Urtheil nicht, denn Richter und Kerkermeister setzten ihn gegen Erlegung einiger Unzen wieder in Freiheit. Das Räuberhandwerk war ein großes Gewerbe geworden; kaum wagten die Bestohlenen zu klagen oder Zeugenaussagen vor Gericht zu machen, weil sie die Rache der Räuber und noch mehr den Schutz der Gerechtigkeit fürchteten, der ihnen ungeheure Summen kostete.

Gleich bei seinem Amtsantritt benahm sich General Tacon wie ein Mann, dem es Ernst war dem Unwesen ein Ende zu machen. Er vergoß kein Blut — obschon einige Köpfe in eisernen Käfigen auf der Punta ausgestellt waren, ein öffentlicher Spaziergang, der dieses gräulichen Anblicks ungeachtet besucht wurde. Zuvörderst erließ er ein Dekret gegen Landstreicherei, und verbot bei Strafe öffentlicher Arbeit, Armen wie Reichen, verborgene Waffen zu tragen. Täglich ließ er starke Patrouillen umhergehen, die er oft selbst führte. Alle verdächtig Aussehenden wurden aufgegriffen, und fand man Waffen bei ihnen, so sperrte man sie in die Festung. Nach acht Tagen, oft schon am folgenden Morgen, legte man ihnen eine Kette an die Füße und führte sie zur Arbeit ab. Die Prozeßkosten fielen nicht mehr dem Kläger zur Last, und die Civil- und Militärbehörden wurden für strengen Vollzug der gesprochenen Urtheile verantwortlich gemacht. Ein vor einigen Monaten verurtheilter Bandit entkam, und da General Tacon Wind erhielt, daß ein angesehener Beamter sich von den Verwandten des Verbrechers hatte bestechen lassen, so mußte der Richter in den Kerker des Entsprungenen wandern.

(Schluß folgt.)

Man hat in den Minen von Anzin in einer Tiefe von 1200 Fuß einen fossilen Palmbaum gefunden, welcher aufrecht steht, und dessen Wurzeln den Boden mehrere Fuß tief durchdringen: der Stamm hat etwa 66 Zoll Durchmesser. Man will den Baum nach Paris ins Naturaliencabinet schicken.

*) Das amerikanische Faß hält 196 Pfund Mehl. Es muß bemerkt werden, daß das Mehl auf Cuba ein Luxusartikel ist, da der größte Theil der Bevölkerung von Mais, Bananen und Früchten lebt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1836.

Anzeichen von Aenderungen im englischen Militärsystem.

Die wiederholten Debatten im Parlament über die körperlichen Züchtigungen im englischen Heere sind auf einige Zeit wieder verstummt, haben aber wenigstens das Gute zurückgelassen, daß man sich sehr ernstlich mit der Sache zu beschäftigen anfängt. Was aber die Parlamentsdebatten, an deren Heftigkeit man gewöhnt ist, nicht vermochten, das hat die unüberlegte Aeußerung des Herzogs von Wellington über die preußische Armee und die Erwiederung des Generals von Grollmann zu Wege gebracht. Daß diese den wunden Fleck berührt, ersieht man aus den zornigen, zum Theil sehr unverständigen Antworten mehrerer englischen Offiziere, *) ein Ton, in den indeß die Klügern keineswegs einzustimmen geneigt sind, sondern nur, und zwar mit Recht, die gänzliche Verschiedenheit der Militäreinstitutionen beider Länder, die kaum eine Vergleichung zulassen, hervorheben. Zu diesen Verständigen gehören namentlich auch mehrere Mitarbeiter der United Service Gazette, welche die tiefen Krebsschäden des englischen Militärwesens allzu wohl erkennen. Auf einen der bedeutendsten, die Käuflichkeit der Offiziersstellen, werden wir vielleicht später ausführlicher zu reden kommen, hier wollen wir bloß zweier Vorschläge erwähnen, welche in der United Service Gazette und dem United Service Journal enthalten sind: sie betreffen eine theilweise gesetzliche Abschaffung der Körperstrafen und eine neue Art von Rekrutirung für die Truppen. Bei der Anerkennung, welche namentlich das erstere Journal auch bei den höchsten Militärbehörden Englands errungen hat, und den besonderen Umständen, welche es nöthig machen, in der Sache der Körperstrafen wenigstens möglichst vielen guten Willen zu zeigen, und was die Rekrutirung betrifft, darauf zu sehen, bei einer schnell nöthig werdenden Vermehrung der Armee alsbald taugliche Leute zu erhalten, ohne zu sehr kostspieligen Anwerbungen seine Zuflucht nehmen zu müssen, ist es fast mit Sicherheit zu erwarten, daß beide Vorschläge nicht unbeachtet bleiben werden. Sie sind um so merkwürdiger, als sie eine Tendenz anzeigen, aus dem jetzigen, fast unhaltbar gewordenen Zustand herauszukommen.

Es kann keinem Unbefangenen entgehen, daß die Abschaffung der Körperstrafen in der englischen Armee bei dem fortdauernden und gewissermaßen nothwendigen Werbsystem gänzlich unthunlich ist. Da indeß doch in allen Regimentern sich einzelne befinden, die anders als mit der Peitsche zu traktiren sind, so wird vorgeschlagen, die Truppen in verschiedene Klassen einzutheilen, und zwar in drei: in die erste Klasse sollen diejenigen kommen, welche sich durch Ordnungsliebe in einem längern Dienst ausgezeichnet haben, und diese sollen 15 Pence (45 kr.) täglich erhalten; die zweite Klasse soll hauptsächlich aus den Neugeworbenen bestehen, und 12 Pence erhalten; die dritte mit einem Sold von 8 Pence soll aus denen bestehen, welche durch Kriegsgericht zu dieser Klasse verurtheilt wurden, und nun den körperlichen Züchtigungen, wie bisher unterliegen sollen.

Wir legen durchaus kein Gewicht auf die hier angegebenen Details, sondern beschränken uns nur auf die zwei Hauptpunkte, die Eintheilung in Klassen und die Verschiedenheit des Soldes für jede. Der letztere Umstand ist wichtig, weil allerdings der gediente und erprobte Soldat mehr werth ist, mehr leistet, und somit auch bessere Bezahlung verdient, als der Rekrute. Die Eintheilung in Klassen aber, wie sie eben vorgeschlagen wird, ist in England von weit größerer Bedeutung als auf dem Kontinent, wo durchaus die Konscription herrscht. Die Verschiedenheit der Dienstnehmenden ist dort viel größer, und wechselt sogar nach den Regimentern sehr bedeutend. So erhalten zum Beispiel die Garderegimenter und die Kavallerie zum Theil einen vorzüglichen Schlag Leute, und es gibt Regimenter, wo Jahre lang vielleicht nicht Einmal die Peitsche in Anwendung gebracht wurde, während in andern Regimentern selten Monate vergehen, wo dieß nicht der Fall ist. Der Grund dieser auffallenden Verschiedenheit liegt in der Versendung der Truppen nach den Kolonien. Die Garde wird gar nicht, die Reiterei nur zu einem sehr geringen Theile nach Indien und andern ungesunden Gegenden verschickt; darum melden sich zur Garde und zur Reiterei eine Menge ordentlicher Leute, theils aus reiner Lust zum Soldatenleben, theils weil sie sich nicht in

*) Siehe United Service Journal vom Julius 1836.

Fabriken einsperren lassen mögen. Ehe man sich als gemeiner Soldat auf 20 Jahre nach Ostindien, oder auf acht bis zehn Jahre nach Westindien u. dgl. schicken läßt, wählt man eine andere Auskunft, wenn sich irgend eine bietet. Um unsern Lesern einen Begriff zu geben, in welcher Ausdehnung die Versendung statt findet, wollen wir eine kurze Uebersicht der Stationen der englischen Truppen am 1sten Julius d. J. geben. England besitzt zwei Regimenter Leibgarden und drei andere Garderegimenter zu Fuß, die alle in England stehen, und 99 Feldregimenter nebst zwei Bataillonen Jäger. Davon stehen 24 Regimenter in Ostindien und Ceylon, 16 Regimenter und ein Jägerbataillon in Gibraltar und dem Mittelmeer, 16 in Westindien, 9 Regimenter und ein Jägerbataillon in Canada und einigen andern Theilen Amerika's, 4 auf dem Kap, 1 auf St. Helena, 4 in Australien, 3 auf Mauritius, und also nur 22 oder etwas mehr als der fünfte Theil in England, Irland und Schottland. Erwägt man nun, daß Ostindien, Ceylon und Westindien, auch St. Helena, sehr ungesunde Länder für europäische Naturen sind, und daß in diesen Ländern von den ausgesendeten Regimentern 41 stehen, so ist nicht zu verwundern, wenn in solche Regimenter sich häufig Leute aufnehmen lassen, die durchaus sonst keine Aussicht haben, und somit meist Leute sehr zweideutigen Charakters sind. Von den 25 Reiterregimentern (mit Einschluß der königlichen Reitergarde) stehen nur vier in Indien, und da diese 20 Jahre dort zu bleiben haben, so ist die Aussicht nach Indien geschickt zu werden, und somit auf Lebenszeit verbannt zu seyn, — denn so sehen die Soldaten die Versetzung nach Indien an, — in einem Reiterregiment ohne Vergleich geringer, und es melden sich bei weitem mehr ordentliche Leute. Mit einer solchen Eintheilung der Mannschaft in Klassen hat man demnach den Vortheil, daß vielleicht in ganzen Regimentern die Peitsche so gut wie abgeschafft ist, ohne daß man deßhalb der Gefahr ausgesetzt wäre, eines scharfen Zwangsmittels gegen zügelloses Lumpengesindel beraubt zu seyn.

Der andere Vorschlag, der, wenn er anders angenommen wird, auf den Zustand der englischen Truppen nach und nach einen bedeutenden Einfluß ausüben muß, wird zuerst im Juliusheft des United Service Journal gemacht, unter der Ueberschrift: Vermehrung der Armee ohne Kosten. Der Vorschlag bezweckt nichts geringeres als eine Vermehrung der englischen Armee um 15,000 Mann, und scheint einem Artikel des Matrosengesetzes *) entnommen, demzufolge eine gewisse Anzahl Schiffsjungen auf jedem Schiffe, als Pflanzschule für künftige Matrosen, seyn müssen. In ähnlicher Art wird hier vorgeschlagen jedem Regiment eine Abtheilung von 150 Jungen von 15 bis 18 Jahren zuzugeben, mit 10 Pence täglich, und der Bedingung zwei Jahre um diesen Sold zu dienen, worauf sie bei gutem Verhalten in die Regimenter und in höheren Sold eintreten würden. Zur Bestreitung dieser Ausgabe sollte eine gleiche Anzahl Mannschaft beurlaubt werden. Die Sache würde allerdings, namentlich für die auswärtigen Besitzungen von großem Vortheil seyn: der Soldat würde leicht eine vortheilhafte Arbeit bekommen, und wäre im Nothfall bei ausbrechenden Feindseligkeiten im Augenblick anwesend, um wieder in die Reihen zu treten. Die nähere Ausführung gehört nicht hieher, bemerkenswerth ist aber, daß der Urheber des Aufsatzes keineswegs die Absicht hat, die Armee dadurch mehr vom Lande und den Soldaten vom Bürger loszureißen, sondern um in der Heimath genauere Aufsicht über die beurlaubten Soldaten führen zu können, im Gegentheil vorschlägt, zu dem alten englischen System zurückzukehren, die Regimenter nach den Grafschaften zu benennen, und möglichst nur in der Grafschaft zu rekrutiren. Der Hauptzweck des Vorschlags bleibt indeß, dem Lande eine ungeheure Ausgabe zu ersparen, weil beim Ausbruch eines Kriegs das Handgeld, das dem Soldaten gegeben werden muß, plötzlich sehr hoch steigt, und man dieser Ausgabe wenigstens für den Anfang überhoben wäre.

*) Siehe Ausland Nr. 185 d. d. J.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

Iselle, wo ich zu übernachten beschloß, da wir Domo d'Ossola erst in der spätern Nachmittagsstunde verlassen hatten, ist die piemontesische Gränzstation des Simplon. Die ganze Ansiedlung besteht in einem Wirthshause und in dem nebenbei stehenden Zoll- und Gränzamte, wo friedlich gewordene Krieger Polizeidienste versehen, Pässe visitiren und sich nur in Scharmützeln gegen Schwärzer und ihresgleichen üben. Richtet man hier — läßt sich mit Pictet sagen — den Blick zu den Gipfeln der Bergkette, welche man durchwandert, empor, so stellen sich dieselben in einer abweichenden Gestaltung von denjenigen dar, die der Centralkette der Montblancs-Alpen angehören; sie erscheinen nicht wie diese, in schmale Zacken ausgespitzt (en aiguilles), sondern sie bestehen aus mächtigen Bänken oder Schichten, die ziemlich parallel am Horizont auslaufen, und deren verschiedentliche Färbung ungleiche Gebirgsarten vermuthen läßt, obgleich sie wahrscheinlich alle den Urgebirgen angehören.

Der Kommandant des Wachpostens hatte sich bald in Person eingefunden, um meinen Paß in Empfang zu nehmen.

„Wird dieser Herr wohl ein kleines Geschenk verschmähen," fragte ich den Wirth.

„Gewiß, er nimmt keinen Soldo, setzen Sie ihn nur auf die Probe.

„Ach, ich bin kein Versucher, und will nicht, daß seine loyale Gesinnung vor meiner Lira, wohl aber, daß Ihr guter Wein vor seinem Durst verschwinden soll. Bringen Sie uns eine Flasche vom Besten."

Nun war die Freundschaft geschlossen; so wie die Bouteillen sich auf dem Tische verdoppelten, wuchs auch die Gesellschaft an. Das heraufgezogene Gewitter, von Regen und Hagel begleitet, so wie die einbrechende Nacht scheuchten immer mehr Wanderer in diese sichere Zufluchtstätte, zumal da heute Markt-

tag in Ossola gewesen war, wozu auch die Alpenbevölkerung des Simplon hinabzuströmen pflegt. Der Wirth des weit höher an der Straße gelegenen Weilers Hondo war darunter begriffen; wir wollten am frühesten Morgen Reisegefährten, heut aber treue Tischgenossen seyn.

Da das Gespräch bald italienisch, bald französisch geführt wurde, so überraschte es mich nicht wenig, als die jüngere Hausdame an ihren Mann das Wort richtete: Da mi 'a Messr! (gib mir das Messer!)

Come, rief ich aus, Voi parlate anche tedesco?

Nient' a fatto, Signore.

Ma Messer, invece di coltello, e parola tedesca.

Non so, può essare; la mia moglie è di Varzo, dove si parla un linguaggio particolare, un Dialetto aconosciuto da pertutto.

Man muß auf Reisen gehen, um etwas zu erfahren!

Nun begann inter pocula ein kleines Examen der lachenden Schönen, und es ist erklärlich, daß, solchen Gesellschafterinnen gegenüber, zuerst von ihrem Schmuck oder ihrer Kleidung die Rede war. Man fing bei den Ohrringen, den Uradschin; an; kam dann auf das Hauptkleidungsstück (Raß), wo Oberjacke und Unterrock aus blauem Tuch nur Ein zusammenhängendes Stück bilden. Busard heißt die Halskrause, Scusall die Schürze, Panets das Tuch, Zavets der Schuh, Tschiatz der Strumpf und Ttschiärtich der Fingerring. In dem kleinen Krug oder Pokal (Madschin) brachte man den Wein (Scadi) herbei; so auch den Tschin oder Staseb, d. h. den Käse, nebst Bühr, der Butter, auf dem Aidi oder Teller. La Tschia (Casa) heißt das Haus, Tschiarosa der Leuchter, Dscheschung das Becherglas, Patino das Bett, Gratarola das Riebeisen, Gjal (gallo) der Hahn, Geiijn das Huhn, Pidriòl der Trichter, Dursohsa der Salat. Die Jahreszeiten lauten: Lasora, Dastaj, la Brüma und l'Invere; die Woche Smana (settimana); die Wochentage, mit dem Montag beginnend: Lüneadi, Marrdi, Mercoldi, Giëbjedi, Venedi, Sabadi und Menjedi; die Monate endlich: Iänuch, Fawreb, Maarts, Avril, Majsch, Gujn, Iü, Aoat, Stembehr, Ottoher, November, D'cember. Man zählt folgendermaßen: uja, doj, trj, quater, tsching, seohs, actt, ott, nov, dechs, ujndehs, vint, tschint u. s. w. Nur noch Ein deutsches Wort konnte ich gegenwärtig erfahren; es ist das Löffie, der Löffel, der jedoch auch la paila heißt.

Was in diesem Dialekt, der auf das Dorf Varzo eingeschränkt ist und sich von jenem der nächsten Ortschaften so sehr unterscheidet, daß man z. B. in Crevola kein Wort davon versteht, was in ihm etwa der celtischen, was der romanischen, italienischen und deutschen Sprache angehören mag, lohnte wohl einer gründlichen Prüfung. *)

Eigenthümliche Lieder hat das Volk nicht; man singt selten und dann nichts weiter, als halb corrumpirte Opernarien. So scheint es wenigstens; da jedoch nähere deßhalb von mir an den Ufern des Lago maggiore und Lago d'Iseo, so wie in den piemontesischen Thälern angestellte Untersuchungen günst'ge Erfolge hatten, so läßt sich auch hier noch Manches hoffen. Man hat in den italienischen Alpen bisher immer nur Bergformen, Steine und Kräuter beachtet; es ist endlich Zeit auch einmal den Menschen ins Auge zu fassen und zu fragen, ob denn der Sprachforscher und Historiker, der Dichter und Ethnograph nicht noch reichere Ausbeute machen könnten, als der Mineraloge und Botaniker? ich vermuthe nicht allein, sondern weiß es mit Bestimmtheit, daß hier dem aufmerksamen, unterrichteten Forscher sich Schätze aufschließen werden.

(Schluß folgt.)

*) Ist es unter Anderm nicht auffallend, daß in dem heutigen provenzalischen Dialekt, wie er um Marseille gesprochen wird, sich viele offenbar germanische Worte befinden? z. B. Baoumo, Balm, Grotte; Cat, Katze; Cherpo, Schärpe; Coonlet, Kohl; Esterl, Stier; Flascon, Flasche; Gardo, Garde; Harnesch, Harnisch; Muscle, Muschel; Nuech, Nacht; Nas, Nase; Pechier, Becher, Krug; Ranzi, ranzig; Reinard, Reinhard, Fuchs; Relucar, lugen, schauen; Rodo, Rad; Roouba, rauben; Tasquo, Tasche; Tastar, tasten; Vespo, Wespe; Vibre, Biber u. a. m. Man sehe des Grafen von Villeneuve Statistique du Département des Bouches-Du-Rhone, Band III. Marseille 1826. 4.

Ein Diner im Zelte Ibrahims, Beys von Mostaganem. *)

Abd-el-Kader hatte sich von seiner Niederlage zu Makcara wieder erholt; die kühnen Reiter, die er aus dem Innern der Wüste an sich gezogen hatte, durchschwärmten die Provinz Oran, und schlossen die auf das Lager von Raschgun beschränkten Truppen ein. Die Stämme der Borgia, der Ben-Jamers, der Medschers, der Huleb-Malef u. s. w. hatten sich aufs Neue für den Emir erklärt, den sie zur Zeit seines Unglücks im Stich gelassen. Diese Leute ritten auf den Straßen von Oran nach Tlemezen hin und her, und schnitten jedem, dem sie begegneten, den Kopf ab. Die Kuluglis (afrikanischen Türken), 5 bis 600 an der Zahl, hatten die kleine Stadt Mazagran verlassen, und sich unter die Kanonen der von unsern Truppen besetzten Plätze Mostaganem und Malamore geflüchtet; einige Stämme waren ihnen gefolgt und lagerten unter den Mauern der Stadt. Ibrahim, der Chef der Kuluglis, und von General Clauzel zum Bey von Mostaganem ernannt, hatte kaum erfahren, daß er von den Anhängern Abd-el-Kaders, an deren Spitze der Kalifat (sein Lieutenant) stand, angegriffen werden sollte, als er auch schon den französischen Offizieren ein Fest gab, um seinen Feinden zu zeigen, wie wenig er ihre Drohungen fürchte. Die Geladenen versammelten sich am 30sten Mai um 6 Uhr Abends im Lager Ibrahims, und es ging bei dieser Festlichkeit zu wie folgt.

Der Bey ist ein Mann von ungefähr 40 Jahren, ein geborner Bosniak, von offenem, freiem Benehmen und einer sehr ansehnlichen und würdigen Gestalt. Sein Bart war schwarz und sorgfältig gepflegt, und seine Kleidung prachtvoll; in seiner ganzen Haltung lag etwas Großartiges, seine Stimme war sehr angenehm und in seinem Lächeln lag etwas ungemein Liebliches. Er empfing uns am Eingang seines Zeltes, ließ uns durch seinen Dolmetscher bewillkommnen, und lud uns dann ein auf den prächtigen Teppichen Platz zu nehmen, mit denen

*) Von einem französischen Offizier der afrikanischen Armee.

der Boden belegt war. In diesem hohen, geräumigen und luftigen, inwendig mit rother Leinwand ausgefüttertem Zelte konnten 60 Personen bequem hin und her gehen. Zu beiden Seiten befanden sich auf Waffengerüsten einige Dutzend damascirte albanesische Flinten aufgehängt, mit Gold und Silber prachtvoll ausgelegt. Im Hintergrunde stand ein Diwan mit kostbaren Stoffen bedeckt und mit Gold durchwirkten Polstern belegt; über demselben hingen die prächtigen Waffen des Beys, und dahinter war eine kleine Oeffnung angebracht, die in ein anderes kleineres, zum Schlafgemach bestimmtes Zelt führte.

Gleich nach unserer Ankunft wurden wir von den Sklaven mit Wermuth-Sorbet bedient, und der Bey reichte seine silberne und vergoldete Dose, mit herrlichem Rosentabak gefüllt, herum. Bald darauf gab er das Zeichen sich zur Tafel zu setzen, denn eine solche, mit Messern, Gabeln und allem Erforderlichen wohl versehen, befand sich unter diesem Zelt, wo man bis jetzt noch nicht anders als auf den Fersen kauernd gegessen hatte. Es war dieß eine Galanterie Ibrahims, der uns durchaus auf europäische Weise bewirthen wollte. Während der erste Gang aufgetragen wurde, der aus einer Menge kleiner, stark gewürzter Schüsseln bestand, stellten sich zwei mit Pfählen bewaffnete Tschians (Würdenträger, die das Amt von Mundköchen und Scharfrichtern zugleich versehen) an den Eingang des Zeltes. Diese Pfähle hatten die Gestalt gewaltiger Gabeln, an deren Enden sich zwei ungeheure gebratene Schafe befanden. Zwei Schildwachen gleich, die auf das Kommando warten, standen sie bis zum zweiten Gange da; dann wurde das eine der Schafe zerlegt und das andere der Gefräßigkeit der türkischen und arabischen Häuptlinge überliefert, die sich ehrfurchtsvoll vor dem Bey verneigten und am andern Ende des Zeltes Platz nahmen, um uns das Schauspiel einer afrikanischen Mahlzeit zu geben. Zehn an der Zahl, auf der Erde rund um eine große Schüssel von weißem Blech sitzend, schlugen sie ihre scharfen Nägel in das schlecht gebratene Fleisch, rissen große Stücke heraus und zerbrachen die noch blutigen Rippen und das Rückgrat mit den Händen. Die Knorpel und Sehnen krachten unter ihren gewaltigen Kinnladen, und ungeheure Stücke wurden verschlungen. Die Augen auf die Riesenportion geheftet, die jeder in der Hand hielt, benagten sie die Knochen mit unmäßiger Gier bis aufs Mark, ohne sich darum zu bekümmern, was um sie vorging. Nach zehn Minuten war der ungeheure Braten verzehrt, und nachdem Alle sich abgewaschen hatten, wozu ein Krug mit Wasser in der Reihe herumging, standen sie auf, verbeugten sich vor dem Bey und gingen hinaus. (Schluß folgt.)

Die Insel Cuba.

(Schluß.)

Nachdem General Tacon gegen 2000 Landstreicher in Havana und der Umgegend zusammengefangen hatte, dachte er daran Nutzen von ihnen zu ziehen, um sie nicht umsonst füttern zu müssen. Er ließ sie also Straßen und Promenaden anlegen und ein großes Gefängniß bauen, Wasserleitungen herstellen und Abzugkanäle einrichten, an denen es in Havana gänzlich mangelte. Ferner schloß er die Spielhäuser und verbot das Monte, ein Hazardspiel, für das die Spanier der neuen Welt besonders eingenommen sind, auch in Privathäusern. Die Uebertreter wurden zu Geldstrafen verurtheilt, die man zum Unterhalt der Strafarbeiter verwendete, mithin kosten sämmtliche von dem General Tacon unternommene Bauten und Verschönerungen dem Staatsschatz fast gar nichts. Ueberdieß ertheilte er mehreren Vereinen die Befugniß, Verkaufshallen und andere öffentliche Anstalten zu errichten. Gegenwärtig wird eine für die Spanier ganz neue Anlage ausgeführt, nämlich eine Eisenbahn von Havana nach Guines im Innern der Insel.

Die Spanier sind ein großes Volk, aber es mangelt ihnen eine Eigenschaft oder vielmehr ein Sinn — der nämlich der Verbindung. Sie scheinen nicht zu ahnen, welchen Vortheil gute Straßen bringen, und lassen sich deren Anlage auf Cuba so wenig als anderswo angelegen seyn. Von Havana nach San Marco, oder dem Zuckerdistrikt von Guines, wäre es leicht eine herrliche Straße anzulegen, denn der Boden ist von Natur eben, auch fehlt es nicht an Steinen; dennoch hat man bis heute noch nicht daran gedacht, obschon während der Regenzeit alle Kommunikation zwischen Havana und dem Innern der Insel unterbrochen ist. Der Transport einer Zuckerkiste 15 Stunden weit bis zum Hafen kommt theurer zu stehen, als die Fracht von da nach Europa.*) Eine Eisenbahn würde daher große Erleichterung bieten und sehr einträglich werden, da man gern doppelt so viel Fracht zahlen würde, als in Frankreich gewöhnlich ist. Man könnte durch ihre Hülfe dem Anbau größere Ausdehnung geben, indem man ihn an Stellen verlegte, wo er jetzt ohne Nutzen seyn würde, weil es an Transportmitteln fehlt, die Produkte auf den Markt zu führen. Einige Eisenbahnen von mäßiger Ausdehnung würden bei der langen, schmalen Gestaltung der Insel hinreichen, um alle Theile derselben mit dem Hafen in Verbindung zu bringen. Der Anbau des Zuckers und Kaffees, der einträglichste von allen, nimmt nur ein sehr kleines Gebiet ein;**) binnen Kurzem wird daher die Eisenbahn von Guines, für die die Fonds schon beisammen sind, den Ingenios und den Cafetales***) neuen Raum zu größerer Ausdehnung verstatten. Dieß wird der Anfang einer industriellen Revolution werden, die sich fortpflanzt. Da der General Tacon Alles, was er unternimmt, rasch betreibt, so läßt sich erwarten, daß die Anlage bald zum Ziel geführt seyn wird.

Die amerikanische Bevölkerung unterscheidet sich scharf von den Spaniern, und besonders von den spanischen Creolen. In den Vereinigten Staaten würde man kaum begreifen können, wie es möglich war, daß eine Stadt von 130,000 Einwohnern und mit einer Besatzung von 10,000 Mann Jahre lang vor dem Dolch der Meuchelmörder zittern konnte. Freilich ist auch ein amerikanischer Gouverneur ein ganz anderer Mann als ein spanischer. Jetzt hat Cuba endlich einen Gouverneur, wie es ihn braucht, einen Mann, der sich um Alles bekümmert, der ein Despot, aber ein aufgeklärter civilisirender Despot ist. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit, sogar den ehelichen Frieden hat er schon oft wieder hergestellt, und er dürfte nur noch Priester seyn, um alle Gewalten in seiner Person zu vereinigen. General Tacon erscheint öffentlich nie anders als in der Uniform seines Grades, von seinen Adjutanten und einer Kavallerie-Eskorte umgeben. Auf der Promenade hat er allein das Vorrecht, sich eines Wagens mit vier Rädern bedienen zu dürfen, alle Uebrigen müssen sich mit einer zweiräderigen Volante mit Einem Pferde begnügen. Er ist das zweite Ich dieses spanischen Königthums, das zum Wohl der Völker mit dem Blendwerk der Macht und großen Vorrechten umgeben seyn muß. Der Spanier gleicht dem arabischen Pferd; um sich auf dem rechten Weg zu halten, muß er den Reiter und bald den Zaum, bald die Sporen fühlen.

*) Der Transport einer mit dem Holz 225 Kilogramme wiegenden Kiste Zucker kostet für eine Entfernung von 15 Stunden wenigstens 4 Piaster und bei schlechtem Weg 6, was zum niedrigsten Preis von 4 Piastern für die Tonne von 1000 Kilogramme 16 Piaster und zu 5 Piaster 20 Piaster oder 106 Franken 67 Centimen für die Tonne ausmacht; nun beträgt aber die Fracht nach Havre und Bordeaux nicht mehr als 70 Fr. für die Tonne.

**) Die Oberfläche der Insel hält ungefähr 6,420,000 Hektaren. Der Anbau aller Art nimmt im Ganzen nicht mehr als 524,000 Hektaren oder $\frac{1}{12}$ des gesammten Flächeninhalts ein. Der ausschließlich mit Kaffee und Zuckerrohr bepflanzte Raum hält nur 161,000 Hektaren.

***) Diesen Namen gibt man den Zucker- und Kaffeepflanzungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Straßenpflaster.

Schon als Material zu den Barrikaden verdient das Pariser Straßenpflaster alle Beachtung, und es ist überdieß in beständiger Berührung mit dem Reisenden. Seine Zusammensetzung ist eigenthümlich, und für das gegebene Material so vorzüglich, daß es nähere Beschreibung verdient.

Die Steine werden im Walde von Fontainebleau gebrochen und sind harter Sandstein (grès). Sie werden als Würfel von 8 Zollen verarbeitet, und können demnach sechsmal gebraucht werden. Die Flickarbeiten geschehen, besonders in den Straßen wo Omnibus fahren, sehr häufig, die neue Arbeit wird aber mit zu viel Erde bedeckt, welches abscheulichen Koth erzeugt. Ein darüber von einem großen Arzt getadelter Pflasterer erwiderte, er mache es gerade wie er.

Diese Steine nehmen vom Straßenkoth eine blaugraue Farbe an. Wozu die schadhaften verwendet werden, erfuhr ich nicht. Mir scheint, sie würden zu macadamisirten Straßen sehr gut taugen.

Seit die umfassende Arbeit der Abzugskanäle in vollem Gang ist, sind viele Straßen mit den Rinnsteinen gegen die Fußpfade angelegt worden. Man beging hiebei den Fehler, die Fußpfade nicht so zu profiliren, daß der Rinnstein unter ihnen angebracht wurde. Nun bespritzt das Rad den Fußgänger noch unbarmherziger als früher.

Die Fußpfade sind eine wesentliche, aber noch lange nicht allgemeine Verbesserung des Pariser Lebens. Auch werden sie zuweilen von einem zu weichen Stein angelegt, welcher schnell ausgetreten und von den anstreifenden Rädern beschädigt wird. Auch geht die Dachtraufe noch meist ohne Rinne auf sie herab. Dennoch sind sie als Zeichen, daß der zu Fuß gehende Mittelstand an Bedeutung gewonnen habe, während die im Wagen Fahrenden nur an sich gedacht hatten, von Bedeutung. Jedes Jahr sieht deren neue entstehen, und die Hausbesitzer sind höchlich bei ihrer Errichtung betheiligt, weil dadurch die Fußgänger vor ihre Bude gezogen werden.

Da, wo die Fußpfade durch eine Querstraße unterbrochen werden, könnten sie füglich mit etwas größeren platteren Steinen zum Behuf der Ueberschreitung verbunden werden.

Die erwähnte Quadergestalt der Pflastersteine kann dem, welcher Paris nicht besuchte, die Leichtigkeit erklären, mit welcher in den Juliustagen unzählige Barrikaden errichtet wurden, ihre Festigkeit, das Anbringen von Schießscharten u. s. w. Glücklicherweise war die Jahreszeit gesund und trocken, sonst würde sich aus dem auf einmal hiedurch befreiten Koth ein höchst gefährliches Miasma gewiß entwickelt haben.

Nur den Tag nach einem tüchtigen Platzregen ist das Pflaster überall rein und steinfarbig. Manche Straßen sind während zehn Monaten nicht trocken; aber Faubourg St. Germain hat diesen Vorzug, weil weniger Wagen daselbst fahren, als auf der andern Seite. Auch sind die Fußpfade seltener in jenem Quartier.

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

Schon war eine Stunde vergangen, seit ich mich in mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, als ein wilder, aus der Wirthsstube heraufschallender Zank, der immer tobender wurde, mich endlich nach der Ursache dieses Skandals fragen ließ. Walliser und Piemonteser, immer noch bei den Weinflaschen sitzend, waren der Simplonstraße wegen in Wortwechsel gerathen.

Was? schrien die ersten, hat unser Land, das zehnmal ärmer ist, als das eurige, hat es auf der Walliser Seite die Straße nicht gleich wieder herstellen lassen, so sehr sie auch durch die Wassergüsse des vorigen Jahres zerstört worden war? Ihr aber laßt Alles zu Grunde gehen; es ist Schimpf und Schande, daß auf eurer Abtheilung Alles noch eben so wüst übereinander liegt, wie vor neun Monaten. Was hilft unsere Mühe, wenn wir von euch verrätherischerweise im Stich gelassen werden.

Wir brauchen weder euch noch eure Straße, lautete die Antwort; unser König hat andere Straßen genug die mehr

eintragen, und wegen der knauserigen Engländer, die etwa hier bequem fahren wollen, wird man nicht alle Jahre 30,000 Fr. für Schnee- und Felsenbrüche zahlen.

Zum Henker, ihr müßt sie aber zahlen, das steht im Vertrage; und wer sein Wort nicht hält, der . . . .

Hätte sich der nüchterne Theil der Anwesenden nicht ins Mittel gelegt, so wäre es offenbar zu Messerstichen gekommen; doch die Gegner wurden glücklicherweise getrennt und in entgegengesetzter Richtung zur Ruhe gebracht, nach Süd und Nord, der Lage ihrer Nachbarländer entsprechend.

In der That, es war der 27ste August 1834 nicht allein für den Simplon, sondern auch für die Straßen über das Stilfserjoch, den Splügen, Gotthard und Bernhardin, so wie für fast alle Thäler der penninischen und rhätischen Alpen ein Tag des Schreckens. Schwere, tobende Gewitter, die sich auf dem ganzen Gebirge vom Gotthard bis gegen das Tyrol entluden, ein 24 Stunden anhaltender heftiger Regen, und das von dem warmen Föhnwind verursachte außerordentliche Schmelzen des Alpenschnees und der Gletscher machten, daß plötzlich alle Bergwasser mit einer seit 194 Jahren nicht erhörten Gewalt losbrachen. Wasserfluthen, Felsblöcke, Erd- und Steinmassen, fortgeschwemmte Bäume mit Wurzeln und Kronen stürzten in die Thäler herab. Alle Bäche und die Flüsse, die sich aus denselben bilden, die Rhone, der Tessin, die Reuß, der Rhein in seinen verschiedenen Armen und dem vereinigten Hauptstrome, die Moesa, die Maira, der Inn, die Tosa, der Seria ꝛc. traten aus ihren Betten, stiegen zu einer nie erreichten Höhe, rissen alles ihnen Entgegentretende mit sich fort und überschwemmten ganze Thäler, wie das Rhonethal, das Wallis, das Thal von Urseren, einen Theil des Veltelin und Engadin, die graubündtischen Thäler des Vorder- und Hinterrheins, Misox, Bregell, Wals, Poschiavo, die Thalschluchten von Uri und Glarus, von Chiavenna, Antigorio, Formazza, Anzasca, Macugnaga u. a. m. Halbe Dörfer, Kirchen, Mühlen, fast alle Brücken, Straßendämme, viele Obstpflanzungen, Wiesen- und Waldstrecken und selbst Menschen wurden durch die Fluthen davon geführt. Der Landstrich, den die stärkste Verwüstung traf, machte sich auf eine Länge von 50, und theilweise auf eine Breite von 20 Stunden belaufen. Man hatte nicht allein den ungeheuren Schaden zu beklagen, den viele Gemeinden, ja ganze Kantone an den kostspieligsten nun zerstörten Kunststraßen erlitten, und der sich für Graubündten allein auf mehr als einige Hunderttausend Schweizerfranken belief; nicht den Verlust der Güterbesitzer, deren Erdreich weggeschwemmt oder mit Steinen überdeckt worden; sondern insbesondere die Noth der Aermeren und Aermsten, d. h. jener Tausende, deren Hütten und Habe, oder deren einziges Vieh zu Grunde gegangen, und besonders deren ganze Pflanzung, die für ein Jahr ihre Nahrung seyn sollte, vielleicht die einzige auf die sie hofften, durch das Wasser verwüstet wurde.

Auf piemontesischer Seite des Simplon zeigte sich eine Strecke von mehr als drei Stunden für Wagen unzugänglich, so daß 500 Mann aufgeboten werden mußten, um wenigstens die größten Hindernisse zu besiegen. Das Thal von Domo d'Ossola, wo das Wasser 6 Fuß hoch gestiegen war, glich einem See; die schöne Brücke von Vogogna war verschwunden, jene von Mignandone außerordentlich beschädigt; Domo selbst blieb der Gefahr ausgesetzt, ganz weggerissen zu werden, und jeden Tag erblickte man neue Leichen. Cravala's Glasfabrik konnte nur durch das Opfer ihrer Holzvorräthe erhalten werden, womit hier allein mehr als 12,000 Fr. verloren gingen.

Wie groß indeß auch immer die Unkosten seyn mochten, welche die öffentlichen Kassen des Wallis bereits zu tragen hatten; und obwohl die Wasserfluthen im Rhonethale einen Schaden verursacht hatten, der amtlich auf 1,116,890 Schweizerfranken berechnet wurde: so unterließ man es dennoch nicht, sogleich neue höchst beträchtliche Opfer zu bringen, um die gründliche Ausbesserung der Straße vorzunehmen, was auf italienischer Seite nicht geschah. — Wenn ähnliche Streitigkeiten, wie jene in Iselle, sich daher noch täglich erneuern, so darf dieß keineswegs befremden. Die Straße liegt in der That eine halbe Stunde lang, insbesondere um Varzo und Iselle und noch etwas weiter hinauf, fast ganz in Trümmern, kaum fahrbar hergestellt. Viele Futtermauern, Brücken und Durchlässe haben gewaltige Einrisse bekommen, und mehrere Refuges stehen bereits seit Jahren als Ruinen da, durch herabgestürzte Steine zerschmettert. Jeder neue Regenguß macht, gleich einem Krebsschaden, das Uebel ärger, die Löcher stets größer: ja der Hochweg ist an vielen Stellen so ganz weggerissen, daß die Ueberreste nur wie vereinzelte Wälle oder Brückenköpfe erscheinen, und sie oft auf schmaler Nothstraße umfahren werden müssen, was bei großen Kutschen oder schwer bepackten Güterwagen mit wirklicher Gefahr verbunden ist und zu ewigen Klagen Anlaß gibt.

Solche Zerstörungen scheinen die Pictet'sche Ansicht von der außerordentlichen Festigkeit des hiesigen Gesteins zu bekämpfen; aber die plötzlich geschmolzenen und als Fluth herabstürzenden Gletscher haben nicht den natürlichen Felsen, sondern nur das aufgemauerte Menschenwerk angegriffen. Schwerlich hat sich die Doveria aus eigener Kraft ihr jetziges Bett gegraben, der Gußrand ihrer Kaskaden hat sich nur unmerklich erniedrigt und die Stellen, wo sie niederfallen, sind auch nur wenig ausgehöhlt. Unmittelbar unter dem Wasserbett stellen die Wände der mehr oder minder tiefen Schlucht, deren Grund das Wasser einnimmt, die scharfen Ecken ohne irgend eine Spur von Zerfressung ihrer ganzen Höhe nach dar. Aus solchen Thatsachen schließt Pictet, daß die Trennung der Wände der Bergschlucht die Wirkung irgend einer großen, frühern, und dem schwachen Wasserstrom, welchem sie später und seither Durchgang gewährt hat, fremdartigen Erschütterung seyn muß; daß im Laufe einer unbekannten Zahl von Jahrhunderten die ganze Wirkung des durchfließenden Wassers sich auf einige Abründung der Winkel des harten Gesteins beschränkt, von dem der höchst unregelmäßige Grundtheil der Schlucht gebildet wird, der sich im Lauf der Zeiten hinwieder auch weder geebnet noch merklich verändert.

Durch die Wiener Kongreßakte wurde die angemessene Unterhaltung der Simplonstraße förmlich stipulirt, was vorzüglich für das Wallis eine ungeheure Last ist, und alle merkantilischen Vortheile derselben so ziemlich aufzuwiegen scheint. Dessen

ungeachtet hat der arme Schweizerkanton seiner Verpflichtung stets gewissenhaft nachgelebt, obwohl die alljährlichen Kosten für das Schneeschaufeln allein gegen 14,000 Fr. betragen, die freilich unter den eingebornen Straßenarbeitern bleiben, und den armen Häuslern von Simpeln sehr zu Statten kommen.

Das zu Anfang des Sommers 1816 verbreitete Gerücht, als wollte man die Straße zerfallen oder gar zerstören lassen, war ohne allen Grund; vielmehr sollte sie von beiden Seiten (der piemontesischen und wallisischen) im besten Stand erhalten werden, und noch wollte man mehrere Wirthshäuser und Schirmwohnungen zur Bequemlichkeit der Reisenden errichten, was aber unterblieb. Uebrigens hatten damals wirklich selbst vornehme, oder vielmehr einflußreiche Walliser den Wunsch zur Zerstörung aller Simplonarbeiten geäußert, „weil die Berührung mit Fremden, von denen das Volk Geld verdiene, dasselbe demoralisiere;“ doch die Regierung schritt über diese Vorstellung billigerweise zur Tagesordnung, und ließ damals, dann 1820 und so auch späterhin große Reparaturen vornehmen, die jedoch niemals kostspieliger waren als voriges Jahr. Wallis sandte zwei Deputirte eigens nach Turin, um deßhalb dringende Vorstellungen zu machen. Wenn auch — gab ihnen der König zur Antwort — wenn auch diese Straße, die nur einen sehr kurzen Raum des Gebietes seiner Staaten durchschneide, für ihn von untergeordneter Wichtigkeit sey, so genüge es ihm, abgesehen von dem allgemeinen Nutzen, daß die Kantone Wallis und Waadt, die er als gute Nachbarn und selbst als Freunde betrachte, einen so großen Werth darauf setzten, um auch ihn zu solcher Theilnahme zu vermögen. Er werde daher unverzüglich die geeigneten Befehle ertheilen, daß diese Straße wieder in guten Stand gestellt werde. Wenn dieser Zusage nach bis auf den heutigen Tag höchst mangelhaft entsprochen ist, so dürfte es wohl nur den so sehr und unerwartet vermehrten Ausgaben des Turiner Hofes zuzuschreiben seyn.

(Schluß folgt.)

Statistik der Verbrechen in England und Wales.

In der Sitzung der statistischen Gesellschaft in London am 20sten Junius wurde von dem Esquire Samuel Redgrave eine Denkschrift über den Stand der Verbrechen im Jahre 1835 in England und Wales gelesen, die hauptsächlich bezweckte, das Verhältniß der Verbrechen, der Zahl und dem Grad nach, in den verschiedenen Grafschaften von England und Wales darzuthun. Die gegebenen Berechnungen beziehen sich nur auf die vor den Gerichtshöfen abgewandelten Vergehen, und sind auf die Akten gegründet, die, obschon sie die sichersten Beweise liefern, doch nicht die Zahl aller wirklich begangenen Verbrechen, sondern nur diejenigen angeben, welche vor Gericht verhandelt wurden.

Die Gesammtzahl derer, welche wegen anklagbarer Vergehen im Jahre 1835 vor den Assisen standen, beläuft sich auf 20,731, was, gegen die Bevölkerung gehalten, wie solche sich nach dem letzten Census herausstellte, ein Verhältniß von 1:631 ergibt. Die Stadt und Grafschaft Bristol hat die größte Verhältnißzahl von Vergehen: nämlich 1:372, dann kommt Middlesex mit 1:395. Zwei andere Grafschaften ergeben ein Verhältniß von nicht über 1:500, nämlich Warwick 1:445 und Surrey 1:465.

In den Grafschaften Lancaster, Gloucester, Kent, Essex, Oxford, Stafford, Norfolk und Somerset ist das Verhältniß über 1:500 und unter 1:600; in den Grafschaften Hertford, Chester, Nottingham, Suffolk, Bucks und Cambridge über 1:600 und unter 1:700; in den Grafschaften Southampton, Leicester, Wilts, Sussex, Worcester, Berks, Huntingdon, Hereford, Monmouth, Lincoln, Dorset und Devon über 1:700 und unter 1:1000; in den Grafschaften Salop, York, Northampton, Rutland, Derby und Cornwall über 1:1000 und unter 1:1500, und endlich in den Grafschaften Durham, Cumberland, Northumberland und Westmoreland 1:1587, 1687, 1755 und 2201. In Wales stellt sich ein Durchschnittsverhältniß von 1:2545 heraus; das höchste zu Glamorganshire mit 1591 und das geringste zu Merionethshire mit 1:6269.

Das Ergebniß der gerichtlichen Verhandlungen war: 523 wurden zum Tode verurtheilt, 5629 zur Transportation, 9928 zu Gefängnißstrafe, 58 zur Peitsche, 551 zu Geldstrafen und 242 wurden gegen Bürgschaft entlassen. Dieß macht, mit Zurechnung von 11 Fällen, wo das Urtheil verschoben und die Angeklagten endlich begnadigt wurden, zusammen 14,729 Verurtheilte, oder 71 Prozent von der Zahl der Angeklagten. 25 Personen wurden wahnsinnig befunden, 4034 nach dem Verhör und 1418 ohne Verhör freigesprochen; somit beträgt die Zahl der Entlassenen 6477, oder nahe an 29 Prozent.

Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geschlechts; hinsichtlich des Alters waren 345 zwölf Jahre und darunter alt; 2010 unter 16 und über 12; 6147 unter 21 und über 16, und 6667 waren unter 30 und über 21 Jahre alt. Der Verfasser legte das Ergebniß eines von ihm gemachten Versuches vor, den Grad von Unterricht zu ermitteln, welchen jeder von den vor die Gerichte Gestellten erhalten hatte, und es ergab sich, daß 6802 lesen und schreiben, 4521 nur lesen und 7070 keines von beiden konnten. Die Verhältnißzahl derer, die lesen und schreiben konnten, war in Middlesex 58.56 Prozent, in Leicester 58.45 Przt., in Durham 55.08 Przt., in Hants 52.72 Przt., in Cornwall 52.45 Przt., in Surrey 51.44 Przt. Das niedrigste, 50 Prozent nicht übersteigende Verhältniß ergab sich zu Wilts, Hertford und Bedford; in Berks, Salop, Cambridge, Essex, Norfolk, Suffolk, Derby und Worcester war es unter, und in Warwick, Lancaster, Oxford und Bucks kaum über 55 Prozent.

Herr Redgrave ging dann zu einem Vergleich mit frühern Jahren über. Seit dem Jahre 1805, wo zuerst authentische Dokumente in dieser Hinsicht bekannt gemacht wurden, hat die Zahl der Verbrechen regelmäßig zugenommen, und auf eine geringere Zunahme in dem einen folgte stets eine größere in dem nächsten Jahre. Im Jahre 1817 erfolgte die stärkste Zunahme, die sich bis dahin noch ergeben hatte, nämlich über 55 Prozent, und behauptete sich mit unbedeutenden Fluktuationen bis zum Jahre 1824. Im Jahre 1825 stellte sich wieder eine allmähliche Zunahme ein, und nach Verlauf einer andern Periode von sieben Jahren stieg sie bis über 32 Prozent. Im Jahre 1832 hatte das Verbrechen die höchste Stufe erreicht; 1833 nahm es um nahe an 4 Prozent ab. Im Jahre 1834 stellte sich eine Zunahme von 1 Prozent ein, im Jahre 1835 aber ergibt sich ein Zuwachs von nahe an 6 Prozent, was mit dem Ergebniß der letzten drei Jahre nicht viel weniger als 13 Prozent ausmacht.

Die Schrift schließt mit einer annähernden Berechnung hinsichtlich der Kosten, welche das Verbrechen verursacht. Aus amtlichen Papieren wird nachgewiesen, daß diese — für Untersuchung, Einkerkerung, Unterhalt, Transportation u. s. w. der Gefangenen — sich jährlich auf 716,457 Pfd. St. belaufen; die Bezahlung der Richter, Clerks und anderer Beamten ungerechnet. Die Kosten zu Unterhaltung der Londoner Polizei belaufen sich auf 300,000 Pfd. St. jährlich.

Ein Diner im Zelte Ibrahims, Beys von Mostaganem.

(Schluß.)

Wir waren inzwischen bis zum dritten Gang gekommen; die Zahl der aufwartenden Diener überstieg die der Gäste weit. Die Schüsseln von der Größe einer Untertasse folgten rasch auf einander, und es wurden Gerichte aufgetragen, die unserer Kochkunst ganz fremd waren; so z. B. Citronen und Orangen in Scheiben geschnitten, die nebst Oliven, Kardamomen und Muskatnüssen in ranzigem Oel schwammen, das ihnen als Sauce diente; dann geröstete und zerstampfte Mandeln und Pistazien mit schwarzem Pfeffer und Ingwer in säuerlicher Kameelsmilch, grüne Erbsen mit Cascus und endlich geronnene Milch, statt des Zuckers mit gepulvertem Sandelholz bestreut.

Endlich stand Ibrahim zu unsrem großen Vergnügen von der Tafel auf, und wir folgten seinem Beispiel. Die Ueberbleibsel des Diners wurden den vor dem Zelt versammelten Beduinen preisgegeben, die mit der Gefräßigkeit von Schakals darüber herfielen, sich die Bissen unter Schlagen, Kratzen und Balgen aus den Zähnen rissen, und dabei von Zeit zu Zeit von den Tschiaus tüchtige Schläge bekamen, um die Ordnung wieder herzustellen. Nach diesem kleinen Intermezzo bat man uns, zu beiden Seiten des Zeltes Platz zu nehmen; im Hintergrunde saß der Bey mit untergeschlagenen Beinen auf dem Diwan, sein schönes Haupt mit einem Turban aus Kaschmirshawls geziert, hinter ihm seine trophäenartig aufgehängten prächtigen Waffen in glänzender Beleuchtung funkelnd, und rechts und links neben ihm befanden sich sechs Häuptlinge befreundeter Stämme. Die beiden ihm zunächst befindlichen kauerten auf ihren Fersen, zwei andere saßen auf den äußersten Enden des Diwans, und die beiden letzten standen aufrecht, in ihre Bernuß gewickelt, in geringer Entfernung auf Zwiebackkisten, so daß sie sämmtlich eine perspektivische Linie bildeten, von der Ibrahim der Mittelpunkt war. Die Mitte des Zeltes blieb frei, und vor dem Eingange trieben sich die Beduinen herum. Die Mannichfaltigkeit der Uniformen, der Glanz der Waffen und der Kostüme, und die Harmonie in Anordnung der Gruppen boten einen wahrhaft theatralischen Anblick.

Wir blickten uns gegenseitig voll Erwartung an, was nun geschehen werde, als plötzlich eine Salve aus kleinem Gewehr sich hören ließ, und sechs türkische Musiker, Lauten mit langen Hälsen in den Händen, sich zeigten. Nachdem sie ihre Fußbekleidung am Eingange abgelegt hatten, traten sie einer nach dem andern feierlich ein und gingen auf den Bey zu, der ihnen die Hand zum Kusse reichte. Als diese unerläßliche Ceremonie vorüber war, stellten sie sich in die Mitte des Zeltes und stimmten eine langsame höchst eintönige Musik von einem Gesang begleitet an, dessen Melodie viel Aehnliches mit dem näselnden Ton hatte, in welcher die Kapuziner ihre Bußpsalmen abzusingen pflegen. Sie besangen, wie der Dragoman uns verständigte, die Tugenden ihres Chefs, und die Tapferkeit und Großmuth der französischen Krieger. Wir waren dieser langweiligen Psalmodie bereits herzlich müde, als sieben beduinische Troubadours eintraten. Sechs von ihnen hatten spanische Mandolinen umhängen und der siebente hielt eine Bratsche in der Hand. Auch diese wiederholten die Ceremonie ihrer Vorgänger gegen Se. Hoheit den Bey, und während sie ihre Instrumente stimmten, ging die Dose mit Rosentabak herum, der uns sehr zu Statten kam, da die Ausdünstungen der Turko-Beduinen die Luft des Zeltes ziemlich verunreinigt hatten.

Man hörte schweigend zu; der Bogen kratzte auf den Saiten der Bratsche umher, die Mandolinen seufzten unter den sie pressenden Fingern, und die Kinder der Wüste stimmten mit rauhen kläglichen Kehltönen das Lob des Scheik Mezari an, vormals die festeste Stütze Abd-el-Kaders, und jetzt, seit Frankreich ihm großmüthig eine Pension von 6000 Franken auszahlt, unser Freund. Während der drei Viertelstunden, welche dieses ermüdende Klagelied dauerte, hatten wir gegen ein konvulsivisches Gähnen zu kämpfen, das unsere Kinnladen auszurenken drohte; viele von uns hielten nur mit Mühe die Augen offen, und nur die magische Dose verscheuchte den Schlaf. Endlich traten die Musiker ab, und schon glaubten wir die Sitzung aufgehoben; wir fühlten uns neu belebt, und schickten uns schon an Abschied zu nehmen, als wir zu unsrem Schrecken vernahmen, daß wir die Kriegsmusik noch nicht gehört hätten, welche die Kinder der Wüste zum Kampf ermuntert, die Rosse wiehern macht und den Sieg herbeiführt. Der Bey hatte sie, wie der Dragoman uns sagte, bis zuletzt verspart, und wollte uns durchaus eine Freude damit machen. Vergebens erschöpften wir uns in den sinnreichsten Ausflüchten, nichts half, Ibrahim hatte sich nun einmal vorgenommen, diesen glänzenden Abend würdig zu beschließen, und so mußten wir uns denn noch eine halbe Stunde geduldig martern lassen. Plötzlich erschienen jetzt ein Dutzend Virtuosen am Eingange des Gezeltes, einige mit Hautbois mit fünf Löchern, andere mit Schilfpfeifen und einige mit Suppentöpfen in den Händen, aus denen der Boden herausgeschlagen war, und die man, mit Pergament überzogen, zu Tambourins umgeschaffen hatte. Auf ein Zeichen des Chefs begann eine Symphonie; die Hautbois kreischten, die Pfeifen heulten und die Tambourins polterten, daß uns die Ohren gellten, und nun begannen die Beduinen aus vollem Halse zu schreien, die Kameele ließen klagende Töne hören, die erschrockenen Hunde heulten, die Heerden blökten und sogar die Schakals stimmten aus weiter Ferne in dieses höllische Konzert mit ein. Jetzt konnte uns nichts mehr halten, und wir baten um Gnade, die der Bey auch bewilligte. Er schüttelte mit dem Kopfe, Alles verstummte und tiefe Stille folgte auf den gräulichen Lärm.

Es war Mitternacht; wir beurlaubten uns bei dem Bey, der sich heimlich etwas darauf zu Gute thun mochte, solche Pracht vor uns entfaltet und uns so viel Vergnügen verschafft zu haben; wir aber kamen von fürchterlichem Ohrensausen gepeinigt nach Mostaganem zurück, fest entschlossen, uns sämmtlich krank melden zu lassen, sobald dem wackern Ibrahim die Lust wieder ankommen sollte, uns nochmals einzuladen.

Man soll in Amerika die Entdeckung gemacht haben, daß die unter dem Namen Anthracit bekannten Steinkohlen für eine lange Reise ungleich geeigneter seyen, als Holzkohlen und andere Steinkohlengattungen, indem ihr Verbrauch und ihr Gewicht weit geringer seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

№ 6.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

TASCHENBUCH

der

neuesten Geschichte

herausgegeben

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Eine Fortsezung dieses Taschenbuches, zu welcher sich mehrere ausgezeichnete Schriftsteller verbunden haben, wird eben in die Presse gegeben, und erscheint zur Herbstmesse dieses Jahres.

Stuttgart, den 26 Julius 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neueste Post-, Reise- und Zollkarte.

In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Allgemeine

Post-, Reise- und Zollkarte

von

Deutschland und den Nachbarstaaten,

mit besonderer Berüksichtigung des Zollverbandes der deutschen Staaten,

unter Mitwirkung von

E. Poppele,

Registrator bei der Generalpostdirektion in Frankfurt a. M.,

und

L. Sartorius,

Assessor bei Großherzogl. Hess. Zolldirektion in Darmstadt,

entworfen und gravirt von

Carl Glaser.

In vier kolorirten Blättern.

Darmstadt, im Verlage von C. W. Leske.

Der Preis derselben ist 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr., auf Sarsinet gezogen in 32 Felder eingetheilt und in Etuis 3 Thlr. oder 5 fl. 21 kr.

Diese Karte ist mit der größten Sorgfalt von den Herausgebern nach den denselben in Folge ihrer amtlichen Stellung zu Gebote stehenden Mitteln bearbeitet und nachher noch von vielen obersten Postbehörden mit Zusäzen und Berichtigungen versehen worden, so daß sie ebensowenig an Vollständigkeit und Genauigkeit, als an äußerer Eleganz von einer anderen Post- und Reise-Karte übertroffen wird.

Als **Zollkarte** ist sie die einzig vollständige, welche die neuesten Veränderungen enthält, die der Beitritt des Großherzogthums Baden, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt zum großen deutschen Zollverein herbeigeführt hat, und demnach eine zwekmäßige und nüzliche Verzierung für jedes kaufmännische Comptoir.

☞ **Diejenigen Kunst- und Buchhandlungen, welche eine Anzahl Exemplare für eigne Rechnung nehmen, genießen die vortheilhaftesten Bedingungen.**

Die unterzeichnete Verlagshandlung macht alle Vorsteher von Gymnasien und Realschulen, ferner alle Hauslehrer aufmerksam auf das eben erschienene:

Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde von Dr. Karl Andrée, mit 4 lithogr. Tafeln. Preis 1 Rthlr. 6 gr.

Dieses Werk ist für höhere Gymnasial- und Realklassen, sowie für Hauslehrer und zum Selbstunterrichte bestimmt. Es zeichnet sich unter den in neuerer Zeit erschienenen Werken auf das vortheilhafteste aus, durch logische und verständige Anordnung des reichen Materials, indem es auf den drei Grundsäzen der Anschauung, Zusammenstellung des Gleichartigen und auf Vergleichung beruht. — Die Kulturgeographie, die doch besonders in unserer Zeit von Wichtigkeit ist, ward hier nicht als ein mit wenigen Worten abgefertigter Appendix der politischen Geographie behandelt, sondern nimmt auf beinahe 100 Seiten den ihr gebührenden Rang als ein selbstständiger Hauptabschnitt ein. Derselbe enthält die Abtheilungen Grundstämme oder Racensprachen und Schriftsprachen – Kulturstufen – Regierung – Religionen – Erziehung – höhere Bildungsanstalten – Gelehrsamkeit – Nationalcharacter, nach 1) Einfluß der Race, 2) andere physische Ursachen, 3) moralische Ursachen, 4) Volkstüchtigkeit, 5) des gesellschaftlichen Zustandes, 6) der Regierungsform, 7) der Religion, 8) Behandlung der Weiber – Landwirthschaft – Landstraßen und Eisenbahnen (die Kanäle sind in der physikalischen Geographie abgehandelt) – Bauart der menschlichen Wohnungen – Manufakturen und Fabriken – Handel 2c.

Es kan dieses Werk um so mehr dem Publikum empfohlen werden, da schon jezt sich mehrere geachtete Vorsteher blühender Lehranstalten einstimmig über die hohe Brauchbarkeit desselben geäußert, und dasselbe bereits in ihren Schulen eingeführt haben.

Leipzig, im Junius 1836.

Ludwig Schumann.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Adelbert von Chamisso's Werke.

1ster bis 3ter Band.

gr. 12. Velinpap. Im Umschlag geheftet. Mit Kupfern und 1 Karte.

Inhalt:

1r Band: Reise um die Welt. 1r Theil: Tagebuch. Mit Nachrichten über des Verfassers Leben, und seinem Bildniß als Titelkupfer.

2r Band: Reise um die Welt. 2r Theil: Bemerkungen und Ansichten. Mit dem Bildniß eines dem Verfasser befreundeten Eingebornen der Südsee-Inseln und 1 Karte.

3r Band: Gedichte.

Der 4te Band, enthaltend:

Gedichte — Adelberts Fabel — Peter Schlemihl

mit radirten Blättern von Herrn Adolf Schroedter in Düsseldorf ist im Druk ebenfalls vollendet, kan aber, da die Kupfer noch nicht ganz fertig sind, erst in einigen Wochen ausgegeben werden.

Der Preis für alle 4 Bände beträgt 4½ Thaler.

Weidmann'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Ueberſezungs-Anzeige.

PALEY'S NATURAL THEOLOGY.

In der Unterzeichneten erscheint demnächst aus der Feder eines ausgezeichneten Gelehrten eine Bearbeitung von:

Paley's Natural Theologie
with illustrative Notes
by
Hery Lord Brougham and **Sir Charles Bell.**
To which are added supplementary dissertations
bey **Ch. Bell.**
London — **Charles Knight. 1836.**

Stuttgart, den 1 Junius 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **J. E. Schaub** in **Düsseldorf** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erfahrungen aus dem Gebiete
der
Thier-Heilkunde,
oder

Anweisung zum Gebrauch echt spezifischer, durch mehrjährige Prüfung bewährter

homöopathischer Heilmittel

gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Haus- und Nuzthiere.
Von
einem praktischen Landwirthe.
88 Seiten in 8. Preis 9 ggr.

Diese kleine Schrift enthält in bündigster Kürze die praktischen Verordnungen zum Gebrauch von fünfzig der bewährtesten Mittel gegen die am häufigsten vorkommende Krankheiten der Nuz- und Hausthiere und empfiehlt sich besonders Landwirthen zur leichten und schnellen Heilung ihrer erkrankten Thiere.

Bei **Beck & Fränkel** in **Stuttgart** ist erschienen:

Bojardo's, M. M., verliebter Roland, zum erstenmale verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von S. D. Gries. 2r Theil. 8. geheftet. 2 Rthlr. 8 ggr. od. 4 fl.

Für Reisende und Badegäste.

In allen Buch- und Kunsthandlungen sind nachstehende im Verlag von **C. W. Leske** zu **Darmstadt** erschienene Artikel zu haben:

Grimm, A. L., Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, am Neckar und im Odenwalde. Mit 35 Landschaften. 2te Ausg. 2 Thlr. 8 gr. od. 4 fl.

Daraus besonders:

Die Bergstraße. Mit 15 Kupf. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Der Neckar, von seinem Ausflusse bis Wimpfen beschrieben, mit 12 Kupfern. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Der Odenwald, mit 7 Kupfern. 14 gr. oder 1 fl.

Fenner von Fenneberg, Dr. H., Schwalbach und seine Heilquellen, ein Handbuch für Kurgäste. 3te Auflage. 14 gr. oder 1 fl.

(Alle diese Bücher sind auch zu denselben Preisen in französischer Sprache zu haben.)

Fenner von Fenneberg, zur Geschichte Schwalbachs, oder Schwalbach sonst und jezt. 12. 10 gr. od. 45 kr.

Dessen, Schlangenbad und seine Heiltugenden. 10 gr. od. 40 kr.

Dessen, Selters und seine Heilkräfte. 14 gr. od. 1 fl.

Neue Karte von dem Grossherzogthum Hessen, mit der inneren Eintheilung. Nach den besten und neuesten Quellen bearbeitet und in Stein gravirt von C. Glaser. Royal-Format, neue Auflage. 8 gr. od. 36 kr.

Wagner, G. W. J., statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogthums Hessen in 4 Bänden. 1830 u. 1831. Subscript. Preis, welcher vorerst noch fortbesteht, 3 Thlr. 12 gr. od. 6 fl. Ladenpreis 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr.

Der vierte Band, welcher die allgemeine Statistik des Großherzogthums enthält, besonders 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Plan der Residenz Darmstadt, entworfen und in Stein gravirt von Ed. Wagner. Mit 4 Ansichten und zwei Kärtchen, die Umgebung Darmstadts u. d. Bergstraße.

Für Harzreisende.

In allen Buch- und Kunsthandlungen findet man:

Zimmermann, Dr. Chr., das Harzgebirge, in besonderer Beziehung auf Natur- und Gewerbkunde geschildert rc. 2 Bände, mit 14 Kupfern und 1 Karte. 8. broch. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr. —

Daraus besonders:

— — **Anleitung zur Bereisung des**

Harzes, mit 11 Kupfern und 1 Karte. kart. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Karte des Harzgebirges, kolorirt à 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. In schwarzen Abdrüken 16 gr. od. 1 fl. 12 kr. Kolorirt und auf Sarsnet gezogen in Etuis 1 Thlr. 12 gr. od. 2 fl. 42 kr.

Brockenpanorama oder die Aussicht von der Spize des Brockens. Vier Blätter mit einer Scala; gezeichnet und mit erläuterndem Texte versehen von W. Saxesen. In einzelnen Blättern in Etuis. 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Dasselbe, zusammengesezt in kartonnirtem Band, 1 Thlr. 8 gr. od. 2 fl. 24 kr.

Leipzig und Darmstadt.

C. W. Leske.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,

ein

Gemälde aus London

von

Dr. Woldemar Seyffarth,

Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos u. s. w.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: **Reisetage, bunte Briefe des Andronikos** u. s. w. rühmlichst bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benüzt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden Familien Gemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortrefflichen Erzählung, sieht sich hier der Deutsche auf das Angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Thorheiten und Vorurtheile unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht kennen lernen kan.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Systematische Aufzählung

der

Vögel Würtembergs,

mit

Angabe ihrer Aufenthaltsörter und ihrer Strichzeit.

Aus Auftrag

der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg entworfen

von

Christian Ludwig Landbek.

Preis 48 kr.

Inhalt: Tageraubvögel. — Nachtraubvögel. — Schwalbenartige Vögel. — Sizfüßler. — Krähenartige Vögel. — Spechtartige Vögel. — Fliegenfänger. — Würgerartige Vögel. — Dikschnäbler. — Lerchenartige Vögel. — Sänger. — Meisenartige Vögel. — Taubenartige Vögel. — Hühnerartige Vögel. — Laufvögel. Regenpfeiferartige Vögel. — Sandhühner. — Reiherartige Vögel. — Schnepfenartige Vögel. — Rallenartige Vögel. — Möoenartige Vögel. — Pelikanartige Vögel. — Taucher.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

☞ So eben ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Das Universum der Natur

zur

Unterhaltung und Belehrung

über

Vor- und Mitwelt

von

H. G. Ludwig Reichenbach,

Königl. Sächs. Hofrathe, Prof. der Naturgeschichte und Vorsteher des königl. naturhistorischen Museums in Dresden.

Fünfte Lieferung.

Das neu aufgestellte naturhistorische Museum in Dresden.

Ein Leitfaden bei Beschauung der Schäze desselben.

Subscriptions-Preis 12 Ggr. (oder 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.)

Die Beschreibung dieses neuerlich so sehr bereicherten und seit 1755 nicht beschriebenen Museums mag die Besizer unserer übrigen Werke von demselben Herrn Verfasser besonders darauf aufmerksam machen, wie groß die Menge der Gegenstände sey, welche seine Zeichner und Maler schon allein dort unter seiner steten Aufsicht nach der Natur abbilden, wodurch es möglich wird unsere Werke vor anderen, in denen sich oft nicht eine einzige Original-Abbildung findet, würdig auszuzeichnen.

Leipzig, Monat Julius 1836.

Wagner'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Altschwedische

Balladen, Mährchen und Schwänke

samt einigen dänischen Volksliedern,

übersezt von

Gottlieb Mohnike.

8. Velinpap. broch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aktenstüke,

die landständischen Anklagen wider den kurfürstl. hessischen Staats-Minister

Hans Dan. Ludw. Fr. Hassenpflug

betreffend.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neueren deutschen Staatsrecht. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom

Prof. Dr. R. Mohl in Tübingen.

Preis 3 fl. 24 kr oder 2 Rthlr.

Die kurhessische Stände-Versammlung hat bis jezt allein in Deutschland von der verfassungsmäßigen Befugniß einer Minister-Anklage Gebrauch gemacht, und zwar sogar wiederholt gegen denselben Ministerialvorstand. Die klagende Versammlung ist allerdings vor Gericht nichts weniger als glüklich gewesen: allein dieser Ausgang schwächt natürlich das Interesse nicht, welches der Staatsmann, der Rechtsgelehrte und der sorgfältige Beobachter der Zeitereignisse an der Thatsache und an den beiderseitigen Gründen nehmen müssen. Wenn nun aber das grössere Publikum bis jezt über die ganze Sache nur nach den sehr unvollständigen und einseitigen Berichten der einen Partei zu urtheilen genöthigt, und somit vielfach schwerem Irrthum ausgesezt war: so kan es eine vollständige Sammlung der Aktenstüke, welche auf die beiden ersten gegen den Staatsminister Hassenpflug angebrachten Staatsanklagen Bezug haben, nur mit Beifall aufnehmen. Eine kurze Einleitung stellt jeden auf einen Standpunkt, welcher ihm ein Urtheil erlaubt. Da es, wo nicht zur juristischen, doch zur moralischen Beurtheilung von Personen und Verhältnissen beiträgt, so sey es erlaubt darauf aufmerksam zu machen, daß die in der Bekanntmachung dieser Sammlung liegende Berufung auf das gesamte Vaterland nicht von den besiegten Klägern, sondern vom siegenden Beklagten ausgeht.

Stuttgart und Tübingen im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1836.

Briefe über den spanischen Krieg. I. *)

Ich erinnere mich kaum einer so lieblichen Sommernacht, als die, in welcher ich mich auf dem Dampfboot Isabella nach Spanien einschiffte; lange schritt ich auf dem Verdeck auf und ab, während wir die ruhige See durchfurchten, und in dem herrlichen Mondlicht den Hafen von Plymouth und das entschwindende Ufer betrachteten. Unsere Gesellschaft bestand aus den Generalen Evans und Alava mit ihrem Stabe, und unter angenehmem Gespräch, bei schönem Wetter und ruhiger See durchschnitten wir die Bai von Biscaya und landeten am 13ten August 1835 Morgens zu Santander, seit welcher Zeit ich Augenzeuge und Mithandelnder in jedem Gefecht war, das die britische Legion oder die christinische Armee bestand. Mit Erlaubniß des Generals Evans, dessen Adjutant ich war, befand ich mich über zwei Monate im Hauptquartier Cordova's, und war also im Stande, von dem eigentlichen Kriegsschauplatz weit mehr zu sehen, als die meisten andern Engländer.

Unser Aufenthalt zu Santander dauerte nicht über 10 Tage, während welcher Zeit der General emsig beschäftigt war, mehrere Regimenter der Legion, die eine Stunde von der Stadt in einem Kloster lagen, zu inspiziren und zu organisiren. Die Truppen waren hier in jeder Hinsicht erbärmlich untergebracht, und die Einwohner schienen keineswegs geneigt, für die Nothdurft und Bequemlichkeit der Truppen irgend etwas beizusteuern, obwohl die Stadt und die ganze Provinz Santander der Sache Isabella's geneigt seyn sollen.

Santander ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens; das Land umher ist ausnehmend bergig und die Scenerie äußerst reizend, die Stadt aber klein und schmutzig; doch sind am Quay einige gute, kürzlich erst erbaute Häuser, die hauptsächlich von Kaufleuten bewohnt sind, denn der Handel des Platzes hat sich seit dem Anfang des Bürgerkriegs, wo keine Schiffe mehr in Bilbao einlaufen können, ungemein vermehrt. Der Hafen von Santander ist vortrefflich und kann Schiffe jeder Größe aufnehmen. Auf der der Stadt gegenüberliegenden Seite, im Dorfe Astelero, war früher eine bedeutende Gießerei.

Von Santander gingen wir im Dampfboot Isabella nach San Sebastian ab, und berührten unterwegs Portugalete, um mit dem Gouverneur zu kommuniziren. Es ist eine kleine, unregelmäßig gebaute und unbedeutende Stadt, die am Abhang eines Hügels liegt, und sich bis an die Mündung des Flusses Asua ausdehnt, der von Bilbao herkommt und dort seinen Namen in Ybaizabel umändert. Die Lage dieses Orts ist wichtig, da er die Einfahrt in den Fluß beherrscht, die stets schwierig und häufig gefährlich ist, da die starke Strömung der Fluth eine Sandbarre davor aufgeworfen hat, und bei niederem Wasser die Brandung so stark ist, daß nicht einmal Boote daselbst sicher einlaufen können. Die Stadt ist für den Augenblick durch Schießscharten und Barrikaden in Vertheidigungsstand gesetzt, sonst aber durchaus nicht fest.

Das Dampfboot Reyna Gobernadora ging in derselben Nacht von Santander ab, und nahm fast sämmtliche Truppen der Legion, mit Ausnahme der kürzlich erst aus England angelangten, an Bord. Wir wurden zu San Sebastian mit mehr Enthusiasmus empfangen, als zu Santander, obwohl ich nicht sagen kann, daß uns in einem dieser beiden Orte sonderliche Hülfe und Freundlichkeit zu Theil geworden wäre. Wir fanden hier das erste und zweite Regiment der Legion, die vor etwa einem Monat unter Kommando des Brigadiers Chichester, früher Majors im 60 Regimente, angekommen waren, und erstaunten nicht wenig über die Fortschritte, welche die beiden Korps in Organisation und Disciplin gemacht hatten.

Das Erstemal, wo ich die Carlisten in größerer Anzahl und im Gefecht sah, war am Sonntag den 30sten August; über dieß unbedeutende Gefecht ist viel gesprochen worden, ich habe aber in keinem englischen Blatte eine richtige Schilderung davon gefunden. Die Carlisten hatten seit mehreren Tagen schon Verschanzungen aufgeworfen auf der gegen San Sebastian zu liegenden Seite eines konischen Hügels, der, eine Legua von der Stadt und unmittelbar über der Venta von Oriamendi gelegen, die große Straße nach Ernani vollkommen beherrscht; letztere kleine Stadt liegt auf einer kleinen Anhöhe inmitten eines weiten Thales hinter der Venta, und ist auf der Südseite durch die felsigen Höhen von Santa Barbara geschützt. Die

*) Von Major Herbert Vong Hall.

große Straße von Vittoria über Tolosa nach Frankreich geht durch diese Stadt. Obgleich ich mich im Stabe des Generals Evans befand, und also Gelegenheit genug hatte, seine Absicht zu erfahren, so kann ich doch mit Grund behaupten, daß er nicht im Sinne hatte, eine starke Rekognoscirung vorzunehmen, und die Offiziere der Legion wußten so wenig, daß sie mit dem Feind zusammentreffen sollten, daß, als am 29sten Abends der Befehl bekannt gemacht wurde, am folgenden Morgen um 9 Uhr auf dem Glacis zur Parade zu erscheinen, die meisten dieß nur für eine Kirchenparade ansahen, und wie bei den englischen Regimentern Sitte ist, in Gallauniform dabei erschienen. Die Mannschaft hatte gefrühstückt, sonst aber keine Rationen erhalten, und waren ohne Tornister, Beweis genug, daß er noch in der Nacht oder sogar noch Nachmittags nach San Sebastian zurückkehren wollte, um so mehr als die Truppen kaum mehr Munition bei sich hatten, als sie gewöhnlich in den Patrontaschen mit sich führen. Als die Truppen der Legion nebst dem spanischen Regiment San Fernando und einem Bataillon Chapelgorris sich in Marschkolonnen gebildet hatten, zogen wir auf der großen Straße gegen die Venta von Oriamendi zu.

Etwa 500 oder 1000 Schritte von den Verschanzungen des Feindes schickte das Regiment San Fernando und die Chapelgorris eine Schützenlinie vor, und sie kamen bald ins Gefecht, indem der Feind hinter seinen Verschanzungen ein furchtbares Feuer auf sie eröffnete, und sich dann zurückzog; so gelang es ihnen binnen weniger als einer halben Stunde die feindliche Flanke zu umgehen und sich des Hügels oberhalb der Venta zu bemächtigen. Dieß war das Erstemal, daß ich die Carlisten im Gefecht sah, und ich wußte damals noch nicht, daß ihre Hauptstärke darin besteht, sich fechtend zurückzuziehen, und, wenn sie irgend Gelegenheit finden, dem Feind in die Flanke oder den Rücken zu fallen; diese Regel befolgen sie unwandelbar, wenn immer, was häufig der Fall ist, die Christinos nach einem Gefecht sich auf eine Stadt oder ein Dorf zurückziehen müssen, um dort ein Unterkommen zu finden. Auf diese Art verlieren sie vergleichungsweise wenig Leute, wogegen, wenn sie festen Stand halten wollten, ihr Verlust wahrscheinlich bedeutend wäre; auch läßt sich solchergestalt nicht leicht ein entscheidender Vortheil gegen sie gewinnen.

Die Chapelgorris nebst dem Regimente San Fernando zerstörten die Befestigungen des Feindes und folgten demselben mit vielem Muthe durch das Thal, in welchem die Stadt Ernani liegt, bis sie die Höhen von Santa Barbara erreichten, wo sie lebhaften Widerstand fanden, denn hier waren die Carlisten theils durch die Natur des Bodens, theils durch Felsen gedeckt. Es war nie der Wunsch des Generals Evans gewesen, daß die spanischen Truppen, welche von El Pastor oder Jauregui *) kommandirt waren, so weit vorrücken sollten; da dieß aber einmal geschehen war, so ließ er das erste Regiment der britischen Legion zu ihrer Unterstützung nachrücken, und stellte die andern in Reserve auf in einer Stellung, welche das ganze Thal und die Stadt Ernani beherrschte; er selbst ging mit seinem Stab bis zu den Schützen vor, um seine Stellung genauer in Augenschein zu nehmen. Jetzt faßte General Evans den Entschluß Ernani zu besetzen, denn noch befand sich kein Bataillon des Feindes darin; in dieser Absicht sandte er einen Stabsoffizier nach San Sebastian zurück, um Rationen und mehr Munition kommen zu lassen, so wie den Ueberrest der Legion herbeizurufen. Hierin wurde er indeß durch den Grafen Alava gehindert, der zur Stelle und der ältere im Kommando war, so wie durch Jauregui, der damals noch nicht unter dem unmittelbaren Befehl von Evans stand, und mit Alava es für nöthig hielt, die Legion nach der Stadt zurückzuführen.

Die spanischen Truppen hatten ihre Munition größtentheils verschossen, und die Nacht brach ein; nichts desto weniger zogen wir uns in größter Ordnung in die Stadt zurück. Die britische Legion hatte zwei oder drei verwundete Offiziere, unter denen ich mich selbst befand, und 20 todte und verwundete Gemeine. Die spanischen Truppen hatten mehr gelitten, die Carlisten aber wegen ihrer genauen Kenntniß des Landes und der Raschheit ihrer Bewegungen, wie es scheint, sehr unbedeutend: es waren meistens Bataillone aus der Provinz Guipuzcoa und von General Gomez befehligt.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

Alpenstraßen. — Die Crevola-Brücke. — Varzo's Dialekt. — Wasserbeschädigungen im Jahre 1834.

(Schluß.)

Uebrigens darf man sich freilich nur an die Entstehung eines solchen Werks erinnern, um es erklärlich zu finden, daß Piemont eben keinen großen Werth darauf legt, eine Militärstraße für fremde Truppen zu unterhalten, oder einigen eleganten Touristen zu Gefallen, die ihr „Italien" machen wollen, jedes Jahr Tausende seiner vollwichtigsten Zechinen zu opfern. Napoleon schien durch Ceard's Leistung zu sagen: il n'y a plus d'Alpes! so wie Ludwig XIV oder vielmehr Richelieu gesagt

*) Jauregui ist der britischen Legion zugegeben, und seine große Kenntniß des Landes und der Einwohner machen seine Anwesenheit bei allen Vorfällen äußerst wünschenswerth; seine Festigkeit und sein offenes, männliches Wesen machte ihn bei den Engländern ungemein beliebt. Er ist von Mittelgröße, stark gebaut, und neigt sich zur Korpulenz; seine offene, gefällige Miene zeugt von Gutmüthigkeit, seine kleinen, aber glänzenden Augen mit der hohen breiten Stirne von Entschlossenheit. An seiner Seite hängt stets ein großer, schöner Säbel, auf den er nicht wenig stolz ist, und nicht mit Unrecht, denn er wurde in Tolosa, ganz in der Nähe seines Geburtsdorfs, verfertigt, und ihm, dem damaligen Guerillachef, für seinen patriotischen Eifer in dem Unabhängigkeitskriege von den Einwohnern zum Geschenk gemacht, welche ihn durch allgemeine Subscription angekauft hatten. Er ist stets mild in seinem Benehmen, entschlossen und unwandelbar in seinem Verhalten, und dabei aufrichtig im hohem Grade, zwei große Tugenden an einem Spanier. In der christinischen Armee scheint man seine militärischen Talente nicht hoch anzuschlagen, doch scheint Eifersucht über den hohen Rang, den er, der Plebejer, in der Armee erreichte, dabei im Spiele zu seyn.

hatte: il n'y a plus de Pyrenées! nebenbei wollte er seines Nachruhmes wegen dadurch vielleicht Alles verdunkeln, was die Fabeln jener Graecia mendax oder Roma mendacior uns von ihren Tagen erzählten; und fast sechs Jahre hindurch *) wurden keine Kosten fremder Kassen gespart, diesen Zweck zu erreichen. Unser Simplonweg mag dagegen heut in den Augen manches Kurzsichtigen fast nur für ein im Verfall befindliches Schaustück gelten, denn für Armeen ist er, Gott sey Dank, wenigstens für den Augenblick nicht bestimmt. Als Handelsstraße kann man ihn eben so wenig betrachten, da piemontesische und lombardische Mauthen ihn den Fabrikwaaren verschließen und seine geographische Lage ihn für den Welthandel überhaupt unwichtig macht. Unter-Wallis, Waadt und Genf haben durch diese Straße zwar den nächsten Vortheil, Hoch-Oberwallis aber leidet darunter und Piemonts Regierung fände nach dem Geäußerten wirklich ihre Rechnung eher darin, sie eingehen als für lange Dauer gesichert, und dadurch den Mont-Cenis beeinträchtigt zu sehen.

Man hat es befremdend gefunden, daß die beiden obersten Zehnden des Wallis das Riesenwerk nicht mit so günstigen Augen betrachten, als mancher heutige Reisende; aber dem ganzen Bezirk vom Rhonegletscher bis nach Brieg wurden dadurch so tiefe Wunden geschlagen, daß sie nur dann vielleicht zufrieden wären, wenn Piemont den Bau wirklich gänzlich in Verfall gerathen ließe. Nächst der Viehzucht lebte früherhin Ober-Wallis insbesondere von dem Ertrage der Saumfrachten über den Simplon und Griesgletscher, über die Grimsel, Furka und den Gotthard. Fast jeder Bauer hatte mehrere diesem Zweck allein gewidmete Saumrosse, die seinen Unterhalt mehr sicherten, als der durch Lawinen und Ueberschwemmungen stets gefährdete und sehr vereinzelte Ackerbau. Mit der Eröffnung des Simplon hörte natürlich alles Säumen über denselben auf; aber es nahm selbst über jeden andern Alpenpaß ab, da viele Frachtgüter sogleich auf der bequemern oder mehr sichern Straße verführt wurden, wenn dieß auch etwa mit Umwegen zu geschehen hatte. Die Ober-Walliser Bauern mußten nun die Saumrosse verkaufen, die bisher in gewisser Beziehung ebenfalls als ihre Melkkühe gelten konnten, und waren größtentheils wieder allein als Aelpler anzusehen, jedoch als solche, die bereits vom Baum der Erkenntniß, nicht des wahren, sondern des irdischen Treibens gekostet hatten, und deßhalb nicht mehr zu mittelalterlicher Sitteneinfachheit zurückzukehren vermochten; zumal da diese nun immer mehr durch Reisende beeinträchtigt wurde, die nicht stets wie Jean Jacques in geistreicher Gutmüthigkeit, sondern häufig als Spekulanten kamen.

Bei den seit Napoleons Sturz wieder ganz geänderten politischen Verhältnissen jener Staaten, durch welche die Straße läuft, die Lombardei, Piemont, Kanton Wallis und Kanton Genf, die jetzt vier verschiedene Herren, mit eben so verschiedenen Interessen angehören, während sie sonst nur Einen Gebieter hatten; bei dieser heutigen Lage der Dinge hat die Simplonstraße sich, man möchte sagen, fast schon überlebt; nur durch unangemessene Opfer, folglich durch einen unnatürlichen, eine Art Zwangszustand wird sie mühselig, beinahe nur noch Ehren halber aufrecht erhalten. Und ob zwar Piemont jetzt das reichste Land an schönen Bergstraßen ist, so bedenke man, was jede einzelne derselben zu unterhalten kostet. Seit dem ersten Frieden von Paris sah sich der König von Sardinien, dem Piemont zurückgegeben worden, im Besitz vieler großen durch Napoleon geschaffenen Alpenstraßen, d. h. des Mont-Cenis, in dem Thale des Arc über Lans-le-Bourg bis Turin; des Simplon, von Gondo bis Sesto Calende; des großen St. Bernhard im Aostathale; des kleinen St. Bernhard von Montmelian bis Aosta; des Mont-Genevre von dem höchsten Punkte des Gebirges bis in die Ebenen des Po; des Col de la Croix, vom Mont-Dauphin bis Pignerol; der Passage des Monte-Viso, von der Durance bis zu den Quellen des Po; des Col de l'Argentiere, von Barcelonette bis Coni; der Straße des Var, von Entrevaux bis Nizza; des Col de Tende, von Nizza nach Turin und endlich der Corniche, von Nizza bis Genua.

*) Ceard selbst ist der Meinung, der Bau habe sich etwas zu lange verzögert; aber, sagt er hinzu: ja ne l'attribue pas à un défaut d'administration, mais bien au défaut de subordination.

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

2. Fahrt auf dem Fiord und Reise im Thal.

Ich kehre zur Fortsetzung unserer Reise von Leerdalsöhren zurück. Nachdem wir also bei Herrn Hansen ein vortreffliches Frühstück eingenommen und dessen gefällige Einladung zum Mittagessen, so sehr anlockend solche auch war, abgelehnt hatten, schickten wir uns zur Weiterreise auf dem langen Meerbusen an. Herr Hansen und sein Schwager geleiteten uns sehr artig bis zu dem grünen Meeresspiegel des großen Sognefjord, der unmittelbar hinter der letzten Marktbude begann, woselbst schon ein kleines Ruderboot mit einem Segel und zwei Ruderern zu unserer Aufnahme in Bereitschaft lag. Die mancherlei Erzählungen von den Stürmen in diesem Meerbusen, der von gewaltigen Felswänden eingeschlossen ist, welche jede Rettung starr von sich abweisen, dazu der Anblick dieses einzigen Fahrzeuges gegen die große Wasserfläche, welche im bewegten Zustande mit ihren kurzen spitzen Wellen ein leichtes gefährliches Spiel mit demselben treiben sollen, dieß Alles wäre nicht geeignet gewesen uns sehr froh und munter zu stimmen, wenn nicht der heitere Scherz unseres Wirthes und seines Schwagers die düstern Wolken verscheucht hätten, welche sich in unserer Phantasie zu heben begannen. Dazu kam jedoch noch, um uns fast gänzlich sorglos zu machen, ein heiterer blauer Himmel, wozu sich eine drückende Hitze und so stille Luft gesellte, daß der große Wasserspiegel ohne alle Bewegung so fest und starr da lag, wie die umgebenden Gebirge.

Mein alter treuer Bauer, der mich nun seit einigen Tagen mehr als 20 Meilen weit über die Gebirge gebracht hatte, fuhr noch zuletzt mein kleines Gepäck bis ans Meer, um sich hier von mir zu trennen. Das große Vertrauen, welches er in meine Berechnung seines Fuhrlohnes setzte, da er die Meilenzahl der zurückgelegten Strecke nicht kannte, ferner seine ungeheuchelte Dankbarkeit, als ich ihm außerdem noch ein Trinkgeld gab, auf das er gar nicht gerechnet zu haben schien, nahmen mich so für ihn ein, daß mir der Abschied von ihm ordentlich rührend

vorkam, um so mehr, wenn man an unsere Lohnfuhrleute gewöhnt ist, deren Benehmen genau nach der Größe des zu erwartenden Trinkgeldes abgewogen ist.

Mittags 12 Uhr fuhren wir also in einer großen Hitze über den glatten Spiegel des Meerbusens hinweg, dessen ruhiges Wasser bei dem hellen Sonnenschein eine auffallend schöne grüne Farbe zeigte, und uns, über 15 geographische Meilen von der Nordsee entfernt, erkennen ließ, daß wir uns, obgleich noch tief im Land, schon auf ihrem Wasser befanden. Es ist der längste Meereseinschnitt, den die See in der norwegischen Küste macht, indem er mit einer nördlichen Verzweigung dem Lyder Fjord wohl einige 20 geographische Meilen tief ins Festland eindringt.

Man hatte für mich ein weiches Heulager im Hintertheile des Bootes bereitet, auf dem ich ausgestreckt sehr bequem lag, während mir gegenüber meine beiden Ruderer schweißtriefend arbeiteten. Es war ein bejahrter und ein junger Ruderer, die vor mir in der gräßlichen Hitze ununterbrochen arbeiteten. Es ist Vorschrift der Regierung, daß immer ein erfahrner Bootsmann bei der oftmals gefahrvollen Fahrt dabei seyn muß. Wir hatten eine Strecke von 4½ norwegischen Wassermeilen bis Station Gudvangsbeen zurückzulegen, und da die norwegische Wassermeile noch größer als die Landmeile ist, diese aber schon 1½ deutsche Meilen beträgt, so hatten wir also eine Strecke von circa 7 deutschen Meilen vor uns. Ich zahlte für diese Fahrt nach Vorschrift 1 Spezies und 3 Mark (52½ Silbergroschen).

Der Meerbusen erscheint gleich anfangs sehr breit, daher die beiden hohen Felsufer nicht so hoch aussehen als sie sind. Beide sind bis oben hinauf ganz kahl, und das rechte hat, entblößt von jeder grünen Bedeckung, eine abschreckend weißgraue Farbe. Vor uns im Hintergrund erblicken wir hohe Schneegebirge.

Zuweilen, jedoch nur selten, erscheint am Fuß jener kahlen Ufer ein vorspringender schmaler Wiesenstrand, auf dem hie und da ein kleines Gehöft liegt, auch erblickt man an der Felswand selbst eine schmale Wiesenterrasse mit einem Wohnhause, das eine erhabene Lage über dem Wasserspiegel hat.

Als wir beim Gehöft Nesönes, wo der Meerbusen eine Hauptwendung links macht, um die gewaltig steile und hohe Felsecke bogen, erhob sich plötzlich zu unserem Schrecken und zur Freude unserer Ruderer ein Wind, denn nun konnten sie die Ruder weglegen und das Segel spannen. Unser kleines Boot, was bis dahin so ruhig über den ebenen Spiegel hinweggglitt, fing an heftig zu schwanken, als ein leichtes Spiel der kurzen und spitzen Wellen. Es schien, als wenn bei dieser Wendung in dem eigentlichen großen Sognefjorden alle Schrecknisse der gefahrvollen Wasserreise zusammentreffen sollten, denn wir sahen uns mit einem Mal von furchtbaren Felswänden eingeschlossen, die ganz schroff zu einer Höhe von 2 bis 3000 Fuß aufsteigen, vielleicht eben so tief ins Wasser hinabschießen, und nirgends eine Landung und Rettung in Gefahr gestatten. Nirgends erblicken wir eine Wohnung, keinen Baum, nichts als die himmelhohen nackten schwarzgrauen Felsen, die sogar das Wasser verfinstern, dessen dunkle Wellen, von keinem Sonnenlicht erleuchtet, sich trübe fortwälzen. In der finstern Riesenkluft herrscht oft eine verhängnißvolle Stille, dann erheben sich plötzlich aus den wilden Schluchten und Zerklüftungen heftige Windstöße, ein schneller Sturm saust zwischen den Felswänden, das Wasser kräuselt sich in kurzen schwarzen Wellen, die sich pfeilschnell jagen, und oft verunglücken die kleinen Segelboote. Beide Ufer drohen dann mit gleicher Gefahr, und mit ängstlicher Sorgfalt sucht man sich von beiden entfernt zu halten. Eine frappante Erscheinung gewähren hier die Wasserfälle. Man denke sich längs der 2 bis 3000' hohen dunkeln Felswand einen weißschäumenden Strahl hinabschießen. So erblickten wir mehrere, bald schmaler, bald breiter, aber das schaukelnde Fahrzeug stört in der ruhigen Betrachtung dieser seltenen und erhabenen Naturscenen. Da die ungeheuren Felswände in verschiedenen, oft plötzlich wechselnden Richtungen streichen, so ist auch der Windzug veränderlich, deßhalb kann das Segelboot nicht in der einmal angenommenen Direktion bleiben. Die Segel müssen öfter nach der sich verändernden Richtung des Windes herumgeworfen werden, und wenn hierin der passende Moment versäumt oder zu früh ergriffen wird, so ist das Umschlagen des kleinen Fahrzeuges sehr leicht möglich. Nur die große Gewandtheit und Sicherheit, welche die Leute bei dieser Prozedur zeigen, gewährt einigermaßen Beruhigung. Um unsere Lage noch schlimmer zu machen, mußte unglücklicherweise die alte Mütze des einen Ruderers ins Wasser fallen. Wir boten ihm den doppelten und dreifachen Werth, wenn er sie fahren lassen wolle, allein er war wie besessen auf dieß zerlumpte Kopfgestell, und so ward mit vermehrter Angst das Fahrzeug umgewandt, auf die Mütze förmlich Jagd gemacht, und triumphirend zog er sie wieder heraus.

Wir bogen hierauf abermals links und zwar aus dem großen Sognefjord heraus in eine südliche Verzweigung desselben, dem Neerimsfjord, hier ward es plötzlich wieder still, und da unsere Bootsleute noch immer, allein vergeblich auf Wind hofften, so ließen sie die Segel aufgespannt, wobei wir aber nicht von der Stelle kamen, bis wir ihnen endlich befahlen, die Ruder wieder zu ergreifen, was auch ohne Widerrede sogleich geschah.

Je weiter wir in den Nereimsfjord hineinfuhren, desto enger und dunkler ward er, und die beiden Felswände schienen immer höher zu steigen und sich über unsern Köpfen zu schließen. Desto greller und zauberhafter erscheinen die Wasserfälle, die an der ungeheuren Wand weißschäumend herabschossen. Zuletzt wird die Kluft so dunkel, daß wir uns nach einem baldigen glücklichen Ausgang sehnten. Siehe da! wir trauen kaum unsern Augen, erscheint in dieser furchtbaren Felsspalte ein dicht geschlossener Wohnort von 30 bis 40 Wohnhäusern, die dicht beisammen und knapp auf einem kleinen flachen Wiesenstrande liegen, der sich am Fuß jener ungeheuren Wand entlang zieht. Wir fanden bald darauf, diesem gegenüber, einen zweiten Ort mit 15 bis 20 Wohnhäusern. Ob hier wohl Menschen wohnen können? fragten wir uns gegenseitig mehrere Mal. Wovon und wie leben hier die Menschen, in dieser Felswüste, die jeder Verbindung mit der übrigen Welt (wenigstens zu Lande) ganz entbehren, die das Sonnenlicht selbst im Sommer nur wenige Stunden täglich genießen, und also den Reiz der langen Sommertage des Nordens nicht genießen? Je weiter wir in den Nereimsfjorden hineinfuhren, desto zahlreicher wurden die Wasserfälle von beiden Seiten, darunter einige mit stärkern Wassermassen imposante Schauspiele gewähren wegen der furchtbaren Höhe von einigen tausend Fußen, von der sie herabstürzen. Späterhin erscheinen auch noch einzelne Wohnhäuser hart am Fuß der ungeheuren Felswände. Sie sind klein, sehr einfach, und geben in ihrem ganzen Aeußern die große Dürftigkeit und Armuth zu erkennen, von denen ihre Bewohner gedrückt sind.

(Forts. folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1836.

Die asiatische Gesellschaft in Calcutta.

Die Gesellschaft hielt den 6ten Junius ihre jährliche Sitzung, und der Sekretär legte ihr den Bericht über das Jahr 1835 vor. Die besondere Lage, in welcher sich die Gesellschaft befindet, erfordert einige vorläufige Bemerkungen. Die asiatische Gesellschaft in Calcutta erschien bei ihrer Errichtung plötzlich wie ein glänzendes Meteor, die Reden von Sir William Jones, in denen er das unermeßliche Feld von Erforschungen, das vor ihr lag, mit so hellen Farben beschrieb, [illegible] warteten [illegible], das sich von Indien über die ganze alte Geschichte ergießen würde, und der Enthusiasmus, mit dem diese neuen Studien die Welt erfüllten, machten die Gesellschaft zur ersten in der Welt. Ihre Verhandlungen wurden in England durch einen doppelten Nachdruck, in Deutschland und Frankreich durch Uebersetzungen verbreitet, und jedermann kennt die Revolution, die sie fast in allen gelehrten Studien hervorgebracht haben. Aber nach und nach verlor die Gesellschaft ihren ersten Impuls, Jones, Colebrooke und andere ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder starben oder verließen Indien, und es bildeten sich neben ihr neue Mittelpunkte orientalischer Studien, welche die öffentliche Aufmerksamkeit theilten. Die großartigen Anstalten von Lord Wellesley in Fort William, der große Aufschwung der orientalischen Literatur in Frankreich, Deutschland und Rußland, die Bildung der chinesischen Gesellschaften von Batavia, Bombay, Madras, Paris und London, die Errichtung der Kommission für öffentliche Erziehung in Calcutta, die indische hohe Schule von Haileybury u. s. w. verdunkelten die Gesellschaft in Calcutta, die zwar noch immer ein bedeutender Nationalpunkt blieb, aber nicht mehr das ausschließende Interesse, wie zuvor, erregte. In den letzten Jahren schien sie ganz zu sinken, und sie erklärte mit dem 18ten Bande ihre Verhandlungen für geschlossen, da ihre Mittel ihr nicht erlaubten die Herausgabe derselben fortzusetzen. Allein der pietistische Fanatismus, welcher in der Regierung von Bengalen fast plötzlich die Oberhand erhielt, und die Zerstörung aller Etablissements für orientalische Gelehrsamkeit durchsetzte, änderte auf der Stelle die Lage der Gesellschaft. Sie sah sich wieder auf Einmal die einzige Stellvertreterin der Wissenschaft in Indien, und sie nahm ihre Rolle wieder auf, mit derselben Energie, die sie im Anfang ihrer Laufbahn gezeigt hatte. Sie zögerte nicht den Druck der von der Regierung aufgegebenen orientalischen Werke aufzunehmen, und die zwei ersten Bände des Mahabharat, die Chronik von Caschmir, der erste Band des medicinischen Werkes Susruta, und der sechste und letzte Band der Fetawa Alemgiri wurden im Laufe des [illegible] 4700 Rupien, und der Ertrag der Subscriptionen erhob sich auf 8070 R., welches größtentheils der Liberalität des Gouvernements zu danken ist, das 60 Ex. der Fetawa übernahm.

Die Gesellschaft hat sich noch nicht im Stande gesehen, den Druck einer neuen Reihe von Verhandlungen anzufangen, damit sie aber doch nicht ganz ohne Organ bleibe, gibt der Sekretär derselben, James Prinsep, seit 4 Jahren das Journal of the Asiatic Society of Bengal heraus. Es bildet jährlich einen Band von 40—45 Bogen mit 40—50 Kupfertafeln. Es hat zwar keinen Raum für ausführliche Abhandlungen, wie die, welche in den ehemaligen Verhandlungen der Gesellschaft Raum fanden, hält aber den Leser mit allen wissenschaftlichen Entdeckungen irgend einer Art, die in Indien gemacht werden, auf dem laufenden. Eine große Menge alter Inschriften, Münzen und Monumente sind in ihm erschienen und erklärt worden, es hat eine Menge geographischer Berichte über wenig bekannte Länder und Völkerstämme gegeben, ein großer Theil ist chemischen Analysen indischer Mineralien u. s. w. gewidmet, es enthält meteorologische und barometrische Tabellen, geologische Entdeckungen u. s. w., kurz es bildet die getreuesten Jahrbücher der Europäer in Indien, und sollte in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen, da es zahlreiche Materialien für Studien aller Art enthält, welche sonst nirgends gefunden werden. Sein Preis ist mäßig, und beträgt in London $1\frac{1}{2}$ Pfd. St. jährlich. Es ist auf keine Speculation dabei gerechnet, denn es bezahlt seine Kosten nicht; der Herausgeber hat seine Bilanz von den vier ersten Jahrgängen angegeben, sie lautet so:

Druckkosten	11,296	Rupien
Kupfer	3552	—
Korrespondenz und Transport	3436	—
im Ganzen	21,385	—

der Ertrag belief sich dagegen nur auf 20,868 Rupien, wor- unter überdieß noch 2831 R. für rückständige Subscriptionen sind, welche wohl größtentheils nie bezahlt werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß europäische gelehrte Anstalten dem ver- dienstreichen Herausgeber durch ihre Subscriptionen wo nicht diese Opfer ersparen, doch wenigstens das Interesse zeigen, das sie an seinen uneigennützigen Bemühungen nehmen. Denn alle Europäer im Orient haben in ihren wissenschaftlichen Arbeiten nur das gelehrte Europa im Auge, wenn dieses ihnen seinen Beifall versagt, so werden sie bald der undankbaren Mühe satt.

Briefe über den spanischen Krieg. I.

(Fortsetzung.)

Die Anstrengungen des Tages warfen mich in einen tiefen Schlaf, der bis an den Morgen nach diesem unbedeutenden Ge- fecht dauerte, in welchem die jungen Truppen der Legion trotz ihrer erst seit Kurzem erfolgten Formirung viel Entschlossenheit und Muth zeigten. Als ich aufgestanden war, erfuhr ich, es seyen Depeschen angelangt, daß die Carlisten die Höhen un- [illegible] in der Nachbarschaft von Bilbao Portugalete vermittelst des Flusses abgeschnitten hätten; selbst auf das Boot einer englischen Kriegsbrick war von den Höhen von Aspi aus, auf dem rechten Ufer des Flusses, etwa eine halbe Legua von Portugalete, gefeuert, zwei Mann getödtet, und der Lieutenant schwer verwundet worden.

Die Nachricht, daß die Kommunikation abgeschnitten, und die Stadt der Gefahr einer zweiten Belagerung ausgesetzt sey, bestimmte General Evans, mit allen Truppen unter seinem Be- fehl aufzubrechen; zu dem Ende wurden zwei Bataillone der Legion noch an demselben Tage nach Portugalete eingeschifft, und der General, sein Stab, und der Rest des Hülfskorps folgte in wenigen Tagen. Wir kamen am Morgen des fünften Septembers zu Portugalete an, und brachten hier 3 bis 4000 Mann zusammen. Mit dieser Macht hoffte General Evans eine Verbindung mit den Generalen Espetero und Espeleta herzustellen, welche durch das Thal von Mena und Balmaseda gegen Somorostro zur Befreiung Bilbao's heranzogen. Die Carlisten warteten aber die Ankunft dieser kombinirten Streit- macht nicht ab, sondern zogen sich am folgenden Tage aus der Nachbarschaft von Bilbao nach Arrigoriaga and den benach- barten Dörfern zurück. Espetero und Espeleta zogen deßhalb ohne einen Schuß zu thun in der Stadt ein, und die Legion marschirte am folgenden Morgen eben dahin: ein Regiment nahm sein Quartier im Kloster Santa Clara, die andern in der Stadt, mit Ausnahme der Jäger unter General Rotten- burg, welche zu Sarosa blieben, auf dem linken Ufer des Asua, halbwegs zwischen Portugalete und Bilbao, ein anderes Regi- ment blieb zu San Mames, eine halbe Legua von letzterer Stadt. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte man Bett- zeug für unsere Leute bekommen, und selbst an Stroh mangelte es so sehr, daß ein großer Theil der Truppen auf dem Pflaster und ohne alle Decke kampiren mußte.

Bilbao ist die Hauptstadt der Provinz Biscaya: seine Lage an den Ufern des Asua, welche von ziemlich großen Schiffen von Portugalete an, eine Strecke von drei Stunden, befahren werden kann, ist höchst malerisch. Mitten in dem grausamen, unglücklichen Bürgerkrieg, der von seinen Mauern ausging, verhält es sich ruhig in seinem kleinen, aber reichen und lieb- lichen Thal, umgeben von hohen bewaldeten Bergen. Die Stadt selbst ist klein, die Straßen eng, aber sehr rein, da kein Wagen in der Stadt fahren kann. Die Häuser sind sehr hoch, und meist von mehrern Familien bewohnt, welche die einzelnen Stockwerke inne haben, von denen die höhern für die bessern gelten. Bilbao war früher und ist auch noch jetzt ohne seinen Handel eine der reichsten Provinzialstädte und vorzüglich eine der wohlfeilsten, denn alle Lebensbedürfnisse sind im Ueberfluß vorhanden und sehr wohlfeil. Als militärischer Punkt bedeutet sie gar nichts, da sie rings von Bergen umgeben ist, von denen einer die Stadt beherrscht; wäre Zumala-Carreguy nicht um- gekommen, so wäre sie gewiß in die Hände der Carlisten ge- fallen. Bei unserer Ankunft fanden wir nur einige temporäre Verschanzungen und Barrikaden, und nur den großen Bemühun- gen und unablässigen Bitten des General Evans gelang es, [illegible] die zwei Monate, wo die Legion hier in Gar- nison lag, in ordentlichen Vertheidigungsstand gesetzt wurde. Wenig Dank verdienten jedoch hiebei die Einwohner und die öffentlichen Behörden, von denen man kaum einen Piaster er- halten konnte, um die Kosten der Befestigung der Bandirahöhe oder des Signalpostens, welche die Stadt ganz beherrscht, und den Fluß gegen Portugalete zu bestreicht, decken zu können; es war in jeder Beziehung ein vorzüglicher Punkt, um ein zur Vertheidigung der Stadt bestimmtes Werk daselbst zu errichten. Nicht minder wichtig war der Punkt „el morro," welcher die neue Brücke beherrscht, die auf die Straße nach Durango und Orduña führt. Nur durch Drohungen und Bitten, und großen- theils auch durch englische Hülfe, gelang es endlich, diese Werke zu vollenden, und dadurch die Wohnungen und das Eigenthum der Einwohner von Bilbao wenigstens gegen augenblickliche An- fälle zu schützen.

Ich verließ Portugalete mit dem General in dem Dampf- boote Mazeppa, das bei hohem Wasser bis Bilbao hinauffahren konnte. Bei unserer Ankunft wurden wir von dem Grafen Mirasol, dem Gouverneur der Stadt, den Generalen Espetero und Espeleta empfangen, und von ihnen in das Haus von Don Juan Uhagon geführt, welcher einer der Deputirten der Provinz Biscaya war, aber seitdem aus unbekannten Gründen resignirte, und sich jetzt zu Bayonne aufhält. Da ich mit Graf Mirasol und den beiden Generalen während meines Aufenthalts in Bil- bao öfters zusammenkam, und ihre nähere Bekanntschaft machte, so kann ich eine ziemlich genaue Schilderung von ihnen ent- werfen.

Graf Mirasol ist von Person außerordentlich klein, so sehr, daß, als er während eines Gefechts unglücklicherweise in die Hände der Carlisten fiel, er seinen in der spanischen Armee ausnehmend einfachen Generalsrock auszog, sich für einen Trommler ausgab, und so sein Leben rettete, sonst wäre er ohne allen Zweifel erschossen worden; er selbst hat mir den Vorfall mehreremale erzählt. Sein Benehmen ist sehr gebildet und fein, und er ist einer von den wenigen Generalen, die in ihren Wünschen und Bemühungen für die Sache, die sie ergriffen haben, aufrichtig sind. Die Vertheidigung und Erhaltung Bilbao's bei der letzten Belagerung verdankt man durchaus seinen Anstrengungen und seiner Tapferkeit, und ich habe ihn in der Armee als einen tapfern Offizier und guten General schildern hören, obwohl es ihm an Selbstvertrauen fehle. Er hat jetzt seine Stelle als Gouverneur von Bilbao aufgegeben, oder ist entfernt worden, aus welchem Grunde weiß ich nicht, da Intriguen, Eifersucht und Ränke in Spanien Alles beherrschen.

Ueber Espetero kann ich meine Ansicht mit größerer Sicherheit geben, da ich mehr Gelegenheit hatte, seinen Charakter kennen zu lernen, auch habe ich von ihm viel Freundlichkeit und Gastfreiheit erfahren auf einem langen Marsche von Bilbao durch das Thal von La Mena nach Miranda del Ebro, wo ich ihn als Gast begleitete. Er ist von mittlerer Größe und hager, seine Gesichtsfarbe und seine Haare sind ausnehmend dunkel, und sein schwarzer Backenbart vereint mit einem besondern Glan der Augen geben ihm einen Anstrich von Wildheit, der mit seinem natürlich milden Charakter nicht übereinstimmt. In Gefechten und andern schwierigen Lagen zeigt er ausnehmend viel persönlichen Muth und Entschlossenheit. Gegen seine Soldaten ist er sehr freundlich, denkt immer eher an ihre Bedürfnisse, als seine eigenen, und ist nicht sehr skrupulös solche zu befriedigen; darum ist er bei seinen Soldaten sehr beliebt. Aber diese guten Eigenschaften werden ziemlich aufgewogen durch seine Unbesonnenheit, seinen Mangel an taktischen Kenntnissen und allgemeiner Bildung, eine weit gehende Spielwuth, und eine Kälte des Herzens, daß er Schlächtereien wie ein Vergnügensschauspiel betrachtet. So ist Espetero, der sich in Amerika vielfach auszeichnete, gegen die Carlisten indeß noch nicht besonders glücklich war.

Mit Espeleta bin ich nicht so genau bekannt, als mit Espetero und Graf Mirasol, obwohl ich auch mit ihm öfters zusammenkam. Er befehligt die Reservearmee, und ist ein Schwager des (gewesenen) Kriegsministers Almodovar, wahrscheinlich der einzige Grund, weßhalb er sich in diesem Kommando befindet, denn er ist durchaus nicht geeignet dazu. Sein Benehmen ist ruhig, artig, aber ganz unmilitärisch, wenn ich so sagen darf, und vergebens habe ich bei ihm kriegerisches Talent zu entdecken gesucht. Während ich im Lande war, zeigte es sich hauptsächlich darin, daß er bei allen nöthigen Operationen zu spät oder zu früh bei der Hand war, und so fiel er gewöhnlich in die Klauen des Feindes, den er selten mit Erfolg im Feld bekämpfte. In einem jener Gedankenblitze, die so oft auf verwickelte Gegenstände ein helles Licht warfen, erklärte Napoleon die höchste Eigenschaft eines Generals sey Voraussicht; damit ist Espeleta ganz gewiß nicht sonderlich gesegnet. Von Person ist er schlank, sein Gesicht, das keineswegs Talent oder Belebtheit ausdrückt, ist für einen Spanier sehr weiß: er ist etwas über 50 Jahr alt.

(Schluß folgt.)

Entdeckung an Arthurs Sitz.

Ein Edinburgher Blatt meldet: Vor einiger Zeit spielten mehrere Kinder in der Nähe der Felsen, welche Arthurs Sitz umgeben, und bemerkten in einem derselben eine Spalte. An der Oeffnung standen drei Schiefersteine in konischer Form vor, augenscheinlich um die Höhlung gegen Wind und Wetter zu schützen. Nachdem sie diese Steine weggeräumt hatten, entdeckten sie eine kleine Höhle von etwa 12 □ Zoll, welche 17 lilliputartige Särge enthielt. In jedem derselben war eine kleine aus Holz geschnitzte menschliche Figur, wovon namentlich die Köpfe vorzüglich gearbeitet waren. Die kleinen Figuren waren vom Kopf bis zu den Füßen in Baumwollenzeuge eingewickelt, und man hatte augenscheinlich dieselben gerade so wie menschliche Leichen behandelt. Die Särge haben drei bis sechs Zoll Länge und sind aus Einem Stück. Statt der Nägel sind Kupfernadeln gebraucht. Lange Jahre müssen verflossen seyn seit der Beerdigung dieser Statuen, die augenscheinlich zu verschiedenen Epochen hingebracht wurden. Denn das erste Drittel der Särge ist, so wie die Mumien darin, vor Alter zerfallen, die letztern dagegen vollkommen gut erhalten.

Reise vom norwegischen Gebirge Filletjeld nach Bergen.

V. Fahrt auf dem Fiord und Reise ins Thal.

(Fortsetzung.)

Erst in der Nacht um halb 12 Uhr langten wir in unserem sehnlichst erwünschten Ziele „dem Stationsort Gudvangsören“ glücklich an. Der Gastgifver, ein kleiner, wohlgenährter Kaufmann, war noch munter, und empfing uns artig und zuvorkommend; auch er treibt, wie der in Leerdalsören, ausgebreitete Handelsgeschäfte mit Kolonial- und andern Waaren, doch dieser richtete die Bezahlung meiner Zeche nach meinem von ihm überschätzten Geldbeutel ein. Hier waren wir sehr gut aufgenommen. Der Stationsort liegt fast am südlichsten Ende des Nereimsfjord, der sich bald in einen kleinen Fluß verwandelt, hier aber schon schmaler und bedeutend flacher geworden ist, so daß man in ihm kaum noch die unmittelbare Verbindung mit dem großen Weltmeere erkennt. Dagegen sind die Umgebungen des Stationsorts noch eben so rauh, wild und öde als zuvor. Rings umher steigen unmittelbar vom Wasserspiegel die nackten und schwarzen Felswände senkrecht zu einer Höhe von 2 bis 3000' auf, und von ganz oben gießen die Wasserfälle ein weißschäumendes Band an denselben herab. Nirgends erblickt man einen Baum, die Luft ist in diesem großen Naturkeller verdunkelt, und nur die Gewinnsucht konnte unsern gar nicht melancholischen, vielmehr sehr muntern und lebenslustigen Gastwirth vermocht haben, sein Domicil hier aufzuschlagen. Wir hatten auf der letzten Wasserreise von Leerdalsören bis hier, eine Strecke von 7 deutschen Meilen, beinahe 12 Stunden zugebracht.

Von hier setzten wir unsere Reise zu Pferde fort, das Erstemal, wo wir reiten mußten. Wir verfolgten einen schmalen, aber ziemlich

fahrbaren Weg, der hart an der rechten Felswand entlang führt, und hätten wir einen eigenen Wagen bei uns geführt, so würde man uns gefahren haben. Die nun folgende Station gehört wegen der ausgezeichnet seltenen und für uns neuen Naturscenen zu der interessantesten unserer Reise. Es war so drückend heiß, wie wir es selten, selbst in Deutschland, gefunden haben. Wir passirten späterhin noch einen solchen Ort, Namens Voisladören, der mit den beiden letztgenannten, Gudvangsören und Leerdalsören, die drei besten Binnenhandelsplätze des Stifts Bergen seyn soll.

Auf der folgenden Station ward anfangs die gewaltige Kluft, in der wir bis hieher gelangten, immer enger. Der Meerbusen verwandelte sich bald in einen Fluß, der von frischgrünenden Ufern eingeschlossen ist. Die Kluftwände erheben sich ganz schroff zu einer furchtbaren Höhe, gewähren nun aber keinen so abschreckenden Anblick, da sie unterhalb mit Laubholz geschmückt, weiter hinauf jedoch mit Gras und Moos bedeckt sind. Auch hier stürzen sich von ganz oben die Wasserstrahlen herab, deren Anblick uns schon gestern überraschte; unter ihnen zeichnet sich besonders der Keelsoß aus, der sich 2000' hoch hier ins enge Thal hinabstürzt. Der Weg ist zwar nur schmal, aber gut chaussirt, und bis auf einzelne wenige Stellen, wo sehr viel lose kleine Steine das Gehen und Reiten erschweren, doch im Ganzen in gutem fahrbarem Zustande.

Nachdem wir eine gute Stunde in dieser Kluft, meist bergan, fortgeritten waren, standen wir plötzlich vor einer steilen hohen Gebirgswand, die sich quer durchs Thal zog, und wie eine große Mauer das Thal abschließt.

Sie bildet die Gränzscheide des Hauptwasserzugs dieser Gegend. Die Chaussee führt in vielen Zickzacks zum Gipfel derselben mühsam hinauf, ist aber dabei in einem bewundernswerthen fahrbaren Zustande.

Jene hohe Scheidewand tritt in der Mitte mit einem konvexen Bogen vor, dadurch entstehen auf beiden Flügeln derselben, wo sie an die hohen Thalwände anschließt, zwei scharfe Gebirgswinkel, von denen der linke eine dunkle tiefe Felskluft bildet, in welcher der Staiemfoß seine mächtige Wassermasse 1000' hoch und wildschäumend hinabstürzt. Wendet man gleichzeitig den Blick rechts, so erscheint höchst imposant der Sevlesoß, der mit einer Höhe von 2000' von der rechten Thalwand, jedoch mit einigen Absätzen, herabstürzt, und bei seiner ansehnlichern Wassermasse wirklich ein majestätisches Schauspiel gewährt. Wir hatten einen heißen schönen Sommertag, und die hellste Beleuchtung erhöhte ungemein den Zauber dieses erhabenen Schauspieles. Es war als funkelte der schäumende Strahl des herrlichen Wasserfalles mit vielen verschiedenen Farben, und auf den Dünsten, die aus dem kochenden und brausenden Becken hoch in die Lufe stiegen, bildete sich ein Regenbogen mit so bunten grellen Farben, wie ich solchen am Himmel nicht schöner gesehen habe.

Als wir die hohe Bergwand erklimmt hatten, stiegen wir auf der entgegengesetzten Seite sehr steil in 50 Minuten zur Station Stalem hinab, die also noch eine sehr erhabene Lage hat, und deren Umgebungen aus Fels und Wald bestehen, wild und jeden Anbaues unfähig sind. Wir fanden bei drückender Hitze statt einer ersehnten Erfrischung hier einen elenden Bauerngasthof, dessen einzelne Gebäude auf den schmalen Absätzen dieser steilen Bergwand überall eine knappe Lage haben, so daß man von einem Hause zum andern klettern muß. Auf unser Verlangen nach Speise und Trank erhielten wir nichts als saure Milch ohne Sahne, verdorbenes Bier und das nicht zu kauende Flabröd. Die Butter präsentirte man uns auf einer hölzernen Scheibe, woselbst sie in einem großen runden Haufen aufgethürmt war. Man erzählte uns nachher, daß dieser Ort eigentlich kein Gastgisvergaard (Gasthof), sondern bloß eine Skiotsskafferie (Vorspannverschafferei) sey, wo man sich also auf anständige Verköstigung der Fremden nicht einrichte. Wir lernten späterhin zu unserem Mißvergnügen noch einige solche Orte gerade dann erst kennen, wenn wir der Restauration am meisten bedurften, und es ist gut vorher die Bekanntschaft solcher mangelhaften Stationen gemacht zu haben, damit man die bittern Täuschungen vermeiden und die täglichen Reiserouten danach eintheilen kann. Alles, was wir hier sahen, Tracht, Sitten, Einrichtung und Bauart der Wohnhäuser war so verschieden und anders, daß es uns schien, als seyen wir von jener hohen Bergwand in ein ganz neues fremdes Land hinabgestiegen. Aber auch der Charakter der ganzen Gegend änderte sich, und wenn uns auch Berge, Thäler und Felsen nicht verlassen, so erscheint doch Alles in einem mildern Licht, in einem kulturfähigern Zustand, und überhaupt in einem sanftern Charakter. Statt der furchtbaren Felsklüfte, die wir vom Fillefjeld bis hieher durchwanderten, und an denen man noch deutlich die Spuren ihrer plötzlichen Entstehung durch eine gewaltige Naturkraft erkennt, erscheinen jetzt liebliche anmuthige Thäler, geschmückt mit angebauten Feldern und den fruchtreichsten Wiesen, die in ihren vielfarbigen reizenden Blumenkleidern einen prächtigen Anblick gewähren, und auf unser Gemüth einen ganz andern Eindruck hervorbrachten, als jene abschreckenden und schaudererregenden Klüfte.

Alle Vertikaldimensionen erscheinen von jetzt an nicht mehr in dem riesenhaften grotesken Maßstab, und nur der Anblick der in der Ferne umherliegenden hohen Schnee- und Waldgebirge erinnert uns daran, daß wir noch im rauhen wilden Norwegen sind.

Mit der zunehmenden Wohlhabenheit scheint hier auch die Reinlichkeit, Ordnung und der ganze sittliche Zustand der Bewohner zuzunehmen. Man fühlt sich behaglicher unter ihnen, sie näherten sich uns mit mehr Freundlichkeit, offenem Zutrauen und mit einer seltnen Neugier, die von einer so artigen Bescheidenheit begleitet war, daß wir, ungeachtet ihrer vielen für uns zeitraubenden Fragen, doch nicht umhin konnten, ihnen, so weit es unsere Sprachfertigkeit gestattete, Bescheid zu geben. Bei ihrer sonderbaren Tracht fiel uns besonders der Kopfputz der Frauen auf, die ein stark gesteiftes leinenes schneeweißes Tuch so um die Stirn legen, daß es die Form einer nach hinten weit geöffneten Tüte erhält; dabei ist die Stirn frei und das Kopfhaar nirgends zu sehen. Ihre großen rothen wollenen Röcke mit vielen Falten und bunter Einfassung sehen nicht übel aus, wie denn überhaupt jeder Anzug, sey er auch noch so außergewöhnlich, allmählich doch gefällt, wenn Ordnung und Sauberkeit darin nicht vermißt werden.

Den Männern hängen die langen Haare frei und etwas wild ums Gesicht, dabei haben sie jedoch mit ihren rothen Zipfelmützen, die sie vor jedem Fremden bescheiden abziehen, ein treuherziges, munteres und kräftiges Ansehen.

Die Wohnstube, in die ich hineingeführt ward, war ziemlich dunkel, dabei aber sehr kühl, was bei der drückenden Hitze angenehm überraschte.

Das Licht fiel spärlich von oben durch ein kleines Fenster herein, nach welchem die Balken der Wohnstube schräg hinaufführten, und so eine hochgewölbte Stubendecke bildeten. Die jungen Bauernbursche lagen auf Betten und Tischen lang ausgestreckt in der Stube umher, weil bei der unerhörten Hitze draußen niemand ausdauern konnte. Es war so heiß, daß ich selbst nicht weiter zu reiten vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Julius 1836.

Die Todten reiten schnell. Die Lebenden reiten schneller. Die Zeit übertrifft sie Alle. Diese Betrachtungen kamen mir, als ich am Abend des 29sten Julius der Beleuchtung und dem Feuerwerk entgegensah. Der Regen fiel in dichten Strömen und löschte die Lampen aus, so wie sie angezündet wurden. Das Feuerwerk ließ auf sich warten. Ich hatte Zeit und Gelegenheit um mich her zu schauen, mit körperlichem und geistigem Auge. Ich stand auf dem Revolutionsplatz, nahe an der Stelle, wo nächstens der Obelisk von Luxor aufgerichtet werden und die schöne gerade Linie der Aussicht von dem Schlosse der Tuilerien nach dem Triumphbogen der Etoile verkümmern wird. Es ist dieß eine Bemerkung, die sich jedem aufdringen muß, der unter dem Mittelgebäude des Schlosses heraus in den Garten tritt und von da seine Blicke nach jenem Denkmale schweifen läßt. Wie Schade! Der erste Blick trifft den zierlichen französischen Garten, der im Sommer so lieblich belebt wird durch die vielen Orangenbäume, die darin aufgestellt sind; sodann den dunkelbelaubten Wald mit seinen kernigen und kräftigen Linden und Kastanienbäumen, ein labender Ruhepunkt für das Auge, das von den hohen Gebäuden und dem Getümmel der Menschen ermüdet ist. Sodann das runde Bassin mit seinem silbernen Wasserstrahl und seinen treu verschwiegenen Schwänen. Weiterhin der Revolutionsplatz und die lange Allee der elysäischen Felder, die einen sanften Hügel hinansteigt und am Ende durch den Triumphbogen geschlossen und gekrönt ist. Schwerlich hat die neue Zeit irgend ein zweites Kunstwerk von so monumentaler Größe und Schönheit hervorgebracht, ein würdiger Eingang für die Stadt der Städte, ein würdiges Denkmal der Zeit, die den Plan und die Idee dazu faßte. Der Triumphbogen auf dem Carrousselplatz ist das lächerlichste und geschmackloseste Ding, welches je einen herrlichen und großartigen Ort verunstaltet hat. Der Triumphbogen der Etoile wird Alle die entschädigen, welche mit ungläubigem Achselzucken vor dem Schnitzwerk des Carroussel gestanden sind und sich gefragt haben: Was soll dieß eigentlich bedeuten, und wo waren Augen und Sinn des Kaisers, als er sich dieses Puppenwerk vor seinen Palast kleben ließ? Der neue, nach 27 Jahren endlich vollendete Bogen sollte am 29sten Julius feierlich eingeweiht, das heißt, die Basreliefs auf demselben sollten von den sie verhüllenden Decken entblößt, und den Blicken des Volkes überliefert, und das ganze Werk beleuchtet werden. Die verhängnißvolle Zeit, in welcher wir leben, in welcher das Heute nie durch das Gestern bedingt ist, die den König Louis Philipp gewissermaßen zum Gefangenen in seinem Schlosse gemacht hat, inmitten seines Volkes, dessen „einstimmige Wahl" die dynastischen Blätter jeden Tag rühmen, hat es gewollt, daß diese Feier sich auf das natürliche und einfache Enthüllen, ohne die Gegenwart des Königs, beschränkt hat. Das Wetter war der Beleuchtung der elysäischen Felder nicht günstig, allein es vermochte nur Weniges an dem Triumphbogen selbst zu hindern. Derselbe stand in einem prachtvollen Feuerglanz, seine Decke war wie eine riesenmäßige Krone erhellt. Ist das Schicksal nicht launenvoll? vor mir hatte ich den Obelisk, dessen Sockel von Urgranit fertig dasteht, und bereit ist, den ägyptischen Fels aufzunehmen. Rechts hinaus den Triumphbogen, hinter mir die Madeleine. Lauter Erinnerungen des Kaisers und seines Kriegsruhms. Was jene vergangene Zeit nicht vollbringen konnte, hat die entgegengesetzte Epoche Louis Philipps vollbracht. Eine Wirkung ohne Ursache. Dort war Krieg und Ruhm; die Denkmäler erstarben in der Anlage. Hier ist Frieden und Scheu vor jedem kriegerischen Anstoß, und die Trophäen zieren in verschwenderischer Pracht die Kriegsmonumente. Louis Philipp ist der Maurermeister Napoleons und Herr Thiers sein Handlanger. Wie es aber dieser neuesten orleanischen Regierung nicht gegeben ist, irgendwie, wann und wo das Große in einem Gusse zu vollbringen, ohne Schaden noch Mangel und Anstöße der Stümperei, so auch in den beiden erwähnten Werken. Es fehlt dem Triumphbogen seine Krone, seine Schlußdecke, sein Riesenadler. Wird Louis Philipp wagen, ihn darauf zu setzen? Und warum sollte er das Angemessene, das Historischwahre und grandios Entsprechende nicht dürfen, nachdem er das Uebermaß des Lächerlichen gutgeheißen hat. Steht nicht unter den von der französischen Armee erfochtenen Siegen, die auf dem Triumphbogen eingegraben sind,

Leipzig? Warum nicht auch Waterloo, und wenn es weiter hinaufginge, Roßbach?

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. I.

(Schluß.)

Am Tage nach unserer Ankunft zu Bilbao marschirte die Reservearmee nebst Espeteros Division und der Garnison auf der Alameda oder dem öffentlichen Spaziergang auf, um von General Evans inspizirt zu werden. Was die Mannschaft betrifft, so sah ich kaum je schönere Truppen; ich habe seitdem oft Gelegenheit gehabt, ihre guten Eigenschaften kennen zu lernen, und fand stets diese meine erste Meinung richtig. Sie können ungeheure Anstrengungen ertragen, legen unglaubliche Märsche zurück, und ertragen ohne das mindeste Murren oder Mißvergnügen mehr als gewöhnliche Entbehrungen. Ihre Kleidung besteht aus einem langen grauen Rock, über den die Riemen und der lange Sack geschlagen sind, — einen Tornister haben sie nicht, — und einem Tschako mit der Nummer ihres Regiments. Auf dem Marsch bemerkte ich oft mit Vergnügen ihre Gleichmüthigkeit und ihre Ausdauer bei jedem Wetter und unter allen Umständen, sie singen und rauchen ihre Cigarillos, vielleicht nach einem mehr als zwölfstündigen Fasten. Dieß gilt von der Infanterie.

Auch die Kavallerie ist gut, und die Pferde, obwohl klein und nicht sehr schnell, sind kräftig und ausdauernd; obgleich Stroh und Gerste die einzige Fourage ist, die sie im Norden Spaniens erhalten, so können sie doch lange Märsche auf den schlechtesten Beegwegen aushalten. Die Kavalleristen sind besonders gut zum Vorposten- und Vedettendienst abgerichtet, und sind vortreffliche Flanqueurs, was ihnen in dem Kriege, welchen sie zu bestehen haben, ausnehmend zu Statten kommt.

Ueber die Offiziere der Infanterie und der Kavallerie läßt sich im Allgemeinen wenig sagen. Sie sind größtentheils, mit Ausnahme der Zöglinge des Militärkollegiums, welche nur Offizierstellen in der Artillerie und dem Geniekorps erhalten, aus einer Klasse von Personen ausgewählt, die weder Erziehung, noch militärische Kenntnisse irgend einer Art haben; unter diesen zeigt sich im Allgemeinen Mangel an Enthusiasmus und Energie, Gleichgültigkeit in Bezug auf die Wohlfahrt ihres Landes und einen baldigen ehrenvollen Ausgang des Kriegs. Das Kaffeehaus, Hazardspiel und eine Cigarre scheint meistens der Gipfel ihrer Wünsche. Damit will ich indeß gar nicht behaupten, daß nicht Einzelne viel Tapferkeit und Talent zeigen, namentlich unter den Kavallerieoffizieren. Doch davon später; jetzt komme ich zu dem Gefecht von Arrigorriaga.

Am Morgen des 11ten Septembers marschirte die Reservearmee und Espeteros Division, beide unter dem Oberbefehl Espeletas frühzeitig von Bilbao aus, und zogen über die sogenannte neue Brücke, um sich in der Richtung von Orduña und Durango einen Durchgang zu erzwingen, und eine Verbindung mit Cordova herzustellen, dessen Hauptquartier damals zu Miranda del Ebro sich befand. Als ich um 9 Uhr Morgens wie gewöhnlich zu General Evans ging, um an seiner Tafel zu frühstücken, hörte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß so eben eine Ordonnanz eingetroffen sey mit der Nachricht, daß die Truppen, welche am Morgen Bilbao verlassen hätten, kaum eine Legua von der Stadt mit dem Vortrab der Carlisten ins Gefecht gekommen seyen, und sie bis zum Dorfe Arrigorriaga zurückgetrieben hätten, wo sie aber mit der Hauptmacht der Carlisten in einen hitzigen Kampf gerathen seyen.

Das Dorf Arrigorriaga ist drei starke Stunden von Bilbao entfernt, auf dem linken Ufer des Flusses Ybaizabel. Der bedeutendste Theil des Dorfs liegt hart an der Straße nach Orduña, nur wenige Häuser sind auf dem linken Ufer zerstreut; der Fluß ist nicht zu durchwaten, aber eine kleine, schmale Brücke führt hinüber; das Land auf beiden Seiten ist bergig, namentlich auf dem rechten Ufer des Flusses dicht bewaldet, und abschüssig bis an den Rand des Wassers.

Es ist kaum glaublich, daß diese beiden Generale über eine Woche kaum eine Legua von den Vorposten des Feindes standen, und nicht gewußt haben sollen, daß diese ihre Stellungen nicht verlassen hatten, so daß sie endlich, nachdem sie erklärt hatten, ohne einen Schuß zu thun sich mit Cordova vereinigen zu wollen, endlich dem Feind in die Hände fielen, der in Bereitschaft war sie zu empfangen. Verrätherei, gänzliche Unwissenheit oder Mangel an Thätigkeit, sich Nachrichten von den Bewegungen des Feindes zu verschaffen, konnten allein ein so schlimmes Resultat herbeiführen.

Sobald diese unangenehme und ganz unerwartete Nachricht einlief, ließ Evans sogleich die ganze Besatzung unter die Waffen treten, und marschirte mit zwei Bataillonen der Legion und einem Theil der Garnison unter Graf Mirasol Espeleta zu Hülfe. Bei unserer Ankunft zu Arrigorriaga fanden wir die Christinos in hitzigem Kampf mit dem Feind, der eine ausgedehnte feste Stellung am Ufer des Flusses besetzt hielt, während seine Schützen durch das dichte Gehölz gedeckt waren, das an vielen Stellen bis an die Ufer des Flusses sich heranzog. Auch waren sie im Besitz einiger Häuser am Eingang der Brücke, und unterhielten hier aus den Fenstern und durchgeschlagenen Schießscharten ein mörderisches Feuer auf die Christinos. Espetero und Espeleta hielten mit ihrem Stabe auf einer Höhe, von der aus man beide Armeen übersah, nicht außerhalb dem Bereich des feindlichen Feuers, denn mehrere Offiziere wurden hier verwundet. Die Christinos besetzten das linke Ufer des Flusses, das Terrain war aber hier offener, und so waren sie dem feindlichen Feuer mehr ausgesetzt, indeß waren sie Meister des größten Theils des Dorfes und ihr Feuer aus den Häusern mußte die Carlisten sehr belästigen.

Die Christinos hatten den Feind aus der unmittelbaren Nähe von Bilbao vertrieben, hätten sie aber den Fluß überschreiten wollen, so hätte dieß nur mit einem furchtbaren und nutzlosen Verlust geschehen können. General Evans erbot sich wiederholt, die Legion zum Angriff auf die Brücke zu führen, was wäre aber auch im glücklichen Fall das Resultat gewesen? Auf der anderen Seite hätten sie sich in einer Schlucht, durch

die der Weg führt, eingeschlossen gefunden, die Carlisten hätten sie unfehlbar umringt, und wahrscheinlich in Stücke gehauen. Der Rückzug wurde deßhalb beschlossen, und dieß war das Beste, was man thun konnte, wäre es nur auf eine geeignete Weise in Ausführung gebracht worden. Dieß war jedoch nicht der Fall. Die Legion und die Besatzung von Bilbao erhielten Befehl, auf der großen Straße, auf der sie gekommen waren, auch wieder zurückzugehen, während die im Kampfe befindlichen Truppen auf dem geraden, aber bergigtern Wege sich zurückziehen sollten, der bei der neuen Brücke, über welche man nothwendig gehen muß, um in die Stadt zu kommen, sich wiederum mit der großen Straße vereinigt. Der Erfolg dieser Bewegung war leider höchst unglücklich: die Garnison und die englischen Truppen kamen in Bilbao an, ehe der Vortrab der retirirenden Truppen die Brücke erreichte, wo keine Reserve aufgestellt war, um ihren Rückzug zu decken. Die Folgen lassen sich leicht denken, und in wenigen Worten erzählen. Die Carlisten, welche gleich beim Beginn des Rückzugs die Brücke von Arrigoriaga überschritten hatten, folgten den Christinos mit vielem Muthe und unglaublicher Schnelligkeit. Die Christinos geriethen in völlige Unordnung und flohen den Berg herab auf die Brücke zu, welche in Einem Augenblick so vollgedrängt wurde, daß ein furchtbares Gemetzel hier erfolgte. General Evans, der seinem erhaltenen Befehl zufolge mit den Truppen nach Bilbao zurückgekehrt war, eilte zurück auf den Kampfplatz, und sah hier zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Carlisten bereits den Eingang der Brücke besetzt hatten; er schickte sogleich nach dem 3ten und 6ten Regimente der Legion, und ich übernahm selbst die Ueberbringung eines dieser Befehle, wurde jedoch bei der Rückkehr zu dem General durch das Hereindringen der flüchtigen Spanier über eine halbe Stunde aufgehalten.

Als das dritte Regiment der Legion anlangte, gab General Evans zwei Kompagnien Befehl vorzurücken und die Brücke zu säubern. Espetero, der inzwischen an der Spitze weniger Lanciers der königlichen Garde einen muthigen Angriff gemacht, und dadurch den Andrang der Carlisten einigermaßen aufgehalten hatte, war durch eine Musketenkugel in den linken Arm verwundet, wollte sich aber doch nicht zurückziehen, bis die englischen Truppen die Brücke völlig gesäubert hatten. Als ich bei dieser Gelegenheit mich der Brücke näherte, sah ich deutlich, wie einige christinische Soldaten von den Carlisten bei den Kleidern gepackt, und über die niedere Brustwehr der Brücke geworfen wurden, wo sie durch den Fall unbeschädigt sich durch Schwimmen zu retten suchten: man fand aber am andern Morgen mehr als 25 Leichen im Strome. Hier sah ich auch zum Erstenmal das von beiden Parteien gleich rasch geübte Verfahren, die Leute im Augenblick, wo sie fielen, auszuziehen und zu berauben. In diesem unglücklichen Gefecht können die Christinos nicht weniger als 700 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben, abgesehen von dem Verlust mehrerer ihrer besten Offiziere. Auch der Verlust der Carlisten muß bedeutend gewesen seyn, doch geringer als der der Christinos.

So endete der 11te September, ein der Sache Isabella's gewiß nicht günstiger Tag. Hätten die christinischen Generale auch nur die gewöhnlichste im Kriege nothwendige Vorsicht befolgt, so würden sie die Stellung der Carlisten gekannt und den unnützen Kampf vermieden haben. Die Carlisten waren an diesem Tage von Eguia, Ituralde und Villareal kommandirt; auch zwei andere carlistische Generale waren anwesend, und Don Carlos wohnte selbst längere Zeit dem Gefechte bei. Alle navarresischen Bataillone, welche bei weitem die besten und tapfersten sind, wohnten dem Kampf bei.

Am Morgen nach dem Gefecht ritt ich nach dem Marco, der schon erwähnten Höhe, welche die Brücke beherrscht, und von der man eine weite Uebersicht über das umliegende Land hat. Die carlistischen Vorposten hielten noch den Eingang der Brücke auf dem gegenüber liegenden Ufer besetzt, und mehrere ihrer Bataillone hatten auf dem darüber sich erhebenden Bergabhange bivouakirt. Der Anblick mehrerer nackten Leichen, die in der Nähe des Bivouakfeuers herumlagen, widerte mich an, und noch unangenehmer fühlte ich mich berührt, als ich den Offizier, der, wie es schien, den Posten an der Brücke kommandirte, die Cigarre rauchend ruhig auf der Brustwehr sitzen und eine nackte, fast verwesende Leiche nur wenige Schritte vor ihm liegen sah. Ich wandte den Blick ab von dem Schauspiel, mit dem lebhaften Bedauern, daß ein so herrlicher Menschenschlag sich durch ein seiner Tapferkeit so unwürdiges Benehmen entehre.

Der Feind blieb mehrere Tage in seinen Stellungen, und marschirte dann in der Richtung von Oñate ab, einem der Lieblingssitze des carlistischen Gebirgshofes, wahrscheinlich darum ausgewählt, weil er von beinahe unzugänglichen Bergen umgeben ist. Einige Bataillone setzten ihren Marsch fort nach Navarra.

Englische Sprache bei den Birmanen.

Obrist Burney, der englische Gesandte bei den Birmanen, nahm bei seiner Abreise von Calcutta eine lithographische Presse mit, welche er in Ava dem Hof zeigte; die Schnelligkeit des Drucks erregte große Aufmerksamkeit; der Wungi (erster Minister) bat den Obristen ihm eine ähnliche Presse kommen zu lassen, und mehrere andere Große haben denselben Wunsch ausgedrückt. Der Gesandte sucht ebenfalls das Studium des Englischen zu verbreiten, und läßt dazu in Calcutta eine birmanische Uebersetzung des Lexikons von Johnson drucken, welche ursprünglich von Dr. Price unternommen, und von dem Prinzen von Mekra (dem Oheim des Königs) mit Hülfe von Mr. Lane, einem englischen Kaufmann in Ava, vollendet wurde. Die höhern Klassen der Birmanen zeigen einen großen Eifer englisch zu lernen, da sie sich im letzten Kriege von der Ueberlegenheit der Engländer im Kriege und in den Wissenschaften überzeugt haben.

Der englische Generalcommissär für die Provinz Tenasserim, Blundell, gibt sich ebenfalls die äußerste Mühe die Kenntniß der englischen Sprache in den von den Birmanen abgetretenen Provinzen auszubreiten. Das Gouvernement von Calcutta hat eine gewisse Summe zu seiner Disposition gestellt, die er auf die Errichtung englischer Schulen in Moulmein, Tavoy und Mergui verwendet; die von Moulmein steht unter dem americanischen Missionär Bennett und seiner Frau, und enthält etwa 100 Kinder verschiedener Kasten und Länder. Die erste Klasse hat bedeutende Fortschritte in Arithmetik und Geographie gemacht

und lernt englische Grammatik und Komposition, und den Gebrauch der Globen. Dabei werden jedoch die Landessprachen nicht vernachlässigt. Das Interesse, das die Eingebornen an den Fortschritten ihrer Kinder in europäischer Wissenschaft nehmen, ist über alle Erwartung lebhaft. Der englische Generalkommissär ist im Begriff eine halb englische, halb birmanische Zeitung zu stiften, und die amerikanischen Missionen in Moulmein haben alle Pressen, Typen, Papier und Setzer, die dazu nöthig sind, so daß man diesen Ort leicht zum Mittelpunkt der Civilisationsversuche in Birma machen kann. (Friend of India.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

8. Fahrt auf dem Fiord und Reise im Thal.

(Fortsetzung.)

Die nun folgende Station führt durch ein weites anmuthiges Thal, dessen Ränder sich zum Theil steil und hoch erheben, dabei aber mit schönen Wiesen und Laubholz geschmückt sind, besonders überraschend ist der Eintritt in das reizende Thal des Sees Oppheim, dessen Ufer anfangs sanft ansteigen, und mit den fruchtbarsten Aeckern und Wiesen bedeckt sind. Viele große schöne Gehöfte liegen einzeln herum, und ihre Bewohner erfreuen sich des reichen Segens dieser Fluren. Weiter hinauf werden jene Ufer steiler und sind mit Laubwald bewachsen, aus dem die Gehöfte mit ihren freien Aeckern und Wiesenflecken hell hervorleuchten. Die Ufer erreichen mit ihrer langen Abdachung eine bedeutende Höhe. Den Hintergrund dieses schönen Gemäldes bildet in blauer Ferne ein hohes Schneegebirge. Das diesseitige Ufer stürzt vom Wege so steil nach dem großen See hinab, daß man nicht ohne Staunen die strotzenden Gerstenfelder betrachtet, welche sich auf demselben hinabziehen, indem man nicht begreift, wie solche angebaut wurden. Die hohe Fruchtbarkeit der ganzen Gegend hat einen gewissen Wohlstand verbreitet, der sich auch in den bessern Wohnungen, Kleidern und überhaupt in dem guten Aussehen der Menschen erkennen läßt. Die Fülle und Uppigkeit des Getreidewuchses überraschte uns; aber der Anblick der Wiesen war für uns etwas Neues. Das reinste und feinste Gras wächst hoch und dicht aus dem Boden. Wir sahen hier einen seltenen Blumenflor in der mannichfaltigsten Farbenpracht, dessen Wohlgeruch die Luft erfüllt, und konnten uns nun wohl denken, wie das norwegische Pferd ohne Korn, vom bloßen Heu und Gras, so kräftig bleibt; denn welche Nahrungsstoffe mögen nicht von der Natur in diesen aromatischen Kräutern erzeugt werden. Wir kamen jetzt durch mehrere geschlossene Ortschaften, eine seltene Erscheinung in Norwegen, aber überall, wo solche vorkommt, ein sicheres Zeichen der größern Fruchtbarkeit und Ertragsfähigkeit ausgedehnterer Landstrecken.

Als wir in der Station Vinie vor dem Gasthof anlangten, fanden wir dort eine zahlreiche Versammlung von Landleuten, die aus allen umliegenden Ortschaften mit ihren Frauen hieher geritten waren. Die Weiber saßen auf einem ganz eigenthümlich konstruirten Sattel, der, mit einer hohen runden Rücken- und Seitenlehne versehen, wie ein Lehnstuhl aussah, darin die Bauerdamen bequemer sitzen, als es auf den gewöhnlichen Damensätteln bei uns der Fall ist; freilich wird in Norwegen der gute Anblick und feine Anstand der größern Bequemlichkeit geopfert. Die vielen kleinen norwegischen Falben hatten alle ein munteres Ansehen, die Bauern lagerten bei ihren Pferden auf der Straße umher und trugen scharlachrothe Ueberröcke mit einem eigenen Schnitt, zahlreich mit Knöpfen besetzt. Man reichte uns im Gasthof Kaffee in sehr großen Tassen, und nennt diese Portionen „einen Komteirkop Kaffee.“

Obgleich die durch diese Gegend führende Hauptstraße nach Bergen chaussirt und in sehr gutem fahrbarem Zustande ist, so begegnet man doch selten einem Fuhrwerk, immer nur Packpferden und reitenden Bauern, wenn nicht einmal ein Reisender mit einem eigenen Karriol die Gegend passirt. Ich muß vermuthen, daß die Bauern gar keine Reisekarren halten, da ich selbst auf mein ausdrückliches Verlangen danach doch immer Reitpferde zum weitern Fortkommen erhielt.

Auf der folgenden Station nach Toinde passirten wir zuletzt wieder ein enges Felsthal, dessen Wände nicht hoch, aber mit kolossalen Felsblöcken versehen waren, die aus dem schönen Laubholz malerisch hervortreten. Die Chaussee führt dicht am rauschenden und schäumenden Elv entlang, und man erblickt nur selten ein einzelnes einsamts Gehöfte; bei Station Toinde wurden wir endlich durch den Anblick eines großen Wasserfalles überrascht, der an Breite, majestätischer Pracht und Schönheit alle übertraf, die wir bis jetzt gesehen hatten. Das enge Felsthal öffnet sich hier und bildet einen Kessel, in welchem das Gras mit einer großen Uppigkeit zu einer ungewöhnlichen Höhe wächst.

Wir langten spät Abends hier an, und mußten wohl oder übel mit dem uns dargebotenen Nachtquartier vorlieb nehmen, da wir hier unglücklicherweise wieder nur eine Skiotskafferie getroffen hatten. Mir ward das Vorrathsgebäude für die Nacht angewiesen, was von einer ganz kleinen Fensterlucke schwach beleuchtet war. Mein Lager bestand aus einer harten Matratze, dazu gab man mir eine langhaarige wollene Decke zum Zudecken, und so ruhte ich sanft, dicht umgeben von Milch-, Käse- und Buttergefäßen. Das Vorrathsgebäude steht zur bessern Bewahrung gegen die langgeschwänzten Ungeziefer auf vier Pfählen so hoch über dem Erdboden, daß ich auf einer ziemlich langen Treppe, die leicht hinweggenommen wird, von außen hinaufsteigen mußte. Jene vier Pfähle haben ebenfalls eine so zweckmäßige Gestalt, daß es den vierbeinigen Unholden unmöglich ist hinaufzuklettern. So hatte ich also bei allem Ungemach doch den Trost, hier wenigstens vor den lieblosesten Schmarotzern der nahestehenden Milchgefäße wie auf der Feste Königstein unangreifbar sicher zu ruhen.

Auf mein Verlangen nach leiblicher Stärkung erhielt ich weder heute Abend noch morgen früh etwas, und ich kann nicht sagen, ob man mich nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Kurz ich war, bis auf den obigen kleinen Trost, in jeder Beziehung in einer bedauernswerthen Lage, bis wir am andern Morgen das fruchtbare, weite und reizende Thal erreichten, in welchem uns das große geschlossene Dorf Boßwangen mit seiner hohen und weitläufig gebauten Kirche entgegen lachte. Es war der größte Ort, den wir auf der weiten Tour von Christiania nach Bergen gesehen hatten, und man kann sich also denken, daß unsere Hoffnung auf Erquickung sehr bald in Erfüllung ging. Ueberrascht von dem Anblick eines so großen Orts, wußten wir anfangs nicht, wohin wir zuerst den Blick in diesem Gemälde werfen sollten, welches sich plötzlich, hinter einem Berge hervortretend, vor uns in weiter Ferne ausbreitete. Unsere Augen hatten ringsumher volle Beschäftigung. Wir konnten uns aber doch nicht enthalten wenigstens die Nase nach den rauchenden Schornsteinen auszustrecken, wo Alles vortrefflich stand, denn in Boßwangen war Ting (d. i. eine Landtagsversammlung), und die hier versammelten Herren wollten eben ans zweite Frühstück gehen, welches natürlich aus einigen warmen Schüsseln, gewürzreichen Beafsteaks und Kotteletts, bestehen muß, wenn es den wohlgenährten Repräsentanten und Beamten die geistigen und leiblichen Kräfte verleihen soll, deren sie zu ihren schwierigen Geschäften bedürfen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1836.

Sanskrit-Kollegium in Benares.

Eine der großen Unternehmungen, durch die Lord Wellesley sich als Generalgouverneur von Indien einen unsterblichen Namen gemacht hat, war die Errichtung hoher Schulen, worin die gelehrten Sprachen und die Wissenschaften des Orients gelehrt wurden. Sein Plan war nicht nur durch die Beförderung der von der ganzen Bevölkerung für heilig geachteten alten Literatur Indiens die fremde Herrschaft annehmlicher zu machen, sondern er hoffte durch Abkürzung der Methoden diese Studien, welche bisher das wahre Hinderniß aller Fortschritte gewesen waren, zu einem Mittel neuer Civilisation zu machen. Nach den Methoden der Braminen dauerte der Kursus von Sanskrit-Grammatik 12 Jahre, und der der Vedas, welcher darauf folgte, eine gleiche Zeit; die Folge war natürlich, daß die Schüler nach Vollendung dieser Studien zu alt waren, sich um etwas Anderes zu bekümmern, als die Gelehrsamkeit, die sie so mühselig erlernt hatten, ihrerseits wieder zu lehren. Der Heiligenschein, mit denen der Aberglaube des Volks sie umgab, genügte ihrem Ehrgeiz, und sie hatten keinen Grund über das hinauszugehen zu wollen, was man sie auf diese Art in traditionellen Formeln mit so vieler Mühe gelehrt hatte. Lord Wellesley sah vollkommen ein, daß es umsonst sey, sich diesem herkömmlichen Zustande direkt zu widersetzen; seine Absicht ging daher dahin, in den von der Regierung zu stiftenden indischen hohen Schulen die Methoden des Lernens so abzukürzen, daß die Schüler noch als junge Männer das Ende des bisherigen Lehrkurses erreichten, und ihnen daher Zeit und Energie übrig bleibe, mit der Gelehrsamkeit ihrer Väter europäische Wissenschaften zu vereinigen, wozu er sie durch eine Aussicht auf Staatsdienste zu stimuliren hoffte. Dieser Plan gelang nur theilweise, da Wellesley nur wenige Europäer fand, die in seine Ideen einzugehen wußten, und die kurzsichtige Politik seiner Nachfolger beschränkte die Entwicklung des begonnenen Werks immer aufs neue. Dennoch ist Manches geschehen, und es war ein großer Triumph für die englische Regierung, die Errichtung des Sanskrit-Kollegiums gegen die Eifersucht der Braminen durchzusetzen, die jede Einmischung der Fremden in ihre heilige Literatur und in ihr Erziehungssystem mit äußerstem Widerwillen ansahen. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß dieses Etablissement dem jämmerlichen System, das gegenwärtig in Calcutta herrscht, nicht unterliege. Wir entlehnen hier die Beschreibung dieser interessanten Anstalt dem so eben erschienenen neuesten Heft der Reise von Jacquemont; man könnte zwar einen weniger oberflächlichen Führer bei dem Besuch wünschen, als den frivolen französischen Reisenden, aber die Engländer haben uns bis jetzt keine Beschreibung gegeben.

„Kapitän Thoresby ist unter allen Europäern in Benares der, welcher sich am meisten mit orientalischer Literatur beschäftigt, und daher der beste Führer, den man für die heilige Stadt finden kann. Er kennt alle Hindus von hoher Kaste, und alle einigermaßen gelehrte Muhammedaner, so daß er sich in den Straßen von Benares vollkommen zu Hause fühlt. Er führte mich in das Sanskrit-Kollegium, dessen Direktor er ist. Das Haus ist im alten Styl, massiv, ohne regelmäßigen Plan, und seiner Bestimmung vollkommen angemessen. Alle Fenster gehen auf massive Balkone, welche an den engen Höfen herumlaufen, die Zimmer sind niedrig, die Thüren und Fenster enge, und die Treppen halsbrechend. Die verschiedenen Klassen nehmen das ganze Haus vom Erdgeschoß bis auf die Terrassen ein, welche das Dach bilden. Jede besteht aus 5—10 Schülern, welche in einem Kreis um den Lehrer herum kauern; dieser sitzt, wie die Schüler auf seinen Fersen, nur mit dem Unterschiede, daß er einen Teppich unter seinen Füßen hat. Im Durchschnitt sind die Schüler 24—25 Jahre alt, keiner weniger als 15, und viele über 30. Mehrere der Lehrer sind 80jährige Greise, sie und die Schüler sind alle von hoher Kaste, und man sieht kaum einige Kschatrias oder Radschputen unter dieser Menge von Braminen. Sie sind zum Theil Söhne reicher Landbesitzer oder Pensionäre großer Herren, zum Theil Söhne armer Bauern; die letztern sind trotz der kalten Jahreszeit kaum bekleidet, und auch die ersten sind nur in ein langes Stück Musselin gewickelt, das bisweilen eine breite rosenfarbige Bordure hat. Im Sommer wird selbst diese Kleidung unerträglich, und Lehrer und Schüler begnügen sich mit einem Gürtel um die Lenden.

„Der Unterricht ist nicht für Anfänger, und man nimmt

nur junge Leute in die Schule auf, welche schon einige Kenntnisse haben, sie bleiben 6—10 Jahre in der Schule. Diese besitzt eine ziemlich zahlreiche Bibliothek von Handschriften. Die Lektion besteht meistens in der Uebersetzung eines Buchs, von dem jeder Schüler ein Exemplar in der Hand hält; der Lehrer weiß es wenigstens auswendig, er recitirt einen Vers, läßt ihn von den Schülern wiederholen, analysirt ihn grammarisch und übersetzt ihn. Die Schüler sind überaus aufmerksam, und die Verschiedenheit ihrer Fortschritte hängt mehr von der ihrer Talente als der ihres Fleißes ab. Die, welche nur langsame Fortschritte machen, werden entlassen.

„In den höheren Klassen spricht der Lehrer Sanskrit mit den Schülern, diese sind Männer von wenigstens dreißig Jahren, und die Lektion wird zu einer philosophischen Konferenz, welche der Lehrer leitet. Die Lehrer dieser Klassen sind die berühmtesten Pandits von Indien, und der gelehrteste von ihnen ist ein Greis von 80 Jahren, Verfasser mehrerer poetischen und theologischen Werke. Man sagt, seine dialektische Kunst sey außerordentlich, so wie sein Gedächtniß, denn er weiß über 100 Bände auswendig, und bringt seit 30 Jahren nie ein Buch in die Lektion. Am Ende jedes Jahres werden Preise ausgetheilt, nach einem öffentlichen Examen, in welchem Lehrer und Schüler philosophische Fragen im Sanskrit diskutiren.

„Das Kollegium enthält 200 Schüler, und kostet 80,000 Fr. jährlich, von denen ein Theil von der Regierung, ein Theil von frommen Stiftungen bezahlt wird. Der alte Bramine, von dem ich gesprochen habe, erhält monatlich 200 Fr. und ist der bestbezahlte unter den Lehrern. Uebrigens scheinen Lehrer und Schüler, ihren Studien als einer heiligen Beschäftigung ergeben, wenig Werth auf Reichthümer zu legen, der Titel eines Pandit genügt ihrem Ehrgeiz, und ihre Studien scheinen ihr einziges Vergnügen zu seyn; man könnte sich ins Alterthum oder ins Mittelalter versetzt glauben. Obgleich das Kollegium unter englischer Aufsicht steht, so sind doch die Lehren, die darin vorgetragen werden, vollkommen rein indisch geblieben. Weder Lehrer noch Schüler verstehen ein Wort englisch, und obgleich ich einige Schüler unter einem Lehrer aus Caschmir persisch studiren sah, so ist dieß doch nur ein Nebenstudium, das wie ich glaube, vom Kapitän Thoresby eingeführt wurde, da er große Vorliebe für diese Sprache hat. Dieser scheint sehr beliebt bei den Schülern, und verdient es wegen des großen Interesse's, das er an ihnen nimmt. Als wir herausgingen, kam ein ärmlich gekleideter Knabe, und bat ihn um Aufnahme ins Kollegium. Er wurde sogleich examinirt, beantwortete die Fragen von Thoresby sehr gut, und fügte freiwillig eine lange und schwierige Tirade hinzu, die er analysirte und erklärte. Es fand sich, daß er trotz seiner kleinen Statur 16 Jahre alt war; er war ein Bramine, und seine Eltern gaben ihm trotz ihrer Armuth eine Pension von 5 Rupien (2 sächsische Thaler) monatlich, die hinreichten ihn während seiner Studien zu erhalten. Thoresby nahm ihn sogleich auf, und der Knabe trat fröhlich durch das Thor, als wäre es das Himmelsthor. Ich brauche wohl nicht zuzusetzen, daß die Lektionen gratis ertheilt werden."

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Julius 1836.

(Fortsetzung.)

Das Richtungslose des jetzigen Momentes, das Unwahre in seinem Treiben und Thun bewährt sich am Auffallendsten an der Madeleine. Der Kaiser hatte sie zum Tempel des Ruhms bestimmt. Es fehlte nicht an Ruhm, wenigstens nach den damals allein herrschenden militärischen Begriffen. Gleichwohl wurde die Madeleine unter dem Kaiserthum nicht vollendet. Die Restauration kam. Sie wollte ein Bethaus daraus machen. Es fehlte wahrlich nicht an Frömmigkeit und Andacht, mindestens nach den damals hervorgesuchten Formen der Aeußerlichkeit und Andächtelei. Dennoch hat die Restauration die Kirche der heiligen Madeleine unvollendet gelassen. Und heute, wo Frankreich weder Kriegsglorie nach Gottseligkeit, weder Lorbeeren noch Kirchenrauch, weder Helden noch Beter hat noch mag, steht die Madeleine vollbracht und in aller Schönheit ausgeschmückt als Kirche da. Als Kirche! Für wen? Wenn man nicht etwa eine geistliche Komödie darin spielen will, wie in St. Roch, so sehe ich wahrlich nicht ein, für wen sie errichtet ist. Das Volk in Paris bekümmert sich sehr wenig um die Betstühle, und Alles, was die gezwungene Scheinfrömmigkeit der neuen Dynastie bei ihm hervorbringen kann, ist ein spöttisches Kopfschütteln und ein Rückblick auf die ältern Bourbonen. Wo sind die Missionärs der Herzogin von Angoulême? Wo ist die silberne Madonna Karls des Zehnten? Es ist ein Jahr, da waren in den Buchhandlungen Voltaire, Diderot, Dupuis und Volney verboten. Allein man lachte des Verbotes, und die Gewalt der Polizei mußte der stärkern des Spottes weichen. Ich weiß nur Einen Rath, Louis Philipp möge aus der Madeleine ein Vaudeville-Theater machen. Nur diese Häuser sind stets voll andächtiger Zuschauer und Zuhörer.

Gerade auf der Stelle, wo ich stund, war einst die Bildsäule Ludwigs XV. Die Revolution warf sie zur Erde und setzte an ihren Platz die politische Guillotine, deren Erinnerung den Namen Ludwigs XVI, und jene von Robespierre und St. Juste als Anfangs- und Endpunkte zurückruft. Mit dem Konsulate und dem Kaiserthum verschwand das fürchterliche Werkzeug von dem Revolutionsplatz. Man guillotinirte weniger, man erschoß. Der Herzog von Enghien und Mallet sind die Gegenbilder aus dieser Periode. Von einem Sühnungsdenkmal Ludwigs XVI an dem Orte, wo er hingerichtet ward, ist unter der Restauration viel gesprochen worden. Die Juliusrevolution fand davon nichts als einige unförmliche Grundsteine, mit einem brettenen Verschlage umgeben, ungefähr in derselben kranken Gestalt, in welcher eine spätere Katastrophe das Juliusdenkmal auf dem Bastillenplatz antreffen wird. Nur mögen die Unterlassungsgründe verschieden seyn, denn die Restauration liebte das Andenken Ludwigs XVI! Was wird in 20 Jahren den Obelisk ersetzt haben? Schon jetzt ist der Plan zur Verschönerung des Revolutionsplatzes entworfen und seine Ausführung scheint nahe zu liegen. Es ist kaum denkbar, daß man diesen

Monolith, der die Perspektive dieses prachtvollen Ortes so sehr verunstaltet, unverrückt lassen werde, so schön und großartig auch sein Anblick an sich selbst ist.

In gerader Richtung vor mir hatte ich den Pont de la Révolution und jenseits desselben den Palast der Deputirtenkammer. Eine ganze Geschichte! Foy, Manuel, Stanislaus Girardin, Casimir Perrier, Lamarque, Lafayette sind todt. Die Deputirtenkammer ist Wittwe aller großen Namen, die sie verherrlicht haben, und die schönste Hoffnung, welche ihr noch blühte, hat ein frühes Grab zerstört. Armand Carrel stand auf dem Punkte Deputirter zu werden. Vielleicht hätte sein kräftiges, edles und kühnes Talent einen frischen Lebenshauch in diesen Moder gebracht. Die Kugel eines Geschäftmachers, der stupideste aller Zufälle, haben die Laufbahn eines Mannes unterbrochen, der vor allen seiner Partei berufen war, eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen, wie er, von Allen, sich den schönsten Standpunkt als Schriftsteller und muthiger Oppositionsführer geschaffen hatte. Groß ist die Trauer an seinem Grabe. In der Einhelligkeit des Schmerzens, des Bedauerns und der Hochschätzung, welche bei seinem Tode laut wurden, liegt das schönste Denkmal, welches ihm gesetzt werden konnte. Es ist das Eigenthümliche eines edlen, großen Charakters, auch dem Feinde die verdiente Huldigung abzuzwingen, und der gerechten Wahrheit den Sieg zu verschaffen. So geschah es um die Leiche Carrels. „Frankreich wird sich vielleicht meiner erinnern," waren von seinen letzten Worten. Wehe Frankreich, wenn es nicht so wäre, die Zahl der Männer, die Talent und Charakter in schönem Einklange verbinden, ist nicht so groß, daß man um die Wahl verlegen wäre. Nur Stumpfsinn und tiefe Verderbtheit könnten ein solches Vergessen erklären.

(Schluß folgt.)

Ueber die neuesten Schiesversuche mit Perkussionskugeln.

Am 2ten und 9ten Julius dieses Jahres fanden auf dem Polygon von Toulon höchst wichtige Versuche für die Marine statt; es handelte sich um die Wirkung der von dem Obristen Jure erfundenen Perkussionskugeln. Der Nutzen dieser Projektile war seit acht Jahren durch Versuche zu Brest und zu Lorient bereits dargethan. Der Seeminister hat die Anfertigung einer gewissen Anzahl dieser Kugeln befohlen, die auf dem Geschwader vertheilt wurden. Die stattgehabten Versuche bezogen sich bloß auf die Vervollkommnung dieser Kugeln, ferner auf Bestätigung ihrer erstaunlichen Wirkung und auf Hebung des noch hie und da herrschenden Vorurtheils wegen der Möglichkeit des Zerspringens dieser Kugeln innerhalb des Rohres.

In dieser Beziehung fielen die Versuche genügend aus, denn sie bewiesen: 1) daß diese Hohlkugeln nicht häufiger im Rohre zerspringen als gewöhnliche Granaten; 2) daß, selbst wenn dieser Fall sich ereignet, weder das Geschützrohr beschädigt wird, noch die Mannschaft einer Gefahr ausgesetzt ist; 3) daß dieser Fall nicht dem Mechanismus der Perkussion zuzuschreiben ist, daß er vielmehr in dem mangelhaften Guß der Hohlkugel liegt; 4) endlich, daß man solche Zufälle durch hermetisches Einsetzen der Brandröhren beinahe ganz vermeiden kann.

Von 14 Schüssen, welche den 2ten Julius gethan wurden, traf dieser Fall nur einmal ein, woran aber, wie man aus dem Rückstande des Pulvers schließen konnte, der Mechanismus der Perkussion nicht schuld war. Die Versuche haben ferner bewiesen, daß die Wirkung dieser Projektile, wenn sie die Wand eines Schiffes treffen, beinahe unfehlbar ist, nur muß man die Ladungen in ein richtiges Verhältniß zu den Entfernungen bringen, damit die Explosion stets in der ersten Wand stattfindet; denn mit zu starker Ladung und auf eine nahe Entfernung springt die Hohlkugel vielleicht erst in der zweiten Wand, oder zwischen beiden. Nur ein Projektil sprang nicht, obgleich es beide Wände durchgeschlagen hatte; es war dieß eine Bombe ohne Schweif, nach einem neuen System konstruirt, wo der Mechanismus von der Art ist, daß die Explosion stattfinden soll, auf welchem Punkt die Hohlkugel auch aufschlägt. Bei frühern Versuchen hat man mit sehr schwachen innern Ladungen eine Explosion erhalten, ohne daß die Bombe sprang, indem das Pulver den Pfropf des Füllochs heraustrieb. Am 9ten Julius wurden zwei Versuche mit 5 Kugeln mit Schweif und mit 2 Kugeln ohne Schweif gemacht. Sie haben allen Forderungen entsprochen, nur eine Kugel hat ihren Schweif unterwegs verloren. Aus diesen und einigen früher angestellten Versuchen hat man Folgendes abgeleitet:

1) Daß Kugeln mit Schweif nie innerhalb des Rohres springen. 2) Daß, selbst wenn sie den Schweif verlieren, die Explosion dennoch stattfindet. 3) Daß Kugeln ohne Schweif, deren Mechanismus etwas verschieden und das Brandrohr länger ist, auch dem Zweck gut entsprechen; von 12 sind nur 2 im Rohre gesprungen, ohne daß behauptet werden kann, dieser Zufall könne dem Mechanismus zugeschrieben werden. 4) Daß die Fälle, in welchen die Bomben nicht springen, selten sind. Von 20 Kugeln mit Schweif drangen nur 2 ein, ohne zu springen, und von 12 Kugeln ohne Schweif nur eine. 5) Daß es nöthig ist, den hohlen Raum der Kugel mit allerlei brennbaren Stoffen zu füllen, weil sich sonst das Pulver in Staub verwandelt und nicht so leicht entzündet.

Reise vom norwegischen Gebirge Filleljeld nach Bergen.

2. Fahrt auf dem Fjord und Reise im Thal.

(Fortsetzung.)

Im großen Gasthof angelangt, priesen wir nach so langen und herben Entbehrungen unser glückliches Zusammentreffen mit dieser fröhlichen Gesellschaft wohlbeleibter Offiziere und Civilpersonen, die bei unserem Eintritt gerade im zweiten Frühstück schwelgten.

Die Frau Wirthin hatte solches in so reichlichem Maß bereitet, daß wir noch mit den Brosamen vollständig gesättigt wurden, und dabei gern die sehr vernachlässigte Toilette derselben übersahen, die mit ungekämmten Haaren geschäftig herumlief, und vor vieler Arbeit noch gar nicht dazu kommen konnte an sich selbst zu denken. Bei unserem Eintritt im Frühstückzimmer erhob sich der ganze Landtag sehr artig grüßend von seinen Sitzen, man räumte uns zuvorkommend die ersten Plätze ein, und wir fanden hier wieder das Zeugniß bestätigt, was man dem Norweger jeden Standes lassen muß, daß er eine Ehre und Auszeichnung darein setzt, den Fremden, wofür wir sogleich erkannt wurden, mit einer ungeheuchelten Achtung und wohlwollenden Freund-

lichkeit zu begegnen. Ein Offizier näherte sich uns mit einer gewissen würdevollen Dienstfertigkeit, und wir verdanken ihm und seinen Empfehlungen die Bekanntschaft mit einem sehr gebildeten und unterrichteten Ingenieur-Offizier in Bergen. Der Ort Voßwangen besteht aus einer langen Straße zweier zusammenhängenden Reihen Wohnhäuser. Gleich vornan steht eine Reihe jezt geschlossener Marktbuden, die wie in Leerdalsören aus Balken und Bohlen gleich kleinen Wohnhäusern solid und fest zusammengeschlagen sind. Voßwangen selbst liegt in einem weiten gesegneten Thal, ein großer See schmückt die schöne Landschaft, und die hohen Schneegebirge umkreisen sie in weiter Ferne. Die vortreffliche Chaussee führt durch dieß große Thal, welches sich nahe vor der folgenden Station Evanger wieder verengt. Dieser Ort besteht nur aus einigen Gehösten, die mit ihrer kleinen Kirche am Anfang eines langen Sees liegen, und überdem von hohen steilen Bergen eng eingeschlossen eine einsame und kesselförmig abgeschlossene Lage haben.

Während wir hier in einem mittelmäßigen Bauerngasthof den Pferdewechsel abwarteten, kam von der entgegengesezten Seite ein Prokurator an. Er war von übermäßig großer und starker Leibesgestalt, und ihm ward zur Weiterreise ein Reitpferd vorgeführt, welches unter den hiesigen Pferden, die an und für sich schon klein sind, durch seine geringe Größe auffiel. Wir sahen mit ängstlicher Besorgniß, wie sich der schwerfällige Reisende anschickte dieß schwache Thier zu besteigen, und es gehörte von seiner Seite viel Muth dazu, doch es trug ihn richtig fort, obgleich nur wenig fehlte, daß die Beine des Reiters den Boden berührten. Aber bald hielt derselbe wieder an; der eine Steigbügel war gerissen. Man sah an Allem, daß Pferd und Geschirr in keinem Verhältniß zu einer so ungewöhnlichen Last standen.

Die Reise nach der folgenden Station Bolstadören gehört wegen der merkwürdigen Art des Fortkommens zu der interessantesten der ganzen großen Tour. Die Berge, welche den vor uns liegenden See umgeben, sind so schroff und treten ringsherum so hart an denselben heran, daß die große Chaussee von Christiania nach Bergen hier abermals unterbrochen wird. Man ist gezwungen die nächstfolgende halbe Meile auf dem See mit einem Boot zurückzulegen, und kann alsdann wieder den Landweg aufnehmen. Wir hatten auf dem See noch nicht die folgende Station erreicht, als unsere Bootsfahrt zu Ende ging. Wir konnten nun die Reise bis Station Bolstadören entweder auf dem Landwege fortsezen, oder noch zehnmal schneller auf einer Stromschnelle, die der enge Abfluß des Sees zwischen Felsen bildet. Die Bootsleute fragten uns, ob wir nun landen, oder mit ihnen durch jenen Foßen fahren wollten. Wir hielten diese Frage für einen Scherz, da es uns unmöglich schien, über die brausenden Wogen jener Stromschnelle ein Fahrzeug gefahrlos hinwegzubringen.

Aus Neugier nahmen wir das Anerbieten an, und es wäre uns bald wieder leid geworden, als wir von unsern unerschrockenen Bootsleuten ersucht wurden, die Sizbretter zu verlassen und auf dem Boden des Kahns Plaz zu nehmen. Nach der Schäzung brachten wir auf dieser halben Meile (norwegisch, ¾ deutsche Meilen) nicht volle zehn Minuten zu, woraus man sich einen Begriff von der reißenden Gewalt des Wassers machen kann, mit der wir in unserem kleinen Boot fortgeschleudert wurden. Als wir die seltsame Fahrt begannen, nahm der eine Bootsmann seinen Plaz am Hintertheil des Kahns, um mit seinem Ruder der Steuermann und geschickte Lenker bei der gefährlichen Schnellfahrt zu seyn, während der andere Bootsmann im Vordertheil des Kahns ruderte.

Pfeilschnell stürzte das leichte Fahrzeug aus dem ruhigen Wasserspiegel des Sees in die Stromschnelle hinab, und die schäumenden spizen Wogen warfen es spielend bald auf und nieder, dann wieder seitwärts, daß uns dabei ganz übel zu Muth wurde. Nicht ohne Schwindel sahen wir nach den Ufern, die scheinbar bei uns vorüberflogen, aber die kühne Gewandtheit unserer Bootsleute verdient hier einer besondern Erwähnung. Ungeachtet der großen Biegungen des reißenden Stromes wußten sie doch dem Kahn immer diejenige Richtung zu geben, bei der er nicht seitwärts in die ruhigere Wasserfläche schießen konnte, woselbst er wegen der Heftigkeit der nachstürzenden Wogen umgeworfen wäre. Es blieb uns unbegreiflich, wie die Leute das Fahrzeug wieder stromaufwärts bringen können, wenn wir auch annehmen, daß sie in der etwas ruhigern Wasserfläche dicht am Ufer hinaufrudern. Sie erhalten aber auch dafür mit vollem Recht das doppelte Skiotsgeld.

Nach 5 Uhr Abends langten wir in Station Bolstadören an, ein einzelnes Gehöft, welches in einem dunkeln Felskessel liegt, dessen schroffe, imposante Wände einen See umschließen, in den sich jene reißende Stromschnelle stürzt. Wir fanden in diesem einsam gelegenen Gehöfte eine vortreffliche Aufnahme und ein vorzügliches Nachtquartier; es ist dieß der dritte Handelsplaz für die Gebirgsbewohner. Der Wirth, ein einfacher Landmann, ist durch seinen Handel wohlhabend geworden.

Andern Morgens sezten wir unsere Reise nach Bergen zu Wasser fort. Wir akkordirten mit zwei Bootsleuten für diese ganze Tour von 9 deutschen Meilen 2 Spezies (2 Thaler 8 Silbergroschen), und ich hatte auf dieser Reise von Neuem Gelegenheit, die große Ausdauer der norwegischen Ruderer zu bewundern, welche bei der ununterbrochenen angestrengten Arbeit und der großen Hize ihre muntere Laune nicht verlieren, besonders wenn man ihnen den Branntwein nicht zu sparsam reicht.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Belsoni bemerkt in einem Memoire über einige hieroglyphische Inschriften astrologischer Art auf dem Sarg einer Mumie, daß der früher gewöhnliche abergläubische Gebrauch in den Kalendern, jedes Glied des Körpers unter ein besonderes Zeichen des Thierkreises zu stellen, schon von hohem Alter sey, und einem Aegyptier, Namens Nechepsos oder Nerepsos, zugeschrieben werden müsse, der mehrere Abhandlungen über Astronomie, Astrologie und Arzneiwissenschaft verfaßte, und zur Zeit von Sesostris lebte. Sein Zweck ist gewesen, die Aerzte, welche vermuthlich alle von der Priesterklasse waren, in den Stand zu sezen, für die Krankheiten jedes besondern Gliedes die angemessenen Mittel zu gebrauchen. Von den Aegyptiern ging dieser Aberglaube auf die Römer und Griechen über, kam dann zu den Arabern, von denen er auch in die Schule von Salerno und dadurch in die alte medizinische Praxis aller europäischen Länder überging.

Nach dem Schreiben eines französischen Offiziers aus Alexandrien ist das Original der berühmten zu Tivoli aufgefundenen und für das Werk des Lysippus gehaltenen Warwick-Vase in Aegypten entdeckt worden, und statt aus Marmor in Bronze ausgeführt. Der griechische Künstler stellt darin Alexander mit den Attributen des Bacchus dar, und die Köpfe, Gruppen u. s. w. stimmen völlig mit dem überein, was alte Schriftsteller davon berichten. Die Vase befindet sich im Besiz des französischen Konsuls Mimaut.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1836.

Stirling und Edinburgh.

Stirling ist das schottische Windsor. Von der Natne zum Königesitze bestimmt, liegt es auf hohen, steilen, von einer Seite tief abschüssigen Felsen, mitten in einer unbeschreiblich reizenden Ebene, und ist in fernen Horizonten von den schönen schottischen Hochland-Bergen begränzt. Es bildet den Mittelpunkt zwischen den beiden prächtigen Städten Edinbuegh nnd Glasgow, zu seinen Füßen schlängelt sich der silberne Foeth in tausend Krümmungen durch das reiche Thal, nnd es beherrscht in stiller Majestät die heerlichste Landschaft Schottlands. Auf dem kühnen Felsen erhebt sich die alte Burg, die mehrere Jahehunderte die würdige Wohnung der schottischen Regenten wae. Noch zeigt sich die Peacht seiner frühern königlichen Bewohner, und die stolze Veste trotzte in jener wilden Ritterzeit allen Angriffen. Von den Zinnen dieses edeln Schlosses sieht das Auge zwölf Schlachtfelder, welche die treuen Schotten siegreich für die Sache ihrer Herrscher mit ihrem Blute getränkt, nnd wo blühende Saaten den friedlichen Nachfolgern den Abstand zwischen jetzt nnd damals genießen lassen. Die grotesken Figuren, welche in den Vorhallen an den Wänden herum auf besondern Piedestalen ruhen, zeugen von phantastischer barocker Kunstperiode und überraschen den Eintretenden, der sich in die Höfe Alhambra's versetzt wähnt. Hier gebar die unglückliche Maria iheen verhängnißvollen Sohn, der später hier seinen Vettee Douglas ermordete. Alle Stuarte hielten hier Hof nnd der schöne Felsen, von dem die Damen den Turnieren zusahen, heißt auch jetzt noch der Damenfelsen. Die Aussicht vor den Fensteen ist 80 engl. Meilen lang und 18 beeit, und die schönen Berge Lomond, Lady und die Ecamplangebirge bilden den dunkeln amphitheatralischen Horizont des paradiesischen Thales. Alles was Leben in eine Landschaft bringen kann, veeeinigt sich in diesem berühmten Castle of Stirling, und die mannichfach gebildeten Hügel, die herrlichen Gehölze, besonders aber die konischen Berge Dunipace vereinigen sich mit der erhabenen Feensicht, um diesen Punkt zu einem der schönsten der Erde zu machen. Es macht einen besondern Eindeuck, vor diesem uralten Schottenpalaste die Hochländer Soldaten mit ihren nackten Beinen und althergestammten Kilt und malerisch beapirten Plaid Wache halten zu sehen, in der Tracht, in der ihre Vorfaheen für das Recht ihrer Fürsten kämpften und starben. Allein wenn man Alles erschöpft zu haben glaubt, was der schöne Romantiemus dee Feudalzeit hervorgerufen hat, dann mache man sich erst auf nach Edinburgh, und besehe auf dem Wege das alte schön zwischen Bäumen gruppirte Schloß Linlithgow, wo Maria Stnart ihr Leben empfangen, nm es nicht fern davon durch der Schwester Beil wieder zu veelieren, und nnn eeöffnet sich ein Anblick, der wohl seines Gleichen nicht hat. Zuerst tritt dem Auge das Kastell auf hohen Felsen über der Stadt hängend, mit seinen düstern dicken Mauern, hoch über einander emporragenden Wartthürmen, mit den zackigten Zinnen und den auf allen Facen die Felsenspitzen überragenden Wachhäuschen entgegen, Symbole der Keaft nnd Heerlichkeit der trotzigen Ritterzeit. Weit im Hintergrunde eehebt sich geeade über der Stadt wie ein grausiges Gespenst der hohe Basaltberg Arthursseat, der Thron des ritterlichen Aethur, und auf ihm das weiße Kreuz der Anthony-Kapelle, die durch Herders schönes Lied uns so nahe gerückt ist. Zwischen beiden jähen Bergeücken steht der schöne grüne Caltonhill, um den sich die zauberisch reizende Stadt lagert und auf dem die Monumente großer Männer des Vaterlandes stehen, wäheend das schottische Parthenon, das erst mit der Façade beendet ist, dem Ganzen mehr den Anstrich einer griechischen Ruine gibt, obschon es in großarliger Tendenz und Ausführung durch die Regensburger Walhalla längst übeeflügelt wurde. Zwischen diesen peächtigen Beegformationen breitet sich nun die Stadt aus, welche an Gruppirung und Originalität duechaus einzig in der Welt dasteht. Die alte Stadt dehnt sich auf einem sanft vom Kastell ablaufenden steilen Bergrücken bis zu dem eine Meile entfernten, am Fuße des riesigen Arthursitzes gelegenen Königspalaste herab, und zeichnet sich durch seine 8 bis 10 Stockwerke hohen Häuser und ihre besondere, von der englischen ganz verschiedene Architektur, hohe Giebeldächer und sehr hohe Kamine aus. Die Straßen in dieser uralten Stadt sind zum Theil sehr breit und schön, die engen Gassen aber, welche sich auf beiden Seiten über die Abhänge heeabziehen, sind unendlich steil und beschwerlich. Dieses ehrwürdige Konvolut alter Gebäude ist

nun von der neuen Stadt durch einen tiefen Graben oder vielmehr Thal getrennt, das in seinem Grunde ebenfalls mit Häusern besetzt und auf beiden Seiten mit Gras bewachsen ist, wodurch der malerische Anblick des Ganzen unendlich erhöht wird. Durch dieses Thal ziehen sich eine Menge Fußsteige nach beiden Höhen hinauf und eine schöne breite Brücke und ein Damm, auf dem das als griechischer Tempel erbaute königliche Institut für Gemälde steht, verbindet beide Stadttheile für Fuhrwerke. Die andere Seite des Thales, die Gränze der neuen Stadt, wird nach der ganzen Länge vom Kastell bis zum Caltonhill durch die Prinzenstraße abgeschnitten, welche in gerader Linie von einem zum andern Felsen läuft, an der Seite gegen das Thal hin offen und nur mit eisernen Balustraden versehen ist, und eine der schönsten Straßen der Welt bildet. Hinter ihr erhebt sich die neue Stadt in schönen wellenförmigen Hügeln, und steigt nur von der andern Seite gegen den Fluß Forth hinab, der sich stets breiter werdend mit dem Meere vereinigt, und in dessen drei Häfen, Portobello, Newhaven und Leith sich drei breite Straßen hinter dem Caltonhill aus der Stadt ergießen. Die neue Stadt darf kühn sich Dublin, London und Glasgow zur Seite stellen, im Vereine mit ihrer alten Nachbarin steht sie aber einzig in ihrer Art da, und ich möchte keinen Vergleich wagen mit irgend einer andern Stadt der Welt. König Jakob pflegte zu sagen, wenn er Edinburgh von dem jenseitigen Gestade zu Fiße in der Abendbeleuchtung sah, es gleiche einem ausgebreiteten Purpurmantel mit goldenen Franzen. Ich näherte mich der Stadt Abends. Die ersten Beschäftigungen der Ankunft führten die Nacht heran, ohne daß wir uns umsehen konnten. Als wir auf die Princesstreet traten, wo wir wohnten, sahen wir eine unendliche Menge glänzender Lichter ringsum in Höhen und Tiefen schimmernd vor uns ausgebreitet, und da wir zuerst auf die Brücke geriethen, welche beide Stadttheile verbindet, so war es durchaus nicht möglich, uns über die magischen Effekte dieser Beleuchtung zu orientiren, bis wir tief hinab in das Thal und von dort hoch in die obere alte Stadt gestiegen waren, wo ein Leben und ein Geschrei und ein Handel und Wandel uns entgegentrat, dessen ich in nächtlicher eilfter Stunde, kaum in einer oberitalienischen Stadt ähnlich mich entsinnen kann. Es war Sonntag, und Alles eilte noch zu kaufen und zu verkaufen, da der folgende Sonntag jeden Verschleuß endete. Acht italienische Stimmen erklangen in den dicht gedrängten Straßen, alle Buden waren offen, und die hier ganz besonders geschmackvoll geschnittenen Gassterne überstrahlten das bunte fröhliche Leben, von dem man in dem gemessenen steifen London durchaus keinen Begriff hat. Aus dem fröhlichen Markte tönte aber in allen Straßen die ewige schottische Bagpipe, der Dudelsack hervor, der in schrillenden, dem Schotten so theuren Tönen manch lustiges Paar zum Tarantella ähnlichen Tanze treibt.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Julius 1836.

(Schluß.)

Sollte man nicht an den Glücksstern von Ludwig Philipp glauben, wenn man sieht, wie das Schicksal allmählich alle Hindernisse seines Triumphes aus dem Wege räumt? Der König von Rom todt, die Herzogin von Berry entehrt, und ihre Partei zerstört, Lafayette todt, Carrel todt! Und doch, was für ein jammervolles Glück ist das seine! König eines Landes von 33 Millionen, an der Spitze der furchtbarsten Kriegsmacht, umgeben von seiner „treuen" Nationalgarde wagt er nicht die alljährliche Revue zu halten. In der Mitte der Bürgersoldaten und der Linientruppen wäre er gegen alle äußeren Angriffe geschützt gewesen: Er fürchtete also Meuterei unter seinen Wächtern selbst. Das allein erklärt die Unterlassung der Heerschau, denn ein anderes Gerücht, daß der König verwundet sey, entweder durch eine Kugel Alibaud's oder in Folge eines neuen Mordversuches in Neuilly, hat keine bestimmte Bestätigung erhalten. Gewiß ist indessen, daß alle innern Verhältnisse des Schlosses seit einiger Zeit mit einem Geheimnisse umgeben sind, das die sonderbarsten und abweichendsten Gerüchte rechtfertigen muß. Glücklicherweise für dasselbe ist hier nichts von Bestand, und die Erinnerung des Guten wie des Schlechten verschwindet vor der Allmacht des Augenblickes.

Es sind wenige Tage nur, als ich des Nachts über den Carousselplatz ging. Ich kam aus der Vorstadt St. Germain über den Pont-royal und ging nach dem Boulevard zu. Es war Mitternacht und von den Tuilerien dämmerte nur noch eine schwache Beleuchtung aus den obern Gemächern her. Mein Weg beschrieb die ganze Reihe der Mordanschläge auf Louis Philipp: der Pistolenschuß auf dem Pont-royal, Alibaud, Fieschi! Ich blieb lange Zeit vor dem eisernen Gitter des inneren Hofes stehen, den raschen Zeitwechsel in meinem Geiste überlegend. Auf diesem Platze, vielleicht an der Stelle, wo ich stund, irrte einst Marie Antoinette umher, als sie nächtlicherweile aus dem Schlosse sich schlich, um mit ihrem Gemahle Ludwig XVI aus Frankreich zu entfliehen. Sie verfehlte in dem alten Gemäuer und Gewinkel, welches damals den Carousselplatz vorstellte, den bezeichneten Ort, wo sie der Wagen erwartete, und verzögerte dadurch merklich die Flucht. Auf diesem Platze hielt am 8ten Thermidor Henrion an der Spitze seiner Artillerie mit brennenden Lunten und die Kanonen auf die Tuilerien gerichtet, in welchem der Konvent versammelt war und so eben Robespierre und St. Just zum Tode verurtheilt hatte. Diese beiden Volksrepräsentanten hatten sich in die Kommune von Paris zurückgezogen und Henrion den Befehl gegeben, das Schloß in den Boden zu schießen. Henrion vollzog den Befehl nicht. Als er sein Nichthandeln berichtete und zu rechtfertigen suchte, stürzte man ihn aus dem dritten Stockwerke auf die Straße, wo ihn ein Misthaufen schützend empfing, wie einst die östreichischen Kommissarien zu Prag. Aber Tags darauf betraten Robespierre und St. Just die Guillotine und die Partei des Bergs war gestürzt. In der Nähe meines Platzes mochte Ali-

haud gestanden seyn, als er sich mit der Schildwache unterhielt, in der Erwartung des Königs, und ehe er sich an die Einfahrt des innern Hofes begab. Hätte die Königin Marie Antoinette sich nicht verspätet, wäre die Flucht eiliger gewesen, so daß man sie in Varennes nicht eingeholt hätte; oder wären die Befehle der Kommune vollzogen und am 8ten Thermidor die Konventsglieder aus der Sitzung vertrieben worden; oder hätte Alibaud sein Ziel getroffen, das er mit so viel Kaltblütigkeit gewählt und berechnet hatte: wer weiß, wer kann berechnen, welche ganz andre Geschichte wir hätten oder erhalten würden! So blieb mir nur, als letzter Eindruck, der Zufall, der die menschlichen Dinge beherrscht, und die Erinnerung an das unaufhaltsame Zerstörungswerk der Zeit. Sechszehn Tage waren verflossen, daß Alibaud auf Louis Philipp geschossen. Innerhalb fünfzehn Tagen war die That geschehen, der Prozeß eingeleitet und geschlossen, und das Verdammungsurtheil durch die Guillotine vollzogen. Gott selbst richtet nicht so schnell.

Eine neue Bildsäule erregt in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Besucher des Tuileriengartens, und verdient sie im höchsten Grade. Der Spartacus, der noch immer seine Augen drohend auf die Tuilerien richtet, während seine Arme vor wie nach kalt bleiben und mit dem Reste seiner Ketten belastet sind, hat ein Gegenbild erhalten. Wer die Geschichte Louis Philipp nicht aus seinen Regierungsakten erkennen kann, der möge sie in den Steinen suchen. Am Ende des breiten Weges, der von der Rivolistraße nach dem Pont-royal zieht, steht ein Löwe von Barye, ein vollendetes Bild des Königs der Thiere, der unter seinen Füßen eine Schlange zertritt, die sich krümmt und ihr letztes Gift gegen ihn ausspeit. Der Sinn dieses Bildnisses ist handgreiflich, und von Jedermann begriffen worden. Ich brauche nur an die so lange besprochene und beschriene Hyder der Anarchie zu erinnern. Louis Philipp ist der majestätische Löwe, unter dessen gewaltiger Tatze das Julius-Volk, die Schlange verendet. Er ist der starke Sigurd, der Schlangenbändiger, und die Republik verblutet unter ihm. Während ich das Letztemal vor diesem steinernen Triumphe stand, hörte ich zwei verschiedene Aeußerungen, beide aus dem Volke kommend, die erste von einem Weibe, die zweite von einem Arbeiter in bloßen Armen und mit starker Stimme. „Es ist kein Wunder," sagte die erste, „daß der Löwe die Schlange bezwingt, er ist so stark, und sie ist so klein." „Ist es auch wirklich wahr?" sagte in sich selbst der Arbeiter. — Die Frau hatte nur gesehen, der Mann hatte gedacht. In diesem Doppelausdruck liegt Körper und Geist, Gestalt und Allegorie des Kunstwerkes und seiner Auffassung. Was wird Louis Philipp nächstes Jahr in seinem Garten aufstellen?

Die Insel Thera.

Die griechische Fabel erzählt, daß Latona, welche den künftigen Gott der hellenischen Race unter ihrem Herzen trug, vor dem Zorn einer eifersüchtigen Gottheit floh, ohne ein Asyl zu finden. Die Erde, verschworen mit ihrem Feinde, sank unter Latona's Fußtritt ein, und verweigerte jede Stelle, wo sie ihres Götterkindes genesen könnte. Da hob der Gott der Meere, gerührt von dem Jammer der unglücklichen Mutter, die grünende Delos aus dem Abgrunde, auf daß sie Latona zum Asyl und ihrem Sohne zur Wiege diene. Diese Mythe enthält unter poetischer Form die geologische Geschichte der meisten Inseln des griechischen Archipelagus, die in mehr oder minder entfernten Zeiten allmählich aus dem Meeresgrunde aufgestiegen sind. Die Beschreibung, welche Dr. Roß von der Insel Thera gibt, bestätigt durch seine neuen Beobachtungen die poetischen Ueberlieferungen der alten Mythologie.

Die ganze Insel wird durch einen großen, kegelförmigen, 2000 Fuß hohen Berg beherrscht, der aus Kalkfelsen und blauem Marmor besteht, und auf dessen Spitze sich das Kloster des heiligen Elias erhebt, das dem Berge seinen Namen gegeben hat. Von hier aus entfaltet sich das reizendste Gemälde vor den Augen des Reisenden. Im Süden verschwimmen Creta's weiße Berge mit dem blauen Horizont, und ohne Mühe unterscheidet man die Gipfel des Ida und des Daktys, welche die südliche Gränze des hellenischen Königreichs bilden. Im Osten erheben sich Asiens Küsten, und im Norden verliert sich das erstaunte Auge auf den bunten Gruppen der Cykladen.

Steile, den Einsturz drohende Abhänge führen von dem Kloster nach dem Messa-Vonno, einer Art von Isthmus, hinab, der den Elias-Berg mit dem tiefer liegenden Vorgebirge St. Stephanos verbindet. Die steilen Wände dieses Vorgebirges fallen von drei Seiten senkrecht gegen das Meer ab; auf seinem Gipfel liegen die Trümmer des alten Oea. Unweit davon erhebt sich die Kirche des heiligen Stephanos, nach welcher das Vorgebirge genannt wird. Der Rücken des Berges ist mit Ruinen bedeckt, unter denen man Mauern findet, welche theils mit vielseitig, theils mit rechtwinklig behauenen Steinen gebaut sind, woraus hervorgeht, daß die Griechen zuweilen an einem und demselben Gebäude beide Bauarten anwendeten.

Der Boden von Thera ist allenthalben mit einer Lage von weißem porösem Bimsstein bedeckt, dessen größte Stücke kaum faustdick sind, so sehr ward diese steinige Masse durch den Anbau allmählich zerschlagen. Heftet man den Blick auf diesen vulkanischen Boden, der nur aus Steinen und Asche besteht, so glaubt man anfangs, es sey der Vegetation nicht möglich, auf einer solchen Erde Wurzel zu fassen, und dennoch ist Thera eine der fruchtbarsten griechischen Inseln. Herodot, der große Landschafts- und Historienmaler, gab ihr sogar den Namen der überaus Schönen. Der Bimsstein behält immer, selbst zur Zeit der größten Trockenheit, so viel Feuchtigkeit, um kleine Pflanzen zu nähren. Dagegen kommen nur wenige Bäume auf Thera fort, mit Ausnahme der Zwergfeige. Nur in der Nähe der Kirchen sieht man hie und da kleine Gebüsche von Oliven, Palmen und Aloë.

Seit einem Jahrhundert sind Wein, Gerste und Baumwolle die einzigen Produkte dieser Insel, und selbst jetzt noch ist sie der einzige Punkt Griechenlands, auf welchem die Hitze der Temperatur und des Bodens Baumwolle mit Vortheil zu bauen gestattet. Allein dieses Produkt vermindert sich von Tag zu Tag. Seit der Wein von Thera in Rußland so günstige Aufnahme gefunden hat, haben die Einwohner ihre sämmtlichen Felder in Weingärten umgewandelt. Die ganze Insel ist heutzutage nichts mehr als ein Weinberg, der Weinbau macht die ganze Industrie und den Reichthum der Einwohner aus. Sie behandeln den Weinstock mit viel Intelligenz, und nach der Art, welche der Natur, und wenn man so sagen darf, der Armuth des Bodens am besten entspricht. Sie setzen die Rebstöcke übers Kreuz und sehr weit

von einander entfernt, damit die Wurzeln Raum haben ihre Nahrung aus den Poren des Bimssteins zu ziehen. Die Reben werden sehr kurz geschnitten, so daß man ihnen nur eine geringe Zahl von Augen läßt. Dadurch gewinnt der Stock an Kraft und die Traube an Güte.

Um den großen Raum, der zwischen den Rebstöcken leer bleibt, zu benutzen, wird derselbe mit Gerste eingesäet, die man im April schneidet. Die einzelnen Weinberge werden durch Basaltmauern von einander getrennt, welche sich von einem Dorfe zum andern hinziehen. Daher gibt es auch nichts Sonderbareres, als den Anblick dieser Insel, von dem Berge Elias aus gesehen, sie gleicht dann einer großen weißen Fläche, die von langen schwarzen Linien durchschnitten ist, welche sich über die Abhänge und durch die Ebene hinschlängeln. Die Ebene selbst ist mit zahlreichen Dörfern bedeckt, zwischen denen sich hie und da grüne Gebüsche erheben. Der Wein von Thera ist weiß; je nachdem man ihn mehr oder minder lang gähren läßt, gleicht er entweder dem Rheinwein oder dem Champagner. Die Einwohner bereiten noch eine andere Gattung von geistigem Wein, den sie Vinsanto nennen, und der, wenn er in Europa mehr bekannt wäre, ohne Zweifel auf unsern Tafeln sehr gesucht würde. Die Art, wie er bereitet wird, ist folgende: Die Trauben werden 14 bis 15 Tage lang auf den Dächern getrocknet, ehe sie auf die Presse kommen, dadurch verlieren sie etwa ½, an Quantität, dagegen erhält der Wein große Süße, und wird ölig wie Syrup.

(Schluß folgt.)

Reise vom norwegischen Gebirge Fillefjeld nach Bergen.

8. Fahrt auf dem Fjord und Reise im Thal.

(Schluß.)

Wir fahren auf dem ruhigen N. Oester Fjord hinab. Die Felsufer zu beiden Seiten werden immer niedriger, kahler und stellen zuletzt mit ihren abgerundeten weißgrauen Klippen ein abschreckendes Bild der ödesten Felsnatur dar, indem man zwischen ihnen nur selten ein einzelnes Gehöft erblickt. Zu Mittag kehrten wir in der Wasserstation Björnstangen ein, und fanden hier ein einzelnes zwischen kahler Klippen eng zusammengebautes kleines Gehöft. Wir wurden vortrefflich aufgenommen, ungeachtet uns die ganz kahlen Umgebungen kaum ein Stück Brod erwarten ließen; auch führte man uns in eine saubere Stube, kurz wir wurden hier vielfältig angenehm überrascht. Vor den Fenstern sahen wir nach der Wasserseite sogar einen kleinen Garten mit Obstbäumchen, Rosen und andern Blumen, die auf der dünnen Erdschichte, welche hier auf den Klippen liegt, ganz üppig wachsen.

Es fing an zu regnen und blieb dabei, denn man muß auch am Wetter merken, daß man sich der Stadt Bergen nähert, woselbst niemand, selbst im schönsten Sonnenschein, ohne Regenschirm sein Haus verläßt. Ein Engländer, welcher Bergen im Regen verlassen hatte, kehrte nach einigen Jahren hieher zurück, und da es abermals regnete, fragte er verwundernd oder satyrisch: „Regnet es denn noch in Bergen?“

Als wir uns Abends 7 Uhr Bergen näherten, hörte es, o Wunder! auf zu regnen, und wir fuhren beim schönsten Glanz der Abendsonne in den merkwürdigen Golf hinein, um den sich die Stadt amphitheatralisch und malerisch im länglichen Halbkreis erhebt.

Die kahlen niedrigen Klippen, die uns bis hieher begleiteten, und deren ödes und abschreckendes Aeußere noch durch das unaufhörliche Klagegeschrei zahlloser Seevögel, die in den Klippen nisten und brüten, einen eigenen nordischen Charakter erhalten, verwandeln sich mit einem Mal in hohe schroffe Felsgebirge, die bei einer Höhe von 2000 Fuß ein imposanteres Ansehen annehmen, und so einen höchst pittoresken Hintergrund für die malerische Ansicht der Stadt gewähren, da sie plötzlich und ganz schroff unmittelbar hinter der Stadt aufsteigen.

Von den einzelnen Hochterrassen derselben, die man nur auf schmalen steilen Fußpfaden erreichen kann, welche im Zickzack hinaufführen, blicken freundlich die hübschen Landhäuser herab, welche dem ganzen Gebirgsamphitheater noch einiges Leben gewähren, da es außer den wenigen Bäumen um dieselben, welche mühsam von Menschenhänden gepflanzt und gepflegt werden, ganz kahl ist, und in seinem dunkelbraunen Kolorit nicht sehr anlockend erscheint; nur ganz oben treten die kahlen Felsen zuweilen aus der grünen Decke hervor, mit der hier Alles bekleidet ist.

Gleich vorn am Eingang in dem eigentlichen Golf von Bergen erblicken wir zu beiden Seiten die schützenden Forts: links das größere, Bergenhuus, welches sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebt, und mit seinen Kanonen die niedere Bestreichung des Eingangs gewährt. Rechts liegt das kleinere Fort Frederiksberg, etwas höher, dessen Kanonen die ferne und frühe Begrüßung vor dem Golf verrichten sollen. Außerdem hatten wir eine Batterie übersehen, die auf einer niedrigen Klippeninsel außerhalb des Hafens in der weitgeöffneten Mündung des großen Golfs angelegt ist. Sie liegt dabei etwas seitwärts in einem Winkel, so daß ihr verstecktes Feuer den in den Hafen einfahrenden Feind von hinten faßt.

Nachdem wir uns nun durch viele große und kleine Schiffe im Hafen mit unserem Boot mühsam durchgewunden hatten, landeten wir bei den sogenannten Toll-buden (Zollbuden). Die Lebhaftigkeit des Verkehrs, sowohl in den Straßen der Stadt als auf dem Hafen, ist bei weitem größer als in Christiania. Bergen ist in jeder Rücksicht die größte und bedeutendste Stadt Norwegens, und wenn sie gleich eng und unregelmäßig gebaut ist, und außerdem meist aus hölzernen Häusern besteht, so gewährt doch der saubere helle Anstrich derselben einen freundlichen Anblick. Im Hafen liegen holländische, dänische, spanische Schiffe, neben den merkwürdigen Fahrzeugen der Norlandsfahrer, bunt durch einander. Diese bringen Fische in ungeheurer Menge, welche sie gedörrt in ihren kleinen Segelbooten so hoch aufpacken, daß der halbe Mast davon bedeckt ist. Man begreift nicht, wie sie damit durch die Nordsee kommen, ohne umzuschlagen.

Da in Bergen die Hotels theuer sind, so suchen sich die Fremden Privatlogis. Ich fand ein solches bei einem Tischler, wo ich vortrefflich aufgenommen ward. Unter seinen Töchtern zeichnete sich die älteste durch eine in diesem Stande auffallende Geistesgewandtheit und Liebenswürdigkeit aus.

Obgleich sie nie in Deutschland gewesen war, so sprach sie doch fertig deutsch. Sie hatte es in der Schule gelernt. Ihr fehlt bloß der durch Uebung nur zu erlangende Accent.

Um 11 Uhr zog die Wachtparade auf: 50 Mann und 1 Tambour. Anzug und Dressur ist nachläßig, aber am schmutzigsten waren die Unteroffiziere.

Durch die Güte des Ingenieurlieutenants Mandal lernte ich später die einzelnen Forts und Bergen überhaupt mehr kennen, dessen Beschreibung ich mir vorbehalte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1836.

Die Nordufer des schwarzen Meers.

(Aus der nordischen Biene.)

Südrußland, das so weite Striche vortrefflichen Bodens und einen herrlichen Himmel hat, könnte die seinem Klima angemessenen Produkte, Korn, Oel, Farbmaterialien und Droguerien bei weitem über seinen eigenen Verbrauch erzeugen, bis zum Frieden von Kainardschi war dieß aber durchaus nicht der Fall. Nach diesem Zeitpunkt begann allmählich die Ausfuhr von Korn, da jedoch der Handel damit weder in den Preisen, noch in dem Begehr stetig ist, so siechte der russische Handel auf dem schwarzen Meere, bis die Verwaltung des neurussischen Landes an Graf Woronzow kam, der es verstand, die Erzeugung anderer Produkte anzuregen; jetzt wird aus den Häfen des schwarzen Meeres Lein, Hanf, Lein- und Hanföl, Leinsamen, Fett, Wachs, Honig, grobe Leinwand, Segeltuch, Seile, Pottasche, Kornbranntwein, Butter, Käse, Pökelfleisch, Seide u. dgl. ausgeführt, und die Nachfrage nach Korn ist stetiger geworden. Korn und Oelsamen (Leinsamen ausgenommen), aus Gegenden, die eine Landfracht von mehr als 400 W. nöthig machen, können selten die Kosten tragen, und so nahm der südliche Theil des Gouvernements Wolhynien, der nördliche der Gouvernements Kiew und Jekaterinoslawl, die Gouvernements Charkow, Poltawa, Tschernigow, einige Theile von Woronesh und Kursk und der größere Theil von Weißrußland längere Zeit nur geringen Antheil an dem Verschluß schwer zu transportirender Waaren durch die Häfen des schwarzen Meers. Jetzt aber, wo sie sich auf die Erzeugung obenerwähnter Gegenstände verlegt haben, steigt ihr sicherer Absatz nach allen russischen Häfen des schwarzen Meeres. Der vortheilhafte Absatz der Produkte wird, wenn keine politischen Hindernisse eintreten, durch sich selbst den Handel wieder herstellen, allein die Erfahrung lehrt, daß der natürliche Gang des Verkehrs, wenn er bloß der Zeit überlassen bleibt, langsam ist, wenn ihm nicht die Regierung ermunternd unter die Arme greift: Odessa, ohne Freihafen, hätte gegenwärtig noch nicht die Hälfte großer Bauten, und nicht den fünften Theil der Kapitalisten, die jetzt dort sich aufhalten, somit befänden sich dort auch nicht so viele Käufer russischer Produkte ohne besondere Bestellungen, die selten früher gemacht werden, als man sie gerade nöthig hat. Bekanntlich zahlen in Rußland die meisten eingeführten Waaren etwa 30 Prozent, und darum wagte, ehe der Freihafen in Odessa eingerichtet war, selten jemand mehr dahin zu führen, als er mit Sicherheit verkaufen konnte, aber seit Eröffnung des Freihafens gingen die Kapitalisten verschiedener Länder persönlich nach Odessa, oder schickten Anverwandte mit Waaren dahin, denn die Fracht nach Odessa kostet fast nichts, da die meisten fremden Schiffe ganz oder halb mit Ballast hingehen, indem um 200 Tonnen schwer ins Gewicht fallender russischer Produkte zu bezahlen, oft kaum eine Tonne theurer fremder Waaren nöthig ist. Dieß ist der hauptsächliche Grund des raschen Aufblühens von Odessa, die Kapitalien liefen ein, um russische Produkte auf Spekulation zu kaufen, und dieser Umstand belebte alle Arten von Industrie in denjenigen Landestheilen, welche einen leichten Absatz nach Odessa haben. So gewannen alle diejenigen, welche seit längerer Zeit Pachtungen in den südlichen Theilen der Gouvernements Kiew und Podolien haben, oder vor 25 Jahren Güter in Neurußland ankauften.

Die zu einem Stamme gehörigen Gouvernements Tschernigow, Poltawa und Charkow, die jetzt Einem Gouverneur anvertraut sind, umfassen einen der schönsten Landstriche Rußlands mit drei Millionen Menschen. Die Seelenzahl, welche sich seit 150 Jahren in Neurußland, dem kaukasischen Gouvernement, Tschernomorien und einigen Theilen der südlichen großrussischen Gouvernements niederließ, hat sich verdreifacht, und verdankt diese Vermehrung dem Boden, dem Klima und hauptsächlich der Lebensweise, indem sie sich in kleinen Familien ansiedelten. Die Sitte, in großen Familien zu leben, ist zwar ihrer eigenen Ansicht zufolge in landwirthschaftlicher Hinsicht vortheilhafter, denn im Großen wird weniger verzehrt und mehr Arbeit geleistet, aber dennoch sind sie davon abgegangen. In Großrußland bleibt von fünf Frauen Eine zu Hause und viere gehen aufs Feld, Eine sorgt für das Essen und andere Hausgeschäfte und vier spinnen. In Kleinrußland dagegen, wo in Einem Häuschen bloß der Mann mit seiner Frau wohnt, muß letztere größtentheils zu Hause bleiben, und sich den ganzen Tag mit

der Küche und der Aufsicht über das Hauswesen beschäftigen, dafür aber stillt sie ihr Kind selbst, und hat es stets unter ihren Augen: niemand fügt ihm ein Leid zu, oder öffnet Thüren und Fenster, daß es sich verkältet. In Großrußland dagegen füttert die Frau, welche zu Hause bleibt, alle Kinder mit dem Saughorn, und wenn sich die Familie in der Stube versammelt, so ist nach dem Sprüchwort „bei sieben Wärterinnen das Kind ohne Aufsicht." Wer sich von der Wahrheit der stärkern Volksvermehrung im kleinrussischen Stamme überzeugen will, vergleiche nur die Volkszählung in einigen großrussischen Orten mit denen in einigen kleinrussischen: er wird finden, daß unter 700 Seelen männlichen Geschlechts in Großrußland die Hälfte aus erwachsenen Männern besteht, während man unter einer gleichen Anzahl in Kleinrußland nur ein Drittheil erwachsener Leute findet, die übrigen sind bloß Kinder, von denen bei den Kleinrussen weit weniger sterben, als bei den Großrussen.

Die drei Gouvernements, welche den sanften Abhang des Landes von der Höhe der Oka bis zu den Ausläufern der Karpathen einnehmen, umfassen den besten Boden Rußlands, der früher zum Kriegsschauplatz zwischen Polen, Rußland und den Tataren der Krim diente, und jetzt zwar ruhig ist, allein hinsichtlich des Handels sich noch wegen der Entfernung von den Häfen in lethargischem Schlummer befindet. Um hier den Handel zu beleben, ist ein großes Unternehmen im Werke, nämlich die Schnellen des Dniepr bei Jekaterinoslawl zu umgehen, wodurch das ganze oberhalb der Schnellen liegende und zum Dnieprgebiet gehörige Land den Häfen des schwarzen Meers näher gerückt wird, namentlich wenn die Flüsse Psiol, Worskla und Donez schiffbar gemacht werden, welcher Arbeit das Terrain keine sonderlichen Hindernisse entgegensetzt. Dazu wird die Regierung das Ihrige beitragen, und die Bewohner selbst sollen nicht abgeneigt seyn, nach Kräften dabei mitzuwirken. Dann erst kann hier der Handel ins Leben treten, wie er im mittlern Großrußland durch die Einrichtung der Wasserkommunikation mit dem Petersburger Hafen belebt wurde, ja der Verkehr wird lebhafter werden, da hier die Verbindung durch Flüsse statt durch Kanäle bewerkstelligt wird. Der südliche Theil des Gouvernements Orel, ja vielleicht das Ganze kann sich dem Don zuwenden mit denjenigen Produkten, die bisher nach Petersburg versandt wurden, denn die Verbindung aus den entlegenern Kreisen auf der Oka ist schon ziemlich kostspielig, und von der Oka nach Petersburg kostet der Transport eines Tschetwerts Getreide etwa acht Rubel, während er nach dem asowischen Meere nur zwei Rubel kosten würde.

(Schluß folgt.)

Stirling und Edinburgh.

(Schluß.)

Als endlich die Massen sich verliefen, als das Getöse sich verminderte, und die Glocken an den Unrath ausführenden Karren lauter tönten und die Nachtwächter in ihren schottischen Mänteln und mit ihren breiten Laternen Meister der Gasse blieben, da trat über den Höhen des Arthurberges der klare Mond hervor, und beleuchtete eine Scene, die kaum eine orientalische Stadt bieten kann. Die Contouren der alten Stadt glichen mit ihren Hafenkaminen den Zacken saracenischer Mauern und Kastelle und der ganze erhabene Hintergrund schien eine fortgesetzte ungeheure Festung, aus denen die wunderbaren alten Kirchkuppeln wie Minarets hervorschauten. Aus dem ganzen Dunsthorizonte des bleichen Mondspiegels tauchten aber die unheimlichen Felsen des Kastelles und Caltonhills gleich Nebelgestalten auf, das ferne Meer warf einen magischen Reflex der silbernen Beleuchtung auf das schwarze ringsumgränzende Gebirge, und ein ossianischer Duft legte sich über diese bleiche Geistererscheinung, durch welche die tausend und tausend schimmernden Gasflammen der magischen Stadt wie Gestirne ferner Himmel in überirdischem Schimmer blitzten. Wahrlich, man pilgert so oft in das alte Rom aufs Colisseum, um die Mondbeleuchtung zu bewundern, man gehe und sehe Edinburgh vom Caltonhill, wenn der Mond über den Zinnen seiner alten Stadt emporsteigt und man wird kein schöneres Bild mehr verlangen.

Hätte Edinburgh italienische Sonne und italienische Luft, so könnte man es kühn neben Neapel und bei Tage stellen, während die Mondbeleuchtung es weit schöner erscheinen läßt, als diese Meereskönigin. Welche Veränderung bringt aber in dieser Stadt eine Nacht hervor, und wo ist das Leben, das Getöse, die ausgelassene Lust von gestern. Es ist Sonntag und was ist ein Sonntag selbst in England gegen einen schottischen Sonntag, Todtenstille ringsum. Kopfhängend geht hier und dort ein Mensch sich an den verschlossenen und verhängten Häusern fortwindend zur Kirche. Im Gasthofe schleicht Alles auf den Fußspitzen die Treppe auf und ab, und niemand wagt es ein lautes Wort zu sprechen. Alle Geschäfte schweigen, man verkauft nicht, man kann nicht reisen, weder zu Wasser noch zu Lande, ja man kann nicht einmal fahren von einem Orte zum andern, und wehe dem Fremden, der pressirt ist, in Schottland weiter zu kommen, denn ich glaube man läßt ihn an den Turnpikes nicht einmal zu Fuße durch. In Glasgow sagte mir ein frommer Schotte bei Tische, er habe Morgens jemand frivole Melodien pfeifen hören, und sey deßwegen in eine andere Etage gezogen. Ich verschwieg ihm weislich, daß ich einige Rossinische Arien mir ins Gedächtniß gerufen hatte, denn er fand diese Entheiligung des Sabbaths most abominable. Als O'Connell vor einigen Wochen in Edinburgh war, befand sich bei dem ihm veranstalteten Gastmahle ein presbyterianischer Geistlicher. Es wurde Kirchengericht über ihn gehalten, und er von der Synode in drei Instanzen zur Entlassung verurtheilt, nicht weil er mit dem Agitator, sondern weil er mit einem Katholiken gegessen hatte. Von 500 Pfd. Einkünfte auf nichts reducirt, wurde er der Stifter einer „aller Sprachen-Gemeinde," die sehr zahlreich werden, und wo nach dem Testamente jeder eine andere Sprache, vulgo Unsinn, reden muß. So fordert man die Dissentersekten und diese sind in einer starken Aufregung, weil man von ihnen auch nach ihrer Lossagung von der schottischen Kirche die Abgaben für dieselbe fordert. Eine Predigt der hiesigen Kirche ist ein merkwürdiger Galimathias und ein solcher Mißbrauch

des Dogma's und alles christlichen Menschenverstandes, daß unsern Mystikern dabei selbst unheimlich zu Muth werden könnte. Der Bigottismus ist hier Fanatismus geworden, und das alte Testament regiert hier mehr wie das neue. Ich fand in einem Hause einige Bände unter dem Titel Family Shakspeare. Auf mein Befragen belehrte man mich, daß dieß eine eigene Ausgabe sey, in welcher alles Anzügliche entfernt ist und der große Dichter auf diese Art zugänglich für den Familienkreis gemacht sey. Sehr naiv hatte der verdienstvolle Herausgeber den Titel beigefügt to which nothing is added. Der gute Mann hatte es doch leichter gefunden, den Shakspeare zu beschneiden als etwas beizufügen. Auf meine Frage, ob sie nicht auch eine solche family holy Bible hätten, erhielt ich keine Entscheidung. Die Frömmigkeit besteht hier hauptsächlich im Besuch der Kirche, und das ist gerade keine Kleinigkeit, da die Predigt in der Regel drei Stunden dauert, und zweimal gehalten werden muß. Ein Advokat, ein Arzt, sie mögen auch noch so geschickte Männer seyn, würden in kein Haus gerufen werden, wenn sie nicht Sonntags zweimal im schwarzen Frack zur Kirche gingen.

Die gute Stadt Edinburgh hat ihren Ruhm, das andere Athen zu heißen, etwas theuer bezahlt, denn sie soll so verschuldet seyn, daß keine Rettung abzusehen ist. Man muß ihr aber zugestehen, daß alle ihre Unternehmungen vom feinsten Kunstsinn und besten Kunstgeschmack geleitet sind. Die öffentlichen Gebäude, so wie die ganze Anlage der Stadt zeugen von weit höhern Kunstansichten, als man sie in London findet, und die Erweiterung der alten Stadt gegen das Bergschloß hinauf wird sehr viel zu ihrer Schönheit beitragen. Die Universität, welche ihrer Vollendung nahe ist, darf mit den schönsten italienischen Gebäuden rivalisiren, und seine innere Einrichtung entspricht an Pracht und Zweckmäßigkeit dem Aeußern. Das naturhistorische Kabinet ist vielleicht das bestgeordnete und bestaufgestellte seiner Art, und die Bibliothek und Hörsaal sind herrlich. Die Säle und Advokatenbibliothek in dem ehemaligen Parlamentspalaste stehen ihnen würdig zur Seite. Hier hat die Wissenschaft ihren wahren Sitz in England, und nachdem die Initiative von hier ausgegangen ist, daß in fremder Literatur noch so Vieles für England zu lernen ist, fehlt es auch nur eines energischen Eingreifens der hier so allmächtigen Journale, um namentlich der deutschen Wissenschaft und Poesie vollen Eingang zu verschaffen. Es befinden sich hier mehrere tüchtige Männer, welche tief in deutsche Literatur eingedrungen sind und Alles aufbieten, um ihre Landsleute von der Nothwendigkeit zu überzeugen, sich genauer mit ihren gründlichen Erzeugnissen und zarten Blumen bekannt zu machen. Es hält schwer, diesen neuen Ansichten Eingang zu verschaffen, da der Engländer gewöhnt ist, jedes deutsche Druckprodukt als pure Schwärmerei oder als Erzeugniß träumerischer Laune zu betrachten. Für Menschen die alles im Leben praktisch anwenden wollen, taugt freilich unsere Spekulation nicht viel. Einem jungen Mann hier verdankt unsere Literatur den größten Eingang in England. Dieß ist der Uebersetzer von Goethe's Faust, Herr Blackie, der nur einigemal im Edinburgh Review mit Beleuchtungen deutscher Schriftsteller hervorgetreten ist, und namentlich den Verfasser des Semilasso nach Verdienst gewürdigt hat. Ich fand hier das Literaturblatt Menzels, dessen bündige, kräftige, klare Kritik allgemein gefällt, und dessen Literaturgeschichte als das Gediegenste dieser Gattung anerkannt wird, was in Deutschland bisher erschienen ist. Rückert fängt an hier großes Aufsehen zu erregen, und eine Uebersetzung eines seiner schönsten Lieder von Hrn. Blackie im Review hat sehr angesprochen. So vereinigt sich in dieser herrlichen Stadt Alles, was dogmatischer Wahnsinn und hohe Aufklärung schaffen können. Während die Papisten gleichsam wie von Gott verfluchte Bestien behandelt werden, steigt man in die Tiefen fremder Poesie und Gelehrsamkeit, und beleuchtet die großen Werke unserer Denker. Alle Gegensätze berühren sich in diesem Lande, und neben den unzähligen Mäßigkeitsvereinen erheben sich hier Branntweinfabriken, welche dem Staate jährlich eine reine Rente von 500,000 Pfd. St. abwerfen. Allein wenn man von den Burgzinnen von Stirling und Edinburgh herabsieht auf diese blühenden herrlichen Fluren, auf diese schwellenden Masten, auf diese dampfenden Schiffe und Kessel, auf diese herrlichen Straßen und Eisenbahnen, welche das schönste Land in allen Richtungen durchschneiden, und man sieht den Wohlstand, die Sitte und Wohlfahrt von jetzt und sieht zurück, wie es sonst um diese bluttriefenden Kastelle ausgesehen haben mag, dann verzeiht man gern etwas viel religiöse Ausschweifung, und man vergibt so manches friedliche Branntweinräuschchen, denn der große unendliche Vorschritt ist unverkennbar, und an die Stelle der Willkür und Grausamkeit der alten Bergschlösser ist der Geist der Wissenschaft und des Gesetzes getreten, und die so lange mit Füßen getretene Menschheit kann nun ruhig und sicher die malerischen Denkmale eines wilden, weit hinter uns liegenden Feudallebens in ihren stolzen gebrochenen Burgen anstaunen.

Beispiel von Verbrennung des menschlichen Körpers.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art fand kürzlich zu Aunay im Departement Avalon statt. Eine sehr fette Frau, die 74 Jahre alt und dem Branntweintrinken sehr ergeben war und allein lebte, ging eines Abends heim, wie gewöhnlich, und als sie am Morgen nicht erschien, erbrach man endlich die Thüre, wo sich ein schreckliches Schauspiel darbot. Nahe am Kamin lag ein Haufen Asche, und daneben an einem Ende ein Kopf, Hals, der obere Theil der Brust und ein Arm, am andern Ende einige untere Theile des Körpers, und ein Bein mit einem Schuh und einem Strumpf. Keine andere Spur von Feuer war zu entdecken, außer einer blauen Flamme, die auf einem langen Streif einer fettigen Flüssigkeit brannte und sich nicht auslöschen ließ. Aus allen Umständen schien hervorzugehen, daß sie vor dem Schlafengehen noch das Feuer hatte anblasen wollen, dasselbe sich ihr aber durch den Athem mittheilte, und so die Verbrennung erfolgte, indem nach der Ansicht mehrerer Physiker die sogenannte Selbstverbrennung des menschlichen Körpers nie stattfindet, ohne daß der zum Verbrennen prädisponirten Person eine Flamme in die Nähe kommt.

Die Insel Thera.

(Schluß.)

In dem kleinen Hafen von Thera herrscht während der guten Jahreszeit große Thätigkeit hinsichtlich der Einfuhr und der Ausfuhr. Der Weinhandel allein beschäftigt 30 bis 40 Kauffahrteischiffe. Eine Menge kleinerer Fahrzeuge holt auf den benachbarten Inseln diejenigen Bedürfnisse, welche auf Thera fehlen, das auf solche Weise das Geld für seine Weine gegen Produkte austauscht, die es nicht von seinem Boden verlangt, weil es diesen zu einer reichern Kultur verwendet. Man zählt etwa 600 Katholiken auf Thera, und wie auf Naros sind diese die reichsten Eigenthümer, aber sie sind nicht die einzigen. Jeder Grieche besitzt hier seinen Weinberg, dessen mehr oder minder beträchtlicher Ertrag stets für seine Bedürfnisse hinreicht. Die Katholiken leben nicht abgesondert von den Griechen, sie schließen sich nicht, wie z. B. auf Naros, in ihre isolirten Schlösser ein. Zu Thera bewohnen die Katholiken die Stadt gemeinschaftlich mit den Griechen und leben vermischt mit diesen.

Der Hafen von Thera ist zu klein, um die kaufmännische Marine der Insel zu fassen, auch verdient er kaum diesen Namen, indem er keinen Ankerplatz hat, und den Süd- und Südwestwinden ohne allen Schutz offen steht. Er bildet eine kleine Bucht von halbmondsförmiger Gestalt, die höchstens 14 Bricks und Goeletten faßt; das Gestade bilden Bimsstein und Asche, welche jeden Augenblick in den Hafen zu stürzen drohen, und durch Basaltmauern gehalten werden müssen. Die Schiffe von Thera wären genöthigt entlegene Häfen zur Ueberwinterung aufzusuchen, wenn nicht die Natur für sie ein Wunder gethan und ihnen dadurch eine vortreffliche Rhede verschafft hätte; dieser neue Hafen liegt nahe bei Thera, auf einer vulkanischen Insel, die zum Erstenmal im Jahre 1707 den Wellen entstieg.

Zwei Inseln waren in älterer Zeit durch dieselbe Gewalt emporgetrieben worden, und glaubwürdige Geschichtschreiber haben uns die Erinnerung an diese großen Naturerscheinungen aufbewahrt. Strabo erzählt, daß etwa zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung das Meer zwischen den Inseln Thera und Therasia ganz in Feuer gestanden habe. Die Wogen waren dem Sieden nahe, das Meer war vier Tage lang in seinem untersten Grunde aufgewühlt; der Boden der Inseln bebte, und während dieses schrecklichen Sturmes erhob sich eine Lava-Insel aus den Wellen. Als der Orkan vorüber war, wagten es die Rhodier, damals die Herren der See, das neue Land zu betreten, das 12 Stadien im Umkreise maß; sie erbauten auf dem Gipfel der Insel einen Tempel zu Ehren Neptuns. Die Insel ist aus Basaltblöcken gebildet, die bis zu einer beträchtlichen Höhe wild durch und über einander liegen. Die Alten nannten sie Hiera (die Heilige); heutzutage heißt sie Palaia Kammeni (das alte Kammeni).

Eine zweite Insel ward auf dieselbe Weise unter der Regierung des Claudius, 46 bis 47 Jahre nach Christus, gebildet. Die Zeit dieser neuen Formation wird durch Seneca, Aurelius Viktor und Dio Cassius bekräftigt, die sowohl hinsichtlich der Thatsache, als des Jahres, in welchem sie sich ereignete, mit einander übereinstimmen. Die Insel Theia, heutzutage Micri Kammeni, ist basaltischen Ursprungs, wie die erste; sie liegt nordöstlich von Thera, nahe bei der Stadt, und noch jetzt bemerkt man einen aus Asche und Basalt gebildeten Krater auf derselben, der aber gegenwärtig ausgefüllt ist.

Im Mittelalter hatten neue vulkanische Ausbrüche statt, welche die theilweise Vergrößerung der bereits bestehenden Inseln zur Folge hatten; eine Inschrift in lateinischen Versen, die Tournefort citirt, und die man noch heutzutage in der Kirche von Paläoskaros sieht, bezeugt, daß eine heftige Eruption im Jahre 1457 stattfand.

Im Jahre 1707 erneuerte sich die gewaltsame Bildung einer Insel. Während des ganzen Sommers ward Thera durch furchtbare Erdbeben erschüttert; endlich nach zweimonatlichen Bewegungen trieb der Vulkan eine neue Insel aus dem Meere hervor, welche zwischen den beiden früher gebildeten lag und viel größer war als diese. Man nannte sie Nea oder Megale Kammeni (Neu oder Groß-Kammeni). Auf der Ostspitze derselben erhebt sich ein konischer Krater, der von dem auf Micri Kammeni nur durch eine Entfernung von 600 Schritten getrennt ist. Auf der Südostseite der Insel fließt vom Gestade eine eisenhaltige Quelle herab, welche das Meer weithin färbt; die kleine Bucht, in welche sich diese Quelle ergießt, bietet einen guten Ankerplatz für ein Kriegsschiff dar. Eine englische Fregatte hatte eines Tages hier geankert, als die Mannschaft nach einiger Zeit durch Zufall bemerkte, daß der Kupferbeschlag des Schiffes ganz vom Rost, der es bedeckt hatte, befreit war, und wie neu erglänzte; diese sonderbare Wirkung schrieb man natürlicherweise den Eisentheilen zu, mit welchem das Seewasser an dieser Stelle geschwängert ist. Seit jener Zeit ankern alle in diese Gegend kommenden Kriegsschiffe in den Gewässern der großen Kammeni, um ihren Kupferbeschlag zu säubern. Der Rest der Insel besteht aus Basaltblöcken, welche die sonderbarsten Gestalten bilden, und von Riesenhänden hier aufgethürmt zu seyn scheinen. Diese Felsenmassen bilden an drei Orten kleine wohlgeschützte Buchten, und natürliche, treffliche Häfen, in welchen 50 Kauffahrteischiffe recht gut Raum haben. Mit diesen Häfen hat die Natur die Bewohner von Thera beschenkt, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, ihre Marine seit einem Jahrhundert so beträchtlich zu vermehren. Die armen Einwohner müssen jedoch jeden Tag befürchten, daß eine neue Erschütterung ihre beschützenden Felsen wieder in den Abgrund hinabziehe, denn der Vulkan ist noch nicht erloschen, und läßt seine Thätigkeit von Zeit zu Zeit fühlen. Die Fischer wollen bemerkt haben, daß nahe bei der großen Kammeni sich bereits eine Felsenspitze aus dem Meere erhebe, und alljährlich um ein Beträchtliches steige.

Der Herbst beginnt auf Thera am 9ten September für die Ebene, die in der Nähe des Meeres liegt, gegen Süden offen ist und durch den Berg Elias gegen die Nordwinde geschützt wird. In den höher gelegenen Theilen der Insel, so wie in denjenigen, welche dem Nordwinde ausgesetzt sind, hat er um 7 bis 8 Tage später statt. Die Trauben werden in geflochtenen Körben gesammelt, und durch Menschen oder Maulthiere nach der Kannava gebracht; es ist dieß eine große in den Bimsstein gegrabene Vertiefung, wo die Pressen stehen, und die zugleich als Kufe dient. In dieser werden die Trauben mannshoch auf einander gelegt, so daß sie sich durch ihr eigenes Gewicht drücken, hierauf tritt man sie mit den Füßen und bringt den Rückstand unter die Presse. Der Most kommt in ein in den Boden gegrabenes Loch, das mit Kalk an den Wänden verstrichen ist, und von hier erst wird er in Fässer gefüllt. Da der Wein nebst den Fässern nach Rußland transportirt wird, so müssen die Einwohner jedes Jahr neue Fässer machen; das Holz dazu holen sie in Asien und in Thessalonich. Ehe sie es verarbeiten, benehmen sie ihm jeden Geruch, indem sie es entweder längere Zeit im Meere liegen lassen, oder es mit einer gewissen aromatischen Pflanze einreiben, die auf der Insel wächst.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1836.

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

Eine Anekdote, welche bei manchen frühern Simplonreisenden, obwohl sehr flüchtig berührt, fast als Stereotypartikel in ihre Berichte überging, zeugt von dem kühnen Wagniß des Generals Bethencourt, der am 27sten Mai 1800 mit einer Truppenabtheilung von 1000 Mann in Iselle's Nähe einen 60 Fuß breiten Abgrund, dessen Brücke, oder vielmehr Steg, durch einen abgerissenen Felsen zerstört war, auf eine Weise überkletterte, wie es wahrlich keine Gemse nachzuthun vermöchte. Ein beherzter Freiwilliger wagte sich voran, und indem er, wie eine Mauerschwalbe an den Felsen hängend, seine Füße in die Felslöcher setzte, worein man sonst die Brückenbalken eingelassen hatte, kam er glücklich an den jenseitigen Bord des Abgrundes. Er befestigte zugleich ein Seil längs dem Absturze hin, das als schwacher Anhaltspunkt zuerst für General Bethencourt, dann für die übrige mit Waffen und Tornister beladene Mannschaft diente. Die Namen des Generals und der fränkischen sowohl als helvetischen Stabsoffiziere, die das Beispiel einer solchen Kühnheit gaben, sind schon in den Felsen, der ihnen den Uebergang versagte, eingegraben. Sie werden hier ihr schönstes Denkmal finden! Leider macht kein Mensch die Reisenden auf diese Inschrift aufmerksam; und ich selbst muß gestehen, sie nicht aufgefunden zu haben, da die Oertlichkeit des Bethencourt'schen Ueberganges heut zu wenig markirt ist, mithin durchaus nicht ins Auge fällt. Oder haben vielleicht auch hier allzu diensteifrige Polizeisoldaten die Geschichte um ein sinnvolles Denkmal ärmer gemacht? Fast sollte man es vermuthen.

Schon bei Iselle hat die Natur alles Südliche verloren; gestern umflatterten mich noch, gleich im Aether schimmernden Blüthen, buntfarbige Schmetterlinge, darunter der auf der Nordseite der Alpen völlig unbekannte Zürgelbaumfalter (Hecaerge celtis) und viele andere Arten, die wohl auch in den wärmsten Theilen des Wallis angetroffen werden. Ich sah fliegende Laufkäfer, die bloß im milden Klima fortkommen, und mehrere nur blumenliebende Gattungen; heute aber zeigten sich, wenn die Sonne auf Augenblicke hervortrat, höchstens nur braune Alpenschmetterlinge; nur Laufkäfer und Curculionen hielten sich unter Steinen versteckt, und selbst die Bockkäfer fingen an eine Seltenheit zu werden. Statt Nuß- und Kastanienbäumen, ja statt Weiden und Erlen, statt des südlichen Lotusbaumes (Celtis australis), statt des großen Berggrasklee und der Martagonlilie, traf der Blick allein auf düstere Tannen, und die immer kleiner werdende schon subalpinische Vegetation.

Diese Partie des Weges scheint das eigentliche Reich des Alpen-Kühleborn zu seyn, besonders wenn es, wie dießmal, schon seit 20 Stunden geregnet hat. Dem Hinaufziehenden zur linken braust die Doveria in bald milchweißen, bald grünlichen Wellenstürzen der Tiefe zu, und von allen Seitenfelsen fallen über das braunschwarze, schieferartige Gestein bald Wasserbänder, bald wahre Torrenti als Kaskaden nieder, anfänglich, d. h. weiter unten heiter genug noch zwischen Alpenerlen, hohe Ulmen und sonstige Laubgebüsche hinein; ein Alpenboden mit Sennhütten dagegen ist nirgends zu sehen, die Felsen sind zu steil, als daß sich hier nur eine zehn Fuß breite Fläche zeigen könnte. Gestern war die Straße durch Hunderte von beladenen Maulthieren belebt, deren Eigenthümer den Markt von Domo d'Ossola besucht und sich mit den nöthigen Vorräthen versehen hatten; heute blieb sie um so verlassener, nur einzelne Wanderer begegneten uns, nur hie und da klingelten einige neugierige Ziegen an dem nahen Gestein. Vor der schönen Cantoniera von Paino hat ein starker Wasserfall ganz reizende Formen seines Wellenschlages: es scheint, als würden unaufhörlich lange feingeflochtene Silbererze über die schwarzen Felsen mehr als hundert Fuß hoch herabgeworfen.

Das Gasthaus von Gondo gleicht einer grauen Warte oder Rittervoste des 16ten Jahrhunderts mit einer Unzahl von Fenstern. In der Ferne glaubt man einen durchlöcherten Felsen vor sich zu sehen, so wenig unterscheidet sich in monotoner Färbung dieser melancholische Thurm von der düstern Umgebung. Und das kleine Kirchlein neben an, eine Art Steinklumpen, steht mehr wie ein Memento mori da, nur um darin für ehe-

mals oder später auf der Straße Verunglückte einen Stoßseufzer zum Himmel emporsenden zu können. Hätte ich nicht gewußt, daß ein Ritter Stockalper hier hauste, ich würde eine solche Ansiedlung für die Residenz des Nordwindes gehalten haben.

Man merkt es dem Baume k a t, daß hier die Natur oft in Krämpfen liegt und dann gewaltig tobt, so daß solchen Anfällen nicht anders als durch sechs Fuß dicke Mauern zu widerstehen ist. Dreißig Jahre sind vorüber, seit Friedrich von Matthisson in diesem damals höchst unwirthlichen Gasthause eine Nacht verlebte, deren Abenteuer er malerisch genug schildert. Damals mußte auch der stattlichste Reisende sich hier statt des Wohnzimmers mit einer ehemaligen Küche begnügen, vom Rauche geschwärzt, in melancholischem Dämmerlicht schimmernd, wo plätschernde Wasserstrahlen von der Decke drangen, wo an der Thür weder Schloß, noch Riegel, noch Klinke sich befand, und kaum ein morscher gebrechlicher Schemel aufzutreiben war. Das Bett erschien dieser Umgebung würdig, mit Lavater's „Repräsentanten des Satans" bevölkert, die es hier trieben, wie Gustav Nicolai es kaum in dem ihm so verhaßten Italien antraf. Er verließ mit den Empfindungen eines entkerkerten Gefangenen solch eine „Zigeunerschenke," in der selbst ein Feuerländer geklagt haben würde. Heut ist, wie ich zum Trost aller Simplonbesucher versichern kann, wenigstens im Innern Alles so nett und zierlich geworden, als man es in Wallis nur immer erwarten darf; obwohl das Aeußere freilich seinen rustiken Styl nicht verändern konnte, womit der Maler wenigstens zufrieden seyn wird.

Wer sich in Gesellschaft des Hauswirthes der ehemals verwünschten Burg nähert, tritt natürlich auch hinein; aber selbst jeder andere, wohlgemeelt aus Italien kommende Reisende wird es thun, dem es im naßkalten frostigen Sommer um geheizte Zimmer, um ganz erträgliche Bewirthung und darum zu thun ist, zum Erstenmal zierliche Walliserinnen zu sehen, und, wie St. Preur seiner Julie schreibt, Bekanntschaft zu machen avec leurs petites coiffures noires et le reste de leur ajustement, qui ne manque ni de simplicité, ni d'élégance. Rousseau hat vollkommen Recht und die Hausehre, Frau Rudolph, ist, obschon sie auf dem Simplon selbst geboren wurde, ja vielleicht gerade deßhalb von Mutter Alpennatur mit einem so stattlichen Körper und so schönem Kopfe ausgestattet worden, daß Frau von Stael ihr ganzes Deutschland darum gegeben hätte, ein ähnlich anziehendes Weib zu seyn. Jenes wallisische Hütchen, ein wahres mittelalterliches Tschappel, wie es im Tristan, Iwein und Wigalois beschrieben wird, macht sich ganz reizend auf solch üppig kastanienbraunem Haar: es ist eine breite, bunte Bänderkrone mit dem zartesten Stroh fein überflochten, und durch einen schmalen sanft geschwungenen Rand gegen die Sonne so förmlich zum „Schattenhut" geworden, wie es jener war, den Tristans Fr und auf der für ihn so verhängnißvollen Brücke verlor. Dieses Hütchen, welches bei den reichen Edelfrauen des Landes bisweilen mit Spitzen besetzt ist, die 10 bis 12 Louisd'or kosten, dieß Hütchen ist dem Wallis so eigenthümlich, daß weder die übrigen schweizer=, noch die rhätischen oder norischen Alpen etwas Aehnliches haben, obwohl fast jedes größere Thal dieser Bezirke sich durch den mehr oder minder veränderten Kopfputz seiner Bewohnerinnen auszeichnet, und man ein starkes Bilderbuch nur mit dem so verschiedenen Haarschmuck der deutschen Aelplerinnen anfüllen könnte. Auffallend erscheint es wirklich, daß die so oft wechselnde, jede Eigenthümlichkeit gefährdende Mode alles Andere eher angreift als den Frauenkopf, der noch hartnäckig beim Alten bleibt, wenn schon die übrigen Körpertheile willig jeder Neuerung gehuldigt und sich in Schnitt und Farbe so rasch wechselnd bekleidet haben, wie es immer der Putzhändlerin beliebte. — Nächst diesem Hut gefällt hier noch das zierliche Mieder, aus welchem eine so volle Brust hervorquillt, daß Gottes Segen anzustaunen ist, wenn man Jahre lang die Armuth dieser Partien bei den meisten lombardischen Damen bedauert hat. Wahr freilich bleibt's, der Geist ist bei dem wallisischen Frauenvolk nicht so auf die Spitze getrieben, wie tiefer hinab im wälschen Lande, aber das Fleisch ist schöner, hier finden sich rothe und weiße Wangen bei gedrungener, strotzender Figur, denn man ist noch in Oberwallis, noch nicht in das Land der Martinacher Cretinen hinabgestiegen. Und endlich hört man wieder d e u t s c h e Laute, und zwar, trotz ihrer barbarischen Härte, milder klingende, als sie in Zürich selbst das schöne Geschlecht spricht, wenn es seinem Dialekt treu bleibt. Alles dieß heimelt den Deutschen an, und dem Vaterlandsgefühl scheint hier der Weltbürgersinn zu unterliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nordufer des schwarzen Meers.

(Schluß.)

Wer in Rußland Spekulationen anfangen, Gelder gut anlegen, reizende Gegenden sehen will, der reise, statt nach Italien und der Schweiz zu gehen, vor Allem ans schwarze Meer, besuche die Krim und ihr südliches Ufer, wo durch russische Große jetzt prächtige Chausseen angelegt sind, und auf einer Strecke von 150 Wersten reizende Landsitze mit einander verbinden, wo man frische Kirschen findet, während 45 Werste davon jenseits der Berge in Sympheropol die Bäume erst zu blühen anfangen. Wer nach der Krim geht, reise nicht auf dem langen und langweiligen Wege über Perekop, sondern gehe nach Odessa, wo man noch Morgens um 7 Uhr auf dem herrlichen Quai frühstücken und Abends um 7 Uhr sich schon in der Krim befindet, vielleicht in Palästen, die den schönsten in Petersburg nichts nachgeben. Wer nicht in einzelnen Landhäusern bleiben will, gehe nach Odessa zurück, wo man alle Genüsse einer großen Stadt und eines Hafens in einem warmen Klima findet, und dabei, was in den großen europäischen Städten sehr selten ist, einen für alle Stände zugänglichen Preis fremder und russischer Produkte, frischer Südfrüchte und Gemüse aus dem Archipelagus und Konstantinopel, welche man vermittelst der Dampfboote so gut auf den Markt bringt, als die Erzeugnisse der umliegenden Dörfer. Daß an den herrlichsten See= und Flußfischen kein Mangel ist, läßt sich denken.

Auch die Luxusbedürfnisse sind in diesem der ganzen Handelswelt bequem zugänglichen Freihafen wohlfeil zu haben, französische, griechische, italienische und spanische Weine, Zucker, Kaffee u. s. w., meist um die Hälfte wohlfeiler als in Petersburg. Abends kann man die italienische Oper besuchen, welche den Opern vieler europäischer Hauptstädte nichts nachgibt. Die Einwohner Odessa's können vermittelst der Dampfboote jeden Augenblick die Ufer der Krim besuchen, und selbst Beamte und Kaufleute am Samstag dahin abgehen, und am Montag nach Odessa zurückkehren. Uebrigens werden auch die Landhäuser um Odessa her mit jedem Jahre reizender, und es gibt keine der Breite von Odessa angemessenen europäischen Früchte, die sich in den Gärten derselben nicht finden. Odessa war früher nur eine bedeutende Handels- und Geschäftsstadt, jetzt ist sie auch eine angenehme Stadt geworden, wo bloß zum Vergnügen und um der manchen Lebensbequemlichkeiten willen viele reiche und vornehme Leute aus ganz Rußland wohnen, namentlich Leute mit einem beschränkten, aber sichern Einkommen. Hier herrscht weder die lästige Etiquette noch das Geschwätz der kleinen Gouvernementsstädte, jeder lebt, wie es ihm beliebt, und ein kleines Einkommen reicht hin: besitzt einer nebenbei noch ein freies Kapital, so hat er nirgends in ganz Rußland Gelegenheit, es leichter und vortheilhafter zu verwenden.

Ein seit Kurzem in Odessa eingeführter Pflug, der den Boden eine halbe Arschine tief aufreißt, trat an die Stelle der ehemaligen Werkzeuge, so daß jetzt das Umbrechen einer Deßjätine Landes nicht über 50 Rubel zu stehen kommt, während es mit den alten Werkzeugen 1200 Rubel kostete. Darin liegt die Hoffnung auf Anlegung von Gärten und Wäldern in den Steppenstrichen, denn bekanntlich ist es nicht zu erwarten, daß in diesen Gegenden Gärten und Waldanlagen gedeihen, wenn der Boden nicht in einer bedeutenden Tiefe aufgerissen wird.

Nicht die Natur, sondern die asiatischen Völker verdrängten den slawischen Stamm von den Ufern des schwarzen Meeres nach Norden und Westen, jetzt aber, wo nichts ihm hinderlich in den Weg tritt, läßt er sich wiederum nieder in diesen Landstrichen, die vom Himmel mit schiffbaren Flüssen und einem Meere gesegnet sind, das Südrußland mit der ganzen Welt verbindet. Wie sehr die Güter im Werthe stiegen, mag man daraus abnehmen, daß Ländereien in Neurußland, die vor 20 Jahren angekauft wurden, jetzt das Doppelte gelten, und die auf dem südlichen Ufer der Krim von 20 R. für die Deßjätine auf 5000 stiegen, und zwar nicht, weil gerade einige reiche Leute Lust nach einem solchen Stück Land trugen, sondern weil eine mit Weinreben oder Oelbäumen bepflanzte Deßjätine Land ihrem Ertrage nach ein solches Kapital repräsentirt. Reiche Leute, welche werthvolle Güter auf dem südlichen Ufer der Krim haben, können noch jetzt auf der Nordseite der Berge wohlfeile Landstriche kaufen und einen Theil ihrer Bauern dorthin verpflanzen, um Arbeiter auf dem südlichen Ufer zu haben, wo der enge Raum und die Kostspieligkeit des Bodens nicht erlaubt, Dörfer zu gründen. Die Menschen vermehren sich, und das Land wird darum nicht größer: die Niederungen der Wolga und das südliche Sibirien sind ein aufgespartes Kapital für einen künftigen Ueberschuß der Bevölkerung Rußlands, das andern Ländern Europa's fehlt. Rußland hat indeß darum noch keine fremden Kolonisten nöthig, außer solche, die in Ackerbau, Fabrikwesen und Manufakturthätigkeit als Vorbilder dienen können.

Das Schilf der den Dniesterüberschwemmungen ausgesetzten Niederungen ist eine unerschöpfliche, jedes Jahr wieder emporwachsende Quelle von Brennmaterial, bedeckt gegen 700 □ W., und versieht Odessa auf Jahrhunderte mit Feuerungsmitteln; obwohl es in der Steppe liegt, wird es doch niemals daran Mangel leiden, wenn auch seine Bevölkerung so groß werden sollte, als die von Petersburg. Das Holz wird hier stets ein Luxus der Reichen bleiben, das Schilf aber befriedigt die Bedürfnisse der Masse.

Zwei Straßen führen aus Großrußland nach Odessa, eine über Krementschug und Elisabethgrad, die andere aus Moskau nach Kiew vermittelst der Diligence. Von Krementschug nach Odessa kommt man über zwar neue, doch ziemlich stark bewohnte und mit den nöthigen Bedürfnissen für Reisende versehene Orte. Von Kiew nach Odessa reist man auf der Post oder mit schnellfördernden Judenfuhrwerken durch die Gouvernements Podolien, Kiew und einen Theil von Cherson, die besten Landstriche von ganz Rußland, wo die Dörfer ganz in Gärten stecken, denn hier legen selbst die einfachsten Landleute Gärten an, die man in Großrußland nur bei den Städten findet; darum herrscht hier auch ein ungewöhnlicher Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen und eine wahrhaft patriarchalische Gastfreiheit. Alle möglichen Gartengewächse sind stets in Menge vorhanden, und bald werden auch die reichen Grundbesitzer der südlichen Krim den Ueberfluß ihrer Gärten, Weinberge und Felder auf den Markt von Odessa senden, um fremde Früchte und Waaren dagegen einzutauschen.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Ein und zwanzigster Brief.

Ehe ich zu den in meinem letzten Brief erwähnten neuen Einrichtungen der Franzosen in Algier komme, sey es mir vergönnt einiger Ansichten des Herrn Genty de Bussy hinsichtlich der Vortheile zu gedenken, welche die Kolonie aus einem religiösen und commerziellen Verkehr mit Arabien ziehen könnte.

Die Pilgerfahrten nach Mekka waren zu allen Zeiten eines der Hauptverbindungsmittel der muhammedanischen Nationen unter einander. Es läßt sich mit Recht vermuthen, daß der Stifter des Islam nicht bloß Beförderung der Frömmigkeit im Auge hatte, als er den Gläubigen diese Pilgerschaften einschärfte, sondern daß seine Absicht dahin ging, sie durch Handel zu civilisiren und durch das Band der Religion fester unter einander zu verbinden. Jedenfalls entspannen sich Handelsverbindungen aus dieser religiösen Einrichtung.

Eine große Anzahl Muhammedaner aus den Regentschaften der Berberei und dem westlichern Afrika pflegte Mekka zu besuchen, und kehrte dann mit einem durch die Pilgerfahrt erlangten Ruf der Heiligkeit in die Heimath zurück, der ihnen auf die größte Auszeichnung im gesellschaftlichen Leben Anspruch gab. Sie hielten einen förmlichen

Triumpheinzug bei ihrer Rückkehr; die höchsten Beamten, und selbst regierende Herren, überhäuften sie mit Ehrenbezeugungen und Geschenken; Prozessionen zogen ihnen entgegen und Blumen wurden vor ihnen auf den Weg gestreut.

Ein Theil der Pilgrime von Algier pflegte sich den Karawanen anzuschließen, welche von Marokko aufbrachen, die Sandwüste von Westen nach Osten durchzogen und endlich unter den Mauern von Kairo lagerten. Jene Araber aber, die man Fellahs nennt, d. h. die, welche die fruchtbaren Ebenen zwischen den Verzweigungen der großen südlichen Gebirgskette bebauen, nebst den Kabylen, den unbesiegbaren Bewohnern der Gebirgsrücken des Atlas und die Einwohner der Städte und Dörfer im nördlichen Theil der Regentschaft, zogen, wenn sie nach Mekka pilgern wollten, zu den bedeutendern Häfen der Küste herab, und schifften sich nach Alexandrien ein.

Algier war demnach daran gewöhnt, jedes Jahr mehrere Schiffe mit Pilgrimen nach Osten absegeln zu sehen, und wenn sich ausgezeichnete Personen unter ihnen befanden, so gab der Dey seine eigenen Schiffe zur Fahrt her. Es wäre die beste Politik, wenn die Franzosen die Pilgerfahrt von hier nach Mekka so viel als möglich erleichterten; ja sie sollten sogar selbst zu gewissen bestimmten Zeiten Schiffe absenden, um die Pilgrime nach Aegypten zu führen. Die Kosten, meint Herr Genty de Bussy, könnten aus den Fonds der Mekka- und Medinastiftung bestritten werden. Dieß ist jedoch von keiner Erheblichkeit, da die Kosten der Ueberfahrt bis Aegypten nicht bedeutend sind; aber um den Rest der Reise bestreiten zu können, wären die andächtigen Moslems genöthigt, ihre Erzeugnisse auf den Markt von Algier zu bringen, und auf solche Weise würden dann die Franzosen nicht nur mit dem versehen, was sie bedürfen, sondern auch noch Gelegenheit finden, ihre aus Europa eingeführten Waaren zu verkaufen.

Es wäre demnach die zweckmäßigste Politik für Frankreich, diesen Verkehr zwischen Algier und Arabien zu unterhalten, und nicht nur für bequeme Abfahrt der Pilgrime, sondern auch für eine gleiche Heimreise zu sorgen. Vormals hatten die Pilger bedeckte Räume in Algier, wo sie ihre Waaren ablegen konnten, und es war für die nöthigen Quellen zur Tränke für ihr Vieh gesorgt. Die Vorstadt Bab-Azun enthielt früher mehrere Karawanserais, die jedoch nach der Eroberung in Kasernen und Spitäler verwandelt wurden. Es ist zwar allerdings nöthig, für Unterkunft der Soldaten zu sorgen, aber eben so wichtig ist es auch ihnen Unterhalt zu verschaffen, und das beste Mittel hiezu wäre, die Araber auf die französischen Märkte zu ziehen. Indem ist es stets eine wohl zu beherzigende Regel, den religiösen Glauben eines Landes zu achten, und keine seiner unschädlichen Uebungen zu beschränken. Das einzige, was ich von den Mauren den Franzosen nachrühmen hörte, war, daß sie keine fanatischen Prediger des Christenthums zu ihnen geschickt hätten. Wären solche Missionäre gekommen, so hätten sie zum Anfang keine andern Proselyten gemacht, als den Abschaum des Pöbels, der nur darum zur christlichen Religion übergegangen wäre, um sich betrinken zu dürfen.

Eine der ersten unter den wohlthätigen Einrichtungen der Franzosen in Algier ist die Einführung der Arznei- und Wundarzneikunst. Die muhammedanische Lehre vom Fatalismus widerstreitet zwar der Anwendung der Heilkunde, doch haben wir Beweise, daß solcher Widerstand nicht unbesiegbar ist, weil Bagdad einst die erste medizinische Schule in der Welt besaß. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß die Eingebornen im Innern der Regentschaft den europäischen Aerzten alle Lust benommen haben, sich unter ihnen niederzulassen, denn mehrere, welche ihre Läden zu Mascara und an andern Orten eröffneten, und Flaschen mit buntfarbigen Flüssigkeiten u. s. w. vor ihre Fenster stellten, mußten aus Mangel an Kranken sich wieder entfernen; es läßt sich ferner nicht in Abrede stellen, daß die einfache Lebensweise der Berbern sie von den Aerzten unabhängiger macht als die weintrinkenden Europäer, allein auch unter den Eingebornen herrschen gewisse Krankheiten, die sich, aller Mäßigkeit ungeachtet, nicht vermeiden lassen, und die durch Enthaltsamkeit oft nur noch gefährlicher werden. Hieher gehören z. B. die Sumpffieber, gegen die der Wein sich als ein gutes Heilmittel erwiesen hat. Ferner muß noch bemerkt werden, daß fast alle Kabylen und Araber, die mit den Franzosen in Algier in Berührung kamen, keinen Widerwillen gegen die Aufnahme in ein französisches Spital zeigten. Ihre fatalistischen Bedenklichkeiten beschwichtigen sie durch folgendes Raisonnement: „Es war mir bestimmt krank zu werden — es war meine Bestimmung in ein französisches Spital gebracht zu werden — mein Schicksal wollte, daß ein französischer Doktor mir den Puls fühle und mich die Zunge herausstrecken lasse — es war mir bestimmt, daß sein Gehülfe mir Arzneien bringe, die mir durch den Leib fahren und mich wieder herstellten — alles dieß war der Wille Gottes, sonst hätte es nicht geschehen können.“

Die Krankheiten in Algier sind mehr zufällig als dem Lande eigen, oder vom Klima unzertrennlich, und das Klima der Regentschaft ist nur in gewissen Theilen derselben ungesund. Algier selbst halte ich für eben so gesund als die meisten europäischen Städte. Die drückende Sommerhitze wird von dem Nordwinde, der über das mittelländische Meer kommt, und durch die Südwestwinde gemildert, welche über das Hochland auf der doppelten Kette des Atlas wehen. In den sumpfigen Gegenden Algiers herrschen freilich eben so gut Fieber, als überall, wo es Sümpfe gibt, und die Ausdünstungen der zahllosen sumpfigen Landstrecken auf der Ebene von Metidschah längs des Flusses Haratsch, der südlichen und östlichen Linie der französischen Kantonirungen gegenüber, waren dem Militär sehr nachtheilig. Auch jene Eingebornen selbst, welche unter dem Namen der Zuaven in der französischen Armee dienen, leiden an diesem Sumpffieber, wiewohl in bedeutend geringerem Grade. Von 10 Franzosen werden 9 vom Fieber ergriffen, von den Eingebornen aber nur 1 von 5; auch werden die Zuaven schneller wieder hergestellt und sind Rückfällen weit minder ausgesetzt.

Die Ebene von Metidschah könnte jedoch leicht zu einem gesunden Aufenthalt gemacht werden, so daß sie ihren Namen, den sie von einer jungen schönen Prinzessin erhielt, mit mehr Recht verdiente. Durch Anlagen von Kanälen und Eindämmen des Hauptflusses würde dieser Zweck bald erreicht werden, und auch Bona würde durch dasselbe Verfahren ein gesunderes Klima erhalten. Die Franzosen haben die Absicht, alle zugänglichen Sümpfe der Regentschaft auszutrocknen, und es ist sehr zu wünschen, daß dieser Plan zur Ausführung komme.

(Schluß folgt.)

Die Erdbeben mehren sich gegenwärtig auf eine höchst auffallende Weise: während eine Nachricht über die andere aus Italien kommt, namentlich auch aus Oberitalien, und alle Umstände, vorzüglich die Konvergenz der Linien auf eine Bewegung in dem altvulkanischen Lande von Nordalbanien hindeuten, fehlen auch die Nachrichten aus andern Welttheilen nicht. In den ersten Monaten dieses Jahres — die Zeit ist noch nicht genau bekannt — fand ein heftiges Erdbeben auf Mindanao statt, wie es scheint in der Richtung gegen die Molukken hin. Am 22sten oder 25sten Junius fand eines in Centralamerika statt: man glaubt, daß der Berg Congrehoy östlich von Omoa einen vulkanischen Ausbruch gehabt habe. Der Ausbruch muß äußerst heftig gewesen seyn, denn man vernahm während 18 Stunden die Detonationen zu Belize in Honduras, was 200 (englische) Meilen entfernt ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1836.

Skizzen aus Paris.

Die englische Kolonie.

Diesen Namen verdient die bedeutende Anzahl Engländer, welche sich bleibend in Paris niedergelassen haben, und deren Zahl sich täglich mehrt. Einige haben sehr schöne Hotels erworben, wie Stakpeele, andere treiben Bank- und Börsengeschäfte, oder stehen an der Spitze großer Unternehmungen. Die meisten leben aus Oekonomie in Paris, besonders wenn sie Kinder zu erziehen haben, und sind gerade reich genug für Paris, während sie für ein anständiges Leben in London zu arm wären. Es ist erstaunlich, wie viele Engländer aller Klassen sich gegenwärtig in Paris befinden, bis auf Jokeys und Grooms herab. Auch ist die Armenkasse, für welche alljährlich unterzeichnet wird, sehr in Anspruch genommen.

Die unter Bischof Luscombe stehende episcopalische Kirche in der Straße Daguesseau ist ein schönes Denkmal des Gemeingeistes dieser Kolonie, und es ist bereits eine zweite, vom Bischof unabhängige, und von einem amerikanischen Geistlichen desservirte Kirche desselben Glaubens, aber ohne Anerkennung der Oberhoheit des Erzbischofs von Canterbury entstanden. Zudem haben die Methodisten eine oder mehrere besuchte Kapellen. Alles wird durch Unterzeichnungen unterhalten. Die Kirche der Rue Daguesseau ist rücksichtlich der Taufen und Trauungen und der Register eine halbamtliche von der Botschaft abhängige Pfarrkirche.

Die Zahl der in Paris wohnenden katholischen Irländer ist groß. Sie sind meist von alten Zeiten und den irländischen in königlichem Solde gewesenen Regimentern her mit dem französischen Adel verwandt, und haben auch sehr viele Wahlverwandtschaft mit den Franzosen.

Arbeiter in den Maschinenwerkstätten, Sattler, Wagenbauer, Apotheker, Aerzte, trifft man mehrere, welche der Landsmannschaft angehören; auch Weinhändler, Wirthe und Buchhändler. Viele reiche Junggesellen, wie Lord Seymour, Hr. Hope u. a. m., gehören rein der verzehrenden Klasse an und machen wirklich in aller Stille einen sehr großen Aufwand.

Sogleich nach dem Attentat des Julius konnte man sehen, wie leicht sich Alles bei den Engländern organisirt. Sie eröffneten sogleich die Unterzeichnung einer Adresse, welche in zwei Tagen bereits mit Unterschriften bedeckt war, und von Sir S. Smith mit englischer Anrede seiner Majestät übergeben und englisch beantwortet wurde.

Es ist keine geringe Aufgabe, englischer Botschafter in Paris zu seyn; die Zahl der Kommenden, Gehenden und Verweilenden ist sehr bedeutend, jeder macht Ansprüche auf Rücksichten und Bewirthung, und schon die Obliegenheit, eine solche Menge Landsleute bei Hofe vorzustellen und in den Abendgesellschaften im englischen Hotel zu empfangen, ist an sich sehr drückend.

Das Hotel wurde von der englischen Regierung der Prinzessin Borghese abgekauft, und ist das einzige, welches das Wappen, und zwar in Stein gehauen, über der Thür hat.

Die englische Kolonie wirkt vielfach auf das Leben der Pariser ein, und nicht nur die Comforts, sondern auch die Sonderbarkeiten werden ihnen nachgeahmt, wie bereits anderwärts erwähnt worden ist.

In den englischen Lesekabinetten bei Galignani und Bennis ist das praktische Treiben der hier wohnenden Engländer, die Behendigkeit der Vertheilung der Nachrichten, und besonders die Aufmerksamkeit auf die, welche Geld zu verdienen geben, sichtbar. Galignani's Messenger gibt hievon das beste Zeugniß. Er ist nicht nur für England die Quelle französischer Nachrichten für alle, welche die Pariser Blätter nicht kaufen können oder nicht kaufen wollen, sondern auch die bevorzugte Zeitung für die in Frankreich, und überhaupt östlich und südöstlich von Paris wohnenden Engländer, deren Zahl bekanntlich Legion ist, und welche in ihm alles Wichtige der englischen Blätter eben so schnell als durch diese selbst erhalten.

Bereits sind Roastbeefstuben, englische Brauereien, Mockturtlesuppen, Wettrennen, Steeplechases, Hahnenkämpfe, Jockey-Clubs, Soy und Ketchup, die reichbeleuchteten Apotheken und so vieles Andere mit den Insulanern in Paris eingewandert, und jedes Jahr wird der Engländer und des Englischen mehr bringen.

Die Nordamerikaner schließen sich hier in ihrer Lebensweise ganz an ihre älteren Brüder an, und vermehren, da sie zahl-

reich sind, die Kolonie, welche durch Thätigkeit, Beharrlichkeit und Zusammenwirken nicht nur sich hier englisch erhält, sondern auch andere bewegt, ihnen nachzuahmen.

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

(Fortsetzung.)

Aus den Fenstern des acht Stockwerks hohen Gunth- oder Ruden-Gasthofes erblickt man die nahen Berge Alperons (deutsch Alpiru), dann die Furken, den eigentlichen Simplon und das Thal Zwischbergen, dessen naher Wasserfall von den Italienern Veira genannt wird. Durch diese Schlucht führt ein Gletscherweg ins Saaserthal, und dann aus diesem südlich über den Monte-Moro nach Macugnaga oder über die Eisabhänge des Mont-Cervin (des Matterhorns) in die westlichen Thäler des Monte-Rosa; nördlich dagegen durch das Visperthal ins Wallis. Den letztern Pfad wählten am 20sten Julius 1833 drei Genfer, die Herren Marc Viridet, Edmond Boissier und Reuter, hatten aber bald die gehörige Richtung so sehr verloren, daß sie nur [illegible] er-retteten. Zwischbergen hat eine der Brieger Familie Stockalper gehörige Goldmine, die jetzt aber kein Golkonda ist, und auch dem Staate jährlich nur 135 Franken einträgt. Sonst mochte sie jedoch fast so ergiebig seyn, als die heutigen Macugnager Goldgruben, und ums Jahr 1770 behauptete Albrecht v. Haller von ihr in seinen Anmerkungen zu Guettard's Vergleich zwischen Canada und der Schweiz: „Der einzige helvetische Ort, wo das Gold mit einiger Erträglichkeit gesammelt wird, ist um den sehr hohen Berg Simpel. Man findet es in einem gelben und röthlichen Thone, und dieser trägt der adeligen Familie, der er zugehört und die ihn schmelzen läßt, doch ein nicht Geringes ein: man zerstößt Quecksilber mit dem Erz und spült das ins Quecksilber gesammelte Gold mit Wasser aus.“

Ueberall ist man hier von Naturschönheiten erster Größe umgeben, wenn sie auch etwas tragischer Art und zu den belles horreurs zu zählen sind. Man feiert hier unwillkürlich auch am wärmern Tage und wird gegen den Südländer etwas nachsichtiger gestimmt, wenn er bisweilen nicht allzu freundlich der Barbari del Nord gedenken mag. Was doch aber von individueller Stimmung oder gehöriger Sonnenbeleuchtung nicht Alles abhängt! mir erschien Alles feierlich, voll ernster Melancholie, ja abschreckend; Graf Theobald Walsh dagegen bezeichnet diese Schluchten von wilder Größe als das Malerisch-Schönste (le plus pittoresquement beau), was er auf seinen Reisen getroffen. „Hier, ruft er aus, findet man nicht nackte, verödete, eintönige Felsen, halb zertrümmert oder zerfressen durch Wassersturz und Winterstrenge, es sind schöne, kühne Massen, mit Moos bekleidet, von welchen Schlingpflanzen in zierlichen Gewinden herabhängen, oder Blumen in kräftiger Frische niederschauen.“ Dieß alles war für uns freilich schon aus dem Grunde nicht vorhanden, weil es fluthender Nebel verschlungen hatte.

In der Nähe Gondo's überschreitet man die piemontesische Gränze und es kostet Zoll, was dem Lombarden eine Neuigkeit ist, der vielleicht in seinem Leben keinen Schlagbaum gesehen hat. Gern zahlt ihn dießmal jedoch der Reisende, weil er für den Unterhalt der Straße dient, und nur der Unbillige murmelt etwa sein Point d'argent, point de Suisses!

Hinter Gondo beginnt der am kräftigsten ausgearbeitete Akt des Simplonschauspieles. Man trifft die großartigen Felsengewölbe an, die, wie Pictet mit so vieler Empfindung äußert, nicht bezeugen, daß irgend ein Theil von zwei Armeen die gegenseitige Metzelei überlebte; nicht, daß dieser oder jener Heerführer geschickter oder glücklicher als sein Gegner war, sondern daß menschliche Einsicht und Kunst einen edlen, nützlichen und fortdauernden Sieg über die Natur errangen, welche Völker von einander getrennt hatte, deren Bestimmung ist, sich einander behülflich zu seyn, und durch Handelsverkehr ihren Wohlstand zu mehren. Zwischen den Wasserarmen hat sich ein Felsengebirg bizarr geformt und so steil abfallend hineingeworfen, daß man nicht begreifen würde, wie früher auch nur eine Ziege über den Simplon kam, wenn man vergißt, daß die Straße eine andere Richtung hatte. Diese durch Erdbeben in Trümmer zerrissene Granitmassen greifen nach allen Seiten um sich, und scheinen den kühnen Fremdling mit Untergang zu bedrohen. Man ist wie in den Eingeweiden, wie unter den Knochen der Erde, und bei Nebelzügen gestaltet sich Alles hier so infernalisch, daß es nicht an Stoff zu Bewunderung und zu Schauer fehlt. Dem Wanderer vergeht hier dicht vor der längsten aller Galerien, wenn auch nicht das Sehen, doch das Hören, und kein menschlicher Laut vermag sich neben diesem aus dem Gletscher des Monte-Leone herabstürzenden salzweißen Torrente des Frissinone oder Alpirnbaches geltend zu machen, der als überbrückter Wasserfall in den Thalgrund mehr als 100 Fuß tief hinabfällt, um sogleich von der Doveria verschlungen zu werden. Diese Galerie von Gondo ist nebst der Crevola-Brücke der eigentliche Triumphbogen, welchen sich die Baukünstler zu ihrem eigenen Ruhm errichteten. Sie ist, einem hochgewölbten Saale ähnlich, durch den sehr harten, grobkörnigen Granit eröffnet, hat 222 Metres Länge, 8 Metres Breite und eben so viele Höhe und ward in Bogenlinie durchgebrochen, um im Fall der Noth die militärische Vertheidigung des wunderbaren Passes zu erleichtern. Fünfzehn Monate (sogar also im Winter, was hier etwas sagen will) arbeitete man unausgesetzt an dieser Art von Pausilippo, und griff ihn von drei Seiten zugleich an: von den sich entgegengesetzten, der italienischen und schweizerischen, und dann vom Mittelpunkte aus, wo der Felsen wie starpirt am Ufer der Doveria abfällt, und man zwei Seitenöffnungen ausmeißelte, um der Grotte Licht zu verschaffen. Sechs Mineur-Werkstätten, jede zu 20 Personen, vollendeten dieß Unternehmen, und aus den durchgebrochenen Hohlenfenstern wurden die abgesprengten Steine in den Abgrund geworfen. Tag und Nacht lösten sich die Arbeiter ab, selbst bei Fackelschein in dieser wild

romantischen Natur beschäftigt: wo dann die an Seile befestigten Steinhauer wie Geister über den Tiefen schwebten und von Zeit zu Zeit gewaltige Pulverexplosionen den Donner der nahen Waldbäche oder entfernterer Lawinenschläge übertäubten. Damals schienen hier, wo Natur und Kunst bezwungen wurde, die Felsen zu leben, so wimmelte Alles an und auf ihnen von kühnen, cyklopischen Gesellen, die bald auf senkrechten Leitern hinanstiegen, unter welchen der Strom hintobte, bald über schlüpfrige Bretter balancirten, die neben Abgründen schwankten. Zu beiden Enden der Galerie befindet sich eine Brücke, auf italienischer Seite von Stein, auf deutscher von Holz erbaut. Gianella und Bossi erwarben sich voll Muth und Ausdauer ein hohes Verdienst durch solch ein Werk, das ihren Namen erhalten wird, wenn er auch nicht in Stein gehauen wurde, wie man es jetzt noch thun sollte. Es wäre eine angemessenere Inschrift, als das an jüdische Geldinteressen mahnende heutige „AERE ITALO 1805," das vielleicht ein Finanzminister Prina, aber kein Archäolog wie Labus in Vorschlag bringen konnte: das salzburgische Te saxa loquuntur! stünde auch hier am angemessenern Orte. *) Noch gegenwärtig im Monat Junius fanden sich mehrere Schlitten in dieser Galerie, worin Postreisende und Briefe zur Winterzeit, die hier bisweilen auch mitten in den Sommer fällt, über den Berg gebracht werden. Sie sind aus so starken Bohlen gearbeitet, daß sie allenfalls selbst einem heftigen Schneesturze widerstehen und sind dabei hausartig ganz eingedeckt, freilich ohne Fensteröffnung, so daß man darin wie in tiefer Nacht sitzt, wenn man nicht etwa Licht brennen will, da es wenigstens nicht an Luftlöchern fehlt. Durch ein Pallisadengitter kann dieser Felsweg blockhausmäßig abgesperrt werden, um den Feindesanfall für einige Zeit zurückzudrängen; möge ein etwaiger künftiger Feind nur kein zweiter Bonaparte seyn.

Hie und da zeigt von jetzt an noch die in fremder Sprache mahnende Aufschrift „enrayez!" daß hier Franzosen bauten und Franzosen Baufehler begingen, sonst würde man nicht nöthig haben, den Radschuh anzulegen. In Refuge No. 9 treiben ein Schmied und eine Sennerin ihr einsames Wesen; das folgende Kantonnirungs- oder Zufluchtshaus aber steht mit zerschlagenem Dach und ohne Fensterstöcke als Ruine da, mehr den Vögeln des Himmels als den bedrängten Reisenden dienend. Die meisten dieser Gebäude auf deutscher Seite könnten 8—12 Pferde und 30—40 Menschen, und auf piemontesischem Gebiet, wo sie größer sind, noch weit mehr beherbergen, wenn sie in gehörigem Stande erhalten würden. Sie scheinen und sind allerdings neu, noch ziemlich ungebraucht und liegen trotz dessen bereits in Trümmern, was auf den Vorbeireisenden den widrigsten Eindruck macht.

Zu beiden Seiten des Weges beginnen von hier aus die vereinzelten Schnee- und Eisdecken, durch welche sich an manchen Punkten der den Wanderer begleitende Strom wie durch ein Gewölbe tobend hindurchdrängt. Die folgende 70 Metres lange Galerie und die zerstreuten Holzhäuser auf weitem Alpenboden sind der Bezirk von Algaby oder Gsteig, wo die Quina oder Quirna sich mit dem Kron- oder Krummbach (überall schwankend bestimmte Namen) *) vereinigt, um die Doveria oder Veriola zu bilden. Raoul-Rochette und insbesondere Jouy wollen zwischen Dovedro und Gsteig fast auf jedem Schritt (presque à chaque pas) Kreuze gefunden haben, wodurch die Punkte bezeichnet sind, an denen Reisende durch Bergstürze, Lawinen und der Himmel weiß auf welch' andere Art verunglückten. Die Augen eines Eremiten sind bisweilen schwach; wir mit unsern gesunden Sehkräften vermochten von all' jenen Schreckenszeichen wenig oder gar nichts zu entdecken.

Binnen einer halben Stunde hat der Fußgänger von Algaby aus Dorf Simpelen erreicht, das man auf der Hälfte des Weges zwischen Domo d'Ossola und Glyß oder Brieg 4518 Fuß über dem Meere und in wenig romantischem Alpenthale antrifft, nahe am brausenden, von Tannen umwachsenen Waldstrome. Wenn Simon in seinen Reisen diesen Ort als le village le plus élevé qu'il y ait en Europe bezeichnet, so irrt er sich gewaltig. Das Dorf St. Bernhardin im Miserexthale liegt 5105 Fuß, Guarda in Graubündten 5140 Fuß, Dörfchen Scarla ebendaselbst 5380 Fuß und ein Dorf des Engadin sogar 5600 Fuß über dem Meer. Auch Tyrol und die norischen Alpen haben manche Ortschaften, weit höher liegend als Simpelen. Simons Angabe ist jedoch leicht zu übersehen; unverzeihlich dagegen ist es, wenn das Pariser Konversationslexikon, das

*) Eine ungleich sinnigere, mit großen Buchstaben eingehauene Inschrift, darunter Tells Apfel von dem Pfeile durchbohrt, trägt, natürlich auf schweizerischer Seite, der Alpenpaß über den Splügen. Oestreichs Antheil an derselben Straße wurde ebenfalls mit einer Devise versehen, die jedoch, wie man leicht glauben wird, keine Warnung, sondern in klassischem Latein nur eine Anzeige oder geschichtliche Bemerkung über den Bau selbst enthält. Dasselbe gilt von den beiden andern großen Alpenstraßen der Lombardei: über das Stilfser-Joch (von den Italienern giogo dello Stelvio oder Monte Braulio genannt), und in Betreff der Straße von Lecco nach Colico am Ufer des Comer-Sees entlang, welche seit 1815 auf Oestreichs Kosten, insgesammt nach Donegani's Planen und unter seiner Oberleitung, vereint mit den Ingenieuren Porro, Leva und Des Dominicis zur Ausführung kamen. Man sehe den 74sten Band der Biblioteca Italiana.

Italienern überhaupt verdankt man fast alle diese grandiosen Wege über die Alpen. So leitete vom Jahre 1818 beginnend, der tessinische Staatsrath Poccobelli von Melide am Luganer-See den Bau der Straße über den Bernhardin, der auch die Straße über den Monte-Cenere zwischen Lugano und dem Lago maggiore, und die des Schollberges im Kanton St. Gallen zu Stande gebracht hatte. Die Direction des neuen Straßenbaues über den St. Gotthard führte der Italiener Colombara-Caratti.

*) Diese Erscheinung wiederholt sich übrigens durch die ganze italienisch-schweizerische Alpenkette und verdient die Beachtung nicht nur des Philologen, sondern auch des Geschichtsforschers, dem es um Ergründung der Völker-Abstammung zu thun ist. Hier nur einige Beispiele zum vorläufigen Beweise: die graubündnische merkwürdige Schneepyramide Rheinwaldspitze heißt im Thale von Misocco Piz d'Uccello, Piz Vemi oder Remit; im Calancathale Stabi und in den tessinischen Thälern von Blegno Piz oder Pungion di Protestanti. Das Miserexthal wird bald Val di Misocco, Masocco, Masax, Monsax und Mesolcina genannt. Der Splügen heißt auch Speluga oder Spelnca, Ursler und Colmen del orso.

im Jahre 1832 begann, gleich im ersten Bande über die theilweise von Franzosen gebaute Simplonstraße Mittheilungen enthält, deren sich ein Schüler zu schämen hätte. Was soll man dazu sagen, wenn es dort von unserer Straße heißt: Elevé de dix mille trois cents vingt-sept pieds, elle conduit du pays de Vaud en Piemont!

(Fortsetzung folgt.)

Karte von Centralasien.

Herr Landresse hat der Akademie in seinem und der Herausgeber Namen eine Karte von Centralasien vorgelegt, die von Herrn Klaproth entworfen wurde, und wobei dieser Gelehrte alle die von den Missionairen zu Peking auf Befehl eines der letzten Kaiser von China gemachten und von ihm aus neueren Quellen — besonders aus chinesischen Schriftstellern — vervollständigten Mittheilungen seiner Arbeit zu Grunde legte.

In dem Begleitschreiben heißt es unter Anderem: „Eine seltene Geschicklichkeit, ein ausgezeichneter Verein von Kenntnissen in der Geschichte, Geographie und den Sprachen des östlichen Asiens, die Zahl und der Werth der von ihm gesammelten Materialien haben Herrn Klaproth zu einer Gesammtheit von Resultaten geführt, die vielleicht niemand in Europa zu erreichen sich schmeicheln durfte. Er begnügte sich nicht bloß damit, mit dem Kompaß die Lage der von berühmten Nationen bewohnten Gegenden zu bestimmen, unrichtige und ungenaue Benennungen zu verbessern, unbestimmte Entfernungen zu berechnen und die Lage bisher unbekannter Orte anzugeben, sondern es gelang ihm auch durch wiederholte Zusammenstellungen und sinnreiche Deductionen, sogar die Gestaltung des Bodens in unermeßlichen Landstrichen zu bestimmen, die bis jetzt der Forschung der Wissenschaften unzugänglich waren. Zwanzigjährige Studien und Forschungen reichten zur Entwerfung dieser Karte kaum hin; auch war dieselbe dasjenige seiner Werke, auf das er den größten Werth legte, und das er als würdig betrachtete, den Ruhm zu erhöhen, auf den er bereits so viele Ansprüche hatte. Dieser Ruhm wird ihm auch sicher nicht fehlen, und der Tod konnte ihn nur des Vergnügens berauben, sich seiner zu erfreuen. Diese Arbeit, die sich glücklicherweise in allen ihren Theilen vollständig vorfand, wird jetzt einer letzten Revision unterworfen."

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Ein und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Die Araber selbst beginnen die Segnungen der Heilkunst einzusehen, denn einer Liste zufolge, die man mir zur Einsicht vorlegte, sind in den Monaten März, April und Mai 1834 274 von dem Oberarzt der Zuaven behandelt worden, von denen 233 geheilt waren, 32 noch in Behandlung blieben, und nur 9 als unheilbar sich erwiesen. Während der Monate April und Mai desselben Jahres wurden 51 Araber beiderlei Geschlechts, und im Alter von 18 Monaten bis zu 30 Jahren, geimpft.

Außer den Militärspitälern haben die Franzosen auch noch ein Civilspital und eine Apotheke in Algier errichtet, in welchem Kolonisten, Juden, Moslems u. s. w. ohne Unterschied aufgenommen werden. Die Zahl der dort behandelten Kranken seit Eröffnung der Anstalt im August 1832 bis zum ersten Januar 1834 beträgt, Herrn Genty de Bussy zufolge, 849. Die Zahl der Gestorbenen war leider sehr groß, allein die Sorgfalt, welche für die Kranken getragen wird — von denen jeder der Regierung zwei Schilling (1 fl. 12 kr.) täglich kostet — und die von den geheilt entlassenen Kabylen und Arabern in ihrer Heimath sehr gerühmt wurde, muß den Franzosen Anhang unter den Eingebornen verschaffen.

Während die Franzosen im Besitz von Coleah waren, faßten sie ebenfalls den Entschluß, ein Spital für die Araber zu errichten, wobei sie sogar von den Marabuts, oder Heiligen des Landes, unterstützt wurden. Dieß ist der wahre Weg zur Eroberung Afrika's. Zu Oran und Bona werden ebenfalls Civilspitäler errichtet. Es läßt sich mit Recht erwarten, daß Frankreich moralische und medizinische Kenntnisse über Algier verbreiten werde, und ich habe bereits in einem frühern Schreiben dessen gedacht, was für Erziehung geschieht. Die Kinder der Mauren lernen Lesen, Schreiben und Rechnen, nur läßt sich freilich nicht bestreiten, daß ein europäisches Kind aus dem, was es liest, mehr lernt als ein kleiner Moslem, dessen Lektüre sich auf den Koran beschränkt. Die algier'schen Pädagogen enthalten sich der häßlichen Geißelungsmethode, die leider in unsern Schulen noch nicht ganz abgeschafft ist, und die Ruthe, die sie als Scepter in der Hand führen, berührt nur die Schultern ihrer Zöglinge. Ich war Zeuge einer Unterrichtsstunde in einer algier'schen Schule; bei meinem Eintritt fand ich den Lehrer mit seinen Zöglingen auf dem Boden knieend und betend. Ich zog mich einige Minuten zurück, um sie ihre Andacht vollenden zu lassen, und als ich zurückkam, kauerten die Knaben über ihren Schiefertafeln, auf die sie arabische Buchstaben malten, und dabei die Worte — Verse aus dem Koran — vor sich hin murmelten. Alles ging eine Zeit lang recht ruhig vorüber, bald aber erkannte ich auch hier die Wahrheit von Juvenals Ausspruch, daß es eine schwere Arbeit für den Lehrer ist, so viele Knaben zu beaufsichtigen. Der orientalische Ernst begann einem sichtbaren Lächeln und hörbaren Kichern zu weichen, und nur durch einige Klapse gelang es dem Lehrer, die vorige Ruhe wieder herzustellen.

Ich wiederhole, daß die Franzosen in Algier nichts gefunden haben, was einer Lancaster'schen Schule ähnlich gesehen hätte, wohl aber bestanden schon lange vor der Eroberung Schulen gegenseitigen Unterrichts zu Algier, Bona und Oran, die den eingebornen Kindern — der Juden sowohl als der Moslems — offen standen. Zu Algier, das Dorf Delly-Ibrahim mitgerechnet, und zu Oran und Bona besuchten am 1sten Julius 1836 517 Schüler — wovon ein Drittel Eingeborne — die Schulen des gegenseitigen Unterrichts; 48 von der angegebenen Zahl waren der arabischen Sprache Beflissene. Privatunterrichtsanstalten gibt es zwei für Knaben mit 71, und vier für Mädchen — wovon drei in Algier und eine in Oran — mit 169 Zöglingen.

Bemerkenswerth ist, daß die Juden die neu eröffneten Unterrichtsanstalten weit eifriger benutzen als die Mauren.

Aus den Katalogen der Kunstausstellungen im Louvre in den Jahren 1834, 1835 und 1836 geht hervor, daß in Frankreich über 200 Malerinnen leben, welche regelmäßig ihre Werke im Louvre ausstellen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1836.

Jona und Staffa.

Tief im atlantischen Ocean liegen auf der Westküste des schottischen Hochlands die schönen hebridischen Eilande, das ultima Thule Europa's, ewig den donnernden Wogen des gebösten Meeres und seinen unbeschränkten Stürmen ausgesetzt. Und aus ihnen heraus treten zwei kleine Inseln, beide noch nicht lange bekannt und zugänglich, und die eine durch historische Romantik, die andere durch Naturwunder hoch berühmt. Hier sang Ossian seine unsterblichen Lieder, hier schlugen die kühnen Normänner ihre Sitze auf, hier beteten die Druiden in ihren Felsentempeln und hier hat sich auch Sitte und Sprache der alten Gälen erhalten. Jona oder Jcolmkill, das die wenigen Einwohner J nennen, war einst die Sonne der westlichen Welt, der Edelstein des Oceans, der Licht ausstrahlte auf die in Barbarei und Rohheit versunkenen Nachbarländer, wo Religion und Wissen ihren Triumph feierten, und dem der Aberglaube jener Tage die Kraft beimaß, beim jüngsten Gerichte, wenn Wasserfluthen die übrige Welt verschlängen, allein übrig zu bleiben und bewahrt zu werden vor allgemeiner Vernichtung. Jona wurde die Grabstätte der Großen der Erde, deren Leiber hieher gebracht wurden, um diesem schönen alten Glauben zu huldigen, und die Grabsteine von 48 schottischen, einem französischen, vier irländischen und acht norwegischen Königen beweisen, welche Macht dieses eigene Vorurtheil damals in Europa ausgeübt haben muß. Mit stiller Rührung betritt der Wanderer, der sich auf diesem fernen Eilande aussetzen läßt, das ungeheure Grab so vieler Mächtigen dieser Erde, die längst vergessen sind und über deren verwitterten Grabsteinen Hunderte von Generationen verblichen. Mit geheimem Schauer verweilt er in den uralten Ruinen der St. Ovans Kapelle, die der heilige Columban um die Mitte des sechsten Jahrhunderts hier auf den Trümmern von Druidentempeln erbaute, und die in der allgemeinen Armuth und Rohheit des Styles, in der beständigen Wiederholung der niedern Kreisbogen alle Spuren der ältesten Gebäude christlicher Zeiten trägt, wie sie denn auch anerkannt die älteste Kirche Englands ist, während die Marienkirche einer neuern Zeit und vermuthlich dem 13ten Jahrhundert zugeschrieben werden muß. Ueberall mischt sich hier die Religion Odin's mit den Typen der christlichen Mythe, und wunderbar sieht man hier mehrere Basreliefs, welche heidnisches Opfer ausdrücken, neben dem Sündenfalle Adams im Paradiese abgebildet. Die kleine Insel ist von einigen Hunderten ganz reinen Hochländern bewohnt, die völlig im Naturzustande leben. Als wir ihre den irischen Hütten ganz ähnlichen Wohnungen besuchten, fanden wir einige kranke Kinder, und zwei junge englische Aerzte, die in unserer Gesellschaft sich befanden, versuchten einige Vorschriften zu ihrer Behandlung zu hinterlassen, allein es war nicht möglich, sich diesen Insulaneen verständlich zu machen. Der Herzog von Argyle, dem die Insel gehört, thut Alles, um diesen uralten Sitz der Wissenschaften und die Monumente und Ruinen zu erhalten. Allein eine Predigt, welche ein Geistlicher aus Mull viermal im Jahre hält, ist Alles, was für den Unterricht seiner Einwohner geschieht, die sonst ganz sich selbst überlassen sind. Wir verließen das Königsgrab, dem wohl nichts Aehnliches auf der Erde zur Seite steht, um nach Staffa zu steuern, das durch seine Naturwunder so berühmt geworden ist, und dessen Anblick dennoch Alles übertrifft, was die kühnste Phantasie nach den so unzulänglichen Bildern und Beschreibungen sich davon ausmalen mag. Die Insel ist klein und unbewohnt, und der Versuch auf der grünen hohen Plattform, welche sich über seinen Basaltkolonnen hinzieht, ein Haus zu errichten, scheiterte an den atlantischen Stürmen, die es zerstörten, bevor es vollendet war. Staffa ist eine irreguläre ovale Figur, anderthalb englische Meilen im Umfang, das von allen Seiten senkrecht und in den wundervollsten Basaltformationen dem Ocean entsteigt. Seine höchste Höhe ist über 110 Fuß, und es ruht auf einer Grundlage von einem Konglomerat von Tuffsteinen, dem eine schwarzgraue, harte, kompakte Basaltsäulenbildung folgt, welche ähnlich der des Giants Causeway in Irland, diese noch an Schönheit, wenn schon nicht an Großartigkeit übertrifft. Die ganze Façade der Insel gegen Südwesten, die Bogen und Gründe der Höhlen, gleichen architektonischen Zeichnungen und sind längst mit den Kunstausdrücken dieser Wissenschaft beschrieben, und selbst die Oberfläche des Eilandes, auf welchem die Endspitzen der Basaltpfeiler auftauchen,

ist mit einem gewürfelten Pasquetbroden zu vergleichen. Die Höhlen sind so zahlreich, daß man das ganze Eiland davon durchdrungen ansehen muß, allein alle Wunder des Platzes sind auf der Westseite zusammengedrängt, und die Brandung, welche sich unaufhörlich an diesen Felsen bricht, macht den Zugang und die genaue Besichtigung eben so selten möglich als sie stets gefährlich bleiben wird. Wochenlang liegen oft die Reisenden in den benachbarten Hochlandinseln oder in dem fernen Hafen zu Oban, um den seltenen Augenblick zu errathen, wo der stürmreiche Ocean den Zugang in sein Heiligthum gestatter und Tausende mußten schon unverrichteter Dinge wieder abziehen. Im schlimmsten Wetter hatte ich die erst kurz errichtete Straße von Lochlomand über Tarbet und das reizende Inverary durchzogen, und traf gerade in Oban ein, als ein Dampfschiff nach Tobermory, dem Haupthafen von Mull abging. Hier brachten wir die Nacht in ängstlichen Erwartungen zu, allein wer schildert unser Entzücken, als am andern Morgen der so lange anhaltende Westwind, bei dem der Eingang unmöglich ist, sich in Nord umgesetzt hatte, und der brave Kapitän erklärte, er werde fahren. Nachdem wir die Insel Jona ohne Hinderniß besucht, und fast alle Passagiere den theuern Tribut der Seekrankheit, womit man diese schöne Fahrt in der Regel bezahlen muß, entrichtet hatten, näherten wir uns um Mittag dem ersehnten Ziele und in hoher Pracht lag das schöne Eiland mit der reichsten Säulenordnung der Welt, im ruhigen Ocean vor unsern Augen, und die Sonne beleuchtete das herrliche Schauspiel. Die Beleuchtung, welche in den wundervollsten Farbenspielen vom dunkeln Vorgrunde bis zu den in die hellsten Silbertinten in den Sonnenstrahlen sich auflösenden fernsten Gebiegen überspielte, war unbeschreiblich. Es ist in diesen Regionen keine Zeit zu versäumen. Rasch wechselt der Wind, rasch wechselt die Fluth, und um in das Innere der Höhlen zu dringen, müssen die Minuten abgewogen werden. Das Dampfschiff hielt, jeder eilte der erste im ausgesetzten Boote zu seyn. Je näher wir kamen, desto höher stieg unser Erstaunen. Die Pracht der Scene, welche sich vor uns ausbreitete, übertrifft alle Erwartungen, die durch die vielen poetischen Schilderungen aufs Aeußerste gespannt sind. Die ganze Seite des Eilandes ruht auf natürlichen Säulen, die meistens über 50 Fuß hoch sich in grandiosen Kolonnaden darstellen, und auf Felsenbetten ruhen. Wir näherten uns der schönsten Grotte der Welt, und obschon die sonst so schreckliche Brandung bei gegenwärtiger ruhiger See unbedeutend genannt wurde, so war sie doch heftig genug, um den Eingang sehr schwierig zu machen. Dieser führt zwischen Felsenmassen durch, welche einigemale so nahe beisammenstehen, daß die Ruder gehoben werden müssen, und der Augenblick genau abzusehen ist, wo die Woge steigt, um mit ihr hinüber zu kommen. So kamen wir in die Brandung, allein obschon der Kapitän befohlen und die Matrosen versprochen hatten, uns in die Höhle selbst zu führen, so änderten sie dieß doch im entscheidenden Augenblick unter dem später angewendeten Vorwande, daß ihr Boot zu leicht sey und sie besorgt hätten, daß es sich an den Felsen zerschellen würde: so mußten wir an einer nicht ganz bequemen Stelle, wo bereits die Säulen der Höhle beginnen, herausspringen, um zu Fuße in sie einzudringen. Der Eingang der Grotte ist 40 Fuß breit und 117 Fuß hoch. Sie ist ganz aus schwarzen Basaltsäulen geschnitten, die eben so elegant als grandios geformt sind. Das Meer, welches in der Höhle selbst ist, sieht schwarz wie Dinte aus, und bietet schon beim Eintritte in die nach hinten sich mehr schließende Grotte, mit der weißschäumenden Brandung einen malerischen Kontrast. Die Länge der Höhle ist über 370 Fuß, und die rechts und links innerhalb fortlaufenden Säulen tragen ein gewölbtes Dach, welches alle Dome der Welt beschämt. Die Formen sind durchaus in dem kühnsten Maßstabe und die Schönheit der Säulen ist vollendet. Um zu Fuß in das Innere dieses Wunders zu dringen, gibt es nur einen Weg, und dieser gehört unbezweifelt zu den allergefährlichsten. Ungefähr 30 bis 40 Fuß über dem Meeresschlunde der Höhle findet man auf der rechten Seite vom Eingange eine Reihe durch die Macht tausendjähriger Brandung gebrochener Säulen, welche es möglich machen, indem man von der einen zur andern zu gelangen trachtet, bis in das äußerste Ende vorzudringen. Der Raum, den man für diesen schlimmen Spaziergang hat, beträgt nicht mehr als um jederzeit den Fuß aufzusetzen, und da die Säulen in verschiedener Höhe abgebrochen sind, so muß man öfters an der einen hinabrutschen und auf die andere hinaufklettern. Anhaltspunkte gibt es begreiflich keine und dieser Felsenpfad ist so schmal, daß man nie über eine Fußbreite für seinen Körper hat, den man mit der äußersten Vorsicht an den Felsenwänden fortwinden muß. Gegen das Ende der Höhle zeigt sich ein neuer Uebelstand, indem die Macht der Brandung mehrere Säulen ganz aus der Reihe gerissen und dadurch Spalten erzeugt hat, welche man überspringen muß, welches freilich unter diesen Umständen, links die brausende Brandung in schwarzem Abgrunde und rechts die schroffe Felsenwand, oft sehr schwierig wird. Die meisten kehrten hier um. Wir aber zogen die Schuhe aus, um sicherer auf den schlüpfrigen Säulenfragmenten fortkommen zu können und waren für so viele Mühe reichlich belohnt, als wir endlich im Hintergrunde der Höhle ankamen. Lautlos horchten wir der himmlisch-majestätischen Sphärenmusik, wodurch die Fingalshöhle so berühmt geworden, und die sich bald mit den grandiosesten Tonmassen, bald mit dem Rollen des Donners, bald mit dem Klange einer schönen Stimme vergleichen läßt, je nachdem die akustischen Fibern dieses majestätischen Baues durch die an den Basaltfelsen brechenden Wogen berührt werden. Ungeachtet der Tiefe dieser Grotte empfängt sie doch Licht genug von ihrer erhabenen Felsenpforte, um im Stande zu seyn, die Namen zu lesen, welche im Hintergrunde von Reisenden eingegraben wurden, auch ist die Luft darin ganz frei von dem Dunste und Stickgas, welches sonst in großen Höhlen angetroffen wird. Ich habe mehrere Basaltsäulenformationen gesehen, allein die Regelmäßigkeit der Säulen, die Höhe des Bogens, die ganze Form und Eleganz dieser Schöpfung der Natur, welche machen, daß man sie für ein Werk der Kunst halten möchte, übertrifft Alles. Wie mag es hier draußen in furchtbarer Novembernacht, wenn die Wogen des ergrimmten Oceans über den schönen Säulenwänden zusammenschlagen und jedes Schiff verloren ist, das in diese

Gegend geworfen wird. Und wie wenn die Natur ihre Laune hätte zeigen wollen, denn es war das Erstemal in diesem sturmreichen Jahre, daß der Eingang möglich wurde, so hatten wir kaum die Anker gelichtet, als es in Strömen anfing zu gießen und zu stürmen, und wir das Glück, das seltene Glück, in der himmlischen Fingalshöhle gewesen zu seyn, doppelt zu schätzen wußten.

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

(Fortsetzung.)

Simpelen's, oder wie es auch genannt wird, Simpelndorfs 60 Häuser sehen aus, wie ganz aus rohen Steinklumpen zusammengefügt und der rauhen Witterung wegen mit ockergelben Moosen und Flechten fast ganz überzogen. Der bekannte englische Reisende Coxe erklärt diese Flechtenbekleidung für „wunderbar und romantisch.“ Ihm zufolge sind die hiesigen Moose vollkommen scharlachroth oder pomeranzenfarbig, und an denjenigen Stellen, wo sich die Häuser und Felsmassen dünner bekleidet zeigen, sind sie es mit einer winzigen, dem Grünspan völlig gleichenden Flechtenart, so zwar, daß sie ungeheuren Kupferblöcken gleichen. Diese Scene, fährt er fort, erinnerte mich an jene Wirkung, welche eine Gegend auf die Phantasie äußert, wenn man sie durch farbige Gläser betrachtet; denn obwohl die Veränderung der Gegenstände dabei nur auf der Farbe beruht, so glaubt man doch plötzlich in einen neuen Planeten versetzt zu seyn. Die Häuser dieses „neuen Planeten“ haben sich auf der Alpenterrasse in sogenannter Kripoelform, oder wie eine Schafheerde beim Gewitter zusammengedrängt, um so vor Orkan und Kälte etwas mehr gesichert zu seyn, und außer der Kirche ist noch eine Art gothischer Befestigungsthurm sichtbar. Man wird durch die Umgebung des Ortes einigermaßen an die Wildbäder von Leuck erinnert, die jedoch durch ungleich imposantere Felsenbegränzung und doch etwas mehr Kultur ausgezeichnet sind, während sich hier nur Wiesengründe zeigen, durchaus keine Obstbäume, keine Gärten, nur Lärchenbäume, wohl aber rings umher noch höhere Klippen und Hörner mit Schneestreifen und Gletscherarmen, von denen sich in dieser Gemeinde acht befinden, im Patois des Niederwallis Truinoz, im romanischen Dialekt Graubündtens Glacaer, Glischer, Wader, Wadret und Vadretto genannt; die beachtenswerthesten davon sind der Roßboden- und der Fleischgletscher.

Aber dessen ungeachtet trifft man viele Zufriedene, die vielleicht das „Hemd des Glücklichen“ besitzen, und trotz neun Monaten Winter und drei Monaten Kälte ist hier noch nicht Lappland; es gibt mehrere Gasthöfe, darunter ein stattliches Hôtel de la croix blanche und dicht dabei eine Niederlage von Seidenstoffen, die ihre Schätze ebenfalls in französischer Sprache ausbietet. Madame Guingé und ihre elegante Tochter Margareth, dem Posthause zum Stern vorstehend, sind zwei mit Talent und Anmuth sprechende Pariserinnen und, ob zwar seit längerer Zeit hier einheimisch, dennoch so städtisch angethan, daß sich Depping wundern würde, der in seiner 1822 gedruckten Suisse von den hiesigen Leutchen behauptet: ils sont vêtus dans toutes les saisons de peaux de moutons. Hammelfelle sah ich hier allein auf dem Rücken der weidenden Schafe, und in der 1725 erbauten Kirche, wo das Volk sich zur letzten Messe eingefunden, war Alles gekleidet, wie in dem tiefer gelegenen Wallis. Aber, großer Gott, wie sieht es in dieser Kirche aus! noch toller als in Berns Kathedrale, wo man die gothische Architektur citronenfarb übermalt hat. Citronenfarb ist allerdings für einen mittelalterlichen Dom zierlich genug; Simpelen's Orgelchor und Presbyterium dagegen sind gar blau, roth, violett, gelb und schwarz durcheinander flammend angestrichen, und eben so buntscheckig sieht der heilige Bernhard vom Hochaltar nieder. Die Gewohnheit, alle Gebetbücher der Gemeinde Tag und Nacht auf den Kirchbänken offen liegen zu lassen, gefiel mir um so besser; ich blätterte in einer zu Einsiedeln gedruckten „Himmels-Tulipan,“ und war überrascht, darin an das mir so lieb gewordene Padua durch nachstehende Zeilen erinnert zu werden:

> Wer Wunder sucht und Zeichen will,
> Bei St. Antoni find't er viel:
> Tod, Irrthum, Aussatz, Noth, Elend,
> Der böse Geist selbst weicht bebend;
> Die Kranken werden auch zur Stund
> Durch sein Verdienst frisch und gesund.
> Das Meer wird still, die Eisenband'
> Zerbrechen selbst, ohn' alle Hand!
>
> Verlornes Glied, verlornes Gut
> Sein Fürbitt wiederbringen thut;
> Denn wer Hilf sucht, jung oder alt,
> Gar leicht von ihm dieselb' erhalt.
> Gefahr hört auf, die Noth vergeht,
> Darum sein Lob auch ewig b'steht;
> Frag' Padua, wo es bekannt,
> Dieß zeuget uns fast jedes Land.
> Das Meer wird still, die Eisenband'
> Zerbrechen selbst, ohn' alle Hand!

Bei weniger Appetit hätte sich vielleicht noch manche Ausbeute gewinnen lassen, aber das gute, früh servirte Mittagessen von Jean Guingé wartete, und ich hatte alle Ursache eben so zufrieden zu seyn, als Pictet im Oktober 1820, der hier „einen warmen Speisesaal und ein treffliches Nachtessen“ fand, und als Saussure, welcher Mitte Julius 1789 hier eine Nacht verlebte „dans une très-bonne auberge, chez le Capitaine Teyler.“ Bourrit dagegen klagt neun Jahre früher in seiner Schilderung der penninischen und rhätischen Alpen hier sowohl als auf dem St. Gotthard über die Ungastlichkeit der Einwohner, er vermißt an ihnen „diese Güte, diese Herzlichkeit, welche die Thäler und Berge der Schweiz charakterisiren,“ und meint, schon daraus ließe sich auf die Nähe Italiens schließen. Dieß scheint besser geworden zu seyn, seit Simpelen's Bewohner durch die neue Straße ziemlich viel Geld verdienen, weil es stets Transporte zu besorgen, Chausseen zu ver-

bessern oder Schnee zu schaufeln gibt, weil Alpenwirthschaft und Fremdenverkehr immer etwas eintragen, obwohl alle Lebensmittel aus Italien oder der Schweiz heraufgeschafft werden müssen. Die hiesigen Häuser sind gewissermaßen doppelt, außen von Stein, innen von Holz, und oft verschneien sie bis zum ersten Stockwerk, so daß man sich durchzugraben hat. Daß die kleinen Fenster der Alpen-, nicht der Gasthäuser, den ganzen Winter verschlossen bleiben, daß es fast neun Monate hindurch in den steinernen Oefen brennt, daß endlich die Stubenluft hier nicht die allerreinste seyn kann, bedarf keines Beweises.

Am Spiegel des Wirthszimmers suchte ich heut die Karte vergebens, durch welche ein zu Neapel wohnender Schneider den Durchreisenden sonst bereits auf dem Simplon seine Dienste anzubieten pflegte; hoffentlich ist nur die Karte, nicht der Schneider selbst zu Grunde gegangen! Was hier am 31sten August 1597 durch einen Bergfall zu Grunde ging, war das gesammte Dorf Simpelen, wobei 81 Personen ihr Leben verloren.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

Bei meiner Ankunft in Madras, am 21 April 1834, beschloß ich zu Lande nach Bombay zu gehen. Ich that sogleich die nöthigen Schritte, um mich hinsichtlich des besten Wegs, der Stationen, der Entfernungen u. s. w. zu erkundigen, wunderte mich aber nicht wenig über die in dieser Hinsicht nicht nur in Privatcirkeln, sondern sogar in Geschäftshäusern herrschende gänzliche Unwissenheit. Die Mühe und Beschwerden, die ich bei meinem Vorhaben zu überwinden hatte, veranlaßten mich, meine Erfahrungen zu Nutz und Frommen derer, welche dieselbe Reise unternehmen wollen, niederzuschreiben.

Das erste wofür man besorgt seyn muß, ist ein geräumiger, luftiger und nicht zu schwerer Palankin; die Kosten kommen nicht in Betracht, da man ihn in Bombay leicht verkaufen kann. Dieser Palankin muß mit Matten von Darrgras gut ausgefüttert seyn, und man thut wohl, diese, so oft die Gelegenheit dazu sich bietet, mit Wasser anzufeuchten, weil dieß nicht nur eine angenehme Kühle gewährt, sondern weil auch die Matten dann einen angenehmen Geruch verbreiten. Zwei Stangen von Bambus und ein Vorrath von Stricken sind ebenfalls nöthige Dinge, im Fall die Tragstangen des Palankins zerbrechen oder sonst beschädigt werden sollten. Die wesentlichste, oder Lebensfrage, bei dieser ganzen Ausrüstung sind die Speisen und Getränke. Beide sollen einfach seyn, und nicht in zu großer Menge auf einmal zu sich genommen werden, denn die Erfahrung lehrt, daß Mäßigkeit am sichersten gegen Krankheiten schützt. Gegen mögliche Unfälle dieser Art wird es jedoch gut seyn, wenn der Reisende ein paar Dutzend Pillen aus zwei Drachmen Calomel und 24 Gran Bilsenkrautextrakt bestehend, etwas auflösende Salze, Sennesblätter und etwas Pfeffermünzöl mit sich nimmt. Bei einem galligen Anfall werden eine oder zwei dieser Pillen, mit Absud von Sennesblättern und den Salzen, nebst zwei Tropfen des Pfeffermünzöls genommen, gute Dienste leisten. Rathsam wäre es auch eine Mixtur gegen Choleraanfälle mit sich zu nehmen. Alles Ueberflüssige muß man zurücklassen, weil dieß die Träger nur unnütz belastet und die Schnelligkeit der Reise hemmt.

Mehrere Tage vor der Abreise muß man an die Beamten schreiben, durch deren Distrikte die Reise führt, um die erforderlichen Träger in Bereitschaft zu finden und ohne Aufenthalt befördert zu werden. Gut wird es seyn, wenn man den andern Tag eine Copie desselben Briefs abgeben läßt, im Fall einer etwa verloren ginge. Es geschah mir zuweilen, daß Culey-Träger mich absetzten und darauf bestanden, nicht weiter gehen zu wollen als von ihrem Dorfe bis zum nächsten; in solchen Fällen that eine Drohung mit meinen Taschenpistolen und die Versicherung, daß ich sie der Behörde anzeigen würde, bessere Wirkung als stundenlanges Gezänk. In der unabhängigen Provinz Savanhur erklärte mir der Richter des Dorfs durch das ich kam, daß er keinen Befehl erhalten habe, mich mit Trägern zu versehen. Ich wartete einige Zeit, dann aber nahm ich meine Pistole heraus und fing an sie zu laden; dieß reichte hin: die Träger waren augenblicklich da und ich wurde mit Höflichkeiten überhäuft.

Die indischen Träger sind im Ganzen höflich und lenksam. Wenn sie einen Utscha Sahib zu tragen haben, so thun sie Alles, was in ihrer Macht steht, um ihm gefällig zu seyn, indem sie ihm Eier, heißes Wasser u. s. w. verschaffen und für seine Bequemlichkeit sorgen. Es ist ein Unterschied zwischen den Culey-Trägern und denen, welche regelmäßig verwendet werden; die Culies sind eben so ungeschickt und träge, als eigensinnig und ungefällig. Der Ruf, der den Reisenden vorausgeht, hat großen Einfluß auf das Benehmen der Träger gegen ihn. Junge unerfahrene Leute, und auch solche, die durch ihre Jugend nicht einmal entschuldigt werden können, lassen es sich beikommen, diese armen Träger zu schlagen, als wären sie Lastthiere oder Galeerensklaven; diesen geschieht es dann oft, daß sie mitten auf der Straße abgesetzt werden und daß ihre Träger davon laufen, wodurch sie in eine höchst fatale Lage gerathen. Die gewöhnlichen Träger legen bei heißer Witterung im Durchschnitt drei (englische) Meilen und bei kaltem Wetter vier in der Stunde zurück.

Am 1sten Mai 1834, Nachmittags 5 Uhr sagte ich Madras Lebewohl, und brach unter dem Geschrei meiner Träger, in eine dicke Wolke von Staub gehüllt, auf; von dieser beschwerlichen Begleitung wurden wir bis Arcat mehr oder weniger belästigt. Das Land bis dorthin bot einen höchst einförmigen Anblick, der nur hie und da durch einzeln stehende, wie verdorrt aussehende Bäume unterbrochen wurde. Die ganze Gegend sah, der Hitze und des Mangels an Regen wegen, wie verbrannt aus, was auf den Reisenden einen höchst unangenehmen Eindruck hervorbringt. Ich ließ meine Träger die ganze Nacht hindurch gehen, weil ich zu Cauvery Pauk ein Dak, oder Relais von Trägern zu finden, und Arcot um 9 Uhr Vormittags zu erreichen hoffte. Hierin fand ich mich getäuscht; es waren keine Träger da, und ich mußte die meinigen, bereits sehr ermüdeten gut bezahlen, um sie zum weitern Marsch zu bewegen. Zu Cauvery Pauk war nichts Merkwürdiges zu sehen und es befanden sich nur wenige Eingeborne auf der Straße, was ich als eine Folge der letzten großen Hungersnoth betrachtete. Auch hinter Cauvery Pauk sah das Land noch immer aus, als wäre es mit Feuer und Schwert verwüstet; an einer einzigen Stelle bemerkte ich Eingeborne beschäftigt, Getreide von Ochsen austreten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1836.

Die neuere Literatur der Juden.

(Zur Geschichte der jüdischen Poesie von Abschluß der heiligen Schrift alten Bundes bis auf die neueste Zeit, von Franz Delitsch.)

Nach einem langen wunderlichen Irrgange lehrt das Studium des Alten Testaments und der alttestamentlichen Sprache wieder dahin zurück, wovon es ausgegangen, zum Studium der talmudischen und rabbinischen Literatur. Die ältesten Beförderer des Studiums der hebräischen Sprache hatten ihre Kenntnisse bei gelehrten Rabbinern geholt, und über zwei Jahrhunderte lang besaß Deutschland unter seinen gelehrten Kennern des Hebräischen auch zahlreiche und gründliche Kenner der nachbiblischen, hauptsächlich rabbinischen Literatur. Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber begannen unsere Kenner des Hebräischen zu arabisiren, und wer auch nur oberflächlich mit der Geschichte der alttestamentlichen Exegese bekannt ist, weiß zur Genüge, daß man die Erklärungen aus dem Arabischen oft mit den Haaren herbeizog. Diese Narrheit trug indeß, wie manche andere, ihre wohlthätigen Früchte, das Studium des Arabischen ward befördert, und allmählich hat sich dieses, das lange nur als eine Art Anhängsel des Studiums der hebräischen Sprache betrieben wurde, endlich aus solchen Fesseln losgemacht, und man erlernt jetzt diese schöne, reiche und interessante Sprache um ihrer selbst und der zauberischen Fülle ihrer Literatur willen.

Als dieser Auswuchs des hebräischen Studiums seine größte Höhe erreichte, trat allmählich eine Reaktion ein, und man erkannte, daß wenn auch aus den gelehrten Bearbeitungen der hebräischen Sprache durch die Rabbiner bei den jetzigen Anforderungen für die grammatische Entwicklung wenig zu gewinnen sey, doch der nicht minder wichtige lexikographische Theil eine desto reichere Ausbeute hoffen lasse. So wandte man sich wieder an die jüdischen Schriftsteller, und fand bald, daß bei ihnen, namentlich bei denen aus der talmudischen Zeit (300 bis 600 n. Ch.) sich manche Tradition erhalten habe, welche für die Erklärung alttestamentlicher Stellen mehr leistet, als unsere spitzfindigste Exegetik. Auch wurde man durch das Studium dieser Schriften in den Geist dieser eigenthümlich ausgebildeten Sprache wieder mehr eingeweiht, indem man anstatt bloß auf den in sich abgeschlossenen biblischen Hebraismus zu sehen, den die talmudischen Sprachlauber so weit möglich über Einen Leisten geschlagen, wiederum den Blick auf eine durch mehr als zwei Jahrtausende fortgebildete Sprache richten lernte.

Ein Ergebniß dieses neuaufgehenden Studiums ist auch die obengenannte Schrift, deren Hauptverdienst, abgesehen von dem mannichfachen gelehrten Interesse, darin besteht, daß sie den Blick auf die kaum beachtete neue Literatur des allenthalben zerstreuten jüdischen Volks richtet, und diese charakterisirt, indem sie zeigt, daß sie der Form und dem Inhalt nach an die ältere, sowohl biblische als nichtbiblische Literatur des hebräischen Volks sich anschließt. Von der Form, namentlich der metrischen, müssen wir hier gänzlich absehen, da dieß uns in das Labyrinth der hebräischen Sprachformen führen würde, worein wir unsere Leser nicht verwickeln wollen.

Es ist gewiß höchst interessant, den Gang einer Literatur zu verfolgen, die jetzt schon einen mehr als dritthalbtausendjährigen Bestand hat, und sich durch ein ganz eigenthümliches Gepräge von allen andern auszeichnet, mag man nun auch von der Idee, die Juden als das auserwählte Volk Gottes anzusehen, halten, was man will. Die Schriften des alten Testaments, die in ihrer einfachen Größe als wahre Denkmäler des Alterthums dastehen, sind der ewig klare Born, in dem die hebräische Literatur unter allen Schicksalswechseln des Volkes sich immer wieder verjüngte, wenn auch, je weiter von dem Urquell entfernt, der Strom immer trüber dahinzufließen scheint. Wie in unserer Geschichte, so muß man, wenn auch in ganz anderem Sinne, drei Perioden der hebräischen, oder im Grunde richtiger, der jüdischen Literatur, indem sie nicht immer hebräisch schrieb, unterscheiden, die alte, die mittlere und die neue Zeit. Die alte Periode zerfällt in zwei Unterabtheilungen der Zeit, die mittlere und neuere wegen der Zerstreuung des Volks in Unterabtheilungen je nach den Ländern.

Die nachbiblische Literatur der ältern Periode zerfällt in zwei sehr streng geschiedene Abtheilungen, das soferische Zeitalter, — sogenannt wegen der ununterbrochenen Kette der Soferim oder Synagogalhäupter, — welches noch, wenn auch in schwachem Nachklang selbstthätig ist, während das talmudische Zeitalter

durchaus nur den erhaltenen Stoff, wenn auch auf noch so mannichfache Weise verarbeitet. Es ist diese letztere Periode recht eigentlich das Zeitalter der Klage um die verlorene Nationalität und den zerstörten Tempel, das Volk schließt sie nur noch inniger, trotz mancher Apostasien zu der verwaschenen Philosophie jener Zeit, an die Ueberreste aus den glorreichern Perioden seiner Geschichte, und der alttestamentliche Stoff wird auf der einen Seite in zahlreichen gelehrten Abhandlungen, auf der andern in mannichfachen Sagen, Liedern und Allegorien behandelt. Darum ist die talmudische Literatur eine Art Vorbild frommer Anhänglichkeit an die Heiligthümer des Volkes und treuen Eifers für ihre Bewahrung und Erklärung geworden, obwohl sie einer freiern geistigen Entwicklung ermangelt.

Den Uebergang zur mittelalterlichen Literatur bildet das gaonische Zeitalter, sogenannt nach der vierhundert vier und achtzigjährigen Reihenfolge der Gaonen im persischen und arabischen Reich, deren Patriarchat mit dem letzten R. Hai Gaon im Jahre 997 nach Ch. unterging. Vorher standen sie als bezwungenes Volk unter den Römern, später, namentlich unter den Gaonen in Babylonien, traten sie zwar als abhängige, aber in sich freie Gemeinde unter Persern und Arabern auf, und wenn auch die wesentlichsten Theile ihrer Literatur bereits festgestellt waren, so konnte eine Einwirkung der aufblühenden arabischen Literatur dennoch nicht ausbleiben, ein Umstand, dessen Wichtigkeit erst in der folgenden Periode recht hervortrat.

Als das jüdische Patriarchat in Babylonien erloschen war, da tauchte die jüdische Literatur in Spanien und Italien auf, aber in wesentlich verschiedenem Geiste. Die universellere, wissenschaftliche Richtung, welche die jüdische Literatur am Ende des gaonäischen Zeitalters theils durch nähere Bekanntschaft mit griechischer Literatur, theils durch die nahe Berührung mit den Arabern erhalten hatte, erhielt sich in Spanien unter den dortigen Arabern, wo das jüdische Volk einer später nie wieder erfahrenen Freiheit und Ehre genoß; daher die mannichfache blüthenreiche, großentheils weltliche Entfaltung ihres Schriftenthums. Mit den spanischen Moslems hatten sie die ganze Sagenwelt gemein, die sich auf die alttestamentliche Geschichte bezieht, und in den jüdischen Targumen schon ein Jahrtausend früher, auch in reinerer und würdigerer Form, enthalten war. Hiezu kommt noch die Stammverwandtschaft der Sprache, die eine Wechselwirkung beider Völker hervorrief, und viel dazu beitrug, die jüdische Literatur in Spanien weltlicher zu machen. Ganz anders war es in Italien; auf dieses und das mit ihm zusammenhängende abendländische Reich „vererbte sich mehr der Geist Palästina's, jener nationale, energische, glühend religiöse, vaterlandsliebende Geist der Hagada und der jerusalemischen Gemara." *) Der Grund dieser Erscheinung liegt aber wohl schwerlich in der Uebersiedlung zahlreicher palästinischer Juden nach Italien, sondern in dem schroffen Gegensatz, in den hier Judenthum und Christenthum, abendländische und orientalische Bildung, hebräische und romanische Sprachen mit einander treten. Uebrigens blühten Literatur und Poesie in beiden Ländern, und wenn in Italien allerdings die strenge Poesie der Pijuthim (Festgebete) vorherrscht, so fehlte es doch auch an einzelnen weltlichen Dichtern nicht, und Imanuel Romi verdiente wenigstens wegen seines zügellosen, selbst das Heiligste nicht achtenden Witzes den Namen des jüdischen Aretino.

Aber die Periode der Blüthe dauerte nicht lange, und sie sank namentlich in Spanien mit der sinkenden Herrschaft der maurischen Araber. Die Juden, stets auf Seite der duldsamen Araber gegen die unduldsamern Christen, werden auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel immer mehr verfolgt, und eine große Anzahl derselben wandert nach Holland, von wo sie sich allmählich in den slavischen Norden verbreiteten. An beiden Orten ist ein obwohl schwacher Nachklang hebräischer Literatur, in Holland, weil die Juden damals nirgends in der christlichen Welt so viele Freiheit genossen, in den slavischen Ländern, weil ihre Anzahl und die unter ihnen verbreiteten Kenntnisse ihnen Gelegenheit verliehen, sich in ihrer abgesonderten Nationalität zu behaupten.

Am wenigsten wollte dieß dagegen in Deutschland glücken, woran freilich früher ihre geringe Anzahl, und namentlich ihre gedrückte Stellung als sogenannte Kammerknechte Schuld waren. Zwar fehlte es bis auf die neueste Zeit nicht an Einzelnen, die der unnationalen Nachahmerei deutscher Geisteswerke den Geist der alttestamentlichen Poesie entgegensetzten, und dem flachen Deismus gegenüber die Fahne des alten zornigen Jehovagottes erhoben; aber diese einzelnen Bestrebungen scheinen in dem allgemeinen religiösen Gährungsprozeß unterzugehen, und immer schwächer zu werden, je mehr die bürgerlichen Scheidewände, welche bis jetzt noch die Juden von den übrigen Bürgern des Staats trennen, zusammenfallen. Wir können auf diesen Gegenstand, der ohnehin nur ein Incidenzpunkt in dem großen Kampfe um allgemeine bürgerliche Gleichstellung ist, nicht näher eingehen, und fügen nur noch über die Literatur der Juden in fremden Ländern einige spezielle Bemerkungen bei.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

General Bethencourt. — Wechsel der Naturerscheinungen. — Das thurmartige Gasthaus. — Gränze der Schweiz. — Die Galerie von Gondo oder Frissinone. — Dorf Simpelen. — Das alte Spittel und das neue Hospiz.

(Schluß.)

Von hier aus hat man noch anderthalb Stunden bis zum Hochplateau des ganzen Berges oder zu dem neuen Hospiz emporzusteigen, an den drei Häusern von Am Senk vorbei und über den Senkelbach, zur Seite bald Gletscher, bald weite Schneeflächen, bald schwarze Felsenriffe lassend. Doch die imposantesten Naturwunder scheinen sich erschöpft zu haben, die Gegend

*) Unter Hagada versteht man den Inbegriff der religiösen und geschichtlichen Auslegungen des Gesetzes. Die Gemara ist die Sammlung rabbinischer Erläuterungen zu Mischna, oder dem ungeschriebenen, traditionellen Gesetze.

wird steppenartig, worin das Refuge wie eine Karavanserai steht, und nur bisweilen durchkreuzt sie noch ein Wildstrom, der mitten auf die Straße fallen würde, wenn man nicht eine förmliche Brunnenstube ausgemauert hätte, so daß er wie in eine tiefe Cisterne hinabstürzt. Hier gibt es schöne Alpentriften mit umherklingelndem dunkelrothem Schweizervieh. Eine junge Schöne zog der Heerde voran und lockte sie durch eigenthümliche Schmeichellaute, von denen das Hutjä, hutjä Kuräh! doba, doba, doba!" ganz besondere Wirkung zu machen schien. Nicht minder gefielen mir die schönen thurmhohen Lärchenbäume, hie und da so stark, daß sie kaum von zwei Männern zu umspannen sind; nur ist es Schade, sie immer mehr ausgerodet und nicht gehörig nachgepflanzt zu sehen. Auch nimmt ihre Höhe weiter empor so schnell ab, daß sie bald nur noch als am Boden kriechendes Krummholz erscheinen.

Bevor das neue Hospiz fertig wurde, mußte man sich mit dem alten „Spittel" behelfen, das aus ziemlich weiter Thalmulde, der Hauptstraße zur Linken, von hellgrünen Wiesenmatten heraufblickt, schiefergedeckt und mit mehr als vierzig Fenstern versehen: ein ganz steinernes, schmales, fünf Stock hohes Gebäude, überragt von viereckigem, mit Blech bekleidetem Thurme. Man hat das Seitenstück zu Gando's Wirthshause vor sich, eher einem Gefängniß, als der Wohnung eines freien Schweizers ähnlich. Die Familie der Barone Stockalper ist auch hier Eigenthümer und obwohl das Ganze von ihr zur Herberge bedrängter Reisenden bestimmt war, so schickte sie doch auch jeden Sommer ihre Kinder von Brieg herauf, um sie, allgemeinem Walliser Gebrauche entsprechend, dadurch der gefährlichen Hitze, den Ausdünstungen des Thales und somit allen Gefahren des Kretinismus zu entziehen. Dort unten gibt es keine lachende Aussicht, keinen Baum, nichts als hohe schneebedeckte Felsspitzen ringsumher, Alles öd und an die Gemmihöhe mahnend. Man glaubt es gern, wenn hier ein reisender Engländer ausruft: J know no word for such a place in England! Es ließe sich an Veit Webers Schreckenswohnung des Müllers im Thale denken, zumal wenn man sich erinnert, daß im November 1816 eine starke Räuberbande die Simplonstraße sehr unsicher machte und manche Reisende ganz ausgeplündert wurden. Endlich gelang es der wachsamen Polizei von Domo d'Ossola, mehrere der hiesigen Banditen einzufangen. Es waren Leute aller Nationen, meist flüchtige Soldaten von jenen Korps, die sich während der letzten Feldzüge in Oberitalien und der Schweiz aufgehalten hatten.

Das neue Hospiz, 6150 Fuß über dem Meere, liegt dessen ungeachtet noch 21 Fuß tiefer als der höchste Punkt des Straßenzuges, und zwar auch in einem Thalkessel, wenn man die noch höheren Eis- und Schneefelder berücksichtigt: aber eigentlich auf einem rauhen, graubraunen, vielfach durch Wildbäche zerrissenen Bergplateau; nur hie und da durch smaragdgrüne Grasstreife aufgehöht, worin die schönsten Alpenblumen, besonders Saxifragen und die purpurblauen Glocken- und Sternenzianen nicht blühen, sondern glühen. Welcher schnelle Wechsel der Naturerscheinungen! Hier noch 5 bis 600 Metres hoch, die mit sechs Gletschern belasteten obersten Simplonspitzen im Kreise umher, wie sie eisig auf den öden „Naßboden" herabschauen und ihre Quellen theils nach Italien, theils in die Schweiz hinabsenden. Hier die ganze Natur erstorben, nur kräftig genug, etwa unseres Novalis blaue Wunderblume in voller Schönheit hervorzubringen; und kaum eine halbe Tagereise südlich hinab, wandelt der entzückte Naturfreund, umtönt vom Nachtigallenschlag, umschwirrt vom Zirpen der Cikaden, auf Isola Madre und Isola bella im Lorbeerwalde, in Citronenhainen, im Schatten obeliskenartiger Cypressen, umblüht von den duftenden Kindern nicht nur der gemäßigten, sondern selbst der heißen Zone, von Aloe- und Cactusarten. Noch gestern wehten sanfte Winde Orangenblüthen auf mich herab, heut umflatterten mich große Schneeflocken; gestern hätte ich ein Bad in dem lauen See nehmen können, heut kam die Wärme des eingeheizten Zimmers mir sehr willkommen.

Auf dieser Scheidecke ist ein mächtiges Torfmoor gelagert, wie das übrigens von vielen Alpen gilt, die einst gleich dem Simplon Seen hatten,*) nun entweder ausgetrocknet, oder abgelaufen. Es scheint in drei verschiedenen Epochen gebildet zu seyn, da es aus drei Lagern besteht, die sich auch durch ihre mehr oder minder helle Farbe unterscheiden. Amoretti wunderte sich, in der Nähe dieses Moorgrundes Mitte September ganze Schaaren von Schwalben anzutreffen, die gegen den Hauptkamm der Alpen flogen; während sie die Thäler der Lombardei bekanntlich schon Anfang September verlassen, dagegen auffallend genug, aus den Schweizer Schluchten erst in der Mitte des Herbstmonats davon eilten. Es scheint dieß ein neuer Beweis zu seyn, daß diese Vögel nicht über das Meer ziehen, sondern wie die Fledermäuse den Winter erstarrt zubringen.

Im J. 1827 wurden die durch Napoleon begonnenen Bauten des neuen Hospiz von der Regierung des Standes Wallis dem St. Bernhardkloster überlassen, das hier auch zwei seiner Geistlichen unterhält, während sonst Kanonikus Daleve mit einem Genossen in der Stockalperischen Behausung als Fremden- und Krankenpfleger lebte. Dieß endlich fertig gewordene Haus scheint ein wahrer, für die Ewigkeit gebauter Palast zu seyn. Es ist 14 Fenster oder 60 Metres lang, 20 Metres breit, drei Stockwerk hoch, mit Schiefer gedeckt, lichtgelb gefärbt und mit grünen Jalousien versehen; auch fehlen die treuen Bernhardinerhunde nicht. Der niemals zufrierende Krummbach verschafft ihm das nöthige Wasser, welches sich hierauf theilt und hier dem Tessin und dem adriatischen Meer, dort der Rhone und dem mittelländischen Meer entgegeneilt. In solcher Einöde, wo der Gletscher in kalter Majestät die Natur beherrscht, scheint das Gebäude die durch Schneestürme überraschten Reisenden gastlich zu sich einzuladen. Da ich eine Nacht darin verlebte, um auch bei diesen Religiosen nähere Kunde über die Simplonverhältnisse einzuziehen, so hatte ich Gelegenheit, die Verstandes- und Herzensbildung der würdigen Priester kennen zu lernen.

Was hier erst seit Kurzem zu Stande kam, sollte nach einer 1801 erlassenen Verfügung Bonaparte's bereits vor 34 Jahren vollendet seyn. Er wollte auf dem Simplon sowohl, als

*) Dieser sonst vor dem Hospiz befindliche See hieß der Hobschen-See, sein Torfgrund wird mundartlich Turbenboden genannt.

auf dem Mont-Cenis ein ähnliches Hospiz errichtet wissen, wie es bereits auf dem großen St. Bernhard bestand. Diese drei Häuser sollten unter einer und derselben Oberleitung stehen; dann von den italienischen Regierungen so reichlich ausgestattet werden, daß jedes einzelne 20,000 Franken Einkünfte erhielte. Aber es blieb, wenigstens in Bezug auf den Simplon, beim Befehl, die Ausführung fand man späterhin nicht mehr angemessen, weil das Geld für ganz andere Zwecke, als für arme Reisende verwendet wurde. Man verlangte 45 Priester für beide Hospize; der ganze schweizerische Ordensstand hatte damals aber nicht den vierten Theil dieser Anzahl, und seit der Revolution fand sich niemand, der in denselben eintreten wollte. Das Kollegium von Sion, wo die Novizen sonst ihre Studien machten, zeigte sich in vollkommener Zerrüttung. Hiezu kam noch, daß die damaligen Religiosen des St. Bernhard beinahe sämmtlich krank waren und eine Veränderung der Luft in der Ebene suchen mußten. Den Verfall ihrer Gesundheit schrieben sie weniger noch den physischen und moralischen Drangsalen zu, die sie seit drei Jahren zu erdulden hatten, als vielmehr der durch den Aufenthalt der französischen Truppen in dem Kloster verursachten Ansteckung, indem man dasselbe in einen Pferdestall umgeschaffen hatte.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Die Hitze wurde, so wie wir uns Wallabschanagow näherten, so fürchterlich drückend, daß sie die Füße meiner Träger versengte und ihnen Hitzblattern auf Rücken und Schultern auszog. Die armen Leute waren so ganz erschöpft, daß sie mich an dem eben genannten Ort im Stich ließen und ich geduldig warten mußte, bis ein anderer Dak von Arcot herbeigeschafft werden konnte. Dieser Aufenthalt war Ursache, daß ich die nächste Station erst um vier Uhr Nachmittags erreichte und ich zudem der Tageshitze ausgesetzt war. Ich würde den Reisenden rathen, um 5 Uhr Nachmittags von Madras aufzubrechen, um so Arcot am folgenden Morgen um 8 Uhr zu erreichen; es ist von 3 bis 5 Uhr Nachmittags heißer als von 6 bis 10 Vormittags. Die Tageshitze muß man während der heißen Monate in Indien zu vermindern suchen, denn schon mancher Reisende ist in seinem Palankin gestorben und andere haben sich langwierige Krankheiten zugezogen, weil sie diese Vorsicht außer Acht ließen.

Zu Arcot wurde ich von einem Kriegsmann gastfreundlich aufgenommen und mit einem warmen Bad bedient, das meinen steifen Gliedmaßen sehr wohl bekam. Das Bad ist unter einem heißen Klima, besonders nach einer Reise, eine große Wohlthat, denn es mildert jene fieberische Erschöpfung, die man während langer Tagmärsche in der Hitze empfindet. Mein wackrer Wirth ging mit mir um die Kantonirungen spazieren, um mich das genießen zu lassen, was er frische Luft nannte; aber ach, die Luft war schwül zum Ersticken und regungslos wie das todte Meer. Arcot hat mehrere große Gebäude, die jedoch ganz unbewohnt und schlecht eingerichtet sind. Die Eingebornen, welche ich sah, waren meist Soldaten und zur Nation gehörige Leute. Arcot ist der heißeste Ort, der mir in Indien vorgekommen ist.

Am 3ten Mai brach ich um Mitternacht auf und kam durch die Citadelle von Vellur, eines der stärksten Bergforts in Indien, von einem breiten Graben umgeben, der mit Alligatoren bevölkert ist. Gegen Morgen hatte sich die Atmosphäre um Vieles verbessert und der erfreuliche Anblick von frischem Grün und gutem Anbau, belebt von grasenden Heerden von Ziegen und Hornvieh, begann sich zu entfalten. Die fruchtbaren Thäler waren allenthalben von hohen, kahlen Bergen umgeben. Um 8 Uhr langte ich zu Pollicondah an, wo ich während der Hitze des Tages in einem Bungalow blieb. Hier traf ich einen Fähndrich, der mit seiner Frau nach Bangalore reiste. Ich hatte für einen Reisenden recht gutes Essen, das ein alter Sipay besorgte, der mit bei der Einnahme von Seringapatam gewesen war, und nun diesen Ruheplatz für Reisende zu besorgen hatte. Er war ein sehr höflicher Mann, der uns reichlich mit Lebensbedürfnissen aller Art versah.

Um 5 Uhr Nachmittags setzte ich meine Reise nach Lallpett fort, wo es schöne Obstgärten gibt; da ich jedoch erst Nachts um 11 Uhr ankam, so konnte ich von den Früchten nur kosten. Um 1 Uhr Früh, am 4ten Mai kam ich an den Fuß der Ghats. Die Nacht war herrlich, der Himmel mit Myriaden leuchtender Sterne besäet; der Mond war eben aufgegangen und beleuchtete mit seinem Silberlicht die majestätischen Gebirgsscenen, die sich ringsum aufthürmten.

Mondlicht ist immer angenehm, wer es aber in Indien nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von dem Reiz machen, den es über die Landschaft verbreitet. Kahle, sandige Ebenen selbst scheinen sich unter seinem Zauberlicht zu beleben und die zerstreuten und ärmlichen Erdhütten der Eingebornen gewinnen ein verschönertes Aussehen.

Der Weg die Ghats hinan war furchtbar steil, und schlängelt sich, von Bäumen und Gebüsch dicht beschattet, im Zickzack fort. Ich schritt meinen Trägern voraus, theils um die Gegend zu genießen, theils um den armen Leuten die Last zu erleichtern. Zwei Kulies mit dem Gepäck gingen voran, von einem Sipahi mit gezogenem Säbel begleitet. Die Reserveträger hatten brennende Fackeln in den Händen, von Stücken Holz gemacht, dem man die Rinde abgezogen hatte, und das von einem Baume kam, der unsrer Eiche gleicht. Von diesem Holz werden Pfähle gemacht und an den verschiedenen Dörfern durch das ganze Land aufgestellt. Wir stiegen in der angegebenen Ordnung ungefähr halbwegs empor, wo wir an einen Engpaß kamen, der durch Bäume und dichtes Gebüsch ein so dunkles und unheimliches Aussehen erhielt, daß selbst unsre Fackeln ihn nur noch düstrer machten. Plötzlich ließ sich ein Geräusch zwischen den Bäumen hören, zwei riesige ungeformte Gestalten brachen aus dem Dickicht hervor und stellten sich uns gerade in den Weg. Meine beiden Kulies und der Sipahi warfen unter dem Geschrei Bogg! Bogg! (Tiger, Tiger!) mein Gepäck weg, und flüchteten eilig in das dichteste Gebüsch. Ich selbst stand starr vor Schrecken, fühlte jedoch, daß Sicherheit nicht immer durch die Flucht zu erlangen sey und bei dieser Gelegenheit gerade am wenigsten; ich blieb also wie eingewurzelt stehen, bis die Träger mit ihren Fackeln herbeikamen, bei deren Licht wir zu unserer großen Beruhigung erkannten, daß die Ungeheuer, die uns so in Schrecken gesetzt, nichts als zwei wilde Büffel waren, die sich friedlich wieder entfernten. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1836.

Fountains Abbey.

(Von C. v. H.)

Je länger ich in England reise, desto mehr überzeuge ich mich, daß die gothische Architektur eine malerischere Ruine bildet, als die römische. Tausende pilgern alljährlich nach Rom, um das Coliseum anzustaunen; wie wenige kommen aber nach England, um diese herrlichen gothischen Tempel zu bewundern, die im Leben schon so schön, im Verfalle erst ihren höchsten Reiz finden. Melrose, „das die Fee aus schlanken Zweigen zusammengetragen, und durch Uebergießen aus heiliger Quelle in Stein verwandelt;" Roslyn, dieser Schmuck des schottischen Landes; Holyrood Chapel, das sich so schutzbedürftig dem Schloß: Asyle des Unglücks, des Mordes, und der Verbannung in Edinburg anschmiegt; das erhabene Vale Crucis im schönsten Thale von Wales, die erstaunliche Netley Abtey bei Southampton, die Heinrich VIII zerstörte, die stolze Rievoulx-Priory und die in ihrer fast gänzlichen Auflösung noch so reizende Byland Abbey: alle diese glänzenden Schöpfungen und erhabenen Ueberbleibsel gothischer Bauart verschwinden gegen die Tinteen Abbey und gegen die alles Andere an Umfang, Pracht und Würde übertreffende Fountains Abbey. Tinteen Abbey ist die rührendste, Fountains Abbey die erhabenste Kirchenruine. Tinteen Abbey ist die Idylle, Fountains Abbey das Epos der christlichen Baukunst. Wir hatten uns in dem reichen Yorkshire niedergelassen, um von einer beschwerlichen Reise durch die Hochlande auszuruhen, und vor unserm Scheiden aus dem nun ganz durchwanderten Großbritannien seine schönste Grafschaft kennen zu lernen. Hier zeigt sich Englands ganzer Reichthum, und die ewig in Kohlendampf gehüllten Fabrikstädte Leeds und Sheffield, die üppigen grünen Fluren, die Kühe und Stiere, die langhaarigen Schafe und die schönsten englischen Pferde, die harmlos an der belebten Straße nach Futter ledig herumlaufen, die städteähnlichen freundlichen Dörfer, die wohlgekleideten Bewohner, Alles zeigte uns, daß wir wieder auf wahrem englischem Boden waren, und schob die trüben Bilder des unglücklichen Irlands und des armen Hochlandes in den Hintergrund. Eine Kuppel kühner Renner zog an uns vorüber nach jenem York, einst die Hauptstadt der Römer, dem Geburtsorte des großen Konstantins, vor Kurzem noch die zweite Stadt des Reichs, und jetzt erst unter dem Qualm und Dampf der Manchester und Birminghamer Maschinenlenker erlegen. Sein Dom ragt aber noch weit über das Land hinaus und blickt bangend nach den schönen Ueberbleibseln seiner gothischen Vorfahren, die nirgends herrlicher zu finden, als gerade in der Nähe dieses noch aufrecht stehenden herrlichsten Münsters. Und wie nahe stund er auch schon dem Verderben durch die Flamme. Ich sprach vor einiger Zeit den Mann, der die schönste Kirche der Christenheit angezündet. Neben ihm in New-Bedlam wohnt der Mörder König Georgs. Was bewegt die Engländer, solche Verbrecher als Narren zu behandeln? Sie hängen einen armen Teufel, den die Noth treibt eine Banknote zu stehlen oder zu machen; wer aber ihre Kirche abbrennt und ihre Könige mordet, kommt ins Narrenhaus. Ich fand keinen verrückt. Sie haben das beste Leben und im Gegentheil ganz besondere Vergünstigungen. Der Brandstifter in York hat 52 Pfd. Kirchengeräthe gestohlen, also kann man seine Handlung keinem religiösen Fanatismus beimessen, obschon er Dissenter war. Er hat aber einen Schaden von 81,000 Pfd. St. verursacht. Wo aber fände sich das Land oder die Stadt, die für die Herstellung einer zerstörten Kirche solche Summen aufzubringen vermöchte. Ich glaubte die halbe Kirche noch in Trümmern zu finden, und hatte Mühe eine Spur des Brandes ausfindig zu machen. Einundfünfzigtausend Pfd. St. waren sogleich durch Subscription zusammengebracht worden, den Rest zahlte die Kirche selbst. Die Hälfte der Kirche mit Dach, Säulen, Bögen, dem herrlichen Schreinwerk und der berühmten Riesenorgel waren eine Beute der Flamme geworden, und heute, nach sieben Jahren, ist es nicht möglich, eine solche Zerstörung zu glauben, da Alles ganz im Geist des Alterthums, mit derselben Pracht wie ursprünglich hergestellt wurde, und überdieß das Schnitzwerk und die Orgel vielleicht noch besser ausgearbeitet wurden als sie früher waren. Das größte Fenster der Welt hatte mit seinen gemalten Scheiben sehr wenig gelitten, und war wirklich wunderähnlich erhalten worden, da der Brand rings umher sogar die Mauern zerstört hatte. Dagegen haben die Seitenfenster sehr

verloren und ich überzeugte mich, daß die gemalten Fenster im New-College in Oxford die so berühmten Yorker weit übertreffen, wie sie denn auch wohl die schönsten sind, die existiren. Uebrigens hat das Yorkermünster unbestritten die meisten Glasmalereien. Als man nach dem Brande den Schutt in der unter dem Dome stehenden älteren Kirche wegräumen wollte, fand man eine dritte noch ältere Kirche mit ganz eigens gebauten Pfeilern, die man förmlich ausgraben mußte, und um welche sich unverkennbar römische Mauern zogen. Ich wohnte einem Gottesdienste bei. Der Ton der Orgel hallt majestätisch in diesen großen Räumen, und die Recitativform des Gesanges, so wie die Kleidung der Geistlichen und Chorknaben nähert sich hier mehr dem katholischen Ritus. Die Mischung von schönen Bässen mit Sopran-Stimmen habe ich nur in der sixtinischen Kapelle von solch akustischen Wirkungen unterstützt gefunden. Während jedoch die Engländer die einzige Nation sind, die Kirchen baut und Kirchen erhält, so pflegen sie daneben auch mit geschmackvoller Achtung die Reste ihrer Gotteshäuser und schützen sie vor gänzlichem Verderben. Ihre schönen Ruinen sind so rein und schön gehalten, wie wirkliche Tempel. Fast ohne daß es zu bemerken, sind sie eingeschlossen, verwahrt und bewacht. Was hätte man aber aus unsern schönen Klosterruinen in Deutschland machen können, wenn die blinde Wuth des dreißigjährigen Krieges nicht so viel zerstört, oder wenn die noch blindere Säkularisirungs-Manier nicht auf die unverantwortlichste Weise die schönsten Fragmente der Baukunst zertrümmert hätte, um Steine zu verkaufen! Wer jedoch sehen will, was Verstand und Geschmack aus Ruinen machen kann, der gehe nach Studleypark bei Ripon, wo die vom ganzen Land verehrte ehrwürdige Miß Lawrence einen der schönsten Landsitze Englands bewohnt. Mitten in ihrem Parke, wo Kunst und Natur sich die Hand bieten, umgeben von uralten amerikanischen Bäumen und Lorbeerhügeln, erhebt sich in einem lieblichen grünen Thale die schönste Ruine der Christenheit, die Fountains Abbey, in einer Ausdehnung und Großartigkeit, wie kein anderes Land Aehnliches aufzuweisen hat. Fromme Mönche, welche das üppige Leben in York nicht mehr dulden wollten, waren ausgezogen, um sich in tiefer Wildniß eine ruhige Stätte zu suchen. Noch zeigt man die sieben Bäume, unter denen sie eine Hütte gebaut, und einen Winter verlebt, bis ihr Vorrath erschöpft und sie nur noch zwei Laibe Brod besaßen. Und ein Fremder bat sie um Unterkunft, und sie theilten ihr letztes Brod mit ihm. Dies war aber ihr Glück und der Fremde erbaute ihnen das Kloster, dessen herrliche Ruinen noch jetzt der Stolz des Parks und eine Hauptzierde Englands sind. Wie rührend werden solche Ruinen durch die Legende, und wo finden in unserer zerstörten Zeit Menschen ein Asyl, die sich dem leeren Treiben der Welt entziehen wollen. Liegt aber in dieser sinnreichen Benützung der Ruine nicht eine Aufforderung an unsere Großen, das noch Vorhandene zu erhalten, um den Tod mit dem Leben zu verflechten? Und welche schönere Zierde kann es für große Gartenanlagen geben, als die rührendste Vergangenheit mit der reizenden Gegenwart zu vermählen?

Die neuere Literatur der Juden.

(Fortsetzung.)

Die jüdische nachbiblische Literatur zerfällt in zwei große Abtheilungen, in die nationale und antinationale. Während noch in Palästina die Synagogalhäupter, die Soferim herrschten, setzte sich ihr die ägyptisch-jüdische Literatur gegenüber, die kein nationales Kunstwerk hervorbrachte, obwohl die jüdische Nation in Aegypten ungemein reich und angesehen war; es erzeugte sich vielmehr durch den Zusammenstoß des westlichen Griechenthums und des Orientalismus eine wunderliche Mischphilosophie, theils ernst, theils frivol, aber immer unnational. In der spätern römischen Zeit entstand ein noch entarteteres Geschlecht von Belletristen, die mit heidnischen Formen der Poesie auch heidnische Sitte sich aneigneten. Jene Zeit bietet gar manche Vergleichungspunkte mit der unsern: in beiden sehen wir einen Geist der Zerstörung, der jede energische Individualität, der Einzelnen wie der Nationen, langsam aufzulösen droht. Ob unsere Zeit einer geistigen Vernichtung entgegengeht, wie die römische, ist freilich die Frage. Interessant bleibt indeß immer der Widerstand, den die zähe jüdische Nationalität diesem auflösenden Prinzip entgegensetzte. Freilich ging in dem Widerstand gegen alle Einflüsse, die seine Selbstständigkeit aufzulösen und zu amalgamiren schienen, auf eine Zeit lang alle Kunst unter, die ganze Literatur erhielt etwas Störriges, Schroffes — namentlich in der Kabbala, und nur später erst, als die Nationalität gerettet war, lebte eine freiere Ansicht wieder auf.

Ein Anfang von Kunst zeigt sich erst wieder in der Gaonenzeit, wo Sittensprüche und Sagenerzählungen, zwar noch ohne strengere Form, doch schon als selbstständige Erzeugnisse hervortraten. Ein höheres Streben erscheint jedoch erst in Italien und Spanien. Im letztern trat die jüdische Poesie und Literatur mit der arabischen in Wettstreit, in Italien zeigte sich der schroffe Gegensatz vom Judenthum und Christenthum; darum ist es nicht zu verwundern, wenn in Italien die liturgische Poesie in voller Blüthe stand, in Spanien dagegen aus dem universellern Standpunkt der Literatur sich eine Reaktion gegen den starren Geist des Talmud erhob, und Musa Maimuni, gewöhnlich Maimonides genannt, eine philosophische Deutung der Ueberlieferung geltend machte, und der streng an den Buchstaben haltenden Exegese gegenübertrat. Wie gewöhnlich erzeugte auch hier der Kampf zweier Parteien eine dritte, die sich in die Ruhe einer phantastischen Kontemplation zurückzog, und die Kabbala jenen jüdischen Gnosticismus anbaute, der im Morgenlande entsprossen, zuerst in Italien, Frankreich und Deutschland sich ausbreitete, wo die feindlichere Stellung zum Volke seine Ausbreitung begünstigte, doch aber auch durch die eben genannten Umstände begünstigt in Spanien Wurzel faßte.

Mit dem Ende des 13ten Jahrhunderts ist es mit aller nationalen Poesie und Literatur der Juden im westlichen Europa zu Ende. Der Ausgang des 13ten, das 14te und 15te Jahrhundert sehen die meisten Judenverfolgungen, und namentlich am Ende dieser Periode wurden sie aus der pyrenäischen Halbinsel verjagt, ihre ganze Literatur kommt im westlichen Europa

zum Stillstande, und die Folgen der Zerstreuung des Volkes treten schärfer hervor als je: Religionsgenossen aus den verschiedensten Ländern treffen zusammen, namentlich in Holland und dem slavischen Osten, aber ungeachtet des allen Zerstörungsversuchen trotzenden Einheitsverbands der Idee sind sie dennoch in Gesittung, Wissenschaft und Kunst einander entfremdet. Manche wanderten voll Trauer über das Schicksal ihres Volkes nach Palästina, und nochmals blühten dort einige Herbstrosen jüdischer Literatur auf, wie sie auch in Aegypten, der Berberei und namentlich im osmanischen Reiche noch einige späte Blüthen trieb. In diesen verhältnißmäßig viel rohern Ländern mochte sich ihre Eigenthümlichkeit stärker erhalten und ausprägen, aber in Europa neigt sich's sichtlich zum Ende.

Hier bieten sich vier Mittelpunkte dar, die wir nach einander übersichtlich behandeln müssen: die Niederlande, Deutschland, Italien und die slavischen Länder.

Die älteste jüdische Poesie, die liturgische, die von dem Kollegium der großen Synagoge ausging, und die außergottesdienstliche, die in den palästinischen und ägyptischen Apokryphen vorliegt, war Reminiscenz und gleichsam das Echo der Bibel; von ihr oder diesen beiden Quellen gehen auf der einen Seite die paitanische *) Poesie aus, ganz das Echo des Talmud oder der Hagada; auf der andern Seite die außergottesdienstliche, die gleichfalls theils Musiv der Schrift und des Talmud ist, theils wieder zur Schrift, der ewigen Urquelle, zurückstrebt. Diese Poesie ist national und religiös, ja sie ist nicht eigentlich nur national, in so fern sie religiös ist. Jede freiere Weltansicht, jede Vermengung mit klassischer Poesie mußte ihr tödtlich seyn. In Amsterdam sammelte sich die mit ihrem Volk aus der pyrenäischen Halbinsel verbannte jüdische Wissenschaft und Kunst; es wurde seit dem 17ten Jahrhundert durch die Freigebigkeit der jüdischen Reichen, durch seine Gelehrtenvereine, seine Bibliotheken und Druckereien der Pflanzgarten jüdischer Geistesbildung für den ganzen europäischen Norden, sogar für das mittägige Italien und die Levante. Von den fernsten Gegenden her kamen Juden, um in diesem Asyl der Freiheit und Bildung zu wohnen. Aber die meisten der hier wohnenden Gelehrten schreiben spanisch und portugiesisch, nachher lateinisch, und nur wenige zeichneten sich als hebräische Dichter aus, unter welchen am meisten David Franko (hebr. Chofschi Mindis) hervorragte. Baruch Spinoza's Pantheismus, keine ganz vereinzelte Erscheinung, hatte das Seinige zur Auflösung aller Nationalität und alles nationalen Glaubens beigetragen, und das Studium der Schrift und der Ueberlieferung war so in Vergessenheit gekommen, daß sich endlich im J. 1815 eine Gesellschaft zur Wiedererweckung des Schrift- und Mischnastudiums unter dem Namen Toelet bildete, die ihre Geisteserzeugnisse in den Jahren 1820 und 1825 in zwei Bänden herausgab. Indeß zeigt die ganze Art der Vereinigung, daß sie ein künstliches Gewächs ist, das nicht mehr aus dem Volke hervorgeht, sondern das man in das Volk hinein zu legen versucht, und was auch die Verdienste der einzelnen Mitarbeiter seyn mögen, so möchte wohl das Ganze den beabsichtigten Zweck meist verfehlen. (Schluß folgt.)

*) So genannt von den Pijutim oder religiösen Festgedichten.

Neues Boot.

Eine neue Art Boot, das durch seine Schnelligkeit mit einem Dampfboote zu rivalisiren scheint, ward kürzlich in Marseille erbaut. Es wird jedoch nicht durch Dampf in Bewegung gesetzt, sondern durch ein mechanisches, im Innern angebrachtes Rad, das ein Mann, auf dieselbe Art wie die Schleifer, ohne Beschwerlichkeit und Anstrengung treibt. Dieses Boot soll zur Fahrt für diejenigen bestimmt seyn, welche eine Lustpartie um den Hafen, oder einen Ausflug auf's Meer machen wollen.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Meine Aufmerksamkeit wurde durch ein streifendes Licht angezogen, das einem Meteor ähnlich, hie und da durch das Gebüsch durchblitzte. Dieß kam, wie ich erfuhr, von der Tappal (Post) her, die Berg auf Berg ab, bis zum Ort ihrer Bestimmung eine Art Wettrennen hält. Das streifende Licht gewährte auf dieser fünf Meilen langen Straße, in dieser Gebirgswildniß, einen seltsamen Anblick. Als wir den Gipfel erreichten, war der Himmel leider dicht mit Wolken bedeckt und jede Fernsicht vereitelt. Hier geht die nördliche Abtheilung von Arcot zu Ende.

Ich stieg jetzt in meinen Palankin und kam bald in das Land Mysore (Meisur). Um 10 Uhr Vormittags, am 5ten Mai, erreichte ich Baitmangalam, wo ich, in einem von einem Eingebornen besorgten Bungalow alle Bequemlichkeit fand.

Um 2 Uhr Nachmittags verließ ich Baitmangalam und kam durch Woncundepatnam — ein furchtbarer Name, aber nichts weiter. Das Land ist hier sehr gebirgig; zuckerhutähnliche Felsenmassen, mit Forts auf ihren Spitzen, thürmen sich bis zu ziemlicher Höhe empor. Die Stadt besteht aus Häusern von Erde und ist mit hohen Wällen, ebenfalls von Erde umgeben. In diesen dürftigen Hütten leben die Nachkommen einheimischer Fürsten und Radschahs — vielleicht in gerader Linie von gekrönten Häuptern abstammend — und treiben ihren unbedeutenden Handel; jede Erinnerung an frühere Größe scheint erloschen.

Am 7ten Mai Abends, als die Sonne untergegangen war, machten wir uns nach Nursapur auf den Weg. So viel ich im Mondlicht bemerken konnte, war der Anbau besser als ich ihn bisher gesehen. Reihen von Bäumen, deren Laub von den Eingebornen mit der Betelnuß gebaut wird, beschattete den Eingang von Colar, und eine ziemliche Anzahl von Meiereien lag in der Gegend umher zerstreut. Die Stadt hat eine abgeschlossene malerische Lage. Als ich durch Mysore kam, konnte ich mich nicht genug über den Naturzustand wundern, in welchem selbst junge Mädchen von 10 bis 12 Jahren am hellen Tage umhergingen.

Da mir daran lag, Bangalore bei Tageslicht zu erreichen, so hielt ich mich zu Nursapur nicht auf, und kam um 1 Uhr Mittags, am 6 Mai durch Uscottah. Ich reis'te die ganze Nacht durch und war sehr erfreut, als ich am Morgen, mit Tagesanbruch, den Schall der Hörner von Bangalore hörte; der Morgen war schön, die Luft

kühl, und trotz meiner Ermüdung fühlte ich mich doch ungewöhnlich munter. Die Scenerie war höchst lieblich, schöne Wiesen breiteten sich aus und näher am Fort lagen schöne Gärten — ein herrlicher Anblick nach einer ermüdenden Reise durch ein kahles, ausgedorrtes Land mit schmutzigen Dörfern. Ich begegnete mehreren europäischen Herren und Damen, zu Pferd und zu Fuß, die das Bett so früh verlassen hatten, um einen erquickenden Morgenspaziergang zu machen. Es war mir als sey ich durch einen Zauberschlag aus einer Wildniß in ein Feenland versetzt worden.

Obrist M. sandte mir einen Sipahi entgegen, der mich in sein gastliches Haus führte. Die Stadt hat, von Ferne gesehen, nichts Imposantes; die Häuser sind groß, stehen aber zerstreut und unregelmäßig. Bei Obrist M. traf ich mehrere Offiziere, die mich rund um die Linien des Forts und nach einem Palast führten, der dem Tippu Sahib gehört hatte. Man zeigte mir auch den Kerker des Obristen Bowser, wo sich die Tretmühle befand, die er treiben mußte. Wenn Tippu den Damen seines Harems eine Unterhaltung machen wollte, so mußte der arme Obrist in sein Rad gehen und seine Uebungen vornehmen.

An dem einen Ende des Platzes, dem Palast gegenüber, steht das Gebäude, welches zum Staatsgefängniß für den gefangenen Radschah von Curg bestimmt war. Das Gebäude ist groß genug, um nicht nur ihn selbst, sondern auch sein aus 200 Menschen bestehendes Gefolg zu beherbergen; die Fenster sind mit eisernen Gittern versehen und das Haus ist mit einer hohen Mauer umgeben. Die Bäume rund herum sind niedergehauen. Dieses Gebäude wurde in der unglaublich kurzen Zeit von acht oder neun (?) Tagen aufgerichtet, aber, gleich den meisten, so plötzlich beschlossenen Unternehmungen, nicht zu seiner ursprünglichen Bestimmung verwendet und der Ex-Radschah in das sichere Fort von Vellore gebracht.

Aus der umliegenden Gegend werden eine Menge Tigerfelle nach Bangalore gebracht, für die von der Regierung eine Belohnung bezahlt wird, um dieses Raubthier auszurotten. Nach einer tüchtigen Mahlzeit verließ ich Bangalore um 10 Uhr Nachts, und kam durch die Städte Madaveram, Nellamungalam, Chickenummawray, Davarabisuhally und frühstückte am Morgen des 6ten Mai's zu Tumcur. Das Land war kahl und sandig; ich sah kein menschliches Wesen, keine Felder, keine Heerden in dieser traurigen Wüste. Ein verfallener Bungalow nahm mich auf, dessen verfallenes Dach und wie ein Sieb durchlöcherten Wände schlechten Schutz gegen Wind und Wetter verliehen.

Um 3 Uhr Nachmittags brach ich nach Biddery auf, wo ich einen prächtig ausgeschmückten und verzierten Wagen sah, von dem man zu verstehen gab, daß es die Staatsequipage des Teufels sey, dessen Gunst die armen getäuschten Eingebornen durch Opfer und Huldigungen zu gewinnen glauben. Die Leute waren hier sehr gastfreundlich und versorgten mich mit Milch, Eiern u. s. w. Nach Sonnenuntergang verließ ich Biddery mit zwanzig Trägern, welche brennende Fackeln trugen. Unterwegs erfuhr ich, daß vor Kurzem erst ein Eingeborner die Beute eines Raubthiers geworden sey, eine Nachricht, die mir eben nicht sehr zum Troste gereichte. Als wir den Dschungeln nahe kamen, war es bereits sehr finster und mein Sipahi rieth mir meine Pistolen bereit zu halten. Kaum hatten wir das Gebüsch betreten, als meine Träger auch schon das Geschrei Boggi Boggi erhoben, daß es weit im Walde wiederhallte. Obschon der Pfad sehr schmal und zu beiden Seiten mit dichtem Unterholz und langem Gras besetzt war, in dem sich ein Tiger recht gut hätte verbergen können, so kamen wir doch unbelästigt durch. Man muß sich wundern, mit welcher Gleichgültigkeit sich die Eingebornen der offenbarsten Gefahr aussetzen, denn obschon Postknechte und Palankinträger nicht selten von Tigern zerrissen werden, so betraten sie doch ohne Bedenken den blutgetränkten Pfad, denn in einem Lande des Fatalismus, der Zauberei und der Talismane kennt man die Furcht vor dem Tode kaum.

Während der Nacht kam ich durch eine elende Stadt, Namens Sirah, wo sich eine alte verfallene Moschee befindet, und am 7ten Mai langte ich mit Tagesanbruch zu Tonculhully an. Hier fand ich keinen Dack, oder regelmäßiges Relais von Trägern, und war daher genöthigt, gewöhnliche Kulies zu miethen, die den Palankin mit Kreuzstangen tragen, von denen zwei vor und zwei hinten quer über unterhalb des Palankins angebracht werden. Der Reisende muß Sorge tragen, daß diese Stangen nicht zu weit gegen das äußerste Ende der Handheben des Palankins befestigt werden, weil man sonst Gefahr läuft diese abzubrechen. Die Kulies sind sehr eingenommen für diese Art des Tragens, weil dadurch die Hebelkraft vermehrt und ihnen die Bürde erleichtert wird. Vier tragen vorn, und vier hinten, immer zwei zu jeder Seite, und da sie im Palankintragen — was sehr schwierig ist — nicht erfahren sind, so legen sie nur etwa zwei (englische) Meilen in der Stunde zurück. Oft wäre ich gern ausgestiegen und zu Fuß gegangen, wovon mich doch die brennende Hitze abhielt. Zuweilen miethete ich mir die Tattus, oder Pferde der Potails, oder Dorfrichter, um mich von der ermüdenden eingesperrten Lage in dem Palankin etwas zu erholen.

Bei der Schwierigkeit in entfernteren Theilen des Landes regelmäßige Träger zu erhalten, muß man sich wundern, daß die Regierung noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, auf der Straße nach den Hauptstädten, in gewissen Stationen von einander entfernt, Träger aufzustellen, was ihr nicht hoch zu stehen kommen würde, wenn sie diesen Leuten Ländereien für ihren Unterhalt anwiese und ihnen einen kleinen Gehalt aussetzte. Die Einnahme des Stationsgeldes von den Reisenden würde die Regierung ohne Zweifel für ihre Auslagen hinlänglich decken. Mit den erwähnten Kulies kam ich den ganzen Tag nicht weiter als 25 Meilen — zwei Meilen in der Stunde — bald etwas weniger, bald etwas mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hr. Audubon, Verfasser des bekannten Werkes über die amerikanischen Vögel, verließ London und begibt sich, in Begleitung einer seiner Söhne, nach New-York, in der Absicht in den südlichen Staaten der Union einige Muster-Exemplare von Vögeln zur Ergänzung des vierten und letzten Bandes seines kostbaren Werkes zu suchen. Hr. Audubon nimmt eine große Anzahl Lerchen, Rothkehlchen und andere englische, in Amerika nicht einheimische Vögel mit, die er bei seiner Ankunft fliegen lassen will.

In Smyth's Reise von Lima nach Para findet sich folgende Notiz über die Boa constrictor „In mehreren Häusern von Para in Brasilien finden die Bewohner ein Vergnügen daran, diese ungeheuren Reptilien aufzuziehen, und Hr. Smith, Konsul der Vereinigten Staaten, besitzt deren mehrere, die man zur Ausrottung der Ratten im Hause hält. Diese Thiere sind manchmal 15 — 18 Fuß lang, und sollen nie Jemand Schaden zufügen; ihre Farben sind jedesmal nach dem Häuten glänzender.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

Ein polnischer General erzählte mir eines Tages die einfache Art, in welcher sein Vaterland das Andenken an große Schlachten und Siege verherrlicht. Das Volk bildet durch gemeinsame Arbeit die erste Grundlage einer Erhöhung, die alljährlich am Jahrestag der Begebenheit durch neue Arbeit vermehrt wird, und nach und nach zum Hügel, zum Berg anwächst, je nach der mehr oder minder großen Wichtigkeit der Veranlassung. Zwischen diesen Denkmälern, die in ihrer natürlichen Einfalt etwas Großes bergen, und dem neuesten Kriegsmonument Frankreichs, welch ein Unterschied!

Auch die Römer, bei denen wir zuerst die Triumphbögen entstehen sehen, waren anfänglich weit entfernt von der Pracht, die sie später in denselben entfalteten. Man errichtete solche Bögen zur Verherrlichung der Feldherrn, welchen die Ehre eines Triumphzuges von dem Senate zuerkannt wurde. Sie waren von Holz und trugen die den Feinden entrissenen Waffen als Trophäen und die Bildsäule des Triumphators. Symbolische Darstellungen der besiegten Städte und Nationen zierten die Bogenpfeiler und waren an der Wölbung aufgehängt; man ließ freie Räume für die Musik und für Männer, die man mit Trophäen belastete.

Als man später den Triumphbögen eine höhere Bedeutung geben, als man sie zu einem bleibenden Geschichtebuche machen wollte, das der Nachwelt die Erzählung großer Heldenthaten überliefern sollte, ward das Holz durch Steine, durch Marmor, Bronze und die kostbarsten Stoffe verdrängt, die Baukunst und die Bildhauerei verschwendeten ihre reichsten Hülfsmittel, um sie würdig zu gestalten. Ihr ursprünglicher Charakter war ausschließlich kriegerisch; nachher machte sie die Hofschmeichelei zum einfachen Fußgestell der Kaiserbilder.

Der größte Triumphbogen des Alterthums, den wir kennen, ist der Constantin's zu Rom. Er hat 65 Fuß 10 Zoll Höhe, 76 Fuß Breite und 20 Fuß 5 Zoll Dicke. Nach ihm der größte ist jener von Septimus Severus, welcher 61 Fuß hoch, 71 Fuß breit und 21 Fuß 8 Zoll dick ist. Triumphbögen aus der Römerzeit hat man nicht bloß im römischen Reiche und in der Stadt Rom zu suchen. Auch im Auslande finden sich deren, z. B. in Athen der Triumphbogen Adrians. Unter den Arbeiten der Römer zeichnet sich aus der Bogen von Orange im Departement Vaucluse, im südlichen Frankreich, vermuthlich zu Ehren von Marius errichtet. Es ist das schönste Denkmal des Alterthums, das Frankreich besitzt, und hat 70 Fuß Höhe, und 66 Fuß Länge.

Vor allen neueren Werken der Art hat die Porte Saint-Denis unstreitig den Vorrang. Dieses Monument, welches Ludwig XIV zur Verherrlichung seines Feldzuges in den Rheinlanden errichten ließ, sollte die Werke des Alterthums übertreffen. Es hat 72 Fuß 9 Zoll Höhe, und 73 Fuß 9 Zoll Breite, und ist das Vorzüglichste, was in jener großen Bauzeit aufgeführt worden ist. Was man am Meisten daran bewundert, ist die leichte, anmuthige Form bei einer so bedeutenden Masse, das Ebenmaß und der Geschmack in allen Theilen, ein Vorzug, der eben nicht alle Werke Ludwigs des Vierzehnten begleitet. Der Baumeister hieß Blondel.

Daneben ist die Porte Saint-Martin, unter dem nämlichen „großen König" erbaut, ein wahres Meisterstück von Pfuscherei, Masse und Gewicht. Sollte Ludwig XIV auf deren Plan unmittelbarer mitgewirkt haben? Man ist geneigt es zu glauben, wenn man die hyperbolischen Siegergestalten ansieht, die darauf abgebildet sind, und unter welchen Ludwig XIV als Herkules mit der Allongeperücke, wie billig, den Vordergrund ausfüllt. Dann aber hat er mindestens von seinem Geschmacke keine sehr glänzende Probe gegeben.

Außer diesen beiden stund noch ein Triumphbogen am Eingang der Vorstadt St. Antoine, der zu Ehren von Heinrich II errichtet, und unter Ludwig XIV durch den Baumeister der Porte Saint-Denis aufgefrischt worden war. Er hatte mehrere ausgezeichnete Bildhauerarbeiten von Paul Ponce. Als man vor einigen Jahren die Zugänge des Bastillenplatzes erweiterte, ward er weggeräumt.

Der Triumphbogen de l'étoile hat als ersten Stifter den Kaiser Napoleon. Er sollte zu Ehren der französischen Heere errichtet werden. So sagt es das Dekret vom 18ten Februar 1806.

Der Kaiser wollte, daß er in riesenmäßiger Größe prange, wie die Kriegsthaten, deren Andenken er verherrlichen sollte. Er ist 152 Fuß 3 Zoll hoch; 137 Fuß 11 Zoll breit, und 68 Fuß 4 Zoll dick. Der Hauptbogen hat 90 Fuß 6 Zoll Höhe, und 45 Fuß Breite. Die Nebenbogen, welche den Hauptbogen von den beiden Seiten von Norden und von Süden her durchschneiden, sind 57 Fuß hoch und 23 Fuß 11 Zoll breit.

Die Grundlage dieses Werkes reicht 25 Schuh 9 Zoll unter die Erde, ist 167 Schuh und 10 Zoll lang, und 83 Schuh 11 Zoll breit.

Der erste Stein, welcher am 15ten August 1806 gelegt wurde, trägt folgende Inschrift:

> L'an 1806, le quinzième d'août, jour de l'anniversaire de la naissance de sa majesté Napoléon-le-Grand, cette pierre est la première qui a été posée. Le ministre de l'intérieur, M. de Champagnet.

Die Summen, welche darauf verwendet wurden, sind:

Unter dem Kaiserthum	3,209,713 Pfd.	56 C.
Unter der Restauration	3,000,778 —	68 —
Unter Louis Philipp	3,449,623 —	38 —
Im Ganzen	9,651,115 —	62 —

Hier folgen nun die äußern Verzierungen. Sie werden Ihnen einen anschaulichen Begriff des Ganzen geben. Der Triumphbogen steht am Ende der langen Allee, welche von den Tuilerien her durch die elysäischen Felder führt, bis an die Barrière de Neuilly reicht, und von da weiter nach Neuilly zieht. Die Barrière selbst und das Octroi-Bureau sind neben dem Triumphbogen. Er steht so, daß die beiden Hauptseiten, die eine den Tuilerien, die andere der nach Neuilly ziehenden Straße zugewendet sind. Die Straße geht durch die Bogenöffnung. Von den Nebenseiten, gleichfalls mit Durchgangsöffnungen versehen, sieht die Eine nach dem Faubourg du Roule und der Landschaft von Clichy, die andere nach Passy und Chaillot. Damit nun die Beschreibung des Einzelnen verständlich sey, werden wir Osten nennen, was sich auf der ersten Façade rechts neben dem Thorweg befindet; Norden, was sich auf der zweiten Façade rechts von dem Thorweg befindet; somit Süden die erste Mauer links, und Westen die zweite Mauer links von dem Thorwege. Diese Vertheilung ist vielleicht nicht die richtigste; indessen ist sie angenommen und wir werden ihr folgen. Wir denken uns dabei, daß der Zuschauer den Tuilerien den Rücken wendet.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuere Literatur der Juden.

(Schluß.)

Noch schärfer ist dieß Mißlingen nationaljüdischer Bestrebungen in Deutschland ausgeprägt. Vor der Reformation trägt die jüdische Literatur den ihr durch die Verfolgung aufgedrückten Charakter düsterer Abgeschlossenheit. Allmählich aber, als die deutsche Schriftsprache sich, von Luther angefangen, mehr und mehr ausbildete, begann auch eine jüdisch-deutsche Volksliteratur, die freilich kein reines Deutsch, sondern jenes chaotische Gemengsel der jüdischen Umgangssprache redete, die aus hebräischen, maurischen, romanischen und nordeuropäischen Grundstoffen zu einem seltsamen Ganzen verschmolz. Sagen, Mährchen, Sprüche, Traumdeutereien, Klage- und Erbauungslieder waren der hauptsächlichste Inhalt dieser wunderlichen Literatur, und selbst die Schrift wurde in dieser Mischsprache kommentirt. So verächtlich vielleicht manche auf diese Literatur schauen, so spricht sich darin doch die Art und Weise, und der Grad der Theilnahme der deutschen Juden an der deutschen Gesammtliteratur aus, und der Hauptumstand bleibt immer, daß die Volksliteratur der deutschen Juden deutsch und nicht hebräisch ist. Im Gegensatz zu dieser Volksliteratur erscheint die spätere gelehrte hebräische Literatur durchaus nur als ein Kunstprodukt, und die besten jüdischen Dichter der deutschen Schule waren eingewanderte Polen.

Naftali Wessely war der Begründer der deutschen Schule im Rabbinismus erzogen, und ging eigensinnig ganz vom orthodoxen Judenthum aus, aber so einen gewaltigen Anlauf er auch nahm, die jüdische Poesie zu den Prophetenzeiten zurückzuführen, so ist doch sein Styl, seine Gedanken, seine Bilder, Alles mehr deutsch, oft trivial und keineswegs orientalisch. Er verband sich mit Moses Mendelssohn, der sich sein Leben lang bemühte, den Stein der Weisen, d. h. die rechte Mitte zwischen Freigeisterei und Fanatismus zu finden, und sie gaben vereint eine hebräische Zeitschrift, betitelt „der Sammler" (ha-measef) heraus, aber der Zweck dem Fanatismus auf der einen, und der Irreligiosität auf der andern Seite entgegenzuarbeiten ward nicht erreicht. Hören wir wie unser Verfasser sich darüber äußert: „Stimmen aus dem entferntesten Norden und Süden, Osten und Westen klangen in dem Sammler zusammen, und wie die Poesien überhaupt der klarste Spiegel des innersten Lebens sind, so reflektiren sie auch im Measef sammt und sonders die Katastrophe des altnationalen Rabbinismus und die errungene Uebermacht eines leeren, begrifflichen Rationalismus. Es war natürlich, daß die kühn und schroff ausgesprochenen Ansichten, die unbarmherzig geißelnden Kritiken, die lobpreisende Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen außerhalb der Synagoge und andere rücksichtslose Beweise des anstößigsten religiösen Indifferentismus und allumfassenden Weltbürgersinns Irrungen und Mißverständnisse erregen mußten, so daß die Sammler endlich die Feder niederlegten." Wenn wir hinzufügen, daß der Sammler in den Jahren 1784 bis 1790 erschien, so ist die Erklärung der obigen Stelle hinreichend gegeben, und daß eine Wiederaufnahme des Sammlers im Jahr 1809 keinen bessern Erfolg hatte, wird nicht mehr verwundern.

Hinsichtlich der beabsichtigten Einwirkung auf den sittlichen und religiösen Zustand der Masse des jüdischen Volks war der „Sammler" ein verfehltes Unternehmen, als wissenschaftliche Zeitschrift aber nahm er einen ehrenvollen Platz ein; in dieselben Kategorien fallen auch die neuern, namentlich im östlichen Deutschland erschienenen und erscheinenden Zeitschriften, sie sind nur als wissenschaftliche Bestrebungen zu betrachten, und das Volk nimmt so viel und so wenig Antheil daran, als anderswo auch. Das aber ist nicht zu läugnen, daß die neue durch Wessely

gegründete Schule völlig entartete, indem sie **wider** den Plan ihres Stifters alle Volksthümlichkeit aufgab, und sich mit Verlust aller Originalität und Selbstständigkeit der abendländischen, namentlich der deutschen Poesie anschloß.

Nationaler als in Deutschland blieb die hebräische Literatur in Italien, wo eine Familie, die Luzzatto's sich in dreien ihrer Mitglieder auszeichnete: Mose Chajim, Efraimo und der noch lebende Samuel David Luzzatto. Der erste ist der ausgezeichnetste; mit den schönsten Anlagen und einem glühenden Herzen erfaßte ihn die Größe der alttestamentlichen Poesie und das Schicksal seines Volks. Der Strudel sabatäischer Mystik riß ihn in schwärmerische Tiefen hinab, und namentlich in seiner Erläuterung des Predigers legte er, einer übernatürlichen Gnadenleitung sich rühmend, seine Gnosis nieder, und verfaßte 150 den biblischen parallel und täuschend nachgebildete Psalmen. Durch seine häretische Gnosis, seine Psalter und seine Cheloſigkeit, denn er lebte in strenger Ascese, empörte er viele Rabbinen gegen sich, und ward in Venedig mit dem Anathem belegt, ging dann nach Amsterdam und wallfahrtete endlich nach Jerusalem, wo er bald nach seiner Ankunft im 30sten Jahre starb. Ein solcher Mensch konnte kaum anders enden, und hält man sein Leben und Thun mit denen des so ganz heterogenen Mendelssohn zusammen, so möchte man geradezu behaupten, daß eine Regeneration des Judenthums aus sich heraus so gut wie unmöglich geworden sey, und daß alle Versuche, eine Nationalliteratur fortzusetzen, auf die Mehrzahl des jüdischen Volkes nur einen sehr geringen Einfluß üben werden.

Ganz anders gestaltete sich die Sache in Polen, wo die Juden im Vergleich mit Deutschland sich einer größern Freiheit und höhern Wohlstandes erfreuten, wo die jüdische Nationalität weniger durch Einflüsse der Intelligenz bedroht war, und sich die Juden nirgends besser als in Polen, wo sie in einer Anzahl von mehr als zwei Millionen zusammen leben, als Nation fühlen konnten. Darum ist es sehr erklärlich, daß sich in Polen, wo durch den Kampf der daselbst angesiedelten Karaiten mit den rabbinischen Juden schon seit längerer Zeit viel geistige Regsamkeit in nationalem Sinne sich kund that, gegen den verflachenden Germanismus eine scharfe Reaktion äußerte; so verließ Salomo ben Joel (aus) Dubno, der gelehrte Kenner der Masora, Mendelssohn und Deutschland, weil er an dem deutschen Reformwesen Anstoß nahm, und ging in sein Vaterland zurück. Am meisten ragt unter den Schriftstellern der jüdisch-slavischen Schule Satanow *) hervor, ein ganz eigenthümlicher Mann, gründlich in der jüdischen Tradition bewandert und zugleich ein freisinniger Philosoph, ein scharfsinniger Physiker und ein begeisterter Dichter. Sein bestes Werk sind die Weisheitssprüche Asaphs, freie Nachbildungen der biblischen Gnomologie, die ein Jugendlehrbuch geworden sind; mehr philosophisch und weit minder national sind seine Asaph-Psalmen. Nicht minder volksthümlich als die Gnomen Satanow's sind die meisten Werke Salomo Juda Rapoports aus Lemberg, des scharfsinnigen Kenners der jüdischen Literärgeschichte, in dessen sämmtlichen Werken sich mit wehmüthigem Anklange das Bewußtseyn der unvergänglichen Nationalität hindurchzieht.

Wir wollen dem Verfasser der vorliegenden Schrift gerne zugeben, daß die Geschichte, das Gesetz, und die Sage des jüdischen Volks reiche Schatzkammern einer jüdischen Nationalpoesie seyn mögen, ob aber diese Schatzkammern auch wieder sich öffnen, ob der rechte Schatzgräber kommen werde, das ist bei dem übermächtigen Einflusse der abendländischen Nationen auf die verhältnißmäßig an Anzahl schwachen Israeliten kaum zu erwarten. Der Geist abendländischer und orientalischer Poesie aber werden sich nie recht mit einander vertragen, und eine muß das Uebergewicht über die andere erhalten.

*) Eigentlich Isaak ha-Levi aus Satanow.

Alterthümer in Morinien.

Der letzte Band der Denkwürdigkeiten der Alterthumsforscher in Morinien enthält eine Notiz des Herrn Louis de Givenchy, Sekretair der Akademie, über einige in Morinien vorgefundene altische, römische, und mittelalterliche Denkmäler, der wir Nachstehendes entheben.

Herr de Givenchy hat erkannt, daß das angebliche Monument von Tergues, unweit Marquise, das der Archäolog Henri als einen Mains oder Cromlech beschreibt, nichts als eine Anhäufung von Steinen oder Kalkfelsspitzen ist, von denen der Regen die Erde weggeschwemmt hat. Aecht sind dagegen die Dolmens (oder Gräber der alten Gallier) von Ecluse und Bebrol. Der erste befindet sich zwei Stunden von Arras und man nennt ihn im Lande die „Hexenküche.“ Er besteht aus sechs ungeheuren platten Steinen und diente als Opferaltar. Der obere Stein ruht nur sehr leicht auf dreien von den fünf aufrecht stehenden Steinen. Einige Alterthumsforscher sind der Meinung, daß dieser Umstand keineswegs zufällig sey, sondern daß dieser Stein vorsätzlich so gelegt worden, um in oscillirende Bewegung gesetzt werden zu können. Bekanntlich bedienten die Druiden sich wirklich biegsamer Steine und weissagten aus der stärkern oder schwächern Bewegung, in die ihre betrügerische Geschicklichkeit dieselben zu setzen wußte. Dieser Dolmen bietet eine Eigenheit, die man nicht an allen Denkmalen dieser Art bemerkt. Auf der Oberfläche des obenauf liegenden Steines sieht man nämlich einige leicht gezogene Linien, die mit ungefähr zwanzig schrägen Höhlungen in Verbindung stehen, die ungefähr jede so viel fassen können, als ein gewöhnlicher Becher enthält. Herr von Givenchy glaubt, daß diese Höhlungen auf irgend einen mysteriösen Ritus der Druiden Bezug gehabt haben, keineswegs aber bestimmt gewesen seyen, zur Aufnahme und zum Abfluß des Blutes der Opfer zu dienen.

Unweit Arras befindet sich ein Druidenkreis oder Cromlech, im Lande die „sieben Mützen“ genannt, wegen der Anzahl der Steine, aus denen er besteht. Es sind nur noch sechs davon vorhanden. In der Mitte auf einem Rasenhügel lag, wie man sagt, ein sehr großer Stein, von der Gestalt eines umgekehrten Zuckerhuts. Wenn man sich, sagt Hr. v. Givenchy, an das erinnert, was Cäsar von der Geschwindigkeit erzählt, mit der die Gallier sich mittelst auf Anhöhen angezündeter Feuer Nachrichten ertheilten, so wird man zu glauben versucht, daß dieser Cromlech zu diesem Zweck gedient habe, und dann wird man sich auch den Namen erklären können, den er

noch im 18ten Jahrhundert führte, wo man ihn das Feuersignal nannte. Es waren dieß die Telegraphen jener Zeit.

Die beiden Peulvans oder aufrechtstehenden Steine unweit St. Eloi haben ebenfalls die Aufmerksamkeit des Hrn. v. Givenchy auf sich gezogen. Einer derselben steht senkrecht, der andere stark geneigt. Es ist so viel als gewiß, daß die Zeit zu der geneigten Stellung des letzten nichts beigetragen hat, und es läßt sich deßhalb auf eine besondere Absicht bei der Aufstellung derselben schließen. Sie befinden sich mitten auf einer Ebene, können also nicht zu Signalen gedient haben, sondern müssen zum Gedächtniß eines wichtigen Ereignisses errichtet worden seyn. Da nun die Alterthumsforscher über die Meinung einig sind, daß ein aufrechtstehender Peulvan einen Sieg, und ein geneigt stehender, eine Niederlage bedeute, so glaubt Hr. v. Givenchy, daß die Peulvans von St. Eloi an einen Sieg erinnern, der jedoch durch den Tod eines berühmten Anführers oder einer großen Anzahl der Streiter erkauft worden sey.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Zu Hirier fand ich andre regelmäßige Träger, mit denen ich Tschittledrug am 8ten Mai um 1 Uhr Morgens erreichte. Dieses Fort steht auf einem Hügel und es ist so fest, daß es für uneinnehmbar gehalten wird. Ueberhaupt sind die meisten dieser Forts von den Engländern nur durch Belagerung oder Ueberfall genommen worden, da sie vom Feind stets gut besetzt und befestigt waren. Tschittledrug hat ungeheure Wälle und Mauern; die Besatzung bestand aber aus 660 Reitern unter dem Befehl eines Eingebornen. Die anstoßenden Hütten sind klein und ärmlich; in der Stadt befindet sich ein muhamedanischer und ein Gentu-Tempel. Ich trat in der Wohnung des Residenten, einem alten großen Gebäude, ab.

Vor Sonnenaufgang besah ich das Innere des Forts, eines der merkwürdigsten in Indien, und vormals Residenz eines Polligar-Häuptlings, der hier seinen Hof hielt, bis er von Hyder Ali im Jahr 1776 verrätherisch vertrieben wurde. Die vormalige Wichtigkeit dieses Platzes läßt sich noch aus den verfallenen Mauern des Palastes entnehmen; rund herum thürmen sich riesige Felsenmassen auf, die keinen andern Ausgang bieten, als die kleine Pforte, durch die man gekommen ist.

Vor acht oder zehn Jahren hatten zwei brittische Offiziere der Garnison einen der Felsen erstiegen, um die erquickende Kühle des Abends zu genießen. Während sie hier ihre Cigarren schmauchten, fiel zufällig ein brennender Stummel in die Höhle unter ihnen, eine furchtbare Explosion erfolgte und die beiden Offiziere nebst zwei Matrosen und einem Hund, die sich in ihrer Begleitung befanden, wurden in die Luft gesprengt. Die Stelle, wo dieser tragische Vorfall sich ereignete, trägt noch alle Spuren der Verwüstung. Eine Menge Affen und einige andächtige Hindus sind jetzt die einzigen Bewohner des verödeten Forts, denn die eingebornen Truppen ziehen vor, in der Nachbarschaft zu kantoniren, da die Hitze im Fort wegen der von den Felsen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen im Sommer unerträglich ist.

Von hier aus kam ich in das Fort Myacondak, ein stark bevölkerter und wegen seiner schönen Weiber und Kinder berühmter Ort. Von Myacondak kam ich durch Davengra nach Harryhur, ein großes volkreiches Dorf und eine Militairstation, wo ich bei Obrist C... die herzlichste Aufnahme, aber keine Träger bereit fand, weil der Obrist nicht benachrichtigt worden war.

Am 9ten Mai mußte ich mich lange mit dem Vorsteher des Dorfs herumzanken, ehe ich Träger bekam, denn da ihnen der Potail fast alles abnimmt, was sie sich verdienen, so haben sie natürlich keine große Lust einen Palankin zu begleiten. Meine Pistolen mußten hier abermals Mittel schaffen und so konnte ich endlich nach 8½ Uhr Vormittags aufbrechen.

In geringer Entfernung von diesem Orte fließt der Tungabudra, der Mysore von dem südlichen Mahrattenlande, und die Präsidentschaft von Madras von der von Bombay scheidet. Den Fluß fand ich aus Mangel an Regen sehr seicht; eine Menge von Weibern war an seinem Ufer, theils mit Waschen, theils mit Wasserholen beschäftigt, während im Flusse selbst mehrere Gruppen von Badenden saßen. Die Weiber tragen das Wasser in großen Schalen sehr graziös auf den Köpfen; ihr ganzes Aeußeres, so wie ihr Anzug, erinnert an die Schilderungen des alten Testaments.

Bis nach Ranni Bednur, wo ich um 2 Uhr Nachmittags ankam, begegnete mir nichts Bemerkenswerthes; es ist dieß eine große Stadt mit Häusern von Erde, und berühmt wegen ihrer Seiden und Baumwollenmanufakturen. Fast in jedem Haus waren die Bewohner an ihren roh gearbeiteten Webestühlen beschäftigt. Da die Träger, von einem Sipahi begleitet, bereit waren, so verließ ich Bednur um 5 Uhr Nachmittags. Während der Nacht kam ich über den Fluß Wurdah, der fast ganz ausgetrocknet war, und am 10ten Mai um 6 Uhr Abends nach Savanur. Diese Stadt ist außerordentlich schmutzig und fast ganz verfallen, hat aber einen mit Früchten gut versehenen Bazar. Nach zwei Stunden verdrießlichen Wartens kamen endlich die Träger und erlösten mich aus diesem unangenehmen Aufenthalt. Dießmal hatte ich das Glück recht gute Leute zu bekommen, die mich rasch nach Ingly, einem Dorf, trugen, wo ich, wie sie sagten, ein frisches Relais finden würde. Leider war dieses aber nicht der Fall, und als ich gegen Mittag ankam, fand ich keinen einzigen Träger. Ich bivouaquirte mit mehreren eingebornen Kaufleuten, die sammt ihren Waaren zu Pferde reisten, unter einem großen Baum und schickte von da aus nach dem Potail, den ich durch mein gewöhnliches Auskunftsmittel endlich so weit brachte, daß mein Palankin nach Hobly transportirt wurde, während ich auf einer für eine Rupie gemietheten Klepper ihn begleitete.

Um 2 Uhr Nachmittags brach ich von Ingly auf und nach vor Sonnenuntergang wurden wir von einem furchtbaren Gewitter überfallen, das uns in so dichte Finsterniß hüllte, daß wir uns ganz verirrten; da jedoch der Fluß sehr seicht war, so gingen meine Träger stromaufwärts, wo sie, wie sie ganz richtig schlossen, doch endlich in ein Dorf kommen würden. Wir erreichten auch bald ein solches und nun ging ich sogleich in den Tappal, um meine Kleider zu trocknen. Hier erfuhr ich erst, wo wir uns befanden und zog Erkundigung über den Weg nach Hobly ein, wo wir erst um Mitternacht anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1836.

Das schottische Hochland.

(Von C. v. H.)

Das Hochland wird so oft mit andern Gebirgsländern verglichen, und wie mir scheint, ganz mit Unrecht. Sein Reiz besteht gerade darin, daß es nicht seines Gleichen hat. Vor Allem fehlt ihm der Gletscher, diese Zierde der Alpenformation, und dann haben seine Gebirge, namentlich auf der Ostküste und in der Mitte, nicht die kühnen scharfen Konturen, welche Berglandschaften so malerisch machen. Hiedurch werden die Linien oft matt und schwankend, und man sollte glauben, daß die Bilder dadurch weich und kraftlos erscheinen müßen. Dieß ist jedoch nicht der Fall, und ich habe in keinem Gebirgslande solche wilde grausenerregende Bergschluchten und solche rauhe Landschaften gefunden, als in dem Hochlande. Und wo fände der Genremaler reichere Stoffe, als an diesen prächtigen Seen, dem Loch-Katarina, wo das Fräulein vom See, und dem Loch-Lachy, wo Waverley spielt, oder in den Schluchten des mit Schnee bedeckten Ben Nevis, oder auf den Morehills, oder an den prächtigen Kataralten von Foyers, oder in den wilden Berg- und Wasserstürzen von Sutherland, oder in den wundervollen Orkney- und Shetlandsinseln, oder endlich auf den Hebriden, diesen Zaubereilanden Skye, Mull, und endlich in dem wundererfüllten Staffa, der reichsten und schwersten Aufgabe, die ein Maler lösen sollte und die noch keiner befriedigend gelöst hat. In diesem Lande ist Berg an Berg gereiht, und vergebens forscht das Auge nach einer Ebene. Mühsam haben schmale Seen sich zwischen die dichten Berge gezwängt, und mühsam hat Menschenfleiß und englisches Gold diese Seen durch den einzigen Thalgrund, der durch die Hochlande läuft, mittelst eines Kanales in Verbindung gesetzt, und so das atlantische Meer mit der deutschen See verbunden. Immer wilder und unzugänglicher werden die Hochlande, je weiter man nach Norden eindringt, und hier mündet sich dieses feste Bollwerk Englands in das Meer und taucht in den Shetlands und dem fernen ewig kochenden Island wieder auf, um sich ganz im Nordpole zu verlieren. Das Klima ist sehr rauh, veränderlich, beinahe immer stürmisch und regnerisch. Man steht durch Kälte und Näße bei einer Reise durch die Hochlande viel aus, und muß ganz besonders dazu vorgesehen seyn, da die gewöhnlichen Transportmittel ganz aufhören, und man meistens zu schlechten Karren oder zum Fußgehen reducirt ist. Mit dem englischen Comfort hat es plötzlich ein Ende, und es bildet einen bösen Kontrast, wenn man aus dem herrlichen Glasgow, welches übrigens das Schicksal der ganzen Westküste theilt, und von dem es sprüchwörtlich geworden, daß es dort immer regnet, und nur zur Abwechslung schneit, über die reizenden Seen kommt und nun sich in die westlichen und nördlichen Roßshire und Sutherland begibt, wie man plötzlich auf das dürftigste, unreinlichste, entbehrendste Leben stößt. Die englische Regierung hat schon seit dem vorigen Jahrhundert Alles gethan, um die wilden Highlander etwas zu humanisiren, und die wirksamsten Mittel, die Entfremdung der Nationaltracht und der eigenen Gesetze, haben bereits ziemlich Früchte getragen. Allein im Grunde ist das Hochlandvolk noch wild und ungezähmt, wie früher, wie es denn auch England seine besten Soldaten liefert. Der Grund des Hochlandes ist durchgehends und oft bis auf die höchsten Berge herauf Moor und Torfgrund, und viele Hütten sind ganz von diesem Material gebaut, die meisten aber damit bedeckt, so daß sie wirklich den irischen Wohnungen an Elend und Entbehrungen ziemlich gleich stehen. Die schöne Nationaltracht haben die Schotten schon nach den großen Revolten im vorigen Jahrhundert ablegen müssen, und nur das Plaid, dieser malerisch drappirte Tartan-Shawl, ist durchgehends geblieben. Es ist ein großes Stück Tuch, Tartan genannt, das man en Bandouillere und als Mantel tragen kann und dessen sich der Schäfer wie der Edelmann bedient. Nur die Kinder und die Soldaten haben das herrliche Nationalkostüm erhalten. Man kann nichts Niedlicheres sehen, als die hübschen Knaben mit ihren durch Gewohnheit der Entblößung erstarkten herrlichen nackten Beinchen, kurzen Schürzchen, Gürtel, enge Jacke, eine Art polnischer Mütze und zuweilen Zischmanartige Stiefelettchen, meistens aber barfuß. Die Farben der Trachten sind immer noch nach den uralten Clanschaften beibehalten, und man kennt die M'Donnalds, Argyle und die vielen andern berühmten Stämme von Weitem an den Plaids, die gleich den Dosen und andern Zeichen stets

die Clanfarben tragen. Der Zwiespalt, in dem die wilden Clans ewig unter sich gelebt, und den die schottischen Könige stets zu nähren suchten, hat sich bis auf diese Tage fortgeerbt, obgleich längst Alles unter einer Herrschaft sich befindet. Die gälische Sprache ist ein Haupthinderniß der Assimilirung mit dem Niederlande, und die rauhen Scandinavier und Picten, die selbst der Römer nie zu bezwingen vermochte, stehen noch jetzt dem weichern Sachsennakat schroff entgegen. Man begreift die so lange bewahrte Unabhängigkeit dieses Landes, wenn man mühsam durch diese schmalen Pfade zieht, welche sich an höher und höher aufsteigenden Bergmassen fortwinden, auf deren Felsenriffen die so selten bezwungenen Schlösser der schottischen Clans auf das wilde Land herabhängen. Auch war das Erste, was nach der Vereinigung geschah, daß Militärstraßen gezogen wurden, und schon Cromwell suchte durch Forts den rebellischen Geist der kriegerischen Einwohner im Zaum zu halten. Allein bessere Früchte als militärische Gewalt hat offenbar die freiere Verbindung, die erwachten Handelsinteressen und die wenn gleich noch sehr geringe Industrie getragen, und namentlich hat die erstaunliche Dampfschiffahrt an den Küsten, auf den Inseln und auf dem kaledonischen Kanal durchs ganze Land sehr viel zur Civilisirung beigetragen. Wie der Reisende aber diese Bahnen verläßt, so erregt er schon das Befremden, er stößt auf die Scheu, welche das Ungewöhnte dem rohen Menschen einzuflößen pflegt, allein er findet gute und gastfreundschaftliche, wenn gleich im Naturstande lebende Menschen, mit denen es schlechterdings nicht möglich ist, sich verständlich zu machen, weßhalb auch die Engländer selbst nicht gerne ins Innere des Landes dringen. Von Inverneß, der Hauptstadt des Hochlande, ging früher nur Ein Weg nach Edinburg längs der Ostküste über Aberdeen, welches freilich ein bedeutender Umweg ist. Nun ist ein herrlicher Weg durch das Grampiangebirge gebaut worden, und die königliche Mail fährt seit einigen Monaten durch die Päffe von Dalwinndie und die furchtbare und berühmte Schlucht von Killiecrankie, in deren tiefen Abgründen die Katarakten zweier Ströme brausen, und in deren Präzipissen der brave Dundee in grausiger Schlacht das Leben und König Jakob die Krone verlor, und über das reizende Dunklid hinaus in die Ebene von Perth, die schöne Bertha, welche die Römer einst mit der siebenhügligen theuren Roma verglichen, und wo das Auge unaufgehalten nach Birnamehill und Macbethcastle schweifen kann. Inverneß schwingt sich bereits zum Range der bedeutendern Seestädte. Seine Lage ist äußerst romantisch. Auf dem Hügel, der sich gerade über der Stadt erhebt, ist genau an der Stelle, wo Macbeths Schloß stund, eine sehr schöne Townhall ganz im Style der damaligen Schlösser gebaut und eben vollendet worden. Man zeigte uns die Stelle, wo der unglückliche Duncan erschlagen worden und seinen nicht fernen Begräbnißplatz. Die außerordentlichste Antiquität des Hochlands sind aber die sogenannten verglasten Schlösser (vitrified forts), und dieß um so mehr, als in ganz Europa nichts Aehnliches gefunden wurde. Erst im vorigen Jahrhunderte hat man die Entdeckung gemacht, daß mehrere rohe Befestigungen und Verschanzungen auf den Spitzen von Hügeln und Bergen stark verglast oder im Feuer gehärtet waren. Alle Bergspitzen, auf denen diese Forts angebracht sind, sind steil zulaufend und beherrschen Fernsichten. Sie befinden sich gewöhnlich auf einzeln stehenden konischen Bergspitzen und gleich Ringen laufen unter ihnen in gemessenen Zwischenräumen Wälle von 3 bis 4 Fuß hohen Steinen. Die Vitrifikation findet sich zuweilen nur an einzelnen Stellen, selten läuft sie ganz herum. Sie ist durch die Mauern im Allgemeinen gezogen und es erreicht diese seltsame Fusion zuweilen die Tiefe von 3—4 Fuß von der Oberfläche. Alle Gattungen von Felsen, die in der Nähe heimisch sind, finden sich in den Mauern, die im Ganzen aus rohen ungeheuern Steinmassen bestehen. Die gebrannten Substanzen erhielten nach ihrer Kühlung nicht selten eine Säulenbildung wie Basalt, während die Quarze und Feldspathe der ursprünglichen Felsen sich in herrliches Opal oder Porzellan verwandelten. Allein die gewöhnlichste Beschaffenheit der geglasten Steine ist die der Eisenschlacken. Auffallend bleibt es, daß alle diese Vitrified Castles niedergerissen und mühsam zerstört wurden, so daß man nur noch ihre Grundmauern findet. Daher auch der Irrthum, in dem man lange verharrte, daß diese Forts vulkanischen Ursprungs seyen. Unwiderlegliche chemische Analysen beweisen aber zur Genüge, daß die Vitrifikation künstlich angewendet und als Cement zur Befestigung loser wilder Steine gebraucht worden war. So viel scheint mir wahrscheinlich, daß diese gebrannten Forts nur in Schottland bekannt waren, daß die Ramparts früher viel höher gewesen und daß Holz angewendet worden seyn muß, um sie zu erhöhen und zu verstärken, und daß durch den Brand dieses Holzes, entweder durch zufälliges Feuer oder bei Belagerungen, die Vitrifikation entstanden ist, oder daß diese Hügel zu Signalfeuern verwendet, und bei den Landungen der Scandinavier angewendet wurden, um das Land zu allarmiren. Jedenfalls bleibt diese Erscheinung als eine ganz isolirte in der Geschichte sehr der Beachtung werth, wie es denn kein Reisender bereuen soll, die schottischen Hochlande aufmerksam durchreist zu haben. Und wie sollte auch ein Land, in dem Ossian, der große Barde, seines unbezwinglichen Heldenvaters Fingal hehre Thaten sang, aus dem Shakspeare seine kühnsten Gedichte zog, in dem Walter Scott seine schönsten Novellen auf historischen Grundlagen schöpfte; ein Land, das nie bezwungen, nie unterjocht, den Stürmen aller Zeiten trotzte, und sich nur freiwillig und durch Zerwürfniß seiner Führer unterwarf, ein Land, in welchem die Natur alle ihre Wunder erschöpft und das Schönste mit dem Gräßlichsten gepaart, wie sollte ein solches Land nicht vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher, Maler und Naturfreunde in Anspruch nehmen, wenn auch sein gründlicher Besuch nicht ohne einige Entbehrungen und Mühseligkeiten erkauft werden kann.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

(Fortsetzung.)

Jede dieser vier Mauerflächen zeigt, in ihrem untern Theile, eine Gruppe von Bildhauerarbeit in kolossalem Maßstabe. Die

Gruppe nämlich 36 Schuh Höhe und die Figuren sind 18 Schuh hoch.

Auf der Mauerfläche rechts des Thorweges, auf der Seite der Tuilerien, befindet sich der Auszug (1792). Der Kriegsgenius erhebt den Waffenruf und zeigt, mit der Spitze seines Schwertes, nach dem Orte hin, wo der Feind gefunden und besiegt werden soll. Es ist die Versinnlichung des berühmten Schlußverses des Marseiller Marsches:

Aux armes citoyens! formez vos bataillons;
Marchons, marchons.

In der Mitte der Gruppe gewahrt man einen Anführer, der seinen Helm schwingt, um die Bürgerhelden herbeizurufen. An ihn schmiegt sich ein Jüngling, stolz des Vertrauens, das ihm der Anführer beweist, indem er ihn mit dem einen Arm umschlingt und mit sich fortzieht, rechts von dem Zuschauer ist ein bereits bejahrter Mann, der gleichfalls das Schwert zieht und seinen Mantel abwirft, um sich in Gang zu setzen. Hinter diesem Manne ein Greis, der zu alt ist, um selbst thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen, der aber dem Anführer Rathschläge gibt, die dieser schon nicht mehr hört. Links sitzt ein Krieger und spannt seinen Bogen; hinter dem Bogenschützen ein anderer Krieger im Panzerhemde; er hemmt seinen Lauf einen Augenblick, um die Trompete erschallen zu lassen, noch mehr hinten und nach der Mitte hin, zeigt sich der Kopf eines jungen Reiters, der ein Pferd bändigt. Ueber der ganzen Gruppe entfaltet sich die Nationalfahne.

Diese Gruppe ist von Rude.

Die Gruppe links vom Thorwege, auf der nämlichen Façade gegen die Tuilerien hin, ist von Cortot, Mitglied des Institutes. Sie stellt dar: den Triumph (1810). Der Kaiser wird von der Siegesgöttin gekrönt; die Fama verkündet seine Thaten, die Geschichte schreibt sie nieder. Die überwundenen Städte unterwerfen sich; die dem Feinde entrissenen Kriegstrophäen sind an einem Palmbaum aufgehängt. Weiterhin sieht man einen Gefangenen in Banden.

Die Gruppe rechts von dem Thorwege, auf der Façade gegen Neuilly, wenn man Neuilly den Rücken wendet, zeigt: den Widerstand (1814). Ein junger Krieger vertheidigt sein Vaterland, das von dem Feinde überzogen wird; auf der einen Seite umfaßt sein verwundeter Vater seine Knie; seine Frau will ihn zurückhalten, sie hat ein getödtetes Kind in den Armen. Hinter ihm stürzt ein tödtlich verwundeter Reiter vom Pferde; über der ganzen Gruppe der Genius der Zukunft, der den Jüngling zum Widerstand und zum Kampf ermuthigt.

Endlich die Gruppe links vom Thorwege, auf der nämlichen Façade, versinnlicht: den Frieden (1815). Ein Krieger steckt sein Schwert in die Scheide; links hält eine Frau ein Kind auf dem Knie und liebkos't es; ein anderes Kind lehnt sich an die Mutter und liest. Rechts eine männliche Gestalt, an einer Pflugschar beschäftigt, die von Getreide umgeben ist; hinten, ein Soldat als Ackerer, der, in seine Heimath zurückgekehrt, einen Stier bändigt, welchen er an den Pflug spannen will. Ueber der Gruppe, Minerva, mit Lorbeern gekrönt, in der einen Hand eine Lanze, um die Ordnung aufrecht zu halten; mit der andern beschützt sie den Oelbaum. Diese beiden Gruppen sind von Eter.

Zwischen dem Impost und dem Gesimse des großen Bogens sind zwei Basreliefs angebracht, auf jeder der zwei Hauptfaçaden, und eine auf jeder der Seitenfaçaden.

Das Basrelief, auf der Seite der Tuilerien, rechts vom Bogen, stellt das Leichenbegängniß des Generals Marceau vor, der bei Hochsteinhall, am 19ten September 1796 getödtet ward. Marceau, von einem Tyrolerschützen getroffen, kann nicht weggebracht werden. Der Erzherzog Karl läßt ihn mit Sorgfalt behandeln, allein bald gibt er den Geist auf. Die östreichische Armee vereinigt sich mit der französischen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen; er wird unter dem Donner ihrer beiderseitigen Artillerie bestattet. Das Basrelief ist von Lemaire.

Das Basrelief links vom Bogen, auf der nämlichen Façade, von Seurre dem ältern, zeigt die Schlacht von Abukir (21sten Julius 1799). Ein Adjutant des Generals Bonaparte bringt diesem den gefangenen Mustapha, Pascha von Romelien, Oberbefehlshaber der ottomannischen Truppen, den Murat gefangen genommen hat.

Das Basrelief rechts auf der Façade gegen Neuilly, von Feuchère, schildert den Uebergang der Brücke von Arcole (5ten November 1796). Bonaparte, Zeuge der vergeblichen Versuche seiner Truppen, um die Oestreicher zurückzudrängen, ergreift eine Fahne, stürzt den Kugeln und Kartätschen trotzend, auf die Brücke und gelangt, von seinen Helden gefolgt, bis vor die feindlichen Feuerschlünde. Muiron, Oberst und Adjutant Bonaparte's, stellt sich vor ihn, um ihn zu schützen, und fällt tödtlich verwundet zu seinen Füßen.

Das Basrelief links auf derselben Façade, von Chaponnière, enthält die Einnahme von Alexandria (2ten Julius 1798). Kleber und seine Braven haben die Spitze der Wälle von Alexandria erreicht. Kleber, am Kopfe verwundet, greift mit der einen Hand nach seiner Wunde, mit der andern zeigt er auf den Feind und ruft den Franzosen, ihm zu folgen; ein Soldat ist im Begriff dem Türken, welcher den General verwundet hat, das Bajonnett in die Brust zu stoßen: ein junger nackter Aegyptier stürzt sich auf den Grenadier, während ein Muselmann die Flinte zurückhalten will und selbst von einem andern Bajonnettstiche durchbohrt wird. Hinter Kleber ist der Fahnenträger. Man unterscheidet einen Soldaten, welcher seine Patrone zerreißt, einen andern, der den Fuß auf den Wall setzt, und einen dritten, welcher seinen Kameraden herbeiwinkt.

(Fortsetzung folgt.)

Mosaik in Autun.

Das Seminar, welches Ludwig XIV in Autun erbauen ließ, liegt in der Mitte einer weiten Mauer, die in alten Zeiten zu einem weitschichtigen Tempel gehört zu haben scheint, dessen Grundlagen man im Jahre 1680 entdeckte. Dieser Platz heißt Champ de la Corvée, und gehörte viele Jahrhunderte lang der Kirche. Er enthält die wichtigsten Denkmale für die Geschichte der Stadt Autun. Drei Inschriften, die man bei der Erbauung des Seminars auffand, haben die von den

Alterthumsforschern aufgeworfene Frage über die Lage des alten Bibracte zu Gunsten der Stadt Autun entschieden.

Man hielt diese an Alterthümern so reiche Fundgrube für erschöpft; aber man findet jetzt, daß sorgfältig angestellte Nachgrabungen nicht ohne befriedigende Ergebnisse seyn würden. Denn seit zwei Jahren hat man Alterthümer von mancherlei Art, wie Münzen, kupferne und eiserne Werkzeuge, Marmorskulpturen u. s. f., gesammelt und in einem hiezu bestimmten Saal aufgestellt.

In diesem Jahre haben Arbeiter, die mit der Grabung eines Kanals beschäftigt waren, beinahe auf der Oberfläche des Bodens ein 6 Meter langes und fast eben so breites Mosaik gefunden. Das Gemälde in der Mitte stellt ein mit Wasser gefülltes Gefäß dar, auf dessen Rande zwei Vögel sitzen. Man hält es für die Kopie eines der schönsten Kunstwerke, welche die Alten in dieser Gattung zu Stande gebracht haben. Der Raum, welcher das Gemälde selbst von den aus Mosaik bestehenden Rändern trennt, ist mit in Felder abgetheilten Zierrathen besetzt, darin mannichfaltige Zeichnungen einen guten Effekt machen.

Der größere Theil dieser Mosaikarbeit ist vollkommen gut erhalten; der Rest hat bedeutend gelitten. Der Corridor, welcher in das Zimmer führt, das mit diesem kostbaren Kunstwerke verziert war, ist mit bunter Mosaik gepflastert. Die Nachgrabungen, die ein so glückliches Ergebniß hatten, werden fortgesetzt. Sie bieten ein großes Interesse dar, weil an der Stelle des Seminars, einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung zufolge, der von Eumenes erwähnte prächtige Apollotempel stand.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Zu Hobly warteten die Träger bereits auf mich, und meiner Müdigkeit ungeachtet brach ich noch nach Dharwar auf. Der anbrechende Tag eröffnete mir eine herrliche Aussicht über das reiche, fruchtbare Land, wo der Baumwollenstrauch in Menge blüht. Es freut mich zu sehen, daß, der Apathie der Regierung ungeachtet, dieser Anbau sowohl in dieser, als auch in andern Provinzen von den Eingebornen betrieben wird. Obschon die Bewohner von Dharwar ihre Baumwolle nicht so gut reinigen, als dieß weiter gegen Norden geschieht, so sah ich hier doch Proben der feinsten Baumwolle. Noch bis vor Kurzem streckte die Ostindische Kompagnie den Reiots Summen Geldes vor, die von dem Ertrag der Ernte wieder erstattet wurden; es ist jedoch ein Befehl erlassen worden, der diese wohlthätige Maßregel aufhebt, was natürlich eine Abnahme des Anbaues zur Folge haben muß, da die Reiots nicht vermögend genug sind, um die nöthigen Arbeiter zu bezahlen. Es läßt sich indeß hoffen, daß unternehmende Kaufleute in dieser Hinsicht an die Stelle der Compagnie treten werden. Der Absatz, den die Eingebornen hier für ihr Product finden, ist so unsicher, daß ein größerer Wechsel im Preis stattfindet, als in irgend einem andern Theile Indiens. Im vergangenen Jahr stieg die ordinaire Baumwolle in Dharwar, wegen Mangels an diesem Artikel in Bombay und wegen der in China gebotenen hohen Preise auf 180, und fiel dann wieder um 50 Prozent. Eine Verbindung der reichen Eingebornen monopolisirte alle Baumwolle, alles Getreide u. s. w. und hielt es dann zu hohen Preisen, in der Hoffnung, daß die Eröffnung eines Handels mit China die Nachfrage steigern werde.

Die vorzüglichsten Baumwollendistrikte der Provinz Dharwar sind Now-Guna, Dummall, Pinkgard und Badama, außer diesen gibt es noch sechs oder sieben kleine. Die Baumwolle wird in Dharwar gepackt, dann nach Wingarla und von da nach Bombay gesendet. Ich begegnete mehreren mit Stieren bespannten und mit Baumwolle beladenen Karren auf ihrem Wege nach Madras, die von da nach China verschifft werden sollte, wo sie unter dem Namen Madras-Baumwolle eingeführt wird. Die Versuchsanlagen der Kompagnie werden von einem Arzt beaufsichtigt, der in der Botanik erfahren ist und von einer Pflanzung zur andern reist, um solche Verbesserungen vorzunehmen, wie sie ihm zu Erzielung einer einträglichen Ernte erforderlich scheinen.

Am 11ten Mai um 7 Uhr Morgens kam ich nach Dharwar; die Gegend umher ist außerordentlich schön und von Obst und Gemüsegärten durchschnitten. Die Wege waren gut, meine Träger ebenfalls, nur fiel mir ihr Geschrei sehr zur Last. Dharwar ist eine große Militairstation und hat einige gute, aber sehr unregelmäßig beisammenstehende Häuser. Hier begann der Südwestmonsun und wir hatten häufige Gewitter mit Regen. Mit dem Richter der Provinz brachte ich einige recht angenehme Stunden zu. Ich kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit einen großen Irrthum zu berichtigen, der hinsichtlich der Obliegenheiten und des Rangs eines Einnehmers in Indien allgemein verbreitet zu seyn scheint. Der buchstäblichen Bedeutung des Worts zufolge glauben viele, daß dieser Name mit dem eines Steuereinsammlers in England gleichbedeutend sey; dem ist aber nicht so, denn diese Einnehmer in Indien haben eine weit ausgedehntere Befugniß, indem sie die Steuern je nach der Jahreszeit und der Ertragsfähigkeit der Provinz auflegen, erhöhen und vermindern. Es ist dieß mithin ein sehr wichtiger Posten, da sie der Regierung für die unermeßlichen Landeinkünfte von Indien verantwortlich sind. Auch ihre polizeiliche Jurisdiktion ist sehr ausgedehnt; die des Hrn. N. begriff ein Gebiet von mehr als 300 Meilen. Dabei sind sie sehr gut bezahlt und leben mehr als Vizekönige, denn als Privatleute. Wenn sie die Distrikte ihrer Provinzen bereisen, sind sie oft von einem Gefolge begleitet, dem manches eingebornen Fürsten gleich.

Das Gefängnißgebäude von Dharwar ist sehr geräumig und von hohen Mauern umschlossen, auf deren Zinnen Schildwachen stehen; dennoch hatten kurz vor meiner Ankunft sich mehrere Gefangene in Freiheit zu setzen gewußt. Sie wurden jedoch eingeholt und da sie sich nicht gutwillig ergeben wollten, einige zusammengehauen, andere schwer verwundet. Zur Zeit meiner Anwesenheit befanden sich nicht weniger als 750 Gefangene in dem Gebäude. Sie müssen während ihrer Haft Tischtücher, Seidenzeuge u. s. w. weben, worin sie eine solche Fertigkeit erlangt haben, daß die meisten Familien sich aus den Niederlagen des Gefängnisses versehen.

Die Kasernen der Stadt liegen ganz in Ruinen, weil sie von einem wahnsinnigen alten Weibe angezündet wurden. Die Barracken, welche man indeß aufgeschlagen hat, sind weder bequem noch reinlich. Am 12ten Mai um 6 Uhr Morgens verließ ich Dharwar mit acht Trägern, und kam um 9 Uhr Vormittags nach Gurrug. Das Land zwischen beiden Orten ist eine unfruchtbare Haide. Die Luft war kühl und bot Erleichterung gegen die aufsteigenden Staubwolken.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1836.

Ueber die Bewohner der russisch-amerikanischen Kolonien. *)

Die russischen Kolonien haben wenig Gemeinsames mit den übrigen Kolonien der Europäer in Amerika, und lassen sich vielleicht nur mit den Besitzungen der Dänen auf dem westlichen Ufer von Grönland vergleichen. Das Klima dieses in Nebel gehüllten, und mit Sümpfen und Wäldern bedeckten oder ganz waldlosen, nur aus Felsen und hohen Bergen bestehenden Landes ist dem Ackerbau und der Viehzucht so sehr entgegen, daß die Russen wie die Eingebornen sich auf den Küstensaum und die Inseln beschränken, und für ihren Lebensunterhalt nur vom Meere abhängen: **) Fische und andere Seethiere bilden ihre hauptsächliche und oft einzige Nahrung. In dieser Lebensweise konnte sich natürlich durch die Anwesenheit der Russen nichts ändern, und auch ihre Kleidung blieb größtentheils dieselbe, nur daß an die Stelle der Felle häufig wollene und baumwollene Zeuge traten. Die Einführung der Fuchsfallen und des Schießgewehrs lieferte den Eingebornen bisher unbekannte Mittel, der wilden Thiere habhaft zu werden, deren große Menge in früherer Zeit ihnen die Erlegung der zu ihrem Unterhalt nothwendigen Anzahl sehr erleichterte. Indeß kann man mit Sicherheit behaupten, daß die Ureinwohner des Landes seit der Besetzung durch die Russen in den Künsten der Civilisation durchaus keine Fortschritte machten. Die kleine Anzahl Matrosen und Arbeiter, die sich in irgend einem Geschäfte Gewandtheit erworben haben, kann nicht in Anschlag kommen, da diese durch den Dienst für die Kompagnie ganz von ihren Landsleuten losgerissen sind. Die Bedürfnisse derselben haben sich gesteigert, und lasten um so schwerer auf ihnen, als sie dieselben nur vermittelst der Kompagnie befriedigen können; auch die Krankheiten haben sich vervielfältigt und an einigen Orten schon ihren Einfluß auf die junge Generation gezeigt: einzelne Ansiedlungen sind dünner geworden, andere ganz verschwunden, doch hat in der letzten Zeit die große Sterblichkeit aufgehört, und die Bevölkerung bleibt ungefähr dieselbe.

Diese Schilderung paßt auf die Bewohner Kadjaks und der aleutischen Inseln, über welche die Privilegien der Kompagnie sich erstrecken, denen zufolge jeder männliche Einwohner über 18 und unter 50 Jahren verpflichtet ist, derselben zu dienen, jedoch nur drei Jahre lang, nach deren Verfluß sie durch andere ersetzt werden müssen. *) Die Bewohner des Festlandes (mit Ausschluß der Kenaiee, Tschugatschen und Aljasken), so wie die Kurilen sind völlig frei, und unterhalten mit der Kompagnie nur einen freiwilligen Tauschhandel.

Wahrheitsliebe und Menschlichkeit fordern, auf diese Lage der Aleuten und Kadjaken aufmerksam zu machen, es wäre indeß unbillig, wenn man sie der Kompagnie zur Last legen wollte. Ich will nicht behaupten, daß in jenem entlegenen Lande kein Mißbrauch der Gewalt statt gefunden, und daß Monopole hier nicht ähnliche Wirkungen, wie sonst allenthalben, geäußert haben, im Ganzen aber hat die Kompagnie in den vier Jahren von 1821, wo ihre Privilegien auf 20 Jahre erneuert wurden, die ihr unterworfenen Völker milde und vorsorglich behandelt. Die Wunden, die der Bevölkerung durch den Besuch zahlreicher Kaufleute und vor der letzten Reform des Kolonialregiments geschlagen wurden, werden nach Möglichkeit geheilt, die einzelnen Vorstände unterliegen für alle Bedrückungen und Benachtheiligungen einer strengen Verantwortlichkeit, und die Kompagnie opfert bedeutende Summen für wohlthätige Einrichtungen in allen Kolonien: in Neuarchangelsk, Kadjak, Unalaschka und Atcha werden unentgeldliche Krankenhäuser und Schulen für die Einwohner errichtet, bei den Kirchen dieser Orte befinden sich Geistliche, die jedes Jahr auch die übrigen Theile der Kompagnie besuchen. Die wohlthätigen Folgen dieser Anstalten zeigten sich bald: die Aleuten, die Einwohner von Unalaschka und Atcha

*) Aus H. Wrangels kurzen statistischen Bemerkungen über dieselben.

**) In Kadiak, Unalaschka und Atcha, um von Roß nicht zu reden, unterhält die russisch-amerikanische Kompagnie Hornvieh, und erzeugt Kartoffeln, Rüben und andere Gemüse, aber die Aleuten zeigen bis jezt nicht die geringste Neigung, bei sich und für sich diese Anfänge von Landwirthschaft einzuführen.

*) Die Kompagnie braucht diese Leute hauptsächlich zum Fang wilder Thiere, bezahlt aber jedes Fell nach einer festbestimmten Taxe mit Waaren.

heißen nicht bloß Christen, sondern zeigen sich auch der christlichen Religion sehr ergeben, viele derselben können russisch lesen und schreiben, Waisen und Kinder aus zahlreichen Familien werden in Unterrichtsanstalten aufgenommen. Die Kompagnie bezahlt diejenigen Einwohner, welche dem ihr ertheilten Privilegium gemäß ihr dienen müssen, und verlangt ohne Belohnung keine Arbeit. Uebrigens ist diese Dienstverpflichtung das einzige, was die Regierung von ihnen verlangt, da sie weder Steuern zahlen noch Frohnen leisten müssen.

Die Kreolen bilden in den Kolonien einen eigenen Stand, und genießen alle Rechte der Kleinbürger in Rußland, ja sie haben noch den Vorzug vor diesen letztern, daß sie keine Staatssteuern zahlen, und nur der Kompagnie zu zehnjährigem Dienst verpflichtet sind, wenn sie auf ihre Kosten erzogen wurden. Die Kompagnie bemüht sich auf eine lobenswerthe Weise um die Bildung dieses Standes: viele Kreolen erhalten Unterricht in den höhern Lehranstalten zu Petersburg oder erlernen Künste und Gewerbe; viele erhalten ihre Erziehung in den Kolonien, und in der allgemeinen Meinung werden sie den Russen gleich geachtet. Einige sind Buchhalter, Wagmeister, Steuermänner, selbst Schiffskapitäne, Kirchendiener, und der ausgezeichnetste Geistliche in den Kolonien ist ein Kreole. Diese Kreolen sprechen alle das Russische vollkommen rein, aber nicht alle kennen die Sprache ihrer Mütter, das Aleutische oder Kadjak'sche; in ihrer Lebensart unterscheiden sie sich nicht von den Russen; sie zeigen viele Verstandesanlagen und eine besondere Neigung zu mechanischen Arbeiten. Gegenwärtig wächst erst die zweite Generation derselben heran.

Die Russen oder überhaupt die Europäer, die sich in den Kolonien befinden, bilden den dritten Stand und unterscheiden sich in bürgerlicher Hinsicht dadurch von den Kreolen, daß sie in derjenigen Klasse bleiben, in welcher sie in Rußland eingeschrieben sind, und alle Abgaben und Steuern zahlen, als ob sie in Rußland geblieben wären; nur von der Konscription sind sie frei. Hierin liegt ein Grund, weßhalb alle Russen nach Verlauf ihrer vertragsmäßigen Dienstzeit in ihr Vaterland zurückzukommen trachten, und nur sehr wenige für immer da bleiben. Wenn sonach von russischen Kolonien die Rede ist, so darf man keine Ansiedlung von Europäern in diesem Theile Amerika's erwarten; die Russen haben nur ihre Religion und ihre Sprache auf den amerikanischen Boden verpflanzt, sie selbst aber sind nur temporäre Besucher. Dieser Umstand hat einen sehr großen Einfluß auf den weiblichen Theil der Bevölkerung, der, so zu sagen ohne europäische Mütter, unsern Begriffen und Ansichten von Civilisation und gesellschaftlichem Leben fremd bleibt, und umgekehrt müssen die Frauen wieder auf die Begriffe, die Lebensgewohnheiten und die Sittlichkeit der Männer einwirken. Dieß ist sehr zu bedauern, und man kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß in diesem Lande sich mehr Anhänglichkeit an Familienleben und häusliche Sitte begründen möchte, worauf die Wohlfahrt ganzer Völker, wie einzelner Gemeinden beruht.

Was die in den Kolonien lebenden Russen betrifft, so ist zu bemerken, daß sie alle ohne Ausnahme in Folge von Verträgen mit der Kompagnie hieher kommen; die unterste Klasse welche zu verschiedenen Arbeiten am Ufer und auf den Schiffen verwendet wird, *) bleiben 7 Jahre, die Beamten der Kolonialregierung, so wie die Flottenoffiziere nur 5. In dieser Kolonie gibt es weder Leibeigene, noch Verbannte, sondern nur Freie.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

(Fortsetzung.)

Das Basrelief der nördlichen Seitenfaçade, also rechts, wenn man von den Tuilerien herkommt, von Gechter, zeigt die Schlacht von Austerlitz (4ten December 1805). Die Schlacht ist gewonnen, Napoleon hält die Garde zurück; die französische Infanterie stürzt sich mit dem Bajonnette auf die Russen und Oestreicher; der General Friand hat sich einer Muskete bemächtigt und geht mit dem Beispiel voran, Alles niederwerfend, was sich seinem Marsche widersetzt; der Feind, der auf dem Teich von Sokolnitz zurückgedrängt ist, vertheidigt sich hartnäckig; die Artillerie der Garde, von welcher man eine Batterie erblickt, schleudert Verheerung unter die Feinde, das Eis bricht, und die russische Infanterie und Kavallerie verschwinden; einige Soldaten suchen sich zu retten, indem sie sich an einander hängen.

Auf dem Basrelief der linken Seitenfaçade, von Marochetti, ist die Schlacht von Jemmappes (6ten November 1792). Dumouriez, Obergeneral, von seinem Generalstabe, den Generalen Ferrand, Stennebosse, Rosieres, Bloisières u. s. w. umgeben, belebt den Eifer seiner Truppen, die einen Augenblick durch die starke Stellung der Oestreicher aufgehalten wurden. Links sieht man den Oberst Thouvenot sich zum Angriff auf die rechte Flanke des Feindes werfen. Der General Drouet verliert das Bein durch einen Schuß, und wird verbunden. Unter den Generalen, welche mit Dumouriez vorauskommen, bemerkt man den Herzog von Chartres (heute Louis Philipp), welchem Dumouriez das Kommando des Centrums anvertraut. Er stellt die erschütterten Kolonnen wieder her, und nimmt die zweite Reihe der feindlichen Schanzen. Rechts wird ein östreichischer Oberoffizier gefangen genommen. Das erste Bataillon von Paris empfängt tapfer ein Korps Reiterei, welches dem in großer Unordnung zurückziehenden Flügel des Feindes zu Hülfe eilt. Die drei angedeuteten Dörfer sind Jemmappes, Cuesmes und Berthaimont. Clairfayt hat Jemmappes und Cuesmes besetzt. Beaumont kampirt oberhalb Berthaimont.

Die Fama's in den vier Bogenziebelfeldern der beiden großen Bogen sind von der Erfindung und Arbeit Pradier's, Mitglieds des Institutes.

In dem Fries des großen Gesimses umzieht den ganzen Umfang des Monumentes ein Basrelief, welches auf der Seite

---

*) Man nennt sie gewöhnlich promyschlenniki, ein Wort, womit man die Leute bezeichnet, welche um des Gewinns willen Jagd- und Fischfang betreiben; jetzt werden die auf den aleutischen Inseln befindlichen gemeinen Russen nicht mehr dazu verwendet, sondern nur die Ureinwohner.

von Paris und der Hälfte der Nebenseiten den Auszug der Armeen darstellt. In der Mitte sieht man die Volksvertreter vor dem Altare des Vaterlands, wie sie den Anführern der verschiedenen Heeresabtheilungen von Norden und Süden Fahnen austheilen; rechts und links setzen sich die Truppen in Bewegung. Auf der Seite von Neuilly und der andern Hälfte der Nebenfaçade ist die Rückkehr der Armee abgebildet; das wiedergeborene Frankreich, von Wohlstand und Ueberfluß umgeben, reicht den Heeresanführern Kränze; rechts und links bringen die Soldaten Denkmäler, Früchte ihrer Siege, herbei.

Idee und Ausführung dieses Frieses rühet von sechs verschiedenen Künstlern her. Die Mitte der Façade gegen Paris ist von Brun; der Theil rechts von Laitié, der links von Jacquot. Die Mitte der Façade gegen Neuilly von Caillouette; der Theil rechts von Seurre, dem ältern; der Theil links von Rude.

Auf den Schildern, welche in der Höhe der Attika angebracht sind, stehen 30 Namen, unter denjenigen Siegen ausgesucht, welche auf das Schicksal Frankreichs den größten Einfluß gehabt haben. Sie sind:

Valmy — Jemmappes — Fleurus — Montenotte — Lodi — Castiglione — Arcole — Rivoli — Pyramiden — Abukir — Alkmaer — Zürich — Heliopolis — Marengo — Hohenlinden — Ulm — Austerlitz — Jena — Friedland — Somosierra — Eßling — Wagram — Moskowa — Lützen — Bautzen — Dresden — Hanau — Montmirail — Montereau — Ligny.

Es ist überflüssig, eine Erklärung jedes dieser Namen zu geben. Sie gehören der Geschichte der letzten 50 Jahre an, und sind allbekannt.

Die Giebelfelder der kleinen Seitenbogen stellen das Fußvolk und die Reiterei dar. Die Infanterie ist von Bra ausgeführt. Links steht der Grenadier, er ist in eine Fahne gehüllt, die den kaiserlichen Adler trägt; in der einen Hand hält er sein Gewehr im Ruhestand, mit der andern erhebt er einen Eichenast. Rechts ist der Jäger, der seine Waffe an sich gepreßt hält. Es scheint als ob er Jedem drohe, der ihm diese Waffe, oder den Siegeskranz, den er wacker erfochten hat, entreißen wollte.

Die Reiterei, welche sich auf der Seitenfaçade links befindet, ist von Valois. Die Gestalt links stellt die schwere Reiterei vor, in der Gestalt eines Karabiniers, der seine Standarte vertheidigt. Rechts ist die leichte Reiterei in der Gestalt eines Lanzenträgers, der seine Waffe ergreift.

Die Bogengiebelfelder der kleinen Bögen, unter dem großen Gewölbe, enthalten die Artillerie und die Marine; die Artillerie ist von de Bay. Die Gestalt links versinnlicht das schwere Geschütz: sie hält in der einen Hand eine Fahne, in der andern eine Bürgerkrone; jene rechts die leichte Artillerie; sie hat in der einen Hand einen Plan und einen Zirkel, in der andern die Zügel des Pferdes.

Die Marine ist von Seurre, dem jüngern. Links steht der Matrose, rechts der Seesoldat; die zu diesen Figuren gehörigen Attribute und Waffen umgeben sie.

Wiewohl die sämmtlichen historischen Verzierungen des Triumphbogens, so weit es thunlich war, in chronologischer und geographischer Ordnung angebracht sind, so ist es doch kaum möglich sie ohne eine ins Einzelne eingehende Erklärung zu fassen. Auf der Außenseite haben nur die oben schon erwähnten 30 Siege Platz finden können. Damit aber das Monument in größerem Maße den nationalen Kriegsruhm versinnliche, mußte eine bedeutendere Anzahl von Schlachten, Gefechten und merkwürdigen Belagerungen vereinigt werden. Dazu wurden die freien Räume im Innern des großen und des kleinen Bogengewölbes benützt. Natürlich konnte man auch hier nicht Alles aufnehmen und der Namen wären zu Viele geworden. Man hat sich daher, mit Umgehung der ruhmwürdigen Niederlagen und Rückzüge, beschränkt, unter den wirklichen Siegen die hervorstechendsten auszuwählen. Es sind deren 96, die nach den Kriegsschauplätzen im Norden, Osten, Süden und Westen und, mit möglichster Genauigkeit, nach ihrem Datum in folgende vier Abtheilungen gebracht sind:

Norden.	Osten.	Süden.	Westen.
Lille	Wertingen	Loano	Le Bastan
Hondschoote	Günzburg	Millesimo	Le Boulon
Wattignies	Elchingen	Dego	Burgos
Arlon	Dierrnstein	Mondovi	Espinosa
Courtrai	Hollabrunn	Roveredo	Tudela
Tourcoing	Saalfeld	Bassano	Uclez
Aldenhoven	Halle	Saint-Georges	La Corogne
Maestricht	Prenzlaw	Mantoue	Sarragosse
Weissenburg	Lübeck	Tagliamento	Valls
Landau	Pultusk	Sediman	Medelin
Neuwied	Eylau	Mont-Thabor	Maria-Belchite
Rastadt	Ostrolenka	Chebreisse	Almonacid
Ettlingen	Danzig	Bassignano	Ocanna
Neresheim	Heilsberg	San-Giuliano	Albade-Tormes
Bamberg	Landshut	Dietikon	Vigne
Amberg	Eckmühl	Muttathal	Lerida
Friedberg	Regensburg	Genes	Ciudad-Rodrigo
Biberach	Raab	Le Var	Almeida
Altenkirchen	Mohilew	Montebello	Tortose
Echlingen	Smolensko	Le Mincio	Gebora
Kehl	Valontina	Caldiero	Badajoz
Engen	Polotsk	Castel-Franco	Taragone
Moeskirch	Krasnoe	Raguse	Sagonte
Hochstädt.	Wurschen	Gaete	Valence.

Auch hier können wir uns billig entheben, in die geschichtliche Erklärung eines jeden dieser Namen einzugehen. Doch ist es Pflicht, den Irrthum zu berichtigen, der sich in unserm letzten Artikel *) befindet: Leipzig steht nicht als Siegesort, und überhaupt nicht, eingegraben.

(Schluß folgt.)

*) Julius 1836. Nr. 229.

Eupleres Goudotii.

Eine neue Art von Säugethieren ist von Herrn Goudot in Madagascar entdeckt worden, und Herr Doyère, Professor am Kollegium Heinrichs IV, schlägt vor, sie Eupleres zu nennen. Es ist ein munteres schnelles Thier, mit dünnen Beinen und durchaus Sohlengänger, weil die Sohle des Fußes der einzige von Haaren freie Theil des ganzen Körpers ist. Es lebt auf der Oberfläche des Bodens, ist lang und schlank von Körper, und die Mitte des Leibes ist der der meisten In-

sektenfresser gleich. Seiner Anatomie nach zu urtheilen sind seine Gehörwerkzeuge so, wie die der meisten Insektenfresser, und aus der Größe seiner Augäpfel läßt sich schließen, daß sein Sehvermögen gut ist. Der Daumen ist bei weitem der kürzeste von seinen fünf Fingern, und alle sind mit scharfen, dünnen Nägeln besetzt, die das Thier halb einziehen kann. Die Eingebornen sagen, es grabe sich ein Loch in den Sand und lebe in Pfützen. Flacourt gedenkt dieses Thieres unter dem Namen Falanou, und hielt es für eine Zibetkatze, ein Irrthum, der in mehrere Werke übergegangen ist. Das Thier, von dem hier die Rede ist, war zu jung, als daß es alle seine Zähne hätte haben können, jetzt hat es deren in der obern Kinnlade sechs Schneidezähne, und in der untern zwei Hundszähne, sechs spitzige und vier tuberkulose Stockzähne. Acht Schneidezähne, zwei Hundszähne mit doppelter Wurzel standen hinter denen in der obern, und vier spitzige Stockzähne und sechs mit fünf Tuberkeln jeder in der untern Kinnlade am Durchbrechen. Herr Doyère nennt es Herrn Goudot zu Ehren Euplores Goudotii.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Zu Gurrug befindet sich ein sehr guter Bungalow, wo ich Herrn R —, einen Einnehmergehülfen, traf, mit dem ich frühstückte. Dieser Beamte muß einen ganzen Monat an diesem einsamen Ort verweilen, um seine Geschäfte zu besorgen, und wird nur sehr selten durch den Anblick eines europäischen Gesichts erfreut. Seine Lage ist indeß doch noch nicht so traurig, als die manches Offiziers, der oft Jahre lang nur von Sipahis umgeben ist und europäische Gesellschaft stets entbehrt; mehrere sind durch dieses drückende Gefühl der Einsamkeit schon wahnsinnig geworden. Wegen Mangels an Trägern mußte ich hier abermals warten, theils weil ich zu schnell gereist war, und theils auch, weil der Einnehmer auf seinem Besuch in der Provinz zu viele gebraucht hatte. Ich trieb dennoch einige Kulies auf, und verließ Gurrug um 1 Uhr Mittags, um mich auf den Weg nach Padschapur zu machen; meine Träger krochen im buchstäblichen Sinn auf eine recht ärgerliche Weise mit mir fort. Wir kamen durch Gangolie, Nursneghi und Uchtengeshall, und als am 13ten der Tag anbrach, lag Padschapur vor mir. Die Ansicht dieser Stadt ist imposant und romantisch; zwei lange, dicht mit Gebüsch bedeckte Gebirgsketten dehnen sich zu beiden Seiten aus, und ein tiefes Thal, mit reich belaubten Bäumen besetzt, bildet zu der am Ende des Thales auf einer Anhöhe gelegenen Stadt einen malerischen Zugang. Die auf den Ecken der Wälle emporragenden Thürme und die hohen Mauern, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet, machten die Ansicht furchtbar und schön zugleich. Ich setzte über den Fluß Markundah, wo eine Menge Weiber badeten, wuschen und Wasser holten. Durch die Umgebungen der Stadt kommend, erreichte ich Whokirri um 9 Uhr Vormittags. Hier befinden sich einige vor ungefähr 200 Jahren von einem Moslem erbaute berühmte Gräber; sie sind von bedeutender Höhe, mit Kuppeln versehen und sehr fest von Steinen gebaut. Der ermüdete Wanderer findet hier einen angenehmen und kühlen Ruhepunkt. Viele reiche Eingeborne pflegen Tempel, Brücken, Friedhöfe, Wasserbehälter u. s. w. zu bauen, und andere bauen Schiffe und senden auf ihre Kosten Pilgrime nach Mekka, um an ihrer Statt am Grabe des Propheten die Andacht zu verrichten. Der Baumwollen- und Getreidebau stand herrlich; leider aber hat auch hier das Monopol seine eiserne Hand über das Land ausgestreckt, denn zwei oder drei reiche Eingeborne hatten ihre Kapitalien zusammengeschossen und alles Getreide aufgekauft, das sie nun zu beliebigen Preisen veräußerten. Gegen Mittag brach ich wieder auf, und kam mit meinen schlechten Trägern auf schlechten steinigen Wegen nach Tschickori.

Um 11 Uhr Nachts kam ich durch Errur und am 14ten Mai um 4 Uhr Morgens erreichte ich Mussal. Dieses Dorf fand ich in vollem Aufstand, denn ein Herold, der ein Instrument blies, das einem französischen Horn ziemlich ähnlich sah, und von einem Mahratten begleitet war, trat mir mit der Meldung entgegen, daß der Radscha Tschintaman Row von der beabsichtigten Reise eines Freundes des Herrn N..., durch sein Gebiet gehört habe, und ihn deßhalb einladen lasse bei ihm abzusteigen. Diese schmeichelhafte Einladung wurde in Begleitung von 24 Trägern, zwei Fackelträgern, vier Kulies und zwei Reitern, wie Gardisten ausgerüstet, überbracht, und dabei ein reich gezäumtes Pferd zu meinem Gebrauch vorgeführt, im Fall ich zu reiten wünsche. Ich stieg demnach zu Rosse und nun setzte sich der Zug nach Moritsch in Bewegung, wo wir um 7 Uhr Morgens Halt machten. Hier besuchte ich einige Braminentempel, in die mir der Eintritt gestattet wurde, nachdem ich zuvor meine Schuhe abgelegt hatte. Von außen waren diese Tempel sehr einfach, innen aber schön und reich verziert. Die Stadt selbst ist groß und volkreich, und mit einer hohen, mit Thürmen versehenen Mauer umgeben; die Straßen und Häuser aber sind sehr unsauber. Um 8 Uhr kam ich in das nahe gelegene Sangly, wo ich in der schönen Residenz des Radscha Tschintaman Row abtrat. Die Zimmer waren hier zwar nicht groß, aber sehr elegant, und auf europäische Weise mit Spiegeln, Sofa's u. s. w. eingerichtet; die Spiegel waren klein und lagen am Boden, was für die Eingebornen, die sich ihrer in gewisser Stellung bedienen, bequem ist. An den Palast stoßen schöne Gärten; herrliche Orangen-, Citronen- und Myrtenhaine hauchen balsamische Gerüche aus, und erinnern an die Schilderungen in Tausend und Einer Nacht.

Ich blieb beinahe 6 Stunden hier, ohne jedoch den Radscha zu sehen, der über den am Tage vorher erfolgten Tod seines einzigen Sohnes in den tiefsten Schmerz versunken war. Kurz vor meinem Aufbruch schickte er seinen Dolmetscher zu mir, um mich zu sich einzuladen, da ich jedoch vermuthete, daß dieß unter den angeführten Umständen nur eine Formalität sey, so entschuldigte ich mich damit, daß ich seinen Schmerz nicht stören wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bohren eines artesischen Brunnens von Aberdeen in Schottland hat folgendes zweifach ungewöhnliche Resultat: 1) gab es, obschon in Granit gegraben, Springwasser; 2) lieferte es solche thermometrische Anzeigen, daß man daraus auf eine bedeutend schnellere Wärmezunahme an diesem Punkte schließen sollte, als man an andern Orten bemerkt. Hr. Arago zog über die wahre mittlere Temperatur dieses Ortes Nachweisungen ein, und er konnte sich eine Reihe, in dieser Stadt angestellter und zehn Jahre hindurch fortgesetzter thermometrischer Beobachtungen verschaffen. Nach diesem war die mittlere Temperatur vollkommen bestimmbar, und er fand 8° 8. Nach dieser Basis nun wäre die Zunahme der Wärme in dem Aberdeener gebohrten Brunnen noch 1° auf 11 Meter Tiefe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1836.

Ueber die militärische Benützung der Eisenbahnen.

Unter diesem Titel ist so eben zu Berlin eine kleine Broschüre erschienen, welche manche schäßbare Notiz enthält, und sich durch Unparteilichkeit und gründliche Sachkenntniß auszeichnet. Die Endresultate lassen sich in nachstehende Hauptpunkte zusammenziehen:

1. Eisenbahnen mit Lokomotiven werden sich in Deutschland, wenn sie wirklich ausgeführt werden sollten, wegen Mangels an Frequenz wahrscheinlich nur auf sehr wenigen Strecken halten; dagegen möchten die zur Förderung mit Pferden eingerichteten Bahnen, welche wohlfeiler herzustellen sind, und einen kleinern Verkehr ertragen, sich da, wo sie mit keinen guten Wassertransporten concurriren dürfen, auf den Hauptkommunikationen Deutschlands um so mehr rentiren, da sie den Güterverkehr befriedigen, und den Personenverkehr leicht auf 2, ja selbst auf $2^1/_2$ Meilen in der Stunde beschleunigen können: eine Geschwindigkeit, die für Deutschland schon ein Fortschritt ist.

2. Alle Eisenbahnen sind als gute Kommunikationen, die eine beschleunigte Herbeischaffung des Kriegsmaterials und der Verpflegung gestatten, der Kriegführung günstig.

3. Bei der Bewegung größerer Streitmassen auf Eisenbahnen ist es nothwendig, dieselben in Echellons zu zerlegen, die bei den vorhandenen Mitteln der frequentesten unter den bekannten Bahnen nicht stärker als 1000 Mann Infanterie, oder 200 Mann Reiterei oder 7 Geschütze seyn, und sich nur mit Distanzen von 8 zu 8 Stunden folgen können.

4. Bei den auf den deutschen Bahnen höchstens zu erwartenden Verkehrsverhältnissen können die Echellons aber nur den dritten Theil der eben gemachten Angaben, das ist 333 Mann Infanterie oder 66 Mann Reiterei oder $2^1/_3$ Geschütze stark seyn.

5. Nach diesen Angaben kann mithin ein Armeekorps von 24 Bataillonen, 28 Schwadronen und 96 Geschützen, oder 24,000 Mann Infanterie, 4200 Mann Kavallerie und 96 Geschütze, selbst wenn es die Park- und Proviantkolonnen, und die Feldlazarethe zurückläßt, erst in 20 Tagen *) 52 Meilen auf der Eisenbahn zurücklegen, welche 48 Meilen auf gewöhnlichem Wege gleich zu setzen sind. Diese würden aber bei gewöhnlichen Märschen in 16 Tagen, mithin 4 Tage früher gemacht werden, und ein solches Korps erst, wenn die Entfernung 63 Meilen beträgt, gleichzeitig auf der Eisenbahn, oder im Marsch am Ende der Bahn concentrirt seyn. Bei den in Deutschland zu erwartenden Verkehrsverhältnissen dürften aber, statt eines Korps von der angegebenen Stärke, nur eine Division von 8000 Mann Infanterie, 1400 Mann Kavallerie und 32 Geschützen die Bahn in jenem Zeitraum passirt haben.

6. Abgesehen von allen speziellen Annahmen, ergibt sich für irgend einen bestimmten Umfang der Transportkräfte ein Gesetz, wonach das Maximum der beschleunigten Bewegung nur für das Minimum der mit dieser Kraft bewegten Anzahl möglich ist, und ersteres daher in demselben Maße abnimmt, als die Anzahl bedeutender wird.

7. Je länger dagegen die zurückzulegende Strecke ist, desto größer wird der Zeitgewinn für eine bestimmte größere Truppenmasse; indem z. B. die 24 Bataillone, welche in 21 Tagen und 16 Stunden 48 Meilen zurücklegten, in 25 Tagen und 16 Stunden schon 96 Meilen fortgeschafft seyn können, während bei einer geringen Anzahl von Truppen die zurückgelegte Länge in geradem Verhältniß mit der dazu erforderlichen Zeit steht.

8. Die Benützung der Eisenbahnen zum Transport größerer Truppenmassen erscheint selbst da, wo sie an sich Zeit sparend ist, doch wegen der nothwendigen Echellonirung der Truppen nur für solche Bewegungen geeignet, in welchen man nicht fürchten darf, auf den Feind zu stoßen; also weniger in Richtungen, die mit der Front des Feindes parallel laufen, als in solchen, die aus dem Innern des Landes nach der Gränze führen, und vorzugsweise nur bei Reisemärschen.

9. Beim Truppentransporte sind die Eisenbahnen am wirksamsten für die Bewegung der Infanterie; die Reiterei dagegen wird von allen Waffen am wenigsten Vortheil daraus ziehen.

*) Nämlich 24 Bataillone in $8^2/_3$ Tagen; 4200 Mann Reiterei, zu 600 Mann täglich, in 7 Tagen, und 96 Geschütze, zu 22 täglich, in $4^1/_3$ Tagen.

10. Bei der Förderung durch Pferde, wenn die Mittel zu einer Frequenz, die der vorangegebenen gleich ist, vorhanden sind, treten dieselben Verhältnisse, und nur eine Vermehrung der Zeit um $12^1/_2$ Stunden für die gedachten 52 Meilen auf der Eisenbahn, welche einem gewöhnlichem Wege von 48 Meilen etwa gleich seyn möchten, ein.

11. Wenn es gelänge, die gewöhnlichen Fahrzeuge zum Transport auf den Eisenbahnen ohne große Kosten umzuändern, und dadurch die veranschlagten Mittel der Eisenbahnen durch vom Lande requirirte Wagen und Pferde vermehrt, also nach Maßgabe dieser Vermehrung auch größere Truppenmassen auf Einmal bewegt werden könnten, so könnte diese Einrichtung auch zur unmittelbaren Beschleunigung der Märsche der Artillerie und des Armeefuhrwesens auf den Eisenbahnen selbst führen.

12. Endlich kann für die beschleunigte Bewegung der Infanterie schon das in frühern Kriegen angewendete Mittel durch Ausbietung von Landfuhrwerk Resultate liefern, welche auf guten Chausseen nur wenig hinter denen durch die Eisenbahnen zu erreichenden zurückbleiben möchten, vor diesen aber den Vorzug größerer Einfachheit besitzen, während gute Chausseen zugleich eben so sehr die Beschleunigung der Märsche der Artillerie und des Fuhrwesens befördern, ohne dazu besondere Vorrichtungen nöthig zu machen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

(Schluß.)

Nachdem die Schlachtörter verherrlicht waren, nm te billigerweise ein Gleiches für die dabei thätigen Hauptpersonen geschehen. Man nahm daher, die nämliche örtliche Abtheilung nach Norden, Osten, Süden und Westen beibehaltend, 381 Obergenerale, worunter auch einige Brigadiere und Oberste, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, und grub sie je 96 auf den vier innern Wänden ein.

Unterhalb der Namen der Generale stehen die Namen der Armeen, die Frankreich auf allen Kriegsschauplätzen unterhalten hat.

Ueber einer jeden dieser vier Inschriftstafeln befindet sich ein Basrelief, welches durch Attribute und Sinnbilder die Siege des Nordens, des Ostens, des Südens und Westens darstellt.

Das Basrelief des Nordens stellt die Viktoria des Nordens vor, wie sie auf eine Tafel die von der französischen Armee über die östreichischen, russischen und preußischen Heere erfochtenen Siege eingräbt. In ihrer Nähe befinden sich Kriegsgenien, welche verschiedene Heeresabtheilungen versinnlichen und mit Beute beladen sind: der Eine hat Kränze an die Trophäen aufgehängt, der andere hält eine Palme, als Zeichen der Belohnung der Tapferkeit.

Ueber der Tafel des Ostens steht die Viktoria von Kriegsgenien und eroberten Waffen umgeben. Links will Einer dieser Genien zu neuen Thaten eilen und seinen Kameraden mit sich fortziehen; dieser aber das eroberte Land behalten, und pflanzt deßhalb seine Fahne in die Erde. Rechts setzt Einer der Genien seinem Begleiter einen Kranz auf das Haupt, um eher auszudrücken, daß er seine Verdienste anerkenne.

Die südliche Viktoria hält eine Tafel, auf welcher die Hauptsiege der Franzosen geschrieben sind. Links von ihr bilden die Genien eine Trophäe aus den Waffen der Ueberwundenen; rechts verewigt die Bildhauerei durch ihren Meisel die Züge Napoleons, während der Genius des Ruhmes Kränze um sein Brustbild windet.

Die Viktoria des Westens hält in ihren beiden Händen Lorbeerzweige, und streckt sie über die Kriegsgenien aus. Zwei von diesen Genien tragen einen Kranz von Obst und Frucht, als Sinnbild des Ueberflusses; die beiden andern reichen der Viktoria einen zerbrochenen Scepter und ein Diadem in Stücken dar.

Im J. 1814 wurde die Arbeit an dem Triumphbogen unterbrochen und erst im J. 1823 wieder aufgegriffen. Damals war das Werk nur bis zur Imposte gediehen. Anfänglich war die Restauration nicht abgeneigt das ganze Werk zu unterlassen. Als jedoch die Intervention in Spanien statt fand, gerieth man auf die Idee, das Denkmal der Republik und des Kaiserthums zur Verherrlichung des Dauphins zu bestimmen. Daraus wurde nichts.

Es war der Zeit nach Julius 1830 vorbehalten, das große Monument seiner Vollendung entgegenzuführen, und wenn Louis Philipp dabei irgend ein Lob verdient, so möchte ich das schönste darin finden, daß er die Idee desselben rein aufgefaßt, durch nichts verunstaltet, und deren Verwirklichung ihrem natürlichen, geschichtlichen Gang überlassen hat. So wie heute der Triumphbogen da steht, ist er nicht ein Denkmal, eine Vergötterung irgend eines Einzelnen, sondern es ist ein mächtiges Gesammtbild des ganzen Kriegsruhmes, der sich über Republik und Kaiserthum entfaltet hatte. Die Individuen haben darin jeder seinen gebührenden Platz, allein kein Einziges, auch nicht die hervorragendste Gestalt des Kaisers, erdrückt die übrigen. Die Zeit der Republik hat ihre republikanischen Insignien und die Inschrift R. F. (République française) auf den Fahnen; auch die ausländischen Namen in der großen Liste der Generale sind beibehalten worden, und sind ihres wohl erworbenen Platzes in der großen Kriegsfamilie unberaubt geblieben. Wir loben diese historische Wahrheit und die Achtung, die man vor der Gerechtigkeit beweist. Es ist dieß an sich nur eine einfache und natürliche Sache, eine Schuldigkeit. Aber nicht Alles, was einfach, natürlich und gerecht ist, geschieht, und man muß sich glücklich preisen, es verkünden zu können, da wo man es antrifft.

Den herrlichsten Eindruck macht das Basrelief rechts vom großen Durchgangsbogen, in der östlichen Mauermasse: der Auszug. Nichts ist kerniger, männlich schöner und ermuthigender als die Hauptgestalt des Kriegers in der Mitte, der den Helm in die Luft schwingt, und seinen jüngern Gefährten umfaßt. Der Künstler hat seinen Gegenstand wohl erfaßt und der Dichtung von Rouget de l'Isle eine würdige Lapidarform gegeben. Der Kriegsgenius drückt ganz die den Gemüthern jener ver-

hängnißvollen Zeit eigne Begeisterung und konvulsivische Energie aus. Wenn man ihn einige Zeit aufmerksam betrachtet, mit seinem weit geöffneten Mund, straffen Armen und ausdrucksvollen Zügen, mit den starren Augen, glaubt man seine Stimme zu vernehmen und ganz unwillkürlich stimmt man die Marseillaise an.

Wie kommt es doch, daß diese Figuren, wie Mann, wie Jüngling, wie Greis entweder ganz nackt, oder aber in römischer Waffenkleidung abgebildet sind. Sind wir nicht im J. 1792 und in wiefern war hier die Nothwendigkeit einer Verunstaltung des geschichtlichen Anzuges begründet?

Die Gruppe links von dem großen Bogen, die Viktoria, welche den Kaiser krönt, ist kälter als die vorige. Zum Theil liegt es in dem Gegenstande der Versinnlichung, zum Theil in der etwas schwerfälligen Bildung dieser menschlichen Figuren. Der Kaiser ist natürlich nicht ähnlich; es gibt keinen ähnlichen Napoleon, oder es gibt deren Millionen, wie man will. Darüber ist man längst gefaßt; etwas starken Kopf, breite Unterkiefer und glattes Haar, das sind die Hauptmerkmale, die man von einer Napoleonsfigur verlangt. Diese Erfordernisse hat er hier, also mag es gehen. Dießmal hat man ihm wenigstens den römischen Kaisermantel gegeben und der erhabenen Viktoria nicht zugemuthet, ein kleines Schulmeisterlein mit dem Siegeskranz zu krönen. Jeder begreift die Dinge nach seinem Maße. Herr Thiers hat dem Kaiser den Ludimagisters-Rock angezogen, und große Reiterstiefel dazu, nebst seiner eigenen Winzigkeit auf dem Absatz des Stiefels.

Eine andere Frage ist: Wird dieser Kaiser so lange dauern, als jener auf der Kolonne? sehr schwerlich. Die Steinmasse ist von dem gelblich-weißen Sandsteine, wie er in den Brüchen von Paris gefunden wird, es scheint mir kaum, daß er den zerstörenden Einwirkungen der Witterung widerstehen könne. Profano sit venia verbo!

Gehen wir nun durch den Bogen durch, und zeigen wir Neuilly den Rücken. Hier haben wir alsdann in dem Basrelief zu unsrer rechten Hand, in der westlichen Steinmasse, den Widerstand und links den Frieden, beide von Eter. Ich möchte diesen Arbeiten, wiewohl von einem ausgezeichneten Künstler herrührend, nicht unbedingtes Lob zuerkennen. Der Jüngling in der ersten Gruppe ist in der Stellung eines Erwartenden, nicht eines Kämpfenden; allerdings soll er nur den Widerstand versinnlichen, allein den streitenden, den thätigen Widerstand, Beweis dessen; um ihn her zeigt sich der Tod und Wunden; seine Haltung aber verräth keinen Kampf und von den Angreifenden gewahrt man gar nichts. Die Hauptfiguren der letzten Gruppe sind zu traurig. Der Krieger, der sein Schwert in die Scheide steckt, sieht aus wie ein resignirtes Opfer, als ob er sich einem harten Schicksal unterwerfe, deßgleichen der Mann rechts, der an der Pflugschar arbeitet; deßgleichen die Mutter. Aber vollkommen gelungen ist der Ausdruck des Kindes, das in seinem Buche liest.

Doch, was bedeutet diese Krittelei einzelner Unvollkommenheiten, die vielleicht andern nicht so erscheinen. Der Werth, die hohe bewundernswerthe Schönheit dieses Werkes liegt in seinem Ganzen, in dem Ebenmaße seiner Theile, in seinem großartigen Charakter. Ich sah es das Letztemal in der Morgensonne; die mächtig langen Alleen auf beiden Seiten dienten ihm als dunkler Grund, auf welchem sich der kühne Bau mit um so größerer Majestät erhob. Geschichtlich ist es schon merkwürdig genug, daß wir in unsrer heutigen, so bürgerlichen, so friedlichen Zeit ein Kriegsmonument vollenden sehen, das Alles beschämt, was die römische Größe und der Pomp eines Ludwig XIV Höchstes und Herrlichstes vollbracht haben. Man denke sich, daß der Triumphbogen de l'Etoile von einer spätern Generation plötzlich entdeckt, man denke sich, daß der Bewohner eines fernen Welttheiles, unbekannt mit europäischer Sitte und Geschichte, plötzlich an den Eingang von Paris versetzt werde und dieses Monument anschaue: welchen unbeschreiblichen Eindruck müßte es ihm machen? Aber auch, wie klein müßten ihm die Menschen daneben vorkommen!

Der Aufsatz fehlt noch. Es ist entschieden, daß irgend Etwas das Monument krönen soll! Was? weiß man noch nicht.

Einfluss des Luftdrucks auf die mittlere Meereshöhe.

Herr Daussy las in der französischen Akademie über diesen Gegenstand eine Abhandlung vor. In einem frühern Aufsatze über die Fluthen an den französischen Küsten hatte der Verfasser bereits den Einfluß des Luftdrucks auf die mittlere Höhe des Meeresstandes angedeutet, und aus einer großen Zahl von Beobachtungen, die er in Brest angestellt hatte, das Ergebniß gezogen, daß, wenn der Luftdruck das Quecksilber in einer Barometerröhre um ein Millimeter steigen macht, der mittlere Meeresstand ungefähr um 14 Millimeter tiefer geht, und man hat demnach an dem durchschnittlichen Meeresstand einen untrüglichen Barometer.

Herr Daussy hat auch in Lorient, Belle-Isle, Nantes und Paimboeuf Beobachtungen angestellt, welche das Obenangeführte bestätigten. Da aber die Winde auf die Höhe des Meeresstandes einen sehr bedeutenden Einfluß haben, so mußte dieser näher bestimmt und in Abrechnung gebracht werden, und man hat bei den hierüber angestellten Untersuchungen gefunden, daß schwache und mäßig starke Winde, ihre Richtung mag seyn, welche sie will, nur unbedeutenden Einfluß auf das Meer äußern, daß dagegen am genannten Ort sehr starke Nord- und Nordostwinde den Meeresstand ungefähr um drei Zoll niedriger machen, und daß derselbe sich bei heftigen Süd- und Südostwinden wieder um eben so viel hebt.

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Fortsetzung.)

Um 2 Uhr Nachmittags brach ich nach Pusa Sull auf, das ich am 15ten Mai mit Tagesanbruch erreichte; der Boden war hier fruchtbarer und besser angebaut, als ich ihn bis jetzt noch gesehen. Nachdem ich Bamdrewarreh hinter mir hatte, fand ich nur wenig Bequemlichkeit

in einer unwohnlichen Pagode; ich hoffte hier einen Dak zu finden, sah mich aber getäuscht. In der Stadt und auf dem Marktplatz waren viele Käufer und Verkäufer anwesend. In dieser Verwirrung konnte ich nicht einmal einen Ochsenkarren erhalten, um meinen Palankin zu transportiren. Ich befand mich daher in einer höchst widerwärtigen Lage, und fühlte, indem ich auf das Gewühl um mich blickte, tief, daß ich ein Fremdling im fremden Lande sey. Nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden schickte mir der Potail 20 bis 30 Bauern, die es in ihrer Lustigkeit für einen Spaß hielten, meinen Palankin bis zum nächsten Dorfe zu tragen, was vielleicht keiner von ihnen jemals noch in seinem Leben versucht hatte. Einer von ihnen bat mich einen Klepper zu besteigen, der neben einem alten Weibe stand, was ich denn auch ohne alle Umstände that. Das arme Weib erhob ein lautes Geschrei um ihr Pferd, und lief bis zum nächsten, drei Meilen entfernten Dorfe hinter uns her. Hier schieden meine Bauern von mir, und ich erhielt nun von Dorf zu Dorf Träger, bis ich nach Sattarah kam — 40 der längsten Meilen meiner ganzen Reise. Mit den Potails hatte ich wie gewöhnlich viel Zank und Streit, bis ich sie bewegen konnte, mir Kulies auch nur auf drei Meilen zu stellen; um sie bei guter Laune zu erhalten, bezahlte ich die ersten, die ich erhielt, im Voraus, dafür aber setzten sie mich im nächsten Dorfe nieder und liefen davon. Zwischen Pusa Suti und Sattarah (40 Meilen) hatte ich nicht weniger als 15 Relais Träger und eben so viel Pferde von den Potails.

Am 16ten mit Tagesanbruch kam ich endlich in die Nähe von Sattarah, wo ich abermals die kriegerischen Töne des Hornes hörte. Ich übergab meinen Palankin der Sorge des Potails im nächsten Dorfe an der Stadt, und wurde von einem Soldaten in die Wohnung des Adjutanten L... geführt, wo ich die herzlichste Aufnahme fand.

Adjutant L... rieth mir den Weg nach Bombay über die Mahabaleischwa-Berge statt über Punah zu nehmen, und seine Beschreibung von den Festlichkeiten, die gerade auf diesen Bergen gefeiert wurden, und von der Schönheit der Scenerie bestimmten mich seinem Rathe zu folgen. Ich will jedoch den Weg über Punah zu Nutz und Frommen anderer Reisenden hier angeben. Der Weg nach Punah führt über Diver, eine sehr schwierige Station von Sattarah aus; von da geht die Straße über Nira-Bridge. Punah kann man in 24 Stunden erreichen, doch muß man sich dann der Sonnenhitze des ganzen Tages aussetzen, weßhalb man besser thut, zu Nira-Bridge den Tag über liegen zu bleiben und lieber zwei Nächte durch zu reisen. Bricht man um 4 Uhr Nachmittags von Punah auf, so kann man um 10 Uhr Morgens nach Panwell kommen. Vor der Einschiffung nach Bombay muß die Fluth abgewartet werden, die sich bei Voll- und Neumond 50 Minuten nach 1 Uhr einstellt.

Nach einem tüchtigen Diner in dem geschmackvoll eingerichteten, mit einer Bibliothek, einem Billard u. s. w. versehenen Bungalow des Offizierkorps brach ich um Mitternacht von Sattarah auf, und begann am 17ten mit Tagesanbruch auf meinem Wege nach den Bergen die Ghauts hinanzusteigen. Ich war entschlossen diese Reise zu Fuße zu machen, um die Gegend besser zu genießen, fand aber bald, daß dieß schwieriger war, als ich vermuthet hatte, denn der Weg lief Zickzack, war sehr schlecht und der Staub unerträglich. Die Scenerie entschädigte indeß reichlich für diese Unbequemlichkeiten; hohe Berge, die Gipfel von Wolken umhüllt, wurden von himmelan strebenden Felsenspitzen weit überragt, und düsterer hie und da zerstreuter Wald, den vielleicht noch nie eines Menschen Fuß betreten, schien der Schlupfwinkel wilder Thiere zu seyn. Je näher ich dem Gipfel kam, um so kühler und belebender wurde die Luft, und das Auge ward plötzlich durch den angenehmen Anblick von Gruppen europäischer Landhäuser überrascht, welche die Gebirgsketten überragten. Ich nahm meinen Weg nach einem Landsitze des Herrn R..... Bohemia genannt, wo ich um 11 Uhr Vormittags anlangte. Die Häuser waren hier sämmtlich von Stein und so ziemlich in europäischem Styl gebaut. Man hat sich seit Kurzem auf die Berge gezogen, weil diese mit Recht als der gesundeste Aufenthalt im westlichen Indien betrachtet werden; die Landhäuser liegen sämmtlich in der Mitte schöner Gärten, in denen Gemüse und Früchte aller Art wachsen, und die gewöhnlich einen Flächenraum von 10 bis 20 Akres einnehmen. In der Nähe steht eine kleine englische Kirche. Das Gebirgsfarrenkraut, das in andern Gegenden Indiens sehr selten ist, wächst hier im Ueberfluß. Auf einer in die Augen fallenden Stelle steht ein Obelisk zum Andenken an Sir Sidney Beckwith.

Zur Zeit meiner Anwesenheit befand sich viel Gesellschaft in den Bergen, und es herrschte ein reges geselliges Leben, das einen schlagenden Gegensatz zu dem einförmigen, abgeschlossenen und ungesunden Aufenthalt in der Ebene unterhalb bot. Hier kann man nach Gefallen spazieren reiten und gehen, und der Jagdliebhaber findet hier Gelegenheit seine Lust am Bison zu büßen, eine Jagd, die jedoch sehr gefährlich ist. Ein junger Kornet war unlängst erst von einem solchen Thiere getödtet worden, das plötzlich aus dem Gebüsch auf ihn losstürzte und mit seinen spitzigen Hörnern ihn mehrere Mal durchbohrte. Dieses Unglücksfalles ungeachtet wird diese Art Jagd dennoch leidenschaftlich betrieben; wilde Katzen und Hyänen sind ebenfalls nicht selten. In der ersten Nacht meines Aufenthalts bei Herrn R.... kam eine Hyäne bis dicht an mein Zelt; Menschen, Hunde und Gewehre waren sogleich in Bewegung, aber das Thier entkam.

Es wurden Zurüstungen zu einem großen Ball gemacht, bei denen mir das Ehrenamt eines Blumisten zu Theil wurde. Alle Zimmer erhielten Ausschmückungen von Blumen, und die Verandah ward in einen Hain von Orangen-, Citronen- und Myrtenbäumen verwandelt. Eine zahlreiche Versammlung junger, schöner Damen bildete jedoch den bei weitem schönsten Schmuck des Balles.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Jahre 1834 hat die Pariser Verwaltung in Speisungsanstalten 12.729 Personen unterhalten; in den Spitälern 66.521 Kranke verpflegt; 15.250 Arme in Wohnung untergebracht, und 16.447 Findlinge und 1057 Waisen versorgt. Bei den Kindern kommt auf 4 Ein Todesfall. Von den 66.421 Kranken haben 56.862 geheilt oder freiwillig die Spitäler verlassen; 4534 waren am Ende des Jahres noch in Behandlung; 5505 waren gestorben, so daß also etwas mehr als 1 auf 12 kommen. — Die mittlere Dauer des Aufenthalts in den Spitälern betrug im Jahre 1834 25 4/5 Tag; dieselbe betrug in der vorangegangenen zehnjährigen Periode 40 9/10 Tag. Die täglichen Kosten für einen Kranken sind, wenn man den Durchschnitt von sämmtlichen Spitälern nimmt, ungefähr 1 Franken 65 Centimen.

Den 5ten August war zu Mons das Pflaster mit einer Menge gelber Ameisen bedeckt; die einen hatten Flügel, die andern, die Arbeiterinnen, hatten keine. Sie waren mit einem Mal an allen Theilen der Stadt, ohne daß man sich hätte erklären können, woher sie so plötzlich kamen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1836.

Ireland im Julius 1836.

(Von E. v. H.)

Im Hafen von Kingston warfen wir Anker und zahlreiche Boote ruderten heran, um uns ans Ufer zu bringen. Aus dem schweigsamen, jedes Geschäft geräuschlos abmachenden England kommend, fiel mir die Aktivität und Lebendigkeit dieser irischen Schiffsleute, die uns und unsere Effekten gleichsam im Sturme in die Nachen hinabtrugen, sehr auf. Wie wuchs aber mein Erstaunen, als die ganze Mauer und die Aufgangstreppe am Landungsplatze mit halbnackten, mit Lumpen weniger als nothdürftig behangenen Menschen übersäet war, die alle mit tollem Geschrei auf uns einstürzten, unserer Habseligkeiten sich bemächtigten und davon rannten. Jeder hatte immer nur ein Stück genommen und bis wir aus dem Schiff treten konnten, war Alles verschwunden. Ich gestehe, daß solche Momente nicht zu den angenehmsten auf Reisen gehören. Weit und breit keine Polizei, kein Mensch, mit dem man sprechen konnte, und nichts als Lumpen in Lumpen. Wir gingen zur Eisenbahn, die uns nach Dublin bringen sollte, um bei den dortigen Beamten Hülfe zu suchen, als wir zu nicht geringer Ueberraschung unsre sämmtliche Habe bei dem kochenden Dampfkessel säuberlich aufgestellt fanden und nun gerne die vielseitig geforderten Trinkgelder spendeten. Aehnliches findet man in Italien oft, allein so ganz aufsichtslos und so ganz ehrlich habe ich doch in keinem Theile der Erde Menschen in Lumpen gefunden, und diese erste Erfahrung über die Ehrlichkeit der Irländer habe ich noch oft Gelegenheit gefunden, als die schönste Seite dieses armen Volkes anzuerkennen. Die Eisenbahn von Kingston nach Dublin ist bis jetzt die einzige mir bekannte, die in Krümmung geht, da sie längs des runden Golfes und zum Theil über einen Damm hinzieht. Man hofft, daß in Zukunft die Schwierigkeiten der krummen Linien für die Eisenbahn keine Hindernisse mehr seyn werden. Wir durchflogen sie in gewöhnlicher Blitzesschnelle, und nun waren wir in dem herrlichen Dublin, einer der schönsten Städte der Welt, mit beinahe 300,000 Einwohnern, mit seinen großen breiten Straßen, die mit Regentstreet und Pallmall wetteifern können, mit seinem Green- und Merionsquare, denen London nichts Aehnliches entgegenzusetzen hat, und mit diesen herrlichen Quais am Liffey, und dem Riesenmolo, der weit in den prachtvollen drei Meilen großen Golf hinausragt, und dem grandiosen Zollhause, und dem Trinity-Kollege, der Universität mit ihren vier schönen Höfen und der schönen Bank, wo früher das irische Parlament zusammentrat, der Börse, der Post, und besonders dem Justizgebäude der Four Courts, welche alle wenig Vorzüglicheres in London finden würden. Die Gasthöfe sind vortrefflich, die Lebendigkeit auf den Straßen außerordentlich, und wenn ich auch die so oft behauptete Aehnlichkeit Dublins mit der Lage von Neapel nicht finden konnte, da ersteres ganz flach, letzteres ganz an Anhöhen liegt, so finde ich dagegen desto mehr Verwandtschaft dieser beiden herrlichen Städte im Leben und Treiben der Einwohner, im Geräusche und der erstaunlichen Lebhaftigkeit derselben und in den frappirenden Kontrasten zwischen höchstem Luxus und der äußersten Stufe menschlichen Elendes. Es ist nicht zu schildern, wie zerlumpt hier die Hälfte der Population herumgeht und herumliegt. Es ist sichtbar, daß die meisten zerlumpten Kleider nicht für ihre gegenwärtigen Besitzer gemacht sind und der Handel abgelegter Kleider bildet einen eigenen Handelszweig aus England und Schottland nach Ireland, so daß man annimmt, daß Millionen Menschen hier ihr ganzes Leben in fremden Lumpen durchleben müssen, ohne je ein neues Kleidungsstück an den Leib gebracht zu haben. Beim Italiener ist mir dieser abgerissene Zustand nie so sehr aufgefallen, da das Halbnackte unter seinem warmen Himmel nicht störend erscheint. Allein in dem nördlichen Ireland sind diese Blößen empörend, und der grausame Spottname Whitebrys, womit die Engländer die armen barfüßigen Pad's bezeichnen, möge hart auf diese tyrannischen Egoisten zurückfallen. Alle Gegensätze berühren sich in diesem unglücklichen Lande, und so hatten wir denn auch Gelegenheit die ganze schöne Welt Dublins im Rotundagarten beisammen zu finden, der von der einen Seite von einem Asyle verkrüppelter Menschen eingefaßt ist, und auf seinen grünen Terrassen den Blumenflor der mit den englischen Edelfrauen an Schönheit und Anmuth wetteifernden Irländerinnen wiegt, während das Elend ringsum gräßlich aus den zerbrochenen

Fenstern des Hospitals auf diesen frevelnden Gegensatz herab hohnlacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die militärische Benützung der Eisenbahnen.

(Schluß.)

Auf welche Weise der Verfasser zu diesen Endresultaten gelangt ist, wollen wir hier beispielsweise mit den Punkten Nr. 3, 4 und 5 zeigen.

Hiebei hat er die Verhältnisse der Liverpool-Manchester-Bahn zu Grunde gelegt, weil von dieser die Leistungen und Einrichtungen am bekanntesten sind, und namentlich deren Lokomotive als die vollkommensten anerkannt werden. Er ermittelt zunächst, wie viele Truppen mit den dort wirklich vorhandenen, wegen der äußerst bedeutenden Frequenz dieser Bahn sehr reichlichen Transportmitteln in einem Tage fortgeschafft werden können, und reducirt das erhaltene Maximum sofort auf Deutschlands Verkehrsverhältnisse.

Nach den Rechnungsabschlüssen der Liverpool-Manchester-Bahn werden auf derselben täglich 21 Personenfahrten und 15 Güterfahrten gemacht, damit 1300 Personen und 9920 Centner Güter einmal durch die Bahn bewegt, und es macht jede dienstfähige Lokomotive drei solcher Fahrten. Eine von diesen Fahrten ist indessen ein Rückweg, und daher für den vorliegenden Zweck nicht in Ansatz zu bringen; es ist vielmehr nothwendig, da hier bloß von der Bewegung in einerlei Richtung die Rede ist, daß zu drei vollen Fahrten noch drei leere hinzugerechnet werden.

Die Durchschnittszahl der täglich transportirten Reisenden beträgt, wie erwähnt 1300, oder 62 Personen auf jede Fahrt. Da jedoch ein Reisender mehr Bequemlichkeiten in Anspruch nehmen dürfte, als der Soldat, auch häufig mehr Gepäck bei sich führt, als dieser, so kann man annehmen, daß statt zweier Reisenden drei Infanteristen mit Gepäck fortgeschafft werden können. Die Leistungen der 21 Personenfahrten auf der Bahn betrügen demnach 1956 Mann, die Einer Personenfahrt 93 Mann. Wenn man nun die Lokomotiven für die Güterfahrten denen für die Personen gleichstellt, so können durch die 15 Güterfahrten, welche täglich über die Bahn gehen, nach demselben Verhältnisse noch 1395 Mann, oder durch sämmtliche Mittel der Liverpooler Bahn täglich 3343 fortgeschafft werden.

Selbst die Infanterie ist aber in freiem Felde nur als schlagfertig anzusehen, wenn sie eine gewisse Zahl Reitpferde für die Offiziere und einiges Attirail bei sich führt, das etwa 1440 Centner Gewicht für ein Infanterieregiment von 3000 Mann betragen dürfte.

Wie oben bemerkt worden, fördert man durch 15 Fahrten 9920 Centner, mithin durch 3 Fahrten 1984 Centner.

Da die obigen 1440 Centner nun aber nicht centnerweise verpackt werden können, sondern aus Menschen, Thieren und Fahrzeugen bestehen, auch für die Brigaden- und Divisionsstäbe eine Anzahl Pferde hinzukommen müßte, so wird man ziemlich begründet annehmen dürfen, daß drei Fahrten zur Fortschaffung jener Pferde, Wagen ꝛc. erforderlich seyen. Demnach würden drei von den oben berechneten 36 Personenfahrten in Abrechnung kommen müssen, mithin noch nur 1/12 weniger an Mannschaften, das ist 3064 Mann, bewegt werden können. Dieß ist etwa die Stärke eines Infanterieregiments mit Einschluß der Offiziere, und es stellt sich sonach als Maximum heraus: daß mit den Mitteln der Liverpooler Bahn in einem Tage ein solches Regiment von Manchester nach Liverpool transportirt werden könne.

Dabei darf man aber nicht außer Acht lassen, daß dieses Regiment, nicht gleichzeitig abgehen und ankommen kann, weil dieselben Lokomotiven mehrere Fahrten machen müssen, um den hier ermittelten Effekt hervorzubringen. Wenigstens wird der Transport daher in drei Echellons zerlegt werden müssen, mithin Ein Bataillon das Maximum seyn, was mit den hier angenommenen Mitteln auf Einmal bewegt werden kann. Eine Lokomotive braucht, um den Weg einmal zurückzulegen, 1½ Stunden, und muß hierauf 2—3 Stunden ruhen, um sie abzukühlen, einzuschmieren, von Neuem mit Wasser und Kohlen zu versehen, und genau zu revidiren, was zur Vermeidung von Unglücksfällen durchaus erforderlich ist. Es müssen daher von dem Augenblick der ersten Abfahrt wenigstens vergehen: für den Hin- und Rückweg drei Stunden, für die beiden Ruhezeiten fünf Stunden, im Ganzen also acht Stunden Unterschied zwischen dem Abgange des ersten und zweiten Echellons.

Wendet man dieses Ergebniß auf größere Entfernungen an, und setzt voraus, daß die Summe der zur Beförderung nöthigen Maschinen und Wagen in geradem Verhältnisse mit der größeren Länge der Bahn vermehrt würde, so gibt es zwei Fälle für die Betrachtung des Truppentransportes auf dieser; nämlich erstens, daß die Bahn in Stationen zerlegt sey von der Länge der Liverpooler Bahn, und am Ende einer jeden solchen Station die Truppen die Maschinen und Wagen wechseln; oder zweitens, daß alle Wagen von der ganzen Bahn, am Anfangspunkt vereinigt, in einer Kolonne die ganze Bahn durchliefen, und zum Empfange des neuen Transportes auch wieder gemeinschaftlich zurückkehrten. In dem erstern Falle würden drei Echellons von ein Bataillon Stärke mit acht Stunden Distanz täglich in Bewegung gesetzt werden können. Sie würden die jedesmalige Entfernung von 6½ Meilen in 1½ Stunden zurücklegen, und auf der Station zum Absteigen, zum Befriedigen der Bedürfnisse, Wiederaufsteigen ꝛc. eben so viele Zeit erforderlich seyn. Das erste Bataillon würde mithin in 24 Stunden acht Stationen von der angenommenen Länge, das ist 52 Meilen auf der Eisenbahn; und da eine solche wegen der Zufälle des Terrains stets mehr Umwege als eine Straße machen muß, etwa 49 Meilen, das ist zwei Meilen in der Stunde, im Vergleich zu dem zu durchlaufenden gewöhnlichen Wege machen. Das zweite Echellon würde in acht Stunden folgen u. s. w. In acht Tagen und 16 Stunden würden also 24 Echellons oder 24 Bataillone am Endpunkte der Linie angelangt seyn.

Wird dagegen die Bahn zu acht Stationen von der Länge der Liverpooler angenommen, und man wollte so viele Truppen als möglich auf einmal transportiren, man brächte daher sämmt-

liche Maschinen und Wagen an den Anfangspunkt, so könnte man zugleich acht Bataillone auf die Bahn bringen. Es würden dieselben in $1\frac{1}{2}$ Stunden eine Station durchlaufen und zur Revision der Maschinen ꝛc. wie in Liverpool $2\frac{1}{2}$ Stunden ruhen müssen; dieß gibt für acht Stationen 12 Stunden, und für sieben Ruhezeiten 18 Stunden, zusammen 30 Stunden für die Ankunft der Tête am Endpunkte. Eine solche Kolonne würde indeß mindestens aus 12mal 8 oder 96 Lokomotivzügen bestehen, von denen jeder zwar nur 45 Schritte lang wäre, von dem nächstfolgenden aber 600 Schritte abbleiben müßte, wie dieß in England Gesetz ist, und auch hier beibehalten werden muß. Dadurch würde die Kolonne $6\frac{1}{6}$ deutsche Meilen lang werden, ein Umstand, der wichtig genug erscheint, um von dieser Art des Transportes abzustehen, wenn man erwägt, daß man sich mit einer Kolonne von dieser Länge durch ein 52 Meilen langes Defilee bewegen soll, aus dem man nicht eine Hand breit zur Seite weichen darf, und in welchem ein zufällig herabgefallenes Gewehr, ein Tornister, die an einer unglücklichen Stelle auf dem Bahngeleise liegen bleiben, die nächste Maschine zum Umsturze bringen und die ganze Kolonne aufhalten können. Ja, es ergibt diese Betrachtung, daß es selbst bei der zuerst angenommenen Art des Transportes in Echellons, wo ein jedes derselben dreiviertel Meilen lang wären, noch zweckmäßig seyn dürfte, dieselben in mehrere kleinere zu zerlegen, wodurch zugleich die Zeit beim Uebergange von einer Stationslänge zur andern noch abgekürzt, und die in 24 Stunden zu durchlaufende Meilenzahl noch vergrößert werden dürfte.

Wenn man daher bei dem erstern Resultate stehen bleibt, wonach 24 Bataillone in acht Tagen und 16 Stunden einen Weg von 48 Meilen zurücklegen können, so wäre dieß an sich allerdings ein bedeutender Vortheil, da sie marschirend hiezu, den Tag, inklusive der Ruhetage, zu drei Meilen, 16 Tage bedürfen würden.

Dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Annahme ein Maximum für die Leistungen der Eisenbahnen ist, zu welchem man gelangte, indem man annahm: daß die Lokomotiven mehr leisten und dauerhafter seyn sollten, als dieß auf der Liverpooler Bahn der Fall ist; daß die auf jener Bahn verwendeten Kräfte sich in demselben Maße auf deutschen Bahnen befinden sollen, während die kühnsten Projektenmacher bei uns nur ein Drittel von der dort statt findenden Frequenz für ihre Bahnen berechnen, mithin auch wohl nur in demselben Verhältnisse die Zahl der Lokomotiven ꝛc. zu erwarten stünde, und daß endlich die Schwierigkeiten, welche durch Einrichtung der Wagen für den Transport der Truppen ꝛc. entstehen könnten, so wie diejenigen unberücksichtigt geblieben sind, die bei solchen bedeutenden Transporten entstehen möchten, wenn die Bewegung Tag und Nacht durch fortgesetzt wird, wie hier angenommen ist.

Reduzirt man diese Annahme auf die deutschen Verkehrsverhältnisse, so wird man wohl noch immer ein vielleicht nicht zu erreichendes Maximum erhalten, wenn man die Transportkräfte nur zu einem Drittheil von dem veranschlagt, wozu sie hier angenommen werden, und wonach mithin nur acht Bataillone in acht Tagen und 16 Stunden 48 Meilen zurücklegen können; 24 Bataillone aber 24 Tage und 16 Stunden dazu brauchen würden, also in Reisemärschen 9 Tage früher an ihrer Bestimmung einträfen, als mit Lokomotiven auf Eisenbahnen.

Auf gleiche gründliche Weise untersucht der Verfasser auch die Schwierigkeiten des Transportes für Reiterei und Geschütz, und gelangt endlich zu den oben angegebenen zwölf Hauptresultaten.

Die Insel Pianosa.

Die toscanische Insel Pianosa mit ihrem zwar fruchtbaren, aber seit Jahrhunderten verwahrlosten Boden ward von dem königlich preussischen Konsul Stichling zu Livorno im Laufe des vorigen Jahres von der großherzoglichen Regierung von Toscana zum Behufe der Kolonisirung auf Aktien in Erbpacht genommen. Um die Verhältnisse dieser Insel mehr bekannt zu machen, hat Herr Alfred Reumont das große geographisch-statistische Werk über die italienischen Staaten von dem Florentiner Zuccagni-Orlandini benutzt, und eine gedrängte Beschreibung der Insel und ihrer Hülfsquellen, nebst einigen Notizen über diejenigen Arbeiten gegeben, welche fürs erste zum Zweck des Wiederanbaues dieser Insel vorzunehmen wären. Da die eben erschienene kleine Schrift den wenigsten unserer Leser zu Gesicht kommen dürfte, so theilen wir das Wissenswertheste derselben hier im Auszuge mit.

Die Insel Pianosa, im toscanischen Archipel, liegt zwischen Elba, Monte-Cristo und Corsica, unter dem 27° 44′ 30″ Länge und 42° 55′ 45″ Breite. Ihr Umfang beträgt etwa 15 toscanische Miglien, ihre Bodenfläche $5\frac{1}{2}$ Miglien; ihre geringste Entfernung von Elba 9 Miglien, während die Ueberfahrt von einer Insel zur andern sich wenigstens auf 15 beläuft.

Die Pianosa des tyrrhenischen Meeres, wie jene des adriatischen, welche zur Gruppe der Tremiten oder diomedeischen Inseln gehört, und aus einem unbewohnten Felsen besteht, erhält ihren Namen von ihrer ganz ebenen, je nach der Mitte zu etwas gesenkten Oberfläche. Auf dem ganzen Eilande findet sich nur ein Hügel, Gian Filippo genannt, von dessen Spitze man eine weite Aussicht auf das Meer genießt, nebst einigen andern unbedeutenden Erhöhungen, eine an dem Ort La Grotticella, eine andere bei La Quercè gelegen. Der alte Name der Insel, Planasia, oder Planesia, hatte gleichen Ursprung.

Zu einer beträchtlichen Höhe steigt dieß flache Land über den Meeresspiegel empor; die Küsten sind unzugänglich, ausgenommen von der Seite des Hafens und der Darsena, so wie vom Strande von S. Giovanni und del Marchese her. Letzterer ist indessen sehr gefährlich. Die Kalkformation ist die vorherrschende; der erdige Theil besteht aus Tuff und Mergel, worin der Kalk vorherrscht. Travertin bildet den Hauptbestandtheil des festen und felsigen Erdreichs. An einigen Stellen findet man auch Thon, der den Boden minder locker macht. Auch unter den Lagen des conchylienhaltigen kohlensauren Kalks, auf die man bei dem Brunnen, La Botte genannt, stößt, findet man viel gewöhnlichen Töpferthon. Der Hügel Gian Filippo besteht zum Theil aus gewöhnlichem Marmor. Der Travertin ist über das ganze Eiland verbreitet; hie und da findet man auch eine Art Granit, woraus man in neuerer Zeit sehr gute Mühlsteine macht. Irrig ist die Annahme, daß sich auf der Insel verschiedene kostbare Marmor- und Granitsorten

vorfinden. An den Ueberbleibseln, die man für die von Thermen hält und die an der Landspitze del Bagno liegen, sieht man Reste von netzförmigen Marmorarbeiten; wahrscheinlich wurden diese von den Römern dahin geschafft.

Außer einer außerordentlichen Menge von Oelbäumen, welche jetzt zum Theil wild sind, aber von ehemaligem Anbau zeugen, wachsen auf der Pianosa der Erdbeerbaum (arbutus unedo), der Mastixbaum (Pistacia lentiscus), die Steineiche (Quercus ilex), der Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua), der Stinkbohnenbaum (Anagyris fœtida), der Sevenbaum (Juniperus sabina), der Rosmarin, ferner sehr dicke Meerzwiebeln und Lauch in ungeheurer Menge u. s. w.

Ehemals gab es auf der Insel sehr viele Hasen, die aber allmählich selten geworden sind. Nicht gering ist die Zahl der Feldmäuse, man kann sie jedoch mit leichter Mühe vernichten. In den gewöhnlichen Durchzugszeiten findet man eine Menge Wachteln, Lerchen, Krammetsvögel, Schnepfen. Hie und da weilet auch der Kranich hier. Unter den Wasservögeln verschiedener Gattungen kommt die Gans am häufigsten vor.

Das Klima der Insel ist milde und äußerst gesund. Ihre flache Form könnte der Vermuthung Raum geben, als wäre sie den Winden sehr ausgesetzt, und als müsse sie darunter leiden. Dieß ist indessen nicht der Fall. Der Nordwestwind (Maestrale), der Westwind und Südwest (Libeccio) stürmen zwar heftig gegen die Westküsten an, werden aber von den hohen Klippenmassen abgehalten; der Nord (Tramontana) und der Nordostwind (Greco levante) wehen niedrig und gelangen kaum zum äußersten Saum der Ostküste; der Scirocco ist niemals sehr heftig.

Trinkwasser fehlt der Insel nicht, denn außer verschiedenen Brunnen hat sie auch einige Quellen. Einer der Brunnen, die alle bis zu einer Tiefe von mehr denn 25 Braccien in Kalkstein ausgehauen sind, befindet sich in der Nähe des Forts und wird auch von den Soldaten benutzt. Das Wasser dieser Brunnen ist zwar nicht gerade vortrefflich, aber vollkommen trinkbar.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch die indische Halbinsel, von Madras nach Bombay.

(Schluß.)

Nur ungern verließ ich nach einem Aufenthalte von vier Tagen diesen reizenden Ort in den Mahabaleischwa-Bergen, und trat meine Reise am 20sten um 4 Uhr Nachmittags wieder an, von Herrn B...., einem der besten und kühnsten Jäger in Indien, zu Pferde begleitet. Er gab mir das Geleite bis an die Gränze der Ghats, mitten unter Staubwolken und einem Hagel von Dingen aller Art, welche die auf den Bäumen zerstreuten Affen nach uns warfen. Eine prächtige Aussicht auf das Meer breitete sich jetzt vor mir aus; die wohlbebauten Thäler unterhalb glänzten im herrlichsten Grün; ein starkes Fort hing am Rand eines gähnenden Abgrundes, und rauhe Felsen ragten weit über die angränzende Ebene empor. Seitwärts der Straße waren furchtbare Abgründe, so daß mir oft schwindlich wurde, wenn ich in die grausige Tiefe zu meinen Füßen hinabblickte; ein einziger falscher Tritt meiner Träger hätte uns vernichtet. Wir kamen jedoch glücklich in die Ebene hinab.

Bald nach Sonnenuntergang traf ich in Maha ein. Dieser Ort liegt an den Ufern des Bancut und ist das Depot für Militärbedürfnisse, so daß viel Leben und Betriebsamkeit da herrscht. Die heiße, drückende Temperatur der Ebene fiel gegen die erfrischende Gebirgsluft unangenehm auf. Das ganze südliche Concan ist seines heißen Klima's wegen bekannt, und die langen Reihen kahler, sonnenverbrannter Felsen machen einen unangenehmen Eindruck. Mitten in der Nacht kamen wir am Saum eines unermeßlichen Dschongelwaldes an, dessen geheimnißvolles Dunkel wir mit leuchtenden Fackeln betraten; dieser Wald lag ungefähr halbwegs zwischen Maha und Indapur. Wir kamen glücklich durch, und langten am 2ten in Indapur an; hier fand ich treffliche neue Straßen von Nagutna bis zu den Bergen. Gegen Mittag kam ich nach Nagutna, ein räucheriges, verfallenes Dorf. Ich blieb im Bungalow, und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich in dem Notizenbuch blätterte, das sich da vorfand. Ich stieß hier auf die sehr interessante Beschreibung eines Angriffes eines Tigers auf das Pferd des Herrn Wilson, eines geachteten Missionärs, der ungefähr sechs Wochen vor mir durch den Wald ritt. Er war eben ein wenig voraus, als ein ungeheurer Tiger gegen sein Pferd sprang, und, sein Ziel verfehlend, sich im Gebüsch verlor. Herr Wilson kehrte zu seiner Gesellschaft zurück, und kam mit dieser ohne weitere Gefahr durch den Wald. Das Dorf Nagutna steht am Ufer eines Flusses, an der Bombay gegenüberliegenden Küste. Es bildet eine Art Waarenlager für die zwischen Bombay und dem südlichen Concan hin und her reisenden Kaufleute. Reisende, welche nach Bombay gehen, müssen sich ein Boot vorher von Bombay bestellen, was ich denn ebenfalls nicht unterließ, und nach einigen Tagen das gewünschte Fahrzeug erhielt.

Um 11 Uhr Nachts nahm ich Abschied von der großen indischen Halbinsel, und reiste mit der Aussicht ab, meine Freunde in Bombay bald wieder zu sehen. Wir fuhren die ganze Nacht die Krümmungen des Flusses hinab dem Meere zu, das wir mit Tagesanbruch erreichten. Da Wind und Fluth uns entgegen waren, so gingen wir auf der Höhe von Carandschah Bunder vor Anker, und setzten die Fahrt erst wieder fort, als die Umstände es erlaubten. Um 2 Uhr Nachmittags betrat ich den Boden von Bombay. Den Aufenthalt ausgenommen, hatte ich in 10 Tagen und 10 Nächten eine Reise von nahe an 800 englischen Meilen zurückgelegt. Ich befand mich vollkommen wohl, nur hatte ich 15 Pfund an körperlichem Gewicht verloren. Von Herzen wünsche ich, daß Alle, die nach mir die Reise durch die indische Halbinsel unternehmen, keinen größern Verlust erleiden.

Vermischte Nachrichten.

Französische Journale gaben folgendes Verzeichniß der Israeliten, welche in Frankreich ausgezeichnete Stellungen einnahmen: ein Generallieutenant, 50 Offiziere aller Waffen, 18 Advokaten, 27 Aerzte, 5 Gelehrte, 5 Notare, 5 Sachwalter, 6 Professoren an den großen öffentlichen Unterrichtsanstalten, 12 Chefs großer industrieller Unternehmungen, 2 Bankiers (Freiherren), 1 Deputirter, und endlich ein Mitglied des Instituts — die größte Auszeichnung, die bis auf den heutigen Tag einem Israeliten sey's in Frankreich oder im Auslande bewilligt ward.

Man zählt bereits 82 vollständig wiederhergestellte Grabmäler von Königen, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen in den Grüften der Kathedrale von Saint-Denis; 25 sind noch herzustellen, um die Gesammtreihe von Chlodwig bis auf Heinrich IV voll zu machen. Von diesem König an bis auf Ludwig XVIII müssen die Grabmäler noch gemacht werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1836.

Unregelmäsige Reiterei der Engländer in Indien.

Außer den zehn Regimentern leichter Reiterei in Bengalen gibt es noch vier oder fünf Regimenter sogenannter unregelmäßiger oder Lokalreiterei. Die Engländer fanden solche schon als fliegende Truppen vor, und hatten in ihren Kriegen mit den eingebornen Fürsten viel von ihnen zu leiden. Freilich waren sie im Ganzen mehr lästig, als daß sie eigentlichen Schaden gethan hätten, manchmal aber boten sie doch auch eine keineswegs verächtliche Frontlinie dar, hielten das Vorrücken der Engländer auf, und hinderten stets den Marsch. Diese Art Kriegführung scheint zu den Gewohnheiten des nordindischen Stammes völlig zu passen, und die indischen Pferde sind auch zu diesem Dienst ungemein geeignet, denn die ächte einheimische Race kann unglaubliche Strapatzen ertragen. Tage und Wochen lang tragen sie ihre Reiter mit den Pentsch Ittihar oder fünf Erfordernissen, d. h. dem Säbel, Luntengewehr, Schild, Lanze und Sattel täglich 50—60 engl. M. weit. Nur die außerordentliche Sorgfalt, mit der das Pferd von dem Eingebornen behandelt wird, macht es fähig, die großen Anstrengungen zu machen, ohne daß es darunter leidet; im Augenblick, wo der Reiter absteigt, fängt er an, so ermüdet er selbst auch seyn mag, sein Pferd tüchtig abzureiben, was dessen ermattete Glieder außerordentlich stärkt, und es in den Stand setzt, tüchtig zu fressen und gesund zu schlafen. Dieß thun die Mahrattenweiber für ihre Ehemänner, und die an keinen Stall gewöhnten Pferde gedeihen an dem Pfahl, an den sie angebunden sind, mit einem oft sehr schmalen Futter besser, als die wohlgefütterten, aber von den lässigen Dienstboten nicht so gut abgeriebenen Pferde der Europäer.

Als die Engländer festen Fuß in Indien faßten, nahmen sie diese bei den Patans und Mahratten sehr beliebte Kriegsweise gleichfalls an, und hoben 8 Regimenter jedes von etwa 600 Mann aus. Ein Kapitän im regelmäßigen Dienste erhielt den Befehl über ein solches Regiment, und ihm wurden zwei Subalternoffiziere beigegeben, von denen einer die Dienste als zweiter Befehlshaber, der andere die eines Adjutanten versah. Außerdem befand sich von Europäern nur noch ein Militärarzt dabei, und der innere Dienst der Regimenter blieb also ganz in den Händen der einheimischen Offiziere. Die Mannschaft erhielt einen fixirten Sold von monatlich 20 Rupien, wofür sie sich ihre Gesammtausrüstung nebst ihren Pferden selbst anschaffen und unterhalten mußte. Da indeß viele dieser Soldaten das nöthige Geld für Pferde und sonstige Ausrüstung nicht aufbringen können, so leiht ihnen der Offizier diese Gegenstände gegen die Hälfte des Soldes oder 10 Rupien monatlich, wodurch die einheimischen Offiziere, welche sich damit befassen, viel Geld verdienen.

Diese Truppe hat auch Uniform, die jedoch von der der europäischen Soldaten, so wie der regelmäßigen Sipahi's gänzlich verschieden ist, und mehr den leichten fließenden Gewändern der Perser gleicht; sie besteht aus einem langen, bei einigen Regimentern gelben, bei andern rothen anliegenden Rock, einem Paar mäßig weiter Pumphosen, einem Shawl als Gürtel und einem Stahlhelm oder spitzigen Mütze. In den letzten Jahren wurde die Anzahl der Regimenter von 8 auf 5 reducirt, und der nur auf Verminderung des Militärs bedachte Lord Bentinck hatte im Sinne, sie gänzlich aufzuheben. Die Entlassung von drei Regimentern war ein vorläufiger Schritt, aber der allgemeine und lebhafte Widerstand der Lokalbeamten gegen die gänzliche Abschaffung einer so nützlichen Truppe nöthigte den Generalgouverneur von seinem Plane abzustehen. Die Soldaten dieser Regimenter unterstützen nämlich die Civilgewalt als berittene Polizei, in welcher Eigenschaft sie Suwars (Reiter) genannt werden; manchmal werden sie auch zum aktiven Dienst berufen und eines dieser Regimenter zeichnete sich im birmanischen Feldzug ehrenvoll aus. Wenn sie mit der Armee ins Feld ziehen, erhalten sie auch Pensionen, eine von ihnen sehr werth geachtete Anordnung, denn sie fühlen recht gut den Vortheil, nicht mehr wie ein unnützes Werkzeug zur Seite geworfen zu werden, wenn Alter und Krankheiten sie dienstunfähig gemacht haben. Als Polizeitruppe leisten sie die wichtigsten Dienste nicht nur durch die ungemein rasche Verfolgung der Verbrecher, sondern auch durch die Verhinderung von Verbrechen, da sie durch die Gewißheit einer augenblicklichen und selten ihr Ziel verfehlenden Verfolgung einen großen Schrecken erregt haben:

so trugen sie zur Unterdrückung des Thugs ungemein viel bei. Kleine Detaschements aus einem einheimischen Offizier und wenigen Mann bestehend, thun auf allen Civilstationen Dienste, und man vermehrt ihre Anzahl so oft man es für nöthig erachtet.

Dieselbe strenge militärische Ordnung, wie bei der regulären Sipahi-Armee, verlangt man von dieser Truppe nicht. Sie haben ihr eigenes Exercierreglement, in welchem manche der ermüdenden Details ausgelassen sind, die man zur Erhaltung der Disciplin bei andern Truppen für nöthig hält; indeß sind sie vortreffliche, gewandte Reiter, sie springen im vollsten Jagen des Pferdes ab und wieder auf, und treffen eine Bouteille mit nie fehlender Sicherheit mit ihrem Luntengewehr, das der eingeborene Indier troß seiner Plumpheit wie ein Spielzeug handhabt. Da das Gewehr nur kleine Kugeln schießt und einen sehr langen Lauf hat, so trägt es viel weiter als die gewöhnlichen Musketen, denn man weiß Beispiele, daß es auf die Entfernung von 800 Schritt noch verwundet hat. Nicht minder gewandt ist der indische Reiter mit dem Speer und dem Säbel, in welch letzterer Waffe er jedoch unter den Engländern nicht nur gleich geübte, sondern auch überlegene Leute findet, da er sehr selten sich auf die Finten versteht, und sich dabei gewöhnlich bloß gibt.

Manchmal erscheinen sie in vollem Ringelpanzer, gewöhnlich aber bestehen ihre Schutzwaffen nur in einem Kaskette von polirtem Stahl, und Sturmband und Handschuhe sind mit dergleichen Schuppen belegt, doch tragen sie dieselben außer im Kriegsdienste selten. Ihre Pferde sind bei Revuen und feierlichen Gelegenheiten mit allerlei Flitter aufgepuzt und sonst seltsam ausgestattet, denn die Schweife der Pferde sind mit Mhendy gefärbt, *) und Sterne und Halbmonde auf die Stirne und Rücken derselben gemalt. Namentlich die Offiziere zeigen bei solchen Gelegenheiten ihren Reichthum: ein Federbusch mit Goldbehängen ragt über die Stirne empor, der Kopfschmuck ist mit reichen Buckeln verziert, und die Brust ist mit einer Menge Zierathen theils blauen Korallen, theils silbernen Kapseln mit Amuletten gegen das böse Auge behängt. Das beste Mittel gegen alle Arten von T'habda oder Zauberei besteht aus Tigerklauen in Gold oder Silber eingefaßt und um den Hals gehängt. Einige dieser Schutzmittel scheinen wesentlich und fehlen daher nur bei wenigen Pferden der Soldaten.

Diese sind meist Muhammedaner, oder eingeborne Indier aus dem Stamme der Patans; doch finden sich auch einige Radschputen darunter, und stets muß beim Eintritt in das Korps Zeugniß beigebracht werden, daß sie von angesehener Familie sind, denn sie halten ausnehmend auf den Adel ihres Stamms. Die europäischen Offiziere, die man, wenn sie einmal von der Sonne gebräunt sind, kaum mehr von den Eingebornen unterscheiden kann, sind meist vortrefflich beritten, entweder mit englischen Pferden, oder mit ächten Arabern oder Persern.

*) Diese Farben brauchen auch die Damen, um die innere Hand und die Fingerspitzen rosenfarb zu färben.

Ireland im Julius 1836.

(Fortsetzung.)

Wie wenige Ausländer hieher kommen, mußte uns an der Aufmerksamkeit auffallen, welche wir in den Straßen Dublins so wie später auf unserer Reise ins Innere des Landes erregten. Ein Schnurrbart, ein etwas auffallendes Aeußeres, besonders aber die fremde Sprache sind hinlänglich, um alle Augen nach dem Fremden zu richten. Das Philisterthum eines deutschen Landstädtchens ist großartig gegen die Neugierde, mit welcher man hier jedes exotische Menschenkind verfolgt, und schon im südlichen England hatten wir in einigen kleinern Städten förmliche Zusammenläufe veranlaßt, was uns begreiflich vielen Stoff zum Lachen gab. Im Rotundagarten ging dieß nun so weit, daß einige Herren, die Damen am Arme führten, uns geradezu ansprachen und uns sehr artig fragten, welcher Nation wir zugehörten, worauf wir denn, wie eingeführt, von allen Seiten mit der zuvorkommendsten Weise behandelt wurden. Der Engländer begnügt sich mit der bloßen Contemplation, der Irländer muß wissen, wen er vor sich hat, und dieß führte mich später in keine kleine Verlegenheit, als wir am Jahrestage der in Ireland von den Orangisten alljährlich hoch gefeierten Befreiungsschlacht an der Boyne, welche dem Feldherrn Grafen Schomberg das Leben gekostet, in Armagh ankamen, und einer meiner Reisegefährten, ein muthwilliger junger Mensch, sich ohne mein Wissen den Spaß gemacht hatte, mich für einen Enkel dieses Generals auszugeben. Es blieb mir nichts übrig, als die mir übertragene Rolle auszuspielen und die Einladung einer Deputation, bei der Prozession der Orangisten eine Fahne zu tragen, gutwillig anzunehmen. Zwei rasche Postpferde entrissen mich noch zu rechter Zeit diesem gefährlichen Lanzirgeschäfte, wobei ich leicht das Schicksal meines präsumtiven Ahnherrn etwas zu täuschend hätte nachahmen können, da es hier, wie bei allen solchen Gelegenheiten in Ireland, zu blutigen Köpfen kommen mußte, wenn nicht die Prozessionen selbst untersagt worden wären. In Ländern, die wie England mit der ganzen Welt in Verbindung sind, muß eine solche kleinliche Neugierde befremden, und dient als Beweis, wie wenig England von Fremden besucht wird. Allein die Engländer selbst haben wieder vor Ireland eine unüberwindliche Scheu, die im Grunde auf Furcht basirt und die Ursache ist, weßhalb dieses Land von seinen Beherrschern selbst so falsch beurtheilt und behandelt wurde. Der Engländer, der in Ireland reist, träumt nur von Halsabschneiden und Plündern, was Wunder also, wenn mancher Fremde sich dadurch abschrecken läßt, in das Innere dieses interessanten Landes zu gehen. Und doch ist es gewiß, daß man nirgends sicherer reisen kann, als gerade in diesem so verrufenen Lande, und eben so gewiß ist es, daß in London in Einem Tage mehr gestohlen und gemordet wird, als in Ireland oft in einem ganzen Jahre. Der Irländer ist ehrlich, offen, gesprächig, aber leichtsinnig und hat mit dem Neapolitaner wieder das gemein, daß er nicht arbeitet, so lange er etwas hat, wobei ihm Kartoffeln, so wie dem Neapolitaner Apfelsinen genügen. Hat er gar nichts mehr, dann ist er gleich

diesem der beste fleißigste Arbeiter, und da er zu Hause selten Arbeit findet, so geht er nach England und wird dort sehr gesucht und gut bezahlt. Man sieht Tausende dieser armen Irländer auf den englischen Wiesen und Feldern, sie gewöhnen sich dort an regelmäßigen Erwerb, und hierin liegt ein Hauptgrund der allmählich fortschreitenden Verbesserung der irischen Zustände.

Offenbar ist der Charakter und das Bedürfniß des Irländers in England noch immer nicht gehörig erkannt und die Abneigung gegen den Papismus, von dem sich selbst aufgeklärte Engländer nicht losmachen können, gründet sich auf die unüberwindliche Furcht vor dem Einflusse des Papstes und die beabsichtigte Präponderanz der katholischen Kirche. Man muß dieses Vorurtheil, das mit dem Engländer aufgewachsen ist, beständig vor Augen halten, um begreifen zu können, wie eine so erleuchtete denkende Nation durch eine für unsere Tage zur Chimäre gewordene Glaubensmacht zu solch' blindem Hasse, zu solch' unnatürlicher Mißhandlung ihrer unterdrückten Mitbürger sich bewegen lassen kann, und wenn O'Connell kein anderes Verdienst hätte, so müßte man ihm doch das zugestehen, daß es seiner Beharrlichkeit gelang, das Vorurtheil gegen sein bedrängtes Vaterland größtentheils besiegt, und eine Sympathie mit ihm in dem englischen Volke hervorgerufen zu haben, die, einmal Wurzel gefaßt, so leicht nicht mehr ausgerottet werden kann, und die im Bunde mit Rechtlichkeitssinn und Menschlichkeit über kurz oder lang zu dem schönen Resultate einer innigen Verschwisterung beider Nationen führen muß.

So wenig man nun behaupten darf, England zu kennen, wenn man bloß in London war, so wenig findet man einen genügenden Maßstab zur Beurtheilung von Irland durch einen Besuch Dublins. Fast alle Hauptstädte schließen die Gegensätze von Reichthum und Armuth, von Laster und Tugend in sich. In die Thäler, auf die Berge, in die Hütten muß man pilgern, dort nur findet man das Volk, dort nur sieht man, was es besitzt, was es entbehren muß. Südlich von Dublin liegen die Ruinen der ehemaligen Hauptstadt Irelands entfernt von den Straßen in einem tiefen Thale, und die Trümmer von sieben Kirchen bezeichnen die Stelle, wo die alte Metropolis geherrscht hatte. Wer auf der Meeruferstraße über das von Naturschönheiten und Landsitzen überströmende Bray, das reizende Wicklow, das so unendlich schöne Aovcathal gegen Arklow, wo das Rebellenheer zu Ende des vorigen Jahrhunderts vernichtet wurde, nach Werford hin reist, der kann es nur an einzelnen öden Hütten und armseligen Dörfern ahnen, welches Elend weiter hinein ins Land sich kund geben wird. Irland ist beinahe durchgehends gebirgig. Wir durchstreiften die Grafschaft Wicklow, welche so berühmt wegen ihrer Schönheit ist, und nachdem wir den Felsenpaß Scalp passirt, kamen wir in das Schloß des 21jährigen Lords Powerscourt, der sich auch schon unter die Zahl der mit dem Titel Absentee's belegten irischen Großen begeben, welche an den Ufern der Seine und im Golf von Neapel das von Pächtern den armen Iren erpreßte Geld verprassen, und deren Vaterlandsliebe sie höchstens in der Season nach St. James treibt, ohne daß es ihnen einfiele über den Zustand ihrer Güter im Mindesten nachzudenken oder nachzusehen. Mangel an Comfort und wohl auch Furcht halten sie Jahre lang von Hause entfernt, bis diese Entfernung zur Gewohnheit geworden ist. Nur durch den Weg von diesem Parke des torystischen Abtrünnigen geschieden steht die bescheidene Wohnung des großen Curran Grattan, dem O'Connell des vorigen Jahrhunderts, dessen Sohn jetzt wieder die Rechte seines Volkes im Parlamente verficht. Auf solche Gegensätze trifft man in diesem von Faktionen zerissenen Lande bei jedem Schritte, ohne daß die persönliche Freiheit durch Meinungsverschiedenheit je im Geringsten gefährdet würde. Dort in jenen wilden Thälern, in den tiefen Schluchten der Seen von Luggalla war der Feuerherd der Revolution gegen Ende des letzten Jahrhunderts, und diese unzugänglichen Thäler wurden erst nach gedämpfter Rebellion von der Regierung durch eine Militärstraße verbunden und durch Wachhäuser gesichert.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Heilung der Wasserscheu.

Kürzlich starb in Ireland ein Mann, der einst durch den Biß eines wüthenden Hundes in die Wasserscheu verfallen war, und auf eine sonderbare Art gerettet wurde. Nach dem Biß wurde er unwohl, und schnell entwickelten sich alle Symptome der Krankheit, welche sich bis zu einem solchen furchtbaren Grad entwickelte, daß seine Freunde den Entschluß faßten, seinen Leiden durch Erstickung ein Ende zu machen. Zu diesem Zweck legten sie eine Matratze auf das Estrich, legten den Unglücklichen mit Gewalt auf dieselbe nieder, deckten ihn mit einer andern Matratze zu und streckten sich nun selbst auf dieselbe hin, um ihm den Athem zu benehmen, während seine Frau und einige andere Verwandte den traurigen Ausgang in einem andern Gemach abwarteten. Die Anstrengungen, die der Kranke machte, und sein Röcheln waren schaudererregend, und die Gefühle der Frau während dieser Zeit unbeschreiblich. Als nach kurzer Zeit der Lärm allmählich aufhörte, stürzte sie mit wahnsinniger Verzweiflung herbei, riß mit fast übermenschlicher Kraft die Männer von dem Körper ihres Gatten weg, mit der Erklärung, daß sie es der Hand des Allmächtigen überlasse, wie er sterben solle, möge daraus entstehen, was da wolle. Als sie die Matratze von ihm entfernte, war er fast todt, und seine Anstrengungen waren so fürchterlich gewesen, daß er im Schweiß ganz gebadet war. Als man ihn nun aber eine Weile an die frische Luft brachte, ermunterte er sich und sagte den Umstehenden, daß er nicht mehr krank sey, und so war es auch in der That.

Die Insel Pianosa.

(Schluß.)

Die Pianosa besitzt neben einer ziemlich hervorragenden Landspitze einen Hafen von geringem Umfang, und diesem gegenüber eine kleine Darsena an der nach Elba hingewandten Ostseite. Der Hafen wird von zwei Landspitzen eingeschlossen, deren eine Punta della Teglia, die andere del Forrino heißt. Die Teglia ist ein schroffer, etwa 80 Fuß über den Meeresspiegel sich emporhebender Felsen. Seine fast ebene Oberfläche hat die Form eines länglichen Dreiecks, und ragt mit einer

nicht über 15 Fuß breiten Spitze in die See hinaus. Napoleon, der von Elba aus die Insel zweimal besuchte, hatte die Absicht, hier eine Kaserne und ein Fort zu erbauen; aber die Einsprache des Generals Bertrand hinderte die Vollendung des erstern bereits begonnenen Werkes. Die toscanische Regierung befahl den Ausbau der Kaserne, welche jetzt der Besatzung dient, und groß genug ist, mehr als 100 Mann aufzunehmen. Ein kleines dem Sanitätsamte gehöriges Gebäude findet man bei der Punta Brigantina; ein ähnliches am entgegengesetzten Ende der Insel bei dem Strande del Marchese. Den Landleuten von Elba, welche gewohnt waren, die Pianosa des Getreidebaues wegen zu besuchen, dienten zum Wohnorte einige dreißig Grotten, an verschiedenen Stellen in konischer Gestalt in Tuff- und Kalkstein ausgehöhlt, und vielleicht die Vorrathskammern der alten Einwohner. Nicht fern vom Hafen finden sich etwa 12 geräumige Galerien, im Durchschnitt 2 Metres hoch, in den Felsen gehauen. An den Seitenwänden derselben bemerkt man verschiedene Nischen, eine über der andern, ohne Zweifel einst zur Aufnahme von Leichen bestimmt. Auch fand man bei den neuesten Ausgrabungen in einigen derselben, die mittelst Marmortafeln verschlossen waren, menschliche Gebeine, kleine Urnen von verschiedenen Formen und mehrere alte Münzen.

Die Sicherheit, welche gegenwärtig in diesem Theile des Mittelmeeres herrscht, scheint jene militärischen Vertheidigungsmaßregeln überflüssig zu machen; doch hat die Regierung, um jeden Grund zu Befürchtungen bei den neuen Ansiedlern zu entfernen, auch in dieser Beziehung bereits Maßregeln getroffen.

Die ungeheure Olivenwaldung ist ein hinlänglicher Beweis für die Sorgfalt, welche einst auf den Anbau der Insel verwandt wurde. Der Oelbaum ist eines der nützlichsten und am leichtesten fortkommenden Produkte dieses Himmelsstrichs. Zwischen den Felsenmassen der Cala alla Ruta sieht man einige dieser Bäume von riesiger Größe, welche stets von der Meeresfluth umwogt werden, und doch fast jedes Jahr mit Früchten bedeckt sind. Die ältesten Bäume tragen noch Spuren der alten Pfropfreiser, also der künstlichen Pflege. Gegen die Mitte des Landes hin stößt man auf regelmäßige Anlagen. Napoleon, von der Menge der Oelbäume überrascht, ließ sie zählen, wo sich denn etwa 20,000, mit Ausschluß von mehr denn 10,000 wilden, ergab. Die Mastixbäume, welche zerstreut zwischen den Oliven wachsen, schaden diesen, indem sie den Wald so verdichten, daß an vielen Stellen der Luftzug fast unmöglich wird. Einige der zahllosen großen Wurzeln dieser Bäume wurden in Frankreich, ihres schönen Masers wegen, zu feinen Tischlerarbeiten benutzt.

Als Reste ehemaligen Anbaues müssen verschiedene Feigenbäume, die sich hie und da zerstreut finden, betrachtet werden; sie gehören den Gattungen von Pisa, Pescia, Piombino und Sardinien an und liefern schmackhafte Früchte. Von Obstbäumen ist nur ein gigantischer Birnbaum übrig. Bei dem Hügel Gian Filippo und im Umkreise des Hafens wachsen große Johannisbrodbäume. Ursprünglich aus Syrien und Egypten stammend, erheben sie ihre schlanken Stämme zu einer Höhe von 12 Metres, breiten ihre gekrümmten und glatten Aeste kreisförmig aus, und geben eine längliche Frucht, welche ein saftiges, süßes Fleisch mit harten, gelben Samenkernern enthält. Grün oder unreif genossen, eine schädliche Nahrung für die wiederkäuenden Thiere, dienen sie, wenn sie zeitig geworden, als stärkendes und erquickendes Futter, namentlich für die Pferdegattung. Man weiß, daß die Genueser von dem Baume dieser Art, welche auf der Riviera di Ponente wachsen, im Handel bedeutenden Vortheil ziehen.

Die Insel hat keinen Mangel an Waldboden. Die Erdbeer- und Mastixbäume werden bedeutend groß, auch die Steineichen verkrüppeln nicht, wie auf Elba. Vor Alters scheinen Fichten nicht gefehlt zu haben. Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, daß Gras und Kräuter sehr hoch wachsen, und das Vieh zu gewissen Zeiten vortreffliche Weide findet.

Der nördliche Theil der Insel, il Marchese genannt, ist eine ziemlich schmale Landspitze von etwa 5 Miglien im Umfang, und wird vom übrigen Theil durch eine mit zwei Thoren versehene Mauer geschieden. Da der Boden dort im Durchschnitt unfruchtbar und nur mit Gesträuch und Kräutern bedeckt ist, so pflegt man daselbst das Vieh eingeschlossen zu halten, um die Saaten vor Beschädigung zu schützen.

Das Vieh, welches von Elba kommt, beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf 200 Stück Rindvieh, 100 Pferde, 1000 — 2000 Schafe und etwa 500 Ziegen. Der ehemalige Ertrag der Getreideernte betrug gewöhnlich 6 — 7 Scheffel für einen. Meist säete man Waizen, bisweilen auch Roggen und Haber, welche sehr gut fortkommen. Auch Bohnen, Erbsen, Linsen rc. lieferten namentlich da, wo der Boden aus Kalk und Thonerde besteht, lohnenden Ertrag. Der Weinstock gedeiht gleichfalls vortrefflich. Die Trauben sind weiß und dunkelfarbig, mit länglichten Beeren. Seit einigen Jahren hat der Kastellan einen Weinberg von etwa 18,000 Stöcken verschiedener Arten der besten toscanischen Reben angelegt, welcher bald die Mühe reichlich lohnte.

Am 13ten Febr. 1835 ward zwischen der toscanischen Regierung und dem preußischen Consul Stichling zu Livorno ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, gemäß dem diesem letztern die Insel Pianosa in Erbpacht gegeben wurde, der auch auf seine Nachkommen und Erben übergehen soll. Der jährlich zu erlegende Zins beträgt 1500 toscanische Lire oder 337 Thaler, mit Befreiung von allen Abgaben auf 10 Jahre. Der Vertrag erlaubt dem Erbpächter, sich Actionäre zuzugesellen, um das Unternehmen des Wiederanbaues und der Wiederbevölkerung der Insel leichter ausführen zu können. Der Plan eines solchen Actienvereins ist der kleinen Schrift am Ende beigefügt, eben so ein Plan der ganzen Insel.

Nach dem mit der Regierung abgeschlossenen Vertrage müssen wenigstens 20 Familien von Landleuten auf der Pianosa ansässig gemacht und für diese nach und nach eben so viele Pachthöfe eingerichtet werden. Der Erbpächter hat überdieß die Obliegenheit, die Olivenwaldung lichten und in guten Stand setzen zu lassen. Hierzu, wie zu andern Vorkehrungen, wird die Zeit von 10 Jahren anberaumt.

Aus der Zusammenstellung dessen, was hier nur flüchtig angedeutet wurde, kann mit Recht gefolgert werden, daß eine kenntnißreiche, weise Leitung der Arbeiten und eine vorsichtige Verwaltung unberechenbare Vortheile zu Wege bringen können, daß der durchschnittliche jährliche Ertrag der Oelbäume, des Viehes, der Maulbeer- und Mastixbäume und der Bienenzucht bedeutend ausfallen wird, so daß mit voller Ueberzeugung gesagt werden kann, in Toscana gebe es keine schönere und preiswürdigere, wie keine minder gewagte Unternehmung, als der Wiederanbau der Pianosa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1836.

Ireland im Julius 1836.

(Schluß.)

Ungefähr eine Meile von dieser Straße ab stößt man auf die ersten Spuren des vierzehn Jahrhundert alten Glendalough oder Sevenchurches, das in den ersten Zeiten des Christenthums so berühmt war, und wohin jetzt selten der Fuß eines Reisenden dringt. Umgeben von den wilden Gebirgsschauern Wicklows, tief in romantischem Thale, bilden die Ruinen der sieben Kirchen eine malerische Ansicht. Wir gingen lange in den mit Epheu und Moos überwachsenen zum Theil noch ziemlich festen Ruinen herum, als ein alter Mann in einem schwarzen abgetragenen zerrissenen Anzuge, vermodertem Hute, herabhängenden schwarzen Strümpfen und zerfetzten Schuhen an uns vorbeieilte und in den Gängen einer der alten Kirchen verschwand. Diese mysteriöse Erscheinung lenkte unsere Aufmerksamkeit von den todten Ruinen zu den lebendigen, und wir folgten diesem antiken Originale über die Felsen, welche in den Fluß als Uebergang gelegt sind, und bemerkten nun eine Violine, die zwischen den herabhängenden Frackschößen des Alten hervorschaute. Wir sprachen ihn an, und sogleich sammelten sich aus den benachbarten Hütten eine Menge neugieriger Irländer. Der alte Mann war einst wohlhabend gewesen, nun aber durch die Landesverhältnisse so herabgekommen, daß ihm nichts mehr geblieben, als seine Geige. Er spielte das herrliche Nationallied der Iren Remember thee! von Thomas Moore, eines der rührendsten Gesänge, die ich je gehört. Die Irländer fangen mit, und eine eigene Stimmung bemächtigte sich unser mitten unter den Leiden dieses unglücklichen Volkes, auf den Trümmern seiner einst so glänzenden Hauptstadt. Und der Alte führte uns nun in diese Hütten, oder besser diese Höhlen der entsetzlichsten Verarmung, die Alles an Elend überbietet, was ich selbst in Polen und Rußland angetroffen hatte. Eine irische Wohnung besteht aus über einander gelegten Steinen, mit Stroh oder Binsen überdeckt. Sie hat kein Fenster und keinen Schornstein, und anstatt der Thüre ist ein Loch, wodurch man in das Innere kriecht. In diesem inneren Raume ist aber nichts, gar nichts. Kein Stuhl, kein Bett, kein Tisch, kein Gefäß. Die Bewohner kauern sich am Boden um ein kärgliches Torffeuer herum, dessen Rauch sich mühsam durch das Thürloch zwingt, nachdem er sich gehörig innerhalb ausgearbeitet hatte. Das einzige Gefäß dieser Menschen ist ein Topf, ihre einzige Nahrung Kartoffel, welche sie bei ihrer Hütte anpflanzen und als Vorrath den Winter über in den Boden eingraben. In derselben Hütte wohnt das Schwein, der treueste Spielgenosse der irischen Kinder, der einzige Reichthum des Vaters. Allein diese Hütten sind wenigstens von oben geschlossen und geschützt, und sind noch Paläste gegen die Wohnungen des Elends in Cork und Tipperary, wo man selten eine gedeckte Wohnung antrifft, wo Wind und Regen nach Belieben aus- und einziehen, und wo Menschen wohnen, gegen welche der armseligste deutsche Bauer ein Gott ist. Und dieß alles geschieht in einem englischen Lande, dessen Boden so gut, vielleicht besser ist, als der englische, aus dessen Häfen jährlich für Millionen Getreide ausgeführt wird, und dessen Bewohner besteuert sind, wie die reichen Engländer, und allen Erwerb ihres sauren Schweißes hingeben müssen, um den Zwangsherren den Tribut zu entrichten. Ich habe diesen Zustand nicht für möglich gehalten unter einer Administration wie die an philanthropischen Phrasen so reiche englische, allein mit tiefem Schmerz überzeugte ich mich durch ganz Ireland, daß man immer noch vielleicht zu wenig gesagt, und daß selbst der vortreffliche Raumer, dessen vom wärmsten Gefühl diktirte Schilderungen der irischen Zustände in England fortwährend Anerkennung finden, das Crasse dieses gränzenlosen Elendes nicht hinlänglich hervorgehoben hat. Mit nassen Augen zeigte der Alte nach der Kaserne, die von ferner Höhe in das Thal herabblitzt. Nun ist sie leer, sagte er feierlich, wir leben jetzt in Frieden, und brauchen keine Soldaten. Gott gebe, daß es so bleibe, und daß dem armen Lande geholfen werde, ohne daß es sich selbst zu helfen braucht." Es lag etwas Prophetisches in den Worten dieses verklärten Greises und in stummer Andacht und Resignation umlagerte ihn das Volk in Lumpen. Diese Resignation habe ich im ganzen Lande gefunden, und das Vertrauen in O'Connell ist unter den ärmsten Klassen unbegränzt. Man irrt sich, wenn man die katholische Partei als ausschließende Anhängerin O'Connell's ansieht.

Es hat unter ihr eben so viele Widersacher, als unter den Protestanten Freunde, und es ist schwer, in diesem Lande die Schattirung der Meinungen herauszufinden.

Die Weise zu reisen ist in Irland wie in England. Auf allen Hauptstraßen gehen Stagecoaches und königliche Malls, allein die Haltung von Wagen, Geschirr und Pferden nimmt hier den Charakter des allgemeinen Verfalls und der vorherrschenden Unreinlichkeit an. Die Wirthshäuser sind beinahe ganz von englischem Comfort entblößt, und zerbrochene Fenster, zerrissene Handtücher und Bettvorhänge, und unreine Betten finden sich überall. Eine Gattung Fuhrwerk, welche Irland ausschließlich besitzt, und das für Gebirgsreisen sehr geschickt ist, sind die sogenannten Gentry Car's, kleine, niedere, offene Fuhrwerke auf zwei Rädern, ganz aus Eisen und Leder, wo immer je zwei Personen rechts und links hinaussitzen und in der Mitte Raum für Gepäck ist. Sie werden von einem Pferde, zuweilen auch von hinter einander gespannten gezogen und gehen sehr rasch. In Dublin dienen nahe an zweitausend dieser kleinen Vehikel als Fiaker und in größerem Formate als Omnibus. Bedeckte Wagen sieht man wenige, und dieß ist auffallend in einem Lande, das angenommener Weise jede Woche 4—5 Regentage zählt, wobei denn freilich diese ganz schutzlosen Car's ein höchst unerfreuliches Transportmittel sind. Ich machte den herrlichen Weg an der Ostküste auf diese Weise mit einem englischen Dragonerobersten, der seine Stelle vor Kurzem um 5000 Pfund verkauft hatte, und nun ruhig mit seiner liebenswürdigen Familie in Cushendal lebt, an dieser prächtigen Bai, vor welcher Schottlands Küsten und die kühnen Leuchthürme der zwischen Irland und Schottland liegenden gefährlichen Klippen Maidenrocks genannt, ausgebreitet liegen. Wir besuchten das Schlachtfeld an der Boyne, ähnlich dem von Waterloo, wo ein die ganze Gegend auf dem entscheidenden Hügel dominirendes Obelisk Wilhelms III Sieg über den unglücklichen Jakob verewigt. Von hier folgt ein Schlachtfeld dem andern, wo die unglücklichen zum Sklavenjoche verurtheilten Irländer mit ihrem Blute stets alte Ketten abschüttelten, um sich in neue schlagen zu lassen. Als wir in Newry ankamen, war die Aufregung durch den famosen Brief O'Connell's, wo er zu einer Generalassociation auffordert, aufs höchste gestiegen und die Orangisten schossen auf den katholischen Bischof, der mit Mühe ihrer Wuth entrann. Mein Reisegefährte war selbst Orangist, billigte jedoch dieses Verfahren nicht, obschon er O'Connell und seinen Anhang verabscheute und mir versicherte, daß bei einer allenfallsigen Rebellion 300,000 bewaffnete Orangisten im Norden bereit stünden. Wir kamen nun auf die herrliche neue Straße, die seit 12 Monaten durch Parlamentsvorschüsse vollendet wurde, und die den Felsen abgezwungen von Glenarm nach Cushendal von den Ufern des Meeres fortzieht. Sie läßt sich nur mit der großen Parlamentsstraße durch Nord-Wales vergleichen, und ist ein hoher Triumph der englischen Ingenieure: durch sie ist der Weg gebahnt nach Ballycastle, wohin bis jetzt noch die Straße über hohe Berge führt, während man unten in den Moorgründen bereits die neue der Vollendung nahe fortziehen sieht. Im äußersten Theile Irelands aber, von dessen Küsten kein Land mehr bis Amerika sich findet, und an dessen steilen Felsen sich die Wogen des großen Oceans brechen, erhebt sich in hoher Pracht und Majestät ein Basaltgebirge, wundervoll und wie von Menschenhand und dem kühnsten Meisel gehauen in unvergleichlicher Schönheit, und kaum dürfte die Natur in irgend einem Lande ähnliche Wunder aufgehäuft haben. Dieß ist der Giants Causeway, der sich, ein hundertarmiger Briareus, gleich einem aus tausend und tausend an einander gereihten Säulen zusammengebildeten Damme weit ins Meer erstreckt, und von dem sich die schöne Sage erhielt, daß Riesen versucht hätten, durch ihn Ireland und Schottland zu verbinden, ein Glaube, der dadurch erklärbar wird, daß dieselbe Basaltbildung häufig tief in stiller See auszutauchen scheint, und alle diese Ramifikationen in der Richtung von der auf ähnliche Art gebildeten Insel Staffa sich ausbreiten. Das Vorgebirge Fair Head führt den Reigen dieser grandiosen Scene und ist der würdige Anfang zu einer der erstaunlichsten Küstenformationen, die in der Welt zu finden sind. Der Riesendamm selbst erhebt sich nicht sehr hoch über die Oberfläche des Meeres, allein die meisterhaft an einander gefügten Säulen, die wie Mosaikarbeit aussehen, Treppen bilden, und in genauen convexen und conkaven Aushöhlungen auf einander gepaßt sind, zeigen ihre Wunder erst in der Tiefe der unergründlichen See, und überraschen bei jedem Schritte, den man über sie macht, durch die unendliche Regelmäßigkeit ihrer Arbeit. Ueber dem Damme zieht ein Basaltgeblege hin, das größtentheils aus eben so kühn gemeiselten Riesensäulen besteht, die bald in Gestalt einer Orgel, bald als römisches Amphitheater, immer aber in großen Bildern vor uns treten. Es ist unmöglich diese Pracht von Felsenbildung zu malen, geschweige denn zu beschreiben. Herrliche Höhlen, 60—100 Fuß lang, liegen in schauerlich lautloser Oede in diesen hohen Felsen, und wenn man die schäumende Brandung überstanden, tönen die monotonen Ruderschläge in diesen heiligen Domen der Natur hohl wiederhallend wie in den Gondeln Venedigs. Die 4—500 Fuß hohen Basaltgebirge, welche sich über mehrere Meilen ausdehnen, bilden in ihrer Erscheinung von der See aus vollständig den Anblick einer alten Feste im Riesenmaßstabe, mit enormen vorspringenden Werken, Bastionen, Contreescarpen und besonders eine Basaltgestalt, die Kaiserkrone genannt, steht einem trotzig ins Meer hineinreichenden Kastell so gleich, daß man es der spanischen Armada nicht verargen konnte, wenn sie es in der Nacht beschoß, als ein Sturm sie dahin verschlagen hatte, und sie sich vor dem nicht fernen wilden Dunluce Castle wähnte. Der starre Fels rächte sich furchtbar, indem das Hauptschiff der Spanier daran zerschellte. Wir hatten bei heller ruhiger See unsere Fahrt um den Giants Causeway begonnen, und von vier kräftigen Ruderern und einem erfahrenen Führer geleitet, glitt unsere Barke über die mächtigen Wogen des Oceans dahin. Gegen Mittag hielten wir in dem romantischen Hufeisen, der schönsten Partie des Causeways, an, um unsere Mundvorräthe mit unserer Schiffsmannschaft zu theilen. Hohe, schroffe, schwarze Felsen schlossen uns ein, und in diesem tartarusähnlichen Schlunde sangen uns die von unserm Xeres begeisterten Matrosen irische Lieder. Allein die Wolken

zogen schwarz und schwärzer über unserm düstern Tafelzimmer herauf, die Brandung schlug immer brausender in die dunkle Höhle herein, und die Schiffer griffen plötzlich alle in die Ruder und brachten mühsam die Barke über die durch zwei Felsen brechende Brandung. Wir waren nun auf hoher See, die einen bedenklichen Charakter annahm. Immer stärker brauste der Wind, immer höher thürmten sich die Wellenberge, und warfen die leichte Barke thurmhoch auf und nieder. Nun galt es, sich durchzubringen. Mit der äußersten Anstrengung näherten wir uns dem Causeway, allein die größte Gefahr bestand darin, an den Felsen geworfen zu werden. Mit großer Kraft und Geschicklichkeit brachten uns die Schiffer zuweilen so weit nahe, daß einer herausspringen konnte, während sie dann sogleich wieder abzulenken suchten, um eine Welle darauf den nächsten auszuwerfen. Es war eine ganz unheimliche Geschichte: immer auf dem Sprunge, und nie vorher wissend, wohin zu springen. Wir kamen glücklich hinaus, doch die Schiffer mußten ihr Boot preisgeben. Es ist weit und breit kein Hafen, und dieses so wie die vielen Klippen und die dem Causeway gegenüber liegenden nahen Inseln machen diese Passage zu einer der gefährlichsten. Wir kletterten auf dem Damme selbst fort, allein der Sturm peitschte die Wellen mit so furchtbarer Heftigkeit uns nach, daß wir die Hoffnung aufgeben mußten, den gewöhnlichen Fußpfad zu erreichen und uns nur dadurch retten konnten, daß wir die Basaltgruppe, der König mit seinen Edlen genannt, erkletterten, und wir uns zwischen den hohen Felsenspalten einklemmten. Und nun entwickelte sich ein Schauspiel vor uns, dem nichts Aehnliches gedacht werden kann. Die mit Blitzesschnelligkeit dahineilenden Wolken senkten sich immer tiefer herab, der Sturm peitschte heulend den kochenden Ocean, und der Gischt und silberweiße Schaum schlug tobend und in schauderhaften Brandungen über die riesigen Felsen und prallte gebrochen von den stolzen ewig unzerstörten Basaltsäulen zurück. Erstarrt und wund konnten wir erst nach mehrern Stunden aus unserm Felsenneste herabsteigen, allein der Eindruck dieser großen Naturscene, die so viele Aehnlichkeit mit der Lage des Landes, dieses unglücklichen Landes hat, das wir durchziehen, bleibt mir fest ins Herz gegraben. Und warum hilft man diesem Lande nicht, das so reich an Naturherrlichkeit, so arm an Menschenglück ist? Warum die Welt und sich selbst durch Sophismen täuschen, wo das Elend so schrecklich klar vor Augen steht? Man verdankt unserm vortrefflichen Raumer sehr viel, daß er als unparteiischer Fremder und mit einer ihn ehrenden Wärme Irelands wahre Blößen vor Europa aufgedeckt, und Englands Tories und Radikale wetteifern sein Verdienst anzuerkennen. Es ist furchtbar in diesem Lande zu reisen und all' das namenlose Elend vor sich zu sehen. Es ist herzzerreißend, schrecklich, solches Elend bei jedem Schritte vor sich liegen zu sehen und nichts zu seiner Abhülfe bereit. Sind aber drei Millionen Menschen in Lumpen, halb nackt und Hunger sterbend, sind jene Tausende von Hütten, in denen man aus Mangel an Licht bei uns selbst nicht elendes Vieh unterbringen würde, jene Höhlen des gräßlichsten Elendes, in denen die irischen Parias ihr jämmerliches Daseyn verdämmern, sind diese entsetzlichen Erscheinungen der Entmenschung ganzer Völkerstämme nicht eine laut an die Pforten des Himmels schlagende Anklage gegen die englische Verwaltung aller Zeiten? Und hier zankt man sich auch um Munizipalreformen, Armengesetze, Korporationsbills und andere tödtende parlamentarische Gemeinplätze, während Freiheit des Handels, Gleichheit des Rechts und eigene Vermögensverwaltung doch allein helfen können, was jedermann weiß, jedermann sagt, und niemand durchsetzt. Und wenn nun eine kühne Natur sich erhebt, und den Menschen und Dingen die Maske abnimmt und die Sache beim rechten Namen nennt, und Recht fordert, und immer Recht, und kein Schwert zieht und keine Laternenpfähle errichtet, sondern festen Schrittes voranschreitet auf der Bahn der Beglückung seines armen Vaterlandes, dann wird Alles rührig und geschäftig, und die Leidenschaft macht den Agitator bald groß, bald klein, und die Einen erheben ihn zum Gott, die Andern ziehen ihn in den Schlamm. Und ich weiß nicht, ob dieser Mann die Proben alle bestehen kann, die noch seiner warten, und ob nicht die Lordschaft ihn eben so seines Nimbus berauben wird, wie der kräftige Brougham in ihr unterging; das aber sehe ich klar, indem ich gebrochenen Herzens durch das irische Elend gehe, daß jedem Manne, der sich immer solcher Sache annimmt, der höchste Dank der Menschheit gebührt. O'Connell steht da, wie die Basaltsäule seines Landes, im ringsumbrausenden Sturme, allein gegen die nie gebrochene Gewalt der größten Aristokratie der Erde kämpfend. Und ich weiß nicht, ob er ehrsüchtig, eitel, und was weiß ich Alles ist, was man ihm Schuld gibt; das aber sehe ich täglich in diesem seinem Lande, daß Ruhm genug zu erwerben ist, wenn er es auch nur zum Theile von seinem Elende befreit, und daß es nur von ihm abhing und noch abhängt, Ireland zu den Waffen zu rufen. Allein darin finde ich den höchsten Werth O'Connells, daß er Gewalt verschmäht, wo bessere Mittel friedlich zum Ziele führen, und so weit sieht man auch in Ireland, daß Reformen mit Blut gesiegelt nie gute Früchte tragen. Die konservative Partei behauptet, daß der irische Mirabeau weniger Muth und mehr Moralität besitzt als sein französisches Vorbild, allein kein denkender Mensch in den drei Königreichen zweifelt, daß O'Connell seinen Zweck erreichen und seinem Lande gleiche Rechte mit England verschaffen wird, wenn er anders die eingeschlagene Bahn der Mäßigung und Festigkeit nicht verläßt.

Bemerkungen über die Länder Congo und Loango.

Die Bewohner dieses Theiles von Afrika betrachten die Sonne als die Grundursache aller Naturwirkungen, ohne deren Einfluß Dunkelheit und Oede die Oberfläche der Erde bedecklen. Die Götzenbilder werden **Fetische** genannt, deren es eine unendliche Menge von allen Arten und Stoffen gibt. Die gewöhnlichsten sind Milch, Eier und Vögel. Unter letzteren betrachtet man die Rebhühner als so heilig, daß, wenn der Fuß eines todten Rebhuhns eine Speise berührte, Niemand davon würde kosten wollen, selbst wenn er Hungers sterben müßte. Ihre tragbaren Fetische sind grobe Nachahmungen der

menschlichen Gestalt oder von Thieren, mit einem an die Brust befestigten Spiegelstück; junge Elephantenzähne, die mit einem schwarzen Teig gefüllt sind, in welchem sich Muscheln befinden; Zähne und Klauen von Tigern; Hörner von Ziegen und andern Thieren; Seemuscheln, die gleichfalls mit einem schwarzen Teig gefüllt sind; Säcke mit kostbaren Ingredienzien und kleine Flaschen mit geweihtem Schießpulver. Niemand trinkt einen Schluck, ohne dem Hauptfetisch, der gewöhnlich ein Elephantenzahn ist, eine Opfergabe darzubringen. Sie nehmen ihn in die linke Hand, und nachdem sie den Teig davon beleckt, schütten sie einen Schluck Wasser darüber, murmeln dann einige Worte, und gießen das, was übrig bleibt, auf die Platte, in welcher ihnen der Fetisch dargeboten wurde, oder von der sie ihn nahmen.

Der König von Tschimfuka oder Malemba darf weder Handel treiben, noch die Seehäfen besuchen; er muß in einem entfernten Theile des Landes bei den Priestern wohnen, um die große Niederlage ihrer religiösen Anstalt zu bewachen und die geheiligte Freistätte der Fetische zu hüten. Eben so wenig ist es ihm erlaubt, Kleider von ausländischer Manufaktur zu tragen, sondern er muß sich mit einem aus dem gröbsten Tuche verfertigten Kleide begnügen. Keiner der Prinzen wagt es, sich dem König in einem Kleide zu nähern, das nicht dem seinigen gleicht, und selbst die europäischen Offiziere müssen sich, wenn sie dem König einen Höflichkeitsbesuch abstatten und ihm Geschenke bringen, dieser Regel unterwerfen.

Der König unterhält fünfhundert Frauen. Wenn in Angoya und Tschimfuka ein dem Range nach ausgezeichneter Mann stirbt, so wird seine sterbliche Hülle eine seinen Reichthümern und dem Range seiner Familie entsprechende Zeit hindurch aufbewahrt. Der Leichnam eines Prinzen wird vier Jahre lang nicht beerdigt. In Loango werden die Todten bei kleinem Feuer über Flechtwerk aus wohlriechendem Holz gebraten. In ersterem Falle wird der Leib beständig von Klagmännern bewacht, die von Zeit zu Zeit schreckliches Geheul und Wehklagen ausstoßen; sie zerreißen sich die Haare, stechen ihren Körper, als wenn sie den heftigsten Kummer empfänden, auf die unsinnigste Weise, und singen das Lob des Dahingeschiedenen, indem sie seine Güte, seine Stärke, seine Weisheit und seinen Muth preisen. Mehrmals des Tages bedecken sie den Leichnam, der gerade in der Mitte eines zu diesem Gebrauch geeigneten Hauses ist, anfangs mit aus Gräsern bereiteten Tüchern, die voll Falten sind, weil jedes Stück an das nächste unter ihm angenäht wird, und zuletzt mit Zeugen aus europäischen oder asiatischen Fabriken, bis der Leichnam eine enorme Dicke erlangt hat. Diese aus kostbaren Stoffen, Taffeten, Goldbrokat &c. bestehenden Einhüllungen umfassen manchmal mehr als 200 Kubikfuß. Um das Eintreten der Fäulniß zu verzögern, werden täglich mehrere Gallonen Branntwein auf diese Masse geschüttet, und nachdem er durchgedrungen, in Kübeln gesammelt und von den Klagemännern als das köstlichste und heilsamste Getränk getrunken.

Folgendes ist die Begrüßungsart der Sani's: wenn zwei Personen gleichen Ranges einander begegnen, gibt die eine davon, sich auf das linke Knie niederlassend, den Saccula (eine Art Händeklatschen) und sagt: Katto cokai a (wie befindest du dich?), worauf die andere auf dieselbe Weise antwortet: Kaila ma botta moina (sehr gut, ich danke dir!). Wenn sich ein Untergeordneter seinem Höheren nähert, ihn um eine Gunst zu bitten, wirft er sich zu Boden und streckt, indem er Staub auf seinen Kopf streut, seine Hände wie ein Bittender aus, mit den Worten: Betsavoe moine menu munta accü menu bavica accü (habe Mitleiden, mein Herr, ich bin dein Diener, ich bin dein Sklave).

Die Zahl und Mannichfaltigkeit der Affen in diesem Lande ist unglaublich. Myriaden einer kleinen Art dieser Thiere, von der Größe einer Katze und mit weißer Brust, versammeln sich alle Morgen auf den hohen Bäumen längs des Congo, in der Nähe des Maccataba, um ihren Durst zu stillen. Es ist dann ergötzlich zu sehen, mit welcher Schnelligkeit sie ihren Rückzug nehmen, und wie der Wald von ihrem geplauderähnlichen Geschrei wiedertönt. Gewöhnlich bauen sie ihre Nester, welche denen der Elstern gleichen, aber viel größer und aus trocknem Gras gemacht sind, auf den höchsten Bäumen. Den Eingang zu diesen Nestern bildet ein großes Loch; der obere Theil wird, um sie vor dem Regen zu schützen, bis zu einer ansehnlichen Höhe mit Gras bedeckt.

Die merkwürdigste Art von Affen ist der Pungo. Wenn er aufrecht steht, hat er sechs Fuß, und er soll die Stärke von zehn Männern besitzen. In diesem Fall könnte er, wenn er eben so wild wäre, als unumschränkter Gebieter in den Wäldern regieren. Uebrigens ist er, nach der Sage der Bewohner, das erste der Waldthiere. Er jagt mit seinen Tatzen den Elephanten vor sich her, und raubt oft die Frauen, wenn er sie in einiger Entfernung von ihrer Wohnung antrifft. Der Schimpensé ist in Europa unter dem Namen Orangutang oder Waldmensch bekannt. Er unterscheidet sich an Größe, Stärke und Scharfsinn bedeutend vom Pungo. Er ist sanfter und läßt sich leicht fangen und zähmen. Ein Augenzeuge versicherte uns, daß er in freier Luft auf dem Verdeck des Schiffes lag; daß er oft ein Halstuch um seinen Kopf wickelte, wie wenn er krank wäre; daß er sich einer Tasse bediente, um den Thee zu nehmen; daß er eine Orange mit einem Messer schälte und sich das Maul mit einer Serviette abwischte, und alles dieß mit vieler Gewandtheit.

Vermischte Nachrichten.

In den Gobelins wird eine Copie der berühmten Tapete von Bayeux, die der Zahn der Zeit täglich mehr zernagt, für das Museum von Versailles angefertigt. Diese Tapete wurde bekanntlich von der Königin Mathilde, während des Kriegszuges ihres Gemahls, Wilhelms des Eroberers, im J. 1066 mit der Nadel gestickt; sie ist 212 Fuß lang, 18 Zoll hoch, und stellt die Heldenthaten der Normannen auf jenem Zuge dar. Die Gesellschaft der Alterthumsforscher in London, die Frankreich um dieses Denkmal beneidet, hat durch einen Maler, Namens Stotkard, den sie eigens deßhalb nach Frankreich sandte, mit Hülfe der Camera lucida eine ganz genaue, 70 Fuß lange und 6 Zoll hohe Copie davon machen lassen; das erste Blatt derselben hat sogar ganz das Maß des Originals. Diese Arbeit hat der Gesellschaft 82,000 Franken gekostet. Keine der öffentlichen und Privatbibliotheken zu Paris besitzt ein Exemplar davon, und es befindet sich, so viel bekannt, nur ein einziges in Frankreich, das einem Privatmanne zu Caen gehört.

An der Küste von Brighton wurde unlängst ein ungeheurer Hummer oder Seekrebs von dem ungewöhnlichen Gewicht von 9½ Pfund gefangen. Er maß vom äußersten Ende der Fühlhörner bis zur Schwanzspitze eine englische Elle, von der Nase bis zum Schwanze 22 Zoll, und hielt 16 Zoll im Umfang. Die Scheeren waren 6 Zoll lang und maßen 9 Zoll im Umfang.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)



München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1836.

Meroe.

(Mit zwei lithographirten Beilagen.)

Vielleicht das älteste Land, von dessen Civilisation eine Kunde zu uns gedrungen, ist Meroe. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ging die Kultur Aegyptens von einer aus Meroe gesandten Kolonie aus, und manche Umstände machen es wahrscheinlich, daß die alten Aegyptier, kein „ursprünglicher, nur sich selbst ähnlicher" Stamm waren, sondern eine Mischlingsrace, von einem in unvordenklicher über alle Sage hinaus liegender Zeit von Osten her eingewanderten Stamme, der sich mit dem von Süden vordringenden Geschlecht der Aethiopier verschmolz, und von diesen seine Kultur erhielt. Darauf deutet die schon im Herodot erhaltene Sage hin, daß Aegypten bis zur Katarakte von Philä einst ein Sumpf war, und daß von Süden gekommene Kolonisten das Land anbauten. Die Kultur des Priesterstaates Meroe drang längs dem Nilstrome hinab, wie die der Braminen am Ganges. Die alte Stadt Meroe, deren Lage sogar wir nicht mehr mit Sicherheit bestimmen können, war gleich berühmt durch ihren Handel, wie durch ihr Orakel. Gottesdienst und Handel gingen Hand in Hand.

Die Alten sprechen gewöhnlich von einer Insel Meroe; dieß ist das Land zwischen dem Astaboras und dem eigentlichen Nil, oder zwischen dem Atbora und dem Behar el Abjad. Indeß ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Herrschaft von Meroe sich gewöhnlich noch viel weiter gegen Norden erstreckt habe, wahrscheinlich bildete die Gegend der Katarakten *) die gewöhnliche Gränze, obwohl sie zu Zeiten stark überschritten wurde. Die Lage für den Handel ist eine der günstigsten. Von dem Hochlande herab, und von dem tiefen Westen und Südwesten Afrika's kamen die Karawanenzüge, und trafen mit den Waaren zusammen, die von Norden herauf, und wohl mehr noch von dem rothen Meere hergebracht wurden. Dadurch ward Meroe zum Emporium des Handels zwischen Südasien und ganz Afrika, und wohl möchte die Vermuthung nicht zu gewagt seyn, daß es seine vorherrschende Wichtigkeit erst durch die steigende Blüthe Carthago's verlor, welches ihm den reichsten Theil des Handels mit dem Süden entriß, so wie durch die Vervollkommnung der Schifffahrt bei den Aegyptiern, welche die Gefahren und Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dem rothen Meere besiegen und gering achten lernten.

Wenig zahlreich und unzusammenhängend sind die historischen Nachrichten, welche von dem Staate Meroe, seiner innern Regierung und seinen äußern Verhältnissen auf uns gekommen sind, und was die Inschriften der noch erhaltenen Ruinen uns darüber kund thun werden, steht noch dahin. Immer aber lassen sich durch die Vergleichung der ägyptischen und äthiopischen Denkmäler, aus den freilich oft nur halb verstandenen, doch aber auch wieder durch Zusammentreffen mit neu entdeckten Inschriften merkwürdigen Nachrichten der Griechen und der hebräischen Geschichtsschreiber einzelne nicht uninteressante Punkte erheben. Ueber die ältere Geschichte, in so weit sie über die ägyptische hinausreicht, herrscht freilich die finsterste Nacht, aber aus der Zeitperiode, wo Meroe noch mächtig war, und Aegypten in seiner Blüthe stand, ist manche Nachricht zu uns gedrungen. So liefern die Denkmäler Aegyptens den historischen Beweis, daß während der 18ten ägyptischen Dynastie, d. h. zwischen dem 16ten und 13ten Jahrhundert vor Christo, lange Kriege zwischen Aegypten und Aethiopien geführt wurden, Kriege, in denen Aegypten die Oberhand gehabt zu haben scheint, denn, wie wir später sehen werden, wurden die Tempel zu Scameh von dem ägyptischen König Thothmes III erbaut, dessen Name auch noch auf einigen andern Denkmälern sich findet; Amnoph III, der Memnon der Griechen, hinterließ als Denkmal seiner noch tiefer im Innern Aethiopiens erfochtenen Siege den prachtvollen Tempel von Salib. Auch Amnophs III Sohn Amulek, muß einer Inschrift zufolge in Aethiopien eingedrungen seyn, doch nach Herodots Angabe hat nur Ramases II oder Sesostris, der große ägyptische Eroberer, der auch tief nach Asien hinein seine Waffen trug, wirklich sich zum Herren von Aethiopien gemacht, denn sein Name findet sich auf den Ruinen von Dsche-

*) Das ist zwischen 21° und 22½° N. B., wo nach der Berghaus'schen Karte der 4te bis 9te Katarakt sich befinden. Zwischen dem 9ten und 10ten oder von unten herauf gerechnet, zwischen dem 1sten und 2ten Katarakt finden sich nur ägyptische Tempel, keine äthiopischen.

bei el Birkel, und der dortige Tempel ist entweder von ihm erbaut oder doch wenigstens hergestellt.

In den folgenden Jahrhunderten aber wandte sich das Glück. Schon in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts finden wir, daß äthiopische Könige ihre Heere nach Asien gegen Judäa führen, ob über Aegypten oder das rothe Meer, ist freilich nicht gesagt, doch beweist der Umstand an und für sich schon, daß die äthiopische Herrschaft gegen Norden wohl befestigt, und vielleicht gegen Osten in Arabien sehr ausgebreitet war. Bald aber ward Aegypten selbst von Meroe aus beherrscht, und die ägyptischen Denkmäler, wie die griechischen Schriftsteller, sagen einstimmig, daß über 40 Jahre lang drei äthiopische Könige im unbestrittenen Besitz Aegyptens waren. Diese drei Könige sind Schabak (Sabbakon), Schabatok oder Sevechus und Tirhakah oder Tarhaka unter diesem Namen besonders im alten Testament bekannt, der allen Umständen zufolge derselbe mit dem Sethos des Herodots zu seyn scheint. Nach dieser Zeit erhielt keiner der beiden Staaten mehr ein entschiedenes Uebergewicht über den andern, und bei den wenigen bekannten Kriegszügen anderer Völker gegen Aethiopien, wie dem von Cambyses, und dem der Römer unter Petronius erscheint die ehemalige Macht und Herrlichkeit äthiopischer Könige sehr vermindert.

Nur einen merkwürdigen Zug hat uns die Geschichte noch aufbewahrt, der uns jedoch einen Blick ins Innere dieses Staates werfen läßt. Erkamon, von den Griechen, die alle Namen zu gräcisiren suchten, Ergamenes genannt, herrschte zur Zeit des zweiten Ptolomäus über Aethiopien, und stürzte die alte Verfassung des Reichs. Bisher hatten nämlich die Priester des Ammon den König gewählt, und die ganze Gewalt des Staates so sehr in Händen gehabt, daß sie dem König auch den Befehl zu sterben zuschicken konnten, worauf er sich selbst den Tod geben mußte. Die langen Kriege zwischen Aegypten und Aethiopien hatten längst auch im ersteren Lande die priesterliche Verfassung umgestürzt, und unter Psammetich hatten 240,000 ägyptische Krieger, weil sie ihre Anforderungen nicht befriedigt sahen, die ihnen anvertrauten Posten verlassen, und waren zu den Aethiopiern übergegangen, deren König ihnen Ländereien anwies. Unter Psammetich wankte überhaupt die alte ägyptische Verfassung, und das Land ward, dem sonstigen System entgegen, dem Handel der Fremden, namentlich der Griechen, geöffnet. Eben so drang der griechische Geist, der zu jener Zeit die Rolle des jetzigen unruhvollen europäischen Geistes spielte, der sich so vielen Ländern anderer Welttheile zerstörend erweist, auch nach Aethiopien, und Ergamenes, „in der Weisheit Griechenlands unterrichtet," warf das Joch der Priester ab. „Er rückte," so erzählt Diodorus, „mit seinen Truppen vor die Feste, wo der goldene Tempel der Aethiopier stand, ließ alle Priester ermorden, und setzte eine neue Religion ein.

Mit der Herrschaft der Priester scheint das Glück aus beiden Ländern gewichen zu seyn, denn es gibt kein Land, dessen Wohlfahrt nicht bloß, sondern dessen Existenz von einer billigen, gerechten und namentlich einer stetigen Regierung abhängt, als das Uferland des Nils. Hier ist der Boden nichts, die Bewässerung alles, und um diese Bewässerung zu geben, bedarf es sehr der Erfahrung, der Wissenschaft und der Ausdauer, drei Dinge, welche die Priesterschaft beider Länder in einem hohen Grade besaß, die aber nicht auch das Eigenthum launenvoller, militärischer Despoten war. Mit dem Augenblick, wo die alte Verfassung fiel, mochten auch die weitläufigen, zum Theil jetzt noch sichtbaren Anstalten zu weit ausgedehnter Bewässerung zerfallen, und Armuth und Verödung ihre lange, traurige Bahn beginnen. Der Strom mehr und mehr sich selbst überlassen, wirkte verheerend, riß den fruchtbaren Boden fort, während der libysche Wind den Rest des Landes mit Sand bedeckte, und zur Unfruchtbarkeit verdammte. Darum hören wir in der Geschichte immer weniger und weniger von dem Volk der Aethiopier, nur eine schwache Kunde von Kriegen mit den räuberischen Blemmyern dringt noch zu uns, bis endlich durch den Sturm der arabischen Horden alles vollends in den Staub sinkt.

Dieß ist wohl in den Hauptzügen Alles, was wir von der Geschichte Meroe's wissen, einzelnes mag sich noch aus der nähern Untersuchung der Trümmer, und der allmählichen Entzifferung der Inschriften ergeben. Darum wollen wir eine kurze Uebersicht der interessantesten Ruinen mittheilen, welche zum Theil ein helles Licht auf einzelne Punkte der Geschichte werfen, und für die hohe Stufe von Civilisation zeugen, welche die Bewohner dieses Landstrichs erstiegen haben.

Etwas oberhalb der Vereinigung des Nils und Astaboras, auf dem rechten Ufer des erstern liegen die Trümmer einer Todtenstadt, deren Pyramiden denen von Dschizeh, zwar nicht an Größe, gleichkommen, sie aber an malerischem Effekt und zierlicher Bauart übertreffen. Alle haben einen Eingang, ein Propylon auf der Ostseite, *) ein Beweis, daß eine religiöse Idee zu Grunde lag; viele sind aber zum Theil zusammengestürzt, und bilden unförmliche Steinhaufen. Im Ganzen zählt man ihrer achtzig, und sie sind in drei Hauptgruppen vertheilt, von denen Eine, auf einem Hügel gelegen, eine weite Aussicht auf die Ebene beherrscht. Stellung, Anzahl und Art der Skulpturen lassen keinen Zweifel, daß es Grabdenkmäler von Königen sind. Indeß ist keine von denen, die noch stehen, viel über 60 Fuß hoch. Die Façaden der Eingänge sind sehr elegant, und zeigen ganz den Ursprung der ägyptischen Propyla. Einer dieser Portikos ist besonders merkwürdig, indem die Decke regelmäßig gewölbt ist, und die Steine nur durch den Seitendruck zusammengehalten werden; aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Aethiopier die Erfinder der Bogengewölbe. **) Leider bestehen diese Pyramiden aus Sandsteinen, wie sie in den ostwärts gelegenen Hügeln gebrochen wurden; dieser Stein ist etwas weicher, als der ägyptische, was nebst dem hohen Alter den zerfallenen Zustand eines großen Theils derselben erklärt, sowie auch, warum die Skulp-

*) Doch nicht streng, denn sie sind zum Theil gegen Norden, zum Theil gegen Südost geöffnet, die Hauptrichtung gegen Osten ist jedoch immer beibehalten.

**) Auffallend ist es, daß nach Hoskins, dem diese Notizen, so wie die beiliegenden lithographirten Blätter entnommen sind, sich in Aegypten nur wenig so regelmäßig erbautes Steingewölbe sich finden soll.

turen und Hieroglyphen so verlöscht sind. Die Zeit und die glühenden Strahlen einer tropischen Sonne haben den Stein braunroth, an einigen Stellen sogar schwarz gefärbt; dieß ist kein geringer Beweis des ungemein hohen Alters dieser Bauten, da viele Jahrhunderte vergehen müssen, um einen hellfarbigen Sandstein so zu verwandeln.

Diese zahlreichen Pyramiden umfassen die Todtenstadt; wo aber liegt Meroe selbst? Ein großer Raum 1000 Schritte vom Flusse entfernt und eben so lang, mit gebrannten Backsteinen und andern Mauertrümmern überdeckt, deutet wohl die Stelle an, wo einst die alte hochberühmte Stadt lag, die gleich so manchen ihrer Schwestern so völlig verheert wurde, daß man selbst ihre Lage nicht mehr mit Gewißheit ausfindig machen kann. Einen Wahrscheinlichkeitsgrund, daß an der bezeichneten Stelle die Stadt einst stand, gibt eine Bemerkung Strabo's an die Hand, daß die Mauern der Häuser aus Backsteinen aufgeführt gewesen seyen. Wie zu Memphis, sieht man auch hier kaum die Spuren eines Palastes oder eines Tempels. Die wenigen Ueberreste zerfallen allmählich vollends in Staub, und nur Gazellen und ihre Verfolger, Hyänen und Wölfe streifen über die öden Ebenen und Hügel. Zu bemerken ist indeß, daß kein Name hier auf die Stadt Meroe deutet, wohl aber sechs Stunden Nilaufwärts auf dem rechten Ufer ein Meroie, und an einem ganz andern Orte, etwa 15 geogr. Meilen in gerader Linie, und wenigstens 50—60 geogr. M. am Strome abwärts ein Meroe oder Merawe liegt. Dennoch ist kaum zu zweifeln, daß ersteres die alte Hauptstadt ist, denn Hoskins will den Namen Meroe oder vielmehr Mero (koptisch M e P Ⲱ) in dem Portikus einer der Pyramiden in Hieroglyphenschrift gefunden haben, und alle neuern Reisenden und Karten stimmen in der Ortsangabe überein.

Ein besonderer Umstand scheint dafür zu sprechen. Auf demselben rechten Ufer, wie die Todtenstadt und die schwachen Reste der Hauptstadt selbst, nur ziemlich weit entfernt im innern Lande, in dem jetzt sogenannten Wody Oetaib liegen die Ruinen eines ungeheuren Gebäudes, dessen Umfang nach Hoskins 2850 Fuß beträgt: die Nordwest- und Südostseite haben eine Länge von 760 bis 770, die Südwest- und Nordostseite nur 660 Fuß, die Anlage des Gebäudes im Großen läßt sich noch völlig erkennen, aber sie zeichnet sich mehr durch Planlosigkeit und rohe Größe, als durch Geschmack und Kunstsinn aus. Der bekannte Reisende Cailliaud, der viele, aber zum Theil nicht sehr genaue Zeichnungen der äthiopischen Denkmäler mittheilte, erklärte es für eine Art Priestererziehungsinstitut, und Heeren sogar für das große Ammonium selbst. Keine von beiden Ansichten hat aber die geringste Wahrscheinlichkeit, denn der Umstand, daß der Bau von schlechten Architekten zu einer Zeit aufgeführt wurde, wo die Kunst in Aethiopien schon sehr im Sinken war, daß die Säulen großentheils nach griechischer Weise kannelirt und dem spätern ägyptischen Style nachgebildet sind, und vor Allem, daß nur wenige Abbildungen der Gottheiten und keine Hieroglyphen sich finden, womit doch sonst äthiopische und ägyptische Tempel und Heiligthümer reichlich ausgestattet sind, spricht durchaus dagegen. Hoskins setzt das Gebäude nach der Art der Skulpturen und der Architektur, und namentlich nach dem darin vorherrschenden weltlichen Sinn, — wenn gleich ein Tempel nicht fehlt, — in die ptolemäische Zeit, und glaubt, daß es ein Vergnügungsort der äthiopischen Könige während der Ueberschwemmung gewesen sey, um in der Zwischenzeit dem ungesunden Nilthale zu entfliehen. Die Mauer, welche das Gebäude rings umgab, hatte nur auf der Einen Seite auf der nordwestlichen drei Eingänge, die in einen 620 Fuß breiten und 114 Fuß tiefen Hof führten. Dem mittlern Haupteingange gegenüber war ein nur 8 Fuß breiter, aber 205' langer Gang, welcher nach dem Haupttempel führte, der inmitten eines Hofes lag, aber nur 47 Fuß Länge und 40½ Fuß Breite hatte. Rings um den Tempel der laufen Säulen, auf der Südostseite in einer doppelten Reihe; im Innern des Tempels selbst sind die Ueberreste von vier Säulen. Ein anderer kleiner Tempel ist auf der Nordostseite, und wahrscheinlich ein dritter, kaum größerer auf der Südostseite. Im Uebrigen aber nehmen die großen Höfe und Zimmer bei weitem den meisten Raum ein, und man verliert sich ganz in der Masse auf einander folgender Zimmer, Korridore, großer und kleiner Höfe. Die Skulptur ist in Hautrelief, nicht weniger als 1¾ Zoll, aber der Styl ist ganz schlecht und deutet auf eine Epoche, wo die Künste in ihrem Heimathlande schon sehr entartet waren. Man sieht hier Thriphis mit dem Löwenkopf in Profil, die Gottheit mit dem Sperberkopfe (Horus); zwei Figuren, wie es scheint Göttinnen, aber nicht sehr deutlich en Face; eine Gottheit mit einem Gefäße, Kneph, en face mit einer Weltkugel auf der Brust u. dgl., aber keine Hieroglyphen, und man muß die Namen der Gottheiten nur aus ihren gewöhnlichen Attributen errathen. Alle diese Skulpturen fanden sich nur an der Vorderseite des mittlern Tempels, sonst mit Ausnahme zweier kolossalen Figuren nichts. Wäre dieß Gebäude, wie Heeren glaubt, wirklich das Ammonium, der ursprüngliche Sitz des Orakels von Jupiter Ammon, von dem Civilisation, Künste und Wissenschaften nach dem untern Nillande wanderten, gewiß hätten die Priester, die Wächter des Heiligthums den Tempel des großen Gottes mit angemessener Kunst und Pracht ausgeschmückt, die hieroglyphischen Erklärungen der Götterbilder, der Festaufzüge, die Opfer würden nicht fehlen, dagegen sind die Wände glatt, die wenigen Götterbilder nicht durch Hieroglyphen erläutert, und der gänzliche Mangel der letztern scheint fast auf die Periode hinzudeuten, wo die Priester des alten Kultus und ihre Wissenschaft von dem übermüthigen Könige verfolgt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Obelisk von Luxor wurde am 18ten August Morgens mittelst eines Zugapparats, aus vier Schiffswinden bestehend, in Bewegung gesetzt. Er rückte in gerader Linie fort, bis sein Schwerpunkt in die Zuglinie fiel, welche von den Tuilerien über die place de la Concorde nach dem Triumphbogen geht. In dieser Lage wird der Monolith auf eine sich umdrehende Plattform gebracht; diese kann in rotirende Bewegung gesetzt werden und ihn in die Richtung des neuen Wegs bringen, den er zu durchlaufen hat, um auf den Gipfel des Piedestals zu kommen.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: 2 Blätter. 1) Pyramiden in Meroe. 2) Abbildungen aus Tempeln.)

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1836.

Briefe über Spanien.

Reise durch Arragonien.

Saragossa im Julius 1836.

Wenn man die Gebirge von der Seite von Frankreich her erklimmt, und von einer Höhe zur andern bis zum Gipfel dieser imposanten Kette emporsteigt, findet man sich allenthalben von einer zauberischen Natur umgeben. Die Straße von Oleron, die einzige, welche die navarresischen Banden frei gelassen haben, zieht sich durch eine Felsenschlucht am Fluß Gave hinan, wo alle Reichthümer einer wilden Natur in üppiger Fülle sich ausbreiten. Der schmale Fußpfad folgt dem Laufe des Stromes; über sich sieht der Wanderer mit Schnee bedeckte Gipfel, der Abhang der Gebirge ist mit einer wuchernden Vegetation bedeckt — bald Bäume mit tief herabhängendem Laub, bald undurchdringliches Gebüsch, das den Boden wie ein kurzes dichtes Vließ überkleidet. Von der Höhe dieser schneeigen Gipfel stürzen schäumende Wasserfälle mit donnerndem Getös herab; das Wasser fällt neben dem Zuschauer nieder, und bricht sprudelnd unter seinen Füßen hervor. An den Berghalden hängen Hütten, die von Anbau umgeben sind, und mitten in diesen wilden Naturschönheiten die Betriebsamkeit des Menschen darstellen. Ich glaube nicht, daß irgendwo mehr Großartigkeit, Anmuth und Abwechslung in solcher Vereinigung gefunden werden kann. Kaum hat man jedoch den Gipfel erreicht, und steigt auf der Seite nach Spanien abwärts, so ändert sich auch der Anblick; allenthalben eine wilde, rauhe und unbewohnte Natur — es ist Leben und Tod, eine Oase und eine Wüste, kaum zwanzig Schritte von einander entfernt. Zwei Ströme bezeichnen den Weg; auf der französischen Seite der Gave, auf der spanischen der Gallego; die Straße verfolgt ihre tausend Krümmungen inmitten tiefer Abgründe. Einige Stunden vor der Gränze verläßt man den Wagen, um Maulthiere zu besteigen, die sicherste Weise, um in diesen holperichten Schluchten fortzukommen. Auf diesen Thieren kommt man am ersten Tag von Cerdos nach Confran, am zweiten nach Ayerbe, und man kann sich leicht vorstellen, wie ermüdend ein solcher Ritt von 19 Stunden bei 30° Wärme ist. Seit die Straße von Bayonne nach Catalonien gesperrt ist, gibt es keinen andern Weg um nach Spanien zu kommen. Nimmt man dazu die erbärmlichen Wirthshäuser, wo man ranziges Oel und Wein aus Schläuchen von Bocksfell bekommt, und Zimmer oder vielmehr Voesäle mit vier bis fünf Betten findet, so kann man sich einen Begriff von den Annehmlichkeiten dieser Reise machen.

Das einzige Interessante auf dieser Seite sind die Maulthiertreiber, große, kräftige, flinke Leute, unermüdliche Fußgänger und kühne Reiter, die ihre Maulthiere im gestreckten Trab auf den steinigen Wegen längs der Abgründe hintreiben. Ihr schöner Körperbau, die muskulösen Beine und die nackten Füße mit den hanfenen Sandalen, kündigen schon die kräftige Race der Arragonier an, von denen sie sich nur durch größere Lebendigkeit und Dienstfertigkeit auszeichnen. Von Zeit zu Zeit begegnet man einigen Gebirgsbewohnern, die, nach Frauenart auf schlechten Pferden sitzend, mit übergehängter Flinte auf die Jagd reiten, um etwas zum Abendessen zu schießen; diese an eine unabhängige Lebensweise gewöhnten Leute sind die gebornen Parteigänger für jede Faktion, die das Joch der Centralregierung abschütteln will, deren sie nicht bedürfen, und deren Aufsicht sie belästigt.

Je weiter man in Arragonien vordringt, um so mehr entfaltet sich das Spanien ganz eigene Elend. Zu Jaca, einem festen Platze, der die Gebirgspässe beherrscht, und zu Gurrea, einem elenden Nest, wo man zum Frühstück anhält, wird man von Legionen Bettlern belagert; auf den Plätzen sieht man ganz nackte Kinder sich im Staube wälzen und sich gegenseitig das Ungeziefer ablesen. Uebrigens tragen die schmutzigen Wirthshäuser des Landes noch ganz die Physiognomie, die sie zu Don Quixote's Zeiten hatten: große von Pfeilern gestützte Säle, keine Stühle, sondern eine rings an der Mauer herumlaufende steinerne Bank; der Herd steht mitten im Saal, die Decke ist kegelförmig gebildet und dient als Schornstein, von den elenden ratatuilles, die man zu essen bekommt, gar nicht zu sprechen. Diese angeborene Faulheit, die nicht für den andern Morgen sorgt, konnte selbst durch die Gewinnsucht nicht besiegt werden, und zwischen Spanien und Frankreich erhebt sich

dadurch eine Schranke, noch höher und schwieriger zu durchbrechen als die Pyrenäen.

Worüber der Reisende bei seinem Eintritt in Spanien nicht wenig erstaunt, ist die Verkäuflichkeit, man könnte fast sagen, Bettelhaftigkeit der Douaniers. Die Verordnungen sind hier nicht weniger streng als in Frankreich; die Pässe und das Gepäck geben Anlaß zu einer Menge von kleinen Plackereien. Glücklicherweise weiß man schon längst, womit der Eifer der Douaniers sich beschwichtigen läßt; steckt man ihnen einen Piaster in die Hand, so kann man in Spanien einschwärzen, so viel man Lust hat. Vergißt man die Gabe zu reichen, so werden sie daran erinnern, und ihr könnt dann diesen ehrenwerthen Beamten, ohne Furcht, ihre Schamhaftigkeit zu beleidigen, euer Almosen öffentlich vor aller Augen geben, ohne daß sie viel Umstände machen.

Die Schönheit des spanischen Bodens ist klassisch, die Romanzen tönen davon wieder, und die Balladen von Citronenwäldern und dem fruchtbaren vom Himmel bevorzugten Klima versiegen nicht. Selbst ernstere Werke, wie z. B. die Geschichte des spanischen Kriegs, vom Grafen Toreno, sprechen von den fruchtbaren Feldern an den Ufern des Ebro, von den Olivenwäldern und dem Grün, das die glücklichen Gefilde schmückt. Diese Schilderungen mögen wohl vor Zeiten richtig gewesen seyn, jetzt aber würde man in ganz Frankreich — die Landes nicht ausgenommen — vergebens eine solche Kahlheit, Unfruchtbarkeit und Entvölkerung antreffen, wie im Thal des Gallego, das nach Saragossa führt. Auf einer Strecke von mehr als 23 Stunden findet man nicht einen einzigen Baum; ein staubiger Boden mit einzelnen Rosmarinsträuchern bedeckt, einige kleine Städte, wie Gurrea und Zuera, aber nicht ein einziges Dorf, das ist Alles, was man von Ayerbe bis nach Saragossa zu sehen bekommt. Der Blick übersieht einen Horizont von zwei bis drei Stunden im Umkreis, und in diesem weiten Raum ist nicht Eine Wohnung, kein Olivenwäldchen —, ein Kiesboden, unabsehbar viel Rosmarin und eine mit dickem Staub erfüllte Atmosphäre, das ist Alles. Uebrigens wäre dieser dem Anschein nach so unfruchtbare Boden des besten Anbaus fähig; Tannen, Eichen und Kastanienbäume würden vortrefflich fortkommen und zugleich die Feuchtigkeit herbeiziehen, deren der Boden so sehr bedarf. Es geht indeß in Spanien damit, wie mit vielem Andern: man könnte wohl, aber man will nicht; der Mensch hat hier den Reichthum zu seinen Füßen liegen, will sich aber nicht die Mühe geben, ihn aufzuheben.

Meroe.

(Fortsetzung.)

Einen ganz andern entschieden priesterlichen Charakter tragen die Ruinen von Dschibel el Birkel nahe bei der oben erwähnten kleinen Stadt Meroeh, die auf der Insel Argo, die von Solib, Amarab und Semneh links dem Nil hinab. Dschibel el Birkel liegt unter $18\frac{1}{2}^\circ$ N. B. und $49^\circ\ 45'$ O. L., Semneh dagegen schon unter $21\frac{1}{2}^\circ$ N. B. und $48^\circ\ 25'$ O. L.

Dschibel el Birkel, der Berg Birkel, liegt eine starke Stunde östlich von der kleinen Stadt Meroeh oder Merawe, und ist eine inselartige Erhebung in einer weiten Ebene. Auf der Südseite sind die Ruinen, angebaute Felder und der Fluß, auf den andern Seiten stößt die Wüste daran, die ohne Zweifel hier, wie anderswo einen großen Theil des einst angebauten Landes überdeckt. Westlich vom Hügel an der Wüste liegen zwei Gruppen Pyramiden. Oestlich von den Tempeln, deren man noch 6—8 unterscheiden kann, sind die schwachen Reste der ehemaligen Stadt. An dem einen Tempel sind die östlichen und westlichen Seiten der Säulen mit dem Kopfe der Isis geschmückt, die zwei andern Seiten haben nur die Lotusblume, eine Einfachheit der Dekoration, wie man sie nie an ägyptischen Gebäuden dieser Art sieht. An dem Eingang in die aus dem Felsen ausgehöhlten Kammern sieht man *) sieben Säulen, deren Kapitäle mit dem Kopfe Athors verziert sind. Die Länge des Tempels ist $113\frac{1}{2}'$, die Breite im Innern etwas über 50'. Die Seitenmauern scheinen aber nie über $5\frac{1}{2}'$ hoch gewesen zu seyn. In der einen Felsenkammer ist der König Tirhaka abgebildet, wie er mit seiner Braut dem Amun Ra, oder Herrn der Herrscher Opfer darbringt. Dieß ist der einzige Name, die der Götter ausgenommen, welche in diesem Tempel sich finden, und wahrscheinlich ist auch Tirhaka sein Erbauer. Der Felsenkammern in diesem Tempel sind vier. Der Styl der Skulpturen gleicht sehr dem ägyptischen, und da diese Dynastie auch Aegypten besaß, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie zum Theil von ägyptischen Künstlern ausgeführt wurden.

Ein noch merkwürdigeres Gebäude ist der große Tempel, dessen Gesammtlänge nahe an 500' beträgt, von den zahllosen Säulen, die ihn im Innern und Aeußern schmückten, steht nur noch Eine, deren Kapital die Form einer Lotusknospe hat. Auf der Westseite des Propylon's erkennt man noch die Spuren einer ungeheuren Schlachtscene, und die Seitenmauern scheinen mit prachtvollen Prozessionen, ähnlich denen des schönen Portiko's zu Medinet Abu, bedeckt gewesen zu seyn. Zwar findet sich auf der einen Seite der Name Tirhaka's; auf einem Altar aber der Name eines ägyptischen Königs, wahrscheinlich Amuneith, und somit wird man diesen Tempel vielleicht auch mehr für ägyptisch erklären müssen. Freilich sind die architektonischen Zierathen und Skulpturen größtentheils zerstört. Wenn aber auch diese Tempel, wo nicht gerade auf ägyptische Erbauer, so doch auf die Einwirkung ägyptischer Kunst deuten, so sind dagegen die Pyramiden entschieden äthiopisch: sie haben beinahe ganz dieselben Portikos, wie die zu Meroe, und die Skulpturen, bei denen wieder die Hieroglyphen fehlen, sind augenscheinlich äthiopisch, wie man an den runden Armen und überhaupt der größern Körperfülle bemerkt: der Styl ist durchaus von dem in Tirhaka's Tempel verschieden, so daß Jahrhunderte vorübergehen mußten, ehe eine so bedeutende Veränderung vorgehen konnte. Die Mannichfaltigkeit und die Eleganz in der Anordnung der Gruppen steht nur wenigen Erzeugnissen ägyptischer Kunst nach. Eigenthümlich ist auch, daß der Sandstein,

*) Dieß ist eine unserer Abbildungen.

aus dem die Pyramiden aufgeführt sind, weit härter ist, als das Material, woraus die Tempel bestehen; ein sicherer Beweis, daß man sich augenscheinlich Mühe gab, diese Gebäude in einer Art aufzuführen, daß sie allen Stürmen der Zeit trotzen könnten. Sie müssen auch in der That von sehr hohem Alter seyn, vielleicht älter, als alle andern im Nilthal, die von Meroe und Nori *) ausgenommen. Sie sind die Grabmäler einer Dynastie von Königen, denn sie sind nicht nur eben so prächtig, wie die Pyramiden zu Meroe, sondern viele der Figuren in diesen Gräbern haben die Schlange, das Symbol des Königthums, über dem Haupte.

Je weiter hinab am Strome, desto mehr finden sich ägyptische Elemente in den Skulpturen, wenn man gleich mit Sicherheit die meisten den Aethiopiern zuschreiben kann. Auf der Insel Argo (19° 15′ bis 19° 30′ N. B.) finden sich zwei kolossale Statuen von grauem Granit, die jetzt zerbrochen am Boden liegen, aber niemals ganz vollendet worden zu seyn scheinen, worin vermuthlich auch der Grund liegt, daß sie mit gar keinen Hieroglyphen geziert sind. Die Figuren sind stehend in ägyptischer Weise, indem der eine Fuß etwas vor dem andern vorausgestellt ist; die merkwürdigen Zierathen um Nacken und Knöchel sind ganz äthiopisch, und der um den Kopfputz laufende Kranz deutet auf einen Eroberer. Es läßt sich vermuthen, daß die nach Süden wieder vordringenden Aegyptier die zum Andenken der Eroberung ihres Landes durch die Aethiopier errichteten Statuen wieder umstürzten. Eine Strecke hinter diesen zerbrochenen Statuen ist ein schönes Fragment einer kleinen sitzenden Statue, auf welcher der Name Sabako's in Hieroglyphen eingegraben ist. Allen Umständen zufolge muß die Insel Argo stark bewohnt und gut angebaut gewesen seyn, denn es finden sich Spuren mehrerer Städte, auf deren Namen jedoch nichts hinweist.

Einen eigenthümlichen Beweis, wie mannichfach ägyptische und äthiopische Macht hier abwechselten, bieten die Ruinen von Solib (20° 37′ N. B.) und Amarah (21° 48′ N. B.), das erstere wahrscheinlich Phthuris, das zweite Berethis. Die ersteren, das prachtvollste und interessanteste Denkmal Aethiopiens nach den Pyramiden von Meroe, sind in Art und Gestaltung entschieden ägyptisch, während der nördlicher gelegene Tempel von Amarah eben so augenscheinlich äthiopisch ist. Ein Thorweg, 19′ breit und mit zwei Säulen geziert, führt in einen 53′ breiten, und 30′ tiefen Raum, in welchem die Reste von acht Säulen stehen. Leider ist keine Spur mehr von den Kapitälen übrig, aber von jeder Seite steht noch ein bedeutendes Stück aufrecht, und ist mit Skulpturen überdeckt; leider sind aber diese sehr mittelmäßig, und die Hieroglyphen so schlecht ausgeführt und so verwittert, daß sich kaum etwas entziffern läßt. Die unterste Reihe von Skulpturen an den Säulen stellt Nilgottheiten dar, und außerdem sieht man eine Göttin mit der Erdkugel, langen Hörnern und zwei Federn, eine andere mit einem einfachen Helm, ferner einen König, der dem Kneph opfert, welcher mit einem Widderkopf, der Erdkugel und zwei Federn dargestellt ist. Endlich Thriphis mit einem Tigerkopf, und die deutliche Gestalt Amun Ra's. In der Mitte der Säulen läuft eine Reihe Hieroglyphen herum, welche merkwürdige Titel und den Namen eines bisher unbekannten Königs enthalten.

*) Nori liegt auf dem linken Ufer des Nil, nicht weit von Dschibel el Birkel. Hier finden sich die Spuren von 55 Pyramiden, von denen jedoch nur noch 15 einigermaßen erhalten sind. Einige derselben sind über 110′ hoch, also höher, als Alle, welche zu Meroe und Dschibel el Birkel sich finden. Zudem haben sie das Eigenthümliche, daß sie weder Portikos noch hieroglyphische Inschriften haben. Die größte derselben hat drei Absätze und ist auf der einen Seite verfallen, wo man dann die eigenthümliche Entdeckung machte, daß die sichtbare Pyramide nur der Ueberbau einer tiefer im Innern befindlichen war. Ein Beweis, daß das Land um diese Pyramiden her einst bebaut und bewohnt war, liegt darin, daß ein vom Nil ausgehender Kanal sich bis hieher erstreckte.

Dagegen sind die beiden Tempel zu Semneh (21° 20′ N. B.) auf beiden Seiten des Stroms wieder ägyptisch, einigen Inschriften nach von Thothmes III, aber neuere Skulpturen aus römisch-ägyptischer Zeit haben zum Theil die alten verdrängt.

Ehe wir zu einigen Bemerkungen über die Künste Aethiopiens übergehen, wollen wir noch Einiges über unsere lithographischen Beilagen bemerken. Die Ansicht der Pyramiden von Meroe und des Propylon's am Tempel Tirhaka's sprechen für sich selbst; aber die Abbildung der Skulpturen in dem Portikus der innern Pyramide zu Meroe bedarf einiger Erläuterung.

Die Hauptfigur in diesem Blatte ist eine Königin, in einer langen am Hals und den Handgelenken und, was in ägyptischen Skulpturen gar nicht gewöhnlich ist, an den Beinen fest anschließenden Kleidung. Die ganze Gestalt ist den ägyptischen Skulpturen auffallend unähnlich, denn sie ist korpulent, ein bemerkenswerther Umstand, da diese runden Formen der eigenthümliche Charakterzug der äthiopischen Skulptur sind, und die Gestalten, wenn auch vielleicht etwas plumper, als die ägyptischen, doch dem Auge gefälliger machen. Man bemerkt leicht, daß die Unrichtigkeit der Verhältnisse eben so oft und in gewöhnlicher Art, wie bei den ägyptischen Skulpturen, vorkommt, z. B. die fehlerhafte Art das Auge zu zeichnen, die Kürze der Arme, und das Unvollendete der Figur. Diese Königin hat in der einen Hand die Peitsche des Osiris, in der andern eine Lotusblume; der Sitz, auf dem sie ruht, hat die Form eines Löwen und ist sehr wenig verschieden von denen, die man gewöhnlich auf den Mauern ägyptischer Tempel sieht. Ihre Sandalen sind denjenigen, wie sie die Bauern der Umgegend tragen, gar nicht unähnlich. Ihr gegenüber sind drei Reihen Figuren, deren erste gänzlich zerstört ist; die zweite ist beschädigt, doch noch hinreichend erhalten, um alle Hieroglyphen und Figuren verständlich zu machen. Die erste stellt eine Frau dar, welche der Königin Libationen darbringt. Das Gefäß, in welches die Flüssigkeit hineinfällt, hat eine in Aegypten durchaus ungebräuchliche Gestalt. Diese Figur hat dieselben runden Formen, wie die Königin, obgleich dieselben, wegen des kleinen Maßstabs in der Zeichnung weniger hervortreten. Hinter ihr sind sechs kleinere Figuren; die erste, welche beide Hände erhoben hat, ist nach den Attributen, so wie nach den Hieroglyphen der Gott Thoth; die zweite ist Horus, mit zwei Gefäßen in den Händen, aus

deren einem er Wasser auf Pflanzen gießt; dann folgt Anubis gleichfalls mit einem Gefäß in der Hand, auf seiner einen Seite hat er ein Gefäß, auf der andern den gewöhnlichen Untersatz der Lotusblume. Hierauf folgt Kneph, hinter dem ein rohes häßlich gestaltetes Gefäß steht und endlich zwei sehr verwitterte Figuren, von denen die eine nach den Hieroglyphen Seb seyn muß. In der dritten Reihe ist nur die Figur des Anubis erkennbar, welcher Libationen ausgießt. Diese Bilder stellen also die vier Gottheiten dar, welche gewöhnlich bei den Todtengerichten und bei den Mysterien der Todten abgebildet werden: Thoth, Horus, Anubis, Kneph bringen der Königin, der Bewohnerin des Grabes, ihre Opfer dar. Die Grundzüge der Mythologie sind demnach dieselben, wie in Aegypten.

(Schluß folgt.)

Iskardoh.

Folgende Bemerkungen sind ein Auszug aus den Noten, welche Capitän C. M. Wade, politischer Agent in Ludiana, in Bezug auf das Gebiet und die Regierung von Iskardoh (in Klein-Tibet) einer Mittheilung Chareigh Ali's (eines von Ahmed Schah, dem Gelpo oder Herrscher dieses Landes, an ihn abgesandten Agenten) entnahm, und welche der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen im letzten November vorgelesen wurden.

Iskardoh ist ein gebirgiges, in Thäler von verschiedener Größe getheiltes Land. Es liegt gegen den Punkt hin, wo die Gebirge Belat Tak und Mus Tak zusammenkommen und die hohen Felsketten Tibets von den Ebenen und Thälern Turkestans trennen; unter den Eingebornen ist es insgemein unter dem Namen Beldestan bekannt.

Die Sage lautet, daß Alexander der Große auf einem Feldzuge gegen Khata oder Scythien hieher kam, und daß, da die Kotell Mustak oder die Mustak-Berge, die zwischen Yarkand und Khata liegen, zu dieser Zeit wegen des tiefen Schnees ungangbar waren, der Macedonier auf der jetzigen Lage der Stadt so lange Halt machte, bis man zum Uebergang eine Straße bahnen konnte, worauf er all sein überflüssiges Gepäck, sammt den Kranken, Alten und Schwachen unter seinen Truppen in einem Fort, welches er während seines dortigen Aufenthalts erbaute, zurückließ und gegen Khata vorrückte. Diese Ueberreste der Armee gründeten eine Stadt, der sie den Namen Iskandaria oder Alexandria gaben, die jetzt aber Iskardoh heißt.

Der Länge nach schätzt man das Gebiet von Iskardoh auf eilf Tagreisen, und seine muthmaßliche Breite beträgt etwa neun Tagreisen. Oestlich gränzt es an Ladakh, welches eilf, und westlich an Gilget, das neun Tagreisen von der Hauptstadt entfernt ist. Nördlich gränzt es an Yarkand, das zwölf, und südlich an Kaschmir, das neun Tagreisen entfernt ist. Ueber die Stärke der Bevölkerung läßt sich keine genaue Schätzung geben. Sie soll sich auf 300,000 Familien belaufen, was aller Wahrscheinlichkeit nach die wirkliche Zahl weit übersteigt. Das Volk wird in verschiedene Stämme getheilt, im Allgemeinen ist es unter dem Namen Balti bekannt. Darunter befindet sich ein Stamm, dem seine Religionsgesetze vier Gebote vorschreiben: 1) alle weiblichen Kinder zu tödten; 2) keine Unwahrheiten zu sagen; 3) ihre Kampfgenossen am Tage der Schlacht nicht zu verlassen, und 4) Niemanden zu verläumden. Sie sollen, wie die andern tibetanischen Stämme phlegmatischer Gemüthsart seyn. *) Sie sind ein kräftiger, wohlgebildeter Volksstamm, mit frischer Gesichtsfarbe und guten Gesichtszügen, haben aber nur wenig Haar am Körper und kaum einen Bart. Sie sollen bei Unternehmungen unzuverlässig seyn, und eine verrätherische und ränkevolle Gemüthsart besitzen. Gerste, Weizen und Fleisch sind ihre Hauptnahrungsmittel; Reiß ist nicht allgemein im Gebrauch. Wer es erschwingen kann, trinkt gewöhnlich Thee zum Frühstück, und bei ihnen, wie bei ihren Nachbarn von Ladakh, werden die Besuchenden mit einer Tasse Thee empfangen. Der Gebrauch dieses Luxusartikels wird, obgleich er in hohem Preise steht, immer allgemeiner. In der Kleidung herrscht keine große Verschiedenheit von ihren Nachbarn von Ladakh. Die wohlhabende Klasse trägt durchgängig Kabas (eine Art Oberrock mit verbrämtem Rande) und Mützen ꝛc., während die Kleidung der Bauern aus Jamads besteht, einer andern Art Oberrock, die früher in Indien sehr gebräuchlich war; er gleicht der Weste der indischen Tänzerinnen, und wird aus Pattu gemacht, der sowohl von grober als feiner Qualität aus Ziegenhaar verfertigt wird. Von demselben Stoffe tragen sie auch Mützen. Baumwolle wird hier keine erzeugt. Sie wird von Yarkand nach Kaschmir eingeführt, allein sehr wenige Leute tragen Baumwollenkleider. Ihre Häuser werden meistens aus Stein- und Holzschichten, mit flachen Dächern, gebaut, und sind zwei oder drei Stockwerk hoch; die weit hervorstehenden Dächer gleichen einigermaßen denen auf der Südseite der Himalaja-Gebirge.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der akademischen Gesellschaft zu Falaise legte Herr von Brébisson ein durch oscillaria pharaonis Bory (ein sehr seltenes und wenig bekanntes Meergras) gefärbtes Wasser vor, welches eine merkwürdige, bis jetzt noch nicht bekannt gewordene Erscheinung darbietet. Das Wasser, in welches man diese Pflanze wenige Augenblicke, nachdem man sie abgepflückt, legt, nimmt eine dunkelrothe Farbe (Blut- oder Ockerfarbe) an, wenn man es in einem undurchsichtigen Gefäß betrachtet; bringt aber der Beobachter das Wasser in einem durchsichtigen Gefäß zwischen sein Auge und das Licht, so erscheint es schön indigoblau. Eine mit dieser Flüssigkeit gefüllte Glasflasche in die Sonne gestellt, erscheint auf der einen Seite blau, und auf der andern roth. Weißes in diese Flüssigkeit getauchtes Papier nimmt eine azurblaue und niemals eine rothe Farbe an.

Die neugierige Welt Londons strömte vor Kurzem der Niederlage eines Fischhändlers zu, um einen ungeheuern 4 Fuß langen und am Bauche 50 Zoll im Umfang haltenden Karpfen zu bewundern. Sein Gewicht betrug 22 Pfund. Wo er gefangen wurde, erfuhr man nicht, sondern nur so viel, daß er einem reichen Gutsbesitzer in der Gegend von Hampton gehöre.

In dem Sandsteinbruch zu Clagdennie, in der Nähe von Edinburg, wurde in einer Tiefe von 20 Fuß der vollkommen erhaltene Abdruck eines 27 Zoll langen und 13 Zoll breiten Fisches gefunden. Er scheint regelmäßig gepanzert gewesen zu seyn wie ein Krokodil, und ist ein schönes Exemplar einer noch auszumittelnden Species.

*) Asiatische Physiologen stellen die Behauptung auf, das Temperament der Menschen werde von der Beschaffenheit der thierischen oder vegetabilischen Produkte, woran er sich nähret, mehr oder minder bestimmt; und den phlegmatischen Charakter der Bewohner von Klein-Tibet leiten sie demnach vom Genuß der Gerste, der Hirse und des Obstes her, die ihre Hauptnahrungsmittel bilden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1836.

Chinesische Städte. I.

P e k i n g.

Der unterscheidende Zug aller großen Städte China's besteht in den hohen, schloßartigen Mauern von blauen Backsteinen, womit sie umgeben sind, und wovon die Mauern Pekings, die sich übrigens durch besondere Höhe und Dicke auszeichnen, ein gutes Probestück abgeben. Gleich dem alten Walle des Reichs bestehen sie aus aufgeschütteter Erde und Schutt, die auf beiden Seiten durch Backsteine festgehalten sind. Ihre Höhe beträgt etwa 30 Fuß, die dünne Brustwehr ist tief eingeschnitten und Schießscharten dazwischen angebracht, die aber keine Aehnlichkeit mit den regelmäßigen Schießscharten für das schwere Geschütz haben. Man sieht auch in der That selten Kanonen auf den Mauern, obgleich in der Nähe der Thore sich gewöhnlich einige befinden. Die Höhe und die große Masse dieser Mauer mit ihrer senkrechten Außenseite würde einer Breschbatterie leichtes Spiel geben, aber die Hauptwaffe in den Kriegen zwischen Chinesen und Tataren waren stets Bogen und Pfeile. Bei jedem Thore ist die Mauer doppelt, indem sie außerhalb desselben halbkreisförmig herumgezogen ist; der Eingang in der äußern Mauer steht dem Thore an der innern nicht gerade gegenüber, sondern ist um größerer Sicherheit willen seitwärts angebracht. *) Ueber beiden Thoren ragen Thürme von mehreren Stockwerken empor, worein Soldaten einquartiert sind. In Zwischenräumen von etwa 60 Yards sind flankirende Thürme von gleicher Höhe, die etwa 30 Fuß über die Courtine vorstehen. Nach den meisten Planen soll Peking rings von einem nassen Graben eingeschlossen seyn, dieser umgibt aber nur eine gewisse Strecke, denn als die englische Gesandtschaft im J. 1826 nach Peking kam, fand diese auf der Nordostseite nicht einmal einen trockenen Graben, und mehrere Herren derselben verließen ihre Wagen, und nahmen aus den zahlreichen Löchern, welche Zeit und Vernachlässigung in der Mauer verursacht hatten, aus Neugierde Stücke von Backsteinen heraus. Derselbe Fall war zu Nanking, dessen alte Mauer beinahe so hoch war, als die jetzige von Peking, aber an der Stelle, welche die Reisenden besuchten, war keine Spur eines Grabens mehr übrig.

Der Raum, den Nanking einnahm, war größer als der, den die Mauern von Peking umschließen, aber der größere Theil der von der alten Umwallung eingeschlossenen Fläche trägt jetzt auch nicht eine Spur mehr von Gebäuden, und die Stadt Kiang-ning-fu, wie sie jetzt heißt, nimmt nur einen Winkel der alten Stadt ein. Peking hat gleichfalls so viele leere Stellen von bedeutendem Umfang, daß man bei Betrachtung der niedern einstöckigen Häuser nicht begreift, daß eine so unmäßige Bevölkerung, wie von Einigen Peking zugeschrieben wird, hier Platz haben soll. Ein sehr großer Theil der nördlichen oder Tatarenstadt ist von den Palästen und Lustgärten des Kaisers eingenommen, der übrige Theil ist mit Regierungsgebäuden und Tempeln angefüllt, die alle große offene Höfe haben. Auch die Chinesenstadt im Süden hat große Plätze, die von unermeßlichen weitläufigen Gebäuden und Gärten eingenommen sind, wo der Kaiser dem Himmel opfert, und die jährliche Ceremonie des Pflügens u. dgl. vornimmt; außerdem gibt es große Seen und Küchengärten. Wenn man nun den Umfang Pekings noch so hoch anschlägt, so kann doch seine Bevölkerung schwerlich mehr als die von London betragen, obgleich man sie aufs Doppelte angegeben hat.

Pater Hyazinth Bitschurin, der als Mitglied der russischen Mission sich lange in der Hauptstadt aufhielt, hat eine sehr umständliche Beschreibung von ihr gegeben, die großen Theils auf persönliche Beobachtung gegründet ist. Die kurze Zeit, welche die Gesandtschaft Lord Macartney's hier zubrachte, gab wenige Gelegenheit zu Nachforschungen, aber Hr. Barrow, der zu Peking und Yuen-ming-yuen blieb, während die Gesandtschaft dem Kaiser über die Mauer hinausfolgte, benutzte seine Zeit gut, und theilte eine sehr malerische Schilderung dessen mit, was er selbst sah. Die Straßen Cantons und der meisten andern Städte sind ausnehmend eng, so daß nur drei oder vier Fußgänger neben einander gehen können. Die Hauptstraßen Pekings aber, welche die verschiedenen Thore mit einander verbinden, sind volle hundert Fuß breit. Diese sind unbepflastert, wahr-

*) Dieß ist bekanntlich bei vielen alten Befestigungen auch in Deutschland der Fall.

scheinlich wegen der Schwierigkeit und Kostspieligkeit, sich in der unermeßlichen Alluvialfläche, auf welcher die Stadt steht, Steine zu verschaffen. Jeder Einwohner wird von der Polizei angehalten, während der trockenen Monate den Theil der Straße vor seinem Haus zu reinigen und mit Wasser zu begießen, um den Staub niederzuschlagen; bei Regenwetter aber sollen die Hauptstraßen wegen Mangel an gehörigen Abzugsgräben, und in Folge der vollkommenen Ebenheit des Bodens, welche das Wasser nicht abfließen läßt, in einem abscheulichen Zustand seyn.

Sir G. Staunton beschreibt das Aussehen der Hauptstadt, als die Gesandtschaft sie auf dem Wege nach Yuen-ming-yuen durchzog, auf folgende Weise: „Die erste Straße erstreckt sich gerade gegen Westen, bis sie von der östlichen Mauer des kaiserlichen Palastes unterbrochen wird; diese Mauer heißt die gelbe,*) von der Farbe des kleinen Daches von gefärbten Ziegeln, mit denen sie gedeckt ist. Verschiedene öffentliche Gebäude, die man zu gleicher Zeit erblickt, sind auf dieselbe Weise gedeckt. Diese Dächer, welche von keinen Kaminen unterbrochen und an der Seite und auf der Spitze des Daches in leichten Krümmungen fortlaufen, was einen viel angenehmern Eindruck macht, als lange fortlaufende gerade Linien, sind mit einer Menge Bildern, theils wirklicher, theils phantastischer Gegenstände geschmückt; das Ganze glänzt bei hellem Sonnenschein wie Gold, und überrascht das Auge an einem Theile des Gebäudes, wo man es sonst nicht sucht, mit einem wunderbaren Anschein von Größe. Ungeheure Reißmagazine sieht man in der Nähe des Thores, und blickt man zur linken Seite längs der Stadtmauer hinab, so fällt ein hohes Gebäude in die Augen, das unter einer frühern Dynastie von dem Kaiser Yung-lo, dem Peking seine bedeutendsten Verschönerungen danken soll, zum Observatorium bestimmt wurde."

„Außer der Ankunft der Fremden trugen mehrere Umstände dazu bei, die breite Straße gedrängt voll zu machen. Ein Zug bewegte sich gegen das Thor, in welchem die weiße oder bräutliche Farbe (nach europäischen Begriffen) der denselben bildenden Personen einen Brautzug anzudeuten schien, aber daß es ein Trauerzug **) sey, zeigte der Anblick einiger jungen tief betrübten Leute mehr, als die Leiche selbst, die in einem schönen viereckigen Kasten eingeschlossen war, über welchem ein Baldachin mit den buntesten Farben prangte, und dem Fahnen von vielfarbiger Seide vorauszogen. Hinter demselben erschienen Tragsessel mit weißem Tuche überdeckt, in welchem sich die weiblichen Verwandten des Verstorbenen befanden. Die weiße Farbe ist in China Zeichen der Trauer, und wird eifrigst von denjenigen vermieden, welche Gesinnungen anderer Art an den Tag zu legen wünschen; ***) man sieht sie deßhalb nie bei Trauungsceremonien, welche wir gleich darauf zu sehen Gelegenheit hatten, und wo die von ihrem Bräutigam bis jetzt ungesehene Dame in einem vergoldeten, bunt gemalten Stuhle getragen wird, um welchen Festons von künstlichen Blumen hängen. Umgeben ist der Stuhl von Verwandten und Dienern, welche das Hausgeräth tragen, die einzige Mitgift, welche die Eltern der Braut geben. Das Gedräng wurde nicht wenig vermehrt durch Mandarinen von hohem Rang, die stets mit zahlreicher Dienerschaft erscheinen, und noch mehr durch die Volkshaufen, welche sich um Auktionäre, Arzneiverkäufer, Wahrsager, Sänger, Gaukler und Erzähler drängen, die ihre Zuhörer um einige Tschan oder Kupfermünzen betrügen. Unter den Erzählungen, welche in diesem Augenblick die Einbildungskraft des Volks beschäftigten, spielte die Ankunft der Gesandtschaft keine unbedeutende Rolle. Die dem Kaiser überbrachten Geschenke sollten Alles enthalten, was es Seltenes in andern Ländern gab, oder was den Chinesen nicht bekannt sey. Von den mitgebrachten Thieren wurde ganz ernstlich erzählt, es sey ein Elephant von der Größe eines Affen und so wild wie ein Löwe darunter, und ein Hahn, der sich von Kohlen nähre.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Chinesischen eigentlich „die kaiserliche Mauer."

**) Die Chinesen, welche nicht gern Worte von übler Vorbedeutung gebrauchen, nennen einen Leichenzug „eine weiße Sache."

***) Man vermeidet sie als unglückweissagend; die Farbe der Beglückwünschung ist roth.

Meroe.

(Schluß.)

Diodorus sagt an einer Stelle, die Sprache der Hieroglyphen sey in Aegypten nur den Priestern bekannt gewesen, in Aethiopien aber vom Volke verstanden worden. Wir haben keinen Grund diese Angabe zu bezweifeln und sie erscheint, wenn sie wirklich wahr ist, viel wichtiger als Diodorus wohl einsah; denn sie stellt zugleich das gegenseitige Verhältniß der beiden Völker fest, und bestätigt die vielfach gehegte und durch mancherlei Sagen unterstützte Ansicht, daß Aegypten seine Bildung und seine Künste durch äthiopische Kolonien erhalten habe. Wenn in Aethiopien das Volk die Sprache der Hieroglyphen verstand, so konnte der Grund hievon nur darin liegen, daß diese Bilderschrift in Aethiopien aus der Sprache des Volkes heraus entstand, die bereits gebildete Hieroglyphenschrift aber durch Kolonien nach Aegypten verpflanzt wurde, wodurch eine Vermengung des Aethiopischen und der Sprache der Eingebornen, eine Mischlingssprache *) entstand, und somit die auf das reine Aethiopische gegründete Hieroglyphenschrift nicht mehr das Eigenthum der Mehrzahl, sondern nur einer besonders hiezu gebildeten Klasse seyn konnte.

Hiedurch scheint sich das Verhältniß der ägyptischen und äthiopischen Civilisation sehr bestimmt festzustellen, wenn wir gleich aus Mangel an Kenntniß namentlich der äthiopischen Civilisationsepochen noch bei weitem nicht im Stande sind, über die wechselseitige Einwirkung etwas Näheres anzugeben. Daß die Zeiten, in welchen die Pyramiden von Meroe und Nori, und die Tempel zu Dschibel el Birkel entstanden, sehr weit von einander entfernt seyn müssen, läßt sich ohne Mühe aus der Art und Ausführung der Skulpturen abnehmen. Aber wie

*) Siehe Nr. 288 vom vorigen Jahre „über den Einfluß der Schrift auf die Sprache."

lange dieser Zeitraum sey, darüber haben wir auch nicht die mindeste Andeutung, um so weniger, als die Pyramiden von Meroe in eine über alle Geschichte und Sage hinaus liegende Zeit hinaufzureichen scheinen. Einige Einwirkung äthiopischer Kunst auf die ägyptische in sehr alter Zeit läßt sich z. B. in der Sprengung der Bögen erkennen. Man findet ganz regelmäßig gesprengte Bögen in einer Pyramide zu Meroe, in den ägyptischen Gebäuden aber reicht keiner der bedeutenden Bögen über Thothmes III oder etwa 1500 vor Christo hinauf, und ganz regelmäßig erbaute, die bloß durch den Seitendruck der Steine sich halten, findet man in Aegypten erst unter Psammetich, welcher nach der äthiopischen Dynastie herrschte. Zwischen dem 15ten und 18ten Jahrhundert vor Christo scheint die bald feindliche, bald freundliche Berührung beider Länder am lebhaftesten gewesen zu seyn.

Daß die Aegyptier ihre Civilisation von Meroe entlehnt, geht auch beinahe unwidersprechlich aus ihrer Skulptur und Malerei hervor. Die Skulptur beider Länder hat dieselben Mängel, wenn auch die äthiopische mehr runde, angenehmere Form zeigt; beide gleichen sich in der Art die Profile darzustellen und in dem Mangel aller Perspektive. Hiebei ist zu bemerken, daß man in Aegypten von den alten Formen der Skulptur keineswegs abging, auch nachdem man bessere griechische und römische Muster kennen gelernt hatte. Diese zähe Beharrlichkeit bei den einmal hergebrachten Formen läßt sich nur daraus erklären, daß sich an diesen Styl in der Skulptur ein religiöses Vorurtheil knüpfte, denn bei den mannichfachen genauen Thierabbildungen und den sonst gezeigten hohen Geschicklichkeiten läßt sich gar kein Grund absehen, warum man nicht auch die menschliche Gestalt vollständiger und vollkommener hätte darstellen sollen. Indeß ist zu bemerken, daß die von ihnen angenommene und beibehaltene Form für heilige Gebäude gar nicht unpassend ist, und mehrere Reisende haben schon die Bemerkung gemacht, daß sie sich sehr bald an diese Mängel gewöhnten und endlich bewunderten, was ihnen anfangs so seltsam geschienen hatte; alle diejenigen, welche die Gräber der Könige zu Theben besuchten, sprechen mit enthusiastischer Bewunderung von der Schönheit und der reichen Harmonie der Farben, deren Geschmack in den Verzierungen, und dem magischen Effekt der Dekorationen. Was die Farben betrifft, so bieten diese noch eine besondere Merkwürdigkeit dar. Zwar findet sich in keinem äthiopischen Bau mehr eine Spur von Bemalung, doch sieht man sie in dem Portikus einer Pyramide zu Dschibel el Birkel noch hinreichend, um zu erkennen, daß das Koloriren dem der Aegyptier ähnlich war. Die Farbe, womit der menschliche Körper bemalt wurde, ist für Aegyptier und Aethiopier dieselbe, nämlich roth mit scharfem Unterschied von der schwarzen Negerrace. Konnten aber Aethiopier und Aegyptier, die zum Theil über 10—15° von einander entfernt lebten, gleich gefärbt seyn? Die Aegyptier malten mit sechs Farben, weiß, roth, grün, blau, gelb und schwarz, und von diesen war diejenige, welche der äthiopischen Hautfarbe am nächsten kam, doch wohl gewiß die rothe, was auch noch durch die Farbe der jetzigen Bebauer des Bodens bestätigt wird, obwohl diese durch eine Beimischung der stärker gebräunten südlichen Araber etwas dunkler gefärbt seyn mögen, als ihre Vorfahren. Die Kopten, die Abkömmlinge der Aegyptier sind heller als die Fellah's, und doch sehen diese im Vergleich mit den gegenwärtigen Einwohnern Aethiopiens weiß aus. Hätten die alten Aegyptier, wenn sie die menschlichen Figuren auf ihren Tempeln bemalen wollten, von den sechs Farben, die ihnen zu Gebot standen, nicht eher ein leichtes Gelb wählen sollen? Der Grund, warum sie gleichfalls roth wählten, kann wohl nur darin liegen, daß die ersten Kolonien, welche die Künste nach Aegypten brachten, ihre Gottheiten natürlicherweise auf dieselbe Art darstellten, wie im Mutterlande, und die ersten Könige und andere Opfer darbringende Personen waren begreiflicherweise Kolonisten. Voll Ehrfurcht für die ersten, ihnen überlieferten Vorbilder behielten die Aegyptier die rothe Farbe bei, und erkannten dadurch stillschweigend an, daß sie die Künste von Aethiopien her überkommen hätten. Es finden sich in Aegypten mehrere Abbildungen von schwarzen Menschen, aber diese tragen fast unwandelbar die Negerzüge an sich und selbst, wenn man mit dieser Farbe Aethiopier darzustellen beabsichtigte, so konnte diese Farbe nur ein später eingeführtes Unterscheidungszeichen seyn, um sie als eine schwärzere Nation zu bezeichnen, denn man findet die Aethiopier auf ihren eigenen Gebäuden genau mit derselben Farbe dargestellt, wie die Aegyptier von Theben und Memphis.

Die Denkmäler Aethiopiens bieten leider, wie schon bemerkt, keine Reihenfolge dar, aus denen man das allmächlige Steigen und Fallen der Künste verfolgen könnte. Aus dem Zeitalter der Pyramiden von Meroe und Nori finden sich keine Tempel und zwischen der ältesten Architektur und Skulptur, wie sie in den Pyramiden von Meroe und Nori sich zeigt, und denen im Tempel Tirhaka's, aus dem 8ten Jahrhundert vor Christo, ist, wie schon gesagt, ein so bedeutender Unterschied, daß viele Jahrhunderte inzwischen verlaufen müssen. Der Tempel Tirhaka's, obwohl ein prachtvolles Gebäude, steht am Ende der bessern Zeit äthiopischer Kunst, sie mußte bereits von der inzwischen groß gewordenen Tochter, der ägyptischen, borgen. Es neigt sichtlich zu Ende mit der alten Macht und Herrlichkeit: die langen Kriege mit Aegypten hatten ein unruhiges Geschlecht erzeugt, und das System der alten Priesterherrschaft beginnt zu wanken. Vier Jahrhundert später unter Ergamon ist es so tief gesunken, daß es diesem griechisch gebildeten, jedoch durch keine besonderen Thaten ausgezeichneten Könige, wie es scheint, ohne besondere Mühe gelang durch die Niedermetzlung der Priester die alte Reichsordnung zu vernichten: Kraft und Macht scheinen damals schon seit geraumer Zeit aus der Körperschaft der Priester entwichen gewesen zu seyn. Auch die Künste waren schon sehr gesunken, wie man aus dem Bastardstyl der weitläufigen Ruinen im Wady Owataib erkennt. Wie viele Jahrhunderte mögen damals seit der Erbauung der Pyramiden von Meroe, von Nori und von Dschibel el Birkel verflossen gewesen seyn! Man zählt am ersten Orte 80, am zweiten 42, am dritten 17 mehr oder minder erhaltene Pyramiden, und ihre Zahl scheint noch bei weitem größer gewesen zu seyn. Es läßt sich jetzt unmöglich mehr bestimmen, ob es die Grabmäler von Privatpersonen,

von Königen oder Mitgliedern verschiedener königlicher Familien waren; die Abbildungen stellen öfters zwei Personen, einen König und seine Gemahlin, und nur in einem einzigen Falle bloß eine Königin dar. Die Gräber, welche man nach den Hieroglyphen als die Gräber von Königen und Königinnen erkennen muß, sind nicht größer, ja oft nicht einmal so groß, als viele der übrigen, und somit darf man mit Recht schließen, daß jede Pyramide für einen König oder einige Mitglieder einer königlichen Familie errichtet wurde. Wären sie bloß für regierende Häupter errichtet worden, so würde die große Anzahl derer, die man jetzt noch erkennen kann, abgesehen von denen, welche bereits die Wüste verschlang, uns in das graueste Alterthum zurückführen.

Verwegenheit zweier englischer Diebe.

In der kleinen, 25 Stunden von London entfernten Stadt Malmesbury trug sich unlängst ein seltsamer Vorfall zu. Ein junger elegant gekleideter Mensch kömmt nebst einem Bedienten, der einen kleinen Tisch trägt, auf den Marktplatz. Er stellt große Säcke auf, schüttet Goldstücke aus denselben auf den Tisch und ruft dem staunenden Volke zu: „Aechte Souverainsd'ors (ungefähr 12 fl.) zu 6 Pence (18 Kreuzer) das Stück! Wer will sein Glück versuchen und 12,000 Souverains zu 6 Pence das Stück kaufen? Eilen Sie, meine Herren und Damen, denn ich habe deren nicht für Jedermann.“

Eine Zeit lang fand seine Waare wenig Abgang, denn 6 Pence war zu viel, wenn die Souverains etwa nur vergoldete Rechenpfennige gewesen wären. Indeß befand sich unter der Menge ein Mann, der, nachdem er einige Stücke gekauft hatte, die Neugierigen bei Seite nahm und ihnen zuflüsterte: „Welch ein Unglück, daß ich nicht mehr Geld bei mir habe! der Mensch, den ihr da seht, ist der Agent des reichen Capitains Berkeley, der mit dem reichen Gutsbesitzer Roß, der ihn kennt, eine bedeutende Wette einging. Herr Berkeley hat gewettet, daß die 12.000 ächten Souverainsd'ors binnen einer Stunde nicht alle an Mann gebracht seyn würden; eine Viertelstunde ist schon verflossen, und ich habe keine Zeit mehr nach Hause zu gehen, um Geld zu holen.“

Nach dieser vertraulichen Mittheilung strömten die Betrogenen in Masse herbei, um die glänzenden Goldstücke zu kaufen, die auf der einen Seite das Bild des regierenden Königs, auf der Rückseite aber ein von der gangbaren Münze ganz verschiedenes Gepräge trugen. Der Verkäufer weiß nicht, was er sagen soll, und scheint sehr verdrießlich über den schnellen Abgang seiner Waare; seine üble Laune steigert aber das Vertrauen nur immer mehr und lockt neue Käufer an.

Die Täuschung schwand jedoch bald; ein in der Nähe wohnender Goldschmied, von dem Lärm herbeigelockt, beweist den Geprellten, daß die Rechenpfennige nicht einmal einen Penny werth seyen. Die wüthende Menge fiel hierauf über den angeblichen Agenten des Capitains Berkeley und seinen Genossen her, und beide konnten sich nur mit Mühe und mit Zurücklassung ihrer Waare und der bereits gemachten Einnahme retten.

Iskardoh.

(Schluß.)

Die gewöhnliche Volksreligion ist die muhamedanische der Schiih-Sekte und der Anhänger des Imam Dschaffar; allein gegen Gilgee zu befindet sich ein Volksstamm, der kein hinlänglich bestimmtes Religionssystem zu besitzen scheint: einige sind Götzendiener und beten Bäume an, während andere sich Muhamedaner nennen, aber wie die Hindus das Fleisch der Kühe nicht essen. Das Tibetanische ist gewöhnliche Landessprache, doch besitzt das Volk keine darin geschriebenen Bücher. Sie stehen nicht unter dem Einflusse der Lamas, und erhalten ihre Erziehung, die sich ausschließlich auf die Häuptlinge und die Priester beschränkt, in persischer Sprache. Sie besitzen kein Münzsystem in Rupien, Pice's oder Kouris. Das einzige Austauschmittel, das sie kennen, besteht in kleinen Stücken unverarbeiteten Goldes, das man im Lande sowohl in Minen als Flußbetten findet.

Die Regierung von Iskardoh ist unumschränkt, der Herrscher aber, Ahmed Schah, der seine Abstammung von dem israelitischen Joseph *) ableitet, ein milder und wohlwollender Mann; sein Titel lautet: Ergh moyum und bedeutet „der Herr der Berge;“ sein Volk aber nennt ihn Gelpo oder König, und seine Zinspflichtigen und kleinen Häuptlinge Ju. Er residiert gewöhnlich im Fort von Iskardoh. Die Dynastie des jetzigen Herrschers soll seit vierzehn Generationen im ununterbrochenen Besitze des Landes gewesen seyn. Er ist keinem fremden Staate Gehorsam schuldig; wenigstens ist er keinem zu Zins oder Dienst verpflichtet, die Sikhs versuchten jedoch ihre Eroberung jenseits Kaschmir in dieser Richtung auszudehnen, was Unruhe und Eifersucht in ihm erweckte. Es gibt keine stehende Armee; die Truppen Ahmed Schahs bestehen aus seinen Vasallen. Sie sind Grundbesitzer, die keinen regelmäßigen Sold empfangen, aber von der Steuer gegen Leistung von Militärdienst befreit sind. Tritt je ein Fall ein, der die Zusammenziehung einer nothwendigen Streitmacht erfordert, so ruft der Herrscher die Bauerschaft auf, und bildet daraus eine Art Landwehr. Er versieht sie mit Waffen und Schießbedarf, so lange sie beisammen behalten werden, und wenn ihre Dienste nicht mehr von Nöthen sind, liefern sie die Waffen ab und werden nach Haus entlassen. Die Staatseinkünfte werden in natura auf folgende Art eingezogen: von jedem Grundeigenthümer erhebt man je einen Kharwar (ungefähr 60 Sihr's) Weizen, Gerste und Mustaed oder Hirse. Einige der Zemindars bezahlen ihre Rente in einem Kharwar Ghi (Schmelzbutter), anstatt der drei andern Artikel. Vor ungefähr anderthalb Jahren verlautete das Gerücht, die Russen hätten Kaptschak genommen und seyen in Jlab, einem großen Handelsentrepôt, angekommen. Zwischen Jlab und dem russischen Gränzposten befindet sich ein großer See, an dessen Gränze die Russen ein Fort errichtet, und nicht weit davon eine Stadt erbaut haben sollen. Da die Chinesen mit den Russen in keine Feindseligkeiten verwickelt werden wollten, sollen sie ihnen zur Erkaufung des Friedens eine große Summe Geldes bezahlt haben. Der Häuptling von Ladakh ließ dem Kaiser von China wissen, daß die Engländer eine Straße nach Kanghri, in der Nähe von Jspitti, bauten, worauf der Kaiser einen Zandu (Untersuchungskommission) nach Arzeng sandte, um den Stand der Angelegenheiten auf dieser Seite zu beobachten, und zu gleicher Zeit Befehl gab, die Besatzung von Rodokh, zwölf Stationen von Ladakh, durch eine bedeutende Streitmacht zu verstärken.

*) Den die Muhamedaner für einen Propheten halten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1836.

Briefe über Spanien.

Saragossa.

Im Julius 1836.

Endlich, nach einer Reise von 40 Stunden durch diese traurigen, entblößten Gefilde, sieht man Saragossa von Ferne liegen. Lange zuvor, ehe man hinkommt, bemerkt man die unzähligen Thürme und Kuppeln, die diesem berühmten Ort das Ansehen einer orientalischen Stadt verleihen. Saragossa, das ungefähr 50,000 Einwohner zählt, besitzt 48 Kirchen oder Klöster, von denen die meisten, seit Austreibung der Mönche, leer stehen. Die berühmte Kathedrale von Nuestra Señora del Pilar ragt über mehrere kleine Kuppeln mit gelb glasirten Ziegeln gedeckt, empor, was von weitem wie Gold oder polirtes Kupfer aussieht. Die Stadt ist nicht schön; die Straßen sind eng und schlecht gepflastert, und die schlecht gebauten Häuser grau angestrichen, was an den staubigen Boden des Landes erinnert. Aber diese Stadt besitzt dennoch einen Reiz, der nicht bloß auf den Erinnerungen beruht, die sie zurückruft und der ihr einen ganz besondern Stempel der Originalität aufdrückt. Dieses Schöne und Herrliche sind seine Bewohner. Wenn man diese athletisch gebauten Männer mit dem afrikanischen Auge, dem dichten Bart und dem würdevollen Gange sieht, glaubt man sich in den Orient versetzt, und man begreift wie Saragossa — in der Ebene gelegen, ohne Mauern und Gräben und von der Anhöhe Torrero beherrscht, die im Besitz der Franzosen war — zwei Belagerungen des französischen Heeres aushalten konnte, von denen die letzte 62 Tage dauerte. Die Leidenschaften der Aragonier lodern rasch auf, und erlöschen nur langsam; ihre Halsstarrigkeit ist, wie die der Biscayer, sprüchwörtlich geworden. Um sie bildlich darzustellen, zeichnet man gewöhnlich den Biscayer, wie er einen Nagel mit seinem Kopf in eine Mauer schlägt; den Aragonier aber stellt man dar, wie er den Kopf des Nagels in die Mauer rennt, indem er mit der Stirn gegen die Spitze desselben schlägt. Liest man die Beschreibung des Feldzugs von 1808, so überzeugt man sich, daß das Sprüchwort die Wahrheit sagt.

Die ruhmwürdigen Erinnerungen von 1808 haben nicht wenig dazu beigetragen den Stolz und das natürliche Unabhängigkeitsgefühl der Aragonier zu steigern. Obschon die alten, von Philipp II sehr beschränkten, und von Philipp V nach dem Erbfolgekriege definitiv abgeschafften Privilegien dieser Provinz jetzt nichts weiter als eine historische Erinnerung sind, so lebt doch der Geist der Unabhängigkeit, dem sie ihre Entstehung verdanken, noch immer in den Herzen der Aragonier. So sind sie in der Krise, welche jetzt Spanien bewegt, bis jetzt der Sache der Freiheit treu geblieben, und darf man ihnen glauben, so werden die Banden, welche das Königreich Valencia und Oberaragonien durchstreifen, es nicht wagen, sich vor Saragossa zu zeigen; nie werden seine Bewohner sich dem Prätendenten unterwerfen. Dieß hindert jedoch nicht, daß der Generalkapitän mit Zustimmung eines Theiles der Einwohner dem General Narvaez, der einige Tage vor meiner Ankunft im Namen der Königin Einlaß verlangte, diesen mit den stolzen Worten verweigerte, daß Saragossa sich selbst zu schützen wissen werde, und keines Beistandes bedürfe. San Miguel (der Generalkapitän) wurde abgesetzt, aber er hatte den Einwohnern aus der Seele gesprochen. Sie wollen nichts von Don Carlos wissen, weil sie Herren bei sich selbst bleiben möchten, und aus demselben Grunde haben sie die königlichen Hülfstruppen zurückgewiesen.

Unter den zahlreichen Kirchen von Saragossa sind zwei besonders interessant, nämlich die de la Seo und die von Nuestra Señora del Pilar. Die erstere ist reicher und in besserem Geschmack gebaut, die zweite aber durch das Wunder berühmt, das an dem Apostel St. Jakob geschah, als er sich nach Galizien begab. Als er zu beten begann, stieg die heilige Jungfrau, gerührt von seinem Flehen, vom Himmel herab, und setzte sich auf einen Pfeiler, von dem die Kirche den Namen trägt, und der mit Wunderkraft begabt ist. Eine sehr kleine Statue, die Mutter Gottes vorstellend, und prachtvoll gekleidet, ruht auf dem geheiligten Pfeiler, der hinwiederum in eine der unermeßlichen Säulen eingeschlossen ist, die das Gewölbe des Gebäudes tragen; eine in dem Stein gelassene Oeffnung erlaubt jedoch den Gläubigen, den innern Pfeiler andächtig zu küssen und der Gnaden theilhaftig zu werden, die mit dieser Handlung der Andacht verbunden sind. Jeden Sonntag, von 6 Uhr Morgens

bis 1 Uhr Mittags werden Messen in der Kapelle der heiligen Jungfrau gelesen, bei denen sich zwar nicht die Bürger, wohl aber der Pöbel in Masse einfindet. Da die Fenster dicht verhängt werden, so herrscht die tiefste Dunkelheit, Alles liegt auf den Knieen, und man hört außer der Stimme des Geistlichen nichts als das unaufhörliche Geräusch der Fächer, die sich in dieser Finsterniß wie Nachtvögel auf und nieder bewegen. Obschon der Skepticismus in Spanien Boden gewonnen hat, so scheinen doch diese rauhen Männer mit der behaarten Brust und den mächtig breiten Schultern mit einer Inbrunst zu beten, die etwas Furchtbares hat, wenn man an die Gräuel denkt, welche der Glaubens-Fanatismus — der jetzt zu schlummern scheint — vor Zeiten verübte.

Die Schönheit der Aragonier ist nicht sprüchwörtlich, wie die der Andalusier und Valencianer, und doch kann man sich nicht enthalten, die ihnen eigenthümliche Art der Schönheit zu bewundern, an welche die Augen in unserm nördlichern Klima nicht gewöhnt sind. Was bei den Frauen von Aragonien auffällt, ist ihr üppiger, lebenskräftiger Körperbau, die Reinheit ihres Teints und das Feuer der unter der schwarzen Mantilla hervorleuchtenden Augen; denn merkwürdig ist es, daß Schwarz die einzige Farbe ist, welche die Frauen — deren Tracht durch die französische Mode noch nicht entstellt wurde — unter diesem heißen Klima tragen. Der auf dem bloßen Kopf befestigte, bis auf die Schultern und Arme herabfallende Schleier hat etwas Klösterliches, das den jungen Weibern das Ansehen von Nonnen gibt, die von weltlichen Leidenschaften durchglüht sind und die Alten erscheinen dadurch wie Sibyllen und Wahrsagerinnen.

Ich breche hier ab, denn ich kann heute von nichts Bericht erstatten als von flüchtigen, ungeordneten Eindrücken, und doch — sind diese ersten Schritte in Spanien nicht gleichsam die Einleitung zum Ueberblick der folgenschweren Fragen, welche jetzt dieses unglückliche Land bewegen? Diese hohen Gebirge, welche es von Frankreich scheiden, die all ihren Reichthum, all ihren Schmuck gegen Frankreich kehren, und Spanien nur die rauhe, kahle Seite zuwenden; diese von der Natur zwischen die Verbindung beider Völker — die eines das andere so sehr bedürfen — gestellte Schranke; diese mühsamen Kommunikationen, ferner dieser fruchtbare und doch unbebaute Boden, diese durch Sorglosigkeit und Faulheit an den Thoren Frankreichs geschaffene Wüste, diese so schöne und so unglückliche, von der Natur so hoch begünstigte und von menschlicher Vorsicht so ganz verlassene Bevölkerung, diese Halsstarrigkeit des Charakters, diese Anhänglichkeit an die Vergangenheit bei Menschen, die einer Generation des 12ten Jahrhunderts gleichen, welche sich in unser Zeitalter verirrt hat, dieser Geist der Trennung, der individuellen Unabhängigkeit zu einer Zeit, wo sich alle Individuen in eine riesenhafte Centralgewalt auflösen sollten: alle diese flüchtigen Beobachtungen, die man hier gleichsam auf der Landstraße sammelt, deuten sie nicht das innere Uebel an, von dem Spanien verwüstet wird? Ist dieß nicht das lebende Problem, das näher zerlegt und seinem wahren Charakter nach erforscht werden muß, wenn man die innere Natur einer Revolution kennen lernen will, die der, von welcher unser Jahrhundert bereits Zeuge war, kaum nur dem Namen und entlehnten Kostüme nach gleicht.

Chinesische Städte. I.

P e k i n g.

(Fortsetzung.)

„Sobald die zur Gesandtschaft gehörigen Personen an der Ostseite der gelben Mauer angekommen waren, wandten sie sich rechts und fanden auf der Nordseite weit weniger Gedräng und Lärmen, als an der erstern. Statt der Kaufläden waren hier nur Privathäuser, die eine sonderbare Figur machten, denn vor jedem Hause stand eine Mauer, damit Fremde nicht in den Hof hineinsehen könnten. Diese Mauer heißt die „Achtung." Vor den dreifachen Thoren, welche fast in der Mitte dieser Nordseite der Palastmauer sind, wurde Halt gemacht. Diese Mauer umschließt eine sehr große Strecke, die aber nicht eben ist, wie der Boden außerhalb, sondern es sind theils steile Anhöhen aufgeworfen, theils breite und tiefe Gruben gegraben, die jetzt mit Wasser gefüllt sind. Aus diesen künstlichen Seen, deren Ufer ganz unregelmäßig sind, erheben sich kleine Inseln mit einer Menge phantastischer Gebäude bedeckt und mit Bäumen bepflanzt. Auf den zu verschiedenen Höhen aufgeworfenen Hügeln stehen die Hauptpaläste des Kaisers. Das Ganze hat etwas Zauberhaftes. Von der Stelle, wo man durch das Thor einen Theil des eingeschlossenen Raumes überblicken kann, sieht man gegen Norden durch eine sich bis an die Stadtmauer erstreckende Straße das große bedeutend hohe Gebäude, das eine ungeheuer große Glocke von cylindrischer Form einschließt, die, wenn man mit einem hölzernen Hammer darauf schlägt, einen durch die ganze Hauptstadt deutlich hörbaren Ton von sich gibt. Weiter hinaus, doch etwas mehr links ist eines der nördlichen Thore, das sich durch seinen Wartthurm über die benachbarten Gebäude erhebt. Geht man über die Palastthore hinaus gerade gegen Westen, so sieht man zwischen der gelben Mauer und den nördlichen Gebäuden der Stadt auf einen See, der einige Acres Flächengehalt hat, und jetzt (im Herbste) mit den schildförmigen Blättern der nymphæa nelumbo, Lien-raha der Chinesen, überdeckt war. Die Straße setzte sich in westlicher Richtung durch die Stadt fort; man zeigte uns das Wohnhaus einiger Russen, und was noch seltsamer war, einen Buchladen, wo fremde Manuskripte verkauft wurden, unter denen sich eine Abschrift des Korans befunden haben soll. Einige Muhammedaner unterschieden sich durch ihre rothen Mützen; auch etliche Frauen waren da, meistens Eingeborne der Tatarei, oder von tatarischer Race. Ihre Füße waren nicht zusammengeschnürt, wie die der Chinesinnen, und ihre Schuhe mit breiten Zehen und zolldicken Sohlen waren so plump, als die der Chinesinnen unbegreiflich klein sind. Einige der erstern waren gut gekleidet, hatten feine Züge, und eine Gesichtsfarbe, welcher augenscheinlich durch Kunst nachgeholfen war. Eine dicke Lage Karmin auf der Mitte der Oberlippe aufgetragen, schien eine Lieblingsmode im Schminken. Einige derselben saßen in gedeckten Wagen, deren man, so wie

Pferde in verschiedenen Theilen der Stadt in Menge zu miethen findet.*) Einige tatarische Damen waren zu Pferde und ritten wie die Männer. Handwerksleute mit ihren Werkzeugen, welche Arbeit suchten, und Kleinkrämer, die ihre Waare zum Verkauf anboten, waren allenthalben zu sehen. Mehrere Straßen waren eng und am Eingang derselben Thore errichtet, in deren Nähe Wachen standen, wie man sagt, um allenfallsige Ruhestörungen in der Nähe gleich unterdrücken zu können. Diese Thore sind Nachts geschlossen, und werden nur in dringenden Fällen geöffnet. Der Zug der Gesandtschaft ging durch eine Straße, die sich durch die ganze Länge der Tatarenstadt fast 4 engl. Meilen weit erstreckt, und nur durch mehrere pai-lu's oder Triumphthore unterbrochen ist, ging an vielen Tempeln und andern geräumigen Gebäuden und Magazinen vorbei, und erreichte endlich über zwei Stunden, nachdem er das östliche Thor betreten, eines der westlichen Stadtthore."

Von hier zogen sie nach dem kaiserlichen Park von Peking, und der solchergestalt genau beschriebene Weg läßt sich leicht auf dem Plan von Peking verfolgen. Die Tatarenstadt, welche sie durchzogen, hat etwa drei (engl.) Meilen Breite von Ost nach West, und vier Meilen Länge von Süd nach Nord. Das von ihnen links beim Eingang der Stadt erblickte Observatorium ist das von Kin-sing oder dem Planeten Venus, in der Nähe der südöstlichen Ecke der Mauer. Neue Instrumente wurden auf Befehl Kang-hy's und unter Leitung der katholischen Missionäre für dasselbe angefertigt, und die astronomischen Instrumente, welche Lord Amherst mitbrachte, wurden später hier niedergelegt. Das hohe Gebäude mit der großen cylindrischen Glocke, welches die Reisenden zwischen dem nördlichen Ufer der kaiserlichen Mauer und am Ende der Tatarenstadt auf dieser Seite erblickten, ist der Tschung-lau oder Glockenthurm, in dessen Nähe sich die Amtswohnung des „Generals der neun Thore" befindet, dem die Polizei der Stadt übertragen ist. Durch Schläge mit einem hölzernen Hammer auf die mächtige Glocke macht man die fünf Wachten der Nacht bekannt, und man hört den Klang in dem größern Theile der Stadt.

Innerhalb des Umfangs der Tatarenstadt, nahe an dem südlichen Thore der kaiserlichen Mauer befinden sich die Gebäude der obersten Behörden, und nicht weit von ihnen ist das Kollegium der russischen Mission, welche aus zehn Personen besteht, und periodisch von Petersburg aus abgelöst wird. Nahe an dem westlichsten der drei südlichen Thore hatten die portugiesischen Jesuiten ihr Kollegium, aber der letzte dieser Brüderschaft, Padre Serra, wurde im J. 1827 fortgeschickt, und hat merkwürdige Nachrichten mitgetheilt. Die begünstigtsten Katholiken, die französischen Jesuiten, welche Kang-hy beschützte, hatten ihre Wohnung innerhalb der kaiserlichen Mauer, nahe bei dem See und den Gärten gegen Nord und West. Der große von der kaiserlichen Mauer umschlossene Platz enthält etwa zwei (engl.) Quadratmeilen, liegt gerade im Mittelpunkt der Tatarenstadt, und kann nur von dazu ermächtigten Personen betreten werden. Seine Form entspricht den äußern Gränzen der Stadt, denn es ist ein nach einem sehr regelmäßigen Plane angelegtes längliches Viereck, und schließt eine dritte noch heiliger geachtete Mauer ein, welche ausschließlich zum Aufenthalt des Kaisers bestimmt ist, und die „verbotene Mauer" heißt. Diese umschließt die Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin, und stehe durch ein Thor gegen Norden mit einem zwei Drittel Meilen langen Viereck in Verbindung, worin die künstlichen Hügel und Wälder liegen, die Sir G. Staunton auf dem Zug der Gesandtschaft durch Peking in der Entfernung sah. Die Architektur und Einrichtung der Paläste innerhalb der verbotenen Mauern sollen alle ähnlichen Gebäude in China weit übertreffen.

Hinsichtlich der Bevölkerung können die von der kaiserlichen Mauer und der innern oder verbotenen Mauer eingeschlossenen Flächen vergleichungsweise als leere Räume angesehen werden. Nach Pater Hyazinth nehmen die Seen und Gärten, die er sah, fast die ganze westliche Seite des größern Parallelogramms ein, indem der See allein über eine Meile lang ist. Dennoch kann man schließen, daß die Paläste und Gärten des chinesischen Kaisers würdig sind des Beherrschers so vieler Millionen Unterthanen, welche ein Drittheil des ganzen Menschengeschlechts ausmachen sollen. Da indeß ein so großer Theil des Raums, den die Hauptstadt einnimmt, für den Kaiser allein bestimmt ist, so ist es nicht leicht Platz zu finden für die übrigen drei Millionen, welche in der nördlichen Tataren- und der südlichen Chinesenstadt zusammen genommen wohnen sollen. Diese Zahl beträgt so viel als die ganze Bevölkerung Portugals nach dem neuesten Census, und wenn wir wirklich annehmen, daß die Zahl der Unterthanen, welche den Kaiser von China als ihren Herrn anerkennen, über 300 Millionen beträgt, so darf man sich nicht wundern, wenn er mit Verachtung von Staaten spricht, deren Gesammtbevölkerung nicht den hundertsten Theil seines „schwarzhaarigen Stammes" beträgt, wie er ihn nennt.

Auf der Ostseite der Tatarenstadt ist der Altar der Sonne, weil hier das Gestirn des Tages emporsteigt, und aus einem ähnlichen, aber wohl nicht demselben Grunde ist der Altar des Mondes auf der westlichen Seite, weil er zur Zeit des Vollmondes im Westen untergeht, während die Sonne auf der andern Seite emporsteigt. Diese Rücksicht auf die Stelle des Sonnenaufgangs erklärt mehrere Einzelnheiten in den chinesischen Sitten. Das Klima macht es nothwendig, alle Häuser mit der Fronte gegen Süden zu bauen, und sie gegen Norden geschlossen zu halten, um im Sommer den Südmanson zuzulassen, im Winter den Nordmanson abzuhalten. Die östliche Seite des Hauses ist die ehrenvollste, aus dem oben angegebenen Grunde, und der Hausherr heißt deßhalb Tong-ki, der Osten des Haushalts. Aber die linke Seite ist gleichfalls gegen Osten des Hauptsitzes in dem Empfangsaal, was den Umstand erklärt, daß bei ihnen die linke Seite für den Ehrenplatz gilt, ganz gegen die in andern Ländern herrschende Sitte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nur privilegirte Personen können so nahe beim Kaiser sich der Tragsessel bedienen. In andern Theilen der Stadt sind sie aber die gewöhnlichen Mittel, um sich von dem einen Ort an einen andern bringen zu lassen.

Physionomie von Neu-Orleans.

Das Journal de Havre theilt aus einer Privatkorrespondenz vom 26sten Junius 1836 Folgendes mit:

Das Land, das wir bewohnen, bietet ein wahrhaftes moralisches Panorama dar — eine Vereinigung der Laster aller Länder der Welt, wie der Tugenden und der Sitteneinfalt der Urzeit — und alles dieß in Berührung, im Widerstreit, im Zusammenstoß mit einander auf den öffentlichen Plätzen, in den Handelsverhältnissen (nicht aber in den geselligen Beziehungen, denn die Aristokratie behauptet hier ihre Rechte wie in jedem andern Lande); alle aber haben nur einen Zweck, den sie durch verschiedene Mittel anstreben — den Gelderwerb. Nach dem Tagsgeschäft begibt sich Jeder zur Ruhe, um am folgenden Tage aufs Neue anzufangen. Ueberall herrschen Einfachheit und feste Angewöhnung in dem, was die bürgerlichen und Militärbehörden betrifft; nie wird man in den Straßen eine Uniform, eine unterscheidende Kleidung antreffen. Vom Milizkorporal bis zum Civil- und Militärgouverneur des Staates Louisiana, selbst die Priester nicht ausgeschlossen, tritt Alles außerhalb seiner Amtsverrichtungen in die Stellung des bescheidenen Bürgers zurück, wie zuvor. Es gibt keine andern Truppen als Milizen (3—400 Mann Linientruppen ausgenommen, die sich nie zeigen), und noch dazu sind diese Milizen das Bizarrste, was man sehen kann. Die Formirung der Kompagnien geschieht auf eine ziemlich sonderbare Weise, die gewiß ihre gute Seite hat. Ein nach seinem Charakter ehrenwerther und einflußreicher Mann vereinigt sich mit einigen Freunden, organisirt eine Milizkompagnie, deren Gründer den Namen und die Uniform wählen; diese Kompagnie ergänzt sich jeden Tag aus Leuten, welche nur auf den Vorschlag der ersten Mitglieder, welche sie bilden, Zutritt erhalten; diese erneuern ihre Offiziere, ihre Unteroffiziere, und so findet sich denn die Kompagnie organisirt, indem sie sich an die Militärreglements des Staates hält. Daher rührt es auch, daß jede Nation die Uniform ihres Landes hat; die Spanier bildeten zwei schöne Kompagnien mit der spanischen Uniform, die Schweizer mit ihrer Uniform, dem Apfel und dem Pfeile Wilhelm Tells, die Amerikaner, die Deutschen, die Franzosen haben sämmtlich ihre besondere Kleidung, auch bei den allgemeinen Revuen; ein anziehendes Schauspiel bietet diese Vereinigung so verschiedener Uniformen dar, das Kommando in den verschiedenen Sprachen, während doch Alles unter Einer Fahne mit derselben Kokarde marschirt. Bei der geringsten augenblicklichen Ruhestörung, auf das erste Signal, sieht man dieses Amalgam in weniger als zehn Minuten auf seinem Posten, von einem und demselben Wunsche, der Handhabung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, beseelt. In einem solchen Falle verschwindet aller Nationalunterschied; es gibt dann keine Spanier, keine Franzosen, keine Amerikaner mehr, sondern nur Eine Masse für das allgemeine Interesse bewaffneter Bürger. Davon war ich Zeuge bei den letzten Unruhen, welche gewisse Missionäre veranlassen wollten, indem sie die uneingeschränkte Redefreiheit benützten, um die Emancipation der Sklaven zu predigen. Bei dieser Gelegenheit wollte eine Anzahl irländischer Arbeiter, bekannt durch ihren unruhigen Geist, diese Störungen benützen, um die Erhöhung des Arbeitslohnes zu erzwingen; ihre wiederholten Meetings (Versammlungen) gaben Verdacht; ein thätiger Dienst begann für die Nationalgarde. Eines Abends meldete man dem Kommandanten des Postens, ein junger Franzose, der sich bei einem dieser Meetings befand, habe offen die Miliz zu vertheidigen gewagt, weil an ihrer Thätigkeit die Plane der Ruhestörer scheiterten, die Menge habe sich seiner bemächtigt und drohe ihn an die Laternen aufzuknüpfen. Man läutete die Sturmglocke; in weniger als zwanzig Minuten standen über 4000 Mann unter den Waffen. Eine Stunde später war Alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt, und mit Ausnahme einiger Patrouillen, welche die ganze Nacht hindurch die Runde machten, hatte sich Jedermann ruhig zu Bette gelegt, und ich erstaunte über die Energie, welche dieses freie Volk zu entwickeln vermochte. Die französischen Kompagnien sind die zahlreichsten. Auch haben wir hier Grenadiere, Lanziers, Dragoner, Husaren ꝛc., deren Uniformen vollkommen und getreu den französischen nachgebildet sind. An Tagen der Heerschau erscheinen die Oberoffiziere, die Generale und ihr Stab in glänzender Uniform, und von Kopf bis zu Fuß mit Stickereien verbrämt; eine Stunde nach der Heerschau ist alles dieses verschwunden, um dem bescheidenen Gewand eines guten Bürgers Platz zu machen, und die vollständige Verschmelzung stellt sich wieder her, wie vor der Feierlichkeit. Das Militär legt die Uniform ab nach der Inspektion, der Priester nach der Messe, wie der Schauspieler sein Kostume am Ende des Spiels.

Vermischte Nachrichten.

Beim Graben eines Brunnens auf einem dem Herrn Forceville Duvette in Feuillans gehörigen Grundstücke wurde in einer Tiefe von 20 Fuß ein alterthümliches Pflaster entdeckt. Es besteht aus einem 4 bis 5 Zoll dicken Anwurf von weißem Sand und Kalk, in den kleine Bruchstücke von Ziegel und einem bläulich grauen Steine eingefügt sind, die mit dem Cement eine feste Masse bilden, welche, nachdem sie polirt und vielleicht mit einem Firniß überzogen wurde, eine Art roth und grau geaderten musivischen Marmors dargestellt haben muß. Diese Masse ist sehr dauerhaft und wird in großen Stücken ausgebrochen; es war dieß das bei römischen Gebäuden gewöhnliche Pflaster. Ein starker Block dieses Pflasters, nebst mehreren in derselben Tiefe und an derselben Stelle gefundenen großen Knochen — Elephantenknochen, wie es heißt — wurden dem Maire übergeben.

Kürzlich kamen in der Menagerie des Jardin des Plantes zwei Kasuare an, die einzigen Arten, welche diese den Straußen verwandte Gattung bilden. Die erstere dieser Arten ist der behelmte Kasuar, der von den Inseln des indischen Archipelagus herrührt. Das Exemplar, das gegenwärtig in Paris ist, ist ein Männchen, welches vor einigen Wochen durch ein Handelsschiff von Bordeaux nach Europa gebracht wurde. Die andere Art ist der neuholländische Kasuar, wovon die Londoner zoologische Gesellschaft dem Pariser Museum zwei junge in London selbst geborne Individuen zum Geschenk machte. Die Kasuare vertheidigen sich gleich den Straußen mit den Füßen, und können die wilden Thiere oder den Jäger, der ihnen zu nahe kommt, mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen.

Ein Bewohner von Orleans hat eine sehr sinnreiche und zugleich sehr einfache Maschine ausgedacht, deren Anwendung bei Ausschüttungsarbeiten wesentliche Dienste leisten dürfte. Es ist dieß ein Karren, der auf dem abzuräumenden Terrain in Bewegung gesetzt, sich selbst die Erde ohne andere Beihülfe, als die des Fuhrmanns, der ihn leitet, aufladet. Die ersten Versuche sind bereits auf der Insel Arrault damit angestellt worden: binnen 45 Sekunden war der Karren bloß durch seine Bewegung vollkommen beladen, und mehrmalige Versuche waren stets mit dem besten Erfolg gekrönt. Diese Erfindung im Großen angewendet, könnte bei Straßenbauten u. s. w. von großem Nutzen seyn. Der Erfinder hat sogleich bei seiner Behörde ein Patent genommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1836.

Verhältniſs der Racen in Mexiko.

Ueber den gegenwärtigen Verhältnißstand der verschiedenen Hautfarben oder Racen ist es sehr schwierig eine wohlbegründete Meinung zu äußern. Die Mexikaner, wenn man sie fragt, sind zwar sehr schnell mit der Antwort bei der Hand: „die Hälfte ihrer Population besteht aus Weißen, die andere Hälfte größtentheils aus Ureinwohnern mit einigen Mischlingen und sehr wenigen Negern" — ja man findet dieselbe Ansicht in offiziellen und halboffiziellen Zeitungs- oder Kalenderartikeln ausgelegt. Nichts desto weniger ist sie, außer was die geringfügige Negerzahl betrifft, grundfalsch. Ganz ohne allen Zweifel bilden die Indianer die bei weitem zahlreichste Klasse; dann kommen die verschiedenen Mischlinge (Mestizen, Zambos und Mulatten aller Grade); dann erst die Weißen, endlich die Neger. Der Irrthum beruht darin, daß man nur Mischungen des ersten oder höchstens zweiten Grads als solche rechnet, die Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen ꝛc. aber schon wieder zu den Weißen zählt, und zwar noch immer in Folge jener zur Kolonialzeit so bedeutenden, durch die Revolution zwar theoretisch und rechtlich aufgehobenen, keineswegs aber schon aus den Sitten verdrängten Aristokratie des europäischen Blutes. Deßhalb, und weil jeder darauf hält allem Augenschein zum Trotz für weiß zu gelten, würde es dann auch ganz unmöglich seyn, Bevölkerungstabellen mit genauer und wahrhafter Klassifikation der Hauptfarben aufgestellt zu erhalten; die Individuen würden rebellisch werden, und der Alcalde, der dabei mit mehr Pflichttreue als Höflichkeit verfahren wollte, wäre seines Lebens nicht sicher; es würde ein Spektakel seyn, als wenn man bei uns die Polizei herumschicken wollte, um Alters- oder Schönheitslisten der Frauen aufzunehmen. Auch wird die Regierung jetzt sich wohl hüten, aus einer rein physiologischen Neugierde, deren Resultat allen praktischen und politischen Werth verloren hat, dergleichen anzubefehlen; sie hat vielmehr das verfassungsmäßige Prinzip aufrecht zu erhalten, vermöge dessen alle ehemaligen Kasten- und Farbenprivilegien im Prädikat des „mexikanischen Bürgers" erlöschen und verschmelzen! Humbold theilte bekanntlich die für das J. 1823 von ihm angenommenen 6,800,000 S. folgendermaßen ein:

Indianer	3,700,000
Weiße	1,230,000
Neger	10,000
Mischlinge	1,860,000
	6,800,000

und diese Zahlen mögen damals vielleicht der Wahrheit ziemlich nahe gekommen seyn, obschon mit Grund vermuthet werden kann, daß auch damals die Vorliebe für rein europäische Abstammung ein beständiges Störungselement der Richtigkeit solcher Berechnung war, und manche Mestizenseele schon damals unter die Weißen sich ungebührlich eingeschlichen hat. Wollte man aber gar eine Klassifikation der jetzigen Bevölkerung von etwa 8 Millionen, auf derselben Basis und in derselben Proportion vornehmen, und folglich (mit Beseitigung der Bruchzahlen)

4,352,942	Indianer
1,447,059	Weiße
11,764	Neger
2,188,235	Mischlinge

als jetzt in der Republik gegenwärtig angeben, so dürfte man sich in starkem Irrthum befinden. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die durch die Revolution manches Druckes entledigten Indianer seitdem in einem stärkern Verhältnisse sich vermehrten; daß reines europäisches Blut seltener ist als vor 10 Jahren, theils weil die vielen vertriebenen oder ausgewanderten Gachupines (europäische Spanier) durch Einwanderung aus andern europäischen Ländern schwerlich in der Zahl ersetzt wurden, theils weil die Racenkreuzung durch den politischen Zustand des Landes mehr als zuvor sich begünstigt fand; daß ferner die schon geringe Zahl reiner Neger relativ noch geringer wurde, weil überall keine neuen hinzukamen, und die schon anwesenden, der persönlichen Freiheit zurückgegeben, sich leichter mit den übrigen Einwohnern mischten; daß also endlich die Zahl der Mischlinge aller Farben in stärkerer Proportion als die oben gebrauchte sich vergrößert haben mag. Alle auf dergleichen Raisonnements gebauten Zahlen bleiben allerdings mehr oder weniger willkürlich und ungenau, doch scheint es, man entfernt sich, bei Eintheilung der jetzigen Bevölkerung von Mexiko in

4,500,000 Indianer
1,000,000 Weiße
6000 Neger
2,494,000 Mischlinge aller Farben,

nicht sehr beträchtlich von der Wirklichkeit. — Nicht selten sind hier Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer, 90—100jährige Greise erregen wenig Aufsehen. Ja es lebte noch am 20sten Mai 1831 auf dem Landgut St. Cruz bei Altotongo, Kantons Jaiveingo, Staats Veracruz, eine Frau Namens Maria Nicolosa Mendez, welche nach dem Kirchenbuche ihr 147stes Jahr zurückgelegt hatte, mit Ausnahme ihres etwas geschwächten Gehörs noch im vollen Gebrauch aller Sinne sich befand, Baumwolle spann, nähete, die Nadel ohne Brille einfädelte, und wenigstens einmal jede Woche eine Legua weit zu Fuß in die Messe ging. Im Kanton Ucayucan desselben Staats war während des Jahrs 1830 eine Frau im 136sten Jahre ihres Alters gestorben.

Chinesische Städte. I.

Peking.

(Fortsetzung.)

Die chinesische Stadt, welche südlich von der tatarischen oder der „Stadt der neun Thore" liegt, ist nicht demselben strengen Polizeisystem unterworfen, wie die, in welcher der Kaiser wohnt; auch ihre Mauern und Vertheidigungsanstalten sind schlechter, und in der That nicht besser, als die der gewöhnlichen chinesischen Städte. Der eingeschlossene Raum ist eben so groß, als der der Tatarenstadt, aber einen sehr bedeutenden Theil nehmen die ungeheuren Höfe der Tempel des Himmels und des vergötterten Erfinders des Ackerbaus *) ein, wo der Kaiser jährlich opfert, und die Ceremonie der Umpflügung des heiligen Feldes vollzieht. Der Altar des Himmels steht in einem viereckigen Raume, der etwa 3 M. (engl.) im Umfang hat, nahe an der südlichen Mauer der chinesischen Stadt. Die Terrasse besteht aus drei Abtheilungen, deren Durchmesser von 120 Fuß auf 60 sich vermindert; jede Abstufung ist von einer marmornen Balustrade umgeben, und marmorne Treppen führen hinauf. Gegen den nordwestlichen Theil der Einschließungsmauer zu liegt der Palast der Enthaltsamkeit, wo der Kaiser drei Tage fastet, ehe er an der Wintersonnenwende dem Himmel die Opfer darbringt. Auf der andern Seite der großen Centralstraße, welche nach der tatarischen Stadt führt, und gerade dem Tempel des Himmels gegenüber, steht der Altar der Erde. Die viereckige Mauer hat zwei Meilen im Umfang und enthält das Feld, das der Kaiser und seine hohen Beamten Einmal im Jahre bepflügen, so wie den für die Opfer bestimmten Ertrag.

In der Nähe der Südostecke der Chinesenstadt sind ausgedehnte Teiche und große offene Plätze, die mit Korn und Gemüse zum Verbrauch von Peking angebaut sind. Gegen die Südwestecke, jenseits der Tempel des Himmels und der Erde ist ein mächtiger Teich, dem Genius des Wassers unter der Bezeichnung des Hi-lung oder schwarzen Drachen gewidmet, wo der Kaiser um Regen oder Trockenheit bittet, je nachdem das Land von Dürre oder Ueberschwemmung heimgesucht ist. Diese großen leeren Räume, nebst den weiten Strecken, welche die kaiserlichen Paläste und Gärten einnehmen, machen es sehr unwahrscheinlich, daß die Bevölkerung Pekings doppelt so groß, als die von London sey, namentlich da die Häuser nur Ein Stockwerk haben. Die minder strenge Polizei der Chinesenstadt macht, daß hieher viele aus der Tatarenstadt sich zurückziehen, wo die Vorsichtsmaßregeln für des Kaisers persönliche Sicherheit und Ruhe ein disciplinarisches System zur Folge haben, nicht unähnlich dem in einer Festung. Der „General der neun Thore," unter dessen Aufsicht die Polizei steht, wurde im Jahre 1816 abgesendet, um die englische Gesandtschaft zur Abreise von Yuen-ming-yuen zu drängen, und that sein Möglichstes, um sie in Unruhe zu versetzen, indem er ihnen sagte, daß er „eine Million Menschen" befehlige.

An Gründen, weßhalb in der Tatarenstadt so scharfe Wache gehalten wird, scheint es nicht zu fehlen, wenn man erwägt, welche Gefahren aus einem temporären Mangel an Lebensmitteln in einer ungeheuer volkreichen Stadt entspringen können, welche größtentheils von Korn sich nährt, das aus den südlichen Provinzen herbeigebracht wird. Im J. 1824 wurde der Hof in lebhafte Unruhe versetzt durch die Folgen einer Dürre, welche in Peking zuerst Mangel, dann ansteckende Krankheiten erzeugte. Der jetzt noch regierende Kaiser erließ folgende Proklamation: „Das zahlreiche Hereinströmen einer hungrigen Volksmasse aus dem umliegenden Land hat zu einigen Räubereien von Nahrungsmitteln geführt, und wir haben bereits unsern Befehl gegeben, denselben Einhalt zu thun. Einer der Censoren hat berichtet, daß mehrere Vagabunden aus angeblichem Mangel und Noth auf den Märkten und andern öffentlichen Plätzen geplündert haben, gegen die Gesetze. Die geeigneten Behörden erhalten hiemit Befehle, Proklamationen hierüber zu erlassen, und eine strenge Kontrolle auszuüben, damit die Nachbarschaft der kaiserlichen Residenz genau und ordnungsmäßig beaufsichtigt werde. Da die Errichtung weiterer Spielhäuser, demselben Bericht zufolge, der Moral des Volkes äußerst nachtheilig ist, so muß die Polizei der Stadt gleichfalls einschreiten, und sie in Schranken halten."

Bald darauf erschien folgender Erlaß: „Die verschiedenen Stationen zu Peking haben während einer langen Zeit Korn ausgetheilt, aber am 20sten Tage des 5ten Monats sollen sie alle geschlossen werden und die Vertheilungen aufhören, da der Stand der Vorräthe keine weitern Schenkungen gestattet. Die Ernte nähert sich jetzt, und das Volk kann in seine verschiedenen Distrikte zurückkehren, um seinen Unterhalt durch eigene Arbeit zu gewinnen. Der Gouverneur der Provinz soll den Distriktsbeamten auftragen, strenge Wache zu halten, zugleich das arme Volk beschwichtigen, und unsre väterliche Sorgfalt, die wir für dasselbe im Busen hegen, unterstützend, es abhalten, zerstreut und unstät umherzuwandern." Um die Dürre, welche diesen Mangel veranlaßt hatte, abzuwenden, befahl der Kaiser gewisse religiöse Ceremonien, aus welchem Edikt wir Nachstehen-

*) Dieser Tempel heißt manchmal auch der „Tempel der Erde."

des entheben. „Wegen der Dürre in der Nachbarschaft der Hauptstadt und des schlechten Zustandes der Felder des Landmanns, welche umsonst einen befruchtenden Regen erwarteten, haben wir unsern Willen erklärt, daß Altäre zu Hi-lung-tan*) und anderswo errichtet werden sollen. Obgleich während der letzten zehn Tage sich etwas Regen zeigte, so war es doch bei weitem nicht hinreichend, um die Erde zu befeuchten. So möge denn unser ältester Sohn Yi-heng am 7ten Tage des gegenwärtigen Monats ehrfurchtsvoll zu dem Tempel des Himmels gehen, um seine Andacht zu verrichten. Es möge unser kaiserlicher Verwandter, Mien-kai mit Ehrfurcht zu dem Tempel der Erde gehen, um zu opfern, und Mien-hia zu dem Tempel des Jahrs. Es möge unser Sohn Yi-tschaw gleichfalls opfern am Tempel der Winde... — Nachdem wir unsern Willen hinsichtlich der von den Prinzen und den hohen Beamten des Staats am 7ten dieses Monats zu vollziehenden Opfer erklärt haben, so verkünden wir unsere Absicht, an demselben Tage am Altar des schwarzen Drachen in Person Weihrauch zu verbrennen." Dieß mag als eine Probe der chinesischen Staatsregierung dienen.

Aber andere Gefahren umgaben den Kaiser in seiner Hauptstadt, entweder durch die Ränke von Verwandten, die sich gegen den Thron verschwören, oder durch den Verrath geheimer Gesellschaften, von denen wir später sprechen werden. „Obwohl die Thronfolge," bemerkt Padre Serra, „von der willkürlichen Ernennung des regierenden Fürsten abhängt, verhindert dieß doch nicht immer Usurpationen. Ein Beispiel hievon sah man bei der Thronbesteigung Yung-tschings, der seinem Vater, dem großen Kang-hi folgte. Der ernannte Prinz war der vierte, da er sich aber bei dem etwas unerwarteten Ableben des Kaisers in der Tatarei befand, drang Yung-tsching, der ein bevorrechteter Unterkönig (wang) war, in den Palast und bemächtigte sich des Ernennungsdokuments; vor das Zeichen vier setzte er keck das Zeichen der Zahl zehn, so daß er, der vierzehnte Sohn, der ernannte war. Er bemächtigte sich des Scepters, und ließ seinen Bruder verhaften und an einem Ort, vier Stunden nördlich von Peking, einkerkern, wo er auch gestorben seyn soll." Am 18ten Oktober 1813, als der verstorbene Kaiser, Kia-king von seinem Sommerausflug nach Dschi-so oder den heißen Quellen, etwa 100 (engl.) Meilen von Peking zurückkehrte, drang eine Anzahl Verschwörer in den kaiserlichen Palast, und besetzte ihn eine Zeit lang. Der jetzige Kaiser, sein zweiter Sohn, soll seine Erhebung auf den Thron seiner damals bewiesenen Entschlossenheit danken.

Die erste Nachricht von diesem Ereigniß erhielt man durch eine Proklamation des Kaisers, aus der wir Nachstehendes mittheilen: „Achtzehn Jahre sind verflossen, seitdem ich, obwohl nur von untergeordneter Tugend, aufblickte, und mit tiefer Verehrung den Thron meines kaiserlichen Vaters einnahm, seit welcher Zeit ich nicht wagte, mich der Bequemlichkeit hinzugeben, oder die Regierungsangelegenheit zu vernachlässigen. Ich hatte aber den Thron bestiegen, als die Sekte der weißen Lilie vier Provinzen zum Aufstand verlockte, und das Volk mehr litt, als ich aussprechen kann. Ich befahl meinen Feldherrn, gegen sie vorzurücken, und brachte sie nach langem Kampfe zur Unterwerfung. Damals hoffte ich, daß ich mit meinen Kindern (dem Volke) wachsendes Glück und Ruhe genießen würde. Am 6ten Tage des 8ten Monats erhob die Sekte Tien-li (himmlische Vernunft), eine Bande Landstreicher, plötzlich Unruhen, that großen Schaden, und breitete sich von dem Distrikt Tschang-yuen in Pa-tsche-li nach dem von Tsar in Schantong aus. Eilig gab ich Wun, dem Vizekönig, Befehl eine Armee zu ihrer Vertilgung zu führen und die Ordnung herzustellen. Noch ging diese Sache in einer Entfernung von 100 Meilen von Peking ihren Gang, als plötzlich am 15ten Tag des 9ten Monats Aufstand unter meinem eigenen Arm sich erhob, das Unglück in meinem eigenen Hause entstand. Eine Räuberschaar von mehr als 70 Menschen, von der Sekte Tien-ly, verletzte das verbotene Thor, und drang herein; sie verwundeten die Wache und drangen in den innern Palast. Vier Rebellen wurden ergriffen und gefesselt, drei andere erstiegen die Mauer mit einer Fahne. Mein kaiserlicher zweiter Sohn ergriff ein Gewehr, und erschoß zwei von ihnen; mein Neffe tödtete den dritten. Diese Befreiung danke ich dem Muthe meines zweiten Sohnes."

(Fortsetzung folgt.)

*) Hi-lung, der schwarze Drache, bedeutet eigentlich den Saghalin oder Amur, den Hauptstrom der Mandschu-Tatarei, den die regierende Familie besonders verehrt; der Drache bezeichnet stets das Element des Wassers oder die Ströme.

Der vereitelte Selbstmord.

Einige Personen behaupten, die Manie des Selbstmordes sey ansteckend. Folgende Thatsache möchte dieß glaubwürdig erscheinen lassen. P . . . . , bei der Pariser Polizeipräfektur angestellt und insbesondere dem Bureau der Selbstmorde zugetheilt, — hatte eine lebhafte Leidenschaft für ein junges Mädchen, die seine Liebe bald erwiederte. Da ihre Heurathsplane, welche hauptsächlich die Familie des jungen Mannes nicht zu billigen schien, Hindernisse fanden, so beschlossen die beiden Liebenden sich den Tod zu geben. Dem zufolge richtet P. an den Polizeipräfekten einen Brief, der sein Entlassungsgesuch, nebst der Bitte dasselbe anzunehmen enthält. Deßgleichen schreibt er an seinen Vater, und kündigt ihm seinen traurigen Entschluß an. Die jungen Leute gehen nach St. Germain, wo sie ihren Plan in Ausführung zu bringen gedenken. Ein Mahl, das letzte, das sie einnehmen sollen, wird bestellt. Sie setzen sich allein mit einander zu Tische; bald aber wirkt der edle Wein auf ihre Lebensgeister und bringt eine Wirkung hervor, denjenigen gerade entgegengesetzt, welche, ohne Moliere's gesunden Verstand, La Fontaine, Boileau und den guten Chapelle, bei jenem berühmten Mahle von Auteuil, in die Seine geführt haben würde. Die Ermordungsprojekte werden aufgegeben; ein Spaziergang in dem schönen Forst von St. Germain beruhigte vollends die jungen Gemüther; die Liebenden begreifen, daß sie mit zwanzig Jahren etwas Besseres thun können, als sich zu tödten, und man hofft, sie werden nach mehrtägiger Abwesenheit zum Troste ihrer Familien wieder zurückkehren.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwei und zwanzigster Brief.

Oran, 5ten März 1835.

Am vergangenen Sonnabend schiffte ich mich zu Algier auf dem Dampfboote nach Oran ein. Das Wetter war uns mehrere Stunden lang günstig und ich fand Reisegesellschaft genug, um mir die Zeit mit mündlicher Unterhaltung zu vertreiben. Zuweilen unterhielt ich mich auch mit Lesen und fand da besonderes Interesse an den Abenteuern Peter Dumon's, eines Franzosen, der 34 Jahre als Sklave in Algier gelebt hatte. Herr Brown, der amerikanische Consul, der die Erzählung für ächt hielt, hatte sie aus einer Zeitschrift seines Vaterlandes abgeschrieben. Herr Brown hat den Mann selbst gesehn, und von ihm einen Umstand erfahren, der in seiner Erzählung nicht erwähnt wird, der aber das Gepräge der Wahrheit trägt. Dumon hatte nämlich während seiner Sklaverei so gar nichts von seinem Vaterlande gehört, daß die französische Revolution und die Herrschaft Napoleons ganz neue Dinge für ihn waren. Wenn die Erzählung von dem kretischen Philosophen, der 50 Jahre in einer Höhle schlief, wahr wäre so gäbe sie ein Vorbild zu Dumon's Fall, nur mit dem Unterschied, daß der philosophische Schläfer glücklicher daran war, als der Christensklave.

Nachdem ich diese Erzählung gelesen hatte, ging ich in der Dämmerung auf der Schanze spazieren und war nahe genug, um eine auf dem Hauptverdeck beisammen stehende Gruppe von Soldaten von den Grausamkeiten sprechen zu hören, die unlängst von den Arabern an einigen in ihre Hände gefallenen Franzosen begangen worden waren. Der Wind hatte inzwischen stark in Westen umgesetzt, und mir wurde von der wogenden See fast so übel, als während der Ueberfahrt von Marseille. Sonntag Abends erhob sich ein förmlicher Sturm, und das aus den benachbarten Schlafstellen zu mir herüber tönende Gemurmel von Gebeten überzeugte mich, daß obschon vielleicht wenig Gefahr vorhanden war, dennoch große Furcht an Bord herrsche. Bei mir stieg erst gegen Mitternacht Besorgniß auf, als der Kapitän in die Kajüte hinabkam. Dieser war ein langer hagerer Mann von sehr bleicher Gesichtsfarbe, und da ich ihn zufällig noch nicht gesehen hatte, obschon ich mich seit mehreren Stunden an Bord befand, so hielt ich sein bleiches Aussehen, das durch das Lampenlicht noch erhöht wurde, für ein Zeichen von Furcht. Als er nun vollends meine Frage, ob Besorgniß vorhanden sey, mit Ja beantwortete, so schloß ich, es müsse doch nichts Kleines seyn, was einem erfahrenen Seemann bange machen könne.

„Aber worin besteht denn die Gefahr?" fragte ich. — „Der Sturm hat unsere beiden Halbsegel davon geführt." — „Nun und Sie haben doch andere an ihrer Stelle?" — „Keineswegs." — „Mein Gott, rief ich aus, ein englisches Schiff würde nie so unvorbereitet auf einen solchen Unfall in See stechen!" —

Diese von meiner Seite sehr unzeitige und unkluge Bemerkung erbitterte den Kapitän. „Und was wollen Sie denn thun?" fragte ich weiter; wollen Sie uns ans Ufer unter die Araber werfen?" — „Nein, erwiederte er, lieber ertrinken. Was ich thun werde, hängt von den Umständen ab. Dauert der Sturm fort, so muß ich entweder nach Algier zurücksegeln oder die spanische Küste zu erreichen suchen." — Und wie viel Kohlen haben Sie an Bord?" — „Noch auf 24 Stunden." — „Was! nicht mehr Kohlen!" — „Mein Herr Engländer, die Kohlen kommen von England und sind in Algier sehr selten. Ich höre, Sie sind ein Dichter; nun, ich kann Ihnen sagen, daß dieß eine sehr tragische Episode in Ihrer Geschichte bilden wird." — Mit diesen Worten überließ mich der Kapitän meinen Betrachtungen. Von einem andern Offizier, der in die Kajüte herabkam, erfuhr ich, daß wir ziemlich weit von der Küste entfernt seyen; nun denn, dachte ich, so fallen wir doch wenigstens den furchtbaren Eingebornen nicht in die Hände. Ich hatte indeß immer noch einige Hoffnung, daß der Kapitän die Gefahr übertrieben haben möchte, wiewohl einmal das Schiff von einer Woge so heftig getroffen wurde, daß ich glaubte, es müsse in Stücken gehen; da aber Alles glücklich vorüber ging, so stieg meine Hoffnung wieder. Vor Tagesanbruch hatte sich das tobende Meer so ziemlich wieder beruhigt, und der Kapitän kam herab zu uns, um uns mit der Nachricht zu erfreuen, daß die Gefahr vorüber sey. Ich legte mich schlafen, und als ich aufwachte, lagen wir vor Arzew vor Anker.

Arzew ist ein ziemlich sicherer Hafen, 30 Meilen von Oran; ich war herzlich froh ans Land steigen zu können, obschon ich nur ein kleines elendes Dorf fand. Die Franzosen haben hier eine Militärstation und ein kleines Fort mit 200 Mann Besatzung. Von den Ansiedlern sind zehn neue Häuser gebaut worden, worunter zwei Wirthshäuser, aus denen das Militär mit mehr Wein und Branntwein versehen wird, als ihm gut ist. Als ich an einer dieser Schenken vorüberkam, sah ich wie französische Soldaten einen armen zerlumpten Araber beschimpften und herumstießen, und endlich sogar einen Hund auf ihn hetzten. Der arme Numidier hatte um etwas zu essen gebeten und war damit zurückgescheucht worden, daß man ihm Wein anbot. Ich tadelte die Soldaten wegen ihrer Unmenschlichkeit, und ließ dem armen Hungerigen Speise reichen, die er gierig verschlang. Nachdem er gegessen hatte, bot ich ihm Wein, und obschon ich aus seinem ganzen Benehmen erkannte, daß er recht gut einsah, daß ich ihn nicht beschimpfen wolle, so dankte er doch mit einer Verbeugung, indem er mit der Hand gen Himmel deutete, als wolle er sagen, es sey verboten. Wir blieben bis zum folgenden Tag hier liegen, wo ich dann mit einem französischen Offizier der Besatzung, einem geschickten Botaniker, einen Ausflug von fünf Stunden im Umkreis des Dorfes machte.

(Schluß folgt.)

Professor Dorn las am 9ten Mai dieses Jahres in der russischen Akademie Proben aus dem Diwan des afghanischen Dichters Abdurrehman vor. Dieß hat besonderes Interesse wegen der Puschtu-Sprache, deren sich der genannte Dichter bedient. Herr Dorn bemerkt dabei Folgendes: „Mit Hülfe eines von mir sorgfältig zusammengestellten Wörterbuches sowohl, als einer aus eigener Lektüre verfaßten Grammatik, ist mir das Verständniß afghanischer Schriften bis zu einem gewissen Grade gelungen, und da mir in diesem Augenblick aus der Bibliothek des Staatsraths von Frähn die Benutzung zweier afghanischer Diwane von Abdurrehman und Mirza — Werke, die sich meines Wissens in Europa bloß noch auf dem ostindischen Hause in London befinden — vergönnt ist; so will ich hier einige kleine Proben als Vorläufer einer vollständigern Bearbeitung jener Diwane aus dem Diwan Abdurrehmans, des beliebtesten Dichters der Afghanen, mittheilen." Man hat also in kurzer Zeit eine vollständige Ausgabe zu erwarten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1836.

Briefe über den spanischen Krieg. II.*)

Nach dem unglücklichen Ausgang des Gefechts zu Arrigoriaga, am 11ten Sept. 1835, brach die Division Espeleta's am 18ten wieder auf, da Espartero seiner schweren Wunde wegen genöthigt war zu Bilbao zu bleiben. Zu dieser Zeit schlugen die Truppen die Straße von Somorostro und Valmaseda durch das Thal von Mena nach Medina de Pomo ein, gingen bei Villacayo über den Ebro und stießen zu dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers, General Cordova, unweit Oña, von wo aus Espeleta sich gegen Miranda del Ebro wendete.

Von da an bis Mitte Oktobers erhielten wir wenig Nachrichten von Bedeutung hinsichtlich der Bewegungen des Feindes, und wir gewannen deßhalb einige Zeit zu Organisirung und Abrichtung der Mannschaft der Legion und zu Vollendung der Befestigungen in der Nähe von Bilbao, die bereits ziemlich weit vorgerückt waren.

Die Stärke der in der Stadt und deren unmittelbaren Nachbarschaft liegenden Hülfstruppen belief sich damals auf ungefähr 4500 Mann (die aus England angekommene und nur aus dem ersten Lanciersregiment bestehende Kavallerie lag in Santander); sie wurden mehr als Einmal vom Generallieutenant Evans gemustert und jedermann freute sich über das soldatische Aussehen der Mannschaft, und über ihre in so kurzer Zeit gemachten Fortschritte in Disciplin und Exercitium.

Hätte man damals und während des letzten für Spanien ungewöhnlich strengen Winters diese Truppen in den Städten Bilbao, St. Sebastian und Santander als Garnison gelassen, und dem Generallieutenant den unabhängigen Befehl über diese kleine Küstenarmee übertragen, statt ihn beim Beginn der rauhen Jahreszeit einen langen und ermüdenden Marsch über schlechte Gebirgsstraßen mit Truppen unternehmen zu lassen, die an Ertragung von Beschwerden nicht gewöhnt und zum größten Theil in dem Gebrauch ihrer Gewehre noch nicht geübt waren, — wozu noch Mangel an hinlänglichen Lebensmitteln kam — so hätten die von ihnen geleisteten Dienste gewiß die Erwartung aller für die Sache Isabellens II interessirten Parteien befriedigt, und weder Valmaseda noch Plencia mit ihren Garnisonen und Vorräthen würden, wie seitdem geschehen ist, in die Hände der Carlisten gefallen seyn.

Von diesen Städten werde ich später Gelegenheit haben zu sprechen, so wie auch von der Belagerung von St. Sebastian, das später durch das rasche lobenswerthe Einschreiten des Obristen Arbuthnot entsetzt wurde, der mit 300 Mann von der Legion von Santander noch zeitig genug herbeikam, um die Carlisten vom Einrücken in die Stadt abzuhalten, die bereits, aus Feigheit der Einwohner und der Besatzung auf dem Punkt stand übergeben zu werden, obschon sie einer der festesten Plätze in der Welt ist. Wenn ich jedoch noch beifüge, daß bei der Ankunft des Obristen Arbuthnot (der, beiläufig gesagt, Postkapitän *) in der brittischen Marine ist) sich auch nicht ein einziges Geschützstück in brauchbarem Zustande befand, obschon mehr als ein Jahr seit Ausbruch des Kriegs verstrichen war, so muß man dem tapfern Benehmen dieses wackern Offiziers und der unter ihm gestandenen Mannschaft um so größere Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Auch erhielt er wiederholt schriftliche Bitten vom Präsidenten des Ayuntamiento, die Stadt mit seiner Mannschaft nicht zu verlassen.

Am 19ten Okt., als General Espartero von seiner Wunde am Arm so weit wieder hergestellt war, daß er zu seiner Division stoßen konnte, die damals bei dem General Cordova war, verließ er Bilbao mit sechs Bataillonen Infanterie und einer Schwadron Husaren: einem Theil der vom Grafen Mirasol befehligten Besatzung. Bei dieser Gelegenheit wurde es dem Major Hugh Parker, einem der Adjutanten des Generallieutenants, und mir gestattet, den General Espartero auf dieser höchst interessanten Bewegung zu begleiten, die wir binnen vier Tagen ausführten, ohne auf eine Abtheilung des Feindes zu stoßen. Nachdem wir uns auf der Straße von Somorostro nach Burcido, von da nach Valmaseda und Medina de Pomo begeben hatten, und zu Frias über den Ebro gegangen waren, marschirten wir am rechten Ufer dieses Flusses fort, bis wir Miranda del Ebro erreichten.

*) Siehe Nr. 227 dieser Blätter von diesem Jahr.

*) Kapitän eines Kriegsschiffs von mehr als 20 Kanonen.

Hinsichtlich des Ebro fand sich meine Erwartung sehr getäuscht; ich hatte ihn mir, so weit von seiner Quelle, als eine zweite Themse vorgestellt, fand aber statt dessen einen an vielen Stellen, und selbst bei Saragossa, durchwatbaren Fluß. Selbst bei Miranda del Ebro, wo man ihn auf einer Brücke von sechs Bogen überschreitet, ist er, hinsichtlich seiner Tiefe, unbedeutend.

Zu Miranda wurde mir zum Erstenmal der Anblick der Christinischen Armee und ihres Oberbefehlshabers Cordova zu Theil, den wir dort mit 25 Bataillonen Infanterie und zwei Regimentern Kavallerie fanden, nämlich den Lanciers der königlichen Garde und einem schönen Husarenregimente in hellgelber Uniform, scherzweise die „gelben Batteriedeckel" genannt. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich dem jungen Oberbefehlshaber durch seinen Bruder, den Obristen Ferdinand Cordova, vorgestellt, den ich zu St. Sebastian und Bilbao hatte kennen lernen. Er empfing mich sehr freundlich und mit dem Benehmen eines Mannes von Welt. Sehr überrascht war ich von seinem jugendlichen Aussehen, das durch seine schlanke Gestalt noch erhöht wird. Er ist ungefähr 33 Jahre alt, etwa 5 Fuß 9 Zoll hoch und ausgezeichnet mager; seine stark aus ihren Höhlen hervortretenden Augen verliehen ihm ein sehr geistreiches, aber ungefälliges Aussehen. Wäre er aufrichtig und freisinnig, so könnte er seinem unglücklichen Vaterlande große Dienste leisten; man muß ihm jedoch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, gleich im Anfang des Kriegs, für die Sache zu deren Dienst er sich bekannte, viel gethan hat.

Ich blieb länger als zwei Monate bei diesem General und bin ihm für seine Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit vielen Dank schuldig. Ich war, wenn es nur die Umstände gestatteten, ein täglicher Gast an seiner Tafel, und genoß zuweilen sein volles Zutrauen. Ich verdanke ihm auch mehr als Einen Beweis von Achtung, indem er nicht nur in seinen Depeschen an die Regierung mein Verhalten in den Gefechten am 27sten und 28sten Oktober bei Salvatierra und dem Kastell von Guevara rühmte, wofür ich den militärischen Orden des heil. Ferdinand erhielt, sondern mich auch während meiner Abwesenheit von der Legion gegen meinen eigenen General lobte. Ich diente ihm treu, wenigstens war dieß mein Bestreben.

Ueber Cordova's Benehmen ist viel hin und her gesprochen worden, und Viele waren der Meinung, er sey nicht entschlossen und entschieden genug aufgetreten und habe daher viele Gelegenheiten vorbeigehen lassen, wo er seiner Sache hätte nützlich werden können. Ich kann nicht so nachtheilig über ihn urtheilen, obschon ohne allen Zweifel Grund vorhanden ist, manche seiner Handlungen fehlerhaft zu finden; zudem war er früher ein eifriger Royalist. Von denen, welche seine frühere Geschichte kennen, habe ich jedoch erfahren, daß er, seit er sich zu einer liberalern Politik bekannte, sich nie von derselben entfernte, und dergleichen kleine Apostasien werden in Spanien nicht so widerwillig angesehen, als dieß, meiner Meinung nach, in England stets der Fall seyn wird.

Im Gefecht, wo ich öfter Gelegenheit hatte ihn zu sehen, ist er tapfer bis zur Tollkühnheit, und obschon seine militärischen Talente ihn nicht zum Befehl über eine Armee befähigen, so gilt er doch für einen guten Divisionsgeneral. Während er diesen Rang bekleidete, hat er, obschon von zahlreichen und unüberwindlichen Schwierigkeiten umringt, dennoch viel gethan, um den Truppen einen Enthusiasmus einzuflößen, der vorher nicht unter ihnen zu finden war. Es werden viele Anekdoten in Hinsicht seines Privatcharakters erzählt, über die ich nicht entscheiden will; sein Benehmen gegen General Evans und die Hülfstruppen kann ich indeß durchaus nicht billigen. Es ward ihm von dem brittischen General offen und aufrichtig begegnet; hätte er den unzähligen Freundschafts- und Hochachtungsversicherungen, die er gegen englische Soldaten und Offiziere aussprach, gemäß gehandelt und für ihre Bedürfnisse gesorgt, so würde er sich, statt ein allgemeines Gefühl des Mißtrauens gegen sich zu erwecken, einen treuen Verbündeten gewonnen haben.

Daß ihm, wie ich aus bester Quelle erfuhr, die nachgesuchte Entlassung vom Oberbefehl der Armee verweigert wurde, kann ich mir nur dadurch erklären, daß man keinen andern tauglichen, mit dem Lande und den bestehenden Umständen so gut bekannten Mann an seine Stelle finden konnte. Dem sey indeß wie ihm wolle, Cordova ist weit entfernt ein guter Führer der Christinischen Armee zu seyn, und würde in einer diplomatischen Stellung, in der er mehr heimisch ist, und wornach auch sein Ehrgeiz zu streben scheint, weit nützlichere Dienste leisten können. Zudem machen ihn seine schlechten Gesundheitsumstände zuweilen ungeduldig, und wenn er leidend ist, sogar heftig, und es ist wohl der Uebel größtes für ihn, in einem Lande, wie der Norden von Spanien, Tag für Tag einen Guerillakrieg führen zu müssen, bei dem es dem Gegner einen Vortheil einräumen heißt, wenn man nicht jeder Witterung trotzt und zu allen Stunden auf den Beinen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Städte. I.

Peking.

(Fortsetzung.)

Ungefähr acht (engl.) Meilen von Peking sind die Gärten oder vielmehr der Park von Yuen-ming-yuen, welchen Herr Barrow auf 12 engl. Quadratmeilen schätzt; da das Land auf dieser Seite von Peking gegen die große Mauer hin zu steigen beginnt, so hat die Abwechslung von Hügeln und Thälern Mittel zur Verschönerung dargeboten, welche die Kunst zu benützen nicht ermangelt hat. Nach der Beschreibung des letztern Schriftstellers wechseln in dieser Landschaft Wald und Wiesen, zwischen denen zahlreiche Kanäle, Bäche und Teiche sich finden, deren Ufer anscheinend zufällig aufgeworfen sind, um die freie Hand der Natur nachzuahmen. Einige Strecken sind angebaut, andere absichtlich wild gelassen, und wo Lusthäuser stehen, scheinen die Aussichten besonders ausgesucht worden zu seyn. Innerhalb dieser Gärten sollen sich nicht weniger als 30 verschiedene Wohnungen für den Kaiser und sein zahlreiches Gefolge von Ministern, Eunuchen und Dienern finden, die jede ein beträchtliches

Dorf ausmachen. Der Audienzsaal, den Hr. Barrow sah, stand auf einer vier Fuß hohen Plattform von Granit, und war von einer Reihe großer hölzerner Säulen umgeben, welche das Dach trugen; die Länge des Saals betrug 110', die Breite 42', die Höhe 20'. Der Boden war würflig mit Platten von grauem Marmor gepflastert, und der aus geschnitztem Holz bestehende Thron stand in einer Nische. Die ganze Meublirung des Saals bestand „in einem Paar metallener Pauken, zwei großen Gemälden, zwei Paar alter blauer Porzellanvasen, einigen Bänden Manuscripten und einem am einen Ende aufgestellten Tisch, auf welchem eine alte englische Kaminuhr aus dem 17ten Jahrhundert stand.

An einem Orte Namens Hai-tien, ganz in der Nähe dieser Gärten, fiel die seltsame Scene vor, welche mit der Entlassung von Lord Amhersts Gesandtschaft endigte. Als der Gesandte Morgens früh mit den Kommissären und einigen Herren von der Gesandtschaft ankam, begab er sich auf die Einladung des Herzogs Ho, wie man ihn nannte, der mit der Führung der Unterhandlungen beauftragt war, nach einer der temporairen Residenzen des Kaisers. Nachdem sie durch einen offenen Hof gekommen waren, wo eine ungeheure Anzahl Mandarinen in ihren Staatskleidern versammelt war, wies man sie in ein elendes Zimmer, das bald mit einer Menge wohlgekleideter Leute angefüllt war, unter denen sich Prinzen von Geblüt, die gelbe Gürtel trugen, zu Dutzenden befanden. Mit einer kindischen, unverständigen Neugierde, die aber mit dem müßigen, unbedeutlichen Leben, das viele derselben führen sollen, ganz übereinstimmte, untersuchten sie ohne alle Scheu die Kleidung und die Personen der Gesandtschaftsmitglieder, die aber durch eine lange Tagreise ermüdet, und aufgebracht über das Benehmen dieser Himmlischen, ihnen den Rücken wandten und sich zur Ruhe niederlegten. Bald erschien Herzog Ho, und überraschte den Gesandten nicht wenig mit dem Ansinnen, sich alsbald zur Audienz beim Kaiser zu verfügen, der ihn erwarte. Vergebens stellte Lord Amherst vor, daß erst der folgende Tag zur ersten Audienz bestimmt worden, und daß er ermüdet und bestaubt, wie sie Alle seyen, es sich weder für den Kaiser, noch für ihn selbst schicke, Seiner Majestät auf eine so unvorbereitete Weise aufzuwarten; überdem befinde er sich unwohl, und sey alsbaldiger Ruhe bedürftig. Herzog Ho wurde immer dringender, und vergaß sich endlich so weit, den Gesandten heftig am Arm zu packen; Lord Amherst stieß ihn augenblicklich zurück, die Herren der Gesandtschaft drängten sich um den Lord, und Alle drückten ihm den heftigsten Unwillen über eine solche Behandlung, so wie ihren festen Entschluß aus, an diesem Morgen zu keiner Audienz mehr zu gehen. Der Gesandte zog sich endlich zurück, und Herzog Ho schien es zufrieden, daß die Audienz erst am folgenden Morgen statt finden sollte. Es ist indeß aller Grund zur Vermuthung vorhanden, daß die Lokalbehörden von Canton ihn mit einer bedeutenden Summe bestochen hatten, die Absicht der Gesandtschaft zu vereiteln und eine Audienz beim Kaiser zu verhindern: die Gesandtschaft wenigstens war am Nachmittag desselben Tages schon auf ihrem Rückwege.

Die frühere Gesandtschaft Lord Macartney's im J. 1793 fand den Hof des Kaisers zu Dschi-ho, oder den heißen Quellen, in einiger Entfernung nordwärts von der großen Mauer in der Mandschu-Tatarei. Dieser Ort liegt einige tausend Fuß über der Ebene von Peking, wodurch es während der heftigen Hitze in der Hauptstadt zu einem kühlen Sommeraufenthalt wird. Die Gärten und Wohnhäuser des Kaisers, obwohl bedeutend, sind doch nicht so umfangreich, wie die von Yuen-ming-yuen. Die Unterbringung eines solchen Gefolges, wie der Kaiser gewöhnlich mit sich führe, erfordert jedoch immer eine Stadt. Peking selbst trotz seiner Größe, lebt fast allein von der Anwesenheit des Hofs und der höhern Regierungsbehörden, denn da es weder ein Seehafen, noch ein für den Binnenhandel und Manufakturen gut gelegener Platz ist, so erhält es fast seine ganze Wichtigkeit dadurch, daß der „Sohn des Himmels" darin wohnt.

Die weitläufigen Gebäude und die zahlreichen Dienerschaften werden hauptsächlich durch den Ueberschuß des Einkommens sowohl an Geld als an Vorräthen unterhalten, welche auf dem großen Kanal aus den Provinzen kommen. Ein kaiserlicher Verwandter ersten Rangs erhält nach dem Pater Serra 10.000 Taels jährlich aus der Schatzkammer, nebst einer bedeutenden Menge Reiß und über 300 Dienern. Da die fortdauernde Vermehrung dieser kostspieligen Klasse die Regierung bald zu Grunde richten würde, so steigen sie mit jeder Generation um Einen Rang herab, bis ihre Erben mit der fünften Generation nur noch das Vorrecht, den gelben Gürtel zu tragen, nebst dem einfachsten Lebensunterhalt zum Antheil erhalten. Von dieser Rangerniedrigung werden nur wenige aus besonderer Gunst ausgenommen, wie dieß bei einem Enkel Kien-longs der Fall war, dem der Kaiser den ersten Grad auf 10 Generationen hinaus sicherte. Die Ausgaben des Staats für einen Wang (Unterkönig) erster Klasse betragen etwa 60,000 Taels (240,000 fl.) jährlich, und dieß vermindert sich durch die verschiedenen Grade herab bis zu den einfachen Besitzern des gelben Gürtels, die monatlich nur noch drei Taels und zwei Säcke Reiß erhalten. Sie erhalten aber 100 Taels, wenn sie heurathen, und 120, im Fall eines Leichenbegängnisses, weßhalb sie, wie Serra behauptet, ihre Weiber sehr mißhandeln, weil sie nach dem Tode der einen Frau die ausgesetzte Summe für ihre Beerdigung, so wie die Mitgift für eine andere Frau erhalten, die sie augenblicklich heurathen! Im J. 1825 erschien folgender Befehl des Kaisers: „Der Wang-tschun-schan hat bei uns eine Bittschrift eingereicht, und unsere kaiserliche Gnade nachgesucht, um den Vorschuß seines Einkommens auf mehrere Jahre hinaus, um in den Stand gesetzt zu seyn, die Gräber seiner Familie wieder herzustellen. Wir gestatten, daß ihm sein Einkommen in baarem Gelde auf zehn Jahre ausbezahlt werde, und befehlen, daß man von seinem Einkommen ihm jährlich abziehe, bis das Ganze zurückbezahlt ist." Der Titel Wang ist der einzige, den der chinesische Kaiser dem König von England gibt, von dessen Stellvertreter man erwartet, daß er, wenn bei dem Herrscher der Welt vorgelassen, neunmal mit dem Haupte den Boden berührt.

(Schluß folgt.)

Falculia palliata.

Ein neuer Vogel, zu den Zugvögeln und unter die Upupae gehörig, ist von Herrn Goudot zu Madagascar entdeckt worden, und bildet den Typus eines neuen und merkwürdigen Geschlechts. Der Schnabel ist sehr lang, gewölbt, zusammengedrückt oder platt wie eine Klinge, und kann mit einer kleinen Sense verglichen werden. Die an der Schnabelwurzel zu beiden Seiten befindlichen Nüstern sind nicht von den vorragenden Federn des Kopfes bedeckt. Die Flügel, welche in der Länge bis zur Mitte des Schweifes reichen, gehören, der Nomenklatur des Herrn Isidor Geoffroy zufolge, zu dem von ihm surobtus genannten Typus — d. h. die vierte und fünfte Schwungfeder ist die längste von allen. Die erste ist, wie bei dem Wiedehopf, außerordentlich kurz, und zum Fliegen ganz unnütz. Der Schweif ist viereckig und besteht aus zwölf Federn, von denen die äußern einen etwas längern Kiel haben als die übrigen. Der Fuß hat vorn drei und hinten eine Zehe, welche sämmtlich dick und mit gekrümmten Krallen versehen sind, zwischen denen sich an der Wurzel eine dicke Haut befindet, die Aehnlichkeit mit der der Sumpfvögel hat. Die einzige bis jezt bekannte Spezies ist am Kopf, Hals und dem untern Theil des Leibes weiß; Rücken, Flügel und Schweif sind grünlich schwarz mit Metallglanz. Herr Isidor Geoffroy hat ihn Falculia palliata genannt. Er haust an den Ufern der Flüsse, und lebt von kleinen Wasserinsekten und den im Schlamm befindlichen organischen Ueberresten.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Zwei und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Arzew ist ein geräumiger Hafen, der noch immer von europäischen Schiffen im Winter als Zufluchtsort benüzt wird. Der Ort wurde von den Römern Arsenaria genannt, und wird von Shaw nur als eine zu seiner Zeit kleine Stadt beschrieben; 60 Jahre später fand Leweson hier nur einige Hütten und Zelte, nebst einem dem Bey von Mascara gehörigen Getreidemagazin. Das umliegende Land ist wüst und sumpfig, und, Leweson zufolge, nur von Löwen, Hyänen und Schakals bewohnt. Mir kam keines dieser Thiere zu Gesicht, mein Begleiter versicherte mich aber, daß man ihre Stimmen oft höre. Einige Meilen südlich von Arzew gibt es sehr ergiebige Salzquellen und Teiche, von denen man glaube, daß sie die ganze Berberey mit Salz versehen könnten; zu Lewesons's Zeit wurde diese Quelle des Reichthums von den Einwohnern gänzlich vernachlässigt, und ihre Unwissenheit hinsichtlich der Gewinnung des Salzes war so groß, daß das Wenige, was sie verbrauchten, aus Europa eingeführt wurde, und gesalzenes Fleisch oder gesalzene Fische und Butter ihnen ganz unbekannt waren. Ich fragte meinen Gefährten, ob denn die Eingebornen in dieser Hinsicht jezt noch eben so unwissend seyen, konnte aber nichts weiter erfahren, als daß er glaube, sie bereiteten zwar jezt etwas Salz, jedoch immer nur sehr wenig.

In geringer Entfernung westlich von Arzew fällt der Fluß Mafdah in das Meer; es ist dieß wahrscheinlich der Castennus der Alten. Er nimmt mehrere Beiflüsse auf, worunter auch der Ouedel-Hamam, oder Badfluß, so genannt von einer warmen Quelle in seiner Nachbarschaft. Dicht bei Arzew finden sich noch die Spuren eines kleinen Dorfs, und weiter weg die einer bedeutenden Stadt, beides offenbar römische Ruinen.

Die Landschaft ist hier nicht so schön, wie zu Bougia oder auch zu Bona, aber dennoch nicht ohne Interesse. Die Ebenen und Schluchten waren bei weitem nicht so sumpfig, als ich sie zu finden erwartete, und hatten einen Reichthum an Alluvialboden, der durch die Gebirgswasser herabgeschwemmt wird. Es wachsen hier eine Menge von Zwergpalmen, die, obschon ein unbedeutender Baum, den Arabern doch nicht ohne Nutzen sind, da sie die Wurzeln essen und aus den Blättern Seile drehen und Körbe flechten. Nächst der Zwergpalme findet sich hier eine Art von Mastixbaum sehr häufig, auch sah ich weißen Goldwurz und wilden Spargel, der schmackhaft, nur etwas bitter ist. Lavendel und Wermuth wachsen in Menge; hier und da traf ich auf Stellen mit hochroth gefärbten Primeln, und auf eine Gattung von Wicken, deren Blüthe außerordentlich farbenreich ist.

Die einzige Merkwürdigkeit aus dem Thierreich, die mir in Arzew zu Gesicht kam, war ein Königsadler, der, seiner Kette am Fuß ungeachtet, verächtlich auf die Beschauenden herabblickte, und ein paar Gebirgs-Katzen, mit herrlich smaragdgrünen Augen und schönem lichtbraun geflecktem Pelz; sie waren etwa doppelt so groß, als die gewöhnlichen Hauskatzen.

Diesen Morgen um 10 Uhr kam unser Dampfboot nach Mers-el-Kebir (zwei Stunden von Oran), wo sich ein großes Fort befindet, noch von den Spaniern gebaut und jezt mit der dreifarbigen Fahne geschmückt. Der Ankerplaz ist hier nicht sicher. Ich miethete sogleich ein Boot und fuhr mit meinem Gepäck nach Oran, wo das beste Quartier, das ich finden konnte, noch immer schlecht genug war. Die Stadt hat eine sehr malerische Lage, und da ich den brittischen Vice-Consul, Herrn Dalzell, den Sohn meines alten Freundes, des Professors der griechischen Sprache zu Edinburg, und den General Trezel, als Plazcommandanten hier finde, so verspreche ich mir einen angenehmen Aufenthalt.

Vermischte Nachrichten.

In der Nähe von Girvan in Schottland bemerkte unlängst ein Landmann mit seinen Leuten, wie ein Wiesel mehrere von den Schwalben in den Sand gebaute Nester angriff. Kaum war der Angriff geschehen, als auch schon eine Anzahl der tapfersten Schwalben auf den Räuber losstürzte, ihn am Schweif packte, die Hinterfüße in die Höhe hob und ihn mit großer Gewandtheit den Abhang hinabstürzte, auf den diese Nester reihenweis aufgebaut waren. Das Wiesel wiederholte seinen Angriff mehreremale, ward jedoch immer auf dieselbe Weise zurückgewiesen, und ließ endlich, ganz erschöpft, seinen Gegnern den Sieg.

Herr Harwood, englischer Chemiker zu York, hat einen Versuch gemacht, Flachs zu bleichen, der so günstig ausgefallen ist, daß die vorgelegten Muster großes Aufsehen unter den Fabrikanten gemacht haben und eine gänzliche Umwandlung und Verbesserung in der bisherigen Behandlung dieses Produkts erwarten lassen. Viele hielten die vorgelegten Muster für Seide, und der so bereitete Flachs läßt sich zum feinsten Garn für Verfertigung von Schleiern, Spitzen u. s. w. spinnen. Der Faden ist so außerordentlich schön, daß Kenner versichern, noch nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, und der Meinung sind, daß diese Erfindung England großen Vortheil bringen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1836.

Chinesische Städte. I.

Peking.

(Schluß.)

Zu Peking namentlich und in seiner Nachbarschaft treten die Privilegien der Tataren im Gegensatz gegen die Chinesen am stärksten hervor, und werden am offensten aufrecht erhalten. Einer so klugen Regierung, wie sich die der Mandschus stets gezeigt hat, konnte es nicht entgehen, daß bei der unermeßlichen Ueberzahl der ursprünglichen Einwohner China's die verständigste Politik darin bestünde, in der Verwaltung der Provinzen, namentlich der entfernteren, keine zu schreiende Parteilichkeit zu zeigen. Eine Untersuchung des chinesischen rothen Buchs gibt folgende Resultate. Von acht Vizekönigen, deren jeder zwei Provinzen oder Eine der größten verwaltet, sind nicht weniger als sechs Chinesen, und von fünfzehn stellvertretenden Gouverneurs zehn. Auf der andern Seite sind die höchsten und wichtigsten Militärkommandos stets Mandschus übertragen. Wahrscheinlich eignen sich die Chinesen besser für Civilstellen, wozu sie sich durch hinreichende Fortschritte in der ganz auf die alte Literatur des Landes gegründeten Gelehrsamkeit qualificiren müssen, während für militärische Befehlshaberstellen die Mandschus nicht nur durch Anlage und Erziehung besser geeignet sind, sondern auch in derselben der gegenwärtigen Dynastie eher treu bleiben werden. In der Nähe der Hauptstadt scheinen die Tataren ganz besondere Ansichten von Lokalrechten und Gerechtigkeiten zu hegen. Als Lord Macartney auf seinem Wege nach Tschi-ho nordwärts der großen Mauer kam, sollte einer seiner Begleiter, ein Mandschu, auf Befehl eines chinesischen Mandarins eine Züchtigung erhalten, erklärte sich aber alsbald mit großer Heftigkeit dagegen, indem er die Amtsgewalt des letztern auf jener Seite der Nationalgränze in Abrede stellte.

Das strenge Polizeisystem, wodurch eine so ungeheure Bevölkerung in Zucht und Ordnung gehalten wird, ist in allen verschiedenen Städten des Reichs wesentlich dasselbe. Ihre Wirksamkeit entspringt hauptsächlich aus dem Prinzip der Verantwortlichkeit, das einen so auffallenden Zug der chinesischen Regierungsweise bildet, und bei ihnen bis auf einen Punkt getrieben wird, der alle unsere Begriffe von Billigkeit überschreitet. Jede Stadt ist in Abtheilungen (kia) von je zehn Häusern getheilt, und zehn Kias machen ein Pao oder Hundert. Der Magistrat ist für seinen ganzen Distrikt, der Hunderter für seinen Pao, der Zehender für seinen Kia, und jeder Hauseigenthümer für seine Familie verantwortlich. Von dieser Autoritätsabstufung sind Fremde streng ausgeschlossen. Die Polizei macht ihre Sachen so summarisch ab, daß es keine Kleinigkeit ist, in ihre Hände zu fallen. Die Chinesen sagen von einem, der sich darin befindet, sprüchwörtlich: „das Fleisch ist auf dem Hackblock."

Die Thore aller chinesischen Städte werden bald nach dem Eintritt der Dunkelheit geöffnet, wo das Zeichen der ersten Wache durch das Anschlagen einer mächtigen Glocke oder Trommel in einem hochgelegenen Theile der Stadt gegeben wird. Am Ende jeder Straße ist ein starker Schlagbaum, der zugleich mit den Hauptthoren geschlossen wird; sie werden nur geöffnet, wenn jemand einen genügenden Grund anzugeben hat, weßhalb er sich so spät Nachts auf der Straße befindet, z. B. wenn jemand plötzlich eine Hebamme herbeizurufen hat. Jedermann muß eine Laterne tragen oder wird dafür gestraft. Wenn eine Nachtwache durch eine gewisse Anzahl Schläge auf die Glocke oder Trommel auf der Hauptstation angezeigt wird, so müssen alle übrigen folgen, ein Polizeisoldat geht von einem Wachtposten zum andern, und zeigt dabei durch das Zusammenschlagen zweier Bambusstäbe an, die wie vielte Wache es ist.

Die große Vorsicht, womit man für die Sicherheit des Kaisers sorgt, macht in Peking die Polizei hinsichtlich des Zutritts zu dem kaiserlichen Palast und seinen Umgebungen sehr streng. Nach dem Strafkoder müssen „die Familien aller Personen, welche innerhalb des Weichbilds der kaiserlichen Stadt lebten, und nach dem Gesetz zum Tode verurtheilt wurden, so wie alle Personen, welche mit ihnen unter Einem Dach lebten, sich alsbald entfernen." Der Hauptdienst des Militärs in China ist die Ausübung der Polizei, und man muß zugestehen, daß mit Hülfe des unnachsichtlichen Verantwortlichkeitssystems in keinem Lande der Welt die Polizei wirksamer gehandhabt wird, als in China. Da die Regierung hinsichtlich der Mittel nicht

sehr skrupulös ist, so gelingt es ihr gewöhnlich auf die eine odee die andere Weise ihren Zweck zu erreichen, und oft macht sie die Schwäche ihrer Maßeegeln duech Klugheit und Gewandtheit gut. Als im Anfang der Regierung der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie die Seeräubee die Küsten verheerten, machte der Mangel an einer Flotte jeden thätigen Widerstand unmöglich; die Regierung griff daher zu einem indirekten Mittel, indem sie die Küstenbewohner zwang, 30 Li oder etwa 3 Stunden weit sich ins Innere des Landes zurückzuziehen, ein Plan, der sich als völlig wirksam erwies.

Europäer, die sich in China aufhielten, fanden meistens ihr Eigenthum so sicher, als es in irgend einem Theile der Welt seyn konnte, und in mehrern Fällen, wo schreiende Raubmorde verübt wurden, zeigte die Wirksamkeit dee Polizei auf eine sehr augenfällige Weise, daß die Regierung nicht nur Willens, sondern auch im Stande sey, ihnen summarische Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Im Jahre 1816 ankerte das amerikanische Schiff Wabach mit einer Ladung Opium am Bord vor Macao, und da es nur von einer geringen Anzahl Matrosen bemannt wae, wurde es plötzlich von einigen eaubgierigen Chinesen angefallen, welche unter dem Vorwande, ihre Dienste als Lootsen anzubieten, an Bord kamen, die, welche sich auf dem Verdeck befanden, verwundeten oder ins Wasser zu springen nöthigten, den Rest der Mannschaft auf dem Vordertheil des Schiffs einsperrten, und die ganze Ladung plünderten. Als diese Thatsache der Lokaleegierung, welche einen großen Abscheu vor seeräuberischen Gewaltthaten hat, angezeigt wurde, ergriff diese so rasche und wirksame Maßregeln zur Entdeckung der Verbrecher, daß die meisten derselben gefangen genommen, hingerichtet, und ihre Köpfe zue Warnung anderer auf den Felsen in der Nähe von Macao in Käfigen ausgestellt wurden.

Noch bemerkenswerther war der Fall mit dem französischen Schiff Navigateur im Jahre 1828. Dieses mußte in Folge des schlechten Wettees in Tonron-Bay auf dee Küste von Cochinchina einlaufen; der schlechte Zustand des Schiffs, die Schwierigkeit der Wiederausbesserung und die wohlbekannte Unfreundlichkeit dee Lokalbehörden nöthigten den Kapitän, dasselbe dem König von Cochinchina zu verkaufen, und sich mit seinen werthvollsten Effekten an Bord einer chinesischen Dschonke nach Macao einzuschiffen. Hier wueden sie eines Morgens in geringer Entfernung von Macao von den verrätherischen Chinesen überfallen und sämmtlich ermordet, mit Ausnahme eines einzigen Mateosen, der, obwohl schwer verwundet, über Bord sprang und schwimmend sich nach einem Boote rettete, das ihn zu Macao ans Land setzte. Krank und verwundet wanderte ee hiee eine Zeit lang unbekannt in den Steaßen umher, bis ee endlich die französischen Missionäre auffand, duech welche die Nachricht vor den französischen Konsul und endlich an die chinesischen Mandarinen gelangte. Durch die von dem Matrosen eehobenen Aussagen wueden die chinesischen Passagieee, welche vor dee Metzelei das Schiff veelassen hatten, ausgemittelt, und nach Canton entboten. Von ihnen erhielt man volles Zeugniß gegen die Verbrechee, und ein strenges Embargo wurde sogleich auf alle Fahrzeuge in den Häfen der Provinz Canton und der benachbarten Peovinz gelegt. Die Mörder wurden bald in ihren Dschonken verhaftet und in eisernen Käfigen nach Canton zur Aburtheilung geführt. Auf des Kaisers strengen Befehl fanden Prozeß und Hinrichtung in Gegenwart der zu Canton sich aufhaltenden Europäer statt. Von 24 Angeklagten wurden 17 verurtheilt und sogleich enthauptet; der Anführer starb in Gegenwart der Europäer eines langsamen Todes.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Bei unserer Ankunft zu Mieanda fand ich den Obergeneral beim Frühstück, wähernd dessen er mich unterrichtete, daß es seine Absicht sey, sich binnen einiger Stunden gegen Puebla in Bewegung zu setzen, — eine kleine, damals befestigte und von den Christinos mit einer kleinen Besatzung versehene Stadt an der Straße nach Vitoria, drei Leguas von Miranda. Die Carlisten hatten einige Tage früher eine Brücke über den Zadora bei Arminon, über die dee Weg nach La Puebla und Vitoeia führt, in die Luft gesprengt und für mehreee Tage dee letztern Stadt alle Zufuhr abgeschnitten. Ferner erfuhe ich auch, daß sie die Anhöhen von Aeganzon besetzt hielten, die einen Theil von der Stellung ausmachen, welche die britische Armee an dem ewig denkwürdigen Moegen der Schlacht von Vitoria inne hatte; zu La Puebla war am Abend vor der Schlacht das Hauptquartier des Herzogs von Wellington.

Da die Division Espartero's am Morgen bereits drei Leguas marschirt war, so wurden der Mannschaft zwei Stunden zur Erholung gestattet, während welcher die kleine Stadt Mieanda del Ebro (so genannt weil sie an beiden Ufern des Flusses liegt, über den eine Brücke führt) im eigentlichsten Sinne des Worts vollgepfropft wae, da die Ankunft der frischen Truppen die Armee Cordova's bis auf 31 Bataillone verstärkt hatte — Kavallerie und Artillerie ungerechnet. Mit dieser Streitmacht marschieten wie nach La Puebla, an welchem Ort, wie auch auf den umliegenden Dörfern für die Nacht Halt gemacht wurde. Obschon Nachmittags keine Spur vom Feinde zu sehen war, so sprach Coedova doch die Hoffnung aus, daß er ihn am nächsten Morgen treffen und angeeifen weede. Das Herz schlug mir vor Eewartung, diese schönen Teuppen am folgenden Tag im Kampfe zu sehen, allein füe dießmal wurden meine Hoffnungen getäuscht, denn bei Tagesanbruch erfuhren wir von unsern Vorposten und Spionen, daß der Feind seine Stellung verlassen habe, und sich in der Richtung nach Salvatierra, dicht an der Stadt voeüber, zurückziehe. Ich habe seitdem erfahren, daß sich bei dieser Gelegenheit ein Zwist zwischen den carlistischen Geneealen erhoben hatte; Iturralde und Moeeno wollten den Angriff der Christinos abwaeten, Villaeeal und Eguia aber waren der entgegengesetzten Meinung. Diese Nachricht änderte Cordova's Plan wesentlich, und wir marschirten auf der Straße nach Vitoria drei Leguas vorwärts ohne einen Schuß abzufeuern.

Auf unserm Marsch an diesem Tage trafen wir mit einer von dem Pfarrer Andrea befehligten Truppenabtheilung zusam-

men, die in der Nähe des Dorfes Nanclares aufgestellt war, um nöthigenfalls unser Vorrücken zu decken. Von diesem Mann, früher Mitglied der Kirche, der aber beim Beginn des Bürgerkriegs den Priesterrock mit der Zamarra, oder Jacke von Schaffell, und dem Schwertgürtel vertauschte, werden eine Menge der seltsamsten Anekdoten erzählt. Es heißt allgemein, er habe zuerst dem Prätendenten das Anerbieten gemacht, 200 Mann für ihn zu organisiren, wenn er den Rang eines Kapitäns in der carlistischen Armee erhalten würde, was damals abgeschlagen wurde. Da er einmal entschlossen war, dem Waffenhandwerk sich zu widmen, so hat er sich seitdem sehr eifrig für die Sache Christinens gezeigt, und ist bei seiner genauen Kenntniß jedes Winkels in der Nähe von Vitoria und in der ganzen Provinz Alava sehr gut zu brauchen, um mit seinen Leuten manche feindliche Streifpartie oder manchen Vorposten aufzuheben. Sehr nützlich ist er auch, um Nachrichten hinsichtlich der carlistischen Bewegungen einzuziehen, weil er bei den Landleuten sehr gut bekannt, und bei ihnen wegen seiner Tapferkeit, Ausdauer, Mäßigung und Kaltblütigkeit in den augenscheinlichsten Gefahren in hoher Achtung steht.

Ein ihm sehr ähnlicher Mann, fast von demselben Charakter, ist Merino, der sich in der Armee des Don Carlos bis zum General empor geschwungen hat und als einer der grausamsten und blutdürstigsten Anhänger des Prätendenten geschildert wird, wiewohl ich nicht glauben kann, daß dieser von den zahlreichen von ihm begangenen Gräueln unterrichtet seyn könne.

Cordova's Armee rückte am 21sten Oktober in Vitoria ein, und blieb bis zum 27sten im Quartier; ich hatte mithin Muße genug, um alle Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, wobei ich mich denn in meinen Erwartungen sehr getäuscht fand. Die Stadt liegt in einer ausgedehnten und wohl angebauten Ebene, bewässert von dem Flusse Zadora, der sich rund um die Stadt windet, eigentlich nicht viel mehr als ein Bach und nur deßhalb merkwürdig ist, weil in der Ausdehnung einer Legua so viele steinerne Brücken über ihn führen, als über die Themse von London bis Henley; auch seine Breite ist nicht bedeutend.

Während unsers Aufenthalts in Vitoria erkundigte sich Cordova sehr angelegentlich bei mir nach der Verwendbarkeit der Legion, worauf ich stets antwortete: „Ich halte die Hülfstruppen für vollkommen geeignet, Garnisonsdienste in Bilbao oder irgend einer andern Küstenstadt zu thun, was Sie in den Stand setzen würde, Ihre eigenen Truppen ablösen zu lassen, die Ihnen jetzt im Felde bessere Dienste leisten könnten als die Legion, die noch nicht geübt genug im Gebrauch ihrer Waffen ist, um so schnell laden und feuern zu können, als dieß bei der Art Krieg zu führen, für den die Truppen bestimmt sind, erforderlich ist." Cordova schien anfänglich meine Meinung zu theilen, dennoch aber gab er zu erkennen, daß ihm sehr viel daran gelegen sey die britische Legion nach Vitoria kommen zu lassen, da diese Stadt die Basis ihrer künftigen Operationen seyn sollte. Da ich sah, daß dieß sein Wunsch war, so sagte ich nichts weiter, als daß er in dieser Hinsicht nur seine Wünsche aussprechen möge, worauf General Evans es weder an Mühe noch Anstrengung fehlen lassen werde, um die Legion zu dem Marsch in Stand zu setzen.

Am Morgen nach dieser Unterredung marschirten Espartero und Graf Mirasol, begleitet vom Major Parker, Adjutant des Generallieutenants Evans, mit neun Bataillonen Infanterie und einer Schwadron Kavallerie auf der Straße von Villa-Real und Ochandiano nach Durango und Bilbao. Sie kamen auf diesem Weg durch das Herz der carlistischen Provinzen Alava und Biscaya, und legten diesen Marsch in zwei Tagen zurück, ohne einen Mann zu verlieren. Diese Truppen sollten die Garnison von Bilbao verstärken, damit die britische Legion ihren Marsch nach Vitoria auf derselben Straße antreten könne.

(Fortsetzung folgt.)

Heimliche Ausschiffung eines Negerschiffes auf der Insel Bourbon.

Der Negerhandel ist abgeschafft und die Todesstrafe gegen die Negerhändler ausgesprochen; allein der Handel hat darum nicht weniger seinen Fortgang. Der einzige Unterschied besteht darin, daß, da man sich größerer Gefahr aussetzt, der Ertrag, den er abwirft, auch größer ist; die gewöhnliche Schadloshaltung bei jedem Handel. Wenn es zur Zeit der Kontinentalsperre einem kühnen Schiffe, mit seinem schlanken Bau, seinen braunen Segeln und verdächtigen Manövern gelang, die Argusaugen der britischen Kreuzer, die den Kontinent umgürteten, zu täuschen, so machte dieses Schiff mit seiner Zucker-, Kaffee- und Baumwollenladung diejenigen, die es ausgerüstet, zu Millionärs. Eben so ist es mit den Negerschiffen, welche ihre Ladung schwarzen Fleisches den Verfolgungen der menschenfreundlichen Fregatten Englands zu entziehen vermögen. Es ist ein heimlicher Handel, der mit großem Gewinn in allen unsern Kolonien getrieben wird; die Negerhändler spotten der Kreuzfahrten und der Gesetze. Sie verkaufen ihre menschliche Beilast an die Kolonisten, welche sich über die Philanthropie ungefähr eben so lustig machen, wie unsere europäischen Eigenthümer und Industriellen. Man schifft die Neger heimlich, oder doch so heimlich als möglich aus — das ist Alles. Ich selbst war einmal Augenzeuge von nachstehendem Vorgang:

Der Dreimaster Eugenie aus dem Hafen von Marseille, ein trefflicher Segler, befand sich auf der Rhede von St. Paul, an der Nordspitze der Insel Bourbon, fünf Stunden von St. Denis, vor Anker. Wenn gerade Nordostwinde wehen, ist diese Rhede sehr gefährlich, ja schrecklich. Bourbon besitzt keine geschützten Häfen, keinen sichern Ankerplatz; sobald schlechtes Wetter eintritt, muß man unter Segel gehen und so schnell als möglich das hohe Meer zu gewinnen suchen.

Unsere Ladung an Kaffee-, Zucker-, Pfeffer- und Gewürznelken-Ballen war nicht bereit; es bedurfte noch einiger Tage, um sie durch Sendungen aus dem Innern oder von der Küste zu ergänzen; die Gelegenheit war gut, um einen Ausflug in das Innere des Landes zu machen. Am 22sten December 182.. schiffte ich mich daher in einem Kahn der Eugenie mit einem jungen Kreolen ein, dessen Vater auf einer, am Ufer des Meeres und des Flusses la Possession, in der Bai gleiches Namens, liegenden Pflanzung wohnte.

Wir umsegelten die Pointe-aux-Galets, ließen den Fluß Marguet hinter uns, und landeten zwischen den Mündungen des Flusses la Possession und eines der vielen Gewässer, welche auf der ganzen Insel vom Gros-Morne, vom Piton-des-Neiges oder vom Piton-à-la-Fournaise nach dem Meere herabströmen.

Die Gastfreundschaft auf den Kolonien kann man fast eine patriarchalische nennen. Die Kolonisten im Innern des von den Pflanzungen entfernten Landes üben sie mit der ganzen Herzlichkeit der alten Zeiten; wenn man nur Europäer und besonders die Haut weiß ist, so darf man stets sicher seyn, gut von ihnen aufgenommen zu werden. Ein solcher Empfang ward auch uns von unsern Kolonisten zu Theil.

Längere Zeit wurde nun hingebracht mit Besuchen in seiner herrlichen Zuckersiederei, auf seinen reichen, mit Gewürznelken-, Kaffee- und Cacaobäumen bedeckten Feldern. Die Produkte, welche auf der Insel Bourbon angebaut werden, sind mannichfaltig, wie die Welttheile, denen sie ihrer geographischen Lage, ihrer Bevölkerung und der Aehnlichkeit ihres Klima's nach angehört: sie sind aus Asien, Afrika, Amerika und Europa, aus Indien und Frankreich hieher verpflanzt. Sie hat Getreide wie Beauce, Reiß wie Hindostan, Mais, Tabak wie Elsaß oder Virginien und Maryland; auf ihr wächst die Ranken- und Kriechpflanze, welche den Pfeffer gibt, die beiden Lorbeerbäume, welche den Zimmt und die Muskatnuß liefern, der europäische Weinstock, der Brodbaum Oceaniens, die Erdbeeren unserer Gärten, die Benzoe, die Tamarinde und der Ebenholzbaum. Dieß ist ein kurzer Ueberblick beinahe der ganzen Vegetation der Erde.

Um dem Boden alle diese Reichthümer abzugewinnen, sind 63,000 Schwarze kaum hinreichend, und diese Güter sammt den Negern sind das Eigenthum von nur 13,000 Weißen. Es kommen sonach fast fünf schwarze Sklaven auf einen weißen Herrn, eine schauererregende Statistik für die Zukunft der Kolonie, besonders in der gegenwärtigen Zeit, wodurch die Abschaffung des Handels und die Emancipation der englischen Sklaven im tiefsten Innern dieser zum Thier herabgewürdigten, eines glänzenden Erwachens aber fähigen Seelen Freiheitsgedanken erweckt werden.

Eines Tages ließ der Kolonist einen seiner Neger schlagen; als die häusliche Exekution vollendet war, biß sich der Neger bis auf den Knochen in den Arm, drehte sich gegen seinen Herrn und sagte: „Sieh, Herr, ob mein Blut nicht eben so roth ist, als das deinige.“ Es lag in den Worten dieses schwarzen Spartakus eine Prophezeiung und eine Erinnerung aus St. Domingo. Der Schwarze, der diese drohende Sprache führte, war aus den Sunda-Inseln, einer kühnen und thatkräftigen Race; einige Tage später langte eine zahlreiche Gesellschaft seiner Landsleute an.

Seit ich hier wohnte, hatte ich alle Abende bemerkt, daß sich der Intendant der Pflanzung auf dem höchstgelegenen Theile des Gutes an der Meeresküste als Wache aufstellte, seine Beobachtungen machte und bis zum Morgen wartete — eine sonderbare Vorsicht, von der man mir nie den Grund angeben wollte, und die ich mir aus der Furcht vor einem Angriff von Seite der Marons-Neger erklärte, welche die Umgegenden unsicher machten. Die Annehmlichkeiten eines freien Lebens inmitten unzugänglicher und unangreifbarer Gebirge, die Barbarei der Herren, die Erinnerungen an heimathliche Unabhängigkeit, die Beschwerden des Sklavenlebens, die Nothwendigkeit der Bestrafung eines Verbrechens zu entrinnen, — alles dieß trägt dazu bei, daß sich in den Kolonien die Einöden, die hohen Berge und tiefen Wälder immer mehr mit einer Menge Schwarzer bevölkern, die sich den Pflanzern und ihren Eigenthümern oft furchtbar machen. Die topographische Beschaffenheit der Insel Bourbon gewährt den flüchtigen und widerspänstigen Sklaven undurchdringliche Freistätten. Der höchste Berg, der Piton-des-Neiges, liegt 3067 Meter über der Meeresfläche, und der Anbau steigt nicht 800 Meter über dieses Niveau, häufig geht er nicht einmal so hoch. Ein Gürtel großer Wälder, der nur vor dem Vulkan des Piton-de-la-Fournaise, im Grand-Pays-Brulé offen und einigermaßen licht ist, liegt über dem angebauten Land und bedeckt das Gebirge. Alles dieß gehört den Marons-Negern. Allein ich täuschte mich mit meiner Vermuthung, ein Angriff dieser Art stand nicht bevor; der Ingrimm und die Rache der Schwarzen schliefen friedlich in ihren Höhlen; die civilisirten Herren konnten ihre Sklaven behaglich geißeln und zerfleischen. Einst wehte ein heftiger Ostwind; die hohen und tobenden Wellen wälzten und brachen sich schäumend nicht fern von den Mauern der Wohnung; die Nacht war schwarz, der Horizont stürmisch. Wir wollten eben mit dem Kolonisten über das Lieblingsthema unserer Unterhaltung, die Sklaverei und die Emancipation der Neger plaudern, als plötzlich der Intendant mit dem Ruf ins Zimmer stürzte: „Sie sind da, das Signal ist gegeben.“

In einem Nu waren alle Neger des Gutes auf den Beinen. Wir liefen an die Küste, man sah anfangs nichts, allein der Intendant sagte: „Sie sind da.“ Bald stachen alle Piroguen, mit Ruderern besetzt, ins offene Meer, und nun erschien auf zwei Kabellängen vom Ufer, inmitten der Finsterniß von Himmel und Wasser, eine kleine unter Segel befindliche Goelette, welche die Wogen hin und her warfen; sie war nicht so thöricht zu ankern, weil sie dann zu augenblicklicher Flucht nicht bereit gewesen wäre. Die raschen Pirogueu fuhren an das Schiff.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Olivi in Venedig hat in einer alten Erfindung Vervollkommnungen angebracht, welche zu der Hoffnung berechtigen, daß die Industrie große Vortheile davon ziehen werde. Es ist dieß die Kunst der Glasspinnerei. Das Verfahren des Herrn Olivi weicht von dem in andern Ländern üblichen darin ab, daß das Glas alle Schattirungen der Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit annimmt. Es erweicht sich so sehr, daß man den Faden weben und beinahe bis zum Knoten verschlingen kann. Das so behandelte Glas behält seine Geschmeidigkeit und widersteht dem Druck. Besieht man das Gewebe durchs Licht, so erstaunt man über den Glanz und die Pracht der Farben.

Herr de Caux besitzt in seinem Schloß von Boyau, bei Trelon im Departement du Nord ein junges, hübsches Pferd, dessen Farbe sich schon dreimal geändert hat. Bis in sein zweites Jahr war es röthlich braun, später wurde es apfelgrau; bald hernach bekam es seine erste Farbe wieder, und in der Zeit, als diese Nachricht zuerst gegeben wurde, fingen der Rücken und die Schultern an sich mit weißen Streifen zu zeichnen, so daß es vielleicht noch ganz weiß wird. Mehrere Thierärzte aus der Schule von Alfort haben dieses seltene Chamäleon besucht.

Man weiß, daß bei dem letzten Pferderennen in Good sich nicht weniger als 800 Diebe und Gauner eingefunden haben. Die Wachsamkeit der Polizei machte jedoch, daß die Plünderung von sehr geringem Belang war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1836.

Handelshindernisse zu Marseille.

(Nach einem Schreiben im Temps.)

Marseille ist vielleicht die dritte Seestadt Europa's; sie steht an Wichtigkeit nur London und Liverpool nach, und doch fehlen ihr Einrichtungen, die zur Beförderung des Handels nothwendig sind. Sollte man sich's z. B. denken, daß die Kaufleute dieser Stadt, die sich vielleicht auf mehrere Tausende belaufen, genöthigt sind, alle Morgen zwei oder drei Stunden auf einem öffentlichen Platze, in einer Kreuzstraße zu kampiren, wo sie im Sommer der Gluth einer Provence-Sonne, und im Winter allen Einwirkungen schlechter Witterung, den Winden, dem Regen, dem Schnee ausgesetzt sind, mit den Füßen im Koth stehen, den öffentlichen Weg versperren und ihre Gesundheit ruiniren, um ihre Geschäfte abzumachen? Es gibt allerdings eine Viertelstunde von dem Mittelpunkte des Verkehrs etwas, was man Börse nennt. Beinahe am Ende des Hafens, am Stadthause bestimmte man dem Handel einen Saal von einigen Metern ins Gevierte. Es braucht jedoch nicht angeführt zu werden, daß dieser Ort verlassen bleibt. Der Handelsstand kennt vielleicht dessen Existenz nicht einmal; das Abhalten der Börse, das Verkaufen, Spekuliren, Alles geht im Freien auf dem öffentlichen Platze vor. Der Mangel eines wirklichen Entrepots dagegen, das diesen Namen verdient, eines Freihafens, eines Docks, macht sich dem Handel auf eine noch viel empfindlichere Weise fühlbar. Hier stellt sich die Douane, wie an andern Orten Frankreichs, als der Feind des Kaufmanns auf. Für einen Douanier ist ein Kaufmann ein verdächtiger Mann, den man bis zur Vexation überwachen und auf einer Blöße ertappen muß, koste es was es wolle. Wie man sich denken kann, erwiedern die Kaufleute der Douanenverwaltung Haß für Haß, und täglich vermehrt eine gewaltsame Berührung den aufgereizten Zustand. Es kann auch in der That nichts Erbärmlicheres geben, als die Verhältnisse des Kaufmanns mit der Douane. Mögen nun die Lebendigkeit in den Geschäften und die Versperrung des Hafens den langsamen Gang veranlassen, oder mag ein Douanenbeamter glauben, man brauche sich um eines Kaufmanns willen, den er als eine Art Untergeordneten betrachtet, nicht sehr zu beeilen — immerhin hemmt ein langsamer Gang alle Geschäfte; ein Schiff wartet manchmal mehrere Tage auf eine Erlaubniß zur Ausladung. Erst kürzlich blieb eine zum Voraus verkaufte Partie Seide drei Tage lang an Bord, ehe es möglich war einen Douanenbeamten zu treffen. Die Seide ist ein Artikel, der baar verkauft wird; der Käufer war genöthigt während dieser drei Tage eine zur Bezahlung des Verkäufers bestimmte sehr hohe Summe in Kasse zu behalten. Allein dieß heißt noch nichts, man bedarf auch einer Erlaubniß zur Wegschaffung der auf den Quai gebrachten Waare, man muß nach einem Beamten laufen, ihn unterwegs auffangen, und im Gehen die erforderlichen Formalitäten erfüllen. Hiezu sind einige Stunden, oft ein Tag erforderlich, und es läßt sich leicht denken, welche Verluste an Kapitalien, welchen Verlust selbst für die Douane ein solcher Zustand der Dinge veranlaßt. Ich war Zeuge der Flüche, die ein Kaufmann ganz wüthend gegen die Douane ausstieß; er hatte eben eine Partie Potasche auf den Quai bringen lassen, und sah, daß ein Gewitter im Anzuge und eine Quantität von beträchtlichem Werth, ehe er noch einen Douanier finden konnte, auszufließen drohte. Erst sehr spät kam er zum Ziele, und hätte sich das Gewitter, das auf dem Meere ausbrach, auch über Marseille entladen, so würde er eine ziemlich hohe Summe verloren haben.

Eine der bedeutendsten Unbequemlichkeiten, und diejenige, welche zu den lebhaftesten Reklamationen Veranlassung gibt, und den Bau eines großen und bequemen Docks so wünschenswerth macht, ist die Verwaltung, welche die Douane für das wirkliche Entrepot befolgt. Sollte man es glauben, daß die Lastträger, die von den Kaufleuten zur Abholung der Waaren aus diesem Entrepot abgeschickt werden, jeden Morgen die Douanen-Bureaux belagern und hier, um zu bestimmen, wann im Laufe des Tages die Reihe an sie kommt, loosen oder wohl, wenn nicht eine gewinnende Nummer einen begünstigt, sich auf den folgenden Tag verweisen lassen müssen? daß ein Kaufmann eine Partie Waaren für das Entrepot habe, daß er die Gelegenheit finde, sie unterzubringen, und das Schiff, das sie abführen soll, unter Segel zu gehen bereit sey, damit ist noch lange nicht

Alles abgemacht. Bis hieher hing der Erfolg der Sache von seinem Eifer, seiner Thätigkeit, seinen Kenntnissen, seiner Geschicklichkeit für die Geschäfte ab. Von da an aber hängt Alles vom Zufall ab! Wenn sein Lastträger nicht unter den Gewinnenden ist, wenn er sogar in Folge der Nummer, die er bekam, bis zum Ende des Tages warten muß — dann, lebe wohl, Frucht aller seiner Mühen! das Schiff geht ab, und die Waare bleibt ihm, um ihm vielleicht noch einmal Veranlassung zu ähnlichem Verdruß zu geben.

Zum Entrepot hat die Douane für jedes Loos, das bei ihr niedergelegt ist, einen Schlüssel; will man dieses Loos einem Käufer zeigen, so muß man von neuem nach dem Beamten laufen, und wiewohl sie überall sind, kann man sich doch nirgends treffen. Es ist ausdrücklich verboten, eine Probe aus dem Depot zu nehmen, und die Douane geht in ihrer Strenge so weit, daß sie sich selbst die Gebühren auf den Verlust zahlen läßt, den die Waare erleidet. Sonach zahlt der Kaufmann nicht nur für das, was er besitzt, sondern auch für das, was ihm die Gewalt der Umstände, der erzwungene Mangel an Aufsicht, das Auslaufen, die Feuchtigkeit, die Trockenheit entreißen konnte. Befände sich dieses Entrepot nur noch in einem einzigen, abgeschlossenen, eigens dazu bestimmten Gebäude, kurz in der Douane; aber nein! Die Magazine sind durch Privatwohnungen, durch Privatmagazine getrennt. Man muß Einen Ballen auf dieser, einen andern auf jener Seite suchen; es ist ein eben so mühsamer Dienst für die Douaniers wie für den Kaufmann, der die Verwaltung verwünscht und verflucht. Die Douane von Marseille trägt unter allen Häfen in Frankreich dem Staatsschatz am meisten ein. Die Einnahmen belaufen sich in einem gewöhnlichen Jahr auf 31 Millionen Franken. Man sollte wenigstens etwas im Interesse des Kaufmanns thun. Er beklagt sich nicht darüber, daß er zahlt; es gibt sogar keinen, der nicht gern in ein um ein Viertel höheres jährliches Abonnement willigte, als die Summe beträgt, die er im Durchschnitt Jahre bezahlt. Die zahllosen Plackereien, denen er preisgegeben ist, sind verderblicher für ihn, als alle Abgaben in der Welt.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Auf Verlangen des Obergenerals kehrte ich damals nicht zu dem General Evans zurück, sondern blieb bei dem ersten, um, indem ich den Operationen der Christinischen Armee folgte, einige Kenntniß vom Stande des Kriegs, vom Lande selbst und dabei auch von der spanischen Sprache zu erwerben. Das letztere machte mir jedoch einige Schwierigkeit, da unsre unstete Lebensweise keine Zeit zum Lernen gestattete, und der General sowohl als auch mehrere Offiziere seines Stabs — meist junge Leute aus den ersten Familien Spaniens, die mithin eine bessere Erziehung genossen hatten, als die Offiziere der spanischen Armee im Allgemeinen — fertig Französisch sprachen, das mir ebenfalls geläufig war. Unter den Offizieren des Generalstabs erinnere ich mich mit Vergnügen an den jungen Grafen Pomorostro, von seinen Kameraden Pallo genannt, und seines jüngern Bruders, beide Adjutanten des Obergenerals. Mit Schmerz gedenke ich auch des Kapitäns Santiago von der königlichen Garde, meines Freundes und unzertrennlichen Gefährten, der sich ebenfalls beim Stab befand, und dessen Verlust ich im Gefecht von Arlaban zu beklagen hatte, wo ihm eine Musketenkugel den Schenkelknochen zerschmetterte und in der Nähe des Knie's durchdrang. Sein Tod wurde indeß mehr durch Vernachlässigung und Mangel an ärztlicher Hülfe, als durch die Beschaffenheit der Wunde herbeigeführt, die, wie englische Wundärzte nach meiner Beschreibung mich versicherten, bei geeigneter Behandlung keineswegs gefährlich sey. Dieser junge Offizier erwies mir viele Gefälligkeit und Aufmerksamkeit; er war einer der besten und tapfersten unter Cordova's Stab und der Tod eines so jungen Mannes und unter solchen Umständen schmerzte mich tief.

Am 27sten, dem Tag nach dem Abmarsch Espartero's nach Bilbao, rückte Cordova sehr früh am Morgen mit 25 Bataillonen Infanterie — worunter zwei ausgezeichnet schöne Garderegimenter — einer Schwadron Kavallerie und Artillerie (welch letztere zum Theil aus kleinen Kanonen bestand, Gebirgsartillerie genannt, die auf Maulthieren transportirt wird und meiner Meinung nach ganz nutzlos ist) auf der Straße nach Salvatierra vor, das damals von den Carlisten besetzt war. Am Tag zuvor hatte der Obergeneral mir vertraut, daß es seine Absicht sey, diesen Ort anzugreifen, und zwar zu dem doppelten Zweck, um die Aufmerksamkeit des Feindes von Espartero abzuziehen und ihn zu einem Gefecht mit seinen eigenen Truppen zu nöthigen, da es hieß die Carlisten hätten sehr feste Stellungen in der Nähe von Salvatierra inne, und endlich noch um zu verhüten, daß der Feind die Legion auf ihrem Marsche von Bilbao aus nicht angreife. Dieser Plan war insofern gut, als der Feind, ohne seine Streitkräfte zu theilen, nicht beide Parteien angreifen konnte, und hätte er versucht, den General Espartero aufzuhalten, so hätte ihm Cordova mit der Wahrscheinlichkeit großen Erfolgs in den Rücken fallen können. Dieser Plan, der so vortheilhaft für die Christinos hätte ausfallen können, wurde indeß durch unvorhergesehene Umstände vereitelt.

Die Straße von Vittoria nach Salvatierra ist sehr gut, und die Entfernung beider Orte von einander beträgt ungefähr vier Leguas, von denen die beiden ersten durch die Dörfer Ariaga und Matacu führen, die seit dieser Zeit durch die Legion in temporären Vertheidigungsstand gesetzt worden sind. Das Land ist flach, doch hie und da mit Wald bedeckt und von vielen tiefen Gräben und Abzügen durchschnitten, die an vielen Stellen die Bewegungen der Kavallerie hemmen. So wie man sich Salvatierra nähert, in dessen Nachbarschaft das Thal der Borunda seinen Anfang nimmt, wird der Boden freier, aber auch hügelig. Auf der Landstraße, ungefähr halbwegs zwischen Salvatierra und Vitoria, steht die Herberge oder Venta von Echavari; dreiviertel Legua rechter Hand davon liegt das Dorf Allegria, und links in einiger Entfernung das Kastell von Guevara, das eine sehr feste Lage hat und das ganze Thal unterhalb beherrscht;

das Dorf Guevara, an dem der schmale Fluß Zadora vorüberfließt, liegt am Fuße des Kastells.

Die Armee machte Halt bei der Venta; sie hatte bereits ihre Feuer angezündet, denn die Witterung war damals zu dieser Jahreszeit in den baskischen Provinzen ziemlich kalt, und die Mannschaft schickte sich schon an, die Ueberbleibsel des Nachtessens vom Tag zuvor zuzubereiten, als die Kavallerievedetten in vollem Galopp mit der Nachricht angesprengt kamen, der Feind lasse sich auf den Anhöhen und unweit des Kastells Guevara sehen. Sogleich packten wir die Ueberreste unsers halb verzehrten Mahls wieder zusammen, bestiegen unsre Pferde und ritten rasch eine Anhöhe hinan, wo wir mit Hülfe unsrer Fernröhre zwölf bis vierzehn carlistische Bataillone entdeckten, von denen einige augenscheinlich eine Bewegung zu unsrer Rechten machten, um unsern Marsch auf Salvatierra abzuschneiden oder aufzuhalten. Zum Glück gelang ihm dieß nicht. Cordova ließ sogleich eine Brigade gegen diese Stadt vorrücken, um die linke Flanke des Feindes zu umgehen und schickte eine zweite unter dem Befehl des Generals Oraa ab, um die rechte Flanke anzugreifen. Reserve und Artillerie ließ er auf der Landstraße aufstellen und rückte selbst mit dem Centrum vor, indem er eine Linie von Plänklern ausschickte, um denen des Feindes entgegen zu gehen, die ihr Feuer — wiewohl noch in einiger Entfernung — bereits begonnen hatten.

Ich muß bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß Cordova stets von einer Infanterie-Eskorte, Carbineros genannt, und einer kleinen Kavallerieabtheilung begleitet ist. Die Carbineros sind, im Ganzen genommen, die schönsten und unternehmendsten Leute, die ich noch je sah, und fähig, unerhörte Beschwerden zu ertragen; zuweilen laufen sie, im buchstäblichen Sinne des Worts, stundenweit neben den berittenen Offizieren des Generalstabs her. Viele von ihnen sind Navarresen, die theils von den Carlisten desertirten oder im Gefecht gefangen genommen und zu diesem Posten befördert wurden, was als eine Auszeichnung für Tapferkeit und gute Aufführung angesehen wird.

Diese Leute beginnen fast immer ein jedes Gefecht. Es sind ihrer nicht mehr als 50 an der Zahl, allein beim Anrücken des Feindes dehnen sie sich in eine Linie von Plänklern aus, und führen oft die kühnsten Unternehmungen aus; bei dem General bleiben nur wenige. Oft, nach einem langen und ermüdenden Tagmarsch (der zuweilen von den carlistischen Douaniers oder Peseteros unterbrochen wurde, die jedes Gebüsch und jeden vorragenden Felsen benützen, um von demselben aus in das Centrum einer marschirenden Kolonne zu feuern, und die sich dann, nachdem sie mehrere Menschen getödtet oder verwundet haben, auf Wegen flüchten, wo sie sicher sind nicht eingeholt zu werden) habe ich mich, nachdem ich mein Nachtquartier bei diesen Leuten aufgeschlagen hatte, an diesen Leuten ergötzt, die, durch die Straßen stolzirend, ihre wilden und schönen spanischen Romanzen unter Begleitung der Guitarre singen, die stets einer von ihnen mit sich führt. Man erzählt von einem solchen Carbinero, den die Reihe traf, dieses Instrument zu tragen, er habe in der Hitze des Gefechts ganz vergessen, welcher Schatz ihm anvertraut gewesen; als er nun, von seiner Tapferkeit zu weit geführt, furchtbar verwundet zu Boden gestürzt sey, und, unfähig sich aufzurichten, den Feind habe vordringen sehen, rief er seinen Kameraden zu: „Casancha, könnt ihr mich nicht retten, so rettet wenigstens die Guitarre, die vier Thaler gekostet hat.“

Auch die Kavallerie-Eskorte bestand aus gleich tapfern und verwegenen Leuten, den besten Vedetten von der Welt; wie überhaupt die ganze Christinische Kavallerie im Piquet- und Vorpostendienst wohl erfahren ist.

(Fortsetzung folgt.)

Autographen Voltaire's.

Aus Aurich in Holland wird gemeldet, daß eine auf einem benachbarten Dorfe gemachte Entdeckung dort großes Aufsehen errege. Man fand daselbst unter einer Hinterlassenschaft einen Pack Papiere, die man anfänglich für die Abschrift irgend eines alten Werkes hielt, bald aber für Handschriften Voltaire's erkannte. Was diese Entdeckung um so interessanter macht, ist der Umstand, daß den Angaben der Gelehrten des Landes und einigen mitgetheilten Stellen zufolge sich ergibt, daß dieß wohl ganz oder zum Theil die bekannten im Jahre 1819 zu Ferney verschwundenen Papiere seyn könnten.

Bekanntlich bestimmte der letzte Wille Voltaire's, daß sein Schreibpult und ein anderer kleiner Schrank erst 50 Jahre nach seinem Tode geöffnet würden. Man stellte zu jener Zeit eine Menge Vermuthungen über ihren Inhalt an, von denen die vorherrschendsten die waren, daß die verschlossenen Papiere biographische Notizen von damals noch lebenden Personen, oder Prophezeiungen über die Zukunft des Landes enthielten. Ein kleines im Park von Ferney errichtetes Denkmal verschloß das Pult und den Schrank, die jedoch in dem angegebenen Jahre entwendet wurden, ohne daß man, aller Nachforschungen ungeachtet, erfahren konnte, wohin sie gekommen.

Heimliche Ausschiffung eines Negerschiffes auf der Insel Bourbon.

(Fortsetzung und Schluß.)

Alle meine Gedanken waren nun auf Kontrebande gerichtet; ich sagte es dem Kolonisten. „Sie haben's so ziemlich getroffen,“ antwortete er mir, „es ist wirklich Kontrebande; da eure Philanthropen uns dazu nöthigen, sie, die sich ohne Zweifel vorstellen, die 13,000 Weißen unserer Insel könnten für eine Kultur genügen, die 40 000 Neger beschäftigt. Famöse Köpfe! Was Sie so sehr in Verlegenheit setzt, mein lieber Freund, ist nur die Ankunft der Hirondelle, des trefflichsten Seglers im indischen Meere, in der Bai von la Possession — eines Schiffes, das es im Lauf allen englischen Fregatten und Korvetten zuvorthut, und das uns eine Ladung Neger bringt. Sie sollen sie sehen. Sehen Sie, der Kapitän Michel, der die Goelette befehligt und der damit auf seiner zwölften Handelsreise ist, läßt sie an Bord der Pirogen einschiffen. Es ist ein wahrer Meerwolf dieß, der sich nie näher als auf Kanonenschußweite kommen läßt, und dieß noch dazu, um sich auf Unkosten der Kreuzer zu amüsiren; ein Lebemann übrigens; morgen, nachdem er die wenigen Waaren, die ihm

zur Verbergung der wahren Fracht seines Schiffes dienten, in St. Denis ausgeschifft, wird er mit uns zu Mittag speisen."

Während dieser Zeit gingen die Fahrzeuge ab und zu, beladen mit Schwarzen, die wie Waarenballen auf einander geschichtet waren. Man führte sie zu zwei und zwei gebunden in einen großen Schuppen, wo sie sich auf den Boden setzten, ganz stumpf und betäubt von dem Schauspiel, das sie überraschte, und von der schwindelerregenden Bewegung des Meeres, deren Wirkung sie noch nach ihrer Ausschiffung empfanden. Als sie alle am Boden saßen, ließ ihnen der Kolonist die Stricke, womit sie gebunden waren, abnehmen, und theilte Maniok unter sie aus. Mit Gier warfen sich die armen Schwarzen über diese fade und unschmackhafte Nahrung her. Freudig verzehrten sie ihn, ohne daß ein Gedanke des Bedauerns für ihr Vaterland, der Erinnerung für die Schmerzen, die sie so eben ausgestanden, der Furcht vor einer jammervollen Zukunft, ihr physisches Glück beunruhigt hätte.

Diese Ladung kam von Neu-Guinea. Die Geographen und Seefahrer behaupteten, der Menschenstamm, der diese Inselgruppe bewohne, und sich Papus oder Badschus nenne, habe ein zurückstoßendes und garstiges Aeußeres. Mit aller Achtung vor den Kenntnissen der Geographen und vor den Beobachtungen der Seefahrer muß ich bekennen, daß ich dieß nach den Mustern, die ich auf Bourbon gesehen habe, und besonders nach der Ladung der Hirondelle zu urtheilen, für einen Irrthum halte. Unter diesen Schwarzen befanden sich herrliche Männer, und die Frauen waren größtentheils ihrer schönen Formen und regelmäßigen Gesichtszüge wegen, die einen der besondern Charakterzüge des malayischen Volksstammes bilden, merkwürdig. Diese Schönheit einer Sklavin gibt ihr wenigstens eine Bürgschaft gegen barbarische Behandlung; die Kette der Sklaverei und der Stock üben ihre verdummende Wirkung in minderem Grade an dem schönen Leib eines schwarzen Weibes. Denn welches auch die Anmuth und Vollkommenheit des weißen Menschenschlags ist, es gibt nichts so Schlankes, so üppig Geformtes, wie eine Negerin.

Als das Mahl geendigt war, wurde eine Wache alter Schwarzer um den Schuppen aufgestellt. Man kann sich auf den Sklaven zur Bewachung des Sklaven verlassen. Keine Aufsicht ist tyrannischer und argwöhnischer, als die des Sklaven über seinen Mitsklaven; nicht nur erfüllt er den härtesten Befehl, sondern er findet in dessen Vollziehung eine boshafte und barbarische Freude. Ungeachtet der Wind aus offener See her wehte, war die Hirondelle doch sofort nach der Ausschiffung verschwunden, sey es, daß die englische Korvette, die zwischen Mauritius und Bourbon kreuzte, durch die schwarzen Wolken hindurch am Horizont erschienen, oder daß der Kapitän sich beeilt hatte, zu landen. Am folgenden Morgen lag sie, bescheiden wie ein kleines unbedeutendes Handelsschiff, das von Sumatra oder Bengalen gekommen, vor Saint Denis vor Anker; das Zwischendeck, der Kiel, Alles war gereinigt, es fand sich keine Spur mehr von Negern; ja der Kapitän und die Mannschaft hatten die Vorsicht so weit getrieben, das Schiff zu durchräuchern, um dadurch den Negergeruch — ein durchdringender, obgleich fader Geruch, der sich selbst in dem Holzwerk der Negerschiffe festsetzt — gänzlich zu vertilgen.

Als wir Mittags bei Tische saßen, erzählte uns Kapitän Michel nach einander alle Umstände seiner Reise. Beim Nachtische wurden die großen europäischen Philanthropen, die den Negerhandel und die Negersklaverei vernichten möchten, die Zielscheibe des bittersten Spottes. „Mein Freund," — sagte der Kapitän, indem er sich an mich wandte, da ich, wiewohl schüchtern, der Anwalt der Emancipation und das Organ der Negerfreunde war — „mein Freund, Sie glauben gewiß, die Neger seyen Menschen wie Sie und ich; man sieht wohl, daß Sie von Europa kommen und dieselben nicht kennen, ganz besonders aber, daß Sie den Handel nie trieben. Lassen wir jedoch, um Ihnen ein Vergnügen zu machen, ich sage nicht, um Ihnen eine Ehre zu erweisen, diese Meinung sogar gelten, meinen Sie denn, daß diese verdorbenen und viehischen Menschen sowohl in Amerika als in Indien übler behandelt werden als die Soldaten?" Dabei leerte der Kapitän sein Glas. Was sollte man auf dieses Argument antworten? Die Sklaverei der Schwarzen ward sonach als gerecht und gesetzlich erklärt; die Philanthropen und Philosophen von Raynal an bis zu Wilberforce wurden noch einmal verwünscht und lächerlich gemacht, inmitten eines Toasts auf den Champagner (denn man trinkt auf Bourbon Champagner). Um endlich das Ganze durch ein Paradoxon zu krönen, wurde der Handel für das ehrenwertheste und vortheilhafteste Geschäft erklärt.

Die Eigenthümer der benachbarten Pflanzungen waren von der Erscheinung der Hirondelle und der Ausschiffung der Ladung in Kenntniß gesetzt worden. Sie kamen herbei, um sich in dieselbe zu theilen, denn man mußte sich wohl hüten, sie auf einem regelmäßigen Markt auszubieten; der Betrug der Einführung wäre zu leicht entdeckt worden. Beim Verkaufe fanden keine langen Debatten statt, einige Piaster mehr für den Stärksten, einige Piaster mehr für die Schönste, eine rasche physische Untersuchung der zur Versteigerung ausgesetzten Sklaven, dann den gemeinen Haufen verkauft, wie das Vieh und die Lastthiere auf der Place de Poissy oder auf dem Pferdemarkt. Innerhalb zwei Stunden war Alles verkauft. Die sorglosen Herren führten ihre neuen Sklaven, die sämmtlich voll Freude und wonnetrunken waren in dem Gefühle, ihre Hände frei, die Erde unter ihren Füßen und das Meer hinter ihnen ferne zu sehen. Denn eine Lage ertragen zu müssen, wie die jüngste, in welcher sich die in den Schiffen, besonders seit dem Verbot des Sklavenhandels, aufgeschichteten Neger befinden, dieß ist so entsetzlich und gräßlich, daß man leicht dieses Glück einer Quasibefreiung begreift.

Einige Tage später, als Kapitän Michel seine Fracht in Geld umgesetzt, und er Branntweine, Reiß, Quincaillerie und einige andere Waaren in St. Denis; er ging wieder unter Segel, verlor sich in die indischen Meere, nahm seinen Weg nach Oceanien, um eine neue Ladung Schwarzer für diejenigen Pflanzer der Kolonie zu suchen, die sie gut bezahlen. Nach der Berechnung, die wir anstellten, baute der Negerhändler-Kapitän, wenn die englischen Kreuzer ihn in seinem Handel nicht aufhalten, auf fünf Reisen eine Million rein gewinnen, sich nach Paris in die Chaussée d'Antin zurückziehen, und sich sogar, wie ein großer Abolitionist meiner Bekanntschaft, der ehedem den gleichen Handel trieb, in eine philanthropische Emancipationsgesellschaft aufnehmen lassen. Er kam noch nicht, allein ich erwarte ihn, und er wird kommen, wenn er nicht als rückfälliger und unverbesserlicher Negerhändler an seine Großraae aufgeknüpft wird.

Bei angestellten Nachsuchungen zu la St. Chapelle fand man die Originalschriften des Processes der Jungfrau von Orleans. Am Rande ihres Verhörsprotokolls ist ihr Portrait gezeichnet, das ohne Zweifel der Greffier in einem müßigen Augenblick machte, und das seitdem allen Portraits der Jeanne d'Arc als Muster diente.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1836.

Die Kopten.

1. Die Kopten in politischer Hinsicht.

Die koptische Race zeichnet sich unter den zahlreichen Stämmen, die man in Aegypten findet, durch eine lebendige und ausdauernde Intelligenz aus. Man betrachtet sie als die Nachkommen der alten Aegyptier und mithin als die eigentlichen Eingebornen des Landes. Mit Ausnahme einiger Familien von Landleuten, die im Said (Oberägypten) wohnen, und den Namen der Pharauni unter sich erhalten haben, bewahrten die Kopten keinen der charakteristischen Züge ihrer Vorfahren; sie haben deren Sprache, ihre Traditionen, kurz Alles — ja sogar jene glückliche Anstelligkeit für mechanische Künste vergessen, die so viel zu Steigerung des Luxus und der Wohlhabenheit des alten Aegyptens beitrug.

Die Pharauni stellen noch alle Originalzüge des ägyptischen Typus, so wie wir sie aus den Basreliefs und den Skulpturen der alten Tempel kennen gelernt haben, treu dar; die Kopten von Cairo aber haben von jenem alten Geschlecht nichts unter sich erhalten, als den glühenden Eifer für das Studium und für geistige Arbeiten. Fast nur unter sich kultiviren sie die einzige positive Wissenschaft, die man jetzt noch im Orient findet — die Rechenkunst. Dieser beharrliche rechenmeisterische Geist hat sie allen den verschiedenen Völkern, welche sich durch Eroberung nach und nach in den Besitz von Aegypten setzten, unentbehrlich gemacht. Jetzt, unter der türkischen Herrschaft, ist ihnen das ganze Verwaltungsgeschäft, das Ordnung und Regelmäßigkeit erheischt, anvertraut. Die Türken wissen wohl zu herrschen, können aber größtentheils weder lesen noch schreiben; sie waren mithin genöthigt, das gesammte Rechnungswesen, beim Civil und Militär, bei der Verwaltung und der Steuererhebung den Kopten zu übertragen. Kurz man findet in ganz Aegypten keinen mit der Centralregierung in Cairo in Verbindung stehenden Beamten, der nicht seinen Kopten unter dem Titel eines Malem (Schreiber, Gelehrter) zur Seite hätte. Die Mehrheit der Kopten ist mithin als Schreiber bei den öffentlichen Angelegenheiten angestellt, und nur ein kleiner Theil unter ihnen widmet sich dem Handel, besonders, wenn es möglich ist, sich den Schutz eines europäischen Konsuls zu verschaffen. Einige treiben auch in dem ausschließlich von ihnen bewohnten Quartier, unweit vom Ezbekich, irgend ein Handwerk, und andere findet man auf den großen Märkten des Delta als Hausirer und zugleich als öffentliche, herumziehende Schreiber für die Fellahs vom Lande.

So wie alle Racen, welche sich nicht mit denen von einem andern Typus vermischen, sind auch die Kopten sehr ausgeartet. Es scheint, daß die Bewohner großer Hauptstädte zu Belebung ihres durch den Mangel an reiner Luft entarteten Bluts einer heilsamen und wiederherstellenden Kraft bedürfen, die sie durch die Vermischung mit freien und lebenskräftigen Typen gewinnen. Der zahlreichen Vermischung mit den herrlichen tscherkessischen, georgischen und griechischen Racen muß man die Schönheit der Osmanlis zuschreiben. Die Kopten aber arten täglich mehr aus, weil sie sich weder mit den Moslems noch mit den andern christlichen Völkern Aegyptens vermischen; ihr Gesicht ist — edler Züge ungeachtet — ohne Ausdruck, ihr Blut ohne Wärme. Sie sind weit entfernt an ihre Emancipation zu denken, und daher auch weit entfernt sie zu verdienen. Ihr Unterhalt ist ihnen auf lange Zeit hinaus gesichert, weil sie lesen und schreiben können, und deßhalb für die Verwaltung des Landes unentbehrlich sind; Thorheit aber wäre es, von einer politischen Kombination träumen zu wollen, die sie berufen könnte, die Macht und eine gleiche bürgerliche Stellung mit den Moslems zu theilen. Die ganze Frage der Verbesserung ihrer Lage beruht auf der Civilisation des Volkes selbst, das die Vorsehung ihnen zum Herrn gesetzt hat.

Um sich zu überzeugen, daß die Kopten nicht berufen sind, ihre Nationalität einst wieder zu erwecken, und Theil an der Regierung ihres Landes zu nehmen, darf man sie nur ein einziges Mal in Gegenwart der türkischen Beamten sehen. Wenn ihre Pflicht oder ihr Interesse sie zu einem vornehmen Türken ruft, so stellen sie die ganze Niedrigkeit, in welche die Sklaverei sie gestürzt hat, zur Schau. Unbeweglich, in demüthiger Stellung, die Hände über den Bauch gefaltet, warten sie Stunden lang, ohne ihre Gegenwart auch nur durch die leiseste Bewegung zu verrathen, bis der Türke zufällig einen Blick auf sie wirft, und

sie kurz und verächtlich fragt, was ihr Begehren sey. Die Türken sind vielleicht nur deßhalb so stolz gegen die Christen, weil sie täglich so herabgewürdigte Menschen vor Augen haben. Und diese Kopten, die man eben sich demüthig beugen sah, um die Verachtung aufzunehmen, mit der man sie überschüttete, sind nicht mehr zu erkennen, sobald sie die Schwelle ihres Hauses betreten haben. In ihren vier Mauern erwacht der außerhalb unter die Füße getretene Stolz; sie werden grob, launenhaft, brutal. Im Orient wird der außer dem Hause gedrückte Mensch in demselben zum Tyrannen.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Der Feind hatte, wie bereits erwähnt, sein Feuer auf unsre Plänkler eröffnet und es wurde von diesen kräftig erwiedert, indem sie gegen den Fuß der Anhöhe vordrangen, auf der das Kastell von Guevara liegt, um über eine kleine über den Zadora führende Brücke zu gehen.

Ich blieb einige Zeit bei dem Oberbefehlshaber auf einer Anhöhe, von der aus wir, da das umliegende Land offen war, das ganze Schlachtfeld übersehen konnten. Der Feind entwickelte eine sehr ausgedehnte Linie von Guerillas, doch schien sein Hauptzweck zu seyn, die Stellung von Guevara zu behaupten, da er durch die Brigade Vigo's, die seine linke Flanke bereits in Unordnung gebracht hatte, daran verhindert worden war, unsern Marsch nach Salvatierra abzuschneiden. Auch Oraa hatte bereits einen erfolgreichen Angriff auf die feindliche rechte Flanke unternommen, worauf Cordova sein Centrum verstärkte, einen heftigen Angriff unternahm, den Uebergang über den Zadora durchsetzte, und, wiewohl nicht ohne bedeutenden Verlust, am Fuß der Stellung von Guevara sich festsetzte. Sobald dieß ausgeführt war, verdoppelten die Christinos ihre Anstrengungen, und es gelang ihnen endlich, die feste Stellung des Feindes einzunehmen, der sich in großer Verwirrung und mit bedeutendem Verlust in das Thal auf der entgegengesetzten Seite zurückzog, das sehr waldig ist, sich nach Villa Real ausdehnt und von der Straße nach Frankreich durchschnitten wird. Dieser letztere Angriff ward hauptsächlich von den Obristen Elio und Guerrea geleitet. Dem ersten wurde bei dieser Gelegenheit nun schon das vierte Pferd in diesem Jahr unter dem Leibe getödtet. Er war ein tapferer und ausgezeichneter Offizier, der seitdem zu Orduña grausam ermordet worden ist. Der letztere ist ein Sohn des Brigadiers Guerrea, und jetzt zum Stab des Generals Evans versetzt. Seiner gründlichen Kenntniß der englischen Sprache und seines liebenswürdigen Betragens wegen wird er von Allen, denen das Vergnügen seiner Bekanntschaft zu Theil wird, sehr geschätzt.

Während des letzten Theils des Angriffs auf das Kastell ritt ich auf den Gipfel der Anhöhe. Die Carlisten waren gerade im Rückzuge begriffen, und hatten mehrere ihrer Bataillone im dichten Wald unterhalb aufgestellt. Ihre Guerillas unterhielten indeß noch immer ein lebhaftes Feuer, so daß ich glaubte, sie hätten es auf mein englisches Pferd, das ich an diesem Tage ritt, abgesehen, und mir das Pfeifen ihrer Kugeln nichts weniger als angenehm war.

Nach diesen über den Feind errungenen Vortheilen glaubte ich, Cordova würde ein gleichzeitiges Vorrücken befehlen. Er zeigte jedoch die Unmöglichkeit den Zadora zu passiren, der den Fuß des Kastells von Guevara einschließt, und, indem er das Thal hinter demselben durchschneidet, an den Dörfern Arna und Guaso di Gambia vorüberfließt. Da nun nur eine einzige kleine Brücke über denselben führt, so hätte der durch die dichte Waldung, bei welcher unsre Truppen vorüber mußten, geschützte Feind eine furchtbare Niederlage unter denselben anrichten können; hiezu kommt noch, daß der General am Tage vorher beschlossen hatte, in die Stadt Salvatierra einzurücken, wo man vermuthete, daß der Feind seine Getreide- und Montirungsmagazine angelegt habe. Um dieß ins Werk zu setzen, befahl der General den Truppen sich nach und nach vom Schlachtfeld zurückzuziehen, und auf der Straße nach der erwähnten Stadt vorzurücken. Ich hatte vorher die Carlisten fechten sehen und wußte recht wohl, daß sie viel zu schlau seyen, um sich eine solche Gelegenheit, unsre Nachhut überfallen zu können, entschlüpfen zu lassen. In ängstlicher Spannung erwartete ich daher die Centralposition von Guevara von den Christinos geräumt zu sehen, die sie eben erst gewonnen hatten. Meine Vermuthungen waren leider nur zu sehr gegründet; denn kaum hatten wir die Anhöhe verlassen und kaum war der letzte Mann die kleine Brücke über den Zadora auf der Seite von Salvatierra wieder passirt, als ich auch schon den Vortrab der carlistischen Guerillas wieder von ihrer frühern Stellung Besitz nehmen und wie Wölfe auf ihre Beute die Felsenabhänge herabstürzen sah. Sie eröffneten sogleich ein mörderisches Feuer auf unsre Nachhut.

Von Neugierde getrieben, die Bewegungen des Feindes bei unserm Rückzug zu beobachten, verließ ich das Kastell erst mit den letzten Plänklern, und da ich das Gedräng an der Brücke fürchtete, so benutzte ich die Schnelligkeit meines englischen Pferdes, um den Stab Cordova's zu erreichen; denn wäre ich gefangen worden, so war mein Tod unvermeidlich. Selbst da wo der Obergeneral sich befand, fielen die Kugeln so dicht, daß drei Pferde der Offiziere seines Stabes todt niederstürzten und er selbst von einer Kugel leicht getroffen wurde, deren Wirkung nur durch den Mantel gehemmt ward, den er trug.

In diesem Augenblick begannen die Christinos sehr zu eilen und ich fürchtete schon, dieses Gefecht, das anfangs so erfolgreich für sie gewesen, würde mit einem ungeordneten Rückzug schließen. Cordova's Geistesgegenwart rettete jedoch die Armee. Indem er den Degen zog und die ihn begleitenden Offiziere aufforderte dasselbe zu thun, stellte er sich an die Spitze der Truppen, die dadurch wieder Muth gewannen, und — wiewohl immer noch ziemlich in Unordnung — den Feind angriffen und glücklich zurücktrieben. Cordova benutzte diesen günstigen Augenblick, und befahl einer Schwadron der königlichen Lanciers anzugreifen, was diese, der Beschaffenheit des Bodens ungeachtet, mit vielem Erfolg that, mehrere Feinde tödtete und gefangen nahm, und unter den Carlisten — die große Furcht vor der Kavallerie

haben — einen so großen Schrecken verbreitete, daß die Christinische Armee Zeit gewann, ihren Marsch auf der Straße von Salvatierra — wiewohl nicht unbelästigt — fortzusetzen. Die Kavallerie verlor eine Anzahl Pferde und die Infanterie kam nach Beendigung dieses Gefechts, das durchaus keinen Vortheil brachte und von dem beide Parteien sich den Sieg zuschrieben, ermüdet und niedergeschlagen in die Stadt.

Da ich länger als zwölf Stunden zu Pferde gesessen, so war ich herzlich frah, mich auf das erste beste Bett werfen zu können, das zu bekommen war; eine Bequemlichkeit, die sich eben so schwer auftreiben ließ, als ein Nachtessen, mit dem ich erst um zwei Uhr Morgens bedient ward, und das mir, obschon schlecht genug, nach 16stündigem Fasten vortrefflich schmeckte.

Von Salvatierra läßt sich wenig sagen; es ist eine kleine Stadt, am Ausgang des Thals der Borunda gelegen, durch welche die Heerstraße nach Pamplona führt. Während des Kommando's des Generals Valdez war sie in Besitz der Christinos und von diesen temporär befestigt, später aber von dem genannten General wieder aufgegeben worden, weil er sie für eine Stellung hielt, die mit großen Opfern zu behaupten nicht rathsam sey. Diese Meinung war ohne allen Zweifel ganz unrichtig, und die Christinos haben seitdem Ursache genug gefunden, sie zu bedauern. Die Befestigungen sind von den Carlisten zerstört worden, und die Stadt befindet sich — je nachdem das Kriegsglück es will — bald im Besitz der einen, bald in dem der andern Partei.

In der Nacht unsers Einrückens fanden wir die Stadt ganz menschenleer, mit Ausnahme einiger alten Weiber, die ihre Wohnungen nicht verlassen konnten; nicht Ein Mann war zu sehen, und dieß ist, wie ich später fand, in jeder Stadt und jedem Dorf der baskischen Provinzen und Navarra der Fall. So wie die Truppen der Königin anrücken, verlassen nicht nur die Männer, sondern auch der größere Theil der jüngern Weiber ihre Häuser, nehmen mit, was sie nur fortbringen können, und vergraben oder verbergen außerdem noch jeden Gegenstand von Werth, damit er den Christinos nicht in die Hände falle.

In vielen Dörfern hielt es schwer, einen Laib Brod zu bekommen, man mochte bieten was man wollte; so entschlossen waren die Einwohner, der Sache, für die sie die Waffen ergriffen hatten, auf jede nur mögliche Weise zu dienen. Obschon Viele noch immer der Meinung sind, daß die Entfernung oder der Tod des Prätendenten dem Krieg ein Ende machen würde, so bin ich doch weit entfernt dieß zu glauben, sondern vielmehr fest überzeugt, daß weder die persönlichen Rechte Isabellens noch des Don Carlos die Beweggründe sind, welche das Volk veranlassen den Kampf in Navarra und den baskischen Provinzen mit so viel Hartnäckigkeit und Barbarei fortzuführen.

Während des Gefechts am 27sten Oktober und am Tag vorher hatte ich Gelegenheit genug, die carlistischen Truppen genau zu beobachten. Ihre Kleidung, die ich näher beschreiben werde, ist der Art, wie der Krieg geführt wird, besonders angemessen, und sie sind — obgleich dieß die allgemeine Meinung ist, die ich anfangs selbst theilte — weder schlecht gekleidet noch ausgerüstet, sondern sogar in vielen Stücken noch besser versehen als die Christinos.

Die Infanterie trägt Mützen von blauem Tuch, denen ähnlich, wie sie vor einigen Jahren von den englischen und französischen Damen getragen wurden, und dadurch ausgezeichnet, daß sie aus Einem Stücke gewoben und außerordentlich leicht sind; sie kommen alle aus Frankreich. Die kurze braune oder blaue Jacke mit rothem Kragen und Aufschlägen paßt weit besser für lange Märsche, als die langen Röcke der Christinos. Ein lederner Gürtel, Canana genannt, welcher vorn dreißig Höhlungen oder Behälter für Patronen hat, umschließt die Hüften, und diese Einrichtung scheint mir — besonders für leichte Infanterie beim Plänkeln — weit passender als die Patrontaschen unsrer Truppen.

Die Uniformen der carlistischen Kavallerie, die sämmtlich aus Lanciers besteht, unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der Infanterie, mit der Ausnahme jedoch, daß ihre Mützen roth und nicht blau sind. Eine Schwadron war, wie ich bemerkte, ganz roth gekleidet. Auch die Offiziere des Don Carlos tragen durchgängig Mützen mit silbernen Quasten, wodurch sie sich von ihrer Mannschaft unterscheiden. Die Zamara, oder Jacke von Schaffell, wird im Winter von den Offizieren beider Parteien ebenfalls häufig getragen; und obschon sie, wenn man darin verwundet wird, ein gefährliches Kleidungsstück ist, so gewährt sie doch trefflichen Schutz gegen die rauhen Winde von Navarra.

(Fortsetzung folgt.)

Adam Smith und Dupuytren.

Es gibt Männer, deren Lebenslauf, wie die Urgeschichte mancher Völker, mit Abenteuern beginnt. Adam Smith und Dupuytren sind Beispiele von der Wahrheit dieser Behauptung. Der erstere ward zu Kirkaldy, einer kleinen Stadt in Fifeshire, der andere zu Pierre-Bufsiere, einem Städtchen in Haute Vienne, in Frankreich geboren. Beide wurden als Kinder von drei Jahren aus ihrer Heimath entführt, als sie eben vor der Thüre spielten; der eine seinem Oheim, der andere seinem Vater. Adam Smith von einer Zigeunerbande — Dupuytren von einer reichen Reisenden aus Toulouse, die sich nach einem Kinde umsah, dem kleinen Dupuytren begegnete, und, entzückt über sein krauses Haar und sein hübsches Gesicht, ihn als ihren Sohn mit sich nahm. Adam Smith kam jedoch zu seinem Oheim, Dupuytren zu seinem Vater zurück. Der Familie seines Oheims wiedergegeben, erfüllte Adam Smith seine Bestimmung, damit aber Dupuytren die seine erfüllen konnte, mußte er ein zweites Mal, obgleich dießmal nicht gewaltsam, entführt werden, durch eines jener zufällig scheinenden Verhängnisse, die auf das Schicksal eines Menschen oft einen so wichtigen Einfluß haben. Er war im Jahre 1774 geboren, und hatte, trotz der dürftigen Umstände seines Vaters, seine Studien im Jahre 1789 im Kollegium zu Magna Laval begonnen. Er war damals 15 Jahre alt. Seine Ferien brachte er in Pierre-Bufsiere zu, wo man ihn aber niemals mit den andern Knaben auf dem öffentlichen Platze spielen sah. Zu jener Zeit kam ein Kavallerieregiment in das Städtchen, dessen Kommandant gleich der Dame von Toulouse seine Augen auf den jungen

Dupuytren warf, und von seiner Lebhaftigkeit und den an ihm gegebenen Antworten auf vorgelegte Fragen entzückt war. Er machte den Antrag, den Knaben mit nach Paris zu nehmen; die Eltern willigten ein, und der Offizier that ihn in ein Kollegium, dessen Vorsteher sein Bruder war, wo der junge Dupuytren sich bereits durch die Talente [illegible] auszeichnete, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen werden.

Britische Disciplin.

Aus St. Sebastian wird vom 31sten Julius geschrieben: „Diesen Morgen ward das Urtheil des Kriegsgerichts an einem Soldaten vollzogen, der auf voller Parade gerufen hatte, er werde dem ersten Offizier oder dem ersten seiner Kameraden, der ihm nahe zu kommen wage, das Bajonnet durch den Leib stoßen. Er empfing fünfzig Peitschenhiebe in Gegenwart seiner unter den Waffen stehenden Brigade, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne eine Klage hören zu lassen. Als man ihm den letzten Hieb gegeben und ihn von dem Baum, an den er gebunden war, losgemacht hatte, rief er im höhnendsten Tone mit lauter Stimme: „Hurrah, meine Freunde! Hurrah! es ist zu Ende, es that mir nicht sehr wehe, obgleich sie nicht sanft zuschlugen.“ Diese unpassende Aeußerung würde ungeahndet geblieben seyn, wenn er nicht mit Zorn und ohne das geringste Zeichen der Reue zu erkennen zu geben, zuletzt noch einen mit frischem Wasser gefüllten zinnernen Topf, den ihm einer der Tambours, welche die Züchtigung vorgenommen, reichte, von sich geworfen hätte. Wahrlich, wenn unter den zahlreichen Truppen, welche Zeugen davon waren, die geringste Neigung zur Revolte vorhanden gewesen wäre, so würde dieses Betragen sie sofort zum Ausbruche gebracht haben; auch ließ die Strafe nicht auf sich warten. Der Obrist Kerby, der die Parade kommandirte, bildete alsbald einen außerordentlichen Kriegsrath, aus einem Major und sechs Hauptleuten bestehend, die sogleich inmitten des Carré's in Berathschlagung traten. Bei diesem Anblick verging dem Schuldigen völlig der Muth und die Prahlerei; er hatte nicht vorausgesehen, daß eine Verfügung bestehe, um ihn sofort nach der ersten Züchtigung, die ihm auferlegt worden, abzuurtheilen. Er stürzte auf die Kniee, bat unter Thränen und Schluchzen um Verzeihung, und erklärte, er habe in Fieberhitze gehandelt, und der Zustand von Ueberreizung, worein die Peitschenhiebe ihn versetzten, seyen Schuld, daß er nicht gewußt habe, was er thue und rede. Er gelobte ein vortrefflicher Soldat zu werden, wenn man ihm dießmal Verzeihung schenke. Alle seine Bitten blieben unbeantwortet. Indessen setzte der Kriegsrath seine Berathschlagung fort, und beschloß, ihm wegen des Verbrechens der Meuterei und Rebellion während der Parade sogleich 150 Peitschenhiebe geben zu lassen. Der Gefangene stellte seine Bitten ein, geberdete sich, als sey er unwohl und könne sich nicht aufrecht halten. Man hob ihn vom Boden auf, und band ihn abermals an den Baum, an dem er seine erste Strafe ausgestanden hatte. Die Tambours rüsteten ihre Peitschen. Der Obrist Kerby hielt an die unter Waffen stehende Brigade eine Anrede, zeigte die Größe und Strafbarkeit des Vergehens, bestand auf der Nothwendigkeit, jene Disciplin, welche der englischen Armee in der Meinung Europa's eine so hohe Stellung anweise, besonders im Auslande zu handhaben, zuletzt aber begnadigte er den Schuldigen. Diese doppelte Scene brachte eine wundervolle Wirkung auf das Gemüth der Soldaten und der Bewohner dieses Landes hervor. Was aber wird General Evans dazu sagen, er, der sich so oft und so energisch gegen die Anwendung körperlicher Züchtigungen aussprach?

Ein anderer Offizier von Evans, der Obrist Fitzgerald, war in seinen Bemühungen, die Disciplin in den Reihen der britischen Legion aufrecht zu halten, nicht so glücklich als der Obrist Kerby. Es handelte sich davon, den größern Theil derselben nach Santander einzuschiffen. Das 5te Linienregiment weigerte sich zu marschiren, bis man ihm seinen rückständigen Sold ausbezahlt habe. Will man sich an die Etymologie des Worts halten, so hatte es nicht unrecht; denn es gibt keine Soldaten mehr, wenn es keinen Sold mehr gibt. Wenigstens ist dieß wahr hinsichtlich einer Truppe Condottieri, welche ihre Dienste und ihr Blut für einen zum Voraus bedungenen Sold in einer Sache verkauften, die weder die ihrige, noch die ihres Vaterlandes ist. Da der Obrist Fitzgerald kein Geld zur Austheilung unter die Soldaten besaß, so wollte er ihnen das Einzige geben, was in seiner Macht stand — Peitschenhiebe. Er ließ alle Truppen unter die Waffen treten, versammelte einen Kriegsrath in der Mitte eines Carré's und ließ vier oder fünf der Rädelsführer zur Strafe von 100 Hieben mit der plombirten Peitsche auf die nackten Schultern verurtheilen. Die Verurtheilten wurden nun jeder an einen Baum gebunden, die zur Vollstreckung befehligten Tambours verweigerten aber den Gehorsam. Der Obrist Fitzgerald fragte hierauf den Major, der das dritte Regiment, welches den Namen der „Grenadiere von Westminster“ führt, kommandirte, ob er seiner Mannschaft sicher sey. Als dieser bejahend antwortete, ging der Obrist auf das dritte Regiment zu, und befahl ihm zu laden und Pulver aufzuschütten, um sofort die rebellischen Tambours zu erschießen. Das dritte Regiment gehorchte, bis auf das Kommandowort Feuer! Als dieses schreckliche Wort ausgesprochen wurde, setzten alle das Gewehr bei Fuß. Der Obrist Fitzgerald sah, daß es um die Disciplin geschehen sey, und zog sich, gefolgt von seinem Stabe, unter den höhnenden und wiederholten Hurrahs des fünften Regiments zurück.

Vermischte Nachrichten.

Unter dem Schutt eines Hauses, das man jetzt in Metz wieder aufbaut, hat man ein aus Steinblöcken von 25 bis 36 Kubikfuß bestehendes römisches Bauwerk entdeckt. Mehrere dieser Steine sind mit Zierrathen und Einsetzrosen von bewunderungswürdiger Arbeit besetzt, und unter andern ist daselbst auch ein leider verstümmeltes Basrelief zu sehen, auf welchem eine, vor einer Draperie stehende in ihren Mantel gehüllte Person, mit befehlend ausgestrecktem Arm vorgestellt ist. Dieses Bauwerk war offenbar ein öffentliches; vielleicht ein Tempel oder Triumphbogen.

Im letzten Jahre wurden im russischen Reich 95.000 Maulbeerbäume gepflanzt, ungefähr 2600 Pud Seide erzeugt. Die Masse des in demselben Jahre in Rußland erzeugten Weines beträgt 1.644.200 Barrel (ein Barrel beträgt ungefähr 52 Gallonen). In der Krimm allein werden 600 verschiedene Weinsorten gebaut, unter welchen auch französische, griechische und Rhein-Weine sind.

Die Bauern um Boulogne haben seit einiger Zeit bemerkt, daß ihr Vieh von gewissen Futterkräutern erkrankte. Mehrere Kühe sind gestorben. Die schädliche Pflanze war ranunculus sceleratus.

Man beschäftigt sich gegenwärtig damit, in Nantes die Beleuchtung durch tragbares nicht comprimirtes Gas einzurichten. In Rouen, Rheims, Sedan, Saint-Quentin und in andern Städten ist sie bereits in voller Thätigkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1836.

Skizzen aus Paris.

Die Börse.

Wenn nicht mit klaren Buchstaben über dem Eingang zur Börse stünde: Bourse et tribunal de commerce, so könnte man sie eher für einen von Dämonen aus Griechenland hieher getragenen Jupiterstempel, für ein reines Prunkgebäude oder eine französische Walhalla halten. Sie ist amphiprostylos peripteros, wie die Gelehrten zu besserer Erläuterung zu sagen pflegen, hat zwei Fronten, und ist von einem hohen und zu schmächtigen Säulengange umgeben, wie ihre Zwillingsschwester, die Magdalenenkirche. In dieser Höhe dienen die Säulen nur, den Fenstern das Licht zu nehmen, ein breiterer, etwa 30 Fuß hoher Portikus würde ungleich zweckmäßiger angebracht gewesen seyn. Eben so zweckwidrig ist das kostbare, vom eisernen Dachgesparre gehaltene Tonnengewölbe im Innern. Es dient nur, um den Lärm für einen Neuling beinahe unerträglich zu machen. Es erweckt ein peinliches Gefühl, so große Summen, so löbliche Intentionen so zweckwidrig, ja mit epigrammatischer Prätension verschwendet zu sehen, ohne eine Spur von charakteristischer Komposition.

Vor dem Gitter der Freitreppe halten schon Mittags 1 Uhr die elegantesten Kabriolets, in den Säulengängen stehen Gruppen umher. Der Eintritt, wo die Stöcke — eben wegen des beständigen Ablegens ein bedeutendes Passivkapital — abgegeben werden, läßt den Weg in die Börse selbst und das Aufsteigen in die Galerien offen, von wo man das Handelstribunal besuchen kann. Die rings umherlaufende Galerie ist sehr schön mit geschmackvollem Uhrwerke geziert, und bietet den Anblick der grau in grau gemalten, halberhobene Arbeit täuschend nachahmenden Bilder der Decke. Das Handelstribunal sitzt in einem sehr schönen geräumigen Saale. Die Parteien sprechen hier oft selbst, die Verhandlung ist kurz, klar, und die Gründe, welche die Richter nach kurzer Berathung der Uetheil vorausschickt, sind bündig. Die Advokaten sind mit kleinen schwarzen Fähnchen, welche unter dem Kragen eingebunden sind, sichtlich an die Gränze zweier Zeiten gestellt, auch meist junge Männer. Die Richter sind im alterthümlichen Kostume. Auf hohem Stuhle, zwischen ihnen und dem Publikum, thront der Polizeisoldat. Das Publikum geht und kommt beständig. Das geräumige Vorzimmer ist mit Anschlägen des Gerichtshofes tapeziert.

Gegen $1\frac{1}{2}$ beginnt das Parquet. Man denke sich einen eingeschrankten Gang vom Hintergrunde gegen die Mitte, vor diesem ein eben so eingeschranktes Rund, in diesem ein kleineres erhöhtes Rund, um welches ein Austritt läuft. Da stehen die Mäkler der Stockbörse, Wechselbriefe und Alles unter einander anbietend, zuschlagend oder verweigernd. Gegen das Publikum, welches dieses Parquet summend umgibt, steht ein Ausrufer, welcher die Abschlüsse mit Stentorstimme ins Publikum ruft. Zunächst an den Schranken stehen die Beauftragten der Bankiers mit ihren Schreibtafeln. Je weiter gegen den Eingang, desto ruhiger sehen die Besucher aus. Um $2\frac{1}{2}$ wird die amtliche Stockbörse, werden aber nicht die Geschäfte geschlossen, welche an der linken Seite vom Eingang noch lange und oft sehr lebhaft fortdauern. Die Gesichter, welche man hier erblickt, haben einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Gewinnsucht, schlecht verhehlte Furcht, lauschende Aufmerksamkeit, oft auch kecke Spielerkälte begegnen dem unbefangenen Beobachter. Neuigkeiten hört man oft, ohne sie am Kurse zu spüren, spürt man öfter am Kurse, ohne sie zu hören. Wenn die wirklichen festen Besitzer der Fonds unruhig werden und verkaufen wollen — si les fonds arrivent, ist der Kunstausdruck — dann gibt es wahrhafte Stürme auf der Börse, welche überhaupt sehr leicht Eindrücke annimmt, und sich im Kauf und Verkauf weit schwankender zeigt als London und Amsterdam.

Von Waarengeschäften spürt man wenig auf der Börse, sie scheinen meist durch Mäkler in den einzelnen Komptoiren abgemacht zu werden.

Den Frauen, welche sonst in großer Anzahl erschienen und Käufe und Verkäufe verfügten, ist der Eingang in die Galerie der Börse neuerlich untersagt worden. Sie stellen sich jetzt hinter der Börse an das Gitter und geben von da aus Aufträge. Sie gewähren in keiner Hinsicht einen erfreulichen Anblick.

Zuweilen läßt die Regierung eingelaufene telegraphische Depeschen in der Börse anschlagen, häufiger soll, nach der Aus-

sage böser Zungen, eine auf diesem Wege eingelaufene Nachricht von den Gewalthabern zu Ausbeutung der Börse benützt und die Nachricht erst alsdann preisgegeben werden, wenn die Operation geendigt ist, oder man sogleich eine Gegenoperation machen will. Man erklärt hieraus viele sehr schnell aufgeschossene Vermögen. Das Spiel wird wirklich auf eine großartige, aber auf eine Weise getrieben, welche ich meinem deutschen Vaterlande nicht wünschen möchte. Auch scheint diese Beschäftigung nicht gerade glücklich zu machen, nach dem Ausdruck der Gesichter zu urtheilen. Nur unter den Mäklern sieht man einige Köpfe mit dem Ausdruck der Befriedigung.

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Fortsetzung.)

Am 28sten Morgens weckte mich das Horn, das die Truppen zusammenrief, aus dem Schlafe. Ich stand sogleich auf, und begab mich in die Wohnung des Obergenerals, wo ich erfuhr, daß der Feind dieselbe Stellung wie Tags zuvor, nur in weit größerer Anzahl besetzt habe, indem während der Nacht mehrere Bataillone zu ihm gestoßen seyen, daß Cordova aber dennoch die Absicht habe, auf derselben Straße nach Vitoria zurückzukehren, und zwar ohne sich in ein Gefecht einzulassen.

Wir marschirten ungefähr um 9 Uhr Morgens aus Salvatierra aus, und mochten etwa eine Legua zurückgelegt haben, als wir den Feind bemerkten, der sich an den Abhängen des Gebirgs unweit des Kastells von Guevara in Massen, mit einer Schwadron Kavallerie auf jeder Flanke und einer Linie Guerillas in der Fronte, auf einer Strecke von bedeutender Ausdehnung aufgestellt hatte, und mit einer Truppenzahl von 25 bis 30 Bataillonen hier augenscheinlich auf uns wartete.

Ich habe schon erwähnt, daß es nicht in der Absicht Cordova's lag, sich an diesem Tage in ein Gefecht einzulassen, weil er viele am vorigen Tage Verwundete mit sich führte, die er im Hospital zu Vitoria unterbringen wollte, und dann auch weil er den Plan hatte über Villareal und Ochandiano zu gehen, um die vorrückende Legion bei dem berüchtigten Paß von Gorbea, unweit Durango zu decken.

In Folge dieses Plans gab er den Truppen den Befehl zum Marsch, indem er die Verwundeten und die Artillerie in die Mitte nahm, zugleich aber auch Plänkler von der rechten Flanke ausschickte, die dem Feind gegenüber war, um jeden Angriff auf die auf der Landstraße fortmarschirende Hauptmacht zu verhindern. Auf diese Weise kamen wir bis nach Mataueo (einem ungefähr zwei Leguas von Vitoria entfernten Dorfe), wo der Boden mehr mit Wald bedeckt, und so von Gräben durchschnitten ist, daß die schnelle Bewegung der Truppen gehemmt ward.

Hievon zog der Feind sogleich Vortheil und griff, von Bäumen und Anhöhen gedeckt, unsre Nachhut lebhaft an. Wiederholter und erfolgreicher Kavallerieangriffe ungeachtet, hörte er nicht auf uns zu belästigen, bis wir in das eine kleine halbe Legua von Vitoria entfernte Dorf Ariaga kamen. Trotz dieser Hindernisse wurde die Bewegung dennoch auf die beste Art ausgeführt und nie zeigten die Christinos mehr Ausdauer als an diesem Tage. Zugleich hatte ich hier eben so wie am 27sten Gelegenheit mich von der furchtbaren Stärke und Thätigkeit ihrer Gegner zu überzeugen, die so häufig geringschätzig beurtheilt werden.

Ich schreibe weder für Cordova noch für Eguia ein Bulletin, und muß daher sagen, daß der Verlust in diesen beiden Gefechten nicht weniger als 600 bis 800 Mann auf jeder Seite betragen haben kann; dennoch litten aber die Carlisten am ersten Tag weit mehr, als die Christinos, die Gefangenen ungerechnet, die wir dem Feind während des letzten Theiles des Gefechts durch Kavallerieangriffe abnahmen, bei denen General Villareal nahe daran war getödtet zu werden, da er sich — wie damals wenigstens berichtet wurde — in einem Hause des Dorfes Guevara versteckt befand, durch das unsre Kavallerie nach ihrem Angriff zurückkehrte.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die Carlisten auf derselben Stelle und an denselben Tagen — nämlich am 27sten und 28sten Oktober — Jahrs vorher einen entscheidenden Sieg über die Christinos davon trugen.

Wir blieben zwei Tage in Vitoria und rückten am 31sten nach Villareal vor, in dessen Nähe wir mit der Legion zusammenzutreffen hofften, die, wie man vermuthete, auf dieser Straße kommen sollte. Zu Villareal wurde gefrühstückt, und da Cordova keine bestimmte Nachricht hinsichtlich des Marsches der Legion hatte, so beschloß er seinen Weg nach Ochandiano zu verfolgen und die Anhöhen des furchtbaren Passes von Gorbea zu besetzen, durch den die Straße von Durango führt, in welchem Ort die Legion, wie er glaubte, ihr Nachtquartier aufschlagen würde.

Die Landstraße von Villareal nach Ochandiano ist zu beiden Seiten des Camino real, oder der Landstraße, dicht mit Wald bedeckt, und hätten die Carlisten von unserm Marsch in dieser Richtung Kenntniß gehabt, so würden wir ohne Zweifel unsre Kühnheit schwer haben büßen müssen. Glücklicherweise erreichten wir aber den Ort unserer Bestimmung, ohne auch nur von einem einzigen Schuß belästigt zu werden. Bei unserer Ankunft fand sich jedoch ein Bauer mit der Nachricht vor, daß die Legion bald nach ihrem Ausmarsch wieder umgekehrt sey, und sich nach Portugalete begeben habe, mit der Absicht den Weg gegen Castro einzuschlagen.

Cordova war anfangs sehr unwillig über die Nachricht, die mich ebenfalls sehr unangenehm überraschte, da ich fest überzeugt war, daß der moralische Eindruck, den der Durchzug von 6000 Mann britischer Hülfstruppen durch das Herz der carlistischen Provinzen machen mußte, viel zu glücklicher Beendigung des von allen Parteien beklagten unheilvollen Kriegs beigetragen haben würde. Ich war jedoch fest überzeugt, daß General Evans entweder Nachrichten erhalten haben müsse, die ihn bewogen hatten, seinen Plan zu ändern, oder bestimmte Befehle einen andern Weg einzuschlagen, welch letzteres auch in der That der Fall gewesen war. Spione hatten ihn versichert, daß eine bedeutende carlistische Truppenzahl die Anhöhen besetzt, und

unfern des Dorfs Arrigoriaga vorüber gekommen sey, um seine Vereinigung mit den Christinos zu hindern. Diese Nachricht war jedoch falsch. Mit seinen jungen ungeübten, an lange Märsche und den Guerillakrieg nicht gewöhnten und im Gebrauch ihrer Waffen noch wenig erfahrenen Soldaten hätte jedenfalls der Erfolg eines solchen Zugs nicht anders als nachtheilig ausfallen können, und zudem wurde ihm von Jauregui und El Pastor, die damals unter ihm standen, und die mit dem Land genau bekannt waren, gerathen, den Weg durch das Thal von Mena einzuschlagen. Alles dieß hätte jedoch den General Evans nicht bewegen können, seinen Plan aufzugeben, hätte er nicht vom Kriegsminister den Befehl erhalten, den von ihm eingeschlagenen Weg zu nehmen; und obschon zu bedauern seyn möchte, daß solche Befehle gegeben wurden, so bewies der Erfolg gleichwohl, daß sie nicht unklug waren.

Es gingen Gerüchte, als sey die Legion zum Rückmarsch auf Bilbao gezwungen, und ihr von den Carlisten eine Niederlage beigebracht worden. Dieß war jedoch nicht der Fall, da nicht eher ein Schuß abgefeuert oder ein Mann verloren wurde, als bis sie in die Nähe von Somorostro kam, das in einer ganz andern Richtung liegt; und auch dort ward nur Ein Scharfschütz getödtet und ein Packpferd eines Offiziers von den Bauern fortgeführt, die dort immer im Hinterhalt liegen, um jeden Unglücklichen, der so unbesonnen ist, seine Kolonne zu verlassen, zu ermorden und auszuplündern.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige astronomische Uhr.

Ein Uhrmacher in Brüssel, Herr Raingo, beendigte kürzlich ein Werk von größter Schönheit. Es ist eine Pendeluhr, an welcher eine eigene, kreisförmig sich bewegende Kugel befestigt ist, um nach dem Systeme des Kopernikus alle Elemente der Kosmographie und verschiedene Phänomene der Natur zu zeigen. Sie zeigt die Tages- und Jahresbewegung der Erde um sich und um die Sonne in ihrer vollkommenen Neigung der Ekliptik. Indem die Erde ihre Bahn durchläuft, bildet sie durch Annäherung an die Sonne und Entfernung von derselben, nach dem Gange der Jahreszeiten, ihre elliptische Bewegung. Kreise drehen sich in allen Richtungen um die Weltkugel, und zeigen das Ab- und Zunehmen der Tage, nach den Jahreszeiten, für alle Länder der Erde. Bewegliche Zeiger bezeichnen für alle Länder das Auf- und Untergehen der Sonne und ihre Höhe; ferner zeigen sie die Zeit der Nachtgleichen und der Solstitien. Ein bewegliches Zifferblatt, das sich über der Erde befindet, läßt nach Belieben die Stunde in allen Ländern erkennen. Man sieht die Tages- und Jahresbewegung des Mondes um die Erde, seine Phasen und die Mond- und Sonnenfinsternisse. Der Mond zeigt seine elliptische Bewegung, was seine Erdnähe, seine Erdferne und die Veränderung der Mondtage nach ihren zu- und abnehmenden Wirkungen erkennen läßt. Ein Zeiger bestimmt die Stunde des Auf- und Untergangs dieses Planeten in allen Ländern der Erde. Indem die Kugel die Sonnenbahn durchläuft, bezeichnet sie die Tage der Monate, ihre Namen, die Grade und die Zeichen des Thierkreises; der Gang der gemeinen und Schaltjahre zeigt durch seine eigene Bewegung den Zeitpunkt an, in welchem man das Räderwerk der Kugel, was nur alle vier Jahre geschieht, wieder aufziehen muß.

Die Katakomben der Kapuziner zu Palermo.

Als wir in das Kapuzinerkloster traten, empfingen uns drei oder vier Brüder mit langen Bärten, groben Kutten, die mittelst eines um den Leib geschlagenen Seiles zusammengehalten waren. Der eine von ihnen erbot sich mit Zuvorkommenheit, uns in die Zellen und Kapellen zu führen. Der Zweck unseres Besuches war die Besichtigung der Katakomben dieses Klosters. Ich sagte es unserem Führer, der bald vor einer auf den großen Kreuzgang gehenden Thüre hielt. Eine lange Reihe Treppen führte uns in die Mitte dreier Grüfte, deren jede mittelst eines am äußersten Ende des Gewölbes angebrachten Fensters erhellt war. Nie konnte man ein grausenerregenderes Schauspiel sehen. Die Mauern waren voll enger Nischen, aus denen in vorwärts geneigter Richtung, und als wollten sie auf die Besucher herabfallen, die ausgetrockneten Leiber einer Menge, in ihre Ordensgewänder gekleideter Mönche hingen. Ihre Hände waren über die Brust gekreuzt, oder hingen an ihren Seiten herab. Ihre geschwärzten und eingedrückten Gesichter hatten indessen noch den Ausdruck des Lebens; ihre Haarkronen sträubten sich um ihre nackten Schädel empor; ihre öfters lückenhaften Zähne hatten sich in ihrem abscheulich geöffneten Munde geschwärzt. Ihre Nasen waren eingezogen, ihre Wangen eingefallen und durchlöchert. Man hätte die Unglücklichen eher für gräßlich verwundet als für todt halten können. Ein Zettel mit dem Namen jedes Bruders, dem Tage seiner Geburt, seiner Einkleidung und seines Todes hing an seiner Kapuze. Vor den Nischen sah man, in drei oder vier Reihen aufgestellt, lange, mit phantastischen Gemälden bedeckte Säge, die, wie uns der Mönch sagte, die sterblichen Hüllen edler Sicilianer enthielten. Auf einem langen Brett oberhalb der Mönche saßen ungefähr hundert Kinder von 1 bis 5 Jahren auf kleinen Sesseln, die ihnen während ihres Lebens zum Gebrauch gedient hatten. Alle waren aufs heiterste gekleidet: Mützen jedes Geschmacks bedeckten ihre kleinen geschwärzten Köpfe; die meisten hielten Puppen oder Polichinelle; zwei oder drei hatten einen Hund oder einen ausgestopften Papagai auf ihren Knieen. Die lebhafteste Einbildungskraft könnte kaum etwas Monströseres zu Tage bringen, als diese Sammlung kleiner ausgetrockneter Gestalten, und den Kontrast dieser Leichname mit ihren lustigen Kostümen. Eines dieser Kinder hatte eine Peitsche in der Hand, und sein frei erhobener Arm schien schlagen zu wollen; allein die Halsmuskeln dieses kleinen Todten waren verfault; sein Kopf hing auf die Brust herab, und seine neben ihm liegende herabgefallene Mütze zeigte den kleinen kahlen Schädel in groteske Stellung. Dieses zugleich entsetzliche und komische Schauspiel entriß mir ein Mephistophelisches Lächeln. Der alte Mönch ward durch diese Ehrfurchtlosigkeit beleidigt; er gab es zu erkennen, und ich hüllte mich wieder in den schmerzlichen Ausdruck meines Ernstes. Das Lächeln in Gegenwart einer solchen Scene konnte ohnehin nur eine flüchtige Erscheinung seyn.

Wir fanden mehrere lange Galerien, welche dieselben Bewohner hatten, nämlich todte in ihren Nischen aufgehängte Mönche, vor ihnen die Särge der Edlen, über ihnen in Reihen geordnete Kinder auf ihren Sesseln. „Es befinden sich mehr als 5000 Leichname, sowohl Mönche als Weltliche, in diesen Grüften," sagte unser Führer; „einige sind sehr alt. Derjenige, den Sie hier sehen, ist seit 150 Jahren in seiner Nische; Sie lesen auf dem Zettel das Datum seiner Geburt." Es war keiner der weniger gut erhaltenen. Seine Zunge hing aus dem

Munde. Der Bruder nahm sie zwischen seine Finger, bewegte sie herab und hinauf und ließ sie wider die Zähne schlagen; sie glich einem Stück trockner Fischhaut, und war so spitzig wie ein Nagel. — Im Hintergrunde der letzten Passage war eine neuerbaute Gruft für die Frauen vorbehalten. Wir zählten derer neun, die auf weißen Kissen lagen. „Sie starben alle in diesem Jahre," bemerkte unser Cicerone; „diese hier gehörte einer der ältesten Familien Siciliens an; ihre Zwillingsschwester — man konnte die eine von der andern nicht unterscheiden — ist heute die schönste Frau von Palermo." Die arme Todte lag auf dem Rücken, hinter einem Gitter, mit einem Bouquet künstlicher weißer Rosen in ihrem Gürtel und einer Maßliebenkrone in ihren schwarzen Haaren. Ihre kleinen Hände und ihre der Luft ausgesetzte Gestalt waren schon geschwärzt, und auf ihrer Haut, die kaum getrocknet schien, bemerkte ich mehrere kleine weiße Ameisen. Ich schlug mit einer Gerte, die ich in der Hand hatte, leicht auf das Brett, worauf der Leichnam lag, und in demselben Augenblick stürzte sich die häßliche Ameisenmenge, von dem Schlag erschreckt, in Schwärmen aus dem Munde und den Nasenlöchern. — Als wir die Treppe wieder erreichten, zeigte uns der Bruder tiefere Nischen, worein die Leichen während der sechs ersten Monate gestellt werden. Glücklicherweise befand sich zur Zeit unseres Besuches kein frischer Leichnam hier. „Der Geruch ist während einer oder zwei Wochen unerträglich," sagte uns der Mönch, „aber man läßt sie hier trocknen, um sie dann nach ihrem Geschlecht und ihrem Stand in die Grüfte zu bringen. Ein um den Leib angebrachtes Seil hält jeden Mönch in seiner engen Nische fest, und er bleibt hier, bis die von den Würmern zerfressenen Knochen sich ablösen und in Staub zerfallen." Wir beeilten uns, die düstere Treppe wieder hinaufzusteigen, und nachdem wir dem Mönch unser Geschenk gemacht, nahmen wir den Weg aus dem Kreuzgang nach unserem Wagen, als zwei Brüder mit einer Sänfte, deren Schieber geschlossen waren, eintraten. Unser Cicerone rief uns zurück und öffnete die Thüre. Eine alte Frau mit grauem Kopfe saß darin und war mittelst zweier Seile und zweier Ringe befestigt. Sie war an demselben Morgen gestorben, und sollte nun, in ihre reichsten Gewänder gekleidet, ihren Platz in den Katakomben einnehmen. Der Kontrast der lividen und leichenhaften Hautfarbe der Gestorbenen mit der blendenden Weiße ihres Atlasgewandes trieb mich durch ein unsägliches Gefühl von Entsetzen und Abscheu zurück. Wie langsam fand ich nun den Trott des Pferdes, das uns von dem Kloster entfernte! Wie sehr trachtete ich, mich gänzlich aus dieser Todesatmosphäre zu entfernen, worin wir uns nahezu eine halbe Stunde aufgehalten hatten.

Vermischte Nachrichten.

Ein sehr merkwürdiger Fund wurde unlängst in der Nähe von Moulins gemacht. Ein Mann, der im Walde von Pomay einen Baum gefällt hatte, sah in einem in dessen Stamm befindlichen Loch etwas glänzen. Er glaubte, es seyen die leuchtenden Augen einer Schlange und schlug mit dem Stock darnach; da das vermeinte Reptil aber unbeweglich blieb, so untersuchte er die Sache näher, befreite den leuchtenden Gegenstand von den Rindenstücken und Blättern, von denen er zum Theil bedeckt war, und fand nun eine schöne goldene Tabaksdose. Der ehrliche Landmann, der sich vorstellte, daß sie von einem Diebe hier versteckt worden sey, trug seinen Fund zum königl. Prokurator, der nach gepflogener Untersuchung entdeckte, daß diese Dose dieselbe sey, welche vor ungefähr 12 Jahren dem Advokaten Willefort zu Moulins, nebst einer bedeutenden Summe Geldes, aus seinem Arbeitszimmer gestohlen worden war. Der zu den Galeeren verurtheilte Dieb war bereits seit einem Jahr gestorben.

•

Die Korvette Bonite, die unter den Befehlen Levaillants eine Reise um die Welt macht, legte vor einiger Zeit zu Monte-Video bei; zu dieser Zeit der Umschiffung hatten die Offiziere des Schiffs bereits zahlreiche meteorologische und hydrographische Beobachtungen gemacht, und die Naturforscher mehrere ganz neue und höchst interessante Gegenstände der verschiedenen Naturreiche gesammelt.

•

Man schreibt aus Nimwegen, daß man auf dem unter dem Namen „die heidnische Kapelle" bekannten Gebäude, im Schlosse von Walkhof, die Inschrift wieder hergestellt habe, die man noch vor einigen Jahren zu Ehren des Claudius Civilis darauf las, der, wie man glaubt, nach dem ruhmreichen Kampfe von Xanten gegen die Römer sich auf die Höhen zurückzog, wo jetzt Walkhof steht. Diese Inschrift ist folgendermaßen abgefaßt:

Hic stetit, hic frendens aquilas, hic lumine torvo
Claudius ultrices vidit adesse manus.

Als Napoleon im Jahre 1811 in Nimwegen erwartet wurde, glaubte man, diese Inschrift vertilgen zu müssen.

•

Auf den afrikanischen Küsten gibt es einen Handelszweig, der die Aufmerksamkeit der Regierung verdient: die Korallenfischerei. Während des achtzehnten Jahrhunderts war dieß einer der einträglichsten Erwerbszweige für die Kompagnie, die denselben ausbeutete. Zur Zeit der Revolution ward sie unterbrochen, allein von 1826 auf 1827, wo die Niederreißung der Etablissements der Calle stattfand, betrug die Durchschnittszahl der Fischerfahrzeuge 174 und der jährliche Ertrag 30,000 Kilogramme. Im Jahre 1832 zählte man nur 60 mit dieser Fischerei beschäftigte Fahrzeuge; diese Zahl hob sich im Jahre 1833 auf 100, gegenwärtig zählt man ihrer 160, von denen bloß 10 französischen Eigenthümern angehören. Die fremden Fahrzeuge, die sich mit der Korallenfischerei auf den Küsten der Regentschaft abgeben, bezahlen eine jährliche Taxe von 1050 Franken, und die Fischerei dauert sechs Monate im Jahre.

•

In Carse of Gowrie, einem Theil der Provinz Perth in Schottland, fand man in einem Steinbruch, in der Nähe von Inchture, ein sehr interessantes Exemplar eines fossilen Fisches. Er ist ungefähr 13 Zoll breit und 29 Zoll lang. Die Form ist gut ausgedrückt. Er ist in den rothen Sandstein dieses Bezirks, einer Felsart von etwas höherem Alter als der Burdiehouse-Kalkstein, eingeschlossen.

•

Die Schenkungen von den Freunden biblischer Erziehung in Liverpool belaufen sich auf 10,521 Pfd. 3 Sch. 2½ D., und die jährlichen Subscriptionen auf 565 Pfd. 14 Sch. Die Zahl der Kinder, die in den bereits in Wirksamkeit getretenen Schulen Unterricht erhalten, übersteigt 1100. In der Süd-Schule befinden sich 276 Knaben, 197 Mädchen und 80 jüngere Kinder — im Ganzen 553. In der Nord-Schule befinden sich 400 Knaben, 230 Mädchen — im Ganzen 630, was eine Gesammtsumme von 1183 für beide Schulen gibt.

•

Ein Apotheker in Frankreich entdeckte ein Verfahren, mittelst dessen das Brod der Soldaten weiß wird, ohne daß die Ration (1½ Pfund) auf einen höhern Preis (7½ Centimen) zu stehen käme. Er bot der Regierung sein Geheimniß an. Man ließ ihn nach Paris kommen, um zu sehen, worin sein Verfahren bestehe. Er vertraute es auf eidliche Treue einer aus Medizinern und Chemikern bestehenden Kommission, die keine Einwendung dawider zu machen hatte. Hierauf machte man in Gegenwart des Herrn Boissy d'Anglas, Direktors der Proviantanstalt, und des Erfinders dieses Verfahrens eine Probe. Das Mehl ward geknetet, das Brod gebacken und geprüft. Man versichert, daß es alle guten Eigenschaften in sich vereinige, und für den Geschmack sehr angenehm sey. Kurz, der Erfolg bewährte sich dergestalt, daß man von einer ansehnlichen Belohnung für den Urheber des Verfahrens spricht, um ihm sein Geheimniß abzukaufen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 6.

Der Orang-Outan. — Die Truands im Jahr 1836. — Viktor Hugo auf Reisen. — Mademoiselle Taglioni.

Wie wollen Sie, daß dieses Volk unglücklich sey? Die Natur hat seinen stärksten Instinkt, sein heftigstes Bedürfniß in die Neugierde gelegt, und Alles vereinigt sich, um dieses stete Verlangen nach Neuem zu befriedigen. Ist es nicht ein Zwillingsbruderpaar von Siam, so ist es eine Mordgeschichte in der Art von Fieschi; ist es nicht der Triumphbogen de l'Etoile, so ist es der naturhistorische Garten mit seinen bunten Bewohnern, wahrlich auch eine glückliche Bevölkerung, deren Wohnung, Nahrung und Behaglichkeit unendlich sorgsamer gehegt und gepflegt wird, als je bei neun Zehntheilen der Pariser Einwohner. Ich beneide sie darum. Oft wenn ich die Hirsche und Rehe in ihrem lustigen Gehege, im saftigen Grase, neben der frischen Quelle gelagert sah; oder den herrlichen Tiger, der vor Ungeduld die Stäbe seines eisernen Käfigs erzittern machte; oder den unerschütterlich ruhigen Löwen, der nur der Sonne sein majestätisches Antlitz entgegen hält, und auf alles Uebrige, Menschen und Thiere, mit einer tiefen Verachtung herabsieht, habe ich mich Stunden lang in ihre Lage hineingedacht, mich vergnügt, und es kam mir zuletzt vor, als müßte all das Gethier gar nicht unglücklich seyn. Die Freiheit ist nur ein dem Menschen angebornes göttliches Element. Und was hat er damit angefangen? Achtet Er sie nicht höher, als eine verächtliche Waare, wofern nur seine Leibesnahrung nicht fehlt, wie sollte sich der Tiger und der Bär, der Affe und der Strauß im königlichen Quartier und in königlicher Kost unglücklich finden?

Das beneidenswertheste Loos haben die Bären, in ihrem steinernen Empfangsaale. Um ihren Pallast sammelt sich stets die auserlesenste Gesellschaft, Soldaten, Kindermägde, Gassenjungen, Engländer und Invaliden in schönem Kranze. Die Bären sind die Aristokraten des Thierstaates, sie leben nur in ausgezeichnetem Cirkel. Wer nicht gerade auf zierliche Wortfügung und Korrektheit der Endungen sieht, der findet da Stoff zur Unterhaltung, versteht sich in Bärenart. Die Schlauheit des Publikums besteht darin, an einem langen Bindfaden ein Stück Brod zu befestigen, und es auf den in der Mitte der Tiefe stehenden Baum zu schleudern. Steigt der Bär, der alsbald den Köder gewahrt, auf den Baum, um ihn zu fassen, so zieht man den Faden zurück und lacht den Bären aus. Ist er wieder auf dem Boden, so wirft man von neuem das Brod auf den Baum, und sofort bis es genug ist. Dabei werden witzige Gespräche geführt, denn der Rekrut und die Kinderwärterin haben das Privilegium des animalischen Witzes. Sie reden so vernünftig, wie die Bären immerhin. Eines Tages wollte ein Soldat das Spiel der Jungen nachahmen. Er zog aus seiner Tasche, statt eines dünnen Fadens, einen starken Strick hervor, mit dem er einen Pack Tornister zusammen gebunden hatte. An diesem Strick befestigte er ein Stück Brod und hielt es dem geduldigen Martin bald auf den Rücken, bald auf die Nase, bald vor die Augen. Der Bär springt nach dem Strick, und da er ihn so stark fühlt, faßt er ihn, und fängt an, daran hinauf zu klettern, seinem Gönner entgegen, der vor Schrecken bleich wird, da er seinen Spielkameraden sich zu ihm heranbemühen sieht. Der Tschako fällt ihm vom Kopfe, die Augen wurden ihm stier, allein das einfachste Rettungsmittel kommt ihm nicht ein. Er drückt die Hand krampfhaft zu. Als der Bär beinahe an der Höhe der Ringmauer angelangt ist, zieht ein ächtes Kind von Paris, ein Vorlauf von Gamin, sein Taschenmesser und schneidet vor der Hand des Rekruten den Strick rasch entzwei. Imbécille! sagt er diesem, mit einer Miene voll verächtlichen Bedauerns. Pautz! stürzt der Bär in seinen Behälter zurück, und brummt laut vor Schmerz. Tiens, je ne pensais pas à cela! bemerkt der Rekrut, indem er seinen Tschako aufrafft, und sich dem Gelächter der Umstehenden entzieht.

Alle übrige Einwohnerschaft des Jardin des plantes ist in der neuesten Zeit vor dem Orang-Outan in den Hintergrund getreten. Ein schönes Thierchen, wenn es ein Thier ist, bei meiner Seele; nicht zwar „von zierlichem Wuchs und schlankem Bau wie eine Jungfrau," wie ein Pariser Blatt sagte, aber sicher eine der merkwürdigsten naturhistorischen Erscheinungen. Um ihn genau zu betrachten, besuchte ich ihn in dem Innern seiner Gemächer. Er hat nämlich, abgeschieden von dem ge-

meinen Pöbel der Affen, zwei Zimmer im ersten Stocke; in denen er sich abwechselnd aufhält. In der Mitte dieser Zimmer ist ein Strick an der Oberdecke angebracht, vermittelst dessen er sich wollüstig hin und herwiegt, wie auf einer Schaukel. Das ist eines seiner Vergnügen. Sobald er allein ist, langweilt er sich, dann fängt er an, seinen Gesellschaftssinn auf jede erdenkliche Weise zu äußern. Er klagt, er seufzt, er ruft, so zu sagen! klopft mit seinem Kopfe an die Thüre, wie ein Mensch, und sieht durch das Schlüsselloch, ob man ihn nicht bald erlösen wird. Er schläft in einer Wiege, und wird in den Schlaf gesungen; entfernt sich sein Wächter, bevor er eingeschlafen ist, so weint er jämmerlich. Sehr sinnig ist die Art und Weise, wie er mit der Familie seines Aufsehers verkehrt. Er folgt ihr überall nach. Sein Lieblingsplatz ist neben dem Kamin, wo er den Zubereitungen der Mahlzeit zusieht. Er sitzt auf einem Stuhle zusammengekauert wie ein müder Mensch, und sieht bald ins Feuer, bald diesen, bald jenen an. Jeder Schall, jede Bewegung um ihn her nimmt seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ist endlich der Tisch gedeckt, so setzt er sich an seinen Platz, man bindet ihm die Serviette vor, er ißt Suppe, er ißt Fleisch, Gemüse, trinkt Wein, und bedient sich dabei, wie seine Tischgefährten, des Löffels, der Gabel, und des Glases. Seine Hand ist ganz dazu gebildet. Sie gleicht der runzlichen, braunen Hand eines Greises, nur ist der Daumen etwas kleiner und mehr zurück, als bei dem Menschen. Mit dem kleinen Kinde des Hüters hat er eine Freundschaft geschlossen, die man nicht ohne Rührung sehen kann, besonders wenn man den Kontrast seines gutmüthigen Naturells gegen die tyrannisch boshafte Quälerei des Kindes vergleicht. Sobald das Kind hervortritt, eilt er auf dasselbe zu, umfaßt es am Hals und küßt es zärtlich, wobei er sein Gesicht wie anheimelnd an das des Kleinen schmiegt. Nie wird er ungeduldig oder tückisch. Ich sah selbst zu, wie der Junge ihn mit einem Stocke schlug und mißhandelte. Man sah dem Affen den Schmerz und das Unglück auf dem Gesichte an, aber Alles was er that, um sich zu schützen, war, daß er sich anfänglich das Gesicht und den Kopf mit den Händen bedeckte, und da dieß nicht half, sich auf Gesicht und Bauch niederwarf, und die Schläge über sich ergehen ließ. Es gibt viele Menschen, die nicht schöner sind als der Orang-Outan, und wenn man ihn in menschliche Kleidung hüllte, und unter eine Reihe von alten Gesichtern mit Negerbildung setzte, so würde es sehr schwer seyn, den Stummen von den Redenden zu unterscheiden. Den Orang-Outan kunstgemäß zu beschreiben, überlasse ich der Wissenschaft. Hr. Geoffroy St. Hilaire hat schon einige Buch Papier über ihn verschrieben. Ich kann Ihnen ein leichtes Mittel geben, sich den Anblick des interessanten Individuums zu versinnlichen. Haben Sie jemals das Bild von Mayeur gesehen? Der Orang-Outan ist Mayeur, wie ein Tropfen Wasser dem andern gleicht. Ziehen Sie dem Orang-Outan die Nationalgardisten-Uniform an, die dem Mayeur so herrlich steht, so wird man sie vielleicht beide für Affen halten, aber sicherlich den Orang-Outan nicht mehr als seinen Kameraden.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. II.

(Schluß.)

Mein Nachtquartier zu Ochandiano war so schlecht, als es nur seyn konnte und gleichwohl brachten wir die Nacht fröhlich hin. Zwei von Cordova's Adjutanten theilten mein Loos, und bei den schlechten Betten und dem Mangel an Mitteln unsern Hunger zu stillen, brachten wir unter freundlichem Gespräch, bei Grog und Cigarren, die Zeit hin, bis uns vor Ermüdung die Augen zufielen, und wir des Schmutzes und anderer unangenehmer Nachbarschaft in spanischen Betten ungeachtet in einen gesunden Schlaf versanken.

Der nebelige Morgen fand uns abermals auf der Straße nach Vitoria, und verlieh den in den ausgedehnten Waldungen dieser Gegend verborgenen Peseteros oder Douaneros Schutz genug, uns zuweilen mit ihren Kugeln zu begrüßen, was zu keiner Zeit angenehm und für einen leeren Magen an einem kalten Novembermorgen sicher ein schlechtes Frühstück ist.

Cordova schien sehr verdrießlich und zwar, wie ich leicht denken konnte, der getäuschten Hoffnung wegen, unser englisch-spanisches Korps in Vitoria einzuführen. Er war nicht so freundlich wie gewöhnlich, und da ich der einzig gegenwärtige Engländer war, so mußte ich seine üble Laune und den Spott meiner Bekannten unter den spanischen Offizieren — die sämmtlich sehr begierig waren mit der Legion zusammenzutreffen — über die fehlgeschlagene Hoffnung der Vereinigung ertragen.

Nachdem der Nebel sich verzogen hatte, beleuchtete die Sonne unsern abermaligen Einzug in die Hauptstadt Alava's und da eben Sonntag war, so lockte die Neugier eine Menge der Einwohner heraus, um die rothen Röcke zu sehen. Ihre Hoffnung fand sich jedoch getäuscht, was mir um so mehr leid that, als sie — ob auf Befehl des Generals oder aus eigenem Antrieb weiß ich nicht — wirklich Anstalten zum ehrenvollen Empfang meiner Kameraden getroffen hatten. Flaggen wehten und Schnupftücher waren bereit geschwenkt zu werden, wurden es aber nicht. Unter der zu unsrer Begrüßung versammelten Menge konnte ich nur wenige der in Spanien so hoch gepriesenen leuchtenden Augen hübscher Mädchen entdecken. Die Theaterlogen waren ebenfalls für die Offiziere der Legion aufbehalten worden und die Schauspieler spielten daher vor einem leeren Hause. Da jedoch die Kosten entweder von Cordova oder aus der Militärkasse bezahlt waren, so muß das Ausbleiben der Legion diesen schlecht bezahlten Künstlern ein unerwartetes Vergnügen verschafft haben.

Wir blieben nur Eine Nacht in Vitoria, weil die Carlisten den größern Theil ihrer Streitkräfte in der Richtung nach Navarra zu gezogen hatten. Vergebens habe ich mich bemüht, zuverlässige Nachrichten hinsichtlich der numerischen Stärke der carlistischen Armee zu erhalten; die Gerüchte in dieser Hinsicht sind so vielfältig und so wenig glaubwürdig, daß ich nur nach dem, was ich selbst sah und nach den Angaben eines Kapitäns von den Guiden, der von den Carlisten desertirte und in Vitoria zu uns kam, ein annäherndes Urtheil fällen konnte; dieser Mann war ein Deutscher und entkam unter ganz besondern

Umständen. Dann hatte ich auch einen sehr verständigen Burschen als Reitknecht, der beim Regiment San Fernando gestanden war, dann gefangen wurde, sechs Monate in der Armee des Don Carlos gedient hatte, und während des Gefechts am 27sten wieder zu den Christinos übergegangen war. Durch diese Leute und mehrere Bauern erfuhr ich, daß die absolute numerische Stärke der carlistischen Armee 30,000 Mann nicht überstiege, von denen nie mehr als 18,000 ins Feld gestellt, die übrigen aber als Douaneros oder Zollwächter, Spione oder bei Transporten verwendet würden; ein kleinerer Theil befindet sich auf Urlaub um das Feld zu bauen. Von den Navarresen sind viele während der Weinlese und zu der Jahreszeit, wo die Reben ausgeschnitten werden, abwesend. Ich bin dessen ungeachtet der festen Meinung, daß wenn Zumalacarreguy im Stande gewesen wäre, sich hinlänglich mit Waffen zu versehen, und sich, statt Bilbao zu belagern, bemüht hätte, während der letzten Zeit des Kommando's des Generals Valdez, — wo die Christinische Armee sich in weit größerer Zerrüttung befand als jetzt — über den Ebro zu gehen, jeder waffenfähige Mann in den baskischen Provinzen und Navarra seiner Fahne zugeströmt seyn würde. Diese Zeit ist jedoch vorüber, und die Carlisten beschränken sich jetzt klüglich auf ihre Gebirgsdistrikte.

Was die Christinos betrifft, so sind diese natürlich genöthigt, eine sehr ausgedehnte Occupationslinie zu besetzen, die rechter Hand von Pamplona durch das Thal des Ribeira nach Lodosa, von da an dem Ebro nach Frias und Medena de Poma führt, welches (mit Ausnahme des Dorfes Toricello an den Gränzen der Provinz Santander, welches entweder ganz unvertheidigt oder nur bei gelegentlichen Eskorten von einigen Nationalgardisten besetzt ist) der beste Ort linker Hand ist. Hierzu kommen noch die Garnisonen von Bilbao, San Sebastian, Vitoria und andern kleinen Städten, so daß ich glaube, Cordova könnte im Nothfall eine Armee von 20,000 Mann ins Feld stellen, die fremden Legionen ungerechnet. Es war eine Zeit, wo die britische Legion sicher gegen 5000 Mann dienstfähige Leute zählte; als ich aber das Hauptquartier verließ, waren 3500 bis 4000 Mann zum Dienst gänzlich unfähig und die algierische Legion, die kurz vorher zur Operationsarmee von Vitoria gestoßen war, zählte nicht über 3000 Kampffähige, die aber sehr brauchbar und vortrefflich disciplinirt sind. Eine portugiesische Brigade war, so viel ich weiß, damals nach Burgos gekommen, bis zum März aber noch nicht in aktiven Dienst getreten. Selbst mit diesen Hülfstruppen, durch welche die für Cordova verfügbare Mannschaft bis auf 30,000 anwächst, werden die Christinos — meiner Meinung nach — der Beschaffenheit des von den Carlisten besetzten Landes und einer Menge anderer Umstände wegen, stets gegen die letztern im Nachtheil stehen, und dieß selbst dann noch, wenn sie auch die doppelte Truppenzahl ins Feld stellen könnten. Die Aushebung der Recienta (Rekruten) hatte mit einigem Erfolg begonnen, doch wird noch eine ziemliche Zeit vergehen, bis diese Leute so weit abgerichtet sind, daß sie Garnisonsdienste in einer Stadt versehen können, damit Cordova in den Stand gesetzt wird, die Besatzungen von Bilbao und Santander an sich zu ziehen.

Wir verließen Vitoria und schlugen die Straße nach Miranda del Ebro ein, wo die Armee einige Tage Halt machte. An diesen Ort kam Obrist Wylde, der britische Kommissär, zu uns, dessen Bekanntschaft ich bereits in Bilbao gemacht hatte und dessen Ankunft mir viel Vergnügen machte, da sein gefälliges weltmännisches Benehmen ihm Jedermanns Achtung gewann. Niemand hätte besser für die Bequemlichkeit und die der Legion zustehenden Rechte sorgen können als er, und ich fürchte, eben dieß dürfte ihm Gefahr drohen, wenn er das Unglück haben sollte, in die Hände der Carlisten zu fallen. Von ihm erfuhr ich, daß General Evans bereits in Villacayo angekommen sey und binnen Kurzem zu Briviesca erwartet wurde, wo er für einige Zeit zu bleiben gedachte, um die zu Bilbao so gut begonnene Organisation der Legion zu vollenden. Dieser Plan wurde jedoch bald darauf aufgegeben, weil man unbegreiflicherweise sich beeilte, neugeworbene und bald abgerichtete Truppen ins Feld zu stellen.

Phormium tenax.

Am Ufer der Waldbäche und im Grunde der Schluchten von Neu-Seeland wächst eine Pflanze, die sowohl mit der Schwertlilie als der Aloë Aehnlichkeit hat. Sie war von den Naturforschern Phormium tenax genannt, und ist der Hanf der Eingebornen. Sie schaben sie mit großen Muschelschalen, trennen dann den Hanf und den Bast mit den Fingern, und weben alsdann Matten und Spitzen daraus, die sie im Thau bleichen. Die Schönheit dieser Gewebe zog die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich. Schon im Jahre 1827 hatten mehrere englische Kaufleute mit dieser Pflanze Versuche angestellt. Weder Kapitalien noch mechanische Mittel wurden dabei gespart; man konnte sie aber nicht von dem Gummiharz, welches aus derselben aussickert, befreien, noch sie zum Weben geschmeidig genug machen. Ein französischer Fabrikant, Herr Liénard, regulirte und vervollkommte kürzlich die bis jetzt stationär gebliebenen Versuche der Engländer. Er errichtete zu Pont-Remy eine Spinnerei für diese Pflanze. Die Zeuge, die wir bei der Ausstellung sahen, erschienen uns eben so schön, aber viel solider, geschmeidiger, leichter, als die Leinenzeuge. Wir glaubten, sie dürften für die Marine und das Fuhrwesen von Nutzen seyn. Bereits zeigte sich mehrfache und wiederholte Nachfrage. Eine Haupteigenthümlichkeit des Gewebes besteht darin, daß man es fünf, sechs, sieben Monate, ohne eine Veränderung zu erleiden, im Wasser liegen lassen kann. Zahlreiche Erfahrungen an Netzen und Tauen lassen hierüber keinen Zweifel mehr. Die Fabrik Herrn Liénards in Pont-Remy beschäftigt mehr als tausend Arbeiter, und ehe einige Monate vergehen, wird die rasche Ausdehnung dieser Fabrik diese Zahl, wie man uns versichert, auf mehr als dreitausend erhöhen. Ehe man diese Pflanze in einen spinnbaren Zustand bringt, erleidet sie sieben wenig kostspielige Manipulationen. Wenn man bis zum Kämmen Alles zusammenrechnet, kommt der Centner nicht einmal auf sechs Franken zu stehen.

Die Fregatte Thetis.

Der Untergang der Fregatte Thetis und die unverhoffte Rettung der an ihrem Bord befindlichen werthvollen Ladung ist aus öffentlichen Blättern bekannt, und auch vom Ausland bereits mitgetheilt worden.

Herr Dickinson, Kapitän des brittischen Schiffes Lightning, wurde bei der Rettung der Güter der genannten Fregatte verwendet, und hat nun einen umständlichen Bericht über sein Verfahren bei dieser Gelegenheit mitgetheilt, der mit um so größerem Interesse gelesen werden dürfte, als hier abermals ein Beweis vorliegt, wie viel man mit Muth, Geschicklichkeit und Ausdauer selbst in Fällen vermag, wo — wie hier — jede Hoffnung des Erfolgs verschwunden scheint.

Die Nachricht von dem Untergang der Thetis wurde dem Oberbefehlshaber der südamerikanischen Station, Kontreadmiral Baker, damals zu Rio-Janeiro, vom Lieutenant Hamilton, einem Offizier der Thetis, in einem Schreiben mitgetheilt, das von Kap Frio aus, wo der Schiffbruch stattfand, zu Land befördert ward. Der Admiral begab sich sogleich mit mehrern Schiffen nach dem angegebenen Punkt, begnügte sich jedoch damit, eines derselben zu Bewachung des Wracks und zu Auffischung von werthvollen Gegenständen aufzustellen, die etwa emporgetrieben werden könnten, und nachdem er die noch lebenden Offiziere und Matrosen der Thetis nach Rio-Janeiro eingeschiffe hatte, gab er allem Anschein nach jeden Gedanken an Rettung der Ladung des Schiffes auf.

Kapitän Dickinson, der sich damals zufällig zu Rio befand, glaubte indeß, daß es doch noch möglich seyn könne, die verlorne Ladung wieder zu gewinnen, und bei der Rückkehr des Admirals Baker von Kap Frio legte er demselben seinen Plan zu diesem Ende vor, und erhielt von ihm die Erlaubniß zu dessen Ausführung. Die zu seiner Verfügung stehenden Mittel ließen nur wenig hoffen, da in der ganzen Stadt weder ein mit der nöthigen Kenntniß ausgerüsteter Mann, noch ein tauglicher Apparat aufzufinden war. Der Kapitän suchte jedoch diese Schwierigkeiten zu überwinden; es gelang ihm Leute zu finden, die sich zu seinem Zweck abrichten ließen, und mit unendlicher Mühe brachte er den Bau einer großen Taucherglocke zu Stande.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, segelte er am 25sten Januar 1831 ab, und lief am 30sten im Hafen von Frio ein. Er machte sich sogleich daran, die Küste zu untersuchen und die Lage des Wracks ausfindig zu machen, von dem jedoch keine Spur mehr zu entdecken war. Die Stelle, wo die Thetis untergegangen war, ist eine Art Bucht, nur an der südwestlichen Seite offen, und folglich an dieser der ganzen Gewalt des atlantischen Oceans bloßgestellt. Der Grund war mit großen unregelmäßigen Felsen besetzt, und die Küste bestand aus rauhen fast senkrechten Klippen von 80 bis zu 181 Fuß Höhe. Nachdem der Kapitän alle diese Umstände wohl erforscht und sich mit der vermuthlichen Lage des Wracks bekannt gemacht hatte, beschloß er, sich an sein Unternehmen zu wagen. Sein Schiff, der Lightning, ward dicht ans Ufer gelegt, und auf den Felsen Zelte zu Aufbewahrung der Vorräthe u. s. w. aufgeschlagen. Fast zwei Monate verstrichen, während welcher Kapitän Dickinson und seine Leute sich den größten Entbehrungen ausgesetzt sahen, und mit unvorhergesehenen Hindernissen der größten Art zu kämpfen hatten. Der erste Schatz wurde am 27sten März entdeckt wo die mit der Taucherglocke arbeitende Mannschaft, die Kübeln mit Dollars und einige sogar mit Gold gefüllt, emporkamen. Sie wurden mit drei Freudenrufen begrüßt, die von den rings die Bucht umgebenden Klippen widerhallten, wie sie wohl an dieser Stelle noch nicht gehört worden waren, und von der Mannschaft auf den Anhöhen und einigen zufällig anwesenden Eingebornen wiederholt.

Der Eifer der Mannschaft wurde nach dieser Entdeckung so groß, daß Kapitän Dickinson, um demselben zu genügen und zugleich sein Werk zu fördern, den neuen und gefährlichen Versuch unternahm, mit der Taucherglocke bei Nacht zu arbeiten, um dem Unternehmen Tag und Nacht zu widmen. Außer dem Lightning hatte der Kapitän noch eine Schaluppe, einen Schooner und eine brasilische Barkasse zur Verfügung, und um die Arbeit mit der Taucherglocke bei Nacht zu fördern, wurden diese vier Fahrzeuge in ein Viereck zusammengestellt, mit Fackeln über jedem Stern und an jedem Hinterdeck, um so die gehörige Beleuchtung unter dem Wasser zu erhalten. Diese Unternehmungen wurden mit dem besten Erfolg gekrönt und große Summen emporgeholt. Außer der Unterbringung dieser Schätze, lag dem Kapitän noch die schwere Sorge ob, sie vor Beraubung zu schützen, was nicht leicht war. Auch wurde er durch die Mißgunst der Eingebornen belästigt, die sich einbildeten, die Engländer wollten eine Niederlassung auf der Insel gründen, und deßhalb der Regierung zu Rio-Janeiro Vorstellungen machten. Dieß nöthigte ihn fortwährend in Zelten zu leben, statt sich bequemere Wohnungen aufbauen zu können. Seine Leute wurden von Krankheiten befallen, und hatten von den unzähligen Insekten dieses Klima's ungemein zu leiden; des Ungeziefers, der Schlangen und Raubthiere nicht zu gedenken. Bis zum 18ten Mai waren ungefähr 150.000 Dollars in Geld und in Barren in Sicherheit gebracht. Um diese Zeit kam das brittische Schiff Eden mit dem Kapitän Owen zu Kap Frio an, und Kapitän Dickinson hatte die Freude, diesem 124.000 Dollars an Werth für die Bank von England in seinem Namen und dem der übrigen Retter der versunkenen Schätze mitzugeben.

Er setzte seine Arbeiten, mit Ausnahme eines kurzen Besuches in Rio, im August, bis zum März des nächsten Jahres fort. Um diese Zeit kam die brittische Schaluppe Algerine an, die ihm von dem Admiral den Befehl brachte, seine Arbeiten dem Befehlshaber der Schaluppe, Herrn Roos, zu übergeben, der sie dann auch fortsetzte. Der Gesammtverlust durch den Untergang der Thetis belief sich auf 810.000 Dollars, von denen Kapitän Dickinson ungefähr 589.000 und Kapitän Roos 161.500 rettete.

Vermischte Nachrichten.

Ein schönes Exemplar des kolossalen Rochen (Cephaloptera —?) ward dem United Service Museum von dem Lieutenant J. H. St. John zum Geschenk gemacht; es ist ein Fötus. Die Mutter ward von Lieutenant St. John und Andern in Jamaica getödtet, und maß ungefähr fünfzehn Fuß sowohl in die Länge als in die Breite. Die Kraft dieses Ungeheuers war so groß, daß, nachdem es von fünf Harpunen und mehrern Flintenkugeln getroffen worden, es mit Leichtigkeit vier Boote sammt ihrer Mannschaft fortschleppte und endlich, nach einem fünfstündigen Kampfe, mit Wunden bedeckt an die Küste gezogen wurde. Der nun im Museum in Scottland-Yard befindliche Fötus mißt fünf Fuß drei Zoll in der Länge und vier und einen halben Fuß in der Breite.

Ein Bauer aus der Gemeinde Fengarolles, Namens Raymond Rabanel, ein kräftiger sechzigjähriger Greis, kehrte von seinen Feldarbeiten nach Hause zurück, als er mit seinem Wagen an einen Bienenstock stieß, der sich auf seinem Wege befand. Die aufgebrachten Bienen stürzten sich über den Bauer her und stachen ihn mit solcher Wuth, daß der Unglückliche den heftigen Schmerzen unterlag und todt vom Platze getragen wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1836.

Das Reisen in England.

(Von E. v. H.)

Der Transportmittel für Reisende gibt es in England zweierlei, nämlich öffentliche Kutschen oder Postpferde. Die erstern zerfallen wieder in Stagcoaches, die von Privatgesellschaften gehalten werden, und Mails, welche die Briefe verführen und einem Guard (Kondukteur) der Regierung unterstellt sind. Beide haben große elegante Wagen, nur mit dem Unterschiede, daß die Mail hinten nur einen Platz für den die rothe königliche Livree führenden Guard hat, während auf den Privatkutschen hinten Passagiere sitzen. Den Mails muß Alles ausweichen, weßhalb der Guard eine Trompete führt, die aber im Tone und der Behandlung den Hörnern unserer Hirten, wenn sie Morgens das liebe Vieh zusammen blasen, nicht unähnlich sind. Die Regierung gibt die Pferderelais in Pacht, und da es überhaupt mit dem Pferdewechsel in England eine eigene Bewandtniß hat, so muß dieses deutlicher ausgeführt werden. Wenn eine Gesellschaft zusammengetreten ist, um auf einer Straße eine Eilfahrt zu etabliren, so kauft sie die nöthigen Pferde und stellt alle 10—12 Meilen die Relais auf. Dieß geschieht in Dörfern, oder noch lieber in ganz einsamen kleinen Häuschen, woran Stallungen gebaut werden. Hier bleibt der nöthige Dienst den Stallleuten, welches durch ganz England die verlässigsten Dienstboten sind. Nun werden die Kutscher geworben, welches bei der ganzen Unternehmung das Schwierigste ist. Diese Leute bilden eine ganz eigene Klasse der Gesellschaft, und nehmen nicht den letzten Platz in ihr ein. Sie stehen im Ansehen und mit einer großen Menge Personen in Verkehr und Bekanntschaft. Ich habe deren getroffen, die 25—30 Jahre auf derselben Straße hin- und herfuhren, und die Kenntniß von Menschen und Pferden ist bei diesen Veteranen bewunderns-würdig. Es ist keine kleine Arbeit um dieses Kutscherleben. Der Kutscher fährt in der Regel 50—100 Meilen unaufhaltsam fort, bekommt alle 10 Meilen vier andere meist junge feurige Pferde vor sich, die er vom Bocke halb stehend, halb sitzend mit der angespanntesten Aufmerksamkeit und einem Aufwand von Kraft und Entschlossenheit lenken muß, die bei solcher Dauer nur durch Gewöhnung von frühester Jugend auf erklärt werden kann. Ich habe niemals einen englischen Kutscher den Kopf verlieren sehen, und selbst bei den desperatesten Fällen behalten sie eine unerschütterliche Ruhe und Besonnenheit. Die größten Probiersteine dieser Eigenschaften sind die sogenannten Oppositions. Wenn nämlich auf einer Straße Konkurrenz entsteht, da es Niemanden in England benommen ist, einen Eilwagenkurs zu errichten, so heißt dieß Opposition, wobei das Publikum immer gewinnt, da die Preise herabgedrückt werden und die Geschwindigkeit zunimmt. Ich fuhr mit der Mail eines Morgens ab, und in diesem Augenblicke fliegt eine Stagecoach um die Ecke, legt vier neue Pferde vor und uns nach. Nun entstand ein förmliches Wettrennen, und obschon die Mails in der Regel die besten Pferde haben, so gelang es doch der Stage, durch ein kühnes Manövre vorzukommen. Die Mail machte nun ihr Recht geltend, und der Guard blies sich fast die Lunge aus, da aber beide Wagen in voller Carriere dahin flogen, war an ein Vorfahren nicht mehr zu denken, bis immer wieder der eine oder der andere Wagen neue Relais vorlegte, welches aber mit unendlicher Schnelligkeit geschieht. Nachdem dieses Wettrennen mehrere Stunden gedauert, erwachte der ganze Stolz der Royal Mail, und ich werde den vor Zorn glühenden Kutscher nicht vergessen, als er eben wieder vier neue sich bäumende Goldfuchsen vorgespannt bekommen hatte, und nun mit einem God d . . . davon flog. Bald hatten wir die Kutsche eingeholt, und nun überrannten unsere Pferde ohne Peitschenschlag, wie von eigener Ambition getrieben, im rasenden Rennen die Stagecoach, an der wir von Achse und Graben einen Zoll entfernt vorbeistürzten und sie nun ganz hinter uns ließen, worauf sich der Triumphator lächelnd und zufrieden nach uns umwandte, um unsere Huldigungen zu empfangen. Ich gestehe, daß kein geringer Grad von Geschicklichkeit dazu gehört, vier Pferde, die stets im Zustande des Durchgehens sind, so zu regieren, daß kein Unglück geschieht, und kann es Niemanden verargen, wenn er in solchen Augenblicken, wo das Leben von 18 Menschen an einem Nagel, an einer Schraube hängt, etwas Herzklopfen empfindet. Derlei Dinge wären aber auf keiner andern Straße, als auf englischen zu versuchen, und die Einrichtung mit den

Wagen dient auch dazu, Unglück zu verhüten. Die Wagen bleiben nämlich stets im Besitze des Sattlers, der sie gefertigt und für sie haftet. Man kann leicht denken, daß sie gut im Stande erhalten werden, da dieß im Vortheile des Besitzers liegt, und mir ist bisher kein Beispiel vorgekommen, daß etwas an einem Wagen gebrochen wäre, obgleich die Regel ist, in der Stunde Zeit, 10 engl. Meilen, auf 2 deutsche 9 engl. Meilen gerechnet, zurückzulegen, welches auf den Bahnen von Birmingham, Liverpool, Edinburg nur bis auf 12 Meilen gesteigert wird, wo dann die Pferde stets sich in vollem Laufen befinden müssen. Die Pferdgeschirre sind von vortrefflichem Leder, meistens mit gelbem Beschläge und Alles sehr solid in Haken gehängt. Nie sieht man etwas im Geschirr mangeln, und die schönen Pferde funkeln, wenn sie aus den Stallungen kommen, so schön sind sie und ihre Geschirre gehalten. Sie werden aber auch vortrefflich behandelt und rohe Behandlung gegen diese edeln Thiere ist in England eben so selten, als Bosheit oder Unart in den Pferden selbst. Der einzige Fehler ist, daß man sie zum Theil zu früh einspannt. Ich fuhr mit einem Postzuge, worunter sich drei 5jährige Postpferde befanden, und das älteste 6 Jahre hatte. Sie waren voll Uebermuth und versuchten mehrmal durchzugehen. Wir kamen in Shrewsbury in vollem Laufe heran, um eine scharfe Ecke aufs Trottoir und der Wagen war im Stürzen, als der Kutscher auf die vier Pferde einen furchtbaren Hieb führte und diese dadurch einen solchen raschen Zug den Berg hinauf machten, daß der Wagen wieder herüber gerissen wurde, und es nun im Carriere das Pflaster hinaufging. Ohne diese Entschlossenheit lag der Wagen zerschmettert. Kontrolle gibt es in allen diesen Dingen keine als die Oeffentlichkeit und Verlust der Reputation, die dem Kutscher schrecklicher wäre, als alle Strafen. Der Kutscher kümmert sich um die nähern Details nicht. Wenn er erscheint, ist Alles schon gepackt, die Reisenden sitzen auf ihren Plätzen, die Pferde sind angespannt, die Grooms hängen an ihnen, um sie zu besänftigen. Ein Jokey legt zwei breite Kissen auf den Kutscherbock, den Cloak (Mantel) des Herrn Coachman, säuberlich darüber, und nun endlich erscheint dieser, wohlgenährt und kupferwangig, schreitet ruhig einmal um die Pferde herum, ergreift sofort die vier Leitseile, steigt auf seinen Bock, empfängt eine jener schönen Peitschen, die man nirgends nachmachen kann, grüßt seine Umgebungen, und auf das herausschallende All right des Porters oder Guards fliegen die Pferde davon, ohne einer Peitsche zu bedürfen. Dieser Ausdruck bezeichnet in England im Allgemeinen das Beendigen einer Sache und wird bei allen Gelegenheiten gebraucht. Wenn der Guard sich hinten aufschwingt und sein All right ruft, sind die Pferde schon im Galopp von der Stelle. Die englischen Kutschen müssen Passagiere mit ihren Effekten aufnehmen, wo es verlangt wird, und das Erheben des Fingers eines auf der Straße Wartenden oder Herbeieilenden ist hinlänglich, um den Wagen im schnellsten Laufe zum Stehen zu bringen. Der Passagier setzt sich dahin, wo Platz ist, und die Effekten werden mit unglaublicher Geschwindigkeit und Geschick gepackt. Das kleinliche Abwägen der Koffer, wie es zur Plage der Reisenden in mehrern Staaten Deutschlands angetroffen wird, kennt man hier nicht. Und dennoch habe ich nie gesehen, daß ein Gegenstand im Packen beschädigt worden wäre, welches freilich größtentheils von den vortrefflichen Straßen herrührt, ohne welche übrigens Menschen und Güter nicht so leicht auf den öffentlichen Wagen placirt werden könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Der Orang-Outan. — Die Truands im Jahr 1836. — Victor Hugo auf Reisen. — Mademoiselle Taglioni.

(Schluß.)

Alles ist nur Wiederholung im Leben. Dermalen ist es die Reihe der Truands, die Paris zum Schauplatze ihrer nächtlichen Industrie ausersehen haben, und darin schalten, als ob es keinen Polizeipräfekten und kein zahlloses Heer von Schergen, Sbirren, Häschern, Stadtsergenten und Soldaten gäbe. Es ist heute, in dem Paris von 1836, wie es in dem Paris des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts war, als die berüchtigten Wunderhöfe beim Anbruch der Nacht ihr gräuliches Gesindel von Dieben, Beutelschneidern und Spitzbuben, wie eine umherwandernde Kloake über Paris ergossen. Damals spielten die Theater bei hellem Tage, weil es nicht gerathen war, nach 4 Uhr im Winter noch die abgelegenen Straßen zu betreten. Soll es wieder dahin kommen? Man muß die Industrie und den praktischen Geist bewundern, mit welchen die Diebe den günstigen Zeitpunkt ihres Treibens benutzen. Seitdem Alibaud mit einer Stockflinte nach dem König geschossen hat, werden alle Stöcke, Röhre, die nur irgend wie eine Vertheidigungswaffe, wäre es auch nur einen Bleiknopf, enthalten, in Beschlag genommen. Das Zuchtgericht straft und der Stock, wie kostbar er auch sey, und was für Gesetzanbietungen Sie machen mögen, ist unrettbar verloren. Und wenn Sie aus dem Gerichtssaale nach Hause kehren, etwas spät in der Nacht, so empfängt Sie beim Herumbiegen um eine Ecke eine Gesellschaft von 4, 5, 6 bis 8 Gaunern, die Ihnen Uhr, Hut, Geld und Kostbarkeiten abnehmen, Ihnen mit Messerstichen und Knüttelschlägen aufwarten und Sie für todt auf der Erde liegen lassen. Ich wohne in einem dieser angenehmen Quartiere, in welchem vor wenigen Tagen der Direktor des Journals le bon Sens überfallen und gräßlich mißhandelt worden ist. Natürlich, die Anfallenden sind gewiß, daß man Ihnen keine unglimpfliche Waffe entgegensetzen werde. Alle Dolche, alle Stockdegen und Eisenröhre sind untersagt, und die Polizei? Ja lieber Himmel, die hat Anderes zu thun, als sich um die persönliche Sicherheit der Bürger zu bekümmern. Sie kennt nur eine Sicherheit, das Gefängniß, und dahin bringt sie Jeden, der Miene macht, ein republikanisches Lied auch nur zu denken. Wäre ihr Schutz nicht der Feindseligkeit der Diebe gleich, so könnte man nichts Besseres thun, als den witzigen Rath des Corsaire zu befolgen. „Ihr klagt," sagt er, „daß die Spitzbuben Euch auf der Straße anfallen und berauben, und daß die Polizei sich nicht sehen läßt,

warum ruft Ihr nicht gleich beim Eintritt in die Straße: vive la république. Ihr könnt überzeugt seyn, daß Euch dann eine Bedeckung bis auf die Polizeipräfektur nicht fehlen wird." Leider hilft der beste Witz nicht zu Allem. Man muß sich übrigens nicht wundern, daß die Polizei in diesen Kleinigkeiten unthätig bleibt. Sie hat Wichtigeres zu thun. Davon muß man sich überzeugen, wenn man jetzt eine Ausfahrt von Louis Philipp sieht. Von den Tuilerien an ist der Verkehr über den Pont-royal und längs des Quai's durch eine Unzahl Polizeidiener untersagt, unmöglich gemacht, Polizei links, Polizei rechts, Polizei vor dem Wagen, Polizei hinten, Polizei auf dem Brustgeländer der Seine, Polizei rechts auf der Terrasse der Tuilerien und diese Terrasse selbst dem Publikum verschlossen. So geht es in unabsehbarer Länge durch die elysäischen Felder fort, gegen Neuilly zu. Es lebe der König! wohl, das ist aber kein Grund, daß wir wie feindliches, erobertes Land den nächtlichen Kroaten preisgegeben werden.

Die Literatur schläft in diesem Augenblick. Ich habe Ihnen von einigen Ausnahmewerken gediegenen, hohen Werthes zu sprechen, nächstens und besonders. Von andern vorübergehenden Berühmtheiten des Tages, Blüthen der Kameradschaft und der Wohldienerei, der bezahlten Zeitungsartikel und wechselseitigen Weihrauchstreuung habe ich nichts sagen wollen: es eckelt mir davor. So z. B. vor dem letzten Roman von J. Janin, diesem schriftstellerischen Eiertänzer. Was wollen sie von einem Menschen erwarten, der keinen eigenen Gedanken, kein Herz im Busen, kein Gefühl von menschlicher Ehre besitzt. Ich habe keine Bewunderung für eine Schreibart, in der die Worte Alles sind, und die Gedanken nichts. Ich denke mit Quintilian, daß die wahre Beredsamkeit eine Gabe des Herzens ist, nicht des Kopfes. In dem Styl von Janin zumal ist mir das monotone Geschwätze und Geklirre zuwider.

Ich habe schon lange Lust, Ihnen ein umfassendes Bild von einigen der jungen Celebritäten in der Literatur zu geben. Will ich sie noch malen, während ihr Stern glänzt, so muß ich eilen. Einer um den andern sinkt. Victor Hugo entschlüpft nur noch, ich möchte nicht schon eine Schlußgränze in seinem Leben ziehen. In diesem Kopfe ist Kraft und Genie, nur leider mehr Manier und affektirte Gemeinheit. Es ist nicht zum Ausstehen, wie dieser Mann in dem mühevollen Haschen nach Eigenthümlichkeit sich stets der plumpesten Trivialität in die Arme wirft. Neulich machte er eine Reise in die Bretagne. Indem er auf dem Gestade des Meers wandelte, gewahrte er, daß es Oceane gebe unter der Hirnschale wie unter dem Himmel. Das soll eine Idee von kolossaler Originalität seyn! Ein anderer badet sich im Meer, und wenn er poetisch reden will, so fischt er „In den Fluthen des Oceans." Victor Hugo badet sich in dem „Speichel (Salive) des alten Oceans." Wohl bekomm's! warum nicht „in dem Geifer" und was die sauberen Ausdrücke mehr sind? Der Dichter will seinem Freund, an den er schreibt, die Stadt Fougères schildern. Das fängt er also an: ich komme auf Fougères zurück. Ich will durchaus, daß Sie Fougères sehen. Denken Sie sich einen Löffel (entschuldigen Sie den abgeschmackten Anfang). Der Löffel, das ist das Schloß; die Stadt ist der Stiel; auf das Schloß „rongé de verdure" (was das heißen soll, weiß ich nicht, vielleicht heißt es nichts) setzen Sie sieben Thürme, alle von verschiedener Form, Höhe und Zeit; auf den Stiel des Löffels häufen Sie einen unentwirrbaren Knäul von großen und kleinen Thürmen, von alten feudalen Mauern mit alten Hütten bedeckt, von zackigen Gipfeln, spitzen Dächern, steinernen Fenstern, durchsichtigen Balkonen, Maschikuli's Gärten und Terrassen; hängen Sie jenes Schloß an diese Stadt, und stellen Sie das Ganze abhängig und in der Quere in eines der weitesten und tiefsten Thäler. Durchschneiden Sie das Ganze mit dem fließenden und engen Wasser der Vilaine, auf der jeden Tag vier oder fünf Mühlen klappern. Lassen Sie die Dächer rauchen, die Mädchen spinnen, und Sie haben Fougères; was sagen Sie dazu?" Und so weiter einige Seiten hindurch.

Unter originellen Schauspielen auf dem Ufer des Meers ziehe ich dasjenige vor, welches sich vor einigen Tagen zu Gruissan in der Nähe von Narbonne zugetragen hat: Meyerbeer's Robert der Teufel, auf einer Barke aufgeführt, durch eine Bande herumziehender Schauspieler. Das Orchester bestand aus einer Trommel und einer Pfeife. Die Zuhörer hielten das Ufer besetzt, theils stehend, theils sitzend und bildeten ein Auditorium von höchst malerischem Anblick. Schon früher war Robert der Teufel in Carcassonne unter Begleitung einer einzigen Geige gespielt worden. Es scheint mir, daß dieß Erscheinungen sind, die dem Talente von Meyerbeer ein eben so glänzendes Zeugniß ausstellen als aller Pomp und Reichthum der großen Oper zu Paris.

Die neueste und wichtigste Angelegenheit in der Weltgeschichte, von unermeßlicher Bedeutung für das Gleichgewicht der europäischen Staaten und die fortwährende Civilisation der Menschheit, ist das Wiederauftreten der Mademoiselle Taglioni auf der Bühne der großen Oper. Enfin, Mlle. Taglioni nous est rendue, Dieu soit loué! Das ist der Text. Aber die Kommentare würde ein Quartband nicht fassen. Blumenkränze, Kronen und Devisen, mit Versen und Glückwünschen regneten auf die angebetete Tänzerin herab. Man erzählt, daß ganze Familien der noblen Faubourg von dem Lande nach Paris gekommen sind, um sie zu sehen, daß die Diplomatie ihre Verhandlungen ausgesetzt und den Spaniern hat sagen lassen, sie möchten einige Tage mit ihrer Revolution warten, bis die große Begebenheit in Paris vorüber wäre. Glückliche Taglioni, was ist Louis Philipp im Vergleich zu Dir!

Ein Neger des Zuengas-Stammes.

(Erinnerung aus St. Paul in Brasilien.)

Morgens den 20sten Oktober 1835 überholten mich eine Stunde von St. Paul, auf einem Wege, den das Feuer mitten durch einen dichten, noch von keiner Axt berührten Wald gebahnt hatte, etwa hundert mit Kaffeesäcken beladene Neger, singend und nach dem Takt des Gesanges marschirend. Ein Mulatte befand sich unter der Truppe, und begleitete mit einem kleinen Instrument den Gesang, dessen Refrain die Neger wiederholten. Einige Schritte hinter ihnen sah ich den Feitor (Oberaufseher), der sein Pferd tummelte und mit einer langen Peitsche

knallte und den Schultern der Saumseligen Hiebe zutheilte. Beim Uebergang über den kleinen Schlangenfluß (rio das Scobras), der die Straße durchschneidet, gleitete einer dieser Neger, der eine bequemere Furt, als diejenige, wo seine Kameraden hinübergingen, gesucht hatte, einen Abhang hinunter bis in den Fluß, und nicht ohne Mühe konnte er seinen Sack wieder herausziehen. Der Feitor hatte die Verlegenheit, worin er sich befand, nicht bemerkt, und trieb fortwährend die Neger vor sich her, wie man auf unsern Straßen die Ochsen zum Schlachthaus treibt. Indessen hatte Papagall (so hieß dieser Neger) vergebliche Versuche gemacht, den Sack, der durch die Nässe schwerer geworden, wieder auf seinen Rücken zu laden, und wartete, wie es schien, bis ein Neger hinüber wollte, um sich helfen zu lassen. Hier nun, am Ufer des Flusses, fand ich ihn, ruhig dasitzend und sich seine von den Dornen zerrissenen blutenden Füße waschend. Obgleich mir ein schweres eisernes Halsband, das er trug, auf den ersten Blick zeigte, daß es ein Widerspänstiger war, den man strafte, so trug ich doch kein Bedenken, ihn, meiner Gewohnheit gemäß, zu grüßen. Ein sardonisches, boshaftes Lächeln, das ich auf seinen dicken rothen Lippen bemerkte, nahm mich nicht für ihn ein; seine großen, hervorstehenden Augen richteten sich auf mich, sobald er mich bemerkte; dann wandte er mir verächtlich den Rücken, ohne meinen Gruß zu erwidern.

Diese Handlungsweise ließ mich leicht einen Unglücklichen erkennen, der mich ohne Zweifel mit seinen weißen Quälern in eine Kategorie stellte. Weit entfernt aber, mich darüber zu ärgern, erregte vielmehr seine Verachtung meine Neugierde. Ich ging auf ihn zu, und fragte ihn, ob ich ihm bei Wiederaufnahme seiner Last behülflich seyn solle. Bei diesen Worten erhob er den Kopf, betrachtete mich mit zorniger Miene, und sagte mir in gutem Portugiesisch: „Herr, ich bin nicht zum Lachen aufgelegt.“ — „Du denkst schlimm, Rapaz, erwiderte ich alsbald; konntest du glauben, ich wollte deines Elendes spotten? Gott ist mein Zeuge, ich wollte dir nur einen Dienst erweisen.“ — „Ein großer Dienst, antwortete er, weil meine Kameraden schon weit sind und ich noch da bin; aber sollte ich auch bis morgen dableiben, ich würde von einem Weißen keinen Dienst annehmen.“ — „Man muß wohl Ausnahmen machen, erwiderte ich ihm; was würde denn sonst aus der Menschlichkeit?“ — „Die Menschlichkeit!“ antwortete er ironisch; „ah! dieses Wort ist sehr schön; aber ich möchte wissen, was du von der Menschlichkeit dächtest, wenn du ein Sklave wärest, wie ich; wenn du, wie ich, nur eine Zukunft von Schmerzen und Peitschenhieben vor dir hättest! Wenn du dich jede Nacht in deinen Träumen an den Orten deiner Kindheit befändest, frei wie ein Schakal, und bei deinem Erwachen in Wirklichkeit nichts als endlose Sklaverei vor dir sähest, so würdest du keinen so hohen Begriff von der Menschlichkeit haben.“ Er schwieg, schüttelte den Kopf, zog seinen Sack auf eine erhöhte Stelle und schickte sich an, ihn auf seine Schultern zu laden. Ich war ihm beigestanden und hatte seine Hand berührt, ohne es zu wagen, ihm ein tröstendes Wort zuzuflüstern. Er begriff mein Schweigen. „Weißer, du bist der Erste von deiner Farbe, der sich herabließ, oder vielmehr, der sich groß genug zeigte, um sich zu erniedrigen, einem armen Neger zu helfen. Ob ich es schon nicht gern habe, daß man mich beklagt, so danke ich dir doch für deine Sorgfalt, die du mir bezeugst. Aber sage mir, würdest du, wenn noch andere Weiße dagewesen wären, wenn ich z. B. dieses Dienstes auf einem Platze von St. Paul bedurft hätte, mir geholfen haben? Hättest du dich nicht geschämt?“ — „Nein! könnte ich dir ein Verbrechen aus der Farbe machen, die Gott dir gab? Du bist Sklave; aber du verkauftest dich nicht selbst, du hattest kein Recht dazu.“ — „Ich hörte niemals solche Reden in der Gesellschaft eines Weißen; dennoch sah ich eine große Zahl dieser Europäer, die von Hütte zu Hütte gehen, um Bänder zu verkaufen, und die, um nicht mehr zu sagen, eben so bös sind, wie die Herren in diesem Lande; ich kannte sogar einige, welche Neger kauften, denen sie höchstens nur Ruhe ließen, daß sie nur wenigstens nicht starben.“ — „Dieß kommt daher, weil die meisten dieser Herren der Auswurf der Gesellschaft ihres Landes sind, wie der schmutzige Schaum von den Wellen ausgestoßen wird.“ — „Aber du, Weißer, der du so verständig von Andern sprichst, kamst du nicht nach Brasilien, um Contos de Reis *) zu gewinnen?“ — „Ich kam hieher,“ wie ich anderswo war; ich suche zu leben, mich zu unterrichten, und ich finde mein Glück darin in der weiten Welt herumzulaufen.“ — „Wie glücklich bist du, Samos (junger Mann)! Oh, wenn ich so frei wäre, wie du, ich würde mich auch gern auf der Erde herumtreiben und den armen Sklaven trösten! Aber ich gehöre nicht mir; der Herr hat Alles gekauft, Geist, Blut, Fleisch und Knochen; er that mehr, er verwundete mich bis in mein tiefstes Innere, weil er mich von meinem Kinde trennte, das er verkaufte. Liebes Kind! das mich wenigstens an die Züge seiner Mutter erinnerte, die neben mir starb im Kiel des Negerschiffes. Ach! sechs und zwanzig Monde zeigten sich seitdem in ihrem Glanze, und nicht Ein glücklicher Tag, nicht Ein liebender Blick ward mir!“

(Schluß folgt.)

Archäologische Notizen.

In der Gegend von Puy, im Dorfe Margeaix, hat man einen römischen Tempel durch Nachgrabungen zu Tage gefördert, der mit Meisterstücken der Bildhauerkunst und dem herrlichsten Marmor geziert ist. Man fand eine Anzahl von architektonischen Bruchstücken, Kapitälern, Säulenschäften, Piedestalen, irdenen und bronzenen Geschirren u. s. w., einen Najadenkopf mit Wasserpflanzen umkränzt, drei geflügelte Cupido's, von denen einer unverletzt, das Haupt mit Blumen bekränzt, in der Stellung eines Fischers mit der Angel auf einem Altar sitzt. Ein anderer mit Früchten und Weintrauben gekrönter Cupido läßt einen Sperber fliegen; der dritte ist mit Aehren und Kirschen gekrönt. Diese drei Cupido's hatten wahrscheinlich noch einen mit Eiszapfen gekrönten Bruder, so daß die ganze Gruppe wahrscheinlich die vier Jahreszeiten vorstellte. Die 3½ Fuß hohen Statuen sind hinsichtlich des Styls und der Grazie bewundernswerth und sicher aus den besten Zeiten der römischen Bildhauerkunst. Noch hat man zwei Delphine, diese Begleiter der Venus, den Kopf gesenkt und die Schweife verschlungen — wie man sie auf römischen Münzen abgebildet sieht — und endlich die Trümmer einer großen Wanne gefunden.

In einer Entfernung von ungefähr 4 bis 500 Metres von dem französischen Städtchen Saaignac du Bugue hat man beim Umbrechen eines Stück Landes Gräber entdeckt, die für gallischen oder römischen Ursprungs gehalten werden. Diese Gräber bestehen aus behauenen Steinen, jedes aus einem einzigen Stück, sind fast alle 6 Fuß lang und mit einem Stein von gleicher Länge und 7 bis 8 Zoll Dicke bedeckt. Leider hat man in allen keine Spur gefunden, welche Aufschluß hinsichtlich ihres Alters geben könnte. Unter den Gebeinen fand sich indeß ein kupferner Ring, auf dem sich Umrisse von Buchstaben oder römischen Ziffern erkennen lassen, die aber sämmtlich ganz vom Rost zerfressen sind. Man hat bis jetzt fünfzehn solche Gräber entdeckt und findet deren noch immer mehr.

*) Reis ist eine portugiesische Geldsorte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1836.

Die Kopten.

2. Die koptischen Frauen.

Das Loos der koptischen Frauen unterscheidet sich auf den ersten Anblick nur wenig von dem der Türkinnen. Wie diese, gehen sie nie anders aus dem Hause, als in einen großen schwarzen Schleier, Habarah genannt, gehüllt. Ohne die Gesetze der Bescheidenheit und Schamhaftigkeit zu verletzen, dürfen sie auf keiner Straße stehen bleiben, um mit einem Manne zu sprechen. Außer ihrem Hause sind sie der ganzen Strenge der Gesetze unterworfen, welche die Moslems ihren Frauen auferlegt haben. Von ihnen kann man mit Recht sagen, daß der Schleier das verabscheuungswerthe Abzeichen der Sklaverei sey, denn man sieht, daß er ihnen schwer wird, daß sie ihn nur mit Widerwillen tragen, und sich wahrhaft eingekerkert in ihm fühlen. Weit entfernt, die ungezwungene Leichtigkeit und die Anmuth zu besitzen, welche die Araberin auch unter dem Schleier behauptet, schleichen die koptischen Frauen mit ihren Pantoffeln traurig durch den Staub einher, während die muntern, flinken Araberinnen aus ihrem Schleier eine Zierde, eine Draperie zu machen wissen; ihre Kleidung läßt beinahe ihre ganzen Umrisse errathen und ihr Gang entzückt, so zierlich und reizend ist er.

Im Innern ihres Harems ist die Lebensweise der koptischen Frauen mehr mit der der Männer verschmolzen, als sich mit den türkischen Gebräuchen vertragen würde. So können sie sich z. B. mit ihren Männern zu Tische setzen, selbst wenn Fremde mit essen. Gleich den Frauen des Moslems dürfen sie in Abwesenheit des Mannes keinen Besuch annehmen; ist dieser aber gegenwärtig, so können sie sich ungehindert in den Kreis setzen und Theil am Gespräch nehmen. Man bemerkt indeß leicht, daß jene Versammlungen, bei denen Frauen mit Männern in Berührung kommen, die nicht zu ihrer Familie gehören, die Frauen von der Zurückhaltung und Schamhaftigkeit entwöhnen, die bei ihnen jene Eigenschaften ersetzen sollten, welche aus Mangel an Erziehung nicht ausgebildet werden konnten. Da Züchtigkeit den Unterhaltungen der Männer fremd ist, so nimmt das Gespräch oft eine sehr freie Wendung, und gewöhnt die Frauen an eine Leichtfertigkeit in Rede und Benehmen, die auf ihr späteres Betragen Einfluß hat.

Die Beichte gewährt den koptischen Frauen eine Freiheit, welche die Türkinnen nicht besitzen. Zu jeder Stunde und in ihrem geheimsten Zimmer können sie ihre Geistlichen empfangen. Sobald der Mann an der Thür ihres Zimmers die schwarzen Pantoffeln eines Abouna (Paters) erblickt, entfernt er sich ohne weitere Erkundigung, denn seine Gattin ist in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten begriffen. Einigen Männern flößt die Eifersucht allerdings Verdacht gegen diese schwarzen Pantoffeln ein, allein sie trösten sich mit dem arabischen Sprüchwort: „die Neugier geht dem Unglück stets voran.“

Die koptischen Frauen scheinen sehr andächtig, da sie ihre Kirchen sehr fleißig besuchen; doch liegt die Ursache dieses häufigen Besuchs mehr in dem Wunsch sich zu zerstreuen, da die Kirche für sie zugleich ein Sammelplatz ist, den sie wie einen Vergnügungsort betrachten. Sobald sie eingetreten sind, entschleiern sie sich, sehen sich nach ihren Freundinnen um, laufen ihnen geräuschvoll entgegen, entledigen sich der beengenden Kleidung und benehmen sich ganz so, als ob sie zu Hause wären. Die jüngern necken sich, sprechen und lachen laut, und die ältern, ärgerlich über diesen Tumult, der die Worte ihres Gebets übertäubt, beklagen sich laut und schlafen nach vergeblichen Bemühungen die Ruhe herzustellen, theils ein, theils vergessen sie ihren Zorn, indem sie sich erinnern, daß sie es in ihrer Jugend auch nicht besser gemacht haben. Das verschlossene Gitter, welches die Weiber von den Männern trennt, scheint sie auch von Gott zu scheiden, so wenig wissen sie ihren Geist zu sammeln. Durch das Gitter lauschen sie nach den schönsten jungen Männern, machen sich unter einander auf sie aufmerksam, zergliedern ihre moralischen und physischen Eigenschaften, und erzählen sich scandalose Geschichten. In der Kirche werden Badegesellschaften, Spaziergänge in Gärten und Besuche bei Freundinnen verabredet, die mehrere Tage dauern dürfen, und sich zu eigentlichen Festen ausdehnen; und mehr als Ein junges Weib, die Augen auf einen Turban geheftet, der sich künstlich um ein junges Haupt windet, sinnt schon auf die Ränke, die sie anwenden muß, um dem Gegenstand ihrer Neigung nahe zu kommen.

Es läßt sich leicht denken, daß die koptischen Frauen bei dieser Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Zweck des Kirchenbesuchs und bei ihrer Lauigkeit in der Religion, auch die Treue gegen ihre Männer nicht heilig bewahren. Dieß ist vielleicht das unvermeidliche Geschick aller Sklavenvölker, denen die Ueberwinder nicht gestatten, Theil an den Vergünstigungen ihres politischen Gesetzes zu nehmen; denn wenn das bürgerliche Gesetz, welches die Gebote der Religion durch Uebereinstimmung befestigen soll, ihnen seinen Schutz versagt, so müssen diese Gebote immer lockerer werden, je mehr Religion und Glaube in den Herzen erlöschen. Das politische Gesetz der Moslems hat keinen Bezug auf das Privatleben der Kopten; es verleiht ihnen wohl Schutz, kümmert sich jedoch nicht um ihre Heurathen. Aus dieser Ursache, und auch vielleicht aus noch andern, die wir hier nicht untersuchen wollen, haben die koptischen Frauen im Ganzen genommen alle Achtung vor dem Bande der Ehe verloren, und man gibt ihnen Schuld, sie seyen der Buhlerei sehr ergeben. Bei dieser Zügellosigkeit finden sie die Mittel, ihre unmäßige Liebe zum Putz zu befriedigen, und sie benützen jene Art von Freiheit, die sie in ihren Harems genießen, desto eifriger, um ihren verliebten Intriguen nachzuhängen. Die ältlichen Frauen, welche von Haus zu Haus gehen, um Toilettenartikel zu verkaufen, besonders aber die Dienerschaft des Hauses, bieten ihnen hierzu bereitwillige Unterstützung. Der größte Theil der den Christen Dienenden sind Moslems, die sich mit Vergnügen dazu hergeben, Liebeshändel zu befördern, weil ihnen dieß ein Bakhchich (Geschenk) einträgt, um ihr Stillschweigen zu erkaufen. Zudem fühlen sie eine boshafte Freude bei dem Gedanken, ihre Herren betrügen zu können, denen sie nur selten ergeben sind, theils weil sie streng von ihnen behandelt werden, und dann weil sie Christen sind.

Die koptische Ehe ist die christliche Monogamie, keineswegs aber die unauflösliche Monogamie der Katholiken. Es war unmöglich, daß die christliche Religion unter einem so warmen Himmel, umgeben von einer so üppigen Natur, sich bis auf die Höhe entwickeln konnte, wie dieß im Occident der Fall war. Ueberdieß verpflanzten die Moslems, als sie die christlichen Länder in Besitz nahmen, Sitten und Gebräuche unter die Bevölkerung, deren Tradition bei diesen noch nicht ganz erloschen ist, und die das Christenthum wie man aus den zahlreichen Ketzereien seiner Bekenner schließen muß, noch nicht völlig verdrängt hat. Die Ehescheidung erschien den christlichen Nationen des Orients als ein glücklicher Mittelweg zwischen der moslemitischen Polygamie und der christlichen Monogamie. Viele koptische Frauen nahmen, indem sie sich dieser bequemen moralischen Kombination fügten, größten Theils gar bald die Neigung zur Veränderlichkeit, welche den Bekennern des Islams in dieser Hinsicht eigen ist, und den Geschmack an Ehescheidungen an, wodurch der Moslem aus der Klasse des Kleinbürgers sich auszeichnet. Was die Europäer eine koptische Heurath zu nennen pflegen, ist das Ergebniß einer solchen Amalgamation der Sitten, eine Art freiwilliger Vereinigung, die durch kein Gesetz genehmigt, aber durch den Gebrauch dergestalt geheiligt ist, daß man sie jetzt ohne alle Vermittlung eines Priesters, der den Bund einsegnet, schließen kann. Wie bei der türkischen Ehe, steht auch hier dem Manne die Freiheit der Ehescheidung nach ihrer ganzen Ausdehnung zu Gebote, aber nach dem fast im ganzen Orient herrschenden Gebrauche muß er die Frau ausstatten. Indem er sie ehelicht, sichert er ihr durch Kontrakt eine gewisse Summe als Mitgift zu, und verpflichtet sich, ihr die eine Hälfte am Hochzeitstage und die andere dann zu bezahlen, wenn es ihm einfallen sollte die Ehescheidung zu begehren. Da der Mann seine Frau ohne Angabe eines Grundes fortschicken kann, so ist es billig, daß er sie für die Ungewißheit, der ihre Zukunft bloßgestellt ist, einigermaßen entschädigt, und ihr auf so lange Unterhalt zusichere, bis sie Gelegenheit hat, eine andere Heurath zu schließen.

Mehrere Europäer haben solche Ehen geschlossen, um im Orient die Annehmlichkeit eigner Wirthschaft zu genießen, ohne doch deßhalb der Hoffnung zu entsagen, mit der Zeit in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Zudem ist dieß für sie der beste Weg, Arabisch zu lernen und sich in die orientalischen Sitten einzuweihen, allein es hält schwer zwei oder drei zu nennen, die bei solchen Vereinigungen glücklich gewesen wären. Man kann sich keinen Begriff von der Gewandtheit und Habsucht machen, mit der die koptischen Frauen die Unkunde der Europäer in den Gebräuchen des Landes und der Lebensweise auszubeuten verstehen. Nie vergessen sie, daß ihre Männer Ausländer sind, und sie über kurz oder lang verlassen werden, und deßhalb betrügen sie sie unbarmherzig, um sich für die Zukunft sicher zu stellen.

Bemerkt muß indeß werden, daß die wohlhabenden Familien unter den Kopten ihre Töchter nie zu solchen kurzdauernden Heurathen hergeben. Die koptischen Frauen sind im Allgemeinen ziemlich hübsch, nur ist die Entwicklung ihrer Formen etwas schwerfällig; es fehlt ihnen an Tournüre. Ihre Gesichtsfarbe ist meist bleich und matt. Selten findet man muntere von leidenschaftlichem Ausdruck belebte Physiognomien. Die Araber sagen von ihnen: „Es sind wandelnde und sprechende Leichen, sie haben kein Blut unter der Haut.“ Die verschlossene Lebensweise im Harem ist der Schönheit der Haut bei weißen Frauen sehr schädlich, wogegen bei den Araberinnen der umgekehrte Fall eintritt, denen der Schatten der Harems die zu große Röthe der Haut nimmt, ihr eine schöne bräunliche Farbe und Wärme verleiht, und sie weich wie Sammet und glatt wie Atlas macht. Die koptischen Frauen sprechen arabisch gleich allen ägyptischen Moslemitinnen.

Das Reisen in England.

(Fortsetzung.)

Die Wagen sind durchgehends niedrer und haben breitere Spur, als in irgend einem andern Lande, welches wieder nur durch die ebenen Wege möglich ist, in denen nie eine Fahrgeleisspur zu finden ist, weßhalb auch von dem ewigen grausamen Rütteln und Schütteln, die manche Eilfahrt bei uns oder in Frankreich zum Märtyrthum machen, hier keine Rede ist. Der

Wagen selbst enthält vier Passagiere und zahlt doppelten Preis. Dieß heißt Jeside. Außen sitzen hinten auf eleganten schwebenden Bänkchen acht Personen, je zu vier und vier gegenüber, die mit dem Rücken gegen den Wagenkasten oder das Gepäck etwas höher, um die Aussicht zu genießen. Mitten auf dem Wagendache liegt die schwere Bagage, Koffer, Kisten, bloß von einem leichten Rande festgehalten, welches am besten beweist, daß die Straße keine Erschütterung hervorbringt, sonst müßte auf der ersten Station bereits Alles herabgeschleudert seyn. Vorn sitzen wieder vier Passagiere mit dem Rücken an das Gepäck gelehnt auf einem schmalen Bänkchen, und die Position der an den Rändern sitzenden scheint auf den ersten Blick etwas prekär, da sie nur mit leichten eisernen Stäben eingefaßt sind und keine Unterlage für die Füße haben, die geradezu frei in der Luft hängen. Die Bänke sind ohne alle Bekleidung, ja größtentheils nach Außen mit eisernem Beschläge versehen, welches denn doch bei anhaltendem Fahren ungeachtet der sanften Bewegung lästig werden muß. Alle diese Einrichtungen gründen sich auf die Geschwindigkeit, womit man von einem Orte zum andern gelangt, weßhalb man auch in England so spät Morgens reist. Vor 7 gehen wenige Wagen ab, und nur die ganz großen Entfernungen, wie von London nach Wales, nach Edinburg, Liverpool, bringen Morgens 5½ Uhr die Kutschen in Bewegung. Für solche Fälle rathe ich nun jedem, sich mit einem guten Kissen oder Mantel zur Unterlage, und mit einem der nun allgemeinen wasserdichten Mackintosh-Mäntel zu versehen, und allenfalls etwas Brod und Fleisch zu sich zu stecken, da man wohl zum Frühstück (lunch) und Mittagessen anhält, für erstes aber nur 10, für letztes 15 Minuten gerechnet sind, welches bei der Menge Menschen sehr wenig ist. Auf die Ankündigung des Kutschers, daß man sich so und so lange verweile, entleert sich der Wagen mit unglaublicher Eile und Alles stürzt in das Diningroom, wo ein großer Tisch mit kalter Küche bedeckt ist. In England ist es Sitte, daß jeder sich von den kolossalen Fleischstücken herabschneidet, was ihm beliebt, und man setzt immer der nachfolgenden Gesellschaft vor, was die abgegangene übrig gelassen hat, bis Alles auf die letzten Knochen abgezehrt ist. Dieß will nun freilich gewöhnt seyn, und obschon die großen Roastbeefs, Hams und schinkenähnlichen Round of Beefs sich eben so appetitlich ansehen als essen lassen, so hat doch jener große Abnagungsprozeß nichts sehr Einladendes und will, wie schon gesagt, gewöhnt seyn. Von Desert und allen Feinheiten der Tischfreuden ist in England überhaupt nicht die Rede. Ein durch Wasser gezogener grasähnlicher Salat ohne Essig und Oel macht die Würze des Tisches aus, und nur der Riesenlaib Chesterkäse, der in einem enormen Mahagonykübel dem Einzelnen so gut wie der Masse nach jedem Früh- und Mittagsmahl vorgesetzt wird, bildet den Schlußstein desselben. Kaffee wird in England schlecht gemacht, und wird selten, besonders nicht zum Verdauungsprozeß getrunken. Eine Tasse mußten wir nach Tische mehrmals mit zwei Schillingen bezahlen, worin ein Grund liegt, davon abzustehen. Ein solcher Repos kostet nun ohne Bier und Wein 3 bis 5 Schillinge. Ein Glas Scherry (Xeres) wird gewöhnlich darauf gesetzt, weil die englische Küche durchaus stärkere Weine zur Verarbeitung bedarf. Lautlos hat sich dieser ganze Akt abgespielt, und lautlos hat jeder wieder seinen Sitz auf dem Wagen eingenommen. Die Engländer sind wie die Uhren, sie gehen nicht, wenn man sie nicht aufzieht, und wir Fremde mußten stets die Initiative ergreifen, worauf denn Alle sich gerne zum freundlichen Gespräche hingaben. Der schönste Platz der Outside ist der Kutscherbock, wo ein Passagier sitzen kann. Da es hier keine numerirten Plätze gibt, so muß man zuerst da seyn, um ihn einzunehmen, oder dem Kutscher einige Schillinge in die Hand drücken. Es ist eine Freude, die stets wechselnden herrlichen Postzüge unter der geschickten Hand im größten Gehorsam auf den schönen Straßen fortgaloppiren zu sehen, und dabei freien Blick über die wunderbaren grünen Matten, herrlichen Baumgruppen und ewig wechselnden Landschaften des englischen Zaubergartens zu genießen, während die Mittheilung über alle Passagiere der Außenseite hin sehr bequem ist, wenn man sich erst kennen gelernt hat. Der Kutscher führt die vier Leitseile in der linken, die zierliche Peitsche in der rechten Hand. Die Wagen weichen in England alle links aus, und es ist ein eigener Anblick, wenn sich zwei vollgepackte Wagen in vollem Laufe begegnen und die Kutscher sich wechselseitig durch Erhebung der die Peitsche führenden rechten Hand und Ausstreckung des kleinen Fingers gravitätisch salutiren. Dieß ist der Gruß aller Fahrenden, und der Grandseigneur erwiedert, sein Gigpferd führend, die Begrüßung des Stagecoachmans auf dieselbe nur etwas leichter markirte Weise.

(Schluß folgt.)

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

Astrachan, ehemals die Hauptstadt des mächtigen tatarischen Königreichs Astrachan, jetzt eines gleichnamigen Gouvernements im asiatischen Rußland, ist noch immer eine der größten, reichsten und bevölkertsten Städte dieses Riesenreichs, denn sie zählt beinahe 4000 Häuser und 42.000 Einwohner,*) was die Einwohnerzahl aller russischen Städte, Petersburg, Moskau und Riga ausgenommen, übersteigt. Sie ist 306 Meilen von Petersburg entfernt, und liegt auf einer Insel in der Wolga, etwa sieben Meilen von der Mündung dieses Flusses ins kaspische Meer, in einer ungesunden und wenig fruchtbaren Steppe.

Diese alte, ansehnliche und wichtige Handelsstadt hat einen armenischen und indianischen Kaufhof, der von Kaufleuten aus Multan, Persien, Armenien, Indien u. s. w. bewohnt wird, eine Admiralität, einen Hafen, eine Schiffswerfte, einen russischen Kaufhof (Gostinoi-Dwor) u. s. w. — Außer jener Anzahl beständiger Einwohner halten sich des Handels und der Fischerei wegen auch noch viele Fremde hier auf. Man findet in der Stadt gegen 190 größere und kleinere Fabriken und Manufakturen, besonders Seiden-, Baumwollen-, Leinwand-, Schleier- und Gürtelwebereien, Chagrin-, Juften- und Saffiangerbereien, Seifensiedereien, Lichtziehereien u. a. m. Es wird hier auch Seidenbau getrieben, so wie man gleichfalls auch alle nöthigen Künstler und Handwerker daselbst antrifft. Die Hauptsache aber ist der Handel-

*) Im Frühjahre und Sommer bei erneuerter Schiffahrt gegen 70,000.

sowohl auf der von ihrem Ursprunge bis zum Ausflusse ins kaspische Meer 600 Meilen weit strömenden Wolga, als auf dem kaspischen Meere selbst, von dem Astrachan der wichtigste Stapelplatz ist. Besonders werden von hier aus eine große Menge Waaren nicht nur in die benachbarten russischen Provinzen, sondern auch nach Persien, Armenien, nach dem Lande der Kirgisen, in die Bucharei, nach Bukhora-Indien und in andere Länder verführt. Es laufen indessen nicht gar zu viele Schiffe jährlich auf dem kaspischen Meere aus; desto lebhafter und ausgebreiteter ist dagegen der Handel und die Schifffahrt auf der Wolga. — Merkwürdig sind auch in und vor der Stadt die vielen Obst- und Weingärten, aus welchen letztern sehr vieler und zum Theil guter, obgleich nicht haltbarer Wein gewonnen wird. In der benachbarten Slobode *) Gilan wohnen viele Perser, welche Seiden- und Baumwollenzeuge weben.

Ehemals war der Handel von Astrachan noch weit ansehnlicher als jetzt. Durch die immerwährenden Unruhen in Persien, durch die häufigen Rebellionen und das trotzige Betragen der Tataren ist er ziemlich verringert worden. In der Mitte des verwichenen Jahrhunderts erstreckte sich der Handel daselbst bis nach Chiwa und Bukhara, von woher die Russen Getreide, Obst, Baumwolle, Seide, Tobak u. s. w. holten, und es war hier ein äußerst lebhafter Verkehr zwischen Persern, Armeniern, Bucharen, Kirgisen und Russen. Zwar ist noch nicht alle Gemeinschaft zwischen diesen Gegenden und Völkern abgebrochen, aber der Handel ist dennoch größtentheils nur auf das russische Gebiet und Persien eingeschränkt. Es finden sich hier fast zu jeder Zeit 50 bis 60 Fahrzeuge von 70 bis 100 Lasten zum persischen Handel, wovon einige der Krone gehören und kleine Kanonen führen. Sie werden von einem Kommandeur geführt, der Lieutenantsrang hat und unter der dasigen Admiralität steht. Diese ist gemeiniglich mit allen Vorräthen für die Schiffe versehen, sowohl zum Gebrauche der Kronfahrzeuge, als solcher, die zum Dienste der Kaufleute gehalten werden.

Die Handelsschiffe bringen den Gränzstädten Kisljar und Tarki, die am kaspischen Meere liegen und ebenfalls in verschiedene Provinzen Persiens handeln, für gewisse bestimmte Preise Lebensmittel und andere Waaren zu. Gelegentlich werden sie auch von den Persern gebraucht, Lebensmittel von Gilan nach Baku, Derbent und andern Oertern zu bringen. Es werden von Astrachan aus vorzüglich Juften, Saffiane, Chagrin, Seidenwaaren, baumwollene Tücher, Leinwand, Wollentücher und europäische Manufakturwaaren verschifft, die größtentheils für Rechnung der Armenier nach Persien gehen. Dagegen bringen die Schiffe wieder verschiedene persische Manufakturwaaren mit zurück, vornehmlich die von Kasan, als seidene mit Gold gewirkte Gürtel zum Gebrauch der Kavallerieoffiziere, besonders bei den Polen, gewobene Seide und Stoffe, die mit Kattun melirt sind, Kattun, Reiß, rohe Seide, kleine Quantitäten von Spezereien u. a. m. Sie bringen auch wohl Rhabarber mit; da sich aber die Regierung den Handel mit dieser theuren Waare selbst zugeeignet hat, so ist es Privatpersonen bei schwerer Strafe verboten, damit zu handeln.

Der Handel nach Bukhara und überhaupt in die Bucharei ist noch immer ansehnlich. Bukhara selbst ist eine sehr große und volkreiche Stadt, die der Größe und Bevölkerung Moskau's gleichkommt. Sie ist die Residenz des Khans und liegt am Sogdd, hat weitläufige Bazars, große Magazine und Waarenniederlagen, viele Kattun-, Baumwollen- und Seidenfabriken, und treibt einen starken, ausgebreiteten Handel nach Persien, besonders nach Rußland. Die vornehmsten Handelsartikel sind: Kotton, Lämmerfelle, Federn, Reiß, Vieh, Seife, Baumwolle, Baumwollengarn; ferner Sammet, Seide, Tuch und mit Gold durchwirkte Gürtel, die sie aus Persien bekommen und nach Astrachan zu Markte bringen: auch wird vieles wollenes Tuch, Indigo, Chalon, Korallen, Cochenille, seidene Tücher aus Persien von den Bucharen nach Astrachan gebracht. Rhabarber, Moschus und Bibergeil, nebst vielen andern kostbaren Spezereien, bekommen sie von den Kalmüken und von Taschkent.

(Fortsetzung folgt.)

*) Slobode heißt im Russischen ein Flecken oder eine Vorstadt.

Ein Neger des Zuengas-Stammes.

(Schluß.)

Kaum hatte er diese letztern Worte gesprochen, als wir uns vor einer Station befanden, Casa de sechos et mulhabos, die am Wege lag. Ich foderte hier meinen schwarzen Gefährten auf sich zu erfrischen: er ließ sich nicht zweimal bitten, und als wir durch die sympathetische Wirkung einer Bouteille Portwein vertraut geworden, machte er mir eine Beschreibung von den Ufern des Sees Marawi, an dem er seine Kindheit verlebt; besonders verweilte er gern bei den glücklichen Zeiten seines Nomadenlebens; mit beredtem Munde sprach er mir von den hundertjährigen Wäldern, in denen er seine Jugend in Glück und Freiheit zugebracht. Auch schilderte er mir unter Verwünschungen und krampfhaften Bewegungen die Portugiesen der Küste von Mozambique.

„Sie sind es, sagte er mir, welche die Uneinigkeit zwischen meinem Stamme und dem von Morinha stifteten, die zu meiner Niederlage beitrugen, die mich um ein elendes Stück Zeug kauften und mich in Ketten hieher führten. O Rache! ..... Ja, Rache! was auch der Priester von St. Paul darüber sagen mag. Dieser Priester, er, der keine Rührung kennt, weil er nicht leidet, er sagt, man müsse seinen Feinden verzeihen; die Rache gezieme sich nur den Bösen, den schwachen Seelen, die keine Kraft besitzen sich zu besiegen...... Nun, Adieu, denke manchmal an mich, an Papagail, den unglücklichen König des Stammes der Zuengas!“ ...

Noch hatte ich mich nicht von dem Erstaunen erholt, worein mich diese letzten Worte versetzt hatten, als der Ex-König schon fern war. Ich setzte, voll von diesem Zusammentreffen, meinen Weg fort, und es schlug zwölf Uhr, als ich in St. Paul ankam.

Als ich drei Tage später von dem Landhause eines Franzosen zurückkehrte, wohin ich Tags zuvor gegangen war, wurde ich durch ein Zusammenströmen von Leuten, Weißer, Schwarzer, Mulatten, Indianer, Mestizen aufgehalten, die sich um drei Balken herumdrängten, deren zwei, senkrecht in den Boden gepflanzt, den dritten wagrecht über ihre Enden gelegten trugen. Ich fragte nach dem Gegenstand dieses Zusammenlaufes. Man antwortete mir, man sey im Begriff einen Neger zu hängen, der, nachdem er ungerecht gestraft worden, die sieben Weißen, welche sich in der Pflanzung des Senhor dom Manoel da Silva, seines Herrn, befanden, ermordet habe, und daß letzterer mit ausgesuchter Grausamkeit lebendig begraben worden. Ich wollte mich entfernen; die Menge drückte mich; ich befand mich gerade unter dem Galgen. Ich machte neue Anstrengungen, um mich dem Anblick einer solchen Hinrichtung zu entziehen; allein sey es, daß ich nicht im Stande war, oder daß ein Instinkt der Neugierde mich zurückhielt, ich warf einen Blick aufs Schaffot. Gelbe Hosen, wie diejenigen, welche Papagail trug, riefen mir den König von Zuengas ins Gedächtniß; ich erhob die Augen — er war's!!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1836.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

Obschon der Umfang der alten Mauern Nankings größer ist, als der der gegenwärtigen Hauptstadt von China, so steht doch der größere Theil des Bodens jetzt entweder leer oder ist in angebautes Feld verwandelt. Die neueste britische Gesandtschaft nach China, im Jahre 1816, hatte Gelegenheit sich hievon zu überzeugen, da sie vom 21sten bis zum 23sten Oktober in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt aufgehalten wurde. Die Gelegenheit ward hinlänglich benützt, und die Freiheit, welche uns zur Befriedigung unserer Neugierde gelassen wurde, ward durch einen Vorfall noch vermehrt, bei dem die Festigkeit des Gesandten eine günstige Wirkung machte.

Bald nachdem die Flotte von Booten, welche die Gesandtschaft trug, auf dem großen Flusse Kiang, welcher einige Meilen nordwestlich von der alten Hauptstadt fließt, die Vorstädte von Nanking erreicht hatte, wurde der Gesandte durch die Berichte einiger Herren seiner Begleitung, die einen Theil der Stadt innerhalb der Mauern durchforscht hatten, ohne daß man ihnen ein Hinderniß in den Weg gelegt hätte, veranlaßt, das nächste Thor an der Nordwestseite zu besichtigen. Kaum war er jedoch dahin gekommen, als ein Mandarin von untergeordnetem Range zu Pferde, und von einem Haufen Soldaten gefolgt, herbeieilte und das Thor dem Gesandten und seinen Begleitern vor der Nase zusperrte. Ueber dieses Benehmen aufgebracht, verlangte der Gesandte die Oeffnung des Thors unter der Erklärung, daß er nicht eher von der Stelle gehen werde, als bis seinem Verlangen Genüge geschehen sey, eine Forderung, die indeß von dem Mandarin, der sich auf sehr unhöfliche Weise mit seinen Leuten entfernte, nicht erfüllt wurde. Der Gesandte schickte hierauf sogleich zu dem kaiserlichen Legaten, der der Gesandtschaft als Führer beigegeben war; auf die Verwendung des Letzteren wurde sogleich ein Mandarin von der Klasse des blauen Knopfs abgeschickt um das Thor öffnen zu lassen. Der Gesandte zeigte sich mit dieser Genugthuung zufrieden, und lehnte es vor der Hand ab, in die Stadt zu gehen. Dieser Vorfall machte auf die versammelte Volksmenge den günstigsten Eindruck, so daß Alle sich höflicher benahmen als bisher, und wir uns ungehindert innerhalb der Mauer umsehen konnten. Hier sahen wir, von einem mit Hochwald bedeckten Hügel, den neuen Theil der Stadt gegen Süden, der kaum ein Drittheil der unermeßlichen Bodenfläche einnimmt.

Der alte Name Nanking (südliche Hauptstadt) ist noch immer üblich, wird aber in öffentlichen Dokumenten nicht mehr gebraucht, sondern Kiang-ning-fu geschrieben, was so viel bedeutet als eine Stadt ersten Rangs, oder eigentlich nur die Hauptstadt einer Provinz. Der Porzellanthurm von Nanking (an dem jedoch nur die Ziegel von Porzellan sind) fällt schon von fern in die Augen, und reizte einige von unserer Gesellschaft, die innere Stadt zu besuchen, um ihn näher zu betrachten. Sie kamen ungehindert bis in die Vorstadt, wurden aber, als sie weiter gingen von einem so dichten Volkshaufen umgeben, daß es unklug gewesen wäre, weiter zu gehen. Befriedigend war es indeß immer, so weit in der alten Hauptstadt von China gekommen zu seyn, die von keiner der frühern Gesandtschaften noch besucht worden war. Nachstehendes ist eine bei dieser Gelegenheit von Sir George Staunton entworfene, aus seinem noch ungedruckten Tagebuch entnommene Schilderung.

„Die Aussicht von der Spitze des Hügels (innerhalb der Mauern) belohnte uns reichlich für die Mühe des Hinaufsteigens, denn es lag hier ein vollkommenes Panorama vor unsern Blicken. Auf der einen Seite, gleichsam zu unsern Füßen, befand sich die Vorstadt, die wir eben verlassen hatten, der prächtige Fluß Yang-tse-kiang mit seinen verschiedenen Armen oder vielmehr Unterabtheilungen; jenseits desselben die Pagode der Stadt, Pu-keu-hien genannt, und am Saum des Horizontes dehnte sich eine Gebirgskette aus. Auf der andern Seite lag ein schönes, einige Stunden langes Thal, das, nebst einigen aus ihm sich erhebenden niedrern Hügeln, innerhalb der alten Gränzen der kaiserlichen Stadt sich befindet. Mit Hülfe eines Fernrohrs konnten wir fast den ganzen Umkreis der Mauern übersehen, doch sahen wir uns innerhalb des ungeheuren Raums, den sie einschließen vergebens nach menschlichen Wohnungen und nach Spuren der einstigen zahlreichen Bevölkerung dieser vormaligen Hauptstadt von China um. Sogar

die Ruinen der Gebäude, die doch früher hier gestanden seyn müssen, sind gänzlich verschwunden, und Gruppen von Bäumen, Obstgärten, bebaute Felder und einige wenige Landhäuser an ihre Stelle getreten. In der Ferne, jenseits eines hohen Bergrückens, gegen Westen, konnten wir unterscheiden, daß über einem Theil des Thales Rauchwolken hingen, durch welche einige bedeutende Gebäude durchschimmerten, die ohne Zweifel zu dem noch bewohnten Theile der Stadt gehörten. Ziemlich deutlich ließen sich die Dächer von zwei oder drei tempelähnlichen Gebäuden, zwei gewölbte Thore und drei Pagoden erkennen, deren eine wir wegen ihrer alles überragenden Höhe und Stattlichkeit, und wegen ihrer Lage in der Nähe des Flusses, für den berühmten Porzellanthurm erkannten, was auch von unsern chinesischen Führern bestätigt wurde."

Die Verwüstung, welche dieser alte Sitz der eingebornen Herrscher des Landes erfuhr, schreibt sich ohne Zweifel von den tatarischen Eroberern her, die in der Wuth des Kriegs den kaiserlichen Palast und sogar die Gräber zerstörten. Es läßt sich jedoch zu Erklärung des Umstands, daß außer der großen chinesischen Mauer so wenig alte Baudenkmale im Lande angetroffen werden, noch eine andere Ursache anführen, und diese ist die wenig feste Bauart der Chinesen. Die Säulen sind größtentheils von Holz, das bei dem Wechsel der Witterung natürlich dem Verderben ausgesetzt ist; nur die neunstöckigen, Pagoden genannten Gebäude, bestehen aus festem Mauerwerk von Backsteinen, und diese erhalten sich daher auch am längsten. Die Pagode von Nanking steht oben an unter den religiösen Gebäuden dieser Art, an die anfänglich Tempel angebaut waren, deren Kirchthürme sie bildeten. Mehrere sind neben den dazu gehörigen gottesdienstlichen Anstalten und Gebäuden noch vorhanden, nur der sogenannte Porzellanthurm von Nanking, von dem einer der Begleiter der Gesandtschaft eine Abbildung nebst angehängter Beschreibung kaufte, steht isolirt. Er ist nahe an 200 Fuß hoch, die Grundmauern, auf denen er sich erhebt, sind achteckig, und die spiralförmige Treppe ist in der festen Mauer angebracht, welche den hohlen Raum umgibt, der sich bis zum Gipfel des Gebäudes ausdehnt. In den Nischen an den Seiten der Treppe sind die Bildnisse Budh's oder der Gottheit Kuan yin angebracht.

Da Nanking unter 32° 04′ Breite liegt, so hat das herrliche Klima, nebst der Nähe des großen Flusses Kiang eine bedeutende Volksmenge hier fest gehalten, die einen Handel treibt, der noch immer beträchtlich genannt werden kann, wiewohl er viel von seiner vormaligen Ausdehnung verloren hat. Außer den hiesigen Seidenwaaren und dem bekannten Baumwollenzeug, das den Namen der Stadt führt, schätzen die Chinesen besonders auch das Papier und die Tusche, welche hier verfertigt werden. Das starke Papier, das man in England gewöhnlich Reispapier nennt, wird ebenfalls hier in der Nähe aus einer zu den Leguminosen gehörigen, Tung-tsao genannten Pflanze verfertigt, die, gleich der Binse, in sumpfigen Gegenden wächst. Als der Pirat Koxinga die westlichen Küsten verwüstete, segelte er leicht die Mündung des Kiang hinan bis Nanking, und es läßt sich mit Recht vermuthen, daß eine europäische Flotte hier einen der verwundbarsten Theile des Reichs finden würde, da der Kanal — ein wenig unterhalb der Stadt gegen das Meer — in den großen Fluß mündet. Durch eine gleichzeitige Blokade der Mündung des Kanals und des Yang-tse-kiang würde demnach das Reich und besonders Peking in große Noth versetzt werden, weil dieses letztere größtentheils aus den südlichen Provinzen mit Lebensmitteln versehen wird.

Nanking liegt nahezu halbwegs zwischen Peking und Canton — den beiden wichtigsten äußersten Punkten von China gegen Norden und Süden. Der bedeutenden Verschiedenheit des Klima's ungeachtet, die sich bei nicht weniger als siebenzehn Breitegraden herausstellen muß, ist dennoch die Bauart der Städte und Flecken, und ihre Häuser durch das ganze Reich von überraschender Gleichförmigkeit. Der hervorstechendste Zug in der Bauweise ist die Niedrigkeit der Häuser und die engen Straßen, die gewöhnlich mit flachen Steinen gepflastert und nur für Fußgänger oder höchstens für Sänften berechnet sind. Der Weg wird zuweilen von jenen dreifachen Pforten durchkreuzt, die man mit Unrecht Triumphbögen genannt hat, die aber nicht von gewölbter sondern von viereckiger Bauart sind, und zum Gedächtniß von Personen errichtet zu seyn scheinen, die sich durch Talente oder Tugenden auszeichneten. Eine andere Art von Denkmälern besteht aus einer großen steinernen Platte, Schi-pai genannt, die 8 Fuß hoch, 2 breit, ½ Schuh dick und mit Inschriften bedeckt ist, die sich auf irgend eine von dem Kaiser verliehene Ehrenbezeugung oder das Verdienst einer ausgezeichneten Person beziehen. Sie werden stets senkrecht auf einer von derselben Steinart ausgehauenen Schildkröte aufgerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in England.

(Schluß.)

Wenn der Kutscher keinen Guard hinten hat, welches auf ganz ebenen Straßen oft der Fall ist, so muß er herabsteigen, um einem kommenden oder gehenden Passagier behülflich zu seyn. Er übergibt die Leitseile und Peitsche dem neben ihm sitzenden Gentleman und dieses Amt ist stets an den Bockplatz geknüpft. Rasch steckt er nun die Effekten des Kommenden in die großen Behälter unter den hintern und vordern Outsidebänken und schwingt sich wieder auf seinen Thron. Man macht sich in der That keinen Begriff, wie schnell sich dieß Alles abmacht. Der Kutscher erwartet von jedem Reisenden eine Kleinigkeit, die er auch wohl verdient. Die Plätze sind theuer, wo keine Opposition besteht, welches aber freilich nur noch auf wenigen Straßen Englands der Fall ist; wo diese aber ist, da werden sie auch oft ins Unbegreifliche verringert. Frauenzimmer reisen hier sehr viele auf den öffentlichen Wägen, und die ehrerbietige Auszeichnung, welche man in diesem Lande dem schönen Geschlechte beweist, gestattet jedem einzelnen Mädchen, ohne Sorge jeden Platz auf der Landkutsche einzunehmen. Sie ist sicher, mit aller Aufmerksamkeit behandelt zu werden und ein allgemeines Bestreben zu finden, ihr dienstfertig und gefällig

zu seyn. Von rohen Reden, wie man sie leider nur noch zu häufig auf deutschen Eilwagen hören muß, kann ohnehin in einem Lande strenger Moral und feinen Sittentaktes, wie England, keine Rede seyn. Die royal Mails unterscheiden sich nun von diesen Kutschen nur durch die geringere Anzahl von Passagieren, die sie aufnehmen können, und haben nichts Königliches an sich, als die rothe goldverbrämte Hofkleidung des Guards. Wagen und Pferde sind in Pacht gegeben, allein nicht wie bei unsern löblichen Einrichtungen an den Wenigstnehmenden, sondern an den Schnellestfahrenden, daher die Mails doch in der Regel Alles andere an Geschwindigkeit übertreffen. Die Regierung kümmert sich nicht um die Transportirung der Passagiere, welches alles Sache der Gesellschaft und des sie vertretenden Kutschers ist. Wenn der Regierungsguard Briefe und Depeschen zur rechten Zeit bringt, so wird bezahlt, geht aber dieser Dienst nicht regelmäßig, wird das Privilegium entzogen. Die Posten sind zwar unter einer Generaladministration vereinigt, welche sich jedoch um nichts als die Regulirung der Kurse und die Korrespondenz mit dem Auslande bekümmert und sich enormes Briefporto bezahlen läßt. Das Projekt einer Vereinigung mit den benachbarten Staaten wird wohl Chimäre bleiben, besonders da Deutschland auf keine Weise entgegen gekommen ist. Postpferde kann jeder halten, der es der Regierung anzeigt, und auch aus dieser Konkurrenz entstehen angenehme Folgen. Dieses ist nun die zweite Art in England zu reisen, die zwar langsamer und theurer, aber weit bequemer ist, als das Fahren auf öffentlichen Wagen. Die Relais habe ich sehr ungleich gefunden, und man fährt zuweilen nur acht bis zehn, zuweilen aber zwanzig und mehrere Meilen auf einer Station. Daß die Postpferde den öffentlichen Kutschen nicht gleichkommen, fand ich einigemale, als ich Mails nachfahren wollte, die kurzen Vorsprung genommen hatten und die ich nicht einholen konnte. Da die Posten nicht in königlichem Dienste sind, so kann von Livreen auch keine Rede seyn. Dagegen steht der Anzug der stets auf dem Sattelpferde reitenden Postboys, die graue Hüte oder schwarze Käppchen, runde Jacken von gestreiftem Sommerzeug, weiß und blau oder roth, knappe weißlederne Hosen und Stiefel mit gelben Stülpen und silbernen Sporen tragen, sehr leicht und gefällig aus. Auch darf man in diesem Lande nicht in Verlegenheit seyn, wenn man keinen eigenen Wagen besitzt. Jeder der Postpferde hält, hat auch eine Auswahl eleganter Wagen für jede Anzahl von Reisenden und jede Art von Gepäck, das hier mit unglaublicher Hast und Sicherheit umgepackt wird. Die angenehmste und allgemeinste Gattung sind die Landau Coupés, zweisitzig und so eingerichtet, daß der Reisende bei eintretender übler Witterung sich selbst durch einen Zug bedecken kann und nun hinter Fenstern sitzt. In einem Lande, wo es fast jeden Tag regnet und gleich wieder der herrlichste Sonnenschein folgt, ist diese Einrichtung nothwendig. Die Meile mit Postpferden wird in der Regel mit 16 Pence bezahlt, doch haben die Oppositions dieß auch schon auf einen Schilling herabgedrückt. Der Postboy erhält drei Pence die Meile. Den Schilling zu 12 Pence oder 36 kr. leichten Geldes geschätzt, wird man diese Taxe sehr billig finden. Eine Unannehmlichkeit, welche den Postreisenden begleitet, sind die vielen Barrieren, Turnpikes genannt, an denen der Zolleinnehmer in einem kleinen Häuschen oder runden Thürmchen wohnt. Ich habe dieser Zölle, welche zu Erhaltung der Wege von den Gemeinden erhoben werden, in einer Tagesreise 28 gezählt, welches bei jedesmaliger Schillingabgabe beträchtliche Kosten verursacht. Man fühlt das Lästige auch in England so sehr, daß im Parlamente der Antrag gestellt ist, die Regierung solle die Unterhaltung der Straßen übernehmen, die Straßenzölle aufheben und dagegen eine allgemeine Wegsteuer erheben. Ich kann es nur bedauern, daß diese Maßregel, welche von der Regierung angenommen wurde, nicht bereits vor meiner Reise durch England in Wirksamkeit getreten ist. Bis jetzt besteht nur eine durch Parlamentsakte erbaute Straße, nämlich die durch Wales, welche übrigens Alles übertrifft, was ich jemals von vortrefflichen Chausseen in Europa gesehen habe. Alle Straßen in England sind macadamisirt, und es wäre wohl an der Zeit, diese hinlänglich geprüfte Art der Chaussirung auch in andern Ländern einzuführen, welche nur in einer Grundlage gleichmäßig zerbröckelter und gestampfter Steine besteht, wodurch eine Ebenheit des Bodens hervorgeht, die mit einem Parkett verglichen werden darf. Die englischen Straßen sind nicht sehr breit, und ganz flach, wodurch schon allein der Gefahr des Umwerfens vorgebeugt ist. Rechts und links gehen Rasenfußwege, oder ebenfalls macadamisirte oder selbst mit Quadern belegte Trottoirs. Abzuggräben habe ich beinahe keine gefunden, und doch sind die Straßen stets trocken und eben. Leichte zierlich gezogene Hecken ziehen sich an ihnen als Einfassung der Felder hin, und Alles bekundet die fleissige Hand kenntnißreicher Behandlung. Die Ausbesserung der Wege geschieht stets fragmentarisch aber unausgesetzt, so daß man sie kaum gewahrt und nie durch sie aufgehalten oder gehindert wird. Bei den größern Städten stehen auf stundenweite Entfernungen Gaslichter an den Straßen, und die Sicherheit ist so groß, daß man nie von einem gewaltsamen Anfalle oder Beraubungen hört, die sonst Stoff zu Romanen gaben und jetzt noch in den Köpfen reicher Reisenden spucken. Daß nun in einem Lande, wo solche Wege und solch rasches Fahren besteht, das Bedürfniß der Eisenbahnen nicht so lebhaft sich ausspricht, wie bei unsern schneckenartigen sogenannten Eilwagen und schlechten Chausseen, ist begreiflich. Und dennoch wird der Bau derselben unaufhaltsam betrieben, so daß binnen einem Jahre die Bahn von London nach Birmingham und in zwei Jahren die nach Manchester vollendet seyn wird, während Eisenwege nach allen andern Richtungen im Werke sind. Die Geschwindigkeit dieser Bahnen ist gerade das Doppelte der öffentlichen Kutschen, da man auf der Bahn von Manchester nach Liverpool 36 Meilen in $1\frac{1}{2}$ Stunde und zuweilen in $1\frac{1}{4}$ Stunde zurücklegt. Für den Engländer, dem Alles daran liegt, so rasch als möglich von einem Orte an den andern zu kommen, ist diese Erfindung von unendlichem Werth. Wir dürften zufrieden seyn, wenn wir nur erst einmal die Fluggeseile der Stagecoaches erreichten; es ist aber zu bezweifeln, ob wir bei unsrer lieben deutschen Bedenklichkeit und Umständlichkeit jemals die eine, geschweige die andere Reiseart werden erreichen können.

Alter Bergbau in England.

Bei einer der jüngsten Versammlungen der Mitglieder der Bergwerksgesellschaft von Westcork kam die Art und Weise zur Sprache, in welcher die Dänen, zur Zeit als sie noch die britischen Inseln besuchten, ihr Kupfer gewannen. Dieß geschah, indem sie Schachte oder Gruben von einigen Fuß Tiefe einschlugen, dann auf dem Erzgang Feuer anmachten und so das Kupfer in der Erde schmelzten. In den Bergwerken der Gesellschaft auf der Horse-Insel (in der Grafschaft Cork) sind mehrere solcher alterthümlichen Arbeiten untersucht worden, und aus dem Reichthum und der Ausdehnung des Erzgangs, der ungefähr 15 Fuß breit ist, läßt sich abnehmen, daß die Kenntnisse der damaligen Dänen im Bergbau auf der niedrigsten Stufe standen. Der in der größten Grube entdeckte Gang besteht aus einer schiefrigen Substanz mit Flußspath untermischt, und enthält eine so unendliche Menge kleiner Adern des reichsten Erzes, daß man mit der Spitzhaue nirgends einschlagen kann, ohne Metall zu finden. Einige merkwürdige Hämmer nebst andern Instrumenten und auch mehrere eherne Pfannen wurden gefunden. Hinsichtlich dieser Schachte bestehen mehrere Sagen im Lande, die, nebst den bereits erwähnten Umständen, auf die Vermuthung führen, daß sie einer noch frühern Periode als der dänischen angehören. Es ist ein historisches Faktum, daß die Karthaginenser die Zinngruben in Cornwallis ausbeuteten. Das Notium des Ptolemäus, oder Mizen Head, ist nur wenige Stunden von der Horse-Insel entfernt, und da der ganze Distrikt, von dem jene Insel einen Theil ausmacht, eine einzige Schichte von Mineralien bildet, so läßt sich nicht denken, daß jene Insel von dem unternehmenden Volk unbeachtet geblieben seyn sollte. Eine andere, drei Meilen von der Horse-Insel entfernte Kupfermine, wo das Erz ebenfalls sehr reichhaltig ist, wird jetzt von der Gesellschaft ausgebeutet; dieses Erz hält, wie sich aus einer Untersuchung ergab, 55 Prozent Kupfer. Der Ort, wo diese Mine liegt, wird Ballydehob genannt, was im Irischen so viel als Goldstadt bedeutet.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Astrachans Handel war schon zu Ende des 15ten Jahrhunderts bedeutend. Im Jahre 1475 fand der venetianische Gesandte Ambrosio Contareni daselbst einen ausgebreiteten Verkehr mit Reiß, Seide und seidenen Zeugen, welche über das kaspische Meer hieher gebracht wurden. Auch befanden sich um diese Zeit schon Russen des Handels wegen hier. Astrachan sowohl als die umliegende salzreiche Gegend lieferte schon um diese Zeit eine große Menge Salz nach Rußland, welches auf der Wolga in die Okka und von da nach Moskau geführt wurde. Die günstige Lage an der Wolga und die Nachbarschaft des kaspischen Meeres, was durch die Handlung und Verbindung mit Persien ungemein erleichtert wurde, erhoben Astrachan unter der tatarischen Herrschaft zu einer der vorzüglichsten Handelsstädte. Ihre Eroberung war daher für Rußland ein großer Gewinn, der sich durch den Besitz der Wolga und durch die Mitherrschaft auf dem kaspischen Meere noch mehr erhöhte. Denn nunmehr verbreitete sich der russische Handel nach und nach über Astrachan nach Persien, Armenien, Kandahar, Turkestan, in die Bucharei und in die meisten am kaspischen Meere gelegenen Provinzen. Selbst mit Arabien muß Astrachan, wenn auch nur eine mittelbare, Verbindung gehabt haben; denn Olearius in seiner persischen Reisebeschreibung erwähnt 1656 daselbst des Kaffees, der bisher in Europa unbekannt war.*) — Aus den meisten dieser Provinzen strömten Kaufleute nach Astrachan, die sich daselbst entweder häuslich niederließen, oder nur so lange da aufhielten, als es ihre Handelsgeschäfte erforderten.

Da man aus Persien und aus der Bucharei solche Produkte von den Küsten des kaspischen Meeres erhielt, die nicht so leicht aus andern Gegenden erhalten werden konnten, so bestrebten sich bald andere europäische Nationen, Mitgenossen dieses Handels zu werden. Vorzüglich bemühten sich die Engländer, diese von jeher so industriöse Nation, diesen wichtigen Handelszweig an sich zu ziehen, um ihn mit dem Handel über Archangel zu verbinden.

Anton Jenkinson unternahm 1556, als Bevollmächtigter der englischen nach Rußland handelnden Kompagnie, die erste Reise nach dem kaspischen Meere. Sein Augenmerk war aber mehr auf die Bucharei, als auf die südlichen Provinzen dieses Meeres gerichtet. In Gesellschaft persischer und bucharischer Kaufleute reiste er von Astrachan nach der Bucharei ab. Allein er fand hier die gehofften Handelsvortheile nicht. Hohe Zölle und der geringe Absatz der mitgebrachten Waaren (denn Buchara hatte über Smyrna und Aleppo große Zufuhr erhalten) vernichteten jede Hoffnung, einen vortheilhaften Handelsweg von England aus nach der Bucharei zu eröffnen.

Jetzt wurde von eben dieser Nation Persien als der Zielpunkt des Handels angesehen, und Jenkinson war abermals der Unternehmer davon. Im Jahre 1562 reiste er über das kaspische Meer nach Schirwan, und von da nach Schamachie und endlich an den Hof des Schach Thamas nach Chasbin. Hier zeigte sich aber ebenfalls kein günstiger Zeitpunkt, um einen unmittelbaren Handelstraktat mit dem Schach von Persien schließen zu können. Das Einzige, was Jenkinson auf dieser Reise zum Besten des englischen Handels gewonnen hatte, war eine von dem Khan Abdullah zu Schamachie erhaltene Handelsfreiheit, die ihm gestattete, seine Waaren zollfrei in dessen Staaten einzuführen.

Nach dieser Einleitung reisten von 1564 an mehrere englische Faktoren in Handelsangelegenheiten nach Persien. Einer, Namens Arthur Edwards, war 1566 so glücklich, vom Schach Thamas einen Schutzbrief zu erhalten, wodurch alle englischen Waaren zollfrei nach Persien eingeführt werden durften. Man suchte daher diesem Handel von nun an einen immer größern Wirkungskreis zu verschaffen. Selbst manche Hindernisse und Unglücksfälle schlugen den Muth der Engländer nicht nieder. Bis 1575 war daher dieser Handel überaus ausgedehnt, lebhaft und einträglich. Da aber in eben diesem Jahre der Faktor Jeffry Ducket auf seiner Rückreise aus Persien sich genöthigt sah, widriger Winde halber unweit der Mündungen der Wolga zu landen, so wurde er von räuberischen Kosaken überfallen, mehrere seiner Begleiter ermordet und das ganze Schiff ausgeplündert. Durch Unterstützung des Statthalters von Astrachan erhielten zwar die Engländer den größten Theil ihrer verlornen Güter wieder, allein dieser Unfall und die Unsicherheit, die auf der Wolga sowohl als an den nördlichen Küsten des kaspischen Meeres von den Kosaken zu befürchten war, verursachten in den bisherigen Handelsgeschäften eine abermalige Stockung.

(Fortsetzung folgt.)

*) In Marseille wurde der Kaffee erst im Jahre 1641 als Getränk bekannt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1836.

Skizzen aus Paris.

Palais royal.

Die Verkleinerung des Gartens des Palais royal und die Errichtung der Arkaden durch den Vater des jetzt regierenden Königs der Franzosen waren ein bedeutendes Zeichen der industriell werdenden Zeit. Zugleich wurde ein Vereinigungspunkt gegeben, wo man, vor Wind, Sonne und Regen geschützt, sich besprechen, seine Ideen austauschen konnte, und welcher die Entwicklung der Revolution bekanntlich beschleunigte, während der daran liegende Palast auf seine Weise auch nicht unthätig war.

Dieses in seiner Art einzige Konglomerat von Palast, Kaufhof und Theatern entstand durch Vereinigung des Hotels Rambouillet mit ausgefüllten Stadtgräben und angekauften Gärten, und bietet, von der Rue St. Honoré aus gesehen, einen ansehnlichen Privatpalast dar, dessen Inneres mehr prachtvoll als wohnlich ist. Die geschichtlichen Vorfälle des Palastes und des vielbewegten Lebens des jetzigen Besitzers sind in einer Reihe von Gemälden dargestellt. Eine Art hängenden Gartens über der Gallerie Orleans ist der einzige, den Besitzern offenstehende, ausschließliche Spaziergang. Die Buden dringen hinter dem rechten Flügel bis an die Rue St. Honoré vor. Die Gallerie Orleans hat die abscheuliche Gallerie de Bois würdig ersetzt, und ist wirklich sehr schön. Der von oben beleuchtete Gang, die mit Säulen gezierten Lauben gegen Hof und Garten sind besonders Nachts sehr schön. Die Ornamente sind, was hier selten ist, nicht verschwendet, und an den widerhallenden Lärm gewöhnt man sich bald.

Der Leser verlangt vielleicht zu wissen, wie sich diese so berühmte Oertlichkeit in neuester Zeit gestaltet habe. Hierauf soll mit Folgendem gedient und nur eine oberflächliche Kenntniß dieser Hauptstadt von Paris, als aus andern unzähligen Beschreibungen geschöpft, vorausgesetzt werden.

Die Buden erhalten sich im alten Glanz, ja vermehren denselben noch, besonders die Schneider durch ungeheure Spiegelscheiben und Aushängung prächtiger Schlafröcke von kostbarem Stoff. Noch ist das öffentliche Spiel in Nr. 113, aber von Leuten, welche etwas auf sich halten, nicht besucht. Die Cafés sind noch die alten. Café de Foy hat nun die Wirthschaft im Garten. Very hat seine Säle erneuert und seine Preise etwas herabgesetzt. Er hat einen gefährlichen Nebenbuhler am Restaurant au grand Vatel der Passage Radziwil gegenüber erhalten. Die Abende sind ungleich minder glänzend als ehemals, seit die Nymphen verschwunden sind. Der Garten ist durch eine sehr schöne, aber nicht immer springende Fontaine und durch Bronzecopien des belvederischen Apolls und der Diana von Fontainebleau geziert, bei welchen man aber unbegreiflicherweise die Stützen beibehalten hat, welcher nur die Marmorstatuen bedürfen.

Das gewerbliche Leben ist weder so glänzend noch so ausschließlich auf diese Oertlichkeit beschränkt, als es früher in seinen ausgezeichnetsten Erscheinungen war. Jedoch sind viele der gekanntesten Namen in ihrem Fach unter den Miethsleuten der Buden. Eine Bude von der Breite einer Arkade kostet mit Entresol und Keller 3000 Fr. Miethe, und so oft ich auch in den Arkaden lustwandelte, ich zählte nie 50, oft nur 7—10 Käufer in den 150 Buden, an welchen mein Ringgang mich vorbeiführte. Es ist daher häufiger Wechsel in den Buden bemerklich, aber wie in einer Schlacht stellt sich sogleich ein neuer muthiger Kämpfer an den Platz des Gefallenen.

Morgens sind es neben den Zeitungslesern vorzüglich die Kindermädchen mit ihren Zöglingen, welche den Garten bevölkern. Letztere lassen beinahe unter jedem Baum Spuren ihres Dagewesenseyns, und der Eigenthümer hätte vielleicht wohl gethan, für kleine Vespasiennes zu sorgen. Während der guten Jahreszeit sind die Stühle beinahe den ganzen Tag besetzt, besonders Abends. Nachts macht die reichliche Gasbeleuchtung eine magische Wirkung. Der Garten wird um dieselbe Zeit wie der der Tuilerien geschlossen, und wird es auch wenn Schnee fällt, um die ungezogene Jugend zu verhindern, ihn zum Schlachtfelde des Schneeballenkampfes zu wählen.

Die sonderbarsten Wesen, welche das Palais royal ihre Heimath nennen können, sind aber — Sperlinge. Sie leben friedlich den ganzen Tag, außer wenn Mittags die Sonne scheint und den Böller durch ein Brennglas entzündet. Kinder, Alte, Wärterinnen füttern sie in den eingezäunten Rasenplätzen reich-

lich, und sie sind zahm wie nirgends, fett und besonders die jüngsten von einem allerliebsten Ausdruck der Keckheit, des Selbstvertrauens und Muthwillens. So kann man im Herzen des Herzens von Paris eine ganz unerwartete Idyllenscene schauen oder aufführen helfen.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Der Theil von Canton, in welchem die europäischen Faktoreien sich befinden, ist nichts als eine Vorstadt, und enthält keine der bereits beschriebenen Verzierungen; die Eintheilung der Straßen aber und die Bauart der Häuser und Läden ist ganz so, wie innerhalb der Stadtmauern. Die Läden der Chinesen sind gegen die Straße zu meist ganz offen, die in den wenigen dem europäischen Handel gewidmeten Gassen aber sind von anderer Bauart, und so eingerichtet, daß das Innere den Blicken von Außen nicht so sehr bloßgestellt ist. Jede einzelne Straße ist gewöhnlich einem bestimmten Handelszweig gewidmet, und man findet da z. B. eine Zimmermannsstraße oder vielmehr Platz; eine Raritätenstraße (Curiosity-Street, wie sie von den Engländern genannt wird), und wo man ächte und nachgemachte Alterthümer feil bietet; dann eine Apothekerstraße, die voller Droguerieläden ist, deren Schubladen niedlich eingerichtet und mit schönen Aufschriften versehen, meist jedoch mit einfachen Dingen gefüllt sind. Neben jedem Laden hängt von oben herab ein großer hölzerner, gefirnißter und vergoldeter Schild, auf dem die Namen des Inhabers und der Artikel, mit denen er handelt, verzeichnet stehen. Diese auf beiden Seiten beschriebenen Tafeln hängen so, daß jeder, der sich dem Laden nähert, bequem Alles lesen kann, was darauf geschrieben steht, und der Anblick dieser bunten und vergoldeten Aushängeschilde verleiht den bessern Straßen ein recht heiteres Aussehen.

Die Aufschriften in den Läden sind zuweilen recht drollig, und geben zugleich Zeugniß von der Genauigkeit und Betriebsamkeit der Handelsleute dieses Volks. Wir haben unter andern folgende gelesen: „Schwatzen und langes Sitzen schadet dem Geschäft." — „Frühere Kunden haben Vorsicht gelehrt — es wird nichts auf Borg gegeben." — „Ein kleiner Strom fließt auch!" — „Aechte Waare, billige Preise." — „Der Handel dreht sich um wie ein Rad" u. s. w. Die Polizei muß hier sehr gut oder das Volk sehr ehrlich seyn, denn gerade einige der am reichsten versehenen Läden sind dem Anlauf von der Straße her ganz besonders ausgesetzt. Die Bewohner der verschiedenen Distrikte haben indeß ein Wacht- und Beaufsichtigungssystem unter sich organisirt, und während der Nacht sind die Straßen an beiden Enden durch Thore gesperret, die von der regelmäßigen Polizei bewacht werden.

Die bedeutendsten mit dem europäischen und amerikanischen Handel in Verbindung stehenden Läden sind diejenigen, welche die Kaufleute in Seidenzeugen, lackirten und geschnitzten Waaren und allen jenen kleinern Artikeln inne haben, die den Hongkaufleuten nicht zugewiesen sind; diese letztern haben das ausschließliche Recht mit Thee, Baumwolle und andern bedeutenden Waaren zu handeln. Wenn die Hongkaufleute zuweilen Miene machen, ihre Privilegien über die bestimmten Gränzen auszudehnen, und in den ohnedieß schon eng begränzten Handel der Ladenbesitzer einzugreifen, so treten diese gewöhnlich zusammen und widersetzen sich in Masse. Gegen Ende des Jahrs 1831 zeigten sich die Hongkaufleute geneigt, das ganze Gewicht ihrer ausschließenden Privilegien gegen den englischen Freihandel geltend zu machen, und ihre Vorrechte noch dadurch zu erweitern, daß sie den Ladenbesitzern ihre herkömmlichen Handelsartikel entzogen. Dieß hatte eine bedeutende Gährung unter den letztern und eine Art Handelsverein, aus Manufakturbesitzern und Handelsleuten bestehend, zur Folge, die sich an die Regierung wendeten, und endlich den früher besessenen Antheil am Handel zurück erhielten.

Die Seidenweber und Händler bilden sehr häufig Vereine, um ihre Handelsregeln sowohl, als auch die Arbeitslöhne und Waarenpreise aufrecht zu halten. Die Strafe für Uebertretung der Gesetze des Vereins besteht darin, daß der Schuldige ganz allein die Kosten einer dramatischen Vorstellung tragen muß, die drei Tage dauert, und die Hälfte des Werths der gegen die Regel verkauften Waare zu Unterhaltung der Kaufmannshalle zu bezahlen hat, deren jede wohlhabende Handelskorporation in jeder Hauptstadt ihre eigene hat. Die Gesandtschaft von 1816 bemerkte zu Kan-tschau-fu, einer der bedeutendsten Städte der Provinz Kiang-se, daß bei weitem die meisten der größern Gebäude Kaufmannshallen waren, die den verschiedenen Korporationen der Handelsleute gehörten. Der größte Saal in der Börse der Grüntheekaufleute (die auf ihrer Reise nach Canton durch diese Stadt kommen) wurde H-itschan-Tang, oder Heisan-Halle, genannt. In der Bestimmung dieser Gebäude liegt eine seltsame Vermischung religiöser und kommerzieller Zwecke. Meist enthalten sie einen Tempel für Budh, oder einer andern Lokalgottheit, und dienen dann noch als Börse, Einkehr- und Speisehaus für die Gesellschaft von Kaufleuten, denen sie angehören.

Als die achtbare Korporation der Seidenhändler im J. 1833 eines ihrer Mitglieder von einem Amerikaner bei Gelegenheit des Abschlusses eines Lieferungskontraktes auf Seidenwaaren unbillig behandelt glaubte, erließ sie nachstehende drollige Bekanntmachung gegen denselben: „Bei Handelsangelegenheiten sind Chinesen und Ausländer einander vollkommen gleich; im rechtlichen und billigen Verkauf besteht durchaus kein Unterschied zwischen ihnen. Sobald die Waaren abgeliefert sind, wird der Betrag sogleich bezahlt; keine böswilligen Schwierigkeiten werden erhoben, keine Anzeige gemacht. Da hält sich nun aber in der schwedischen Faktorei, Nr. 2, ein amerikanischer Teufel Namens Hot *) auf, dem eine wölfische Gierigkeit zur andern Natur geworden ist. Er treibt einen Alleinhandel mit Seidenwaaren und andern Artikeln für die Amerikaner. Ein gieriger Geiz erfüllt sein Herz. Er fordert lange Zahlungsfristen, handelt um Vieles und nimmt zuletzt nur wenig, in der versteck-

*) Die chinesische Verstümmlung des Namens.

ten und schändlichen Absicht auszuklauben und zu wählen. Er würde euch auf einen Edelstein zeigen, und sagen es sey ein Pflasterstein, und euch dann den tödtlichen Trank der Herabsetzung des Preises reichen. Und dann, wenn die Zahlungsfrist komme, würde er euch noch mehr Abzüge machen. Er zieht dem Handelsmann die Haut sammt dem Fleische ab. Da er wohl weiß, daß Waaren, die einmal für ihn zugerichtet sind, von Niemand sonst genommen werden, so benützt er dieß, um den Preis herabzudrücken, wobei er von den chinesischen Mäcklern in seiner Schlechtigkeit bereitwillig unterstützt ward, so daß wir von dem Wolf zerrissen und vom Wallfisch verschlungen worden sind. Wir sind zu Fisch und Fleisch für ihn geworden — unser Eigenthum ist unwiederbringlich verloren — unsere Herzen verabscheuen ihn, und deßhalb haben wir dieses Klaglied gegen ihn erlassen. Alle Weber von Atlas, Seide und Krepp stimmen der obigen Erklärung bei."

Die größte Gefahr, denen die Häuser und Läden in Canton ausgesetzt sind, ist die Feuersgefahr, die sehr oft nicht bloß zufällig ausbricht. Die Chinesen haben unsere Feuerspritzen fast allgemein eingeführt, die sie zuweilen auch selbst und zwar gut genug verfertigen, um dem Zweck zu entsprechen. Der Fatalismus, der unter dem chinesischen Volke herrscht, macht, daß sie mit dem Feuer sehr unvorsichtig umgehen, und daß die häufig wiederkehrenden Unglücksfälle — ja selbst die furchtbare Feuersbrunst im J. 1822, wo fast die ganze Stadt ein Raub der Flammen wurde — keinen Eindruck machen. Wenn die trockenen Nordwinde den Eintritt des Winters verkünden, erläßt der Vicekönig stets eine Warnung an den Pöbel, um die Brandstiftungen zu verhüten, die dieser oft in der Absicht unternimmt, um in der Verwirrung ungestört rauben zu können. Wirklich brechen auch in dieser Jahreszeit — wo sie am schnellsten sich verbreiten und am schwersten zu löschen sind — die meisten Feuersbrünste aus.

An Landstreichern und Bettlern ist in Canton ein eben so großer Ueberfluß, als in vielen der größern Städte Europa's. Mehrere Krüppel unter den letzteren bieten wegen der großen Unwissenheit der Chinesen in chirurgischen Operationen einen eben so empörenden als mitleidenswerthen Anblick dar. Armentaxen hat man hier nicht, wohl aber einige mildthätige Anstalten, „klein an Zahl und Umfang," wie der Verfasser einer unlängst in Canton selbst herausgekommenen Beschreibung dieser Stadt sagt. Diese Anstalten bestehen, nach Angabe jener Schrift, in folgenden: 1) Das Findelhaus, außerhalb der Stadtmauern, gegen Osten. Es ist für 200 bis 300 Kinder eingerichtet, und seine Unterhaltung kostet jährlich 2522 Taels oder ungefähr 850 Pfd. St.; 2) Yangtsiyuen, ein Hospital für alte, kranke oder blinde Leute, die Niemand haben, der für sie sorgt. Es steht unfern des Findelhauses und genießt, eben so wie dieses, den kaiserlichen Schutz, indem es jährlich 5100 Taels empfängt. Diese Summen werden hauptsächlich von dem Zoll bestritten, den die mit Reiß nach Canton kommenden ausländischen Schiffe bezahlen müssen. 3) Ma-Fung yuen; ein Spital für Aussätzige, ebenfalls an der Ostseite der Stadt. Die Zahl der Kranken in demselben beläuft sich auf über 500, die, wie es heißt, für 300 Taels des Jahrs erhalten werden! Die Lage der Aussätzigen ist in China besonders traurig, da sie gleich beim ersten Erscheinen der Krankheit aus der Gesellschaft und von ihren Familien verstoßen werden, was wahrscheinlich geschieht, um die Verbreitung durch Ansteckung zu verhüten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fluss Brohe in Esthland und dessen Bette.

Dieser Fluß, der an sich nicht bedeutend, hat eine Eigenheit, die er mit mehrern Flüssen und Bächen Esthlands theilt, nämlich daß er zu Zeiten an manchen Orten von der Oberfläche verschwindet und man durch sein trocknes Bette fährt: ein Umstand, der wohl Vielen bekannt, die den Kuiwajöggi bei Neuenhoff, oder den Jegleckt'schen Bach unterhalb der Brücke im Sommer passirt sind. Beim Hofe Kostifer treibt die Brohe, nachdem sie einen Flächenraum von circa 25 Wersten zurückgelegt, eine große Wassermühle und eine Dreschmaschine, und der Wasserspiegel oberhalb des Dammes ist bedeutend. Höchstens hundert Faden unterhalb des Hofes sieht man diesen Fluß in einer trägen Pfütze verschwinden, in welcher sich eine Menge Strudel zeigen, als Beweis, daß das Wasser sich in die Tiefe verliere; noch einige Faden unterhalb dieser Pfütze sieht man einen engen Kanal, in welchen das Wasser auf der Oberfläche fließend sich in eine bedeutende Tiefe stürzt. Hierauf verschwindet das Wasser ganz. Im Frühling und Herbst aber überfüllt sich dieser Kanal, das Wasser ergießt sich nach allen Seiten, und die Gegend von Kostifer gleicht einem offenen Meere. Dort, wo man im Sommer bequem mit Kutschen und Pferden passirt, läuft man Gefahr zu ertrinken, und die hohe Jeglechtsche Brücke, die im Sommer auf dem Trocknen stand, wird dem auf der Petersburger Straße Reisenden willkommen seyn. Steigt man nun zur trocknen Jahreszeit in das verlassene Flußbette bei Kostifer hinab, welches sich von dem oben erwähnten Kanal bis zur Jeglechtschen Brücke überall zeigt, so wird man aufs Aeußerste überrascht durch die grotesken Gestaltungen der Felsmassen, die sich hier dem Auge darstellen. Es dient dieß trockne Flußbette als bequemer Fliesbruch, der hier in ganz besonderer Dauerhaftigkeit gefunden wird, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil man ohne Mühe die tiefern Schichten des Fliyes benutzen kann, da das Wasser ihn oft bis auf seinen untersten grün gesprengten Grund von Erde entblößt und abgewaschen hat. Je tiefer aber der Flies hervorgeholt wird, desto dauerhafter ist er, während er in andern Gegenden, wo man ihn, mit großer Mühe die Erde wegräumend, auf der Oberfläche bricht, verwittert und oft ganz zu Schutt zerfällt. Hier in der Tiefe des trocknen Flußbettes findet man eine neue Welt, von der man auf der öden Fläche keine Ahnung hatte. Es nähern sich nämlich die Felsmassen oft dergestalt, daß sie nur einem einzelnen Fußgänger den Weg offen lassen, der jedoch von oben Licht erhält, auf ganz betretenem Pfade. Nun erweitern sich die Felswände wiederum, und man befindet sich in einem engen Thale, das, rund von Felsen eingeengt, im Innern eine sehr üppige Grasvegetation enthält, welche sich zahlreiche Schaf- und Rinderheerden zu Nutze machen, die hier ihr Futter finden. Ein balsamischer Geruch erfüllt das Thal, ähnlich dem Geruch der Veilchen. Bei der Untersuchung zeigte sich's, daß dieser eine Folge des kurz vorher gefallenen Regens, der eine Moosart befeuchtet hatte, die fast ziegelroth sich auf den Fliesen erzeugt. Die Halle, durch welche wir hinein-

traten, ist nicht die einzige Ausflucht aus diesem Thale, wir sehen der Schluchten wohl zehn rund um uns, die alle einen Ausgang gewähren, und man sehe sich vor, daß man nicht unbedacht den rechten Rückweg verfehle. Einen leitenden Faden, ja Laterne und selbstzündende Schwefelhölzchen rathe ich dem forschenden Liebhaber in dieses Labyrinth mitzunehmen. Bald führt ihn einer dieser Wege in schaurige Tiefe, in welcher ein Stein durch eine Spalte fallend nach langem Fall ins Wasser taucht, bald sprudelt aus einer andern Ecke dem Durstenden herrliches Quellwasser entgegen. Die schönsten Versteinerungen in den Felsmassen und frei auf der Erde liegend zeigen uns das Alterthum dieser Höhlenwelt. Der esthnische Name der Gegend deutet auch auf diese Wunder: Joelehtmae, d. i. ein mit einem Blatte bedeckter Bach, auf welchem sich ein Berg befindet. Einen Berg sieht man aber bei Jeglecht bekanntlich auf der Oberfläche nicht. So mag der esthnische Name des eben genannten Gutes Kostifer (Kostiwerre) von jener Fläche herrühren, die zwischen der Petersburger Straße und dem Hofe sich vom 18ten bis zum 20sten Werstpfahl erstreckt. Diese Fläche hat höchst wahrscheinlich einst ein Schlachtfeld gebildet, da auf derselben noch viele Hügel sich erheben, voll Todtengebeine und alter Waffen.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Ein neues Unglück im Jahre 1580 schreckte die Engländer noch mehr von der fernern Fahrt nach Schirwan ab; denn Christoph Burrough hatte in dem genannten Jahre seine Rückfahrt aus Persien in einer schon zu späten Jahreszeit angetreten, so daß man die Mündungen der Wolga schon zugefroren fand und das Schiff selbst von den Eisschollen zerschmettert wurde. Die Mannschaft sah sich den größten Gefahren ausgesetzt, und nur mit vieler Mühe konnten Menschen und Ladung noch gerettet werden.

Diese und mehrere ähnliche Unfälle, nebst den im ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts in Rußland obwaltenden innern Unruhen, wobei den Räubereien der Kosaken an der Wolga kein Einhalt gethan werden konnte, machte es unmöglich, daß Engländer auf diesem Wege ferner nach Persien handeln konnten. Doch wurde dieser Handel von russischer Seite besonders aus Astrachan ausgebreiteter, weil man nicht mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Persien blieb inzwischen in den Augen der meisten europäischen Mächte ein Gegenstand wichtiger Handelsunternehmungen. Sogar Friedrich III, Herzog von Holstein, suchte diesen Handel in sein Land zu ziehen. Nach Chardins Vermuthung *) war diß aber mehr eine Spekulation der Stadt Hamburg, die bloß unter holsteinischer Firma diesen Handel zu führen und an sich zu ziehen suchte. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist gleichwohl von der deßwegen aus Holstein erst nach Rußland, dann nach Persien abgesandten kostbaren Gesandtschaft kein anderer Vortheil erwachsen, als daß man Rußland, das kaspische Meer, dessen westliche Küsten und Persien durch die bekannte Reisebeschreibung von Olearius, der ein Mitglied dieser Gesandtschaft war, genauer kennen lernte.

Nichts war natürlicher, als daß Rußland selbst auf diesen Handel aufmerksamer wurde, da andere Nationen sich so eifrig bestrebten, ihn an sich zu ziehen. Nur war bei den Russen die so nöthige Kenntniß von der Schiffahrt und selbst der Schiffbau noch im Stande der Kindheit, ohne welche doch unmöglich ein vortheilhafter Handel nach Persien über das kaspische Meer zu Stande kommen konnte. Der Zaar Alexei Michailowitsch ließ daher durch Schiffszimmerleute, die er aus Holland verschrieb, am Ausflusse des Moskwaflusses in die Oka zu diesem Behufe ein Schiff bauen, das 1668 auf der Wolga, von holländischen Schiffern geführt, nach Astrachan abging.

Zum Unglück aber erfolgte dieses Unternehmen gerade zu der Zeit, als die Ufer der untern Wolga und die Küsten des kaspischen Meeres von den donischen Kosaken beunruhigt und verwüstet wurden. Dieß geschah von 1667 bis 1671. Diese Räuber, unter Anführung ihres Oberhauptes, Stenko Rasin, bemächtigten sich selbst der Stadt Astrachan, die damals schon eine vortreffliche Handelsstadt war, wo Kaufleute aus der Bucharei, Krim, aus Nogai, der Kalmükei, aus Persien und Indien zusammen kamen und den Handel belebten. Astrachan wurde geplündert, das neu erbaute Schiff verbrannt, und solchergestalt durch diese räuberische Horde der erste Keim zu einer größern Handelsthätigkeit von Seite Rußlands auf einmal wieder vernichtet.

Die Lage dieses Reichs zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, das durch den Krieg mit Karl XII genug beschäftigt war, ließ an keine feste und ausgebreitete Handelsverbindung mit Persien denken: wenigstens geschah es nicht von Nationalrussen. Der sämmtliche Handel in Astrachan ging um dieselbe Zeit allein durch die Hände der Armenier, die sowohl persische Produkte, als Seide und seidene Waaren nach Rußland einführten, als auch dagegen europäische Fabrikate, vorzüglich holländische Tücher, mit Vortheil wieder in Persien abzusetzen wußten. Kenntniß des Landes und Bekanntschaft mit der persischen Sprache machten sie auch zu diesem Handel geschickter, als jede andere Nation, und zumal die noch wenig geübten Russen. Peter I unterstützte selbst diesen Handelsgeist der Armenier durch eine Konvention, die er im Jahre 1711 mit ihnen schloß. Er ertheilte ihnen nämlich die Freiheit des alleinigen Seidenhandels durch ganz Rußland, unter der Bedingung, daß alle Seide aus Persien allein nach Rußland und keine nach der Türkei geführt werden sollte. Das leztere übertraten die Armenier zwar einige Mal, sie wußten sich aber dennoch in den ihnen zugestandenen Handelsfreiheiten zu erhalten.

Kaum sah sich Peter I gegen die schwedischen Angriffe gesichert, so dachte er auch auf der Südseite seines Reichs eine feste Handelsverbindung mit Persien zu errichten. Für beide Reiche war dieses um so nöthiger, als die persischen Provinzen an der Westküste des kaspischen Meeres sich 1712 gegen ihren rechtmäßigen Regenten empört hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde die Stadt Schamachie geplündert und die daselbst sich befindenden russischen Kaufleute ihres Vermögens beraubt, das man auf vier Millionen Rubel schäzte.

Um deßwegen Genugthuung zu erhalten und zugleich die empörten Provinzen am kaspischen Meere als einen Mittelstaat zwischen Persien und Rußland, wodurch die Sicherheit des Handels gestöhrt wurde, wieder zu vernichten, schloß Peter I mit dem Schach Hussein 1718 einen förmlichen Handelstraktat, und versprach dem Schach gegen seine aufrührerischen Unterthanen Schutz und Beistand, der dadurch erfolgte, daß alle persischen am kaspischen Meere liegenden Provinzen, Dagestan, Schirwan, Gilan, Masanderan und Asterabat, vermöge eines 1723 zwischen Persien und Rußland abgeschlossenen Traktats, dem leztern Reiche förmlich abgetreten wurden.

(Fortsezung folgt.)

*) Siehe dessen Reisen, französische Ausgabe, Bd. 2. S. 100.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 7.

Eine Musikstunde in der Vorstadt St. Jaques.

Ich komme so eben aus einer Versammlung, deren Idee vor weniger Zeit eine lächerliche Chimäre geschienen hätte. Man hat den Franzosen so oft gesagt, und sie haben es sich selbst so oft wiederholt, daß sie keinen Sinn für Musik haben, daß es zum nationalen Glaubensbekenntniß geworden ist. Daß dem wirklich so sey, schien auch mir jedesmal, wann ich dem natürlichen, ungeregelten Laute der untern Volksklassen horchte, wiewohl ich mir einen auffallenden Widerspruch nie beseitigen konnte: Wie, das Volk der Chansons par exellence sollte kein Ohr für Gesang, keinen Sinn für Tonkunst haben? Wie das erklären? Dank sey dem Kunstsinne und der unermüdlichen Beharrlichkeit von Mainzer, die befriedigende Lösung dieses Zweifels ist gefunden: auch die Franzosen haben Ohren, Gefühl und Stimmen für Harmonie und Melodie.

Fern von dem sausenden und brausenden Getümmel des schwelgenden Mittelpunktes der Hauptstadt, in einem Quartiere, wo man um 1 Uhr zu Mittag speist und um 8 Uhr zu Nacht ißt, fern von dem Zauberglanz des Palais royal und den Festtagsröcken des Tuileriegartens, in einer Gegend, wo Paris schon aufgehört und das Land noch nicht angefangen hat, hinter dem Pantheon, in der Vorstadt St. Jaques, Place de l'Estrapade hat Mainzer einige hundert junge Leute um sich versammelt, und ertheilt ihnen Unterricht im Gesange; versteht sich unentgeltlich. Als ich in das Amphitheater trat, war die Versammlung eben mit theoretischen Uebungen beschäftigt. Theorie ist hier nicht schulmäßig zu nehmen; es gibt in der Musik keine absolute Theorie; jeder Schritt ist zugleich eine Ausübung im praktischen Sinne. Der Lehrer hatte auf eine große schwarze Tafel verschiedene Musikstücke geschrieben, ein- und zweistimmige, welche die Versammlung auf die einfache Tonangabe eines Klaviers von der Tafel absang. In dieser ersten Hälfte der Stunde sangen die Schüler nicht Worte, sondern die Noten nach ihren französischen Benennungen. Ich bewunderte ganz besonders die Festigkeit des Taktes, die Sicherheit des Tones in den zweistimmigen Gesängen, im Baßschlüssel, ich bewunderte die Fertigkeit, mit welcher man die Vorschläge, die Viertels- und Achtels-Noten der Eingänge, und die sich neckenden Fugen der zwei Stimmen meisterte. Ich war in diese Versammlung gegangen, weil ich etwas Edles, Ehrenvolles und Lobenswerthes in dem Vorsatz erkannte, die schönste Gabe der Götter, die Musik aus ihren privilegirten Gemächern in die Reihen des Volks einzupflanzen; ich war gekommen, mit liebevoller Hegung der Idee und mit der Absicht, der Ausführung derselben vollste Nachsicht angedeihen zu lassen. Wahrlich, man bedurfte meiner Güte nicht, ich war unbefangen und frei in meiner Würdigung, und um so aufmerksamer. Zuletzt sang ich mit, denn die wahre Kraft des Gesanges bewegt das Herz und reißt mit sich fort; der schöne Mythus von Amphion und Orpheus ist kein anderer. Es liegt in dieser Schule, in der ein ausgezeichneter Künstler seine Zeit dem Volke opfert, im Monat August, in einer fürchterlichen Hitze, er leidend und dabei unermüdlich, in welcher zwei, dreihundert Personen sich zusammenfinden, die sich vielleicht nie gesehen haben, hier ein Student im gelockten Haare, dort ein Schlossersjunge mit einer schwarzen und einer rothen Wange, hier ein Briefträger in seiner Uniform, dort ein Soldat mit seinem farbigen Rocke, Alles chaotisch im Anschein, und durch den einzigen Zauber des Gesanges plötzlich zu einer Verbrüderung, zu einer Gesellschaft Fremder vereinigt; es liegt in dieser Schule etwas so Wohlthuendes, so Erfreuliches, so Poetisches in der Idee, so Großes in ihren möglichen Ergebnissen, daß man ihrem Urheber nicht genug lobende Aufmunterung zollen kann. Es gibt also für den Arbeiter, der von seinem Tagwerke ermattet ist, eine süßere Erholung, als die der Schenke und der Karten! Hier sind alle Ausflüchte abgeschnitten, hier lacht kein materieller Gewinn im Hintergrunde, und keine Behörde ertheilt der Sache eine amtliche Unterstützung. Der Arbeiter hat, um in diese Singschule zu gehen, keinen andern Antrieb, als seinen Willen, seine Lust, seinen Sinn, seinen Geschmack zur Musik. Er handelt frei, und frei kommt er in den Hundstagen sich in einen geschlossenen Saal einzusperren, und drei, vier, fünfmal den nämlichen Gesang zu wiederholen, bis ein zufriedener Wink des Meisters ihm das freudige Gefühl des Gelingens, des Fortschrittes gibt. Das ist der einzige Lohn, aber er ist stärker als

alles Andere. Es wae die sechzehnte Lektion, welcher ich beiwohnte. Die Schüler, die diese Schule besuchen, hatten von dem Studium der Musik, von Noten, von Takt, von Theorie auch nicht eine Idee; an Uebung, an Verständniß, an Vorbereitung ist nicht zu denken; was sie eelernen, erlernen sie in der Stunde ihrer Lektion. Um so bewundernswürdiger ist ihr Fortschritt.

Dee zweite Theil der Stunde wae dem mehrstimmigen Harmoniegesang gewidmet. Hier waren es nicht mehr bloße Arten, sondern poetische Gesänge von Lamartine, von J. B. Rousseau, von Demollère, welche die Schüler mit Kraft und Einklang sangen, und deren Inhalt für die sinnige Auswahl des Lehrers zeugten. Mainzer hat jede Woche drei solchee Musikstunden, einmal in Faubourg St. Jaques, das andremal am entgegengesetzten Ende, in dee St. Antoine.

Untee den anwesenden Personen bemerkte ich mehreee politische Flüchtlinge, sodann de Potter, die Dichterin Melanie Walder, den Bildhauer David, und den Abbé de Lamennais. Auf dem ausdrucksvollen Gesichte dieses letztern strahlte die freudige Theilnahme an einem so volksthümlichen und so poetischen Schauspiele.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Die beste Unterstützung der Armen besteht in China darin, daß die allgemeine Meinung einstimmig fordert, daß der Wohlhabende für seine ärmeren Verwandten sorge, und daß der Staat sich weigert, denen Unterstützung zu reichen, die noch arbeiten können, oder die Freunde haben, die für sie zu sorgen im Stande sind. Die Achtung, welche die Chinesen ihren verstorbenen Vorfahren zollen, und der herrschende Gebrauch von „Clanschaften," oder Gesellschaften, die eine gemeinsame Abkunft ansprechen, gibt auch den niedern Klassen jenes Selbstgefühl, das man in England nur bei Personen von Familie findet, und durch das die Schotten so allgemein sich auszeichnen. Die Eingebornen der Provinzen Canton und Fokien sind in ganz China diejenigen, welche sich ganz besonders durch diesen Clansgeist und durch die Reibungen auszeichnen, zu welchen derselbe Anlaß gibt. So waren im J. 1817 zu Fokien zwei Clans mit einander zerfallen. Der Name des einen war Tsae, der des andern Wang, und nachdem beide sich versammelt hatten, entspann sich ein Gefecht, bei dem von beiden Seiten mehrere auf dem Platze blieben, und sogar etliche Häuser zerstört wurden. Die Polizei bemächtigte sich der Rädelsführer, allein der überwundene Clan griff seinen Feind nochmals an, und tödtete mehrere seiner Gegner, bis endlich die Regierung durch das Militär die Ordnung wieder herstellen ließ. Sogar außer Landes nehmen die Chinesen diesen Ahnenstolz mit sich. Ihre Geschicklichkeit als Landbauer hatte veranlaßt, daß man einige hundert nach St. Helena zog. Zufällig traf es sich, daß hier Chinesen von zwei Clans aus verschiedenen Provinzen zusammen trafen, die im J. 1819 einen Zwist mit einander gehabt hatten, und sich nun ein förmliches Treffen lieferten. Einige Sergeanten der britischen Besatzung versuchten Frieden zu stiften, allein der stärkere Clan zog sich eine steile Anhöhe hinan, von wo er auf den schwächern, der sich den Sergeanten angeschlossen hatte, Steine herabrollte, so daß sich die britischen Soldaten endlich, um ihrer eigenen Sicherheit willen, genöthigt sahen, Feuer zu geben, wodurch mehrere Chinesen getödtet und endlich Ruhe und Friede wieder hergestellt wurden.

Jene Verbindungen aber, die von der chinesischen Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Gesellschaften, die sich, unter verschiedenen mysteriösen Namen entweder zu religiösen oder politischen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden. Untee die religiösen Verbindungen gehört die Gesellschaft der Wasserlilie (eine geheiligte Pflanze), und die der Weihrauchverbrenner; beide sind in der siebenten Sektion des Sching-yu angeführt und, nebst dem katholischen Gottesdienst, den man damit vermengt hat, verboten. Der gegenwärtige schwache Zustand der Regierung macht, daß sie besonders mißtrauisch gegen geheime Verbindungen aller Art ist, und deren Vorsteher unnachsichtlich und grausam bestraft. Der Hauptgegenstand ihrer Furcht und Verfolgung ist abee die San-ho-hoey, oder Dreifaltigkeitsgesellschaft, von dee Dr. Milne im J. 1823 einiges Nähere mittheilte. Der Name dieser Gesellschaft scheint andeuten zu sollen, daß wenn Himmel, Erde und Menschen sich mit ihnen verbinden, es ihr gelingen werde, die gegenwärtige Tatardynastie zu stürzen, und daß bis dahin Alles aufzubieten sey, um dieses Ereigniß zur Reife zu bringen.

Im Oktober 1828 fand ein im britischen Kompagniedienst angestellter Beamter auf dem protestantischen Begräbnißplatz zu Macao eine Schrift, von der nachstehend eine Uebersetzung folgt. Der Engländer, der den Inhalt verstand, schickte das Papier sogleich an den Mandarin des Distrikts, mit dem er bekannt war, der ihn aber dringend bat, die ganze Sache geheim zu halten, weil er sonst schon dafür streng bestraft werden würde, daß man eine so aufrührerische Schrift in seinem Bezirke gefunden habe. Die Schrift lautete folgendermaßen.

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmlische Dynastie;
Tausend Länder sandten ihr Tribut — zehntausend Nationen waren lehenspflichtig.
Aber die Tataren rissen sie durch Betrug an sich — dieß grollende Gefühl läßt sich nicht beschwichtigen.
Werbt Soldaten, schafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte;
Hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — das Mandschugeschlecht laßt uns vertilgen."

Dr. Milne's Bericht über die Dreifaltigkeitsgesellschaft, deren Organisation er sich zu erforschen bemühte, ist so merkwürdig, daß er besonderer Erwähnung verdient. Der Name dieser Verbindung bedeutet: „Die Gesellschaft dee Drei vereinigt," nämlich Himmel, Erde und dee Mensch. *) Unter der Regierung Keakings, gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts, breitete sich die Dreifaltigkeitsgesellschaft untee einem andern Na-

---

*) Unter diese drei Hauptrubriken ist eine wohlbekannte chinesische Encyklopädie geordnet.

men rasch in den Provinzen aus, und hätte die Regierung fast gestürzt. Im J. 1803 wurden ihre Umtriebe jedoch vereitelt, die Hauptanführer derselben ergriffen und hingerichtet, so daß es in dem offiziellen Bericht an den Kaiser hieß, „auch nicht ein einziges Mitglied dieser rebellischen Vereinigung sey am Leben geblieben." Dem war jedoch nicht so, sie besteht noch unter dem Schleier des Geheimnisses, und hat den Namen angenommen, den sie jetzt trägt.

Die Gesellschaft scheint bei ihrer Gründung etwas der Freimaurerei Aehnliches im Auge gehabt, und sich zu dem einfachen Zweck verbunden zu haben, sich gegenseitig Schutz und Beistand zu gewähren; als aber ihre Zahl zunahm, artete dieser löbliche Zweck in Gewaltthaten, Räubereien, Versuche zum Umsturz der Regierung und Erlangung politischer Macht durch Vertreibung der Tatardynastie aus. Auch in fremden Kolonien, wie z. B. in Batavia, Singapur und Malacca, bestehen wirkliche oder vielleicht auch nur angebliche Zweige dieser Gesellschaft, die sich sowohl zu gegenseitigem Beistand als auch zu Räubereien und andern Unordnungen unter einander verbinden. Sie verpflichten sich, sich gegenseitig gegen Angriffe der Polizei zu vertheidigen und den Mitgliedern ihrer Gesellschaft beizustehen, um sich den Nachstellungen der Justiz zu entziehen. Findet eines der Mitglieder sich beleidigt, so nehmen die übrigen Antheil an der Sache und helfen ihm zur Rache. Dieses Zusammenhalten im Glück und Unglück drückt sich in ihrem Wahlspruch aus.

„Das Gute wechselseitig theilen.
Das Böse gegenseitig tragen."

Die Leitung der Gesellschaft ist an drei Personen übertragen, genannt Ko (ältere Brüder); ähnlich den Freimaurern die sich ebenfalls Brüder nennen. Von der innern Disciplin konnte Dr. Milne nur wenig erfahren. Die Statuten der Gesellschaft sollen auf Tuch geschrieben seyn, um sie nöthigenfalls auf eine Zeit lang in einen Brunnen oder an einem andern Ort verbergen zu können.

Die Ceremonie der Aufnahme geschieht, wie man sagt, bei Nacht. Der Eid der Verschwiegenheit wird auf ein Götzenbild geleistet, und eine Summe Geldes zu Bestreitung der allgemeinen Ausgaben erlegt. Auch findet eine Ceremonie statt, Kuo-Kiao (das Gehen über die Brücke) genannt, welche Brücke aus Schwertern besteht, die man über zwei Tische legt, daß die Spitzen in der Mitte zusammentreffen und so eine Art Bogen bilden. Die Personen, welche den Eid entgegen nehmen, befinden sich unter dieser Brücke und der Ye-ko, oder oberste Bruder, liest die Artikel des Eides, von denen ein jeder von dem neuen Mitglied bejahend beantwortet wird. Dann schneidet der oberste Bruder einem Hahn den Kopf ab — die gewöhnliche Form bei einem chinesischen Eid, was so viel sagen will als: „So sollen alle sterben, die das Geheimniß verrathen." Einige der Zeichen, durch die sich die Mitglieder unter einander zu erkennen geben, bestehen in mystischen Zahlen, bei denen die Zahl drei die Hauptrolle spielt. Andere Zeichen bestehen in gewissen Fingerbewegungen. Will ein Bruder entdecken, ob jemand von dem Verein sich in einer Gesellschaft befinde, so hebt er seine Theetasse oder seine Kopfbedeckung auf eigene Weise mit drei Fingern empor, was durch ein entsprechendes Zeichen erwidert wird. Die Brüder haben ein gemeinsames Siegel, das in einer fünfeckigen Figur besteht, in welche gewisse nur dem Eingeweihten verständliche Charaktere eingegraben sind.

Die gefährlichen oder geradezu schlechten Grundsätze ausgenommen, hat die San-ho-hoey viele Aehnlichkeit mit den Freimaurern. Sie leitet auch ihren Ursprung, wiewohl unter anderm Namen, aus dem frühesten Alterthum ab. Die Mitglieder schwören bei ihrer Aufnahme wohlthätig und brüderlich zu seyn, wie die Freimaurer. Die Aehnlichkeit in den Ceremonien der Aufnahme ist schlagend. Auch die Zeichen mit den Fingern scheinen Aehnlichkeit zu verrathen. „Viele," sagt Dr. Milne ferner, „haben behauptet, daß das Geheimniß der Freimaurerei in den Worten: „Freiheit und Gleichheit" bestehe, und wenn dem so ist, so liegt dem Ausdruck "Heung-te" (Brüder) der Dreifaltigkeitsgesellschaft eine ähnliche Idee zu Grunde." Ob die San-ho-hoey etwas den Logen der Freimaurer Aehnliches haben, will Dr. Milne nicht behaupten, doch glaubt er, daß das chinesische Gesetz gegen diese Gesellschaft zu streng sey, als daß es etwas dergleichen gestatten könne. Zweige dieser Gesellschaft sind auf den meisten Inseln und Ansiedlungen des malayischen Archipels verbreitet. Sie haben zuweilen den Vollzug der britischen Gesetze gegen chinesische Verbrecher gehemmt, und mithin könnten durch die schnelle Zunahme dieses Theils der Bevölkerung jene Gesellschaften gefährlich werden, wenn nicht die kräftigsten Vorkehrungen zu ihrer Unterdrückung getroffen werden.

Die vorsichtige Politik der chinesischen Regierung, die stets wachsam ist, um die Bildung jeder politischen Gesellschaft unter dem Deckmantel der Religion zu hintertreiben, gestattet keine Errichtung von Tempeln oder andern Anstalten, welche nicht streng rechtgläubig sind, oder sich doch wenigstens innerhalb der Lehre des Confucius oder der der geduldeten Sekten von Fo und Tao halten. Im J. 1824 erließ der Kaiser folgendes Edikt: „Das Volk mit falscher Lehre täuschen, ist ein großes Vergehen gegen die Gesetze. Dem Bericht des Censors zufolge ist abermals der abergläubischen Lehre des Wu-tung, drei Meilen westlich von Su-tschau-Tu, ein Tempel errichtet worden. Unter der Regierung Kanghy's wurde der Tempel zerstört, die Götzenbilder verbrannt, und der Aberglaube auf lange Zeit unterdrückt; jetzt aber werden Opfer gebracht, wie zuvor. Die Heren setzen ein angebliches Vertrauen in die Vorhersagungen der Geister, und versprechen Erfüllung von Hoffnungen und Wünschen. Gestattet dem einfältigen Volke nicht, ferner Opfer darzubringen, und sich den Verehrern des Aberglaubens beizugesellen. Die Magistrate sollen an die Familienhäupter die Weisung erlassen, strenge Aufsicht über ihre Angehörigen zu führen. Lasset das System des falschen Gottesdienstes, sammt seinem Verbrennen von Weihrauch, nur darauf berechnet das unwissende Volk zu betrügen, schwer bestrafen, da wo es entdeckt wird, damit die öffentliche Sittlichkeit bewahrt, und die Menschen auf dem rechten Weg erhalten werden."

(Fortsetzung folgt.)

Solenodon paradoxus.

Man verdankt Herrn Brandt, Direktor des kaiserlichen Museums von St. Petersburg, die Beschreibung eines neuen, durch seine besondern Kennzeichen eben so wohl als durch sein Vaterland höchst merkwürdigen Säugethieres. Dieses Thier, das einer Wanderratte der Größe nach gleicht, lebt auf St. Domingo, von wo man es durch Herrn Jover erhielt. Es hat den Wuchs der Spitzmäuse, und nähert sich durch sein Gebiß den Bisamratten. Herr Brandt betrachtet es als den Typus einer neuen Art, und gibt ihm den Namen Solenodon paradoxus. Das Thier hat einen langgezogenen Schädel und zwanzig Zähne in jeder Kinnlade, nämlich sechs Schneidezähne, sechs falsche und acht wahre Backenzähne; sein Wuchs, welcher dem der Spitzmäuse gleicht, erinnert zugleich an die Gestalt der kleinen Beutelthierarten; seine Schnauze ist rüsselartig verlängert; seine Augen sind klein, die Ohren groß, gerundet, beinahe nackt; sein Leib ist mit sehr kurzen, seidenartigen und an den Hintertheilen sehr sparsamen Haaren bedeckt; die Füße sind zum Laufen sehr geeignet und zum Gehen auf der ganzen Fußsohle eingerichtet; sie haben fünf Zehen welche durch keine Membran mit einander verbunden sind. Die Nägel sind sichelförmig und an den Vorderfüßen länger; der Schwanz ist gestreckt, dünn und größtentheils schuppig. Die Lebensart dieses Thieres ist unbekannt.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Peter I sah sich demnach als Besitzer der nördlichen, westlichen und südlichen Küsten des kaspischen Meeres, wodurch nun auch der Handel auf diesen Gewässern sicherer und ausgebreiteter getrieben werden konnte. Um aber diesem Handel auch mehrere innere Festigkeit zu geben, wurde zugleich eine persische Handelsgesellschaft errichtet. Diese würde unstreitig von weit größerem Nutzen gewesen seyn, wenn sachkundige Männer den Plan dazu entworfen hätten. Denn es war ein großer Fehler bei der Errichtung dieser Handelsgesellschaft, daß der Fonds nur aus 400 Aktien und jede aus nicht mehr als 150 Rubel bestand. Mit dieser geringen Summe konnten unmöglich ausgebreitete Geschäfte unternommen werden. Zudem verursachte die Unbekanntschaft der Russen in dergleichen Handelsgeschäften einen Aufwand, der mit dem Gewinn in keinem Verhältnisse stand. Dieser Umstand und der bald darauf (1725) erfolgte Tod Peters I und seiner Nachfolger bestimmte die Kaiserin Anna, die gemachten persischen Eroberungen gegen andere zugestandene Handelsvorrechte an Persien wieder zurückzugeben.

Diese Zurückgabe war daher für Rußland eher ein Gewinn als Verlust. Aber auch von den erhaltenen Handelsfreiheiten konnte man wenig Gebrauch machen. Es mangelte ein Alles belebender Geist, der weder Gefahren noch einzelne Unglücksfälle scheute. Kurz der Handel schlummerte, bis im Jahre 1750 eine neue Gesellschaft von Kaufleuten zusammentrat und jene unter Peter I gestifteten Fonds und Aktien erneuerte. Ihre Hauptkomptoirs waren zu Astrachan, Petersburg, Moskau und Kisljär. Sie war aber ebenfalls nur von kurzer Dauer und wenig Wirksamkeit. Die unaufhörlichen Unruhen in Persien und die beständigen Kriege waren dem Handel wenig günstig. Nur unter Kerim Khan, der am längsten regierte, blühte der Handel zwischen Persien und Rußland am schönsten. Hiezu trug die Vernichtung der 1758 errichteten Handelsgesellschaft sehr Vieles bei, die 1762 durch Peter III erfolgte. Von nun an konnten alle russischen Kaufleute ohne Unterschied zollfreien Handel nach Persien treiben.

Diese bessere Einrichtung der Verkehrverhältnisse wurde auch von Katharina II bestätigt. Um dem Handel noch mehr Plan und Festigkeit zu geben, wurde verordnet, daß an der persischen Küste nur zwei Häfen, Baku und Enseli, besucht werden sollten, wo unter Aufsicht angestellter Konsuln die Rechte der russischen Nation gesichert, und die Kaufleute selbst von fernern willkürlichen, oft gefährlichen Unternehmungen und Reisen ins Innere von Persien abgehalten werden sollten. Durch Ausführung dieser Regulative gewann der persische Handel augenscheinlich und erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Zur Uebersicht mag folgende Vergleichung zwischen dem ehemaligen Monopol und nachherigen freien Handel dienen.

Im Jahre 1760 betrug der ganze Werth der Ein- und Ausfuhr in Astrachan und Kisljär 591,000 Rubel, wobei Rußland 80,000 Rubel in der Bilanz verlor. 1768 war die Summe in diesen Städten schon auf 757,000 Rubel gestiegen, wobei Rußland in der Bilanz 120,000 Rubel gewann. 1775 betrug die Ein- und Ausfuhr 955,000 Rubel. Der Gewinn für Rußland war 512,000 Rubel, wovon der Krone allein 5000 Rubel an Zoll anheim fiel. Seitdem stieg der Handel immer höher, so daß er im Jahre 1798 an Ausfuhr 1,870,000 Rubel und an Einfuhr 1,500,000 Rubel betrug, und 1802 bis zu 2 Millionen Einfuhr und 1,450,000 Rubel Ausfuhr gestiegen war. Die ganze Handelsmasse betrug also beinahe 3½ Millionen Rubel, wovon ohne den Zoll in der Bilanz für Rußland beinahe 1 Million gewonnen war.

Während der letztern kriegerischen Vorfälle zwischen Rußland und Persien ist zwar dieser Handel wieder etwas gesunken, und auch in der jetzigen Krise dauert diese Störung noch fort; allein ein wieder hergestellter Friede kann ihn bald auf den vorigen, wo nicht auf einen noch höhern Flor emporheben, auch dann, wann selbst die neuen Eroberungen wieder an Persien zurückfallen sollten. England hat sich oft bemüht, einen Handel mit Persien anzuknüpfen, allein weder dieser, noch einer andern europäischen Nation ist es geglückt, und es scheint, daß er bloß für Rußland allein recht geeignet sey. Die Vorkehrungen, welche man seit 40 Jahren in diesem Reiche getroffen hat, zwecken auch alle dahin ab, diesen Handel für dasselbe fest zu begründen. Katharina II gab jedem Fremden, der sich in Astrachan oder an einem andern zu diesem Gouvernement gehörigen Orte häuslich niederlassen und Fabriken und Manufakturen errichten würde, eine dreißigjährige Befreiung von allen Abgaben und vollkommene Unabhängigkeit im Betriebe seines Gewerbes. Nach diesen zugestandenen Privilegien wuchs auch Astrachan an Bevölkerung und unternehmender Thätigkeit zusehends. Außer Russen, Armeniern, Bucharen und Indiern strömten auch Deutsche, Engländer und Franzosen dahin, und unter ihnen zeichneten sich besonders die Deutschen und Engländer durch wichtige Handelsunternehmungen aus, und machten in denselben ansehnliche und Gewinn bringende Fortschritte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Museum der naturhistorischen Gesellschaft zu Manchester enthält den Schädel eines Pferdes, das 62 Jahre alt wurde. Das unglückliche Thier brachte sein Leben hin mit dem Fortziehen der Schiffe auf den Kanälen von Manchester.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1836.

Die Zigeuner in Rußland und Spanien.

Erster Brief. *)

23sten September 1835.

Einer der Hauptzwecke meiner Reise nach Moskau war der Wunsch, einen besondern Theil der Bevölkerung dieser Stadt kennen zu lernen, für den ich nach Allem, was ich von ihm hörte, ein besonderes Interesse gewonnen hatte. Bald nach meiner Ankunft suchte ich mein Vorhaben auszuführen, und ich glaube nun, daß das, was ich hier mitzutheilen gedenke, für den Christen und Philosophen von Interesse seyn wird. Ich meine nämlich das Volk der Zigeuner, oder Rommany, wie sie selbst sich nennen, von dem mehrere Tausende in und um Moskau wohnen, die ihren Lebensunterhalt auf verschiedene Weise gewinnen. Jene, welche gewohnt waren, dieses Volk als wandernde Barbaren zu betrachten, unzugänglich für Civilisation und unfähig, die Segnungen eines ruhigen ansässigen Lebens zu schätzen, werden sich wundern, wenn sie hören, daß mehrere derselben in Moskau große schöne Häuser bewohnen, in schönen Equipagen erscheinen, und daß, wenn sie sich wirklich von der bessern Klasse der Russen unterscheiden, dieß nur durch ihre persönlichen und geistigen Vorzüge vor den Russen der Fall ist.

Diese merkwürdige, Moskau eigenthümliche Erscheinung ist hauptsächlich von den Zigeunerinnen herbeigeführt worden, die sich seit unvordenklicher Zeit schon bemühten, ihre Stimmen bis zu einem solchen Grade auszubilden, daß im Herzen eines Landes, wo der Gesang zu einer größern Vollkommenheit gediehen ist, als vielleicht in keinem andern der Welt, dennoch die vorzüglichern Zigeunerchöre der allgemeinen Stimme des Publikums zufolge für unübertrefflich gelten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die berühmte Catalani so von Bewunderung durchdrungen war für die Vorzüge einer zigeunischen Sängerin — die, nachdem die erstere vor einer glänzenden Versammlung in Moskau gesungen, vortrat, und durch die Kraft ihrer melodischen Stimme Alles entzückte — daß sie einen kostbaren Shawl von großem Werth, den sie von dem Papste zum Geschenk erhalten, von den Schultern nahm, die Zigeunerin umarmte und sie nöthigte, ihn anzunehmen, indem sie sagte, der Shawl sey eigentlich für eine unübertreffliche Sängerin bestimmt gewesen, was sie, wie sie jetzt gehört habe, nicht sey.

Die Summen, welche diese Sängerinnen verdienen, sind so groß, daß sie mit ihren Männern im Ueberfluß leben können. Viele von ihnen sind sogar mit Edelleuten verheurathet, und jeder, der nur einige Zeit in Rußland sich aufgehalten hat, wird erfahren haben, daß die liebenswürdige, talentvolle und häusliche Gattin des Grafen Alexander T****** von Geburt eine Zigeunerin ist, und vormals eine der Zierden des Sängerchors ihres Volkes war, wie sie jetzt eine Zierde der verheuratheten Damen unter dem russischen Adel ist. Man muß jedoch nicht glauben, daß alle Zigeunerinnen so talentvoll und achtungswerth sind, es gibt vielmehr auch viele niedriger stehende Geschöpfe unter ihnen, die in Wirthshäusern und in den Gärten der Umgebung der Stadt singen und deren Männer vom Pferdehandel und dergleichen leben. Der Hauptaufenthaltsort dieser Klasse ist Marina Rotsche, ungefähr zwei Werste von Moskau, und dorthin fuhr ich von meinem Lohnbedienten begleitet.

Bei meiner Ankunft strömten die Zigeuner aus ihren Zelten und dem kleinen Wirthshaus und umringten meinen Wagen. Ich sprach einige Worte in dem mir bekannten englischen Zigeunerdialekt zu ihnen, worauf sich ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung erhob, der sich in einen ganzen Strom von Melodieen auflöste, unter denen das Lied: Ah kak mi toute karmama (Oh, wie lieb' ich dich), die vorherrschendste war, weil sie mich anfänglich für einen ihrer Brüder hielten, der in der Türkei, China und andern Ländern auf Reisen war und nun über das große Pani (Wasser) gekommen sey, sie zu besuchen.

Ihre Gesichter waren ganz die der Zigeuner in England: Braun, größtentheils schön, ein feuriges Auge, scheuer, aber finniger Blick und kohlschwarzes Haar. Ich richtete viele Fragen an sie, besonders hinsichtlich ihrer Religion und ihres

*) Diese Briefe wurden von einem englischen Gelehrten im Athenäum mitgetheilt.

Stammlandes. Sie erwiderten, daß sie an den „Teufel“ *) glaubten, der, seltsam genug, in ihrer Sprache so viel als Gott bedeutet, daß sie einen bösen Geist, Bengel genannt, fürchten, und daß ihre Väter aus dem Rommanylande gekommen wären, daß sie aber nicht wüßten, wo dieses Land liege. Sie sangen viele Lieder in der russischen und der Rommanysprache; die erstern waren moderne Operlieder, die letztern aber unstreitig alterthümlich, da ihr Metrum mit der russischen Prosodie durchaus nichts Aehnliches hatte, und das Ganze überhaupt einen Charakter trug, der weder europäisch noch modern war.

Ich besuchte diesen Ort während meines Aufenthalts in Moskau mehreremale, und sprach mit ihnen über ihr sündliches Leben, die Erscheinung und das Leiden Jesu, und nahm mit den Worten Abschied von ihnen, daß ich hoffe, sie würden bald mit dem Worte des ewigen Lebens in ihrer Muttersprache versehen werden, die sie weit höher als die russische zu schätzen scheinen. Sie hörten mir aufmerksam zu und benahmen sich, so lange ich bei ihnen war, vollkommen tadellos.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Die bereits erwähnte Beschreibung von Canton theilt auch einen kurzen Bericht über die in dieser Stadt befindlichen vorzüglicheren und von der Regierung gestatteten Tempel mit, der zugleich als Muster aller übrigen in den meisten Städten des Reichs gelten kann. „Der Kuang-heao-tse, oder der Tempel der „glänzenden kindlichen Pflicht,“ ist einer der größten, und steht innerhalb der Mauern unweit der nordwestlichen Ecke der Stadt. Zur Erhaltung seiner Priester, 200 an der Zahl, ist er mit vielen Ländereien dotirt, und soll schon zur Zeit der „drei Königreiche“ — im J. 250 nach Christus — erbaut worden seyn. Ein anderer Tempel mit einer hohen Pagode oder Minaret ist in der That eine moslemitische Moschee, gebaut (wie die Chinesen sagen) von Ausländern, unter der Tang-Dynastie, als die Araber nach Canton Handel trieben. Der Moslems sind ungefähr 3000 an der Zahl; sie werden von den Chinesen als Leute bezeichnet, „die keine Götzenbilder haben und kein Schweinfleisch essen wollen.“ **)

Außer minder bedeutenden befindet sich auch — ungefähr eine dreiviertel Meile nördlich von den fremden Faktoreien, in der Vorstadt jenseits der Stadtmauern — ein buddhistischer Tempel mit 100 Priestern in Canton, die ein jährliches Einkommen von 7000 Taels beziehen. Der Tempel sammt seinen Grundstücken nimmt einige Acres Land ein, und hat mehrere geräumige Hallen, von denen eine vor Kurzem erst von einem Sohne Howqua's, des Hongkaufmanns, gebaut wurde. In einem Theil des Tempels befindet sich ein großes Bild Buddha's und ein anderes von Kuan-yin, der Göttin, welche „das Nothgeschrei der Sterblichen hört“ und ihnen beisteht. Dieses Bild wird meist von Weibern angebetet. Ein anderer sehr großer dem Budha geweihter Tempel sammt Kloster liegt auf der andern Seite des Flusses, den europäischen Faktoreien fast gegenüber.

Neben diesen Tempeln hat Canton — so wie jede andere bedeutende Stadt des Landes — auch einen der Majestät und dem langen Leben des Kaisers geweihten, unter dem Namen Wan-schau-kung, d. h. „Halle der zehntausend Jahre.“ Die Mauern und Einrichtung dieses Tempels sind gelb, und jedes Jahr, am Geburtstag des Kaisers, versammeln sich der Vicekönig und die vornehmsten Civil- und Militärbeamten in demselben, um dem Kaiser ihre Verehrung zu bezeugen. Die Feierlichkeiten gehen ganz so vor sich, als ob er in Person anwesend wäre. Keine Stühle werden gestattet, sondern jeder hat ein Polster bei sich, auf das er sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden niedersetzt.

Unter die ansehnlichsten Gebäude, wenigstens was das Aeußere betrifft, gehören die ausländischen Faktoreien, die einen sehr beschränkten Raum längs dem Ufer des Flusses in der südwestlichen Vorstadt einnehmen. Dieser kleine Raum, der durchaus nicht gestattet eine größere Anzahl von handeltreibenden aufzunehmen, nebst der Weigerung der chinesischen Regierung, einen größern Platz zu bewilligen, muß bald eine Unterhandlung mit den Lokalbehörden herbeiführen. Diese Faktoreien, nebst einem großen Theil der Häuser der Vorstädte, in denen sie liegen, sind auf einer sumpfigen Fläche am Fluß, und folglich auf Pfahlwerke erbaut, so daß sie gerade über der Hochwassermark liegen. Die heftigen Regengüsse während des Sommers von 1833 und 1834 führten eine Ueberschwemmung des Flusses herbei, welche die Faktoreigebäude mehrere Fuß hoch unter Wasser setzte. Boote fuhren auf den Straßen von einer Wohnung zur andern, und man sah sogar Netze auswerfen, um zu fischen. Krankheiten unter Eingebornen und Europäern waren die Folge davon, und wenn solche Ueberschwemmungen häufig wiederkehren, so dürften die Faktoreien sich mehr und mehr als unzureichend erweisen, zumal da der Zudrang derer, die ihr Glück in Canton suchen wollen, immer größer wird. Es bleibt also nichts übrig, als neue Gebäude in gesunderer und vom Hochwasser nicht erreichter Lage zu errichten.

*) Herrn Roberts zufolge Duvel.

**) Die Chinesen sagen von den Moslems: „Das Volk dieser Nation betet allein den Himmel an, auch erweist es keinem andern Wesen oder Ding in der Welt göttliche Ehren. Die Reichen sind freigebig gegen die Armen, und alle andern Leute aus den übrigen Theilen des Landes werden als Freunde aufgenommen (hiemit ist wahrscheinlich die Gastfreundschaft der Araber gemeint). Ihre Begräbnißfeierlichkeiten sind einfach; in Canton werden sie ohne Sarg begraben. Das Gehäuse, in welchem der Verstorbene zu Grabe getragen wird, hat einen falschen Boden, den man herauszieht, damit der Leichnam in das Grab falle. Fällt er das Gesicht gegen den Himmel gewendet, so wird dieser Umstand als eine Vorbedeutung künftiger Glückseligkeit angesehen; kehrt der Leichnam aber das Gesicht gegen den Boden, so gilt dieß als ein unglückliches Zeichen. Zu den Zeiten Tschin's und Suy's (ungefähr um das 7te Jahrhundert) kamen sie zuerst nach China und dann zur See nach Canton. Nach der Yuen- (Mongolen) Dynastie breiteten sie sich weit im Lande aus, und nun findet man sie überall in Menge.“

Der nachstehende Bericht von der Ueberschwemmung im J. 1833 erschien in dem zu Canton herauskommenden Chinese Repository. „Am 5ten und 6ten September, heißt es, war der Stand des Wassers am höchsten, da es an den östlichen Thoren der Stadt, die höher liegen, als die Faktoreien, vier bis fünf Fuß hoch gestiegen war. In der Nacht des 5ten war das Wetter ruhig und heiter, und man konnte das dumpfe Gemurmel der Strömung des Flusses in den Faktoreien deutlich unterscheiden. Am 7ten begann das Wasser nach und nach zu fallen, erreichte aber erst nach dem 16ten, als die Springfluthen vorüber waren, seinen gewöhnlichen Stand wieder. Länger als eine Woche, während der Dauer der Ueberschwemmung war die Strömung des Flusses so reißend, daß alle Schifffahrt nach Wampoa unterbrochen war, und selbst leichte Kähne von europäischen Matrosen geführt, die größte Mühe hatten, Canton zu erreichen.“ Die Hungersnoth, welche durch diese Ueberschwemmung in der Provinz herbeigeführt ward, hatte einen bedeutenden Einfluß auf europäische Schifffahrt und Handel, da Aus- und Einfuhr zugleich in Stocken geriethen. Diese gegen alle frühere beispiellose Ueberschwemmung soll durch Nachlässigkeit oder Unverstand der Regierung herbeigeführt worden seyn, indem man versäumt hatte, die stark beschädigten Dämme zwischen Canton und dem Hochlande gegen Norden und Westen wieder herzustellen. Da die Ueberschwemmung auch 1834 wiederkehrte, so läßt sich dieß auch für folgende Jahre befürchten.

Es scheint vielleicht unglaublich, daß die Fronte der sämmtlichen Gebäude, in denen Kaufleute aller Nationen zu Betreibung ihrer Handelsgeschäfte in Canton zusammengedrängt sind, nicht mehr als 700 bis 800 Fuß messen sollte, und doch ist dem so. Jedes Gebäude, deren dreizehn sind, dehnt sich rückwärts ungefähr 130 Schritt in ein langes schmales Gäßchen aus, zu dessen beiden Seiten herab, als auch über den Gewölben, die es überspannen, sich die engen Wohnungen englischer, französischer, amerikanischer und anderer Handelsleute befinden, von denen Viele, wo nicht Alle, ihr Leben im Dienste des Mammons hinbringen, ohne ein weibliches Gesicht zu sehen, und ohne ein anderes Vergnügen zu haben, als das Klingen der Thaler zu hören, die von den chinesischen Geldwechslern bei Ausgabe und Einnahme stets gewogen und untersucht werden. Vor mehreren Jahren war eine bedeutende Anzahl von Flaggen, die dänische, schwedische, östreichische u. s. w. neben der englischen, holländischen und amerikanischen an der Vorderseite der Faktoreien ausgesteckt, seit den letzten 25 Jahren aber sind die drei letzten nebst der französischen dreifarbigen, die gleich nach der Revolution von 1830 ausgesteckt wurde, die einzigen fremden, welche man hier sieht.

Die europäischen Faktoreien werden von den Chinesen „die dreizehn Hongs“ genannt; das Wort Hong bedeutet in ihrer Sprache eine Handelsanstalt oder eine Waarenniederlage. Ihrer Gewohnheit zufolge bezeichnen sie jede Faktorei noch mit einem besondern Namen, der sich entweder auf die Flagge, oder irgend einen andern Umstand bezieht. So wurde die östreichische oder kaiserliche Faktorei der „Zwillingsadler Hong,“ die dänische der „Hong von der gelben Flagge,“ die der ostindischen Kompagnie „der Hong, welcher die Ruhe befestigt,“ die amerikanische „der Hong der großen Quellen“ genannt, und so fort. Oestlich von allen diesen Faktoreien zieht sich ein schmaler Kanal des Flusses, ein stinkender Graben hin, der einen Theil der Stadtmauer umgibt, und diesem Theil von Canton zugleich als Abzugsgraben dient. Hinter den Faktoreien dehnt sich eine enge Straße aus, die zu den Waarenniederlagen der Hongkaufleute führt, von denen aus hölzerne oder steinerne Stufen zum Fluß hinabführen, auf denen man den Thee und andere Waaren, die verladen werden sollen, in die Schiffe bringt.

Der Raum, den die Faktoreien einnehmen, wird von zwei Gassen durchschnitten, von denen die eine die „Chinastraße“ genannt wird, und die andere den sehr bezeichnenden Namen der „Schweingasse“ führt. Die erstere ist breiter, als die chinesischen Straßen zu seyn pflegen, und in ihr befinden sich die Läden der Kleinkrämer, die mit geschnitzten und lackirten Waaren, Seidenzeug und andern Artikeln handeln, nach denen die Fremden fragen. Die Aufmerksamkeit des Ausländers wird hier durch Inschriften an den Läden in europäischem Charakter angezogen, die weit mehr versprechen, als sie halten. So nennt sich z. B. der elendeste Sudler einen „geschickten Porträtmaler“ u. s. w. Die Fenster, statt wie in England oder Frankreich mit lockenden Auslagen geziert zu seyn, sind vielmehr durch schwarze düstere Läden geschlossen, und nur durch ein Loch in der Decke kommt etwas Licht von außen hinein. Die Krämer selbst, statt den Käufern rasch und höflich entgegenzukommen, breiten vielmehr die verlangte Waare langsam und oft verdrossen aus, so daß das Einkaufen in Canton eben kein angenehmer Zeitvertreib ist.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Rüstungen.

Acht sehr merkwürdige französische Rüstungen wurden kürzlich in Paris in dem Antiken- und Medaillenkabinet der königlichen Bibliothek dem Publikum zugänglich gemacht. Diese Rüstungen, welche man ehedem in der Gallerie des Prinzen von Condé zu Chantilly aufbewahrt hatte, waren zur Zeit der Revolution in die Rüstkammer versetzt worden. Glücklicherweise wurden sie dem Vandalismus, der während dieser stürmischen Jahre viele Kunstgegenstände zerstörte, und der sie um so mehr bedrohte, als sie königlichen Personen gehört hatten, entzogen. Herr Dumersan erhielt im Floreal des Jahres V der Republik (1797) den Auftrag, sie wegzunehmen und ins Antikenkabinet zu bringen, welches damals unter der Leitung der Herren Barthélemy de Courçay und Millin, seinen Vorgesetzten, stand. Man stellte diese Rüstungen in einem besondern Saal auf; allein ihre Existenz war Künstlern und Liebhabern nie unbekannt. Talma nahm nach einer derselben das Muster einer Rüstung, die er für die Aufführung seiner Ritterrollen machen ließ. Die Rüstung Sully's ward dem Grafen von Dijon anvertraut, um dem Künstler, der die Statue Heinrichs IV verfertigte, welche dieser hochherzige Bürger auf seine Kosten in der Stadt Nerac errichten ließ, zum Studium zu dienen. Die zu Chantilly erhaltene Sage schrieb diese Rüstungen Philipp von Valois, Heinrich II, Heinrich IV, Ludwig XIII und Sully zu. Von zwei sehr kleinen Rüstungen gehörte die eine dem jungen Herzog von Burgund, dem Enkel Lud-

wigs XIV. Die achte hatte keine Bezeichnung. Bei diesen Rüstungen befanden sich zwei Degen Heinrichs IV: der eine, mit erhaben gearbeiteten Edelsteinen auf Muscheln verziert, welche Könige von Frankreich darstellen; an dem andern, der sein Schlachtdegen war, befindet sich eine Pistole. Auch war unter ihnen die Rüstung Ludwigs XIV, mit einem prächtigen ziselirten silbernen Ringkragen verziert, Ludwig XIII vorstellend, wie er von vier Welttheilen Geschenke erhält. Diese schöne Rüstung, welche lange Zeit in dem Medaillenkabinet ausgestellt gewesen, ward vor ungefähr zwanzig Jahren dem Museum der Artillerie übergeben. Die interessanteste unter diesen Rüstungen ist ohne Widerspruch die Heinrichs II.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Auch durch die Unterwerfung und nähere Verbindung des großen Landstrichs von Kartalinien und Grusien (oder Georgien) hat Rußlands Handel an den Küsten des kaspischen Meeres seit 1783 einen neuen und beträchtlichen Zuwachs erhalten. Denn dadurch ist nicht nur ein freier Handelsweg in diese Provinzen, sondern auch von dieser Seite in den Kaukasus geöffnet worden. Wenn auch auf diesem Handelswege nicht Millionen gewonnen werden, so bleibt er doch für die mittlern Klassen des Kaufmannsstandes kein geringer Gegenstand des merkantilischen Gewerbes, und öffnet mancher einträglichen Spekulation den Zugang.

Was insbesondere noch den Handel und die Schifffahrt von Astrachan anlangt, so ist die Einfahrt in das kaspische Meer zur Zeit der Frühlingsüberschwemmungen von da am leichtesten und bequemsten. Schiffe, die im Sommer oder Herbst von Astrachan bis Tscheetir-Bugry [*]) oft einige Wochen nöthig haben, legen zu dieser Zeit die Fahrt in zwei Tagen zurück. Doch ist auch genaue Kenntniß und Vorsicht nöthig, um nicht aus dem tiefen Fahrwasser auf bedeckte Inseln zu gerathen. — In Rücksicht des Handels steht Astrachan, ungeachtet seiner vortheilhaften Lage, doch nur auf der dritten Stufe der russischen Handelsstädte, nämlich nach der Masse des ganzen Handelsumsatzes, wozu ungefähr eine Summe von 4 bis 7 Millionen Rubel gerechnet werden könnte. [**]) Die Entfernung von einem europäischen Hafen, die isolirte Lage des kaspischen Meeres, noch mehr aber der so oft gestörte Handel mit Persien, waren bisher die Hindernisse, daß Astrachan nicht zu einer der ersten Handelsstädte des russischen Reichs emporgestiegen ist. Wenige Städte der Erde können ihr an die Seite gesetzt werden, die einen solchen Fluß, als die Wolga ist, beherrschen. Ueber 400 Meilen weit können dieser Stadt Produkte auf demselben zugeführt werden.

Das interessanteste und lebhafteste Schauspiel gewährt dieser majestätische Strom bei Astrachan im Junius und Julius, wenn auf demselben eine Menge schwer belastete Fahrzeuge mit den mannichfaltigsten Produkten aus den obern Gegenden Rußlands ankommen. Die Zahl dieser größern Fahrzeuge aller Art beläuft sich nur allein um diese Zeit auf 2 bis 300. Aber außerdem kommen auch noch gegen 10,000 kleinere Fahrzeuge oder Fischerböte an, die allein zum Behuf der Fischerei herbeischwimmen. Ein solches Boot ist allemal wenigstens mit zwei Menschen besetzt, und das Gewühl ist unbeschreiblich.

Den ausgebreitetsten Handel treibt Astrachan in Friedenszeiten, wie schon erwähnt ist, mit Persien und nach Indien. In den Jahren 1795 bis 1798 wurde er aber wegen der innern Unruhen in Persien und des dadurch mit Rußland entstandenen Kriegs sehr unterbrochen und zum Theil völlig gehemmt. Aus Persien erhält übrigens Astrachan an Hauptprodukten nicht nur rohe Seide, seidene Zeuge, Baumwolle, roh, gesponnen und verarbeitet, sondern auch edle Früchte, als Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Rosinen, Oliven, trockne Pfirschen; ferner Baumöl, Galläpfel, Saffran, Reiß und mehrere Apothekerspezereien. Versendet werden nach Persien: feine Tücher, Leinwand, Farbematerialien, Glas, Korallen, Spiegel, Stahl- und Eisenwaaren, metallene Geräthe, kupferne Geschirre u. s. w.

Aus Indien bringen die Indianer Seide und Baumwolle, die feinsten Zeuge und Tücher aus beiden gearbeitet, und andere edle indische Produkte und Fabrikate. — Aus der Bucharei und Khiwa wird der Handel meistens durch Karawanen geführt, oder auch über das kaspische Meer bis zum Hafen Strangischlak. Astrachan erhält aus diesen Ländern besonders Baumwolle und baumwollene Zeuge, halbseidene Zeuge, Lämmerfelle u. dgl. m. — Tücher, Farbematerialien, Leinenzeug, Bärenfelle und anderes Pelzwerk, Juften, kurze Waare u. s. w. dienen zur Ausfuhr dahin.

(Fortsetzung folgt.)

[*]) D. i. die vier Hügel, eine der letzten Inseln, welche durch die Mündungen der Wolga gebildet wird. Bei der Einfahrt in die Wolga dient sie zugleich als Merkzeichen.

[**]) Demnach würde St. Petersburg zur ersten, Riga zur zweiten, Astrachan, Archangel, Reval, Narwa, Wiburg, Pernau, Libau und andere als Seestädte zur dritten Klasse gezählt werden können.

Archäologische Notizen.

Auf dem Kirchhof zu Hemel Hemstead, in der englischen Grafschaft Herford, fand man unlängst eine merkwürdige Antiquität. Als man nämlich ein Grab bereitete und der Todtengräber die Erde bereits bis zu vier Fuß Tiefe aufgeworfen hatte, stieß der Spaten auf einen festen Körper, der bei näherer Besichtigung für einen aus Stein gehauenen Sargdeckel erkannt wurde. Unter demselben fand man den ganzen noch gut erhaltenen Sarg, den man später herausnahm; die darin enthaltenen Gebeine zerfielen aber, sobald sie an die Luft kamen, in Staub. Auf dem Sargdeckel befindet sich eine zum Theil durch die Zeit zerstörte, jedoch noch so weit lesbare Inschrift, um aus derselben zu erkennen, daß der Sarg die Asche des berühmten Offa, Königs des angelsächsischen Mercia, enthalte, der die Abtei St. Alban wieder aufbaute und im achten Jahrhundert starb. Der Sarg ist auf ganz eigene Weise ausgehauen und überhaupt einzig in seiner Art. Die Kirche, wo man ihn fand, wurde im siebenten Jahrhundert erbaut.

Für den Alterthumsforscher ist die Kirche von St. Denis eines der reichsten Museen in Europa; sie besitzt Skulpturen aus dem fünften Jahrhundert, Mosaiken aus dem eilften, getriebene Arbeit aus den Zeiten Karls des Großen, andere noch ältere von wundervoller Arbeit, herrliche Glasmalereien und endlich Gräber durch die Bildhauerarbeiten der größten Künstler aus der Zeit der Wiedergeburt der Künste geziert; leider hat man diese letztern Schätze durch Uebertünchen ruinirt.

Als man unlängst einen Theil einer großen durch eine Unterlage von Steinen gestützten Hecke an der Nordseite der Gäßchen St. Martin zu Rennes niederhieb, fand man ein Grab, allem Anschein nach von hohem Alterthum. Dieses bei 6 Fuß lange und 18 bis 20 Zoll breite Grab bestand aus sehr festen rothen Backsteinen. Diejenigen, welche den Boden bildeten, waren in rechten Winkeln gehauen, um sich besser an die auf der schmalen Seite aufrechtstehenden anzuschließen. Innerhalb lagen Gebeine, die größtentheils zerfallen waren, und mit dem Kalk, der das Grab ausfüllte, Eine Masse bildeten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. W denmann.

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1836.

Skizzen aus Ireland. I.

Die Stellung der Parteien im Jahre 1827.

„Emancipation" war die Losung der ganzen katholischen Bevölkerung Irelands geworden, von den Klippen des Riesenweges an der Küste von Antrim bis zum Kap Clear an der südwestlichsten Spitze von Cork. Der Ruf, welchen die Stifter und Führer der katholischen Association in Dublin erschallen ließen, hallte wieder bis in die Hütte des ärmsten katholischen Bauers und unter den hungersterbenden Bettlern an der Landstraße. Was O'Connell, Sheil und andere Häupter der Partei in Capelstreet *) verkündeten, flog, durch die ergebene Presse verbreitet, alltäglich über die ganze Insel und wurde geglaubt, wie ein Evangelium. Was der stehende Ausschuß in der Hauptstadt gebot, wurde in den Grafschaften pünktlicher als je eine Parlamentsakte vollzogen, was er verlangte, als heiligste Gewissensschuld an die bis ins letzte Dorf verbreiteten Filialcommitteen entrichtet. Jeder trug freudig zur katholischen Steuer nach Kräften Pfund, Schilling oder Pence bei, denn es galt ja „Emancipation!" In diesem einen Worte koncentrirte das Volk alle seine Wünsche, seine Hoffnungen, und Pandorens Büchse schloß nicht bald so viele Wundergaben in sich, als man damals in Ireland von der Emancipation erwartete. Die Wortführer, groß und klein, waren um so weniger karg mit Verheißungen, je mehr dieselben den Eifer ihrer Glaubensgenossen spornten und die Zwecke der sogenannten „friedlichen Agitation" erfüllten. Man muß ganz die mannichfachen Uebel kennen, an welchen die Insel und ihre Bewohner seit Jahrhunderten gelitten haben, man muß mit dem Charakter und den Leidenschaften des Volks vertraut seyn, wenn man verstehen will, was Alles die angeborene reiche Einbildungskraft der Iren von der Maßregel erwartete, für welche 1827 und 1828 das Land in einer Aufregung war, die nur deßhalb nicht in einen offenen Aufstand überging, weil derselbe nicht in dem Plan der Häupter lag, da sie wohl erkannten, daß von einer Insurrektion für ihre Sache Alles zu fürchten, nichts zu hoffen sey. Besonders die letztverflossenen drei Jahrhunderte leben weit frischer im Gedächtniß der Iren, als in irgend eines andern Volks, weil alle ihre Umgebungen sie ununterbrochen bitter genug daran mahnen. Die Schicksale jeder einzelnen Familie sind mehr oder weniger eng mit der Geschichte des Landes verflochten, und daher werden die von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Erzählungen von den Kämpfen und Leiden, der Hinrichtung oder der Beraubung der Väter, Groß- und Urgroßväter zugleich die Träger einer Art von Volkshistorie, die Haß und Hoffnungen stets frisch erhält. Was es eigentlich um die „Mancipation," wie der Bauer es nannte, sey, darüber waren die Begriffe der niedern Klassen höchst unklar, und selbst die Mittelstände verbanden damit Ansichten, die ihrem eigentlichen Gehalt nach von denen des Landvolks nur in so fern verschieden waren, daß ihre Phantasie auf andere Gegenstände sich richtete, die ihren Beschäftigungen und besondern Verhältnissen näher lagen. Die Grundidee, welche dabei vorherrschte, war ohne Zweifel überall gleich und ganz dieselbe, welche die Seele der frühern Aufstände und Rebellionen gewesen war. Die Association und die Führer verlangten zwar nur gleiche Rechte und gleiche Freiheiten mit den Protestanten, aber das Volk übersetzte sich beide auf seine eigene Weise. „Lange genug," hieß es, „haben die Sassenachs uns den Fuß auf den Nacken gesetzt; es ist Zeit, daß das Spiel endlich Einmal umgekehrt wird und wir das Regiment über sie erhalten." In diesem Sinne äußerte sich das Volk mit angeborner Schlauheit nach Umständen mehr oder weniger laut, und besonders in den südlichen Grafschaften wurden katholische Herren, denen es um ihrer Religion willen wie den Seinigen vertraute, nicht selten gefragt, ob denn die Zeit der „Auferstehung" nicht bald kommen werde. Ließ man sich dort mit den Bauern in ein weiteres Gespräch ein, so erfuhr man bald, daß nach ihren Begriffen die „Mancipation" ein gewisses Nondescript, ein undefinirtes Surrogat für eine Rebellion sey, wozu die Lust, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs von 1798, doch durch das angenehme Andenken an das geniale Drunter und Drüber jener Periode um so lebhafter forterhalten wird, je mehr die Iren sich in steten Raufereien und Kämpfen, gleichviel, welcher Art, gefallen

*) Eine Straße in Dublin, wo der Hauptausschuß der Association gewöhnlich seine Sitzungen hielt.

und je Größeres sie für die Besserung ihrer persönlichen Umstände davon erwarteten. Voran unter ihren Hoffnungen stand fast allgemein das Aufhören von Pacht und Zehnten, obwohl sich die Verfechter der Emancipation im Parlament hierüber ganz anders äußerten. Der katholische Bauer betrachtet sich als den rechtmäßigen Besitzer des Bodens, den er inne hat; der protestantische Gutsherr gilt ihm, wie der protestantische Prediger des Kirchspiels, für einen Usurpator, dessen Occupation sich nur auf das Schwert und den Strick gründe, womit der blutige Cromwell und Wilhelm III vor Zeiten die katholischen Besitzer entweder hinopferten oder sie durch die Furcht davor die Flucht zu nehmen zwangen. Eine Verjährung erkennen die irischen Bauern nicht an, und wenn sie daher gegenwärtig Pacht und Zehnten entrichten müssen, so geschiehts ihrer Meinung nach nicht um des Rechts, sondern um der leidigen Gewalt willen, welche sich in der Form von ungerechten Gesetzen, von Truppen und Polizeisoldaten erhalten habe. Die eigentlichen rechtmäßigen Erben jener ehemaligen erschlagenen, gehängten oder verjagten katholischen Besitzer sind nur sie, die gegenwärtigen Inhaber des Bodens. Ob sie mit denselben verwandt, von ihnen abgestammt sind oder nicht, thut nichts zur Sache, denn sie sind ja Katholiken und gehören als solche zur Familie. Daß bei diesen Ansichten noch eine dunkle Idee von den unter Jakob I aufgehobenen Clanschaften vorwaltet, ist wohl nicht zu läugnen, und wird auch theilweis noch durch manche andere Umstände, z. B. dadurch bestätigt, daß das Volk in seinen Gesprächen einen katholischen Besitzer immer bloß bei seinem Vor- und Zunamen nennt, während dem Protestanten unfehlbar das „Herr" vorgesetzt wird, eine Unterscheidung, die man auf der ganzen Insel stark markirt findet. Was nun gar den protestantischen Prediger anlangt, so ist dieser natürlich noch weit verhaßter als der Gutsherr, und gilt ihnen für den Repräsentanten alles Unrechts, was in religiöser Hinsicht seit drei Jahrhunderten an der katholischen Gemeinde geübt worden ist. Er hat ihnen nicht bloß ihre Kirche geraubt und enthält sie ihnen jetzt vor, sondern will auch noch obendrein für den Rand und sein Nichtsthun mit dem Zehnten bezahlt seyn, um sie nach Herzenslust Götzendiener schimpfen zu können, wenn sie sich nicht zu seiner Ketzerei bekehren lassen wollen. Daß er noch dazu meistens auch Friedensrichter ist, macht ihn gewöhnlich noch verhaßter.

Aehnliche Ansichten, Hoffnungen und Wünsche nährte das Volk in hundertfachen Beziehungen, und erwartete in Allem die Realisirung von der Emancipation. Inzwischen waren es keineswegs die niedern Klassen allein, die ihre wirklichen Rechte mit einer Anzahl vermeintlicher in einander wirrten und aus dem Gemisch ihre Ideen von der zu erringenden Emancipation zusammenstellten; selbst unter den Gebildetern fand man der ausschweifenden Hoffnungen genug, und namentlich hörte man nicht selten von einer Reklamirung der ehemals konfiszirten Güter sprechen, unbekümmert, ob solche vielleicht schon an die dritte, vierte, ja zehnte Hand übergangen sey. Freilich gingen wenige so weit, dergleichen sofort zu erwarten oder zu fordern, sondern man redete davon nur wie von etwas sehr Fernliegendem, was wahrscheinlich wohl nie geschehen werde, was man auch nicht gerade verlangen wolle; allein die ernsthafte Art, wie darüber politisirt wurde, ließ wohl durchblicken, daß man jene Schlösser keineswegs als Luftschlösser betrachte, und sich nur nach der Macht sehne, solche Reklamationen durchsetzen zu können. Die Häupter der Agitation und der umsichtigere Theil der Emancipationspartei rechneten freilich nicht in solchen geometrischen Progressionen, aber schlau genug hüteten sie sich wohl, der Einbildungskraft des Volks Schranken zu setzen, die seinen Eifer gelähmt haben und der größtmöglichen Aufregung, die man dadurch bezweckte, hinderlich gewesen seyn würden.

Unter diesen Verhältnissen erklärt es sich leicht, daß die große Mehrzahl der irischen Protestanten in den Bewegungen der Association nur Vorzeichen und Vorbereitungen zur Erneuerung der Scenen von 1798 sehen wollten. Man hatte sich einmal daran gewöhnt, die Katholiken als eine Helotenklasse zu betrachten, die beständig mit Zaum und Gebiß regiert werden müsse. Im Geheim war man sich des eigenen Unrechts gegen sie recht wohl bewußt, aber die bessere innere Stimme, welche für das Recht sprach, wurde leicht durch die großen Vortheile übertäubt, welche sich auf das bestehende System der Ungleichheit gründeten, während obendrein frühere Scenen und die Bekanntschaft mit den jetzigen Erwartungen der Bevölkerung jenes Glaubens unüberwindliche Besorgnisse einflößten, die in mehrfachen Hinsichten nur zu guten Grund hatten, zu gleicher Zeit aber auch alle auf Rechnung der Religion gesetzt wurden. Deßhalb suchte man emsig alles von den Katholiken verübte Unrecht, alle ihre Fehler und Leidenschaften, alle Gräuel und Verbrechen hervor, um daraus Argumente für die Nothwendigkeit der Erhaltung protestantischer Obergewalt zu entlehnen, und bezeichnete alle Vertreter gleicher Rechte und Freiheiten als Verräther an König, Kirche und Konstitution. Selbst viele der billigern Protestanten, die unter andern Umständen und bei einem andern Charakter des Volks der Emancipation sehr geneigt gewesen seyn würden, ja die in der That eine solche Maßregel für die englischen und schottischen Katholiken bevorworteten, fürchteten sich in Irland, irgend eine Gewalt, irgend ein Vorrecht aus den Händen zu geben, weil sie sich überzeugt hielten, daß die Katholiken jede Koncession sogleich in Waffen gegen die Protestanten verwandeln würden. Man fühlte die eigene dreihundertjährige Schuld und fürchtete die Vergeltung. Große Erbitterung erregte es daher, daß selbst der damalige Lord-Lieutenant der Insel, der Marquis von Anglesea, die katholischen Ansprüche begünstigte und sogar der Association öffentlich zugerufen hatte: „agitirt! agitirt! agitirt!" Solche Worte vom Stellvertreter des protestantischen Königs erschienen der Torypartei fast gleichbedeutend mit Hochverrath, und es versteht sich daher von selbst, daß der erlauchte Beförderer der Emancipation von seinem vicekömiglichen Posten abberufen werden mußte. Indessen so kühn und drohend auch die Katholiken ihr Haupt erhoben, so mancherlei Besorgnisse auch die regelmäßige Organisation der Association und ihrer exekutiven Gewalt einzuflößen geeignet war, so glaubten ihre Gegner doch jedem Ansturm auf die protestantische Ascendenz trotzen zu können. Daß ein großer Kampf sich vorbereitete, ward schon nach der Entlassung des

Parlaments im Jahre 1828 klar genug, aber die Torypartei hielt sich des Ausgangs um so mehr versichert, da sie nicht nur in der Orangeverbrüderung ein durch Reichthum, Macht und Ansehn gewaltiges Bollwerk besaß, sondern auch auf die große Ueberzahl der eifrigen Antipapisten in England und Schottland rechnen durfte. Am meisten aber fand sie sich beruhigt, weil sie das Ruder des Staats in den Händen ihres eigenen Hauptes und Champions wußte; Wellington, der Held von hundert Schlachten, der indische Heere und französische Armeen geschlagen, der die Macht des Weltstürmers Bonaparte gebrochen, werde, meinte man, jede Schilderhebung irischer Rebellen leicht zu Boden schmettern. In dieser Erwartung würde man freilich sich auch wohl schwerlich geirrt haben, aber worin man sich irrte, war die Schilderhebung selbst, obwohl es auf beiden Seiten keineswegs an Leuten mangelte, die eine solche, wenn gleich aus sehr verschiedenen Gründen, eifrig wünschten, — Katholiken, weil sie davon schnellere und ausgedehntere Förderung ihrer Zwecke hofften, — Protestanten, weil sie dadurch die trotzigen Heloten wieder gänzlich und auf lange Zeiten hin zum unterwürfigen Gehorsam zu bringen, und sie für ihr „unverschämtes Streben" nach Gleichheit mit den bevorrechteten Bekennern der Hochkirche züchtigen zu können gedachten.

Solches waren die Verhältnisse, als die neuen Parlamentswahlen begannen, wobei dießmal von allen Parteien um so außerordentlichere Anstrengungen gemacht wurden, je mehr und je Wichtigeres für jede von dem Ausgang derselben abhing. Die Unruhe, welche bis dahin auf der Insel geherrscht hatte, schien sich jetzt verdoppeln zu wollen; die tausendgliedrige Association regte sich in allen ihren Gelenken zugleich, und das Centralcommittee in Dublin entfaltete eine Energie, die den Bestrebungen der Orangelogen mehr als die Wage zu halten schien. Nach allen Theilen der Insel wurden Agenten auf Agenten entsendet, um sich über die Kandidaten mit den Lokalcomitteen zu verständigen, mit diesen gemeinsam das wählende Volk vom gesetz-, aber nicht gebrauchswidrigen Einfluß der Gutsbesitzer loszureißen und an jedem Wahlorte die katholische Kraft zu concentriren. Die ganze Mitwirkung des Klerus wurde in Anspruch genommen, und wie überhaupt schon die große Mehrzahl desselben Glieder der Association waren, so gab es damals im Durchschnitt nur höchst wenige Priester, die nicht vereint mit den Laphäuptern all ihre Kraft daran gesetzt hätten, die Wahl von Kandidaten zu erzwingen, die auf dem Fine des Unterhauses für das Aufhören des katholischen Helotenthums, die Austilgung jenes politischen Brandmals hätten stimmen wollen, welches kaum ein Achtel der Bevölkerung siebenthalb Millionen ihrer Mitbürger um deren Glaubensbekenntnisses willen aufgedrückt hatte. Ganz ein Gleiches geschah aber auch von der protestantischen Seite, wo die Geistlichkeit, ohnehin schon fast rein politischer Natur, sich in den Harnisch warf, um unter orangefarbenem Banner für die Aufrechthaltung des glorreichen Andenkens Wilhelms III, für protestantische Obermacht gegen das Aufkommen der „Götzendienerei" zu streiten, welches eine nicht undeutliche Ahnung sie als gleichbedeutend mit dem Verlust von Kirchensteuern und Zehnten erkennen ließ.

Römische Alterthümer in Tlemsen.

Der Begräbnißplatz der Juden zu Tlemsen enthält eine Menge von Steinen mit alterthümlichen Inschriften. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß alle diese Steine von altrömischen Bauwerken herkommen, und daß die meisten noch mit lateinischen Inschriften bedeckt sind. Die Israeliten, von denen man hierüber Erklärung verlangte, wichen einer bestimmten Antwort aus, doch erfuhr man nachmals, daß sie die Steine bei der Moschee Agabia unterhalb Tlemsen geholt hatten. Ein Caid versicherte, in einer Geschichte von Tlemsen — die er leider auf seiner Flucht verloren hatte — gelesen zu haben, daß diese Moschee von den Steinen gebaut worden sey, die man aus einer römischen Stadt habe holen lassen, welche vier Stunden von Tlemsen gegen Südwest liegen soll. Unter den Inschriften auf den Grabsteinen befinden sich doppelte und neben einander stehende auf demselben Steine, wie z. B. folgende:

DMS	DMS
VALER	AVRE
tA SAR	LIVS I (A)
DOt Vt	NVARt
XtT AN	VS VIXI
NS tXX	TAN XXX
HSR	BARI......

Man glaubt, daß die Buchstaben DMS der ersten Zeile eine Abkürzung der Worte Deo maximo sanctissimo seyen. Jene Valeria Saedol, welche 19 Jahre, und jener Aurelius Januarius, der 30 Jahre lebte, sind ohne Zweifel Eheleute. Die Buchstaben HSR, welche am Schluß der ersten Grabschrift stehen, scheinen eine Abkürzung der Worte Habeat sempiternam requiem zu seyn. Was das abgebrochene Wort BARI...... betrifft, welches mit kleinern Buchstaben als die übrigen geschrieben ist, so glaubt man, daß es der Name dessen seyn könnte, der die Inschrift eingegraben hat. Eine andere Inschrift, die interessanter ist, als die übrigen, weil sie ein Datum enthält, sagt Folgendes: „Gott, dem Großen und Heiligen, Valeria Materna, welche 55 Jahre lebte. Ihr Gatte errichtete ihr dieses ewige Haus im Jahre 591 nach der Erlösung der Welt." — Auffallend ist das geringe Alter der Personen auf den Leichensteinen von Tlemsen. Das Gegentheil findet sich auf ähnlichen Steinen, die man in Bougia fand, und doch ist Tlemsen eben so gesund, als das Klima von Bougia schädlich. Die Zeit muß mithin große Veränderungen in dem Gesundheitszustande beider Lokalitäten bewirkt haben, und es würde dieser Umstand unerklärlich erscheinen, wüßte man nicht, welchen Einfluß der Anbau des Menschen in dieser Hinsicht übt.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Fortsetzung.)

Unter die vorzüglichsten ausländischen Waaren, welche Astrachan theils auf der Wolga, theils auch im Winter auf Schlitten erhält, gehören Zucker, Kaffee, Gewürze, Farbematerialien, feine Tücher, Galanterie-, Eisen- und Stahlwaaren aller Art. Die meisten derselben werden schon von St. Petersburg dahin spedirt, indem sie in Twer auf der Wolga abgesandt werden. Andere gehen auch von Moskau ab,

besonders im Winter auf Schlitten, wenn die Schifffahrt gehemmt ist. Wie hoch der Werth der Einfuhr von dieser Seite beträgt, kann man aus folgendem mitgetheilten Verzeichnisse nach runden Zahlen, dessen Richtigkeit durch die weggelassenen kleinern Zahlen wenig verliert, ersehen.

Im Jahre 1788 erhielt Astrachan über St. Petersburg und Moskau:

Farbematerialien, als: Indigo, Cochenille, Vitriol, Sandel, Fernambuk, Alaun, Orlean, Grünspan u. s. w. für	450.000	Rubel
Gewürze	70,000	—
Zucker	130,000	—
Kaffee	60,000	—
Ausländische feine Tücher	330,000	—
Galanteriewaaren, Uhren u. dgl.	62,000	—
Feine ausländische Leinwand	44,000	—
Seidene Waaren verschiedener Art	16,000	—
Papier verschiedener Gattungen	12,000	—
Mobilien, Steinzeug, Glaswaaren	45,000	—
Ausländische Weine, Früchte u. s. w.	30,000	—
Summe	1,188,000	Rubel

Von eigenen russischen Produkten, Fabrik- und Manufakturwaaren erhielt Astrachan in demselben Jahre sowohl auf der Wolga als auch zu Lande folgende:

Juften und andere Sorten von Leder für	80,000	Rubel
Pelzwerk	55,000	—
Eisen, Stangen, Platten	140,000	—
Kupfer in Platten und verarbeitet	87,000	—
Fabrikwaaren von Eisen, Messing u. s. w.	185,000	—
Leinene und baumwollene Zeuge	80,000	—
Grobes Tuch	20,000	—
Tabak	48,000	—
Roggen	54,000	—
Roggenmehl	28,000	—
Weizen	44,000	—
Weizenmehl	39,000	—
Gerstengrütze	47,000	—
Holz zum Bau	60,000	—
Holz zum Brennen	30,000	—
Hölzerne Geräthe	30.000	—
Glaswaaren, irdene Geschirre u. s. w.	25.000	—
Summe	890,000	Rubel

Rechnet man die obigen Einfuhrartikel dazu, die über St. Petersburg und Moskau nach Astrachan geliefert werden, so beträgt die sämmtliche Einfuhr über 4 Millionen Rubel. Die Hälfte dieser Waaren, oft auch gegen ⅔, gehen wieder nach Kisljär und in die übrigen Häfen des kaspischen Meeres. Vergleicht man diese Summe mit der, welche Güldenstädt *) von 1775 anführt, und die 626.672 Rubel für die sämmtliche Ausfuhr aus Astrachan und Kisljär nach den übrigen Häfen des kaspischen Meeres beträgt, so geht hervor, daß der Handel in Astrachan seit beinahe 30 Jahren über ⅔ höher gestiegen ist.

Eine andere sehr genaue und authentische Angabe über die Ein- und Ausfuhr von Astrachan in dem Jahre 1789, die von dem Kommerzkollegium in St. Petersburg herrührt und deßwegen um so zuverlässiger scheint, ist folgende:

*) Im St. Petersburgischen Journal, Bd. 3. S. 268 u. f.

Werth der sämmtlichen	Einfuhr	550.288	Rubel
— — —	Ausfuhr	404.847	—
Betrag des Zolls		80.510	—

Hiezu kommen noch eigene Fabrikate, welche Astrachan größtentheils mit zur Masse der Ausfuhr hinzufügt. Diese sind vorzüglich Seidenwaaren, Chagrin, Seife, Salpeter, Thran und Fische. Es wird aber in Astrachan sehr viel Seide verarbeitet, ungeachtet der Seidenbau in diesen Gegenden noch lange nicht die dazu erforderliche Quantität liefert. Mangel an Menschen und an der so nöthigen Aufmerksamkeit, die bei diesem Geschäft ganz vorzüglich erfordert wird, so wie die Leichtigkeit, die Seide aus Persien zu ziehen, sind die Ursachen der bisherigen Vernachlässigung. Die Seide, welche in Astrachan verarbeitet wird, liefert daher fast allein Persien. Die Armenier unterhalten die meisten Fabriken, deren man größere und kleinere gegen 400 zählt; aber die wichtigste gehört der Krone. Am häufigsten werden seidene Tücher, Taffete, Strümpfe, Bänder und andere leichte Zeuge gemacht, die in Rußland selbst den stärksten Absatz finden. Von 3800 Pud Seide (à 40 Pfund), die ungefähr jährlich aus Persien eingeführt werden, wird mehr als die Hälfte in Astrachan selbst verarbeitet; die übrige geht nach Moskau und St. Petersburg in die dasigen Fabriken. — Der Umsatz, den die Astrachan'schen Seidenfabriken jährlich machen, steigt zu einer Summe von 2 bis 300,000 Rubel.

Nächst den Seidenfabriken ist die Zubereitung des Chagrin eine der vornehmsten Beschäftigungen der dasigen Armenier. Er wird nirgends besser als in dieser Stadt, von den härtern Rückenstücken der Pferdehäute, welche die Tataren und Kalmüken liefern, und deren Zubereitung in einem der frühern Hefte dieses Journals ist beschrieben worden, verfertigt. Dieser Chagrin wird sowohl in Rußland selbst an die Tataren, das Stück für 1 bis 1½ Rubel, als auch nach Persien und an die kaukasischen Völker zu vielen 1000 Stücken verkauft. Im Durchschnitt kann man 25 bis 30,000 Rubel für diesen Artikel rechnen, den Astrachan jährlich absetzt.

Die sogenannte tatarische Seife wird von den Tataren aus Seehundsthran verfertigt. Davon wird für etwa 20 bis 25,000 Rubel nach Rußland und halb so viel nach den kaspischen Häfen verführt. Thran, Fische, Kaviar und andere aus dem Gewässer gewonnene Produkte liefern den Bürgern und sonstigen Einwohnern von Astrachan den vornehmsten Gewinn, und sie treiben mit diesen Produkten, vorzüglich mit Thran, nach den mittlern Gegenden Rußlands, insbesondere aber nach Kasan (wo er in den Juftengerbereien gebraucht wird) einen wichtigen Handel.

Noch könnte sich Astrachan einen wichtigen Handels- und Erwerbszweig durch die Zubereitung der Soda eigen machen. Keine Gegend des Erdbodens hat vielleicht mehr Sodapflanzen, als die an der untern Wolga, an den Küsten des kaspischen Meeres, auf den Steppen zwischen dem Uralfluß, der Wolga und Kuma. Da dieses Salz, welches die Sodapflanzen liefern, bei Fabriken, Manufakturen, in Färbereien u. s. w. auf eine so mannichfaltige Art angewandt werden kann, so würde die Gewinnung desselben keinen unbedeutenden Artikel des Handels abgeben.

(Schluß folgt.)

Auf einem Feld in dem Kirchspiel Castle Hedingham in England wurde dieses Jahr eine ungewöhnliche Hafererndte gehalten. Einige der Stängel waren so dick wie Schilf und erreichten eine Höhe von 6½ Fuß. Von diesem nicht gar großen Feld wurden 400 Garben geerndtet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1836.

Die Tapete von Bayeur.

Wir haben in der letzten Nummer des vorigen Monats die interessante Tapete von Bayeur berührt. Folgendes ist das Nähere über dieselbe: Sie wurde von der Königin Mathilde, Gemahlin Wilhelms des Eroberers, bald nach der Expedition ihres Gemahls mit der Nadel gestickt im J. 1066. Erst im 18ten Jahrhundert wurde sie von dem Pater Montfaucon wieder entdeckt, und wiewohl sie 212 Fuß lang und 18 Zoll breit ist, bleibt doch sehr wahrscheinlich, daß sie nur theilweise auf uns gekommen ist, denn sie hört mit der Niederlage und dem Tode Harolds in der entscheidenden Schlacht von Hastings auf. Die Krönung des siegreichen Wilhelm fehlt darauf, und das Ende dieses Denkmals ist so beschädigt, daß der Rest davon abgetrennt wurde oder zu Grunde ging. Dieser lange Streifen Leinwand, welchen die Hände einer Königin verzierten, beginnt die Reihe seiner Darstellungen mit dem Augenblick, wo Eduard, König von England, der sein Ende herannahen sieht und keine Nachkommenschaft hat, die Augen auf Wilhelm, Herzog der Normandie, als Nachfolger seiner Krone wirft; die Arbeit Mathildens läßt sodann den Betrachter der Abreise Harolds beiwohnen, der nach Frankreich kommt und diese Nachricht an Wilhelm überbringt. Wir sehen ihn zu Pferde von seinem Palast abgehen und sich einschiffen; dann finden wir ihn wieder vom Sturm auf die Küste von Ponthieu geworfen, wo ihn der Graf Gui als Gefangenen zurückbehält, ihn gänzlich beraubt, und nur auf die Drohungen des Herzogs der Normandie ihm die Freiheit wieder gibt. Wir übergehen die Expedition, welche Wilhelm und Harold zusammen gegen Conan, Herzog der Bretagne, unternahmen; deßgleichen die Belagerungen von Dol und Dinan, deren kein Geschichtschreiber erwähnt, wo indessen Harold und Wilhelm, der Tapete zufolge, Sieger waren, und kommen auf die gegen Harold gerichtete englische Expedition, der sich bei Eduards Tode des Thrones, dessen Anerbieten er selbst an Wilhelm überbracht, bemächtigte. Die Tapete stellt uns letztere vor, wie Wilhelm auf seinem Throne sitzt, und eine große Flotte zur Ueberführung einer zahlreichen Mannschaft bauen läßt. Die Königin Mathilde fügte ganz einfach folgende Inschrift — denn jede Darstellung ist mit einem erklärenden Text begleitet — bei: „Hic Wilhelmus dux jussit naves ædificare.“ Wir sehen Arbeiter, von denen die einen Bäume fällen, die andern Bretter hobeln, und ein wenig weiter unten, nach Vollendung der Flotte bemerken wir Leute, die mit dem Laden von Kriegsvorräthen beschäftigt sind. Wilhelm von Poitiers und Wilhelm von Jumièges geben die Stärke der Flotte auf 3000 Schiffe an, und der Verfasser des Romans le Rou behauptet, 696 Schiffe seyen allein zur Ueberführung der Harnische und Waffen bestimmt gewesen. Endlich landet Wilhelm in England, und diese ganze gewaltige Armee steigt aus der großen Flotte ans Land. Sein Feldherr ordnet alsbald ein großes und glänzendes Mahl an, dem uns Mathilde beiwohnen läßt, und wir sehen, wie in Homer, militärische Küche und Fest unter freiem Himmel. Bald kommt Harold mit seiner Armee an, und man rüstet sich beiderseits zur Schlacht. Wilhelm befiehlt nicht, wie man behauptete, die Verbrennung der Schiffe, um zu siegen oder zu sterben, sondern er kommunizirt, nimmt seine Reliquien zu sich, ergreift seine Lanze, welche ein von dem Papst ihm zugesandtes Banner ziert, und marschirt mit einer Keule wider den Feind. Der Fürst, sein Pferd, seine Soldaten alle sind mit Eisen bedeckt; man glaubt einen Eisenklumpen zu sehen. Hier findet sich folgende Inschrift: Hic milites exièrunt de Hastenga et venèrunt ad prœlium contra Haroldum regem. Dann sehen wir Wilhelm seine Armee haranguiren, seine Soldaten, nach dem Wahlspruch, „Weisheit mit Tapferkeit zu paaren,“ zum Kampfe ermahnen wider die Engländer, und die Schlacht beginnt. Ein auffallender Umstand ist es, daß die Tapete nicht, wie die Geschichtschreiber jener Zeit, des Tailleser erwähnt, des tapfern Jongleurs, wie er sein Schwert mit der rechten Hand in die Luft emporschleudert und geschickt mit der linken wieder auffängt, und vor allem Heer die Lieder von Kaiser Karl, von Roland und Oliver, von letzterer Kampf und Tod im Thale Ronceval, erschallen läßt über Hastings Feld.

Nun folgt ein wahres Handgemenge jener Zeit. Man erstaunt über diese Schwertstreiche, die Reihen sinken hin, wie von der Sense niedergemäht, die Pfeile verfinstern die Luft. End-

lich, nachdem drei Pferde unter ihm getödtet, entscheidet Wilhelm den Sieg; Harold ist todt niedergestreckt, seine Armee ist getrennt, zerrissen. Man sieht einen normannischen Ritter vom Pferd steigen, und dem englischen König den Schenkel abhauen als Trophäe. Hier aber wird die Tapete undeutlich und weiter hinaus hört sie auf.

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Fortsetzung.)

Die Schweingasse läßt sich nicht leicht durch Vergleichung beschreiben, da vielleicht in keiner europäischen Stadt ein so enges und schmutziges Gäßchen zu finden seyn dürfte. Die Läden in derselben sind von nichtswürdigen Chinesen besetzt, die den armen unwissenden Matrosen einen über betäubende oder berauschende Kräuter abgezogenen Branntwein verkaufen, und sie dann, wenn sie durch den Genuß dieser vergifteten Liköre bis zum Vieh herabgesunken sind, meist noch schlagen und berauben, bis endlich die nach ihnen ausgeschickten Kameraden sie in einem oft sehr traurigen Zustand in ihr Boot zurückbringen. Dieses Gäßchen war es, wo vor mehrern Jahren so manche jener Mordthaten begangen wurde, die zu so vielen Zwistigkeiten mit der Regierung Anlaß gaben, bis endlich die Kompagniebehörden alle Boote sammt deren Mannschaft unter Aufsicht des Oberbefehlshabers der Flotte stellten. Zugleich wurde Alles aufgeboten, um die Branntweinhändler durch schwere Strafen zu einem rechtlichern Benehmen anzuhalten.

Jene, welche früher Gelegenheit hatten, Zeuge von den furchtbaren Tumulten zu seyn, die in diesem Gäßchen vorfielen, machen folgende Beschreibung davon: Einige herumziehende und gaffende Matrosen hatten es kaum betreten, als sie auch schon von den Ladenbesitzern mit How you do Jack begrüßt wurden, worauf ein gegenseitiger Austausch von vertrauten Benennungen, wie z. B. Tom, Bill, Ned u. s. w. zu folgen pflegte, die Angeredeten mochten nun Christen oder Heiden seyn. Dann wurden den Matrosen Pfeifen gereicht und fleißig Grog eingeschenkt. Fragte man endlich nach der Zeche und die unverschämten Chinesen verlangten mehrere Thaler für das, was vielleicht einige Penny werth war, so entspann sich natürlich eine Rauferei, bei der die Matrosen von der Uebermacht zurückgeschlagen wurden. Bald kamen sie jedoch mit Verstärkung wieder, und nun ging es selten ohne Mord und Todtschlag ab.

Ueber die eigentliche Zahl der einheimischen Bevölkerung von Canton ist viel gestritten worden, doch hat man so wenig zuverläßige Nachrichten hierüber, daß die Frage noch immer unentschieden ist. Die übertriebenen Angaben, welche von einer Million sprechen, verdienen keinen Glauben, denn da man binnen zwei Stunden zu Fuße um die ganze Stadt herumgehen kann, auch die Häuser nicht höher als Ein Stockwerk sind, so läßt sich schwer erklären, wie eine so große Menge Menschen auf einem so kleinen Raume Platz finden sollte.

Ein großer Theil des Manufakturgeschäfts der Stadt wird auch in der That nicht an Ort und Stelle, sondern in einem Ort, Foschan genannt, betrieben, der 10 bis 12 Meilen höher hinauf am Flusse liegt. Dieser Strom, der bei der Stadt Canton so groß ist, daß er die größten Dschonken von 800—1000 Tonnen trägt, verliert sehr viel von seiner Größe bei einer Stadt, Namens San-schuey Hien, die nur 36 Meilen oberhalb Canton liegt und ihren Namen daher hat, weil bei ihr der Fluß drei Arme bildet, von denen der eine von Norden, der andere von Westen herkommt und der dritte, jene beiden in sich vereinigend, zur Stadt hinabführt. Das Land zu beiden Seiten des Flusses ist unendlich schön. Auf den Niederungen liegen zahlreiche mit Waldung, größtentheils mit Föhren, bedeckte Hügel zerstreut, die aus dem angebauten Flachlande gleich Inseln emportauchen. Die Ufer des Flusses sind dicht mit Orangen-, Pfirsich- und Pisangbäumen bepflanzt, und die Erfahrung hat gezeigt, daß sie in diesem fruchtbaren oft befeuchteten Boden besser gedeihen als anderswo.

Ein nicht minder bemerkenswerther Gegenstand auf dem Wasser in der Nähe von Canton sind die ungeheuren Flöße von Föhrenstämmen, die so häufig von Norden und Westen her nach der Stadt herabkommen. Sie sind oft mehrere hundert Schritte lang und bestehen nicht selten aus mehrern zusammengebundenen Flößen, die einen unglaublichen Raum einnehmen. Sie werden mittelst langer Ruder von Bambus den Fluß hinabgesteuert und von wenigen Personen geleitet, die ihre Hütten auf dem Floß aufschlagen.

Von der eigentlichen Bevölkerung Cantons wohnt ein keineswegs unbedeutender Theil in Dschonken, Barken und kleinen Booten auf dem Flusse. Ein großer Theil der letztern sind Tanka oder „Eierhaus"-Boote — so genannt, weil sie hinsichtlich ihrer Form einem der Länge nach durchschnittenen Ei gleichen. Sie sind meist nur 10 bis 12 Fuß lang, ungefähr 6 Fuß breit und so niedrig, daß man kaum aufrecht in ihnen stehen kann. Ihre Bedachung besteht aus Bambus oder jenen Matten, die als Segel dienen, ist so wie das Dach eines Wagens gestaltet, sehr leicht und schützt ziemlich gegen die Witterung. Ganze Familien leben in solchen Booten, und werden als ein besonderer Theil der Bevölkerung betrachtet, der unter eigenen Gesetzen lebt und sich mit den Leuten am Ufer nicht durch die Ehe verbindet.

Die großen Flöße und die Menge von Schiffen, großen und kleinen Booten würden sich indeß, wie man leicht denken kann, nicht ohne die größte Verwirrung auf dem Fluß bewegen, wenn nicht die größte Ordnung unter dieser Wasserbevölkerung herrschte und aufrecht gehalten würde, was um so leichter geschehen kann, da die niedern Klassen der Chinesen wirklich besser erzogen und gesitteter sind, als die irgend eines andern Volks gewöhnlich zu seyn pflegen.

Die lange Erfahrung in Canton wohnender Europäer, die täglich in Geschäften oder zum Vergnügen auf dem Fluß zu fahren Gelegenheit hatten, hat die obigen Bemerkungen bestätigt, und sich zugleich auch gegen die den Chinesen Schuld gegebene häufige Ermordung der weiblichen Kinder erhoben, eine Gewohn-

heit, deren Bestehen in gewissen beschränkten Gränzen jedoch Niemand zu läugnen wagt; daß dieser Gebrauch von den Chinesen selbst mißbilligt wird, erhellt aus den nachstehenden Stellen aus einem chinesischen Werke, aus denen zugleich erhellt, daß diese grausame Sitte großentheils Folge der durch das gesetzlich gestattete Konkubinat entstehenden Eifersucht ist. „Das Ertränken der Kinder," heißt es in jenem Buche, „hängt, obwohl es das Werk eines grausamen Weibes ist, dennoch vom Willen des Mannes ab; spricht sich dieser dagegen aus, so darf das Weib nichts thun. Ist das Kind von einer Magd geboren, und die Frau will es nicht dulden, so könnt ihr es nach dem ersten Monat irgend einer andern Familie übergeben und ihm einen andern Namen als den eurigen beilegen, wodurch es doch mindestens am Leben erhalten wird."

In so fern allgemeine Sittenlosigkeit dazu beitragen kann, den Kindermord zu befördern, gilt Canton bei den Chinesen als der zügelloseste Ort, sowohl wegen des Einflusses, den das dortige Klima auf den Menschen übt, als auch wegen des Reichthums, der dort durch den auswärtigen Handel in Umlauf kommt. Eine Stelle in dieser Stadt erhalten, wird von den Chinesen vorzugsweise „nach Canton *befördert werden* genannt," so häufig sind dort die Mittel, sich zu bereichern. Die Zahl der dort lebenden Müßiggänger und Landstreicher liefert einen Beweis der Lasterhaftigkeit dieser Provinzhauptstadt, und eine merkwürdige im Jahre 1820 gemachte Entdeckung zeigte die übeln Folgen, welche das System einer häuslichen Sklaverei und eines gesetzlich gestatteten Konkubinats nach sich zieht. Es zeigte sich nämlich damals, daß seit langer Zeit schon ein regelmäßiger Menschendiebstahl getrieben worden war. Man verdankte diese Entdeckung den beharrlichen Bemühungen eines Seidenwebers, dessen Lehrling, der Sohn eines Freundes, durch jene Diebe abhanden gekommen war. Der Fall wurde sogleich an die Regierung berichtet, und der Ort, wo die Menschenräuber sich zu versammeln pflegten, umzingelt. Man fand in dem Hause sechs Männer und drei Weiber, die dieses schändliche Gewerbe seit Jahren getrieben und die Kinder in andere Provinzen geschickt hatten, wo sie als Sklaven verkauft wurden. Die Verbrecher kamen auf die Tortur, auf der zwei von ihnen starben; die übrigen wurden in Ketten durch die Straßen geführt und von den bei ihnen noch vorgefundenen geraubten Kindern gehauen, dann aber theils hingerichtet, theils in die Tatarei transportirt.

(Schluß folgt.)

Todesfall durch Arzneimißbrauch.

Unlängst wurde zu Hull in England der Leichnam einer verheuratheten Frau geöffnet, die, der Angabe zufolge, am Gebrauch der bekannten Morison'schen Pillen gestorben war. Der Mann der Verstorbenen sagte aus, sie sey eben nicht sehr leidend gewesen, habe sich aber zuweilen unwohl befunden und zuletzt an der sogenannten Windsucht gelitten. Sie nahm sechs Stück Morison'sche Pillen, welche keine Wirkung machten. Der Mann ging hierauf zu Herrn Lamott, auf dessen Rath die Kranke acht Stück von denselben Pillen, dann zehn, dann zwölf und endlich fünfzehn alle drei Stunden nahm. Die Dosis wurde dann vermindert und endlich mit dem Mittel ausgesetzt. Nach zwei Tagen starb die Frau. Die Chirurgen, welche die Sektion vornahmen, erklärten, daß der Tod in Folge einer durch außerordentlich reizende Mittel herbeigeführten Gebärmentzündung erfolgt sey. Die Jury erließ nach einstündiger Berathung ein Verdikt: „Daß der Tod der Verschiedenen durch Krankheit in Verbindung mit Anwendung zweckwidriger Mittel und durch große Unwissenheit des Arztes herbeigeführt worden sey." Der Coroner (Todtenbeschauer) erklärte hierauf, die Jury müsse in diesem Fall ein Verdikt auf Todtschlag gegen Herrn Lamott erlassen. Der Präsident der Jury genehmigte dieß, worauf sodann der Verhaftsbefehl gegen Herrn Lamott ausgefertigt wurde.

Ueber den Handel von Astrachan und auf dem kaspischen Meere.

(Schluß.)

Der Handel mit Persien war wegen der letzten Kriegsunruhen unmittelbar unterbrochen worden. Dagegen gewannen aber die Bürger von Astrachan durch eine vergrößerte Schifffahrt und stärkere Fracht zu den russischen Truppen nach Persien. Der Friede belebte den Handel aufs Neue, wenn dieser nicht wieder durch die getrübten Aussichten gestört wird. Es ist schon oben gezeigt worden, daß die rohe Seide das Hauptprodukt ist, welches aus Persien gezogen wird. Im Jahre 1798 betrug der Werth dieser in Astrachan eingeführten Seide 520.000 Rubel. Hiezu kam für 180.000 Rubel rohe und gesponnene Baumwolle, baumwollene Zeuge für 74.000 Rubel, Reiß, Früchte und Spezereien für 50.000 Rubel, welches zusammen über 800,000 Rubel Einfuhr aus Persien beträgt, die aber in einigen andern Jahren bis zu 1 Million Rubel gestiegen war. Im Jahre 1775 betrug die Ausfuhr aus Persien nicht mehr als 518,800 Rubel; dagegen war aber auch, wie vorher schon angeführt wurde, die Einfuhr verhältnißmäßig kleiner. Da außerdem die persischen Produkte mehrentheils gegen russische, besonders gegen Pelzwerk, Justen, Leinwand, Weizenmehl und gegen andere ausländische, vorzüglich gegen holländische und englische Tücher vertauscht werden, so gewinnen die Russen, oder vielmehr die Astrachan'schen Armenier, bei diesem Tausche etwas Ansehnliches, so daß dadurch der Handelsgewinn noch mehr auf die Seite der Russen hingeleitet wird.

Die Indier setzen durch ihre Ein- und Ausfuhr jährlich etwa 4 bis 500.000 Rubel um. Geborne Astrachaner beschäftigen sich indessen mit dem Handel weniger als die Fremden, die sich daselbst niedergelassen haben. Daher haben auch die Armenier ihren eigenen Kaufhof, so wie gleichfalls die dasigen Indier. In beiden wird nur des Morgens im Großen verkauft; in den russischen Buden und Kaufhöfen ist erst gegen Abend der Hauptverkehr. Dieß geschieht im Sommer aus Bequemlichkeit wegen der großen Sonnenhitze, und selbst im Winter behält man diese Gewohnheit bei.

Die ganze sogenannte kaukasische Linie längs dem reißenden Terekstrome wird ebenfalls, außer noch von Kisljär her, von Astrachan aus mit russischen und europäischen Produkten versehen. Dieser Umsatz macht jährlich eine Summe von 3 bis 400.000 Rubel aus.

Ungeachtet Astrachan kein eigenes Getreide erzeugt, sondern den größten Vorrath durch eine Strecke von mehr als 2000 Wersten aus

den getreidereichsten Provinzen Rußlands erhält, so ist es doch daselbst, so wie andere nothwendige Lebensmittel, nach Verhältniß in einem ziemlich niedrigen Preise. Aus dem folgenden Verzeichnisse wird man ersehen, daß Astrachan ein Ort ist, wo die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens um billige Preise zu erhalten sind. Es kostete nämlich daselbst im Jahre 1798 im Herbst, wo gewöhnlich keine Zufuhr zu erwarten ist,

1 Tschetwert *) Roggen	2 Rubel 50 Kopeken bis 3 Rubel
1 Kul **) Roggenmehl	3 — bis 3 Rubel 50 Kopeken
1 Tschetwert Weizen	3 — 60 Kopeken bis 4 Rubel
1 Pud Weizenmehl	70 bis 80 Kopeken
1 Tschetwert Gerste	1 Rubel 80 Kopeken bis 2 Rubel
1 Dergleichen Gerstengrütze	2 — 50 — — 2 — 60 Kop.
1 Pud gutes Rindfleisch	60 bis 60 Kopeken
1 — Kalbfleisch	45 — 50 —
1 — Schaffleisch	40 — 45 —
1 — Fische	50 — 60 —
1 — Salz	20 — 25 —
1 Wedro (Eimer à 12 Maß) junger Astrachan'scher Wein	3 Rubel bis 6 Rubel 80 Kop.
1 Balken 5 Faden lang und am dünnsten Ende 8 bis 9 Zoll dick	40 bis 50 Kopeken
Dergleichen 6 Faden lang und 9 bis 10 Zoll dick	60 — 70 —
100 Bretter 14 Zoll breit und 1½ Zoll dick, 20 Fuß lang	35 bis 40 Rubel
1 Kubikfaden Brennholz	3 Rub. 50 Kop. bis 4 Rub.

Ausländische Waaren sind dagegen wegen des weiteren Transports natürlich weit theurer als in Moskau und St. Petersburg. So kostete z. B. in dem genannten Jahre in Astrachan 1 Pfund Zucker 80 bis 85 Kopeken, 1 Pfund Kaffee 60 bis 65 Kopeken, 1 Arschine feines holländisches oder englisches Tuch 10 bis 12 Rubel, ***) die in Petersburg oder Moskau etwa mit 8 bis 9 Rubeln bezahlt worden wäre. Und was mögen dergleichen Kolonialwaaren und Manufakturartikel wohl jetzt daselbst kosten?

Eine Karawane von Petersburg bis Gilan in Persien, oder umgekehrt, braucht wenigstens ½ Jahr Zeit auf der Reise, ehe sie an Ort und Stelle kommt. Man rechnet gewöhnlich von Gilan nach Astrachan wegen der Quarantaine und anderer Vorfälle 30 Tage; von da nach Zarizyn 10; von hier nach Moskau 35 und von da nach St. Petersburg 20, in allem 95 Tage. Die bequemsten Jahreszeiten zu einer Reise nach Astrachan sind die Monate Mai, Junius und Julius für die Sommer-, und der Januar und Februar für die Winterkarawanen.

Vermischte Nachrichten.

Der in Chili wohnende Franzose, Herr Gay, hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris die Mittheilung gemacht, daß er zur Zeit des großen Erdbebens in Chili, im Februar 1835, große Abweichungen in den täglichen Bewegungen der Magnetnadel beobachtet habe; bei den schwächeren Erschütterungen waren auch die Abweichungen unbedeutender. Seine Beobachtungen beliefen sich auf mehr als 2000, welche ihn sämmtlich überzeugten, daß die magnetischen Erscheinungen sich in diesem Welttheil vollkommener darstellen als in Europa; denn statt zweier täglicher Bewegungen erhielt er deren drei; eine Morgens gegen Osten, eine zweite Mittags gegen Westen und eine dritte Abends abermals gegen Osten. Diese dreifache Bewegung betrachtet er als permanent, und hält die große Kette der Cordilleren für eine der hierauf einwirkenden Ursachen.

Ein Grundbesitzer im Eure-Departement, dem die Blattläuse seit mehrern Jahren viele Aepfelstämmchen in seiner Baumschule zerstöreten, ist es gelungen, diese Insekten durch Auflösung von schwarzer Seife zu vertreiben. Dieses Mittel kostet wenig, und besteht darin, daß man die aufgelöste Seife mittelst eines Pinsels auf alle jene Stellen der Bäume, wo man die Insekten sieht, und besonders auf den obern Theil der Wurzeln aufträgt. Es läßt sich leicht bei den jungen Stämmchen in Baumschulen, bei den eben erst gepfropften und bei den Spalierbäumen anwenden. Nur bei ganz großen, frei stehenden und mit einer dicken Rinde versehenen Aepfelbäumen dürfte es sich als unausführbar erweisen.

Herr Engelhardt, Professor zu Dorpat, war der erste, der nach den auf seiner Reise im Ural gemachten Bemerkungen auf die Vermuthung kam, daß diese Gebirge Diamanten enthalten müßten. Seinen Anweisungen gemäß ließ die russische Regierung Nachgrabungen veranstalten, die jedoch ohne Erfolg blieben. Graf Polie, Eigenthümer des Gebiets, wo Gold und Platina gegraben wird, war glücklicher, und die ersten russischen Diamanten wurden auf seinem Grund und Boden gerade zu der Zeit gefunden, wo Herr von Humboldt seine Reise im asiatischen Rußland unternahm. Die Zahl der bis jetzt zu Tage geförderten Diamanten beläuft sich nicht über 34 oder 35, und die durch ihre Aufsuchung veranlaßten Kosten betragen 320,000 Franken.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat, um die allzu große Zusammenpackung armer europäischer Auswanderer in Schiffen zu verhüten, wodurch oft Krankheiten ausbrachen, beschlossen, daß künftig nur auf je fünf Tonnen von der Ladungsfähigkeit eines Schiffes zwei Passagiere eingenommen werden sollen. In Canada, wo ein gleiches Gesetz vergebens vorgeschlagen wurde, hat der Einfluß der habgierigen Schiffseigenthümer den Sieg davon getragen. Im Jahre 1834 kamen zwei englische Schiffe nach Quebek, eines von 440 Tonnen mit 600 Passagieren und das andere von 340 Tonnen mit 565 Auswanderern.

Der französische Schiffskapitän, Graf G. R., schrieb unlängst an ein Journal, um die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher auf ein Denkmal aus dem Mittelalter zu lenken, das sich in der Kathedrale von Chartres eingemauert befindet. Auf der Seitenfläche der Eingangsthürme dieser schönen Kirche sieht man in einer Nische eine steinerne Figur, einen auf den Hinterfüßen aufrechtstehenden Esel vorstellend, der mit einer so weiten Draperie umgeben ist, daß die Körperform sich nicht unterscheiden läßt. Unter dem linken Vorderfuß hält das Thier eine große an seinem Halse hängende Leier, auf der es mit dem rechten Vorderfuße spielt; das Ganze ist über Lebensgröße. Anfangs nannte man diese Figur: l'ane qui vielle (der Esel, welcher die Leier spielt), mit der Zeit wurde aber diese Benennung verunstaltet, und der herrschende Name ward: l'ane qui veille (der Esel, welcher Wache hält). Man kennt den Ursprung und die Bedeutung dieser Skulptur zu Chartres nicht.

Aus den von Herrn Chevalier gemachten und gesammelten Erfahrungen ergibt sich, daß jede Erde und jeder Dünger, welche salpeterhaltig sind, der Erzeugung der Runkelrübe Schaden bringen, weil sie derselben ein Salz mittheilen, das auf ihren Organismus und die Qualität des zu erwartenden Zuckers nachtheilig einwirkt.

*) Das allgemeine Getreidemaß in Rußland beträgt etwa drei Erfurtische Scheffel.

**) Kul ist im Russischen eigentlich ein Bast- oder Mattensack; dann aber auch das Maß, welches ein solcher Sack halten muß, nämlich 1 Tschetwert oder 3 Scheffel.

***) Es sind hier immer Silberrubel zu verstehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1836.

Skizzen aus Ireland. II.

Der Wahlkampf in Cavan.

Heftig war der Kampf in Clare, um so heftiger, weil dort das anerkannte Haupt der Association, Daniel O'Connell, sich zur Wahl gestellt hatte, und die Tories Alles daran setzten, um nur *ihn* nicht triumphiren zu sehen; aber dennoch, troß der enormen Anstrengungen und der enormen Geldspenden, unterlag ihm sein torystischer Mitbewerber, und das Volk wählte den katholischen Agitator, obwohl das Gesetz ihm damals noch die Thüre von St. Stephan versperrt hielt. Indessen so viel auch die Wahlen in Munster vor allen andern schon deßhalb besprochen wurden, weil dort die Bevölkerung zur großen Mehrzahl, ja mancher Orten fast ausschließlich katholisch ist, so gaben ihnen doch mehrere Scenen in Ulster nichts nach, obwohl hier der Hauptsitz des protestantischen Theils der Bevölkerung sich findet. Am hitzigsten geriethen die Parteien an einander in Cavan, und der Wahlstreit im Hauptort dieser Grafschaft erhielt um so mehr Bedeutung, da ganz gleichzeitig in einem nur wenige Stunden davon entfernten Flecken ein verschiedenartiger dreitägiger Kampf entbrannte, der Gemetzel und Brandstiftung mit sich führte, und im eigentlichsten Sinne eine Glaubensparteifehde genannt werden muß.

Obgleich die Grafschaft nur zwei Glieder ins vereinigte Parlament stellt, so erschienen doch nicht weniger als fünf Kandidaten im Felde, und begannen, wie üblich, schon einige Wochen vor dem Nominationstage ihre Stimmwerbung. Die bisherigen beiden Repräsentanten waren Herr Sneyd und Herr Henry Maxwell gewesen, beide Hochwürdenträger in der Orangenloge von Ireland. Der erstere, ein reicher Großhändler und Gutsbesitzer, welcher wenige Jahre später in Dublin auf offener Straße am hellen Mittage von einem beleidigten oder wahnsinnigen Individuum meuchlings erschossen wurde, zog sich jetzt ins Privatleben zurück; der letztere dagegen wurde damals, wie auch noch jetzt, als ein feststehendes Inventarium in der Vertretung der Grafschaft betrachtet. Sein persönlicher Einfluß in der Gegend ist zwar noch nicht einmal so bedeutend, als die Talente, welche er im Unterhause höchstens dann an den Tag zu legen strebt, wenn Angriffe auf die Orangisten gemacht werden. Indessen ungeachtet man bei Verhandlung aller übrigen Maßregeln ihn so ziemlich als ein taubstummes Glied der Gesetzgebung bezeichnen darf, und die von ihm für seine Kommittenten zu erwartenden Dienste fast ausschließlich in stillschweigenden Voten mit der Ultratorypartei bestehen, so kann er doch bei der Parlamentswahl in Cavan stets Ansprüche geltend machen, die nicht leicht zu widerlegen sind. Sein Vater besitzt nach dem Gesetz das doppelte Prädikat „honorable und hochwürdig," denn er ist der Bruder des bekannten Lord Farnham und ein Geistlicher der anglikanischen Kirche. Er hat eine sehr einträgliche Pfarre mit einer nicht unbedeutenden Seelsorge, lebt jedoch nichts desto weniger seit geraumer Zeit ganz in Frankreich, um seinen Gläubigern oder vielmehr dem Schuldgefängnisse in Ireland zu entgehen. Da er sich aber eine lange Reihe von Jahren auch nicht ein Einzigesmal unter seinen Pfarrkindern hatte blicken lassen, so wurden endlich, vermuthlich auf Anstiften seiner Kreditoren, die Beschwerden über seinen Absentismus so laut, daß es zu förmlichen und wiederholten Klagen beim Bischof kam, der denn auch zuletzt wider seinen Willen, aber nothgedrungen, gegen den Hirten, der seine Schafe bloß schor, aber nicht weidete, zu procediren im Begriff war. Inzwischen wußte der hochwürdige Seelsorger das bischöfliche Verfahren schnell durch eine kurze Anwesenheit wieder rückgängig zu machen. Eines Sonntags nämlich, als die Gemeinde eben in die Kirche ging, um sich von dem Küster die Gebete der Liturgie vorlesen zu lassen, kam plötzlich ein Wagen mit vier Postpferden auf den Kirchhof gefahren, und heraus stieg, zum Erstaunen aller, die sich seiner noch erinnerten, der honorable und hochwürdige Herr Maxwell, verrichtete den Gottesdienst, hielt eine Predigt kurz und erbaulich, und stieg dann eilends wieder in die Karosse, um eben so schnell zu verschwinden, wie er gekommen war. Ehe seine Gläubiger noch erfahren konnten, daß er in Ireland sey, befand er sich schon wieder jenseits des Kanals in Sicherheit. Obwohl nun aber unter solchen Umständen Se. Hochwürden bei einer Parlamentswahl seinem Sohne nicht persönlich dienen kann, so ist es doch für Letztern ein hinreichend günstiges Verhältniß, daß er der Neffe und

muthmaßliche Erbe des kinderlosen Lord Farnhams, eines hoch- 60jährigen Wittwers ist, dem, falls er zuerst stirbt, Ehren-Marwell in seinen Titeln und Gütern succedirt, um dieselben bei seinem Ableben wieder an Henry zu überlassen. Lord Farnham hat daher dem Letztern schon seit längerer Zeit vorläufig ein bedeutendes Jahrgehalt ausgesetzt und läßt ihm außerdem bei jeder Parlamentswahl seinen ganzen Einfluß zu Gute kommen, der völlig genügt, um ihn gegen die Gefahr des Durchfallens zu sichern. Der Lord hat nämlich in der Grafschaft so ausgedehnte Güter und weiß seine Pächter auf denselben, ungeachtet aller Agitation, durch Fürsorge auf der einen und durch Furcht vor Vertreibung aus Haus und Hof auf der anderen Seite stets in solcher Abhängigkeit von sich zu erhalten, daß es selbst den vereinigten Wünschen der übrigen Tories der Grafschaft nicht möglich seyn würde, den von Se. Herrlichkeit aufgestellten Kandidaten zu verdrängen, ohne überhaupt die Interessen ihrer Partei zu opfern und durch einen solchen innern Zwist den Liberalen gewonnen Spiel zu geben. Auf diese triftigen Gründe gestützt, hielt Marwell es daher auch dießmal für überflüssig, persönlich den Wählern den Hof zu machen, und schickte seiner Gewohnheit gemäß nur kurze Episteln an die Gutsbesitzer, sie um „ihre Stimme und Interesse“ zu ersuchen, wie die übliche Phrase lautet.

Der zweite der sich anmeldenden Kandidaten war ein „Nabob von Trincomalee,“ Sir William Young, ein hochtoristischer Baronet, der in Indien im Dienste der Kompagnie ein gewaltiges Vermögen zusammengehäuft, und mit einem Theil desselben in Cavan Schloß Bailieborough mit der dazu gehörigen kleinen Stadt, mehrern Dörfern und beträchtlichen Ländereien gekauft hatte, somit zu den größern Grundeigenthümern der Gegend gehörte. An dem Sitz im Parlament an und für sich selbst war ihm wenig gelegen, doch suchte er denselben, um dadurch mehr Einfluß bei der ostindischen Kompagnie zu gewinnen, und besonders um bei der nächsten Vakanz seine Wahl zum Direktor völlig zu sichern, da er bei der eben geschlossenen Ballotirung nur um eine geringe Stimmenzahl hinter seinem glücklichen Nebenbuhler zurückgeblieben war. Der dritte Bewerber war ein Herr Saunderson von Schloß Saunderson, ein reicher Landbesitzer, der viele einflußreiche persönliche Freunde in der Grafschaft hatte, den jedoch die Tories nicht recht haben mochten, weil er ein sogenannter independenter Whig ist, während die katholische Partei noch weniger von ihm wissen wollte, da er der Emancipation entgegen war, und sich, ungeachtet seiner sonst gemäßigten Ansichten, durchaus nicht verpflichten wollte, für eine solche Maßregel zu stimmen, selbst wenn er dadurch seine Erwählung sichern könnte. Die beiden letzten Kandidaten waren die Herren Southwell und Coote, beide Liberale und Emancipatoren, aber auch beide so tief in Schulden, daß man ihnen vielleicht nicht ohne Grund nachsagte, sie wünschten nur deßhalb gewählt zu werden, um durch das parlamentarische Privilegium gegen die leidigen Häscher des Sherifs gesichert zu seyn, da bekanntlich kein Glied des Ober- oder Unterhauses Schulden halber verhaftet werden kann. Southwell, ein Protestant, aber Neffe des katholischen Lords gleiches Namens, besaß große Güter und wäre, wie seine Freunde versicherten, ein reicher Mann gewesen, wenn er nicht nach dem Ableben seines Vaters aus kindlichem Pflichtgefühl alle dessen bedeutenden persönlichen Verbindlichkeiten übernommen hätte, wozu nur guter Wille, nicht aber das englische Gesetz ihn nöthigen konnte. Coote dagegen ist ein natürlicher Sohn des letzten Lord Bellamount, welcher ihm sehr großes Landeigenthum hinterlassen hatte, dessen Einkünfte jedoch für die Bedürfnisse des lebenslustigen Herrn so wenig genügten, daß er sich niemals mit Sicherheit hinauswagen konnte und die Pforten von Bellamount Forest beständig geschlossen halten mußte, um den etwa lauernden Schergen den Eintritt zu sperren, und sich vor einer Vertauschung seines Prachtschlosses mit den häßlichen Mauern des Schuldgefängnisses von Cavan zu wahren. Ein Glück für ihn war es, daß die jährlich gewählten Hochsherifs der Grafschaft in der Regel zu seinen guten Freunden gehörten, und der Untersherif daher die Verhaftsbefehle, welche er Namens seines Obern auf Verlangen der klagbaren Kreditoren pflichtmäßig ausstellen mußte, seinen Trabanten nicht eben dringend anbefahl, so daß es Coote eine Reihe von Jahren hindurch glückte, Schulden auf Schulden zu machen, Verhaftsbefehle zu Dutzenden gegen sich in Cirkulation zu haben und dennoch Festivitäten und Bälle zu geben und zu besuchen, ohne daß seine Gläubiger im Stande gewesen wären, sich seiner zu bemächtigen, weil nach englischem Gesetz „des Mannes Haus des Mannes Burg ist,“ und nur in Kriminalfällen es den Häschern freisteht, verschlossene Thore und Thüren zu erbrechen, um sich des zu verhaftenden Individuums zu versichern, während sie in Schuldsachen allein auf List und Schlauheit angewiesen sind, und meistens wie Diebe sich einschleichen oder ihren Fang sonst unversehens machen müssen. Nur vor einem Zusammentreffen mit dem Hochsherif selbst mußte er sich hüten, da dieser dann dem Gesetz zufolge die Verhaftung persönlich würde haben vollziehen müssen; aber es war ein wohl verstandenes Ding, daß beide niemals zugleich denselben Ort besuchten und sich auf diese Weise gegenseitige Artigkeit bezeigten. Erst mehrere Jahre nach der Wahl von 1827 glückte es der Schlauheit eines Dubliner Kreditors, ihn auf einem Balle in einer benachbarten Grafschaft verhaften zu lassen, wo er dann im Gefängniß blieb, bis er nach vielen eben nicht ehrenvollen Manövern endlich von der Wohlthat der Insolvenzakte Gebrauch machte, um nur seine Freiheit wieder zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Städte. II.

Nanking und Canton.

(Schluß.)

Die großen Piratenflotten, welche oft Jahre lang nach einander die südlichen Küsten heimsuchten, und deren sich die Regierung nur durch einen Vergleich mit ihnen entledigen konnte, erklären gewissermaßen das Daseyn einer Küstenbevölkerung in den beiden Provinzen Canton und Fokien, die sich durch Wild-

heit des Charakters so sehr von der friedliebenden Gemüthsart der übrigen Chinesen unterscheidet. Wahrscheinlich um diese Wildheit im Zaume zu halten, und dann auch um die europäischen Handelsleute zu beschützen, unterhält die chinesische Regierung eine so ungewöhnliche Anzahl von Truppen und Kriegsdschonken in der Provinz Canton. In geringer Entfernung unterhalb der Faktoreien befindet sich die Schiffswerfte, wo man fortwährend beschäftigt ist, Schiffe zu bauen oder auszubessern. Die Chinesen erkennen indeß die Ueberlegenheit der europäischen Marine recht wohl an, und der Kaiser hat vor nicht langer Zeit ein Dekret erlassen, in dem er über den Verfall seiner Seemacht schalt.

Die Landmacht, welche in und um Canton versammelt ist, wird auf 7000 Mann angegeben, allein ein großer Theil derselben besteht aus Polizeimannschaft und nicht aus regelmäßigen Soldaten, obschon beide mit dem chinesischen Namen Ping bezeichnet werden. Einer der Vicekönige der Provinz erließ nach einem Zug der Truppen von Canton gegen die unabhängigen Gebirgsbewohner, bei welcher Gelegenheit die erstern sich sehr schlecht hielten, folgenden merkwürdigen Tagsbefehl: „Wer davonläuft, soll enthauptet werden. Wenn der Feind anrückt, soll jeder, der zittert oder mit seinem Kameraden flüstert, sterben. Wenn das Gefecht beginnt, sollen Pulver, Kugeln und Pfeile nicht in weite Ferne unnütz verschossen, sondern bis auf den Kampf in größerer Nähe aufbewahrt werden, weil es sonst eben so gut wäre, als würde man mit gebundenen Händen todt geschlagen. Wird ein Mandarin verwundet oder gefangen, so muß die Mannschaft Alles thun, um ihn zu befreien; versäumt sie dieß, so muß sie sterben. Der Soldat, der seinen Feind tapfer tödtet, soll belohnt werden, wer aber sein eigenes Verdienst lügenhaft übertreibt, oder das von Andern sich anmaßt, soll enthauptet werden. Wer die Trommel hört und nicht vorrückt, oder den Gong (das chinesische Becken) und nicht retirirt, muß sterben. Strenge Befolgung der Kriegsgesetze ist das einzige Mittel, um aus Feigen Tapfere zu machen."

Die chinesische Regierung hat vergebens große Summen aufgewendet, um die Einfahrt in den Fluß für europäische Kriegsschiffe unmöglich zu machen. Dennoch lief schon im J. 1816 die britische Fregatte Alceste fast ohne Widerstand in dieselbe ein, und wie Lord Napier im September 1834 den Einlaß erzwang, ist aus den damals erschienenen Berichten in öffentlichen Blättern hinlänglich bekannt. Von den beiden Fregatten Imogene und Andromache aus hatte man damals Gelegenheit zu beobachten, wie stark die zu beiden Seiten der Boca Tigris liegenden Forts mit Geschütz versehen waren, wonach sich folgende Zahlen ergaben:

	Schießscharten	Kanonen
Rechter Hand das alte Anangkoy-Fort	16	16
neue ditto	40	40
Linker Hand, Insel-Batterie (doppelte Reihe)	82	39
Tigerinsel-Batterie . .	32	18
Gesammtzahl der Kanonen		113

Bei dieser Angabe sind zwei kleinere Forts nicht mitgerechnet, welche so ziemlich außer Schußweite liegen, und da übrigens die obige Zählung nach dem Gefecht vorgenommen ward, so ist es auch möglich, daß viele von den Kanonen der größern Batterien durch das Feuer der britischen Schiffe demontirt wurden.

Der Weinhandel von Paris.

Frankreich hat 2,150,000 Hektare Weinland, welche 2,250,000 Winzern oder Eigenthümern Beschäftigung geben, und in einem mittlern Jahre 45 Millionen Hektolitres Wein erzeugen.

6.000.000 Hektoliter werden in Branntwein verwandelt;
1,360,000 ins Ausland verführt;
900.000 in Reserve in die Keller gelagert, und
36,740.000 jährlich im Lande selbst verbraucht.
45.000.000 Hektoliter.

Auf jeden einzelnen Bewohner Frankreichs kann man hievon jährlich im Durchschnitt rechnen:

In 11	Städten Frankreichs	110 bis 150	Litres
— 29	— —	150 — 200	—
— 10	— —	200 — 250	—
— 7	— —	250 — 300	—
— 1	(La Rochelle)	300 — 350	—
— 1	(Mont de Marsan)	400 — —	

Die Konsumtion von Paris, nach einer Bevölkerung von 800,000 Seelen berechnet, stellt sich, nach dem Ertrag der Oktroigebühr von 1835 berechnet, für den Kopf heraus mit . . . 135⅓ Litre

Hiezu kommen noch 50,000 Fässer selbst fabrizirter Weine, macht für den Kopf jährlich . . . 15 —

Außerhalb der Barrieren getrunkene Weine, um den Eingangszoll zu ersparen, für jeden Einwohner der Hauptstadt jährlich . . . . 35 —

Zusammen 185⅓ Litre

In Paris ist der Wein am theuersten und am schlechtesten, und es wird hinsichtlich der Klassifikation der Bevölkerung dessen am wenigsten getrunken.

Die Erhebung von Oktroigebühren macht, daß man den Wein verfälscht, die Verfälschung zieht Krankheiten und Abscheu vor dem Wein nach sich, und der hohe Preis vermindert die Konsumtion.

Die Weine, welche in Paris getrunken werden, lassen sich in folgende eintheilen:

Aus dem Süden. 150,000 Hektolitres. — Tavel, St. Geniez, Roquemaure, St. Gilles, Bagnols, Gaillac, St. Georges, St. Christol, Collioure, Narbonne, Brignolles, Bandol, Marseille und Roussillon.

Obschon diese Weine Geist genug haben, um ⅓ ihres Volumens in Branntwein von 22° oder ⅕ in Weingeist von 33° zu verwandeln, so wird ihnen doch bei der Versendung im Lande selbst 1/10, 1/12 oder 1/14 Branntwein von 22° beigemischt; auch lassen sich diese Weine 20 bis 30 Jahre aufbewahren, und sollen eigentlich 6, 8 und 10 Jahre lang auf dem Lager bleiben, ehe sie zur Konsumtion hergegeben würden.

Côte d'Or. 15,000 Hektolitres. — Dieses Departement, so genannt wegen seiner reichen und trefflichen Erzeugnisse, schickt nur wenig Wein nach Paris, weil der dasige Weinhandel solchen Sorten

den Vorzug gibt, welche der Fabrikation die ergiebigsten Hülfsmittel bieten.

Maconnais und Beaujolais. 140.000 Hektolitres. — Diese Weine sind im Ganzen genommen schwer und geistig, weil viele Weinbergsbesitzer sie mit Weinen aus dem Süden zu verstärken pflegen. Sie müssen 3 bis 4 Jahre liegen, ehe sie getrunken werden können.

Nieder-Burgund; gute Weine 156.000 Hektolitres. — Die unter dem Namen Niederburgunder bekannten Weine werden einzig in dem Departement Yonne gebaut, das im Durchschnitt jährlich gegen eine Million Hektoliter erzeugt. Weniger stark als der Hochburgunder, eignet er sich zu einem guten, gesunden Tischwein.

Niederburgund, Gammai, ordinärer Wein 408.000 Hektoliter. Außer ihren guten Weinen, die größtentheils von den Departements aufgekauft werden, erzeugt diese Weingegend auch noch viele ordinäre Weine, die von einer Rebe gewonnen werden, die unter dem Namen Gammai bekannt ist und deren Anbau sich reißend schnell vermehrt, seit sich die Weinfabrikation zwischen die Produktion und die Konsumtion gestellt hat.

Loire. 160.000 Hektolitres. — Unter dieser Benennung sind die sehr ordinären Nantesischen weißen Weine begriffen; ferner die ebenfalls meist ganz weißen Weine von Anjou und die von Touraine, gewöhnlich Weine von Cher genannt. Diese letztern sind dunkel, stark und geistig, und eignen sich, so wie die Weine des Südens, zur Mischung mit schwächern Sorten.

Die Weine von Orleans, Perche, in Beauce und Gatinais sind meist so schwach, daß sie sich mit Mühe höchstens zwei Jahre lang aufbewahren lassen.

Auvergne. 50.000 Hektolitres. — Diese Weine sind theils roth, theils weiß; ihr Hauptverdienst ist, daß sie sich, wie die von Orleans und die Gammai's von Niederburgund, gut mischen lassen. Sie schlagen im ersten Jahre während der Hitze oft um, und lassen sich nur mit Mühe zwei Jahre aufbewahren.

Bordelais. 112.000 Hektolitres. — Unter dieser Benennung sind die Weine von Poitou und Saintonge begriffen, die von den Weinhändlern zu Mischungen benutzt werden, wenn sie wohlfeil sind.

Umgegend von Paris. 194.000 Hektolitres. — Der einzige Weindistrikt von Argenteuil erzeugt 80 bis 100 Stückfässer. Dieser Wein, so schlecht er auch ist, findet seiner Wohlfeilheit wegen doch Absatz und wird mit andern gemischt.

Seinewasser. 105.000 Hektolitres.

Der größere Theil aller dieser Weine könnte nicht für sich allein getrunken werden; die einen, weil sie, um trinkbar zu werden, mehrere Jahre liegen müssen, die andern, weil sie so schlecht sind, daß man sie ohne Beimischung von südlichen Weinen gar nicht genießen könnte.

Man darf sich nach allem dem gar nicht darüber wundern, wenn in Paris die Spitäler gefüllt sind, und die Bürgerklasse so häufig von Magen-, Eingeweide- und Nervenkrankheiten heimgesucht wird, da der größte Theil von den 1.500.000 Hektolitres Wein, welche dort getrunken werden, Erzeugniß der Fabrikation ist, und die Mischungen aus neuen weißen und rothen Weinen bestehen, von denen die einen zu sauer, die andern zu alkoholhaltig sind.

Wenn man nun von dieser im Großhandel leider allgemein verbreiteten Weinverfälschung auf das blickt, was im Kleinverkauf durch Weinhefen, Birnenmost, Weingeist, Wasser und färbende Stoffe mit dem Wein vorgenommen wird, so muß man nur staunen über die Gefahren, denen der Weintrinker in Paris ausgesetzt ist. Zwei Drittheile der zum Verkauf ausgebotenen Weine wird Macon genannt, weil dieß nicht nur der am leichtesten nachzuahmende, sondern auch der gewinnbringendste für den Verkauf ist. Deßhalb pflegt man auch im Pariser Weingeschäft sprüchwörtlich zu sagen: „Immer Macon verkaufen und niemals welchen einkaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Miltons Uhr.

Eine dürftige Familie in Yorkshire erhielt unlängst aus Amerika ein Kästchen als Theil der Erbschaft eines alten Verwandten, dessen Vorfahren England bald nach der Revolution verlassen hatten. Dieses Kästchen enthielt mehrere Geldstücke aus der Zeit der Königin Elisabeth, Jakobs und Karls I geprägt, bei denen sich auch eine alte Uhr befand, für die ein Uhrmacher den armen Leuten 2 Schilling 9 Pence, als den Werth des silbernen Gehäuses, bezahlte. Diese Uhr lag lange in einer Schublade, bis endlich durch das öftere Auf- und Zumachen derselben die Uhr durch die ihr mitgetheilte Bewegung so weit geglättet war, daß der neue Eigenthümer in einer Ecke des Gehäuses die folgenden Worte entdeckte: Johanni Miltono 1621. Auch der Name des Verfertigers war lesbar geworden, so wie seine Adresse: Pope's Head-Alley London. Name und Adresse fanden sich in dem von der Uhrmacherzunft zu jener Zeit geführten Registern wirklich vor. Die Verwaltung des britischen Museums steht mit dem Eigenthümer dieser Reliquie des großen Dichters in Unterhandlung und hat ihm eine bedeutende Summe geboten.

Vermischte Nachrichten.

Die Felsen, welche im Golf von Santorini im griechischen Archipel nach und nach bis zum Meeresspiegel emporstiegen, fahren fort sich so schnell zu erheben, daß sie im Jahre 1840 — wenn sie anders in demselben Verhältniß aufzusteigen fortfahren — schon auf den Namen einer Insel Anspruch machen könnten. Man hält den unterseeischen Vulkan für erloschen, allein das Emporsteigen des Bodens scheint auf vielfache Anstrengungen zu Eruptionen während der letzten 50 Jahre zu deuten.

Die rosenrothe Farbe, welche dem englischen Porzellan zur Zierde gereicht, war bis jetzt in Frankreich nicht zu finden, und wenn man hier dergleichen verlangte, wurde es in England gekauft. Herr Malagutti, in der Manufaktur von Sèvres angestellt, hat diese Farbe so lange chemisch untersucht, bis es ihm gelang sie zu bereiten. Im Verfolg seiner Versuche entdeckte er eine andere dem Karmoisinlack ähnliche Farbe, die weit dauerhafter als irgend eine aus thierischen Stoffen gezogene Farbe ist, und die in der Oelmalerei vortheilhaft angewendet werden kann.

Aus dem von der Verwaltung der Spitäler zu Paris erstatteten Rechenschaftsbericht ergibt sich, daß in den 15 Spitälern und Versorgungshäusern, in den 4 besondern und den 8 allgemeinen Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt angestellt sind: 75 Aerzte, 56 Chirurgen, 15 Apotheker und 13 Zöglinge; für den allgemeinen Dienst in den Sälen 549 Schwestern und Novizen, 206 Aufseher und 1256 Dienstboten; 30 Geistliche, 1 Meßner und 1 Vorsänger; 14 Architekten, Aufseher, Abschätzer und Werkmeister; 142 Agenten, Oekonomen, Bureaubeamte, Aufwärter, Ausgeber, Lehrer und Lehrerinnen. Für die Centralverwaltung sind angestellt: 113 Personen, worunter 4 Administratoren. Gesammtzahl des angestellten Personals: 2420.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.)

№ 7.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Mr. Jules Renouard, libraire à Paris, va publier incessament la *troisième* édition de **l'abrégé de géographie** de **A. Balbi**, qui était depuis long-tems attendue.

L'auteur, fixé à Vienne, en qualité de Conseiller impérial près de S. M., a refondu entièrement cet ouvrage déjà si estimé, et a mis la dernière main à son travail, qui *différera essentiellement des éditions précédentes*, tant par les rectifications qu'il y avait lieu d'introduire, que par les documens précieux qu'il a su recueillir sur tous les points. Placé au centre de l'Allemagne, il a pu donner particulièrement à cette partie de son ouvrage des développemens en rapport avec l'importance de cette contrée. Enfin ce livre, tel qu'il sera livré au public, sera le précis le plus complet des connaissances géographiques.

L'éditeur par une combinaison intelligente des caractères, et en adoptant un plus grand format, a pu sans une augmentation notable du prix, faire entrer dans cette 3e édition, beaucoup plus de matières que dans les précédentes; il a de plus orné le volume d'un grand nombre de *cartes* et de *plans de villes* d'une parfaite exécution. La contrefaçon annoncée dernièrement en Belgique, presque au même prix, et *copiée sur l'ancienne édition*, ne peut manquer de tomber en grande défaveur, dès que la nouvelle publication de Paris commencera à se répandre.

Bei **F. Rubach** in **Magdeburg** ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. Kirchhof,
Die Kultur der Runkelrüben und Kartoffeln
für die Bearbeitung derselben
auf Zuker und Syrup,

nebst den bei einem ausgedehntern und fortgesezten Anbaue am zwekmäßigsten zu beobachtenden Fruchtfolgen, ganz zeitgemäß und allgemein faßlich sowohl für größere und kleinere Landwirthe, als auch für Zukerfabrikanten bearbeitet und dargestellt. Nebst einem leicht ausführbaren Vorschlage, wie die Landwirthe den Saft aus den Rüben selbst gewinnen und bei Erhaltung des Futters und Ersparung bedeutender Fuhrkosten denselben an die Fabriken abliefern können. Preis 21 gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eduard Baines d. j.,
Geschichte
der
brittischen Baumwollen-Manufaktur
und
Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand.
Aus dem Englischen frei bearbeitet
von
Dr. Christoph Bernoulli,
Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel.

Mit 13 englischen Stahlstichen. gr. 8. broch. Preis 5 fl.

Inhalt: Einleitung. Erster Abschnitt: Ursprung und Verbreitung der Baumwollen-Manufaktur. Zweiter Abschnitt: Von der Baumwollen-Fabrikation in Indien. Dritter Abschnitt: Frühere Geschichte der englischen Manufaktur. Vierter Abschnitt: Erste Schritte zur Maschinenspinnerei. Fünfter Abschnitt: Gründung der mechanischen Spinnerei durch Arkwright. Sechster Abschnitt: Weitere Fortschritte der Maschinenspinnerei. Siebenter Abschnitt: Einführung der Dampfmaschinen und der mechanischen Webstühle. Achter Abschnitt: Bleicherei und Kattundruk. Neunter Abschnitt: Die Baumwolle. Zehnter Abschnitt: Commerzielle Verhältnisse. Eilfter Abschnitt: Dermaliger Belang der brittischen Baumwollen-Manufaktur. Zwölfter Abschnitt: Zustand und Lage der arbeitenden Klassen. Dreizehnter Abschnitt: Aussichten.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **J. Engelmann** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Manuel du voyageur par toute la Suisse, le Tyrol, le Salzbourg etc., et depuis les sources du Rhin jusqu'à Mayence etc. Faisant suite au Guide du voyageur du Rhin etc. par A. Schreiber. Avec 2 Cartes, rel. 4 fl. 30 kr. ou 3 Thlr.

Guide par toute la Suisse, le Tyrol et le Salzbourg etc., extrait du précédant; br. avec 1 Carte 2 fl. 24 kr. ou 1 Thlr. 12 gr.

Schreiber, A., Traditions of the countries of the Rhine etc., with 33 engravings, bound. 6 fl. or 4 Thlr.

— — A complete guide on a voyage on the Rhine etc. New moulded for the use of English Travellers etc. with maps, bound. 5 fl. 24 kr. or 3 Thlr. 14 gr.

Obige 4 Werke auch in deutscher Sprache.

Streit, Dr. F. W. K., preuſs. Major a. D. Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den Hauptstädten der Nachbarstaaten. Mit 1 Karte, gebund. 6 fl. od. 4 Thlr.

Bei **F. Rubach** in **Magdeburg** ist neu erschienen:

Apel, G., Leitfaden zum Unterricht in in der Naturgeschichte für Schullehrer-Seminarien, Präparanden-Anstalten und Schulen, mit Berüksichtigung verschiedener Bildungsstufen methodisch bearbeitet. 8 gr.

Baldamus, Fr., fünfzig leichte Choral-Vorspiele aus Dur- und Molltonarten über die bekanntesten Choräle, für Orgel, mit und ohne Pedal. 2s Heft. 16 gr.

Krause, Th., Leitfaden für den Unterricht in der Bibelkunde in Volksschullehrer-Seminarien und Schulen. 4 gr.

Lucas, Fr., erster Unterricht im Lesen, nach strenger Stufenfolge. 6te unveränderte Auflage. 2 gr.

Portefeuille von Gelegenheits-Gedichten, enthaltend; 25 Geburtstagsgedichte, 31 Hochzeitgedichte, 12 Polterabendgedichte, 5 Silberne-Hochzeitgedichte. 2te vermehrte Auflage. 10 gr.

Renscher, F. A. (Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Kottbus), Historische Vorschule, oder Vorbereitung zur Weltgeschichte. Ein Repetitionsbuch für angehende Gymnasiasten, auch zum Gebrauche bei dem geschichtlichen Unterrichte auf der dritten Bildungsstufe der Gymnasien und in den Ober-Klassen der Bürgerschulen. 12 gr.

Karte von Palästina, für Schulen ein-

gerichtet von C. C. G. Zerrenner. Nach Grimm gezeichnet und lithographirt von A. Platt. Im größten Landkartenformat. 16 gr.

Zindel, L., Zoll- und Handelskarte von Preußen, Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hessen, Baden, Nassau und Frankfurt, nebst den kleineren Fürstenthümern, insoweit solche dem allgemeinen Zoll- und Handelsvereine beigetreten. Zweite berichtigte Auflage. Im größten Landkartenformat. 1 Rthlr. 16 gr.

In der liter.-artist. Anstalt in München ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mythische Gedichte

von

Dr. C. Daxenberger.

8. Preis 48 kr.

Menschlich-tragische Motive liegen diesen in leichter poetischer Form behandelten hellenischen Mythen zu Grunde. Der Verf. hat vorzugsweise solche Gegenstände gewählt, die allgemein das menschliche Herz anziehen, bewegen, rühren, erschüttern. Insofern in denselben fast der ganze Umkreis der griech. Mythologie sich zeigt, sind dieselben auch insbesondere zum Studium des klassischen Alterthums für Schulen höherer Klassen geeignet. —

München, im August 1836.

In der Unterzeichneten ist erschienen u. durch alle Buchhandlungen (Wien bei Gerold, Lemberg bei Wild u. Sohn, Kuhn u. Millikowsky, und in Pesth bei Hartleben) zu beziehen:

Gedichte

von

August Grafen von Platen-Hallermünde.

Zweite, um mehr als ein Drittel vermehrte Auflage.

8. Velinpapier. Preis 3 fl. 48 kr.

Von demselben Verfasser sind ferner in unserm Verlag herausgekommen:

Die verhängnissvolle Gabel.

Ein Lustspiel.

8. Preis 36 kr.

Der romantische Oedipus.

Ein Lustspiel.

8. Preis 45 kr.

Schauspiele.

Erster Band.

8. 2 fl.

Die Abbassiden.

Ein Gedicht in 9 Gesängen.

8. in Umschlag brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 20 gr.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern.

Herausgegeben von

Karl Immermann.

3 Bände. 80 Bogen in 8. auf feinem Maschinen-Velinpapier. In geschmakvollem Umschlage geheftet. Preis 6 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Immermann's Schriften 5ter bis 7ter Band.

In diesem Werke haben sich die Conflikte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in Werther und Wilhelm Meister die einseitigen Richtungen der Zeit sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eignes Heilmittel und korrektiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch scharfen Auffassung und poetischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen, und wird demnächst an alle Buchhandlungen versandt:

Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreiches Belgien

von

Nothomb.

Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben

von

Dr. Adolph Michaelis,

ordentl. Professor der Rechte in Tübingen.

Mit einer Karte des Königreiches Belgien.

Preis 2 Rthlr. 20 gr. oder 5 fl.

Nothomb's Essai historique et politique sur la révolution belge, dessen erste Ausgabe im Jahr 1833 zu London erschien, welcher die zweite schon nach wenigen Monaten und die dritte mit einem Anhange vermehrte 1834 folgte, gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte wie des jezigen Völkerrechts, und die deutsche Bearbeitung desselben kan also mit Gewißheit einer ihrem Werthe entsprechenden günstigen Aufnahme entgegensehen.

Ueber die belgisch-holländische Sache tragen, mit sehr wenigen Ausnahmen, fast alle bisher ans Licht getretene, mehrentheils kleinere Schriften, einen ausschließend polemischen Charakter; unter Zank und Streit in leidenschaftlicher Befangenheit, bleibt es aber immer schwer ein objektives Urtheil zu gewinnen; dieses kann nur auf dem Standpunkt der Wissenschaft sich bilden, deren Grundwesen Neutralität ist, und nach diesem Ziele hin ist auch die deutsche Bearbeitung des Nothomb'schen Werkes gerichtet, welches unverkennbar einen gewichtvollen Beitrag zum Studium der neuen Diplomatie und der Geschichte darbietet, indem es beide Zweige der Wissenschaft einer höchst bedeutsamen Lüke enthebt. Die Art wie die Vorrede zur deutschen Bearbeitung über die Londoner Conferenz in ihrer welthistorischen Bedeutung sich erklärt, ist vielleicht noch nie, gewiß aber noch nirgend so bündig ausgesprochen. Manche ältere Politiker werden sich über die Ansicht zum Nachdenken aufgefordert finden; junge Diplomaten erhalten aber sicher über ihre Berufsaufgabe, nach der dermaligen faktischen Umgestaltung derselben, erhebende Belehrung.

Durch eine reiche Ausstattung von Anmerkungen und besonders von Urkunden (zum Theil bisher ganz unbekannt geblieben), welche in dem Originalwerke sich nicht befinden, ist für wissenschaftliches, d. h. dauerndes Interesse gesorgt. Uebrigens hat der deutsche Bearbeiter sich nur von aller Polemik entfernt gehalten, nicht aber auch von jeder Kritik. In dieser Beziehung glauben wir uns verpflichtet, besonders auf einen der Ausgleichung sich nähernden Gegenstand hohen vaterländischen Interesse's, auf die von dem deutschen Staatsrechtslehrer der Nothomb'schen Auseinandersezung entgegengestellte Ausführung über das Rechtsverhältniß des Großherzogthums Luxemburg, als deutscher Bundesstaat aufmerksam zu machen.

Die Reichhaltigkeit des deutschen Werks gibt sich schon äußerlich und durch das Vergleichen mit dem Originale, dessen Bogenzahl um 15 vermehrt sich herausstellt. Die Unterzeichnete hat aber auch ihrerseits den Werth des Werks durch eine Karte

des Königreichs Belgien, in welcher die in Frage stehenden Territorialabgränzungen besonders hervorgehoben worden sind, zu erhöhen gestrebt.

Inhaltsanzeige.

Vorrede zur ersten bis dritten Ausgabe. – Ursachen der drei belgischen Revolutionen im sechszehnten Jahrhundert, im Jahre 1789 und im Jahre 1830. – Die Septembertage im Jahre 1830. – Zwei mögliche Richtungen der Politik Belgiens. — Provisorische Regierung. – Nationalcongreß. – Unabhängigkeit. Monarchie. Ausschließung des Hauses Oranien. — Londoner Conferenz. – Erste Unterbrechung der Feindseligkeiten vom 21 November und Waffenstillstand vom 15 December 1830. – Diplomatischer Ausschuß. – Aufhebung der Einschließung Maestrichts und der Sperrung der Schelde. – Auflösung des vereinigten Königreichs der Niederlande und künftige Unabhängigkeit Belgiens. — Trennungsgrundlagen vom 20 und 27 Januar 1831. – Beitritt König Wilhelms. – Protestation des belgischen Congresses. – Gedrängte Zusammenstellung der Akten der Conferenz. — Wahl des Herzogs von Nemours. — Regentschaft. – Erstes Ministerium des Regenten. – Versuche die Vollziehung des Waffenstillstandes zu erwirken. – Zweites Ministerium des Regenten. – Politische Lage im Anfange des Aprils 1831. — Wahl des Prinzen Leopold. — Die achtzehn Artikel. — Krönungsfeier und Schluß des Congresses. – Neues Ministerium. – Einfall der Holländer und erste französische Intervention. — Eröffnung neuer Unterhandlungen. – Waffenruhe für eine bestimmte Zeit. – Stand der belgisch-holländischen Sache nach dem Feldzuge im August 1831. — Die vier und zwanzig Artikel vom 15 Oktober 1831. – Der Traktat vom 15 November 1831. — Die belgischen Festungen. – Uebereinkunft vom 14 December 1831 und Erklärung vom 23 Januar 1832. — Die Ratifikationen. — Das Verfahren der belgischen Regierung nach den Ratifikationen. – Die Vermählung des Königs Leopold. – Zweites Ministerium des Königs. – Versuche unmittelbarer Unterhandlungen mit Holland. – Weigerung der holländischen Regierung. – Annahme des Grundsatzes der Anwendung von Zwangsmaßregeln. – Mangel der Uebereinstimmung über die Art dieser Maßregeln. – Uebereinkunft zwischen Frankreich und Großbritannien vom 22 Oktober 1832. – Uebereinkunft zwischen Belgien und Frankreich vom 10 November 1832. – Blokade zur See. – Zweite französische Intervention. – Belagerung der Citadelle von Antwerpen. – Adressen der belgischen Kammern. – Recapitulation. – Aehnlichkeit mit der Lage im Jahre 1609. – Benehmen der holländischen Regierung. — Betrachtungen über die belgische Unabhängigkeit. – Aelterer Zustand der belgischen Provinzen: Mangel an nationaler Einheit und nationaler Dynastie. – Ungewißheit in der Entwikelung der belgischen Civilisation. Verfassung von 1831. – Die Feinde der Unabhängigkeit sind zweierlei Art: die Anhänger der Vereinigung mit Frankreich und die Anhänger der Restauration. – Unmöglichkeit einer vollständigen und dauerhaften Restauration. – Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinigung mit Frankreich. – Von der Theilung. – Ansicht Mirabeau's über die belgische Unabhängigkeit. – Von der politischen Gleichgültigkeit. – Von dem Lokalitätsgeist. – Vorwurf Wilhelms des Schweigsamen gegen die Revolutionairs im sechszehnten Jahrhundert. Nebst einem Anhang und Urkundenbuch, die wichtigsten diplomatischen Staats-Akten und politischen Dokumente über die belgisch-holländischen öffentlichen Rechtsverhältnisse enthaltend.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gans, Erbrecht in welthistorischer Entwikelung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Das Erbrecht
in
welthistorischer Entwikelung.

Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte
von
Dr. Eduard Gans.
Vierter Band.

Auch unter dem Titel:

Das Erbrecht des Mittelalters.
Zweiter Theil.

Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr

Der Verfasser, der zum erstenmale sich der ungeheuern Aufgabe unterzog, in Beziehung auf das gesamte Familien- und Erbrecht alle Quellen der Weltgeschichte, die für das Recht eine Wichtigkeit haben, zu durchlaufen, gibt hiermit den vierten Theil eines Werkes, das schon zwölf Jahre seines Lebens in Anspruch nahm, und das die bedeutendsten Völker des Mittelalters, die Franzosen, Engländer, Schotten, Isländer, Norwegen, Dänen und Schweden begreift. Nicht bloß die äußere Rechtsgeschichte der genannten Völker ist in diesem Theile abgehandelt, sondern es ist zur genauen Behandlung des Stoffes auch die charakteristische Uebersicht hinzugefügt worden, die der Verfasser der oft in Formelwesen sich verlaufenden Konstruktion vorzog. Dieses höchstbedeutende Werk wird bald beendet vor seinen Lesern stehen, und, indem es Gelehrte vom Fache, wie Freunde der Wissenschaft gleich sehr befriedigen wird, muß es Zeugniß ablegen von den tiefen Studien, dem Scharfblik und der geistvollen Auffassungsweise des Herrn Verfassers, der mit demselben zeigt, was deutscher Fleiß und Gründlichkeit vermag.

Von diesem Werke, dessen 3ter und 4ter Band unser Verlag ist, haben wir nun auch den Vorrath der ersten Bände übernommen, so daß das ganze Werk von uns bezogen werden kann. Den Preis aller vier bis jezt erschienenen Bände zusammengenommen sezen wir, um den Ankauf zu erleichtern, auf 12 fl. oder 7 Rthlr., bei einzelnen Bänden aber bleibt der bisherige Ladenpreis. Der 5te und lezte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Politik
der
Landwirthschaft
von
J. G. Elsner.

2 Thle. gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 18 gr.

Statt aller weitern Empfehlung führen wir bloß den Inhalt der einzelnen Kapitel an, und versichern, daß die Ausführung in hohem Grade gründlich und die Darstellung klar und faßlich ist. Der kräftige und bündige Styl des Verfassers würzt auch selbst die trokensten Gegenstände. Daß das Buch nicht für die Landwirthe allein geschrieben und zu brauchen sey, wird einem Jeden der Inhalt zeigen.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Hauptabschnitt. Jede Oekonomie muß ihre intensiven und extensiven Kräfte genau kennen lernen, damit sie dieselben entwikeln und stärken und zu ihrem Gewinne anwenden kann. Von der Organisirung einer Oekonomie. Von den Akerbau- und Wirthschaftssystemen. Von den extensiven Kräften einer Oekonomie, oder von den äußern Hülfsmitteln und Vortheilen, die ihr zu Gebote stehen. Die Finanzverwaltung, oder richtiges und genaues Abwägen der Einnahmen und Ausgaben, nebst pünktlicher Rechnungsführung. II. Hauptabschnitt. Die Landwirthschaft eines ganzen Landes ist als ein verbündeter Staat zu betrachten, welcher nur alsdann gedeihen kann, wenn unter seinen Gliedern (den einzelnen Oekonomen) Harmonie, d. i. Befolgung gleicher allgemeiner Grundsäze, stattfindet, und wenn sie alle dahin streben, ein gemeinsames Ziel zu erringen, welches darin besteht, jedem einzelnen sein Gedeihen zu sichern, und allen den höchst möglichen Gewinn zuzuführen. (Diese ersten beiden Abschnitte umfassen die innere Politik.) Richtiges Verhältniß des Aker-, Wiesen- und Forstgrundes in einem Lande. Die Vertheilung des der Landwirthschaft zugefallenen Areals. Die großen Landgüter. Die kleinern Besizungen. Die mittlern Güter. Von der Nuznießung des Grundeigenthums. A. Die Staatsdomänen. B. Die Majorate. C. Die Minorate. D. Die Familien-Fideikommisse. E. Die Seniorate. F. Die Landgüter der geistlichen Stiftungen. G. Die Pfarr- und Schulwidmuthen. H. Pachtungen von Landgütern. a) Die Erbpachten. b) Die Zeitpachten. 1) Die Dauer der Pachtung. 2) Die Art der Uebernahme der Güter in Pacht, ob mit oder ohne Besaz. 3) Das Pachtgeld oder die Pachtrente. 4) Der Umfang einer Landgüterpacht. 1. Die Größe und Ausdehnung der gepachteten Ländereien. 2. Die Menge der Nebennuzungen. 5) Gewährleistung bei Güterpachten. 6. Die Prolongation oder Verlängerung des Pachtzeitraums. 7) Die Zeit der Uebergabe der Pacht. 8) Einige besondere Pachtbedingungen. 1. Die Art und Weise der Eintheilung und Bewirthschaftung der übernommenen Felder. 2. Das Inventar. 3. Manche harte Forderungen. Bilanz zwischen Erzeugung und Verbrauch der landwirthschaftlichen Produkte. Von den Belastungen und Begünstigungen der Landwirthschaft. A. Die Abgaben an den Staat. B. Die Frohnen. 1) Entstehung derselben. 2) Abstellung derselben. C. Der Zehnte. D. Die Hutungs- und Schäferei-Servituten. E. Lieferungen und Fuhren im Kriege. F. Beiträge zu Kirchen-, Schulen- und Armenfonds. G. Die Patrimonialgerichtsbarkeit. Gegenwärtiger Stand der landwirthschaftlichen Produktion in Beziehung auf Menge und Güte der Erzeugnisse, und Rathschläge zur Vermehrung derselben. A. Die vegetabilischen Produkte. Das Getreide. Die Kartoffeln. Die Runkelrüben. Der Flachs. Die Oelgewächse. Der Hopfen. Der Krapp.

Der Wein. B. Die animalischen Produkte. Die Fleischerzeugung. Die Wolle. Die Pferde.

Inhalt des zweiten Bandes.

II. Hauptabschnitt. Die Erziehung des Volkes auf dem Lande. A. Von der Erziehung der Jugend auf dem Lande. B. Vermehrung der Civilisation des Landmannes. C. Besondere landwirthschaftliche Lehranstalten. Landwirthschaftliche Institute; um was es sich bei ihren handelt. a) Um das Landgut. b) Um die Gegend, wo es liegt. c) Um die Stellung der Zöglinge. d) Um den zu ertheilenden Unterricht. D. Landwirthschaftliche Gesellschaften und Vereine. E. Landwirthschaftliche Litteratur und Journalistik. F. Landwirthschaftliche Feste und Preise. G. Afterbildung. Stellung des Landwirthes zu den übrigen Klassen der Staatsbürger. 1) Der intellectuelle Standpunkt des Landwirths. 2) Der politische Standpunkt. a) Hinsichtlich des Rechts und Gesezes. b) Hinsichtlich der öffentlichen Ordnung. 3) Der pecuniäre Standpunkt. 4) Der gemüthliche oder rein menschliche Standpunkt. Gang der Landwirthschaft und Einfluß derselben auf den Staat. Die Agrargesezgebung. A. Die moralischen Agrargeseze. 1) Geseze, welche den Endzwek haben Jeden in seinem Besize zu bestätigen und zu erhalten. a) Bestätigung (Confirmation) des Besizrechtes. b) Geseze zur Erhaltung des Besizes. 1) Moratorien. 2) Herabgesezter Zinsfuß. a) Strenge und gewissenhafte Abschäzungen der Grundstüke, auf welche Credit gegeben werden soll. b) Die Schuldinstrumente sollten alle auf den Inhaber lauten. c) Einfaches und rasches gerichtliches Verfahren bei Schuldklagen. 3) Unmittelbarer Schuz gegen Wucher. 4) Landwirthschaftliche Creditanstalten. a) Solche, welche auf Grundeigenthum borgen. aa) Creditanstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. bb) Solche, welche auf eigenen Gewinn und Gefahr des Instituts bestehen. b) Creditanstalten, welche auf bewegliche Gegenstände, insbesondere aber auf landwirthschaftliche Produkte borgen. 2) Landespolizeigeseze, d. i. solche, welche die Person und das Eigenthum schüzen. a) Gegen offenbare Beraubung. b) Gegen Schadenzufügungen. c) Zur Beförderung des öffentlichen Wohles. B. Die materiellen Agrargeseze. Alte, für die jezige Zeit nicht mehr passende Institutionen und Observanzen. 1) Die Gemeinheiten. 2) Die gegenseitigen Servitute. a) Die Hutungsbelästigungen. b) Die Gräsereien. c) Die Frohne. Geist und innere Verfassung des landwirthschaftlichen Staates. A. Zwek und Tendenz der Landwirthschaft. a) Von der Menge der Erzeugnisse. b) Von der Güte der Erzeugnisse. B. Technische Gewerbe, welche mit der Landwirthschaft verbunden werden. a) Bierbrauereien. b) Branntweinbrennereien. c) Stärkefabriken. d) Oelschlägereien. C. Wohlthätige und nüzliche Institute, welche theils von der Landwirthschaft allein ausgehen, theils sie nur berühren. a) Die Assekuranzen oder Versicherungen gegen Beschädigung. 1) Die Brandversicherungsanstalten. aa) Von den gegenseitigen. bb) Von den Privatassekuranzen oder von den Versicherungen gegen Brandschaden ohne Gegenseitigkeit. 2) Die Hagelassekuranzen. aa) Solche, welche auf Gegenseitigkeit beruhen. α) Nach welchen Grundsäzen soll der Schaden geschäzt werden. β) Ob ein Aker für sich oder das ganze versicherte Feld zusammen berechnet werden soll? γ) Sollen die Fruchtpreise nach einem für das ganze Jahr gültigen Saze, oder nach dem, wie sie sich im Laufe des Jahres ändern, bestimmt werden? bb) Die Privathagelassekuranzen. b) Armenkolonien. 1) Von Uebervölkerung. 2) Von der Verarmung des Volks. 3) Von der Gründung und innern Einrichtung der Armenkolonien. aa) Die Gründung derselben. bb) Die innere Einrichtung. III. Hauptabschnitt. Der aus den einzelnen Oekonomien bestehende und verbündete Staat hat neben den besondern Verhaltungsregeln seiner Mitglieder im Innern auch allgemeine, welche sich auf das Auswärtige oder Fremde beziehen, und hat in Rüksicht auf dieses stets im vollen Einverständnisse seiner einzelnen Glieder zu handeln. Vergleichende Zusammenstellung der landwirthschaftlichen Produktion in den Ländern Europa's. 1) Rußland. 2) Schweden und Dänemark. 3) England. 4) Frankreich. 5) Spanien. 6) Italien. 7) Die Türkei. 8) Ungarn und Polen. 9) Preussen. Prohibitionen, Theurung, Hungersnoth. A. Ein- und Ausfuhr. 1) Einfuhr. 2) Ausfuhr. B. Theurung. C. Hungersnoth. Landwirthschaftlicher Handel. 1) Passivhandel. 2) Activhandel. A. Von den Märkten für landwirthschaftliche Produkte. a) Handel mit vegetabilischen Erzeugnissen. 1) Die Getreidemärkte. 2) Handel mit andern Vegetabilien. b) Handel mit thierischen Erzeugnissen. 1) Die Wollmärkte. 2) Die Viehmärkte. B. Fortwährende Bekanntschaft mit dem, was im landwirthschaftlichen Verkehr vorgeht. C. Sicherung der möglichsten Unabhängigkeit vom Auslande sowohl bei Aus- als Einfuhr. D. Gutes Vernehmen zwischen den Produzenten und den Käufern (Consumenten und Händlern). Schluß.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München sind nachstehende Kunstgegenstände erschienen:

Das Narrenhaus von Kaulbach, gest. von Merz, mit Text von Goerres, auf chines. Papier 10 fl. 48 kr.
auf weiß Papier 9 fl.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel nach Overbek, lith. 3 fl.

Die Erwekung von Jairis Töchterlein nach Overbek, lith. 3 fl.

Ave gratia plena nach Overbek, lith. 2 fl. 24 kr.

Israeliten sammeln Manna nach Overbek, lith. 48 kr.

Der Tod Josephs nach Overbek, lith. 24 kr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von

August Lewald.

1833 — 34.

2 Theile in einem Bande.

Mit einer Höhenkarte, einem Profil der Wormserstrafse, einer Abbildung der schönen Duchserin, Alois von Lichtensteins, des Hoferschen Hauses zu Passeyer, und vielen Musikalien. Preis kartonnirt 3 fl. 36 kr.

Inhalt:

I. Nördliche und östliche Thäler. II. Südliche Thäler. III. Westliche Thäler und Vorarlberg. IV. Anhang: Touren in Tyrol, oder Wegweiser für die verschiedenen Reisen und Ausflüge durch und in Tyrol, mit Angabe der Posten und Postdistanzen, so wie aller Merk- und Sehenswürdigkeiten, auch der besten Gasthöfe.

München, im Julius 1836.

Literarisch-artistische Anstalt
der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung.

Wohlfeilste Reisekarten.

Nachstehende bei uns erschienene Reisekarten erlassen wir von nun an zu folgenden Preisen:

Reisekarte der Schweiz

von **Vollmann**, in Kupfer gestochen von **Seitz** und **Schleich**.

schwarz . . . . 2 fl. 24 kr.
kolorirt . . . . 3 fl. — kr.
kolorirt auf Leinwand und in Etuis 4 fl. — kr.

Die genaue Kenntniß, welche der Verfasser von dem Schweizerlande durch seine vielseitigen wissenschaftlichen Reisen beurkundete, und die umsichtige Benüzung aller zu Gebote stehenden Quellen machte es möglich, bei dem günstigen Maaßstabe von 1 : 400,000 mit dem reichhaltigsten Detail eine charakteristische Ausführung der Oertlichkeiten zu vereinigen, die besonders in orographischer Beziehung ein klares Bild über dieses interessante Gebirgsland vor Augen stellt.

Ganz unparteiische und kompetente Richter stimmen darin überein, daß diese Karte unter den vielen vorhandenen ihrer Genauigkeit und reichhaltigen Ausstattung wegen zu den besten gezählt werden müsse.

Reisekarte von Italien

nebst den nördlichen angränzenden Ländern.

kolorirt . . . . 2 fl. 21 kr.
kolorirt auf Leinwand und in Etuis . . . . . . 2 fl. — kr.

Reisekarte von München in das bayerische und Salzburger Hochgebirg.

2 Blatt . . . . 1 fl. 36 kr.
Dieselbe auf Leinwand und in Etuis . . . 2 fl. 24 kr.

München, im Mai 1836.

Literarisch-artistische Anstalt.

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1836.

Die Felsenruinen bei Szulyok im Trentschiner Comitate.

(Mitgetheilt von Fr. C . . t.)

Eine kolossale, eine halbe Meile lange, ununterbrochene Kette rauher Gebirge und schroffer Felsen umgibt den schmalen Thalweg, welcher sich von Silein (Zilina) bis über Szulyok hinaus erstreckt. Rechter Hand von der Straße steigt auf einem ganz lothrechten Felsen das alte Schloß Lictora, Ehrfurcht gebietend empor. Von dem furchtbaren Felsen, den das Gekrächze menschenscheuer Geschöpfe dem Wanderer unheimlich macht, blickt das Auge in das tiefe enge Thal, wie in einen Schlund. Ueberraschend und wohlthuend, für das Auge, ist der heitere Anblick dieses Thales. Das in demselben liegende Dorf Szulyok wird von slawakischen, meist wohlhabenden Einwohnern bewohnt, hat jedoch nicht viel urbaren Boden und dieser ist nur mit Haidekorn und etwas Hafer bestellt. Es zählt unter seinen Einwohnern viel Edelleute.

Die Berge, zwischen welchen das Dorf wie in einem Kessel liegt, sind an manchen Orten dichter, an manchen aber sehr spärlich mit Wachholdergesträuchen, Tannen, Ahorn und krüpplichen Buchen bewachsen. Die merkwürdigen Felsen von Szulyok nehmen ihren Anfang eine halbe Stunde von dem tief im Gebirge liegenden Dörfchen Szabatdka. Man fährt in einem engen Thale zwischen schroffen, kühn emporragenden Felsen aufwärts, welche am Fuße hie und da mit Gesträuch spärlich bewachsen sind; oben hingegen erblickt man lauter kahles Gestein, und gleich Adlernestern Ruinen alter Schlösser, über deren Erbauung und Schicksale man nichts mehr weiß. Auf der Höhe des Gebirges schlängelt sich der Weg in den mannichfaltigsten Krümmungen dahin, und gewährt eine herrliche Aussicht über einen großen Theil des Trentschiner Comitats. Nun aber erblickt man weiterhin zwischen kahlen Felsen den Eingang in ein ganz neues Gebiet. Eine ungeheure Kette nackter Felsen, auf welchen keine Spur von Vegetation das Auge erquickt, gibt einen ergreifenden Anblick. Sie scheinen dem Thal und Dorf Szulyok, welche von denselben amphitheatralisch umgeben sind, jähen Einsturz zu drohen. Sie erheben sich bald in ungeheuren ununterbrochenen Massen in eine Höhe von mehreren hundert Klaftern, bald erscheinen sie als eine große Mosaik aus lauter Trümmern zusammengesetzt und künstlich über einander gethürmt, bald steigen sie als senkrechte Pfeiler und gigantische Obelisken in die Wolken hinauf. Die Kuppen dieser Felsen, welche solche merkwürdige Gestalten zeigen, führen daher auch eigene Namen im Munde des Volks. So zeigt man z. B. hier dem Fremden einen Herkules, Theseus, Dr. Luther u. a. m. Der höchste derselben heißt der „Gehörnte“ (in der Landessprache Rohatschin), seine Höhe beträgt, neuern Ausmessungen zufolge, über 600 Klafter, von dessen Spitze in die schauerliche Tiefe hinabzublicken nur Wenige den Muth haben. Auf einer der steilsten Spitzen dieses Felsens sieht man noch die Ringmauern einer Veste nebst einer Warte und einige Fenster stehen, die übrigen Reste derselben liegen völlig in Schutt.

Das hintere Ende des Dorfs Szulyok ist mit Felsen beinahe ganz verpallisadiert, so zwar, daß das Dorf für den Unkundigen nur einen Eingang, keineswegs aber einen Ausgang zu haben scheint. Nur ein ganz schmaler Weg windet sich zwischen den senkrecht zu beiden Seiten aufsteigenden Felsenwänden, zuweilen auch unter weit überragenden Gewölben, die von den Klippen gebildet werden, hindurch.

Skizzen aus Ireland. II.

Der Wahlkampf in Cavan.

(Fortsetzung.)

Maxwell abgerechnet, waren sämmtliche Kandidaten sehr eifrig in ihrer Stimmwerbung (canvass) und durchfuhren die Grafschaft nach allen Richtungen in einem Aufzuge, der etwa im umgekehrten Verhältniß mit ihren Vermögensumständen stand. Southwell begrüßte Niemanden anders, als in einer eleganten Karosse mit vier Postpferden; Coote galoppirte durch die Gegend in einem splendiden Phaëton mit prachtvoll geschirrten Braunen, Sir William und Saunderson dagegen kamen einfach in ihren Kabriolets. Die Besuche Aller galten indessen fast ausschließlich nur den Gentlemen; um die Pächter bemühte

sich keiner direkt, da man ihre Abhängigkeit von den Gutsherren als Erstern voraussetzte und sich daher nur der Letztern versichern zu dürfen glaubte. Weil jedoch weit die Mehrzahl dieser der Torypartei angehörte, so waren die beiden Emancipatoren eben nicht glücklich in ihren Bewerbungen von Oben herab; dagegen waren aber für sie eine Menge anderer Canvasser im Felde, die das Ding mit ziemlichem Erfolg von Unten herauf betrieben. Namentlich waren in dieser Beziehung die Priester und alle die großen und kleinen Agenten der Association und eine Menge anderer Leute thätig, die nicht viel anders zu thun hatten und sich ihren täglichen Unterhalt dadurch verschafften; die ersten übten die Werbung in den Kapellen oder den Wohnungen, die übrigen auf den Märkten, in den Branntweinschenken oder wo sich sonst Volk zusammenfand. Die Tories nahmen die Furcht oder die Anhänglichkeit der Bauern an ihre Person in Anspruch und wirkten nach Umständen durch die eine oder die andere; die Katholischen dagegen schürten den Glaubenseifer, rissen alle alten Wunden auf, und ermuthigten durch Vorspiegelungen, gegründet und ungegründet, zum Widerstande gegen die Diktatur und den Druck der protestantischen Herren. Die abhängige Klasse der Stimmfähigen hatte also keine leichte Wahl, denn auf der einen Seite stand ihr Brod und Obdach und auf die andere stellte man ihre Religion. Je mehr die erstern Interessen bei ihrer Gutsherrschaft in Gefahr kamen, desto mehr zog sie ihre Neigung zu den liberalen Kandidaten, desto größer war aber auch wieder ihre Furcht vor dem Bettelstabe, welcher ihnen großentheils nur zu leicht in die Hand gegeben werden konnte, weil besonders die kleinen Pächter sich selten rühmen können, mit ihrem Grundzins nicht im Rückstande zu seyn. Diese kleinen Pächter aber machten damals die große Mehrzahl der Stimmenden aus, da bis 1829 jeder wahlberechtigt war, dem sein gepachtetes Grundstück nach Abzug der Pacht 40 Schillinge Reinertrag gewährte, weßhalb diese Klasse überhaupt mit dem Namen Forty-shilling-freeholders bezeichnet wurde. Auf diese nun rechnete die Emancipationspartei vorzüglich und wandte Alles an, um bei ihr Haß und Enthusiasmus aufs Höchste zu treiben, um an den Abstimmungstagen selbst durch eine außerordentliche Exaltation den Ausschlag geben zu können.

So erschien endlich mit dem achten August der Nominationstag, um die ganze Bewegung der Grafschaft in ihrem Hauptorte zu concentriren. Die beiden einzigen erträglichen Gasthäuser von Cavan sammt allen Bier- und Branntweinschenken waren längst zuvor von den Wahlbetreibungscommitteen der verschiedenen Kandidaten in Beschlag genommen, und ein Unterkommen fand sich selbst in Privathäusern für Niemand, der nicht schon im Voraus sein Quartier gemacht hatte. Schon mit Tagesanbruch strömte das Volk auf allen Wegen auf Karren und Wagen, zu Pferde und zu Fuß, gestiefelt und beschuht, barfuß und in Lumpen im buntesten Gewimmel heran, denn wo es Branntwein, Tumult und Schläge gibt, bedarf es für das irische Landvolk nie einer Einladung, die hier zum Ueberfluß in Form dringender Mahnungen gegeben war. Schon unterwegs wurde dem Whiskey, wie sich von selbst versteht, als viaticum wacker zugesprochen, und die abzeichnenden Bänder und Farben, womit die Pächter jedes Kandidaten nach Sitte dekorirt waren, gaben schon weit von Cavan Anlaß zu sonderlichen Vorpartieen, die mitunter derb und blutrünstig genug ausfielen. In der Stadt selbst waren alle Mauern und Straßenecken mit Anschlagzetteln von oft vier und fünf Schuh Länge bedeckt, deren Farben nicht bunter seyn konnten, als ihr Inhalt. In den Hauptgassen nach dem Court-House zu, wo sonst die Assisen gehalten werden, waren, als ob die zahlreichen Kneipen der Stadt nicht ausgereicht hätten, Zelte und Buden, wie zum Jahrmarkte aufgeschlagen, um die rüstigen Wähler mit Whiskey, nach Belieben roh (rein) oder in Punsch umgewandelt, zu regaliren und zu inspiriren. Farbige Fahnen und ein großes Wahrzeichen verkündeten, „in welches Kandidaten Interesse" hier traktirt werde. Ueberall bezahlte Bänkelsänger Lob- oder Spottlieder auf die Bewerber, ihre Parteien und Ansprüche absingend, je drolliger und derber, je besser, je mehr aber auch respektlosen Knüffen und Püffen, wo nicht Aergerm, ausgesetzt; Dreborgler bis zum Ueberdruß Parteilieder ableiernd, worunter „protestantische Burschen," „Boynestrom" und „Croppies *) liegt still" von der einen, und „St. Patricks Tag" und „auf mit der weißen Kokarde!" von der andern Seite den meisten Lärm verursachten und die meisten blauen Augen und blutigen Gesichter nach sich zogen; unter jedem Haufen ein größerer oder kleinerer Anwald, der für Geld und gute Worte seine Lunge und seinen Witz nicht scheute, die ihn bezahlenden Kandidaten mit allen möglichen Tugenden ausstaffirte, den Gegnern kein gutes Haar ließ und nach Umständen der Emancipation oder dem Antipapstthum das Wort redete. Dieser Wirrwarr dauerte in steigender Progression über die ganze Zeit der Wahl fort. Die Nomination war erst um zwölf Uhr angesetzt, allein schon zwei Stunden früher zog von einem orangebeschärpten Agenten zu Pferde geführt, Lord Farnhams Tenantry (seine Pächter) in Prozession unter klingendem Spiel auf den Platz am Court-Hause, vor welchem die Hustings, das für die Redner bestimmte Brettergerüst, aufgeschlagen waren. Alle diese Leute waren mit Maxwells Farben geschmückt, die man bei einer großen Zahl noch mit Orangebändern und Orangelilien gepaart sah. Vorauf trug man ihnen eine große orange- und purpurfarbige Standarte, und in Zwischenräumen bemerkte man eine Menge kleinerer Banner mit allerlei antikatholischen Devisen, obgleich viele dieser Pächter Katholiken waren und gewiß mit bitterm Widerwillen hinter solchen Fahnen herzogen. Auch an Bildern fehlte es nicht auf diesen Flaggen, von denen die meisten Spöttereien über die Gegenpartei und ihre Religion enthielten, aber zur Fürsorge stets von einem Haufen stämmiger Orangisten mit tüchtigen Knitteln umgeben waren. Auf ähnliche Weise kamen bald darauf Sir William Youngs Pächter, doch mit weniger Orangezeichen, aber bei weitem reinlicher und ordentlicher gekleidet, überhaupt wohlhabender aussehend, als die andern. Ihnen folgten Saundersons, Southwells und Cootes Tenants, wie sich von selbst versteht, ebenfalls in Procession, mit Musik und Bannern sich gegen die Hustings drängend. In

*) Ein Schimpfname für die Katholiken.

Intervallen zogen auch die übrigen Wähler, meist zu Fünfzigen und Hunderten heran und gewöhnlich mit Führern zu Pferde voraus, in denen man bei der Emancipationspartei großentheils katholische Priester erkannte, denen überall Banner mit auf Emancipation und gleiche Rechte hindeutenden Inschriften folgten, während es ausdrücklich bemerkt zu werden verdient, daß die Inschriften und Mottos dieser Partei bei weitem nicht so beleidigend für die Gegner waren, als dieß auf der protestantischen Seite gerügt zu werden verdient. Da inzwischen der Platz vor dem Courthause nur beschränkt ist, so entstand zwischen den verschiedenen Parteien, die alle nach den Hustings zu strebten, bald ein Gedränge, in welchem gegenseitig faktiose Rufe als Losung dienten. Je größer die zusammenströmende Masse war, desto schwieriger wurde es, Friedensbrüche und eine allgemeine Schlägerei zu verhüten, die durch reichliche Einnahme von Branntwein bei vielen ziemlich gut vorbereitet war, und hauptsächlich nur durch die Anstrengung der Führer verhütet wurde. Endlich erschien die anberaumte Stunde und mit ihr auf den Hustings die Wahlcommitteen der verschiedenen Kandidaten. Von den letztern waren jedoch nur Marwell, Sir William und Saunderson persönlich anwesend, da die beiden andern sich aus Furcht vor Schuldverhaftung nicht sehen lassen durften. Der Hochsherif Ralf Clarke Bell, einer der heftigsten Orangisten, verlas nun den „Writ" oder das Wahlausschreiben und forderte der Sitte gemäß die Wähler auf, zwei Glieder ins vereinigte Parlament zu stellen. Nachdem noch das Verbot wegen Bestechung (bribery-act) abgelesen war, trat sodann ein Millzoberst, ein reicher Landbesitzer, vor, um Herrn Marwell als „eine passende und geeignete Person, die Grafschaft zu repräsentiren" der Versammlung in Vorschlag zu bringen. Da der Sprecher jedoch aus gar manchen Ursachen ohnehin schon beim Volke nichts weniger als beliebt war, so erhob sich alsbald von allen Seiten das wildeste Geschrei. „Unglück über euch, Oberst P—tt, packt euch und macht Gentlemen Platz, die ihre Tenants nicht schinden, wie ihr!" — „Scheert euch nach Haus! Emancipation wollen wir, und dazu brauchen wir euer häßliches Kartoffelgesicht nicht!" — „Ihr seyd der größte Lügner in der ganzen Grafschaft!" — „Der Teufel hole den Gutsherrn, der dem armen Mann 30 Schillinge für den Morgen Morastland abpreßt und der kranken Wittwe Flamagom das Stroh unterm Leibe weg verkauft!" — „Wir wollen keine Tyrannen, weder euch noch den blutigen Orangemann, für den ihr das Maul so voll nehmt!" — Solche und meistens noch weit unzierlichere Redensarten, denen von der andern Seite mit: „kein Papstthum! — fahrt fort! — lange lebe Marwell! — zum Galgen mit den Papisten! — Croppies, liegt still!" u. s. w. geantwortet wurde, gingen in wenigen Minuten in einen solchen Lärm und Tumult über, daß der Oberst zwar heftig gestikulirte und fortwährend den Mund bewegte, aber sich den Nächststehenden nicht hörbar machen konnte. Nachdem hierauf noch ein anderer Herr vergebens versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen, um den Vorschlag zu unterstützen, trat der Lordlieutenant der Grafschaft, der Marquis von Headfort, ein Whig, an die Front der Hustings, um Southwell zu proponiren. Ihn begrüßte ein lautes Hurrah von der katholischen Partei. „More power to jour elbow, your Lordship!" schrien ihm, so wie er nur seinen Hut abnahm, ein paar vierschrötige Pots zu; aber alsbald erhob sich auch das Grunzen und Schmähen der Orangisten. Ein Haufen derselben nicht weit vom Gerüst hob ein großes Bild in die Höhe, auf dem der Teufel mit dem Papste abfuhr, und ein Kerl mit einer großen Orangekokarde am Hut überschrie alle andern: „zur Hölle mit euch sammt dem Papst und möge der Satan euch beide mit Priestern steinigen!" Jetzt stieg der Aufruhr aufs Höchste; die Katholiken arbeiteten gegen die Hustings zu, um sich des Bildes zu bemächtigen, aber die Menschenmasse stand so dick und gepfropft, daß an Durchdringen nicht zu denken war, und nur einige von hinten geworfene Steine die gehässige Repräsentation und ihre Träger trafen, gelegentlich aber auch Sr. Herrlichkeit um die Ohren summten. Auf ganz ähnliche Weise erging es allen übrigen Herren, welche Kandidaten proponirten oder sekundirten, während von Zeit zu Zeit Enden, Knittel, Steine und alle möglichen werfbaren Gegenstände nach den Hustings hin sausten. Die Scene auf denselben glich einer mimischen Vorstellung und nur höchst selten vermochten sogar die Personen auf dem Gerüst selbst zwei Worte hinter einander zu erhaschen. Als endlich auch Marwell, Sir William Young und Saunderson nach einander daranguirten, gings ihnen um kein Haar breit besser, im Gegentheil ihre schönen Reden und Versprechungen, ihre Komplimente und ihre Ausfälle, Alles verschwamm in den gränzenlosen Lärm, der mit jeder Minute zuzunehmen schien, bis zuletzt, nachdem auch Saunderson seine Pantomime geendet, der Sherif eine Händeerhebung als Zeichen der Abstimmung verlangte. Die meisten Hände, gewöhnlich paarweis erhoben, schienen für Marwell in die Höhe zu kommen; für die übrigen mochten die Zahlen etwa gleich seyn, doch Hr. Bell, der nach seinen Wünschen abschätzte, erklärte, daß die Wahl auf Marwell und Sir William gefallen sey. Hiemit waren indessen die übrigen Parteien nicht zufrieden und forderten daher sogleich eine Einzelnabstimmung, deren Anfang sofort auf den folgenden Tag anberaumt wurde, und die um so nöthiger war, da ein großer Theil der erhobenen Hände Weibern und Leuten angehörte, die gar kein Stimmrecht besaßen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Untersuchungen

über den Einfluß des Luftdrucks auf den Meeresstand.*)

In unserem Blatt vom 28sten August wurden die Untersuchungen des Herrn Daussy über den Einfluß des Luftdrucks auf den Höhestand der Meeresfläche angeführt. Herr Lubbock hat nun in England neue Untersuchungen über diese bis jetzt unbekannte Mitursache der Veränderung des Wasserstandes angestellt. Herr Lubbock verglich die Wasserstände und Fluthzeiten, die Dessiou im Jahre 1784 bei Liverpool untersucht und bestimmt hatte, mit den Barometerhöhen desselben Jahres, deren Angabe von Hutchinson herrührt, und zog das Resultat, daß auf [illegible] Zoll Sinkung des Quecksilbers im Barometer 1 Zoll Erhöhung des Wasserstandes kommt.

*) Siehe Nr. 241 des Auslands v. d. J.

Der Weinhandel von Paris.

(Fortsetzung.)

Von den 80.000 Stückfässern, die von dem Macon im Durchschnitt jährlich in Paris ankommen, wird ein Theil in die Departements versendet, und ein anderer — die geringern Sorten begreifend — wird zu Mischungen verwendet. Mithin sind von den 800,000 Fässern, die in Paris unter dem Namen Macon verkauft werden, höchstens 80.000 reines und unverfälschtes Gewächs. Jener, welcher nur den Namen führt, wird auf folgende Weise bereitet:

Zu einem Faß Macon von 212 Litres werden in Paris genommen

60 Litres ordinärer Niederburgunder, zu 60 Franken das Faß von 272 Lit., macht 13 Fr. 25 C.

50 Litres Wein von Cher, zu 70 Fr. das Faß von 245 Lit., 14 Fr. 60 C.

50 Litres Wein aus dem Süden, zu 65 Fr. das Faß von 220 Lit., 14 Fr. 80 C.

52 Litres weißer Wein von Anjou, zu 70 Fr. das Faß von 245 Lit., 14 Fr. 85 C.

Zusammen 212 Litres im Preis von 57 Fr. 50 C.

Während in Macon selbst das Faß guter, zwei bis drei Jahre alter Wein zu 60 bis 70 Fr. verkauft wird, kommt der in Paris verfertigte nur 57 Fr. 50 C. zu stehen; dieß ist ein gutes Mittel, sich die Transportkosten u. s. w. zu ersparen.

Von den Weinen aus dem Süden und aus Cher ziehen die Pariser Fabrikanten großen Vortheil. Die stark gefärbten und alkoholhaltigen Weine vertragen eine starke Beimischung von Wasser, und es bringt doppelten Gewinn, wenn man am Eingangszoll und dem Einkaufspreis zugleich Ersparnisse machen kann.

Die Weine in Bouteillen, zum Preis von 8, 9 und 10 Sous, bestehen in Paris fast durchgehends aus einem Drittel Wasser, einem Drittel Wein aus dem Süden und einem Drittel Wein von der Loire.

So wie die Weine von Macon, werden auch die von Bordeaux und der Cote d'Or in Paris nachgemacht. Der Weinkenner weiß ihn zwar an dem Geschmack der verschiedenen unter einander gemischten Sorten leicht vom ächten zu unterscheiden, allein dieß schreckt die Weinfabrikanten nicht ab, und ihre Zuversicht gibt sich durch den ewig wiederholten Refrain kund! „Es gibt mehr Liebhaber als Kenner.“

Das Verfahren bei der Fabrikation wechselt je nach den Verhältnissen dessen, der sich damit abgibt; Grundregel ist jedoch, daß die ordinären Weine der Loire, von Niederburgund, Auvergne, Bordelais und der Umgegend von Paris ihres wohlfeilen Preises wegen die Hauptbestandtheile der Mischung ausmachen. Der Wein des Südens gibt ihr die Farbe, die Milde und den Geist; der beigemischte weiße Wein nimmt ihr zum Theil den sauern und herben Geschmack des jungen Gewächses, und dabei erspart man durch die sehr leichte Fabrikation die Kosten und die Sorgen einer zwei-, drei- und vierjährigen Aufbewahrung, deren die Weine bedürften, um abzuliegen, und zu einem angenehmen und gesunden Getränk zu werden.

Aus diesem Fabrikationssystem ergibt sich, daß Paris aus allen Weingegenden Frankreichs nur den Ausschuß bekommt, und daß die guten französischen Weine in den Departements und im Ausland getrunken werden.

Der neue Wein ist nicht sobald gewonnen, als er auch schon nach Paris gesandt, und dort, in Folge der Mischungen, die damit vorgenommen werden, sogleich verkauft und getrunken wird.

Besonders bei ungünstigen Jahrgängen, wie 1816, 1817, 1829 und 1835, wo die gewonnenen Weine kaum Abnehmer finden, schlägt Paris sich ins Mittel und nimmt den Weinbauern ihr schlechtes Gewächs ab. Die Weine von 1835, die zum großen Theil aus verfaulten Trauben gekeltert wurden, weder Farbe noch Weingeschmack hatten, und so schlecht waren, daß sie in ihrem Normalzustande weder getrunken noch aufbewahrt werden konnten, gingen in Masse nach Paris.

Das einzige Departement der Yonne hat seit der Ernte von 1835 bis jetzt nahe an 800,000 Feuillets *) gesandt; die Umgegend von Paris hat ungefähr 200,000 Fässer erzeugt; die Loire, Auvergne und Bordelais haben ebenfalls ihren Beitrag gesendet, und mithin wird die Ernte von 1835 in Paris bald verbraucht werden.

Es fehlt also an guten Weinen? wird der Kenner fragen, wenn er diese Umstände hört. O nein, dieß ist keineswegs der Fall; die Ernte von 1834 ist ungemein reichlich ausgefallen. Die Pariser Weinhändler finden nur die Weine von 1835 wohlfeiler und geben ihnen den Vorzug; auch sind die Weine aus dem Süden, mit denen das vorjährige Gewächs trinkbar gemacht werden muß, jetzt sehr gesucht und theuer.

Man sieht mithin, daß die Weine, wie das Jahr sie bringt, und so schlecht sie auch immer seyn mögen, zur Konsumtion für Paris dienen, und daß solche Weine durch Mischung verschiedener Sorten trinkbar gemacht werden müssen, weil sonst der von 1835, der seit neun Monaten den Verbrauch in Paris hauptsächlich deckt, gar nicht hätte abgesetzt werden können.

Diese Frage ist sehr ernster Natur, weil sie auf die Wohlfahrt und Gesundheit einer großen Bevölkerung Einfluß hat, und weil die Interessen des Handels und des Anbaues durch solche der Gesundheit nachtheilige Verfälschungen bei einem Handelszweig, bei welchem gewissenhafte Redlichkeit die Grundlage seyn sollte, nicht wenig leiden müssen.

Wer könnte wohl daran zweifeln, daß das Gerücht von diesen Verfälschungen nicht eine Hauptursache der Verminderung der französischen Ausfuhr sey, und daß auf diese Weise eine sehr bedeutende Quelle des Einkommens für das Land versiegen könnte? Auf der andern Seite ist diese Verminderung der Weinausfuhr und Konsumtion ein offenbarer Verlust für den Handel und Anbau, und zwar hauptsächlich deshalb, weil der immer mehr Ausdehnung gewinnende Weinbau mit jedem Tage die Quantität des Erzeugnisses vermehrt und neue Absatzwege erfordert.

Wenn die Weinbauer ihren Vortheil dabei finden, ihr schlechtes Gewächs nach Paris schicken zu können, so kann dieß nur zum Nachtheil der übrigen Weine geschehen, deren Absatz vernachlässigt wird, und dieß ist dann kein Vortheil mehr.

Der leichte Absatz, den die ordinären Weine finden, und der verhältnißmäßig größere Gewinn, den sie abwerfen, veranlaßt viele Weinbauer, die guten Weinstöcke durch eine ordinäre, große Art zu ersetzen, die mehr trägt, und so die Qualität der Quantität aufzuopfern. Wenn nun, wie zu hoffen steht, die Handelsverbindungen Frankreichs mit England, Belgien, Deutschland u. s. w. in der Folge mehr Ausdehnung gewinnen sollten, dann würden sich die französischen Weine als zu geringhaltig zeigen, mithin, da sie nicht haltbar sind, vom Ausland verworfen werden, und die mit dem Anbau vorgenommene Veränderung sich gar bald als höchst nachtheilig für die Interessen des Landes erweisen.

(Schluß folgt.)

*) Ein Feuillet enthält ungefähr 140 Bouteillen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1836.

Die chinesische Tatarei.

In einer Denkschrift über die chinesische Tatarei und Khoten von Herrn Wathen, persischem Sekretär bei der Regierung von Bombay, finden sich folgende Angaben über die im Volk verbreitete Meinung hinsichtlich der chinesischen Regierung und über die Mittel, durch welche die Europäer sich dort Zugang verschaffen könnten:

„Die chinesische Regierung," heißt es in dieser Schrift, „ist in allen diesen Ländern sehr unpopulär, denn es scheint in ihrem System durchaus nichts zu liegen, was darauf berechnet wäre, die Bewohner der Unterwerfung unter die Fremdherrschaft geneigt zu machen. Die Abneigung, welche man im ganzen Lande gegen die Chinesen hegt, ist neuerlich dadurch noch vermehrt worden, daß die Einwohner von ihnen gezwungen wurden, weitläufige Befestigungen anzulegen und ummauerte Städte zu bauen. Die moslemitischen Fürsten, Häuptlinge u. s. w. sollen sich — wie von Eingebornen, die durch Indien kamen, versichert wird — zu den chinesischen Residenten oder Umbauns fast in derselben Stellung und in denselben Verhältnissen befinden, als die Nawabs, Radschahs u. s. w. in Indien zu den Residenten der britischen Regierung. Die Chinesen bekümmern sich nämlich wenig um die eigentliche Verwaltung der Regierung und Gesetze, die sie den einheimischen Fürsten überlassen, sondern beziehen nur die Einkünfte; den Fürsten u. s. w. sind große Ländereien angewiesen.

„In Yarkend weiß man, daß Indien von einer europäischen Nation (Feringis) beherrscht wird, und es heißt, daß die Chinesen sehr hohe Begriffe von der Macht der Engländer hegen, und sie mit einem ängstlichen Gefühl betrachten, weil im Lande die Meinung herrsche, daß China in die Hände der Britten fallen werde.

„Ein Europäer, in die Landestracht gekleidet und mit langgewachsenem Barte würde, wenn er in Begleitung der von Mekka zurückkehrenden Karawane käme, ohne Schwierigkeit die chinesische Tatarei betreten können; ein noch bequemerer Weg dazu wäre aber über Kokan und Kaschgar, den große Karawanen von Kaufleuten zu nehmen pflegen. Wer jedoch diese Reise unternehmen wollte, müßte Türkisch sprechen, da nur wenige der Landeseingebornen die persische Sprache verstehen, wogegen im Lande Kokan und der unabhängigen Tatarei die Bevölkerung ganzer Städte keine andere Sprache spricht. Es würde einem Europäer auf die angegebene Weise sogar nicht schwer fallen bis nach Peking zu kommen. Es ist hiezu nur ein Paß vom Gouverneur erforderlich, den der Reisende erhält, wenn er den chinesischen Beamten einige Tenkehs entrichtet und vorgibt, er treibe Handelsgeschäfte. Die Leute, von denen ich diese Nachrichten erhielt, erzählten mir, daß vor einigen Jahren ein Europäer in der Landestracht nach Yarkend kam, jedoch zufällig erkannt und vor den Gouverneur gebracht wurde, der ihn mit der Tortur bedrohte, wenn er nicht bekennen wolle, wer er sey, ihn aber zugleich versicherte, daß er gut behandelt werden solle, wenn er die Wahrheit sage. Dieß that der Europäer und wurde hierauf aus dem Lande geschafft."

Skizzen aus Ireland. II.

Der Wahlkampf in Cavan.

(Fortsetzung.)

Tobend, wie dieses Vorspiel gewesen war, so konnte es doch nur als eine Miniaturvorstellung der nachfolgenden Scenen gelten. Nachdem der Sherif die Versammlung entlassen hatte, lüfteten sich nach und nach die dichten Massen; aber je mehr Luft und Raum wurde, desto heftiger äußerte sich auch der Parteigeist, und da Southwell und Coote ohne Frage die Favoriten bei der Masse waren, so wurden die drei andern Kandidaten sammt ihren Proponenten und sonstigen Vertretern mitunter beim Nachhausegehen übel genug traktirt. Wenige von ihnen erreichten ihre Wohnungen oder das Gasthaus mit ganzen Röcken; mehreren Herren von den Committeen wurden ihre Kleider buchstäblich in Stücken von dem Leibe gerissen, und wenn die vom Sherif herbei beorderten Dragoner zuweilen auch etwas aufräumten, so gab dieß nur Gelegenheit zu einem Steinhagel, der oft dick und hart genug fiel. Der Rest des Tages wurde nun von den Gentlemen größtentheils mit An

ordnungen für die Stimmabnahme hingebracht; vom Volk dagegen, Wählern und Nichtwählern, begab nur ein Theil sich nach Hause, die übrigen zerstreuten sich in die Buden und Branntweinschenken, wo Betrunkene bald im Ueberfluß zu finden waren. Sobald aber der Whiskey seine Wirkung äußerte, so begannen auch aller Orten die Schlägereien, welchen die Polizei und das Militär um so weniger Einhalt zu thun im Stande war, da sich im Gefängniß des Orts schon eine ziemliche Zahl von Kriminal- und anderen Gefangenen vorfand und die Kerker bei weitem nicht ausgereicht haben würden, die Tumultuanten dieses, viel weniger noch der übrigen Tage zu fassen. Die Behörden ließen daher dem nationalen Hang zu Raufereien und Vorkämpfen ziemlich freien Lauf und begnügten sich damit, gröberen Excessen und Generalaktionen vorzubeugen, konnten aber nicht einmal verhindern, daß alltäglich eine tüchtige Portion Fensterglas in Scherben verwandelt wurde. Da man nun im Voraus arge Auftritte erwartet hatte, und damals in der Grafschaft sich gar kein Militär stationirt befand, so hatte man von Dundalk und einem andern noch entfernteren Orte eine Eskadron Dragoner und eine Kompagnie Infanterie requirirt, außerdem aber auch noch die Polizeimacht aus der ganzen Grafschaft hieher zusammengezogen. Daß indessen dieses Aggregat von Ruhestiftern bei weitem nicht für solche Massen von rauflustigen und durch Branntwein nicht weniger als durch Parteiaufregung wild gemachten rohen Massen hinreichte, begreift sich um so leichter, wenn man weiß, daß die britischen Gesetze das Einschreiten bewaffneter Macht bei Parlamentswahlen mit sehr eifersüchtigen Augen hüten und nur im äußersten Nothfall gestatten, so daß selbst die höchsten Behörden sich gar Vieles gefallen lassen müssen, was in Deutschland unerhört scheinen dürfte. Wenn man indessen von der großen Zahl der betrunkenen Forty-shilling-freeholders und anderer Leute beider Geschlechter aus den niedern Klassen spricht, so ist es auch billig, die höhern nicht weiter zu schonen, als sie es verdienen. Selbst unter den Gentlemen befanden sich leider nicht wenige, die nach dem Diner, oder vielmehr nach den darauf landesüblicher Weise folgenden Potationen, niemals vom Tisch aufstanden, sondern zu Bette getragen werden mußten. Die verschiedenen Zimmer, wo die einzelnen Committeen der respektiven Kandidaten speisten, boten schon um zehn und eilf Uhr Abends häufig Scenen dar, die zwar gentiler seyn mochten, als die der Bauerngelage, die aber oft nicht weniger widerlich waren, ohne daß die übrigen Herren besondern Anstoß daran genommen hätten. Daß einer eine Rede halten wollte, und ehe er noch drei Worte gesprochen hatte, total betrunken unter den Tisch fiel, war gar nichts Neues, und gehörte zu den regelmäßigen Abendergötzlichkeiten derer, die auf bessern Füßen standen oder eine größere Capacität besaßen. Mehrere, die übrigens zu den reichsten und sonst geachtetsten Gentlemen der Gegend gehörten, gingen in dieser Hinsicht in ihrer Unbekümmertheit so weit, daß sie jeden Morgen beim gemeinsamen Frühstück fragten, wem von den Herren sie für das gestrige Geleit ins Bett verpflichtet seyen? Wären nicht glücklicherweise die zusammenspeisenden, oder vielmehr zusammentrinkenden Gentlemen stets alle von einer Partei gewesen, so würde jeder Morgen von einem Dutzend Schußduellen haben erzählen können, so wie er von zahllosen Boxereien unter den Nicht-Gentlemen berichten konnte.

Sobald man sich am folgenden Tage von dem „schweren Feldzuge" des vorigen Abends erholt hatte, ging es nun an die Abstimmung. Jeder Kandidat oder eigentlich die für ihn und auf seine Kosten handelnde Committee hatte eine Menge Agenten, von welchen ein Theil seine Voters, d. h. die für ihn votiren wollenden oder sollenden, von in und außerhalb der Stadt zusammentrieb, während andere dieselben zu den Wahlbuden (poll booths) im Courthause führten, und sie dort vor den stimmabnehmenden Beamten votiren ließen. Eine dritte Klasse von Agenten war mit Harangnen beschäftigt, wofür jeder erhöhte Platz, gleichviel ob ein Fenster im zweiten Stock oder der Deckel einer herbeigezogenen Landkutsche als Katheder dienen mußte, und wobei unter den Hörern beständig einige handfeste Applaudirer aufgestellt waren, die außer ihrem wohlklingenden Beifallsgeschrei sich zugleich in Bereitschaft halten mußten, den Widerwärtigen auf faktische Weise den Mund zu stopfen. Daß viele Wähler ihr Gedächtniß in den Schenken zurückließen, gab den Votantenjägern nicht selten Gelegenheit sie für ganz verschiedene Kandidaten zum Stimmen zu bringen, als für die, welchen ihr Votum eigentlich zugedacht gewesen war. Besonders häufig war diese Verwechselung zwischen Saunderson und Southwell, da bei weitem die Mehrheit der Freeholders höchstens Einen von den Bewerbern kannte, für welche man ihre Stimme in Anspruch nahm. In den Pollbuden selbst, deren für jeden Kandidaten eine war, wurde zwar immer nur eine kleine Zahl Wähler auf einmal eingelassen, doch kam es auch dort nicht selten zu Streitigkeiten nicht sowohl zwischen den Votanten als zwischen den Rechtsanwälden. Jeder Kandidat nämlich für sich einzeln, oder nach Umständen zwei, die gemeinsame Sache machen, zusammen, stellen neben dem Stimmregistrator einen Advokaten hin, der nach Erforderniß die unzulässigen Voten für die Mitbewerber seines Clienten zurückweisen, oder die Wähler des Letztern gegen Zurückweisungen von Seiten der Gegenpartei möglichst vertheidigen muß. Diesen Rechtsanwälden liegt es daher ob, sich so genau als möglich über die Stimmberechtigung der Leute zu unterrichten, und auch durch ihre Organe horchen zu lassen, ob etwa der Widerpart zu Bestechungen irgend einer Art seine Zuflucht nimmt, in welchem Fall sie dem als bestochen verdächtigen Votanten den Bestechungs-Eid (bribery-oath) deferiren. Die Endentscheidung über die Zulässigkeit eines Votums steht jedoch nicht diesen Anwälden, sondern den Registratoren zu, die natürlich stets Rechtsgelehrte seyn müssen. Daß es nun besonders für die Wähler der Torykandidaten und Saundersons häufig kein Leichtes war, zu den Pollbuden zu gelangen, ohne verunglimpft, oder vielmehr ohne gemißhandelt zu werden, versteht sich um so mehr von sich selbst, da Maxwells höchst eigene Person, ungeachtet seiner Anwartschaft auf den künftigen Grundbesitz der Stadt Cavan und der zugehörigen Ländereien, so wenig geschont wurde, daß man ihn während der ganzen Wahlzeit niemals anders als von oben bis unten mit Koth beworfen im Orte einhergehen sah, wogegen ihn

weder Polizei noch Truppen schützen konnten. Häufig geschah ein förmlicher Sturm auf die Voter; man umringte sie sammt den Agenten, warf sie in den Koth, bläute sie aufs Schmählichste durch, und schleppte sie geradeswegs in die Buden der populären Kandidaten, nachdem man ihnen unter Androhung noch größerer Mißhandlungen das Versprechen, für Coote und Southwell zu stimmen, abgepreßt hatte. Verschiedene Mal besetzte die katholische Partei alle Zugänge zum Courthause, und trieb jeden zurück, der nicht für ihre Kandidaten votiren wollte. Selbst die angesehensten Herren der Grafschaft wurden durch einen Steinhagel zum Rückzuge gezwungen und konnten nur unter Dragoner-Eskorte zu ihrem Ziele gelangen. Viele Leute, die für Maxwell und Sir William gestimmt hatten, vermochte man nur dadurch der Volkswuth zu entziehen, daß man sie unter starker Bedeckung ins Stadtgefängniß schaffte, und von dort erst mitten in der Nacht nach Hause entließ. Die Priester hießen zwar diese Excesse keineswegs gut, und steuerten ihnen auch zuweilen — selbst mit Peitschenhieben, — indessen gingen sie mindestens in so fern mit üblem Beispiel voran, daß sie die Wähler ihrer Gemeinden ohne Umstände von den Pollbuden der Gegenpartei weg und zu denen ihrer Kandidaten hinzogen. Daß sie sammt und sonders für die beiden Emancipatoren stimmten und das Volk in diesem Sinne eifrig haranguirten, kann ihnen unter diesen Umständen wohl schwerlich verargt werden, aber die Art und Weise ihrer Harangueu überschritt nicht selten alle Gränzen des clerischen Anstandes, während sie es auch an geistlichen Drohungen nicht fehlen ließen. Namentlich kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß sie „den Schurken, welche gegen Gott und ihre Kirche stimmen würden," unter den stärksten Ausdrücken mit Exkommunikation und dem höllischen Feuer drohten. Manche gaben zwar ihr Votum ruhiger ab, und übten den ihnen zu Gebote stehenden Einfluß mit mehr Diskretion, aber diese wurden ihrerseits wieder von einem politischen Schneider und einem agitirenden Gastwirth, ein paar notorischen Feuerbränden, fast noch ärger und lauter denuncirt als die Orangisten selbst. Mehrmals wurde der Tumult so groß, und der Steinhagel so grob, daß der Offizier der Kavallerie dringend bat, man möge ihm doch Befehl geben, die „Vagabunden" einmal zu chargiren. „In Coventry," sagte er, „schickte uns der Sherif aus der Stadt, aber nicht lange darauf jagte ihn der Pöbel hinter uns her, so daß er uns nun bitten mußte, loszuiegen. Wir ließen unsere Pferde ausgreifen, feuerten drei Chargen, lasen neun Nasen auf, und der Spektakel war zu Ende. Wenn man mir nur einen Befehl gibt, so will ich auch hier mit den Lumpen bald fertig werden." Inzwischen war es wohl gethan, daß man dem kampflustigen Herrn hier nicht den gewünschten Spielraum gönnte, da das irische Landvolk, was solche Sachen anlangt, von anderm Schrot ist, als der durchaus feige englische Pöbel, der zwar die Rothröcke nach Herzenslust insultirt, so lange sie unthätig sind, dagegen aber, sobald es aus Einhauen kommt, unfehlbar, wie alle Maulhelden, das Hasenpanier ergreift, womit die Irländer nicht so schnell bei der Hand sind, so daß ein Angriff von Seiten des ohnehin nur schwachen Militärs hier unfehlbar ein schreckliches Blutbad nach sich gezogen hätte, da die meisten Bauern mit ihren dicken Shillelahs bewaffnet waren.

Der Aufruhr des zweiten Polltages war dem des ersten mindestens gleich. Um die etwa Schwankenden zu ermuthigen, bot die Emancipationspartei, welche schon Abends zuvor mehr Stimmen registrirt hatte, als ihre Gegner, Alles auf, um die Zahl ihrer Votanten auf eine imposante Art zu schwellen. In der That gelang ihr dieß auch so sehr, daß selbst Sir William Young am Erfolge verzweifelnd, zum großen Aerger der ihn unterstützenden Herren, von seiner Seite den Wahlstreit aufgab. Hätte er noch 2 bis 3 Tage länger ausgehalten, so wäre sein Sitz im Parlament gewiß gewesen, aber reich, wie der Nabob war, scheute er doch die fernern Kosten, welche sich bis dahin für ihn schon auf nahe an dritthalb tausend Pfund Sterling belaufen haben sollen. Diese Summe mag in Deutschland enorm scheinen, aber man muß bedenken, wie viele Agenten und Anwälde aller Art er täglich mit Summen von ein bis zu zehn Pfund zu bezahlen, wie viele Herren er — und zwar noble — zu traktiren hatte, und wie hungrig oder lieber, wie durstig die Wähler selbst waren, von welchen obendrein mancher eine klingende Freundschaftszusicherung nicht verschmähte, während außer diesem allem schon vor dem Nominationstage ein hübsches Paket Banknoten an allerlei Personen in Umlauf gesetzt worden seyn mußte. In England würden die meisten Kandidaten froh seyn, wenn sie mit einer solchen „Kleinigkeit" davon kämen, aber dort hat man Beispiele, daß einem Parlamentsgliede seine Wahl an 30,000 Pfd. (360,000 fl.) gekostet hat, wobei freilich der Transport entfernter Voter zur Wahlstätte und zurück eingeschlossen ist. Je mehr die Torypartei sich über diese „schäbige Desertion" des „bengalischen Tigers," wie man ihn getauft hatte, ärgerte, desto größer war das Frohlocken ihrer Gegner. Sir William hätte zwar sein „Interesse" ausdrücklich auf Saunderson übertragen, allein dieß hinderte eine große Zahl selbst von seinen eigenen Tenants nicht, zu Coote und Southwell überzugehen, deren Kostenaufwand, beiläufig erwähnt, verhältnißmäßig sehr gering war, weil die Agitation der katholischen Association ihnen viele Agenten ersparte, und sie die Wünsche des Volks für sich hatten. Lord Farnham selbst wurde im ersten Augenblick bedenklich, und obwohl er Saunderson die zweiten Stimmen seiner Pächter versprochen hatte, so erklärte er doch jetzt, er werde, falls er Maxwells Wahl gefährdet sehe, für diesen „Plumper" geben, d. h. jeden der von ihm abhängigen Wähler seine beiden Stimmen für ihn registriren lassen, welche jedoch dann nur einfach zählen.

(Schluß folgt.)

Statistische Angaben über den russischen Handel.

Offiziellen Berichten über den Handel Rußlands während des Jahres 1835 zufolge hat die Einfuhr an Baumwollen-, Linnen- und Seidenwaaren zugenommen, besonders aber die in Seidenwaaren. Im Jahre 1833 betrug die Einfuhr dieser letztern 7 Millionen, im Jahre 1835 aber 9 Millionen Rubel. Die Einfuhr von Linnenwaaren ist in denselben Jahren von 764,712 auf 4,001,541, und die der Baum-

wollenwaaren von 5,165,588 auf 5,344,645 Rubel gestiegen. Die Einfuhr von Wollenstoffen aber ist von 7,154,352 auf 6,166,478 Rubel gefallen. Im Handel mit Polen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Einfuhr polnischer Tücher sich fast um eine Million Rubel vermindert hat, während doch die Einfuhr von Schafwolle von 2657 auf 41,572 Pfund gestiegen ist, und die Ausfuhr russischer Wolle nach Polen von 772,894 Rubeln auf 508,868 herabsank. Im Ganzen ist in Polen aller Anschein zu fortschreitender Verbesserung hinsichtlich der Bodenkultur vorhanden. In Finnland hatte die Getreideausfuhr gegen 1834 um 600,000 Rubel an Werth zugenommen. Im Jahre 1833 beliefen sich die zu Kiachta verkauften Baumwollenzeuge auf 870,000 und 1836 auf 730,000 Rubel. Die russischen Wollentücher warfen im Jahre 1835 447,000 und 1855 716,000 Rubel ab. Die Zahl der in den russischen Häfen im Jahre 1838 angekommenen Schiffe belief sich auf 4194, wovon 2259 mit Waaren und 250 mit Getreide und geistigen Getränken beladen waren. Die Zolleinnahme betrug in diesem Jahre 80,768,221 Rubel, wovon 8 Prozent für den Unterhalt der gesammten Zollverwaltung in Abzug kommen.

Der Weinhandel von Paris.

(Schluß.)

Das sonst auf seine guten Weine so stolze Frankreich wird mithin einen wahren, innern Werth gegen einen konventionellen vertauscht haben, dessen Ueberfluß selbst ihm Verlegenheiten bereiten muß.

Dieß sind die nachtheiligen Folgen der Weinfabrikation zu Paris, welche Gegenwart und Zukunft zugleich bloßstellt. Es ist daher in jeder Hinsicht höchst wichtig, daß die Gesetzgebung sich ernstlich bemühe, dieses Uebel mit der Wurzel auszurotten, da die in den Artikeln 318, 476 und 478 des Strafgesetzbuchs gegen die Weinverfälschung vorgekehrten Bestimmungen, und das kaiserliche Dekret vom 15ten December 1816 sich als unzureichend erweisen. Freilich läßt sich aber auch nicht läugnen, daß eine so leicht zu bewerkstelligende Verfälschung, die, da keine mineralischen Substanzen dabei angewendet werden, selbst durch chemische Untersuchung nicht leicht zu entdecken ist, nur sehr schwer gänzlich zu verhindern seyn dürfte.

Das beste Mittel zum Zweck wäre, eine Herabsetzung der Eingangszölle auf die Weine in Paris, was den Weintrinker in den Stand setzen würde, sich bessern Wein zu verschaffen, ohne deßhalb mehr ausgeben zu dürfen als bisher.

Das Beispiel Englands beweist, daß das Interesse des Konsumenten sowohl, als das des Fiskus auf einer Ermäßigung des Zolles beruhe, und daß die Herabsetzung desselben die Einkünfte des Schatzes vermehre. Durch Befolgung dieses Systems hat die britische Regierung alle Berechnungen der Kontrebande scheitern gemacht und nach und nach ihre Einkünfte vermehrt, indem sie zugleich die materielle Wohlfahrt der Bewohner des Landes erhöhte. Auch reichte ein halbes Jahrhundert geschickter Verwaltung — von 1780 bis 1830 — hin, um die Bevölkerung zu verdoppeln und die Konsumtion der für die Bequemlichkeit derselben erforderlichen Artikel zu verdreifachen.

Hohe Zölle, wie sie in Frankreich sind, reizen zum Unterschleif, indem sie dem Konsumenten zugleich Genüsse entziehen. Dieser Satz ist so ausgemacht wahr, daß es kaum eines Beispiels zu dessen Beweis bedürfte.

Zu Lyon beträgt die Oktroigebühr 5 Fr. 80 C., und der Bewohner dieser Stadt verzehrt im Durchschnitt nicht mehr als 165 Litres Wein des Jahres. In den Vorstädten Guillotière, Vaise und Serin, wo der Oktroi nur 88 C. beträgt, steigt die Konsumtion auf 288 Litres für den Kopf. Dieses Resultat stellt sich allenthalben heraus: die Konsumtion steigt und fällt, je nach dem niedern oder höhern Oktroi.

Der Wein ist in Frankreich außer der direkten Steuer auch noch mit indirekten Abgaben, Oktrois und Licenzen, bis zum enormen Betrag von 96 Millionen belastet. Paris allein bezahlt das Fünftel dieser Summe mit 19,039,712 Fr. 66 C. Im Jahre 1836 nahm die Stadt Paris für Oktroi ein . . . . 10,654,096 Fr. 60 C.
der Schatz für indirekte Steuer . . . 8,205,615 — 68 —
und doch macht Paris, seiner Bevölkerung nach, nur den 88sten Theil von Frankreich aus, und verzehrt nur den 85sten Theil der Weine, welche jährlich daselbst getrunken werden.

Die Regierung setzte nach der Revolution von 1830 die Eingangszölle herab, und die Einkünfte der Stadt und des Schatzes erlitten eine Verminderung. Allein dieses Resultat wird durch die Auswanderung vieler Familien, die Sparsamkeit der Bürgerklasse und die beschränkte Lage der Arbeiter zu jener Zeit erklärt, und beweist nichts gegen das System der Zollermäßigung. Jetzt, wo Alles in seinem Geleise geht, würde ein Versuch, den man in dieser Hinsicht machte, beweisen, daß es leicht wäre den Konsumenten zu begünstigen, ohne deßhalb die Hülfsquellen der Verwaltung zu schmälern. Den Weinverfälschern muß die Regierung vor Allem das Handwerk legen, denn diese sind es, welche die gute Wirkung einer Herabsetzung der Zölle aufheben, da, so lange der Wein, den man in Paris bekommt, kein reines Getränk ist, die Konsumtion sich nicht über die gegenwärtige Ziffer erheben wird.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der seit zwei bis drei Jahren in der Gegend von Lille errichteten Fabriken übersteigt allen Glauben. In einem Rayon von zwei bis drei Stunden um die Stadt zählt man deren 55. In den übrigen Gemeindebezirken stellt sich so ziemlich ein gleiches Verhältniß heraus. Auch ist der Werth der Grundstücke ganz außerordentlich gestiegen. Ein Hektar gutes Land, der sonst zu 3500 bis 4000 Franken verkauft ward, gilt jetzt 6500 Fr., und der Pacht von 80 bis 88 Fr. für den Hektar ist bis auf 160 bis 170 Fr. gestiegen.

Herr Barle aus dem Haag hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen Bericht über das merkwürdige Wachsthum und Gedeihen eines Pappelbaumes Bericht erstattet, der vom Blitz getroffen worden. Der Blitz schlug einige Zweige von der Krone des Baumes ab, fuhr dann von oben an der nördlichen Seite des Stammes herab, ohne die Rinde zu beschädigen, und schlug bei den Wurzeln in den Boden, aus dem er zwei große Massen, jede etwa von einem Kubikfuß, umwendete. Der Baum maß damals, im Julius, 18 Zoll im Umfang, und im nächsten April war er schon doppelt so stark, während die neben ihm stehenden Bäume um nichts zugenommen hatten. Zu gleicher Zeit war er so saftreich, daß die Rinde borst und das Wasser herauslief.

Herr Lakanal hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen Bericht über seine Versuche erstattet, den Wein- und Olivenbau in den Vereinigten Staaten einheimisch zu machen. Es scheint, daß seine Versuche nicht gelangen, und er genöthigt ist, deren Fortsetzung aufzugeben. Zu Kentucky erhielt er, nachdem er Weinstöcke in verschiedenen Bodenarten aufgezogen hatte, Trauben, die eintrockneten, bevor sie zur Reife gelangten, und deren Saft sogleich zu Essig ward. Die Frucht der Olivenbäume kam nie zur Reife.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Taglatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1836.

Skizzen aus Irland. II.

(Schluß.)

Schlacht von Muff.

Wie überhaupt auf den britischen Inseln in allen Geschäften, war natürlich auch hier der Sonntag in Bezug auf die Wahlprozeduren ein Ruhetag, konnte aber dagegen in anderer Hinsicht als ein Rüsttag bezeichnet werden. Mehrere Stunden von Cavan und näher an Kingscourt liegt der Flecken Muff, wo alljährlich am 12ten August, oder Sonntags halber den Tag darnach, ein großer Viehmarkt abgehalten wird, der gewöhnlich drei Tage dauert. Die Einwohner dieses Orts waren lauter Katholiken mit Ausnahme eines protestantischen Schenkwirths, und seines Neffen, sammt beider Familien, welche zwei neben einanderstehende Häuser bewohnten, und als eifrige Orangisten bekannt waren. Da jene Zeit noch zu den Rosentagen des Orangismus gehörte, so hatten diese zwei Individuen nicht ermangelt am berüchtigten 12ten Julius, dem Jahrestage der Schlacht an der Boyne, ihre Häuser zum großen Aerger der übrigen Einwohner mit Orangeguirlanden zu behängen. Um den Ingrimm der Katholiken noch zu erhöhen, war außerdem eine Orangisten-Prozession mit beleidigender Musik durch den Ort gezogen und hatte die Absingung von Parteiliedern mit einer Menge von Freudenschüssen begleitet, wobei auch die Glasfords, die oben bezeichneten Zwei, ihr Pulver nicht gespart hatten. Da solche Aufzüge, wenn auch gerade nicht die regelmäßig damit verbundenen Excesse, bis vor kurzer Zeit gewissermaßen privilegirt waren, so hatten mehrere Friedensrichter der Gegend, die selbst dem „loyalen Verein" angehörten, eine hinreichende Anzahl Polizeisoldaten beordert, um etwaige Friedensbrüche zu verhindern und die Prozession auf ihrem Zuge von einem Ort zum andern gegen alle Angriffe zu schützen. Die Katholiken und namentlich die hier sehr zahlreichen Bandmänner waren dadurch freilich genöthigt worden, sich ruhig zu verhalten, ungeachtet die Orangisten, auf diesen Rückhalt trotzend, sich manchen insultirenden Unfug erlaubt hatten; indessen die Rache schlief nur. Obwohl auch die nächsten Wochen ohne merkliche Anzeichen beabsichtigter Feindseligkeiten vorübergingen, so wurde es doch später klar, daß ein weit verbreitetes Komplott geschmiedet worden seyn mußte, dem man aber bis auf die heutige Stunde nicht auf den Grund gekommen ist. Während nämlich die ganze Polizei des Distrikts nach Cavan abgezogen war, und dort so wenig wie das Militär auch nur einen Augenblick entbehrt werden konnte, sah man in den letzten Tagen vor dem erwähnten Viehmarkt auf allen Landstraßen eine ungewöhnliche Menge von Leuten, die in Trupps zu Zehnen und Zwanzigen, mit gewaltigen Eichenprügeln bewaffnet, alle ihren Weg nach Muff nahmen. Die große Mehrzahl derselben waren Fremdlinge in der Grafschaft, und schienen ihrem Aussehen nach von ziemlich entfernten Gegenden der Insel zu kommen; da jedoch Alles mit der Parlamentswahl beschäftigt war, so wurde hierauf nur wenig geachtet. Ein Jahrmarkt wirkt überhaupt, namentlich in Irland, mit magnetischem Zauber auf das Landvolk, und zum Ueberfluß gestattete nun noch der Sonntag einem großen Theil der in Cavan versammelten, wie der bereits zurückgekehrten oder noch auf dem Wege dorthin begriffenen Bauern recht Zeit und Muße, sich ebenfalls zu den Freuden von Muff zu begeben, um, wenn nicht ihr Vieh, doch ihre Haut zu Markte zu bieten.

Der Zusammenlauf war daher schon früh am Montag außerordentlich; nicht bloß der Ort, sondern auch das angränzende Feld war gedrängt voll, und die Glasfords merkten bald, daß man etwas im Schilde führe, was ihnen nichts Gutes bringen werde. Sie schickten daher in Eile einen Boten nach dem zwei Stunden entfernten Kingcourt, um einem dortigen Friedensrichter, dem einzigen der ganzen Gegend, der von Cavan zurück war, ihre Gefahr zu melden, und um schleunige Hülfe zu bitten. Dieser Herr, leider notorisch feig und überhaupt wenig geeignet für sein Amt, brachte etwa 30 Mann von der Yeomanry, der rein protestantischen Bürgermiliz, zusammen, und begab sich mit diesen nach Muff. Da indessen bis sieben Uhr Abends hier Alles ruhig abging, und Se. Ehren vermuthlich die Dunkelheit fürchtete, so erklärte er es für überflüssig länger zu verweilen und ritt, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, nach Hause. Die Yeomen ihrerseits hielten ihre

Gegenwart für sehr nothwendig und merkten recht gut, daß der würdige Friedensrichter nur sein theures Selbst vor Einbruch der Nacht in Sicherheit zu bringen wünschte; da sie aber nicht ohne Führer bleiben wollten, so schulterten auch sie ihre Musketen und gaben dem Herrn das Geleit, welches zweifelsohne ihm eben so willkommen als ersehnt war. Daß ihre Besorgnisse indessen nicht ungegründet gewesen waren, zeigte sich nur zu bald: denn noch war der Friedensrichter keine zehn Minuten zu Hause, als schon ein Expresser zu Pferde ihm die Nachricht brachte, daß eine furchtbare Schlägerei begonnen, und es wahrscheinlich auf Ermordung aller in Muff anwesenden Protestanten abgesehen sey. Die Yeomen von Kingscourt erklärten sich sogleich bereit aufs Neue auszuziehen, aber der vorsichtige Rechtspfleger hielt seine Mittel für unzureichend, und der Bote mußte ohne Hülfe wieder umkehren.

Den ersten Anlaß, obwohl natürlich keineswegs die Ursache zum Losbrechen des verhaltenen Grimmes, hatte ein Streit mit der Frau des einen Glasford gegeben. Kaum hatten nämlich die Yeomen den Markt eine Stunde verlassen, als ein Paar Leute mit ihr Händel anfingen, sie vor ihrer eigenen Hausthür zu Boden schlugen und gröblich mißhandelten. Der Mann eilte zu ihrem Beistande herzu, zog sie mit Gewalt ins Haus und verschloß die Thür. Dieser Auftritt gab das Signal zu einem allgemeinen Sturm auf das Haus. Mit dem furchtbaren Geschrei: „Tod den Protestanten!“ drängte die Menge gegen die Thür und die Fenster, welche glücklich noch von innen gehörig versichert worden waren und allen Einbruchsversuchen Trotz boten. Drinnen befand sich außer der Familie noch eine Anzahl anderer Protestanten, die natürlich mit dem Hausherrn gemeinsame Sache machten. Da der wüthende Haufe sich jede Minute mehrte und der Andrang immer wilder wurde, so griffen sie zu den Schießgewehren und feuerten durch die Fenster; aber dieß hatte keinen andern Erfolg, als daß die Katholiken gleiche Waffen herbeiholten, und nun ein förmliches Hin- und Wiederschießen begann, wodurch mehrere der Außenstehenden schwer verletzt wurden. Als alle Bemühungen die Hausthür zu sprengen vergeblich waren, liefen bei einbrechender Dunkelheit einige nach Feuerbränden und in wenigen Minuten darauf standen die Strohdächer der Häuser beider Protestanten — denn auch die andere Wohnung hatte einen gleichen Angriff erfahren — in lichten Flammen, während das Schießen mit verdoppelter Heftigkeit fortdauerte. Nur mit genauer Noth gelang es den Inwohnern durch ihre Gärten mit dem Leben zu entkommen, ihre Häuser aber, mit Allem, was darin war, wurden bis auf die Erde niedergebrannt. Doch auch hiermit war das Toben der rachgierigen Menge noch nicht gestillt: denn von allen Seiten strömten neue Haufen von beiden Parteien herbei; die Schlägerei wurde bis spät in die Nacht fortgesetzt und selbst dann nur unterbrochen, um am nächsten Morgen wieder zu beginnen. In der Zwischenzeit flogen nach allen Richtungen Kouriere, wie man es wohl nennen kann. Einer, der berittten war, jagte ein Paar englische Meilen, bis er das Haus legend eines bekannten Bauern von seiner Partei erreichte, borgte dessen frisches Pferd und galoppirte ohne Aufenthalt weiter, um auf seinem ganzen Wege die Nachricht zu verbreiten, daß man „bei der Arbeit sey.“ Wenn der erste ermüdet war, übernahm ein anderer die Weiterbeförderung der Botschaft, um das kampflustige Volk selbst aus den anliegenden Grafschaften Meath und Monaghan aufzubieten. In wenigen Stunden waren auf solche Weise die Bauern weit und breit von den Vorgängen unterrichtet, griffen zu ihren Schillelahs und nach Umständen zu Schießgewehren und eilten dem Kampfplatz zu, da es für Wenige einer weitern Kunde bedurfte, als daß es über die feindliche Partei hergehe. Weiber und Kinder liefen willig von einem Hause zum andern und oft weit über Feld, um dafür zu sorgen, daß die Nachricht an jeden gelange und keiner daheim bleibe, wo es eine so pflichtmäßige Schlägerei gelte. Viele von den Protestanten der Gegend wurden von einem panischen Schrecken ergriffen, flüchteten sich noch in der Nacht in die Parks und Wirthschaftsgebäude der meistens noch in Cavan anwesenden Gentlemen und bewaffneten sich dort, so gut sie konnten. In dem Dorfe Magheracloon öffnete der protestantische Pfarrverweser ihnen die Kirche, welche bald mit Männern, Weibern und Kindern gefüllt war, die alle ermordet zu werden fürchteten. Wo dagegen die Protestanten dichter zusammen wohnten, griffen sie ebenfalls zu den Waffen, rotteten sich zusammen und eilten nach Muff. Die Schlägerei des zweiten Tages ging daher in eine förmliche weit ausgedehnte Schlacht über, und dauerte, stets von neuen Haufen unterstützt, wieder bis auf den Abend fort. Die Protestanten hatten zwar ziemlich gleiche Zahlen gemustert, zogen aber dennoch meistens den Kürzern. Ueber 20 Menschen, worunter auch ein paar Weiber, kamen zu Tode; eine noch weit größere Zahl wurde schwer verwundet und blieb theilweise auf den Feldern liegen, wo ihre Verwandten sie später aufsuchten. Noch mehrere Tage nachher fand man ein paar Todte in den Gräben, die Niemand in der Gegend kannte. Da es glücklicherweise auf beiden Seiten an Pulver noch mehr als an Gewehren gebrach, so schlugen sie sich fast nur mit Knitteln und Fäusten, oder griffen zu Steinen, wo sie deren fanden; aber der ganze Kampf wurde mit einer Brutalität geführt, von der man in Deutschland, Gott sey Dank, keinen anschaulichen Begriff hat, und die in ganz Europa schwerlich ihres Gleichen findet. Nur die gegenwärtigen Gräuelscenen in Spanien sind noch scheußlicherer Art, und unterscheiden sich von den irischen durch ihre heimtückische Tigernatur und einen Charakter feiger Bosheit, mit der die rohe Wildheit der Iren nichts gemein hat, zu welchen gräßlichen Handlungen dieselbe auch mitunter führen mag, besonders wenn Whiskey mit im Spiel ist.

Noch am selbigen Abend strömte ein Haufe von mehrern hundert Katholiken nach Kingscourt, brach dort in alle Schmieden oder wo er sonst Feuergewehre zu finden hoffte, ein, bemächtigte sich sämmtlicher Waffen und des etwa vorräthigen Pulvers, und würde noch weit größere Excesse verübt haben, wenn sich nicht, wahrscheinlich durch Protestanten, das Gerücht verbreitet hätte, daß ein starker Trupp Lanciers von Longford im Anzuge sey, wo im Uebrigen damals sich gar kein Militär befand. Auf diese Nachricht räumten sie eiligst den Ort mit ihrer Beute und zogen wieder nach Muff, wo die Schlägerei

am dritten Tage abermals begann, doch dießmal sich bald nach verschiedenen Richtungen versprengte, weil man jeden Augenblick die Ankunft jener Lanciers erwartete und besonders die bei der Brandstiftung und den verschiedenen Hauseinbrüchen betheiligten Individuen gerade nicht in so unangenehme Hände zu fallen wünschen mochten. Inzwischen war hiemit die Ruhe in der Gegend nichts weniger als hergestellt.

Sobald die Nachricht von den ersten Auftritten nach Cavan kam, geriethen die Behörden in nicht geringe Bestürzung. Die Polizei und die Truppen, welche man dort beisammen hatte, reichten ohnehin nur mühsam aus, größere Excesse zu verhüten, und bei Entfernung selbst nur eines Theils derselben standen noch ärgere Scenen als in Muff zu befürchten. Außerdem besorgte man, vielleicht nicht ganz ohne Grund, daß die Combattanten von jenem Flecken auf den Einfall kommen könnten, ihr Theil zu der schwebenden Parlamentswahl beizutragen, wodurch ein allgemeines Blutbad unvermeidlich geworden seyn würde. Man fertigte daher Eilboten nach allen Seiten ab, wo sich Truppen oder größere Polizeistationen befanden, aber auch in den andern Grafschaften herrschte fast überall der Parlamentswahlen halber so große Gährung, daß man sich nirgends entblößen mochte. Nur von Virginia kamen Polizeisoldaten herbei, doch erst nach Beendigung des Kampfes und überdieß in so geringer Zahl, daß sie unfraglich schlecht gefahren seyn würden, wenn sie früh genug eingetroffen wären, um in das Gefecht einzuschreiten, da das irische Landvolk bekanntermaßen nichts mehr haßt, als die Polizei. Die Gegend von Muff und Kingscourt blieb daher auf mehrere Stunden im Umkreise noch lange Zeit in einem Zustande völliger Anarchie. Alle Tage sah man Haufen von Tumultnanten unter Waffen und Bannern umherziehen, die die gröbsten Excesse verübten, bis endlich erst nach mehr als einer Woche aus der Grafschaft Kildare und ihrer Nachbarschaft etwa 300 Mann der regulären Polizeimacht unter fünf Offizieren anlangten und dicht bei Muff auf freiem Felde ein Zeitlager aufschlugen, in welchem sie etwa einen Monat verblieben, bis das Land wieder zur Ruhe gebracht und eine große Anzahl Individuen eingezogen und hinter Schloß und Riegel gesetzt war, um vor die Assisen gestellt zu werden. Von sämmtlichen Arrestanten konnten jedoch nachmals nur fünf oder sechs zur Strafe der Deportation verurtheilt werden, theils weil mehrere der Thätigsten sich aus dem Staub gemacht hatten, theils weil man gegen die Verhafteten keine hinlänglichen Zeugen finden konnte.

In Cavan war indessen, ungeachtet der drohenden Ereignisse in Muff, obwohl unter fortwährendem Aufruhr die Wahlabstimmung vorgeschritten. Die katholischen Geistlichen und die weltlichen Führer ihrer Partei schienen jeden folgenden Tag ihren Eifer verdoppeln zu wollen, aber dessen ungeachtet dauerte die Freude über Sir William Youngs Rücktritt nur wenige Tage. Was auch die Gefühle der Massen der katholischen Wähler seyn mochten, ihre Voten fielen großentheils im Sinne ihrer Gutsherrn aus, und unter diesen befanden sich, außer etwa dem Marquis von Headfort, fast gar keine Männer von einigem Einfluß, die den katholischen Ansprüchen hold gewesen wären. Sobald daher durch Sir Williams Entsagung die Stimmen der Antiemancipatoren sich von drei auf zwei Kandidaten concentrirt hatten, war auch Saundersons Erwählung so gut wie Maxwells gewiß, und weder die Agenten der Association noch die Priester konnten Southwells und Cootes Niederlage verhindern. Als am siebenten Wahltage endlich beide Parteien ihre Voten erschöpft hatten, und der Poll geschlossen wurde, zählte selbst Southwell nicht einmal volle tausend Stimmen, Coote aber noch bedeutend weniger als sein Kollege. Der Hochsherif begab sich daher abermals auf die Hustings, um die Summe der für jeden Bewerber registrirten Stimmen zu verkünden, und als Schlußergebniß Maxwell mit Saunderson für die rechtmäßig gewählten Parlamentsglieder der Grafschaft zu erklären. Das Finale machte hierauf am folgenden Tage der übliche Triumphzug (chairing) der Gewählten. Um 12 Uhr ertönte das sogenannte lustige Geläut (mory peal) aller Glocken, Musikbanden spielten den bekannten Marsch: „seht der Siegesheld erscheint,“ und unter Vorantragung von orange- und purpurfarbenen Bannern wurden nun beide Herren in ein paar festlich geschmückten Wagen unter dem Hurrah und Vivatrufen der Antipapisten und den Execrationen der Katholiken durch die Hauptstraßen der Stadt geführt. Maxwells Wagen war ganz mit Orange und Purpur bedeckt, Saunderson dagegen hatte als Independent den seinigen nur mit weißen Bändern und Fahnen dekoriren lassen. Beide waren von einem zahlreichen Cortege der Gentlemen ihrer Partei umringt, welche dann, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, am Abend gemeinsam die unter dem Namen eines Wahldiners bekannten Orgien feierten. Diese Wahl von 1827 kann so ziemlich als eine Probe der Stärke beider Parteien in der Grafschaft gelten. Die nachmalige Aufhebung des Stimmrechts der Forty-shilling-freeholders hat nur dazu beigetragen, die Macht der Tories dort noch mehr zu stützen, und weder die Reformbill noch der Einfluß der Whigminister haben bisher die Katholiken ermuthigen können, wieder einen Kandidaten in ihrem Sinne aufzustellen, obwohl es auch seit jener Periode in diesem Theile der Insel so unruhig zugegangen ist, daß man nicht nur die Polizei bedeutend verstärken, sondern auch Militär in die Hauptorte legen mußte.

Antoine Jean Saint-Martin.

(Nekrolog.) *)

Antoine Jean Saint-Martin wurde am 17ten Januar 1791 in einer ehrbaren Kaufmannsfamilie zu Paris geboren. Von seinen Eltern zu Ausübung des Gewerbes bestimmt, das sie selbst betrieben, und schon in früher Jugend berufen einen Theil der Geschäfte ihnen abzunehmen, hatte er in seinen jüngern Jahren natürlich nur wenig Gelegenheit seine Aufmerksamkeit der römischen und griechischen Vorzeit zu widmen. Sobald er sich jedoch von dem natürlichen Hang Rechenschaft zu geben vermochte, der ihn mehr zu der Kultur seines Geistes als zu Handelsspekulationen trieb, widmete er den Tag seinen Pflichten,

*) Aus einem in der französischen Akademie am 8ten August gehaltenen Vortrag.

die Nacht aber den Studien, und fühlte sich hoch beglückt, wenn er den Tag über von seinen Geschäften einige Stunden erübrigen und sie seinen Lieblingsbeschäftigungen zuwenden konnte.

Er besuchte die Centralschule im vormaligen Collége des Quatre Nations. Das Studium der Geschichte und Geographie, das er mit dem der griechischen und lateinischen Sprache verband, flößte ihm eine ganz besondere Vorliebe für den Orient ein. Mitschüler Abel Remusat's, ward dessen Gesellschaft ein neues Motiv für ihn, sich seiner Neigung zu überlassen. Um einen desto größern Reichthum von Materialien zu seiner Verfügung zu haben, und bei deren Anwendung durch eine sicherere Kritik geleitet zu werden, beschloß er die Hauptsprachen des Orients zu studiren.

Die im Jahre 1795 gegründete und der königlichen Bibliothek beigegebene Schule der lebenden orientalischen Sprachen war anfangs nur dem Unterricht im Arabischen, Persischen und Türkischen gewidmet. Nach Verlauf einiger Jahre kam noch ein Lehrstuhl für die armenische Sprache hinzu — den Paris bis dahin noch nicht gehabt hatte — und man verband mit dem Studium der gelehrten arabischen Sprache auch noch das der Volkssprache. In dieser Schule machte sich Saint-Martin das Arabische, Persische, Türkische und Armenische eigen; das letztere besonders betrieb er mit großer Vorliebe, und bemühte sich später auch noch Kenntniß im Georgischen zu erwerben, ein Studium, für das damals durchaus keine Hülfsmittel vorhanden waren. Auch das Idiom, in dem die noch vorhandenen Fragmente der Lehre Zoroasters abgefaßt sind, ward Gegenstand seiner Forschungen. Uebrigens waren die Sprachen für ihn nur Mittel, um zum Zweck zu gelangen; die Analyse und Synthese einer jeden derselben zu studiren, erschien ihm als ein Ueberfluß, der den Genuß der Früchte, welche man von ihrer Kenntniß zu erwarten berechtigt ist, nur verzögert. Saint-Martin, mit seinem vortrefflichen Gedächtniß, seinem lebhaften, feurigen Geiste, der sich ausschließlich den Studien widmete, gewann bald hinreichende Kenntniß von allen diesen Sprachen, um die historischen Schätze ausbeuten zu können, die sie ihm boten.

Im Jahre 1814 wurde er zum Sekretär der „Gesellschaft der Alterthumsforscher“ in Frankreich ernannt, die an die Stelle der seit 1810 bestehenden „celtischen Akademie“ trat, und zugleich ward ihm der Auftrag, die Eröffnungsrede der neuen Gesellschaft zu halten. Auch die „Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften“ wurde bald auf den jungen Mann, der sich mit so vielem Eifer dem Studium der Literatur und den Sprachen des Orients widmete, aufmerksam, und nahm im Jahre 1818 den Vorschlag an, eine von Saint-Martin verfaßte Denkschrift über die Geschichte und Geographie von Messene und Characene — Gegenden des westlichen Asiens, deren Lage und Gränzen schwer zu lösende Probleme bieten — vortragen zu hören. Diese vom Verfasser niemals herausgegebene Denkschrift wird für die Literatur nicht verloren gehen, sondern den Werken Saint-Martins einverleibt werden, mit deren Herausgabe Herr Lajard von der Regierung beauftragt worden ist.

Zur nämlichen Zeit gab der kaum 27 Jahre alte Saint-Martin seine „historischen und geographischen Denkschriften über Armenien“ heraus, die Frucht mehrjähriger Forschungen, von denen ein Theil bereits fünf Jahre früher hätte erscheinen können, wenn ein damals noch so junger Mann ohne Namen und literarischen Ruf einen Verleger zu finden erwarten durfte, der unternehmend genug gewesen wäre, den Druck eines solchen Werkes zu wagen. Dieses Werk, das ohne Rivalen dastand, erhob seinen Verfasser sogleich zum Rang der Orientalisten, zu denen sein Vaterland sich Glück wünschen kann, und wenn es auch seitdem Gegenstand einer vielleicht gerechten, wiewohl eben nicht gutmeinenden Beurtheilung geworden ist, so bleibt es deßhalb dennoch immer das einzige Werk, in welchem man schätzbare Notizen aller Art über Armenien findet. Einer der merkwürdigsten Umstände, dem Saint-Martin eine lange Untersuchung widmete, war die chinesische Abstammung mehrerer fremden und mächtigen, zu verschiedenen Zeitpunkten in Armenien ansässigen Familien. Die Beweise, auf welche er die Authenticität dieser Traditionen stützt, heben vielleicht nicht alle aufsteigenden Zweifel, machen aber jedenfalls nebst mehrern andern auf Geschichte oder Geographie bezüglichen Fragen der Gelehrsamkeit des Verfassers Ehre, und verleihen diesem Werk — welches zudem mehrere armenische Texte enthält und mithin für Verbreitung der Kenntniß dieser Sprache von Nutzen seyn kann — großes Interesse.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Offiziellen Berichten aus St. Petersburg zufolge sind daselbst im Jahre 1852 405 Personen (324 Männer und 81 Weiber) eines plötzlichen Todes gestorben. Im Jahre 1853 starben 569 Individuen plötzlich, wovon 353 Männer und 216 Weiber; mithin zusammen 677 Männer und 297 Weiber, die während der genannten beiden Jahre von einem schnellen Tode hingerafft wurden. Die Ursachen dieser Todesfälle waren Schlagflüsse und Folge des Trinkens. Im Winter und an Festtagen kommen solche plötzliche Todesfälle am häufigsten vor. Im Jahre 1853 wurden 76 Männer und 24 Frauen auf den Straßen und vor den Trottoirs liegend gefunden, die meist schon todt waren. Die Selbstmorde beliefen sich während der Jahre 1851, 1852 und 1853 auf 104. Die meisten fanden im Winter statt, während in Paris die Zahl derselben im Frühjahre am höchsten zu steigen pflegt.

Kürzlich wurde von dem Arzt des Civilhospitals zu la Charité im Departement Nièvre die seltene Operation des Bauchschnittes gemacht an einer Frau, die schon seit 18 Monaten sich schwanger glaubte, und bei der sich das Kind in der Bauchhöhle entwickelt hatte. Man fand in der Bauchhöhle eine Sackgeschwulst von der Größe des Kopfs eines reifen Kindes, die an das Zwerchfell angeheftet war; diese Sackgeschwulst enthielt ein Convolut von rothen, unentwirrbar in einander verflochtenen Haaren. Einige derselben, die abgesondert von der Masse der übrigen waren, maßen 6 bis 7 Zoll.

Im Jahre 1854 wurden in Frankreich 159 öffentliche Beamte, nämlich: 1 Präfekt, 28 Maires oder Adjunkten, 2 Polizeikommissarien, 2 Einnehmer, 1 Hafenwächter, 64 Forst- und 44 Douanebeamten wegen Amtsvergehen angeklagt. Bei 63 wurde die gerichtliche Verfolgung aufgehoben und 76 wurden vor die Tribunale gestellt. Ueber 51 von diesen letztern fällten die Verwaltungen, zu denen sie gehörten, das Urtheil, und über 25 ward unter königlicher Genehmigung vom Staatsrath entschieden. Von jenen 76 Beamten sind 2 während der Untersuchung gestorben, über 7 ist das Urtheil noch nicht gefällt, und 47 sind entlassen oder freigesprochen worden. Die übrigen wurden verurtheilt: 1 zur Zwangsarbeit, 9 zu Gefängniß- und 10 zu Geldstrafe.

Eine große Eiche im Wald von Cerisy, unter dem Namen der Quenesse bekannt, in geringer Entfernung rechts von der Heerstraße nach St. Lo, wird für 8 bis 900 Jahre alt gehalten. Im Jahre 1824 maß sie dicht an der Wurzel 36 Fuß im Umfang, und war 55 Fuß hoch. Der Stamm ist jetzt hohl und kann 14 bis 15 Personen fassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1836.

Der Platten-See.

(Mitgetheilt von Fr. C . . r.)

Im Westen der Niederungen Ungarns zieht eine Wassertiefe hin, welche in mehrfacher Hinsicht naturhistorisch merkwürdig, unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient. Dieß ist der Platten-See oder Balaton, auch das ungrische Meer genannt, eines der größten Wasserbecken auf unserm Festlande. Er liegt zwischen dem Sumegher, Szalader und Weszprimer Comitate, in einer überaus fruchtbaren, aber von ungeheuren Morästen durchschnittenen Ebene, aus welcher stellenweise rebenumgürtete Höhen emporsteigen, die mit zahlreichen Dörfern und einzelnen Wohnsitzen geschmückt, seine Ufer umkränzen, und dadurch einen Theil der anliegenden Orte vor dem tobenden Elemente schützen. Mehrere dieser Dörfer haben eine höchst anmuthige Lage, auf den Landzungen und Inseln, welche sein Ufer bilden, und worunter besonders die Halbinsel sich auszeichnet, aus deren Grund die reiche Benediktiner-Abtei Tihany gar lieblich emportaucht. Ueberhaupt könnte die Landschaft vorzüglich schön genannt werden, wenn nicht die vielen und ungeheuren Moräste dieselbe verunstalteten und die Luft verpesteten.

Der Platten-See hat eine längliche Gestalt, und erstreckt sich in gerader Richtung von Osten gegen Westen. Nach den neuesten Ausmessungen beträgt seine Länge 40.000 Klafter. Seine Breite ist verschieden, bei Fak beträgt dieselbe 8000, bei Tihany 6000, an den meisten übrigen Orten nicht viel über 3000 Klafter. Seine größte bis jetzt bekannte Tiefe ist bei der Benediktiner-Abtei 82 Fuß, bei Ferrekhar 57 Fuß. Der See erhält sein Wasser größtentheils durch den Szala-Fluß, welcher bei Hidreg, wo er mit der letzten langen Brücke bedeckt ist, sich zu ergießen und zu verbreiten anfängt. Außerdem bekommt er Zuflüsse durch 14 Wildbäche, 17 Mühlbäche und durch zahlreiche Quellen, die theils an seinen Ufern, mehrentheils aber aus seiner Tiefe hervorsprudeln, unter deren erstern wir vier mächtige, kohlensaures Eisenwasser führende Quellen bemerkten. Gleich wie den See, so umgeben auch die in denselben sich ergießenden Gewässer große, unzugängliche, mit riedigem Gras bewachsene Sümpfe und Moorgründe, die eine Bodenfläche, im Umfang von beinahe 30 Meilen, unbrauchbar machen, und die Atmosphäre mit Miasmen aller Art schwängern, wodurch insbesondere die bösartigen Fieber erzeugt werden, die gleichsam endemisch unter den dortigen Einwohnern herrschen.

Schon seit vielen Jahren wird an der Vereinigung dieses Sees mit der Donau, mittelst der Sarviz gearbeitet, wodurch nicht allein Handel und Gewerbe gewinnen, sondern hauptsächlich auch den auf Oekonomie, so wie auf das Klima so verderblich einwirkenden Ueberschwemmungen Einhalt gethan würde. Für die Landwirthschaft würde überdieß eine beträchtliche Erweiterung der urbaren Gründe und für die dortigen Einwohner ein der Gesundheit zuträglicheres Klima erzweckt. Hierin, so wie an Trockenlegung der Moräste wurde zwar bisher bereits sehr viel geleistet, zur nachdrücklichen und vollständigen Ausführung eines an Zeit und Geld so kostspieligen Unternehmens, waren jedoch einzelne Kräfte nicht hinreichend; es bedurfte also einer Gesammtkraft. Dieß veranlaßte schon auf dem letzten Reichstage die Ernennung einer königlichen Kommission, deren Obsorge die besondere Leitung dieser Arbeiten übertragen wurde. Rasch schreitet nun das große Unternehmen vorwärts, allein Jahre werden hingehen, bis man seiner Vollendung entgegensehen darf.

Eine naturhistorische Merkwürdigkeit des Platten-Sees sind die vielen versteinerten Ziegenklauen, welche vornehmlich bei der Halbinsel Tihany in großer Anzahl gefunden, nicht selten aber auch vom Wasser ausgeworfen werden. Ueber den Ursprung dieses Petrefakts geht im Munde des Volks eine Sage, die wir hier kürzlich mittheilen wollen. Andreas, Vetter des Königs Stephan von Ungarn, sey, als er noch Prinz war, einst aus dem gelobten Lande von einem Kreuzzuge heimkehrend, in der drückendsten Armuth gewesen. Am Platten-See, im Szalader Comitate angelangt, traf er einen Hirten an, von welchem er eine Summe Geldes verlangte, auf welches Begehren der Hirt entrüstet ausrief: „Gott weiß es, daß ich arm bin und kein Geld habe!" Hierauf versetzte Andreas: „Wenn es Gott weiß, daß du Geld hast, so strafe er dich und deine Heerde!" Durch diese Antwort getroffen, stürzte sich der Hirte sammt seiner Heerde also gleich in den See. Daher sollen nun die Klauen

der Ziegen versteinert wieder zum Vorschein kommen. Der Gestalt nach hat dieses Petrefakt allerdings viel Aehnlichkeit mit den Ziegenklauen, und könnte Unwissende leicht auf diesen Irrthum führen. Das Kennerauge jedoch erkannte sie für nichts Anderes, als eine Art versteinerter Muscheln, deren Original, wie die Originale vieler andern Petrefakten, gänzlich unbekannt ist. In der umliegenden Gegend benützt man diese Ziegenklauen zum medizinischen Gebrauche, indem sie, pulverisirt, den an Augenkrankheiten leidenden Pferden, so wie auch dem Hornvieh als wohlthätiges Heilmittel eingeblasen werden. Indessen beruht auch diese Heilmaxime größtentheils auf Unwissenheit, indem es nichts Anderes, als feiner kohlensaurer Kalk ist, und jeder andere feine, spathartige Stein oder Muschelkalk denselben Dienst leisten würde.

Eine andere naturhistorische Merkwürdigkeit des Platten-Sees ist der an der Ecke bei Fok ausgeschwemmte häufige Eisensand. (Dieser See ist somit das einzige bis jetzt bekannte süße Gewässer, welches Eisensand auswirft.) Vom Schlamme gereinigt, wird dieser Sand mithin als Streusand verkauft. Unter dem Vergrößerungsglase betrachtet, zeigt dieser Sand deutlich Stücke von schönem weißem Quarz, von verschiedenen Edelsteinen und Halbedelsteinen, als: Granaten, Rubinen, Smaragde, Onyre, Amethyste u. s. w. Auch wird dieser Sand vom Magnete angezogen.

Die Natur hat übrigens diesen See auch hinsichtlich seiner Inwohner nichts weniger als stiefmütterlich ausgestattet; denn er enthält einen enormen Reichthum an Fischottern und Fischen mannichfacher Art. Unter letztern ist der weit und breit berühmte Fogas (Zahnfisch) vorzüglich bemerkenswerth. Man erkennt ihn an zwei hervorragenden Zähnen oder Hauern. Geräuchert wird derselbe, als besondere Delikatesse, sehr weit verführt. Ferner fängt man hier eine eigene Art von Kropffischen, welchen bloß das Meersalz mangelt, um sie für Häringe zu halten, oder in diese umzubilden. Nebst unzähligen andern Fischen, schmackhaften Schildkröten und Krebsen findet man in den häufigen Rohrgebüschen eine eigene Gattung Vögel, welche man Nimmersatt (Södeny) nennt, deren schneeweißes dicht pflaumigtes Fell eine sehr warme Winterkleidung gibt. Aus seinem Schnabel werden kleine Geigen verfertigt, deren Ton angenehm und ziemlich laut ist; aus seinem gegen zwei Schuh langen Kropf hingegen Geld- und Tabaksbeutel.

(Schluß folgt.)

Die Zigeuner in Rußland und Spanien.

Zweiter Brief. *)

Madrid, 19ten Julius 1836.

Am 6ten Januar (1836) Mittags gegen 1 Uhr ging ich über die Brücke der Guadiana, auf der Gränze zwischen Portugal und Spanien, und kam nach Badajoz, einer festen spanischen Stadt von ungefähr 8000 Einwohnern. Ich dankte Gott, der mich glücklich durch die Wildnisse von Alentejo geführt hatte — die am meisten durch Räuber unsichere Provinz von Portugal — wo mir auf einer fünftägigen Reise, von niemand, als einem fast blödsinnigen Burschen begleitet, der die Maulthiere, welche mich und mein Gepäck trugen, wieder zurückbringen sollte, auch nicht der geringste Unfall zugestoßen war. Es war nicht meine Absicht mich lange in Badajoz aufzuhalten, und da eben eine Reisegelegenheit bereit war, am folgenden Tage nach Madrid abzugehen, so entschloß ich mich sie zu benützen.

Am andern Morgen stand ich eben an der Thüre des Wirthshauses, wo ich abgestiegen war; der Himmel war mit düstern Wolken bedeckt und drohte mit Regen. Ich dachte an das unglückliche, in Anarchie und Verwirrung gestürzte Land, das ich eben betreten hatte; plötzlich kamen zwei in lange Mäntel gewickelte Männer die enge, fast ganz verödete Straße herab, und wollten eben, der mir zunächst gehende mit gegen mich gekehrtem Gesicht, vorübergehen. Auf den ersten Anblick erkannte ich, wer diese Männer seyen; ich klopfte den nächsten auf die Schulter und beide standen still. Dann sprach ich ein gewisses Wort, worauf der Angeredete mit einem Ausruf des Erstaunens auf die von mir erwartete Weise antwortete. Diese Männer gehörten der großen, über jeden Theil der civilisirten Erde verbreiteten Familie der Zigeuner an, deren eigentlicher Name jedoch Rommany zu seyn scheint, weil sie sich und ihre Sprache selbst in weit von einander entfernten Ländern so zu nennen pflegen. Wir begannen in dem spanischen Dialekt dieser Sprache, mit dem ich ziemlich vertraut war, mit einander zu sprechen. Auf meine Frage, ob sich mehrere ihres Volks in Badajoz und dessen Nachbarschaft befänden, erhielt ich die Antwort, daß etwa neun oder zehn Familien in der Stadt wohnten und daß noch mehrere sich in Merida, einer ungefähr neun Leguas entfernten Stadt aufhielten. Ich fragte weiter, womit sie ihren Unterhalt verdienten, worauf sie erwiderten, daß sie mit Pferden, Maulthieren u. s. w. handelten; die in Badajoz lebenden Zigeuner wären jedoch sämmtlich arm, mit Ausnahme eines einzigen, der außerordentlich mubalballo (reich) sey, da er viele Pferde und anderes Vieh besäße. Als die beiden Männer ihre Mäntel aus einander schlugen, sah ich, daß ihre Unterkleider zerrissen waren.

Beide verließen mich eilig, um ihren Kameraden in der Stadt zu sagen, daß ein Fremder angekommen sey, der so gut „Romanny“ spräche, als sie selbst, Augen und Gesicht eines Gitano (Zigeuners) habe und von demselben cratti (Blut) zu seyn scheine. Binnen weniger als einer halben Stunde war die Straße vor dem Wirthshause voll von Männern, Weibern und Kindern der Aegyptier. Ich trat unter sie und fühlte mich tief ergriffen, als ich das Elend, den Schmutz und die Lumpen erblickte, die mir hier entgegen traten. Noch nie war mir eine ähnliche Menschenmenge in gleich elendem Zustande vorgekommen, und das Schlimmste dabei war noch der verworfene Ausdruck in ihren Gesichtern, der deutlich zeigte, daß sie mit Verbrechen aller Art vertraut seyen. Nachdem sie eine Menge Fragen an mich gerichtet, und mir Gesicht, Hände und Kleidung betastet hatten, entfernten sie sich wieder.

*) Der erste findet sich in Nr. 261 des Auslandes v. d. Jahre.

Mein Zusammentreffen mit diesen bedauernswerthen Menschen war Ursache, daß ich länger in Badajoz blieb, als ich anfangs Willens war. Ich wünschte mit ihrer Lage und Lebensweise bekannt zu werden, und vor Allem von Christus und seinem Wort mit ihnen zu sprechen, weßhalb sich denn mein Aufenthalt bis auf beinahe drei Wochen verlängerte.

Ich brachte diese Zeit fast beständig unter ihnen zu, und da ich ihre Sprache redete, mithin als einer der Ihrigen von Ihnen betrachtet wurde, so hatte ich bessere Gelegenheit als jeder andere, zu einer richtigen Ansicht hinsichtlich ihres Charakters zu gelangen. Das Ergebniß meiner Beobachtungen war, daß die spanischen Gitanos die verworfenste und elendeste Menschenklasse sind, die auf der Erde nur immer gefunden werden kann. Ihre große Verdorbenheit kann vielleicht großentheils dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie ihr herumziehendes Leben aufgegeben und Bewohner der Städte geworden sind, wo sie zu den ihnen eigenthümlichen schlechten Gewohnheiten noch die des Pöbels angenommen haben. Ihr Mund fließt von Abscheulichkeiten über, und in keinem Land der Erde habe ich noch so häufig, so entsetzlich und auf so ganz eigene Weise fluchen hören.

Religion haben sie gar nicht; nie besuchen sie die Messe noch gehen sie zur Beichte, und nie nennen sie den Namen Gottes, Jesu oder der Jungfrau, außer in ihren Flüchen. Aus dem, was ich von ihnen erfuhr, scheint hervorzugehen, daß ihre Voreltern an Seelenwanderung glaubten; sie selbst aber verspotteten diese Lehre und waren der Meinung, daß die Seele mit dem Körper zu leben aufhöre. Das Argument, was sie für diese Meinung anführten, war vernünftig genug:

„Wir waren,“ sagten sie, „gottlos und elend genug in diesem Leben, warum sollten wir zu einem neuen Leben aufwachen?“

Ich übersetzte einige Stellen aus der heiligen Schrift in ihre Sprache, die ich ihnen oft vorlas, namentlich die Gleichnisse von Lazarus und vom verlornen Sohne und sagte ihnen, daß der letztere so gottlos gewesen als sie, und daß beide eben so viel, wo nicht noch mehr gelitten, daß aber die Leiden des erstern, der stets auf eine segenreiche Auferstehung gehofft, in der andern Welt dadurch belohnt worden, daß er in die Gesellschaft Abrahams und der Propheten aufgenommen worden, und daß der verlorne Sohn nach aufrichtiger Reue Vergebung seiner Sünden erhalten, und er dieselbe Liebe als der gute Sohn genossen habe. Sie hörten mir mit Verwunderung zu, doch erregten leider nicht die göttlichen Wahrheiten ihre Aufmerksamkeit, sondern nur der Umstand, daß ihre gebrochene Mundart geschrieben und gelesen werden könne. Die einzige Aeußerung, die ich über meine Lehre von ihnen hörte, war eher negativer Art, und kam von einem Weibe, das zu mir sagte: „Bruder, du erzählst uns seltsame Dinge, obschon sie vielleicht nicht erlogen sind; vor einem Monat noch würde ich eher diese Geschichte geglaubt haben, als daß ich heute sehen sollte, daß man das Rommany schreiben könne.“

Diese Zigeuner sind im Besitz einer Menge von Liedern oder Couplets, die sie zur Guitarre singen. Um mich besser in der Sprache zu üben, schrieb ich gegen 100 dieser Couplets nieder, die von nichts als Pferdedieberei, Mord und Todtschlag und verschiedenen Zufällen des Zigeunerlebens in Spanien handelten. Doch fanden sich auch einige wenige zarte und schöne Gedanken in denselben.

Ueber die Vertreibung ihrer Väter aus Aegypten hat sich folgende Sage unter ihnen erhalten: „Es begab sich, daß Pharao der König zahllose Heere sammelte um Krieg zu führen, und nachdem er die ganze Welt erobert, forderte er Gott heraus, vom Himmel herabzusteigen und mit ihm zu kämpfen; der Herr aber erwiderte: „Niemand soll mit mir kämpfen;“ darauf öffnete der Herr einen Berg, und warf darein Pharao den König und seine zahllosen Heere, so daß die Aegypter ohne Schutz waren, und ihre Feinde gegen sie aufstanden, und sie weit umher zerstreuten.“

Englischer Gaunerkniff.

Unlängst trat ein höchst elegant gekleideter Herr, zwei kostbare Ringe an den Fingern, mit goldenen Petschaften an der Uhr, in das Hotel eines berühmten Restaurateurs im Westende von London und bestellte ein kostbares Diner. Theure Gerichte aller Art bildeten gleichsam nur den Eingang zu diesem Lukullischen Mahl, und mit innigem Behagen sah der Aufwärter ein Gericht nach dem andern verschwinden, zum Voraus schon den aus dem guten Appetit des Gastes erwachsenden Gewinn berechnend. Später wurden zwei Bouteillen Champagner gefordert und getrunken; eine schöne Melone ward auf den Tisch gesetzt und verschwand; ein Körbchen mit Pfirsichen folgte der Melone — kurz es war kein ausgesuchtes Gericht mehr im Haus vorhanden, von dem nicht gebracht und das nicht verzehrt worden wäre. Kaum war jedoch die letzte Bouteille Champagner getrunken, als ein Beamter des Scherifs, von einem Polizeidiener begleitet, ins Zimmer trat, den Fremden fragte, ob er nicht Thompson heiße, und auf dessen bejahende Antwort sogleich einen Wagen herbeirief, in den der wackere Esser mit Gewalt gesetzt wurde. Dem Kutscher wurde zugerufen nach der Bow-Street zu fahren, und der Aufwärter bedeutet, sich auf das Polizeiamt in dieser Straße zu verfügen, wo er das Geld empfangen werde, das der Betrüger schuldig geworden. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß man auf dem Amte von nichts wußte, und daß der Gast, der Beamte und der Polizeidiener drei Gauner waren, die vielleicht noch an demselben Mittag in einem andern Stadtbezirk die aufgeführte Scene, natürlich mit veränderter Rollenbesetzung, wiederholten.

Antoine Jean Saint-Martin.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1818 hatte die Akademie einer Denkschrift des Herrn Champollion d. jüng., „über die Chronologie der Könige von Aegypten, der Nachfolger Alexanders,“ den Preis zuerkannt; ein Gegenstand, der große Schwierigkeiten zu überwinden bot, und der später durch die im Lande selbst gemachten Entdeckungen einige Aufklärung erhielt. Diese Denkschrift erschien im Jahre 1819 unter dem Titel: „Annalen der Lagiden,“ im Druck. Saint-Martin, der die Chronologie zu seinem besondern Studium gemacht hatte, fand, oder glaubte wenigstens in den Berechnungen des Verfassers und in der von ihm für den Tod

Alexanders angenommenen Zeit bedeutende Irrungen zu finden, und gab deßhalb eine kritische Beleuchtung jener Denkschrift heraus unter dem Titel: „Neue Untersuchungen über die Zeit des Todes Alexanders und die Chronologie der Ptolemäer." Der Verfasser der „Annalen" antwortete auf diese Kritik, und diese Antwort gab zu einer Entgegnung Anlaß, in welcher Saint-Martin darauf bestand, daß der Tod Alexanders — die Grundlage dieser ganzen Chronologie — in das Jahr 324 vor Christus falle, und worin das von Champollion hinsichtlich des macedonischen Jahres angenommene System bekämpft wurde. Es möge genügen hier noch zu bemerken, daß dieselben Fragen später von dem gelehrten Ideler in Berlin einer neuen Untersuchung unterworfen wurden, und daß derselbe weder mit dem einen, noch mit dem andern der französischen Chronologen vollkommen übereinstimmte.

Als die Akademie im Jahre 1820 Herrn Tôchon d'Annecy, den sie nur kurze Zeit den Ihrigen nannte, durch den Tod verlor, wurde Saint-Martin an dessen Stelle gewählt. Bemerkenswerth ist, daß Herr Tôchon, als er auf dem Sterbebett lag, seinen Nachfolger in der Akademie selbst dazu ausersah, sein wichtigstes Werk, das ihm eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Numismatikern sichert, zu vollenden und herauszugeben; es ist nämlich hier die Rede von den „historischen und geographischen Forschungen über die Denkmünzen der Nomen oder Bezirke Aegyptens," wobei Saint-Martin die dem Werk vorgedruckte interessante Notiz über das Leben und die Werke Tôchons schrieb.

Während der zwölf Jahre, welche der Verstorbene Mitglied der Akademie war, zollte er ihr seinen Tribut durch eine bedeutende Anzahl von Denkschriften, von denen jedoch keine während seines Lebens in der Sammlung der Akademie erschienen ist, weil er versäumte, sie dem Sekretär zuzustellen. Seine Familie hat dieß jetzt gethan, und sie füllen nun einen bedeutenden Theil des zwölften Bandes der Sammlung der Akademie. So theilte er derselben unter Anderem auch mehrere Notizen über ägyptische und andere Alterthümer mit, worunter eine vom Jahre 1822 über den Zodiakus von Denderah, die er sogleich drucken ließ; die übrigen erschienen im Journal des Savans und in dem der asiatischen Gesellschaft, unter deren Begründer und eifrige Mitarbeiter auch er gehörte.

Im Jahre 1824 wurde Saint-Martin zum Verweser der Bibliothek des Arsenals ernannt, und in demselben Jahre unternahm er auch eine neue Ausgabe von Le Beau's Geschichte des Verfalls des römischen Reichs, von dem er die ersten dreizehn Bände in Druck gab; fortgesetzt und vollendet wird das Werk von Herrn Brosset dem jüngern, dem Freund und Schüler des Verstorbenen, den man als den Begründer des Studiums der georgischen Sprache in Frankreich, ja vielleicht in Europa ansehen kann.

Im Jahre 1825 wurde der Verstorbene auf Ansuchen des Direktors der königlichen Druckerei dieser prachtvollen Anstalt beigegeben, wo er Gelegenheit fand der orientalischen Literatur auch auf andere Weise nützlich zu werden. Der bereits vorhandene große Reichthum an Schrift ward durch seine Sorgfalt durch Zend- und Pehlwi-Lettern und die sogenannte Keilschrift noch vermehrt, die auf den ältesten Denkmälern Persiens gefunden wird, und auch im babylonischen Reiche zu Hause gewesen zu seyn scheint.

Der Name Saint-Martins knüpfte sich bald an alle Institutionen, wo die orientalischen Denkmäler und Sprachen eines Vertreters bedurften. Im Jahre 1828 ward er berufen an der Redaktion des Journals des Savans Theil zu nehmen. Schon hatte er mehrere Artikel für dasselbe geschrieben, ehe er einen Platz unter den Redaktoren einnahm, und die Jahrgänge dieses Blattes von 1828, 1829 und 1830 verdanken ihm mehrere schätzbare Notizen. Seine ohnehin zahlreichen Arbeiten wurden im Jahre 1827 durch das Vertrauen noch vermehrt, welches der Herr Staatsrath d'Hauterive, Archivar des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, und der Baron Damas, damals Minister dieses Departements, in ihn setzten. Diesem Ministerium beigegeben, um den Beziehungen Frankreichs zu den Ländern des Orients nachzuforschen, verwendete er den Einfluß, den ihm das Vertrauen des Ministers verlieh, um jenen jungen unglücklichen Reisenden, Schulz, in die Levante zu senden. Er selbst entwarf die Instruktionen hinsichtlich des einzuschlagenden Weges und der zu unternehmenden Forschungen. Des unglücklichen Ausgangs ungeachtet, den Schulz hätte vermeiden können, wenn er der Stimme der Klugheit Gehör gegeben, und sich nicht von seinem Eifer hätte hinreißen lassen, war diese Reise doch nicht ohne allen Erfolg. Man hat durch sie mehrere bis dahin noch gänzlich unbekannte Schriften in Keilschrift gewonnen, und die deutsch geschriebenen Journale des Reisenden, mit deren Uebersetzung man beschäftigt ist, sind sicher nicht ohne Interesse.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Franklin Journal theilt nachstehende Beschreibung von wasserdichten Schuhen mit, wie sie in dem in den Vereinigten Staaten vom Erfinder erhaltenen Patent angegeben ist: „Die Sohlen können von geflochtenem Flachs, Hanf oder von dem innern Theil der Rinde des Lindenbaumes gemacht werden. Zum obern Theil kann man jede Art von Tuch gebrauchen, und dann wird der Schuh mit Leinwand oder Baumwollenzeug ausgefüttert. Die Sohlen werden hierauf mit einer Komposition aus Leinöl, Colophonium, weißem Vitriol, feinem Eichenholzsägmehl und Terpenthingeist überstrichen, wodurch dieselben, sobald der Ueberzug getrocknet ist, vollkommen wasserdicht werden.

Herr Hamy hat dem Museum zu Boulogne eine jetzt sehr selten gewordene Medaille vorgelegt, die Napoleon zu Erinnerung an seine beabsichtigte Landung in England schlagen ließ. Auf der einen Seite sieht man Napoleons Brustbild mit Lorbeeren gekrönt und mit der Inschrift: Napoleon Empereur, und auf der andern Herkules, der mit seinen Armen ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Fisch, erstickt. Um diese Gruppe befindet sich die Inschrift: Descente en Angleterre. Auf dem Rand liest man die zu vorschnellen Worte: Frappee à Londres en 1804.

Ein kleiner Dreidecker, der den Namen Neptun führt, und ungefähr sechs Fuß lang ist, ward kürzlich in Cherbourg für Rechnung des königlichen Museums der Marine gebaut. Dieses lilliputische Schiff ist ein Meisterwerk von Geduld und Kunst, das den geschickten Arbeitern, die es machten, und Herrn Paul Leroux, nach dessen Plan und unter dessen Leitung es gebaut ward, zum Ruhme gereicht. Es ist auf 120 Stückpforten gebohrt und trägt auch eben so viele kleine Kanonen. Bemastung, Takelwerk, nichts, selbst nicht die kleinste Nebensache fehlt darin. Alles ist mit einer Genauigkeit in der Proportion, einer Vollendung in den Details, einer Schönheit des Ganzen, einer Anmuth, einer Geschicklichkeit gemacht, die bewundernswerth sind. Dieser verjüngte Dreidecker kostete 9 bis 10.000 Franken.

Man fängt gegenwärtig in Paris eine Straße an zu bauen, die mit der kleinen Axe des Platzes des Innocens parallel geht; sie läuft durch die Straßen von Arche-pepin und Aiguillière und wird sich in das Quai von la Ferraille einmünden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1836.

Das Klima von Mexiko.

(Aus einem unter der Presse befindlichen Werk über Mexiko.)

Was die Mexikaner unter der bei ihnen gebräuchlichen sechsfachen Eintheilung ihres Himmelsstrichs in tierra caliente, und muy caliente (heiß und sehr heiß) templada und muy templada (mild und sehr mild), fria und muy fria (kalt und sehr kalt) eigentlich verstehen, und vollends nach welchen Grundsätzen sie die praktische Anwendung handhaben, lernt man nimmermehr aus Büchern, kaum wenn Jahre lang in ihrer Mitte lebend. Ich bezweifle die Richtigkeit der Ward'schen Behauptung, daß sie keinen allgemein gültigen Begriff damit verbinden, und gewöhnlich nur ein relatives, nicht ein absolutes Verhältniß durch den Ausdruck bezeichnen; denn sie sind nicht nur alle einig, daß die Gipfel der Vulkane in tierra muy fria liegen, und die Niederungen von Medellin oder Acapulco in tierra muy caliente, sondern auch in vielen andern Punkten der zwischen diesen Extremen liegenden Schattirungen. Kein Mexikaner bezweifelt die Qualität seiner Hauptstadt als tierra fria; überhaupt sind übereinstimmende Urtheile über den Gegenstand häufiger als abweichende. Welche Merkmale sich aber denselben zum Grunde legen, ist schwer herauszufinden. Das von Humboldt angegebene mittlere Verhältniß des Thermometerstandes ist es gewiß nicht, denn die Urtheile sind alt, viel älter als meteorologische Wissenschaft in diesem Lande; ja es scheint mir nicht unmöglich, daß sie alt-indianischer Abstammung sind. Ueberdem bewegen sie sich sehr häufig außerhalb jener theoretisch gezogenen Gränze, wie z. B. die übereinstimmende unnachsichtliche Qualifikation der Hauptstadt als tierra fria, ungeachtet ihrer Mitteltemperatur von + 17 C. Ein zuweilen vorkommendes Sinken des Thermometers unter den Gefrierpunkt gehört ebenfalls nicht wesentlich zur Begründung dieser Qualifikation; denn auf sehr vielen Punkten unstreitiger tierra fria kommt es niemals vor, und auch in der Hauptstadt nur höchst selten. Eben so wenig ist die Vegetation ein sicheres Merkmal. In Bezug auf einige Bodenprodukte wäre eine Vegetationsbarriere zwischen tierra fria und templada allenfalls wohl aufzufinden, obgleich auch hier nicht ohne Schwierigkeit; und immer würde bemerkt werden, daß die Benennung fast allenthalben früher eintritt, als irgend eine Spur der sie begründen sollenden Pflanzenwelt. Kein Mexikaner z. B. wird sich bedenken, das zwischen Toluca und Temascaltepec liegende S. Miguel de las Ranchos als tierra templada anzusprechen; dennoch ist man daselbst noch von der ganzen Vegetation der Hochebene umringt, und erst gegen 200 Fuß tiefer stößt man auf die ersten Exemplare einiger in größrer Höhe dieses Breitegrades nicht gedeihenden baumartigen Convolveln. Zwischen tierra fria und caliente würde vollends die Bestimmung einer nothwendigen Vegetationsscheide noch viel schwieriger, ja geradezu unmöglich seyn. Man hat die immer grünen Eichen bei El Encero, unfern Jalapa, als eine solche genannt; aber dieselbe Eiche findet sich in den Wäldern von Alvarado und Medellin, also in unstreitiger tierra caliente und sogar muy caliente. Zwar scheint in der Art und Weise wie die Mexikaner einige vegetabilische Nahrungsmittel als kalt oder warm bezeichnen, ein analogischer Fingerzeig zu liegen, als ob wirklich dennoch der Vegetationscharakter ihr Urtheil über Kälte oder Wärme einer Gegend bestimmte; denn sie nennen z. B. Weizenbrod eine kalte Speise, und Gerste ein kaltes Pferdefutter, und Weizen wie Gerste gedeihen zur vollkommenen Frucht nur in tierra fria dieses Landes. Allein der Mais wächst ebenfalls daselbst, und dieser gilt ihnen allenthalben für ein warmes Nahrungsmittel. Auch gebrauchen sie dieselbe Distinktion für verschiedene Fleischsorten, welche weder mit der Vegetation etwas zu schaffen haben, noch auch ausschließlich dem einen oder andern Klima angehören; sie nennen z. B. Kalbfleisch muy fria, und Hasenfleisch caliente, und beides so gut in den Thälern, als auf der Hochebene. Ja, was noch entscheidender ist, mir ward einst auf meine Frage: „warum sie den Genuß ihrer in Europa so beliebten Vanille vermeiden?" geantwortet: „es demasiado fria;" und doch wächst dieses Gewürz eben nur in tierra muy caliente! nach allem diesem ist es mir sehr wahrscheinlich, daß jene populäre Eintheilung mexikanischer Klima-Varietäten weder auf durchschnittlichen Schattentemperaturen beruht, noch auf Typen der Pflanzenwelt, sondern auf zwei ganz andern Wahrnehmungen:

erstlich auf der auf gewissen Erhöhungsstufen des Bodens über die Meeresfläche erscheinenden großen Differenz zwischen Sonnen- und Schattentemperatur, und dem daraus hervorgehenden Bedürfniß wärmerer Wohnungen; zweitens auf dem die verschiedenen Landestheile eigenthümlich beherrschenden Krankheits-Charakter. Was die erste dieser Erscheinungen betrifft, so ist sie allerdings nur bei Bestimmung des Charakters von tierra fria und templada anwendbar, bei diesen beiden aber ganz vollkommen. Man wird niemals eine Gegend zu tierra templada rechnen können, wo die geringere Volksklasse, außerhalb der Städte in gemauerten oder Lehmhütten, gedeckt mit Schindeln oder Luftsteinen, wohnt; und umgekehrt wird niemals von tierra fria die Rede seyn, wo dieselben Wohnungen durchsichtig aus Bambus- oder Cactusstäben angelegt, und nur mit Blättern gedeckt sind. Wie genau sich diese Gränze scheide, und wie sie als climatischer Bestimmungsgrund diene, sieht man unter Andern recht klar am Dorfe S. Miguel del Soldado etwa auf der Hälfte des großen Gebirgsabhanges zwischen las Vigas und Jalapa. Dort findet man, von der Hochebene herabkommenden Schlußpunkt der tierra fria, obgleich schon Feigenbäume im Freien wachsen, und selbst einzelne Granatbäume; aber alle Häuser des Dorfs sind noch von Erde oder Mauerwerk. 200 Schritte weiter, nach Herabsteigung eines kurzen, aber steilen Abhanges, trifft man die ersten Rohrhütten in unbestrittener tierra templada, und sie dauern dann ununterbrochen bis zur Küste. Allgemein gültig für alle drei Klimastufen ist das Merkmal der endemischen Krankheitsformen. Wo das schwarze Erbrechen, oder das gelbe Fieber, oder der westliche Küsten-Typhus herrschen, ist zuverlässig tierra caliente; wo mal de coatado (Lungenentzündung) und Rheumatismen die gewöhnlichsten Krankheitsformen sind, zuverlässig tierra fria; wo weder jene noch diese regelmäßig und häufig vorkommen, tierra templada. Die durchgreifende Charakteristik dieser Merkmale scheint noch durch den bekannten Umstand in helleres Licht gesetzt zu werden, daß Bewohner der tierra fria, wenn zur tierra caliente hinabsteigend, den hier endemischen Krankheiten vorzugsweise ausgesetzt sind und umgekehrt die Bewohner der letztern den eigenthümlichen Krankheitsformen der ersteren, wenn sie in dieselbe sich hinaufbegeben.

Der Platten-See.

(Schluß.)

Bei dem unfern vom Platten-See gelegenen Flecken Köragbeörs, dem Stammsitz der fürstlich Batoan'schen Familie, findet man die schönsten und ergiebigsten Steinbrüche, und den an Rohr und wohlschmeckenden Fischen reichen Carmpeto-See, der sein Wasser ohne Zweifel vom Platten-See erhält, und dessen Umfang eine gute halbe Stunde beträgt. Die Landschaft dieses kleinen Sees ist lieblicher und abwechselnder, besonders auf der Seite des Szalader Comitats, wo die Felsen und Bergabhänge mit zahllosen Rebenpflanzungen geschmückt sind, die eine vorzügliche Weinsorte liefern.

Das Wasser des Platten-Sees ist besonders leicht, hat einen angenehmen süßen Geschmack, und läßt sich ein paar Jahre hindurch in einem Keller aufbewahren, ohne die geringste Spur eines Fäulniß-Ueberganges bemerken zu lassen. Merkwürdig ist übrigens, daß sein Wasser in immerwährender, anscheinend kochender, Bewegung ist, selbst beim ruhigsten Wetter, und bei der tiefsten Windstille. Diese Bewegungen sind insbesondere zur Abendzeit stark, wo er laut braust, stark schäumt, Wellen wirft und selbe ans Ufer treibt, wodurch eine Art Ebbe und Fluth entsteht. Am auffallendsten sollen aber diese Bewegungen zur Zeit des Vollmondes seyn, wo gegen die Mitternachtsstunde sein Wasser plötzlich unter furchtbarem Wogen und Schäumen steigt, zu welcher Zeit sich denn auch die Badquellen heftiger und schneller ergießen. Nach Mitternacht wird dann der See allmählich wieder ruhiger. Wenn man die immerwährende Bewegung des Sees in Betrachtung zieht, die eigentlich durch die Kohlensäure der aus seiner Tiefe hervorsprudelnden Quellen hervorgebracht wird, so erklärt sich dadurch, daß nur diese mit Eisentheilen gemischte Kohlensäure es ist, wodurch das Wasser stets rein und frisch erhalten wird. Die Farbe des Wassers ist gewöhnlich klar und weiß, nur wenn der See bei heftigen Winden oder Stürmen Wogen wirft und braust, oder wenn ein Gewitter im Anzug ist, erscheint es dunkel und bläulich. Bemerkenswerth ist endlich, daß der See niemals zufriert.

Die Umgebungen dieses Sees bilden 57 zum Theil ansehnliche Ortschaften, unter denen sich 3 Marktflecken, 34 Dörfer und 20 Prädien befinden. Vorzüglich bemerkenswerth unter diesen sind, der gräflich Tesßletico'sche Marktflecken und das Schloß Keszthely mit einer Ueberfahrt nach Batvan, welche der vormalige Kammer-Vicepräsident Graf Paul Teszletics durch einen holländischen Schiffmeister mit bedeutenden Kosten einrichten ließ; ferner das Prädium Terrekoae, auf einer Landzunge im See, wo man mit Verwunderung noch Ueberreste einer römischen Stadt findet, welche den Tafeln des Ptolemäus Philadelphus zufolge, die Stadt Cybalis gewesen seyn soll, daher auch in den oben erwähnten Tabellen der Platten-See Lacus ad Cybalim genannt wird. Hier wurden vor Kurzem auch viele römische Alterthümer, als: Tempel, Bäder, Opfergefäße, Urnen und römische Münzen ausgegraben.

Keszthely ist bekannt durch sein Georgicon, welches sein Daseyn so wie auch seine äußerst zweckmäßige, theoretisch-praktisch-ökonomische Einrichtung dem benannten Grafen Paul Teszletics verdankt, woraus schon viele gebildete Wirthschaftsbeamte und Oekonomen hervorgegangen sind. Der Ort hat etwa 10,000 Einwohner, und außer diesem Institut ein Lyceum, Schullehrerseminar und andere Bildungsanstalten. In der Nähe des Orts ist auch ein Bach bemerkenswerth, Hev viz genannt, welcher als ein, besonders in scorbutischen, syphilitischen, herpetischen u. a. Uebeln, sehr heilsames Schwefelbad bekannt ist. Das Wasser hat eine beträchtliche Menge Schwefelwasserstoffgas und eine Temperatur von 32° Rr. Es ist auffallend, daß ungeachtet die-

ser Hitze, welche der Bach hat, dennoch kleine, aber nicht genießbare Fische in demselben fortkommen.

Ueber die Entstehung dieses Sees läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Es ging vormals hier die wunderliche Sage, daß dieser See bei der Geburt des Heilandes plötzlich aus der Erde entsprungen sey. Wahrscheinlich ist er jedoch, wie alle dergleichen Seen, ein Ueberrest jenes ungeheuren Sees, der einst den größten Theil von Ungarn bedeckte. Für die Vermuthung, daß die Römer diese Gegend kannten und bewohnten, sprechen schon die vielen Denkmale, die hier aufgefunden worden, und immer noch aufgefunden werden. Unter ihnen stand der See mittelst eines Kanals mit der Donau in Verbindung, wodurch jener um ein Beträchtliches an Größe verloren haben mag. Höchst wahrscheinlich ist der Sio-Fluß eben dieser Kanal gewesen, welcher, da er bei Simontornona in die Sarviz fällt, mittelst derselben den Zusammenhang des Platten-Sees mit der Donau herstellt. Daß der See vormals um Vieles größer gewesen seyn müsse, davon sieht man deutliche Spuren, welche keinen Zweifel übrig lassen, wenn man auf dem gebahnten Weg gegen Keszthely zufährt, wo man immer ein altes tiefes Bett mit einem hohen Damme zur Seite bemerkt, welches jetzt mit den herrlichsten Saatfeldern prangt.

Der Name Balaton, welchen der Platten-See in der Sprache der Magyaren trägt, dankt seine Entstehung ursprünglich den Illyriern, in deren Sprache dieses Wort ein stehendes Gewässer bezeichnet.

Schottisches Geschichtswerk.

Herr Kempe, ein berühmter Alterthumsforscher zu London, hat unlängst der antiquarischen Gesellschaft dieser Stadt ein merkwürdiges zu Lyseley aufgefundenes, auf die Geschichte von Schottland bezügliches Dokument mitgetheilt. Es ist dieß eine offizielle von dem Regenten Murray erlassene Proklamation, in der er sich bemüht die politischen Stürme ausführlich zu schildern, welche Schottland in den Jahren 1567 und 1568 erschütterten. Der Verfasser erzählt die Ermordung des Prinzen Heinrich Darnley, dessen Mürder, Graf Bothwell, lange ungestraft blieb, geht dann alle Umstände bei der Heurath Bothwells mit der Königin Maria Stuart bis ins Einzelne durch, schildert die Niederlage, welche die verbündeten schottischen Lords ihren Truppen beibrachten, und malt die Flucht Bothwells, die Gefangenschaft der Königin im Fort von Loch-Leven, ihre Entweichung u. s. w. mit den lebhaftesten Farben. Dieser Bericht, der bis jetzt unbekannte Umstände enthält, ist im schottischen Dialekt geschrieben, und bietet eine seltsame Mischung des Altsächsischen, Französischen und Lateinischen; der Styl aber ist blendend und kräftig. Herr Kempe ist der Meinung, daß dieses merkwürdige Aktenstück aus der Feder Georg Buchanans, des berühmten schottischen Geschichtschreibers, sey, der Vormund des Grafen Murray, natürlichen Sohnes Jakobs V. war. Dieses seit länger als zwei Jahrhunderten unbekannt gebliebene kostbare Dokument ist mit schwarzen Buchstaben gedruckt, und trägt auf der ersten Seite unterhalb folgende Bemerkung: „Gedruckt zu Edinburg, von Robert Lakfrenk, Buchdrucker Sr. Majestät. Im Jahre MDLXVIII.“

Antoine Jean Saint-Martin.

(Schluß.)

Es ist alle Ursache vorhanden zu glauben, daß Saint-Martin durch verschiedene Druckschriften wesentlich dazu beigetragen hat, Karl X zur Eroberung von Algier zu bestimmen. Das Vertrauen, welches er durch seine verschiedenen Arbeiten einflößte, in denen Politik und Literatur sich in unmittelbarer Berührung befanden, trug ohne Zweifel viel dazu bei, ihn auf eine politische Bahn zu lenken, deren traurige Folgen die beiden letzten Jahre seines Lebens sehr verbittert haben. Es darf nicht befremden, wenn Gelehrte, die fast nur in vergangenen Jahrhunderten, so zu sagen unter einer andern Hemisphäre gelebt haben, sich in der Politik Theorien bilden, bei denen auf nichts weniger, als auf ihre Zeitgenossen Rücksicht genommen wird. Von solchen Illusionen waren ohne Zweifel auch jene sonst schätzbaren Schriftsteller befangen, die, indem sie Anfangs 1829 ein Journal gründeten, dem sie den Namen Universel gaben, sich schmeichelten, die öffentliche Meinung in Frankreich jenen Ideen zuzulenken, die ihnen allein geeignet schienen, Frankreich vor neuen Erschütterungen zu bewahren. Das Traurigste dabei war, daß sie allem Anschein nach dazu beitrugen, eine Regierung, welche die Richtung der Gemüther und die Umstände, unter denen sie lebte, verkannte, in einem unheilvollen Irrthum zu erhalten.

Der Antheil, den er an der Herausgabe des Universel hatte, ist bekannt, aber nicht jedermann weiß es, daß das, was er schrieb, aus seiner vollen Ueberzeugung hervorging, und daß Ehrgeiz nicht den mindesten Antheil daran hatte. Sein Antheil an den Doktrinen dieses Blattes, den zu verlängnen er durchaus nicht der Mann war, kostete ihm, in Folge der neuen Ordnung der Dinge nach der Juliusrevolution, nicht nur seine Stelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch die bei der Bibliothek des Arsenals. Dieses Mißgeschick erweckte selbst bei jenen Gelehrten, welche einer andern politischen Richtung als der seinigen folgten, lebhafte Theilnahme, und kaum war der Lehrstuhl für Geschichte am College de France durch den Rücktritt Herrn Daunon's erledigt, als auch Saint-Martin von den versammelten Professoren und der Akademie der schönen Wissenschaften für denselben vorgeschlagen wurde. Die Erinnerungen an 1830 waren jedoch noch zu lebendig, und der Vorschlag blieb erfolglos. Um jedoch gerecht zu seyn, muß bemerkt werden, daß auch die Machthaber das allgemeine Interesse theilten, welches der Verstorbene einflößte, und daß sich aus der Aufnahme, welche die Verwendungen seiner Freunde fanden, schließen ließ, daß die Strenge, mit der man gegen ihn verfahren war, sich bald mildern werde. Leider wurde er gerade damals von der Krankheit befallen, die zu jener Zeit so viele Opfer in der Hauptstadt abforderte.

Kaum fünf Wochen nach dem Tode seines Freundes Remusat, der am 2ten Junius 1832 erfolgte, schied auch Saint-Martin am 10ten Julius nach zweitägiger Krankheit aus diesem Leben.

Außer den bereits erwähnten, vor den Augen des Publikums liegenden Schriften hat er noch mehrere Werke hinterlassen, an die er die letzte Feile noch nicht gelegt, und von denen einige noch unvollständig sind. Von seinen Untersuchungen über Messene und Characene war bereits die Rede; es muß nun auch noch einer Geschichte der Arsaciden gedacht werden, welche alle Zweige dieser mächtigen Familie um-

fassen sollte, deren er vier unterschied, nämlich: die persischen Arsaciden, die armenischen, die indischen oder baktrischen, und dann noch einen vierten Zweig, den er mit dem Namen der nördlichen Arsaciden bezeichnete. Palmyra, Zenobia und die Familie dieser Helden waren Gegenstand eines andern Werkes, von dem der Akademie im Jahre 1821 ein Bruchstück mitgetheilt wurde, das aber unvollendet geblieben ist.

Wiederholt hatte er eine umfassende Arbeit über die Chronologie des Alterthums angekündigt, und sich geschmeichelt, die Lösung einiger bedeutenden Schwierigkeiten in dieser Hinsicht entdeckt zu haben. Von diesem Werk, das er mehr überdacht als ausgeführt zu haben scheint, wurden nur einige unvollständige Bruchstücke gefunden. Ein anderer Theil der von ihm hinterlassenen Manuskripte besteht in Uebersetzungen, biographischen, geographischen, literarhistorischen und bibliographischen Artikeln, bestimmt, einen Anhang zu d'Herbelot's orientalischer Bibliothek zu bilden. Außer dem Journal des Savans und dem asiatischen Journal hat er auch die Biographie universelle mit schätzbaren auf den Orient bezüglichen Artikeln bereichert.

Alle diese Arbeiten lassen schließen, was er noch geleistet haben würde, hätte es der Vorsehung nicht gefallen ihn im kräftigsten Mannesalter — im 42sten Jahre seines Lebens — abzurufen. Er starb am 10ten Julius 1832. Er war mit Madame Marie Adelaide Cairasco, Wittwe des Herrn Caster, vermählt; kein Kind ging aus dieser Ehe hervor.

Sein Nachfolger in der Akademie ist Herr Stanislaus Julien.

Vererbte Mißbildung.

Zu Leyton, einem kleinen Dorf in der Grafschaft Essex in England, ungefähr fünf Meilen östlich von London, lebt ein armer Strohdecker und Hackenmacher, Namens Thomas Spackman, der folgende nicht gerade seltene Mißbildung an sich trägt. Er hat an jedem Fuß sechs Zehen, und noch vor wenigen Jahren hatte er auch an jeder Hand, außer dem Daumen, fünf Finger. Durch Zufall verlor er bei der Arbeit den kleinen Finger der linken Hand, doch zeigt ein kleiner übrig gebliebener Stummel die Stelle noch an, wo der überzählige Finger sich befand. Diese überzähligen Finger sind eben so wie die gleichen Zehen nicht gegliedert, sonst aber von ganz normaler Gestalt; sie haben keine Sehnen oder Flechsen, sondern sind, wie es scheint, nur durch leichte Ligamente mit der Hand verbunden. Besonders bemerkenswerth ist nun aber, daß sein Urgroßvater, kurz alle seine Vorfahren durch diese überzähligen Finger und Zehen ausgezeichnet waren. Auch er hat mehrere Kinder mit diesen seltsamen Auswüchsen. Nur eine Tochter von 12 Jahren macht eine Ausnahme, die regelmäßig gebildete Hände hat.

Vermischte Nachrichten.

Bei Ausführung der Arbeiten an dem neuen Quai, den man bei Straßburg errichtet, schaffte man große Massen Kies aus dem Flusse; diese Aufschüttung führte zur Entdeckung einer ziemlich bedeutenden Anzahl Medaillen und Münzen aus verschiedenen mehr oder weniger entfernten Zeitpunkten. Die meisten sind aus Gold, und haben einen, denen der Dukaten entsprechenden Werth und Gehalt. Es sind Florentiner Münzen; sie zeigen auf der einen Seite die blühende Lilie mit verschiedenen Umschriften; auf der Rückseite fast aller bemerkt man einen heiligen Johannes mit der Inschrift seines Namens. Auch fand man Silbermünzen, die theils der Zeit vor, theils nach der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich angehören. Endlich finden sich unter diesen Gegenständen merkwürdige kupferne Rechenpfennige, die zur Weihe der Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst geschlagen wurden. Die Arbeit dieser letztern ist grob; man sieht auf der einen Seite Guttenberg, wie er eine Platte zusammensetzt, und auf der andern das Alphabet in einer Form.

*

Man reißt gegenwärtig in Paris die alten Gemäuer nieder, welche den Winkel der Rue Neuve-de-la-Ferme und die Straße des Mathurins bilden. Bald werden sich an ihrer Stelle dauerhafte und mit bedeutendem Kostenaufwand gebaute Häuser erheben. Sie sollen, wie man sagt, in gleicher Linie mit der Rue Neuve-de-la-Ferme, und zwar so aufgeführt werden, daß die Straße Tronchet, die am einen Ende am Magdalenen-Tempel aufhört, am andern sich in die Rue Neuve-de-la-Ferme verlieren wird, ungefähr so, wie die Cairo-Straße sich an die Straße Bourbon Villeneuve anschließe. Auch will man die Oeffnung der Straße Tronchet verengern, sobald die Spitze der Saint Germainer Eisenbahnlinie am Ende dieser Straße, in der Straße des Mathurins, hergestellt wird.

*

Man geht gegenwärtig in Frankreich damit um, alle Ortsnamen, die sich in verschiedenen Gegenden wiederholen, abzuändern; die Irrthümer, welche die Post, öfter aber noch Privatpersonen begehen, die nicht dafür sorgen, daß der Name des Departements auf den Briefen, die man absendet, bemerkt wird, veranlaßten diese von dem Postdirektor dem Ministerium des Innern vorgeschlagene Maßregel. Falls dieses Projekt in der Ausführung auf Schwierigkeiten stoßen sollte, würde man jeder Stadt, die sich in diesem Falle befände, noch einen neuen Namen beifügen, wie man z. B. Noisy-le-Sec von Noisy-sur-Seine, Noisy-sur-Marne, Villeneuve l'Etang von Villeneuve St. Georges u. s. w. unterscheidet.

*

Man erfand in den Vereinigten Staaten eine Maschine, welche deren Erfinder, Herr Henri Blair, Corn planter nennt. Er stellte sie kürzlich in Washington öffentlich aus. Der Intelligencer beschreibt sie als eine sehr einfache und scharfsinnig konstruirte Maschine, die durch ein Pferd in Bewegung gesetzt wird. Zu derselben Zeit, in welcher sie die Furche zieht, säet sie in passendem Zwischenraum und in gehöriger Menge das Getreide aus, und zwar mit so großer Schnelligkeit, als es ein den Pflug ziehendes Pferd zu thun im Stande ist. Der Erfinder glaubt durch diese Maschine die Arbeit von acht Mann zu ersparen. Er ist im Begriff einige Veränderungen mit ihr vorzunehmen, um sie auch zum Anbau der Baumwolle gebrauchen zu können.

*

Kürzlich trug der Sohn eines Einwohners von St. Quentin, gegen 10 Uhr Abends, einen Brief auf die Post; er bemerkte ein Individuum, das sich bei seiner Annäherung eilig entfernte. Als er seinen Brief in den Briefkasten legte, fand er einen Messingdrath darin, dessen beide Enden hakenförmig gebogen waren. Der Unbekannte war ohne Zweifel ein Dieb, der irgend einen Brief von Werth zu entwenden versuchte. Diese Thatsache ward der Polizei angezeigt. Noch ein anderes Mittel wandten die Gauner an, auf das auch schon aufmerksam gemacht wurde: sie brachten nämlich ein sehr dünnes Netz in die Büchse, das die Briefe auf ihrem Durchgang aufhält. Auf diese Weise wurden wahrscheinlich hier, oder anderswo, Effekten entwendet, von denen man glaubte, sie seyen auf der Post verloren gegangen.

*

Ein Mechaniker zu Utrecht, Namens Meyerhofer, hat ein Notenpult erfunden, auf dem die Blätter sich mittelst eines leichten Drucks mit dem Fuß umwenden lassen. Der Erfinder hat ein Patent erhalten.

*

Die Bewohner des Walddistrikts der Gemeindebezirke Rocroi und Mezières schicken im Herbst eine große Menge Wildpret und Vögel nach Paris. An Krammetsvögeln allein senden sie wöchentlich 20,000 Dutzend ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1836.

Die Pariser Diebe.

Im südöstlichsten Winkel von Paris erhebt sich ein weitläufiges schwarzes Gebäude mit dicken Gitterfenstern und noch dickern Mauern, welches von einer ganz besondern Menschenrace und einem ganz fremdartigen, aber ganz modernen Volke bewohnt, und zwischen der rue des ballets, rue du Roi-de Sicile und rue pavée, wie zwischen seinen natürlichen Gränzen eingeschlossen ist. Wehe dem Armen, welcher an der Küste dieses unheimlichen, schrecklichen Landes Schiffbruch leidet, wo das Sonnenlicht nur in matten Strahlen hereinbricht, wo Fluchen, Heulen und Zähneklappern ewig an der Tagesordnung sind und das Lächeln sich nur auf satanischen Lippen zeigt. Die Force ist nämlich das Staatsgefängniß für Verbrecher und Diebe, welche hier in Erwartung ihres Urtheilspruchs ein gesellschaftliches Leben führen, das seine eigenen Sitten, Gebräuche und seine besondere Sprache hat. In diesem Kloak ist nichts mehr rein, weder die gegenseitigen Verhältnisse, noch die Herzens- und Geistesbedürfnisse, weder die Erinnerungen, noch die Hoffnungen, weder dir Reue, noch die neuen Vorsätze. Die Meuchelmörder rühmen sich ihrer Handstreiche mit einer cynischen Gleichgültigkeit, mit einer Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, welche der bürgerlichen Gesellschaft eine neue Reihe von ähnlichen Heldenthaten verspricht, wenn es der Schlauheit des Gefangenen gelingt, die Justiz zu betrügen; denn diese allein sucht man hier zu hintergehen, und an der ihrem Schutze anvertrauten Gesellschaft allein sinnen sie grausames Wiedervergeltungsrecht zu üben. Es ist ein für alle Male angenommen, daß man im Gefängniß nicht mehr stiehlt, betrügt und tödtet.

Die Landessprache der Force scheint ausschließlich aus den Schmutzredensarten zusammengesetzt zu seyn, welche die gewöhnlichen Wörterbücher aus ihren Kolonnen gestrichen haben; in diesen Räumen gibt es eigentlich keine cynischen Ausdrücke mehr, denn aus solchen besteht die regelmäßige Syntax. Die Sprache der Halle ist höflich und geglättet dagegen. Wie glücklich ist der Fremde, welchen sein philanthropischer Eifer hieher führt, daß er kein Wort davon versteht, wenn sich die Bewohner dieser Orte in dem Gefängniß-Rothwelsch, im Styl der alten Pariserhöfe, kurz in jener geheimen und mystifizirenden Diebessprache, Argot benannt, unterhalten, vermittelst deren zwei Männer sich vor Eurer Nase, Euer Leben oder Eure Börse theilen, bevor Ihr nur im geringsten Zeit habt, es zu ahnen. Die Gefängnißwärter und Stockmeister allein sprechen das edle Argot eben so geläufig, als die Handwerksgenossen.

Die Diebe in Paris bilden nämlich eine eigene Zunft, oder richtiger, mehrere Zünfte, welche verschiedene Professionen, Gewerbe und Künste treiben, die Einen mit Talent und Geschicklichkeit, die Andern mit Genie und Ueberlegenheit. Erstere Eigenschaften sind für denjenigen, welcher als Lehrling in die ehrbare Zunft aufgenommen seyn will, unerläßliche Bedingungen; letztere sind Privilegien einzelner außergewöhnlicher Naturen, welche hier wie überall im Leben unbestrittene Monopole verleihen. Le premier des tireurs, le roi des charrieurs, le Soprano des chanteurs sind Würden- und Ehrentitel, welche nur den begabtesten ihres Fachs zu Theil werden.

Dieselben Bedürfnisse und dieselben Gefahren haben natürlich die Diebe gezwungen, sich eigens zu organisiren und eigenen Gesetzen zu unterwerfen; mitten in einem Staatenverbande, dessen ehrliche Leute sich einander bestehlen, ohne zusammen zu halten, haben sie eine Spitzbubenbande gebildet, deren Mitglieder sich nie unter einander plündern, sondern sich gegenseitig beistehen. In ihrer rohen, barbarischen Sprache haben sie Ausdrücke für Liebe und Freundschaft: gi, mon ange, ja, mein Bester; c'est un bon zig — das ist ein guter Kamerad. Sie gebrauchen bestimmte Schimpfworte gegen den Egoismus, taupage, und besonders reich ist ihr Idiom an kräftigen Bezeichnungen des Verraths, über den sie ein für alle Mal den Bannfluch ausgesprochen haben, den jeder von ihnen in Vollzug setzen darf. Sie gehorchen ferner feststehenden Gesetzen, haben jedoch keine Huissiers und Gendarmerie, welche über die Beobachtung derselben wachen; sie leben in Verbindungen ohne Verfassungsurkunde, und haben unter sich einen Hülfsverein, eine Art Sparkasse eingerichtet, deren Register aber noch keine Polizei in Beschlag genommen hat, weil die Ausgabe- und Einnahmposten einzig und allein durch gutes Gedächtniß und treue Ueberlieferung geordnet werden. Das Geld gelangt sicher an den Ort

seiner Bestimmung; denn geprägtes Geld aus der königlichen Münze hat noch niemand kompromittirt.

Der Betrag einer solchen täglichen Unterstützung ist je nach dem Verdienste und dem Stande dessen, der die Unterstützung empfängt, verschieden; der geringste Beitrag ist 10 Sous täglich, welche hinreichen, um sich einzelne kleine Genüsse, wie Tabak, Branntwein u. dgl. zu verschaffen; denn die Gefängnißkost ist schmal, und obige Bedürfnisse sind für Menschen jener Art unentbehrlich geworden. Der König der Taschendiebe aber, welcher vor einem Jahre seine Residenz in der Force zu nehmen gezwungen war, hat zu seiner Zeit den hohen Tagesold von 50 Franken ausbezahlt bekommen, von welcher Civilliste er einen freigebigen Gebrauch machte, da er einen zahlreichen Hof um seine Person versammelt hatte. Eines Tags befand sich sein Intendant in Geldverlegenheit und hatte ihm nur 30 Fr. zustellen lassen, welche Se. Majestät dem Ueberbringer ins Gesicht warfen, ohne ein Wort weiter dabei zu sagen; noch vor Sonnenuntergang desselben Tages traf die richtige Summe ohne Abzug ein.

An dieser fürstlichen Tafel laufen schlechte Späße und Witze dem guten Weine den Rang ab; die Gäste erzählen sich unter lautem Jubel und Beifallklatschen ihre Großthaten, Abenteuer und Kriegslisten; man lacht daselbst aus vollem Halse über den pantre, panture oder gonze, wie der ehrliche Bürgersmann heißt, der gutmüthig genug ist, sich überlisten zu lassen, und den nach den Begriffen dieser Herren die Vorsehung eigens dazu in die Welt gesetzt hat, um betrogen und bestohlen zu werden; man spottet über diejenigen, welche auf eine ungeschickte, tölpelhafte Weise ein Handwerk debütirt haben; man trinkt auf die Gesundheit der abwesenden Freunde, mögen sie frei oder schon auf den Galeeren (au pré) seyn; Trinklieder in der üblichen Landessprache, in dem noblen Dialekt, bigorne, arguche, argot, auch jar genannt, wechseln mit schlüpfrigen und verliebten Gesängen in derselben Mundart ab, worin man den Wein, die Liebe und die Unzucht feiert, und nachdem man les amours du grinche et de sa girolle — das Liebesverhältniß des Spitzbuben und seiner Schönen — les joies des tantes et de leurs barbillons — Ausdrücke, die sich nicht füglich ins Deutsche übersetzen lassen, — nachdem man, sage ich, diese rührenden Verhältnisse besungen hat, endet das Gelag in bacchantischem Getöse, wo jeder nach Herzenslust hineinschreit und flucht.

Alle diese Bewohner der Force trieben, wie bemerkt, noch unlängst ihr eigenes Handwerk. Bevor sie die Ausübung desselben anfingen, hatte erst jeder seine Talente, seine Kräfte, seine natürlichen Anlagen und körperlichen Eigenschaften befragt. Das Genie und Talent zeigte sich gar bald gewandt in der Anwendung der Lehren und Vorschriften; jedoch schuf sich das Genie hier, wie auch anderswo, neue Regeln, neue Kunstgriffe und bereicherte die Industrie mit neuen Entdeckungen und Erfindungen. Wir wollen jetzt den Leser mit den verschiedenen Professionen der Pariser Diebe bekannt machen.

Ich nenne zuerst den E s c a r p e, und stelle diesen an die Spitze aus demselben Grunde, wornach ich ihn auch ans Ende stellen könnte; das ist nämlich der Meuchelmörder von Profession, welcher denkt, wenn man böse seyn will, muß man es nicht halb seyn, und daß die Todten allein nicht wieder aufstehen, um die Lebenden dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Menschen dieser Art sind, Gott sey Dank, selten; sie leben einsam und allein, wie Laien, verflucht von ihrer Natur, bemitleidet von den Vorübergehenden, geflohen von Jedermann; sie passen für keine Gesellschaft, einige höchst wenige Ausnahmen abgerechnet. Was die Diebe von Profession anlangt, so kann jeder von ihnen in den Fall kommen, wo die Nothwendigkeit es gebietet, Mörder zu werden, weil es jedem Diebe begegnen kann, daß er sich in die Lage eines Menschen versetzt sieht, der ungerechter Weise tödtet, um dem Schicksal zu entgehen, gerechter Weise getödtet zu werden. Die Annalen der Gerichtspflege haben mehr als einen solchen Unglücklichen aufzuweisen, welche diese Zufälle als schreckliche, unabwendbare Fatalität beweint haben.

Der generische Ausdruck für Diebe beiderlei Geschlechts ist, grinche, grincheuse oder pègre; die bösen kleinen Diebe heißen pégriots oder pègres à marteau. Tireurs, fourlines oder fourlineurs nennt man die Diebe, welche die Taschen anderer Leute als ihre Handschuhe betrachten, die Portefeuilles aus den Röcken schneiden und die Uhren oder Foulards aus dem Sacke „ziehen.“ Dieß sind jedenfalls die fashionabelsten Diebe, die Aristokraten unter den Spitzbuben, welche nöthig haben, daß man sie in seiner Nähe leidet, ohne den mindesten Verdacht zu schöpfen, und von denen man sich bei einem Gedränge am wenigsten entfernt, weil sie oft die ehrlichste Miene von der Welt haben und immer sehr sorgfältig gekleidet sind. Um die Brieftasche mit Banknoten zu bekommen, schneiden sie mit einem Rasier- oder scharfen Federmesser den Rock in der Gegend der Brieftasche auf und praktiziren mit seltener Geschicklichkeit den Gegenstand ihrer Wünsche durch diese Oeffnung hindurch, welche der Schneider wahrhaftig nicht gemacht hat. Wenn sie Einem die Uhr oder den Geldbeutel aus dem Sacke ziehen wollen, kreuzen sie mit philosophischer Ruhe die Arme und visitiren mit der unter der Achselhöhle verborgenen Hand Eure Taschen, indem sie ganz artig eine Unterhaltung mit Euch anknüpfen oder eine Bewegung machen, welche die Aufmerksamkeit des Pantre von ihnen ablenkt. Haben sie hingegen ihr Augenmerk auf die hintern Rocktaschen gerichtet, so stecken sie ihre Hände unter die Schöße ihres Ueberrocks, so, daß sie mit der Hand durch die eigens dazu angebrachten Fugen ihrer beiden Rockblätter hindurch langen können, und wenn man in diesem Falle nicht von einem mit dem Manöver bekannten Aufpasser gewarnt wird, hat man nicht die leiseste Ahnung davon, daß man von Leuten bestohlen oder, um mit den Gaunern zu reden, bearbeitet wird, die uns den Rücken zugedreht haben. Die Industrieritter haben selbst an den Fingerspitzen Augen. Mitunter aber ist der Pantre — ein Spottname, den die Taschendiebe jedem ihrer Opfer ohne Unterschied des Ranges und Standes geben, — mitunter, sage ich, ist der Pantre ein ehrlicher Mann, der durch Schaden gewitzigt worden und den truc, den Streich, kennt, weßhalb er seine Uhr mit der Kette in den Sack gesteckt hat, welches dem faiseur de montres die Ziehung dergestalt erschwert, daß die wenigsten und nur die größten Künstler ihres

Fachs sich an diese Operation wagen, deren Klippen kein Debütant umsteuert.

Carreurs nennt man die Industrieritter, welche in die Läden gehen, dort um einige Waaren handeln und zu dem Ende einen Fünffranken-Thaler oder einen Napoleon gewechselt zu haben wünschen, den sie vor sich aufs Büreau hinlegen, darauf aber einen günstigen Augenblick wahrnehmen und mit höflicher Verbeugung das gewechselte Geld einstreichen und dazu noch ihr eigenes mit fortnehmen, indem sie den Kaufmann in Zweifel lassen, ob er betrogen worden sey, oder das ausgewechselte Geldstück in seine Chatulle gethan habe.

Détourneur heißt derjenige, welcher sich speziell damit befaßt, die vor den Boutiken ausgelegten oder ausgehängten Waaren zu stehlen. Charrieur oder charrida nennt man den Dieb, welcher mit Hülfe einer oder mehrerer Spießgesellen betrügt. Gewöhnlich sind die beiden Charrieurs zwei Spitzbuben von Profession, welche gemeinschaftlich Verabredung getroffen hatten, einen leichtgläubigen oder habgierigen Teufel zu angeln. Der eine von diesen zwei Dieben heißt l'Américain und der andere le Jardinier. Meistens führen sie ihre Anschläge auf folgende Weise aus: Der „Gärtner" redet den ersten besten Vorübergehenden, dem er es am Ohrläppchen ansieht, daß er ins Netz fällt, mit diesen Worten an: „Da treffe ich eben einen Ausländer, welcher mir schon seit einer halben Stunde ein Lied vororgelt (barogonine), das ich endlich zu verstehen anfange. Er hat ausländische Goldstücke, welche in Frankreich keinen Cours haben, und die er gern umsetzen möchte; er hat mehrere Rollen davon bei sich. So viel ich gesehen habe, sind es Goldstücke von 20 bis 22 Fr. Werth; er sagt, daß man ihm schon 8 Fr. dafür geboten habe. Wenn Sie gerade Geld bei sich hätten, könnten wir ein hübsches Profitchen bei diesem Handel machen." „Laßt einmal die Goldstücke sehen," erwidert der von der Hoffnung auf so leichten Gewinn angelockte Pantre; wir wollen sie zum nächsten Goldschmidt oder Changeur tragen und sie schätzen lassen." Darauf wird der Amerikaner herbeigerufen, der seine Goldrollen zeigt, in die Tasche greift und eine Handvoll Goldstücke hervorholt. Der Pantre nimmt eines davon und begibt sich mit dem Gärtner auf den Weg, um den Werth tariren zu lassen, und wechselt darauf dem Amerikaner mehrere Rollen ab. Wenn er nach geschlossenem Handel heimkommt und seinen Schatz zählen und ordnen will, findet er in jeder Rolle nichts als ein mit Blei ausgegossenes Stück Holz, dessen beide Enden mit einem Goldstück versehen sind: er ist „begärtnert," jardiné.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Kingston. *)

Eine kleine Beschädigung am Steuerruder nöthigte uns, auf Jamaica zu landen. Wir liefen daher am 19ten April in dem Hafen von Port-Royal, auf der Südseite dieser Insel, ein. Port-Royal ist ein schöner Hafen, durch eine Bucht gebildet, welche sich über eine deutsche Meile bis Kingston, die Hauptstadt der Insel, erstreckt. Jamaica, obgleich früher an Spanien gehörig, ist schon seit längerer Zeit eine englische Kolonie. Der Sitz des Gouverneurs ist nicht in Kingston, sondern in Spanish-Town, zwei deutsche Meilen weiter westlich gelegen. Die Bevölkerung der Insel besteht aus Europäern, Negern, Mulatten und einer kleinen Anzahl Eingebornen, welche im Gebirge fast außer aller Gemeinschaft mit den übrigen Einwohnern leben.

Um die Zeit unseres kurzen Aufenthalts auf Jamaica möglichst zu benutzen, bestieg ich in Gesellschaft eines englischen Offiziers ein Kanot, das uns nach Kingston bringen sollte. Das Kanot, in welchem wir uns befanden, war ziemlich geräumig, übrigens nach westindischer Art nur aus einem Baumstamm gefertigt. Der Stamm ist bloß ausgehöhlt, und das Kanot eben so hoch als weit, und daher dem Umschlagen leicht ausgesetzt. Auf jeder Seite ist ein sechs Zoll hohes Brett befestigt, um das Hereinschlagen der Wellen zu erschweren; es faßt zehn bis zwölf Mann. Das unsrige war mit vier Negern als Ruderern und einem fünften als Steuermann bemannt, alle starke, gut gebaute Leute, schwarz wie Ebenholz und von der ausgezeichnetsten afrikanischen Gesichtsbildung. Ein rothes oder blaues Hemde, ein Paar weite weiße Beinkleider und ein Strohhut bilden ihre ganze Bekleidung. — Von vielen Punkten der seichten Bucht aus gesehen, bietet die Insel Jamaica einen herrlichen Anblick dar. Im Vordergrunde hat man die Bucht selbst, belebt durch eine Menge verschiedenartiger Fahrzeuge; an ihrem Ufer die Stadt Kingston von bedeutendem Umfange und im Hintergrunde das sich amphitheatralisch erhebende Gebirge. Kingston soll damals (1825) 40.000 Einwohner gezählt haben, von welchen 12.000 Europäer, 3500 Mulatten, eben so viele freie Neger und 21.000 schwarze Sklaven waren. Durch eine Verordnung des Parlaments ist bekanntlich die Sklaverei jetzt auf sämmtlichen westindischen Besitzungen Englands aufgehoben.

Kingston ist eine bedeutende Handelsstadt, doch weder lebhaft, noch angenehm. Das Klima ist äußerst heiß, und das gelbe Fieber rafft viele Menschen, besonders solche weg, die nicht daran gewöhnt sind. Die Stadt hat breite, rechtwinklige Straßen, ist jedoch nicht gepflastert. Die Häuser sind zweistöckig und von Mauerziegeln, nach englischer Art, erbaut. Selten sieht man Glasfenster, welche gewöhnlich durch Jalousien ersetzt sind. Das Erdgeschoß ist gewöhnlich zu Waarengewölben, Kaufläden und Komptoirs, der erste Stock aber zur Wohnung eingerichtet. Die Stadt ist weitläufig gebaut, selten schließen viele Häuser dicht an einander, und da man es verhütet, sich den Sonnenstrahlen während der größern Tageshitze auszusetzen, so findet man die Straßen meist leer und öde.

Auffallend ist die Mehrzahl der Neger in der Bevölkerung von Kingston; sie sind fast die einzigen Menschen, welche man außer den Häusern sieht. Die Männer sind im Allgemeinen stark gebaut und von mittlerer Statur. Meist tragen sie leichte Sommerkleidung, die sich von der europäischen wenig unterscheidet. Auch die Frauen tragen sich nach europäischer Weise, fallen aber durch ihren besondern Geschmack mehr auf, als die Männer. — Denkt man sich eine Negerin mit ziemlich vorstehendem Kinn, aufgeworfenen Lippen, glänzend weißen Zähnen, hoher, weit zurückliegender Stirne und kurzen krausen Haaren, den Kopf mit einem rothen oder bunten Tuche umwunden, in einem

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werk des Herrn J. Burkart: Aufenthalt und Reisen in Mexico in den Jahren 1825 bis 1834, aus welchem wir unseren Lesern das Interessanteste über das Land, Leben und die Sitten der Einwohner mittheilen werden.

weißen, zwei= bis dreimal garnirten Kleide, tief ausgeschnitten, mit kurzen Aermeln, der Hals mit einer Schnur blauer oder rother Glaskorallen geschmückt und einen ähnlichen Schmuck als Armbänder, dabei barfuß oder mit nachlässiger Fußbekleidung, so hat man ein Bild, wie man solches häufig in Kingston sieht.

Eine Einladung, welche ich mit meinem Begleiter von dessen Bekannten nach einer zwei Stunden von Kingston gelegenen Zuckerpflanzung erhalten hatte, verschaffte mir Gelegenheit, einen Blick auf die Umgegend von Kingston zu werfen. Um der großen Hitze des Tages auszuweichen, wählten wir die dritte Morgenstunde zur Abreise nach Constanz=Spring. — In der Nähe von Kingston ist die Gegend flach und öde, nur Palmen und Aloë scheinen hier fortzukommen. Im Vorbeisegeln an den kleinen westindischen Inseln hatte ich die tropische Pflanzenwelt bewundert und schön gefunden; jetzt sah ich sie in der Nähe und änderte meine Ansicht. Der große Unterschied zwischen dem ins Gelbe fallenden Grün dieser Pflanzen und dem frischen Grün unserer deutschen Pflanzenwelt im Frühjahr, der gänzliche Mangel an Wiesen, Gras und ähnlichen Kräutern, welche im April auf Jamaica schon gänzlich verdorrt und von der Sonne verbrannt sind, und die Abwesenheit von Singvögeln stimmte meine Meinung von der Herrlichkeit der Antillen sehr herunter.

In größerer Entfernung von Kingston betraten wir hügeliges Land; nun ward die Gegend wieder schöner, denn Laubholz schmückte Berg und Thal. Am Fuße des Gebirges, in einer der schönsten Lagen, befand sich die Pflanzung Constanz=Spring, mit einer herrlichen Aussicht auf die Stadt, die Bucht und das Meer. Die Arbeitsgebäude sind von dem Wohnhause getrennt. Das Haus, dem Anschein nach eine Sommerwohnung, war leicht, aus Fachwerk und Ziegeln gebaut. Es war einstöckig und hatte nur wenig Fenster, die ganze innere Einrichtung war englisch. Zwei Engländer nebst ihren Gefährtinnen, zwei jungen, lebhaften Mulattinnen von echt brauner Gesichtsfarbe, nebst der Mutter der letztern, waren seine Bewohner. Wir besuchten die Zuckerpflanzung, die Arbeitsgebäude und einen schönen großen Garten, welcher die herrlichsten westindischen und europäischen Früchte bot. Auf der Pflanzung Constanz=Spring wurden die Negersklaven mit vieler Menschlichkeit behandelt und nicht gar sehr durch Arbeit gedrückt. Ein Gleiches kann ich indessen nicht von den Negersklaven unseres Gasthauses in Kingston sagen. Ein verwachsener Neger war mit der Aufsicht über sie beauftragt; er trug beständig eine lange Hetzpeitsche in der Hand, und ermangelte nicht, bei jedem kleinen Vergehen der Neger Gebrauch davon zu machen.

In einem weit bessern Verhältniß wie die Neger, doch nicht den Europäern gleich, stehen die Mulatten. Häufig leben Europäer auf den westindischen Inseln mit einer Mulattin, ohne irgend eine kirchliche Trauung, da Vorurtheile eine förmliche Heurath verhindern. Oft wird jedoch ein gerichtlicher Vertrag geschlossen, durch welchen der Mutter und den Kindern ein bestimmtes Vermögen, gewisse Rechte u. s. w. gesichert werden. In dem Hause üben solche Frauen alle Rechte einer Gattin aus, doch dürfen sie in keiner öffentlichen Gesellschaft von Europäern erscheinen, wo überhaupt keine farbigen Menschen zugelassen und geduldet werden. Diese Frauen sollen gewöhnlich ein musterhaftes Leben führen, und ihren Männern mit aufrichtiger Liebe ergeben seyn, so daß solche Verbindungen oft für das ganze Leben dauern, wenn sie nicht durch die Rückkehr des Mannes nach seinem Vaterlande brechen oder aufgehoben werden. Die Mulattinnen sind häufig gebildet und einnehmend in ihrem Aeußern, so daß zu bedauern ist, daß ein oft kaum merklicher Unterschied der Farbe sie auf eine solche Stufe der Erniedrigung setzt.

Auf dem Rückwege fuhren wir durch die Garnison der auf Jamaica stationirten englischen Truppen, eine Stunde von Kingston gelegen. — Bei einem großen Mittagsmahle, zu dem ich gebeten war, hoffte ich die westindische Küche kennen zu lernen. Die Gerichte waren jedoch größtentheils auf englische Weise zubereitet. Der Nachtisch, aus Früchten der verschiedensten Art bestehend, kann nur auf den westindischen Inseln so gut und reich gefunden werden. Die Bedienung bestand ganz aus Negern. Jeder Gast wurde von einem Sklaven servirt, während sechs andere unter den Befehlen eines Aufsehers mit Auf= und Abtragen der Speisen beauftragt waren. — Nach unserer Rückkehr an Bord des Schiffes Sophia lichteten wir am folgenden Morgen die Anker; ein günstiger Wind schwellte unsere Segel und am 9len Mai erblickten wir die Küsten Tampico's. Allein so herrlich sich die Küsten der westindischen Inseln dem Seereisenden zeigen, so wenig versprechend und öde sind die mexicanischen. Südlich von der Mündung des Tampico=Flusses ist die Küste niedrig und flach. Vergebens sucht das Auge hohes Gebirge am fernen Horizont; sandige Ufer und etwas hügeliges Land ist Alles, was man erblickt.

Vermischte Nachrichten.

Unlängst wurde bei Membury in England eine dichte Dunstsäule von einem gewaltigen Wirbelwind bis in die Nähe der Oberfläche des Bodens herabgetrieben. Ueber die mit geschnittenem Getreide bedeckten Felder brausend, zerstreute der Wind die Garben nach allen Richtungen hin in die Luft, und würde ohne Zweifel auch unter den Menschen und den weidenden Heerden großes Unglück angerichtet haben, wenn er auf seinem Zuge mit solchen in Berührung gekommen wäre; glücklicherweise aber wurde seine Gewalt durch kräftigere Hemmnisse gebrochen, und er legte sich, ohne weiteres Unheil anzurichten. Die Bewegung dieser Erscheinung war von einem summenden Geräusch begleitet, und Einige wollen gesehen haben, daß zuweilen leuchtende Funken aus der Dunstsäule hervorfuhren.

Bei einer Industrieausstellung in London bemerkte man eine Dampfflinte, mit welcher 70 Kugeln in 4 Sekunden gegen eine eiserne Platte abgeschossen wurden. Sie kann sogleich wieder mit derselben Anzahl Kugeln geladen werden, die man nach Belieben entweder eine nach der andern, oder alle auf einmal abschießen kann, so daß es möglich wird 420 Kugeln in einer Minute oder 25,000 in einer Stunde abzuschießen. Der Flintenlauf ward der Sicherheit wegen in einer gegebenen Richtung befestigt, im Krieg angewendet, läßt er sich jedoch auf einem Zapfen drehen und nach allen Richtungen, gleich einem Bombenmörser, wenden.

Bei dem Dorfe Mont=Jours (Nièvre) hat man eine reiche Erzader entdeckt. Zweihundert Arbeiter sind mit Untersuchung des Bodens beschäftigt. Der Raum, den sie einnimmt, beträgt, so weit man bis jetzt ausgemittelt hat, 80 bis 100 Hektaren; die Dicke der Erzgänge ist noch nicht bekannt, obschon man bereits mehr als 25 Fuß tief eingeschlagen. Das Mineral ist rein, und bedarf nichts als einer Wäsche von fließendem Wasser, um zur Verwendung geeignet zu seyn. Es ist die reichste Mine im Nivernais.

Unlängst hat man im Gebiet der Gemeinde von Oost=Roosebeke, in Holland, am Bache Mandel, aus einer Tiefe von acht Fuß, eine große Eiche ausgegraben, deren Holz hart wie Stein und glänzend schwarz ist. Der Stamm ist 11 bis 13 Fuß dick und drei Personen können auf der Fläche seiner Breite neben einander gehen. Die Rinde muß seit langer Zeit schon verschwunden gewesen seyn.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1836.

Die niedern Kasten in Indien.

Mit den Kastenunterschieden in Indien sind häufig selbst unterrichtete Personen, die sich längere Zeit in Indien aufgehalten haben, in hohem Grade unbekannt, und daher kommen die vielen Verstöße, die von den Fremden gegen die indische Sitte in dieser Beziehung gemacht werden. Es ist für einen, der in den europäischen Begriffen von Menschengleichheit aufgewachsen ist, ungemein schwierig, in diese seltsame sociale Ordnung einzugehen, die namentlich auf der untersten Stufe, den Pariahs, die den fünften Theil der gesammten Bevölkerung ausmachen, auf eine höchst drückende Art lastet.

Einige sind der Meinung, daß das Wort Pariah durch Verstümmlung von Paharri oder Paharripah entstanden sey, was so viel als „Gebirgsbewohner" bedeutet. Alle Gebirgsbewohner in ganz Indien sind Hindus, und werden mit Recht als die Urbewohner des Bodens betrachtet. Sie haben indeß die brahminischen Lehren nicht angenommen, wissen nichts von Kastenunterschied, haben nur wenig Vorurtheile und kümmern sich so wenig darum, was sie essen oder trinken, daß diejenigen, deren Umstände es gestatten, sich gern Fleisch und berauschende Getränke zu verschaffen suchen. Diese Leute werden von den Bewohnern der Ebene verachtet, und die geringschätzigen Ausdrücke, in denen diese letztern von jenen Rindfleischessern sprechen, haben viele Europäer zu dem Glauben verleitet, daß Alle, welche dergleichen sich zu Schulden kommen lassen, Pariahs seyen. Die Worte Pahar-ripah, womit man die ausgestoßene Kaste bezeichnen will, werden von den eingebornen Indiern bei ihren Gesprächen unter sich selten oder nie gebraucht; sprechen sie aber mit Leuten, die mit den Sitten und Gebräuchen des Landes wenig oder gar nicht bekannt sind, so bedienen sie sich derselben, wenn von der verworfenen Kaste die Rede ist, und veranlassen Ausländer dasselbe zu thun, woher es kommt, daß besonders zu Calcutta und in der Nachbarschaft der Ausdruck Paharripah, in Pariah zusammengezogen, von den Europäern gebraucht wird, um alle jene zu bezeichnen, die von den angesehenen Hindus als Auswürflinge betrachtet werden. Die frühern britischen Ansiedler in der Präsidentschaft Bengalen bekümmerten sich wenig oder gar nicht um den Kastenunterschied, der auch selbst jetzt noch von der Mehrheit der in Indien lebenden Engländer wenig oder gar nicht berücksichtigt wird. Die geringe Kenntniß, die sie in dieser Hinsicht etwa besitzen, wird ihnen durch die Zwistigkeiten gleichsam aufgenöthigt, die es zuweilen unter ihrer Dienerschaft gibt, da diese nicht gehörig beigelegt werden können, wenn der Herr nicht mit dem zwischen ihnen bestehenden Kastenunterschied bekannt ist. Es gibt viele Militärs und auch einige Civilisten (wiewohl die letztere Klasse mit dem Dastur, oder Landesgebrauch, gewöhnlich besser bekannt zu seyn pflegt), welche die verschiedenen Kasten, zu denen ihre Dienerschaft gehört, durchaus nicht kennen; bei einigen soll die Unwissenheit sogar so weit gehen, daß ihnen selbst der Unterschied zwischen einem Moslem und einem Hindu unbekannt ist. Solche begehen dann gewaltige Verstöße gegen die Landessitte, und werden z. B. einen Khidmetghar (Aufwärter bei Tafel) dingen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Diener ein Magh, ein schmutzig aussehender, Ekel erregender Bewohner der Küste von Tschittagong — die man häufig in englischen Häusern in Calcutta, aber selten oder nie in den obern Provinzen findet — oder ein Mater, d. h. ein Pariah sey. Dergleichen geschah in Calcutta, wo früher moslemitische Diener nicht selten sich weigerten, einen Schinken auf die Tafel ihrer Herren zu setzen; häufig, und selbst jetzt noch, kommen Beispiele von solcher Nichtachtung der Landessitte vor. So lange der Kastenunterschied von den Eingebornen als ein wesentlicher Theil ihrer Landesinstitutionen betrachtet wird, muß der Europäer ihn so weit achten, daß er keine Mißgriffe begeht, die ihn in dem nachtheiligsten Lichte erscheinen lassen; und zudem gewinnt der Fremde dadurch, daß er bei den Dienern, die er annimmt, auch die ihren Beschäftigungen entsprechenden Kasten berücksichtigt, mehr als er glaubt.

Die Sipahis und die Eingebornen überhaupt bilden sich ihre Begriffe von der Würde ihrer Offiziere und der unter sie versetzten Europäer nach den Kasten ihrer Dienerschaft. Je höher und folglich auch je geachteter die Kaste ist, der die Diener eines Angrez Bahadur (so viel als Mylord) angehören, um so größer ist auch die Achtung, in der er bei den Sipahis,

den Eingebornen aller Klassen in seiner Nähe, und sogar bei seinen eignen Leuten steht. Die Dienerschaft der Familien in der Präsidentschaft Bengalen, wo die Schranken des Kastenunterschiedes noch schärfer gezogen und lästiger sind, als in den beiden übrigen, sollte stets aus Moslems und Hindus von verschiedenem Rang bestehen, weil das Klima zu drückend ist, als daß Europäer oder selbst Indo-Beltten verwendet werden könnten. Jene, welche der strengen Sitte des Landes sich fügen, und die für jedes Geschäft geeigneten Diener wählen wollen, müssen dabei auf folgende Sekten und Religionen Rücksicht nehmen. Ein Khansaman, oder Proviantmeister, sollte stets entweder ein Indo-Portugiese oder ein Moslem seyn; ist er das Letztere (denn der erstere ist nicht leicht zu bekommen), so sey er ein Scheikh oder Pathan, denn wenn auch unter den Anhängern des Propheten in Indien keine Kasten bestehen, so herrscht doch ein großer Unterschied unter ihnen. Ist er ein Scheikh, so kann er darauf Anspruch machen von der Nebendienerschaft stets mit Scheikh-ji und wenn ein Pathan, mit Khan-sahib angeredet zu werden. Sollte es sich aber fügen — was jedoch ein sehr seltener Fall ist — daß er ein Seid, oder Abkömmling von der Familie des Propheten wäre; so wird er von seinen Gefährten Mir-Sahib genannt. Da der Khansaman an der Spitze der Dienerschaft steht, so sollte er stets ein achtbarer Mann seyn, und gleiche Rücksicht wäre auch hinsichtlich des ihm zunächst stehenden Kochs zu nehmen, da Leute, welche mit Lebensmitteln zu thun haben, hinsichtlich ihrer Lebensweise so fleckenlos als möglich seyn müssen. Der Koch, oder Bawartschi, wie er in Indien genannt wird, ist eine höchst wichtige Person und sein Ehrentitel sowohl als der des Schneiders lautet Khalifadschi. Von Anfang der Welt standen diejenigen, welche die Nahrung bereiteten und den Körper bekleideten, in Ehren, und dieß hat sich in Indien noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Da kein Hindu von hoher Kaste eine Küche betreten würde, die durch Abschlachten eines ihm heiligen Thieres befleckt ist, so muß als Koch ein Moslem aufgenommen werden, weil auch der minder ekle, aber mit den Gewohnheiten der verworfenen Kaste der Pariahs bekannte Europäer vor dem Gedanken zurückschaudern würde, von dem Fleische zu essen, das durch die Hände eines solchen gegangen ist, und mithin die Wahl eines solchen zum Koch vermieden werden muß.

Vor dem Einfall der Muhammedaner in Indien wußte man nichts von Schneidern, da die von den Eingebornen getragene Kleidung in einem oder mehreren langen Stücken von Musselin, Kattun u. s. w. bestand, die rings um den Körper gefaltet wurden. Diese Art von Draperie wird noch jetzt von mehreren Hindus, besonders in Bengalen, getragen, und man muß gestehen, daß sie recht gut kleidet. Andere dagegen haben die muselmännische Aermelweste und Beinkleider angenommen, und so sind mithin Schneider unter den Anhängern Brahma's aufgestanden, die jedoch mit ihren Rivalen unter den Moslems nicht in die Schranken treten können. Die Abdars oder Kellermeister; die Kidmetgahrs oder Aufwärter bei Tisch, die Hukah-Burdah oder Pfeifenträger, die Massaltschi oder Küchenjungen und die Murghi-Wallah oder Aufseher über das Geflügel, sollten sämmtlich Moslems seyn, so wie auch die Bhisti oder Wasserträger und die Durwan oder Thürhüter. Auch der Suewan oder Kameltreiber, sollte demselben Glauben angehören, und um das Hauswesen ganz tadellos herzustellen, muß noch ein muhammedanischer Ferasch oder Stubenbodenfeger für die innern Gemächer aufgenommen werden, da der Mater oder Pariah der Regel nach nur zur Reinigung außerhalb verwendet werden darf, wiewohl bei Europäern unter hundert Fällen neunundneunzig vorkommen, wo dem letztern auch die Reinhaltung der innern Zimmer übertragen ist. Die bessern Klassen der Eingebornen halten die Gegenwart eines Mater für so befleckend, daß sogar die Teppiche für verunreinigt gelten, die er betritt; kein Hindu oder Muselmann würde ihn in seinem Hause dulden, und selbst der Verdacht, daß er irgend einen zu dem Haushalt eines einheimischen Fürsten gehörigen Gegenstand berührt haben könnte, würde einem solchen Unglücklichen eine martervolle Todesstrafe zuziehen. Welchen Abschen und Widerwillen die höhern Klassen der Indier gegen diese Ausgestoßenen hegen, gab sich unlängst erst bei der Hinrichtung des Nawab Schameddin zu Dehli kund. Als der Fürst die verhängnißvolle Leiter hinanstieg, blickte er den Mann an, der ihm den letzten fürchterlichen Dienst erweisen sollte, und fragte ihn, ob er ein Mater sey. Als dieß bejaht wurde, sprach der Nawab kein Wort mehr, aber der tiefe Schmerz, der sein Inneres bei dem Gedanken zerriß, daß ein Verworfener, der sonst nie vor seinen Augen zu erscheinen wagen durfte, ihn jetzt berühren dürfe, spiegelte sich auf seinem Gesicht. Nur ein Mensch aus der verworfenen Kaste gibt sich in Indien zum Scharfrichter her, und man hat viele Beispiele, daß Sipahis (gleichviel ob Brahminen oder Moslems), wenn sie zum Galgen verurtheilt waren, von den anwesenden Offizieren die Gunst erbaten und erhielten, sich selbst aufknüpfen zu dürfen, um sich nur nicht durch Berührung von einem Mater verunreinigen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die Pariser Diebe.

(Schluß.)

Die Charrieurs wechseln mit ihren Diebesrollen auf tausendfältige Art; die ebenbeschriebene heißt charriage au change. Eben so häufig als diese ist die charriage au pot. Mit Bewilligung des Gärtners und des Pantre thut man nämlich den Schatz in einen Topf, welchen man in die Erde vergräbt, wo er dann in ihrer Abwesenheit von dem mit einverstandenen Charrieur gestohlen wird, welcher dafür den halben Antheil von der Beute erhält. Eine dritte noch häufiger vorkommende Art ist die charriage au jeu, wo der fremde oder einheimische Pantre auf irgend eine Weise zum Spiel eingeladen und tüchtig ausgeplündert wird. Die Fremden werden in der Regel folgendermaßen angeführt: der Gärtner sieht nämlich Jemand in Betrachtung eines der öffentlichen Bauwerke von Paris versunken; er nähert sich ihm, bückt sich und hebt ein Zweifrankenstück vom

Boden auf, welches er dem Fremden wieder zuzustellen eilt, da dieser es ohne Zweifel so eben verloren hat. Der Pantre weigert sich natürlich, das dargebotene Geld anzunehmen, der Finder macht Miene es wieder wegzuwerfen, denn er will es auch nicht behalten; da fällt diesem plötzlich ein Ausweg ein, der Beiden aus der Verlegenheit hilft und dem edelmüthigen Wetteifer ein Ende macht. Er schlägt nämlich vor, in das nächste Kafé zu gehen und dort den Fund gemeinschaftlich zu verzehren. Gesagt, gethan; man ißt, man trinkt; die Unterhaltung stockt; da drängt sich natürlich die Frage auf, ob der Herr spiele; — garçon les billes! oder un jeu d'écarté! — und unterdeß sind bereits zwei oder drei Amerikaner herbeigeschlichen, welche auf Beute lauerten; der Fremde geht mit leeren Taschen in sein Hotel zurück.

Die vierte Art dieser Spitzbüberei ist endlich die charriage à la mécanique, die schändlichste von allen, denn sie besteht darin, einen Vorübergehenden Abends beim Kragen zu erwischen und ihm vermittelst der Kravatte die Gurgel zuzudrücken, daß er nicht schreien kann. In dieser Stellung wird er auf den Schultern des Jardinier so lange und so weit fortgetragen, bis der Amerikaner ihn völlig ausgeplündert hat, — — eine Operation, nach deren Beendigung der arme Patient oft den Geist aufgegeben hat, in welchem Falle man ihn in den Kanal Saint-Martin wirft, in dessen Umgebungen jenes erstickende Handwerk besonders geübt wird, weil die Einsamkeit des Orts es begünstigt.

Die Diebe, welche Nachts über die Mauer steigen oder durch die Fenster einbrechen, heißen Vanternier, abgeleitet von vanterne, worunter in der Gaunersprache das Fenster verstanden wird. Diebe, welche zur Nachtzeit die Thüren gewaltsam erbrechen oder sie mit Dietrichen und falschen Schlüsseln öffnen, nennt man Caroubleurs, von carouble, der nachgemachte Schlüssel; die endlich, welche bei hellem Tage sich in die Häuser schleichen und in die Zimmer dringen, wo sie Niemand anzutreffen glauben, heißen Bonjouriers; denn wenn Jemand im Zimmer ist, bitten sie höflichst um Verzeihung und wünschen beim Weggehen ein freundliches bon jour.

Ein empörendes Gewerbe treiben die sogenannten Chanteurs, welche das Laster der Sodomiterei exploitiren. Diese Schändlichen haben in der Regel hübsche Knaben zu ihrer Disposition, welche sie Abends zu dem oder jenem vornehmen Herrn beordern, welcher sich seit seiner klassischen Studien die Wünsche Anakreons für Bathyllus und die Seufzer Virgils für den wohlgestalteten Alexis zu lebhaft zu Herzen genommen hat. Der junge Adonis sorgt dafür, daß er den Sünder nach einem günstigen, abgelegenen Ort hin verlockt, wo plötzlich ein Sergeant de ville aus seinem Versteck hervorspringt und beide inflagranti delicto abfaßt. Au nom de la loi je vous arrête; suivez-moi chez le commissaire de police. Der Adonis geht verschämt voran, bittre Thränen der Reue vergießend und der alte Sünder bittet unterwegs den harten Mann des Gesetzes und der öffentlichen Moral, ihn frei zu lassen; aber alle Vorstellungen und flehenden Geberden sind vergebens, obschon der Bittsteller sie mit dem Geklimper von Fünffrankenthalern begleitet. Der Polizeisergeant ist unbestechlich; der Viertelskommissär macht dagegen eine weniger unerbittliche Miene und auf seinem Bureau wird die Sache durch blanke Münze oder Bankbillets beigelegt, worauf man den procès-verbal ins Feuer wirft. Lange Zeit hindurch haben die Geprellten nicht geahnt, daß diese Diener der exekutiven Gewalt nicht aus der Rue de Jerusalem, sondern aus dem Bagno von Brest herstammten.

Eine schmutzigere Lebensweise als der Chanteur führt der Guepeur, der Vagabund ohne Obdach, der Zigeuner aus der Umgegend von Paris, welcher Abends auf den Boulevards singt und Nachts in den Steinbrüchen von Montmartre und Montfaucon schläft. Winters sucht er sich sein Nachtlager in der Nähe von Kalköfen, und Sommers in den Kornfeldern und Weinbergen. Woher er seinen täglichen Lebensbedarf zieht, weiß Niemand.

Zuletzt erwähne ich noch den Fourgua oder Fourgue, den Hehler einer ganzen Diebesbande, welcher die gestohlenen Sachen in seinem Laden aufnimmt und für den Verkauf derselben sorgt. Die Diebe treten zu einer Thür herein, erhalten den Preis für ihre Waaren und schlüpfen zur andern Thür wieder hinaus. Fast gleichzeitig mit ihnen wandert auch schon die gestohlene Waare wieder aus dem Laden, um in einer befreundeten Fabrik umgearbeitet zu werden, und ein solches Aussehen zu bekommen, daß der frühere Eigenthümer sie unmöglich wieder erkennen kann. Solche Hehler sollen keine zwei Stunden brauchen, um eine ganze Equipage, Wagen, Geschirr und Pferde unkenntlich zu machen. Die schlauesten der Fourguas gelangen bald zu einem ansehnlichen Vermögen und ziehen sich dann von dem gefährlichen Geschäft zurück, um den Rest ihrer Tage in einer angenehmen Villeggiatura bei Paris hinzubringen, wenn die Polizei sie ungeschoren läßt.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Drei und zwanzigster Brief.

Oran, 15ten März 1835.

Diese einst große und volkreiche, jetzt aber unbedeutende und von nur einigen Tausend Seelen bewohnte Stadt liegt unter 35° 50′ nördlicher Breite und 3° westlicher Länge von Paris. Sie steht theils am Meeresufer, an der Mündung einer geräumigen Schlucht, theils auf den Ebenen zu beiden Seiten jener Schlucht. Die Rhede bietet einen malerischen Anblick, doch ist sie seicht, den Winden ausgesetzt und für Schiffe von starkem Tonnengehalt nicht zum Ankerplatz geeignet. Die Ansicht von Oran ist gefällig und imposant zugleich; die Straßen gerade und breiter, als die von Algier, und mit diesen verglichen, wahrhaft paradiesisch zu nennen. Die Stadt hat sechs Thore und ist jetzt von einer Mauer nebst mehrern Außenwerken umgeben; die Mauer wird von Entfernung zu Entfernung von herrlichen Forts flankirt, die sich noch von den Spaniern herschreiben. Das Klima ist in diesem Augenblick köstlich und sehr gesund — jedoch nur für solche nicht, die an der Lunge leiden. Die Sterblichkeit ist hier geringer als in Algier, wiewohl auch das Klima dieser Stadt nicht ungesund genannt werden kann. Der gewöhnliche Krankenstand unter der französischen Besatzung ist 1 von

100 und übersteigt nur selten fünf Prozent; ein Verhältniß, das sich zudem nur in den heißesten Monaten herauszustellen pflegt, wo die Soldaten meist unmäßig im Genuß von Obst und Branntwein sind.

Die erwähnte Schlucht theilt die obere Stadt in zwei Hälften, die durch eine schöne Brücke, ebenfalls noch von den Spaniern sich herschreibend, mit einander verbunden sind. Der Gebirgsbach, der hier fließt, hat das ganze Jahr über Wasser, und ist stark genug, um mehrere Mühlen zu treiben. Ein schöneres als dieses von zwei Städten eingeschlossene Thal kann man sich kaum denken. Zu beiden Seiten des Baches steigen terrassenförmig angelegte Gärten empor, reich mit Fruchtbäumen und Blumen versehen, und wiederhallend von den lieblichen Tönen gefiederter Sänger. Während das Ohr sich an deren Gesang und dem Rauschen des Stromes ergötzt, schwelgen Gesicht und Geruch in der reichen Fülle von Orangen-, Mandel- und Pfirsichblüthen.

Selten fühlte ich mich fröhlicher gestimmt, als wenn ich vom Meeresufer nach dem obern Theil von Oran emporstieg. Die Erinnerungen an die spanische und maurische Geschichte, welche hier geweckt werden, das gewaltige Kastell von Santa-Cruz auf dem Gipfel des Berges Rammra, 1600 Fuß über dem Meeresspiegel, an der nächsten Spitze jener Gebirgskette, welche sich drei Stunden weit bis nach Mers-el-Kebir hinzieht, wo ebenfalls herrliche spanische Festungswerke nebst den Minarets mehrerer Moscheen emporsteigen, und dann der Anblick der dreifarbigen Fahne auf dem Thurm und der Citadelle — alles dieß lenkt die Gedanken des Betrachtenden auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich.

Die Spanier gaben im Jahre 1791 Oran den Mauren zurück, nachdem sie es länger als hundert Jahre besetzt gehalten, und mehrere Millionen darauf verwendet hatten, um es uneinnehmbar zu machen. Ein Erdbeben begrub indeß in einer einzigen unglücklichen Nacht mehrere Tausende der Bewohner unter den Trümmern ihrer Häuser, und obschon die Festungswerke nicht ganz zerstört worden waren, so zogen doch die Spanier, des Besitzes herzlich müde, ab, und übergaben Stadt und Provinz Oran durch Vertrag dem Dey von Algier.

Nachdem ich dem britischen Vicekonsul, Herrn Dalzell, meine Aufwartung gemacht hatte, begab ich mich in die „Neue Kasba" — so genannt im Gegensatz zu einer ältern, die jetzt in Ruinen liegt — um dem französischen Kommandanten, General Trezel, meine Achtung zu bezeugen. Diese neue Kasba hat schöne Mauern, Batterien welche das Meer und die Stadt beherrschen, einen tiefen Graben mit Gegenwällen und noch einige Ueberbleibsel eines bedeckten Weges. Hier sind Kasernen für 500 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie. In allen Höfen befinden sich Springbrunnen und laufendes Wasser. Das Einlaßthor ist ganz aus behauenen Steinen aufgeführt und ein wahres Musterwerk der Architektur. Der General und seine liebenswürdige Gattin nahmen mich sehr freundschaftlich auf, und luden mich ein für allemal zu ihren Abendgesellschaften ein.

Das bereits erwähnte Fort Santa-Cruz ist noch immer fest genug, um jeden Angriff auf die Stadt von dieser Seite abzuweisen, und könnte so weit hergestellt werden, daß eine starke Garnison Raum hätte. Jetzt aber steht es verlassen, obschon es die Franzosen besetzt hielten, als die Araber Oran das Letztemal angriffen. Ich besuchte es an einem schönen Tage; doch machte der Anblick der Verwüstung, die düstern Treppen und die verödeten Zimmer einen so unangenehmen Eindruck auf mich, daß ich herzlich froh war, einige muntere Franzosen bei mir zu haben. Von Santa-Cruz aus betrachtet, erscheinen die Gebäude der unten liegenden Stadt wie Kartenhäuser. Von der Stadt aus schweift der Blick über ein weites, ödes Land bis zu einem zwanzig Meilen langen Salzsee hin, den noch kein Boot befahren, weil er zu seicht dazu ist. Doch gereicht dieser See dem Lande selbst zu großer Wohlthat, weil an seinen im Sommer trocken liegenden Ufern Salz in so großer Menge gefunden wird, daß man 100 Pfund zu sieben Sous verkauft.

Man hat in Santa-Cruz unterirdische Gänge entdeckt, die vom Kastell aus bis zu drei Meilen entfernten Stellen der Ebene unterhalb führen. Unter den schauerlichen Mauern der verlassenen Festung heulen jetzt die Schakals der Umgegend ihr Abendkonzert und schlagen hier ihr Nachtquartier auf, indem sie das alte Gemäuer zugleich mit sehr lästigen Gästen bevölkern, denn wir kamen über und über mit Flöhen bedeckt nach Oran zurück.

Westlich von der Stadt befinden sich noch zwei kleinere Forts an der Straße nach Mers-el-Kebir, die noch gut erhalten und von den Franzosen besetzt sind. Auf dem Wall eines derselben steht noch ein eiserner Pfahl aufgerichtet, an dem zu den Zeiten der Mauren Verbrecher gespießt wurden.

An der südöstlichen Seite der Stadt sieht man noch die Ruinen von den Befestigungen und den viereckigen Thürmen, welche Oran von jener Seite her einst uneinnehmbar machten. Jetzt ist es nicht mehr so, denn vor nicht ganz einem Jahre wären die Araber gerade von hier aus beinahe in die Stadt gedrungen. Alle diese Befestigungen rühren von den Spaniern her, und sind von Steinen erbaut, die ein großer Steinbruch in der Nähe lieferte, in dem oft versteinerte Fische gefunden worden sind.

Die spanische Bevölkerung von Oran bewohnte eine ausgedehnte Fläche, die von dem maurischen Stadttheil durch die Schlucht und den erwähnten Gebirgsbach getrennt war. Selten nur habe ich etwas für die Phantasie Imposanteres gesehen, als diese Ruinen von Kirchen und Palästen, diese Ueberbleibsel von Plätzen, Straßen und Häusern, von Nesseln und Unkraut aller Art überwuchert, wie diese weite Ebene sie jetzt bietet. Dieser Platz, obschon kein gebahnter Pfad sich hier befindet, ist dennoch mein Lieblingsspaziergang, nicht bloß deßhalb, weil er mir ein Gemälde der einst so stolzen Stadt vor die Seele führt, in deren Trümmern jetzt die Hyäne haust und die Natter sich verbirgt, sondern auch, weil hier eine Auswahl von wilden Blumen des Landes wächst, von denen ich mir eine Sammlung anlege. Um mit den Schlangen in keine unangenehme Berührung zu kommen, halte ich mich so viel möglich auf freiem Boden und ziehe mit einem Haken am Ende meines Stockes die Pflanzen von unzugänglichen Stellen weg. Ein einziges Mal nur wagte ich mich in eine Tiefe, wo ich eine Nessel sah, deren Stängel ohne alle Uebertreibung so dick war als der Stab eines Regenschirmes. Ich konnte dieses Prachtexemplar jedoch nicht bekommen und mußte mit verbrannten Fingern wieder abziehen.

(Fortsetzung folgt.)

In einem Garten einer der Vorstädte von Beauvais ist ein 6 Fuß 5 Zoll langer und 3 Fuß breiter bleierner Sarg gefunden worden, der ein Skelett enthielt, dessen Schädel mit einem glänzenden Mineralgrün bedeckt war, und das am Handgelenk ein Armband von Achat trug. Der Deckel war mit Reliefs, jedoch auf eine Art geziert, die sich nicht beschreiben läßt. Eine gläserne Phiole mit langem, schmalem Hals und großem Bauch und ein gläserner Becher wurden ebenfalls im Sarge gefunden, sonst aber weder Medaillen noch Münzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1836.

Kunst und Alterthümer in Frankreich.

1. Das Hotel de Cluny in Paris.

In der Rue des Mathurins St. Jacques zu Paris steht auf klassischem Boden ein Haus, das, bis jetzt wenig von Deutschen beachtet, die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden verdient, nicht nur weil es, ein ehrwürdiger Zeuge früher Jahrhunderte, an Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Paris reich ist und Spuren der Baukunst verschiedener Zeiträume darbietet, sondern auch wegen einer äußerst sehenswürdigen Sammlung von Kunstgegenständen aus den letzten Zeiten des Mittelalters bis zum 17ten Jahrhundert. Das Hotel de Cluny, heute das Eigenthum eines sehr gelehrten Kunstfreundes, Herrn von Sommérard's, verdankt seinen Namen den Aebten von Cluny, die es seit dem Jahre 1269 mehrere Jahrhunderte hindurch bewohnt haben. Yves de Very, Abt des Klosters Cluny (welches über dem Sorbonneplatz lag und spurlos verschwunden ist), stiftete in dem eben genannten Jahre die Schule von Cluny, deren letzte Ueberbleibsel in einem Hause am Sorbonneplatz erst vor ganz kurzer Zeit abgetragen wurden. Der Bequemlichkeit wegen schlug er seinen Wohnsitz in dem sogenannten alten Schlosse auf, das von dieser Zeit an Hotel de Cluny genannt wurde. Einer seiner Nachfolger, Jacques Amboifre, ließ es unter Ludwig XII Regierung im Jahre 1490 fast ganz neu aufbauen, wozu er die für jene Zeit ungeheure Summe von 50,000 Engelchen oder Angelots verwendete. Das Gebäude trägt, wie mehrere andere damals erbaute Schlösser Frankreichs, das Gepräge des Uebergangsstyls mit nach und nach erfolgten Abänderungen.

Gleich beim Eintritt in den Vorhof des Hotels wird das Auge des Beschauers auf die linke Vorderseite des Gebäudes geleitet, und durch den Anblick der gothischen Fenster und des zierlichen Schnörkelwerks des Daches angenehm überrascht. Die Mauer des Erdgeschosses links zeigt in der Mitte einen auswendig gothisch, inwendig aber vollkommen kreisförmig gewölbten Bogengang, einst der Eingang aus dem Vorhofe in den innern Hof des Palastes der Thermen. Bei dem im 15ten Jahrhundert ausgeführten Bau des Hotels hat man die von Römerhänden aufgerichtete Mauer benutzt, welche aus abwechselnden Schichten von kleinen Quadern und von 22 Zoll langen Ziegeln besteht, die durch einen kieselhart gewordenen Kitt mit einander verbunden sind, und nur das Auswendige hat man im Style des beginnenden Uebergangs gebaut.

Ueber die Geschichte dieses Hauses läßt sich kurz gefaßt Folgendes sagen.

Es ist unbestritten, daß auf der Stelle des Hotels und des daneben befindlichen ehemaligen Mathurinerklosters der von Constantinus Chlorus, oder wie auch behauptet wird, von dessen Enkel Julian erbaute Palast der Thermen (palatium thermarum) stand. Eine unterirdische Röhrenleitung führte das Wasser aus der Quelle von Rungis, heute Arcueil, einem großen Wasserbehälter zu, der zur Speisung der Bäder diente und den man heute noch linker Hand vom Eingangsthore auf dem Hofe sehen kann; er wird sogar benutzt. Eine Ader der von Jacques de Brosse unter Maria von Medicis angelegten Wasserleitung, welche einen Theil des Quartiers St. Jacques mit Quellwasser von Arcueil versieht, führt auch ihm welches zu, das aus einer täglich dreimal geöffneten Röhre springt. Mehrere Kaiser, namentlich Valentin I, Gratian, Valens ꝛc., haben diesen aus mehreren ansehnlichen Gebäuden bestehenden Palast kürzere oder längere Zeit bewohnt. Von dem allgemeinen Rückzuge der Römer aus Gallien bis zu dem Haupteinfalle und der festen Niederlassung der Germanen, also in jenem Zeitraume von einigen Jahrzehnten, während dessen das Land sich selbst überlassen blieb, wurde der Palast durchaus nicht benutzt, und die Wasserleitung gerieth in Verfall. Erst im Jahre 1544, als an dem Thore St. Jacques Vertheidigungswerke gegen Karls V heranaahendes Heer aufgeworfen wurden, entdeckte man ihre Spuren wieder, und wurde auf den Gedanken der Anlage eines ähnlichen Werks gebracht.

Auf dem sanften Abhange der Höhe Mont St. Geneviève, deren höchster Punkt durch das Pantheon bezeichnet ist, mitten unter Gärten und Wiesen liegend, die sich auf dem linken Ufer der Seine ausdehnten, schien der Palast der Thermen den Frankenkönigen ein erhabener und anmuthiger Wohnsitz. Hierzu diente er mehrere Jahrhunderte lang, denen aus den beiden

ersten Fürstengeschlechtern, namentlich Chlodwig und Childebert. Der letzte pflegte, wie S. Foix berichtet, von dem Palaste zu Fuß durch seine Gärten nach der Kirche St. Vincent — früher ein Tempel der Isis, heute die Kirche St. Germain-des-prés — zu gehen. Dieser Schriftsteller versichert auch, daß Gisla und Rotrude, die liebenswürdigen Töchter Karls des Großen, nach ihres Vaters Tode von Ludwig dem Frommen hieher verbannt worden seyen. Einige wollen sogar den Palast der Thermen zum Schauplatze jenes so schön erfundenen Liebesabenteuers Eginhards machen, wofür aber jeder Beweis fehlt. Es scheint, daß der Palast der Thermen schon zur Zeit der Merovinger unter dem Namen des alten Schlosses (vieux château) allgemein bekannt gewesen ist; er hat ihn auch, wie oben bemerkt wurde, bis 1269 behalten. Nachdem die Könige aus dem dritten Stamme ihren Sitz nach dem an der Seine liegenden Palast der Grafen von Paris, dem heutigen Justizpalaste, verlegt hatten, wurde das alte Schloß vernachlässigt; auch haben die Normannen auf einem ihrer Streifzüge den östlichen, seitdem nicht wieder ausgebauten Theil desselben zerstört. Als merkwürdig wird von den Geschichtschreibern angeführt, daß unter Heinrich III eine Schauspielergesellschaft eine Zeit lang Vorstellungen in diesem Wohnsitze eines Abts von Cluny gegeben habe, bis sie im J. 1584 durch einen Parlamentsbeschluß untersagt wurden. Oft diente das Hotel de Cluny Verfolgten zur Zuflucht, z. B. im J. 1565 dem Kardinal von Lothringen nach seinem bekannten Unfall in der Straße St. Denis; der Aebtissin Arnauld mit den Nonnen von Port-royal im J. 1625, um den Verfolgungen der Jesuiten zu entgehen zc. Aber auch von Liebesabenteuern ist es ein stummer Zeuge gewesen; das Anziehendste darunter ist wohl Folgendes.

Noch nicht drei Monate besaß Ludwig XII seine dritte Gemahlin, die Prinzessin Maria von England, als er, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen, starb. Der junge Graf von Angoulême, Enkel des Herzogs von Orleans, also der nachmalige König Franz I, war zum Thronfolger bestimmt. Brantome bemerkt: „an Maria lag es nicht, daß sie keine Kinder hatte. Sie wendete daher allerhand Mittel an, um sich wenigstens für einige Zeit eine Macht zu erhalten, deren Zauber sie während einer achtzigtägigen Herrschaft hinlänglich kennen gelernt hatte." Maria sprengte aus, sie sey guter Hoffnung und wußte durch gewisse Vorkehrungen die Wahrscheinlichkeit dieses Gerüchtes anschaulich zu machen. Die Herzogin von Angoulême hatte aber ein scharfes Auge, und ließ, besorgt für die Sache ihres Sohnes, die schöne Wittwe überall und beständig beobachten. Eines Tages hinterbrachte man ihr, Maria werde sich mit einbrechender Nacht, vermuthlich eines galanten Abenteuers wegen, nach dem Hotel de Cluny begeben. Als Ludwig XII Maria von England geheurathet hatte, schickte er den jungen Franz nach Boulogne, um sie bei ihrer Landung zu empfangen. Sie war das schönste, reizendste Weib ihrer Zeit, und niemand konnte dieß tiefer empfinden, als der dafür überaus empfängliche Franz. Sie sehen und lieben war das Werk des Augenblicks. Aber auch sie soll ihn nicht mit Gleichgültigkeit betrachtet haben, und beide, sagt man, würden einander vielleicht zu gut geworden seyn, hätte ihnen nur das tückische Geschick Zeit und Gelegenheit gegönnt. Der Funke der Liebe erhielt sich im Herzen des jungen Prinzen und war bereits zur heftigen Flamme gediehen, als die Herzogin von Angoulême die ihr zugekommene Nachricht als ein unfehlbares Mittel, sie zu löschen, ergriff. Sie veranstaltete geschickt, daß der Prinz wie durch einen Zufall erfuhr, die Königin werde Abends einer Zusammenkunft im Hotel de Cluny beiwohnen, und, wie sie richtig vorhergesehen hatte, flog er, von Liebe, Neugier und Eifersucht getrieben, zur bestimmten Stunde dorthin. Er läßt sich stürmisch ein Gemach nach dem andern aufschließen, — er hätte vielleicht Frankreichs Krone für einen Kuß von der holden Engländerin verscherzt, — und als sich zuletzt das heute nach ihm benannte Zimmer vor ihm erschließt, erblickt er mit Entsetzen den Gegenstand seiner zärtlichsten Träume in den Armen Charles Brandon's, ihres Milchbruders. Noch stand er in seiner Enttäuschung wie versteinert da, als seine Mutter, die ihm heimlich auf dem Fuße gefolgt war, in Begleitung von mehrern vornehmen Männern hereintrat, und dem Abte von Cluny, der sich unter ihnen befand, den Auftrag ertheilte, in der anstoßenden Kapelle sofort dem überraschten Liebespaare den ehelichen Segen zu ertheilen. So ward die Königin Maria die Gemahlin ihres ersten Geliebten, des nachmaligen Herzogs von Suffolk, eine Ehe, aus welcher Johanna Gray hervorgegangen ist.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die in jeder Hinsicht merkwürdige Sammlung von Kunsterzeugnissen aus ältern Zeiten. Herr von Sommérard hat sie im ersten Stockwerke in den verschiedenen Gemächern aufgestellt und diese mit Namen bezeichnet, die an ihre geschichtliche Bedeutung erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

Die niedern Kasten in Indien.

(Schluß.)

In Calcutta wird das Amt eines Khansaman zuweilen durch einen Parsi oder Feueranbeter besetzt, gegen den die Eingebornen nichts einzuwenden haben, da diese Leute bei ihnen in Achtung stehen, obschon sie Gewohnheiten haben, welche dem Europäer eben nicht angenehm seyn können. Die Zahl der Anhänger dieses Glaubens ist in Bengalen jedoch sehr klein und in Bombay, wo sie zahlreich sind, kann man sie nicht wohl um sich haben, weil ihre Religion ihnen vorschreibt, eine musselinene Aermelweste, die sie auf dem bloßen Leibe tragen, nicht eher — selbst beim Baden nicht — abzulegen, bis sie ihnen buchstäblich vom Leibe fällt. Eine andere Seltsamkeit der Anhänger dieser Sekte besteht darin, daß sie sich weigern ein Licht auszulöschen, was ihnen, als Feueranbetern, die Vorschriften ihrer Religion verbieten.

Die Zahl der weiblichen Dienerschaft in einer solchen europäischen Haushaltung in Indien ist, gegen die der männlichen gehalten, unbedeutend; außer der Ayah oder Kammerfrau der Dame vom Hause, die eine Portugiesin oder eine Bekennerin

des Islams seyn sollte, findet man in mehreren Häusern noch eine Amme oder Dhela, für welchen Posten eine Portugiesin den Vorzug hat. Eine Matranni, oder Frau aus der verachteten Kaste nehmen, hieße gegen die Begriffe der Eingebornen allzu sehr anstoßen, da man diesen Unglücklichen Schuld gibt, daß sie sogar Aas essen und ihr Glaube ihnen zur Pflicht mache, gelegentlich selbst die ekelhaftesten Nahrungsmittel ohne allen Abscheu zu genießen.

Der Glaube der Seices oder Stallknechte kommt nicht in Betracht, obschon man sagt, daß der türkische Pferdeknecht stattlicher aussehe, der Hindu aber mehr für die Pferde besorgt sey. Der Träger oder Bediente wird gewöhnlich aus den Anhängern Brahma's gewählt, obschon sich kein besonderer Grund angeben läßt. Diese Klasse wird in mehrere Sekten eingetheilt, die, obgleich alle Hindus, dennoch verschiedene Gebräuche befolgen. In Calcutta und durch ganz Bengalen und Orissa sind die Träger Bengalen oder Uriahs. Die letztern, welche eine hohe Meinung von ihrem Werthe haben, geben sich ein gewaltiges Ansehen; sie sind von den übrigen Trägern dadurch leicht zu unterscheiden, daß sie sich Stirn und Nase mit einer Mischung von gelbem Ocker und Sandelholz bestreichen. Die Träger des Oberlandes sind ebenfalls in mehrere Kasten abgetheilt, von denen die Rewauni die besten sind; die übrigen, besonders die Turaha, stehen in dem Rufe dem Trunk ergeben zu seyn. Die Dhobis oder Wäscher bilden eine eigene Klasse; die Hindus, welche dieses Gewerbe treiben, werden mehr geschätzt als die wenigen Moslems, die sich damit beschäftigen. Die Kulassis oder Zeltaufschläger, werden ebenfalls in mehrere Kasten als Thoris, Tschumars und Dusads eingetheilt. Die Kuhhirten und Schäfer gehören zwei verschiedenen Kasten an, die nur selten eine andere Beschäftigung wählen. Die Garri-wan oder Fuhrleute sind gewöhnlich Hindus, und mehrere Kasten aus ihnen, als z. B. die Gwalas, Kulwyas u. s. w., treiben dieses Gewerbe; die letztern beschäftigen sich zugleich mit Zuckerbäckerei. Auf der sorgfältigen Auswahl der genannten Leute beruht der regelmäßige Gang einer Haushaltung, und wenn dort lebende Europäer sich in dieser Hinsicht beschweren, so ist bei neun Fällen unter zehn die schlechte Auswahl Schuld, die sie hinsichtlich ihrer Dienerschaft trafen. Angesehene Hindus scheuen sich deßhalb auch europäische Familien zu besuchen, weil sie fürchten dort mit Leuten in Berührung zu kommen, welche die Sitte ihnen gebietet zu meiden. Ein Hindu von Rang zu Lucknow willigte nur dann erst ein bei einem britischen Offizier zu speisen, als er sich überzeugt hatte, daß der Koch des letztern ein Moslem sey, indem er, wenn er ein Hindu gewesen wäre, nur ein Mater seyn konnte.

Das indische Militär zu Madras und Bombay wurde aus allen Kasten rekrutirt, und die Erfahrung hat den britischen Behörden gezeigt, daß die Maters, sobald sie Gelegenheit fanden durch einen ehrenvollen Dienst ihrer furchtbaren Sklaverei ledig zu werden, gute gemeine Soldaten wurden; sobald man sie aber beförderte und mehr sich selbst überließ, ergaben sie sich meist dem Trunk und kehrten zu ihrer vorigen unsaubern Lebensweise zurück. Welchen Rang sie im Militär auch immer einnehmen mochten, so erkannten sie doch stets, daß die Stelle, die sie in der Gesellschaft behaupteten, immer dieselbe bliebe, und der Abscheu ihrer Landsleute von höherer Kaste gegen sie, sich um nichts gemildert habe. Die Reform in dieser Hinsicht muß daher, wie bereits gesagt, bei den höhern Klassen beginnen, und diese dazu angehalten werden durch Aufgeben ihrer Vorurtheile die Emancipation ihrer unglücklichen Brüder zu beginnen. Das bengalische Militär war stets durch seine ordentlichen und gesitteten Rekruten ausgezeichnet, und doch sind die verschiedenen Kasten und Sekten, zu denen die Sipahis gehören, zahlreicher als man glaubt. Die Braminen gehen im Range den übrigen vor und werden ihrerseits noch in verschiedene Klassen abgetheilt, als: Kunaugia-Braminen und Ajudia-Braminen, von denen die letztern ihren Namen von der Provinz Oude tragen; und dann gibt es wieder Braminen, die durch eine Zusatzbenennung bezeichnet werden, wie z. B. Persand, Sukal, Ditschik, Missur u. s. w. Ferner haben mehrere Radschputen das Recht das Wörtchen Singh ihren Namen beizufügen. Außer diesen sind noch tadellos: Ahir und Gwala, beide Kuhhirten; Lodh, deren Mitglieder sich mit Landwirthschaft beschäftigen; Kurmi, Gärtner und Gemüsehändler; Tamuli, die sich einzig und allein mit dem Anbau der Pflanze beschäftigen die das Paan-Blatt liefert, und endlich noch die Kaste Gurrchi, deren Glieder Schafhirten sind.

Die Muhammedaner, welche in den Militärdienst treten, sind größtentheils Scheiks und Pathans; obwohl zahlreich genug, werden sie in den Infanterieregimentern der Zahl nach von den Hindus übertroffen, da man annehmen kann, daß in jeder Kompagnie unter vier Mann drei Hindus sind. Von diesen letztern sind ein Drittheil Braminen und die übrigen Radschputen und Leute aus den niedern Kasten. Bei Anwerbung von Moslems ist besonders darauf zu sehen, daß sie kein den Hindus anstößiges Gewerbe getrieben haben; denn kaum wurde einst in einem Regiment entdeckt, daß ein neu aufgenommener Muhammedaner früher ein Metzger gewesen, als er sich auch schon flüchten mußte um sein Leben zu retten, da die Braminen einen Menschen, der Blut, und besonders das der ihnen heiligen Kuh vergossen hat, niemals neben sich dulden. Es ist daher auch beschlossen worden, Braminen, ihres herrschsüchtigen Wesens und ihrer Unduldsamkeit halber, nie mehr zum Militär zuzulassen. Die Moslems werden vorgezogen, weil sie lenksamer sind, und aus diesen und den Radschputen soll neuen Verordnungen zufolge die Armee künftig rekrutirt werden, da die letztern zudem kriegerischer und mit Leib und Seele Soldaten sind. Dieß erklärt auch die Schwierigkeit, welche die Moguls fanden, als sie, nachdem bereits ganz Hindostan erobert war, die Unterjochung der Radschputen unternahmen. Hier stand die ganze männliche Bevölkerung, jung und alt, auf, um die Angreifenden zurückzuschlagen, und als endlich die Moslems des Landes Meister wurden, fanden sie es fast ganz ausgestorben, weil die Bevölkerung im Kampfe beinahe ganz aufgerieben worden war. Anders ist es dagegen in Bengalen, wo man ganze Distrikte findet, die nicht einen einzigen streitbaren Mann aufzustellen vermögen. Deßhalb kann man sich auch auf Reisen,

mag das Gefolge, das man bei sich hat, auch noch so groß seyn, im Fall eines Angriffs immer nur auf jene seiner Leute verlassen, welche einer kriegerischen Kaste angehören.

Noch muß einer andern Kaste, Gudschars genannt, gedacht werden, welche die nordwestlichen Provinzen von Britisch-Indien bewohnt und von der viele ihrer Angehörigen in der Nähe von Dehli gefunden werden. Diese Leute bauen das Feld, und beschäftigen sich vorzugsweise mit der Anpflanzung von Wassermelonen. Während der Zeit des Jahres, wo dieser Anbau ihnen keine Beschäftigung gibt, verfertigen sie Seile. Diese Gudschars nähern sich den Pariahs so ziemlich, und sind auch eben so wenig delikat hinsichtlich ihrer Nahrung, da sie Ratten und Mäuse zu essen pflegen. Noch gibt es eine herumziehende Kaste, Nuths genannt, die viel Aehnliches mit den in mehrern europäischen Ländeen lebenden Zigeunern hat. Diese Leute flechten Körbe und Matten und die jungen Mädchen suchen durch Tanz und trügerische Künste Geld zu verdienen. Unter ihren Weibern, Nuth-nis genannt, findet man manches hübsche und ausdrucksvolle Gesicht. Alle sind sehr schlank gewachsen, und ihre Gesichtsfarbe ist dunkler als die der übrigen Eingebornen. Die Buchalteias oder Vogelfänger, bilden ebenfalls eine eigene auf niederer Stufe stehende Kaste. Außer den bereits aufgezählten gibt es noch folgende mehr oder minder geachtete Kasten als: Dhars, die das Hornvieh hüten; Koris, welche Weber sind, Kandus, die sich mit Zuckerbäckerei abgeben u.s.w.

Die Maters theilen sich in zwei Kasten, nämlich in Tirabhai und Halalkhar; beide stehen auf gleich niederer Stufe, und führen eine gleich ekelhafte Lebensweise, indem sie Reptilien oerzehren, die von andern verabscheut werden, und es sind nur gewisse Glaubensartikel, welche diese Trennung herbeiführte.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Drei und zwanzigster Brief.

(Fortsetzung.)

Die hiesige Umgebung ist indeß doch noch nicht so reich an wilden Pflanzen des Landes, als die Felder um Algier; dort aber hielt ich mich während der Wintermonate auf, während hier der Frühling alle Blüthen entfaltet. Hier findet man Goldwurz mit bläulichweißen Blüthen, der oft 6 Fuß hoch ist. Der wilde Knoblauch hat schöne Blüthen von derselben Farbe; die wilde Tulpe aber, die Jussien zu den Liliaceen rechnet, ist der Stolz dieser Gefilde, und nicht etwa bloß eine Zierde für das Auge, wie unsere Gartentulpe, sondern sie haucht auch aus ihren goldglänzenden Glocken einen Wohlgeruch aus, dem der weißen Lilie ähnlich. Die Ochsenzunge mit ihren dunkelblauen und Linus ruber mit seinen rothen Blüthen, so wie der Convolvulus, der hier weit größere Blumen trägt als in Europa, schmücken den Boden, als wäre er mit einem bunten Teppich belegt, auf dem Ferrula communis mit ihrem das Auge erquickenden Grün zu ungeheurer Höhe emporwächst. Der Quendel, eine Art wilden Thymians, ist hier häufig und von trefflichem Geruch, so wie auch Alissum montanum. Von Malven finden sich verschiedene Arten, von denen Malva arborescens die offizinellste, Rotundifolia aber, meinem Geschmack nach, die malerischste ist. Presida alba, mit ihrem hohen Stängel und weißen Blüthen, und Chrysanthemum majus, das wie eine riesige Camille aussieht, gewähren nicht minder einen angenehmen Anblick. Ich will Sie jedoch nicht länger mit Aufzählung botanischer Namen langweilen und nur noch der allerliebsten Miotis annua gedenken, die sich hier am Boden ausnimmt wie ein Punkt vom saphirblauen Firmament in eine Kapsel von Smaragd gelegt.

Ich hatte von meiner botanischen Exkursion einen guten Appetit mit nach Hause gebracht, den zu befriedigen es nicht an Mitteln fehlte, da das Fleisch hier in Privathäusern und an der Wirthstafel weit besser ist, als in Algier. Für 65 Franken monatlich bekam ich zweimal des Tages zu essen, nämlich ein Gabelfrühstück und ein Mittagsmahl. Obschon Fleisch, Fische und Geflügel hier zweimal wohlfeiler sind, als in Algier, so glaube ich doch nicht, daß der Gastgeber bei diesem Preis großen Gewinn machen kann, und so war es auch, wie ich aus dem Mund der Wirthin selbst erfuhr, wirklich. Da ich eines Tages der letzte am Tisch war, machte ich ihr einige Komplimente über ihre Küche und die gastronomischen Kräfte ihrer Gäste; damit aber hatte ich die zarteste Seite ihres Herzens berührt. „Ach, mein Herr, hub sie an, wenn alle ein Gewissen hätten, wie Sie, und sich mit ein paar Gerichten begnügten, so könnten wir bei unserem Geschäft bestehen; aber diese Raben, diese Vielfraße! — Die Mägen dieser Ungeheuer sind unser Verderben," fügte sie bei, ihre Thränen mit der Schürze trocknend. „Ich sage es meinem Mann alle Tage, daß wir uns mit unserer Kocherei nicht so viele Mühe geben sollten, denn je besser die Speisen bereitet sind, um so gieriger werden sie verschlungen." Ich konnte der Frau nicht Unrecht geben, denn ich sah selbst, daß ein dicker Major einen Eierkuchen, ein Huhn, Schinken und eine wenigstens einen halben Fuß hoch aufgethürmte Pyramide von Cotelets zu sich nahm.

Da einmal von Eierkuchen die Rede ist, so muß ich Ihnen doch noch erzählen, daß ich gleich am Tage nach meiner Ankunft an der Tafel des Generals Trezel einen recht delikaten von Straußeneiern aß. Die geladenen Gäste waren, mit Ausnahme meiner Person und eines spanischen Geistlichen, sämmtlich Militärs. Der Geistliche war ein Freund von Mina und ein eifriger Konstitutioneller, der unter Anderem sagte, es sey widersinnig, behaupten zu wollen, daß die katholische Religion der Freiheit nachtheilig und dem göttlichen Recht der Könige günstig sey, denn es wären weit mehr katholische als protestantische Herrscher entthront werden, und der Katholicismus sey ein natürlicher Verbündeter des Republikanismus. Ich war mit meinem Straußeneierkuchen so sehr beschäftigt, und der Mann erinnerte mich so stark an O'Connell, daß ich keinen Widerspruch vorbringen konnte.

Auch einige recht hübsche Damen fanden sich ein, von denen eine mir erzählte, daß sie schon vom Fleisch eines Löwen gekostet und es im Geschmack gutem Kalbfleisch ähnlich gefunden habe. Sogar von einem Schakal hatte die Dame gespeist und das Gericht war ihr wie Wildpret vorgekommen. Bei der ganzen übrigen Unterhaltung zeigte sie sich jedoch zart und weiblich. Ich sagte ihr, daß ihr Mund viel zu schön sey für solche Speise.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1836.

Die phrenologische Gesellschaft von Paris.

Am 23sten vorigen Monats hielt die phrenologische Gesellschaft von Paris ihre sechste jährliche Sitzung im Saal St. Jean des Hotel-de-Ville. Diese Feierlichkeit lockte eine große Masse von Zuhörern herbei, unter denen man auch durch Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Personen bemerkte. Reden, reich an Thatsachen und Gedanken über die Zukunft der phrenologischen Wissenschaft, über die praktischen Resultate, die aus ihr hervorgehen werden, über ihre genaue Beziehung zur Psychologie, ernteten nach einander wiederholten lauten Beifall ein. Das Wichtigste aber in der ganzen Sitzung war ohne Zweifel der Bericht, den Dr. Gaubert, der Generalsekretär der Gesellschaft, über die im Jahre 1835 vollendeten Arbeiten der Gesellschaft erstattete, und dem wir das Interessanteste entnehmen.

Herr Gaubert zeigte unter Andern seinen Zuhörern den Schädel einer Frau und sagte: „dieser Schädel wurde dem Dr. Leroy, einem der ehrenwerthen Mitglieder unserer Gesellschaft, im vergangenen Jahr vorgelegt; die Herren Vitry und Navarre und drei Zöglinge in dem königlichen Spital zu Versailles, forderten ihn auf, unter ihren Augen die phrenologische Untersuchung vorzunehmen. Sie wollten wissen, ob Herr Leroy im Stande sey, Aufschlüsse über den Charakter dieser Frau zu geben, die sie während ihres Lebens gekannt hatten. Sie machten ihm dabei bemerklich, daß in ihrem Leben ein charakteristischer Zug vorhanden gewesen sey. Dieser eigenthümliche Zug war nun zunächst zu bestimmen. Leroy zeigte nun, daß die seitlichen Theile des Schädels weit und sehr stark entwickelt seyen, im Vergleich mit den obern und vordern; er schloß daraus, daß er an jenen Stellen das Organ der Seelenkräfte suchen müsse, die besonders stark ausgeprägt seyn sollten, und fand als dieselben die Organe der Schlauheit und der Neigung zum Besitz. Wie erstaunten die Andern, als sie dieses hörten: die Frau war in der That höchst geizig und wucherisch, und ihre Bekanntschaft mit dieser hervorstechenden Leidenschaft der Verstorbenen war es, was sie zum Entschluß brachte, diesen Kopf phrenologisch untersuchen zu lassen. Sie forderten nun den Herrn Leroy auf, Herrn Dubois, Greffier des Gerichtshofs von Versailles, diese Entdeckung mitzutheilen, worauf Leroy von Herrn Dubois einen Brief erhielt, worin ihm derselbe erklärte, daß er in den 20 Jahren, in welchem er die Angelegenheiten der Madame Cheron (so hieß die Verstorbene) besorgt hatte, sie von Grund aus habe kennen lernen, und seine phrenologischen Resultate vollkommen bestätigen könne.

Herr Leroy schrieb nun auch an Dr. Bron, von dem er wußte, daß derselbe die Verstorbene sehr genau gekannt hatte. Er theilte aber demselben das Ergebniß seiner phrenologischen Untersuchung nicht mit, sondern bat ihn nur, ihm zu sagen, was er von den Gewohnheiten und dem Charakter der Madame Cheron wisse. Die Antwort des Dr. Bron war folgende:

„Die Wittwe Cheron hatte sehr scharf ausgeprägte Züge: sie war geizig, liebte das Geld mit der heftigsten Leidenschaft, und suchte dasselbe durch jedes Mittel zu bekommen. Dabei aber hatte sie auch ihre Freude an schönen und kostbaren Gegenständen, und diese Frau, die in ihrem Essen um einen Sou knickerte, hatte eine reiche Silberservice, Schüsseln, andere Gefäße, und zwei Dutzend silberne Bestecke. Ihre Hemden flickte sie, bis kein guter Faden mehr an ihnen war; gleichwohl hatte sie deren 10 bis 12 Dutzende, von denen sie aber nur die schlechten trug. Neben ganz schlechten Kleidern hatte sie ein Prachtkleid von Seide und einen italienischen Strohhut, der sie 250 Franken gekostet hatte. Oft sah man Madame Cheron, die doch 5—6000 Fr. jährliche Renten hatten, wie sie einem armen Fischer seine alten Hosen flickte, um von Zeit zu Zeit ein Gericht Fische von ihm zu bekommen. Nächst diesem mit Prunksucht verbundenen Geiz, war ihre hervorstechendste Eigenschaft eine bis ins Unglaubliche gehende, raffinirte Pfiffigkeit.

„Sie war neugierig, aber nicht geschwätzig. Sie verkehrte nicht mit ihren Nachbarn. Sie war nicht streitsüchtig, aber sehr eigensinnig. Sie war nicht furchtsam, machte die Muthige, wollte Niemand um sich haben, aber umgab sich mit Vorsichtsmaßregeln. Sie liebte die Kinder nicht. Sie hat vielleicht ihre eigenen Kleinen nie zu sehen oder zu umarmen begehrt. Sie ging viel in die Kirche, aber ohne wahre Religiosität. Sie liebte viele und ausgesuchte Speisen, wenn nicht der Geiz sie an der Befriedigung dieser Begierde gehindert hätte. Aus

einem Stück Speck und einem Kohlhaupt machte sie sich ein Gericht, an dem sie mehrere Tage aß."

„Eine ähnliche Untersuchung wurde mit den unserer Gesellschaft zugesendeten Schädeln von Henry und seiner Frau, die einen Mord begangen hatten, angestellt, und einer unserer Kollegen, Hr. Dumoutier, hat ein eben so genaues Urtheil gefällt, wie das vorhin angeführte von Hrn. Leroy. Er hat, ohne im mindesten zu schwanken, bei Vergleichung beider Schädel den Ausspruch gethan, daß das Weib des Henry weit mehr Verstand, Schlauheit und Festigkeit des Willens besessen, und ihren Mann beherrscht und geleitet haben müsse. Die nach der Untersuchung abgelesene Notiz bestätigte das Urtheil vollkommen.

„Neben diese Fälle, wo wir vom Unbekannten zum Bekannten fortgingen, und das schon gebildete phrenologische Urtheil erst hinten nach durch Zusammenhalten desselben mit den Handlungen bestätigten, stellen wir solche Fälle, wo uns die Handlungen eines Menschen zum Voraus bekannt sind, und nun dieselbe durch die phrenologische Untersuchung erklärt werden sollen. Der gelehrte Präsident unserer Gesellschaft, Hr. Fossati, hat diesen Gang der Untersuchung vor unsern Augen an dem Kopf des berühmten Bellini eingeschlagen. Die an seinem Schädel sehr bemerkbare Entwicklung des Wohlwollens gibt den Werken dieses großen Künstlers den rührenden Ausdruck, der eigentlich ihr Hauptstempel ist; das wenig entwickelte Organ des Muths stimmt zusammen mit der nachlässigen und weichlichen Grazie, die sein Talent bezeichnet. Die Organe für Zeit und Zusammenfügung, sind gleichfalls schwach bei Bellini, und sind Ursache, daß der Rhythmus überhaupt die schwächste Seite an seinen Werken ist, und in seinen Melodien nichts Anhaltendes, keine Dauer ist. Bellini spielt auf dem Fortepiano nicht gut, nicht einmal seine eigene Kompositionen. Dagegen sind die Organe der Zeit und der Zusammenfügung sehr stark entwickelt bei Paër und bei Rossini. Die Vergleichung der Köpfe von Paganini und Bellini hat unserem Kollegen Anlaß zu einem interessanten Parallelismus gegeben.

„Der Abdruck des Schädels eines Neuseeländers, hat Hrn. Dumoutier Gelegenheit zu tiefern Untersuchungen über die verschiedene Organisation des Hirns bei den verschiedenen Menschenracen gegeben.

„Die Köpfe von Lacenaire, Avril, wurden gleichfalls von uns untersucht. Auch hier war die körperliche Organisation übereinstimmend mit den Richtungen, welche diese Menschen in ihrem Leben beherrschten; aber ohne daß wir diese Uebereinstimmung so bis ins Kleinliche verfolgt hätten, wie man es uns nachsagt. Fieschi war durch seine physische Organisation hartnäckig, eitel, starker Leidenschaften fähig. Lacenaire hat eine reiche Organisation, sein Schädel zeigt uns, was eine falsche Erziehung aus einem energischen Charakter machen kann."

Kunst und Alterthümer in Frankreich.

1. Das Hotel de Cluny in Paris.

(Fortsetzung.)

Wir betraten zuerst die schön erhaltene Kapelle, welche, so wie das meiste von dem, was sie enthält, aus dem Zeitraume von 1490 bis 1510 herrührt. Chorhemdenladen, Altartische, Chorpulte, Bet- und Beichtstühle, Alles was zum Kirchendienste gehört, trägt das Gepräge jener Zeit, das auch in der reichen Arbeit der Kreuzgewölbe und in dem auf dem Karnieß fortlaufenden, mit kleinen Figuren untermischten Gewinde von Weinlaub, Trauben und andern Früchten deutlich hervortritt. Ein schöner Schild, der wie mehrere andere Stücke die vereinten Wappen von Frankreich und Bretagne (Lilien und Hermelin) trägt; ein großes Altarblatt hinter dem Altartische, seitwärts vom Allerheiligsten, aus der Abtei Eberboen bei Hasselt; die schöne Glasmalerei der Fenster; die mannichfaltigen und verschiedenartigen Waffen fesseln die Aufmerksamkeit des Beschauers zunächst. Die vergoldeten Gruppen und Figuren, welche auf den Gesimsen stehen und die zwölf Traghimmel von den mit Goldleder besetzten untern Feldern trennen, sind vom J. 1587; sie stellen das Leben, die Kreuzigung, den Tod und die Auferstehung Christi vor, und machten einst einen Theil des herrlichen Altarblattes aus, das bruchstückweise aus der berühmten Abtei St. Riquier bei Abbeville hieher gekommen ist. Einige Figuren und mehrere Laden von Elfenbein oder Kupfer sind aus dem 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert, ein schönes Crucifix aus dem zwölften. Daneben stehen Hostiengefäße, Schüsseln, Kelche von Schmelzwerk mit Kupfer durchzogen, und mit erhaben gearbeitetem Grund, sämmtlich byzantinische, bis jetzt noch nicht nachgeahmte Werke, einige derselben vom J. 1209. Mehrere kupferne Bischofsstäbe aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, Kästchen mit zierlichen Abtheilungen von Elfenbein, Knochen ɪc., auf denen Thaten aus den Kreuzzügen oder aus Ritterromanen eingearbeitet, oder die mit Mosaik oder mit gefärbtem Elfenbein belegt sind, erkennt man für Kunstwerke von Palästina aus dem 13ten Jahrhundert. Eine Monstranz von vergoldetem Kupfer ist vom Jahre 1304. Ein elfenbeinerner Bischofsstab, an welchem die Arbeit der darauf bossirten Figuren Bewunderung verdient, ist darum merkwürdig, weil ihn Ludwig XI nach der Vereinigung Burgunds mit Frankreich dem damaligen Bischof von Dijon geschenkt hatte, der ihm zurück schrieb: „ich nehme ihn an, aber ich empfange ihn nur von Gott." Einige Diptiken und Triptiken von verschiedener Größe und aus verschiedenen Zeiten sind artige Künsteleien; die kleinste derselben von Cederholz enthält in zwei eiförmigen, etwa 15 Linien im Durchmesser haltenden Medaillons mehr als achtzig Figuren, Gegenstände aus der Leidensgeschichte. Zwölf länglich runde Emaillen von Limoges, von dem berühmten Leonard de Limoges im J. 1557 gemalt, beweisen, wie hoch dieser Zweig der Kunst damals bereits in Frankreich stand. Unter den in der Kapelle befindlichen Gemälden sind einige von Lucas Cranach, Hemmeling, Holbein, auch mehrere griechische Wachsgemälde. Die Glasmalerei der Fenster ist aus der Zeit von 1529—1535 und mit Ausnahme einer Scheibe, worauf die Kreuztragung dargestellt ist und die sich in der Kapelle vorfand, von Herrn von Sommerard aus dem Auslande erworben. Sehenswerth ist eine Anzahl von Gebetbüchlein, die auf Pergament abgedruckt und mit einer Menge von gestochenen Bildern geschmückt sind. Da die Zeitangabe nirgends fehlt, so läßt sich die Fortbildung

der Kupferstecherkunst zwischen 1488 und 1520 vortrefflich daran wahrnehmen. Mehrere religiöse Handschriften aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert, mit vielen Titelzeichnungen versehen, können als schätzbare Denkmäler der Schönschreibekunst jener Zeit betrachtet werden. Unter den auf dem Chorpulte liegenden Handschriften zeichnet sich eine von Paulus von Leon in groß Quart aus; sie soll der Königin Anna zum Geschenk gemacht worden seyn, und enthält nebst vielen Blumenzeichnungen der Anfangsbuchstaben, 275 Bildchen. Ein anderes, nicht minder reiches Gebetbüchlein war einst das Eigenthum Heinrich des Dritten und sein unzertrennlicher Gefährte, das er seit Entstehung seiner unvergänglichen Liebe zu Maria von Cleve mit unzähligen Thränen benetzt hat.

Das Zimmer Franz I, oder auch der weißen Königin*) enthält eine Menge Sachen, die diesem Könige oder seinen fünf unmittelbaren Nachfolgern zu eigenem Gebrauche gedient haben. Ein Schachspiel mit Figuren von Bergkrystall, dessen Bret aus Feldern von hellem und farbigem Hyalin zusammengesetzt ist, wurde Ludwig dem Heiligen von dem Assassinenfürsten — dem Alten vom Berge — zum Geschenk gemacht, und ist in Syrien verfertigt. Ein achtseitiges Kästchen, dessen Deckel äußerst sauber in Elfenbein gearbeitete Darstellungen in einigen zierlichen Abtheilungen enthält, ist aus dem 13ten Jahrhundert, und in Palästina gemacht. Ein großes Bettgestelle mit einem, von Karyatiden getragenen Himmel ist vollkommen im Geschmacke des 16ten Jahrhunderts, der ersten Zeit der Wiedergeburt der Künste, gearbeitet. Mars und Bellona wehren den Eintritt in dasselbe, und beweisen dadurch, daß es das Ruhelager eines ihnen werthen Kriegers war, und zwar eines Bourbons, wie man aus den Delphinen, die aus dem Schnörkelwerk neben dem Kopfkissen hervorragen, und aus den lilienbesäeten Herzogs- und Grafenkronen am Karnieß erkennt. Ein schlafendes Weib, die Geliebte eines der Guisen vorstellend, ist ein hübsches kleines Bildwerk von Goujon. Unter den Gemälden dieses Zimmers ist eines von Albrecht Dürer; in der Mitte Christus mit den heiligen Frauen, auf den beiden Flügelklappen einige Auftritte aus der Leidensgeschichte. Ein vom Schlosse Anet herstammendes Gemälde stellt mit großer Treue das Schlafzimmer einer vornehmen Dame von Franz I Hofe dar. Außerdem findet man auch einige deutsche Gemälde aus der Zeit der Erfindung der Oelmalerei, und ein Bildniß Karls V. Die Steigbügel und einer von den Sporen, deren sich Franz I in der Schlacht von Pavia bedient hat, verdienen einen Augenblick betrachtet zu werden. Die ersten sind von vergoldetem Messing, von Stahlstäben gestützt, auf den Seiten Salamander, die sich auf ihren zusammengerollten Schwänzen aufrichten und auf ihren Köpfen die französische Krone mit der Umschrift „nutrisco et extinguo" tragen. Der Sporn ist von Stahl, das Rädchen durch in einander geschlungene Lilien gebildet. Ein Schild von getriebener Arbeit, der in der Loire gefunden wurde, und ein Helm von ähnlicher Arbeit scheinen aus einer frühern Zeit herzurühren. Nächst aller Art von, mitunter sehr schönen, Waffen sieht man in diesem Zimmer Pulverhörner, von Stahl, Elfenbein, Hirschhorn mit getriebener oder eingegrabener Arbeit, in großer Menge. Ein Christuskind auf dem Schoße der Jungfrau, Basrelief von Elfenbein, ist ein schönes florentinisches Werk aus dem 15ten Jahrhundert; nicht weniger schön sind: ein Reliquienkästchen von Korallen, und ein Relief von Elfenbein — die Familie der Satyrn — das erste aus Spanien. Merkwürdig ist ein kleines Büchlein, nämlich das Horoskop Heinrichs II und der Gebieterin seines Herzens, mit einem kupfernen Einbande.

*) Bis zu Heinrich des dritten Zeit wurden die Wittwen der Könige „reines blanches" genannt.

(Schluß folgt.)

Das Departement des Landes.

Eine neue industrielle Bewegung in dem Handel mit harzigen Stoffen hat die Wichtigkeit der Gegenden, wo Fichten wachsen, und demnach, dem Journal des Landes zufolge, die Wichtigkeit dieses Departements gar sehr erhöht. Sonst wurde das Faß Harz zu 20 bis 22 Franken verkauft, ein Preis, den die Kosten des Transports und der Gewinnung des Harzes selbst größtentheils verschlangen; sonst sahen die Grundbesitzer ihre Waldungen vor Alter fast zu Grunde gehen, ohne daß sie Gelegenheit gehabt hätten durch Holzschlag Nutzen aus ihnen zu ziehen; sonst bezogen die Landeigenthümer jenes Departements, von einem wahren Ocean von Steppen umgeben, und außer aller Verbindung lebend, nur wenig Einkünfte von ihrem Harz und gar keine von ihrem Holz, waren genöthigt das für ihren Bedarf erforderliche Getreide anzubauen und eine große Menge Land unbenutzt liegen zu lassen, zur Weide des für Erzeugung des nöthigen Düngers unerläßlichen Viehes, und jetzt wird das Faß Harz mit 50 bis 80 Franken bezahlt, eine Menge neuer Hüttenwerke haben den Werth des Fichtenholzes gesteigert, und Dampfmaschinen verwandeln die Stämme in den Wäldern in Bretter, welche durch die Schifffahrt in die fernsten Länder verführt werden. Jetzt können nun auch diese Gegenden ihren Getreidebedarf aus solchen beziehen, die für diesen Anbau geeignet sind — kurz jenes sonst so arme Departement kann sehr reich werden, wenn die Bewohner auf den Getreidebau verzichten und sich nur mit der Kultur der Fichten beschäftigen. Die Natur hat diesen Gegenden neben jenem Ueberfluß an Holz auch einen Reichthum an Mineralien geschenkt, deren Ausbeute die Einkünfte des Landes vermehrt. Sonst brachte ein Hektar Fichtenwaldung 8 bis 10 Franken ein, jetzt wirft er wenigstens 30 bis 40 ab. Es ist zugleich auch der Plan zu Anlegung einer Eisenbahn gemacht worden, die Mont de Marsan mit Bordeaux, die Garonne, durch die Midouze, mit dem Adour verbinden und Mont de Marsan zum Mittelpunkt eines bedeutenden Handels machen würde.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Drei und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Im Hause des Oberbefehlshabers hatte ich Gelegenheit alle Offiziere höhern Grades kennen zu lernen, und fand es der Mühe werth ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Es gibt Engländer, die theils aus

Vorurtheil, theils aus Unwissenheit die französischen Offiziere für nichts weiter als gute Soldaten ohne alle wissenschaftliche Bildung halten. Dieses alberne Vorurtheil habe ich bei denen, die ich in der Regentschaft Algier kennen lernte, widerlegt gefunden, indem ich viele traf, die sich eifrig den Wissenschaften widmeten. Viele von ihnen beschäftigten sich mit dem Studium der arabischen Literatur und Geschichte, andere sind Botaniker und Zoologen, und das Zeichnen ist eine unter ihnen fast allgemein verbreitete Geschicklichkeit.

Vor einigen Tagen begleitete ich den General Trezel auf seine Aufforderung auf einem Ausfluge, den er an der Spitze seiner Brigade ins Innere des Landes unternahm. Wir bestanden keine des Erzählens werthen Abenteuer, und stießen, an Einer Stelle ausgenommen, auf keine Eingebornen. Auf Meilen weit, von Oran aus, ist die Gebirgskette, die von Süden nach dem Meere zu sich hinzieht, kahl und steinig, und die Ebene unbebaut. Goldwurz wächst in Menge auf ihr, und zwar so hoch, daß ich die Spitzen im Vorbeireiten erreichen konnte; hie und da fanden sich Stellen mit Tulpen und Ochsenzunge bedeckt. Einen Augenblick sahen wir eine weiße Gazelle, die sich aber rasch in den vielen Goldwurz verlor. Glücklicherweise erlaubte die militärische Eskorte nicht sie zu verfolgen. Der Widerhall der Militärmusik in dieser wilden Gegend brachte einen eigenen Eindruck hervor. Kein Zelt, kein Araber, kein Kamel, nichts war zu sehen; es schien, als sey jedes lebendes Wesen vor den Franzosen geflohen. Nur ein majestätischer Adler schwebte über den Truppen und schien sich an der Militärmusik zu ergötzen. Noch immer erinnere ich mich lebhaft des herrlichen Thieres, wie es bald himmelanwärts stieg, bald wieder pfeilschnell herabschoß, so daß seine Umrisse im Schatten auf dem sonnenbeschienenen Boden sichtbar wurden, und wie es dann abermals in elliptischen Kreisen sich drehend emporstieg, oder zuweilen vor uns herflog, den behaubten Kopf rückwärts nach uns gewendet, mit seinen glänzenden Augen uns anblickend. Ein Franzose unter Waffen, dachte ich bei mir selbst, kann wohl nicht leicht einen Adler über sich schweben sehen, ohne daß gewisse Erinnerungen in ihm wach würden, und so war es auch, denn alle Gesichter rings um mich hatten einen ernsten Ausdruck angenommen. Ich theilte meine Gedanken einem neben mir reitenden Offizier mit, der mir erwiderte: „Es ist hier der Ort nicht zu solchen Bemerkungen, aber sie haben vollkommen Recht.“ — Der Vorsicht des Offiziers zum Trotz wendete ich mich um, und sagte zu einem ältlichen Kavalleriesergenten: „Welch ein edler Vogel!“ — „Wohl wahr, antwortete er mit Nachdruck, der Adler ist mehr werth als der Hahn.“

Nach einem Wege von drei Stunden kamen wir zu einer großen Cisterne, aus der wir Wasser für uns und unsere Pferde schöpften, und uns eine halbe Stunde aufhielten, um zu frühstücken, wozu einige vorausgegangene Marketender Vorbereitungen getroffen hatten. Ein armer arabischer Knabe, der einige Kühe neben der Cisterne hütete, antwortete auf die Frage des Kapitäns Lagondie, Adjutanten des Generals Trezel, wo denn der Stamm hingekommen sey, der sich immer in dieser Gegend aufgehalten, daß Alle, ausgenommen die Leute von seines Vaters Zelt, in die Wüste gezogen seyen. Dieß war eine Lüge, denn man wußte, daß sie nur den Franzosen aus dem Wege gegangen waren. „Um so größere Schande für Euch Franzosen,“ sagte ich zu Lagondie.

Bei meiner Rückkehr nach Oran wurde ich noch an demselben Tage, und zwar nicht zum erstenmal, durch Beweise von der außerordentlichen Neigung zum Trunk überrascht, die unter den gemeinen französischen Soldaten herrschte. Ich konnte nicht umhin, in dieser Hinsicht gegen die mit mir speisenden Offiziere zu äußern, daß, so sehr ich auch die in der englischen Armee eingeführte Peitschenstrafe verabscheue, ich dennoch glaube, daß es den Trunkenbolden einen Dienst erweisen hieße, wenn man sie durch solche Mittel von ihrem Laster entwöhne. „Da irren Sie, mein Herr, erwiderte ein erfahrner Offizier, die Rückkehr zu einem solchen System wäre bei uns nicht mehr ausführbar. Ganz Frankreich würde sich dagegen empören, und niemand wagen es vorzuschlagen. Was die Trunkenheit betrifft, so können Sie versichert seyn, daß, wenn Frankreich Gefahr drohen sollte, die Soldaten dieses Laster selbst ablegen und es an ihren eigenen Kameraden bestrafen würden.“ Ich glaube, der Mann hatte Recht, wenn er versicherte, die Franzosen würden bei Annäherung einer gemeinsamen Gefahr nüchtern.

Unsere Nachbarschaft wird gelegentlich von einer noch höhern Person, als einem Adler, nämlich vom König der vierfüßigen Thiere selbst besucht. Ich habe nicht die Ehre gehabt Se. Majestät selbst zu sehen, wohl aber das gefahrlose Vergnügen genossen, seine Stimme von weitem zu hören, und zwar am gestrigen Abend, wo ich mich etwa bis auf eine Viertelmeile von den Mauern von Oran entfernt hatte. Mit ein Paar französischen Soldaten, die ich unterwegs traf, kam ich jedoch glücklich nach der Stadt zurück. Der Löwe, der mich in einigen Schrecken gesetzt hatte, wurde an demselben Abend von einigen Eingebornen gejagt und erlegt, denen er ein Kamel zerrissen hatte. Ich sah den königlichen Leichnam bei dem General Trezel, der ihn für 40 Franken an sich gebracht hatte. Er maß ohne den Schweif sieben englische Fuß. Alle anwesenden Naturkundigen stimmten in der Meinung überein, daß er höchstens drei Jahre alt seyn könne, da er sehr schlank und ohne Mähne war. Die Zunge ward an des Generals Tafel gespeist und schmeckte wie eine Rindszunge.

Der Schrecken, den dieses Thier allenthalben verbreitet hatte, stand mit seiner Jugend in seltsamem Kontrast; an dem Abend, wo er seine Stimme hatte hören lassen, und auch noch an den beiden folgenden, waren die Hyänen und Schakals, die ihr Geheul sonst regelmäßig ertönen ließen, ganz stumm.

Ich habe bereits meiner Bekanntschaft mit dem spanischen Geistlichen gedacht. Wir trafen uns am folgenden Morgen, und er entschuldigte sich, meinen Besuch nicht erwidert zu haben. „Ich war genöthigt, sagte er, bei der Hinrichtung eines Schakals zugegen zu seyn.“ — „Ich hoffe, entgegnete ich, Sie haben gute Jagd gemacht.“ — „Jagd? „Ich war da, um ihm die Tröstungen der Religion zu spenden.“ — „Wahrhaftig?“ — „Ja, ja, gewiß, und ich versichere Sie, er starb als ein bußfertiger Christ, obschon er ein sehr lockeres Leben geführt hatte.“ — „Das pflegen die Schakals nicht anders zu halten, sagte ich, was war denn aber sein Hauptvergehen?“ — „Er war dem Trunk ergeben, und da er einst in der Beinkleidertasche eines andern Schakals einige Franks entdeckte, so tödtete er ihn, um Branntwein zu kaufen.“ — „Was Teufel, fuhr ich auf, Schakals in Beinkleidern, die Branntwein trinken und als bußfertige Christen sterben! Wie soll ich das verstehen? Sie werden doch einem wilden Thier nicht die Tröstungen der Religion gespendet haben?“ — Hier brach der Geistliche in ein unmäßiges Gelächter aus und sagte endlich: „Wissen Sie denn nicht, daß die Soldaten von der leichten Infanterie Schakals genannt werden?“

Weil eben von Schakals die Rede ist, so muß ich Ihnen sagen, daß ich ein ganz junges Thier dieser Art von einem Araber gekauft habe. Es leckte meine Hand ab, als ob es Schutz bei mir suche, und so war denn die Berührung seiner Zunge eine beredte Aufforderung für mich. Es ist ein munteres Thier, mit gelbem Pelz, einem ziemlich großen Schweif und leuchtenden, muthwilligen, blauen Augen. Es macht mir vielen Spaß, und ich habe doch mindestens die Beruhigung, daß es — seine Fehler mögen übrigens seyn, welche sie wollen — wenigstens keinen Branntwein trinken wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1836.

Ueber die Zigeuner und ihre Sprache.

(Vom Professor Dr. Fedor Possart.)

Die Physiognomie der Zigeuner ist mitunter höchst ausdrucksvoll, auf ihrer Stirn dagegen, von langen, glänzend schwarzen Haaren umwallt, ist tiefe Melancholie zu lesen; düster blickt das schwarze Auge unter den dunkeln Wimpern hervor und die ganze Schwere des traurigen Geschickes dieses ausgestoßenen Volkes scheint auf seinem Gemüthe zu lasten. Mit Einem Worte, das Volk hat etwas Leidendes, und dennoch drückt das Auge der Männer oft einen kecken Unternehmungsgeist aus. Von Natur hat der Zigeuner treffliche Anlagen, zu Allem hat er Talent, in Ungarn sind noch jetzt die Zigeuner die trefflichsten Musikanten, sie wissen alle Instrumente mit einer großen Fertigkeit zu behandeln, und geben wirklich recht phantasiereiche Komponisten ab, wenn sie auch selten eine Note kennen. Vorzüglich geschickt sind sie im Schmiedehandwerk, und die Bergwerke in Siebenbürgen werden noch jetzt vorzugsweise von diesem Volke bearbeitet. Zigeuner waren es, welche in Ungarn und Siebenbürgen Kanonenkugeln, die ersten Schießgewehre, und anderes Kriegsgeräthe verfertigten, Zigeuner sind es, welche die Toilette der walachischen Weiber mit Halsketten, Ohrgehängen, Ringen und andern Geschmeiden aus Zinn oder versilbertem Messingblech versehen, und doch blickt der stolze und dumme Walach mit tiefer Verachtung auf jene Unglücklichen herab!

Im Sommer hausen die Zigeuner gewöhnlich in den Wäldern, im Winter vereinzeln sie sich in den Dörfern, und finden sie dort kein Obdach, so sind sie glücklich, wenn sie nur von Ort zu Ort ziehen, ungebahnte Wege und düstere Gebirgsschluchten aufsuchen können. Zum Ackerbau hat der Zigeuner, da er ein herumziehendes Leben gewohnt ist, durchaus keine Neigung, doch hat Fürst Milosch von Serbien versucht, sie an den Ackerbau zu gewöhnen; der erste Versuch ist in Poscharewatz und einigen andern Orten bereits gemacht, und gut gelungen; sie leben dort glücklich, essen das Brod des von ihnen angebauten Kukurutz und werden gewiß noch mehr civilisirt werden, wenn man sie nur menschlich behandelt. Gewöhnlich wirft man den Zigeunern Hang zur Dieberei vor, und wohl nicht ganz mit Unrecht, doch habe ich unter denen, welche man civilisirt hatte, recht fleißige und ordentliche gefunden.

Merkwürdig ist die Sprache der Zigeuner, die auf ein hohes Alter hinweist und ich bin fest überzeugt, daß sie eine indische ist, und aus der Gegend in der Nähe von Persien herstammt. Alle Infinitive der Zeitwörter endigen auf en und lassen ihre Wurzel leicht erkennen, z. B. keraben, machen, sanskrit kri, pers. kjerden; vergl. das lateinische creare; meraben, sterben, sanskrit mri, pers. murdon, slavisch smerti, mit vorgesetztem s; daben, geben, sanskrit da, pers. daden, slavisch dati, hier liegt da als Stamm zu Grunde; pien, trinken, sanskrit pi, griech. πίνω, slavisch piti. Hülfszeitwörter oder vielmehr Grundverba hat der Zigeuner zwei me hom, ich bin und waben, werden, kommen. Die Zeiten des Verbi sind mangelhaft, der größere Theil der Verba hat nur einsylbige Imperative, z. B. pen, rede, sob, schlafe, de, gib; dagegen sagt man choche, lüge, durke, sage wahr u. s. w. Das Präsens wird durch Anfügung des Präsens von waben von dem Imperativ jedes Wortes gebildet. Das Futurum muß, sobald man undeutlich werden kann, durch Zusätze bezeichnet werden, das eigentliche Futurum fehlt ganz. Das Präteritum bildet man durch Verbindung des Imperativs mit me hom, ich bin, indem man aber h in d verwandelt, z. B. me pen dom. Doch es würde zu weit führen, wenn ich hier in das Grammatische der Zigeuner-Sprache weiter einginge, daher ich nur noch Einiges über den Geist derselben bemerke.

Im Ganzen ist die Sprache äußerst wortarm, Ausdrücke für abstrakte Gegenstände, mangeln ihr fast ganz. Die Wörter die dem Zigeuner fehlen, ersetzt er durch fremde; ist er z. B. in Ungarn, so gebraucht er ungarische Wörter, ist er in Serbien, so gebraucht er serbische. Die Deklination der Hauptwörter ist höchst merkwürdig. Für den Nominativ und Accusativ hat der Zigeuner besondere Formen, andere Verhältnisse werden durch Postpositionen ausgedrückt, z. B. kola pirende, dem Fuße, kola pirender, des Fußes oder von dem Fuße, kola pireha, mit dem Fuße. Jahreszeiten kennt der Zigeuner nur zwei, wind, Winter, und nieli, Sommer, wahrscheinlich, weil es im Süden eigentlich nur zwei gibt. Die Tage der Woche werden

nicht unterschieden, nur der Sonntag hat eine Benennung gurke, welches Wort auch Woche bedeutet; deisale, heißt: Morgen, ratli, Nacht; für Abend gibt es kein Wort. Es ist schönes Wetter, wird durch hi schukker dives ausgedrückt, wörtlich: es ist schöner Tag; gane dele sig prischido, es wird bald regnen; wörtlich: jetzt regnet es bald. An Thiernamen ist die Sprache sehr arm, deßgleichen an Ausdrücken um Handwerker zu bezeichnen; grai, heißt: Pferd, baraga esheri, Esel, wörtlich: langohriges Thier, womit zu vergleichen das persische diräs kusch, Langohr; gurmni, Kuh, bakero, Schaf, murge, Katze, dschukkel, Hund, schosehoi, Hase, renade, Fuchs, franz. renard; beveritza, Eichhörnchen, ist slavisch, stachlingero, Igel, tschirklo, Vogel, baschno, Hahn, dachni, Henne, bapi, Gans, matscho, Fisch (ist indischen Ursprungs), sap, Schlange, giri, Ameise, dschombe, Frosch, dschub, Laus u. s. w. Die Namen der Handwerker endigen sich meistens auf kero oder gero, z. B. maseskero, Metzger (von mas Fleisch), mareskero, Bäcker, kirchingero, Schuhmacher, suwiäkero, Schneider, sasteingero, Schmied (von saster, Eisen, welches Wort auch Eis bedeutet), matschingero, Fischer, stadingero, Hutmacher, jaringero, Mützenmacher, schelengero, Seiler, finetringero, Glaser, gambaingero, Uhrmacher, bakringero, Schäfer. Devel, Gott, hängt mit dem persischen dew zusammen, manusch, Mensch, sanskrit manuschla; molibo, Blei, neugriech. μολύβι; repani, Rübe, neugriech. ῥεπάνι, slavisch repa; schero, Haupt, hebr. schir; dant, Zahn, sanskrit danta; goni, Ellbogen, hängt vielleicht mit dem sanskrit. gaau, Knie zusammen; mass, Fleisch, slavisch meso, jak, Auge, slavisch oko; pien, trinken, wird wie das neugriechische πίνω auch in der Bedeutung rauchen gebraucht, z. B. pien tuuli, Tabak rauchen. Bach, Fluß, Strom, See, Meer, benennt der Zigeuner mit bäni, Wasser. Von den Zahlen bemerken wir: jek, eins, pers. jek; dui, zwei, pers. du; stahr, vier, pers. dschebar, bansch, fünf, pers. pendsch, esta, sieben, pers. heft, ochdo, acht, lateinisch und griechisch octo, ennia, neun, griech. ἐννέα. Aus diesen wenigen Worten wird man ersehen, wie alt die Sprache der Zigeuner seyn muß. Ueber die Grammatik denken wir an einem andern Orte noch zu sprechen.

Kunst und Alterthümer in Frankreich.

1. Das Hotel de Cluny in Paris.

(Schluß.)

Gegenüber dem Wappenschilde des Königs, über welchem die französische Krone steht, ist eine Art Thierkreis, aus 24 kleinen sphärischen Schaumünzen bestehend, auf denen man Buchstaben und Zahlen sieht, die vermuthlich den 24 größern den Hauptwappenschild umgebenden entsprechen, um im Augenblicke der Geburt die Stellung gewisser Gestirne, denen man mächtigen Einfluß auf Leben und Tod des Neugebornen zuschrieb, zu bestimmen. Auf der Rückseite ist der Schild mit Kettenzügen von Halbmonden umgeben, durch welche die Bewegung der andern Planeten, in ihrem Verhältnisse mit dem Aufgang des Mondes geleitet wird. Gewiß ist diese doppelte Nativitätsstellung ein einziges Werk in seiner Art.

In dem an Franz des Ersten Zimmer stoßenden Salon ist beinahe das sämmtliche Hausgeräthe von Ebenholz, und stammt bis auf einen ältern großen Schreibtisch von spanischer Arbeit aus der Zeit der Wiedergeburt der Kunst. Unter den Bild- und Spiegelrahmen sind einige aus der neuern Zeit. Eine Gruppe von Elfenbein, „die Tugend das Laster züchtigend,“ ist eine schöne Arbeit von Johann von Bologna. Zwei Knöpfe von einem römischen Senatorensessel, eine bekränzte von kleinen Figuren umgebene Bacchantin und einige Löwenköpfe von Bergkrystall sind römische oder griechische Kunsterzeugnisse. Eine kleine Gruppe, den Wiederstreit der beiden Naturen darstellend, eine jugendliche Schönheit, zu deren Füßen ein Unhold liegt, ist eine vortreffliche Arbeit in Buchsbaumholz, und soll von Albrecht Dürer, nach einigen von Vischer seyn. Bewundernswürdig wegen der Geschmeidigkeit der Formen und des schönen Fleisches sind einige Kinderfiguren von Elfenbein, von Duquesnoi, genannt Franz der Flamänder.

Die in der Galerie, einem langen Vorsaale, stehenden Mobilien sind ebenfalls meist aus der Zeit der Wiedergeburt. Eine Lade mit gewölbtem Deckel, eine Marmorgruppe, „die Vorstellung im Tempel,“ und drei vierseitige Cippen, von denen die eine verschiedene Episoden aus der Belagerung von Troja in buntem Relief darstellt, sind gelungene Werke aus dem Anfange des 16ten Jahrhundert. Eine Gruppe, auf der zweiten Cippe stehend, ist aus Holz geschnitzt, „eine Königin theilt auf dem Sterbebette ihrem Sohne ihren letzten Willen mit,“ und scheint der spanischen Schule unter Karl V anzugehören. Der Ausdruck des tiefen Nachdenkens und der Betrachtung spricht sich auf den Gesichtern der umstehenden Aerzte und Räthe unvergleichlich aus. Auf der dritten Cippe steht ein Schränkchen mit Flügelthüren, das aus der Uebergangszeit herrührt, wie man aus den gothischen Bogen und den auf den Thürfeldern angebrachten Arabesken erkennt. Einige Kästchen und Laden, von denen die eine mit Schilden und Wappen aus der Zeit des Einfalls der Engländer unter Karl VII geziert ist; ein Christus an der Säule von Sebastian del Piombo, eine vortreffliche Arbeit in Birnbaumholz, mehrere Basreliefs in Marmor, Alabaster und Holz sind aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts. Unter den in diesem Zimmer befindlichen Gemälden ist ein „St. Petrus in Banden“ *) von Van Eick, genannt Johann von Brügge. Es ist vielleicht eines der ersten Oelgemälde, und stellt ein unter Tiberius vorgegangenes Ereigniß vor. Tracht und Gebräuche des Zeitalters Karls VI sind treu dargestellt. An dem Gürtel des Kerkermeisters des Apostels hängt eine Tasche, aus der man den Gebrauch der Stahlbeschläge ersieht, so wie man sich auch überzeugt, daß durch die Länge der Schuhschnäbel (poulaine) die Rangverschiedenheit ausgedrückt wurde. Während der Schnabelschuh eines gewöhnlichen Ritters 18 Zoll betrug, hatte der eines Barons 2 Fuß, und der eines Prinzen 30 Zoll Länge.

*) S. Pierre-ès-liens ou Souliers à la Poulaine.

Die Hintergalerie ist ein kleines Zimmer, durch welches man von der Galerie nach dem Zimmer der Thermen gelangt. Von den in ihr befindlichen Kunstsachen verdient ein wohlerhaltenes Gemälde von Lucas von Leyden „die Verkündigung“ genauer betrachtet zu werden, weil es die Mannichfaltigkeit der Trachten eben so treu darstellt, als alles Einzelne, in so ferne es sich auf die Lebenszeit des Meisters bezieht.

Das Zimmer der Thermen stand früher durch ein Kabinet in unmittelbarer Verbindung mit dem großen Saale des Thermenpalasts; es enthält gleichfalls mehrere sehr schätzbare Kunstwerke. Die mit schönen Arabesken geschmückte Thüre stammt von Poitiers. Die ausgezeichnetsten Kunstsachen dieses Zimmers sind etwa folgende.

Ein Medaillon, auf welchem „die Begrüßung des Engels,“ welcher Faunen, Satyrn und mehrere Götter beiwohnen, dargestellt ist. Ein großer Schrank von Ebenholz, mit Flügelthüren und geschmücktem Tabernakel. Ein überaus hübsch gearbeiteter Schenktisch aus der florentinischen Schule, und ein anderer mit Burgunder Bildarbeit. Eine Entführung, die Enthauptung St. Johannis, beides schöne Holzarbeiten im Style Albrecht Dürers. Die Kreuztragung, ein schön erfundenes Basrelief; zwei kleine marmorne Bildsäulen, „die Jungfrau und der Vogel.“

Alle Gemächer, deren bis jetzt gedacht wurde, befinden sich in dem Theile des Hotels, auf welchem der eigentliche Palast der Cäsarn stand; der übrige westliche Theil des Gebäudes ist auf dem Grunde und auf den Trümmern des Palastes der Thermen erbaut. Die oben erwähnte Mauer von unzerstörbarer Härte, welche die Wand der Galerie von dem Salon bis bis zu dem Hinterkabinet bildet und an den großen Saal des Thermenpalastes stößt, dann aber zwischen der Treppe des Haupteingangs und dem Speisesaale bis an die Rue des Mathurins fortläuft, ist unbedingt ein Werk der Römer. Der Speisesaal, den wir nunmehr betreten, gehört also dem Palaste der Thermen an. Beim Eintritte in denselben versetzt man sich in die Zeit der Reformation, und glaubt einem bürgerlichen Feste, zu welchem alle Vorbereitungen getroffen zu seyn scheinen, beiwohnen zu sollen. Ein runder Tisch mit einem Tuche von Cretonneleinwand gedeckt, steht in der Mitte; auf ihm sieht man eine Anzahl vollständiger Gedecke, Teller von Fayence oder Töpferarbeit jener Zeit, und Messer, Gabeln und Löffeln von mannichfaltiger Form und zum Theil sehr zierlicher Arbeit; daneben Trinkgeschirre und Tischgeräthe aller Art. Zur Seite stehen flamändische Anrichter und Schenktische, welche allerhand Becher, Pokale und Schüsseln, einige derselben aus den berühmtesten Werkstätten des 15ten und 16ten Jahrhunderts, aus Limoges, Montpellier, Faenza ꝛc. enthalten. Die meisten Gegenstände in diesem Zimmer sind Erzeugnisse deutscher Kunst; auf den Glasmalereien der Fenster und auf den meisten Trinkgeschirren stehen deutsche Trink- und Sittensprüche.

Das letzte der Zimmer, in denen Herr v. Sommérard seine schöne Sammlung aufgestellt hat, ist das Heinrichs IV: es ist reich an vielerlei Gegenständen aus der Zeit dieses Königs, und enthält unter andern sein Bildniß von Abraham Boos.

Tlalpujahua und seine Bewohner.

(Aus Burkardts Werke.)

In einer schönen Gebirgsgegend, am Fuße des Cerro del Gallo, ist der Bergwerksort Tlalpujahua erbaut. Bei der Wahl seiner Lage scheint man mehr die nahe gelegenen Bergwerke, als die Bequemlichkeit seiner Bewohner berücksichtigt zu haben, denn der Bergabhang, auf welchem der Ort liegt, ist sehr abschüssig, und die Straßen haben ein sehr bedeutendes Ansteigen gegen den Berg hin. Die Gebäude liegen fast amphitheatralisch über einander, so daß häufig der Eingang des einen Hauses in einer Ebene mit dem Dache des niedriger gelegenen sich befindet.

Die nähere Umgebung von Tlalpujahua ist sehr bevölkert; eine große Zahl kleiner Ortschaften liegen in seiner Nähe, deren Bewohner früher bei dem Bergbau reichlichen Verdienst fanden, jetzt aber auf die Arbeiten des Ackerbaues angewiesen sind. Die Bevölkerung von Tlalpujahua beträgt, diese Ortschaften mit eingerechnet, gegen 12,000 Seelen. Die Gebirge der Umgegend sind mit reichen Laub- und Nadelholzwaldungen bedeckt. Das Klima ist gesund; wärmer, aber weniger feucht und veränderlich als jenes von Chico oder Real del Monte. In den tiefer gelegenen Thälern werden Mais, Gerste, Weizen, Bohnen, spanischer Pfeffer, Zwiebeln, Kürbisse und mehrere andere Küchengewächse gezogen. Mais ist das Hauptprodukt des Ackerbaues; seine größte Anwendung findet er zu Fütterung der Pferde, Maulthiere, Esel u. s. w., auch bildet er ein Hauptnahrungsmittel der ärmern Klasse. An Obst ist die Umgegend von Tlalpujahua arm, und nur die Gärten weniger benachbarter Meiereien bieten einige mittelmäßige Früchte dar.

Durch seine hohe Lage über dem Meere wird die Atmosphäre von Tlalpujahua stets durch sanfte Winde bewegt und gereinigt, wodurch sich der Ort den größten Theil des Jahres hindurch eines heitern Himmels erfreut.

Eine große Anzahl von Eingebornen (Indianern) bewohnt die Gegend von Tlalpujahua, doch nur selten den Ort selbst. Hier fanden wir einige Spanier, die Mehrzahl der Bewohner bestand indessen aus Abkömmlingen von Indianern und Spaniern (Mestizen), welche sich aber gewöhnlich den Namen von Kreolen beilegen.

Die Hautfarbe der Mestizen ist gewöhnlich gelb. Häufig kommen gemischte Ehen zwischen Mestizen und Spaniern vor; die Ehen zwischen Mestizen und Indianern sind jetzt sehr selten. Die Hautfarbe der aus jenen Ehen gezeugten Kinder nähert sich immer mehr dem Weißen, so daß man bei vielen Mestizen nicht mehr zu unterscheiden vermag, ob sie wirkliche Mestizen oder Kreolen sind. Obgleich jetzt unter der freien republikanischen Verfassung alle eingebornen Mexicaner ohne Unterschied der Abkunft ganz gleiche bürgerliche Rechte haben, so ist die reine weiße Hautfarbe doch stets am liebsten gesehen. Den Müttern kann man daher keine größere Freude machen, als wenn man die weiße Hautfarbe ihrer Kinder lobt.

Die Mestizen zweiter oder dritter Abkunft dürfen im Allgemeinen für einen schönen Menschenschlag gelten. Ihre Hautfarbe, wenn auch nicht ganz weiß, ist doch nicht auffallend braun, sondern nur etwas dunkel, wie man sie im südlichen Europa häufig sieht. Dabei ist das Haar gewöhnlich schwarz, eben so das Auge, von starken Augenbraunen beschattet, der Blick lebhaft, feurig, so wie ihr ganzes Wesen. Sie sind stark gebaut und gut gewachsen, von mittlerer Statur.

Tlalpujahua hat ziemlich weite, gerade, unter rechten Winkeln sich schneidende Straßen und drei öffentliche Pläze. Unter den Häusern befinden sich mehrere bedeutende Gebäude. Die Wohnungen sind in Mexico im Allgemeinen für ein warmes Klima berechnet, obwohl die große Höhe mancher Orte über dem Meere es angenehm machen würde, wenn sie mehr Schuz gegen die Kälte darböten. Sehr häufig wird in Stein gebaut, und alle größern Gebäude sind von dieser Art; die kleinern Wohnungen, besonders auf dem Lande, werden aus Lehmziegeln gefertigt. Da man keine Keller baut, so wird das Fundament selten sehr tief gegraben. Die Wohnung der ärmern Klasse Mexico's enthält selten mehr als eine Wohnstube, gewöhnlich mit dem Namen Sala belegt, eine Schlafstube und eine Küche. Die Thüre der Sala ist gewöhnlich der Haupteingang des Hauses, und führt daher unmittelbar auf die Straße; selten hat eine solche Sala mehr als eine Fensteröffnung, ohne Glasscheiben, nur durch einen Laden verschlossen; dieser wird selten geöffnet, gewöhnlich läßt man das nöthige Licht zur Thüre hereinfallen. Aus der Sala führt eine in einer Ecke angebrachte Thüre nach dem Schlafzimmer und wo möglich eine ihr diagonalstehende nach der Küche.

Die Häuser der reichern Mexicaner sind in einem ganz geschlossenen Viereck erbaut, wo dann der innere Raum, zu dem man durch das Hauptthor gelangt, als Hofraum oder als Blumengärtchen benuzt ist. Dieser innere Raum ist gewöhnlich auf einer oder auf mehrern Seiten des Hauses mit einem breiten, mit dem Hause unter einem und demselben Dache stehenden Seitengange (Corredor) versehen, von welchem aus mehrere Thüren und Fenster nach den verschiedenen Gemächern des Hauses gehen. Die Zimmer eines solchen Hauses bestehen gewöhnlich in einem ziemlich großen Saale, einem Speisezimmer, mehrern Schlafstuben, Küche, Gesindezimmer u. s. w. Ist das Haus zweistöckig, so wird das Erdgeschoß nur selten von dem Eigenthümer bewohnt, sondern zum Waarenlager, Komptoir, Sattelkammer u. s. w. benuzt, auch wohl mit besondern Thüren auf der Straßenseite versehen, von dem Hof und obern Haus ganz abgeschlossen und an ärmere Familien vermiethet. Die Zimmerdecke ist selbst in den besten Häusern nicht bekleidet; gewöhnlich zeigen sich die nur wenig bearbeiteten Balken dem Auge ohne alle Verzierung, selten sind sie bemalt und noch seltener mit bemalter Leinwand überzogen. Der Boden ist gewöhnlich in den Zimmern mit viereckigen Ziegeln ausgelegt. Die Wände der Zimmer sind in der Regel weiß getüncht. In dem Saale fehlt selten ein großes Bild der heiligen Jungfrau oder des Heilands am Kreuze; einige andere Heiligenbilder und Wandleuchter, gewöhnlich von Blech, vollenden die Verzierung der Wände, und dienen nur dazu, um die Nacktheit eines solchen Saales noch mehr hervorzuheben. Spiegel und Vorhänge fehlen ganz.

An dem einen Ende des Saales, gewöhnlich unter dem Marien- oder Christusbilde, ist der Fußboden in der ganzen Breite des Saales mit einem drei Ellen breiten altmodischen Fußteppiche belegt. Auf dieser Seite stehen in beiden Ecken ganz kleine bunt gemalte Ecktische, mit einem Heiligenbilde aus Wachs und andern Verzierungen. Strohbänke, oder hölzerne Bänke mit Kissen belegt, kaum 14 Zoll hoch, von einem Ecktische zum andern reichend, befinden sich auf dem Teppiche. Mit ähnlichen Bänken ist noch ein Drittel der übrigen Wände, der Rest aber mit dicht an einander stehenden Stühlen ausgefüllt. Erhält man Besuch, so werden die Stühle nicht vorgerückt und den Gästen angeboten, sondern einige derselben nehmen auf den auf den Teppichen stehenden Bänken neben den Frauen des Hauses Platz, die übrigen Besuchenden aber sezen sich an den Wänden herum, wo es ihnen gefällt.

Das Speisezimmer ist gewöhnlich der Küche so nahe wie möglich, und zeichnet sich häufig durch Mangel an hinreichendem Licht aus. Die Schlafstuben sind eben so einfach ausgestattet, wie die übrigen Zimmer. Das Bett, ein paar Stühle, ein Tisch und ein auf hölzernen Böcken stehender Koffer sind Alles, was man hier findet. Die Bettstelle gleicht einer Soldatenpritsche, auf ihr liegt eine große dicke Matraze von Schafwolle nebst Betttüchern und baumwollener Decke. Dieser Zuschnitt des Ganzen hat sich freilich in der Hauptstadt schon sehr verändert.

Vermischte Nachrichten.

Herr Dussumier von Bordeaux, der seit zehn Jahren die Menagerie des Museums für Naturgeschichte in Paris mit mehrern Thieren bereichert hat, die er auf seinen Reisen nach den Molukken, in Indien und im Kap sich verschafft hatte, hat jener Anstalt abermals die nachstehenden seltenen Thiere zum Geschenk gemacht: 1) Eine Löwin von den östlichen Ufern des Indus, ein um so schäzbareres Thier, als man noch nicht weiß, ob die Löwen aus dem mittägigen Asien zu derselben Art gehören als die afrikanischen; 2) eine große, dem Panther durch ihre schwarzen Flecken auf dem gelblichen Fell sich nähernde Kazenart, welche Herr Dussumier für die Unze Buffons hält; seit dem berühmten Naturforscher ist die Unze nicht wieder zum Vorschein gekommen, und die Existenz derselben erscheint mehrern Naturkundigen als unerwiesen; 3) einen Eber von der Küste von Malabar, von dem europäischen verschieden; 4) eine männliche Antilope mit vier Hörnern und drei Weibchen, eine fast gänzlich unbekannte und in Europa lebend noch nicht gesehene Art; 5) eine Antilope vom Kap, von den Holländern Duikenbock (tauchende Ziege) genannt, wegen der Art, wie sie zu springen pflegt, und die in Europa bisher nur ausgestopft gesehen worden war; 6) einen männlichen und einen weiblichen Muntschack, eine merkwürdige Hirschart, mit Hauern versehen, wie die Bisamhirsche; einen männlichen Schweinshirsch nebst einem weiblichen; sehr seltene Thiere, von denen Herr Dussumier im vergangenen Jahre schon drei Exemplare lieferte, die sich vermehrt haben; 8) zwei Arten Makaks; 9) zwei Arten Ichneumons und 10) zwei Schafarten, die eine von Kutsch, die andere von Bombay.

Alle diese Thiere haben nicht nur den Beschwerden einer langen Seereise getrozt, was bei wilden Thieren so selten der Fall ist, sondern auch die Stürme glücklich überstanden, von denen das Schiff mehrere Mal bedroht war.

Herr Dussumier hat mehrere Reisen auf einem nach seiner Angabe gebauten Schiff gemacht, dem er den bezeichnenden Namen Buffon gegeben hat. Dieses Schiff hat ausgedient, weßhalb er zu einer abermaligen Reise nach Indien ein neues mit Lunetten hat bauen lassen, in denen er Gewächshäuser anbringen läßt, um tropische Pflanzen mitzubringen. Dieses Schiff wird Georg Cuvier genannt werden.

Der merkwürdigste Erdäpfelstängel, den man noch gesehen, wächst am Eingang von Lord Lismore's schönem Landsiz, Shanbally Castle, unweit Clogheen. Er mißt bereits 8 Fuß in der Höhe, und die an demselben hängenden zahllosen Erdäpfel, worunter viele von ungewöhnlicher Größe, liegen in keiner Furche, sondern auf dem harten Boden, und sind nur mit Erde bedeckt. Der Mann, der diese Riesenpflanze pflegt, glaubt, daß sie bis Michaeli, wo er die Erdäpfel erst einzusammeln gedenkt, das Doppelte ihrer jezigen Höhe erreicht haben werde.

Ein Tuchhändler zu Stow on the Wold in England besizt ein von ihm selbst aufgezogenes Kaninchen, welches größer seyn dürfte, als in England noch je eins gesehen wurde. Obschon erst 13 Monate alt, wiegt es doch schon mehr als 19 Pfund. Der Eigenthümer glaubt, daß es an Fette und Gewicht noch immer mehr zunehmen werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September.)

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Oktober 1836.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Aus Latrobe's Rambler in Mexiko.)

Die zu unserm Aufenthalt in Merxiko bestimmte Zeit ging so schnell zu Ende, daß wir, um auch nur noch etwas von den Umgebungen zu sehen, schon im Anfang Aprils uns zu einem Ausflug entschließen mußten. Am 8ten d. M. rollte demgemäß zum besondern Dienst und Trost der Invaliden unsrer Gesellschaft eine mächtige merikanische Karosse, die auf ihrem Gerüste gewaltig hin und her schwankte, von zehn Maulthieren gezogen majestätisch vor unsere Thüre. Hr. M'Euen und ich zu Pferde nebst unsern zwei Schildknappen, Garcias und Mariano, bildeten die Eskorte; alle waren, wie natürlich bis an die Zähnr bewaffnet. Zwei Mozos leiteten die Maulthiere. Die Kutsche war nicht übel, denn sie war so fest gebaut, daß man sie als eine temporäre Citadelle hättr gebrauchen können, und einmal in Bewegung gesetzt, rollte sie rumpelnd über das Pflaster hin und zum Thore von San Lazaro hinaus, der neuen Calzada zu, welche nach den Beegen jenseits der Südgränze des Sees von Tezcuco führte. Der Morgen war glänzend hell, und die Luft von unbeschreiblicher Reinheit.

Die Straße führt gerade auf die vulkanische Masse, Peñon viejo genannt, zu, welche am alten Ufer des Sees gegen Süden liegt, und unterschieden werden muß von dem andern Peñon gleichen Ursprungs, der die heißen Quellen enthält und zwischen der Stadt und dem See liegt. Lange setzten wir unsern Weg fort durch weite Flächen, von denen das Wasser des Sees sich seit langer Zeit zurückgezogen hat, und einen wegen seiner schwammigen Natur und der Sodaerzeugung auf seiner Oberfläche zum Ackerbau nur sehr wenig tauglichen Boden zurückließ. Die höhern Theile sind einem rohen System von Wasserableitung und Ackerbau unterworfen, und zahlreiche Viehheerden darüber verbreitet.

Der Peñon viejo ist eine mächtige mißfarbige Masse von geschmolzenen Stoffen, mit einer Menge Höhlen, und zeigt überall die Spuren des wilden Elements, dem er seine Erhebung aus dem Abgrund verdankt. Wie wir weiter zogen, sahen wir einen vulkanischen Gipfel nach dem andern zu unsrer Linken emporsteigen, und sich von den ferner gelegenen Ketten trennen, mit denen er anfangs in Verbindung zu stehen schien; indessen lagen breite Striche ebenen Marschbodens dazwischen. Als wir am Peñon viejo vorüber waren, näherten wir uns dem Fuße des vulkanischen Gipfels von Ajotla; dann verließen wir aber zu Santa Martha die große Calzada, und verfolgten einen Pfad über die halb ausgetrockneten Marschländer am südlichen Ende des Tezcucosees, bis wir auf terra ferma das Dorf Santa Madalena erreichten. Als wir vor der alten Dorfkirche und einer dunkeln Gruppe italienischer Cypressen vorüber und, gegen Norden gewandt, über einen mit Viehheerden und Haciendas besetzten hügeligen Landstrich zogen, wurden die Aussichten immer schöner und interessanter. Der Popocatepetl und sein Nachbar erhoben sich gegen Süden über die zahllosen Kegelgipfel mittlerer Höhe; beide waren viel weiter herab mit Schnee bedeckt, als drei Wochen vorher bei unsrer Ankunft, und selbst der Ajusco zeigte bedeutende Schneestrecken. Die ganze Breite des Sees lag jetzt zwischen uns und der Stadt, und die Luftspiegelung ergab eine höchst seltsame optische Täuschung. Die weißen Gebäude und farbigen Dome der Hauptstadt schienen gleich einer Flotte schneeweißer Segel auf der blauen Oberfläche der Gewässer zu schimmern, welche sich scheinbar weit nach der andern Seite hin bis zum Fuße des Felsen von Chapultepec und der dahinter liegenden Berge erstreckten. Der Peñon de los Baños erschien nochmals als eine Insel, denn dieß jetzt trügliche und unwahre Gemälde war vor 300 Jahren eine Wirklichkeit.

Die Seen von Mexiko bieten einige äußerst interessante Erscheinungen dar. Obgleich unwidersprechlich die Hand des Menschen viel zur Verminderung des Wassers in den Seen beitrug, so ist es doch auch wahrscheinlich, daß natürliche, dasselbe Resultat herbeiführende Ursachen seit Jahrhunderten in Wirksamkeit waren, vielleicht seit dem Tage, wo das Aufhören heftiger vulkanischer Erschütterungen das Bassin und Tafelland von Mexiko mit allen seinen chaotisch durch einander geworfenen flüssigen und festen Theilen den Wirkungen der gewöhnlichen und langsamern Kräfte der Natur überließ. Es ist unwahrscheinlich, daß jemals eine regelmäßige Einströmung von

Wasser statt fand, die mit der großen Verdunstung, welche unter dem Einfluß des Klima's und der physischen Construktion des Landes stets statt gefunden haben muß, irgend in Verhältniß gestanden wäre. Von den fünf Seen von Mexiko: Tezcuco, Xochimilco, Chalco, Cristobal und Zumpango, ist der von Tezcuco der größte, der mittelste, am meisten mit Salztheilen geschwängert, und liegt am tiefsten. Nicht Einer besitzt einen natürlichen Abfluß aus dem Thale von Mexiko, und im Falle einer der vier andern Seen überströmt, ist der Tezcuco das einzige Reservoir, in das sie sich entleeren können. Die Gewässer, die in den Tezcuco, Xochimilco und Cristobal fallen, sind so unbedeutend, daß sie wenig oder gar nicht in Betracht kommen können, aber der Chalco am südlichen und der Zumpango am nördlichen Ende der Kette empfangen so bedeutende Flüsse, daß diese unter Mitwirkung anderer Ursachen mächtig über ihre Ufer treten und den Stand des Wassers im See Tezcuco erheben können. Dieß war nach der Sage vor der Eroberung mehrmals der Fall, und selbst seit dem 17ten Jahrhundert sind die Gewässer des Tezcuco mehrmals so sehr gestiegen, daß die Stadt dadurch in große Gefahr gerieth, und einmal die meisten Straßen vier oder fünf Jahre nach einander viele Fuß tief unter Wasser standen. *) Das Pflaster der Plaza Mayor selbst, die höchst gelegene Bodenstrecke in der Stadt Mexiko liegt mehrere Fuß tiefer als die Oberfläche des Sees von Chalco. Nichts desto weniger ist die vereinte Wirkung der außerordentlichen Verdunstung in dem nackten, über die Wolken erhobenen Tafellande, welches dadurch den Sonnenstrahlen gänzlich bloßgestellt ist, und der abnehmenden Infiltration durch die Verheerung der Wälder in den Ebenen und auf den Bergen, so wie endlich der künstlichen Entwässerungsmittel, welche die Spanier seit zwei Jahrhunderten anlegten, um das überflüssige Wasser nach Norden abzuleiten, so groß gewesen, daß die sämmtlichen Seen auf allen Seiten sich in engere Gränzen zurückgezogen, und namentlich die Oberfläche des Sees von Tezcuco bedeutend abgenommen hat. Das gegenwärtige Ufer ist bereits 14,763 Fuß von dem Mittelpunkte der Stadt entfernt, die einst vom See umgeben war, und auf allen Seiten bezeichnen weite Flächen und sumpfige Wiesen sein altes Bett.

Die große Hacienda von Chapingo, welche wir bald erreichten, liegt über eine Stunde vom Ufer des Sees, Mexiko gerade gegenüber. Der Intendant der Hacienda, an den wir Empfehlungsschreiben hatten, war nicht zu Hause, wir wurden jedoch von einem der höhern Hausbedienten dieses weitläuftigen Gebäudes höflich und zuvorkommend empfangen, und frühstückten nach unserm siebenstündigen Ritte mit ungewöhnlichem Appetit.

Die Ländereien, welche die Hacienda bilden, gehören zu den reichsten in dem Thale von Mexiko; ehemals hatten sie, wie viele andere werthvolle Güter auf derselben Seite des Sees den Jesuiten gehört, später kamen sie in den Besitz des Marquis Vibanco und gehören nun dem verbannten General Moran. Das Wohnhaus, obwohl geräumig, kann sich doch an Größe und Bauart kaum mit den anstoßenden Wirthschaftsgebäuden messen, unter denen zwei Troges oder Scheunen durch ihre Größe und massive Bauart sich auszeichnen; die größte derselben mißt über 200 Fuß in die Länge und gegen 70 in die Breite: sie sind bestimmt die gesammte Mais- und Weizenernte des Guts aufzunehmen. Der Boden ist ausnehmend fruchtbar gemacht durch das vortreffliche Bewässerungssystem, indem das Wasser durch steinerne Kanäle von den östlichen Bergen hergeleitet wird; man schätzt das jährliche Einkommen dieses Guts auf 60,000 Piaster.

Wir schickten den Wagen und die Maulthiere nach der nur eine kleine Legua entfernten Stadt Tezcuco, und setzten uns im Lauf des Nachmittags zu Pferde, um einige interessante Gegenstände in der Nachbarschaft zu besuchen. Die zahlreichen Spalten in dem Boden nöthigten uns zu einem bedeutenden Umwege, um nach der alten, aber verfallenen Stadt Huejutla zu gelangen, welche jetzt zu einem bloßen indianischen Dorfe herabgesunken ist, während die große von den Spaniern bald nach der Eroberung erbaute Kirche und die seltsamen aztekischen Ruinen genugsam beweisen, daß hier vor und nach der Eroberung eine sehr bedeutende Stadt stand. Die Kirche ist auf einer erhöhten Plattform errichtet, von der man auf einer breiten Treppe nach einer zweiten Ringmauer hinabsteigt; diese letztere ist mit einer Rasendecke bewachsen und von 17 mächtigen Olivenbäumen überschattet, die nach der Tradition die ersten waren, die von den Eroberern in Neuspanien gepflanzt wurden. Ihr ehrwürdiges Ansehen zeugt für ihr hohes Alter. Die indianischen Ruinen sind mannichfacher Art, bestehen jedoch meistens nur noch aus Schutthaufen. Die Mauer des Palastes ist indeß eine der größten Merkwürdigkeiten im Lande; sie ist immer noch von bedeutender Ausdehnung, und wo sie nicht zusammengestürzt ist, scheint sie 20—30 Fuß hoch und 6—8 Fuß dick gewesen zu seyn. Sie ist nicht gleichförmig gebaut, sondern Form und Art des Mauerwerks wechseln in den verschiedenen Höhen; um die mittlere Höhe z. B. ist eine Lage von großen Steinen, lauter lange cylindrische Massen, mit den runden Enden gegen Außen gekehrt. Folgt man dieser Mauer eine Strecke weit gegen Osten, so bricht sie plötzlich ab an einer tiefen Spalte oder Barranca, die von Osten nach Westen läuft, und auf dieser Seite eine natürliche Befestigung bildet. Die Straße führt durch den berühmten Bogen hinüber, in dessen Betreff die Alterthumsforscher so getheilter Meinung sind; denn während die einen trotz aller Unwahrscheinlichkeit behaupten, daß es ein ächt indianischer Bau sey, der einen Theil der alterthümlichen Bauten in der Nachbarschaft gebildet habe, wollen die andern sogar die Unmöglichkeit eines indianischen Ursprungs beweisen. Allerdings ist es eine seltsame Anomalie, in diesem einzelnen Falle den Grundsatz der Bogensprengung so richtig entwickelt zu finden, während man in allen andern Theilen des Kontinents gegen Norden und auf der Hochfläche von Mexiko augenscheinlich erkennen muß, daß die indianischen Baukünstler mit der Bogensprengung gänzlich unbekannt waren. Sieht man jedoch

*) 1553, 1580, 1604—1607 waren Ueberschwemmungsjahre, und am 20sten Junius 1627 wurde die Hauptstadt durch einen Zusammenfluß verschiedener Umstände unter Wasser gesetzt, und blieb es bis zum J. 1634.

diesen Bogen selbst, so muß man gestehen, daß sich gleich viel für die eine wie für die andere Meinung sagen läßt; denn der Bogen ist von der rohesten Bauart, viel zu roh, als daß er spanischen Ursprungs seyn könnte. Zudem hat derselbe die spitzige Form, welche die natürlichste für einen noch furchtsamen Baumeister scheint, in dem die Wahrheit des Grundsatzes der Bogensprengung aufgedämmert, aber noch nicht recht zur Klarheit gediehen ist. Die Höhe über dem Bett der Barranca beträgt etwa 40 Fuß. Eine in den indianischen Hütten angestellte Jagd nach fortschaffbaren Alterthümern wurde durch die Erwerbung eines häßlichen Götzenbildes in sitzender Stellung belohnt, das aus einer harten vulkanischen Masse ausgehauen war. Das Bild war vollständig mit Ausnahme einer Ecke des Mundes, in die der Indianer, der es ausgrub, mit der Pflugschar gestoßen und einige Zähne zertrümmert hatte. Da das Bild für fortschaffungswürdig erklärt worden war, so erhielt es unter dem hochtönenden Namen Huizilopachtli einen Platz im Wagen an der Seite des Käufers.

Wir wandten uns jetzt gegen den konischen Berg von Tezcocinga, einem untergeordneten Ausläufer der großen Ostkette: die Gegend zeigte viel Maguey-Pflanzungen, und das Land war mit Hecken von einer schlanken Kaktusart durchzogen. Lange ehe wir die Kirche von La Navidad erreichten, welche dem Anschein nach hart unter dem steilen und spitzigen Berg liegt, auf dem sich der Gegenstand unsrer Nachforschung, das Baño de Montezuma befindet, war es augenscheinlich, daß die Nacht uns inmitten unsers Ausflugs überraschen würde. Hiedurch nicht abgeschreckt, galoppirten wir vorwärts über die große Ebene, und unter der Leitung eines indianischen Führers, dessen Beistand wir uns im letztern Dorfe gesichert hatten, begannen wir zwischen den zerstreuten Nopal- und Maguey-Pflanzungen den Berg hinaufzusteigen. Scherben von Töpfergeschirren, zerbrochene Messer und Pfeile von Obsidian, zerstörte Terrassen und alte Mauern waren über die ganze Oberfläche zerstreut. Weiteres Reiten war nun unmöglich, wir befestigten unsre geduldigen Pferde an die Nopalbüsche, und folgten unserm indianischen Führer zu Fuße, bald über Felsen kletternd, bald mühsam zwischen Buschwerk sich durcharbeitend. Als wir die schmale Kette erreichten, welche den konischen Berg mit einem weiter rückwärts gelegenen verbindet, stießen wir auf die Reste einer Mauer und einer Straße, und etwas höher hinauf am Fuße eines kleinen Abhangs, der mit indianischen Feigen und Gras überwachsen war, fanden wir den Felsen durch Menschenhand in eine große glatte Fläche umgewandelt. Auf dieser perpendikulären Felsenwand befand sich früher ein alter indianischer Kalender eingehauen, da aber die Indianer sahen, daß der Platz häufig von Fremden aus der Hauptstadt besucht wurde, setzten sie sich in den Kopf, hier müsse eine Silberader seyn, und machten sich alsbald an die Arbeit, um diese auszufinden, verlöschten die Skulptur und gruben mehrere Ellen tief einen Stollen in den harten Fels.

Von dieser Stelle aus kamen wir in wenigen Minuten auf die Spitze des Bergs, die Sonne sank eben hinter die Berge auf der andern Seite des Thals, und herrlich war der Anblick, der sich unter unsern Füßen ausbreitete; der ganze See von Tezcuco mit dem umliegenden Land und den Bergen auf beiden Seiten lag vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von W. Leake.

Obwohl zwischen den Reisen des bekannten Alterthumsforschers und der Herausgabe derselben eine lange Zeit verflossen ist und seitdem Manches veraltete, so glauben wir doch unsern Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir einzelne Bruchstücke daraus mittheilen, um so mehr, als der gelehrte Verfasser seine Erzählung mit steten Rückblicken nicht bloß auf das klassische Alterthum, sondern auch auf die spätere römische Zeit, auf das griechische Kaiserthum u. s. w. begleitet. Schon in den mannichfachen Namen derselben Ortschaften liegt oft eine ganze Geschichte, und Einzelnes möchte um so interessanter seyn, als die Entstehung des Königreichs Griechenland und der immer näher rückende Sturz des türkischen Reichs, dessen entferntere Glieder ganz nach Art alternder asiatischer Staaten mehr und mehr sich emancipiren oder mächtigen aufstrebenden Nachbarn zur Beute werden, und endlich der drohende Kampf um die Erbschaft der türkischen Pforte manchen jener seit Jahrhunderten fast vergessenen Gegenden und Orte vielleicht eine neue Berühmtheit verleihen. An der Abgerissenheit der einzelnen Bemerkungen darf sich der Leser nicht stoßen, indem der Verfasser es für angemessen hielt, in seinem Werke die Form eines Tagebuchs beizubehalten.

Erste Reise. Epirus.

Aulon, das seinen alten Namen in der gewöhnlichen romaischen Form Avlona (italienisch Valona) erhalten hat, liegt eine starke halbe Stunde von der Bai, hat eine erträgliche Werfte und ein elendes Fort. Die Stadt liegt in einem dicht mit Oliven bewachsenen engen Thale, weiterhin sind zerrissene gleichfalls mit Oliven bewachsene Hügel, und nordwärts dehnt sich eine waldige Ebene aus. Eine Stunde südlich von der Stadt erhebt sich ein steiler Hügel, auf dessen Spitze das verfallene Schloß von Kanina liegt, das in der byzantinischen Zeit auf ältern Ueberresten aufgeführt wurde. Nicht weit südlich von der Höhe von Kanina beginnt eine Kette steiler Berge, die nur durch ein schmales Thal von den Acroceraunia getrennt ist, welches Gebirge von der Landseite denselben zurückstoßenden Anblick darbietet, wie an der Seeseite, und eine schmale waldbewachsene Felsenkette bildet, die das Thal etwa vier Stunden an dem Ende des Golfs mit einer schroffen Höhe schließt. Dieses Thal ist ein Theil des Distrikts von Khimasa, und enthält ein großes Dorf, Namens Dukai, griechisch Dukadhes, unterhalb welchem am Südende des Golfs der Hafen liegt, Pashaliman von den Eingebornen, Porto Raguseo von den Italienern genannt, nahe an der Mündung eines Flusses, der von der Höhe der Acroceraunia herab durch das Thal von Dukadhes fließt. Oestlich von der Mündung des Flusses ist eine Reihe von Lagunen, in deren Mitte die Ruinen des alten Oricum, jetzt Erikhó, liegen. Der genannte Fluß ist vielleicht der Celydnus des Ptolemäus, wenn gleich die Lage nicht ganz entspricht. Porto Raguseo ist wohl das Panormus von Strabo.

Der Hafen von Avlona ist größtentheils von hohen Bergen umgeben, aber dennoch heftigen Windstößen ausgesetzt. Wenn heftiger

Wind weht, ist die Rhede von Avlona nicht sicher, und der gewöhnliche Ankerplaz ist bei Sázona, dem alten Sason, eine zur Römerzeit berüchtigte Piratenstation. Die Tiefe des Golfs zwischen Avlona und Sázona beträgt 10 bis 15 Faden, gegen Süden ist sie viel größer, in der Nähe von Oricum und Avlona aber nur 2 bis 4 Faden. Ueberall ist der Boden ein zäher Schlamm, der von den umliegenden Bergen abgesezt wurde. Von hier aus wird außer etwas Getreide häufig Erdpech verschifft, das sich drei Stunden östlich von Aalena an einem Berge findet, den die Italiener Mga della Pegola nennen, dessen eigentlicher Name aber Krudesi ist. Die italienischen Schiffe, die hieher kommen, sind häufig von der Pielago genannten Gattung, die von der Manzera und Trabaccolo genannten nicht sehr verschieden ist; sie zeichnen sich durch einen ausnehmend hohen Hauptmast aus, machen bei gutem Winde sehr schnelle Fahrten, bei den Sommerpassatwinden und noch mehr bei den heftigen Südwinden im Herbst und Winter geht es schlecht, im erstern Fall fahren sie oft von Corfu nach Triest in zehn Tagen, im leztern brauchen sie häufig drei bis vier Monate.

Unten am Abhange des höchsten der acroceraunischen oder khimariotischen Berge liegt das Dorf Palasa, wahrscheinlich das alte Palästus. Die Strada Bianca der italienischen Karten, Aspri Ruga der Griechen, ist ein breites Bergstrombett, das auf der Spize des Berges von Palasa entspringt, und nordwärts von diesem Dorfe gerade nach der See hinabläuft. Südlich von Palasa ist eine Reihe Dörfer an der Seite des Berges bis an den Eingang des Kanals von Corfu, die alle früher zum Khimariotenbunde gehörten, aber später von Ali Pascha bezwungen wurden.

Der Verfasser hielt hierauf zu Corfu an, und fuhr von da in einem offenen Boote hinüber nach dem Hafen der vierzig Heiligen auf der epirotisch-albanischen Küste, wohin ein ziemlich bedeutender Handel mit Früchten, Reiß und Oel getrieben wird. Auf der nordwestlichen Seite dieses Hafens sind ausgedehnte Ruinen am Fuße der dürren Felsenhügel, aus denen dieser ganze Theil der epirotischen Küste besteht. Die Ruinen stammen nach aus den bessern Zeiten des griechischen Reichs. Auf dem Gipfel des Hügels, welcher sich im Rücken der Scala *) erhebt, liegen die Ruinen der Kirche der vierzig Heiligen, welche dem Orte den Namen *στοὺς Ἁγίους Σαράντα* gaben. Diese Kirche soll einen Theil eines Klosters gebildet haben, von dem aber nichts mehr übrig ist, als die zerstörte Kirche, welche mit drei Kuppeln und sieben Halbkuppeln bedeckt war.

An der Scala schließt ein roher Molo ein kleines Bassin oder Cothon ein, das für die kleinen Boote, die allein den Hafen besuchen, hinreichend ist, obwohl auch größere Fahrzeuge, wären diese für den Handel von Epirus nöthig, einen guten gegen die Südost- und Nordweststürme geschüzten Ankerplaz finden würden.

*) Scala, türkisch Iskele, dem Italienischen entnommen, bedeutet in der Levante einen Handelsort, von der größten Handelsstadt an bis zu einem Plaze, wo ein einzelnes Magazin zur Belebung des Küstenhandels hinreicht.

Der Hafen der vierzig Heiligen kann nur dem alten Hafen Onchesmus entsprechen, der nach Cicero ein Ort von einiger Bedeutung und der gewöhnliche Abfahrtspunkt für die von Epirus nach Italien gehenden Schiffe gewesen seyn muß.

Der Verfasser wollte möglichst bald nach Corfu zurück, mußte aber theils wegen schlechtem Wetter, theils weil die Griechen ihre Festtage feierten, einige Tage liegen bleiben, worüber er die Bemerkung macht, daß die Feste, die Fasten und die Furcht der Griechen dem Reisen große Hindernisse in den Weg legen; denn während ihrer Feste wollen sie nicht arbeiten und die langen und streng beobachteten Fasten machen sie zu jeder größern Anstrengung unfähig. Endlich aber konnte er dennoch aufbrechen, kam aber an demselben Tage nicht weiter als Nivizza. „Der Berg, auf dessen mittlerem Abhang das Dorf liegt, ist auf beiden Seiten von der übrigen Seekette getrennt, und gegen Osten theils durch den steilen Berg, theils durch den reißenden Fluß an dessen Fuße geschüzt. Nivizza war einst eine große und blühende Stadt, und die wichtigste der unabhängigen christlichen Städte, welche damals längs der ganzen Küste von Buthrotum bis Aulon sich ausdehnten. Durch die Stärke ihrer Lage widerstand sie allen Angriffen Ali Paschas, bis dieser endlich im Jahre 1798 die Franzosen überredete eine Schaar Albanier in seinen eigenen Schiffen durch die Meerenge von Corfu führen zu dürfen. Dieß hatten ihm, auf ihre Verträge mit der Pforte gestüzt, die Venetianer fortwährend abgeschlagen; aber die Franzosen ließen es zu, da ihnen bei ihren Absichten auf die Türkei daran gelegen war, Ali für sich zu gewinnen, und sie nicht vermutheten, welchen Gebrauch er von der ihm ertheilten Erlaubniß machen würde. Er sezte seine Truppen bei den Scala's von Nivizza und den vierzig Heiligen ans Land, und um den Erfolg seiner Unternehmung um so besser zu sichern, wählte er den Ostersonntag Morgen zum Angriff, wo alle Einwohner waffenlos und im Gebet begriffen waren. So eroberte er mit Leichtigkeit nicht nur Nivizza, sondern noch zwei andere Dörfer gegen Norden, deren Besiz ihm die Herrschaft über die ganze Küste bis an die Stadt Khimara sicherte. Nivizza und die beiden andern Dörfer sind jezt wenig mehr als Ruinen, da der Pascha viele der Einwohner fortschleppte und zur Arbeit auf seinen Landgütern bei Trikkala verwendete.

(Fortsezung folgt.)

Einem Bericht der medizinischen Fakultät zufolge, hinsichtlich des Einflusses, welchen der Anblick von körperlichen Gebrechen, die von Bettlern oft zur Schau gestellt werden, auf Frauen haben kann, die sich im ersten Stadium ihrer Schwangerschaft befinden, ist in Paris durch eine Polizeiverordnung solchen Unglücklichen das Herumschweifen in den Straßen untersagt werden. Eine Untersuchung hinsichtlich der Existenzmittel eines jeden wird angestellt, und jeder, dem es wirklich an solchen gebricht, in eine eigens zu diesem Zweck auf dem Lande errichtete Versorgungsanstalt gebracht werden, wo man Alle, deren Gebrechen es gestatten, zu einer ihnen angemessenen Arbeit anhalten wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **276.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Oktober 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

Blätter deutscher Literatur in Paris.

Die Revue du Nord ist nach einem Bestand von einem Jahre ausgeblieben. Die Balance hat sich nur mit Mühe während eines Vierteljahres erhalten. Erstere stand unter der Direktion von Boulet, letztere wurde von Börne herausgegeben. Es ist zu bedauern, daß diese beiden Organe so schnell wieder abgetreten sind; übrigens darf man sich nicht allzu sehr darüber wundern. Die Franzosen sind überhaupt nicht die Nation der Revuen, ich spreche von den literarischen, nicht von den militärischen; sie wollen schnell, viele und kurze Artikel auf einmal lesen, und das Alles darf nicht mehr Mühe kosten, als das behagliche Einschlürfen einer Tasse Kaffee gerade verträgt. Daher sind die Tagsblätter, die Journale politischen und literarischen Inhaltes, ihre Lieblingskost. Man liest sein tägliches Pensum in dem Constitutionnel oder in den Débats, und wenn es hoch kommt, so liest man ein ganzes feuilleton littéraire im Temps, und damit hat man Probe eines großen Liebhabers und Verehrers der Literatur abgegeben, aber mehr möge auch niemand verlangen. Daher kommt es, daß selbst die französischen Revues, z. B. die Revue des deux Mondes, unstreitig die vorzüglichste in Paris, sodann die Revue de Paris, nicht so viel Abonnenten haben, um ihre Kosten zu decken. Wäre es nicht eine Buchhändlerspekulation, so würden sie, mindestens die Revue des deux Mondes, längst eingegangen seyn. Aber die Herausgeber sind Verleger; sie kaufen von beliebten Schriftstellern die Artikel um einen bedeutenden Preis, wogegen sie zugleich das Recht erlangen, sie gesammelt als ein Buch zu verlegen

Das Land der Revues ist England. Dort wo die Weiber in einem einförmigen Familienkreise eingeschlossen leben, und wo der Sonntag allerheiligst gehalten und bei Leibe keine Hand an Nichts gerührt wird, wo die Fröhlichkeit gegen die Religion und die guten Sitten ist, da wird gelesen und gelesen. Samstags werden die meisten Magazine's und Wochenblätter und Revues gedruckt, und Sonntags fällt Alles zusammen wie ein dichter Segen in das englische Familien-Innere, wo Jeder sich ein Stück nach Belieben heraussucht.

In Frankreich verwendet man auf die Lektüre nur eben so viel Zeit als man gerade muß, und Alles, was eine Spannung des Geistes, der Aufmerksamkeit droht, wird als zu lang, als zu ernsthaft auf die Seite gelegt. C'est trop sérieux, das ist das Schlagwort, mit welchem allen bisherigen Versuchen ausländischer Revues der Stab gebrochen wurde. C'est trop sérieux, sagte mir ein junger Franzos von der Revue du Nord, die das bunteste Mancherlei aller Arten unter einander gab. C'est trop sérieux, ein Anderer, von der Balance sprechend; von der Balance, die ganz der treue Ausdruck des sprudelnden lebhaften Witzes und der unermüdlichen Antithesen ihres Verfassers war. Nachdem ich die erste Nummer dieser Zeitschrift gelesen hatte, sagte ich mir, daß Börne die Form getroffen habe, in welcher man zu den Franzosen sprechen muß, besonders dann, wann man ihnen ein Interesse für Etwas beibringen will, was nicht Paris, ja nicht einmal Frankreich ist. Nach einem oder anderthalb Monaten erfuhr ich, daß die Balance einen Einzigen französischen Abonnenten zähle! Die übrigen der nun stark gewordenen Gesammtzahl waren, mindestens in der ersten Zeit, lauter Ausländer! Und dennoch ist nicht zu läugnen, daß in dem öffentlichen Geschmacke, in der Beurtheilung fremder, besonders der deutschen Literatur eine sehr namhafte und sehr wohlthätige Reaktion eingetreten ist. Das absolute Ignoriren dessen, was jenseits der französischen Gränzpfähle vorging, die krasse Unwissenheit, die nur in dem sie begleitenden Dünkel und vornehmen Spotte ihr Gleiches hatte, das lächerliche Fremdseyn mit Allem, was nicht französisch ist, so wie wir unter dem Kaiserthum es erlebt haben, und um welcher Ursache willen man allein schon das Andenken Napoleons verwünschen sollte; die ächt bourbonische, gottverheißene, liederlich frohe, legitime Vernachlässigung deutschen Wissens, deutscher Literatur, deutscher Kunst und Poesie, haben einem entgegengesetzten Bestreben Platz gemacht, das zwar erst noch im Aufkeimen ist, mit allerlei Vorurtheilen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat, das aber in einiger Zeit, und mittelst etwas sorgsamer Pflege zu einer erfreulichen Blüthe gedeihen wird. Ich meine das Verlangen nach dem Verstehen deutscher Sprache und Literatur. Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man die

öffentlichen Vorlesungen besucht. Sey es bei Fauriel oder Guignaut, bei Lenormant oder St. Marc-Girardin, bei Lerminier oder Ampère Sohn u. s. w., überall wird deutscher Wissenschaft, deutscher Philosophie, deutschem Fleiße und unermüdlichem Forschungsgeiste die gebührende und wahrhaft erfreuliche Anerkennung gezollt. Ich kann betheuern, daß ich die süßesten Augenblicke meines Lebens in Paris in diesen Vorlesungssälen zugebracht habe; das männlich schöne, wenn auch im Grunde nur schuldige, Gerechtseyn von Seite der Geistescoryphäen einer großen Nation gegen die einer andern, thut unendlich wohl, ich möchte darin eine der schönsten Palmen der auf die Napoleonische Kriegsherrschaft gefolgten Ruhe erkennen. Sicherlich gebührt an diesem Fortschritte dem ehemaligen und abermaligen Minister Guizot ein großer Antheil. Selbst Gelehrter und Arbeiter im deutschen Sinne, hat er mit Kennerblick gewürdigt, was unsere Nation Großes hervorgebracht und verbreitet hat; seine Vorlesungen zeigten überall die Spuren des Studiums nach germanischer Art.

Von oben herab ausgehend, drang dieser Sinn allmählich in die Massen und in die Erziehung. Jetzt schon sind wenig wohlhabende Familien, die das Deutsche nicht als ein unerläßliches Erforderniß in dem Erziehungsprogramm ihrer Kinder betrachten; jetzt schon drängen sich die jungen Leute zu dem Cursus über deutsche Sprache und selbst die Damen verschmähen nicht, diese „barbarische" Sprache zu erlernen. Ein kleiner Impuls der Regierung, und die deutsche Sprache wird zur Modesache, wie es die englische geworden ist. Dieser Impuls aber gehört unter die sehr möglichen Dinge, es bedarf dazu nur eines einsichtsvollen Ministers, der den Zug der Zeit begreift und ihr folgt; warum sollte der nicht kommen?

In Wahrheit, die schönere Rolle, in diesem Sinne, ist Frankreich beschieden. Es wirft mehr und mehr den Hochmuth einer geträumten geistigen Oberherrschaft ab, und bietet deutscher Intelligenz freundlich die Hand. Wie sehr ist es zu bedauern, daß in demselben Maße, in welchem Frankreich vorwärts schreitet, in Deutschland eine wahre Wuth, eine blinde Anfeindung und schülerhafte Verwerfung alles Französischen in oft groteskem Maße sich Bahn bricht. Man will das Studium der französischen Sprache verbieten, mindestens erschweren: Glaubt man dadurch einen Vorzug über die Franzosen zu erlangen, die jetzt gerade unsere Sprache studiren? Man möchte gern zwischen Frankreich und Deutschland eine eherne Gränzmauer ziehen, und ein Anathem in Masse gegen das Erstere verhängen. Die Unwissenheit und der daraus herfließende Spott der Franzosen vor zehn und zwanzig Jahren waren jämmerlich und lächerlich, aber die Franzosen waren Ignoranten: Glauben die Fürsprecher der modernen Franzosenhasserei, die nach jenen kommen, und die Entschuldigung der Ignoranz nicht anrufen können, dem verdienten Urtheile zu entrinnen? Ihr Beginnen ist in dem Maße ungerechter, als sie die Zeit, die Erfahrung und die ehrenvolle Sinnesänderung der Franzosen selbst gegen sich haben. Aller Enthusiasmus wie alles Verwerfen in Masse ist abgeschmackt und fällt als eine strafende Waffe auf seinen Bekenner zurück.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Fortsetzung.)

So geneigt wir auch seyn mochten, uns lange an diesem Anblick zu ergötzen, so konnten wir doch wegen der einbrechenden Dämmerung nicht lange verweilen, stiegen schief hinab und erreichten bald das sogenannte Bad, nämlich zwei seltsame Bassins von ungefähr 2½ Fuß im Durchmesser, die in eine bastionartig vorspringende feste Felsenmasse eingehauen, und von glatten eingehauenen Sitzen und kleinen Höhlen umgeben war, deren Bestimmung ich mir freilich nicht erklären konnte. Was das sogenannte Bad Montezuma's betrifft, so mochte es, wenn man will, ein Fußbad seyn, aber für jeden König, der größer war, als der Feenkönig Oberon, wäre es eine baare Unmöglichkeit gewesen, darin unterzutauchen.

Der ganze Berg trägt bis an den Gipfel die Spuren von Menschenhand; viele der Porphyrblöcke, aus denen er besteht, sind zu glatten horizontalen Flächen behauen. Aber die allenthalben bemerkliche Zerstörung ist so groß, daß man jetzt unmöglich sagen kann, welcher Theil der Oberfläche künstlich ist, oder nicht. Durch welche Mittel Völker, die den Gebrauch des Eisens nicht kannten, in so harten Felsen so vollkommen geglättete Werke ausführten, ist schwer zu sagen: manche glauben, es seyen Werkzeuge von gemischtem Zinn und Kupfer gebraucht worden, andere sind der Meinung, daß mühselige Reibung das Hauptmittel gewesen sey. Was auch immer die eigentliche Bestimmung dieser unerklärlichen Ruinen oder die Zeit ihrer Erbauung gewesen seyn mag, gewiß ist, daß der ganze Berg, der sich 5 bis 600 Fuß über die Ebene erhebt, mit künstlichen Werken einer oder der andern Art bedeckt war. Sie sind wahrscheinlich eher toltekischen *) als aztekischen Ursprungs, und können vielleicht mit noch mehr Wahrscheinlichkeit einem weit ältern Volke zugeschrieben werden.

Unser Herabsteigen ging sehr schnell; es war Nacht, als wir aus der tiefern Barranca, welche den Fuß des Berges von Tezcocingo von den Ebenen scheidet, hervorkamen, und La Navidad erreichten. Der Wind blies kalt, aber wir galoppirten rasch vorwärts, und in weniger als einer Stunde gelangten wir nach der Meson zu Tezcuco, wo unsere Diener und unsre Wagen schon lange vor uns angekommen waren. Die Ankunft von vier bewaffneten Reitern zu dieser späten Abendzeit schien einige Aufregung in der kleinen Stadt zu veranlassen, und das Gerücht davon drang bald zum Kommandanten, der es für angemessen hielt, uns einen offiziellen Besuch abzustatten, bei dem er sich aber sehr schön benahm; nachdem er sich jedoch überzeugt hatte, daß wir ehrliche Leute seyen, entschuldigte er sich und sagte, die Zeiten seyen schlimm, und man habe geargwohnt, wir gehörten zu Canalizza's Insurgenten. Bald darauf kam, gleichfalls offiziell angekündigt, der Sekretär des Alcalde mit demselben höflichen Begehr, daß wir sagen möchten, wer wir seyen,

*) Der Verfasser fällt auch in den weit verbreiteten Irrthum, die Tolteken als ein besonderes Volk anzusehen; das Wort „Toltec" bedeutet nichts Anderes als Baumeister, und nur die Unkenntniß der indianischen Sprachen war an dem lange beibehaltenen Irrthum Schuld.

er hatte gehört, wir seyen eine Abtheilung Ladrones. Beruhigt durch die von den Beamten eingezogenen Nachrichten konnte indeß das gute Volk von Tezenco in Ruhe schlafen.

Ein oberflächlicher Beobachter findet wenig Ueberreste, welche den alten Anspruch Tezeucos rechtfertigen, die zweite Stadt des merikanischen Reichs gewesen zu seyn. Doch war dieß nach den spanischen Geschichtsschreibern ohne allen Widerspruch der Fall, und ich zweifle nicht, daß eine genaue Nachforschung manches für den Alterthumskenner sehr Interessante zu Tage fördern würde. Die Ruinen der Grabhügel und anderer Bauten aus an der Sonne getrockneten Backsteinen, untermischt mit Plattformen und Terrassen von bedeutender Ausdehnung, sind noch erkennbar, und man behauptet, daß viele spanische Gebäude aus den Ruinen der Teocallis erbaut worden seyen. Ich bedaure mehr, als ich sagen kann, daß ich genöthigt war, so schnell mich wieder von diesem interessanten Orte zu entfernen, und ich möchte jeden Freund des Alterthums, der Neuspanien besucht, auffordern, seine Aufmerksamkeit hieher zu richten. Hier machte Cortez die Vorbereitungen zu seinem letzten glücklichen Angriff auf die Hauptstadt des Reichs, und die Stelle, wo er seine Brigantinen vom Stapel laufen ließ, wird noch durch eine nahe an der Stadt befindliche Brücke, Puente de las Brigantinas genannt, bezeichnet. Damals muß der See viel näher an der Stadt gewesen seyn, aber wie bei Merita, ist jetzt ein Streifen von mehr als zwei Leguas Breite zwischen dem See und der Stadt.

Auf dieser breiten Ebene, auf welche unsere Bekannte in der Hauptstadt namentlich unsre Aufmerksamkeit gerichtet hatten, befand sich ein merkwürdiger Gegenstand, nämlich der Contador, ein Cypressenwäldchen, dem das Volk den Namen Montezumas Garten beilegte. Am folgenden Morgen stiegen wir frühzeitig zu Pferde und ließen den Wagen während unsrer Abwesenheit packen. Kaum waren wir über die Gärten in der unmittelbaren Nähe der Stadt hinaus, so sahen wir auch schon den Contador vor uns liegen, der sich durch seine dunkle Blättermasse in der leeren Ebene stark hervorhob. Kein Baum, kein Hügelchen war in Umgebung dieses Wäldchens zu sehen, das früher gänzlich vom See umschlossen gewesen seyn muß. Die 300 bis 400 Bäume, aus denen es bestand, waren in einem Viereck von bedeutender Größe gepflanzt, das zum Theil gegen Osten offen war. Ein kleineres Parallelogramm, höher als der umliegende Boden mit einem tiefen Graben herum, bemerkt man an der nordwestlichen Ecke. Ich fand bei näherer Untersuchung, daß dieß ein Porphyrfels war. Das Innere des großen Vierecks ist selbst jetzt noch nur sehr wenig über den jetzigen Spiegel des Sees erhoben, und so sumpfig, daß wir mit unsern Pferden fast einsanken, als wir darüber zu setzen versuchten. Nur an dem Fuße der sehr nahe an einander gepflanzten Bäume ist der Boden indeß hart; viele derselben sind ungemein groß, denn sie haben zum Theil über 40 Fuß im Umfang, und gehören sämmtlich der herrlichen Art an, die unter dem Namen cupressus disticha bekannt ist. Ein hoch aufgeschütteter Damm, der von der Nordostecke ausläuft, verband einst augenscheinlich diesen Inselgarten mit dem festen Lande.

Es ist kein Grund vorhanden, weßhalb nicht dieser Ort einer der zahlreichen Gärten Montezumas seyn sollte, aber diese alten Bäume reichen in ein viel höheres Alterthum hinauf. Wenige Ueberreste des Alterthums im Thale von Meriko haben mich so interessirt, wie dieß einsame Wäldchen.

Ehe ich die Ufer des Sees von Tezeuco verließ, will ich einen Umstand erwähnen, der auf seltsame Vermuthungen führt. Man hat in der Nähe der Hacienda von Chapingo in einem Theil der Ebene, von dem das Wasser sich während der drei letzten Jahrhunderte allmählich zurückgezogen hatte, vier Fuß unter dem Boden eine alte Straße gefunden, von deren Existenz man auch nicht die entfernteste Vermuthung hatte. Mehrere solcher sehr solid gebauten und gepflasterten Straßen ziehen sich theils durch die flachen und niedern Strecken des Thals hin, theils kann man sie Meilen weit über das trockene Tafelland und die Berge verfolgen. Wer hat nun diese Straße aufgeführt? und zu welchem Ende wurden sie in einem Lande erbaut, wo Lastthiere unbekannt waren? Sollten sie etwa in eine Zeit hinaufreichen, wo noch die Mastodonten, deren fossile Ueberreste man allenthalben in dem Thale von Meriko trifft, in dem Lande hausten, und sollten diese Thiere von den Menschen gezähmt und zur Arbeit gebraucht worden seyn? Beinahe sollte man auf eine solche Vermuthung gerathen, wenn man mit Skulpturen bedeckte oder sonst mit dem Meisel bearbeitete an Stellen findet, die unmöglich ihre natürliche Lage gewesen seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

Ehe zweier Frauen.

Vor einiger Zeit wurde in einer Straße von New-York eine Frau in Mannskleidern verhaftet. Einige Zeit nachher stellte sich eine andere Frau von zweideutigem Benehmen auf dem Polizeibureau und verlangte James Walker zu sehen (diesen Namen hatte die Gefangene vor Entdeckung ihres Geschlechts), und fügte bei, daß derselbe ihr Gatte sey. Auf diese merkwürdige Entdeckung hin wurde James, eigentlich aber Johanna Walker, von Neuem einem Verhör unterworfen, und in demselben machte sie die Angabe, sie sey in Liverpool geboren, ihr wahrer Name sey Georges Moore Wilson; der Name Georges werde in England häufig Frauen gegeben; ihre Eltern seyen während ihrer Kindheit gestorben; übel behandelt von den Freunden, denen sie von ihren Eltern bei ihrem Tod anvertraut worden war, sey sie in ihrem zwölften Jahre, als Knabe verkleidet, nach Schottland entlaufen, woselbst sie fortwährend in Mannskleidern bis in ihr siebenzehntes Jahr gearbeitet habe. Sie heurathete sodann Miß Elisa Commings und schiffte sich nach Quebek ein. Ihrer Gattin entdeckte sie ihr Geschlecht; dessen ungeachtet lebten sie als Eheleute mit einander. Fünfzehn Jahre verlebten sie unter mannichfachem Glückswechsel mit einander, und verbargen ihr Geheimniß fortwährend so gut, daß selbst der Vater der Gattin, welcher mehrere Jahre bei ihnen zubrachte, nichts merkte.

Man kann sich die Wuth der Frau denken, als man das wahre Geschlecht ihres Gatten entdeckte. In den Rocktaschen der Gefangenen fand man einen Ehekontrakt, woraus hervorging, daß sie wirklich in der von ihr im Verhör angegebenen Zeit die Hochzeit gefeiert hatte.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Wenn man den Berg herabgestiegen ist, muß man am Ende der Ebene, nahe an der Stelle, wo der Fluß aus den Bergen hervortritt, über denselben setzen: er ist nicht sehr tief, aber ausnehmend reißend, und das steinige Bett bietet den Pferden einen so unsichern Boden dar, daß sie beim Durchreiten zittern; Pferde und Reiter müssen sich auf den Führer verlassen, der zu Fuße nebenher geht, beide unterstützt und dem Reiter stets wiederholt, nach dem Ufer und nicht nach dem Wasser zu sehen, um nicht schwindlich zu werden. Eine halbe Stunde jenseits des Flusses kommt man an den Bergstrom von Delvino, und endlich an den Paß dieses Namens, aus dem der Bergstrom hervorkommt. Die Stadt Delvino ist meist von moslemitischen Albaniern bewohnt, welche acht oder zehn kleine Moscheen haben; die Zahl der Griechen, welche nur die östliche, Lafa genannte Vorstadt bewohnen, beträgt nur etwa dreißig Familien. Die türkischen Häuser liegen an den Abhängen der Hügel auf beiden Seiten des Bergstroms auf einer Strecke von beinahe einer Stunde, da sie, wie in albanischen Städten gewöhnlich, sehr weit von einander entfernt sind wegen der zahlreichen Streitigkeiten und Kriege unter den φαρας oder Familienbündnissen, worein sämmtliche albanische Gemeinden getheilt sind. Die Christen von Delvino bereiten Wein, reinigen und spinnen etwas eingeführten Hanf zu dickem Garn, woraus sie Schuhe bereiten. Auch Säbel, wie die Albanesen sie tragen, werden hier gemacht, so wie alle verschiedenen Theile der Gewehre, die Läufe ausgenommen. Unterhalb des Schlosses ist ein elender Bazar.

Am andern Morgen erstieg der Verfasser den Berg im Rücken von Delvino; seine Seiten sind mit großen Weingärten bedeckt, die einen leichten angenehmen Wein geben, der jedoch vor dem Sommer noch gewöhnlich sauer wird. Der Paß führte zwischen rauhen unfruchtbaren Hügeln fort, bis sie gegen halb zehn Uhr an dem kleinen Dorfe Kardhikaki anlangten, wo die Quellen eines der Flüßchen sind, die zur Bildung der Wistritza beitragen. Hier pflügten Bauern den Boden mit einem leichten von zwei Ochsen gezogenen Pflug, die Schollen müssen aber nachher mit einer Haue klein zerschlagen werden. Endlich kamen sie in einen tiefen, rings von Bergen umgebenen Landstrich, der von den verschiedenen Flüßchen bewässert ist, welche mit einander die Wistritza bilden. Von hier führt der Weg durch eine schmale Schlucht nach Gradiza in die Ebene von Argyrogastro, die jedoch damals (es war Ende Decembers) einen sehr unangenehmen Anblick darbot, was freilich im Frühjahr ganz anders seyn mag, wo diejenigen Strecken, welche jetzt wegen ihrer vollkommenen Ebenheit wenig besser als ein Sumpf waren, sich mit herrlichen Korn-, Mais- und Tabakernten bedecken.

Sie übernachteten in dem Dorfe Theriakates. Der Papas, in dessen Haus sie wohnten, baute Land, das er von dem moslemitischen Herrn des Dorfes in Besitz hatte; er versicherte, im Sommer sey nicht nur die Ebene ganz trocken, sondern auch der Fluß, und die Luft sey nicht ungesund. Dem Dorfe Theriakates gegenüber liegt die Stadt Libokhovo; hinter diesem erheben sich zwei Ketten, zwischen denen der albanische Distrikt Liontja liegt. Die Bevölkerung desselben ist durch ihre Geschicklichkeit in der Bewässerung des Landes berühmt, und findet in dieser Beziehung Beschäftigung zu Konstantinopel und in andern Theilen des türkischen Reichs. Unterhalb Libokhovo am Rande der Ebene sieht man einige Gebäude, wo der Schnupftabak gemacht wird, wegen dessen dieß Thal so berühmt ist; in der Mitte der Ebene liegen die Ruinen eines kleinen Theaters aus der römischen Zeit, es ist aber jetzt unzugänglich, da die ganze Ebene bis an die Felsen von Theriakates ein Sumpf ist. Das ganze Thal heißt bei den Griechen Deropoli, was die Albanier nach ihrer gewohnten Weise Deropugl aussprechen; der Fluß heißt Dryno oder Druno. Argyrokastro, die Hauptstadt, enthält etwa 2000 moslemitische Familien, Libokhovo die Hälfte; in jedem von beiden Orten sind etwa 100 christliche Häuser.

Der Weg nach Joannina von dem Derveni, oder Wachthause, von Gradiza, folgt der Ebene von Deropoli gegen Süden. Dann setzt man über den Dryno, worauf der Weg die östlichen Berge hinan geht, von denen viele Bergwasser nach dem Flusse zuströmen und auf ihrem Laufe mehrere Tabaksmühlen treiben. Hierauf geht der Weg durch die Thäler von Xerovalta und Tzerovina, führt über den Kalama in der Nähe seiner Quelle und dann hinab in die Ebene von Joannina.

Leake wollte nicht nach Argyrocastro gehen, wo damals Ali Pascha und eine mächtige Partei in der Stadt sich feindlich gegenüber standen, und ging deßhalb über den Khan Valaré, oder nach albanischer Aussprache Wallaré, welcher fünf Stunden von Tepeleni liegt, über Gariani den Berg hinauf nach Labova, oder Liabovo, das fast auf der höchsten Kette liegt, und nur von Christen bewohnt ist. Auf dem Gipfel der Kette oberhalb Labovo steht Tschaiube in einer den Stürmen so ausgesetzten Lage, daß man Erde und Steine auf den Dächern aufhäufen muß, damit sie nicht fortgerissen werden. Von einem Gipfel dieser Kette, Strakavetzi genannt, soll man das Kloster Aghio Nanum, in der Nähe von Vitoglia, sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Herr Rouche, Hauseigenthümer zu Dalstein im Bezirk von Thionville, veranstaltete vor einiger Zeit Nachgrabungen in einem Hof seines Hauses, in welchem er vor zwei Jahren zwei außerordentlich große Schäfte römischer Säulen gefunden hatte. Er entdeckte diesesmal eine Art Gußform, die, wie unsere Druckerpresse, die darauf eingegrabene Inschrift wiedergeben kann. Diese Form hat 2 Zoll Länge, 1½ Zoll Höhe und ungefähr 6 Linien Dicke. Sie ist von gehärtetem Thon, und zeigt zwei Inschriften mit eingegrabenen und verkehrten Buchstaben, so daß der Abdruck die Worte in gerader Richtung und erhaben gibt.

Die beiden Inschriften sind diese:

Q. VALERJ SEXTJ. STAC
TVM. AD. CALJGJNES
OPOBALSAMATVM
C. VJTALJAMANDER ...
... ONJS. C. LORONO

Man hat schon in den Jahren 1809 und 1810 zu Nair ähnliche Inschriften in thönernen Formen gefunden, welche Dr. Begin in einem Brief an Dr. Pariset beschrieb. Der erstere gibt folgende Uebersetzung der oben angeführten Inschrift: „Balsam des Quintus Valerius Sextus gegen verdunkeltes Gesicht, und das Mandragoraextrat des Cajus Lorena ... des Cajus.“ Er vermuthet, Valerius und Cajus seyen Augenärzte gewesen, und die bei den Nachgrabungen zu Dalstein aufgefundenen Formen haben dazu gedient, die Gefäße, in denen die Heilmittel enthalten waren, zu bezeichnen.

Am 21sten Julius d. J. fand in Neubraunschweig ein ziemlich heftiger Erdstoß mit unterirdischem Donner verbunden, statt. Die Richtung des Stoßes wird nicht angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Oktober 1836.

Die jüdischen Frauen in Aegypten.

Die Stellung der jüdischen Frauen in Aegypten ist noch freier als die der koptischen und armenischen. Wenn sie auch an öffentlichen Orten genöthigt sind, den Schleier zu tragen und das zurückhaltende Benehmen der muselmännischen Frauen sich anzueignen, so wissen sie doch im Innern ihres Hauses sich eine so achtunggebietende Stellung zu geben, daß sie fast auf gleicher Stufe mit ihren Männern stehen. Sie führen die Haushaltung ohne eine Aufsicht und sind mehr die Gehülfinnen als die Sklavinnen ihrer Gatten. Die jüdische Frau versteht die Geldgeschäfte anzunehmend, sie verwaltet die Haushaltungskasse, bringt so viel ihr möglich für ihre persönliche Rechnung auf die Seite, und ist sehr bemüht sich einen Schatz von Putz- und Schmuckwaaren zusammenzubringen, worüber ihr Gatte kein Recht hat. Häufig kennt er den Werth desselben nicht, und manchmal ist ihm selbst sein Daseyn ganz unbekannt. Die Frau ist viel eifriger, für sich und für ihre Garderobe als für ihre Haushaltung einzukaufen. Daher sieht man häufig in halb verfallenen Häusern, mitten in unordentlich aussehenden und fast unmeublirten Zimmern die Frauen prächtig gekleidet sitzen, die nichts an ihrer Toilette gespart haben, keine Caschemir-Shawls, keine Goldstoffe, Diamanten und andere Edelsteine. Neben diesen geputzten Frauen, deren Kleidung einer Sultanin keine Schande machen würde, sieht man einen Mann, abgemagert durch Arbeit, hohläugig, mit gelben dürren Fingern, in zerlumptem Gewande; ein alter schmutzig schwarzer Turban um seinen Kopf gewunden hält kaum seine Haare zusammen, die in ungleichen Löckchen herunterhängen; seine Schuhe, die er am Eingang des Gemachs ausgezogen hat, sind schmutzig; sein Sacktuch ist ein Lumpen, sein indigofarbiges Hemd hat um seinen Hals einen blauen Streif gemacht, der das Aussehen eines Sklavenhalsbandes gibt. Dieß ist der Gatte der Schönen, der mit ihr ißt, bei ihr schläft. Das Erstaunen, das die Fremden über diesen seltsamen Contrast äußern, erwidern die Juden mit der Erklärung, daß sie die Livrée der Armuth anlegen müssen, um sich den Plackereien und Erpressungen der Regierung zu entziehen. Alle ihre Reichthümer stecken sie in den Putz ihrer Frauen, weil das Eigenthum unverletzlich und heilig ist, nicht nur für die gewöhnlichen Gläubiger, sondern selbst für die Regierung. Kommt eine Geldverlegenheit, so können sie die Diamanten verkaufen, deren innerer Werth sich stets gleich bleibt, während der Werth der Münzen, die der Pascha schlagen läßt, alle Jahr wechselt. Diejenigen, welche die Aufopferungsfähigkeit ihrer Frauen nicht für stark genug halten, vergraben beträchtliche Summen in Gold- und Silberstangen, ohne irgend Jemand das Geheimniß ihres Reichthums anzuvertrauen. Daher kann jeder, der ein altes verfallenes Haus kauft, hoffen, vielleicht einen verborgenen Schatz zu finden.

Die Christen können mit weit weniger Gefahr das Innere ihrer Häuser verzieren und in der Nähe der Stadt einen Garten mit Bäumen und einem Bach kaufen: aber der Jude, argwöhnischee und der Tyrannei der Regierung mehr ausgesetzt, besitzt in der Regel nur ein schlechtes Haus, und sein ganzes Vermögen steckt häufig in den Edelsteinen, die das Haar seiner Gattin schmücken. Am Sonnabend sitzt diese, mit ihren prächtigsten Kleidern angethan, an dem Fenster, um die Spaziergänger zu sehen, die sich in das Labyrinth der engen Gäßchen des Judenquartiers verirren; drei Fuß vor ihren Augen ist das Fenstergitter des gegenüberstehenden Hauses, und wenn sie gegen den Himmel sieht, so erblickt sie nichts als einen schmalen Streifen seines Blau's, das zwischen den Dächern durchscheint. Aber ihr Gatte ist bei ihr, stolz auf ihre Schönheit und Pracht; er liebt sie so sehr, als das Gold und die Edelsteine, von denen ihre Kleider blitzen, und sein Haupt auf ihren Knien wiegend, singt sie ihre Liebeslieder, die ihm Balsam in seine Seele gießen.

Die jüdischen Frauen zeichnen sich vor allen andern orientalischen Frauen durch ihre eheliche Treue aus. Die Stärke ihres Glaubens und ihr hoher Nationalstolz schützen sie vor Verirrungen, die so häufig die Ruhe der Familien stören. Wenn sie von den muselmännischen und christlichen Frauen verachtet sind, so vergelten sie ihnen dieß reichlich. Sie würden sich für befleckt und entehrt halten, mit ihren fremden Unterdrückern näher zu verkehren. Doch gerathen von Zeit zu Zeit Jüdinnen von seltener Schönheit durch den Verlust ihrer Familie in ein

unordentliches Leben. Aber selbst in solcher Erniedrigung betragen sie sich wie Königinnen und unterscheiden sich von dem Haufen der gemeinen Dirnen. Die Schönheit der jüdischen Frauen im Orient ist merkwürdig; ihre Züge sind höchst regelmäßig, Majestät ruht auf ihrem Antlitz, ihre Augen sind schwarz und glänzend, ihr Wuchs ist schlank; alle ihre Bewegungen sind rasch, und zeigen eine verführerische wehmüthige Grazie. Aber, wie allen Frauen des Orients, fehlt ihnen die Farbe, was vielleicht von ihrem zurückgezogenen Leben herrührt, das sie der Sonne nicht aussetzt. Die Männer haben bei weitem nicht dieselbe Regelmäßigkeit der Züge. Manchmal findet man noch junge Unbärtige von männlicher Schönheit. Aber die ausgewachsenen Männer haben alle eine gemeine gedrückte Gesichtsbildung. Sollte dieser Contrast von der verschiedenen Lebensweise herrühren? Die Frau, durch ihre Zurückgezogenheit vor der Berührung mit den Unterdrückern ihrer Nation geschützt, erhielt ihre Schönheit und Würde, während der Mann, der täglich der Schande und Gefahr die Stirne bieten muß, von dem Druck politischer Entwürdigung niedergebeugt ist.

Man wirft den jüdischen Frauen nicht mit Unrecht vor, daß ihre Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Innern ihrer Wohnungen nicht sehr groß ist. Sie gebrauchen die Bäder weniger häufig, als die muselmännischen Frauen, und man sieht sie häufig unordentlich und nachlässig gekleidet. Ihre Kinder sind häufig wegen ihres Schmutzes wirklich eckelhaft. Dieser Vorwurf der Unreinlichkeit und nachlässiger Bequemlichkeit kann übrigens sämmtlichen Frauen des Orients gemacht werden.

Nach dem israelitischen Gesetz ist die Ehe nicht unauflöslich. Es gibt mehrere Fälle, wo auf Scheidung angetragen werden kann. Zuerst Ehebruch, dann Unverträglichkeit der Charaktere; endlich kommt auch oft die Scheidung durch gegenseitige Uebereinkunft zu Stande. Auch minder bedeutende Umstände als die oben angeführten können auf die Ehe Einfluß haben. So ist die Unfruchtbarkeit der Frau ein Grund nicht sowohl für Scheidung als für Doppelehe. Nach zehn unfruchtbaren Jahren hat der Mann das Recht, neben der ersten noch eine andere Frau zu nehmen. Es gibt auch eine Scheidung auf eine bestimmte Zeit: wenn der Mann auf eine Reise geht, so wird übereingekommen, daß für den Fall des Ausbleibens über einen bestimmten Termin die Ehe aufgelöst seyn solle, und beide Theile die Freiheit haben, eine neue Verbindung einzugehen.

Bei den Juden bringt die Frau ein Heurathgut in die Ehe, wovon im Orient das Gegentheil der Gebrauch ist; der Mann hat die Verpflichtung dasselbe nebst einem Ergänzungsdrittel zurückzuerstatten, wenn die Ehe durch seine Schuld aufgelöst wird. Das jüdische Gesetz ist also wohl hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Kombinationen in Ehesachen am weitesten ausgebildet; es betrachtet die Ehe als einen Vertrag, in welchem die verschiedensten Bedingungen gemacht werden können. Dieß hängt ohne Zweifel mit der Beweglichkeit und Unbeständigkeit der Lebensweise der Juden zusammen, mit ihren Reisen durch alle Welt, wobei sie sich immer den respektiven Landesgesetzen fügen müssen, die von einander oft wunderlich abweichen. Daher kommt es, daß man in ihrem Ehegesetz, ob dasselbe sich gleich auf Monogamie oder vielmehr auf die Doppelehe beschränkt, doch beiden Theilen eine ungewöhnliche Freiheit läßt. Die jüdischen Frauen zeichnen sich aber auch vor allen Frauen des Orients dadurch aus, daß sie das praktische Gefühl der Gleichstellung mit ihrem Mann am stärksten haben, und sich mit seinem Leben am festesten vereinigen.

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Fortsetzung.)

Als wir im Laufe des Morgens Tezcuco verließen, schlugen wir den Weg gegen Nordosten ein. Ein Ritt von fünf Leguas, über staubige Straßen und durch malerische Dörfer, deren Hütten durch die dichten Kaktushecken fast verborgen waren, brachte uns an den Abhang eines Hügels, von dem aus man das Thal von San Juan Teotihuacan übersah. Die beiden mächtigen pyramidalischen Massen, die sich inmitten der Ebene erheben, welche ehemals Micoatl oder der Pfad der Todten hieß, fesseln augenblicklich die Aufmerksamkeit. Sie liegen eine kleine Stunde östlich von der Stadt, welche, von schattigen Wäldchen umgeben, und allenthalben reichlich mit klarem Wasser versehen, uns nach dem Ritte in der glühenden Sonne ein wahres Paradies zu seyn schien.

Da sich meine Gefährten, wie Nachmittags gewöhnlich, zu trägem Schlummer niederlegten, so begann ich meine Beobachtungen allein anzustellen. Hart an der Stadt finden sich Schutthaufen, augenscheinlich aus sehr alter Zeit, und bei näherer Untersuchung fand ich, daß sie meistens aus alten Töpfergeschirren, zerbrochenen Messern und Pfeilspitzen aus Obsidian bestanden. Aehnliche Trümmer lagen auf einem großen Theil der Ebene zwischen der Stadt und den Pyramiden, welche nahe an der Straße nach Otumba liegen.

Wie auf diesem Tafelland gewöhnlich, folgten auf diese drückende Hitze des Morgens am Nachmittag einige Wirbelwinde und eine Menge wandernder Staubsäulen, einige mehr als hundert Fuß hoch, zogen über die Ebene hin nach allen Richtungen. Eine davon kam auch an mir vorüber, und ich erstaunte über die Schnelligkeit der Spiralbewegung und über die Heftigkeit des Rauschens, das sie begleitete.

Wenn man sich den Pyramiden nähert, führt ein Maulthierpfad an der kleineren von beiden südwärts vorüber nach dem Hause der Sonne. *) Die Entfernung dieses letztern von dem Hause des Monds beträgt nicht ganz eine Viertelstunde. Die Zeit, die Hitze und der Regen eines tropischen Klima's, die Wirbelwinde und zahllose Menschengeschlechter haben nach und nach die ungeheure Masse von Erde und Steinen vermindert, und die Symmetrie des Baus zerstört. Die Ecken haben

---

*) Die Dimensionen der Pyramiden von Teotihuacan werden gewöhnlich auf folgende Weise angegeben: Tonatiuh Ytzagual, das Haus der Sonne: Grundlinie 682 Fuß, perpendikulaire Höhe 180 Fuß. Mitli Ytzagual, Haus des Monds, Höhe 144 Fuß. Die Grundlinie ist nicht genau anzugeben.

längst ihre Schärfe verloren, und die verschiedenen Plattformen oder Terrassen viel von ihrer Breite, immer aber noch sind von den vier Stockwerken, aus denen die große Pyramide bestand, drei selbst auf die Entfernung von mehreren Stunden deutlich zu unterscheiden. Bei der kleinern sind sie schwerer zu erkennen. Ich vermuthe, daß die wirkliche Basis unter dem jetzigen Boden liegt, der durch den vielen herabgestürzten Schutt und die darauf wachsenden Nopalbäume und Unterholz bedeutend erhöht scheint. Die Terrassen haben an vielen Stellen ihre äußere Bedeckung von lachsfarbigem Gypsmörtel behalten. Unähnlich den scharf zugespitzten Pyramiden Aegyptens *) sind diese Bauten, wie die meisten Teocallis von Mexiko, in verschiedenen Stockwerken erbaut, und endigen mit einer Plattform, auf der vermuthlich ein kleines Gebäude stand. Auf dem Gipfel des Hauses des Monds lassen sich die Ruinen eines solchen Gebäudes noch erkennen, aber von der größern Pyramide ist jede Spur desselben gänzlich verschwunden.

Ich hatte in Abwesenheit meiner Gefährten hinreichend Zeit, von dem merkwürdigen Schauspiel, das mich umgab, genaue Kenntniß zu nehmen. Das Haus des Monds zeigte sich, wie ich schon angegeben, etwa eine halbe Stunde gegen Norden mit zwei Tumuli's an den beiden südlichen Ecken, und zweien dazwischen an der südlichen Basis. Eine erhöhte Terrasse, die ein bedeutendes Parallelogramm bildet, dehnte sich davor aus, mit 5 kleinen symmetrisch aufgestellten Pyramiden auf der einen und 7 oder 8 auf der andern Seite. Von der Stufe am Ende dieser Terrasse ging ein breiter, noch leicht kenntlicher Weg gerade nach Süden am Hause der Sonne vorüber, welches, wie der kleinere Bau, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet ist. Unzählige Gruppen kleiner pyramidalischer Tumuli stehen in größerer oder geringerer Entfernung auf beiden Seiten dieser großen Straße, welche genau in der Richtung nach dem merkwürdigen Berge von Tezeocingo Stunden weit durch die Ebene führt. Ist nicht dieß vielleicht der eigentliche Micoatl oder Pfad der Todten?

Man mag auf der großen Fläche zu seinen Füßen hinsehen wo man will, so erblickt man unzählige gestaltlose Massen von Schutt. Muß nicht dieß weite Feld zum Grab für Millionen gedient haben? Ostwärts in der Entfernung weniger Stunden erhebt sich eine unbedeutende Kette, welche das Thal von San Juan Teotihuacan von den Ebenen von Otumba scheidet; westwärts ruht das Auge auf freundlichen Wäldchen und den Kirchen der Stadt und der benachbarten Dörfer mit der weiten Aussicht im Hintergrund, wo das Thal sich auf die blauen Gewässer des Tezeucosees und das Hochthal von Mexiko mit dessen doppelter Reihe stolzer Berge öffnet. In einer solchen Gegend, umgeben von den Denkmälern, deren Geschichte bis jetzt den ernstesten Forschungen unbekannt blieb, ist der Sinn des Menschen zum Nachdenken gestimmt. Es liegt wenig daran, ob der Ursprung der umherliegenden Gegenstände in den undurchdringlichen Nebel vergangener Zeiten gehüllt ist, daß bisher der Eifer und der Verstand der klügsten Forscher an der Entzifferung dieser Denkmäler erlahmte, man fühlt sich immer wieder gedrungen zum Nachdenken.

*) Nach Pococke war indeß eine der ägyptischen Pyramiden, die von Sakkara, genau nach diesem Plane erbaut.

Unsre Kenntniß von der Geschichte dieses ganzen ungeheuren Kontinents und Mexikos insbesondere geht auf wenig mehr als drei Jahrhunderte zurück; von da an leiten die unsichern Jahrbücher der Eingebornen uns nur noch etwa 150 Jahre vor der Eroberung durch die Spanier, nämlich bis auf die Gründung des mexikanischen Reichs, zurück. Der schwache Schimmer ihrer Sagengeschichte über die Zeit der aztekischen Einwanderung und die der vorausgegangenen Völker verschwindet, wenn man ihm folgt, in gänzliche Finsterniß, und weist kaum auf eine fernere Periode, als die Mitte des siebenten Jahrhunderts zurück. Zu jener Zeit sollen die Tolteken *) aus ihrem ursprünglichen Lande im Nordosten ausgewandert, und in Anahuac oder dem großen Tafellande und Thale von Mexiko eingebrochen seyn. Ihre Wanderung gegen Süden scheint langsam gewesen zu seyn, und ein ganzes Jahrhundert gedauert zu haben, mehrere Landstriche werden als die Orte ihres temporären Aufenthalts bezeichnet, ehe sie sich fest niederließen; der Hauptsitz ihrer Regierung war zu Tula, wenige Leguas nördlich von dem Thale von Mexiko.

Sie waren nach dem Zeugniß aller nachfolgenden Stämme die civilisirteste aller Nationen, die im Besitze von Anahuac waren, lebten in Städten unter einer regelmäßigen Regierung, besaßen Kenntniß der Hieroglyphenschrift, kannten den Guß der Metalle, den Bau von Mais und Baumwolle, zeigten große Geschicklichkeit in mechanischen Künsten, und zeichneten sich namentlich durch eine sinnreiche astronomische Zeitabtheilung aus. Sie beherrschten den mittlern Theil des Landes vier Jahrhunderte lang, wo sie, wie es scheint, durch Hunger und Krankheit hingerafft, und die meisten ihrer Städte verödet wurden. Ein Theil der Uebriggebliebenen zog südwärts nach dem Isthmus, nur wenige blieben in der heiligen Stadt Cholula.

Hundert Jahre später, ungefähr um 1170 wanderten, gleichfalls aus dem Norden, die Chichimeken ein, und ließen sich in dem verlassenen Lande nieder; auch sie standen unter einer monarchischen Regierung, waren aber weit weniger civilisirt als ihre Vorgänger, und hinsichtlich der Künste des Lebens und ihrer einfachen Sonnenverehrung scheinen sie mit den Natchez in Louisiana gleich zu stehen. Andere Stämme, unter denen die Acolhuanen die bedeutendsten waren, folgten. Indeß scheinen sie, trotz der mannichfachen Benennungen, Sprößlinge jenes zahlreichen Geschlechts gewesen zu seyn, dessen unbekannter Sitz nordwärts lag in dem unerforschten Lande nördlich und östlich von Californien zwischen dem Westabhang der Felsengebirge und dem stillen Ocean. Die Monarchie der Acolhuanen dauerte mehrere Jahrhunderte, bis die emporstrebenden Mexikaner oder Azteken, der letzte der sieben Stämme der Nahuatlacs, welche vor den Acolhuanen nach Anahuac gekommen waren, ihr ein Ende machten.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. die Erbauer (der Pyramiden u. s. w.)

Archäologischer Fund.

Eine weibliche Statue mit einem Hunds- oder Sphynxkörper, dem Anschein nach von hohem Alterthum, ist unlängst zu Nantes beim Abtragen einer alten Mauer gefunden worden. Der wegen seines Charakters merkwürdige Kopf ist gut erhalten; die Form und die einzelnen Theile des Körpers erinnern an die Statuen der Isis und der Io, und lassen vermuthen, daß sie ägyptischen Ursprungs sey. Unter dem untern Theil des Leibes bemerkt man zwei Reihen Brüste, was die eben ausgesprochene Meinung zu bestätigen scheint. Diese Statue diente wahrscheinlich zur Zierde eines Grabes.

Es ist dieß nicht die erste Antiquität, welche auf diesem Platze gefunden ward, der von dem alten Tempel des Vollanus an, der da stand, wo jetzt die Kirche von St. Peter steht, bis zum Präfekturplatz, zur Zeit der Römerherrschaft ein Begräbnißplatz war. Die hier aufgedeckten Gräber enthielten außer Kohlen, Asche und antiken Gefäßen noch eine Menge anderer Gegenstände römischer Arbeit.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Bald nachdem man Labovo verlassen hat, erblickt man Gaedhiti am nördlichen Ende der Kette von Arghyrokastro auf einer Höhe, die von einem Thal umgeben ist, in welchem die Beliza dem Dryno zuströmt. Die Vereinigung beider Gewässer findet etwas unterhalb dem Khan von Vattaré statt. Sie zogen nun hinauf nach der Brücke von Subaschi, von wo es noch 2½ Stunden bis Tepeleni ist, der ehemaligen Residenz Ali Paschas. Das Dorf Tepeleni, das damals (1804) nicht mehr als 80 oder 90 moslemitische Familien zählte und eine abgesonderte christliche Vorstadt hatte, verschönerte die Gegend keineswegs, aber der Palast Ali Paschas, der auf einem tafelförmigen Vorsprung gegen den Fluß, die Viosa, hin stand, ist eines der romantischsten und freundlichsten Landhäuser, die man sich denken kann. Das Dorf ist von Weingärten umgeben, die einen schlechten rothen Wein hervorbringen, in den höher gelegenen Ländereien wird Weizen und Gerste gebaut, in den Niederungen am Flusse aber Kalambokki.*)

Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses erhebt sich ein steiler und hoher Berg, Namens Trebuschin; von dem ähnlich gestalteten Berge von Khormovo ist er nur durch die Viosa getrennt, welche eine Stunde oberhalb Tepeleni aus einer Boghazi oder engen Schlucht zwischen beiden Bergen hervorkommt. Diese enge Schlucht zwischen beiden Bergen heißt *τὰ στενὰ τῆς Βιώσας*, die Eingeweide der Viosa. Sie dehnen sich vier Stunden weit gegen Osten aus, auf welcher Strecke der Fluß zwischen zwei hohen, allenthalben steilen und an einigen Orten perpendikulären Bergen hinfließt. Diese Engen endigen am Dorfe Klissura,**) oberhalb dessen das Thal sich erweitert, und von da an fast in gleicher Weite eine beträchtliche Strecke über Premidi hinaus fortläuft. Zu Klissura baute Ali Pascha eine Feste in einer hohen Lage über dem rechten Ufer des Flusses, und machte sich so zum Meister beider Ausgänge dieses wichtigen Defilé's, das, wie kaum zu zweifeln, die Fauces Antigonenses, oder *Ἀοῦ στενά*, in der Nähe von Antigoneia sind, wo Philipp, der Sohn des Demetrius, vergebens das Vorrücken des römischen Konsuls Titus Quinctius Flamininus durch Epirus aufzuhalten suchte.

Plutarch sagt, Pyrrhus sey ein eifriger Höfling und in seiner Jugend ungemein bemüht gewesen, die Freundschaft mächtiger Personen zu erwerben. Dieß ist im Allgemeinen noch der albanische Charakter: sie sind sehr emsig, sich die Gunst ihrer Vorgesetzten zu sichern, und bleiben ihnen treu, so lange sie regelmäßig bezahlt sind. Ihre häufigen Aufstände sind gewöhnlich die Folge nicht gehaltener Versprechungen, denn diejenigen, welche sie in Sold nehmen, beginnen oft eine Unternehmung ohne zureichende Geldmittel, und hoffen, daß der Erfolg diese vermehren werde. Die Albanesen, im Allgemeinen ärmer als die Türken, sind auch mäßiger in ihren Erwartungen, ausdauernder, mit Entbehrungen von Jugend auf vertrauter, aber eben so geldgierig und weit sparsamer. Der albanische Soldat wird entweder plündern oder von der schlechtesten Kost leben, um nur seinen Sold zu ersparen, denn sein Hauptzweck ist, mit einem wohlgefüllten Gürtel zurückzukehren, denn wie bei den Römern, ist bei den Albanesen der Gürtel die Schatzkiste. Ihre militärischen Eigenschaften machen sie mehr für den Partisankrieg, als für den Kampf Mann gegen Mann tauglich, obwohl es ihnen in der Regel keineswegs an Muth fehlt. Ein großer Vortheil der Albanesen liegt darin, daß sie für die rohen Waaren, deren sie benöthigt sind, nicht von andern Ländern abhängen. Ihre Waffen werden in Albanien gefertigt, mit Ausnahme der Flintenläufe, die meist aus dem nördlichen Italien kommen, obwohl eine schlechtere Art von Flinten- und Pistolenläufen zu Skodra, Prisrend, Kalkandere, Pristina und Grevená verfertigt werden. Die Muskete, wie die Albanesen sie führen, ist sehr unbequem, denn sie ist lang und schwer, ohne ein Gleichgewicht in dem Kolben, der auffallend dünn und leicht ist, weßhalb man ohne aufzulegen nicht wohl zielen kann.

Das grobe wollene Tuch, das die Albanesen bei ihren Oberkleidern tragen, wird hauptsächlich zu Skodra gemacht: es ist ein dickes, weißes Tuch, das gut aussieht, und mit einer breiten Borte verziert, eines der schönsten Nationalkostüme in Europa bildet. — Die Streitigkeiten der Häuptlinge unter einander gereichen den untern Klassen zum Vergnügen, und sind eine stete Erwerbsquelle für sie. Da die Macht der Häuptlinge sehr verschieden ist, so schließen die geringern mit den mächtigern Verträge ab über die Vermiethung ihrer Dienste und der ihrer Anhänger. Sind die feindlichen Parteien Leute von Bedeutung, so ist das Erste, daß sie geschickte Agenten absenden, um über die Dienste der untergeordneten Häuptlinge zu unterhandeln, die für ihre Leute natürlich den größtmöglichen Sold herauszuschlagen suchen, aber nie mit mehr als der Hälfte oder zwei Drittheilen der versprochenen Mannschaft auf dem bestimmten Platze erscheinen. Deßhalb sind sie auch den Musterungen sehr abgeneigt, und ein Großwesir, der eine solche einst versuchen wollte, sah sein Zelt von hundert Kugeln durchlöchert. Die Kriegführung der Albanesen beschränkt sich namentlich darauf, hinter Bäumen und Felsen verborgen aus großen Entfernungen zu feuern, und da nur die Häuptlinge es ernstlich meinen, sind ihre Feldzüge langsam und kostspielig, und ihre Kriege, die selten von langer Dauer sind, führen noch seltener zu entscheidenden Resultaten. Wer die bestgefüllte Börse hat, darf sich einen endlichen Erfolg versprechen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Wort bedeutet hier wahrscheinlich Mais, sonst gebraucht man das Wort in Albanien eher für holcus sorgum, oder Guineakorn.

**) *Κλεισοῦρα, κλείω*, schließen, ein Wort aus dem mittlern Griechischen, um einen Paß oder einen in einem Paß gelegenen festen Platz zu bezeichnen

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Oktober 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 8.

„Feldblümlein“ an der großen Oper zu Paris.

Wer mich an einem schönen Frühlingstage dieses Jahres gefragt hätte: Was ist die Vaterlandsliebe? so würde ich ihm geantwortet haben: Die Vaterlandsliebe ist die süße Erinnerung an eines jener Mährchen, die uns auf blumiger Wiese oder in der Abenddämmerung am freundlichen Winterofen erzählt wurden, und denen wir mit halbgeschlossenen Augen und weitgeöffneten Ohren horchten. Denn als ich diese einfache Erklärung des tiefsten der menschlichen Gefühle fand, lag ich im Wald von Boulogne unter dem schönsten Baume des Bezirkes, über mir der blaue Himmel und das jungfräuliche Grün des Frühlingslaubes, der Liebesruf der Vögel, und in mir eine ganze Welt von lieblichen, zarten Geschöpfen aus jenem phantastischen Reiche, das der vaterländischen Sage und der heimathlichen Erzählung seine Entstehung dankt, ich las — in Grimm's Kindermährchen. Alle Größe der Welt, aller Glanz, alle Gebilde unsers ehrgeizigen und schalen Treibens waren verschwunden vor dieser wundervollen Stimme, vor diesem heiligen Anklange des Vaterlandes. Jakob Grimm hat sich durch seine Riesenarbeit der deutschen Sprachlehre, Rechtsalterthümer und Mythologie die Achtung, die dankbare Anerkennung, die Verehrung der gelehrten Welt erworben. Seine Werke sind im Auslande meine treuen Begleiter, ich kenne keinen würdigern Vertreter des deutschen Landes und seiner treuen Liebe zur Wissenschaft. Allein es gibt ein schöneres Gefühl als das der Achtung und Verehrung, es ist die dankbare Liebe, mit welcher jeder, der die Grimm'schen Kindermährchen gelesen hat, ihrem würdigen Sammler zugethan seyn muß. Nur wer die schönen Worte des Kindes zu seiner Mutter in einem unsrer mittelalterlichen Dichter, „ich liege Dir im Herzen und thue Deinen Augen wohl,“ in ganzer Seele empfindet, vermag es, von seinem ernsten Sitze gelehrter Forschung herabzusteigen, und sich in die treuherzige Kinderwelt zu mischen, wie ein alter Freund.

Meine Leser werden kaum errathen können, in welcher Verbindung diese deutschen Empfindungen mit der großen Oper zu Paris stehen.

In jenen Wanderungen in die Reiche der Meer- und Flußweiber, der Undinen und Nixen und Elfen war mir stets ein großer Zweifel geblieben: Wie mögen wohl die reizenden, liebeduftenden Wohnungen dieser nassen Gottheiten ausgesehen haben? Ein bequemes, köstliches Haus, ein Schloß unter dem Wasser, wie stellt sich das dar? Weder Grimm noch Musäus gaben mir gehörigen Aufschluß. Nunmehr weiß ich, was ich so sehr zu erfahren wünschte. Die Zauberruthe, die hinter den Coulissen der großen Oper waltet, hat mich jene Pracht in Wirklichkeit erschauen lassen.

Es war einmal, im 15ten Jahrhundert, ein Graf von Meeing, oder Neyding, oder Ferembach, oder Alles zusammen, der an den Ufern der Donau in Schwaben hauste. Der Graf war schön, jung und reich, er hätte gern geheurathet, allein er wagte nicht anzufragen. Ein unerklärliches Schicksal hatte die drei Weiber seines ältern Bruders getroffen; alle drei waren in der Hochzeitnacht gestorben. Er fürchtete ein ähnliches Loos. Da kam ihm der Gedanke, seine Gattin, statt in den hohen und vornehmen Familien seines eigenen Standes, in der Hütte der Landbewohner, ein ungekünsteltes und einfaches Naturkind, zu suchen. Die Sage des Thales hatte ihm Kunde gebracht von einem wunderschönen Mädchen, welches an den Ufern der Donau weilte und dessen Herkunft und Schicksal ein geheimnißvolles Dunkel umgab. Jeden Morgen gewahrte man sie ihr Gebet an dem Rande des Flusses halten und einen Strauß Blumen in das Wasser werfen. Einmal sogar wollte ihre alte Amme das Bild des Donaustromes in den Fluthen gesehen haben. Man nannte sie Feldblümlein. Ihr Anblick war genug, um den Grafen mit Liebe für sie zu erfüllen. Er veranstaltete ein großes Fest auf seiner Burg, und lud dazu alle Jungfrauen des Landes ein, mit der Ankündigung, daß er sich unter den schönsten seine gräfliche Gattin erkiesen wollte. Diese Einladung gelangte auch in die friedliche Wohnung Feldblümleins, der Graf hatte dessen Sorge getragen, und die alte Irmengarde bestand darauf, daß ihre liebliche Pflegetochter auch zu dem Feste ginge. Dieß geschah, und der Graf erklärte ihr seine Liebe in

Gegenwart aller der schönen und stattlichen Jungfrauen. Allein Feldblümlein liebte einen Andern, ihr Herz gehörte einem Edelknaben des Grafen, der sie in ihrer Einsamkeit gefunden hatte. Der Graf will Gewalt brauchen, und da Feldblümlein alle Rettung verloren sieht, springt sie auf die Flußmauer, und stürzt sich in die Donau. Alle Bemühungen sie zu retten bleiben fruchtlos.

Von Gram niedergebeugt und seiner Sinne beraubt, irrt der Edelknabe an dem Ufer der Donau auf und nieder, und seufzt nach seiner schönen Geliebten. Endlich will er sich selbst in den Fluß stürzen. Da hört er eine sanfte Musik und bald steigt eine weibliche Gestalt aus den Wellen empor. Es ist Feldblümlein; allein wie nahe er sie auch bei sich sieht, greifen kann er sie nicht, und da er die Hände ausstreckt, um sie zu haschen, entschlüpft sie ihm und verbirgt sich von Neuem in dem Strom. Dießmal säumt er nicht länger und folgt ihr kopfüber in die Fluth. Er sinkt und sinkt und schläft in einer neuen Welt ein. Es ist die Wohnung Feldblümleins, ist die Flußgrotte einer gütigen Nymphe. Der Edelknabe sieht sich von einer Menge holder Geschöpfe umgeben, allein er kann Feldblümlein nicht erkennen; alle sind verschleiert. Doch hängt von diesem Erkennen sein Glück ab; kann er sie unter ihren Gespielinnen ausfinden, so gehört sie sein eigen. Ein anmuthiges neckendes Spiel beginnt, und das liebende Herz erkennt endlich die Einzige an dem Strauß Vergißmeinnicht, den sie in der Hand gehalten, in dem Augenblick als sie sich in die Wellen stürzte. Der Zauber ist gelöst, die Beschützerin Feldblümleins willigt ein, das glückliche Paar der Oberwelt zurückzugeben und der Edelknabe und Feldblümlein, auf einem glänzenden Muschelthrone, steigen zu der Oberfläche des Flusses hinan, wo sie den Grafen und das versammelte Volk mit Staunen und Freude erfüllen.

Diese Dichtung ächter deutscher Volkssagen war würdig, auf der reichsten Bühne der Welt versinnlicht zu werden, und um deßwillen gehört mein Bericht in den Bereich des „Auslandes." Die große Oper konnte der Lieblichkeit der Sage selbst nichts verleihen, so mächtig ist sie nicht. Allein in der Ausführung der Bilder, den zauberischen Verwandlungen hat sie ihre Aufgabe würdig gelöst. Bei dem Anblick des unterflüssigen Reiches und des Aufenthaltes der Undinen fühlte ich eine gewisse feuchte Behaglichkeit, die mich in jene Welt hinüberzauberte. An den langen polypenartigen Pflanzen und Schilfgewächsen, an der gleichmäßigen Richtung aller Vegetation erkennt man das Wasserreich, ohne im mindesten seine bewegende Gewalt zu empfinden. Die atmosphärische Luft ist durchsichtig, aber alle Gegenstände und Gestalten erscheinen gleichwohl wie hinter einem Wasserspiegel, leicht verschleiert und umwölkt. Mit Einem Worte, so und nicht anders muß es in dem Königreiche der Rhein- und Donaugöttinnen ausgesehen haben, und ich begreife, daß der Edelknabe mit Bedauern aus demselben schied.

Nichts gleicht dem Prunk, dem Reichthum der Bühnenausschmückung dieser Ausführung. Die Einbildungskraft der hier wirkenden Künstler überrascht den Zuschauer bei jedem neuen Stücke der großen Oper, und setzt ihn in Erstaunen. Mehrere Scenen, wie z. B. jene der Ritterburg mit einem großartigen Bogengewölbe, unter welchem hindurch man die Donau mit ihren reizenden Ufergegenden erblickt, das duftende, stille Thal der Wohnung Feldblümleins und zuletzt die Flußgrotte sind wahre Meisterstücke der Landschaftsmalerei und gehören auf gleichen Rang mit den kunstvollen Leistungen des Diorama's. Hier kann ich natürlich nur nennen, ohne näher zu beschreiben.

Wie billig ward die Rolle Feldblümleins durch die Anmuth der Md. Taglioni verherrlicht. Es ist auch dem ernsteren Sinne erlaubt, einer so ausnahmsweise begünstigten Künstlerin die gerechte und verdiente Huldigung darzubieten. Das Talent, bis zu dieser ätherischen Höhe hinausgebildet, wird zum Genie und die Tänzerin zum geschichtlichen Ruhm einer Epoche. Das Geheimniß dieser Macht in dem Tanze der Md. Taglioni liegt in dem ihr allein vergönnten Zauber der Grazie, der Weichheit, dem in die Lufträume hinüberfließenden Zartgefühl ihrer Bewegungen und vor Allem in der bis hierher unerreichten Züchtigkeit ihrer freiesten Uebungen.

Nachdem sie aus der Tiefe des Donaustromes in die sichtbare Welt wiedergekehrt war, lief sie einen Augenblick Gefahr, unter dem aus den Logen herabfließenden Regen der Blumensträuße zu verschwinden.

In diesem Augenblicke empfand ich ein freudiges Gefühl, welches wohl keiner der französischen Bewunderer geahnet hätte. Was Paris Ausgezeichnetes in Tanz und musikalischer Bildung besitzt, ist deutscher Abkunft oder Bildung. Md. Taglioni ist Deutsche von Erziehung und Schule; die Schwestern Elsler sind Deutsche; Mainzer, der in diesem Augenblicke das Musik liebende Publikum in Paris durch seine Singschulen in eine fieberhafte Bewegung setzt, weil er ihm zum Erstenmale beweist, daß die Franzosen singen lernen können, wofern sie nur wollen, ist ein Deutscher, voll warmer, poetischer Liebe für seine Kunst, und den eigenen Ruhm in jenem seines sangreichen Vaterlandes suchend. Und die Franzosen bewundern die Einen wie die Andern darum nicht minder aufrichtig und warm.

Ausflug in die Umgebungen Merikos.

(Fortsetzung.)

Die sieben Stämme der Nahuatlaks scheinen zu gleicher Zeit aus ihrer nördlichen Heimath ausgewandert zu seyn; nachdem sie dreimal längere Zeit angehalten, brach Uneinigkeit unter ihnen aus, und die Azteken trennten sich von ihren Brüdern. Die sechs ersten zogen gegen Süden, und ließen sich dort nieder, während es noch viele Jahre dauerte, ehe der siebente, durch Weissagungen geleitet, gleichfalls sich im Thale von Meriko niederließ, wo sie ihre Hauptstadt an der jetzigen Stelle derselben mitten in den Wassern des Sees von Tezcuco gründeten. Wie die meisten ihnen vorangegangenen Völker nahmen auch sie so viel von dem Ackerbau, den Künsten und der Halbkultur der Tolteken an, als davon noch übrig war, und ihre Zeiteintheilung, ihre Mythologie und vermuthlich auch viele ihrer religiösen Gebräuche sind von den Tolteken entlehnt.

Während ihrer hundertjährigen Wanderung in Anahuac vor ihrer schließlichen Niederlassung sollen die Azteken vor der Macht der Acolhuanen erlegen seyn; endlich nahmen auch sie die monarchische Regierungsform an, gewannen die Oberhand und behaupteten sie bis zur Ankunft der Spanier. Damals fanden sich Ueberreste der meisten hier erwähnten Stämme an verschiedenen Orten im Lande, vermischt mit den schwachen Urstämmen eines ganz verschiedenen Geschlechts, die, wie es scheint, das Plateau von Anahuac vor uralter Zeit bewohnt hatten.

Und nun, wer baute die Pyramiden von San Juan Teotihuacan? wer legte den Grundstein zu dem kolossalen Teocalli von Cholula? Einige sagen, die Tolteken, andere die Olmeken oder Xicalancas, Völker von gleich hohem Alter, und alle stimmen überein, sie in die früheste Zeit zu versetzen, wovon die Sage berichtet. Der Ursprung der mächtigen pyramidalischen Denkmäler in Asien ward von manchen Gelehrten möglichst genau erforscht, und die Aehnlichkeit zwischen diesen asiatischen Denkmälern, wie sie uns von den Alten beschrieben werden, und den Teocallis oder Tempeln des alten Volks von Anahuac läßt sich auch von dem Zweifelreichsten durchaus nicht läugnen, und wenn noch ein Zweifel darüber vorhanden seyn könnte, so würde die Sage über die Pyramide von Cholula, welche so sehr der Sage vom Thurm zu Babel gleicht, denselben vollends heben. Sie lautet folgendermaßen: „Vor der großen Ueberschwemmung, welche 4800 Jahre nach Erschaffung der Welt statt fand, war das Land Anahuac von Riesen bewohnt, welche alle in der Ueberschwemmung umkamen, oder in Fische verwandelt wurden, mit Ausnahme von sieben, welche in Höhlen flohen. Als das Wasser wieder sank, ging einer der Riesen, Namens Xelhua, mit dem Namen der Baumeister, nach Cholula, wo er zum Gedächtnißmal des Berges Tlaloc, in welchem er und seine sechs Brüder ein Asyl gefunden hatten, einen künstlichen Hügel in Form einer Pyramide baute. Er ließ Backsteine machen in der Provinz Tlanamalco am Fuße des Gebirgs Cocotl, und befahl, diese durch eine Reihe von Menschen, welche dieselben von Hand zu Hand geben ließen, nach Cholula zu schaffen. Die Götter betrachteten dieß Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Zorn, und aufgebracht über den kühnen Versuch Xelhua's warfen, sie Feuer auf die Pyramide herab. Eine Menge der Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht fortgesetzt, und das Denkmal dem Gott der Luft, Quezalcoatl, gewidmet." Sollte man nach dieser Erzählung nicht glauben, daß die mosaische Nachricht von der Sündfluth durch phönizische Seefahrer zu den Völkern Amerika's gedrungen sey?

Als ich mich nach dem Hause des Monds verfügte, fand ich meine beiden Gefährten emsig beschäftigt, die Wahrheit der zu Mexiko erhaltenen Nachricht zu untersuchen, daß ein Eingang in die Pyramide entdeckt worden sey. Die fragliche Oeffnung findet sich auch wirklich an der Südseite der Pyramide, auf zwei Drittel der Gesammthöhe, wahrscheinlich in einer Fläche mit der dritten Terrasse. Dieß ist nicht so leicht genau zu bestimmen, denn die ganze Form dieser kleinern Pyramide ist bei weitem nicht so gut erhalten, als in der größern. Eine Anzahl indianischer Weiber und Kinder stand am Eingang, der kaum größer war als ein Fuchsloch, und nachdem ich mich zum Theil meiner Kleider entledigt, kroch ich gleichfalls mit einem Lichte bewaffnet hinein in einen engen Gang, der etwa 30 Fuß weit abwärts führte, worauf ich in eine offene Galerie kam, an deren Ende, wenige Schritte entfernt, ich meine Gefährten am Rande zweier Brunnen fand, die nach der Länge des zurückgelegten Weges berechnet sich etwa in der Mitte der Pyramide befinden mochten. Einer meiner Gefährten hatte den Muth, sich an einem Strick in die Oeffnung linker Hand 15 Fuß tief hinunter zu lassen, machte jedoch keine weitere Entdeckung. Der andere Brunnen war noch weniger tief, und von einem weitern Gange war nichts zu entdecken. Die Mauern des Durchgangs sowohl als die Seitenwände der Brunnen, so weit man sehen konnte, waren von ungebrannten Ziegeln aufgeführt. Andere und wichtigere Höhlungen mögen vielleicht da seyn, man ist aber bis jetzt noch auf keine andern gestoßen. Im Haus der Sonne hat man noch gar keinen Eingang entdeckt.

Von den Indianern, für welche unser Abenteuer nur ein Gegenstand des Schreckens und der Neugierde war, kauften wir gegen hundert von den eigenthümlichen Köpfen von Terra cotta, die mit Bruchstücken von Obsidianmessern und Pfeilen vermischt, sich in unerschöpflicher Menge in vielen Theilen Mexiko's finden, namentlich aber in der Nähe dieser Pyramiden und auf der benachbarten Ebene von Otumba. Warum und wozu diese Bilder von dem Volk in so ungeheurer Menge gemacht werden, hat man, meines Wissens wenigstens, bis jetzt nicht entdecken können. Bei weitem die große Mehrzahl von denen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, sahen sich außerordentlich ähnlich, sowohl in den stark markirten Zügen des Gesichts, als im Gesichtswinkel und der Höhe und Bildung der Stirne; leider ist der Hinterkopf niemals in seinem vollen Umfange gegeben. Die Physiognomie hat durchaus nichts gemein mit den gegenwärtigen indianischen Stämmen von aztekischer Race. Manchmal haben die Köpfe eine breite, verzierte Tiara, meistens aber durchaus keine Verzierung, und mit Ausnahme von wenigen, welche augenscheinlich als Zierrathen an irdenen Gefäßen dienten, scheinen sie alle in ihrem ursprünglichen Zustande gefunden worden zu seyn. Die Komposition ist ein schöner leicht gebrannter Thon.

Bruchstücke von Töpferarbeiten verschiedener Farben und eine kleine gebrannte Thonmasse mit zwei Oeffnungen neben einander, die, was auch ihr ursprünglicher Zweck gewesen seyn mag, keinen schlechten Leuchter für denjenigen abgeben würde, der keinen andern hat, so wie eine unbegreifliche Menge Pfeile und viereckige Messerklingen bis zwei Zoll lang von Obsidian oder vielmehr Jaspis finden sich allenthalben. Die Gleichförmigkeit der Ecken, die sich bemerklich macht, und mehrere andere Umstände lassen mich glauben, daß diejenigen, welche die Messerklingen verfertigt, den Obsidian auf eine Art zu bearbeiten verstanden, daß sie den muschelartigen Bruch benützten. In der Nähe von Real del Monte finden sich alte, wie man sagt, unerschöpfliche Obsidianminen, die in sehr alter Zeit bearbeitet worden seyn müssen.

Leider vergaßen wir den sogenannten „Ohnmachtstein" zu

besuchen, der in der Tiefe zwischen zwei kleinern Pyramiden am Fuße des Hauses des Monds liegt. Es ist eine große vierekige Masse mit Skulpturen auf einer Seite, und nach dem Volksglauben sinkt jeder, der sich darauf setzt, todt nieder. In Mexiko hatten wir von einem europäischen Bekannten eine Anekdote gehört, welche diese unglaubliche Tradition auf eine eigenthümliche Weise bestätigte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Die Albanesen lieben die Jagd, und fast jeder Landeigenthümer hält Jagdhunde, um Hasen zu jagen, was ihr Lieblingsvergnügen ist. Auch gibt es auf den Bergen eine Menge rothbeiniger Rebhühner, man fängt sie aber bloß in Netzen.

Die Anzahl der Christen in vielen Theilen Albaniens ist noch immer bedeutend. In der bischöflichen Provinz Joannina ist die Zahl der Moslems im Vergleich mit der der Christen nur klein, aber in der von Korytza sind viele Dörfer ganz muhammedanisch; in einigen Dörfern sind Muhammedaner mit griechischen Frauen verheurathet, deren Söhne als Moslems und die Töchter als Christinnen erzogen werden; hier wird Schweinefleisch und Hammelfleisch an derselben Tafel gegessen. Die Provinz Beligrad oder Berat gränzt westlich an die von Korytza, ihr Metropolitan heißt Bischof von Belagrada, — so haben nämlich die Griechen das sclavonische Wort Beligrad (Weißenburg) umgeformt. In den Provinzen Korytza und Belagrada, so wie weiter nördlich, soll der Islam sehr im Zunehmen seyn: Beispiele sind vorgekommen, daß ganze Dörfer auf einmal vom christlichen Glauben abfielen. Dieß war namentlich unter den Karamuratales der Fall, welche den Berg Nemertzika und das benachbarte Thal der Viosa bewohnen. Solche Beispiele, nebst den Vortheilen, welche eine Nation von Lohnsoldaten darin findet, der herrschenden Religion statt einer solchen anzugehören, die sie zum Gegenstand der Verachtung und Mißhandlung von Seite der Gewalthabenden macht, sind mächtige Beweggründe zum Abfall. Die Christen, welche sich mehr als die Moslems mit Ackerbau und Handel beschäftigen, zeigen Neigung, sich der Unterdrückung ihrer andersgläubigen Landsleute zu entziehen, und Ländereien in Griechenland oder sonst wo zu erwerben;*) so ist alle Aussicht vorhanden, daß Albanien, einst ein christliches Land, in nicht sehr ferner Zeit fast ganz muhammedanisch werden wird. Eben so erging es unter den sclavonischen Nationen der europäischen Türkei von Griechenland bis an die Donau, doch, Bosnien ausgenommen, nicht in demselben Verhältniß.

Am 8ten Januar brach Leake wieder von Tepeleni auf, und zog bis zur Brücke von Subaschi auf demselben Wege zurück; jenseits der Brücke aber schlug er die Richtung nach Argyrokastro ein und übernachtete zu Stepezi. Anfangs wollten die Leute ihn nicht aufnehmen, und als der ihn begleitende Bulukbaschi ihnen drohte, erwiderten sie ruhig: wir sind arm und haben nichts; wir haben bloß unser Leben zu verlieren; bald aber änderten sie den Ton, als sie erfuhren, daß sie bezahlt werden sollten, und erklärten, wenn der König von England Soldaten brauche, so sey das ganze Dorf, 300 Mann an der Zahl, bereit in seine Dienste zu treten. Einer derselben bemerkte, man könnte leichter 50 albanische Soldaten als einen englischen bezahlen. — Unterhalb in der Ebene, etwa halbwegs zwischen Stepezi und dem Khan Valiare liegen die Ruinen von Dhrynopoli, welches eine kleine befestigte Stadt aus der Zeit des griechischen Kaiserreichs gewesen zu seyn scheint. Von Stepezi aus zogen sie westwärts über die nahegelegenen Höhen, und kamen nach drei Stunden an der Belitza in dem Thal von Gardhiki an, welches auf allen Seiten von steilen und hohen Bergen eingeschlossen ist. Gardhiki liegt an der Seite und auf dem Gipfel eines steilen Berges, am rechten Ufer der Belitza, und seine Lage ist eine der wildesten, die man sich denken kann; es wohnen 800 muhammedanische Familien daselbst, und 20 bis 30 griechische Häuser liegen auf der entgegengesetzten Seite der Schlucht, welche südwestlich die Stadt begränzt.

In den Gebirgen gegen Westen und Norden bis gegen Khimara sollen halbnackte Wilde wohnen, ein armes, aber kühnes Geschlecht, Gullmidhen genannt, eine Unterabtheilung des großen Stammes der Liape, griechisch Liapiden genannt, vielleicht eine Kolonie der Lapithen aus Thessalien.

Der Häuptling des Orts, bei welchem Leake wohnte, gab ihm nachstehenden Bericht über die allgemeine Topographie Albaniens, und die Abtheilungen seiner Stämme: die großen Unterabtheilungen der Albanesen sind vier, Ngeghe, Toschke, Liape und Tschame, im Griechischen Γέγκιδες, Τόσκιδες, Λάπιδες oder Λιάμπιδες und Τζάμιδες, ihre verschiedenen Länder werden im Griechischen geschrieben: Γεγκεριά, Τοσκεριά, Λιαμπουριά und Τζαμουριά. Die Ngeghe besitzen die Distrikte von Skodra, Kavaya, Kroya, Tyrana, Duras (im Italienischen Durazzo), Pekin, einen Theil des Distrikts Elbasan, die zwei Dibras und Dschura am Drin, Kurtzova, Kalkandere und Pristina. In dem Distrikte von Skodra wohnt eine bedeutende Anzahl lateinischer Christen dieses Stammes, Merdhites genannt, welche dem Pascha von Skodra 60 Para's für jedes Haus zahlen müssen; sie gelten für so gute Soldaten als die andern Ngeghe. Die Toschke dehnen sich nordwärts von der Gränze von Delvino an die von Pekin und Elbasan aus, und besitzen Gardhiki, Argyrokastro, Libokhovo, Premedi, Dangli-Koldnia, Skrapaci, Berat, Malakastra, Mizakia, Avlona. Die Liape bewohnen das ganze Uferland gegen Süden und Westen von den Gränzen der Toschken und hinab bis Delvino, wo die Tschame beginnen, welche das ganze Uferland mit Einschluß von Suli und landeinwärts bis zu den griechischen Distrikten von Pogoniani und Joannina wohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die medizinische Fakultät zu Paris hat in ihrer jährlichen außerordentlichen Sitzung den von Portal ausgesetzten Preis für die beste Untersuchung „über den Einfluß der pathologisch-medizinischen Anatomie seit Morgagni bis auf unsere Zeit" dem Herrn Risueno de Amador, Doktor der Fakultät zu Montpellier, zuerkannt. Sein Werk wird als eine der wichtigsten und verdienstvollsten Arbeiten bezeichnet. Herr Risueno de Amador hatte vor sechs Jahren eine ähnliche Auszeichnung bei einer Preisbewerbung im Fach der medizinischen Literatur und Philosophie, ausgeschrieben vom Doktor Moreau de la Sarthe, erhalten. Die Akademie hat beschlossen, daß die Denkschrift auf ihre Kosten gedruckt werde, und eine besondere Kommission ist damit beauftragt worden, den Verfasser zum korrespondirenden Mitglied der Akademie vorzuschlagen.

*) Vielleicht liegt hierin der Grund des neuerlich vermehrten Einströmens von Albanesen in Griechenland.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Taglatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Oktober 1836.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, 20sten September.

Die orientalische Literatur schien in Paris durch den Tod von Remusat, Saint Martin, Chezy und Klaproth ihren Todesstoß erhalten zu haben, aber sie hat hier tiefe Wurzel gefaßt, und der Reichthum der königlichen Bibliothek, so wie die Liberalität der Regierung in Unterstützung der zu erscheinenden Werke, deren Kosten von den Herausgebern nicht bestritten werden konnten, und eine gewisse Popularität, welche diese Studien in der neuesten Zeit erlangt haben, erhalten sie auf der Höhe die sie einmal erreicht haben. Es lautet sonderbar von der Popularität von Studien zu reden, welche so entfernt von dem Kreise der Beschäftigungen und der Kenntnisse aller andern Zweige der Gelehrsamkeit, und noch weit mehr von der grosen Masse der Leser stehen, aber es ist doch unläugbar, daß die orientalische Literatur in diesem Augenblick eine bedeutende Popularität hier erreicht hat. Es braucht dafür keines andern Beweises, als der Menge von Artikeln, welche die täglichen politischen Blätter über orientalische Werke enthalten, denn die Redakteurs derselben wissen zu gut, welche Art von Nahrung ihr Publikum verlangt, um einem unpopulären Zweige von Studien so vielen Raum zu geben. Es ist die Mode, alle Wissenschaften historisch darzustellen, und man könnte keine Vorlesung in der Rechtsschule, in der Sorbonne, oder dem Collége de France besuchen, ohne von Menu, Zoroaster und Confucius zu hören, und je weniger die Materialien noch zugänglich sind, um so anziehender scheint die Beschäftigung damit für Laien zu seyn. So unvollkommen und so falsch meistens diese Anwendungen unserer bis jetzt so geringen Kenntnisse von orientalischen Alterthümern auf die Geschichte sind, so haben sie doch den Vortheil, daß sie den Eifer des Studiums derselben unterhalten, indem die Orientalisten fühlen, daß sie ein Publikum haben, das ihre Entdeckungen mit Eifer, oft mit Enthusiasmus und einer Art abergläubischer Verehrung aufnimmt, und der Wunsch, diese Erwartungen zu erfüllen, übt zugleich einen sehr günstigen Einfluß auf die Richtung ihrer Studien aus. Der Streit zwischen der historischen und poetischen Schule der Orientalisten, der vor zehn Jahren mit so groser Bitterkeit herrschte, ist gegenwärtig, nach dem Tode der Chefs der historischen Partei, stillschweigend zu ihrem Vortheil entschieden, und die ganze Tendenz der orientalischen Schule ist durchaus historisch geworden. Nicht als ob Gedichte ausgeschlossen worden wären, aber man beschäftigt sich nur mit derjenigen Klasse derselben, die historischen Werth hat, und den geistigen Zustand einer Nation in einer gegebenen Epoche lebhaft vor Augen stellt. In diesem Gesichtspunkte ist kürzlich eine kurze, aber sehr interessante Brochure über alte arabische Poesie erschienen, unter dem Titel: Lettres sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, par Fresnel. Paris chez Barrois. 114 Seiten in 8°. Der Verfasser hat sich seit fünf Jahren in Cairo mit alter arabischer Poesie beschäftigt, mit Hülfe eines der gelehrtesten Scheikhs der Moschee Alazhar, er selbst ist ein Mann von Geist, dem man zwar einige wunderliche Dinge in der Einleitung und in den Noten vorbeigehen lassen muß, der aber dem Leser ein lebendigeres Bild der vorislamitischen Araber gibt, als bei allem philologischen Verdienst Reiske, Schultens u. a. gethan haben. Der Verfasser hat seit der Abfassung dieser Briefe neue Materialien entdeckt, welche ihm eine reiche Ausbeute für altarabische Geschichte und Poesie versprechen. Einen neuen Beweis der historischen Tendenz der Studien über orientalische Poesie wird die Sammlung altarabischer Dichter geben, welche ein irländischer Orientalist, Mac Guckin von Slane, gegenwärtig in Paris herausgibt. Die erste Lieferung enthält die Gedichte von Amrulkais mit einer lateinischen Uebersetzung, einer Auswahl arabischer Glossen, dem Leben des Dichters aus dem Kitab al Aghani u. s. w., sie ist beinahe gedruckt, und wird nächstens erscheinen. Das Kriegsministerium hat die Geschichte der Berbern von Ibn Khaldun in Konstantinopel abschreiben lassen, und läßt sie hier übersetzen, die Regierung will eine Reihe arabischer Werke über die Herrschaft der Araber in Nordafrika herausgeben lassen. Das beträchtlichste Werk über arabische Literatur das im Drucke ist, ist die Geschichte und Literatur der Drusen von Silvestre de Sacy; der Verfasser hatte seit 20 Jahren alle Werke der Drusen aufgesucht und in Syrien aufsuchen lassen, und nach unendlicher Mühe die ganze Literatur der Sekte, bestehend aus 45 kleinen Büchern, zusammen-

gebracht. Diese sind in einem ganz besondern arabischen Dialekt geschrieben, der sich grammatisch und lexikalisch von dem klassischen Arabischen sehr unterscheidet; Hr. von Sacy hat ihn analysirt und eine Grammatik desselben verfaßt, welche dem Werke einverleibt wird. Dieses wird den Text und die Uebersetzung der sämmtlichen drusischen Bücher, eine Darstellung der Lehren der Sekte, und eine Geschichte derselben enthalten, so daß man gewiß seyn kann, daß dieser dunkle Punkt der orientalischen Geschichte endlich vollkommen aufgeklärt seyn wird, und auf eine Art, die nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird. Das Werk wird aus vier Quartbänden bestehen. Die alte Geschichte von Persien hat durch die memoires sur deux inscriptions cuneiformes par E. Burnouf einen ungehofften Fortschritt gemacht. Das Studium der Zendsprache, welches in den letzten Jahren so eifrig und so glücklich betrieben worden ist, gab die natürliche Hoffnung, daß es den Schlüssel zu den persepolitanischen Inschriften liefern werde, aber man konnte nicht voraussehen, daß dieses große Resultat so schnell erreicht würde. Ein in der Geschichte der Wissenschaften sehr gewöhnliches Ereigniß, daß dieselbe Entdeckung von zwei Seiten zu gleicher Zeit und ganz unabhängig von einander geschieht, hat sich auch hier gezeigt; während Burnouf seine Memoiren hier herausgab, ließ sein Freund Lassen eine ganz ähnliche Arbeit in Bonn drucken. Die Resultate sind in vielem ähnlich. in manchen, namentlich in der Lesart einiger Buchstaben, widersprechen sie sich, aber die zunehmende Masse des Materials von Inschriften in Keilschrift läßt mit Gewißheit hoffen, daß die Details, welche noch in Ungewißheit sind, bald ins Reine gebracht werden. Man kann wohl behaupten, daß die Erklärung der Pfeilschrift auf Einmal einen unendlich größern Fortschritt gemacht habe, als die der ägyptischen Hieroglyphen seit dem ersten Versuche ihrer Entzifferung bis auf den heutigen Tag.

(Schluß folgt.)

Ausflug in die Umgebungen Mexikos.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen geleiteten wir zeitig unser gewichtiges Fuhrwerk gegen Norden nach dem See Zumpango, über einen Landstrich, wo, wie es schien, die Räuber so zahlreich waren, wie die Nopalbüsche. Eine Bergreihe, über welche unser Morgenritt nach Tecama führte, gewährte uns häufige Aussichten auf die Seen in der Ebene, namentlich auf den von San Christobal, zwischen welchem und den Sümpfen des Tezcucosees die Spanier eines der schönsten Denkmäler ihrer Geschicklichkeit und Pracht in Erbauung des berühmten Deichs hinterließen, wodurch das Ueberströmen des Wassers aus dem höhern in den niedern verhindert wird; seine Länge beträgt 1500 Varas, seine Breite zehn, seine Höhe drei bis vier. Der ganze Bau ist eine Masse soliden Mauerwerks.

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Tecama stiegen wir hinab in die große Ebene, die zweifelsohne einst mit Wasser bedeckt, von den gegenwärtigen Ufern des Sees an rund um eine Gruppe vulkanischer Berge gegen den Fuß der großen Kette läuft, welche das Thal von Mexiko gegen Norden und Nordosten schließt.

Zumpango liegt etwa fünf Leguas von Tecama oder acht von San Juan Teotihuacan. Man kann sich einen Begriff von der gänzlichen Unwissenheit machen, welche in der Hauptstadt unter den höhern Ständen, sowohl Eingebornen als Europäern über die Topographie des Landes herrscht, wenn ich versichere, daß wir diesen Ausflug wie eine Entdeckungsreise antraten, ohne im Stande zu seyn, die geringste sichere Nachricht über die Ausführbarkeit unseres Plans zu erhalten, obwohl wir eine Woche lang allenthalben Nachfragen anstellten. Die Möglichkeit, um an das südliche Ende des Tezcucosees nach der Stadt dieses Namens zu gelangen, ward wiederholt gänzlich in Abrede gestellt, die Entfernungen wurden verdreifacht, und der Plan, mit unserm Fuhrwerk von San Juan Teotihuacan nach Huehuetoca zu gehen, wurde als ganz chimärisch verlacht. Wir hatten nicht nur keine großen Schwierigkeiten zu bestehen, sondern machten auch die Entdeckung, daß Alles, was wir über die Entfernungen gehört hatten, sehr übertrieben worden sey.

Die Stadt Zumpango enthält, so viel wir finden konnten, nichts Bemerkenswerthes, aber das nördliche Ufer des Sees gleichen Namens, das wir im Laufe des Nachmittags umzogen, ist sehr angenehm. Wir kamen durch einige malerische Dörfer, und gewannen dann die freie Ebene. Unsre Straße führte uns hart an den Mauern der großen Hacienda von Jalpa vorüber, und früh am Abend kamen wir in das Dorf Huehuetoca, dessen massive Kirche uns lange als Merkzeichen gedient hatte. Weder das Dorf, noch das umliegende Land bieten etwas Merkwürdiges dar, aber in dem Desague Real enthält diese sonst uninteressante Ecke des Thals von Mexiko eines der riesenhaftesten Denkmale menschlicher Erfindungskraft und Ausdauer.

Bekanntlich hat die Natur keinen natürlichen Ausfluß für die Gewässer der fünf Seen des Thals geschaffen, und in Zeiten außerordentlicher und plötzlicher Anschwellungen muß sich der Ueberfluß an Wasser aller der höher gelegenen Seen im Norden und Süden in den mittlern oder Tezcucosee ergießen, dessen Spiegel der tiefste im ganzen Thale ist. Dadurch wurde sowohl das alte Tenochtitlan als das jetzige Mexiko wiederholt großen Ueberschwemmungen ausgesetzt, trotz der oben erwähnten allmählichen Abnahme der Gewässer im Tezcucosee. Da die Aufmerksamkeit der spanischen Vizekönige solchergestalt gebieterisch auf diesen Gegenstand gelenkt wurde, so entwarf im Anfang des 17ten Jahrhunderts ein spanischer Ingenieur, Enrico Martinez, einen Plan, vermittelst dessen das überströmende Wasser aus den beiden nördlichen Seen San Christobal und Zumpango nordwärts abgeleitet werden sollte, da sie wegen der Art und Größe ihrer Zuflüsse am leichtesten austreten konnten. Die bedeutende Depression und die Schmalheit des Bergwalls, der das Thal in der Nähe des Sees von Zumpango nordwärts einschließt, begünstigte die Erbauung eines Tunnels, durch den alles über eine gewisse Höhe steigende Wasser nach dem Fluß Tula, dem Hauptzweig des Panuco, abgeleitet werden sollte.

Dieses große Werk begann im J. 1607, und bei Ausführung desselben durch die Hände der Indianer sollen Hunderte

von diesen durch das Einstürzen von Erdmassen und andere Zufälle umgekommen seyn. Doch was bedeutete dieß, und was kümmerte man sich darum? Die Arbeit mußte gethan werden, und wenn man Indianer brauchte, schickte man eine Abtheilung Reiterei in die entlegenen Dörfer, und ließ die armen Eingebornen gleich wilden Thieren mit dem Lasso einfangen und zur Arbeit herbeischleppen. Das Andenken an das, was ihre Vorfahren damals und später bei Huehuetoca erduldeten, ist bei dem jetzigen Geschlechte noch nicht erloschen.

Eine unterirdische Galerie, 20,000 Fuß lang, wurde endlich beendigt, aber im J. 1629 stürzte die Decke ein, und stopfte den Kanal, während zugleich ungewöhnliche Regengüsse die Wasser des Sees von Tezcuco dermaßen schwellten, daß das ganze alte Seebett und die Straßen von Mexiko selbst mit Ausnahme von einigen sehr hoch gelegenen Punkten drei Fuß hoch mit Wasser bedeckt wurden, und bis 1634 überschwemmt blieben. Während dieser Zeit wurde eine Menge Plane entworfen, und man sprach sogar von der Nothwendigkeit, die Hauptstadt gänzlich zu verlassen, und sie oberhalb Tacuba neu aufzubauen; endlich aber kam man überein, den Tunnel durch den Hügel von Nochistongo in einen offenen Durchstich zu verwandeln. Dieß wurde nach vieljähriger Arbeit, mannichfachen Verzögerungen und mit unendlichen Kosten und Verlust an Menschenleben ausgeführt, jedoch erst im Jahre 1789 vollendet. Die Kosten dieses ungeheuren Kanals und der zahlreichen dabei nöthigen Dämme stiegen weit über sechs Millionen Piaster.

Am Morgen nach unserer Ankunft war ein Besuch am Desague Real unser einziges Geschäft, und wir ritten demselben entlang bis zum Gipfel des Bergs, durch welchen er geführt wurde. Hier ist er auf eine Tiefe von 196 Fuß perpendikulärer Höhe durch abwechselnde Lagen von Thon und lockerem Kies und Sand eingeschnitten, und hat oben eine Breite von 300 Fuß. Nordwärts verliert ihn das Auge in der Entfernung, da er sich gegen den Tula hinabsenkt, südwärts erscheint er wie ein tiefer Graben, der sich quer durch die Ebene zieht gegen die nordöstliche Ecke des Zumpangosees. Von einem Ende zum andern beträgt seine Länge über 67,000 Fuß, oder nahe an drei geographische Meilen.

Zu der Zeit, wo wir ihn besuchten, floß nur wenig Wasser gegen Norden, und uns schien wahrscheinlich, daß die Menge Schutt, die durch das Einstürzen der Kieslage und das Auswaschen der Thonschichten allmählich in den Kanal fällt, mit der Zeit ein ernstes Hinderniß für den Abfluß des Wassers werden könne. Allerdings hat dieß kostspielige Unternehmen dem Zweck, für den es unternommen wurde, in so weit entsprochen, sollte aber eine ungewöhnliche, doch keineswegs unmögliche Verkettung von Umständen die südlichen Seen außerordentlich steigen machen, so wäre die Gefahr für die Hauptstadt so groß wie vorher.

Nachdem wir den Morgen mit der Besichtigung dieses großen Werks zugebracht, rüsteten wir uns auf dem geraden Wege nach dem 11 Leguas entfernten Mexiko zurück, wo wir mit der sinkenden Sonne ankamen. Unser ganzer Ausflug hatte vier Tage gedauert.

Zahl der Bierbräuer in England.

Aus Parlamentsurkunden geht hervor, daß die Zahl der Bierbräuer in England 2099 beträgt, welche 16,412,440 Bushel Malz verbrauchen; die Zahl der Gastwirthe (victuellers), die ihr eigenes Bier brauen, beträgt 56,962, und diese verbrauchen 9,511,797 Bushel Malz. Außerdem gibt es 36,536 Personen, die Bierschank treiben dürfen, und von diesen brauen 14,840 ihr Bier selbst, und verbrauchen 3,702,417 B. In Schottland verbrauchen 242 Bierbräuer 988,800 Bushel, und von 17,026 Gastwirthen brauen 335 ihr eigenes Bier, und verbrauchen 149,380 B. Malz. In Irland sind 945 Bierbräuer, welche 1,829,587 Bushel Malz brauchen.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Fortsetzung.)

Zu Garbhiki sind einige Ruinen eines Schlosses, das Sultan Bajazet nach seiner Eroberung des Landes erbaut haben soll, das jedoch vermuthlich viel älter und höchst wahrscheinlich hellenisch ist. Die Höhen um die Stadt her sind meistens mit Weingärten bekleidet, welche einen angenehmen leichten Wein erzeugen, der fast farblos ist, und den auch die Muhammedaner des Orts ohne Bedenklichkeit trinken. Etwas Weizen und Gerste werden auf den niedern Höhen gebaut, das tiefere Thal aber bringt kaum etwas Anderes hervor als Kalambokki (Mais), denn der Boden ist arm und steinig und den Ueberströmungen des Flusses ausgesetzt. Solche Lagen passen dazu ungemein, da die Pflanze zur Nahrung für ihre saftigen Stängel viel Feuchtigkeit braucht und am besten in niedern Gründen gedeiht, die im Winter von Natur überschwemmt oder im Sommer künstlich bewässert werden können; auch paßt die Pflanze wegen ihres reichlichen Ertrags ungemein für eine arme und zahlreiche Bevölkerung, wie die von Albanien. Dem Anbau des Mais und Tabaks verdanken einzelne Albanesen hauptsächlich die Geschicklichkeit in der Führung von Wasserleitungen, wofür sie in andern Theilen der Türkei bekannt sind.

Am 2ten Januar brachen sie um 8½ Uhr Morgens von Garbhiki auf, und zogen in der Richtung einer gegen Südwesten gelegenen Oeffnung in den Bergen, der Paß von Skarfitza genannt, der den Gipfel Pilo-Wuni von dem Berg von Sopoti trennt; der Name Skarfitza gilt namentlich von einem türkischen Brunnen auf der Höhe der Kette, wo der Weg abwärts gegen die Ebene von Delvino sich zu senken beginnt. Nach 4 Uhr Abends trafen sie in Delvino ein, nachdem sie an den Ruinen einer alten Slavenstadt Kamenitza vorbeigezogen waren. Am folgenden Morgen schickte Leake sein Gepäck nach den vierzig Heiligen voraus und ging nach Finiki, welches links von der geraden Straße etwa drei Stunden von Delvino liegt. Der ganze Berg von Finiki ist von hellenischen Mauern umgeben. Am südöstlichen Ende war die Citadelle, 600 Fuß lang, von der noch einige 12 bis 20 Fuß hohe Mauerreste standen. Die Mauerarbeit ist von der dritten Gattung, d. h. sie ist in Reihen angelegt, die aber weder sehr regelmäßig noch gleich sind, auch sind die Steine nicht alle viereckig, obwohl sie so genau an einander passen, als in der zweiten oder polygonalen, und in der vierten oder regelmäßigen Gattung hellenischer Mauerarbeit.

Das neue Dorf Finiki, das nur aus wenigen Hütten besteht, liegt gerade unter der Citadelle gegen Südwesten. Ungefähr in der Mitte der Höhe lag ein sehr großes Theater, von dem nur noch ein kleines Stück Mauer steht, welche die obern Sitze von hinten umgab. Das Theater lag genau in der Richtung gegen das Dorf „Vierzig Heilige“ und Corfu. Zwischen dem Theater und dem nordwestlichen Ende der Citadelle sind die Ruinen eines römischen Baues, welcher aus Reihen von Backsteinen aufgeführt war, welche mit einem Mauerwerk aus rohen Steinen abwechselten, eine Bauart, die zur Zeit des Sinkens des römischen Reichs und am Anfang des griechischen nicht ungewöhnlich war. Auch sind einige Ruinen von neuern Bauten da, welche beweisen, daß Phönice noch bis in spätere Zeit blühte. Unter den Nachfolgern Konstantins war es eine der bedeutendern Städte des Regierungsbezirks von Epirus; Justinian stellte es her und legte die neuen Bauten auf einer benachbarten Höhe an, da die niedere Lage im Thale manche Nachtheile mit sich gebracht hatte. Auf dem Hügel der Akropolis findet man deßhalb einige Reste von Säulen, die nicht rund, sondern vielseckig sind, eine Mode, welche das Zeitalter Justinians bezeichnet. Als die Römer zuerst festen Fuß in Griechenland faßten, war Phönice die festeste, mächtigste und reichste Stadt in Epirus; dennoch wurde sie im Jahre 250 vor Christo ohne Schwertstreich eingenommen, freilich damals durch Verrath der in der Stadt befindlichen Soldtruppen. Die genaue Bestimmung der Lage von Phönice ist ausnehmend nützlich zur Aufhellung der Topographie des angränzenden Theils von Chaonien, und hilft namentlich die Meinung feststellen hinsichtlich der schwierigen Lage von Antigoneia, welches allen Umständen zufolge an der Stelle des jetzigen Tepeleni lag. Die nächste Frage in der vergleichenden Geographie dieses Theils von Epirus ist die Lage von Phanote, das an der Stelle des heutigen Gardhiki gewesen seyn muß; die Festigkeit und merkwürdige Lage dieser Stadt mitten in einem Thale, das von einem Amphitheater von Bergen umgeben war, durch welche nur zwei enge Pässe führen, sind ein genügender Grund zu der Annahme, daß hier eine der Hauptfesten von Chaonia lag.*) Die Stadt Eläus, welche nebst Phönice und Antigoneia zu den Städten des innern Chaoniens gezählt wird, lag wohl in dem Thale zwischen Argyrokastro und Libochovo; dieser Name ist um so bemerkenswerther, als er ursprünglich wohl von der Menge der Olivenbäume in diesem Distrikt herrührte, in welcher Hinsicht er sehr gut auf dieses Thal des Dryno paßt; denn obwohl von hohen Bergen umgeben, die einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind und einer der kältesten Theile von Epirus, ist das Thal doch einer von den wenigen von der See entfernten Landstrichen in Griechenland und Albanien, wo sich noch jetzt Olivenbäume finden. Die Stadt Eläus lag vermuthlich auf den Höhen Argyrokastro gegenüber, wo noch einige hellenische Trümmer vorhanden seyn sollen. Das kleine Theater und andere Trümmer in der Ebene unterhalb Libochovo sind von römischer Bauart, und bezeichnen wohl die Stelle einer von Hadrian gegründeten und von Justinian hergestellten Stadt, die Anfangs Hadrianopolis, nachher, doch, wie es scheint, nur auf kurze Zeit, Justinianopolis hieß.

Obwohl Argyrokastro keine besondern Kennzeichen von hohem Alter hat, so mag der Name doch wohl von den Argyrinern abgeleitet werden, welche nach Lykophron und andern griechischen Schriftstellern ein epirotisches Volk waren, und, wie es scheint, im Norden von Epirus wohnten, da er sie mit den Akrokerauniern zusammenstellt; noch jetzt bezeichnet das Wort Argyrinos manchmal einen Einwohner von Argyrokastro. (Schluß folgt.)

*) Hier theilen wir bloß das Resultat mit; die historisch-topographische Beweisführung für diese Angaben muß man im Werke selbst nachlesen.

Vermischte Nachrichten.

Man entdeckte kürzlich in Athen ein für die Alterthumsforscher sehr interessantes Denkmal; es ist ein antikes Grab von größter Schönheit, mit Skulpturen verziert, unter denen man vier Löwen in halberhabener Arbeit an den vier Ecken des Denkmals bemerkt. Unsere Gelehrten halten es für das Grab eines der berühmten athenischen Feldherren. Die Gebeine, welche dieses kostbare Denkmal enthielt, zerfielen, sobald man den Deckel wegnahm, in Staub. Man fand auf diesem Grabe keine Inschrift; es ist wahrscheinlich, daß es eine hatte, und daß sie mit der Zeit gänzlich verschwand.

*

Zu Lyon ist man allgemein der Meinung, daß dieses Jahr mehr Seide angekauft worden sey, als zu irgend einer andern Zeit. Der vom Präfekten an das Generalkonseil erstattete Bericht enthält indeß eine Stelle, welche dieser Meinung geradezu widerspricht, indem es heißt: „Im Jahre 1835 betrug die in den öffentlichen Magazinen niedergelegte Seide 745.125 Kilogramme, während sie sich 1834 auf nur 561.828 belief. Das erste Semester von 1836 zeigt eine Abnahme; es ergeben sich nur 366.887 Kilogr., was für das ganze Jahr 727.774 Kilogr. ausmachen würde.“

*

Während des Abbrechens eines alten Gebäudes an den Ufern der Bièvre kamen die Arbeiter in einen Keller, wo sie einen hölzernen noch vollkommen erhaltenen Sarg in einer Höhlung von Stein eingeschlossen fanden. Die Gebeine, welche er enthielt, waren unvollständig und der doppelte eiserne Riegel so verrostet, daß der Sarg von selbst aufging. Auf demselben waren mehrere gothische Buchstaben und der Name Rollo sichtbar. Man vermuthet, daß hier der Begräbnißplatz eines der nordischen Piraten oder vielleicht der alten Normannen war, welche diesen Theil von Europa im 9ten Jahrhundert verwüsteten.

*

Zu Manchester hat man eine Erfindung zu Verbesserung der Seidenfabrikation gemacht, die dem englischen Handel in diesem Artikel eben so sehr zum Vortheil, als dem französischen und italienischen zum Nachtheil gereichen dürfte. Es hat sich nämlich erwiesen, daß sich die Dampfmaschinen auch für diesen Industriezweig anwenden lassen, und daß ein kleines Mädchen mit deren Hülfe in einem Tage mehr als zwei Männer verfertigen kann. Die Maschine, durch Dampf getrieben, nimmt nur halb so viel Raum ein als die sonst gewöhnliche, und der bisherige Apparat ist durch einen einfachen ersetzt, der mit weit mehr Präcision arbeitet.

☞ Mit diesem Blatte wird Nr. 67 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben. Inhalt: Das **Dictionnaire de l'Académie française.** (Schluß.) — Der alte Matrose. Ein Romanzencyklus von Coleridge. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Oktober 1836.

Alpenreisen.

8. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

In Gesellschaft eines verdienstvollen Schweizeroffiziers, des Obristen v. E., welcher, eben so wie sein Landsmann General Rotten, auch in Spanien mit Auszeichnung gefochten hatte, verließ ich beim Anbruch des schönsten Sommertages Herrn Kanonikus Arletaz und mit ihm zugleich das von zahlreichen, hohen Schneestangen umgebene Hospiz. Wir stiegen nun, den Wagen vorausschickend, dem Rhonethal entgegen, um uns nicht eher als in dem 4048 Fuß tiefer liegenden Pfarrdorfe Glyß einige Zeit aufzuhalten, und dann Brieg und seine nächste Umgebung in Augenschein zu nehmen, aus deren Schluchten die Simplonstraße sich zur Höhe emporwindet.

Wählt man vom Hospiz aus den ehemaligen Pfad, so hat man zwar mehr Unbequemlichkeiten zu überwinden, gewinnt aber zwei Stunden Zeit, weil der neue Weg in ungeheuren Ausbiegungen sich an die Konturen zuerst des Ganter-, dann des Saltinethales anschmiegt und wahre Schlangenwindungen macht, ohne gerade deßhalb, wie ein neuerer Reisender will, der Wendeltreppe zu gleichen, die sich um einen Thurm legt. Dieß ließe sich eher von der 8610 Fuß hoch emporführenden Straße über das Stilfser-Joch sagen, welche vierunddreißig kunstreich aufgemauerte Zickzacke hat. Man kommt auch auf diesem schweizerischen Bergabhange durch mehrere Galerien. Die ziemlich stark abfallende Straße, über nackte, glatte, sphäroidische Granitflächen, hat an und für sich wenig Eigenthümlichkeiten; um so imposanter aber sind die benachbarten Alpen, von denen insbesondere der Kaltwasser-Gletscher, woraus die Saltine entspringt, mit seinen Kaskaden ein höchst malerisches Bild gewährt. Oestlich fällt der Blick auf das Hipshorn, westlich auf das Erizhorn, an dessen Abendseite das Nanzer-Thal liegt. Die nächste, 122 Schritt lange Galerie hat auch während des Sommers große Eisblöcke, und Eiszapfen hängen darin oft gleich mächtigen Stalaktiten an der Decke und an den Seitenwänden. Sagt jedoch Meyer von Knonau: „eine der Simplongalerien ist durch Gletschereis gehauen," so muß eine solche Aeußerung doppelt befremden, wenn man sie in einem geographischen Schulbuche findet. Mit viel Phantasie weiß ein liebenswürdiger Reisender von dieser Grotte zu erzählen, die ihm feenartiger erschien als alle andere Galerien, weil er sie in einem nur selten so ausgebildeten Strahlenschmucke sah. Tausend glänzende Eisstalaktiten hingen damals hier wie zu einer Auszierung des Gewölbes, und an die Seitenwände lehnten sich leuchtende Eispilaster hinauf. Eine reiche Quelle unterhält zuerst diese glänzenden Zierden, dann stürzt sie mit Geräusch in die Galerie; und ihre Schaumtropfen fliegen allerdings wie Brillantwürmer hin und her, wenn der Sonnenstrahl sie beleuchtet.

Vor fast sechszig Jahren, wo Johannes von Müller hier noch den alten Maulthierpfad einschlagen mußte, ging dieß freilich beschwerlicher als heut. Steil senkte sich der Simplon gegen Wallis hinab, so abschüssig, daß man an schrecklichen Abgründen in der engen Röhre einer alten hölzernen Wasserleitung, die der Fels beinahe bedeckte, hindurchreisen mußte. Brieg sah man auch damals bald, aber noch krümmte sich die Straße über einen andern Berg und betrog den ermüdeten Wanderer, der endlich Naters, sein großartiges Schloß und so auch Glyß nicht ohne den Wunsch wahrnahm, bald aus der damals so menschenleeren Oede Erlösung zu finden.

Hinter der Ganterbrücke, wo zwei Wildbäche sich vereinigen und aus der Tiefe die Weiler von Ried und Schlucht heraufblicken, stand sonst die, romantischen Einsiedeleien ähnliche Wohnung Polonceau's, der von hier aus die Straßenarbeiten leitete. Vor ihr hatte er einen Springbrunnen und einen großen Vogelkäfig mit zahlreichen Kanarienvögeln und befiederten Bergbewohnern angebracht, die auf Fichtenzweigen umherhüpften und den Wanderer fröhlich zu begrüßen schienen. Obgleich Polonceau eben so wenig eigentlicher Begründer der Straße ist, als seine übrigen Gefährten es waren, so bleibt diesen unermüdet thätigen Männern doch immer noch Ruhm genug! Sie hatten etwa fünf Jahre hindurch mit jeder Art von Entbehrung zu kämpfen, und es gehörte eine ganz besondere Vorliebe für ihr Geschäft und große Ausdauer dazu, so lange von

der Heimath und ihrer Familie sich zu verbannen, in ungünstigem Klima inmitten unter wenig gebildetem Volke zu leben, dem fast alle Bequemlichkeiten des Daseyns unbekannt sind, und sie mithin auch nicht Anderen zu verschaffen weiß. Nächstdem bedurfte es Muth genug, bei mehreren Tausend, so sehr durch Sitte und Sprache verschiedenen Werkleuten auszuharren, von denen gar Manche Flüchtlinge waren, die sich offenbar nur den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen hatten. Matthisson traf diese Arbeiter in voller Beschäftigung und schildert sie als eine armselige Menschenklasse, meistens Italiener, die, nur um dem Hungertode auszuweichen, dieses wahre Galeerenleben wählten, das ihnen kaum Polenta genug abwarf, um ihre kümmerliche Existenz zu fristen. Sie bildeten eine Gesellschaft, bei deren Anblicke nichts natürlicher seyn konnte, als die Vorstellung, man habe die Zuchthäuser und Kerker der gesammten italienischen Republik bis auf den letzten Mann ausgeleert. Diese Elenden wohnten in kleinen dürftig zusammengeflickten Baracken, die gruppenweis, gleich hottentottischen Kraals, am Ufer des Bergstroms lagen.

Man nähert sich jetzt einer von jenen Kalvari-Anhöhen, zu welcher kleine Kapellen emporführen, und womit wallisische Frömmigkeit so viele Bergabhänge versehen hat. Der Blick in die Tiefe bleibt stets wie auf einem prachtvollen Belvedere: in der Ferne zeigt sich der Thalgrund mit der blitzenden Rhone und den sie begränzenden Felsen; den ganzen Norden verschließen Eisgebirge, insbesondere die Gletscher des Lötschthales und ein Theil der übrigen Ferner zwischen Wallis und dem Kanton Bern, deren Nadeln und Pyramiden sich in den Himmelsazur emporschwingen, und die in der That dastehen, wie „die in weiße, silbergestickte Mäntel gehüllten Chorführer des großen Weltdrama's."

Dieser Blick auf die Alpen des Berner Oberlandes, an deren jenseitigem Fuße sich die Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald hinziehen, enthüllt ein Gemälde vom großartigsten Style, während jenes auf des Simplons Südseite dagegen lachender, mit Einem Worte italienisch erscheint. Schwer ist es, über den Vorzug beider Hochlandschaften abzusprechen; Nordische männliche Kraft mit ernster Schönheit gepaart, dürfte indeß eben solchen Anspruch auf Gefallen haben, als jener ausonische Reiz, wo das Graziöse vorherrscht und alles Erhabene zurückgedrängt wird. Beim Weiterschreiten entfaltet sich das Plateau von Brieg immer mehr mit seinen hellschimmernden Thürmen, belebt durch verschiedenen Anbau und zahlreiche Dörfer; seine Landschaft aber mehr nur wie ein Miniaturgemälde, wie durch ein umgekehrtes Fernrohr klein und in zierlichen Umrissen zeigend. Ganz in der Nähe dagegen hat man die dunkle Tiefe des Saltinethales, welches von dem Geräusch des zwischen Hütten und Wiesen silberweiß hindurchbrausenden Stromes widerhallt. Auch ist der Wanderer von schöner Lärchenwaldung umgeben, woraus das aus feinkörnigem Schiefer bestehende schroffe Mäder- und Glyshorn emporragen, deren graue Farbe von dem gesättigten Grün ringsumher malerisch absticht. Alles ist wild und lachend zugleich, voll überraschender Kontraste, und die Großartigkeit einer solchen Natur läßt sogar allen Architekturschmuck des kunstliebenden Italiens, an den mancher Reisende seit Jahren gewöhnt seyn mag, weniger vermissen, obwohl sich beim Anblick wallisischer Bauten Vergleiche zwischen hier und dort gewaltsam aufdrängen.

(Fortsetzung folgt.)

Orientalische Literatur in Paris.

(Schluß.)

Der erste Band der allgemeinen Geschichte von Tabari, übersetzt von Dubeux, ist erschienen. Das Schicksal des Buches von Tabari ist sonderbar genug: der Verfasser lebte im neunten Jahrhundert, und verfaßte seine Chronik in arabischer Sprache. Sie wurde im zehnten Jahrhundert ins Persische übersetzt, und diese Uebersetzung verdrängte das Original so vollkommen, daß dieses lange für verloren galt, und die persische Uebersetzung wieder aufs neue ins Arabische übertragen wurde. Aber vor einigen Jahren entdeckte Kosegarten einen Theil des arabischen Originals, und begann die Herausgabe desselben; Dubeux bedient sich der persischen Uebersetzung. Tabari ist ein im Orient überaus geachteter Historiker, der aber diesen großen Ruhm kaum verdient, und in jeder Rücksicht unter Masudi steht. Die französische Uebersetzung von Tabari erscheint auf Kosten der englischen Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen, wird aber in der königlichen Druckerei hier gedruckt. Diese hat endlich auch einigen Fortschritt in dem Druck der großen Sammlung orientalischer Klassiker gemacht, die schon seit acht Jahren angekündigt und angefangen ist. Der erste Band der Geschichte der Mongolen von Raschideddin, und ein halber Band des Buchs der Könige von Firdusi sind gedruckt und werden nächstens erscheinen. Die Sammlung wird in Folio mit unglaublichem Luxus gedruckt. Der Rand der Seiten ist mit Arabesken bedeckt, welche die nachahmen sollen, welche man in orientalischen Handschriften bisweilen findet. Text und Uebersetzung befinden sich auf gegenüberstehenden Seiten; die Herausgabe soll künftig schneller gehen, und wenn die Herausgeber das Ende ihrer Werke erleben wollen, so ist es auch höchst nöthig. Die Sprüchwörter von Meidani für dieselbe Sammlung sind angefangen und der Druck des Wischnupurana mit einer neuen Sanskritschrift wird nächstens begonnen werden. Das ganze Unternehmen ist das größte und kostspieligste, das je für orientalische Literatur begonnen wurde.

Remusats hinterlassene Uebersetzung der indischen Reisebeschreibung der chinesischen Buddhisten ist gedruckt, und wird in wenigen Wochen ausgegeben werden, sobald nämlich die dazu nöthigen Karten korrigirt und abgezogen seyn werden. Die von Klaproth hinterlassene Karte von Hochasien ist in vier Blättern erschienen. Sie ist ein Werk von großem Verdienst, das auf Kosten der Akademie von Berlin gestochen worden ist. Seine Beschreibung von China wird endlich auch gedruckt werden, sie wird zwei Quartbände bilden, davon erster aus einer allgemeinen Geographie des Reiches, und einer statistischen Beschreibung desselben besteht, der zweite aus den Spezialgeo-

graphien der Provinzen; diese letztern sind zwar nicht ganz vollendet, aber ein hiesiger Sinologe hat übernommen, das Fehlende zu ergänzen. Der Nachlaß von Saint Martin wird von seinem Freunde Lejaed herausgegeben, und der erste Band ist beinahe feetig. Man hatte auch den Nachlaß von Chezy angekündigt, es scheint aber nicht mehr die Rede davon zu seyn. Jacquet hat eine Sammlung aller bis jetzt bekannten Sanskritinschriften angefangen, welcher er eine bisher inedirte Sammlung, welche der asiatischen Gesellschaft gehört, und andere neue Materialien einverleiben will. Die große Wichtigkeit, welche indische Inschriften, bei dem fast gänzlichen Mangel an Geschichte, für Chronologie und Genealogie der großen Familien haben, macht das Untrrnehmen verdienstlich, obgleich die meisten dieser Denkmäler an sich höchst unbedeutend sind, und nur Abtretungen von Land an Braminen oder dergleichen Privatkontrakte enthalten. Der Druck drr Sanskritchronik von Kaschemir, welchen der ehemalige östreichische Stabsoffizier, Hauptmann Troyer, für die asiatische Gesellschaft besorgt, ist angefangen. Der Herausgeber war zweimal als Adjutant mit Lord William Bentink in Indien gewesen, wo er sich ungewöhnlich gründliche Kenntnisse in der orientalischen Literatur erworben hat, und mehrere Jahre die Dieektion des Sanskritkollegiums in Calcutta geführt hatte. Er hat viele Uebersetzungen indischer und persischer Werke mitgebracht, untee Anderm eine Uebersetzung des Dabistan, welche er jetzt, da Shea in Hayleybury gestorben ist, ohne die seinigr vollendet zu haben, herauszugeben im Begriffe ist. Es ist eines der wichtigsten Werke über Religionsgeschichte, welche der Orient besitzt, und bisher nur aus dem ersten Kapitel bekannt, das Gladwin ins Englische und Dalberg nach ihm ins Deutsche übersetzt hat, und das gerade den unhistorischen Theil drs Buchs bildet, und unübersetzt hätte bleiben können. Stanislas Julien kündigt eine vollständige Ausgabe drs Taoteking von Laotse mit einem chinesischen Commentar aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. und einer Uebersetzung von Text und Commentar an, welche auf Kosten der asiatischen Gesellschaft erscheinrn wird. Es ist einee der wichtigsten Beiträge, den die Geschichte der Philosophie au der orientalischen Literatur zu erwerben hat, und um so unentbehrlicher, als die Jesuiten in China dieses Werk, so wie alle aus derselben Schule, gänzlich vernachlässigt haben.

Es ließe sich dieser Liste der von der orientalischen Schule in Paris angefangenen Werke noch Manches beisetzen, aber das Bisherige mag hinreichen, den gegenwärtigrn Geist deeselben zu beurtheilen und zu beweisen, daß der Verlust so vieler großen Mrister sie nicht in ihrem Fortschritt aufgehalten hat. Dieses Resultat verdankt Frankeeich dem Reichthum von Handschriften der königlichrn Bibliothek weit mehr als allem Andern, und der Mangel an Handschriften ist das rinzige Hinderniß, das Deutschland hindert, auch in orientalischer Literatur die erste Stelle unter den gelehrten Nationen einzunehmen. Es wäre noch Zeit in Berlin, München oder Göttingen eine große orientalische Bibliothek zu gründen, denn in dem Augenblick, wo die Druckerei bei den verschiedenen orientalischen Völkern eingeführt wird, sind Manuskriple am leichtesten und wohlfeilsten zu haben, abrr in einem halben Jahrhundert werden sie großentheils verschwunden seyn. Orientalisten in Deutschland haben Einen großen Vortheil über französische in dee unendlich größern Wohlfeilheit des Drucks orientalischer Werke, dieser ist hier in Folge der Art von Monopol, welches die königliche Druckerei besitzt, auf eine solche Höhe gesteigert wordrn, daß es unmöglich ist, ein orientalisches Werk ohne beträchtliche Subskriptionen drr Ministerien, oder ohne große Opfer von Seiten des Verfassers zu drucken. Dieser Vortheil ist so bedeutend, daß er bei der gegenwärtigen Trndenz nach orientalischen Studien allein hinreichte, Deutschland den Vorrang über Frankreich in orientalischer Literatur zu sichern, wenn die Handschriften nicht so selten wären.

Der Guacharo.

Herr L'Herminier hat der französischen Akademie der Wissenschaften einen ausgestopften Guacharo von Guadeloupe nebst einer neue Angaben über diese Vögel enthaltenden Beschreibung gesendet. Herr L'Herminier machte sich mit dem Vorsatz auf den Weg, sich einen alten Guacharo zum Ausstopfen und einige Junge aus dem Nest zum Aufziehen zu verschaffen; es gelang ihm jedoch nur das letztere. Ein Herr Vauperthuy, der sich damals in Cumana befand, und von der Vergeblichkeit des Versuchs, einen solchen Vogel zu schießen, überzeugt war, traf andere Anstalten. Im Augenblick, wo die Alten ihre Schlupfwinkel verlassen wollten, um Futter zu suchen, stellte er einige Indianer mit langen Schilfstäben an den Eingang der Höhle, die beständig in der Luft herumschlagen mußten. Anfangs schienen die Guacharos erschrecken, und nicht geneigt, die Höhle zu verlassen, sondern flogen, dem Anschein nach sehr beängstigt, im Innern hin und her. Endlich faßten sie Muth und suchten den Ausflug mit Gewalt durchzusetzen, was den meisten gelang, drei aber wurden erschlagen und ausgestopft. Die Verdauungsorgane dieser Vögel sind ihrer Größe wegen merkwürdig, und sie scheinen ganz von Vegetabilien zu leben, da durchaus weder Insekten noch sonstige thierische Stoffe im Magen gefunden wurden. Das Fett, um dessen willen sie so berühmt sind, und das durch die Haut dringt, wenn man sie drückt, befindet sich im Innern des Vogels im flüssigen Zustand, und erhält sich, wenn er getödtet wird, auch noch bei drei Monate lang so, wenn es ein wenig gesalzen wird. Es ist geruchlos, schmeckt wie Schweinsfett und sieht aus wie Mandelöl. Herr Vauperthuy bestätigte Humboldts Angabe, daß es unmöglich sey, die jungen Guacharos aufzuziehen, denn von zehn ausgenommenen starben acht in den ersten beiden Monaten und nur zwei lebten drei Monate. Das Futter, welches sie in der Gefangenschaft am liebsten aßen, waren klein geschnittene Bananen. Je jünger die Vögel, um so leichter sind sie zu füttern, doch öffnen sie den Schnabel nie eher, als wenn sie hungrig sind. Der Guacharo ist ein melancholischer Vogel; den Schweif hält er aufwärts und den Schnabel gegen den Boden gerichtet. In dieser Stellung bleibt er, bis man ihm nahe kommt, und sieht aus wie eine Kröte. Wird er berührt, so stößt er ein scharfes Geschrei aus, dessen unangenehmer Ton schwer zu beschreiben ist. Den Tag über sucht er dunkle Plätze; Nachts aber fliegt er aus, schreit und schlägt mit den Flügeln. Die Hunde fürchtet er sehr; er vertheidigt sich mit seinem Schnabel und geht nur mit Mühe, wobei er von einer Seite zur andern wankt. Seine Augen sind schwarz, nicht größer als die einer Henne, und der ganze Vogel hat einen eigenen Geruch,

fast wie der Sturmvogel. Die alten sind mager und zäh, die jungen aber zart und fett. Die Körner oder Semilla der Guacharos, denen die Indianer so wunderbare Eigenschaften zuschreiben, sind Samenkörner verschiedener Pflanzen, welche der Vogel auswirft, nachdem er die Fruchthülle davon getrennt; ein solches Korn, Mutuca genannt, ist rund oder länglich und sehr aromatisch.

Chronik der Reisen.

Reisen in Nordgriechenland von M. Leake.

Erste Reise. Epirus.

(Schluß.)

Von dem Hafen der vierzig Heiligen ging Leake statt nach Corfu nach dem Hafen Palerimo, dem alten Panormus, das Strabo als einen großen Hafen mitten in den keraunischen Bergen beschreibt, und dadurch deutlich von dem Panormus von Oricum unterscheidet. Von Palerimo aus ging er mit geringer Begleitung zu Fuße nach Khimara, da keine Lastthiere zu bekommen waren, und der Weg auch kaum welche zuließ. Nachdem sie über die Bergkette am Ende der nördlichen Berge gekommen waren, gelangten sie nach kurzem Marsch in ein kleines Thal, wo die Seiten der Berge mit Velanidhies (quercus Aegilops) bewachsen waren, d. h. mit Eichen, welche die Vallonea hervorbringen; sie hatten noch (16ten Januar) ihre Blätter vom vorigen Jahre, können aber doch nicht wohl immer grün genannt werden. Wir stießen auf einige Schäfer, denen der uns begleitende Matrose nach einigen Begrüßungsworten seine Tabacksdose anbot, das gewöhnliche Kompliment in Albanien, und in so wilden, unabhängigen Gegenden eine nothwendige Aufforderung zu gegenseitigem Wohlwollen. Als Gegenkompliment riefen die Schäfer ihre Hunde an sich, die einen allgemeinen Angriff auf uns gemacht hatten. Bald erblickten wir Khimara auf der Höhe eines spitzigen Bergs, und betraten das umliegende angebaute Land, das aus vielen Weinbergen, einigen Weizen- und Gerstenfeldern bestand. Auf einer Spitze unterhalb der höhern Berge rechts steht das Kloster der Panaghia, links ist der Hafen von Khimara, der den Westwinden ausgesetzt ist, gegen alle andern Winde aber kleinern Schiffen guten Schutz gewährt.

Am Abend kamen in dem Hause, wo Leake wohnte, viele Albaneser zusammen, setzten sich mit untergeschlagenen Beinen um das Feuer, und erzählten von ihren Abenteuern in neapolitanischen und andern Diensten, denn viele derselben suchen auswärts einen Lebensunterhalt als Soldaten. Einer führte an, er sey im italienischen Krieg mit Napoleon zusammengetroffen, der viele Fragen über diesen Theil Albaniens an ihn machte, und ihm zu Triest sagte, er wolle 40,000 Mann nach Corfu und eben so viele nach Avlona schicken. Alle sprechen mit Stolz von ihrer Freiheit, d. h. von ihrer Unabhängigkeit vom türkischen Joch, während sie zugleich ihre innere Anarchie und Zwistigkeiten beklagen, und einstimmig sagen, sie würden den Segen einer guten Regierung freudig von den Händen jedes europäischen Monarchen empfangen, den Türken aber würden sie sich jeder Zeit widersetzen. Sie zahlen weder den Kharatsch, noch eine andere Abgabe, mit Ausnahme von 50 Paras auf den Kopf jährlich an den Pascha von Berat für die Freiheit, nach seinen Häfen zu handeln. Das Weiderecht auf den Ländereien der Stadt Khimara, das Recht Velanidhi auf den Bergen zu sammeln und in der nördlichen Bai von Palerima zu fischen, genießen alle Einwohner gemeinsam. Mais wächst in der an die nördlichen Berge stoßenden Ebene, wo zwei die Stadt umgebende Wildbäche im Winter austreten. Weizen wächst in guten Jahren in hinreichender Menge für den jährlichen Verbrauch. Velanidhi, in guten Jahren etwas weniges Weizen und manchmal etwas Wein, der von trockner Art und ohne Blume ist, sind die einzigen Ausfuhrgegenstände. Der Berg hinter Khimara soll mit Föhren, die zu Masten taugen, bewachsen seyn, und man könnte sie mit geringen Kosten herabschaffen, aber Armuth und innere Zerwürfnisse stehen einem solchen Unternehmen entgegen.

Das Dorf, oder, wie die Eingebornen es gern nennen, die Stadt Khimara enthält 500 Familien, die in fünf Familienbündnisse oder φρατρίαις zerfallen. Die Khimarioten verheurathen sich oft mit den Einwohnern von Vuano, dessen Gebiet von dem khimariotischen nur durch den Kamm der nordwestlichen Kette getrennt ist. Nichts desto weniger sind diese beiden Orte auf sehr argwöhnischem und oft ganz feindlichem Fuße. Dieß ist die gewöhnliche Stellung benachbarter Städte in Albanien.

Der Name Khimara wird im Allgemeinen der ganzen akrokeraunischen Kette vom Kap Kefali bis zum Kap Glossa (italienisch linguetta), das Thal von Oricum mit eingeschlossen, beigelegt. Die Städte liegen von Süden nach Norden in folgender Ordnung: Nivitza, Lukovo, Piliernes, Sepotó, Kiepero, Khimara, Vuno, Dhrymadhes, Palasa und Dukadhes. Alle diese, mit Ausnahme des letztern, das gegen den Golf von Avlona hinsieht, liegen auf dem westlichen Abhang. Alle haben beinahe dieselben halbbarbarischen Sitten und Gebräuche; die Männer sprechen fast sämmtlich das Griechische, einige, die außer Landes waren, auch das Italienische, die Weiber aber kennen fast nur das Albanesische.

Khimara liegt auf einer steilen Felsenhöhe, ist auf zwei Seiten durch die tiefe Schlucht eines Bergstroms gedeckt, und alle äußern Häuser sind zur Vertheidigung eingerichtet; so gelang es den Einwohnern immer, die Angriffe der Türken zurückzuweisen und sich hier zu erhalten. Von Khimara nach Tepeleni rechnet man zur Winterszeit vier Tage, obwohl die gerade Entfernung nur fünf geographische Meilen beträgt. Am ersten Tage kommt man nach Kudhi, am dritten nach Nivitza an der Suzista, die gleich andern Gewässern des Landes in der regnerischen Jahreszeit sehr schwer zu passiren ist. Nivitza ist von muhammedanischen Liape bewohnt, und soll auf einem steilen von tiefen Schluchten und Bergwassern umgebenen Felsen liegen, wo beträchtliche Ueberreste alter Mauern und in dem Schlosse namentlich ein ganzes Thor erhalten seyn soll. Wer noch diese Mauern sah, erklärt, daß sie einigen Stücken von hellenischem Mauerwerk, das neuern Häusern in Khimara als Grundlage diene, völlig ähnlich sehen. Das Mauerwerk ist ziemlich regelmäßig, indem keiner der Steinblöcke mehr als fünf Seiten hat. Diese Ueberreste lassen, in Verbindung mit dem Namen, kaum einen Zweifel, daß hier das alte Chimära stand, dessen Plinius erwähnt. In einem Privathause sollte eine gut erhaltene Inschrift seyn, dasselbe gehörte jedoch zu einer feindlichen Phratrie, und so konnte Leake nicht dahin kommen.

Da weder die Jahreszeit, noch das zweifelhafte Benehmen der Landesbewohner gestatteten Khimara genauer zu erforschen, so mußte Leake umkehren. Ein seltsamer Umstand ist es, daß in diesem ganzen Theil von Albanien, so wie in vielen Theilen Griechenlands, es die herrschende Ansicht der Eingebornen ist, daß das Land früher den Spaniern gehörte, und alle Ruinen das Werk dieser Nation seyen; die Ruinen bei Vierzigheiligen, das Schloß von Delvino, die Ruinen in der Ebene von Deropuli, die Ueberreste eines alten türkischen Schlosses zu Tepeleni und selbst die hellenischen Mauern von Phönice sind ihrer Meinung nach spanischen Ursprungs. Es ist nicht leicht einzusehen, wie diese Meinung entstand, denn die Catalanen, die einzigen Spanier, welche sich dauernd in Griechenland niederließen, *) schlugen ihre Wohnsitze nicht hier auf, und nicht Eine der Ruinen von Epirus kann mit irgend einer Wahrscheinlichkeit ihnen zugeschrieben werden.

*) Im Anfang des 14ten Jahrhunderts.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Oktober 1836.

Die weissen Sklavinnen in Aegypten.

Die weißen Sklavinnen, die man in Aegypten findet, sind Georgierinnen, Cirkassierinnen und einige Griechinnen. Ihre Anzahl beträgt gegen 6000 und sie finden sich nur in den Harems der Reichen und Großen. Schon jung aus ihrem Lande weggeführt, werden sie von den Besitzern großer Harems gekauft, nachdem Weiber, die zu diesem Dienste bestimmt sind, sie genau untersucht, und ihre Reinheit und die Untadelhaftigkeit ihrer Formen konstatirt haben. Zuerst dienen sie den rechtmäßigen Gattinnen als Kammerfrauen; diese bieten Alles auf, um die Reize ihrer Sklavinnen zu erhalten und zu erhöhen, und lehren sie Musik, Tanz und Gesang, um sich wenigstens den Dank ihres Gatten zu bewahren, und ihm eine schöne Sklavin anbieten zu können, wenn dieser, nachdem sie Jugend und Schönheit verloren haben, sie verläßt. Dann öffnet sich für eine solche Sklavin eine Reihe schöner Tage: mit Geschenken von ihrem Herrn überhäuft, wenn sie das Glück hat, Mutter zu werden, sieht sie ihr Kind fast immer legitimirt, und sich selbst für frei erklärt. Bleibt sie unfruchtbar, so verheurathet sie ihr Herr an einen seiner Schützlinge, und sie gelangt nun ihrerseits zur Herrschaft über ein aus mehrern Sklavinnen bestehendes Harem. In diesem Fall übt sie über ihren Gatten einen großen Einfluß aus, denn sie ist die Ursache seines Glücks, und sie allein kann bewirken, daß der Regen der Wohlthaten des Herrn fortwährend auf ihr Haus falle.

So günstig auch das Gesetz des Islam für die Männer ist, so protestiren die Frauen doch häufig gegen die Polygamie. Oft erhält ein Mann die Hand seiner Gattin nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keine zweite rechtmäßige Gattin zu nehmen, so lange nicht die erste Heurath durch eine Scheidung annullirt ist. Darum heurathen manche Moslems gar nicht, weil sie die Unannehmlichkeiten gern vermeiden wollen, in die sie stets mit der Familie der Gattin gerathen, wenn die Ehe nicht gut ausfällt; sie kaufen dann junge Sklavinnen, deren Erziehung sie durch geschickte Matronen vervollständigen lassen. Der Ehe mit einer einzigen Frau ziehen die Männer eine solche allerdings nicht gesetzliche, aber durch die Sitten gestattete Polygamie vor. Die meisten Türken in Aegypten haben diesen Gebrauch angenommen, weil sie nicht gerne mit arabischen Familien sich verbinden, deren Geschwätzigkeit und unruhigen Geist sie scheuen. Wenn sie das Land verlassen, geben sie diese Sklavinnen häufig ihren Kreaturen zur Ehe.

Die Heurathen mit weißen Sklavinnen üben einen wohlthätigen Einfluß auf die Türken aus, und untergraben allmählich die Tyrannei der moslemitischen Sitten gegen die Frauen. Diese Georgierinnen, Cirkassierinnen und Griechinnen, welche ihre Freiheit, ihr Vaterland und Religion in dem reichen und wollüstigen Leben des Harems so leicht vergessen, können doch die Spuren einer Erziehung unter freien und christlichen Völkern nicht verwischen. Sie bewahren in der Ehe einen Rest von Unabhängigkeit, und mischen in den Glauben des Islam Wünsche und Träume von Emancipation, die mit der Zeit in das Leben des Orients eindringen müssen.

Alle weißen Sklavinnen gelangen freilich nicht durch Mutterschaft und Liebe zur Freiheit; viele sind ihr ganzes Leben lang verurtheilt zu einer sehr subalternen Gefangenschaft in den Harems, wo sie nur hoffen können, die Günstlinge und Vertrautinnen irgend einer vorgezogenen Gattin zu werden. Wenn es wahr ist, wie man versichert, daß es in Cirkassien und Georgien Väter gibt, die aller Strenge der russischen Gesetze zum Trotz ihre Töchter selbst auf den Markt führen; wenn sogar einige dieser unglücklichen Opfer, stolz auf ihre Schönheit und verführt durch die glänzenden Schilderungen der Sultaninnen, sich gern in die Sklaverei führen lassen, so ist es nicht mehr als billig, daß sie manchmal in den schwelgerischen Grädern statt des gehofften Glücks Langeweile und Vernachlässigung finden zur Strafe für ihren schimpflichen Ehrgeiz.

Die weißen Sklavinnen indeß, die man jetzt in Aegypten verkauft, sind weit entfernt, den Ruf von Schönheit zu verdienen, den die Georgierinnen, Cirkassierinnen und Griechinnen erworben hatten. Sie tragen gewöhnlich das Gepräge ihres niedern Ursprungs in der Gemeinheit ihrer Züge und dem gänzlichen Mangel an Ausdruck in ihrer Physiognomie. Jetzt gibt es keinen Stoff mehr zu Erzählungen von geraubten und verkauften Fürstentöchtern: aus diesen unglücklichen Sklavinnen

werden keine Sultaninnen mehr, die durch vereint Anmuth des Körpers und Geistes Alles entzücken. Wegen der Seltenheit indeß kostet eine weiße, noch jungfräuliche Sklavin immer noch gegen 6000 Franken, und oft findet man ein und zwei Jahre lang gar keine. Dieses Verschwinden der weißen Sklavinnen wird im Orient lebhaft gefühlt werden und einen großen Einfluß auf die Sitten äußern, indem es eine Annäherung zwischen der muselmännischen Bevölkerung und den ihr unterworfenen Christen beschleunigt. Man erinnert sich nur einiger neuern Vorfälle, welche beweisen, daß der Mangel an weißen Sklavinnen manchen Türken veranlaßte, seine Augen auf christliche Frauen und namentlich auf Europäerinnen zu werfen. Sultan Mahmud selbst hatte eine Leidenschaft für die Tochter eines Gasthausbesitzers in Pera gefaßt; in Smyrna verlangte ein vornehmer Türke von einem jungen Europäer seine Schwester, und bot ihm dagegen alle Frauen seines Harems an. Solche Beispiele können Folgen haben.

Alpenreisen.

8. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig genug trägt diese Felsenumgebung der Simplonstraße an vielen Punkten deutliche Spuren von wiederholten Erderschütterungen, wodurch, eben so wie in der Jurakette, ganze Wälder versanken, Berge einstürzten und sonstige Felsenspalten, Erdabgleitungen und Abrisse statt fanden. In der Nähe des Simplon erfolgte an dem schrecklichen 27sten August 1851 ein Gletschersturz vom Bortelhorn, und veränderte die ganze Gestalt dieses Firns. Ja mit den meisten Gletschern des bereisten Schweizer Hochgebirges ereigneten sich damals große Veränderungen, indem sich die in den Schluchten gegen die Niederungen herablaufenden Gletscherarme sehr zerklüfteten und vorwärts schoben. In einem Ausläufer des Hüfifirns, im Kanton Uri, wurde dadurch das Gerippe eines Gemsenjägers zu Tage gefördert, der vor dreizehn Jahren in einer Gletscherspalte den Tod fand. Man entdeckte zugleich sein Taschenmesser, seine Uhr und den Eisenbeschlag des Gewehres; doch das Holz des Schaftes war verschwunden.

Pictets Ansicht: die Thaleinschnitte der heutigen Simplonstraße hätten nicht durch Gewässer, sondern durch gewaltsame Erschütterungen in vorhistorischer Zeit ihre Entstehung erhalten, wird auch durch die ähnlichen Erscheinungen bestätigt, welche während der letzten Monate des Jahres 1755 zu Brieg sowohl und auf dessen Bergen, als auch im ganzen Rhonethale Angst und Schrecken verbreiteten. Wo sich dasselbe gegen den Genfer-See ausmündet, im Bezirk von Aelen, und bis in die Nähe des Simplon, fingen viele seit zwei Jahren versiegte Quellen plötzlich wieder an zu strömen und zwar mit erhöhter Gewalt, so zwar, daß die Salzquelle aux Fondements sich von zehn bis zwölf Zubern in einer Viertelstunde auf zweiundzwanzig vermehrte. Den ganzen Monat November hindurch zitterte um Brieg die Erde Tag und Nacht unter den Füßen der Einwohner, und nicht selten drohten außerordentlich starke Stöße allen Gebäuden den Einsturz. Am 9ten December Nachmittags halb drei Uhr erreichte das Erdbeben hier eine furchtbare Gewalt und die Magnetnadel neigte sich um fünf Zwölftheile eines Grades mehr nach Westen, was durch kein bloßes Luftzittern bewirkt wurde, denn die Fässer bewegten sich in den Kellern und der Wein rollte, daß man sein Geräusch vernehmen konnte. Von einem Naturfreunde war schon früher ein unbewaffneter, aber mit Eisenfeilstaub bestreuter, dreiundzwanzig Loth schwerer Magnet senkrecht aufgehängt worden, dessen Pole sich nach der Mittagslinie wandten, von welcher sie kaum um einen Grad abwichen. Dieser wurde während des Erdbebens nebst seiner Schnur südwärts in die Höhe getrieben, so daß die Schnur mit der Perpendiculare, die sie zuvor gegen Norden machte, einen Winkel von einigen vierzig Graden bildete, und in dieser Stellung blieb die Schnur so lange, als das Erdbeben währte, d. h. mehr als eine Minute. Zugleich wurden die Feilspäne um den Nordpol von ihrer abstehenden Richtung gegen den Magnet niedergedrückt, und einige fielen ab; die um den Südpol klebenden Eisenstäubchen blieben dagegen unbeweglich. Mit dem letzten Stoße des Erdbebens fiel der Magnet gegen Norden zurück, schwang sich mehremals hin und her, behauptete dann seine vorige senkrechte Richtung und auch die Feilstäubchen richteten sich wieder empor.

Briegs Einwohner flüchteten auf das freie Feld hinaus. Die Erde bekam auch viele von Süd nach Nord laufende Risse, die eine Stunde lang quer durch das Thal gingen und den Boden tief spalteten. Man sah im Grunde an einigen Orten das Wasser und an andern sprang es sprudelnd heraus; doch schlossen sich jene Spalten wieder nach vierzehn Tagen. Es liegt der lateinische Brief eines Brieger Jesuiten an einen seiner Freunde vor mir (geschrieben den 5ten Januar 1756), woraus folgende Stelle obige Nachrichten ergänzen wird, die ebenfalls aus gleichzeitigen Ueberlieferungen stammen: „Am 9ten December haben sich Häuser, Thürme und Berge über unsern Häupteen so sehr geneigt und die Erde hat sich so heftig bewegt, daß wir glaubten, ihre Oeffnungen würden uns verschlingen. Ueberall fielen die Schornsteine von den Dächern, verschiedene Häuser stürzten ein und die andern alle bekamen Risse; es ist mir unmöglich, genügend zu schildern, wie traurig dieß alles gewesen. Man hörte überall ein schreckliches Getöse in den Bergen und durch das ganze Thal und wußte nicht wohin zu fliehen, um in Sicherheit zu seyn. Endlich haben wir uns in den oberen Garten unsers Kollegiums unter eine kleine Hütte geflüchtet, die ich in Eil zimmerte, um da den Ausgang oder unser Ende zu erwarten. Hier hielten wir uns drei volle Tage in der Kälte auf, wo sich unsern Augen die schrecklichsten Schauspiele zeigten; wir sahen verschiedene eingestürzte Thürme, den zu Glyß, zu Naters und den auf dem Mundberge. Endlich, da wir es wagten, wieder in unser Haus und in die Kirche zu gehen, fanden wir aller Orten die Zeichen der größten Gefahr, und daß das

ganze Gebäude gewiß in Trümmer zerfallen müßte, wenn noch eine starke Erderschütterung kommen sollte; aber bisher sind dieselben immer schwächer geworden, obwohl sie noch nicht gänzlich endeten. Den 20sten December um 11 Uhr des Nachts ereignete sich ein so heftiger Stoß, daß verschiedene Felsen von den Bergen herunterrollten, wovon einer, der neben unser Haus hinfiel, unsere Scheune umstürzte, und das nächste Feld fast ganz bedeckte. Den 27sten December um Vesperzeit bebte die Erde so sehr, daß wir besorgten in der Erde begraben zu werden. Den 3ten Januar Vormittags um halb zehn Uhr erschreckte uns eine gleich heftige Bewegung. Ich melde nur die starken Stöße, denn schwächere haben wir jetzt schon bis in den dritten Monat unzählige gespürt, und auch heute zittert die Erde, wie unsere Gemüther, noch immer fort. Die Schönheit unseres Thales und mancher benachbarten Thalgegenden ist gänzlich verschwunden, und statt dessen sieht man nichts als die traurigste Verwüstung; Ueberschwemmungen haben die Wiesen verderbt; man sieht aller Orten eingestürzte Häuser, fast alle stehenden sind unbewohnbar; die Böden sind herunter gefallen, alle Gewölbe sind beschädigt und gespalten, nichts hält mehr zusammen. Zu Glys ist der Rosenkranzaltar umgeworfen, mit dem darüber befindlichen Boden, den der bis zum vierten Theile eingefallene Thurm zerschmetterte. Zu Naters ist in der Kirche ein Drittheil des Gewölbes mit der Orgel eingestürzt. Aber noch will ich von unserem Kollegium und unserer Kirche sprechen, und Ihnen nur mit wenig Worten sagen, daß uns kein Winkel mehr zur Sicherheit dient. Wir suchen die Gebäude nun überall mit Eisenklammern zu binden, und vor allem jene Punkte zu befestigen, die wie zunächst bedürfen. Es wird ungemeine Kosten erfordern, nur bis wir wieder mit Sicherheit unter unserem Dache wohnen können; zur frühern Schönheit werden diese Gebäude nie mehr kommen. Obgleich nun solch Elend großen Schaden gethan, so ist doch glücklicherweise kein Mensch getödtet, ja nicht einmal verletzt worden."

(Schluß folgt.)

Die Messe von Nischnei-Nowgorod. *)

Der Oca scheidet die Stadt von dem Ort, wo die Messe gehalten wird, und um dahin zu gelangen, muß man über eine ungefähr 1500 Schritte lange Brücke gehen, deren erste Hälfte auf Pontons, die zweite aber auf Pfählen ruht. Man begegnet auf derselben einer stets ununterbrochenen Reihe von Wagen mit Waaren beladen, und auf den Trottoirs wird man von einer geschäftigen, allenthalben sich drängenden Menschenmenge gestoßen. Diese Brücke, welche um Mitternacht aufgehoben wird, um die Barken durchzulassen, führt auf eine Halbinsel, wo man so zu sagen den Prolog der Messe findet. Auf der einen Seite sieht man unermeßliche von fremden Restaurateurs bewohnte Barracken; glühende Oefen nehmen den Raum vor diesen Speisesälen neuer Art ein, wo der Fußboden aus Sand und das Dach aus der Rinde von Lindenbäumen besteht. Eine Menge von Garköchen ist unaufhörlich beschäftigt, Fleisch und Kuchen zu bereiten, und die Vorübergehenden, ohne sich in ihrer Beschäftigung zu unterbrechen, zu dem Mahl einzuladen, das sie bereiten. Von Entfernung zu Entfernung verkünden Schilde mit der Aufschrift: Jarmuskaja vinostavka, das von der Messe verliehene Vorrecht, starke Getränke verkaufen zu dürfen, und ein fröhlich vor der Thüre der Bude herumtaumelnder Zecher beweist, daß er den Text des Privilegiums zu seinem oder vielmehr zum Vortheil des Wirths erklärt hat. In die Erde gepflanzte Lanzen kündigen den Eingang zu den Wachtposten der zum Theil mit der Meßpolizei beauftragten Kosaken an. Den Garküchen gegenüber befinden sich Wohnungen, wo eine andere Gattung von Gewerbsthätigkeit herrscht; große, ganz offene Werkstätten sind von Schuhmachern besetzt, die, ihres Fleißes ungeachtet, den Bedürfnissen der zahllosen Fußgänger, deren Schuhwerk dem zerstörenden Einfluß einer langen, beschwerlichen Reise unterlag, kaum genügen können. Neben diesen arbeitsamen Handwerkern befinden sich die Bäckereien, welche diese sich durchkreuzende Menschenmasse zu versorgen haben. Die Brode, welche hier gebacken werden, bestehen aus ordinärem und halbweißem Weizenbrode und haben die Form von Kommißlaiben.

Auf der entgegengesetzten Seite der Halbinsel sind die Zelte der Gaukler und Seiltänzer aufgeschlagen. Hier unterhält Bajazzo, den man den obligaten Sekundanten aller Volksfeste nennen könnte, durch Sprünge und Lazzis die Schiffer, die nach Ankunft der Barken nichts mehr zu thun haben. Der schnarrende Ton einer verstimmten Geige vermischt sich mit dem Kreischen einer Klarinette und schwebt über dem verwirrten Geräusch der Menge. Dreißig Kegelbahnen neben einander, unter bedeckten Gängen von wenigstens 25 Fuß Länge, tragen zur Vermehrung des Vergnügens des gemeinen Volks bei, und das unaufhörliche Rollen der Kugeln bildet gleichsam einen verstimmten Baß zu dem Orchester der Gaukler. Jene, welche nur Zeitvertreib suchen, spielen die gewöhnliche Partie; Andere aber, die das Kegelspiel als einen Erwerbszweig ansehen, zerfallen in Bankiers und Pointeurs. Wenn der Bankier die Einlagen gedeckt hat, sucht er den mittelsten Kegel (den König) allein umzuwerfen, und gelingt ihm dieß, so zieht er den ganzen Einsatz. Solche Leute spielen mit vieler Geschicklichkeit und sind ihres Wurfs so ziemlich gewiß, verstellen sich aber oft, um die Pointeurs nicht gleich abzuschrecken. Ein wenig weiter weg findet man die Fleischer mit nervigen Armen und blutgetränkter Schürze beschäftigt, den von der langen dem Tod entgegen gemachten Reise erschöpften Ochsen zu schlagen oder dem Schaf den Hals abzuschneiden. Ganze Wolken von Raben schwärmen um diese Schlachthäuser herum, und stürzen, ohne sich von dem Lärm rings umher verscheuchen zu lassen, auf den blutigen Abfall herab, den sie zu ihrer Nahrung entführen. Kaum haben die erwürgten Thiere aufgehört zu leben, so wird das noch rauchende Fleisch auch schon zum Verkauf ausgelegt und die Felle zum Trocknen ausgebreitet, um auch sie an den Mann zu bringen.

Ueberschreitet man nun auch noch die zweite Hälfte der Brücke, so kommt man auf das linke Ufer des Oca, wo die eigentliche Messe gehalten wird, wo man den Weg nicht durch Vergnügen Suchende, sondern von Käufern und Verkäufern versperrt findet. Hausierer bieten hier dem Vorübergehenden Alles feil, was er nur immer bedürfen kann. Die Einen tragen verschiedene Kleidungsstücke auf den Schultern, während Andere kleine Körbe anhängen haben, in denen sie Quincailleriewaaren und falschen Schmuck feil bieten. Unter diesen

*) Mitgetheilt von dem Grafen Laveau in den Nouvelles Annales des Voyages.

Hausirern sieht man manche Verkäuferin, die ihren ganzen Waarenvorrath am Halsband oder im Gürtel trägt. Das Halsband besteht aus Stecknadeln, Ohrringen, Kreuzen, Ringen, Zwirn, Perlen und andern kleinen Artikeln für den Putz einer Bäuerin oder Krämersfrau, und der Gürtel verschließt mehrere Restchen von Gold- und Silberstoff. Eine solche Verkäuferin hatte sich und ihr Waarenlager in einen Mantel (ducha greika) von Silberstoff, mit violettem Grund und mit Marder besetzt, gehüllt. Obschon dieses Kleidungsstück nicht mehr neu war, so führte es doch durch seinen Glanz eine junge Bäuerin in Versuchung, die alsbald still stand, es betrachtete und untersuchte, und in deren Augen der Wunsch, es zu besitzen, deutlich geschrieben stand. Das Lächeln der Verkäuferin gab zu verstehen, daß sie das stumme Spiel der Bäuerin begriffen habe, und nun begann sie sogleich ihre Waare anzupreisen. „Es ist feines Silber und der Pelz ziemlich gut erhalten, sagte sie; der Stoff ist nicht ganz neu, aber auch nicht abgetragen, und was kann man übrigens bei jetziger Zeit Wohlfeileres kaufen. Die Bewunderung der Bäuerin stieg zu wahrhaft leidenschaftlicher Höhe; nach langem Anstand forschte sie erröthend nach dem Preise, der sich auf 35 Rubel belief. Diese Summe ist freilich hoch — wie lange muß man nicht arbeiten, um sie zusammenzubringen; aber die Ducha graika ist auch gar zu schön! Der Mann würde freilich nie so viel Geld für Putz opfern, dafür aber ist es auch eine Ausgabe, die man nur einmal im Leben zu machen braucht. — Diß waren die Gedanken, die sich ungefähr aus den Augen der Bäuerin entziffern ließen, die sich gar nicht mehr von der sich ungeduldig stellenden Verkäuferin trennen konnte. Da die Bäuerin unglücklicherweise kein Geld bei sich hatte, so war es unmöglich, den Handel auf der Stelle zu schließen. Sie erkundigte sich daher nach der Wohnung der Verkäuferin, die ihr aber keinen bestimmten Aufenthaltsort angeben, sondern ihr nur versprechen konnte, sie in dem Gang, wo man sich getroffen, auf- und abgehend zu erwarten. Die Hausirerin ging, und war gewiß schon 30 Schritte entfernt, als die Bäuerin noch immer auf ihrem Platze stand, mit schmerzlichem Lächeln das Wort slavna (prächtig) von den Lippen hauchte und schnell verschwand. „Wird sie wohl wieder kommen?“ fragte ich die Verkäuferin. „Wenn sie das geforderte Geld auftreiben kann, gewiß,“ war die Antwort. Leider muß es aber auch unter den Bauern knurrige Ehemänner geben, denn drei Tage später war der Mantel noch unverkauft.

Man kann auf der Messe auch nicht um den geringsten Gegenstand feilschen, ohne sich sogleich von müßigen Zuschauern umringt zu sehen, und so war es auch der Fall bei dem eben erzählten Handel. Indem ich meinen Weg fortsetzte, fiel mir die Mannichfaltigkeit der Kleidertrachten auf. Ein Armenier, den man an der Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge und seinem Knebelbart erkannte, schritt eilig vorwärts; aus seinem belebten Blick und seinem raschen Gebärdenspiel ließ sich leicht erkennen, daß er einer Nation angehöre, unter der man Mäkler findet, die den größten Theil des Handels von Persien und den benachbarten Provinzen in ihren Händen haben; so wie ein bedeutender Theil des Handels mit der Türkei und dem Archipel durch die Hände der Griechen geht. Je nach dem Stand dessen, mit dem sie zu thun haben, nehmen sie bald einen hohen, bald einen unterwürfigen Ton an, und wissen stets mit großer Feinheit den Weg zu beurtheilen, der sie zum vorgesteckten Ziele führt. Nach ihm kam ein Perser langsamen Ganges und gemessenen Schrittes, theils aus Gewohnheit, theils weil er mit seinen Pantoffeln im Sande nicht fortkam. Man erkannte in ihm einen jener großen Kapitalisten des Orients, die nur eine kleine Anzahl von Gegenständen in ihren Spekulationskreis ziehen, als z. B. Kaschmirshawls, Perlen, Edelsteine u. s. w. Er trug in seinem Aeußern ganz die Selbstgenügsamkeit, welche der Reichthum verleihe, und sein Blick verrieth all die Apathie, welche jenen Schätze sammelnden Völkern eigen ist, die sich nicht trauen ihren Reichthum zu genießen, aus Furcht, sich desselben beraubt zu sehen. Er handelte um ein Stückchen Kuchen mit eben so viel Ernst und Beharrlichkeit, als hätte es einen Kauf von Millionen an Werth gegolten.

Bald erschien ein Tatar, dem sein weißer Hut viele Aehnlichkeit mit einer der ältesten Figuren des italienischen Theaters gab. Mit schlenkernden Armen und gleichgültigem oder verächtlichem Blick schritt er einher, kleine Gegenstände in der Hand haltend, die er an den Mann zu bringen suchte; hatte man aber Lust zu denselben, so mußte man den ersten Schritt thun. „Kniaz!“ (Fürst) riefen die vor ihren Buden sitzenden russischen Kommis ihm höhnend zu, „Kniaz, nur ein Narr könnte seine Waare so überbieten, wie du.“ — „Nur ein Narr, wie du, kann meine Waare so herabsetzen!“ erwiderte der Tatar gleichgültig. Endlich ruft ihn ein Vorübergehender an und untersucht eine chinesische Pfeife, welche sich unter den Waaren des Tataren befand. Um den Preis befragt, fordert der letztere 25 Rubel für eine Sache, die höchstens zehn werth war. Der Käufer schrie lange über den ungeheuren Preis, ohne von dem Tataren, der mit unerschütterlichem Gleichmuth Scherze und Schmähreden hinnahm, einen Nachlaß erhalten zu können. Endlich, durch seine Ungeduld aufs Aeußerste getrieben, oder vielleicht, um sich an der Verlegenheit des Tataren zu belustigen, erklärt der Käufer, nicht mehr als zehn Rubel geben zu wollen, die er auch wirklich auf eine nahestehende Bank wirft. Jetzt aber hätte man sehen sollen, wie der einen Augenblick zuvor noch so kalte und gleichgültige Mann plötzlich in einen Zustand von Wahnsinn überging, seinen Hut in die Luft warf, seine Kleider aufriß und in wahrer Verzweiflung Allah und Karaul (Wache) rief. Auf sein Geschrei war die Straße sogleich mit einer erstaunten Menschenmenge gefüllt, die nichts Geringeres als einen Mord vermutheten. Kaum waren die nöthigen Erläuterungen gegeben, als sich auch schon alle Blicke auf den Käufer richteten, der sich endlich glücklich schätzte, den Tataren mit Bezahlung der geforderten 25 Rubel beschwichtigen zu können, und sich mit dem festen Vorsatz davon schlich, nie mehr mit Hausirern solcher Art einen Handel zu machen. Kaum sah der Tatar sich im Besitz des verlangten Geldes, als er auch schon seine vorige Gleichgültigkeit wieder annahm, und seinen Weg so ruhig fortsetzte, als habe er gar keinen Theil an dem durch ihn veranlaßten Auflauf gehabt. Die Tataren sind es auch, die auf der Messe das Geschäft der Lastträger versehen und die schwere Arbeit in den Barracken verrichten. Sie sind sehr fleißig und verrichten das ihnen Vorgeschriebene ohne Murren. Ihre Tracht ist sehr mannichfaltig; man sieht deren in Blousen von grober, weißer Leinwand mit rothen Stickereien auf der Mitte des Rückens und den Armen; andere tragen ähnliche blaue Blousen. Den Kopf bedecken einige mit Turbans, andere mit Hüten oder einfachen Plattmützen. Die Weiber tragen Mützen von Baumwollenzeug, und von einer Form, die keineswegs dazu dient, sie zu verschönern.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Oktober 1836.

Briefe über den spanischen Krieg.

Dritter Brief. *)

In Gesellschaft mit Oberst Wylde und Oberst Baraido, dem portugiesischen Kommissär, brach ich am 5ten Nov. nach Briviesca auf, in der Hoffnung, mit meinen Kameraden von der Legion abermals zusammenzutreffen. Als wir daselbst ankamen, fanden wir sie noch nicht, da sie zwei Tage zu Villacayo und Madina de Poma angehalten hatten, um die Leute ausruhen zu lassen, welche, an lange Märsche über bergige Gegenden nicht gewöhnt, äußerst ermüdet waren, obgleich der Weg ziemlich gut war. Wir bemühten uns deßhalb sogleich bei dem Gouverneur und andern Behörden für die Truppen bei ihrer Ankunft eine hinreichende Menge Rationen und eine bequeme Unterkunft bereit zu halten, die man auch versprach und uns mit Versicherungen überhäufte, daß für Alles in reichlicher Menge gesorgt werden solle; aber auch hier, wie in den meisten Fällen gewannen wir mit unsern Bitten und Bemühungen nur wenig. Briviesca, auf der großen Straße von Miranda nach Burgos, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Städten gelegen, hat eine schöne Lage in einem schmalen, aber fruchtbaren Thale, nicht ferne vom Ebro. Für eine Armee bietet es nur wenig Unterkunftsmittel dar, das Land ist aber offen, mit Korn und andern Lebensmitteln reichlich versehen, und zudem befindet sich zu Burgos eine vortreffliche Reiterkaserne, wo auch Oberst Kinlochs Regiment nachher einquartirt wurde; hätte man es auch nur kurze Zeit dort gelassen, so würden die Pferde, die durch den Marsch und den Mangel an gehöriger Nahrung sehr gelitten hatten, bald wieder in dienstfähigen Stand gekommen seyn. Aber, sey es auf Anrathen Cordovas oder auf Befehl des Kriegsministers, oder von wem immer veranlaßt, stets war eine ganz unbegreifliche und unentschuldbare Uebereilung in den Bewegungen der britischen Hülfstruppen; die Absichten und Beweggründe, welche einem solchen Verfahren von Seite der spanischen Behörden zum Grunde lagen, konnte weder mein Scharfsinn noch meine militärische Erfahrung ergründen.

*) Siehe den ersten Nr. 227 ff., den zweiten Nr. 250 ff.

Da ich General Evans nicht zu Beiviesca fand, so trennte ich mich von Oberst Baraido, und ritt, von vier Husaren begleitet, nach Oná, wo wir übernachteten. Hier ist ein prächtiges Kloster, dessen Besitzthümer an Land und Geld unermeßlich seyn sollen. Wir wurden von den Mönchen durch die ungeheuren Korridore, zahlreiche Zimmer und endlich auch in die Kapelle geführt. Ich konnte indeß weder eines von den schönen Gemälden, noch von den reichen Geschirren entdecken, die, wie ich geglaubt hatte, in allen spanischen Klöstern sich finden, und die Gastfreundschaft unserer Wirthe ging nicht so weit, uns ein Glas Wein anzubieten, womit, wie wir wußten, ihr Keller angefüllt war, und wovon wir später nur mit Schwierigkeit eine Bouteille erkauften.

Das Kloster ist, wie viele andere, jetzt aufgehoben, und die Mönche empfangen die Summe von sechs Realen für den Tag zu ihrem Unterhalte. Ich habe Grund zu glauben, daß viele zu Don Carlos Armee stießen, der es an Priestern und Mönchen nicht mangelt, die Uebrigen sind entweder nach Hause gegangen oder setzen ihren Beruf einzeln fort, und obwohl ich ihre Unterdrückung keineswegs vertheidigen will, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß zwei Drittheile des Elends und der Faktionen Spaniens aus der Bigotterie und dem Fanatismus seiner Geistlichen entspringen, und dennoch wird jeder Reisende in diesem Lande sich überzeugen, daß es an wahrer Frömmigkeit bedeutend fehlt.

Während wir am folgenden Morgen am Frühstück saßen, wurden wir durch den Anblick eines Offiziers und einer Abtheilung englischer Lanciers erfreut, die vorausgesendet worden waren, um Quartier zu machen. Von dem Offizier erhielt ich die angenehme Nachricht, daß General Evans mit dem Vortrab der Legion nur noch zwei Leguas entfernt sey; unsere Lage in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Klosters und in einem ganz carlistisch gesinnten Orte mit einer so kleinen Eskorte war nicht die angenehmste, und so setzten wir uns ohne Verzug zu Pferde, um dem General entgegen zu reiten. Bald traf ich ihn, und Alles bestürmte mich nun mit Fragen über die Bewegungen des Feindes und genaue Nachrichten über die Gefechte der spanischen Armee, denen ich beigewohnt hatte.

Wir kehrten mit dem General zurück nach Oná, wo wir abermals die Nacht zubrachten. Viele von der Legion, namentlich die Kavallerie, wurden in den ungeheuren Korridoren des Klosters einquartirt, und die Mönche, durch die Anwesenheit der Hülfstruppen liberaler geworden, versahen die Tafel des Generals mit einem ganz erträglichen Abendessen, dem wir tüchtig zusprachen, und am andern Morgen ihnen Lebewohl sagten, um nach Briviesca aufzubrechen, wo wir Nachmittags ankamen und den spanischen Kommandanten bereits antrafen.

Man hat im Publikum viele Anekdoten über die Gastereien und die gegenseitigen Komplimente beider Generale bekannt gemacht, die Gastereien bestanden aber in einem einzigen Mittagsmahl, das Cordova dem General Evans bei seiner Ankunft in einem ausnehmend schlechten Gasthause gab, wozu drei Personen vom Stab, worunter auch ich, eingeladen wurden, und General Evans, der ein spanisches Pferd für die verteufelten Gebirgspfade brauchte, nahm ein solches von Cordova an, und gab ihm dagegen eines seiner besten englischen Pferde, das viermal so viel werth war, als der spanische Klepper. So weit ging die unbegränzte Freigebigkeit des spanischen Generals gegen seinen Alliirten.

Die unerwartete Nachricht, daß der carlistische General Guerguez mit 4000 Mann eine Diversion nach Aragonien gemacht habe, machte den beiderseitigen Artigkeiten ein Ende, und am folgenden Morgen, nachdem er geruht hatte, über eine zu seiner Inspektion ausgerückte Schwadron englischer Lanciers seine Zufriedenheit auszudrücken, eilte er in möglichster Schnelle nach Haro, um zum Hauptkorps seiner Armee zu stoßen, die im Begriff stand gegen Navarra anzurücken. Schon war auch ein Courier abgeordnet worden, mit dem Befehl an Brigadier Vigo, mit zwei Bataillonen der königlichen Garde und vier Linienregimentern eiligst den Bewegungen von Guerguez zu folgen, und wo möglich seine Verbindung mit den Carlisten von Catalonien abzuschneiden, welche der Zweck seines Unternehmens schien.

Obgleich ich erkannte, wie groß die Vortheile seyen, wenn ich der spanischen Operationsarmee folgte, so verließ ich doch meine Freunde und Gefährten mit lebhaftem Bedauern, um so mehr, als ich Grund zur Besorgniß hatte, in einem der zahlreichen und nutzlosen Gefechte und Scharmützel, denen ich beiwohnen würde, durch eine Kugel für immer verhindert zu werden, sie wieder zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenreisen.

8. Die Nordseite des Simplon. — Entbehrungen der Straßenbauer. — Erdbeben am Fuße des Simplon. — Das Napoleonsloch. — Ritter Georg Auf-der-Flue.

(Schluß.)

Wallis ist dem Erdbeben überhaupt sehr ausgesetzt, und mein unterrichteter Begleiter wußte noch von mancher ähnlichen Erscheinung zu erzählen. Unter solchen Gesprächen waren wir, eine starke Viertelstunde von Brieg entfernt, unfern des Dorfes Glyß an die Brücke über die Saltine gekommen, welche die Bergstraße eben so würdig schließt, als die Brücke bei Crevola sie auf der italienischen Seite eröffnet. Sie hat 85 Fuß Oeffnung, so wie 100 Fuß Höhe und ist die einzige ganz eingedeckte des gesammten Straßenzuges. Dicht in ihrer Nähe wurde noch eine Galerie durch den Fels gebrochen, um dem Wildbach einen Abfluß zu schaffen. Dieß ist das von den Brieger Einwohnern sogenannte Napoleonsloch, von dem man behauptet, der Kaiser habe es mit eigener Hand gesprengt, weil kein Mensch Muth bezeigte, die Lunte anzuzünden, da es durch brüchigen Schiefer führt. Obwohl sich diese Sage eben so ungegründet zeigt, als die zweite von des großen Feldherrn Grimsel-Uebergang, so beweist sie doch gleichfalls, wie populär und wie so sehr Mann des Volkes Napoleon war. Soll einmal jene Grotte an Napoleon erinnern, so wäre einige Veränderung ihres Namens anzuempfehlen. Uebrigens heißt freilich auch das Gebäude, welches man in Zürich als die ehemalige Behausung Karls des Großen bezeichnet, „zum Loch," und den ganzen tiefen Thaleinschnitt der Limmat, worin Badens berühmte Heilbäder liegen, nennt der Eingeborne selbst nur „das Badener Loch."

Dorf Glyß, wo die Simplonstraße in das Rhonethal des Wallis hinabtritt und einmündet, ist wunderschön gelegen, und auch seine große gothische Kirche ladet zum Besuch ein, obwohl sie, in dieser Beziehung ein würdiges Seitenstück zu Simpelens Gotteshaus — von Außen und Innen höchst geschmacklos gelbroth bemalt wurde, und das auf grünlichen Sandsteinsäulen ruhende Vorgebäude dem ursprünglichen Baustyle nicht entspricht. Wir traten hinein, um die beiden gothischen, reich vergoldeten Seitenaltäre, insbesondere den zur Linken zu besichtigen, gestiftet von Georg Auf-der-Flue, latinisirend Supersax genannt, weiland ein hoch angesehener Ritter und Landmann in Wallis, der hier, auf den äußeren Altarflügelthüren, mit seiner „schönen Frauen aus dem Land," mit zwölf Söhnen und eilf Töchtern knieend abgebildet ist, und aus den Wolken herab von Christus und Maria gesegnet wird. Diesem Altar gegenüber steht in Stein gehauen eine erläuternde lateinische Inschrift, deutsch also lautend: „Zu Ehren der heiligen Anna, Mutter der göttlichen Jungfrau, hat Georg von Supersax, Ritter, diese Kapelle im Jahre der Gnade 1519 gegründet, dann den Altar errichtet und bereichert aus Dankbarkeit für die 23 Kinder, welche ihm seine Gemahlin Margaretha gab." (Haeredibus suis reservato, cum ex Margareta uxore natos XXIII genuisset.) Die Malerei wäre eines Martin Schön nicht unwürdig; alle Gesichter scheinen Portraite zu seyn, und tragen den Stempel solcher Naturwahrheit, daß Johannes Stumphius in seiner 1606 gedruckten Schweizerchronik nicht übel sagt: „So die Contrafaktur der Taflen, wie ich die gesehen hab, gerecht, ist mir schönere Gestalt von Eltern und so viel Kinder nuit für Augen kommen."

Die Schweiz, welche im Ganzen genommen, alles Andere eher ist als kunstübend, hat einen so großen Mangel an einheimischen älteren Bildern, daß schon deßhalb diese Darstellung

mehr Aufmerksamkeit und weit eher eine Nachbildung in treuen Umrissen verdient hätte, als so manche schwach wiedergegebene Landschaft, die in den „Alpenrosen" zur Ungebühr häufig aufgenommen wurden. Den Züricher Neujahrblättern ist dieses Gemälde und dessen kritische Erläuterung anzuempfehlen; zumal da es jenen Mann und sein Geschlecht darstellt, dessen romantisches Leben schon längst einen schweizerischen Walter Scott erwartet. Guicciardini und Paul Giovio gedenken mit hohem Lobe dieses geistig und körperlich starken Mannes, den sie durch kühne Kriegsthaten, in Mailands und Frankreichs Heeren geübt, kannten; und der „an Person ein schöner und trutzlicher Mann gewesen ist, auch ein hoch Gemüthe hatte und sich einem Fürsten verglichen." Supersax war der geschworene Feind eines schlauen, staatsklugen Kirchenfürsten, eines Kardinal Schinner, der ihn, seinen Landsmann, nach Rom zu locken wußte, wo er in die Engelsburg eingesperrt und erst auf nachdrückliche Verwendung des Königs von Frankreich befreit wurde. Georg Auf-der-Flue (vom Felsen) eilte in die Heimath, rief die Mazze aber den Volkssturm gegen Schinner auf, und vertrieb diesen Bischof und Landesfürsten aus dem Wallis: die Folge davon war der päpstliche Bannstrahl gegen die Walliser. Um die Bulle in allen Theilen der Schweiz verkünden zu lassen, bedurfte der Kardinal zuvor der Bewilligung sämmtlicher eidgenössischen Stände: denn damals hatte noch kein Carlo Borromeo Helvetien mit einem Nuncius beschenkt. Die im J. 1512 ertheilte Antwort lautete ganz naiv: Sie seyen dergleichen Acht und Bann nicht gewohnt, und dessen zu allen Zeiten erlassen gewesen; wo solches in Uebung käme, wäre zu besorgen, daß den Eidgenossen insgesammt große Beschwerde hieraus entstehen möchte; man sollte sie also mit dergleichen Händeln verschonen. Dergleichen Händel aber waren die Seele der damaligen Staatskunst, und zehn Jahre später wußte geistliche Intrigue es dahin zu bringen, daß Georg vom Volk beschuldigt wurde: „mit etlichen Missionen und Geschriften wider das Vaterland gehandelt, auch etwan vom König aus Frankreich merkliche Summen Golds empfangen, und doch den Landleuten davon nit ein Sperner gegeben zu haben." Man drohte jetzt ihm selbst mit der Mazze, weßhalb er auf einem Schlitten aus dem Lande gen Vivis (Vevey) an den Genfersee fuhr, bald darauf starb und dort auch begraben liegt. Klagend ruft, mit Bezug auf solches Loos, ein alter Schriftsteller aus: „Niemand möge dem Glück, Anfang und zeitlichen Wohlstand zu viel vertrauen, sondern sich auf Gott, die unbewegliche Grundfeste, stützen; dann alle Schöne, Zierd und Herrlichkeit des Fleisches ist eitel. Sobald der gewaltig Gott vom Himmel seinen Blast und Wind darein laßt gehen, verwelket und verdiebt sie wie die Blümlein auf der Haiden!"

Geographische Vertheilung der Pflanzen in Ireland.

Herr Mackay las in der Versammlung der englischen Naturforscher ein Memoire über diesen Gegenstand vor, und führt darin 195 Arten auf, nebst einigen vergleichenden Angaben über die Pflanzenarten, die der Umgegend von Dublin und Edinburg, so wie den Südküsten Schottlands eigenthümlich sind. Dabei machte er auf die auffallende Verschiedenheit der Vegetation Schottlands und Irelands aufmerksam, eine Verschiedenheit, die ihren Grund theils in der südlichern Lage Irelands, in der weit geringern Höhe seiner Berge und in dem Umstande hat, daß es der Einwirkung des westlichen Oceans mehr ausgesetzt ist, wodurch sein Klima feuchter wird. Auch ist Schottland reicher an Alpenpflanzen, und Mackay zählt 25 Arten sowohl von Alpen- als andern Pflanzen auf, die sich in Ireland nicht finden. Einige Pflanzen der Westküste Irelands stammen aus den Gebirgen von Spanien und Portugal. Der Verfasser gibt eine Liste von 21 irländischen Pflanzenarten, die sich niemals in andern Theilen Großbritanniens fanden, und den eigenthümlichen Umstand darbieten, daß sie auch dem Westabhang der Pyrenäen angehören.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen ist die Ruhe auffallend, welche in allen Gängen herrscht, wo eine große Anzahl Buden der Eigenthümer noch harrt. Man sieht nur wenig Leute, und in den Straßen begegnet man fast nichts als langen Reihen von Kibitken und Wagen, welche die aus den Barken ausgeladenen Kisten und Fässer herbeiführen. Während der eine, mit Auspacken seiner Waare beschäftigt, seine Bude sorgfältig verschlossen hält, um das Publikum im Augenblick des Verkaufs zu überraschen, öffnet der andere die Vorderseite seines Waarenlagers rasch, um seine Kostbarkeiten zur Schau zu stellen. Obschon die Menschenmenge von Tag zu Tag zunimmt, so glaubt man sich doch mehr unter einer Masse von Neugierigen und müßigen Beschauern, als unter Handeltreibenden zu befinden, weil die Käufer mit anscheinender Gleichgültigkeit den Augenblick abwarten, wo die Preise sich so zu sagen von selbst machen. Die den Augenblick der Eröffnung der Messe verkündenden Flaggen sind schon seit wenigstens zehn Tagen aufgehißt, bevor man vom Abschluß eines einigermaßen bedeutenden Geschäfts hört. Die Langweile schleicht von Bude zu Bude und lähmt die Kommis, die kaum noch den Mund zu öffnen vermögen, um die Vorübergehenden zum Einkauf ihres Bedarfs einzuladen. Plötzlich aber ändert sich die Scene: Fuhrwerk von allen Gattungen drängt sich an Fuhrwerk, und führt die gewöhnlichen Meßbesucher herbei, die mit den Wirthschaftsersparnissen eines ganzen Jahres acht Tage lang den Detailhandel beleben, während die Großhändler ihrerseits nun auch beginnen bedeutende Geschäfte abzuschließen. Dann herrscht auf der Messe und in der Umgegend die regste Thätigkeit, und das häufiger werdende Geld zerstreut nach und nach die Wolken, die sich auf den Stirnen der Spekulanten zusammengezogen hatten.

Was die Messe von Nischnei-Nowgorod besonders auszeichnet, ist die Masse von Waaren, die sich hier zusammenfindet, und die große Auswahl, welche sich in dieser Hinsicht bietet. Hier findet man Alles, von der groben Matte bis zum reichsten europäischen oder asiatischen Stoff, oder von der Glaskoralle, für das Halsband einer T s c h u w a s c h e bestimmt, bis zu den kostbarsten Brillanten und Perlen. Zudem trifft man hier auch Niederlagen, die sich durch ihren ganz besondern Waareninhalt auszeichnen, wie z. B. jene, wo die Erzeugnisse aus den Eisen-

schmelzen des Herrn Demidow verkauft werden, oder die Buden, wo man die Elfenbeinarbeiten aus Archangel feilbietet, welche an Feinheit den Brüsseler Spitzen gleichkommen, und die Dosen aus damascirtem Silber, das nirgends so schön geliefert wird als in Rußland. In der Balagane (Bude) eines dieser Kaufleute aus Archangel oder Ustiug befand sich ein höchst merkwürdiger Gegenstand, nämlich ein ganzer Stoßzahn eines Mammuth, der sich noch unversteinert erhalten hatte. Er war an den Ufern des Jenissei gefunden und auf der Messe von Irbit für 155 Rubel verkauft worden, wog 4 Pud 22 Pfund und hielt bei 12 Werschocks Dicke 4½ Arschinen in der Länge. Seit 15 Jahren hatte der Kaufmann diesen Zahn auf die Messe gebracht und ihn stets wieder mit nach Hause genommen, weil sich kein Käufer finden wollte. Ich war bereits entschlossen den Vorschlag zu machen, daß man diese Seltenheit der naturforschenden Gesellschaft zu Moskau anbieten solle, als sich ein Liebhaber fand, der den sehr hohen Preis von 1000 Rubeln dafür bezahlte.

Nachdem man die Budenreihen in der großen Straße des Bazars, wo Mode- und Luxusartikel feilgeboten werden, und auch jene Reihe, wo Tuch verkauft wird, ihrer ganzen Länge nach durchschritten hat, kommt man auf die nördliche Seite, wo die griechische Kirche steht. Es ist dieß ein schönes mit einem Dom von vier Kuppeln überwölbtes Gebäude. Das Innere, dessen architektonische Ausschmückung der korinthischen Ordnung angehört, ist einfach, reich und imposant zugleich. Der festtägliche Gottesdienst wird hier von einem Bischof mit vieler Pracht gehalten, und am 1sten August ward die Wasserweihe von einer zahlreichen und prächtig gekleideten Geistlichkeit in Prozession vollzogen. Unter den Fahnen, welche man bei dieser Gelegenheit trug, glaubte ich die des Posharsky *) zu bemerken. Auf der andern Seite eines Kanals erhebt sich die Moschee, welche die Toleranz der russischen Regierung hier für das religiöse Bedürfniß der Moslems errichten ließ, da ein großer Theil der zur Meßzeit nach Nischnei strömenden Bevölkerung dem Islam zugethan ist. Rußland ist das einzige Land, wo die Stimme des Mollah, der die Gläubigen zum Gebet ruft, sich mit den Tönen der christlichen Glocke vereinigt. Der Baumeister hat dieser Moschee nicht die gewöhnliche Form orientalischer Gebäude gegeben, wahrscheinlich um sie mit der gegenüberstehenden armenischen Kirche in Symmetrie zu bringen. Statt einer Kuppel mit vier Minarets an den Ecken des Gebäudes hat er einen einfachen von einer Galerie umgebenen Glockenthurm aufgeführt, der in eine Spitze ausläuft, auf der ein Halbmond sich befindet. Das Innere bildet durch die Eintheilung der Gewölbe die Form eines Kreuzes, und man könnte sie mithin, ohne die geringste Aenderung in der Bauart vornehmen zu dürfen, sogleich in eine christliche Kirche verwandeln. Als ich das Erstemal hinging, war das Gebäude noch nicht ganz fertig und die Maurer eben mit dem Uebertünchen beschäftigt; dennoch kamen jeden Augenblick Tataren, die es nicht erwarten konnten, in den Besitz eines Rechts zu treten, das ihnen auf christlichem Boden so selten zu Theil wird. Als ich zu dem Gebetplatz emporstieg, der sich in der obern Etage befindet, fand ich daselbst einen blinden Greis, der, nachdem er lange in sich zusammengesunken in Betrachtungen verloren dagesessen war, sich mehrere Mal mit der Stirn gegen die Erde neigte, und, so oft er sich erhob, die erloschenen Augen gen Himmel richtete, wobei die schnelle Bewegung seiner Lippen auf die Brünstigkeit seines Gebets schließen ließ. Von einer Zeit zur andern rief er ein Kind zu sich, das ihm als Führer diente, und dieses führte ihn zu den Mauern, gleichsam damit er sich durch Betastung derselben von dem Bestand eines gottesdienstlichen Gebäudes für seine Glaubensgenossen überzeugen könne. Diesen armen blinden Greis konnte keine Handelsspekulation nach Nischnei geführt haben; seine Reise war also mehr eine Pilgerschaft nach einem geweihten Ort, und er war so glücklich, der erste Moslem zu seyn, der hier dankbare Gebete für den Stifter der Moschee zum Himmel sandte.

*) Die Fahne, unter welcher im Anfang des 17ten Jahrhunderts Posharsky die Soldaten versammelte, welche die Russen vom Joche Polens befreiten, trug auf der einen Seite das Bild des Erlösers und auf der andern das des Erzengels Michael.

Freitags am 5ten August, als ich die Moschee wieder besuchte, war die Einweihungsfeierlichkeit schon vorüber. Da sie zu klein ist, als daß sie alle die Anhänger des Propheten hätte fassen können, die sich an diesem Tage versammelten, so fanden die zuletzt Angekommenen sogar den Gang der untern Etage schon gedrängt voll. Ohne sich verdrießlich darüber zu zeigen, zogen sie ihre Kleider aus, setzten sich, nachdem sie sich auch ihrer Pantoffeln entledigt, mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden, nahmen den Kopf in die Hände und begannen zu beten. In langen Reihen sitzend, das Gesicht gegen Morgen gewendet, waren Alle so sehr in Betrachtungen versunken, daß sie auf die Menge von Zuschauern, welche die Neugier herbeigezogen hatte, gar nicht Acht gaben; doch muß man diesen letztern zum Ruhme nachsagen, daß sie die Frömmigkeit der Moslems durch tiefes Schweigen ehrten, das nur ein einziges Mal durch einen unglücklichen Hausierer unterbrochen ward, der mit großem Geschrei Tabak ausbot. Er wurde indeß von den zu Erhaltung der Ordnung aufgestellten Kosaken sogleich vertrieben.

Man brachte einen Todten zur Moschee, in die man ihn jedoch nicht hineintrug, vielleicht weil die Moslems einen Leichnam für einen unreinen Gegenstand halten. Er war in ein Stück Tuch und in Matten gewickelt, und lag auf einer von acht Männern getragenen Bahre. Ein Tatar sprach ein Gebet, und dann begann sich der Zug, von einer bedeutenden Menge Moslems und Christen gefolgt, nach der Wolga zu in Bewegung zu setzen. An der zu Abhaltung des Austritts des Flusses errichteten Böschung angekommen, gruben sie ein Grab in der Richtung von Westen nach Osten, in das sie den Leichnam ohne weitere Ceremonie warfen. Nachdem das Grab zugeworfen war, bildeten sie einen Hügel darauf, auf dem sie zwei Pfähle, einen beim Haupt und den andern bei den Füßen, aufpflanzten. Hierauf kauerten sich Alle im Kreis um das Grab nieder, und einer der Anwesenden psalmodirte mit oft unterbrochener Stimme ein Gebet. Als dieses zu Ende war, erhob sich die schweigende Menge langsam und jeder ging an sein Geschäft.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 68 der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes ausgegeben.** Inhalt: **Le chemin de traverse.** (Von Jules Janin). — Der alte Matrose. Ein Romanzencyklus von Coleridge. (Schluß.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Oktober 1836.

Die Tropfsteinhöhle bei Demenfalva.

(Von F. C.)

Eine merkwürdige Naturerscheinung ist die Tropfsteinhöhle bei Demenfalva in der Lyptauer Gespannschaft, anderthalb Stunden vom Marktflecken Szent Miklos (St. Nikolaus).

Der Weg dahin führt hinter Demenfalva eine Stunde das romantische Thal entlang, wo man links einbiegend ungeheure Felsmassen erblickt, die mehrere Höhlen in sich bergen. Die berühmteste und zugleich die nächste derselben heißt „Csierna" (die schwarze); um zu ihr zu gelangen, muß ein sehr steiler mit Kalksteingerölle bedeckter Berg erstiegen werden, auf dessen mittlerer Höhe der Eingang sich befindet, der jedoch so eng und niedrig, kaum der Beachtung werth scheint, versicherte nicht der Führer, man sey an Ort und Stelle. Ein Schutthaufen seit Jahrhunderten aufgehäuft, bedeckt hier den sehr steilen in die Tiefe führenden Weg, so daß man gleich wie an der Außenseite des Weges beinahe mit jedem Schritt Gefahr läuft auszugleiten. Der finstere Abgrund, welcher sich jetzt bis zum Mittelpunkt der Erde hinabzusenken scheint, die Unsicherheit der Tritte auf dem beweglichen Boden, der grause Widerhall, dumpf heraufdröhnend aus dem Schlunde von dem Fall der rollenden Steine; endlich die in abgemessenen Entfernungen sich bewegenden Lichter ohne der Träger zu gewahren: alles dieß wirkt geisterhaft und unheimlich auf die Phantasie. Mit Freuden vernimmt man endlich den Ruf des Führers, daß der Weg nun eben und das Gehen weniger beschwerlich und bedenklich sey. Ein Gnomensaal schließt sich jetzt mit Einem Mal dem entzückten Auge auf, der mit dem reichsten Faltenwurf des Stalaktits bekleidet und geschmückt ist mit Orgeln, Altären, Säulen, die mit Nischen durchhöhlt sind, aus denen weiß verhüllte Gestalten uns entgegentreten. Von hier geht es durch engere und weitere Räume Berg auf und Berg ab; einmal über eine Leiter, dann über nasse abschüssige Hügel und übereinander liegende Grotten, zwischen Säulen, Kegeln, Vasen, Pyramiden, versteinerten Kaskaden mit blendendem Muschelwerk und seltsamen Thier- und Menschengestalten, wie sie kaum die abenteuerlichste Phantasie zusammensetzen könnte, und welche hier die in ihren Formen unerschöpfliche Natur aus Stalaktiten gebildet hat. Zahllose Oeffnungen verkünden das Daseyn von Seitenhöhlen, deren wenigste bis jetzt erforscht sind. Eine derselben von beinahe gleicher Größe, wie die Haupthöhle, verdient ganz besondere Aufmerksamkeit und lohnt reichlich die Mühe des Hinabsteigens.

Nicht weit vom Eingange erhebt sich nämlich eine mehr als zwei Klafter hohe, bei Fackelschein herrlich prangende Pyramide aus dem reinsten Eise, von der in schimmernder Farbenpracht Millionen Brillanten den Lichterschein wiedergeben. Auch die Grundfläche dieses wunderbaren Krystallfelsens besteht aus Eis und dröhnt dumpf und hohl bei jedem Schritte des Führers, dem hier zu folgen nicht rathsam wäre, da der spiegelglatte Boden gegen die Rückwand, die wohl schwerlich je ein menschliches Wesen erforschen wird, abschüssig endet. Das Eis in dieser Höhle erzeugt sich ungemein schnell, denn wenn bei festlicher Gelegenheit zu St. Nikolaus Eis benöthigt wird, holt man es aus dieser unversiegbaren Vorrathskammer, in der sich jedesmal die hinweggeschaffte noch so beträchtliche Menge binnen kurzer Zeit wieder ersetzt.

Eine dritte nächst dieser gelegene Höhlenkammer zeigt wieder eine ganz andere und höchst sonderbare Art Tropfstein, welche vor der Erhärtung schmierig wie Seife ist, und sich in der Hand kneten läßt. Diese ist gleichfalls von beträchtlicher Höhe, da die Strahlen der emporgehobenen Lichter nicht bis an die Decke reichen, und endet in einem ungeheuren Sumpf von Bergmilch, der jedes weitere Fortschreiten hemmt. Unter mehreren schönen Architekturstücken, Gruppen von Säulen, Muscheln, Kaskaden u. dgl. ist diese Kammer auch reich an thierischen Ueberresten, und höchst wahrscheinlich ist der ganze Boden ein untergegangenes Thiergeschlecht. Die sich hier aufdrängende Frage: wie sich diese Krystallhöhlen gebildet und woher diese Thierüberreste kommen? zu beantworten, liegt außer den Gränzen dieser Blätter und ist überdieß, was erstere anbetrifft, ein schwer zu lösendes Räthsel. Daß Wasser von der Decke herabträufelt ist wahr, allein dieß ist in beiden Höhlen der Fall, und doch bildet sich in jeder nur an Einer Stelle Eis, sonst überall Stalaktiten. Dieß wäre somit keineswegs eine hinlängliche Erklärung

dieses sonderbaren Phänomens, wie sie nur flüchtig in Sartori's Naturwundern des östreichischen Kaiserthums gegeben wird. Nur mühsam trennt man sich von dem bezaubernden Anblick dieses unterirdischen Palastes, von dem die allerumständlichste Beschreibung immer nur ein schwaches Bild von dem zu geben im Stande ist, was man gesehen hat.

Schneller ist der Rückweg zurückgelegt, auf dem schon aus bedeutender Ferne ein kleiner, doch immer wachsender Stern freundlich und hoffnungsvoll dem Wanderer zu dem himmlischen Lichte heraufwinkt. Wohlthuend und erquickend ist das Gefühl, mit dem man den Rand dieses Schattenreichs betritt und sich wieder von wohlbekannten und befreundeten Gegenständen umgeben findet. Man ruht einen Augenblick aus, wie gefesselt, durch die reine Luft die man jetzt wieder schöpft, indeß die Pracht des finstern Reiches der ewigen Nacht Staunen und Bewunderung erregt, die aber nie von dem beängstigenden Bewußtseyn getrennt sind, ein Fremdling sey der Mensch allhier in dieser weiten, öden Schöpfung.

Der merkwürdigern Höhlen sind hier noch zwei, wovon die eine Okno genannt wird und zahlreiche thierische Ueberreste birgt, die andere mit Namen Visjeranja, ist von einem bedeutenden Bache durchflossen, welcher, wie aus dem wilden Geräusch zu entnehmen ist, noch lange unter der Erde fortfließt. Außer diesen sind auch noch mehrere kleine Höhlungen in diesem Kalkgebirge, worin im Herbste zuweilen die Schafe übernachten.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Wir legten an diesem Tage die zehn Meilen bis Haro zurück, einem kleinen, aber erträglich gebauten Städtchen, das einen Flintenschuß vom Ebro entfernt liegt, und von den Christinos besetzt war. In Folge der Bemühungen meines spanischen Stallknechts, meinen Pferden ein gutes Unterkommen zu verschaffen, fand ich mich in einer schlechten Dachstube außerhalb der Barrikaden einquartirt, und lange vor Tagesanbruch wurde ich von den Schwärmen von Ungeziefer, womit alle spanischen Häuser erfüllt sind, beinahe aufgezehrt. Hier erhielt Cordova einige unangenehme Nachrichten über das finanzielle Departement der Armee, aber Oberst Wylde, stets bereit in Nothfällen Beistand zu leisten, bot dem Oberbefehlshaber seine Dienste an, und reiste am folgenden Morgen nach Madrid ab, um mit den Ministern über diesen unerfreulichen Stand der Dinge zu konferiren. Wir verließen deßhalb Haro erst um drei Uhr Nachmittags, und kamen nur nach dem zwei Leguas entfernten San Ascension, wo wir die Nacht über anhielten.

Auf dem rechten Ufer des Ebro von Miranda nach Lobosa sind die Städte und Dörfer alle von den Christinos besetzt, entweder mit regulären Truppen oder mit Nationalgarden; überdem habe ich keinen Theil des Landes so liberal in seinen Gesinnungen und der Sache der Freiheit so ergeben gefunden, und der alte Streit mit ihren Nachbarn am jenseitigen Ufer, ein Streit, der mit dem gegenwärtigen Kriege durchaus nichts zu thun hat, ist in diesem Augenblick zu einem Gefühl völligen Hasses gesteigert. In vielen Theilen des Landes reichen die Weingärten auf beiden Seiten bis an die Ufer des Stromes, die große Straße geht durch die Rioja, die ganz mit Weingärten angepflanzt ist und den größern Theil des nördlichen Spaniens mit Wein versorgt. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß der Haß hier so bitter ist, daß die Parteien bei der Einheimsung der Trauben über ein Aufhören der Feindseligkeiten sich verständigen müssen, damit nicht diejenigen, welche mit dem Einsammeln der Trauben beschäftigt sind, von dem entgegengesetzten Ufer her erschossen werden.

Von San Ascension, welches etwa 6 Leguas von Logroño entfernt ist, kamen wir durch Briones, Fuenmayor und Ceneciro, lauter kleine Städte, die jetzt temporär befestigt, und hauptsächlich von Urbanos aus der Provinz besetzt sind, da sie alle nur wenig vom Ebro entfernt und Navarra gegenüber liegen. Der letztern muß ich näher erwähnen, denn sie verdient einen Platz in der Geschichte wegen der heldenmüthigen Vertheidigung der Garnison von 50 Nationalgarden gegen Zumala-Carreguy's Angriff im Monat Oktober 1834. General Cordova war so gütig einige Zeit anzuhalten, damit ich das Dorf besuchen, und die Kirche, von der aus die Vertheidigung hauptsächlich geführt wurde, näher in Augenschein nehmen könne. Es liegt, wie vorher schon erwähnt, nahe am Ufer des Ebro auf einer Anhöhe, von der aus man den Fluß überblickt. Im Monat Oktober 1834 ging Zumala-Carreguy mit 3000 Mann Truppen über den Ebro, der im Sommer und Herbst hier durchwatbar ist, um Fuenmayor und Ceneciro zu überfallen und zu plündern. Den ersten Platz nahm er weg, so wie ein Convoy auf der Straße nach Logroño, das zu Cordovas Armee in Navarra unterwegs war. An dem letztern Platz scheiterten jedoch alle seine Versuche an der heldenmüthigen Tapferkeit der Bewohner, hauptsächlich Urbanos, die gänzlich unfähig, sich gegen die weit überlegene Macht des Feindes im freien Felde zu vertheidigen, sich mit Weib und Kindern, Lebensmitteln und Munition in die Kirche zurückzogen, die massive Thüre verrammelten, und lieber sterben als ihren grausamen Feinden sich ergeben wollten. In dieser schrecklichen Lage vertheidigten sie sich einen ganzen Tag lang, und feuerten durch die Fenster und andere Schießlöcher, die sie in der Eile durchschlagen konnten. Am Morgen des zweiten Tags drangen die Carlisten in den untern Theil der Kirche, die Ueberlebenden aber, — denn viele der Eingeschlossenen waren bereits getödtet, erstiegen den Glockenthurm und warfen einen Theil der Steintreppe ab, wodurch sie jede Annäherung wirksam verhinderten, denn jeder der keck genug war, eine Leiter anlegen zu wollen, ward augenblicklich durch eine Kugel niedergestreckt. So vertheidigten sich die tapfern Castilianer in ihrer gefahrvollen Lage über 30 Stunden lang, bis die Annäherung einer Division Cordova's Zumala-Carreguy nöthigte, seine Beute fahren zu lassen und eilig über den Ebro zurück zu gehen, doch nicht, ehe der Versuch gemacht worden war, durch Anzündung der Kirche die unglücklichen Opfer zu vernichten; so fand man sie, mehr todt als lebendig. Ich verdanke diese Erzählung dem kommandirenden Ingenieuroffizier, der mich bei dem Besuch in der

Kirche begleitete, welche noch in rinem sehr zerstörten Zustande ist. Mehrere der tapfern Vertheidiger, die aus dem Glockenthurm befreit wurden, thun noch Dienst zu Ceneciro, und diese versicherten mich, daß man mehr als 400 Leichen ihrer Angreifer in den Ruinen und der nächsten Umgebung gefunden, und daß sie beinahe dir Hälfte ihrer Anzahl verloren hätten. Die Regierung hat, so viel ich weiß, den Frauen und den unglücklichen Familien der Gefallenen eine Pension ausgesetzt und den Ueberlebenden Auszeichnungen verliehen.

Auf dem Wrge von Cenecíro nach Logroño, etwa 3 Leguas, kammt man durch die kleine Stadt Fuenmayor, die durchaus nichts Juteressantes bietet. Logroño ist rine der schönsten und reinlichsten Städte, die ich im Norden Spaniens gesehen, und obwohl nur temporär befestigt, doch durch seine natürlichr Lage im Stande, sich gut zu vertheidigen. Es liegt hart am Ebro, über den hier eine schöne gleichfalls gut befestigte Brücke führt; diese Brücke vereinigt die Königreiche Navarra und Altkastilien und führt nach Viana, einem kleinen, von den Christinos gewöhnlich mit Einem Bataillon besetzten Städtchen. Zumala-Caeregny überfiel es im J. 1835, wobei die Christinos einen bedeutenden Verlust erlitten.

Von Logroño nach Lobosa ist das Land offen und im Winter ausnehmend öde, doch gut angebaut. Lobosa, das gleichfalls an den Ufeen des Ebro liegt, aber auf der navarresischen Seitr, ist aus dem Unabhängigkeitskriege durch eine Niederlage Marschall Soults berühmt, und gleichfalls im Besitz der Christinos; die Brücke, die dasselbe mit Altkastilien verbindet, wuede kürzlich ebenfalls befestigt, so weit es ihre durch die Berge oberhalb der Stadt beherrschte Lage erlaubt. Nachdem wir über diese Brücke gegangen, betraten wir abermals das feindliche Land, und ich erfreute mich an dem Anblick Navarra's und des Thals von Ribera, das von Pampeluna bis zum Ebro die Arga durchströmt. Die Brücken auf dieser Linie sind ganz zerstört, mit Ausnahme der von Laraga, wo rine kleine Redoute auf einer Anhöhr errichtet wurde, über die der Weg nach dem Orte führt. Während des Sommers ist die Arga an vielen Stellen durchwatbar, aber während des Winters hindert dieser Fluß die Carlisten an irgend einer Bewegung zwischen Pampeluna und Lobosa nach Aragonien, wenn sie nicht einer großen Gefahr sich aussetzen wollen. Wir kamen durch Lerin und Laraga, die beide von den Christinos besetzt und wohl befestigt sind: das erste sollte man, wenn auch nur eine kleine Truppenzahl es vertheidigt, für uneinnehmbar halten, da es auf einer Felsenhöhe liegt. Ein großer Nachtheil für die Garnison und Einwohner ist aber der Mangel an Wasser, denn man muß mit Fäßchen beladene Maulesel an den Fluß hinabsenden, um sich dieses unentbehrlichr Lebensbedürfniß zu verschaffen; einr Mühle am Fluß ist in Vertheidigungsstand gesetzt, um sich unbelästigt damit versorgen zu können.

Die Straßen der Stadt sind eng und außerordentlich schmutzig; wenn dieseldr mit Truppen angefüllt ist, was häufig vorkommt, kann man sich nicht das Mindeste verschaffen, da die Kommunikationen durch die Carlisten gewöhnlich unterbrochen sind, außer wenn gerade eine Division Cheistinos in der Richtnng von Laraga und Mendigorela marschirt, welche beide dem gleichen Nachtheil unterworfen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Zahl der französischen Dampfschiffe.

Frankreich besitzt 82 Dampfschiffe, welche wegen der Beschaffenheit der Flüsse des Landes sämmtlich ziemlich klein sind. 44 dienen zum Transport von Reisenden, 17 sind für Frachtfuhren bestimmt und 21 dienen als Remorqueurs. Die Gesammtkraft ihrer Maschinen ist der von 2865 Pferden gleich, mithin kommt im Durchschnitt 55 Pferdekraft auf jedes einzelne Fahrzeug. Ihr Tonnengehalt ist in den offiziellen Documenten nicht angegeben, doch dürfte er 15,000 Tonnen nicht übersteigen. Die Vereinigten Staaten zählen auf ihren Seen und Flüssen und in ihren Baien 586 Dampfboote mit einem Gesammtgehalt von 96 000 Tonnen. Außerdem besitzt die französische Staatsmarine 16 Dampfschiffe auf der See, 6 deren Bau schon vorgeschritten ist und 3 die als Remorqueurs dienen. Von den 14 erstern besitzen eilf 160 Pferdekraft und sieben 150 und darunter. Die englische Marine hat deren 25; die englischen Posten besitzen dieselbe Zahl, welche meist von mittelmäßiger Größe und Maschinenkraft sind. Wenn die Dampfboote der französischen Posten in Thätigkeit seyn werden, so wird der Dienst auf dem mittelländischen Meere deren 54 zählen; jene, welche zum Seegeschwader gehören und die Remorqueurs in den Häfen ungerechnet.

Die französischen Dampfschiffe auf dem mittelländischen Meere verbrauchen 18 Tonnen Kohlen des Tages; nehmen sie Vorrath auf zehn Tage ein, so müssen sie 180 Tonnen laden, was das Maximum ist, welches sie einnehmen können. Hierin liegt die Schwierigkeit langer Reisen mit Dampfschiffen. Englische Kaufleute beschäftigen sich in diesem Augenblick mit Hebung derselben; sie lassen zu Liverpool Dampfschiffe bauen, welche bestimmt sind, über das atlantische Meer zu fahren, und zweifeln so wenig an dem Erfolg, daß sie deren zwölf auf einmal bestellt haben. Alle sind vom größten Maßstabe, 69 Metres 60 Centimetres lang, 9 Metr. 55 Centimetr. breit und in der Mitte 6 M. 10 C. tief. Um sich einen Begriff von einem solchen Schiff zu machen, möge die Angabe genügen, daß der Suffren, ein Zweidecker von 90 Kanonen, nur 60 M. 50 C., und der Montebello von 120 Kanonen nur 63 M. 31 C. lang ist.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

An demselben Tage noch war ich Zeuge von der inbrünstigen Frömmigkeit der Orientalen. In das Zimmer eines Bukharen tretend, fand ich eine zahlreiche Versammlung daselbst mit einem gemeinsamen Gebet beschäftigt, das bei meinem Eintritt sogleich unterbrochen wurde. Alle kauerten unbeschuht im Kreis auf einem Teppich, und ein in der Mitte stehender großer Krug hatte wahrscheinlich zu den gewöhnlichen Abwaschungen gedient. Als ich mich aus der frommen Versammlung entfernt hatte und in das Gewühl der Messe zurückgekehrt war, trat ich an eine Bude, wo ich zwei Männer in eifrigem Handel begriffen fand. Der Kaufmann war ein Armenier aus Tiflis; es handelte sich um ein Weingeschäft. Der Handel war bereits gemacht, man war

hinsichtlich des Preises übereingekommen, und dennoch las man auf dem Gesicht des Käufers noch immer eine geheime Furcht, betrogen zu werden. Der Verkäufer seinerseits brachte alle Gemeinplätze der Handelssprache vor, und erschöpfte sich in Betheurungen über die Trefflichkeit seiner Waare und über seinen geringen Gewinn. Unglücklicherweise wußte er aber nicht, daß er durch diese Versicherungen seinen Zweck, dem Georgier Vertrauen einzuflößen, geradezu verfehle. Der rechte Weg zu diesem Ziele wurde ihm endlich durch einen Mäkler von derselben Nation gezeigt, der dem Verkäufer zuflüsterte: „Nie werdet Ihr zum Abschluß kommen, wenn Ihr Euch nicht erzürnt und nicht sogleich einen Strom von Schimpfworten auf Eure Höflichkeiten folgen lasset.“ Dieser Rath war nicht in den Wind gesprochen, und kaum hatte der Verkäufer den Ton umgestimmt, als sich auch schon das bewegliche Gesicht des Käufers erheiterte und dieser sich den übertriebenen Forderungen zu fügen begann. Kaum sah der Verkäufer die gute Wirkung, als er auch schon Vortheil von seiner neuen Stellung zog, sich aufs hohe Pferd setzte, jeden weitern Handel einstellte und seinem Kommis befahl, die dem Georgier bereits verkauften Waaren wieder ins Magazin zu schaffen. Kaum war dieß geschehen, als der letztere auch schon vom Mißtrauen zum unbedingtesten Vertrauen überging, und beide wurden jetzt, wo Alles rückgängig werden zu wollen schien, vollkommen einig. „In Georgien, sagte der Mäkler, handeln wir nicht anders, und um einer Kleinigkeit willen sind wir jeden Augenblick bereit uns in die Haare zu fallen.“ Als es zu Ausstellung des Wechsels kam, erhob sich ein neuer Zank, der mit der Verhaftnahme des Georgiers schloß; nachdem dieser letztere seine Unterschrift gegeben, hegte er jedoch weiter keinen Groll gegen den Tifliser Kaufmann, und leistete zur Verfallzeit richtige Zahlung.

Wir kommen jetzt zur Beschreibung der Stadt Nischnei-Nowgorod. Wenn man bis zur Zeit des Ursprungs des alten Fürstenthums Nischnei-Nowgorod hinaufsteigt, kommt man zu jener Epoche, wo blutige Kriege, veranlaßt durch die Theilung des russischen Gebiets in Appanagen, den Tataren Gelegenheit gaben Rußland zu unterjochen. Vergebens hatte die Weisheit Jaroslaws im 11ten Jahrhundert sich bemüht, diesen Unruhen vorzubeugen, indem er die Erbfolge änderte. Gewohnheit und Privatinteresse überwogen; bei dem Tode eines Großherzogs wurde sein Erbe aan seinen Söhnen zerstückelt, und der Sitz des Reichs befand sich da, wo der Stärkste hauste. Die Versuche Wladimir Monomaks im 12ten Jahrhundert, die Macht auf die Einheit der Familien zu gründen, waren ebenfalls fruchtlos, und das Großherzogthum Kiew nahte seinem Verfall. Im Jahre 1155 zog sich Fürst Andreas I, zubenannt Bogoliubskoi, der keinen Theil an den Spaltungen nehmen wollte, die sich erhoben hatten, in sein altes Fürstenthum Suzdal zurück, und gründete an den Ufern der Kliazma die Stadt Bogolubow, die jetzt nur noch ein Dorf ist. Da er darnach trachtete, über das nördliche Rußland zu herrschen, so machte er sich zum Herrn von Nowgorod, und nachdem er die Waffen ergriffen hatte, um das ihm widerfahrne Unrecht zu rächen, rückte er auf Kiew, nahm diese Stadt mit Sturm und kam nach Wladimir, einem damals noch unbedeutenden Ort, zurück, um eine neue Hauptstadt zu gründen. Das Gebiet von Suzdal stieß bei Tarschak an das Fürstenthum Nowgorod-Weliki, im Gouvernement Kaluga an das Fürstenthum Smolensk, in den Gouvernements Nischnei-Nowgorod an das Gebiet von Murom, und im Fürstenthum Rjäsan an das Gebiet von Wiatisch.

Andreas hatte im Jahre 1175 kaum die Augen geschlossen, als die appanagirten Prinzen ihre endlosen Kriege auch schon wieder begannen, und die Bulgaren von der Kama, diesen Zustand von Schwäche benutzend, in die Besitzungen der Tschuden einfielen, welche das Gebiet von Wologda und Archangel bewohnten, und Ustiuch, eine Stadt des Gebiets Rostow, dem Fürsten Georg Wsewolodowitsch gehörig, durch List nahmen. Diese Schmach ward indeß von den Russen bald geahndet, die nach einem siegreichen Feldzug in das Gebiet der Bulgaren eindrangen und ihnen mehrere Städte nahmen. Nur erst nach Anerbietung eines starken Lösegeldes gelang es den Bulgaren, den Großherzog zum Friedensschluß zu bewegen. Georg II, dem die Stelle, welche Nischnei jetzt einnimmt, behagte, und fand, daß die Lage viel Aehnliches mit Kiew habe, gründete hier das Kloster Petschersk, und ein von den Bulgaren erbauter Flecken wurde bald durch eine russische Niederlassung ersetzt, die sich, der schönen Lage halber, bald zu einer durch Bevölkerung und Handel bedeutenden Stadt erhob. Diese Stadt bildete anfangs einen Theil des Fürstenthums Suzdal, und befand sich den verheerenden Einfällen der gereizten Mordwinen ausgesetzt, welche das Unheil zu rächen suchten, das Fürst Georg ihnen durch Verwüstung ihrer Felder und Wegnahme ihres Viehes zugefügt hatte.

Purgas, ein mordwinischer Fürst, kam bis nach Nischnei und verwüstete dessen Umgebungen, wurde jedoch zurückgeschlagen. Bald nach diesem Einfall, im Jahre 1257, fiel Rußland, das selbst die Tapferkeit des heiligen Alexander Newsky nicht zu retten vermochte, unter das Joch der Tataren, und Nischnei mußte das Schicksal der übrigen Städte theilen. Länger als ein Jahrhundert bildete es einen Theil der Appanage der Fürsten von Suzdal. Erst im Jahre 1366, mitten unter den innerlichen Kriegen, welche unter der Regierung Dmitri Donskoi's ausbrachen, ging für Rußland die Morgenröthe der Freiheit auf. Boris, der jüngste der Brüder des verstorbenen Andreas Konstantinowitsch, Fürst von Nische-Gorod, erhob zuerst die Fahne der Unabhängigkeit und säete Zwietracht unter die russischen Fürsten. Der Großherzog vermochte den heiligen Sergius, einen eben so durch seine Vaterlandsliebe als durch seine Frömmigkeit berühmten Ordensgeistlichen, sich nach Nischnei zu begeben, und Boris zu der Unterwerfung zurückzuführen, die er seinem Bruder, dem Fürsten Suzdal, schuldig war. Vergebens nahm jedoch der Heilige seine Zuflucht zu geistlichen Waffen, indem er Nischnei mit dem Bann belegte und die Kirchen schließen ließ. Alles dieß machte keinen Eindruck auf die Rebellen, und der Großherzog von Moskau sah sich genöthigt, seine Truppen zu denen des Fürsten Suzdal stoßen zu lassen, um durch Gewalt zu erhalten, was man der Ueberredung verweigert hatte. Boris sah sich endlich genöthigt, seinem Bruder nachzugeben und Friede zu machen. Zu dem Unheil des Kriegs gesellte sich noch die Pest, die, nachdem sie Nischnei im Jahre 1364 entvölkert hatte, sich nach Rostow, Twer und Tarschok verbreitete, und im Jahre 1566 bis nach Moskau vordrang.

(Fortsetzung folgt.)

Im Jahre 1855 zählte man in Frankreich 532 Runkelrübenzuckerfabriken, welche in den ersten sechs Monaten 47.696.200 Kilogramme Zucker, und während der sechs folgenden Monate dieses Jahres ungefähr 40 Millionen Kilogramme erzeugten. Die Zahl dieser Fabriken hat sich in dem laufenden Jahre bedeutend vermehrt, und allen Nachrichten zufolge dürfte die Produktion im Jahre 1856 sich verdreifachen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Oktober 1836.

Ueber den dermaligen wissenschaftlichen Zustand des französischen Klerus. *)

Man findet unter dem französischen Klerus mitunter noch ältere Männer, die ihre Studien noch vor der Revolution gemacht haben. Bei diesen trifft man in der Regel am meisten wissenschaftliche Bildung. Zum Theil in ganz andern Lehranstalten erzogen, als die dermaligen sind, zum Theil aufmerksame Beobachter einer Zeit, wie sie wohl nicht leicht ein Geschlecht erleben wird, zum Theil durch eine Schule harter Prüfungen gegangen, auch auf Reisen, die sie während ihrer Auswanderung machen mußten, mit den Einrichtungen fremder Länder bekannt geworden, besitzen diese Männer alles, was dem Geiste jene hohe Reife gibt, welche die Alten mit Recht die wahre Weisheit nannten. Doch ist ihre Zahl gering, und ihr Einfluß, da sie meistens schon Emeriti sind, nicht von der Art, daß von ihnen eine Umgestaltung des dermaligen wissenschaftlichen Zustandes zu erwarten wäre. Ohnehin gibt es auch unter ihnen solche, die nichts vergessen und nichts gelernt haben. Auch mag in Frankreich, wie bei uns, die Jugend nicht gern von dem Alter lernen, weil sie nicht leicht zur Erkenntniß kommt, daß sie von demselben zu lernen habe.

Ganz anders steht es um denjenigen Theil des Klerus, welcher unmittelbar nach der Wiederherstellung des Christenthums und in den langen Kriegsjahren, welche auf dieselbe gefolgt, die Weihen erhalten hat. Es war natürlich, daß man die geöffneten Kirchen um jeden Preis mit Priestern versehen mußte. Woher aber sollte man diese nehmen? Ein Theil des frühern Klerus war ausgewandert, ein anderer in den blutigen Stürmen der Revolution umgekommen. Da hieß es denn: Noth kennt kein Gesetz. Man nahm junge Leute vom Pfluge hinweg, gab ihnen einen dürftigen Unterricht in der lateinischen Sprache und einen eben so dürftigen, rhapsodischen in der Theologie, und weihte sie zu Priestern. So diente heute mancher als Priester am Altare in einer Gemeinde, in welcher er vor drei Jahren noch einem Bauer gedient hatte. Nach und nach mehrte sich freilich die Zahl der Geistlichen und man konnte bei dem Unterrichte der künftigen etwas langsamer und methodischer verfahren. Auch kehrten wohl mittlerweile mehrere Ausgewanderte zurück, und unterwarfen sich der neuen Ordnung der Dinge. Immerhin ist aber die Zahl derjenigen, die in dieser Zeit eine sehr mangelhafte Bildung genossen haben, sehr groß, und wenn auch die der nachfolgenden beziehungsweise besser war, so kann sie doch sicherlich noch lange nicht gut genannt werden. Und weil gerade die so gebildeten die Mehrzahl ausmachen, so sind die lauten Klagen über die Unwissenheit des Klerus, die man in Frankreich bei allen Wohlmeinenden hört, leider nur zu gerecht.

Von der Gerechtigkeit dieser Klagen durchdrungen und überzeugt, daß es nur dann besser werden könne, wenn diesem Uebel abgeholfen werde, entschloß sich schon unter der Restauration ein Theil des Klerus auf Verbreitung einer mehr wissenschaftlichen Bildung bei seinem Stande nach Kräften hinzuwirken. So entstand die sogenannte neue französische Schule, an deren Spitze de la Mennais, Lacordaire u. a. standen, deren literarische Erzeugnisse in Deutschland hinlänglich bekannt geworden sind, aber auch, wie denn wir Deutsche immer das Fremde bewundern, nicht selten überschätzt wurden. Es ist nicht zu mißkennen, daß das Streben dieser Männer rühmlich war, daß es ihnen an Geist und Talent dazu nicht fehlte, und daß eine Regeneration der Wissenschaft auch in ihrem Sinne der bisherigen Stagnation weit vorzuziehen ist. Allein es fehlt dem Gebäude, das sie aufzuführen begonnen haben, an der festen Grundlage eines strengen positiven Wissens. Selbst de la Mennais ist kein gründlicher Theolog, was aus allen seinen Schriften, am meisten aber aus den Worten eines Gläubigen erhellt; ein Theolog, der durch tiefes Studium mit dem Geiste der heiligen Schriften vertraut geworden, hätte dieses Buch nicht schreiben können, ohne sich einer großen Heuchelei schuldig zu machen, und ein Heuchler ist de la Mennais nicht, wenn er gleich von Ostentation nicht freigesprochen werden kann.

Bei dem ausgesprochenen Mangel an positiver Gelehrsamkeit suchte sich der überlegene Geist der Häupter der neuen

*) Aus der mit nächstem erscheinenden Schrift: über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich, von Prof. Pflanz.

Schule selbst eine Bahn zu brechen, er schuf sich daher selbst sein System auf gleichfalls selbstgeschaffenen Grundlagen. Da jedoch die neue Schöpfung unter der Aegide und dem Einflusse der mächtigen Jesuitenpartei ins Leben trat, so gestaltete sie sich zu einem einseitigen Ultramontanismus, dessen geistreiche Außenseite zwar blendete, aber das System selber war nichts weniger als geeignet, die Gebrechen der Zeit zu heilen, wenn es gleich auch in Deutschland von einer zahlreichen Partei als die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßt wurde; es war dieses zumal in Frankreich nicht, weil aller Haß und aller Argwohn, der auf den Jesuiten ruhte, die man im Verdacht hatte, daß sie den Umsturz der damaligen Ordnung der Dinge im Sinne des Absolutismus beabsichtigten, auf dasselbe übeging. Wollte eine theologische Schule dem Christenthum in Frankreich aufhelfen, so müßte sie vor Allem auf Verbesserung des Unterrichts von unten bis oben dringen; sie müßte sodann in einem gründlichen Studium der Kirchengeschichte einen Weg suchen, die Gegenwart mit der Vergangenheit auszusöhnen; sie müßte endlich nicht beim kirchlichen Dogma anfangen, sondern von einer wahren Philosophie, d. h. von den höchsten Ideen, die dem Menschen von dem Schöpfer ursprünglich geoffenbart wurden, ausgehen, an denselben die herrschenden Meinungen prüfen, diese läutern, und auf diesem Wege zum kirchlichen Dogma zurückkommen. So hätte sie die öffentliche Meinung für sich gewonnen, indem sie aber den umgekehrten Weg einschlug, machte sie dieselbe gleich anfangs zu ihrer Gegnerin.

Als die Julirevolution kam, griff der feurige Geist des Stifters dieser Schule die Idee der politischen Freiheit mit Vorliebe auf, und suchte dieselbe in seinem Avenir mit dem kirchlichen Absolutismus auf eine bisher noch nie gesehene Weise in Verbindung zu bringen. Diese Verbindung des Ungleichartigen wurde bekanntlich von dem römischen Stuhle, dessen Uetheile der Autor sie unterwarf, mißbilligt, und de la Mennais widerrief zwar anfangs seine Lehre, folgte aber später dem Drange, den seine reinen Ideen in ihm rege gemacht hatten, und schrieb seine Worte eines Gläubigen. Darob trennte sich die Schule, welche diese Worte nicht zu den ihrigen machen wollte, von dem Meister, und seitdem kann Lacordaire für das Haupt derselben angesehen werden. Dieser Mann war, ehe er in den geistlichen Stand trat, Advokat, und besitzt darum mehr allgemeine Bildung als die meisten seiner Standesgenossen in Frankreich. Dermalen ist er Kanonikus an der Kathedrale in Paris, und gilt für den ersten Prediger dieser Hauptstadt, ein Ruf, welchen er jedoch mehr seiner blühenden Sprache und seiner schönen Deklamation, als dem tiefen Gehalt seiner Reden zu verdanken scheint. Neben ihm verdient Montalembert, der viele Kenntnisse besitzt, und diese neuerlich auf einer Reise durch Deutschland zu erweitern gestrebt hat, und Gerbet, dessen Schriften auch unter den jüngern katholischen Theologen Deutschlands häufig gelesen werden, weil in denselben eine Geistesverwandtschaft mit den Günther'schen und Möhler'schen Ideen nicht verkannt werden kann, genannt zu werden. Ob die nichts weniger als zahlreiche, durch die Trennung von ihrem Meister noch obendrein geschwächte Schule etwas Wesentliches zur Belebung der theologischen Studien in Frankreich beitragen werde, muß die Zukunft lehren. Immerhin verdient der Eifer, mit welchem sie sich an ein so großes Werk macht, eine ehrende Anerkennung auch von solchen, welche, wie wir, ihr System nicht billigen. Der Ultramontanismus ist zu engherzig, als daß wir etwas Großes von ihm erwarten könnten, und er hat, wie die Geschichte lehrt, überall, wo er sich geltend zu machen wußte, dem wahren Christenthum durch lieblose Verketzerung Andersdenkender geschadet. Sein Feuer ist mehr geeignet Scheiterhaufen anzuzünden, als Herzen zu erwärmen.

Einen andern Weg zur Regeneration der theologischen Studien schlagen die Herren Didon, Gaume 2c. ein. Sie suchen durch Veranstaltung neuer, schöner und wohlfeiler Ausgaben der Kirchenväter zum Studium der Patristik aufzumuntern. Gewiß ein vortrefflicher Gedanke. Allein zum Studium der Väter muß man tüchtige historische und philologische Kenntnisse mitbringen. So lange also die Vorbildung der künftigen Theologen in den niedern Seminarien nicht verbessert wird, wird auch dieses schöne Unternehmen die gehofften Früchte nicht bringen. Indessen ist auch dieses Streben ein Beweis, daß das Bedürfniß einer bessern wissenschaftlichen Bildung unter dem Klerus gefühlt wird, und wenn nur erst dieses Gefühl einmal allgemein seyn wird, dann darf man um so sicherer darauf rechnen, daß ein neuer Geist unter demselben erwachen, ein neues Leben beginnen werde, da es der französischen Nation an glücklichen Geistesanlagen keineswegs gebricht, da sie vielmehr mit einem lebhaften Geiste und richtigen Takt in allem, was sie einmal ernstlich begonnen, schnelle Fortschritte macht.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Bei Mendigorria errangen die Christinos am 16ten Junius 1835 ihren größten Sieg seit Anfang des Kampfes; Cordova, der vorher nur eine Division kommandirt hatte, wurde dafür zum Generallieutenant erhoben. Begleitet von Oberst Ferdinand Cordova ritt ich über das Schlachtfeld; er war bei der Schlacht anwesend gewesen, zeigte mir genau die Stellungen der beiden Armeen, und ich konnte nicht genug erstaunen, daß ein so geschickter General wie Eguia, der damals den Oberbefehl führte, einen so auffallenden Mißgriff begehen, und diese Gegend zum Schlachtfeld wählen konnte. Nur höchst sanguinische Erwartungen eines entschiedenen Siegs konnten ihn verleiten, einen so unseligen Fehler zu begehen, den jedoch die Christinos keineswegs gehörig benützten, sonst hätten sie Don Carlos gefangen genommen, und ihren Gegnern einen Schlag beigebracht, von dem sie sich nicht so leicht wieder erholt hätten.

Die Lage Mendigorria's an und für sich ist fest; auf dem ansteigenden Boden vor der Stadt, von wo man ein ausgedehntes mit Weingärten bepflanztes Thal übersieht, standen die Carlisten bei der Annäherung des Feindes, aber Eguia, der am Erfolg nicht zweifelte, machte den Fehler, auf den Rückzug im Fall einer Niederlage nicht bedacht zu seyn; wäre er darauf be-

dacht gewesen, so würde er sich erinnert haben, daß der Fluß Ega, der unmittelbar hinter Mendigorria läuft und in die Arga fällt, nur auf Einer kleinen Brücke zu passiren war; auf seinem rechten Flügel und auf seiner Fronte stand die christinische Armee, auf seiner Linken, etwa eine Legua entfernt, lag die Stadt Puente la Reyna, die gleichfalls eine christinische Besatzung hatte, im Fall eines Unglücks konnte er also nur über die Ega zurück, und über diese Brücke bewerkstelligte er auch am Ende dieses ereignißreichen Tages seinen Rückzug. In der vorhergehenden Nacht hatte Cordova sein Hauptquartier zu Tafalla aufgeschlagen. Esparteros Division blieb während der Nacht zu Laraga, und da er beschlossen hatte, am folgenden Morgen die Carlisten anzugreifen, so gab er jeder Kolonne mit Tagesanbruch Befehl, den Marsch zu beginnen. Espartero zog dem rechten Ufer des Flusses entlang, um den rechten Flügel anzugreifen, während Cordova auf das Centrum losmarschirte, und eine Brigade mit zwei Eskadronen Kavallerie absandte, um den Feind zu verhindern eine Bewegung gegen Puente la Reyna zu machen. Nach lebhaften Scharmützeln griff Espartero den Feind heftiger an, und es gelang ihm, denselben aus seiner Stellung, rechts Mendigorria gegenüber, zu vertreiben; Cordova benützte die augenblickliche Verwirrung des Feindes, befahl einen allgemeinen Angriff gegen ihr Centrum, und zwar mit so viel Erfolg, daß ein alsbaldiger übereilter Rückzug des Feindes gegen die Brücke ihn in Besitz der feindlichen Stellungen setzte. Hätte er diesen günstigen Augenblick benützt, und der Kavallerie Befehl gegeben, die Carlisten anzugreifen, welche bereits über die Brücke zurückzogen, der Verlust derselben wäre ungeheuer gewesen, und Tausende von Gefangenen hätten in seine Hände fallen müssen. Ich habe jedoch seitdem erfahren, daß Cordova allerdings einen Adjutanten mit einem derartigen Befehl absandte; wenn dieß wahr ist, wurde derselbe wenigstens nie vollzogen, der Offizier aber, der die Reiterei an diesem Tage befehligte, nichts desto weniger seitdem befördert.

Während des größern Theils dieses Gefechts, war Don Carlos ruhig zu Mendigorria geblieben, und saß gerade an der Tafel, als ein Adjutant anlangte, ihn benachrichtigte, daß Alles verloren sey, und ihn bat, über den Fluß zu gehen, und sich außer Gefahr zu setzen. Er blieb aber nichts desto weniger ruhig an der Tafel, und erst als er mehrere Botschaften derselben Art erhalten, und Cordova's vorrückende Truppen bereits auf dem Punkte standen in die Stadt einzudringen, ließ er sich bewegen zu Pferde zu steigen, und umgeben von seinem Stab nach der Brücke zu eilen, die jedoch bereits von seiner auf dem Rückzug befindlichen Armee angefüllt war. Endlich erreichte er dennoch glücklich das jenseitige Ufer, aber mehrere Leute waren hart an seiner Seite erschossen worden. Dieß soll das erste und letzte Mal gewesen seyn, daß Don Carlos seiner Armee aufs Schlachtfeld folgte.

Da ich bei dem Gefechte nicht anwesend war, so will ich die Genauigkeit meines Berichts, den ich nur aus den Angaben einiger Anwesenden, Carlisten wie Christinos, schöpfte, nicht verbürgen, eben so wenig als die Anzahl der Todten, obwohl man mir sagte, die Carlisten hätten zum Mindesten 1000 Kampfunfähige gehabt, außer dem Verlust von mehrern Gefangenen. Doch war es von den christinischen Generalen sehr gefehlt, daß sie weder den fliehenden Feind verfolgten, noch sonst ihren Sieg benützten. Don Carlos glaubte sicherlich einen entscheidenden Sieg zu gewinnen, sonst wäre weder er, noch seine Generale, welche die Nähe der christinischen Truppen kennen mußten, so thöricht gewesen, die Armee in eine so gefährliche Lage zu versetzen. Hätte dagegen an diesem Tage der Sieg sich für ihn entschieden, so wäre er sicherlich über den Ebro gegangen, in Kastilien eingedrungen, und würde gewiß auf seinem Marsch nach Madrid wenig Hindernisse gefunden haben. Cordova wurde, wie schon erwähnt, zum Rang eines Generallieutenants erhoben, und erhielt das Großkreuz des St. Ferdinand Ordens, des höchsten militärischen Ordens in Spanien. Mehrere andere höhere Offiziere wurden gleichfalls befördert, die jüngern aber, welche die harten Schläge und die Wunden erhalten hatten, mußten sich mit einem Stückchen Band, nur der Farbe nach dem Orden der Ehrenlegion ähnlich, begnügen, und Cordova vertheilte in unbegreiflichem Stolz und Hochmuth mit Erlaubniß der Regierung dasselbe an jeden Gemeinen und Offizier, die bei der Schlacht anwesend waren. Bei meiner Ankunft in Spanien machte ich endlose Fragen über die tapfern Thaten jedes Trommlers und Gemeinen in der Armee, und erhielt unwandelbar die Antwort: oh! er ist bei Mendigorria gewesen.

Ich habe diese Schlacht näher erwähnt, weil von dieser Zeit an die Lage beider Armeen sich wesentlich änderte. Die christinische Armee, vorher völlig demoralisirt, gewann seitdem mit jedem Tage an Disciplin und Stärke, während die Carlisten damals eher abnahmen, und obwohl es ihnen meiner Ansicht nach weder an Geld noch andern Hülfsmitteln fehlte, — doch flossen die Unterstützungen eine Zeit lang nicht so reichlich wie vorher, — so muß man doch auch gestehen, daß die Bedürfnisse eines christinischen und carlistischen Soldaten sehr verschieden sind. Der Carlist braucht weder den täglichen Sold noch die Ration eines Christino, während der letztere ohne Sold wenig, und ohne Rationen gar nichts thun kann. Kommt ein Christino in eine Stadt der baskischen Provinzen, so ist ihm jedes Haus und jedes Herz verschlossen; ganz anders mit dem Carlisten. Ist er nicht gar der Freund oder Verwandte des Hauses, in welchem er einquartirt wird, so ficht er doch für dieselbe Sache, gilt für einen Vertheidiger der Heimath und ihrer Rechte, und Alles steht zu seiner Verfügung. Die Carlisten brauchen wenige Pikete und keine Vorposten, wenn sie im Innern ihres Landes sind, und doch werden sie augenblicklich von der Nähe eines Feindes in Kenntniß gesetzt; sie mögen in Sicherheit ruhen: Hunderte, ja Tausende von Männern, Weibern und Kindern geben ihnen zeitig genug Nachricht von der Annäherung der Christinos. Brauchen sie Kundschaft, so haben sie Freunde und Spione jeden Tag mitten in der Armee selbst, und nicht nur werden ihnen die Personen der höhern feindlichen Offiziere genau geschildert, sondern selbst deren Absichten hinsichtlich der Truppenbewegungen.

(Fortsetzung folgt.)

Unterirdische Aale.

Der West Briton erzählt folgenden merkwürdigen Umstand: Kürzlich war zu Newlyn eine kleine Mine eröffnet, aber nicht fortgesetzt worden, weil sie unter einen Fischteich ging; die Minenarbeiter schlugen in einer andern Richtung ein, um auf das Erz zu kommen, als sie auf eine etwa 18 Fuß lange und Einen Fuß tief mit Wasser gefüllte Höhlung in der Erde stießen, wo sich einige lebende Fische von der Gattung der Meeraale fanden; wie sie hieher kamen, läßt sich durchaus nicht errathen, da die Oeffnung 70 Fuß über der hohen Fluthmark liegt.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Obschon das tatarische Joch nicht aufgehört hatte auf Rußland zu lasten, und der Großherzog Dmitri Iwanowitsch darein willigte, den Mongolen zinspflichtig zu seyn, so forderte er doch die Aufrechthaltung der Verträge von ihnen, und duldete weder Ungerechtigkeit noch Beleidigung. Als im Jahre 1374 Abgeordnete von Mamai nach Nischnei kamen und durch ihre Anmaßung den Fürsten und seine Unterthanen beleidigten, gestattete, ja befahl er vielleicht gar die Ermordung dieser stolzen Feinde und der ihre Begleitung ausmachenden 1000 Mann. Auf die Nachricht von diesem Ereigniß schwur der Khan der Mongolen sich zu rächen, und bald waren die Ufer der Kicha und der Piana, deren Lauf sich bis auf das Gebiet von Nischnei ausdehnt, mit Asche und Leichnamen bedeckt. Er wollte diese Stadt plündern, aber sein Heer machte Halt, als es erfuhr, daß Dmitri sich auf dem Marsch gegen dasselbe befände. Der letztere kehrte jedoch, müde den Feind länger zu erwarten, nach Moskau zurück, indem er den Befehl über seine Truppen in die Hände der Woiwoden und der Söhne des Fürsten Suzdal, Iwan und Simeon gab. Diese, von dem eiligen Rückzug des Feindes in Kenntniß gesetzt, der, wie es hieß, schon wieder über die Wolga gegangen sey, glaubten sich ganz sicher und überließen sich den Vergnügungen der Jagd. Die Mongolen, die sich nur zurückgezogen hatten, weil sie einen an Zahl überlegenen Feind fürchteten, wurden von der im russischen Lager herrschenden Unordnung nicht sobald benachrichtigt, als sie dieses auch schon auf fünf Punkten zugleich unversehens angriffen, und den Augenblick so gut zu wählen wußten, daß die meisten Soldaten nicht einmal Zeit hatten ihre Waffen zu ergreifen. Fast alle wurden nebst dem Prinzen Iwan erschlagen, und dessen Bruder, Simeon, der sein Heil in der Flucht suchte, ertrank nebst dem größten Theil seiner Begleitung bei dem Uebergange über die Piana. Drei Tage nach dieser Niederlage, im Jahre 1377, fiel Nischnei in die Gewalt der Ueberwinder. Ein Theil der Einwohner war in Unordnung entflohen; die einen hatten sich die Oca hinauf, die andern die Ufer der Wolga entlang bis nach Gorodez und Murome geflüchtet. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und angezündet, die noch übrigen männlichen Einwohner ermordet und Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt. Die Trümmer der unglücklichen Stadt rauchten noch, als der Sohn des Fürsten Suzdal ankam. Er ließ sogleich die niedergebrannte Kirche des Erlösers wieder aufbauen und den Leichnam seines ertrunkenen Bruders in ihr beisetzen.

Boris Konstantinowitsch, Fürst von Gorodez, für sich selbst das Unglück fürchtend, das Nischnei erfahren hatte, stieß sogleich mit seinen Truppen zu denen des Fürsten Simeon Dmitriewitsch und des Theodor Swiblo, Woiwoden des Großherzogs, und nun färbte das Blut der Mordwinen das Gewässer des Flusses. Repressalien übend, fielen sie in das Gebiet der Mordwinen ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Diese Rache ward für Nischnei, das kaum aus der Asche erstanden war, verderblich. Am 4ten Julius 1378 überzogen die Tataren zum zweiten Mal den mit Ruinen bedeckten Boden, und zogen dann ihre Truppen zusammen, um den Großherzog anzugreifen. In diesem kritischen Augenblick hing das Geschick Rußlands von einem einzigen Mann ab, Dmitri Donskoi, der auf sein Vaterland und sein Haupt den ganzen Haß der Mongolen gehäuft hatte. Diese letztern, deren Macht zu sinken begann, seit die Waffen des Großherzogs von Moskau bis unter die Mauern von Kasan gedrungen waren, wollten die aufkeimenden Kräfte Rußlands mit einem einzigen Schlage vernichten. Die Ebene von Kulikow war der Platz, wo im Jahre 1380 eine entscheidende Schlacht geliefert wurde; die Zahl unterlag der Tapferkeit, und die eilige Flucht der Tataren war das Verzeichen von Rußlands Befreiung. Durch die stürmischen Regierungen seiner Vorgänger belehrt, fühlte Dmitri wohl, daß der Thron nur durch gänzliche Aufhebung des Appanagesystems befestigt werden könne. Er unternahm dieses schwere Werk, das jedoch nur erst von seinen Nachfolgern beendet ward. Wassili Dmitriewitsch, dem von seinem Vater gegebenen Impuls folgend, war glücklich genug, der von Andreas Bogoliubskoi gegründeten Herrschaft ein Ende zu machen, und im Jahre 1392 Nischnei und Suzdal mit Moskau zu vereinen.

Während der Regierung dieses Fürsten und bis zum Jahre 1408 blieb Nischnei im tiefsten Frieden; zu der genannten Zeit aber ward es neuem Unheil zur Beute. Der Großherzog Wassili fühlte sich stark genug, um die höhnenden Drohungen der Tataren verachten zu können, deren Gesandte nach Moskau kamen, um — wiewohl vergeblich — einen Tribut zu fordern. Er begnügte sich, ihnen zu antworten, daß das verarmte Rußland nicht mehr im Stande sey, ihren Forderungen zu entsprechen. Die in der Horde herrschenden Spaltungen schienen die Ruhe Rußlands sicher stellen zu müssen. Die Erfolge der von den Nachfolgern Tamerlans geführten Tataren verkündeten aber dem Lande neues Unglück. Nischnei-Nowgorod erfuhr alle Schrecken eines aus Raubsucht unternommenen Kriegs. Ein vierzigjähriger Friede vermochte kaum diese letzte Wunde zu schließen, und Wohlstand in eine Stadt zurückzuführen, deren Geschichte nichts als eine Reihe von Unfällen enthielt. Die Nachbarschaft der Tataren, die sie den häufigen Einfällen derselben ausgesetzt hatte, ward ihr im Jahre 1445, wo die Stadt von Ulu Mehemet, Czar von Kasan, mit Sturm genommen wurde, aufs Neue unheilbringend. Die mit der Vertheidigung von Nischnei-Nowgorod beauftragte Garnison zündete nach lange ausgestandenem Hunger den Kremlin an und zog sich nach Juriew zurück. Von dieser Zeit an blieb Nischnei, obschon zu dem Fürstenthum Moskau gehörig, in welches die Tataren nochmals einfielen, mit weiterem Unglück verschont, und die Einnahme von Kasan, im Jahre 1552, setzte allen ihren Befürchtungen ein Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordische Biene berichtet: Am 30sten August (10ten September) gebar die Frau eines gemeinen Arbeiters zu Neu-Pedarg einen Knaben mit zwei Köpfen, der am 7ten (18) September noch lebte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Taglatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Oktober 1836.

Ein Denkmal auf der Insel Gavr' Innis *) im Morbihan.

Am Eingang des Morbihan, Locmariaker gegenüber, bemerkt man zwei künstliche Erhöhungen oder Galgals, eine auf der Südküste der sogenannten langen Insel, die vom Kontinent nur durch einen schmalen Kanal getrennt ist, die andere dagegen auf der Gavr' Innis, die jedoch weit weniger groß ist als die andere, und sich wie diese von Nord gegen Süden erstreckt. Wie die meisten Inseln des Morbihan ist Gavr' Innis ein Granitfelsen, der nur mit einer schwachen Lage von Pflanzenerde bedeckt ist. Die Insel ist angebaut, und ein Pächter mit seiner Familie wohnt darauf. Vor einigen Jahren entschte an der Südwestseite eine Masse Steine hinab und entblößte einige größere symmetrisch aufgestellte Steine; zwischen dem Dach und der Wandung zeigte sich eine dreieckige Oeffnung, kaum groß genug, daß ein Mensch in die mit Erde und Steinen halb verschüttete Höhlung hineinkriechen konnte. Der Präfekt des Morbihan ließ Nachgrabungen anstellen, und bald war ein großer Theil des Souterrains von dem Schutte befreit.

Wenn man in die Oeffnung hineinkommt, befindet man sich zuerst in einer 3,10 M. langen und 2,32 M. breiten Kammer, die gegen Westen durch zwei vertikale Steine geschlossen ist; zwei andere Steine bilden die Wände gegen Norden und Süden. Ein großer horizontal gelegter Stein bedeckt die anze Kammer und scheint weit über die Wände hinaus zu gehen. Gegen Osten steht diese Kammer mit einer engeren, nur 1,29 M. breiten Galerie in Verbindung, die gleichfalls aus vertikalen und horizontalen Steinen erbaut ist. Die Länge dieser Galerie ist 12,55 M., was dem ganzen Souterrain eine Ausdehnung von 15,65 M. von Westen nach Osten gibt; ihre Höhe, so wie die der Kammer, wohin sie führt, ist 1,80 M. bis 2 M. Der Boden wie das Dach ist mit großen platten Steinen bedeckt, die sich von einer Seitenwand zur andern erstrecken. Gegen Osten bemerkt man in der Galerie einen ziemlichen Abhang, was in dem Pflaster des Souterrains eine Art Stufen veranlaßte, deren man vier von ungleicher Breite zählt.

Die Steine der Decke sind in ihrer Größe sehr verschieden; der größte, welcher die westliche Kammer deckt, hat über 20 Fuß Länge und 15' bis 16' Breite, die andern sind zwar minder groß, doch haben sie meist über 10' bis 12' Länge. Die mittlere Breite der Steine, welche die Wendungen bilden, beträgt über einen Meter. Gegen Norden sind 14 vertikale Steine in der Kammer und der Galerie, im Süden nur dreizehn. Das westliche Ende ist, wie schon bemerkt, mit zwei Steinen geschlossen, das andere ist offen, oder um genauer zu reden, nur mit den kleinen Steinen ausgefüllt, die den Galgal bilden. Ueber die Dicke der Mauer läßt sich nur schwer etwas sagen, so viel man indeß aus den Spalten ersehen kann, muß sie wohl 2 bis 3 Fuß betragen.

Einige Steine sind ziemlich genau an einander gefügt, so daß sie behauen scheinen, dieß ist aber die kleinere Zahl, und die leeren Räume zwischen den andern sind groß genug, daß die Steine hereinfallen konnten, welche die Galerie versperrten.

Was dieß Denkmal hauptsächlich auszeichnet, ist der Umstand, daß fast alle Steine, welche die Wände bilden, mit Skulpturen bedeckt sind: es sind dieß krumme, gerade, zerbrochene Linien, welche auf hunderterlei verschiedene Weise kombinirt sind. Eine etwas lebhafte Einbildungskraft könnte hier leicht Keilinschriften sehen, untersucht man indeß die Skulpturen genauer, so findet man eine so geringe Anzahl deutlicher Kombinationen, und diese wenigen sind so oft wiederholt, daß man darauf verzichten muß, sie als Buchstaben einer unbekannten Schrift zu betrachten. Einige merkwürdige Zeichnungen darf man nicht vergessen. Die erste besteht in drei am Fuße des siebenten Steins der südlichen Wand eingegrabenen Schlangen: die links, deren Kopf nach der entgegengesetzten Seite sich wendet, ist von den beiden andern durch eine vertikale Linie getrennt. Die beiden andern Schlangen haben den Kopf links gewandt. In der Höhe des neunten Steins der südlichen Wand bemerkt man einen Haken mit einer Handhabe. Alle diese Figuren heben sich stärker als die andern Zeichnungen. Unter den letztern wiederholt sich eine ziemlich häufig, einmal selbst,

*) Gavr' Innis bedeutet die Ziegeninsel.

auf dem zehnten Stein der südlichen Wandung, mit einer Art von Regelmäßigkeit, nämlich eine Menge concentrischer Halbzirkel oder Halbellipsen; vollständige und concentrische Kreise sind seltener. Einige Steine scheinen nie solche Skulpturen gehabt zu haben, z. B. auf der Nordseite der zweite, dreizehnte und vierzehnte, auf der Südseite der eilfte, zwölfte und dreizehnte. Einige sind durch die Länge der Zeit völlig verwischt; auf den Stufen der Galerie sollen sich ähnliche Zeichnungen, wie auf den Wänden finden.

Gegen die Mitte des zweiten Steins der südlichen Wand bemerkt man eine tiefe in den Block gegrabene Höhlung, über welcher man an zwei Stellen eine Art Ring in der Masse stehen ließ; zwischen dem Ring und dem Stein kann man leicht den Arm durchstecken. Zu was diese beiden Ringe gebraucht wurden, läßt sich nicht leicht ermitteln; jedenfalls dienten sie dazu, um irgend etwas daran zu befestigen, denn sie sind durch fortgesetztes Reiben ganz glatt geworden. Im Innern des Souterrains ist durchaus nichts als Erde und Steine, von derselben Art, womit der ganze Galgal bedeckt war. Die Wände und das Dach, so wie die über und neben der Höhle liegenden Steine waren Granit, nur ein einziger Stein, der achte der nördlichen Wand, war ein fast reiner Quarzblock, der schwerlich der Insel selbst entnommen war, so wenig als die andern kleinern Steine, deren abgestoßene Ecken bewiesen, daß sie ziemlich weit hergebracht worden waren.

Trotz des gänzlichen Mangels an menschlichen Gebeinen und andern auf eine Beerdigung deutenden Gegenständen scheint die wahrscheinliche Bestimmung des Souterrains doch ein Begräbniß gewesen zu seyn; denn wenn es zu einem religiösen Gebrauche bestimmt gewesen wäre, warum es unter einem Steinhaufen begraben? In Schweden, Norwegen und Irland fand man im Innern einiger Tumuli ähnliche Höhlen, wie die zu Gavr' Innis, worin Gebeine, manchmal ganze Skelette lagen. Möglich, daß in sehr alter Zeit schon Nachgrabungen hier angestellt und die Höhle ausgeleert wurde. Vom 13ten Jahrhundert an wohnten Mönche auf der Insel Berder, nahe bei Gavr' Innis *) und die Neugierde oder die Hoffnung Schätze zu finden, konnten zu Nachsuchungen führen. Auch ist vielleicht eine noch tiefere Höhle vorhanden, denn durch die Zwischenräume der Steine, welche das Pflaster in der westlichen Kammer bilden, kann man den Stock tief hinabstoßen.

Die Aehnlichkeit zwischen diesem Souterrain und einigen Denkmälern Schwedens und Norwegens, und die Skulpturen, wodurch es sich von den celtischen aus rohen Steinen bestehenden Denkmälern unterscheidet, könnten glauben lassen, es sey durch Fremde, namentlich durch skandinavische Seeräuber erbaut worden, und wenn diese Meinung sich bestätigte, so wäre dieser Galgal vielleicht nicht sehr alt, und aus der nachrömischen Zeit. Wie sollten indeß solche unstete Seeräuber diese ungeheuren Steine herbeischaffen und mit großer Mühe behauen können! Ein solches Unternehmen erfordert viele Arme und jedenfalls sehr lange Zeit. Man darf also wohl dieß Denkmal nur einem Volke zuschreiben, das sich im Lande dauernd niedergelassen hatte.

*) Dieses selbst soll von Mönchen bewohnt gewesen seyn. Man fand nahe bei der Pächterwohnung eine große Menge menschlicher Gebeine und ein Krucifix von emaillirtem Kupfer in byzantinischem Styl.

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Fortsetzung.)

Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß wenn die Carlisten eine rasche Bewegung machen wollen, Eine Nacht ihnen genügt, um eine Strecke zurückzulegen, wozu die Christinos, wenn sie auch noch so gut marschiren, oft mehr als drei Tage brauchen. Der carlistische General drückt bloß seinen Wunsch aus, daß eine Truppe von der und der Stärke an einem bestimmten Platze sich einfinden solle; wie groß nun auch die Entfernung, wie schlecht die Wege seyn mögen, für sie sind solche Hindernisse unbedeutend, und in unglaublich kurzer Zeit ist das Verlangte geschehen. Wie ganz anders ist dieß bei den Christinos! wollen sie über Bergpässe ziehen, durch schmale Seitenstraßen, so wird ihre Artillerie beinahe, wo nicht ganz, nutzlos, die große Zahl von Mauleseln, um Wein, Zwieback, Munition und andere Armeebedürfnisse bei einem Marsch im feindlichen Lande fortzuschaffen, hindern nothwendig das rasche Weiterziehen, und im Fall eines Gefechts oder gar einer zum Rückzug nöthigenden Niederlage wird alles dieß die Beute des Feindes. Die große Straße oder Camino real ist deßhalb in den meisten Fällen ihr einziges Hülfsmittel, und der unschätzbare Vortheil kürzerer Wege in einem Lande und bei einem solchen Kriege bleibt deßhalb ganz den Carlisten. Dabei müssen die Christinos fast ohne Ausnahme in den großen Städten, die in ihrem Besitze sind, ihr Nachtquartier nehmen, theils um hinreichende Rationen erhalten zu können, theils um größerer Sicherheit willen, da die Carlisten selten eine Stadt angreifen, wenn sie irgend von Truppen besetzt ist, während man außerhalb der Stadt keinen Augenblick vor einem Angriff sicher ist.

Ich hatte gehofft, Pampelunna besuchen zu können, denn auf diesen Platz marschierten wir jetzt zu, doch kamen wir damals mit unserer Bewegung auf dem rechten Flügel der Operationslinie nicht weiter als bis Puente la Reyna, wo wie am 11ten November anlangten und unser Quartier für die Nacht aufschlugen. Diese kleine Stadt ist wie alle längs dem Ebro und im Thal der Ribera von Christinos besetzt, in den äußern Mauern sind Schießscharten durchgeschlagen und die Eingänge stark verbarrikadirt, zudem ist auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt kürzlich eine ziemlich feste Redoute erbaut worden. Die Straßen sind breit und die Häuser besser als in den meisten Städten Navarra's. Das umliegende Land ist wegen seiner Weingärten berühmt, wo ein vortrefflicher Wein, einem guten Bordeaux ähnlich, gewonnen wird; überhaupt ist dieß der einzige Ort, wo ich während meines Aufenthalts im Lande einen erträglichen Wein trank.

Während des Nachmittags erfuhr ich von Cordova, daß er nicht im Sinn habe, weiter in der Richtung von Pampelunna

zu marschiren, sondern über den Fluß zu gehen und auf der großen Straße nach Estella zu rücken; zugleich versprach er mir, ich solle am folgenden Tage eine der Gebirgsresidenzen von Don Carlos sehen.

Sonntag den 15ten November um 7 Uhr Morgens stand die Armee unter den Waffen und war marschfertig: der Oberbefehlshaber hatte eine Brigade unter Oraa von Lerin über die Dörfer Oracastillo und Allo abgeschickt, um sich mit seinen Truppen beim Dorfe Ulibarri, etwa eine Legua von Estella zu vereinigen. Sein Plan bei dieser Operation war in so weit gut angelegt, als er die Absicht hatte, sich einen Durchgang nach den Amescoas zu erzwingen und die vermuthlicher Weise dort errichteten feindlichen Magazine zu zerstören; ein weiterer Zweck war, die Aufmerksamkeit der Carlisten auf sich zu ziehen, welche mit bedeutender Truppenmacht auf Bilbao losgerückt waren, wie es schien, um dasselbe abermals anzugreifen. Eine Legua von Puente la Reyna war der Weg mit tiefen Gräben durchschnitten, um die Fortschritte unserer Reiterei zu hemmen. Die Aufwürfe schienen mir sehr neu, und der Feind deßhalb nicht weit, Cordova aber glaubte nach den erhaltenen Nachrichten versichert zu seyn, daß nur Ein Bataillon, höchstens zwei Bataillone die Stadt besetzt hätten.

Wir saßen auf unsern Pferden, und scherzten über die Anstrengungen eines Ingenieurofficiers, um die quer durch den Weg gezogenen Gräben auszufüllen, als wir plötzlich von dem Vortrab und den Plänklern her, welche auf den Anhöhen zu unsern Rechten marschirten, um unsere Bewegung zu decken, einige Schüsse fallen hörten. Dieß bestätigte meine Ansicht, daß wir nur nach harter Arbeit in Estella einziehen würden.

Ein dichter Schnee fiel, und das Wetter war bitter kalt, was die Aussicht auf ein zwölfstündiges Gefecht nicht sehr angenehm machte. Bald stießen wir auf die carlistischen Guerillas, welche eine sehr feste Stellung quer über unsere Marschlinie eingenommen hatten, und uns mit einer Entschlossenheit und einem Muthe erwarteten, wie ich es nachher nie wieder fand. Geschützt durch das dichte Gehölz, womit in diesem Theile des Landes die Bergabhänge bedeckt sind, hielten sie unsern Angriff eine Zeit lang aus, und wurden mehr als einmal durch frische Truppen abgelöst. Um diese Zeit waren beide Armeen einander ungefähr gleich, gegen Mittag aber erschien Oraa, und marschirte über Oracastillo gegen die rechte Flanke der Carlisten, wodurch sie zum Rückzug bewogen wurden und eilig gegen die felsigen Gebirge der Amescoas flohen. Ein Theil von Oraa's Division verfolgte den fliehenden Feind eine halbe Legua weit, und setzte dann seinen Marsch über die Bergspitzen nach Estella fort, während Cordova's Regimenter mit der Artillerie auf der großen Straße nach demselben Orte zogen.

Nichts gleicht dem melancholischen Gefühl, das damals mich überfiel: das Wetter war trüb und neblig, und der schwere Schnee hatte sich in einen feinen Regen aufgelöst, als wir in diese wahrhaft verödete Stadt, einst die schönste und glücklichste von Navarra, einzogen. Nicht Ein Mann war zu sehen, kaum ein Weib, das jung genug war und die Mittel zur Flucht besaß, nur die Alten und Bettlägerigen oder das vaterlose Kind warteten nothgedrungen die mordenden Landsleute ab. Als ich durch die langen und engen Straßen dieser einst so friedlichen und fröhlichen Stadt ritt, war jedes Haus vor den Christinos verschlossen und verrammelt. Alles war still und düster, obwohl erst zwei Stunden vorher 5000 Mann von Don Carlos Armee hier lagen, und wahrscheinlich am sonntäglichen Gottesdienst oder den Lustbarkeiten des Feiertags Theil nahmen, und General Villareal erst vor einer halben Stunde die Stadt an der Spitze zweier Schwadronen carlistischer Lanciers verlassen hatte.

(Schluß folgt.)

Shetländische Pferde.

Kürzlich kam eine Ladung solcher Pferde nach Ostende, und wurde zum Theil in dieser Stadt, zum Theil auf dem Wege nach Brüssel und in Brüssel selbst verkauft. Das kleinste ist nicht größer, als ein großer Hund und hat nur 2½ Fuß Höhe, und von der Stirne bis zum Schweife 3 Fuß Länge; dieß kann nur ein Gegenstand der Neugierde seyn, denn obwohl kräftig, kann es keinen Mann tragen. Die andern tragen ihre Reiter, möchten jedoch schwerlich im Stande seyn, einen anstrengenden Marsch auszuhalten; das größte selbst kann die gewöhnliche Stufe nicht erreichen. Da man sie in ihrem Vaterlande nicht durch unmäßige Arbeit und schlechte Behandlung vor der Zeit tödtet, so werden sie nach der Versicherung des sie begleitenden Shetländers bis 70 Jahre alt und sind äußerst sanft.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Nischnei-Nowgorod, Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens, liegt unter 56° 19′ Breite und 42° 8′ Länge am Ufer der Oca und am Zusammenfluß dieses Stroms mit der Wolga, 445 Werste von Moskau und 400 von Kasan entfernt. Die Stadt ist auf einem hohen steilen Abhang erbaut, auf dessen Gipfel der Kremlin steht, der im Jahre 1525, unter der Regierung des Czars Wassili-Iwanowitsch, von Friasino, einem italienischen Baumeister, erbaut wurde, und dessen Mauern bis zu den Zinnen 5 Saschenen hoch und 1½ Saschenen dick sind. Sie bilden ein unregelmäßiges Viereck von 1141 Saschenen Ausdehnung. Diese Mauern sind von 14 Thürmen flankirt, von denen die fünf höchsten viereckig, die andern aber rund sind; zwei von diesen Thürmen befinden sich über den Thoren von Iwanowsky und Dmitriewsk. Der Bau dieses letztern und eines Theils der Mauern schreibt sich noch aus den Zeiten der Regierung von Boris Konstantinowitsch her. Die Mauer des Kremlin umschließt mehrere Krongebäude, unter andern auch die Bureaux des Konsistoriums und der Gerichtshöfe, welche im Jahre 1782 erbaut wurden. Gegenwärtig wird ein großes Gebäude daselbst errichtet, zu einer Schule für Soldatenkinder bestimmt; auch befinden sich zwei Kathedralen hier, von denen die eine zur Verklärung, die andere zum Erzengel Michael genannt wird.

Die erste dieser Kirchen schreibt sich aus den Zeiten der Regierung des Czar Michael Feodorowitsch her, und man schreitet jetzt, da sie sich in einem sehr baufälligen Zustand befindet, zu ihrer Wiedererbauung. Sie steht an der Stelle einer Kirche, die im Jahre 1252 von dem Fürsten Konstantin Wassilowitsch gebaut ward, der bei dieser Gelegen-

heit von Suzdal ein Bild des Erlösers mitbrachte. Zu bedauern ist, daß es unmöglich ist, durch Ausbesserungen ein Gebäude zu erhalten, das durch seine Bauart sich eben so sehr auszeichnet, als durch die Größe seines Schiffes. Das Innere enthält, wie die Kathedralen von Moskau, vier massive Pfeiler, welche eine in den schönsten Verhältnissen ausgeführte Kuppel tragen. Die Mauern sind ganz mit leider an mehreren Stellen schon verblichenen Fresken bedeckt. Auf der westlichen Mauer ist ein jüngstes Gericht dargestellt, dessen Hauptfiguren so richtig gezeichnet sind, daß man sie für die Arbeit eines Malers aus der italienischen Schule hält. Der Hochaltar ist groß und ebenfalls mit einer Menge von Figuren geschmückt. Auf der östlichen Mauer sieht man das Bild des Heilands; die ganze nördliche Seite ist mit Abbildungen von Heiligen und Bischöfen bedeckt, und auf der südlichen Wand befinden sich die Bilder von Fürsten. Im Schiff, an die nördliche Mauer angelehnt, befindet sich der Grabstein des Minin, eines Bürgers von Nischnei, in der russischen Geschichte durch seine Tapferkeit und seine Vaterlandsliebe berühmt. Dieses Grab, welches Peter der Große, die Kaiserin Katharina II und der Kaiser Paul mit ihrem Besuch beehrten, wird von Fahnen beschattet, welche Kaiser Alexander hier aufstecken ließ, und unter denen man eine Kopie der Fahne des Fürsten Posharsky, Waffenbruders von Minin, bemerkt. Dem Grab gegenüber, an der südlichen Mauer, befinden sich die Grabmäler der Fürsten von Nischnei.

Diese Kathedrale bietet an ihrer östlichen Seite drei Halbzirkel, wie man sie nur in den ältesten russischen Kirchen findet, und vor dem Haupteingang gegen Westen, dem Hochaltar gegenüber, befindet sich außerhalb eine Freitreppe von gothischer Bauart mit Medaillons von gebranntem und glasirtem Thon, worauf verschiedene Vögel abgebildet sind. Ich zählte deren bis gegen 400, und man findet eine noch bedeutendere Anzahl an einer alten dem heiligen Sergius geweihten Kirche zu Nischnei. Die Glasur dieser Medaillons ist sehr schön und zeichnet sich besonders durch die Lebhaftigkeit der Farben aus. Die Vögel, unter denen man viele in Rußland nicht einheimische bemerkt, sind ziemlich richtig gezeichnet und mit Arabesken umgeben. Obschon seit lange schon zu Jaroslaw glasirte Ziegel verfertigt werden, welche man zum Bau von Oefen benutzt und die einen bedeutenden Handelsartikel von Nischnei ausmachen, so glaube ich doch nicht, daß diese Medaillons, deren Alterthum nicht in Zweifel gezogen werden kann, aus dieser oder irgend einer zu der Zeit, wo diese Kirche gebaut ward, blühenden Stadt sich herschreiben. Ich halte sie vielmehr für orientalischen Ursprungs. Die Fresken, mit denen die Mauern der Kirche von außen geziert sind, erkennt man kaum mehr. Die vier kleinen Kuppeln, welche die große umgeben, sind flacher als die, welche die Kirchen von Moskau überragen.

Nischnei, von dem jenseitigen Ufer des Oca aus betrachtet, bietet einen sehr malerischen Anblick. Links vom Beschauer streckt der Kremlin, zu dem ein steiler Weg emporführt, seine grauen Thürme empor, die dem Blick den größten Theil der obern Stadt verbergen. Der Hügel, auf dem er steht, läuft bis zum Ufer des Flusses hinab, und ist von tiefen Schluchten durchschnitten, die von den durch den geschmolzenen Schnee entstandenen Bergströmen gebildet worden zu seyn scheinen, und die durch kleine Gäßchen, Brücken und so steile Fußpfade mit einander verbunden sind, daß der geringste Regen sie ungangbar macht. Bäume, deren Wurzeln in die Dächer der Häuser eingewachsen zu seyn scheinen, bringen in das Gemälde Massen von Grün und Schatten, die mit dem düstern Ton einer Menge vor Alter geschwärzter hölzerner Gebäude sich verschmelzen, und von dem röthlichen Boden grell abstechen, dem das Wasser seine Grasdecke entführte. Die Flächen steigen hinter einander empor, ohne eine Fernsicht zu bieten, und Gehäge von Waldungen ziehen senkrechte Linien, welche die Steilheit des Abhangs noch mehr herausheben. Rechts sieht man ein von vielen Strebepfeilern mühsam gestütztes Kloster, das auf den ersten Anblick auf einem ganz unzugänglichen Ort erbaut zu seyn scheint, und eine Reihe zerstreuter Häuser, die sich längs dem Ufer des Flusses hinzieht, wo der Nischnei-Bazar, oder die untere Stadt, sich befindet, schließt die Aussicht. Dieser Theil von Nischnei besteht aus einer langen und breiten Straße, von Gebäuden in modernerem Styl begränzt, unter denen man eine gothische Kirche bemerkt. Hier haust der Handel, und die Messe ist es, der diesem Theil der Stadt, der mir auch volkreicher, obschon minder angenehm, zu seyn schien, als die obere Stadt, seine Verschönerung zu danken hat.

Vom Kremlin herab hat man eine unermeßliche Aussicht vor sich, deren Fläche die Messe und den Zusammenfluß der beiden Ströme bietet; jenseits verfolgt der Blick den Lauf der Wolga, der bald von Sandbänken durchschnitten, bald von einer mit dunkelgrünem Gesträuch bedeckten Ebene begränzt ist, auf der hie und da von dem im Frühjahr ausgetretenen Gewässer kleine Wassertümpfel zurückgeblieben sind. Einige Thürme mit glänzenden Kreuzen ragen vereinzelt empor, und deuten auf die Gegenwart von Wohnungen, die, ihrer dunkeln Färbung wegen, dem Blick des Beschauers größtentheils entgehen. Mitten in dieser ihrer Ausdehnung wegen herrlichen, sonst aber traurigen und unbelebten Perspektive, auf einer Sandbank an der Vereinigung beider Flüsse, wird die Messe gehalten. Die Heiterkeit der Atmosphäre, der gänzliche Mangel an Rauchfängen in dieser temporären Handelsanlage und der blendende Glanz des Sandes machen dem Beschauer einen Augenblick glauben, daß er sich unter einem brennenden Klima befinde. Zahllose Barken mit ihren Masten am Ufer beider Flüsse geben dem Ganzen einen nautischen Charakter.

Die Feuchtigkeit, welche von den Flüssen ausgeht, nebst der Rauhigkeit der Atmosphäre, machen die Luft von Nischnei schärfer als die von Moskau, und die steinernen Gebäude sind hier einem schnellen Verderben ausgesetzt.

An den Thoren von Nischnei, in einer romantischen Lage am Ufer der Wolga, liegt das Kloster Petschersk. Der Ursprung der Stadt reicht bis zur Zeit der Gründung desselben hinauf. Anfangs höher gelegen, stürzte es im Jahre 1596 mit dem von Regenströmen und dem Fluß ausgewaschenen Boden zusammen. Der Czar Theodor Iwanowitsch befahl es wieder aufzubauen und es der Stadt um eine Werst näher zu rücken.

Die Bevölkerung von Nischnei beläuft sich auf 40.000 Seelen; man zählt daselbst 19 Krongebäude, wovon 10 von Backsteinen, die übrigen von Holz, 35 griechische Kirchen, eine evangelische, eine armenische und eine Moschee; ferner 7 Männer- und 1 Frauenkloster, 4 Kapellen aus Backsteinen, 1 Gymnasium und 5 Kirchspielschulen, 1 Militärspital, 2 Civilspitäler, 1 Irrenhaus, 1 Findelhaus, 2056 Wohngebäude, wovon 126 der Krone gehören, Salz- und Branntweinmagazine, 26 stehende Wirthshäuser und 8 temporäre, welche nur die Messe über bestehen, 2 Bazars, 2 Märkte, 1 Theater, nebst noch einem andern für die Meßzeit, 1 Polizeihaus nebst 15 Feuerspritzen, von 51 Mann und 42 Pferden bedient, 128 Nachtwachen, wovon 2 an den Barrieren, 1 Zuchthaus, 1 Ostrog oder Gefängniß; 4 Heerstraßen; 4 Brücken, die über den Oca ungerechnet, 128 Straßen und 1 Boulevard. (Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Oktober 1836.

Die Morlacken.

(Von F. E.)

Man bezeichnet mit dem Namen Morlacken jenen Theil der Beoölkerung der Kreise Zara und Spalatro in Dalmatien, welcher das Innere derselben, das ist die Gebirgsgegenden des Festlandes bewohnt. Ihre Zahl dürfte sich beiläufig auf 140,000 Seelen belaufen, wovon 100,000 der römisch-katholischen Religion, die übrigen der orientalisch-griechischen Kirche zugethan sind. Im Kreise Ragusa gibt es keine Morlacken. Dort gebraucht man dieses Wort als Spottname, um damit einen ungesitteten, rohen Menschen zu bezeichnen. Auch im Kreise Cattaro kennt man die Morlacken nur dem Namen nach. Viele wollen die Morlacken aus Bulgarien eingewandert wissen, welche Behauptung jedoch schon durch den rein serbischen Dialekt, welchen sie sprechen, vollkommen widerlegt wird. Die Morlacken sind, so zu sagen ächte eigentliche Serben, welche ungefähr um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts aus Bosnien flüchteten, um sich der türkischen Botmäßigkeit zu entziehen. Die Bane von Kroatien und König Sigmund von Ungarn beschützten sie, weil sie dieselben als eine gute Wehr gegen die Türken betrachteten. Letztere eroberten zwar in der Folge einen Theil der von den Morlacken bewohnten Gegenden, dieser fiel aber 1648 den Venetianern zu, wodurch die Morlacken venetianische Unterthanen wurden und entschiedene Feinde der Türken blieben. Was nun die Etymologie des Worts Morlack betrifft, so scheint diejenige, welche Wuck Stephanowich in seiner serbischen Sprachlehre gibt, die treffendste und wahrscheinlichste zu seyn. Der Serbe griechischen Ritus nennt seinen römisch-katholischen Nachbar Schokacz, dieser aber den Griechen Walach eigentlich Wlach. Also heißt Morlack oder Morlach (slav. Mur-Wlahi) so viel als ein am Meere wohnender Walach, oder Seealpenbewohner.

Die Morlacken, obschon nicht überall gleicher körperlicher und Gesichtsbildung, sind im Ganzen ein schöner Schlag Menschen, durchgängig groß und stark, aber äußerst roh, da sie ungeachtet der Bemühungen der östreichischen Regierung bis jetzt noch nicht weit vom ursprünglichen Zustande der alten Slaven vorgerückt sind. Auffallend unterscheiden sich von ihnen die Einwohner des Litorale und der Inseln, welche schon ziemlich der europäischen Völker Bildung angenommen haben, und überhaupt betriebsamer und civilisirter sind, während die Morlacken die von ihren Voráltern ererbten rohen Sitten beibehalten haben. Sie wohnen zwar in sogenannten Dörfern, deren Häuser aber so sehr zerstreut sind, daß man gewöhnlich nach dem Dorfe fragt, während dem man öfter schon im Mittelpunkte desselben sich befindet. Die wenigsten ihrer Häuser sind gemauert, sondern bestehen, da die Handwerksleute selten und überdieß die Baumaterialien sehr theuer sind, nur aus vier Wänden von aufgeschichteten Steinen, welche durch kein Bindungsmaterial verbunden sind. Indessen gibt es auch welche, die bloß aus einem mit Lehm und Kothdünger überworfenen Flechtwerk bestehen. In einem solchen nur wenige Klafter im Durchmesser haltenden Raume wohnt die ganze oft sehr zahlreiche Familie beisammen, und nicht selten auch Ochs, Esel und Schweine. Die Dachung besteht aus ungehauenen Kalkschiefer-Platten, Reisig oder Schilf. Statt der Glasfenster dient eine kleine Oeffnung, durch welche zugleich der Rauch hinauszieht, da zumal in demselben Raum auch gekocht wird. Wie sich denken läßt, trägt der Hausrath dasselbe Gepräge der Einfachheit. Die wenigen Mobilien, welche aus Stühlen, oder vielmehr Schemeln, Tisch und Bank bestehen, zimmert sich der Morlacke selbst zusammen. Ein Bett, wie es der deutsche Bauer verlangt, besitzt kaum der reichste morlackische Vorsteher. Eben so wenig weiß er von weichen Bettkissen, wenn er anders nicht in näherem Verkehr mit den Insulanern oder Türken steht. Sein Bett besteht in vier zusammengefügten Brettern, welche auf vier hölzernen Pfosten ruhen. Seiner Ehehälfte genügt statt des Ruhebetts ein Futtersack über die Erde gebreitet, während Kinder und das Gesinde bis in den Monat November hinein auf der nackten Erde kampiren.

In Rücksicht der Kleidertracht nähern sich die Morlacken am meisten den Kroaten, was unverkennbar ihren gleichförmigen serbischen Ursprung beurkundet. Der einzige Luxus der Morlacken besteht in schön verzierten Flinten, Pistolen und Hantschars, und silbernen Knöpfen auf einer scharlachtuchenen Weste (Jecérma). Die Waffen trägt er meist in seinem Gür-

tel, wo nebstbei auch ein mit Zinn beschlagenes Horn steckt, in welchem er Fett aufbewahrt, theils um sein Waffengeschmeide vor Rost zu sichern, theils um die durch vieles Bergsteigen wund gewordenen Füße zu schmieren, da er meistens barfuß geht. Seine gewöhnliche Kleidung besteht zur Sommerszeit oft in nichts Anderem, als in einem kurzen leinenen Hemd mit weiten Aermeln und dergleichen langen Beinkleidern. Den Kopf deckt ein rothes Käppchen.

Beim weiblichen Geschlecht besteht die Kleidung gewöhnlich aus demselben Stoff, und wird nur zuweilen bei den Mädchen durch buntere Farben ersetzt. Die Weiber hingegen, unter welchen man nur selten ein schönes Gesicht, sondern meistens verzerrte Züge erblickt, sind gewöhnlich in ein ärmliches und schmutziges Gewand gehüllt, wodurch ihr schlechtes Aussehen noch vermehrt wird. Ueberhaupt ist das Loos des morlackischen Weibes keineswegs das schönste; denn auf ihm ruhen alle Geschäfte, sowohl im Hause als im Felde, und es ist nebst dem Esel das geplagteste Geschöpf im Hause, während der Mann seiner Faulheit und Trägheit pflegt. Hiefür ist der Mann jedoch keineswegs erkenntlich, sondern behandelt das Weib als ein untergeordnetes Geschöpf ganz despotisch. Ist zum Beispiel letztere mit dem Manne in der Stadt und haben sie nicht zwei Pferde, so reitet der Mann, und das Weib, obschon im Reiten eben so geschickt wie der Mann, hält mit dem Pferde gleichen Schritt, wobei sie allenfalls noch belastet ist; daher sind denn auch die Weiber beinahe durchaus verkümmert und unfreundlichen Ansehens, während der größte Theil der Männer von ungewöhnlicher Größe ist. Doch gilt dieß, wie gesagt, nur von Dalmatien.

Die Hauptnahrung der Morlacken besteht in Brod, welches sie aus Gerste, Korn und Hirse (Moorhirse, Holcus Sorghum) bereiten, indem sie Mehl mit Wasser mischen, einen Teig daraus kneten, ihn auf die heiße Herdstelle legen und mit einer Eisenplatte bedecken, welche mit Feuerbränden überschüttet wird. Dieses auf solche Weise ohne Sauerteig bereitete Brod ist natürlich äußerst schlecht, besonders das Hirsebrod. Dabei ist manche Familie noch so arm, daß sie nicht einmal das dazu nöthige Salz kaufen kann. Wer daher in Dalmatien reist, muß sich von Haus aus mit dem nöthigen Brod versehen. Die Morlacken lieben übrigens auch den Genuß der Zwiebeln und des Knoblauchs, des Käses und der Milch. Ein Lieblingsgericht derselben ist die Mamaliga, aus Kukuruz oder Mais-Mehl zubereitet, welche überhaupt als Nationalspeise der Walachen bekannt ist. Fleisch essen die Morlacken nur an großen Festtagen, kennen aber keine andere Bereitungsart als es zu sieden oder zu braten. Gewöhnlich wird dann ein ganzes Schaf oder eine Ziege auf einmal gebraten. In den Tagen der Noth begnügen sie sich wohl auch mit der allerschlechtesten Nahrung. Nicht selten sieht man sie halbreifes Obst genießen und die gemeinsten Gräser und Kräuter, wie die Knollen der ästigen Asphodile und die Wurzelsprossen des wilden Spargels, die sie theils roh, theils mit siedendem Wasser begossen, verzehren. Im Hungerjahre 1829 erzeugte die schlechte Nahrung viele Krankheiten unter ihnen, und Tausende fielen damals als Opfer ihrer rohen, man darf sagen, thierischen Lebensweise. Bei allen diesen Entbehrungen sind übrigens, wie schon erwähnt, die Morlacken ungemein starker und kräftiger Natur, und ihr Körper hat eine Ausdauer, wie man sie nur bei wenigen Völkern finden wird. Im Gebrauch der Feuergewehre sind sie alle geübt, und vortreffliche Fußgänger und Bergsteiger. Die Feinheit und Schärfe ihres Gehörs erregt oftmals Erstaunen. Sie sprechen manchmal aus Entfernungen mit einander, wo ein Fremder kaum einen artikulirten Laut vernehmen könnte. Alle haben blendend weiße Zähne, obschon sie weder Bürstchen noch Zahnpulver und Tinkturen kennen, und ihre Zähne durchaus nicht schonen. Ein Morlacke würde es höchst lächerlich finden, eine Nuß oder Mandel mit einem Steine oder Hammer aufzuklopfen. Dazu, meint er, gab ihm Gott die Zähne.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg. III.

(Schluß.)

In dem mir zugewiesenen ansehnlichen Hause, wo ich mehr als die gewöhnlichen Bequemlichkeiten zu finden hoffte, fehlte zu meinem großen Erstaunen Alles, was nur irgend in der Schnelligkeit fortgeschafft oder verborgen werden konnte, obgleich die Zimmer augenscheinlich kurz vorher bewohnt gewesen waren; als wären Teufel in der Stadt eingebrochen, hatte man Alles fortgeschafft. Dieß mag nebst manchen andern Umständen den tiefen Groll beweisen, der in Navarra gegen die Christinos herrscht. Nachdem ich mich umgekleidet, begab ich mich zu dem Oberbefehlshaber, der sich in demselben Hause einquartirt hatte, in welchem Don Carlos, wenn er zu Estella war, residirte, — wahrlich kein prachtvoller Palast! Er enthielt jedoch einen im nördlichen Spanien selten zu findenden Luxusartikel, nämlich ein Kamin, das wir sogleich benützten, indem wir Bündel von getrockneten Reben auf das bereits lodernde Feuer warfen. Nachdem ich am Feuer aufgethaut und mich durch ein ganz erträgliches Abendessen gestärkt hatte, verließ ich frühzeitig meine spanischen Gefährten, um mich durch eine gute Nachtruhe auf die Strapatzen des folgenden Tages vorzubereiten; ehe ich jedoch fortging, erhielt ich den Rath, mich ja beim Uebergang über den öffentlichen Platz so nahe wie immer möglich an die Mauer zu halten. Estella liegt nämlich äußerst romantisch in einem Bassin, dessen umliegende schroffe Felsenberge die Stadt so vollkommen beherrschen, daß jemand, der auf einem der nahen Gipfel steht, Alles was auf dem großen Platze vorgeht, genau sehen, und mit vollkommener Sicherheit auf die Vorübergehenden feuern kann, was die Carlisten während der Nacht, wo die Christinos sich in der Stadt befanden, häufig thaten. Während der letzten Zeit von Valdez Kommando wurde dieser Ort, wie viele andere, den Carlisten preisgegeben, nicht ohne zureichenden Grund, weil es gegen eine, auch sehr unbedeutende Truppenzahl durchaus unhaltbar war und alle vorgelegten Plane, dasselbe zu befestigen, sich ohne Unterschied als abgeschmackt und unausführbar erwiesen. Ueber die Wiedereinnahme herrschte ein großer Enthusiasmus unter den Truppen, welche seit 8 Monaten nicht

mehr so tief in das südliche Land eingedrungen waren, und an ihrer lebhaften Freude erkannte ich, welchen großen moralischen Eindruck ein bedeutender Vortheil über die Carlisten in Madrid und in ganz Spanien hervorbringen würde.

Cordova hatte den Plan, weiter in dieser Richtung gegen die Amescoas vorzudringen, weislich aufgegeben, und beschloß, nachdem er ein Anlehen von 1000 Piastern vergebens von den Einwohnern zu erpressen gesucht hatte, durch das Thal von Allo und Decastillo nach Lerin zu marschiren, wohin er einige Frauen als Geißel für die Bezahlung mitnahm. Ein Theil von Oraa's Brigade hatte am letzten Dorfe auf der großen Straße von Puente nach Estella Halt gemacht, um den Feind zu verhindern, in dieser Richtung eine Bewegung zu machen; bald nach Tagesanbruch marschirten wir wiederum aus dieser schönen Stadt, und überließen abermals den Palast zur Verfügung an Don Carlos. Kaum hatten wir indeß die Stadt verlassen, als wir die carlistischen Pikete und Außenposten auf allen umliegenden Höhen erblickten, wie sie die Bewegungen eines jeden Bataillons beobachteten, um alsbald über unsern Nachtrab herfallen zu können.

Ich habe oben schon bemerkt, daß die Carlisten bei besondern Umständen außerordentliche Entfernungen in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen. In diesem Falle, wie in manchen andern, hatte ich einen Beweis von ihrer Schnelligkeit, der fast allen Glauben übersteigt. Als sie Nachricht erhielten, daß die Christinos in Puente la Reyna eingerückt seyen, ging alsbald ein Bote an Eguia ab, dessen Truppen damals hauptsächlich in der Nachbarschaft von Bilbao standen. Bei Empfang dieser unwillkommenen Nachricht, welche ihn erst spät am Nachmittag nach unserem Einzug in Estella erreichte, begann er sogleich seinen Marsch an der Spitze von 12 Bataillonen Infanterie, um diejenigen zu verstärken, mit denen wir am 14ten im Gefechte gewesen waren. Der Vortrab von Eguias Truppen kam auf den Höhen oberhalb Estella noch zeitig genug an, um unsere Bewegungen zu beobachten, nachdem er die unglaubliche Entfernung von 14 Leguas *) über Gebirge in Einer Nacht und zwar in einem Monat wie der November zurückgelegt hatte; mit welchen regelmäßigen Truppen könnte man einen solchen Marsch unternehmen und am folgenden Morgen sich noch acht Stunden hindurch schlagen! Wir waren noch keine Legua von der Stadt entfernt, als ihre Guerillas bereits ein Feuer auf unsern Nachtrab eröffneten, die Christinos hielten einen wüthenden Angriff mit viel Muth und Ordnung aus, und marschirten stets fechtend von sieben Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags nach Lerin, wobei die Carlisten jede von den Christinos verlassene Stellung augenblicklich besetzten, bis wir das Dorf Allo halbwegs zwischen Lerin und Estella erreichten. Hier hörte das Feuer auf und die Carlisten zogen allmählich ihre Plänkler zurück.

In diesem Gefecht benahmen sich beide Theile sehr tapfer, die Christinos unterhielten beim Rückzug von einer Höhe zur andern ein stetes Feuer, und ein Regiment nach dem andern bildete den Nachtrab; die Reiterei machte während des Morgens mehr als Einen Angriff, in deren einem etwa zwanzig Carlisten in ihre Hände fielen, worunter ein Priester, der den Säbel mit Heftigkeit und drohenden Geberden über dem Kopfe schwingend seine Leute ermunterte, tapfer zu fechten im Namen Gottes, für dessen Sache sie kämpften; ein Platz im Himmel sey, wenn sie fielen, ihr beneidenswerthes Loos. Dieser Mann, mit dem ich mich einige Zeit unterhielt, war schlank und muskulös gebaut, mit einem ausgezeichnet schönen und offenen Gesicht; seinen schwarzen Rock und seine theilweise grauen Haare abgerechnet, wäre ihm das Waffenhandwerk besser angestanden, als das Priesterthum. Man schnürte ihm die Hände mit einem Strick auf den Rücken, führte ihn so nach Lerin und sperrte ihn mit den übrigen Gefangenen ins Gefängniß; später soll er ausgewechselt worden seyn. Viele seines Standes haben ihren heiligen Beruf verlassen, die Waffen ergriffen, und fechten nun in den Reihen von Don Carlos Armee.

*) Eine Legua in Navarra beträgt nahe zu 1½ Stunden.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

(Fortsetzung.)

Der Handel im Allgemeinen.

In den ältesten Zeiten eben sowohl als in unsern Tagen ward der Handel als eines der vorzüglichsten Mittel zu Beförderung der Civilisation betrachtet. In Europa haben die Messen von ihrer Wichtigkeit in dem Maße verloren, als durch die Zunahme der Bevölkerung die Berührungspunkte der Industrie vervielfältigt, die Handelsunternehmungen geordnet und vermehrt wurden. Auch haben die berühmten Messen von Beaucaire, Leipzig und Sinigaglia aufgehört, so wie zur Zeit ihrer Entstehung einen entscheidenden und gewissermaßen unbedingten Einfluß auf die Handelsunternehmungen eines ganzen Jahres zu üben. Der gegenwärtige europäische Handel besteht aus einer ununterbrochenen Reihe von Spekulationen, und alle Bedürfnisse, selbst die des Luxus nicht ausgenommen, werden, so wie sie aufzutauchen beginnen, von den verschiedenen Punkten des Kontinents aus befriedigt. Kurz, die große Wirksamkeit der Messen mußte in dem Augenblick aufhören, wo die Komptoirs und die zahlreichen Banken in Europa ein kommerzielles Gleichgewicht herzustellen begannen. Die Messe von Nischnei aber, weit entfernt von ihrer Wichtigkeit zu verlieren, gewinnt vielmehr immer größern Aufschwung, weil sie der Markt ist, auf dem gewissermaßen ganz Europa Geschäfte mit Asien macht, und aus denen es alle die Vortheile zieht, die es den Fortschritten seiner Industrie und seiner vorgerückten Civilisation verdankt. Ein Grad Civilisation mehr bei den asiatischen Völkerschaften kann nur zur größern Ausdehnung des Handels beitragen, weil er die Operationen desselben ordnet und Sicherheit der Straßen verbürgt; in dem Maße also, in welchem die Bevölkerung und die Masse der eingebildeten oder wirklichen Bedürfnisse zunimmt, wird die vermehrte Konsumtion auch die Bestellungen in Europa steigern.

Um den Ursprung der Messen in Rußland aufzufinden, müßte man bis zu den frühesten Zeiten des Götzendienstes zurückgehen; denn zu jener Zeit wurden neben den heidnischen Tempeln in Biarmien oder Groß-Permien — dem Kultus der Zlataia-baba (altes Gold) geweiht — und auf der Insel Rügen, an den Küsten des baltischen

Meeres zu Swetopibe, ein temporärer Markt gehalten. Es läßt sich vermuthen, daß auf mehrern Punkten Rußlands, nämlich allenthalben, wo der Handel eine Straße und der Götzendienst einen Tempel hatte, solche Märkte gehalten wurden. Als in der Folge das Licht des Christenthums den Norden aufklärte, erhielten sich diese ersten Anfänge eines Handels durch die Macht der Gewohnheit, und der zur Feier eines Schutzpatronsfestes versammelten Menge schlossen sich bald Kaufleute an, welche für die Bedürfnisse der Andächtigen sorgten.

Die Messe von Nischnei wurde anfangs bei einem im 16ten Jahrhundert, unter der Regierung des Czars Michael Feodorowitsch, gegründeten und dem heiligen Makarius geweihten Kloster gehalten. Der Heilige hatte im 15ten Jahrhundert an dem Ort gelebt, der 1445 von Ulu Mehemet, Czar von Kasan, verwüstet wurde, und bis zum Jahre 1624 in Ruinen blieb, zu welcher Zeit dann das Kloster auf Kosten eines Einwohners von Murome wieder aufgebaut wurde. Der Czar Alexis Michailowitsch, berühmt in der Geschichte durch mehrere nützliche Anstalten, blieb auch für die Vortheile, welche der Binnenhandel bot, nicht gleichgültig, und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Messe von Makariew, wo eine Menge von Kaufleuten nicht nur aus Rußland und Sibirien, sondern auch aus Polen, der Türkei und Persien zusammenkamen.

Der lange Lauf der Wolga, des schönsten Flusses in Europa, der diesen Welttheil mit Asien verbindet, machte die Anlage eines Stapelplatzes nothwendig; um aber dieses Unternehmen mit Erfolg auszuführen, mußte es auch hinsichtlich seiner politischen Lage begünstigt seyn. So lange die Königreiche Astrachan und Kasan bestanden, konnte Rußland, stets genöthigt auf seine Vertheidigung bedacht zu seyn, sich nicht mit Sicherheit Handelsunternehmungen widmen, und da es Sibirien noch nicht kannte, fehlten seinem Handel die wichtigen Quellen, die ihn eines Tages nähren sollten. Nur erst nach dem Sturz des Thrones von Kasan und des Königreichs Astrachan wurde es Herr des ganzen Laufes der Wolga und der sich in diese ergießenden Flüsse; denn die wichtigen Eroberungen Iwan Wassiliewitschs VI hatten, indem sie das Joch der Tataren für immer zerbrachen, die Schätze Sibiriens geöffnet und die Anknüpfung wichtiger Verbindungen mit Persien, Indien und China erleichtert. Der bisher zwischen den Tataren und Russen bestandene Tauschhandel, der bald in Kasan selbst, bald in den Gränzstädten beider Staaten betrieben wurde, begann nun sich zu centralisiren, und Makariew, das im Anfang des 15ten Jahrhunderts als Sammelplatz für Käufer und Verkäufer gewählt worden war, wurde ferner von ihnen besucht, und erhob sich bald zum Rang des ersten Marktes von Rußland.

Die Messe gewann unter der Regierung des Czars Alexis Michailowitsch eine ziemliche Bedeutung, so daß dieser Fürst bedeutende in den Jahren 1641, 1681 und 1682 festgesetzte Einkünfte erhob. In der Folge, als Peter der Große an der Herrschaft über das baltische Meer Theil genommen und die Märkte Rußlands dem ganzen westlichen und südlichen Europa geöffnet hatte, mußte sich natürlich ein Stapelplatz für den Handel mit Asien bilden, und theils wegen seiner Lage an der Wolga, theils wegen seiner ausgedehnten frühern Verbindungen, fiel die Wahl auf Makariew. Später gab der chinesische Handel dieser Messe den Aufschwung, der sie so berühmt gemacht hat.

Damit man vollkommen begreife, was die Regierung durch Erbauung des großen Bazars von Nischnei zu Gunsten des Handels gethan hat, dürfte es nöthig seyn, einen flüchtigen Ueberblick der früher zu Makariew bestandenen Handelsanstalten vorauszuschicken.

In den ersten Zeiten gehörten die Hallen und Buden des Marktes dem Kloster, das zu ihrer Erhaltung eine Wache von 300 Mann unterhielt; da aber bereits im Jahre 1750 der Andrang von Kaufleuten zu dieser Messe sehr bedeutend wurde, so ließ die Regierung einen Bazar aus hölzernen Gebäuden aufführen. Die Erhöhung der Miethe, die man zu verschiedenen Zeiten aus den 800 Läden bezog, die er enthielt, gibt einen Begriff von der steigenden Ausdehnung des Handels. Im Jahre 1790 nahm die Krone 15,000 Rubel für Miethe ein; 1800 25,000; 1804 80,000 und 1810 120,000 Rubel; damals aber wurde die Messe von dem Kloster in die Stadt Makariew selbst verlegt, eine Maßregel, welche durch den großen Zufluß von Kaufleuten, die beim Kloster keinen Platz mehr fanden, geboten ward. Die Krone verwendete 70,000 Rubel auf Erbauung eines Bazars, der mehr als 3000 Läden enthielt, und der Handelsstand steuerte zu diesem Bau 500,000 Rubel bei. Der Hauptmarkt dieses Bazars hielt 500 Saschenen in der Länge und 80 in der Breite. Als die Gebäude indeß im August 1816 ein Raub der Flammen wurden, beschloß die Regierung, die Messe nach Nischnei zu verlegen, weil dieser Ort bequemer sey und dem Handel größere Erleichterungen biete. In der That waren auch die Vortheile, den Makariew als Handelspunkt bot, nicht größer als jeder andere, in gleicher Entfernung von Kasan und Moskau, an der Wolga gelegene Platz sie bieten konnte, und man begann einzusehen, daß eine der ersten Messen in Europa ferner nicht in einem Flecken gehalten werden könne, wo die Behörde die Geschäfte nur sehr unvollkommen überwachen konnte. Zudem hatte Makariew noch andere Unbequemlichkeiten, die aus seiner Lage entsprangen; die Messe wurde auf dem linken Ufer der Wolga gehalten, man war daher genöthigt, alle Waaren, die man dahin brachte, über den Fluß zu setzen. Ferner war das Ufer auf dieser Seite sehr niedrig, weßhalb die jährlichen Ueberschwemmungen die Aufführung solider Gebäude unmöglich machten, und endlich bot der Ort kein hinlängliches Unterkommen für einen so großen Zusammenfluß von Menschen. Nischnei dagegen, am Zusammenfluß der Oca und Wolga gelegen, hatte alle Bequemlichkeiten der Lage von Makariew, ohne dessen Unannehmlichkeiten.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Volke hat aber die Messe immer noch den alten Namen.

Samstag den 15ten April war zu Hobarttown der Himmel auf der ganzen südwestlichen Seite von einem Südlicht glänzend erleuchtet; dasselbe erhob sich bis zu 60 Graden über den Horizont. (Hobart Town Courier.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** **Ben Brace.** Von Kapitän Chamier. — **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — **Proben russischer Dichtungen. 2. Der Sänger.** Von Puschkin.

In das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6–7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Oktober 1836.

Alpenreisen.

4. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

Zeitig genug, um Alles in günstiger Beleuchtung zu sehen, waren wir zu Brieg eingetroffen „ein feines Städtlein, wenn es umbmauert wäre," wie Münsters Kosmographie meint; oder „ein schöner, lustiger und stattlicher Fleck von Gebäuen und allen Dingen," um mit Stumphius zu sprechen. Der Billigkeit gemäß sollte hier wenigstens die Statue des heiligen, wenn auch nicht des kaiserlichen Napoleon auf offenem Marktplatze errichtet werden. In der That hat die Simplonstraße zunächst diesem Orte vielfachen Nutzen gebracht, durch vermehrten Handel und Verkehr und durch so manchen Reisenden, der jedoch sicher nicht, wie Fäsi vor 70 Jahren, ausrufen würde, „in Brieg lebt ein Fremder fast um Nichts!" Van der Hagen und Raumer fanden 1816 in der Postmeisterin von Brieg einen wahren Satansengel, von welchem sie dermaßen geprellt und geschnellt wurden, daß sie federleicht über den Simplon hinweggeflogen wären, ohne vier Pferde bedurft zu haben, die man ihnen hier aufzwang. Wenn Brieg für die Börse der meisten Reisenden eine Art Scylla ist, so wartet ihrer jenseit, wo die Straße den Lago maggiore erreicht, eine unbarmherzig verschlingende Charybdis. Wer durch Wildbäche und Abgründe nicht aufzuhalten war, wer sich durch Felsenlabyrinthe glücklich hindurch gewunden hat, was übrigens auf einer Straße leicht möglich ist, die sich wie ein breites ungetrenntes Band sanft entwickelt: den ruft von hohem blumenreichen Söller in das Post- und Gasthaus von Baveno ein Syrenenpaar hinein. Durch Armida's Zauberkräfte auf den nahen borromäischen Inseln scheinen mittelalterliche Wegelagerer in reizende Italienerinnen verwandelt worden zu seyn, um alle Zugvögel der Simplonstraße in ihr Netz zu locken, und sie nicht anders als gerupft von dannen ziehen zu lassen. Sie sind, die Erfahrung hat es gelehrt, berechtigt und befugt, für jeden Blick des romantisch gestimmten Pilgers auf Isola bella und Isola Madre, nicht bloß den Silberblick seiner Thaler, sondern deren Realität selbst in Anspruch zu nehmen. Doch tröstlich bleibts, auch hier wenigstens Leidensgenossen zu haben!

Von den Fleischtöpfen Aegyptens weiß alle Welt zu erzählen, von den Fleischthürmen Briegs dagegen spricht kein Mensch, und doch ist es nothwendig, um den Ort nicht für frömmer zu halten, als er wirklich ist. Malerisch macht es sich allerdings, sieht man jenseits der Rhonebrücke, aus den Kastanien- und Nußbaumhainen unter Burg Naters, auf 2184 Fuß über das Meer erhöhter Bergterrasse plötzlich vierzehn Thürme in einer Reihe zu erblicken, die eben so vielen Kirchen und Klöstern anzugehören scheinen und dem römisch-katholischen Städtchen Brieg wahrlich etwas Heidnisches, einen orientalischen oder maurischen Anstrich verleihen, zumal da diese Thürme bald Moscheen- bald Minaret-ähnliche Formen haben. Außerdem sind sie und die Ortshäuser fast insgesammt mit silberglänzendem Glimmerschiefer eingedeckt, wodurch das Ganze beim Sonnenschein noch mehr Ungewohntes und Fremdartiges erhält. Und dann erst die Gebirgslandschaft rings umher; mag man sich nun südlich gegen die Mäder- und Glyshörner und den Simplon, westlich der Rhone entlang gegen das Vispthal und die Seitenarme des Monte-Rosa, nördlich gegen die Alpen wenden, welche das Berner Oberland verdecken, oder östlich gegen die Grimsel, Furka und den St. Gotthard hin!

Um den Gesichtskreis noch zu erweitern, beschlossen wir einen jener vierzehn Thürme zu ersteigen. Unser Führer fragte: „den Thurm der Herren Jesuiten oder einen Fleischthurm?" Man stimmte für den letzteren; und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß die Mehrzahl jener Minarets zu sehr profanem Gebrauch bestimmt und nicht durch Glocken, sondern durch Schinken geschmückt ist: denn viele Jahrgänge von in der Luft gedörrtem Fleisch zu besitzen, gilt in Brieg eben so für eine Art von Stammbaum, wie in andern Gegenden der Schweiz sehr alte Käse die Stelle der Wappenbriefe vertreten. Bei dem Anblick dieser materiellen Fülle in solch geistlicher Hülle trat das Wort von Sebastian Münster mir als lebendig gewordene Wahrheit entgegen, das er schon 1550 niedergeschrieben hatte: „die Brieger machen viel dürr Fleisch, das sie gediegen Fleisch nennen, und besonder von den feisten Schafen oder

Hämmlen, ränchens nicht, sondern nach dem Salz dörren sie es im Luft und legens darnach ins Stroh." Dieß Fleisch wird auch roh gegessen, und gilt für eine Delikatesse, doch nur bei denen, die von Jugend auf daran gewöhnt sind.

Nachdem wir uns durch die Schinken und Speckschwarten hindurch gearbeitet und über sie emporgeschwungen hatten, that sich wirklich ein prachtvolles Landschaftsbild auf, das kein Simplonreisender zu beaugenscheinigen versäumen sollte. Ein beträchtlicher Theil des Wallis lag nun deutlich vor uns ausgebreitet, ob zwar von Breite hier eigentlich nicht die Rede seyn kann. Wir sahen eine große Strecke dieses wunderbaren Landes, dieses 12 Stunden langen Hauptthales, das noch zwölf Seitenthäler hat und etwa von 80,000 Menschen bewohnt ist. In diesem Rhonethale, zwischen himmelhohe, furchtbar zerrissene Felsenmauern eingeklemmt, deren größte Breite keine Stunde beträgt; wo das unbebaute Land zu dem bebauten sich verhält wie Fünfzehn zu Eins, kann der Reisende auf kurzer Wegstrecke alle Jahrszeiten antreffen: den Frühling auf den höheren Vorbergen, den Sommer auf den Hügeln, den Herbst in der tieferen Fläche und den ewigen Winter auf den Gipfeln der Alpen. Nicht allein dadurch ist es merkwürdig, daß Julius Cäsar, Karl der Große und Napoleon in seine Schluchten hinab und über seine Eisgipfel in den Garten Europa's hinüberstiegen; nicht allein durch den Riesenbau der Simplonstraße, durch die Wildbäder von Leuck, durch seine an spanische Traubengluth erinnernde Weine; durch seine Pflanzenvegetation, welche der heißen Zone und Lappland zugleich angehört: sondern auch durch die Romantik seiner Alpenpfade über den großen St. Bernhard, die Grimsel, Furka und Gemmi, über die Gletscher des Monte Moro und des Griesberges; über jene Höhen, welche in das arkadische Chamounythal, in die reizenden Gefilde des Genfer-, des Brienzer- und Thunersees hinüberführen.

Man sieht sich in einem Thale, das eines der tiefsten unserer Erde ist, das einer langen Gemäldegalerie von Poussin's und Salvater Rosa's gleicht und in Europa's höchste Alpenketten wie eingebettet liegt, über welche man dort südlich binnen einer Tagereise zu den Lorbeer- und Citronenhainen der borromäischen Inseln gelangt; mehr im Westen binnen zwei Tagen die Eiswüsten des Monte Rosa und Montblanc zu betreten vermag; hier nordwestlich nur in geringer Entfernung von jenem 38 Quadratstunden messendem Gletschermeere ist, aus welchem sich die majestätischen Pyramiden der Schreckhörner und der Jungfrau in den Aether emporschwingen, und dessen Ufer, außer dem Wallis, noch das Grindelwald, Hasli und Lötschthal bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Morlacken.

(Schluß.)

Vor Allem haben übrigens die Morlacken unverkennbar große Anlage zur Tonkunst, die einmal entwickelt, selbst den Böhmen einst den Rang streitig machen dürfte. Ihre musikalischen Instrumente bestehen zwar größtentheils aus der Sackpfeife und einer Leyer mit 4—6 Saiten, doch trifft man zuweilen auch die Geige und den Dudelsack. Außer diesen lieben sie insbesondere den Gesang; denn singend geht der Morlacke Nachts über einsame Bergpfade, singend beschließen die Weiber sammt Töchtern und Gesinde gewöhnlich den Tag, und nicht selten sogar hört man ihre Melodien, die uns freilich nicht immer angenehm aus dem Schlaf wecken würden, noch bis in die tiefe Mitternacht. Ihr Gesang ist jedoch melancholisch und düster, so wie auch ihre Volkslieder fast durchgängig einen erhabenen und feierlichen Gang haben, daß man sich in die Zeiten der Barden versetzt dünkt. Die Texte ihrer Volkslieder, welche meistens die Thaten der für's Vaterland gefallenen Helden der Vorzeit enthalten, zeichnen sich auch durch unverdorbene Herzlichkeit der Gefühle, durch edle Sitteneinfalt und leichten Fluß der Strophen aus, und sind fast jedem Morlacken geläufig, ohne daß er sie niedergeschrieben bei sich herumträgt. Nicht selten geschieht es, wenn ein Morlacke einsam und singend seinen Weg hinwandert, daß ein anderer Morlacke, den das Ungefähr zum Fußgänger auf einem entgegengesetzten Bergpfade macht, die zweite Strophe nach eben derselben Melodie zu singen anfängt. Beide Morlacken freuen sich über diesen Wechselgesang und ihr Text wird jetzt ein abwechselnd aus Fragen und Antworten bestehender Dialog, den sie so lange fortsetzen, als sie sich nur immer wechselsweise in den allmählich größern Abständen ihrer Gebirgssteige hören können, bis endlich jeder morlackische Sänger dem Echo der Thäler seinen letzten Dank mit trillerartig gezogenem Tone anstimmt.

Der Lieblingstanz der Morlacken heißt Kolo, und wird mit einer Musik, welche, beiläufig gesagt, von savoyardischen Bärentreibern geborgt scheinen könnte, begleitet. Derselbe besteht in kreisförmigen Bewegungen, die bald in eine Ellipse, bald in ein ungleichseitiges Viereck bei der Arm in Arm geschlossenen Menge übergehen, je nachdem der tanzende Haufen weniger oder mehr über die schöne Form nachlässig hinwegsieht. Bei derlei Gelegenheiten äußert sich dann die Munterkeit bei beiden Geschlechtern bald in so excentrischen Sprüngen, daß die sittliche Schönheit hier vergeblich auf Verehrung Anspruch macht.

Obgleich, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die Morlacken nicht ohne gute natürliche Anlagen sind und einen gesunden Verstand verrathen, sind sie nichtsdestoweniger in hohem Grade unwissend und abergläubisch; denn noch glauben sie fest an unsichtbare Vampyre, welche jungen Kindern das Blut aussaugen. Mancher Morlacke bittet deßhalb sogar vor seinem Tode seine Eltern, an seinem Körper, bevor er in das Grab gesenkt werde, diese traurige Operation vorzunehmen, damit es ihn nicht nach seinem Tode nach dem Blute junger Kinder dürsten möge! Eben so allgemein ist ihr Glaube an über- und unterirdische Geister und Zauberer, insbesondere beim weiblichen Geschlecht, deren Einbildungskraft noch immer reicher an Visionen ist, als jene der Männer. Indessen darf man sich über diese Unwissenheit nicht wundern, da es ihnen bisher an allen Bildungsmitteln fehlte. In den morlackischen Dörfern wußte man nichts von Schulen. Ihre Geistlichen, gleichviel ob Katholiken oder Griechen, waren unwissend, wie jeder ge-

meine Morlacke selbst, und unterschieden sich von ihnen bloß durch den Halskragen und das schwarze Käppchen. Die Wenigsten von ihnen sind des Schreibens kundig und dieß höchstens in ihrer Muttersprache; denn es besteht unter ihnen nicht die lateinische, sondern die cyrillische Liturgie. Es genügte ehemals, um zur Priesterwürde zu gelangen, ein kleines Examen bei dem eben so unwissenden Ordinariate, welches in Hersagung einiger in einem Büchlein abgefaßten Fragen und Antworten bestand. Doch jetzt verfährt man hierin strenger. Die morlackischen Geistlichen genießen übrigens außer den Stolgebühren, welche äußerst gering sind, nichts als einen keiner Steuer unterworfenen Antheil steinigen Landes, sie haben dabei nicht einmal bequeme Wohnungen, und leben deßhalb so beschränkt und ärmlich wie ihre Pfarrkinder. Ihre Häuser liegen im Bezirk der Dörfer selbst, während die Kirche gewöhnlich weit entfernt, auf einem einsamen Platze, von Innen eben so schmucklos wie von Außen dasteht.

Mit der Kultur der Bewohner dieses Landstrichs scheint aber auch die Natur in ihren Schöpfungen gleichen Schritt halten zu wollen. Ist doch der Boden selbst mit mehr losen Steinen (Geröll von den Kalkbergen), als Pflanzen überfäet, und es ist in der That merkwürdig, wie sich in diesem milden Klima die Natur so karg und arm zeigt. Ein kurzes trockenes Gras, Wachholder, Distel und Dornen sind beinahe die einzigen und hauptsächlichsten Pflanzen, die man antrifft, und diese wachsen kümmerlich genug auf den großen steinigen Strecken, welche das Land darbietet. Dabei sind auch die Straßen überaus schlecht beschaffen und meist ohne alle Spur eines Geleises. Fuhrwerke sind deßhalb schon etwas Seltenes, und die wenigen vorhandenen Wagen mögen wohl kaum seit ihrer ursprünglichen Erfindung eine Veränderung erlitten haben. Die Räder sind nur aus Pfosten zusammengenagelt und von verschiedener Form, meistens viereckig und gleich wie das Uebrige äußerst plump, so daß der leere Wagen allein beinahe 6 Ochsen bedarf, um ihn von der Stelle zu bewegen. Die Transporte geschehen deßhalb gewöhnlich auf Saumrossen und Eseln.

Ein Sturm in den Orkneys.

Wenn der Reisende das gute Glück hat, während eines Sturmes sich auf den Orkneys zu befinden, so wird er den gänzlichen Mangel einer schönen Scenerie nicht mehr beklagen, indem sich ihm dann das erhabenste Schauspiel dietet, von dem er noch je Zeuge war. Wenn er sich bei dieser Gelegenheit an die Windseite begibt, besonders wenn diese am westlichen Ufer ist, so wird er Wogen von einer Größe und Gewalt erblicken, von der er vorher noch keinen Begriff hatte. Gleich Ungeheuern tauchen sie aus dem atlantischen Ocean auf, und treiben sich mit emporgerecktem Haupt, die Mähnen im Winde flatternd, brüllend und schäumend auf ihm herum, bis eine solche Niagarafluth gegen die gegenüberliegenden Abgründe schlägt, daß die Felsen in ihren Grundvesten zittern, während die Wasserfluthen, welche sich gleich darauf wohl hundert Fuß hoch über die Felsengipfel erheben, das umliegende Land überschwemmen und gleich Wolkenbrüchen auf die entgegengesetzte Seite der Inseln herabfallen. Alle Brunnen, bis auf eine Meile vom Ufer, sind auf einige Tage nach einem solchen Sturme salzig. Jene, welche eine halbe Meile vom Meere leben, sagen, daß der Boden ihrer Hütten von dem Anschlagen der Wellen zittere. Felsenstücke, welche drei Männer nicht fortbewegen konnten, werden von den 60 bis 100 Fuß über dem Meeresspiegel emporragenden Gipfeln der Klippen weggespült, und ungeheure Felsenmassen sind bis auf eine bedeutende Strecke zwischen der Marke der Ebbe und der Fluth fortgeführt worden. Bei einem Besuch der West Craig einige Tage nach einem Sturm wurden Seeinsekten in Menge auf den naheliegenden wohl 100 Fuß hohen Hügeln gefunden.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1817 baute man Barracken von Holz und die Brücke über die Oca, 250 Saschenen lang und 8 breit. Anfangs war es im Antrag, den Bazar der Messe von Nischnei auf das rechte Wolgaufer unweit der Straße nach Kasan zu verlegen, wo der Boden fest ist und nicht aus Sand bestehe; allein man zog die Stelle, wo beide Flüsse sich vereinen, vor. Durch die Ueberschwemmungen, welche bei Thauwetter eintreten, wurde der Platz, wo jetzt die Meßgebäude stehen, unter Wasser gesetzt, man war daher genöthigt, sie auf Pfähle zu stellen und eine bedeutende an manchen Stellen 21 Fuß hohe Aufschüttung vorzunehmen. Die ungeheure Summe, welche jene Arbeiten kosteten, sind jedoch keineswegs zu bedauern, wenn man bedenkt, daß der ganze Lauf der Wolga nirgends eine für den Zweck günstigere Lage bietet, als die an der Mündung der Oca. Die Wolga wäscht in der That alle Jahre das rechte Ufer mehr aus, und sucht in das von der Messe besetzte Gebiet einzugreifen; es wird indeß nicht schwer fallen, der Natur durch Kunst entgegen zu arbeiten. Auch das linke Ufer der Oca bedarf gleichfalls eine Erhöhung, denn schon zweimal haben sich zur Meßzeit Ueberschwemmungen eingestellt, welche dem Handel einen bedeutenden Schaden zufügten.

Der auf dem linken Ufer der Oca und auf dem rechten der Wolga errichtete Bazar bildet ein Parallelogramm in der Richtung von Süden nach Norden. Die südliche Seite besteht aus einer doppelten in der Mitte einen Durchgang offen lassenden Reihe von Läden. Hinter diesen Reihen befinden sich die Regierungsgebäude, aus drei Häusern bestehend, von denen das mittlere zur Meßzeit vom Gouverneur bewohnt wird, und mit einem Fronton von moderner Bauart geziert ist. Die beiden andern, an den Seiten des erstern, enthalten die Polizei, die Handelsbank, die Postverwaltung und ein Spital. Zwei doppelte Reihen von Läden, den bereits erwähnten entsprechend, bilden mit jenen und den Kronsgebäuden ein längliches Viereck, in der Richtung von Osten nach Westen. An dieses Viereck stoßen, von Süden nach Norden, 48 Gebäude, 6 zu 6 auf jeder Seite einer großen Straße, und 96 Reihen von Läden bildend. Jedes dieser Gebäude bietet an beiden Außenseiten Magazine, vor welchen sich Bedachungen, auf Säulen von gegossenem Eisen ruhend, befinden, welche gedeckte Galerien bilden. Solcher Magazine befinden sich in jeder Reihe 21, mithin in jedem Gebäude 42; oberhalb eines jeden Ladens ist ein Zimmer zur Wohnung für den Kaufmann und seine Kommis bestimmt. Am äußersten nördlichen Ende dieser Reihen sieht man die chinesischen oder sibirischen Waarenlager.

zu der Richtung von Osten nach Westen. Es sind dieß vier Gebäude, ebenfalls auf beiden Seiten mit Galerien versehen, im chinesischen Styl gebaut und mit einer Menge von Verzierungen bedeckt, was gegen die Einfachheit der übrigen Gebäude grell absticht. Auf der nördlichen Seite des Meßplatzes und der großen Straße gegenüber, befindet sich die sehr gut gebaute Kirche mit korinthischen Säulen. Da der Zusammenfluß einer so großen Menschenmenge die Anlage von öffentlichen, der Gesundheit nicht nachtheiligen Abtritten erforderte, so hat man diese in unterirdischen Gängen angebracht, welche sich auf der östlichen und westlichen Seite des Bazars ausdehnen. Von Entfernung zu Entfernung sind massive Thürme in der Form von türkischen Zelten aufgerichtet, die den Eingang bilden, wo man auf einer Treppe zu diesen eben so seltsamen, als nothwendigen Katakomben gelangt. Luftzüge, in Gestalt von Schornsteinen, entfernen die Miasmen so viel als möglich, und da das Ganze unter der Erde sich befindet, so wird die Atmosphäre der Messe durchaus nicht verschlechtert. Diese unterirdischen Gänge sind eine eben so glückliche als heilsame Erfindung, die dem philanthropischen Geist des Erbauers alle Ehre macht. Rund um den Bazar, mit Ausnahme der südlichen Seite, hat man ein tiefes Bassin gegraben, welches sein Wasser von dem gegen Nordost gelegenen See Meschtscherskei erhält. Ich weiß nicht, ob es wegen des Unterschieds zwischen dem Niveau seines Wassers und dem der Wolga, seinen ursprünglichen Zweck, die Waaren bis in den Mittelpunkt des Meßplatzes zu führen, jemals erfüllen konnte, indeß versieht er doch den Bazar mit Wasser, hält die unterirdischen Galerien rein und trägt zur allgemeinen Verschönerung bei. Damit es im Sommer nicht austrockne, hat man einen 18 Werste langen Kanal angelegt, der alles auf seinem Wege befindliche Fluß- und Regenwasser aufnimmt und dem Wasserbehälter zuführt. Ueberschreitet man dieses Bassin in der Nähe der Kirche, so kommt man auf der einen Seite (gegen Osten) zur Moschee, und auf der andern (gegen Westen) zur armenischen Kirche. Diese beiden Gebäude sind rund und mit Säulengängen von dorischer Ordnung versehen; auf der armenischen Kirche erhebt sich eine Kuppel und auf der Moschee ein Spitzthurm mit dem halben Mond. Der günstigste Punkt, um den ganzen Meßplatz mit Einem Blick zu übersehen, befindet sich am Ende der großen Straße zwischen den chinesischen Ladenreihen. Von dieser Stelle aus hat man beide Kirchen und die Moschee, die Regierungsgebäude und sämmtliche Ladenreihen des Bazars vor Augen, die mit der unter ihren Galerien wogenden Menschenmenge ein eben so großartiges als malerisches Schauspiel bieten.

Um die Symmetrie nicht zu verletzen, hat der Baumeister des Bazars alle Läden von gleicher Größe gemacht, woraus die Unbequemlichkeit entspringt, daß der Eine zu viel, der Andere zu wenig Platz hat, indem ein Juwelenhändler über denselben Raum verfügt als ein Möbelhändler. Der Bazar reicht, seiner großen Menge von Läden ungeachtet, dennoch nicht hin, um die Menge von Waaren zu fassen, welche auf die Messe von Nischnei gebracht werden, weßhalb man hölzerne Gebäude errichtet, die zu Ende der Messe wieder abgebrochen werden. Diese Balaganen oder Barracken, hinlänglich bequem, um eine große Masse von Waaren zu bergen, sind jedoch nicht fest genug, um dem Regen immer den Einlaß zu wehren, woraus oft großer Schaden erwächst. Eben so unbequem sind natürlich auch die Wohnungen, welche sie den Kaufleuten bieten. Besser befinden sich dagegen jene, welche den Bazar bewohnen, wo sie Abends von den Troglodyten der Barracken heimgesucht werden, die sich bei ihnen am Kerzenschein ergötzen, der aus ihren hölzernen Wohnungen der Feuersgefahr wegen verbannt ist. Diese temporären Meßgebäude befinden sich auf der südlichen und westlichen Seite des Bazars; gegen Süden, auf einer von der Oca gebildeten Halbinsel, befinden sich die Buden der Eisenhändler, die mehr als eine Werst in der Länge einnehmen. Gegen Osten halten die Gewürz-, Wein- und die Seifenhändler von Kasan feil; auch findet man hier Koffer aus Sibirien, Pferdegeschirr, armenische Waaren, als Branntwein von Kißlar, getrocknete Fische, Reiß u. s. w.; ferner Buden mit Bettfedern, trocknen Häuten, Fischleim, Kaviar, Ziegenhaar u. s. f. Mehrere Reihen von Buden stehen an den Ufern der Wolga und der Oca, unter andern jene, in denen man die Holzwaaren verkauft, welche in den Städten und Dörfern des Litterals der Wolga verfertigt werden; dann diejenigen, wo man Krystalle, Glocken, Pottasche, Thierleim, Thee u. s. w. feil hat. Auf der Ebene, welche den Bazar umgibt, sieht man Werkstätten aufgeschlagen, wo die verschiedenen Gegenstände bereitet werden, welche in den Meßverbrauch einschlagen, als z. B. die der Böttcher, Wagner, Messerschmiede, Wäscherinnen u. s. w.

Obschon man versucht hat, die Waaren gleicher Art in den Reihen, welche ihren Namen führen, zu vereinigen — wie z. B. die Tücher in der durch diesen Namen bezeichneten Gasse — so kann diese Ordnung dennoch wegen besonderer Rücksichten nicht immer aufrecht gehalten werden, und so sieht man Champagner und Kattune in der sibirischen Reihe, und Rauchtabak in der für Modewaaren bestimmten verkaufen u. s. w.

In der Nähe des Meßplatzes liegen zwei Dörfer; das eine, Cunawin genannt, hat ziemlich hübsche Häuser, von denen der größte Theil von Meßfremden besetzt ist; das andere, Namens Carbewka, steht weniger in Ruf als das erstere, und wird von betriebsamen Bauern bewohnt, die sich den Meßfremden nützlich zu machen suchen. Der Meßplatz selbst liegt ganz auf dem Gebiet von Nischnei, und gränzt auf der einen Seite an den Distrikt von Balathna und an der andern an die Wolga, auf deren jenseitigem Ufer der Distrikt von Simenowskoi beginnt.

Die Aufsicht auf der Messe ist einem Direktor übertragen, und der Handelsstand wählt sich für jede Ladenreihe einen Aeltesten, der bei Zwistigkeiten als Schiedsrichter auftritt, und der Regierung den geforderten Nachweis über die Menge der zugeführten und abgesetzten Waaren u. s. w. ertheilt. Klagsachen bedeutender Art unterliegen der Entscheidung des Gouverneurs, der seinen Bescheid zu Vermeidung lästiger Weitläufigkeiten wo möglich stets auf der Stelle ertheilt. Bei Eröffnung der Messe wird eine Verordnung hinsichtlich der bestehenden Vorschriften über Ladenmiethe, Reinlichkeit und Feuerordnung angeschlagen.

Für die Messe des Jahres 1827 bezog die Handelsdirektion für Ladenmiethe von 2084½ Läden 294,282 Rubel. Die Zahl der Bretterbuden belief sich auf 1500½, die für 115,162 Rubel 60 Kopeken vermiethet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Orleans hat eine Sammlung kleiner arabischer Modelle von Männern, Frauen und Pflanzen mit aus Afrika gebracht. Sie stellen alles Merkwürdige des Landes dar, sind aber nur von getrocknetem Thon und sehr zerbrechlich. Der Prinz läßt sie deshalb für seinen afrikanischen Salon in Bronze modelliren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Oktober 1836.

Die Musik in Hindustan. *)

Erst in neuern Zeiten haben die Europäer sich herabgelassen zu glauben, daß auch in Indien die schönen Künste gepflegt wurden; Architektur und Skulptur haben sich endlich ihrer Aufmerksamkeit aufgedrungen, und Kapitän Willard hat eine Abhandlung über indische Musik bekannt gemacht, die er nicht bloß aus Büchern schöpfte, sondern auch lebende Kenner und Künstler (vinkar) befragte, und wobei er einige merkwürdige Analogien zwischen der Musik der alten Griechen und der Hindus nachwies. Im Eingang suchte er die hindustanische Musik gegen die Verachtung zu rechtfertigen, in die sie durch Vorurtheil und Unkenntniß, hauptsächlich aber wohl auch durch die grobe Unwissenheit der einheimischen Lehrer, gefallen sey. Die Eingebornen scheinen in ihren Ansichten hinsichtlich dieser Kunst nicht einstimmig zu seyn: die Hindus loben sie und betrachten sie als eine erlaubte Vergnügung, einige muhammedanische Gesetzgeber erklären sie aber für eine unheilige Kunst, und andere dulden sie nur.

Der Verfasser lobt die einheimische Musik, die aus Melodien besteht, aber die Harmonie nicht kennt. Ihre Entartung schreibt er von der Zeit Muhammed Schah's her, der sie beschützte, seine Nachfolger aber hatten weder Ruhe noch Muße zu solchen Vergnügungen, und „die Sicherheit und Stabilität, welche die britische Regierung aus politischen Gründen den einheimischen Fürsten verschaffte, trug wesentlich dazu bei, sie schwelgerischer und weibischer zu machen, weit mehr als das Klima, dem sonst diese Laster zugeschrieben werden; und diese waren das Verderben der hindustanischen Musik."

Die Musik in Indien heißt Sandschit, und ist der Gegenstand mehrerer Abhandlungen in Sanskrit und in den Dialekten; sie zerfällt in sieben Theile, wovon jedoch nur die drei ersten sich eigentlich auf die Musik beziehen. Diese sind Sur-udhyay, welche von den sieben musikalischen Tönen und ihren Unterabtheilungen handelt, Rag-udhyay, welcher von der Melodie handelt, und Tal-udhyay, welcher die Maße und die Art den Takt zu schlagen beschreibt; die Tonleiter heißt Surgam, ein von den vier ersten Noten der Skala abgekürztes Wort. Die Zahl der Töne ist dieselbe wie bei den Europäern, aber sie haben Unterabtheilungen in Halb- und Viertelstöne nach Art der Griechen. Die indischen Musiker scheinen niemals eine bestimmte Scala gehabt zu haben, wodurch ihre Instrumente regulirt worden wären, weßhalb es unwesentlich ist, welche Note mit irgend einem gegebenen Buchstaben bezeichnet wird. Einige Schriftsteller sagen, die verschiedenen Töne der Tonleiter seyen ursprünglich dem Geschrei von Thieren entnommen: der erste vom Rufe des Pfauhahns, der zweite von dem Geschrei des Vogels Papiha, der dritte vom Blöcken der Schafe.

Was den Takt oder das Maß betrifft, so haben die Hindus „eine schöne Melodie, welche sieben oder eine andere ungleiche Zahl von Noten in einem Takte enthält," und Musiker genug, welche diese schwierigen Takte auszuführen im Stande sind. Der Takt der Hindus gleicht dem rhythmischen Maße der alten Griechen, aber es gibt vier, wo nicht fünf verschiedene Zeichen für den Takt in der hindostanischen Musik. Die eigenthümliche Art der Melodien erfordert, daß der Sänger bei Wiederholung des Liedes an verschiedenen Stellen abbricht, in eine rhapsodische Ausschmückung, Alap genannt, fällt, und dann wieder auf die Melodie zurückkommt, was ohne dem Takt Gewalt anzuthun, geschehen muß.

Den Hindus ist nicht bloß die Harmonie unbekannt, sondern Kapitän Willard findet auch einen so großen Unterschied zwischen europäischer und orientalischer Musik, daß er glaubt, viele Stücke würden den Bemühungen eines europäischen Contrapunktisten, eine Harmonie hineinzubringen, Trotz bieten. Ihre eigenthümliche Melodie ist auf eine gewisse Anzahl (Takte) beschränkt, und ihr Vorurtheil in dieser Hinsicht ist so groß, daß sie es für unmöglich halten, diese Anzahl zu vermehren. Hindustanische Melodien sind kurz, und nur durch Wiederholungen und Variationen verlängert; alle haben etwas von der Natur des Rondo, und das Stück schließt mit der Wiederholung der ersten Strophe und manchmal mit der des ersten Absatzes.

Der allgemeine Ausdruck für Melodie ist Rag oder Ragini, das man gewöhnlich mit Tonweise übersetzte, aber Kap. Willard zeigt, daß das technische Wort für Tonweise t'ha

*) Nach einem zu Calcutta erschienenen Werke von Kap. Willard.

ist, und daß Rag und Ragini die Tonart bedeuten. Diese Ausdrücke schließen Personifikationen in sich, welche auf ein Verhältniß zwischen den Tönen und den Veränderungen am Himmel hindeuten. Kap. Willard gibt einen ziemlich vollständigen Bericht von den verschiedenen Rags und Ragini's und ihren Personifikationen. Dann folgt eine Beschreibung der musikalischen Instrumente, die alle den Radikalfehler haben, keine Aenderung des Schlüssels zuzulassen. Von der Vina, dem ältesten musikalischen Instrumente Hindustans, sagt er, daß sie in der Hand eines geschickten Spielers vielleicht einem gut gestimmten Piano wenig nachgebe; sie ist mit sieben Metallsaiten, drei stählernen und drei messingenen bezogen, die Melodie wird aber hauptsächlich nur auf den Stahlsaiten gespielt, indem die andern mehr als Accompagnement dienen.

Von den verschiedenen Liederarten beschreibt der Verfasser nicht weniger als zwanzig. Der Dhurpad ist ein heroisches Lied, entweder der Gegenstand denkwürdiger Thaten von Helden oder Liebesangelegenheiten; der Styl ist männlich leicht, und frei von Schmuck. Der Khil dagegen ist weiblicher, zierlich und voll Anmuth. Die Toppa ist die Lieblingsart, und von dem verstorbenen Schori, einem berühmten Sänger, zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Die Holi's oder Hori's sind die wohlbekannten Lieder, welche die Liebe Krischna's besingen. Was vielen Liedern einen eigenthümlichen Anstrich gibt, das sind die Sitten, z. B. daß das schöne Geschlecht die ersten Schritte thut, und die Männer nur nach längerem Bewerben nachgeben. Einige der neuen hindustanischen Lieder seit dem Einfall der Muhammedaner preisen die Völlerei an, aber die ältern Lieder der Ureinwohner sollen in Betreff der Reinheit des Ausdrucks, der Erhabenheit der Gesinnung und des Zartgefühls mit denen jedes andern Landes die Vergleichung aushalten.

Alpenreisen.

5. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

(Fortsetzung.)

Während ich die Simplonstraße mit dem Auge bis in die höchsten Schluchten zu verfolgen suchte und ihre segensreichen Folgen für das Land pries, schüttelte mein Begleiter den Kopf und meinte, gar Manches davon ließe sich noch in Frage stellen und bestreiten. Dieß Jesuitengebäude unter uns, fuhr er fort, und jenes ähnliche in Sion scheinen sie nicht bloß darum wieder mit den bekannten Schwarzen bevölkert worden zu seyn, um dem Einfluß des Napoleonischen Straßengeschenkes auf Denkart und Sitte des einheimischen Volkes die Wage zu halten? In diesem Rhonethale hatte sich nach bis auf unsere Tage das Mittelalter ganz eigentlich niedergelassen, das nicht eher zu weichen begann, als bis Napoleon ihm durch die Simplonstraße Thür und Angel öffnete. Aber hier im Wallis will man nichts Anderes als die rechte Mitte oder vielmehr das rechte Mittelalter, und für gar viele war es ungleich besser, als man nur auf Maulthiersteigen zur Rhone gelangen konnte, und von dem heutigen Prachtbane sich nichts träumen ließ!

Der Oberst war zum Scherzen aufgelegt; mit mehr Ernst und als Kenner berührte er dann jene merkwürdige Streitfrage über absichtliche Zerstörung der Simplonstraße, welche vor einiger Zeit viele Federn und noch mehr Zungen in Bewegung gesetzt hatte. Es würde eine Lücke in dieser Schilderung seyn, jene Parteiansichten mit Stillschweigen übergehen zu wollen; zumal da es sich, wie Manche glaubten, um die gefährdete Neutralität der Schweiz handelte, mithin um einen Gegenstand nicht nur von lokalem, sondern von europäischem Interesse.

Eine im Junius 1820 an die Mitglieder der französischen Deputirtenkammer gerichtete Aeußerung des Generals Sebastiani hallte bald nicht nur durch die Schweiz, sondern durch ganz Deutschland wieder; denn sie kam nicht aus dem Munde eines Neulings, sondern eines Mannes von Einfluß. Er sprach: „Alle Ihre alten Festungen müssen hergestellt werden; Sie sind gezwungen, neue feste Plätze zu schaffen. Die Zeit ist nicht mehr, wo man dem Bunde mit einer untergeordneten, aber kühnen Macht (puissance secondaire, mais brave) einen wichtigen Theil unserer Ostgränzen anvertrauen konnte. Alle diejenigen, welche einige Kenntniß vom großen Kriege haben, wissen heute, daß wenn Frankreich sich in einen ernsten Krieg mit Deutschland verwickelt sähe, unser Land gezwungen bliebe, jene Macht durch seine Truppen in Besitz zu nehmen, um sich zum Herrn des Rhein- und Rhonegebiets zu machen, und durch das Bedrohen der feindlichen Provinzen seine eigenen zu decken."

Gegen ein solches Wort erschienen sehr bald mehrere französische und deutsche Schriften, von denen eine durch den gebornen Waadtländer, General Jomini, verfaßt wurde, so hieß es, obwohl sie jedoch eher von Pictet-Cazenove in Genf herstammen mag. Oberstlieutenant Wieland griff ebenfalls nicht zum Schwert, sondern zur Feder, und vielfältig drangen diese Abwehrer fremder Anmaßung nur darauf: die Simplonstraße zu zerstören, welche damals die einzige für Artillerietransport geeignete Alpenstraße der Schweiz war. Man drang auf Vernichtung dieses „Denkmals der Bonapartischen Macht" (!), welches unter verschiedenen Formen alle alten Verlegenheiten und Gefahren gewiß wieder von neuem herbeiführen würde; so zwar, daß jener fremde Staat, welcher sich zuerst ihrer bemächtigte, in der Schweiz leicht ein entscheidendes Uebergewicht ausüben könnte. Untergeordnete Ansichten und einige kommerzielle Interessen (so riefen die Gegner der Simplonbauten) darf man nicht beachten, wo es sich um den allgemeinen Vortheil, um Frieden und Unabhängigkeit und darum handelt, als Nation fortzubestehen. Man bemerkte: Jetzt gehe der meiste Handel über den Mont-Cenis und fast keiner mehr über den Simplon, wie zu Napoleons Zeiten, wo die Wegabkürzung von Paris nach Mailand auf die Industrieverhältnisse allerdings den günstigsten Einfluß hatte, und dadurch die Transportkosten von 20 auf 8 Procent herabgesunken waren. Obwohl Wallis sehr wenige Fabriken zählt, so kommen doch nicht über den Simplon, sondern aus den verschiedenen Schweizer Kantonen dieser Provinz die erforderlichen Bedürfnisse zu: Leinwand, Baumwollenwaaren, Indiennen,

Seidenzeuge, Tücher, Hüte, verarbeitetes Leder u. s. w.; und ohne Reiß, Oel, seine Früchte und mancherlei Spezereiwaaren läßt sich allenfalls leben. Frankreich (hieß es ferner) würde sein Interesse darin finden, sich des Simplons zu bemächtigen, weil er und das ganze Wallis überhaupt auf Lyon, Grenoble und die südlichen Provinzen durch die Thäler der Rhone und Isere ausmünden und weil Frankreich auf diesem Theile am leichtesten verwundbar sey. Oestreich als gefährlicher Nachbar habe das Herüberkommen sogar noch schneller zu bewerkstelligen. Wenn, so riefen die Warner, wenn die Schweiz von dem Gefühl ihrer Nationalwürde tief durchdrungen ist und sie ihre bewaffnete Neutralität behaupten will, so muß sie die Simplonstraße bei drohendem Kontinentalkriege durchaus zerstören, um von ihren südwestlichen Gränzen alle feindlichen Anfälle fern zu halten. Dieses Meisterstück der Kunst ist für die Schweiz von keinem Vortheil.

(Schluß folgt.)

Neunhundert Dollars für eine Frau.

Ein junger Arzt, Namens Wallis, machte kürzlich aus seiner im Norden der Vereinigten Staaten gelegenen Geburtsstadt eine Reise in den Mississippistaat. Er wohnte in einem Hotel garni, dessen Haushälterin, ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren, ihm eine lebhafte Leidenschaft einflößte. Ihr Teint war nicht ganz weiß, aber der Doktor setzte sich über das Vorurtheil hinweg, und bot ihr seine Hand, die auch angenommen wurde. Die Hochzeit wurde fast insgeheim gefeiert, und das glückliche Paar ließ sich bald darauf im Colombiadistrikt, nicht ferne von Washington, nieder, wo sie ruhig und zurückgezogen lebten. Nach einiger Zeit erschien ein Mann in ihrem Hause, der Herrn Wallis nach einigen einleitenden höflichen Redensarten fragte, ob er nicht eine Frau aus dem Süden entführt habe.

„Nein, mein Herr, und ich begreife nicht…“

„Wie? fuhr der Fremde fort, ist Ihre Gattin nicht mit Ihnen aus dem Mississippistaat hieher gekommen?“

„Allerdings, ich glaube, sie ist in jenem Lande geboren.“

„Nun, Ihre Gattin, wie Sie sie nennen, ist meine Sklavin, und wenn Sie mir nicht auf der Stelle 900 Dollars für ihre Loskaufung zahlen, so werde ich sie als Flüchtlingin vor Gericht angeben. Sie ist eigentlich wenigstens tausend Dollars werth; da Sie sie aber geheurathet haben, so will ich mich mit 900 begnügen.“

„Ihre Sklavin!“ schrie der arme Doktor ganz verblüfft, „das ist unmöglich.“

„Glauben Sie, oder glauben Sie mir nicht,“ fuhr der andere fort; „das ist mir gleich. Ich lasse Ihnen meine Adresse, und wenn Sie mir nicht binnen 24 Stunden das Geld zustellen, so verspreche ich Ihnen, daß der Name von Mistriß Wallis in den öffentlichen Blättern als entlaufene Sklavin figurirt.“

Der Fremde entfernte sich, und Wallis begab sich zu seiner Gattin, die ihm unter strömenden Thränen die Wahrheit eingestand. „Gut,“ sagte Herr Wallis, „ich werde sogleich, da die Sache wahr ist, die 900 Dollars bezahlen, da ich Dich zu sehr liebe, um je in eine Trennung von Dir zu willigen.“

Die kurze Unterredung zwischen beiden Gatten hatte Mistriß Wallis tief erschüttert. Sie bat ihn, ihr die Züge und das Aussehen des Fremden genau zu schildern, was er auch mit der größten Genauigkeit that, und sie fragte, ob das Signalement wirklich dem ihres ehemaligen Herrn entspreche.

„Ja,“ erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen; „er war mehr noch als mein Herr, er war — mein Vater.“

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit der Messe von Nischnei beweist sich durch die Masse von Waaren, die dahin gebracht wird, und aus den unermeßlichen Geschäften, welche daselbst gemacht werden. Der zweite Beweis ist jedoch nicht mit Sicherheit zu führen, weil die Angaben der Kaufleute natürlich von dem besondern Interesse ihres Handels diktirt werden. Ein Anderes ist es hinsichtlich der zugeführten Waaren, weil diese dem Blick offen liegen und mithin geschätzt werden können. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Artikel kann jedoch auch eine solche Schätzung zu Irrthümern verleiten, wenn man sich beikommen lassen wollte, jeden einzelnen Laden gleichsam zu inventiren. Eine im Jahre 1822 von einem Einwohner von Nischnei unternommene Berechnung dieser Art ergab eine Summe von 350 Millionen, was außer aller Wahrscheinlichkeit liegt.*) Hält man sich dagegen an die Deklarationen, welche die Kaufleute der Krone zu machen haben, so stellen sich Summen weit unter dem wahren Werth der zur Messe gebrachten Waaren heraus. Solche Angaben wiesen folgendes Ergebniß nach: Für das Jahr 1820 148 Millionen; 1821 143 Mill.; 1822 262 Mill.; 1823 101 Mill.; 1824 58 Mill.; 1825 70 Mill. und 1826 72 Millionen. Der Zustand des russischen Handels und der Augenschein haben bewiesen, daß zu keiner Zeit hinsichtlich der auf die Messe gebrachten Waaren eine solche Verminderung eintreten konnte. Das einzige Mittel zu einer annähernden Beurtheilung besteht darin, daß man die Buden und Magazine in Masse abschätzt. Mehrere, besonders in der sibirischen Reihe und in der der Gewürz-, Seiden-, Tuch- und Kattunhändler, enthalten für mehr als 600.000 Rubel an Werth. Beschränkt man sich jedoch darauf, ein Maximum von 100.000 und ein Minimum von 10.000 anzunehmen, so erhält man die mäßige Durchschnittssumme von 40.000, was als Gesammtbetrag 110 Millionen gibt, wozu man noch 20 Millionen als den Betrag des Handels außerhalb der Messe und 5 Millionen als Belauf des Verkaufs von Konsumtionsgegenständen während der Messe rechnen muß. Ungefähr dieselbe Summe erhält man, wenn man den Werth der bedeutendsten Waaren, als Thee, Eisen, Zucker, Baumwolle, Indigo, Tuch, Leinwand u. s. w. zusammenrechnet und die unendliche Menge der Artikel von geringerem Preise in Masse dazu

---

*) Der Mann, welcher diese Arbeit unternahm, hatte sich ganz auf das verlassen, was die Kaufleute ihm hinsichtlich des Werths ihres Waarenlagers aufgebunden hatten, denn man findet auf seiner Liste höchst übertriebene Ansätze, wie z. B. für 1 Million Pelzstiefeln und Schuhe; für 800.000 Rubel lederne Handschuhe zum Gebrauch der Bauern; für ungefähr 11 Millionen seidene, baumwollene, leinene Strümpfe, Mützen, Decken u. s. w.; für 2 Millionen Möbeln und Spiegel; für 1,500,000 Rubel Weizen- und Roggenbrod u. s. w.

schlägt. Nimmt man nun an, daß in einem gewöhnlichen Jahre nur zwei Drittheile der gesammten Waaren abgesetzt werden, so hat man einen Verkehr von 100 Millionen, und, da diese Summe sogleich zu neuen Ankäufen wieder in Umlauf gesetzt wird, einen Gesammtumsatz von 200 Millionen. Die Handelsbilanz stellt sich offenbar zu Gunsten Europa's heraus, indem man nicht alle Handelsanstalten, welche Rußland in Asien besitzt, als zu diesem Welttheil gehörig ansehen kann, und die politischen und Handelsgränzen Asiens von seinen natürlichen unterscheiden muß.

Fünf Haupthandelsstraßen führen auf die Messe von Nischnei, nämlich: von St. Petersburg und Moskau auf der Wolga; von Astrachan und Kasan auf demselben Fluß; von Kiachta auf den Flüssen Sibiriens; die Straße von Orenburg und dem Fort Petro-Paulowsk nach Astrachan, und endlich die von Taganrog und dem schwarzen Meere.*) St. Petersburg sendet hauptsächlich Kolonialwaaren und ausländische Fabrikartikel auf die Messe; Moskau außer diesen auch noch eine Menge Gegenstände einheimischer Fabrikation; Kasan theils eigene Erzeugnisse, theils solche Waaren, welche diese Stadt aus Sibirien und von der chinesischen Gränze bezieht, mit der sie fortwährend in Verbindung steht; das Fort Petro-Paulowsk sendet außer den Erzeugnissen der Kirgisen die Waaren, welche die Karawanen aus Bukhara auf Kameelen zuführen. Durch Bukhara, eine Stadt, welche bei dem Meßhandel bedeutend betheiligt ist, führt eine Straße aus Indien, und da es nicht unmöglich ist, durch Vereinigung des Dons und der Wolga eine neue Straße von Odessa und Taganrog nach Nischnei zu eröffnen, so würde dieß für die Häfen des schwarzen Meeres und besonders für Nischnei von großem Vortheil seyn, indem dann die Waaren aus der Levante und Aegypten auf geradem Wege auf die Messe geführt werden könnten.

Als Versammlungsplatz für die Kaufleute der bedeutendsten Städte des Reichs hat die Messe von Nischnei einen großen Einfluß auf den russischen Handel im Allgemeinen, und insbesondere auf den von Moskau, St. Petersburg, Kasan, Astrachan, Sibirien, Georgien, Wiatka, Jaroslaw, Kostroma, Saratow u. s. w. Die Kaufleute, welche sich dahin begeben, um Rückstände von der vorigen Messe und den Betrag neuer Verkäufe einzukassiren, stellen zum Voraus Wechsel, im Lauf der Messe zahlbar, aus, so daß, wenn sie sich unglücklicherweise in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, ein Fallissement gewöhnlich die Folge einer schlechten Messe zu seyn pflegt. Zu verwundern ist es, daß die ungeheuren Geschäfte, welche zu Nischnei gemacht werden, noch nicht in die Form von Börsenoperationen gebracht werden konnten, wie dieß in andern Handelsstädten gewöhnlich ist. Obschon das hiezu nöthige Lokal vorhanden ist, so haben die Kaufleute sich doch noch nicht daselbst versammelt, und zwar wahrscheinlich wegen der großen Mischung der die Messe besuchenden verschiedenen Nationen, oder vielleicht auch, weil ein großer Theil der Geschäfte in Tauschhandel besteht. Die Handelsbegriffe der Tataren beschränken sich darauf, zu so hohen Preisen als möglich zu verkaufen, und dann mit dem Erlös recht billige neue Waaren einzuhandeln. Von Kredit wissen sie dagegen durchaus nichts, und da ihre Unternehmungen immer nur auf ein Jahr berechnet sind, so kümmern sie sich wenig um den Erfolg, den sie in künftigen Jahren haben könnten. Jene, welche nicht russische Unterthanen sind, können nicht einmal gegen Wechsel abschließen, mithin müssen sie alle Geschäfte baar oder mittelst Tausch ausgleichen. Für Verkäufe im Großen muß man sich eines Mäklers bedienen, wodurch eine Langsamkeit in den Geschäftsbetrieb kommt, welche Ursache ist, daß die Preise nicht vor dem 10ten August fest werden, und obschon die Messe am 15ten Julius eröffnet wird, so herrscht doch bis zur genannten Zeit ein solches Schwanken in den Anerbietungen, daß viele Käufe schon im Voraus zu den Preisen abgeschlossen werden, welche sich bis zum 10ten August feststellen werden, welcher zugleich auch der Zahltag für die auf der vorjährigen Messe eingegangenen Verpflichtungen und für Erlegung des Betrags der gegen Baar abgeschlossenen Geschäfte ist.

Die asiatische Industrie, welche hauptsächlich zubereitete Lammfelle, einiges andere Pelzwerk, Baumwollenzeuge, Kaschmirshawls, rohe Seide und etwas Leinwand zur Messe bringt, kann sich nicht mit der europäischen, und besonders der russischen messen, deren Erzeugnisse von den Bukharen, den Tataren und den Chinesen in Menge aufgekauft werden. In dieser Hinsicht kann Asien als an Europa zinsbar betrachtet werden, und es würde dieß noch weit mehr seyn, wenn die starke Zufuhr zur Messe nicht häufig einen starken Fall der Preise herbeiführte. Von den asiatischen Völkerschaften sind die Bukharen diejenigen, welche den größten Vortheil von dem Handel mit Rußland haben, von dem sie Gold, Silber, Cochenille und Indigo, Kupferblech, Stangen- und Gußeisen beziehen. Außer Baumwolle führen sie auch noch mehrere ihrer Fabrikate in Rußland ein, als z. B. Shawls, Felle von todtgebornen Lämmern, Rhabarber und getrocknete Früchte. Sie betreiben, im Verein mit den Juden, den Handel von Kaschgar und den andern benachbarten Städten, aus denen sie Seiden- und Baumwollenzeuge, chinesisches Porzellan, Thee u. s. w. beziehen. Aus Chersab bekommen sie fast alle die rohe Baumwolle, welche sie nach Rußland verkaufen, und die in Bukhara ungefähr 14 Rubel das Pud zu stehen kommt. Dagegen erhalten sie Reiß für die Shawls und Stoffe ihrer Fabrik, und behalten die feinste Baumwolle für sich. Nach Rußland bringen sie nur zweite Sorte, die sie dort nebst der auf ihrem eigenen Boden erzeugten verkaufen. Diese beiden Sorten, welche in Bukhara nur auf 70 Rubel das Pud zu stehen kommen, werden in Rußland bis zu 110 verkauft. Die Baumwolle von Miankal, die, so wie die zweiter Sorte von Samarkand, in bedeutender Menge nach Rußland geht, kostet an Ort und Stelle 45 bis 55 Rubel, und wird im russischen Handel für 80 verkauft. Die geringern Sorten, unter dem Namen T s a n d a r und M e z d i v a n bekannt, kommen den Bukharen auf 40 bis 50 Rubel zu stehen, und werden für 60 bis 70 verkauft.*) Bukhara erzeugt eine große Menge Seide, welche in den Manufakturen ihrer Städte und Dörfer verarbeitet wird, und deren Ernte jährlich etwa 170 Pud jährlich einbringt. Mehrere Handelsleute bringen ihre Waaren mehr aus dem Grunde nach Nischnei, weil sie Geld bedürfen, und sie deßhalb schnell zu verkaufen wünschen, als in Hoffnung eines Gewinns; deßhalb ist diese Messe auch ein Markt, wo der Käufer eine bessere Auswahl treffen kann, als wenn er sich in den beiden Hauptstädten des Reichs mit seinem Bedarf versähe. So kaufte im Jahre 1827 ein einziges Moskauer Handelshaus für 1,200,000 Rubel Zucker auf der Messe von Nischnei, wo es ihn billiger haben konnte als zu Sankt Petersburg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man könnte hiezu noch die Straße von Archangel und Ustiug und die von Tiflis über Kislar rechnen.

*) Diese verschiedenen Sorten Baumwolle wurden im Jahre 1827 zu weit niedern Preisen verkauft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Oktober 1836.

Die Frauen von Lima. *)

Es gibt wohl keinen Ort auf der Erde, wo die Frauen freier und stärker sind als in Lima. Es scheint fast, daß sie den kleinen Theil von Lebenskraft, den dieses heiße und entnervende Klima seinen Bewohnern spendet, ganz an sich gezogen haben. In Lima sind die Frauen im Ganzen genommen größer und glücklicher organisirt als die Männer; mit eilf oder zwölf Jahren sind sie gänzlich ausgebildet. Fast alle heurathen in diesem Alter und sind sehr fruchtbar, da sie gewöhnlich sechs bis sieben Kinder gebähren. Ihre Schwangerschaften verlaufen glücklich, sie gebähren leicht und sind schnell wieder hergestellt. Sie ziehen fast alle ihre Kinder selbst auf, doch stets mit Hülfe einer Amme, die dem Kinde eben so wie die Mutter die Brust reicht. Diesen Gebrauch haben sie den Spaniern nachgeahmt, wo die Kinder der wohlhabenden Familien zwei Ammen haben. Die Frauen von Lima sind im Ganzen genommen nicht schön, aber höchst anmuthig. Sie haben nicht, wie man in Europa glaubt, einen bräunlichen Teint, sondern sind im Gegentheil meist sehr weiß. Andere dagegen haben, je nach der Verschiedenheit ihres Ursprungs, eine braune, aber glatte und sammetähnliche Haut, einen warmen und höchst lebhaften Teint. Alle erfreuen sich einer schönen Farbe, frischer rother Lippen, schöner schwarzer, natürlich gelockter Haare und schwarzer Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Geist, Stolz und Schmachten; in diesem Ausdruck liegt der ganze Reiz ihrer Persönlichkeit vereint. Sie sprechen mit vieler Leichtigkeit, und ihre Gebärden sind nicht minder ausdrucksvoll als die Worte, mit denen sie dieselben begleiten. Ganz eigen ist ihre Tracht: Lima ist die einzige Stadt in der Welt wo diese jemals erschien. Vergebens hat man die ältesten Chroniken zu Rathe gezogen, um ihren Ursprung zu erforschen; sie gleicht in Nichts den verschiedenen spanischen Trachten und es ist mithin gewiß, daß sie nicht aus Spanien stammt. Sie wurde zur Zeit der Entdeckung von Peru an Ort und Stelle vorgefunden, obschon es zugleich eben so gewiß ist, daß sie niemals in irgend einer andern Stadt Amerika's getragen wurde. Dieses Kostüm wird Saya genannt, und besteht aus einem Rock, nebst einer Art Sack, welcher die Schultern, Arme und den Kopf umhüllt und den man Manton nennt. Unsre eleganten Modedamen werden sich ohne Zweifel sehr über die Einfachheit dieses Anzugs wundern, allein sie wissen nicht, welchen Vortheil die Koketterie davon zu ziehen versteht. Dieser Rock, der je nach Stand und Reichthum der Besitzerin aus gar verschiedenen Stoffen gemacht wird, ist von so außerordentlicher Arbeit, daß er mit Fug und Recht Anspruch auf einen Platz in einer Raritätensammlung hätte. Nur in Lima versteht man diese Kleidung zu verfertigen; die Frauen dieser Stadt behaupten, daß man daselbst geboren seyn müsse, um ein Schneider für solche Tracht seyn zu können, und daß weder ein Chilene, noch ein aus Arequipa oder Cuzco Gebürtiger jemals fähig werden könne eine Saya zu fälteln. Diese Behauptung beweist, wie sehr diese Kleidung von allen Uebrigen sich unterscheidet; es sey mithin gewagt, durch eine nähere Beschreibung einen kleinen Begriff davon zu geben. Um eine gewöhnliche Saya zu verfertigen, braucht man 12 bis 14 Ellen Atlas; **) zum Futter wird Florence oder ein sehr leichter Baumwollenzeug genommen. Aus diesen vierzehn Ellen Taffet macht der Schneider einen kleinen Rock, der von zwei Finger breit über den Hüften an, bis auf die Knöchel herabreicht und unten gerade die nöthige Weite hat, um einen Fuß vor den andern setzen und mit sehr kleinen Schritten gehen zu können. Man befindet sich also in diesem von oben bis unten in sehr kleine und so regelmäßige Falten gelegten Rock, daß es unmöglich ist, die Naht zu entdecken, wie in einer Schelde eingeengt. Diese Falten sind so fest genäht und geben dem Rock eine solche Nachhaltigkeit, daß es deren gibt die 15 Jahre ausdauern, und doch noch Elastizität genug besitzen, um allen Formen sich anzuschmiegen und sich allen Bewegungen zu fügen. Auch der Manton ist künstlich gefaltet, aber von sehr leichtem Stoff, weßhalb er auch nicht so lange hält als der Rock. Die Frauen der guten

*) Von Madame Flora Tristan in der Revue de Paris mitgetheilt.

**) Der Atlas wird aus Europa eingeführt. Vor der Entdeckung von Peru wurde diese Kleidung aus einem im Lande bereiteten Wollenzeug gemacht, dessen sich jetzt nur arme und kranke Frauen bedienen.

Gesellschaft tragen eine Saya von schwarzem Atlas, elegante Damen aber auch von farbigem, als violett, kastanienbraun, dunkelgrün, dunkelbraun oder gestreift: niemals aber von hellen Farben, die den öffentlichen Mädchen vorbehalten sind. Der Menton ist stets schwarz, und umhüllt den ganzen Obertheil des Körpers, so daß nur ein einziges Auge sichtbar bleibt. Die Limanerinnen tragen stets ein Leibchen, von dem man nichts sieht als die Aermel von reichem Stoff; doch lieben es die meisten Frauen zu allen Jahrszeiten in bloßen Armen zu gehen. Die Fußbekleidung ist sehr zierlich; sie besteht in gestickten Atlasschuhen von allen Farben und durchbrochenen farbigen seidenen Strümpfen mit reich gestickten Zwickeln. Die Haare tragen sie gescheitelt, auf jeder Seite in einer Flechte herabhängend, die in einen großen Knoten von Bändern ausläuft. Diese Mode herrscht jedoch nicht ausschließend, denn es gibt auch Frauen die ihr Haar in Locken à la Ninon tragen, die ihnen bis auf den nach Landessitte stets entblößten Busen herabfallen. Seit einigen Jahren ist die Mode aufgekommen, große, reich in Farben gestickte Shawls von chinesischem Krepp zu tragen, wodurch die ganze Kleidung etwas anständiger erscheint, indem jene Shawls die etwas zu stark heraustretenden Formen verhüllen. Eines der Luxusartikel des Putzes besteht in einem sehr schönen, gestickten und mit Spitzen eingefaßten Schnupftuch von Battist. In dieser Kleidung sieht eine Limanerin sehr reizend aus; nichts Anmuthigeres kann gedacht werden als die Bewegungen ihrer Schultern, wenn sie den Menton an sich zieht, um ihr Gesicht zu verbergen, das dann nur zuweilen ganz verstohlen hervorschaut.

(Schluß folgt.)

Alpenreisen.

4. Brieg, das Städtchen am Fuße des Simplon. — Die Fleischthürme. — Das Rhonethal. — Ueber die absichtliche Zerstörung der Simplonstraße.

(Schluß.)

Solchen Ansichten trat das Edinburg Review (Juniush. 1822) entgegen. Es behauptete mit guten Gründen, daß die Schweizer Neutralität von östreichischer Seite nicht bedroht sey; eher habe man von Frankreich zu fürchten, insofern die Regierung dieselbe Meinung hege, wie General Sebastiani. Der Vorschlag — so äußert das Review — die treffliche Straße über den Simplon zu zerstören, scheint uns eine kleinliche und barbarische Ansicht. Alles, was die Freiheit der Völkerverbindungen begünstigt, ist es von keiner Bedeutung? Kann man glauben, daß ein großer und schöner Straßenzug, wodurch Frankreich und Italien verbunden wird, nur für einzelne Reisende vortheilhaft sey? Entstehen Handelsunternehmungen nicht in allen Theilen Europa's? Jede neue Erwerbsquelle, jede Erleichterung für geselligen Verkehr, trägt sie nicht zum Wohl und zur Förderung Aller bei? Und wer kann überdieß sagen, daß solch ein Denkmal des Genie's fortwährend nutzlos bleiben wird, selbst wenn es für den Augenblick unbedeutenden Gewinn brächte? Soll man es auf die Gefahr hin zerstören, dadurch einem ungewissen und fernen Uebel in noch ungewissen Kriegen vorzubeugen? Uebrigens läugnen wir, daß der Simplon die schweizerische Unabhängigkeit bedrohe. Alle Welt kennt die Lage seiner Straße, welche von schauderhaften Abgründen begränzt ist, durch lange Felsengalerien und über in Lüften schwebende Brücken führt, unter denen sich Wildbäche in die Tiefe stürzen. Wie vermöchte eine Armee sich auf solche Felsen zu wagen, wenn sie vertheidigt sind? Wenn die Straße den Angreifenden gestattet, zahlreich und mit Artillerie anzurücken, begünstigt sie nicht die Vertheidiger um so mehr, sich in Masse darauf zu sammeln? Wollte man im Augenblicke der Gefahr eine dieser Brücken abbrechen, oder Geschütze vor den Eingang jener Galerien pflanzen, wie würde ein Heer dann vorwärts kommen. Reißt hinter ihm eine Brücke nieder und es ist verloren. Sagt man, daß solche Hindernisse sich überwinden lassen? Aber wie steht es wohl mit dem Materiale und der Bagage des Feindes, wenn bewaffnete Gebirgsbewohner auf den Höhen vertheilt sind? Alle Vortheile zeigen sich auf Seite der Vertheidiger. Regelmäßige Befestigungen, den Naturhindernissen beigesellt, können solch eine Passage durchaus unzugänglich machen. Es ist wahr, daß Genf an der Rhone, am Beginne der Simplonstraße liegt, und daß es Lyon (Bisançon?) von Grenoble in militärischer Bedeutung scheidet; aber die Beherrschung der Rhone auf diesem Punkte ist von keiner großen Wichtigkeit. *) Ein Brückenkopf bei Saint-Maurice wird den Simplon gleichfalls versperren, und im Fall eines französischen Angriffs dient die ganze Schweiz als Kriegsdepot.

Gegen diese Gründe wandten die Vertheidiger der Simplonzerstörung abermals ein: Es handelt sich nicht darum, alle Verbindung zwischen Italien und Frankreich zu versperren; aber wohl kann man sagen, daß der vorzüglichste Nutzen, den man sich von der Simplonstraße versprach, vereitelt ist; der Handel nimmt, wie bereits erwähnt, nicht diesen Weg. Er ist neugierigen Reisenden angenehm und vortheilhaft für die Wirthe des Wallis, doch dieß scheint die Gefahren für die Sicherheit der Schweiz und die europäische Ruhe nicht aufzuwiegen. Die Bemerkung, daß die Simplonstraße gegen Angriffe leicht zu vertheidigen sey, beweist nichts gegen ihre Gefährlichkeit, sey es auch nur, um stets als Reizmittel für feindliche Einfälle zu gelten. Ohne Zweifel könnte die steinerne Brücke von Gondo, so wie die Gondogalerie und zehn andere hölzerne Brücken zerstört werden; aber wer bürgt dafür, daß es zu gehöriger Zeit geschieht; daß Lokalinteressen dieß nicht so lange verzögern, bis

*) Genf, an dem westlichsten Punkte der Simplonstraße gelegen und beide Seeufer des Leman beherrschend, gab vor 11—15 Jahren zu vielfältigen Meinungskämpfen hinsichtlich seiner besser einzurichtenden Befestigung Anlaß, deren Kosten auf mehr als 800,000 Fr. berechnet wurden. Der Staatsrath stimmte für diesen Plan, wobei sich insbesondere die Meinung von Charles Pictet de Rochemont geltend machte. Andere, darunter L. Müller, bestritten die Wichtigkeit dieser Befestigungen, und auch Oberstlieutenant Wieland erklärte den Vorschlag, die Stadt zur Hauptfestung umzuschaffen, als wenig nützlich für die Eidgenossenschaft, als gefährlich für die Genfer, und wollte dem Ort nichts weiter als einen einfachen, sturmfreien Wall gegeben wissen.

es zu spät ist? und was schnell zerstört wird, ist auch schnell wieder herzustellen. Ja es gibt mehrere mit der Straße parallel laufende Seitenpfade, und der alte Weg von Brieg nach Simpelen weicht fast allen Brücken aus.

Mit Einem Wort, es bleibt dabei: der ganze Simplonbau muß, solchen Herren zufolge, vernichtet werden, und zu ihrem Trost sandte Gott Ende August 1834 die Gewässer des Himmels nieder, um zu thun, was sie wünschten. Aber Wallis, der thörichte, befangene Kanton, bietet dessen ungeachtet selbst die letzten Kräfte auf, um jede Senke, jede Unebenheit des Straßenzuges wieder herzustellen und seinem sardinischen Nachbar mit gutem Beispiel voranzugehen, der es freilich mit den strategischen Verneinern zu halten scheint, weil es entweder Staatsmaximen oder doch Kostenscheu also gebieten.

Zum Trost aller ängstlichen Patrioten sey bemerkt, daß es wirklich nur weniger Stunden bedürfte, um den Simplon und Gotthard, ja sogar den Splügen und Bernhardin für Kanonen unfahrbar zu machen. Uebrigens hat man Beweise genug angeführt, daß es keiner heutigen Fahrstraßen bedarf, um ein Armeekorps mit Artillerie und Reiterei über die Alpen, ja über ganz pfadlose Gebirgsrücken und Bergjoche ziehen zu lassen. Die Tage sind ein für allemal vorüber, wo man die Pässe durch vorgezogene Ketten sperrte und dadurch sogar einen Karl den Kühnen, der kein böhmischer Bretislaw war, nöthigte, umzukehren, um sich bei Grandson schlagen zu lassen.

Denjenigen, welche in Alpenstraßen nur Kriegsgefahr erblicken, hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Bündtner Schriftsteller geantwortet: *) „In ältern Zeiten war es Wildheit, in unsrer ist es Schande, sich in seinem Lande wie in einem Gefängnisse einzusperren. Die Furcht, durch Verbesserung der Straßen feindlichen Ueberfällen mehr ausgesetzt zu seyn, ist zu pöbelhaft, um vernünftige Gründe dagegen anzuführen. Wo Kunst und Muth sich vereinigen, da müssen sich Felsen durchbohren und Berge ebnen lassen. Und welches Land hat durch Verbesserung der Straßen etwas an Sicherheit und Vertheidigungskraft verloren? Die Römer waren bei ihrer ersten Straßenverbesserung eben so wohl für ihre Sicherheit als für ihren Wohlstand bedacht. Wir lesen nirgends, daß ihre Feinde durch die guten Straßen irgend etwas über sie gewonnen haben. Vielmehr errichtete der Senat dem August wegen der flaminischen Straße eine Ehrenpforte; so auch dem Vespasian und Trajan." Und selbst die Bündtner Zeitung vom 5ten Aug. 1832 behauptet hinsichtlich der Graubündter großen Alpenstraßen über den St. Bernhardin und den Splügen: „Das Schließen oder Oeffnen der Alpenpässe spielt keineswegs mehr die gleich wichtige Rolle, wie vor etlichen Jahrhunderten."

*) S. Neues Schweizer Museum für 1784. Bd. IV.

Mechanische Fertigkeit eines gemeinen Russen.

Die Handelszeitung von St. Petersburg machte interessante Details über einen einfachen russischen Bauer bekannt, der wieder einen neuen Beweis von dem Erfindungsgeiste liefert, den man oft unter den Leuten dieser Klasse für Mechanik und andere Künste findet. Michael Wassilief Federoff, 25 Jahre alt, im Dorfe Selsko (Bezirk Ladoga), das der Gräfin de Laval gehört, geboren, kam am 16ten Julius d. J. in einem kleinen, von ihm selbst gebauten Dampfboot in St. Petersburg an, „sein Vertrauen (so lauten seine eigenen Worte) auf Gott setzend, der seinen Geist erleuchtet habe." Von frühester Jugend an zeigte Federoff, der sein ganzes Leben in diesem Dorfe zugebracht hatte, die glücklichsten Anlagen für die Mechanik; in seinem 12ten Jahre ward seine Neugierde durch die Erzählungen, die ihm sein Vater über die Dampfschiffe machte, die er zu St. Petersburg gesehen, lebhaft aufgeregt; er konnte indeß keine andern Erklärungen erhalten, als daß man diese Schiffe mittelst Räder in Bewegung setze, die von einer einem Theekessel ähnlichen Maschine getrieben würden. Der Knabe erinnerte sich sogleich, daß er bei dem Priester der Pfarrei einen Theekessel gesehen, und lief hin, um sich von der Art zu überzeugen, wie der Dampf daraus entweiche. Zu seinem Vater zurückgekehrt, machte er sich alsbald ans Werk, und verfertigte mit einem Faß eine Art Kessel, dessen Dampf er zum Drehen der Flügel einer kleinen Windmühle, die er gebaut hatte, benutzte. Durch die Beobachtung der verschiedenen Wirkungen des Dampfes von Entdeckung zu Entdeckung geführt, brachte er endlich eine kreisförmige Bewegung zu Stande, und glaubte das Geheimniß des Baues der Dampfschiffe gefunden zu haben. Nach dem Tode seines Vaters kam er in der Absicht nach St. Petersburg, den innern Mechanismus eines dieser Schiffe zu untersuchen, was man ihm aber nicht gestattete, und er konnte nur das Aeußere derselben sehen. Er kehrte in sein Dorf zurück, wo es ihm mit Hülfe eines Kupferschmieds gelang, selbst den Kessel zu fabriziren, der sein kleines Fahrzeug, dessen Mechanismus von dem der vervollkommneten Dampfschiffe ganz verschieden ist, und dessen Kraft einer Drittels-Pferdekraft gleichkommt, in Bewegung setzt.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Fortsetzung.)

Die Messe von Nischnei wird von dem Groß- und dem Kleinhändler, dem Fabrikanten und dem Kommissionär besucht, deren im umgekehrten Verhältniß stehenden Interessen sich widerstreben, und mithin der Einheit der Unternehmungen schaden. Von allen handeltreibenden Plätzen Rußlands ist indeß Nischnei jedenfalls der, wo man zur Meßzeit die Fortschritte am bequemsten übersehen kann, die Rußland in den industriellen Gewerben gemacht hat. Die Konkurrenz, welche die verschiedenen Manufakturen des Reichs hier mit denen des Auslandes zu bestehen haben, hat schon die Wage zu Gunsten der erstern sinken gemacht, und zwar hinsichtlich einer Menge von Gegenständen, deren Fabrikation sich nur erst seit einigen Jahren vervollkommnet hat. In den Magazinen von Nischnei findet man die schönste Industrieausstellung der Provinzen des russischen Reichs, und hier sind der Beachtung besonders würdig die Seidenzeuge, die gedruckten Leinenwaaren, die Tücher und die Krystalle. Von den erstern drei Gegenständen liefert das Gouvernement Moskau die bedeutendsten Quantitäten. Derselbe Fall ist es mit den chemischen Produkten, die seit mehrern Jahren schon in der Umgebung der alten Hauptstadt in großer Voll-

kommenheit verfertigt werden. In der Manufakturindustrie zeigen sich dieselben Fortschritte, und wir nennen hier nur die Arbeiten in Stahl und Eisen. Der Stahl der kaiserlichen Waffenfabrik zu Tula ist bekannt, wir gedenken also nur noch der Erzeugnisse der der Familie Scheremetiew gehörigen Fabrik zu Paulewsk. Auf der Messe von Nischnei waren mehrere Läden mit ihren Waaren gefüllt, die größtentheils aus Gegenständen des gewöhnlichen Gebrauchs bestanden und zu billigen Preisen verkauft wurden. Unter den wohlfeilern Artikeln machten sich besonders sehr rein gearbeitete Vorlegeschlösser bemerklich, die zu 7 Rubel das Hundert verkauft wurden. Bedenkt man, welche Arbeit ein solches Schloß doch erfordert, so läßt sich kaum begreifen, wie man es zu einem so niedrigen Preise geben kann. Mit gleichem Lobe muß noch der aus den Hammerwerken der Herren Demidow hervorgehenden Erzeugnisse gedacht werden. Die sibirischen Fabriken senden jedes Jahr eine ungeheure Menge hölzerner, bunt bemalter und mit Eisenblech beschlagener Kisten, die zu so billigen Preisen abgelassen werden, daß die Armenier und Bucharen sie kaufen, um ihre Waaren hinein zu packen. In denselben Fabriken werden auch Kaffeebretter oder Präsentirteller von lackirtem Eisenblech im Preise von 2 bis zu 60 Rubel verfertigt, die sich mit den besten messen könnten, was England in dieser Hinsicht erzeugt.

Allen Beobachtungen zufolge unterliegt es keinem Zweifel, daß seit 1820 bis jezt — und namentlich in den Jahren 1826 und 1827 — die Geschäfte in Nischnei nach und nach eine bedeutende Abnahme erfahren haben. Obschon es schwer seyn dürfte, den Grund hievon bestimmt anzugeben, so glaube ich doch, daß diese Stagnation sich aus zwei Ursachen erklären läßt. Die Privilegien, welche Odessa im Jahre 1820 zu Ausdehnung des Handels auf dem schwarzen Meere erhielt, schienen eine Handelsstraße von Leipzig nach Odessa und von dieser Stadt nach Tiflis gebahnt zu haben, so daß ein Theil des Handels und der Vortheile der Messe von Nischnei durch die von Leipzig absorbirt worden zu seyn scheinen. Die zweite Ursache scheint in der so schnellen Zunahme von Fabriken aller Art zu liegen, die das Bedürfniß der Städte im Innern befriedigen, wodurch natürlich der sonst für die Messe verspararte Einkauf sich vermindern muß. Diese leztere Behauptung beweist sich hauptsächlich dadurch, daß besonders die Preise von Manufakturartikeln, wie z. B. Leinwand und Kattune, bedeutend gefallen sind, während die von Kolonialwaaren, Thee, Wein, Eisen u. s. w., fester geblieben sind. Andere Gegenstände sind schwerer abzusetzen, weil die Konkurrenz des Auslandes ihre Ausfuhr vermindert, wo nicht gar einstellt, und hieher gehört die Pottasche, die auf den fremden Märkten jezt von der amerikanischen verdrängt wird. Derselbe Fall ist's mit den Ziegenhaaren. Die asiatischen Waaren haben sich aus den angegebenen Ursachen bis jezt so ziemlich im Preise gehalten, mit Ausnahme der türkischen Shawls, die außerordentlich gefallen sind, und zwar wahrscheinlich deßhalb, weil dieser Artikel den Launen der Mode unterliegt. Der asiatische Handel ist es übrigens, welcher der Messe von Nischnei stets eine hohe Wichtigkeit gibt. Auch der Kleinhandel ist sehr beträchtlich, weil die Bauern der Gränzprovinzen die Gewohnheit haben, sich hier auf das ganze Jahr zu versehen. Zum Voraus des Vertrauens ihrer Kunden gewiß, kommen viele solche Kleinhändler ohne alle Waare auf die Messe, miethen eine Bude, versehen sich bei den Großhändlern, und machen oft Verkäufe, die sich auf 50 bis 80,000 Rubel belaufen.

Es ist schwer die Volksmasse genau zu bestimmen, die sich auf der Messe von Nischnei versammelt, da sich außer den Käufern und Verkäufern, den Arbeitern, Fuhrleuten, Wäscherinnen u. s. w. auch eine ab- und zuströmende Menschenmenge aus den benachbarten Städten einfindet. Alle Erkundigungen, die man hierüber einziehen kann, sind trügerisch, und nur die Konsumtion allein liefert einen Maßstab, nach welchem sich auf annähernde Weise eine Schäzung versuchen läßt. Der Verbrauch an Mehl während der Messe beläuft sich jährlich auf ungefähr 12,000 Tschetwert, was 180,000 Pud ausmacht, woraus man beiläufig 160,000 Pud Brod backen kann, wozu man aber noch 40,000 Pud Weizenbrod rechnen muß, die von den wohlhabendern Klassen verzehrt werden. Nimmt man nun 300,000 Menschen an, so ergäben sich für jeden einzelnen nur 26⅔ Pfund Brod während eines Monats, was viel zu wenig wäre; bringt man jedoch die Progression in der Ankunft und Abreise in Anschlag, welche macht, daß die Meßbevölkerung nur einige Tage lang stationär und vollständig ist, so kann man den Brodverbrauch auf nahe an zwei Pud für den Kopf anschlagen, und durch diese Berechnung ergibt sich eine Anzahl von 250,000 Menschen, was wohl der Wahrheit so ziemlich nahe kommen dürfte. Die Lebensmittel sind sehr wohlfeil, und es kann ein mäßiger Mensch recht gut mit 25 Rubeln für die Meßzeit auskommen, wofür der Garkoch ihm ein Mittag- und Nachtessen von drei Schüsseln liefert. Fleisch und Fische gibt es im Ueberfluß, nur mangelt es an Gemüß. Die russischen Restaurationen machen die besten Geschäfte, und es ist ihre einfache Küche auch den Nachahmungen fremder Gerichte vorzuziehen, die eben nicht geeignet sind den Gaumen eines Feinschmeckers zu befriedigen. Selbst die hölzernen Barracken liefern manches Gericht, das einer bürgerlichen Tafel zur Zierde gereichen würde. Was die Küche der Tataren betrifft, so ist diese so elementar, daß ein Europäer sich damit begnügt, den sehr einfach zubereiteten Reiß und die kleinen Kuchen mit gehacktem Lamm- oder Pferdefleisch nur zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Ein Feldarbeiter in der Nähe von Calais sah plözlich etwas Gelbes zu seinen Füßen schimmern. Anfänglich glaubte er, es sey ein messingener Rechenpfennig, bei genauerer Untersuchung ergab sich aber, daß es ein schöner spanischer Dukaten von Ferdinand V (der Katholische genannt) und Isabellen war. Auf der einen Seite befinden sich die beiden gegen einander sehenden Profile eines Mannes und einer Frau mit der Umschrift: Quod Deus junxit, homo non separet, und auf der Rückseite das spanische Wappen mit den Worten: Ferdinand et Elisabeth (?) Calais war auf kurze Zeit — von 1690 bis 1698 — im Besiz der Spanier, und damals mag dieser Dukaten wahrscheinlich verloren gegangen seyn.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Fortsetzung.) — **Ben Brace.** Von Kapitän Chamier. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtleser des Auslandes jährl. 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Oktober 1836.

Notizen für Reisende in England.

(Von E. v. H.)

Es ist auffallend, wie wenige Deutsche in England reisen, und wie wenige Werke von Deutschen über England existiren. Man rechnet bei 450 Bücher, welche Deutsche über Italien geschrieben, und kaum zwölfe über England. Die Begierde, mit welcher die Briefe des Verstorbenen und in der neuesten Zeit die Briefe des Hrn. v. Raumer in unserm Publikum gelesen wurden, zeigt zur Genüge, daß es uns nicht an Interesse, wohl aber an Berichten über dieses in Sitten und Verfassung von uns so ganz verschiedene Land gebricht. Dem scharfsinnigen Beobachter ist daher noch ein reiches Feld offen; diese Zeilen sollen nur als allgemeine Fingerzeige dem in England Reisenden dienen. Hier kann begreiflich nicht von Personen die Rede seyn, denen es gleichgültig ist, ob sie täglich 40 Pf. oder 2 Pf. ausgeben, sondern ich habe bei diesen wenigen Andeutungen bloß solche Reisende vor Augen, die gleich mir auf öffentlichen Wagen reisen, viel sehen und nicht zu viel ausgeben wollen. Wie nöthig es ist, über England in dieser Art aufgeklärt zu werden, und wie schwer es ist, sich im Lande selbst genügende Renseignements zu verschaffen, davon habe ich mich hinlänglich überzeugt. Die Engländer bereisen ihr Land selbst so wenig, daß man über die gewöhnlichsten Fragen keine Aufschlüsse erhalten kann, und selbst in London, wo doch mehrere geistreiche Männer mir Richtungen angaben, denen ich auf meiner britischen Wanderung folgen sollte, konnte ich keinen sichern Plan für die ganze Reise feststellen. Glücklicherweise führte mich der Zufall mit zwei sehr liebenswürdigen Reisenden zusammen, deren Haupttendenz die Kunst war, und die übrigens in allen Ansichten vollständig mit mir übereinstimmten. Die Zahl drei ist meines Erachtens für das Reisen in England die zweckmäßigste. Man kommt sehr häufig in die Lage, Tage lang mit Extrapostkaleschen und sogenannten Car's zu fahren, wo dann die Ausgabe für drei leichter zu tragen ist, viere aber zu viel sind, da die meisten Extrapostfuhrwerke in Landau's oder Berlines coupées bestehen und daher höchstens drei Personen fassen können. Die Anzahl drei ist ferner sehr gut beim Ankommen im Hotel, das gewöhnlich zugleich das Bureau der Kutsche enthält. Der vollgepfropfte Wagen entleert sich sehr rasch, und wer sich säumt, findet häufig keinen Raum. Man theilt sich daher ein. Der erste besorgt Zimmer, der zweite bezahlt, der dritte bleibt beim Ausladen der Effekten, welches unerläßlich ist, da die Kutscher sich nach allen Richtungen kreuzen, und häufig Verwechselungen vorkommen. Die Sorglosigkeit der Engländer ist hier nicht zur Nachahmung zu empfehlen. Sie beruht hauptsächlich auf der Ueberzeugung von der Pünktlichkeit des Post- oder Packdienstes und von der außerordentlichen Sicherheit, die in England herrscht. Man sieht Effekten Tage, ja Nächte lang auf den Vorplätzen und Gängen herumliegen, und in den stets offen stehenden Zimmern liegen Kleider, Geld, Banknoten frei herum. Als ich vom Kontinente kommend meinen Zimmerschlüssel in Brighton mühsam abzog, da die Schlösser hiezu gar nicht eingerichtet sind, und ihn unten abgeben wollte, wußten die Leute gar nicht, was ich wollte, und lachten mich am Ende aus. In London selbst möchte dieß einige Modifikationen erleiden, in ganz England und Schottland aber, und was mich am meisten erstaunte, selbst in Ireland fand ich die höchste Sicherheit des Eigenthums und die unerschütterlichste Ehrlichkeit des Dienstpersonals. Die vielen Gerüchte über Räubereien und Diebstähle erscheinen wenigstens auf unsre Zeiten nicht mehr anwendbar. Die englischen Handwerker sind den französischen weit voraus, nicht allein in Solidität, sondern auch im Geschmack. Wer sich daher neu kleiden will, und die Wahl zwischen Paris und London hat, der wähle das Letztere. Zwar sind die englischen Tücher nicht so schön wie die französischen, und halten auch nicht so lange, da sie in der Wolle zu kurz geschoren sind, allein der englische Schneider arbeitet nach dem Körper, der französische bloß nach der Mode, weßhalb die Engländer immer gut und die Pariser immer schlecht angezogen sind. Nur zum Beispiele die sackähnlichen Pantalons der Franzosen zu erwähnen, während die englischen stets nach der Form des Beines geschnitten sind. Der Unterschied in den Preisen ist unbedeutend. In Paris kostet ein Kleid 130 Fr., in London 5 Pf. und in diesen Proportionen durchgehends.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen von Lima.

(Schluß.)

Eine Limanerin in einem Pariser Kleid ist nicht mehr dasselbe Geschöpf; vergebens bemüht man sich in dieser fremden Tracht das weibliche Wesen wieder zu erkennen, das uns am Morgen in der Marienkirche so sehr anzog. Alle Fremden gehen nämlich in die Kirche, um diese ganz besonderen Frauen in ihrer Nationaltracht zu bewundern. Alles an ihnen ist aber auch höchst verführerisch: Gang, Haltung, wenn sie, das Köpfchen schelmisch seitwärts geneigt, niederknieen und beten, ihre niedlichen mit Bracelletten bedeckten Arme sehen, und die Korallen des Rosenkranzes durch die von Ringen funkelnden zarten Finger laufen lassen, während ihre verstohlenen Blicke alle männlichen Herzen in Bewegung setzen.

Viele Fremden haben mir vertraut, welch zauberische Wirkung der Anblick der Limanerinnen auf ihre Phantasie gehabt habe, und daß dem wirklich so ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man sieht, zu welchen Thorheiten das weibliche Geschlecht den Fremden in Lima verleitet. Das glühende Verlangen, die so sorgfältig verborgenen Züge kennen zu lernen, macht, daß sie den Damen mit neugieriger Hast folgen; es bedarf jedoch, bei der großen Aehnlichkeit, welche die Saya allen verleiht, eines geübten Auges, um die im Gedräng sich verlierende Schöne wieder herauszufinden. Wenn Schönheit der Formen und der magnetische Zauber des Blicks hinreichen, um der Frau die Herrschaft zu sichern, welche sie auszuüben berufen ist, so trägt die Limanerin durch ihre Tracht leicht den Sieg selbst über die verführerischste Europäerin davon; wenn aber nur wahre Schönheit der Seele und des Körpers die Sinne fesselt, dann erfreut sie sich ihres Sieges nicht lange. Wenn diese bezaubernden Limanerinnen, nachdem sie die Phantasie des Fremden in Flammen gesetzt haben, sich zeigen wie sie sind: ohne Herz, ohne Adel der Seele, unfähig eine reine und wahre Liebe zu erwidern und nur das Gold liebend, dann zerstören sie selbst mit einem einzigen Worte den Zauber wieder, den ihre Schönheit hervorgebracht. Indeß beherrschen die Limanerinnen ihre Männer dennoch, weil sie ihnen an Verstand und moralischer Kraft überlegen sind. Die Stufe der Civilisation, auf welcher dieses Volk sich befindet, ist noch weit von der europäischen entfernt. Es gibt in Peru keine Erziehungsinstitute weder für das eine noch für das andere Geschlecht, und die Intelligenz entwickelt sich nur nach Maßgabe der natürlichen Anlage. Es muß mithin dieses Uebergewicht der Frauen von Lima über das männliche Geschlecht ihrer Verstandesüberlegenheit zugeschrieben werden, so weit sie übrigens auch in moralischer Hinsicht den Europäerinnen nachstehen.

Nicht unbemerkt darf bleiben, wie sehr ihre Nationaltracht den Limanerinnen zu Statten kommt, und ihre Intelligenz bei Erlangung der großen Freiheit, die sie genießen, und der Herrschaft, die sie üben, unterstützt. Würden sie diese Tracht jemals aufgeben, ohne sich zu bemühen, jene Vorzüge sich eigen zu machen, deren Mangel sie bis jetzt gar nicht einmal fühlen, so kann man dreist behaupten, daß sie den civilisirten Männern als die niedrigsten Geschöpfe erscheinen, und von Ueberlegenheit zur traurigsten Nullität herabsinken würden, ohne ein Mittel zu besitzen den Mangel an Achtung ersetzen zu können, die man gewöhnlich jenen Wesen bezeugt, die bloß dem Sinnengenuß zugänglich sind. Zu Unterstützung des Gesagten möge hier eine flüchtige Skizze des geselligen Lebens in Lima folgen, nach der man sich von der Genauigkeit meiner Beobachtungen überzeugen wird.

Die Saya ist, wie bereits gesagt, die Nationaltracht, alle Frauen und Mädchen tragen sie, welchem Stand sie auch immer angehören; sie steht in Ansehen wie bei den Moslems der Schleier. Das ganze Jahr hindurch gehen die Limanerinnen in dieser Verhüllung aus, und wer es wagen wollte, einer von ihnen den Manton aufzuheben, der ihr Gesicht bis auf Ein Auge bedeckt, wäre der Gegenstand allgemeinen Unwillens und würde streng bestraft werden. Es ist herkömmlich, daß jede Frau allein ausgehen kann; die meisten haben eine Negerin hinter sich, doch ist dieß keineswegs Bedingung. Ich glaube, daß es nur wenig Phantasie bedarf, um alle die Folgen sich auszumalen, welche ein durch Zeit und Gewohnheit geheiligter und von den Gesetzen wo nicht bestätigter, doch mindestens geachteter Zustand von fortwährender Verhüllung, wie die Saya ihn mit sich bringt, herbeiführen muß. Eine Limanerin frühstückt des Morgens mit ihrem Mann im Schlafmantel mit hinaufgestecktem Haar; will sie ausgehen, so schlüpft sie ungenirt in ihre Saya, da der Gürtel um die Mitte die Taille hinreichend zusammenhält, läßt ihr Haar herabfallen, verhüllt ihr Gesicht mit dem Manton, und geht wohin sie will. Sie begegnet ihrem Mann auf der Straße, der sie nicht erkennt, neckt ihn mit Blicken, spricht mit ihm, läßt sich mit Gefrornem, Früchten u. s. w. bedienen, gibt ihm ein Stelldichein, verläßt ihn wieder und knüpft dann sogleich mit einem vorübergehenden Offizier, der ihr gefällt, eine neue Unterhaltung an. Sie kann dieß Spiel treiben so weit sie will, ohne je ihren Manton ablegen zu dürfen; sie besucht ihre Freunde, geht spazieren und kommt zum Mittagessen wieder nach Hause. Ihr Mann fragt nicht wo sie gewesen, denn er weiß gar wohl, daß wenn sie ein Interesse dabei hat, ihm die Wahrheit zu verbergen, er mit einer Lüge abgespeist wird, und deßhalb schlägt er den klügsten Weg ein, indem er sich nicht darum bekümmert. So gehen diese Damen allein ins Theater, zu den Stiergefechten, den öffentlichen Versammlungen, auf Spaziergänge, in die Kirchen und werden allenthalben gesehen. Diese Tracht hat mithin noch den Vortheil, daß sie ökonomisch, bequem ist, und daß man dabei keiner großen Toilette bedarf.

Es herrscht ferner noch ein Gebrauch, der nicht vergessen werden darf. Wenn die Limanerinnen sich noch unbemerklicher machen wollen, so ziehen sie eine alte zerrissene Saya und einen eben so unscheinbaren Manton an; nur jene, denen daran gelegen ist, für Frauen von guter Gesellschaft erkannt zu werden, kleiden sich mit Sorgfalt und nehmen eines ihrer schönsten Schnupftücher in die Hand. Eine Verkleidung, wie die oben genannte, heißt Disfrasada, und wird sehr geachtet, so daß man eine so gekleidete Frau nicht anredet, und ihr nur schüch-

tern sich nähert; ihr zu folgen gilt für unschicklich und unstatthaft, da man mit Recht vermuthet, daß sie wichtige Gründe zu ihrer Verkleidung hat, und es mithin unbescheiden wäre, ihr nachzuspüren.

Nach dem Gesagten läßt sich leicht begreifen, daß die Limanerinnen einen ganz andern Ideengang haben müssen als die Europäerinnen, die von Kindheit an Sklavinnen der Sitten, Gebräuche, Gesetze, Vorurtheile und Moden sind, während die Frau in Lima unter der Hülle ihrer Saya frei und unabhängig ist, und sich voll Vertrauen auf jene wahre Kraft verläßt, die jedes Wesen in sich fühlt, dem es gestattet ist, den Bedürfnissen seiner Organisation gemäß zu handeln. Die Limanerin fühlt in allen Lagen ihres Lebens niemals irgend einen Zwang; als junges Mädchen entschlüpft sie, durch ihre Tracht geschützt, der Aufsicht ihrer Eltern; verheurathet sie sich, so nimmt sie nicht den Namen ihres Gatten an, sondern behält ihren eigenen und bleibt in ihrem Hause. Fühlt sie sich durch die Wirthschaftssorgen gelangweilt, so wirft sie ihre Saya über, wie bei uns der Mann nach seinem Hute greift, und handelt ganz mit gleicher Unabhängigkeit. In ihren vertraulichen Verhältnissen, sie mögen nun vorübergehend oder dauernd seyn, bewahren die Limanerinnen stets ihre Würde, obschon ihr Benehmen in dieser Hinsicht von dem einer Europäerin sehr verschieden ist. Gleich allen Frauen bemessen auch sie die Gewalt der Liebe nach der Größe der Opfer die man ihnen bringt. Da jedoch ihr Land seit seiner Entdeckung die Europäer nur des Goldes wegen angelockt hat, das es verbiegt, so folgen auch die Limanerinnen dem Ideengang, der aus diesem Stande der Dinge entspringt, und beurtheilen die Beweise von Liebe nur nach den ihnen dargebotenen Massen Goldes. Will man einen Begriff von der heftigen Liebe geben, welche z. B. Herr N. für Madame A. empfindet, so sagt man nur: „Er spendete ihr Gold mit vollen Händen; er kaufte ihr zu hohen Preisen alles was ihr gefiel; er hat sich um ihretwillen ganz ruinirt.“ Auch die reiche Frau nimmt stets Gold von ihrem Liebhaber, denn es ist dieß für sie ein Beweis von Liebe, der allein im Stande ist sie zu überzeugen, daß sie geliebt wird. Die Eitelkeit der Reisenden hat uns die Wahrheit verhehlt, und wenn sie ihres Glücks bei den Limanerinnen sich rühmen, so verschweigen sie, daß es ihre Ersparnisse gekostet hat.

Die Damen von Lima beschäftigen sich wenig mit der Wirthschaft; da sie jedoch sehr thätig sind, so genügt die wenige Zeit die sie darauf verwenden, um ihr Hauswesen in Ordnung zu halten. Sie haben einen entschiedenen Hang zur Politik und Intrigue, und suchen ihren Männern, Söhnen und Allen, für die sie sich interessiren, Stellen zu verschaffen. Um zum Zweck zu gelangen, gibt es kein Hinderniß und keine Abneigung, die sie nicht zu überwinden wüßten. Die Männer bekümmern sich um solche Dinge nicht und thun wohl daran, denn sie würden sich nicht so gut zu benehmen wissen. Die Frauen lieben Vergnügungen und Feste, spielen hohes Spiel, rauchen die Cigarre und reiten spazieren, jedoch nicht im Damensattel, sondern in weiten Pantalons wie die Männer. Dabei haben sie eine Leidenschaft für das Seebad und schwimmen sehr gut. Außerdem spielen sie Guitarre, singen schlecht genug, doch findet man einige gute Sängerinnen mit unnachahmlicher Anmuth.

Die Limanerinnen haben im Ganzen keine Bildung, lesen nicht und sind dem, was in der Welt vorgeht, ganz fremd. Sie besitzen indeß viel natürlichen Scharfsinn, leichte Fassungskraft, Gedächtniß und eine überraschende Intelligenz. Ihre Religion besteht in gewissenhafter Beobachtung nicht des katholischen Ritus, sondern der im Lande herkömmlichen kirchlichen Gebräuche, die oft so lächerlich sind, daß der Europäer ein Aergerniß daran nimmt.

Maria Malibran Beriot.

(Nekrolog.)

Außer dem gewöhnlichen Bedauern, das uns ein in der Fülle der Jugendkraft dahin geschwundenes Daseyn entlockt, ist der Tod dieser gefeierten Künstlerin für jedes empfindende Herz deßhalb um so betrübender, weil sie sich kaum erst auf der Schwelle eines beglückenden häuslichen Lebens befand. Maria Malibran wurde Anfangs des Jahres 1809 geboren, und verlebte ihre Jugend unter unablässigen Studien und harter Zucht. Ihr Vater, der einst so berühmte Sänger Garcia, und später der beste Gesanglehrer in Europa, zwang sie, eine von Natur aus eben nicht ausgezeichnete Stimme durch Kunst zu überwinden, und sich eine sowohl practisch als theoretisch vollkommene Kenntniß der Musik eigen zu machen. Es wäre peinlich, die Härte aufzuzählen, mit der er dabei zu Werke ging, und Viele, die der siegenden Gewalt der menschlichen Stimme, deren Töne aus ihrem Munde wie flammende Pfeile zum Herzen drangen, den stürmischsten Beifall zollten, hatten keine Ahnung davon, mit welchen Opfern ein solcher Verein von Vollkommenheiten erkämpft wurde. Ein minder kräftiger Geist wäre einer solchen Erziehung erlegen. Maria Garcia aber hielt sich durch die seltene Energie und Lebendigkeit ihres Temperaments aufrecht.

Mademoiselle Garcia betrat im Jahre 1825 als Prima Donna der italienischen Oper in London, in Rossini's Barbier von Sevilla zum ersten Mal die Bühne. „Ihre außerordentliche Jugend (sie war damals 16 Jahre alt), sagt Lord Mount Edgecumbe in seinen musikalischen Erinnerungen, ihre Schönheit, ihre angenehme Stimme und ihr leichtes gefälliges Spiel gewannen ihr allgemeinen Beifall.“ Dieser günstige Eindruck ward durch die Oper: die Kreuzritter, noch verstärkt, die gegen Ende derselben Saison von Velluti auf die Bühne gebracht wurde. Später erschien die Künstlerin mit erhöhtem Ruf auf dem Yorker Fest — eine der jüngsten Sängerinnen, welche je noch bei einer ähnlichen Gelegenheit eine so bedeutende Stelle eingenommen hatte. Aber erst nach ihrer Rückkehr aus Amerika — wohin sie ihren Vater als Prima Donna seiner Operngesellschaft begleitet hatte — traten ihre glänzenden Talente in das vollste Licht. Ihre Darstellung des Charakters der Desdemona war in New-York auf der ersten Probe so kalt, daß ihr Vater, der den Othello gab, ihr drohte, sie Abends im Ernst zu erstechen, wenn sie nicht besser spielen werde. Die Drohung that ihre Wirkung, und die Desdemona gehörte fortan unter ihre vollendetsten Leistungen. *)

Während ihres Aufenthalts in Amerika schloß sie die unglückliche

*) Diese Anekdote nebst einigem Näheren über den Aufenthalt der gefeierten Sängerin in Amerika findet sich in Nr. 34 dieser Blätter vom Jahre 1832.

Verbindung mit Herrn Malibran, deren Geschichte zu bekannt ist, als daß es hier eines umständlichern Berichts bedürfte. Im Jahre 1828 erschien die Künstlerin in Paris, wo sie als Semiramis auftrat, und jenen Enthusiasmus erregte, der von nun an jede ihrer Darstellungen begleitete. Sie vermochte Partien jeden Styls, aus jeder Schule und jedem Jahrhundert mit gleicher Vollkommenheit vorzutragen. Man hat sie an demselben Abend in fünf verschiedenen Sprachen und stets mit gleicher Wahrheit des Ausdrucks und des jeder inwohnenden Charakters singen hören. Der außerordentliche Umfang ihrer Stimme setzte sie in den Stand, Alt- und Sopranpartien vorzutragen, und ihr Spiel war eben so charakteristisch als ihr Gesang.

Die persönlichen Anstrengungen, welche der kräftige Geist der unvergeßlichen Künstlerin überwand, waren unglaublich. Oft sah man sie einer ermüdenden fünfstündigen Probe beiwohnen, in den Zwischenpausen in irgend einem Morgenkonzert singen, und dann Abends nach einer ihrer angreifendsten Rollen noch eben so kräftig und munter als gewöhnlich dem philharmonischen Konzert beiwohnen. Auch dieses verließ sie oft noch, um eine Abendgesellschaft zu besuchen, wo sie mit überraschender Frische nochmals sang, oder die Anstrengungen des Tages mit dem Tanz der Tarantella beschloß. Ihre gesellschaftlichen Talente entzückten ihre vertrauteren Freunde in eben dem Grade, als ihr Gesang und Spiel das große Publikum. Ihre Bemerkungen waren treffend, und ihre Laune, so wie der Anekdotenschatz, der ihr stets zu Gebote stund, unerschöpflich. Auch mit dem Pinsel war sie vertraut, und einige ihrer Skizzen sind voll Geist und Charakter. Ihre Liebe zur Kunst kannte keine Schranken, und es darf nie vergessen werden — theils als ihr Gedächtniß ehrend, theils zur Warnung für manches zu strenge Publikum — daß ihr Tod dadurch herbeigeführt wurde, daß sie lieber, selbst mit Aufopferung, ihre Verpflichtungen in Manchester erfüllen, als den Verdacht einer vorgeschützten Unpäßlichkeit auf sich laden wollte.

Die Messe von Nischnei-Nowgorod.

Der Handel im Allgemeinen.

(Schluß.)

Außer den Waaren in den Läden und Buden werden auch noch viele auf der Ebene und am Ufer der beiden Flüsse zum Verkauf ausgestellt; allenthalben bivouakiren Fuhrleute, welche Häute und Getreide, und Treiber, welche Pferde, Ochsen u. s. w. zur Messe gebracht haben. Eine Menge Fuhren stehen bereit, um die ausgeladenen Waaren auf die Messe zu fahren, wofür sie 1 Rubel erhalten. In einer Menge von Wagnerwerkstätten werden Wagen zum Transport der Waaren ins Innere des Landes verfertigt, und zum Preis von 27 bis 80 Rubeln verkauft. Geht man am Ufer der Wolga hin, so stößt man auf Pferche, in denen die wilden Pferde der sibirischen Steppen zum Verkauf ausgestellt sind. Will man ein solches Thier kaufen, so bezeichnet man es dem Eigenthümer, der es mit einer Schlinge von Pferdehaar, die sich an einer langen Stange befindet, aus der Menge herausfängt. Dann legt man ihm Halfter und Gebiß an, gegen das es sich gewaltig sträubt, doch aber der um den Hals liegenden Schlinge nachgeben muß, und führt es dem Käufer vor. Oft sind diese Thiere noch so wild, daß man sie nicht besteigen kann, und dann setzt sich einer der Knechte auf ein anderes Pferd, nimmt den Wildfang beim Ohr und läßt ihn im Galopp nebenher laufen, wo er dann durch Schmerz und Ermüdung endlich gezwungen wird, sich seinem Herrn zu fügen. Ist sein Lauf etwas regelmäßiger geworden, so wird er dann selbst bestiegen, und durch Herumjagen auf der Ebene vollends ermüdet und zahm gemacht. Pferde dieser Art werden mit 50 bis 100 Rubeln bezahlt; Gestütpferde aber, unter denen man herrliche Thiere findet, kosten oft bis zu 4000 Rubel.

Hat man den Roßmarkt verlassen und geht längs dem Ufer der Wolga fort, so stößt man abermals auf große Massen von Waaren, als: Pottasche, Theer, Leim, Lumpen und Räder aus einem einzigen Stück gearbeitet, wie der russische Bauer sie an seinen Karren hat. Hat man diese Waaren hinter sich, so gelangt man zu dem Ort, wo der Thee ausgeschifft wird. Die Tsibiks, oder Kisten, die ihn verschließen, stehen in langen Reihen aufgestellt, an deren Enden sich Hütten befinden, die den mit der Aufsicht betrauten Kommis zur Wohnung dienen.

Daß es bei einem so großen Zusammenfluß von Menschen nicht an Bettlern fehlt, läßt sich leicht denken, und man kann wohl nicht leicht an einem andern Ort so viele Mißgestalten und Gebrechen beisammen sehen, als die Almosen heischende Schaar auf der Messe zu Nischnei bietet.

Um die Handelsunternehmungen zu erleichtern, sendet die Direktion der Handelsbank zu St. Petersburg Abgeordnete nach Nischnei, um Wechsel zu eskomptiren; doch schießen diese nur dann Geld vor, wenn sie von der vollkommenen Zahlungsfähigkeit der Aussteller überzeugt sind, und jeder Handelsmann, dessen Wechsel protestirt werden, verliert für immer jeden Anspruch auf die Unterstützung der Bank. Während der Messe von 1827 eskomptirte die Handelsbank Wechsel zum Belauf von 2,360,000 Rubel. Um den Geschäftsgang zu beschleunigen, ist neben der gewöhnlichen Post noch ein Stafettendienst organisirt, der binnen 56 Stunden einen Brief von Nischnei nach Moskau befördert.

Hinsichtlich der Natur und Beschaffenheit seiner Erzeugnisse bietet Rußland drei große Abtheilungen, von denen die erste, die nördliche, sich vom 57° nördlicher Breite bis zu den Eisregionen, der mittlere vom 50° bis zum 57°, und der südliche vom 50° bis zu den südlichen Gränzen des Reichs ausdehnt.

Die nördliche Zone bietet Ueberfluß an Fischen und vierfüßigen Thieren, Metallen und Holz. Die mittlere, deren Temperatur der Vegetation günstiger ist, erzeugt Getreide, Hanf und Lein, Unschlitt, Häute und Leim. Außer diesen Artikeln findet sich hier auch noch Eisen, Kupfer, Silber und das schönste Bauholz. Die südliche Zone ist reicher an Viehzucht als die mittlere, dagegen aber minder ergiebig an andern Gegenständen, wiewohl ihr Klima die Obstkultur und besonders auch den Weinbau begünstigt.

Am 25sten August ereignete sich in dem Dorfe Parson (Rhone-Departement) eine ganz besondere Naturerscheinung. Die Schnitter sahen gegen 4 Uhr Morgens einen Nebel aus dem Boden steigen, der bis gegen 7 Uhr so dick wurde und die Luft so verfinsterte, daß die nach verschiedenen Richtungen fahrenden Wagen zusammenstießen, woraus eine große Verwirrung entstand. Alle Arbeiten mußten bis gegen 8 Uhr eingestellt werden, wo der Nebel verschwand und einer reinen und warmen Atmosphäre Platz machte. Dieser Dunst drang wie dicker Rauch in die Häuser und ließ auf dem Boden und den Möbeln kleine Thierchen zurück. Ein Augenzeuge erinnerte sich, eine ähnliche Erscheinung vor etwa 27 Jahren im Marschlande gesehen zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Oktober 1836.

Handelsstatistik.

Handel mit Schwämmen in der Levante.

Man findet Schwämme an den Küsten von Candia, Cypern, Caramanien, Morea, den jonischen Inseln, Syrien, Tunis und Tripoli: die bei weitem geschätztesten derselben sind die syrischen, die ganze Küste von Beirut bis Alexandrette wird daher von griechischen und syrischen Fischern besucht. Jene kommen größtentheils aus Ipsara, Calimnos, Symi und Castelrosso, auf der Küste von Anatolien, einige aus Hydra, aus Rhodus und aus Morea, namentlich aus dem Dorfe von Kranidi. Die Schwämme finden sich in größter Menge und in bester Qualität an den Theilen der Küste, wo der Meeresboden felsig ist, während die, welche auf einem Sandboden, wie an der Küste von Caramanien wachsen, wenig werth sind. Die Griechen kommen im Mai auf der Küste an, und verlassen sie im August, während die syrischen Fischer bis zum September mit ihrem Fange beschäftigt bleiben. Die Griechen kommen auf einer Art Barken, genannt Sacoleven, welche 15—20 Mann tragen. Diese werden den Sommer über in den syrischen Häfen abgetackelt, und die Mannschaft vertheilt sich auf Fischerkähne, auf denen sie sich an die Küste hin zerstreut.

Die Fischerei wird auf zweierlei Art betrieben; die Hydrioten und Moreoten bedienen sich eines Dreizacks, die übrigen tauchen unter. Jene Methode ist weniger gefährlich, kann aber nur bei gutem Wetter und stillem Meere betrieben werden, man schüttet dabei einige Tropfen Oel auf das Meer, die sich ausbreiten, und den Fischern erlauben, die Schwämme, welche sie anspießen wollen, genau zu unterscheiden. Die Boote, welche durch Taucher fischen, enthalten drei bis acht Taucher, welche mit einem Messer bewaffnet sind, um die Schwämme von den Felsen abzulösen. Diese Methode hat den Vortheil, daß die Schwämme nicht wie die der ersten zerrissen werden. Der Ertrag ist sehr verschieden in verschiedenen Lokalitäten, in Tripoli schätzt man den gewöhnlichen Ertrag mit 5—6 Tauchern auf 75—80 Oken (die Oke zu drei Pfund), in Latakia auf 150—200 Oken. Man theilt die Schwämme in drei Klassen nach ihrer Feinheit, und im Allgemeinen liefert die Fischerei $^2/_8$ feine, $^3/_8$ gemeine und $^3/_8$ grobe Schwämme. Die Taucher von Ipsara und Calimnos gelten für die besten, und obschon sie einen Monat weniger als die Syrer auf der Küste bleiben, liefern sie doch gewöhnlich eine gleiche Quantität Schwämme.

Im Allgemeinen arbeiten die Fischer jedes Boots auf gemeinschaftliche Rechnung, wobei der Patron des Boots eine doppelte, und jeder Taucher eine einfache Portion erhält. Ein großer Theil der Boote verkauft seine Schwämme sogleich an der Küste, andere beladen ihre Sacoleven damit und bringen sie nach Smyrna, wo sie sie an türkische und europäische Häuser verkaufen.

Smyrna ist seit einigen Jahren der Mittelpunkt dieses Handels, aber bis zum Jahr 1833 war es Rhodus, wohin alle Schwämme von Syrien, dem Archipel und der Berberei zusammengebracht wurden. Aber in diesem Jahr belegte die türkische Regierung die Schwämme mit einer hohen Steuer, und erlaubte dem Steuereinnehmer, um die Erhebung zu erleichtern und zu sichern, den Handel in Smyrna zu concentriren. Der französische Generalkonsul hat umsonst dagegen protestirt, und für den französischen Handel Erlaubniß verlangt, nach wie vor seine Schwämme in Rhodus anzukaufen; er hat nichts durchgesetzt, als spezielle Begünstigungen für einige Schiffe.

Die Taucher von Castelrosso waren im J. 1835 sämmtlich im Solde eines Kaufmanns in Rhodus, von dem sie im Winter zuvor Vorschüsse erhalten hatten, welche sie sich verbindlich gemacht hatten, im Sommer vom Ertrag ihrer Fischerei zu vorausbestimmten Preisen zu erstatten. Dieser Kaufmann treibt seit langer Zeit diesen Handel, und war anfangs Agent eines englischen Hauses, hat sich aber seitdem Kapitalien aus Marseille verschafft. Die Zahl der griechischen Fischer, welche auf die syrische Küste kommen, ist sehr ungleich, und hängt von dem allgemeinen Zustand des Handels ab, z. B. Rhodus schickt gewöhnlich 5—6 Barken, aber wenn die Schiffsfracht niedrig steht, oder Schwämme theuer sind, so kommen bis auf 30 Barken dorther. Tripoli wird von 250—300 griechischen Tauchern besucht, aber sie lassen bisweilen einen Zwischenraum von einem bis zwei Jahren eintreten, um den Schwämmen Zeit zu lassen, wieder zu wachsen. Die syrischen Häfen schicken etwa 30 Bar-

ken mit 5—7 Tauchern jährlich, diese fischen alle auf eigene Rechnung, und nehmen nur selten Vorschüsse von Kaufleuten an. Im Allgemeinen sind sie den griechischen Tauchern an Geschicklichkeit nicht zu vergleichen, denn diese tauchen bis auf 25 Faden, während ein Syrer selten über 15 Faden taucht. Vor 15 Jahren war die Fischerei noch ganz in den Händen der Syrer, welche damals weit zahlreicher, aber noch weit ungeschicktere Taucher ausschickten, aber die Konkurrenz der Griechen hat sie seitdem zu einigen Fortschritten genöthigt.

Es ist nicht leicht, die jährliche Quantität anzugeben; im J. 1835 schätzte man den Ertrag von Tripoli auf 4000 Oken, den von Lattakia auf 14—15,000 Oken, und den von Larnaka auf 3—400, den von der Küste von Cypern und Caramanien auf 7—800 Oken. Der Preis war damals für feine Schwämme 120 Piaster per Oke, für grobe 15—20 Piaster, was beinahe das Doppelte der gewöhnlichen Preise ist. Die mit dem Dreizack gefischten sind 30 Prozent wohlfeiler, endlich die vom Meer auf das Land geworfenen haben fast gar keinen Werth, sie gehören dem der sie findet, z. B. in der Regentschaft von Tripoli verkauft man diese Art für 5—6 spanische Thaler per Centner, eben so die am Golfe von Sidra; die Schwämme von Zoara sind etwas feiner und bringen 6—7 spanische Thaler. Man hat keine Data über die Quantität der Schwämme, welche auf der Küste der Berberei gefunden werden, eben so wenig, als über den Ertrag der Fischerei in Morea und dem griechischen Archipel, man weiß nur, daß sie weit unter dem Ertrag von Syrien stehen.

Die feinen Schwämme sind schwarz, wenn sie aus dem Wasser kommen, enthalten bisweilen Kiesel, aber nie Sand; um sie zu bleichen, werden sie von den Tauchern am Ufer gewaschen, wobei diese feinen Sand hineinreiben, um sie schwerer zu machen. Dagegen hat der Käufer das Recht, sie 4—5 Tage lang an der Luft liegen, und dann ausklopfen zu lassen, um sie von diesen Unreinigkeiten zu befreien, ehe sie gewogen werden. Diese Operation vermindert das Gewicht um 15—20 Prozent, läßt aber noch viel feinen Sand in den Schwämmen. In guten Jahren kann ein Taucher 2—5000 Piaster verdienen, d. h. 6—800 Fr.

Die Fischerei steht auf der syrischen Küste allen Nationen frei, aber seit 1834 erhebt das ägyptische Gouvernement eine Steuer von 110 Piastern für jeden Taucher. Auf der Küste von Cypern und Caramanien bezahlen die Fischer keine Auflage, auf der Küste der Berberei verlangen die Griechen, welche nach den Stürmen dort zu fischen pflegen, gewöhnlich die Erlaubniß des Bey von Bengazi und entrichten ihm eine Steuer, für welche er sie gegen die Beduinen schützen sollte, da er dieß aber nur sehr unvollkommen thut, so entziehen sie sich oft seiner Autorität, und fischen auf ihre eigene Gefahr hin. Die große Ausdehnung des Gebrauchs der Schwämme in Europa hat den Handel damit sehr vergrößert, und ihre Preise sehr erhöht. Vor der französischen Revolution waren die syrischen Schwämme die einzigen, die als Handelswaare galten; sie verkauften sich nach dem Tausend, und zu niederem Preise. Die Konsuln von Frankreich und England hatten das Monopol des Ankaufs, sie kauften direkt von den syrischen Fischern und verkauften die Waare wieder an die Handelsschiffe ihrer Nation. Frankreich verlor dieses Privilegium zur Zeit der ägyptischen Expedition, und dieß zog mit der Zeit auch den Verlust des englischen Privilegiums nach sich. Die Unterdrückung des Monopols erregte indeß unter den europäischen Kaufleuten eine solche Konkurrenz, daß sie die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung auf sich zog, welche früher den Handel für zu unbedeutend angesehen hatte, um sich darum zu bekümmern. Sie erhob daher eine Steuer von einer konstantinopolitanischen Zechine (7 Fr.) von jedem Fischer, aber dieß war nur der geringste Nachtheil, den diese Aenderung des Systems hervorbrachte. Die Konkurrenz der Käufer rief von Seite der Fischer Mißbräuche hervor, gegen welche man bis jetzt umsonst Mittel gesucht hat. Die Europäer verlangten, daß die Schwämme, statt gezählt, künftig gewogen werden sollten, weil sie hofften, dadurch einer Menge von Mißbräuchen zu entgehen, aber wir haben schon gesehen, daß diese neue Methode noch größeren Betrug nach sich zog. Der Handel wollte daher aufs neue auf den Verkauf nach der Zahl zurückkommen, die Fischer verstanden sich dazu, aber sie waren nun schon so an Betrug gewöhnt, daß die Mißbräuche täglich schlimmer wurden; die schönsten Schwämme wurden verdorben, um den Betrug zu verbergen, so daß man am Ende den Verkauf nach der Zahl zum Zweitenmale aufgeben mußte.

Die Fischerei der Schwämme auf der Küste von Syrien sollte einer sorgfältigen Polizei unterworfen seyn. Die Schwammbänke sind durch eine zerstörende Art von Fischerei fast erschöpft, und sollten einige Jahre Ruhe haben, damit sie sich wieder mit Schwämmen bedecken. Die Agenten, welche die griechischen Fischer auf die Küste begleiten, versichern, daß man von Orten, wo man früher leicht 20—30,000 Oken kaufen konnte, gegenwärtig kaum 2000 zusammenbringt. Bei einiger Aufsicht könnte die Fischerei weit ergiebiger, und die Mißbräuche, welche den Handel damit zu zerstören drohen, verhindert werden.

Notizen für Reisende in England.

(Fortsetzung.)

Für die Reise in England empfehle ich so wenig als möglich Gepäcke, denn obgleich die Bagage nicht auf der Goldwage gewogen werden, wie in Preußen, und von Ueberfracht niemals hier die Rede ist, so sind zu viele Effekten doch ein großes Hinderniß zum Fortkommen, besonders wenn man eigene Gelegenheiten nimmt. Ich hatte mir ein schönes Felleisen und Hutschachtel in Paris gekauft, einer meiner Reisegefährten aber in London. Nach zweimonatlicher Reise waren die meinigen gänzlich unbrauchbar, die seinigen noch wie neu und beide hatten gleiche Strapatzen, gleiche Regengüsse auszustehen. Man macht jetzt in London Felleisen zum Aufschrauben, in denen man nach Umständen viele und wenige Effekten unterbringen kann. Das Patent hat Hr. Day, Strand, der Waterloobrücke gegenüber. Eines kostet 5 Pf. mit wasserdichtem Ueberzug, kann jedoch, wie ich mich nun überzeugt, einen sein ganzes Leben reisenden

Menschen aushalten. Jedenfalls stecke man seine Valise in einen guten Sack. Hutschachtel von Eisenblech ist am besten, gar keine noch besser; da man in England den Hut stets auf dem Kopfe hat, und niemanden in Mützen sieht, so braucht man keinen einzupacken. Ohnehin reist Alles im Freien, und ich bin auf meiner ganzen Reise kein einzigesmal in das Innere einer Stage oder Mail gekommen. Man hat auf der Reise durch Großbritannien mit dreierlei Nationen zu thun. Der Engländer ist verschlossen, selbstsüchtig und egoistisch, der Schotte ist offen, derb und verlässig, der Irländer ist heiter, gesprächig, leichtsinnig und gescheidter als der Engländer und Schotte zusammen. Der Fremde darf sich durch das stets isolirende Benehmen des Engländers nicht abschrecken lassen. Wer in England warten will, bis er angesprochen wird, kann das Sprechen verlernen. Die Engländer fürchten aber das Urtheil der Fremden außerordentlich, und es geschah uns öfter, daß wir gefragt wurden, ob wir über England schreiben wollten. Man muß sie ohne weiteres und unter allen Verhältnissen anreden und sie sind dafür sehr dankbar. Der Irländer plaudert immer. Der Sprache muß man mächtig seyn, sonst lasse man diese Reise bleiben. England richtet sich nicht nach den Fremden, deren kleine Anzahl ohnehin spurlos vorübergeht. In den größern Städten geht es vielleicht noch, allein im Innern durchaus nicht. Ich begegnete Fremden, die um theuer Geld englische Dolmetscher mitführten, welche ihnen mehr Verdruß als Nutzen verursachten. Man kommt freilich mit dem Englischen selbst in Wales, Irland und den Hochlanden nicht mehr fort, indessen finden sich doch auch in diesen Ländern immer einige Menschen, denen man sich verständigen kann. Schon deßhalb ist es aber gut, wenn mehrere beisammen sind, weil ein Einzelner unter so manchen ungünstigen Zusammenwirkungen am Ende die Geduld verliert, wie ich dieß an mehreren Fremden gesehen habe. Beim Aufenthalt in London kommt es nur darauf an, welche Partie man dort ergreifen will, und deren gibt es nur zwei, nämlich in die große Welt gehen oder nicht. Um den ersten Weg zu verfolgen, rathe ich jedem, der berechtigt ist, Uniform zu tragen, solche mitzunehmen. Die poetischen Freiheiten der Engländer, welche an Kontinentalhöfen in Phantasieuniformen erscheinen, dürften hier nicht so leicht durchgehen, und die geniale Conception des Lord S., der sich in Wien eine Unzahl noch unentdeckter Orden fertigen ließ, sich damit vollhängte, und einer Dame, die ihn voll Erstaunen über den Ursprung dieser Heldenzeichen fragte, stolz lächelnd zur Antwort gab: c'est de ma propre invention, Madame, würde sich wohl kein Mann von Ehre bei uns zu Schulden schreiben lassen. Der Hof von St. James hält die strengste Etikette in Europa, und der Werth, den die Britten auf seinen Besuch legen, führt oft zu den absurdesten Tentativen. Wer aber bei einem Drawingroom präsentirt worden und am folgenden Tage im Court Journal zu lesen ist, der ist auch durch ganz England als truly fashionable angesehen, und es fällt ihm leicht, in die großen Cirkel eingeführt zu werden, während dieß ohne Präsentation immer mit Schwierigkeiten verbunden ist. Wer Gelegenheit hat, verschaffe sich einige Empfehlungen an Familien, wodurch ihm je nach der Season Gelegenheit wird, das so reizende und in seiner Art einzige Landleben in England kennen zu lernen, wozu freilich mehr Zeit gehört, als der Reisende in der Regel für ein Land erübrigen kann. Wer nur die Parlamentssaison in London zubringen will, der thut am besten sich eine Privatwohnung und englische Bediente zu miethen. Wer aber nur einen beschränkten Aufenthalt dort machen und die Gesellschaft nur als Nebensache kennen lernen will, der logirt sich meines Erachtens am besten in eine der seit wenigen Jahren auf fremden Fuß eingerichteten Restaurationen, wo man zu allen Zeiten nach der Karte essen kann. Hiezu möchte ich vor Allem Feuillades Hotel unter der Kolonnade der italienischen Oper oder Pagliano's Hotel vorschlagen, die Boarding Houses aber für kürzern Aufenthalt gänzlich mißrathen, da man dort an die Speisestunden gebunden ist und Zeit verliert, die in London kostbarer ist, als in irgend einem andern Orte der Welt.

(Schluß folgt.)

Abd-el-Kader.

Da dieser Mann noch immer die Franzosen in Algier lebhaft beschäftigt, so theilen wir aus einem französischen Blatte die nachstehende Schilderung mit. Abd-el-Kader gehört einer sehr alten Marabutsfamilie an, die ihren Ursprung auf die Fatimitischen Kalifen zurückführt; er ward in der Guetna von Sidi-Machibin, in der Umgegend von Mascara, auf dem Gebiete der Haschems, geboren. Diese Guetna ist eine Art Seminar, wo die Marabuts, seine Voraltern, junge Leute versammelt hatten, um sie in den Wissenschaften der Gottesgelahrtheit und der Rechtskunde zu unterrichten. Sie liegt auf der Seite eines hohen Gebirgs in reizender und malerischer Lage, wo Alles zum Studium und zum Frieden der Seele auffordert. Die Erziehung, welche Abd-el-Kader von seinem Vater erhielt, der in ihm eine verständige und kräftige Natur fand, war so gut, als sie bei einem Araber seyn kann. Noch sehr jung, ward er schon durch keine Stelle des Koran in Verlegenheit gebracht, und seine Erklärungen übertrafen die der geschicktesten Kommentatoren. Auch widmete er sich mit Eifer dem Studium der Beredsamkeit und der Geschichte. Er ist jetzt der beredteste Mann seines Landes, ein unermeßlicher Vortheil bei den Arabern, und kennt die Geschichte seiner Nation und die Punkte, welche die unsrige mit der ihrigen gemein hat, vollkommen. Eben so wenig vernachlässigte er die Leibesübungen, und zeichnete sich darin besonders aus; man hält ihn allgemein für den besten Reiter der Berberei. Ueberhaupt machte er sich in seinem zwanzigsten Jahre durch die Vereinigung aller schönen Eigenschaften, welche die Menschen an denen, die sie an ihre Spitze stellen, gern sehen, bemerklich. Abd-el-Kader ist 28 Jahre alt, von mittlerer Größe und nicht sehr beleibt; sein Gesicht ist sanft, geistreich und ausgezeichnet; seine Augen sind schön, sein Bart schwach und schwarz; auf seinen schlecht gereihten Zähnen bemerkt man blaue Flecken; seine Hände sind schön, und er wendet besondere Sorgfalt darauf; den Kopf trägt er etwas gegen die linke Schulter geneigt; seine Manieren sind einnehmend und voll Feinheit und Würde; er überläßt sich selten dem Zorn, und bleibt stets seiner Herr; seine ganze Gestalt ist verführend, und es ist schwer, ihn zu kennen, ohne ihn zu

lieben. Abd-el-Kader besitzt großen persönlichen Muth, doch ist sein Geist mehr zum Organisiren als für den Krieg geschaffen. Obschon sein Sinn in den peinlichen Umständen, in denen er sich befand, sehr gestählt wurde, so hatte er doch einige Augenblicke der Niedergeschlagenheit. Seine Sitten sind rein, selbst streng; er hat nur eine Frau, die er zärtlich liebt. Seine Familie besteht aus einem Mädchen von vier oder fünf Jahren, und einem Sohn, der ihm wenige Tage vor dem Einzuge der Franzosen in Mascara geboren wurde. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt bewohnte er mit seiner Familie ein ziemlich schönes Haus, das jedoch den Namen eines Palastes nicht verdient. Er lebte hier ohne Wachen, als einfacher Privatmann. Jeden Tag begab er sich ziemlich frühzeitig in den Palast oder Beylik, um hier die Verwaltungsgeschäfte zu besorgen und seine Audienzen zu geben. Abends kehrte er nach Hause zurück, wo er wieder Privatmann wurde. Abd-el-Kader ist stets sehr einfach gekleidet; seine Tracht ist die eines einfachen Arabers, ohne irgend eine Art Verzierung oder Würdezeichen; nur bei seinen Waffen und Pferden entfaltet er einigen Luxus. Er hatte eine Zeit lang einen Burnus, dessen Trodbeln von Gold waren, schnitt sie aber bei folgender Gelegenheit ab. Einer seiner Schwiegerbrüder, den er zum Kaid eines mächtigen Stammes ernannt hatte, trug in dieser Stellung eine Pracht zur Schau, die Murren veranlaßte. Er ließ ihn rufen, rügte sein Benehmen und fügte dann bei: „Nimm ein Beispiel an mir; ich bin reicher und mächtiger als du, und sieh einmal, wie ich gekleidet bin; ich will sogar diese elenden Goldtrodbeln, die du an meinem Burnus siehst, nicht behalten.“ Und alsbald schnitt er sie ab. Seit dieser Zeit trug er weder Silber- noch Goldfaden mehr an sich. Abd-el-Kader ist ein großer Freund des Studiums, dem er die wenigen Augenblicke der Muße widmet, welche ihm sein thätiges Leben läßt; er besitzt eine kleine Bibliothek, die ihm auf allen seinen Märschen folgt. Befindet er sich auf einem Kriegszuge, so zeigt er sich weit königlicher als in der Stadt. Er bewohnt dann ein prächtiges, sehr bequemes und gut eingerichtetes Zelt. Man brachte ein kleines, sehr elegantes Kabinetchen darin an, worin er arbeitet. Seine Zeit verwendet er im Lager, wenn der Tag nicht durch kriegerische Operationen in Anspruch genommen wird, auf folgende Art: kommt er nach dem Marsch des Tages in seinem Zelt an, so behält er nur einen Diener bei sich und widmet einige Augenblicke der Sorge für die Reinlichkeit des Körpers. Dann läßt er Sekretäre kommen und nach und nach seine vornehmsten Offiziere, und arbeitet mit ihnen bis vier Uhr; hierauf zeigt er sich am Eingang seines Zeltes und verrichtet persönlich das öffentliche Gebet; dann predigt er eine halbe Stunde lang, und wählt sorgfältig einen religiösen Text, der ihn natürlicherweise in Stand setzt, die Ideen, die er über Krieg und Politik zu verbreiten für angemessen hält, in Umlauf zu bringen. Uebrigens ist Niemand genöthigt, seinen Predigten beizuwohnen. Wenige Augenblicke darauf setzt er sich zu Tische; er ißt mit seinem ersten Secretär, Milud-Ben-Arasch, seinem innigsten Vertrauten, seinen Brüdern, wenn sie sich beim Heere befinden, und am häufigsten mit einem seiner Agas; die Gerichte, die man ihm aufträgt, sind nicht viele, allein sie sind gut und mit Sorgfalt zubereitet. Er raucht nicht und schnupft nicht, und trinkt wenig Kaffee. Abd-el-Kader scheint sehr religiös und voll Vertrauen auf die Vorsehung, ist jedoch nicht fanatisch. Er trägt kein Bedenken, Religionsangelegenheiten mit Christen zu erörtern, und thut es ohne Bitterkeit und höflich. Er ist ein redlicher Mann und hat feste moralische Grundsätze; er hält sein gegebenes Wort treu, obschon er im diplomatischen Sinne des Worts fein und verschlagen ist; nichts ist seinem Charakter widerstrebender als Grausamkeit; er regiert seine Araber mit Gerechtigkeit und Milde; er zeigte sich, wenn er konnte, milde und hochherzig gegen seine Feinde. Bloß zwei wurden unter seiner Verwaltung, und zwar erst nach gefälltem Urtheil, hingerichtet: der Kadi von Arzew und Sidi-el-Gomary, Scheik von Angad, der im Monat August 1835 in Mascara gehängt wurde. Man sagte, er habe Sidi-el-Aribi erdrosseln lassen, aber dieser Scheik, der Verraths halber gesetzlich verurtheilt worden war, starb an der Cholera in seinem Gefängnisse. Die Unterhaltung Abd-el-Kaders ist ausnehmend lebhaft. Herr Allegro, damals Ordonnanz-Offizier des Generals Trezel, befand sich kurze Zeit vor der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bei ihm, und gab ihm eines Tages auf geschickte und geziemende Weise den Rath, von einem Theil seiner Forderungen in Betreff des Friedensvertrags des Generals Desmichels abzustehen, und suchte ihm zu zeigen, er solle sich durch die Liebkosungen des Glücks nicht verleiten lassen, nach einem vielleicht außer seinem Bereich liegenden Ziele zu trachten. „Allegro,“ sagte ihm der Emir, „vor drei Jahren war ich nur noch einer der vier Söhne meines Vaters, genöthigt, wenn ich einen Mann in einem Kampfe getödtet, mich seines Pferdes und seiner Equipirung zu bemächtigen, um meine Sache zu vermehren. Du siehst, was ich jetzt bin, und willst, ich soll kein Vertrauen in mich haben!“ Abd-el-Kader scheint Europa's nur materielle Vervollkommnungen zu beneiden, und macht wenig Aufhebens von unserer Sittigung. Er hört gern von den Regierungshandlungen Bonaparte's sprechen, und was er an ihm am meisten bewundert, sind nicht seine militärischen Triumphe, sondern die Ordnung, die er, nach einem allgemeinen Umsturz der Dinge, in die Regierung seiner Staaten zu bringen wußte. In seinem Privatleben gilt Abd-el-Kader für mehr als sparsam, aber als Fürst spendet er zu gehöriger Zeit. Ueber Handel und Finanzen hat er sehr falsche Begriffe.

Vermischte Nachrichten.

Der Bezirk von Boulogne wird jetzt allenthalben durchforscht werden, so daß man bald wissen wird, ob die Hoffnung, neue Steinkohlengruben daselbst zu entdecken, gegründet ist oder nicht. Außer der Gesellschaft Frémicourt, die zu Ferques nachforschen läßt, sind jetzt von der Gesellschaft von Anzin zu Wuimille und Eclat zwei Schachte, und zwei andere zu Souverain-Moulin und zu Wuyerre-Effroi von einer englischen Gesellschaft eröffnet worden. Man spricht noch von andern Gesellschaften — unter andern von der von Douaies — die ein Gleiches zu thun beabsichtigen. Ferner ist der Antrag zu Errichtung eines Hochofens zu Guines gestellt worden, wohin die Herren Dupont, Lelièvre und Konsorten alles Erz schaffen lassen wollen, das sie zu Pissevert in der Gemeinde Wuimille ausbeuten. Die Ausbeute des Erzes macht täglich größere Fortschritte, so daß die Gans Eisen, welche zu Valenciennes 50 bis 60 Franken kostet, hier für 1 Fr. 50 Cent. verkauft wird. Nieder-Boulonnais ist reich an Mineral, und findet man Kohlen genug, um an Ort und Stelle schmelzen zu können, so wird dieser Bezirk bald mit Hochöfen bedeckt seyn.

•

Die Kompagnie, welche sich in London zur Reinigung des Seewassers gebildet hat, fährt in ihren für das ganze Seewesen so wichtigen Bemühungen fort, und hat jetzt ein Schiff mit einem verbesserten Apparat ausgerüstet, das alsbald nach dem Mittelmeere unter Segel gehen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Oktober 1836.

Die Finnmarken in Norwegen.

Der Lappländer hat eigene ihn von allen andern Europäern unterscheidende Züge, die sich nicht leicht beschreiben lassen, aber augenscheinlich auf eine besondere Race hindeuten. Der Schnitt der Augen läuft quer von den Schläfen nach der Nase, die Augen sind klein, eigenthümlich braun und ohne Augenbrauen; die Stirne ist nieder und vorstehend, die Backenknochen hoch und weit aus einander, der Mund breit, und das Kinn eher mit zerstreuten Haaren, als mit Bart versehen; die Haut hat die gelbe Farbe, wie bei dem Abkömmling eines Weißen und einer Mulattin, lauter Eigenthümlichkeiten, die mit Einemmal sie als ganz verschiedene Race bezeichnen. Auch der Bau des Körpers scheint verschieden. Die Knochen sind bedeutend dünner und kürzer als bei andern Racen, und die Schenkelknochen stehen weiter aus einander, so daß sie, da dieselben mit den Schienbeinknochen eine Curve bilden, die Füße nicht der Länge nach gerade neben einander stellen können. Ein anderer bemerkenswerther Umstand ist, daß der Geruch ihrer Körper von dem unserigen ganz verschieden ist. Sie sind keine schöne Race, doch findet man unter den jungen Leuten ganz artige Gesichter. Der Ausdruck ihrer Physiognomie ist verständig, wie es ihnen denn auch gar nicht an Verstand fehlt. Wenn die Noth sie treibt, ihre Fjelde-Leben, *) zu verlassen, und mit den Booten der Norländer und Finnmärker Fischfang zu treiben, so werden sie in sehr kurzer Zeit erfahrene und kühne Bootsmänner. Diese Klasse von Lappländern sind auch in den Künsten eines civilisirten Lebens so weit vorgeschritten, daß sie im Alten Fjord, Lyngerfjord und andern Plätzen sich als Schiffsbauer auszeichnen. Andere haben das wandernde Leben gegen bestimmte Wohnungen aus Rasen und selbst aus Holz vertauscht, halten außer Rennthieren auch Rindvieh, Ziegen und Schweine, und thun Heuernten ein gleich den andern Quanen oder Einwohnern Finnlands. Eine dritte Klasse hält bloß Rennthiere und lebt in Zelten, zieht aber nur innerhalb eines bestimmten Distrikts oder Kirchspiels umher, und hält sich zur ausschließlichen Beweidung ihres Fjeldestrichs berechtigt. Die Zahl der wirklich wandernden Lappländer, welche keine Heimath haben, sondern ein ganz nomadisches Leben führen, und mit ihren Rennthieren vom Nordkap bis zum 62° N. B. herumziehen, ist sehr unbedeutend. Im J. 1828 betrug die Gesammtzahl der Lappländer jedes Alters und Geschlechts in dem schwedischen Gebiet nur 5965; von diesen führen nur 913 ein nomadisches Leben mit Rennthieren, und 276 wandern ohne Rennthierheerden herum, und gewinnen ihren Lebensunterhalt als Fischer auf den Seen und Flüssen, als Knechte, Hirten oder Bettler. In Norwegen ist ihre Anzahl nicht so genau bekannt, und um nicht den Skat oder die Kopfsteuer zu zahlen, ziehen sie aus dem norwegischen ins russische oder schwedische Gebiet, und kommen zurück, wenn sie es passend finden; man schätzt indeß ihre Anzahl auf nicht mehr als 6000, und somit beträgt das ganze Lappenvolk wohl nicht über 12,000 Seelen.

Die Sprache des Lappenvolks ist gänzlich von dem Schwedischen sowohl als von der Sprache der Quanen oder Finnen verschieden, welche von der Ostseite des bothnischen Meerbusens in die Finnmarken und nach Norland zogen, und den größern Theil der Bevölkerung dieser Provinzen bilden. Die lappische Sprache ist ungemein reich in den Biegungen und Endungen, welche die verschiedenen Verhältnisse der Hauptwörter bezeichnen; sie hat z. B. zehn Beugungsfälle, welche die verschiedenen Verhältnisse, der Abwesenheit, Anwesenheit und Entfernung bezeichnen, welche in andern Sprachen durch verschiedene Wörter oder Präpositionen bezeichnet werden. Die Sprache scheint niemals durch Annahme bestimmter Zeichen für diejenigen Töne, welche unser Alphabet nicht ausdrücken kann, in eine schriftmäßige Form gebracht worden zu seyn, so daß sie zum Unterricht der Lappländer hätte benützt werden können; Grammatiken für den Philologen sind indeß erschienen z. B. von Rask. In den hundert Jahren von 1728 bis 1828 besteht Alles, was für die Lappen gedruckt wurde, in einem Katechismus, einer Uebersetzung etlicher Psalmen und der beiden ersten Kapitel des Matthäus. *) Es scheinen sich

*) D. h. das Leben auf den Gebirgen und Hochebenen.

*) In neuerer Zeit soll das ganze neue Testament und einige Bücher des alten von einem gewissen Stockfleth ins Lappländische übersetzt worden seyn.

selbst bei dieser Handvoll Leute Schwierigkeiten aus den Dialekten zu ergeben, die namentlich bei ihrer weiten Zerstreuung und theilweisem Wanderleben es unmöglich machen, sie in Schulen im Lesen zu unterrichten, und durch Bücher auf sie einzuwirken.

Die Lage des wandernden Lappländers bildet eine seltsame Vereinigung von wirklichem Reichthum mit wahrer Armuth. Um eine Familie in den Fjelde zu unterhalten, dazu gehört eine Heerde von 3—400 Stück Rennthieren. Wer nur 1—300 besitzt, hängt für einen Theil seines Unterhalts vom Fischen in den Seen und von der Jagd ab, oder muß sich häuslich niederlassen und Ackerbau treiben. Der Werth eines Rennthiers beträgt etwa den dritten Theil einer Kuh, nämlich drei oder vier Thaler, während eine Kuh neun bis zwölf kostet, und das Fleisch, das Fell und die Hörner des einen lassen sich eben so leicht verkaufen, wie die der andern. Rechnet man, daß von 400 Rennthieren, dem Minimum, womit man eine Familie unterhalten kann, nur ein Viertheil völlig erwachsen, die übrigen 300 noch jung und also nur etwa ein Drittheil des obigen Preises werth sind, so muß man ein solches Vermögen zu etwa 600 Thalern anschlagen; dennoch lebt er mit diesem für ein so armes Land nicht unbedeutenden Vermögen sehr schlecht. Der Lappländer, welcher tausend Rennthiere und darüber besitzt, und demnach ein Mann von bedeutendem Vermögen ist, lebt dennoch auf gleiche Weise, wie der ärmste, und hat eben so wenig Luxusbedürfnisse. Ein ziemlich bedeutender Theil der Silbermünze des Landes soll verloren gehen, indem diese Klasse von Lappländern von Generation zu Generation alles Geld aufhäufen, das sie durch den Verkauf ihrer Produkte erhalten, und die Stellen in den Fjelde, wo die Schätze vergraben werden, oft nicht einmal von den Erben aufgefunden werden können.

Das Leben auf den Fjelde scheint seine großen Reize zu haben. Im J. 1792 nahm Hr. Virette, Präsident des Parlaments von Dijon, ein lappländisches Mädchen mit sich nach Frankreich; sie heurathete in Paris einen wohlhabenden Kaufmann, und lebte glücklich mit ihm; nach seinem Tode aber verwandelte sie all sein Eigenthum in Geld, und eilte in die Lappmark, um ihr Alter da zuzubringen, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Das Wanderleben auf dem ungeheuren Plateau, umgeben von seinem ganzen Eigenthum, unabhängig und sorgenfrei, in der täglichen Aufregung, welche das Aufsuchen der Weide, das Beaufsichtigen der Heerde, die Kämpfe mit den Wölfen, die Fischerei und die Jagd gewähren, mag viele Reize haben, und es ist nicht zu verwundern, daß der arme Lappländer es vorzieht, da er von den civilisirten Einwohnern des Landes zwar nicht gedrückt und mißhandelt, doch aber über die Achsel angesehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen für Reisende in England.

(Schluß.)

Die Engländer haben Eigenheiten, die man kennen muß, um nicht täglich anzustoßen. Der Fremde erhält ein Bettzimmer und dieß ausschließlich zum Schlafen. Für Schreiben, Lesen, Speisen sind die Dining-, oder auch bei besonderer Bezahlung die Privatrooms. Dieß fällt dem Fremden am unangenehmsten auf, der nie ein eigentliches chez soi hat. Der Engländer und der Türke spucken nicht und man findet in England nirgends Spucknäpfe. Jeder mag nun sehen, wie er sich dieser Sitte akkomodirt, so viel ist aber sicher, daß dieses Bedürfniß eben so unangenehm auffällt, als das Rauchen. Zwar sieht man zuweilen in London auf den Straßen eine brennende Cigarre, allein im ganzen übrigen England, selbst in den Seestädten ist es eine Seltenheit, und höchstens die Matrosen rauchen ihr köllnisches Pfeifchen. Die Outside der öffentlichen Wagen ist auch die einzige Gelegenheit, wenn keine Damen mitfahren, welches sehr selten ist. In den Zimmern ist es aber kaum möglich zu rauchen, und keine Frau in England, sie mag noch so niedern Standes seyn, gestattet ihrem Mann zu Hause zu rauchen. Ich rathe daher jedem in England Reisenden, diese Gewohnheit abzulegen, bis er wieder auf den Kontinent kommt. Der Mangel an gutem Tabak und die enorm theuern Cigarren erleichtern diese Entsagung, und der Reisende wird immer für nicht gentlemanlike angesehen werden. Das Essen mit zwei Händen ist aber hier so unerläßlich als das Essen selbst, und mit der Gabel in der rechten Hand bricht sich jeder Fremde selbst den Stab. Die Bänke der Outside sind nicht gepolstert. Um daher nicht Tage lang auf dem Brette zu sitzen, rathe ich einen Tuchmantel als Unterlage mitzuführen. Gegen den beinahe täglichen Regen schützen aber die Mackintoshe so wie die Ueberstiefel vom selben Zeuge am besten. Seidene Regenschirme taugen in diesem windreichen Lande nichts, weßhalb Reisende sie auch meistens von grobem Stoffe gebrauchen. Für die Hochlande muß man sich ganz besonders einrichten, und ich empfehle für diese Reise das erst kürzlich erschienene Werk von Anderson, das hiezu die beste Anleitung gibt. Was nun die Reise durch Großbritannien selbst betrifft, so ist es sehr schwer, hierüber eine bestimmte Richtung zu ertheilen, da jeder andere Zwecke verfolgt. Auf den Grund der von uns verfolgten Tendenz will ich hier nur eine unmaßgebliche Reiseroute aufzeichnen, die so viel als möglich Alles in sich faßt, was England am Interessantesten macht. Alles zu sehen, dazu gehört eine längere Zeit als in irgend einem Lande, da die Kunstschätze hier nicht in Staatsgalerien zusammengedrängt, sondern auf den Landsitzen der Großen vertheilt sind. Ich war nur drei Monate in England und darunter vier Wochen in London, und nur der Umstand, daß die Landsitze wegen der diesjährigen langen Parlamentssitzung noch nicht bewohnt waren, setzte uns in die Möglichkeit, ihre Sammlungen zu besehen, welches so selten Fremden gelingt. Wir haben 2500 engl. Meilen zurückgelegt und es bedarf keiner gewöhnlichen Rührigkeit, um in so kurzer Zeit solche Entfernungen zu durchreisen und dennoch so Vieles zu sehen. Ich werde einen approximativen Kostenüberschlag für jedes Land beifehen und für Kunstfreunde ein Verzeichniß der interessantesten Kunstwerke in London und auf dem Lande anhängen. Wir reisten auf alle erdenkliche Weise, um unser Ziel zu erreichen, und fanden, daß die Outside der öffentlichen Wagen kaum die Hälfte der Eilwagentaxen in Deutschland er-

reicht. Wo kann man bei uns 100 engl. Meilen, 24 deutsche Meilen um 15 Schilling oder 9 fl. zurücklegen! Auch die Extraposten sind nicht so theuer wie bei uns, und die Dampfschiffe sind durch Konkurrenz auf unbegreiflich wohlfeile Taxen herabgedrückt. Während des Aufenthaltes in London, den ich nicht unter vier Wochen anschlagen möchte, rathe ich zu Excursionen nach Windsor, Oxford, und wo möglich den Pferderennen zu Ascott, die im Junius fallen. Bei Oxford ist Blenheim. Von London nach Brighton, Portsmouth, Isle of Wight, Southampton, Salisbury, Stonehenge, Plymouth, Südwales, Ufer der Wye, Bristol, Bath, Glocester, Birmingham, Shrewsbury, Nordwales, und von Bangor über Conway nach Chester, Liverpool, Manchester, Cumberlandseen, Isle of Man, Dublin, Grafschaft Wicklow in Ireland, Cork, Killarneyseen, Limerik, Galway, Antrim, Belfast, Giants Causeway. Nach Glasgow. Schottische Seen. Ueber Inverary nach Oban. Tobermary, Hull, Hebriden, Skye, Staffa, Jona, Arasaig, Fort William, Caledonian Canal. Hochlande. Sutherland, Inverneß. Ueber die Grampian-Gebirge, Blair, Atholl nach Perth, Stirling, Edinburg, Roßlyn, Melrose, Newcastle upon Tyne, Durham, Richmond, Ripon, York, Sheffield, Nottingham, Cambridge, London. Ich meine diese Tour, die ich in der angegebenen Zeit mit geringen Abweichungen gemacht, wird hinlänglich seyn, um die merkwürdigsten Gegenstände kennen zu lernen. Vor allen andern Hülfsbüchern empfehle ich Patterson's road book, das als Modell eines guten Reisehandbuches auch für andere Länder zu empfehlen kommt. Was nun aber die mit dieser Reise verknüpften Ausgaben betrifft, so werden sich viele Personen, die noch in den Vorurtheilen des theuern Englands befangen sind, und selbst solche, die England in frühern Zeiten bereist haben, über die Durchschnittspreise wundern, welche wir aus den Etats unsrer gemeinschaftlichen Kasse gezogen haben. Ich bemerke hiebei, daß wir uns durchaus keine Schranken angelegt haben, und daß wir selbst beinahe täglich Sherry, ja mehrmal französische Weine, die hier so theuer sind, getrunken, und übrigens in Trinkgeldern solches Maß gehalten haben, daß wir beim Abschiede stets freundliche Gesichter erhielten, welches der einzige Barometer der englischen Zufriedenheit ist. In London kann man täglich mit zwei Pfund ausreichen, da die Trinkgelder bei Diners, das Fuhrlohn und die Entrées in den Theatern theuer sind. Beim Reisen in England stellte sich bei mir der Tag auf 30 Sch., in Schottland auf $22\frac{1}{2}$ Sch. und in Ireland, wo es auffallend wohlfeil ist, auf $16\frac{1}{2}$ Sch., den Schilling immer zu 36 kr. rh. und das Pfund zu 12 fl. rh. oder 20 Schillinge gerechnet. Ich möchte jedoch jedem, der diese Reise machen will, rathen, wenn er sich einen Ueberschlag bilden will, auf den Tag die Durchschnittssumme von anderthalb Pfund anzunehmen, wovon er jedoch, wie ich oben gezeigt, immer noch ersparen kann, wenn ihm daran gelegen ist. Diese wohlfeilere Art in England zu reisen rührt von der Reduktion der Taxen seit dem J. 1829 her, wodurch alle Preise im Lande herabgedrückt wurden. Bei seiner freien Konkurrenz wäre England vielleicht das wohlfeilste Land der Erde, wenn nicht seine innere Nationalschuld das ganze Staatssystem in solcher ängstlicher Spannung erhielte.

Chronik der Reisen.

Einige Bemerkungen über Australien aus Wilsons Reise um die Welt.

Unter den Europäern, die Australien bewohnen, herrscht ganz allgemein die Ansicht, daß diese Menschen hinterlistig, verrätherisch und grausam sind, und daher mit Mißtrauen und Strenge behandelt werden müssen. Daß diese Ansicht zu einem höchst unpolitischen Benehmen ihnen gegenüber, ja selbst zu Schändlichkeiten und Grausamkeiten geführt hat, deren sich die Europäer schämen müssen, kann nicht bezweifelt werden; man braucht nur die Geschichte der Kolonien Melville und Port Raffles, wie sie jetzt durch Campbell und unsern Verfasser, die beide Augenzeugen waren, geschildert wird, und die unverantwortliche Nichtswürdigkeit, mit der der Häuptling Yagan und sein Stamm am Schwanenflusse erst vor Kurzem vertilgt worden ist, nach Moores Bericht vergleichen. Wilson gehört, und das gereicht ihm zur Ehre, zu den wenigen, die, von der Grundlosigkeit jenes Vorurtheils überzeugt, eine ganz andere Handlungsweise empfehlen, und durch Milde und Freundlichkeit das Zutrauen und die Liebe der Urbewohner zu gewinnen vorschlagen; daß aber dieser Weg nicht bloß der menschlichere, sondern auch zugleich der klügere ist, beweisen aufs klarste die hier mitgetheilten Vorfälle während des Bestehens der Kolonie am Hafen Raffles, wo man anfangs, wie auf der Insel Melville, durch Strenge und Mißtrauen die stärkste Unzufriedenheit und Erbitterung der Inwohner erregt hatte, bis es dem Kapitän Barker, als er Kommandant geworden war, durch ein mildes und zuvorkommendes Betragen gelang, die Inwohner zu versöhnen, und ihnen das äußerste Zutrauen einzuflößen, so daß sie und die Fremden hier im friedlichsten Verhältnisse standen, während in Melville ein beständiger Kriegszustand herrschte, und die Europäer, sobald sie ihre Wohnungen verließen, in steter Gefahr lebten, von ihren rachsüchtigen Feinden ermordet zu werden.

Die andere wichtige Seite dieses Buches ist die rein geographische. Wüßte man nicht, welches das Amt des Verfassers ist, so würde man ihn für einen Seemann halten, so sorgfältig ist er in Mittheilung aller auf nautische und geographische Verhältnisse bezüglicher Details, und die Selbstgefälligkeit, mit der er öfter von den astronomischen Beobachtungen spricht, die er (und wie es scheint, nicht ohne Sorgfalt und Genauigkeit) angestellt hat, springt allenthalben in die Augen. Dabei ist es jedoch andrerseits unverkennbar, daß ihm tiefere geographische Kenntnisse abgehen, und er hat durch die hier mitgetheilten Bemerkungen weniger die Wissenschaft gefördert, als die Neigung befriedigt, von einer an sich ganz achtbaren Lieblingsbeschäftigung dem Publikum Kunde zu geben. Wir wollen aber seine geographischen Bemerkungen hier genauer verfolgen, und dabei zugleich eine Uebersicht des Ganges geben, der in dem Buche verfolgt wird.

Er verließ im Mai 1829 Sidney im Schiffe Governor Ready, und begann von Hobarttown aus in demselben die Reise nach Westen. Der vorgerückten Jahreszeit halber zeigte sich bald die Unmöglichkeit, Australien im Süden zu umschiffen, daher beschloß der Kapitän Young die Fahrt durch die Torresstraße zu versuchen, in welcher sein Schiff unglücklicherweise scheiterte. Diese Fahrt ist einer der wichtigsten Theile des Werkes. Young hat den von Flinders empfohlnen Weg durch die Pandora-Entrance gewählt, war vor Murray vorbeigeschifft, und suchte in dem auf den Flindersschen Karten verzeichneten Kanale die klein

Insel Halfway zu erreichen, als das Schiff auf einer kleinen Korallenbank in 10° 2′ Breite und 148° 21′ Länge aufstieß und sogleich sank. Die Mannschaft rettete sich in den Booten und gelangte nach Halfway, das sie den 16ten Mai Abends verließen, in der Absicht, durch die gewöhnliche Schiffsstraße an der Nordseite der Gruppe Prince of Wales zu fahren. Um Mitternacht sahen sie drei kleine, flache und bewaldete Inseln, von deren nördlicher unabsehbare Riffe nach Osten und Westen gingen; erst am Morgen durchfuhren sie den Kanal zwischen den südlichsten zwei Inseln, der sicher war, und sahen bald dahinter zwei neue Inseln, deren südliche sie für Wednesday hielten, und nach fünf Stunden erreichten. Allein ein dahinter bald sich zeigendes ausgedehntes Land mit einem spitzen Berge zeigte, daß sie den rechten Weg verfehlt hatten, und eine Höhenbeobachtung, die 10° 16′ Breite gab, lieferte den Beweis, daß das große Land die Insel Banks sey, der Berg Blighs Mount Augustus. Nun umschifften die Boote Banks in Süden, fanden jenseits derselben ein ausgedehntes Riff, daß sie zu einem großen südlichen Umwege nöthigte, und dann eine Inselgruppe, wo sie landeten, um sich vor dem Eintritt in den Ocean mit dem Nöthigen zu versehen. Diese Gruppe ist aber, wie Wilson meint, von ihnen nicht zuerst gesehen; denn wenn es allerdings wahr ist, daß weder Flinders noch King so weit nördlich kamen, so ist doch Bligh, als er 1792 die Straße passirte, ihnen ganz nahe gewesen, und Flinders, der damals auf Blighs Schiffen dieser Reise beiwohnte, und sein Tagebuch über diese Durchfahrung bekannt gemacht hat, bemerkt, daß sie am Ausgange aus dem Kanale Blighs Farewell geankert, und die umliegenden Inseln aufgenommen hätten; den Ankerplatz legt er nur sechs Meilen genau nördlich von diesen Inseln. Dennoch verdienen sie, da sie jetzt zum ersten Mal betreten sind, den Namen Duncan-Inseln, den Wilson ihnen beilegt. Es sind vierzehn kleine Inseln, die größte von drei Meilen Länge und anderthalb Breite, alle von jenem großen Riffe, das westlich von Banks liegt, umgeben; nur mit Mühe gelangten die Boote durch einen gekrümmten und beschwerlichen Kanal bis an die Inseln. Sie lagerten an der Nordseite einer in der Mitte der Gruppe liegenden Insel, deren Nordostspitze Wilson in 10° 15′ 27″ Breite und 141° 15′ 27″ Länge legt, was sicher zu seyn scheint. Die Inseln sind ziemlich hoch, die Berge Granit, was demjenigen, welcher die Inseln der Straße genauer kennt, auffallend seyn wird; den Boden bedecken krüppelige Bäume (darunter Pandanus) und üppiges Gras; süßes Wasser fand man im Ueberfluß, aber keine Bewohner, obschon Spuren ihres Aufenthalts. Die Fluth stieg 8 bis 10 Fuß, und hohes Wasser war 2^h 30′ nach der Kulmination des Mondes. Von hier verließen die Boote die Riffe der Straße durch einen Kanal nördlich von der Gruppe, der höchst wahrscheinlich mit Blighs Farewell identisch seyn wird.

Das wichtigste Resultat dieser Fahrt hat Wilson nicht berührt, ohne Zweifel, weil ihm die genauere Kenntniß der Torresstraße und der Durchfahrungen derselben fehlte. Nördlich von der oben erwähnten Hauptstraße durch diese Meerenge, dem einzig sichern Passe an der Nordseite der Gruppe Prince of Wales, ist sie nur noch zweimal durchfahren worden, nach der Küste von Neu-Guinea hin von Bampton und Alt und südlicher von Bligh auf einem Wege, der seiner Gefahren halber für durchaus unbrauchbar gelten muß. Dieser letzte Weg durchschneidet die Straße nur wenig nördlicher von dem von Wilson genommenen an der Nordseite der Inseln Bonks und Mulgrave, und die großen Riffe, die Wilson nördlich blieben, müssen dieselben gewesen seyn, zwischen denen Bligh neunzehn Tage lang umherirrte, und die Wilson in Norden ließ, während er die nicht weniger ausgedehnten Korallenbänke, welche die Nordseite des Hauptkanales bei Wednesday bilden, nicht gesehen hat. Dieser neu entdeckte Kanal scheint, obschon man es zugeben muß, daß Leute in solcher Noth, wie die Schiffbrüchigen, und noch dazu in Booten, die Brauchbarkeit dieses Weges für große Schiffe nicht gerade bestimmt nachweisen konnten, dennoch ohne erhebliche Gefahren zu seyn, mit Ausnahme vielleicht des westlichen Ausganges, wo ein besserer Paß, als der, auf welchem sie die Riffe verließen, gefunden werden muß. Wenigstens sind die hier gegebenen Andeutungen bedeutend genug, um bei einer genauern Aufnahme der Torresstraße, die bei dem steigenden Verkehr zwischen Indien und Neu-Südwales bald dringend nothwendig seyn wird, die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Straße zu leiten.

Die weitere Fahrt der Boote ging an der Nordküste Australiens entlang. Da sie nur eine Flindersche Karte besaßen, nicht aber die neuern von King, so suchten sie die auf jener verzeichnete Neujahr-Insel zu erreichen, und als dieß fehlschlug, die Insel Buckle. Diese fanden sie nicht, und später hat sie Wilson noch zweimal gesucht, allein ohne Erfolg, und auf ihre Nichtexistenz geschlossen. Auch ohne diese Mühe hätte er zu diesem Schluß kommen können, wenn er einen Satz, auf den er selbst einmal hinweist, beachtet hätte, wie viele Fehler nämlich durch falsche Längen auf die Karten gekommen sind. Die Insel Buckle findet sich auf den Karten schon vor Flinders, und stammt daher ohne Zweifel aus der Macluerschen Aufnahme, deren freilich sehr unbefriedigende Resultate nie bekannt geworden sind. Sie steht nach Wilson in 10° 58′ Breite und 141° 18′ Länge, worin wir einen Druckfehler, deren in dem Buche in den Zahlen der Positionsangaben öfter vorkommen, vermuthen, denn Krusenstern stellt sie in 152° 8′ Länge. King hat sie nirgends erwähnt. Da Macluer das Kap Vandiemen in 129° 55′ Länge fand, so folgt für diese Insel eine östlichere Länge von 2° 20′, und da die wahre Länge jenes Kaps (nach King) 130° 20′ ist, so liegt die Insel wirklich in 132° 40′. Ist dieß richtig, so wird man nicht bezweifeln, daß es die Nordspitze von Kings Insel Crooker ist, die dieser Seefahrer in 10° 58′ 50″ Breite und 132° 34′ 10″ Länge niedergelegt hat.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach offiziellen Papieren wurden in den Vereinigten Staaten vom 30sten September 1834 bis dahin 1836 76,701,000 Cigarren eingeführt, wovon 75 Millionen aus Cuba kamen.

Ein Doktor Grépinet zu Landrecies soll einen Apparat erfunden haben, vermittelst dessen man, ohne das Geringste für die Arbeiter zu befürchten zu haben, einen Brunnen von unten nach oben ausmauern kann. Was auch vorfallen mag, wenn ein Erdsturz erfolgt, wenn Wasser einbricht, oder bösartige Gase ausströmen, stets soll man sich vermittelst dieses Apparats mit Leichtigkeit retten können.

Bekanntlich baut man an den Nordküsten Frankreichs, in der Bretagne und Normandie keinen Wein, weil man glaubt, daß er nicht fortkommen würde. Merkwürdiger Weise hat man nun auf der Insel Jersey Wein zu bauen angefangen, und im verflossenen Jahre 240 Fässer Wein gewonnen, der dem Xeres gleichen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

№ 8.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Neueste englische Romane.

Bei **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig** ist so eben erschienen:

I.

Ben Brace,

der Lezte von Nelson's Agamemnonen.

Von **Capt. Chamier,**

deutsch von

Dr. Bärmann.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Ggr.

II.

Das Leben eines Seemannes.

Von **Capt. Chamier,**

deutsch von

C. Jürgens.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Ggr.

III.

Der Geächtete.

Von der Verfasserin des Bukkanier (Mrs. Hall.)

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 Ggr.

IV.

Aejischa, die Jungfrau von Kars.

Von **J. Morier,**

Verfasser des **Hadschi Baba, Zohrab** ꝛc.

3 Bände. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 12 gr.

Das allgemeine Interesse, welches Capt. Chamier's treffliche Romane in England erregten, und die hohe Anerkennung, welche sie dort fanden, wird ihnen auch bei der deutschen Lesewelt in gleichem Maße zu Theil werden. Der „Ben Brace" ist ein Meisterwerk, voll tiefer, ergreifender Schilderungen und köstlichen Humors, in welchem das Leben und die Abenteuer eines Lieblings-Matrosen des großen Nelson mit seinem eigenen Heldenleben verwebt werden. Beide Romane stehen den besten Erzeugnissen der Feder Bulwer's und Marryat's zur Seite, und wer sich an dem „Pelham" und „Peter Simpel" erfreute, wird gleichen Genuß im „Ben Brace" und dem „Leben eines Seemannes" finden. — Morier gibt in der „Aejischa" die ganze Geistesfülle wieder, mit der er im „Hadschi Baba" und „Zorab" so unvergleichlich das Leben und die Sitten des Orients, besonders Persiens, im Gewande des Romans schilderte. und Mrs. Hall führt uns im „Geächteten" Charaktere der englischen Geschichte eben so romantisch vor, als in ihrem vielgelesenen lezten Werke, dem „Bukkanier."

Choleraschriften,

welche in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und in der liter. artist. Anstalt in München erschienen sind:

Schnurrer, Dr. F., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchten Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 1 fl. 34 kr.

Neuß, Dr. F. F., Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die jezt herrschende Cholerasenche. 2 Thle. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Cholerakuche, oder zwekmäßige Auswahl von Speisen, Getränken und nöthigsten Hausmitteln samt deren Zubereitung, für Kranke, Genesende u. Gesunde. 36 kr.

Beobachtungen bayerischer Aerzte über die Cholera morbus, 3 Hefte, enthaltend die Beobachtungen der Herrn Dr. Gietl, Kaltenbrunner und Sander. Jedes Heft 1 fl. 12 kr.

In der **Chr. Belser**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung des chinesischen Reichs und Volkes nebst Uebersicht der Geschichte China's. Mit Rüksicht auf die Ausbreitung des Christenthums in diesem Ländergebiet. Für Leser aus allen Ständen bearbeitet von M. F. Zeller. Mit einer Charte des chinesischen Reichs. 21 Bogen Oktav 1 fl. 48 kr. rhn. od. 1 Thlr. 3 gr. sächs.

Die erste Abtheilung dieses Werks beschreibt das China umgebende von dem Reiche abhängige Hochland, die Mandschurei, Mongolei, Songarei, hohe Bucharei, Tibet; die geographischen Verhältnisse des südlichen, des mittleren, des nördlichen China's; die Sprache, die Schrift, die Literatur der Chinesen, ihre Anbetung des Himmels, der Erde und der Ahnen, den Buddhas Dienst, die Staatsverfassung, die Geseze, die Finanzen u. s. f.; das häusliche Leben, den Akerbau, die Städte der Chinesen. Die zweite Abtheilung gibt, hauptsächlich nach den Annalen der großen chinesischen Reichsgeschichte, eine Uebersicht der alten Zeit bis auf Tsinschihoangti a. 249 vor Christo; der mittleren Zeit bis auf die Eroberung des Landes durch die Mongolen 1279 nach Christo; der neueren Zeit und des Verkehrs mit Portugiesen, Holländern, Engländern, Russen, und schließt mit Erzählung der Missionsversuche in China von Seiten der Katholiken und Protestanten.

Bei **Eduard Kummer** in **Leipzig** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grosse, E., Spanische Charaktere; eine Geschichte der neuesten Ereignisse in Spanien. 8. broch. 1 Thlr. 8 gr.

Kol Simra. **Stimme des Gesangs** (enthält Gedichte in hebräischer Sprache) 8. 14 gr.

Panorama der Landwirthschaft, aufgestellt für die sich derselben widmende Jugend, von einem prakt. Landwirthe. 8. 14 gr.

Tocqueville, A. v., Ueber die Demokratie in Nordamerika. Aus dem Französischen übersezt von F. A. Rüder. 2 Theile. 2 Thlr. 16 gr.

Wilhelm Zabern. Eine Autobiographie, enthaltend bisher unbekannte Nachrichten aus Christians II. Zeit. Aus d. Dänischen von W. C. Christiani. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Einige Worte zur Begrüßung des Entwurfs zu einem neuen Criminalgesezbuche für Sachsen. Mit Rüksicht auf die künftige ständische Berathung. 8 gr.

Herabgesezte Preise.

Verlag von Wartmann & Scheitlin in St. Gallen, in Augsburg durch die Math. Rieger'sche Buchhandlung zu beziehen:

Die Insel Sicilien
mit ihren umliegenden Eilanden.
von J. C. Fehr.

Mit einem Plane von Syrakus. gr. 8. 336 Seiten. Früherer Preis 2 Rthlr. 12 gr. Jezt 1 Rthlr. sächs. oder 1 fl. 30 kr. rhein.

Diese voriges Jahr erschienene Schrift hatte sich überall einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen und nur aus dem Grunde, weil dieselbe in andern Verlag übergegangen, sehen sich die jezigen Verleger veranlaßt, den Preis wie oben zu ermäßigen.

Der Verfasser hat sich 15 Jahre in Sicilien aufgehalten und bietet in dieser Schrift den Freunden der Geographie und Geschichte die Quintessenz seiner Beobachtungen und Erfahrungen. Auch der Freund heiterer und gemüthlicher Lektüre wird ihn gerne in den Garten Europa's begleiten.

Reise und Schiffbruch auf dem Meere.
Von
J. C. Dalwig.

Mit 7 lithographirten Abbildungen. Früherer Preis 3 fl. 30 kr. Jezige Preis 1 fl. rhein. oder 16 gr. sächs.

Soweit der kleine Vorrath reicht, erlassen wir auch diese äußerst interessante Schrift zu obigem wohlfeilen Preise.

Wiederholt an uns gerichtete Wünsche veranlassen uns anzuzeigen, daß auf das dreimal wöchentlich erscheinende Journal:

Berliner Conversationsblatt
für
Poesie, Literatur und Kritik,
redigirt von
Herrmann Marggraff,

mit Beiträgen von W. Alexis, Droysen, v. Eichendorff, v. Elsholtz, Ferrand, Ed. Gans, v. d. Hagen, Heine, Franz Horn, Kugler, Kühne, Laube, B. Marggraff, Meyer, Mundt, Märcker, v. Raumer, Rellstab, Schweitzer, Simrock, Stieglitz, v. Uechtritz, Zeune etc. etc.

für das mit dem 1 Oktober beginnende 4te Quartal mit 1½ Rthlr. bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen abonniren kan. Preis des Jahrgangs ist 5 Rthlr. Der lit. mus. artist. Anzeiger steht Antikritiken und Anzeigen offen. Das wöchentlich erscheinende dazu gehörige Literaturblatt hat die allgemeinste Anerkennung gefunden und liefert auch das wöchentliche Verzeichniß der neu erschienenen interessanten Schriften.

Berlin. **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Würtembergische Jahrbücher
für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von
J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1835. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Abhandlungen, Aufsäze und Nachrichten. Die im Königreich Würtemberg gefundenen römischen Stein-Inschriften und Bildwerke, verzeichnet und erklärt von Dr. Chr. Fr. Stälin, Prof. und Bibliothekar an der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Verzeichniß der Schriften, worin in Würtemberg gefundene Alterthümer beschrieben sind. Register. Ueber den nördlich der Donau ziehenden römischen Grenzwall, limes transdanubianus, Teufelsmauer, Pfahl u. s. w., von dem Topographen Paulus. Kritische Beiträge zur würtembergischen Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts, von Karl Pfaff. Nekrolog. Johann Christian von Pfister, königl. würtemb. Prälat und General-Superintendent des Generalats Tübingen. Der Veteranen-Verein zu Altdorf. Ergebnisse der Weinlese im Herbst 1835.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee
nebst dem
Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.
Ein Handbuch
für
Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie
von
Gustav Schwab.
Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sammlung historischer
Schriften u. Urkunden.
Geschöpft aus Handschriften
von
M. Freiherrn von Freiberg,
Vorstand des königl. bayer. Archivs.

Fünfter Band, erstes Heft.
Die ältesten Statuten der Stadt Regensburg enthaltend.

gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr. od. 20 gr.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Die
materiellen Grundlagen
und
sittlichen Forderungen
der
europäischen Kultur,
von
Karl Arnd.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Begründung. Die Volkswirthschaft. Natur der Werthe. Naturgeseze der Produktion. Die Bodenfläche. Die Urproduktion. Die Gewerbsproduktion. Der Handel. Die mittelbare Produktion. Einwirkung der Produktion auf die Bevölkerung. Vertheilung der materiellen Güter. Verwendung der materiellen Güter. Die staatswirthschaftlichen Systeme. Die Staatsverwaltung. Einwirkung der Regierung auf die Urproduktion, auf die Gewerbe, auf den Handel, auf die Bevölkerung, auf die Geistesentwiklung und auf das Ehrgefühl. Die Rechtspflege. Die bewaffnete Macht. Der Staatshaushalt. Die Staatsverfassung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bolus. Bombasin. Bombay. Boote. Borax. Bordeaux. Borsten. Boston. Botargo. Both. Botzen. Bouillons. Boulogne. Bouteillen. Branntwein. Brasilienholz. Braunsberg. Braunschweig. Braunstein. Brechnuß. Brechwurzel. Breda. Bremen. Brescia. Breslau. Brest. Bretter. Brieg. Brillen. Bristol. Brocat. Broadcloth. Brod. Brody. Bromberg. Brügge. Brünn. Brussa. Brüssel. Brustbeeren. Buccoblätter. Bucharest. Buche. Buchhaltung. Bücher. Buchsbaumholz. Bückling. Buenos-Ayres. Büffelhäute. Bukhara. Burgos. Burgunder-Pech. Burgunder-Wein. Bürsten. Bushel. Bussorah. Butter. Buyse. Cabul. Cacao. Cadebl. Cadis. Cadix. Cacu. Caffee. Cagliari. Cahors. Cainca-Wurzel. Cairo. Cajaput-Oel. Calabassen. Calais. Calamanderholz. Calcutta. Callao. Callico. Calmar. Calmus. Calomel. Cambray. Camillen. Camillenthee. Campecheholz. Campher. Campheröl. Canadabalsam. Canal. Canariensamen. Canarische Inseln. Candia. Cannstadt. Canterbury. Canthariden. Cantillen. Canton. Caoutchouc. Capital. Capstadt. Caraccas. Caravanen. Carcassonne. Cardamomen. Carden. Cardobenedicten. Carfunkel. Carlisle. Carlscrona. Carlsruhe. Carneol. Carotten. Carpentras. Carrara. Carric-Fergus. Carthagena. Carthagena de los Indos. Cascarille. Caschmir. Cassa. Cassel. Casselergelb. Cassia. Catanea. Catanzaro. Catechu. Cattaro. Cauries. Cayennepfeffer. Cedratfrüchte. Celle. Centnergewicht. Certe partie. Certifikate. Cette. Ceuta. Chalcedon. Chaldron. Chalons sur Marne. Chalons sur Saone. Chambery. Champagner. Chanks. Charleston. Chatres. Chateauroux. Chatellerault. Chatham. Chaya-Wurzel. Chemnitz. Chenille. Cherbourg. Cheribon. Cherson. Chester. Chiavenna. Chillies. Chinarinde. Chinawurzel. Chinin. Chlorkalk. Chocolade. Christiania. Chrom. Chrysolith. Chrysopras. Chunam. Chur. Cichorie. Cider. Cigarren. Cincinnati. Cinque-ports. Citronat. Citrone. Civitavechia. Claret. Clermont. Cleve. Coaks. Coblenz. Coburg. Cochenille. Cocosnüsse. Cocosstricke. Coir. Cognac. Coimbra. Colberg. Collbrifedern. Colmar. Cöln. Colonien.

Der Subscriptionspreis für dieses schöne und außerordentlich wohlfeile Werk ist:

48 Kreuzer oder 12 Groschen für jede Lieferung,

zahlbar bei Empfang derselben. Subscribenten-Sammler erhalten auf zehn das elfte Exemplar gratis, wenn sie sich an die ihnen zunächst gelegene solide Buchhandlung wenden.

Die dritte Lieferung erscheint noch im Laufe dieses Monats.

Stuttgart und Tübingen, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei F. E. C. Leuckart, Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung in Breslau ist erschienen:

Handbuch beim Unterricht im Gesange

für Schüler auf Gymnasien und Bürgerschulen.

Bearbeitet von

B. Hahn,

Kapellmeister am Dom und Gesanglehrer am königl. leopoldinischen Gymnasium zu Breslau

3te Auflage. Preis 8 gr.

Die empfehlende Aufnahme des Königl. Preuß. hohen Unterrichts-Ministeriums, so wie die äußerst günstigen Beurtheilungen in kritischen Blättern und pädagogischen Zeitschriften sprechen für die Brauchbarkeit dieses Handbuches.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Eine Erscheinung

aus dem

Nachtgebiete der Natur

durch

eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt

von

Dr. Justinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Diese Schrift enthält die authentischen Aktenstüke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse seyn muß. Dieselben zeigen aufs klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte und daß nur diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Aktenstüke und Zeugnisse, aber keine Theorie gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem aufgeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seyen solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens er nach der Zeit keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sternbergs Novellen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Galathee.

Ein Roman

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieses neueste Werk des bekannten Verfassers, dessen ungemeines Talent sich immer schöner und vielseitiger zeigt, ist ein ergreifendes psychologisches Gemälde aus dem Kreise der höhern Stände. Ein edles, aber durch inneren Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth sucht Beruhigung und Einheit in einer Religionsveränderung. Es sieht sich dadurch um sein ganzes Lebensglük gebracht, findet aber zugleich in dem neuen, mit Inbrunst festgehaltenen Glauben Ruhe und Versöhnung.

Die Personen und der Ort der Handlung gehören, wie wir meinen, einem süddeutschen Hofe an.

Von demselben Verfasser sind in unserem Verlage erschienen:

Novellen:

1r Bd.: Die Zerrissenen. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.
2r — Eduard, oder Fortsezung der Zerrissenen. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr 12 gr.
3r — Lessing. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.
4r — in 2 Abtheilungen: verschiedene Novellen. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.
5r — Moliere. 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 ggr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Oktober 1836.

Asiatische Gesellschaft von London.

London, 24sten September.

Der Minister des Innern gibt der asiatischen Gesellschaft Hoffnung, daß er ihr den durch die Versetzung der Galerie disponibel gewordenen Flügel von Sommerset House einräumen werde, und die ostindische Kompagnie verspricht ihr in diesem Falle ihre Bibliothek und ihr Museum zu überlassen. Es ist das Erstemal, daß die Regierung etwas für diese Gesellschaft thun will, und selbst die Kompagnie, für welche doch die asiatische Gesellschaft und ihre Arbeiten von der größten Wichtigkeit waren, hatte ihr bisher nur einen jährlichen Beitrag von 100 Guineen gegeben. Aber das Lokal im Sommersethaus, das für London etwa das ist, was das Louvre für Paris ist, und das Depot der Bibliothek der Kompagnie würde die Gesellschaft auf Einmal zu einem nationalen Etablissement machen, dessen Existenz von da für ganz fest gegründet gelten kann, und sie hätte es durch die Liberalität wohl verdient, mit der sie von Anfang an ihre Sammlungen den Gelehrten zum Gebrauch geöffnet hatte. Die allgemeine Regel in allen englischen Bibliotheken ist, nie Bücher oder Handschriften auszuleihen, und dieses Princip wird mit einer Strenge verfolgt, die zum Unsinn führt. Silvestre de Sacy wünschte z. B. von der bodleianischen Bibliothek in Oxford ein kleines drusisches Manuscript auf einige Wochen zu entlehnen; er hatte im Verlauf vieler Jahre, mit großen Opfern, und durch unglaubliche Beharrlichkeit alle Schriften der Drusen zusammengebracht, und ein großes Werk darüber geschrieben, das die Geschichte, Dogmen, Literatur und Sprache dieser sonderbaren Sekte vollkommen erschöpft, es fehlte ihm nur diese kleine Schrift. Der Senat der Universität berathschlagte, und antwortete ihm, daß es gegen ihre Charte sey, eine Handschrift aus der Bibliothek zu leihen, daß sie aber, wenn er nach Oxford kommen wollte, ihm ein Zimmer in der Bibliothek selbst einrichten wollten, das ihm zu jeder Stunde die Benützung derselben leicht machen werde. Die Umstände erlaubten es dem großen Orientalisten nicht, die Reise zu unternehmen, und er mußte sich mit einer Abschrift begnügen, die er von der Handschrift machen ließ. Ein anderer Fall derselben Art ist, daß die Universität Oxford den Oberbibliothekar der bodleianischen Bibliothek beauftragt hatte, den Katalog der orientalischen Handschriften, den Uri begonnen hatte, fortzusetzen; um die Arbeit auch nur in einer Reihe von Jahren vollenden zu können, wäre der Bibliothekar genöthigt gewesen, alle Abend bis tief in die Nacht daran zu arbeiten, man erlaubte ihm aber weder Licht in der Bibliothek zu haben, noch die Handschriften nach Hause zu nehmen. Im britischen Museum wird eben so wenig an Ausleihen von Handschriften gedacht, und wer sich je mit orientalischer Literatur beschäftigt hat, muß wissen, welchen Schwierigkeiten die Benützung der öffentlichen Bibliothek nach sich zieht. In der Bibliothek der Kompagnie war man nicht liberaler; z. B. als Oberst B., einer der ausgezeichnetsten Diener der Kompagnie, vor einigen Jahren aus Indien zurückkam, wollte er die von ihm verfaßte Uebersetzung eines wichtigen persischen Werks über die Geschichte von Indien drucken lassen, und bat die Direktion, ihm während des Drucks eine der vielen Handschriften desselben Werks, welche in der Bibliothek sind, zu leihen, damit er die Eigennamen bei der Korrektur der Probebogen nach dem Original berichtigen könne. Das Werk war von großem Interesse für die Kompagnie, die Handschrift mochte 10—12 Guineen werth seyn, und konnte im Fall von Verlust leicht in Indien wieder ersetzt werden, und die Kompagnie hatte zur Garantie die ganze Besoldung des Obersten, aber sie schlug die Bitte ab. Wenn man diese lächerliche Pedanterie mit der Liberalität vergleicht, mit welcher man in Paris Gelehrten aller Nationen Handschriften leiht, so begreift man leicht, warum die Engländer bei aller Ueberlegenheit ihrer Hülfsmittel, Sammlungen und Beweggründen sich der orientalischen Literatur zu widmen, doch so weit hinter den Franzosen in diesen Studien zurückstehen. Die asiatische Gesellschaft allein macht eine ehrenvolle Ausnahme in dieser Rücksicht, sie hat nie verweigert, Handschriften an Gelehrte auszuleihen, welche die Absicht ankündigten, sie zum Druck zu bearbeiten, und sie hat zu wiederholten Malen Handschriften an Gelehrte, deren Arbeiten und Charakter ihr hinlängliche Garantie gaben, auf den Kontinent geschickt. Jedenfalls hat sie im Innern ihres Hauses alle denkbare Leichtigkeit der Benützung

ihrer Sammlungen gestattet, und die Uebertragung der prachtvollen Bibliothek der Kompagnie an die Gesellschaft, anstatt ihr gedrohtes Vergraben in dem britischen Museum, ist ein für orientalische Literatur sehr bedeutendes Ereigniß. Diese Bibliothek besteht aus etwa 8000 Handschriften, und namentlich ihre Sammlung von Sanskrithandschriften ist einzig in ihrer Art, da Colebrooke ihr seine ganze Bibliothek, bestehend aus 1800 Handschriften geschenkt hat. Die persischen Manuscripte kommen aus verschiedenen Sammlungen her, und ein großer Theil der Bibliothek von Tippu Sahib befindet sich darunter. Die südindischen Handschriften kommen größtentheils aus der Sammlung von Mackenzie her, welche die Kompagnie um 10,000 Pf. St. gekauft hat, und die etwa 1700 Handschriften enthielt. Im Besitz dieser Bibliothek, der Münzsammlung und des Museums der Kompagnie, und eines großen Lokals, das das Aufstellen derselben erlaubt, befreit von den Ausgaben für Hausmiethe und Haussteuern, und vom Staat als der Mittelpunkt der orientalischen Studien in England anerkannt, würde die asiatische Gesellschaft bald den Rang einnehmen, den ihr die großen Interessen von England im Orient längst hätten sichern sollen. Wie wenig man sich in England auf Bibliotheken versteht, davon hat die Kompagnie kürzlich ein sonderbares Beispiel gegeben, indem sie den Professor des Sanskrit in Oxford, Wilson, zu ihrem Bibliothekar in London ernannt hat. Da der Professor vermöge der Statuten genöthigt ist, in Oxford zu wohnen, [illegible] so kann man sich denken, wie er die Bibliothek verwalten kann; wären Unterbibliothekare da, so ließe es sich noch begreifen, aber es ist niemand da, als der Aufseher des naturhistorischen Museums, ein Naturforscher, dem die Titel der orientalischen Handschriften vollkommen unbekannt sind. Nur der Plan der Uebertragung an die asiatische Gesellschaft kann eine solche Verwaltungsart erklären und entschuldigen.

Die Finnmarken in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Das Land vom Nordkap bis zum großen Namsenfluß zerfällt in zwei Aemter oder Provinzen: Norland, ehemals Helogaland oder Helgeland, das an das Amt Nordtrondhyem stößt, und die Finnmark, nördlich von Norland, welche in die westliche und östliche zerfällt. Diese zwei ausgedehnten Provinzen mit allen ihren Inseln enthalten eine Bevölkerung von nur 80,941 Seelen. Der Ackerbau ist hier eine untergeordnete Beschäftigung, denn die Ernten sind zu unbedeutend und zu prekair, um die Einwohner zu ernähren. Die Winterfischerei in den Loffoden, von Mitte Februars bis Mitte Aprils, und die Sommerfischerei an der ganzen Küste, welche in einem und dem andern Zweige das ganze übrige Jahr hindurch Beschäftigung gibt, liefert den Einwohnern die Mittel, Korn und andere Lebensbedürfnisse zu kaufen. Der durchschnittliche Werth der Winterfischerei wird von einem kenntnißreichen Schriftsteller, dem Amtmann Blom, der die Stelle eines Foged im Distrikt verwaltete, auf 470,987 Thaler (etwas über eine Million Gulden rheinisch) geschätzt, wo beide Preise gerechnet sind, wie die privilegirten Kaufleute zu Bergen, Trondhyem und den dazwischenliegenden Städten sie zahlen. Die Kaufleute sendeten Schiffe aus mit den für das Land nöthigen Waaren, und empfangen dagegen den Betrag der achtwöchentlichen Fischerei als Zahlung. Dieser Handel war ursprünglich in den Händen der Hansestädte, namentlich Bremens: sie hatten im 14ten Jahrhundert eine Faktorei oder eigentlich eine Feste in Bergen, wo sie eine von der Regierung fast unabhängige Gewalt ausübten. Unterfaktoreien in Norland und den Finnmarken hatten, und das ausschließliche Privilegium besaßen, Fische und andere Waaren der Einwohner zu zahlen, und sie aus ihren Faktoreien mit andern nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Der hanseatische Handel mit diesen Ländern glich ganz dem Monopol, das die Hudsonsbay- und kanadische Pelzkompagnie in den weiten Gebieten Nordamerika's ausüben. Beim Verfall des hanseatischen Handels erbten die Städte, in denen ihre Komptoire oder Hauptfaktoreien errichtet waren, nämlich Bergen und Trondhyem ihren Handel und Privilegien, und behaupteten sie bis auf den jetzigen Tag. Christiansund und einige kleinere Städte erhielten nach langem Kampfe auch einen Antheil, außerdem blieb aber der Handel dem norwegischen Volke im Ganzen verschlossen. Die Kaufleute, welche in Norland, den Finnmarken und auf den Loffoden sich niederließen, sind Freibürger von Bergen, Trondhyem und andern privilegirten Städten. Jeder hat einen gewissen Strich der Küste, der zu seiner Faktorei gehört, und wo niemand anders kaufen oder verkaufen darf. Diese privilegirten Handelsleute zahlen eine gewisse Taxe, und sind als die einzigen Gasthofbesitzer innerhalb ihres Kreises gehalten, Reisende aufzunehmen und zu bewirthen. Dieß ausschließende Privilegium ist erblich geworden, und hat sich an das Haus oder die Faktorei geknüpft. Der Zustand eines Landes oder einer Provinz, in welcher jede Nothwendigkeit und jede Luxuswaare erkauft werden muß, und wo der Handel dermaßen gefesselt ist, läßt sich errathen. Das privilegirte Kapital findet einen leichten und einträglichen Handel darin, daß es die Leute, welche für den Kaufmann fischen, mit Kaffee, Zucker, Tabak, Branntwein u. dgl. versieht; die Kaufleute haben, um ihr Kapital zu beschäftigen, nicht nöthig, die Industrie oder den Handel auszudehnen, und was sie nicht selbst thun können, das wollen sie auch andern norwegischen Kaufleuten nicht gestatten. Die Versorgung dieser beiden Provinzen mit Lebensmitteln und allen zur Fischerei nöthigen Materialien ist deßhalb ganz in die Hände der Russen von der Küste des weißen Meeres gefallen. Die privilegirten norwegischen Handelsleute sind durch keine Konkurrenz getrieben, sich auf neue Handelszweige einzulassen; sie nehmen also den Ertrag der achtwöchentlichen Winterfischerei von den Einwohnern, zahlen in Branntwein und Kolonialwaaren, und überlassen den Russen den gewinnreichen Handel mit den Lebensmitteln für eine ganze Bevölkerung, von der sie als Bezahlung den Erwerb der übrigen 44 Wochen des Jahres erhalten. Man kann in der That sagen, daß was die Industrie und den Ertrag dieser Provinzen betrifft, sie nur acht Wochen des Jahres zu Norwegen gehören.

und mit dem Mutterlande nur durch einige Handelshäuser in Bergen, Christiansund und Trondhyem verbunden sind. Eine Bevölkerung von mehr als 80,000 Seelen, die kein Korn erzeugt, treibt mit dem Mutterlande nur einen Handel von etwa einer Million Gulden. Es ist dieß ein auffallendes Beispiel von den Resultaten des Monopols: wäre der Handel für alle eingebornen Norweger frei gewesen, wie dieß in jedem Lande der Fall ist, wo der Handel blühte, so wäre in Norwegen eine zahlreiche Klasse von Handelsleuten entstanden, die jeden vortheilhaften Handel mit diesen Provinzen gesichert hätten, und die Norweger hätten ihre eigenen Fische in ihren eigenen Schiffen nach dem weißen Meere geführt, und Mehl, Hanf, Segeltuch, Seilwerk und andere jetzt von Rußland hergeführte Nothwendigkeiten selbst geholt.

Das Land, statt nur den Handel zu haben, der bloß die Yachten beschäftige, welche die Fische von den Loffoden herholen, besäße auch denjenigen, der zwei bis dreihundert größere Schiffe beschäftigt. Es ist in der That eine Satyre auf freie Institutionen, daß unter der absoluten Regierung Rußlands der Bauer an der Küste des weißen Meeres so viel Freiheit hat, den Ertrag seines Grundeigenthums auf ein Schiff zu laden und damit nach einem fremden Lande zu handeln, als er in Amerika besitzen würde, während der Bauer unter der fast republikanischen Verfassung Norwegens seine eigenen Produkte nicht einmal in den Provinzen seines eigenen Landes vertauschen kann, zu denen der Russe freien Zutritt hat. Diese freie Zulassung ohne Bezahlung irgend eines Zolls in den Häfen nördlich von Tromsö erlangte Rußland in dem Vertrag von 1828, und in diesen Vertrag willigte Norwegen nothgedrungen, weil seine ausschließlich privilegirten Kaufleute das Land nicht ernähren konnten. Der gewöhnliche Schlendrian, in dem ihr Handel befangen war, bestand darin, gewisse Quantitäten Waaren zu bestimmten Preisen abzuschicken, und gewisse Quantitäten Fische zu bestimmten Preisen zurückzubringen, denn die Preise waren zum Voraus von ihnen selbst bestimmt. Sie hatten weder Kapital übrig, noch war die nöthige Konkurrenz da, um diese Provinzen mit den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen. Die russische Regierung erkennt die Vortheile dieses Handels, indem dadurch eine große Anzahl vortrefflicher Matrosen herangezogen wird. Durch eine Ukase vom August 1825, zu einer Zeit, wo das russische Kabinet anscheinend nur mit den Angelegenheiten des Ostens oder Spaniens und mit Unterhandlungen zu Kalisch und Töplitz beschäftigt schien, geschah der wichtige Schritt, den Handel nach den Finnmarken und Norland für alle Klassen russischer Unterthanen in den Distrikten von Archangel, Cola und andern Handelsplätzen am weißen Meere ohne Unterschied frei zu geben, und zu ihren Gunsten eine Verminderung der in andern Theilen des russischen Reichs auf gesalzenen Fischen und andern Waaren lastenden Einfuhrzölle zu verwilligen. Die Ukase gewährte diese Zollverminderung nicht nur den russischen Unterthanen, sondern auch den Einwohnern der beiden norwegischen Provinzen, wenn diese nach dem weißen Meere Handel treiben wollen, so daß sie hinsichtlich des Handels in eine günstigere Lage gestellt sind, als ihre Mitunterthanen im übrigen Königreich Norwegen und Schweden. Wenn man aus solchen Maßregeln irgend einen Schluß ziehen darf, so kann es kein anderer seyn, als daß Rußland durch die klügsten und ehrenwerthesten Mittel sich in Bereitschaft setzt, unter eintretenden günstigen Umständen diese beiden Provinzen Norwegens an sich zu bringen.

(Schluß folgt.)

Erdbeben im Thale von Mexico.

(Aus Latrobe's Rambler.)

Am letzten Haltmachen vor unserer Ankunft in Mexico hörten wir, daß in der vorhergehenden Nacht der erste Erdstoß in diesem Jahre verspürt worden sey, der wegen seiner Dauer, Stärke und der Art des Stoßes mehr als gewöhnliche Unruhe erweckt habe. Als wir in der Stadt ankamen, erfuhren wir, daß Morgens um 4 Uhr ein zweiter Stoß erfolgt sey, wovon wir, da wir gerade zu der Zeit zu Pferde stiegen, durchaus nichts bemerkt hatten. Den Angaben mehrerer Leute nach, welche die Mittel zu genauern Beobachtungen hatten, zeigte die Erde mehrere Tage lang eine zitternde Bewegung mit nur sehr kurzen Zwischenräumen vollkommener Ruhe. Der stärkste Stoß, den ich fühlte, ergab sich um 11 Uhr Vormittags am 23sten März 1834, wo ich vom Lesen durch ein Gefühl von Schrecken und Schwindel aufgeschreckt wurde, und als ich die Augen erhob, sah ich Vorhänge und Leuchter schwanken. Auf der breiten Straße erblickte ich eine merkwürdige Scene. So weit ich sehen konnte, lag die ganze eben vorüberwandelnde Menge auf den Knieen, an eben derselben Stelle, wo jeder den Stoß verspürt hatte, der halbnackte Indianer neben der verschleierten Dama, der ekelhafte Lepero neben dem schmuck gekleideten Offizier. Der Reiter kniete neben seinem Pferde, der Arriero unter seinen Maulthieren, die Wagen hielten an, die bunt gekleideten Damen stiegen aus, und knieten neben einander gleichfalls auf dem Pflaster nieder. Das Gelärm der vollgedrängten Straße war mit einem Mal verstummt, und man vernahm nichts als ein leises Gemurmel von Gebeten, während die ganze Stadt mit einer langsamen Seitenbewegung von Norden gegen Süden anderthalb Minuten lang hin und her schwankte, wie ein vor Anker liegendes Schiff. Als der Stoß vorüber war, stand die Menge auf, und jeder ging seinem Geschäfte nach mit einer Gleichgültigkeit, welche bewies, wie die häufig wiederkehrende Erscheinung die Einwohner dagegen unempfindlich gemacht hatte. Selten sind die Stöße so stark, daß sie den massiven Bau der Stadt benachtheiligen, und der elastische Alluvialboden trägt dazu bei, die Kraft der Stöße zu brechen. Nichts desto weniger haben mehrere Kirchen durch die wiederholten Stöße gelitten. — Die meisten Stöße sind sehr unbedeutend und kaum bemerklich. Der erste, den ich bemerkte, war der stärkste, und mehrere Kirchen und Wasserleitungen wurden beschädigt; er begann mit der gewöhnlichen Seitenschwingung, und dann wurde die Bewegung plötzlich perpendikulär, was man am meisten fürchtet. Wir erfuhren später, daß der Stoß zu gleicher Zeit in Guadalaxara und sehr heftig in Veracruz und Acapulco gefühlt worden war, also den ganzen Kontinent mit allen seinen unermeßlichen Berghaufen von einem Meere zum andern erschüttert hatte, was einen Begriff von der großen Tiefe geben kann, in welcher sich der Sitz dieser furchtbaren Gewalt findet.

Chronik der Reisen.

Einige Bemerkungen über Australien aus Wilsons Reise um die Welt.

(Schluß.)

Nachdem ein Sturm die Boote auch vor der Insel Melaille vorbeigetrieben hatte, wandten sie sich nach Timor, und erreichten nach einer höchst gefahrvollen Fahrt glücklich Cupang. Von hier ging Wilson in der Brick Amity, die von Port Raffles aus hieher gesandt war, nach jenem Hafen auf der australischen Nordküste ab. Da der Nordost-Monsun herrschte, wählte das Schiff von Savu aus den Weg quer über das Timor-Meer bis in die Nähe der australischen Küste, ohne Zweifel, um dann mit Hülfe der periodischen Land- und Seewinde die Kraft des Monsons zu überwinden. Bei dieser Gelegenheit wurde am 15ten Junius eine Inselgruppe in Südost gesehen, deren westlichste Insel von 13° 30′ Breite und 124° 59′ 15″ Länge in 5 bis 6 großen Seemeilen fast südlich lag, also in 14° 6′ Breite und 125° Länge fällt. Am folgenden Tage sah man ein Riff und umfuhr die Südseite desselben, das Südwestende lag 13° 55′ 25″ Breite und 125° 35′ 46″ Länge. Die Inseln benennt Wilson Barker, das Riff Amity; denn, sagt er, King, dessen Karten er später verglichen habe, verzeichne beide nicht. Wir müssen bedauern, daß er nicht besser zugesehen hat; er hätte sich dann wohl überzeugt, daß beide sogar schon auf Baudins Karten stehen. Die Barker-Inseln sind die nördlichsten Inseln von desselben Gruppe de l'Institut, deren eine, Condillac, nach Freycinet (wenn man seine Länge nach der von King korrigirt), 14° 6′ 30″ Breite und 125° 58′ Länge liegt; das Amity-Riff ist die Holothurien-Bank, deren Westende King in 13° 52″ Breite und 126° 46′ 45″ Länge ansetzt. Die Abweichungen in der ersten Länge gegen die Wilsonschen erklärt die große Ausdehnung jener Gruppe genugsam.

Die Schilderung des Aufenthalts in Port Raffles ist besonders interessant durch die Schilderung des Verkehrs mit den Ur-Inwohnern; die Beschreibung, die Wilson von dem Hafen entwirft, stimmt mit dem von King und Campbell ganz überein, und das Einzige, was neu ist, betrifft einen 1829 hier entdeckten Hafen, den King übersehen hat, zwischen Raffles und dem Sunde Mountnorris an der Südseite der Bowenstraße, er hat den Namen Barker erhalten. Die Lage von Fort Wellington fand Wilson 11° 15′ 4″ Breite und 132° 23′ 57″ Länge, was sehr gut zu King paßt; auch Campbell gibt sie zu 11° 12′ 50″ Breite und 132° 26′ Länge an.

Als die Kolonie aufgehoben wurde, verließ Wilson das Land im August 1829, und begleitete den nach dem Königsgeorgsunde beorderten Kapitän Barker über Timor nach dem Schwanenflusse, wo damals die Niederlassung vor einigen Monaten angelegt war. Die Schilderung, die er von dieser entwirft, ist in historischer Hinsicht nicht uninteressant, obschon ohne Frage nicht unparteiisch; der höhnische und spöttische Ton, in dem sie gehalten ist, scheint aus Mißverhältnissen, die zwischen dem Gouverneur Stirling und dem Kapitän Barker, welchem letzten Wilson sich sehr ergeben zeigt, entstanden waren, erklärt werden zu müssen. Geographische Belehrung bietet dieser Abschnitt nicht, die nicht aus andern Quellen jetzt viel besser zu schöpfen wäre; doch ist eine Behauptung bedeutend genug, um hier eine genauere Würdigung zu verdienen. Wilson beobachtete nämlich die Lage auf dem Kap Arthurshead, wie man die Südspitze der Mündung des Schwanenflusses, auf der jetzt Freemantle liegt, genannt hat, und fand nach zweihundert Beobachtungen 32° 4′ 15″ Breite und 116° 1′ 46″ Länge, was, wie er bemerkt, um 20 Minuten von der von Stirling angegebenen Länge abweiche. Dieß ist vollkommen richtig, denn die Arrowsmithsche, nach den von Stirling gesammelten Materialien entworfene Karte setzt das Kap in nahe 115° 42′ Länge. Freycinet stellt die Mündung des Schwanenflusses 32° 4′ 51″ Breite und 115° 46′ 50″ Länge; freilich mit der Bemerkung, daß die Länge zweifelhaft sey. Nun setzt derselbe die Insel Rottnest 12 Meilen vom Lande, und damit stimmt nicht bloß die Arrowsmithsche Karte, sondern auch Wilson selbst; das Nordostkap dieser Insel setzt Freycinet 115° 29′ Länge, King 115° 31′ (eine Differenz von 2 Minuten), wie sie sich auch bei beiden in der Länge des C. Naturaliste, und daher kann die Mündung des Schwanenflusses danach höchstens 115° 44′ Breite bis 46′ Länge fallen. So steht Wilsons Beobachtung im Widerspruch mit der Kingschen und Freycinetschen Aufnahme, und man wird gewiß Bedenken tragen, was geschehen müßte, ihr zu Liebe die ganze Westküste um 20 Minuten nach Ost zu rücken. Allein sie widerspricht auch gleichmäßig der Flindersschen Aufnahme der Südküste, die bekanntlich höchst zuverlässig ist. Denn Wilson übertrug sie chronometrisch auf diese Küste, und fand danach C. Chatam nahe 116° 41′ Länge, während Flinders 116° 29′ hat, und den Berg Gardner 118° 20′ 30″ Länge, wofür Flinders 118° 10′ gibt. Zugleich sieht man die allmähliche Abnahme des Wilsonschen Längenfehlers, der bei C. Chatam 12, bei dem Berge Gardner 10 Minuten ist, ein Umstand, der nur in der Beschaffenheit seines Chronometers Erklärung finden kann, und wenn derselbe für C. Albany an der Baßstraße die richtige Länge von Flinders gab, so ist Wilson nicht berechtigt, das für einen Beweis für die Richtigkeit seiner Höhe von Arthurshead anzusehen, was in Wirklichkeit nur ein unbemerkt gebliebener Fehler seines Instruments gewesen zu seyn scheint.

Die Abweichung der Magnetnadel fand Wilson auf Arthurshead 4° 46′ 15″ östlich, es muß aber westlich heißen. Außerdem bestimmte er noch die Lage einiger Punkte am Schwanenflusse: Mount Eliza an seinem Nordufer, der Mündung des Canning gegenüber, fand er 31° 57′ 48″ Breite; die Inseln des Canning 32° 58′ Breite und 116° 11′ 50″ Länge; den Punkt, wo der Canning schiffbar wird, 32° 2′ 32″ Breite und 116° 14′ 55″ Länge; alle diese Längen müssen um 20 Minuten verbessert werden.

In den Vereinigten Staaten findet sich gegenwärtig ein sehr altes prachtvolles Manuskript des Pentateuchs auf Leder; es hat 2 Fuß Breite und 60 Fuß Länge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Proben neuerer russischer Dichtungen. 3. Der Traum. Von Fürst Wjäsemski. 4. Der Kriegsgefangene. Von Batjuschkoff. 5. Der schwarze Shawl. Von Puschkin. — **Le chemin de traverse.** Von Jules Janin. (Schluß.) — Lied von Beranger: Wär' ich nur ein Vögelein.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible], halbjährlich [illegible] und vierteljährlich [illegible]. Für die Nicht-Leser des Auslandes jährlich [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Oktober 1836.

Skizzen aus Irland. III.

Eine irische Bauernmahlzeit.

Der Weg von Tuam nach Galway führt meistens über kahle unwirthliche Moore, wo oft weit und breit weder Haus noch Strauch zu sehen ist. Der Dörfer an der Straße sind nur wenige, und die Wohnungen in denselben, so wie die hie und da einsam gelegenen Hütten, größtentheils aus Lehm aufgebaut und mit Binsen oder Haidekraut gedeckt, flößen dem Reisenden eben keine hohe Idee von dem irdischen Glück ihrer Bewohner ein. Der vierfüßige Theil der letzteren scheint nicht selten noch besser daran zu seyn, als die Adamskinder, mit denen besonders die Schweine in der Regel den Besitz der Küche und das kärgliche Mahl theilen. Wer so glücklich ist, eine Kuh, oder einen Esel, oder gar einen Gaul zu besitzen, bringt auch diese bisweilen an demselben gastlichen Herde unter und scheidet dann nur seine Schlafstätte auf irgend eine Weise von dem Vieh ab. Ich hatte meinen Sitz vorn bei dem Kutscher der Stage-Coach genommen und, da ein naßkalter Westwind — es war Januar — über die Moore daher pfiff, mich außer meinem Mantel noch in eine große wollene Decke, die mir der gesprächige Pferdelenker anbot, so fest eingewickelt, daß es einige Schwierigkeiten hatte, meine Füße wieder ans Tageslicht zu bringen. Weil indessen das Umspannen bei weitem nicht so schnell vor sich geht als in England, so ließ ich mich durch die Mühe des Aus- und Wiedereinpackens nicht abhalten, während des Pferdewechsels in eine der ärmlichsten Wohnungen zu treten. Der innere Raum derselben entsprach völlig dem äußern Ansehen, und glich eher einem Stalle als einer Behausung für Menschen; nicht einmal für die beiden elenden Betten fand sich die geringste Absonderung von dem übrigen Lokal. Eine Ecke war hoch auf mit Torf gefüllt, und in einer andern bemerkte ich einen Spaten, eine Mistgabel, eine Sichel und ein Paar hohe Tragekörbe, aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze landwirthschaftliche Geräth der Leute. Es war gerade Mittagszeit und die ganze Familie befand sich eben beim Essen. Nicht weit von der Feuerstätte, wo ein tüchtiger Haufen Torf brannte, hatte man einen hölzernen Schämel so umgestürzt, daß die Rücklehne horizontal nach oben lag und die Stelle eines Tisches vertrat, da ein solcher sich nicht unter dem Mobiliar vorfand. Darauf stand ein sehr flacher Korb, etwa zwei Fuß lang und anderthalb Fuß breit, der hoch auf mit dampfenden Kartoffeln gefüllt war, unten aber noch vom Wasser tropfte, so daß der ganze Inhalt des Kochtopfes, Wasser und Alles, vermuthlich über dem Schweinetrog, darin ausgeleert worden zu seyn schien. Rund herum hatte die Familie Platz genommen, Mann und Frau hatten jeder einen Schämel für sich, ein dritter Sitz dieser Art aber diente zwei Burschen von 14 bis 17 Jahren gemeinschaftlich. Drei kleinere Kinder, übrigens pausbäckig genug aussehend, verrichteten ihre Mahlzeit stehend. Jeder langte sich einen Erdapfel nach dem andern aus dem Korbe, zog mit den Fingern (denn Messer und Gabel schienen, wie der Gutsherr, zu den Absenten zu gehören) die Schale ab, und speiste mit bestem Appetit aus freier Hand, während er die Frucht in eine kleine Schüssel mit Salz eintauchte, die auf dem Gipfel des Kartoffelberges stand. Ein Paar fayencener Trinkgeschirre mit Wasser wechselten von Hand zu Hand, oder lieber von Mund zu Mund. Nur das kleinste Kind, ein Mädchen von drei Jahren, hatte ein Töpfchen mit Ziegenmilch, wozu ihm die Mutter besalzte Stückchen Erdäpfel reichte, die trefflich zu munden schienen. Die Schalen wurden zusammengehäuft, um einem Schweine, welches ein wenig seitwärts das gleiche Mittagsmahl wie Familie verzehrte, als Desert zu dienen. Ich begrüßte sie auf die bei den Landleuten übliche Weise mit: „Gott behüt' euch alle hier!“ und erhielt ein freundliches: „Gott behüte Sie gnädig,“ zur Antwort. Auf meine Bitte um etwas Feuer, eine Cigarre anzuzünden, erwiderte der Mann: „Sie sind willkommen,“ und einer der Burschen stand sogleich auf, mein Verlangen zu erfüllen. In der Zwischenzeit, während er beschäftigt war, mir einen Kienspan in Brand zu blasen, drangen die beiden Alten gutmüthig in mich, erst ein Paar heiße Kartoffeln zu essen, die mir bei dem kalten Wetter wohl thun würden. Wie arm der Irrländer auch seyn mag, die nationale Gastlichkeit verläugnet sich bei ihm selten, und je dürftiger er ist, desto mehr freut er sich, wenn sein aufrichtiges Anerbieten angenommen wird. Ich ließ mich deßhalb von den

guten Leuten nicht lange nöthigen, sondern nahm mir ein Paar „Praters," wie das englische Wort „Potatoes" corrumpirt wird, und machte es wie die Uebrigen. Auf meine Fragen erzählten sie mir, daß ein ganz gleiches Mahl Jahr aus Jahr ein Morgens, Mittags und Abends ihre Nahrung sey. Nur des Sonntags machten sie hiervon gern eine Ausnahme. Wenn nämlich das Geld nicht gar zu knapp sey, so werde dann Rührum (stir-about), Hafermehl in Wasser, dick gekocht, und zu Mittag hätten sie auch etwas Fleisch oder doch einen eingesalzenen Häring, der besonders hier nach der Küste zu sehr wohlfeil ist. Wenn die Kartoffelernte, wovon sie besonders abhängig sind, nicht gar zu schlecht ausfalle, so hielten sie ein Mutterschwein, um Ferkel zum Verkauf zu ziehen. Eine Kuh möchten sie gern haben, sagten sie, aber theils fehle ihnen das Geld ein so theures Stück Vieh zu kaufen, theils hätten sie auch keine Grasung dafür, eine Ziege dagegen suche sich überall ihr Futter, und gebe ihnen auch Milch genug für die kleineren Kinder. Wenn die Pacht nur nicht so hoch, oder mehr Arbeit zu haben wäre, so könnten sie mit ihren vier Morgen Land recht gut bestehen, aber in schlechten wie in guten Jahren verlange der Gutsherr seine 35 Schillinge für den Morgen, so daß sie das wenige Korn, welches sie neben den Kartoffeln bauten, nur noch im letzten Herbst wieder auf den Markt zu bringen genöthigt gewesen wären. Gäbe der Landstraßenbauer nicht mitunter ihm ein Paar Tage Arbeit, meinte der Mann, so würde es oft noch viel schlechter stehen. Nächsten Sommer beabsichtige er indessen mit seinen beiden Söhnen gegen die Erntezeit nach England hinüber zu gehen, und wenn er dort seinen Tagelohn zusammenhalte, so könne er schon so viel profitiren, daß er fünf oder sechs Pfund Sterling wieder mit nach Hause bringe. Im Uebrigen scheinen sich die Leute so ziemlich in ihr Schicksal zu finden, doch dauerten sie mich um so mehr, da sie ordentlich und keineswegs dem Trunk ergeben schienen.

(Schluß folgt.)

Die Finnmarken in Norwegen.

(Schluß.)

Gewöhnliche Eroberungssucht kann man wohl nicht als den Grund eines solchen Bestrebens ansehen, denn nicht durch Ländererwerb könnte Rußland noch mächtiger werden, sondern im Innern des Reichs nur kann auch der ehrgeizigste Monarch die Mittel zur wahren Vergrößerung der Stärke seines Staats suchen. Indeß kann Rußland doch durch bestimmte Zwecke und selbst durch Pflichten der Selbsterhaltung bewogen werden nach einer Erweiterung seines Gebiets zu streben; es kann wohl schwerlich mehr lange zugeben, daß seine zahlreichen Millionen, die mehr und mehr die Genüsse und Gewohnheiten des civilisirten Lebens sich zu eigen machen, von der großen Fahrstraße der Nationen, dem atlantischen Weltmeer, ausgeschlossen seyn, und nicht den freien Zugang haben sollen zu denjenigen Ländern der Erde, wo die Verbrauchsgegenstände unserer civilisirten Gesellschaft erzeugt werden. Das baltische und schwarze Meer sind nur Schlupflöcher zur Versorgung einer so ungeheuren Menschenmenge mit den Produkten der tropischen Zonen, mit Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak u. s. w. Rußland hat das Recht auf seiner Seite, wenn es von den andern europäischen Mächten verlangt, Antheil zu haben an der Küstenstrecke des großen Oceans, wenn es ein weiteres Thor fordert für seine Bedürfnisse, ein Thor, das nicht die Hälfte des Jahrs hindurch von der Natur verschlossen ist, und in der andern Hälfte von jeder kleinen Macht, der einige Kriegsschiffe zu Gebot stehen, verschlossen werden kann. Es ist darum nicht unmöglich, und läßt sich in mancher Beziehung rechtfertigen, wenn beim ersten Bruch der jetzigen politischen Verhältnisse in Europa, Rußland darauf dringt, die Verbindung seiner ungeheuren Bevölkerung mit dem Ocean im Norden von Schweden und Norwegen zu suchen: hier wird Rußland sich bestreben, sich eine Seeküste zu verschaffen, denn nur durch den Besitz einer solchen Seeküste kann es hoffen, je eine Seemacht zu werden. Dieses große und gewiß vernünftige Ziel russischen Ehrgeizes kann nur durch die Erwerbung eines Theils der skandinavischen Halbinsel erreicht werden. Die europäischen Mächte haben diesen Grundsatz selbst festgestellt: die Erwerbung Finnlands, das Norwegen an Bevölkerung und Fruchtbarkeit weit übertrifft, ward durch den Grundsatz gerechtfertigt, daß es der neuern russischen Hauptstadt allzu nahe, und für die Sicherheit und Versorgung derselben allzu wichtig sey, als daß es Rußland in den Händen einer andern Macht lassen könnte. Man willigte aus diesem Grunde ein, daß das wichtige Besitzthum Schwedens Rußland einverleibt werde. Derselbe Grundsatz läßt sich auf Norwegen und Schweden, oder wenigstens auf diejenigen Theile davon anwenden, deren Erwerbung in der politischen Konvenienz Rußlands läge. Die ausschließliche Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, die Besetzung der Dardanellen und Konstantinopels selbst *) wären weit minder wichtige Erwerbungen Rußlands, als die Seeküste dieser Halbinsel gegen das atlantische Meer hin, nördlich vom 62° N. B. Dieser Abschnitt der skandinavischen Halbinsel, der an Reichthum und Bevölkerung Finnland weit nachsteht, würde Rußland mit Einemmal zu einer der ersten Seemächte Europa's machen, es würde zahllose Häfen und Fjords erhalten, von denen aus das atlantische Meer zu allen Jahreszeiten befahren werden kann, denn diese Fjords im Norden gefrieren niemals, und jeder ist im Stande, alle Marinen der Welt in sich aufzunehmen. Diese Fjords stehen durch die See, gegen welche sie offen sind, mit allen beschiffbaren Punkten der Erde und einen großen Theil des Jahrs hindurch mit Finnland und dem Mittelpunkt aller russischen Macht, mit St. Petersburg, auf der besten aller Straßen, dem Schnee, in Verbindung. Rußland würde dadurch hinsichtlich der Zufuhren aus den transatlantischen Ländern unabhängig von andern Nationen, und es wäre in Kriegszeiten Herr über seine Marinebedürfnisse, ohne welche keine europäische Macht jetzt eine Flotte ausrüsten kann, und womit Rußland sogar mitten im Kriege seine Feinde ver-

*) Wir lassen hier ganz den Verfasser, den Engländer Laing, sprechen.

sorgen muß, um durch sie dafür die transatlantischen Produkte zu erhalten. Rußland könnte dann seinen eigenen Handel über das atlantische Meer haben.

Der Landtransport über die Halbinsel würde nicht die Hindernisse darbieten, als diejenigen sich wohl einbilden, welche an die Straßen und Entfernungen in andern Breitegraden gewöhnt sind. Wenn Schnee und Frost alle Wege eben, glatt und hart zum Schlittentransport gemacht haben, so sind Eisenbahnen nicht bequemer für den Transport durch Zugthiere, als diese Winterstraße. Die Entfernung von Levangee am Fiord von Trondhyem nach Sundsval am bottnischen Golf, mag zwischen 55 und 60 geogr. M. betragen; dennoch finden die Häringe, die gesalzenen und getrockneten Fische der norwegischen Küste, obwohl dieß Waaren sind, deren Werth keinen kostbaren Landtransport gestattet, ihren Weg regelmäßig nicht nur durch diesen Theil der Halbinsel, sondern auch nach den Märkten von Haparanda in der Nähe von Tornea, welches über 100 geogr. Meilen von Sundsval entfernt ist. Die Kaufleute von Tornea, jetzt eine russische Stadt, besuchen regelmäßig die Märkte in Lyngen Fiord und andern Theilen der Nordküste Norwegens.

Das russische Kabinet müßte bei weitem weniger Einsicht und Geschicklichkeit besitzen, wenn man nicht glauben sollte, daß es sich zu einer solchen Erwerbung rüstet, wenn irgend eine politische Erschütterung Europa's es in den Stand setzen sollte, diese Erwerbung zu machen. Rußland steht Europa gegenüber auf einer Linie von Archangel bis an das schwarze Meer; es manövrirt hauptsächlich auf dem linken Flügel dieser Linie, aber der eigentliche Gegenstand den man gewinnen will, liegt vielleicht auf dem rechten Flügel. Daß Rußland diesen Punkt im Auge hat, läßt sich außer dem Wünschenswerthen der Erwerbung selbst aus manchen Umständen schließen. Rußland unterhält eine unverhältnißmäßige Kriegsmacht auf den aländischen Inseln im bottnischen Meerbusen, fast im Angesichte der schwedischen Küste, und eine eben so unverhältnißmäßige Seemacht von 23 Linienschiffen, — unverhältnißmäßig hinsichtlich jeder möglichen Nothwendigkeit der Vertheidigung, und dieß zeigt deutlich, daß man auf diesem Punkte zum Angriff, wie zur Abwehr bereitet seyn will, um sogleich den günstigen Augenblick zu ergreifen, wenn der Zustand Europa's im Allgemeinen oder Schwedens insbesondere genügende Gründe an die Hand geben sollten. Hiebei ist zu erwägen, daß, wie oben erwähnt, die beiden nördlichen Provinzen Norwegens, Norland und die beiden Finnmarken, in Folge des monopolistischen Handelssystems in Norwegen mit dem Mutterlande nur durch sehr schwache Bande zusammenhalten, und eher Kolonien, als integrirende Theile des Reichs sind. Die Einwohner, wovon ein großer Theil Finnen, also nicht norwegischer Abkunft und Sprache sind, hängen hinsichtlich aller Nothwendigkeiten des Lebens, Korn, Mehl und dem Material zur Betreibung der Fischerei von Rußland ab, und durch den Vertrag, welchen Rußland im J. 1828 abschloß, und in welchem es seinen Handel aus dem weißen Meere nach diesen Provinzen regulirte, werden deren Einwohner mit jedem Tage von ihm abhängiger.

Bemerkungen

über die englische und französische Uebersetzung der Uebersicht der osmanischen Literatur.

Ich habe die englische Uebersetzung der durch neunzehn Nummern des Januarheftes des Auslandes (Nr. 12 bis 51) fortlaufenden Uebersicht der osmanischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im Athenäum nicht zu Gesicht bekommen, finde aber im Decemberheft 1835 der vortrefflichen Zeitschrift: Revue brittannique, einen französischen Auszug aus der englischen Uebersetzung, nach welchem zu urtheilen diese höchst fehlerhaft und sinnentstellend gerathen seyn muß; ich glaube mich verpflichtet, einige Belege davon hier kund zu machen, damit dergleichen Irrthümer nicht etwa aus der englischen oder französischen Uebersetzung in andere Zeitschriften oder Werke übergehen, oder der Unsinn derselben mir zur Last gelegt werde. Ich folge der Zahlungordnung der Seiten des Decemberhefts der Revue brittannique; S. 242: Said Kioupríli, neveu du grand visir conquérant; es gab keinen Said Köprülü, der Neffe, von dem hier die Rede, hieß Esaad. S. 243: Kiglar Agha, auteur d'un ouvrage politique; es ist von Resmi Ahmed die Rede, Verfasser einer Geschichte der Kislaraga, d. i. der obersten Eunuchen; der Kislaraga ist also hier in einen Kiglaraga und außerdem in einen Geschichtschreiber verwandelt worden; eben so zwei Zeilen hernach die Namen der Dichter Nahifi und Hemdemi in Wahiß und Hedounni und auf der folgenden Seite der Name Achteri's in Akhtry. S. 245: Sheikh-Sede statt Scheichsade, d. i. der Sohn des Scheich, wie Begsade der Sohn des Beg; dabei sey bemerkt, daß das persische Sade das lateinische satus, welches im Lateinischen synonym mit geboren, wie Hercules Javis *satu* editus; auf derselben Seite Fetidé statt Fethije, weil diese astronomische Abhandlung Mohammed II, dem Eroberer (Fatih), gewidmet. S. 249: Tannana (le retentissant), Tannanet, der Beiname der Kaßidet heißt nicht der, sondern die Tönende. Der Vers aus dieser Kaßidet:

Und auf dem Kopf den dicken Wulst von Chorasan

ist S. 250 übersetzt: et la tête couverte du *woulst*, so daß das deutsche Wort Wulst dem Engländer und Franzosen als ein türkisches aufgeführt wird. S. 252: fils d'un koudoumseln, ou gardien tu tems, wer wird hier den Sinn des deutschen Textes errathen? Kudumsen, d. i. Taktschläger des religiösen Walzers. S. 275 ist Ghalib, d. i. der Ueberwältigende, mit dominateur übersetzt. S. 257 sind die Namen der Dichter Nischuet und Pertew in Nishit und Pertou verstümmelt. S. 258: Emveri statt Enweri, Behdsher statt Behdschet. Das Reisebuch des Guten ist auf französisch mit itinéraire du bien und nicht wie S. 261 mit itinéraire de la bonté zu übersetzen, auch ist der wandelnde Berg Kuhirewan mit la montagne qui chémine und nicht als montaigne errante zu übersetzen. Der Sohn des Kerzenmacher heißt Ketschedschisade und nicht wie S. 263 Ketschedsade; der Spiegel des Sieges Aineisafer und nicht Ainci Sade (eben da). S. 264 ist der Name der Dichterin Sidki in Ridki, und die Tonart von der Volksweise Scherki gar in eine Mundart verwandelt: elégie écrite en dialecte *sharki* ou sarrasin.*) S. 265 l. Z. ist der Name Jasindschisade Mewlana Esseid Abdolwehhab in Yasindshisada-Mowlava-Es-Said-Abdulwenhal verwandelt, und auf der

*) So eben sehe ich, daß in der Wiener Theaterzeitung Nr. 145 das Lied der Sultanin Heibetullah, in saracenischer Mundart gedichtet! vorkomme.

ersten Zeile der folgenden Seite: Sad'eddin in Seadin, welches aber konsequent, in so fern der Name Ssalaheddin's von den Franzosen in Saladin verwandelt worden. Auf derselben Seite sind Tah und Jes, die Namen der zwanzigsten und sechs und dreißigsten Sure, in Taz und Yis (deux mots mysterieux du Coran) verwandelt. Einer der größten Irrthümer dieser mißrathenen Uebersetzung befindet sich gleich Eingangs S. 261, wo es heißt: Théologiens et jurisconsultes, professeurs et juges rétribués par le gouvernement, *seigneurs de la plume*, comme on les appelle à Constantinople; hier erscheinen die Theologen, Rechtsgelehrten, Professoren und Richter als Herren von der Feder, während dieser Name bloß den Civilbeamten im Gegensatze mit den Militärbeamten gegeben wird; die Ulema, d. i. der Gelehrtenstand, heißen die Herren der Wissenschaft Erdawi Ilm, und ihre Aemter Menaßibi Ilmije, d. i. wissenschaftliche Aemter, im Gegensatze der Menaßibi kalemije, d. i. der Kanzleiämter, oder der Aemter der Feder, und im Gegensatze der Menaßibi saifije, d. i. der militärischen Aemter, oder der Aemter des Schwerts; die Herren der Feder, oder Scribeler, heißen bei den Osmanen nicht die Gelehrten, sondern die Kanzleibeamten; die Ulema haben die einträglichsten Pfründen, aber aus ihrer Bahn führt in der Regel kein Weg in die der Civil- oder Militärämter; der Großwesir wird nur aus den Herren der Feder oder des Schwerts, nicht aus denen der Wissenschaft genommen; der einzige zweite Köprili Ahmed verließ ausnahmsweise die Laufbahn der Herren der Wissenschaft und trat in die der Herren der Feder über, er war der größte Großwesir des osmanischen Reichs. Auf eine irrige, durch die Zeitungen verbreitete Uebersetzung des Chattischerifs der Großwesirsveränderung vom 16ten September 1824 ist bereits in einer Note der Geschichte des osmanischen Reichs (VIII Bd. S. 291) aufmerksam gemacht worden; der darin ausgesprochene Tadel trifft nicht die Herren der Wissenschaft, welche sich noch kein Sultan zu tadeln unterstand, sondern die Herren der Feder, d. i. die Kanzleibeamten.

v. Hammer-Purgstall.

Englische Dampfschifffahrt.

Man kann den täglichen Kohlenverbrauch bei Dampfschiffkesseln, die Arbeit des Tages im Durchschnitt zu 22 Stunden angenommen, auf 220 Pfund für eine Pferdekraft annehmen, mithin beinahe eine Tonne für die Kraft von zehn Pferden. Auf kurzen Reisen, wo kein Aufenthalt stattfindet, beläuft sich der tägliche Verbrauch etwas höher. Wenn das Verhältniß der Kraft zur Tonnenzahl unverändert bleibt, so ändert sich auch die Schnelligkeit des Schiffes nicht wesentlich; man kann mithin annehmen, daß zehn Pfund Kohlen für die Pferdekraft ein Seedampfboot 7½ englische Meilen weit fortreiben, folglich für 100 Meilen 158 Pfund oder fast 1/14 Theil einer Tonne erfordert werden. Die Dampfboote auf dem mittelländischen Meere können 1½ Tonne Brennmaterial auf jede Pferdekraft einnehmen, aber das Verhältniß ihrer Kraft zur Tonnenzahl ist größer, als es für längere Fahrten geeignet seyn möchte, mithin dürfte es vielleicht erforderlich und möglich seyn, ein Dampfschiff zu bauen, das fähig wäre, 1½ Tonnen Kohlen für die Pferdekraft einzunehmen. Nach dem angegebenen Verhältniß würde dieß hinreichen, ein solches Fahrzeug 2400 Meilen weit zu führen; da jedoch stets ein Ueberschuß an Brennmaterial für unvorhergesehene Fälle vorhanden seyn muß, so läßt sich ein so weiter Weg nicht gut ausführbar denken, und es wäre mithin, wenn man bei der Angabe von 1½ Tonne für die Pferdekraft stehen bleibt, die höchstmögliche Reise mit einem solchen Schiff, ohne Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen, auf 2000 Meilen anzuschlagen.

Geologische Notizen.

Im schwarzen Kalkstein mit bituminösen Schichten, zum Uebergangsboden von St. Sauveur le Vicomte, vier Stunden von Valognes (Manche), gehörig, ist eine neue Spezies von Orthocera gefunden worden. Die Schale ist ziemlich dick und mit scharfen Unebenheiten bedeckt, welche an mehreren Stellen eine rautenförmige Gestalt haben. Diese Unebenheiten sind mit Spitzen von Feuerstein oder schwefelsaurem Eisen, das ganze Innere aber mit einem graulichen Marmor ausgefüllt, der gegen das dunkle Schwarz der Schale sehr absticht. Der merkliche excentrische Siphon bildet zwischen den Kammern eine oval verlängerte Gliederung. Da das Fossil nicht ganz ist, so sieht es aus wie ein abgeschnittener Kegel. Unter allen bekannten dieser Art zeigt keiner so entschiedene Unebenheiten als dieses Exemplar, und es erinnern dieselben an jene, welche die Schale der Sepia bedecken. Diese Spezies wird deßhalb Orthocera aspera genannt.

*

Am 16ten September fand zu Nimes ein sonst in jener Gegend sehr seltenes Phänomen, nämlich ein Erdbeben statt: der Boden zitterte und alle beweglichen Gegenstände schwankten; auch die Bäume wurden stark bewegt, und eine heftige Detonation ließ sich vernehmen. Merkwürdig ist, daß die Erschütterung nur in einem ziemlich beschränkten Raume stattfand.

Vermischte Nachrichten.

Herr De Villiers hat auf seinem Landsitz einige Jahre durch die Beobachtung gemacht, daß im Frühjahr sich eine Menge Kröten in den Theil ihres Gewässers begeben, der besonders reich an Karpfen ist, und daselbst unter diesen Fischen eine große Verheerung anrichten: sie klammern sich nämlich mit ihren Füßen an dem Kopf der Fische an, indem sie die warzigen Vorderzehen in die Augen eingraben, lassen sich so von den Fischen fortschleppen, die zuletzt ihr Gesicht verlieren und sterben. Trotz aller Anstrengung kann sich der Fisch der tödtlichen Last nicht entledigen, denn die Kröte hängt so fest an dem Fisch, daß man sie nur dann von demselben losmachen kann, wenn man ihr mit einem Messer die Tatzen abschneidet. Herr De Villiers vermuthet, daß die Kröten, welche schlecht schwimmen, sich der Fische auf die angegebene Art zum schnellern Fortkommen bedienen, zum Zweck der Begattung oder der Befruchtung der Eier.

*

Vor einiger Zeit kam in der bengalischen Bank ein eigenthümlicher Fall vor. Ein Eingeborner wollte sich einige Billete auszahlen lassen, man fand aber, daß die Unterschrift daran fehle, obwohl sie sonst in jeder Beziehung richtig waren. Die Bezahlung ward verweigert, da aber gegen den, der die Banknoten zur Auszahlung präsentirt hatte, durchaus kein Verdacht obwalten konnte, so wurden in der Bank Nachforschungen angestellt, ob sie wohl ohne Unterschrift hätten ausgestellt werden können. Alles bewies indessen, daß dieß nicht der Fall war, der Vorzeiger der Banknoten wurde nun abermals gefragt, und nun fand sich, daß die Banknoten eine Zeit lang in einer kupfernen Büchse gelegen hatten: das Kupfer hatte die mit gewöhnlicher Schrift gefertigten Unterschriften verzehrt, auf den andern Theil der Noten aber keinen Einfluß geäußert.

*

Damit die französischen Kupfer- und Silbermünzen bei den Kabylen, Hadschuten und andern Stämmen des Innern cirkuliren möchten, verändern sie die Araber auf eigenthümliche Weise. Auf einem Sousstück, das einem Franzosen wieder in die Hände fiel, liest man auf einer Seite „Sultan Mahmud,“ auf der andern „geschlagen zu Algier“ in arabischer Schrift.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Oktober 1836.

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

Ich habe unter dieser Ueberschrift einen Aufsatz im Märzheft dieser Zeitschrift gegeben und liefere hier eine Ergänzung zu demselben. Dort malte ich die Walachen in ihrem Winterkostüm, hier werde ich sie in ihrem Sommeranzuge darstellen.

Die Kleidung der Männer wechselt in den verschiedenen Jahreszeiten wenig, und sie tragen z. B. ihren Schafpelz im Winter, wie im Sommer, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei Kälte die Wolle inwendig und bei Wärme nach Außen drehen. Ihre Kopfbedeckung besteht meist in einem Hute mit breiter, aufwärts gebogener Krämpe, fast eben so oft aber auch in einer Mütze von Lammfellen. Anstatt des Pelzes tragen sie aber häufig einen aus Kuh- und Ziegenhaaren gefertigten Filzmantel, welchen sie, wie der Schotte seinen Plaid, mit einer gewissen Grazie um die Schultern zu schlagen verstehen, und der ihnen des Nachts als Decke dient. Was die bessere Klasse unter ihnen betrifft, so trägt diese ein Wams von Schafpelz ohne Aermel, welches bunt durchnäht ist. Die Beinkleider sind von grobem Wollenzeuge gemacht, welchen sie fast überall selbst verfertigen. An den Füßen tragen sie Sandalen von Leder, welches sie selbst zubereitet haben. Diese werden dem Fuße genau angepaßt und sind zum Gehen sehr bequem. Eine Weste ist nicht üblich, und das Hemd hat nur die Länge, daß es höchstens bis an die Hüften reicht. Um den Leib tragen sie (insbesondere die Schäfer) einen breiten ledernen Gürtel, welcher mit Messingplättchen verziert ist, und worin sie ein Messerbesteck, Feuerzeug und andere dergleichen Sachen haben.

Die Frauen gehen beinahe durchgehends ohne Leibchen. Als Rock tragen sie hinten und vorn eine Art Schürze von buntem wollenem Zeuge, welche aber auf beiden Seiten das Hemd durchblicken läßt. Luftig genug ist solche Kleidung für den Sommer. Des Sonntags tragen sie eine Art von Turban auf dem Kopf, der in manchen Gegenden von weißen, in andern von bunten Tüchern, aber mit vielem Geschmack gewunden ist. Die Mädchen tragen in den meisten Gegenden Zöpfe, die mit bunten Bändern durchflochten sind. Ihre Fußbekleidung sind fast überall Stiefeln, was ihrer ganzen Gestalt einen üblen Anstrich gibt. Es fehlt nicht an Schönheiten unter ihnen, obgleich sie nicht häufig vorkommen, aber die plumpen Stiefeln stören den guten Eindruck, den sie ohne diese machen würden. Der viele Koth auf den Straßen in Städten und Dörfern mag wohl die Veranlassung seyn, und die Stiefeln nothwendig machen. Daß sie in solchen auch eben nicht graziös tanzen, setzt man von selbst voraus. Ihre Tänze bestehen auch fast nur aus einem Hin- und Herlaufen, wobei sie zwar ein wenig in ihrer Art kokettiren, aber nichts weniger als gewandt und liebenswürdig sind. Sie sollen gegen ihre Liebhaber die Sprödigkeit nicht gerade bis zur Grausamkeit treiben.

Ich habe im Märzheft bei der Aufzählung der in Siebenbürgen wohnenden Nationen nur die Ungarn, Deutschen und Walachen genannt, und dabei die Szekler ausgelassen. Diese nebst den ersten beiden haben allein Sitz und Stimme auf dem Landtage, die Walachen aber nicht. Ueberhaupt ist dieser Volksstamm in vieler Art zurückgesetzt, was so weit geht, daß man es beinahe für erniedrigend hält, seine Sprache zu reden. Wenigstens spricht sie der Ungar und Deutsche nur dann, wenn es der Verkehr mit den Walachen nöthig macht. Und doch hat sie so viel Wohlklang und bedürfte gewiß nur der weitern Ausbildung, um der italienischen ähnlich zu seyn. Lieder von jungen Mädchen mit hübschen Stimmen in dieser Sprache gesungen, klingen überaus angenehm. Es hat sich aber der Walache dermaßen an die Dienstbarkeit gewöhnt, daß er die Erniedrigung, die er überall erfährt, kaum fühlt. In vielen Dörfern sind die Nationen von Magyaren und Walachen gemischt, und es sprechen alsdann Alle beide Sprachen.

Hat man sich erst an die Walachen gewöhnt, so findet man sie weniger roh, ja mitunter sogar gemüthlich. Mehrere Veranlassungen brachten mich in ziemlich genaue Berührung mit ihnen, wobei ich denn Gelegenheit hatte, sie ein wenig genauer kennen zu lernen. Die Trägheit, welche ich schon in meiner ersten Mittheilung rügte, verläugnen sie bei keiner Gelegenheit. Weil dieß der Fall ist, so schlagen sie es auch sehr hoch an, wenn

sie einmal ein wenig thätig seyn müssen. Sie entblöden sich alsdann gar nicht, für ihre Arbeiten oder Dienstleistungen mehr als das Doppelte anzusprechen, was ein Deutscher fordern würde. Gewohnt, mit der Arbeit eines Tages den Unterhalt für mehrere zu gewinnen, geben sie sich zu keiner her, bevor sie nicht eines hohen Taglohns gewiß sind. So hatten sie unter andern Merinoschafe zu waschen und zu scheeren, eine Arbeit, die sie zum Theil nicht kannten, sich daher sehr schwierig dachten. Ersteres wird bei ihren Zakeln, deren Wolle erst nach der Schur gewaschen wird, gar nicht, und letzteres nur sehr schlecht betrieben. Auf den größern adeligen Gütern müssen sie dergleichen Arbeiten als Frohne thun und sie werden ziemlich gut verrichtet. In dem in Rede stehenden Falle war es freie Arbeit, und es machten daher diese Menschen Forderungen, welche im Vergleich mit Deutschland mehr als das Doppelte betrugen. Nach langen Debatten kam eine Einigung zu Stande, bei welcher sie so gut gestellt waren, daß ein geschickter Arbeiter des Tages 2 fl. Konv. Münze verdiente, eine Summe, die er sonst in zwei bis drei Wochen kaum erwirbt. Dadurch aber kam er in die für ihn glückliche Lage, daß er hinterher wenigstens drei bis vier Wochen dem Müßiggange sich hingab. Dieser ist für sie das Himmelreich. Sich Stunden lang in die Sonne hinzustrecken und stumpfsinnig dahin zu brüten, ist nächst dem Essen und Trinken in den Wirthshäusern der höchste Genuß, den sie kennen.

Ob man es für ein Zeichen eines knechtischen Sinnes halten soll, daß sie Jeden, den sie für hoch stehend halten, mit großer Ehrerbietung grüßen, und dabei jedesmal aufstehen und sich nicht eher wieder setzen, als bis er an ihnen vorüber ist; oder ob dieß als ein Beweis der Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit zu betrachten sey, das lasse ich dahin gestellt seyn.

Sehr mangelhaft steht es um ihre Religion, und da Kirche und Schule überall in enger Verbindung stehen, so darf man sich über den geringen Grad von Geisteskultur, auf welchem dieses Volk noch steht, wohl eben nicht wundern. Die walachischen Kirchen (zur unirten griechischen Kirche sich zählend) bieten schon von Außen ein trauriges Bild dar. Die Wände sind von zusammengelegten Holzstämmen (sogenanntem Schrotholze) gebaut. Die Fenster sind kleine Oeffnungen von etwa 1 Fuß Höhe und $^1/_2$ Fuß Breite. Da deren nur noch sehr wenige sind, so kann man sich denken, wie dunkel es in einem solchen Gebäude ist. Von Schmuck und Verzierungen ist nichts zu sehen darin, und was man etwa so nennen könnte, das sind Schnitzeleien und Klecksereien, wie sie Kinder bei ihren Spielwerken anbringen. Allein noch trauriger, als wie um die Kirche, ist es um die Geistlichkeit bestellt. Ein walachischer Pfaff hat meistentheils kaum so viel wissenschaftliche Kenntnisse, wie ein Handwerker in Deutschland. Man wird aber dieß begreiflich finden, wenn man hört, welche Subjekte zu diesen Posten gewählt werden. Verabschiedete Unteroffiziere oder entlassene Bedienten sind noch nicht die schlechtesten. Sehr oft setzt der Patron einer solchen Kirche seinen Bedienten, um ihn weiter zu versorgen, als Geistlichen ein. Dieß gilt zwar nur von den kleinern Gemeinden, deren gibt es aber eine große Menge. Bei den größern findet man wohl vorbereitete und geweihte Priester, und viele sehr würdige Männer. Die, von welchen ich hier insbesondere spreche, d. h. die des niedern Ranges, kennt man von den Bauern nur an ihrem Barte unter dem Kinn, vollkommen dem der jetzigen Mode ähnlich, im Uebrigen sind sie in Kleidertracht und ganzem Wesen jenen völlig gleich. Wie sehr sie übrigens die dem Priester zukommende Demuth üben, davon erfuhr ich selbst ein sehr sprechendes Beispiel. Zwei solcher Pfaffen hatten sich aus Neugierde bei der Schur einer Heerde von Merinoschafen eingefunden und traten an der Spitze anderer Neugieriger in den Weg. Ich wies sie zurück, ohne daß es lange fruchtete, und wiederholte dieß bald auf eine ernste Weise. Sie traten lächelnd zurück, blieben jedoch noch eine lange Zeit. Ich selbst war, als ich ihren Stand erfuhr, mehr beschämt, wie sie.

Die Besoldung eines solchen Geistlichen ist wenig besser, wie die eines Dienstboten oder Tagelöhners. Außer ihrer Funktion wird ihnen vom Volke wenig besondere Achtung erwiesen.

Vortheilhaft vor den walachischen Kirchen zeichnen sich die katholischen aus, die man fast überall neben jenen in den Dörfern findet. Es sind nämlich die sogenannten Grundherrn fast nur Magyaren, meistentheils katholisch, und haben, wenn deren auch nur einige in einem Dorfe wohnen, ihre eigene Kirche. Auch Reformirte gibt es gleicher Art. Bis zu welchem Grade die Knechtschaft der Walachen gehe, leuchtet daraus ein, daß beinahe nie, oder doch nur höchst selten, einer es bis zu einem Grundherrn bringt, trotz dem, daß auch Arianer (Armenier) zum Besitz gelangen können, obgleich sie, wenn nicht die allgemeine Toleranz sie schützte, zur unterdrückten Religionspartei zu zählen wären. Es ist in Siebenbürgen eigentlich nur der Adel des ländlichen Grundbesitzes fähig, und selbst darin finden noch große Ausnahmen statt. Doch dieß gehört nicht in dieses Kapitel.

In ihrem ganzen Thun und Wesen gleichen die Walachen sehr den Kindern, freilich ein wenig den ausgearteten. Sehen sie irgend etwas, was ihnen neu ist, so staunen sie es eine Zeit an, lachen auch über das, was man sie lehrt, und was sie sonst noch nicht kannten. So wenig Nationalstolz sie haben, so bilden sie sich doch etwas auf ihre Abstammung von den Römern ein, in so weit sie nämlich einige Kenntnisse von der Geschichte der Vorzeit besitzen. Daher nennen sie sich auch mit einer gewissen Eitelkeit Rumani. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieß Volk, wenn es namentlich aus der Knechtschaft heraustráte, mehrere gute Eigenschaften zeigen und entwickeln würde. Von seiner Ehrlichkeit sah ich eine recht schöne Probe. Ein Schäfer hatte einen Geldbeutel, worin 4 fl. K. M. waren, verloren. Ein junger Walache hatte ihn gefunden, und brachte ihn, weil er von der Traurigkeit des Schäfers über seinen Verlust gehört hatte, diesem unversehrt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Ireland. III.

Eine irische Bauernmahlzeit.

(Schluß.)

Inzwischen waren die Pferde umgespannt und der Rosse-bändiger, welcher sich mittler Weile mit einem Glas Whiskey-punsch gegen die Kälte versorgt hatte, rief nach mir. Ich wünschte daher der Familie guten Morgen und eilte, während sie mir Glück auf die Reise, ein „God speed you," nachriefen, wieder auf meinen Sitz. Eine Handvoll Tabak, die ich dem Bauer zurückließ, wurde mit größtem Entzücken angenommen, und hat mich gewiß noch auf lange in der Hütte in gutem Andenken erhalten. Auf der Kutsche hatte jetzt hinter mir noch ein anderer Passagier Platz genommen, der bis hierher auf einem Seitenwege in seinem Gig gekommen war, welchen er jetzt wieder nach Hause schickte. Er schien ein kleiner Landbesitzer zu seyn, und fing, nach der gewöhnlichen Einleitung: „ein schöner Morgen, mein Herr," ein Gespräch an, das mir manche willkommene Aufschlüsse über die Verhältnisse der Gegend und namentlich auch über die Lage der Bauern gab. Seine Mittheilungen zeugten von einem gesunden, praktischen Verstande und stimmten völlig mit andern Beobachtungen überein, die ich vor- und nachher in verschiedenen Theilen der Insel zu machen Gelegenheit hatte. Was auch manche Theorie-Politiker dazu sagen mögen, eines der Hauptübel für die ärmern Klassen des irischen Landvolks liegt in der großen Zersplitterung des Pachtbesitzes, welche nur zu sehr geeignet ist, die Leute an den Bettelstab zu bringen, sie immer mehr zu demoralisiren und Unruhen aller Art zu befördern. Ein Gutsherr mag sein Interesse darin finden, oder es mag seiner Eitelkeit schmelcheln, eine große Anzahl von Pächtern zu haben, wie mancher Minister sich etwas darauf zu Gute thut, wenn die Bevölkerung sich unter seiner Verwaltung vermehrt hat: aber ob die allgemeine Wohlfahrt in dem einen wie in dem andern Fall gewinne, ist eine Frage, die, in Bezug auf Ireland mindestens, bestimmt verneint werden muß. Die wenigen Morgen Landes (oft nicht mehr, als zwei bis vier), welche die einzelnen kleinen „Tenants" hier inne haben, mögen in ergiebigen und allenfalls auch in mittelmäßigen Jahren hinreichen, ihren Bebauern nach Entrichtung der Pacht das Leben zu fristen und ihnen nothdürftig Kleider auf den Leib zu schaffen: doch etwas zu ersparen und „für einen regnigten Tag bei Seite zu legen," wird immer sehr schwer halten, wenigstens wird das Erübrigte den Ausfall eines Mißwachses nicht decken. Treten außerdem zu Letzterm vielleicht noch andere Unfälle, etwa das Sterben eines Schweins oder dergleichen, so bleibt gleich die Pacht im Rückstande und die schreckliche Noth kommt ins Haus, weil die armen Menschen außer ihrem wenigen Landbau selten die geringsten Hülfsquellen durch Nebenerwerb finden, und ihre gewöhnliche Lebensweise schon so kärglich ist, daß eine weitere Einschränkung höchstens durch Hungern und Fasten bewirkt werden kann. Ist obendrein der Gutsherr oder sein Agent hartherzig oder geldbedürftig, so erfolgt Auspfändung, und dem Bauer sammt seiner Familie bleibt dann oft nichts weiter übrig als den Bettelstab zu ergreifen oder nach England hinüberzugehen, um Tagelöhnerarbeit zu suchen. So wenig indessen diese kleinen Grundstücke zur Sicherung des Unterhalts ihrer Inhaber genügen, so wenig reichen sie auch aus, ihnen gehörige Beschäftigung zu gewähren. Da nun unglücklicherweise die Mehrzahl ihrer Nachbarn sich in ganz ähnlichen Verhältnissen befindet, also mehr als im Stande ist ihre Aecker allein zu bestellen, so gelingt es den Leuten nur in außerordentlichen Fällen, auf fremdem Boden Arbeit und Nebenverdienst zu erhalten. Die wenigen größern Landwirthe haben in der Regel ihre eigenen Tagelöhner und bedürfen nur selten ein paar Hände mehr, die sie natürlich schon in ihrer nächsten Umgebung in Ueberfluß finden. Läßt sich's daher einer oder der andere einkommen, nach Beendigung seiner eigenen Geschäfte ein paar Meilen weit von Hause zu gehen, um Arbeit zu suchen, so fällt dort Alles über den „Fremden" her, „der den ohnehin seltenen Verdienst zu schmälern kommt." Er wird mißhandelt und gezwungen das Weite zu suchen. Die natürliche Folge ist also, daß ein großer Theil der Bevölkerung, und fast lauter kräftige arbeitsfähige Leute dem Anfange aller Laster, dem Müßiggange, verfallen. Hierin hauptsächlich liegt der Anlaß zu dem so enorm verbreiteten Laster des Trunks, hieraus entspringen großentheils die agrarischen Unruhen, hieraus die schreckliche Masse von Verbrechen, die stete Lust zu Neuerungen und die zahllosen andern Uebel. Bewirthschafteten dagegen die Besitzer ihre Ländereien mindestens theilweise selbst, oder verpachteten sie dieselben häufiger in großen Parcellen, so würde die dadurch natürlich verringerte Zahl kleiner Pächter in den Stand kommen, neben ihrem eigenen Feldbau Beschäftigung und Verdienst als Tagelöhner zu finden, wodurch die Moralität wie der Wohlstand des Landvolks unfehlbar gewinnen müßte. *) So lange aber die irischen Bauern zur Mehrzahl bloß ihre eigenen Tagelöhner bleiben, ist an eine durchgreifende Verminderung von Noth und Verbrechen schwerlich zu denken. Ob eine solche Veränderung des Pachtsystems durch Parlamentsakten erreicht werden kann, bezweifle ich; indessen scheint in diesem Augenblick der Parteigeist mindestens in so fern den Weg dazu zu bahnen, daß man den vielen kleinen Pächtern immer mehr eine Mittelgattung, die Zehnpfund Freeholders, zu substituiren strebt, die das Stimmrecht bei Parlamentswahlen in Anspruch nehmen kann, dessen jene seit 1829 verlustig gegangen sind.

*) Das Beispiel Englands und der englischen kleinen Pächter, deren Zahl übrigens verhältnißmäßig weit geringer ist, kann hier nicht als Gegenbeweis geltend gemacht werden, weil die Verhältnisse beider Länder so außerordentlich verschieden sind. Die zahlreichen großen Städte Englands gewähren einen so vortheilhaften und stets benachbarten Markt, wie man ihn in ganz Ireland, Dublin kaum ausgenommen, vergebens sucht.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Im September 1833 traf ich die nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Porto-Alegre, den Uruguay aufwärts, durch einen Theil der vormaligen Missionen und der Provinz San-Pedro. Herr Eduard

Manuel von Angoulême, einer der Theilhaber meines in Buenos-Ayres begründeten Handlungshauses, und Herr Eugen Gamblin wollten mich begleiten, und ein Handwerker aus der Provence nebst einem Deutschen baten, bis zu den Missionen mitgehen zu dürfen.

Nachdem ich vom Kriegsminister und dem Chef der Polizei die nöthige Erlaubniß erhalten hatte, die erforderlichen Waffen und Munition mitnehmen zu dürfen, schifften wir uns am 25sten September gegen 11 Uhr Vormittags auf der National-Balandra Isabela ein. Es wehte ein frischer Südwind, und wir machten 8 bis 9 Knoten, d. h. 2¾ bis 3 Lieues in der Stunde. Um 2 Uhr Nachmittags erblickten wir die Insel Martin-Garcia und um 4 Uhr Las Vacas.

Die Insel Martin-Garcia ist ein Buenos-Ayres gehöriges Fort, oder vielmehr eine von Natur feste Stellung, welche die Einfahrt des Uruguay und des Parana vertheidigt. Sie liegt zwischen La Colonia und Las Vacas, ungefähr 10 Stunden von diesen beiden Punkten entfernt. Von Nordwesten aus, in einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden betrachtet, sieht sie aus wie ein schwärzliches aus dem Wasser auftauchendes Gewölbe. Diese Insel ist für den Naturforscher wegen der Beschaffenheit ihres Bodens und wegen der Mannichfaltigkeit von Insekten und Pflanzen, die man hier findet, von Interesse.

La Colonia del Sacramento, im Jahre 1679 von einem Gouverneur von Rio-Janeiro gegründet, ist, der Wichtigkeit ihrer Lage halber, oft von den Spaniern, Portugiesen, Engländern und Brasiliern angesprochen worden. Endlich fiel sie an den Staat der Banda-Oriental; sie ist eine der drei Städte dieser Republik. Es wird hier nur wenig Handel getrieben, weil der Hafen klein und nur schlecht gegen die beiden gefährlichsten Winde — den Südwest und den Südost — geschützt, dabei auch noch die Einfahrt schwierig ist, weil der La Plata auf dieser Seite eine reißende Strömung bildet. La Colonia liegt Buenos-Ayres gerade gegenüber.*) Zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Las Vacas fließt der Bach San-Juan, an dessen Mündung die Leute des Sebastian Cabot sich ansiedelten.

Las Vacas ist ein ziemlich trauriges Dorf, am Ufer eines kleinen Flusses desselben Namens, in einiger Entfernung von der Küste, gelegen. Die Ranchos oder Hütten, aus denen es besteht, widersprechen, wie Herr d'Orbigny sagt, durch ihr Inneres dem Begriff von Elend nicht, den ihr Aeußeres erzeugt. Indeß steht dieser Ort doch wegen der Menge von Brennholz, womit es Buenos-Ayres versieht, und wegen der Zufuhren in Ruf, welche diese große Stadt während der verschiedenen Belagerungen, die sie von der Landseite her auszuhalten hatte, von daher bezog.

Nachdem wir an den kleinen Inseln Las dos Hermanas und del Juncal vorüber waren, kamen wir nach Punta Gorda, wo der Uruguay beginnt. Es war fast Nacht; der Fluß war ruhig geworden, und ein schwacher Südwind spielte in den Segeln unseres Fahrzeugs; wir hatten volle Muße im Zwielicht der Dämmerung die waldigen Gestade am linken Ufer des Uruguay zu betrachten. Die Höhe der Küste, so wie eine Reihenfolge von tief eingeschnittenen Buchten, die so auf einander folgen, daß das Ufer ein geschlängeltes Ansehen erhält, bieten nebst dem Wald auf den Anhöhen dem Auge eine ziemlich abwechselnde Aussicht.

*) Astronomische Lage von Herrn Barral im Jahre 1831 aufgenommen: 34° 28′ 14″ Breite und 60° 10′ 51″ Länge.

Der Uruguay*) entspringt gegen den 28° S. B. in den Gebirgen (Serra do Mar), welche gegen Westen und ziemlich nahe bei der Insel Santa-Catarina liegen. Sein Lauf ist reißend, von mehreren Stromschnellen und Felsenriffen unterbrochen. Sein durch eine Menge von Beiflüssen gespeistes Wasser gilt für ausgezeichnet gut und leicht abführend, obschon, wie Azara sagt, Knochen und Baumstämme in demselben versteinern.**) Der höchste Wasserstand hält von Ende Julius bis Anfangs Novembers an. Der Uruguay mag an seiner eigentlichen Mündung, welche sich zwischen der kleinen Insel Juncal und dem Weiler Las Higueritas, auf der Höhe von Punta Gorda, befindet, wohl eine Stunde breit seyn.

Unser Schiffspatron warf um 8 Uhr Abends, Las Higueritas gegenüber, Anker. Die Dunkelheit der Nacht nebst den einzelnen am Ufer zerstreuten Lichtern ließen uns vermuthen, daß der Ort groß oder doch mindestens anziehend sey; wir wurden jedoch am folgenden Morgen beim Erwachen enttäuscht. Statt der herrlichen Gegend, von der wir geträumt hatten, fanden wir nichts als ein sandiges Ufer und eine Anhöhe von lehmiger Erde, an deren Abhang gegen zwanzig Ranchos oder Hütten standen, deren elender Anblick durch das verkrüppelte Gesträuch umher nur noch mehr herausgehoben wurde.

Dennoch ist dieser Weiler, seiner Lage wegen, im Zunehmen begriffen; das bisher zu Las Vacas bestehende Douanenbureau ist jetzt hieher verlegt worden, da die Lage der Oertlichkeit sich besser zu Beaufsichtigung der Schifffahrt eignet, denn es laufen hier die Mündungen des Parana aus, und jedes auf- oder abwärts gehende Fahrzeug muß nothwendig am Douanenbureau vorüber. Eine Kanone von großem Kaliber, frei auf dem Boden stehend, gebietet Achtung vor der Flagge von Oriental. Dieser Ort ist ungefähr sechs Stunden von Las Vacas entfernt. Die Spitze von Chaparro liegt eine Stunde weit gegen Norden.

Am 26sten stieg ich nothgedrungen ans Land, um unsere Pässe visiren zu lassen; ich ward von den Beamten, und namentlich vom Einnehmer, der Vorliebe für Fremde zu haben schien, sehr höflich aufgenommen. Er ließ sogleich eine Wurzel herbeiholen, der man im Lande den Namen Salsa bianca (weiße Sassaparille) gibt, und die, wie die unserer Apotheken, in Aufguß und gegen dieselben Krankheitsfälle getrunken wird. Man findet sie im Sand am Ufer und auch unter dem Wasser. Diese Wurzel besteht aus fleischigen mehr oder minder dicken Fasern, die zuweilen 20 bis 30 Fuß lang sind. Sie ist sehr knotig, und die Knoten sind um so größer und stehen einander um so näher, je älter die Wurzel ist. Aus diesen Knoten wachsen eine Menge andere Fasern hervor, welchen die eigentliche medizinische Kraft inwohnt. Diese Wurzel gehört einem nicht sehr hohen Dornstrauch mit dünnen, holzigen Stängeln an.***)

Nimmt man von der kleinen Bevölkerung von Las Higueritas die Douanenbeamten — wahre Caballeros — und noch drei oder vier Familien aus, so ist, was übrig bleibt, nichts als Raubgesindel.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Name Uruguay besteht aus zwei Guarani-Worten: Urugua (Wasserschnecke) und Y (Wasser, Fluß); eine Benennung, die er von der großen Menge von Muscheln, die man in ihm findet, erhalten hat.

**) Den Irrthum, daß das Wasser dieses Flusses versteinere, theilen alle Bewohner seines Ufers. Die Knochen und Baumstämme, die man in ihm findet, sind indeß in einem fossilen und nicht in einem Zustande der Petrifikation, der, wie bekannt, nur in einer Kruste besteht, die sich außerhalb ansetzt.

***) Man kann diese Pflanze unter die Familie der Smilaceen oder stechwindenartigen Gewächse, aber zu den Asparagineen rechnen. Es ist eine von der in Louisiana und Mexico wachsenden verschiedene Art, die sich mehr dem Lieschgras oder der deutschen Sassaparille nähert. Herr Aimé Bonpland war es, der den Einwohnern diese nützliche Pflanze kennen lehrte. Sie wird in den Missionen und auf der Insel Martin-Garcia gefunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Oktober 1836.

Französische Literatur.

Revolutionsgeschichte v. Buchez u. Roux. Bd. 26 u. 27.

Es reicht hin zu sagen, daß diese zwei Bände die Monate April und Mai 1792 begreifen, um sogleich auf eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der französischen Revolution, in der Geschichte der Welt hinzuweisen. Auf der einen Seite die Anklage gegen Marat, seine Vertheidigung vor dem Convent und seine Freisprechung; auf der andern Seite die Anklage gegen die Girondisten und ihr Fall. „Voll Vertrauen in die Einsicht, die Billigkeit und den Bürgersinn des Gerichtes, verlange ich selbst die genaueste Untersuchung dieser Sache. Mein Gewissen ist ruhig, meine Gesinnungen sind aufrichtig, mein Bürgersinn rein; ich begehre nicht Nachsicht, sondern strenges Recht. Ich bin bereit meinen Richtern zu antworten; ehe sie mich aber vernehmen, will ich Ihnen, Bürger, eine Reihe von Bemerkungen vortragen, die Ihnen die schmutzige Unwissenheit, die Abgeschmacktheit, die Ungerechtigkeit, die Treulosigkeit, die Raserei und die Wuth meiner niedrigen Angeber zeigen werden." — Dieß ist die Eröffnung von Marat's Vertheidigung, und die Fortsetzung geht in steigendem Tone. Merkwürdig ist, aus dieser sieggekrönten Rede zu ersehen, daß die Feinde Marat's ein eigenes Mittel angewendet hatten, um ihn zu verderben. Da sie aus dem wirklichen und wahren ami du peuple, dem Blatte Marat's, keine hinreichenden Beweise ihrer Anklage schöpfen konnten, so ließen sie eine Menge untergeschobene Schriften unter seinem Namen umlaufen. Marat führte namentlich an, daß Lafayette, der Hof und der monarchische Klub fünf falsche ami du peuple zu gleicher Zeit und mit Nachahmung seiner Aufschrift verbreitet hätten. Seine Rede ist ein Muster von körniger Energie und Bestimmtheit. Er ward mit Stimmeneinheit freigesprochen; das Volk, welches in ungeheurer Masse versammelt war, bekränzte ihn mit Eichenlaub und führte ihn in die Sitzung des Convents zurück. Dort trat ein Sapeur der Freiwilligen vor den Präsidenten, noch ehe Marat angekommen war, und hielt ihm folgende Anrede: „Bürger, Präsident, ich verlange das Wort, um zu melden, daß wir den braven Marat zurückbringen (ein Theil der Versammlung und alle Zuschauer auf den Tribünen klatschen Beifall). Marat war stets der Freund des Volkes und das Volk wird stets für Marat seyn. Man hat mir in Lyon den Kopf abschlagen wollen, weil ich seine Vertheidigung genommen. Wohlan, soll der Kopf Marat's fallen, so wird der meinige vorangehen. Wir bitten um die Erlaubniß, Präsident, vor der Versammlung zu defiliren, wir hoffen, daß Sie den Begleitern des Volksfreundes diese Gunst nicht versagen werden." Wie begehrt, so geschah es, und Marat wurde im Triumph auf seinen Platz getragen. Da keines dieser großen Revolutionsbilder ohne seine Schattenseite ist, so denkt man sogleich an den Augenblick, wo Marat's Büste, nachdem man sie erst mit Pomp in das Pantheon gebracht, mit Fluch und Verwünschung in den Koth gestoßen ward.

Unter andern anziehenden Daten und Gegenständen, welche der 26ste Band berührt, nenne ich hier: die Erklärung der Menschenrechte, vorgelegt und gerechtfertigt von Robespierre und unterstützt von St. Just; Protokoll der Verhandlungen zwischen den Kommissarien des Convents und Dumourier; Auszug aus den Memoiren eines Staatsmannes über die Verschwörung dieses Generals; Fragment der geheimen Revolutionsgeschichte von Camille Desmoulins; Rede von Vergniaud über die Konstitution; deßgleichen von Robespierre.

Im Monat Mai verlegte der Convent seine Sitzungen in den Palast der Tuilerien. Was wir heute den Pavillon Marsan nennen, auf dem nördlichen Flügel des Schlosses, hieß damals Pavillon de la liberté; der Pavillon de Flore auf der Südseite hieß Pavillon de l'Egalité, und das Mittelgebäude Pavillon de l'Unité.

In der Sitzung des Jacobinerklubs vom 12ten Mai tritt eine citoyenne, soldat canonnier auf und erzählt, daß sie vor Maestricht gefochten, daß sie gefangen genommen worden, durch ihr Geschlecht begünstigt, entflohen sey. Sie beschwert sich über ihre Sektion, welche ihr eine Sicherheitskarte verweigert habe. Da sie der Gesellschaft Beweise ihres Muthes darlegt und versichert, daß sie nicht eher die Waffen niederlegen wolle, bis die Feinde des Vaterlandes vernichtet seyen, so bewilligt ihr der Klub die verlangte Sicherheitskarte.

Der 27ste Band ist einzig und allein dem Kampf der bei-

den Parteien, Jacobiner und Girondisten, gewidmet, und zeigt diesen Bruch in klarem Lichte. Nirgendwo ist die Stellung beider Lager, der Angabe ihrer Mittel und Zwecke mit so großer Deutlichkeit dargestellt worden. Es ist dieß eine der großen Streitfragen in der Revolutionsgeschichte. Wer hatte Recht, wer Unrecht? Die Gironde oder die Montagne! Nach den hier mitgetheilten Urkunden wären die Jacobiner ihrem Ursprunge, dem Ziel und Zwecke der Revolution treuer geblieben als die Girondisten, denen man persönliche und föderalistische Absichten beilegt. Es ist dabei wohl zu beachten, daß man unter dem Namen Montagnards gewöhnlich zu viel versteht. Nicht die Hebertisten, noch die Dantonisten sollen darunter begriffen werden, wenn es sich von dem Gegensatz der Girondisten handelt, sondern lediglich die reinen Jacobiner. Die Taktik der Girondisten bestand darin, den Departementen die Hauptstadt als die Urheberin der Unruhen darzustellen, und dem Volk von Paris mit der Entfernung des Convents von Paris zu drohen. Allein es gelang dennoch den Jacobinern, die Masse des Volkes, der Soldaten und selbst der föderalistischen Truppen für sich zu gewinnen, und es half den Girondisten nichts, gegen die Reichensteuer und die Truppenaushebungen für die Vendée geeifert zu haben; sie mußten unterliegen. Dieser Band enthält auch einen merkwürdigen Brief von Hoche an den Verfasser des Volksfreundes Marat. Hoche beklagt sich darin über die schlechte Verwaltung und Leitung des Kriegswesens und das Spiel der Intriguanten. Der Pere Duchesne (Hebert) spuckt abermals in seiner trivialen Unfläthigkeit. Einer seiner Artikel ist darum historisch merkwürdig geworden, weil er zu der berühmten Antwort des Conventspräsidenten Isnard Anlaß gegeben hat. Den Artikel Heberts auch nur im Auszuge zu geben, ist unmöglich, man kann ihn nicht anrühren, ich denke der Titel wird genug seyn: La grande dénonciation du père Duchesne, à tous les sansculottes des Départements, au sujet des complots formés par les Brissotins, les Girondins, les Rolandins, les Buzotins, les Pétionistes, et toute la foutue séquelle des complices de Capet et de Dumourier, pour faire massacrer les braves montagnards, les jacobins, la commune de Paris, afin de donner le coup de grâce à la liberté et de rétablir la royauté. Ses bons avis aux braves lurons des faubourgs, pour désarmer tous les viédases qui pissent la verglas dans la canicule, et qui, au lieu de défendre la république, cherchent à allumer la guerre civile entre Paris et les départemens. Hebert, in Gefolge dieses Artikels, ward verhaftet, und der Generalrath der Gemeinde von Paris schickte eine Deputation an den Convent, um seine Freilassung zu begehren. Der Redner der Deputation schloß also: „der Generalrath wird die Unschuld vertheidigen, bis in den Tod ..... Wir verlangen, daß Hebert ohne Verzug vor Gericht gestellt und seine Sache abgeurtheilt werde. Die willkürlichen Verhaftungen sind für die rechtlichen Männer Bürgerkronen." Hierauf erwiderte Isnard im Laufe seiner Rede: „Wenn jemals der Convent erniedrigt würde; wenn es im Gefolge der seit dem 10ten August sich stets erneuernden Aufstände dahin käme, daß man die Nationalversammlung verletzte, so würde, ich erkläre es im Namen von ganz Frankreich, Paris vernichtet werden ... „Bei diesen Worten erhebt sich ein fürchterlicher Tumult, ein Theil der Versammlung widerspricht dem Präsidenten, ein anderer nimmt Partei für ihn. Marat ruft ihm zu: herunter von dem Sitz, Präsident, Sie spielen die Rolle eines Zitterers ... Sie entehren die Versammlung. Isnard fährt fort: „Bald würde man auf den Ufern der Seine die Spuren von Paris aufsuchen müssen!" Diese schweren Worte waren nicht leichthin gesagt, sie hatten zur Grundlage den Anhang, welchen die Gironde in den Departementen besaß, und der in Lyon bald darauf die Fahne der Insurrektion aufpflanzte. Es gehörte um so mehr Klugheit und Stärke dazu, um den endlichen Sieg über diese Partei davon zu tragen, wie es den Jacobinern am 31sten Mai gelungen ist.

Bei Erscheinen dieses 27sten Bandes sagen die Herausgeber: Die Zeit des vielen Redens und Verhandelns im Convent ist nun zu Ende und fortan wird unsere Geschichte, dem Charakter der Revolution folgend, mehr mit Thatsachen und Handlungen sich beschäftigen, und daher ihrem Ende rascher entgegengehen.

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Siebenbürgen bilden die Zigeuner. Sie sind die wahren Paria's in diesem Lande. Wenn schon die Walachen gegen die andern drei Nationen: Ungarn, Szekler (eine Abzweigung von den Magyaren) und Deutsche weit zurückstehen, und man sie dieß überall fühlen läßt, so nehmen die Zigeuner eine noch weit tiefere Stufe ein. Nichtsdestoweniger aber sind sie doch sehr zahlreich, und vermehren sich trotz ihrer Zurücksetzung noch täglich. Fast in allen Ortschaften trifft man sie an, und sie haben dort ihre Hütten, die selten viel besser aussehen, wie die Höhlen von Thieren. Meistentheils isoliren sie sich von den übrigen Einwohnern, weßhalb auch ihre Hütten außerhalb der Ortschaften stehen. Für die Erlaubniß sich anzusiedeln, werden sie den Grundherren zinspflichtig: da sie jedoch baares Geld schwer aufbringen würden, so leisten sie persönliche Dienste. Man verwendet sie zu Arbeiten, wozu sich selbst die Walachen nicht immer hergeben. Wo sie sich selbst überlassen sind, da lieben sie, wie diese, das süße Nichtsthun; wo man sie aber zur Frohne braucht und unter Aufsicht hält, da arbeiten sie fleißig und unverdrossen. Sie werden, wenn sie im Herrendienste sind, beköstigt. Es ist interessant, sie bei solchen Mahlzeiten um einen großen Kessel gelagert zu sehen, wo sie sich im Freien so comfortabel befinden, wie der Reiche in seinem Palaste. Sie ertragen die Anfälle der Witterung mit einem bewunderungswürdigen Gleichmuth, denn von Jugend auf werden sie daran gewöhnt. Ich habe Kinder von 5 bis 7 Jahren bei strenger Kälte ganz nackt und auf Schnee und Eis herumlaufen sehen, ohne daß es schien, als mache dieß einen unangenehmen Eindruck auf sie. Die Knaben haben bis zu 10 Jahren nur in seltenen Fällen irgend eine Bekleidung, so wie die Mädchen bis etwa zu 5 Jahren.

In ihren Hütten herrscht ein steter Rauch. Dieser und wohl auch die Anerbung gibt ihnen ihre schwarze Farbe, die bei vielen in die Bronze übergeht. Außer einem Kessel, worin sie ihre Kost bereiten, findet man in einer solchen Wohnung fast gar kein Hausgeräth. Das Lager ist gemeinschaftlich für Alle, und Männlich und Weiblich, Jung und Alt streckt sich bunt durcheinander auf dasselbe. Ueberdieß ist der Raum so beschränkt, daß, wenn die Familie nur ein wenig zahlreich ist (und das ist sie gewöhnlich), fast die ganze Hütte nur Ein Lager bildet. Ihre Kleidung entspricht ihrer übrigen Lebensweise, denn sie besteht beinahe nur aus Lumpen.

Und unter diesem Volke findet man die schönsten menschlichen Figuren, so daß man Plastik an ihnen studiren kann. Der Kopf ist meistentheils gut gebildet, das Gesicht freilich schwarz und oft ein wenig verzerrt; der Hals im richtigen Verhältniß, die Brust und der Rücken im schönsten Ebenmaß, Arme und Beine nach den strengsten Forderungen der Schönheit geformt. So viele ich deren gesehen, so erinnere ich mich auch nicht einer einzigen Verunstaltung. Krumme Beine oder gar Plumpfüße kommen vielleicht nie bei ihnen vor. Bei der Gelegenheit einer Schafwäsche hatten sich mehrere junge Männer gänzlich entkleidet, und ich konnte da nicht genug die regelmäßigen und schönen Formen ihrer Körper bewundern. Sie glichen den vorzüglichsten antiken Statuen, wozu denn noch die Bronzefarbe das Ihrige beitrug. Gegen diese Formen bilden freilich ihre Gesichter einen grellen Kontrast. Insbesondere sind die etwas bejahrten Frauen wahrhafte Bilder der Häßlichkeit, von denen man das Auge gern abwendet, weil ihr Anblick in der That beinahe nicht zu ertragen ist.

In ihrem Hauswesen herrscht patriarchalische Sitte, d. h. sie regeln und schlichten ihre Angelegenheiten selbst, wobei die Entscheidung des Aeltesten den Ausschlag gibt. Wo ihre Zahl in einer Ortschaft groß ist, da haben sie einen Oberrichter, den sie (ob im Scherz oder Ernst, weiß ich nicht) ihren König nennen, und der die Obergewalt gewöhnlich über mehrere andere, weniger zahlreiche Ortschaften hat. Wird an ihn appellirt, so unterwirft man sich seinem Ausspruch unbedingt.

Da die Zigeuner in Siebenbürgen ihre Wohnungen und festen Plätze haben, so trifft man sie auch nicht so, wie z. B. in Ungarn, als herumziehende Banden, und es ist eben so selten, eine Familie von ihnen unterwegs zu finden, als wie man etwa eine von den übrigen Einwohnern trifft, welche weiter zieht. Ja sie haben sich so an ihre Heimath gewöhnt, daß sie sehr ungern dieselbe vertauschen.

Ihren Erwerb, der bei ihrer sonstigen Anspruchlosigkeit zu ihrer Subsistenz nur gering seyn darf, verschaffen sie sich theils durch Arbeiten auf dem Felde, theils durch die Ausübung einiger Handwerke. Schneider, Seiler u. dgl. findet man mehrere unter ihnen. Sie dürfen jedoch ihr Gewerbe nicht privilegirt treiben, wenigstens in keiner besondern Ausdehnung. So z. B. darf der Schmied nur bis zum Hufbeschlage arbeiten. Nebenbei verfertigt er aber Ketten, Nägel ꝛc. Sie haben überaus viel natürliche Anlagen und fassen Alles, was ihnen auch sonst unbekannt ist, schnell auf. In dieser Hinsicht übertreffen sie die Walachen bei Weitem, und man kommt mit ihnen ungleich besser aus. Einen kleinen Betrug nehmen sie sich nicht übel, sind aber damit über die Maßen vorsichtig, weil sie, wenn er entdeckt wird, die Strafe fürchten. Bettler trifft man wenig, und wo man ihnen freiwillig eine Gabe reicht, da sind sie sehr dankbar. Genügsamkeit ist, wie auch schon aus dem bereits Gesagten hervorgeht, eine Haupttugend bei ihnen. Wegen Straßenraub oder Wegelagerung ist fast nie oder doch nur höchst selten einer in Untersuchung. Weil nun die Walachen solches eben so wenig treiben, so ist auch das Reisen in Siebenbürgen bei Tag und bei Nacht vollkommen sicher.

(Schluß folgt.)

Fabrik zu Verwendung thierischer Ueberreste.

Zu Chalons sur Marne hat sich eine große Fabrik gebildet, deren Zweck es ist, gefallenes Vieh nutzbar zu machen. Die Pferde werden ausgehauen, alle gallertartigen Theile zu Tischlerleim benutzt; Blut und Eingeweide gräbt man in die Erde, wo man sie verwesen läßt und dann als Dünger verkauft. Alles Uebrige wird mehrere Stunden lang gesotten, um das Fleisch von den Knochen zu lösen; das Abschöpffett wird besonders verkauft. Die Knochen verwendet der Drechsler, oder es wird Beinschwarz daraus bereitet, und mit dem gekochten Fleisch werden Schweine gemästet und Geflügel gefüttert. Seit einem Jahre hat diese Anstalt 1,400,000 Stücke Knochen gekauft, die vor noch vier Jahren gar keinen Werth hatten, jetzt aber mit 8 Franken der Centner bezahlt werden, was eine Summe von 90,000 Fr. macht, die den Armen zu Gute kommt, die sich mit dem Einsammeln beschäftigen.

Diese 1,400,000 Knochen gebrannt, geben 9000 Centner Beinschwarz, das, zu Pulver gemahlen, zu 10 Fr. der Centner verkauft wird, mithin eine Summe von 80,000 Fr. einbringt, die zum größten Theil für Bezahlung der Arbeiter verwendet werden, die sich mit Bereitung des Beinschwarz beschäftigen. Die Zahl der in Chalons geschlagenen Pferde belief sich auf 800, die mit 8800 Fr. bezahlt wurden. Die Fabrik hat 7 bis 8000 Pfund hornartige Theile zu 14 Fr. den Centner gekauft, die zu 60 Fr. der Centner verwerthet wurden. Sie hat 5000 Pfund Oel aus Ochsenfüßen gezogen und 1500 Pfund Fett, ersteres zum Preis von 1 Franken, letzteres zu 50 Centimes in den Handel geliefert. Blut, Fleisch und Abfall aller Art werden in Oefen getrocknet, zu Staub zerrieben und unter die verkohlte Erde gemischt, um Düngerkohle zu erzeugen.

Acht und sechzig Arbeiter sind in dieser Fabrik angestellt, die im Durchschnitt täglich 1 Fr. 70 C. erhalten. Es wird demnach aus sonst ganz verlornen Gegenständen ein Werth von 200,000 Fr. gezogen, gegen 90 Menschen haben Beschäftigung und Unterhalt, die Gesundheit wird befördert, und der Ackerbau erhält reichen und mannichfaltigen Dünger; eine solche Anstalt ist daher gewiß der Nachahmung würdig.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Um 10 Uhr Morgens fuhren wir mit starkem Südwind wieder ab, und kamen nach einander an folgenden Punkten vorüber: Las

Viboras, ein zwei Stunden gegen Norden von Las Higueritas und eine englische Meile vom Ufer entferntes, in einer niedern Ebene gelegenes Dorf. Dieser Ort ist wegen seiner trefflichen Reitpferde berühmt; die Bevölkerung ist unbedeutend; man sieht eine Kapelle, um die etwa ein Dutzend Hütten gruppirt sind; ferner an El Arenal, eine große sandige Bay, vier Stunden von Las Higueritas entfernt, wo die Küstenfahrer Espinilloholz *) schlagen, um es nach Buenos-Ayres und Montevideo zu führen, und endlich am Einfluß des Rio-Negro in den Uruguay, zehn Stunden von Las Higueritas entfernt. An dieser Stelle hat der Uruguay eine starke Strömung und mehr als drei Stunden Breite; die Schiffsfahrer verdoppeln hier ihre Aufmerksamkeit. Das wahrscheinlich wegen der Menge von Sassaparille, welche in ihm wächst, sehr abführende Wasser des Rio-Negro bildet eine sehr ausgezeichnete, ungefähr eine Stunde breite Demarcationslinie. Ein wenig vorwärts von dieser Linie läuft das Felsenufer, in welchem der Rio-Negro zu fließen scheint, spitz zu, und der Fluß hat hier eine große Tiefe. Dieser Fluß zweiter Ordnung — mit dem Uruguay verglichen — bildet bei seiner Vereinigung mit demselben zwei durch sehr große Inseln getrennte Mündungen. An seinem linken Ufer liegen die Flecken Mercedes und Santo-Domingo-Soriano; der letztere befindet sich am Einfluß der südlichen Mündung, und wurde im Jahre 1566 auf dem Gebiet der Chanas-Indianer — einem Stamm der Charruas — 1½ englische Meilen von der Stelle gegründet, wo er sich jetzt befindet. Die Ortsveränderung geschah im Jahre 1704. In dem weiter herwärts gelegenen Capilla de Mercedes ertönten, dem spanischen Despotismus gegenüber, die ersten Freiheitsrufe. Es wird hier ein sehr lebhafter Küstenhandel auf dem Rio-Negro theils mit Buenos-Ayres, theils mit Montevideo betrieben.

Auf dem rechten Ufer des Rio-Negro beginnt der Rincon de las Gallinas **) (Schlupfwinkel der Hühner), ein ungeheueres und zwar eines der fruchtbarsten Gebiete der Banda-Oriental. Es ist in mehrere an Privaten verpachtete Estanzias abgetheilt; seine Oberfläche wird auf vier und achtzig Quadratlieues geschätzt. Den Uruguay im Norden und Westen, den Rio-Negro im Osten und Süden, bildet dieser Rincon eine Halbinsel, deren Isthmus sehr leicht durch einen Kanal oder durch Befestigungen gesperrt werden kann; er diente auch während des Unabhängigkeitskriegs als Citadelle.

An der Stelle, wo der Uruguay einen Winkel bildet, befindet sich, dem in denselben fallenden Flusse Gualeguay-Chu gerade gegenüber, und auf seinem rechten Ufer, in der Provinz Entre-Rios, ein Vorgebirge, Punta de Fray-Bentos genannt. Einige englische Meilen vom Einfall dieses Flusses in den Uruguay liegt ein Flecken desselben Namens, wo fast eben so viel Handel getrieben wird als zu La Bajada am linken Ufer des Parana. Von Punta de Fray-Bentos aus bis nach Arenal, vier Stunden von Las Higueritas, auf dem linken Ufer des Parana, hat der Uruguay die außerordentliche Breite von 3 bis 4 Stunden, was von der Vereinigung mit dem Rio-Negro und den niedern Ufern in Entre-Rios herkommt.

Da gegen Abend Windstille eintrat und uns die Strömung abwärts trieb, so mußten wir Anker werfen, um frischen Wind zu erwarten. Wir legten daher vor der ersten Insel des Uruguay bei, die den Namen des eben angeführten Vorgebirgs trägt. Hier brachten wir die Nacht des 26sten und den Tag des 27sten zu. Nach dem Mittagessen jagten wir in einer schönen Gegend des Rincon, wo wir eine höchst reiche und mannichfaltige Vegetation fanden. Ganz entzückt blieben wir vor den Baumgruppen, dem mannichfachen Gesträuch und den blühenden Pflanzen stehen, die den Boden bedeckten. Eine große Menge von Espinillos mit den gekrümmten Aesten, von denen die seltsam gebildeten Nester der Pappendeckelbiene herabhingen, wuchsen in fast regelmäßiger Entfernung von einander in der Mitte eines üppigen Pflanzenwuchses empor, so daß man sich fast in einen Baumgarten versetzt glaubte. Dieser reizende Aufenthalt war keineswegs unbevölkert, und unsere Ankunft scheuchte seine zahlreichen, aber schüchternen Bewohner auf. Wir fanden hier den Nandu (amerikanischen Strauß), den Venado (eine Art Hirsch) und die Carpinchos (das große Sumpfschwein, eine Art Amphibie, die man am Ufer der Seen und Flüsse häufig sieht), in kleinen Heerden im hohen Grase verborgen, und dabei noch die Zweige der Bäume mit Vögeln aller Art bedeckt. Ein Strauß erhob sich plötzlich und betrachtete uns, ehe wir aber noch Zeit hatten, Kugeln in die Läufe unserer Gewehre fallen zu lassen, war er schon eine halbe Meile von uns entfernt. Wir mußten uns mit einem gebundenen Tangara, einem gefleckten Sperber und einem weißen Weiher mit schwarzer Haube begnügen. Vergebens suchten wir der Venados habhaft zu werden. Um 7 Uhr Abends kehrten wir an Bord zurück, und da der Wind inzwischen gut geworden war, so setzten wir unsere Fahrt fort.

Der Rincon de las Gallinas hat, durch den Sieg, den General Rivera im Jahre 1825 hier über die brasilischen Truppen davon trug, bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt. Wir kamen nur langsam vorwärts, und befanden uns die ganze Nacht und den folgenden Tag über zwischen den zahllosen Inseln des Uruguay, die man vom Rincon de las Gallinas an bis zu den Missionen so häufig trifft, die jedoch nicht so groß sind als die des Parana.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses treffliche Brennholz bedeckt einen großen Theil der Provinzen Santa Fe und Entre-Rios, und wächst sehr häufig an den Ufern des Uruguay. Es ist dieß das Espino der Bewohner von Chili, das Aroma der Peruaner und eine Akacienart der Botaniker.

**) Rincon nennt man ein zwischen zwei Flüssen, zwischen Morästen oder theilweise von den Krümmungen eines Flusses eingeschlossenes Gebiet. Diese Stellen sind für Estanzias oder Pflanzungen sehr gesucht.

Vor einiger Zeit wurde eine Anzahl sehr zarter Pflanzen auf folgende Art von Calcutta nach England verschickt: jede Pflanze lag in einem 6 Zoll breiten und 1 Fuß langen Behältniß, das mit feuchter Thonerde gefüllt war; je zwei solcher Behältnisse zusammen waren in einem größern Behältniß eingeschlossen; letzteres war wohl verschlossen mit einem Glasdeckel und seine Fugen mit Kalk verkittet. Auf diese Art kamen mehrere solcher Kistchen nach England, und die Pflanzen, obwohl fünf Monate eingeschlossen, waren in gutem Stand. War das Wetter trocken, so hauchten sie Feuchtigkeit aus, die sie nachher wieder einsogen. Während der ganzen Reise wurden sie nicht begossen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich [illegible].

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Oktober 1836.

Europa's Verkehr mit China.

Aus dem Alterthum sind nur sehr wenige und unbestimmte Nachrichten über China zu uns gedrungen. Ob die Seres der lateinischen Schriftsteller Chinesen bedeuten sollen, ist sehr ungewiß. Eine Verbindung der Abendländer mit China scheint nicht stattgefunden zu haben, wenigstens keine direkte, wenn wir eine vom Kaiser Markus Antonius abgeschickte Gesandtschaft ausnehmen. Die Kämpfe der Chinesen mit den Tataren sollen schon zur Zeit Trajans einen chinesischen Heerführer an die Ufer des kaspischen Meeres geführt haben. Der wachsende Verbrauch der schönen kostbaren Seidenstoffe, womit Rom über Indien versehen wurde, scheint den Kaiser Markus Antonius bewogen zu haben, eine Gesandtschaft in das Land zu schicken, das diese kostbaren Waaren erzeugte; wegen der zahlreichen Hindernisse, die sich einer Landreise entgegensetzten, wählte man im Jahre 161 den Weg zur See. Der Versuch einer engern Verbindung scheint aber, wie viele ähnlicher Art, gänzlich fehlgeschlagen zu seyn, denn die Gesandten kehrten aus China zurück, ohne daß ein lebhafterer Verkehr mit jenem abgeschlossenen Lande erzielt worden wäre.

Den Angaben der Jesuiten zufolge sollen einige katholische Missionäre im Jahre 1625 in einer der bedeutendsten Städte in Schen-si eine syrische Inschrift gefunden haben, auf die erste Einführung des Christenthums in China im Jahre 631 durch einige nestorianische Bischöfe bezüglich, die durch Verfolgungen in den römischen Provinzen ostwärts getrieben wurden. Daß syrische Christen zur Zeit, wo Marco Polo China besuchte, in derselben Provinz Schen-si wohnten, ist aus den Schriften dieses Reisenden zu ersehen, dem zufolge im Jahre 1274 zwei Kirchen nestorianischer Christen auch in der Nähe von Nanking an den Ufern des Yang-tse-kiang erbaut wurden.

Den Arabern verdanken wir die ersten sicheren Nachrichten über China; ihre weit ausgedehnten Eroberungen führten sie bis an die Gränzen dieses fernen Reichs, und wir besitzen interessante Mittheilungen zweier Reisenden aus den Jahren 850 und 877, welche alle Anzeichen von Genauigkeit und Wahrhaftigkeit an sich tragen. Sie beschreiben eine Stadt, Namens Cansu, wahrscheinlich Canton, wo noch jetzt eine sehr alte Moschee vorhanden ist. Die zahlreichen Feuersbrünste und das lange Aufhalten der Schiffe durch mancherlei Ursachen, das sind Umstände, die noch jetzt in Canton gewöhnlich sind. Dieß scheint der Hafen zu seyn, der den arabischen zur See herkommenden Kaufleuten angewiesen war, und die Reisenden bemerken, „daß viele ungerechte Behandlungen der fremden Kaufleute allmählich zu einem Gewohnheitsrecht wurden, und daß keine Beschwerde so groß, keine Mißhandlung so schlimm war, die nicht an den Fremden und den Schiffsherren ausgeübt wurde." Wir ersehen, daß der Hafen wegen der Erpressungen der damaligen Mandarinen endlich verlassen wurde, und die Kaufleute in

Diese Araber erwähnen namentlich der Unterstützung, welche das Volk zur Zeit der Hungersnoth aus den öffentlichen Kornhäusern erhielt. Ueber die Salzabgabe und den Gebrauch des Thee's erklären sie sich folgendermaßen: „Der Kaiser behält sich die Einkünfte aus dem Salz und einem gewissen Kraut vor, das sie mit heißem Wasser trinken, und wovon eine große Menge zum Werthe von ungeheuern Summen in allen Städten verkauft wird." Die öffentlichen Auflagen sollen in einer Abgabe von Salz und Thee und einer Kopfsteuer bestanden haben, welche letztere seitdem in eine Bodenabgabe umgewandelt wurde. Auch erwähnen diese Araber der Bambusstöcke als allgemeine Panacee in allen Polizeiangelegenheiten, und beschreiben die chinesische Kupfermünze, das Porzellan, den Wein und Reiß, die Unterhaltung öffentlicher Lehrer in den Städten, den aus Indien gekommenen Götzendienst und die Unkenntniß der Astronomie, worin die Araber ihre Lehrer waren, sehr genau. Ueberhaupt sind ihre Bemerkungen über den innern Zustand China's sehr treffend.

Nach der Festsetzung der Mongolen unter Dschingis Chan besuchte China der bekannte arabische Reisende Ibn Batuta, welcher das von den Mongolen eingeführte Papiergeld sehr genau beschreibt. Dieses Papiergeld wurde aber endlich wegen unmäßiger Vermehrung völlig werthlos. Ibn Batuta bemerkt, „sie kauften und verkauften nicht vermittelst des Dirhems oder Dinars, und wenn irgend jemand eine solche Münze in Besitz

bekam, so schmolz er sie augenblicklich ein." Wenn wir ihm glauben dürfen, so segelten damals die chinesischen Dschonken bis Calicut, und er selbst schiffte sich in einer derselben nach China ein. Der Islam scheint bald nach der mongolischen Eroberung im 13ten Jahrhundert sehr geschützt gewesen zu seyn, und wird noch gegenwärtig völlig geduldet, da seine Bekenner zu allen Regierungsämtern, wovon Christen streng ausgeschlossen sind, frei zugelassen werden. Zu Canton ist eine bedeutende, sehr alte Moschee, die mit ihrem Minaret beim Herauffahren auf dem Strom schon von weitem erblickt wird. Die beiden englischen Gesandtschaften trafen auf allen Theilen ihres Weges eine Menge Muhammedaner.

In der Provinz Honan finden sich auch einige Familien von einer „Sekte, die die Sehne ausreißt," wie die Chinesen sie nennen. Dieß sind wahrscheinlich die von Grosier erwähnten Juden, welche 200 Jahre vor Chr. unter der Han-Dynastie nach China gekommen seyn sollen.

Der erste Papst, welcher Missionäre zur Bekehrung der Tataren oder Chinesen absandte, war Innocenz IV, der den Mönch Giov. Carpini im Jahre 1246 an die Ufer der Wolga zu Batu Khan schickte, von wo er an den mongolisch-tatarischen Hof gesandt wurde, gerade als der große Khan eingesetzt werden sollte. Carpini erstaunte über die unermeßlichen Schätze, die hier zur Schau gelegt wurden, ward gütig behandelt und mit einem freundschaftlichen Briefe zurückgeschickt. Giov. de Corvino, der im Jahre 1288 vom Papst Nikolaus IV nach China gesendet wuede, beförderte zuerst den katholischen Glauben; er kam nach Cambalu, wie die Tataren Pekina nennen, und wurde von dem Kaiser, troß der Bemühungen der eifersüchtigen Nestorianer, gut aufgenommen. Man erlaubte ihm eine Kirche mit Glockenthurm zu bauen; er soll einige Tausende getauft, und viele Kindee in der lateinischen Sprache und den Lehrsätzen des Christenthums unterrichtet haben. Clemens V erhielt die Nachricht von diesen Erfolgen bei seiner Thronbesteigung, ernannte sogleich Corvino zum Bischof von Cambalu und schickte ihm eine bedeutende Anzahl Priester zu. Corvino scheint aber keinen Nachfolger von gleichem Unternehmungsgeiste gehabt zu haben, und seine Anstalt hörte entweder ganz auf, oder fiel zur Unbedeutenheit herab.

Chinesische Nachrichten geben hinreichend Zeugniß, daß damals in China mehr Liberalität und ein größeres Streben hinsichtlich des auswärtigen Verkehrs herrschte; erst bei der Eroberung des Reichs durch die Mandschu wurde der europäische Handel auf Canton beschränkt. Wir haben schon erwähnt, daß zur Zeit Ibn Batuta's am Ende des 13ten Jahrhunderts die chinesischen Dschonken bis an die Küste von Malabar gingen, ja vor dem siebenten Jahrhundert soll China Gesandtschaften an die umliegenden Nationen abgeordnet und sie zum gegenseitigen Verkehr aufgemuntert haben. Die Verachtung, welche die chinesische Regierung jetzt für den europäischen Handel affektirt, ist eine Folge der Furcht vor dem Einfluß steigender Kenntnisse. Nach chinesischen Schriftstellern blieb der Handel von Canton lange Zeit frei von Zöllen, aber seine steigende Bedeutung veranlaßte die Beamten der Regierung, ihn zu einer Quelle von Einkommen zu machen. Wie gegenwärtig in Siam und Cochinchina, scheinen sie den Verkauf von allen Waaren gefordert zu haben; doch dauerte dieß nicht lange, und der Handel, welcher zu Canton fortwährend gestiegen war, wurde deßhalb in der Folge nach andern Häfen des Reichs verlegt. Das Bestreben, die Silberausfuhr zu hindern, scheint auch hier ein sehr früh eingewurzelter Irrthum gewesen zu seyn, und die Regeln, denen man die Ausfuhr unterwerfen wollte, zeigten sich damals eben so nichtig wie jetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walachen und Zigeuner in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Außer den Handarbeiten, womit die Zigeuner etwas zu erwerben suchen, üben sie die Musik, und es ist sehr selten, in Dörfern und Städten in den Wirthshäusern der gemeinen Klassen andere Musiker als diese zu hören. Manche rühmen ihr Talent für diese Kunst. Dieser Meinung tritt man freilich nicht unbedingt bei, wenn man hört, wie sie ihre Instrumente torquiren und diesen zuweilen die jammervollsten Töne auspressen. Indeß muß man bedenken, daß sie bloße Autodidakten sind, und weder Anleitung noch Muster zu etwas Vollkommenern haben; man muß ferner erwägen, daß das Publikum, für welches sie spielen, mit ihren Leistungen vollkommen zufrieden ist, und sie dafür auch, wiewohl höchst aemselig, belohnt. Tanz und Musik sind übrigens im Einklange, d. h. beide sehr schlecht.

Zur Charakteristik der Zigeuner in diesem Lande gehören die Kaluschen. Dieß sind Tänzer, welche in der Frohnleichnamswoche auf den Dörfern umherziehen, an Armen und Beinen mit bunten Bändern und Schellen behangen sind, und allerlei burleske Tänze aufführen, wobei sie einige musikalische Instrumente spielen. Sie zeigen eine Gewandtheit und Grazie bei diesen Tänzen, welche angenehm unterhält. Meistentheils sind es wohlgekleidete junge Leute, welche diese Kaluschen darstellen. Obgleich ihre Bekleidung bei dieser Gelegenheit ein wenig phantastisch ist, so steht sie ihnen dennoch gut, zumal ihre Körpergewandtheit, da diese Kleidung eng anliegt, vortheilhaft hervortritt. Diese Tänze bilden eine Art von Allegorie, wobei manche schlüpfrige Scene mit durchläuft, welche sich für die Zeit, in welcher man sie aufführt, nicht eben sonderlich ziemt.

Dieß führt mich auf die Religion der Zigeuner. Zu welcher sie sich eigentlich bekennen, das dürfte schwer zu ermitteln seyn. Sie geben sich zwar für Christen aus, wenigstens bei allen den Gelegenheiten, wo sie es ihrem Interesse angemessen finden, dessen ungeachtet aber besuchen sie kein christliches Gotteshaus. Bei den verschiedenen Konfessionen können sie sich freilich dahinter verbergen, daß die Ihrige gerade an dem Orte, wo sie leben, keinen Tempel habe. Im Ganzen scheinen sie wahre Fetischanbeter zu seyn, d. h. sie weihen ihren Kultus jedem Gegenstande, der ihnen nützlich ist und ihre Neigungen befriedigt.

Muth und körperliche Kraft besitzen sie gerade nicht in ausgezeichnetem Maße. Wenigstens sah ich sie fast überall, wo sie im Scherze mit Ungarn oder Wallachen rangen, den Kür-

zern ziehen und die Flucht ergreifen. Muth und Tapferkeit ist ja aber nie und nirgends das Erbtheil der veeknechteten und entwürdigten Menschen!

Grundeigenthum besitzt, so viel mir bekannt geworden, kein Zigenner. Ob nun gleich die große Menge dieses Volksstammes in Armuth und Dürftigkeit lebt, auch gar nicht sondeelich nach dem dauernden Besitz irdischer Gütee zu streben scheint, so gibt es dennoch auch Wohlhabende unter ihnen. Namentlich ist dieß in Städten eher als in den Dörfern der Fall. Manche haben Wirthshänser und erwerben sich auf diesen einiges Vermögen. Besitzen sie aber auch solches, so treten sie dennoch wenig aus den Gewohnheiten und Sitten ihres Stammes herand.

Als Wahrsagerinnen treten ihre Franen hiee weit seltener auf, als wie dort, wo sie in Banden herumziehen. Indeß tranen ihnen die Landbewohner, und insbesondere die abergläubischen Walachen doch die Kraft der Zanderei und des Wahrsagens zu, und ich glaube, daß die Zigenner dieses Vorurtheil nicht ungern unterhalten, weil es sie beim Volke, wenn auch nicht in Achtung, doch in Berücksichtigung setzt, und sie vor manchen sonst wohl vortommenden Beleidigungen dewahrt. Schönheiten unter den jungen Mädchen sind so selten, daß ich mich nicht rühmen kann, auch nur eine einzige, die in Wahrheit diesen Namen veediente, gesehen zu haben. Dieß gilt aber nur in dee vollen Bedentung, wo ein schönes Gesicht bei wahrer und vollendeter Schönheit nicht fehlen darf. Denn ein solches habe ich nicht getroffen. Ich absteahire dabei von der Farbe und spreche nur von schönen Formen und Zügen. Was übrigens die Plastik des Körpers anlangt, so findet man viele, welche wahre Modelle abgeben könnten.

Eine Hauptrolle spielen die Zigenner bei den in Siebenbüegen häufig vorkommenden Wolfsjagden. Diese Raubthiere sind hier nicht selten und richten wohl oft genug bedeutende Verwüstungen in den Schafheerden an. Im Winter sind sie so verwegen, daß sie bis in die Dörfer eindeingen und nicht selten am hellen Tage Schafe, Schweine und andeee Hausthiere wegholen. Es befinden sich nämlich die meisten derselben auch im Winter im Freien, so daß der Wolf, um sie zu rauben, nicht erst einen Stall zu erbrechen hat. Selbst junge Pferde sind oft genug seine Beute. Die Wolfsjagden gehöeen zu den Belustigungen dee hiesigen Kavaliere, und weil sie dieß sind, so gibt es wohl zuweilen Einen, welcher die Wölfe absichtlich begt, um das Vergnügen der Jagd auf sie desto größer zu haben. Wird eine solche veranstaltet, so ladet man in der Regel die Nachbarn von nah und fern dazu ein. Eine Menge von Schützen und eine noch größere Zahl von Hunden zieht dem Reviere zu, wo der Wolf gejagt werden soll. Man umstellt einen großen Distrikt und läßt die Teeibee, deren sehr viele nöthig sind, in die Reihe treten, und unter stetem Lärmen und Toben gegen die Schützen heranziehen. Hiezu sind die Zigenner am brauchbarsten. Bei solchen Gelegenheiten entwickeln sie einen besondern Humor und ein eigenthümliches Talent. Da ihnen die Sache Vergnügen macht, so sind sie unermüdlich und harren, wenn es auch einen ganzen Tag danert, ohne Murren aus. Romantisch und pittoeesk sieht eine solche Jagd aus. Waldläufer mit Treiber und Hunden voean, die Schützen im Wagen (im Winter im Schlitten) nach, wird an dem abzujagenden Reviere Halt gemacht. Jetzt ziehen die Anführer der Treiber nach allen Richtungen ab, und die Schützen stellen sich im Halbkreise auf. Einen äußern und weitern Umkreis wie diese bilden die großen Windhunde, welche von jungen Burschen gehalten, und erst dann losgelassen werden, wenn der Wolf ungestraft duech die Linie dee Schützen gekommen ist. Jetzt geht das Halloh der Teeiber an, die kleinen mitgenommenen Hunde (eine große Schaae) bellen, das Jägerhorn erschallt da und dort, und die Schützen stehen selbst gespannt mit gespanntem Gewehr. Meistentheils zeigen sich zuerst die Füchse, welche man aber duechläßt, wenn es ernstlich und allein dem Wolfe gilt. Dieser ist übrigens so schlau wie jene, und weiß nicht selten die Treiber zu äffen und eückwäets durchzubrechen. Da bekommt er aber oftmals den ihm zugedachten Schuß von den Anführern der Treiber.

So großen Genuß mir eine solche Wolfsjagd an sich gewährte, so unterhielt mich doch nicht minder die Beobachtung der Zigenner bei dieser Gelegenheit. Das Wohlbehagen, welches man auf ihren Gesichtern liest, wenn ausgeeuht und ihnen Speise und Trank gereicht wird; die grinsende Frende, welche sie zeigen, wenn ein Thiee, sey es auch nur ein Fuchs, eelegt worden ist; und der Witz, welchen sie unter sich spielen lassen, gewährt ein Schauspiel, wie man es anderwäets wohl so leicht nicht sehen kann. Gerade solche Beschäftigungen sind füe sie, da sie die steten und hauptsächlich die sitzenden nicht lieben. Es ist ihnen auch allemal ein Fest, wenn eine Wolfsjagd angesagt wird.

Die Schlächter zu Paris.

Aus offiziellen Papieren geht hervor, daß sich zu Paris 500 Schlächter befinden, die im Durchschnitt eine Kundschaft von 60 Häusern und 1600 Einwohnern haben. Jedes Haus braucht jährlich für $535\frac{1}{3}$ Franken Fleisch, oder auf den Kopf für $62\frac{7}{8}$ Fe., wodurch $17\frac{1}{5}$ Centime auf den Tag kommen. Zu Paris weeden jähelich verzehrt 72,000 Ochsen, 16,000 Kühe, 72,000 Kälber und 360 Hammel, welche den Fleischern 42,584,000 Fr. kosten. Die daeauf haftenden Abgaben betragen 5,547,600 Fr. Auch zahlen die Schlächter, um das Vieh von dem Markt auf die Schlachthänser zu bringen, jährlich 177,600 Franken. Die Gesammtausgabe beteägt also 48,109,200 Fr., und da sie dafür 52,133,840 Fr. erhalten, so beträgt ihr Gewinn 4,024,640 Fr., oder 8049 Fr. der einzelne. Da die Ausgaben für Logis, Gehäge, Transport u. s. w. 2509 Fr. betragen, so bleiben jedem durchschnittlich 5540 Feanken.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Urnguay.

(Fortsetzung.)

Wer die gewaltige Vegetation Beasiliens nicht gesehen hat, wird durch die am Uruguay wahrhaft in Staunen gesetzt. Alle diese Inseln sind mit Bäumen dee verschiedensten Art, mit Dornsträuchen und Rebenpflanzen so dicht überwuchert, daß man hier nur mit der Axt in der

Hand durchdringen kann. Unser Auge wurde fortwährend durch die verschiedenen Bäume, durch das mannichfache Grün und die Farben der Blumen und Blüthen ergötzt. Die schlanke Palme mit den bläulichen federbuschartig gewölbten Blättern ragte zwischen Weiden, Lorbeerbäumen, Talar, Higuerones und Timbos empor, die ihrerseits wieder den mit kleinen gelben, wohlriechenden Blüthen bedeckten Espinillo, den Seibos mit seinen leuchtend rothen einblätterigen Blumen, den wundervollen Pinmerito,*) dessen blätterlose Blüthen aus hellrothen wie Reiherfedern emporstehenden Staubfäden bestehen, und eine Menge andere blühende Sträuche beherrschten. Alles dieß bot einen entzückenden Anblick, und eine balsamische Luft umhauchte diese lieblichen, einsamen Inseln, wo die herrschende Stille nur von dem Girren der Tauben und dem Geschwätz der Papagaien unterbrochen wurde.

Gegen Abend nahm die Windstille noch mehr überhand, so daß der Patron die Balandra durch das Kanot mußte bugsiren lassen; wir ruderten so bei Mondenschein etwa zwei Stunden weit fort, wobei wir uns so nahe als möglich an die Bäume hielten, um die Strömung zu vermeiden. Endlich wurde der Wind wieder frisch, und wir kamen ziemlich rasch an der Estanzia Almagro vorüber, die an einem sehr steilen kalkigen Felsenriff liegt. Dieß ist der einzige Felsen, den ich vom Rincon de las Gallinas aus bemerkte, dessen nördlicher Theil sehr steinig und der südliche lehmig ist. Während der Nacht des 22sten Septembers gingen wir vor Paysandu vor Anker.

Die Ansicht von Paysandu (sprich Païssandu) vom Fluß aus, also von der südwestlichen Seite, ist nichts weniger als angenehm. Am Abhang eines Hügels gelegen, der, so wie alle andern in der Nachbarschaft, gänzlich von Bäumen entblößt ist, und durch eine sandige Ebene von ungefähr einer englischen Meile vom linken Ufer oder dem Hafen getrennt, mußte uns die Scenerie gegen das, was wir bis jetzt am Uruguay gefunden hatten, als sehr monoton erscheinen. Dennoch gewöhnt sich das Auge auch hieran, und wenn man der Stadt (man kann ihr schon diesen Namen geben) näher kommt, so überzeugt man sich, daß sie doch nicht so ganz unvortheilhaft gelegen ist, als man anfangs glaubte, und dieß zwar hauptsächlich hinsichtlich der Ueberschwemmungen des Uruguay. Von dem Gipfel des Hügels herab hat man übrigens eine umfassende, durch die Beschaffenheit des Bodens und die Inseln ziemlich malerische Aussicht. Gegen Osten auf der Landseite aber ist sie wegen gänzlichen Mangels an Anbau so kahl und öde, als man sich dieß nur immer vorstellen kann.

Der Uruguay kann hier ungefähr 100 bis 200 Toisen breit seyn. In dem sogenannten Hafen lagen damals nur acht Fahrzeuge, zwei Kriegsgoeletten eindegriffen, die dem Staat der Banda-Oriental gehörten. In der Regel findet man jedoch hier immer eine ziemliche Anzahl von Schiffen, da hier viel Handel getrieben wird, und dieser Ort gewissermaßen der Hauptmarkt der verschiedenen Stämme des Uruguay oder des westlichen Theils der Banda-Oriental ist. Man lud uns an Bord einer der Kriegsgoeletten ein, um unsere Päffe zu untersuchen, ich hatte mithin Gelegenheit zu bemerken, daß dieß Schiff sehr rein gehalten war. Der Kommandant benahm sich sehr höflich, was uns ein gutes Vorzeichen für unsere Aufnahme am Lande zu seyn schien.

Bei Abgabe unserer Briefe hatten wir die Stadt nach allen Richtungen zu durchlaufen, und erhielten mithin bald einen richtigen Begriff von ihrer Größe und Bedeutung sowohl, als auch von dem, was für die Folge noch aus ihr werden könnte. Paysandu*) war noch vor vier oder fünf Jahren nichts als ein Weiler von etwa einem Dutzend zerstreut liegenden Hütten. Im Jahre 1835 zählte man schon 400 Ranchos und etwa 30 aus Backsteinen gut gebaute Häuser mit Azoteas, oder flachen Dächern, in gerade Straßen geordnet; es gab Trottoirs, Straßenlaternen und eine Bevölkerung von ungefähr 5000 Seelen. Die Straßen stoßen, wie in Buenos-Ayres und Montevideo, auf den vier Hauptpunkten zusammen. Die Cuadras sind kleiner als in Buenos-Ayres, was für das Grundeigenthum vortheilhafter ist; sie halten nur 100 Varas auf jeder Seite, und sind in vier Sitios eingetheilt. Vor Kurzem noch bewilligte die Regierung dem, der darum nachsuchte, unentgeltlich Ländereien; jetzt aber sind alle innerhalb des Umkreises der Stadt vertheilt, und kein Sitio ist unter 200 schweren Piastern zu haben.

Die Bevölkerung nimmt fortwährend zu; Fremde kommen in Menge, besonders seit dem elenden Stand der Dinge in Buenos-Ayres und der definitiven Konstitution dieser kleinen Republik. Man ist in Paysandu so klug gewesen, zu begreifen, daß man Fremde und arbeitsame Arme so viel nur immer möglich anzuziehen suchen müsse. Wenigstens hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie von Seite der Einwohner und der Behörden so viel als möglich unterstützt werden.

Es befindet sich der Militärkommandant des Departements hier, der zugleich das Amt eines Polizeichefs versieht. Kommandantschaft, Polizei, Steuereinnahme und Alcadia (Mairie) befinden sich in demselben Hause. Der Polizeichef war eben im Begriff mit einigen Soldaten auszurücken, um die wenigen in der Gegend noch lebenden Charruas-Indianer zu vertilgen, die von Zeit zu Zeit die Estanzias und die Reisenden plünderten. So viel ich erfahren, hat man jetzt das Land vollkommen von ihnen gesäubert.**)

Der Handel von Paysandu war zur Zeit meiner Anwesenheit ziemlich blühend; ungefähr sechzig Franzosen hatten sich daselbst ansässig gemacht, und eine noch größere Zahl reiste wegen des Handels in Landesprodukten — welche dieselben sind, wie in Buenos-Ayres — ab und zu. Die Italiener sind zahlreicher, allein diese verderben den Handel durch Schacher und Betrug. Von weitern öffentlichen Gebäuden war nichts als die Kirche zu sehen, und diese bestand aus einer elenden, inwendig ganz kahlen Hütte. Das von sechs Pfählen getragene, mit bemalten Brettern bedeckte Dach hielt kaum zusammen, und der im Hintergrunde stehende Altar hatte das jämmerlichste Aussehen. Neben der Kirche befand sich eine Primärschule des gegenseitigen Unterrichts. Alle übrigen in der Stadt befolgen dieselbe Methode. Die Eltern sind gezwungen ihre Kinder in die Schule zu schicken.

Paysandu ist der Hauptort eines der drei Departements, welche die Abtheilung des Staats der Banda-Oriental bilden; die Stadt schickt drei Deputirte und einen Senator in die Repräsentantenkammer. Man gestand ihr nur den Namen einer Villa (Fleckens) zu, obschon sie ihres Handels wegen weit bedeutender war als Colonia und Maldonado.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Mimosa, Familie der Leguminosen, dritte Tribus, Genus ohne Blumenkrone. Diese schöne Spezies der Sumpfpflanzen unterscheidet sich von einer andern in Brasilien dadurch, daß ihre Staubgefäße roth und weiß sind.

*) 32° 15' Breite; Entfernung von Buenos-Ayres ungefähr 40 Stunden gegen Norden.

**) Diese stolzen Urbewohner dieses Landes haben den Boden, auf dem sie geboren wurden, Fuß für Fuß gegen ihre Unterdrücker vertheidigt. Im Jahre 1834 waren noch etwa vierzig übrig, zu denen sich die im Bürgerkriege kompromittirten Gauchos gesellten und mit ihnen die verwegenste Räuberei trieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Oktober 1836.

Der rothe Thurm-Pass in Siebenbürgen.

(Von J. G. Elsner.)

Drei Meilen über Herrmannstadt hinaus, an den Ufern der Alutha (Alt), kommt man an eine enge Thalschlucht, durch welche der reißende Strom sich schäumend und rauschend über Felsentrümmer hinstürzt. Am Eingange dieser Schlucht liegt ein kleines Dorf, und in diesem auf einer Anhöhe ein kleines kastellartiges Schloß, die Wohnung des hier kommandirenden Obristen. Hier ist der rothe Thurmpaß, die Gränzscheide zwischen Siebenbürgen und der Walachei. Am Ende des Dorfes ist die Gränzmauth, und so wie man über diese hinauskommt, wird der Paß so eng, daß nur eine Straße von drei Klafter Breite und das Flußbett der Alutha seine ganze Weite ausmacht. Zur Rechten lehnt diese Straße an eine steile Felswand, und zur Linken braust in einer Tiefe von mehreren Klaftern der reißende Strom. Obgleich der Weg mit Steinen ziemlich stark besäet ist, und er meistentheils über den nackten Felsen hingeht, so ist er dennoch nicht schwer zu passiren, und nur der Furchtsame steigt auf Stellen aus, wo zwischen dem Wagen und dem Abgrund, in welchem der Strom fließt, nur zwei Fuß Raum liegen. Mit scheuen Pferden wäre es hier freilich nicht rathsam zu fahren. An manchen Stellen öffnet sich die Schlucht jedoch, und man schaut rechts und links in die Gebirge hinein, und sieht auf denselben die Blockhäuser zerstreut, in welchen die Gränzwächter hausen. Welch einsames und besonders im Winter trauriges Leben diese führen, das kann man sich leicht denken.

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Mauthhause und der jetzigen Gränze trifft man auf die Trümmer einer verfallenen Mauer, welche ehemals den kaiserlichen Adler von dem Halbmonde trennte. Jetzt ist die Gränze eine Viertelmeile weiter hinausgerückt.

So romantisch auch die Gegend ist, und so mannichfach die Partien bei den Biegungen, welche der Strom und mit diesem die Straße macht, wechseln, so fühlt man sich dennoch beklommen in dieser Einsamkeit, wo nur selten ein Wanderer geht oder ein Wagen fährt. Diese Einsamkeit wird zuweilen durch das Geläute des Viehes, welches an den Bergen klimmt und sich seine Nahrung sucht, unterbrochen. Nicht selten stürzt ein Stück davon die Abhänge herab und wälzt sich halb zerschlagen im Thale. Ich sah einige dergleichen, welche, unvermögend aufzustehen, gleichsam mit flehendem Blicke, die Hülfe der Vorübergehenden ansprachen. Mit großer Kühnheit reiten die Walachen an den steilsten Abhängen auf Pfaden hin, wo das Pferd nur zur Noth den Fuß setzen kann, und dennoch gehört es zu den großen Seltenheiten, daß einmal einer herabstürzt.

Endlich an der Gränze und bei der Kontumaz angekommen, trifft man zunächst auf ein Wirthshaus, in welchem man ziemlich bequeme Zimmer haben kann, auch nach Nothdurft bewirthet wird. Nur die äußerste Noth wird freilich den Reisenden veranlassen, hier zu übernachten. Kennt er es aber, was drüben ihn erwartet, so bleibt er dennoch, und eilt des andern Tages, so weit er nur kommen kann, vorwärts.

Die innere Kontumaz bildet eine Art von Kolonie, die aus den Häusern des hier angestellten Beamten-Personals und den Wohnungen für die Kontumazisten besteht. Diese werden, so wie sie von jenseits ankommen, streng von aller Gemeinschaft mit den hier Wohnenden abgehalten, bis die Zeit der Kontumaz (gegenwärtig nur 5 Tage) abgelaufen ist. Ist man unvorsichtig, und kommt in Berührung mit den noch nicht gereinigten, so kommt man augenblicklich in deren Klasse und muß so lange aushalten, bis sie als rein entlassen werden. Solches geschah, während ich hier war, einem russischen Offizier, welcher einen Bekannten, der eben ankam, begrüßte und umarmte. Ob er gleich schon drei Tage ausgehalten hatte, mußte er seine Kontumaz von vorne anfangen und noch 5 Tage hier bleiben. — Die Wohnungen sind ziemlich bequem und nach Nothdurft eingerichtet. Die Kost entnimmt man aus dem Gasthofe.

Noch etwa 500 Schritte über die innere Kontumaz hinaus ist die äußere, welche nur einige Gebäude enthält, die dicht auf der Gränze stehen. Hier wird das Volk von den untern Klassen aufgenommen. In der Regel trifft man eine Menge Fuhrwerk hier, welches im Freien aufgefahren wird. Die dazu gehörigen Fuhrleute befinden sich in Kontumaz. Ein hiezu eingerichtetes Gebäude enthält 5 Gemächer, in welche sie, nach

Abtheilungen, wie sie angekommen sind, vertheilt werden. Sie rücken dann jeden Tag um eine vor, bis sie alle fünf durchgemacht haben, und alsdann als gereinigt entlassen werden. Ein Reinigungsdiener wacht darüber, daß keine Vermischung stattfinden kann. Von diesem wird der Fremde herumgeführt und mit größter Strenge darüber gewacht, daß er mit den Kontumazisten in keine Berührung komme; denn geschähe dieß, so würde er augenblicklich zur Kontumaz verurtheilt. Die kurze Frist von 5 Tagen findet erst seit etwa einem halben Jahre statt, und sie würde, wenn die Pest sich in der Wallachei zeigen sollte, augenblicklich wieder zu 30 Tagen ausgedehnt. Alsdann müßten die, welche Kontumaz halten, in jedem Gemache 6 Tage zubringen. Die Wohlthätigkeit dieser strengen Maßregeln hat sich seit Jahrhunderten bewährt und bedarf keines weitern Anpreisens.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Nicht sehr lange nach der Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama im Jahre 1516 erschienen die Portugiesen auch zu Canton. Ihr erstes Auftreten war nicht geeignet, den Chinesen günstige Begriffe von den Europäern beizubringen, und als im Laufe der Zeit Holländer und Engländer ihre Kompetenten wurden, stellte der fortdauernde aus Handelseifersucht entsprungene Streit sie in ein noch schlimmeres Licht. Bis auf diesen Tag betrachtet man die Europäer als Leute, die nur auf Handelsgewinn erpicht und hinsichtlich der Mittel, denselben zu erreichen, keineswegs skrupulös sind. Betroffen über die ewigen Streitigkeiten unter diesen fremden Abenteurern, die doch hinsichtlich ihrer Sitten und Gebräuche einander so sehr ähnelten, wurde die Regierung geneigt, sie mit einem Grad eifersüchtiger Entferntbaltung zu behandeln, die sie gegen die friedlichern und ordentlichen Araber, ihre Vorgänger, nicht für nöthig gehalten hatte.

Die Portugiesen begaben sich zuerst auf die Inseln an der Mündung des Cantonflusses. Das von Alfonso Albuquerque, dem Generalkapitän von Malacca, abgeordnete Schiff, unter dem Befehl eines gewissen Perestrello, erreichte eine dieser Inseln, und da der Handel sehr günstig ausfiel, so wurden andere zu ähnlichen Unternehmungen aufgemuntert. Im folgenden Jahre erschien eine Flotte von acht Schiffen unter Perez de Andrade, der jedoch an der Küste von Kriegsdschonken umringt und argwöhnisch bewacht wurde. Man erlaubte ihm indeß mit zwei Schiffen nach Canton zu gehen, und während er daselbst einen vortheilhaften Handel einleitete, erhielt er Nachricht, daß der übrige Theil seiner Flotte von Seeräubern angefallen worden sey. Einige seiner Schiffe gingen mit ihren Ladungen nach Malacca zurück, die übrigen segelten in Gesellschaft einiger Dschonken, die zu den Lu-tschu-Inseln gehörten, nach der Provinz Fo-kien an der Ostküste, und gründeten zu Ning-po eine Kolonie. Dahin brachten die Portugiesen auch später ihre Familien, und trieben einen gewinnreichen Handel mit andern Theilen China's, so wie mit Japan. Im J. 1545 aber vertrieb sie der Gouverneur, aufgereizt durch ihr zügelloses Benehmen, aus diesem Orte, und so verloren sie für immer eine Besitzung auf dem chinesischen Kontinent in einer Provinz, die für den europäischen Handel am meisten Gewinn versprach. Das Benehmen der Portugiesen im Allgemeinen hatte bald den günstigen Eindruck verwischt, den die Gerechtigkeit und Mäßigung Perez de Andrade's auf die Chinesen gemacht hatte. Kurz nach ihm gerieth eine Eskadre unter dem Befehl seines Bruders Simon in offene Feindseligkeiten, nachdem sie zu San-Schan in der Nähe von Macao eine Kolonie errichtet und ein Fort erbaut hatte; sie wurde endlich von der chinesischen Seemacht geschlagen, fuhr aber fort, gegen die Handelsschiffe der Eingebornen Seeräuberei zu treiben.

Unter den zahlreichen portugiesischen Abenteurern ragt der Name Ferdinand Mendez Pinto hervor, wiewohl manche Einzelnheiten übertrieben worden seyn mögen. Dieser Mann kam mit einer Mannschaft nach Ning-po, die nicht minder goldhungrig war, als er, und erfuhr dort von einigen Chinesen, daß gegen Nordosten eine Insel sey, auf der sich die mit Schätzen angefüllten Gräber von 17 chinesischen Königen befänden. Pinto und seine Gefährten fanden den Platz aus und plünderten die Gräber, worin sie eine Menge Silber fanden; indeß wurden sie dabei angegriffen, und genöthigt, sich nur mit einem Theile der Beute zurückzuziehen. Auf dem Rückwege wurden sie von einem Sturm überfallen, und nur 14 Portugiesen entkamen, welche jedoch sämmtlich von den Chinesen gefangen genommen, und nach manchen Mißhandlungen nach Peking gesendet wurden, wo man sie zur Peitsche und zum Verlust eines Daumens verurtheilte. Von da wurden sie nach Peking geführt, und auf dem Wege hatte Pinto Gelegenheit, die Sitten der Chinesen, ihre Gerechtigkeitsliebe, so wie die unter ihnen herrschende Ordnung und Industrie zu bewundern. Zu Peking angelangt, wurden sie zu einjähriger harter Arbeit verurtheilt, ehe aber diese Zeit noch vorüber war, von den eindrechenden Tataren in Freiheit gesetzt. Pinto und seine Gefährten vereinigten sich mit ihren Befreiern, und sahen, während sie in ihrem Dienste waren, einen ihrer ersten Lamas, den sie den Papst der Tataren nannten. Endlich zogen sie ab, fanden den Weg nach der Küste, und schifften sich abermals nach Ning-po ein, wurden aber verrätherisch auf einer öden Insel verlassen, wo sie fast Hungers starben, bis ein Seeräuber sie aufnahm und nach Japan brachte. Von dieser Insel gab Pinto nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten einen so vortheilhaften Bericht, daß eine große Expedition dahin ausgerüstet wurde; aber mehrere Schiffe gingen im Sturm verloren, und Pinto selbst wurde nach den Lu-tschu-Inseln getrieben, wo er und seine Gefährten des Mords an einigen Einwohnern von Lu-tschu zur Zeit der Einnahme von Malacca durch die Portugiesen beschuldigt wurde. Da man dem König gesagt hatte, alle seine Landsleute seyen Seeräuber, so gab er Befehl, Pinto und seine Gefährten zu viertheilen und ihre Glieder auszustellen; sie wurden indeß durch Vorsprache einiger Frauen gerettet, und Pinto kehrte endlich nach Malacca zurück. Um dieselbe Zeit im J. 1552 starb der berühmte Apostel des Orients der heilige Franz Xaver, von dem so viele Wunder erzählt wer-

den, zu San-Schan. Man sieht die Ruinen seines Grabes noch bis auf diesen Tag, und der Bischof von Macao feiert jährlich dort eine Messe und nimmt jedesmal einen Theil der geweihten Erde mit sich.

Die erste portugiesische Gesandtschaft und somit natürlich die erste Gesandtschaft einer europäischen Macht, die zur See nach Peking ging, fand im J. 1520 statt; Thomas Pirez hieß der Gesandte, und seine Mission ging dahin, zu Canton sowohl wie zu Macao eine Faktorei zu errichten. Aber Nachrichten von den Gewaltthätigkeiten Simon de Andrade's waren ihm vorangegangen, und nach einer Reihe von Demüthigungen wurde der unglückliche Pirez unter Wache nach Canton zurückgeschickt, daselbst nach seiner Ankunft aller seiner Habe beraubt, ins Gefängniß geworfen, und endlich, wie man glaubt, ermordet. Seit dieser Zeit wurden wiederholte Gesandtschaften von den Portugiesen abgesendet, die letzte im J. 1753: alle zeigen das gewöhnliche Schauspiel von Anmaßung auf der einen Seite und nutzloser Unterwürfigkeit auf der andern, denn niemals wurde auch nur Ein wichtiger Punkt der Unterhandlung erreicht. Etwa um die Mitte des 16ten Jahrhunderts setzten sich die Portugiesen zu Macao fest, die einzige europäische Kolonie, welche mit sehr beschränktem Erfolge an der Küste von China gegründet wurde. Durch Bitten und Bestechung erhielten sie Erlaubniß, Schuppen zu errichten, um Waaren zu trocknen, welche unter der Benennung von Teidnt eingeführt worden waren. Allmählich gestattete man ihnen feste Häuser aufzuführen und die kleinen Mandarinen widersetzten sich weder dem Anwachsen der Bevölkerung, noch der Errichtung einer eigenen Verwaltung und dem Einfluß der Priester, welche die Chinesen zu bekehren bemüht waren. Die Sage von wichtigen gegen Seeräuber geleisteten Dienste und einem kaiserlichen Edikt, das den Besitz von Macao an die Portugiesen übertrug, scheint ungegründet, denn ein Bischof von Macao schrieb im J. 1777, die Portugiesen hätten die temporäre, von dem Willen des Kaisers abhängige Benutzung von Macao durch Bezahlung einer Grundabgabe erworben. Diese Grundabgabe, welche 500 Taels jährlich beträgt, wird bis auf den heutigen Tag regelmäßig bezahlt und chinesische Mandarinen inspiciren periodisch die portugiesischen Festungen und erheben Zölle von den Schiffen zu Macao. Es ist demnach durchaus unrichtig, wenn man sagt, die Portugiesen besäßen die Souveränität dieses Orts. Im Jahre 1573 zogen die Chinesen eine Mauer quer über den Isthmus, welcher Macao von der Insel Hiang-schan trennt; sehr frühzeitig wurde ein Civilmandarin ernannt, der innerhalb der Stadt wohnen und sie im Namen des Kaisers von China regieren sollte; dieser Beamte, Tso-tang genannt, beobachtet die Eingebornen sorgfältig, und sie dürfen ohne Erlaubniß weder neue Kirchen noch neue Häuser bauen. Das einzige Privilegium, das sie genießen, ist das der Selbstregierung, während die chinesische Bevölkerung der Stadt gänzlich unter der Kontrolle der Mandarinen steht. Die Spanier haben gleich den Portugiesen das Recht, nach Macao Handel zu treiben, aber im Jahre 1725 wurde durch einen Befehl des Kaisers die Zahl der Schiffe auf 25 beschränkt, und beträgt jetzt nicht mehr als die Hälfte dieser Zahl. Der letzte Kaiser der letzten chinesischen Dynastie ließ von Macao einige Kanonen und eine kleine Truppenzahl gegen die Mandschu-Tataren kommen, aber im Jahre 1651 wurden die Bewohner dieser Kolonie als Unterthanen der gegenwärtigen Familie Ta-tsing aufgezeichnet. Als im Jahre 1809 die Ladrones oder chinesischen Seeräuber sich der Regierung furchtbar gemacht hatten, lieferte Macao gegen Entrichtung von 80,000 Taels 6 Schiffe gegen sie; da jedoch die Seeräuber durch andere Mittel, als die der Gewalt, bewogen wurden ihr Bündniß aufzulösen, so mußten die Portugiesen, obwohl sie für ihre Dienste gewisse Privilegien in Anspruch nahmen, sich begnügen, in ihrer früheren Stellung zu bleiben.

Macao besitzt über Canton den Vortheil, daß die Zölle bedeutend geringer sind, aber die Portugiesen haben weder Kapital noch Unternehmungsgeist genug, um ihre wenigen Schiffe gehörig zu beschäftigen. Mehrere derselben werden deßhalb zum Theil von Chinesen nach den malayischen Inseln und der Halbinsel von Malacca befrachtet; denn das Eigenthum gilt hier für sicherer, als in den Dschonken, um so mehr da die Chinesen keine Assekuranzen haben. Der Handel von Macao ist in einem sehr gedrückten Zustande, und das Gesammteinkommen aus den Zöllen, das im Jahre 1830 kaum 70,000 Taels betrug, deckt die Ausgaben nicht. Die ganze portugiesische Bevölkerung, einschließlich der Sklaven, ist nicht über 5000 Seelen, während die Chinesen von Macao auf mehr als 30,000 berechnet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Angebliche Auffindung von lithographischen Steinen in Frankreich.

Die Franzosen lassen in ihren Bemühungen, lithographische Steine aufzufinden, nicht nach, und Herr Wilhelm Calmette soll kürzlich im Departement Lot ein Lager von solchen Steinen aufgefunden haben, die man den schönsten Steinen Frankreichs und Deutschlands an die Seite setzen könne. Die Art der Lagerung dieser Steinart, die aus einer sehr feinen gleichförmigen Masse besteht und muschligen Bruch zeigt, läßt hoffen, daß man Platten von der bis jetzt in der Lithographie unerhörten Größe von 5 bis 3 Meter Länge und 2 bis 5 Meter Breite bekommen kann. Herr Calmette hat den Plan, diesen Steinbruch im Großen ausbeuten zu lassen, und auch die zur Lithographie untauglichen Steine zu Tafeln, Kamineinfassungen, Grabsteinen, Pflaster u. s. w. zu benutzen; zu diesem Zweck gräbt er außerdem einen graublauen Kalkstein aus, der an Härte, Glätte und Reichthum der Schattirungen dem erstern nichts nachgibt.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich am 2ten Oktober bei einem Landsmann, Herrn Dangwy, seit Kurzem zu Paysandu etablirt, ein Quartier erhalten, schafften wir unser Gepäck ans Land, und richteten uns so gut oder so wenig schlecht als möglich ein. Ich sage, so wenig schlecht als

möglich, denn in Paysandu, wo es noch keine Wirthshäuser gab, gehörten die Betten unter die Luxusartikel. Zum Glück waren wir jeder mit einem Recado (sprich Recau) oder Sattel versehen, wie sie im Lande üblich sind, wo man sich ihrer zugleich auch als Betten bedient. Ein solcher Sattel ist aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt: 1) aus zwei Gergas (sprich Hergas) oder kleinen wollenen Decken, die, vierfach zusammengelegt, auf den Rücken des Pferdes gebreitet werden; 2) aus einer Carona, oder gegerbtem Leder, in das mittelst eines Hammers viele Zierrathen eingeschlagen sind, 4 Fuß lang und 2½ breit; die Carona wird über die Decken gelegt; 3) aus dem eigentlichen Recado, eine Art Packsattel, an den Seiten ebenfalls wie die Carona mit ausgeschlagenem Leder verziert; 4) aus der Cincha (sprich Cinntscha), einem ledernen, sehr breiten, ebenfalls verzierten Gurt, der über den Sattel weg und mitten unter dem Bauch des Pferdes durchgeht, und mittelst zweier eiserner oder kupferner Ringe (Argollas) so fest als möglich angezogen wird; 5) aus einem Pellon (sprich Pellion), einem gegerbten Schaf- oder Kalbfell mit den Haaren; der Pellon wird auf die Cincha gelegt; 6) aus einem Sobre-Pellon, einem andern gegerbten kürzern Felle ohne Haare, an den Seiten ausgezackt oder auch wohl mit Seide gestickt, und endlich 7) aus einer Sobre-Cincha, oder mehr oder minder schönem Bauchgurt, der den Pellon und Sobre-Pellon festzuhalten bestimmt ist. Der Zaum eines solchen Reitzeugs ist höchst einfach, aber zugleich dauerhaft, und so eingerichtet, daß man das Pferd ganz in seiner Gewalt hat. Das Gebiß (Freno) ist das in Chili übliche und zugleich das beste, das man nur immer finden kann; nie kann das Pferd daran kauen oder es zwischen die Zähne nehmen, weil statt der Kinnkette von dem sehr hohen Mittelstück des Gebisses aus ein eiserner Ring um die untere Kinnlade herumläuft. Dieser hohe Theil des Gebisses liegt dem Pferde horizontal in dem Mund, so lange es ruhig bleibt, ist es aber widerspänstig und der Reiter genöthigt den Zügel anzuziehen, so wird das Pferd an dem Gaumen und der Unterlippe zugleich gepeinigt, weil der hohe Theil des Gebisses sich gegen den Gaumen aufrichtet und der um die untere Kinnlade herumlaufende Ring scharf angezogen wird. Die Zügel (Riendas) sind gewöhnlich rund, von sehr künstlich geflochtenem Leder und bis zur Höhe der Schultern des Pferdes durch einen Ring zusammengehalten, aus dem ein anderer sehr langer am Ende mit mehreren Knoten versehener Zügel ausläuft, der als Reitpeitsche dient. Es ist klar, daß auf diese Weise die Zügel stets beisammen sind, und daß man die Hand nur rechts oder links zu bewegen braucht, um den Gang des Pferdes zu lenken. Die Fußspitze des Reiters ruht in einem sehr kleinen Steigbügel von Kupfer oder Holz von dreieckiger Form. Um nun aus diesem Reitzeug ein Bett zu machen, breitet man zuförderst die Carona auf die Erde; auf diese kommt der Pellon und Sobre-Pellon; der Recado dient als Kopfkissen, die Gergas als Leintücher und mit dem Poncho (sprich Pontscho) deckt man sich zu. Der Poncho ist für den Reisenden in diesen Gegenden unentbehrlich, denn er schützt zugleich gegen Regen, Staub, Hitze und Kälte. Es besteht derselbe aus einem Stück Baumwollen-, Wollen- oder einem aus Wolle und Baumwolle gemischten, in bunten Farben breit gestreiften Zeug von 7 Palmen Breite und 12 Palmen Länge, mit einer fußgroßen Oeffnung in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Ein solcher Poncho ist gewöhnlich noch mit einem himmelblauen, grünen, oder scharlachrothen Zeug gefüttert. Man sieht auch Ponches von Tuch mit stehendem Kragen, diese werden jedoch nur von reichen Leuten getragen; der Plebe begnügt sich mit den beschriebenen, wie sie im Lande verfertigt werden. Will man von den Gauchos gut aufgenommen werden, so muß man zum Poncho noch den Chiripa, die Calzoncillos, die Stiefeln von Potro und die ungeheuren Sporen fügen. Der Chiripa besteht ebenfalls aus einem Stück Wollenzeug von rother, blauer oder grüner Farbe — niemals von einer andern — das um die Hüften getragen wird, und von da wie eine Tunika über die Kniee herabfällt. Um die Hüften wird er mittelst eines ledernen Gürtels befestigt, in welchem man, jedoch auf dem Rücken, ein großes Stilet in der Scheide trägt. Die Liebhaber tragen zuweilen Chiripas aus den Shawls ihrer Geliebten. Der Calzoncillo ist ein großes weites, unten mit Franzen besetztes oder gesticktes Beinkleid; die Stiefeln von Potro werden aus dem ungegerbten Fell eines Pferdefußes und zwar so verfertigt, daß die Zehen vorn frei sind. Die natürliche Krümmung des Pferdefußes bildet den Absatz des Stiefels. Andere, besonders in Entre-Rios, verfertigen ihre Stiefel aus dem Fell der wilden Katze. Ein Gaucho tödtet oft ein Fohlen (Potro) bloß in der Absicht, um sich Stiefel zu machen. Die Haare schabt er mit seinem stets scharfen Messer ab, und reibt dann die Stiefel so lange mit den Händen, bis sie geschmeidig sind. So geeignet diese Stiefel zum Reiten sind, so wenig brauchbar sind sie für den Fußgeher. Der Kopfputz des Gaucho besteht in der Banda-Oriental in einem runden Hut mit breitem Rand, und in Buenos-Ayres in einem hohen Hut mit sehr schmaler Krempe, der auf ein unter dem Kinn zusammengebundenes weißes Tuch gesetzt wird; der gleichsam nur auf dem Kopf schwebende Hut wird durch ein schwarzes Band festgehalten. Viele Gauchos tragen auch eine rothe phrygische, grün gefütterte Mütze, oben mit dreifarbigen Bändern geziert. Die kurze Jacke (Jaqueta) ist blau, roth oder grün. — Auch ich befand mich in dieser Tracht, als ich zu Paysandu ans Land stieg.

Am 3ten gingen wir südwestlich von der Stadt, längs einem mit Gehölz besetzten Bach, wo sich mehrere Ziegelbrennereien, Chacras (bebaute Ländereien) und ein Saladero befanden, auf die Jagd. Am 4ten nahmen wir unsern Weg gegen Norden, und an den folgenden Tagen besuchten wir die sandige Ebene am Fuß des Hügels, um die ganze Gegend kennen zu lernen, und hauptsächlich auf Vögel Jagd zu machen, auf die unser Augenmerk besonders gerichtet war. Auf dem Weg untersuchte ich die geologische Beschaffenheit des Bodens und nahm Muster mit. Die ersten Tage waren wir mit unserer Jagd nichts weniger als zufrieden; plötzlich aber machte ein Anschwellen des Uruguay, daß die Vögel die überschwemmten Inseln verließen und dem festen Lande zueilten, was uns Gelegenheit gab reiche Beute zu machen.

Ehe ich jedoch von dem spreche, was ich sammelte, muß des Naturforschers Felix de Azara, der diese Gegenden 20 Jahre lang durchforschte, ehrend gedacht werden. Mit literarischen Hülfsmitteln versehen, hätte dieser Mann Epoche machen müssen. So aber war er ganz auf sich selbst beschränkt, und deßhalb verdient — der Rauhigkeit und Härte seines Styls ungeachtet — das, was er leistete, um so größere Bewunderung. Unsere Gelehrten ersetzen die einfachen Guarani-Namen des spanischen Reisenden durch griechische und lateinische Benennungen, und streiten sich um die Stelle, welche dieses oder jenes Thier in ihrem System einzunehmen habe; eine genauere Beschreibung der natürlichen Gruppen der Lebensweise und der Farben des Säugethieres oder Vogels analoge Namen findet man aber nur in dem Buche des spanischen Naturforschers.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Oktober 1836.

Die Fellah-Frauen Aegyptens.

Diese Tochter des Volks ist schön und üppig gebaut, ihre Brust ist voll und sie trägt ihren Kopf mit Grazie und selbst mit einer gewissen Hoheit. Indeß ist, wie bei den schweren Arbeiten, die sie zu ertragen hat, nicht anders zu vermuthen, ihre Blüthezeit kurz, und gleich den Blumen ihres glühenden Himmels ist sie bald und schnell verwelkt. Die junge Fellah hat eine ausdrucksvolle Physiognomie, und mitten durch die Lumpen, womit sie ihren Körper zu bedecken sucht, kann man eine gewisse raffinirte Koketterie nicht verkennen. Die Züge ihres Gesichts sind durch einen länglichen Schleier (Burkhu) bedeckt, und um den Leib trägt sie ein blaues Hemd, Taub genannt, das sie bei der Arbeit bis über das Knie heraufzieht und oberhalb der Hüften durch einen Gürtel befestigt; die ungemein weiten Aermel streift sie hinauf, bindet sie zusammen und wirft sie über den Hals zurück. Dann sind Arme und Beine völlig nackt, und so beginnt sie ihre Arbeit, wozu sie mit ihren Gefährtinnen im Chor singt und in die Hände schlägt.

Kräftig, unermüdlich und außerordentlich leidenschaftlich sind die Fellah-Frauen doch nachgiebig und gelehrig; selten hört man sie so lärmend mit einander zanken, wie die gemeinen Frauen in den großen europäischen Städten, und sie geben sich unter einander den süßen Schwesternamen. Dennoch sind sie eifersüchtig, und wenn hierüber der Streit zum Ausbruch kommt, so fehlt es an Schimpfworten nicht. Sie sind äußerst lebhaft in der Liebe, aber in ihren Neigungen nicht sehr beständig und betrachten Veränderung als eine natürliche Sache. Vielleicht liegt aber der Grund dieser Beweglichkeit ihres Charakters nur in der Leichtigkeit, womit die Bande der Ehe geschlossen und wieder zerrissen werden. Die Männer finden sich leicht in diese kurz dauernden Verbindungen; denn da sie wegen Armuth kein zahlreiches Harem halten können, so entschädigen sie sich durch häufigen Wechsel der Frauen. Um eine Ehe zu schließen, fordert der Scheikh der Moschee bloß, daß der Mann seiner Frau einen halben Piaster (etwa 6 Kreuzer) täglichen Unterhalt garantiren könne. Die jungen Mädchen erhalten nur eine Mitgift von 100—150 Piaster. Sobald die Hochzeitsfeier vorüber ist, geht die Frau an ihre Arbeit, der Mann an die seinige, und sie sehen sich kaum in der Nacht; darum gewinnen sie auch keine sonderliche Zuneigung zu einander. Will der Mann seine Ehe trennen, so hängt dieß ganz von seiner Willkür ab. Ist er seiner Frau überdrüssig, so sagt er bloß zu ihr: „bedecke dein Gesicht.“ Diese Worte trennen die Ehe, denn sie zeigen an, daß der Mann mit seiner Frau keinen Verkehr mehr haben und sie mit der einer Fremden gebührenden Achtung behandeln will. Er kann sich auch der Formel bedienen: „Ich verstoße dich gemäß den drei Worten.“ Dann ist er verbunden, seiner Frau die Hälfte der Summe, welche er ihr als Morgengabe gegeben hat, herauszubezahlen. Der Ehebruch der Frau befreit ihn von dieser Verbindlichkeit, aber er muß ihre Schuld durch zwei Zeugen, welche die Frau auf der That ertappten, eidlich erhärten lassen; dann erhält die Frau zur Strafe einige hundert Stockprügel, welche ihr von einigen dazu beauftragten Matronen aufgezählt werden, und ihr Mitschuldiger muß sie in der Regel heurathen. Der Ehebruch, selbst mit Ungläubigen, wird jetzt nicht mehr mit dem Tode bestraft. Auch die Frau kann unter gewissen, durch das Gesetz vorgesehenen Umständen die Scheidung verlangen.

Obwohl arabischen Ursprungs, sind die Fellah's doch die Eingebornen des jetzigen Aegyptens. Man sieht diese Frauen allenthalben, in Städten und Dörfern; nur sie zeigen sich und bilden in Aegypten den herrschenden Typus ihres Geschlechts. Wenn man den Nil hinauf an den zahlreichen Dörfern vorbeifährt, sieht man allenthalben die Fellah-Frauen mit ungeheuern länglichen Krügen, Balaß genannt, ans Ufer kommen und Wasser schöpfen. Dabei ermangeln sie niemals, sich die Füße, die Hände und das Gesicht zu waschen, und manchmal gehen sie in den Fluß hinein und waschen auch das Kleid, das sie tragen. Das Leben dieser Frauen fließt, wie leicht zu errathen, so still und einförmig dahin, wie die Welle ihres Nils, und nur in neuern Zeiten ist diese Einförmigkeit durch die Errichtung einer zahlreichen ägyptischen Armee gestört worden. Jedes Jahr wurde ihnen ein Gatte oder ein Sohn durch die Konskription entrissen und sie in kläglichem Elend zurückgelassen. Einige haben Muth genug, das abenteuerliche Soldatenleben zu theilen und ihnen

in die schneebedeckten Gebirge Syriens oder in den glühenden Sand Arabiens zu folgen. Sobald ein Regiment an einem Orte für eine etwas längere Zeit ein Lager schlägt, so sieht man alsbald einige hundert Schritte davon ein Dorf aus Erdhütten sich erheben, und die Soldaten haben Erlaubniß, die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag bei ihren Familien zuzubringen. In Aegypten wie in einigen südlichen Ländern Europa's ist die Frau die Sklavin des Mannes, ihre Lage ist hart und traurig, aber sie sind resignirt, vielleicht weil die Gewohnheit auch diese Leiden ihnen erträglich macht.

In den Städten verheurathen sich die Fellah-Frauen an Lastträger, Wasserträger, Thürhüter, an Arbeiter in den Fabriken oder auf den Werften der Regierung, und an einige Kleinkrämer. In Alexandrien z. B. sind über 10,000 an die Arbeiter des Arsenals und an Leute verheurathet, denen der bedeutende Handel Beschäftigung gibt. Diese Frauen sind ausnehmend frei, denn der den ganzen Tag beschäftigte Gatte kann wenig Aufsicht über sie ausüben. Uebrigens müssen sie auch ihrerseits arbeiten, und verkaufen Früchte, Gemüse, Geflügel, überhaupt alle ersten Bedürfnisse des Lebens. Die Armuth hat sie demoralisirt. Die Männer sind nicht sehr eifersüchtig, einestheils, weil sie nicht Zeit dazu haben, und zweitens, weil sie ein großes Vertrauen auf die Frau haben müssen, die durch ihre Arbeit ihnen den Lebensunterhalt erleichtert. Die Europäer benützen häufig diese Nachsicht der Männer und den Leichtsinn der Weiber.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Wichtiger als der portugiesische Verkehr sind die katholischen Missionen für China selbst sowohl, als für unsere Kenntniß desselben. Anfangs machten diese rasche und glänzende Fortschritte, aber die Uneinigkeit unter den verschiedenen Orden und der unkluge Eifer Einzelner gegen die alten Institutionen China's führte ihren Untergang herbei. Im J. 1579 kam Mich. Ruggiero, ein italienischer Jesuit nach Canton, und ihm folgte nach wenigen Jahren Matth. Ricci, den man mit vollem Recht als den Gründer der katholischen Missionen ansehen kann. Die Gelehrten des Landes lobten diejenigen Lehren des Christenthums, welche mit denen Confutse's übereinstimmten, nahmen aber großen Anstoß an den Lehren von der Erbsünde, von den ewigen Qualen, von der Fleischwerdung und der Dreieinigkeit, so wie daran, daß man nicht eben so wohl Beischläferinnen als Weiber sollte halten dürfen. Keine Schwierigkeit konnte Ricci abschrecken, der in seinen großen mathematischen und physikalischen Kenntnissen die Mittel besaß, sich Freunde und Bekenner des Christenthums zu erwerben. Das Kleid eines Bonzen, das er anfangs unklugerweise angelegt hatte, gab er bald auf, und legte das des Gelehrtenstandes an; bald sah er auch die Thorheit ein, die Vorurtheile der Chinesen, welche mit ihren als heilig geachteten Institutionen innigst verschmolzen waren, und in der That die Grundlage ihres gesellschaftlichen Systems bilden, mit Einemmal anzugreifen. Die Versammlung der Frauen in den Kirchen, die geheimen Unterredungen mit den Priestern in der Beichte, und das Verbot, an den Gräbern der Vorfahren Opfer darzubringen, alles dieß waren Abscheulichkeiten in ihren Augen. Ricci machte deßhalb einen Unterschied zwischen bürgerlichen und heiligen Gebräuchen, gestattete die erstern, namentlich die Ceremonien an den Gräbern, seinen Neubekehrten, und sein Erfolg war ungemein groß.

Als er 17 Jahre im Lande gewesen war, begab er sich nach Peking, wurde durch die Gunst eines der Eunuchen des Palastes dem Kaiser vorgestellt, seine Geschenke angenommen, und ihm ein Wohnsitz angewiesen. Andere Jesuiten stießen zu ihm, ließen sich an verschiedenen Punkten des Landes zwischen Peking und Canton nieder, und arbeiteten mit großem Erfolg, bis endlich der unkluge Eifer andrer Mönchsorden auch ihre Wirksamkeit störte. Der durch Talente und Kenntnisse ausgezeichnetste Jesuit war ein Deutscher, Namens Adam Schaal, der nach Peking kam, als eben die letzte chinesische Dynastie der Ming von den Mandschu vertrieben wurde. Durch den Einfluß eines chinesischen Christen, Namens Paul Siu, der Colao oder erster Minister war, und durch seine ausgedehnten physikalischen Kenntnisse wurde Schaal bei Hofe äußerst beliebt, und behauptete sich selbst nach der Mandschu-Eroberung. Der erste Mandschu-Kaiser Suntschi, den er leicht von der Unwissenheit der arabischen Mathematiker überzeugte, ernannte ihn zum Präsidenten des astronomischen Bureau's. Die Jesuiten erhielten Erlaubniß, zu Peking zwei Kirchen zu bauen, und neue Arbeiter am Missionswerke durften ins Land kommen; unter diesen wurde ein anderer deutscher Jesuit, Namens Ferdinand Verbiest, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, der Coadjutor Schaals.

Als Kang-hy im Alter von 8 oder 9 Jahren unter der Vormundschaft von vier Mandschus den Thron bestiegen *hatte*, begannen die Streitigkeiten mit den intoleranten Dominikanern einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Regierung zu machen. Anklagen erhoben sich gegen die Missionäre, und ihr Bekehrungseifer wurde für gefährlich erklärt. Schaal soll aus Kummer gestorben, und Verbiest gezwungen gewesen sey, sich einige Zeit zu verbergen. Als aber Kang-hy, ein Mann von hohem, umfassendem Geist, die Regierung in Person übernahm, wurde Verbiest Präsident des astronomischen Bureau's, und durch seinen Einfluß erhielten die vertriebenen Missionäre Erlaubniß, zu ihren Kirchen zurückzukehren. Verbiest unterstützte den Kaiser bei dem Guß von Kanonen, so wie bei der Abfassung eines mathematischen Werkes mit logarithmischen Tafeln. Während der Herrschaft dieses Kaisers, der jedoch nie selbst Christ war, blühte das Christenthum unendlich mehr als jetzt nach Verlauf von anderthalb Jahrhunderten, denn Kang-hy behandelte die Christen mit derselben Duldung, wie Muhammedaner und Buddhisten. In den Reisetagebüchern Le Compte's und anderer Jesuiten werden fast in jeder bedeutenden Stadt Kirchen mit europäischen Priestern erwähnt. Zu Fo-schan, 4 Stunden oberhalb Canton, befand sich nach Pater Bouvet eine Gemeinde von 10,000 Christen unter der Leitung eines Jesuiten aus Mailand; heutzutage findet sich dort wahrscheinlich nicht ein einziger Christ.

Das im Jahre 1692 von Kang-hy erlassene Dekret, das den

Christen freie Religionsübung gestattete, wurde abgeschafft von seinem Nachfolger Yung-tsching, der auch die Missionäre aus den Provinzen vertrieb. Diese geistlichen Abgeordneten waren im ganzen Reiche mit den chinesischen Behörden sowohl als unter einander in ewigem Hader gelegen, und überdieß war noch die Jurisdiktion über sie ein Gegenstand des Streits zwischen den Königen von Portugall und den Päpsten gewesen. In Folge der schon früher entstandenen Uneinigkeit zwischen den Jesuiten und andern Orden über die Gebräuche und Ceremonien der Chinesen hatte Matth. Ricci für die Missionäre eine Art Reglement entworfen, und darin die tadelswerthen Gebräuche als bloß bürgerlich und weltlich bezeichnet; Morales dagegen, ein spanischer Dominikaner, erklärte sie für götzendienerisch, und Innocenz X verdammte sie auch als solche. Martinez, ein Jesuite, bewies nachher das Gegentheil, und Alexander VII erkannte an, daß man sie auch bloß als bürgerliche Gebräuche ansehen dürfe.

Trotz aller Bemühungen der verständigen und gemäßigten Missionäre, diese Zwistigkeiten beizulegen, erließ ein Zelot, Namens Carl Maigrot, der sich Bischof einiger chinesischen Provinzen nannte, einen Hirtenbrief, worin er entschied, T'hien bedeute nur den sichtbaren und materiellen Himmel, und die chinesischen Gebräuche seyen götzendienerisch. Kang-hy selbst hatte im J. 1700 in einem Edikte, das auch an den Papst gesendet wurde, erklärt, T'hien bedeute den wahren Gott, und die von dem chinesischen Ritual vorgeschriebenen Gebräuche seyen politischer Art. Clemens XI dagegen unterstützte und bestätigte Maigrots Hirtenbrief. Um diese Streitigkeiten, welche nahe zu ein Jahrhundert lang das Christenthum entehrt hatten, beizulegen, wurde Tournon als apostolischer Vicar und Legat nach China gesendet, aber die Wahl scheint nicht klug gewesen zu seyn, denn Mosheim schildert ihn als einen Mann, „dessen guter Wille unter dem Einfluß eines engherzigen Sinnes und eines schwachen Verstandes stand.“ Kurz nach seiner Ankunft im J. 1705 erließ er nach Empfang von Clemens XI Dekret einen Hirtenbrief, daß kein chinesischer Christ je die Gebräuche üben solle, die der Papst verboten habe. Der Kaiser Kang-hy, aufgebracht über diese Verletzung seines Souverainetätsrechts, erließ ein Edikt, demzufolge er die Missionäre, welche nach der Lehre Ricci's predigten, zu dulden versprach, aber seinen Entschluß erklärte, die, welche Maigrots Ansichten anhingen, zu verfolgen. Im J. 1720 wurde der Legat Mezzabarba als Legat von Rom hergesandt, um die strittigen Punkte beizulegen, da er aber Kang-hy entschlossen fand, niemals dem Papste irgend eine Jurisdiktion über seine Unterthanen zu gestatten, so machte er einige temporäre Concessionen, um die römisch-katholische Kirche von dem Schimpf der Verbannung zu retten.

Endlich im J. 1723 unter Yung-tsching brach der Sturm los: einige wenige Mönche wurden in Peking geduldet, einige andere verbargen sich in den Provinzen, aber der größere Theil wurde nach Macao getrieben mit dem bestimmten Befehl, mit dem ersten Schiffe das Land zu verlassen. Die aufgeklärtern und klügern Jesuiten hatten sich mit größerer Mäßigung benommen, und der Einfluß ihrer Gönner versöhnte sie mit dem Hofe. Ignatius Kögler wurde vom Kaiser zum Präsidenten des astronomischen Bureau's ernannt, und erhielt eine ehrenvolle Auszeichnung. Bei seinem Regierungsantritt ließ Kienlung im J. 1726, voll Haß gegen die Priester, welche im Geheimen seine Oberherrschaft über seine eigenen Unterthanen zu untergraben bemüht seyen, dieselben mit vermehrter Strenge aufsuchen. In fast allen Provinzen wurden mehrere derselben entdeckt und eingekerkert, und ihre Neubekehrten flohen oder unterwarfen sich dem Willen des Herrschers. Um die Strenge dieser Verfolgungen zu mildern, sparten die in Peking residirenden Jesuiten weder Bitten noch Bestechungen, doch mit geringem Erfolg, bis im J. 1785, fast 50 Jahre nach Kien-lungs Thronbesteigung, durch ein Dekret dieses Kaisers die eingekerkerten Mönche freigelassen wurden und Erlaubniß erhielten, zu ihren Brüdern nach Peking zu gehen, oder nach Europa zurückzukehren. Seit dieser Zeit ist die römisch-katholische Mission im Sinken, und einigemal erneuerten sich die Verfolgungen. Nach einem Bericht des Prokurators an die propagandistische Mission zu Macao, Pater Marchini, betrug im J. 1810 die Zahl der europäischen Priester in China noch 29, mit etwa 200,000 chinesischen Christen. Seit dieser Zeit wurde der letzte Europäer aus Peking fortgeschickt, und nur wenige sind noch in den Provinzen verborgen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Naturhistorische Bemerkungen.

Was meine meteorologischen Beobachtungen betrifft, so war die Temperatur während der Zeit vom 5ten bis 18ten Oktober (erster Frühlingsmonat), die ich in Paysandu zubrachte, sehr veränderlich. Der höchste Thermometerstand nach Réaumur Mittags im Schatten war 26° und der niederste 12°. Die Winde wechselten oft von Nordwest nach Südost, wovon starke Gewitter und häufige Regen die Folge waren. Am 8ten stieg der ohnehin schon sehr hohe Wasserstand des Uruguay plötzlich um noch 10 Fuß; der Fluß trat aus seinem Bette, setzte die ärmlichen Wohnungen im Hafen unter Wasser und nöthigte deren Bewohner sie zu verlassen. Das Steigen des Wassers, so wie die starken Gewitter mit Regen dauerten fort bis zum 15ten; am 16ten wehte Nordost. Das Wetter war warm und gewitterreich, es hörte aber zu regnen auf und der Uruguay fiel; am 18ten war er schon aus der Ebene zurückgetreten, und die vertriebenen Einwohner konnten ihre Wohnungen wieder beziehen. Die Gesammthöhe des Uruguay ward auf 22 Pariser Fuß (8 Varas) geschätzt; die Hütten im Hafen, nebst den Chacras und ein einem Franzosen gehöriger Saladero standen ganz unter Wasser, und eine Menge von eingesalzenem Fleisch, Unschlitt, Häuten und Getreide ging gänzlich verloren. Die sehr reißenden Strömungen schwemmten Bäume, gehauenes Holz und die Trümmer der Hütten fort; seit zwölf Jahren hatte man keine solche Ueberschwemmung erlebt. Die sehr heißen Nord- und Nordwestwinde, welche die Atmosphäre mit den sumpfigen Dünsten des Chaco und von Entre-

Rios schwängern, verursachen hier, eben so wie in Buenos-Ayres, eingenommenen Kopf, Müdigkeit und Neigung zum Schlaf. Die Südostwinde sind kalt und bringen Regen; auch verstärken sie die Ueberschwemmungen des La Plata, des Parana und Uruguay.

Geologie. Der Boden, auf welchem die Stadt steht, so wie der der Umgegend, besteht aus Pflanzenerde, die von einigen Zollen bis zu sechs Fuß Dicke einen röthlichen, kalk- und thonhaltigen Tuff bedeckt, der an ein'gen Stellen mit Mergel und an andern mit Gyps vermischt ist. Guter Kalk läßt sich durch Brennen nicht daraus gewinnen, weil der Thon vorherrscht; zerreibt man ihn aber und läßt ihn durch ein Sieb laufen, so erhält man ohne weitere Vorbereitung als die des Anfeuchtens einen sehr festen hydraulischen Mörtel. Ich habe mit demselben Mauern um die Kirche auf ganz eigene Weise aufführen sehen; der thonhaltige Kalk wurde an Ort und Stelle ausgegraben, und nachdem man ihn zu Staub zerrieben, ward er leicht angefeuchtet und in eine aus vier Brettern durch eiserne Pflöcke zusammengehaltene Kiste mit hölzernen Keulen fest eingeschlagen; sobald eine Schichte hart genug war, schlug man eine neue ein, und so fort bis die Kiste voll war. Dann werden die Nägel ausgezogen, die Kiste fällt aus einander und eine Mauer steht da, die mit der Zeit immer fester wird. Einige Stunden nördlich von Sandu sind zwei Kalkbrennereien, die ein sehr mittelmäßiges Material liefern.

Die schwarze Pflanzenerde, welche die erste Bodenschichte bildet, wird auch zum Bau der Hütten und Häuser verwendet; sie ist sehr geschmeidig und wird schnell hart. Diese Art Thonerde ist dem Wachsthum der Pflanzen und Gesträuche sehr günstig, allein ihre geringe Dicke ist wahrscheinlich Ursache, daß die Bäume in dem Kalkboden unterhalb nicht recht Wurzel fassen können, denn alle Anhöhen der Umgegend sind kahl, und nicht einmal Buschholz gedeiht auf ihnen. Bäume und Gesträuch sieht man nur in den Thälern und an solchen Stellen, wo die Pflanzenerdenschichte eine ungewöhnliche Dicke hat.

In einem jener Thäler südöstlich von der Stadt findet sich eine nicht besonders große Schichte von röthlichem, grobkörnigem Sandstein, der zu Bau- und Pflastersteinen benutzt wird. Man findet dessen auch noch an andern Stellen derselben Lokalität. In den Thälern stehen mehrere Ziegelbrennereien an den Orten, wo die schlammige Thonerde häufig ist.

An den Ufern des Uruguay, so wie in seinem Bett, gibt es einen Ueberfluß an Geschieben von Achat, Karniol, Chalcedon, Saeder u. s. w., in denen sich auch einige fossile, dem Pflanzenreich angehörige organische Ueberreste befinden. Die sogenannten Pudding- oder Wuessteine sind selten. Am rechten Ufer des Uruguay, Paysandu gegenüber, sieht man kleine Hügel von sehr feinem und weißem Sand, die sich ziemlich weit ins Land hinein erstrecken. Auf diesem Sandboden wachsen einige sehr feste körnichte Holzarten, z. B. der Espinillo, der Algarrobo, der Ueundey, der Nandubay und mehrere andere.

Ein thierisches Fossil irgend einer Art habe ich hier nicht gefunden, doch glaube ich, daß deren in den Kalksteinbrüchen, welche man auskeutet, vorhanden seyn müssen, weil dieses ganze Land und selbst die niedern und Alluvialebenen von Buenos-Ayres antediluvianische Thierknochen enthalten, wie z. B. von Mastodonten mit schmalen Zähnen, Riesenpanzerthieren und Ichthyosauren. Es dürfte nöthig seyn, hinsichtlich dieser ausgestorbenen Thiergattungen in eine flüchtige Erläuterung einzugehen, da man bis jetzt noch so wenig bekannt mit denselben ist, daß gelehrte Mönche in Buenos-Ayres die Leichtgläubigen zu überreden suchten, diese Knochen wüchsen in der Erde.

Die Mastodonten gehören zur Ordnung der Pachydermen (dickhäutigen), zur Familie der Proboscidien (mit Rüssel und Stoßzähnen versehenen), und bildeten ein besonderes dem Hippopotamus sich näherndes Geschlecht.

Die fossilen Panzerthiere gehören zur Ordnung der Zahnlosen, d. h. derer, die vorn keine Zähne haben. Einige systematische Naturforscher zählen sie dem Geschlecht der Faulthiere bei, und rechnen auch die ausgestorbenen Gattungen Megatherium und Megalonyx hieher, die den Ameisenbären und Faulthieren nahe stehen. Die Ichthyosauren und Plesiosauren waren ungeheure im Meere lebende Reptilien; der Ichthyosaurus hatte einen Eidechsenkopf, vier cetaceenartige Klauen und Fischwirbel. Der Plesiosaurus hatte dieselben Klauen, und einen kleinen Eidechsenkopf auf einem langen schlangenähnlichen Halse.

In verschiedenen Gegenden der Provinz Buenos-Ayres, besonders in der Umgebung von San-Nicolas de los Arroyos, auf dem rechten Ufer des Parana, findet man viele Mastodontenknochen. Bei einem Kaufmann zu Buenos-Ayres habe ich ein fast vollständiges Skelett dieses Pachyderms gesehen. Es war ihm von einem Gaucho aus dem Innern der Provinz gebracht und für 20 bis 25 Franken verkauft worden. Die Knochen des Mastodonten mit schmalen Zähnen, ungeeignet Mammuth genannt, sind bekanntlich viel seltener als die des großen Mastodonten.

Gebeine vom Riesenpanzerthier findet man in Menge an den Ufern und in der Nähe des Rio-Negro (Banda-Oriental), und in der Gegend von San-Nicolas de los Arroyos im thonhaltigen Kalk. Herr d'Orbigny hat deren gefunden, nach denen er vermuthet, daß das Thier die Größe eines Ochsen hatte, mithin gegen zwanzigmal größer war, als das noch jetzt existirende Riesenpanzerthier von Paraguay.

Die Knochen des Ichthyosaurus findet man an den Ufern des Rio-Neapey (Banda-Oriental), einem der Beiflüsse des Uruguay.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Versuche des Herrn Cabrol im Gebiet von Forez, bei welchen mit dem möglichst wenigen Brennmaterial durch Luftheizung eine viel größere Masse von Erz geschmolzen werden soll, sind in vollem Gang. Bis jetzt haben die Operationen ganz genügende Resultate gegeben, und sich den Berechnungen des Herrn Cabrol durchaus entsprechend gezeigt. Das mittelst der Hälfte des Brennmaterials erhaltene Produkt betrug weit mehr als bei der gewöhnlichen Prozedur. Auch in Betreff der Qualität des gewonnenen Eisens haben die Versuche sich vollkommen günstig gezeigt, und die verschiedenen Versuche, die man mit dem Eisen in dieser Beziehung anstellte, haben seine Güte entschieden bewährt. Die Anwendung dieses Verfahrens auf den Hochöfen von Decazeville läßt die besten Resultate erwarten.

Im Departement Finistère werden gegenwärtig ausgedehnte Nachforschungen nach Metallen gemacht. Bereits hat man große Massen eisenschüssigen Gesteins an den Mündungen der Flüsse Chateaulin und Taen entdeckt; eine starke Lage von Schwefelkies hat man in Landaverne aufgefunden, und die zu Quimper und Ponteroix angestellten Untersuchungen auf Steinkohlen versprechen eine reiche Ausbeute.

Das Staatsgefängniß in Connecticut warf im Jahre 1835 durch die Arbeit von 201 Gefangenen 5104 Dollars einen Gewinn ab.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Oktober 1836.

Zur Physiognomie von Nieder-Ungarn. *)

(Von J. G. Elsner.)

Eine Hauptfigur in dem Gemälde von Nieder-Ungarn spielt die Theiß. Auf ihr werden dem Niederlande eine Menge seiner Bedürfnisse, wie z. B. Salz und Holz, zugeführt. Die Schifffahrt auf diesem Strom ist, da er tief und gar nicht reißend, ganz sicher, und man hört daher auch fast niemals von Unfällen. Auf den Stapelplätzen vereint sie Menschen aus den verschiedenen Nationen, mit denen Ungarn bevölkert ist. Die Schiffer sind meistentheils Slowaken und Bosniaken, beides sind verwandte Stämme, nur daß letztere in der Kultur und Civilisation noch hinter den erstern stehen. Ein Hauptstapelplatz ist Szolnok, wo sich eine Salzniederlage für einen großen Theil von Ungarn befindet. Es ist zum größten Theile Steinsalz aus den Werken von Wieliczka in Gallizien, welches hier zu Schiff ankommt, und zum Theil auf gleiche Art die Theis hinab bis in die Donau und auf dieser aufwärts nach Pesth und die höher hinauf liegenden Städte und Ortschaften, ja selbst bis nach Oestreich gebracht wird. Das Leben und Treiben auf den Plätzen vor den Salzmagazinen in Szolnok geht über alle Vorstellung. Um sich einen Begriff davon zu machen, denke man sich eine Menge von Schiffen auf der Theis, welche mit Individuen aus den beiden oben genannten Nationen bemannt sind. Nun male man sich eine Gruppe derselben. Auf dem Kopf einen Hut mit breiter aufwärts gebogener Krempe; den Hals und die Brust blank; ein Hemd, welches nur einige Zoll unter den Nabel reicht, zuweilen auch gar keins; weite Hosen von Leinwand, die wie eine Schürze um Lenden und Beine flattern; an den Füßen selbstbereitete Sandalen von halbgahrem Leder: dieß ist die Bekleidung dieser Schiffer. Ihre Lebensweise ist in hohem Grade einfach, so wie ihre Sitten, welche aber mitunter roh sind. Wind und Wetter ertragen sie, es mag seyn wie es will. Brust, Hals und Rücken sind von der Sonne gebräunt, gleich dem Leder ihrer Sandalen. Diese Menschen sieht man sich mit dem Aus- und Einladen des Salzes auf den Kähnen tummeln. Eine Menge von Beamten sind theils mit Abwiegen, theils mit Ausfertigung von Wagezetteln beschäftigt. Hunderte von ungarischen und slowakischen Bauern halten mit ihrem Fuhrwerk hier und harren auf Ladung und Abfertigung. Sie verfahren das Salz gegen ein sehr geringes Fuhrlohn nach Pesth und in einige Landstädte. Wie niedrig der Satz der Fracht sey, geht daraus hervor, daß man für den Centner von hier nach Pesth (zwölf ungarische Meilen) selten mehr als einen halben Gulden Wiener Währung (12 Kreuzer Konventionsmünze) zahlt. Es wird ihnen das Salz in Szolnok zugewogen, und sie müssen es am Orte der Abfuhr wieder eben so abliefern. Wenn die Hauptabfuhr (Junius) stattfindet, so begegnet man nicht selten auf der Länge von einer Meile Weges mehreren Hunderten solcher Wagen. Bedenkt man, daß diese Bauern auf ein Pferd in der Regel nur 4 — 5 Centner laden, so würde man es unbegreiflich finden, wie sie für so geringen Lohn fahren können, wenn man nicht wüßte, daß sie unterwegs fast gar keine Ausgaben haben. Denn was sie für sich und ihr Vieh bedürfen, das führen sie alles mit sich. Nur ein Glas Wein oder Schnapps, was sie sich zuweilen anthun, ist die einzige Ausgabe.

Daß in Nieder-Ungarn zum größten Theile gut eingerichtete und gut bediente Wirthshäuser sind, vermuthet der Deutsche wohl nicht, und wird durch dieselben daher angenehm überrascht. Ein Billard- und ein Extrazimmer für anständige Reisende findet man nicht allein in den Gasthöfen in Städten, sondern auch nicht selten auf dem Lande in den größern Dörfern. Zimmer zum Uebernachten mit ziemlich guten und reinlichen Betten trifft man da ebenfalls. Dazu kommt denn noch eine gute Küche und meistentheils auch noch guter Wein, so daß sich der Reisende, der nicht gerade übertriebene Forderungen macht, recht wohl befindet.

In den meisten Landstädten, deren übrigens nicht allzu viele sind, indem die Ortschaften überhaupt weit aus einander liegen, ist Garnison, fast überall Kavallerie. Sie gibt einiges Leben, zumal die meisten Offiziere wohlhabend sind und etwas aufgehen lassen können. In Ungarn ist noch keine eigentliche Konscription, und obgleich die Komitate eine gewisse Zahl von

*) S. Ausland Nro. 66 — 69 v. d. J.

Rekruten stellen, so besteht doch nebenbei noch die Werbung. Bei der Stellung werden die jungen Leute eingefangen, indem sie sich, weil man vom Soldatenstande noch eine abschreckende Vorstellung hat, wo es nur immer geht, flüchten, sobald sie nur merken, daß eine Aushebung stattfinden soll. Anders geht es mit der freien Werbung; da engagiren sich die jungen Burschen mit Lust und Freudigkeit, welches freilich nur so lange währt, als die Begeisterung, welche die Werber in den Gasthäusern zu erregen und zu unterhalten wissen, dauert. Wenn diese vorüber ist, hängen freilich die Flügel tief. Ich traf eine solche Scene in Kisuyszallas, einem Dorfe zwischen Debreczyn und Szolnok. Es war an einem Sonntage. In der Gaststube kreischte die Musik, welche einige Zigeuner ihren widerspänstigen Instrumenten abzwangen; zwischen durch hallte das Jauchzen der Tanzenden. Außen sah ich mehrere Husaren, und bei ihnen, so wie in der Stube, einige junge Burschen, welche mit einem Dollmann, im Uebrigen aber mit ihrer ländlichen Tracht bekleidet waren. Sie gehörten zu den Neu-Angeworbenen. In Gesellschaft der Werber befand sich eine Dame, auf deren Gesicht mancherlei zu lesen war. Sie ward von den Husaren und mitunter auch von den Rekruten geliebkost und spielte dabei nicht die Spröde. Um die Rekruten drängten sich Eltern und Verwandte, wobei es denn manche Klage und Thräne gab, die aber von den begeisterten jungen Helden wenig beachtet wurden. Um nun Wallensteins Lager in der besten Form darzustellen, brachte der Zufall drei Kapuziner auf ihrer Reise hieher, welche aus Groß-Wardein kamen, wo ihr Kloster abgebrannt war. Der ältere von ihnen sah mit Jammer dem losen Treiben zu, und schien fast Lust zu haben, Schillers Kapuziner zu spielen. — Ich kam mit ihnen ins Gespräch und brachte sie dahin, mit mir die ganze Scene von der poetischen Seite anzusehen. Am andern Morgen zogen die jungen und alten Husaren ab, nachdem man ihnen zuvor noch ein Ständchen gebracht hatte. Letztere zeigten nunmehr sehr nüchterne und trübselige Gesichter.

So entfernt in Nieder-Ungarn die Ortschaften von einander liegen, eben so volkreich sind sie. Dieß wird man am besten inne, wenn man einen Markt sieht. Einen solchen traf ich in Alberti zwischen Pesth und Szolnok. Ich glaube die Menschenzahl, die hier beisammen war, nicht zu überschätzen, wenn ich sie auf 8—10,000 stelle. Der Marktplatz war vor dem Dorf auf einer ausgedehnten Ebene. Vieh und Waaren aller Art waren hier aufgebracht. Jeder Krämer und Handwerker führt seine Bude oder sein Zelt mit sich, welches er, so wie er ankommt, auf einem gelegenen Platz aufschlägt. Von einer polizeilichen Anordnung oder Ueberwachung eines solchen Marktes ist keine Rede. Etwaige Streitigkeiten werden leicht geschlichtet, und wenn es dabei auch bis zu Thätlichkeiten kommt, so geht man doch, wenn es vorüber ist, ruhig und oftmals scherzend aus einander. — Wie leicht sich in Ungarn überhaupt ein Markt bildet, das sah ich in Schaka. Es war Mittagszeit. Eine Menge Handwerker und Krämer aus Debreczyn, welche von dem Markte von Gynia zurückkamen, hielten hier an, und kramten, da sie sonst nichts vorhatten, ihre Waaren aus. Im Augenblicke sammelte sich ein Haufen Volks um jeden Wagen, und nicht lange, so war ein lebhafter Handel im Gange. Vielleicht verkaufte hier mancher in zwei Stunden mehr Waaren, wie er auf jenem Markte los geworden war.

Wer ein lebhaftes Bild von den Erscheinungen in den Wüsten Afrika's haben will, der sieht es auf den Ebenen Nieder-Ungarns bei großer Dürre. Da erscheinen ihm die vollkommensten Luftspiegelungen: Seen, Inseln, Ruinen, Städte u. dergl. Um ihn herum tanzen in naher und weiter Ferne Wirbelwinde, welche mächtige Staubsäulen bis zum Himmel emportreiben, und bis ihn, wenn er gerade in ihre Bahn kommt, mit Staub überschütten. Die Hitze ist dabei unerträglich und an gutem Wasser großer Mangel. Außerdem brennen an vielen Orten Moore, und von ihnen steigen Rauchmassen in die Höhe, als wenn Städte und Dörfer in Flammen stünden. Es sind ausgetrocknete Sümpfe, welche man durch das Brennen zu fruchtbarem Ackerland umschafft. — So originell indeß auch so Vieles auf diesen Ebenen erscheint, so empfindet man doch eine große Freude, wenn man die Berge wieder näher rücken sieht und endlich diese ermüdenden Flächen verläßt.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Die Spanier besaßen das Privilegium, zu Macao, Canton und Amoy Handel zu treiben, zogen aber daraus weniger Vortheil als die meisten andern Nationen, obwohl sie durch den Besitz von Manilla und den philippinischen Inseln in den Stand gesetzt waren, einen sehr lebhaften Handel zu jeder Jahreszeit zu unterhalten. Hätten sie geschlossene Waarenhäuser mit einem System von Rückzöllen bei der Wiederausfuhr gehabt, die Hälfte des chinesischen Handels hätte sich hier vereinigen können. Die schweren Auflagen und die Plackereien der chinesischen Regierung nebst dem strengen Monopol der Hongkaufleute hätten viele Schiffe aus Canton vertrieben, wenn sie in einem benachbarten Hafen sich hätten versorgen können. Selbst jetzt finden es amerikanische und englische Schiffe häufig angemessen, zu Manilla anzuhalten und eine Ladung Reiß einzunehmen, weil sie durch die Einfuhr desselben in Canton die schweren Hafenzölle vermeiden; aber die spanische Regierung ist den gewöhnlichsten Grundsätzen der politischen Oekonomie so fremd, daß aus Luçon kein Reiß ausgeführt werden darf, sobald derselbe einen gewissen Preis übersteigt.

Den Holländern gelangen ihre Versuche, einen Handel mit China zu eröffnen, ziemlich schlecht, bis sie endlich im J. 1624, auf der Westküste von Formosa, der chinesischen Küste gegenüber, eine Niederlassung gründeten. Die Nähe dieser Niederlassung bei Manilla und Macao erweckte die Eifersucht der Spanier und Portugiesen sowohl, als der chinesischen Regierung; anfänglich ward ihnen von Seite der letztern die Handelsfreiheit verweigert, aber sie machten Angriffe auf die Küste, bis man ihnen endlich gegen das Versprechen, die Pescadoren *) zu räumen

*) So heißen einige kleinere Inseln zwischen dem festen Lande und Formosa.

und sich auf Formosa zu beschränken, die Handelsfreiheit gewährte. Ein Fort ward am Haupthafen der Insel auf der Südwestseite erbaut und Fort Zeeland genannt, auch Maßregeln ergriffen, um die Ureinwohner des Landes zu civilisiren. Inzwischen fiel Peking im J. 1644 in die Hände der Mandschus, und sämmtliche Provinzen des Nordens nebst den meisten südlichen erkannten in kurzer Zeit die fremde Herrschaft an. Aber viele Tausende von chinesischen Familien wanderten im Laufe des Kampfes aus ihrem Vaterlande aus, und nicht weniger als 25,000 sollen sich nach und nach in Formosa angesiedelt haben. Durch diese Einwanderungen gewann das Land ungemein, und darum wurden sie anfangs von den Holländern befördert, bald aber wuchs die Zahl der Einwanderer so sehr, daß die Holländer nicht wenig besorgt wurden; allein es war zu spät, das Einströmen der Chinesen dauerte fort, und wurde am Ende die Hauptursache der Verjagung der Holländer, *) die im Jahre 1662 stattfand.

Der Verkehr Rußlands mit China durch Sibirien weicht von dem der andern europäischen Nationen gänzlich ab, und wir können deßhalb hier nicht näher darauf eingehen. Ein Versuch wurde im J. 1806 gemacht, auch eine Verbindung zur See anzuknüpfen, indem Kapitän Krusenstern mit zwei Schiffen nach Canton kam, aber alsbald erschien ein Edikt, welches Rußland jeden Handel außer zu Lande verbot, und diesen auf Kiachta beschränkte.

Erst geraume Zeit nach den Portugiesen, Spaniern und Holländern traten auch die Engländer auf den Schauplatz des chinesischen Handels. Zum Erstenmal kamen englische Schiffe unter Kapitän Weddell im J. 1637 nach Macao, aber die Portugiesen thaten alles Mögliche, um die Engländer den Chinesen verdächtig zu machen, und es gelang ihnen auch, die Chinesen zu vermögen, daß sie die englischen Schiffe beschossen; diese aber antworteten so kräftig, daß die Chinesen sich veranlaßt sahen, einen untergeordneten Mandarin abzuschicken, gegen den die Engländer ihre friedlichen, bloß auf den Handel gerichteten Absichten aus einander setzten und ihn mit Geschenken entließen. Der Erfolg war, daß man den Aufhetzereien der Portugiesen das Gefecht Schuld gab, und daß die englischen Schiffe Ladungen einnahmen.

Indeß wurde noch viele Jahre hindurch kein weiterer Handel getrieben. Bald darauf wurde das Innere von China durch den Kampf zwischen den Mandschu-Tataren und den Chinesen zerrissen, während die Küsten durch Seeräuberflotten unsicher gemacht wurden. Einen zweiten Versuch zur Begründung eines Handelsverkehrs machten die Engländer im Jahre 1664. Die Agenten der ostindischen Kompagnie landeten zu Macao, um dort eine Unterhandlung mit den Chinesen anzuknüpfen; diese verlangten aber von jedem Schiff einen Hafenzoll von 2000 Taels, und als man ihnen tausend bot, verwarfen sie den Vorschlag. Endlich stellte man eine Wache vor die Wohnung der Engländer, und diese mußten ihren Versuch aufgeben und nach Canton zurückkehren.

Im J. 1668 ermunterte der Friede mit den Holländern die Kompagnie, ihre Blicke abermals nach China zu richten, und im J. 1670 wurde ein Handel mit Tay-wan oder Formosa eingeleitet, dessen sich der ehemalige Seeräuberkönig Koringa bemächtigt und die Holländer daraus verjagt hatte. Wahrscheinlich kannte er die Eifersucht und den Haß der Engländer und Holländer, und lud die erstern ein, nach Tay-wan zu kommen, um sich ihrer als Gegengewicht gegen die Holländer zu bedienen, falls diese versuchen sollten, sich Formosa's wieder zu bemächtigen. Doch war Koringa auch gegen die Engländer nicht ohne Argwohn, denn die Schiffe mußten, so lange sie im Hafen waren, alle ihre Kanonen und Munition abliefern. Dieser Handel scheint indeß allmählich so wenig Gewinn abgeworfen zu haben, und so mit Plackereien umsponnen worden zu seyn, daß die englisch-ostindische Kompagnie im Jahre 1687 Befehl gab, ihre Faktoreien von Formosa weg nach Amoy zu verlegen, und wo möglich zu Canton oder Fock-tschou einen Handel anzuknüpfen. Im J. 1683 wurde Formosa von Koringa's Enkel an den Kaiser übergeben, und in einer merkwürdigen Depesche an die Kompagnie vom 20sten December desselben Jahrs ist bemerkt: „Die Einwohner erhielten im Namen des großen Khans der Tatarei Befehl, ihre Haare abzuschneiden und nur so viel stehen zu lassen, daß es einen Affenschweif ausmache, der von dem Scheitel des Kopfs herabhinge, und überhaupt sollten sie sich nach den Sitten seines Landes richten." Die Mandschu zeigten sich von der Eroberung China's an dem fremden Handel sehr abgeneigt, zum Theil vielleicht, weil sie denselben minder achteten, als die einheimischen Herrscher, zum Theil aus Furcht, es möchte zwischen den Europäern und ihren chinesischen Unterthanen irgend eine Vereinigung zu Stande kommen. Seit der Eroberung China's durch die Mandschus wurden die Engländer von Ningpo und Amoy ausgeschlossen, denn nach dem letztern Platze hatten sie Handel getrieben, so lange derselbe von den Mandschus unabhängig war, und noch einige Zeit, nachdem China sich denselben unterworfen hatte. Im J. 1685 sandten die Engländer ein Schiff nach Amoy ab, um wo möglich den Handel mit diesem Orte wieder anzuknüpfen, und zu gleicher Zeit wurden alle möglichen Anstrengungen gemacht, um einen regelmäßigen Handel in Canton zu begründen. Doch wollte dieß nicht recht gelingen, namentlich weil die Portugiesen zu Macao Alles aufboten, um die Engländer auszuschließen, eine Eifersucht, die sie bis in die neuern Zeiten fortsetzten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Jahrgang 1835. Nr. 188, 189, 190.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

Naturhistorische Bemerkungen.

(Schluß.)

Botanik. Die fast unaufhörlichen Regen während meines Aufenthalts zu Paysandu gestatteten mir keine botanische Exkursion, weßhalb ich in dieser Hinsicht nur einige allgemeine Bemerkungen beizubringen vermag, wie ein flüchtiger Ueberblick sie gestattet.

Ich war überrascht, auch hier, wie zu Buenos-Ayres und Montevideo, die einheimische Vegetation auf bedeutenden Strecken von einer

exotischen Pflanze verdrängt zu sehen, die sich fortwährend mit reißender Schnelligkeit vermehrt. Ich meine nämlich jene Spezies spanischer Disteln (cinara cardunculus), die jetzt mehrere hundert Lieues von Ländereien in dieser Gegend bedeckt. Die Einwohner beklagen sich jedoch eben nicht sehr darüber, weil sie die jungen Schößlinge gern essen und die getrockneten Stängel statt des Brennholzes benutzen, an dem es allenthalben fehlt, wo kein Fluß in der Nähe ist. Auf allen Anhöhen um Paysandu, besonders gegen Süden, findet man keine andere Pflanze als diese Distel. In den Ebenen findet sie sich noch mit zwei Arten einheimischer Disteln vergesellschaftet, von denen die eine den Spaniern unter dem Namen Abrojo (mach die Augen auf) bekannt ist. Die andere, deren Namen ich vergessen habe, kriecht am Boden hin und ist sehr stechend. Um sich einen Begriff von der ursprünglichen Vegetation dieser Gegend zu machen, muß man die sandige Ebene am Ufer des Uruguay besuchen, wo man mitten unter den Dornsträuchen und dem Cactus eine Menge der herrlichsten Blumen findet. Die Basis der Vegetation bilden Grasarten, Verbenaceen, Synantheren, Leguminosen, Solaneen, Ophrydeen und einige bermudische Lilien, oder Sisyrinchium mit violetten und gelben Blumen. Auch findet man einige Ananasgewächse und Malvaceen; eine der letztern Familie angehörige Spezies findet sich häufig in der Nähe der Wohnungen, wo sie stets mit zwei Arten Tartago oder Palma Christi (Jatropha curcas. L.) vergesellschaftet ist.

Die Niederungen sind mit einer sehr kleinen Cactus-Art bedeckt. An den sumpfigen Stellen findet man hohe Grasarten, Schilf u. s. w., denen die Spanier des Landes den Namen Pajonales geben. Selbst die Hochebenen, besonders an öden, wenig vom Vieh besuchten Stellen, sind mit diesen Pajonales bedeckt. In den vom Vieh beweideten Gegenden aber brennt man diese Stellen zu der Jahreszeit ab, wo das vertrocknete Gras keine Nahrung mehr bietet, damit die jungen Sprossen nachwachsen können; diese Verfahrungsweise muß natürlich eine Menge zarterer Pflanzen zerstören.

Vom La Platastrom bis zu den Missionen findet man nur an den Ufern der Flüsse und Bäche Waldungen, die jedoch immer lichter werden, je mehr die Bevölkerung zunimmt. An einigen Stellen ersetzt man sie durch Anpflanzungen einer Art Pfirsichbäume, die sehr schnell wachsen und herrliche Früchte tragen; man nennt diesen Baum Durazno.

Die Kryptogamen sind in der Gegend von Paysandu sehr selten, weil es an großen Waldungen und Felsen mangelt. Man findet hier noch, wie zu Montevideo, eine Art Farrenkraut, dem osmonda regalis ähnlich, und ein lycopodium inundatum. Ich bemerkte, daß der Nopal-Cactus viel von einem Moos zu leiden hatte, von dem er ganz überzogen wird.

Zoologie. Von Säugethieren findet man um Paysandu nur Carpinchos (Sumpfschweine), Venados (Hirsche von der Gattung, welche die Guaranis Guazuei nennen), Comadrejas (Beutelthiere), Apereas (Cavia cobaia), Zorillos (Stinkthiere), Armadillos und Mulitas (Tatous-dasypus L.). Der Jaguar kommt nur gelegentlich zum Vorschein, wenn die Inseln überschwemmt sind. Die Vizcacha (callomys viscacia Geoff. St. Hil.), die in der Gegend von Buenos-Ayres so häufig ist, findet sich hier am linken Ufer des Uruguay nicht, in Entre-Rios aber am rechten Ufer sehr häufig.

Die Mannichfaltigkeit im Geschlecht der Vögel ist nicht groß; ich habe etwa vierzig Arten der sieben Ordnungen gefunden, glaube jedoch, daß man bei längerem Aufenthalt noch mehrere entdecken könnte.

Raubvögel. Geier, Urubu genannt (cathartes urubu), waren nicht häufig; den Aura habe ich nicht gesehen. Die drei Arten Caracaras des Azara — der Carancho, der Chimango und der Chimachima sind häufig, so auch die Kanincheneule (Urucurea Az.).

Vom Sperlingsgeschlecht erlegte ich in dieser Gegend einen Tangara mit gezähntem Schnabel, und man versicherte mich, daß dieß der unlängst erst aus Chili gebrachte Phytotome sey. Der Kardinal mit rother Haube (Oxia cucullata Lath.), so wie der Onglet Buffons sind häufig. Der gehaubte Fliegenfänger und der Würger mit gabelförmigem Schwanz sind ebenfalls gemein, so wie auch ein weißer und schwarzer Fliegenfänger, Viuda (Wittwe) genannt. Noch findet man hier zwei Drosselarten, den Citronenvogel mit rother Kehle, einen Windfänger oder Ziegenmelker mit weißem Bauch, einen Dickschnabel mit schwarzem Halsband, drei Arten Bachstelzen, eine Art Zaunkönig und den goldgrünen und amethystfarbenen Kolibri; den letztern jedoch nicht häufig.

Von Baumläufern sah ich ganze Schaaren des Maracana Patagon Az. und viele langgeschweifte Papagaien; dann den Specht mit den goldfarbigen Flügeln und den mit dem purpurnen Kopf (Picus lineatus L.); ferner einen gehaubten dreizehigen tabakbraunen Specht, wovon nur das Pariser Museum ein Exemplar besitzt, und endlich einen Kukuk (Piririgua Az.).

Vom Hühnergeschlecht fand ich zwei Arten Holztauben, zwei andere gemeine Tauben und zwei Turteltaubenarten sehr häufig in ganzen Schaaren auf den Feldern. Das kleine Rebhuhn (Ynambui Az., tinamus maculosus Temm.) und das große Rebhuhn (Inambu guasu Az., tinamus rufescens Temm.) in großer Menge.

Von Stelzenläufern und plattfüßigen Vögeln findet man an den Ufern des Uruguay, des La Plata und des Parana zwei Klassen in großer Menge. Die zahlreiche Familie der Langschnäbler, welche zum Theil jene in Buenos-Ayres unter dem Namen Chorlitos bekannte Strandläufer in sich schließt, enthält noch mehr als Ein Genus, das noch von keinem System genannt wird. Die Kivige, welche ich hier erlegte, unterscheiden sich von denen Canada's; ferner fand ich kleine Regenvögel mit schwarzem Halsband; den gemeinen Jacana und die Meerschwalbe (sterna minuta L.).

Die Guaranis und Gauchos erstaunten nicht wenig, als sie uns so viele Vögel fangen und erlegen sahen. Man kann sich keinen anmuthigern Anblick denken, als den prachtvollen Kolibri mit seinem Metallglanz, wie er plötzlich im schnellsten Flug inne hält und wie unbeweglich vor einer Blume schweben bleibt, indem er die Flügel mit unbegreiflicher Geschwindigkeit auf- und niederschlägt, dann seine kleine Zunge in ihren Kelch senkt und den Körper senkrecht herabhängen läßt, als würde er am Schnabel fest gehalten. Der lebhafte Flügelschlag und die große Elastizität der Federn bringen ein summendes Geräusch hervor, das ihre Gegenwart verräth, denn dem Auge entgehen sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit sehr oft. Mit Vergnügen sahen wir sie oft mit weit größern Vögeln heftig anbinden, die sich zufällig ihren Nestern näherten.

Bei Don Tomas Cerig, Postverwalter, sah ich sehr schöne Exemplare von weißem und violettem Bergkrystall aus dem Innern der Banda-Oriental. Die äußere sehr rauhe, schwärzliche Kruste läßt inwendig keine so schönen Krystalle vermuthen, und nur wenn man die größern oder kleinern Stücke zerschlägt, entdeckt man ihren Inhalt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. — Geschichte von Rimini. Von Leigh-Hunt. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Oktober 1836.

Gesellschaftliche Sitten in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von E. v. H.)

Der schwedische Adel, stolz, alt, herrschsüchtig und fein, theilt alle Tugenden dieses edlen Volkes, vor Allem die Gastfreundschaft im höchsten Maße. Es ist nicht möglich, liebenswürdiger und freundlicher aufgenommen zu werden, als von diesen großen Familien, und wenn Gastfreundschaft überhaupt ein vorstechender Zug nordischer Völker ist, so erscheint sie bei den Schweden mit einer solchen Beimischung von Herzlichkeit, Wohlwollen und Grazie, daß mir auf meinen Reisen in Europa nicht entfernt ähnliche Beispiele vorgekommen sind, wie man sie hier täglich findet. Beschämt muß sich der Fremde gestehen, wie weit er in seiner Heimath in dieser schönsten Tugend der menschlichen Gesellschaft zurückgeblieben. Wie wäre es aber auch möglich, in unsern vielbesuchten Ländern solche ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben, wo in mancher gewöhnlichen Stadt in einer Woche mehr Fremde ankommen, als Stockholm ein ganzes Jahr hindurch bei sich sieht, und nun vollends im Innern dieses Landes, wo ein Fremder wie eine Rarität betrachtet und verehrt wird. Wie Schweden überhaupt viel nach Traditionen lebt, so haben sie auch noch eine eigene Sitte im Essen, die selbst in den ersten Häusern noch fortbesteht. Bevor man nämlich die Damen zu Tische führt, begeben sich die Männer in ein Seitenzimmer und bedienen sich mit Schnapps, Butterbrod, Kaviar, Häring, und ich glaube fast, daß die Damen sich dieses Intermezzo zu Nutzen machen und ebenfalls ein ähnliches Vorbrod nehmen. Das Diner beginnt dann mit Fisch und Fleischspeisen, und die Suppe kommt erst als späteres Gericht. Diese Sitte mag ihre Gründe haben, allein ich finde sie, wie überhaupt den zu häufigen Genuß des Branntweins, nicht vortheilhaft für das Geistige im Menschen, wie man denn überall in Schweden in den niedern Klassen Menschen findet, die sich um den Verstand getrunken haben. Allein auch auf das Physische scheint dieses Bedürfniß zu wirken, da die Mortalität hier auffallend groß gegen andere Städte erscheint. — So schön nun Stockholm durch seine Lage und sein Schloß ist, so wenig hat es sonst ausgezeichnete Gebäude, und die Großen des Landes wohnen meistentheils in kleinen, aber niedlichen Wohnungen. Palläste oder auch nur größere Hotels sucht man hier vergebens. Eben so wenig herrscht hier Luxus in Equipagen und Pferden, ja die Livreen sind selbst oft mesquin und dürftig genug. Allein das Leben im Innern ist unendlich reizend und anziehend; die Männer sind geistreich und gebildet, die Frauen schön, petillant, wißbegierig und lebhaft, und die Gesellschaft bewegt sich in einer freien Ungebundenheit, die ihr mit Recht Ansprüche auf Gleichstellung mit der französischen großen Welt gibt. Das Theater wird von der fashionablen Gesellschaft nur einmal die Woche besucht, da sie der vielen Reunionen halber nicht mehr Tage finden, und an diesem Abende, den man das Abonnement nennt, sieht man die jungen Schönheiten des Adels in den Logen. Das Haus selbst ist hübsch, Gold auf weiß, hat vier Reihen hängende Gallerien als Logen, aber anstatt der Prosceniumslogen nur ovale Löcher, welche verunstalten, zu denen jedoch geputzte Menschen heraussehen. Das Parterre und Amphitheater steigt steil nach oben und schließt mit einer großen weiten Loge, welche sich vor den königlichen Logen ausdehnt und den ganzen weiblichen und männlichen Hofdienst enthält. Der König kömmt nie mehr ins Theater, desto öfter die Königin. Das Schauspiel hat einige Talente, namentlich ragt eine Dem. Wäggulst durch Spiel, Mimik, Schönheit und Grazie hervor. Die Oper ist gut, nur haben die Sängerinnen schwache, die Sänger gar keine Stimmen. Orchester und Chor stark, aber ohne Feuer. Als ich das Erstemal ins Theater kam, wurde das Ballet Gustav oder der Maskenball von Auber gegeben. Ich finde e s do ch etwas stark, den unglücklichen König in demselben Hause, das er erbaute, um darin ermordet zu werden, hier tanzend einzuführen, wo seine Bronzestatue zwanzig Schritte entfernt auf dem Platze steht, den er als Sieger nach glänzenden Seekämpfen wieder betrat. Die Worte der verhängnißvollen Maske: „Gute Nacht, Maske," worauf Ankarströms Schuß fiel, wollten mir nicht aus dem Sinne. Gustav war Komödiant wie Ludwig XIV, allein er hatte hohe Ansichten und Kühnheit. Daß die Aristokratie ihn ermordete, darf niemand sonderlich wundern, nachdem er sie lange bekämpft; daß aber eine Heerde Tänzerinnen, die bereits unter seiner Regierung angestellt gewesen zu seyn schienen, hier

an dieser blutigen Stätte ihre gichtbrüchigen Vironetten um seine Leiche schlingen, das trieb mich aus diesem Hause des Königsmordes.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Die Störungen des Handels zu Canton scheinen sehr früh begonnen zu haben. Der Hoppo oder Oberzollaufseher verlangte im J. 1689 für die Messung eines Schiffes 2181 Taels; da man ihm diese nicht bezahlte, so begnügte er sich endlich mit 1500. Die gegenwärtigen Lasten eines Schiffs im Hafen Whampoa betragen wenig unter 5000 Piaster. Von dem Anfang des 18ten Jahrhunderts bis zum J. 1727 hatten die europäischen Kaufleute zu Canton über manche Beschwerden zu klagen, und der Handel dauerte zwar fort, doch nicht ohne häufige Unterbrechung. In dem genannten Jahre forderten die Engländer Abstellung mehrerer Erpressungen, namentlich einer Gesammtauflage von 16 Prozent, einer schweren Abgabe auf die Lebensmittel für die Schiffe und endlich des sogenannten Geschenks von 1950 Taels außer dem eigentlichen Hafenzoll. Eine Zeit lang hatte die Lokalregierung versucht, einem Einzigen Menschen, den man des Kaisers Kaufmann nannte, das ausschließliche Recht zu ertheilen, mit den Europäern Handel zu treiben. Dieß „Handlungsungeheuer" mußte indeß bald mit andern theilen und wollte mit mehrern chinesischen Kaufleuten eine Hong oder vereinigte Firma errichten; aber die Superkargos weigerten sich, Handel zu treiben, bis diese Verbindung aufgelöst sey, und auf eine dem Vicekönig eingereichte Vorstellung wurde dieselbe auch abgestellt. Auf die weitere Erklärung der Superkargos, daß sie nach Amoy oder irgend einem andern Hafen fahren würden, wenn man nicht die schweren Auflagen auf den Handel abstelle, versprach ihnen der Hoppo alsbald Abhülfe. Nichtsdestoweniger wurde im folgenden Jahre 1728 eine neue Auflage von 10 Prozent auf alle Ausfuhren nach Europa gelegt, und die Vorstellungen der englischen Kaufleute dagegen hatten nicht den mindesten Erfolg. Mit dieser Abgabe von 10 Proz. scheint es seine eigene Bewandtniß gehabt zu haben; denn schon seit mehrern Jahren hatten die nach Europa bestimmten Schiffe denselben bezahlt, wogegen die aus Indien gekommenen Schiffe frei gewesen waren. Man wußte nicht, was man daraus machen sollte, bis endlich ein Kaufmann das Räthsel löste. Der Hoppo hatte nämlich bemerkt, daß dem Kaiser aus den durch Schiffe aus Indien eingeführten Waaren, die aus rohen Produkten Indiens bestanden, ein großes Einkommen erwachse; da nun die Schiffe aus Europa wenig oder keine rohen Produkte brachten, so setzte man 10 Proz. als eine Art von Entschädigung auf die den europäischen Schiffen verkauften Waaren fest. Bei der großen Thätigkeit und Anstelligkeit der Chinesen wissen diese nämlich fast alle rohen Produkte ausnehmend gut zu benützen, während die Eigenthümlichkeiten der Nationalsitten und des Nationalgeschmacks europäische Kunstprodukte im Allgemeinen zu einer weit minder annehmbaren Waare machen.

Im J. 1734 wurden wegen der hohen Zölle und Erpressungen nur ein einziges englisches Schiff nach Canton geschickt. Ein Versuch zu Amoy lieferte nur wieder eine neue Probe chinesischer Habsucht und Hinterlist. Im Jahre 1756 ging das Schiff Normanton nach Ning-po, und große Anstrengungen wurden gemacht, hier einen Handel zu eröffnen; man fand aber die Mandarinen sehr hochfahrend und hartnäckig, da sie als auf einer vorläufigen Bedingung darauf bestanden, daß Waffen und Munition zuvor ausgeliefert werden müßten. Da noch überdieß der, wie es scheint, durch den Mandschu-Einbruch herabgekommene Platz wenig Lockendes darbot, so segelte der Normanton nach fast zweimonatlichen fruchtlosen Versuchen nach Canton ab. Als sie ankamen, hatte Kaiser Kien-lung, der eben den Thron bestieg, den Zoll von 10 Proz. nachgelassen, so wie das Geschenk von 1550 Taels, so daß nur die gewöhnlichen Hafenzölle übrig blieben. *) Als das Edikt über diesen Nachlaß in dem kaiserlichen Audienzsaal vorgelesen werden sollte, that man den europäischen Kaufleuten zu wissen, sie müßten sich niederwerfen und auf beiden Knieen liegen bleiben. Dessen weigerten sie sich entschieden, und zu ihrem Glücke, denn hätten sie sich dieser erniedrigenden Form gefügt, so hätte man bald wesentlichere Concessionen von ihnen verlangt. Die Zahl sämmtlicher europäischer Schiffe, die in jenem Jahr 1736 sich zu Canton befanden, betrug 10, nämlich 4 englische, 2 französische, 2 holländische, ein dänisches und ein schwedisches.

Während des Kriegs der Engländer mit den Spaniern hatten die erstern das mit Schätzen beladene Acapulcoschiff weggenommen, worauf die Spanier gleichfalls Kaper ausschickten. Dieß nöthigte ein englisches Schiff statt nach Macao nach Amoy zu gehen, wo es aber zur Sicherheit alle Waffen und Munition ausliefern mußte. Dennoch zeigten die chinesischen Kaufleute keine Lust zu handeln, und es schienen in der That auch sehr wenig Waaren da. Nach 15tägigen vergeblichen Bemühungen mußte das Schiff ohne die mindeste Ladung nach Indien zurückgehen. Nicht viel besser war die Lage der Dinge in Canton, die Erpressungen mehrten sich trotz aller Vorstellungen fortwährend. Die Hongkaufleute, die sich trotz aller Vorstellungen dennoch konstituirt hatten, thaten alles Mögliche, und es gelang ihnen endlich, den Zutritt der Europäer zu den Regierungsbeamten zu hintertreiben, da sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, beide mit größerem Erfolg und Ungestraftheit zu betrügen. Den Fremden sagten sie, die Mandarinen seyen die Urheber aller Erpressungen, den Mandarinen dagegen versicherten sie, die Fremden seyen so barbarisch und unbändig, daß sie auf keine Vernunft hören wollten. In diesen schwierigen Zeiten gelang es einem Manne von ungewöhnlichem Talent, einem Herrn Flint, die Schwierigkeiten der chinesischen Sprache zu überwinden, und als Dolmetscher dienen zu können.

Die mannichfachen Beschwerden des Handels führten zu Gegenvorstellungen, in welchen nachstehende Punkte als die Hauptbeschwerden aufgeführt wurden: die Verzögerungen beim Ausladen der Schiffe, die Räubereien auf dem Flusse, die be-

---

*) Nichtsdestoweniger gelang es der Provinzialregierung, das Geschenk in seinem vollen Betrage bis zum Jahre 1829 zu erpressen, wo endlich eine kleine Reduktion gemacht wurde.

leidigenden Anschläge, welche jährlich von der Regierung gemacht wurden, und worin man die Fremden abscheulicher Verbrechen beschuldigte, um sie der Verachtung des Pöbels Preis zu geben, die unter allerlei falschen Vorwänden geschehenen Expressungen der niedern Beamten, und endlich die Schwierigkeit, bis zu den Mandarinen zu kommen. Im Jahre 1754 hielt man die Schiffe außerhalb des Flusses zurück, bis der Vicekönig diesen Klagen Gehör geschenkt haben würde; man gewann indeß wenig damit, und der Mangel an Einigkeit unter den Europäern mag wohl am meisten Schuld daran gewesen seyn.

Im Jahre 1755 wurden die Hrn. Harrison und Flint nach Ning-po geschickt, um dort wo möglich wieder einen Handel zu begründen. Sie wurden gut empfangen, und die Auflagen und Zölle schienen bedeutend niedriger als zu Canton. Der Fu-yuen oder Untergouverneur that Alles, um den Handel aufzumuntern, scheint jedoch dabei seine Befugnisse überschritten zu haben, denn als das Schiff Holdernesse später nach Ning-po kam, um die gebotenen Vortheile zu benützen, gab der Vicekönig, der sich damals in der Provinz befand, sogleich Befehl, daß alle Waffen und Munition ausgeliefert, und dieselben Zölle wie zu Canton bezahlt werden sollten. Der Fu-yuen konnte diesem Befehl nicht direkt entgegenhandeln, befolgte ihn aber auch nicht, sondern schickte ihn geraden Wegs nach Peking. Ehe aber noch eine Antwort von Peking anlangen konnte, erlaubten die Mandarinen den Handel zu beginnen, wenn die Hälfte der Kanonen und Munition ausgeliefert würde. Zwölf große Kanonen wurden hergegeben, und das Schiff lud aus, zahlte aber 2000 Taels an die Mandarinen, und die andern Lasten und Zölle waren doppelt so groß, wie zu Canton, obwohl kein Aufenthalt auf dem Ufer gestattet wurde. Als das Schiff abging, wurden die Superkargos von den Mandarinen formell in Kenntniß gesetzt, daß für die Zukunft aller Handel in diesem Hafen verboten sey, und als sie nach Macao kamen, gaben ihnen die Lokalbeamten gleichfalls Nachricht von einem Edikte, das den Handel auf Canton beschränkte.

(Fortsetzung folgt.)

Nordwestliche Durchfahrt.

Ein Blatt aus Hull enthält Folgendes: „Man glaubt ziemlich allgemein, die Regierung werde im künftigen Frühjahr eine Expedition aussenden, um die nordwestliche Durchfahrt im kommenden Sommer zu versuchen. Sollte dieß nicht der Fall seyn, so ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten oder Rußland, welche beide insgeheim denselben Zweck im Auge haben, sich der bisher von den Engländern gemachten Entdeckungen bedienen, um die Reise zuerst zu vollenden. Es wäre doch in der That zu beklagen, wenn der schon beinahe gewonnene Siegeskranz uns noch entrissen werden sollte.“

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Am 20sten Oktober schifften wir uns auf einer andern Balandra von fünfzig Tonnen wieder ein, und gingen um 6¼ Uhr Morgens mit Südwind und bei schönem Wetter unter Segel. Eine brasilische Goelette lichtete bald nach uns die Anker, um ebenfalls nach Salta zu segeln.

Die Ansicht von Paysandu gegen Nordwest ist minder angenehm als von Südwest oder vom Ankerplatz, da die Häuser, von jenem Punkt aus betrachtet, näher beisammen zu stehen scheinen. Gegen Ende des Tages legte sich der Wind und wir gingen am Gestade von Entre-Rios, ungefähr 10 Stunden von Sandu, an einem sehr sandigen Ufer vor Anker.

Da am 21sten das Wetter schön war, aber immer noch Windstille herrschte, so stiegen wir ans Land, um zu jagen. Nachdem wir eine große Sandfläche durchschnitten hatten, kamen wir an lange Lagunen oder Teiche, an deren Ufern es Wasservögel in Menge gab, die jedoch sämmtlich so scheu waren, daß wir sie nicht zum Schuß bekommen konnten. Während wir uns noch berathschlagten, wie ihnen mit List beizukommen wäre, wurde von der Balandra aus das Zeichen zum Einschiffen gegeben. Der Wind wehte noch immer aus Süden, wiewohl schwach; wir fuhren daher anfangs nur sehr langsam, und so nahe an den Bäumen, daß uns deren Zweige berührten. Später wurde der Wind frischer, und wir erreichten bald das alte von den Portugiesen zerstörte Dorf San-Jose, und dann die Calera de Barquin auf dem Gestade von Entre-Rios, San-Jose fast gegenüber. Das ganze Ufer der Calera (Kalkofen) ist auf eine Strecke von ungefähr zwei englischen Meilen sehr steil, und besteht aus Kalkstein mit etwas Gypsinter, weißem Thon und Sand vermischt.

Die Ansicht der Calera ist ziemlich lachend, und es ließe sich hier eine kleine Stadt anlegen, deren Lage dem Handel sehr günstig wäre. An der äußern Spitze einer vom Uruguay gebildeten Biegung, ungefähr 18 Stunden von Salta und 12 von Paysandu gelegen, würde sie noch den Vortheil haben, sich in der Nähe der Wälder von Yataïs- und Carondaïs-Palmen zu befinden, von denen die Calera von zwei Seiten umgeben ist, andere zum Häuserbau sehr geeignete Holzarten ungerechnet. Der Yataïs ist eine nicht sehr hohe Palmenart mit dickem Stamm, deren Herzblätter oder Kohl vortrefflich sind. Der Carondaïs ist eine andere Palme, deren ausgehöhlter Stamm als Rinne verwendet wird. Ein in dem Palmenwald entspringender Bach trägt noch zur Annehmlichkeit der neuen Anlage bei.

Ein merkwürdiger Umstand in der Vegetation dieses Orts ist es, daß zwei bis drei Stunden oberhalb und unterhalb der Calera Palmenbäume in Menge wachsen, während man am östlichen Ufer auch nicht einen einzigen sieht. Diese Bemerkung gilt für den ganzen Lauf des Uruguay, denn von seiner Mündung bis zu den Missionen findet man häufig denselben Kontrast. Die Palmen, mit andern Bäumen untermischt, bieten einen angenehmen Anblick, allein isolirt stehend, wie dieß im Nordosten der Calera der Fall ist, und auf einem sandigen sehr hohen Boden zerstreut, verleihen sie der Landschaft etwas Wildes, so daß man sich in die dürren Steppen Afrika's versetzt glaubt. Der ganze sandige Abhang, auf dem nur Palmen wachsen, enthält eine Menge eisenhaltige Mineralquellen.

Wenn der Wind nicht günstig ist, so kommt man aufwärts nur mit Mühe in der Biegung fort, welche der Uruguay hier bildet. Am 22sten war der Wind ungünstig, die Witterung schön, aber sehr heiß und schwül. Wir stiegen unserer fünf ans Land, sämmtlich wohl bewaffnet, weil wir hier nicht nur die Schaguars, sondern auch die

herumstreifenden Gauchos zu fürchten hatten. Glücklicherweise war unsere Vorsicht unnütz. Das Ufer ist hier mit schönen dicht belaubten Bäumen besetzt, die, da sie vom Fluß bespült werden, schnell und üppig wachsen. Kommt man jedoch tiefer ins Land, so findet man auf der sandigen Ebene nichts als einzelne oder höchstens in Gruppen von drei bis vier beisammenstehende Palmen. Vögel kamen uns nur wenige zu Gesicht und Säugethiere gar keines, ein Schmalthier von Cervus campestris ausgenommen, das einer meiner Gefährten zufällig erlegte. Fährten von Schaguars, Sumpfschweinen und Straußen stießen uns jedoch häufig auf. Mehrere Raubvögel schwebten lautlos über einer am Morgen erst abgebrannten und noch rauchenden Fläche; einige Papagaien flogen schreiend über uns hin, und Spechte mit goldglänzenden Flügeln (Picus auratus L.) lauerten an den noch warmen Palmenstämmen auf das Hervorkommen der Insekten, welche das Feuer in ihre Schlupfwinkel getrieben hatte.

Am 23sten kamen wir vor Hervibero vorüber, eine Estanzia mit einem Kalkofen, acht Stunden von Salto, gegen Süden, an einer Stelle, wo der durch sein schmales Bett bis auf eine Breite von 60 bis 70 Toisen zusammengedrängte Fluß eine reißende Strömung bildet. Der hier gebrannte Kalk scheint sehr gut zu seyn.

Eine englische Meile weiter kamen wir am Einfall des Dayman vorüber, ein Fluß vierter Ordnung, von Osten kommend, in dessen Bett man herrliche Krystalle von verschiedenen Farben findet. Als gegen Ende des Tages der Wind sich abermals legte, halfen wir unsern Schiffsleuten das Fahrzeug von Baum zu Baum bis zum Saladero Del Corralito ziehen.

Am 24sten gingen wir mit Sonnenaufgang alle ans Land, wo wir von dem Besitzer des Saladero, einem Spanier, gastfreundlich aufgenommen wurden. Statt uns nach dem Frühstück wieder einzuschiffen, faßten wir den Beschluß, über das Feld nach dem Salto zu gehen, in der Hoffnung, auf unserem Weg irgend etwas Interessantes zu finden. Wir legten so, immer jagend, gegen vier Stunden zurück, schossen jedoch nichts Ausgezeichnetes als einige sehr schöne Ziegenmelker und einen grau und rothen Dickschnabel. Schlangen und jene ungeheuren Eidechsen, von den Guaranis Teyu (Lacerta teguixin L.) genannt, stießen uns häufig auf.

Da der Wasserstand des Uruguay wieder gestiegen war, so machten uns die durch das Anschwellen der vielen in den Fluß fallenden Bäche und die Banados oder unter Wasser stehenden Landstrecken nöthig werdenden Wendungen des Fahrzeugs viele Mühe. Das ganze Land dieser Gegend bietet, eben so wie die Banda-Oriental, keine andere Ansicht als Campos Quebrados, d. h. häufig von kleinen Thälern und Anhöhen in unbestimmter Richtung durchschnittene Flächen. Bäume sieht man nur an den Ufern der Flüsse und Bäche, da es jedoch der letztern eine große Menge gibt, so ist die Fruchtbarkeit dennoch bedeutend, und es bieten sich alle nur wünschenswerthen Vortheile für die Viehzucht.

Einige weiße Häuser, in deren Fenster der rothe Schein der untergehenden Sonne sich spiegelte, verkündeten uns die Nähe von Salto,*) ein Dorf, das nicht halb so bedeutend ist als Paysandu. Es liegt auf einer einzeln stehenden Anhöhe, die zur Zeit des Austritts des Uruguay eine Halbinsel bildet. Der Boden ist unfruchtbar, mit Kies und Steinen oder Felsentrümmern bedeckt. Die übrigen umliegenden Hügel bieten ganz denselben Anblick; fast alle diese Felsentrümmer sind nichts als eine Agglomeration von Sand, Kies und Geschiebe, durch thonhaltigen Kalk locker verbunden. Gelber Lehm mit etwas Kalkmergel vermischt, scheint die Grundlage aller dieser Hügel zu seyn. Man findet auch Bänke von sehr grobem Sandstein. Auf dem Wege vom Saladero del Corralito bemerkte ich auch, etwa zwei Stunden von Salto, am Ufer des Uruguay, einzelne mehr oder minder große Blöcke eisenhaltigen Sandstein, dessen Höhlungen mit Sand gefüllt waren, der viel Eisenoxyd enthielt.

Wir fanden in Salto nur fünf Häuser mit Terrassendächern; die übrigen Wohnungen bestanden aus gut gebauten von Außen geweißten Hütten; auch die Kirche war nicht viel besser als eine Hütte, die man jedoch mit einem kleinen Thurm versehen hatte, auf dem zwei Glocken von mittlerer Größe hingen. Die Straßen sind gerade und mit Trottoirs versehen. Auf der Nord- und Südseite des Dorfes fließt ein mit Wald besetzter Bach, der, in einem tiefen Thal sich hinwindend, in den Uruguay fällt. Während der Ueberschwemmungen des Flusses können die Fahrzeuge sich dem Quai nähern, tritt er aber in sein Bett zurück, so müssen die von der Mündung herkommenden Schiffe bei dem Saladero del Corralito aus- und einladen, was viele Kosten verursacht.

Der Salto, d. h. der Wasserfall, von dem das Dorf den Namen trägt, befindet sich nicht vor demselben, sondern ungefähr zwei Stunden gegen Norden entfernt, und wird Salto Chico genannt. Ein anderer größerer, drei Stunden von dem letztern und ebenfalls gegen Norden gelegen, heißt der Salto Grande. Beide Saltos, die man nur an der reißenden Strömung erkennt, wenn der Fluß hoch ist, liegen drei Viertheile des Jahres ganz bloß, und dann ist es mit der Schifffahrt in dieser Gegend zu Ende. Die den Fluß herabkommenden Fahrzeuge legen zu dieser Zeit in einer kleinen, acht Stunden vom Dorf entfernten Bucht bei, die sich einer kleinen Inselgruppe gegenüber befindet, welche die Islas del Herrero genannt werden. Die Waaren werden von der Bucht bis zum Dorf auf Packpferden oder Karren geschafft, und man muß dann, um den Sümpfen auszuweichen, einen Weg von 15 Stunden zurücklegen. Hat man diese beiden Saltos hinter sich, so ist der Uruguay noch bis auf mehr als 250 Stunden von seiner Vereinigung mit dem Parana schiffbar. Die Nordamerikaner z. B. würden die Hindernisse, welche die Fahrt auf dem Uruguay hemmen, schon längst beseitigt haben, in diesem von nie endenden Bürgerkriege zerrissenen Lande und bei der Trägheit seiner Bewohner darf man aber freilich nicht auf solche Unternehmungen hoffen.

Die Behörden von Salto sind: ein Militärkommandant, der zugleich Polizeichef ist, ein Hafenkommandant, ein Friedensrichter, ein Alcade und ein Zolleinnehmer. Es befindet sich eine auf Kosten des Staats unterhaltene Primärschule des gegenseitigen Unterrichts hier.

Da es in Salto ebenfalls kein Gasthaus gibt, so nahmen wir bei Herrn Antoine Thedy, aus der französischen Schweiz gebürtig, Quartier. Gleich am Tage nach unserer Ankunft lernten wir bei unserem Wirth einen alten Matrosen, Namens Victor, kennen, der eben nach der vormaligen Mission San-Borja abfahren wollte. Da wir keine bessere Gelegenheit finden konnten, so beeilten wir uns mit ihm einig zu werden. Sein höchstens zwei Tonnen haltendes Fahrzeug war flach, ohne Verdeck und in jeder Hinsicht sehr unbequem, indem der Raum von unserem Gepäck fast ganz eingenommen wurde und wir keinen Schutz gegen Regen hatten. Unser alter Landsmann machte sich jedoch anheischig, die 80 und so viel Stunden von Salto bis San-Borja in vierzehn Tagen zu machen, und im Fall des Regens ein Zelt von Häuten aufzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Am linken Ufer des Uruguay unter 34° 28′ Breite.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Oktober 1836.

Das Münzwesen in den Vereinigten Staaten.

Die Operationen der Münze der Veeeinigten Staaten, welche zu Philadelphia im Jahre 1792 errichtet wuede, umfaßten im Jahre 1834 nach dem Bericht ihres Dieektoes, Samuel Moore, vom 1sten Jannar 1835, die Summe von 7,388,423 Dollars, welche gemünzt wueden, und zwar waren darunter 3,954,207 Doll. in Goldmünzen; 5,415,000 Doll. in Silber: 19,151 Doll. in Kupfer, im Ganzen 11,637,643 Stück, die nach der speziellen Nachweisung folgendeemaßen vertheilt sind:

732.169	half Eagles zu 5 Dollars machen .	3,660,845	Doll.
117,370	Quarter Eagles zu 2½ Doll. . .	293,425	—
6,412,004	half Doll. zu ½ Doll.	3,206,002	—
286,000	Quarter Doll. zu ¼ Doll. . . .	71.500	—
635,000	Dimes zu 1/10 Doll.	63.500	—
1,480,000	half Dimes zu 1/20 Doll.	74,000	—
1,850,000	Cents zu 1/100 Doll.	18,551	—
120,000	half Cents zu 1/200 Doll.	200	—
11,637,644	Stück Münzen im Betrage von . .	7,588,422	—

Das Gold, welches im Verlauf des Jahres 1834 bei den Münzen einging, betrug in rundee Summe 4,389,000 Dollaes; davon waren ungefähr 1,067,000 Dollaes in Münzen der Vereinigten Staaten, die vor dee Akte vom 28sten Junins des genannten Jahres, welche ein neues Verhältniß des Goldes zum Silbee vorschreibt, ausgegeben woeden waeen; ungefähr 893,000 Doll. wueden aus den Goldregionen der Vereinigten Staaten bezogen; 225,000 Doll. aus Merico, Südamerika und Westindien; 2,180,000 Doll. aus Europa; 12,000 Doll. aus Afrika und 9008 Dollaes aus unbestimmten Quellen. Von dem aus Europa bezogenen Golde bestanden etwa vier Fünftheile in fremden Münzen.

Die Goldvermünzung nach dem neuen Verhältniß begann am 1sten August, der frühesten Periode, welche die Akte gestattete. Um indessen einen Wechsel in der gesetzlichen Valvation des Goldes zu anticipiren, hat man es für angemessen gehalten, die Vermünzung alles dessen, was nach dem 1sten Junius einlief, zu suspendieen. Vor diesee Periode waeen 383,545 Doll. gemünzt, so daß von dem obigen Betrag der Goldausprägung im Jahre 1834 3,570,725 Doll. aus Münzen nach dem neuen Gehalt bestehen. Dieser Betrag ist indessen nur das Ergebniß der Operationen der Münze während fünf Monate, welches für ein volles Jahr mit einem Ertrage von etwa 1½ Mill. Dollars in Gold korrespondirt. Während derselben Peeiode wurde die Ausprägung in Silber bei der Durchschnittszahl des ganzen Jahees gehalten, was ein Total-Ergebniß an Gold- und Silbeeauspeägung von nahe 12 Millionen Dollars fürs ganze Jahe gibt.

Das Gold, welches am 1sten August in den Gewölben der Münze vorhanden war, belief sich auf 468,500 Doll., und dasjenige, was jetzt noch ungemünzt ist, hat einen Werth von 435,000 Doll., von dem vor dem 1sten December 1834 nichts deponirt war. Der Werth des in den Gewölben aufbewahrten und zur Ausprägung bestimmten Silbees beträgt in runder Summe 475,000 Doll., von dem voe dem 20sten Nooember noch nichts eingeliefert worden war.

Dee Betrag des im Jahr 1834 gemünzten Silbers hat um ungefähr eine Vieetel Million die Silderausprägung eines jeden frühern Jahres überstiegen; während die Goldausprägung mehr betragen hat als die in den letzten neun Jahren von 1825 bis 1835 zusammen genommen.

Da der Zufluß an Silber im Jahre 1834 bedeutend größer gewesen ist, als man in der Voeansbeeechnung für dasselbe Jahr angenommen hatte, so ist während eines beträchtlichen Theils dieser Periode eine ungewöhnliche Verzögerung in der Ablieferung der Münzen entstanden, und der Beteag der Deposition ist ohne Zweifel durch diesen Umstand bis zu einer gewissen Geöße gehemmt worden. Nach der Veranschlagung für das Jahr 1835 glaubt man im Stande zu seyn, den ganzen Bedarf an Münzen in einem richtigen Verhältniß der verschiedenen Münzsorten möglichst zu decken.

In der unten folgenden Tafel ist der Goldbetrag, welchen die Münze aus der Goldregion der Vereinigten Staaten seit dem Jahee 1824 jährlich empfangen hat, nachgewiesen. Es eehellt daraus, daß der allmähliche Zuwachs dieses Beteages im letzten Jahee mindee bedeutend gewesen ist als in den frühern Jahren. Man glaubt, daß dieses wesentlich von der Aufmerksamkeit herrühre, welche in der letzten Periode der Beaebritung

derjenigen Goldadern zugewendet worden ist, von welchen die an der Oberfläche befindlichen Goldablagerungen herrühren, die, weil sie sichtbarer waren, bisher ein Hauptaugenmerk gewesen sind. Nichts hat die frühere Ansicht über die Ausdehnung und den Reichthum der Goldminen der Vereinigten Staaten geschwächt, vielmehr trägt Alles dazu bei, die früher gefaßte Meinung über ihre nicht allein wachsende Ergiebigkeit, sondern auch ihre Dauer zu bekräftigen.

Jährlicher Goldertrag der Goldregion der Vereinigten Staaten.

Jahr	Virginia	Nord-Carolina	Süd-Carolina	Georgia	Tenn	Summa.
1824	—	5000	—	—	—	5000
1825	—	17,000	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	46,900
1829	2500	134,000	6500	—	—	140,000
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	2000	519,000 *)
1832	34,000	458,000	45,600	140,000	1000	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7000	868,000
1834	62,000	380,000	38,000	415,000	3000	898,000
Doll.	252,500	2,054,000	200,000	1,159,000	22,000	3,676,000

Bei dieser Uebersicht der inländischen Goldproduktion, theils durch Wäschen, theils aus Bergbau, ist wohl zu beachten, daß Mindestens für 1831, die 898,000 Dollars bloß der Werth des an die Münze gelieferten Goldes, und nicht das ganze Produkt des Jahrganges ist.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Endlich im Jahre 1759 wurde die Faktorei, welche die Engländer einst zu Ning-po besessen hatten, zerstört; die Kaufleute, mit denen sie Handel trieben, wurden weggewiesen, und die Kriegsdschonken erhielten Befehl, kein englisches Schiff mehr zu Tschusan mit Vorräthen versehen zu lassen. Herr Flint ging nichtsdestoweniger nach Ning-po, worauf die Regierung zu Canton ihm die Rückkehr verbot, und verlangte, daß er alsbald nach England zurückgesendet werde. Als er zu Ning-po ankam, verweigerte man allen Verkehr mit ihm, worauf er nach Peking ging und so glücklich war, seine Klage an den Kaiser selbst zu bringen. Ein vornehmer Mandarine ward von dort mit ihm zu Lande nach Canton geschickt, um nebst einigen andern den Hoppo zu richten. Herr Flint blieb, nachdem er Canton erreicht hatte, zehn Tage in der Stadt, und begab sich dann erst in die Faktorei. Zwei Tage später wurden sämmtliche Fremde von den chinesischen Kommissarien empfangen und ihnen angezeigt, daß der Hoppo degradirt sey und durch einen andern ersetzt werden solle. Alle Abgaben wurden überdieß erlassen, mit Ausnahme von 6 Prozent auf die Waaren und dem Geschenk von 1950 Taels für jedes Schiff.

*) Auch Alabama lieferte in diesem Jahre für 1000 Dollars.

Alle diese günstigen Aussichten waren aber nur die Vorboten eines Sturmes. Einige Tage später verlangte der Vicekönig Herrn Flint zu sprechen, um ihm die Befehle des Kaisers mitzutheilen. Der Rath der Faktorei wünschte ihn zu begleiten und dieß wurde genehmigt. Als sie an des Vicekönigs Pallast ankamen, schlugen die Hongkaufleute vor, daß einer nach dem andern hineingehen solle; diese bestanden indeß darauf mit einander zu gehen, und als Herr Flint vorgerufen wurde, empfing sie am ersten Thor ein Mandarin mit anscheinender Höflichkeit: sobald sie aber am Thore des innern Hofes angekommen waren, stieß man sie vorwärts bis zu dem Vicekönig, und unter dem Vorwand, nach chinesischer Sitte sich zu beugen, erfolgte ein Gebalge mit ihren Geleitern, wobei sie endlich von der Uebermacht bezwungen und niedergeworfen wurden. Als der Vicekönig ihren festen Entschluß sah, sich diesen Demüthigungen nicht zu unterwerfen, befahl er seinen Leuten abzustehen, ließ dann Herrn Flint vortreten, und wies einen angeblichen Befehl des Kaisers vor, daß er nach Macao verbannt sey und baldmöglichst nach England abreisen solle. Dieß geschehe, weil er den Befehlen aus Peking zuwider einen Handel zu Ning-po zu eröffnen gesucht habe. Er setzte hinzu, der Mann, der die chinesische Petition geschrieben, solle noch an demselben Tage enthauptet werden, welche Hinrichtung auch, wie der Bericht sagt, an einem Manne vollzogen wurde, „der an dem, was diese tyrannischen und abscheulichen Mandarinen ein Verbrechen nannten, völlig unschuldig war.“ Zugleich ward zugestanden, daß die Klagen gegen den Hoppo gerecht gewesen seyen. Herr Flint wurde in der Stadt zurückgehalten und noch nach einem Orte, Namens Tsien-Schan oder Casa-Branca (weißes Haus), in der Nähe von Macao gebracht, wo er eingekerkert, aber ziemlich gut behandelt wurde, obwohl man ihm alle Korrespondenz abschnitt.

Einige Tage nach diesem Vorfalle traten die Franzosen, Dänen, Schweden und Holländer in der englischen Faktorei zusammen und legten mit einander eine Protestation gegen das Verfahren des Vicekönigs ein, aber Herr Flint blieb im Gefängniß vom März 1760 bis zum November 1762, wo er von den Chinesen nach Whampoa geführt und auf ein Schiff gebracht wurde, das ihn nach England führen sollte.

Unter mancherlei Plackereien, doch ohne besondere Vorfälle, ging der Handel fort und vermehrte sich fast mit jedem Jahre, so daß endlich die englische Regierung sich veranlaßt sah, eine Gesandtschaft nach China zu senden. Im J. 1788 ward Obrist Cathcart als Gesandter abgeschickt, starb jedoch auf der Ueberfahrt in der Sundastraße, und erst vier Jahre später ward der Plan wieder in größerem Maßstab aufgenommen. Man hoffte, eine Gesandtschaft werde die mannichfachen Hindernisse des Handels mit China mindestens zum Theil heben, den Erpressungen der Beamten Einhalt thun und den englischen Kaufleuten mehr Achtung und Sicherheit zu Canton verschaffen. Lord Macartney ging im September 1792, begleitet von Sir George Leonard Staunton, der die Reise später beschrieb, von England ab. Einer seiner Hauptzwecke war, wo möglich von dem Kaiser die Erlaubniß zu erhalten, zu Ning-po, Tschusan, Tien-tsin und

andern Orten außer Canton Handel zu treiben. Die chinesischen Minister und Mandarinen vermieden aber während des Aufenthalts der Gesandtschaft zu Peking eifrigst jede Diskussion über diese, wie über andere Punkte; der Kaiser jedoch erklärte in seinem Schreiben an den König von England ganz deutlich, daß der brittische Handel ganz streng auf den Hafen von Canton beschränkt bleiben müsse. „Sie können sich nicht beklagen, daß ich Sie nicht klar gewarnt habe. Laßt uns darum in Frieden und Freundschaft leben, und achten Sie meine Rede nicht gering.“ So wenig man also sagen kann, die Gesandtschaft habe irgend einen positiven Erfolg gehabt, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß die Lage der Engländer zu Canton im Allgemeinen sich wesentlich gebessert hat.

Um den guten Eindruck der Gesandtschaft zu verstärken, richtete bald darauf der König von England ein Schreiben an den Kaiser, das von Geschenken begleitet war. Diese langten im Januar 1795 in Canton an, nebst Briefen und Geschenken von den Ministern und dem Vorstand der ostindischen Kompagnie an den Vicekönig. Das Ganze wurde von dem Vorsteher der englischen Faktorei dem letztern übergeben. Dieser empfing das Schreiben an den Kaiser mit vieler Zufriedenheit und schickte es nebst den Geschenken nach Peking, von wo eine Antwort mit entsprechenden Geschenken bald darauf zurückkehrte. Die Annahme der Briefe und Geschenke für den Vicekönig fand indeß Schwierigkeiten, da es chinesischen Ministern nicht erlaubt sey, eine Korrespondenz mit Beamten einer fremden Regierung zu unterhalten. Bei dieser Gelegenheit, wie bei einer spätern im J. 1805, wurde in einem Bericht bemerkt, der König von England hätte Tribut an den „Sohn des Himmels“ gesendet.

Mehrere Jahre lang nach der Gesandtschaft störte kein unglücklicher Vorfall den Handel zu Canton. Die Mandarinen wurden höflicher in ihrem Benehmen gegen die Kaufleute, und sie nahmen nicht mehr bei jeder Kleinigkeit ihre Zuflucht zu der unangenehmen Maßregel der Sperrung des Handels. Manche der schwersten Lasten, die auf dem europäischen Handel lagen, dauerten indeß fort, da sie für die Lokalregierung und die Hongkaufleute zu vortheilhaft waren, um so leicht aufgegeben zu werden. Die bedeutendsten Klagen betrafen die unmäßigen Hafenzölle und Nebenausgaben, so wie einen Fonds, Consu genannt, den die Hongs von einer Auflage auf den fremden Handel zusammenbrachten, um die mannichfachen harten Forderungen, welche die Regierung an sie machte, zu bestreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde im Palast von Isfahan.

So streng die eigentlich rechtgläubigen Moslems in Punkten der durch den Koran verbotenen Abbildungen sind, so findet man doch, namentlich in Persien, Abweichungen von diesem Gesetze. In dem Palast zu Isfahan, der den Namen Tschehel Setun führt, finden sich im großen Festsaal sechs Gemälde aufgehängt, welche die Mauern von der Decke bis auf acht Fuß vom Boden einnehmen. Vier davon stellen die Feste vor, welche unter Abbas I, dem Großen, Abbas II und Schah Thamasp verschiedenen fremden Gesandten gegeben wurden; die beiden andern sind Schlachtgemälde. Alle Gegenstände sind mit der größten Genauigkeit gemalt; die goldenen und andern Gefäße, so wie die Musikinstrumente und alle Einzelnheiten im Kostüm sind mit einer seltenen Vollendung ausgeführt. Der Wein scheint bei diesen Gastmälern nicht gespart worden zu seyn: man sieht die Fröhlichkeit auf allen Gesichtern glänzen, und die Becher sind in reicher Mannichfaltigkeit aufgestellt. Auch der Tanz scheint, nach der Anzahl der Tänzerinnen zu schließen, deren Stellungen und Kostüme hinreichend den Geschmack der Zeiten bezeichnen, zur Belustigung der Gäste viel beigetragen zu haben. Das sechste Gemälde ist aus neuerer Zeit, und eine traurige Probe des Verfalls der Kunst.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

In Erwartung guten Windes beschäftigten wir uns mit der Jagd, waren jedoch nicht so glücklich etwas Neues aufzufinden. Im Hause unterhielten wir uns häufig damit, einen im Hofe des Herrn Thedy herumlaufenden Cariama, oder brasilischen Kranich, zu beobachten. Cariama ist der brasilische Name dieses Vogels, und Caria der, den die Guaranis und Azara ihm beilegen. Man hat ihn in die Klasse der Stelzenläufer gereiht, und er ist der Typus des Genus Cariama (microdactylus cristatus). Meiner Meinung nach sollte dieser Vogel aber, so wie der Nandu, der Chaja und mehrere andere, dem Hühnergeschlecht beigezählt werden, dem sein Schnabel und seine Lebensweise entsprechen. Dieser Cariama war ein friedlicher, sehr furchtsamer, aber äußerst neugieriger und eben so gefräßiger Vogel als der Nandu. Er kam in alle Zimmer und ging auch zuweilen auf die Straße hinaus. Seine Höhe war 2½ Fuß, der Schnabel war hühnerartig, Hals und Haltung ganz die des Nandu, das Augenlied kahl und das Auge sehr groß. Die Federn waren wollig, und die Farbe grau, schwarz und weiß gemischt.

Am 27sten Oktober um 4 Uhr Nachmittags hielt unser Patron es für angemessen uns einzuschiffen; kaum hatten wir aber eine halbe Stunde zurückgelegt, als ein heftiges Gewitter ausbrach und ein gewaltiger Pampero-Windstoß unser Fahrzeug wie einen Kreisel herumdrehte. Unser Patron wollte durchaus nicht nach Salto zurückkehren, als aber der Wind unser einziges baumwollenes Segel zerriß, mußten wir doch bei einer durch den Austritt des Uruguay gebildeten kleinen Insel vor Anker gehen. Was wir hier bei dem heftig herabstürzenden Regen, ohne ein einziges Stückchen trocknes Holz zur Feuerung, litten, läßt sich kaum beschreiben. Sogar das versprochene Zeltdach mußten wir entbehren, da die mitgenommenen Häute eben hinreichten, um unser Gepäck und den Mundvorrath zu schützen. Sobald das Gewitter vorüber war, fuhren wir weiter, und machten bei einem Saladera Halt, wo wir freundliche Aufnahme fanden. Unsere Wirthsleute waren arme Canarier, die sich hier angesiedelt hatten. Ihre einfache aus Erde mit Schilf vermischt gebaute und mit Stroh gedeckte Hütte bestand aus zwei Gemächern, deren eines zugleich die Küche enthielt. Vier in die Erde geschlagene Pfähle, auf denen eine Schilfhürde und statt der Matratze eine ungegerbte Ochsenhaut lag, vertraten die Stelle eines Bettes. Auf einigen andern am Boden ausgebreiteten Häuten schliefen die Kinder. An den Wänden hingen Pferdegeschirre, und Bolas

(Kugelschnüre) nebst dem Laso, die dem Gaucho unentbehrlichsten Waffen. Eine andere von sechs Pfählen getragene Schilfhürde diente als Sofa und zwei Ochsenköpfe als Sessel. Außerdem befanden sich noch ein kleines Wasserfaß, ein eiserner Kessel, einige Kalebassen, ein hölzerner Napf und ein eiserner Bratspieß im Zimmer.

Während wir unsere Kleider trockneten, reichten uns die wackern Leute kuhwarme Milch in einem Horn, wogegen wir ihnen etwas Caña (Branntwein) gaben. Sie wollten uns eben noch einen Asado (Braten von frischem Fleisch) bereiten, als der Patron das Zeichen zum Aufbruch gab.

An diesem Tage kamen wir mit Hülfe der am Ufer stehenden Weiden glücklich über den Salto-Chico, und gingen gegen Abend an dem Ufer von Entre-Rios vor Anker. Da es hier Holz genug gab, so zündeten wir ein großes Feuer an, theils um uns recht auszutrocknen, theils auch um uns gegen ungelegene Besuche von Jaguars zu schützen, und schliefen nach einem guten Nachtessen ruhig bis zum folgenden Morgen.

Am nächsten Tage, 29sten, kamen wir ohne Anstoß bis zum Salto-Grande, wo wir günstigen Wind abwarten mußten, weil die Strömung zu heftig war, als daß wir außerdem hätten hoffen können sie zu gewältigen; zudem befanden wir uns auf der rechten Seite des Flusses, wo es keine Bäume gibt, an deren Aesten man sich hätte halten und über die schlechte Stelle hinwegkommen können. Drei Tage mußten wir hier warten, die wir mit der Jagd hinbrachten. Wir befanden uns mitten in einem von einigen hohen Bäumen überragten Gebüsch, auf einem Boden von Sand und Geschiebe, gegen Norden von einem sehr schieferigen Sandsteinfelsen, der ein Vorgebirge bildete, gegen Westen von Hügeln mit ähnlichem Geschiebe bedeckt, wie das im Dorfe del Salto, gegen Osten vom Uruguay und gegen Süden von einem kleinen Fluß begränzt, aus dem wir Schildkröten fischten. Unsere Ruderer, zwei Guaranis, die mit dem Fischfang umzugehen wußten, fingen Dorados (Goldbrassen) von 2 bis 3 Fuß Länge. Es wimmelte hier von Geyern, die sich ihre Nahrung aus dem Fluß fingen.

Der Uruguay mag an dieser Stelle ungefähr eine englische Meile breit seyn. Sein rechtes Ufer ist etwa eine halbe Stunde weit mit schieferigen Sandsteinfelsen eingefaßt. Drei große Sandsteinmassen, durch tiefe, sumpfige und mit Wald bedeckte Thäler getrennt, laufen hier aus, und an diesen drei Felsenspitzen strömt das Wasser mit furchtbarer Schnelligkeit. Eine kleine mit Weiden bedeckte Insel liegt gerade in der Mitte des Flusses, dem ersten jener Punkte flußaufwärts gegenüber; eine größere Insel befindet sich hinter der dritten Felsenspitze, und dann folgen mehrere sehr lange Inseln, deren Grundlage aus Alluvialfels, das heißt zusammengehäufte und durch Sedimente, das Anschlagen und Gewicht des Wassers mehr oder minder fest verbundene sandige Massen. Diese Inseln verengen das Bett des Uruguay und beschleunigen seinen Lauf über eine Menge von Felsentrümmern, von denen einige so groß sind, daß sie bei niederem Wasser 25 bis 30 Fuß über den Spiegel des Flusses emporragen. Man begreift leicht, daß bei solchen Hemmnissen die Strömung so stark werden muß, daß die Fahrt aufwärts unmöglich wird, sobald der Fluß auf sein natürliches Bett beschränkt ist. Ungeachtet des ungewöhnlich hohen Wasserstandes von 1833 (wir fuhren über die höchsten Felsen weg) bedurfte es doch eines guten Windes und kräftiger Ruderer, um über den Salto-Grande hinüber zu kommen. Die schwierigste Stelle war ohne Zweifel bei den erwähnten drei Felsenspitzen, und hat man diese hinter sich, so ist man keineswegs aus aller Gefahr. Noch sechs englische Meilen weit bis zu den Inseln del Herrero oder del Puerto ist die Strömung noch sehr reißend, so daß man selbst mit dem besten Winde nicht im Stande wäre, die Mitte des Flusses zu halten. Man muß hier am Ufer hinfahren und sich an den Bäumen vorwärts zu helfen suchen.

Da das rechte Ufer aus hohen steilen Felsen besteht, so wäre hier an keinen Seitenkanal zu denken; das niedere, lehmige linke Ufer böte dagegen die beste Gelegenheit zu Ausführung eines so nützlichen Unternehmens.

Mit vieler Mühe legten wir am 2ten November die schwierigen Stellen zurück. Um fünf Uhr Morgens von der dritten Felsenspitze ausgefahren, brauchten wir 6 Stunden, um über sie hinaus zu kommen, und langten um 11 Uhr bei einer ungefähr eine Stunde von der ersten Felsenspitze des Salto-Grande am linken Ufer des Flusses gelegenen Estanzia an, die einem reichen Guarani-Indianer gehörte.

Am 3ten kamen wir vor Puerto (Hafen) vorüber, wo wir uns vergebens nach Etwas umsahen, das diesen Namen verdient. Nichts war zu sehen als ein niederes, sumpfiges Ufer und ein wenig betretener nach dem Dorfe Salto führender Weg. Hier haben die allzu reißenden Strömungen ein Ende, und nun beginnen die Niederungen, auf denen man im Boot fahren kann, wenn der Fluß oft bis auf einige Stunden weit aus seinen Ufern getreten ist. Es ist dieß eine große Erleichterung für die Schiffleute, da sie hier bei jeder Witterung fahren können, während man auf dem Uruguay einen sehr starken Wind haben muß, wenn man ihn aufwärts befahren will. Die Reise ist dabei sehr ermüdend, und man muß sich auf Entbehrungen aller Art gefaßt machen. Selbst für den Naturforscher bietet sie, wenn man über den Salto hinaus ist, aufwärts wenig Interesse, und außer den Ortschaften ist nur in den einzelnen Estanzias (Landbauwirthschaften) und Chacras (Viehzuchtwirthschaften) auf einige Bequemlichkeit zu zählen.

Unser Nachtquartier schlugen wir in einem Pajonal auf, wo wir bis über die Knie im Wasser waten mußten, um eine trockne Stelle zu gewinnen. Noch vor Tagesanbruch waren wir wieder auf den Beinen, und fuhren mit einem leichten Wind ab, der sich bei Sonnenaufgang wieder legte. Die Hitze war erstickend. Bei guter Zeit gingen wir in einer kleinen Bucht vor Anker, die durch den einfallenden Arapey gebildet wird, ein Fluß, der im Innern der Banda-Oriental entspringt. Diese ungefähr 12 Stunden vom Salto entfernte Stelle eignete sich ganz besonders zu Anlage eines Dorfes oder einer Estanzia. Wir fanden hier zwei ganz verlassene Hütten und verwilderte Gartenanlagen, welche früher Guarani-Indianern der obern Missionen gehört hatten, die ihrer Räubereien halber von der Regierung der Banda-Oriental vertrieben worden waren, obschon sie sich gegen Reisende sehr gastfrei benahmen. Der Arapey ist ein Fluß dritter Ordnung, für große Piroguen fahrbar. Gegenüber, auf dem rechten Ufer des Uruguay, hatten wir die Capilla de San-Gregorio vor uns.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zahl der Selbstmorde in Paris während des Monats September ist auffallend groß: 44 Selbstmorde fanden im Hause statt, und 22 Leichen von Selbstmördern wurden auf die Morgue gebracht, im Ganzen also 66.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Oktober 1836.

Die Bettler in England.

Das Betteln ist in England oft ein sehr einträgliches Gewerbe, besonders wenn es systematisch und mit Ausdauer betrieben wird. Ein tüchtiger Bettler von Profession kann Frau und Kind bequem ernähren, und bei einiger Sparsamkeit vielleicht sogar Kapital zusammenscharren. Die Frau eines Predigers an einer der deutschen Gemeinden in London hatte eine Köchin, mit der sie sehr zufrieden war. Die Person war sehr ordentlich, und mochte sich während ihrer mehrjährigen Dienstzeit einige Pfund Sterling zusammengespart haben, die sie endlich mit Herz und Hand einem Manne zubrachte, der in einem ziemlich entfernten Stadtviertel wohnte. Nach mehrern Monaten führte der Zufall Mistreß S. in die Nachbarschaft, und es fiel ihr ein, einmal nachzusehen, wie es der Frau gehe. Sie fand sie in einem ganz reputierlichen Hause im zweiten Stock, wo sie mit ihrem Manne zwei Zimmer nach der Straße zu bewohnte, die recht hübsch meublirt waren und ganz comfortabel aussahen. Der Mann war eben nicht daheim, doch nach einigen Minuten trat ein Mensch ein, dessen Lumpen kaum als eine „Entschuldigung für die Abwesenheit von Kleidern" gelten konnten. Den rechten Fuß hatte er hoch aufgeschnallt und das Knie mit einem Stelzbein unterstützt, so daß die Krücke unter dem Arm den Lahmen nur vervollständigte. Ohne sich aufzuhalten, ging er, einen guten Morgen wünschend, sogleich in das nächste Zimmer und schloß die Thür hinter sich. Mistreß S., schon nicht wenig durch diese Erscheinung befremdet, erstaunte noch mehr, als sie hörte, daß dieß der Ehegatte ihrer ehemaligen Köchin sey. Auf ihre Frage nach seinem Gewerbe erhielt sie zur Antwort, er sey „ein Bitter" und nähre sich recht gut. Er habe es sich zur Regel gemacht, jeden Tag durch vierzig Straßen zu wandern, und es müsse schon eine sehr schlechte Straße seyn, wo man ihm nicht mindestens einen Penny gebe. Wenn er seine Runde vollendet habe, so bringe er gewöhnlich vier bis sechs Schillinge nach Hause, häufig auch noch mehr, selten aber weniger. Seine „Einkünfte" betrügen daher im Durchschnitt mehr als zwischen 30 und 40 Schillinge (18 bis 24 fl.) die Woche. Sie, die Frau, verdiene mit Handarbeit, die ihr Mann ins Haus bringe, gewöhnlich noch an 20 Schillinge dazu, so daß sie mehr hätten als sie brauchten. Ich habe diese Geschichte von Mistreß S. selbst, doch ist dieser Bettler keineswegs der einzige Glückliche seiner Art, so wenig wie seine Art die einzig einträgliche ist. Wer in London gewesen ist, wird in den meisten lebhaften Straßen an den sogenannten Kreuzungen, wo die Trottoirs von Quergassen unterbrochen werden, einzelne zerlumpte Individuen angetroffen haben, die dort förmlich stationär sind, und bei gutem, wie bei schlechtem Wetter die Straße von einem Trottoirende bis zum gegenüberliegenden fegen oder mindestens zu fegen vorgeben, und dafür die Erkenntlichkeit der Fußgänger in Form eines Almosens in Anspruch nehmen. In Regentstreet, Piccadilly, Oxfordstreet, Bondstreet u. s. w. sind diese Fegerposten vorzüglich während der Saison äußerst einträglich, zumal da außer den gewöhnlichen kupfernen Pennystücken auch sehr oft silberne Sechspennies, und von eleganten Reitern wohl gar Schillinge für Pferdehalten dabei abfallen. Eine „gute Ecke" gilt daher als eine ordentliche Versorgung, mit der nicht nur Handel getrieben, sondern die auch zuweilen vom Vater seiner Tochter als Aussteuer mitgegeben wird; denn daß einer dem andern sein „Recht" streitig machen sollte, dürfte kaum vorkommen. Im Jahr 1829 starb in der City ein alter Mohr, dessen Gesicht jedermann kannte, der auch nur gelegentlich vom Westende aus die Börse besuchte. An der Ecke, wo er die Straße fegte, wohnte eine mildthätige Lady, die ihn regelmäßig jeden Sonntag in ihr Haus rufen und ihm ein Mittagessen geben ließ. Sie wunderte sich schon, den Alten bereits mehrere Tage nicht mehr gesehen zu haben, als eines Morgens ein Paar Leute zu ihr kamen und ihr seinen Tod anzeigten, mit dem Bemerken, er habe sie zur Erbin eingesetzt; er habe weder Verwandte noch Freunde außer ihr gehabt, und daher habe er ihr denn sein ganzes Vermögen, 800 und einige Pfund Sterling vermacht. Die Sache ist sehr erklärlich, so wie es überhaupt notorisch ist, daß viele solcher Feger Geld in den Banken liegen haben. Wer sich die Mühe nehmen wollte, nur zu beobachten, wie viele Personen den Tag über diesen Menschen etwas geben, würde sich leicht überzeugen, daß sie sehr häufig weit mehr als 10 Schillinge während ihrer „Amtsstunden" ein-

nehmen müssen. Wenn sie sich nun auch wohl später am Abend aus ihren Lumpen zum Gentleman herausputzen und sich im Essen und Trinken gütlich thun, so steht doch sehr zu bezweifeln, ob die einigermaßen Ordentlichen unter ihnen die Hälfte ihrer Einnahme ausgeben. Es ist daher nichts weniger als unmöglich, daß eine gute Ecke ihren Inhaber in Stand setzen sollte, hundert Pfund Sterling im Jahr bei Seite zu legen.

Außer diesen Fegern gibt es eine andere Klasse von Bettlern, die häufig „Holzhändler" stylisirt werden. Dieß sind Leute, die ihr Gewerbe durch zehn oder zwölf Schwefelhölzer beschönigen, welche sie auf leicht verständliche Weise zum Verkauf ausbieten. Sie treiben sich meistens in den bessern und fashionablen Theilen der Stadt umher, und nehmen an den Staketen der Souterrains, wo sich stets die Küchen befinden, hauptsächlich das Mitleid der Domestiken in Anspruch. Gewöhnlich sind sie regelmäßige Kunden und halten ihre Bahn so pünktlich inne, daß sie fast immer an dem nämlichen Tage der Woche wieder auf den nämlichen Platz kommen. Sie kennen daher ihre Leute genau, und wo es ihnen auch nicht gelingt, durch die Dienstboten die Hände und Börsen der Herrschaften in Bewegung zu setzen, da sind doch die Köchinnen oder Haushälterinnen meistens so barmherzig, ihnen ein Stück Fleisch oder dergleichen zuzustecken, wovon natürlich ein sehr geringer Theil für ihren Appetit hinreicht, während der große Ueberschuß bei bestimmten Abnehmern in Geld verwandelt wird.

Noch eine andere Gattung sind die „bekinderten Bettler," wie ich sie nennen möchte. Diese sind zwar, seit die neue Polizei in Wirksamkeit getreten ist, etwas seltener geworden, doch gibt es ihrer noch immer genug, wenn sie gleich nicht mehr, wie sie sonst zu thun pflegten, sich an einen bestimmten Ort hinpflanzen, und dort sitzend vom Morgen bis zum Abend mit ihrem Gewimmer das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen suchen dürfen. Gewöhnlich sind es Weiber mit mehreren kleinen Kindern, die sie von den Eltern um eine gewisse Summe miethen, um sie für die ihrigen auszugeben. Hunger und Kälte macht die Kleinen natürlich schreien; wenn sie aber zum Verdruß der Bettlerin dennoch munter sind, so werden sie gekniffen und oft wohl gar noch ärger beschädigt, um durch ihr Wehklagen gutherzigen Leuten das Geld aus der Tasche zu locken. Nur höchst selten dürfte es der Fall seyn, daß den Weibern die Kinder wirklich gehören. Noch verruchter aber ist es, daß letztere obendrein, sobald sie dazu tauglich sind, meistens auch zum Taschendiebstahl abgerichtet werden, so wie besonders die „Holzhändler" eben nicht gern etwas liegen lassen, das ihnen in den Weg kommt.

Die Zahl der sogenannten „Balladensänger" hat ebenfalls in den letzten Jahren durch Einmischung der Polizei sehr abgenommen. Ein nicht geringer Theil derselben besteht gegenwärtig noch aus unsern werthen Landsmänninnen vom Rhein, die zwar ursprünglich gewöhnlich als „Besenmädchen" nach England gehen, demnächst aber, wenn ihre Besen keinen guten Absatz finden, sich allerlei Nebenerwerb suchen, wozu „o du lieber Augustin" ihnen eine Zeit lang sehr behülflich war. Als Miß Love mit dieser Melodie, der bekanntlich ein englischer Text: „buy a broom," untergelegt worden ist, auf dem Theater Furor machte, regnete es manche Sechspennystücke für die Besenmädchen in den Gassen, aber gegenwärtig trägt der „abgedroschene Augustin" selten noch ein Kupferstück ein.

In den kleinern Städten des Landes mag allerdings die ganze Bettelprofession nicht sehr ergiebig seyn, doch in den großen Städten nährt das Gewerbe, als solches betrieben, überall seinen Mann, und Frau und Kind obendrein. Ein Kapitän Berkeley — wenn ich nicht irre, der nämliche, welcher als ein so außerordentlicher Fußgänger bekannt war — machte eine sehr hohe Wette, er wolle England, Schottland und Irland in einer bestimmten Frist durchbetteln, ganz von dem Almosen leben, und nach beendigter Tour hundert Pfund erspart haben. Er gewann seine Wette wirklich. Von Edinburgh erzählt man sich eine Geschichte, die ich nicht ganz wiederholen mag, weil sie etwas zu romanhaft aussieht, obwohl nach Abzug einiger Ausschmückungen die Hauptsache mindestens wahr seyn kann. Das Wesentliche davon möchte ungefähr seyn, daß ein alter Bettler, der seinen Stand zwischen Edinburgh und Leith gehabt, einem Kaufmann, welcher ihm bis dahin mehrere Jahre lang täglich einen Penny gegeben, mit einer bedeutenden Summe aus dringender Verlegenheit geholfen hatte. Ob die Dankbarkeit des Bettlers sich auf zwei oder dreitausend Pfund erstreckt, und der erfreute Kaufmann hinterher seine „sehr gut erzogene Tochter" geheurathet habe, muß billigerweise der Gläubigkeit eines jeden Lesers zur Entscheidung anheim gestellt bleiben. Im Uebrigen werden die obigen Angaben einen hinreichenden Fingerzeig geben, was ein geübter Bettler, besonders in London, realisiren könnte und was manche Individuen wirklich realisiren.

Da die englischen Gesetze das Betteln verbieten und sich außerdem sogar eine bedeutende Gesellschaft zur Unterdrückung des Straßenbettels gebildet hat, so dürfte es auffallen, daß die Polizei und die Friedensrichter dem Unwesen nicht kräftigere Schranken setzen. Allein jedermann weiß schon, wie wenig man bei den brittischen Gesetzen den Tausenden von großentheils notorischen Taschen- und andern Dieben ihr Handwerk legen kann, obgleich ihre Personen wie ihr Aufenthalt meistens den Polizeioffizianten völlig bekannt sind. Mit den Bettlern hat es jedoch noch eine etwas andere Bewandtniß: denn der Buchstabe des Gesetzes schützt sie, sobald sie nur ihr Gewerbe auf eine indirekte Weise zu treiben verstehen, da das Annehmen von Geld und sonstigen Geschenken nirgends verboten ist. Den eigentlichen Professionisten, wie z. B. den Fegern oder Holzhändlern, ist daher nicht leicht beizukommen, während andererseits es sehr häufig geschieht, daß die Polizei Leute vor den Friedensrichter bringt, die fremde Wohlthätigkeit nur in Anspruch genommen haben, um das eigene Leben gegen gräßlichen Hungertod zu fristen. Die Magistrate schicken diese dann, oft aus bloßem Mitleid, als Vagabunden auf einige Zeit ins Gefängniß, wo sie mindestens für die Gegenwart ernährt werden müssen. In den großen Städten ist aber die Zahl solcher Unglücklichen so bedeutend, daß weder die Gefängnisse noch die Armenverpflegung zu ihrem Unterhalt ausreichen, und man also gewissermaßen gezwungen ist, der großen Mehrzahl durch

die Finger zu sehen, sobald sie sich nur vor auffallenden Verstößen gegen die Gesetze hütet.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1801 begannen die Unternehmungen der chinesischen Seeräuber oder Ladronen, wie die Portugiesen zu Macao sie nannten, und mehrere Jahre hindurch verbreiteten sie Schrecken längs den Küsten der Provinz Canton, und selbst flußaufwärts bis an die Stadt. An den südlichen Küsten China's finden sich eine zahllose Menge Inseln, welche stets einem kühnen Geschlechte von Fischern Schutz und Beschäftigung gaben. Armuth und Unabhängigkeitssinn haben zu verschiedenen Zeiten sie veranlaßt, sich in großen Seeräuberschaaren zu vereinigen und der schwachen, unwirksamen Marine, welche die Küsten des chinesischen Reichs bewachte, Trotz zu bieten. Die Macht des berühmten Anführers Koringa, der den Holländern Formosa entriß, ist bekannt, und eine kaum minder furchtbare Seeräuberschaar zeigte sich in den Jahren 1806 bis 1810 in den südlichen Gewässern China's. Man hat über diese seltsamen Freibeuter sehr genaue Nachrichten, nicht nur aus einem chinesischen Werke, sondern auch aus den Erzählungen zweier Engländer, welche das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen und gezwungen wurden, sie auf allen ihren Zügen zu begleiten.

So groß indeß die Verachtung dieser Räuber für die kaiserliche Flotte war, so griffen doch diese Ladronen niemals auch nur ein mittelmäßig großes europäisches Schiff an, und eine Stelle in einer Schrift Kang-hy's beweist, daß ihre Vorgänger nicht minder vorsichtig waren. „Wir haben kürzlich von den Seeräubern, welche sich ergaben und auf unsere Gnade verließen, gehört, daß, wenn ihre Gefährten Schiffe auf der See plündern wollten, es ihre Gewohnheit war, alle europäischen Schiffe zu vermeiden, da sie ihre Feuerwaffen fürchteten." Die Stärke und Anzahl der Seeräuberschiffe ist in dem Berichte der beiden obenerwähnten Engländer, Turner und Glaspoole, ziemlich genau beschrieben. Im J. 1810 hatten sie etwa 600 Dschonken von verschiedener Größe von 80 — 300 Tonnen; die größten führten mehr als 12 Kanonen, Sechs- bis Achtzehnpfünder, welche von europäischen Schiffen erkauft oder den Chinesen abgenommen worden waren; meist hatte das Letztere stattgefunden. Ihre Handwaffen waren 14 bis 18 Fuß lange Piken mit Bambusschäften, und die gewöhnliche chinesische Pike mit einem Griff von festem Holz und einer eisernen Spitze, welche aus einer leicht gekrümmten Klinge bestand; auch hatten sie kurze, nicht über zwei Fuß lange Pallasche und ihre Kanonen lagen fest auf Holz auf und konnten deßhalb nicht gedreht werden, so daß man sie nur, je nachdem das Schiff in einer Richtung gewendet wurde, nach einem bestimmten Ziele abfeuern konnte. War auf der einen Seite abgefeuert, so wendeten sie um, um wieder zu laden, was bei den Chinesen eine schwierige und langweilige Operation ist. Die größten Dschonken führten zwischen hundert und zweihundert Mann, und hatten jede ein bewaffnetes Boot, um sich dem Ufer nähern und die Städte und Dörfer in der Nähe berauben zu können. Die beiden Engländer, welche diese Nachweisungen lieferten, mußten mit einer großen Summe von ihren Freunden losgekauft werden, und erzählten nachher ihre seltsame Gefangenschaft und ihre Abenteuer.

Ein sehr merkwürdiger Umstand bei dieser furchtbaren Seeräuberflotte ist, daß nach dem Tode des ursprünglichen Chefs seine Frau an die Spitze trat, die Befehlshaber ernannte und das Ganze geraume Zeit mit Glück leitete. Ein sehr strenges Gesetzbuch für die ganze Flotte sowohl, als die einzelnen Abtheilungen wurde in Ausübung gesetzt, und alles geraubte Eigenthum gehörte der Gesammtheit an. Die Ehen wurden genau beobachtet und alle Ausschweifungen, so wie Gewaltthätigkeit gegen Frauen, streng bestraft. Alle chinesischen Dschonken und Boote, welche sich den Piraten unterwarfen, erhielten Pässe; wer aber in einem Regierungsfahrzeuge oder nach geleistetem Widerstande gefangen genommen ward, wurde mit der größten Grausamkeit behandelt. Zur Zeit des Hochpunkts ihrer Macht erhoben sie Kontributionen von den meisten Städten längs der Küste und verbreiteten stromaufwärts Schrecken bis nach Canton. Damals konnten die Vorsteher der englischen Faktorei nicht wagen, unbeschützt in ihren Booten von Canton nach Macao zu fahren. Auch ist es zum Theil den Ladronen zuzuschreiben, daß Kapitän Roß die werthvolle Aufnahme der chinesischen Meere ins Werk setzte, denn die beiden Kreuzer, welche von Bombay aus abgesendet wurden, um gegen die Seeräuber zu agiren, wurden nachher mit dieser Arbeit beauftragt, deren Nutzen die Handelswelt lebhaft empfunden hat.

Als die chinesische Regierung fühlte, daß ihre Macht gegen die wachsende Stärke der Ladronen durchaus unzureichend sey, machte sie mit Einemmal eine völlige Amnestie bekannt für alle diejenigen, welche sich unterwerfen und zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, eine politische Schlauheit, die ihren Grund darin hatte, daß zwischen den beiden Hauptbefehlshabern der Piratenflotte, denen der schwarzen und der rothen Flagge eine ernstliche Uneinigkeit ausgebrochen war. Diese Uneinigkeit ging so weit, daß beide sich endlich eine blutige Schlacht lieferten, in welcher der Befehlshaber der rothen Escadre geschlagen wurde. Dieser letztere fand sich nun bewogen, die Anerbietungen der Regierung anzunehmen, welche völlige Verzeihung versprach und auch ihr Versprechen hielt; der Anführer erhielt sogar einen ziemlich bedeutenden Rang in dem Dienste des Kaisers. So durch den Abfall fast der Hälfte ihrer Streitmacht geschwächt, vermochte der weibliche Anführer und ihr zweiter Unterbefehlshaber sich nicht mehr zu halten. Diejenigen Ladronen, welche sich unterworfen hatten, wurden von der Regierung gegen ihre frühern Genossen gebraucht, die durch den Mangel an Lebensmitteln und andere Schwierigkeiten gedrängt nach einigen Monaten sich genöthigt sahen, die angebotene Amnestie gleichfalls anzunehmen. So wurde mit Leichtigkeit eine Verbindung aufgelöst, welche kurze Zeit vorher das ganze Reich bedroht hatte; da aber die Ursachen, aus denen diese Seeräuberei schon mehr als einmal entsprang, noch immer bestehen, so wird der Erfolg und die Straflosigkeit ihrer Vorgänger bald andere Seeräuber veranlassen, ein ähnliches Bündniß unter einander zu knüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bäder in Stockholm.

(Aus einem Privatschreiben von C. v. H.)

Eine ganz eigenthümliche Einrichtung Stockholms sind die Bäder, welche man in süßem oder Salzwasser, je nach ihrer Lage diesseits oder jenseits des Schlosses, nehmen kann. Die Einrichtung ist sehr niedlich und elegant, ein Ankleidezimmer mit allen Requisiten neben dem Badezimmer, in beiden Rechauds in den Oefen, um Tücher und Leibwäsche zu wärmen. Eine Frau ist zum Dienste des Zimmers da und verläßt es nicht. Ich mochte protestiren wie ich konnte, diese schwedische Wlasta ergriff mich mit Riesengewalt und behandelte mich wie ein kleines Kind. Sie rieb mich mit Bürste und Seife, legte mich dann trocken und that endlich alle Dienste einer ehrlichen braven Kindsmagd. Als ich sah, daß meine ohnehin unverständlichen Deklamationen hier ganz fruchtlos waren, ergab ich mich in mein Schicksal, wobei ich mich sehr gut befand. Diese orientalische Prozedur empfehle ich jedem Reisenden.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Uruguay.

(Fortsetzung.)

Von hier aus begann eine Reihenfolge von einzelnen Wohnungen, Weilern und Dörfern, früher von Guarani-Indianern bewohnt, die man den Pueblos der Missionen während des Kriegs mit den Portugiesen und Brasiliern entführt hatte. Der Plan war gut, denn vom Arapey bis an die brasilische Gränze kann man keine drei Stunden reisen, ohne wenigstens auf einen Weiler von etlichen Hütten zu stoßen; allein diese zur Faulheit ohnehin geneigten Indianer waren zu sehr sich selbst überlassen worden. Mit Verdruß sahen die Brasilier das Land, nach dem sie Verlangen trugen, sich immer mehr entvölkern, und nun intriguirten sie bei den Guaranis so, daß diese die erklärten Feinde des Staats der Banda-Oriental wurden, sich mit den Charruas und den herumziehenden Gauchos verbanden, die Estanzias plünderten und das geraubte Vieh den Portugiesen und Brasiliern verkauften. Die Regierung der Banda-Oriental mußte deßhalb zu kräftigen Maßregeln schreiten, und Truppen ausschicken, um die indianischen Stämme aufzureiben und die in den Gebirgen der Nordgränze versteckten Ueberreste der Charruas vollends auszurotten. Ein Theil kehrte zu den vormaligen Missionen zurück und ein anderer ward gefangen nach der Hauptstadt geführt, wo man die Frauen und Kinder in Privathäuser vertheilte und die Männer zu Soldaten machte. Seit dieser Zeit ist das Land vom Salto bis nach Brasilien größtentheils eine Wüste, die man nur durch fremde, geschützte und aufgemunterte Ansiedler wieder bevölkern könnte, und die dann reichen Gewinn abwerfen würde.

Wir brachten die Nacht an diesem verlassenen Ort zu, und erlebten hier einen Vorfall, der uns viel zu lachen machte. Auf einem Ausflug in die Umgegend stieß uns das Nest eines Nandu *) mit mehr als 60 Eiern auf, die eben von dem Männchen bebrütet wurden. Erfreut über einen so herrlichen Fund, leerten wir unsere Taschen, um recht viel Eier mitnehmen zu können, und einer meiner Gefährten zog sogar seine weiten Pantalons aus, um sich ihrer als Sack zu bedienen. Fröhlich schritten wir, mit unserem Schatz beladen, durch das hohe Gras, und als wir zum Schiff kamen, fällt einer von uns ins Wasser, zerbricht seine Eier und überzeugt uns durch den Augenschein, daß sie bereits zu sehr bebrütet, mithin nicht mehr zu genießen waren.

*) Der Nandu (sprich Gnandu) ist bekanntlich der amerikanische Strauß. Er unterscheidet sich von dem afrikanischen dadurch, daß er viel kleiner ist, und statt zwei drei Zehen an jedem Fuße hat.

Am 6ten kamen wir an dem verlassenen Dorfe Belen vorüber wo wir zu Mittag anhielten. Auf einer kleinen Anhöhe, mehr als eine englische Meile vom Ufer des Uruguay gelegen, befand es sich jetzt gerade über dem Wasserspiegel. Wir besahen die verfallenen Hütten, von denen etwa zwei und zwanzig, die Kirche — ebenfalls eine Hütte — noch standen. Belen liegt ungefähr 20 Stunden von Salto entfernt, und ist gut für den Ackerbau und den Handel auf dem Uruguay gelegen.

Am 8ten hielten wir zu Nacht bei einem Ort, Namens Chacra del Padre, an, so genannt, weil er dem Geistlichen von Santa Rosa oder Bella-Union gehört hatte, wovon wir nur noch drei Stunden entfernt waren. Wir brachten unser Geräthe in eine verlassene Hütte, wo wir uns so gut als möglich einrichteten, denn das immerwährende Schlafen unter freiem Himmel in den Pajonales war uns herzlich zuwider. Vor der Thüre ward ein großes Feuer angezündet, um die Moskitos zu verjagen und unsere Kleider zu trocknen. In der Hütte fing ich einen schönen Sphinx und einige große Nachtschmetterlinge. Auch fand ich mehrere Nester des kleinen goldgrünen Kolibris an einem Schilfblatt oder einem kleinen ledernen Riemen an der räucherigen Decke aufgehängt, und zwei Arten Schildkäfer, die in großer Menge auf dem Boden umherkrochen. Ehe wir zu dieser alten Chacra kamen, sahen wir mehrere Wasservögel, als: den Jabirus, oder brasilischen Strandläufer (mycteria americana L.), den Riesen unter den Strandvögeln; Reiher, Krabbenfresser, Störche, Bisam-Enten, Flamingos u. s. w., aber auf so unzugänglichen Sümpfen, daß keiner zu erlegen war.

In dieser Gegend befindet sich eine sehr große Insel, den Schiffern unter dem Namen der Isla de las Garzas oder Reiherinsel bekannt, und so genannt wegen der großen Menge von Reihern, die zur Brutzeit hier ihre Nester bauen.

Am 9ten kamen wir an dem verlassenen Dorfe Bella-Union vorüber von dem noch etwa vierzig Hütten stehen. Früher, noch im Jahre 1832, waren deren mehr als zweihundert, und es ward hier ein lebhafterer Handel getrieben als in Salto. Es befanden sich ein Zollbureau, ein Hafenkommandant und ein mit Handhabung der Polizei beauftragter Militärkommandant hier. Es war dieß die letzte Bevölkerung gegen die brasilischen Missionen zu, deren Gränze nur noch zwei Stunden entfernt ist. Von hier rechnet man — zu Wasser — vierzig Stunden bis nach Salto.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt.** Von Lord Byron. (Fortsetzung.) — **Geschichte von Rimini.** Von Leigh Hunt. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Oktober 1836.

Das Land Montenegro.

Das kleine, aber in den Geschichten viel genannte Gebirgsland, was die Venetianer als Montenegro übersetzten, heißt bei den slavischen Eingebornen selbst, in derselben Bedeutung cerna gora (Schwarzgebirge) und gränzt gegen Norden an die türkische Statthalterschaft Herzegowina, gegen Osten und Süden an das Gebiet von Zeta (Zenta) und das türkische Albanien, und gegen Westen an das sich in schmaler Linie zwischen dem adriatischen Meere und Montenegro bis an das türkische Albanien hinabschlängelnde östreichische Albanien, durch welches es nur auf einige Stunden — bei Cattaro nur auf Flintenschußweite — von dem Meere getrennt ist.

Es ist der südwestliche Theil des ehemaligen serbischen König- und Kaiserreiches, dessen Gränzen unter dem Kaiser Stephan Duschan um die Hälfte des 14ten Jahrhunderts vom adriatischen und schwarzen Meere, vom Archipelagus und der Donau bespült wurden. Die Größe Montenegro's wird von den Eingebornen selbst so weit beiläufig angegeben, daß man es in drei Tagen in jeder Richtung durchreisen kann; eine genauere Bestimmung läßt sich bei dem rohen Kulturzustande des Landes bis heute nicht wohl erzielen.

Die angränzenden türkischen Städte und Festungen sind: Nikschichi, Kolaschin, Spuz, Podgoritza, Xabljak und Antivari; auch Scutari, wohin man von den an den Lago di Scutari gränzenden Bezirken Riecska und Cermnitza über den See in acht Stunden fahren kann, darf hier genannt werden.

Das heutige montenegrische Gebiet besteht aus dem eigentlichen, in vier Bezirke (Nahie) zerfallenden Montenegro und den Gebirgen (Gebirgsgebiete, slavisch Berda). Die Nahien heißen: 1) Katunska (die größte unter allen), 2) Riecska, 3) Ljeschanska und 4) Cermnitza (richtiger, aber an Ort und Stelle wenigstens seltener, Cernitza, und noch seltener beiwörtlich wie bei andern Nahien cernicska und cermnicska).

Das ganze Land, außer einigen unbedeutenden Strecken, ist sehr gebirgig und steinig; in der ganzen Katunska nahia, die beinahe die Hälfte von ganz Montenegro in sich schließt, sieht man nichts als Felsenhaufen, welche höchst wahrscheinlich dem Lande den Namen verschafft haben. Die Montenegriner sagen im Scherze, daß dem Herrn Gott, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, über Montenegro die Säcke zerrissen und der ganze Vorrath da niedergefallen sey. Im Allgemeinen ist das Land gegen Südwest am meisten steinig, in entgegengesetzter Richtung gibt es weit mehr Waldungen. — Wahrscheinlich waren vor Erscheinen der Türken die meisten Gegenden der vier Nahien unbewohnt; wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß in der Katunska nur im Sommer Sennereien gewesen seyen, wie dieß auch der Name zeigt, denn das serbische Wort Katun heißt auf deutsch Sennerei. Eigentliche Ebenen gibt es sehr wenige: die größte ist in der Cermnitza um den Fluß gleichen Namens bis an den Lago di Scutari; dann die Lage von Cetinje in der Katunska, welche etwa 500 Klafter breit und 3000 lang, von hohen Felsengebirgen eingeschlossen, und, wie man nicht ohne Wahrscheinlichkeit muthmaßt, einst der Grund eines Sees gewesen ist. Zwar gibt es jetzt in diesem muthmaßlichen Seegrunde wenig Wasser, nur auf der südlichen Seite, die weniger steinig ist, sind einige Brunnen. Die nördliche Seite, an deren Ende der Stamm gleichen Namens (Cetinje) seine Wohnungen aufgeschlagen, ist durchaus Stein- und Felsenboden und keines Anbaues fähig. Beinahe alle Flüsse sind auf der Gränze des Landes. Im Innern desselben leiden viele Gegenden im Sommer empfindlichen Wassermangel, und es gibt solche, wo ein Mann einen vollen Tag braucht, um Einmal Wasser nach Hause zu bringen. Für die Viehzucht ist dieß besonders drückend; — oft schon ist eine Quelle der Anlaß zu blutigen Zwisten und gräßlichen Mordthaten gewesen. Die Heerden werden darum im Sommer nicht selten in die Gebirge getrieben, in deren Vertiefungen der Schnee gesammelt und am Feuer geschmolzen wird, um die Heerden zu tränken. — Von Mineralien hat man bis jetzt keine Spur gefunden. — Die Luft ist sehr gesund, das Klima aber ungemein verschieden; in der Nahia Katunska z. B. ist es auffallend kalt (am Gebirge Lovchen, das die Katunska vom Küstenlande trennt, ist bis in die Monate Junius und Julius, in Vertiefungen aber immerwährend Schnee zu finden), während die Temperatur in der Cermnitza, wie auch in einigen Gegenden der Riecska, besonders um

den Lago di Scutari, und der Lieichanska, beinahe die des Küstenlandes ist. Es wachsen dort Weintrauben, Feigen, Granatäpfel und Oelbäume; aber ausgezeichnet an Schönheit und Vegetation bleibt die Cermnitza.

Das ganze Land wird von den Montenegrinern in allen Richtungen durchzogen, obwohl es Wege im wahren Sinne des Wortes keine gibt. Zur Zeit der Besitznahme Ragusa's und Cattaro's durch die Franzosen soll Marschall Marmont den Montenegrinern den Antrag gemacht haben, auf Kosten Frankreichs eine ordentliche Straße nach Montenegro von Cattaro bis Nikschichi (in der Herzegowina) bauen zu lassen; allein die Montenegriner haben dieses Anerbieten aus guten Gründen abgelehnt. Auch gibt es in Montenegro weder eine eigentliche Stadt, noch eine Festung, ja in einigen Nahien gibt es nicht einmal Dörfer; man kennt dort bloß Stämme, und ob zwar die Brüderschaften (brastiva) oder Familien, woraus die Stämme bestehen, ihre Wohnungen auch haufenweise meistens von Stein zusammenbauen, so kann man einen solchen Häuserklumpen doch eigentlich nicht, und um so weniger Dorf nennen, als sie weder eigene Namen, noch abgegränzte Markung haben. — Von zwei ehemaligen Schlössern finden sich noch die Ruinen, die eine in der Nahia Riecska auf einem Berge, an dessen Fuße die Rieka vorüberfließt: sie soll Obod geheißen haben; die andere, ebenfalls auf einem hohen Berge in der Cermnitza, heißt Bes (auch Besatz), und soll aus den jüdischen Zeiten herrühren. Beide Ruinen haben ihre Lage in der Nachbarschaft des Lago di Scutari.

Europa's Verkehr mit China.

(Fortsetzung.)

Mehrmals wiederholten die Engländer den Versuch, sich in Macao festzusetzen, allein die blinde Eifersucht der Portugiesen, die Wachsamkeit und ausharrende Geduld der Chinesen, und vielleicht der Mangel an Entschlossenheit von Seiten der Engländer ließen das Unternehmen scheitern.

Im J. 1802 hielt Lord Wellesley, damals Generalgouverneur von Indien, es für nöthig, die portugiesischen Besitzungen im Orient gegen allenfallsige Angriffe der Franzosen zu schützen, und schickte eine Expedition von Bengalen ab, um Macao zu besetzen. Die Portugiesen hätten die gebotene Hülfe angenommen, da sie nicht die Macht hatten, dieselbe zurückzuweisen, aber die wackren Herren von Macao hatte man nicht gefragt. Der Vicekönig von Canton verwarf unwillig das Ansinnen, daß irgend ein Theil des chinesischen Reichs fremder Hülfe bedürfe, und verlangte, daß die Truppen augenblicklich abziehen sollten. Glücklicherweise kam gerade in diesem Augenblick eine Brick vor Macao an, welche der Rath der Direktoren mit der Nachricht des in Europa abgeschlossenen Friedens abgesandt hatte, und die Truppen kehrten alsbald wieder nach Bengalen zurück.

Im J. 1808 trat ein ähnlicher Fall ein. Man hegte Besorgnisse für Macao wegen der Nähe Manillas, im Falle die Franzosen sich dieser Kolonie bemächtigen sollten. Lord Minto, Generalgouverneur von Ostindien, hatte bereits die portugiesische Kolonie Goa in Uebereinkunft mit dem portugiesischen Gouverneur besetzt, und schickte nun auch eine Expedition nach Macao ab. Ob dieß klug gewesen, nachdem man durch die Erfahrung sechs Jahre vorher belehrt worden war, daß die Chinesen Macao als einen Theil ihres Reichs betrachteten, ist sehr zweifelhaft; genug, das Unternehmen schlug gänzlich fehl. Der Gouverneur von Macao mit seinen zwei- oder dreihundert verhungerten Schwarzen konnte sich freilich nicht widersetzen, erhielt auch bald einen Befehl von Goa, die Truppen aufzunehmen: aber unter einem dünnen Schleier von Nachgiebigkeit und geheuchelter Freundschaft thaten die Portugiesen insgeheim alles Mögliche, um die Plane der Engländer ihren chinesischen Herren in einem schlimmen Lichte darzustellen, und diese verboten ihnen irgend eine Truppenzahl ohne vorgängige Erlaubniß in Macao aufzunehmen. Der Vorstand der Faktorei und Admiral Drury, der die Seemacht kommandirte, hatten indeß beschlossen, die Truppen ans Land zu setzen, eine Konvention ward am 21sten September unterzeichnet, und die Truppen wurden noch an demselben Tage ohne Widerstand ans Land gesetzt. Bald kam ein Befehl vom Vicekönig, daß die Truppen sich entfernen sollten, und als diesem Verlangen nicht Genüge geleistet wurde, sperrten die Behörden den Handel zu Canton, und verboten den Kauffahrern und den Kriegsschiffen, Lebensmittel zu liefern. Ein chinesisches Edikt bemerkt: „da Ihnen bekannt ist und bekannt seyn muß, daß die Portugiesen ein dem himmlischen Reich gehöriges Gebiet bewohnen, wie konnten Sie glauben, daß die Franzosen je wagen würden, sie zu belästigen; wagten sie es, so würden unsere kriegerischen Truppen sie angreifen, schlagen und aus dem Angesicht unseres Landes verjagen."

Der Admiral schlug dem Vicekönig schriftlich eine Unterredung zu Canton vor, um die Angelegenheiten beizulegen, aber keine Antwort erfolgte. Alle englischen Unterthanen erhielten bald darauf Befehl, sich auf ihre respektiven Schiffe zu begeben, und die Kriegsschiffe gingen höher den Fluß hinauf. Da der Vicekönig noch immer eine Unterredung mit Admiral Drury verweigerte, und erklärte, er kenne keine englische Behörde als den Vorstand der Faktorei, so ging der Admiral persönlich nach Canton, bestand auf einer Unterredung und fügte die Drohung hinzu, er wolle gewiß im Laufe einer halben Stunde in der Stadt seyn. Der Vicekönig lehnte nichtsdestoweniger den Besuch ab, und der Admiral, statt auf seiner Forderung zu bestehen, kehrte auf sein Schiff zurück.

Bald darauf wurden alle Boote der Kriegsschiffe und der Indienfahrer bemannt und bewaffnet, um Canton einen Besuch abzustatten, und sich mit Gewalt einen Weg durch die Linien der chinesischen Schiffe zu bahnen, die quer über den Fluß aufgestellt, und mit Soldaten angefüllt waren, um die Annäherung des Admirals zu hindern. Als er die Linie erreichte, ruderte er in seinem eigenen Boote vorwärts, um den vornehmsten Mandarin anzureden, wobei ihm ein portugiesischer Priester als Dolmetscher diente; aber keine Besprechung ward gestattet, und nachdem mehreremale auf ihn geschossen und endlich einer seiner Leute verwundet worden war, ließ er das

Signal zum Angriff geben. In Papieren, die dem Parlament vorgelegt wurden, heißt es: „das Signal wurde nicht beobachtet und Befehl gegeben, es nicht zu wiederholen. Der Admiral erklärte dann seine Absicht, die chinesische Linie nicht forciren zu wollen, und kehrte mit seinen Booten zur Flotte zurück. Obwohl ein Mann von unbestrittenem Muthe, scheint Admiral Drury doch nicht jene kalte und besonnene Beurtheilung besessen zu haben, welche für den Erfolg solcher Verhandlungen erforderlich ist. Der Versuch in Booten nach Canton vorzudringen, hätte entweder nie gemacht oder durchgeführt werden sollen.“ Die Chinesen bauten in der Nähe dieser Stelle eine Pagode, um ihren Sieg über die Engländer zu feiern.

Der Handel stand immer noch still, und der Vicekönig erließ ein Dekret, um zu wiederholen, daß, so lange auch nur Ein Soldat zu Macao bleibe, kein Handel gestattet werden könne. Am 8ten December beschloß man in Gemäßheit eines kaiserlichen Befehls zu handeln, der einen Vorwand darbot, den streitigen Punkt hinsichtlich der Unterredung aufzugeben. Eine Uebereinkunft ward wenige Tage später zu Macao abgeschlossen, die Truppen wurden eingeschifft, und Admiral Drury segelte am 22sten December nach Bengalen ab. So erreichten nach einem fruchtlosen dreimonatlichen Zanke die Chinesen ihren Zweck, nämlich die Entfernung der Truppen, und dieser Erfolg steigerte noch die Anmaßung, wodurch sie sich stets ausgezeichnet hatten. Der Vicekönig von Canton fiel jedoch in Ungnade und wurde vom Kaiser abgesetzt.

Der Krieg zwischen England und Nordamerika führte eine neue Streitigkeit mit den chinesischen Behörden herbei: die Engländer hatten mehrere amerikanische Schiffe genommen, worauf die chinesischen Behörden verlangten, die Faktoreivorsteher sollten das englische Kriegsschiff, das die Prisen gemacht hatte, fortschicken. Dieß stand nicht in der Macht der Faktorei, nichtsdestoweniger aber begannen nun die Chinesen eine Reihe feindseliger Maßregeln, die bald unerträglich wurden, und zwar nicht gegen das Kriegsschiff, sondern gegen die Faktorei. Die Lokalregierung verbot zuerst die Anstellung chinesischer Bedienten, schickte dann Leute in die Faktorei und ließ die dort angetroffenen Chinesen festnehmen. Die Boote der Indienfahrer wurden belästigt, während sie friedlich auf dem Flusse beschäftigt waren, und alles Mögliche versucht, um die Verbindung mit den englischen Kriegsschiffen zu verhindern.

Als die Vorstände der Faktorei die feindselige Gesinnung der Regierung sahen, entschlossen sie sich zu der kecken Maßregel, den Handel zu sperren. Die Chinesen, erstaunt darüber, daß man ihre alte Waffe gegen sie gekehrt hatte, begannen sich etwas versöhnlicher zu zeigen, und nach einigem Hin- und Herreden ward ein Mandarin abgesandt, um mit Sir G. Staunton zusammenzutreffen, der von Seite der Faktorei mit der Unterhandlung beauftragt war. Mehrere Zusammenkünfte fanden statt, und noch war immer keine Aussicht zu einer Annäherung vorhanden, als der Vicekönig mit Einemmal die Unterhandlung abbrach, worauf die Vorstände der englischen Faktorei sogleich eine Bekanntmachung an alle englischen Unterthanen erließen, Canton zu verlassen; Sir G. Staunton schiffte sich gleichfalls ein und die ganze Flotte fuhr den Strom hinab. Dieser Schritt brach plötzlich die Hartnäckigkeit des Vicekönigs. Eine Deputation der Hongkaufleute wurde sogleich den Schiffen nachgesendet, mit dem Versprechen, die noch strittigen Punkte zu discutieren. Ausflüchte waren nun nicht mehr möglich, und nach mehreren langweiligen Unterredungen wurden endlich die Hauptpunkte gewonnen, und zur Sicherheit gegen einen Treubruch der Chinesen von Seiten des Vicekönigs in einem offiziellen Dokumente niedergelegt. Das Vorrecht mit der Regierung unter Siegel und in chinesischer Sprache zu korrespondiren, wurde zum Erstenmal festgestellt, Sicherheit gewährt, daß kein chinesischer Beamter ohne vorgängige Erlaubniß die englische Faktorei betreten solle, und Erlaubniß ertheilt, daß Chinesen unbelästigt von den untergeordneten Mandarinen in die Dienste der Engländer sollten treten dürfen u. s. w.

Das ganze Verfahren ward in England sehr gebilligt, aber das Benehmen der chinesischen Regierung war seit einiger Zeit der Art gewesen, daß man wohl erkannte, die Interessen des Handels seyen stets dem launenhaften despotischen Willen untergeordneter Beamten ausgesetzt, welche den Hof von Peking in tiefer Unwissenheit über ihr willkürliches Verfahren erhielten. Diese Umstände gaben Veranlassung zu der Gesandtschaft Lord Amherst's im J. 1816, deren Zweck war, den englischen Handel wo möglich auf eine feste und billige Grundlage zu stellen, und ihm den Vortheil zu sichern, nöthigenfalls leicht an den Kaiser appelliren zu können.

(Schluß folgt.)

Untersuchung französischer Urkunden.

Herr Champollion Figeac richtete kürzlich an den Minister des öffentlichen Unterrichts einen Bericht über die königliche Bibliothek, dem wir folgende Stellen entheben: „Nach dem letzten Bericht über die Aufzeichnungsarbeiten der historischen Sammlungen der königlichen Bibliothek belief sich die Zahl der verzeichneten Urkunden bis Ende des Jahres 1835 auf 90,026; jetzt füge ich bei, daß diese von denselben Mitarbeitern bis zum Ende des Monats Februar d. J. fortgesetzte Arbeit diese Zahl auf 99,652 brachte, indem die beiden ersten Monate des Jahres 1836 9806 Urkunden aufwiesen. Am 1sten März trat die neue Organisation der Arbeiten ins Leben. Vom 1sten März an ward sonach die Zahl der bei diesen Arbeiten angestellten Personen von 12 auf 7 reduzirt. Drei dieser Personen wurden speziell beauftragt, vermittelst Karten, die von der Aufzeichnung der historischen Sammlungen herrühren, die unedirten Urkunden, deren Bekanntmachung von Nutzen seyn könnte, aufzusuchen, und die vier andern Angestellten mußten die Aufzeichnung fortsetzen. Die Gesammtarbeit derselben umfaßte von nun an zwei verschiedene Gegenstände: die Aufsuchung unedirter Urkunden und die Aufzeichnung der Sammlungen .... Die Aufzeichnung ergab etwas mehr als 3000 Urkunden monatlich: im Ganzen 18,405 für die sechs Monate seit der neuen Organisation .... Die wichtigen Sammlungen des Kabinets Colbert, die übrigens einen großen Theil der Papiere des Kardinals Mazarin und viele briefliche Mittheilungen von seiner Hand in sich schließen, waren der Hauptgegenstand dieser

Arbeit. Sie erstreckte sich zu gleicher Zeit auf die Sammlung Doat, die aus 250 Foliobänden schöner Kopien alter Urkunden, bis zum Jahre 811 gehend, bestehen, und welche durch die Sorgfalt Herrn Doats, Präsidenten der Rechnungskammer von Navarra, um das Jahr 1667 von dem König und von Colbert ausdrücklich dazu bestellt, aus den Archiven von Béarn, Languedoc, Foie und Guienne gezogen wurden. Zu gleicher Zeit revidirte man eine Abtheilung der aus der Sammlung Dupuy gewonnenen Karten; auch bemühte man sich, annäherungsweise das Datum der Urkunden zu bestimmen, die keines führen; endlich ward die chronologische Klassifikation der alten und neuen Urkunden fortgesetzt .... Eine große Anzahl Titel von Urkunden dieser Art ward in den Karten des Verzeichnisses gesammelt, wovon bereits mehrere einheimische und fremde Gelehrte Nutzen zogen. Ich werde die Ehre haben, Ihnen am Ende des Jahres einige Ansichten vorzutragen, die geeignet seyn dürften, denselben den Gebrauch dieses kostbaren Katalogs, der jetzt aus 118,237 Nummern besteht, zu erleichtern, und ihn zu gleicher Zeit vor allem Schaden zu sichern .... Die Arbeit, welche die Aufsuchung unedirter Urkunden zum Zwecke hat, weist Resultate auf, die eher ihrer Wichtigkeit als ihrer Zahl nach beurtheilt werden müssen. Die Karten des Verzeichnisses sind auch hievon die Hauptgrundlage. Ich übertrug jeder der drei mit dieser Aufsuchung beschäftigten Personen einen Theil der historischen Zeiten unserer Nationalannalen: Herrn Claude das erste und zweite Geschlecht unserer Könige, mit den Anfängen des dritten, bis zum Jahre 1200; Herrn Dillon das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, und Herrn Palin unsere übrigen historischen Zeiten bis zum 19ten Jahrhundert inklusive .... Am 31sten August d. J. waren 1539 Urkunden geprüft worden, darunter 289 für den ersten historischen Zeitraum, 752 für den zweiten und 498 für den dritten. Trotz ihrer schwächern Zahl bieten die 289 Urkunden, welche die sieben ersten Jahrhunderte unserer Geschichtsbücher betreffen, ein größeres Interesse: für diesen Zeitraum wurden vom Jahre 877 an 62 unedirte Urkunden gesammelt; 24 sind kopirt, und die übrigen werden es nach und nach. Für die beiden andern historischen Zeiträume wurden ebenfalls andere unedirte Urkunden gesammelt. Endlich zeigte man hinsichtlich der Dokumente, die für herausgegeben anerkannt wurden, sorgfältig den Hauptort auf dem Verzeichniß, welche deren Titel enthält, an; bisweilen mit sehr ausführlichen Nachweisungen versehen, müssen diese mannichfaltigen Anzeigen vielen Gelehrten den Zeitverlust mühsamer Nachsuchungen ersparen.

Chronik der Reisen.

Fahrt auf dem Urugnay.

(Schluß.)

Bald erreichten wir den brasilischen Boden, wo wir mit Vergnügen einen bedeutenden Unterschied in der Ansicht des Landes bemerkten: grüne Felder, Bäume, zahlreiche Heerden am Abhang der Hügel und auf den Ebenen, Hirsche und Straußen in Menge, und eine Lebendigkeit und einen Anbau, die in schneidendem Gegensatz mit den eben verlassenen Wüsten standen. Die Brasilier sind weder betriebsamer noch arbeitsliebender als die Orientalen und Argentiner, aber die Estanzias haben sich in diesen Gegenden während und nach dem Okkupationskrieg sehr vermehrt, und eine große Menge des von den Gauchos geraubten Viehes kam hieher. Auch brennt man die Felder oft ab, was die Fruchtbarkeit des Bodens erhöht und die schädlichen Insekten zerstört.

Die Nacht des 9ten brachten wir am Saum eines Waldes am Ufer des Arrojo (Bach) bei Tiger zu. Am 14ten kamen wir an dem Weiler Santa-Anna vorüber, wo sich — den Uruguay aufwärts — die erste brasilische Wache befindet. Nicht weit von einem Bach, el Sauce genannt, sah ich, am Rand einer Schlucht, mitten in der Ebene, eine Menge weißer und violetter Krystallisationen, in Gestalt eines bedeutenden Blocks, dem Anschein nach fest, der sich jedoch durch einen starken Schlag spalten ließ und inwendig schöne Krystalle zeigte.

Am 10ten November, als wir eben den Aufgang der Sonne bewunderten, zeigte unser Schiffer auf einen hohen fern stehenden Palmbaum, indem er sagte: „Sie nahen sich dem Ende ihrer Leiden; dort ist die Estanzia San Marcos, von wo aus nur noch etwa 10 Stunden bis zum Dorfe Itaguy zurückzulegen sind.“ Wir fanden zu San Marcos die beste Aufnahme und wurden hier mit einer trefflichen Mahlzeit bewirthet, bei der es nicht an Portwein fehlte.

Am 22sten kamen wir an dem Zusammenfluß des Ybicuy-Guazu mit dem Uruguay vorüber; hier war vormals die nördliche Gränze der Banda-Oriental. Dann kam die Estanzia Santa-Maria, fünf Stunden von Itaguy, und dann die Estanzia Trinidade, vier Stunden von Itaguy entfernt. Am 25sten erreichten wir Itaguy, dessen Anblick uns noch unangenehmer berührte als der von Salto. Der Ort war ganz vom Uruguay überschwemmt, und die Einwohner, die schon seit acht Tagen auf einem benachbarten Hügel bivouaquirt hatten, waren eben erst in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Gegen zwanzig nahe und ohne Ordnung beisammenstehende Hütten, ein steiniger Boden, gegen Westen voll Eidechsen und Schlangen, und schlammig und kahl gegen Osten, dieß war im Jahre 1833 der Anblick, den Itaguy bot. Hier befindet sich die zweite brasilische Wache, ein von dem von San-Borja abhängiger Militärkommandant, ein Friedensrichter u. s. w.

Wir blieben drei Tage hier, um ein anderes Fahrzeug zu miethen, und waren auch so glücklich eine Chalana mit einem Schilfdach zu erhalten. Am 26sten setzten wir die Fahrt nach San-Borja fort, und zwar im Bett des Uruguay, der binnen acht Tagen um mehr als 25 Fuß gefallen war. Wir konnten jetzt, da wir ein bedecktes Fahrzeug hatten, an Bord schlafen, und brauchten nicht mehr auf sumpfigem Boden zu liegen. Die Ufer des Flusses sind hier mit herrlichen Waldungen und der ganzen üppigen Vegetation Brasiliens bedeckt.

Am 1sten December kamen wir nach San-Borja (Flecken), das mehr als eine Stunde vom Landungsplatz entfernt ist. Wir machten den Weg bis zum Ort selbst zu Fuß, worüber die Einwohner sich sehr verwunderten, da man hier gewohnt ist keinen Schritt auf eigenen Füßen zu thun. Bald trat der viereckige Kirchthurm unserem Blick entgegen, und wir sahen Orangenwälder und Estanzias für Viehzucht mit Gräben umgeben und mit Hecken von Bromelias (Nica vuata) mit blutrothen Blättern und schönen ährenförmigen Blüthen umzogen, und in weiter Ferne, gegen Osten, Waldung von nicht bedeutender Ausdehnung vor uns. Wenn wir uns umkehrten, sahen wir den Uruguay vor uns, dessen hier sehr gekrümmter Lauf zum Theil durch dichte Waldung verschleiert war; ein sanfter Abhang auf thonigem (eisenhaltigem) Boden führte uns nach San-Borja.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Oktober 1836.

Europa's Verkehr mit China.

(Schluß.)

Der Plan zu einer Botschaft nach Peking war schon seit einiger Zeit in England gefaßt worden; denn man hoffte, es würde in jener Hauptstadt ein englischer Resident zugelassen oder Erlaubniß ertheilt werden, nach irgend einem Hafen an der Nordostküste Handel zu treiben. Die Gesandtschaft verließ England am 10ten Februar, kam am 12ten Julius nach Macao und erreichte den Golf von Pe-tsche-li am 28sten Julius, doch landete der Botschafter erst am 9ten August. Am 12ten erreichte die Gesandtschaft Tien-tsin, wo man von Seite des Kaisers ein Fest bereitet hatte, und ein Versuch gemacht wurde, den Gesandten zur Ceremonie des Ko-tau oder der Niederwerfung vor einem gelben Vorhang zu bewegen, als Vorbereitung zu dieser Ceremonie vor dem Kaiser selbst. Dieß Verlangen ward aber abgeschlagen, indem von Graf Macartney gleichfalls dieser Akt der Unterwürfigkeit nicht verlangt worden sey. Viele Ununterrichtete haben es der Gesandtschaft sehr verdacht, daß sie durch Verweigerung einer eitlen Ceremonie den Erfolg der Gesandtschaft auf das Spiel gesetzt habe, allein man muß bedenken, daß, alle Rücksichten der Nationalehre und Würde bei Seite gesetzt, durch einen solchen Akt der Unterwürfigkeit erst nichts erreicht wird, wie die Erfahrung einer holländischen Gesandtschaft im J. 1795 bewies, welche ohne irgend etwas erreicht zu haben, auf dem Rückweg mit dem kränkendsten Uebermuth behandelt wurde. Man muß nämlich wissen, welchen Begriff die Chinesen selbst mit diesem Akt des Niederwerfens verbinden. Pater Gerbillon erzählt, als ein Offizier des Kaisers Kang-hy von dem König der Eluth's gefangen genommen wurde, habe der Letztere von ihm verlangt, daß er auf den Knieen mit ihm spreche, der Chinese aber habe es verweigert, mit den Worten, er sey nicht des Königs, sondern des Kaisers Vasall. In einer chinesischen Schrift über Japan heißt es ausdrücklich, ein chinesischer Gesandter an jenem Hofe habe die Niederwerfung verweigert, und sey lieber umgekehrt, ohne die Befehle seines Hofs mitzutheilen, als daß er die Ehre seiner Nation kompromittirt hätte. Es ist reine Unwissenheit, den Ko-tau für eine bloße Ceremonie zu halten, denn die Niederwerfung ist die feierliche Sitte, wodurch der König von Cochinchina und die Beherrscher der kleinen Königreiche von Corea und Lu-tschu durch ihre Abgeordneten ihre Unterwerfung bezeugen, wenn der chinesische Kaiser sie in der Erbfolge bestätigt. Der wahre Sinn und die Bedeutung des Ko-tau ist die Unterthänigkeitserklärung des Vasallen gegenüber dem Oberherrn, und jedes Land, das gleich Japan seine Unabhängigkeit behauptet, hat sich dieser Ceremonie geweigert. Auch die Gesandten Rußlands haben sich dieser chinesischen Unterwürfigkeitserklärung nicht gefügt, und doch hat Rußland einen Residenten in Peking.

Die Ansprüche auf Universalherrschaft, welche der Hof von Peking erhebt, mögen in Europa wunderlich genug klingen. Alle Länder, welche Tribut senden, während ihre Gesandten der Unterwürfigkeitsceremonie sich fügen, bilden einen Theil des Reichs, und ihre Könige herrschen unter der Sanktion des „Sohns des Himmels;" dieß bedeutet freilich in der Entfernung verzweifelt wenig, aber man fühlt die Wirkung in China, denn jede Vorstellung gegen Unterdrückung von Seite eines Unterthans eines dieser Staaten wird mit dem unwiderleglichen Argument abgewiesen, daß sein König ein Vasall China's sey, und so wird bei ihm zur Rebellion, was bei einem andern nur die natürlichen Rechte der Unabhängigkeit sind. Herr Barrow, der China sehr gut kennt, macht die Bemerkung, daß eine zahme und passive Unterwürfigkeit unter die erniedrigenden Forderungen dieses hochmüthigen Hofes nur dazu diene, „seinen Stolz zu nähren, und die abgeschmackten Begriffe von seiner eigenen unermeßlichen Wichtigkeit zu erhöhen." Ein Jesuite zu Peking bemerkte schon im Jahre 1687, die europäischen Fürsten sollten vorsichtig seyn, hinsichtlich der Art, wie sie Briefe und Geschenke nach China senden, damit nicht ihr Königreich unter den tributbaren Ländern einregistrirt würde.

Das ganze Benehmen der von Peking zur Unterhandlung über das Ceremoniel abgeschickten Personen, so wie die später erhaltenen Nachrichten beweisen zur Genüge, daß die Zurückweisung von Lord Amherst's Gesandtschaft nicht bloß wegen der Verweigerung des Ko-tau stattfand, und daß sie, auch wenn man sich der Ceremonie gefügt hätte, innerhalb weniger Tage

zurückgeschickt worden wäre, obwohl sie der ersten Bestimmun nach vierzig Tage bleiben sollte. Die Provinzialregierung von Canton wußte recht gut, daß ein Hauptzweck der Gesandtschaft darin bestand, über die Behandlung, welche der englische Handel zu Canton erfuhr, Klage zu führen, und sie bot ihren ganzen Einfluß auf, um den Zweck der Botschaft gänzlich zu vereiteln. Lord Macartney, der sich dem Niederwerfen nicht fügte, wurde ehrenhafter aufgenommen, als fast je ein Gesandter in China, und man konnte auch bei Lord Amherst's Gesandtschaft bemerken, daß die Behandlung nach der Abreise aus Peking achtungsvoller war; später stellte es sich klar heraus, daß die Emissäre des Vicekönigs von Canton und seiner Kollegen ungemein geschäftig gewesen waren, und auch, wie es scheint, zur Erreichung ihres Zweckes kein Geld gespart hatten.

Noch ehe die Gesandtschaft in Canton angelangt war, hatte es dort wieder Streitigkeiten abgesetzt. Die Fregatten Alceste und Lyra, nebst dem Indienfahrer Hewett waren kurz zuvor nach Canton gekommen. Der Hoppo verbot dem Hewett Waaren zu liefern, da es ein „Tributschiff" sey; wahrscheinlich erwartete er von den Hongkaufleuten für die Erlaubniß dem Schiff Waaren zu liefern, eine gehörige Belohnung. Zugleich ward der Alceste und Lyra nicht gestattet, zu Whampoa zu ankern, wodurch man den englischen Botschafter unter den Tribut bringenden Gesandten von Siam erniedrigen wollte, dessen Dschonke freie Erlaubniß erhielt, den Fluß hinauf zu fahren. Die Alceste segelte indeß gemächlich aufwärts, und als die Dschonken und das Fort an der Mündung des Flusses auf sie feuerten, brachte ein einziger Schuß die erstern zum Schweigen, während eine Lage hinreichte, die Besatzung des Forts den Hügel hinanzujagen, an dem dasselbe ziemlich ungeschickt angebaut ist. Die Wirkung dieses entschiedenen Benehmens zeigten sich schon nach 24 Stunden, indem der Alceste zu Whampoa sogleich alle Arten von Vorräthen geliefert, dem Hewett gestattet ward, eine Ladung einzunehmen, und eine Bekanntmachung erfolgte, daß das Feuern am Eingang des Flusses nur zur Begrüßung stattgefunden habe. Als die Gesandtschaft am 1sten Jan. zu Canton anlangte, bezeigte sie sich sehr zufrieden damit, daß der Kapitän der Alceste sich durch keine unnöthigen Befürchtungen wegen ihrer Sicherheit hatte abhalten lassen, seiner Flagge Achtung zu verschaffen.

Man hat ganz richtig bemerkt, daß auf diese erfolglose Mission ein langer Zwischenraum von Ruhe folgte, und die Plackereien der Behörden in einem Grade aufhörten, wie dieß sonst nie der Fall gewesen war. Von dem Jahre 1816 bis 1829 wurde der Handel nur ein einzigesmal gesperrt, und auch da machte die Lokalregierung zu Canton die ersten Schritte, um den suspendirten Verkehr wieder anzuknüpfen; so wie überhaupt die chinesische Regierung auf alle Art bewies, daß sie feindliche Berührungen mit den Engländern zu vermeiden wünsche. Dazu mochte auch die Furcht vor neuen Gesandtschaften beitragen, denn Barrow hat berechnet, daß die Gesandtschaft Lord Macartney's die chinesische Regierung etwa 170,000 Pfd. St. kostete, und die Ausgaben für die Gesandtschaft Lord Amherst's, welche 5 Monate im Lande war, können wohl nicht weniger betragen haben, so daß man sich eben nicht verwundern darf, wenn sie nach solchen kostspieligen Besuchen nicht sehr lüstern ist.

Die Unredlichkeit oder Ungeschicklichkeit der Hongkaufleute führte endlich neue Streitigkeiten herbei, ihre Zahl war in den letzten Jahren 10 oder 11 gewesen, und unter diesen hatten zwei der Aermern, welche nie viel Kredit genossen hatten, fallirt, ohne daß jedoch der geringe Betrag des Fallissements auf den Handel ungünstig eingewirkt hätte; in den Jahren 1828 und 1829 aber fallirten zwei, jeder mit einem Betrage von mehr als einer Million spanischer Thaler. Der eine der Hongkaufleute wurde nach der Tatarei verbannt, und starb auf der Reise; der andere aber war ein Betrüger, der sich mit einem großen Theile des Geldes davon machte, und dem es noch überdieß durch seine vornehmen Verbindungen gelang, seinen Raub zu behalten und seine Gläubiger durch den Konsu, oder die gemeinsame Kasse der Hongkaufleute befriedigen zu lassen.

Diese beiden Fallissements erregten, wie man leicht denken kann, große Sensation unter den fremden Kaufleuten zu Canton. Streitigkeiten erhoben sich über die Zeit, binnen welcher die Schulden bezahlt werden sollten, indem die Hongkaufleute 10 jährliche Fristen verlangten, die Gläubiger aber nur sechs gewähren wollten; endlich kam man hauptsächlich durch den Einfluß der Faktorei der ostindischen Kompagnie dahin, daß die Schulden beider Insolventen mit Ende des Jahrs 1833 gänzlich liquidirt seyn sollten, was eine Periode von ungefähr sechs Jahren von dem ersten Fallissement an gerechnet ausmachte. Der Regierung gingen indeß die Augen auf über die mißlichen Folgen der Bestimmung, daß die ganze Korporation der Hongkaufleute für die Schulden jedes einzelnen Mitglieds, so unbesonnen oder unredlich dieses auch verfahren möchte, haftbar seyn sollte, und sie erließ ein Gesetz, daß diese Gesammtverbindlichkeit von nun an aufhören solle. Der Gesammtbetrag der zwei Millionen Piaster wurde indeß mit Ablauf der bestimmten Periode genau bezahlt, und die fremden Kaufleute waren nicht unzufrieden mit dem Gesetze, daß jeder für seine Schulden selbst und allein verantwortlich seyn solle, denn fürs erste hatte das vorhergehende willkürliche System eine hohle Art von Kredit erzeugt, die dem Handel im Großen keineswegs vortheilhaft war, und zweitens waren die Schulden nur scheinbar durch die Hongkaufleute, in der That aber durch die Fremden selbst bezahlt worden, da eine Auflage auf die Einfuhren ausdrücklich zur Deckung der Anforderungen an die Hongkaufleute erhoben wurde und nicht aufgehoben worden war, nachdem man den Zweck lange schon erreicht hatte.

Die beiden letzten Fallissements hatten die Zahl der Hongkaufleute auf sechs vermindert, was durchaus unzureichend war, um den europäischen Handel zu führen; in der That war dieß wenig besser als des „Kaisers Kaufmann" oder das Handelsungeheuer, dessen oben gedacht wurde. Die sechs noch übrigen Hongkaufleute waren freilich nicht sehr eilig ihre Anzahl vermehrt zu sehen, aber die Faktorei nahm diesen Umstand in ernstlichen Bedacht. Es ist ein seltsamer Umstand, daß trotz des strengen Monopols der Hongkaufleute und der mannichfachen Gelegenheit, Geld zu

erwerben, die Erpressungen und andern Unannehmlichkeiten, denen ein Hongkaufmann dadurch ausgesetzt ist, daß er für Fremde Sicherheit leisten muß oder überhaupt mit ihnen in Verbindung steht, so groß sind, daß die meisten Kapitalisten dem Hong nicht beitreten wollen.*) Da die Lokalregierung geneigt schien, die Vorstellungen der Fremden wie gewöhnlich mit Gleichgültigkeit und Verachtung zu behandeln, so wurde die Flotte der Kompagnie im J. 1829 beordert, außerhalb des Flusses zu bleiben, um die Aufmerksamkeit der Lokalbehörden auf die Vorstellungen desto gewisser zu lenken. Am 8ten Sept. wurde eine Adresse an den Vicekönig geschickt, worin man namentlich auf folgende Hauptpunkte drang: Vermehrung der Hongkaufleute, Verminderung der schweren Hafenzölle zu Whampoa, die für ein kleines Schiff über 3000 Piaster betragen, und Maßregeln gegen die Raubsucht der Zollbeamten. Die Antwort des Vicekönigs war hinsichtlich der Vermehrung der Hongkaufleute günstig, nicht aber in Betreff der andern Punkte; die Faktorei erneuerte daher ihre Vorstellungen und hielt die Schiffe fortwährend außerhalb des Flusses, aber auch die Lokalbehörden gaben nicht nach, und der Vicekönig bemerkte: „was den Handel betrifft, so mag die besagte Nation thun, wie es ihr beliebt, aber die Regulative, wie sie im himmlischen Reiche festgesetzt sind, müssen befolgt werden.“ Die Unterhandlungen dauerten ohne Erfolg fort bis zum 11ten Januar, wo es nothwendig wurde, die Mehrzahl der Schiffe nach Manilla zu schicken, bis die chinesische Regierung zur Nachgiebigkeit geneigt seyn würde. Zugleich wandte sich das Comité der englischen Kaufleute an den Generalgouverneur von Indien, daß er ihr Begehren durch eine Vorstellung in Peking unterstützen und durch Absendung einiger Kriegsschiffe derselben Gewicht geben möchte; der Generalgouverneur aber weigerte sich, ohne Befehl von England in der Sache einzuschreiten. Wahrscheinlich wurden die chinesischen Behörden in ihrer Hartnäckigkeit durch den ihnen schwerlich unbekannten Umstand bestärkt, daß das Comité der Kaufleute selbst nicht einig war, indem die Majorität sich gegen Herrn Plowden, den obersten Superkargo, erklärte, und dieser endlich, da er seiner Meinung nicht das Uebergewicht verschaffen konnte, sich entschloß China zu verlassen, was er auch gegen Ende Januars that. Der Vicekönig erließ am 2ten Febr. ein Edikt, daß ein weiterer Hongkaufmann bereits ernannt sey und andere folgen würden, daß die Schulden der beiden bankbrüchigen Hongs bezahlt werden sollten und die Frage über die Hafenzölle dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt sey. Dieß schien dem Comité genügend, sie befahlen ihrer Flotte nach Whampoa heraufzukommen, und am 8ten desselben Monats wurde der Vicekönig hievon in Kenntniß gesetzt. Am 1sten März ernannte der Vicekönig drei neue Hongs, worauf der Handel in Ruhe und Frieden wie gewöhnlich vor sich ging.

In diesem Streite hatten offenbar die chinesischen Behörden den Sieg davon getragen, und zwar um so mehr, als der Rath der Direktoren der ostindischen Kompagnie es angemessen fand, das Verfahren der Faktoreibeamten zu mißbilligen und dieselben sämmtlich aus China abzuberufen. Wie man leicht denken kann, wurden dadurch die chinesischen Behörden noch übermüthiger, und fingen im folgenden Jahre auf eine höhnische und beleidigende Weise abermals Streit an, dessen Ausgang für die Engländer eben so wenig vortheilhaft war. Wir verweisen in dieser Beziehung auf einen im Jahrg. 1832 (Nr. 137 ff.) unserer Zeitschrift enthaltenen Aufsatz: „Die Irrungen zwischen China und England.“ Daß die Sachen auch nach Abschaffung des Monopols der ostindischen Kompagnie nicht besser gingen, ist aus der bekannten Geschichte Lord Napiers (s. Ausl. Jahrg. 1835 Nr. 155 ff.) zu entnehmen, und die Versuche der Engländer, mit andern Punkten der chinesischen Küste einen Handel anzuknüpfen, sind sämmtlich als gescheitert zu betrachten. Die chinesische Regierung, welche den hochfahrenden, um sich greifenden Geist der englischen Handelspolitik wohl durchschaut, vermeidet durchaus jede politische Berührung mit den Engländern, gestattet den Handel, aber nur an Einem Orte, und die Engländer dürfen gegen China nicht feindlich auftreten, weil sonst der Handel mit ihnen gesperrt und in die Hände ihrer Rivalen gegeben würde. Diese ihre Stellung hat die chinesische Regierung wohl erkannt und benützt, und die Engländer werden dem Dilemma, Unterwerfung unter die Regulative der chinesischen Regierung oder Verbot des Handels mit ihnen, wohl schwerlich entgehen.

*) Im J. 1832 nahm ein neu ernannter Hongist der Sitte gemäß eine besondere Firma an, und zwar bedeutete die von ihm erwählte so viel als „vollständige Wohlfahrt;“ er war aber etwas allzu voreilig, denn ehe er den Handel beginnen konnte, war sein ganzes Kapital in Geschenken und Bestechungen an die Mandarinen aufgegangen und er fallirte.

Der Handel Persiens.

Der Wichtigkeit des persischen Handels ungeachtet, hat man doch bis jetzt in Europa eine nur sehr unvollständige Kenntniß von demselben. Die Kaufleute von Konstantinopel wissen nur wenig von seinem Gang; die Engländer sind die einzige Nation, welche durch den am persischen Meerbusen gelegenen Hafen von Benderbuschir, wo sie ihre Waaren gegen baares Geld verkaufen oder gegen Seide vertauschen, direkten Handel mit Persien treiben. Die Geschäfte, die sie in diesem Hafen abschließen, sind sehr bedeutend.

Das Fest, Nuruz genannt, welches in Tauris, Teheran und ganz Persien Ende Februars gefeiert wird, ist der günstigste Augenblick zum Verkauf europäischer Waaren; die Messe, welche zu dieser Zeit gehalten wird, dauert einen ganzen Monat. Im Monat Junius muß man nach Sultanieh gehen, weil dieß der Zeitpunct ist, wo der Schah daselbst zu verweilen pflegt. Diese Insel ist der einzige Platz in Persien, wo die Waaren nur gegen baar Geld verkauft werden, und wo kein Tauschhandel stattfindet. Zu Tauris dagegen werden die bedeutendsten Geschäfte durch Tausch abgeschlossen, und nur die Silber- und Goldstoffe, nebst noch einigen wenigen andern europäischen Artikeln werden baar bezahlt. Persien erhält von Konstantinopel Seidenwaaren, Gold- und Silberstoffe und andere französische Fabrikartikel, zu deren Ankauf jährlich 500 Kaufleute von Tauris die Reise machen. Der Prinz Abbas Mirza verwendete gewöhnlich 20,000 Tomans (ungefähr 520,000 Rubel) auf solche Spekulationen.

Von Tiflis nach Tauris rechnet man ungefähr 600 Werste. Dieser Weg, den die Waarentransporte in 22 bis 30 Tagen zurücklegen, und

den man zu Pferde in 8 bis 10 Tagen machen kann, wird von einer Menge kleiner Bäche und Flüsse durchschnitten, die man durchwaten muß, was während des Thauwetters in den Gebirgen sehr schwierig wird. Der Weg ist indeß nicht gefährlich, und man findet allenthalben die nöthigen Lebensmittel. Von Tauris nach Sultanieh, ein Weg, den man zu Pferde in 5 Tagen machen kann, brauchen die Karawanen 10 Tage.

Die Armenier schicken jährlich für 1,600,000 Rubel russische Waaren aus Rußland nach Persien, größtentheils in Krystall- und Glaswaaren, grobem Musselin, Mitcole genannt, raffinirtem Zucker, Nankin, Zitz, ordinärem Tuch u. s. w. bestehend. Diese Waaren werden zur See von Astrachan nach Lenkoran gebracht, von wo sie dann auf Saumrossen nach Tauris gehen. Zu Tauris kommen jährlich 10 bis 12 Karawanen von Konstantinopel über Erzerum an. Den Zollregistern zufolge erhält Persien auf diesem Wege für 4 bis 500,000 Tomans (6 bis 8 Millionen Rubel) englische und französische Waaren, wogegen es rohe Seide, Shawls von Kaschmir und Kerman, Tabak, Indigo und Pfeffer versendet. Aus Smyrna läßt man wenig kommen, weil man dort die Waare baar bezahlen muß. Zwei- bis dreihundert Pferde bringen jährlich Glaswaaren, Fayence, Porzellan und ordinäre Tücher von Trapezunt nach Tauris.

Aus Benderbuschir erhält man Zucker, Kaffee, Indigo, Zitze, Decken und englische Baumwollenwaaren in beträchtlichen Beträgen. Der Werth der Waaren, die auf diesem Wege zu Teheran und Tauris ankommen, wird auf 1 Million Tomans (ungefähr 16 Millionen Rubel) jährlich angegeben. Die Kaschmirshawls kommen ebenfalls über Benderbuschir, weil der Weg zu Lande gefährlich ist.

Auch über Bagdad kommen viele englische und französische Waaren; in der einzigen Stadt Tauris werden auf diesem Wege für 100,000 Tomans jährlich bezogen.

Vermischte Nachrichten.

Ein englisches Blatt enthält über die Verbrechen in der Hauptstadt Folgendes: Gewaltthätige Verbrechen sind nicht mehr in der Mode; die Polizei und das Gaslicht reichen hin, um sie zu verhindern. Dagegen kann man sagen, daß für kleine Diebstähle eine wahre Straflosigkeit herrsche. Nachstehendes mag als Beispiel dienen: Ein Buchhändler in Warbourstreet bemerkte, wie ein Dieb, den er schon einmal über einem Bücherdiebstahl ertappt hatte, eben im Begriff war, ihm ein zweites zu stehlen, und sagte ihm ganz ruhig, er solle das Buch liegen lassen. Der Bursche hatte die Unverschämtheit, ihm zu sagen, er würde ihn an einem andern Tage besuchen. „Sie sollen mich nicht hindern Sie zu bestehlen, denn gelänge ihnen dieß, so bin ich mit andern verbunden, die dann meine Stelle einnehmen werden. Ich warne Sie, auf Ihrer Hut zu seyn, denn wenn Sie mich reizen, so zwinge ich Sie, binnen sechs Wochen ihre Boutique zu schließen.“ Der Bursche hatte die Frechheit, dieß mitten unter einem Menschenhaufen zu sagen, der sich mitten um die Thüre her versammelt hatte.

*

Herr Saunders in England hat folgende Verbesserung in dem Verfahren, durch das der Zuckersyrup geklärt werden soll, angebracht: Ehe man den Syrup einer hohen Temperatur aussetzt, vermengt man ihn mit gesiebter und wohlangefeuchteter Erde, die bei ihrer Zersetzung allen Schleim und Extrattivstoff herauszieht. Will man dem Syrup zugleich die Farbe nehmen, so setzt man zugleich thierische Kohle zu. Das Verfahren läßt sich eben so wohl bei dem Syrup aus Runkelrüben, wie bei dem aus Zuckerrohr anwenden.

*

Da man seit einiger Zeit in London sich so sehr mit den Taubenposten beschäftigte, so machte endlich ein Londoner Blatt nachstehendes Schreiben bekannt, das man einer in der Nähe von Folkeston getödteten Taube abgenommen hatte. Das Original ist französisch und lautet wie folgt. „London 2ten August. Pcey, paig, pkim, pkky. 55152516 Ky n — gg a gs im. Vergessen Sie nicht 2554, 249151. Es fand eine Fluktuation zu Amsterdam statt, die man der Krankheit Herrn Rothschilds zuschreibt. Man sagt hier, er sey todt, welchem Umstand man 22e5 95 152518161e654 zuschreibt. Die Preise von Paris waren wie hier zu 1⅛, aber ich glaube, daß die Entlassung Cordova's einen stärkern Eindruck verhindert hat. Vielleicht sind die Coupons oder 5111112127241055, 1255 5424172617.“

*

Der bedeutende Nutzen, den eine bequemere Kommunikation mit China dem Handel bringen würde, hat zu der Idee, längs dem Ufer des Baikol-Sees eine bessere Straße zu errichten, Veranlassung gegeben. Die Lokalregierung entwarf zu diesem Zweck einen Plan. Diesem zufolge sollte der öffentliche Schatz eine Summe von 221,975 Rubel zur Erbauung dieser Straße anweisen. Während aber der Plan zur Prüfung vorlag, machte ein sehr reicher Kaufmann, Iguminoff, den Handelsleuten, die mit China Geschäfte machen, den Vorschlag, die genannte Straße auf eigene Kosten zu bauen, und erbot sich die ersten Vorschüsse zu machen. Der Vorschlag wurde angenommen und vom Kaiser bestätigt. Die Arbeiten zu diesem wichtigen Unternehmen haben bereits begonnen.

*

Die Preise der Lebensmittel in England werden fortwährend durch die Konkurrenz mit Irland hinabgedrückt, und die Dampfschiffe befördern diesen Gang der Dinge ungemein: sie bringen täglich außer Früchten, Kartoffeln und Korn eine ungeheure Menge Geflügel, namentlich junge Gänse, so wie ganze Heerden von Schafen und jungen Ochsen. Die Vorbereitungen, welche in diesem Jahre zur Einfuhr von Hornvieh aus Irland in Glasgow getroffen worden, sind ausnehmend groß, und müssen den Preis des Fleisches sehr verringern.

*

Der Graf von Fife gibt sich seit mehrern Jahren ungemein viel Mühe, den Auerhahn, der vor einem halben Jahrhundert noch die schönste Zierde der schottischen Wälder gewesen war, in denselben wieder heimisch zu machen. Er hat zu dem Ende ein schönes und ganz gesundes Paar aus Norwegen kommen lassen. Der Vogel heißt im Gälischen capercaillie, was den „Hirsch des Waldes“ bedeuten soll.

*

Bei den Befestigungsarbeiten zu Soissons hat man schon mehrmals Münzen gefunden. Am 11ten Oktober fand man 25,000 kleine Kupfermünzen zwischen einigen Steinen. Sie sollen alle dem Tetrikus angehören.

*

In London fanden seit einem Jahre 612 Feuersbrünste statt; die dabei verursachten Verluste schätzt man auf eine Million Pfund Sterling, wovon nur die Hälfte versichert war.

*

Ein Mann aus Lo Ried in Belgien, welcher im Jahre 1820 Tambourmajor in der niederländischen Armee war, befindet sich jetzt zu Parma, und ist 8 Fuß 1 Zoll groß geworden.

*

Die Zahl der Fabriken in Rußland, welche am 1sten Januar 1815 nur 581 mit 5704 Arbeitern betrug, hat sich jetzt auf 6045 mit 269,675 Arbeitern erhoben.

*

Ein Arzt zu Philadelphia hat berechnet, daß vom Jahre 1807 bis 1855 in dieser Stadt 13,751 Menschen an der Lungenschwindsucht starben.

*

In den ersten Tagen Oktobers fand zu Oran ein Erdbeben statt; die Stöße waren heftig genug, daß einige alte Häuser einstürzten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Oktober.)

Nr. **306.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1836.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Nach Michel Chevalier.)

Die Vereinigten Staaten sind an einem kritischen Punkte angekommen: der zweite vierjährige Termin des Präsidenten Jackson erlischt am nächsten 3ten März. Gemäß dem Beispiele Washingtons, das Gesetzeskraft erlangt hat, wird der General sich für immer zurückziehen. Die Wahl seines Nachfolgers wird im Laufe dieses Monats (November 1836) stattfinden.

Der General Jackson ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die aus den Institutionen Nordamerika's hervorgingen. Er wurde am 15ten März 1767 in Südkarolina im Distrikt Warsaw Settlement geboren; sein Vater war ein irischer Emigrant, der nur zwei Jahre vorher in Charleston gelandet hatte, und kurz nach Andrew Jacksons Geburt mit Hinterlassung einer Wittwe und drei minderjähriger Söhne starb. Während der Kindheit des jungen Andrew unterhielt ihn seine Mutter häufig von dem Antheil, den sein Großvater an der Vertheidigung von Carrickfergus genommen, und von der Unterdrückung des irischen Volkes durch seinen Adel. Diese Traditionen des Hasses gegen die höheren Stände der europäischen Gesellschaft machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des jungen Andrew.

Seine Mutter bestimmte ihn für die Kirche, und brachte ihn deßhalb in eine Schule, wo er einige rohe Anfänge litterarischer Bildung erhielt. Inzwischen brach die Revolution aus, und mit vierzehn Jahren begab sich der junge Andrew mit seinem Bruder Robert ins amerikanische Lager, wurde aber bald mit ihm bei einem Tirailleurgefechte gefangen genommen; ihr ältester Bruder war in der Schlacht bei Stono getödtet worden. Während seiner Gefangenschaft befahl ihm ein englischer Offizier, der seine große Jugend bemerkte, ganz vornehm, ihm die Stiefel zu putzen. Andrew entgegnete, er sey Kriegsgefangener und kein Bedienter, worauf der Offizier ihm einen Säbelhieb gab, der ihn am Arme verwundete. Dieß war seine erste Wunde und auch das Ende seines ersten Kriegs. Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, sein zweiter Bruder starb an den Folgen einer Kopfwunde, auch seine Mutter unterlag, und er blieb allein, ohne Verwandte, im Besitz eines kleinen Vermögens, das er bald verschwendet hatte.

Als er nach einige Zeit sich den Studien gewidmet hatte, gab er mit dem 18ten Jahre die Aussicht auf ein Predigtamt auf, und wurde im J. 1786 Advokat in Nordkarolina. Nach anderthalb Jahren ungefähr kam ihm die Lust auszuwandern: er ging nach Tenessee, und ließ sich zu Nashville nieder, wo er bald Generalprokurator seines Distrikts wurde. Im J. 1796 wurde er zum Mitglied des Konvents erwählt, der die Konstitution des Staats redigirte; im J. 1797 wurde er zum Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten ernannt, blieb es aber nur zwei Jahre, gab dann seine Entlassung ein, und wurde von seinen Mitbürgern zu einem der Beisitzer des obersten Staatsgerichtshofs ernannt. Aber die bürgerlichen Aemter gefielen ihm nicht, und er legte bald auch diese Stelle nieder. Damals war er 33 Jahre alt. Zu jener Zeit bildete der Staat Tenessee die äußerste Gränze der Union, und war der Zufluchtsort aller Abenteurer des Ostens; seine Bevölkerung bestand aus unerschrockenen, aber rohen Menschen, die in wilder Unabhängigkeit auf ihren halb angebauten Ländereien lebend alle Geselligkeit verloren hatten. Da man den Angriffen der Indianer ausgesetzt war, trug jeder einen Dolch, ein Paar Pistolen, oft auch einen Karabiner bei sich, deren man sich jedoch gelegentlich auch gegen andere Widersacher als die Rothhäute und die Thiere des Waldes bediente. Nichts war damals gewöhnlicher als die rohesten Duelle auf Karabiner, Pistolen oder Dolch. Diese rohen Sitten sind aus Tenessee fast verschwunden, bestehen aber noch auf der äußersten Gränze in Missouri und Arkansas oder auch an einigen Stellen der jungen Staaten Mississippi und Alabama. Hier kommen jetzt noch die Scenen vor, wo die Gäste bei der Tafel in Streit gerathen, Pistolen gegen einander abfeuern und ihre Nachbarn zur Rechten oder zur Linken ermorden. Zu Vicksburg und Natchez finden fast täglich Gefechte zwischen halbbetrunkenen Spielern statt, und man fragt sich am Morgen ganz kaltblütig: wer ist in der letzten Nacht ermordet worden? Das Mississippithal bietet fast noch allenthalben die Spuren dieses gesetzlosen Zustandes dar. Es ist ganz gewöhnlich einen Dolch in der Tasche zu tragen, und der erstaunte Reisende

erblickt nicht selten zwischen den Falten des Kleides eines Reisegefährten ein Paar Pistolen, die am Gürtel befestigt sind. Während der Jugend Andrew Jacksons waren Tenessee und Kentucky die Schauplätze der Spieler und Duellanten, wenn man jenen Schlächtereien den Namen von Duellen geben kann. Voll aufbrausenden Muths, hartnäckig, hochfahrend, leicht beleidigt, stets bereit, sich der Streitigkeiten seiner Freunde anzunehmen, wenn er selbst keine hatte, und unversöhnlich in seinem Hasse, konnte es nicht fehlen, daß er in diesem kampfreichen Leben sich auszeichnete. Wenn man auch nicht Alles glauben will, was man von ihm erzählt, so scheint es doch eine ausgemachte Sache, daß er entweder mit den Indianern im Kampfe liegen oder einen Streit mit einem der Tapfern des Landes auszufechten haben mußte. Man muß indeß nicht glauben, daß er darum ein blutgieriger, rachsüchtiger Mensch gewesen sey. Im Gegentheil: er hatte zahlreiche Freunde, die er liebte, und von denen er innig geliebt wurde; er hatte eine Frau, für welche er die zärtlichste Neigung hegte, und von der er noch jetzt nur mit Thränen in den Augen spricht. *) Aber ihn quälte das Bedürfniß nach Thaten; sein unruhiger leidenschaftlicher Geist dürstete nach Abenteuern, und wenn die Indianer ruhig waren, stürzte er sich in Händel, weil dieß die einzige Laufbahn war, wo er die lebhaften Aufregungen fand, wonach er so begierig war.

Im J. 1812 brach der Krieg zwischen den V. St. und England aus, und dieser Krieg sollte das Glück des Generals Jackson machen, an den damals gewiß noch niemand dachte. Der berühmte Indianerhäuptling Tecumseh und sein Bruder, der Prophet, welche der Haß gegen die Amerikaner in die Arme Englands geworfen, hatten vom Norden bis zum Süden eine allgemeine Konföderation der Indianer organisirt. General Harrison hatte sie im Norden, im Hauptquartier Tecumseh's selbst, zu bekämpfen, Jackson im Süden. Er war damals Milizgeneral, und in dieser Eigenschaft erhielt er zuerst das Kommando einer Expedition gegen die Krihks, welche das Fort Mimms, im Gebiete von Mississippi, **) durch Ueberfall genommen und daselbst Alles ermordet hatten. General Jackson verfolgte sie mit einer bisher unbekannten Energie, schlug und vertilgte sie, wo sie es wagten, ihm gegenüber Halt zu machen, bis endlich die Reste des Stamms sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben, und einen Theil ihrer Ländereien abtraten. Zugleich hatte er nicht minder gegen die Indisciplin seiner eigenen Truppen zu kämpfen, aber seine unermüdliche Ausdauer triumphirte auch über diese Schwierigkeit.

Nach diesem Kampfe gegen die Krihks erhielt Jackson den Grad eines Generalmajors in der Bundesarmee, und begab sich nach Neuorleans, das man von den Engländern bedroht glaubte. Er schlug daselbst, obwohl noch beinahe ohne Truppen, sein Hauptquartier auf am 1sten Dec. 1814; die Milizen aus Kentucky und Tenessee waren noch nicht angelangt, ein großer Theil der louisianischen Bevölkerung, die aus allen Nationen gemischt ist, zeigte wenig Eifer, für den Triumph der amerikanischen Fahne, sich großen Gefahren auszusetzen. Der Lauf des Mississippi war nirgends durch Befestigungen geschützt. Plötzlich erschien die englische Flotte mit Kerntruppen an Bord, welche unter Wellington die Feldzüge in der pyrenäischen Halbinsel mitgemacht hatten, und am 14ten December wurde die amerikanische Kanonenboot-Flottille von den Engländern nach lebhaftem Widerstande genommen. Am 23sten December drangen die Engländer von dem See Borgne durch den Bayou Bienvenu *) in den Mississippi ein, im Angesichte der Stadt. In der darauf folgenden Nacht überfiel sie Jackson, und lieferte ihnen in der Dunkelheit ein Gefecht, das zwar ohne Erfolg blieb, aber den Engländern bewies, daß sie es mit einem entschlossenern Gegner zu thun hatten, als sie wohl erwartet hatten. Von blinder Zuversicht gingen sie zu einer übermäßigen Vorsicht über, und wagten nicht gerade gegen die Stadt anzurücken, die damals hätte kapituliren müssen.

Nach mehrtägigen Scharmützeln wurde am 8ten Januar zwei Stunden von New-Orleans auf dem linken Ufer des Stroms die Schlacht geliefert. General Jackson, der Verstärkungen an sich gezogen hatte, zählte etwa 3000 Mann, die zum Theil aus den unerschrockenen Jägern des Westens bestunden, die auf hundert Schritte ein Eichhorn treffen, an welcher Stelle des Körpers es ihnen beliebt. Er hatte sich an einem Punkte aufgestellt, wo der am Mississippi sich hinziehende Sumpf nur noch etwa tausend Fuß davon entfernt ist. Schon früher bestand ein Graben von dem Sumpfe nach dem Fluß; Jackson ließ ihn vertiefen und mit der ausgeworfenen Erde eine Verschanzung aufwerfen, hinter der die Truppen gedeckt standen. Die Artillerie der Amerikaner war hauptsächlich durch einen französischen Seeräuber, Namens Laffitte, bedient, der an der Spitze einer Schaar entschlossener Menschen lange Zeit sein Gewerbe in der Barataria **) getrieben, und dessen Dienste die Engländer sich vergebens zu verschaffen gesucht hatten. Die Engländer, 9000 an der Zahl, rückten in schöner Schlachtordnung auf diesem kothigen, schlüpfrigen Terrain heran gegen das Feuer der furchtbaren Schützen; die Mehrzahl ihrer Offiziere wurde niedergeschossen, Unordnung kam in ihre Reihen, und sie mußten endlich die Flucht ergreifen. Ihr General Packenham wurde getödtet und zwei andere Generale, die ihm folgten, tödtlich verwundet. Zwar kamen sie, nachdem ihre Kolonnen sich aufs neue formirt hatten, abermals zum Sturme heran, doch ohne mehr auszurichten; der Sieg der Amerikaner war vollständig, 2000 ihrer Feinde deckten das Schlachtfeld, am folgenden Morgen wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, und mehrere Tage später räumten die Trümmer der englischen Armee den amerikanischen Boden.

*) Sie starb zu derselben Zeit, als er zum Präsidenten gewählt wurde.

**) Vor der Aufnahme unter die Zahl der souverainen Mitglieder der Union, ehe sie die erforderliche Bevölkerung von 60,000 Seelen haben, führen die Staaten den Namen Gebiet (territory) und sind einem besondern Regime unterworfen; man betrachtet sie als Unmündige.

*) Die Arme, welche der Mississippi vor seiner Ausmündung gegen das Meer und die damit in Verbindung stehenden Seen aussendet, nennt man in Louisiana Bayou's.

**) Die Bai von Barataria liegt in Louisiana rechts vom Mississippi; sie ist von Sümpfen und Untiefen umgeben, und bot den Corsaren einen undurchdringlichen Zufluchtsort.

Der Sieg vom 8ten Januar wiederhallte in der ganzen Union, nicht bloß weil es eine schöne Waffenthat war, sondern auch weil er New-Orleans befreite, das, Einmal von den Engländern genommen, gewiß lange Zeit in ihren Händen geblieben wäre. Für eine Seemacht ist New-Orleans mit seiner Umgebung von Sümpfen und Seen fast so leicht zu vertheidigen wie Gibraltar, ist aber von weit größerer Wichtigkeit, als dieser unfruchtbare Felsen. Am Mississippi, nahe an seiner Mündung gelegen, beherrscht es den ganzen Handel des Westens; alle Länder, die vom Mississippi, Missouri, Ohio, dem rothen Fluß, dem Arkansas, Tenessee, Cumberland, Illinois u. s. w. bewässert werden, sind von New-Orleans abhängig. New-Orleans retten hieß den schönsten Theil der Union von einer Handelssklaverei befreien. Von diesem Augenblick an wurde General Jackson aus einem Abenteurer des Westens mit Einemmal eine Person von Bedeutung; er hatte während dieses kurzen und glorreichen Feldzugs solche Beweise von Thätigkeit, Muth, Entschlossenheit und Scharfblick gegeben, wie sie die Amerikaner, zwar sehr häufig in industriellen Unternehmungen, aber sehr selten im Kriege, wenigstens im Landkriege gegeben hatten. Uebrigens gefiel er der großen Menge, weil er sich unter einer ganz neuen Form darstellte. Bisher waren alle amerikanischen Generale, treu den Lehren Washingtons und seiner Unterbefehlshaber, stets bemüht gewesen sich der bürgerlichen Macht unterwürfig zu bezeugen, und eine tiefe Achtung für das Gesetz und die Magistrate an den Tag zu legen. General Jackson dagegen hatte sich vor Allem vorgenommen, die Engländer um jeden Preis zu verjagen, und kündigte den festen Willen an, alle Hindernisse, die ihm in Ausführung seiner Plane in den Weg kommen würden, möglichst schnell aus dem Wege zu räumen. Er folgte seinen eigenen Ansichten, ohne sich sonderlich um die ihm von Washington aus zukommenden Befehle zu kümmern, und hatte schon in seinem Feldzug gegen die Indianer sich gegen den Kriegsminister entschieden ungehorsam gezeigt, um seinen Waffengefährten die Mittel zur Rückkehr in ihre Heimath zu sichern. In seinem Kommando von New-Orleans hob er theils mit Güte, theils mit Gewalt Alles aus, was irgend die Waffen tragen konnte, und da die Lokallegislatur nur wenig geneigt schien, die habeas-corpus-Akte zu suspendiren, proklamirte er das Kriegsgesetz in seiner ganzen Strenge, und ließ wenige Tage nachher den Sitzungssaal der Repräsentanten schließen. Uebrigens notifizirte er den Einwohnern, daß sie sich gut halten sollten, denn wenn er genöthigt wäre die Stadt zu räumen, so würde er sie in Brand stecken. Nachdem die Engländer Louisiana geräumt hatten, einige Tage vor der offiziellen Bekanntmachung des Friedens, als man jedoch schon wußte, daß er unterzeichnet sey, wollte er sich noch für alle möglichen Fälle die Truppen unter den Fahnen behalten, und verbot durch einen Tagsbefehl allen Journalen, irgend etwas, das direkt oder indirekt auf die Armee Bezug habe, bekannt zu machen. Der Courier de la Louisiane hatte einen diesem Tagesbefehle zuwider laufenden Artikel bekannt gemacht, weßhalb der Redakteur sogleich festgenommen und ins Hauptquartier geführt wurde; als er hier erklärte, der Verfasser jenes Artikels sey Herr Louaillier, Mitglied der Legislatur, so ließ der General auch diesen festnehmen. Der Distriktsrichter des Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, Herr Hall, wollte sich dazwischen legen, wurde aber selbst festgenommen und außerhalb der Stadt geführt; zwei Tage später wurde der Frieden offiziell bekannt gemacht, und der Richter Hall rächte sich, indem er den General zu 1000 Dollars Geldstrafe verurtheilte.

Das summarische Verfahren des Generals gegen die Presse, gegen die Legislatur und die Magistrate regte die öffentliche Meinung keineswegs in besonderem Grade auf; man hätte sagen mögen, die Amerikaner seyen der kalten Tugenden ihrer Aristide überdrüssig und sie bedürften großer Männer anderer Art. Uebrigens hatte General Jackson das Geheimniß ausgefunden, die Demokratie für sich zu gewinnen; er hatte sie an ihrer schwachen Seite, am Nationalstolz gefaßt, und Alles was nicht amerikanisch war, mit Füßen getreten. Man lese nur seine Antwort auf die Rede eines indianischen Häuptlings, „des dicken Kriegers“ (big warrior), der an seiner Seite gegen die Rothhäute, seine eigenen Brüder, gefochten hatte, sich an seinen Edelmuth wandte und auf die mit Washington abgeschlossenen Verträge berief, daß man seine Nation nicht ihrer Ländereien berauben möchte. Mit einem hochfahrenden strengen Tone sprach er sein Nein aus, und den Indianern blieb nichts übrig, als sich zu beugen. Man muß seine Proklamationen gegen die Engländer lesen, in Vergleichung mit welchen die Napoleons noch äußerst milde waren. Namentlich aber bewies sein Benehmen gegen den spanischen Gouverneur von Florida, welche Keckheit, wie viel Verachtung gegen das Ausland und wie viel nationaler Ehrgeiz in ihm stecke. Er fühlte die Wichtigkeit Florida's, welches in der That für die Vereinigten Staaten nothwendig war, wenn sie ihre natürliche Gränze haben wollten und war nach Pensacola lüstern, dem einzigen guten Hafen am ganzen mexikanischen Golf. Er beklagte sich demgemäß über die Hülfe, welche die spanischen Behörden den Indianern geleistet hatten, und fand einen noch ernstern Beschwerdegrund in den Umtrieben der Engländer, welche hier landeten und für die Dienste, die sie Ferdinand VII auf der pyrenäischen Halbinsel leisteten, in Florida ganz nach Willkür hausten. Er schrieb auf seine eigene Faust an den spanischen Gouverneur, daß er jede Verbindung mit den Engländern aufgeben und die Häuptlinge der Kriks, welche sich nach Florida geflüchtet hatten, ausliefern solle. Der Gouverneur verlangte statt aller Antwort die Auslieferung der mexikanischen Insurgenten, welche sich nach den Vereinigten Staaten zurückgezogen hatten und die Unterdrückung der Korsaren von Barataria. Die Erwiederung des Generals Jackson war sehr lebhaft und schloß mit den Worten: „Für die Zukunft bitte ich Sie, sich beleidigender Anschuldigungen gegen meine Regierung zu enthalten, und sie für andere aufzusparen, die geneigter sind, als ich, Verleumdungen anzuhören. Uebrigens glauben Sie nicht, daß ich einen diplomatischen Auftrag habe, um anders als mit Kanonen mit Ihnen zu rechten.“ Der Erfolg dieses Streits war, daß die Amerikaner sich einige Wochen später im Besitz von Pensacola befanden, ohne daß eine Kriegserklärung zwischen den Vereinigten

Staaten und Spanien stattgefunden, ja ohne daß der General vom Präsidenten Befehl erhalten hätte, irgend eine Demonstration gegen die Spanier zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leiden des Durstes zur See.

(Erzählung eines englischen Offiziers.)

Es sind nun etliche und vierzig Jahre, daß mich, damals in Ostindien stationirt, mein schlechter Gesundheitszustand nöthigte, nach Hause zurückzukehren, und da kein Kriegsschiff nach England abging, so machte ich meine Ueberfahrt auf einem Ostindienfahrer von ungefähr 800 Tonnen. Die Schiffe der Kompagnie waren zu jener Zeit noch nicht so gut bemannt, als dieß später der Fall war, und das alte Fahrzeug, worauf ich mich einschiffte, war sprüchwörtlich ein trauriger Segler, so daß wir nur langsam vorwärts kamen, und unser Wasservorrath zu Ende zu gehen anfing. Wir suchten das Kap zu erreichen, wurden aber durch beständige widrige Winde abgetrieben, und um unser Mißgeschick noch zu vermehren, verfehlten wir St. Helena. Es schien wirklich ein verhängnißvolles Schicksal über uns zu schweben, denn beinahe jeder Windstoß riß etwas mit sich fort; es blieb uns kaum ein vollständiges Segelgeräth; die Reservespieren waren beinahe alle aufgebraucht, und man konnte nur wenige heitere Gesichter auf den Verdecken sehen. In diesem Zustande näherten wir uns der Linie im Monat März, zu einer Zeit, wo die Sonne den Himmel in zwei gleiche Hälften theilte und daher senkrecht über uns stand. Hier lagen wir beinahe drei Wochen, manchmal mit leichten täuschenden Winden, gemeiniglich aber in gänzlicher Windstille, wie ein Block, oder besser gesagt, wie ein ungeheurer Sarg auf den Wassern, denn der Tod richtete schreckliche Verheerungen unter den Leuten an. Unsere Gesammtzahl an Bord belief sich, als wir die Rhede von Madras verließen, auf ungefähr 250, von denen mehr als die Hälfte Soldaten und Invaliden waren; zwanzig bis dreißig Passagiere mit vielleicht 15 oder 16 Kindern und ihren Ayas (Wärterinnen); allein es verstrich kaum ein Tag, der nicht einen oder mehrere Leichname der Tiefe anvertrauen sah. Es war wirklich eine traurige Scene. Die Sonnenhitze war unerträglich; die brennenden Strahlen schossen auf uns nieder; der Skorbut richtete ringsum Verheerung an, und wir erhielten nur drei halbe Pinten Wasser des Tags. Die meisten, ja ich möchte sagen jeder Seemann, wird schon die unangenehmen Gefühle empfunden haben, welche eine beständige Aufeinanderfolge von Windstillen und leichten Winden verursacht, wohl aber erfuhr noch keiner gleichzeitig auch die verheerenden Wirkungen des Durstes. Oh, wie begierig achtete man auf jedes Windchen, wie es über die glatte, glasige Wasserfläche daher säuselte und sie in leichte Wellen warf! Wie fest waren die Augen auf jede Wolke gerichtet, die Regen verhieß, und wie gierig breitete man, wenn er eintrat, auch das kleinste Stück Leinwand aus, um die kostbaren Tropfen aufzufangen. Sacktücher, Hemden, Betttücher, — Alles hing man, mit einem Gewicht im Mittelpunkt, horizontal auf, damit der Regen auf Einen Punkt herabträufeln und sich in ein darunter befindliches Gefäß ergießen konnte. Auf diese Weise bekam man mittelst Zeltdecken zwei oder drei Tonnen frisches Wasser. Oft band ich während des Nachtthaues mein Sacktuch an den vier Ecken zwischen den Hühnerställen auf, mit einer Flintenkugel in der Mitte, und legte mich unter dem Mittelpunkt desselben auf meinen Rücken, um meine vertrocknete Kehle mit einigen Tropfen, die herabträufelten, zu kühlen, oder drückte es, wenn sich hinlängliche Feuchtigkeit darin gesammelt hatte, auf meine lechzende Zunge. — Ich sagte, es sey eine traurige Scene gewesen, und wahrlich, sie war es; doch zur hohen Ehre Aller sey es gesagt: man ließ die Kinder nicht Noth leiden. Die armen kleinen Geschöpfe, sie waren heiter und lustig, und wunderten sich, was jedermann so traurig machen könne; ein hochherziger Knabe war unter ihnen, der Sohn eines Oberstlieutenants im Dienste der Kompagnie; er war zwölf Jahre alt, und begriff die Lage, in der wir uns befanden; er hieß Archibald Dixon und hatte zwei Schwestern, eine von sieben, die andere von neun Jahren, die ihn der Erziehung wegen nach Europa begleiteten. Archy wollte nicht zugeben, daß seine Schwestern an irgend etwas, was er ihnen zu verschaffen im Stande war, Mangel litten, und wenn ein süßer Leckerbissen ihren Durst vermehrt hatte, entzog er sich lieber selbst einen beträchtlichen Theil seines eigenen dürftigen Antheils, um nur sie nicht Noth leiden zu lassen. Auch die Ammen zeigten eine hingebende Freundlichkeit für ihre jungen Schutzbefohlnen, und wir blieben eine Zeit lang von dem schmerzlichen Anblick verschont, die sterblichen Hüllen der Kinder in des Meeres Tiefe zu versenken. Aber Tag um Tag verstrich, und unser Wasser nahm fort und fort ab; kein frisches Fleisch kam über unsere Lippen, denn der lebende Vorrath war getödtet worden, um ihn nicht vor Durst umkommen zu lassen, und die Vorräthe von Gesalzenem vermehrten nur die Qualen des Durstes. Viele zogen sich in ihre Hängematten zurück, wo ihre Lebensgeister in Ruhe entschwanden; andere tranken reichlich von Salzwasser und verfielen in Raserei, so daß sie Unheil angerichtet hätten, wäre ihnen die Kraft geblieben. Noch erinnere ich mich zweier Männer, die in derselben Reihe nahe bei einander in ihren Hängematten lagen; den einen davon nannte man „Sopp," und sein Schiffskamerad machte fortdauernd seine rohen Scherze auf ihn. Der arme Sopp, er war zu schwach, um zu antworten; der andere aber mißhandelte ihn, weil er so lange lebte, aufs unbarmherzigste, und stieß Flüche und Verwünschungen aus, und als der Tod ihn von seinen Leiden erlöste, kannte die wahnsinnige Freude seines Kameraden keine Gränzen; mit Entsetzen hörte man sein gellendes Gelächter, als des alten Segelmachers Gehülfe die Hängematte zusammennähte, in welcher der Leichnam enthalten war. Ach! der arme Mensch, eine Stunde später leistete ihm der Segelmacher denselben Dienst, und sie wurden zusammen demselben Grabe übergeben. Obgleich mein eigenes Herz den Stürmen von außen her nie unterlag, und ich bei Allem die gute Seite ins Auge faßte, so kann ich doch nicht läugnen, daß oft ein Anfall der Verzweiflung mein Gemüth beschleichen wollte, und die aufkeimenden Hoffnungen zu vernichten drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein sehr beliebter Arzt in London, der seit mehreren Jahren ungefähr 20 000 Pfd. St. einnahm, bemühte sich in den drei letzten Jahren seines Lebens, den Quellen der Krankheiten nachzuforschen, denen er seinen Reichthum verdankte. Nach Vergleichung seiner in jedem Jahre geführten Bücher gab er nach ungefährer Berechnung folgende Krankheitsursachen an: Vauxhall, Theater und Kirche 1600; Weine, geistige Getränke und Rauchen 1500; Faulheit 1000; plötzliche Veränderung der Atmosphäre 1200; Vorherrschen der Nord- oder Ostwinde 1800; aufgeregte Einbildungskraft 1500; Fresserei 1500; Quacksalbereien 900; Liebe 150; Kummer 850; unglückliches Spiel 900; Ansteckung 900; Studiren 950; Romanenlesen 150; der Doktor 1500.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1836.

Die Ebenen Ungarns.

1. Die kleine Ebene.

Die Gestalt des Bodens ist bei jedem Lande von Wichtigkeit, weil sie entscheidenden Einfluß auf die Kultur und das politische Leben der Bewohner hat. In Ungarn ist dieses um so mehr der Fall, als die Gestaltung des Bodens ihrer großen Massenausdehnung wegen diesen Einfluß auf den Glanz und die Entwickelung des Volkes entscheidender macht. Vor allen Dingen nehmen die großen Tiefebenen des Landes, die bedeutendsten Europa's, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihre große, auf 2000 geographische Quadratmeilen sich erstreckende Ausdehnung, ihre geringe Erhöhung über die Meeresfläche, ihre geschützte Lage, so wie ihre Kulturfähigkeit, machen sie zu einem interessanten Gegenstande des Beobachters.

Die kleine ungarische Ebene ist zwischen 400 bis 500 Wien. Fuß an verschiedenen Stellen über dem Meere erhaben. Der Donauspiegel und die Fläche des Neusiedlersees liegen beinahe in gleichem Niveau, etwa 400 Fuß über dem Meere, und können als die tiefsten Punkte betrachtet werden.

Die kleine oder auch obere Ebene Ungarns wird von den steierischen und Leithabergen jenseits, und den Karpathen diesseits der Donau gegen Westen; von den Neutragebirgen gegen Norden; von den Ausläufern der Karpathen und den Bakonierbergen gegen Osten, und der Vorstufe der steierer und kärnthner Alpen gegen Süden begränzt. Die Donau durchschneidet dieselbe auf solche Weise, daß die Südseite etwa das Doppelte der Nordseite betragen mag. Auch entschädigt sich der Strom für den Zwang, welchen er durch das Felsenthor von Theben erleiden mußte, dadurch, daß er sich unmittelbar unter Preßburg in mehrere Arme theilt, und ein Insellabyrinth bildet, welches erst mit der Südostspitze der großen Insel Schütt, auf welcher das jungfräuliche Komorn liegt, endigt. Durch die reißende Wuth des Stromes, der hier trotz seiner bereits gewaltigen Wassermasse einem Waldstrome gleicht, verändert sich die Gestalt des Bodens sehr häufig, so daß die im Strome und an demselben liegenden Ländereien und Ortschaften einer steten Gefahr der Ueberschwemmung und des Unterganges ausgesetzt sind. Beinahe monatlich werden ganze Flußarme trocken gelegt, dagegen Ländereien verschlungen; was in neuerer Zeit um so öfter der Fall ist, als man vernachlässigt, sich durch Dämme zu schützen. So mußte auch die vor einigen Jahren erst unternommene Arbeit einer genauen Donauaufnahme, Behufs ihrer Regulirung, im Jahre 1834 aufs neue vorgenommen werden, weil sich während der letzten Jahre, die man über die auszuführenden Vorschläge rathschlagte, der ganze Lauf des Stromes, die ganze Gestalt des Bodens des Strombettes, verändert hatte; und man jetzt da, wo vor sechs Jahren schwere Lastschiffe fuhren, ohne Gefahr durchwaten kann. Wo der Boden schlammig ist, zeigt er auch die größte Fruchtbarkeit. Der nordöstliche Theil der Ebene besteht aus vollkommen reiner, in manchen Gegenden mehrere Klafter mächtiger Dammerde der besten Gattung, welche bis an den Fuß der Karpathen reicht. Diese Gegend gehört zu den schönsten des Landes, und ist so vollkommen eben, daß z. B. die Umgegend von Tirnau als vollkommener Horizont betrachtet werden kann. In weiter Ferne kann man nach drei Seiten hin die Tagreisen entfernter Gebirge sehen, und an ihren scharfen, in die Luft sich zeichnenden Umrissen unterscheiden.

Der nordwestliche Theil der kleinen Ebene bildet auch, malerisch genommen, eine der schönsten Gegenden der Erde, und gleicht einem anmuthigen Garten, dem nichts als ein sorgfältigerer Gärtner, was seine jetzigen Bewohner nicht sind, fehlt, um den schönsten Fluren beigezählt zu werden. Die Ebene ist nirgends unfruchtbar, sondern überall den Anbau überreichlich lohnend. Die Gegend um Tirnau in weitem Umkreise gibt Weizen in großer Fülle, welcher zu dem schwersten des Landes gehört. Wo der Boden sich um einige Fuß sanft senkt, prangt der üppigste Wiesenboden, dessen Pflege aber auch dem Namen nach noch unbekannt ist. Nasse Gegenden bedecken schnell wachsende Pappel- und Erlenwälder, womit auch die vielen Ebenen und ein Theil der größern Donauinseln bedeckt sind. Die Gebirge sind nirgends so weit entfernt, daß der Horizont unbegränzt wäre, und dabei sind ihre Massen so bedeutend, und ihre Umrisse so malerisch gruppirt, daß sie selbst in weiter Ferne dem Auge einen höchst angenehmen Ruhepunkt

darbieten. Naht man sich dem Gebirge, so findet man es eben so fruchtbar, wie die Ebene selbst, und der Fels tritt aus der Pflanzendecke nur so weit hervor, als zur Verschönerung des Landes und zum malerischen Effekte nöthig ist. Der Fuß der Berge bis auf eine absolute Höhe von 1000 bis 1200 Fuß hüllt sich in Reben, die sich in Obstgärten verlieren. Die Gipfel der Berge bedeckt prachtvoller Hochwald. Die Ebene reicht tief in die Gebirgsthäler hinein, und hier finden sich Landschaften, an denen ein Hackert und Salvator Rosa sich erschöpfen könnten. Es gibt wenig Gegenden von so bedeutender Ausdehnung, auf die der Name eines Gartens mit mehr Recht angewendet werden könnte.

Der südwestliche, umfangreichere Theil der kleinen Ebene hat einen ganz andern Charakter. Der Theil zwischen der Leitha und dem Neusiedlersee wird nach Westen von dem Kalkgebirge der Leitha begränzt. Den Raum zwischen dem Leithagebirge und dem See nimmt durchaus der an Meerprodukten überreiche, bis jetzt aber noch sehr wenig der Aufmerksamkeit gewürdigte Grobkalk, dem pariser Kalk von Montrouge ähnlich, ein. Er bildet ein ausgedehntes Plateau, das im Durchschnitt 50 Fuß über dem Neusiedlersee sich erhebt. Hin und wieder sind Hügel von bedeutender Höhe aufgesetzt, die aus demselben Kalke bestehen. Die sehr fruchtbare Dammerde ist nirgends über anderthalb Fuß, meist nur 10 Zoll tief, und die Ufer des Sees sind versumpft. Diese Sümpfe gewinnen jenseits des Sees bei Esterhaz, gegen Osten hin eine sehr bedeutende, beinahe an die Donau längs der Raab sich hinziehende Ausdehnung, welche der Oberfläche des Seespiegels beinahe gleichkommt. Der übrige Theil der Ebene bis an den Fuß des durchaus vulkanischen, von Südost nach Nordwest sich hinziehenden Bakoniergebirges ist aus schwarzer und brauner Dammerde bestehend. Doch finden hier viele Abwechselungen von sumpfigen Tiefen und steinigen Bänken statt. Eine solche aus lauter angeschwemmtem rohen Schotter bestehende Bank ist die, welche unter dem Namen Kemenyesch, steinig, bekannt ist. Sie ist vollkommen eben und liegt wie eine Insel zwischen Tschorna und dem Raabflusse da, etwa 12 F. über die sie umgebende Ebene, die von der Kemenyesch den Namen Kemenyesboden (Kemenyesallya) führt, da. Die auf vier Quadratmeilen ausgedehnte Schotterbank ist bis jetzt bloß mit dünner Waldung besetzt, und da der umgebende Boden die Bewohner durch übermäßige Fruchtbarkeit verwöhnt hat, wurde auch noch kein Versuch zur Urbarmachung gemacht. Die unabsehbare Fläche zwischen Raab und Komorn zeigt auch schon bedeutende Flugsandstrecken, die auch am Fuße des Bakoniergebirges, doch nicht in solcher Ausdehnung vorkommen. Auch diese Ebenen fassen weitläufige Weingärten ein, und die Donauufer zeigen herrliche, lachende Landschaften, wie auch die des Bakoniergebirges, seiner vulkanischen Piks wegen, sich in der Entfernung prächtig ausnehmen. Doch verliert man in diesen Ebenen öfter die Gränzen des Horizonts gänzlich aus dem Gesichte, und mehr steinige oder sandige, wasserarme Gegenden rufen im Wanderer jene Beklommenheit hervor, die der Bergbewohner in solchen öden Gegenden alle Zeit fühlt. Wo jedoch die Ebene mit jener fruchtbaren Dammerde bedeckt ist, da reiht sich Dorf an Dorf, und Alles ist lebendig; wie denn auch die Bewohner hier zur Verschönerung der Gegend bei weitem mehr als auf der linken Donauseite gethan haben.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Diese kräftige Haltung gegen das Ausland verschaffte dem General Jackson einen großen Ruf und trug nicht wenig dazu bei, daß man ihm sein hochfahrendes Wesen verzieh. Bald nach dem Frieden im J. 1818 begann er von Neuem seine Schläge gegen die Seminolen, welche er beinahe vernichtete, gegen die englischen Emissäre oder die dafür gehaltenen Handelsleute, indem er Armbrister und Arbuthnot hinrichten ließ, und endlich gegen die Spanier in Florida. Dießmal war der Angriff auf diesen letzten Rest der spanischen Kolonien ganz unentschuldbar; der General Jackson nahm Florida, weil er es so genehm fand, denn schon seit langer Zeit lüstete es ihn nach der Inkorporation dieser Provinz, aus der Spanien keinen Nutzen zog, und die für die amerikanische Union in jeder Beziehung so vortheilhaft war. Da er sich an der Spitze einer wenigstens verhältnißmäßig bedeutenden Armee in der Nähe befand, so rückte er vor, ohne irgend Jemand zu fragen, ohne daß die Spanier ihm den geringsten Vorwand geliefert hätten, und pflanzte trotz der formellen Befehle des Kabinets von Washington seine Fahne auf allen spanischen Festen, zu San Marco und Pensacola auf. In Folge dieser zweiten Eroberung trat Spanien Florida an die Vereinigten Staaten ab. Hier endete die militärische Laufbahn Jacksons und seine politische begann.

Der Muth des Generals, seine hohe Uneigennützigkeit, seine unerschütterliche Festigkeit und sein glühender Patriotismus hatten ihm die Zuneigung der Menge gewonnen; aber die Staatsmänner hegten noch wenig Achtung für ihn, und in der politischen Welt galt er für einen gefährlichen Tollkopf. Der Präsident Monroe und seine Rathgeber, welche nicht wagten, ihn formell zu desavouiren, wollten sich seiner durch eine auswärtige Gesandtschaft entledigen, und man sprach davon ihn als bevollmächtigten Minister nach Frankreich zu schicken. Aber Jefferson, hierüber von dem Präsidenten befragt, soll zur Antwort gegeben haben, „wenn man binnen drei Monaten mit Frankreich in Krieg verwickelt seyn wolle, so dürfe man nur Jackson nach Paris schicken." Später trug man ihm die Gesandtschaft nach Meriko bei Don Augustin Iturbide an, der sich zum Kaiser hatte ausrufen lassen. Jackson erwiderte aber, er wolle mit solchen Usurpatoren keinen Verkehr haben und blieb also in den Vereinigten Staaten. Indeß kamen die Gewaltstreiche, die er in seinen Feldzügen ausgeübt hatte, im Kongreß zur Sprache. Mehrere Mitglieder erklärten sie laut für Abscheulichkeiten. Der Angriff Florida's, die Hinrichtung Armbrister's und Arbuthnots gegen alle Gesetze und trotz des Ausspruchs eines Kriegsgerichts, das wenigstens den einen von beiden begnadigt hatte, und endlich die Barbareien gegen die

Indianer, die er kaltblütig an die Bäume hängen oder erschießen ließ, beschäftigten den Kongreß in der Session von 1818 bis 1819 während mehrerer langen und stürmischen Sitzungen. Damals begann die Rivalität zwischen Jackson und Clay; dieser Letztere, bestürzt über die Nachsicht, welche das summarische Verfahren des Generals fast allenthalben fand, glaubte in dieser Gleichgültigkeit des Publikums für die Sache der Gesetze ein trauriges Symptom für die amerikanische Freiheit zu erkennen, und unterstützte demnach die der Repräsentantenkammer vorgelegten Resolutionen, welche zum Zweck hatten, das Verfahren des Generals in Florida zu tadeln; er verlangte, daß eine formelle Mißbilligung alle künftigen Kriegsbefehlshaber warne, daß man nicht ungestraft mit den Gesetzen spielen dürfe. Einen Tag, nachdem diese Rede gehalten worden war, kam der General nach Washington, und Clay beeilte sich ihn zu besuchen und ihm zu sagen, daß er nur eine schmerzliche Bürgerpflicht erfüllt habe, darum aber den Sieger von New-Orleans nicht minder hochachte. Der General erwiderte seinen Besuch nicht, und faßte von diesem Tage an gegen Herrn Clay einen tiefen Groll, der mit der Zeit immer heftiger wurde und sich manchmal in den heftigsten Ausdrücken Luft machte. Er erlaubte sich wüthende Ausfälle gegen alle Mitglieder des Kongresses, welche gegen ihn gesprochen hatten. Man behauptet, daß er gedroht habe, mitten in den Kongreß zu gehen, um einem gewissen Redner, welcher heftiger als die andern gewesen war, die Ohren abzuschneiden, und daß es nur den energischen Vorstellungen des tapfern Kommodore Decatur gelang, ihn von einem abscheulichen Skandal abzuhalten. Die tadelnden Resolutionen wurden verworfen, indem der Präsident Monroe und seine Freunde keine Mühe scheuten, dem General den Affront eines feierlichen Tadels zu er-

Diese Debatte hob den General Jackson noch in der öffentlichen Meinung, und man fing an, von seinen Aussichten auf die Präsidentschaft zu sprechen. Anfänglich nahm er diesen Gedanken als einen schlechten Scherz auf und soll sogar gesagt haben: „man muß mich für sehr einfältig halten, wenn man mir in den Kopf setzen zu können glaubt, daß ich aus dem Holze sey, wovon man Präsidenten macht.“ Wenn der General Jackson wirklich dieser Ansicht war, so hatte er in sofern Recht, als er wirklich aus ganz anderem Stoffe ist, als seine Vorgänger. Monroe, der damals den Präsidentenstuhl einnahm, war ein milder, guter, seinem Vaterland ergebener Mann, aber schwach, denn er besaß weder Festigkeit genug, die Parteien im Zaum zu halten, noch hinreichende Geschicklichkeit, ihnen die Gelegenheit zu nehmen, sich zu entfesseln. Sie erhoben sich nicht gegen ihn, weil er sie alle schonte, aber sie machten sich zum Kampfe untereinander bereit. Seit dem Triumph Jeffersons über den älteren Adams war nur in seltenen Zwischenräumen von der föderalistischen Partei die Rede gewesen, unter Monroe bildeten sich neuerdings zwei gänzlich verschiedene Parteien: die demokratische, welche die Centralgewalt einschränken, und die national republikanische, welche die Konstitution in dem für die Centralgewalt günstigsten Sinne auslegte. Diese letztere Partei hatte zwei spezielle Zwecke. Sie wollte auf Kosten der Union große Arbeiten für den innern Verkehr (internal improvement), deren Bedürfniß lebhaft gefühlt wurde, ausführen, und durch einen Tarif (americain system) die noch in der Kindheit befindlichen nationalen Manufakturen schützen. Der Norden im Allgemeinen war anfangs wenigstens für diese beiden Zwecke, der Süden, Virginien an der Spitze, sprach sich dagegen aus. Herr Clay war der große Beförderer beider Plane, John Quincy Adams unterstützte sie mit seiner Beredsamkeit und dem ganzen Einfluß, den er durch lange Dienste erworben hatte, und die fähigsten Männer des Landes standen auf derselben Seite. Die entgegengesetzte Meinung bedurfte eines entschlossenern, energischern Chefs als Monroe war, und sie warf ihre Augen auf den General Jackson.

Die Erhebung desselben zur Präsidentschaft mußte nothwendig das ganze von seinen Vorgängern als Regel aufgestellte Verfahren umstoßen. Alle ruhigen Leute, alle Freunde der gesetzlichen Ordnung, alle welche noch an den von Washington überkommenen Traditionen hingen, fühlten, daß dieß eine radikale Systemsänderung sey. Alle Verständigen bekämpften anfangs seine Kandidatur mit Lebhaftigkeit, doch kehrten viele achtungswerthe Bürger zu ihm zurück, als sie bei näherer Ueberlegung in ihm den Mann gefunden zu haben glaubten, dessen Popularität ihren Meinungen den Sieg verschaffen würde. Sie gaben ihm eine Fahne in die Hand, auf welcher die Grundsätze der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten (states' rights), und die Einschränkung der Centralgewalt (no internal improvement! no tarif!) geschrieben standen. Er nahm sie an, hauptsächlich darum, weil er in den entgegengesetzten Reihen Leute sah, die ihm zuwider waren, und welche im Kongreß seinen Krieg gegen die Seminolen und seinen Einfall in Florida angegriffen hatten. Bald darauf stießen seine Freunde laut in die Trompete, erhoben seine militärischen Erfolge in die Wolken, appellirten an die Eitelkeit des Volks, und nicht umsonst. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei dieser ganzen Schilderung darf man nicht vergessen, daß der Verfasser derselben ein Franzose und auf Jackson nicht gut zu sprechen ist, weil dieser durch seine Festigkeit Frankreich zur Nachgiebigkeit und zur Bezahlung der den Vereinigten Staaten schuldigen Summe zwang. Im ganzen Lauf der Unterhandlung darüber war die Ehre nicht auf Seite Frankreichs, und die Ausfälle gegen den brutalen Ungestüm Jacksons wurden nicht gespart. Wir fühlen uns nicht berufen, hier die Apologie des Generals Jackson zu übernehmen, und bemerken bloß, daß die Partei, durch welche Jackson auf den Präsidentenstuhl erhoben wurde, und welche hauptsächlich aus denen bestand, welche keinen Tarif wollten, das Recht, wenn auch nicht das formelle, auf ihrer Seite hatten, da sie durch den Tarif aufs unbilligste übervortheilt wurden. Was Jacksons Streit mit der Bank betrifft, so wird eine nicht allzu ferne Zukunft lehren, daß er auf das wahre Wohl seines Vaterlandes mehr bedacht war, als seine Gegner. Anm. d. Red.

Das Klima des Kaps.

In einem neuerlichen Briefe Sir John Herschels, der voll astronomischer Untersuchungen ist, bemerkt derselbe: Sie können sich eine Vorstellung von diesem Klima machen, wenigstens was die Klarheit des Himmels betrifft, wenn ich Ihnen aus dem Munde des Obristen

Bell wiederhole, daß er in zwei und vierzig auf einander folgenden Tagen nur dreimal die Venus im hellen Sonnenschein mit unbewaffnetem Auge nicht sehen konnte. Vor Kurzem las ich um 6 Uhr Abends den enggeschriebenen Brief einer Dame bei dem Licht eines verfinsterten Mondes, der gerade beinahe im Zenith stand.

Die Leiden des Durstes zur See.

(Fortsetzung.)

Endlich erhielten wir einen etwas starken Wind, der, wie wir glaubten, uns aus den windstillen Breitegraden führen würde; aber selbst die Winde schienen sich wider uns zu verschwören; denn nach zwei Tagen ward er abermals widerwärtig und schwach, und unsere heißesten Erwartungen starben dahin. Wir waren nun auf eine Pinte Wasser per Mann reduzirt; festere Nahrung ward von denen, die verständig genug waren sich einer reichlichen Mahlzeit zu enthalten, häufig unberührt gelassen oder nur sparsam genossen; allein die geschwollene Zunge und die geschworne Kehle waren in der That an sich schon hinreichende Verbeugungsmittel gegen Uebersättigung. Ein Vorfall indessen, merkwürdiger als alle übrigen, trug sich zu, der beweist, daß selbst die Schrecken des Todes, und zwar eines Todes der entsetzlichsten Art, keine Gewalt ausüben über ein habsüchtiges Gemüth. Einer der Passagiere nämlich hatte einen Diener, von Geburt ein Armenier und ein sehr ruhiger und friedlicher Mann; seine Geldgier aber war so stark, daß er wirklich mehrere Tage hindurch einen Theil seiner Portion Wasser ersparte und es um eine übermäßige Summe in Gold an eine der Damen verkaufte. Die Sache ward kund; jedermann mied ihn, oder wenn man ihm begegnete, so geschah es nur mit einem Fluch von den erbitterten Seeleuten. Wenige Tage später starb er, und das Geld ward über Bord geworfen. Dieß war gewiß eine thörichte Handlung, denn man hätte das Geld zurückgeben oder es zu einem mildthätigen Zwecke verwenden können. Ein alter Quartiermeister, dessen Aberglauben ihm manchen Anhänger im Schiffe gewonnen hatte, erklärte jedoch, daß „es nicht besser als ein Blutgeld sey,“ und so ward es unter stillschweigender Einwilligung außer den Bereich sterblicher Hände gebracht.

Das Sterben der Männer und ihr Versenken in die Tiefe war nichts Ungewöhnliches zur See; der Tod einer der Damen aber erregte große Trauer. Sie war eine junge Wittwe, deren Gatte eine Beute der Krankheiten des Klima's geworden war; sie war auf der Heimreise begriffen, reich, liebenswürdig und schön. Allein weder körperliche noch geistige Vorzüge konnten den großen Zerstörer von ihr ferne halten. Sie erlag den Beängstigungen, und als man diese schöne Gestalt in die Tiefen des Meeres versenkte und sich die Wasser augenblicklich wieder über ihr schlossen, war kein Auge trocken. Und wirklich schien es auch, als sey jede Hoffnung mit ihr zu Grabe getragen. Der arme Rechy Dixon war ein großer Liebling der Mistreß Fenton gewesen, und ihr Verlust fiel seinem jungen Herzen so schwer, daß, obgleich er um seiner Schwestern willen wie ein Held ihn zu ertragen strebte, sich doch nach drei Tagen schon die Wellen abermals öffneten und sein kleiner Leib den vielen Opfern sich zugesellte, welche das unersättliche Meer bereits verschlungen hatte! An diesem Tage jedoch bekamen wir einen stätigen, frischen Wind, der die traurigen Eindrücke beschwichtigen half, die auf die Einbildungskraft und die Hoffnungen der Seeleute gemacht worden waren. Der Wind dauerte fort, und wir segelten den westlichen Inseln zu, legten aber nach dem Log nur kurze Tagesstrecken zurück, und man fürchtete aufs neue, unsere letzte Hülfsquelle möchte versiegen, ehe wir einen frischen Wasservorrath erhielten. Tag und Nacht spähten wachsame Augen eifrig nach fremden Segeln, allein nichts zeigte sich dem Blicke, und obgleich der Wind dem fieberhaften Leibe Kühlung gewährte, war doch die Sonnenhitze unerträglich, und Viele sanken zu Boden, um nie mehr aufzustehen. Noch war der Wind günstig, und jeder, in dessen Gemüth Ruhe herrschte, lebte der frohen Aussicht auf Linderung, da wir uns dem ersehnten Orte näherten, der sie gewähren sollte. Als wir aber bis auf hundert Meilen Flores erreicht hatten, starb der Wind wieder dahin, und eine ganze Woche hindurch lagen wir fast bewegungslos da, mit einer täglichen Portion von einer halben Pinte Wasser. Oh, mit welcher Sorge ward dieser kleine Vorrath von Einigen, die ihren Bissen Brod hineintauchten, bewahrt, während Andere es in einem Augenblick hinabschlürften, und dann den ganzen übrigen Tag hindurch ohne Wasser waren! — Und hier verdient bemerkt zu werden, daß mit Ausnahme weniger Fälle keine Versuche gemacht wurden, Schiffskameraden ihres Wasservorraths zu berauben, oder in den Schiffsraum zu brechen; die wenigen Fälle, die sich zutrugen, wurden summarisch von den Leuten selbst bestraft. Hier muß ich auf einen Auszug aus meinem Tagebuch verweisen, das ich in diesem Zeitpunkte schrieb.

„Schiff Honduras, von Madras, nach England bestimmt; in Breite —, Länge —. Ein neuer Tag stieg über uns auf und noch kein Wind. Das Meer liegt da wie ein heller Spiegel, und seine Fläche ist ruhig und schön, obgleich Krankheit, Verzweiflung und Tod ihr Festgelage auf seiner Oberfläche feiern. Die Segel hängen matt von den Raaen, als verzweifelten sie, daß der Hauch des Himmels sie je wieder heimsuchen werde. Mittag ist da; die Sonne schießt ihre brennenden Strahlen herab, um die Fieberkranken zu versengen, die bereits von Hitze und Durst dahin sterben. Oh, es ist ein trauriger Anblick, die fürchterlichen Gestalten zu sehen, die auf den Verdecken herumwandeln! ihre rothen und glühenden Augen und das tiefe Karmoisin auf ihren Wangen — Zeugen ihres Elends und ihres Wahnsinns! Es ist schrecklich, ihr Geschrei um Einen, — nur Einen Tropfen Wasser zu hören, um ihre vertrockneten Zungen zu kühlen! Umsonst flehen sie die Gottheit an; umsonst rufen sie des Himmels Zorn auf sich herab. Kein Gebet, keine Verwünschung hilft ihnen! Das Meer schläft fort, und kein Hauch weckt es aus seiner Erstarrung. Für Viele war es schon der Schlaf einer Ewigkeit; denn der Todesengel war geschäftig: Opfer um Opfer schied dahin, und das laute Angstgeschrei der letzten Todespein war wie das Todtengeläute ersterbender Hoffnung für die Ueberlebenden!“ — Etwas später schrieb ich: „Der Abend bricht über uns herein; in Pracht und Herrlichkeit stieg im Westen die Sonne hinunter. Wer von uns wird ihre frühen Strahlen den östlichen Himmel mit Glanz vergolden sehen? und wem unter uns verschwand sie auf immer?“ Dann folgt eine Bitte um Gnade, und der Auszug schließt: „Kein befeuchtender Schauer — kein kühlendes Lüftchen hemmt den verzehrenden Todeskampf, der in den Adern tobt; doch ich will nicht aufhören auf Ihn zu bauen, der mich schlug!“

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 75** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die neuere italienische Literatur. — Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1836.

Der Handel im Innern Südafrika's. *)

So weit ich nach den von mir eingezogenen Erkundigungen urtheilen kann, ist wenig oder keine Hoffnung vorhanden, mit den Einwohnern der von uns besuchten Länder einen vortheilhaften Handel zu eröffnen. Gegenwärtig haben sie nichts zum Austausch anzubieten, das einem Kaufmann angemessenen Vortheil böte; auch glaube ich nicht, daß sie neue Produkte hervorbringen könnten, die sie fortdauernd zu liefern im Stande wären. Die Betschuanas bringen nichts zu Markte, als Karosse und vielleicht auch hie und da einige Pfund Elfenbein. Die Ama Zula haben noch weniger zu bieten; Karosse, wenigstens solche, die für den europäischen Markt taugen, werden nicht von ihnen fabricirt, und Elfenbein ist zwar in ihrem Lande in ziemlicher Quantität zu bekommen, ist aber das ausschließliche Eigenthum des Königs. Er hat deßhalb ein vollständiges Monopol, und verlangt, so viel ich weiß, einen Preis, der einem Handelsmanne kaum einen Vortheil gewähren würde.

Die Baquaina und andere Stämme jenseits der Amazula sind augenscheinlich mit der Bearbeitung der Karosse so gut bekannt, als die Betschuanas, bieten sie aber nicht als Tauschartikel an, wahrscheinlich weil sie nicht wissen, daß dieselben von den Weißen gesucht werden. Könnte man sich von ihnen auch Karosse in größerer Menge verschaffen, was ich für zweifelhaft halte, da ihr Land an den Thieren, welche die Felle dazu liefern, nicht sehr reich ist, so würden die Transportkosten so groß seyn, daß selbst im günstigsten Falle wenig Gewinn daraus zu ziehen wäre. Die Baquaina und andere in jener Richtung wohnende Stämme haben auch etwas Elfenbein, aber nur die kleinen Zähne junger Elephanten, da sie unter ihren gegenwärtigen Umständen nicht im Stande sind, es mit den größern Thieren dieser Art aufzunehmen. Auch können sie sich nicht sehr aufgefordert fühlen, Handel zu treiben, und bei Erwerbung von Tauschartikeln sich Gefahren auszusetzen, da sie stets Gefahr laufen, das Gewonnene durch Einfälle der Zulas wieder zu verlieren. Wenn auch nur einige Handelsleute, die zufrieden sind, wenn sie bloß ihren Unterhalt gewinnen, sich damit abgeben, so ist dieser Handelszweig erschöpft; auch diese werden Mühe haben, sich zu halten, wenn sie nicht zugleich das Gewerbe von Jägern treiben.

Eisen und Kupfererz gibt es in der Nähe und jenseits Kurrichane in ziemlicher Menge, doch hat man bis auf beträchtliche Entfernung noch keine kostbaren Metalle entdeckt. Andere Metalle, als die obigen, sollen im Lande der Bakalaka sich finden, wir konnten aber nicht erfahren welcher Art sie seyen.

Die Baquaina wurden in ihren glücklichern Tagen von einheimischen Händlern aus der Nähe der Delagoa-Bai besucht, und erhielten für ihr Elfenbein und ihr Vieh europäische Waaren. Auch die Bakalaka, welche eine direktere und regelmäßigere Verbindung mit der Küste gehabt zu haben scheinen, kamen mit fremden Waaren und selbst verfertigten Metallzierrathen zu den Baquainas. Große, rohe Glasperlen portugiesischen Ursprungs sieht man noch oft als Halsschmuck bei den Eingebornen gegen den Wendekreis, und einige derselben sollen von Stämmen gegen den Untergang der Sonne zu ihnen gebracht worden seyn.

Reisende oder Handelsleute, welche über die Kolonie hinaus in nördlicher Richtung ziehen wollen, thun wohl, sich mit europäischen Kleidungsstücken, Glaskorallen, Knöpfen, Metalldrath, Tabak und Geld zu versehen. *Kleidungsstücke* sind den Griquas, Bastards, Corannas, Betschuanas an den Missionsstationen, den Batlapis unter Motedi, und Moshesh, dem Häuptling der Baschutus, willkommen. Der Häuptling Umsiligas wird sie als Geschenke fordern, sie jedoch schwerlich als Tauschgegenstände annehmen. *Glaskorallen* sind geschätzt bei den Baschutus, Mantatis und allen Stämmen nordwärts von Litaku, an den Missionsstationen und bei den Bastarden aber gehen sie nicht gut, wenn sie nicht von vorzüglicher Qualität sind. Gleicher Art müssen sie seyn, wenn man sie zu Geschenken oder zum Handel mit Umsiligas bestimmt. Die blutrothen, in der Größe von Hasenschrot, schätzte er zur Zeit unsers Besuchs am meisten, auch schöne blaue, die weißen, *Tembo* ge-

*) Diese Angaben sind aus dem Reisebericht des in unsern Blättern öfters erwähnten Dr. Smith entnommen. Die Geschichte der Reise selbst werden wir noch in diesem Monate auszugsweise nachtragen.

nannt, und die weißen mit rosenrothen Streifen. Knöpfe sind unter denjenigen Stämmen nützlich, welche, wie schon erwähnt, europäische Kleidung wünschen, und sie gehen auch bei andern als Zierrathen. Metalldrath, namentlich von der Dicke einer Schreibfeder, ist fast allenthalben begehrt. Tabak ist überall beliebt, und für wenige Pfund kann man einen jungen Ochsen oder eine Kuh erhalten. Man kann sich damit die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse erkaufen, wenn alle andern Waaren zurückgewiesen werden. Ich habe oft gesehen, wie Eingeborne sich der einzigen Nahrung beraubten, die sie noch für den Tag hatten, nur um sich eine Pfeife voll Rauchtabak oder ein wenig Schnupftabak zu verschaffen. Geld geht und wird selbst oft mit Ausschluß jeder andern Waare gefordert bei den Griqua's, Bastarden, Betschuanas zu Kurnman und Motito, so wie von Mosheih. Es ist indeß eine fatale Sache mit ihnen um Geld zu handeln, und es erfordert große Geduld, da sie im Allgemeinen mit der Berechnung wenig bekannt und ausnehmend mißtrauisch sind.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Als der General Jackson auf den politischen Schauplatz trat, als Civilperson mit politischem Ehrgeize, war sein erster Auftritt nicht sehr glänzend, denn er war weder Redner, noch Schriftsteller, noch Administrator. Er war nicht in seiner Sphäre in einer deliberirenden Versammlung. Trotz seiner eigenen Bemühungen und der seiner Umgebungen war es nicht wohl zu vermeiden, daß sein reizbarer Charakter sich hie und da Luft machte. Seine Rolle im Senat der Vereinigten Staaten, wo er im J. 1823 den Staat Tenessee repräsentirte, war ihm deßhalb sehr unangenehm, und mit Freuden ergriff er, als die Zeit der Präsidentenwahl herankam, diesen Vorwand um sie aufzugeben. Dieß geschah am Ende des Jahres 1824. Die Zahl der Kandidaten war ziemlich groß: es waren die Herren Adams, Clay, Crawford und der General Jackson. Adams war der Kandidat des Nordostens, Hr. Crawford wurde von Virginien und Georgien, Jackson von Tenessee, Pensylvanien und den beiden Carolinen und Hr. Clay von Kentucky und Ohio unterstützt. Bekanntlich ernennt jeder Staat so viel Wähler, als er Repräsentanten und Senatoren im Kongreß hat.*) Die Wähler stimmen jederzeit nach vorausbekannten Verpflichtungen und ohne anders als staatenweise zusammenzukommen. Bei der Abstimmung, die am Ende des Jahrs 1824 stattfand, erhielt keiner der Kandidaten die erforderliche Majorität: Jackson erhielt 99 Stimmen, Adams 84, Crawford 41, und Clay 37. Die Konstitution befiehlt in diesem Falle, daß die Wahl von dem Haus der Repräsentanten geübt werde, welches in einem solchen besondern Falle nach Staaten, nicht nach Köpfen stimmt, und unter den drei Kandidaten wählen muß. Herr Crawford, den eine Krankheit gelähmt hatte, konnte nicht mehr in Betracht kommen, das Haus der Repräsentanten hatte also nur zwischen Adams und Jackson zu entscheiden, und wählte den erstern. Als dieser aber nach Verlauf von vier Jahren sich abermals der Wahl seiner Mitbürger unterwarf, erhielt er nur 83 Stimmen, Jackson dagegen 178 und bestieg demgemäß am 4ten März 1829 den Präsidentenstuhl. Hr. Calhoun aus Südkarolina, der schon unter Adams zum Vicepräsidenten erwählt worden, und mit Jackson eng verbunden war, wurde abermals zu dieser Würde erwählt.

Einmal Präsident fühlte General Jackson sich behaglicher: er war zu wenig Advokat, um als Chef einer parlamentarischen Partei seine Rolle gut zu spielen; sobald er aber an der Spitze der ausübenden Gewalt stand, fühlte er sich mehr in seinem Element, so weit die ziemlich eng gezogenen Gränzen der Föderalverfassung ihm Raum zur Bewegung ließen. Er sollte jedoch durch sein Beispiel zeigen, daß diese Konstitution weit elastischer sey, als man früher gedacht hatte. Jackson machte gleich anfangs mit seinen politischen Gegnern kurzen Prozeß, indem er diejenigen, welche öffentliche Aemter begleiteten, absetzte, und den Eifer seiner Freunde durch Ertheilung dieser Stellen belohnte. Einer seiner Freunde aus Tenessee, Hr. Barry, wurde Generalpostdirektor; *) sein Biograph und Panegyrist, Herr Eaton, Kriegsminister; Van Buren aus New-York war der einzige fähige Mann dieses Kabinets. Nachdem er sich auf solche Weise mit seinen Freunden umgeben hatte, ging er alle die Fragen durch, welche damals in der Union besprochen wurden, und schritt rasch zur Lösung. Man stritt sich, ob die Centralregierung das Recht habe, sich in die öffentlichen Arbeiten zu mischen; Jackson sagte Nein, und da der Kongreß in der ersten Session seiner Präsidentschaft eine Summe für die Erbauung einer Straße von Maysville nach Lexington in Kentucky votirt hatte, so setzte der Präsident der Bill sein Veto **) entgegen, und schickte an den Kongreß eine Botschaft, welche Epoche machte. Die große Frage über das internal improvement war entschieden. Von nun an galt es als Grundsatz, daß die Centralregierung sich in die Errichtung der Verbindungswege nicht zu mischen habe, und der Artikel der Konstitution, welcher ihr das Recht gibt Straßen zu bauen (establish post roads) ist so gut wie ungültig. Die einzige Ausnahme von dieser strengen Regel bilden diejenigen Wasserstraßen, auf denen man zu den Kriegshäfen gelangen kann; diese dürfen auf Kosten der Centralregierung verbessert werden, und dieß gewährt der Regierung ziemliche Freiheit; denn Pittsburg z. B., welches fast 500 geogr. Meilen von der Mündung des Mississippi entfernt ist, gilt als

*) Die Zahl der Repräsentanten jedes Staats richtet sich nach der Bevölkerung. Die Zahl der Senatoren ist bestimmt, nämlich zwei für jeden Staat.

*) Das amerikanische Kabinet besteht aus sechs Mitgliedern: dem Staatssekretär, den Ministern des Kriegs, der Marine und der Finanzen, dem General-Attorney und dem Generalpostmeister.

**) Der Präsident hat das Recht des Veto, muß es aber, wenn der Kongreß noch vereinigt ist, binnen 10 Tagen notificiren. Wenn eine dergestalt zurückgeschickte Bill von zwei Drittheilen beider Häuser angenommen wird, so erhält sie nichtsdestoweniger Gesetzeskraft.

Seehafen. — Man stritt sich über die Indianer; die einen verlangten, man solle sie auf ihren Ländereien lassen, sie schützen und civilisiren. Andere aber behaupteten, die indianischen Stämme müßten den Weißen Platz machen, das Interesse der Rothhäute selbst verlange dieß. „Die Indianer werden über den Mississippi geschafft!“ erklärte der General. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten war dazwischen getreten, um indirekt die Indianer gegen die Plackereien zu schützen, womit einige südliche Staaten, und namentlich Georgien, sie überhäuft hatten, um sie zur Auswanderung zu zwingen; der Präsident weigerte sich, den Spruch des Hofs vollziehen zu lassen, und so blieb den Indianern nur Ein Rettungsmittel, die Auswanderung. So ward die zweite Frage entschieden. — Die Angelegenheiten des Tarifs brachte alle Gemüther in Bewegung. Jackson kündigte mit einer gewissen Zurückhaltung die Absicht an, eine Milderung desselben herbeizuführen. Die Schilderhebung Südcarolina's nöthigte ihn bald, seine Entschließung zu erklären. Dießmal war sein Benehmen voll Würde und Größe. Südcarolina hatte die Akten des Kongresses über den Tarif kassirt und der Centralregierung ein Ultimatum zugeschickt, das dem Kongreß nur einige Monate ließ, um seine Beschlüsse selbst für ungültig zu erklären. Zum Erstenmal in seinem Leben nahm der General die Ausforderung, die man ihm an den Kopf warf, nicht an; er richtete einen Aufruf an den Patriotismus seiner Mitbürger, und während er die Carolinier von seinem Entschluß benachrichtigte, daß er seine Pflicht bis aufs Aeußerste thun würde, beschwor er sie bei Allem, was ihnen heilig sey, den unseligen Gedanken an Bürgerkrieg aufzugeben. Dießmal unterstützten ihn seine erklärtesten Gegner mit dem ganzen Gewicht ihres Einflusses und ihrer Beredtsamkeit: Herr Webster hielt im Senat eine Rede, die Alles erschütterte, und Herr Clay, einer der ersten Parlamentsredner und Staatsmänner des Jahrhunderts, entwarf eine Bill, die alle Interessen zufrieden stellen sollte, und legte sie in einem Augenblicke vor, wo man ernstlich sich die Frage aufwarf, was der Ausgang des Kampfes seyn würde. Am 1sten März 1833 erhielt eine versöhnende Bill, welche Clay's Namen trägt, die Unterschrift des Präsidenten, und die Frage über die Manufakturen war gelöst: vom 1sten Julius 1842 an sollen alle Schutzzölle auf höchstens 20 Prozent ermäßigt seyn; durch allmähliche Reduktionen, welche von zwei zu zwei Jahren stattfinden sollen, bringt man sie diesem Maßstab näher: eine bedeutende Ermäßigung soll am 30sten Junius 1842 stattfinden.

Die Bank der Vereinigten Staaten hatte einen neuen Freibrief nöthig, da der ihrige am 3ten März 1836 erlöschen sollte. Dieses Institut hatte damals wenige Gegner, mißfiel aber dem General. Als im J. 1832 der Kongreß der Bank die verlangte Autorisation gewährte, trat der Präsident abermals mit seinem Veto dazwischen, und begann so gegen die Bank einen Krieg, der noch nicht zu Ende ist.

(Fortsetzung folgt.)

Holzpflasterung.

In den größern Städten der Vereinigten Staaten ist die Aufmerksamkeit jetzt sehr auf die zu New-York gemachte Probe der Straßenpflasterung mit Holz gerichtet. Der Preis der Holzpflasterung betrug etwa 2½ Dollars für das Quadratyard; jeder Block, die alle sechsseitig zugehauen waren, kostete 7 Cents (oder etwa 11 kr.), und man brauchte 24 Stücke, um einen Quadratyard zu pflastern. Man glaubt indeß, zukünftig die Sache wohlfeiler bestreiten zu können. Der mit diesem Geschäft beauftragte Kommissär hat sich vorgenommen, zwei Arten dieser Pflasterung zu probiren: 1) Die Erde hinreichend tief aufzugraben und eine fußdicke Schichte von Kies zu legen, dieselbe wohl zu ebnen und mit zweizölligen Brettern zu decken, diese endlich mit Pech und Harz zu überziehen und darauf die Blöcke zu stellen, die am Ende, um die Fugen auszufüllen, mit einer Lage von Pech überzogen werden sollen. 2) Ganz wie oben zu verfahren, nur die Bretter wegzulassen und die Blöcke auf den Kies zu stellen. Die Vortheile, die man daraus zu ziehen hofft, sind, eine gleichere Oberfläche, und in den belebtern Straßen eine größere Dauer. Das Pflastern mit Steinen verlangt fortdauernde Reparaturen, die nicht nur sehr kostspielig, sondern auch für die Cirkulation der Wagen sehr hinderlich sind. So viel die bisher zu New-York gemachte Erfahrung zeigt, sind diese Nachtheile durch die Holzpflasterung gehoben, da die Blöcke sich nicht verschieben und in keiner Weise leiden. Die einzige bedenkliche Frage ist, wie lange dauert das Holz? nur die Zeit kann sie lösen, man glaubt indeß, daß es sich zum Mindesten acht Jahre halten werde. Ein Holzpflaster ist so eben, wie ein Fußboden; die Wagen fahren darüber ohne viel Fraktion und ohne das mindeste Geräusch.

Die Leiden des Durstes zur See.

(Schluß.)

Zur Zeit, als ich diese Stelle in mein Tagebuch niederschrieb, hegte ich den Gedanken, daß meine eigene Auflösung nicht ferne sey, und ich bereitete mich auf diese große Veränderung vor, so gut ich konnte; allein in dieser Nacht sprang der Wind wieder um: anfangs leicht; als er aber frischer wurde und das Wasser unter dem Bug zu plätschern begann, verbreitete sich die ausgelassenste Freude unter uns. Jedes Stückchen Leinwand, das nur einigen Wind fassen konnte, ward ausgesetzt, und der plötzliche Uebergang von der tiefsten Verzweiflung zur höchsten Freude brachte Scenen hervor, die unbeschreibbar sind. Die Bande des — Regiments brachte ihre Instrumente herauf und spielte die heitersten Weisen; Jung und Alt stimmte in die allgemeine Freude. Beglückwünschungen und Versprechungen wurden von allen Seiten gehört, und Manche wollten nun „morgen schon Land sehen,“ die wenige Stunden später ihre Augen in Dunkelheit schlossen und dieser Welt für immer Lebewohl sagten! Am Nachmittag des folgenden Tages zeigten sich die hohen Berge von Flores, wie das klare blaue Land der Verheißung auf der Scheide des Horizontes, und das Schiff näherte sich der Insel ungefähr auf sechs Knoten in einer Stunde. Eine vermehrte Quantität Wasser, mit etwas Wein versetzt, ward Jedem gereicht, und eine Art Ruhe fing an sich wieder herzustellen, obgleich unsere Zahl immer noch abnahm. Gegen Mitternacht legte sich der Wind wieder

etwas, und ward unbeständig und schwankend, und Hoffnungen und Befürchtungen, Erwartung und Verzweiflung herrschten abwechslungsweise vor. Die Nacht war schön hell, und jeder, der nur die Schiffsluken hinaufkriechen konnte, begab sich aufs Verdeck, mit endloser Angst sich hin und her bewegend. Wir konnten deutlich die Lichter in den Häusern an der Küste unterscheiden. Wir wußten, daß wir dem Lande nahe waren, und der Gedanke, daß die Hülfe so nahe und doch unerreichbar sey, trug noch zur Erhöhung unserer Reizbarkeit und Ungeduld bei. Endlich brach das Tageslicht an — ein glänzendes, prächtiges Tageslicht! Wir sahen die Insel ungefähr acht Meilen entfernt, und hierin das Versprechen, daß wir in wenigen Stunden die süße Erfrischung des köstlichen Stromes genießen sollten. So flüsterte uns die Hoffnung zu; aber ach! wie täuschend war die Aussicht! Die Sonne erhob sich über den östlichen Horizont, der Wind legte sich allmählich, und eine Stunde später waren Himmel und Meer noch einmal ruhig! Anfangs schien jeder entschlossen es nicht zu glauben, die glatte Oberfläche des Wassers aber machte es bald Allen nur zu klar, und ein Blick starrer Verzweiflung lag auf jedem Antlitz. Allein es war nicht der Blick ruhiger, finsterer Verzweiflung — es war eine offene Wildheit, als wolle jedermann seine Hand aufheben gegen seinen Nachbar, und dürste wie ein Tiger selbst nach seinem Blute. Ein Ausdruck der Drohung lag auf der Stirn und eine Röthe in der flimmernden Wildheit des Auges, die mit den gewöhnlichen menschlichen Gefühlen keine Aehnlichkeit hatten. Das wilde Rasen der Wahnsinnigen — die innigen Bitten zu dem Throne der Allmacht um Hülfe — die Flüche und Verwünschungen der Verzweifelten — das Schreien der Weiber und das klägliche Geheul der Kinder drangen in fürchterlicher Disharmonie an das Ohr. Nothzeichen wurden gemacht — Kanonen abgefeuert — Boote ausgesetzt und mit leeren Fässern abgesendet. Das fürchterliche Dahinsterben dauerte fort, während wir, um das entsetzlich Bittere der Täuschung noch zu vermehren, dunkle Wolken über die hohen Bergspitzen dahin ziehen und den Regen in Strömen sich ergießen sehen konnten. Wir konnten die Bergströme sehen, wie sie von Rücken zu Rücken stürzten, und die steilen Seiten der fast senkrechten Felsen herabschossen, während wir, von den empfindlichsten Qualen gepeinigt, nicht Einen Tropfen hatten, um die tödtende Hitze in unsern Adern zu stillen. Die Sonne stieg höher, und ihre sengenden Strahlen schossen mit für die Einbildungskraft verdoppelter Gluth auf uns herab. Unser Wasservorrath war gänzlich erschöpft. Manche nahmen in ihrem Wahnsinn ihre Zuflucht zum Rum, und ach! welch ein Schauspiel des Entsetzens folgte dann! Viele liefen nach der dem Lande zunächst liegenden Seite des Schiffes, und streckten ihre Hände nach den Orten aus, wo das klare Element in den Ocean sich ergoß. Sie schlossen ihre verwelkten Finger, als wollten sie nach dem verheißenen Trinkfeste greifen, und streckten ihre eingeschrumpften und todtsteifen Zungen heraus. Andere warfen sich im Wahnsinn ihrer Ungeduld köpflings in die See, und wollten an die Küste schwimmen; aber die Wasser schlossen sich über ihren Häuptern, und man sah sie nie mehr. Auch ich hatte alle meine Hoffnungen aufgegeben; das Leben schien schnell aus mir zu schwinden, und ich ging in meine Kajüte, als wäre sie mein Grab, und wickelte meinen Rock um mich als Leichentuch. Gefühllosigkeit, oder, wie ich meinte, ein tiefer Schlaf, befiel meine Lebensgeister, und doch gab es Zeiten, wo ich Schatten von Dingen sich bewegen sah, und den Schall vieler Stimmen in Harmonie sich verschmelzen hörte; köstliche Bankette kosteten mein Gaumen, und ich wanderte durch grüne Felder und üppige Auen, am Rande des kühlen durchsichtigen Bächleins, in dem ich meine fieberhaften Schläfe badete und die brennende Gluth meiner Zunge löschte. Glänzende Augen strahlten auf mich, und die sanften Töne liebkosender Zärtlichkeit gossen, wie die süßen Schauer des Herzens, ihre Melodie in meine Seele. Beim ersten Erwachen aus diesem Zustande geistigen Irreseyns fand ich mich auf einem bequemen Lager in einem reinlichen Gemach; wann und wie ich hieher gekommen, blieb mir ein Geheimniß. Ich näherte mich dem offenen Fenster und trat auf eine vergitterte Veranda, die mir die Aussicht auf die Spitzen hoher Berge gewährte, die unter mir zu hängen schienen, während ungeheure in die Felsen gerissene Klüfte ihre gähnenden Rachen furchtbar auf allen Seiten zeigten. Die Pomeranzen- und Aepfelblüthen füllten mit ihren Wohlgerüchen die Bergluft, und boten einen schönen Anblick inmitten des grünen Blattwerks. So weit das Auge reichen konnte, erglänzte der Ocean in Sonnenstrahlen, und eine kleine Insel, wie ein Hügel auf den Wassern schwebend, erhob sich an der Scheide des Horizontes. Ich hielt sie für die Insel Corvo, und wie das Gedächtniß seinen Dienst wieder zu leisten vermochte, ward mir auch allmählich meine Lage klarer und klarer; allein erst nachdem meine Gesundheit wieder hergestellt und meine Kraft zurückgekehrt war, ward ich mit den Umständen bekannt, die stattgefunden, nachdem ich in die Gefühllosigkeit versunken war, die mich nicht Zeuge seyn ließ der furchtbaren Vorfälle, die dann erfolgten. Die Schiffsboote waren, obgleich mit großer Schwierigkeit, im Stande gewesen die Fässer zu füllen und eilig wieder an Bord zurückzukehren; allein im Augenblick, wo das Wasser in das Schiffsfaß gegossen ward, trat ein allgemeines Gedränge ein. Das Kollern und Plätschern des Elementes, wie es in das Faß fiel, vermehrte nur noch die Begierde. Vom Streite kam es zu Schlägen, und von Schlägen zum Blutbade. Der Wahnsinn in seiner rasendsten Gestalt und schrecklichsten Form herrschte in diesem Augenblick. Kinder, die sich unter die übrigen vorgedrängt hatten, wurden unter die Füße getreten, und jedem Gefühl der Menschlichkeit Hohn gesprochen. Die Todten und Sterbenden lagen in vermischten Haufen; der rothe Strom aus vielen Wunden befleckte das Verdeck. Endlich gelang es der Mannschaft der Boote, die ihren Durst an der Küste (obgleich später mehrere starben) etwas gelöscht hatte, die armen Geschöpfe in Entfernung zu halten, und geeignete Wachen wurden aufgestellt, die das Wasser in kleinen Portionen vertheilten. Kaum war dieß geschehen, als ein frischer Wind das Schiff zu seinem Ankerplatz führte, und die Portugiesen durch freundliche Abhülfe unserer Bedürfnisse ihr Wohlwollen bewiesen. Ich und mehrere andere Offiziere wurden in ein Landhaus des Gouverneurs gebracht, wo uns die menschenfreundlichste und eifrigste Sorgfalt zu Theil ward. Auf meine Betäubung folgte Delirium; vierzehn Tage verflossen, ehe ich den Gebrauch meiner Vernunft wieder erlangte. Das Schiff hatte den Weg zu seiner Bestimmung fortgesetzt; bei der vor seiner Abfahrt vorgenommenen Musterung zeigte es sich, daß nicht weniger als hundert und siebzig Menschen gestorben waren.

Berichtigung.

In Nr. 307 unsers Blattes, S. 1227 Sp. 1 Z. 25 v. u. sind durch Versehen zwei Sylben weggeblieben. Es sollte heißen: dem General den Affront eines feierlichen Tadels zu ersparen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1836.

Die Ebenen Ungarns.

2. Die große Ebene.

Wenn man durch das Felsenthor, welches unterirdische Gewalten durch Emporhebung der vulkanischen Zwerkkette, welche die Karpathen mit den Alpen verbindet, der Donau geöffnet haben, hinaustritt, so wird man auf dem linken Donauufer die plötzliche Umgestaltung des Bodens mit Ueberraschung gewahr. Unermeßlich und unabsehbar breitet sich die große Savanne vor uns aus, sobald wir Waizen, diese Gränzstadt der Oede, verlassend, unsern Blick nach Südost wenden. Jeder Schritt führt uns tiefer in die Unermeßlichkeit, über welcher nur die Fata-Morgana ihre phantastischen Bilder als täuschende Ruhepunkte dem Auge vorgaukelt. Die Donau, als erschrecke sie vor der Sandwüste, die hier beginnt, und fürchte sich von ihr verschlungen zu werden, wendet sich plötzlich nach Süden hinab und schmiegt sich an den Dolomitbergen schen hin. Sie bleibt diesem Höhenzuge auch fortan getreu, immer nach Süden sich hinziehend, bis sie an den slavonischen von West nach Ost hinziehenden Alpengräten einen Anhalt findet, der sie in ihre vorige östliche Richtung zurückweist. Volle 38 geogr. Meilen von Waizen bis Wukovar dauert diese südliche Richtung der Donau, welche auf dieser ganzen Strecke, immer zur Linken, die unermeßliche Ebene zur Seite hat. Von Waizen bis Szathmar sind ebenfalls genau 38 g. M., welche der obern von W. nach O. gerechneten Breite der Ebene zukommen. Diese Breite bleibt sich zwischen der Donau und dem Fuße der siebenbürger Karpathen bis Temeschwar hin gleich, und verengt sich hier bis auf 26 g. M., so daß man die mittlere Breite zu 32 g. M. annehmen kann. Von Unghvar bis Pantschowa füllt die Ebene volle 60 g. M., wodurch wir eine mittlere Länge von 49 g. M. erhalten. Hieraus ergibt sich für die große ungarische Tiefebene eine Oberfläche von 1568 Quadratmeilen. Diese im Verhältniß zur Oberfläche des ganzen Erdtheiles in der That unermeßliche Ebene hat auch nicht einmal eine Wasserscheide, die sich über 400 Fuß absoluter Höhe, oder 100 Fuß über den Donauspiegel erhöhe, aufzuweisen, und muß daher als vollkommenes Flachland betrachtet werden.

Die tiefsten Stellen dieser Fläche nimmt die Donau ein, von welcher aus sich der Boden sanft gegen die Gebirge erhebt. Da diese nun sowohl den nördlichen, als auch den östlichen Gränzwall der Ebene bilden, so fällt auch diese von N. nach S. und von O. nach W. ab, und zwingt die Donau einen dem der Karpathen entgegengesetzten Winkel zu bilden, wodurch die Ebene selbst ein etwas längliches Viereck wird, dessen zwei Schenkel die Donau, die entgegengesetzten zwei aber die Karpathen bilden. Auf die Westufer der Donau greift die Ebene nur in der Stuhlweißenburger und Tolnaer Gespannschaft, im Verhältniß zum Ganzen unbedeutend hinüber; doch sind die Westufer meist bedeutend erhöht. Hätte nirgends ein zufälliger Gegenhang die Donau am Fuße der Karpathen ihren Lauf verfolgen lassen, so hätte diese die Gewässer der ungarischen Kordilleren sogleich bei ihrem Austritte aus den Bergen in Empfang genommen und die ganze Ebene wäre eine vollendete Wüste, die bei ihrer bedeutenden Ausdehnung dieselben Schrecken, wie die Wüsten des nördlichen Afrika's darbieten würde.

Nun müssen aber die Gewässer der Karpathen, welche besonders aus der Gegend, wo sie nach Süden umbiegen, in unermeßlicher Fülle hervorbrechen, ihren trägen Gang durch die Wüste antreten, und dieselbe durchschneiden. Zudem öffnen sich von Norden und Osten aus zahlreiche Thäler in die Savanne, aus deren jedem ein Strom lebendigen Wassers quillt und dem großen Sammler des Landes zueilt. Daraus entsteht eine höchst reiche Bewässerung dieser Flächen, die dadurch und durch den Schlamm, welchen die jährlichen großen Ueberschwemmungen absetzen, höchst fruchtbar, aber freilich auch in den niedern Gegenden versumpft werden.

Diese Versumpfungen nehmen einen sehr bedeutenden Theil der Oberfläche der großen ungarischen Ebene ein; besonders sind es die Gegenden zwischen der Theiß und den siebenbürger Karpathen, welche von Munkats bis Pantschowa mehr oder weniger damit bedeckt sind. Was hier nicht sumpfig ist, bedeckt der Flugsand. Die Versumpfungen betragen etwa 120 g. Quadratm. Zwischen ihnen heben sich ausgedehnte Steppen empor, deren grasreiche Flächen an die Sümpfe gränzen und bis jetzt bloß zur Viehzucht benutzt werden. Der größte Theil der Ebene, im

Betrage von 1000 Quadratmeilen, ist fruchtbares, höchst ergiebiges Ackerland, welches den Anbau reichlich lohnt. Dieß ist allenthalben der Fall, wo Flugsand und Sumpf den Anbau nicht hindert. In älterer Zeit waren diese Ebenen sehr oft der Schauplatz der furchtbaren Kämpfe mit den Türken, Tataren und selbst einheimischen Feinden, wodurch die beinahe gänzliche Entvölkerung herbeigeführt wurde. Nach Beendigung dieser Vaterlandszerfleischungen suchte die Regierung dem Boden neue Ansiedler zu gewinnen, was ihr auch gelang. Schnell blühten zahlreiche Niederlassungen zu bedeutenden Städten und Flecken auf. Noch ist aber Raum da, und für Industrie und Thätigkeit ist hier das Feld eben so unermeßlich wie die Ebenen selbst. Ein großer Theil der Ländereien, welche jetzt einer im Verhältniß zur Ausdehnung sehr sparsamen Viehzucht gewidmet sind, besteht aus anbaufähigem Feuchtboden, der ein Jahrhundert hindurch keines Düngers bedarf. Die Sümpfe sind alle der Trockenlegung fähig; die trägen, dahin schlängelnden Flüsse, besonders die Theiß, warten nur auf ernste Regulirung, um große Lasten schnell von einem Orte zum andern zu fördern. Eben so gibt es große Strecken mit Birkenwaldungen besetzt, deren Anbau mit dem anderer schnell wachsender Laubhölzer verbunden, sich sehr leicht auf die Flugsandwüsten verbreiten ließe.

Jetzt bietet dieser ausgedehnte Landstrich freilich einen etwas unbehaglichen Anblick dar. Die Städte, welche an Volkschaft täglich zunehmen, die Dörfer, welche 20 und mehr tausend Inwohner zählen, die Weiler und Meierhöfe, welche mit ihren Hirten und Heerden einen eigenthümlichen, mitunter romantischen Anblick gewähren, sind oft Tagereisen aus einander gelegen. Die Zwischenräume bieten Quadratmeilen große unangebaute, mit Flugsand, oder im glücklichen Falle mit Weidegras bedeckte Räume dar. Wer die Hochsteppen Asiens gesehen hat, glaubt sich dahin versetzt, und die seltenen, mit brakigem Wasser versehenen Brunnen, die Sümpfe, die kleinen Natron-Seen, welche den Durst des Wanderers täuschen, vollenden diese Aehnlichkeit.

Fassen wir das bis jetzt Gesagte zusammen, so erblicken wir ein Bild, welches uns die größten Mannichfaltigkeiten darbietet. Schön und anmuthig sind die Ränder der Ebene, denn sie wird von den lieblichsten Gebirgsabhängen der Erde umkränzt, und Tokay's Berge sind sowohl ihrer Gestalt als ihrer Reben wegen schön. Auch Siebenbürgens himmelanstrebende Höhen schauen weit in die Fläche hinab und verschönern den östlichen Theil derselben weithin. Die Ufer der Donau sind überall schön, und wenn sie auch unterhalb Ofen bis zu den Rebengeländen Fünfkirchens hinab keine Höhen darbieten, so ruht doch das Auge mit Wohlgefallen auf den Triften und Fluren der deutschen Ansiedler, welche diese gesegneten Länder bebauen und mit dem lachenden Gewande des Wohlstandes schmücken. Durchwandert man jedoch die Ebene selbst, dann freilich ändert sich der Anblick, und das Gefühl der Oede ergreift uns. Manche Strecken versetzen uns in Afrika's Wüsten, die jedes lebende Wesen flieht, andere auf Südamerika's Llanos, die durch das weiße Hornvieh mit gewaltigen Hörnern und schlankem Wuchse und die im eigentlichen Sinne wilden Hirten, täuschend nachgeahmt werden. Was uns Humboldt aus der Gegend von Calabozzo von den Gauchos berichtet, paßt vollkommen auf die Gegenden um Ketschkemet, Debrezin und Sombor, und die Kunen und Jasen sind den heerdenreichen Llaneros ganz ähnlich. In nassen Jahren kommt auch noch die Ueberschwemmung der Steppen hinzu, welche sich nicht selten auf viele Quadratmeilen erstreckt und den ganzen Raum zwischen den Flüssen in der Nähe ihrer Mündungen in unübersehbare Wasserflächen verwandelt. Im Frühlinge ist die ganze Ebene ein grüner Teppich, den kein Baum beschattet; im Anfange des Sommers zieren ihn unermeßliche, aber einförmige Saatenwogen, die der Sichel harren. Tritt aber einmal der hohe Sommer ein, und sind die Feldfrüchte eingeerntet, dann ist die Wüste vollendet. Indessen sind hier die Kornkammern der Monarchie. Der Viehstand hat bedeutend gegen ehemals abgenommen, denn die Bevölkerung ist für diesen Landstrich noch viel zu unbedeutend. Die unermeßlichen Sumpfgegenden geben ein etwas verändertes Bild, und schrecken den ohnehin erschöpften Wanderer mit ihrem Pesthauche, gegen welchen allerdings die größte Vorsicht zu beobachten ist. Der Vergleich des Strabon, welcher in Afrika's Wüste ein Tigerfell sieht, paßt mit bei weitem größern Rechte auf dieses Flachland, welches in diesem Bezuge die größte Mannichfaltigkeit darbietet.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

In seiner Leidenschaft für entschiedene Schritte stellte er die heftigsten demokratischen Grundsätze auf, z. B. daß die Mitglieder des Kongresses nicht zu öffentlichen Aemtern wählbar seyen, daß die Präsidenten nicht zum zweiten Mal erwählt werden sollten, und endlich seine Theorie von der Rotation der Aemter. Dieses Wort ist von ihm selbst; es ist das non plus ultra der Ideen von Gleichheit, die Quintessenz aller demokratischen Lehren. Dieser Ansicht zufolge sind alle Bürger gleich geeignet, öffentliche Aemter zu verwalten, und darum soll jeder der Reihe nach in sie eintreten, damit in den Aemtern eine stete Bewegung sey. Die ganze Verwaltung des Generals widerlegt das Prinzip der Unerwählbarkeit der Kongreßmitglieder zu öffentlichen Aemtern, und seine Ansicht über die Gefahren einer zweimaligen Wahl zum Präsidenten scheint er gänzlich vergessen zu haben, da er im Jahre 1832 sich selbst nochmals wählen ließ. Dagegen scheint ihm seine Idee einer Rotation der Aemter sehr am Herzen gelegen zu seyn, denn kurze Zeit nach seinem Amtsantritte wandte er sie auf sein gesammtes Kabinet an. Ein Weiberstreit hatte Uneinigkeit unter seinen Ministern ausgesäet; die Frau des einen war bei den andern Damen Washingtons in Ungnade gefallen, und alle weigerten sich ihre Besuche zu empfangen oder zu erwidern. *) Zwischen den Männern fanden

---

*) Der Grund hievon lag in einer argen Prüderie, denn das ganze Verbrechen der Dame bestand darin, daß sie etwas zu früh nach der Hochzeit in die Wochen kam.

lebhafte Erklärungen statt, und dann trat Jackson dazwischen, aber er, vor dem die besten englischen Bajonnette zurückgewichen waren, konnte den Widerstand dieser Damen nicht bezwingen. Aufgebracht über den schlechten Erfolg seines Mittleramtes, machte er auf einmal reines Haus, behielt nur seinen Freund Barry, und setzte ein anderes Kabinet zusammen, in welchem die Herren Livingston, Maclane und Caß, lauter ausgezeichnete Leute, figurirten; Herr Taney, ein sehr geachteter Advokat von Baltimore, wurde Generalattorney. Dieß war indeß für einige der entlassenen Minister nur eine halbe Ungnade, denn er sorgte nach Kräften für sie: Herr Eaton ist gegenwärtig Gouverneur von Florida und Herr van Buren wurde zum bevollmächtigten Minister in England ernannt; freilich blieb er dieß nicht lange, denn der Senat weigerte sich seine Ernennung zu ratifiziren, wegen einer Depesche, die er als Staatssekretär an einige Gesandte der Vereinigten Staaten in Europa erlassen hatte. Van Buren, der sich in London bereits überall als Minister der Vereinigten Staaten präsentirt hatte, befand sich nun in einer sehr delikaten Lage, aus der er sich aber als ein Mann von Geist und Takt herauszog. Er machte bei den Mitgliedern des diplomatischen Korps Abschiedsvisiten, und statt im Mindesten über seinen Unfall Unwillen blicken zu lassen, sagte er ihnen, der Senat sey völlig in seinem Rechte, er unterwerfe sich dem Spruch dieser erlauchten Versammlung ohne Bedauern, und schätze sich sogar glücklich, in Europa ein lebendiges Beispiel der Garantien zu seyn, welche die amerikanische Konstitution zur Verhinderung von Mißbräuchen darbiete. Dieser Unfall war die Ursache seiner Erhebung. Der Präsident hatte sich mit dem Vicepräsidenten, Herrn Calhoun, überworfen, denn dieser fühlte das Gewicht seiner intellektuellen Ueberlegenheit allzu sehr, um den Vorurtheilen, welche der General aus Tenessee hergebracht hatte, zu schmeicheln, oder sie auch nur zu schonen; bei der Gelegenheit der Quasirebellion von Südcarolina gab er seine Entlassung. Als im Jahre 1832 eine neue Wahl stattfinden sollte, wurde van Buren, welchen die demokratische Partei für die vom Senat geübte Strenge entschädigen wollte, auf die Liste der Kandidaten zur Vicepräsidentschaft gesetzt, und wie sein Vormann, der General Jackson, mit einer unermeßlichen Mehrheit gewählt.

General Jackson ist während der acht Jahre seiner Präsidentschaft auch nicht einen Augenblick müßig gewesen, und wird lange von sich reden machen. Er hat seine Präsidentschaft durch große Maßregeln bezeichnet, welche theils löblich, theils tadelnswerth sind, aber alle den Beweis liefern werden von dem Einfluß, oder um richtiger zu reden, von der Herrschaft, die er über seine Mitbürger ausübte. Es gibt nicht einen einzigen Punkt in der innern Verwaltung des Landes, an den er nicht Hand anlegte und dem er nicht seinen Stempel aufgedrückt hätte. Er hat, so weit dieß unter einer so demokratischen Regierungsform möglich ist, die Fragen über die öffentlichen Arbeiten und die Zölle entschieden. Da die Fonds des Schatzes nicht mehr für öffentliche Arbeiten verwendet werden, so war die Abbezahlung der Unionsschuld schnell, und jetzt ist dieselbe gänzlich getilgt. Die Indianer haben fast alle ihr eigenes Exil nach den Wüsten des Westens nach und nach unterzeichnet, die Inkonstitutionalität einer Nationalbank ist ausgesprochen, und die Bank ist todt oder stellt sich so. Die Reform des Banksystems im Allgemeinen wurde unternommen und mit Lebhaftigkeit, wenn auch nicht mit vollständigem Erfolg, betrieben.

Der Kampf Jacksons mit der Bank der Vereinigten Staaten ist eine der merkwürdigsten Episoden seines Lebens und der Geschichte seines Landes. Bei einem von der Begierde nach Gewinn wie besessenen Volke sah man den ersten Mann des Staats nach dem Ruin eines Instituts streben, dessen Sturz Tausende von Privatvermögen mit ins Verderben hinabreißen mußte, und dennoch blieb die Demokratie ihrem Erwählten treu, der sie dem Elend blosstellte. In einem Lande, wo der Name des Gesetzes einer tiefen Achtung genießt, wo bisher die höchsten Staatsbehörden mit Vergnügen sich in den engen Kreis ihrer Prärogativen einschlossen, sah man ganz diktatorische*) Handlungen, daß man z. B. der Bank die Ueberschüsse des Schatzes entzog, von der Menge mit Freude aufgenommen, weil sie gegen die sogenannte Geldaristokratie gerichtet waren. Zugleich aber erblickte man eine Handvoll muthiger und beredter Männer, wie sie ohne zu wanken dem Sturm des Volkes Trotz boten, um die Konstitution und die Gesetze, deren Sache mit der der Bank eng verknüpft war, zu vertheidigen. Hier konnte man zugleich erkennen, wie unwiderstehlich die Gewalt der Industrie und die Gewalt des Geldes sind, denn während Jackson und seine Freunde ihren Triumphgesang anstimmten, zog die Bank aus den Spaltungen der Jackson'schen Partei in Pennsylvanien ihren Vortheil, und erschien im Herzen dieses Staats, dessen Interessen von nun an mit den ihrigen verknüpft sind, mit neuer Lebenskraft, so daß ihr vermeintlicher Tod nur eine Metempsychose ist. Sie kann jetzt über den Haß ihrer Gegner lachen, denn sie wird länger ausdauern als diese. Sie hat ein Privilegium auf 30 Jahre erhalten, und 30 Jahre sind bei der Demokratie so viel als ein Jahrhundert. So neu erstanden erklärt sie, dem Präsidenten zum Trotz, ihren Aktionären, daß die Union alle Kosten des gegen sie begonnenen Kriegs bis auf den letzten Pfennig bezahlen solle, und daß sie bei dem ganzen Kampfe nichts verlieren, ja noch gewinnen werde. Dieser letzte Zug, der wirklich in dem Bericht des Bankpräsidenten an die Aktionäre sich findet, ist freilich nur eine Gaskonnade, denn der Ausgang des Kampfs ist zwar für den öffentlichen Schatz, aber auch für die Bank nachtheilig. Indeß hat die Bank das Recht den General zu ärgern, denn der große Sieg dieses letztern im Kongreß ist nur noch eine Niederlage.**)

*) Doch ist zu bemerken, daß der Präsident bei dieser Maßregel in seinem Rechte war.

**) Dieses ganze Gerede, das wir des Gesammtzusammenhangs wegen nicht auslassen wollten, sind nichts als hohle Phrasen, wie aus dem Umstand hervorgeht, daß der Verfasser die Reformen, die Jackson im Geldwesen der Vereinigten Staaten vornahm, lobt und sein Benehmen gegen die Bank tadelt; aber ohne die Bank der Vereinigten Staaten zu stürzen, war an eine Umänderung des Geldwesens nicht zu denken. Hätte Jackson gegen die Privatbanken zuerst vorschreiten wollen, so hätte er nicht nur ein ungeheures Geschrei gegen sich erregt, sondern auch nichts erreicht, indem die Bank der Vereinigten Staaten durch ihre Filialbanken sogleich an die Stelle der Privatbanken getreten wäre, und ihre Macht ins Ungeheure vermehrt hätte, ohne daß darum die Geld-

Jackson fand in dem Direktor der Bank einen Mann von vollendeter Klugheit, der es dahin brachte, daß Pennsylvanien der Bank einen Freibrief ertheilte. Man hat behauptet, Herr Biddle, — so heißt der Direktor der Bank, — habe das Haus der Repräsentanten von Pennsylvanien bestochen. Gewiß ist aber, daß er die ganze Bevölkerung des Staats durch das Versprechen gewann, ungeheure Summen in den Schatz von Pennsylvanien zu werfen, wodurch der Staat in den Stand gesetzt würde, Taxen abzuschaffen, Brücken zu bauen, Straßen, Kanäle, Eisenbahnen anzulegen und Schulen zu dotiren. Biddle schien den Pennsylvaniern zu sagen: werdet ihr so wesentliche Vortheile abgeschmackten Vorurtheilen und frivolen Parteiinteressen aufopfern? Und Pennsylvanien ließ sich erweichen. Wäre die Bank mit leeren oder schlechtgefüllten Händen gekommen, Pennsylvanien, dessen Zuneigung für Jackson an Verehrung gränzt, hätte nichts hören wollen; aber die Bank bot 31 Millionen Dollars.

Wenn Jackson in seinen Feindseligkeiten gegen die Bank scheiterte, so war er in seinen Versuchen zur Reform des Finanzsystems der Union glücklicher. Er hatte sich zum Zweck gesetzt, kostbare Metalle in Umlauf zu bringen; aus Europa wurde Gold in Menge nach Amerika gezogen, die Unionsmünze hat eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt, und der Münzstätte zu Philadelphia hat man einige andere in Neu-Orleans und in Nordcarolina hinzugefügt.

(Fortsetzung folgt.)

verhältnisse der Vereinigten Staaten im Mindesten besser geworden wären. Wir verweisen über diesen Gegenstand auf den Artikel: „Banken und Papiergeld in den Vereinigten Staaten." Jahrgang 1834. Nr. 228 ff. Bereits ist jetzt die Sache so weit gediehen, daß viele Staaten keine Bankscheine mehr unter 50 Dollars, und die meisten oder alle keine mehr unter 5 Dollars ausgeben lassen. Daß die Bank der Vereinigten Staaten ihr neues Privilegium in Pennsylvanien nur durch Bestechung erhalten, ist jetzt kein Geheimniß mehr, und es fragt sich noch, ob sie es behalten wird, da sich bereits bedeutende Stimmen dagegen erhoben haben.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünf und zwanzigster Brief. *)

Oran, 4ten Mai 1835.

Ich bin in Mascara, 80 Meilen im Innern des Landes, gewesen, habe unter einem arabischen Zelt geschlafen, und einige Tage in einer Stadt zugebracht, wo Alles rein afrikanisch ist; wo keine Sonntagsglocke läutet und wo man selbst mit 1000 Pfund in der Tasche nicht eine einzige Flasche Wein zum Mittagstisch haben könnte.

Ich verschob meine Reise auf vierzehn Tage, weil ich jeden Tag zu hören hoffte, daß Abd-el-Kader in seine Hauptstadt zurückgekehrt sey; denn in Mascara gewesen zu seyn, ohne diesen Fürsten gesehen zu haben, wäre eben so, als wenn man von Rom zurückkäme, ohne den Papst gesehen zu haben. Leider aber wurde mir der Anblick des Helden von Mascara, der noch immer mit Unterwerfung eines seiner südlichen Stämme beschäftigt ist, nicht zu Theil. Abd-el-Kader ist der Tippu Saib des nördlichen Africa's im Kleinen, und gleich seinem Vater ein im Ruf der Heiligkeit stehender Marabut. Nachdem die Franzosen Oran genommen hatten, leistete er ihnen lebhaften Widerstand, der mit einem Vertrag endete; er durfte sein Fürstenthum behalten, und hat seinen Konsul zu Oran, so wie die Franzosen den ihrigen zu Mascara. Der Vertrag wird indeß von jeder Partei anders ausgelegt; Abd-el-Kader betrachtet sich als unabhängigen Fürsten, und die Franzosen sehen ihn als tributpflichtig an. Bis jetzt begnügen sie sich jedoch damit, nur von Tribut zu sprechen, ohne ihn zu erheben, und unterstützen den Fürsten sogar mit Waffen und Pulver, um seine rebellischen Unterthanen zum Gehorsam zurückzuführen, so daß ein friedlicher Verkehr zwischen Oran und Mascara besteht. Da man indeß nicht wissen kann, wie lange dieser Stand der Dinge dauert, so brach ich nach dem Innern auf, ohne die Rückkunft des Fürsten zu erwarten. Den letzten Berichten zufolge hat er an seinen Diwan geschrieben, daß ihm der Himmel günstig gewesen, indem er seinen Feinden 7000 Stücke Hornvieh abgenommen, und im Stande sey, ihnen 100 Köpfe zu senden, die, auf Spieße gesteckt, in den Straßen von Mascara umhergetragen werden sollten. Ich kam um acht Tage zu spät, um dieses Schauspiel zu sehen. Der französische Konsul erzählte mir, daß diese Köpfe so nahe an seiner Terrasse vorübergetragen worden seyen, daß er sie hätte mit den Händen berühren können.

Ich erhielt von dem hiesigen Konsul von Mascara — einem fröhlich aussehenden Mauren, der den ganzen Tag mit untergeschlagenen Beinen in seinem Bureau sitzt — einen regelmäßig unterzeichneten Paß. Auch sah ich mich nach einem Dolmetscher und zwei bewaffneten Arabern zur Begleitung um. Ein maurischer Offizier in französischen Diensten war so gefällig mir zwei seiner berittenen Zuaven zu überlassen, wobei er darauf bestand, daß ich ihnen nur eine mäßige Vergütung bezahlen solle. Auch miethete ich noch ein starkes Maulthier, um Lebensmittel zu tragen, unter denen ein kleines Fäßchen mit Wein und ein anderes mit Wasser, weil das der afrikanischen Flüsse trübe und ungesund ist. Außerdem hatte ich noch das Vergnügen, von drei Franzosen die Versicherung zu erhalten, daß sie mich begleiten würden. Noch muß ich dankbar erwähnen, daß die polnischen Verbannten in Oran, vierzig an der Zahl, die hier, der gemeine Mann 1 Frank täglich und der Offizier noch mehr, Unterstützung erhalten, ohne zum Militärdienst verpflichtet zu seyn, sich erboten, mich bewaffnet und zu Fuß zu begleiten. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie sehr mich diese Aufmerksamkeit freute, die ich jedoch ablehnen mußte, theils weil es grausam gewesen wäre ihnen eine Fußreise im Gefolge Berittener zuzumuthen, theils aber auch, weil ein so zahlreicher bewaffneter Zug die Eingebornen hätte beunruhigen können.

Sehr angenehm war mir dagegen die zugesagte Begleitung der Franzosen, da es immer besser ist, in diesem Theil der Regentschaft zu zehn und zwölf, als in kleinerer Anzahl zu reisen. Als Stämme, oder als Bevölkerung überhaupt, sind die Eingebornen nicht gefährlich; allein es gibt herumschweifende Gurgelschneider, die meist in keiner größern Anzahl als zu drei herumziehen und einzelnen Reisenden gefährlich werden. Auf unserem Rückwege von Mascara stießen uns in der That auch drei Männer auf, die mehrmals an uns vorüber gingen, und ganz so verdächtig aussahen, als ob sie zu jener Zunft gehörten. Wir waren unserer neun, worunter ein französischer Sergent mit Depeschen von dem französischen Konsul zu Mascara nach Oran, ein riesiger Mann, gegen dessen Säbel drei Patagans nichts ausgerichtet haben würden.

(Schluß folgt.)

*) Den vier und zwanzigsten, ebenfalls aus Oran datirt, haben wir übergangen, weil er nichts Erhebliches enthält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1836.

Die Theepflanze in Assam.

Das Resultat der Nachforschungen, welche die unter Dr. Wallichs Leitung nach Assam abgegangene Gesellschaft hinsichtlich der Theepflanze in jenem Lande mittheilt, gibt alle Hoffnung, daß der Thee in kurzer Zeit ein bedeutender Ausfuhrartikel Indiens werden wird. Man fand die Pflanze auf weiten Strecken wild wachsend, und die Lokalität ist der Art, daß man zu der Vermuthung berechtigt ist, die Pflanze reiche noch viel weiter, als man bis jetzt entdeckt hat; auch darf man annehmen, daß Assam und die Nordgränze der englischen Besitzungen überhaupt dem Theebau jeder Art ein weites Feld eröffnen werde. Zwei Landstriche, in denen der Thee bisher gefunden wurde, liegen jenseits Sodiya in dem Lande der Singpho, und die natürliche Annahme ist, daß er aus den weiter ostwärts gelegenen Provinzen China's hieher einwanderte. Ist dieß wahr, so hat man allen Grund zu hoffen, daß bei näherer Untersuchung die Pflanze in reichlicher Menge in den benachbarten Bergen gefunden werden wird. Die Singphos sind ein tributpflichtiges Volk, das die englische Oberherrlichkeit anerkennt, und es wird deßhalb nicht sehr schwierig seyn, den regelmäßigen Anbau und die Behandlung des Thees im Lande auszubreiten. Zugleich ist es erfreulich zu erfahren, daß der an der anstoßenden Gränze von China gezogene Thee von den Chinesen selbst sehr hoch geschätzt wird. Zwei andere Landstriche mit Theepflanzen finden sich in dem Lande der Mattack oder Muamaria, welches sich an dem südlichen Ufer des Brahmaputra von dem Distrikt Sodiya nach Oberassam ausdehnt. Die Muamarias sind den Engländern tributpflichtig wie die Singphos, und stehen noch directer unter ihrem Einfluß. Ihr Land gleicht so ziemlich dem übrigen Thale von Assam, das unmittelbar unter englischer Oberherrschaft steht, und darum gewährt das Wildwachsen der Theepflanze in diesem Landstrich die erfreuliche Aussicht, den Theebau durch die ganze Provinz ausdehnen zu können. Der letzte Landstrich, in welchem man bei näherer Untersuchung die Theepflanze wild fand, liegt in der Gabhru-Parbat-Gruppe von kleinen Bergen am Fuß der Nagakette, nur wenige Stunden von Dschorhath, der Residenz Radscha Puranders Sings. Da dieser Radschah sein Gebiet von der brittischen Regierung nur vertragsmäßig und ausdrücklich während Wohlverhaltens im Besitze hat, kann es keine Schwierigkeit haben, den Theebau daselbst auszudehnen; und wenn man dabei auch auf Schwierigkeiten stoßen sollte, so liegen ähnliche Lokalitäten auf beiden Seiten der Ebene von Niederassam, welche unter der unmittelbaren Verwaltung englischer Beamten steht. Ueber die Nagaberge führt eine Verbindungsstraße zwischen Oberassam und Manipur, und da Major Grant bereits das Vorhandenseyn der Theepflanze auf der Südseite dieser Kette nachgewiesen hat, und dieselbe jetzt auch auf der Seite von Assam gefunden wurde, so ist zu erwarten, daß sie auch auf manchen Strecken zwischen diesen beiden Gegenden sich noch finden wird. Die Bewohner dieses Distrikts bestehen aus einer Menge von Stämmen, die ziemlich zahlreich, wohlhabend und mächtig sind.

Die Nachforschungen der abgeordneten Personen beschränkten sich nicht auf die Theepflanze, sondern erstreckten sich auf den botanischen und geologischen Zustand des Landes überhaupt, und Dr. Wallich behauptet, er kenne keine so reiche Flore, als die von Assam.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Endlich kann General Jackson sich schmeicheln, daß er es war, der die Liquidation der Schuldforderungen des amerikanischen Handels an europäische Regierungen durchsetzte. Dieß erinnert an einen charakteristischen Zug des Generals und der amerikanischen Demokratie. Jede Demokratie ist stolz gegen die Fremden bis zur Anmaßung; der demokratische Patriotismus ist voll Innigkeit, hat aber stets etwas Rohes, wo nicht Wildes. General Jackson trägt alle Instinkte der amerikanischen Demokratie in sich, welche hochfahrend und gebieterisch ist. In dieser neuen Laufbahn begann er mit Drohungen gegen Portugal, und fuhr fort mit Provokationen gegen die Regierungen, welche ihre Rechnungen mit der Union noch nicht abgeschlossen hatten. Um

sein Werk zu krönen, wollte er Frankreich zwingen, sich vor seiner Demokratie zu beugen, und man muß gestehen, daß es ihm gelungen ist. Der Erfolg der auswärtigen Politik des Generals Jackson hat seine Popularität vermehrt, und in den Augen der amerikanischen Demokratie die Mächte Europa's unglaublich herabgesetzt. Als man nach einander das Gold Neapels, Spaniens, Frankreichs, Dänemarks u. s. w. anlangen sah, waren die Europäer in den Augen der amerikanischen Masse nichts mehr als Tributzahlende, wie in den Augen des chinesischen Pöbels alle Botschafter, die nach Peking gehen, nur dem Kaiser ihre Unterwerfung bezeugen und Tribut bringen.

Wenn die Laufbahn des Generals Jackson auf dem Schlachtfeld sowohl als in der äußern Politik glänzend war, wenn er seinen Namen an große Administrativmaßregeln knüpfte, so hat er doch auch eine unselige Metamorphose in den politischen Gesinnungen und Sitten seines Landes begonnen. Ein geheimer Instinkt sagte den Amerikanern, daß ihre Freiheit von dem Tage an bedroht sey, wo ein militärischer Chef den Präsidentenstuhl besteige; darum hatte sie es sich zur Regel gemacht, niemals einen Soldaten zur höchsten Würde zu erheben. Washington war kein Soldat, nicht das, was die Amerikaner einen Häuptling (chieftain) nennen; die bürgerlichen Tugenden überwogen bei ihm die Eigenschaften des Kriegers. General Jackson ist das wahre Vorbild eines Kriegshäuptlings: er ist der eingefleischte Krieg, denn er lag sein ganzes Leben über in Streit und Kampf. Die Uebel, welche man von der Erhebung eines Militärchefs weissagte, haben nicht ermangelt die Union heimzusuchen. Die Achtung vor dem Gesetz, dieses Palladium der Republiken, ist verschwunden.*) Ehemals herrschte das Gesetz allein und die Menschen galten vergleichungsweise wenig. General Jackson ist sein ganzes Leben hindurch seinen persönlichen Neigungen gefolgt, ohne sich um das Gesetz zu bekümmern; fast in allen Verhältnissen seiner langen Laufbahn stieß er gewaltsam gegen das Gesetz an, und befand sich mit demselben in Widerspruch, allerdings häufig nicht ohne gute Gründe, allein so entschuldbar auch sein Benehmen an sich bei manchen Gelegenheiten seyn mag, wo er das Gesetz umging oder verletzte, so ist es doch nicht minder wahr, daß die moralische Wirkung äußerst nachtheilig und das gegebene Beispiel verderblich war. Seine Gelangung zur Präsidentenwürde war eine Aufmunterung zur Verachtung des Gesetzes. Voll ultrademokratischer Ideen, mehr dem Gefühl als der Ueberlegung folgend, hat er stets nach der Ansicht gehandelt und gesprochen, daß das gegenwärtige Gute, das unmittelbare Interesse des Volkes allein sein Benehmen leiten müßten, und daß Gesetze und Gewohnheiten nur eine untergeordnete Berücksichtigung verdienten. Dieß ist eine These, die sich philosophisch vertheidigen läßt, aber eine Republik besteht nur durch Gesetze, Herkommen und Gewohnheiten. Seine Vorgänger hatten sich mit den ausgezeichnetsten Leuten des Landes umgeben. Jackson brachte sein Leben mit einigen Vertrauten hin, obskure Leute, welche die Opposition als übelberüchtigt bezeichnet, und welche auf die öffentlichen Angelegenheiten mehr Einfluß ausüben als die Mitglieder des Cabinets. Dieß ist was man in den Vereinigten Staaten sein Küchenkabinet nennt. Er bespricht die Staatsangelegenheiten mit ihnen und bedient sich ihrer auch ostensibel für die innere Verwaltung des Landes.*) Ja er nimmt sie auf der Reise mit sich. Nachstehendes Beispiel mag den Beweis geben, welche Verfahrungsart durch Jackson aufgekommen ist. Seit dem Anfang des Jahres 1836 führen die Vereinigten Staaten Krieg gegen zwei armselige indianische Völkerschaften, die Krihks und die Seminolen, und dieser Krieg nimmt kein Ende. Das Commando der amerikanischen Truppen war einem achtungswerthen Militär, dem General Scott, anvertraut, der aber nicht glücklich war; er erfuhr keine Unfälle, konnte aber auch den Feind nicht erreichen und bezwingen. Der General Scott hatte unter seinen Befehlen als Generalquartiermeister einen gewissen General Jessup, welcher zu Washington der Nachbar und Freund Herrn Blair's war, der den Globe, das Journal des Generals Jackson, redigirte. Herr Blair ist einer der Vertrauten des weißen Hauses — so nennt man die Wohnung des Präsidenten zu Washington — einer der Gesellschafter, oder wie man in den Vereinigten Staaten sagt, einer der Höflinge des Generals. Von dem Kriegsschauplatze schrieb General Jessup an seinen Freund, Herrn Blair, einen Brief, worin er seinen Vorgesetzten, den General Scott, nicht schonte. Herr Blair zeigte den Brief dem Präsidenten und dieser schrieb ohne Weiteres auf den Brief selbst: „an das Kriegsministerium verwiesen. — Der General Scott ist abgesetzt und General Jessup an seine Stelle ernannt."

In seinem Privatleben ist der General sehr gereizt und außerordentlich einfach, er empfängt jeden bei sich, außer die Kaufleute von Newyork oder Philadelphia, welche zu Gunsten der Bank mit ihm sprechen wollen. Er unterhält sich vertraulich mit allen, und fühlt sich auch mit den rohesten Menschen nicht genirt. Auf der Reise steigt er gewöhnlich in Wirthshäusern aus dem Wagen, unterhält sich rauchend und von den Vorüberreisenden umgeben, und macht hier ohne Weiteres seine Gegner herunter, z. B. Herrn Clay, seinen Rivalen um die Präsidentschaft in den Jahren 1824 und 1832, und Herrn Poindexter aus Mississippi, der ihm seine Beleidigungen in den Journalen mit Wucher heim gibt. Seltsam genug weiß er mitten unter einem Kreise roher Landleute, mit denen er gemeinschaftlich seine Feinde durchhechelt, sich Achtung zu verschaf-

*) Wer die neueste Geschichte Nordamerika's kennt, wird diesen Ausspruch zu allgemein, aber namentlich in Bezug auf den Süden keineswegs ungerecht finden. Die Elemente der Zügellosigkeit waren da; ob man ihre Entfesselung gerade dem General Jackson in die Schuhe schieben darf, ist zum Mindesten zweifelhaft, und seine Erhebung möchte eher ein Zeichen des herrschenden Geistes, als die Ursache der gegen allen Gesetzeszwang widerspänstigen Gesinnung seyn.

*) Die Existenz dieser Camarilla hat zu den Briefen Anlaß gegeben, deren Sammlung eines der merkwürdigsten und originellsten Produkte der amerikanischen Literatur bildet. Dieß sind die Briefe des Major Downing, die einen Herrn Davis, Kaufmann zu Newyork, zum Verfasser haben. Der Major Downing gilt für einen der intimsten Vertrauten des Präsidenten und wohnt im Palaste desselben; er ist sogar sein Schlafgenosse und erhält Briefe mit der Adresse: „an Major Downing beim (alongside) General."

sey. Von hoher Statur, mit einem schönen Kopf voll dichter weißer Haare, die sich wie eine Mähne emporsträuben, und mit einer zugleich gefälligen und imponirenden Physiognomie, sichert er sich stets ein achtungsvolles Benehmen, und niemals ist die Menge unehrerbietig gegen ihn. Aber mit diesem Benehmen macht er seinem Nachfolger eine äußerst schwierige Stellung. Van Buren ist gewiß nicht der Mann, der in einem Dorfwirthshause auch dem Niedersten die Hand reicht, mit ihm politisirt und lacht. Dieß ist eine Art Popularität, die nicht Jedermanns Sache ist, und worauf die geschicktesten und feinsten Männer sich oft nicht verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ungeheures Dampfboot.

Ein Montreal-Blatt enthält Folgendes: Zu Buffalo wurde der Kiel zu einem Dampfboot von 700 Tonnen auf der Schiffswerfte von H. John Carrick gelegt: es soll, wenn es fertig, den Namen dieser Stadt tragen. Sein Kiel soll 180 Fuß, sein Verdeck 190' lang seyn und seine Breite 28 Fuß betragen. Seine Maschinen von 190 Pferdekraft mit Cylindern von 10 Fuß Länge sind bereits fertig.

Chronik der Reisen.

Thomas Campbells Briefe aus Algier.

Fünf und zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Ich habe meine Reise glücklich zurückgelegt, doch ging es mir, wie es im Leben oft mit Unternehmungen zu gehen pflegt, von denen man sich viel verspricht und die man unter Beschwerden ausführt — sie genügen der Erwartung nicht. Das Land bietet einen höchst eintönigen Anblick, ist wild, doch, wie ich glaube, nicht von Natur unfruchtbar; jene Wege, welche von den Lastthieren der Reisenden ausgetreten wurden, und einige felsige Stellen ausgenommen, findet man nirgends lauter Sand, und auf der Ebene wucherte eine üppige Vegetation von Goldwurz, Fenchel, Rietgras und wilden Disteln oder Artischocken, deren Spitzen ein Mark enthalten, das unsere Araber sehr gern speisten. Das Auge wird indeß dieser ungastlichen Wildniß bald müde. Ungefähr 12 Meilen von Oran kamen wir über die Stelle, wo vor 1½ Jahren ein hartnäckiges Gefecht zwischen den Franzosen und Eingebornen stattgefunden hatte. Die französischen Truppen, obschon sie den Sieg über die Araber davon trugen, litten dennoch fürchterlich durch Hitze und Durst. Ihre Wasservorräthe waren erschöpft, der Samum stellte sich ein, und von der Infanterie fielen ganze Kompagnien um und schnappten nach Luft. Ein Kapitän von den Dragonern, der dabei war, erzählte mir, daß mehrere Soldaten, vor Durst wahnsinnig geworden, die Mündung des Gewehres in den Mund genommen und losgedrückt hätten. Ein Infanterieoffizier zog seine Börse aus der Tasche und sagte zu seinen Leuten: „Ich habe euch muthvoll in die Schlacht geführt und bin stets ein gütiger Vorgesetzter für euch gewesen. Meine Leiden sind jetzt unerträglich, wer unter euch mein bester Freund ist, der schieße mich todt und nehme als Vermächtniß diese 20 Louisd'or.“ Keiner wollte seinem Verlangen genügen, er hatte aber kaum ausgeredet, als er umfiel und verschied.

Die Einförmigkeit unserer Reise ward nur zuweilen von dem Anblick arabischer Lager, mit 15 bis 20 Kamelen vor denselben, unterbrochen. Die Araber unserer Begleitung machten oft Jagd auf Gazellen, wobei sie sich immer eine halbe Meile weit von uns entfernten, aber immer zurückkehrten, ohne etwas erlegt zu haben. In der Dämmerung erreichten wir eine Duera, deren Patriarch Herrn Busnach bekannt war. Herr Busnach ist Theilhaber des Handelshauses Bacr, u. Komp., und einer der einflußreichsten Juden in der Regentschaft, der das Arabische vollkommen verstand und oft als Unterhändler zwischen den Franzosen und Eingebornen verwendet worden war, wofür er auch den Orden der Ehrenlegion erhalten hatte. Um mich wegen der Gerüchte von Mordthaten, die sich zur Zeit meiner Abreise verbreiteten zu beruhigen, hatte der wackere Mann die Gefälligkeit mich halbwegs bis Mascara zu begleiten, weil die Franzosen, die anfänglich mit mir reisen wollten, aus Furcht zurückgeblieben waren. Mit orientalischer Etikette machten wir in gemessener Entfernung vor dem Lager Halt und diese Araber luden durch lautes Geschrei zu einer Besprechung ein. Ein Beir erschien, der unser Gesuch um Gastfreundschaft bewilligte, und wir betraten nun unter dem Gebell zahlloser Hunde das größte unter den Zelten. Die Weiber um dasselbe waren damit beschäftigt, Ziegen und Kühe zu melken. Das mit Kamelhaartuch gedeckte Zelt mochte wohl 25 Fuß im Durchmesser halten, war sehr hoch und in der Mitte durch eine Scheidewand von Tuch in zwei Gemächer abgetheilt. Diese Abtheilung schien keine Scheidung nach Geschlechtern zu bezwecken, denn wir hörten nicht nur in dem anstoßenden Gemach Weiberstimmen und Kindergeschrei, sondern es fanden sich auch Weiber in dem Raum ein, wo wir aßen und schliefen. Ein Feuer wurde in der Mitte angemacht, dessen Rauch durch große Oeffnungen in den Zeltvorhängen entwich, die nur hie und da am Boden mit Pflöcken befestigt sind. Zum Nachtessen hatten wir Eier, Milch und Cuscusu. Auch hier haben sich die Zeiten geändert, wie überall; es gab eine Zeit, wo der Araber den Schimpf, ihm für seine Gastfreundschaft Geld anzubieten, mit dem Dolche gerächt haben würde; allein schon in Oran hatte man mir gesagt, daß es besser sey, sich mit Silber, als mit bloßem Dank oder einem Geschenk abzufinden. Ich drückte demnach meinem Wirth etwas Münze in die Hand, die er mit Dank annahm. Wir schliefen auf dem nackten Boden und deckten uns mit unsern Mänteln zu.

Am nächsten Morgen nahm ich von Herrn Busnach Abschied, und setzte mit meinen Arabern die Reise nach Mascara fort, das wir noch vor Sonnenuntergang erreichten. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben an den französischen Konsul, dessen Haus meine Zuflucht war, da es in Mascara nicht eine einzige Herberge gibt. Während der letzten 20 Meilen gegen Mascara zu beginnt das Land hügeliger zu werden, und je näher man der Stadt kommt, um so mehr bemerkt man, daß menschliche Wohnungen nicht fern mehr sind. In einem Umkreis von zwei Meilen findet man Kornfelder, Obst- und Weingärten, doch schien mir der Anbau noch ziemlich schlecht zu seyn, obschon er besser war als an einigen Stellen der Wüste, wo er hie und da in einem elenden, mit dürrem Dorngebüsch eingezäunten Gerstenfeld bestand. Ich sah mehrere schöne Weinstöcke und sehr viel Orangenbäume, vermißte aber die Dattelpalme, die ich so weit gegen Süden zu finden erwartet hatte.

Wir kamen auf unserem Wege nach Mascara nur über zwei bedeutende Flüsse — den Sigg und den Web-el-Hamman — wenn man anders Flüsse bedeutend nennen kann, durch die man, wenn der Regen

sie nicht angeschwellt hat, durchreitet. Ein Beispiel von sinnreicher Reinigungsmanier stieß uns auf dieser Reise auf. Wir kamen nämlich an einigen Arabern vorüber, die ganz nackt am Boden saßen und ihre Kleider nicht weit von sich liegen hatten. Auf meine Frage, was dieß bedeute, erfuhr ich, daß diese Leute ihre Kleidung auf Ameisenhausen gelegt hatten, um das Ungeziefer von den Bewohnern derselben verzehren zu lassen.

Der französische Konsul zu Mascara ist ein Aegyptier von Geburt; da er ein Christ, so schloß er sich den Franzosen bei ihrem Einfall in sein Vaterland an, und hat es bis zum Kapitän gebracht. Er beklagte sich sehr über seine langweilige Lebensweise, da er keinen Gesellschafter hat als den bereits erwähnten Sergenten der Dragoner, der mich nach Oran zurück begleitete. Mein Besuch sey ihm, fügte er bei, ein wahrer Trost, und ich möchte doch wenigstens eine Woche bleiben; ein Verlangen, dem ich indeß nicht entsprechen konnte.

Mascara kann man binnen wenigen Stunden von innen und außen kennen lernen. Es ist ungefähr halb so groß als Algier, von einer 60 Fuß hohen Mauer mit einigen Thürmen umgeben, hat aber keinen Graben. Die Häuser sind viereckig, selten mehr als Ein Stockwerk hoch und mit flachen Dächern versehen. Abd-el-Kaders Palast hat einen viereckigen Hof mit einem Springbrunnen in der Mitte, und besteht aus mehrern eben nicht ansehnlichen Gebäuden. Ich besuchte seine Pulverfabrik, die aus einigen Walzen und Mörsern besteht und in der schlechtesten Verfassung ist. Der Marktplatz ist angenehm und lustig, und man findet hier eine Menge von Früchten, Butter und Wolle. Statt des Gewichts bediente man sich einiger Steine. Auch mehrere Läden mit europäischen Waaren findet man hier. Ich besuchte eine Gerberei, wo man vortreffliches Leder bereitete, und sah Weber an regelmäßigen Webstühlen, auf denen feines weißes Wollentuch verfertigt wurde. Was mich am meisten überraschte, war ein Laden mit Stickereien; ich handelte um eine, die aber so kostbar war, daß ich sie nicht kaufen konnte.

Der Konsul führte mich in die Villa und die Gärten Abd-el-Kaders, die ungefähr eine Meile von der Stadt entfernt sind. Hier findet man Spaliere mit Weinstöcken und Orangenhaine, ja sogar Kiosks; doch sieht Alles, im Vergleich mit den Villa's um Algier, sehr ärmlich aus. Als wir zum Essen nach Hause kamen, empfingen wir Besuch von mehrern Mauren der Stadt, die, wie mir der Konsul sagte, jeden Abend zu kommen pflegten, um ungefähr achtzig Tassen Kaffee bei ihm zu trinken, und ihn noch um andere Gefälligkeiten zu ersuchen, die er nicht abschlagen könne. Es befanden sich auch Marabuts in ihren weißen Mänteln unter diesen höflichen Bettlern.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen verließ ich Mascara. Der Konsul begleitete mich ein paar Meilen zu Pferde, und warnte mich noch kein Flußwasser zu trinken, ohne es vorher mit etwas Wein zu vermischen. Ich wußte, daß mein Weinfaß noch nicht leer war; als wir aber am Fluß Hamman Halt machten, fand sich kein Wein mehr vor. Ohne Zweifel waren die Araber die Diebe, denn sie können eben so gut stehlen als trinken. Ich mußte also durstig durch den gelben Fluß reiten, und noch vier Stunden unter einer Sonnenhitze reisen, bei der ich hätte Eier in meinem Hutkopf sieden können. Ich wurde namenlos vom Durst gepeinigt, bis wir endlich eine Dascra erreichten, wo wir uns mit Buttermilch erquickten, auf die wir indeß noch eine Stunde warten mußten, da der Araber niemals frische Milch verkauft.

Ich fand die Bewohner der Dascra sehr gesellig. Die Weiber, die hier keineswegs so schen sind als in der Stadt, sammelten sich um uns, und ich setzte sie durch meinen neuen seidenen Regenschirm in Erstaunen, der für sie eine ganz neue Erscheinung war. Ich zeigte ihnen auch mein phosphorisches Feuerzeug und den Gebrauch desselben, worauf sie mir durch den Dolmetscher sagen ließen, daß sie den Schirm für ein Werk von Menschenhänden, die andere Maschine aber für ein Instrument des Teufels hielten.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir eine andere, halbwegs von Oran entfernte Dascra, wo ich mich nach einem meinem Wirth verabreichten Geschenk zur Ruhe begab, die jedoch von dem abscheulichen Hundegebell unterbrochen wurde. Da die kalte Nachtluft frei ins Zelt drang, so war ich herzlich froh zwischen einem Kalb und einer Ziege zu schlafen, die mir von ihrer Wärme mittheilten. Noch vor Tage stand ich auf, weil ich mich in dem von Oran nach Algier gehenden Dampfboote noch einzuschiffen gedachte. Mein Begleiter, der Sergent, schlief noch, ich aber ging vor das Zelt, um nach dem Stande des Mondes zu sehen. Ein Dutzend Hunde heulten, ich durfte also nicht wagen unbewaffnet hinauszutreten, nahm also meinen Säbel und brauchte diesen gegen zwei der Bestien, die mich anfielen, konnte jedoch nur einen abhalten, während der andere mich gerade über dem Knie biß. Die Zeltbewohner kamen heraus und waren sehr zornig, daß der Christenhund den arabischen Hund verwundet hatte; von meinem Biß war gar keine Rede. Der Sergent meinte, hätte ich den Hund getödtet, so wäre mein Leben gefährdet gewesen. Vor meiner Abreise sprach ich noch mit dem Patriarchen der Dascra, der auf meine Frage, warum man so viele Hunde halte, mir erwiderte, daß dieß der wilden Thiere und der Räuber wegen nöthig sey.

Ich kam glücklich nach Oran, fand aber, daß das Dampfboot erst morgen abgeht. Von Algier gedenke ich nach Marseille überzufahren und binnen wenigen Wochen wieder bei euch in London zu seyn.

Vermischte Nachrichten.

Die Zahl der englischen Kauffahrer beträgt 24,280. Die Trächtigkeit dieser Schiffe beträgt zusammengenommen 2,555,686 Tonnen, und zur Bemannung sind 166,583 Personen nöthig. Außerdem besitzt England in den Kolonien 3579 Schiffe von 214,878 Tonnen Trächtigkeit und 15,059 Mann Equipage.

New-Yorker Nachrichten vom September zufolge waren im verflossenen Sommer nicht weniger als 60,000 Auswanderer aus Europa, meistens aus Großbritannien, daselbst angekommen, und nahezu 50,000 waren in Canada gelandet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ritter Harold's Pilgerfahrt. Von Lord Byron. (Schluß.) — Die neuere italienische Literatur. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1836.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

Unter den Wasserbecken, welche auf unserem Festland sich gelagert, ist der Neusiedler-See, Ungarisch Fertö und Lateinisch Lacus Peiso genannt, unstreitbar einer der merkwürdigsten und schönsten, und nach dem Balaton, der erste und größte. Er liegt unter dem 47° 48′ nördl. Breite und 40° 39′ östl. Länge, im rechtseitigen Donaukreise des in so mancher Hinsicht gesegneten Ungarlandes, 3 Meilen südostwärts von Wien, 4 Meilen von Preßburg, und eine gute Stunde von Oedenburg entfernt, in einer überaus reizenden und fruchtbaren Gegend, umgeben von freundlichen Dörfern und lebensreichen Städten. Seine Ufer, wovon das südliche, westliche und theilweise auch das nördliche, herrliche Rebengelände umkränzen, während das östliche in Sümpfen und Morästen endend, in einer unabsehbaren Ebene sich hinzieht, berühren zum Theil die Gränzen dreier Gespanschaften, indem es von dem Wieselburger, Raaber und Oedenburger Comitat umschlossen wird. Der Umfang dieses Wasserbeckens beträgt ohne den schwimmenden Rasen (Hansag), welcher nur durch einen künstlichen Damm von ersterem getrennt und gleichsam als Fortsetzung des Neusiedler-Sees zu betrachten ist, 13 Meilen, und mit demselben das Zweifache. Der See selbst hat die Gestalt eines Halbmondes, dessen convexe Seite südwestwärts, das längere Horn nordwärts und das kürzere ostwärts steht. Die Länge des Sees beträgt 20,000 und die Breite 3 — 6000 Klafter. Seine größte Länge von Scheolle bis Gols beträgt etwas mehr als 5 Meilen, seine größte Breite von Wolfs bis Apetlan 2 Meilen; zwischen Mördisch und Illmitz, wo sein Durchmesser am kleinsten ist, ungefähr 1 Meile, die jedoch, wenn der See überfroren, was beinahe jeden Winter geschieht, im Schlitten in 1 Stunde zurückgelegt werden kann. Uebrigens ist der Umfang des Sees nicht immer derselbe, da sein Wasser fast in immerwährender Ab- und Zunahme ist. Je nachdem die Jahre trocken oder naß, und besonders die Monate, in welchen seine Verdünstung am stärksten vor sich geht, regnerisch oder heiter und windig, überhaupt die Quellen, aus denen er sein Wasser erhält, mehr oder minder ergiebig sind, nimmt auch sein Umfang ab oder zu. Gegenwärtig wo der See ziemlich hoch steht, beträgt sein Wasserspiegel immerhin sechs Meilen ins Gevierte.

Die merkwürdigste Eigenschaft, wodurch der Neusiedler-See vor den übrigen Gewässern unseres Erdtheils vorzüglich sich auszeichnet, ist die Beschaffenheit seines Wassers, welches hinsichtlich seines Geschmacks und seiner Bestandtheile dem Meerwasser ziemlich gleichkommt; eine Eigenschaft, welche es nach Dr. Furlani in seiner Abhandlung de thermis rachoelensibus im Jahre 1728 erhalten haben soll. Es schmeckt äußerst herb und unangenehm, und sein Genuß erregt bei Menschen Eckel und Erbrechen, während es hingegen vom Vieh gern und ohne Nachtheil genossen wird; und weil die an den Ufern des Sees liegenden Ortschaften, wo das Vieh zur Mittagszeit gewöhnlich auf ein paar Stunden in den See getrieben wird, sehr selten bis jetzt von Viehseuchen heimgesucht, und selbst dann verschont geblieben sind, wenn dieselbe in der ganzen Umgegend wüthete, so wollen viele in dem Seewasser ein Präservatio dagegen finden. Angestellte Versuche, das Wasser zu ökonomischen Zwecken, wie z. B. zum Leinwandbleichen zu benützen, sind gänzlich mißlungen. Das Bleichen ging zwar schneller und besser von Statten, allein immer auf Kosten der Leinwand, welche dadurch an Dauer und Haltbarkeit verlor, und beinahe unbrauchbar wurde. Ebenso ist es mit seiner Anwendung zum Begießen der Pflanzen, welche damit benetzt plötzlich welken und absterben. Hinsichtlich seiner Farbe und Reinheit kommt es dem Brunnenwasser gleich; auch ist es wie dieses geruchlos. Sobald aber der See steigt oder vom Wind stark gepeitscht wird, was nicht selten geschieht, trübt sich sein Wasser auffallend. Im Glas verliert es diese Farbe jedoch bald wieder. Längere Zeit in Gefäßen aufbewahrt, geht das Wasser bald in Fäulniß über. Seine Schwere verhält sich zum Brunnenwasser wie 3450 zu 3360. Nach den Ergebnissen der von Dr. v. Kis früher schon angestellten, und durch Herrn Rump in vaterländischen Blättern mitgetheilten Analyse führte ein Eimer (ungarisch) Seewasser 16 Loth Salztheile mit sich; 60 Gran dieses Salzes enthalten 9 Gran freies mineralisches Alkali (Soda), $18\frac{3}{4}$ Gran reine Vitriolsäure, $3\frac{7}{8}$ Gran reine Salzsäure und 26 Gran mit beiden Säuren verbundenes mineralisches Alkali. Nach diesem wären also die Bestandtheile

des im Seewasser vorkommenden Salzes: Soda, Vitriolsäure und Kochsalzsäure; davon ist erstere in überwiegender Menge vorhanden, nämlich $^{35}/_{60}$; Vitriolsäure dagegen nur $18^{3}/_{4}$ und Kochsalzsäure $3^{7}/_{8}$ Gran. Der größte Theil des im Seewasser enthaltenen mineralischen Laugensalzes kommt in der Form des Glaubersalzes (Soda-Vitriolsalz) und Kochsalzes vor, nämlich in Verbindung mit der Vitriol- und Kochsalzsäure. Hundert Theile des im Neusiedler-See vorhandenen Salzes enthalten also 77 Theile Glaubersalz, 8 Theile Küchensalz und nur 15 Theile Soda. Dieses mineralische Laugensalz, womit der See hauptsächlich geschwängert ist, wird häufig bei den Orten Mörbisch und Kreisbach, noch mehr aber auf der östlichen Seite bei Illmitz bis gegen den Damm hin krystallisirt angetroffen, indem es sich im Frühjahr, wenn der See zurückweicht, am Ufer in schönen rhomboidischen Krystallen anlegt, welche an Güte der alikantischen Soda gleichkommen, und von den Anwohnern sorgfältig gesammelt und größtentheils verkauft, mitunter auch zur Lecke fürs Vieh verwendet werden. Uebrigens wird an mehreren umliegenden Ortschaften auch das Seewasser zur Gewinnung dieses Salzes benützt, und namentlich auch zu Illmitz mit einem bedeutenden Vortheil auf Soda versotten.

Wie schon aus der Angabe erhellt, so kommen dem Wasser des Neusiedler-Sees auch heilkräftige Eigenschaften zu, und mit Recht darf es den alkalinisch-salinischen zur Seite gesetzt werden. Gleichwohl hat es sich bereits als solches in die Reihe der Arzneistoffe, die uns gegen dieses oder jenes Leiden hülfreich dienen, seinen Platz gestempelt, und eine vielfältige Erfahrung hat auch die Momente gezeichnet, wo es äußerlich als Bad gebraucht sich heilsam und stärkend erwirs. Nach Dr. von Kis ist es allen Kranken, die stärkender, auflösender, gelinde eröffnender, reizender, schweiß- und harntreibender Mittel bedürfen, zu empfehlen, und ist deßhalb besonders wirksam und mächtig in allen Leiden, deren Grundcharakter Schwäche heißt, und die sich durch ein Gesunkenseyn des normalen Nervenlebens verkündigen wie z. B. in Nervenschwäche, Hysterie und Halblähmungen, und Lähmungen, hauptsächlich aber in allen denjenigen Krankheiten, welche ihren Sitz im Unterleib haben, aus einer gestörten Verrichtung desselben hervorgehen. Hierher gehören alle Leiden, die auf einer Schwäche des Magens und Darmkanals beruhen, die Krankheiten der Leber, der Gallenblase, des Pfortadersystems, so wie der Nieren, der Harnblase und des Geburtssystems. — Nachtheilig dagegen ist sein Gebrauch in allen diesen Fällen, wo eine zu reiche Fülle von Lebensthätigkeit sich ausspricht, namentlich bei apoplektischer Anlage, bei der Tendenz zu aktiven Blutflüssen, Blutbrechen und in allen entzündlichen Krankheiten, mögen sie immer Namen tragen welche sie wollen.

Obgleich man übrigens die heilkräftigen Tugenden des Seewassers zur Genüge kennt, wird es nichts desto weniger höchst selten als Heilmittel, sondern mehr als Hautreinigungsmittel angewendet. Die Ursache hievon liegt jedoch einzig darin, daß es an einem passenden Lokale und überhaupt an allen Einrichtungen fehlt, um den Badenden nur gegen die heißen Sonnenstrahlen und die zahllosen Insektenschwärme zu schützen. Schon vor mehreren Jahren hatte der Graf von Szechenyi den Plan gefaßt, in dem ihm zugehörigen Dorfe Holling eine Seebad-Anstalt zu errichten, und dadurch für die Bequemlichkeit und Sitte der Badenden zu sorgen; allein der Plan kam nicht zur Ausführung. Indessen wandern dennoch in heißen Sommertagen ganze Karawanen zu Fuß und zu Wagen von Oedenburg aus nach Holling, wo das Seeufer wegen seiner Fläche und des sandigen Bodens besonders einladet, oder zu den sogenannten Segenshütten (Fischerhütten), am Fuße der Oedenburger Weinberge, um sich in den Fluthen des Sees mit Baden zu vergnügen. Andere, die der Schwüle des Tags ausweichen wollen, baden sich Abends, werden aber dafür von den Gölsen, welche Morgens und Abends in Myriaden den See umschweben, mit unzähligen Perlen besäet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Fortsetzung.)

Früher zeigte man in der Union keine sonderliche Verehrung für einzelne Menschen; jetzt gibt es Jacksonmen und eine Jacksonparty. Man sagt von sich selbst, man sey ein Jacksonman, eine thorough-Jacksonman, und niemand nimmt Anstoß an diesen Ausdrücken. Man hat alle Formen asiatischer Schmeichelei erschöpft. Er ist der größeste und beste der Menschen, der Held zweier Kriege, der größte Feldherr aller Zeiten, der Fels der Jahrhunderte in der Bibel. Herr van Buren hat einen Brief geschrieben, worin er sagt, es werde Ruhm genug für ihn seyn, unter den Auspicien eines solchen Chefs gedient zu haben. Die Demokratie, welche sieht, wie Leute, die als einsichtsvoll bekannt sind, sich vor dem General niederwerfen, hat sie noch überboten. Auf die demokratische Masse ist sein Einfluß unbeschränkt; für sie ist er infallibel. Nach dem Kaiser von Rußland ist der General Jackson der, der am meisten Gewalt über sein Volk ausübt. Ich sage, sein Volk, denn wie lassen sich die Worte Jacksonman und Jacksonparty anders übersetzen? Er hat diese Stellung bis zum Uebermaß benützt, besonders seit drei Jahren. Er hat Alles, was vor ihm da war, umgestoßen; man könnte seiner Spur folgen, wie der einer Windhose oder eines Vulkans. Er hat seine Gegner verfolgt, indem er alle Hemmnisse, welche die Gesetzlichkeit seinem Haß entgegensetzte, vor sich niederwarf. Er hat die Verfügung über den Schatz an sich gerissen, gerade in einem Augenblick, wo derselbe in unerhörtem Verhältniß sich vermehrte, und der Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben mehr als 30 Millionen Dollars betrug. Er hat die alten Diener abgesetzt und die Sklaverei der Beamten *) zum Grundsatz erhoben. Was er auch thun möchte, stets folgte ihm der Beifall der Menge. Die Kühnheit seiner Handlungen und die

*) Einer der Grundsätze, welche die demokratische Partei unter den Auspicien des Generals Jackson in Umlauf brachte, besteht darin, daß die öffentlichen Aemter die Beute des Siegers seyen; Herr Marcy, einer der Freunde des Generals, hat diese Lehre im Senat der Vereinigten Staaten, dessen Mitglied er war, offen behauptet.

Aufnahme, die sie fanden, zeigen an, daß eine bis jetzt noch geheimnißvolle Revolution dem Lande droht, und daß die amerikanische Republik, wie Washington, Jefferson und Madison sie träumten, im innersten Leben verwundet ist.

Ich hörte einen Franzosen, einen Mann von großer Erfahrung und vielen Einsichten, der in den Vereinigten Staaten seit den letzten dreißig Jahren zu wiederholten Malen sich längere Zeit aufhielt, sagen, daß er sich nicht mehr darin erkenne. „Das ist ein anderes Volk," sagte er; „die neuen Amerikaner sind wunderbare Geschäftsleute und unnachahmliche Kaufleute; sie verstehen sich vortrefflich darauf, in wenigen Jahren Staaten, groß wie Königreiche, der Kultur zu gewinnen, Kanäle und Eisenbahnen durch Wälder und über Berge zu ziehen, wie mit einem Zauberschlag Städte und Manufakturen zu errichten, aber ich finde nicht mehr die vaterlandsliebenden Bürger der frühern Zeit; der Eifer ist matt geworden und die Liebe zum öffentlichen Wohle erloschen; die ausgezeichnetsten Dienste sind nur noch ein Anlaß zur Verleumdung; die Mittelmäßigkeiten verbinden sich unter einander gegen ausgezeichnete Männer und werfen sie beiseite; die Intrigue herrscht unumschränkt und das Gesetz ist nur noch ein leeres Wort. Die Schmeichler des Volks haben ihm den Kopf verdreht und dieser neue unumschränkte Souverain reißt, wenn es ihm einfällt, dem einen das Haus nieder, theert und federt den andern, hängt diesen und peitscht jenen, und kümmert sich im Geringsten nichts um die Freiheit der Presse; denn die Journale werden aufs Willkürlichste unterdrückt. Neben den Gewohnheiten der Ordnung und der Arbeit im Privatleben, die ich bewundere, erkenne ich eine zügellose Neigung zu politischen Unordnungen. Neben dem religiösen Sinne, der dem Land eine unerschütterliche Festigkeit zu versprechen schien, erkenne ich die Keime einer Revolution, die mit jedem Tage schneller empor wachsen. Die Zukunft dieses Landes ist ein Räthsel, dessen Lösung nur Gott kennt."

Der Nachfolger des Generals Jackson übernimmt eine schwere Aufgabe und eine unermeßliche Verantwortlichkeit; er muß die bösen Neigungen, die sich allenthalben Bahn machen, im Zaum halten, und doch muß er zugleich, da er aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Schooße der reinen Demokratie hervorgehen wird, die Irrthümer und Anforderungen der demokratischen Partei achten. Die Zeit nähert sich, wo dieser Nachfolger ernannt werden wird, und Alles läßt glauben, daß dieß van Buren ist, den die Opposition bereits mit dem Namen des „Thronfolgers" bezeichnet, weil der General Jackson, auch hierin dem Beispiel seiner Vorgänger völlig entgegen, ihn ostensibel der Wahl seiner Mitbürger bezeichnete und für ihn die Wähler bearbeitete. Herr van Buren ist derjenige Mann in den Vereinigten Staaten, der dem General Jackson am wenigsten gleicht. Er ist nicht Militär und ist es niemals gewesen; sein öffentliches Leben verfloß in berathenden Versammlungen und in hohen Verwaltungsämtern. Er war lange Zeit Mitglied der Legislatur des Staats New-York, später Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten, Gouverneur des Staats von New-York, Staatssekretär und endlich bevollmächtigter Minister in England. Er ist ein vollendeter Politiker; mit einer bewundernswerthen Klugheit verbindet er eine Geduld, die nur dem aufbrausenden Wesen des Generals zu vergleichen ist; er ist so schmiegsam und so versöhnender Art, als sein Beschützer störrig und händelsüchtig ist. Seine Manieren sind das Bild seines Temperaments. Man hat dem General Jackson den Namen old hickory gegeben, von einem harten Holze, das nicht bricht; dagegen hat man Herrn van Buren slippery elm, die biegsame Ulme, genannt; den General hat man oft als den brüllenden Löwen bezeichnet, während man Herrn van Buren den kleinen Zauberer, den kleinen Van nannte. Während des heftigsten Kampfes mit der Bank mußte der General die Deputationen anhören, welche zu ihm kamen, um ihm Vorstellungen zu machen, und durch eine jener Neuerungen, die nur er sich erlauben konnte, las er ihnen selbst tüchtig den Text, und antwortete rauh auf ihre Klagen, oder schickte sie gar nach Hause, ohne sie nur zu empfangen. Van Buren dagegen, stets Herr über sich, präsidirte den Senat, dessen Majorität ihm feindlich war, mit einer Heiterkeit und Höflichkeit, die sich auch nicht einen Augenblick verläugneten, ließ, ohne auch nur zu nicken, den Strom der Sarkasmen des Herrn Clay, die feierlichen Reden des Herrn Webster, oder die streng logischen Deduktionen des Herrn Calhoun über sich ergehen, hörte ohne zu gähnen, die unendlichen Reden einiger ungeschickten Freunde, und setzte sich jeden Tag mit gleich guter Laune und gleich kaltem Blute den Geschossen seiner furchtbaren Gegner aus. An seiner Stelle wäre der General hundertmal bleich vor Zorn und mit flammendem Auge aufgestanden, hätte die Redner der Opposition verächtlich vom Kopf bis zum Fuße gemessen und den Sitzungssaal verlassen; glücklich noch, wenn er den Ausbruch seines kochenden Gemüths in sich verschlossen hätte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Briefe aus Arabien. I.

Ihrer Erlaubniß gemäß bin ich so frei, Ihnen einige Nachrichten über meinen Aufenthalt in Arabien und über die hiesigen Zustände im Allgemeinen mitzutheilen. Seit einiger Zeit befinde ich mich in Mokka, einem in vieler Beziehung eben nicht sehr angenehmen Orte. Die Stadt liegt an einer halbmondförmigen Bucht, welche in das Meer sehr seicht ausgeht, ist schlecht befestigt und hat eine schlechte durch viele Klippen und Untiefen sehr unsichere Rhede, die aber nichts desto weniger stark besucht ist. Die meisten Geschäfte bestehen in Transitohandel; der Kaffeehandel ist seit der Besitznahme Mokka's durch die Türken und den Unruhen in Sana unbedeutend, ja es ist hier gegenwärtig sogar großer Mangel an Kaffee, so daß ich mich schon seit einigen Wochen mit dem Aufgusse der Fruchtschalen desselben begnügen muß, welcher freilich fast wie Sassaparill-Dekokt schmeckt und so ziemlich auch dieselbe Wirkung hat. Uebrigens wird auch im ganzen Gebiet von Mekka kein Kaffee gebaut, sondern derselbe kommt größtentheils aus dem Gebiet des Emirs von Sana dahin, daher der Name Mekkakaffee nur im Sinne des Handels richtig ist. Die Stadt ist im Innern gut gebaut, aber ohne Hauptgebäude. Ihre Einwohnerzahl beträgt 10,000,

oder mit den Vorstädten ungefähr 20.000 Seelen. Die Bevölkerung besteht aus Arabern, Indiern, Banianen, Juden, Berbern und Parsen, welche leztere ein Geograph neuerer Zeit Kisilbaschen nennt, und somit ein Schimpfwort zum Volksnamen erhebt, welches die Türken gebrauchen, um in den Parsen den Inbegriff aller unzüchtigen Laster zu bezeichnen. Das Klima der Gegend ist äußerst ungesund, Wechselfieber sind hier endemisch und äußerst gefährlich, da oft schon der zweite oder dritte Frostanfall den Patienten tödtet. Ich habe seit einiger Zeit mit sehr gutem Erfolg den Kaffee täglich ungefähr zu vier Drachmen dagegen angewendet. Im Monat December v. J. hat sich auch die Cholera hier gezeigt, aber nur wenige Tage gewährt, und ungefähr 100 Menschen weggerafft. Außerdem findet man hier noch die Yemengeschwüre, welche sehr hartnäckig sind, und hin und wieder kommt auch der Guineawurm vor, der aber immer von Negersklaven aus dem Innern von Afrika eingeschleppt wird.

Im Allgemeinen wird die ebene Küste des glücklichen Arabiens, auf welcher Mokka liegt, und die auch so ziemlich die Ausdehnung der ägyptischen Besizungen in Yemen umfaßt, mit dem Namen Tehama bezeichnet. Ihr südlichster Punkt ist Bab-el-mandeb, ihr nördlichster Ghezan, ein Flecken mit einer Citadelle; gegen Osten ist sie von den Gebirgen begränzt, welche 4 bis 12 Stunden vom Meere entfernt sind. Das ganze Gebiet ist nur um die Städte her und selbst da nur wenig angebaut, obwohl jede Kultur sich reichlich lohnen würde, da der Boden aus einer sehr starken Schichte guter Dammerde besteht, welche nur oberflächlich mit Kies und Muscheltrümmern bedeckt ist. Auch an Bewässerung fehlt es durchaus nicht, denn zahlreiche Bäche süßen Wassers (Wadi) durchschneiden während der einen Hälfte des Jahres das Gefilde, und wenn dieselben auch im Sommer austrocknen, so hat doch der Boden in der Tiefe Feuchtigkeit genug, da man nur einige Fuß tief zu graben braucht, um das beste Wasser zu finden. Aber der nüchterne, mit weniger und schlechter Nahrung zufriedene Araber scheut die Mühe des Ackerbaues, da er durch Viehzucht, Schacher, Bettel und Stehlen leichter seine Lebsucht gewinnt, und somit ist die weite Ebene, die ein Garten der Kultur seyn könnte, jezt eine traurige Wüste. Die freiwillige Vegetation ist einförmig und spärlich, und bietet dem Sammler nur wenige Ausbeute dar. Außer der Dattel- und Durapalme finden sich einige Mimosen und andere Leguminosen, wenige Coniferen und Roseceen, Solaneen, Asclepiadeen u. s. w. Reicher ist die Thierwelt, unter den Insekten viele Scarabäiden, Myladeisarten, schöne Wanzen, Schmetterlinge und Hymenopteren, unter den Amphibien, außer einer Menge von Eidechsen, auch die Cobraschlange. Unter den Vögeln findet man ganze Heerden wilder Pfauen, blauer Perlhühner, viele Raub- und Wasservögel u. s. w. Von vierfüßigen Thieren ist das wichtigste das Kameel, als dessen glückliche Mißgeburt auch das Dromedar betrachtet werden muß, da es nach den Versicherungen aller Araber sowohl hier als in Aegypten von dem gemeinen zweihöckerigen Kameele gezeugt wird, und deßhalb eben so wenig eine eigene Art ausmacht, als ein mit einem Höcker geborner Mensch. Außerdem finden sich sehr gute Esel, die so theuer als Pferde bezahlt werden, die indianische Kuh und die abyssinische Ziege, leztere vielleicht ein Bastard, entstanden aus der Vermischung der Gazelle mit der gemeinen Ziege. Weiter gegen die Gebirge hin trifft man Tiger, die aber kleiner als die bengalischen und sehr furchtsam sind, gestreifte Hyänen und große Heerden von Löwenaffen.

Am reichsten und schönsten tritt die Natur im Gebiet des Imams von Sana auf, welches Land zwar ganz gebirgig, aber von fruchtbaren Thälern durchschnitten und von nie versiegenden Wadi's bewässert ist. Im Innern soll sich ein 12 bis 18 Stunden langer Landsee von gesalzenem Wasser befinden. Das Klima ist gesund und gemäßigter als in Mokka, wo die Hize während des Sommers in der Sonne oft bis 50° R. steigt. Die Produkte des Landes sind alle Brodfrüchte, darunter selbst Hafer, den ich sonst noch nirgends im Orient gesehen, vortrefflicher Wein, Kaffee, Katt, eine Weidenart, der Betel der Araber, der Mekkabalsam und andere Arzneigewächse, worüber ich Ihnen später Aufschluß zu geben Gelegenheit haben werde, da wir nächstens zu einem Feldzuge nach Sana aufbrechen. — Von Thieren findet man außer den oben angeführten auch vortreffliche Pferde, die weit schöner und dauerhafter als die des Nedschid sind. — Das Mineralreich liefert köstliche Steine, und drei Goldminen, welche leztere aber wenig benuzt werden, da die Araber des Innern das Gold kaum kennen. Die einzige hier gangbare Münze ist der österreichische Maria Theresia-Thaler und an der Küste die venetianische Zechine. Anderes Geld, selbst die türkischen Münzen, nehmen die Araber nicht, und man könnte mit einem Sack voll ungeprägten Goldes buchstäblich hier verhungern, da niemand etwas dafür geben würde. Die meisten Kunstprodukte, welche man hier findet, sind aus deutschen Fabriken, leider dürfte dieser Absaz aber bald durch die englische Konkurrenz sehr geschmälert werden, da England in Verbindung mit Mehemet Ali durch Errichtung einer Eisenbahn von Suez nach Kairo und durch Stationirung von vier Dampfschiffen (zwei englischen und zwei ägyptischen, leztere von der englischen Kompagnie dem Pascha geschenkt) auf dem rothen Meere den alten Handelsweg von Europa nach Ostindien wieder eröffnen wird. Möchten die deutschen Regierungen das hohe Ansehen, welches sie im Orient genießen, doch auch benüzen, an solchen großartigen Erweiterungen des Weltverkehrs thätigen Antheil zu nehmen! —

Außer Mokka sind im ägyptischen Gebiet von Yemen noch an Städten zu erwähnen: Massa, am Fuß der Gebirge, östlich von Mokka und fünf Stunden vom Meere, jezt ein schlechter, aus Strohhütten bestehender Flecken von 600 bis 1000 Einwohnern. Niebuhr meint, und die Araber bestätigen es, daß das Meer sonst bis hieher gereicht und Salomon seine Schiffe hieher gesendet habe. Hodeida, nördlich von Mokka am Meere gelegen, bietet von der Seeseite aus eine sehr hübsche Ansicht dar. Hier ist der Hauptstapelplaz des Kaffees, und die Versendung desselben beträgt jährlich dreimal mehr als in Mokka. Da zugleich das Klima viel gesünder ist als in lezterer Stadt, so hat auch der Gouverneur von Yemen, Ibrahim Pascha, hier sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zwischen Hodeida und Mokka liegt Zebid, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, eine sehr gewerbfleißige Stadt mit vielen Lederfabriken. Die andern Städte sind: Bet el Fakhir an der Karawanenstraße von Mekka nach Maskat und zugleich an der Gränze gegen Sana gelegen, Abu Misch, an der Gränze gegen die Yam-Araber, Ghezan, Hes, Yûma, Bieteh u. s. w., lauter unbedeutende Orte.

Von politischen Neuigkeiten ist wohl die interessanteste die Absezung und Gefangennehmung des Scherifs von Mekka, Ali, der ersten Person des Islamismus, durch die ägyptische Macht. Die Ursache davon war die geheime Verbindung des Scherifs mit dem Scheikh von Asyr, welcher man vorzüglich die Schwierigkeiten zuschreibt, die den ägyptischen Truppen bei ihren Feldzügen gegen Asyr während der lezten Jahre im Wege standen. Auf die Entdeckung dieses heimlichen Bündnisses lud Mehemet Ali den Scherif unter dem Vorwand eines neu abzuschließenden Vertrags nach Kairo, sezte ihn aber hier gefangen und sendete an seine Stelle einen seiner Anhänger, Mangu-Pascha. — Für unsern bevorstehenden Feldzug gegen Sana läßt sich der glücklichste Erfolg hoffen, da seit dem Tode Imams el Sakran (des besoffenen Imams) in jenem Lande Alles drunter und drüber geht, und der jezige Sultan durch seine Despotie die ganze Bevölkerung von sich abgewendet hat. So wird es uns möglich werden, mit verhältnißmäßig geringer Waffenmacht ein Reich zu erobern, das im ungeschwächten Gebrauche seiner Kräfte uns eine Armee von 50,000 Mann entgegenstellen könnte.

Nächstens mehr. Für diesesmal muß ich schließen, denn ich schreibe auf meinen lezten Bogen Papier und in ganz Mokka ist keiner weiter aufzutreiben, bis ich neue Vorräthe erhalte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1836.

Die Präsidentschaft Jacksons und die nächste Präsidentenwahl.

(Schluß.)

Die Opposition hat öfters ihre Plane gegen Heern van Buren gewechselt, weil sie niemand hatte, den sie mit Aussicht auf Erfolg ihm hätte gegenüberstellen können. Vor zwei Jahren trat ein Bruch in der demakratischen Paetei ein; an bee Spitze diesee dritten Partei stand einer der alten Freunde des Generals, Herr White, gleich ihm aus Tenessee, Senatoe für diesen Staat, ein sehr geachteter Mann, der eine Zeit lang in Abwesenheit des Vicepräsidenten dee Republik, dem von Rechts wegen dee Varsitz im Senate gebührt, Präsident desselben gewesen war. Herr White wurde durch den Sprechee der Repräsentantenkammee, Herrn Bell, unterstützt; die Oppasitian gab mit Geräusch der Candidatue des Herrn White ihren Beifall zu erkennen, was zur Folge hatte, daß viele Jacksanmen nicht auf seine Seite traten. Bald darauf mußte die Opposition ihren Candidaten nennen; Herr Webster, berühmter Advakat von Boston und Senatar im Kongeeß für Massachusets, wagte den Schritt und stellte sich als Candidaten dae. Hr. Maclean, Mitglied des aderften Gerichtshafs der Vereinigten Staaten, und ehemaliger Postdirektar, hatte im Ohiastaate einige Freunde, die ihn vorschlugen. Man fing an, von General Harrison zu speechen; auch war von einem Herrn Leigh, einem ausgezeichneten Advokaten und gegenwärtig Senatar im Kongreß für Virginien, die Rede. Aber alle diese Candidaten gewannen wenig Anhänger; statt nur Einen Candidaten zu haben, brachte die Oppositian 8 adee 10 in Varschlag, wandte sich an den Lokalgeist, und schlug in jedem Staate irgend eine Natabilität var, die daselbst Verbindungen und Einfluß besaß. White, Webster, Macleam, Leigh, Harrisan wären Candidaten jeder in seinem Staate geworden. Man glaubte sogae, Hr. Clay wüede sein Panier in Kentucky, und Here Calhoun das seinige in Südcarolina aufpflanzen, so daß van Buren, statt der nöthigen Majorität der Stimmen nur die Mehezahl gehabt hätte; die Wahl wäre dann an die Repräsentantenkammer gefallen, wo in diesem Falle die Stimmen nicht nach Köpfen, sondern nach Staaten gezählt werden, und es wäre in Falge einer der langen Ballatagen, wovan der amerikanische Kongreß zahlreiche Beispiele liefert, und mit Hülfe irgend einer Coalition nicht unmöglich gewesen, daß die Opposition irgend einen ihrer 10 oder 12 Prätendenten auf den Präsidentenstuhl gebracht hätte.

Aber weder Hr. Clay, noch Hr. Calhoun, noch He. Leigh wallten eine solche Pseudocandidatur, He. Maclean trat ab, He. Webster fand im Norden einen Rivalen an General Harrisan, und er sah, wie troß seiner glanzvollen Beredtsamkeit und troß seines Rufs als Gelehrter die [illegible] dem alten [illegible] von Tippecanae zu folgen. Das Andenken an den Konvent von Hartfard *) stürzte ihn vollends, und sa blied gegen Herrn van Buren nur noch Herr White und General Harrisan auf dem Kampfplatz. Der erste scheint sogar nue in zwei Staaten des Südens, in Tenessee und Südcarolina, einige Aussicht zu haben. Herr van Buren hat alsa in der That in dee Mehrzahl der Staaten nue den alten Degen Harrisans gegen sich, und da die amerikanische Demokratie heutzutage in den Militärruhm vernarrt ist, so könnte man glauben, die Schlachten des Generals Harrisan gegen die Engländer und Indianer, und namentlich gegen den berühmten Häuptling Tecumseh, hätten einige Aussicht auf den Sieg über die rein bürgerlichen Ansprüche des Herrn van Buren; allein auf diesen fällt der Ruhm des Generals Jacksan zurück, und der einfache Refler von New-Orleans verdunkelt alle Siege aon Tippekanoe und dem Faet Meigs. Indeß ist immer die Candidatur des Generals Harrisan die ernstlichste, welche seit zwei Jahren auf die Bahn gebracht wurde, und Herrn van Buren ziemlich gefährlich.

Harrisan ist ein Mann van einfachen Sitten, munterer Laune und offen in seinem Wesen; er spricht gern van den alten Zeiten, ist allgemein beliebt bei seinen Nachbarn und im Westen sehr papulär. Von 1793 an diente er seinem Land und führte den Krieg gegen die Indianer; im J. 1794 war er

*) Dieß war ein Konvent von Delegirten mehrerer Staaten Neu-Englands, welcher während des Kriegs von 1812 gegen England der Regierung viele Hindernisse in den Weg legte. Herr Webster, damals sehr jung, war Mitglied dieses Konvents.

Adjutant des Generals Wayne in der entscheidenden Schlacht, wo dieselben unterlagen. Später ward er von dem Gebiet Ohio an den Kongreß abgeordnet, und hierauf zum Gouverneur von Indiana ernannt. Im Jahre 1812 kommandirte er die amerikanische Armee im Nordwesten, machte die Niederlagen des Generals Hull wieder gut, schlug den Feind allenthalben und drang bis auf den Boden der englischen Provinzen vor. Nach dem Kriege wurde er wieder einfacher Privatmann, und baute sein Landgut in der Nähe von Cincinnati. Im Jahre 1816 wurde er vom Staate Ohio zum Mitglied der Repräsentantenkammer und später zum Senator erwählt. Adams ernannte ihn zum Gesandten in Columbia, aber General Jackson, der inzwischen zum Präsidenten erwählt worden war, rief ihn sogleich zurück. Er ging also wieder auf sein Landgut zurück, bis ihn im J. 1831 seine Freunde zum Sekretär eines Gerichtshofs erster Instanz (court of common pleas) zu Cincinnati ernannten, welche Stelle sehr einträglich ist. Das Leben dieses wackern Soldaten bietet ein merkwürdiges Beispiel der Glückswechsel in Amerika dar: aus einem sieggekrönten Heerführer wird er Landmann, mästet Schweine für die großen Handelsleute mit gesalzenem Fleisch zu Cincinnati, und destillirt Branntwein; aus einem Landmann wird er Senator und Gesandter, aus einem Gesandten abermals Landmann, hierauf Sekretär eines kleinen Tribunals, und endlich Candidat zur höchsten Magistratswürde eines großen Volks. Die Bevölkerung feiert Feste für ihn, der triumphirend herumzieht unter dem Donner der Kanonen und gegenwärtig sicher ist, 500,000 freie Stimmen zu erhalten. *) Allerdings wird van Buren wahrscheinlich eine Million Stimmen zusammen bringen, aber er ist nicht der Gegenstand eines solchen populären Enthusiasmus, wie er sich bei seinem Nebenbuhler in den jungen Staaten des Westens zeigt. Van Buren hat eine glatte Haut, es kann ihm unmöglich wohl dabei zu Muthe seyn, mit Leuten aus den untern Klassen zu verkehren, er vermeidet so viel wie möglich die demokratischen Huldigungen und entzieht sich so viel er immer kann, den Banketten und Festlichkeiten. Und doch ist er der Candidat der Demokratie, während Herr Clay, der Sohn des Westens, der in einer Dorfschenke sich so heimisch fühlt, wie im Senat, den der roheste Landmann so gut zu fassen und in Bewegung zu setzen versteht, wie den gebildetsten Menschen, der in seiner Kleidung einfach ist und, wie er es in einer Rede über die Gehalte der Beamten sagte, von gesalzenem Schweinefleisch und Kraut lebt, gilt für einen Aristokraten.

Herr van Buren wird, wenn die Wahl auf ihn fällt, der erste Mann aus dem Norden seyn, den der Süden zur Präsidentschaft erhebt. Seit den 48 Jahren, wo die Konstitution in Wirksamkeit ist, war der Präsidentenstuhl nur acht Jahre hindurch durch Leute aus dem Norden, die beiden Adams, Vater und Sohn, eingenommen, welche beide Präsidenten allein nur einmal gewählt wurden; zurückgestoßen durch den Süden bei ihrer ersten Wahl, scheiterten sie durch dessen Opposition, als sie sich zum Zweitenmal wählen lassen wollten. Die südlichen Staaten fürchten die Einmischung des Nordens in die Sklavensache und waren deßhalb bemüht, die Garantien zu ihrem Vortheil zu vermehren. Sie hielten stets darauf, daß die Sklavenstaaten in der Majorität *) seyen, und also im Senat, wo jeder Staat gleich repräsentirt ist, das Uebergewicht behielten. Sie legten stets einen großen Werth darauf, daß der Präsident aus ihrem Schooß hervorgehe. Merkwürdig ist, daß sie in diesem Augenblick, wo die Sklaverei mehr als jemals der Gegenstand lebhafter Angriffe ist, und wo England durch dessen Unterdrückung in den Antillen ganz in der Nähe der südlichen Staaten ihnen die lebhafteste Unruhe erweckt, von dieser Regel abweichen, und Herrn van Buren dem Herrn Clay aus Kentucky, Herrn Calhoun aus Südcarolina, Herrn White aus Tenessee und selbst dem General Harrison, der ein geborner Virginier ist, vorziehen. Freilich hat Herr van Buren seit langer Zeit sich bemüht, die südlichen Staaten in dieser Hinsicht zu beruhigen, und er hat sich auch unter Anderm formell gegen die Abschaffung der Sklaverei im Columbiadistrikt ausgesprochen. Dieser freilich sehr kleine Distrikt zählt nur 6000 Sklaven, aber die südlichen Staaten behaupten, die Konstitution gebe dem Kongreß nicht das Recht, die Verhältnisse zwischen Herrn und Sklaven im Distrikt zu ändern, obwohl derselbe darin eine souveraine Macht ausübt. Herr van Buren wurde über diesen Punkt befragt, und da er die Stimmen des Südens sich zu erhalten suchte, so mußte er sich kategorisch gegen die konstitutionelle Gewalt des Kongresses in diesem Punkte erklären. Mit unermeßlicher Majorität erklärte der Kongreß selbst in der letzten Session eine solche Maßregel für ungerecht und unpolitisch. Ueber diese Frage ist ein Candidat der Präsidentschaft nicht frei; er ist gezwungen sich gegen eine Emancipation auszusprechen, seine eigenen Ansichten hierüber mögen seyn, welche sie wollen. Ein Candidat kann unmöglich wollen, daß sich die gesammte Bevölkerung von 14 Staaten unter 26 mit Einemmal gegen ihn erkläre. So bestimmt indeß auch die von Herrn van Buren gegebenen Erläuterungen waren, so hätte doch der Umstand, daß er im Norden fern von der Sklaverei geboren und erzogen wurde, einen Grund zu seiner Ausschließung abgeben können, wenn ihn nicht General Jackson durch die magische Kraft seines Namens unterstützt hätte.

Herr van Buren ist übrigens vielleicht der geeignetste Mann der ganzen Union; die Aufregung, welche sich seit einiger Zeit hinsichtlich der Sklaverei in den Vereinigten Staaten kund gibt, zu beschwichtigen. In dieser Beziehung, wie in mehrern andern, berechtigt Alles zu der Meinung, daß man seine Wahl, in so ferne dieselbe auf ihn fällt, nicht zu bereuen haben wird.

*) In einem Staate von 1,500,000 Seelen wie Pennsylvanien, gibt es etwas mehr als 200,000 Stimmende; 500,000 Stimmende repräsentiren also eine Bevölkerung von etwa 4,500,000.

*) Von 26 Staaten ist gegenwärtig in 14 die Sklaverei anerkannt.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Nach dem Zeugniß der Fischer hat der Neusiedlersee weder besondere Untiefen noch Sandbänke, einen Sandhügel zwischen

Paddersdorf und Illmitz ausgenommen, auf welchem einige Baumgruppen stehen; vielmehr zeigt sein Boden eine große Ebene, deren Tiefe 7 bis 13 Schuh beträgt, während die mit Rohrwerk bewachsenen Ufer meist sehr seicht sind, so daß man weit hineinwaten kann. Man erzählt denn auch von einem Knechte, der für einen Eimer Wein den See eines Tags von Rust bis Illmitz durchwatet habe. Im Mittel soll jedoch der Neusiedler-See auch beträchtlichere Tiefen haben, besonders zwischen Wolfs und Apetlan; diese sind übrigens dem Beschiffen weniger gefährlich, als die hohen Wellen, welche sein Wasser nicht selten treibt, und die den elenden Fischerkähnen, deren man sich zur Ueberschiffung bedient, manchmal den Untergang drohen. Vollkommene Windstille herrscht an den Ufern des Sees höchst selten, vielmehr ist das Wasser in beständiger und kurz vor dem Ausbruch eines Ungewitters, so wie während der Dauer desselben in stürmischer Bewegung, so daß die Winde oftmals den See von Grund aufwühlen und Alles zu vernichten drohen. Man will jedoch auch die Beobachtung gemacht haben, daß der See zuweilen beim größten Kampf der Elemente sich ruhig verhalten habe, oder doch nicht so ungestüm gewesen sey, wie vor und nach dem Ausbruch eines Ungewitters. — Die Temperatur des Seewassers steht in gleichem Verhältniß mit der dasselbe umgebenden Luft. Gleichwie es im Sommer in so weit leicht erwärmt wird, daß man sich desselben als eines lauwarmen Bades bedienen kann, eben so leicht friert es im Winter. Man hat sogar Beispiele, daß der See bei einer Temperatur, wo das Quecksilber auf 3 Grad Kälte nach Réaumur stand, schon mit einer Eisrinde überzogen wurde, und wenn die Kälte nur einige Tage anhält, so wird die Eisrinde zur Eisbrücke und von den Bewohnern der westlichen Uferseite überschritten, welche dadurch einen bedeutenden Umweg ersparen. Immerhin aber ist bei einer solchen Reise Vorsicht nöthig, da stets mehrere offene Stellen zurückbleiben, die nur mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit vermieden oder überschritten werden können. Eine seltene Unerschrockenheit zeigen hiebei die Illmitzer Haidebauern, welche zur Winterzeit immer zuerst die Bahn machen, selbst wenn die Eisbrücke manchmal noch wankend ist; während hingegen die Bewohner auf der Oedenburger Seite bei weitem furchtsamer, sich nur dann erst auf die Eisbrücke wagen, wenn von den Illmitzern die Bahn gemacht, und die Festigkeit derselben erprobt ist. Aber selbst dann ist das Befahren dieser Eisbrücke noch immer mit großen Gefahren verbunden, denn nicht selten sieht sich der Reisende auf dieser schlüpfrigen Bahn in die Nothwendigkeit versetzt, seine Thiere sammt dem Schlitten aus dem Wasser ziehen zu müssen oder sie von den heftigen Winden so lange umdrehen zu lassen, bis sie taumelnd stürzen, in welchen beiden Fällen das Leben der Menschen so wie das der Thiere auf dem Spiele steht. Dazu kommt noch, daß sich zuweilen auch Wölfe auf dem Eise zeigen, welche das Leben gefährden und die Reise nicht weniger unsicher machen. Ungeachtet der damit verknüpften Gefahren ist übrigens die Eisbahn doch nur selten leer, und die ganze Gegend gewinnt vielmehr an Leben und Regsamkeit, sobald der See sein Wintergewand trägt. — Merkwürdig ist das Bersten des Eises, welches gewöhnlich Ende Januars unter Kanonendonner ähnlichem Knallen und Tosen erfolgt, worauf sich in wenigen Tagen die Scene auffallend verändert, und der See einen neuen erhabenen Anblick gewähret, indem die jetzt flottgewordenen Eismassen sich gesammelt, und zu hohen Krystall-Bergen aufgethürmt haben, welche der Wind bald auf diese, bald auf jene Seite des Ufers treibt, bis es endlich den kräftigeren Strahlen der Sonne gelingt, die Eisrinde zu schmelzen, und dadurch auch die Furcht und den Schrecken der Anwohner zu beschwichtigen. Denn gewöhnlich ist der Schaden sehr beträchtlich, welchen in solchen Fällen der See in den anliegenden Ortschaften verursacht, da nicht nur die schönsten Aecker, Wiesen und Gärten von dem austretenden Wasser überschwemmt, sondern auf längere Zeit verheert und unbrauchbar gemacht werden. Wenn auch das Wasser bald wieder zurückweicht, so müssen doch die Aecker einige Jahre hindurch gepflügt und gedüngt werden, ehe sie wieder zur Aufnahme des Samens taugen.

Wie manche dunkle Schattenseiten der Neusiedler-See denn auch hat, und wie sehr er sich zuweilen als einen Gegenstand des Schreckens und Schadens, ja als eine wahre Landplage der an seinen Ufern wohnenden Menschen darstellt, so hat er auch seine Lichtseiten, die noch dazu vorherrschend sind, und denselben trotz allen noch so gegründeten Beschwerden als eine Wohlthat der Natur darstellen. Der Nutzen, welcher aus dem Fischfang erwächst, ist eine große und ergiebige Nahrungsquelle für viele Einwohner der anliegenden Ortschaften, denn es werden Hechte, Karpfen, Schaiden im Gewichte zu 70 bis 80 Pfund und darüber in nicht unbedeutender Anzahl alljährlich gefangen; außer diesen sind auch Barben, Karauschen, Ruthen, Weißfische und viele andere kleinere Gattungen in zahlloser Menge vorhanden. Besonders ergiebig beim Fischfang sind die Züge, wenn der sogenannte obere Wind weht, und das Wasser trübt. Mit geringer Mühe können übrigens die Fische gefangen werden während der Laichzeit, vom März bis Junius, wo sie am Tage zu Tausenden ans Ufer kommen und in lustigem Spiel sich ergötzen. Obschon die Seefische weiches Fleisch und einen Vorgeschmack haben, der vielen Menschen zuwider ist, so ziert doch der kostbare Seehecht manche vornehme Tafel. — Beinahe noch besser als der Fischfang verzinsen sich Pulver und Blei bei der enormen Menge Federwild, welches besonders im Rohrwerk gerne sich aufhält. Es gehören hierher Wildenten, Wildgänse, Rohrhühner, Reiger, Schnepfen und andere Wasservögel verschiedener Gattung. Auch vierfüßiges Wildpret wird zuweilen Rudelweise an den Ufern des Sees angetroffen, wo es aber häufig eine Beute der Wölfe wird, die in ziemlicher Anzahl vorhanden sind.

Außer dem oben erwähnten mineralischen Laugensalz, welches die Ungarn Szekso und die Deutschen dieser Gegend Zick nennen, erwächst den Anwohnern des Sees auch ein beträglicher Nutzen aus dem Rohrwerk, welches, den Theil von Neusiedel bis Illmitz ausgenommen, an seinen Ufern wächst, und zu verschiedenen technischen Zwecken benützt werden kann. Jung wird das Seerohr als Viehfutter, und wenn es älter und stämmiger geworden ist, zu verschiedenen Geflechten und zur Deckung der Häuser verwendet, theilweise auch in den umliegenden Ortschaften verkauft. Die zurückgebliebenen Stoppeln werden, wenn der

See zugefroren ist, abgestoßen und versenert. — Welchen herrlichen Einfluß endlich dieses majestätische Wasserbecken auf die dasselbe umgebende Pflanzenwelt äußert, die sich an den von seinem Wasserspiegel zurückgeworfenen Sonnenstrahlen wärmt, und täglich seinen erquickenden Hauch (Thauregen) empfängt, davon zeugen die dasselbe umkränzenden Rebengelände, besonders das westliche, wo die edlen Ruster, Mörbischer- und Oedenburger Weine wachsen; aber auch die nördliche und südliche Linie empfängt einen ansehnlichen Theil seines wohlthätigen Einflusses.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Werk, aus welchem wir ausziehen, was das größere Publikum interessiren kann, ist merkwürdig in mehr als Einer Beziehung. Der Verfasser war Sekretär der französischen Botschaft zu Rom unter der Republik, dem Konsulat, dem Kaiserthum und der Restauration: die Unstätigkeit der Verhältnisse seines Vaterlandes scheinen ihm eine so feurige Liebe für das Stätigkeitsprinzip Roms beigebracht zu haben, daß er wirklich so sehr Römer geworden ist, als ein Franzose es zu werden vermag. Er gibt in diesem Buche übrigens den Beweis, daß er noch immer gehörig Franzose geblieben ist, denn Dreiviertel desselben handeln von den Verhältnissen und Zerwürfnissen mit Frankreich, und der Verfasser ist oft der Held seiner Geschichte.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Buches besteht in dem religiösen, und zwar nicht jansenistisch-, sondern kurialistisch-religiösen Tone, welchen man dem Verfasser als einem vielfach umhergetriebenen Greise, welcher seine schönsten Jahre in Rom zubrachte, zu gut halten wird. Die römische Maske ist ihm endlich ans Gesicht angewachsen, und er beschenkt den Leser und andere mit dem lateinischen Breve, durch welches ihm und seiner Schwester eine Hauskapelle erlaubt wird.

Daß viele, meist ungedruckte Aktenstücke, vorzüglich die katholische Kirche Frankreichs betreffend, hier zuerst veröffentlicht werden, ist um so merkwürdiger, als seither die Diplomaten diese ihre Verhandlungen dem großen Publikum weder mittheilen wollten, noch mittheilen durften.

Ueber die Wiederherstellung der Jesuiten wird in wenigen Zeilen weggegangen, aber das Bildniß ihres Wiederherstellers Pacca dem des Papstes und Consalvis beigefügt. Auch findet man aus Pacca's Memoiren lange Bruchstücke übersetzt. Das Werk schwebt zwischen Geschichte, Memoire und Lobrede in der Mitte, und wird in allen drei Beziehungen von dem Werkchen des Baron Prokesch über den Fürsten Karl Schwarzenberg weit übertroffen.

Der Verfasser dieser Anzeige, welcher in vieljährigen freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Ritter Artaud gestanden ist und noch steht, weiß zu bestimmt, wie viel mehr dieser hätte geben können, ohne weder seinen frühern amtlichen Verhältnissen, noch den Rücksichten zu nahe zu treten, welche jeder gebildete Mensch gegen Staaten haben wird, welche er lange bewohnt, und gegen Menschen, mit welchen er täglich verkehrt hat, — als daß er nicht sein Bedauern ausdrücken sollte, ein Werk so weit unter seiner Erwartung gefunden zu haben, von welchem man berechtigt war, bedeutendere Aufschlüsse zu erwarten, denn Wenige haben Rom so genau, so vollständig gekannt, wie Herr von Artaud, und gewiß Niemand, welcher in einem Lande lebt, wo die Presse frei ist!

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

Bonaparte war mit seinem Glück und seinem Ruhm nach Aegypten gegangen, um unter den Minarets dieses Landes das in Ordnung zu bringen, was er mit Frankreich im Sinne hatte. Die Armeen des Direktoriums, von Scherer befehligt, erlitten Schlappen in Italien. Die Kardinäle dachten nun daran sich zu versammeln, um einen Nachfolger für Pius VI zu wählen, und versammelten sich nach Schritten, Widerwärtigkeiten und Hemmnissen aller Art, 35 an der Zahl, am ersten December 1799 in Venedig.*)

Wenn sich in einem Konklave ein Kardinal befindet, der ein Neffe des verstorbenen Papstes ist, so erlangt er stets einen großen Einfluß auf die vorzunehmende Wahl. Die von dem vorigen Papst ernannten, oder auch nur mit Wohlwollen behandelten Kardinäle ziehen, von einem Gefühl der Dankbarkeit belebt, die Meinung dieses Neffen zu Rathe; nun aber hatte Pius VI fast 25 Jahre regiert und während dieser Zeit fast das ganze Kollegium der Kardinäle neu besetzt, und unter den alten befanden sich mehrere, denen er große Wohlthaten erwiesen hatte. Der Kardinal Braschi besaß nicht die erforderlichen Talente, um als gewandter Parteiführer aufzutreten; dennoch folgten mehrere Kardinäle dem von ihm ausgehenden Impuls, und er hatte sogar das Glück, die beiden einzigen von den Ernennungen Benedikts XIV noch übrigen Kardinäle — den Kardinal Johann Franz Albani, ernannt am 16ten April 1747, und den Kardinal York, ernannt am 3ten Julius desselben Jahres — unter seine Anhänger zu zählen. Diese beiden achtungswerthen Kirchenfürsten, von denen der eine Dekan und der andere Unterdekan des heiligen Kollegiums war, standen aus mehr als Einer Rücksicht in hoher Achtung, und trugen beide den Kardinalshut schon mehr als 50 Jahre. Der erste war ein erlauchter Römer, aus einer mit dem Hause Oesterreich verwandten Familie, und der zweite, der letzte der Stuarts, hatte auf Medaillen und bei Souveränetätshandlungen den Titel Heinrich IX, König von England und Frankreich, angenommen.

Auf der andern Seite konnte der Kardinal Antonelli, obschon die erste Ernennung Pius VI und am 24sten April 1775 mit dem Purpur begleitet — übrigens als der Präfekt der Propaganda durch seine Einsicht und Mäßigung ausgezeichnet — dem Verlangen nicht widerstehen, eine Rolle für sich zu spielen, und sich als Haupt einer der Braschi'schen entgegengesetzten Partei zu erklären.

Die letztere Partei hatte 22 Stimmen (zur Wahl waren zwei Drittel der Stimmen, oder 24, erforderlich). Die Antonelli'sche zählte nur 13, und hinderte mit dieser Anzahl, welche hinreichte, das zu bilden, was man ein Exklusive nennt, die Partei Braschi, der noch zwei Stimmen fehlten, an Beendigung der Wahl. Der Kardinal Chiaramonti stimmte mit dem Kardinal Braschi.

(Fortsetzung folgt.)

*) Folgende sind die Namen dieser Kardinäle: Albani, Herzog von York, Valenti Gonzaga, Caraffa Trajetto, Zelada, Calcagnini, Mattei, Archetti, Joseph Doria, Livizzani, Borgia, Caprara, Vincenti, Mauro, Pignatelli, Roverella, La Somaglia, Antonio Doria, Braschi, Carandini, Flangini, Rinuncini, Honorati, Giovanetti, Gerdil, Martiniana, Herzan de Harras, Bellisomi, Chiaramonti, Lorenzana, Busca, Dugnani, de Pietris, Fabricio Ruffo.

Es befanden sich noch eilf Kardinäle in verschiedenen Ländern Europa's, doch waren sie durch mancherlei Umstände verhindert worden zu erscheinen. Ihre Namen sind: Sentmanat, Mendoza, Gallo, La Rochefoucauld, Rohan, Montmorency-Laval, Frankenberg, Migazzi, Bathyany, Ranuzzi, Zurlo.

Streng genommen, gab es, den Kardinal Antici mitgerechnet, 47 Kardinäle, allein dieser hatte in die Hände Pius VI eine regelmäßige Dimission niedergelegt, die durch ein Breve angenommen ward, welchem 37 Kardinäle beigetreten waren. Dennoch fand sich Antici in Venedig ein, um ins Konklave zu treten. Seine vormaligen Kollegen wollten ihm dieß jedoch nicht gestatten, und thaten Recht daran.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Ein Schauspiel auf dem Revolutionsplatz.

Dießmal ist es weder ein König, noch eine Guillotine, kein Feuerwerk und keine Industrieausstellung: es ist der Obelisk, oder der Obelik, oder der Obelir oder der Obeliß, ich lasse Ihnen die Wahl zwischen diesen verschiedenen Lesearten, die alle in der pariser Bevölkerung ihre Anhänger und Vertheidiger gefunden haben. Der Obelisk ist endlich aufgestellt; bis heute hat er nur ungefähr 4 Millionen Franken und mehrern Menschen das Leben gekostet; eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem großartigen Schauspiel, das sich die unübersehbare Masse erwartet und das sie nicht gefunden hat. Unter den 200,000 Menschen, die zu dem Revolutionsplatz hinströmten und die Terrassen des Tuileriengartens vollpfropften, waren viele aus ziemlich entfernten Departements; die Normandie unter Anderm hatte ganze Karawanen geschickt. Nichts war komischer als die negative Ueberraschung dieser braven Provinzbewohner beim Anblick des Monoliths. Comment! ce n'est que ça? Ich weiß nicht, was Alles sie sich unter dem Obelisk vorgestellt hatten. Die Einen sprachen von einem Stier, der Andere von einem Thurm, die Dritten von einem Vogel; es wäre schwer gewesen, diese sonderbaren Gelüste zu befriedigen. Ziemlich allgemein kam man zuletzt dahin überein, daß das ägyptische Geschenk ein wenig theuer sey und nicht übel einem Zahnstocher gleiche. Diese Schlußbetrachtung ist sicherlich von einem Pariser und ganz im hiesigen Volksgeiste, der Alles mit einem Witze beschließt und abthut. Zahnstocher? wohl, aber leider ein gar zu großer, und unnütz. Das ist gerade, warum ich mich einem Jubel über dieses kostbare Denkmal nicht hingeben kann. Während man die Aufstellung machte, fielen einige Bröckchen Granit auf die Erde. Ein Engländer, kunstsinniges, anbetungswürdiges Volk, erkaufte sie für zwei Louisd'or. Vielleicht hätte die Regierung ihm den ganzen Stein nach diesem Maßstabe verkaufen können. Ich wollte es; denn während die Andern dem Augenblick der endlichen Aufrichtung entgegensahen, dachte ich daran, wann und wie man ihn wieder wegschaffen werde. Was man auch sage und einwende, auf diesem Platze kann und wird er nicht stehen bleiben.

Ich stelle mir vor, daß in späterer Zeit ein Fremder auf den Revolutionsplatz komme, und diesen Obelisk inmitten des schönen großen Raumes, umgeben von den herrlichen Gebäuden und Aussichten, erblicke. Welchen Eindruck wird es ihm machen? an die Idee seines alterthümlichen Werthes, an die Merkwürdigkeit seiner Wegnahme, Einschiffung, Reise nach Frankreich und Errichtung wird er zuletzt oder gar nicht denken, weil er von dem Allem nichts gewahrt. Aber er wird sich umsehen und sagen: dieser Stein ist übler angebracht als in der Wüste, denn hier links, da rechts, hier vor mir, dort hinter mir habe ich moderne, neue, neueste Bauart an den Tuilerien, an der Deputirtenkammer, an dem Triumphbogen de l'Etoile und der Kirche der Madeleine. Was thun die Vögel Aegyptens und die Nadel des großen Sesostris in dieser Gesellschaft? Allerdings hat auch Rom seine Obelisken in der Nähe moderner Gebäude errichtet; allein es besteht der Unterschied, daß Rom nicht einen einzelnen Obelisk, sondern deren viele besitzt, was das Auffallende der Wirkung zum großen Theil beseitigt, abgesehen davon, daß die umgebenden Gebäude selbst verschiedenen Zeitaltern angehören, und ein buntes Gemisch von Alt und Neu, ägyptischem, griechischem und römischem Style bilden. –

Aber das ist der geringere Nachtheil. Was ist besonders herrlich an diesem Revolutionsplatz, als Mittelpunkt, und seinen vier Hauptrichtungen? Schön ist vor Allem, und über Alles, die Doppellinie von den Tuilerien nach dem Triumphbogen, und von dem Triumphbogen nach den Tuilerien. Von den beiden Endpunkten aus hatten Sie eine Aussicht von eigenthümlicher Schönheit. Von den Tuilerien aus konnte man in freiem ungeheuerem Raume durch das mächtig große Portal des Triumphbogens den freien Horizont erblicken, und besonders an einem hellen Abende den unbeschreiblich schönen Abglanz der untergehenden Sonne bewundern. Dieser Effekt ist zerstört, weil der Obelisk den Gesichtsraum in der Mitte durchschneidet.

Von dem Triumphbogen, von den elysäischen Feldern her, konnte man den schönen Wasserstrahl des großen Bassins und weiterhin den Mitteldurchgang des Tuilerienschlosses erschauen,

dessen geöffnete Thore wie in fernem Lichte die Tageshelle in dem innern Hofraume schimmern ließen. Dieser Anblick ist heute verkümmert und verschwindet mehr und mehr, je näher man dem Obelisk rückt, je wirksamer seine Masse in den Gesichtsraum tritt. Nichts ist mehr vollkommen, groß und einfach schön, wie es vordem war, und eine überflüssige Spielerei hat die Harmonie des Ganzen gestört. Ich verlange, daß der Obelisk weggeschafft werde, und sobald ich König von Frankreich bin, werde ich ihn meinem Kollegen Carl X, dem er eigentlich geschenkt ward, wieder geben, unter der Bedingung, daß er ihn zu sich nach Prag oder in seine anderweitige Königswohnung nehme.

Auch in den Hofraum des Louvre gehört er nicht, wie manche in Vorschlag gebracht haben. Dort wäre er ganz vergraben, und eben so passend würde man ihn in die innere Galerie zu den antiken Statuen legen, als Gegenstück zu dem Einfall der Abderiten, die ihre fingerlange Statue auf eine 80 Fuß hohe Säule aufstellen ließen.

Es gibt nur einen Ort, an welchem der Obelisk in aller Schönheit prangen könnte. Dieß ist der Pont-neuf, auf der Terrasse und an der Stelle, wo die Reiterstatue von Heinrich IV angebracht ist. Diesen wackern König würde man ein wenig ausweisen und an einen andern Platz, etwa in das Louvre oder auf den Kirchhof des Pere Lachaise bringen. Einwendung würde er nicht machen, denn „Henry IV est mort," was auch das Volkslied „vive Henry IV" dagegen vorbringe, und auch die Brücke hätte kein Recht, sich über den Raub ihres sprüchwörtlichen Sinnbildes zu beklagen. Henry IV gehörte nur dem Pont-neuf an; der ehemalige Pont-neuf aber ist seit mehr als 100 Jahren zur ältesten Brücke auf der Seine geworden.

Auf dieser Stelle würde der Obelisk der Altstadt, wie der Vordermast einem alterthümlichen Schiff, vorschweben und im Mondschein oder bei reicher Laternenbeleuchtung der beiden Flüsse sich glänzend in dem rastlosen Strome spiegeln.

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Ueberaus schön und malerisch sind die Umgebungen des Neusiedler-Sees, denn sie vereinigen gewissermaßen alle Vorzüge einer vollendeten Seelandschaft, die selbst die Schönheit der Bassins der Schweiz vergessen machen. Nur der Maßstab ist hier größer, die Form ist dieselbe. In großen und weiten, mit freien Augen kaum zu ermessenden Kreisen umschließt in Süden, Westen und theilweise auch im Norden, dieses majestätische Wasserbecken ein hohes, fast bis zu den Gipfeln mit zahllosen Rebengeländen umgürtetes und mit Wäldern gekröntes Kalkgebirge, während im Süden der mit dichten Schilf- und Rohrwäldern bewachsene Hansag, auf der östlichen Seite dagegen eine heiter prangende Ebene, der sogenannte Haideboden sich hinstreckt, dessen wellenförmigen Boden wohl ein halbes Hundert von Städten, Flecken, Dörfern und Schlössern bedeckt, die gleich Inseln des Ozeans aus einem Meere von Felbern und Wiesen emportauchen. Die Uferformen selbst zeigen die denkbar größte Mannichfaltigkeit. Bald erheben sich am Fuße der Berge mächtige Felsmassen, bald steigen die Ufer zu hohen, weit in das Land hingelagerten Bergen und Hügeln auf, oder sie bilden sanfte wellenförmige Anhöhen, mit lieblichen Thälern, zwischen denen sich stattliche Dörfer und volkreiche Städtchen, Fischer- und Bauernhütten, blühende Gärten oder lachende Felder in pittoresker Unregelmäßigkeit lagern. An vielen Stellen bildet das Ufer hinwieder auf breiter Basis sanft ansteigende Terrassen mit herrlichen Aussichten, welche Reichthum und reger Sinn für Naturschönheiten mit prachtvollen Wohnsitzen und den anmuthigsten Gartenanlagen verschönerten, in welchen sich der Fremde auf Augenblicke in die paradiesischen Meeresgegenden Neapels versetzt glaubt; dabei ist auch das Klima milde und warm und die Vegetation überaus üppig und mannichfaltig. Während die Kuppen der Karpathen noch von Eis und Kälte starren, und in den Thälern derselben noch Reif und Fröste wechseln, ja während es sogar jenseits des Seegebirges manchmal noch schneit und reift, steht hier an den Ufern des Sees, so wie an der ganzen demselben zugekehrten Gebirgskette, bereits die rosige Marille und die wohlschmeckende Mandel in voller Blüthe; Wiesen und Wälder prangen mit des Lenzes lieblichem Grün, und Freude und neues Leben ertönt von allen Seiten. Ein beständiger Luftzug hemmt die schädlichen Einflüsse, welche sonst die Seeluft auf die Gesundheit äußern würde, und es herrschen deßhalb außer den im Frühjahr endemisch vorkommenden Wechselfiebern keine besondern Krankheiten. Obgleich es etwas Seltenes ist, Menschen von hohem Alter hier anzutreffen, so ist die Ursache hievon doch mehr den beschwerlichen Arbeiten, besonders des Rohrschneidens und dem übermäßigen Genuß der starken und erhitzenden Weine, als nachtheiligen Einflüssen des Klima's beizumessen.

Die Ortschaften, welche auf der südlichen und westlichen Seite des Sees liegen, sind: Schrolln, Siplack, Heiligenstein, Homock, Klein-Andree, Wolfs, Krolsbach, Mörbisch, Rust, Ozgan, Dunkelskirchen, Purbach, Breitenbrunn, Winden und Gois. Auf der östlichen Seite, dem sogenannten Haideboden, gränzen an den See: Neusiedel, Waiden, Gols, Paberstorf, Jllmitz, Aperlan und Pannhagen. Letztere Ortschaft und Schrolln liegen an den beiden Endpunkten der Dammstraße. Unter diesen Ortschaften sind Klein-Andree, Wolfs, Möedisch und Rust ihrer vorzüglichen Weine wegen bekannt. Oesterreichische Weinhändler versammeln sich häufig in Klein-Andree und Wolfs zur Zeit der Weinlese, um den eingebrachten Malsch anzukaufen, was für sie eine ergiebige Quelle reichlichen Gewinns abgibt; sie vermischen nämlich die aufgekauften Neusiedel-Seeweine mit zwar ebenfalls guten, aber doch geringeren Plattensee-Weinen, und verkaufen das Gemische unter dem Namen Hollinger und Klein-Andreer Weine. Wolfs ist zugleich ein von den hinwandelnden Oedenburgern besuchter Ort mit einer hepatischen Mineralquelle und einer trefflich eingerichteten Badeanstalt. Bei Holling erhebt sich hart am Gestade des Sees einer der höchsten Berge, der sogenannte Hollingerberg, der die großartigste und reizendste Aussicht gewährt. Der See in seiner ganzen Majestät, ein großer Theil der Oedenburger, Wieselburger, Eisenburger und Raaber Comi-

tate, verbreitet sich, eine herrliche Landschaft, vor dem entzückten Auge. Die Spitze dieses Bergs ziert eine geschmackvolle Säulenrotunde, welche Graf Franz von Szechenyi dem Erzherzog Joseph Palatin von Ungarn erbauen und mit der Büste des Gefeierten schmücken ließ. Von hier führt eine schattenreiche Allee bis Zinkendorf, einem sehenswerthen Gute des obengenannten Grafen. Auf der südlichen, dem Wasserhügel zugekehrten Seite dieses Berges wachsen die edelsten und theuersten Weine der Oedenburger, während auf der vom See abgekehrten Seite ein bei weitem geringeres Gewächs erzielt wird. Den Gipfel des Hollinger Berges krönt ein dichter Eichenkranz. Höchst anmuthig ist die Lage des Städtchens Rust, dessen Einwohner im Durchschnitt alljährlich 12,000 Eimer Wein gewinnen, auf einem Flächenraum von 540,500 Quadrat-Klaftern. Rust ist zugleich eine königliche Freistatt, und besteht aus etwa 200 Häusern mit drei katholischen und einer evangelischen Kirche, und gegen 2000 Einwohner, worunter ¹/₃ Protestanten. Im Rücken des Städtchens erhebt sich der gleichnamige Berg, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden Menschenfleißes, fast bis zum Gipfel mit den üppigsten und köstlichsten Rebengeländen umzogen, und hie und da geschmückt mit freundlichen Gartenhäuschen, welche alle bequeme Rasenplätzchen haben, die die schönste Aussicht darbieten. Seltene Regsamkeit und große Freude herrschen hier besonders während der Herbstzeit, wo das Städtchen und die Umgegend wimmelt von besuchenden Fremden und Weinspeculanten. Auf den Bergen, wie auf den Straßen, überall erblickt man geschäftige Leute, und die Berge ertönen von dem vielfältigen Echo jubelnder Menschen und zahlloser Musikchöre. Nicht minder bemerkenswerth ist das Städtchen Neusiedel, theils seiner romantischen Lage, mehr noch seiner herrlichen Weine wegen, welche, obschon sie dem Oedenburger und Ruster weder an Güte, noch an Geschmack gleichkommen, immerhin als Tischweine geschätzt und gesucht sind. Zugleich ist Neusiedel berühmt durch seine Spargeln, welche hier in ausnehmender Größe und Güte gedeihen und weithin versendet werden. Im Ort ist eine stattliche Kirche, ein großer hübscher Marktplatz und ein altes, nun fast ganz verfallenes Residenzschloß. Maria, die Wittwe König Ludwigs XI, pflegte sich hier aufzuhalten. Die Wein- und Spargel-Kultur und die viel besuchten Kornmärkte, auf welchen alljährlich über 200,000 Metzen Getreide abgesetzt werden, geben den meist wohlhabenden Einwohnern, die einzig aus Deutschen bestehen, Erwerb in Fülle. Von diesem Orte trägt auch der See seinen Namen.

(Schluß folgt.)

Dampfschifffahrt nach Amerika.

Eine Kompagnie, welche dieses Unternehmen wagen will, hat sich endlich in London gebildet, und ist entschlossen, mit dem Bau der Fahrzeuge alsbald zu beginnen. Die Anwendung von Halls Dampfverdichter bei den Maschinen wird die Ersparung eines vollen Drittels des Feuermaterials erzielen und mehr Raum für Waaren gewinnen lassen. Nachstehendes sind die Dimensionen des ersten zu erbauenden Schiffes: Länge des Kiels 220 Fuß, Länge des Verdecks 235 Fuß, Breite desselben 40 Fuß, Tiefe im Raum 27 Fuß; Trächtigkeit 1800 Tonnen. Die Schiffe sollen abwechselnd von London und Liverpool aussegeln, und somit alle Interessen vereinigen.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Fast während zwei ganzer Monate hatte der Kardinal Bellisomi, gebürtig von Pavia, ernannt am 14ten Februar 1785, und Bischof von Cesena — die 22 Stimmen der Partei Braschi, und der Kardinal Mattei — ein Römer, Erzbischof von Ferrara, der Unterzeichner des Vertrags von Tolentino, derselbe, der bei dem ersten Anblick Bonaparte's einen so natürlichen Schrecken empfand und zu gleicher Zeit eine so religiöse Antwort ertheilte — erhielt jeden Tag die 13 Stimmen der Partei Antonelli.

Man hielt die Wahl Mattei's für unmöglich. Der Herzog von Braschi hatte seinem Bruder, dem Kardinal, die Anekdote von seinen demüthigen an Herrn Cacault gerichteten Bitten erzählt; zudem erhielt diese Eminenz nie mehr als 13 Stimmen, was wohl hinreichte, die Wahl zu hindern, keineswegs aber um zum Ziel zu gelangen. Dann sind die Kardinäle nur schwer zu bestimmen, einen römischen Fürsten zu wählen, weil eine ohnehin schon hochgestellte Familie weit eher die Geschäfte zu beherrschen sucht und ihr dieß auch leichter gelingt. Die Religion hätte zwar bei einem so frommen Mann, wie Kardinal Mattei war, nichts gelitten, allein bei seinem schwachen Charakter hätte sich vielleicht gleich am Tage nach seiner Gelangung zum Pontifikat der Nepotismus auf den päpstlichen Stuhl gesetzt.

Zugleich begann die Wahl Bellisomi's als eben so zweifelhaft zu erscheinen, weil, obschon ihm nur zwei Stimmen fehlten, doch Monate vergangen waren, ohne daß er auch nur eine einzige mehr bekommen hätte. Einige Wähler sagten: „Nach einem Cesener, wie Pius VI war, soll nicht abermals ein solcher gewählt werden; denn Bischof von Cesena seyn ist eben so gut, als wäre man ein Cesener von Geburt. Dieser Kardinal unterhält in Folge seines Bischofstitels bedeutende Verbindungen in jener Stadt, mithin wird er sich in einer Art Abhängigkeit vom Hause Braschi befinden, und dieses Haus wird es seyn, welches fortfährt zu regieren."

Die Parteien waren beharrlich und unbeugsam. Man dachte an den Kardinal Valenti — ernannt von Pius VI am 15ten April 1776 — allein vergebens. Die Partei Braschi änderte ihr System, und gab dem Kardinal Gerdil, vormaligem Lehrer des Königs von Sardinien, Karl Emanuel IV, einige Stimmen. Vergebens wurden Antonelli und Albani in Vorschlag gebracht; in Albani erblickte man durch das Haus Modena eine Verwandtschaft mit Oesterreich. Man kam endlich noch einmal auf den Kardinal Gerdil zurück.

Seine großen Talente, sein vorgerücktes Alter und seine Schriften ließen vermuthen, daß es gelingen werde, ihn auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Man verbreitete sein Buch: „Die Immaterialität der Seele, bewiesen gegen Locke," eine Schrift, in welcher Gerdil, indem er den bekannten Zweifel Locke's, hinsichtlich der denkenden Materie, widerlegte, den englischen Philosophen und Voltaire siegreich bekämpfte

Feinde Frankreichs wendeten aber ein, Gerdil sey Franzose. Nun war er zwar wirklich zu Samoens in Savoyen geboren, das damals noch an Frankreich gehörte, aber er hatte nie in Savoyen gewohnt; sehr jung war er nach Bologna gekommen, um dort die Theologie zu studiren, und nachdem er sich seit 1777 zu Turin aufgehalten, hatte er Rom, wo er das Amt eines Präfekten der Propaganda verwaltete, nur wenig mehr verlassen. Als man jedoch eines Tages während eines Scrutins zum Abstimmen schritt, erklärte der Kardinal Herzan, geboren zu Prag, von Pius VI am 12ten Julius 1775 mit dem Purpur bekleidet und Minister des deutschen Kaisers im Innern des Konklave, daß Kaiser Franz niemals einem Unterthan des Königs von Sardinien seine Zustimmung ertheilen werde, und schloß somit den Kardinal Gerdil förmlich von der Wahl aus.

Wenn die Parteihäupter ihre Faktion (mit diesem Namen werden die Parteien im Konklave bezeichnet) in einem Konklave glücklich leiten, so werden ihre Schritte durch Gehorsam, Ergebung und Geduld von Seite ihrer Anhänger unterstützt; wenn aber eine geraume Zeit verstreicht, ohne ein Resultat herbeizuführen, wenn die Gesundheit der Schwächlichern unter den Kardinälen leidet und andere Beschwerden sich einstellen, so wird man auch hier, wie überall, über den bösen Stern eines Patrons unwillig, der Gehorsam wird lauer, die Bande der Freundschaft und des Vertrauens werden lockerer, und selbst die Achtung sinkt. Von der einen oder andern Seite wird ein Murren gegen die Parteihäupter laut, die weder siegen noch sich gegenseitig verständigen können, und dann ersieht der entschlossenere von beiden Parteiführern — wie dieß stets in Augenblicken der Erschlaffung und des Abfalls zu geben pflegt — seine Zeit, um seine Partei zu verstärken und seinem Glücksstern wieder aufzuhelfen. Ein kleines Häuflein Getreuer, um den Kardinal Braschi geschaart, machte mit Eifer das Verdienst gelten, sich einer Familie ergeben zu zeigen, die so vieles Unglück erfahren, so bedeutend an Ansehen und Vermögen verloren hatte, ohne daß man ihr einen erheblichen Verstoß irgend einer Art hätte vorwerfen können. Der Kardinal Antonelli, der diese Sache verlassen hatte, erregte weniger Interesse. Plötzlich fielen die dem Kardinal Bellisomi noch nöthigen beiden Stimmen von Antonelli ab, und konnten mithin nebst den 22, welche Bellisomi schon früher hatte, die erforderliche Zahl von 24 herstellen. Die frühern 22 Stimmen fanden sich auch in der That wieder zusammen, die beiden neuen erklärten sich, und Antonelli schien überwunden. Man schickte sich an zur Wahl zu schreiten, bei der es so gut als ausgemacht schien, daß das Scrutin einstimmig ausfallen werde, als der Kardinal Herzan, der zur Partei Antonelli gehörte und unvorsichtiger Weise von seinem Ausschließungsrechte schon Gebrauch gemacht hatte, um den Kardinal Gerdil *) zurückzuweisen, erklärte, daß da das Konklave in einer Stadt der Staaten des deutschen Kaisers gehalten werde, es schicklich sey, Se. Majestät von dieser Wahl, noch vor ihrer Bekanntmachung, durch einen Kourier in Kenntniß zu setzen, daß er aber übrigens gar nicht an der Zustimmung des Kaisers zweifle, um so mehr, als Kardinal Bellisomi zu Pavia im Herzogthum Mailand geboren und mithin ein Unterthan des Kaisers sey.

*) Das Recht der Ausschließung haben Frankreich, Oesterreich und Spanien. Es waren nur zwei spanische Kardinäle anwesend, die keinen Auftrag von ihrem Hofe hatten, und der Kardinal Maury, Agent Ludwigs XVIII, wagte nicht im Namen dieses Souveräns von dem Rechte der Ausschließung Gebrauch zu machen, aus Furcht, daß ihm dasselbe bestritten werden möchte.

Alle Mitglieder des heiligen Kollegiums glaubten, daß es nichts bedürfe als eines Verzugs von mehreren Tagen, allein ein Monat verstrich, ohne daß man Antwort erhielt. In dieser Zwischenzeit wurden die für Bellisomi günstig gestimmten Kardinäle abermals kälter, und wäre auch der Kourier mit einer zustimmenden Antwort eingetroffen wäre, so war doch keine Wahl mehr möglich, weil er jene zwei Stimmen, die aus Liebe zum Frieden und um dem Konklave ein Ende zu machen, ihm zugefallen waren, nebst mehr als der Hälfte derer, die er früher besessen, verloren hatte. Kardinal Mattei erbte indeß keine der von Bellisomi abgefallenen Stimmen. Ein geistreicher Mann versuchte an die von Kardinal Mattei dem General Bonaparte ertheilte Antwort zu erinnern; „diese Antwort, fügte er bei, erinnert sie nicht an die schönsten Zeiten der Kirche? Die Forderung einer Viertelstunde Zeit, um sich zum Tode zu bereiten.“ — „Aber, entgegnete der Kardinal Braschi, mein Bruder, mein eigener Bruder hat ihn vor dem französischen Minister auf den Knieen gesehen.“ Man hörte diese Rekrimination Braschi's an, nahm sie aber nicht mehr so günstig auf als damals, wo er Stimmen für einen seiner Anhänger sammelte. In diesem Augenblick waren die Chefs der Faktionen mehr als jemals in Mißkredit. Es kam Alles darauf an, daß andere Personen, die sich bis jetzt begnügt hatten bloß zu beobachten, sich herbeiließen, angemessene Wahlen an die Hand zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Das erste zu Valenciennes gedruckte Buch, das zugleich das älteste im Norden Frankreichs bekannte gedruckte Buch ist, kam kürzlich aus England in Frankreich an. Es wurde früher in London um 6 Pfd. 8 Sch. verkauft, und wurde beim Verkauf von Bischof Hebers Büchern mit 18 Pfd. bezahlt. Dieß seltsame Buch führt den Titel: S'ensuivent les Chanchons Georgines faittes par Georges Chastelain (imprimées à Vallanchiennes de par Jehan de Liége demorant davant la couvant de St. Pol.). Das Buch hat kein Datum, ist aber von 1499 oder 1500. Diese Lieder in altem Französisch sind sehr interessant, und zeigen den Standpunkt der Poesie am Ende des 15ten Jahrhunderts. Man verlangt jetzt für das Buch 500 Franken.

Die kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg, die dritte Bibliothek in Europa, ist dem öffentlichen Gebrauche geöffnet worden: sie enthält 596,155 gedruckte Bände und 16,914 Manuskripte. Sie ist sehr reich in der Literatur Centralasiens, und die früher dem Baron Schilling gehörigen Werke sind hier, so wie 75 Manuskripte Obrist Stuarts, die sich auf die wichtigsten Theile der Sanskritliteratur beschränken. Es finden sich in dieser Bibliothek auch 45 mongolische und tibetanische Werke, die zu Peking gesammelt wurden, und diese bilden im Verein mit den übrigen die schönste Sammlung orientalischer Werke in der Welt. Außer der von St. Petersburg hat die Regierung noch andere Bibliotheken zu Archangel, Wladimir, Wologda und achtzehn andern Städten gebildet.

In Neapel ist kürzlich erschienen: Die Alterthümer von Pästum und die schönsten Ruinen von Pompeji, beschrieben, gemessen und gezeichnet von Francesco de Cesare. Zehn Platten umfassen die merkwürdigsten Bauüberreste von Pästum, und vier und zwanzig die von Pompeji.

Die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg läßt gegenwärtig eine bei den Mongolen sehr beliebte Heldensage in der Ursprache drucken. Es ist die „Geschichte der Thaten Gesser Khans und seine Abenteuer.“ — Die Reisen des Arabers Abulfadl werden jetzt in St. Petersburg mit einer russischen Uebersetzung und unter Aufsicht des Professors Heitling gedruckt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 November 1836.

Bemerkungen über das Gouvernement Cherson.*)

Die Verbindung des Dniepr und des Bog vermittelst der Vereinigung der obern Flüsse Tjäsmin und Ingul, oder richtiger gesagt, vermittelst der Flüßchen, welche in jeden von beiden von der linken Seite her fallen, und aus dem Waldgebirge herabströmen, welches im Norden das Gouvernement Cherson von dem Gouvernement Kiew scheidet, bildete seit geraumer Zeit einen wichtigen Punkt in dem allgemeinen System von Verbindungen der nördlichen waldbewachsenen und mittlern fruchtreichen Gouvernements mit den Häfen des schwarzen Meeres, und mit den Städten in Neurußland überhaupt. Holz und Getreide sind die beiden wichtigen Produkte, die man bei dieser Unternehmung im Auge hatte, welche die Anschaffung derselben für Privatpersonen, wie für die Regierung erleichtern sollte. Die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf den Punkt der Vereinigung, welche sich in dem oben erwähnten Waldgebirge befindet, zwischen der Krutojarka, welche in dem Alexandrinischen Kreise in den Fluß Ingul fließt, und der Boltyschka, welche nach dem Norden des Gouvernements Kiew in dem Kreise Tschigirin strömt. Dieses Waldgebirge bietet zwar kein unübersteigliches Hinderniß in hydrographischer Beziehung dar, würde aber solche Ausgaben verursachen, die durch die Vortheile, welche man von der Abkürzung des Produktentransports erwartet, kaum aufgewogen werden möchten, um so mehr, als die Produkte doch auch auf dem Dniepr hinab, wenn gleich auf einem großen Umweg, ihren Bestimmungsort erreichen.**) Durch häufige, an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchungen fand ich, daß das dauernde Bedürfniß der südlichen Länder und Städte, namentlich des Gouv. Cherson, an Holz, besonders Brennholz, und bisweilen auch das noch unerläßlichere Bedürfniß an Getreide durch die Schiffbarmachung des Flusses Ingul bis zu seinem Quellgebiet, und durch die Eröffnung der Flößerei aus den nördlichern wald- und fruchtreichen Gouvernements, hauptsächlich denen, welche an das Gouv. Kiew gränzen, befriedigt werden könnte. Die Vortheile einer solchen erleichterten Versorgung mit Bau- und Brennholz lassen sich besonders leicht bei Odessa und Nikolajew nachweisen; in dem erstern kostete in dem verflossenen Herbst 1835 die Kubiksaschene *) Brennholz weit über hundert Rubel, und im letztern betrugen die Ausgaben der Regierung und der Stadt für die Versorgung der Kanzleien, der Beamten und der Militärkommandos gegen eine Million Rubel, wobei der Dampfschiffe noch gar nicht gedacht ist, deren Vermehrung, ja deren allgemeiner Gebrauch in dem Mangel an Brennholz das größte Hinderniß findet. Die Versorgung mit Steinkohlen aus England ist darum kein Luxus, sondern ein steigendes Bedürfniß, und darum eine ganz sichere Spekulation; sämmtliche Ladungen davon werden nur auf Verlangen und nicht auf Kommission abgeschickt.

Große Vortheile würde sodann die oben vorgeschlagene Schiffbarmachung des Ingul den Bewohnern der nördlichen Theile des Gouveenements gewähren durch die erleichterte Verbindung mit den südlichen Häfen und Städten, wohin Weizen und andere Erzeugnisse der Landwirthschaft verführt werden. Endlich würde sie außer der leichtern Fortschaffung des Brenn- und Bauholzes Veranlassung zu einer bei uns ganz neuen Industrie geben, nämlich der Bereitung von Böttcherholz oder Dauben, die von Odessa aus nicht nur nach allen weinerzeugenden Ländern, sondern auch nach England, Belgien und Holland versandt werden könnten, deren große Handelshäuser sich diese bis jetzt nicht hinlänglich verschaffen konnten, und froh seyn würden, sie an einem Orte zu finden, wo sie gar nicht darauf rechneten.

Die Möglichkeit einer Eröffnung der Schifffahrt auf dem Ingul und dessen Vereinigung mit dem Tjaßmin läßt sich nicht wohl bezweifeln, sie ist durch alle an Ort und Stelle gemachten Nachforschungen bewiesen, setzt aber ein ziemlich weitläufiges System von Schleußen voraus, deren Erbauung indeß durch den mäßigen Fall des letztern Flusses und die zahlreichen darein fallenden Flüßchen sehr erleichtert würde. Vor einigen Jahren schlug ein Gutsbesitzer im Gouv. Kursk, Namens Puzanov, ein ähnliches Projekt vor, nämlich die Schiffbarmachung des Flusses

*) Auszug aus einem Bericht an den Civilgouverneur.

**) Doch tritt, wie im J. 1835, häufig Seichtigkeit ein, welche besonders auch einzelnen Seitenstraßen sehr empfindlich ist.

*) Das russische Klafter.

Seim, an dem sich noch überdieß eine Menge Mühlen befindet, und der hinsichtlich der Lage ganz dem niedern fast flachen Quellbezirk des Ingul gleicht. Damals glaubten wenige an die Möglichkeit des Gelingens einer solchen Unternehmung, und jetzt ist die Schifffahrt eröffnet ohne Benachtheiligung der Mühlenbesitzer und ohne Wegschaffung der Mühlen, der Kreisvorsteher ist nun auf diesem Flusse von Rylsk nach Baturin gefahren, und jedermann muß die zahllosen Vortheile des erweiterten innern Verkehrs anerkennen.

Das oben erwähnte Waldgebirge bildet den fruchtbarsten Theil unsers Gouvernements. *) Die Quellen des Flüßchens Baltyschka und anderer Gewässer finden sich auf dem höchsten Punkte dieser Kette in dem ehemaligen jelisabethgradischen, jetzigen alexandrinischen Kreise. Ich hatte früher keine Gelegenheit, trigonometrische Messungen der Berghöhen anzustellen, man kann sie aber schätzen nach der Tiefe der Thäler, der Länge und Steilheit der Abhänge, von denen einige mit ihren Vorsprüngen sich auf eine Werst weit erstrecken, und dabei so steil sind, daß man nur mit Beschwerlichkeit sie im Wagen hinabfahren kann. Ueber einen dieser Abhänge, den Lysagora, führt der Weg von dem Gebiet des verödeten Dorfes Bukowar, im Ansiedlungskreise des Nowomirgorodischen Ulanenregiments, hinab nach dem Dorfe Kapitanowka; auf dem Gebiete dieses Dorfs in tiefen Schluchten, die am Nordabfall dieser Bergkette sich herabziehen, und von unten an mit dichtem Birkenwald bedeckt sind, welcher den Nordrand des großen, Nerubai genannten, Waldes bildet, findet sich unter der ersten Schichte von Dammerde eine Kupferader mit größerer oder geringerer Mischung von gelbem Thone, und sie erscheint allenthalben am Abhang, wo immer das Gerölle oder die obere Rasenschichte aus irgend einem Zufalle fortgerissen sind. Wenige kennen diese Ader, doch war sie schon früher bekannt, und Fürst Potemkin wollte bereits hier ein Kupferwerk errichten.

(Schluß folgt.)

Der Neusiedler-See und dessen Umgebungen.

(Schluß.)

Unter den vielen malerischen Partieen dieser herrlichen Landschaft ist jedoch die schönste und vorzüglichste das fürstliche Lustschloß Esterhaz, welches in jeder Beziehung hohe Beachtung verdient. Es ist dieß einer der prächtigsten Paläste in ganz Ungarn, in welchem die vollendetste Kunst römisch-griechischer Architektur, und wahrhaft königliche Pracht die Schönheiten der Natur in ihren paradiesischen Umgebungen, an Fülle und Reiz zu überbieten scheinen. Unfern vom Gestade des Sees, inmitten eines herrlichen Parkes, von einigen Stunden im Umfang, erhebt sich auf einem mit Blumenterrassen und Rasenplätzen eingefaßten Hügel dieses, die herrlichsten Aussichtspunkte beherrschende Schloß, in ächt italienischem Baustyl und Geschmack, und von majestätischer Größe. Außer dem Hauptgebäude mit zwei Seitenflügeln, welche eine mit kolossalen Statuen und Vasen geschmückte Gallerie rings umgibt, besteht dasselbe aus mehreren großen Nebengebäuden, welche die Kapelle, das Opernhaus und das höchst niedliche und kunstvolle Marionettentheater enthalten. Vor der gegen die Seeseite gekehrten Hauptfaçade breitet sich ein über 50 Quadratklafter großer Schloßplatz aus, der durch ein hohes, eisernes und mit Bronze verziertes Gitter geschlossen ist, und in dessen Mitte eine herrliche Fontaine ihre sprudelnden Wasser ergießt. Das Innere entspricht vollkommen den Erwartungen, welche dessen Aeußeres erregen. Die Säle haben bei verhältnißmäßiger Länge und Breite 36—40 Fuß Höhe; 25—30 Fuß die Zimmer, deren es 162 an der Zahl sind; und überall herrscht königliche Pracht. Den Hauptsaal deckt eine herrliche Kuppel, durch deren Dach das Licht magisch hereinfällt. Alle Plafonds sind von den berühmtesten Meistern ihrer Zeit in Fresko gemalt. Gobelins bedecken die Wände; die Fußböden aber sind entweder mit Marmor bunt ausgelegt, oder sie bestehen aus antiker Mosaik, unvergänglichen Schätzen der Kunst. Im Geschmacke der Zeit, welchen das Aeußere des Schlosses andeutet, sind auch alle Möbel, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Bequemlichkeit herab, geformt. Treppen und Vorhallen schmücken die kostbarsten Statuen von Marmor, aus den Zeiten des Perikles und der Cäsarn. Ein seltener, unschätzbarer Reichthum an Gemälden und Kunstwerken aller Art ist in den Räumen dieses großen Palastes zerstreut: versammelt würden sie ein Museum füllen, eines Königs würdig. Eine Bibliothek von 22,000 Bänden füllt drei schön verzierte Säle, in andern sind naturhistorische Sammlungen, physikalische und optische Apparate geordnet. Eine in Pracht und Glanz strahlende Kapelle endlich, ein Theater, prachtvolle Bäder, ein ewig grünender Wintergarten und ein Sommergarten, der mit den lieblichsten Früchten eines südlichen Himmels prangt, ferner Grotten und Tempel: als Sonnen-, Dianen-, Fortuna- und Venustempel, eine in ihrer Art einzige Eremitage, Spielplätze, Voliaren und Piszinen, große Gewächshäuser mit den seltensten exotischen Pflanzen, Brücken und Viadukte, Reitbahnen, Marställe und andere Einrichtungen erheben diesen Platz zu einem wahren Feensitz. Der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten ist Fürst Nikolaus Esterhazy. — Zur Bewahrung dieses Schlosses ist eine Abtheilung fürstlicher Grenadiere vorhanden, welche hier auch garnisonirt sind. Vom Schlosse aus führet eine 450 Klafter lange Allee bei Siplack vorbei auf die Oedenburger Straße. Zu beiden Seiten dieser Allee ziehen sich zwei Reihen überaus niedlicher, ebenfalls im italienischen Geschmack erbauter Häuser hin, die einzig für Gewerbsleute bestimmt, und von solchen auch bewohnt sind.

Unter die bemerkenswerthen Gewässer, welche in den Neusiedler-See sich ergießen, gehören: die Vulka, der Kroisenbach, und Hollingerbach, meist nur unbedeutende Bäche, unter denen die Vulka noch der ansehnlichste ist. Sie entspringt unweit Rosalia aus den Eisenstädter Boden, und ergießt sich nächst Oggau bei der sogenannten Seemühle in den See. Die übrigen Gewässer, welche dem See zuführen, sind meist bloß Glasbäche, die nur bei anhaltenden Regengüssen, oder im Frühjahre, wenn

*) Diese Fruchtbarkeit kommt daher, daß die Regen häufiger und die Thaue reichlicher sind, als in dem übrigen waldlosen Süd-Rußland.

Schnee in den Bergen schmilzt, groß und reißend werden, ohne jedoch besondere Namen zu führen. Da nun diese Bäche sämmtlich zu unbedeutend sind, und der See, auch wenn sie groß und reißend werden, sich nicht merkbar vergrößert, dagegen manchmal zunimmt, während an diesen Bächen gar keine Veränderung wahrgenommen wird, so vermuthen einige, um die Zu- und Abnahme des Sees zu erklären, es finde ein periodisches Steigen und Fallen Statt. Andere glauben an eine Verbindung des Sees durch tiefe Quellen mit der Donau, oder wohl gar mit dem Meere, woraus er sein Wasser schöpfen soll. Man sagt nämlich: die Donau verliere einen Theil ihres Wassers in dem Wirbel in Unteröstreich, welches sich unter der Erde bis in den Neusiedler See ergieße, und hat auch zur Bestätigung dieser Meinung ein Mährchen bei der Hand, welches kürzlich also lautet: Ein Oedenburger Böttchergeselle hatte bei seiner Rückfahrt aus Deutschland in die Heimath auf dem Donauwirbel bei St. Nikolai und Struden Schiffbruch gelitten, aus welchem er sich selbst durch Schwimmen rettete, sein Felleisen jedoch, sammt einem künstlich gearbeiteten Binderschlägel, worin er einige ersparte Dukaten verborgen hatte, wurde eine Beute der Wellen. Nach Jahren, in deren Verlauf er in Oedenburg Meister geworden war, badete er sich in Gesellschaft seines Weibes und anderer Bekannten im Neusiedler-See, und siehe da! sein Weib fing den längst verloren gegebenen Binderschlägel auf, welcher schwimmend auf der Oberfläche des Wassers auf sie zu kam. Der Mann erkannte ihn, und die Dukaten fanden sich. Diesem zufolge ließe sich freilich der zu erweisende unterirdische Zusammenhang des Neusiedler-Sees mit der Donau nicht bezweifeln; allein schon das Mährchen selbst spricht sich das Urtheil, und es muß außerdem bemerkt werden, daß man in Oedenburg wenig davon weiß. Die Zunahme des Sees ist wohl hauptsächlich nur nassen und regnerischen Jahren beizumessen, während welchen das Wasser in den Kalkbergen, welche den See umgeben, sich sammelt, und dem See zueilt, wodurch bei der Fläche und Seichtigkeit seines Bettes bald ein Austreten seines Wassers veranlaßt wird. Bei all' diesem erhält aber der See auch großen Zufluß aus dem Hansag, in welchem sich die meisten Gewässer sammeln, und in den See fließen. Umgekehrt ist dieß in trockenen Jahren, wo der Hansag dem See eher Wasser nimmt als gibt, woraus sich auch sein manchmal auffallendes Kleinerwerden erklären läßt, zumal da der See außer dem Hansag keinen merkbaren Abfluß hat. Noch verdient bemerkt zu werden, daß, sobald der See abnimmt, der salpetrige Geschmack seines Wassers sich vermehrt, bei der Zunahme hingegen geringer wird.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Monsignor Consalvi war Sekretär des Konklave. Dieser Prälat, geboren zu Rom am 8ten Junius 1757, in einer adeligen, nicht sehr reichen, aus Toscanella stammenden Familie, war im Kollegium von Frascati erzogen worden, wo das Wohlwollen des Kardinals von York, Bischofs dieser Stadt, die armen Edelleute des römischen Staats unterstützte. Die Stellen kamen dem jungen Zögling von Frascati gleichsam entgegen, und so geschah es denn, daß er, was in Rom ungewöhnlich ist, noch in der Blüthe seiner Jahre eine der zwölf Stellen in dem hochangesehenen Tribunal der Rota erhielt; *) endlich ward er noch zum Präsidenten der Kongregation Buil'armi ernannt.

Dieß war der damals noch nicht 43 Jahre alte Sekretär des Konklave; erfahren wir nun noch, wie er zu dieser letztern Stelle gekommen war. Dieser Prälat, ein feiner und durchdringender Kopf, wußte gar wohl, daß man, um Sekretär im Konklave zu werden, vorher Sekretär des Konsistoriums seyn müsse. Dieser letztere Posten befand sich damals im Besitz des Monsignor Negrone, eines sehr alten Mannes. Consalvi ging nach Rom, besuchte ihn, und stellte ihm vor, daß man, um im Winter die beschwerliche Reise nach Rom anzutreten, einer festern Gesundheit und einer kräftigern Natur bedürfe, als er besitze, und als Negrone hierauf erklärte, daß er nicht im Stande sey, seiner Bestimmung zu folgen, schlug ihm Consalvi vor, ihn zu ersetzen und sich den Interessen des römischen Hofes zu widmen. Mit sehr dringenden Schreiben Negrone's versehen, der ihn als seinen würdigen Nachfolger bezeichnete, kam er in Venedig an. Von den Kardinälen angenommen, durchschaute er die in mancher Hinsicht von dem Kardinal Herzan gut beförderten, aber schlecht verhehlten Absichten Oesterreichs bald, und überzeugte sich zugleich, daß weder Bellisomi, von der Faktion Braschi, noch Mattei, von der Faktion Antonelli unterstützt, gewählt werden würden, und daß der Kardinal Chiaramonti, von der Faktion Braschi, an die ihn Verwandtschaft und Erkenntlichkeit fesselten, vernachläßigt, aus vielen Rücksichten einer von denen sey, welche den Vorzug verdienten.

Der Sekretär ließ die Faktionen ihre Kräfte aufreiben. Dann, als er sah, daß man vergeblich auf die Rückkehr des nach Wien gesandten Kouriers warte, stellte er mehrern Kardinälen vor, daß man in der unglücklichen Lage, in welcher der heilige Stuhl sich befinde, einen Papst von sanftem, leutseligem und gemäßigtem Charakter wählen müsse, dessen väterliche Stimme das Unglück zu mildern suche; daß dagegen ein Papst von kühnem Muthe beseelt, den man für kriegerisch gesinnt zu halten geneigt sey, bereits einen Theil der Erbschaft des heiligen Petrus verloren habe. Er ging hierauf die Stellung sämmt-

*) Ein merkwürdiger Umstand hatte diese schnelle Beförderung auch beschleunigt. Ihre königlichen Hoheiten, Adelaide und Viktorie, Töchter Ludwigs XV, empfingen in Rom jeden Abend zahlreiche Gesellschaft. Hier wurden die Neuigkeiten des Tages verhandelt und hier besprach man die Ereignisse der Revolution. Eines Abends waren eben Nachrichten von der Armee eingetroffen. Die Oesterreicher hatten Vortheile errungen, und ein Neuigkeitskrämer glaubte, sich bei den Prinzessinnen zu empfehlen, indem er die Niederlage der Feinde Oesterreichs wohlgefällig schilderte. Der Verlust der Franzosen war, wie es scheint, von furchtbaren Umständen begleitet. Im Salon herrschte das tiefste Schweigen. Die Prinzessinnen saßen gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen da. Der Neuigkeitskrämer fügte noch triumphirend bei, daß er vergessen habe, eine jener düstern Kriegsscenen zu berichten, bei denen kaum ein einziger Mann mit dem Leben davon kömmt. Plötzlich nahm der Prälat Consalvi, der die Beklemmung der Prinzessinnen bemerkte, das Wort und sagte zu dem Erzähler: „Halten Sie ein, mein Herr, Sie bemerken nicht, daß Sie zu Französinnen sprechen.“ Madame Viktoire erhob bei diesen Worten rasch das Haupt und rief mit in Thränen schwimmenden Augen: „Ach! hochwürdiger Herr, wie sehr danken wir Ihnen. Komm, Schwester, entfernen wir uns einen Augenblick.“ Der Muth und das Schicklichkeitsgefühl, welche Consalvi bei dieser Gelegenheit bewies, veranlaßte die beiden Prinzessinnen, welche großen Einfluß besaßen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihm nützlich zu seyn.

lichen in Vorschlag gebrachten Kandidaten prüfend durch, machte darauf aufmerksam, daß Kardinal Mattei — übrigens empfehlenswerth, weil schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche zwei Päpste aus seiner Familie hervorgegangen — einer der Unterzeichner des Vertrags von Tolentino sey, durch den man der cispadanischen Republik drei Legationen abgetreten habe; daß man, wenn er Papst geworden, fürchten müsse, er werde niemals den nöthigen Muth haben, diese Legationen von Oesterreich, das dieselben durch das Recht der Eroberung besitze, zurückzuverlangen; daß man ferner, selbst zugegeben, daß er sich dazu verstehen würde, doch nicht vergessen dürfe, daß er sich zu jener Zeit sehr kleinmüthig benommen, und daß ein Papst nirgends als vor dem Altar, oder um von Gott eine Gnade zu erbitten, knieen müsse. Wenn er, sagte Consalvi weiter, Sanftmuth in seinem Benehmen entfalte, so treibe er sie bis zur Schwäche. „Es sind dieß, fügte er bei, freilich schon tausendmal wiederholte Argumente, allein es gibt Wahrheiten, die man niemals vergessen darf." Von dem Kardinal Gerdil bemerkte Monsignor Consalvi, daß er, als in Savoyen geboren, von Oesterreich ausgeschlossen worden sey, man mithin keine weitere Rücksicht auf ihn nehmen könne, da nichts mehr zu fürchten sey, als eine Ausschließung, von einem Fürsten ausgesprochen, von dem man Gastfreundschaft erhalte. Kardinal Bellisomi von Pavia, fuhr er fort, sey Unterthan einer Stadt der alten transpadanischen Republik, die Frankreich, das Piemont unterdrückt habe, zu nahe liege; daß diese für den Augenblick aufgelöste Republik in einigen ihrer Theile, namentlich in der Lombardei, wieder hergestellt werden könne, und daß man keinen Papst zulassen könne, der jemals in Pavia zu thun gehabt. Den ausgezeichnetsten Häuptern der Versammlung vertraute er insgeheim, daß mehrere von den europäischen Mächten beschützte Kardinäle, welche anfangs einigen Einfluß im Konklave gehabt, vielleicht nur deßhalb Unterstützung erhalten, weil jene Mächte gehofft, mit der Zeit lästige und entehrende Bedingungen machen zu können; daß man alle Stimmen auf ein unabhängiges Mitglied des heiligen Kollegiums vereinen müsse, bei dem es noch niemand in den Sinn gekommen, es von den unermeßlichen Verpflichtungen des Pontifikats abwendig zu machen; daß es von wesentlichem Nutzen sey, zu einer solchen Ernennung zu schreiten; daß die Kirche in Gefahr sey; daß die Versammlung nicht sich selbst angehöre, daß sie, da sie aus weisen, in der Schule des Unglücks unterrichteten Männern zusammengesetzt sey, einsehen müsse, wie nothwendig gutes Einverständniß und Uebereinstimmung unter den Parteien geworden, besonders seit man sich von ihrer Unmacht überzeugt habe; daß man sich entschließen müsse, kränkende und bittere Nachrichten zu hören, und zu erwägen, daß, seit Pius VI von Rom entfernt worden, viele verschiedene Gewalten einander in dieser Stadt gefolgt seyen; daß, wenn die Fremden auch Uebles zugefügt, aus ihrem Aufenthalt doch auch manches Gute und einige von der vorigen Regierung vernachlässigte Verbesserungen hervorgegangen seyen; daß man vielleicht anfange gegen Rom nicht mehr jene der geistlichen Behörde schuldige Achtung zu hegen, und daß es unerläßlich nöthig sey, ein Oberhaupt zu haben. Der Prälat vergaß, wie man sieht, nichts. Herr von Thugut, erster Minister des deutschen Kaisers, behandelte die Kardinäle in Venedig mit Kälte; das Madrider Kabinet verweigerte die von seiner Großmuth erbetene Geldhülfe, der Chevalier Acton schritt in Rom zu strengen Maßregeln und wollte die dortige Garnison nicht entfernen; kurz alle Mächte, auf deren Unterstützung man gebaut hatte, zeigten sich dem Kirchenstaat entweder als zweifelhafte Freunde oder unwürdige Verbündete. Der Sekretär machte darauf aufmerksam, daß man neue Kraft in allen den Hülfsquellen suchen müsse, an denen es dem Papst, dem gemeinschaftlichen Vater aller Gläubigen, niemals fehle. Nachdem er bemerkt, wie keine der Mächte offene und direkte Anstalten zu Unterstützung Ludwigs XVIII gemacht, dem Rom so gern gedient hätte, ging der Prälat so weit, darauf zu deuten, daß Frankreich, vorher von innern Unruhen zerrissen, Bonaparte wiedergefunden, der erster Konsul geworden, und daß diesem geheimnißvollen Mann einst die Worte entschlüpft seyen: „Man unterhandle mit mir, ich billige keine Gewaltthat; ich bin der beste Freund Roms;" daß diese Worte nur seines Herzens Meinung, einen unwiderstehlichen Hang bezeichnen könnten, der sich trotz aller beschränkenden Umstände und aller Kundschafter, von denen er damals umgeben, Luft gemacht hätten. Der Sekretär bemerkte ferner, daß Frankreich pazifizirt sey, und vielleicht sich dem heiligen Stuhl zu nähern wünsche; daß der Ruhm einer Annäherung dem stets siegreichen Bonaparte aufbehalten zu seyn scheine, der wahrscheinlich bald sein Italien wieder erobern und dann die Macht gewinnen werde, seine geheimen Gedanken auszuführen. Man müsse vielleicht in Paris, dieser immer veränderlichen Stadt, die der Religion so schmerzliche Wunden geschlagen, einen mächtigen Schutz nachsuchen und die Kirchenstaaten zurückverlangen, wenn der Sieg abermals die französischen Armeen begleiten sollte. „An Ihnen ist es dann — schloß Consalvi — die Geheimnisse der Vorsehung zu erforschen und zu enträthseln, und entfaltet sie nicht oft ihre Glorie und ihre Herrlichkeit auf Wegen, die man vermeidet, aus Furcht, Trostlosigkeit und Tod zu finden? Beeilen Sie sich also, Eminenzen; noch nie trat ein Konklave mit einer edlern Mission zusammen. Vor Zeiten haben erfahrne und von Gott begeisterte Päpste Rom von schrecklichem Unglück gerettet. Heute aber wird der sieche Purpur, von unvorhergesehenen Sturmsfluthen zerstreut, aber voll hohen Muthes und selbst in einem fremden Staate stets zu Hause (sempre a casa), den heiligen Stuhl für immer retten, schleunig ein Haupt wählen und dessen Plane und Arbeiten für das Beste der Religion leiten."

(Fortsetzung folgt.)

Herr Mulot, welcher es über sich genommen hat, in der Nähe von Paris an der Barrière von Grenelle artesische Brunnen zu graben, ist bereits auf 1088 Fuß hinabgekommen, ohne Wasser zu finden. Sein Kontrakt ist, bis auf 1200 Fuß zu bohren, und wenn er in dieser Tiefe kein Wasser findet, so ist er bereit einen neuen Kontrakt mit der Stadt Paris einzugehen, und auf die ungeheure Tiefe von 2000 Fuß zu graben, eine Tiefe, auf die man bis jetzt nirgends hinabgekommen ist.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77** der **Blätter. für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Kleinere Gedichte von Walter Scott. Uebersetzt von Freiligrath. — Die neuere italienische Literatur. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für die Nichtkäufer des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1836.

Der Hansag.

Der schwimmende Rasen (von den Ungarn Hansag, von den Deutschen dieser Gegend schlechthin Wasen genannt) schließt sich südlich an den Neusiedler-See an, und bildet gleichsam die Fortsetzung desselben, oder so zu sagen dessen Ausmündung. Da wo der offene See aufhört, fängt dieses von Teichen oder Seen durchbrochene Morastland an, und erstreckt sich meilenbreit, und oft auch breiter bis Lebeny und Barombaza im Raaber Comitate hin. In der Länge hat dieser Sumpf 16,000, in der Breite 4000 bis 6000 Klafter. Da, wo er sich an den Neusiedler-See anschließt, ist er am schmalsten, und an dieser Stelle ist ein 10,400 Schritt langer Damm erbaut, auf dessen Rücken eine mit Baumreihen besetzte Fahrstraße von Esterhaz bis Pamhagen im Wieselburger Comitate hinführt.

Diese Gegend, die beiläufig einen Flächenraum von 120,000 Joch enthält, ist eigentlich die Ausmündung des Neusiedler-Sees, die mit den beiden Flüssen, der Ikva und Rapsa, so wie auch mit einem Arme der Raab, welche sich hier wieder ergießen, geschwängert, und dadurch zu einem großen Morastlande gebildet wird, worunter mehrere kleinere und größere Seen, und solche Untiefen, die man Högbrünne nennt, vorkommen, welche mehrentheils durch unteriedische Schlünde des Neusiedler-Sees zu entstehen scheinen. Der größte und merkwürdigste unter diesen Seen ist der Königssee (Kiralyto); er hat gleich an seinen Ufern eine Tiefe von 9 — 12 Fuß, in der Mitte wurde seine Wasserhöhe noch nicht gemessen, denn sein Wasser ist beinahe fortwährend in heftiger Bewegung, und treibt hohe Wellen, weßhalb man es nicht wagt, ihn mit den hier gebräuchlichen kleinen Kähnen zu befahren. Alle diese Seen führen vortreffliche und schmackhafte Fische, als: Hechte, Scharn, Karpfen, Persten, Weißfische, Schleien u. a. m., die an Wohlgeschmack die Fische des Neusiedler-Sees übertreffen, und nach Wien, Preßburg und den benachbarten Städten verführt werden. In besonderer Menge ist aber die in der Landessprache sogenannte Schicke zu finden, die von den Landeseinwohnern als ein sehr beliebter Fisch genossen wird. In den schwer zugänglichen Seen, wie in dem Königssee, wird nur im Winter gefischt, wo man, nachdem das Eis durchbrochen, gewöhnlich die vollwichtigsten Fische fängt.

Gleichwie die Tiefen des Wassers von Legionen Fischen wimmeln, ebenso ist dessen Horizont bedeckt mit allerhand Flugwildpret, als: Wildgänse, Wildenten, Rohr- und Wasserhühner, dann verschiedene Gattungen Schnepfen, Staaren, Kibitze u. a. m., die besonders nach der Brutzeit in einer solchen Menge erscheinen, daß stellenweise manchmal bei ein oder dem andern Zug die Gegend verdunkelt wird, über welche sie hinstreichen. Vor allen zeichnen sich die türkischen Wildenten durch ihr schönes und buntes Gefieder aus. Nebst diesen trifft man Nimmersatte, Taucher, graue Fischer, Rohrdommeln, Kropfgänse, Kraniche und Störche in ungeheurer Menge an. Die Kropfgänse zeigen sich besonders dann in beträchtlicher Menge, wenn das Wasser im Fallen ist, und hier und da kleine Teiche zurückläßt; diesen nähern sich die Kropfgänse, schöpfen sie sehr geschickt aus, und fangen die Fische auf dem Trockenen weg. Auch vierfüßiges Wild findet sich hier, doch ist die Zahl der Hirsche und Rehe unbedeutend, da theils die öftern Ueberschwemmungen sie nicht aufkommen lassen, theils auch die Wölfe, welche sich häufig in den nahen Wäldern und im Rohrwerk aufhalten, große Niederlagen unter ihnen anrichten; desto zahlreicher wird der Hansag von Füchsen, Wildkatzen und Fischottern bewohnt, welche schönes Pelzwerk liefern, aber den Fischen großen Schaden zufügen, indem sie manchmal die stark geflochtenen Fischbehälter durchnagen, sobald sie Beute in denselben wittern. Wildschweine waren früher auch in dieser Gegend, dermalen aber gewahrt man keine mehr. — Von Amphibien gibt es eine Menge gemeine Schlangen und Nattern, noch häufiger Frösche und Kröten. Eine große Plage aber ist die sogenannte Gölse und einige andere Mückenarten, die früh und Abends in einer solchen Menge erscheinen, daß sie Menschen und Vieh beinahe bedecken, und man kaum Luft schöpfen kann, ohne von diesen Insekten einige einzuathmen.

Noch eine besondere Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, welche sich hier im Jahre 1749 zutrug. Es ist nämlich in diesem Jahre den 15 März im Erlenwalde durch zwei Kapuvaer Fischer ein wilder Knabe gefangen und in das Kloster gebracht worden. Bei seiner Gefangennahme war derselbe ganz nackt,

und etwa 8 — 10 Jahre alt. Er hatte einen starken, wohlgebauten und gutgenährten Körper, großen runden Kopf, kleine wild rollende Augen, etwas verlängerte Ohren, gebogene Nase, breiten Mund, langgestreckte Glieder von gleichem Ebenmaß, besonders lange Finger und Zehen, und eine schuppigte harte Haut. Bei seiner Einholung geberdete er sich sehr wild, und wollte keine Gesellschaft; gleich einem unvernünftigen Thiere fraß er bloß Gras, Heu, Stroh und besonders gern Fische. Selbst später, nachdem es bereits gelungen war, ihn an Brod und gekochte Speisen zu gewöhnen; zog er rohe Nahrungsmittel, wie sie aus der Hand der Natur kamen, den zubereiteten Speisen vor. Nur mit vieler Mühe konnte man ihn dazu bringen, daß er die nothwendigste Kleidung auf dem Leibe trug. Sein Element war das Wasser, auf dem Trockenen wollte es ihm durchaus nicht behagen; sobald es ihm daher gestattet wurde, oder er eine Gelegenheit dazu ersah, sprang er sogleich in den Kapuvarer Schloßgraben, schwamm und tauchte unter dem Wasser, gleich einer Ente. Zum Gehen wollte er sich nicht anschicken, aber im Kriechen und Springen war er ebenso geübt wie im Schwimmen und Tauchen. Seine Furcht vor Mißhandlung gab er durch heftiges Weinen zu erkennen, wobei seine Stimme heiser ertönte. Fast ein Jahr war er im Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden, und man hatte die Hoffnung einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen, daher ihm denn auch die fürstlichen Trabanten, unter deren Aufsicht er gestellt war, allmählich immer mehr trauten und etwas größere Freiheit ließen, bis er endlich auf einmal verloren ging und auch niemals wieder zum Vorschein kam. Wie man vermuthet, ist er in die unweit des Schlosses vorbeifließende Raab gesprungen, und durch dieselbe in den Hansag und Königssee hinab geschwommen, wo alle Mühe ihn aufzusuchen vergeblich war.

Bemerkenswerth ist auch eine Giftpflanze, welche im Hansag häufig angetroffen, und die Konvwurzel (ungarische Konyi Gyöker) genannt wird, da sie hauptsächlich am Konverteiche wächst. Diese Pflanze wirkt sehr giftig, und tödtet in geringer Menge genossen, Menschen und Thiere. Es ist indessen nichts Anderes als der große Wasserschierling (giftiger Wütherich, Cicuta virosa), dessen Wachsthum hier ungemein üppig ist, indem er sogar die mittlere Höhe eines Baumes erreicht, wo es denn scheint, daß mit seiner äußern Größe auch intensiv seine giftige Eigenschaft sich vermehre. Ein Blatt oder ein Stück von der Wurzel, unter das Bettkissen eines Menschen gebracht, betäubt denselben bis zur Ohnmacht. Schon der Aufenthalt in der Nähe dieser Pflanze bringt unangenehme Wirkungen auf den Menschen hervor.

Die Vortheile, welche nebst der Fischerei den Anwohnern des Hansags erwachsen, sind namentlich in Beziehung auf die Heufechsung nicht unbedeutend. Aber auch die Erträgnisse aus Schilf, Rohr und Binsen, so wie aus den Waldungen, geben eine bedeutende Nahrungsquelle für die Anwohner ab. Das Futter kann übrigens nur in heißen und trockenen Jahren nach Hause gebracht werden; bei nasser Witterung ist die Heuernte höchst beschwerlich, und man begnügt sich öfter, es durch das Vieh abweiden zu lassen, welches oft bis an den Bauch im Schlamm versinkt. In der That auffallend ist es, in diesem Morastlande Waldungen anzutreffen, um so mehr, da nicht sowohl die in voller Kraft hier wachsenden Erlen, als die Birken und Fichten gewöhnlich nur auf trockenem Boden gut fortkommen. Merkwürdig ist die Bewirthschaftung dieser Waldungen, wobei jedoch nur einige Vorhölzer forstmäßig, der übrige und größte Theil nur bei starken Frösten und hinlänglicher Schneebahn verwerthet werden kann, und zwar auf folgende Weise: Wenn nämlich diese Gegend ganz überfroren ist, so wird eine sogenannte Erlfuhr eröffnet, während welcher man täglich in diese Waldung wenigstens 4000 Schlitten aus- und einfahren sieht, indem sich die Landleute auf 6 — 8 Stunden weit aus der umliegenden Gegend hiezu einfinden. Bleibt daher eine solche Erlfuhr ein oder mehrere Jahre aus, so leidet die ganze Nachbarschaft, besonders die Bewohner des sogenannten Haidebodens, die sich außerdem von der Donaugegend, und dieses nur in einem sehr hohen Preise, Holz verschaffen müssen, einen außerordentlichen Mangel an Brennholz. Wohlhabende und mit gutem Zugvieh versehene Landleute pflegen deßhalb bei einer Erlfuhr gewöhnlich sich auf mehrere Jahre damit zu versehen, jene aber, die dieses nicht thun können, müssen sich dann mit dem Brennrohr behelfen, welches sie nicht nur zur Beheizung, sondern auch zum Kochen und Brodbacken verwenden. — Merkwürdig ist auch ein Föhrenwäldchen, welches gerade in der Morastgegend, und zwar mitten im Fengös Tó liegt, wozu nur ein einziger Zugang möglich ist. Da in der ganzen Gegend sonst diese Holzart nicht zu finden ist, so kann ihr Entstehen nur durch den vom Wind weit hergebrachten Samen erklärt werden. Uebrigens ist dieses Föhrenholz struppicht und buschartig, was wahrscheinlich daher rühren mag, weil ein sumpfigter Boden demselben weniger zusagt. — Ungeachtet des vielen unterirdischen Wassers, welches hier überall angetroffen wird, fehlt es dem Hansag doch auch nicht an kleinen Hügeln, unter welchen man sogar Keller graben und Gebäude auf dieselben setzen könnte, nur dürften jene nicht allzu tief, und diese nicht allzu massiv seyn. Im Erlenwalde unweit Osli, gegen Kapuvar hin, ist eine solche Erhöhung, Földvar genannt, worauf ehedem ein Schloß gestanden haben soll. Der Fuchshügel, die Feldinsel, sind eben solche Plätze.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über das Gouvernement Cherson.

(Schluß.)

Im alexandrinischen Kreise am Dorfe Losowatka fließt ein Flüßchen gleiches Namens vorbei, das aus zwei Bächen gebildet wird, von denen der linke, ziemlich reißende auf einem Landgute des Dorfes Krassnojar entspringt, und dann auf dem ebenen Boden des Thals ein grabenähnliches Rinnsal bildet, das an einigen Stellen bis 1½ Arschinen Tiefe hat. Als die große Hitze des Sommers 1833 an vielen Stellen die Sümpfe und Teiche austrocknete, wurde auch das Wasser dieses Baches gleichfalls vermindert, blieb jedoch auf dem sandigen und steinigen Grunde fortwährend fließend, aber die Ränder des von

ihm gebildeten Grabens trockneten dermaßen aus, daß die Oberfläche des Bodens handbreite Risse zeigte. Als ich im Herbste des Jahres hinkam, fand ich die Leute in großer Bestürzung, und erhielt auf mein Befragen die Antwort: „bei uns brennt der Boden und der Brand breitet sich immer mehr aus. Bauern und Gutsbesitzer, sogar Geistliche haben das Wunder gesehen, und beklagen von ganzer Seele das schreckliche Zeichen.“ Ich ging hin und sah Rauch durch die Spalten des Bodens dringen und den Boden selbst auf einer bedeutenden Strecke hell brennen und sich aufwerfen. Ich ließ um die brennende Strecke einen Graben ziehen, um wo möglich das Weitergreifen des Brandes zu hindern, und fand unterhalb einer sechs Zoll dicken Schichte von Dammerde zu meinem Erstaunen ein reiches Lager von reinem Torfe, in welchem nicht nur die faserartigen sehr dicken und tiefen Pflanzenwurzeln bereits vollkommen ausgetrocknet waren, sondern auch der sie verbindende Bodensatz, der bekanntlich gleichfalls aus vegetabilischen Stoffen besteht, in eine feste harte Masse verwandelt war, und eine gleiche Brennbarkeit der untern Schichte mittheilte, welche vermuthlich durch einen Blitz, nicht durch Hirten oder eine sonstige Unvorsichtigkeit, entzündet wurde, denn der Brand breitete sich auf beiden Seiten des Baches aus. So ward mit Einemmal ein Vorrath von Brennmaterial aufgefunden, der in diesen großentheils waldlosen Gegenden von ungemeiner Wichtigkeit ist, und leicht gelang es mir nun, die abergläubischen Landleute zu überzeugen, daß dieß kein Gegenstand des Schreckens, sondern der Freude für sie seyn solle. Merkwürdig ist, daß ich weder in jenem Herbst, noch im folgenden Frühjahr an der Stelle, wo der Torf entdeckt wurde, eine Spur von Wasserpflanzen fand; die Oberfläche des Bodens war durchgehends von dem gewöhnlichen dünnen Steppenrasen bedeckt. Auch in dem Kreise des jelisabethgradischen Ulanenregiments, auf der Markung des aufgehobenen *) Dorfes Uschowka an dem Ufer des Ingulez, wurde in demselben Jahre Torf aufgefunden und auch darnach gegraben. Die Thäler, welche aus dem bergigen Theile des Gouvernements Cherson heraustreten, sind alle von einerlei Art: sie sind anfangs ausnehmend tief, voll großer reißender Gewässer und kleiner tief eindringender Quellen, sobald sie aber aufs flache Feld kommen, breiten sie sich zu weiten Wiesenflächen aus, verengen sich jedoch manchmal plötzlich wieder; an solchen Stellen bilden sich Moräste, die mit Wasserpflanzen überwachsen sind, und stets ein mehr oder minder dichtes Torflager enthalten, das getrocknet ein zur Feuerung sehr taugliches Material bildet. Das fortdauernde Aushauen der Wälder wird es bald nöthig machen, sich dessen zu bedienen.

Ich kann nicht umhin, auch noch Einiges über das Thierreich zu sagen. In allen großen Wäldern unsers Gouvernements, namentlich in der Tschuta, welche früher dem Grafen Besborodko gehörte, und auf seine besondere Vorschrift besser als die andern gepflegt wurde, finden sich sehr viele ächte Marder, welche an Größe und Weichheit des Fells den im Handel unter dem Namen der sibirischen bekannten nichts nachgeben, an Schwärze und Glanz sie sogar übertreffen. Sie leben in hohlen Bäumen und nähren sich zum Theil von Honigwaben; diese dienen im Winter den Jägern zum Fingerzeig, sie graben sie aus den Bäumen aus oder erlegen sie im Laufe mit Schrot.

Ein Gutsbesitzer, der Stabskapitän Trabinzky, züchtete auf seinem Gute, dem Dorfe Ssasonowka, eine Art weißer Ziegen von einem reinen tübetischen Bock; er hatte diesen durch gute Bekannte zufällig aus dritter Hand erhalten; derselbe war aus den kaukasischen Provinzen hergekommen, und dort anfangs sehr theuer bezahlt worden. Ich sah ihn zu einer Zeit, als man ihm schon auf der einen Seite die Wolle ausgekämmt hatte; auf dieser Seite blieb die Wolle, oder richtiger gesagt, die Borsten nicht länger als zwei Zoll, die andere Seite aber war mit einem Vließe von feiner, dichter und langer Wolle bedeckt. Kenner, welche die Wolle sahen, behaupten, daß in der Heerde, welche der bekannte Ternaux erhielt, nicht Ein so vorzügliches Thier sich befand, und erklärten, daß nach allen bekannten Schilderungen und Zeichnungen dieß ein ächter tübetischer Bock war. Trabinzky hofft seine Heerde zu vervollständigen und zu vermehren, um so mehr, als sie keine besondere Sorgfalt und Aufsicht erfordert. Man hat mir Handschuhe gezeigt, die aus dieser Wolle bereitet waren, und nichts kommt mit der Weichheit, dem Glanze und der vollendeten Feinheit dieser im Hause selbst verfertigten Gewebe gleich. Die Wolle dazu wurde von einer gemeinen russischen Bäuerin gesponnen, die man zu dem Ende aus dem Gouvernement Smolensk kommen lassen hatte.

Tommaso Sgricci.

(Nekrolog.)

Dieser berühmte Improvisator starb vor Kurzem zu Florenz in seinem 48sten Lebensjahre. Sein Talent war das außerordentlichste seiner Art, denn es beschränkte sich nicht bloß auf extemporirte poetische Ergüsse über ein gegebenes Thema, sondern dehnte sich sogar bis auf dramatische Kompositionen aus, eine Dichtung, welche die größten und dem Anschein nach unüberwindlichsten Schwierigkeiten bietet, wenn man bedenkt, daß nicht bloß der Dialog, sondern auch Anlage und Charaktere des Stücks improvisirt werden mußten, wozu poetische Begeisterung allein nicht genügt, sondern wozu Beurtheilung und reifliche Erwägung erforderlich sind. Selbst wenn man annimmt, daß der Dichter den Plan zu seinem Stück vorher skizzirte, so mußte er dennoch eine ungewöhnliche Gegenwart des Geistes besitzen, um im Augenblick der Ausführung von Anfang bis zu Ende den Charakter jeder handelnden Person richtig durchzuführen.

Dennoch improvisirte Sgricci mehrere fünfaktige Stücke, unter welchen seine „Bianca Capello“ und sein „Tod Karls I“ vorzüglich zu nennen sind, mit denen er sein Pariser Auditorium im Jahre 1826 in Erstaunen setzte. Einige dieser Stücke wurden nachmals gedruckt, da sie von einem Stenographen während der Recitation niedergeschrieben worden waren, und verdienen, wenn man die besondere Art und Weise, wie sie gedichtet wurden, in Anschlag bringt, Bewunderung. Sgricci besaß das Talent oder vielmehr die Fähigkeit der Improvisation in höherem Grade als alle seine Vorgänger, da seine Thema's nicht bloß solche waren, welche den gewöhnlichen poetischen Aufschwung erfordern,

*) Bei der Ansiedlung der Truppen wurden die alten Dörfer verlassen und abgebrochen, und neue dafür angelegt.

sondern zu denen gehörten, zu welchem ein fortwährender Fluß von Begeisterung nebst ungewöhnlich rascher Auffassungsgabe, und die Fähigkeit gehört, Scenen und Dialoge in einander greifend zu ordnen. Hierin ließ er Corilla, Fantastici, Bandettini, Gianni und andere weit zurück, von denen Fernow in seinem „Versuch über die Improvisatoren" so interessante Nachrichten gibt.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Fortsetzung.)

Hier begann Consalvi jenen politischen Charakter — eine Mischung von freundschaftlichem Benehmen, unerwarteten Zügen, gründlicher Logik, einschmeichelnder Feinheit und bedächtiger Schmeichelei — zu entwickeln, der ihm von da an die Achtung und das Vertrauen aller Unterhändler seiner Zeit sicherte.

Der scharfsinnige Prälat, den man als durchaus nicht interessirt bei der Sache betrachtete, ward von mehreren Kardinälen mit Aufmerksamkeit angehört; seine Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit, das Neue und Kühne seiner Ansichten, und die Lage, in welcher das katholische Europa sich befand, machten tiefen Eindruck auf die Gemüther. Im Kabinet des römischen Hofes ist es das Planvolle, was dem Interesse Roms, d. h. dem wohlverstandenen Interesse der Religion dient, oder eines Tages dienen kann. Dieses Planvolle nun ist der Hauptvisirpunkt für Männer, unter denen — mit einigen Ausnahmen — im Ganzen genommen Ideen persönlicher Mäßigung und Liebe für den Ruhm des heiligen Stuhls herrschen.

Man sieht, daß der Prälat Consalvi, der recht gut wußte, was er wollte, nur ausschloß, ohne eine Wahl zu bezeichnen. Ein Theil seines geheimen Plans ließ sich indeß errathen: „Der Papst mit sanftem, leutseligem und gemäßigtem Charakter, der väterlichen Stimme u. s. w." konnte kein Anderer seyn, als der Kardinalbischof von Imola.

Derjenige unter den Kardinälen, welchen zu gewinnen dem Prälaten Consalvi die größte Mühe machte, war der Kardinal Chiaramonti, Bischof von Imola, selbst, dem er angekündigt hatte, daß er ihn zum Papst machen wolle. Mehr als vierzehn Tage waren erforderlich, um die Bedenklichkeiten zu beseitigen, welche der bescheidene Sohn des heiligen Benedikt *) erhob. Doch besaß er so viele Milde des Charakters, daß er sich endlich nach langem Widerstande dem zu fügen schien, was man von ihm verlangte. Es handelte sich jetzt noch darum, sich einiger der Stimmen zu versichern, welche Kardinal Maury gesammelt hatte, der durch seine treffenden Bemerkungen, seine glänzenden Erwiderungen und den Ruf seiner ausgezeichneten Beredtsamkeit, durch die er hinriß, er mochte sich nun der italienischen oder seiner Muttersprache bedienen, das Vertrauen von fünf Kardinälen gewonnen hatte, und Haupt einer kleinen Faktion von sechs Stimmen geworden war.

„Was machen wir, sagte Consalvi zum Kardinal Chiaramonti, mit Maury von Avignon? Einen Mann von solchem Talent, der so ganz in die Geschäfte eingeweiht ist, darf man nicht bloß mit schönen Worten zu gewinnen suchen, man muß ihm einen Heiligen senden; Sie müssen mit ihm sprechen. Chiaramonti lächelte über dieses doshafte Kompliment und lehnte es lebhaft ab, indem er versicherte, daß er weder die eine noch die andere Eigenschaft besitze. Der Prälat bestand darauf; Chiaramonti erwiderte aber, daß wenn man den geringsten Schritt bei der französischen Eminenz oder irgend einer andern von ihm begehre, er öffentlich in seine vorige Freiheit zurücktreten werde. Er könne, fuhr er fort, überhaupt nicht begreifen, wie er beim Verlangen seiner Freunde, ihn so hoch zu erheben, so weit nachgegeben, und wenn man einer anscheinenden Zustimmung, die vielmehr ein Stillschweigen und eine Selbstverläugnung gewesen, eine unrichtige Deutung gebe, werde er sich von jeder Kandidatur zurückziehen. Zudem, fügte er schließlich bei, fange er an Simonie zu bemerken, und da gebiete ihm sein Gewissen Kardinal von Imola zu bleiben.

Consalvi, der als guter Advokat die überredendsten Beweise bis zuletzt aufgespart hatte, sagte hierauf etwas ungestüm zu Chiaramonti: „Dafür sind Sie nicht verantwortlich; ich habe mir alle Kardinäle, einen nach dem andern, betrachtet; dieß war nothwendig; alle waren zu lange der Neugier unserer Stadt Rom bloßgestellt. Ein langer Aufenthalt in der Hauptstadt ist stets ein großes Hinderniß für eine Kandidatur, weil es unmöglich ist, daß man während desselben nicht irgend eine Eitelkeit verletzt, irgend eine Prätention gekränkt, dem Feind eines in Gunst stehenden Mannes gedient, kurz Uebles und Gutes da gethan habe, wo es ein Unglück war es zu thun. Wer kann seine Fehler zehn, fünf, ja nur ein einziges Jahr lang verbergen? welcher Mensch ist wohl im Stande ein hölzernes Standbild zu bleiben? Sie aber hat man noch nicht gesehen, man kennt Sie nicht. Man sagt, daß Sie ein guter Bischof seyen, und Ihre Haltung im Konklave war sehr bemessen. Antonelli selbst verzeiht es Ihnen, sich auf die Seite gestellt zu haben, der Sie Ihr Glück zu danken haben; Heiligkeit des Lebens, geregelte Sitten, Wissenschaften, angenehmes Benehmen, Alles macht sich wie von selbst, und dann ein ganz neues Gesicht; niemand ist weniger gekannt als Sie. Ist es nöthig, das Andenken des großen Braschi zu ehren, so ist diese Pflicht Ihnen angemessener als jedem Andern; indem Sie den Freund nie vergessen, werden Sie auch den Vorgänger nicht vergessen; wem könnte man die heilige Pflicht der Ehrenrettung lieber anvertrauen als Ihnen? wer wird die von Pius VI geschleuderten verdammenden Breves besser aufrecht halten als Sie? Und endlich, Herr Kardinal, bedenken Sie, daß wenn es, wie Sie mit Recht glauben, unrecht ist, in einem Konklave um Stimmen zu bitten, ein noch größeres Unrecht darin liegt, wenn man sich, indem man alle Eigenschaften zu einem guten Papst besitzt, den Wünschen einsichtsvoller Männer widersetzt, die den Werth der Zeit zu schätzen wissen und in ihrem Gewissen verpflichtet sind, ihrer Mission zu genügen, sobald sie eine gute Wahl getroffen haben. Man wird Sie wider Ihren Willen wählen; obschon zu Cesena geboren, sind Sie doch der Papst dieses Konklave."

(Schluß folgt.)

*) Kardinal Chiaramonti, nachmaliger Papst Pius VII, war Benediktiner vor seiner Ernennung zum Kardinalbischof von Tivoli und dann von Imola.

Ein Herr Tschiffely hat von Blois aus an die französische Akademie der Wissenschaften geschrieben, und ihr angezeigt, daß er während seines Aufenthalts in Brasilien vierzehn von giftigen Schlangen gebissene Neger durch äußerliche Anwendung von Terpenthinessenz geheilt habe. Er setzte die Anwendung eine Stunde lang fort, und es zeigte sich auch dann ein Erfolg, wenn die Wunde 48 Stunden zuvor beigebracht worden war. Er hat Skorpionenstiche u. dgl. auf ähnliche Weise geheilt, und glaubt, das Mittel könne auch gegen den Biß toller Hunde dienen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1836.

Paris.

(Mit einem lithographirten Plane.)

Wir glauben unsern Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir ihnen den Plan dieser Stadt mittheilen, in welcher namentlich seit den lezten 50 Jahren so oft das Loos über Europa geworfen wurde. Paris hat sich zum Haupt Frankreichs emporgeschwungen in einer Art wie keine andere Hauptstadt Europa's, und seit den Tagen der Revolution ist das Schicksal Frankreichs, wenn wir die einzige Landung Napoleons im Jahre 1815 ausnehmen, stets in Paris entschieden worden. Es drükt dieser Umstand der Geschichte Frankreichs und der Physiognomie von Paris ein ganz eigenthümliches Gepräge auf, und wir möchten diese Stadt in gewisser Beziehung den italienischen Republiken des Mittelalters so wie den Stadtrepubliken des Alterthums vergleichen, welche, gleich unfähig die Freiheit wie die Herrschaft eines Einzigen zu ertragen, immer zwischen Gewaltherrschaft und einer ziemlich zügellosen Freiheit schwankten. Schon im Mittelalter finden wir Paris wiederholt im Zustand der Empörung und die Zeiten der Fronde bieten in manchen Beziehungen Aehnlichkeit mit der Revolution dar. Bekanntlich konnte Ludwig XIV Paris wegen des unruhigen Geistes seiner Bewohner nicht leiden, und erbaute sein Versailles, um nicht daselbst leben zu müssen. Doch war Paris damals noch weit entfernt, einen so unermeßlichen Einfluß über Frankreich auszuüben, als dieß in neuern Zeiten der Fall ist; das unermeßliche Uebergewicht, welches Paris jezt über ganz Frankreich ausübt, stammt erst aus der Zeit der Revolution. Diese war, in so fern sie den Sturz des Königs zum Zweck hatte, entschieden, sobald der pariser Pöbel am 5ten und 6ten Oktober das Schloß zu Versailles belagert und den König nach Paris geführt hatte. Es ist eine durch alle Geschichte bestätigte Bemerkung, daß sich eine erbliche Herrschaft niemals in einer einzelnen Stadt behauptete, deren ganzes Gebiet nur ein bloßes Stadtgebiet war. Das Königthum der neuern Zeit beruht wesentlich auf dem Besiz eines bedeutenden Landdistrikts, worin die Städte sehr kostbare Juwelen, gute Städte, wie man sich ausdrükt, seyn können, durchaus aber keinen präponderirenden Einfluß ausüben. Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, so müssen wir in der französischen Revolution eine scharfe Scheidewand zwischen der Revolution von Paris und der Revolution von Frankreich ziehen: die leztere war gegen die bevorrechteten Stände gerichtet, nicht gegen den König; die Revolution von Paris aber mußte sich nothwendig gegen den König richten, da die einmal aufgereizte Bevölkerung einer solchen Stadt bei der unaufhörlichen darin stattfindenden Reibung so lange in ihrem Zerstörungswerke fortfährt, als sie irgend etwas zu zerstören findet.

Den ersten mächtigen Schritt in dieser Beziehung that der tiefdenkende Sieyes durch die Eintheilung Frankreichs in Departements. Mit diesem einzigen Streich wurden die alten Provinzen zerrissen, die Provinzialhauptstädte zu unbedeutenden Departementsstädten heruntergesezt und damit der Einfluß des früher so mächtigen Provinzialadels gänzlich vernichtet; die Häupter der Revolution fühlten sich nicht stark genug, den Kampf zugleich in Paris und in allen diesen Provinzialhauptstädten zu führen, und es war ein Meisterstreich von Sieyes, den Kampf in allen Provinzialhauptstädten unnöthig zu machen, und die ganze Bewegung in Paris zu concentriren.

Von da an ging die pariser Revolution ihren Gang, riß Alles, was bisher hoch und angesehen gewesen war, nieder, und fand endlich ihren Hochpunkt in Hebert und seinen Genossen, welche den pariser Gemeinderath zum Beherrscher von ganz Frankreich erheben und Paris zu einem neuen Rom machen wollten, das die untergeordneten französischen Provinzen beherrschen sollte, wie Rom einst die italienischen. Besonders merkwürdig in dieser Beziehung ist der Kampf der Girondisten mit den Jakobinern; Des Issards sprach es vom Präsidentenstuhl herab klar aus: „wenn Paris sich anmaßt, den Konvent beherrschen zu wollen, so wird es von der Erde vertilgt werden." Die Girondisten mochten wohl Recht haben, das allzu unmäßige Uebergewicht von Paris beschränken zu wollen; die Jakobiner hatten aber ihrerseits Recht, wenn sie die strengste und gewaltsamste Einigkeit für unerläßlich hielten, um sich der äußern Feinde zu erwehren, und sie waren in der Wahl der Mittel nicht verlegen, wodurch diese Einigkeit herbeigeführt werden sollte. Frankreich bedekte sich mit Jakobinerklubs, welche

alle mit dem großen Jakobinerklub in Paris in Verbindung standen und von ihm Befehle erhielten; darin bestand die wahre Regierung Frankreichs während der Schreckenszeit. Das ganze Uebergewicht von Paris, diese überspannte Centralgewalt, war nur ein Kriegsmittel, für den Krieg berechnet und für den Frieden untauglich. Darum verfiel Frankreich, sobald man von dem Schreckenssystem zurückkam, in immer tiefere Schwäche; der Lokalgeist machte sich geltend, und da man den Bemühungen desselben nicht mehr wie ehemals die Guillatine als einziges Heilmittel entgegensetzte, so gab sich in drei Viertheilen von Frankreich, auch ganz abgesehen von der Vendee, ein Geist des Widerspruchs und des Zerfalles kund, welcher die Centralregierung in die bitterste Verlegenheit setzte. Das Direktorium sah die Nothwendigkeit ein, die Lokalangelegenheiten durch Lokalbehörden verwalten zu lassen, und nach der Konstitution des Jahres V wurde in jedem Departement ein Departemental-Direktorium erwählt, welchem ein Regierungsbevollmächtigter zur Seite stand, in derselben Art wie der Staatsprokurator bei einem Gerichtshof; allein die Befehle der Regierung wurden in Folge dieser Einrichtung so lässig oder auch gar nicht ausgeführt, daß sich die Centralregierung zu den willkürlichsten Maßregeln fortgerissen sah, wenn sie ihren Befehlen Gehorsam verschaffen wollte.

Die Revolution von Paris war eigentlich mit dem Schreckens-System zu Ende gegangen; die spätern Erscheinungen waren nur noch Zuckungen; indeß konnte die Flamme jeden Augenblick wieder ausbrechen, und die äußerste Vorsicht war nothwendig. In der Hauptsache war man freilich der Unordnung herzlich müde, und schon unter der Direktorialregierung stießen die willkürlichsten Maßregeln auf keinen sonderlichen Widerstand mehr; somit fand Napoleon, als er auf den Schauplatz trat, seine Bahn in Bezug auf die Stadt Paris schon ziemlich geebnet; er hatte aus Erfahrung gelernt, wie man mit pariser Aufständen fertig wird, und der am besten organisirte vom 13ten Vendemiaire hatte ihn gelehrt, daß die pariser Nationalgarde eben kein sonderlich furchtbares Korps sey. Einmal Herr von Paris, war es ihm nicht besonders schwer, auch der Provinzen Meister zu werden, welche nach Erlösung aus der furchtbaren Unordnung seufzten, worein die Schwäche des Direktoriums sie gestürzt hatte. Ihm konnte ein Wahldirektorium in jedem Departement mit einem demselben zur Seite stehenden Staatsprokurator unmöglich zusagen. Die dringende Noth von Außen her, welche ein Aufgebot aller Kräfte des Landes erforderte, konnte den schleppenden Geschäftsgang einer solchen Behörde nicht dulden, und so schuf Napoleon seine Präfekten, welche, nur ihm verantwortlich, in den ihnen untergebenen Departements mit unumschränkter Gewalt verfuhren. Von ihm rührt jenes erstaunenswerthe Maschinenwerk der französischen Verwaltung her, welche so gelehrig sich jedem neuen Herrn unterordnete und jedem Machthaber in Paris sich willig dienstbar erwies. Vortrefflich ist der Einklang der Gewalten geordnet, mit überraschender Schnelligkeit dringen alle Befehle bis in die äußersten Gränzen des Landes, und das Werk, sollte man meinen, müsse den Meister loben. Aber der Gewaltige, dessen mächtige Faust die Zügel hielt, und emsig dafür sorgte, daß keine Springfeder erlahme, dieser Gewaltige ist nicht mehr, und nur zu oft sind Zwerge an die Stelle getreten, welchen die stets bereitwillige Maschine ihren Dienst zwar nicht versagte, aber wie viel ist seit den 22 Jahren, wo Napoleons Thätigkeit nicht mehr das Ganze belebt, an dem Räderwerk ausgelaufen, wie manche Springfeder ist lahm geworden, so daß statt der lebendigen Thatkraft nur noch ein dürrer Mechanismus dasteht und allmählich in den Provinzen sich Stimmen vernehmen lassen, die über die Jämmerlichkeit der obern Leitung aufgebracht sich unwillig gegen die Oberherrschaft von Paris erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hansag.

(Schluß.)

Da das Gras dieses Moraſtlandes größtentheils schilf- und rohrartig hervorwächst, so haben die Leute hier die Gewohnheit, ein solches Terrain, ungeachtet des strengen Verbots, im Herbst, Winter oder Frühjahr anzuzünden, wobei das Feuer nicht selten so weit umhergreift, daß manchmal eine Strecke auf eine Stunde ins Gevierte und mehr in Ein Flammenmeer verwandelt wird. Durch dieses Abbrennen wird allerdings das alte Schilf und Rohr bis auf die Wurzel abgebrannt, wo sodann das junge und zur Fütterung geeignete Gras hervorwächst, und so wie das übrige Heu gefechst wird. Trifft es sich nun aber, daß eine solche Feueranlage, was häufig der Fall ist, torfartigen Boden ergreift, so hat man Beispiele, daß es 4 bis 6 Monate in der Erde fortglimmt, und oft durch die zweckmäßigsten Vorkehrungen nicht zum Löschen gebracht werden kann. Ergreift endlich ein solcher Brand einen Wald, so ist es natürlich um denselben größtentheils geschehen, daher werden zur Vorsicht alle Waldungen mit Kanälen umgeben. Der Grund ist übrigens thon- und moorartig, theilweise schwimmt derselbe, und wenn man auch auf anscheinend trockenen Stellen geht, so fühlt man eine elastische Bewegung, die stellenweise stärker ist, so daß der Boden unterzusinken droht. Kommt man von ungefähr auf Stellen, wo der Torf ausbrannte, und gewöhnlich die obere Rasenfläche unverbrannt zurückbleibt, so fällt man oft so tief durch, daß man alle Mühe hat, das Leben zu retten. Das Nämliche geschieht, wenn das weidende Vieh an solche Stellen kömmt. Gefährlicher sind jedoch die sogenannten Högbrunnen; wasserhaltige Schlünde, die oben nur bei 2 Quadratschuh geöffnet, und öfters unergründlich sind; tritt nun ein Mensch oder Vieh in ein solches Loch, dann sind sicher beide verloren.

Eine besondere Eigenschaft kommt diesem Lokale noch ferner zu. Die dasigen Landleute, wenn sie auf Arbeit in den Hansag gehen, pflegen niemals Trinkwasser mitzunehmen, sondern bedienen sich, um solches zu erhalten, bloß eines Rohrstengels, bedecken dessen untere Oeffnung mit einem Grasblatt, stecken es dann bei 2 Schuh tief in die Erde, ziehen es dann wieder etwas zurück, damit das Grasblatt entfernt werde, darauf ziehen sie mit dem Munde das Wasser in die Höhe, spucken allenfalls das erste, welches gewöhnlich mit Erdtheilen verunreinigt ist, aus,

und das nachfolgende wird dann als ein frisches und wohlschmeckendes Wasser getrunken. Wird dieses Wasser im Herbste warm und unschmackhaft, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so wissen sich die Landleute auch um diese Zeit wieder gutes Trinkwasser zu verschaffen. Sie machen nämlich an einem Platze ein Feuer an, lassen es etwa eine halbe Stunde brennen, dann stecken sie an der nämlichen Stelle ein Rohr in die Erde und bekommen wieder frisches Trinkwasser, welches man von dem Brandplatze nur einen Schritt entfernt nicht erhalten würde. Auch wird warm gewordenes Getränk, in jeder Art Geschirr hier eine Stunde eingegraben, fast untrinkbar frisch; will man es noch schneller abkühlen, so macht man über der Stelle, wo das Geschirr mit dem Getränk eingegraben ist, ein Feuer an, und man erhält schnell das frischeste Getränk.

Noch vor mehreren Decennien hatte diese Gegend eine beträchtlichere und ausgedehntere Fläche öden und unfruchtbaren Landes; die Urbarmachung und Benützung einzelner Strecken desselben ist einzig und allein das Werk der Fürsten Esterhazy, welche auf gleiche Weise auch jenen eben so kostbaren, als für das Wohl der Unterthanen und das allgemeine Beste wichtigen Damm als Landstraßen-Ueberfahrt in den Jahren 1777—1779 anlegen ließen. Dadurch ist denn nicht nur allein den Ueberschwemmungen und dem Einschießen des Wassers aus dem hohen See in die unterhalb dieses Dammes gelegenen Ländereien eine Schranke gesetzt, sondern auch eine Weg- und Handelsverbindung geöffnet worden. Vor Errichtung dieses Dammes mußten alle in die Oedenburger Gespannschaft bestimmte Frachtwagen, besonders die mit Frucht handelnden, so wie die Viehtriebe zwei Tage lange Umwege über Neusiedel oder Pedsarkany machen, um nach Oedenburg zu gelangen. Zugleich ward dadurch sämmtlichen Unterthanen in dieser Morastgegend eine überaus reichliche Heufechsung gesichert, und die Abfuhr des Heues ungemein erleichtert. In welcher Bedeutung diese in der dasigen Gegend stehe, kann man leicht daraus abnehmen, da sie sich im Durchschnitt jährlich auf 800,000 Centner beläuft, wovon der größte Theil nach Wien, theils in die Magazine, theils an Privaten verkauft wird, und bei den alljährlich erfolgenden Verbesserungen des Terrains wird sie für die Zukunft immerhin um ⅓ mehr betragen. — Schon seit längerer Zeit war es ein Hauptaugenmerk der fürstlich Esterhazy'schen Herrschaft, die Verminderung der See- und Hansag-Gewässer zu bezwecken, und den weiteren Ueberschwemmungen und Versumpfungen ein Ziel zu setzen, so wie auch die Regulirung der in denselben sich ergießenden Gewässer zu betreiben, zu welchem Behuf denn auch der Fürst Nikolaus Esterhazy, mit nicht geringem Kostenaufwande, dem Hansag entlang einen 16,000 Klafter langen Hauptkanal mit einigen Seitenkanälen ziehen ließ, um durch erstern die drei in den Sumpf sich ergießenden Flüsse abzuleiten und der Rabnitz zuzuführen. Allein kaum war dieses großartige und kostspielige Unternehmen vollendet, als mehrere aufeinander folgende Ueberschwemmungen eintraten, und das schöne Werk binnen kurzer Zeit beinahe völlig zerstörten. Die Kanalisirung wird zwar in der Folge wieder aufgenommen werden, allein um zweckmäßig auf Verminderung der Hansag-Gewässer einzuwirken, muß gemeinschaftlich gewirkt, und zuvörderst die Flüsse regulirt, und denselben ein tieferes Bett verschafft werden, um den Abzug der Gewässer zu vermehren. Die Bewohner des südlichen Ufers am Neusiedlersee sind zwar mit einer Abzapfung oder Verminderung des Sees, welche durch Trockenlegung des Hansags immer erfolgen würde, nicht vollkommen einverstanden, indem sie befürchten, daß ihnen mehr Nachtheil hieraus erwachsen, und der günstige Einfluß, welchen dessen großer Wasserspiegel auf die Veredlung des Traubensaftes ausübt, verloren gehen, oder wenigstens geschwächt werden möchte, allein diese Besorgniß dürfte sich wohl nie begründen, da wohl schwerlich jemals der See gänzlich sich verlieren wird.

Ueber das Entstehen des Neusiedlersees herrscht tiefes Dunkel, allein ein Blick auf die Lage desselben und der Umgegend zeigt, daß die Stelle, welche er einnimmt, schon seit den ältesten Zeiten ein Wasserbehälter gewesen seyn muß, und die Nachrichten hierüber aus alter Zeit sind diesen Vermuthungen keineswegs entgegen. Schon Plinius erwähnt des Neusiedlersees unter der Benennung Peiso, und weiterhin gedenkt seiner Aurelius Viktor, indem er erzählt, daß der Kaiser Galerius den Peiso um das Jahr 308 nach Christo in die Donau ableiten, und dadurch einen großen Strich Landes urbar machen ließ. Spuren einer früheren Ableitung fanden sich auch beim Kanalgraben im Hansag, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein großer Theil des Haidebodens, und ein noch größerer der Raabau, durch dieses Römerwerk ausgetrocknet und urbar gemacht worden seyn muß; an der Stelle des Neusiedlersees blieb jedoch immer noch ein bedeutender Wasserbehälter zurück. Die späteren Nachkommen der römischen Kolonisten müssen übrigens nicht mehr so sorgfältig über die Aufrechthaltung dieses Kanals gewacht haben, denn nach Vernichtung der Römermacht, bei der Besitznahme Pannoniens durch die Ostgothen, wird des Lacus Peiso immer noch als eines mächtigen von Sümpfen umgebenen Wasserbeckens erwähnt. Für seine Wichtigkeit spricht auch der Unfall, welcher einer Heeresabtheilung des Königs Ottokar von Böhmen im Jahr 1270 begegnete: es sollte nämlich eine Abtheilung von 40 Rittern und 300 Fußknechten über den zugefrornen See setzen, um die bei Raab stehenden Ungarn zu überfallen; die Eisdecke aber brach ein, und die gesammte Menschenmasse ertrank. — Das größte Licht über den Neusiedlersee, seinen Umfang und seine Größe im Mittelalter verbreitet ein altes Urbarium, welches sich im fürstlich Esterhazy'schen Archive zu Eisenstadt befindet. Diesem zufolge hat der Umfang des Sees zu Ende des 14ten Jahrhunderts so sehr zugenommen, daß er mehrere Ortschaften verschlang, die an der Stelle lagen, welche nun der See einnimmt.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Das Konklave zu Venedig im Jahre 1799.

(Schluß.)

Chiaramonti wollte weiter einreden, Consalvi aber hatte die Zelle bereits verlassen. Zudem fühlte er sich auch außer Stande, die Regu-

mente zu widerlegen, welche ihm Braschi als einen stets großmüthigen Wohlthäter und einen grausam verfolgten Vorgänger schilderten.

Der Prälat widmete indeß in seinem an zweckdienlichen Mitteln stets fruchtbaren Geist die Motive, welche bei dem Kardinal Maury geltend zu machen waren, und beschloß, die nöthigen Schritte sogleich zu thun. Nachdem er mit ihm von der Lage Europens und dessen Verhältnissen zum heiligen Stuhl gesprochen, ein Terrain, auf das es dem Kardinal Maury, vormaligen Nuntius zu Frankfurt, nicht viel Mühe kostete ihm zu folgen, und sich über Frankreich mehr im Tone der Furcht als der Hoffnung geäußert hatte, sagte er: „Lassen wir jetzt Europa und Frankreich, und sprechen von Ew. Eminenz, die übrigens so viel Takt besitzt, daß ich lieber plötzlich anrücken, als ihr das Vergnügen gönnen will, mich kommen zu sehen. Sie, aus der Grafschaft Venaissin, warum sind Sie noch nicht mit uns? welche Verpflichtung haben Sie gegen den deutschen Kaiser? Sie haben ihn krönen sehen; nun ja, es mag ein schönes Schauspiel gewesen seyn — aber, Rom war es, das Sie zu dieser Krönung sandte. Die hiesigen Angelegenheiten sind weiter vorgerückt als Sie glauben; wir besitzen Traditionen aus dem Konklave, die den andern fern von Italien Gebornen fehlen. Wir merken es gleich, wenn es an der Zeit ist, daß ein Papst gewählt werden soll. Folgendes sind die Zeichen, an denen Sie dieß erkennen mögen: Man bemerkt nämlich, daß die Kandidaten der entgegengesetzten Parteien, jene ausgenommen, welche von einer unverbesserlichen Bescheidenheit sind — und es gibt deren allerdings — sich grüßen, sich die Hände reichen; ein sicheres Zeichen, daß die Leidenschaften sich legen; man lächelt sich zu und redet den Vorübergehenden mit der Miene des Einverständnisses an. Sobald man merkt, daß ein Papst gewählt werden soll, will niemand zurückbleiben; Sie hatten Recht, sich einer kraftlosen, schlecht unterstützten, hinkenden oder Wiener Wahl zu widersetzen, aber man darf nicht den unverbesserlichen Fehler begehen, der Wahl eines zum Papst fähigen Kandidaten zu widerstreben, der der Stimme einiger Dissidenten vielleicht gar nicht mehr bedarf. Wollen Sie Alles wissen, so sage ich Ihnen, daß man Chiaramonti wider seinen Willen wählt, weil man weder Männer des Kaisers, noch von Pavia, noch so viele Andere will, und man hat Recht. Chiaramonti muß jetzt seinen Widerstand aufgeben, man hat ihn ermahnt, sich nicht selbst im Lichte zu stehen. Er ist kein Ehrgeiziger, sondern ein frommer, gemäßigter, Gott ergebener Mann, der zu gehorchen weiß; um solch einer Wahl willen wäre selbst eine Intrigue zu loben. Wenn unsere Freunde ohne Sie den Sieg davon trugen, wenn ich nicht umsonst so viele Mühe aufgewendet habe, Gegner zu vereinigen, soll man Sie dann weniger lieben, Ihnen weniger dienen, Sie weniger erheben als Pius VI gethan? Wollen Sie seinen Nachfolger dazu verurtheilen gleichgültig gegen Ihr Glück zu seyn? Die Andern hatten Kandidaten unter sich und Namen auf ihren Fahnen; Sie aber und mit Ihnen Ihre sechs Stimmen stellen niemand vor. Was ist also Ihr Geheimniß? Gewähren Sie uns das Vertrauen, von dem ich Ihnen hier ein Beispiel gebe. Ich habe, fuhr der Prälat fort, so eben vernommen, daß Joseph Doria, einer von Ihren Sechsen, weil er in Frankreich gewesen, der Ihre seit Kurzem gebildete Eskadron*) zu führen glaubt, die Sie selbst so geschickt leiten, daß dieser Joseph Doria, sage ich, mit Ihnen über das sprechen soll, was wir wünschen. Er ist, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist überzeugt; allein wenn man die Angelegenheiten Anderer verdorben hat, wie er die unsrigen zu Rom verdarb, so glaubt man sich minder schuldig und größer zu machen, wenn man zu bald eine zuversichtliche Miene annimmt, die stets ihre Gefahren hat. Ich mußte daher zuvor mit Ihnen sprechen, und nun wissen Sie, welchen Ton Sie gegen ihn anzunehmen haben. Kurz wir wünschen Chiaramonti, oder, wie ich mich vielleicht besser ausdrücken würde: wir möchten ihn wünschen; denn ich bin so fest entschlossen, nicht länger in dieser Ungewißheit zu verharren, daß ich Ihren Stimmen diejenigen beifügen würde, über welche wir verfügen, wenn Sie uns eine Wahl angeben wollten. Ich spreche hier als ehrlicher Mann, als Freund des heiligen Stuhls. Der Krieg wird Italien aufs Neue verwüsten, oder vielleicht nach Frankreich versetzt werden. Wenn Oesterreich in die Provence vordringt, so wird es Neapel weniger als jemals befehlen, uns Rom zurückzugeben, und wird Oesterreich zurückgeschlagen, so wird es uns noch weniger aus Venedig hinauslassen. Ew. Eminenz hat weder die von Wien aus unterstützten Kandidaten, noch die Italiener der Lombardei im Auge, und diese wollen wir ebenfalls nicht.“ — „Wie viel Stimmen haben Sie?“ erwiderte Maury lebhaft. „Nur neunzehn,“ antwortete der Prälat. — „Nein, rief der geistreiche Franzose, Sie haben fünf und zwanzig, unsere sechs Stimmen gehören Ihnen. Trennen wir uns jetzt und melden Chiaramonti, wie wir uns verständigt haben, und zwar für dießmal ohne Kourier nach Wien, nicht wahr?“

Einige Zeit nachher ließ der Kardinal Maury den Prälaten Consalvi rufen, theilte ihm mit, was zwischen ihm und den fünf Kardinälen, deren Vertrauen er besaß, vorgefallen war, und was er gesagt hatte, um sie für Chiaramonti zu bestimmen. „Sind Sie, fügte Maury bei, gewiß, daß Mattei durchfällt? Oesterreich weist Bellisomi zurück, weil es noch immer hofft, Mattei gewählt zu sehen. Die Partei Antonelli mit ihrem Exklusive*) ist die, welche ihre Angelegenheiten am besten geführt hat; dieß ist die Faktion, welche Oesterreich begünstigt.“ — „Unsere Absichten, erwiderte Consalvi, sind zweckgemäß; wir werden sie — fügte er bei, indem er auf den St. Markusthurm zeigte — von dieser Höhe herab bekannt machen. Verlieren wir keine Zeit, denn es steht immer noch zu fürchten, daß der Kardinal Chiaramonti sich, ganz gegen unsern Willen, öffentlich weigere, die Wahl anzunehmen.“

Am folgenden Morgen, 14ten März 1800, schritt man zur Abstimmung, wie dieß zweimal täglich zu geschehen pflegt. Aus dem zuversichtlichen Mienen der Partei Consalvi und seiner wohlberechneten Schwatzhaftigkeit schlossen die Schwachen, daß die Wahl ohne sie zum Ziel geführt werden würde, oder vielmehr das fromme richtige Gefühl, welches den Kardinal früher oder später zu dem leitet, was weise, nützlich und nothwendig ist, mußte siegen. Die unter dem tiefsten Schweigen gelesenen Scrutinien waren einstimmig: der Kardinal Chiaramonti war nach einem Konklave von 104 Tagen zum Papst gewählt, und erklärte, daß er, als Zeichen der dankbaren Erinnerung an seinen Vorgänger und Wohlthäter, den Namen Pius VII annehme.

*) Ein Ausdruck des Konklave. Fliegende Eskadron nennt man die Parteien, welche sich nicht öffentlich für einen Kandidaten erklären, oder bereit sind, aus einem Lager in das andere überzugehen. Diese Parteien sind zu Anfang und beim Ende eines Konklave sehr mächtig.

*) Exklusive nennt man, wenn das Haupt einer Partei über eine Anzahl Stimmen verfügt, welche hinreicht, um eine Wahl zu hindern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Plan von Paris.)

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1836.

Das gelbe Fieber und der Negerhandel.*)

Schon in den Jahren 1824 und 1826 suchte Dr. Audouard zu beweisen, das gelbe Fieber stamme nicht aus Amerika, sondern sey eine Folge des Negerhandels. Dieser Gedanke, wenn er sich bewahrheitete, müßte große Folgen haben, manche Umstände sprechen dafür, und die seit zehn Jahren angestellten Beobachtungen scheinen ihn zu bestätigen. Dr. Audouard hat sich nun an die Regierung gewandt, und vorgeschlagen, unter der Aufsicht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten eine Art Untersuchung anzustellen. Zu dem Ende hat er seinem Vorschlag eine kurze Instruktion und eine Reihe Fragen beigefügt, die den französischen Konsuln in Amerika zuzusenden wären, damit diese ihrerseits die geeigneten Nachforschungen anstellen. Diese Instruktion lautet folgendermaßen.

Das gelbe Fieber, ursprünglich unter dem Namen der Krankheit von Siam bekannt, weil das Linienschiff, die Oriflamme, welches mit einer Anzahl von ihm konvoyirter Handelsschiffe aus dem Golf von Siam zurückkam, im J. 1695 vor Martinique Anker warf, und während des Aufenthalts dieser Schiffe das gelbe Fieber daselbst zum Erstenmal ausbrach. Die Vermuthung, diese Krankheit sey aus Siam eingebracht worden, beweist, daß man sie vor 1695 zu Martinique und vielleicht auch im übrigen Amerika nicht kannte, obwohl dasselbe zwei Jahrhunderte früher schon entdeckt worden war. Man überzeugte sich indeß später, daß die Krankheit in Asien nicht vorhanden sey, und daß sie also auch von dort nicht gekommen seyn könne. Genöthigt, für die angebliche Krankheit von Siam, die man später das gelbe Fieber nannte, einen andern Ursprung aufzufinden, gerieth man auf den Gedanken, sie sey den Uferstrichen Amerika's eigenthümlich. Indessen zeigte sie sich um die Mitte des 18ten Jahrhunderts auch in Europa, und da man nicht annehmen konnte, die europäischen Uferländer hätten die Eigenschaft erhalten, sie zu erzeugen, so glaubte man, sie sey aus Amerika in Europa eingeschleppt worden. Bei ein wenig Nachdenken hätte man sich jedoch überzeugen können, daß es mit den Krankheiten nicht ist, wie mit den Kolonialwaaren, und daß endemische oder eingeborene Krankheiten außerhalb der sie erzeugenden Orte erlöschen und ihr eigenthümliches Gebiet nicht verlassen. Daher die so sehr bestrittenen Ansichten über die Ansteckung des gelben Fiebers. Dieser Streit kam in Amerika nicht zur Schlichtung, aber das gelbe Fieber kam nach Europa, um sich hier aburtheilen zu lassen.

Zuerst brach es in Barcelona im J. 1821 aus, wohin es von dem Schiff le Grand Turc gebracht worden war, das aus der Havana kam, und dort eine Ladung Schwarze aus Afrika ans Land gesetzt hatte. Der zweite Fall ereignete sich im Hafen von Passages, wohin die Krankheit durch das Schiff Donastiarra gebracht wurde, das vor seiner Abreise von Havana nach Europa gleichfalls den Negerhandel getrieben hatte. Diese beiden Fälle veranlaßten den Dr. Audouard, den Ursachen dieser Erscheinung genauer nachzuforschen, und er fand, daß wenn man den Negerhandel im Großen treibe, die Schiffe, welche man mit Schwarzen anfüllt, wahre Senkgruben würden, namentlich wenn man die Neger aus Furcht vor einem Aufstand nicht auf das Verdeck gehen läßt, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Man fand Schiffe, wo die Sklaven sich in ihrem Kothe wälzten; das mit diesen Stoffen imprägnirte Holz bildete einen wahren Herd der Ansteckung, und wenn es der glühenden Atmosphäre eines heißen Landes und einer heißen Jahreszeit ausgesetzt wurde, so mußten sich verderblichere Miasmen entwickeln, als in überfüllten Spitälern oder Gefängnissen, wo sich ein mörderischer und ansteckender Typhus erzeugt. Vermuthlich fügte die Eigenthümlichkeit der schwarzen Race noch etwas Besonderes hinzu, woraus sich eine vor dem Negerhandel unbekannte Krankheit entwickelte.

Aus diesen Voraussetzungen stellte Dr. Audouard die Behauptung auf: „diese Krankheit entspringt aus einer den Negerschiffen eigenthümlichen Infektion, und pflanzt sich durch Contagion fort, wie der Typhus, mit welchem sie zu einerlei Krankheitsgattung gehört."

Seit diese Meinung aufgestellt wurde, haben sich viele Aerzte damit beschäftigt, wagten aber theils wegen der Wichtigkeit des

*) Siehe den französischen Moniteur vom 24sten Okt. d. J.

Gegenstandes, theils wegen Mangel an Thatsachen nicht, eine Entscheidung darüber zu geben. Um der Sache genauer nachzuforschen, ist es nun vor Allem nöthig zu wissen:

1) Ist das gelbe Fieber während der letzten zehn Jahre in den Ländern wo es früher herrschte, seltener beobachtet worden als vorher? 2) Hängt diese Verschiedenheit mit der Lokalität oder mit eigenthümlichen Handelsverhältnissen zusammen? 3) Konnte die Verminderung oder Abschaffung des Sklavenhandels dazu beitragen? 4) Sind die Orte, wo der Negeehandel fortwährend getrieben wird, noch dem gelben Fieber ausgesetzt? 5) Werden die Negerschiffe vielleicht jetzt sorgfältiger gewaschen, oder wird der Handel minder im Großen und menschlicher betrieben, so daß die Schiffe keine solche Herde der Ansteckung mehr sind? 6) Sind die Länder, wo der Sklavenhandel aufhörte, wie Veracruz, Hayti u. dgl., jetzt weniger dem gelben Fieber unterworfen? 7) Kommen nicht nach den Seehäfen, wo es sich zeigte, obwohl man dort den Negerhandel nicht mehr betreibt, nicht allenfalls Schiffe, die den Negerhandel getrieben haben, wie dieß mit Barcelona und Passages der Fall war, wo doch gewiß kein Negerhandel getrieben wurde? 8) Endlich ist es namentlich wichtig, das gelbe Fieber, wie es mehreremal in Spanien war, und wie es in den Seestädten Amerika's herrschte, von demjenigen zu unterscheiden, welches in der That dem Klima des amerikanischen Kontinents zugeschrieben werden muß. Beide Krankheiten haben viele Aehnlichkeit, man kann sie aber an folgenden Merkmalen erkennen und unterscheiden: das gelbe Fieber zeigt sich immer in Seestädten, trifft eine große Anzahl Personen binnen eines geringen Zeitraums, was ihm einen epidemischen Charakter gibt, herrscht jedoch nicht alle Jahre in demselben Lande. Die andere Krankheit tritt nicht nur in den Seestädten auf, sondern auch im Innern, namentlich in der Nähe von Sümpfen, herrscht in fast allen Jahreszeiten und alle Jahre mehr oder minder stark, was das Kennzeichen endemischer Krankheiten ist, sie ist den bösartigen Fiebern warmer und sumpfiger Ländereien in Europa ähnlich, und man hat sie in Amerika mit dem gelben Fieber verwechselt, wie die römischen Aerzte in den bösartigen Fiebern der pontinischen Sümpfe das letztere zu erkennen glaubten.

P a r i s.

(Fortsetzung.)

Man kann sagen, daß erst Napoleon Paris zur geistigen Hauptstadt von Frankreich erhob; seine Unternehmungen zur Verschönerung und Erweiterung der Stadt, und seine Bemühungen, Gelehrte und Künstler darin zu vereinigen, Paris, wie die Franzosen so gerne sagen, zur Hauptstadt der civilisirten Welt zu machen, haben allerdings ihre Früchte getragen. Man wird nicht leicht einen Ort in der Welt finden, wo ein Fremder ungenirter lebt, und, wenn er es sucht, mehr Mittel findet, seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Paris wird noch lange ein unermeßlicher Sammelplatz für die Fremden bleiben, deren Zahl dort wirklich oft ins Unglaubliche geht. Fortwährend wird nichts gespart, was Paris zu einem angenehmen Aufenthalt machen kann, und dem Fremden sind alle Schätze der Kunst und der Wissenschaft mit einer Liberalität geöffnet, wie man sie in gleichem Grade wohl nirgends findet. Aber dazu werden auch von der Regierung sehr bedeutende Summen aufgewendet, und man kann wohl eigentlich sagen, daß diese im Wesentlichen nur darauf bedacht ist, sich die Zuneigung von Paris zu erhalten. So angenehm aber Alles dieses den Aufenthalt in Paris macht, so fragt es sich doch sehr, ob die Folgen einer solchen maßlosen Bevorzugung nicht für Paris selbst, und noch mehr für das übrige Frankreich verderblich sind.

Viele Aeußerungen und Maßregeln Napoleons deuten darauf hin, daß er die Haltlosigkeit der Provinzen und das Gefährliche des Uebergewichts der Hauptstadt wohl erkannte. Zu seinen Maßregeln in dieser Beziehung gehört das stets andauernde Bestreben, die alten, großen, noch immer reich begüterten Familien Frankreichs an sich zu ziehen, und durch sie auf die Provinzen einzuwirken; wo es in dieser Beziehung fehlte, suchte er durch Errichtung von Senatorerieen nachzuhelfen. Man darf hier an dem Ungenügenden dieser Auskunftmittel keinen Anstoß nehmen, da ihm nicht Zeit vergönnt war, seinen Schöpfungen durch längere Dauer die nöthige Reife zu geben; indessen scheint aus diesen beiden Bemühungen hervorzugehen, daß er für die Zukunft durch den Bestand großer, angesehener und reicher Familien dasjenige erreichen wollte, was er selbst, der junge Emporkömmling, durch außerordentliche Thätigkeit und Kraft längere Zeit wirklich erreichte, nämlich einen Zusammenhang in die Bestrebungen der Provinzen zu dringen, sobald der Staat von außen bedroht, namentlich die von den Nordostgränzen nicht feine Hauptstadt von den Feinden gefährdet, oder gar eingenommen würde. Merkwürdig ist bei ihm vorzüglich die Art, wie er junge Leute aus angesehenen Familien zu dem höheren Staatsdienst heranzuziehen und in den Provinzen zu verwenden bemüht war. Er berief viele Söhne reicher Familien, wenn sie sich irgend durch Geist und Kenntnisse auszeichneten, als Auditeurs in den während des Friedens stets von ihm selbst präsidirten Staatsrath, wo alle höhern Verwaltungsfragen, sowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf einzelne Fälle verhandelt wurden; er wollte dadurch seiner stets auf die Obermacht in Paris begründeten Centralverwaltung mehr und mehr Stützen in der Provinz verschaffen.

Das Beispiel Napoleons ist freilich wegen der Kürze seiner Regierung mehr der Tendenz, als der Folgen wegen merkwürdig und von Bedeutung, denn es weist auf den Krebsschaden hin, an welchen die französische Verwaltung seit der Restauration der Bourbone bis auf die neueste Zeit leidet. Seit dem Jahre 1815 trat kein wahrhaft herrschender Geist an die Spitze der französischen Regierung, und die Minister, meist nur die Häupter von Pariser Cotterien, müssen vorerst darauf denken, die Ansprüche ihrer Partei zu befriedigen, und durch Anstellung ergebener Beamten auf die Wahlen einzuwirken, und diese zu ihrem Vortheil zu lenken. Daher stammt jenes ärmliche System, wo mit einem neuen Ministerium auch ein ganzer Schwarm neuer Präfekten und Unterpräfekten in die Verwaltung

eindrang, nur allzu häufig Leute, welche den ihnen untergebenen Distrikt in ihrem Leben nie gesehen, ja manchmal gar nie in entsprechenden Aemtern vorher gewesen waren, und daher die oft gerügte Jämmerlichkeit, welche nach vollbrachter Revolution im Jahr 1830 zur Schande der Deputirtenkammer offenkundig wurde, wo die Deputirten für sich und ihre Verwandten und Freunde wie eine Meute hungriger Hunde über die erledigten Stellen herfielen, so daß ein Minister in der Deputirtenkammer offen sich beklagte, er finde keine Zeit, um alle die sollicitirenden Deputirten anzuhören. So tritt nur in veränderter Weise wieder die Ansicht Heberts und ihrer Genossen auf, daß man die französischen Provinzen als die unterworfenen Länder des neuen Roms betrachtet, und jede siegende Partei ihre Anhänger aussendet, um diese Provinzen auszubeuten. Wie unter einem solchen System Stetigkeit in die Verwaltung kommen, wie Verbesserungen allmählich eingeleitet und durchgeführt werden können, das ist auf keine Art abzusehen. Jeder einzelne Minister ist mit einer solchen Masse von Einzelnheiten überladen, daß nothwendigerweise eine Menge Geschäfte unerledigt bleiben, oder das Meiste über Einen Kamm geschoren werden muß, mag es dann ausfallen, wie es will.

Eine nicht minder ernste Seite dieses Systems ist die Concentration alles politischen Lebens in der Hauptstadt. Wer je dort gelebt hat, namentlich in einer etwas bewegten Zeit, ohne dem Handel oder sonstigen dringenden Geschäften nachzugehen, der wird sich der fieberhaften Spannung erinnern, in welche man durch den Aufenthalt zu Paris versetzt wird. Diese fieberhafte Spannung wird von Tausenden in Paris getheilt, und Tausende sind stets bereit mit der Regierung zu hadern und gelegentlich Händel anzufangen. Fortwährend bekämpfen sich die Parteien nicht bloß in den Journalen, das ist das Wenigste, sondern verschiedene Polizeien stehen sich einander gegenüber. Bald kommt diese, bald jene ans Ruder und die verabschiedete bekämpft sicher ihre glückliche Gegnerin. Rechnet man hierzu, daß in Paris 15—20,000 Männer leben, welche am Morgen, wenn sie aufstehen, nicht wissen, wovon sie am Mittag essen sollen, so sind die Emeuten eine sehr erklärliche Sache, und man lernt begreifen, wie die neuern Jakobiner bei den Emeuten der letzten Jahre gerade herausfagten: la rue est contre nous, weil sie nicht Geld genug zu spenden hatten. Wer aber als die Eingeweihten, welche Gründe genug zum Schweigen haben, vermöchte diesen Abgrund von Intriguen und Machinationen zu schildern.

Vermehrt aber wird die Zahl der Proletarier in den Städten, erhöht die fieberhafte Spannung in der Hauptstadt durch das französische Steuer- und Wahlsystem, welches die Abgaben hauptsächlich auf die arbeitende Klasse wirft, und dem Besitze des beweglichen Vermögens den größten politischen Einfluß verschafft. Es ist eine der traurigsten Erscheinungen in den Repräsentativ-Staaten, daß der Reichthum, in dessen Hände die politische Macht gelegt ist, die Last der Abgaben auf die Armuth wälzt. In England und Frankreich können nur sehr vermögliche Personen die Stelle eines Repräsentanten annehmen, ja in Frankreich ist ein bedeutendes Steuerquantum nöthig, um nur wählbar zu seyn. Die Folge hievon ist, daß die ersten Lebensbedürfnisse unmäßig besteuert, und dadurch derjenige, welcher von seiner Hände Arbeit leben muß, zum Heloten herabgedrückt wird. Vermehrt wird dieß drückende Verhältniß noch in den französischen Städten durch die von den Municipalitäten auferlegten Octrois, und Paris hat dieß System schon durch tausenderlei große und kleine Emeuten schwer gebüßt, wenn gleich der Fall nicht immer so klar vor Augen liegt, wie in Lyon, wo die Arbeiter die Aufschrift vivre en travaillant ou mourir en combattant auf ihren Fahnen trugen. Diesem unseligen Finanzsystem dankt Frankreich die immer stärker fortschreitende Zertheilung seiner Bevölkerung in Arme und Reiche, und den steten Schrecken jeder schwachen Regierung vor den Proletariern.

Wir haben oben gezeigt, wie diese Concentration aller politischen Thätigkeit des Staats und des Volks von den Jacobinern begonnen und von Napoleon vollendet wurde, und erwähnt, daß diese Concentration für diese beiden Gewalten nur ein Kriegsmittel gewesen sey. Für den Krieg war sie vortrefflich, für den Frieden aber entschieden nachtheilig. Dennoch bleibt man auf diesem Kriegsfuß, man unterhält die Spannung, welche der Kriegsfuß mit sich bringt, und Krieg ist, wenn nicht Handel, Gewerbe und Manufakturen in ungemeiner Blüthe stehen, das einzige Mittel, um die Proletarier ohne Gefahr für die innere Ruhe zu beschäftigen. Darum sehen wir, wie in Paris keine Regierung sich auf die Dauer hält, obwohl man gelernt hat, gewöhnliche Straßenaufstände zu dämpfen. Die ältern Bourbonen hielten sich ohne besondere Gefährdung bis zum Jahr 1821, wo nur wenig gefehlt hat, daß ein furchtbarer Aufstand gelungen und die Republik proklamirt worden wäre. Dann wurde wieder Ruhe auf 9 Jahre, und ein einziger grober Fehler stürzte die ältern Bourbonen. Ludwig Philipp hat die Straßenaufstände der ersten Jahre bezwungen, und die Partei, welche ihn emporgehoben, den Kleinbürger von Paris, befriedigt, aber bereits scheint auch sein Stern wieder im Umkehren, und die allgemeine Meinung von Paris sich von ihm abzuwenden. So schwankt Alles hin und her; die unsichere wankelmüthige Gesinnung einer ewig bewegten Stadt entscheidet über das Schicksal des ganzen Reichs. Geht man die Geschichte der Deputirtenkammer seit 20 Jahren durch, so wird man durch einen seltsamen Umstand lebhaft betroffen; häufig ist die Deputirtenkammer nicht die gesetzgebende Behörde Frankreichs, sondern die von Paris. Wichtige Gesetze, ein ganzes Budget werden mit bodenlosem Leichtsinn, binnen wenigen Tagen, ja in wenigen Stunden discutirt und angenommen, aber das Gesetz über die Ausrufer in Paris, was eigentlich die Sache des Seinepräfekten wäre, wird mit einer fast lächerlichen Wichtigkeit behandelt. Nichts wäre leichter, als von allen gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs, von der Constituante an bis auf die neueste Zeit, Gesetze anzuführen, welche eigentlich nur auf Paris berechnet sind, doch es mag genügen auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, der manche parlamentarische und andere Erscheinungen allein erklärt; denn nur diese ungemessene Wichtigkeit von Paris macht es begreiflich, wie zur Zeit des Convents der Gemeinderath, und unter Ludwig Philipp der Seinepräfekt der ganzen Regierung

Troß bieten konnte, wie dieß z. B. Odillon Barrot im Jahr 1830 that.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

Der große Fluß im Innern Südafrika's wurde vor etwa 70 Jahren von Obrist Gordon, einem Engländer in holländischen Diensten, entdeckt, der ihn zu Ehren des Hauses Oranien den Oranje Rivier nannte. Der Fluß war, da wo er ihn traf, so breit als die Maas bei Maestricht, und floß fast nordwärts, ein Umstand, der die ganze Gestaltung des Landes in ein Geheimniß hüllte, da man gar nicht errathen konnte, auf welcher Seite des Kontinents er sich ausmünde. Obrist Gordon sagte dem Herrn Labillardière, daß er auf seiner Reise durch die Ebenen, welche der Oranjefluß durchströmt, 150 (englische) Meilen über den Wendekreis, oder etwa bis zum 21° S. B. vorgedrungen sey. Diese Uebertreibung Gordons ist nicht seiner Ruhmredigkeit zuzuschreiben, denn er soll ein sehr einfacher, redlicher Mann gewesen seyn, sondern wohl nur den Redensarten, die unter den Kapkolonisten üblich sind. Die holländischen Kolonisten jener Zeit betrachteten den Groot Rivier als unermeßlich weit entfernt, und diese Ansicht herrscht noch bei einigen Boers, die, in den Hoeks (Ecken) der Sneeuwberge versteckt, die Kenntnisse ihrer weiter umher wandernden Brüder nicht besitzen, und das Land um den Oranjerivier ganz wörtlich den Ort nennen, wo die Welt aufzuhören anfängt. Unter der englischen Herrschaft auf dem Kap wurde der Oranjefluß zum Erstenmal im Jahre 1801 von den Herren Truter und Somerville überschritten, und seitdem sind einige Handelsleute wohl dem 21° S. B., dem Punkt, den Obrist Gordon erreicht zu haben glaubte, nahe gekommen; jedenfalls hat ihre Reise von der Gränze der Kolonie zum mindesten 1000 Meilen, von der Kapstadt 1500 Meilen betragen.

Die Nachrichten einiger Handelsleute, welche im Jahre 1832 weit nordwärts vorgedrungen waren, und von der üppigen Vegetation des Landes in der Nähe des Wendekreises, so wie von den freundlichen Gesinnungen der Eingebornen erzählten, veranlaßten die Bildung einer Gesellschaft zur Erforschung Mittelafrika's. Dr. Andrew Smith, durch die Sammlungen, welche er zu Natal angestellt hatte, bereits als eifriger Naturforscher bekannt, wurde zum Führer einer Expedition auserseben, und eine Schaar wißbegieriger Freiwilligen sammelte sich um ihn. Die in großem Maßstabe angelegte Expedition bestand, wenn wir nicht irren, aus 10 Negern, 160 Stücken Rindvieh und Pferden, und 40 bis 50 Menschen; sie brach im August 1834 aus Graaff Reinett im östlichen Distrikte der Kolonie auf, und kehrte im Anfang des laufenden Jahres zurück. Unmittelbar darauf legte Dr. Smith der Gesellschaft einen Bericht über seine Reise vor, und wir beeilen uns, den Lesern des Auslandes die Erzählung der Reise selbst und die bedeutendern Ergebnisse derselben mitzutheilen.

1. Reise bis Kuruman.

Am 12ten August 1834 hatten die Leiter der Unternehmung, Herr Smith und ein Herr Bain, ihre Vorbereitungen zu der Reise beendigt, und brachen von Graaff Reinett auf, konnten aber wegen der herrschenden Dürre nur kleine Tagereisen machen. Am 26sten desselben Monats kamen sie am Nu Gariep, oder schwarzen Flusse, einem der Hauptarme des Oranjeflusses, an, und erreichten Philippolis, den Wohnsitz des verstorbenen Griquahäuptlings Dam Kok, am 28sten. Auf diesem Theil der Reise war kaum ein Blättchen Gras zu sehen, und die wenige Nahrung der Ochsen bestand hauptsächlich in den Spitzen dürrer, absterbender Stauden, die auf der Karroo-Ebene häufig sind. Zu Philippolis hielten sie genaue Musterung über die Ochsen, und diese fiel nichts weniger als günstig aus; viele hatten sehr bedeutend gelitten, und nur drei Gespanne waren in erträglichem Zustande. In dieser Lage und bei dem ungünstigen Zustande des Landes weiter nach Norden ward beschlossen, östlich zu ziehen, und die unbekannten Stämme und Länder gegen die Quellen des Caledonflusses zu untersuchen, wo dem Gerüchte nach selbst jetzt noch Gras in Menge zu finden war. Zudem waren zu diesem Zuge nicht alle Wagen und Ochsen nöthig, und man ließ alles Ueberflüssige bei dem zu Philippolis wohnenden Geistlichen Herrn Kolbe; acht und dreißig der schlechtesten Ochsen sollten hier ausruhen und wieder Kräfte gewinnen.

Die nöthigen Ausbesserungen an den Wagen waren am 9ten September vollendet, und am 10ten brachen sie nach dem Caledonfluß auf. Nach vier mäßigen Tagereisen in östlicher Richtung kamen sie nach Verhuil, einer französischen Missionsstation unter der Leitung des Herrn Pelissier. Hier hielten sie an bis zum 23sten, weil sie hier viele Leute fanden, von denen sie interessante Nachrichten einziehen konnten. Diese Station war durch Herrn Pelissier gegründet worden, der eine große Anzahl Betschuanas über den Distrikt von Philippolis zerstreut fand, und unter Beistand des Häuptlings und Herrn Kolbe's sie zu einer Niederlassung zusammenzog, an derselben Stelle, wo früher eine Buschmänner-Niederlassung bestanden hatte, aber wegen ihrer Abneigung gegen bestimmte Wohnsitze wieder aufgegeben worden war. Die vereinigte Bevölkerung, welche man auf nicht viel weniger als 6000 schätzt, besteht meistens aus Batlapis, Baratongs und Baschutus, von denen die meisten früher durch Kriege oder Mangel aus ihrem Heimathlande vertrieben worden waren. Sie schienen sehr lernbegierig, und der ganzen Niederlassung fehlte zu ihrem Glücke nichts, als mehr anbaufähiges Land, und genügender Schutz gegen die Horden der Coranna's, welche die Nachbarschaft unsicher machen, und wegen ihrer bessern Versorgung mit Feuerwaffen und Munition ein großes Uebergewicht über Leute hatten, die größtentheils nur mit Hassagaien bewaffnet waren. Alles, was die Reisenden hier und an andern Orten hörten, überzeugte sie, daß der Besitz ungleicher Waffen hauptsächlich die kleinen Kriege unterhält, welche unmittelbar jenseits der Nordgränze stets im Schwange sind.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Chateaubriand. — Die Geschichte von Rimini. Dritter Gesang. Von Leigh Hunt.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 November 1836.

Skizze von Siebenbürgen.

Von welcher Seite man auch in dieses Land kommen mag, überall bietet es einen romantischen Anblick. Die vielen, mannichfach gruppirten und von reizenden Thälern durchschnittenen Gebirge, das milde und doch nicht allzuwarme Klima, die Ströme, welche die Thäler durchrauschen, vor Allem aber die verschiedenen Menschenstämme geben eine Mannichfaltigkeit und einen Reiz, wie sie der Reisende nur in wenig andern Ländern in gleicher Art findet. Der Reichthum des Landes unter und über der Erde trägt zur Erhöhung seiner Schönheit bei. Wenige Länder dürfte es geben, welche so reichlich mit allen Gaben, die dem Menschen zum Genusse verliehen, begabt sind, wie Siebenbürgen. Die Menge der edlen Metalle, und vor Allem das zum Leben so nöthige Salz sind in einem Ueberflusse vorhanden, daß deren Ausbeutung das Land reich machen muß, und daneben reicht Ceres ihre Gaben im Ueberflusse: denn man findet fast durchgehends einen reichen und fruchtbaren Ackerboden. Die längs der Ströme sich hinziehenden Gebirge sind auf ihrer südlichen Seite mit Reben bekränzt, welche einen vortrefflichen Wein liefern; kurz, es scheint dem Lande an nichts zu fehlen, wenn nicht einzig daran, daß die Bevölkerung noch nicht durchgehends auf der Stufe der Kultur steht, um alle von der Natur verliehenen Gaben nach ihrem ganzen Werthe zu benutzen und zu genießen. Unter andern steht der Ackerbau noch so tief, daß er, trotz dem Reichthum des Bodens, doch nicht immer den vollen Bedarf an Lebensmitteln für die Bevölkerung gewährt, obgleich man, bei verständigem und fleißigem Betriebe, weit mehr als dieser erfordert, erzeugen könnte. Jedoch läßt sich dieß nicht vom ganzen Lande ohne Ausnahme behaupten. Denn die Distrikte, welche von Sachsen (Deutschen) und Szekiern (Ungarn) bewohnt werden, zeigen eine ziemlich vorgeschrittene Kultur, obschon sie, im Vergleich zu Deutschland, immer noch zurücksteht. Nur Schade ist es, daß die beiden genannten Volksstämme gerade nicht den fruchtbarsten Landstrich bewohnen, denn diesen haben die Wallachen inne; er heißt die Mezöseg (Meseschög, zu deutsch Landschaft). Von dieser muß ich hier insbesondere sprechen.

Die Meseschög ist ein Landstrich, welcher östlich von Clauenburg und Thorda angeht, wo er von der Samosch und Aranjosch begränzt wird, und sich bis an die Marosch erstreckt. Er bildet eine fortwährende Hügelkette ohne Waldung. Diese Hügel erheben sich mitunter zu der Höhe von nicht unbedeutenden Bergen, haben aber nichts desto weniger überall einen fruchtbaren und ziemlich tiefen Boden, welcher meistentheils dem besten Marschlande an Reichthum gleich ist. Unstreitig sind sie aus den Erderhebungen, welche hier in der Vorzeit auf einem Sumpfe stattgefunden haben, entstanden; denn es ist ihr Ackerboden ganz dem gleich, welchen man in den niederungarischen Ebenen findet. Außer dem fruchtbaren Acker enthält die Meseschög noch einen andern Schatz in dem Salze, welches fast überall in geringer Tiefe liegt, und von welchem sich eine Menge reicher Salzquellen sättigen. Diese sind von Seiten der Regierung mit Wachen besetzt, weil sonst die Einwohner nicht allein für ihren Bedarf daraus schöpfen, sondern auch noch Salz zum Verschleiß auskochen würden. Nur einige werden wöchentlich einmal auf kurze Zeit frei gegeben, damit sich das Volk für sein Bedürfniß holen könne.

Im zeitigen Frühjahre und im Spätherbste eben so wie im Winter bietet die Meseschög ein sehr trauriges Bild, wenn man weit und breit nichts als kahle todte Hügel sieht, an denen nur hin und wieder eine Hütte steht, und zwischen denen in engen Thälern einige elende wallachische Dörfer liegen. Anders aber ist es im Sommer. Da sind diese gewellten Fluren mit Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt, und vom Ende des Aprils bis zum Ende des Herbstes bieten sie eine Flora, die an Mannichfaltigkeit, so wie an bunten Farben wohl von wenigen in Europa übertroffen wird. Auf dieser zahllosen Menge von Blumen schwärmt stets ein Heer von Bienen, welche im Ueberfluß schwelgen. Schade daß man hier, wo die Gelegenheit so schön ist, so wenig für Bienenzucht thut. Zwar haben die Grundbesitzer wohl überall Bienenwärter, welche ihre Wohnungen im Freien, und neben dieser einen Bienengarten haben; aber es herrscht in der Behandlung dieser nützlichen Geschäfte, so wie in der Benutzung ihrer eingetragenen Schätze noch eine große Sorglosigkeit.

Der größte Theil dieses Hügellandes ist zur Gräserei benutzt, und kaum der dritte Theil des Ganzen wird unter dem

Pflüge gehalten. Wie üppig der Graswuchs sey, wenn ihn die Witterung nur einigermaßen begünstigt, das kann man aus dem bereits Gesagten folgern. Leider werden aber diese Gaben der Natur mitunter mit einer tadelhaften Saumseligkeit behandelt, und es würde ein deutscher oder schweizerischer Landmann sehr jammern, wenn er sähe, wie man bei der Gewinnung des Heues verfährt, und wie man das köstlichste Gras erst von Sonne und Regen ausziehen und entkräften läßt, ehe man es zusammenbringt. Das Heu faßt man durchgehends in große Haufen meistentheils auf den Gräsereien auf, indem man keine Gebände hat, um es unter Dach zu bringen. So wie man es zur Fütterung bedarf, holt man es nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Paris.

(Schluß.)

Es wäre ein nutzloses Bestreben, sich alle die Folgen eines solchen Zustandes der Dinge enträthseln zu wollen, und nur wer an Ort und Stelle lebt und aufmerksam beobachtet, wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die nächste Zukunft voraussagen können; aber auch der Entferntere, wenn er den richtigen Standpunkt im Auge behält, hat einen Maßstab für derlei Erscheinungen, welche sich nur aus der Doppelnatur von Paris, nämlich seinem Leben als Stadt und als Alles verschlingende Hauptstadt erklären lassen. Den Emeuten, die hie und da vorfallen, drückt häufig nur die kluge Benützung einer oder der andern politischen Partei ihren Stempel auf, und die eigentliche Stadt, der angesessene Bürger, nimmt weit weniger Antheil daran, als man in der Regel glaubt. Dazu trägt freilich die ungeheure Ausdehnung der Stadt viel bei; wenn nicht besondere Umstände, wie das Durchziehen vieler Truppen durch die Straßen, die öffentliche Aufmerksamkeit alsbald in Anspruch nehmen, geht in einem andern Theil der Stadt Alles seinen ruhigen Geschäften nach, während nur wenige hundert Schritte davon eine sogenannte Emeute im vollen Zug ist. Als am Ausgang des Jahres 1830 während des Ministerprozesses um das Luxemburg herum zwischen 20 und 30,000 Nationalgarden und Linientruppen standen, hätte man gleich über der Seine drüben kaum an die Bewegung gedacht, wenn nicht Lafayette damals sämmtlichen Nationalgarden von Paris, deren zwischen 70—80,000 seyn mochten, den Befehl ertheilt hätte, die ganze Zeit des Prozesses über in Uniform auszugehen, um durch ihre große Anzahl den Uebelgesinnten zu imponiren. Ist die Zeit politisch bewegt, so erhält der kleinste Aufstand einen politischen Anstrich, und wird, je nach dem Interesse der Parteien, vergrößert oder verkleinert; zu einer Zeit aber, wo durch kraftvolle Organisation der Polizeimacht die mehr oder minder brodlose Menge im Respekt erhalten wird, hat es mit allen diesen Aufläufen gar wenig zu sagen, und die ganze Wichtigkeit, welche ihnen etwa zu Theil wird, ist ein Geschenk der Zeitungen, welche davon Gelegenheit nehmen, ihre langen Spalten zu füllen.

Wie sehr eine Regierung auf die unbeschäftigte Bevölkerung von Paris Bedacht nehmen muß, zeigt auch das Beispiel der Regierung Ludwig Philipps. Alsbald nach der Revolution wurden auf dem Marsfelde weitläufige Aenderungen getroffen, Gräben gezogen, Aufwürfe gemacht, meist ohne sonderlichen Grund, als den, einen gewissen Theil der Bevölkerung zu beschäftigen, und die hundert Millionen, welche die Kammer der Regierung für öffentliche Arbeiten bewilligte, hatten im Wesentlichen keine andere Bestimmung.

So ist Paris auch in dieser Beziehung der Schlund, welcher die beste Lebenskraft Frankreichs in sich verzehrt. Wie das Geld des Volks, die großen Kapitalien, so ziehen auch alle ausgezeichneten Talente nach Paris, dem großen Schauplatz, wo allein Berühmtheit, und in Folge dieser Berühmtheit gewöhnlich auch viel Geld zu erwerben ist. Daher rührt auch in Frankreich der Mangel an reichern Landstädten, welche in Deutschland, in England und den Niederlanden so ungemein zahlreich sind, und als Mittelpunkte von Handelsbewegung und Gewerbsbetrieb ein Land erst wahrhaft wohlhabend und reich machen können.

Es ist im Ausland fast nur Eine Stimme über die massive Concentration aller politischen und administrativen Thätigkeit in Paris; bis jetzt haben sich in Frankreich nur schwache, und zum Theil sehr interessirte Stimmen für eine gewisse Decentralisation erhoben. Alle wortführenden und handelnden Parteien aber sind über die Centralisation ganz einig, und streiten sich nur darum, welche sie für sich benützen könne, ja die sämmtlichen Schattirungen der liberalen Partei betrachten den Gedanken an eine Decentralisation als eine Art Hochverrath an der Größe Frankreichs. Diese Concentration wirkt auf die Regierung selbst zurück, und veranlaßt sie zu kriegerischen Maßregeln oder Demonstrationen, oft nur um die Bewegung dieses fieberhaften politischen Lebens, welches ihr über den Kopf zu wachsen droht, von sich ab und auf einen andern Gegenstand zu lenken. Sie nöthigt gewissermaßen die Regierung, sich fortdauernd mit den äußern Angelegenheiten des Staats zu beschäftigen, und in allen ihren Maßregeln weit öfter auf den Schein als auf die Wirklichkeit zu sehen, weil sie auf eine wankelmüthige, eitle Menge Rücksicht zu nehmen hat, auf welche mancher Gecber Klron mehr einwirkt, als der besonnenste Staatsmann. Wer auch nur eine Zeit lang dem Getriebe der pariser Parteien unbefangen zugesehen hat, dem kann es unmöglich entgehen, daß die Repräsentanten derselben, die politischen Blätter, weit öfter die Menschen, als die Maßregeln bekämpfen, und sobald es einer Regierung durch Gewandtheit und Festigkeit gelingt, eine eingeschlagene Bahn längere Zeit konsequent zu verfolgen, so werden die Blätter mit jedem Tage matter, und sterben fast an Entkräftung. Dieß hat sich in den letzten sechs Jahren in auffallendem Grade gezeigt, wo beinahe alle pariser Blätter ohne Unterschied sehr an Abonnentenzahl verloren, wenn nicht etwa eine ausgezeichnete Persönlichkeit, wie Carrel, oder eine so feste negative Haltung, wie bei der Gazette de France, ihnen den Beifall des Publikums bewahrte. Der Versuch des letztern Blatts, eine Decentralisation hinsichtlich der politischen Meinung herbei zu führen, ist als gescheitert zu betrachten, und noch scheint die Zeit nicht gekommen, wo

eine politische Partei mit einiger Aussicht auf Erfolg einen Decentralisationsplan vorschlagen und betreiben könnte.

Es wäre gewiß ein eben so interessantes als belehrendes Studium, die Geschichte Frankreichs seit der Revolution mit Rücksicht auf diesen wesentlichen Unterschied der Geschichte Frankreichs und der Geschichte von Paris zu erforschen. Dieser Unterschied findet sich allenthalben, in der Verwaltung, in der Gesetzgebung und in dem industriellen Leben. Die Vernachlässigung der Provinzen in geistiger und politischer Beziehung tritt in einer Menge von Fragen zu Tag, deren Durchführung indessen an dem Unverstand und dem Eigennutz der Kammer nur allzu häufig scheitert. Am lautesten beginnt jedoch in neuerer Zeit die kommerzielle Frage sich zu erheben, und diese, wenn irgend eine, wird zuerst die Regierung nöthigen, in dem bisherigen System nachzulassen, und nicht mehr einzelne privilegirte Städte, und namentlich Paris, auf Kosten großer Provinzen zu bereichern und zu schmücken. —

Für diejenigen, welche sich in dem Gewirre der Straßen dieser großen Stadt nicht leicht zurecht finden, machen wir nur auf einige Richtpunkte aufmerksam. Am leichtesten findet man sich zurecht, wenn man die Seine zur Richtschnur nimmt; an die Seine, ziemlich in der Mitte der Stadt, stößt das Louvre, mit welchem, Seine abwärts, der Tuilerienpalast zusammenhängt, von dem aus eine gerade Straße durch den Tuileriengarten hindurch über den Platz de la Concorde oder de la Revolution, wo kürzlich der Obelisk errichtet wurde, durch die elysäischen Felder nach dem Triumphbogen de l'Etoile führt. Rechts von diesem Wege liegt die Faubourg St. Honoré, durch welche die Rue du Faubourg St. Honoré geht. Diese hängt mit der Rue St. Honoré selbst zusammen, welche die Hauptstraße der alten Stadt bildet. Geht man von der Brücke Ludwigs XVI gerade vorwärts über die Place de la Concorde und weiter durch die Rue royale, so stößt man auf die Madeleine, wo die Boulevards beginnen, denen man auf der Karte leicht folgen kann, bis man auf den Bastilleplatz gelangt: dieser Raum schließt das alte Paris auf der Ostseite ein. Hier müssen wir einen Fehler unserer Karte rügen, indem sämmtliche Boulevards auf derselben mit Bäumen bezeichnet sind, welche sich aber nur noch auf einem Theil der Nordseite und jenseits des Boulevard du Temple finden, von dem Boulevard des Italiens an bis um Boulevard du Temple sind sie größtentheils in der Revolution des Jahres 1830 niedergehauen worden, um als Barrikaden gegen die Reiterei zu dienen. Als Richtpunkt in diesem Theile der Stadt dienen namentlich der Platz Vendome, das Palais Royal, die Halle aux Blés, der Marché des Innocens und der Temple. Auf dem andern Seineufer findet man am leichtesten sich zurecht, wenn man von der Pont des Arts durch die Seinestraße nach dem Luxemburg geht; wendet man sich dann gegen die Seine um, so hat man die Faubourg St. Germain, das Hotel der Invaliden und endlich das Marsfeld links, das Quartier Latin aber, wo die medizinischen und Rechtsschulen nebst dem Pantheon sind, rechts. Auf der größern Seineinsel, jetzt Isle du Palais genannt, liegt das Palais de Justice, einst die Residenz der Könige Frankreichs.

Census von Paris.

Bis zum 15ten Jahrhundert war es unmöglich, auch nur annähernd die Bevölkerung von Paris zu bestimmen, unter Philipp dem Schönen schätzte man sie auf 50.000; unter Ludwig XI nach der Vertreibung der Engländer betrug sie 150.000. Gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts stieg sie auf 200 bis 220.000; im Anfange der Belagerung des Jahres 1590 war die Stadt durch die Religionskämpfe herabgekommen, denn man zählte damals nur 20.000 zu ernährende Menschen. Unter Heinrich IV und Ludwig XIII ging die Vermehrung fort; in den letzten Jahren Ludwigs XIV und während der Regentschaft erreichte sie beinahe die Zahl von 510.000; von 1752 bis 1782 hob sie sich auf 576.000 Seelen. Im Jahre 1757 betrug die Anzahl der besteuerten Familien 71.114. Unter Ludwig XVI hatte Paris 600.000 Einwohner; im Jahre 1805 nur 547.750; 1817 713.966; 827 890.43 1; 1831 774.338; 1832 770.286. Gegenwärtig im Jahre 1836 hat sich die Bevölkerung auf beinahe eine Million erhoben, seit dem Jahre 1805 also, oder im Verlauf der letzten 30 Jahre, nahezu verdoppelt.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Fortsetzung.)

Zu Verhuil war es nöthig, einen Dolmetscher zu nehmen, aber, obwohl Herr Pelissier und der Häuptling sich sehr viel Mühe gaben, den Reisenden einen solchen zu verschaffen, so waren doch alle, da eine Nachricht von den Planen der Reisenden ihnen vorausgegangen war, so voll Besorgniß über die Gefahren der beabsichtigten Reise, daß sich keiner bewegen ließ, weiter als bis zu den Baschutus zu gehen. Gegen die Besuchung dieses Stammes hatten sie keine Einwendungen zu machen, alle aber zeigten die größte Abneigung und Furcht vor den Mantatis, so daß die Reisenden sich begnügen mußten, einen Dolmetscher bloß bis zu den Baschutus mitzunehmen.

Am Tage ihres Aufbruchs, am 22sten, erreichten sie noch vor einbrechender Dunkelheit den Caledonfluß, mehrere Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Nu Gariep oder schwarzen Fluß. Es war ein ziemlich bedeutendes Wasser, nicht viel schwächer, als der Nu Gariep selbst. Die Reise ging nun dem Caledon ziemlich parallel, doch meist in nicht unbeträchtlicher Entfernung bald auf der einen, bald auf der andern Seite. In dem Maße, als sie sich von Philippolis entfernten, besserte sich die Vegetation, und als sie an die höhern Theile des Flusses kamen, war jede Ebene mit dem üppigsten Rasen bedeckt. Auch Wasser fand sich in viel größerer Menge; die große Anzahl der kleinen, klaren Gewässer gab dem Lande einen angenehmen, interessanten Charakter, und man reiste viel leichter als durch die Gegenden, die sie von Graaff Reinett an durchzogen hatten.

Ehe sie an die französische Missionsstation Moriah gelangten, zogen sie nördlich von den Konsbergen, welche einen Theil der hohen Kette bilden, die das Kafferland von dem Land der Betschuanas scheidet. Nahe bei diesen Bergen haust Danser, ein kleiner Amakosahäuptling, der anfangs nur mit einer kleinen Abtheilung seiner Landsleute auszog, bald aber sich durch nachfolgende Auswanderungen verstärkte, und durch

die Verrätherei berüchtigt ist, wodurch er vor einiger Zeit eine Horde Bastarden und Coranna's vernichtete. Er war sehr argwöhnisch, und da die Reisenden ihn wegen der unzugänglichen Lage seines Kraals nicht besuchten, kam er selbst mehrere Tagereisen weit her, und zeigte sich sehr bemüht, als ein Freund der Kolonie betrachtet zu werden.

Als sie sich dem Gebiete der Baschutus näherten, begann sich der Charakter des Landes zu ändern: die niedern Berge von Urgestein, welche im Gebiete von Philippolis nur hie und da mit Sandsteinen bedeckt waren, erhoben sich jetzt zu größerer Höhe, und waren fast ohne Ausnahme so bedeckt. Die Oberfläche der Ebenen, welche in den frühern Distrikten entweder aus einem festen eisenhaltigen Thon oder aus reinem Urfels bestanden, war jetzt entweder eine Mischung von vegetabilischem Moder und eisenhaltigem Thon, oder bestand aus kieselartigem oder grobkörnigem Sandstein. Kleine Bäume und Buschwerk, das die Reisenden seit Graaff Reinett nirgends in Menge gesehen hatten, begannen die Thäler und Schluchten in den Bergen zu bekleiden, während Proteen und eine Menge anderer Zwergbäume den Fuß der bedeutendern Erhöhungen umgaben. Sie erstiegen einen der höchsten Berge im Distrikt, und hatten hier eine weite Aussicht auf das bereits erwähnte Gebirge, den Kaus-Berg, den die Kolonisten mit dem Namen Witte Bergen (weiße Berge) bezeichnen. Das Reisen wurde jetzt in geringer Entfernung von Moriah wegen der Unebenheit des Sandsteinbodens höchst unangenehm, und sie verloren über dem unaufhörlichen Ausweichen die Richtung so sehr, daß sie Leute aussenden mußten, um das Land zu erforschen. Doch gelang es ihnen noch an demselben Tage Abends vor Einbruch der Dunkelheit die Mission zu erreichen. Hier fanden sie ein großes steinernes Haus, und der Geistliche, Herr Cassilis, der einzige weiße Einwohner des Orts, nahm sie gastfreundlich auf.

Von ihm erfuhren sie, daß die Wohnung des obersten Häuptlings des Stammes ziemlich weit gegen Osten entfernt, sein Sohn aber in der Station anwesend sey, und einen Boten an seinen Vater abgesendet habe, so daß die Reisenden in wenigen Tagen einen Besuch von ihm erwarten könnten. Die Lage Moriahs ist sehr malerisch, und seine Bewohner sind, wie die andern Landeseinwohner, sehr vorsichtig in Betreff feindlicher Angriffe; sie haben sich allenthalben an Orten niedergelassen, wo sie nicht von allen Seiten angegriffen werden können, und wo ein Feind den Angriff überhaupt nur mit Mühe und Nachtheil bewerkstelligen kann. Zu solchen Vorsichtsmaßregeln wurden sie genöthigt, weil sie lange den Angriffen der Stämme ausgesetzt gewesen waren, welche durch die glücklichen Waffen Chaka's aus ihrem Heimathlande vertrieben wurden. Die Einwohner des Orts mochten sich auf etwa 500 belaufen, und alle stehen unmittelbar unter dem ältesten Sohne von Moshesh, dem gegenwärtigen Könige des Stammes. Am 1sten Nachmittags kam dieser zu Pferde an, von mehrern Reitern begleitet, die, als sie dem Lager näher kamen, abstiegen und ihre Gewehre zum Gruß abfeuerten. Er selbst stieg an den Zelten der Reisenden leicht und ungezwungen vom Pferde, reichte denselben die Hand, und zeigte auf alle Weise seine freundschaftlichen Gesinnungen und sein Vergnügen. Die Offenheit seines Wesens nahm auf den ersten Blick für ihn ein, und diesen Eindruck schwächte auch sein nachheriges Benehmen nie. Er sprach ganz frei von der frühern und jetzigen Geschichte seines Stammes, und die Art seiner Aeußerungen zeigte nichts von der geistigen Herabwürdigung der meisten rohen Häuptlinge, oder er mußte bedeutende Fortschritte in Kenntnissen gemacht und mancherlei Vorurtheile abgelegt haben. Auch vom Tode sprach er ohne allen Widerwillen, und schien die gewöhnlichen Begriffe, daß dieß von schlimmer Vorbedeutung sey, keineswegs zu theilen. Auch war er — so weit Herrn Smiths Erfahrung reichte, — das erste Beispiel eines Kaffernhäuptlings, der sich herabließ, Auskunft über Alles zu geben, worüber man ihn befragte.

Moshesh erzählte, die Baschutus gehörten ursprünglich zum Stamme der Baquainas, deren Land sie wegen Unterdrückung und Armuth verlassen hätten; das Land, das sie gegenwärtig bewohnen, ist das dritte seit ihrer Auswanderung; anfangs wandten sie sich gegen den Ky Gariep oder Likwa, dann näherten sie sich den Quellen des Caledon, endlich zogen sie nach ihren gegenwärtigen Wohnsitzen, weil sie nicht im Stande waren, den stets wiederholten Angriffen der Amahlabi, Amangnan und Balkokwa zu widerstehen. So lange sie im Norden des Likwa wohnten, behielten sie die Kleidung und Bewaffnung ihres Mutterlandes, später aber bequemten sie sich zu dem Kostüm ihrer Nachbarn, und gleichen in dieser Beziehung ganz den Mantatis, welche gegenwärtig östlich von ihnen wohnen. Ihre Sprache ist das Sitschuana mit einigen unbedeutenden Veränderungen, den Ursprung und die Bedeutung ihres jetzigen Nationalnamens konnten die Reisenden nicht erfahren.

Sobald die Baschutus erkannten, daß sie den Stämmen, welche durch die Kriege Chaka's über sie hereingetrieben wurden, auf den Ebenen nicht widerstehen könnten, zogen sie sich auf die Berge zurück, deren abgeplattete Höhen ihnen nicht unpassende Wohnsitze darboten, während die steilen Seiten sie zu natürlichen Festungen machten, wo eine Handvoll Menschen sich gegen einen mächtigen Feind vertheidigen konnte. Bei Annäherung der Gefahr eilen alle nach den wenigen angreifbaren Stellen, wo Haufen von Steinen aufgethürmt sind, die man auf die anstürmenden Feinde hinabwirft. Durch dieß einfache Mittel sind sie seit Jahren im Stande, sich zu behaupten, und selbst den geübten Kriegern von Umsiligas und Dingan Trotz zu bieten. Nur die Beschützung ihres Viehes ist eine schwierige Sache, denn auf den Bergen fehlt es an Weide, und so müssen sie dasselbe täglich nach den Ebenen senden, von wo manchmal welches von Räubern fortgeschleppt wird, denen es gelingt, die Aufmerksamkeit der zahlreichen Wachen zu täuschen, welche regelmäßig an den Gränzen des Landes vertheilt sind. Unter diejenigen, welche sich auf Kosten dieses Stammes bereicherten, gehörten auch die Berghaaner (Berghähne).

Als Moshesh erfuhr, daß die Reisenden Umsiligas besuchen wollten, machte er ihnen alle möglichen Vorstellungen, und als sie sich dadurch nicht von ihrem Entschlusse abbringen ließen, schien er traurig, und schlug ihnen vor, sich zum Mindesten in der Kriegführung der Matabilis durch seine Leute unterrichten zu lassen, was die Reisenden auch annahmen. (Fortsetzung folgt.)

Kürzlich fand man zu Amiens zwei antike Säulenstumpen, die beide aus hartem Kalkstein bestehen. Der eine stellt einen jungen aufrecht stehenden, nackten Mann dar mit gelocktem Haar; er ist zwischen Weinblätter und Traubenbüschel gestellt, hält in der einen Hand einen Thyrsus, in der andern einen Becher. Das Fell einer Ziege oder eines Tigers bedeckt seine Schultern, und ist oben an der Brust zusammengehalten. Eine Schlange zu seinen Füßen erhebt ihren Kopf bis zu dem Gefäß, und rechts und links sind Thiere im Blätterwerk, welche theils Eichhörnchen, theils Schnecken gleichen. Es ist zweifelsohne ein Bild des Bacchus und gehörte zu einem Tempel. Das andere Fragment besteht aus Weinblättern, zwischen denen ein Hase oder ein Kaninchen nebst mehrern Schnecken; das erstere Thier ist ein Emblem des Ueberflusses.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1836.

Die Granitbrüche in Aegypten und die Verfertigung der Monolithen.

Bekanntlich sind die ägyptischen Obelisken und eine Menge anderer Monumente von syenitischem Granit auf dem alten Boden der Pharaonen, fast der ganzen Länge des Nilthals nach, von den Felsen der Insel Philae an bis an die äußerste Spitze des Deltas, verbreitet, wo die Säule des Diocletian noch jetzt die ausgedehnten Ruinen des alten Alexandriens beherrscht. Höchst anziehend ist es, die Lage der Granitregion näher zu untersuchen, woher die alten Aegyptier jene riesigen Felsenblöcke zogen. Der Bezirk der Granite von Syene erstreckt sich von der Insel Philae längs der ganzen Linie der Katarakte des Flusses bis zur neuen Stadt Assuan und dem nördlichen Punkt des äußersten Endes der Insel Elephantine. Auf jeder Seite des Flusses, in der Richtung von Osten nach Westen, laufen die Granitbänke bis auf eine gewisse Entfernung fort; der schönste Stein dieser Art aber findet sich in der Nähe des Nils, und der Fels scheint an Glanz und Reinheit zu verlieren, je weiter man nach der östlichen Wüste hinkommt. Hieraus ergibt sich, daß die Granitformation in keiner großen Ausdehnung vorkommt, und daß sie eine Art Barriere bildet, welche der Nil auf seinem Lauf abwärts überschreitet, wenn er sich schäumend zwischen den Tausenden von Felsenstücken durchdrängt, die ihm den Weg zu versperren scheinen. Dieß ist jener röthliche Granit, der Syenit des Plinius, und nicht der Syenit der neuern Geologen, der sich durch seine lebhafte und gleichartige Färbung, durch die gleichmäßige Vertheilung der Theile, aus denen er besteht, und durch seine außerordentliche Härte auszeichnet, weßhalb man ihn auch zu Obelisken und einer Menge kolossaler Monolithen verwendete. Ein rosenfarbener Feldspath, welcher zuweilen in Backsteinroth übergeht, bildet ungefähr zwei Deittheile der Felsen bei Syene; die Zwischenräume sind mit glänzendem Glimmer und hellen Quarzkrystallen ausgefüllt. Hie und da, aber nur selten, finden sich einige kleine Körner von dunkelschwarzem Amphibel. Leider ändert sich dieser Granit, wenn er der Luft und der Einwirkung der feuchten, ätzenden Seewinde ausgesetzt ist. In Oberägypten ist die Atmosphäre im Allgemeinen trocken und die Temperatur größtentheils beständig. Dieß hat nicht wenig dazu beigetragen, die feineren Skulpturen auf den Obelisken durch so viele Jahrhunderte unverletzt zu erhalten. Die Säulen in Alexandrien haben dagegen auf ihrer Oberfläche bedeutend durch die Seewinde gelitten.

Was die Ausbeute der Granite von Syene betrifft, aus denen die alten Aegyptier ihre Obelisken verfertigten, so lassen die Steinbrüche Aegyptens und Nubiens keinen Zweifel über die angewendeten Mittel. Denon, Gau und andere Reisende haben uns genaue Zeichnungen von den Felsenbänken von Gartaas *) und Syene geliefert. An beiden Lokalitäten sieht man jetzt noch eine Menge horizontaler Linien, eine über der andern, und durch einen Zwischenraum geschieden, welche die Mächtigkeit des Blocks, den man ablösen wollte, und seine Länge bezeichnete, welch letztere sich aus dem Ende der Felsenbank oder durch vertikale in entsprechender Entfernung angebrachte Einschnitte erkennen läßt. Gau zufolge gingen die Blöcke schon vollkommen gestaltet und in den erforderlichen Dimensionen aus den Steinbrüchen hervor; die Arbeiter lösten sie durch eine Reihe von hölzernen Keilen von dem Muttergestein los. Dieses Verfahren, in welchem sich die ganze artistische Geduld der Aegyptier ausspricht, erfordert viel weniger Materialien als die Sprengungen, welche man jetzt noch in Carrara anwendet, und die noch dazu einen Verlust von drei Viertheilen des Steins herbeiführen. Denon sagt, daß die Arbeiter in Syene sich eiserner Keile bedienten, welche man einschlug, oder hölzerne, die naß gemacht wurden und durch ihr Anschwellen den Felsen in regelmäßige Linien spalteten.

Die Steinbrüche von Hadscher Selseleh, nicht weit von Edfu, lieferten hauptsächlich den festen Sandstein zu den Tempeln und Pyramiden, und die von Syene den Granit zu den Obelisken und Kolossen. In den erstern sieht man, ganz nahe am Nil, große offene Gänge, an deren Wänden Skulpturen bemerkt werden, welche die Instrumente vorstellen, deren die alten ägyptischen Steinbrecher sich bei ihren Arbeiten bedienten.

*) Die Steinbrüche von Gartaas lieferten nur gewöhnliche Steine; bloß zu Syene findet sich Granit.

Hamilton hat diese Zeichnungen herausgegeben, nach denen man glauben sollte, daß die alten Aegyptier die Spitzhaue nebst mehrern andern Werkzeugen, und auch sogar einen ziemlich zusammengesetzten, der Winde ähnlichen Apparat gekannt hätten. Da indeß diese Steinbrüche unter den Cäsarn und den Ptolemäern ausgebeutet wurden, so ist es möglich, daß diese Zeichnungen einer spätern Periode angehören, als der der Thebanischen Bauten. Aus den Sandsteinbrüchen zogen die Aegyptier mit leichter Mühe die ungeheuren länglichen Blöcke, deren sie zu den Architraven ihrer Tempel bedurften, so wie auch die ungeheuren viereckigen Massen, aus denen sie ihre kolossalen Sphynxe, Widder, Vögel und Menschenfiguren bildeten.

Das ägyptische Volk, welches seine Künste, seine Geschichte, seine Sitten und Gebräuche auf den Mauern seiner Tempel und Katakomben abbildete, hat auch nicht ermangelt, die Weise anzudeuten, in welcher es zwei kolossale Monolithen transportirte. Man wird von der Einfachheit dieses Systems überrascht, wenn man bedenkt, daß der belzonische Koloß, dessen Büste sich in London befindet, wenigstens 100,000 Pfund wiegen mußte, und wenn man die noch weit größere Schwere der beiden großen tönenden Memnonssäulen — die fast unsterblichen Reste des Ruhms von Pharao Amenophis — in Erwägung zieht. In einer der zwischen Ben-Hassan und Scheich-Abadeh gelegenen Katakomben findet sich ein kolorietes Basrelief, welches die Art vorstellt, wie die alten Aegyptier ihre Kolosse transportirten. Die Statue sitzt auf einer hölzernen Schleife oder Schlitten, an dessen beiden Seiten sich eine breite eiserne Querstange in Form eines Hakens befindet. An diese Querstangen, welche über das Gebälk der Schleife hinausreichen, ist ein langes, gebrehtes Seil gebunden, welches die Arme und Beine des Kolosses umschlingt und ihn auf seiner Basis aufrecht hält, ungeachtet aller Stöße, welche die Unebenheit des Wegs veranlaßt. Zwei andere parallel mit dem Boden, eines über dem andern, hinlaufende Seile umgeben das Fußgestell und die Platte, auf dem die Statue steht. An den Stellen, wo das Seilwerk mit den Ecken oder vorragenden Theilen des Kolosses in Berührung kömmt, sind Thierfelle untergelegt, um die Reibung zu verhüten. Vorn an der Schleife ist ein großer eiserner Haken befestigt, von dem vier andere Seile auslaufen, an deren jedem eine Gruppe von Arbeitern paarweis angestellt ist. Das dem Beschauer zunächst liegende Seil wird von 22, das folgende von 21, das dritte von 22 und das vierte von 23 Männern gezogen. Man sieht aus dieser Zeichnung, wie wenig Begriffe die ägyptischen Künstler von der Perspektive hatten. Da der Bildhauer diese vier Gruppen nicht in der Tiefe anzubringen wußte, so hat er den ganz einfachen Ausweg genommen, sie in parallelen Linien über einander zu stellen, so daß die Seile, welche auf gleichem Niveau angezogen seyn sollten, in der Abbildung höchst grelle Winkel bilden. Im Rahmen bemerkt man eine Reihe Figuren, welche Palmenzweige tragen, und den neuen Gott mit Zuruf empfangen. Ein auf dem Knie des Kolosses stehender Mann scheint Befehle zu ertheilen und die Arbeiten zu leiten, während ein anderer vorn auf dem Schlitten [illegible] Mann die Seile reichlich mit Wasser begießt. Unmittelbar vor der Statue steht ein hochgewachsener Mann, mit einem Instrument, das einer Klappe ähnelt, in der Hand, und gegen die Arbeiter gewendet, deren Anstrengungen er zu überwachen scheint. Eine Menge symbolischer Figuren begleiten die Arbeiter. Noch unterscheidet man zwei Arbeiter in der Nähe des Schlittens, von denen der eine große Gefäße mit Wasser trägt, wahrscheinlich um die durch Reibung entstehende Entzündung zu löschen und der andere einen kesselhakenförmigen Balken trägt, vermuthlich um den Schlitten bergab in seinem Laufe zu sperren. In der Zeichnung von Minutoli ist der Kopfschmuck der Statue azurblau gemalt, *) was zu beweisen scheint, daß die Aegyptier solche Statuen vor dem Transport ganz vollendeten. Zuweilen unternahmen die ägyptischen Künstler Arbeiten über ihre Kräfte und ließen dann die ungeheuren Steinblöcke nicht weit von den Steinbrüchen liegen. So sieht man jetzt noch unweit Syene einen ungeheuren kubikförmigen Granitblock, der seine Bestimmung nicht erreicht hat. An derselben Stelle hat Herr Jamard einen ähnlichen Block bemerkt, der zu einem Koloß von 68 Fuß Höhe bestimmt gewesen zu seyn schien.

Skizze von Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Daß man in Siebenbürgen bedeutende Pferdezucht betreibt, ist bekannt. Auch haben die hier gezogenen Pferde einen sehr guten und wohlverdienten Ruf. Ihre Behendigkeit und ihre Ausdauer sind die vorzüglichsten Eigenschaften, die man an ihnen schätzt. Auf den ausgedehnten Weideländereien haben die jungen Pferde Raum genug, sich nach Wohlgefallen zu tummeln und ihre Sehnen zu stärken, und da man sie überdieß Tag und Nacht im Freien läßt, so härten sie sich ab, wodurch sie dann zum Gebrauch bei Reisen besonders geschickt werden. Die Regierung kauft alljährlich eine große Anzahl dieser Pferde für den Remonte-Bedarf zu ziemlich hohen Preisen. — In neuerer Zeit scheint jedoch die Pferdezucht einen Theil ihres Terrains den Schafen abtreten zu sollen.

Große Strecken der Grasländereien verpachtet man an Viehhändler (fast lauter Armeniee), welche ihr Rindvieh darauf fett weiden lassen, und es sodann nach Deutschland, meist nach Wien bringen. Es gewährt einen sehr idyllischen Anblick, wenn man so große Heerden ganz weißer Rinder an den Abhängen der Hügel weiden sieht, und um sich herum die Bienen in den Blumen summen hört; hie und da die Hütte eines Flurhirten oder Bienenwärters erblickt, und über dem Ganzen einen blauen Duft wahrnimmt, welcher demselben einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Dabei erfährt man eine fortwährende Täuschung, denn es hat das Ansehen, als wären überall die entfernteren Hügel mit grünem Gebüsch bewachsen, obgleich wenn man nä-

*) Hr. Gau glaubt, daß die Statuen der alten Aegyptier ganz mit Farben übermalt waren, und hat noch Spuren dieser Malerei auf den vier granitnen Statuen in der Ruine von Theben gefunden.

her kommt, nicht eine Spur desselben sich findet. Erst mehreremal muß man diese Täuschung erfahren haben, eht man daran glaubt.

Den Theil des Landes, welchen man kultivirt, benutzt man vorzugsweise zu Kukurruz (Mais oder türkischen Weizen); denn es gewährt dasselbe dem Volke seine Hauptnahrung. Er vertritt dort die Stelle der Kartoffeln, welche man nur hie und da in ganz kleinen Partien in der Nähe der Wohnungen angebaut findet.

Bei dieser Menge und Vortrefflichkeit des Grases, so wie bei den überaus gesunden Triften ist das Land für die Schafzucht vorzugsweise geeignet, und es würden die Merinos hier eine sehr hohe Rente tragen, zumal das Futter für sie ungewöhnlich wohlfeil erzeugt wird. Bereits sind auch hier schon mehrere Heerden aufgestellt, welche sich wohl schnell vermehren, und dem Lande einen hohen Gewinn bringen dürften. Die kleineren Grundbesitzer halten zwar Schafe, aber nur Zackel, von denen die meisten schwarz sind. Die Felle derselben sind eine gesuchte Waare und bilden keinen unbedeutenden Artikel im Ausfuhrhandel Siebenbürgens. Wie ungleich größer aber wird der Gewinn für das Land seyn, wenn es Tausende von Centnern edler Wolle, die man mit hohen Preisen bezahlt, ausführen wird.

Betritt man das Land der Sachsen, so ist man auf einmal wie nach Deutschland versetzt. Fleißige Menschen auf den Feldern, Klee- und Kartoffel-Anbau; gut gebaute Dörfer, worin gut gekleidete Menschen wohnen, Alles erinnert an die besten Gegenden Deutschlands. Und dabei ist überall Wohlstand und Behaglichkeit der Einwohner sichtbar. Wenn man nun noch längs dieses Landstriches fortwährend ein hohes, theilweise mit Schnee bedecktes Alpengebirge zur Seite hat: so wähnt man sich in dem besten Striche von Süddeutschland. In Kleidung und Sitte unterscheiden sich die hiesigen Deutschen wesentlich von den Wallachen und Ungarn. Ueberall sticht noch die Tracht und Lebensweise, welche ihre Altvordern mit hierher brachten, hervor. Freilich haben sich an beiden einige Eigenthümlichkeiten neu gebildet und befestigt, was insbesondere auch von der Sprache gilt. Diese ist eine Mundart, welche nur der, welcher lange hier gelebt und conversirt hat, verstehen und sprechen kann. Nur einzelne Worte lassen errathen, daß man deutsch sprechen hört, sonst würde man es für eine fremde Sprache halten. Indeß sprechen sämmtliche Sachsen auch hochdeutsch und zwar in reiner Mundart.

Daß die meisten hier eingewanderten Deutschen aus Süddeutschland stammen, das würde man, wenn man es auch nicht wüßte, aus den Inschriften an ihren Häusern errathen. Diese sind meistentheils Bibelstellen oder andere Sittensprüche. Auch Gemälde bringt man zuweilen an, ganz so wie man es in vielen Gegenden von Oesterreich, Bayern und Würtemberg trifft. Trotz dem aber haben und behalten sie doch alle den Namen Sachsen, auf welchen sie nicht wenig stolz sind. Sie besitzen einen hohen Grad von Gemeingeist, der so weit geht, daß sie sich in Glück und Noth beistehen, aber auch ungern Fremde in ihre Gemeinden aufnehmen, und, geschieht es auch, diese mit neidischen Augen betrachten, mitunter auch anfeinden.

(Schluß folgt.)

Ankunft der Bonite zu Valparaiso.

Das bekannte, in unseren Blättern wiederholt erwähnte Schiff Bonite, das die französische Regierung zu wissenschaftlichen Zwecken aussandte, ist drei und vierzig Tage nach seiner Abfahrt von Montevideo zu Valparaiso angekommen. Diese Fahrt gilt noch für sehr rasch, da man gewöhnlich sechzig Tage und darüber braucht. Indeß war nichts desto weniger das Wetter furchtbar, und bekanntlich bietet die Reise ums Kap Horn immer noch Gefahren in Menge dar. Man wies den Reisenden von Seite des Gouverneurs einen großen Hofraum in der Nähe des Uferstrichs Almendral an, wo sie alle mögliche Bequemlichkeit haben, ihre Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzustellen, und den Gang ihrer Uhren zu reguliren. Die zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen bereichern sich fortwährend. Die Bonite soll sich von Valparaiso nach Guayaquil begeben.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Fortsetzung.)

Am 25sten Oktober brachen sie in der Richtung von Lishuani wieder auf, und erreichten diesen wesleyanischen Missionsort am 29sten; derselbe stand unter der Leitung eines Herrn Edwards. Hier fanden die Reisenden auch den Rest von Griquas, welche früher den bekannten Barend Barends, jetzt einen Peter David als Führer anerkannten. Der letztere, ein sehr friedlicher Mann, war ausnehmend niedergebeugt, weil er nur erst vor einigen Wochen auf der Jagd von den Matabilis überfallen worden war, eine Tochter, einen Neffen, zwei Wagen und eine Menge andern Eigenthums verloren hatte, und selbst nur mit genauer Noth mit dem Leben davon gekommen war. Der Verlust seines Neffen und seiner Tochter schmerzte ihn tief, und es stieg der Entschluß in ihm auf, dieselben mit Gewalt zu befreien, aber die Herren Edwards und Smith riethen ihm ab, weil der Versuch mißlingen und die Sache nur noch schlimmer machen könne; letzterer schlug ihm vor, den Erfolg einer friedlichen Unterhandlung abzuwarten, da eine feindliche Demonstration gewiß den Untergang der Gefangenen zur Folge haben müsse. Die Bewohner der Station zeigen sich sehr eifrig, ihren Zustand zu verbessern, aber die unaufhörlichen Einfälle der Zulas, der Unterthanen von Umsiligas, entmuthigten sie sehr.

Von Lishuani zogen sie am 4ten November in östlicher Richtung und kamen am 6ten nach einer andern wesleyanischen Station unter Herrn Jenkins Leitung. Die Bewohner gehörten zu dem Stamme der Ky Kora oder großen Corannas, welche kürzlich von dem Hartflusse sich entfernt hatten, um einen bessern Wohnplatz zu suchen. Als die Reisenden ankamen, herrschte eine große Aufregung, da man jeden Augenblick einen Angriff von den Matabilis erwartete. Alle Pferde waren in Bereitschaft, und obwohl die Einwohner über mehrere hundert Flinten zu verfügen hatten, so war es doch augenscheinlich, daß man nur an eine allgemeine Flucht dachte. Die Corannas scheinen sich bis jetzt bloß in der Verfassung zu befinden, angriffsweise zu Werke zu gehen, aber nicht sich zu vertheidigen, denn im Gespräch mit ihnen schlug Herr Smith mehrere Vorsichtsmaßregeln vor, deren Vorzüglichkeit sie anerkannten, aber ihre Indolenz und Trägheit war so groß,

daß sie zu keiner Anstrengung zu bringen waren. Gefahren zu verachten, so lange sie ferne sind, scheint die herrschende Schwäche der meisten Hottentottenstämme, welche sich nicht weit über den Naturzustand erhoben haben, und sie denken nur daran, wenn die dringende Noth ihnen nicht mehr gestattet gleichgültig zu bleiben. Hätte nicht während Barend Barends*) Kommando eine ähnliche Gedankenlosigkeit und gänzlicher Mangel an Vorsicht geherrscht, die Griquas wären Sieger gewesen und Umsiligas wäre seit Jahren nicht mehr der Schrecken des innern Landes. Trägheit und Mangel an Vorsicht scheinen die Haupthindernisse eines bessern Fortkommens bei diesen Stämmen zu seyn, und nur die seit langer Zeit im Kriege befindlichen Stämme, wie die Mantatis und Zulas, zeigen mehr Lebhaftigkeit und Geistesthätigkeit.

Die Herren Archbell und Alison begleiteten die Reisenden von Umpakwani zu den Mantatis, und am 7ten November gegen 10 Uhr Abends kamen die Wagen an dem Fuß des Berges an, wo der oberste Häuptling des Stammes seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Sie schickten eine Botschaft an ihn, und baten um eine Unterredung, worauf er ihnen nach einigen Stunden sagen ließ, er würde bald sich bei ihnen einfinden. Dieß geschah auch, sein Aeußeres machte aber einen eben so ungünstigen Eindruck, als das von Moshesh einen günstigen hinterlassen hatte. Er hieß Siconiáli. Obwohl er seine Freude über unsern Besuch aussprach, so lauerte doch Verdacht in seinen Zügen, da er wohl wußte, in welchem Rufe er stand. Bis vor Kurzem noch war der Stamm unter der Leitung seiner Mutter gestanden, welche Mantati heißt, und noch immer mit großer Achtung behandelt wird. Nach seines Vaters Tode war er noch minderjährig, und die Königin, deren Klugheit im ganzen Stamme sprüchwörtlich war, wurde mit allgemeiner Uebereinstimmung zur Regentin gewählt, ein Amt, welches sie in sehr schwierigen Zeiten auf eine Art verwaltete, daß die benachbarten Nationen sie eben so sehr achteten, als fürchteten. Siconiáli hatte, als die Reisenden ihn besuchten, offenbar das Alter der Mannheit erreicht, allein nur das junge wilde Volk freute sich seines Regierungsantritts, die ältern und verständigern Leute betrachteten ihn mit Argwohn, und bestanden darauf, vor jeder wichtigen Maßregel den Rath seiner Mutter einzuholen.

Ueber die Geschichte seines Stammes war er sehr zurückhaltend, was die Reisenden darüber erfuhren, hörten sie von seiner Mutter. Die meisten südafrikanischen Stämme sind mit dem Namen irgend eines frühern Häuptlings bezeichnet; doch kommen viele gänzliche Meinungsveränderungen vor, entweder durch den Entschluß der Stämme selbst, oder durch den Einfluß von Fremden. Ausgezeichnete Wohlfahrt oder irgend ein Umstand, welcher geeignet ist, den Stamm in den Augen der umliegenden Stämme zu erheben, werden manchmal von dem Stamme selbst durch die Annahme eines neuen Namens gefeiert. Einfluß von Fremden findet namentlich bei kriegerischen Bewegungen statt. Der Stamm, dessen gegenwärtiger Häuptling Siconiáli ist, hieß, so lange er am Namaharifluß wohnte, Bakotwa oder Batora, als er aber von dort floh und mit den Baschutus und Betschuanas in Berührung kam, nahm er den Namen seiner Regentin Mantati an, unter welchem er seit dieser Zeit fast allein bekannt ist. Von ihrer ältern Geschichte war nichts zu erfahren, vielleicht weil es ihren Stolz verletzte einst einem andern Stamme angehört zu haben. Das ganze Land gegen die Quellen des Ky Gariep oder Vaalfluß war eine Zeit lang von Stämmen bewohnt, welche ihnen in Sitten und Gewohnheit glichen, aber sie wollten durchaus eine Abstammung von diesem Volke nicht zugeben. Ihre Kleidung und Waffen glichen denen der östlichen Stämme: ihr großer Karoß besteht aus einer Ochsenhaut, welche mit vieler Sorgfalt bereitet und auswärts geschwärzt ist. Der kleinere Karoß ist ein Schaffell und so gemacht, daß er dem obern Theile von ein paar Beinkleidern gleicht. Die Keri oder Keule ist ihre Hauptwaffe, die Hassagaie und die Streitaxt brauchen sie nur gelegentlich; ihr Schild ist klein und nützt wenig, wenn er nicht mit großer Geschicklichkeit gebraucht wird.

*) Er zog mit einer Abtheilung Griquas im Jahre 1831 gegen Umsiligas und wurde von den Kriegern dieses Häuptlings gänzlich geschlagen.

Die Bakotwa wohnen gleich den Baschutus hauptsächlich auf Berghöhen, und diejenige, auf welcher die Reisenden den Häuptling Siconiáli fanden, war zur Vertheidigung geschickter eingerichtet, als irgend eine, die die Reisenden sonst gesehen hatten. Man konnte ohne Mühe einen schmalen Fußpfad hinaufsteigen, welcher gegen die Höhe zu durch zwei perpendikuläre Felsen hindurch ging, welche nur wenig Fuß von einander standen. Hier ist eine kleine Thüre von bedeutender Dicke und über ihr war der Raum zwischen den Felsen bis zu einer beträchtlichen Höhe durch eine Steinmauer geschlossen. Siconiáli und Moshesh ermunterten Leute aus andern Stämmen sich ihnen anzuschließen, darum besteht gegenwärtig ihre Kriegsmacht aus gemischten und sehr unsichern Massen. Beide machen Anspruch auf die Reste von Stämmen, welche in ihrer Nähe leben, und diese letztern erkennen bald den einen, bald den andern an.

Am 8ten zogen die Reisenden weiter gegen Osten, um die Quellen des Caledon zu erforschen, welche in einer Entfernung von 50 bis 60 Meilen in einer hohen Bergkette sich finden sollten, welche jetzt etwa 30 Meilen südlich von ihnen lag. Die Reisenden fanden die Nachricht gegründet; der Strom floß in zwei Hauptarmen aus den Bergen. Von da an war es unmöglich weiter ostwärts zu gehen, ohne vorher zur Residenz Siconiális zurückzukehren, und selbst dann hätten sie nur nordöstlich ziehen können, wodurch sie gerade an die Stelle gekommen wären, wo wenige Wochen zuvor Peter David seine Wagen verloren hatte. Obwohl sie nicht gerade ein ähnliches Mißgeschick zu besorgen hatten, so war es doch nicht unmöglich, daß eine unangenehme Kollision stattfand, welche zum Mindesten ihrer Weiterreise sehr hinderlich gewesen wäre. Umsiligas hatte erklärt, er erkenne nur diejenigen als seine Freunde an, welche in der Richtung von Kuruman zu ihm kämen, und somit war den Reisenden ihre Richtschnur bereits vorgezeichnet: sie zogen südöstlich gegen die schon erwähnte Bergkette, und erstiegen einen der höchsten Gipfel, von wo sie eine weite Aussicht gegen Norden hatten; nach andern Richtungen war sie beschränkt, weil sie auf der Nordgränze eines porphyritischen Gebirgs standen, welches wenigstens 30 Meilen breit ist, und in welchem die Quellen des Nu Gariep oder schwarzen Flusses liegen. Hier waren die Reisenden in ihrem Weiterkommen sehr durch schwere Regenschauer gehindert, welche fast täglich eintraten und mehr als einmal den Fluß schwellten.

(Schluß folgt.)

In Nordamerika soll demnächst ein sehr interessantes Buch erscheinen, betitelt: Geschichte der indianischen Stämme von Nordamerika mit biographischen Skizzen und Anekdoten der vornehmsten Häuptlinge, mit 120 Porträts aus der indianischen Galerie im Kriegsdepartement zu Washington. Der Verfasser ist lange Zeit dem indianischen Departement vorgestanden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1836.

Die Provinzialbanken Englands. *)

Die beträchtliche Erhöhung, welche seit dem Anfang dieses Jahres in den Preisen fast aller Verbrauchsgegenstände statt fand, und die stets wachsende Zahl industrieller Unternehmungen auf Aktien haben die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch genommen; man bemüht sich, die Ursachen und die wahrscheinlichen Folgen dieser außerordentlichen Erscheinung zu erforschen, und Viele sind der Meinung, es würde eine Krisis eintreten, ähnlich der von 1825. Obwohl aber manche Anzeichen ähnlicher Art sind, so scheint doch kein Grund zu ernstlichen Besorgnissen statt zu finden. Der Gegenstand hängt mit sehr zarten Fragen zusammen, und es ist vielleicht nicht unpassend, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Die bedeutende Vermehrung der Eisenbahnunternehmungen und der unmäßige Preis, auf welchen die Aktien von einigen noch nicht einmal begonnenen Unternehmungen hinauf getrieben wurden, ist ein sehr charakteristisches Zeichen des gegenwärtigen Standes der Dinge. Der Erfolg der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool mußte wohl die Spekulation ermuntern, nichts desto weniger war einige Jahre lang nur von einer geringen Zahl von Eisenbahnen die Rede, und zwar an Orten, die ihrer Errichtung unbestreitbar sehr günstig waren. Dieß hat sich aber seit einigen Jahren sehr geändert, indem plötzlich eine ungeheure Menge Plane zu Tage gefördert wurden, keine irgend ausführbare Linie zwischen den großen Städten, so entfernt diese auch immer von einander seyn mochten, wurde vergessen, ja oft zwei, drei, vier rivalisirende Projekte auf Einmal dem Parlamente vorgelegt; die Aktien dieser Unternehmungen stiegen über alle Maßen, und selbst die Aktien von kaum entworfenen wurden mit Prämien verkauft.

Diese Eisenbahnwuth gründet sich allerdings nicht auf eine richtige Schätzung des möglichen daraus zu ziehenden Gewinns. Jedermann weiß, daß die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester, welche alle möglichen Vortheile in sich vereinigt, den Theilhabern nur 9 Prozent einträgt, und zwar, ohne daß man zur Bezahlung der entlehnten Kapitalien einen Reservefonds anlegte. Die später angelegten Bahnen werden allerdings weniger kosten, allein dieser noch ungewisse Vortheil erklärt noch keineswegs das ungeheure Steigen aller Eisenbahnaktien. Den ersten Anstoß scheint der vermuthete Erfolg der Eisenbahn von London nach Manchester gegeben zu haben: Abenteurer und Mäkler bemerkten diesen Stand der Dinge. Die Aktien dieses Unternehmens stiegen, großer Gewinn wurde alsbald gemacht: dieß erweckte die Nacheiferung anderer, und daher die Menge unverdauter Projekte, mit welcher man seit 6–8 Monaten überschwemmt gewesen.

Hätte sich die Spekulationswuth auf Eisenbahnen oder auf Unternehmungen beschränkt, welche durch Vereinigung von Aktionnairs vortheilhaft ausgeführt werden können, so wäre dieß Uebel nur halb gewesen, aber es läßt sich kein Handelszweig denken, auf welchen dieß Aktienunwesen nicht angewendet worden wäre: die tollsten und gefährlichsten Plane schossen auf allen Seiten wie Pilze empor; im Laufe dieses Jahres publizirte der Manchester Guardian eine Liste von bloß in Manchester und Liverpool seit Anfang dieses Jahres gebildeten Kompagnien, und obwohl diese Liste bekannter Maßen nicht vollständig ist, so enthält sie dennoch die Namen von 100 Kompagnien, welche ein Kapital von 37,986,300 Pf. besaßen, oder zu besitzen behaupteten, und Hr. Poulett Thompson erklärte in seiner Rede über das Budget, daß sich nach einer ihm vorgelegten Liste in England allein über 100 größere Kompagnien gebildet hätten, welche um in Thätigkeit zu treten, ein Kapital von 200 Millionen Pfund Sterling bedürften. Es bildeten sich Kompagnien jeder Art: zur Bereitung von Glas, Nadeln, Stecknadeln, Seife, Terpentin, zur Bereitung von Leder, zum Verkauf von Steinkohlen, zur Fabricirung von Runkelrübenzucker, zur Erbauung von Eisenbahnen in Indien und zur Absendung von Schiffen auf den Wallfischfang. Eine Kompagnie, deren ursprüngliches Kapital drei Millionen Pfund Sterling seyn sollte, welches aber auf fünf Millionen gebracht werden kann, wurde geschlossen für den Handel und die Kolonisation der südöstlichen Küsten Afrika's, so wie eine Kompagnie für Anlehen an den Ackerbau. Endlich

*) Dieser Artikel ist aus dem Edinburgh Monthly Review entlehnt, und vor dem Entschluß der Bank von England hinsichtlich der Erhöhung des Diskonto geschrieben.

bildeten sich in Manchester sechs Kompagnien für die Beerdigung, und es gibt in ganz England nicht Eine bedeutende Stadt, wo nicht Eine oder zwei sich finden. Wahrscheinlich rechneten die Aktionnäre auf die Vermehrung der Sterblichkeit durch die Verzweiflung derer, welche sich, durch die tollen Spekulationen ruinirt, selbst den Tod geben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze von Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Korporation bilden die Szekler. Ihrer Abstammung nach Magyaren, unterscheiden sie sich doch von diesen, wenigstens wie man sie in Ungarn trifft, durch eine größere Rührigkeit und Betriebsamkeit. Ein großer Theil ihres Landes ist von der Natur wenig begabt, aber sie wissen das, was ihnen hierin versagt ist, durch ihre Betriebsamkeit zu ersetzen. Ihre Dörfer sind zwar nicht ganz so gut und nett gebaut wie die der Sachsen, haben aber bei weitem den Vorzug vor denen der Wallachen, auch stehen sie im Ackerbau diesen weit vor, obgleich die Sachsen sie wieder in nationellem Betriebe übertreffen. Persönlicher Muth ist eine Haupttugend dieses Volksstammes, was wohl in ganz Europa bekannt ist, da die hier gebildeten Gränzregimenter schon oft genug in den Kriegen, welche Oesterreich führte, ihre Tapferkeit gezeigt haben.

Von den Wallachen, ihrem Wesen und Treiben habe ich schon einzeln und weitläufig in diesen Blättern gesprochen, eben so von den Zigeunern. Außer diesen Volksstämmen sind die Armenier zu erwähnen. Man findet sie nirgends in großer Anzahl beisammen, sondern im ganzen Lande zerstreut. Sie sind meistentheils wohlhabend, wozu sie durch ihre Betriebsamkeit und durch den Handel gelangen.

Juden findet man im Ganzen wenig, auch sind sie in hohem Grade zurückgesetzt. Wie im übrigen Europa ist Handel und Schacher ihr fast einziger Nahrungszweig.

Die Stände sind in Siebenbürgen schroff geschieden, was auf die allgemeine Volksbildung einen wesentlichen Einfluß hat. Diese durchläuft hier eine lange Stufenleiter. Denn vom hochgebildeten Kavalier, welcher mit den Wissenschaften vertraut ist, eine Menge lebender Sprachen spricht, die Welt auf vielen Reisen aus eigener Anschauung hat kennen und beurtheilen gelernt, bis herab zum gemeinen Wallachen und Zigeuner besteht eine ungeheure Kluft. In diesem großen Zwischenraume bewegen sich alle Klassen der menschlichen Gesellschaft. Ueberhaupt könnte man Siebenbürgen eine Musterkarte von der Bevölkerung Europa's nennen. Der allgemeinen höhern Civilisation des Volkes steht der Umstand im Wege, daß dasselbe kein Landeigenthum erwerben kann, und daß der Besitz desselben an eine bevorrechtete Klasse, die des Adels, und selbst auch hier noch mit Ausnahmen, gebunden ist. Denn es steigt hier, wie in Ungarn, der Adel von der höchsten bis in die tiefste Klasse der Bevölkerung hinab. Würde jene Beschränkung erst aufgehoben, und könnte ein Jeder, dem die Mittel hiezu zu Gebote stünden, Grundeigenthum kaufen und frei benutzen, so würde es nicht an Einwanderern und Ansiedlern fehlen, und die Kultur, so wie der Wohlstand des Landes würden augenblicklich steigen. Dieser Ansicht sind viele der Bevorrechteten: aber ihre geäußerte Meinung wird von denen, die streng am Herkömmlichen hängen und halten, bekämpft und niedergedrückt. Indeß ist immer schon viel geschehen, wenn nur erst einzelne Stimmen sich für eine Aenderung solchen Uebelstandes aussprechen. Scheinen sie auch im Anfange zu verhallen, so finden sie dennoch Widerklang, der endlich zurück tönt, und Erfolge herbei führt, an denen man im Anfange verzweifelte.

In Bezug auf das Klima dieses Landes habe ich noch zuzufügen: daß es in den Thälern sehr mild ist, und dem von Süddeutschland gleiche, und es auch wohl übertrifft. In den Gebirgen dagegen ist es rauher, als man unter dieser Breite erwarten sollte. Denn Schnee noch im April und sogar im Mai, und hinwiederum schon im October ist keine große Seltenheit. Da würde man nun freilich nicht erwarten, daß in diesem Lande Wein, und noch dazu sehr guter, wachsen könne. Und doch ist dem also: denn an den Ufern der Marosch reifen Trauben, deren Saft dem von der Traube Ober Ungarns gleicht, und an Kraft und Lieblichkeit kühn mit dieser wetteifert. Auch das Gedeihen des Maises ist eine Bürgschaft für die Mildigkeit des Klima's. Füge ich dann noch bei, daß der Büffel sich hier wohl befindet, er, der keinen sonderlichen Grad von Kälte erträgt, und daß er ein Hausthier in den ländlichen Haushaltungen ist: so habe ich wohl den Beweis vollständig geführt, daß über Siebenbürgen sich ein milder Himmel wölbt. — Die Nützlichkeit des Büffels veranlaßt mich, hier einige Worte über ihn einzuschalten. Sein Aeußeres hat wenig Einnehmendes. Der plumpe Körper, die herabhängenden Ohren, die zurückstehenden Hörner, die dunkelaschgraue Farbe, vor Allem aber seine widerliche Stimme, die, wenn er brüllt, Alles verscheuchen möchte, sind eben keine Requisite der Schönheit. Aber die gute, fette und besonders wohlschmeckende Milch, welche die Büffelkuh gibt, die Kraft, welche der Ochse und die Kuh beim Ziehen zeigt, und die noch von einer großen Bereitwilligkeit und ziemlichen Schnelligkeit begleitet ist; die Leichtigkeit, mit der sie sich ernähren lassen, worin sie vor dem Rindvieh noch Vorzüge haben, lassen den Mangel an Schönheit leicht übersehen. In ihrer äußern Gestalt bilden sie eine Mittelklasse zwischen dem Rinde und dem Rhinozeros. Daß ihre Haut sehr fest und dicht sey, ist bekannt durch die Koller von Büffelleder, welche man zur Zeit des Ritterthums trug.

Siebenbürgen wird, wie alle Gebirgsländer, häufig von Gewittern heimgesucht. Sie bilden und entwickeln sich da mit großer Schnelligkeit, so daß der Reisende, ehe er es vermuthet, von ihnen überrascht wird. Hagel und Wolkenbrüche sind dabei keine große Seltenheit. Merkwürdig und ganz dem Klima von Oberitalien entsprechend ist die schnelle Abkühlung des Abends. Ich habe es mehreremal erlebt, daß noch eine Stunde vor Sonnenuntergang die Wärme nach dem Réaumurschen Thermometer auf 24° stand, und daß sie eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne auf 13° herabgesunken war; der Fremde, welcher an einen so schnellen Wechsel der Temperatur nicht gewöhnt ist,

muß daher vorsichtig seyn, weil er sich sonst leicht Wechselfieber zuzieht.

Das Reisen im Lande ist weder schwierig noch unangenehm. Sind auch die Gasthäuser nicht gerade vorzüglich, so sind sie doch zu ertragen, und man übersieht leicht einen kleinen Mangel, weil man für denselben meistentheils die Zuvorkommenheit und Gefälligkeit des Wirthes und durch eine überaus wohlfeile Zeche entschädigt wird. Sonderbar genug kann man fast behaupten, daß in beiden Hauptstädten Clausenburg und Herrmannstadt in dieser Hinsicht am meisten zu wünschen übrig bleibt.

Die Hauptstraßen sind gut unterhalten, so daß man auf ihnen bequem und rasch vorwärts kommt. Dieß und die herrlichen Gegenden, von welchen man überall umgeben ist, geben dem Reisen in diesem Lande einen Reiz, den sich der entfernte Ausländer kaum träumen läßt.

Die Zwergfamilie.

Am 23sten Oktober Morgens 6½ Uhr hat sich, wie englische Blätter melden, in London ein Ereigniß begeben, das in den Annalen der Physiologie Epoche machen wird. Die Frau des Zwergs Santiago de los Santos (diese Frau ist selbst eine Zwergin) hat nämlich einen Knaben geboren. Das Kind kam zwar lebend zur Welt, verschied aber nach einer Stunde schon. Die Länge des Körpers betrug 13½ englische Zoll, und das Gewicht desselben 1 Pfund 5½ Unzen. Das Kind war vollkommen ausgebildet. Man brachte die Leiche in einem kleinen Sarg in die Kirche St. Georg, da man aber dort das Begräbniß verweigerte, wurde sie in das Leichenhaus zurückgebracht und in Weingeist gesetzt, um sie dem Publikum einige Tage lang zu zeigen und dann in das Museum zu bringen. Dr. Davis hätte gern eine Sektion vorgenommen, allein die Eltern versagten ihre Einwilligung.

Der Vater dieses merkwürdigen Kindes ist derselbe Zwerg, der vor einiger Zeit bei dem Lordmayor Klage gegen einen seiner Landsleute wegen Diebstahls geführt hatte. Don Santiago, der nicht mehr als 25 Zoll mißt, steht jetzt in seinem fünfzigsten Jahre. Er ist in der spanischen Kolonie Manilla geboren, wo er von seinen Eltern, die Spott über die Kleinheit ihres Sprossen fürchteten, in einem Walde ausgesetzt ward. Der Vicekönig, der sich gerade auf der Jagd befand, nahm das Kind auf und befahl für dasselbe zu sorgen. Die Eltern, welche man später entdeckte, waren Landwirthe von gewöhnlichem Wuchse und sehr starke Leute. Als der Vicekönig starb, konnte Santiago, aus Liebe zu dem Lande seiner Geburt sich nicht entschließen, seinen Brüdern und Schwestern nach Spanien zu folgen, und hatte nun, von Allen verlassen, mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Endlich reiste er nach Madras, und wurde von dort vor ungefähr 6 Jahren von dem Kapitän eines brittischen Kauffahrers nach England gebracht.

Während der Ueberfahrt ward er von einer Welle ins Meer hinabgespült, doch gelang es ihn wieder aufzufischen. Unter dem ihm neuen Klima hatte er anfangs viel von der Kälte zu leiden, und noch jetzt erregt ihm kaltes Wasser Abscheu. Er ist gut gebaut, genießt einer festen Gesundheit und ist stets froher Laune. Seine Mäßigkeit ist musterhaft; er trinkt fast nie etwas Anderes als warmes Wasser, und gestattet sich nur an Festtagen einige Gläser Wein. Die Musik liebt er sehr; seine herrschende Leidenschaft aber ist die Gold- und Silberarbeiterkunst. Seine Religion ist die katholische, in der sein Pflegvater ihn erziehen ließ, und deren Vorschriften er gewissenhaft befolgt. Außer seiner Muttersprache spricht er noch portugiesisch, englisch und ein indisches Patois. Die Bekanntschaft seiner kleinen Frau machte er in ihrer Geburtsstadt Birmingham. Ihre Name ist Anna Hopkins; sie mißt 38 Zoll und ist eine sehr artige Frau. Ihr Vater ist 6½ Fuß hoch und ihre Mutter von mittlerer Größe. Ihre Brüder und Schwestern, neun an der Zahl, sind alle kräftig gebaut. Beide Gatten leben sehr gut zusammen; sie liebten sich beim ersten Anblick. Nur ihre Religion ist nicht gemeinschaftlich, da Anna Hopkins Protestantin ist. Seit dem bei ihrem Mann versuchten Diebstahl haßt sie alle Spanier, und will nicht, daß ihr Mann mit einem seiner Landsleute spreche. Die Ehe dieser kleinen Leute wurde am 6ten Julius 1834 in der katholischen Kirche zu Birmingham geschlossen, und zwei Tage später die Trauung in der protestantischen Kirche St. Martin derselben Stadt wiederholt.

Chronik der Reisen.

Dr. Smiths Expedition ins Innere von Afrika.

1. Reise bis Kuruman.

(Schluß.)

Am 28sten November gingen sie abermals über den Caledon, Lishuani beinahe gegenüber, und von da gegen Thaba Unchu, einer großen Betschuanastation, wo die Reste mehrerer Stämme von Herrn Archbell gesammelt worden waren. Der vornehmste Häuptling war ein Baralong, und die Mehrzahl der Einwohner gehörte auch zu dieser Nation. Nicht weit davon ist eine bedeutende Niederlassung der Corannas unter einem eigenen Häuptling, welcher, um sich die Freundschaft des Missionärs zu sichern, einen seiner verständigsten und einflußreichsten Leute zu ihm sandte. Gegen Norden und Osten finden sich die Reste der Lihoya, eines Stammes, welcher vor geraumer Zeit aus dem Lande nördlich von dem Vaalfluß ausgewandert ist; sie gehören zu der Betschuanasfamilie, und seit dem Tode ihres vornehmsten Häuptlings hat sich ein Theil dem Häuptling Sieonialli, ein anderer dem Moshesh unterworfen. Nachdem sie zu Thaba Unchu eine Menge Nachrichten über den Stamm der Baralongs und diejenigen Stämme eingezogen, welche früher das Land gegen die Quellen des Likwa oder Vaal bewohnt hatten, namentlich über denjenigen Theil derselben, welcher im Jahre 1825 sich Litaku näherte und von den Griquas geschlagen wurde, verließen sie den Ort am 4ten December und zogen gegen Philippolis. Auf diesem Zuge kamen sie über den Vaal, die Modder, die schwarze Modder und die Rietflüsse, und kamen mit mehrern Corannahorden in Berührung, welche alle willig Nachrichten gaben, und sehr bemüht waren, sich herauszustreichen und ihre Nachbarn in ein schlechtes Licht zu setzen. Ueber den unfruchtbaren Theil dieses Landstrichs sind eine Menge kleiner, gesetzloser Horden verbreitet, welche alle unter irgend einem berüchtigten Räuber stehen, und durch diese namentlich ist der Friede jenseits der Nordgränze der Kapkolonie fortdauernd gestört. Einer der klügsten und muthigsten dieser Räuber ist Jan Bloom, der natürliche Sohn eines Boers, dessen die Betschuanas lange gedenken werden, da er ihnen, selbst noch so lange er Unterthan der Kapregierung war, eine Menge Uebels zufügte.

Als die Reisenden zu Philippolis ankamen, wurden ihre Aussichten sehr günstig: Regen war gegen Litaku zu in Menge gefallen, die zurückgelassenen Ochsen fanden sich in gutem Stand, und die Ausbesserung an den Wagen abgerechnet, hinderte sie nichts an alsbaldigem Weiterreisen. Am 26sten December fanden sie sich auf dem Wege nach dem Vaalfluß, welchen sie am 8ten Januar 1835 erreichten, aber ihn zu ihrem großen Verdrusse so geschwollen fanden, daß er in vielen Tagen nicht zu passiren schien. Sie warteten bis zum 16ten, wo aber der Strom abermals höher stieg. Dennoch beschlossen sie endlich voll Ungeduld eine Furt zu suchen, und ohne sonderlichen Unfall gelang es ihnen mit ihrem Gepäck hinüberzukommen. Von hier an war Litaku auf zwei Wegen zu erreichen, und die Reisenden wählten den östlichen, weil sie voraussahen, daß sie auf dem westlichen jedenfalls nach der Kolonie wieder zurückkehren müßten. Einige Tage zogen sie hart am Strome fort, und kamen hier in Berührung mit Motibi, dem eigentlichen Häuptling von Litaku, welcher mit einem Theil seiner Unterthanen seit einigen Jahren hieher gezogen war, um den Angriffen der Corannas und Griquas auszuweichen, welche ihm in seinem Heimathslande so beschwerlich gefallen waren. Eine bedeutende Anzahl Menschen war um ihn versammelt, aber alle waren ausnehmend arm, namentlich wegen der großen Unfruchtbarkeit des umliegenden Landes. Trotz dieser betrübten Lage bemerkten die Reisenden mit Vergnügen, daß der Same der Civilisation, welcher zu Kuruman unter ihnen ausgestreut worden war, keineswegs unfruchtbar blieb, namentlich zeichneten sich die jüngern Klassen durch Lernbegierde aus, und viele junge Männer waren reinlich in Jacken, besonders von Leder gekleidet. Sie wollten mit den Reisenden um keine bloßen Schmucksachen handeln, sondern kauften nur Gegenstände, welche zu ihrer Kleidung nothwendig waren. Der Häuptling ist alt und fast kindisch, schmutzig und in hohem Grade indolent, und wie es scheint für seine eigene und seines Volks Lage ganz gleichgültig. Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß der Stamm wieder in die alte Rohheit zurücksinkt, wenn man ihm nicht wirksam zu Hülfe kommt und ihm Lehrer sendet.

Nachdem die Reisenden Motibi verlassen hatten, zogen sie ostwärts nach der Stelle, wo der Hartfluß in den Ligna ausmündet, und von da längs den Ufern des erstern bis zu der Straße, die nach Bootschap führt, der ehemaligen Station der jetzt zu Lishuani befindlichen Griquas. Hier verließen sie den Fluß und schlugen den geraden Weg nach Litaku ein, welcher gegen Nordwesten ging. In den zwei ersten Tagen stieg das Land allmählich an, blieb aber dann ungefähr auf gleicher Höhe, bis sie Kuruman erreichten, wo sie am 30sten Januar ankamen; der größere Theil des Landes ist mit dichtem Gebüsch bedeckt, und war deßhalb von jeher ein Lieblingsaufenthalt der Buschmänner. Früher fand sich Wasser in ziemlicher Menge, jetzt aber ist die Anzahl der Quellen verhältnißmäßig gering, und selbst die noch vorhandenen nehmen nach den Angaben der Eingebornen an Wassermenge ab, so daß die Zeit nicht sehr ferne ist, wo sie aus Noth einen andern Wohnplatz suchen müssen. Hier haben die Buschmänner dasselbe erfahren, wie an andern Orten, man hat sie nämlich ohne weiteres vieler ihrer Quellen, welche sie als ihr erbliches Eigenthum ansahen, beraubt, und sie gegen ihre Neigung zum Krieg genöthigt, um sich den Genuß eines Gutes zu sichern, welches zu ihrem Lebensunterhalt unumgänglich nothwendig ist. Man braucht nur die Schlupfwinkel dieser unglücklichen Menschenrace zu besuchen, um die Gerechtigkeit ihrer sprüchwörtlich gewordenen Feindseligkeiten zu erkennen, und wer die Sachen genauer untersuchen will, muß auf den Schluß kommen, daß die Mehrzahl der Bevölkerung von Südafrika ihr Daseyn und ihre Wohlfahrt mehr ihrer Macht, als der Gerechtigkeit ihrer Sache verdankt. Dieß verdient die erste Erwägung künftiger Gesetzgeber, denn so lange nicht die eingebornen Stämme eine gewisse Entschädigung für früher erlittenes Unrecht erhalten und versöhnende Maßregeln ergriffen werden, ist ein friedlicher Verkehr nur durch Waffengewalt aufrecht zu erhalten.

Als die Reisenden nach Kuruman kamen, erhielten sie alsbald Nachricht, daß Herr Moffat, der oberste Leiter der Missionsstation, krank sey; nichts desto weniger versprach er, als Herr Doktor Smith ihn besuchte, die Reisenden zu Umsiligas zu begleiten, falls es irgend der Stand seiner Gesundheit gestatte. Ueber die Aufnahme bei den Matabilis war er nicht ganz gewiß, und schickte deßhalb Leute ab, um sich dessen zu versichern. Kurz nach Ankunft der Reisenden zu Kuruman wurden ihre Ochsen von einer Krankheit befallen, welche man im Lande Quatsi nennt, und ehe man etwas dagegen versuchen konnte, waren zwanzig gefallen. Die Krankheit soll alle Jahre wiederkehren, und Menschen sowohl als Vieh anfallen, erstere wenn sie das Fleisch solcher erkrankten Thiere essen. Doch glaubte Herr Smith aus einigen Umständen schließen zu dürfen, daß die Ansteckung der Menschen auch auf anderem Wege vor sich gehen könne. Die Verständigern unter den Eingebornen lassen dem Vieh, sobald es befallen wird, zur Ader, was ganz am Platz scheint, da die Symptome einen entzündlichen Charakter tragen. Die Reisenden gingen in Anwendung dieses Mittels noch weiter, indem sie nicht nur den wirklich Kranken zur Ader ließen, sondern es wurden auch denjenigen, bei welchen sich lokale Anschwellungen zeigten, was sehr oft der Fall war, Einschnitte von einigen Zoll Tiefe in den angegriffenen Theilen gemacht. Dieß erleichterte die Thiere jedesmal, sie konnten sich leichter bewegen, und meistentheils erfolgte Heilung. Diese unerwartete Krankheit hielt die Reisenden länger, als sie beabsichtigten, zu Kuruman auf.

In dem Gebäude der Präfektur von Angers, welches eine alte Benediktinerabtei ist, hat man eine Entdeckung gemacht, welche die Freunde der Kunst ungemein interessiren wird. Sie wird ein großes Licht auf die Geschichte dieses Denkmals und auf die Macht und den Reichthum der alten Benediktiner von Angers werfen. Am 8ten Oktober waren Arbeiter beschäftigt, den Bewurf der innern Galerie, welche von der Conciergerie nach den Zimmern des Präfekten führt, herunterzuschlagen, und bemerkten dabei Fragmente gothischer Skulpturen. Neugierde veranlaßte sie den Bewurf etwas vollständiger abzukratzen, und mit Erstaunen entdeckten sie, daß die Skulpturen die ganze Breite und Länge dieser Mauern einnahmen. Alsbald gab man Befehl die Nachforschungen fortzusetzen, und bald trat eine prächtige Galerie von Bögen in maurischem Styl unter den Trümmern hervor.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kleinere Gedichte von Walter Scott.** Uebersetzt von Freiligrath. — **Chateaubriand.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1836.

Ueber Eisenbahnen in Rußland.

Seit in Rußland die Eisenbahn zwischen Petersburg und Zarskojeselo mit überraschender Schnelligkeit ins Werk gesetzt wurde, ist in Journalen und andern Schriften gar viel von Errichtung von größern Eisenbahnen die Rede. Der bekannte Schriftsteller Bulgarin ergreift deßhald die Feder, um seine Ansichten dem Publikum mitzutheilen, und diese sind interessant genug, um sie auch in unser Journal aufzunehmen. „Man streitet sich darüber," sagt er, „ob Eisenbahnen auf so großen Strecken bestehen können, und ob sie nützlich seyn werden. Wir wollen vor Allem die Volksurtheile beleuchten."

1. Die Eisenbahnen halten unser Klima nicht aus.

„Dieser Einwurf ist nicht ganz ungegründet. Bekanntlich drückt sich das Eisen bei heftiger Kälte zusammen, und dehnt sich bei der Wärme aus, und das Gußeisen springt, wie man an den Fußgestellen der Säulen an der Kasan'schen Kathedralkirche sehen kann. Da man dieß aber an den Stacketen von Gußeisen und andern in geraden Formen gegossenen Gegenständen noch nicht bemerkt hat, so darf man glauben, daß die Kälte stärker auf gekrümmte oder vielfach zusammengelegte Gegenstände wirkt, wenn sie der Luft die schwächern Theile bloßstellen. Die Fußgestelle an der kasan'schen Kathedralkirche sprangen, weil sie nicht genau an den Stein anpaßten, und weil beim Thauwetter in die Ritzen Wasser kam. Mir scheint, daß gut gegossene und fest an einander gefügte Schienen der Kälte widerstehen werden, und wenn auch einige darunter springen, so hindert dieß die Fahrt nicht, und die gesprungenen lassen sich leicht und schnell durch neue ersetzen. Dieß muß man zur gewöhnlichen Unterhaltung des Wegs rechnen, welche in jedem Falle bei uns theurer seyn wird, als in gemäßigtern Klimaten. Was das Wegräumen von Schmutz, Staub und Schnee betrifft, so wie Reinhaltung der Schienen vom Eise, so ist es eine bekannte Sache, daß in Belgien die Unterhaltung einer Eisenbahn nicht höher kommt, als die sorgfältige Unterhaltung einer Chaussee. Nimmt man nun auch an, daß bei uns mehr Arbeit erforderlich ist, so sind dagegen auch bei uns die Arbeit und die Lebensmittel wohlfeiler.

2. Kann man aber Eisenbahnen auf so unermeßlichen Entfernungen anlegen wie in Rußland? Ganz England ist nicht so groß als das einzige Gouvernement Archangel! Woher so viel Geld nehmen?

Die Schwierigkeit liegt nicht in den Entfernungen, sondern im Wollen und im Gelde. In Nordamerika, wo der Bau der Eisenbahnen viel mehr Arbeit verursacht, weil der Boden größere Unebenheiten hat als in Rußland, hat man schon mehr als 3000 Werste Eisenbahnen gemacht! Warum sollte Rußland nicht dasselbe thun können, da es so viel eigenes Eisen hat. Ich glaube, daß Rußland Eisenbahnen haben kann und haben soll. Wir haben nur eine Eisenbahn von Petersburg über Moskau nach Odessa nöthig, im Ganzen 2036 Werste, von Moskau nach Nischneinowgorod 441, und von Nischneinowgorod nach Kasan 380 Werste, zusammen 3328 Werste. Zur Herstellung dieser Eisenbahnen sind etwa 375,000,000 R. Assignaten erforderlich. Rechnen wir als Mittelzahl derjenigen Leute, welche als Gutsbesitzer, Kaufleute, Bürger und Bauern Theil am Handel und Gewerbe nehmen, folgendes:

Kaufleute	125,415 S.
Bürger	1,267,342 —
Gutsbesitzer und Bauern .	11,363,797 —
Gesammtzahl .	12,756,550 —

Wenn von diesen 12,756,550 S. 5 Millionen eine Kompagnie bilden, und jeder nur 25 Rubel jährlich bezahlt, so macht dieß in einem Jahre 125 Millionen, in drei Jahren 375 Millionen aus. Natürlich wird der Gutsbesitzer nach der Zahl seiner Seelen bezahlen, und einige von diesen, eben so wie die Kaufleute, Aktien für 100 bis 200 S. nehmen. Auch angenommen, die Eisenbahn koste das Doppelte des Anschlags, nämlich 750 Millionen Rubel, dann ist das Kapital in sechs Jahren beisammen. Und nichts ist leichter, als dieß Kapital zusammenzubringen; Alles hängt von der Ueberzeugung der Möglichkeit und Vortheilhaftigkeit des Unternehmens und dem Zutrauen auf die Personen ab, die dasselbe zu leiten haben.

3. Welchen Nutzen liefern uns die Eisenbahnen? Wir haben Kanäle, wir haben die Winter-

straße, unsere natürliche Eisenbahn. (Dieß wird immer mit einer gewissen Selbstzufriedenheit und Stolz ausgesprochen.) Was sollen wir führen? und was thun denn die Leute, die sich jetzt mit dem Transport beschäftigen? Sie versinken in Armuth.

„Alles dieß ist eitles Gerede. Unsere Winterstraße ist ein schlechtes Verbindungsmittel in schlechten Wintern; im südlichen Rußland darf man gar nicht darauf rechnen, und im Herbst und Frühjahr ist bei uns der Verkehr so gut wie ganz gehemmt. Die Schifffahrt auf einem großen Theil unsrer Kanäle ist ohnehin immer mühsam, bald fehlt es an Wasser, bald ist des Wassers zu viel, bald ist an den Schleusen etwas auszubessern, kurz, der Hemmnisse ist kein Ende. Auf den Eisenbahnen aber werden ganze Schiffsladungen aus Petersburg nach Moskau, nach Nischnei, nach Kasan, aus Odessa nach Moskau u. s. w. fortgeschafft, und ganz Rußland belebt sich. Alle innern Städte werden so zu sagen ans Meer gerückt, und während man bisher manchmal ein ganzes Jahr auf die Ankunft der Waaren aus den innern Gouvernements warten mußte, kann auf der Eisenbahn die Ladung eines ganzen Schiffes in drei Tagen an Ort und Stelle geschafft werden. Alle Städte, welche an der Eisenbahn liegen, werden zu Häfen, denen man aus den innern Gouvernements die Waaren zuführt, und von denen dann die Waaren weiter geschafft werden, um die man jetzt nach Petersburg, Moskau, Riga oder Odessa plätschern muß. Rußland wird durch ein solches System in 50 Jahren mehr vorwärts schreiten, als sonst in 200, und was den Gewinn der Unternehmung beträfe, so könnte er bei dem starken Verkehr zwischen Petersburg, Moskau, Nischneinowgorod, Kasan und Odessa nicht fehlen. Jetzt kommen wir aber zu einem wichtigen Punkte. In einem Blatt der nordischen Biene heißt es: Wir theilen hier die Details über die von Herrn v. Gerstner zum Bau vorgeschlagenen Eisenbahnen mit, welche von Petersburg nach Peterhof, von Moskau nach Kolomna, und von Riga nach Mitau geführt werden sollen. „Es ist zweierlei, eine Probebahn zwischen Petersburg und den Residenzen der kaiserlichen Familie und eine große Bahn zu bauen; ersteres ist zwar sehr löblich, aber immer nur ein Luxus einer großen Hauptstadt, und darüber läßt sich nichts sagen. Zu welchem Ende man aber eine Eisenbahn zwischen Riga und Mitau bauen soll, können wir nicht begreifen, obgleich wir die russische Handelsstatistik so gut zu verstehen glauben, als Herr v. Gerstner. In Mitau leben etwa 19,000 Menschen beiderlei Geschlechts, welche sehr ruhige Tage ohne Luxus und Verschwendung dahinleben. Kaum füllt sich eine einzige Diligence zwischen Riga und Mitau mit Passagieren, und der Verbrauch von Mitau ist so unbedeutend, daß selbst die Fuhrleute mit dem Transport der Waaren nicht viel zu thun haben. Die Waaren aus Riga gehen über Mitau nur nach Litthauen und Klein-Rußland; um jedoch einen kürzern Weg von 38 Wersten zu gewinnen, ist es unrecht, Millionen hinauszuwerfen. Von der Straße zwischen Moskau und Kolomna kann man zwar nicht dasselbe sagen, aber wenn man einmal sich ans Werk machen will, so muß man in großem Maßstab verfahren. Proben können gut seyn, um bei den Russen die Lust nach Eisenbahnen zu erweitern, wenn sie auch den erwarteten Vortheil und die gewöhnlichen Prozente für die Aktien nicht tragen. Aber der von uns vorgeschlagene Weg, der freilich eine Strecke von 332½ Wersten einnimmt, würde für Rußlands Industrie und Handel eine neue Aera beginnen. Mögen wahrhaft aufgeklärte Leute diesen Vorschlag in Ueberlegung ziehen und ihre Meinung sagen, Hrn. v. Gerstner aber bitten wir, sein Talent und seine Zeit nicht auf Proben, sondern auf ein wichtiges und allgemein nützliches Unternehmen zu verwenden."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Die Manie der Aktienkompagnien ist indeß nicht der einzige beunruhigende Umstand in der gegenwärtigen Zeit: sie war von einem allgemeinen Steigen der Preise aller Waaren begleitet; das Eisen stieg von 4 bis 5 Pf. die Tonne auf 12 bis 14 Pf. Dazu gaben zum Theil die Bedürfnisse der schon begonnenen Eisenbahnen Veranlassung, aber bei weitem mehr noch die Aussicht auf die projektirten. Uebrigens haben alle Arten von Waaren an diesem Steigen Antheil genommen. Dieser Umstand schon mußte bei allen besonnenen Leuten Verdacht erregen, gegenwärtig kommt aber noch eine übertriebene Begierde dazu, sich auf gewagte Projekte einzulassen, und eine ungewöhnliche Leichtigkeit Credit zu erhalten. Das liefert den Beweis, daß ein gefährliches Prinzip wirksam ist, das zu bekämpfen und zu beherrschen von hoher Wichtigkeit ist.

Von dem Jahre 1708 bis zum Jahre 1826 konnte keine aus mehr als sechs Associés bestehende Compagnie weder in England noch in Wallis errichtet werden, um Bankgeschäfte zu treiben. Das Zurückziehen der Zettel der Provinzialbanken, und die heftige Krise, die am Ende des Jahres 1825 und im Anfang des Jahres 1826 sich kund that, führten die Abschaffung dieses Gesetzes herbei, und die Regierung bestätigte die Errichtung von Banken mit einer unbeschränkten Anzahl von Genossen, vorausgesetzt, daß eine solche Gesellschaft ihren Sitz über 65 Meilen von London entfernt aufschlage. Das Verbot war nicht sehr klug gewesen, und die Abschaffung nur ein Akt der Gerechtigkeit, aber das Resultat der Maßregel entsprach nicht den Hoffnungen, die man darauf gesetzt hatte. Es wäre noch etwas ganz Anderes nöthig gewesen, um das System der Provinzialbanken auf eine solide Grundlage zu setzen. Die Parlamentsakten vom zweiten, dritten und vierten Jahre Wilhelms IV verordnen zwar, der Regierung jährlich einen Etat vorzulegen, der den Ort, wo jede Bank etablirt ist, so wie die Namen und den Wohnsitz der Associés enthalten soll; auch sollen diejenigen Banken, welche Zettel ausgeben, alle drei Monate den Betrag ihrer in Umlauf befindlichen Zettel angeben. Aber man macht von diesen Etats wenig Gebrauch, und die Namen der Associés werden nicht bekannt gemacht. Leute die ein besonderes Interesse dabei haben, können sie leicht mitgetheilt erhalten, im Allgemeinen aber sind sie wenig bekannt. Damit diese Nachweisungen wahrhaft

nützlich seyen, müßten sie öffentlich angeschlagen und zeitenweise in die Journale der Städte, wo diese Banken etabliert sind, eingerückt werden. Die Angaben der Circulation der verschiedenen Banken sind wo möglich noch mangelhafter. Die Stempelbeamten sind nur ermächtigt, alle drei Monate in zwei Linien die Gesammtsumme der ausgegebenen Zettel, erstens sämmtlicher Banken von Einzelnen, dann sämmtlicher auf Aktien errichteter Banken bekannt zu machen. Diese Bekanntmachung liefert nur allgemeine Resultate, und ist in hohem Grade ungerecht gegen diejenigen Banken, welche mit Klugheit und Redlichkeit verfahren.

So mangelhaft indessen auch diese Etats sind, so sind sie doch hinreichend, um die Aufmerksamkeit des Parlaments und des Publikums auf sich zu ziehen. Man ersieht daraus, daß Anfangs die Fortschritte des Systems nur langsam waren, denn im Julius 1833, sieben Jahre nach der Abschaffung des Gesetzes, das ihre Errichtung verbot, waren erst 34 Banken auf Aktien errichtet, während im März 1836 schon 72 errichtet waren; in den drei darauf folgenden Monaten war die Vermehrung derselben ungeheuer: 15 neue Banken, wovon zwei mit 750 Aktien, wurden in diesem kurzen Zeitraume errichtet, und es ist sogar eine darunter, welche eilf Nebenbanken hat. Die Bankmanie ist fast eben so allgemein als die Eisenbahnmanie geworden. Es ist kaum möglich ein Journal in die Hand zu nehmen, ohne darin die Ankündigung eines solchen Etablissements zu lesen, das, wie natürlich, in den pomphaftesten Ausdrücken herausgestrichen wird.

Man wird vielleicht glauben, diese beispiellose Vermehrung der auf Aktien errichteten Banken habe eine entsprechende Verminderung der Privatbanken, das heißt solcher, die weniger als sieben Associés haben, zur Folge gehabt, das ist aber keineswegs der Fall. Im J. 1833 bestanden ihrer 598, jetzt noch 559, und die Zahl der von den Privatbanken überhaupt ausgegebenen Zettel hat sich seit 1833 wenig verändert. Die Verausgabung der auf Aktien errichteten Banken betrug im J. 1833 1,315,301 Pf., die der Privatbanken 8,836,803 Pf. zusammen 10,152,104 Pf., während am 26 März des gegenwärtigen Jahres die Verausgabung der Privatbanken 8,353,894 Pf., und die der Banken auf Aktien 3,094,0 3 Pf., zusammen also 11,447,919 Pf. betrug.

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, die Geschäfte dieser Banken ließen sich nach dem Betrag der au porteur oder auf Sicht gestellten Papiere berechnen. Diese Papiere bilden nur einen sehr kleinen Theil ihrer Verpflichtungen; die meisten derselben treiben Handel, nicht mit ihren eigenen Fonds, nicht einmal mit denen, die ihnen anvertraut werden, sondern mit dem Kredit, den sie zu London und anderswo erhalten. Statt die eskomptirten Effekten und andere Papiere, auf welche sie Geld vorgeschossen haben, bis zur Rückzahlung desselben zu behalten, schicken diese Banken sie sogleich nach London, um sie dort abermals eskomptiren zu lassen. Dieses System wird so weit getrieben, daß Banken mit einem Kapital von weniger als 500,000 Pf. für fünf bis sechs Millionen eskomptirte Papiere haben, und andere sogar noch unmäßigere, mit ihren eigenen Hülfsmitteln noch weniger im Verhältniß stehende Verpflichtungen eingehen. Diese Banken bezahlen gewöhnlich drei Proz. von dem Gelde, das sie in der Hauptstadt entleihen, und nehmen vier bis fünf Proz. von denjenigen, welchen sie vorschießen. *) Es kann in außerordentlichen Fällen erlaubt seyn, zu solchen Auskunftsmitteln seine Zuflucht zu nehmen; aber eine Bank, deren gewöhnliche Geschäfte auf diese Art geleitet werden, kann man nicht als auf soliden Grundlagen ruhend ansehen. Sie hängt stets von Umständen ab, worüber sie nicht Herr ist. So lange der Wechselkurs günstig, die Preise stationair oder steigend sind, und der Kredit gut ist, gibt es nichts Leichteres, als zu London Geld auf Handelseffekten zu erhalten, und dann hindert nichts den Lauf der Geschäfte, aber beim ersten Stoß tritt Bestürzung an die Stelle des Vertrauens, und es ist nicht mehr möglich zu eskomptiren. Die Provinzialbanken können aus demselben Grunde den Leuten, die sich gewöhnlich an sie wenden, keine Vorschüsse mehr machen; diese Leute gerathen in die größte Verlegenheit; sie sind genöthigt schnell zu verkaufen, nur um Geld zu erhalten; Hemmnisse im Verkehr treten ein, und es erfolgt eine Stockung der Geschäfte, die den Banken eben so nachtheilig ist, als den Kaufleuten, die auf sie rechneten. Dieß sind die unvermeidlichen Folgen der Mißbräuche im Banksystem von England, und die auf Aktien errichteten Banken; weit entfernt, diesen Nachtheil zu vermeiden, scheinen vielmehr die Wahrscheinlichkeit ähnlicher Unfälle für die Zukunft noch gesteigert zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hieraus ersieht man, welchen ungeheuren Einfluß die Erhöhung des Diskontos der englischen Bank auf das Ganze haben muß. Im gegenwärtigen Augenblick ist dieser Umstand noch nicht so fühlbar, als er in einiger Zeit werden wird, denn gegenwärtig beziehen noch viele Landbanken, wie es scheint in Folge früher abgeschlossener Verträge, von der Bank von England Geld zu 3 Proz. obwohl die Bank selbst von Kaufleuten fünf fordert. Dieses Mißverhältniß kann unmöglich mehr lange anhalten, und dann muß eine bedeutende Stockung der Geschäfte eintreten.

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Die Stuart'schen Papiere.

Kardinal York hatte in seinem Testament den Monsignor Cesarini, Bischof von Milevi, zum Fiduciarerben ernannt. Dieser überließ die Sorge für mehrere mit Papieren gefüllte Koffer einem Maestro di Casa, der sie im Jahre 1809, im Augenblick der Regierungsveränderung, auf einem Speicher versteckte, damit sie nicht in die Hände der Franzosen fallen sollten. Dieser Haushofmeister starb und nahm sein Geheimniß mit ins Grab. Im Jahre 1816 wurden diese Papiere von einer Person entdeckt, die nur eine dunkle Erinnerung von dem, was vorgegangen, hatte, und die jene Papiere fand, indem sie die Koffer aufsuchte. In Rom befinden sich stets Engländer, und so kam es denn, daß ein Mann dieser Nation, Herr Watson, diese Papiere, deren Daseyn er vermuthete, gegen baares Geld zu kaufen sich erbot. Die Person, welche sie widerrechtlich besaß, überließ sie ihm für die unbedeutende Summe von 170 römischen Thalern. Sobald der Handel

geschlossen war, hatte der Engländer zuvörderst alle mögliche Sorgfalt anzuwenden, um die Papiere aus dem römischen Staate zu schaffen. Ein vormaliger französischer Konsul, Herr Stamaty, der vorher Gelegenheit gehabt hatte, mehrere dieser Papiere, welche theilweise bereits von Würmern zernagt waren, im Geheimen zu sehen, sagte mir, daß sich, so viel er hätte entziffern können, eine weitläufige Korrespondenz mit den Behörden von Madagaskar unter ihnen befunden, von woher man den Stuarts Beweise von Ergebenheit und Treue gegeben, und sie auch mit Geld unterstützt habe. Die schottische Korrespondenz sey ganz in Unordnung gewesen, und die wichtigsten Dokumente derselben schienen abhanden gekommen zu seyn. Einem vorhandenen Inventar zufolge hätten sich Lücken ergeben. Man fand auch Papiere des englischen Hofes im Schlosse zu St. Germain (gegen das Jahr 1708), und besonders irische Dokumente darunter. Nach einem flüchtigen Blick auf diesen kostbaren Schatz überzeugte sich Herr Stamaty, daß er nicht nur die alten, sondern auch die neuen Schriftzüge, die mit Vorsatz schlecht geschrieben zu seyn schienen, nicht richtig lesen könne. Ein vorsichtiger, zu Rom lebender Mann, dem Hr. Watson in dieser Hinsicht sich anvertraut hatte, sagte ihm, daß da ihm das Geschick diese Papiere in die Hände gelegt habe, die er für treu halte, und er sie ohne Zweifel nicht darum an sich gebracht hätte, um angesehene Familien zu kompromittiren, so müsse man die Koffer in Civita-Vecchia einschiffen und sich wohl in Acht nehmen, daß Herr Denis, der englische Konsul, oder vielmehr Madame Denis, die sich in alle Geschäfte mische und sogar an politischen Gegenständen mehr Theil nehme als ihr zu Führung des Konsulats fast ganz unfähiger Mann, nichts davon erfahre. Der Engländer befolgte diesen Rath nicht. Er wußte wahrscheinlich nicht, in welchem Ansehen die britische Regierung damals in Rom stand. Er wollte immer nur von seinen Papieren sprechen, sich Raths erholen oder entziffern lassen. Sobald demnoch die römische Regierung Kenntniß von der Sache erhielt, wurden die Papiere bis auf einige Pakete, die sich gerade in andern Händen befanden, weggenommen. Watson erhob vergebens Einwendungen gegen den Befehl der Regierung. Madame Denis wurde von dem benachrichtigt, was vorging. Das nachstehende Schreiben, welches der Kardinal Consalvi unterm 28sten Januar 1817 an Lord Castlereagh richtete, gibt Auskunft, was aus dieser Angelegenheit wurde.

„Mylord. Der englische Konsul, Herr Denis, wird Ew. Excellenz die nöthigen Berichte hinsichtlich der von Herrn Watson gekauften Papiere des seligen Kardinals, Herzog von York, erstattet haben, so daß ich nicht nöthig habe, die einzelnen Umstände hier zu wiederholen. Der einzige Zweck dieses Schreibens ist, Ew. Excellenz in Kenntniß zu setzen, daß der besagte Herr Watson, von Herrn Schmidt begleitet, zu mir gekommen ist, um die freie Verfügung über den von ihm abgeschlossenen Kauf zu reklamiren, und daß er, nachdem ich ihn auf das bestehende Gesetz, welches solche ohne die erforderliche Bewilligung abgeschlossene Käufe für ungültig erklärt, aufmerksam gemacht, und er sich überzeugt hatte, daß er die Papiere nicht behalten könne, mich bat, kein Aufsehen von der Sache zu machen, und das Urtheil in dem von der Verwaltung der Erbschaft gegen den Kauf erhobenen Prozeß aufschieben zu lassen. Ferner ersuchte er mich noch um ein Schreiben an Ew. Excellenz, das Ihnen durch den besagten Herrn Schmidt zugestellt werden solle, und in welchem ich bezeugen möchte, daß Herr Watson die besagten Papiere für 170 Piaster von einem Mann gekauft, der sich für dazu bevollmächtigt von der Verwaltung ausgegeben habe, und daß ich Ew. Excellenz darauf aufmerksam machen solle, daß er, Herr Watson, mindestens das Verdienst gehabt, diese Papiere zu entdecken, und sie durch seinen Kauf vor gänzlicher Zerstörung oder Zersplitterung bewahrt zu haben, was sicher erfolgt seyn würde, wenn sie noch länger auf jenem Speicher geblieben wären, wo man sie vielleicht endlich an irgend einen Krämer verkauft hätte. Meine Antwort war, daß ich kein Bedenken trüge, das Schreiben auszustellen, daß ich mir aber vorbehalte, ihm eine bestimmte Antwort zu ertheilen, nachdem ich vorher mit dem Gouverneur gesprochen, um zu erfahren, wie der bei seinem Tribunal anhängige Prozeß stehe. Zwei Tage später eröffnete ich ihm, daß, obschon das Urtheil bereits gefällt, es doch noch nicht publizirt sey, indem man vorher noch Bericht an Se. Heiligkeit erstatten wolle, ich mithin seine Bekanntmachung habe verhindern können. Ich fügte bei, daß man demnach die Papiere bei ihm abholen werde, um sie zu dem Gouverneur zu bringen, und daß ich ihm dann das verlangte Schreiben an Ew. Excellenz ausstellen wolle. Nachdem Herr Watson und Schmidt mir gedankt und Tag und Stunde zu Abholung der Papiere bestimmt worden waren, konnte ich nicht ohne Erstaunen hören, daß Herr Watson bei Uebergabe der Papiere feierlichst protestirt, den Akt eine Verletzung des Eigenthumsrechts genannt, sich geweigert, die 170 Piaster in Empfang zu nehmen — die demnach für seine Rechnung beim Tribunal niedergelegt wurden — und endlich erklärt habe, daß er sich fortwährend als Eigenthümer der fraglichen Papiere betrachte. Als Herr Watson nebst Herrn Schmidt zu mir kam, um das verlangte Schreiben abzuholen, konnte ich nicht umhin mich gegen sie zu beklagen, und ihnen bemerklich zu machen, daß der Stand der Angelegenheit sich geändert habe, und daß ich, sobald Herr Watson sich den Eigenthümer der Papiere nenne und — wie er dieß Herrn Lupi bei verweigerter Annahme der 170 Piaster geschrieben — die Sache vor das brittische Ministerium und Parlament bringen wolle, ich ihm mit vollem Recht das verlangte Schreiben verweigern zu müssen glaube; sobald indeß die Papiere übergeben seyen, wolle ich mein Wort halten und keine Ursache zu wiewohl ungerechten Klagen geben. Demzufolge übergebe ich dieses Schreiben Herrn Schmidt, der unverweilt nach London abgehen wird, und benutze diese Gelegenheit, um Ew. Excellenz die Versicherung der ausgezeichneten Achtung zu wiederholen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn Ew. Excellenz sehr ergebener und gehorsamer Diener

H. Kardinal Consalvi."

Personen, welche sich für gut unterrichtet ausgeben, machten damals bekannt, daß die Papiere von einem Römer geprüft worden, der dem sardinischen Hof habe Bericht darüber abstatten sollen, weil die eventuellen Rechte der Stuarts auf den zweiten Sohn von Victor Amadeus III übergegangen seyen, der im Jahre 1817 zu Turin regierte, und daß sie nach dieser Untersuchung nach England geschickt worden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Dokument, welches den Jakobiten hätte schaden können, dem Lord Castlereagh zugestellt worden wäre; wenigstens gestatten der Charakter des Kardinals Consalvi, der seine Erziehung dem Herzog von York dankte, die Grundsätze der Ehre und des Muthes, welche die päpstliche Regierung allenthalben leiten, wo es sich um Schutz und Zuflucht für Katholiken handelt, nicht an so etwas zu denken, und ich bin fest überzeugt und habe den Beweis davon, daß bei solchen Gelegenheiten stets schicklich, edel und großmüthig gehandelt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.)

№ 9.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

In der **Fr. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung** in **Wien** sind nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kunst und Alterthum
in dem österreichischen Kaiserstaate.
Geographisch dargestellt
von **Franz Tschischka.**
gr. 8. Wien 1836. geh. 2 Rthlr.

Der Gefährte auf Reisen
in dem österreichischen Kaiserstaate.
Für Reisende jeden Standes und Zweckes
bearbeitet von
Franz Tschischka.
gr. 12. Wien, 1834. in Leinwand gebunden 2 Rthlr.
Aus demselben abgedruckt:

Miniatur-Gemälde von Wien.
gr. 12. 1834. geh. 8 ggr.

Romantisch historische Skizzen
aus Oesterreichs Vorwelt.
Von **Emil** * *
8. Wien. 1836. gebunden. 1 Rthlr. 8 gr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden

Geographisch-statistische Nachrichten
von
den russischen Häfen
am
schwarzen Meere.
Nach Graf L. Serristori, E. Taitbout den Migyra und Andern
bearbeitet von
Dr. Alfred Reumont.
8. In Umschlag geheftet Preis 1 fl. oder 16 gr.

Inhalt: I. **Donauhäfen.** a) Ismail. b) Reni. II. **Odessa.** III. **Liman des Dniepr. Nikolajew. Cherson.** IV. **Häfen der Krim.** a) Eupatoria. b) Sebastopal. c) Feodosia. V. **Meerenge von Kertsch.** a) Kertsch. b) Jenikaleh. VI. **Häfen des azow'schen Meeres.** a) Barbianst. b) Marinpol. c) Taganrog. VII. **Ostküste des schwarzen Meeres.**

Die Häfen des schwarzen und des azow'sches Meeres sind für den Handel von so großer Wichtigkeit, und die statistischen Details über dieselben auch in neuerer Zeit noch so wenig vollständig, daß gegenwärtige Schrift den Freunden der Geographie höchst willkommen seyn wird.

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager der Artikel unseres Verlags gebunden und roh unterhält.

Zum Schulgebrauch.
Ausgabe in gr. 8.

In der **Schlesinger'schen** Buch- und Musikhandlung in **Berlin** sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Corneille. Le Cid. Tragédie en 5 actes. 6 ggr., mit Wörterbuch zum Schulgebrauch. 8 ggr.

Delavigne. L'Ecole des vieillards. Comédie en 5 actes. 8 ggr., mit Spracherläuterungen, Noten, Wörterbuch. 12 ggr.
— Les enfans d'Edouard und Louis XI. 2 Tragédies à ½ Rthlr.
— Don Juan d'Autriche. Comédie. ½ Rthlr.

Hugo. Heraani. Drama en 5 actes. 8 ggr., dito mit Wörterbuch z. Schulgebrauch. ½ Rthlr.

Molière. L'Avare und Tartuffe. 2 Comédies en 5 actes à 8 ggr., dito mit Wörterbuch z. Schulgebrauch à 10 ggr.

Noël et Chapsal. Nouvelle Grammaire française. 23me édition. ½ Rthlr. Exercices. ½ Rthlr. Corrigé des Exercices français. ½ Rthlr.

Paris ou le Livre des Cent-et-un. 15 Vol. Jeder Band 12—15 Aufsäze der berühmtesten lebenden Autoren enthaltend, à 20 ggr.

Racine. Iphigénie und Phèdre. 2 Tragédies à 6 ggr., mit Wörterbuch zum Schulgebrauch 10 ggr.

Scribe. Bertrand et Raton. Comédie 12 ggr. — Avant, Pendant et Après. Esquises historiques, 8 ggr., dito mit Spracherläuterungen, Noten u. Wörterbuch. 10 ggr. — Le diplomate. Comédie à 6 ggr. — Le mariage de raison. Comédie mit Wörterbuch zum Schulgebrauch. 8 ggr. — Yelva ou l'orpheline russe. Comédie, 6 ggr. — Camilla ou le frère et la sœur. Comédie. 8 ggr. — La demoiselle à marier. Comédie-Vaudev. 6 ggr., mit Wörterbuch 8 ggr.

de Vigny. Chatterton. Drame. 8 ggr.

Voltaire. Histoire de Charles XII. ½ Rthlr.

Aus dem **Répertoire du théâtre français** à Berlin sind zum Unterricht zu empfehlen. Nro. 2. 10—28. 35. 39. 42. 53. 68. 72. 76. 97. 107—116. 138—148 à 5—10 Sgr.

Bei **F. Kummer** in **Leipzig** ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Spanische Charaktere. Eine Geschichte der neuesten Ereignisse aus Spanien. Von **Eduard Grosse.** 1 Rthlr. 8 gr.

Diese Schilderung der Personen, welche in der

neuesten Zeit eine Rolle in Spanien spielten, und den gegenwärtigen Zustand der Dinge daselbst größtentheils herbeigeführt haben, wird gewiß, besonders jezt, allgemeines Interesse erregen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Evangelische Hauspostille,

oder:

christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe.

Von

Dr. W. Hülsemann,

Pfarrer und Schulinspektor in Elsey.

Mit einem Titelkupfer: Christus und die Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl.

Dieses im Geiste des wahren Christenthums geschriebene Erbauungsbuch wird die Herzen aller Christen innig ansprechen und ihnen bald lieb und theuer werden. Es eignet sich besonders für Freunde der Hausandacht, und für diejenigen, welche bei abgelegenen Wohnungen, bei kränklichem Körper, bei vorgerüktem Alter u. s. w. am Besuche des öffentlichen Gottesdienstes verhindert sind.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erzählungen

von

A. T. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: I. Kallenborf. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geschichtsforschung in B. IV. Soldaten-Schiksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört unstreitig zu den besten Schriftstellern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände. In welchen Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen, stets zeichnen sie sich durch glükliche Erfindung, entsprechende Ausführung, sittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **literarisch-artistischen Anstalt** in **München** sind nachstehende Kunstgegenstände erschienen:

Das Narrenhaus von Kaulbach, gest. von Merz, mit Text von Goerres, auf chines. Papier 10 fl. 48 kr.
auf weiß Papier 9 fl.

Der zwölfjährige Jesus im Tempel nach Overbek, lith. 3 fl.

Die Erwekung von Jairis Töchterlein nach Overbek, lith. 3 fl.

Ave gratia plena nach Overbek, lith. 2 fl. 24 kr.

Israeliten sammeln Manna nach Overbek, lith. 48 kr.

Der Tod Josephs nach Overbek, lith. 24 kr.

Musikalisches Weihnachtsgeschenk.

Neueste

BIBLIOTHEK FÜR JUNGE CLAVIERSPIELER.

In einer Auswahl von Compositionen über die beliebtesten Stüke aus den neuesten Opern von **Auber, Bellini, Donizetti, Halevy, Herold, Meyerbeer, Rossini, Spohr** und **Weber.**

Für Anfänger und Geübtere

in fortschreitender Ordnung mit Bezeichnung des Fingersazes

componirt von

CH. SCHUNKE,

Hofvirtuos der Konigin der Franzosen.

Op. 44.

Subscriptionspreis bis Ende d. J.: complet 5 Hefte 3⅔ Thlr. Ladenpreis 4⅓ Thlr. Jedes Heft einzeln Nro. 1 ⅚ Thlr. Nro. 2 bis 5 à 1 Thlr.

Bibliothèque du jeune Pianiste.

Recueil de morceaux instructifs et amusans à l'usege de la jeunesse, sur des motifs des Opéras d'Auber, Bellini, Donizetti, Halevy, Herold, Meyerbeer, Rossini, Spohr et Weber, très soigneusement doigté, comp. par **Ch. Schunke,** Pianiste de la Reine. Op. 44. le Suite ⅚ Thlr. Suite 2–5 à 1 Thlr.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Ch. Schunke, dem musikalischen Publikum als genialer Componist und ausgezeichneter Clavier-Virtuos wohlbekannt, von den musikalischen Zeitungen (V. Iris v. L. Rellstab No. 25 d. J. 1836, neue Zeitschrift für Musik, Cäcilia etc.) rühmlichst beurtheilt, hat in dieser neuen Bibliothek den Clavierspielern ein Werk geliefert, das der größten Aufmerksamkeit werth und Lehrern wie Eltern aufs angelegentlichste zu empfehlen ist.

Die 5 Hefte unterscheiden sich durch die fortschreitenden Schwierigkeiten. Das erste Heft ist nur für Anfänger bestimmt, die durch Uebung desselben die Fertigkeit erlangen das 3te und 4te Heft zu spielen, und dadurch sich vorbereiten, den Preis durch Vortrag des 4ten und 5ten Heftes zu gewinnen. Der Unterricht wird den Schülern bei Benuzung dieses trefflichen Werkes sehr angenehm, weil die Compositionen über die reizendsten Melodien der besten neuern Opern stets aufs ermuthigste unterhalten.

Nach dem Urtheile bewährter Kenner wird Ch. Schunke's neueste Bibliothek ein **Lieblingswerk der Clavierspieler** werden. Der Druk ist sehr korrekt, die geschmackvolle Ausstattung eignet das Werk zu Geschenken, der Preis ist sehr billig. Heft 1–3 ist so eben erschienen, der Schluß folgt Ende Oktober.

Alle soliden Buch- und Musikhandlungen nehmen Bestellungen an.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen in vier Bändchen

von

Dr. G. Friederich.

Erstes Bändchen. Mit einem Stahlstich.

Velinpapier in Umschlag broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Da, wo seit einer Reihe von Jahren sich die gediegensten wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften Deutschlands über Form, Geist und praktische Richtung der bisherigen Schriften des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers so entschieden vortheilhaft aussprachen, bedarf es wahrlich bei dieser neuesten seiner literarischen Leistungen keiner weitern Empfehlung, nur der einfachen Erwähnung ihres Inhalts und ihrer Tendenz.

Dieser erste Theil, der auch ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, umfaßt die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben des edlen Weibes und bietet ihm in drei Abschnitten: Glaube, Liebe, Hoffnung, welche in 20 religiöse Betrachtungen zerfallen, Belehrung, Erhebung und eine freundliche Aussicht auf Jenseits, abgesehen von jeder konfessionellen Unterscheidung.

Der erste Abschnitt stellt die religiöse Weihe der Christin dar, so wie das, was ihr die Religion Jesu in allen Verhältnissen des Lebens, Veredelndes, Trostvolles, Beseligendes gewährt. Der zweite spricht sich über Geschlechtsbestimmung, Liebe in veredelter Gestalt, Ehe mit ihren Licht- und Schattenseiten aus. Der Dritte erschließt dem frommen Gemüthe eine schönere Welt, redet mit hoffnungsreicher Zuversicht über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

Eine köstliche Gabe ist deßhalb diese Schrift, besonders für höher gebildete Christinnen, die über ihre religiöse und Geschlechtsbestimmung zu reflektiren und das Gehaltreichste in unserer Literatur ihrem Geiste anzueignen streben, als Geburtstags-, Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Aber auch Religionslehrer werden in dem Gedankenreichthume, der edlen, blühenden Diktion, vereint mit der lichtvollsten Darstellung derselben, einen Schaz zur eigenen Fortentwiklung erbaulicher Ideen finden. Möge darum diese Erbauungsschrift für edle Frauen und Töchter die volle Anerkennung finden, welche sie so sehr verdient!

Stuttgart und Augsburg, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager der Artikel unseres Verlags gebunden und roh unterhält.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Bei **Julius Weise** in **Stuttgart** sind so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Erzählungen und Phantasiestüke

von

Dr. Morvell.

Zwei Bände.

8. geb. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Des Knaben Schreibebuch. — Die schöne Wienerin. — Die Armensünderglocke zu Breslau, historische Novelle. — Die Künstlerreise. — Wundersame Begebenheiten und Abenteuer Veith Vierecks, eines wandernden Farbenreibers. — Feodosia, oder schrekliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes, historische Novelle.

Furchtlos und treu.

Historischer Roman

aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges.

Von

Dr. Morvell.

Drei Bände.

8. geheftet. Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 18 gr.

F. K. v. Strombeck's neueste Schrift.

Darstellungen aus einer Reise

durch

Deutschland und Italien im Jahre 1835.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 3 Thlr. 18 Ggr.

Auch unter dem Titel:

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.

Dritter und vierter Theil.

Der berühmte Verfasser übergibt damit dem Publikum seine Beobachtungen auf einer Reise nach Italien. Die Schilderungen des Lebens, des Volks, der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse Bayerns, Tyrols und besonders Italiens, der Zusammenkünfte mit dem Papste und den Mitgliedern der Napoleonischen Familie, geben dem Werke einen seltenen Reiz, welcher durch den Standpunkt des Verfassers noch erhöht wird. — Der dritte Theil erscheint nächstens.

Von den

Darstellungen

aus meinem Leben und meiner Zeit.

Von

F. K. von Strombeck.

Erster und zweiter Theil. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 2 Thlr. 8 Ggr.

ist so eben die zweite Auflage erschienen.

Braunschweig, im August 1836.

Friedr. Vieweg & Sohn.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek

für

Militärs überhaupt

und für

Unteroffiziere insbesondere.

Vierte Lieferung:

Militärisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung. Bogen 5 — 8.

Preis jeder Lieferung 12 kr. od. 3 gr.

Dem unbefangenen Leser kan es nicht entgehen, daß das Streben, sich durch Lesen zu unterhalten, in der neuern Zeit alle Stände durchdrungen hat, und sich besonders unter der ehrenwerthen Klasse der Unteroffiziere und der angehenden Militairs kund gibt. Dieses in jeder Hinsicht erfreuliche Zeichen verdient wohl beachtet zu werden. Das Lesen hält den jungen Militair von mancher schädlichen, kostspieligen Unterhaltung ab, und dient als Mittel, Kenntnisse aller Art, die sich weder auf dem Exercierplaze, noch aus den Dienstvorschriften und Instruktionen erlernen lassen, zu verbreiten und die intellectuellen Kräfte des Lesers durch das mit dem Lesen verbundene Nachdenken zu entwikeln und zu erhöhen.

Nimmt man einige eigens für die obenerwähnte Klasse geschriebene Bücher aus, deren Anzahl jedoch sehr gering ist, so besteht bis jezt noch kein zusammenhängendes Werk, das in einer allgemein verständlichen Sprache alle Zweige dessen umfaßt, was für jene Klasse als wissenswerth erscheint; und aus diesem Mangel erklärt es sich denn auch, daß die meisten jungen Militairs und Unterofficiere nothgedrungen ihre Zuflucht zu dem verderblichen Institute der Leihbibliotheken nehmen, wo ihnen Bücher in die Hände gegeben werden, welche nicht selten ihre und Anderer Moralität untergraben, sie vom Weg ihrer Berufspflichten ableiten, im unschuldigsten Fall aber zeitraubend und für ihre militairische Ausbildung gänzlich ohne allen Nuzen sind.

Diesem wesentlichen Uebelstande kan nicht kräftiger entgegengearbeitet werden, als durch Abfassung einer Reihe von Schriften, in welchen in leicht verständlicher Sprache und in unterhaltendem Gewande dasjenige mitgetheilt wird, was aus den Hauptzweigen des militairischen Wissens dem Unterofficier und dem jungen Militair, der sich zu solchem heranzubilden sucht, als wünschenswerth erscheint.

Zur Erreichung dieses in seinen Folgen gewiß segensreichen Zwekes hat sich eine Gesellschaft deutscher Officiere vereinigt, und nach reiflicher Erwägung den Plan einer Bibliothek für Unterofficiere entworfen, welche nach den geistigen und äußeren Mitteln dieser Standesklasse berechnet ist.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen hiebei ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben.
3) Die Unterofficiers-Bibliothek ist auf möglichste Wohlfeilheit mit Beseitigung jedes Gedankens an Gewinn, basirt, denn dem angehenden Militair und dem Unterofficiere stehen nur schwache pecuniäre Mittel zu Gebote.
4) Neben der Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande noch von wesentlichem Nuzen seyn dürften, wird der Geist des achten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchweben.

Die früher erschienenen Lieferungen enthalten:

1. Lfg. Lehre von den Handwaffen . . Bg. 1 — 4.
2. — Militairisches Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Abtheilung . . . . Bg. 1 — 4.
3. — Die Lehre von den Handwaffen Bg. 5 — 8.

Wer bei der ihm zunächst gelegenen Buchhandlung unterzeichnet, und sich zur Annahme der ganzen in 2—2½ Jahren fertig werdenden Sammlung verbündlich macht, erhält die Lieferungen im Subscriptionspreise von 12 kr. oder 3 gr. per Lieferung.

Sobald sämtliche Lieferungen eines Faches erschienen sind, tritt für dieses Fach, welches dann auch einzeln verkauft wird, ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Augsburg, im Aug. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dieses ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München, welche stets ein vollständiges Lager der Artikel unseres Verlags gebunden und roh unterhält.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische

Schauspiele Shakspeare's,

übersezt

von

Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1836.

Ein Bild aus den Wildnissen Nordamerika's.

Wir entlehnen aus einem neuerschienenen Werke Washington Irvings, Astoria betitelt, nachstehende gewiß aus dem Leben gegriffene Skizze aus dem wunderlichen Treiben der Indianer, Halbindianer und Jäger in Nordamerika's Wildnissen. Dieß Buch, das manche reizende auf Thatsachen gegründete Schilderungen enthält, wird uns vielleicht noch manches Bruchstück an die Hand bieten.

„Es ist der Stamm der Omahas, von dessen Häuptling, dem berüchtigten Waschinggah-da-ba oder „schwarzen Vogel" so wildromantische Geschichten erzählt werden. Er war ungefähr zehn Jahre vor der Ankunft Herrn Hunts, mit seiner Gesellschaft gestorden, allein sein Name wurde von seinen Leuten noch immer mit Ehrfurcht genannt. Er war einer der ersten unter den indianischen Häuptlingen am Missouri, welche mit den weißen Handelsleuten verkehrten, und benahm sich bei Erhebung seiner königlichen Zölle mit vielem Scharfsinn. Kam ein Handelsmann in sein Dorf, so ließ er ihn alle seine Waare in seiner Behausung auslegen, und wählte dann was ihm gefiel: Teppiche, Tabak, Branntwein, Pulver, Kugeln, Korallen, rothe Farbe, und legte dann die Waare bei Seite, ohne ihm etwas dafür zu geben. Dann ließ er seinen Herold oder Ausrufer kommen, und befahl ihm, auf die Zinne seines Hauses zu steigen und den ganzen Stamm zusammen zu rufen, damit jeder sein Pelzwerk herbeibringe, um mit dem weißen Manne Handel zu treiben. Bald füllte sich das Haus mit Indianern, welche Bären-, Biber-, Otter- und andere Felle brachten. Keiner durfte von den Preisen, welche der weiße Mann für seine Waare forderte, etwas abhandeln, und so suchte dieser sich natürlich für die von dem Häuptling ausgenommenen Artikel zu entschädigen. Auf diese Weise bereicherte der „schwarze Vogel" sich und die weißen Männer, und wurde bei den Handelsleuten am Missouri sehr beliebt. Seine Leute waren jedoch mit dieser Handelsweise, die so sehr gegen ihren Vortheil stritt, nicht eben so zufrieden, und zeigten sich bald sehr mißvergnügt. Ein verschlagener und gewissenloser Handelsmann entdeckte nun dem „schwarzen Vogel" ein Geheimniß, wie er sich die unumschränkteste Herrschaft über seine abergläubischen und unwissenden Unterthanen verschaffen könne. Er machte ihn nämlich mit den giftigen Eigenschaften des Arseniks bekannt, und lieferte ihm einen hinreichenden Vorrath von diesem verderblichen Artikel. Von dieser Zeit an schien der „schwarze Vogel" mit übernatürlichen Kräften und der Gabe der Weissagung ausgerüstet, denn er verfügte über Tod und Leben. Wehe dem, der seine Herrschaft nicht anerkannte, oder sich seinen Befehlen widersetzte! der „schwarze Vogel" prophezeite seinen Tod binnen einer bestimmten Zeit, und hatte die Mittel in den Händen, seine Weissagung wahr zu machen. Zur angegebenen Zeit ward der Schuldige von einer seltsamen und plötzlichen Krankheit befallen und starb. Jedermann stand erschrocken über so zahlreiche Beispiele der übernatürlichen Macht des Häuptlings, und scheute sich ein so allmächtiges und rachsüchtiges Wesen zu beleidigen, das nun natürlich mit der größten Willkür herrschte.

„Er bewahrte sein unheilvolles Geheimniß und mit ihm seine furchtbare Macht, allein, obschon er es durch dasselbe in seiner Gewalt hatte, seinen Feinden den Tod zu schenken, so konnte er ihn doch nicht weder von sich, noch von seinen Freunden abwenden. Im Jahre 1802 brachen die Pocken, welche unter den Bewohnern des Landes gleich einem Feuer auf den Prairien wütheten, auch im Dorfe der Omahas aus. Die armen Wilden sahen mit Schrecken die Verwüstungen, welche diese Pest unter ihnen anrichtete, gegen die alle Geschicklichkeit und Erfahrung ihrer Aerzte und Beschwörer nichts auszurichten vermochten. Binnen kurzer Zeit waren zwei Drittheile ihrer Bevölkerung dahingerafft, und das Geschick der Uebrigen schien gleichfalls bestimmt zu seyn. Der Stoicismus der Krieger hatte sein Ende erreicht, sie geriethen in Verzweiflung. Einige zündeten das Dorf an, als das letzte Mittel der Pest Einhalt zu thun, andere ermordeten in ihrem Wahnsinne Weib und Kind, um ihnen die Qualen der Krankheit zu ersparen, und sie in ein besseres Land zu befördern.

„Als der allgemeine Schrecken seinen Gipfelpunkt erreicht hatte, wurde der „schwarze Vogel" selbst von der Krankheit befallen. Als die armen Wilden ihren Häuptling in Gefahr sahen, vergaßen sie ihr eigenes Elend, und umringten sein Sterbelager.

Sein herrschsüchtiger Geist und seine Neigung zu den weißen Männern gaben sich auch in seinen letzten Augenblicken noch kund, denn er verordnete, daß man ihn auf jenem mehr als 200 Fuß hohen Hügel oder Vorgebirge begrabe, von welchem man den Missouri auf eine große Strecke überblickt, und wo er im Leben gewohnt war, sich nach den Barken der weißen Männer umzusehen. Der Missouri bespült den Fuß dieses Vorgebirges, und kehrt nach mannichfachen Windungen in der Ebene, bis auf eine Entfernung von etwa 900 Schritten wieder zu demselben zurück, so daß man sich nach einer Fahrt von 30 engl. Meilen, mit Segel und Ruder, wieder bei dem seltsamen Vorgebirge befindet, als wäre man dahin gebannt.

„Der letzte Befehl des „schwarzen Vogels" war, sein Grab auf der Spitze jenes Hügels zu bereiten, und ihn dort auf seinem Lieblingspferd sitzend zu beerdigen, damit er sein vormaliges Gebiet überblicken, und die Barken der weißen Männer schauen könne, wenn sie den Fluß herauskommen, um mit seinen Leuten zu handeln.

„Man that pünktlich wie der verschiedene Häuptling befohlen. Der Leichnam ward auf sein Kriegspferd gesetzt, und ein Hügel über ihn gewölbt, auf dem man eine Stange aufrichtete, von welcher das Banner des schwarzen Vogels und die Skalps herabflatterten, die er im Leben erbeutet. Als die Expedition unter Herrn Hunt jene Gegend besuchte, stand die Stange mit den Fragmenten des Banners noch, und der abergläubische Gebrauch, Lebensmittel für den Verschiedenen auf den Grabhügel zu legen, ward noch immer von den Omahas gewissenhaft befolgt."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Es finden sich jedoch noch andere viel verdächtigere Umstände. Die Aktien der meisten projektirten Banken sind von sehr geringem Werthe; wenige sind über 50 Pf. St., andere nur von 25, und es gibt sogar deren, die nicht über 10 Pf. betragen. Es geschieht übrigens öfters, und wird sogar manchmal in dem Prospektus ausdrücklich angeführt, daß man von den Aktionären nur die Bezahlung von 5 oder 10 Proz. des Betrags ihrer Aktien fordern wolle, so daß man für 10 bis 20 Schillinge Antheil an einer Bank erhalten kann. Endlich machen nach einem besondern Reglement oder vielmehr nach einem abscheulichen Mißbrauch in der Verwaltung, mehrere dieser Banken große Vorschüsse auf den Totalbetrag der Aktien, so daß häufig Leute, deren Angelegenheiten in verzweifeltem Zustande sind, eine bedeutende Menge Aktien nehmen, 10 Proz. ihres Werthes bezahlen, und auf den Gesammtwerth derselben weit stärkere Summen entlehnen, als sie bezahlt haben. Die große Gefahr, die aus solchen Operationen hervorgeht, ist augenscheinlich. Wenn eine Bank dieser Art genöthigt ist, ihre Zahlungen zu suspendiren, so fällt ihre Schuldenlast ganz auf diejenigen Aktionäre, die zu solchen widerrechtlichen Operationen ihre Zuflucht nicht genommen haben.

Wir glauben allerdings, daß die Mehrzahl der auf Aktien errichteten Banken auf soliden Grundlagen beruht, und mit Klugheit und Redlichkeit geleitet werden. Es ist indeß sehr schwer, diese von den andern zu unterscheiden, denn alle diese Banken genießen in der öffentlichen Meinung gleichen Kredit. Man muß in der That in solchen Gegenständen sehr bewandert seyn, um sich eine richtige Idee machen zu können, wie man bei der Errichtung solcher Gesellschaften zu Werke geht, und um den relativen Grad von Sicherheit, die sie bieten, schätzen zu können. Wir wollen hierüber ein Beispiel mittheilen: Im Laufe des gegenwärtigen Jahres forderte das Stempelamt einen Einwohner von Manchester vor Gericht, weil er eine beträchtliche Menge falscher Stempelpapiere verfertigt hatte; er wurde dieses Verbrechens überführt und zur Deportation verurtheilt. Was werden nun unsere Leser sagen, wenn sie erfahren, daß man unter den Papieren dieses Spitzbuben seine Korrespondenz mit einem Manne fand, der zu derselben Zeit sich zu London mit Errichtung einer Bank auf Aktien beschäftigte. Dieser letztere kannte das strafbare Unternehmen seines Freundes von Manchester vollkommen, und seine Briefe hatten zum Zweck, Geld von ihm zu entleihen, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, seinen Plan auszuführen. Man wird vielleicht glauben, daß er von ihm bedeutende Summen verlangte, aber dieß war keineswegs der Fall. Er begnügte sich ganz bescheiden, bald 15, bald 20 Pfund zu verlangen, und manchmal bat er ihn nur um die Gefälligkeit, ihm einen Souverain oder 10 Schillinge zu geben. Um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, hatte er ein Haus gemiethet, das auf einen der Parks ging, und in seinen Briefen sagte er, wenn er nur seine eingenommene Stellung einige Wochen lang behaupte, und seine Annoncen und den Druck seines Prospektus baar zahlen könne, so würde er sich in ganz kurzer Zeit auf Gold wälzen: „Ich habe keinen Schilling im Vermögen," schrieb er seinem Korrespondenten, „und werde eine Bank errichten." Diese Bank sollte mehrere Tausend Aktien haben, auf deren jede die Aktionäre nur 5 Pfund zahlen sollten. Das Merkwürdigste ist aber, daß das Projekt gelang: diese Bank ist gegenwärtig in Thätigkeit, escomptirt und stellt Zettel aus. Ihr Erfolg war freilich nicht so groß, als der einiger andern; indeß in Anbetracht ihres Ursprungs darf man sich nicht wundern, wenn sie im Anfang ein wenig hinkte. Findet sie aber nur noch ein Jahr eben so leicht Kredit, wie bisher, so ist ihre Existenz wahrscheinlich gesichert: die Direktoren werden große Dividenden unter sich vertheilen, und ihre Aktionäre, wie natürlich, ruinirt seyn.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß solche Spitzbübereien häufig vorfallen; was soll man aber von einem System denken, das auch nur die Möglichkeit zuläßt, und Falschmünzern oder ihren Vertrauten gestattet, das königliche Vorrecht zu usurpiren und unter ihrer Signatur einen Theil der Umlaufsmünze des Landes auszugeben?

Nach dem, was wir so eben gesagt haben, wird man ohne Zweifel gestehen, daß die Kammer der Gemeinen nicht ohne Grund eine Kommission ernannt hat, um eine Untersuchung über das System der Banken auf Aktien anzustellen. Herr Clay, auf dessen Vorschlag diese Kommission ernannt wurde,

entwickelte in der Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, auf eine sehr treffende Weise die Nachtheile dieses Systems und das Unheil, das daraus für das Land hervorgehen würde, wenn man ihm freien Lauf ließe; dann setzte er die Mittel aus einander, durch die man seiner Ansicht nach der Gefahr begegnen könnte. Manches Nützliche und Verständige brachte er dabei vor, Anderes aber würde unsrer Ansicht nach nur das Verderbliche, was in dem jetzigen Systeme liegt, erschweren. Nach Hrn. Clay ist es nicht nur, um allen Mängeln des jetzigen Banksystems zu begegnen, sondern auch, um ihm alle Vollendung, deren es fähig ist, zu geben, bloß nöthig, beschränkte Verantwortlichkeit der Aktionäre, die Verbindlichkeit, den Gesammtbetrag der Aktien zu zahlen, und vollständige Oeffentlichkeit als Grundsatz festzusetzen. Unter beschränkter Verantwortlichkeit versteht Hr. Clay bloß, daß die Aktionäre der Banken nur als Associés der Commandite betrachtet würden, und die vollständige Oeffentlichkeit die er fordert, bestünde in der Verbindlichkeit, zu bestimmten Zeitpunkten einen Etat über ihre Aktiv- und Passivschulden bekannt zu machen.

Der erste dieser Punkte ist ohne Widerspruch der wichtigste. Seine Annahme würde aber unsrer Ansicht zufolge die nachtheiligsten Wirkungen hervorbringen, und die geringe Solidität vollends vernichten, welche das jetzige System noch darbietet. Wenn man diesen Grundsatz für die Banken zuließe, so wäre kein Grund vorhanden, ihn nicht auch in allen andern Unternehmungen und im Handel gelten zu lassen; und wer könnte die Folgen der Abschaffung eines Gesetzes voraussagen, unter dessen Herrschaft das Land einen so hohen Grad von Wohlstand erreicht hat? Der einzige Grund, welchen Hr. Clay zur Unterstützung seines Planes anführt, besteht darin, daß die Banken weniger leicht Kredit erhalten, und so den Intriganten wenigstens zum Theil die Mittel genommen würden, die Spekulationswuth zu entflammen. Wir läugnen nicht, daß dieß bis zu einem gewissen Punkte wahr seyn kann, es ist aber auch einleuchtend, daß wenn reiche Leute wissen, daß ihr ganzes Vermögen durch die schlechte Führung von Leuten, denen sie ihre Fonds anvertrauen, kompromittirt werden kann, sie diese Führung strenger kontrolliren werden, als wenn das Risiko sich nur auf eine Summe erstreckt, die sie gewissermaßen in die Lotterie gesetzt haben. Unser Zweck sollte also seyn, wo möglich die Verantwortlichkeit zu vermehren, und nicht, sie zu vermindern.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reise zu Umsiligas.

Erst am 25sten Februar brachen die Reisenden wieder auf mit vier Wagen und den besten ihrer Ochsen; am 28sten erreichten sie Tsining, nachdem sie vorher an mehrern großen Kraals von Batlapis, Baralongs und Batlarus vorübergekommen waren. Von hier zog sich eine Reihe hoher Berge nach Westen. Eine Abtheilung der Reisenden, bestehend aus zehn Personen, brach in jener Richtung auf, und erreichte nach dreitägigem Marsche, wobei Menschen und Ochsen sehr von Durst litten, am vierten Tage Morgens früh einen kleinen Teich am Fuße der Berge, und erstieg an demselben Tage noch Mittags einen der höchsten Gipfel, von wo man eine weite Aussicht gegen Norden, Nordwesten und Westen hatte. Die Reisenden sahen deutlich die Südgränze der Kalahariwüste, welche als eine völlig mit Buschwerk bedeckte Ebene erschien, durch deren Blätterwerk man hie und da Flecke von gelblich weißem Sand erblickte. Als sie zu ihren Wagen zurückkehrten, begegneten sie einigen Eingebornen von dem Batlarustamme, welche nur erst seit einigen Tagen wegen gänzlichen Wassermangels aus der Wüste zurückgekehrt waren, und erklärten, sie müßten nun, bis Regen einträte, hier bleiben, obwohl sie dadurch wahrscheinlich ihr ganzes Besitzthum verlören, indem die Reichen des Stammes die Gewohnheit hätten, den wandernden Armen, wo sie sie fänden, das Ihrige abzunehmen.

Die Rückkehr nach Tsining war noch beschwerlicher, als die Hinreise, denn das wenige Wasser war fast ganz verschwunden, und nur an einer Stelle fanden sie hinreichend, um den Durst der Menschen und Thiere zu stillen. In der Nachbarschaft des erwähnten Teichs sammelte sich eine Menge Betschuanas, und mit Schrecken gewahrten diese, wie die Ochsen der Reisenden reichlich tranken, denn von diesem Wasser hing ihr Leben ab, und wenn dieß verbraucht wurde, mußten die meisten von ihnen vor Durst umkommen. Das entschlossene Wesen dieser Leute zeigte die Macht der Gewohnheit in ihrer ganzen Stärke: sie waren fast alle halb verhungert und hingen in Betreff ihrer Unterhaltsmittel völlig vom Zufall ab. Doch zogen sie diese Ungewißheit der Knechtschaft bei den Reichen ihrer Nation vor, welche am obern und untern Kuruman hausten.

Nachdem die Reisenden wieder zu Tsining angekommen waren, beschlossen sie Mirribin und Chue zu besuchen, zwei Orte, von denen aus man häufig in die Kalahariwüste eindrang. Bald betraten sie die Sandflächen, welche die Gränze der Wüste bilden, und erreichten mit großer Mühe die erste Station. Der Sand war allenthalben sehr tief, und hatte nur eine spärliche Decke von Gebüsch und Zwergmimosen. Der Mangel an Wasser erschöpfte Menschen und Ochsen, und die letztern blieben, außer der gewöhnlichen Anhaltszeit, 23 Stunden lang in den Jochen, ohne ihren Durst stillen zu können, und bei sehr mäßiger Nahrung. Zu Mirribin fanden die Reisenden eine kleine Gemeinde von Baralongs, welche durchaus nur von den freiwilligen Gaben der Natur lebten. Ueber die Wüste befragt, erklärten sie alle einstimmig, daß es gegenwärtig rein unmöglich sey, in derselben zu reisen, und selbst das Anerbieten einer Flinte, was sie unter Allem am meisten schätzen, konnte den Reisenden keinen Führer verschaffen. Alle sprachen mit Schauder von dem, was sie schon erduldet hatten, und erklärten, sie wollten lieber sterben, als dieß noch einmal erdulden. Der einzige Punkt, den die Reisenden jetzt noch zu erreichen versuchen konnten, war Chue, welches sie nach einem Marsche von 17 Stunden ohne Wasser erreichten, und hier denselben Bericht über die Wüste erhielten. Die Bakalahari, ein Stamm armer Betschuanas, hatten Jahre lang ihr Leben in der Wüste gefristet mit Makatan und ein wenig Wasser, das sie durch das Graben von Brunnen erhielten, waren aber in der letzten Zeit genöthigt worden, die Wüste zu verlassen, und sich sehr gegen ihren Willen unter die Armen der benachbarten Stämme zu mischen. Die Reisenden fanden hier einen Theil dieser Flüchtlinge, und erfuhren von ihnen, daß die Wüste in den letzten fünf Jahren allmählich dürrer

geworden sey, und als sie dieselbe verließen, war nirgends auch nur ein Tropfen Wasser zu finden. Von einigen Hügeln nördlich von ihrem Lager hatten die Reisenden eine Aussicht über einen großen Theil dieser Wüste, welche sich von dem breiten sie umgebenden Gürtel den Angaben nach nur dadurch unterschied, daß sie weniger dicht mit Buschwerk bedeckt war. Der Sand geht fort und erhebt sich hie und da zu Hügelketten, und das Buschwerk ist niedrig und verschlungen, so daß man nicht in gerader Linie fortreisen kann, und manchmal sogar unter den niedrigsten Zweigen durchkriechen muß.

Nachdem die Reisenden zu Chue ihre Nachforschungen vollendet hatten, und bei ihrer Rückkehr nach Kuruman ihre an Umsiligas gesandten Boten vorzufinden hofften, setzten sie über den Mashuafluß, um nach Motito zu gehen, und trafen, nachdem sie ähnliche Beschwerden wie vorher erduldet, am 17ten März Abends in dem Wohnort des Herrn Lemu ein. Das Klima dieses Theils von Südafrika muß in den letzten fünfzig Jahren bedeutende Veränderungen erfahren haben, da noch seit Menschengedenken Seekühe sich im Kuruman fanden, wo jetzt auch nicht ein Tropfen Wasser ist, und man allenthalben auf zahlreiche trockne Flußbetten stößt. Als die Reisenden zu Motito ankamen, waren ihre Boten schon auf dem Wege nach Kuruman durchgekommen mit einer freundlichen Einladung von Umsiligas und einem Lyadili, um den Reisenden als Führer nach seinem Lande zu dienen. Hier hörten sie zugleich, daß eine Abtheilung Batlapis, Unterthanen Mohuras, des Häuptlings von Kuruman, welcher zu Alt-Litaku sich aufhielt, einen Räuberzug gemacht, und den Matabilis 54 Stücke Vieh abgenommen hatten; man fürchtete Rache von den Matabilis, und die Reisenden beeilten sich deßhalb nach ihrer Ankunft zu Kuruman möglichst ihre Vorbereitungen zu beendigen.

Am 30sten April brachen sie wieder von Kuruman und am 15ten Mai von Motito auf, wo sie Herrn Moffat erwartet hatten. So lange sie sich noch zu Motito befanden, schickte Mohura einen Befehl an die Dolmetscher, nach Kuruman zurückzukommen, und ließ die Reisenden wissen, er werde ihre Weiterreise zu Umsiligas hindern. Der arme Dolmetscher schien zu fürchten, man werde sich diesem Befehl fügen; als dieß aber nicht geschah, blieb er ruhig bei ihnen, und die Drohung Mohuras bestätigte sich keineswegs. Die gegebene Antwort, er solle, wenn er es wage, die Reisenden mit Gewalt hindern, schien den Prahler zur Ruhe zu verweisen. Auch besann sich auf den dringenden Rath Herrn Moffats der Häuptling hinsichtlich des geraubten Viehes eines Bessern, und beschloß dasselbe den Matabilis zurückzugeben, um sich nicht ihre Feindschaft auf den Hals zu laden.

Nachdem die Reisenden über die Umgegend von Litaku hinaus waren, sahen sie wenig Einwohner, bis sie das Land der Matabilis erreichten, welches etwa 200 Meilen weit entfernt in nordöstlicher Richtung lag. In früherer Zeit war der dazwischenliegende Distrikt von Batlapis und Baralongs bewohnt, jetzt aber nur von den Armen dieser Stämme und von den Baharutsis. Er besteht fast aus einer einzigen ausgedehnten Fläche, welche während und einige Zeit nach der Regenzeit dicht mit üppigem Grase bedeckt, zu andern Zeiten aber dürr und fast ganz von Wasser entblößt ist. In mäßiger Entfernung von dem Molopo schickten sie Boten an Umsiligas, um ihn zu benachrichtigen, daß sie an diesem Flusse, welcher für die Gränze seines Gebiets gilt, warten würden, bis sie weitere Nachricht von ihm erhielten. Nach drei Tagen kam eine feierliche Einladung, daß sie nach Mosiga sich begeben möchten, wo der König sie mit Vergnügen empfangen werde. Sie folgten dieser Einladung, und am 2ten Junius gegen Mittag stiegen sie in ein schönes Thal hinab, welches im Norden und Nordwesten von den Kurrichainebergen geschlossen ist, und vor der Niederlassung der Matabilis der Hauptaufenthalt der Baharutsi gewesen war. Sie kamen an mehrern großen Kraals vorbei, aus denen Schaaren von Männern, Weibern und Kindern herausstürzten, eines eifriger als das andere, um die Wagen und die Fremden zu sehen. Doch war strenger Befehl gegeben, daß sie den Reisenden nicht zu nahe kommen sollten, und wenn es geschah, genügte ein Wort des die Reisenden begleitenden Häuptlings, oder ein Hagel von Steinen seiner Begleiter hielt Alles in achtungsvoller Entfernung. Ein ähnliches, wenn auch nicht gleich strenges System wurde während ihres ganzen Aufenthalts im Lande beobachtet, und mehr als einmal, wenn Herr Smith die Wachen aufforderte, doch die Leute ihre Neugierde befriedigen zu lassen, erhielt er zur Antwort, es sey unmöglich, weil Umsiligas entschieden verboten habe, die Reisenden nicht durch seine Hunde belästigen zu lassen. Zwei Tage nach ihrer Ankunft erhielten sie eine Botschaft von dem König, sich nach seiner Residenz zu begeben. Der Weg wand sich in den zwei ersten Tagen durch die Kette der Kurrichaineberge, und führte an mehrern Kraals vorbei, wo sie Vieh in Menge, aber wenig Menschen fanden.

In der Nacht des 8ten Junius hielten sie an den Ufern des Marikwa, etwas unterhalb des Punktes, wo er aus den Bergen tritt. Hier verlangte der sie begleitende Häuptling, welcher Kalipi hieß, daß Herr Moffat den Wagen vorangehen sollte, indem man nur noch 16 oder 18 Meilen von der Residenz des Fürsten entfernt sey. Natürlicherweise wurde diesem Verlangen alsbald entsprochen. Das Land, welches die Reisenden an diesem Tage durchzogen, war im Allgemeinen dicht mit Buschwerk bedeckt, und der Weg führte an den Ueberresten eines sehr großen Bamaliti-Kraals vorbei, welcher vor vielen Jahren zerstört worden war, auf Anstiften und unter Beistand von Conrad Buys, eines Mannes, welcher durch sein abscheuliches Benehmen mehr Unheil über die eingebornen Stämme Südafrika's gebracht hat, als sich in Kürze beschreiben läßt.

(Fortsetzung folgt.)

In London haben die Herren Laurie einen Wagen gebaut, welcher die Vortheile eines Winter- und eines Sommerwagens in sich vereinigt. Man kann ihn nicht nur, wenn man will, gänzlich schließen, sondern auch nach Gefallen erweitern und zusammenziehen.

Berichtigung.

In Nr. 318 S. 1269 Spalte 2 Z. 6 v. u. ist „Geschöpfe“ statt „Geschäfte“ zu lesen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Noch etwas über den Ettrick-Schäfer. — Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1836.

Endlich ist auch einer der ersten Geographen Deutschlands, H. Berghaus, mit einem geographischen Almanach *) aufgetreten. Wenn wir bei Eröffnung dieses Bändchens nicht fanden, was wir bei der Ansicht des Titels erwarteten, nämlich eine gedrängte Zusammenstellung des jetzigen Umfangs unserer geographischen Kenntnisse im räumlichen Sinne, und eine Hinweisung auf den Standpunkt der Geographie als Wissenschaft, so mag wohl der Grund hievon darin liegen, daß der Verfasser anfangs in seiner Hertha und später in seinen Annalen der Erdkunde diesen Zweck schon seit vielen Jahren verfolgt. Daß aber derselbe nicht bloß gewöhnliche Völker- und Länderkunde in seinem begonnenen Almanach zu bearbeiten gedenkt, geht aus dem Inhalt hervor; der erste Abschnitt ist den vulkanischen Erscheinungen überhaupt und einzelnen großartigen Ereignissen des Jahres 1835 gewidmet; der zweite behandelt die noch lange nicht hinreichend erörterte Frage über die Meeresströmungen, wobei die von preußischen Schiffen gemachten Beobachtungen vielfach benützt, und fast das Erstemal nautische Erfahrungen deutscher Seefahrer der neueren Zeit zusammengestellt wurden, und der dritte, von dem auch in unsern Blättern öfters erwähnten Reisenden Schomburgh, betrifft die noch wenig bekannten Jungfern-Inseln (Virgin-Islands) in geologischer und klimatischer Beziehung. Das interessanteste Kapitel ist wohl das zweite, und aus diesem entlehnen wir vorerst ein kleines Bruchstück über

die Meeresströme.

Obschon die Strömungen des Oceans einen der wichtigsten Theile der Hydrographie bilden, so ist es doch, wie Rennell sehr richtig bemerkt, erst seit Einführung der Chronometer und der Vervollkommnung astronomischer Beobachtungen zur Bestimmung der Meereslänge gelungen, sich einen richtigen Begriff von ihrer Richtung und Kraft zu verschaffen. Konnte auch vor Erfindung der Zeithalter die Abweichung, welche der Kurs eines Schiffs durch den Meeresstrom in nördlicher oder südlicher Richtung erleidet, durch Vergleichung der aus der Schiffsrechnung und der unmittelbaren Beobachtung hervorgehenden Breite gefunden werden, so war es doch erst jenen unschätzbaren Maschinen vorbehalten, die Größe kennen zu lehren, um welche der Seefahrer in seiner Bahn gegen Osten oder Westen abgelenkt wird, und dadurch um so mehr zur Vervollkommnung der Schifffahrtkunst beizutragen, als in den besuchtesten Meeren, denjenigen, welche Europa von Amerika und Indien, und die neue Welt von den östlichen Gestaden des alten Kontinents trennen, die meisten Ströme in der Richtung des Untergangs und Aufgangs fließen. Die Kenntniß der Meeresströme, sagt Rennell, setzt den Seefahrer in den Stand, seinen Kurs so einzurichten, daß er in dem einen Fall von dem Strome den größten Vortheil zieht oder in dem andern den geringsten Nachtheil erfährt; die genaue Bekanntschaft mit diesem Phänomen befähigt ihn, seine Reisen zu beschleunigen und Gefahren zu vermeiden; ja von dieser Erscheinung und den sie erzeugenden Luftströmungen hängt der Weg ab, den ein Schiff nehmen muß, um in der kürzesten Zeit von einem Hafen zum andern zu gelangen; ein Weg, der nicht durch die kürzeste Entfernung oder die geodätische Linie bezeichnet wird, sondern durch eine Kurve, welche von jener oft sehr bedeutend abweicht. Raum und Zeit stehen bei der Navigation in der innigsten Wechselwirkung. Ein Schiffer, der von der Mündung des englischen Kanals nach der Havana will, darf nicht, wie es der Blick auf die Karte vermuthen läßt, den kürzesten Weg nehmen und seinen Kurs nördlich von den Azoren auf die Halbinsel Florida und die Bahamastraße setzen; sondern er wendet sich, sobald er den englischen Kanal verlassen und den atlantischen Ocean betreten hat, sofort nach Südsüdwesten, schifft zwischen den Azoren und den canarischen Inseln hindurch, sucht den Wendekreis des Krebses gegen den 20sten Grad der Länge westlich von Ferro, das ist mitten im Ocean zu schneiden, steuert von dort nach den kleinen Antillen und durch das caraibische Meer längs der südlichen Gestade der großen Antillen, und gelangt so, die westliche Spitze der Insel Cuba dublirend, nach seinem Bestimmungsort. Daß dieser scheinbare Umweg genommen wird, beruhet auf den herrschenden Luft- und Meeresströmen. Auf jener

*) Unter dem Titel: Almanach für das Jahr 1837. Den Freunden der Erdkunde gewidmet, von Heinrich Berghaus. Stuttgart in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung.

geraden Linie vom englischen Kanal nach der Bahamastraße würde der Schiffer, mit westlichen und südwestlichen Winden und östlichen Strömungen kämpfend, die größten Mühseligkeiten zu überwinden haben, und dadurch, gelänge auch die Bergfahrt in der Bahamastraße, was in den meisten Fällen sehr zweifelhaft ist, einen so großen Zeitaufwand gebrauchen, daß zu der Reise von Hamburg nach der Havana drei bis vier Monate gebraucht würden, während auf der großen Kurve die kleinen Antillen in 35 bis 40 Tagen erreicht werden, und der Anker im Hafen der Havana am 55sten oder 60sten Tage nach der Abreise von Hamburg ausgeworfen werden kann.

Aber nicht bloß für die Zwecke der Navigation ist die Kenntniß der Meeresströme von der äußersten Wichtigkeit, auch ein allgemeinerer Gesichtspunkt bietet sich dar, von dem aus sie betrachtet werden können, ein Gesichtspunkt, der die Physik der Erde im Ganzen umfaßt. Hr. von Humboldt bemerkt in dieser Beziehung in einer noch ungedruckten Denkschrift Folgendes:

„Die genauere Kenntniß der zwiefachen Art von Strömungen in dem Elastisch-Flüssigen (dem Luftmeere) und dem Unelastisch-tropfbar-Flüssigen (dem Ocean), der mit jenem auf ihm ruhenden Luftmeere in Wechselwirkung der Bewegung und Wärmevertheilung steht, hängt von drei veränderlichen Elementen, der Richtung, Schnelligkeit und Temperatur ab. In beiden, sonst so wesentlich von einander verschiedenen, in ihrer Contraktfläche scharf begränzten erdumhüllenden Schichten (in der Atmosphäre und in dem Ocean) wird das Letzte der eben genannten Elemente, die Temperatur, durch die zwei andern, die Richtung und die Schnelligkeit, bestimmt. Ist die Meeresströmung in der Bahamastraße durch heftige, die Barometerhöhe vermehrende und den regelmäßigen Wechsel der atmosphärischen Ebbe und Fluth störende Nordstürme in ihrem Laufe gehemmt, das heißt, in ihrer Schnelligkeit gemindert, so sinkt die Temperatur des Golfstroms 700 geogr. Meilen weit, da wo sich derselbe in nordöstlicher Richtung, gegen die westlichsten der Azorischen Inseln, Corvo und Flores, bin in eine große Wiese von Seetang verliert. Richtung der Luft- und Meeres-Ströme, je nachdem sie die Meridiane in verschiedenen Winkeln durchschneiden, aus höhern Breiten sich zu niedern oder umgekehrt bewegen, bestimmt den Temperaturunterschied zwischen der zuströmenden Luft- oder Wassermasse und der ruhenden, zu der sie sich mischt, oder die sie flußartig durchschneidet. Wie die Klimate und die wichtigsten meteorologischen Erscheinungen eben so sehr von der Richtung der Winde, in Hinsicht auf Azimuth und Neigung (von Mischung der Luftschichten, die verschiedenen Breitenzonen oder höhern und niedern Regionen der Atmosphäre zugehören), als von dem östlichen Sonnenstande, d. h. dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen abhangen, eben so wirken mittelbar auch die oceanischen Flüsse kalten und warmen Wassers (die Strömungen der Meere) durch ihre Ausdehnung und ihre Nähe auf die Klimate der Kontinente. Die oceanischen Flüsse, welche die wogende, aber in Hinsicht auf Translationsbewegung ruhende Meeresfläche so mannichfaltig durchschneiden, erwärmen oder erkälten zunächst die darüber liegende Meeresluft; sie erregen nicht bloß Verdampfung und Niederschläge salzhältiger Dämpfe, sondern Sturm und plötzlichen Wechsel elektro-magnetischer Spannungen; sie theilen, dauernde und sanftere Luftströme erzeugend, nach Verschiedenheit ihrer eigenen Temperatur, bald Wärme, bald Kühlung den benachbarten Kontinenten mit."

Die Provinzialbanken Englands.

(Fortsetzung.)

Der hauptsächlichste Mangel des gegenwärtigen Systems besteht darin, daß das Publikum die Personen, mit denen es zu thun hat, nur unvollständig kennt. Es weiß, daß eine Bank aus einer gewissen Anzahl von Aktionären besteht, kennt aber diese Associés nicht; es weiß nicht, ob dieß Millionäre oder Strohmänner sind. Verschafft man ihm diese nothwendige Kenntniß, so setzt man jeden in den Stand, selbst den Grad von Zutrauen zu beurtheilen, den man dem Unternehmen schenken kann, und die einzige Thatsache, daß die Namen der verantwortlichen Aktionäre bekannt gemacht werden, würde diejenigen, welche etwas dabei zu verlieren haben, schnell auf die Gefahr aufmerksam machen, und sie veranlassen, auf die Art, wie die Geschäfte der Gesellschaft geführt werden, genauer Achtung zu geben.

Hr. Clay scheint zu glauben, daß bei dem Grundsatz der beschränkten Verantwortlichkeit und der Verbindlichkeit aller Aktionäre, den Gesammtbetrag ihrer Aktien zu bezahlen, der der Bank bewilligte Kredit niemals den Totalbetrag aller Aktien übersteigen würde, so daß, wenn sie je ihre Zahlungen suspendirte, der Verlust niemals sehr beträchtlich seyn könnte; dieß ist ein Irrthum. Eine Bank beginnt ihre Geschäfte mit einem Kapital von 100,000 Pfund, aber sie ist schlecht geleitet, eskomptirt schlechtes Papier und verliert; wer weiß, ob sie nach einem oder zwei Jahren noch ihr ursprüngliches Kapital besitzt? Das Publikum fährt fort, ihr denselben Kredit wie bisher zu schenken, und endlich kann die Bank Verpflichtungen für eine ungeheure Summe eingegangen haben, ohne daß sie einen Schilling besäße, um im Unglücksfall ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Aber, sagt Hr. Clay, eben um diesem Nachtheil auszuweichen, verlange ich eine vollständige Publicität. Es ist auffallend, wie ein Mann, der London bewohnt und mit Geschäftsleuten im Verkehr steht, auf die Angaben von Schuld und Vermögen der Banken das geringste Vertrauen setzen kann. Er sollte wissen, daß diese Berechnungen meistens nur dazu dienen, das Publikum irre zu führen. Wir wissen ganz genau, daß Leute, die in diesen Geschäften sehr erfahren sind, erklärt haben, es sey ihnen nach Einsicht der Bücher einer Bank oder eines Handlungshauses durchaus unmöglich, auch nur mit einem Schimmer von Wahrscheinlichkeit voraus zu sagen, wie der Stand der Geschäfte dieses Hauses nach sechs Monaten seyn würde.

Hr. Clay schlägt nicht vor, die Bücher der Banken den Kommissären zur Einsicht vorzulegen, weil er wohl weiß, daß dieß noch ernstere Nachtheile haben würde, als diejenigen sind,

denen er zu entgehen sucht; er will also, daß man sich auf die Redlichkeit der bei der Führung der Banken interessirten Leute verlasse, und auf die Berechnungen, die sie liefern, ein unbeschränktes Vertrauen setze. Es ist schwer zu glauben, daß dieß von Hrn. Clay ernstlich gemeint seyn kann, denn wenn man auch bei den Leitern der Bank keine trügerische Absicht voraussetzen will, so weiß jeder, wie sehr Handelsleute sich täuschen, wenn es sich um ihre eigenen Angelegenheiten handelt: Schuldforderungen, die ein Unbetheiligter beim ersten Anblick als völlig werthlos erkennt, sehen sie wie baares Geld an.

Wenn sich im Volk ein Widerwillen kund gäbe, sich auf Bankunternehmungen mit unbeschränkter Verantwortlichkeit einzulassen, so könnte man einen Vortheil darin finden, diese Verantwortlichkeit zu beschränken, aber jedermann weiß, daß diese Abneigung nicht vorhanden ist. Für die gewagtesten Projekte, wenn sie nur die mindeste Aussicht auf Gewinn darbieten, finden sich stets Wagehälse, welche das Unternehmen wagen. Es findet also durchaus kein wesentlicher Grund statt, um einen vorsichtigen Gesetzgeber zu veranlassen, das gegenwärtige Gesetz zu ändern. Man wird vielleicht sagen, das System der beschränkten Verantwortlichkeit, d. h. dasjenige der anonymen Gesellschaften, sey ohne Nachtheil in Frankreich und den Vereinigten Staaten angenommen worden. Hierauf antworten wir, daß Frankreich weniger Kapitalien besitzt als England, und daß der Unternehmungsgeist dort eine geringere Thätigkeit zeigt, so daß ein für Frankreich ganz passendes Gesetz in England ausnehmend schädlich seyn könnte; überdieß wäre es vielleicht nicht schwer zu beweisen, daß Frankreich und die Vereinigten Staaten bei der Abschaffung des jetzt befolgten Systems gewinnen würden. In der amerikanischen Republik hat die Einführung dieses Systems die Annahme einer Menge Reglements nöthig gemacht, um Betrug zu verhindern, und diese haben, wie zu erwarten, ihren Zweck gänzlich verfehlt. Die amerikanischen Gesetzgeber begnügten sich nicht mit der Erklärung der Bankdirektoren über ihr Soll und Haben, sondern sie ernannten Inspektoren, um sich zu versichern, ob diese Erklärungen richtig und ob die Reglements beobachtet worden seyen. Das nachfolgende Beispiel mag zeigen, in wie weit man auf diese Art von Kontrolle zählen kann.

Die sogenannte Suttonsche auf Aktien errichtete Bank wurde im Jahr 1828 zu Boston, einer ausnehmend moralischen und religiösen Stadt, errichtet. Die Akte der Legislatur von Massachusetts, welche zur Errichtung derselben ermächtigt, macht zur Bedingung, daß, ehe die Bank ihre Geschäfte eröffnen dürfe, die Hälfte des Kapitals bezahlt seyn, und in Gold oder Silber sich in den Koffern der Bank befinden müsse. Die Akte fügte hinzu, „daß die Bank inspicirt und untersucht werden solle von drei durch den Gouverneur der Provinz ernannten Commissairen, welche das in den Koffern der Bank befindliche Geld verificiren, und sämmtlichen Direktoren oder der Mehrzahl derselben einen Eid abnehmen sollen, daß die besagten Summen wirklich von den Aktionären der besagten Bank auf Rechnung des Betrags ihrer respektiven Aktien bezahlt worden seyen, daß sie keine andere Bestimmung hätten, und daselbst als ein Theil des Bankkapitals bleiben sollen."

Die zu dem Ende von dem Gouverneur ernannten Inspektoren besuchten die Gewölbe der Bank am 28sten Septbr. 1828 und fanden eine gewisse Summe in Dollars; vier der Direktoren schworen, daß dieß Geld von der ersten Zahlung der Aktionäre herrühre, daß es hier als Theil des Bankkapitals bleiben solle und keine andere Bestimmung habe. Was hätte Hr. Clay weiter wünschen können? Man hatte hier bezahltes Kapital, beschränkte Verantwortlichkeit und vollkommene Oeffentlichkeit. Die Bank war also konstituirt, und begann ihre Eskomptirungen. Die ganze Sache war aber nichts als eine Beutelschneiderei im Großen; nachdem die Bank Zettel für eine bedeutende Summe ausgegeben hatte, fallirte sie, und man entdeckte, daß sie niemals einen Dollar Kapital besessen hatte. Das Geld, das die Inspektoren gesehen hatten, war den Tag zuvor von andern Banken entlehnt, und noch am Abend zurückgegeben worden. Daß die Direktoren und ihre Helfershelfer verschwunden waren, versteht sich von selbst.

Man könnte eine Menge Beispiele nicht minder auffallender Betrügereien anführen, die von Banken in den Vereinigten Staaten begangen wurden, und mit Thatsachen der Art vor Augen wäre es die äußerste Thorheit, dasselbe System in England einführen zu wollen. Wir sind freilich nicht der Meinung, daß das jetzt in England bestehende System das beste sey, aber wir glauben nicht, daß man in England die beschränkte Verantwortlichkeit annehmen solle, und verlangen Oeffentlichkeit, nicht jene falsche, welche Herr Clay die vollkommene nennt, sondern diejenige, welche die Namen aller Associés der auf Aktien gegründeten Banken bekannt macht. Um dieß zu erreichen, müßte jede Bank die Liste der Namen und Adressen aller Aktionäre, die Zahl der von jedem besessenen Aktien und den Betrag der auf diese Aktien bezahlten Summen übergeben. Diese Listen müßten, wenn auch nicht in der amtlichen Zeitung von London, doch wenigstens in den Journalen der Provinzen, wo diese Banken etablirt sind, bekannt gemacht werden. Dadurch erführe das Publikum, mit wem es zu thun hat, und würde sich darnach richten; es wäre nicht wie gegenwärtig zum Irrthum verleitet durch die Vermuthung, daß eine Bank, welche eine große Anzahl von Aktionären hat, nothwendig darunter auch reiche und zutrauenswürdige zählen müsse. Zugleich sollte in denselben Journalen alle drei Monate der Betrag der umlaufenden Zettel bekannt gemacht werden. Weiter dürfte man aber die Publizität nicht treiben, wenn sie nicht illusorisch und selbst gefährlich werden sollte.

Hr. Clay legt eine große Wichtigkeit auf die Bezahlung zum mindesten eines großen Theils des Aktienbetrags; aber wie soll man erfahren, ob die Bezahlung wirklich ist und ob nicht die bezahlten Summen später den Aktionären unter einer oder der andern Form geliehen worden sind. Vielleicht könnte man verlangen, daß keine Aktien unter 50 Pfd. ausgegeben, und den Aktionären auf den Betrag ihrer Aktien keine Vorschüsse gemacht werden dürfen, allein auf solche Bedingungen ist wenig Gewicht zu legen, da es nur allzu leicht ist, sie zu umgehen.

(Schluß folgt.)

Ertrag der Seehäfen in England.

Aus Parlamentspapieren geht hervor, daß England 54 Seehäfen hat, wovon 15 dem Staat unter 1000 Pfd. eintragen, 26 von 1000 bis 5000 Pfd., und nur 8 tragen mehr als 100.000 Pfd. jährlich; nämlich London 8.602,945 Pfd., Liverpool 5.155,855, Bristol 1.016.475, Hull 592.181, Newcastle 274.586 und Glocester 102.875 Pfd. Sunderland liefert eine jährliche Einnahme von 69.564, Stockton 5008 und Berwick nur 2662 Pfd. In Schottland gibt es 21 Seehäfen, wovon 15 nicht über 5000 Pfd. ergeben; in Irland 25, wovon 5 nicht über 5000 Pfd. abwerfen.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mirribin und Chue. Reise zu Umsiligas.

(Fortsetzung.)

Der erste Kraal, den die Reisenden trafen, war die königliche Residenz, was sie freilich nicht errathen hätten, wenn nicht Herr Moffat ihnen entgegen gekommen wäre, und bald erschien auch Umsiligas selbst vor seiner Thüre, um sie im Vorübergehen zu begrüßen. Schnell möglichst begaben sie sich dann nach seiner Behausung, wo sie ihn an der einen Seite des Viehkraals, umgeben von einer Menge kleiner Häuptlinge, trafen: in einiger Entfernung stand eine Wache von 50 oder 60 seiner Krieger. Als die Reisenden sich näherten, stand er auf, bot jedem die Hand, und sprach wiederholt, doch undeutlich, die Worte: Goeden Dag. Da Herr Moffat schon wußte, daß keine Sitze angeboten werden würden, hatte er sich mit zwei Stühlen versehen, deren er und Herr Smith sich bedienten, die andern, welche diese Vorsicht nicht gebraucht hatten, setzten sich, so gut es eben gehen wollte, auf einen Haufen trocknen Kuhdüngers nieder. Als dieß vorüber war, erfolgte einige Minuten lang Stillschweigen, während dessen er alle Fremden der Reihe nach neugierig beobachtete, und so oft sich seine Blicke mit denen eines Reisenden begegneten, vergnügt lächelte. Hierauf wurden einige Befehle gegeben, und fast augenblicklich ein Stück von einer schön gebratenen Ochsenbrust aufgetragen, und in einem hölzernen Gefäß in die Mitte gestellt; zugleich wurden mehrere Kalebassen mit dem von ihm sogenannten Bier vor ihnen niedergesetzt. Dann mußte der Dolmetscher sie auffordern zu essen, aber niemand gab ihnen ein Messer, so daß endlich einer der Reisenden das seinige herauszog, und bald jeder sich mit einem tüchtigen Stück Fleisch versah. Nach dem Essen trank der Fürst selbst einen großen Becher voll Bier, gab ihn dann einem jeden der Reihe nach, und wären sie so begierig gewesen zu trinken, als er die Becher zu füllen, so hätten manche nur mit Schwierigkeit den Weg zum Wagen gefunden.

Während des Essens that Umsiligas eine Menge Fragen an Herrn Moffat und Herrn Smith, und verlangte namentlich Nachrichten von den Weißen; als er aber hierüber seine Neugierde befriedigt hatte, wurde die Unterredung langsamer, und die Reisenden ergriffen die Gelegenheit Abschied zu nehmen. Bald gab er den Besuch zurück, und legte sich dabei auf Herrn Moffats Bett, was er sehr gern zu thun schien, weil so „sein Vater Umachoban schlafe." Vor Herrn Moffat zeigte er ungemein viel Achtung. Von nun an verfloß kaum ein Tag, wo er nicht die Reisenden ein- oder zweimal besuchte, und damit sie nicht vor Langweile stürben, begleitete ihn stets das Geschrei und die Gesänge des Volks auf dem Gange nach und von den Wagen. Sobald es irgend thunlich war, eröffnete Herr Smith dem Könige, daß es sein Wunsch sey, das Land gegen die Quellen des Likwa zu besuchen, und daß er hoffe, von ihm mit Führern und einem Dolmetscher versehen zu werden. Er leistete auch wirklich allen möglichen Vorschub, und am 16ten Januar, dem zu ihrer Abreise bestimmten Tage, erschienen die zu ihrer Begleitung bestimmten Matabilis in dem Kraal, und erhielten hier die genauesten Instruktionen über das, was sie zu thun hätten mit der beigefügten Drohung, wenn den Reisenden etwas zustoße, so lange sie unter ihrer Obhut seyen, so würden sie unfehlbar umgebracht werden.

Der Weg, auf dem die Reisenden an ihr Ziel gelangen wollten, führte beinahe südostwärts über einen sehr unebenen Boden zwischen zwei Bergreihen; einige Tage lang kamen sie an wohl mit Vieh versehenen Kraals vorbei, aber weiterhin sahen sie nichts als die Ueberreste von weit ausgedehnten steinernen Mauern, worin in frühern Zeiten die verschiedenen Betschuanastämme, die damals im friedlichen Besitz des Landes waren, ihr Vieh gehegt hatten. Allenthalben fanden die Reisenden Gras und Wasser in Menge, da die Quellen der meisten in dieser Richtung strömenden Flüsse in der unmittelbar nördlich von ihnen streifenden Kette lagen, welche die östlich fließenden Gewässer von den westlich fließenden trennt. Die Landschaft war hier schöner, als die Reisenden sie je gesehen hatten, und der Boden zum Viehtrieb und Anbau viel besser geeignet, als irgend ein anderer Distrikt des Matabiligebiets: die Einwohner gestanden selbst, daß nur die Furcht vor Dingan sie veranlasse dasselbe zu vernachlässigen.

Als sie den Uri- (Oori-) Fluß erreichten, der durch viele schöne Bäche von der oben erwähnten Kette genährt wird, erzählten die Führer, daß jenseits das Wasser sehr selten sey, und man mit Ochsen nicht fortkommen könne. Die Reisenden sahen sich deßhalb veranlaßt davon abzustehen, und zogen sodann über die Kashankette, die ihnen unmittelbar gegen Norden lag, weil sie nicht auf demselben Wege umkehren wollten. In der Lage, worin sie sich befanden, konnten sie dieß bloß auf Einem Wege bewerkstelligen, und dieß nur mit Schwierigkeit wegen des Buschwerks und der Zahl und Größe der Steine; sie kamen indeß glücklich hinüber, und lagerten die Nacht über abermals am östlichen Ufer des Uriflusses, etwa vier Meilen nördlich von den Bergen. Von hier aus war fast nichts von dem umliegenden Lande zu sehen, und sie beschlossen das Land höher hinauf zu ziehen, wo es zwar an Wasser fehlen sollte, wo aber in mäßiger Entfernung eine der höchsten Spitzen der Kashanberge lag. Sie zogen dahin und ließen ihre Wagen in der Nähe des Schlachtfeldes halten, gegen die Quellen des Flusses Umpebon zu, wo die Truppen von Dingan und Umsiligas ihre letzte Schlacht geschlagen hatten. Von der Höhe aus sah man einzelne Hügel, und mäßig hohe Bergketten, durch weite Ebenen von einander geschieden, begränzten die hier nur gegen Nordosten und Osten sehr weite Aussicht. Waldung war in dieser Richtung wenig zu sehen, und diese nur am Fuße der Berge. Der Boden derjenigen Ebenen, welche die Reisenden besuchen konnten, war von schwärzlicher Farbe und sehr porös, so daß die Füße beim Gehen tief einsanken, ein deutlicher Fingerzeig, wohin das Regenwasser gewöhnlich verschwindet.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1836.

Das Reisen in Norwegen.

Die Schnelligkeit und außerordentliche Wohlfeilheit des Fortkommens, die pünktliche und gewissenhafte Bedienung der Reisenden, welche eine Folge der einfachen, vortrefflichen Einrichtung des Postwesens ist, bei der niemand ungestraft betrügen kann, die vortrefflichen Chausseen, die den Gastgifvern (Gastwirthen) vorgeschriebene billige Taxe der Lebensmittel, bei welcher der Reisende vor Betrug sicher ist, und außerdem die in keinem Lande so große Sicherheit des Eigenthums und des Lebens der Reisenden auf der Landstraße, sind Vorzüge, welche es werth machen, ein Land zu bereisen, das an erhabenen Naturscenen so reich ist.

Das Fortkommen wird auf folgende mannichfaltige Weisen bewerkstelligt:

1. Zu Lande:

a) mit Wagen und Pferd (Land-Skiots),

b) mit Reitpferden.

2. Zu Wasser:

a) mit Segel- oder Ruder-Böten (Wand-Skiots),

b) mit Dampfschiffen.

Da ich alle Reisearten benutzte, so will ich über die Kosten und Einrichtungen Auskunft geben.

1. Zu Lande.

A. Der Land-Skiots (Landpost), ist fast ganz so eingerichtet wie unsre Extrapost; nur in Ansehung der Kosten um den fünften Theil billiger.

Ein Reisender zahlt nämlich auf die norwegische Meile = 3000 rheinländische Ruthen; für 1 Pferd 24 Schilling norw. 1 Karren 4 Sch., dem Skiotsskaffer (Pferdskaffer pro Station) 32 Sch. (8⁴/₅ preuß. Silbergroschen.)

Wer seinen eigenen Wagen hat, spart 4 Sch., muß aber für Geschirr 1 Sch. pro Meile entrichten.

Trinkgeld darf nicht gefordert werden. Man gibt aber dem Skiotsbonden (Postillon) pro Station 4 Sch. Hiernach belaufen sich die Kosten des Landskiot (Landpost) auf dem platten Lande für die norwegische Meile im Ganzen auf 36 Sch. (9¹/₁₀ preuß. Silbergroschen).

Da nun die Stationen meistens 1¹/₂ bis 2 Meilen lang sind, so reduzirt sich obiger Satz bis auf 9 Silbergr., weil in obiger Rechnung das Trinkgeld und der Skiotsskaffer stationsweise bezahlt werden.

Eine Person muß mit einem Pferde, drei Personen müssen mit zwei Pferden fortgeschafft werden, in welchem letztern Fa sich die Kosten sehr verringern.

Fahren aber zwei Personen in einem leichten zweirädrigen Fuhrwerk, das mit einem Pferde fortgeschafft werden kann, so bezahlen sie die Kosten für 1¹/₂ Pferde.

Eine norwegische Meile ist = 2998 preußische Ruthen. Mithin reduzirt sich obiger Betrag für eine deutsche Meile auf sechs Silbergroschen.

Von den Städten aus bezahlt man für die erste Station das Doppelte vom Pferde, und wenn es eine Faststation (feste Station) ist, das Dreifache. Erhält man einen Stuhlkarren, so zahlt man dafür 8 Sch. pro Meile.

Bei Faststationen, das sind solche, wo die Pferde jederzeit bereit stehen, bezahlt man für die Meile 12 Sch. mehr. Eine Erlegung des doppelten Skiotsgeldes findet auch bei solchen Stationen statt, wo auffallende Schwierigkeiten im Fortkommen vorkommen, worüber der Gastgifver Auskunft gibt.

Bei Ueberfahrten über Gewässer wird nach dem im Fuhrhause aufgehängten Tarif das Doppelte des Satzes erlegt, wenn der Skiotsbonde auf demselben Wege zurück muß.

Schickt man einen Vorboten mit einem Bestellzettel, so vermehrt sich obiger Betrag von 9 Silbergroschen per norw. Meile noch um die Kosten eines Pferdes, was ich jedoch nie gethan, weil ich selten länger als eine Stunde aufs Pferd gewartet habe, ein Aufenthalt, den jeder sich gern gefallen läßt, der nicht als Kourier ein in seinen Naturformen so interessantes Land bloß durchfliegen will, ein Aufenthalt, den ich zur Führung des Tagebuchs, zum Zeichnen, so wie zur nähern Bekanntschaft mit dem Charakter, den Sitten und den häuslichen Einrichtungen der Bewohner, und mit der Erholung von der Reise hinlänglich ausfüllte. Ueberdieß wird jene Verzögerung durch das schnelle Fahren auf den trefflichen Chausseen wieder eingebracht. Ich habe zuweilen eine norwegische Meile in einer

Stunde, und ohne Vorboten täglich 15 bis 20 deutsche Meilen von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends bequem zurückgelegt, was außerdem durch die hellen und warmen Sommernächte begünstigt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Provinzialbanken Englands.

(Schluß.)

Von den Banken, die keine Zettel ausgeben, kann das Publikum unserer Ansicht nach nichts fordern, als die genaue Kenntniß aller Associés und die Behauptung des großen Princips der unbeschränkten Verantwortlichkeit. Anders ist es mit denjenigen Banken, welche Zettel auf den Inhaber oder auf Sicht ausstellen. Diese liefern wirklich einen Theil der umlaufenden Münze des Landes, und die Regierung hat ein unbestreitbares Recht, darüber zu wachen, daß diese Zettel wie das Gold und Silber einen reellen Werth haben, der dem Nominalwerth entspricht. Dafür gibt es nur Ein Mittel, und dieß besteht darin, die Aussteller der Zettel zu nöthigen, die vollständige Zahlung zu garantieren. Vergebens hat man behauptet, daß dadurch ein ungerechter Unterschied unter den verschiedenen Gläubigern Einer Bank begründet werde: mit dieser Behauptung verwechselt man zwei wesentlich verschiedene Dinge. Unabhängig von der erwähnten der Regierung obliegenden Verbindlichkeit ist zu bemerken, daß die Zettelinhaber gezwungene Gläubiger der Bank sind. Ein reicher Mann kann allerdings Zettel zurückweisen, die ihm kein Vertrauen zu verdienen scheinen; dieß ist aber bei der Mehrzahl der Kaufleute nicht thunlich, weil sie sich dadurch der Gefahr aussetzen würden, ihre Kunden zu verlieren. Uebrigens sind Frauen, Minderjährige, Reisende, überhaupt alle Personen, die nicht im Stande sind, die Zahlungsfähigkeit einer Bank zu beurtheilen, dennoch gezwungen, ihre Zettel anzunehmen, die in den meisten Fällen einen Theil der umlaufenden und gesetzlichen Münze des Landes bilden.

Es besteht aber noch ein anderer ausnehmend ernster Mißbrauch, dessen Abstellung dringend nöthig ist. Bekanntlich haben viele Banken zahlreiche Nebenbanken in verschiedenen Theilen Großbritanniens gestiftet, und es ist nicht schwer zu begreifen, weßhalb sie eine so große Wichtigkeit darauf legen. Nach dem jetzt bestehenden Gesetze sind die Banken nur gehalten, ihre Zettel an ihrem Hauptbureau einzulösen, so daß, wenn sie dieselben in einer Nebenbank, vielleicht 100 Meilen von ihrem Hauptbureau, in Umlauf setzen, zehn gegen eins zu wetten ist, daß die Zettel viel länger in Umlauf bleiben; die Banken haben also ein bei weitem geringeres Kapital nöthig, als wenn die Auszahlung der Zettel auch bei den Nebenbanken verlangt werden könnte. Wenn z. B. Banken, deren Hauptbureau zu Birmingham ist, Nebenbanken zu Bristol, Ipswich und Yarmouth haben, so muß ein Einwohner eines dieser Orte, wenn er eine Zahlung in Zetteln dieser Bank empfangen hat, und sie gegen baares Geld oder gegen Zettel der Bank von England umsetzen will, entweder die Zettel mit großen Kosten nach Birmingham schicken, oder einem Kaufmann zu Ipswich, Bristol u. s. w. eine Kommission zahlen. Man begreift schnell, wie leicht es dadurch den unsichersten Banken wird, ihre Zettel in Umlauf zu erhalten, selbst wenn man schon angefangen hat, ihnen zu mißtrauen. Das Mittel, diesem Uebelstand entgegen zu arbeiten, liegt darin, daß man die Banken anhält, ihre Zettel, sobald sie präsentirt werden, an den Nebenbanken eben so gut wie an dem Hauptbureau auszubezahlen. Vielleicht könnte man auch die Bestimmung treffen, daß Nebenbanken nur in einer gewissen mäßigen Entfernung von der Hauptbank errichtet werden dürfen.

Wir haben über die Banken von England nur noch Eine Bemerkung zu machen. Sobald Aktien irgend einer Art ausgegeben sind, werden sie zum Gegenstand einer verderblichen Agiotage. Man hat vorgeschlagen, jeden Verkauf oder Uebertragung von Aktien, ehe die Kompagnie definitiv organisirt ist, und ihre Operationen begonnen hat, zu verbieten. Dieses Reglement kann in der That hinsichtlich der Banken nützlich seyn, die weder viel Zeit noch große Vorbereitungen bedürfen, um in Thätigkeit zu treten. Es wäre aber ganz unthunlich für industrielle Unternehmungen, die nur erst mehrere Jahre nach den ersten Zahlungen in volle Thätigkeit treten können, denn während eines solchen Zeitraumes können eine Menge Umstände eintreten, welche eine Uebertragung der Aktien unerläßlich machen.

Uebrigens können alle diese einzelnen Fehler der unbestreitbaren Nützlichkeit der Banken keinen Eintrag thun; es ist jedoch die Pflicht aller aufgeklärten Männer, den Gang dieser mächtigen Maschinen zu studieren, um sie leiten zu können, wenn sie der öffentlichen Wohlfahrt Gefahr drohen. Wir wollen jetzt einen raschen Ueberblick über die Banken Irelands mittheilen, nicht als ob sie in derselben Lage sich befänden wie die englischen, sondern weil diejenigen, welche neuerdings geschaffen wurden, einen besondern Charakter darbieten, welcher leicht eines Tags für England ernste Nachtheile erwecken könnte.

Im Laufe des 15ten Jahrhunderts erließ das irische Parlament mehrere Gesetze gegen die Verschlechterung der Münzen, gegen die Ausfuhr der edlen Metalle und gegen den Gebrauch, die Gebisse und Zäume der Pferde vergolden zu lassen. Im Jahr 1634 erschien ein Gesetz gegen den Wucher; der gesetzliche Zins wurde auf 10 Proz. festgestellt, und die Gebühr der Schreiber, Mäkler und Unterhändler auf 5 Schilling von einem Anlehen von 100 Pfd., d. h. auf 1/4 Proz. Uebrigens erhielten diese noch für die Abfassung des Schuldbriefes einen Schilling. Es scheint, die oben genannten Personen waren damals die einzigen Banquiers in Irland. Im J. 1704 wurde der Zins auf 8 Proz. herabgesetzt, und im J. 1709 erklärte ein Gesetz, daß alle von einem Banquier, Goldschmied oder Kaufmann unterzeichneten Zettel, möchten sie nun auf einen bestimmten Namen, oder auf den Inhaber lauten, in jeder Hinsicht den Wechseln gleich geachtet werden sollten. Der Ausdruck **Banquier** wurde hier zum Erstenmal in einer irischen Parlamentsakte gebraucht. Im J. 1721 wurde der Zinsfuß abermals herabgesetzt auf 7 Proz., und man ergriff Maßregeln, um die Bezahlung der Zettel der Banquiers zu sichern, hinsichtlich derer damals zahlreiche Betrügereien vorfielen. Die letzte Reduktion des Zinsfußes fand im J. 1731 statt, und seitdem blieb er auf 6 Proz.

Im J. 1753 war die Cirkulation der Zettel von Privatbanken zu Dublin so allgemein und so ausgedehnt, daß, wenn man eine Summe von 1000 Pfund in Empfang zu nehmen hatte, man selten mehr als 10 Guineen in Gold erhielt. Der Wechselcours auf England stand 5 Proc. über Pari, und die Banquiers von Dublin, die zum mindesten damals eben so zahlreich waren, wie jetzt, überboten einander, wer am meisten Geld nach London schicken könne, um Bankzettel zu erhalten. Aber dieser Zustand der Dinge hatte die traurigsten Folgen; alle Banken fallirten mit Ausnahme von zweien; das Papier verschwand gänzlich aus dem Umlauf, man sah nur noch Gold, und der Wechselcours fiel auf 3 Proz. unter Pari. Eine Menge Partikuliers wurden zu Grunde gerichtet, die Pächter verließen ihre Ländereien, und in den drei südlichen Provinzen Irlands litt jedermann mehr oder minder, direkt oder indirekt bei diesem fast allgemeinen Bankerott.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts genossen die Banken von Dublin keines sonderlichen Rufs von Redlichkeit, denn das Parlament sah sich mehreremale genöthigt einzuschreiten, und im J. 1759 erschien die berühmte Akte der Banquiers, welche die strengsten Stipulationen, namentlich zur Verhinderung des Betrugs bei Bankerotten enthielt. Die Absicht bei diesem Gesetze war gut, aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, die Banquiers waren, aus bloßer Furcht vor einem kommenden Unglück, beinahe in die gänzliche Unmöglichkeit versetzt, über ihr Vermögen gesetzlich zu disponiren, so zahlungsfähig sie auch immer seyn mochten. Ferner war die Liquidation der Massen mit so viel Formalitäten umgeben, daß sie ins Unendliche sich verlängerten, und ungeheure Kosten nach sich zogen; so wurde die Bank von Warren, welche im J. 1784 ihre Zahlungen suspendirte, erst im J. 1825 definitiv liquidirt. Die Bank von Cotter u. Kellet, welche im J. 1806 ihre Bilanee vorlegte, ergab eine liquide Aktivschuld von 200 Proz.; drei Viertheile davon wurden durch die Kosten aufgezehrt, und die Gläubiger erhielten nach 19 Jahren nur 50 Proz.

Im J. 1782 brachte die Errichtung der Dubliner Bank mit demselben Privilegium, wie die Bank von England, einige Modifikationen in das Bankwesen Irlands. Das Kapital dieser Bank wurde auf 600,000 Pfd. bestimmt, aber diese Summe der Regierung gegen 4 Proz. Interessen geliehen; die Anstalt besteht noch in ihrem ursprünglichen Zustande. Die bedeutendsten Ereignisse aber in dem System der irischen Banken waren die Errichtung der Provinzialbanken, und die der Ackerbau- und Handelsbank. Diese letztere ist noch zu neu, als daß man über den Einfluß, den sie auf die Bevölkerung haben kann, zu urtheilen vermöchte. Gewiß scheint ihrer Organisation nach, daß man die Absicht hatte, einen politischen Hebel daraus zu machen, da man aber, wie gesagt, noch nicht wissen kann, wie dieser Hebel wirken wird, so wollen wir die Grundzüge dieser Anstalt auseinandersetzen, deren Folgen dann leicht zu ersehen sind.

Das Kapital dieser Bank besteht aus einer Million Aktien von einem Pfund Sterling, und einem Schilling für die Kosten der ersten Einrichtung. Die berathende Committee darf von Zeit zu Zeit ein Drittheil des Gewinns auf die Vermehrung des Kapitals verwenden, das jedoch niemals 5,000,000 Pfd. Sterl. überschreiten soll. Von dem Augenblicke an, wo durch bedeutende Verluste das Kapital um ein Viertheil vermindert würde, soll die Bank liquidiren. Niemand kann auf seinen Namen mehr als 500 Aktien besitzen ohne die Zustimmung des berathenden Committees. Um das Recht zu haben, in der allgemeinen Versammlung der Aktionäre zu stimmen, muß man 5 Aktien besitzen; 400 Aktien geben das Maximum von 10 Stimmen. Nebenbanken können in allen Städten errichtet werden, wo eine hinreichende Anzahl Aktionäre sich findet. 50,000 sogenannte Vorsorge-Aktien können unabhängig von dem Kapital von einer Million unterzeichnet, und die Zahlungen alle Monate oder Wochen, zum mindesten je ein Schilling, geleistet werden. Jeder Eigenthümer einer solchen Vorsorge-Aktie, der zur Klasse der Arbeiter, Diener oder Handwerker gehört, und seine Zahlung auf die oben beschriebene Weise während fünf Jahren, Krankheitsfälle ausgenommen, ohne Unterbrechung fortsetzt, wird nach Verlauf dieser Zeit als unter dem besondern Schutz der Bank stehend betrachtet. Wenn er nach der Meinung der Direktoren eines guten Rufs genießt, kann er zur Unternehmung eines Handels oder einer Profession, die ein gewisses Kapital erfordert, einen Kredit erhalten, dessen Betrag von den Direktoren bestimmt wird, und dessen Kapital durch neue Unterzeichnungen nebst den Interessen nach dem gewöhnlichen Zinsfuß der Bank zurückgezahlt werden kann. Diese Bank hat ihre Arbeiten gegen das Ende des Jahres 1834 begonnen, und bereits in 26 Städten Nebenbanken errichtet. Die Gesammtzahl ihrer Aktionäre besteht gegenwärtig aus 290,170.

Man zählt im Ganzen gegenwärtig acht auf Aktien gegründete Banken, abgesehen von der privilegirten Bank Irelands; alle wurden seit dem Jahre 1834 gegründet.

Die Einwohner von Laos.

Der Abbé Pallegoix, Missionär von Tong-King, hat über das bis jetzt noch ziemlich unbekannte Laos im Bulletin der geographischen Gesellschaft unlängst sehr interessante Nachrichten mitgetheilt. Laos ist ein großes und fast ganz gebirgiges Land. Es ist in mehrere kleine Königreiche eingetheilt, in denen man drei sehr verschiedene Racen von Einwohnern findet; die eine derselben wird Phung-chao (weißer Mann), die andere Phung-dam (schwarzer Mann) und die dritte Phung-kuls (grüner Mann) genannt. Die erste Race tättowirt sich nicht, die zweite aber Arme und Schenkel mit schwarzer und die dritte dieselben Körpertheile mit grüner Farbe. Diese Tättowirung besteht in nichts als dem Eingraben einiger Figuren von Bären, Elephanten, Tigern oder einem fabelhaften Drachen ins Fleisch. Der Ursprung der Laoeier verliert sich ziemlich ins Dunkel, und ist um so schwieriger zu entziffern, als sie keine Archive und keine Geschichtschreiber haben, und alle ihre Traditionen mit Wundern aufgestutzt und in Fabeln verwandelt sind. Eine genaue Untersuchung und Vergleichung der tättowirten und nicht tättowirten Race führt jedoch zu der Ueberzeugung, daß jene Stämme, welche sich tättowiren, von den Birmanen, und der, welcher sich nicht tättowirt, von den Siamesen abstammt, die ebenfalls einen Abscheu vor dem Tättowiren haben. Jede dieser beiden Racen hat ihre besondere Sprache. — Folgendes sind die Namen der

bedeutendsten Staaten, aus denen Laos besteht; sie tragen sämmtlich die Namen ihrer Hauptstädte: Müang-Com oder Lum, Müang-Wieng-Tlan, Müang-Luang, Pho-Bang, Müang-Phuenne. Diese vier Staaten werden von der weißen Race bewohnt. Drei andere, nämlich: Müang-Phie, Müang-Nan, Müang-Xeung-Male, werden von den tättowirten Racen bewohnt. Alle diese Staaten liegen östlich von Siam, Müang-Phuenne ausgenommen, welches gegen Nordost, und Müang-Xeung-Male, welches gegen Norden liegt. Mit Unrecht hat man Wien-Tan als die Hauptstadt von ganz Laos angegeben, denn alle diese Staaten sind unabhängig von einander, und ein Theil ist dem König von Siam, ein anderer aber dem König von Cochinchina unterthänig. Herr Langlois, vormaliger Missionär von Tong-King, sagt in den Noten, mit denen er die Denkschrift des Herrn Pallegoix begleitet, daß das Wort Müang, das in der laocischen Sprache Königreich oder Stadt bedeute, unbestreitbar das anamitische Wort Menong sey, das in derselben Sprache zu Bezeichnung der Stämme dient, welche die westlich und nördlich von Tong-King gelegenen Gebirge bewohnen, und die von den Tong-Chinesen als Barbaren betrachtet werden. Das Wort Menong, welches in der Sprache von Anam eine verächtliche Bedeutung hat und dem Wort wild entspricht, hat in der laocischen Sprache einen ehrenvollen Sinn. Man darf die Menong nicht mit andern ganz wilden, Moï genannten Völkern verwechseln; diese letztern bewohnen die Gebirge, welche Cochinchina von Cambogia scheiden; sie sind schwarz, und bei weitem nicht so civilisirt als die Menongs. Mehrere ihrer Horden sind sogar noch Menschenfresser. Die Menongs dagegen haben dieselbe Hautfarbe wie die Tong-Chinesen, sind sanft, einfach, aufrichtig und gastfrei gegen jedermann, ihre Feinde ausgenommen, gegen die sie sich sehr rachsüchtig zeigen.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

2. Ausflüge nach Mireibin und Chue. Reise zu Umsiligas.

(Schluß.)

Da die Reisenden Herrn Moffat vor seiner Rückkehr nach Kuruman nothwendig noch sprechen mußten, so gingen sie nach dem Residenzkraal Umsiligas zurück, aber auf einem andern nördlicheren Wege, als sie gekommen waren. Sie stießen dabei wieder auf den Uri, und fanden hier eine Abtheilung Eingeborner, welche zu einem untergeordneten Stamme von Baquainas gehörte, und unter einem Häuptling Matsili standen, dessen gewöhnlicher Aufenthalt am Umpiban war, etwa eine Tagereise weiter gegen Norden. Von hier an floß der Uri fast gerade nordwestlich und sie zogen längs seiner Ufer fort, als derselbe aber mehr gegen Norden sich wandte und das Gebiet einer hohen Bergkette betrat, wo die für das Vieh so verderblichen Fliegen sich in großer Menge fanden, wandten sie sich mehr gegen Süden. Zwei Tage später kamen sie an der Stelle vorüber, wo Barends Griquas und die Matabilis eine Schlacht geliefert hatten: noch jetzt bezeugt der Anblick der Stelle hinreichend, was vorgefallen war. Der Abhang war weiß von Menschen- und Pferdegebeinen, und die Reste von Flinten, Sätteln, Jacken, Hüten u. dgl. bewies, welches Schicksal viele der Griquas betroffen hatte. Das Kommando hatte das sämmtliche Vieh der Matabilis weggenommen, welchem Umstand die Niederlage namentlich zuzuschreiben ist. Die Schwierigkeit, eine solche Menge Vieh während der Nacht zusammenzuhalten, machte, daß sie sich sehr zerstreuen mußten, und von dem Augenblick an, wo der Angriff begann, fielen durch die Flinten der Griquas mehr von ihren eigenen Leuten, als durch die Hassagaien der Feinde. Den Matabilis zufolge geschah der Angriff eine Stunde vor Tagesanbruch, und ehe die Sonne emporstieg, war kein lebender Griqua mehr zu sehen: fast alle, die noch Geistesgegenwart hatten, flohen alsbald, während die, welche von Schrecken ergriffen waren, nebst den wenigen, welche den Muth hatten, sich zu vertheidigen, augenblicklich vernichtet wurden. Der Ausgang dieses Kommandos *) bietet ein merkwürdiges Beispiel der Unfälle, welche die entsetzliche Sorglosigkeit der Hottentottenrace herbeiführen kann. In derselben Nacht, wo der Angriff geschah, forderten einige Matabilis-Frauen, die sich als Gefangene bei den Griquas befanden, diese zur Vorsicht auf, indem in dieser Nacht etwas Wichtiges vorfallen würde; nichts desto weniger schmausten die Griquas bis gegen Mitternacht, und begaben sich dann zur Ruhe, ohne, wie man glaubt, auch nur Wachen auszustellen. Bei diesem Gefecht waren keine regelmäßigen Truppen von Umsiligas anwesend, da sie kurze Zeit vorher nordwärts geschickt worden waren. Während der ersten Bewegungen der Griquas soll der König sehr muthlos gewesen seyn, und wie ein Kind geschrien haben, da er keine Aussicht hatte, je wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen, sondern abermals seinen Stamm zu Grunde gerichtet sehen mußte, wie damals, wo er vor Chaka floh. Die Wendung der Angelegenheiten nach dem allgemeinen Gefecht änderte seine Ansicht über die Macht der mit Flinten bewaffneten Männer so sehr, daß er jetzt beinahe geneigt ist, solche Waffen zu unterschätzen, und die seinigen als vorzüglicher zu betrachten.

Am 25sten Julius trafen sie an dem bestimmten Platze mit Herrn Moffat zusammen, der ihnen die angenehme Nachricht brachte, daß es ihm gelungen sey, zehn Schäffel Korn für sie zu kaufen. Während sie noch in der Nähe von Mosiga waren, wo sich Umsiligas eben befand, erhielten sie zahlreiche Botschaften, oft zweimal des Tages, von denen eine immer dringender als die andere die Reisenden zur Umkehr ermahnte, und die Krankheit, die weiter gegen Norden herrschen sollte, mit den gräulichsten Farben schilderte. Die Reisenden ließen sich jedoch nicht abschrecken, und so stand Umsiligas auch endlich von seinen Vorstellungen ab; Sorge um die Sicherheit der Reisenden hatte allerdings daran großen Antheil gehabt, doch augenscheinlich noch größere die Furcht, die Reisenden möchten mit den Verheerungen bekannt werden, welche seine Kriege in eben der Richtung, in welcher die Reisenden fortziehen wollten, angerichtet hatten. Ein Beweis davon war, daß die Leute, welche Umsiligas ihnen mitgab, offenbar angewiesen waren, die Reisenden zu beobachten, denn diese zeigten jedesmal große Furcht, wenn sie bei einer Unterredung der Reisenden mit den Eingebornen nicht anwesend waren.

*) So heißen bekanntlich die von der Kapregierung ausgeschickten Expeditionen, um wirkliche oder vermeintliche Beleidigungen der Eingebornen zu rächen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Natur. Gedicht von Beranger. — Noch einiges über den Ettrick-Schäfer. (Schluß.) Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1836.

Verbrecherkolonien in Sibirien.

Seit einigen Jahren verfolgt die russische Regierung mit großem Eifer den Plan, die nach Sibirien gesandten Verbrecher als Kolonisten anzusiedeln. Die Anzahl derselben beträgt glaubwürdigen Berichten zufolge seit 10 Jahren etwa 120,000 Seelen, Männer und Weiber zusammen gerechnet. Lange war das Schicksal dieser Menschenmasse sehr prekär, sie waren ohne Zaum allen ihren schlimmen Neigungen überlassen, gegenwärtig aber ist man bemüht, eine gewisse Ordnung unter sie zu bringen, sie dem herumstreifenden Diebsleben zu entreißen und durch Arbeit zu bessern. Man will sie zum Anbau des Bodens benützen und zu dem Ende einer unablässigen Aufsicht unterwerfen.

Der lezte Versuch dieser Art wurde im Gouvernement Jeniseisk gemacht, dessen Gebiet, eines der fruchtbarsten in Sibirien, auf 2,883,609 □Wersten nur 199,467 Einwohner zählt, mit Inbegriff von 50,000 Kronbauern und 25,000 Verbannten. Der Kaiser billigte den Plan durch ein Dekret vom September 1829, und es wurde beschlossen, in dem genannten Gouvernement eine Kolonie von etwa 6000 Verurtheilten zu errichten, welche in 22 ausdrücklich für sie erbauten Dörfern untergebracht werden, und dort für ihre Rechnung, jedoch unter Aufsicht, das Land bauen sollten. Man wollte dabei auf folgende Weise verfahren: Jedem Kolonisten sollte ein Antheil Land aus dem bessern des Kantons übergeben werden, auf jedem Gute sollen vier Verbannte wohnen, von denen einer für das Hauswesen sorge, während die andern arbeiten. Der erstere sollte namentlich die gemeinsame Nahrung bereiten, während die andern sich in die Arbeiten außerhalb des Hauses, besonders den Feldbau, theilten. Die Regierung nahm alle Ausgaben der ersten Gründung über sich, namentlich den Bau der Häuser, wollte den Kolonisten Hausgeräth liefern, und sobald dieselben mit den nöthigen Hülfsmitteln versehen wären, sollten sie in der Eigenschaft von Kronbauern in den Besiz ihrer neuen Güter gesezt werden. Zum Ankauf von Mobilien und den nöthigen Werkzeugen, so wie des Viehs, verwendete die Regierung eine Summe von 269,091 Rubeln. Von dem Augenblick an, wo sie in ihr Hauswesen eingesezt werden, müssen sie sich selbst nähren, kleiden, und die Kopfsteuer gleich den Kronbauern zahlen. Indeß erhalten sie dann noch einen Vorschuß von 210,835 Rubel, um sich die Aussaat für die zwei ersten Jahre anzuschaffen, diese leztere Summe übrigens nur als ein Anlehen, welches später zurückgezahlt werden muß.

Im März 1820 begann man mit Ausführung des seit zwei Jahren entworfenen Plans; man maß in den bezeichneten Distrikten das Land aus, wo die Dörfer erbaut werden sollten, man überließ zum Bau der Häuser einige benachbarte Wälder, bildete Magazine von Lebensmitteln und Werkzeugen, und wählte unter den in den Dörfern von Kronbauern wohnenden Verbannten die nöthige Anzahl zur Bildung einer Kolonie aus, nahm jedoch keinen, welcher schon ein landwirthschaftliches Geschäft trieb, oder in die Familie eines Kronbauern aufgenommen worden war; endlich sezte man die Beamten ein, welche die Kolonisten leiten, beaufsichtigen und in die verschiedenen Dörfer vertheilen sollten. Die Arbeiten wurden mit großer Thätigkeit begonnen, die zum Bau der Häuser bestimmten Wälder fielen unter den Schlägen der Axt, die Dörfer stiegen wie durch Zauberei empor, und die Kolonisten wurden in dem Maße, als die Häuser vollendet wurden, in deren Besiz gesezt. Die Schnelligkeit dieser Ausführung übertraf alle Erwartungen. Nach einem Reskript des Kaisers sollte die Kolonisation binnen vier Jahren, vom März 1829 an gerechnet, beendigt seyn. Der Bericht des Ergouverneurs von Jeniseisk, Stepanow, aus dessen Werke über dieses Gouvernement wir schon im vorigen Jahre einige Bruchstücke mittheilten, und der im Sommer 1832 diese Kolonie durchreiste, lautet hierüber folgendermaßen: „Mein Weg führte mich durch einige der Kolonien, und ich fand längs der großen Straße fünf schon erbaute Dörfer; sie waren reinlich, elegant, und in einer sehr freundlichen Lage aufgeführt, so daß ich sie nicht genug betrachten konnte. In einiger Entfernung lagen sieben andere, welche der Vollendung nahe waren, und endlich vier am Ufer des Flusses im Hintergrund eines fruchtbaren Thales. Der Zustand der sechs lezten ist mir unbekannt."

So thätig auch die russische Regierung die Vollendung die-

fes Unternehmens betrieb, so scheint sie doch das Kolonisationssystem nicht mit Einemmale auf alle Verbannte ausdehnen zu wollen. Nach der Ansiedlung der ersten 6000 Menschen wird man einen günstigen Augenblick abwarten, um abermals eine gleiche Zahl anzusiedeln, und so wird die Kolonisation nach und nach in allen Theilen des Gouvernements Jeniseisk, welches vorzugsweise vor allen Gouvernements Sibiriens dazu ausersehen worden zu seyn scheint, begonnen werden. Hier müssen wir noch beifügen, daß die Kolonisten vier Freijahre haben, worauf zwölf Nachsichtsjahre kommen, während welcher sie die ihnen vorgeschossene Summe von 210,835 Rubel zurückzahlen müssen.

Das Reisen in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Indeß auch die Zeit des Wartens aufs neue Pferd ist vorgeschrieben, so daß der Reisende hierin nicht von der Willkür des Skiotsklaffer abhängt. In dem Tagebuch, das auf jedem Stationsort dem Reisenden vorgelegt werden muß, und in welches er: „Stand und Namen, den Ort wohin er reist, wo er herkommt, wie viel Pferde er genommen, und welche Beschwerden er zu führen hat," einträgt, findet er vorn die Entfernungen aller Orte aufgeführt, wohin von dem Stationsort der Skiots gefordert werden kann, so wie auch eine Liste aller skiotspflichtigen Bauern, nebst der Entfernung ihres Wohnorts von der Station. Nun ist vorgeschrieben, daß das Pferd in einer Stunde gestellt werden muß, wenn es eine Viertelmeile weit, in zwei Stunden, wenn es eine halbe Meile weit, und in drei Stunden, wenn es eine Meile weit geholt wird. Bleibt es länger aus, so zahlt der skiotspflichtige Bauer für jede Stunde Versäumniß $\frac{1}{2}$ Spezies ($16\frac{2}{3}$ Silbergroschen) Strafe. Will der Reisende das bestellte und angelangte Pferd nicht benutzen, so zahlt er die Kosten des Pferdes für eine halbe Station, und trifft er zwei Stunden später in der Station ein, als auf dem vorausgeschickten Bestellzettel vermerkt ist, so zahlt er die Skiotskosten für $\frac{1}{4}$ Meile pro Pferd, drei Stunden später, $\frac{1}{2}$ Meile pro Pferd. Nach Verlauf von drei Stunden hat der Bauer das Recht, wieder nach Hause zu fahren. Eine Stunde muß er jedoch unentgeltlich warten. Ist aber der Reisende auf einem vorhergehenden Stationsort unerlaubt aufgehalten worden, so muß der Skiots, im Verweigerungsfall bei drei Spezies Strafe, ihm ein Attest darüber ausstellen. Die Strafe für den Aufenthalt zahlt alsdann der, welcher die Verspätung verursachte.

Für die Befolgung aller dieser Vorschriften ist der Gastgiver verantwortlich. Er ist auch verpflichtet, die Reisenden nach folgender Taxe aufzunehmen:

Taxe auf dem platten Lande:

1) Nachtquartier, Licht, Heizung	24 Sch. = $6\frac{1}{2}$	Silbergr.
2) Deßgleichen wenn zwei Personen eine Stube und ein Bett benutzen, à Person *)	16 Sch. = $4\frac{1}{6}$	—
3) Deßgleichen ohne Licht und Heizung für eine Person . . .	16 Sch. = $4\frac{1}{6}$	Silbergr.
4) Deßgleichen, wenn zwei Personen eine Stube und ein Bett nutzen, jede	12 Sch. = $3\frac{1}{4}$	—
5) Eine warme Mahlzeit . . .	24 Sch. = $6\frac{1}{2}$	—
6) Eine Portion Kaffee mit Zwieback	12 Sch. = $3\frac{1}{4}$	—
7) — — Thee — —	8 Sch. = $2\frac{1}{2}$	—
8) Eine Flasche guten Rothwein .	56 Sch. = $9\frac{3}{4}$	—
9) Stall und Futter und Bedienung für 1 Pferd	24 Sch. = $6\frac{1}{2}$	—

*) Die Betten haben oft den Raum für zwei Personen.

In den Städten ist die Taxe um die Hälfte der obigen Sätze höher.

In den Wirthshäusern muß die Taxe mit der Unterschrift der nächsten Behörde an der Thüre angeschlagen seyn.

In den entlegenern Gegenden erwidert der Gastgiver häufig, wenn man nach dem Betrag seiner Zeche fragt: „daß der Herr nach Gutdünken zahlen möge. In den Städten gehen die Gastgiver mit ihren betrügerischen Forderungen zuweilen weit über die Taxe, und ich habe bemerkt, daß der Norweger, — umgekehrt wie bei uns Deutsche, — dem Gastwirth die Kosten seiner Zeche nach der Taxe vorrechnet und bezahlt, eine Gewohnheit, bei deren Nachahmung ich in der Folge besser wegkam, besonders wenn damit eine gewisse Sicherheit und Festigkeit des Benehmens vereinigt wird.

Die Art in Norwegen zu reisen, hat den Vortheil, daß man in den interessantern Gegenden sich länger aufhalten kann, da die meisten Stationen 1, $1\frac{1}{4}$, $1\frac{1}{2}$, $1\frac{5}{8}$ Meilen betragen, selten $\frac{1}{2}$ und über 2 Meilen. Zuweilen sind sie im Tagebuch sogar bis auf $\frac{1}{16}$ Meile angegeben. Stieß ich unterwegs auf eine merkwürdige Naturscene, die ich der Darstellung in meinem Tagebuch werth hielt, so murrte der Bauer nie, wenn ich ihn deßhalb 1 bis 2 Stunden halten ließ, obgleich ich kein Recht dazu hatte. Nur Einmal begegnete es mir in der Nähe der hohen Gousta Fjell, daß der Bauer bescheiden und höflich bat, ihn nicht aufzuhalten, weil er in der Heuernte beschäftigt sey. Wenn man bedenkt, daß dort vom Heu die Erhaltung seines Hausstandes abhängt, indem es die einzige Winternahrung seiner Pferde und seines Viehes ist, und außerdem die veränderliche Witterung in den Gebirgen eine eifrige Benutzung der Zeit nöthig macht, so fühlt man sich gern geneigt, einer Bitte zu willfahren, wo ja überdieß eine Forderung stehen könnte.

Viele Reisende klagen über die Unbequemlichkeit, welche ihnen die Bauerkarren gemacht haben, auf denen ein Brett, welches über den viereckigen Kasten genagelt wird, als Sitz dient. Ich ließ den ganzen Kasten voll Heu packen, nach hinten etwas höher und dicker, und lag sehr bequem auf diesem Polster, was bei jedem Stationswechsel leicht umgepackt war. Ich bin auf diese Weise weit über 100 deutsche Meilen beim übelsten Wetter gereist, und habe mich wohl dabei befunden.

Chausseegeld wird in ganz Skandinavien nicht bezahlt. Die Landleute müssen die Chausseen bauen und erhalten, wobei ihnen das Extrapost-Fuhrlohn der Reisenden als eine Vergütung angerechnet wird. Zur bessern Kontrolle der Posten-

haltung stehen in einigen Provinzen Norwegens an der Seite der Chausseen, von 100 zu 100 Schritt, Tafeln aufgerichtet, daran die Namen der Landleute verzeichnet sind, welche das bezeichnete Stück Chaussee in Stand zu halten haben.

In den Städten, so wie in den wohlhabendern und besuchtern Gegenden erhält man auch auf dem platten Lande recht gute Kabriolets, auf denen die Sitzbank in Federn hängt. Wenn man solche nicht erhält, so ist oft nicht der Mangel an dergleichen, sondern die Menge der eigenen Reisewagen, zuweilen aber auch der Eigensinn des Bauern daran Schuld, der seinen guten Wagen für zu schwer hält, oder für seine Kirchfahrten aufhebt. Dieß entspricht der Sorgfalt und Liebe, mit welcher der Norweger sein Pferd behandelt, worin er mit dem schwedischen Bauern kontrastirt, der oft schonungslos mit seinem Pferde umgeht, um ein besseres Trinkgeld zu erlangen.

In Schweden begegnete mir einmal auf einer Station, daß der Gastgifver, während ich in der Stube schrieb, mein Felleisen auf den Mittelbaum eines bloßen Karrengestells ohne Kasten aufgebunden hatte, worauf ich meinen Sitz nehmen sollte. — Beim Anblick dieses Fuhrwerks, das ich außerdem selbst regieren sollte, mußte ich lachen, während der Gastgifver daneben stand und mit scheuem Blick meinen Entschluß über seine dreiste Zumuthung erwartete. Ein Schwede hätte mit derben Schimpfreden sein ganzes Karrengestell übern Haufen geworfen. Ich untersuchte nun ohne Weiteres die Remisen dieses ansehnlichen Gehöftes, und fand hinter Brettern und anderem Geräth ein treffliches Federkabriolet, seinen Sonntagswagen. Ich zog ihn selbst hervor, der Bauer half, da ihm meine Ruhe wohlgefiel, und so fuhr ich unter vollem Lachen von meiner und seiner Seite von dannen.

Noch muß ich die große Bescheidenheit, Dienstfertigkeit und Gesprächigkeit der norwegischen Skiotsdonden rühmlich erwähnen. Jedes Verlangen der Reisenden suchen sie an den Augen abzulesen, und mit Zuvorkommenheit und uneigennütziger Gutmüthigkeit zu erfüllen. Können sie den Wunsch nicht gewähren, so entzückt die treuherzige Weise, mit der sie sich entschuldigen. Mit einem Glase Branntwein, der übrigens in Norwegen bei weitem nicht so unmäßig genossen wird, als in Schweden, kann man ihre Dankbarkeit in hohem Grade gewinnen. Ich führe es als einen Beweis der größern Mäßigkeit der Norweger an, daß ich sehr häufig Gasthöfe auf dem Lande antraf, wo gar kein Branntwein zu haben war.

Eine eigenthümliche Form haben die in Norwegen allgemein beliebten Karriolen der vornehmern Klasse. Da man fast gar keinen andern Wagen sieht, so sind sie etwas Nationelles. Es sind sehr leichte zweirädrige Wagen, darauf ein schmaler Wagenkasten in der geschmackvollen Form unsrer Jagdschlitten steht, darin nur eine Person sitzen kann. Der Reisende fährt sich selbst, und der Skiotsdonde sitzt auf das hinterste Querbret, wo das Felleisen oder der Koffer aufgebunden wird. Der Wagenkasten steht etwas nach vorn auf der Gabel, die aus zwei langen Latten besteht, auf denen man wegen ihrer Elastizität durchaus keinen Stoß mehr empfindet. Für 18 Spezies (20 preuß. Thlr.) erhielt ich ein solches gebrauchtes Karriol, mit dem ich eine große Strecke zurücklegte, ohne Reparatur nöthig zu haben. Neu kostet ein solches nicht über 40 Thaler. Jeder Raum ist erfinderisch benutzt für die Reisebequemlichkeiten. Die Wagenfabrik in Holmstrand hat einen Ruf. Man trifft sie hier äußerst elegant und geschmackvoll. Im Winter wird der Wagenkasten auf ein Schlittengestell gestellt.

(Schluß folgt.)

Histoire du Pape Pie VII,

par Mr. le Chevalier Artaud, ancien chargé d'affaires de France à Rome, à Florence et à Vienne etc. Paris 1836.

Canova's Reise nach Paris.

Im Monat September des Jahres .... erhielt Herr Cacault, der in seinen Briefen oft von den schönen Künsten und Statuen sprach, ein Privatschreiben vom Herrn von Bourienne, in welchem dieser ihm meldete, daß Herr Canova nach Paris eingeladen worden sey, um die Büste des ersten Konsuls zu modelliren. Man überließ es Herrn Canova, die Statue nach seiner besten Einsicht herzustellen; die Reise sollte bezahlt werden, und überdieß hatte man für die Statue einen Preis von 20,000 Franken festgesetzt. Herr Cacault ließ es nicht an Ueberredung fehlen, um den berühmten Bildhauer zu bestimmen, die Reise so bald als möglich anzutreten; allein Herr Canova konnte sich nicht entschließen. „Bonaparte, sagte er, war es, der die Regierung meines Vaterlandes zerstört und es am Ende an Oesterreich abgetreten hat. Ich habe hier Arbeit genug; ich bin kein Politiker, ich bedarf nichts von der Gewalt. Zudem ist auch der Winter vor der Thüre und ich würde in dem Pariser Schnee umkommen."

Herr Cacault erwiderte: „Die Natur erzeugt von Zeit zu Zeit große Männer aller Art. Diese großen Männer sind sich, wenn sie demselben Jahrhundert angehören, gegenseitig Unterstützung, Zuneigung und Mitwirkung schuldig. Der große Mann des französischen Kriegs hat diese Pflicht zuerst erfüllt; er hat auf königliche Weise den großen Mann der italienischen Künste berufen, und dieser darf sich der Einladung nicht entziehen. Er würde sich gegen seinen Beruf, seinen Stern, sein Geschick verfehlen. Canova ist in Rom kein Venetianer mehr. Bonaparte dient und beschützt Rom, das neue Vaterland Canova's. Die Anhänglichkeit, welche ein Asolano*) an seine Gebiegt zeigt, das schmerzliche Bedauern einer alten vom Krieg verschlungenen Regierung, Alles ist sehr gut, es zeigt von einer reinen Seele, nimmt aber auf einer großen Laufbahn zur Unsterblichkeit nur einen zweiten Rang ein. Canova will sich also der Mission nicht unterziehen, zu der er berufen wird?" — Canova widerstand fortwährend mit einer sanften Festigkeit, durch die sich Herr Cacault jedoch nicht entmuthigen ließ. Der Papst selbst schlug sich mit Bitten ins Mittel, die ein so frommes Herz, als das Canova's, lebhaft erschüttern mußten, und Consalvi fügte die triftigsten Gründe bei. „Wir befinden uns jetzt, sagte er, im dritten Jahre des Pontifikats; wir haben noch keinen Fehler gemacht, und Sie, unser Gast, unser Sohn, unser Mitbürger, wollen uns einen um so unauslöschlichern Groll auf den Hals laden, als man die Gründe zu bekennen sich schämt, durch welche man veranlaßt wird uns zu beleidigen." Auch Canova führte einen mächtigen,

*) Anspielung auf die Stadt zunächst bei Canova's Geburtsort.

aus dem Herzen des Künstlers kommenden Grund an: „Haben Sie doch, sagte er, einiges Mitleiden mit mir; ich bin erstarrt; ich werde meine Hand leihen, aber nur meine Hand. Weder Wärme noch Enthusiasmus wird mich leiten; ich bin tief verletzt; ein eisiger Frost wird mein Herz erkälten."

Herr Cacault, von diesen Schwierigkeiten benachrichtigt, sprach Canova zum Zweitenmal, sagte jedoch nichts als Höflichkeiten, sprach ganz im Sinne des mißvergnügten Politikers, des Künstlers ohne Begeisterung, lobte die höfliche ablehnende Antwort, und hörte dann plötzlich auf in ihn zu dringen, indem er nur noch beifügte, daß der Gesandte aus Achtung für den ersten Konsul noch einige Zeit mit Absendung der Antwort zögern werde.

Als Canova fort war, wendete sich Herr Cacault zu mir und sagte: „Gehen Sie diesen Abend nicht ins Theater, damit Sie bei der Hand sind, wenn ich Sie rufen lasse."

Es war bereits Nacht als mich der Minister zu sich beschied und sagte: „Canova hat meine Gründe sehr gut begriffen. Er ist empfindlich, er ist gut, sanft und muthig. Von ihm hat mich nichts beleidigt; allein Paris denkt nicht wie ich. Anfangs hatte sich Canova geweigert, und die Menschen beharren nur zu oft darum auf ihrer Weigerung, weil sie mit Weigerungen begannen. Diese Weigerung ist hier ein großes Drama, und zwar besonders dießhalb, weil sie sich auf so gute Gründe stützt. Ich erblicke eine Kriegserklärung anderer Art in ihr, und wer würden bei einem solchen Kampfe die Verbündeten Canova's seyn? Er würde das Gewitter auf die Stadt leiten, die er bewohnt. Ich ließ mich auf einige Augenblicke überwinden; ich habe ihm nachgegeben, und jetzt ist er in Verlegenheit über seinen Sieg. Er hat sich geweigert die Büste des ersten Konsuls zu modelliren, er hat mithin zum Ueberwinder von ganz Italien gesagt: „Ich kümmere mich nicht um dich; sey du Richter und Herr des Landes, mein Meisel bleibt frei." Allein hinter diesem Erfolg lauscht ein Schrecken, und diesen sollen Sie überraschen. Gehen Sie sogleich zu Canova, sagen Sie ihm, daß ich ganz gegen meinen Willen, nur von andern wichtigen Angelegenheiten Roms und wegen unerwarteter Gesuche des Papstes gedrängt, mich genöthigt sehe, diese Nacht noch meinen Kourier abzufertigen, und daß ich von Canova, der mein Freund sey, eine letzte Antwort, eine letzte Weigerung verlangen zu müssen glaube. Sagen Sie ihm, was ich, Franz Cacault, ihm niemals gesagt habe, daß ein Bruder von mir, Peter Cacault, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, Maler zu werden, vor 16 oder 17 Jahren nach Rom gekommen, sich im Elend befunden, und daß Canova ihn, ohne ihn zu kennen, unterstützt habe. Das Böse von einem Menschen weiß man stets, aber auch das Gute wird zuweilen bekannt. Ich stehe hier in hohem Rang, aber nie werde ich den Wohlthäter meines armen Bruders aus dem Auge lassen, wenn dieser edle Mann einen Fehler zu begehen im Begriff steht. Sagen Sie ihm das, und der wackere Mann, der stolze Phidias, wird durch die Stimme in seinem Innern sicherer besiegt werden als durch meine Bitten. Kommen Sie nicht ohne vollständige oder wenigstens bedingte Gewährung zurück. Wie! nachdem ich den ersten Minister des Nachfolgers der Apostel nach Paris geschickt, sollte ich nicht im Stande seyn zu bewirken, daß 20,000 Franken, ein herrlicher Wagen, jede Gesellschaft, die er nur wünschen mag, und noch dazu ein Meer von Ruhm von einem Mann angenommen würden, der zwar unstreitig der Fürst der Künste ist, der aber doch einem ruhenden Alexander gegenüber, der ihn in seine Winterquartiere ruft, um ihn zu ehren, eine andere Antwort ertheilen sollte; ich sollte einen gewissenhaften Mann, der Rom vielleicht nützen kann, einen Venetianer nicht überreden können, der es wissen sollte, daß das, was in dem einen Sinne geschieht, wieder umgestürzt werden kann, wie man eine Hand umwendet!"

Diese warme Rede wurde Canova getreulich hinterbracht. Er widerstand nicht länger, ja er äußerte sogar Freude, und seine Augen füllten sich mit Thränen, als er bei dieser Gelegenheit die Aeußerung Bonaparte's beim Anblick einer kolossalen Statue in Aegypten hörte: „Wäre ich nicht Eroberer, so möchte ich Bildhauer seyn."

Der österreichische Agent ward auf Befehl Cacaults benachrichtigt, und Canova erhielt von ihm, als ein aus den Staaten des deutschen Kaisers Gebürtiger, die Erlaubniß zur Reise. „Jedem Herrn seine Ehre," sagte der Minister Cacault, und da er gewohnt war, stets so viel als möglich nur Ein Geschäft auf einmal abzumachen, so sagte er zu mir: „Sprechen wir jetzt von nichts Anderem; bitten wir, daß Canova auf der Reise nicht zu sehr frieren möge. Die Klage der Italiener über Kälte sind nicht bloße Worte; indeß ertragen sie sie doch besser als sie glauben. Sehen Sie, schloß der Minister, die tausend Gestalten, unter denen der Böse meinem Konkordat Fallen zu stellen sucht!"

Canova ward indirekt beauftragt, in Paris gesprächsweise zu erzählen, daß in Rom viele französische Kardinäle ernannt werden würden; unter andern Herrn Latier de Bayane, Auditor der französischen Rota, und daß die neuerliche Ernennung des Monsignor di Pietro und des Pater Caselli, die am 9ten August stattfand, eine innere Beförderung gewesen, welche man beiden Geistlichen, die sich zur Zeit des Konkordats so nützlich gezeigt hätten, schuldig gewesen sey, und daß die Rechte Frankreichs und Europa's dadurch keine Verzögerung erleiden würden.

Vermischte Nachrichten.

Herr Vallot hat ein neues Insekt auf den Blättern des Lärchenbaums entdeckt, dem er den Namen Adelges larici beilegt. Bevor die Blätter sich entfalten, sieht man in den Winkeln bei den Knospen kleine runzliche, schwärzliche Körper, welches die weiblichen Insekten sind. Gegen Ende März haben sie an Größe bedeutend zugenommen, und sind die Blätter zu ihrer vollkommenen Entwicklung gelangt, so legen die Insekten ihre Eier und sterben. Die Eier sind von kleinen weißen Büscheln bedeckt, unter denen sie und die ausgekrochnen Larven eine Zeit lang Schutz finden; im Junius oder Julius aber sieht man die letztern als kleine schwarze Punkte mit sechs Füßen. Die Eier werden nicht lang gebrütet, und die erwähnten kleinen schwarzen Punkte verwandeln sich in grüne unbewegliche Körper, welche die Puppen sind. Das männliche Insekt hat Flügel, das weibliche aber nicht. Im August ziehen sie sich in die Winkel der Blätter und die Risse der Rinde zurück, wo sie bis zum Frühjahr erstarrt liegen. Sie scheinen der Lärche nicht nachtheilig zu seyn, und dienen andern Insekten zur Speise.

*

Die englische Regierung soll 40.000 Pfd. St. zur Schiffbarmachung des Shannon ausgesetzt haben. Da dieser Fluß fast mitten durch Irland strömt, so muß dieß Unternehmen für das Gedeihen des Landes ungemeine Folgen haben.

*

In dem Golfe von Santorin hat sich eine neue vulkanische Insel erhoben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1836.

Autobiographie eines Birmanen. *)

Ich ward geboren zu Prome, im Monat Gnayon, am fünften Tage des zunehmenden Mondes, am Sonnabend gegen Sonnenaufgang, im J. 1135 (1774). Meinr Mutter, Maihla genannt, war eine Talaine aus dem Lande Pegu, und mein Vater, Moung-Blan, dessen Voraltern in Mozobo, dem Geburtsort Alompra's lebten, war ein Birmane. Er stand im Dienste Naung-Daghi's, des ältesten Sohnes Alompra's, und begleitete das Amt eines Toit-Thughi oder Meiothughi **) von Prome; später, als sein Herr König wurde, gab er ihm meine Mutter zum Weibe, die nebst ihrer Schwester in dem Kriege gefangen genommen worden waren, den Alompra gegen Pegu führte. Beide Frauen wurden dem Thronerben Naung-Dagbi zum Geschenk gemacht, in dessen Palast sir zwei Jahre lang als Kolanks (Palastdamen) blieben.

Mein Vater war ein geschickter Mann, der mich, als ich kaum das siebente Jahr erreicht hatte, im Lesen und Schreiben unterrichtete. Ich setzte meine Studien unter seiner Leitung bis zu meinem zwölften Jahre fort, wo er starb und meine Mutter nebst einer ältern Schwester und mir zurückließ. Er besaß einigr Sklaven, etwas Viehzucht, Felder u. s. w.; allein die Regierung hatte 6000 silberne Tikals ***) auf diesen Nachlaß zu fordern, er mußte mithin verkauft werden, und erwies sich nicht einmal als zureichend. Der Meiowon befahl mir meines Vaters Schuld zu bezahlen und sein Amt zu übernehmen. Ich schützte Unfähigkeit meiner Jugend wegen und Mangel an Mitteln vor. Er sandte mich hierauf nach Ava, wohin mich mein Halbbruder, Maung-O begleitete. Ich ward dort den Ministern im Klotda *) vorgestellt, die mir die durch meines Vaters Tod erledigte Stelle anboten. Ich schützte abermals Unfähigkeit vor, worauf die Minister erklärten, es solle während meiner Minderjährigkeit einer meiner ältern Verwandten meine Amtsverrichtungen versehen. Es ward dem König Bericht hierüber erstattet und dieser verordnete, daß mein Halbbruder Maung-O das Amt in meinem Namen versehen und ich immer auf seinem Schooß sitzen solle, wenn er im Gaum (Gerichtshof) Recht spreche.

Ich kehrte nach Prome zurück, lebte bei meiner Mutter, und genoß die Früchte meines neuen Amtes ungefähr ein Jahr lang. Zu dieser Zeit kam meiner Mutter jüngere Schwester, die der Toit-Thughi von Dalla zum Weibe erhalten hatte, auf der Rückreise von Ava mit ihrem Gatten durch Prome, wo sie meine Mutter besuchte, und diese vermochte, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und in das Haus ihrer Schwester zu ziehen. Hievon erfuhr ich nichts; eines Nachts aber ward ich aufgeweckt, eilends in ein Boot gebracht und nach Dalla geführt. Meine Mutter ließ all' ihr Eigenthum zurück, und nahm nichts mit sich als etwas Schmuck.

Im Distrikt Dalla lebte ich ruhig ungefähr ein Jahr lang, nach dessen Verlauf eine Verschwörung ausbrach. Im J. 1145 stellten sich Gna-Kanta und Gnasat, zwei Talainen, **) nebst den Painins ***) von zwei königlichen Booten an die Spitze der Insurgenten, griffen Rangun an, nahmen es und hielten es sieben Tage lang besetzt. Der Gatte meiner Tante, der Toit-Thughi von Dalla, schloß sich den Insurgenten an. Endlich erschien die königliche Armee, besiegte die Rebellen, nahm eine große Zahl derselben gefangen, von denen 3000 — unter denen auch mein Oheim — hingerichtet wurden. Viele wurden, dem birmanischen Gebrauch gemäß, verbrannt. Zu diesem Zweck ward ein Haus von Bambusgeflecht nebst Fußboden von gleichem Material errichtet, und eine Menge Stroh und Pulver unter dasselbe gelegt; hierauf band man den Verbrechern Hände

*) Kapitän Mac Cally vom 44sten Infanterieregiment zu Madras, theilte eine Uebersetzung dieser Autobiographie seines birmanischen Lehrers, Tsura Moung-Bo, der literarischen Gesellschaft zu Madras mit, die sie im Madras Journal of Literature and Science abdrucken ließ. Mit Recht bemerkt der Kapitän, daß sich aus dieser biographischen Skizze die Sitten, Gebräuche und Regierungsform des Landes besser kennen lernen lassen als aus andern Hülfsmitteln.

**) Oberster Beamter eines Distrikts.

***) 1 Tikal ist gleich 1¼ Rupie oder 1 fl. 30 kr. Konv. M.

*) Oberster Gerichtshof, wo die Minister im Rathe sitzen.

**) Ein in Pegu wohnender Stamm.

***) Wörtlich Steuermänner, Leute von einigem Ansehen auf den königlichen Kriegsbooten.

und Füße und brachte sie in das Haus. Weder Alter noch Geschlecht fand Schonung, es war genug, durch Blut oder Heurath mit einem Rebellen verwandt zu seyn; der Schuldige und der Unschuldige litten gleiche Strafe. Dann ward eine Stoppine an das Pulver gelegt und das Haus auf ein gegebenes Zeichen in die Luft gesprengt.

Auch ich war angeklagt, Theil an diesem Aufstand gehabt zu haben, weil ich bei meinem Oheim wohnte; als ich aber anzeigte, wie man mich meinem Amt zu Prome gleichsam entführt habe, ward ich, wiewohl erst nach vielen Schwierigkeiten, frei gesprochen, und kam mit der Konfiskation meines sämmtlichen Eigenthums davon. In großer Armuth begab ich mich mit meiner Mutter nach Rangun, während meine Tante nach Ava geschickt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in Norwegen.

(Schluß.)

Das Reisen zu Pferde.

Außer den sogenannten Reitwegen kommt es, selbst auf der großen Straße von Christiania nach Bergen, vor, daß man nur mit Reitpferden fortgeschafft wird, wenn man keinen eigenen Wagen hat. — Die Kosten der Reise verringern sich dann bloß um 2 Schillinge (6 Pfennig) per Meile, weil zwar 4 Sch. für den Wagen abgehen, jedoch 2 Sch. für den Sattel hinzukommen. Das Gepäck wird auf dem Pferde befestigt, zuweilen trägt es aber der Skiotsbonde selbst, neben dem Pferde herlaufend, wobei ich wieder die rührendsten Beispiele von des Norwegers Liebe zu seinem Pferde erlebte.

Auf vielen Stationen kann man übrigens statt des Wagens ein Reitpferd erhalten. Die Pferde sind zwar klein, aber ausdauernd und thätig. Es reitet sich bequem auf ihnen, und sie gehen in den steilsten, unwegsamsten Gebirgsgegenden sehr sicher. Ich habe in Tellemarken über die hohe Gousta Fiell eine Reise zu Pferde gemacht, ohne einen Unfall zu erleiden, obgleich dort große Strecken weit jede Art von Wegsamkeit aufhört, und eine Gegend erscheint, wo man selbst zu Fuß nur mühsam fortkommt, wo das Pferd über regellos durch einander geworfene große Felsblöcke, so wie am Rande tiefer Abgründe mit einer Sicherheit hinaufklettert und stellenweise selbst wieder hinabgleitet, daß man zu den Thieren viel Vertrauen bekommt. Die Vorsicht und Gelehrigkeit, mit der sie auf langen steilen Abdachungen hinabgehen, erregt Erstaunen. Ich sah ein Pferd mit Tragkörben belastet, auf einer Abdachung hinabsteigen, auf der man lange Baumstämme treppenartig befestigt hatte. Dasselbe setzte erst die beiden Vorderbeine hinunter, zog dann die Hinterbeine nach, so daß alle 4 Füße auf einen Flächenraum von einem Quadratfuß beisammen standen, während es der besorgte Bauer hinten am Schwanz festhielt.

Solche Passagen kommen bei den geringen Kommunikationen der in den unwegsamen Gebirgen zerstreut umher liegenden einzelnen Höfe öfters vor. Niemals habe ich unter den vielen Pferden, die ich benutzte, ein tückisches gefunden, dem man sich wegen Beißen oder Schlagen mit Vorsicht zu nähern nöthig gehabt hätte. In Norwegen ist die gelbe Farbe der Pferde mit schwarzen Abzeichen so allgemein, daß es nationell wird, und zu der Ueberzeugung führt, daß hier nie eine Vermischung mit fremdem Blut statt fand.

Zu bemerken ist ferner, daß man auf vielen Seitenwegen, die auf der vortrefflichen und neuesten Karte des schwedischen Oberstlieutenants Carpelan

„Kort över det Sydlige Norge" im Maßstabe von $\frac{1}{800000}$

als Reitwege angegeben sind, noch gut mit Wagen fortkommt, besonders wenn es die Verbindungswege ansehnlicher Bauerhöfe sind. Wer durch Norwegen reist, dem empfehle ich diese Karte. Sie hat mir die wesentlichsten Dienste geleistet. Bei meiner Anwesenheit in Stockholm machte ich die persönliche Bekanntschaft des Verfassers, welcher leider in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer seiner übermenschlichen Anstrengungen wurde. Als Geometer und Landschaftsmaler hatte er Norwegen in allen Richtungen durchstreift, und als geübter Kupferstecher mußten aus seiner Werkstatt die zuverlässigsten Karten hervorgehen, da er sie von Anfang bis zu Ende selbst vollbrachte, und dieß mit einem Eifer, der zur Leidenschaft geworden war.

Bei der oben erwähnten Karte vom südlichen Norwegen findet man am Rande eine Menge Notizen, Profile u. d. m., welche nur die erfinderische Mühsamkeit eines Carpelan zu liefern im Stande war.

Reise zu Wasser.

Mit Ruder- oder Segelbooten.

Wie auf den Landstraßen, eben so findet man auch an den Ufern der großen Binnen-Seen, der Meerbusen, und an den Meeresküsten Stationsorte (Gastgivergaard's), in denen man ein Boot mit Ruderern zum Fortkommen erhält, und damit alle $1^{1}/_{2}$ bis 2, selten bis 3 Meilen wechselt.

Ein Reisender bezahlt für Eine norwegische Seemeile

1) Dem Skiotsskaffer	4 Sch.	=	$1^{1}/_{10}$	Silbergr.
2) Zwei Ruderern	40	— =	11	—
3) Für ein zweirudrig Boot . .	8	— =	$2^{1}/_{5}$	—
4) Trinkgeld (nicht gesetzmäßig)	4	— =	$1^{1}/_{10}$	—
	56 Sch.	=	$15^{2}/_{5}$	Silbergr.

In den Städten wird das Doppelte für die Ruderer; bei Faststationen in den Städten aber 48 Sch. für die Ruderer bezahlt.

Die norwegischen Seemeilen haben zwar keine bestimmte Länge, jedoch kann man, besonders an der Meeresküste, zuweilen auf eine norwegische Seemeile 4000 rheinländische Ruthen rechnen. Hiervon ist der nach wirklichen Seemeilen berechnete Kours der Dampfschiffe auszunehmen. Zwei Passagiere müssen ein vierrudrig Boot nehmen und dafür 12 Sch. zahlen. Vier Ruderer erhalten dann zusammen 80 Sch. u. s. w. Die Boote sind nur klein, und haben eine eigenthümliche Form. Die Bohlen sind auffallend dünn, und machen besorgt, geben ihm aber die beim Stoß nöthige Elastizität. In den Meerbusen und an

der Meeresküste sind die Boote mit Segeln versehen, um bei günstigem Winde das beschwerliche Rudern zu sparen. Die Reisen durch die Meerbusen und an der Küste sind bei Stürmen lebensgefährlich, weßhalb auch immer ein älterer erfahrener Bootsmann den andern jüngeren beigegeben ist. Wenn die Stürme sehr heftig sind, so werden die Reisenden gewarnt. Wollen sie aber den Warnungen nicht Gehör geben, so unternimmt der norwegische Seemann mit ihnen die Reise, aber auf ihre Gefahr, denn für ihn gibt es keine. Der Muth und die große Verwegenheit der norwegischen Seeleute hat einen gewissen Ruf erlangt, weßhald sie selbst in England vorzugsweise geschätzt und gesucht werden.

Fahrt mit norwegischen Dampfschiffen.

Die Norweger haben drei Dampfschiffe: „Prinz Oscar," „Prinz Karl," „die Konstitution." Die beiden letzten sind die neuesten, und von vorzüglicher Beschaffenheit. Das erstere hat seine Reisen jetzt eingestellt. Besonders zeichnet sich Prinz Karl durch die Eleganz der Kajüten, durch die größere Schnelligkeit und seine ganze Bauart aus, indem das Verdeck ganz frei ist. Die Dampfmaschine mit ihren Schaufelrädern liegt so tief unterm Deck, daß man auf demselben überall eine freie Promenade hat.

Das Dampfschiff Prinz Oscar war das schlechteste und älteste der norwegischen Dampfschiffe. Es ging nach Christiania längs der Südküste Norwegens um Kap Lindesnäs nach Bergen, und so wieder zurück. Es hatte 40 Pferdekraft, und legte diese Tour von 118 geogr. Meilen in $4\frac{1}{2}$ Tagen zurück; bei ungünstigem Winde aber in 6 Tagen.

Man zahlte:

in der 1sten Kajüte . . .	$20\frac{3}{4}$	Spezies	(22 Thlr. 18 Sgr.)
in der 2ten Kajüte . .	$10\frac{3}{4}$	—	(11 — 13 —
auf dem Deck	5	—	(5 — $17\frac{1}{2}$ —

Man kann schwerlich wohlfeiler reisen. Eine Büchse steht auf dem Deck, in welche man ein Trinkgeld für die Matrosen freiwillig wirft.

Der Schiffskapitän führte zugleich die Restauration für seine Rechnung, was zu vielen Beschwerden und endlich zu einem offenen Angriff in der Reichszeitung von Christiania Anlaß gab. Solche öffentliche anonyme Anklagen sind gestattet. Man erwartet vom Angeklagten, daß er sich öffentlich rechtfertigt, oder sieht ihn für schuldig an, wenn er schweigt. Dem Redakteur muß sich der Ankläger namhaft machen, damit die Untersuchung gerichtlich erfolgen kann. Dieß Schiff hat bald darauf seine Reisen eingestellt, weil es sehr baufällig war, und die Kosten der Reise nicht mehr deckte, obgleich es bei allen Hafenorten anlief, und dort Briefe, Pakete, Lasten und Passagiere absetzte und aufnahm.

Das Dampfschiff Konstitution. Es besteht seit 1827 eine regelmäßige Beförderung von Briefen, Paketen und Passagieren einmal wöchentlich zwischen Christiania, Fredreksvären und Christiansand mit dem Dampfschiff Konstitution, so wie zwischen Fredreksvären, Gothenburg und Kopenhagen mit dem Dampfschiff Prinz Karl. Die Fahrten dieser Schiffe beginnen den 15ten April, und dauern zwischen Fredreksvären, Gothenburg und Kopenhagen bis Ende September, zwischen Christiania, Fredreksvären und Christiansand bis Ende Oktober.

Die Tour von Christiania bis Christiansand kostet
auf dem 1sten Platz 6 Sp. 100 Sch. = 7 Thlr. 19 Silbergr.
auf dem 2ten Platz die Hälfte. Kinder zwischen 10 und 15 Jahren zahlen die Hälfte, unter 10 Jahren ein Viertel.

Wer nicht diese ganze Tour mitmacht, sondern nur bis zu einem der Anlaufsorte des Schiffs reiset, bezahlt nach einem Tarif weniger.

Die Passagiere des 1sten Platzes dürfen 2 bis 4 Liespfund Bagage mitnehmen. Die des 2ten Platzes nur halb so viel. Außerdem zahlt man Waagegeld 4 Sch. und Einschreibegebühren 12 Sch.

Auf dem Schiff ist eine Restauration, jedoch darf nur von 7—9 Uhr Morgens, von 1—3 Mittags und von 7—9 Uhr Abends gegessen werden. Jeder Passagier muß um 7 Uhr Morgens aufgestanden seyn. Nach 10 Uhr Abends hört die Bewirthung mit Trinkwaaren auf. Tabakrauchen wird nur auf dem Deck gestattet. Niemand darf mit dem am Steuerruder beschäftigten Matrosen reden, niemand ohne Erlaubniß des Kapitäns nach der Maschine hinabgehen. Auch Wagen werden mitgenommen. Man bezahlt für einen vierrädrigen Wagen das doppelte Passagiergeld des ersten Platzes, für einen zweirädrigen das einfache.

Das Dampfschiff Prinz Karl fährt zwischen Fredreksvären, Gothenburg und Kopenhagen. Seine Fahrt schließt an die des Schiffs Konstitution, welches von Christiania kommt und über Fredreksvären nach Christiansand geht. Man bezahlt für die ganze Tour von Fredreksvären bis Kopenhagen = 71 Seemeilen 10 Spezies (11 Thlr. 5 Sgr.) in der 1sten Kajüte, die Hälfte in der 2ten. Einen Aufenthalt von 5—6 Stunden in Gothenburg abgerechnet, legt es diese Tour in circa 40 Stunden zurück.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

5. Weiterreise nach Norden. — Umkehr. — Ergebnisse der Reise.

Von dem Kraal aus, wo sie dem Uebereinkommen gemäß Herrn Moffat getroffen hatten, zogen sie an den Mariewa und dann an seinen Ufern hinab bis zu dem Uri, mit welchem vereint er den Limpopo bildet. Das Land auf beiden Seiten dieses Flusses ist meistens dicht mit hohem Gebüsche bedeckt, das den Reisenden manchmal nicht wenig hinderlich war. Die Straße war öfters rauh, und in den Hügelketten, durch oder über welche sie manchmal ziehen mußten, litten die Wagen wiederholt bedeutend, doch hatten die Reisenden glücklicherweise die Mittel, den Schaden selbst wieder auszubessern. Als sie ungefähr unter 24' 50" S. B. angelegt waren, befanden sie sich an der Nordgränze des Gebiets der Matabilis, und bei dem letzten Kraal von Umsiligas, welcher unter einem Matabillhäuptling von Betschuanas aus unterworfenen Stämmen bewohnt war. Noch eine Strecke über diesen äußern Posten hinaus trafen wir nahe an dem Flusse auf arme Eingeborne in bedeutender Anzahl, welche alle den Matabilis tributpflichtig waren, und sogar bis zu einem gewissen Grad ihre Kleidung trugen. Sie erzählten, daß sie von Zeit zu Zeit aufgefordert würden, Vieh zu

hüten oder den Boden zu bauen, wenn die zu diesen Geschäften regelmäßig bestimmten Leute unzureichend oder anderweitig beschäftigt wären. Zu andern Zeiten aber ließe man sie unbekümmert von den freiwilligen Gaben der Natur leben; erwerben könnten sie nichts, weil sie dieß jeden Augenblick wieder durch streifende Partien, welche ohne Befehl und ohne Wissen des Königs stets umherzögen, zu verlieren befürchten müßten. Sie schienen alle sehr niedergeschlagen, was nicht zu verwundern war, da sie beinahe buchstäblich Hungers starben. Je weiter die Reisenden vorrückten, desto mehr verminderte sich die Anzahl dieser Leute, und endlich erblickten sie kein menschliches Wesen mehr. Dieß ließ die Reisenden fürchten, daß sie ihrer besten Quelle von Nachrichten verlustig gehen könnten, doch trafen sie wieder Menschen, nachdem sie drei Tagereisen weiter fortgezogen waren. Dieß war der Ueberrest der Baquainas, welche früher unter den Betschuanastämmen einen hohen Rang behauptet hatten; gegen die Mantatis vertheidigten sie sich tapfer, und schlugen diese bei Alt-Litaku, sanken aber endlich unter der Macht des Umsiligas und wurden ihm tributbar, in welcher Lage sie blieben, bis er ihren vornehmsten Häuptling ermorden ließ, worauf sie insgesammt aus dem damals von ihnen bewohnten Lande flohen, und sich in ihren jetzigen Wohnsitzen niederließen, aber stets in Schrecken vor den Matabilis leben. Zwischen ihnen und den eben erwähnten Eingebornen besteht ein gutes Einverständniß, wodurch sie Nachricht von allen feindlichen Bewegungen erhalten und denselben ausweichen können. Dabei kommen sie aber auch beinahe vor Durst um, da sie die Nähe des Flusses verlassen müssen, der ihnen in diesem Lande allein Wasser liefern kann. Aus seinem Verfahren gegen diese wie gegen andere Stämme geht klar hervor, daß die Politik von Umsiligas dahin geht, bei jedem Stamme, den er unterjocht, sich sobald als möglich aller einflußreichen Personen zu entledigen, und die Rechtfertigungsgründe dazu sind von ihm leicht gefunden. Als Kama, der König der Baquainas, ums Leben gebracht wurde, hatte er eine den Matabilis gehörende Heerde unter seiner Aufsicht, und ein Gerücht drang oder soll zu dem König gedrungen seyn, daß er Ochsen geschlachtet und seinen Leuten einen Schmaus gegeben habe, um sie dabei zur Empörung gegen ihre Unterdrücker aufzureizen. Dieß wurde als eine genügende Ursache angegeben, Truppen gegen ihn zu schicken, und um die Ausführung des Plans um so gewisser zu sichern, wurden zwei Leute an ihn abgeschickt, mit der Nachricht, daß eine Abtheilung Krieger gegen Norden ziehe, und er Lebensmittel für sie herbeischaffen solle. Diese List hatte den gewünschten Erfolg; unter der Maske der Freundschaft drang der Haufe in den Kraal ein, und während er von den für sie bereiteten Lebensmitteln zehrte, begann das Morden. Es ist daher kein Wunder, daß die Baquainas einen entschiedenen Haß gegen die Matabilis hegen, und sie waren auch die ersten Betschuanas, welche die Führer der Reisenden mit Gleichgültigkeit und Verachtung behandelten. Sie litten viel durch Hunger, und die Nothwendigkeit, stets in dem dichten Gebüsch zu hausen, machte auch die Jagd des Wildes schwierig, welche in ihrer Lage fast die einzige Erwerbsquelle war. Fallen zu graben oder den Boden anzubauen, vertrug sich gleichfalls nicht mit ihrer Sicherheit, denn dieß hätte ihren Aufenthaltsort verrathen. Sie schienen ihre unglückliche Lage mehr zu fühlen, als irgend ein anderer Stamm, welchen die Reisenden auf ihrem Wege getroffen hatten, wahrscheinlich weil sie früher in so hohem Ansehen standen, da man ihnen allgemein eingeräumt hatte, sie seyen zuerst aus der großen Höhle hervorgegangen, woraus nach ihrer Meinung die verschiedenen Betschuanas und Buschmännerstämme am Anfang der Welt hervorgingen. Von ihnen erhielten die Reisenden manche interessante Nachrichten über das Innere, namentlich wurden nach ihren Aussagen zwei höchst wichtige Punkte festgestellt, nämlich die Existenz eines großen Süßwassersees weit gegen Norden, und zweitens das Vorkommen einer zerstreuten Bevölkerung nicht nur bis zu jenem See, sondern sogar darüber hinaus; auch daß in jener Richtung Stämme, in Allem den Corannas ähnlich und auch eine ähnliche Sprache sprechend, noch unabhängig unter eigenen Fürsten lebten. Die Angaben über den See waren jedoch durchaus ungenügend, wenigstens was die Entfernung betraf; jedenfalls waren die Reisenden selbst noch weit davon entfernt, indem einer ihrer eigenen Leute, welcher dort gewesen und aus Kuruman gebürtig war, aussagte, sie, die Reisenden, seyen noch viel weiter davon entfernt als von Litaku.

Als sie den Limpopo erreichten, waren die Ochsen aus Mangel an genügendem Futter sehr herabgekommen, und das für das Vieh passende Gras verschwand mehr und mehr, was die Lage der Reisenden höchst unangenehm machte; gingen sie unbesonnen vorwärts, so konnten sie rettungslos in der Wüste umkommen; aber umzukehren, ohne sich zu versichern, ob nicht ihre Aussichten weiterhin besser seyen, würde sie gerechtem Tadel ausgesetzt haben, um so mehr, als das in der Umgegend wachsende Gras die Ochsen wenigstens vor dem Hunger schützte. Das beste Gespann Ochsen wurde deßhalb ausgewählt, und eine kleine Gesellschaft mit einem einzigen Wagen zog auf Kundschaft weiter. Nachdem sie vier Tage in nordöstlicher Richtung nahe am Flusse und bis zu einem Punkte, wo dieser sich gegen Südosten wendet, fortgezogen waren, ohne daß das Land einen bessern Anblick geboten hätte, ja die Unfruchtbarkeit im Gegentheil immer noch zu wachsen schien, hielten sie an einem Kraal von Baquainas, um zu fragen, ob es nicht möglich sey, von hier nach den Bakabergen durchzubringen, wo, wie sie gehört hatten, Wasser und Gras in Menge zu finden war. Durch die Erfahrung belehrt, daß aus Wilden durch direkte Fragen wenig herauszubringen ist, warteten sie eine Zeit lang, bis sich dazu Gelegenheit ergeben würde. Diese ließ auch nicht lange auf sich warten, denn die Baquainas bettelten bald um Nahrung, und baten die Reisenden, einiges Wild für sie zu schießen, da sie vor Hunger umkämen. Herr Smith erklärte sich dazu bereit, wenn sie ihn auf seiner Reise begleiten wollten; Freude begann bei dieser Aussicht in ihrem Auge zu strahlen, da sie es für ausgemacht ansahen, daß die Reisenden dem Flusse folgen würden. Als sie aber das Gegentheil erfuhren, sank ihre Hoffnung gänzlich, und sie erklärten einstimmig, es sey in gegenwärtiger Jahreszeit unmöglich, bis zu den Bakabergen durchzubringen, indem vor Ankunft an den Bergen, welche sechs Tagereisen entfernt seyen, kein Tropfen Wasser zu finden wäre. Nun brachte Herr Smith Folgendes aus ihnen heraus: In der Regenzeit kann die Reise ohne Schwierigkeit gemacht werden, gegenwärtig aber sey es völlig unthunlich; in frühern Zeiten habe man das ganze Jahr hindurch die Wüste durchziehen können, damals aber hätten große Gruben bestanden, in welche das Regenwasser geflossen und während der trockenen Jahreszeit geblieben sey; seit jedoch die Matabilis sich im Lande befänden, sey es zur Regel geworden, die Verbindung so schwierig als möglich zu machen, und darum seyen die künstlichen Wasserbehälter theils absichtlich zerstört worden, theils vor Alter zerfallen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1836.

Die Schweinhirten in Ungarn.

Auf jedem adeligen Hofe oder Gute in Ungarn wird ein Schweinhirte (in der Landessprache Kansaz genannt) unterhalten. Diese bilden beinahe in jedem Komitate eine unter sich bestehende eigene Zunft, wie sonst die Schäfer. Ihr Dienstwechsel ist gewöhnlich auf Georgi, um welche Zeit sie sich in einem hiezu bestimmten Orte ihres Komitats versammeln, theils um daselbst ein Paar Tage bei Tanz und Saufgelag zu verbringen, theils um die etwa nothwendigen Knechte aufzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit werden dann auch ihre gegen einander zugefügten Unbilde ausgeglichen, und eine solche Versöhnung wird gewöhnlich mit ein Paar derben Streichen oder sonstiger Beschimpfung beschlossen. Ihre Tracht ist auszeichnend. Sie tragen gewöhnlich sehr weite bis zu den halben Waden reichende leinene Hosen (Gattien), die mit einem ledernen Riemen um die Lenden festgehalten werden. Die Füße bedecken Bundschuhe, das sind, ein Paar Lappen gegärbten, oft auch rohen Leders, oben durchlöchert, um sie mit Riemen über einen Fetzen hänfener Leinwand, womit der Fuß umwickelt ist, fest zu schnüren. Das Hemd ist kurz, und reicht selten etwas über den Nabel, die Aermel des Hemdes außerordentlich breit, dienen ihm oft zum Nastuch oder Schweißtuch. Nur der Feiertag verlangt, daß Hemd und Gattien von gebleichter Leinwand sind, worüber je nach der Jahrszeit kornblumenblaue mit Schnüren auf ungrische Art gezierte Tuchhosen und ein solches Leibel mit scharlachrothem Tuch eingesäumt, sammt Zischmen mit Eisen beschlagen und einer eisernen Stachel auf der Ferse, angezogen werden. Den Kopf bedeckt bei kalter Witterung eine einfache runde Pelzmütze, gewöhnlich von weißen Lämmerfellen, bei warmer Witterung aber ein runder schirmartiger Hut, dessen Krempen bis über die Schultern reichen. Die Hand bewaffnet ein derber Knotenstock, und beim Schweintriebe hängt über die Schulter eine geflochtene lange schweinslederne Peitsche, deren Stiel mit Blei oder schlechtem Zinn beschlagen ist, und die jeder Hirte mit seltener Fertigkeit handhabt. Aber die Unterscheidungstracht ist die Halina (auf ungrisch Köpenek oder Szür), ein von weißem grobem Tuch gefertigtes mantelartiges Kleid mit Aermeln und vorn mit Riemen und Schnallen versehen, dessen Kragen, so wie auch manchmal der Saum, mit rothem Tuch ausgeschlagen ist. Obschon auch bei den Slawaken diese Halina allgemein im Gebrauche ist, so trägt diese Verbrämung und Auszierung mit dem rothen Tuch niemand anders als gerade der Schweinhirt. Dieß ist sein Kennzeichen, und da ein jeder im Verdacht der Dieberei und Räuberei steht, und ohne jene Halina nicht zünftig angesehen wird, so darf gewöhnlich in den Hauptorten der Komitate, ohne Zeugniß von einer Herrschaft, kein Schweinhirt erscheinen, oder er wird, wenn er auch gerade nichts verbrochen hat, ins Gefängniß gesetzt. Wenn ein Schweinhirte die Hochzeit seiner Tochter feiert, so ist nichts Seltenes, daß im Orte oder in der Nachbarschaft ein namhafter Diebstahl von Viktualien und an Wein begangen wird. Man vermuthet zwar bald die Thäter, scheut sich aber gemeiniglich sie zu verfolgen; denn ihr Bündniß erstreckt sich weit und ihre Rache zu reizen wäre gefährlich. Oftmals kommen sie auch in den isolirt stehenden Wirthshäusern zusammen, lassen sich da eine Nacht hindurch wohl seyn, und ziehen gegen Tagesanbruch, ohne an Bezahlung einer Zeche zu denken, wieder ab; oder sie kommen am Abend zu den Herrschaftshöfen, und schaffen sich Nahrungsmittel an, nach deren Empfang sie friedlich wieder abziehen. Wird aber ihrem Verlangen nicht Genüge gethan, oder erfahren sie Gegenwehr, so folgt nicht selten nach einiger Zeit Mordbrennerei. Im Dienste betragen sich diese Leute übrigens friedlich und gehorsam gegen die Herrschaft. Doch, da sie immer einige Stücke Borstenvieh mit dem herrschaftlichen halten dürfen, so üben sie gewöhnlich freien Unterschleif aus, zumal wenn die Beamten oder der Meier oder der Wirthschafter sich die nämliche Schuld zukommen lassen. Warum man diese Leute nicht mehr zur Ordnung bringt, ist kaum zu begreifen; indessen fehlt es an einer Gesindeordnung überhaupt, da man glaubt, daß durch deren Einführung die Nationalfreiheit beeinträchtigt werden möchte.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Mein Halbbruder, der mit einer Abtheilung des königlichen Heeres gegen die Rebellen befehligt worden war, fand mich zu Dalla; er lag mir an, mit ihm nach Prome zurückzukehren, meine Mutter weigerte sich aber und so blieb ich bei dieser. Mein Halbbruder gab mir 50 Tikals Silber und einen Putzo (Mannsanzug) und empfahl mich einem seiner Freunde in Prome, der mich als Schreiber anstellte. Von dem Ertrag meines Amtes hatte ich meine Mutter und älteste Schwester zu unterstützen, was ich etwa ein Jahr lang that, als mein Herr, der Tsarai-Daghi (königlicher Sekretär), nach Ava versetzt wurde, und mich dem Meiothughi von Zwaithabon empfahl, der in Rangun wohnte. Mein Amt unter diesem letztern war das eines Agenten. Ich hatte auf dem Ynom gegenwärtig zu seyn und die an meinen Herrn einlaufenden Befehle zu Erhebung von Geld, Lebensmitteln oder Mannschaft in Empfang zu nehmen. Diese Befehle hatte ich dem Meiotsari (Distrikte-sekretär) zuzustellen und den Betrag der Lieferung von ihm zu verlangen. Um einen Begriff von dem Unterschleif zu geben, den die birmanischen Regierungsbeamten sich erlauben, will ich nur anführen, daß wenn der Befehl auf Erhebung von 100 Tikals Silber lautete, der Meiotsare von den Einwohnern 110 erhob, wovon er 5 für sich behielt und 5 dem Meiothughi gab. Als ich nun die 100 Tikals empfing, mußte ich mich auf den Ynom begeben, und am ersten Tage 30 Tikals bringen, mit dem Bemerken, daß dieß die ganze Summe sey, welche ich hätte aufbringen können, und dabei versprechen, eine ähnliche Summe am nächsten Tage zu erlegen. Dieß geschah, und ich mußte die 30 Tikals mit dem Bemerken abgeben, daß ich am folgenden Tag 20 bringen werde. Als auch dieß geschehen und der Rest von mir verlangt wurde, mußte ich erklären, daß es unmöglich sey weiter etwas zu erhalten, und daß es mir schon schwer geworden, die bereits abgelieferte Summe einzutreiben. Hierauf wurde ich ergriffen, an den Armen gefesselt und in die Sonne gestellt. Ich mußte hierauf versprechen das Fehlende am nächsten Tag zu bringen, ward aber, als ich abermals die Unmöglichkeit betheuerte, auf ähnliche Weise bestraft. Nachdem diese Behandlung einige Tage fortgedauert hatte, nahm man für wahr an, daß ich nichts mehr auftreiben könne, und so blieben mir 20 Tikals in der Tasche, die ich mit dem Meiothughi theilen mußte. Dieß ist die gewöhnliche für gar nicht schimpflich geltende Verfahrungsart; ich hatte keinen Gehalt, mußte mich also auf diesem Weg selbst bezahlt machen.

Mein Amt unter dem Meiothughi von Zwaithabon bekleidete ich ungefähr anderthalb Jahre, nach deren Verlauf ich mir etwas Geld erspart hatte, das ich vortheilhaft zum Ankauf von Paddy, die 100 Körbe für 5 Tikals, anlegte, und wofür ich, als der Preis dieses Artikels in Folge des Marsches des königlichen Heeres nach Martaban stieg, 30 Tikals für 100 Körbe erhielt, wodurch mir ein schöner Gewinn von 1000 Tikals Silber in der Hand blieb.

Ich war jetzt etwa 17 Jahre alt, und da mir daran lag, mein Noviziat in einem Kloster zu beginnen, so machte ich meine Mutter mit meinem Wunsch bekannt, und erhielt die Erlaubniß von ihr, ein Schenpeien (Novize) *) zu werden. Meinen ganzen Gewinn legte ich in die Hände meiner Mutter zu ihrer Unterstützung, und ward nach der gewöhnlichen Ceremonie im Kloster des Kenghi Banai aufgenommen. Hier studirte ich folgende Werke: die vier Pitha-Wektana, Kandala, Thikia, Laintsaba, Dantsaiba, Pnraiki, vier Brama-Sozas **) u. s. w. In diesem Kloster blieb ich ungefähr ein Jahr und ging dann nach Prome, um meine Studien fortzusetzen. Dort trat ich in das Kloster von Rehan Tsarabaghi Guawen, wo ich sechs Monate blieb, und während dieser Zeit Thuda-schit-saung las. Da der Tsarabaghi sehr alt war, so wollte ich ihn verlassen, um ihn nicht zu belästigen, worauf er mich ermahnte, zu Unanda, einem seiner Schüler zu gehen, der zu Lettat-Peim, ungefähr drei Doings (etwa 6 engl. Meilen) von Prome lebte. Als ich dort ankam, fand ich ein kleines Dorf, die Zahl der Rehans (ein Priesterorden) und Novizen groß, und Mangel an Lebensmitteln. Ich setzte meine Studien im Thuda-schit-saung fort, war aber so wißbegierig und bestürmte den Rehan mit so vielen Fragen, daß dieser sich beklagte, er könne wegen mir seine übrigen Schüler nicht versehen. Unter solchen Umständen hielt ich es für gerathen, mich anders wohin zu begeben, um einen Lehrer zu suchen, der mehr Muße habe, meine Lernbegierde zu befriedigen. Ich kehrte daher nach Prome zurück, wo mein Halbbruder Moung-O noch immer das Amt eines Toit-Thughi bekleidete. Er nahm mich freundlich auf und rieth mir zu Pandonghma Ponghi zu gehen, der sein Kloster im Dorfe Poghan unweit Prome hatte. Bei diesem Manne hielt ich mich fast sechs Monate auf, und fand, daß seine Kenntnisse zwar ziemlich beschränkt waren, er aber doch so viel Bescheidenheit besaß, mir zu sagen, daß er mich nichts Neues lehren könne. Ich stellte dieß meinem Halbbruder vor, und ging nun nach Amrapura, wo ich in das Kloster des Bhagya Tsoraba, eines sehr gelehrten Mannes, trat, bei dem ich zwei Jahre blieb. Mit diesem studirte ich Thuda-schit-saung, Wini, Schengeio, Bedin u. s. w.***) Nach Verlauf der angegebenen Zeit zog ich das Priesterkleid aus und trat als Lu-dinda oder persönlicher Begleiter in die Dienste des Piemen oder Prinzen von Prome, eines Sohns des Königs. Ich mußte die junge Prinzessin Sendinmai im Lesen und Schreiben unterrichten.

Diese Prinzessin hatte mehrere junge Frauenzimmer in ihrem Gefolge, die alle denselben Unterricht von mir erhielten. Ich ging täglich um acht Uhr Morgens in den Palast des Prinzen, und ward hier in eine offene Verandah geführt, wo die Prinzessin mit ihren Frauen auf Teppichen saß. Polster, etwas höher als die übrigen, waren für mich bestimmt. Hier hatte ich eine schwere Prüfung zu bestehen. Die jungen, 8 bis 15 Jahre alten Frauenzimmer waren voller Geist und Leben,

*) Junge Leute besuchen das Kloster, um ihre Erziehung zu vollenden, scheeren das Haupt und tragen Priesterkleidung.
**) Sämmtlich moralische, theologische, logische u. s. w. Werke.
***) Ebenfalls theologische Werke.

und gaben wenig Acht auf ihre Kleidung und Stellungen. Ich war ein junger, wenig mehr als 20 Jahre alter Mann, und allen Versuchungen bloßgestellt, denn dieses Alter ausgesetzt ist, und doch könnte ein einziger Blick, ein Wort das den Verdacht erweckte, ich stände mit den jungen Damen auf vertrautem Fuße, mir den Kopf kosten. Ich war der einzige Mann in ihrer Gesellschaft, und dieser Umstand schien alle Zurückhaltung bei den jungen Frauenzimmern verscheucht zu haben. Länger als ein Jahr blieb ich auf diesem gefährlichen Posten.

Der Piemen, mein Herr, stellte mich nach Verlauf dieser Zeit wieder als Toit-Thughi von Prome an. Mein Halbbruder fuhr fort, das Amt zu versehen, ich aber erhielt den größten Theil der Einkünfte. Der Prinz wurde einige Monate später nach Amrapura zum König beschieden und ich begleitete ihn.

Im Jahre 1152 nahm ich die Weihe als Rehan in dem Kloster Maung-daung's, des Tsarabaghi, wo ich drei Jahre blieb. Auf mein Ansuchen ward mir von dem Tsarabaghi erlaubt, meine Mutter zu Rangun zu besuchen. Zu dieser Zeit begann ich das Studium der Sprache der Talainen in den verschiedenen Klöstern um Rangun und Pegu. Von dem Meiothughi von Daia wurde ich aufgefordert, die Aufsicht über den Bau eines Klosters in seinem Distrikt zu übernehmen, und nachdem es vollendet war, nahm ich die Weihe als Poggo. *) In diesem neuen Kloster blieb ich ein Jahr; dann ging ich in ein anderes zu Syriana, wo ich einige Monate blieb, und begab mich dann nach Martaban. Nach einem Aufenthalt von drei Monaten an diesem letztern Orte zog ich abermals den Priesterrock aus und trat in die Welt zurück.

Zu Martaban hatte ich einen Freund, der Tara-Thughi, oder Advokat war, und bei dem ich wohnte. Von diesem entlieh ich 200 Tikals Silber und wurde Kaufmann. Ich handelte verschiedene Waaren ein und begab mich an den Thaung-thin-Fluß, der in den Salwin fällt. Hier traf ich einen Isakai, oder Häuptling der Karier, mit dem ich meine Unternehmungen auszuführen beschloß, weßhalb wir die Ceremonie des Tswaithauk, oder das Trinken des beiderseitigen Bluts vornahmen. Da dieß ein ganz eigener Gebrauch ist, so will ich ihn beschreiben.

Es ist unter gewissen Stämmen der Karier **) üblich, daß kontrahirende Parteien, um sich von ihrer gegenseitigen Treue und Aufrichtigkeit im Handel und Wandel zu versichern, sich in Gegenwart des versammelten Dorfs mit einer Nadel in den Zeigefinger der rechten Hand stechen, so daß Blut fließt. Der Finger wird dann über ein Gefäß mit Wasser gehalten, in das man das Blut tropfen läßt. Vermischt das Blut sich auf der Stelle mit dem Wasser, so ist die Redlichkeit der Person verdächtig, behält aber der Blutstropfen seine kugelige Form eine Zeit lang, so ist dieß ein gutes Zeichen, und dann trinken beide jeder des andern Blut.

Nachdem die Ceremonie zur Zufriedenheit ausgefallen war, ward ich von den Kariern bewirthet. Ich übergab meine sämmtlichen Waaren dem Isakai, um nach seinem Ermessen darüber zu verfügen. Dieß wurde als ein Geschenk betrachtet, und meine Waaren von dem Häuptling unter sein Gefolge vertheilt, 500 Mann stark, die sämmtlich in einem Hause oder einer großen Barracke lebten. Ich ward 20 Tage lang bewirthet, und als ich dann den Wunsch aussprach, zurückkehren zu dürfen, befahl der Häuptling seinen Leuten mir ein Geschenk von den Produkten ihrer Wälder zu reichen, das dem an Werth gleichkam, was ich gegeben hatte. So erhielt ich von einigen Elfenbein, von andern Wachs u. s. w. Die Karier, von denen hier die Rede ist, waren Unterthanen Zammai Tsabwa's, und es stand eine bedeutende Strafe darauf, sie zu besuchen. Ich war deßhalb genöthigt, heimlich und bei Nacht zu reisen, um Entdeckung zu verhüten. Ich wagte nicht mit meinem Boot bis nach Martaban zu fahren, und verbarg es deßhalb in einer Bucht unweit der Stadt, Dawaikun genannt. Dann ging ich zu Fuß nach Martaban und vertraute meinem Freunde den guten Erfolg meines Geschäfts. Bald darauf fand ich Gelegenheit, meine Waaren an den Führer einer chinesischen Dschonke, die im Fluß vor Anker lag, vortheilhaft abzusetzen. Ich hatte nur Waaren an Werth von 200 Tikals mit mir zu den Kariern genommen, und löste aus meiner Rückladung 1500.

Damals zählte die Provinz Martaban viele große und volkreiche Dörfer. Die Talainen hatten sich noch nicht empört. Ich machte eine vortheilhafte Spekulation in Paddy, den ich frühzeitig im Jahre kaufte, und dann später mit bedeutendem Vortheil absetzte. Ich begab mich nach Ye, wo ich ein großes Boot bauen ließ, es nach Martaban brachte, dort mit Reiß und glasirten Krügen belud, und nebst noch sechs andern Booten unter dem Geleite meines Neffen nach Penang schickte, um dort Handel zu treiben. Ich begleitete die kleine Flotte bis nach Ye, wo ich anhielt. Auf unserer Fahrt dahin hatten wir heftige Ostwinde zu bestehen, die uns nöthigten bei der Insel Callagauk Schutz zu suchen. Auf dieser Insel ließ ich auf Zureden Maungchoepai, eines reichen Mannes, der mit uns war, einen Brunnen graben, und rings herum mit Kokos- und Beteinußbäumen bepflanzen. Dieser Brunnen ist derselbe, den ich vor Kurzem erst in Gesellschaft mehrerer englischer Offiziere besuchte. Seit 20 Jahren war ich nicht da gewesen, erkannte aber die Stelle noch; von den gepflanzten Bäumen waren nur wenige noch übrig, und das Meer war so weit in die Insel hinein getreten, daß dem Brunnen eine baldige Zerstörung bevorstand. Wir hielten uns hier drei Tage auf, und fuhren dann nach Ye, wo ich blieb und Spekulationen im Bau von Booten unternahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Armen in Europa.

In dem von Herrn de Villeneuve Bargemont herausgegebenen statistischen Werke über die Armen in Europa beläuft sich die Zahl derselben auf 10,897,333, bei einer Bevölkerung von 226,445,200 Seelen. Diese Armen vertheilt er auf folgende Weise:

England enthält gegen 3,900,000 Arme, ein Sechtel von der

*) Ein hoher geistlicher Orden.

**) Ein Stamm, den man für die Urbewohner des Landes hält, er wohnt hauptsächlich auf Bergen und in waldigen Gegenden.

ganzen Bevölkerung, welche zu 25,400,000 angenommen wird. Die Arbeit, welche das dortige Maschinenwesen verrichtet, ist gleich der von 180 Millionen Menschen. In Deutschland, das sich größtentheils mit dem Ackerbau beschäftigt, gibt es etwa 680,000 Arme, oder ein Zwanzigstel der ganzen Bevölkerung. Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist dreimal größer als die Zahl der Manufakturarbeiter. In Oesterreich ist das Verhältniß der Armen zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 25, oder 1,285,000 von 32 Millionen. Dänemark steht Oesterreich fast gleich, da sich die dortigen Armen eben so wie 1 zu 25, und die Ackerbautreibenden zu den in Fabriken beschäftigten wie 4 zu 1 verhalten. In Spanien zählt man unter 15,900,000 Einwohnern 450,000 Arme, oder 1 unter 30. Die Ackerbautreibenden verhalten sich dort zu den Manufakturisten wie 5 zu 1. In Frankreich gibt es 1,600,000 Arme unter 32 Millionen, oder 1 unter 50. In Italien ist das Verhältniß wie 1 zu 25, es gibt nämlich 750,000 Arme unter 19,044,000 Einwohnern. Belgien und Holland stehen fast mit England gleich. Die Armen verhalten sich dort zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 7. In Portugal gibt es bei 3,550,000 Einwohnern 111,000 Arme. Preußen hat bei 14,700,000 Einwohnern 425,000 Arme, also 1 auf 30. Das europäische Rußland hat eine Bevölkerung von 52,500,000 Seelen, und darunter 525,000 Arme, oder 1 auf 100. Die Manufaktur ist hier auf tiefer Stufe. Die Bevölkerung von Schweden beträgt 3,868,000 Einwohner, und die Armen betragen 154,000, also ein Fünfundzwanzigstel. Die Schweiz hat eine Bevölkerung von 1,724,000 Seelen, und darunter 17,000 Arme.

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

3. Weiterreise nach Norden. — Umkehr. — Ergebnisse der Reise.

(Schluß.)

Unter solchen Aussichten wäre es in hohem Grade unbesonnen gewesen, sich in die Wüste zu wagen, um so mehr, als der bisherige Erfolg die Reisenden hoffen ließ, unter günstigen Umständen dieses Unternehmen leicht zu einem glücklichen Ende führen zu können. Sobald sie daher das umliegende Land beaugenscheinigt hatten, kehrten sie zu ihrem Wagen zurück, um nach Mosiga umzulenken. Auf einem Ausfluge entfernten sie sich etwas vom Strome, und gegen einige Meilen über den Wendekreis hinaus, wo sie von dem Gipfel einer der höchsten Bäume die Höhen der Bakaberge, gerade nördlich von ihnen, in undeutlicher Ferne erblickten. Nach allen andern Richtungen erschien das Land, so weit das Auge reichte, beinahe flach, und meist mit Gebüsch bedeckt. Nach den Aussagen der Eingebornen bietet das Land jenseits der Kette der Bakaberge, namentlich gegen Norden und Nordosten, so ziemlich denselben Anblick dar.

Als sie an dem Orte ankamen, wo sie die Mehrzahl der Reisegesellschaft zurückgelassen hatten, fanden sie zwei Ochsen todt, und die andern keineswegs in gebessertem Zustande, wie es denn bei der Quantität und Qualität des Grases nicht anders zu erwarten war. Abreise nach einer günstigern Gegend war nun ein Punkt von der größten Wichtigkeit, und sie machten sich deßhalb ohne Verzug nach Mosika auf den Weg; als sie aufbrachen, fand sich, daß die Ochsen nur zwei bis drei Stunden des Tages marschiren konnten, wo dann Herr Smith sich nicht wenig freute, daß er sich zur Umkehr entschlossen hatte. Auf dem Rückwege kamen sie an der Stelle der Stadt vorbei, wo Herr Campbell die Baharutzi gefunden hatte, fast auf der Höhe der Kurrichaineberge, und bald darauf kam den Reisenden zu ihrer großen Freude einer ihrer zurückgelassenen Gefährten mit vier Gespann Ochsen entgegen, mit welchen sie ohne Mühe nach Mosiga gelangten. Hier wollte Herr Smith einige Wochen bleiben, da aber die Ochsen durch das Fressen des jungen Grases alsbald zu leiden begannen, mußte sogleich wieder aufgebrochen werden. Umsiligas hätte gern die Reisenden länger zurückgehalten, aber er sah ein, daß Zögern hier nur Gefahr bringen könne, und schickte ihnen vor ihrer Abreise noch vierzehn Ochsen und drei Schafe, welche letztere augenblicklich abgeschlachtet wurden. Als sie aufbrachen, begleitete sie Umsiligas noch eine Strecke weit, sprach von dem Vergnügen, welches ihm ihr Besuch bereitet habe, und setzte hinzu, da sie ihren Zweck, an das große Wasser zu gelangen, nicht erreicht hätten, so möchten sie in Frieden heimziehen und wieder kommen, wo er dann dafür sorgen würde, daß sie es sehen sollten. Auf der Rückreise starb eine bedeutende Anzahl Ochsen an äußerster Erschöpfung, und eilf andere mußten zurückgelassen werden; nach der Algoa-Bai zu gehen war mit den eigenen Ochsen der Reisenden unmöglich, so daß für andere Mittel gesorgt werden mußte, um die Sammlungen weiter zu bringen. — Zu dem glücklichen Erfolg der Reise trugen die Missionäre allenthalben ungemein viel bei, und namentlich hat die Expedition ihre freundschaftliche Aufnahme bei Umsiligas den Bemühungen des Herrn Moffat zu danken.

Nach diesen allgemeinen Umrissen der Reise wollen wir die Hauptresultate in folgenden Punkten zusammenfassen: 1) Die Reisenden erhielten eine Menge genauer Nachrichten über viele bisher selbst dem Namen nach unbekannte Stämme, und auch die Kenntniß der früher schon besuchten wurde ungemein erweitert; 2) wurde die geographische Lage vieler bisher zweifelhafter Orte bestimmt, die Quellen und der Lauf ostwärts strömender Flüsse verzeichnet, wodurch die bisherigen Karten von Südafrika große Verbesserungen erhalten werden; 3) wurde die Kenntniß der Naturgeschichte sehr erweitert, nicht nur durch die Entdeckung vieler neuen und interessanten Formen im Thierreich, sondern auch durch umständliche Nachrichten über bereits bekannte Dinge; auch wurde eine glänzende Sammlung veranstaltet, welche, wenn sie verkauft wird, vermuthlich die Kosten der ganzen Expedition mehr als decken wird; 4) hat man nunmehr in Erfahrung gebracht, daß der Hottentottenstamm viel ausgedehnter ist, als man bisher glaubte, und daß Stämme, welche zu ihm gehören, zum mindesten sich bis zu jenem Binnensee erstrecken, welcher nicht weniger als zwanzig Tagereisen nördlich von dem Wendekreis des Steinbocks liegen soll. Endlich wurden solche Verbindungen im Innern, namentlich mit Umsiligas, angeknüpft, daß jede künftige Expedition, wenn sie nur auf die Jahreszeiten gehörig Rücksicht nimmt, ohne sonderliche Mühe und Gefahren über 25′ 28″ S. B., — denn so weit drangen die Reisenden diesesmal vor, — wird hinauskommen können.

(Anhang folgt.)

Wie weit das Zehntenwesen in England getrieben wird, mag nachfolgendes Beispiel zeigen, welches kürzlich in der bekannten Jägerhauptstadt Melton Mowbray vorfiel. Der Geistliche, Sohn eines Londoner Bankiers, welcher 600 Pfd. Einkommen besitzt, verklagte einen armen Mann wegen 7½ Penny (22 kr.), den Betrag des Zehntens von Eiern. Der Beklagte mußte diesen Zehnten und die Gerichtskosten bezahlen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1836.

Die Unruhen in Peru.

Die letzte Revolution hat, ungleich andern Erscheinungen ähnlicher Art, für die betheiligten Länder sehr wohlthätige Folgen gehabt, indem dadurch eine Trennung der beiden Gebiete von Ober- und Nieder-Peru bewerkstelligt wurde. Wer die Lage der beiden Republiken Bolivia und Peru aufmerksam erwog, mußte erkennen, daß ihre politische Abtheilung unnatürlich, beiden nachtheilig war, und selbst auf die Ruhe störend einwirkte. Bolivia ohne die vier südlichen Provinzen Peru's war der Mittel beraubt, seine Produkte auszuführen, und die Einfuhr war durch die schweren, von der peruanischen Regierung aufgelegten Zölle fast unmöglich gemacht. Auf der andern Seite wurde Peru durch die Größe der unter Einer Regierung vereinigten Provinzen zu einem gefährlichen Nachbar von Bolivia, da es durch Einfälle auf sein Gebiet und andere Mittel seine innere Wohlfahrt und Ruhe stören konnte. Ein trauriges Beispiel davon ergab sich unter Gamara's Verwaltung, als dieser an der Spitze einer Armee Bolivia angriff, und dessen innere Ruhe bedeutend störte. Damals wurde General Santa-Cruz, welcher sich zu jener Zeit in Chili aufhielt, berufen, die Zügel der Regierung zu ergreifen, und wieder Ordnung im Lande herzustellen. Dieß that er mit der Entschiedenheit und Festigkeit, welche einen hervorstechenden Zug seines Charakters bilden, und seit den sechs Jahren seiner Verwaltung hat auch Bolivia der vollkommensten Ruhe genossen.

Für Peru selbst war die große Ausdehnung seines Gebiets und die Macht, welche die Regierung dadurch erhielt, keineswegs vortheilhaft, vielmehr eine stete Quelle von Unglück, weil es ehrgeizigen und revolutionssüchtigen Menschen dadurch leicht wurde, ihre Absichten zu erreichen und die bürgerlichen Uneinigkeiten fortzusetzen, welche schon seit so langer Zeit das Land zerrissen. Santa-Cruz erkannte das Uebel, welches aus der bisherigen Theilung des Gebiets für beide Länder hervorging, denn der Mangel an einem Seehafen wurde für Bolivia mit jedem Tage fühlbarer; doch erkannte er auch eben so sehr die Nothwendigkeit des Friedens und vermied jeden Kampf. Indeß wurde Peru während der letzten Jahre von Gamarra's Verwaltung durch fortwährende Uneinigkeit zerrissen, und viele Peruaner forderten den Präsidenten von Bolivia zum Einschreiten auf, was er aber längere Zeit entschieden von sich wies.

Als im J. 1833 Obregoso auf den Präsidentenstuhl von Peru stieg, zettelte Gamarra alsbald eine Verschwörung gegen denselben an; diese mißlang aber, und er mußte sich nach Bolivia flüchten, wo er trotz seiner frühern Feindseligkeiten von Santa-Cruz freundlich aufgenommen wurde. Salaverri, ein ehrgeiziger junger Mann voll Entschlossenheit, aber hinsichtlich seiner Mittel nicht sehr scrupulös, war damals Gouverneur von Callao und Anhänger Gamarra's; er korrespondirte insgeheim mit demselben in seiner Verbannung, und beide mit einander verschworen sich gegen die Präsidenten Obregoso und Santa-Cruz. Salaverri gewann die peruanische Flotte für sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich eines großen Theils der Küste zu bemächtigen, während Gamarra, die Güte des Präsidenten Santa-Cruz mißbrauchend, nach Cuzco floh, und dort eine Armee zusammenbrachte, um Bolivia anzugreifen. Obregoso, von beiden Seiten bedroht, verließ Lima und flüchtete sich nach Arequipa, wo er ohne Vertheidigungsmittel war, während Salaverri mit einem Heere gegen ihn marschirte. Unter diesen Umständen wandte sich Obregoso an Santa-Cruz um Hülfe, und dieser, welcher jetzt die Möglichkeit vor sich sah, bei dieser Gelegenheit die Seeküste für Bolivia zu gewinnen, entsprach diesem Verlangen. Ein Vertrag wurde zwischen beiden abgeschlossen, dessen Hauptartikel die Trennung Peru's in zwei Staaten und ihre Föderation mit Bolivia betrafen. Dieser Vertrag mußte indeß zwei Versammlungen vorgelegt werden, wovon die eine in Ober-, die andere in Nieder-Peru berufen werden mußte. Nach Abschluß des Vertrags brach Santa-Cruz im Anfang Junius 1835 gegen Peru auf, an der Spitze des besten Heeres, welches man je in Südamerika gesehen hatte, denn seine Truppen waren lange Zeit wegen ihrer ausgezeichneten Zucht und Ordnung, in welcher er sie hielt, die Bewunderung der benachbarten Staaten gewesen. Am 16ten Junius ging er über den Desaguadero, welcher aus dem berühmten Titicaca-See entspringt, und die Gränze beider Länder bildet; sein erster Feldzug war gegen Gamarra gerichtet. Beide Heere

trafen sich bei Yanacocha südlich von Cuzco. Gamarra's Truppen wurden alsbald geschlagen, und er selbst verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes und dem Umstand, daß er zeitig genug das Schlachtfeld verlassen hatte. Salaberri, für welchen die Niederlage Gamarra's ein tödtlicher Schlag war, erkannte die Schwierigkeit seiner Lage, schiffte sich mit allen seinen Truppen ein, landete in dem Thale von Ica (14' 15'' südl. Br.), van wo er über das Gebirge nach den Ufern des Flusses Pampas bei Ayacucho zog; als er aber sah, daß Santa-Cruz ihn hier erwarte, um ihm eine Schlacht zu liefern, und er diese fürchtete, trat er eilig den Rückzug an, auf welchem er seinen Nachtrab verlor. Er ging abermals zu Schiffe, aber das bolivische Heer folgte ihm zu Lande, machte einen Marsch von 300 Leguas über die rauhesten und kältesten Gebirge dieses Kontinents, unter den furchtbarsten Entbehrungen. Endlich trafen sich beide Heere in der Nähe von Arequipa, und nach mehreren hitzigen Gefechten kam es bei Sacobaya oder dem Monte de Luna am 7ten Febenar 1836 zur entscheidenden Schlacht, in welcher Salaberri gänzlich geschlagen, auf der Flucht gefangen, und mit seinen vornehmsten Anhängern auf dem Marktplatz zu Arequipa erschossen wurde. Alle seine Truppen kamen um oder wurden gefangen, Fahne, Kanonen und alles Heergeräthe fielen in die Hände des Feindes. Die Truppen, welche sich bei Obregoso befanden, nahmen die Veste Callao, wo Salaberri eine Besatzung zurückgelassen hatte, und die Flotte ergab sich, als sie den gänzlichen Untergang ihrer Partei sah, ohne weitern Widerstand der gesetzlichen Regierung.

Samit war der Aufstand in Peru unterdrückt, und es blieb nur noch übrig, den Vertrag in Ausführung zu bringen. Die Versammlung des südlichen Peru trat zu Sicuani zusammen, und nachdem sie ihee Berathungen mit etwas mehr Würde, als sonst in südamerikanischen Versammlungen herrscht, geführt hatte, beschloß sie, daß der neue Staat Süd-Peru aus den vier Provinzen Cuzco, Puno, Ayacucho und Arequipa bestehen und mit Bolivia verbündet seyn solle. Dieselbe Versammlung übertrug an Santa-Cruz die ausübende Gewalt unter dem Titel eines Protektors. Die nördliche Versammlung, welche zu Huanra am 15ten Julius zusammentrat, wurde von den Beschlüssen der südlichen Versammlung in Kenntniß gesetzt, und — ihre Ansichten mochten seyn, welche sie wollten, — so blieb ihr nichts übrig, als sie zu genehmigen.

Eine der ersten Regierungshandlungen von Santa-Cruz in Süd-Peru war die, Cobija zu einem Freihafen zu erklären, und ein Entrepot zu Arica zu errichten: überhaupt scheint er sich zu bestreben, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche bisher der Entwicklung der innern Wohlfahrt des Landes und dem Handelsgeist der alten Welt entgegen standen. *)

*) Die Quelle, aus welcher diese Darstellung floß, ist eine englische, nämlich die Naval and Military Gazette, und der ganze Artikel mit Lobsprüchen auf Santa-Cruz reichlich ausgestattet. Es scheint, daß englischer Einfluß nicht ganz unthätig war, und die Plane von Santa-Cruz möglichst beförderte, weil dadurch das reiche Bolivia dem englischen Handel geöffnet wurde, was bisher nicht der Fall war.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Als mein Boot von Penang im Monat Pelatho 1170 nach Ye zurückkam, hatte das Heer des Doinwon *) Martaban bereits erreicht, und dieser General den Befehl erlassen, daß kein Boot ohne seine Erlaubniß aus irgend einem Hafen auslaufen solle; weßhalb das meinige in Ye zurückbleiben mußte, bis der Doinwon mit einem Heer daselbst eintraf, das man auf 30,000 Mann schätzte. Ich bat ihn mein Boot freizugeben, und bot ihm ein Geschenk von 15 Tikals Gold, die er nicht annehmen wollte, mich aber bedeuten ließ, ich solle mein Boot bereit halten, um mehrere Kranke seines Heeres nach Tavoy zu transportiren, von wo aus ich dann zurückkehren könne. Ich brachte 40 Soldaten in meinem Boote nach Tavoy, wo ich, nebst mehrern andern Fahrzengen, sämmtlich voll Soldaten, in dem Hafen an der Mündung des Flusses vor Anker gehen mußte. Sieben oder acht Tage, nachdem wir Tavoy erreicht hatten, traf der Doinwon mit seinem Heer zu Lande ein; es ward uns nun befohlen den Fluß hinauf zu fahren, und die Truppen, die wir an Bord hatten, ans Land zu setzen. Ueber unsere Ladung ward Bericht und Verzeichniß verlangt. Nachdem ich das meinige eingereicht hatte, befahl mir der General meine Waaren auszuschiffen und ihm zu übergeben, weil er das Ganze kaufen wolle; dasselbe mußten alle von Penang gekommene Fahrzenge thun. Nachdem wir uns dem Verlangen gefügt hatten, befahl der Doinwon, die Schiffsleute sämmtlicher Boote zu ergreifen und ihnen den Letoik oder Halsstock anzulegen, weil sie nicht berechtigt seyen nach Penang zu gehen und Handel zu   iden. Für meine Waaren erhielt ich nicht das Geringste.

Ungefähr einen Monat waren wir in Gefangenschaft, als uns befohlen ward, mit Ketten an den Füßen unsere Boote zu besteigen, um nach Mergui gebracht zu werden. Als wir daselbst ankamen, erhielt ich gegen ein dem Offizier gemachtes Geschenk meine persönliche Freiheit.

Der Tsikkai oder Lieutenant des Dainwon war zu Meegui. Glücklicherweise war dieser Mann eine alte Bekanntschaft von mir, noch von Amrapura her, und so blieb ich etwa 14 Tage lang unter seinem Schutz, nach deren Verlauf er mich mit meinem Boot nach Martaban schickte, um einige Einkäufe für ihn zu machen. Der Tsikkai vertraute mir, daß der Dainwon befohlen habe, einige Personen abzusenden um die Vervollständigung der Truppenaushebung zu Dalla, Pungun, Pantano, Syriam und Donaben zu betreiben, und daß ich bestimmt sey unter Begleitung eines Offiziers dieses Geschäft zu besorgen. Es war im Monat Gnayon, zur Regenzeit. Neun Boote fuhren von Mergui ab, welche sämmtlich Schiffbruch litten, und außer sechs Mann meines eigenen Bootes, das unweit des Flusses Gawai in der Nähe van Bapain strandete, hörte ich nicht, daß irgend jemand vom Schiffsvolk gerettet worden sey. Das Boot lief um 4 Uhr früh auf den Sand, und wir hatten kaum noch Zeit einige Stangen und Ruder zu ergreifen, um

*) Der Titel des birmanischen Generals der die Expedition führte.

uns flott zu machen. Ich und noch zwei andere banden einige Ruder und einen Mast zusammen, auf denen wir uns, nachdem wir den ganzen Tag herumgetrieben worden, gegen Sonnenuntergang ans Ufer retteten. Wir waren ganz erschöpft, und stießen erst am andern Morgen auf drei andere unserer Gefährten, die wie wir am Ufer umherirrten.

Wir hatten keine Lebensmittel bei uns und mußten daher unsern Hunger mit den Früchten der Nipai-Palme stillen. Zwei von uns hatten unsre Kleidung gerettet, die wir vertheilten, damit jeder sich so weit bedecken könne, als die Schamhaftigkeit es erfordert. Zwei Tage und zwei Nächte wanderten wir an dieser unbewohnten und unwirthbaren Küste umher, von Myriaden Moskitos gepeinigt, die uns keine Ruhe gönnten. Endlich stießen wir auf ein Lager von Mothos, oder Jägern, von denen wir freundlich aufgenommen, drei Tage lang bewirthet und dann in die Wohnungen ihrer Familien im Walde geführt wurden. Ihre Häuser waren von Bäumen erbaut; schon seit Jahren bewohnten sie den Wald ohne in eine Stadt zu kommen oder irgend einen Menschen außer ihrer Familie zu sehen, und wünschten so sehr dieses abgeschlossene Leben fortzusetzen, daß wir beim Abschied schwören mußten, niemanden ihren verborgenen Aufenthalt zu entdecken. Wir erhielten ein Boot von diesen Leuten, nebst einer Beschreibung des Wegs zu den benachbarten Kariern. Unter herzlichem Dank verließen wir diese wackern Leute, und erreichten nach einer Tagreise ein karisches Dorf, in welchem sich ein Kloster befand, wo wir gastfreundliche Aufnahme fanden und gekleidet wurden. Wir verweilten hier etwa einen Monat, nach dessen Verlauf ich einen der Ponghis (Priester) auf seinem Weg nach Rangun begleitete; da ich jedoch nicht wagte die Stadt zu betreten, aus Furcht als Deserteur von der Armee des Doiwon's angesehen zu werden, so ging ich nach Palang, und blieb dort, bis ich glaubte sicher nach Rangun gehen zu können, wo ich dann meine Mutter und Schwester traf. Mein Bruder war ein Padazo (Haushofmeister) im Dienste des Meledaimen, oder Fürsten von Meledai; er setzte seinen Herrn von meiner Ankunft in Kenntniß und erzählte ihm meine Geschichte, worauf mich der Fürst als Aukpaneiai, oder Schreiber, anstellte. Ich war ein Jahr in diesem Amt, als mich der Fürst mit Geschenken für den König und seine Familie nach Umrapura sandte. Als ich meinen Auftrag vollzogen hatte, befahl mir Se. königliche Hoheit, zu Umrapura zu bleiben, indem er mir die Versicherung gab, daß er wegen mir an Meledaimen schreiben wolle. Ich blieb ungefähr sechs Monate, worauf ich nach Rangun geschickt ward, um die Stelle eines Astu-Elai, oder Musterinspektors bei den Truppen Sr. Hoheit, ungefähr 800 an der Zahl zu versehen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Smiths Reise ins Innere von Südafrika.

Anhang.

Da nothwendig einige Zeit verstreichen muß, ehe die von der Expedition gesammelten naturhistorischen Gegenstände genauer untersucht und beschrieben werden können, so hat Herr Smith in einem Anhang die Thiere geschildert, welche er als bisher unbekannt betrachtete. Wir können auf diese Einzelnheiten nicht eingehen, und heben darum nur die allgemeinen Bemerkungen aus:

Die Reisenden kamen durch drei verschiedene zoologische Provinzen, von denen jede gewisse Thierformen darbot, die, wenn auch nicht gerade streng beschränkt, doch in einem Verhältniß vorkamen, welches bewies, daß dieß ihre eigenthümliche Heimath sey. Der erste Distrikt umschließt Südafrika südlich vom Ky Gariep, der zweite das Land zwischen dem letztern und Kurrichaine, und der dritte den Strich zwischen Kurrichaine und dem Wendekreis des Steinbocks. Jede von diesen Provinzen ließe sich leicht in kleinere theilen, von denen jede gültige Ansprüche auf gewisse Thierformen machen kann, obwohl auch andere vorkommen, deren Hauptquartier sich unschwer an andern Orten nachweisen läßt. So scheinen die meisten Arten je eine natürliche oder besondere Heimath zu haben, wo die Glieder derselben sich in auffallender Menge fanden, und Herr Smith mußte seine frühern Meinungen über die geringe Anzahl gewisser Arten und ihre sehr geringe Verbreitung aufgeben. Das Land in der Nähe des Ky Gariep bot von mehreren Arten nur wenige Thiere dar, welche sicherlich Wanderer waren, da die Reisenden später ihre gewöhnliche Heimath entweder unmittelbar jenseits Litaku oder zwischen Kurrichaine und dem Wendekreis fanden. Aber von drei in der Nähe dieses Flusses aufgefundenen Arten fand man später keine mehr, und es ist zu erwarten, daß von diesen drei Arten das Rebhuhn in Menge auf den grasigen Ebenen gefunden werden wird, welche jene Bergkette umgeben, die sich gegen die entfernte Quelle des Ky Gariep erstreckt; die Drossel wird sich in Menge entweder an den Ufern der zahlreichen Bäche gegen Osten oder in dem Distrikt gegen die Delagoa-Bai zu finden, und der Falco Chiquera mag seine afrikanische Hauptstadt in derselben Richtung haben.

Kaum waren die Reisenden über die nördliche Gränze des ersten Distrikts hinaus, so zeigten sich fremdartige Gegenstände, und als sie die Breite von Litaku erreichten, welches als der Mittelpunkt der zweiten Provinz betrachtet werden kann, erweckten viele neue Formen ihre Aufmerksamkeit, während sie durch dieß gelegentliche Erscheinen von Arten, welche selbst in der Nähe der Kapstadt vorkommen, an den ersten Distrikt erinnert wurden. Als sie sich der zweiten Provinz näherten, verloren sie mehrere in der Nähe von Litaku gewöhnliche Arten, namentlich von Vögeln, aus den Augen, und trafen hie und da neue, aber in so beschränkter Anzahl, daß sie mehr als Einwanderer, denn als gewöhnliche Einwohner des Distrikts zu betrachten seyn mögen. In der Nähe der dritten Provinz stieß ihnen Manches auf, was sie bisher noch nicht gesehen hatten, und ehe sie weit eingedrungen waren, nahm die Zahl derselben bedeutend zu, und es fanden sich selbst einige Arten, von denen man weiß, daß sie Nordafrika bewohnen, wie der Merops Minulus, Psittacus Meyerii, Anser Gambensis u. s. w. Gewisse Arten von vierfüßigen Thieren fanden sich in allen drei Distrikten gemeinsam, nämlich: Cercocebus pygerythræus, Mephitis Zorilla, Cynictis Ogelbyii, Canis mesomelas, Hyæna crocuta, Leo Melanoceps, Bathyergus Hottentotus, Elephas Africanus, Rhinoceros Africanus, Phascochærus Africanus, Gazella euchore, Boselaphus Oreas, Strepsiceros Koodoo, Vultur fulvus, Neophron Aegyptiacus, Helotarsus typicus, Elanus melanopterus, Accipiter musicus, Accipiter Gabar, Milvus parasiticus, Nilaus (Lanius Capensis, Shaw), Bucorvus (Corvus Albicollis),

Picus biarmicus, Columba Capensis etc. Andere nur im zweiten und dritten: Macroscelides brachyrynchus, Ichneumon rattamuchi, Rhinoceros Simus, Rhinoceros Keitloa, Equus Burchellii, Camelopardalis Australis Sw., Aigocerus equina, Antelope melampus, Cephalopus Burchellii, Vultur occipitalis, Neophron carunculatus, Cratopus bicolor (Loxia Maculosa Burch.), Estrelda Granatina, Pterocles variegata, Pterocles semitorquata etc. Bloß im dritten finden sich: Galago Moholi, Macroscelides Intufi, Sciurus Cipapi, Aigocerus ellipsiprymnus, Prinops Talacoma, Cratopus Jardineii, Euplectes Taha, Estrelda Lipiniani, Estrelda Bengala, Pollysticte Quopopa, Perdix sephæna, Perdix Coqui, Perdix Swainsonii, Perdix Lechoho etc.

Im zweiten Distrikt erhielten sie einige Arten, welche sich weder im ersten noch im dritten fanden, aber die Anzahl der Individuen von fast allen Arten war so gering, daß die Reisenden daraus schlossen, dieselben seyen Gegenden eigen, wohin die Expedition nicht kam. Die Verbreitung der Arten im Allgemeinen war sehr verschieden, und nirgends ließen sich von äußern Umständen abhängige Ursachen entdecken, woraus diese Verschiedenheit sich irgend erklären ließe. Sicherlich gibt es außer Nahrung und Temperatur noch etwas, das auf die Vertheilung thierischer Formen einwirkt, ja sie regulirt; was aber dieß seyn mag, ist uns noch unbekannt. Wenn man Länder sorgfältig bereist und die in ihnen ausschließlich oder gemeinsam mit andern Ländern vorkommenden Thiergeschlechter genau hinsichtlich ihres physischen Charakters und ihrer Gewohnheiten untersucht haben wird, dann wird der Naturforscher erst im Stande seyn, mehr als Vermuthungen darüber aufzustellen.

Die Sammlungen der Reisenden enthalten Geschlechter, welche bis jezt in der Kapkolonie und selbst der Wissenschaft unbekannt waren, und zu bereits bekannten Gattungen gehörige Arten sind im Allgemeinen verschieden von denen, welche sich südlich vom Gariep finden. Unter den Schlangen gehören zwei sehr schöne den Gattungen Bucephalus und Chrysopelea an. Die erste maß nahezu sechs Fuß in der Länge, und ist von gleichförmiger, schöner grasgrüner Farbe; sie ist die sechste Art dieser Gattung, und vermuthlich Südafrika eigenthümlich. Die zweite ist kleiner, hat gleichfalls sehr lebhafte Farben, und ist die zweite Art dieser Gattung, welche Herr Smith in diesem Lande fand. Bald nachdem sie über Kurrichaine hinaus waren, stießen sie auf größere Formen dieser Thiergeschlechter, und erhielten Specimina einer Art von Python, die Herr Smith früher selbst schon bei Port Natal gefunden hatte. Die giftigen Schlangen stehen hinsichtlich der Zahl zu den unschädlichen ungefähr in demselben Verhältniß, wie in der Kolonie.

Krokodile von mäßiger Größe finden sich in den Hauptflüssen jenseits Kurrichaine in bedeutender Menge, und werden von den Eingebornen sehr gefürchtet, welche gleich ihrem Vieh, Hunden u. s. w. oft von ihrer Gefräßigkeit leiden; eines, welches die Reisenden schossen, hatte gerade einen Reeyebok (Antelope melampus) verschluckt, welcher noch ganz aus seinem Magen gezogen wurde. Außer den Krokodilen findet sich in diesen Flüssen eine neue Art von Schachtel-Schildkröte, welche zu der Gattung Sternotherus gehört, und von den Reisenden provisorisch mit dem Namen Sternotherus africanus bezeichnet wurde. Die Schale dieser Art hat manchmal zwei Fuß Länge, die Reisenden konnten sich aber nur wenige verschaffen, nicht als ob es an Schildkröten gefehlt hätte, sondern wegen der Schwierigkeit sie zu fangen, da sie sich immer an den tiefsten Stellen aufhalten.

Die Sammlung von Insekten ist nur klein, doch bietet sie einige interessante Arten dar. Das innere Land scheint kein so reiches Feld für den Entomologen zu seyn, als der Distrikt nahe an der Küste. Freilich brachten die Reisenden einen Theil der zur Sammlung von Insekten günstigsten Jahreszeit in einem Lande zu, wo es wenig Bäume oder Unterholz gibt, und wo in gewissen Jahreszeiten der Boden dicht mit Gras bedeckt ist.

Ziemlich vollständig und reichhaltig ist die geologische Sammlung, wovon die Specimina vier-, ja fünffach vorhanden sind, und dazu dienen können, eine richtige Kenntniß der geologischen Gruppen zwischen Graaff Reinett und dem Wendekreis zu verschaffen; sie zeigen namentlich, welche große Rolle die Trapp- und Granitformationen in der Struktur von Südafrika spielen. Organische Ueberreste wurden keine entdeckt, obwohl ausgedehnte Kalksteinformationen mit unterschiedlicher Schichtung und ausgezeichnet durch eine Menge Höhlen in verschiedenen Gegenden untersucht wurden; die lezte ungefähr unter 25° südlicher Breite.

Leider war kein Botaniker von Profession bei der Expedition, welcher sich besonders damit abgegeben hätte, Pflanzen zu sammeln und zu trocknen, so daß die Sammlungen wenig Interessantes in dieser Beziehung enthalten. Die Schönheit und Mannichfaltigkeit, welche das Pflanzenreich innerhalb der Kolonie bezeichnet, läßt sich nicht weit über den Gariep hinaus bemerken, und obwohl wahrscheinlich zahlreiche Formen der kleinern, minder prunkenden Pflanzen in den von den Reisenden besuchten Distrikten sich finden, so fehlte es doch an Zeit und an Mitteln, sie aufzusuchen. Man bemerkte wenige Bäume, und die Acacia Giraffæ hatte hinsichtlich der Größe wenig Nebenbuhler. Stauden von einem bis sechs Fuß Höhe herrschen vom Vaalfluß bis über Litaku hinaus, und sehr weit nordwestlich und westlich; eben so auf den Granit- und Kalksteinformationen bis über Kurrichaine hinaus. In dem leztern Distrikt decken sie in Verbindung mit Zwergbäumen fast fortdauernd den Boden, und diese Bedeckung wird immer dichter, je mehr man sich dem Wendekreis nähert. Die getrockneten Pflanzen sollen auf Befehl der Gesellschaft nach Europa geschickt werden, die mitgebrachten Sämereien aber wurden in dem botanischen Garten des allgemein geschäzten und auch um Deutschland mannichfach verdienten Baron Ludwig angepflanzt. Seiner Güte verdanken wir auch die unmittelbare Zusendung des ersten über diese Reise erstatteten Berichts.

Ein schottisches Blatt erzählt: Eine Schafheerde in der Nähe von Fife sey in der Nacht, wo das lezte glänzende Nordlicht stattfand, blind geworden. Am nächsten Tage ließ man den Schafen zur Ader, worauf sie ihre Sehkraft wieder erhielten. Es fragt sich freilich sehr, ob das Zusammentreffen mit dem Nordlicht Zufall war oder nicht.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Das Reich der Täuschung. Eine Satyre. — Chateaubriand. (Fortsezung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1836.

Das Schmuggeln an der französisch-spanischen Gränze.*)

Nachdem ich theils durch Vermittlung eines Freundes, theils durch baares Geld und noch größere Versprechungen mit einem baskischen Schmuggler bekannt geworden war, machten wir uns zu einem Ausflug nach den Bergen auf. Mein Führer war ein athletisch gebauter Mann von 38 Jahren, von männlich schönen Zügen, und eben so verständig als schön. Er sprach das Französische, eine unter den baskischen Bauern nicht gewöhnliche Kenntniß, vollkommen gut, und schien in den Bergpässen, durch welche wir kamen, jeden Stein zu kennen. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde über allgemeine Gegenstände geschwatzt hatten, brachte ich allmählich das Gespräch auf den eigentlichen Zweck meines Besuchs, wo es sich denn zu meiner großen Freude zeigte, daß ich in keine besseren Hände hätte fallen können; mochte es nun seyn, daß er mich für sehr freigebig ansah, oder glauben, daß er bei einem Engländer wenig zu riskiren habe, genug, ehe drei Stunden vergingen, erfuhr ich Alles, was irgend in dem Leben dieses Mannes interessant war, oder auf das Treiben der Schmuggler sich bezog. Er hatte im Betrieb dieses seines Gewerbs eine vollkommene Kenntniß aller Bergpässe erlangt, denn schon in seinem achten Jahre hatte er es begonnen, und somit 30 Jahre betrieben; er kannte dessen Mysterien vollständig, und die meisten Gefahren, welche es bietet, hatte er wiederholt bestanden. Ich will nun die erhaltenen Nachrichten so treu und vollständig, als es der enge Raum des Briefs gestattet, wiedergeben.

Der Contrebandehandel zwischen Frankreich und Spanien ist schon alt, und theils wegen der Eigenthümlichkeit der französischen Gränzen, theils wegen des kühnen und unabhängigen Geistes der Basken äußerst einträglich. Er wird, wie es scheint, auf der ganzen Gränze von St. Jean de Luz bis Bellegarde betrieben, doch waren die baskischen Provinzen, und namentlich der Distrikt von Bastan, wie jetzt so auch früher, der Hauptschauplatz. Ungefähr 5000 Menschen nähren sich davon und die Kinder werden schon im frühen Alter dazu erzogen. Von Frankreich nach Spanien wird wenig geschmuggelt, wohl aber von Spanien nach Frankreich, denn da wegen der baskischen Fueros alle Arten von Waaren zollfrei in die baskischen Häfen eingeführt werden können, so sind die Vortheile dabei so groß, daß der Handel stets sehr thätig betrieben wird, und wären auch die Vorsichtsmaßregeln der französischen Behörden noch so groß, was sie jetzt namentlich gar nicht sind, so wäre es doch kaum möglich, der Schmuggelei Einhalt zu thun. Der Schmuggelhandel mit Kriegsbedürfnissen scheint erst seit vier Monaten begonnen zu haben, zuerst in der Nachbarschaft von Pau, jetzt aber ist er auf fünf Stationen in vollem Gange. An jedem dieser Orte ist eine regelmäßige Spedition angeordnet, und nach der gesellschaftlichen Stellung der leitenden Personen ist anzunehmen, daß Handelshäuser von Bedeutung dabei betheiligt seyn müssen. Hinsichtlich der Munition handeln die Schmugglerbanden nicht für ihre eigene Rechnung, wie in allen andern Fällen, sondern sie werden von den Speditionsbureaux gemiethet, und im Falle sie gefangen genommen werden, verlieren sie nur ihren Lohn. Sie gehen gewöhnlich in Banden von 12 bis 20 Menschen wohlbewaffnet über die Gränze, und jeder trägt 40 bis 60 Pfund Gewicht. Sehr wenig Pulver wird auf diese Art hinüber geschafft, da es, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen, nicht leicht ist, viel Pulver sich zu verschaffen, aber Salpeter und Schwefel gehen in Menge hinüber, und jedem Speditionsbureau gegenüber ist auf der spanischen Gränze eine Pulverfabrik angelegt, wo denn das Material verarbeitet und das Pulver weiter ins Innere versendet wird. Außer Schwefel und Salpeter werden Feuersteine, Pistolen, Flintenläufe und bis vor Kurzem, wo eine Fabrik dafür in Irun errichtet wurde, auch Kanonenkugeln nach Spanien gebracht, so wie Knöpfe, Tuch und andere Militäreffekten; auch Schuhe gehen manchmal hinüber, aber nicht in großer Menge. Sobald sie auf dem bestimmten Punkt der spanischen Gränze ankommen, werden die geschmuggelten Waaren an die dazu

*) Aus dem Schreiben eines Korrespondenten des Morning-Chronicle, welcher die französische Regierung geradezu beschuldigt, die Schmuggelei zu Gunsten der Carlisten zu begünstigen; er reiste, um sich dessen zu vergewissern, längs der Gränze hin und her, und zog allenthalben Erkundigungen ein.

aufgestellten Agenten abgeliefert, welche jedem Mann einen Empfangsschein geben, gegen dessen Vorzeigung er in Frankreich im Verhältniß zu dem Gewicht der hinübergeschafften Waaren bezahlt wird. Die Summe ist fünf Sous für das Pfund, der Schmuggler ist aber zu dem Empfang derselben nur dann berechtigt, wenn er seine Waaren binnen 24 Stunden abgeliefert hat. In dem Falle einer Wegnahme durch die Douaniers, was jedoch selten vorkommt, verliert der Schmuggler, wie gesagt, nur seinen Lohn, denn die Zollhäuser machen ihre Wegnahmen so genau bekannt, daß es nicht zu besorgen ist, der Schmuggler möchte die Waaren zu seinem Vortheil unterschlagen. Hat ein Mann seine Ladung in Spanien abgesetzt, so nimmt er einen Vorrath von Thee, Zucker und Tabak, und geht mit dieser neuen Fracht nach Frankreich, um diese daselbst auf eigene Rechnung zu verkaufen.

Das eben beschriebene System ist jetzt in vollem Zuge, und die Schmuggler sind mit den verschiedenen Posten, welche sie vermeiden, und den Bergpässen, welche sie einschlagen müssen, so wohl bekannt, daß eine Wegnahme selten oder nie erfolgt. Sie stoßen zwar hie und da auf einen oder zwei herumstreifende Douaniers, diese aber gehen vorüber, ohne ein Wort zu sagen, oder, wenn sie je eine Frage thun, so lassen sie sich leicht durch ein unbedeutendes Geschenk begütigen. Darüber sind denn auch diese Douaniers nicht sonderlich zu tadeln, denn wollten sie thätlich einschreiten, so würden sie unfehlbar niedergeschossen. Es gibt im gewöhnlichen Leben keine friedlichern und ordentlichern Leute, als die baskischen Schmuggler, und nur im äußersten Nothfalle nehmen sie zur Gewalt ihre Zuflucht. Wenn aber weder Ueberredung noch Geld einen Narren von Douanier zum Schweigen bringen können, so kümmert es sie gleich wenig, ob sie einen Hasen oder einen Douanier todtschießen. Es ist schon vorgekommen, daß eine kleine Abtheilung Truppen oder Douaniers auf eine Schmugglerbande stieß, aber auch in diesem Falle findet kein Gefecht statt, denn durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft weicht die schwächere Partei stets der stärkern aus. Die Entfernung zwischen den Punkten, von wo die Schmuggler ausgehen, und wo sie eintreffen müssen, wechselt von 4 bis 6 Lieues, und diese legen sie, beladen wie sie sind, mit 40 bis 60 Pfund Gewicht, und nicht immer auf die bequemste Weise, trotz der schwierigen Bergpfade in 4 bis 5 Stunden zurück. Eine Abtheilung, manchmal zwei, gehen jeden Tag ab, und der Wechsel geschieht so regelmäßig, wie bei den Soldaten auf der Wache. Es gibt in diesen Schmugglerbanden keine eigentlichen Anführer, aber die Unterwürfigkeit, die man allenthalben in den baskischen Provinzen für das Alter und die Erfahrung zeigt, gibt den Aeltesten unter dem Anwesenden jedesmal einen gewissen Vorrang.

Autobiographie eines Birmanen.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit, 1174, schlug Sr. Majestät Mounqwoin gewisse alte Bücher nach, in denen er die Prophezeiung fand, daß sein Königreich durch Aufruhr gestürzt werden würde. Um sich von der Treue seiner Unterthanen zu versichern, erließ er ein Edikt, daß die sämmtlichen zwölf Klassen der königlichen Diener: Elephantentreiber, Kavallerie, Schildträger, goldene und silberne Lanzenträger, Musketiere, Besteller königlicher Ländereien, Kulabin, oder Leute vom Fremdenkorps, Teringhi-Musketier, Pwaabet-Yan u. s. w. alle ihre männlichen Kinder von 5 bis 12 Jahren nach der Hauptstadt senden sollten, um ein Korps aus ihnen zu bilden. Ueber 40,000 solcher Kinder kamen zusammen, von denen jedes auf beiden Schultern tättowirt wurde. Die eine Schulter ward mit dem Bilde Kyenthai's und die andere mit dem To's (besonderer Thiere) bezeichnet. Diese Kinder wurden Keiagles (junge Tiger) genannt, und zwar deßhalb, weil der König an einem Montag geboren war, und der Keia, oder Tiger, das Sinnbild für den Mond ist. Ich erhielt die Aufsicht über 1500 dieser Knaben, von denen keiner älter als 12 Jahre war. Sie erhielten jeder monatlich einen Korb Paddy aus den königlichen Speichern, und alle zehn Tage drei kleine Kupfermünzen, um sich noch andere Lebensmittel dafür zu kaufen. Der verabfolgte Paddy reichte nicht zu dem Unterhalte der Knaben hin, so daß sie wirklich Mangel litten; weßhalb der König auf gemachte Vorstellungen befahl, jedem zwei Körbe und zwei Tikals Silber monatlich zu seinen Ausgaben zu reichen. Dieses Geld wurde aber weder mir noch irgend jemand anvertraut, der seine Verwendung hätte beaufsichtigen können, sondern den Akeiats, der niedrigsten Klasse von Offizieren gegeben, welche Abtheilungen von je zehn Knaben befehligten. Diese Akeiats waren selbst noch Knaben, die das Geld in Plunder verthaten, wodurch die Knaben genöthigt wurden, sich Fische zu ihrem Unterhalt aus den Teichen zu fangen, was den nachtheiligsten Einfluß auf ihre Gesundheit hatte, indem eine große Anzahl derselben von der Cholera weggerafft wurden. Mehrere Hundert starben täglich, so daß von den 40,000 kaum die Hälfte am Leben blieb.

Da mir solche Umstände meine Stelle natürlich verleiden mußten, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mich heimlich nach Rangun zu entfernen. Meine Flucht ward indeß entdeckt; man setzte mir nach, holte mich ein und brachte mich nach Amrapura zurück, wo ich auf einen Monat ins Gefängniß wandern mußte. Aus demselben ward ich durch den Schwiegersohn des Piemen, oder Prinzen von Prome, erlöst, der mich in die untern Provinzen sandte, um Paddy für ihn einzukaufen. Bei meiner Rückkehr nach Ava hielt ich um die Stelle eines Atsrin bei den Leuten des Miawaddi und Piemen zu Rangun an, die ich auch erhielt. Es waren indeß mit diesem Amte so viele ausschließliche Privilegien verbunden, und ich war dem Meiaibemen, der Meiowon von Rangun war, ein solcher Dorn im Auge, daß er all seinen Einfluß aufbot mich zu verdrängen, was ihm auch gelang.

Während dieß vorging, wurde der Großvater des jetzigen Königs, der auf dem Throne saß, sehr krank, und der Thronerbe, der jetzige König, übernahm eine Art Regentschaft. Er forderte den Piemen, seinen Oheim, und den Taungumen, nebst dem vornehmsten Beamten im Namen des Königs auf, an den

Hof zu kommen; als sie jedoch eintrafen, verlangte er von ihnen ihm den Eid der Treue zu leisten. Alle stellten ihm vor, daß ja der König noch lebe, und daher diesem ihre Anhänglichkeit gebühre, worauf sie ins Gefängniß geworfen wurden.

Als der alte König starb, bestieg der jetzige König den Thron, und eine seiner ersten Handlungen war, daß er den Toungumen erdrosseln, den Leichnam in ein großes Gefäß stecken und in den Irowaddy werfen ließ. Auch der Piemen ward heimlich ermordet. Der jetzige König ließ zwölf von seinen Oheimen erdrosseln, und mehrere seiner Offiziere, deren Treue ihm verdächtig war, umbringen. Ich war so klug, nicht nach Amrapura zu gehen, denn hätte ich dieß gethan, so wäre es ebenfalls um mich geschehen gewesen.

Um diese Zeit ward Schnkin-Moung-Mu, ein Verwandter von des jetzigen Königs Großvater, als Meiowon (Gouverneur) von Martaban angestellt. Ich begab mich mit einigen Geschenken zu ihm, und er drückte sein Erstaunen aus, mich zu sehen. Er sagte mir, der Brand sey noch nicht gelöscht, und rieth mir, ihn nach Martaban zu begleiten, was ich auch that, und von ihm als Meia-Ok (Distriktsvorsteher) von Dure auf der Insel Beiju, für die Zeit angestellt wurde, während welcher der Beamte dieses Bezirks sich am Hofe aufhielt. Schnkin-Maung-Mu war nach Martaban geschickt worden, um Maung-Tsat, oder Thumoin Bru, abzusetzen, der in Ungnade gefallen war, weil er sich geweigert hatte bei dem Tode des Königs am Hofe zu erscheinen. Als man sich seiner Person versichern wollte, floh er nach Rangun, wo er verhaftet ward.

Nach Verlauf von fünf Monaten wurde ich von dem wirklichen Meio-ok meiner Stellvertretung überhoben, und schlug nun meinen Wohnsitz wieder in Martaban auf. Bald darauf traf ein Heer von etwa 10,000 Mann unter Sekkio-won als Oberbefehlshaber, und Menghi Uzina, der die Vorhut befehligte, in Martaban ein. Der Sekkia-won schlug sein Hauptquartier daselbst auf, während Menghi-Uzina mit der aus 3500 Mann bestehenden Vorhut nach Azimi, den Atran-Fluß aufwärts, geschickt ward. Dieß geschah im Jahr 1183, im Monat Natdo. Zu Azimi ward eine Verschanzung von Pallisaden errichtet und ich lieferte der Armee zu Martaban den Proviant.

Der Zweck dieser Expedition war, die Siamesen, unter denen die Cholera wüthete, zu hindern, ihr Land zu verlassen. Ein sehr übertriebener Bericht über diese Krankheit war dem König von Ava von Tavay aus zugekommen, und es hieß, der König von Siam habe zwei seiner Frauen durch dieselbe verloren und sey so erschrocken, daß er den Palast verlassen und von Kloster zu Kloster umherziehe.

Die erwähnten Truppen blieben bis zum Monat Thudingeiat als Observationskorps stehen, und das einzige Gefecht, das während ihrer Besetzung von Azimi vorfiel, war der Angriff der Truppen unter dem Befehl Menghi Uzina's auf Kutoinzain, wo die Vorhut der Siamesen sich hinter Pallisaden verschanzt hatte. Die Garnison floh beim ersten Sturm, und nachdem der Ort geplündert worden war, zogen sich die birmanischen Truppen sogleich wieder auf Azimi zurück. Menghi Uzina war damals etwa 63 Jahre alt, ein großer, hagerer, etwa sechs Fuß hoher Mann, fast ganz glatzköpfig, und mit einem Gesicht, das vom häufigen Genuß geistiger Getränke stark geröthet war. Er verbrauchte viel Betelnüsse und Blätter, und seine Geschmackwerkzeuge waren durch den unmäßigen Genuß dieser Reizmittel so abgestumpft, daß seine Köche große Noth hatten, weil sie ihm seine Speisen nie stark genug würzen konnten, weßhalb er sich endlich entschloß, selbst zu kochen; und nun that er so viel Gnapi, *) Salz und andere stark schmeckende Dinge an seine Speisen, daß andere oft nicht im Stande waren sie zu genießen. Von seiner grausamen Gemüthsart war ich einst selbst Zeuge; er befahl nämlich, seinen Koch mit einem Rohr bis auf den Tod zu schlagen, weil er drei ihm übergebene Maranthis, **) eine damals ganz werthlose Frucht, verloren hatte. Ich besaß gerade drei sehr schöne Früchte dieser Art, die ich dem Tyrannen überreichte und mit vieler Mühe den Koch losbat.

Die Vorhut unter Uzina kehrte im Monat Thudingeiat nach Martaban zurück, und nachdem der Sekkia-won den Uzina als Meiowon dieses Ortes eingesetzt hatte, reiste er in die Hauptstadt zurück.

Als das Heer aufbrach, führte ich einige von Eie-won Maunkoinge's Soldaten in meinem Boote nach Rangun, wo ich meine Handelsgeschäfte, den Irowaddy aufwärts, bis nach Prame, Meiaide und der Umgegend fortsetzte.

(Schluß folgt.)

*) Eine für den Gaumen oft sehr unangenehme Zubereitung von Fischen.

**) Die Frucht einer Species des Mangobaums.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Missisippi.

Es war um die Zeit der Weihnachtsfeste vor bereits vielen Jahren: ich hatte meine Familie in Chavant, einem Dorfe in der Nähe von Hinderson, ganz nahe am Ohio, gelassen, um die Ufer des Missisippi, dem Chateaubriand in seiner Atala den indianischen Namen Meschascébé ließ, in nähern Augenschein zu nehmen. Ich schiffte mich mit einem Piloten, der gewissermaßen zu meinen Freunden gehörte, auf einem Boote ein, das von vier im Vordertheil befindlichen Ruderern geleitet wurde; denn damals hatte sich der Dampf den Weg bis in diese Gegenden noch nicht gebahnt. Innerhalb drei Tagen waren wir den Strom hinabgefahren, und gelangten bald in die Mündung des Cash-Creek, eines kleinen Flusses, der nichts desto weniger immer tief ist, und einen bequemen und sichern Hafen bietet. Wir stiegen ans Land, und wurden von dem Anblick einer Truppe Indianer, die an diesem Ort ein Lager errichtet hatten, um Nüsse einzusammeln und auf Bären und Damhirsche Jagd zu machen, welche die Kälte aus den Polargegenden vertrieben hatte, und die nun hier eine mildere Temperatur suchten, angenehm überrascht. Ich bewunderte die Ueppigkeit, die Größe, die Pracht, welche die Natur in diesen wilden Gegenden entfaltet; die Einbildungskraft ward hier so zu sagen verwirrt. Wiewohl die Kälte die Bäume alles Grüns beraubt hatte, konnte ich doch nicht umhin, meine Blicke zu ihrem Gipfel zu erheben, und ich ward nicht müde in der Bewunderung ihrer ungeheuren Höhe. Nicht weniger Vergnügen und Interesse fand ich in der Betrachtung der Tausende von Papageien, die

in den hohlen Stämmen dieser Bäume eine Freistätte suchen. Ich hatte mich sorgfältig mit allen Arten von Kleinigkeiten versehen, und ziemlich viel Federmesser, Spiegel, Messer, Scheeren, Nägel mitgenommen; denn ich wußte, daß mir alle diese Geräthschaften von großem Nutzen seyn würden. Ich hatte mit Indianern Umgang gepflogen, und da ich ihre Gebräuche kannte, ihr Idiom ein wenig sprach und einige unter ihnen sich ziemlich gut französisch ausdrückten, so war es mir ein Leichtes, mich in ihre Unterhaltungen und Arbeiten zu mischen. Gegen einige Geschenke überließen sie mir eine bedeutende Anzahl Naturmerkwürdigkeiten, und die Frauen richteten den kleinen Thieren Fallen, um mir damit ein Geschenk machen zu können. Einen Tag nach unserer Ankunft bemerkte ich eine große Bewegung im Lager der Indianer; ich erfuhr, man beabsichtige einen Ausflug an den großen See, wo man jeden Morgen zahlreiche Haufen Schwäne finde. Diese Schwanheerden sind so beträchtlich, daß die Bewegung, welche sie durch ihr unaufhörliches Schwimmen verursachen, das Wasser des Sees am Gefrieren hindern soll. Ich erhielt mit leichter Mühe die Erlaubniß, mich an die Indianer anzuschließen, und nahm in dem Kanot Platz. Bald setzten die Ruder das Wasser in Bewegung, und wir erreichten rasch das andere Ufer. Es hatte für mich nichts Auffallendes, die Weiber rudern zu sehen, da mir dieser Zug in den Sitten der Indianer nicht unbekannt war; dagegen aber setzte es mich in Erstaunen, daß sich die Männer, sobald sie im Kanot waren, der Länge nach niederlegten und die ganze Ueberfahrt hindurch schliefen. Als man gelandet war, gingen die Weiber, nachdem sie das Kanot angebunden, an die Einsammlung der Nüsse, und die Jäger schlugen den Weg nach dem See ein, wobei sie das Buschwerk und die Baumäste, welche den Marsch hinderten, bei Seite schafften. Dieß war keine geringe Schwierigkeit; denn um sich einen Begriff von den Hindernissen der Wege zu machen, muß man wissen, daß die Ufer des Ohio, in der Nähe seiner Verbindung mit den schlammigen Gewässern des Mississippi, mit sehr dicht stehenden Baumwollenstauden ganz bedeckt sind. Da man sie nicht umhauen kann, so ist man gezwungen, auf einem äußerst morastigen Boden sich hindurch zu winden. Hat man diese Hindernisse besiegt, so führt der Weg über Lagunen voll schlammigen Wassers, in denen schon mehr als Ein Jäger seinen Tod fand. Nach diesen letzten Schwierigkeiten aber ist der See erreicht, und dann, welch ein Fest!.... Ganz nahe unter den Augen befinden sich Hunderte blendend weißer Schwäne, die auf den himmelblauen Gewässern dahin gleiten, sich an der Sonne wärmen oder ihren langen schwarzen Schnabel in den See tauchen. Sobald sie uns bemerkten, ergriffen die hübschen Vögel die Flucht und machten alle Zeichen der lebhaftesten Furcht. Allein unsere Maßregeln waren so gut genommen, daß es ihnen unmöglich war, unsern Schüssen zu entgehen. Das Blutbad war sehr groß; eine halbe Stunde nach unserer Ankunft sah ich mehr als fünfzig Schwäne auf dem Rücken liegen, Kopf und Hals unter dem Wasser, die Beine in der Luft, mit dem Tode ringend. Ihr prachtvolles Gefieder sollte europäischen Damen zum Schmucke dienen. Als die Jagd zu Ende war und die Sonne mit raschen Schritten dem Untergang sich näherte, blies ein Indianer in seine Muschelpfeife, und bald darauf erschienen die Weiber, die Feuer wurden angezündet, jeder Mann aß seinen Theil Nüsse und Bärenfett, und streckte sich dann so gut er konnte, auf dem Boden aus, seine Füße dem Feuer zugekehrt, das die Nacht hindurch den Bivouac erwärmen sollte. Ehe die Weiber daran dachten, die Süßigkeiten der Ruhe zu kosten, fingen sie erst an die Schwäne ihrer Federn zu berauben; ein Geschäft, das stets ihnen obliegt. Es machte mir Freude, sie eine Zeit lang zu beobachten, worauf ich mich zurückzog, um mich dem Schlafe zu überlassen, dessen ich sehr bedurfte. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch setzten wir, sämmtlich sehr zufrieden mit unserer Jagd, aufs Neue über den Fluß.

Ein Indianerlager ist sicher kein der Ruhe und dem Müßiggang gewidmeter Ort. Zwar beschäftigen sich die Männer einzig und allein mit der Jagd, allein sie erfüllen ihre Aufgabe mit außerordentlichem Eifer und Enthusiasmus. Ein Indianer von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, mit breiten Schultern und von hohem Wuchse schlug mir vor, ihn einen Tag auf die Jagd zu begleiten. Er habe, sagte er mir, den Lagerplatz eines großen Bären entdeckt, und er wolle den Kampf mit ihm allein unternehmen. Ich that es gern, desgleichen mehrere andere Jäger. Wir hatten kaum zwei Meilen zurückgelegt, als uns der Indianer sagte, er bemerke die Fährte des Bären. Obwohl ich selbst kein Neuling in den Wäldern war, so konnte ich doch unmöglich etwas unterscheiden. Wir gingen unter Schwierigkeiten jeder Art durch dichtes Farnkraut und Gesträuch weiter, und als wir einen alten Baum von ungeheurer Höhe und einem Umfange, daß ihn zehn Männer nicht hätten umfassen können, erreicht hatten, sagte uns der Indianer, der Bär halte sich in der Höhlung dieses Baumes auf. Ich betrachtete den jungen Jäger in dem Augenblick, wo er sich zum Angriff des furchtbaren Thieres bereitete, mit Bewunderung. Aus seinen Augen strahlte eine wilde Freude; er warf das grobe Gewand, das seine Schultern umhüllte, von sich, zeigte seine nervigen Arme, von dicken Adern durchfurcht, die den Umfang derselben noch zu vergrößern schienen, und schwang mit schrecklicher Miene sein Skalpirmesser. Ehe er zum Kampfe schritt, forderte er mich auf, einen Baum zu besteigen, um gegen die Angriffe des Bären, falls er ihm entwischen sollte, geschützt zu seyn. Nachdem sich zwei Jäger am Fuße des Stammes aufgestellt hatten, drang unser Held mit Unerschrockenheit in die Höhlung des Baumes. Eine Minute reichte hin. Der Indianer kam aus dem Baume heraus, schrie, der Bär sey todt, und ich könne ohne alle Furcht wieder herabsteigen. Wirklich begaben sich seine Gefährten in den Stamm, befestigten den Leib des Thieres an einen eigens hiezu abgeschnittenen langen und starken Ast, und wir machten uns insgesammt daran, ihn herauszuziehen. Diese Heldenthat ist jedoch bei weitem nicht mit den Gefahren verbunden, als man glauben möchte. Wird der Bär in einem geschlossenen Orte, wie die Höhlung eines Baumes, angegriffen, so versucht er nicht einmal Widerstand, er weicht immer weiter bis in den hintersten Grund seines Schlupfwinkels zurück, und empfängt hier, ohne an Vertheidigung zu denken, den Todesstoß. Als wir uns wieder auf den Weg nach dem Lager zurückbegaben, bemerkte ich, daß zwei Indianer rechts und links auf unserer Straße kleine Baumzweige abbrachen, und, einmal angekommen, wurden sofort zwei Weiber auf der Spur der abgebrochenen Zweige abgeschickt; sie kehrten, noch vor Einbruch der Nacht, mit dem Fleisch und der Haut des Thieres wieder zurück. Diese Wilden behandeln ihre Weiber ziemlich schlecht; die mühsamsten Arbeiten liegen dem schwächern Geschlecht ob; auf den langen Reisen, die sie so oft unternehmen, tragen die Männer nur ihre Waffen, während ihre Gefährtinnen unter dem Gewicht der Lebensmittel, der Geräthschaften und der Kinder fast erliegen. An eine solche Behandlung gewöhnt, leben sie in diesem Zustande mit Ergebung; nie kommt eine Klage über ihre Lippen. Dennoch waren diese so harten, so unbarmherzigen Männer anfänglich zärtliche und leidenschaftliche Liebhaber. Mehr als Einmal sah ich junge Indianer an der Hütte ihrer Geliebten stehen und die ganze Nacht hindurch ihrer Schönen zu Ehren eine dreilöcherige Flöte blasen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1836.

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

Die Natur war auch in Norwegen wie überall der Gründer und erste Wegebaumeister, indem sie Thäler und Klüfte als das Fundament der ersten Wege schuf.

Wenn ein so gebirgiges und menschenarmes Land wie Norwegen unwegsam wäre, so könnte man sich nicht wundern, — desto erstaunenswerther erscheint der oft sehr mühsame Bau vortrefflicher Chausseen, die 80 bis 100 deutsche Meilen lang das Land in verschiedenen Richtungen durchziehen, und auf denen man nirgend vom lästigen Chausseenzoll inkommodirt wird. Sie führen über hohe Schneegebirge hinweg, und ihre Anlage erregt streckenweis Bewunderung. Man begreift oft nicht wie Menschenhände die ungeheuern Hindernisse hinwegräumten, welche die Natur entgegenstellte. Man fühlt sich zum innigen Dank gegen eine Regierung verpflichtet, die unter so ungünstigen Verhältnissen dennoch im Stande war, den Reisenden diese große Bequemlichkeit auf eine so uneigennützige Weise zu verschaffen.

Fast möchte ich bezweifeln, daß dieß die Regierung eines sogenannten civilisirteren Landes bei ihren Bauern durchgesetzt hätte, wenn außerdem das eigene Interesse und Bedürfniß zu Chausseen so wenig Anregung gefunden haben würde, als es hier bei dem Mangel des inneren Verkehres der Fall ist; denn ich weiß sehr gut, wie schwer es in manchen Gegenden unseres Vaterlandes hält, den Bauer bloß zur nothdürftigen Ausbesserung der traurigen Landwege anzuhalten, in denen man zuweilen mit Wagen und Pferd stecken bleibt, obgleich ihm selbst durch eigenen Schaden und mancherlei Beschwerlichkeiten die Aufforderung zum Bessern seiner Wege recht fühlbar ans Herz gelegt ist. In Norwegen müssen die Landleute die Chausseen stets im Stand erhalten und theilweis aufbauen, dafür haben sie weiter nichts als das Extrapostgeld der Reisenden, ein seltener, spärlicher Verdienst.

Auf manchen Chausseestrecken fand ich in gewissen Abständen Tafeln aufgerichtet und mit den Namen der Bauern bezeichnet, welche für die Instandhaltung der jedesmaligen Strecke verantwortlich sind, wonach die Kontrolle für den Wege-Inspektor sehr erleichtert ist. Bei dem geringen Befahren dieser Chausseen, immer nur mit leichten zweirädrigen Karriols, kann freilich keine große Beschädigung vorkommen, wenn nicht auch die Witterung ihren Einfluß übte. Große Frachtwagen wie sie in Deutschland vorkommen, existiren gar nicht, und die Waarentransporte sieht man immer nur auf zweirädrigen Karren fortschaffen, welche mit Einem Pferd bespannt sind.

Drei Chaussee-Hauptstraßen durchziehen das Land, und bilden noch manche kleinere Verzweigungen. Sie führen durch die längern und breitern Hauptthäler, und passiren den großen Gebirgsgürtel, der sich unterm 63sten Grad der Breite unweit der Stadt Röraas von der skandinavischen Alpenkette *) in westlicher Richtung ablöst. Seinen vielfachen Verzweigungen verdankt die große Südhälfte Norwegens ihre Gestalt. Er zieht in der Breite von mehreren Meilen anfangs westlich unterm Hauptnamen Doore Field, wendet sich dann südlich und nimmt den allgemeinen Namen Lange Field an. Dieser streicht ganz nahe bei der äußersten Spitze des großen Sogne Fjord vorbei, und stellt gerade dort, wo er in seiner Bedeutsamkeit dem Meeres-Niveau am nächsten liegt, die höchsten Spitzen Skandinaviens, die Hurunger tindeene (die Zähne der Hurunger), auf. Dieser große Gebirgsgürtel bildet die Gränze zwischen den Stiftern Drontheim und Bergen auf der einen, und dem Stift Aggershuus auf der andern Seite, so wie die große Scheide zwischen den Gewässern des Kattegats und der Nordsee.

Zwei von den oben erwähnten chaussirten Hauptstraßen, die beide von Christiania nach Drontheim führen, übersteigen an zwei verschiedenen Stellen den breiten Rücken des Doore Fields. Von Christiania gemeinschaftlich ausgehend trennen sie sich 3 bis 4 Meilen hinter dieser Stadt, und kommen erst 6 bis 7 Meilen von Drontheim wieder zusammen. Die westliche ist kürzer und frequenter, und ihre Passage über den Dovre Field beträgt $7^1/_2$ Meilen, wo sie freilich durch furchtbare Klüfte

*) Diese hat man in vielen Geographien fälschlich mit dem Namen Kjölen Gebirge bezeichnet. So heißt nur ein kleiner Theil dieser großen Kette, der südlich an dem Eingangspunkt der nördlichsten aus Schweden nach Norwegen führenden Chaussee liegt, und 4070 Fuß hoch ist.

führt, und dort streckenweis von reißenden Gewässern zerstört wird. Sie erreicht den Kulminationspunkt ihrer Höhe auf dem Harebacken *) mit 4297 Fuß. Die Straße übersteigt demnach die Birkenvegetation noch um 3 bis 400 Fuß. Die Birke ist bekanntlich der am höchsten wachsende Baum. Es ist dieß die höchste Fahrstraße des Nordens. Sie führet durch die reichste, fruchtbarste und bewohnteste Provinz Norwegens, nämlich Hedemarken. Die östlicher belegene Hauptstraße über dem Dovre Field steigt größtentheils dicht am Glommen Strom (dem bedeutendsten Strom, die große Pulsader des Landes) auf, und erreicht gleich hinter Röraas ihre ansehnlichste Höhe von 2000'. Diese beiden Hauptstraßen, welche das Land in einer Länge von über 100 deutsche Meilen durchziehen, sind außerdem durch zwei Fahrstraßen in Verbindung gesetzt, die eine nördlich, die andere südlich vom Dovre Field.

Die dritte und letzte Chaussee, ebenfalls über 100 deutsche Meilen lang, führt von Christiania nach Bergen, und zwar über den Theil jenes großen Gebirgegürtels, der den speziellen Namen Fille Field trägt. Sie erreicht den Kulminationspunkt ihrer Höhe mit 3700—3900 Fuß überm Meer, hier 200 Fuß über der Birkenvegetation, jedoch noch 800 Fuß unter der niedern Schneegränze. Dessen ungeachtet fand ich hier im heißesten Sommer große Schneefelder, zwischen denen die Chaussee in einem vortrefflichen Zustand hindurchgeht. Dieselbe erleidet jedoch mehrere Meilen vor Bergen eine Unterbrechung, indem sie bei Leerdalsören auf den Leerdalsfjord, einen Nebenbusen des großen Sogne Fjords stößt, an den die wüsten Hochebenen so scharf und schroff herantreten, daß es bis jetzt unmöglich war, die Fahrstraße hier fortzuführen. Eine kleine Wasserreise von 4—6 deutschen Meilen durch jenen Meerbusen führet wieder bei Gudvangören zu einer Fahrstraße nach Bergen, die zwar noch einmal bei Volstadören durch einen langen See unterbrochen wird, dann aber endlich in zusammenhängender Linie auf Bergen geht.

Auf der weiten und wüsten Hochebene des Fille Fields ist man überrascht, ein einzelnes Wirthshaus zu finden, in dem ich bequem logirte und ganz gut bewirthet ward. Ein alter, sehr finsterer, aber doch gefälliger Mann, macht hier den Gastwirth, Köchin, Marqueur u. s. w., kurz Alles in einer Person. Die feinen Maränen aus seinem Ultra-See schmecken vortrefflich.

Außer den mancherlei Klüften und Pässen, welche diese Straße zu beiden Seiten des Fille Fields passirt, und deren ich weiter oben speziell Erwähnung that, verdient noch der berühmte Engpaß Krogkleven, den für 5—6 M. von Christiania bildet, hier einen Platz.

Sowohl wegen seiner pittoresken Umgebungen als in so mancher anderer Rücksicht ist dieser Punkt der interessanteste in der ganzen Gegend; und er verdient es mit Recht, daß er von den reiselustigen Bewohnern der Hauptstadt als Zielpunkt ihres Sommerausflugs benutzt wird.

Dieser Paß liegt im Gebirge Krogskoven, welches hier die Gränze des Stifts Aggerhuus gegen die reizende Provinz Ringerige bildet. Dasselbe fällt nach Ringerige mit einer kahlen Felswand von 1000 Fuß Höhe schroff ab, an der früher die hier oben gefällten Baumstämme hinabgelassen wurden, wodurch sich an einzelnen Stellen lange Rinnen ausbildeten, in denen die Bewohner oftmals hinabzusteigen wagten. Das Gebirge besteht meist aus Porphyr, der bald blau, auch violet, bald wieder braunroth gefärbt ist. Ehe der Paß existirte, gab es hier gar keine Verbindung zwischen diesen beiden Landestheilen. Ein kleiner Sturzbach, der dicht neben dem Weg in ansehnlicher Tiefe hinabfließt und sich ein Bett grub, soll den ersten Anlaß zur Anlegung der Chaussee gegeben haben. Sie ist hier jedoch nur für die leichten zweirädrigen Kareiols passirbar, denn selbst die Kraft zweier Pferde möchte auf die Dauer nicht ausreichen, einen schwereren Wagen auf einer so steilen Fläche aufzuhalten, die fast in gerader Linie und in einer stetig steilen Abdachung über 1000 Fuß tief hinabstürzt. Ich verließ selbst mein leichtes Kareiol, weil ich dem Pferd die Kraft nicht zutraute, indem ich stellenweis auf meinen eigenen Füßen mehr hinabglitt als ging. Von unten gewährt dieser Weg einen eigenen Anblick. Wie ein langes helles Band, das an einer dunklen Gebirgswand herabhängt, glaubt man sich selbst nicht mehr, daß man hier mit Wagen und Pferd herabgekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Autobiographie eines Birmanen.

(Schluß.)

Im Jahre 1184 marschirte eine Armee unter Befehl des Tsara-Wongbi Maunguai, mit Bundula, als Generallieutenant, gegen Cassay, um eine dort ausgebrochene Empörung zu unterdrücken, und rückte, als dieß geschehen, im folgenden Jahre zu gleichem Zweck nach Assam. Tsara-Wongbi Maunguai soll auf seiner Rückkehr von der letztern Expedition nach Ava daselbst gestorben seyn. In dem Lande unterhalb Prome fanden keine Aushebungen für die Armee statt. In demselben Jahr ward Bundula, der dem König seine Dienste zur Eroberung von Tschittagong anbot, zu diesem Zweck mit einer Armee abgefertigt. Im Monat Tabaung trafen Befehle von Ava ein, sich auf einen Angriff der Engländer zu rüsten. Als der Kampf mit den Engländern an der Gränze von Tschittagong sich entspann, schrieb Bundula, daß er Nachricht von Ausrüstung von 47 brittischen Segeln erhalten, um eine Landung zu Rangun zu unternehmen. Hierauf wurden die Anstalten zu Befestigung dieses Orts thätig betrieben und Schanzen längs des Flusses aufgeworfen. Inzwischen trafen zu Rangun Nachrichten von Erfolgen Bundula's an der Gränze von Tschittagong ein, und da diese sehr übertrieben lauteten, so glaubten die Birmanen, die Engländer würden nun nicht nach Rangun kommen. Die Stadt ward indeß am 14ten Tag des zunehmenden Mondes, im Monat Kuhon, durch den Anblick einer starken, den Fluß heraufkommenden Flotte in Staunen gesetzt. Ich war mit der Beaufsichtigung von etwa 160 Mann betraut worden, die eine Verschanzung an der östlichen Seite der Stadt, in der Nähe

*) Bake heißt ein kleiner Berg, Hügel.

eines Krihks, an welchem ein weißes hölzernes Haus zu Aufnahme von Gesandten stand, das seitdem abgebrannt ist, aufzuwerfen hatten.

Der Gai-Tsilkai war der erste, welcher die Nachricht gebracht hatte, daß sich eine große Anzahl von Schiffen, die man für englische halte, an der Mündung des Flusses befänden. Seiner Pflicht gemäß setzte er die Gai-Wons (Marineoffiziere) zu Rangun davon in Kenntniß, die ihn jedoch mit den Worten abfertigten: „Warum bist du gekommen, die Bewohner von Rangun ohne Zweck und Ursache zu beunruhigen?“ und ihn ins Gefängniß werfen ließen. Tsilkai (Lieutenant) Maunglat ward hierauf abgeschickt, um sich zu überzeugen, ob die gedachte Nachricht gegründet sey. Dieser schlief die ganze Nacht und fuhr am folgenden Morgen in einem seiner Boote bis zu dem ersten Schiff, an dessen Bord er freundlich aufgenommen, und ihm bei seiner Abfahrt ein Paket für die Behörden von Rangun mitgegeben wurde. Der Lieutenant kam gegen Sonnenuntergang nach Rangun zurück und übergab seine Depesche den Gai-Wons. Sie ward bei dem Schein eines einzigen Lichts erbrochen, und nun nahm jeder der vier Gai-Wons eins von den acht Papieren, welche das Paket enthielt. Ich befand mich während dieser Zeit dicht bei dem obern Raum des Gaum, wo die Regierungsbeamten versammelt waren, und konnte sehen, wie jeder sein Papier bei dem einzigen vorhandenen Licht las und mit dem Kopfe schüttelte. Endlich sagte einer von ihnen, der Gai-Wan Maung-Bo: „Diese Angelegenheit kann nicht geheim gehalten werden, es muß vielmehr jedermann darum wissen.“ Der Gauntsarai ward berufen und das Dokument laut verlesen. Es zeigte sich nun, daß es eine Proklamation des Majors Canning war. Die HH. Turner, Wade, Sarkis und Aratun, nebst mehrern andern Kaufleuten, wurden nun herbeigerufen und sie um ihre Meinung befragt. Die meisten sprachen sich dahin aus, daß die Schiffe in keiner feindlichen Absicht, sondern nur deßhalb gekommen seyen, wegen des von Bundula an der Gränze von Tschittagong gemachten Angriffs zu unterhandeln. Die Gai-Wans wollten dieß nicht glauben, und ließen alle Kulas (Fremde) in den Gaum gefangen setzen.

Um den Gaum hatte sich eine unermeßliche Volksmenge gesammelt; niemand wollte glauben, daß 40 Schiffe nur des Unterhandelns wegen gekommen seyen, und sprach seine Meinung in dieser Hinsicht laut aus. Die Gai-Wons machten alsbald Anstalt, die verschiedenen Thugbis und Gaons der Distrikte zu berufen, um die betreffende Mannschaft zu stellen, ließen mehrere von ihnen aufhängen, und drohten den Uebrigen. Ich war die ganze Nacht bei der mir zu Aufwerfung einer Brustwehr untergebenen Mannschaft. Am folgenden Tage, gegen 1 Uhr, kamen die Schiffe den Fluß herauf, und nun begann die Kanonade auf die Stadt, bei der sämmtliche Häuptlinge mit ihren Leuten die Flucht ergriffen. Auch ich begab mich nach Pusandaun, wo mein Haus war; hier rieth ich meinen Freunden in ihren Booten den Fluß hinauf zu flüchten, was diese auch thaten. Ich blieb in meinem Hause, um ein wachsames Auge auf mein Eigenthum zu haben, das in mehrern Waaren, etwa 2500 Tikals an Werth, bestand, die ich nicht fortschaffen konnte. Ich schlief die Nacht im Dorf; am nächsten Morgen kam ein brittischer Offizier mit mehreren Sipahis und einem moslemitischen Birmanen als Dolmetscher. Sie fragten mich, wer ich sey, und als ich entgegnete: „ein Kaufmann,“ fragten sie nach den Weibern, worauf ich erwiederte, sie seyen geflohen. Der Offizier verlangte nun, ich solle sie herbeirufen und ihnen sagen, daß sie nicht Ursache hätten sich zu fürchten, es solle ihnen nichts Leides geschehen. Als der Offizier fort war, bestieg ich nebst meinen Begleitern ein kleines Boot und fuhr Fluß aufwärts. Die Unruhe unter dem Volke war so groß, daß niemand sich zur Rückkehr bereden ließ; auch ich blieb wo ich war, und ließ Hab und Gut in der Gewalt des Feindes. Gegen 300 Boote, mit den ärmern Familien angefüllt, hatten sich zu Kuringoik versammelt, wo wir uns ungefähr 14 Tage aufhielten. Unweit davon ward die Pallisadenbefestigung von Ecaigu- oder Gnaung-Woin errichtet, wozu unsere Leute das Material zu liefern hatten. Diese Befestigung ward von den Engländern angegriffen und genommen. Ich ging dahin als die Truppen nach Rangun zurückgekehrt waren, und fand etwa 300 Mann, größtentheils Setonngs, in ihr. Die englischen Truppen kamen dicht an unserer Stellung vorüber, wußten aber wahrscheinlich nicht, daß wir uns da befänden, weil sie sonst für die Sicherheit so vieler Familien gesorgt haben würden. Wir wurden abermals aufgefordert, die Befestigung aufzubauen, allein während wir uns damit beschäftigten, flohen täglich mehrere Familien in ihren Booten, und als ich dieß sah, hielt auch ich für klug nach dem Dorfe Kobiat, drei Doings östlich von Pegu, zu entweichen. Hier war ich kaum zehn Tage, als der Aukmavon, oder Offizier der Lockelephanten, mit 3000 Mann von Taundschu, auf seinem Marsch nach Rangun, bei uns eintraf, und sich aller Boote bemächtigte, deren er habhaft werden konnte, weßhalb ich mich sammt den meinigen in den benachbarten Dschongeln, oder langem Gras verbarg, das tief genug unter Wasser stand, daß 20 bis 30 Boote abseits fahren und sich verstecken konnten. Als der Aukmavon mit seinen Leuten fort war, kehrten wir wieder in das Dorf Kobiat zurück. Da dieser Ort indeß zu sehr in der Marschlinie lag, welche die verschiedenen Truppen verfolgten, so zogen wir in das Dorf Kaioin, ungefähr ein Doing östlich von Kobiat, wo wir während der Regenzeit blieben.

„Unser Autobiograph,“ bemerkt Kapitän Mac Cally, „thut wohl daran hier abzubrechen. Als die Birmanen sich von ihrem Schrecken erholt hatten, war er einer der Ersten, die sich auf die Seite der Stärkern schlugen. Er nahm Dienste unter den brittischen Behörden zu Rangun, allein die tief eingewurzelten birmanischen Gewohnheiten kamen mit der brittischen Gerechtigkeitspflege so oft in Zusammenstoß, daß seine Stellung oft sehr unangenehm ward. Er war während der letzten acht Jahre Resident zu Maulmein, und kam in dieser Zeit einmal nach Madras. Er gilt als einer der kenntnißreichsten seiner Klasse, hält aber zu fest an seinem birmanischen Charakter, als daß sich erwarten ließe, er werde zu andern als literarischen Zwecken zu verwenden seyn.“

Unzerstörbare Dinte.

Ein Herr Boutigny d'Evreux, welcher bereits Resultate über die von selbst vorgehende Veränderung der Schrift mit Jodfarbe bekannt gemacht, hat nun bewiesen, daß es nach achtzehn Monaten unmöglich ist, die mindeste Spur davon wieder erscheinen zu lassen. Er machte zugleich der Akademie die Anzeige, daß er eine eben so unauslöschliche, aber leichter anwendbare Dinte als den chinesischen Tusch zusammengesetzt habe. Er läßt eine Unze Gummi, eine halbe Unze Zucker und eine halbe Unze essigsaures Blei in zwei Pfund reines Wasser auflösen; er läßt hier auf einem Strom von Schwefelwasserstoffgas durchgehen, um das ganze Acetat zu dekomponiren; nachdem es eine Minute lang gekocht hat, läßt er sorgfältig zwei Quent Kienruß in der ganzen Flüssigkeit zergehen, und vermischt endlich eine gleiche Quantität gewöhnliche Dinte damit. — Die Akademie hat diese Anzeige sehr günstig aufgenommen, da frühere angeblich unauflösliche Dinten sich nicht erprobt hatten.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Missisippi.

(Fortsetzung.)

Das Wetter war milder geworden, und da die Indianer mit ihren Kanoes den Weg nach dem Missisippi eingeschlagen hatten, um sich in die Prairien zu begeben, so ließ mich ihr Beispiel auch auf meine Abreise denken. Ich ging daher mit zweien meiner Schiffsmannschaft ab, um zu sehen, ob uns das Eis nicht hindere, noch einmal den Fluß hinaufzufahren. Als wir an Bord kamen, hatten sich die Eisschollen dergestalt vermindert, daß man sie auf dem Wasser kaum noch bemerkte. Den Fluß hinaufzufahren, war jedoch keine so leichte Aufgabe, denn wir hatten gleichzeitig wider eine sehr reißende Strömung und wider Eisschollen zu kämpfen, die, obwohl sie sich beträchtlich verkleinert hatten, doch unsere Fahrt behinderten. Wir mußten sämmtlich ans Land steigen und das Leitseil ziehen, d. h. das Fahrzeug mittelst eines Seils, das daran befestigt war, halten. Auf dem Boote selbst befand sich nur Ein Mann, um zu rudern. Wie man sich denken kann, war dieß eine harte Arbeit: den ganzen Tag hindurch konnten wir nur sieben Meilen zurücklegen. Bei Einbruch der Nacht legten wir uns, nachdem wir zuvor mächtige Feuer angezündet und als von Strapazen ermüdete Männer gegessen und getrunken hatten, am Ufer zur Ruhe. Auch hatten wir die ganze Nacht hindurch einen tiefen und gesunden Schlaf. Folgenden Tags, eine Stunde vor Sonnenaufgang, machten wir uns auf den Weg, und hatten dieselbe Arbeit wie Tags zuvor. Drei Tage später entschlossen wir uns, da die Kälte strenger geworden und die Müdigkeit uns überwältigt hatte, an diesem Ort unser Winterquartier zu nehmen. Wir schlugen schnell ein regelmäßiges Lager auf, fällten Bäume und errichteten zwei große Hütten. Jeden Tag drang ich tief in die Wälder ein, widmete mich mit Eifer der Aufsuchung naturgeschichtlicher Gegenstände, und bald kannte ich die von den Eingebornen gebahnten Wege und alle Seen und Wälder der Nachbarschaft. Diese Lebensart gefiel mir wohl. Meine Ausflüge führten mich in Kurzem zu einem Lager Indianer, die den Namen Sheranis führen. Sie haben einen starken Körperbau, ein männliches, edles und feines Aussehen, und sind athletische Gestalten. Die Sheranis jagen nur Großwild; die Büffel, die Damhirsche, die Elenthiere, die sich noch in dieser Gegend befinden, waren die einzigen, welche ihre Aufmerksamkeit anzogen. Der Aufenthalt unter ihnen war mir sehr angenehm, da ich ihre Sitten kennen lernte, die mir noch ganz neu waren; da sie aber des Französischen völlig unkundig waren, kaum einige Worte Englisch verstanden und ich ihr Idiom auch nicht kannte, so konnten wir uns einander nur mit Mühe verständlich machen. Die Sheranis gelten für einen sehr kriegerischen Stamm. Zur Zeit des letzten Kriegs wider die Osagen beschuldigte man sie, unthätig geblieben zu seyn. Dreizehn junge Sherani-Krieger beschlossen die Ehre ihres Stammes zu rächen und diesen Schimpf in Feindesblut abzuwaschen. Sie ergriffen daher ihre Waffen und gingen ab. Vergebens versuchten die benachbarten Völkerschaften sie zu beruhigen, um die Wiedererneuerung der Feindseligkeiten zu verhindern — die unerschrockenen Sheranis wollten auf Nichts hören. Bald waren sie auf die Osagen gestoßen, die wenigstens zehnmal so stark, aber edelmüthig genug waren, den Kampf zu verweigern, das Ansehen der Verträge anzurufen und an die Friedensbedingungen zu erinnern; allein jeder Versuch, die Sheranis zur Niederlegung der Waffen zu vermögen, war umsonst. Der Kampf ward auf den folgenden Tag verschoben, denn die Unterredungen hatten sich bis in die Nacht verlängert. Die Sheranis, entschlossen zu sterben, gruben in der Eile eine Verschanzung, um sich so lang als möglich zu vertheidigen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Ihr Zweck mußte unfehlbar erreicht werden; sie starben alle mit den Waffen in der Hand; aber auch eine große Anzahl ihrer Feinde fand mit ihnen den Tod, und die Ehre ihres Stammes war gerettet. Ein einziger der Dreizehn konnte entrinnen: es war der Jüngste, dem seine Gefährten den Standpunkt auf einer Anhöhe angewiesen hatten, damit er den Kampf sehen und die Kunde davon dem Stamme überbringen konnte.

Meine Zeit verfloß unter der Völkerschaft der Sheranis auf eine mit meinem Geschmack vollkommen übereinstimmende Weise. Oefters war ich den ganzen Tag über mit diesen Indianern auf der Jagd, und Nachts versammelten wir uns abermals, um Wölfe zu jagen, die über den Fluß gesetzt waren, auf dem Eise ihre Beute suchten und um unser Lager schwärmten, um die Knochen, die wir wegwarfen, zu erbeuten. Gleichzeitig studirte ich sorgfältig die Gewohnheiten der Bären, der wilden Hühner, der Elen- und anderer Thiere, und jeden Tag zeichnete ich bei unserem großen Feuer, was den Eingebornen viel Freude machte, und wenn ich gerade ein ziemlich ähnliches Porträt Eines unter ihnen gemacht hatte, so lachten die übrigen aus vollem Halse. Beinahe sechs Wochen brachte ich in diesem Lager zu. Ich hatte bei dieser Abtheilung Eingeborner zahlreiche Gesellschaft gefunden, und wir hatten Whiskey und Lebensmittel aller Art im Ueberfluß. Auch schwand unsere Zeit heiter dahin. Unzählige Flüge Wasserhühner, deren Fleisch sehr schmackhaft ist, zogen oft auf Flintenschußweite vorüber, und auf unsern Jagden erlegten wir eine solche Menge von Damhirschen, Bären, Opossums, daß man sich beim Anblick dieser an den Aesten der Bäume, welche unser Lager umringten, aufgehängten Thiere in die Fleischbank eines Eßwaarenhändlers versetzt geglaubt hätte. Ich darf nicht vergessen, daß die benachbarten Seen auch eine Menge der vortrefflichsten Fische enthielten. Wir fingen sie auf folgende Art: wir begaben uns mit unsern Aexten auf das Eis, und sobald wir eine Forelle oder einen Hecht erblickten, tödteten wir sie durch einen tüchtigen Schlag mit der Axt auf das Eis, das wir dann öffneten, um sie zu fangen. Andere Male machten wir ein großes Loch; die Fische, von der freien Luft angezogen, strömten von allen Seiten dahin, und wir brachten sie, sobald wir sie an der Oberfläche des Wassers sahen, mit leichter Mühe in unsere Gewalt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1836.

Ueber den Versuch, den chinesischen Indigo in Transkaukasien anzupflanzen.

(Auszug eines Schreibens aus Tiflis vom 27sten Februar 1836.)

Im vorigen Jahre erhielt die transkaukasische Gesellschaft zur Beförderung der Industrie 7½ Pfund Samen von chinesischem Indigo (Polygonum tinctorium), und vertheilte davon 4 Pfd. an Gutsbesitzer und Kolonisten; die übrigen 3½ Pfd. ließ die Gesellschaft selbst theils in dem dem Staate gehörigen Garten zu Tiflis, theils auf dem 7 Werste von Tiflis am linken Ufer des Kur gegründeten Mustergute aussäen. Die Nachrichten hinsichtlich des Aufgehens und Einsammelns des Samens lauteten allenthalben sehr befriedigend: in dem Garten zu Tiflis wurde der Samen nach chinesischer Weise in Reihen gesäet, jede eine Viertel Arschine von der andern entfernt; die Pflanzen gingen gut auf, machten jedoch häufiges Ausjäten nöthig. Der andere Theil wurde auf verschiedenen Terrassen in gewöhnlicher Weise, nämlich im Fluge gesäet, und jedes Körnchen trieb 3 bis 4 Stengel, welche alle andern Gräser in der Nähe völlig erstickten. Auf dem Mustergute wurde die Aussaat auf einem im Herbst gepflügten und im Frühjahre gedüngten und leicht bearbeiteten Boden auf gleiche Weise vorgenommen.

Das Begießen geschah allenthalben eben so, wie bei den andern Gartengewächsen. Zu bemerken ist, daß auf einem zähen Thonboden die Stengel mager und ärmlich waren, auf einem leichten einigermaßen gedüngten Sandboden aber waren sie kräftig, die Pflanzen erreichten beinahe eine Arschine Höhe und gaben Blätter von hellgrüner Farbe. Auf sehr gutem wohlgedüngtem Boden wurde die Farbe der Blätter dunkelgrün, und an ähnlichen Stellen, welche unter dem Schatten von Weinreben liegen, erreichten sie auch noch eine Höhe von anderthalb Arschinen. In Imeretien in der feuchten Dammerde wurden die Stengel zwei Arschinen hoch. Weitere Versuche müssen nun zeigen, welcher Boden hinsichtlich der Eigenschaft als Farbestoff der vorzüglichere ist.

Im Monat Julius zeigten sich an den Spitzen der Pflanzen rosenfarbene Blüthen, welche im August reifen Samen lieferten. Bald nach Einsammlung desselben bildeten sich etwas tiefer unten andere Blüthen, deren Samen im September reifte. Die dritte Samenernte von denselben Stengeln konnte im Oktober, die vierte im Anfang des Novembers eingethan werden, immer aber setzten die Blüthen etwas tiefer an als vorher. Gegen den 15ten November zeigten sich noch einmal rosenfarbene Blüthenknospen nahe an der Wurzel, wurden jedoch wegen der eintretenden Kälte nicht mehr reif. Aller Same wurde besonders aufbewahrt, nach seiner verschiedenzeitigen Einsammlung, und im Ganzen, auf dem Mustergute und im Garten zusammengerechnet, 11 Pud geerntet. Hätte man im Monat Julius eine so reichliche Samenernte voraussehen können, so hätte man einen Theil dieser Pflanzung damals schon zu einer Probe anwenden können, welche Farbe sich durchaus gewinnen lasse; aber später konnte man dieß nicht mehr thun, weil dazu die Pflanze vor der Blüthenbildung abgenommen werden muß; dann treibt sie aus der Wurzel neue Stengel, welche auf gleiche Weise in einem Jahre drei- bis viermal abgeschnitten werden können.

Die Anpflanzung von Indigo war allenthalben gegen den 15ten April geendet. Durch die Morgenfröste, welche im Anfang Mai's in Tiflis und der Umgegend so wie in einigen andern Strichen des transkaukasischen Landes die Früchte in den Gärten, so wie auch die brasilianische und ägyptische Baumwollenstaude, gänzlich zu Grunde richteten, litt der Indigo nicht im Mindesten. Dieß läßt hoffen, daß er wahrscheinlich auch in denjenigen südlichen Gouvernements Rußlands, wo jetzt schon der Kunschut *) erzeugt wird, mit Erfolg angebaut werden kann. Zu dem Ende wurde 1 Pud Samen an die Ackerbaugesellschaft in Moskau, und eben so viel an die Ackerbaugesellschaft im südlichen Rußland geschickt.

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

(Fortsetzung.)

Von Christiania her ist die Ankunft auf dem höchsten Punkt dieses Weges sehr überraschend. Trifft man bei einem heitern

*) Dieß ist das persische, auch ins Russische übergegangene Wort Kundschud, im Russischen auch Kuntschut geschrieben, für den orientalischen Sesam.

Tag um 10 Uhr Morgens ein, wenn Heerauch und Nebel gestiegen sind, so ist der Anblick bezaubernd schön. Zwei schroffe hohe Felswände, aus deren Spalten allerlei Laubholz kräftig emporsprießt, engen den obersten Theil des Weges ein. Sie bilden dort eine dunkle Kluft, durch die man in die fruchtbare Provinz Ringerige weit und tief hinabblickt. Die Sonne steht gerade um diese Zeit hinter der rechten Kluftwand und wirft ihre Strahlen über jene reizende Landschaft; so erscheint dieselbe wie durch einen langen dunkeln Tubus in einem magischen Zauberlicht. Der Blick reicht 15 deutsche Meilen weit. Man übersieht eine Landstrecke, die sich amphitheatralisch erhebt, und den äußersten Gesichtskreis schließt als ein schöner Hintergrund das hohe Gebirge Blaa Field auf der Gränze von Ringerige und Hallingdalen.

Gleich unten am Fuße jenes steilen Wegs erscheint malerisch der blaue Spiegel des Stensfjord. Der Weg scheint in denselben hinabzustürzen. Weiter fort entdeckt man nahe am Stensfjord eine niedrige Anhöhe; es ist der Grabeshügel Halfdan des Schwarzen, vormaligen Königs von Ringerige und mehrerer Provinzen. Er war der Vater des berühmten Königs Harald Haarfager, und die Geschichte erzählt: „seine Unterthanen hätten ihn so geliebt und verehrt, daß sie sich nach seinem Tode nicht um den Platz einigen konnten, wo seine sterbliche Hülle ruhen sollte. Der Streit glich sich endlich dahin aus, daß sein Leichnam in vier Theile getheilt wurde, von denen die Provinz Ringerige den Kopf erhielt, der nun unter jenem Hügel ruht. Unweit von hier liegt die Meierei Stene, von der oben erwähnter Fjord seinen Namen erhielt, woselbst Halfdan der Schwarze residirte. Leider ist auch nicht Eine Spur von einer alten königlichen Residenz mehr übrig, die aber wahrscheinlich auch aus Holz erbaut war. Halfdan der Schwarze war in der schwedischen Provinz Weemland geboren, er versetzte die schwarze Farbe und den Schnitt der wermländischen Kleidertracht hieher, jedoch hat die Nähe der Hauptstadt sehr dazu beigetragen die alten Kostüme zu verändern.

Einen ähnlichen Grabeshügel fand ich späterhin in der Provinz Valders bei Midstrand, am Ufer des langen Landsees Strandsfjord, *) darauf ein länglichter Stein in Form eines alten Baumstamms stand. Dergleichen Denksteine heißen hier Banta-Steine. Es gibt deren viele, und sie bezeichnen entweder das Grab eines Helden, oder das Andenken an irgend eine merkwürdige Begebenheit, See- oder Landschlacht.

Dieser Hügel bezeichnete das Grab Vederic's Verlandson's, eines der Helden der Vorzeit, dessen Thaten noch in manchen alten Liedern besungen werden. Er wurde am Fuß des Dovre Fields geboren. Sein Vater war ein Hammerschmied, seine Mutter Borilde, eine Königstochter. In seinem Wappen führte er Hammer und Zange. Sein berühmtes Schwert, unter dem Könige und Mauern fielen — denn er war auch ins ferne Ausland gezogen — hieß Mimmering.

Außer den drei großen Hauptstraßen, welche also von der Hauptstadt aus die Mitte des Landes durchziehen, gibt es nun noch vier Eingangschausseen, auf denen man aus Schweden nach Norwegen mit Armeen marschiren kann. Diese Straßen würden in militärischer Hinsicht eine größere Bedeutsamkeit haben, wenn das Terrain zwischen ihnen wegsamer, der Einmarsch in einem gewissen strategischen Zusammenhang denkbar wäre.

Die frequenteste jener Eingangschausseen geht nördlich auf die Festung Fredrekshall zu. Sie ist die stärkste Festung Norwegens und überhaupt ein in mancherlei Hinsicht höchst interessanter Punkt. Diese Straße scheint von jeher bei den Kriegszügen der Schweden gegen Norwegen am meisten benutzt worden zu seyn, daher die Norweger auch hier ihr stärkstes Bollwerk anlegten, an dem schon so mancher Angriff scheiterte. Der breite Thalweg eines kleinen Flusses, der nachher bei Fredrekshall in den Tistedal Elo geht, gab den ersten Anlaß zur Anlegung der Straße. Das Thal ist wohl mehrere hundert Schritt breit, dabei fruchtbar, romantisch und wie ein großer Garten angebaut. Zu beiden Seiten von unersteiglichen Bergwänden eingeschlossen, bildet dasselbe einen militärischen Paß im vollständigen Sinne des Worts. Zuletzt aber, nahe vor Fredrekshall, steigt die Straße aus dem Grund am linken Thalrand steil hinauf. Dort liegen die drei hohen Bergforts: Overbierg, Fredrelsteen und Gyldenlöw, deren kreuzendes Feuer den Thalgrund bestreicht. Gleich hinter ihnen, aber in ansehnlicher Tiefe, liegt die Stadt Fredrekshall. Der Blick von hier oben ist höchst überraschend. Fast gerade unterhalb liegt die Stadt Fredrekshall, links der von wilden Felsen eingeschlossene Svine-Sund, auf welchem schwellende Segel zur See hinabschwimmen oder herankommen, und rings herum nichts als Wasser und schroffe Waldberge. Ein paar Inseln, Sau- und Bratt-Oe, steigen ganz steil wie zwei hohe Pyramiden aus dem Svinesund heraus. Sie sind bis zur Spitze mit prächtigen Tannen besetzt, die gleich Kerzen eine über der andern zu stehen scheinen. Im Ganzen ist dieß eines der pittoreskesten Gemälde, mit dem man kurz nach dem Eintritt in Norwegen überrascht wird. Es sind in einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine solche Menge interessanter Gegenstände zusammengedrängt, daß das Auge anfangs unstät umherschweift, und nicht Alles fassen kann.

Man fühlt es so recht deutlich, in welchem sichern Schutz die Stadt hinter diesen hohen Bergforts liegt, zwischen denen die Straße gerade hindurch führt, und hierauf in mehrern Zickzacks, aber dennoch sehr steil, zu derselben hinabgeht.

Wer freilich jene Forts erst genommen hat, der kann allenfalls mit der bloßen Hand Kugeln und Brandgeräth in die Stadt hineinwerfen, und sie um so leichter anzünden, da sie noch jetzt meist aus hölzernen Häusern besteht, ungeachtet dieselbe durch mehrere verheerende Feuersbrünste kurz hinter einander sehr gelitten hat. Die Letztere entstand durch die Kanonenpfropfen der bei Gelegenheit der Entbindungsfeier der Kronprinzessin abgeschossenen Geschütze. Ein heftiger Wind trieb einzelne Brandstoffe weit herum, und so wurden sogar entlegene Häuser entzündet. Selbst einzelne Gebäude des Forts Fredrelsteen, in dessen Thurm einige 1000 Centner Pulver lagen, geriethen in Flammen. Die Stadt war erst kurz zuvor nach

*) Den Namen Fiord führen, außer den Meerbusen, auch gewisse Landseen, die sich durch ihre Länge auszeichnen.

einem verheerenden Brande neu, aber wieder aus Holz aufgebaut, und es wurden bei meinem Dortseyn die Häuser abermals aus reinem Holz aufgeführt.

Das Bedeutendste der drei Bergforts, Fredreksteen, liegt in der Mitte, und die beiden andern 4 bis 600 Schritt von demselben zur Seite. Ich fand die Schildwachen auf den Wällen von Fredreksteen ziemlich liberal, denn sie ließen es zu, daß ich eine spezielle Zeichnung vom Fort entwarf, und freuten sich nachher über mein Bild, das ich ihnen wies. Entweder hatten sie keine Verbotsinstruktionen, oder man hält hier solche für überflüssig, was ich fast bezweifle, da man mir in Christiania nicht gestatten wollte, auf die hohen Wälle der Feste Aggerhuus zu gehen.

Das Fort Fredreksteen ist ziemlich bedeutend, wenigstens drei- bis viermal so groß als die beiden andern; es ist außerdem mit einer geregelten Bollwerkslinie umgeben. Drei- bis vierhundert Schritt östlich davon gelangten wir zum Fort Gyldenlöw. Wir kamen bei dem Denkmal vorbei, welches die Stelle bezeichnet, wo Karl XII fiel. Wer am Ort selbst die bedeutende Entfernung dieser Stelle von den Wällen des Forts Fredreksteen sieht, welches er zu belagern im Begriff stand, dem leuchtet bald ein, daß der große Held durch keine Pistolenkugel aus jenem Fort erreicht werden konnte, sondern daß er meuchlings fiel. Selbst eine Gewehrkugel könnte nur von einem sehr geübten Schützen und aus einer gezogenen Büchse jenes Ziel mit solcher Präcision getroffen haben. Das Monument besteht aus Sandstein und ist sehr beschädigt durch das häufige Losbrechen von Denkstücken, die von Reisenden mitgenommen werden.

(Schluß folgt.)

Entdeckung einer römischen Villa bei Rolampont.

Das Echo der Ober-Marne enthält Folgendes: In einiger Entfernung von Rolampont, beinahe am Anfang der Berghalde, die von diesem Dorfe nach Nogent-le-Roi führt, befand sich quer über dem Weg eine kleine Erhöhung mit ziemlich abschüssigem Abhang, den man zur Erleichterung der Bewegung der Fuhrwerke kürzlich abtrug. Diese Bodenungleichheit, die man für natürlich hielt, war, wie sich fand, durch eine Erhöhung gebildet, die von Menschenhand gemacht, und bestimmt war, das unterste Stockwerk einer reichen römischen Villa wagrecht aufzustellen. Folgendes sind die Entdeckungen, wozu diese Abgrabung Anlaß gab: Am Fuße des Hügels, nach der Seite von Rolampont hin, zeigten sich einige unbestimmte Trümmer und Brandspuren, gefolgt von einem Pflaster aus weißen Steinen, die auf eine Dicke von 35 bis 40 Millimetres gesägt waren, wie man sie überall wiederfindet, wo die Römer in diesem Lande Spuren ihrer Wohnungen zurückließen. Ein verschütteter und noch mit einem Theil seines Geländers versehener Brunnen ist an demselben Orte vorhanden; hierauf war, in einem Raum von ungefähr acht Metres Länge, eine Tenne geschlagen, welche alle römischen Kennzeichen hatte, d. h. auf dem geschlagenen Boden bestand die rauhe Unterlage (le herisson) aus harten Steinen, die mit einem ersten aus Kalk, Sand und Kiesel gebildeten Grundmörtel bedeckt waren, und dieser selbst trug den zweiten Kittmörtel, auf welchem ein schwarz und weißmarmorner Parquetboden ruhte; das Ganze hatte fünfzig bis sechzig Centimetres Dicke. Diese Abtheilung ward durch eine Quermauer geschlossen, die an eine große einen Metre dicke Mauer stieß, welche das Gebäude auf der Seite des Thales, im Süden, abschloß. Bei der Fortsetzung der ersten Quermauer bot ein Raum von drei Metern ungefähr dieselben Charaktere, wie der vorige. Dann kam eine zweite Scheidemauer nebst einer neuen Abtheilung von neun Metres Länge, deren Tenne, ähnlich den beiden vorhergehenden, allein, wie es scheint, bereits gänzlich umgestürzt, mit einer Musivarbeit überdeckt war. Von dieser letztern konnte ich einige abgesonderte Würfel sammeln, kein Theil war jedoch erhalten. Hier fand sich ein Raum von drei Metres, der die Spuren eines ungeheuren Herdes oder vielmehr einer größern Heftigkeit des Brandes an diesem Orte bot. Weiterhin fand sich eine Mauer von derselben Dicke, wie die südliche, die, sich in einem rechten Winkel auf die erstere stützend, hier das Gebäude von dieser Seite abgeschlossen zu haben scheint. Nahe dieser letztern Mauer lag eine aus einem großen weißen Steine von zwei Metres drei und dreißig Centimetres Länge und einem Metre vierzig Centimetres Breite gebildete Trommel, worauf man die Spur von Randleisten, von fünfzehn Centimetres Dicke, erkannte, und welche ein anderer Stein von demselben Maßverhältniß wie der erstere bedeckte, allein durch den Frost verdorben war. In diesem Grabe befanden sich Gebeine und ein ziemlich gut erhaltener, achtzehn Centrimetres langer kupferner Geiffel, dessen eines Ende aber der Arbeiter, als er ihn reinigte, um zu sehen ob er golden sey, zerbrach. Von dem Grab an findet man nur noch Trümmer und Brandspuren. Uebrigens entdeckte man nur eine einzige kleine bronzene, gänzlich abgenutzte Denkmünze, deren Relief aber auf die ersten Zeiten des römischen Kaiserreichs deutet, und einige kupferne, sehr oxydirte Ringe: dann einen hohlen Stein von achteckiger Form, der ehemals, wie das an diesem Theil nicht behauene Ende zeigt, fünf und zwanzig Centimeter weit in den Boden getrieben war. Alle Mauern waren aus Bruchsteinen aufgeführt, und auf einigen Theilen fand man noch den Anwurf zu rother Malerei der römischen Bewohner. Uebrigens erstreckte sich diese Villa auf der nördlichen Seite des Weges ziemlich weit in den Raum hinein, auf dem heutzutage Weinberge stehen; denn vor zwei Jahren stieß man, als man die Gräben für eine neue Pflanze grub, auf eine umfangreiche Musivarbeit, von der Art derjenigen, die man noch heutzutage unter dem Namen venetianische Musivarbeit anwendet.

Jagden und Ausflüge an den Ufern des Missisippi.

(Schluß.)

Manchmal spielte ich Flöte, der Pilote spielte ziemlich gut Violon, worauf dann die Männer unserer Bande nach dem Klange unserer Instrumente tanzten. Die Indianerinnen, welche mit dem Gerben der Damhirsch- und Fischotterfelle beschäftigt waren, oder Schilfkörbe flochten, brachen beim Anblick unserer Unterhaltungen und Spiele in schallendes Gelächter aus, während wir, im Hintergrunde des Tableau's, die übrigen Indianer auf dem Boden ausgestreckt ihre Pfeife mit erstaunlichem Ernste schmauchen sahen. Eine der sonderbarsten Gewohnheiten, welche ich bei diesem Stamme beobachtete, ist die, welche für die Gattinnen die Existenz des Mannes lange nach seinem Tode so zu sagen noch verlängert. Unter der Anzahl Weiber, die ich täglich im Lager bemerkte, befanden sich mehrere, welche ein Paket Kleidungsstücke

tragen, von denen sie sich nie trennten; es waren Wittwen, und dieses Paket stellte ihre Männer vor. Sobald nämlich ein Weib Wittwe wird, muß sie die besten Kleidungsstücke ihres Mannes mit den Gürteln, deren er sich bediente, zusammenbinden und damit das Paket fest zuschnüren — dieß ist es dann, was sie als ihren Mann betrachten muß. Man sieht diese Bündel mit Bändern und kostbaren Gegenständen, welche dem Manne gehörten, geschmückt, und kann behaupten, daß diese neue Verbindung viel inniger ist, als die erste. Diese beiden Gatten sind mindestens ein Jahr lang und manchmal noch längere Zeit unzertrennlich. Die Wittwe darf ohne die Ermächtigung der Familie ihres Mannes, welche sie allein ihrer Verpflichtung entbinden und ihr die Freiheit wieder geben kann, keine neue Heirath eingehen. Dazu aber genügt, daß die Familie einwillige, das Paket, das den Mann vorstellt, in Empfang zu nehmen, womit dann Alles abgemacht ist. Man sieht, wie peinlich das Joch ist, welchem die Weiber in diesem Theile Amerika's unterworfen sind; was jedoch ihr Geschick, aus Rücksicht auf die Rechte des verstorbenen Mannes, etwas erleichtert, ist, daß das Kleiderbündel ein Recht auf alle Theilungen hat, worauf der Mann, dessen Bild es ist, Anspruch gehabt hätte, und die Wittwe erhält das, was ihrem Gatten zugekommen wäre. Mein Aufenthalt unter dem Stamme der Sheranis bot mir Gelegenheit, eine Menge anderer wenig bekannter Züge in ihrem Charakter und in ihren Sitten zu beobachten; es wäre mir aber unmöglich sie hier aufzuführen. Ich war nicht erstaunt hier Irrthümer und Aberglauben zu sehen, von denen selbst aufgeklärte und civilisirte Völker nicht immer frei sind. Wie gewöhnlich, sind es eitle Schrecknisse, welche die Einbildungskraft dieser unglücklichen Wesen einnehmen, und ihnen in gleicher Weise trügerische Illusionen, unfruchtbare Tröstungen bieten. Ihnen ist das Weltall voll Geister höher als der Mensch, Freunde oder Feinde, und daraus erklären sie das Gute und das Böse, das ihnen zustößt. So überredet sich jeder Eingeborne, er habe einen Manitu, und gewiß, man muß diese Völker bewundern, daß sie sich mit so engen und beschränkten Begriffen zur Kenntniß eines Großen Geistes erheben konnten.

Indessen fing der Mississippi, der langsam und allmählich, wie dieß übrigens jedes Jahr geschieht, angeschwollen war, rasch an abzunehmen, und das Eis, das sich mit der Wassermasse gesenkt hatte, bereitete uns neue Schwierigkeiten. Allein es war mehr als Zeit zur Abreise. Alles war um uns in Bewegung, und wir verließen, nachdem wir unser Boot beladen hatten, das Lager, und sagten unsern guten Freunden, den Eingebornen, Lebewohl! Unsere Fahrt war sehr gefährlich. Wir mußten, um vorwärts zu kommen, lange Stangen auf dem Eis oder im Flußbette, wenn man es erreichen konnte, ansetzen. Unser Boot ging höchst langsam, und das Geschäft war äußerst mühsam. Das auf den beiden Ufern angehäufte Eis erhob sich über unsere Köpfe, und in einiger Entfernung gesehen, hätte man es für eine Masse mit Schnee gekrönter Felsen gehalten. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir, wenn plötzliches Thauwetter einträte, unfehlbar verloren wären. Aber das Glück war uns günstig. Wir langten gesund und wohlbehalten am Kap Girardeau, wohin wir uns so heiß gesehnt hatten, an. Wir wollten uns in dem Dorfe desselben Namens, das auf dem Gipfel des Kaps erbaut ist, nicht aufhalten, setzten daher unsere Fahrt zwischen zwei Eisbergen fort und erreichten einen ungeheuren Felsen, der vom Ufer getrennt ist, und um welchen die Wasser des Flusses mit entsetzlichem Gebrüll sich dahin stürzen. Dieser Felsen, Grande-Tour genannt, bildet eine äußerst gefährliche Passage. Wir mußten nach der Leine greifen und das Boot halten; endlich kamen wir ohne Unfall vorüber. Ich hielt mit meiner Fahrt zu Sainte-Geneviève an, wo ich mit der lebhaftesten Ungeduld auf den Eintritt des Thauwetters wartete, um nach Hause zurückkehren zu können. Endlich trat es ein; ich sagte nun meinen Gefährten Lebewohl, setzte über den Mississippi und befand mich allein und zu Fuße auf dem Wege nach Shavani, wohin ich mich so sehr gesehnt hatte. Zum Unglück waren die Prairien voll Wasser; dennoch konnte mich, wiewohl ich keine Schuhe hatte und meine Mocassins, die mir unaufhörlich von den Füßen glitschten, mir den Weg über diese Art Meer sehr beschwerlich machten, nichts dazu vermögen wieder umzukehren. Im Frühjahr bilden die Prairien einen prachtvollen Garten. Ein grüner, reichlicher und dichter Rasen keimt mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem Schoße der Erde auf; tausend bunte Blumen bilden mit ihren verschiedenen Schattirungen alle Arten schöner Bilder auf diesem unermeßlichen grünen Teppich, und verbreiten darauf ihre süßen Wohlgerüche. Eine Menge glänzender Schmetterlinge entfalten sich und schweben anmuthig in der Luft. Hie und da sieht man Dambirsche in Heerden oder einzeln, welche das Gras dieser prachtvollen Prairien weiden. Der Himmel ist dann rein, die Luft mild und balsamisch, und nichts ist so angenehm, als in diesen wonnigen Gegenden zu reisen. Zur Zeit aber, wo ich mich hier befand, stand die ganze Landschaft unter Wasser. Am ersten Tage, an dem ich ungefähr fünfzehn Stunden machte und schwimmend über den Muddy setzte, sah ich nichts Merkwürdiges als einige Heerden Dambirsche, die, wie ich die Füße bis zum Knöchel im Wasser, über die Prairien dahinzogen, und eine beträchtliche Anzahl Büffel. Glücklicherweise bemerkte ich am Ende des Tages auf einem Hügel eine Hütte, worin ich mit vieler Herzlichkeit aufgenommen wurde, und wo ich, nachdem mir ein treffliches Abendessen zubereitet worden, die Nacht zubrachte. Tags darauf, eine Stunde vor Sonnenaufgang, trat ich meine Wanderung wieder an; ich durchzog unermeßliche Wälder, und da ich berechnet, daß ich wie Tags zuvor ungefähr fünfzehn Stunden zurückgelegt hatte, brachte ich die Nacht in einem Lager von Indianern zu, auf die ich stieß. Endlich kam ich zwei Tage später ohne allen Unfall bei meiner Familie an.

Die Zeitungen aus dem Norden Europa's berichten mehrere Anzeigen eines frühen und strengen Winters. In Norwegen fiel schon vom 19ten bis 21sten September Schnee, so daß die Roggenernte, welche zum Trocknen noch auf den Feldern lag, unter einer zwei Fuß dicken durch den Frost gehärteten Schneedecke begraben wurde. — Auf der Insel Man kamen schon in der zweiten Hälfte des Oktobers Wintervögel aus dem Norden an.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Lieder nach Thomas Moore. — Die Bridgewater-Bücher. — Chateaubriand. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1836.

Die Bukowina.

Die Bukowina war bekanntlich ein Bestandtheil der Moldau, welcher durch die Russen im Jahre 1769 erobert, nach geschlossenem Frieden der ottomanischen Pforte im J. 1774 wieder zurückgestellt, dann im nämlichen Jahre von Oestreich militärisch besetzt, und durch die Konvention vom 12ten Mai 1776 förmlich an Oestreich abgetreten wurde. In Folge dessen erhielt das Land eine eigene Militäradministration, welche aber am 1sten November 1786 aufgehoben, und die Bukowina unter die Verwaltung des gallizischen Guberniums gestellt worden ist, jedoch mit Beibehaltung seiner eigenen landständischen Verfassung. Diese Provinz erhielt ihren Namen von den beträchtlichen Buchwaldungen, und liegt zwischen dem 46° und 48° nördl. Breite, gegen Osten an die Chotzimer Raja und Bessarabien, gegen Westen an die Marmarosz, gegen Süden an die Moldau und Siebenbürgen und im Norden an Gallizien gränzend. Sie enthält zufolge der neuesten katastralischen Vermessungen 1,813,850 Joch oder 181 östreichische Quadratmeilen; die größte Länge in gerader Linie beträgt 31, die größte Breite 16 Meilen.

Hinsichtlich der Gestalt ihrer Oberfläche gehört die Bukowina zu den Gebirgsländern, denn mehr als zwei Drittheile derselben bestehen aus Gebirgen und Waldungen. Das Haupt- und einzige Gebirge sind die Karpathen, deren Zweige das ganze Land durchkreuzen; die höchsten Punkte heißen Raruel, Drimaleu und Ozorsuthar im moldanisch Kimpolunger Okol (Bezirk), welche meist bis an die Gipfel mit Laub- und Nadelholzwäldern bewachsen sind. Durch die Nähe der Karpathen und die meist vorherrschenden Nordwestwinde, welche zeitliche Fröste herbeiführen und die Dauer des Winters verlängern, wird das Klima zuweilen rauh, ohne jedoch nachtheilig auf die Gesundheit einzuwirken, denn das Land ist frei von endemischen Krankheiten, und es gehört nicht unter die Seltenheiten, Leute sogar von 100 Jahren und darüber, besonders in den Gebirgsgegenden anzutreffen. Ungeachtet der vielen Gebirge, welche das Land bedecken, bilden die verschiedenen Flüsse, die es durchfurchen, und worunter die vorzüglichsten die Czeremosk, der Pruth, die kleine, mittlere und große Sereth, die Suczawa, Moldawitza, Moldawa, die goldführende Bistriz, die Dorna und der Dniester, große und weite Thäler, worin alle Gattungen Feld-, Garten- und Obstfrüchte, welche dem nördlichen europäischen Klima eigen sind, im Ueberfluß gedeihen. Ausnehmend fruchtbar ist der Boden zwischen dem Pruth und Dniester und im Suczawa-Thale, wo die edelsten Obstfrüchte, Zucker- und Wassermelonen in vorzüglicher Güte gebaut werden; in Ruß, eine Meile von Suczawa gegen die moldanische Gränze, sind auch Weinberge, in welchen ein trinkbarer Wein, jedoch wenig erzeugt wird. In den Gebirgsgegenden gedeihen übrigens wegen der zeitlich eintretenden Fröste und langen Dauer des Winters nur Erdäpfel, Haber und Gerste; dagegen trifft man daselbst große, ausgedehnte und üppige Wiesen und Matten, welche die Viehzucht ungemein begünstigen, und diese dadurch nächst dem Ackerbau zur Hauptnahrungsquelle erheben. Bei der im Militärjahr 1834 vorgenommenen Zählung sind nicht weniger als 119,659 Stück Rindvieh, 2350 Pferde und 120,000 Schafe beschrieben worden. Indessen unterliegt der Viehstand einem immerwährenden Wechsel, da das Vieh Krankheiten und Seuchen unterworfen ist, die manchmal große Verheerungen unter demselben anrichten. Eben so können auch auf einander folgende Mißernten, so wie heiße und trockene Jahrgänge für die Viehzucht nachtheilig seyn, nicht sowohl wegen des hieraus entstehenden Futtermangels, sondern mehr noch wegen des in solchen Jahren dem Vieh durch Verstopfung der Salzquellen entgehenden Genusses des Salzwassers, welches zu seinem Gedeihen, so wie zur Beförderung der Fortpflanzung beiträgt und es vor Krankheiten schützt. Die gewöhnlich hier vorkommenden Holzgattungen bestehen in Buchen, Tannen, Fichten, Birken, Ahorn, Erlen, Eschen und Linden, hin und wieder findet man auch Tissen (Taxus) im Gebirge, und Eichen, die aber schon seltener und für die vielen Brücken und sonstigen Bauten ausgehauen worden sind. An Wildpret gibt es in den flachen Gegenden sehr viel Hasen, Rebhühner und Trappen, im Gebirge Rehe, Hasel-, Birk- und Auerhühner in ungeheurer Menge; im hohen Gebirge auch Hirsche und einiges Schwarzwild. Früher waren auch Bären in großer Anzahl vorhanden, derzeit aber sind sie seltener; dagegen trifft man Wölfe noch immer häufig, zur großen Plage der Einwohner,

welche für die Erlegung eines der letzten Raubthiere ein ansehnliches Schußgeld erhalten.

Aeußerst wichtig für die Bukowina ist der Bergbau. Die Kupferbergwerke von Paschoritta und Luudul Moldawi liefern jährlich mehr als 7000 Centner; das Eisenwerk in Jakobeny über 5000 Ctr. Roheisen; das silberhaltige Bergwerk in Kurlibaba auf der Herrschaft Kimpolung gegen 600 Mark Silber, 485 Ctr. Glätte und an 450 Ctr. Blei. Ziemlich ergiebige schwefelhaltige Erze findet man in Babin am Dniester, Alabaster bei Pohorloutz und in Illischestin mächtige Granitlager; außerdem wird viel Schwefel, Torf und Quarz gewonnen. In Kaczika, zur Herrschaft Solka gehörig, wird Steinsalz gegraben und Kochsalz erzeugt. Auch mehrere Mineralquellen gibt es, wovon bemerkt zu werden verdienen: die unweit Jakobeny am Bache Negrischora, welche alkalisch erdiges Stahlwasser und die bei Dornawadra, welche in mehreren Quellen kohlensaures Eisenwasser führt. Salzbrunnen sind es über 30, die jedoch nicht benützt werden, weil die großen Gruben bei Kaczika so viel liefern, als die Bukowina bedarf, und es außerdem an Absatz fehlt.

Bei Uebernahme der Bukowina im J. 1776 lebten auf diesem Landstrich 79,613 Menschen. Wie ganz anders gegenwärtig! Die Zahl der Civileinwohner mit Ausschluß des Militärs belief sich schon im J. 1824 auf 244,552 und im Militärjahr 1834 über 260,000; somit hat die Population um das Dreifache gewonnen. Ein solches Steigen vermuthet man sonst nur in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Zahl der Wohnplätze beläuft sich auf nicht mehr als 598. Darunter sind 3 Städte, 4 Marktflecken, 314 Dörfer, 7 Prädien und 18 deutsche Kolonien, sämmtlich mit 38,940 Häusern oder vielmehr Hütten. Die Hauptmasse der Einwohner besteht in Walachen, unter welche späterhin Rusniaken, Armenier oder Eutichianer, Magyaren, Deutsche, Lipowaner oder Filliponen, Zigeuner und Juden eingewandert sind.

(Schluß folgt.)

Von der Wegsamkeit in Norwegen.

(Schluß.)

Wir gelangten hierauf zum Fort Gyldenlöw, ein kleines unbedeutendes Werk, was nur dadurch ein besonderes Interesse erhält, weil es von Karl XII mit Sturm genommen war. Der Fels, auf dem es steht, fällt nach drei Seiten schroff ab; nur die vierte Seite gegen Fredeelsteen zu bildet jene offene Hochebene, auf der alle drei Forts liegen. Mit Staunen betrachteten wir den südlichen Felsabsturz, wo Karl XII mit Sturmleitern an der Spitze seiner heldenmüthigen Krieger heraufstieg, und wir konnten uns hiezu gar nicht die schweren Kanonenstiefel denken, in denen er auf allen schwedischen Schlössern bildlich dargestellt ist. Von hier aus war er im Begriff, auf das größere Fort Fredeeksteen loszugehen, als er mitten in seinen kühnsten Unternehmungen von der meuchelmörderischen Hand eines in seinen Diensten stehenden Fremdlings fiel. In dem letzten Kriege des jetzigen Königs von Schweden (als Kronprinz) gegen Norwegen wurde zwar anfangs der Hauptangriff auch auf diese Eingangsstraße dirigirt, allein die Schweden blieben hoffnungslos vor diesem alten Bollwerk des Landes liegen. Der norwegische Kommandant wies jede Aufforderung zur Uebergabe hartnäckig zurück, und der damalige Kronprinz Bernadotte war, ungeachtet des schwierigen Uebersetzens einer Armee über den Svinesund, dennoch in die Nothwendigkeit versetzt, diesen Eingang zu erzwingen. Es wurde hier unterm Feuer der Norweger, die an den jenseitigen Felsufern gut postirt waren, eine schwimmende Brücke befestigt, die man vorher in einer entlegenern Bucht des diesseitigen Ufers zusammengesetzt hatte. So ward der Uebergang mit großer Entschlossenheit erzwungen. Der damalige König Karl XIII, ein im Seedienst ergrauter Held, kommandirte selbst, hier noch zum Letztenmal vor seinem Ende, die Flotte, welche die Bewegungen der Landarmee längs der Küste kotoyirte und solche mit Lebensmitteln versah.

Außer dieser chaussirten Eingangsstraße gibt es nun noch drei, auf denen man mit Armeen in Norwegen eindringen kann, wenn wir die Fahrstraße längs der Westküste, die von der schwedischen Stadt Strömstad aus an den Svinesund tritt, nicht mitrechnen, weil sie hier eine Unterbrechung erleidet. Die zweite führt von der schwedischen Stadt Carlstad am großen Wener-See in westlicher Richtung eben so wie die vorige gerade auf Christiania los. Die dritte geht ebenfalls von Carlstad aus nördlich nach der ehemaligen norwegischen Festung Kongsvinger. Sie vertheidigte sonst diesen Zugang aus Schweden, und ist jetzt auf Befehl des Königs geschleift. Beide Straßen übersteigen nur niedrige Bergzüge, und ihrer Erbauung stellten sich keine Hindernisse von Bedeutung entgegen.

Bei Kongsvinger erscheint ein merkwürdiger sumpfiger Thalgang in südlicher Richtung, durch welchen der große Glommenstrom vormals bei höherm Wasser seinen Lauf nach Schweden zum Wener-See genommen haben soll, wie dieß noch jetzt die in dieser Richtung hinziehende Seenkette deutlich zeigt. Als der Glommen aber bei Kongsvinger seinen westlichen Durchbruch machte, veränderte er seinen ganzen Lauf, eine Veränderung, die für Norwegens Handelsverhältnisse von Wichtigkeit werden konnte, wenn die Schiffbarmachung desselben wegen seiner Wasserfälle möglich gewesen wäre. Da dieser Strom aus dem Herzen des Landes kommt, und dessen große Pulsader ist, so würde die Schifffahrt sehr frequent geworden seyn.

Der norwegische Oberstlieutenant Boekenstein zeigte mir ein interessantes Projekt zur Anlegung und Benutzung dieses Handelswegs, das aber wegen der bedeutenden Kosten wohl nicht zu Stande kommt. Man beabsichtigte damit eine fahrbare Wasserverbindung zwischen dem großen Mjösen-See und dem Cattegat auf dem Glommen, um so den fruchtbarsten Provinzen des Landes einen leichtern Absatz ihrer Produkte zu verschaffen, und dadurch ein neues regeres Leben in dem Herzen des Landes hervorzurufen. Man sah schon im Geist am Mjösen-See sich Städte erheben, wie dort Gewerbe und vielleicht gar eine nie gekannte Industrie entstehen würde, welche bei dem Wohlstand der Bewohner Absatz und Nahrung gefunden hätte, da sie ihre

Luxusbedürfnisse jetzt den Engländern theuer bezahlen müssen. Aber die vielen Wasserfälle des Glommenstroms treten allen diesen schönen Luftgebilden hartnäckig entgegen. Bei Blakier, wo derselbe durch ein langes kontinuirliches Herabstürzen seiner Fluthen ganz unbrauchbar ist, hatte man ein Fortziehen der Fahrzeuge über eine ansehnliche Landstrecke projektirt.

Die vierte und letzte Eingangs-Chaussee tritt 50 bis 60 deutsche Meilen von der vorigen an die Gränze.

Sie kommt von der schwedischen Stadt Oestersund, steigt unter 64¹/₂ Grad Breite über die große skandinavische Alpenkette, und führt weiter unten an der Meeresküste mit einem südwestlichen Bogen nach der zweiten norwegischen Hauptstadt Drontheim (die Krönungsstadt). Diese Straße hat sich erst in den letzten Jahren ihrer Vollendung genähert, weil dort größere Hindernisse entgegentraten als auf den drei vorigen. Sie erreicht auf ihrem Kulminationspunkte die absolute Höhe von 2000 Fuß, was unter jener Breite, wo man sich schon einige hundert Fuß über der Tannen-Vegetation befindet, immer ansehnlich zu nennen ist.

Wenn man sich zu dieser speziellen Betrachtung der norwegischen chaussirten Hauptstraßen, außer denen noch viele brauchbare und bequeme Fahrstraßen existiren, die natürlichen allen Wegsamkeiten zuwiderlaufenden Gestaltungen des Landes lebhaft vorstellt, so kann man sich wohl über die Regsamkeit wundern und freuen, mit welcher ein so armes Volk bei der geringen Benutzung seiner Wege dennoch für deren zweckmäßige Einrichtung gesorgt hat.

In den bewohntern breitern Thälern findet man überall gute Fahrstraßen; je weiter sich solche den Hochflächen des Landes nähern, desto enger und unbequemer werden sie freilich. Sie verwandeln sich dann wohl in Reit- und Fußwege, bis sie sich zuletzt auf den wüsten Hochebenen gänzlich verlieren.

Dessen ungeachtet unternimmt der Norweger mit einem seltenen Muth, den er freilich zuweilen mit dem Leben büßt, Reisen, bei denen keiner von uns Gesellschaft leisten möchte. Die heftigen Schneewirbel, welche ihn unvermuthet überfallen, haben manchen schon, selbst auf der chaussirten Hauptstraße über den Fille Field, den Untergang bereitet. Die hohen Stangen zu beiden Seiten des Wegs aufgerichtet, verschwinden dem Auge unter den gewaltigen Schneemassen, die sich wirbelnd in der Luft kreisen, und das brave norwegische Pferd ist dann allein noch der sicherste Führer. Durch das kluge und vorsichtige Fühlen mit seinen Füßen unterscheidet es den festen Schnee der Straße von dem losern zur Seite, und führt fast immer sicher zum erwünschten Ziel. So lange der Bauer in seinem Schlitten sitzend noch sein Pferd mitten durch die wirbelnden Schneewolken sieht, gibt er die Hoffnung nicht auf. Wenn aber der Schnee ihm die nächsten Objekte verbirgt, und die dicken Winterkleider ihm jede Bewegung versagen, dann wird das treue Pferd allein sein Retter.

Unter diesen Umständen erscheint die elendeste Hütte wie ein kostbares Asyl, daher sind die hier auf dem Gebirge erbauten Wirthshäuser von großem Nutzen. Dort sind oft mehrere Reisende versammelt, die Tage lang auf besseres Wetter warten.

Man muß diese Gebirge passirt haben, um eine Vorstellung von der Menge Schnee und Regen zu bekommen, die hier niederfällt. Das benachbarte Meer schickt bei gewissen allgemeinen Temperaturveränderungen eine enorme Menge Dünste in die Luft, die sich gegen die kalten Gebirge heftig herabstürzen, und jene Erscheinungen hervorbringen.

Je weiter vom Meere, desto kühler ist die Luft, und desto allmählicher entledigt sie sich von ihren Dünsten, daher fällt weniger Regen und Schnee östlich vom Hauptgebirge im Innern des Landes.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Türkei, Bosnien und Serbien. *)

Herr Boué hat die Unzulänglichkeit und Unrichtigkeit der Karten von dem Centraltheil der Türkei dargethan. Die Dörfer und bewohnten Orte sind theils ausgelassen, theils unrichtig angegeben; eben so auch die Straßen. Die Herausgeber dieser Karten zeigen den westlichen Arm des obern Ibar, den untern Theil des Laufes des Eyrideres und den des Sukova gar nicht an. Endlich sind auch die Angaben hinsichtlich der Gebirge und Ebenen gänzlich falsch. Die Mitte jener Centralkette der Türkei, welche von den Geographen als der höchste Theil dargestellt wird, ist in der That der niedrigste, und der westliche Theil des Rhodope hat fast die Höhe der höchsten Spitzen der Centralkette. Die Geologie der türkischen Gebirgsketten scheint der Art zu seyn, daß es fast unmöglich ist den Despoto-Dagh gehörig von der Centralkette zu scheiden. Die türkischen Alpen scheinen durch verschiedene einzelne Naturerscheinungen gleichsam zerstückelt worden zu seyn, so zwar, daß sie vielmehr mehrere isolirte Ketten bilden, als einen einzigen zusammenhängenden Gebirgskamm. Der westliche Theil, oder der Tscharbagh (der Scodrus der Alten), ist der höchste Theil, und erstreckt sich von Uskub, oder Katschianik, bis gegen Alessio, oder Scutari. Er läuft fast von Nordost nach Südwest, und beginnt im Osten, ohne Widerlage, mit der Pyramide von Liubeten, westlich von Katschianik.

Es ist dieß eine aus krystallinischen Schiefern, hauptsächlich Talk- und Glimmerschiefer, mit kurzen Schichten von festem oder körnigem Kalkstein und Felsen reich an Feldspath bestehende Gebirgskette. Die Höhe der höchsten Gipfel kann 8000 Fuß betragen. Der östliche Theil der Centralkette, der Hämus oder die Balkans, bilden eine zusammenhängende Mauer von Sophia bis ans schwarze Meer; sie wird niedriger, je weiter sie nach Osten vorrückt. Der westliche Theil, welcher der höchste ist, führt den Namen großer Balkan; der östliche Theil wird der kleine Balkan genannt. Diese Kette scheint aus Urgestein oder dem zusammengesetzt zu seyn, was man alte Intermediärformation nennt, die sich im Süden mit krystallinischem Schiefer vergesellschaftet, während

*) Aus einem der französischen Akademie der Wissenschaften in einer ihrer jüngsten Sitzungen mitgetheilten Schreiben des Herrn Boué vom 25sten September 1836. Herr Boué hat in Begleitung einer Gesellschaft von Naturforschern, die sich vereinigt hatte, um die europäische Türkei zu durchforschen, das mittlere und südwestliche Serbien, die bosnische Provinz Novibazar, das albanesische Paschalik Ipek, das Paschalik Prisdina und ganz Macedonien fast vom Pindus und Olymp bis nach Dubnitza durchreist. In Salonichi trennte sich Herr Boué von seinen Gefährten, um die Reise ins Innere fortzusetzen; er besuchte Mittel-Rumelien und ging dann nach Bulgarien, dessen Gebirgsketten, die sich von Sophia aus an die Donau und ins Bannat erstrecken, er untersuchte.

sie im Norden große Widerlagen, größtentheils aus Molasse bestehend, hat. Das Maximum der Höhe des westlichen Theils dieser Gebirgskette, mit sanfteren Umrissen als der Tschardagh, mag etwas mehr als 5000 Fuß betragen. Der mittlere Theil der Centralkette, der sich von Katschianik nach Sophia ausdehnt, ist nichts als ein ziemlich hohes Plateau, auf dem sich hie und da Hügel erheben. Die Urschieferformation mit Kalkmassen herrscht vor; es findet sich auch Gneiß und Granit an einigen Stellen, nebst Dolerit- und Trachytfelsen. Das Maximum der Höhe dieser Gebirge ist 5000 Fuß; der Orbelus, der über diese Gruppe von kleinen Ketten emporragt, hat 6000 Fuß. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß man so leicht über diese Gebirge hinüberkommt, indem man fast gar keinen Engpaß findet. Die Centralkette der Türkei theilt sich also in eine hohe westliche und eine niedere östliche Mauer, die man in ihrer größten Breite in Einem Tage übersteigen kann. Zwischen diesen beiden Gebirgswänden befindet sich ein Plateau mit verschiedenen kleinen Felsenwänden, die nur selten eine Masse bilden, und an deren westlichem Rande sich in der Mitte der Orbelus befindet, der die Wasserscheide des Vardar und Strymon und den Schlüssel zu der Straße bildet, welche die südbaltanische Türkei, oder Rumelien, mit dem obern Macedonien und Albanien verbindet.

Der Despoto-Dagh, oder Rhodope der Alten, ist eine viel breitere Kette als die Centralkette; sie beginnt zu Dubnicza, Rilo und Dschumaka, und zieht sich von Nordwest nach Südost, oder von Westnordwest nach Ostsüdost an das Meer von Marmora, und setzt sich in Kleinasien unter dem Namen Taurus fort. Der westliche Theil, der den Perin-Dagh in sich begreift und südwestlich von Dschumaka gelegen ist, ist der höchste, denn er steigt bis zu 7000 Fuß empor. Von fern gesehen, bietet er einen imposanten Anblick; an der nördlichen Seite hat er wenig niedere alluvial- oder tertiäre Widerlagen und zieht sich unmerklich an das ägäische Meer hinab. Es ist eine Anhäufung von sehr krystallinischen Schiefern mit viel Amphibolit, Granitfelsen, kurzen Schichten von körnigem Kalk und besonders viel Granit oder Pegmatit in Gängen. In der Nähe des Granits enthält der Kalkstein oft schöne Mineralien, als Amethyst, Granaten, Idocras, Actinot, Tremolith, grünen Augit u. s. w. Diese im Ganzen ziemlich mit Waldung bedeckte Kette hat auf der Höhe Tannen und Lärchen und unten Eichen; sie ist von Spalten durchklüftet, und bildet die wichtigste Centralposition von Rumelien hauptsächlich deßhalb, weil sie mit dem großen porphyrischen und trachytischen Gebirgssystem von Karatova zusammenhängt, und durch dieses mit dem Orbelus verbunden ist, der von den Geographen mit dem im Lande unbekannten Namen Egrisudagh bezeichnet wird. Die etwas niedrigern Ketten des Pindus und Olymp scheinen krystallinischer Schiefer zu seyn, allein der Pindus hat große Widerlagen von festem Kalkstein. Zwischen Novibazar, Ipek, der Herzegewina und dem südlichen Bosnien befindet sich eine unermeßliche Gebirgsgruppe, welche eine besondere verschiedene Namen führende Kette bildet, aus Jurakalk mit einem Depot von Trias besteht, und in welcher mehrere Flüsse entspringen. Die höchsten Gipfel messen 6000 Fuß. Diese Kette zieht sich ungefähr von Nordost nach Südwest; es gibt hier viel Waldung und Weide.

In Bosnien gibt es auch intermediäre Gebirgsketten von wenigstens gleicher Höhe wie die obigen, besonders südöstlich von Mostar.

Serbien ist ein Gebirgsland mit Eichenwaldungen; der intermediäre Boden von neuer Formation bricht kaum durch die tertiäre Molasse, Thonerde und Sand durch. So haben sich im Mittelpunkt des Landes kleine zusammenhängende von Nord nach Süd streichende, selten mehr als 2000 Fuß hohe Anhöhen gebildet. Im südlichen Serbien, an der türkischen Gränze, erheben sich hohe Gebirge, deren Gipfel von Bäumen entblößt und mit subalpinischer und alpinischer Vegetation bedeckt sind; dieß sind die Gebirge von krystallinischem Schiefer um Jastrebacz, Plocsa und Kopaunik, der aus Urschiefer, Kalk, Syenit und Serpentin besteht. Das westliche Serbien ist gebirgiger als der mittlere Theil des Landes, und hat, wie Bosnien, Ketten von ziemlich hohen Kalkgebirgen mit Bleiglanz. Im östlichen Serbien und westlichen Bulgarien hat Herr Boné große Anhäufungen von Trias gefunden, der dem der deutschen Alpen ziemlich ähnlich ist. Nichts desto weniger besteht jedoch der größte Theil der Kette, welche ungefähr von Nordnordwest nach Südsüdost, vom Defilé der Donau bis nach Sophia oder an den Hämus streicht, aus festem Jurakalk. Auf dem östlichen Abhang dieser Kette enthalten die aufliegenden Massen viele Fossilien. Die Höhe der Kalkgebirgskette von Bulgarien kann auf 3000 Fuß geschätzt werden; ihr niedrigster Abschnitt befindet sich südöstlich von Nissa, zwischen dieser Stadt und dem Thal von Timet. Der Rtan, eine Pyramide, welche diesen niedern Theil im Norden beherrscht, hat an seinem südlichen Fuß einen natürlichen Brunnen, auf dessen Boden sich im Sommer Eis und Schnee findet.

Die große Kreidenformation des südlichen Europa's mit Nummuliten und Hippuriten erstreckt sich von Dalmatien in das westliche Bosnien und ganz Albanien. Tertiäre Bassins, den ungarischen ähnlich, nehmen in der Türkei vielen Raum ein. Man findet auch — besonders in Serbien und gegen die Donau — tertiäre Muschelkalk-Braunkohle in der Nähe von Sophia und Dubnicza, und am Defilé der Donau. Zwischen Komanova und Straczin, zwischen diesem letztern Flecken und Karatova, und zwischen Egri-Palanca und Kostendil hat man große Lager von Trachyt und trachytische Agglomeraten gefunden. Auch im Süden von Gafadaryi, so wie bei Vodena und Macedonien finden sich Lager, wo sich bimssteinartige Agglomerate mit Travertin verbinden.

Die Formation in der Umgebung von Karatova enthält sehr viel verschiedenartigen metallhaltigen Porphyr, der Streifen von kohlensaurem Kalk und silberhaltigem Bleiglanz in sich schließt. Es findet hier reiche Ausbeute statt, und dieß waren die einzigen Minen, welche die Reisenden in der Türkei fanden. Die starken Adern von syenitischem Porphyr, welche im Bannat die Urformation der Grauwacke von Nord nach Süd durchziehen, in festen, körnigen Kalk umsetzen, und Granaten, Amphibolen und kleine Nester von Kupferkies in sich schließen, zeigen sich auch hie und da im östlichen Serbien, zu Maidanpek bis nach Tandn, und ähnliche Lager findet man im mittlern und westlichen Serbien. Der Serpentin bricht im mittlern und südwestlichen Theil von Serbien häufig durch die Grauwacke und den Schiefer; auch in den Paschaliks Novibazar und Pristina und im südwestlichen Macedonien findet sich Serpentin. Oestlich vom See Castoria bestehen die Berggruppen aus herrlichem Porphyr. Granit findet sich im Ueberfluß in den Gebirgen Rilodagh, Perindagh und Kresyna, so wie auch westlich von Kostendil. Der nördliche Theil des Bassins von Sitoglia wird gegen Westen von sehr feldspathigem Gneiß mit viel Granit begränzt, während sich gegen Osten krystallinischer Schiefer mit Dolomiten, denen des Gotthard ähnlich, findet. Der intermediäre Urboden Serbiens ist reich an Säuerlingen (Sauerbrunnen). Auch finden sich im östlichen Serbien und im Süden der Centralkette viele warme Quellen, welche sämmtlich in der Nähe von Trachyt-, Dolerit- oder Syenitlagern entspringen. Ihre Temperatur ist zwischen 55 und 56⅔° R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1836.

Temperatur, Vegetation, Acker- und Gartenbau in Norwegen und Schweden.

Der Süden von Schweden, die Provinz Schonen gleicht in seiner ganzen Physiognomie Noebdeutschland. Aber aus Schonen tritt man nördlich ins eigentliche Schweden, welches mit geringen Abwechselungen seinen eigenthümlichen Gebirgs-Charakter beibehält: große öde Waldstrecken auf weiten ausgedehnten Felslagern, zwischen denen fruchtbare und anmuthige Thäler und romantische Seelandschaften hindurchziehen.

Im südlichen Norwegen ist dagegen nur ein kleiner Flächenraum, der Norddeutschlands Ansehen hat. Es ist die Grafschaft Wedel Jaelsberg, wenige Quadratmeilen groß, eine Ebene von hoher Fruchtbarkeit, noch ansprechender als Schonen. Das großartige schöne gräfliche Schloß repräsentiet in der Mitte der Ebene den Produktenreichthum derselben, indem es mit großen saubern Wirthschaftsgebäuden umgeben ist. Eine gesegnete kleine Kornebene bringt in einem großen Felsreich wie Norwegen, viel ein.

Wenn auch die nördliche Lage von Skandinavien die Temperatur und die Pflanzen bestimmt, welche ihnen zukommt, so treffen wir doch auf Vegetationsbegünstigungen, die von Lokalbeschaffenheiten herrühren. Wir sehen in Christiania edle Obstsorten reifen. Wir aßen dort Aprikosen, Pfirsiche, Weintrauben, die wir in Hinterpommern selten reifen sehen, obgleich Christiania schon unterm 60sten Breitengrade liegt, folglich in einer andern klimatischen Zone. Aber darin hat diese Stadt eine besonders günstige Lage. Ganz niedrig an der Spitze eines Meerbusens, der sich fast 15 deutsche Meilen tief ins Land hineinzieht, dabei in Norden, Westen und Osten von Gebirgsmassen dicht umlagert, und so gegen alle kalten Luftstriche geschützt, nur gegen Süden eine schmale Oeffnung, die den warmen Luftstrich und die befruchtenden Seewinde hereinläßt. Ich möchte Christiania das Mistbeet von Norwegen nennen. Hier vergißt man, daß man in Norwegen ist. Doch darf man sich nicht zu weit von Cheistiania entfernen, dann wird es gleich rauher, dann kündigt der 60ste Breitengrad seine Rechte an, der Boden erhebt sich rings um Christiania zur mittlern Höhe von 600 Fuß. Der Sommer in Bogstad, eine halbe Meile von Cheistiania, ist gleich um einen Monat kürzer.

Im Kirchspiel Toten, das nur einige Meilen nördlich von der Hauptstadt liegt, so auch in Kongsberg, steigt die Hitze bis auf einige 20°. Aber von den vier Jaheeszeiten fällt der Herbst fast ganz weg.

Christiania hat dabei auch eine sehr reizende Lage. Die Stadt erhebt sich im Halbkreis um den breiten Spiegel des Golfs, auf dem viele Masten und Segel schwimmen. Auf einer flachen Landzunge, die in den Golf vorspringt, steht die Feste Aggerhuus mit ihren hohen Wällen. Die nächste Umgebung ist eine freie Ebene, mit einem Grün geschmückt, dessen Frische uns im Norden so oft ergötzte; dabei voll Abwechselung der Gärten, Felder, Wiesen. Nirgend ein öder Flecken. Aus dieser Ebene erheben sich romantisch eine Menge grüner Hügel steil und hoch, auf denen unter dunklem Laubbusch hübsche Sommerhäuser hervorschimmern. Ein jedes hat seine eigene reizende Lage, jedes seinen eigenen malerischen Horizont. Den Hintergrund der ganzen schönen Landschaft schmückt rings herum ein Kranz dunkler Waldgebirge, und hinter diesen erheben sich in blauer Ferne die glänzenden Schneegebirge von Hallingdalen. Sie erhöhen durch ihren Farbenwechsel das Malerische dieses schönen Rundgemäldes. Kommt man von Norddeutschland, so wird man auf der Höhe des Ege-Bergs, dicht vor Christiania, wunderbar überrascht von dem Anblick eines solchen Panorama's. Es ist zu weit, zu ausgedehnt, um es in dem engen Rahmen einer Landschaft einzuklemmen.

Nördlich von Drontheim hört der Anbau der Cerealien auf. Hier beginnt das nördliche Norwegen, das unfahrbare Felsland, das Land der Lappen und Rennthiere, wo die Landstraßen aufhören. Die Provinzen des südlichen Norwegens bestehen theils aus langen, bald engen, bald weiten Thälern, theils aus Bergkesseln, die rings herum durch hohe Gebirge von einander abgeschlossen zu seyn scheinen. Viele Thäler endigen nach oben in weite Schneefelder, die als Hochplateaux den Raum von 20, 30 bis 40 Quadratmeilen einnehmen, und als terra incognita dastehen. In vielen dieser Thäler herrscht während der paar Sommermonate eine tropische Hitze, die im Julius

und August so hoch steigt, daß die Holzwände der Häuser, welche gegen Mittag liegen, schwarz gebrannt sind. In Ullensvang, einem Ort, der sich schon der Westküste nähert, und der zwischen hohen Schneegebirgen liegt, begünstigt die Lokalität das Klima so sehr, daß man dort auf demselben Gerstenfelde schon zwei Ernten in einem Sommer erlebte.

Die dünne Luft dieser Regionen verursacht mit jene dunkle Politur der Holzwände, denn man bemerkt solche nur in denjenigen Landstrichen, die 1000 Fuß über dem Meer liegen. In der Nähe erscheinen diese Wände bunt, als wären sie aus farbigem Holz zusammengesetzt. Die Wirkung der Sonne auf den südlichen Abhängen ist in manchen Thälern fast tropisch. Die Sonnenstrahlen treffen jene Flächen perpendikulär, und bewirken die enorme Hitze in den Thälern.

(Schluß folgt.)

Die Bukowina.

(Schluß.)

Sind diese Völker schon in Beziehung auf Religion unter einander verschieden, so sind sie es mehr noch hinsichtlich ihrer Charaktere und Lebensweise. Der Moldauer-Walache oder Moldowani, steht als ursprünglich Eingeborner auf der untersten Stufe der Kultur, ist faul und träge, abergläubisch, der Gebirgsbewohner sogar wild und roh, zum unsteten Leben und daher zur Viehzucht mehr als zum Ackerbau geneigt; er liebt über Alles den Branntwein, Tanz und Gesang; in seinem Anzug ist er übrigens reinlich und kann außerhalb seines Hauses selten einer Unhöflichkeit bezüchtigt werden. In seinem Hause dagegen ist er gebieterisch und verlangt, daß man ihn mit Anstand behandelt; er ist daher mit Güte weit leichter zu bezwingen, als mit Strenge. Der Rusniake, obschon nicht minder dem Branntwein zugethan, ist bei weitem fleißiger und arbeitsamer als sein walachischer Nachbar, hingegen mehr sclavisch, kriechend und nie freimüthigen Sinnes, auch minder reinlich wie dieser. Die in achtzehn verschiedenen Dörfern angesiedelten Deutschen bekennen sich zur evangelischen Kirche und zeichnen sich vor Allen übrigen anwohnenden Völkern aus durch Fleiß, Unverdrossenheit und Arbeitsamkeit; sie beschäftigen sich größtentheils mit dem Ackerbau, und sind zum Theil auch Professionisten, Glasarbeiter, Holzhauer u. s. w. Die Ungarn haben sich in fünf verschiedenen Dörfern angesiedelt, da sie jede ländliche Beschäftigung dem Landbau vorziehen. Dem Ungar in der Bukowina kann zwar Trägheit nicht vorgeworfen werden, vielmehr ist er lebhaft und unternehmend, allein mehr oder minder dem Diebstahl, namentlich des Viehs ergeben, und selten sind die Gefängnisse leer von Verbrechern aus dieser Nation; überhaupt ist das Verbrechen des Diebstahls das herrschende im Lande. Der Armenier, größtentheils in den Städten sich aufhaltend, ist spekulativ, hinterlistig, lebt schmutzig und eingezogen, übrigens getreu seinen Nationalsitten und Gebräuchen, und vermischt sich äußerst selten durch Heurathen mit andern Nationen. Verschieden von den schismatischen Armeniern sind die andern katholischen Armenier, welche sich zwischen dem Pruth und Dniester aufhalten und Güterbesitzer oder Pächter sind; sie unterscheiden sich sowohl in Hinsicht auf Handlungsweise als auf Denkungsart und Charakter von erstern, und verdienen jedenfalls den Vorzug. Die Filiponen oder Lipowaner, welche im J. 1783, vom schwarzen Meere nach der Bukowina gekommen und unter Kaiser Joseph II die freie Religionsausübung und die Befreiung vom Militärstande erhalten haben, sind ruhige, friedfertige Menschen, dabei arbeitsam und thätig, betreiben den Ackerbau und die Obstpflege, und nähren sich größtentheils vom Handel mit frischem und gedörrtem Obst, Fischen und selbst verfertigten Seilerwaaren. Dabei sind sie auch vorzüglich geschickt im Teich- und Kanalbauwesen, in Trockenlegung nasser und sumpfiger Gründe u. s. w. Von andern Völkern halten sie sich ganz getrennt und bewohnen drei besondere Dörfer, Klimautz, Fontina Alba und Mitoka. Sie sind etwa 10,000 Köpfe stark, und bekennen sich ihrer Profession nach zum griechischen Kultus, haben aber ihren eigenen Gottesdienst und religiöse Gebräuche. Die Anzahl der Zigeuner ist gering, und seitdem sie den Dorfgemeinden einverleibt worden, sind sie von dem herumziehenden Nomadenleben größtentheils abgekommen; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, mehrere sind auch Schmiede, und ein anderer Theil beschäftigt sich mit Verfertigung hölzerner Gefäße, als Kannen, Mulden, Löffeln u. s. w., woher sie den Namen Lingauras haben. Der Jude verläugnet auch in der Bukowina den Charakter seiner Nation nicht, und sein Einfluß in alle Geldgeschäfte ist unverkennbar, obschon ihre Anzahl verhältnißmäßig bei weitem nicht so groß ist, als in den übrigen Kreisen Galliziens. In seinen und des Armeniers Händen ist beinahe der gesammte Handel, so wie auch die Branntweinbrennereien, Gerbereien, Brauereien und Wirthshäuser.

Die Bukowina hat im Ganzen einen, gewiß für jeden Zweig der Landwirthschaft höchst vortheilhaft geeigneten Boden, allein dessen Kultivirung ist immerhin noch weit zurück, und keiner der verschiedenen landwirthschaftlichen Zweige einigermaßen vortheilhaft benützt. Ungeachtet der Moldauer und Rusniak das alljährlich sich erneuernde Beispiel seines Nachbars, des deutschen Kolonisten, vor Augen hat, welcher seine Ackergründe düngt, gehörig bearbeitet, dafür auch eine ergiebige Ernte hat und im Wohlstand lebt, ungeachtet dessen hält er seinen schwerfälligen nicht einmal mit Eisen beschlagenen Pflug, der zum Ackern eine Bespannung von 6 bis 8 Ochsen erfordert, bei, verbrennt den Dünger statt ihn auf das Feld zu bringen, hat weder Scheune, noch Dreschtenne, noch Stallungen. Auch bei den Gutsbesitzern, wenige ausgenommen, ist die Feldwirthschaft nicht besser bestellt. Von der nachfolgenden, eines ausgebreiteteren Unterrichts genießenden Nation dürfte jedoch eine um so verbesserte Kultur des Bodens zu erwarten seyn, indem die Landesregierung nichts verabsäumt, auch in ihren entferntern Staaten die Nationalökonomie, die Grundfeste des Nationalreichthums, zu heben und zu fördern. Der Handel nach Auswärts beschränkt sich in der Bukowina größtentheils auf Naturprodukte, als Silber, Kupfer, sowohl Kupferplatten als Rosettenkupfer, Eisen, Roh- und Stabeisen, Blei, Steinsalz und andere Mineralien; Hauptgegen-

stand des Handels bieten jedoch die außerordentlich beträchtlichen Waldungen dar, durch welche an Bau- und Stabholz, so wie an Pottasche und Holzasche viel gewonnen wird, nebstdem daß auch die eigenen Berg- und Hüttenwerke damit versehen werden. Noch ärmer ist die Provinz an zur Ausfuhr geeigneten Fabrikaten. Der bedeutendste Artikel, für welchen baares Geld vom Auslande gezogen wird, besteht in Glaswaaren, welche in vier Fabriken zu Krasna erzeugt, und als Hohl- und Tafelglas nach Bessarabien, in die Moldau und bis nach Konstantinopel abgesetzt werden. Das Aerarial-Kupferhammerwerk zu Poschoritta und die Eisenhüttenwerke des Herrn Manz von Mariensee liefern verschiedene Gattungen Geschirr und Handwerkszeug, womit auch ziemlich nach Außen verkehrt wird.

Dem Bukowiner kann übrigens Anlage zur Industrie nicht abgesprochen werden; er betreibt eine mit dem Grade seiner Kultur und mit seinen Bedürfnissen im Verhältniß stehende Industrie, insbesondere der Gebirgsbewohner, welcher seine ganze Bekleidung selbst verfertigt. Er baut Hanf, sein Weib spinnt das Garn, webt Leinwand und verfertigt die für die Familie erforderliche Linnenkleidung, in welcher beide Geschlechter reinlich erscheinen. Die von den Schafen gewonnene Wolle wird ebenfalls gesponnen und das gemeine Sukman-Tuch und Kotzen daraus gewoben, welche sie auch selbst walken. Außer diesem Tuch wird auch ein Theil der Winterkleidung besorgt. Die Kopfbedeckung besteht aus Lämmerfellen und aus Thierhäuten (Ozincze), die theils roh, theils gegärbt, die Fußbekleidung geben. Mit den Kotzen (eine Art Teppiche) bedeckt er den an den Zimmerwänden stehenden Diwan, der zugleich als Schlafstelle für die ganze Familie dient. Sein Haus stellt er mit Hülfe einiger Nachbarn selbst auf, wobei das Holz gewöhnlich nur auf einer Seite gezimmert ist; das Dach wird mit Dranitzen (lange und breite Schindeln ohne Einschnitt) bedeckt, und mit Steinen belegt. In jedem Wohnzimmer ist ein Backofen von Steinen aufgestellt, aus welchem der Rauch durch einen aus Ruthen geflochtenen, mit Lehm ausgeschmierten engen Schornstein in das Vorhaus geleitet wird. Besser sind die Häuser der Deutschen und Filiponen bestellt, die gewöhnlich aus Fachwerk bestehen, mit einer Scheuer und Schwein- und Geflügelstallungen, bei welchen gewöhnlich auch Bienenhäuser angebracht sind. Die gewöhnliche Kost des Bukowiners ist gesund und nahrhaft, und besteht aus einfach zubereitetem, mit Wasser gekochtem Maismehl, wovon beinahe die gesammte Volksmenge lebt, deren Mehrheit selbst zum Lebensgenusse nichts weiter als die aus diesem Korn verfertigte sogenannte Mamalyge und den Pflaumenbranntwein rechnet. Den Maisbau kennt man in der Bukowina übrigens erst seit dem J. 1710, um welche Zeit ihn der moldauische Fürst Nikolaus Maurocordato eingeführt, und dadurch unstreitig auch den ersten Impuls zur Vermehrung der Volksmenge gegeben hat.

Die erste Haupt- und Kreisstadt der Bukowina ist Czernowitz, nach welcher auch die Provinz, seit sie unter der Administration des gallizischen Guberniums steht, der Czernowitzer Kreis genannt wird. Die Stadt hat eine hübsche Lage am Pruth, ist Sitz des Kreisamtes, eines Landgerichts, womit zugleich das Kriminalgericht verbunden ist, und Sitz eines griechischen Bischofs. Sie enthält 900 Häuser mit 9795 Einwohnern, worunter gegen 1450 Juden, eine griechische Kathedrale, eine römisch-katholische Hauptkirche und einige griechische Bethäuser. Außerdem ist vorhanden, eine philosophische Lehranstalt, ein Gymnasium, eine Kreishauptschule, eine Lehranstalt für Hebammen, und sonstige Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten. So wie sich die Stadt Czernowitz von Jahr zu Jahr emporhebt, an Bevölkerung und Zahl solider Häuser zunimmt, beinahe in demselben Grade kommen die Städte Sereth und Suczawa in Abnahme. Sereth ist die älteste Stadt der Bukowina. Suczawa war einst die Residenzstadt der Hospodars und sehr blühend, von dem Palaste der Fürsten und einer Metropole sind noch Ruinen sichtbar. Zur Zeit der Militäradministration hatte Suczawa auch die Vorrechte einer freien Handelsstadt, welche sie aber bald wieder ablehnte, weil die Insassen ihren Vortheil nicht verstanden. Eine Meile von Czernowitz gegen Westen sind auf einem hohen Berge, Cecina genannt, von dem sich eine weite Aussicht nach Gallizien und in die Moldau dem Auge darbietet, Ruinen eines uralten Schlosses, dessen Namen und Entstehung man jedoch nicht kennt, da weder schriftliche noch mündliche Traditionen vorhanden sind.

Zur Erleichterung des Verkehrs durchkreuzen die Bukowina drei Hauptstraßen, die gut chaussirt sind und nach Siebenbürgen und Gallizien führen. Die erste, zugleich Poststraße, leitet von Sniatyn über Czernowitz, Sereth und Suczawa durch die ganze Bukowina; sie hat eine Länge von 35 Meilen und 12 Poststationen, welche von Sniatyn bis an die Siebenbürger hin sich befinden. Die zweite ist die sogenannte verdeckte Militärstraße, welche bei Dubowitz, 2 Meilen unter Sniatyn, von der Hauptstraße ablenkt, rechts nach Hlinitza wendet, wo eine Ueberfahrt über den Pruth besteht, und dann über Draczinetz, Storosnitz, Budenitz, Wikow, Marschina, Solka nach Gurahumora geht, um sich mit der Poststraße zu verbinden. Die Länge dieser Straße beträgt über 17 M., und sie ist wie erstere chausseemäßig und vollständig konstruirt. Eine dritte Verbindungsstraße mit Gallizien führt über Kuczurak nach Zaleszczyk auf eine Strecke von fünf Meilen. Um das Eindringen der Pest aus der Moldau zu verhindern, sind nebst dem gewöhnlich bestehenden Pestkordon, welcher in 173 längs dieser Gränzlinie aufgestellten Czardaquen die Aufsicht hält, und bei verdächtigen und gefahrdrohenden Zeiten vermehrt wird, auch zwei Kontumazämter unweit Bojan und Bossancze, und zwei Rastelämter in Simoutz und Brasestie aufgestellt, welche zweckmäßig eingerichtet und von solidem Material erbaut sind.

Geologische Notizen.

In der am 1ten November erfolgten Eröffnung der Sitzungen der geologischen Gesellschaft zu London las Herr Hugh Edwin Strickland, unlängst aus Kleinasien zurückgekehrt, eine Denkschrift über die Struktur des von ihm besuchten Landes im Allgemeinen. Er war auf einem Theil dieser Reise von Herrn Hamilton, einem der Sekretäre der Gesellschaft, begleitet worden, und kündigte an, daß die gelesene Schrift die erste einer Reihenfolge sey, welche die Resultate ihrer Forschungen enthalte. Die Berichte des vorgelesenen Theils beschränkten sich auf die während eines Winteraufenthalts zu Smyrna und auf zwei

Reisen — die eine durch die Thäler des Mäander und Cayster, die andere von Konstantinopel nach Smyrna — gemachten Bemerkungen.

Die hervorragendste physische Gestaltung dieses Theils von Kleinasien bilden vier Gebirgsketten, welche in einer allgemeinen Richtung von Osten nach Westen streichen, und zwischen denen der Hermus, der Cayster und der Mäander fließen. Ein anderer Gebirgszug beginnt mit dem Berg Ida und erstreckt sich bis zum mysischen Olymp. Außer diesen Hauptgebirgsketten gibt es noch andere, welche, obschon von ähnlicher geologischer Struktur, nicht dieselbe Gestalt haben, und dennoch von Herrn Strickland als von demselben Alter betrachtet werden. Die geologische Struktur des Landes ist einfach: die Formationen bestehen in Granit, Glimmer- und andern Schiefern, verbunden mit Marmorschichten und Quarzfelsen; Hippuritenkalk und Schiefer; tertiären Süß- und Meerwasserablagerungen; alten und neuen vulkanischen Felsen und neuern wässerigen Anhäufungen. Der Verfasser bemerkte keinen Granit an Ort und Stelle, doch sagt er, auf die Autorität der Herren Fontanier, Texier und anderer Reisenden gestützt, daß die höchsten Theile des Ida, des mysischen Olymps, des bithynischen Olymps, des Bergs Dindymus, der Berge Tmolus und Latmus aus Granit bestehen. Die Glimmerschiefer, nebst den damit verbundenen Felsen, nehmen eine bedeutende Stelle in der Geologie von Kleinasien ein, da fast alle Gebirgsketten, welche das Land durchschneiden, daraus bestehen. Der körnige Marmor ist in den Schiefer eingelagert, und kommt auf der Insel Proconnesus in solcher Ausdehnung vor, daß das umgebende Meer davon den Namen Marmora erhalten hat. Auch an der westlichen und südlichen Seite des Olymps, zu Ephesus und im Thal des Cayster kommt häufig Marmor vor. Der Hippuritenkalk, aus dem jenes große Felsensystem besteht, welches einen großen Theil von Europa einnimmt, und der gewöhnlich als sekundär bezeichnet wird, findet sich im nordwestlichen Theil von Kleinasien nur spärlich zerstreut. Die Hauptlokalitäten, wo er von den Herren Strickland und Hamilton gefunden wurde, sind die südliche Seite des Sees Apollonia, der Berg Tartali, östlich von Smyrna, der Berg Sipylus, die Halbinsel Carabarnu und die Insel Scio. Mit dem Kalkstein findet sich gelegentlich ein grünlicher, schieferiger Sandstein verbunden, der dem italienischen Macigno etwas ähnelt, und auf dem Berg Corax, westlich von Smyrna, finden sich feste schieferige Mergel und kalkfreier Sandstein, welche, wie der Verfasser glaubt, von gleichem Alter sind. Die tertiären Süßwasserseeformationen kommen fast in jedem großen Thal vor, und scheinen vor Zeiten einen weit größern Raum eingenommen zu haben als jetzt. Sie bestehen aus horizontalen, oft mehrere hundert Fuß mächtigen Schichten von Kalkmergel, weißem Kalkstein, der zuweilen der italienischen Scaglia gleicht, Kreide mit Nestern von braunem oder schwarzem Feuerstein, und aus weißem, sandigem Kalkstein, Sandstein, Sand und Kies. An einigen Stellen finden sich eine Menge von Muscheln der Genera Helix, Unio, Cyclas, Lymnea, Planorbis und Paludina in diesen Formationen, und in der Nähe von Smyrna auch Ueberreste dikotyledonischer Pflanzen.

Die Denkschrift theilte zugleich genaue Nachweisungen hinsichtlich der geographischen Vertheilung der Formationen mit, und als bemerkenswerther Umstand wird bezeichnet, daß sich ungeachtet der allgemeinen Verbreitung der Süßwasserseeformation dennoch keine Spur von derselben in dem Thal des Cayster findet. Tertiäre Meerablagerungen kommen im südlichen Theil von Tenedos, an der Küste von Troas und an beiden Ufern der Dardanellen vor; da aber Herr Strickland diese nicht persönlich untersucht hat, so werden keine Nachweisungen über ihre Struktur mitgetheilt. Die ältesten vulkanischen Felsen bestehen aus Grünstein, Trachyt und Basalt. Der Grünstein kommt hauptsächlich zwischen Kesterlek und Adrianos und rings um das Dorf Eschen vor. Seine Verbindung mit andern Formationen ist noch nicht genau ermittelt, allein aus einer Bank von Grünstein, welche eine Tertiärablagerung unweit Eschen durchschneidet, schließt Herr Strickland, daß der Trapp in der Nachbarschaft dieses Dorfes von nicht höherem Alter ist. Trachyt ist häufig über den westlichen Theil von Kleinasien zerstreut, und Herr Strickland ist der Meinung, daß ein Theil desselben älter, ein anderer jünger sey, als die Süßwasserseeablagerungsschichte.

Ferner wird eine Aufzählung der Lokalitäten mitgetheilt, an denen Herr Strickland und Herr Hamilton während ihrer Reise von Konstantinopel nach Smyrna vulkanische Felsen bemerkten. Die besonders interessanten Punkte sind zwischen Debrent und Tauschanli, wo vulkanische Trümmer mit einem Sandstein von Süßwasserseeformation untermischt sind; ferner Ghiediz, wo ein konischer Fels von trachytischem Basalt einen zehn Fuß dicken Strom von Lava ergossen hat, der auf Sand und Kies lagert, und, wie Herr Strickland glaubt, von späterem Ursprung ist, als der Kalkstein von Süßwasserseeformation, und dann die konischen trachytischen Hügel, westlich von Kabek, gebildet durch eine Eruption von vulkanischen Stoffen, welche älter ist als die Süßwasserseeformation der Ebene von Huschat, weil die Kiesschichten dieser Formation viele Trachytstücke enthalten. Neuere vulkanische Felsen wurden nur in Phrygia Catacecaumene und in Lydien bemerkt, und werden von Herrn Strickland in Bezug auf die übrigen Formationen, und nicht auf historische Begebenheiten, neu genannt. Diese vulkanischen Dämme erheben sich zum Theil aus dem Süßwasserkalkstein des Thals des Hermus und zum Theil am Abhang der schieferigen Hügel, welche jenes Thal gegen Süden begränzen. Sie bestehen aus Schlacken und Lava, und stammen aus zwei Epochen, welche durch die Verschiedenheit ihres Zustandes der Erhaltung und das Aussehen der aus ihnen geflossenen Lavaströme bezeichnet werden. Die ältern Kegel, ungefähr dreißig an der Zahl, sind niedrig und flach; ihre Krater sind verschwunden, oder nur noch an einer leichten Einsenkung zu erkennen, und alle ihre Vorragungen scheinen von der Zeit geglättet worden zu seyn. Sie sind von Weinbergen bedeckt, welche den schon zu Strabo's Zeiten berühmten Wein von Catacecaumene hervorbringen, und die aus ihnen geflossenen Ströme von Basalt oder Lava sind mit Rasen bedeckt. Die neuern Vulkane, nur drei an der Zahl, tragen noch ihren unveränderten Charakter, obschon sie seit länger als 3000 Jahren erloschen sind. Die Krater sind noch ganz erhalten, und die Lavaströme schwarz, rauh und kahl. Herr Strickland macht auf die vollkommene Aehnlichkeit zwischen der vulkanischen Struktur von Catacecaumene und den vulkanischen Distrikten von Centralfrankreich aufmerksam. In beiden Ländern finden sich ausgedehnte tertiäre Süßwasserseeablagerungen; vulkanische, erloschene Kegel aus dem frühesten Alterthum und doch mit Lavaströmen verbunden, welche den spätesten Produkten vulkanischer Thätigkeit gleichen, und in jedem Distrikt tertiäre Hügel mit aufgesetzten Plateaux von Basalt nebst Strömen der härtesten Lava von fließendem Wasser ausgewaschen.

Unter der Rubrik: „wässerige Anhäufungen,“ wurde des von den heißen Quellen am Fuß des Olymp abgelagerten Travertins gedacht, der eine Plattform bildet, die sich ungefähr zwei Meilen weit von den jetzigen Quellen bis in die Stadt Brussa ausdehnt, wo sie ungefähr eine halbe Meile breit und hundert Fuß hoch ist. Dann ward eine Beschreibung mitgetheilt von den Veränderungen, welche durch die Ablagerungen der Flüsse in der Nähe ihrer Mündungen vor sich gehen. So ist jetzt die Insel Lade ein Hügel mitten in einer Ebene; der latmische Golf hat sich in einen Binnensee verwandelt; die einst blühende Stadt Milete hat ihren Hafen verloren und ist ein Haufe von Ruinen geworden; der Hafen von Ephesus hat sich in einen stinkenden Sumpf verwandelt, und das Delta des Hermus droht in einigen Jahrhunderten den Hafen der reichen Stadt Smyrna zu zerstören. Die Schrift schloß mit Beschreibung einer neuerlichen Süßwasserseeablagerung im Thal des Rhyndacus, oberhalb Kirmasteu, welche größtentheils von diesem Fluß weggespült zu seyn scheint, indem nur noch einzelne Plattformen von 30 oder 60 Fuß Höhe an den Seiten des Thals übrig sind.

Bis jetzt hatte man noch nicht mit Bestimmtheit das Vorhandenseyn fossiler Knochen von Kamelen nachgewiesen, eben so wenig als dieß von den sogenannten Quadrumanen, Affen und Makis, der Fall war. Jetzt aber hat ein Herr Durand, Offizier im Dienste der ostindischen Kompagnie, aus Dadapur den Hirnschädel einer Kamelart nach Europa geschickt, der im Südabhang der subhimalayischen Berge in einem sehr harten gewöhnlich zum Bauen verwendeten Sandstein sich fand. Das Schreiben, welches vom 11ten April d. J. ist, wurde der französischen Akademie durch Herrn Blainville mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1836.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Esmeralda in der großen Oper.

Die Worte von Viktor Hugo, die Musik von Mlle. Bertin.

Notre Dame von Paris, von Viktor Hugo, wird noch lange leben, wenn seine Dramen und selbst seine Gedichte längst vergessen sind. Diesen schönen Roman in ein Opergedicht zu übersetzen, war ein höchst unkluges Unternehmen. Selten ist es einem Dichter gelungen, aus einem eigenen Werke einen guten Operntext herauszuziehen. Viktor Hugo konnte dieß weniger noch als ein anderer. Er hat es dennoch gethan, und zu seinem Schaden. Was seinem ursprünglichen Werke den großen Reiz verleiht, ist nicht sowohl das darin waltende tragische Schicksal als die bunte Kunst und Phantasie, mit welcher Geschichte und Fabel des alten Paris um seine ehrwürdige Liebfrauenkirche sich bewegen. Man vergißt über dieser schönen Form den Grundgedanken des Gedichtes, „das Verhängniß," und selbst die mit so vieler Vorliebe geschilderte Häßlichkeit Quasimodo's findet ein versöhnendes Gegengewicht in seinem edlen Gemüthe, in der Schlußscene des Romans, der mit dem Tode Quasimodo's als des treuesten Freundes der unglücklichen Esmeralda endigt. In dem Operntexte, den Viktor Hugo zu der Musik der Mlle. Bertin geschrieben hat, fallen alle jene örtlichen Schönheiten, jene mittelalterlichen, so scharf gezeichneten Erinnerungen und Einzelnheiten des 15ten Jahrhunderts, und mit ihnen die größte Zierde des Gedichtes weg. Pater Gringoire fehlt; Ludwig der Eilfte und sein Inneres fehlen; die Recluse im Rattenloch fehlt. Wir haben also nur noch die Truands in der Cour des miracles, die Notre-Dame-Kirche und ihren bucklichen Glockenläuter Quasimodo; den Priester Claude Frollo mit seiner verhängnißvollen Leidenschaft für Esmeralda, die kleine Zigeunerin und ihre Liebe zu Phöbus. Dieser letztere ist wesentlich verändert, aus einem so plastisch dargestellten, leichtsinnigen, windigen, leeren Glücksritter ist ein sentimentaler, tiefliebender und hingebender Kavalier geworden, dennoch aber ist über das Ganze zuletzt die Fatalität hingestreut, um der ersten Idee von Notre-Dame de Paris treu zu bleiben.

Die erste Scene zeigt das Innere eines Wunderhofes. Kein Bild in der Welt war geeigneter, die Bühnenkünste und den Reichthum der großen Oper in Anspruch zu nehmen, kein Auftritt passender, um große Wirkung hervorzubringen. Das geschah nicht. Es herrscht in der Ausschmückung dieser ersten Scene eine gewisse Unklarheit, eine chaotische Zusammendrängung und eine Armuth der Dekorationen, die unangenehm auffallen. Es schien beinahe, als ob die große Oper mit bedeutender Besorgniß die Ausrüstung des Stückes übernommen hätte. Claude Frollo steht mit Trouillefou, dem König von Thune, dem Anführer dieser Banditenrotte, der Cour des miracles, im Einverständniß. Er ist sterblich in Esmeralda verliebt, und ist ihr bis in diese Wohnung des Jammers und des Lasters gefolgt. Da sie seinen zärtlichen Erklärungen kein williges Gehör leisten will, so faßt er den Entschluß, sie mit Gewalt zu entführen. Quasimodo, der eben als Narrenpapst auf einer Ehrenbahre vorüber getragen wird, soll ihm hülfreiche Hand bei diesem Unternehmen leisten. Esmeralda wehrt sich, die Wache kommt herbei, der Priester entflieht und Quasimodo wird gefangen fortgebracht. Esmeralda verliebt sich sogleich in ihren Retter Phöbus de Chateaupers, entflieht jedoch seinen Händen, da sie es für gefährlich hält, lange in seine Augen zu blicken und in seinem Arme zu ruhen. Im zweiten Akte ist Quasimodo an den Pranger geheftet und erhält Ruthenstrafe. Das Volk, um ihn versammelt, verhöhnt ihn. Nur Esmeralda erbarmt sich seiner und gibt ihm zu trinken. Der ganze übrige zweite Akt ist mit einer Scene im Innern des Hauses von Fleur de Lys angefüllt. Esmeralda wird von der Straße herauf gerufen; während sie sich zum Tanzen anschickt, entdeckt Fleur de Lys in den Händen der Zigeunerin eine Schärpe, die sie ihrem Bräutigam, Phöbus, gestickt hatte. Wüthend reißt sie ihrer Nebenbuhlerin das Kleinod aus den Händen und fällt in Ohnmacht. Esmeralda flüchtet sich zu Phöbus, der sie in Schutz nimmt und laut seine Liebe zu ihr bekennt. Die Place de Grève war treu und mit Sorgfalt dargestellt. Weiter zeigte dieser Aufzug nichts Hervortretendes. Dagegen ist die erste Scene des dritten Aktes von ergreifender Schönheit. Vor noch nicht langer Zeit blieb ich während einer Stunde lang auf der Brücke von Austerlitz stehen, um einen der herrlichsten Anblicke

zu genießen, die das alte Paris darbietet. Die Sonne war eben am Horizont verschwunden und der Himmel purpurroth erleuchtet. Auf diesem feurigen Grunde zeichnete sich die Notre-Dame Kirche mit ihren zwei Thürmen wie ein schwarzer Schatten ab, und links und rechts die langen Häuserreihen als Rahmen des Gemäldes. Man kann nichts Herrlicheres sehen. Diesen Anblick gibt die neue Oper im 3ten Akt, wo Phöbus mit seinen Kameraden im Freien vor einer Schenke zecht und singt. Er erzählt ihnen sein Glück, da er auf diesen Abend zu einer verliebten Zusammenkunft mit Esmeralda bestellt ist. Claude Frollo, der ihn angehört, kommt herbei und will anfänglich den verliebten Offizier überreden, einer so gefährlichen Einladung nicht zu folgen, und da Phöbus nicht hört, so schleicht er ihm nach in jene verdächtige Wohnung, die wir aus dem Roman kennen. Claude Frollo, in der Wuth der Eifersucht, erdolcht den begünstigten Liebhaber und verschwindet durch das auf die Seine gehende Fenster. Auf den Schrei Esmeralda's eilen Leute herbei und ergreifen sie unter Geberden der Anklage. Der vierte Akt hat verschiedene Auftritte. Esmeralda, im Gefängniß, empfängt den Besuch Frollo's, der sie noch einmal zur Gegenliebe zu bewegen sucht und ihr unter dieser Voraussetzung Rettung verspricht, im andern Fall ist sie verloren, denn schon macht man Anstalten zu ihrer Hinrichtung. Da Esmeralda ihn mit Abscheu zurückweist, läßt er sie fortschleppen. Hierauf erscheint der Vorplatz der Notre-Dame-Kirche mit dem großen Eingangsthor, und Quasimodo, der auf den Stiegen der Kirchentreppe zusammengekauert seine Wiege und seine Heimath mit anbetungsvoller Begeisterung betrachtet. Wir sind weit entfernt dem Dichter von Notre-Dame de Paris seine Vorliebe für Quasimodo zum Vorwurf zu machen. Wir glauben vielmehr, daß er in der Behandlung des Ausbundes äußerer Häßlichkeit sein wirkliches und unbestreitbares großes Talent bewährt hat. Wer erschrickt nicht bei dem ersten Bilde Quasimodo's? Wer hat das Buch weggelegt ohne innige Rührung, ohne Liebe für den unglücklichen Gnom? Auch in dem Libretto ist der Triumph für Quasimodo. Er horcht dem Glockengeläute. Dann erhebt er sich und singt:

Mon dieu, j'aime
Hors moi-même
Tout ici!
L'air qui passe
Et qui chasse
Mon souci!

L'hirondelle
Si fidèle
Aux vieux toits!
Les chapelles
Sous les ailes
De la croix!

Toute rose
Qui fleurit!
Toute chose
Qui sourit!

Triste ébauche
Je suis gauche,
Je suis laid.

Point d'envie!
C'est la vie
Comme elle est.
Joie ou peine
Nuit d'ébène
Ou ciel bleu
Que m'importe!
Toute porte
Mène à Dieu!
Noble lame,
Vil fourreau,
Dans mon âme
Je suis beau.

In diesem einfachen Gesange ist Charakter und Poesie. Ein energischer Ton, eine kraftvolle Ausführung von Seiten des Sängers hat ihm einen glänzenden Erfolg verschafft. Claude Frollo hat mit Clopin Trouillefou einen Hinterhalt verabredet, der ihm endlich die Gunst der hartnäckigen Tänzerin sichern soll. In dem Augenblick, wo Esmeralda im Bußkleide herbeigeführt wird, soll sie von den Truands weggenommen werden und dem Priester ihre Rettung verdanken. Allein ein anderes Auge wacht über sie. Quasimodo in einem Winkel des Portals verborgen, hat dem ganzen Zug aufmerksam zugesehen, und in dem Augenblick als Claude Frollo die Zigeunerin dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit überliefert, stürzt Quasimodo hervor, faßt Esmeralda und flüchtet mit ihr in das Innere der Kirche, die man weit geöffnet sieht, und hier schreit er Asile! Asile! und das Volk schreit mit ihm. Gleichwohl will Claude Frollo nicht weichen. Esmeralda ist Zigeunerin, und für sie bietet die heilige Stätte keinen Zufluchtsort, der nur Christen vergönnt ist. Schon sieht Quasimodo seine Beute wieder geraubt, als ein Bewaffneter athemlos auf die Bühne stürzt, und dem Zuge Einhalt thut. Es ist Phöbus, seine Wunde hatte ihn nicht getödtet; er kommt, um die unschuldige Esmeralda zu retten und klagt den treulosen Priester als seinen Mörder an. Aber kaum hat er ausgesprochen, so stürzt er todt nieder; seine Wunde war durch die Anstrengung wieder aufgesprungen. Esmeralda wirft sich über seine Leiche. Claude Frollo spricht in dumpfer Verzweiflung: Fatalité! das Volk wiederholt: Fatalité.

(Schluß folgt.)

Temperatur, Vegetation, Acker- und Gartenbau in Norwegen und Schweden.

(Schluß.)

Die kurzen Nächte kühlen die Schwüle des Tages nicht ab. Dennoch ersetzen die langen Sommertage nicht immer den kurzen Sommer, besonders in den engern Felsklüften, wo ich die üppigsten Gerstenfelderchen sah, deren Reife man alle sieben

Jahre Einmal erwartet. Die 2—300 Fuß hohen Kluftwände lassen über Mittag nur 2 bis 3 Stunden lang die erwärmenden Sonnenstrahlen herein. Dagegen sah ich in andern breitern Thälern die Gerste in vier Wochen säen und ernten. Es ist diese Kornart wegen ihrer schnellern Reife die passendste für den Norden. Im Kesselthal Walders braucht dagegen der Roggen zwei Jahre zu seiner Reife, denn er wird im Junius gesäet, und im August künftigen Jahrs erst geerntet. In den weit geöffneten Thalprovinzen Hedemarken, Guldbrandsdalen trifft man die Witterungsextreme, und zwar oft eine so anhaltende Hitze ohne Regen, daß bei den langen Sommertagen Alles zu verdorren scheint, besonders wenn auch der erquickende Thau ausbleibt. Hier hat der Bauer mit großer Anstrengung ansehnliche Gräben und Seitenkanäle durch seine Felder vom Gebirge her gezogen, mit denen er die immer fließenden Gebirgsquellen auffängt und sie hieher leitet. Mit großen Schaufeln wirft er dann das Wasser aus den Gräben über seine Aecker und er hat fast nie Mißwachs.

Ich ziehe durch Norwegen und Schweden eine klimatische Gränzlinie, die einige Meilen nördlich von Christiania beginnt und östlich gehend bei der Mündung des großen dalekarlischen Stroms endigt. Was südlich von dieser Linie liegt, erfreut sich einer mehr oder mindern Milde, nachdem es mehr oder weniger von den Seewinden berührt wird. Was nördlich dieser Linie liegt, hängt in seiner Temperatur von den Winden ab, die über die hohen Gebirge kommen, und wird rauher, je weiter man nach Osten kommt. Demzufolge hat Christiania doch noch ein rauheres Klima als Upsala, obgleich Upsala nicht so geschützt, sondern in einer großen Ebene liegt.

Die Vegetation scheint beinahe überall allein von der Dauer und dem Hitzegrad des Sommers abzuhängen. Die starke Schneedecke, welche hier im Winter fast unverändert den Boden bedeckt, schützt die Pflanzen gegen die Strenge der Kälte. Aus diesem Grunde begreift sich leicht, warum im nordwestlichen Europa die Wärme in einiger Tiefe unter der Erdoberfläche stärker ist, als die mittlere Temperatur über derselben. In Kongsberg's Silbergruben hat man 11 bis 12° Wärme, und die mittlere Temperatur auf der Oberfläche steigt nicht über 7°; während in Merito's Gruben 22 bis 24° Wärme mit der mittlern Temperatur auf der Erdoberfläche ziemlich übereinstimmt.

Wegen Verschiedenheit der örtlichen Umstände lassen sich die Höhengränzen der verschiedenen Baumvegetationen nicht bestimmt angeben. Unter 61° findet man im Innern Norwegens die Fichte noch auf 2900 Fuß Höhe.

Der Ackerbau hat in Norwegen viel Seltsames. Er ist fast in jedem Kirchspiel anders, denn auf einer und derselben positiven Höhe wirkt die Sonne sehr verschieden auf die Vegetation. Der Guldbrandsdaler pflügt schon Mitte April seine schneebedeckten Felder. Anfang Mai säet er Erbsen, bevor der Schnee weggeschmolzen ist, aber er hat wärmern Sandboden. In der Provinz Hedemarken, die niedriger und südlicher liegt, aber Thonboden hat, fängt man erst an zu pflügen, wenn der Guldbrandsdaler mit Säen fertig ist.

Der Gerstenbau hatte für mich etwas Besonderes. Ich sah die Gerste auf Feldern wachsen, die den dauernden Schneefeldern am nächsten liegen. Die Leute behaupteten aber, daß sie später hier nicht mehr wachsen würde. So boten sich mir mehrere Erscheinungen dar, aus denen ich abnehmen möchte, daß hier vor Zeiten ein milderes Klima war. Ich fand Fichten- und Tannenstämme in Seen und hochliegenden Morästen, sogar über der obern Gränze der heutigen Birkenvegetation, die bekanntlich in die kältere Region über die Tanne gehört. So sah ich unterm 61° Gerstenfelder in der absoluten Höhe von 2600′, da wo die Schneelinie mit einer Höhe von 5400′ beginnt. Dieß sind jedoch seltene Erscheinungen, da — besonders in der Nähe der Gebirge, — schon auf 1700′ alle Mühe und Arbeit des Landmanns vereitelt wird. Man darf hier nur 3500′ unter der ewigen Schneegränze zuweilen auf Kornreife rechnen. Die Ernten fallen dort immer nur mittelmäßig aus. Oft drischt der Landmann mehrere Jahre hinter einander gar kein Getreide, weil es nicht reift. Andere meinten, daß diese Verluste durch eben so viel reiche Ernten ersetzt würden. Wenn nämlich die Sonne in den Thälern Alles verbrennt, so tragen die Höhenfelder desto besser.

An den Ufern des Tarneo unter 68° Breite hört der Gerstenbau schon bei 700′ absoluter Höhe auf; dort also 3500′ unter der Schneelinie. Es ist interessant, daß die höchsten Ortschaften der Alpen, Pyrenäen und Cordilleren in ihrer Entfernung unter der Schneelinie mit jenen Norwegens übereinstimmen.

Der Kartoffelbau macht Fortschritte, und verspricht hier dem Landmann Vortheile, aber sie bleiben klein. Bei Röraas baut man sie schon lange, ungeachtet sie nie viel größer als Haselnüsse werden. Die große Menge Schnee, welche hier über Winter fällt, die heftigen Wirbelwinde, und die übermäßige mit Nebeln abwechselnde Kälte sind hier beinahe jeder Vegetation hinderlich. Der Wind ist dort, selbst in den engern Thälern so heftig, daß er durch die feinsten Fugen in die Häuser dringt, und ein Licht im Innern des Zimmers ausbläst. Um ihren Hütten einen festen Stand zu geben, belegen die Bauern ihre Dächer mit großen Steinen, die ihnen ein sonderbares Ansehen geben. Die Pfarren, welche auf diesen Gebirgen liegen, sind beschwerliche Aemter. Im Winter müssen sie sich zu ihren Filialien oft auf Skie's *) über gefrorne Schneeflächen hin begeben, weil dort kein Pferd mit Sicherheit fortkommen kann.

*) Schneeschuhe, die aus einem 5 bis 6 Fuß langen Bret bestehen, was 6 Zoll breit ist, und am Ende wie ein chinesischer Schuh in die Höhe steht.

Chronik der Reisen.

Aufenthalt der Korvette „Recherche" im Norden.*)

In einem frühern Bericht hatte ich die Ehre Sie von der Ankunft der „Recherche" in Reikiavik und von der Installirung der wissenschaftlichen Kommission auf diesem Punkt in Kenntniß zu setzen. Am 11ten

*) Bericht des Kapitäns der Korvette, Tréhouart — der bekanntlich ausgeschickt wurde, um die „Lilloise" aufzusuchen — an den französischen Marineminister; vom Bord der Recherche auf der Rhede von Cherbourg, am 26sten September 1836.

Junius, nachdem Herr Gaymard mit Allem versehen worden war, was ihm den glücklichen Erfolg der Forschungen verbürgen konnte, die er zu leiten beauftragt war, verließ ich ihn, und steuerte nach dem nordwestlichen Theil der Insel Island, wo ich zu den Fischerfahrzeugen stieß. Nachdem ich mich einige Tage unter ihnen verweilt hatte, begab ich mich nach Dire-Fiord, um Wasser einzunehmen. Ein glücklicher Zufall ließ mich in dieser Bucht die holländische Galiotte Wilhelm I, von Jakob Vanculen befehligt, finden. Dieser Kapitän hatte im vergangenen Jahre einen gewissen Peter Goede als Lieutenant bei sich, der dem französischen Kapitän Frédéric den Bericht erstattete, welchen ich die Ehre hatte, Ihnen einige Zeit nach meiner Rückkunft zu übersenden, und aus dem sich ergab, daß er am 28sten August 1833 einige Meilen vom Kap Stalberg eine französische Kriegsbrick habe umschlagen sehen. Kapitän Vanculen versicherte mich, Goede sehr oft von diesem Schiffbruch sprechen gehört zu haben, und sagte mir zugleich, daß das Schiff, auf welchem jener Seemann sich im Jahre 1833 befunden, von einem gewissen Tunus Vandeslit befehligt, und der Rheder desselben, Herr Hoguebinck von Wlabergen, einem kleinen Hafen an der Maas, gewesen, daß beide dieses Jahr nicht nach Island gekommen, daß es aber, da sie in der Nordsee fischten, leicht sey, nach ihrer Rückkehr im Oktober nähere Nachrichten von ihnen einzuziehen.

Nachdem ich abermals die Fischer besucht und mich überzeugt hatte, daß meine Anwesenheit unter ihnen für den Augenblick nicht nöthig sey, benutzte ich am 14ten Junius Abends einen günstigen Wind, um nach der westlichen Küste von Grönland zu steuern. Den in Eheebearg und Reikiavik eingezogenen Nachrichten zufolge ist Friedrichsthal, das ich im vergangenen Jahre vergeblich zu erreichen mich bemühte, kein Hafen, sondern nur der Aufenthaltsort zweier mährischer Brüder; Julienshaab *) aber, die erste dänische Niederlassung auf dieser Küste. Die direkte Einfahrt ist jedoch des Eises wegen fast immer unmöglich, und um dahin zu gelangen, muß man bis Frederickhaab hinauf- und dann unter Leitung eines Piloten in dem schmalen Raum wieder herabfahren, der zwischen dem Land und dem Eis offen ist.

Diese Nachweisungen, verbunden mit der Hoffnung, welche Herr Krieger, Gouverneur von Island, mir gemacht hatte, daß ich in Frederickhaab den dänischen Marinekapitän Graah treffen werde, der mehr als irgend jemand im Stande sey mir Aufklärungen über die zu unternehmenden Nachforschungen zu geben, bestimmten mich, gerade nach dem genannten Punkt zu steuern. Von günstigem Winde getrieben, erreichte ich den Meridian des Kap Farewell am 21sten; von dieser Zeit aber, bis zum 29sten, gestatteten mir die konträren Winde und Strömungen nur eine sehr kurze Strecke zurückzulegen. Am 30sten, noch 25 Lieues von Frederickhaab entfernt, sah ich das erste Eis. Ich brachte diese ganze Nacht und einen Theil des Tags des 1sten Julius damit zu, zwischen zwei Bänken durch zu laviren, die ungefähr zwei Meilen aus einander standen. Nachmittags setzte der sich erhebende Nordwind mich in den Stand, rasch nach Osten zu steuern, indem ich in geringer Entfernung eine Eisbank unter dem Winde ließ.

Um 8 Uhr Abends wurde ich von einer Bank aufgehalten, die, von Norden nach Süden laufend, mir die Fahrt versperrte. Nachdem ich vom Mastkorbe herab mich überzeugt hatte, daß sich auf der andern Seite freies Wasser befände, und daß die Eisschollen nicht so dicht zusammengedrängt seyen, daß eine Durchfahrt unmöglich werde, so entschloß ich mich das Hinderniß zu überwinden, was auch binnen einer Viertelstunde ohne Unfall geschah. Ich steuerte dann einige Meilen weit dem Lande zu, und stieß abermals auf eine Bank, die ich bei einbrechender Nacht zu überfahren nicht für rathsam hielt, und deßhalb im freien Wasser beilegte.

Am 2ten Morgens war dieser eisfreie Raum nicht mehr vorhanden, und die Eisbänke hatten sich so sehr genähert, daß das Schiff von allen Seiten davon umgeben war, und es fast unmöglich wurde, das Anprallen zu vermeiden. Indem ich eine freiere Stelle suchte, und zu diesem Ende sehr dicht an einer Bank vorbeifuhr, stieß die „Recherche“ heftig an das Eis, und obschon sie keinen Leck bekommen, so mußte ich wegen Heftigkeit des Stoßes doch befürchten, daß ihr Kiel Schaden gelitten. Als um 9 Uhr Morgens das Laviren zwischen so vielen Eisschollen unmöglich geworden war, beschloß ich, an einer derselben anzulegen; kaum aber hatten die Matrosen, welche die Schiffshaken befestigten, ihr Boot wieder bestiegen, um das Tau an Bord des Schiffs zu bringen, so zersplitterte das Eis und das Tau ging verloren. Dieser Unfall, der beinahe mehreren Menschen das Leben gekostet hätte, zwang mich unter Segel zu bleiben, und wir hatten nun den ganzen Tag über alle Sorgfalt anzuwenden, um das Anstoßen zu vermeiden.

Eines sehr frischen Windes ungeachtet blieb das Meer bis zum Abend ruhig. Gegen 8 Uhr aber ging die See sehr stark hohl. Von diesem Augenblick an begann das Eis sich in Bewegung zu setzen, und um Mitternacht trieben sämmtliche Schollen mit mehr oder minder Geschwindigkeit nach Süden. Dieser Eisgang machte unsere Lage noch gefährlicher, weil er die Schwierigkeit vermehrte, das Anstoßen zu vermeiden, das bei der stark bewegten See sehr gefährlich werden mußte.

Am 3ten Mittags wurde das Meer endlich freier, und es blieb nur eine gewisse Anzahl sehr großer Schollen in der Nähe des Schiffs, doch immer noch fern genug, um die Fahrt nicht zu hemmen. Gegen Osten war das Eis aber immer noch so dicht, daß ich es nicht für rathsam hielt in dieser Richtung zu steuern, sondern einen günstigern Augenblick abzuwarten beschloß, um mich dem Lande zu nähern. Am 4ten und 5ten lavirte ich vorsichtig am Rande dieser Eismasse hin, und bemerkte zu meinem Vergnügen, daß sie an Breite bedeutend abnahm. Am 5ten um 8 Uhr Abends bemerkte ich 9 Lieues nördlich von Frederickhaab Land; da jedoch Windstille einfiel, so konnte ich erst am folgenden Morgen einen Eskimo-Fischer an den Direktor der Niederlassung abfertigen, um ihn zu bitten, mir einen Piloten zu senden. Am 9ten Abends endlich, nachdem ich eine große Menge schmaler, von den an den Hafen stoßenden Inseln gebildete Kanäle durchfahren hatte, ging die „Recherche“ auf einer herrlichen, vor jedem Unfall geschützten Rhede vor Anker.

Bei Herrn Moller, dem Direktor dieser Niederlassung, fand ich die freundlichste Aufnahme. Ich erfuhr von ihm, daß Kapitän Graah sich zu Godhaab, einer 60 Lieues weiter nach Norden gelegenen Kolonie, befinde. Ich übergab hierauf ein von Herrn Krieger mir mitgegebenes Empfehlungsschreiben, in welchem von dem Zweck meiner Sendung Nachricht gegeben war. Herrn Moller war das Verschwinden der „Lilloise“ durchaus unbekannt, und nie hatte er von diesem Schiff etwas gehört. Da er häufig Mittheilungen von den übrigen Niederlassungen, und besonders von Julienshaab erhielt, so ertheilte er mir die feierliche Versicherung, daß wenn irgend eine Nachricht über die „Lilloise“ dorthin gelangt wäre, er sogleich davon in Kenntniß würde gesetzt worden seyn. Dieß wurde einige Tage später durch Herrn Wolf, Gehülfen des Direktors von Julienshaab, bestätigt, der in Frederickshaab ankam, und mir ebenfalls erklärte, von dem Schicksal der „Lilloise“ nichts zu wissen.

(Schluß folgt.)

*) Soll wohl Julianehaab heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

№ 10.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Capt. Marryat's neuester Roman.

Bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig ist so eben erschienen:

Ralph Rattlin.

Von Capt. Marryat, deutsch von Dr. Bärmann.

3 Theile. 8. Fein Velinpapier. Geheftet 1 Rthlr.

Dieser neueste und abermals treffliche Roman Marryat's bildet den 22sten bis 24sten Band seiner Werke, die sich in der überaus wohlfeilen und eleganten Ausgabe ununterbrochen folgen. Marryat hat sich auch in der deutschen Lesewelt schon so beliebt und bekannt gemacht, daß jede Empfehlung seiner wunderbar anziehenden Romane überflüssig ist. Jedes Bändchen der Gesammtausgabe seiner Werke, welche sich ähnlichen Ausgaben der Werke Scott's, Bulwer's, Cooper's ꝛc. anschließen, kostet 8 Ggr., und drei derselben bilden einen vollständigen Roman.

Erschienen sind bis jezt im Laufe dieses Jahres:

Willy Königs-Eigen. 3 Theile. 1 Rthlr.	Der sämtlichen Werke	1 — 3ter Thl.
Der Pascha. 3 Thle. 1 Thlr.	. . . .	4 — 6ter —
Frank Mildmay, der Flottenoffizier. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . .	7 — 9ter —
Peter Simpel. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . . . . .	10 — 12ter —
Japhet, der einen Vater sucht. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . . .	13 — 15ter —
Jakob Ehrlich. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . . . . .	16 — 18ter —
Newton Forster. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . . . . .	19 — 21ster —
Ralph Rattlin. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . . . . .	22 — 24ster —
Der Pirat und die drei Kutter. 3 Thle. 1 Rthlr.	. . . .	25 — 27ster —

Der zunächst zu erwartende Roman „Mr. Midshipman Easy" von demselben Verfasser folgt des baldigsten.

Ludwig Uhland's Sagenforschungen.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sagenforschungen

von

Ludwig Uhland.

I.

Der Mythus von Thôr

nach nordischen Quellen.

8. Velinpap. broch. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

„Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern."

In diese Tiefen hat der als Dichter so berühmte Verfasser das Senkblei der Forschung gebracht, und in gedrängter, klarer, jedermann zugänglicher Darstellung die Resultate jahrelanger, gelehrter Studien niedergelegt, durch welche eine Hauptgruppe des nordischen Göttersystems allseitig beleuchtet und eben so neu als genügend erklärt wird.

Die Fülle und das Gewicht des Inhalts wird den Gelehrten, der seinen Gegenstand erschöpft, die Schönheit und Uebersichtlichkeit der Form, den Dichter, der seinen Stoff beherrscht, auch in diesem neuen Werke in vollem Maße erkennen lassen.

Stuttgart, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dr. E. Tillichs Lehrbuch der Arithmetik, oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann. Dritte, völlig verbesserte und mit einem praktischen Theile vermehrte Auflage von Prof. Dr. Lindner. Leipzig, bei A. Wienbrack. 38½ Bogen, 1 Rthlr., ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt.

Die Einführung dieses Rechenbuches in mehreren Gymnasien, Bürger- oder Realschulen, namentlich nach der von Hrn. Prof. Dr. Lindner erhaltenen Bearbeitung, so wie auch namhafte Vervollständigung desselben durch Beifügung des praktischen Theiles, hat eine dritte Auflage nöthig gemacht, in welcher auf alle Wünsche, die dem Herausgeber von Zeit zu Zeit mitgetheilt, Rücksicht genommen worden ist. Eine nähere Einsicht in die Vorrede, so wie in den Anhang zur dritten Auflage wird dies bestätigen. Was Professor Dr. Lindners Schüler im Rechnen leisten, ist im In- und Auslande genügend bekannt.

Bei König & van Borcharen in Bonn ist so eben erschienen, und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H., Prof. Dr., **Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie.** gr. 8. 1r Thl. Preis 1 Rthlr.

Schröder van der Kolk, J. L. C., Prof., **Ueber den Unterschied zwischen todten Naturkräften, Lebenskräften und Seele.** Uebersezt nach der zweiten holländischen Ausgabe. Preis 8 gGr.

Bonn, im September 1836.

Anzeige für gebildete Damen.

In allen Buchhandlungen findet man

Die gesammelten Briefe von Julie. 4 Theile, 3te Aufl. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis 3 Thlr.

Eine berühmte Schriftstellerin sagt von diesem Buche unter Andern: „Die Verfasserin hält, was sie im Vorworte verspricht: ein Buch, das einfach das Herz aus- und anspricht, denn dieses thut es gewiß im vollen Grade. Die reinste Moral, die kindlichste Güte, weht lieblich durch das ganze Werk. Jedes Verhältniß unsers Geschlechts, das des Mädchens, der Gattin und der Mutter, ist hier beachtet, und für jedes einzelne derselben herrliche Winke für das Verhalten darin gegeben. Möchte ich die Freude haben, diese ächt weibliche Schrift in den Händen aller Mädchen und Weiber zu wissen, denen es Ernst ist, durch redliche Erfüllung ihrer Pflichten sich immer mehr zu veredeln, und so viel es in diesem Leben möglich ist, sich der Vollendung zu nahen!!"

Oesterreich.

Heute versenden wir und kan durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Das

Kaiserthum Oesterreich.

Gemälde des Landes und Volkes

von

Dr. W. Zimmermann.

Vollständig in Einem Bande.

Erste Abtheilung.

Preis 2 fl. 15 kr. Conv. Münze.

Es erscheint dis Werk in zwei Abtheilungen, deren zweite wir in drei Wochen versenden können.

Den 20 Oktober 1836.

J. **Scheible's** Verlags-Expedition in Leipzig.

Bei **G. Reichardt** in **Eisleben** erschien so eben und ist in allen deutschen Buchhandlungen vorräthig:

Lateinische Synonymik

für die Schüler gelehrter Schulen, zum Gebrauch beim Lesen der lateinischen Schriftsteller und Abfassen lateinischer Stylübungen von Dr. Friedrich Schmalfeld.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. geheftet. 1 Rthlr. 8 gGr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Schon nach drei Monaten war die erste Auflage dieser lateinischen Synonymik vergriffen, ein Umstand, der wohl am augenscheinlichsten für die vorzügliche Brauchbarkeit des Buches spricht.

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen

Jean Paul F. Richter's

sämmtliche Schriften

in 60 Bändchen

bringen wir in Erinnerung, daß folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen um die nachgesezten sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland. 8. 1809. 36 kr. oder 8 gr.

— — **Ueber die deutschen Doppelwörter;** eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 1820. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche.** 8. 1817. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Freiheitsbüchlein** oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 1805. 24 kr. od. 6 gr.

— — **Herbstblumen,** oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

— — **Levana** oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 1814—17. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

— — **Mars und Phöbus.** Thronwechsel im Jahre 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 1814. 12 kr. od. 4 gr.

— — **Museum.** 8. 1814. 45 kr. od. 10 gr.

— — **Selina** oder über die Unsterblichkeit. 8. 1827. Herabgesezter Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

— — **Vorschule der Aesthetik** nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Partheien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1813. 3 Theile. Herabgesezter Preis 5 fl. od. 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äusserst billigen Preis von 10 fl. 48 kr., wozu wir unsere Collegen in Stand sezen werden.**

Stuttgart, im August 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Subscriptions-Anzeige.

Tagebuch

des

Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,

zusammengetragen und bearbeitet

von

J. Chr. C. Förtsch,

Diakonus.

(circa 100 Bogen in 8., die in 12 Heften oder Lieferungen a 8 gr. ausgegeben werden.)

Der Subscriptionspreis hört mit Ende d. J. auf, und bittet man daher um bald gefällige Unterzeichnung, die in allen Buchhandlungen angenommen wird, woselbst auch eine ausführliche Anzeige zu bekommen ist.

Leipzig, im Oktober 1836.

A. Wienbrack.

Fertig wurde so eben und versandt (das mit diesem 7ten und 8ten Heft beendete Manuscript an die resp. Pränum. und Subscrib.):

Manuscript vom Jahre 1812.

Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres, als Beitrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon; vom Baron Fain, Napoleons Kabinetssecretair. Deutsch von Ernst Klein und Belmont. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl. Mit 7 Karten und Planen, 2 Thlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

Manuscrit de 1812.

Par **M. le Baron Fain,** Sécrétaire du Cabinet à cette époque. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr. Avec 7 cartes et plans 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Obige Subscriptionspreise gelten nur bis Ostern; zur Erleichterung kann man nach und nach je 2 Hefte auf einmal anschaffen, zahlt aber das lezte à 5 gr. 21 kr., 7 gr. 54 kr., 6 gr. 27 kr. oder 8 gr. 36 kr. voraus.

Die hochherzigen

Räuber der Poscopole.

Ritter- und Räubergeschichte aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts. 8. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. Fortsezung der so gut aufgenommenen Werschowitze.

Ernst Klein's lit. Comptoir in Leipzig.

Bei **A. Wienbrack** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Robinsons Colonie.

Fortsezung

von Campe's Robinson.

Ein unterhaltendes Lesebuch für Kinder,

von

C. Hildebrandt.

2te verb. Aufl. 12. gebunden 18 gr.

Für die Vortrefflichkeit dieses Buches bürgt das öffentlich kundgewordene Urtheil der bewährtesten Pädagogen unserer Zeit, und die beim ersten Erscheinen statt gehabte äusserst günstige Aufnahme und schnelle Verbreitung desselben in öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten.

Druck und äußere Ausstattung entsprechen völlig dem gediegenen Inhalte, und bemerken wir nur noch, daß dasselbe als Fortsezung zu Campe's Robinson sowohl, als auch ein für sich bestehendes Werkchen betrachtet werden kann.

Verzeichniß der im Jahre 1836

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart

ausgegebenen oder noch auszugebenden Verlagswerke, neuen Auflagen und Fortsezungen.

Aktenstüke, die landständischen Anklagen wider den kurfürstlich hessischen Staatsminister Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuen deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Prof. Mohl in Tübingen. 5 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen, sittlichen und politischen Lebens der Völker. 1836. gr. 4. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Autenrieth, J. G. H., Ansichten über Natur- und Seelenleben, nach dessen Tode von Dr. Hermann Autenrieth herausgegeben. gr. 8. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.

Baine, geschichtliche Darstellung der Baumwollenfabrikation. Aus dem Englischen übersezt von Ch. Bernoulli. Mit 12 engl. Stahlstichen. kartonirt. 5 fl. od. 3 Rthlr.

Barrow, John, jun., ein Besuch auf der Insel Island. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.

Beer, A. T., Erzählungen. 2 Bdchn. 8. broschirt. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg, nebst einem Versuch über den Zwek und Maaßstab der Strafe und über die Strafarten. gr. 8. broschirt. 24 kr. od. 6 gr.

Bernoulli, Handbuch der Kattundrukerei. gr. 8.

— — Vademecum des Mechanikers. 2 Theile. Dritte, vermehrte Auflage. 12. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

Beschreibung der Stadt Rom, von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Roestell. IIr. Band in 1 Abtheilung. gr. 8. Mit dem zweiten Bilderhefte.

Betrachtungen über das Gebet des Herrn. 8. 45 kr. od. 12 gr.

Bibliothek für Militairs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere. 3te, 4te und 5te Lieferung. 12. 36 kr. od. 9 gr.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes. gr. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Burne's, Alexander, Reisen in Indien und nach Bukhara. 2r Band. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Comptoir-Handbuch, theoretisch-praktisches, nach Mac Culloch und den neuesten, zuverlässigsten Quellen, in alphabetischer Ordnung von L. R. Schmidt. Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neu-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Merkators Projection. 1ste bis 3te Lieferung. gr. Imp. 8. In Umschlag geh. à 2 fl. 24 kr. od 1 Rthlr. 12 gr.

Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Neue Folge. 1836. 2 Bände in 6 Heften. gr. 8. broschirt. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Eichwald, E. v., Reise auf dem caspischen Meere. Mit 6 Kupfern. 1r Band. Zweite Abtheilung. gr. 8.

Eisengrein, G. A., die Familie der schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzen-Physiologie und nach den Grundsäzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet. Ein Beitrag zur comparativen Botanik. gr. 8. 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg. Mit Motiven. gr. 8. Erste Abtheilung. 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Leztere einzeln:

Motive zum Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg. Zweite Abtheilung. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 20 gr.

Fallmerayer, J. P., Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 2r Band. gr. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Feuchtersleben, Freiherr E. v., Gedichte. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Freyberg, Freiherr M. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. V. Band. 1s Heft. gr. 8. 1 fl. 24 kr. od. 20 gr.

Friederich, Dr. G., das Christenleben. Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen. 1s Bändchen. Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Fries, Dictionnaire synonymique complet de la langue française. gr. 8. brochirt. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Gagern, Freiherr v., Resultate der Sittengeschichte. 5r Theil. Demokratie. Neue Auflage. 8. broschirt.

Gallerie zu Schillers Werken in Stahlstichen auf chinesischem und Velinpapier. 1ste und 2te Lieferung. gr. 4.
chinesisch à 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 8 gr.
Velinpap. à 4 fl. 48 kr. od. 3 Rthlr.

Goethe, v., Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2 Thle. Neue Aufl. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

— — Werke, in zwei Bänden mit Stahlstichen. gr. Imp. 8. 1ste Lieferung. Subscriptionspreis 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Hain, Lud., Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD Typis Expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur, vel adcuratius recensentur. Vol. rr. P. 2. (womit nun dieses Werk geschlossen ist.)

Handbuch für Kaufleute, oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen. Supplementband. 2te Lieferung. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Hartig, Dr. G. L. und Dr. Th., forstliches und forstnaturwissenschaftliches Konversationslexikon. Ein Handbuch für Jeden, der sich für das Forstwesen und die dazu gehörigen Naturwissenschaften interessirt. Zweite revidirte Auflage. gr. 8. broschirt. 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

Herder's, J. G. v., Gedichte. 2 Theile. Neue Aufl. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

Herz, M. J., die Religionslehre Jesu Christi, in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahrs, nach geschichtlicher Verbindung mit Nuzanwendungen dargestellt. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Hohl, Dr. und Prof., die ersten Anfangsgründe der Arithmetik u. Algebra. gr. 8.

Jahrbuch für 1837. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Mit Beiträgen von Berzelius, Bessel, Gauss, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker. 8. cartonirt. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Jahrbücher, würtembergische. Herausgegeben von Memminger. 1835. Zwei Hefte. 8. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und der Landwirthschaft 2c. Herausgegeben von Dr. Dingler, Vater und Sohn, u. Dr. Schultes. 1836. 24 Hefte. gr. 8. broschirt. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

Jovialis, Atellanen, eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. 12. brochirt 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Jugendgeschichte Jesu, nach den arabischen, griechischen und lateinischen Urtexten bearbeitet.

Kerner, Dr. Justinus. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt, und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

— — Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Hrn. Obermedizinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. 36 kr. od. 9 gr.

Kleinschrod, C. Th., Großbritanniens Gesezgebung über Gewerbe, Handel und innere Kommunikationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Mit mehreren Tabellen. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Knapp, geistliches Liederbuch. gr. 8. Erste Abtheilung. Velinpapier und Drukpapier.

Krüe, Oberlehrer der schlesischen Blindenanstalt, pädagogische Reise durch Deutschland. gr. 8.

Koppe, Mexikanische Zustände in den Jahren 1830 bis 1832. 2 Bände. gr. 8.

Kunstblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. Schorn. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

Kunth, C. S., Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum, secundum familias naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonimis. Tomus secundus exhibens descriptiones specierum novarum et minus cognitarum. Cum tabulis XL lithographicis. 5 fl. 24 kr. od 3 Rthlr. 8 gr.

Landauer, M. H., Jehova und Elohim, oder die alt-hebräische Gotteslehre, als Grundlage der Geschichte der Symbolik und der Gesezgebung der Bücher Moses. gr 8. 1 fl. od. 16 gr.

Lang, Lehrbuch des justinianisch-römischen Rechts. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8.

Lenau, Nicol., Faust. Ein episch-dramatisches Gedicht. 8. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Liederchronik, schwäbische, für Schule und Haus. 8. 30 kr. od. 8 gr.

Literaturblatt. 1836. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. gr. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

M'Culloch (author of the commercial Dictionary) Dictionary pract., theoret. and hist., of Politics, Political Economy and Statistics. In deutscher Uebersezung. gr. 8.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Kupfern und Karten. 11tes Heft. Oberamt Ulm. gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Mohnike, Dr. G., altschwedische Balladen, Mähr[illegible] und Schwänke, nebst einigen dänischen [illegible]liedern. Ins Deutsche übersezt. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Morgenblatt für gebildete Stände. 30r Jahrgang. 1836. 4. 20 fl. od. 11 Rthlr. 8 gr.

Mozin, Abbé, kurzgefaßtes, praktisches Elementarbuch der französischen Sprache für deutsche Lehranstalten und Realschulen. Zweiter Theil. 8.

Müller, J. v., sämtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. Achte und lezte Lieferung.
Velinpap. 4 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 15 gr.
Drukpap. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen u. Israeliten zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. C. André, fortgesezt von Johann Heinrich Meyer. 13ter Jahrgang. gr. 4. brosch. 48 kr. od. 12 gr.

Nothomb, Essai politique et historique sur la revolution Belge. In deutscher Uebersezung. 8. 5 fl. od. 2 Rthlr. 20 gr.

Oesterlen, Dr. Friedrich, historisch-kritische Darstellung des Streits über die Einheit und Mehrheit der venarischen Contagien. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Paley, Natural Theology with illustrative Notes. In deutscher Uebersezung. gr. 8.

Paris im Jahr 1836. 8. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Pflanz. Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Plieninger, Dr. Th., Kurzer Bericht über die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über Eisenbahn-Anlagen überhaupt und einer geordneten Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit einer Steintafel. gr. 8. In Umschlag geh. 24 kr. od. 6 gr.

Prechtl, J. J. v., technologische Encyklopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 7ter Band. Von Glasblasen bis Hutmacherkunst. Mit 24 Kupfertafeln. gr. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Pringle, Thomas, südafrikanische Skizzen. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

Pusch, Prof., geognostische Beschreibung von Polen. IIr Band. Mit einem Atlas. gr. 8.

Rapp, M., die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Band; enthält: Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwiklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsäzen. gr. 8. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Kupfern und Karten. 7e bis 9e Liefrg. gr. 8. brosch. 5 fl. 21 kr. od. 3 Rthlr. 10 gr.

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust. 2r Theil in 11 Platten und 2 Theile. Quer-Folio.
2r Theil 1 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr.
2 Theile 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr. 12 gr.

Reumont, Dr. Alfred, geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. gr. 8. broschirt. 1 fl. od. 16 gr.

Rhetores graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus Emendatiores et Auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, professor Tubingensis. IX. Tomi.
Drukpapier 65 fl. od. 38 Rthlr. 12 gr.
Schreibpapier 85 fl. 54 kr. od. 50 Rthlr. 16 gr.

Rückert, Friedrich, die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung. Zweite vervollständigte Auflage. 8.

Schelling, F. W. J. v., Philosophie der Mythologie. 8.

Schiller's Flucht von Stuttgart und sein Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 in 2 Abtheilungen. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Schillers, Fr. v., sämtliche Werke in 12 Bdn. Vellinpapier, mit Stahlstichen. gr. 8. 3te und 4te Lieferung. Subscr.-Pr. à 8 fl. 24 kr. od. 5 Rthlr.

Schmeller, J. A., bayrisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrüken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch alphabetisch geordnet. 3r Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. gr. 8. 6 fl. oder 3 Rthlr. 16 gr.

Schultz, Dr. und Professor, das System der Cirkulation des Blutes, mit 7 lithographirten und colorirten Tafeln. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Schütz, Dr. C. W. C., Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. gr. 8. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Seyffarth, Dr. W., Dick Brown, ein Gemälde aus London. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Spittler, L. Th. Freiherr v., sämtliche Werke. Herausgegeben von C. Wächter. 4te Lieferung oder 9r bis 11r Band. gr. 8.

Sternberg, A. Baron v., Schifferjagen. 2 Theile. 8.

— — Galathee. Ein Roman. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte, früher herausgegeben von Dr. W. Menzel. Neue Folge. Geschichte des Jahres 1834. Erste Abtheilung. 12. In Umschlag geheftet.

Theater-Revue, allgemeine, herausgegeben von August Lewald. IIr Jahrg. 1837. gr. 8. cartonnirt. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Uhland, Dr. L., Gedichte. 10te Auflage. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen. 8. broschirt. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

— — Sagenforschungen. I. Der Mythus von Thôr, nach nordischen Quellen. gr. 8. broschirt. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Uschold, J., Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. gr. 8. broschirt. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Vasari, Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahr 1567. 2r Theil. Erste Abtheilung. Aus dem Italienischen. Mit den wichtigsten Anmerkungen der früheren Herausgeber, so wie mit neueren Berichtigungen und Nachweisungen begleitet und herausgegeben von Dr. L. Schorn. gr. 8.

Wessenberg, J. H. Freiherr v., sämtliche Dichtungen. 5s Bändchen. 12. broschirt.

Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel. Jahrgang 1836. gr. 4. 1 fl. 30 kr. od. 22 gr.

Zedlitz, Ch. v., dramatische Schriften. 4r Band. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

— — Ritter Haralds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

Zeitung, allgemeine. 1836. gr. 4. 16 fl. od. 10 Rthlr.

— — Register dazu mit Titelblatt zu 1835. gr. 4. 45 kr. od. 12 gr.

Zolltarif, der französische. Ins Deutsche übertragen von L. C. F. Steinheil. gr. 8.

Obige Werke sind vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1836.

Die Kolumbacser-Mücken in Serbien.

Diese Insekten sind eine der wunderbarsten Erscheinungen im Naturreiche. Sie kommen aus der Gegend eines in Serbien am rechten Ufer der Donau gelegenen Schlosses gleichen Namens her, und sind hinsichtlich ihres Körperbaus den Gölsen oder Mosquitos ziemlich gleich. In Serbien, so wie auch in dem angränzenden Banat, ist z. B. ihre Zahl so ungeheuer, daß sie einem Schneegestöber, wenn die Flocken am dichtesten fallen, oder einer Staubwolke verglichen werden. Sie erscheinen meistens dreimal im Jahre. Zum Erstenmale gegen Ende Aprils, dann in der zweiten Hälfte des Maimonats, und bisweilen zur Herbstzeit. Ihre Angriffe sind jedoch mehr auf die Thiere als auf die Menschen selbst gerichtet, und hauptsächlich überfallen sie das im Freien weidende Vieh, wie Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde, Schweine und nicht selten auch die Hunde. Vergeblich trachten diese armen Thiere durch gewaltiges Springen und Umsichschlagen mit dem Schweife sich von dieser Plage zu befreien. Alle von Haaren entblößten Theile sind in Einem Momente von diesen Insekten bedeckt, welche sich mit beispielloser Hartnäckigkeit festsetzen, in die Nasen- und Ohrenöffnungen eindringen, die Ränder der Augen bedecken, und so viel möglich in die Oeffnungen des Afters und der Zeugungsglieder beider Geschlechter, besonders der Kühe, eindringen. Die gräßlichsten Schmerzen und Qualen, welche die befallenen Thiere dabei ausstehen müssen, offenbaren sich durch höchst jammervolles, durchdringendes Geschrei und Brüllen, Blöcken, Grunzen, Wiehern und Heulen, noch mehr aber durch ihr schnelles Laufen, während welchem sie sich sogar ins Wasser werfen, im Fall sie eines in der Nähe wittern. Völlig erschöpft stürzen sie am Ende todt nieder, entweder in dem Anfalle selbst, oder einige Stunden darnach. Noch konnte bis jetzt gegen dieses furchtbare Ungeziefer kein anderes Mittel aufgefunden werden, als in der Zeit wo sie erscheinen, große hochlodernde Strohfeuer anzuzünden und die unbehaarten Theile des Viehs, welche dem Angriff der Insekten besonders ausgesetzt sind, mit einem Wermuthaufguß zu befeuchten, oder mit stinkendem Birkenöl oder mit Wagenschmiere zu bestreichen. Man muß erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Eilfertigkeit die durch den Instinkt geleiteten Thiere sich rings um die Feuer haufenweise sammeln, um sich gegen diese ungestümen Feinde zu schützen.

Der gemeinen Sage nach entstehen diese Mücken in gewissen Berghöhlen, namentlich in den bei Kolumbacs am linken Ufer der Donau befindlichen Gebirgsöffnungen, von wo aus sie in ungeheuren Schwärmen ihre Richtung sowohl nach Serbien als in den Banat und die angränzenden Provinzen nehmen. Die abergläubischen und unwissenden Walachen behaupten sogar, daß sie nur bei einer einzigen Oeffnung an jenem Gebirge hervorbrechen. Bei eben dieser Oeffnung hat nach der walachischen Mythe der h. Georg den höllischen Drachen bekämpft, ihm den Kopf abgehauen und in die Höhle geworfen. Nun sollen aus dem Kopfe dieses Ungeheuers diese schädlichen Insekten entstehen. Damit hat es allerdings seine Richtigkeit, daß das Gebirge, auf welchem Kolumbacs liegt, reich an unterirdischen Höhlen ist, die ein eigentliches Labyrinth bilden, und daß aus mehrern dieser Höhlen die erwähnten Mücken zu Tage kommen.

Andere versichern wieder, es falle ein Bach von einem dieser Berge herab, dessen Wasser im Sommer gefroren, im Winter aber heiß sey. Dieser Bach führe Skorpionen, kleine Schlangen, Wespen und anderes Ungeziefer mit sich, welche sein Wasser mit ihrem Gifte schwängern, woraus dann diese Mücken entstehen. Wieder Andere glauben, daß die Mücken nicht vom Wasser, sondern von der Gährung entspringen, die aus dem schädlichen Unflath dieser giftigen Thiere entsteht. Viele wollen sogar wissen, daß man diese Mücken auf den Eichbäumen gewisser Gattung, oder vielmehr auf den Eicheln, wachsen und sich entwickeln sehe, sobald diese Eicheln vor dem warmen Frühlingsregen befeuchtet werden. Endlich stimmen alle darin überein, daß diese Mücken in den Körper der Thiere, die sie anfallen, durch alle ihre Oeffnungen eindringen und diese an Vergiftung sterben, folglich auch das Fleisch der auf solche Weise getödteten Thiere vergiftet sey, und dieses seine tödtliche Eigenschaft allen, die davon genießen, mittheile.

Diese Mücken, wir sie als stechende, fliegende Insekten erscheinen, leben übrigens schon in der vierten Gestalt; die Form ihrer frühern Lebensperioden war von ihrer vollendeten Aus-

bildung nicht minder verschieden, als der Fisch vom Vogel, und sie lebte damals selbst in einem andern Elemente. Ihre Entstehung dürfte dann allerdings von dem auf dem Kolumbacser Gebirge häufig vorkommenden stehenden Sumpflacken herzuleiten seyn, zumal da man dieselben während der wärmern Jahrszeit von Myriaden dieser Insekten umschwebt sieht, so daß ihre dichten Schwärme großen Rauchwolken gleichen. In ihren frühern Perioden leben sie wahrscheinlich in dem Wasser selbst. Näher betrachtet kann der Körper dieser Mücke in Kopf, Brust und Hinterleib getheilt werden; an demselben sind sechs Füße, wovon die ersten zwei kurz, die mittlern etwas länger, die hintern aber die größten, und zwei mit zierlichen, federartigen Schuppen bedeckte und mit Adern durchwebte Flügel, hinter welchen man abstehende Fortsätze, sogenannte Schwinger, bemerkt. Am Hinterleib bemerkt man eilf schmale bleifarbige Ringe. Der Kopf ist höchst merkwürdig und zeigt schon unter der Loupe das künstlichste Saugwerk, das man sich denken kann, gleich geschickt zum Verwunden, wie aus der Wunde das Blut zu schlürfen. Er besteht aus einer feinen, am untern Ende zugespitzten Röhre, und aus einer Scheide, welche diese Röhre schützend umgibt, unten knopfförmig angeschwollen, und der ganzen Länge nach am vordern Rande geschützt ist. Bei dem Saugen taucht die Mücke nur allmählich und behutsam ihr Instrument in die Wunde, worauf sich bald die Wirkung des eingetropften Giftes äußert und die Wunde brennt; denn es ist wohl außer Zweifel, daß das Thier eine eigene Feuchtigkeit in die Wunde träufelt, welche gleich andern Giften das Blut dünner und zum Einsaugen tauglicher macht. Der Schmerz einer solchen anscheinend unbedeutenden Wunde wird allmählich stärker und es folgt bald große Reizung und Geschwulst, welche immer einen hohen Grad von Fieber hervorbringt. Dergleichen Anfälle müssen desto stärker seyn, je empfindlicher die verwundeten Theile sind, wie z. B. das Schleimfell der Nasenkanäle, der Geschlechtstheile und Eierhüllen. Die Lebensdauer der Mücken in ihrem vollendeten Zustande ist sehr verschieden. Durch heftige Winde und andauernde Regenzeit werden sie schnell zerstreut und der natürliche Lauf ihres Lebens abgekürzt. Wenn aber der Frühling und des Sommers Anfang trocken sind und sanfte Ostwinde herrschen, dann verbreiten sie ihren Zug in unzähligem Schwarm, wobei sie jedoch immer nur eine bestimmte Richtung auf einer Seite über Orsova, Csermes, Widdin und Nikopolis ins türkische Gebiet hinüber nehmen; auf der andern Seite durchstreichen sie drei Bezirke des Banats, den von Ujpalanka, den von Mehadia und den von Werschez. Es ist in der That auffallend, und ein wahres Wunder der Natur, daß diese Thiere ihren Flug und ihre Verheerungen gerade nur auf die'r Bezirke beschränken und sich nicht weiter erstrecken.

Bilder aus Paris. Nr. 11.

Esmeralda in der großen Oper.

(Schluß.)

Alle Fehler und alle Vorzüge der Hugo'schen Manier finden sich auch in diesem Gedicht vereinigt, das der Dichter, wie alle seine früheren Werke, mit unbegränzter Eigenliebe in die Welt gesendet hat. Leider sind die Fehler und Mängel in Mehrzahl. Die leidige Sucht, witzig, populär, voll Knalleffekt, originell und erstaunend zu seyn, machen, daß Hugo in den meisten Fällen trivial, plump, grotesk, gezwungen und lächerlich wird. Wir erinnern an Lucrecia Borgia und Angelo. Anklänge an jene artigen Sachen finden sich auch wieder in Esmeralda. Daneben die schönsten Verse und Gedanken Alles bunt durch einander. Der endliche Eindruck ist ungünstig, und das Lesen der einzelnen schönen Stellen ist nicht im Stande das Geschmacklose des Restes zu entschuldigen. Daß Hugo, der gewaltige Neuerer, im J. 1836 sich noch in den ausgenutzten Gleisen der Schicksalstragödie herumtreibt, dürfte billig verwundern, wenn man nicht wüßte, daß seine Neuerungen und Erfindungen sich bisher auf Ankündigungen derselben und Vorreden beschränkt haben. Das französische Publikum, im Allgemeinen, ist zu unwissend, um zu würdigen wie verspätet diese Richtung ist. Werner, Müller und ihre Legion Nachäffer sind in Deutschland längst vorübergegangen, und in Paris tritt ihre Schule von neuem auf! Die legitimistischen und katholischen Blätter werden dem Dichter hart zusetzen, daß er, nicht zufrieden im Romane den heiligen Stand des Priesters durch eine unreine Leidenschaft befleckt zu haben, dieses Aergerniß auf die Bühne verpflanzt hat. Freilich, Victor Hugo ist nicht mehr Katholik! Er ist nicht mehr Legitimist, wie er es unter Ludwig XVIII und Karl X war; er ist nicht mehr Republikaner, wie er nach der Julinsrevolution aushängte: was ist er denn? Sollte es wahr seyn, daß er nächstens ein ministerielles Journal herausgeben will, im Verein mit Emile von Girardin, dem schmutzigsten Namen der beiden Königreiche Frankreich und Navarra, und Alexander Dumas, dem Muster eines literarischen Abenteurers? Die Wahl wäre gut getroffen! Schon längst mußte man glauben, daß die beiden Dichter darauf sännen, sich um den Rest ihres guten Rufes zu bringen. Es scheint, sie haben das endliche und unfehlbare Mittel gefunden. Einem Kleeblatt dieser Drei wird niemand die gebührende Anerkennung versagen.

Natürlich hat Esmeralda eine Vorrede, das Gedicht ist von Victor Hugo! In seiner Vorrede vergleicht sich der Verfasser von Angelo ganz bescheiden mit Molière und Corneille, und sucht dem guten Publikum unter einem Schleier plumper Bescheidenheitsheuchelei begreiflich zu machen, wie daß Er, Victor Hugo, für die Oper wohl habe schreiben dürfen, da ja Molière und Corneille einst ein Gleiches gethan haben! Ich erinnere mich bei Gelegenheit dieser neuesten Vorrede der Aeußerung, welche ich unsern wackern Landsmann Grillparzer vor einigen Monaten bei B . . . . in Auteuil machen hörte. „Wenn doch Hugo seine leidigen Vorreden weg ließe, die den Leser stets auf Dinge spannen, von denen hintenher nichts zu finden ist. Was

würde er zu dem Gedicht sagen, das dem Verfasser Gelegenheit gab, sich selbstgefällig neben Molière und Corneille zu stellen!"

Die Musik der Esmeralda ist von Mlle Bertin. Sie kennen Bertin nicht in dem Register der Komponisten! Mlle. Bertin hat doch schon zwei andere Opern komponirt, eine für die italienische Oper, die andere für die komische. Freilich sind sie beide durchgefallen! Mlle Bertin ist die Tochter des Eigenthümers des Journal de Débats und das Journal de Débats hat seiner Tochter auf die Bretter verhalfen. Nun aber, wenn der erste Lärm der officiellen und officiösen Beifallsbezeugungen vorbei ist, wird es Sache der übrigens sehr volljährigen Tochter seyn, sich auf den Brettern zu erhalten. Wir sind nicht ohne große Besorgniß, daß sie zu Fall komme; schon die erste Vorstellung mußte eine energische Disharmonie von Pfeifen und Zischen aus den Logen und von dem Balcon herab dulden. Im Parterre waren nur „befreundete" Zuschauer! Die Musik der Mlle. Bertin ist ohne Faden, ohne Sinn, ohne Plan, ohne Poesie, im übrigen Ton an Ton, Note an Note, Adagio und Allegro, Piano und Forte wie bei Mozart und Meyerbeer; Elemente genug, aber kein Ganzes, Wörter, aber kein Buch; Töne aber keine Musik. Einige wenige Stücke, wie namentlich das Duett zwischen Claude Frolla und Esmeralda im Gefängniß, der schöne Gesang Quasimodo's vor der Kirche zeichnen sich vortheilhaft aus und sind günstig aufgenommen worden. Das Uebrige ist unverdautes Schnitwerk und der großen Oper unwürdig. Wie sehr muß man bedauern, daß die erste Bühne der Welt, die so manchem wahren, innigen, begeisterten Talente verschlossen bleibt, weil es der Kabale und dem Nepotismus fremd ist, zu so schaler, unerquicklicher Tändelei, zu so falschem Götzendienst herabgewürdigt werde! Mozart's Don Juan kann auf der nämlichen Bühne nicht heimisch werden; niemand ist da, der für diesen todten Mann spräche, welchen Vortheil hätten die „Geschäftsleute," der Oper eine göttliche Musik mit frommen Sinn aufzuführen? Man gab den Baryton des Don Juan einem Tenor, die Bravourarien der Elvire einer weiblichen Nullität; man machte aus zwei Akten fünf, und entweihte die großartige Poesie Mozart's durch langweilige Tänze und nackte Gruppen. Und fragen Sie nach Don Juan an der großen Oper: „Langweilig, ohne Effekt, traurig" — freilich, der Geist Mozart's hat sich von Euch abgewendet, Mäkler und Heiden, die Ihr seyd!

Selbst Meyerbeer wird während einiger Zeit seine Meisterwerke zurückgesetzt sehen, damit die Capricen der Mlle Bertin Raum finden, und Mainzer, der tüchtige, unermüdliche Künstler, Mainzer, der durch sein alleiniges Genie, in wenigen Wochen aus der rohesten Masse bessere Chöre gebildet hat, als je auf der Bühne der großen Oper aufgetreten sind, wartet noch, daß die Thüren des großen Tempels sich vor ihm öffnen. Einstweilen hat Mlle Bertin den Vortritt vor Mozart, Meyerbeer und Mainzer.

Ohne Wahl vertheilt die Gaben
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroclus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück!

Ausfuhr des Tabaks in Nordamerika.

Die Philadelphia Zeitung vom 12ten Oktober enthält einige lange, und wie es scheint, officielle Details über den Anbau, den Verbrauch und die Ausfuhr des Tabaks seit den letzten 50 Jahren. Diese Nachrichten von der großen Stapelwaare der südlichen Staaten werden jetzt bekannt gemacht, und dessen große Wichtigkeit für das Land und die Nothwendigkeit zu zeigen, dem Handel jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Aus diesen Berichten geht hervor, daß Nordamerika schon vor dem Unabhängigkeitskrieg ganz Europa mit Tabak in dessen verschiedenen Formen versah, und daß, obwohl später der Tabakbau in Europa, namentlich in Frankreich, sich hob, die Ausfuhr von Rauch- und Schnupftabak doch seit dem Jahre 1741 auf das Vierundvierzigfache und seit 1817 um mehr als das Dreifache stieg. Im Jahre 1835 wurden 94.555 Oxhofts zu 7¼ P. per Pfund, Werth 6.250.577 D., 3.617.854 Pfund zubereiteten Rauchtabak und 56.471 Pfund zubereiteten Schnupftabak zum Werth von 357.611 Dollars ausgeführt. Die Ausfuhr nach England allein, mit Ausschluß von Schottland und Irland, betrug 27.565 Oxhoft zu einem Werth von 3.397.415 Dollars.

Chronik der Reisen.

Aufenthalt der Korvette „Recherche" im Norden.

(Schluß.)

Ich bat Herrn Moller, den ein eilfjähriger Aufenthalt an dieser Küste zu richtiger Beurtheilung befähigte, mir offen zu sagen, ob er es für möglich halte, daß die Mannschaft der „Lilloise" die dänischen Niederlassungen erreicht haben könne, und ich kann Ihnen seine Ansicht hierüber nicht besser kennen lehren, als wenn ich Ew. Excellenz die wörtliche Uebersetzung des Schreibens beilege, das Herr Moller als Antwort auf den von mir überbrachten Empfehlungsbrief an Herrn Krieger richtete:

„Herr Gouverneur! Der Kapitän Tréhouart hat mich gebeten, Ihnen schriftlich aus einander zu setzen, was ich von der Möglichkeit halte, daß die Mannschaft der Brick „Lilloise" sich habe retten können, und zu diesem Ende habe ich die Ehre Ihnen hiemit zu erklären, daß, obschon keine Wahrscheinlichkeit in dieser Hinsicht vorhanden, ich es doch für nicht unmöglich halte, daß einige Einzelne des Schiffsvolks glücklich genug gewesen, durch das Eis bis an die Ostküste von Grönland zu gelangen, wenn sie nämlich leichte Kähne, die nöthigen Lebensmittel und hinreichende Kleidung besaßen, um sich während einer mehrtägigen Reise auf dem Eis gegen die Kälte zu schützen.

„Waren Einige auf solche Art glücklich genug, das Land zu erreichen, so ist es nicht unmöglich, daß sie, unter günstigen Umständen, im Boot längs der Küste bis nach Friedrichsthal gelangen konnten. Auf ihrem Wege würden sie dann auf mehrere Bewohner der Ostküste gestoßen und von diesen zu Fortsetzung ihrer Reise unterstützt worden seyn. Wären die Schiffbrüchigen so glücklich gewesen, nach Julienshaab zu kommen, so würden sie, wie ich dem Herrn Kapitän sagte, von den dänischen Beamten auf das Beste aufgenommen worden seyn, und diese hätten dann an die königliche grönländische Handelsdirektion zu Kopenhagen und diese wiederum an die französische Gesandtschaft Bericht erstattet.

„Obschon ich nicht zweifle, daß der Inspektor von Südgrönland den Befehlen des Chefs der Kolonie — wenn Trümmer des gescheiterten Schiffs in seinem Distrikt sich vorfinden sollten, darüber zu wachen — Folge leisten werde, so will ich diesem Beamten doch noch beauftragen, daß er vor Einbruch des Winters und ehe die Kommunikationen aufhören, Nachforschungen anstelle, und wo möglich noch im laufenden Jahr die Bewohner von Ostgrönland, welche die Kolonie im Herbst besuchen, von dem Verlust der „Lilloise“ in Kenntniß setze, und ihnen die nöthigen Nachweisungen gebe, im Fall sie selbst oder ihre Landsleute irgend eine Entdeckung machten.“

Gleich nach meiner Ankunft in Frederickhaab schrieb ich an die Herren Graah und Holleböl, der eine Direktor, der andere Generalinspektor von Grönland. Ich setzte sie von dem Zweck meiner Sendung in Kenntniß, und bat sie, mir ihre Ansicht hinsichtlich der von uns gehegten Hoffnung, unsere unglücklichen Landsleute wiederzufinden, mitzutheilen. Ich konnte ihre Antwort in zwölf Tagen haben, und beschloß sie zu erwarten. Da ich indeß am 19ten erfuhr, daß diese Herren Gordhaab verlassen und eine Reise nach dem Norden gemacht hätten, so daß sie meine Briefe nicht vor Ende Augusts erhalten konnten, so beschloß ich nach Island zurückzukehren, und bat Herrn Møller mir ihre Antworten mit erster Gelegenheit nachzusenden.

Das vergangene Jahr war auf dieser Küste außerordentlich rauh. Das nach Frederickhaab bestimmte Fahrzeug wurde dort seit dem Julius vom Eis zurückgehalten und gezwungen den Winter daselbst zuzubringen. Das Schiff von Julienshaab mußte 55 Tage zu Frederickhaab warten, bis das Wasser frei wurde, und ging endlich, noch ehe es seine Bestimmung erreichte, zu Grunde. Ich benutzte den Aufenthalt der „Recherche“ zu Frederickhaab, um ihren Kiel untersuchen zu lassen, und es ergab sich, daß der Vordersteven in einer Tiefe von sechs Fuß unter dem Wasser stark beschädigt war. Außer Stand, eine Ausbesserung so bedeutender Art in einem Hafen vorzunehmen, wo es an dem Erforderlichen mangelte, begnügte ich mich mit der Abhülfe, die man zu leisten im Stande war, in der Hoffnung, daß das Schiff, das bis dahin noch nicht leck geworden, auch ferner noch ausdauern werde.

Am 24sten verließ ich Frederickhaab und ließ Herrn Møller die Nummer der Marine-Annalen zurück, in welcher das Gesetz eingerückt ist, kraft dessen demjenigen eine Belohnung zugesichert wird, der die Mannschaft der „Lilloise,“ oder auch nur einen Theil derselben, nach Frankreich zurückführt. Nachdem ich zwei Tage damit zugebracht hatte, um durch das glücklicherweise nicht sehr dichte Eis zu kommen, steuerte ich nach Island zu und kam am 7ten August nach Dier-Ford. Ich hielt mich einige Tage in dieser Bucht auf, um meinen Leuten einige frische Lebensmittel zu verschaffen, und stach am 15ten wieder in See, um die Fischer aufzusuchen, von denen ich nur noch wenige an dieser Küste fand, da fast alle einen sich erhebenden Südwind benutzt hatten, um die Ostküste zu erreichen, von wo aus sie ihre Rückfahrt nach Dünkirchen gegen Ende Monats bequemer ausführen konnten.

Am 20sten steuerte ich nach Reikiavik, wo ich am 21sten vor Anker ging. Herr Gaymard, vom Schnee aufgehalten, traf, nebst den Mitgliedern der Kommission, erst am 28sten ein. Sogleich wurden alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen, und am 31sten hätte die „Recherche“ absegeln können, hätte sich nicht ein heftiger Nordwind erhoben, der das Auslaufen erst am 5ten September gestattete. Von widrigen Winden aufgehalten, erreichte ich Cherbourg erst am 27sten. Ungeachtet die Beschädigung am Vordersteven sich bedeutend vergrößert hat, so tritt doch noch kein Wasser in den Raum. Herr Gaymard hat nebst der Kommission in diesem Jahr den Süden, Osten und Norden von Island untersucht. Diese lange und beschwerliche Reise von 461 Lieues hat eine reiche Ausbeute für die naturhistorische Sammlung, an Kunstgegenständen und Büchern geliefert.

Vermischte Nachrichten.

Herr L. M. Vicat hat der französischen Akademie der Wissenschaften eine Verfahrungsweise vorgelegt, wie der Anhäufung jener tuberkulosen Auswüchse vorzubeugen sey, die sich in eisernen Wasserleitungsröhren zu bilden pflegen. Die Existenz solcher Auswüchse ward zuerst in Grenoble entdeckt, und zwar in Folge des verminderten Wasserzuflusses in die Werke, die, wie die Berechnung nachweist, in sieben Jahren um etwas mehr als 680 Pinten in der Minute abgenommen hatte. Nach verschiedenen Versuchen von Seite mehrerer Chemiker, diese Oxydation zu verhüten, haben die Ingenieure Guaymard und Vicat eine Substanz entdeckt, die sie hydraulischen Mörtel nennen, und die sich nach zweijährigem Versuch als zweckmäßig erwiesen hat. Die Bestandtheile sind nicht angegeben, sondern es wird nur bemerkt, daß man die Röhre inwendig mit diesem Mörtel mehreremale überziehe, und jeden Ueberzug trocknen läßt, bevor man einen andern aufträgt.

*

In der Nähe von Chichester, wo schon eine Menge römischer Alterthümer gefunden wurde, grub man kürzlich ein ganz wohlerhaltenes Opfergefäß, ein sogenanntes Simpuium aus, welches eines der schönsten seyn soll, das man bis jetzt noch gefunden.

*

In einer Versammlung der Linnéischen Gesellschaft zu London am 1sten November wurde ein von Zeichnungen begleitetes Memoire des bekannten Reisenden Schomburg über die Bereitung des Wuraligiftes bei den Macusis vorgelegt. Der Baum, aus welchem es bereitet wird, ist Strychnus toxifera.

*

Sobald der Obelisk in Paris seiner Umhüllung entledigt seyn wird, sollen von den vier Seiten Gypsabdrücke in Platten von je 6 Fuß Länge gemacht werden, was 48 Platten gäbe. Diese Platten sollen in einem der Säle der königlichen Bibliothek oder des Louvre aufgestellt werden.

*

In den ersten Tagen Novembers fand in Schottland ein Erdbeben um 11 Uhr Abends statt, das in und um Paisley gefühlt wurde. Die Häuser schütterten sehr, litten aber doch keinen besondern Schaden.

*

Ein Herr Jurgensen, Uhrmacher zu Kopenhagen, hat einen Thermometer erfunden, welcher nicht nur das Maximum und Minimum der Temperatur anzeigt, sondern auch die mittlere Temperatur der täglichen Wechsel der Atmosphäre.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 84** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechisches: Der Tod des Markos Botsaris. — Die Bridgewater-Bücher. (Fortsetzung.) — Chateaubriand. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl., für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat November.)

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1836.

Die Lage von Canada.

(Aus dem Westminster-Review.)

Dasselbe Drama, welches in den ehemaligen nordamerikanischen Kolonien Englands den jetzigen Vereinigten Staaten vom J. 1763—1783 gespielt wurde, wird im gegenwärtigen Augenblick mit geringen Modifikationen in Canada aufgeführt, und wenn nicht binnen Kurzem die demokratischen Grundsätze in England das Uebergewicht erhalten, so wird es auch mit einer ähnlichen Katastrophe endigen. Die Gesellschaftsverfassung in den Kolonien ist wesentlich und nothwendig demokratisch, im Mutterlande noch immer und wesentlich aristokratisch. Sobald die Kolonisten sich hinreichend stark fühlen, auf einer ihrer Denkungsart und ihrem Charakter entsprechenden Regierungsweise zu bestehen, so ist eine Kollision unvermeidlich, und nur eine baldige Veränderung in der Sinnesart und den Einrichtungen des Mutterlandes könnte diese Gefahr beseitigen.

Erwägt man die Ausdehnung des Landes und die Menschenzahl, welche gegenwärtig in dem englischen Nordamerika Opposition gegen die Regierung macht, so wird man beide furchtbar genug finden. Die Opposition begann wie natürlich in der mächtigsten, volkreichsten und wohlhabendsten unter diesen Kolonien, in Unter-Canada, hat sich aber seitdem über alle andern verbreitet, wie vor 70 Jahren der Widerstand in den neuenglischen Staaten begann, und sich allmählich auf alle übrigen ausdehnte. Der gegenwärtigen nordamerikanischen Kolonien Englands sind sechs an der Zahl: Unter-Canada, Ober-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Prinz-Edwards-Insel und Neufundland; hiezu kommt noch das ungeheure Jagdgebiet der Hudsons-Bai-Kompagnie. In runder Zahl kann der Flächeninhalt nicht weniger als eine Million (englischer) Quadratmeilen betragen, etwa ein Drittheil des ganzen Gebiets der amerikanischen Union. Was aber Klima, Fruchtbarkeit und Handelsvortheile betrifft, stehen die englischen Kolonien weit unter den Vereinigten Staaten; nur Eine dieser Kolonien, Ober-Canada, ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, Unter-Canada ist mittelmäßig, alle andern aber zeichnen sich eher durch ihre Unfruchtbarkeit aus. Zum Anbau von Zucker, Tabak und Baumwolle ist weder Boden noch Klima geeignet: die Sommer sind zu heiß und zu kurz, die Winter zu lang und zu kalt, denn eine gute Hälfte des Jahres hindurch ist das Land mit Schnee bedeckt oder in Frost erstarrt; die natürlichen innern Verbindungen durch Seen und Ströme sind prachtvoll, aber der Lorenzstrom ist die einzige Ausmündung ins Weltmeer, und dieser ist das halbe Jahr hindurch von Eis gesperrt, während das amerikanische Gebiet unzählige Ausmündungen hat, welche das ganze Jahr hindurch der Schifffahrt offen stehen. Nur Einen unbestreitbaren Vortheil hat das Klima in diesen Kolonien über Einen großen Theil der Vereinigten Staaten: es ist ausgezeichnet gesund.

Im J. 1806 betrug die ganze Bevölkerung der englischen Kolonien in runder Zahl 409,000, im J. 1825 bereits 846,000 oder mehr als das Doppelte, und im J. 1832 rechnete man 1,300,000 Seelen. Die jährliche Zunahme durch Einwanderung aus dem Mutterlande kann man zu 30—40,000 anschlagen, so daß das natürliche Anwachsen durch Geburten während der vier letzten Jahre dazu gerechnet, die Bevölkerung gegenwärtig wohl $1^1/_2$ Millionen betragen mag. Dieß mochte so ziemlich auch der Stand der Bevölkerung seyn, wie ihn die alten Kolonien besaßen, als unmittelbar nach dem Frieden von Paris im Jahre 1763 die Unruhen begannen. Damals hatte Canada nur eine schwache Bevölkerung von 70,000 Seelen, im Jahre 1775, also 12 Jahre später, etwa 90,000. Dennoch hielten die Nordamerikaner Canada damals schon für so wichtig, daß sie eine für ihre Mittel große Unternehmung wagten, um dasselbe zu erobern, und in der Unabhängigkeitserklärung war die Errichtung einer willkürlichen Regierung in Canada, wegen des schlimmen Beispiels für die Freiheit der andern Kolonien, eine der Hauptbeschwerden gegen die englische Regierung. Schreitet Canada und die andern englischen Provinzen in der Bevölkerung fort, wie bisher, so werden sie sehr bald so stark seyn, als die alten Kolonien zu der Zeit, wo sie zu Lexington das Schwert zogen. Zudem haben sie den Vortheil, mehr concentrirt und minder von Wilden belästigt zu seyn, welche in den letzten 60 Jahren an Zahl und Muth bedeutend abnahmen; übrigens besteht die ganze Bevölkerung aus Freien, nicht wie bei ihren südlichen Nachbarn zu einem Sechstheil wenigstens aus Sklaven. Dieß

wollen wir hier anmerken, um darauf hinzuweisen, daß die Zeit vorüber ist, wo man mit den Kolonien spielen und sie nachläßig behandeln darf, daß vielmehr die Frage über versöhnende Maßregeln und Unabhängigkeit völlig reif ist. *)

Die Geschichte der gegenwärtigen englischen Kolonien in Nordamerika, oder wenigstens der bedeutendsten darunter, der beiden Canada's, läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Sie wurden unter der Verwaltung des ältern Pitt durch den tapfern General Wolfe im J. 1759 erobert, bilden also schon seit 77 Jahren einen integrirenden Theil des brittischen Reichs; wie schon erwähnt, betrug ihre Bevölkerung damals 70,000 Seelen, und selbst nach dem Frieden von 1783 schwerlich mehr als 100,000. In dem Friedensvertrage, durch welchen Canada an England abgetreten wurde, war stipulirt, daß den Canadiern ihre Religion und ihr Eigenthum gemäß der Kapitulation bei der Eroberung gesichert seyn solle. Fünfzehn Jahre lang nach der Eroberung wurde die Kolonie durch Kabinetsbefehle, d. h. nach der Willkür der englischen Minister regiert; im J. 1774 führte man das englische Kriminalgesetz nebst dem Geschwornengericht durch einen Parlamentsbeschluß ein, und durch dieselbe Akte wurde den Bestimmungen des Pariser Herkommens im Betreff des Eigenthums Gesetzeskraft ertheilt. Die Akte von 1778, welche das Recht aufgab, die Kolonien zum Vortheil des Mutterlandes zu besteuern, umfaßte auch Canada, welches jedoch bis zum Jahre 1791 unter der unmittelbaren Herrschaft der Krone blieb. Damals wurde die Regierungsform festgesetzt, welche jetzt noch gültig ist. Diese ist das Werk des jüngern Pitt, und die Einbringung der deßfallsigen Bill ins Parlament ist in den Annalen des Parteikampfes berühmt, weil bei dieser Gelegenheit Burke seine Ansichten zu Gunsten der Torypartei und ihrer Kriegslust gegen Frankreich aussprach, und sich von seinen ehemaligen Freunden, den Whigs, trennte. Durch diese Akte wurde die Provinz Quebek, wie man sie bis dahin genannt hatte, in zwei Gouvernements, das von Ober- und Unter-Canada abgetheilt und ihnen eine Verfassungsform gegeben, welche angeblich der englischen Konstitution nachgebildet war: es sollte ein Unterhaus oder Repräsentantenkammer unter dem Namen einer Assembly gewählt werden; statt des englischen Oberhauses wurde eine Körperschaft eingesetzt, deren Mitglieder von der Krone auf Lebenszeit ernannt werden sollten: diese hieß der gesetzgebende Rath. Der Gouverneur sollte der Repräsentant des Königthums seyn, um die dritte Gewalt in der Wagschale der Konstitution zu bilden, und ihm stand der Vollziehungsrath, entsprechend dem geheimen Rathe von England, zur Seite. Eine ähnliche Regierung besteht auch in den andern vier Provinzen des englischen Nordamerika, und war auch mit Ausnahme einiger unter den alten Kolonien, wie Massachusetts, und einer oder zweier westindischen Inseln, wo der gesetzgebende Rath wählbar ist, zu allen Zeiten die gewöhnliche Form der Kolonialregierungen gewesen.

Die Uebel, welche aus diesem schlecht berechneten Regierungsplane entsprangen, waren von Fox vorausgesagt worden: die französische Bevölkerung Canada's, welche kaum eine andere Regierungsart kannte, als die Ludwigs XV, war anfangs über die milden Gesetze Englands sehr erfreut, und blieb auch ziemlich zufrieden, sowohl vor als nach Einführung der sogenannten konstitutionellen Regierungsform von 1791. Die Erklärung dieser Erscheinung ist nicht schwer: eine schwache und ziemlich unwissende Bevölkerung von 70 bis 90,000 Seelen konnte bei einer sehr mittelmäßigen Verwaltung zufrieden seyn, als jedoch, wie dieß mit Unter-Canada im J. 1814 der Fall war, die Bevölkerung auf 325,000 anwuchs, und sich mit englischen und amerikanischen Ansiedlern vermischt hatte, Handel trieb und unterrichtet wurde, da begann sie ihre eigene Stärke zu fühlen, und die wirkliche Ausübung der Rechte in Anspruch zu nehmen, welche durch die Akte von 1781 der Demokratie ertheilt worden waren, aber bis etwa 1810 gänzlich zu schlummern schienen. Von dieser Zeit an dauerte der Kampf um Freiheit und Sparsamkeit zwischen dem Volk und der lokalen von den englischen Ministern unterstützten Oligarchie fort bis auf die neueste Zeit, und hat beinahe mit jedem Jahre an Heftigkeit zugenommen. Die Wurzel des Uebels liegt in dem Bestand einer Regierung, welche zu dem ganzen Charakter der Gesellschaft nicht paßt. So lange die Konstitution ein todter Buchstabe war, d. h. so lange die Lokal-Oligarchie das Land regierte, und das Volk gleichgültig und passiv blieb, ging Alles in ziemlicher Eintracht fort, sobald aber die widerstrebenden Theile der Maschine in entgegengesetzter Richtung vorwärts gingen, kam das Ganze ins Stocken. Die Assembly von Unter-Canada repräsentirt vollständig die Ansichten des Volks, das sie durch Fünfpfundfreeholders auf dem Lande und durch Zehnpfundfreeholders in den Städten erwählt, was in einer solchen Kolonie so ziemlich einem allgemeinen Stimmrecht gleichkommt; sie besteht aus 88 Mitgliedern, so daß auf 6000 Einwohner ein Repräsentant zu rechnen ist. Der gesetzgebende Rath, welcher die Aristokratie eines Landes repräsentiren soll, welches der Natur der Dinge nach noch keine haben kann, wird dem Namen nach von der Krone, d. h. von dem Gouverneur ernannt, praktisch ist dieß aber nicht der Fall, sondern die Sache ist weit schlimmer. Der Gouverneur, ein Fremdling in der Kolonie, fällt, wenn er ankommt, fast immer in die Hände einer Faktion, und diese ernennt der That nach den gesetzgebenden Rath, den Vollziehungsrath, so wie die vornehmsten Verwaltungsbeamten der Kolonie; sie ist somit durch eine Lokal-Oligarchie regiert, und diese besteht eigentlich aus einer elenden Bureaukratie, welche ihrerseits von der Bureaukratie des Kolonialamts in London unterstützt wird. Die Mitglieder des gesetzgebenden und des Vollziehungsraths bestehen häufig aus denselben Leuten, und darunter befinden sich noch ex officio mehrere Gerichts- und Verwaltungsbeamte, welche durchaus von dem Willen der Krone abhängen, der englische Bischof, nicht der canadische, der Kommissär der Kronländereien und mehrere andere. Zu gleicher Zeit sieht man Mitglieder dieses seltsamen Oberhauses untergeordnete Beamtenstellen bei dem Vollziehungsrathe verwalten, während ein Mit-

*) Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daß wenn die Bevölkerung von Canada eben so dicht seyn wird, wie die in den Vereinigten Staaten, d. h. etwa 9 Menschen auf die englische Quadratmeile, daß sie dann 4½ Millionen betragen wird.

glied des Vollziehungsraths Sekretär bei dem Oberhause ist. Diese Bureaukratie ist übrigens noch dem Lande völlig fremd: sie besteht nicht aus Canadiern, welche vier Fünftheile der Einwohnerzahl bilden, sondern aus Engländern, Schotten und Iren, welche von London aus hingeschickt werden, oder aus amerikanischen Loyalisten, welche nach der Unabhängigkeitserklärung ihr Vaterland verließen, um das Spiel, welches in den alten Kolonien zum Verderben geführt hatte, in Canada von Neuem aufzuführen. Bei so übel zusammenstimmenden Elementen konnten Kollisionen nicht fehlen, und sie traten auch herb genug im Laufe von neun Sessionen des Kolonialparlaments hervor, während welchen das Oberhaus 122 Bills, welche ihm von der Assembly hinaufgeschickt worden waren, verwarf, und 47 andere in Grundsätzen und Details dermaßen verstümmelte, daß die Assembly, ohne sich zu entehren und die Sache des Volks gänzlich aufzuopfern, sie nicht wieder annehmen konnte. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) In der neuesten Zeit begann der Streit bei der Wiedereröffnung des Assembly abermals so bitter, daß der Gouverneur dieselbe alsbald, man weiß nicht genau, ob auflöste oder prorogirte.

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

Major Skinner, im Dienste der ostindischen Kompagnie, kehrte im Jahre 1833 nach Indien zurück, und wählte dazu den Weg über Aegypten, Palästina, Syrien und den persischen Meerbusen. Seine Reisebeschreibung ist vor Kurzem in London erschienen, und gibt ein lebhafteres Bild des gegenwärtigen Zustandes der Provinzen, die er durchreiste, als die der meisten Reisenden. Der Major reiste nicht wie ein großer Herr mit einem bewaffneten Gefolge, und spricht nicht so viel als Lamartine von seinen Pistolen, aus dem einfachen Grunde, daß er keine mit sich führte, noch sonst Waffen irgend einer Art. Er nahm einen arabischen Bedienten, der etwas italienisch sprach, in Alexandrien, und in der arabischen Wüste einen Beduinen als Bedeckung mit, und fand keine Gelegenheit sein Vertrauen auf die Araber zu bereuen, obgleich er bisweilen in sonderbare Abenteuer fiel. Uebrigens hat er eine ganz besondere Vokation zum Reisenden, denn er scheint einen ganz orientalischen Gleichmuth in allen Umständen und unter allen Beschwerlichkeiten zu finden: Regen und schlechte Nahrung, eingeräucherte Hütten und Sonnenschein, Diebe und bigotte Muhammedaner machen keinen Eindruck auf ihn, nur die Fliegen scheinen seine Philosophie bisweilen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Seine Art zu reisen brachte ihn mehr in Berührung mit der gemeinen Lebensart des Volks in Palästina und der Wüste, als die meisten Reisenden, Burkhardt etwa ausgenommen, aber er hat in Beschreibung derselben einen unschätzbaren Vortheil über diesen, in seiner Art unvergleichlichen Reisenden. Der Major ist nämlich kein Gelehrter, sucht keine Inschriften und Ruinen, und die Berichtigung der Geographie ist seine kleinste Sorge, er läßt sich daher sorgenlos dem Eindruck des täglichen Lebens, das ihn umgibt, hingehen, und beschreibt seine Abenteuer mit einer Lebhaftigkeit und Einfachheit, die dem Leser ein vortreffliches Bild dieser Länder gibt. Wir heben einige der Scenen aus. Der Major kam von Alexandrien in einem ägyptischen Transportschiff an die syrische Küste; man hatte ihm auf dem Verdeck eine Art von Käfig für ihn selbst und seinen Bedienten, Hassan, gebaut, und sie kamen nach einem heftigen Sturm in der Nähe des Carmel auf der Rhede von Caifa an. Er ließ sich allein ans Land setzen, sein Boot schlug um, und er watete ans Ufer, sah aber bald, daß seine Wasserabenteuer noch nicht zu Ende seyen.

Caifa, erzählt er, ist eine Stadt mit einer Ringmauer und einem kleinen Thor gegen das Ufer, in das ich alle Mühe hatte hineinzubringen, da ein Strom über drei Fuß tief sich aus der Stadt durch diese einzige Oeffnung in der Mauer ergoß, und Steine und Balken mit sich führte. Da ich diese Lage der Dinge sah, so zog ich meine Schuhe und Hosen aus, um einen wo nicht anständigern, doch wenigstens bequemeren Einzug in die Stadt zu halten, packte sie in meinen triefenden Mantel und schritt wacker zu. Nachdem ich meinen Eintritt auf diese Art bewerkstelligt hatte, fand ich mich in einer Art von artigem See bis um die Mitte des Leibes im Wasser; rings herum lag der aufgehäufte Schutt, den der Fluß aus der Stadt hergeschwemmt hatte. Es schien mir, ich sey in einem Hofe, aber das einzige stehende Gebäude war ein hoher Thurm, an dessen unterem Stockwerk eine Thüre angebracht war, die in ein finsteres Zimmer führte, und wohin ich mich eiligst flüchtete. Ich fand, daß es die Wachstube war, zwei Türken nickten über einem Kohlfeuer an Einem Ende und am andern schliefen einige ägyptische Soldaten auf dem Boden. Ich kroch hinein und versuchte mich zu trocknen, aber der Kohlendampf trieb mich unter die Thüre, wo ich zähnklappernd saß, in der Hoffnung, daß das Wetter besser werden würde.

Nach einer Stunde bemerkte ich mit Vergnügen zwei bärtige Männer in jüdischer Tracht, welche aus einer Hütte hervorkrochen, von welcher nur noch eine Ecke von einer wankenden Stange gehalten wurde, und deren Rest schon weggeschwemmt war. Sie sahen mich und kamen mit sichtbarer Freude gegen mich, und riefen italienisch: „Gott sey bei Ihnen!“ Ich erwiderte den Gruß, und fragte, ob dieß Caifa sey und wo die Häuser seyen? — Es gibt keine Häuser in Caifa mehr, antwortete einer der Juden, ein mehrtägiger Regen hat die Stadt zum Thore hinausgeschwemmt. Ecco! und zeigte auf den Fluß, der sich mit zunehmender Wuth um das Dach eines Hauses in der ehemaligen Hauptstraße herumbrach. — Sehen Sie dieß? — Meine Verlegenheit war nicht gering, ich fragte, wie weit es nach St. Jean d'Acre sey, erhielt aber zur Antwort, daß es umsonst sey, dorthin zu gehen, da dort nicht Eine Hütte stehen geblieben, und Ibrahim die ganze Stadt zerstört habe.

Ich sah keine Hoffnung, daß der Regen aufhöre, und machte mich daher auf den Weg nach neuen Abenteuern, kletterte über einige zerstörte Hütten, und fand mich in einem offenen Platz, der zu einer Batterie führte, wo sechs Kanonen standen. Ich blieb eine Weile stehen, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein alter Mann, der mich von einer zerfallenden Hütte aus erspäht hatte, gegen mich her wackelte, und mir italienisch zurief, daß er mit mir zu sprechen habe. Es war eine alte Kreatur mit einem dünnen weißen Bart und ganz zusammengeschrumpft, halb syrisch, halb europäisch gekleidet. Als er mich erreicht hatte, sagte er: „Bene, Signore, come va la Christianita? und kreuzte die Arme, wie jemand, der sich bereitet eine Controverse zu beginnen. Im Orient nennen die Christen Europa la Chris-

tianits, ich verstand ihn aber nicht recht, und die Idee, daß die alte Kreatur erwarte, ich werde ihn im Regen, mit meinen Hosen auf dem Kopfe, über die Kirchenstreitigkeiten und neuen Wunder erleuchten, schien mir so absurd, daß ich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, das den sonderbarsten Effekt auf ihn hatte. Er glaubte auf einen Narren gestoßen zu seyn, und wackelte weg, so schnell er konnte. Ich rief ihn zurück, und erfuhr, daß das Haus des Konsuls noch stehe. Welches Konsuls? fragte ich. Er ist Konsul für die ganze Christenheit, antwortete der alte Mann. Ich dachte, er müsse in diesem Fall eine gute Dosis von Philanthropie besitzen, und beschloß ihn aufzusuchen, wie ich ging und stand. Das Wasser in seinem Hofe ging mir bis an die Kniee, und ein allgemeines Bellen der Hunde brachte eine sonderbare Versammlung an das obere Ende der Leiter, welche als Treppe diente, und die ich hinaufzusteigen angefangen hatte. Eine alte Frau und zwei hübsche Mädchen, in syrischer Tracht, blendend weiße Farbe und Augenliedern mit Antimonium gefärbt, luden mich ein heraufzusteigen. Ich wurde unter dem offenen Gelächter der Mädchen in ein kleines Zimmer geführt, wo der Repräsentant aller christlichen Mächte war. Er war ein bescheidener junger Mann und Bruder der beiden Mädchen, und hatte die Stelle seines Vaters nach dessen Tod bei der Belagerung von Acre geerbt. Seine Schwestern waren im Augenblick meiner Ankunft in der zarten Beschäftigung ein wildes Schwein abzuziehen begriffen, und Stücke von dem Thier lagen überall herum; die Operation wurde unterbrochen, um der Einen Zeit zu geben, mir einen Braten zu bringen, während die andere eine Flasche Wein aus Cypern holte. Die Auspicien zu einem guten Frühstück sahen vortrefflich aus, während mir Signor Malagamba das Detail der Wegschwemmung der Stadt erzählte, und bemerkte, daß sein Haus das einzige sey, das noch stehe, mit dem Zusatz, e fortissimo, es ist sehr fest, und einen bewundernden Blick auf die Decke warf, welche in demselben Augenblick in großen Stücken herabfiel und mein Essen jämmerlich zerstörte. Santa Maria! rief der arme Konsul, und stürzte sich die Treppe hinab. Mutter, Schwestern und ich folgten in größter Eile, und niemand sah hinter sich, bis wir im Hofe standen; da wir nichts mehr fallen hörten, so ermunterten wir einander zurückzukehren, stiegen sorgfältig hinauf, und fanden, daß das festeste Haus in Caifa dießmal noch nicht zusammengestürzt sey. Ich ließ mir jedoch vom Konsul einen jungen Christen mitgeben, der behauptete, daß das Haus seines Vaters noch stehe, und der mich zu diesem bringen sollte. Er hieß Michael, Sohn von Simon, und sprach italienisch. Das Haus von Vater Simon enthielt zwei gute Zimmer, und ich wurde in das obere logirt, wo ich aufs bequemste gewohnt hätte, ohne die Unzahl von Flöhen, welche die Ueberschwemmung aus der ganzen Stadt hieher getrieben zu haben schien, aber meine Ankunft war ein Fest für diese Plagegeister. Ich legte mich erschöpft von Hunger und Müdigkeit auf einen Teppich nieder, bis die Mutter und Schwester von Michael mir ein Probestück ihrer Kochkunst gegeben hätten, aber die Flöhe fielen auf mich mit solcher Wuth, daß ich genöthigt war in den Hof zu fliehen. Ich hörte Stimmen im untern Zimmer, und fand dort den alten Simon, der blind war, seine Frau, Tochter und meinen Freund Michael. Die Frauen flohen bei meiner Erscheinung nach orientalischer Sitte in eine Ecke, wo sie mir den Rücken zukehrten, und sich so niedersetzten. Die Schwester warf jedoch furchtsame Blicke nach uns, welche bewiesen, daß sie jung, leiblich neugierig und nicht schön war. Ich wollte jedoch die Frauen nicht lange mit meiner Gegenwart plagen und ging wieder in mein Zimmer, mich meinen Quälgeistern zu überliefern, die mich bis zum Tagesanbruch folterten.

So verging der erste Tag des Reisenden in Syrien, er besuchte hierauf das Kloster auf dem Carmel, Nazareth, Jerusalem, Cäsarea u. s. w., überall verfolgt von endlosem Regen, beherbergt von armseligen, aber gastfreundlichen Mönchen, Christen, Juden, Drusen und Muhammedanern, und fand endlich seinen Weg nach Damascus.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Am 1sten Oktober nahm die Committee für orientalische Uebersetzungen ihre Arbeiten wieder auf, früher als gewöhnlich, wegen der Zahl und des großen Werths der von Gelehrten des Kontinents der Gesellschaft angebotenen Uebersetzungen. Unglücklicherweise sind die Finanzen nicht in so blühendem Zustande, daß die Gesellschaft gegenwärtig viel neue Werke unternehmen könnte, besonders da die jetzt in der Presse befindlichen und zur Bekanntmachung bereit liegenden ziemlich kostspielig sind. Der Hauptzweck der Zusammenkunft war, den alsbaldigen Druck von Professor Wilsons Uebersetzung des Wischnu-Purana zu verordnen, Anstalten zur Bekanntmachung von Atkinsons Uebersetzung der Liebe von Medschnun und Leila zu treffen, und den Preis der ersten Lieferung der Chronik Tabari's zu bestimmen.

Die Herren Dumeril und Bibron haben den dritten Theil ihrer Erpetologie oder vollständigen Geschichte der Reptilien beendigt. Der Band enthält vier Familien von Eidechsen; die Krokodile, Chamäleone, Geckos und Varans oder Tupinambus. Ein Kapitel ist den fossilen Arten gewidmet, und zwölf Platten nach den Originalzeichnungen von Prêtre begleiten dieß schöne Werk.

Der Lord-Mayor von London hatte für das Jahr 1836 einen Preis von 10 Pfd. auf die beste Schrift über das Leben und die Einrichtung des englischen Gesetzgebers, König Offa von Mercia, ausgesetzt. Dieser Preis wurde einem Geistlichen, Namens Henry Mackenzie, aus Oxford zuerkannt.

Ein Herr Scott in Edinburgh hat eine Schrift herausgegeben, worin er die Uebereinstimmung der Phrenologie mit der heiligen Schrift nachzuweisen sucht.

Vermischte Nachrichten.

Herr Pontavice, Offizier an Bord der Recherche, hat eine der kleinen Pirogunen, die von den Eskimos mit so viel Geschicklichkeit gehandhabt werden, nach Caen geschickt. Sie hat 17 Fuß Länge, in ihrer größten Breite nur 16 Zoll, und geht an beiden Enden sehr spitz zu. Sie ist nur 8 Zoll tief, aus zusammengenähten Rennthierhäuten gemacht, und hat ein äußerst leichtes Holzgestell, denn das Ganze wiegt nur 40 Pfund. Es ist kein Eisen daran, Nägel und Schrauben bestehen aus Knochen, die Stricke und Schnüre bestehen aus Därmen. Diese merkwürdige Arbeit zeigt, was Leute ohne alle die Hülfsmittel, welche den Europäern zu Gebot stehen, leisten können.

Nach dem Diario di Roma hat man beim Ausgraben der Grundmauern eines Hauses nahe beim Palast Valentini und dem Forum Trajani große Ruinen eines prächtigen Tempels gefunden, welchen Hadrian zu Ehren Trajans erbaute.

Drei junge Franzosen, die Herren de Beaumont, de Chateaubourg und Sivuet machten kürzlich eine Reise durch Lappland bis zum Nordkap. Sie sollen äußerst interessante Notizen mitbringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1836.

Etwas über Tobolsk. *)

Wem ist nicht diese Stadt bekannt, die ehemalige Hauptstadt des sibirischen Königreichs, so reich an Erinnerungen von Jermak, dem furchtbaren Bezwinger der sibirischen Tataren, welcher durch die Kraft seiner Thaten seinen Ruhm weithin verbreitete, und endlich in den Wellen des Irtysch seinen Tod fand.

Tobolsk, dieser Vorhof Sibiriens, auf welches die Regierung gegenwärtig so viele Aufmerksamkeit wendet, liegt am Irtysch, welcher in mannichfachen unregelmäßigen Krümmungen über einen thonigen, in größerer Tiefe über einen Schlammboden hinfließt, und darum immer ein unreines weißliches Wasser führt; nie sieht man es völlig rein, besonders im Frühjahr und Herbst wird es ohne Reinigung fast unbrauchbar. Viel hat dabei auch die Faulheit der Einwohner Schuld, welche alles Mögliche am Ufer aufhäufen. Im Ganzen aber ist das Wasser, welches man aus dem Irtysch trinkt, unschädlich, und man gewöhnt sich bald daran; für den Fremden bringt dasselbe keine so unangenehmen Wirkungen hervor, als das der Newa, denn ich erinnere mich, daß ich einst das Trinken des Newawassers, nach einer Reise durch das Wolgagebiet, mit einer mehrtägigen allgemeinen Schwäche bezahlen mußte. Der Irtysch versieht die Einwohner reichlich mit Fischen, ein Vorzug, auf den der Sibirier vieles Gewicht legt: geht man auf den Fischmarkt, so findet man hier Störr, Sterläde, Nelmen, eine Art Lachse, Hechte, Quappen, Barsche, Karauschen, Kaulbarse und Barben, alle noch lebendig und über die Maßen wohlfeil; man trete in die Hütte des Aermsten, und man findet bei ihm Suppe mit Sterläden: was in Petersburg nur auf die vornehmsten Tafeln kommt, genießt hier der Geringste. Gewöhnlich sind, wie gesagt, die Fische ungemein billig, nur muß man die Zeit wissen, wo man sich für das ganze Jahr versehen kann; versäumt man diese, so ist es nicht selten, daß man das Doppelte bezahlen muß. Vorräthe kauft man ein, wenn die Bauern aus den umliegenden Dörfern und Kreisen hereinkommen, theils um ihre aufgehäuften Vorräthe zu verkaufen, theils um sich mit manchen Waaren für das übrige Jahr zu versehen; diesen Zeitpunkt darf man nicht verstreichen lassen.

Die Zahl der Kaufleute und der Bürger ist hier sehr gering: von den ersten finden sich etwa fünfzig Kapitalisten, von den andern gegen 3000 Seelen; die Zahl der Häuser in der Stadt beträgt 2000, die der Einwohner ungefähr 16,000.

Tobolsk liegt zum Theil auf einem Berg, zum Theil un- [illegible] trägt, und dessen Seiten fast senkrecht sind; die bessern Häuser finden sich fast alle unten am Berg, oben wohnen wenig Menschen, und zwar nur diejenigen, welche schon lange hier leben. Es soll nicht über 45 Jahre her seyn, daß man sich unten am Berg anbaute, da man den Vortheil der Nähe des Wassers fühlte, und die Annehmlichkeit, solches aus dem Irtysch zu holen, welcher Tobolsk in einem Bogen umgibt. Zu dieser veränderten Anlage der Stadt trugen die Beamten, welche hier, da ihre Zahl ziemlich groß ist, und sie meistens eigene Häuser besitzen, den Vorrang behaupten, das Meiste bei; seit der Generalgouverneur und der Civilgouverneur nicht mehr oben wohnten, und auch allmählich die übrigen Beamten sich unten ansiedelten, wurde der Berg verödet. Die Kathedrale und die Wohnung des Archierei mit einem Garten, welcher von einer steinernen Mauer umgeben ist und an der Ecke zwei Thürme hat, steht am Rande des Berges, und bietet einen großartigen Anblick dar. Auch das große vierstöckige steinerne Gebäude, worin alle Verwaltungsbehörden sind, macht einen sehr guten Effekt, namentlich wenn man von Karatschin, der letzten Station vor Tobolsk, herkommt; es steht neben der Kathedrale, und ist von ihr nur durch einen steil hinaufgehenden Weg getrennt, welcher aus abschüssigen hölzernen Stufen besteht. Ist man von Tobolsk noch 12 Werste entfernt, so bietet es ein Bild dar, welches den Ankömmling alsbald zum Vortheil der Stadt einnimmt, kommt man aber näher, gerade gegen den Ueberfahrtspunkt über den Irtysch, so nimmt die gute Meinung sehr ab. Im Sommer ist es noch erträglich, denn da ist vor der Stadt linker Hand ein Lager aufgeschlagen, dessen Hütten aus Birkenzweigen erbaut und mit Tannenreisern gedeckt sind; zu andern Zeiten aber

*) Nach einem Schreiben aus dieser Stadt vom 2 14 Junius 1836 in der nordischen Biene.

ist Alles kahl. Gleich beim Eintritt in Tobolsk dehnen sich zwei Reihen hölzerner Schmieden aus, welche gleichsam einen Schmiedevorhof bilden; hier ist Alles voller Unreinlichkeit, wie dieß vom Gewerbe eines Schmieds, und namentlich eines hiesigen, unzertrennlich ist.

Die Luft ist auf dem Berge viel reiner als unten, theils wegen der geringern Bevölkerung, theils weil die Straßen bei Regenwetter entsetzlich schmutzig und immer noch ungepflastert sind; unterhalb am Berge athmet man nur faule Dünste ein, namentlich weil die Kanäle nicht gesäubert werden und keinen gehörigen Ablauf haben, was doch in Tobolsk nicht schwer einzurichten wäre. Das kleine, verschlammte, vernachlässigte und fast vergessene Flüßchen Kurdiumka, welches in mannichfachen Krümmungen hin, und mitten durch Tobolsk läuft, könnte dazu benutzt werden. Gräben zur Ableitung der Unreinigkeit hat man hier nicht, und Niemand denkt daran. Die Straßen außerhalb des Berges sind mit Brettern der Länge nach beschlagen, und bedürfen fortdauernd der Ausbesserung, denn beim geringsten Fahren zerspalten sie sich.

Man schickt Leute verschiedenen Standes hieher in die Verbannung, unter andern auch Handwerker, doch ist immer großer Mangel daran. Die Verbannten betragen sich äußerst schlecht, sind sich selbst überlassen, und geben mehr dem Trunke als der Arbeit nach, so daß sie bis jetzt noch wenig Nutzen schafften. [illegible] sie werden am Ende vollkommene Taugenichtse.

Die Lage von Canada.

(Fortsetzung.)

Einige Beispiele mögen die Folgen dieses Systems erläutern. Das Mutterland hat wiederholt auf das Recht verzichtet, die Kolonisten ohne ihre eigene Zustimmung zu besteuern, und diese Bestimmung wird von der Kolonialregierung dem Buchstaben nach gehalten, dem Geiste nach aber verletzt, denn der Gouverneur verlangt das Recht der willkürlichen Verfügung über Fonds, welche nur dem Lande angehören. Diese Fonds bestehen aus den konfiscirten Gütern der Jesuiten, aus dem Gesammteinkommen vom Verkauf der Ländereien und des Holzes, den Gebühren von den Seigneurien und dem Ertrage des Zolls. Von ähnlicher Art sind die sogenannten Reserven der Geistlichkeit: durch die Akte von 1791 wurde ein Siebentheil aller Ländereien für die Kirche von England zurückbehalten, dieß geschah in einem Lande, wo es 30 Jahre früher nur Katholiken gab, und wo jetzt noch vier Fünftheile des Volks Katholiken, und die Mehrzahl der übrigen Dissenters sind. Außer diesem Landantheil erhielt die Kirche von England bedeutende Gehalte: der englische Bischof, welcher nur eine sehr kleine Heerde hat, bezieht ein Einkommen von 3000 Pfd. und führt den Titel Lordbischof von Quebec; der katholische Bischof, unter dessen Obhut die ungeheure Mehrzahl des Volks steht, hat nur 1000 Pfd., und darf seinem Titel die Benennung Lord nicht vorsetzen. Dieß sind zwar Kleinigkeiten, aber auffallende Beweise von Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, und gerade von der Art, um bei gelegener Zeit das Volk zum Widerstand und zur Trennung vom Mutterland aufzureizen.

Die Regierung von Canada beschränkt sich nicht darauf, einzelne Theile des Einkommens ohne weiteres für sich in Anspruch zu nehmen, sondern sie verlangt auch, daß die für die Ausgaben der Regierung bewilligten Summen im Allgemeinen ohne genaue Bezeichnung der Verwendung bewilligt würden, und hierüber stritt sich die Assembly mit der Regierung nahe an 12 Jahre herum. Auch verlangte die letztere, die Assembly solle dem jeweiligen Gouverneur seinen Gehalt für die Dauer seines Amtes sogleich feststellen, ein Punkt, welchen schon die alten Kolonien lange und lebhaft bestritten hatten. Kaum kommt irgend eine Bill, welche den öffentlichen Beifall hat, in dem gesetzgebenden Rath, dem sogenannten Oberhause, unverstümmelt durch: so werden z. B. alle Bills verworfen, wodurch die königlichen Richter für unfähig erklärt werden, in dem gesetzgebenden Rathe zu sitzen, da ein politisches mit dem Richteramt für unvereinbar gilt. Die Assembly hatte zu diesem Schritt um so mehr Veranlassung, als der Oberrichter der Kolonie zugleich Sprecher oder Präsident des gesetzgebenden Rathes mit einem starken Gehalt ist, welcher mit seinem Gehalt von 1500 Pfd. als Oberrichter ihm ein Gesammteinkommen gibt, fast so groß als das des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Gegenwärtig sind die Richter widerrechtlich angestellt, und alle Bills, welche von der Assembly angenommen wurden, um ihre Unabhängigkeit festzustellen, wurden stets von demselben Zweig der gesetzgebenden Gewalt, worin die Richter sitzen und einen vorherrschenden Einfluß ausüben, verworfen. Dieß sind einige Beispiele aus der Liste der 92 Beschwerden, welche die Canadier im J. 1834 aufstellten. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Assembly endlich ihre Zuflucht zu dem äußersten Mittel nahm, nämlich zur Steuerverweigerung. Man kann es als eine unbestreitbare Thatsache ansehen, daß die Canadier gegenwärtig mehr Ursache zur Klage haben, als die dreizehn vereinigten Staaten zur Zeit, wo es zwischen ihnen und dem Mutterlande zum Bruch kam.

Man hat mit eigenthümlicher Schlauheit sich bemüht, zu zeigen, der Kampf in Canada sey ein Kampf zwischen der französischen und englischen Partei, zwischen Unzufriedenen auf der einen, und Treuergebenen auf der andern Seite. Es ist allerdings ganz wahr, daß die Mehrzahl derjenigen, welche den Kampf für die Freiheit führen, französischen, die Mehrzahl derjenigen, welche die Mißbräuche zu erhalten suchen, englischen Ursprungs sind; aber die Bevölkerung in Unter-Canada ist in Allem, die Sprache und einige unpassende Gesetze ausgenommen, wesentlich englisch. Man behauptet, die englischen Ansiedler seyen nicht gehörig repräsentirt, die Bevölkerung französischen Ursprungs habe einen ungebührlichen Antheil an der Repräsentation; dieß ist durchaus unrichtig: im J. 1833 betrug die Gesammtbevölkerung von Unter-Canada 620,000 Seelen, wovon nur 150,000 englischen Ursprungs sind; bei der letzten Wahl waren von 88 Mitgliedern, aus welchen die Assembly besteht, 25 Engländer, vier mehr, als dem Zahlverhältniß der Bevölkerung nach der Fall seyn sollte. Unter-Canada ist in Seigneurien

und Townships abgetheilt, wovon die erstern der Mehrzahl nach von Franzosen, die letztern meist von Engländern bewohnt sind: nun wurde nirgends, wo die Engländer in Mehrzahl sind, ein Franzose gewählt, aber für jede Assembly wurden Engländer für Distrikte gewählt, worin die Franzosen die Mehrheit haben, und in der eben aufgelösten Assembly fanden sich nicht weniger als sechs Engländer, welche von Distrikten gewählt waren, wo die große Mehrzahl der Bevölkerung französischen Ursprungs ist. Was am meisten gegen die Behauptung spricht, als bestehe eine feindlich gesinnte französische Partei, ist der Umstand, daß in allen andern englischen Kolonien Nordamerika's die nämlichen Schritte von Seite der Opposition geschehen, wie in Unter-Canada. Dieß war nicht nur in Ober-Canada der Fall, wo wenig oder keine Einwohner französischen Ursprungs sich finden, sondern auch in Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Prinz Edwards-Insel und Neufundland, wo nie welche waren, und die übrigens, obwohl arm und spärlich bevölkert, alte Besitzungen Englands sind.

Die Mittel gegen die herrschende Unzufriedenheit sind leicht aufzufinden, und es gehört nichts dazu, als die Entschlossenheit und Redlichkeit, sie in umfassendem Grade durchführen zu wollen. Das Parlament muß ohne Zeitverlust den beiden Canada's so wie den andern Kolonien eine neue Verfassungsform bewilligen, wobei es einer der wesentlichsten Punkte wäre, den gesetzgebenden Rath wählbar zu machen, wie dieß schon von Unter- und Ober-Canada lang und laut begehrt wurde. Das Veto der Krone sollte bei der großen Entfernung des Landes sehr sparsam und mit Rücksicht geübt werden; gegenwärtig kann der Gouverneur einer Bill sogleich seine Zustimmung verweigern, oder die Sache der Genehmigung des Königs anheimstellen; aber auch selbst dann, wenn der Gouverneur eine Bill genehmigt hat, kann der Staatssekretär ihr binnen zwei Jahren noch seine Zustimmung verweigern. Diese monströse Gewalt erzeugt nichts als Ungewißheit, Verzögerung und Mißvergnügen, und war in der That einer der größten Klaggründe von Seiten der alten Kolonien. Jeder Zweig des Kolonialeinkommens sollte unter die Kontrolle der Assembly gestellt werden, ein namentlich in Kolonien durchaus nöthiger Punkt. In diesen Beziehungen sollte weder die Krone noch das Parlament sich knickerig zeigen, denn früher oder später werden die Kolonien die volle Gewährung ertrotzen, und die Klugheit fordert, offen und mit gutem Willen zu gewähren, was am Ende nicht verweigert werden kann. Mit Ausnahme der Fragen über Krieg und Frieden, über die Regulirung des auswärtigen Verkehrs und die Ernennung eines Gouverneurs sollte die Regierung in England sich wenigst möglich in die Angelegenheiten der Kolonisten mischen, da sie dabei möglicherweise nur Unheil anrichten kann. Abgesehen davon, daß Gerechtigkeit und gesunde Staatsgrundsätze ein solches Verfahren anrathen, so ist es auch schon der Klugheit gemäß, dieselben zu befolgen; zwischen den Kolonien und England ist das atlantische Meer, während erstere 24 Republiken zur Seite haben, welche durch eine Bundesverfassung zu einer mächtigen Nation von 15 Millionen vereinigt sind, und binnen wenigen Jahrzehenten Großbritannien an Bevölkerung übertreffen werden. Bei solchen Nachbarn ist es ganz augenscheinlich, daß der Besitz mißvergnügter Kolonien jenseits des atlantischen Meeres keine Quelle der Stärke, sondern der Schwäche und Gefahr ist. Alle Gründe der Politik gebieten, die Regierungsform der englischen Kolonien der der amerikanischen Staaten in ihrer Nachbarschaft, so weit sich dieß mit ihrer Verbindung mit dem Mutterlande verträgt, ähnlich zu machen. Die Elemente zu gesellschaftlicher Ungleichheit und aristokratischen Einrichtungen fehlen in den Kolonien, und solche Einrichtungen sind darum verhaßt. So lange die Kolonien weniger öffentliche Freiheit besitzen als ihre Nachbarn, deren Beispiel sie unablässig vor Augen haben, werden sie unzufrieden seyn, und es ist darum ein Gebot der Klugheit, ihnen Alles zu gewähren, was und wie sie es wünschen, weil jedermann zugibt, daß die Kolonisten und namentlich die Canadier gar keine besondere Neigung zu einer Verbindung mit den Vereinigten Staaten zeigen, obwohl dieß vielleicht in ihrer Lage das Natürlichste und Vortheilhafteste für sie wäre; eben so sind sie eher gegen als für eine Wiedervereinigung mit Frankreich eingenommen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

D a m a s c u s.

Major Skinner quartirte sich in Damascus im Franziskanerkloster ein, und besuchte die Stadt in seiner europäischen Tracht, da Scherif Bey, der ägyptische Generalgouverneur, seinen Wunsch geäußert hatte, daß Europäer ihre Kleidung nicht ändern möchten, indem er die bigotten Damascener zwingen will, sich daran zu gewöhnen. Der Major fährt fort:

Es war Freitag, und die ganze muhammedanische Bevölkerung war nach dem Mittagsgebet in Bewegung und auf dem Wege nach den Gärten, die ihr Paradies bilden. Reisende mögen schreiben, was sie wollen, sie werden doch niemand, der mit dem Orient unbekannt ist, einen Begriff einer orientalischen Volksmenge geben. Ich mischte mich unter die Menschenmasse, die sich durch das Hauptthor ergoß, und erregte durch meine Tracht einen mir unbequemen Grad von Neugierde. Die Verschiedenheit der Trachten setzte mich in Erstaunen; man sah lange Linien von Frauen, in weiße Tücher gehüllt, langsam gegen die Kirchhöfe hinziehen, wo sie gewöhnlich ihren Spaziergang hinrichten, als ob sie in ihre Gräber zurückkehrten. Ihre Gesichter waren mit dunkelgefärbten Tüchern verhüllt, und unter den Falten ihrer weißen Mäntel so verborgen, daß man keinen Zug davon sehen konnte. Sie schienen alle von derselben Größe zu seyn, und gingen in demselben Schritt, ihre Füße in gelben Stiefeln zeigten sich noch etwas unter dem Mantel, und gaben ihnen das Ansehen von riesenhaften Enten. Seiltänzer und Musikanten stellten sich in den Weg der Menge, und zeigten ihre Künste vor jeder neuen Partie, die sich aus dem Thore ergoß; ein beständiges Klappern von kupfernen Schalen kündigte an, wo kühles Wasser verkauft wurde, und Brod und Früchte wurden im Namen des Propheten zum Verkauf ausgeboten, und so laut, daß man es über alles andere Geräusch hin hörte. Reich gekleidete Türken galop-

pirten am Wege hin, begleitet von Bedienten, welche ihre Dscherids trugen, andere ritten bedächtig auf weißen Eseln und Maulthieren, ihre Pfeifen im Munde. Nahe vom Thore weg steht eine Kuppel, die über ein Grab gebaut ist, welches von einer Menge von Frauen umgeben ist, als ob sie einen besondern Heiligen zu verehren gekommen wären, und ich hörte von Zeit zu Zeit den Namen von Fatima mit lauter Stimme anrufen. An dem obern Ende jedes Grabes ist ein Topf in die Erde gesenkt, in welche viele Frauen im Vorbeigehen Blumen warfen, und in dem ganzen ausgedehnten Kirchhof war nicht Ein Grab, dessen Blumentopf nicht gefüllt gewesen wäre.

In einiger Entfernung von dem Thore ist ein freier Platz, etwa 200 Fuß lang, wo die Türken den Dscherid zu werfen pflegen, und an dem hier der Fluß Balahda mit großer Schnelligkeit strömt. Am Ufer sitzen viele Gruppen rauchender Türken auf reichen Teppichen, während die Reiter ihre Pferde herumtummeln, bis sie kaum mehr stehen können. Die Frauen sitzen auf einer Anhöhe und sehen zu, denn obgleich sie sich in Damaskus nicht sehen lassen dürfen, so dürfen sie wenigstens sehen, was sie wollen. Wenn christliche und jüdische Frauen herauskommen, so setzen sie sich in einiger Entfernung unter Bäume, oder in entlegene Windungen des Ufers; diese plaudern und rauchen zuweilen unverschleiert, und meine ungewöhnliche Tracht verschaffte mir oft Gelegenheit, die schönsten Gesichter in der Welt zu sehen, da sie ihre Schleier aus Neugierde öffneten, um mich besser zu sehen. Die Damaskenerinnen gelten für die schönsten Frauen im Orient, und so viel ich von ihnen gesehen habe, bin ich geneigt es zu glauben.

Scherif Bey, der ägyptische Generalgouverneur, saß, umgeben von seinem Stabe, am Fluß, bis das Spiel des Dscherid in vollem Gange war, worauf er ein prachtvolles Pferd bestieg und sich in die Mitte des Getümmels stürzte.

Dieser Platz ist der Lieblingsort der Damaskener, doch suchen manche Gruppen einsamere Plätze, wo sie unter blühenden Aprikosenbäumen niedersitzen; überall, wo eine Anzahl von Leuten versammelt ist, wird eine wandernde Kaffeebude aufgeschlagen, und an den Ufern der zahllosen Bäche stehen Menschen mit Pfeifen und laden die Vorübergehenden zum Rauchen ein.

Ich ging den ganzen Nachmittag unter dieser Menge herum, für die ich ebenfalls ein Gegenstand großer Neugierde war, da viele unter ihnen nie eine fränkische Tracht gesehen hatten. Ich nehme mich in Vergleichung mit den weiten Kleidern der Türken schlecht genug aus, und die türkischen Frauen murmeln: Gott ist barmherzig, und scheinen um Schutz gegen meinen unglückbringenden Anblick zu beten, und die Christinnen lachen laut, und machen in ihren süßen Stimmen Commentare, die meiner Eitelkeit nicht schmeicheln. Ich ging vor einer Gruppe derselben, und zog zufällig mein Taschentuch, um den Staub von meinen Augen zu wischen, was ein so unermeßliches Gelächter erregte, daß ich glaubte eine große Unanständigkeit begangen zu haben. Ich stand in großer Verlegenheit mit dem Taschentuche in der Hand, und eine Menge Frauen schlichen herbei, das Wunder zu sehen. Am Ende steckte ich die Ursache dieses Jubiläums wieder ein, was ein allgemeines Händeklatschen und verdoppeltes Gelächter zur Folge hatte.

Ich erreichte das Franziskanerkloster gegen Abend. Es enthält acht Mönche, welche hier zum Studium des Arabischen unterhalten werden, und das Kloster ist zu diesem Behuf vom König von Spanien dotirt. Die guten Mönche sind sehr freundlich, halten aber gar strenge Fasten. Ich hatte vergessen, daß es Fastenzeit war, bis ich zum Abendessen kam, wo ich nach einem mühseligen Tag mit einem Kohl zufrieden seyn mußte. Die Mönche haben viele klägliche Geschichten zu erzählen über die Tyrannei, der sie früher ausgesetzt waren, so sehr, daß sie nie mehr einem Türken ihr Thor zu öffnen wagten. Ihr größter Feind ist gerade auf Scherif Beys Befehl enthauptet worden; dieser hatte ihm sagen lassen, daß er sich wegen einer Anklage bei ihm zu vertheidigen habe, der Türke schlug den Boten des Bey und wurde hierauf von Soldaten vor diesen gebracht. Er war ein Mann von großem Reichthum und Einfluß: du hast, fragte der Bey, meinem Diener Widerstand geleistet? — Ja! — Köpft ihn! Dieß geschah wenige Schritte vom Diwan des Bey, und der Leichnam blieb den ganzen Tag als ein warnendes Beispiel für andere liegen. Dieser Mann pflegte, wenn er Geld brauchte, ins Kloster zu gehen, und da er zu mächtig war, als daß man ihm den Eintritt verweigern konnte, so drang er ins Innere, erklärte, daß er so und so viel Geld brauche, zog seinen Säbel, und blieb im Hofe unter Drohungen unmittelbarer Hinrichtung aller Mönche, bis sie bezahlt hatten. Dann verlangte er eine Flasche Branntwein, und trank mit Gott das Gedeihen des Klosters wobei er sie zwang mit ihm anzustoßen.

Sonntag ist noch ein größerer Fasttag als Freitag, denn die Christen sind zwar weniger zahlreich als die Muhammedaner, sie zeigen sich aber Sonntags in großer Anzahl. Bei Tagesanbruch füllte sich die Kirche des Klosters, die Frauen saßen verschleiert in einer vergitterten Galerie, die Männer knieten unten. Nach der Kirche ging ich auf der Straße vor dem Kloster auf und ab, und da ich ein Magnet für alle christlichen Kinder von Damascus bin, so ermuthigten sich die Frauen bald auch. Unter ihnen waren einige, welche mich Freitags wegen meines Taschentuchs ausgelacht hatten, und ich entdeckte endlich, warum es sie so in Erstaunen gesetzt habe. Sie hatten nie Taschen gesehen, und so viele zarte Hände wurden in die meinigen gesteckt, daß ich einige Mühe hatte zu entgehen, ehe meine Kleider in Stücken von mir gerissen und als Reste eines Ungeheuers vertheilt wurden. Jede Antwort, die ich meinen schönen Fragerinnen gab, setzte sie in immer neues Erstaunen. Ich sagte, ich sey nicht verheirathet. Warum, warum, o Franke? riefen alle, und drängten sich um mich, um das Geheimniß zu erfahren. Der Thürhüter des Klosters, der sah, daß ich Mühe hatte mich auszudrücken, näherte sich, und verdolmetschte mir eine Frage, welche eine alte Frau mit großer Ernsthaftigkeit an mich gemacht hatte, nämlich ob es wahr sey, daß in fränkischen Ländern Männer und Frauen in den Straßen Arm in Arm gehen? Ich konnte das Faktum nicht läugnen, und dieses Geständniß brachte ein solches Entsetzen hervor, daß mich mein Auditorium gänzlich verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Reisender, der vor Kurzem Syrien durchwanderte, berichtet Folgendes: In Aleppo besuchten wir ein christliches Mönchskloster und ein Katzenhospital. Ich scherze nicht. Muhammed hatte eine Lieblingskatze, welche einmal in dem Aermel des Propheten ihre Jungen zur Welt brachte. Was that Muhammed? Um die Katze nicht zu stören, schnitt er den Aermel ab und überließ ihr denselben; deßhalb verehren die Muselmänner die Katzen. Die von Aleppo haben ihnen eine Art Kloster oder Hospiz erbaut wo sie bei einander von der Mildthätigkeit der Gläubigen leben. Stirbt ein Mann und hinterläßt eine Katze, um deren ferneres Schicksal er besorgt ist, so vermacht er sie jenem Hospital. Bei unserem Besuche befanden sich 500 Katzen in dem Hause.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1836.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Von R. O. Spazier in Paris.)

Der Versuch des Ministeriums Guizot, sich bei der gerade ihm so gefährlichen Klasse der Schriftsteller eine Art von Popularität zu verschaffen, durch die Einsetzung einer Kommission, welche die Mittel aufsuchen soll, wie die Regierung durch Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten und durch legislative Bestimmungen den französischen Buchhandel und die französische Literatur vor den sie zerrüttenden Gefahren des Nachdrucks sicher stellen könne, — dieser Versuch (denn Versuch wird es wohl nur bleiben) deutet auf einen tiefen Verfall des literarischen Verkehrs in Frankreich. Nirgends ist das literarische Eigenthum durch die Gesetzgebung im Lande so sicher gestellt, der Nachdruck hat sich aber an den Gränzen festgesetzt; er findet zwar kein Mittel, mit seinen Produkten mit den französischen Originalverlegern selbst zu konkurriren, nur den letzten bleibt ein ungeschmälerter Absatz unter einer Bevölkerung von 33 Millionen, die sich die gebildetste von Europa nennt; dennoch gesteht der Minister ein, daß, wenn der Absatz nach dem Auslande länger auf diese Weise bedroht werde, die französischen Buchhändler bald gar keine wissenschaftlichen Bücher mehr drucken können und sich auf bloße Tagesliteratur würden beschränken müssen. Werfen wir einen Blick auf Deutschland, das fast gar keine seiner Originalwerke nach dem Ausland absetzt, das schon so lange mit dem Nachdruck im eigenen Lande kämpft, und wo immer noch der Buchhandel einer der blühendsten und solidesten Theile seiner Industrie ist, so wird man leicht begreifen, daß diese trübe Erscheinung in Frankreich innig mit seinem politischen, socialen und moralischen Zustande zusammenhängt.

Ich weiß nicht, in wie weit die früher bei uns in Deutschland verbreitet gewesenen Begriffe von der Großartigkeit des französischen Buchhandels, von der fürstlichen Belohnung der Schriftsteller durch die Verleger, von den außerordentlich starken Auflagen und dem Absatz so vieler Tausende von Exemplaren früher auch gegründet gewesen, wenn man aber die jetzigen Verhältnisse des französischen Buchhandels kennen lernt, kann man es kaum begreifen. Allerdings hat der französische Buchhandel durch die Julinsrevolution, durch Pfennigliteratur, durch die allgemeine geistige Apathie, die sich des Volks bemächtigte, große Stöße seit 6 Jahren erlitten; aber diese Umstände haben überall mehr oder weniger unheilvoll eingewirkt, ohne verhältnißmäßig in andern Ländern dieselben nachtheiligen Folgen hervorgebracht zu haben. Mir gilt daher schon dieser Jammer und dieß Misere, welche die einige Monate dauernden Geschäftsstockungen unter allen französischen Buchhändlern verbreitete, für einen sehr starken Beweis, daß er schon lange sehr schwindelhaft und unsolid gewesen seyn muß.

Es scheint mir auch unmöglich, daß, wenigstens seit 1815, der französische Buchhandel jemals im Ganzen genommen habe auf festen, geschweige, wie man sonst bei uns glaubte, auf goldenen Grundpfeilern ruhen können. Denn von den sechs Hauptkrebsschäden, die an seinem innersten Lebenskern nagen, der Centralisation des Landes und seiner selbst, der jedem Privatmann mit den Verlegern möglichen Konkurrenz, welche eben nur bei dieser Centralisation gedacht werden kann, dem enormen Tribut, den der Verleger an den politischen Journalismus zu zahlen hat, und der ihn schon allein erdrücken müßte, dem Mangel an aller spontanen, lockenden, aufmunternden, und der Publizität der Werke von selbst behülflichen Kritik, und endlich dem betrügerischen Nachdruck, — von diesen Krebsschäden war nur der letztere in neuerer Zeit hinzugekommen. Die übrigen auflösenden Elemente wirken schon sehr lange; wenigstens seit dem Beginn der Restauration, seit welcher man sich aber auch in Deutschland von den großen Aushängeschilden und dem Schreisystem der französischen Verleger und Journale hauptsächlich hat irre führen lassen. Alle angeführten frühern glänzenden Beispiele sind gewiß auch damals Ausnahmen gewesen. Man sehe sich in Paris um, welche von den ehemals blühenden Häusern noch bestehen: Didot's? Wer weiß nicht, daß ihr Haupterwerb in ihrer Druckerei, nicht in ihrem Verlagsgeschäft besteht? Treuttel und Würtz? Hier ist Deutschland und zum Theil England die Haupterwerbsquelle. Eben so wie Rußland bei Bertrand und andern. Pankoucke? Seine Solidität liegt in seinen Klassikern, die er als Gelehrter selbst bearbeitet, und denen er darum

einen besondern Werth gibt, und er hat daher seine dauernden Erfolge wenigstens eben so seiner Wissenschaftlichkeit als seiner Betriebsamkeit zu danken. Beinahe alles Uebrige fallirte und zwar mehreremale.

Die Lage von Canada.

(Schluß.)

Statt dieses raschen und entschiedenen Verfahrens, was that die englische Regierung und was thut sie noch? Eine Reihe ärmlicher Ausflüchte und Verzögerungen hatten bloß zur Folge, die Kolonisten zu erbittern und sie zu Steigerung ihrer Forderungen zu reizen. Einige Beschwerden wurden bald abgestellt, dieß ist Alles, was man sagen kann, aber auch hier kam die Nachgiebigkeit so spät, und geschah so unwillig, daß es allen Anschein hatte, als habe man nicht der Gerechtigkeit, sondern nur der Nothwendigkeit nachgegeben. Mit Ausnahme von etwas wenig Keckheit ist dieß durchaus dasselbe Verfahren, welches die englische Regierung in den 70ger Jahren gegen die alten Kolonien beobachtete: es begann mit Hochmuth und Drohung, und endete mit feiger Nachgiebigkeit und Herabwürdigung. Den ersten Widerstand gegen „Besteuerung ohne Repräsentation" erklärte die damals im englischen Parlament herrschende Partei für eine kecke Beleidigung der königlichen Vorrechte und eine kühne Anmaßung der Regierungsgewalt. Dann wurde die Stempelabgabe widerrufen, eine so geringe Abgabe, daß sie die Kosten des Einsammelns nicht ertragen hätte, wenn sich auch die Amerikaner ruhig unterworfen hätten; eben so wurden die geringen Abgaben auf Glas, Papier und Farbwaaren wieder abgeschafft, aber eine Abgabe von 3 Pence auf das Pfund Thee beibehalten, weil, sagte der Premierminister, an eine gänzliche Abschaffung nicht zu denken sey, ehe Amerika sich unterworfen habe. Nachdem der Streit zehn Jahre gedauert hatte, kannte die englische Regierung ihre wahre Lage noch immer so wenig, daß eine Parlamentsakte durchging, welche der Regierung das Recht verlieh, die Mitglieder des gesetzgebenden Raths Massachusetts, welches damals die widerstrebendste Provinz war, zu ernennen: kurz man gab der Krone die Gewalt, Massachusetts zu dem zu machen, was Unter- und Ober-Canada jetzt sind. Franklin schlug einen dem Mutterlande äußerst günstigen Aussöhnungsplan vor, aber die englische Regierung wollte nur einige Beschwerden, nicht alle abstellen, und namentlich ihren Anspruch nicht aufgeben, sich in die innere Verwaltung der Kolonien zu mischen. So wurde das Schwert gezogen, und nach mehreren Unfällen der Engländer schickte die Regierung Kommissäre nach Amerika, angeblich, um den Kolonien wieder den Frieden zu geben; als die Kommissäre jedoch ihre Vollmachten zeigten, ergab sich, daß sie nur Verzeihung ertheilen, aber nicht die Beschwerden selbst abstellen konnten. Der amerikanische Kongreß ließ die Korrespondenz mit den Kommissären bekannt machen, und so wurde der Vorschlag der englischen Minister dem Gelächter preisgegeben. Nach weitern Unfällen dachte man endlich an wirkliche Abstellung der Beschwerde, und sandte Kommissäre mit genügenden Vollmachten ab; dieselben Menschen, welche im Anfang des Streits den Widerstand gegen willkürliche Besteurung für eine kecke Anmaßung der Regierungsgewalt erklärt hatten, wollten nun den Amerikanern Alles zugestehen, nur nicht die völlige Trennung; amerikanische Deputirte sollten im Unterhaus Sitz und Stimme haben, und dieselben Leute, welche die Freibriefe der amerikanischen Kolonien abgeschafft und das Kriegsgesetz in denselben proklamirt hatten, wollten jetzt zugestehen, daß keine Truppen des Mutterlandes ohne Einwilligung der gesetzgebenden Versammlungen der Kolonien in Amerika stationirt werden sollten. Die Amerikaner verwarfen diese Bedingungen ohne Zögern: sie waren reif zur Unabhängigkeit und behaupteten sie. Dieß ist eine Geschichte, welche jedem englischen Minister vorschweben sollte, wenn von Kolonialbeschwerden die Rede ist.

Die Geschichte des Streits mit den jetzigen amerikanischen Kolonien ist dem mit den ältern nicht unähnlich; auch hier wollte man anfänglich nichts von Beschwerden hören, und läugnete das Bestehen derselben gänzlich; als aber die Kraft und die Forderungen der Kolonisten wuchsen, stellte man einige kleinere Beschwerden ab, jedoch so spät und widerstrebend, daß man keinen Dank dafür einerntete. Die Klagen der Kolonisten dauern jetzt schon seit mehr als 25 Jahren, und bis jetzt hat man nichts dagegen gethan, als eine Untersuchungskommission hinzuschicken, und diese Untersuchungskommission besteht aus lauter Leuten, welche nie in Canada waren; man scheint also mit der Kommission nur Zeit gewinnen zu wollen, und der Erfolg derselben läßt sich deßhalb ohne Mühe errathen.

Wenn man die Verhältnisse zwischen den nordamerikanischen Kolonien und dem Mutterlande auf einen angemessenen Fuß setzen will, so darf die Verbindung für keinen von beiden Theilen fortdauernd lästig seyn: die Kolonien müssen dieselbe Freiheit des Handels mit fremden Nationen genießen, wie das Mutterland selbst, aber sie müssen ihre Civil- und Militärverwaltung selbst bestreiten, und England jeder Last ihretwegen, sey es nun finanzieller oder kommerzieller Art, enthoben seyn. Es ist nicht schwer, die Vortheile aufzuzählen, welche daraus dem Mutterlande erwachsen würden, obwohl dieses nach der gewöhnlichen Ansicht bei dem jetzigen Systeme gewinnt. Während des Kriegs mit den Vereinigten Staaten im J. 1814 unterhielt England in den Canada's 30,000 Mann regelmäßiger Truppen, welche, abgesehen von den unmäßigen Ausgaben für die Marine auf den Seen, in jedem Kriegsjahr einige Millionen kosten mußten. Seit dem Frieden wurden 5000 Mann in Nordamerika unterhalten, welche wenigstens 200,000 Pfd. kosten; unter dem Vorwande, die Wasserkommunikationen zur Vertheidigung Canada's in bessern Stand zu setzen, wurde über eine Million Pfd. ausgegeben; und wie natürlich wurde der Anschlag weit überschritten, und zwar für ein Unternehmen, welches wenig oder keine Handelsvortheile bietet, und in militärischer Hinsicht dem Feinde gerade so gut dienen kann, als demjenigen, welcher thöricht genug war, auf die Möglichkeit eines künftigen Vortheils hin eine so ungeheure Ausgabe zu machen. Außerdem wurden noch für Flotten, Docken und Arsenale bedeutende Ausgaben gemacht, und die Verwaltungskosten allein, welche England bestreiten muß, betragen über 10,000 Pfd. jährlich.

Für diese Ausgaben wird England der gewöhnlichen Mei-

nung nach durch Handelsvorrechte und Vortheile entschädigt; man behauptet, der Handel mit den nordamerikanischen Kolonien beschäftige in ausnehmend hohem Grade die Schiffe und Matrosen Englands, verschaffe demselben einen großen Markt für seine Manufakturwaaren und einen höchst passenden Ableitungskanal für seine Auswanderungen. Nichts ist leichter zu widerlegen, als diese Behauptungen. Indem man eine ungeheure Auflage auf das Korn und das Holz des nördlichen Europa's, namentlich des letztern, legte, hat man den Handel dahin entmuthigt und fast unterdrückt, um den Handel mit den Kolonien unnatürlich anzuzumuntern. Diese Politik begann im J. 1800 und erhielt ihre Vollendung im J. 1813. Unter diesem für die Kolonien anscheinend so günstigen System betrug die Ausfuhr an englischen Produkten und Manufakturen im J. 1817 1,515,317 Pfd., im J. 1830, also nach 17 Jahren, 1,837,133 Pfd., was eine Vermehrung von 18 Proz. ausmacht, also keineswegs mit der Vermehrung der Konsumenten in Verhältniß steht, und somit gar keine Vermehrung zu nennen ist. Während derselben Zeit hat der Handel mit dem nördlichen Europa, welchen man eingebildeten Vortheilen des Kolonialhandels aufopferte, sehr bedeutend abgenommen: im J. 1817 betrug die Ausfuhr englischer Produkte und Manufakte nach Rußland, Preußen, Schweden und Norwegen 3,905,730 Pfd., im J. 1830 war sie auf 1,890,688 Pfd. gefallen, also um mehr als zwei Millionen. Die Abnahme, welche hier statt fand, übersteigt die Gesammtausfuhr nach den amerikanischen Kolonien. Man hat einige arme Kunden auf der einen Seite gewonnen, und viele reiche auf der andern verloren. Was die Beschäftigung der Schiffe und Matrosen durch diesen Handel anbelangt, so führen die Vertheidiger dieses Monopols an, daß jährlich etwa 8700 Schiffe mit 450,000 Tonnen und 20,000 Matrosen in Thätigkeit gesetzt würden: nun machen aber die Schiffe im Durchschnitt zwei Reisen des Jahrs, diese Angabe ist also um die Hälfte übertrieben, und von dieser Hälfte muß man noch abziehen, wie viele Schiffe und Matrosen durch die Abnahme des englischen Handels mit dem Norden Europa's unbeschäftigt blieben.

Die gerühmten Vortheile Canada's für die Auswanderung verdienen kaum eine ernstliche Widerlegung; so lange England übervölkert und Canada zu schwach bevölkert ist, so lange zu wenig Land in dem einen, und zu wenig arbeitsfähige Hände in dem andern Lande sich finden, so lange wird die Auswanderung fortgehen, so schnell wie in den letzten fünf Jahren, auch wenn Canada ein unabhängiges Land würde; der einzige Unterschied bestände darin, daß die Auswanderung dann ohne Kosten für das Mutterland vor sich ginge, denn sie ging und geht noch von Großbritannien nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika seit 50 Jahren fort; sie hörte nicht auf, als Nordamerika unabhängig wurde, im Gegentheil sie stieg wie der Handel. Nach den Kolonien, welche die gegenwärtigen Vereinigten Staaten bilden, betrug die ganze Ausfuhr brittischer Produkte und Manufakte nur 1,300,000 Pfund, mit der unabhängigen Republik ist derselbe, troß der unklugen Beschränkungen von beiden Seiten, auf 6 bis 7 Millionen gestiegen.

Aber die aufgezählten Verluste, welche England durch dieses falsche Kolonialsystem erleidet, sind bei weitem noch nicht alle. Alles in England eingeführte Bauholz, das rohe Material für einige der wichtigsten Manufakturen, so wie endlich ein großes Lebensbedürfniß, das Korn, ist in Folge derselben Politik theuer und schlecht; der Unterschied des Zolls zwischen dem baltischen und canadischen Zimmerholz beträgt nach einer von dem Schatzkammeramte selbst gelieferten Berechnung etwa anderthalb Millionen jährlich, rechnet man aber seit 1815 im Durchschnitt jährlich nur eine Million, so beträgt der Nationalverlust in den letzten 20 Jahren nicht weniger als 20 Millionen Pfund. Der ganze pekuniäre Verlust, welchen die Nation wegen der nordamerikanischen Kolonien erleidet, kann wohl nicht unter zwei Millionen Pfund Sterling jährlich angeschlagen werden, ohne den Verlust des einträglichen Handels zu rechnen, welchen man mit den Nationen des nördlichen Europa's führen könnte. So viel über die angeblichen Vortheile dieses Handels für England. Auch die Kolonien selbst verlieren dabei mehr, als sie gewinnen können: sie verlieren namentlich den für sie vortheilhaftesten Verkehr, nämlich den mit ihren Nachbarn, den Vereinigten Staaten, welcher gegenwärtig großentheils nur heimlich betrieben wird, als wäre diese wohlthätigste und gesetzmäßigste Verbindung unter verschiedenen Nationen ein Staatsverbrechen.

Dieß ist eine ziemlich klare Auseinandersetzung der Verbindung, welche nach den Ansichten der Menge und den Darstellungen der Betheiligten dem Mutterlande und den Kolonien so vortheilhaft seyn soll. So, wie die Kolonien der neuern Nationen bisher geleitet wurden, haben sie das sie aussendende Mutterland mehr geschwächt als gestärkt, und in so weit das System des Kolonialhandels befolgt wurde, haben sie den Handelsverkehr eher gehemmt als befördert, indem die Kapitalien in einen minder vortheilhaften Weg geleitet wurden, als sie außerdem durch den natürlichen Gang der Dinge gekommen wären. Eine Kolonie ist eine Uebertragung eines Theils der Arbeit und des Kapitals des Mutterlandes in entfernte Gegenden, um Produkte zu gewinnen, welche man dort mit Vortheil zu erhalten hofft; ob diese Uebertragung vortheilhaft oder nachtheilig ist, diese Frage hängt durchaus davon ab, ob man sich diese Produkte wohlfeiler durch die Kolonie oder auf andere Weise verschaffen kann. Alle Kolonien, welche gegen diese oberste Regel sündigen, sind nachtheilig. Die einzigen Kolonien der neuern Zeit, welche ihrem Zweck entsprechen und geleitet werden, wie Kolonien geleitet werden sollten, sind die sogenannten Territorien der Vereinigten Staaten: dahin strömt fortwährend die Bevölkerung der ältern Staaten, sobald ihre Arbeit dort größern Vortheil bietet als in den letztern. Die Centralregierung leitet ihre Verwaltung mit großer Sparsamkeit, und entschädigt sich für die gemachten Ausgaben reichlich durch den Verkauf der Ländereien des Gebiets, dessen Bewohner ohne Verzug in den Besitz jedes wesentlichen Vortheils gesetzt werden. „Ueberfluß an gutem Lande und Freiheit in der Leitung der Angelegenheiten nach ihrer Weise," dieß sind nach Adam Smith die großen Grundbedingungen der Wohlfahrt aller neuen Kolonien, und dagegen ist hinsichtlich Canada's gröblich gesündigt worden.

Wasserhosen.

Am 12ten November sah man in der Nähe der Dünen von Dover mehrere Wasserhosen, die mit reißender Schnelligkeit gegen Süden fortzogen. Eine dieser Wassersäulen, obwohl mehrere (englische) Meilen entfernt, schien ausnehmend groß, und erhob sich majestätisch in die Wolken, wobei der obere Theil einen weit größern Durchmesser, als der untere zeigte. Der Wind gab ihr eine oscillirende Bewegung, und den Wogen, über welche sie hinstrich, den Anschein eines kochenden Kessels. Blitze zuckten von Zeit zu Zeit aus den Wolken hervor, und ließen keinen Zweifel, daß das elektrische Fluidum, verbunden mit dem Wind, die Hauptursache dieser Erscheinung sey.

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

Damascus.

(Fortsetzung.)

Ich habe Scherif Bey einen Besuch gemacht, er war früher Pascha von Oberägypten, und ist durch Heirath mit Mehemet Ali verwandt. Er gilt allgemein für sehr fähig für seinen schwierigen Posten, und er hat den unruhigen Geist der Türken in der Stadt sehr gedämpft; sie dürfen keine Waffen tragen, und die pompösen Renommisten, welche noch vor einigen Monaten mit Pistolen beladen waren und ihre Säbel bei jedem Anlaß zogen, schleichen jezt mit einer ungemein bescheidenen Miene durch die Straßen. Die Häuser sind jedoch wohl mit Waffen versehen, und Scherif Bey hat bis jezt nicht gewagt die Stadt zu entwaffnen, wartet jedoch nur auf eine Gelegenheit und auf Vermehrung seiner Besazung, die nur aus 600 ägyptischen Soldaten besteht, welche nicht hinreichend sind die Thore zu bewachen, geschweige eine Bevölkerung von 200.000 Menschen, die dem Pascha größtentheils abgeneigt ist, im Zaume zu halten.*) So ist es in allen großen Städten in Syrien, und Ibrahim marschirte nach Ikonium, während er seine bittersten Feinde hinter sich ließ, ohne an irgend einem Orte eine Besazung von 1000 Mann zu lassen. Die Türken haben sich dem Fatum unterworfen.

Was hältst du von Ibrahims Armee? fragte mich Scherif Bey. Sie ist unnöthig, sagte ich, er erobert mit seinem Namen. Der Bey lachte, und sagte: wahr genug! Die Türken hatten Damascus zu Ehren für nöthig gehalten der ägyptischen Armee ein Treffen zu liefern, und zogen nach vielen Rodomontaden in schlechter Ordnung und schwerfälliger Rüstung hinaus, sobald sie aber die regelmäßigen Truppen des Pascha von Aegypten sahen, welche den Befehl hatten ihr Feuer zu sparen, bis die Türken auf halber Schußweite waren, während ein Korps arabischer Kavallerie bereit gehalten wurde, die Flüchtlinge niederzuhauen, so flohen die Türken nach der Stadt, wo sie mit Spottgelächter empfangen wurden. So fiel Damascus.

Ich fand den Pascha auf seinem Diwan sizend, vor ihm ein armenischer Dolmetscher auf den Knieen, und neben ihm ein sehr gravitätischer Mollah. Der Generalgouverneur steht im Geruch, ein schlechter Muhammedaner zu seyn, und wird angeklagt, im Ramadan öffentlich geraucht und Kaffee getrunken zu haben. Eben so hat man ihn oft einen Ungläubigen mit dem Gruß: „Der Friede sey mit dir!" anreden hören, ein gehässiges Verbrechen. Er hofft durch diese Behandlungsart der Christen diese zu ermuthigen und ihre alten Unterdrücker zu demüthigen, und die syrischen Christen haben, wie es bei Freigelassenen zu gehen pflegt, sich in das ihrer frühern Demuth entgegengesezte Extrem gestürzt, und bereiten sich, wie ich fürchte, durch ihre gegenwärtige Prahlerei einen harten Tag der Vergeltung, wenn die ägyptische Macht sinken sollte. Die christlichen Priester besorgen dasselbe, und predigen gegen die Eitelkeiten dieser Welt, aber umsonst, jeder Christ reitet jezt Pferde, und zeigt sich in den ihm früher verbotenen Farben, einige mengen sich sogar unter die Spieler des Dscherid, und sind so unverschämt in ihrem Betragen, als die Türken je waren.

Nachdem Scherif Bey eine Tasse Kaffee getrunken hatte, ließ er sich eine Flasche Liqueur geben, und er labte sich mit großem Vergnügen daran. Er bot dem Mollah auch davon an, dieser weigerte sich, schlug es positiv ab, aber schielte doch danach. Der Pascha bestand darauf, der heilige Mann vertheidigte sich, aber der Sklave stand mit dem Glas wie eine Bildsäule vor ihm, und der Mollah gab am Ende nach.

Ich brachte viele Tage in dem Bazar von Aschad Pascha, dem schönsten in der Stadt, zu, indem die Beduinen, welche Kamele für die Reise durch die Wüste miethen, hier in Menge zu sehen sind, und ich einen Kontrakt mit einem derselben machen wollte. Der Chef der Karawane nach Bagdad wollte mich und zwei Engländer, die mit mir reisen sollten, nicht unter seinen speziellen Schuz nehmen, weil er besorgte, daß die Anezi-Beduinen den Transitzoll der Karawane unter diesem Vorwand höher stellen würden. Ein kleiner alter Mann, Namens Hassan, erbot sich endlich mit uns zu unterhandeln, und ich hatte alle Tage eine Diskussion darüber; seine Forderungen waren so übertrieben, daß ich daran verzweifelte. Endlich schlossen wir ab, Hassan sollte uns auf einer von den Arabern nicht besuchten Straße führen, unsere Partie aus 15 bis 20 Mann bestehen und nur Nachts reisen. Ich erzählte Scherif Bey meine Verabredung, die er mißbilligte, und mich bat zu warten, bis er Nachrichten über Hassan eingezogen habe. Den nächsten Abend kam sein Dolmetscher, zu erklären, daß Hassan nicht zuverlässig sey, und der Gouverneur nicht für unsere Köpfe stehen wolle, daß wir aber gehen könnten, wenn wir wollten, da ihm weniger daran liege als uns, ob wir mit oder ohne Köpfe in Bagdad anlangten. Wir beschlossen den Rath Sr. Excellenz zu befolgen, und gingen nächsten Morgen auf den Bazar Hassan aufzusuchen; wir hatten die Hälfte des verabredeten Geldes schon vorausbezahlt, und wußten nicht, wie wir es wieder erhalten könnten, aber Hassan kam uns mit dem Geld entgegen, und erklärte, daß er uns nicht als Führer dienen könne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die ägyptische Besazung ist seit dieser Zeit auf drei Regimenter, bestehend aus 10,000 Mann, vermehrt worden. Die Leichtigkeit, mit der Ibrahim bis jezt sich in Syrien gehalten hat, hat ihren Grund in der alten Feindschaft der verschiedenen Nationen und der verschiedenen Parteien in den großen Städten. Damascus enthält 30,000 Christen, und die türkische Bevölkerung ist in zwei Parteien getheilt, welche sich seit alten Zeiten hassen und verfolgen, und zwischen denen die Aegypter bis jezt das Gleichgewicht gehalten haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 85** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Bridgewater-Bücher. (Fortsezung.) — Chateaubriand. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1836.

Ueber die gegenwärtige Geldkrise in England.

Wir sind keineswegs gemeint, hier auf finanzielle Grübeleien und Bankrechnungen einzugehen, sondern wollen bloß versuchen, dasjenige anzudeuten, was unserer Ansicht nach der wahre Grund der gegenwärtigen Krise in England ist, abgesehen von den Geldverhältnissen zu andern Nationen, obgleich auch diese von Bedeutung sind, und namentlich zwei Umstände hervorgehoben werden müssen. Wir getrauen uns nicht, über ein so schwieriges Thema eine genügend motivirte und umständliche Darstellung zu geben, sondern beschränken uns einige allgemeine, aus der neuern Geschichte Englands enthobene Ansichten mitzutheilen. Um den Stand der Sache gehörig zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die Zeit des Kriegs werfen, denn Englands Zustand dreht sich in neuerer Zeit immer um Eine Achse, nämlich die Staatsschuld, welche ihre jetzige Höhe während des letzten Kriegs erreichte, namentlich zur Zeit, als die Baarzahlungen der Bank suspendirt waren, und nur Papiergeld cirkulirte. Damals wurden die 3prozentigen Anlehen zu 60 abgeschlossen, aber in Papier, die Unze Gold war zu jener Zeit auf 5 Pfd. 10 Sch. gestiegen, während sie nach dem eigentlichen englischen Münzfuß nur 3 Pfd. 17 Sch. 10½ P. werth ist. Jene 60 Pfd. in Papier waren also nach diesem Münzfuße nur etwa 37 in Gold werth. Im J. 1819 kam man auf den alten Münzfuß zurück, die 3prozentigen stiegen auf 90, und somit mußte die Nation eine Schuld von 90 Pfd. in Gold anerkennen, für welche sie nur etwa 37 erhalten hatte. Dieser allerdings furchtbare Verlust hätte sich immer noch ertragen lassen, wenn nicht zu gleicher Zeit durch die wieder eröffnete Verbindung mit dem Kontinent und das Einströmen einer Menge von Engländern auf denselben allmählich eine größere Gleichheit in dem Preise aller Lebensbedürfnisse sich eingestellt hätte. So lange England fast mit der ganzen civilisirten Welt im Kriegszustande war, lag an dem hohen Preis aller Lebensbedürfnisse in England selbst verhältnißmäßig wenig, denn die Sache glich sich immer aus; sobald aber die Verbindung mit dem Kontinent wieder eröffnet war, und man mit den Waarenpreisen des Kontinents in Konkurrenz treten mußte, zeigten sich die Folgen des Uebelstandes immer deutlicher. England sah sich genöthigt, die Preise, namentlich des Korns, in der Höhe zu erhalten, weil sonst die unermeßlichen Abgaben nicht zu erschwingen sind; auf der andern Seite machte aber die Konkurrenz mit dem Kontinent eine Ermäßigung der Preise nöthig. Man kam zu keinem rechten Entschluß, bis man im J. 1825, wo durch die Verluste in südamerikanischen Spekulationen eine heftige Handelskrise eintrat, unsanft aufgeschreckt wurde.

Nun erkannte man die Unsicherheit des Zustandes, und legte alles Ernstes Hand ans Werk, um aus dem unglücklichen Cirkel: unermeßliche Schuld, hohe Abgaben, hohe Preise aller Lebensbedürfnisse, und somit Unfähigkeit, mit dem Kontinent zu konkurriren, so viel als möglich herauszukommen. Seit dem J. 1826 bemühte sich die Regierung, die Abgabenlast zu erleichtern, und hat auch durch ungewöhnliche Anstrengungen es dahin gebracht, dieselben von 55 Millionen auf 45 herabzubringen, gewiß ein in der Geschichte des Finanzwesens der neuern Zeit unerhörter Erfolg im Laufe von nur 10 Jahren. Aber die Wirkung selbst dieses großen Erfolges wurde fast gänzlich zu nichte durch das allmähliche Sinken der Preise, welches hauptsächlich durch das Einströmen des Getreides aus Ireland hervorgebracht wurde, und in deren Folge die verminderte Summe so schwer aufzubringen war, als vorher die ganze Last. So gerieth man endlich auf den Wahn, der Fehler liege wesentlich an dem Mangel leichterer Umlaufsmittel, und Einige schlugen sogar vor, wieder zum Papiergeld wie zur Zeit des Kriegs zurückzukehren. Mochten nun die Klügern diesen Wahn theilen, oder nur ein temporäres Auskunftsmittel suchen, wie die jetzige Regierung Englands solche manchmal ergriff, genug, vor drei Jahren ging im Parlament der Vorschlag durch, daß die Landbanken künftig selbst Zettel ausgeben, und diese nicht mehr wie sonst mit Gold, sondern auch mit Zetteln der Bank von England einlösen dürften. Es war dieß ein Mittelweg, wo man zwar nicht die Baarzahlungen aufhob, doch aber der Papiercirkulation eine viel größere Ausdehnung gab, als dieß in der letzten Zeit der Fall gewesen war.

Das Auskunftsmittel war eben so schlecht, als hätte man falsches Geld geschlagen, und der Erfolg war auch derselbe. An-

fangs zwar ging Alles gut: die Landbanken und die Bank von England selbst vermehrten ihre Cirkulation ungemein, das Geld wurde wohlfeil, folglich stiegen die Waaren im Preise, und fast jedes Vierteljahr zeigte eine Mehreinnahme des Schatzes, was die Regierung oder wenigstens ihre Freunde nicht ermangelten, der vortrefflichen Verwaltung zuzuschreiben. Eine ungewöhnliche Thätigkeit im Handel und in Gewerben machte sich offenbar, ungeheure zum Theil sehr gewagte Unternehmungen wurden begonnen, und Alles frohlockte über die unerhörte Blüthe der Industrie. Aber der Jubel dauerte nicht lange: schon seit einem halben Jahre ließen sich allmählich warnende Stimmen hören, daß eine Handels- und Geldkrise bevorstehe. Um dem Schwindel Einhalt zu thun, und um ihre eigene Sicherheit besorgt, erhöhte die Bank von England ihren Diskonto von 3 auf 4 auf 4½, und endlich auf 5 Prozent; nun begann der Schrecken, die Fonds fielen, und jetzt steht England am Rande einer Handelskrise, von welcher man noch nicht weiß, wann und wie sie enden wird.

Die Vermehrung des Papiergeldes hatte zur Folge gehabt, den Preis des Geldes zu erniedrigen, eine ganz natürliche Folge, denn eine Waare, welche in großer Menge auf den Markt gebracht wird, sinkt im Preis. Alles, was Geld bedurfte, wandte sich nach England, wo das Geld so wohlfeil war, und da man das Papier der englischen Banken in andern Ländern gar nicht oder nur in sehr geringem Maße gebrauchen konnte, so zog man das baare Geld heraus, und eine Masse derjenigen Papiere, welche auf den großen Geldmärkten Europa's cirkuliren, strömte nach England. Somit wurde dieses mit Papier überfüllt, und von baarem Gelde verhältnißmäßig entblößt.

Diese Entblößung von baarem Geld auf der einen und die übertriebenen Spekulationen auf der andern Seite nöthigten endlich die Bank, dem Strom der Dinge Einhalt zu thun, doch schien sie fürs erste hauptsächlich nur die Nordamerikaner treffen zu wollen, welche in der neuesten Zeit eine Menge Geld aus England gezogen hatten. Es ist eine bekannte Sache, daß Nordamerika eben in einem Uebergang aus einer unmäßigen Papiercirkulation zu einer Cirkulation von baarem Gelde begriffen ist. Dem Ausströmen des letztern aus England suchte nun die Bank vorerst vorzubeugen, was aber nicht zu gelingen scheint, denn England bedarf von Amerika mehr, als Amerika von England braucht, und den Ueberrest muß England mit Geld decken. Dieses Hülfsmittel schlägt also fehl, und es bleibt kein anderes übrig, als daß England nach und nach die Staatspapiere, welche in den letzten Jahren nach dem wohlfeilen Geldmarkt strömten, auf den Kontinent zurückschickt, und dadurch das baare Geld wieder an sich zieht.

Die Folgen der Erhöhung des Diskonto's fangen in England erst an, sich zu zeigen. Die Landbanken schossen Geld vor, zu 4, höchstens 5 Proz., und sie selbst erhielten Geld in London zu 3, ja zu 2 Proz., so viel sie wollten. Mit dem leicht und wohlfeil erhaltenen Gelde wurden eine Menge Unternehmungen begonnen oder erweitert, und viele derselben werden sich auch nur dann behaupten können, wenn sie fortwährend Geld zu so wohlfeilem Preise erhalten. Dieß ist jedoch nicht mehr möglich, weil die Landbanken, welche durch ihre Vorschüsse diese Unternehmungen nährten, in London das Geld selbst theurer bezahlen müssen, und folglich auch nicht mehr so wohlfeil ausleihen können. Die Krise begann im September, und ist noch immer nicht im Abnehmen, ja sie kann auch nicht abnehmen, so lange der Wechselcours immer noch ungünstig ist.

England ist seit Jahren hinsichtlich des Geldes im Nachtheil, was auch einzelne Handelsberichte dagegen seyn mögen. Eine Unzahl Engländer lebt auf dem Kontinent, die meisten aus keinem andern Grunde, als weil auf dem Kontinent wohlfeiler zu leben ist; man hat berechnet, daß die Gesammtausgaben dieser Engländer wenigstens 3 bis 4 Mill. Pfd. St. betragen, die gelegentlichen Reisenden gar nicht einmal gerechnet. Wie viel Waaren muß England auf den Kontinent schicken, bis diese Summe gedeckt ist! Die hohe Steigerung der Preise in England rächt sich: Wer es vermag und seinen Verhältnissen angemessen findet, lebt auf dem Kontinent. Alle diese zahlreichen Menschen beziehen ihre Unterhaltsmittel aus England, die Wechsel, welche sie ausstellen, müssen in England bezahlt werden, und dafür erhält England nichts; diese Gelder gehen ihm völlig verloren, und der Kontinent wird in den Stand gesetzt, alle Waaren, welche er aus England erhält, sehr leicht mit Papier zu bezahlen, hat also nicht nöthig, baares Geld nach England zu senden.

Ein ähnlicher Grund veranlaßt fortwährende Geldsendungen aus England nach den Vereinigten Staaten. Dort steht das Geld hoch im Werth: 6, 8, 10, ja 12 Proz. sind ein ganz gewöhnlicher Vortheil des Kapitalisten, und somit findet das Geld, welches kein Vaterland kennt und nur den besten Markt aufsucht, seinen Weg nach Nordamerika. Auch hier zeigt sich kein wirksames Mittel, diesem Hinausströmen Einhalt zu thun, als diesem Geld in England einen ziemlich guten Markt zu verschaffen. Soll aber dieß erreicht werden, so müssen die Staatspapiere fallen, denn diese werfen meist nur 3 Proz. ab, eine Menge Zweige der Industrie müssen verkümmern, denn sie erhalten sich nur durch den geringen Zinsfuß; und das Staatseinkommen muß abnehmen, denn der Verbrauch der stark besteuerten ersten Lebensbedürfnisse nimmt ab mit der guten und reichlichen Bezahlung der Arbeiter.

Wie die gegenwärtige Krise enden wird, darüber wagen wir keine Vermuthung, aber so lange die gegenwärtigen Verhältnisse bleiben, ist an keine dauernde Verbesserung zu denken.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Die Centralisation des Landes in Paris bietet freilich manchmal eine schnelle Chance für ein Unternehmen, aber sie beschränkt die Betriebsamkeit des Buchhändlers auf einem außerordentlich geringen Umkreis. Nirgends kann man die durch diese Centralisation hervorgebrachte Beschränkung der Bildung und der Bildungsmittel auf eine unverhältnißmäßig kleine Fraktion des ganzen Volkes und die Ungleichheit derselben so

wahrnehmen, als bei der Beobachtung des Ganges, den der Bücherverkauf in Frankreich nimmt. Man hat nur die Umgegend von Paris und die von Leipzig, oder die Betrachtung der Waaren, die auf beide Städte zu oder von ihnen ausgeführt werden, mit einander zu vergleichen, um des ungeheuren Unterschiedes inne zu werden, auf den die beiden Centralpunkte des literarischen Verkehrs in beiden Ländern hinweisen. Während die fahrenden Posten, die von allen denkbaren Straßen nach Leipzig kommen, oder von dieser Stadt auf diesen Wegen hinfahren, ihr schwerstes und umfangreichstes Gepäck in deutschen Bücherballen führen, jede Woche fast ganze Frachtwagen neuer Bücher für die dortigen Lager zum Thore hereinschwanken, in der Messe fast die kleinste Buchhandlung der kleinsten deutschen Stadt einen solchen Frachtwagen allein mit ihren Remittenden beladet, dürfte man kaum alle acht Tage ein kleines winziges Päckchen um Paris auffangen, das ein pariser Buchhändler vom Quai Voltaire, wo meist die Kommissionäre der Provinzialbuchhändler wohnen, nach dem dürftigen Laden eines Kollegen in Rouen, Bordeaux oder Metz, nach Lyon, der Kaufmannsstadt fast nie, absendet. Diese Kollegen erhalten selten etwas, wenn sie es nicht bezahlt haben, und ein Provinzialbewohner bekommt selten ein neues Buch anders zu Gesicht, als wenn er es bestimmt bestellt und gekauft hat.

Denn der ganze große Vertriebszweig des deutschen Buchhandels, der in dem Verkauf der allen Buchhändlern im ganzen Lande in Kommission zugeschickten, und von diesen wieder ihren Kunden, jedem nach seinem Fache zur Ansicht ins Haus gesandten neuen Bücher besteht, ist in ganz Frankreich unbekannt. Jeder beschränkt sich auf seine Lokalität. Die allgemein interessanten Werke, welche der Publizität durch Journale bedürfen, um sich Leser zu verschaffen, müssen alle in Paris, dem Hauptsitz der Journalistik, gedruckt werden, werden hier nur verkauft, und sind daher dem pariser Buchhändler allein zu überlassen, für die der Departementsverkauf durchaus zufällig ist. Die Departementsbuchhändler drucken nur Lokalschriften, für die in Paris kein Absatz zu hoffen ist. Sie schicken sie daher auch gar nicht dahin, darum setzen sich Pariser und Departementsverleger gar nicht in Verbindung, arbeiten sich nicht in die Hand, und die letztern sind daher gar nicht im Stande, in ihrem Kreise ein Interesse für allgemeine Werke zu erwecken, was den kleinern Buchhändlern in den deutschen Winkelstädten mit jedem Jahre mehr gelingt.

Da nun der Debit des pariser Verlags sich hauptsächlich auf die Eine Stadt beschränkt, so haben die hiesigen Verleger der Vermittelung des Sortimentshandels wenig von Nöthen; sie vertreiben ihren Verlag selbst und können es um so leichter, als jeder fast sich auf einen bestimmten Literaturzweig beschränkt, und also leicht selbst das Publikum für einen solchen herauszufinden lernt. So bleibt auch in Paris beinahe jedes Buch ausschließlich zum Verkauf bei dem Verleger liegen. Mit Ausnahme einiger wohlgelegener Geschäftsfreunde, denen er es in „Depot" gibt, müssen die andern Buchhändler, wenn sie Aussicht zum Verkauf desselben zu haben glauben, dasselbe auf gut Glück kaufen. Sie thun dieß natürlich nur bei den berühmtesten Namen, und wenn sie die Journale sich für ein Werk interessiren sehen. So arbeiten sie auch hier wieder dem Bücher- und Journalmonopol selbst in die Hände, und neue Bücher von noch unbekannten Autoren kommen gemeiniglich nicht anders als bei dem Verleger in den Handel, oder nur von einem berühmten Verleger nehmen die kleinern Buchhändler Bücher in Depot. Andere Schriftsteller und kleinere Verleger können so oft und so viel sie wollen, ihre Werke den Buchhändlern in Depot anbieten: entweder sie werfen sie in einen Winkel ihres Ladens oder nehmen sie auch gar nicht an. Diese Laden sind oft so klein, die Miethen derselben so theuer, daß sie theils nur für das allerpikanteste Neue Platz haben, theils der Rabatt so klein, daß sie diesen Platz nur denjenigen Werken einräumen, bei denen sie sich von vorn herein vielen Absatz versprechen. So kommt das große Anlockungs- und Absatzmittel, in allen Buchladen ein neues Buch zum Verkauf auszustellen, ebenfalls nur berühmten Autoren und großen Verlegern zu Gute, die es am Wenigsten nöthig hätten. Mit dem Ankleben der Affichen sind sie noch sparsamer, und es gehört ein großes Ansehen bei ihnen dazu, um sie dazu zu vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Karawanenreise in die Wüste.

Major Skinner machte am Ende einen Kontrakt mit einem Araber Namens Abdul Kerim, der ihn bis Bagdad begleiten und beschützen sollte, und von diesem Augenblick an wurde er von dessen Leuten überall im Geheimen begleitet, damit ihm vor der Abreise kein Unglück mehr begegne. Er änderte auch seine Tracht, und nach langem Warten fand er endlich seine Karawane, bestehend aus 2000 Kamelen und 900 Menschen, versammelt.

Den 7ten April. Bei Tagesanbruch waren wir alle bereit, und die Scheikhs mit ihrer Eskorte auf Dromedaren, etwa 40 an der Zahl, ritten voran, während die beladenen Kamele in langen und breiten Kolonnen folgten, welche sich in verschiedene Parteien unterabtheilten, und über die ganze Ebene hin ausbreiteten, um Gras zu finden, und so zwar in derselben Richtung, aber keineswegs in derselben Ordnung fortzogen. Die Araber nehmen kein Futter für ihre Kamele mit sich, und mußten ihnen daher Raum lassen, sich welches zu suchen. So weit ich sehen kann, ist die ganze Ebene mit goldenen Blumen bedeckt, welche die Kamele überaus lieben, und doch sind wir in der Wüste, einer unermeßlichen Ebene voll Blumen. Wenn der Scheikh dem Ort, wo er die Nacht über halten will, sich nähert, so läßt er seine Fahne wehen, was ein Zeichen für die Karawane ist sich zu sammeln. Die Kamele verstehen es vollkommen, und nähern sich mit zunehmender Schnelligkeit. Diejenigen, welche zu weit entfernt sind, um die Fahne zu sehen, bemerken die allgemeine Bewegung, und traben sogleich mit hochgehaltenem Kopfe gegen das Centrum und an den Ort, wo in der Zwischenzeit die Fahne aufgepflanzt worden ist. Hierauf wird ein rundes Lager gebildet, wobei jeder Anführer einer Partei diese um sich sammelt.

Den 8ten April. Wir sind genöthigt heute liegen zu bleiben, da eine schöne graue Stute des Scheikh gefohlt hat. Er gibt ein Fest bei diesem großen Ereigniß und hat ein Kamel schlachten lassen. Man sieht überall Feuer, Kocherei, Rauchen und Schmausen. Die Araber nehmen wenig Lebensmittel auf ihre Reisen, und auch wir sind nicht besser versehen. Mehl, Kaffee, Reiß und Tabak bilden die Vorräthe der Reichsten; wir haben überdieß bei unserer Abreise von Damascus ein Dutzend Hühner, die aber nicht lange dauern werden, und dann wird uns unsere Haushaltung wenig genug Sorge mehr machen. Mein Freund Muhammed, ein etwas wilder Beduine, der sich an mich gehängt hat, wird mich jedoch nicht Hunger sterben lassen, denn sobald ich mich ihm nähere, so zieht er mit mehr Großmuth als Reinlichkeit ein Stück Brod aus seinem schmutzigen Hemde, das er mir anbietet, und ich nicht immer ausschlage.

Die Karawane macht in einer Stunde eine halbe deutsche Meile Wegs, dieß ist die allgemein angenommene Berechnung, und ich finde sie ziemlich genau. Die Scheikhs hingegen, welche voranreiten, machen eine deutsche Meile in der Stunde, sie reiten eine leichtere Art von Kamelen, welche von den Europäern gewöhnlich Dromedar genannt wird, die sich aber von dem Lastkamel in nichts als in größerer Leichtigkeit unterscheidet. Sie sind zu dem Kamel, was ein Reitpferd zu einem schweren Fuhrmannspferd ist, und man nimmt große Sorge ihre Race zu erhalten. Sie unterscheiden sich von dem Kamel hauptsächlich durch einen kleinern Kopf und kürzern Leib. Sie sind im allgemeinen Gebrauche für die Pilgrime nach Mekka, und werden daher Hadschire genannt. Wenn die Scheikhs bei der Schnelligkeit dieser Thiere die Karawane, der sie vorreiten, aus dem Gesicht verloren haben, so halten sie gewöhnlich bei der ersten Weide, die sie finden, trinken Kaffee und legen sich schlafen, bis die Karawane sie erreicht. Ich war bisweilen im Stande mich auf dieselbe Art auszuruhen, und kenne kein angenehmeres Gefühl, als sich so auf die sandige Erde hinzustrecken, den Kopf unter einem der aromatischen Gesträuche, welche in so großem Ueberfluß wachsen. Der niedrigste Strauch ist ein hinreichender Schutz gegen den stärksten Wind, wenn man sich nur platt zur Erde legt. Man sieht selten Gewächse, die größer werden, denn ein gewöhnlicher Rosenstrauch, außer einer Art von Dornstrauch, genannt al achiach, den man zum Verbrennen braucht, und der in großen Platten über die ganze Wüste hin zerstreut ist. Man unterscheidet diese von weitem durch ihre bläuliche Farbe, und wo möglich wählt man das Nachtquartier an einer Stelle, wo man es in Menge findet.

Den 12ten April. Einige Stunden vor Sonnenuntergang hatten wir einen lebhaften Alarm; die Scheikhs schickten einen Adjutanten mit dem Befehl, die Karawane zusammenzubringen, da man Araber sehe. Man trieb sogleich die Kamele aus allen Richtungen zusammen, und die Thiere schienen zu wissen, daß Gefahr da sey, denn sie kamen zum Theil von selbst im Trabe an. Wir bewegten uns nun in einigen parallelen Korps, jedes drei bis vier Kamele breit; jeder Reiter hatte seinen Säbel gezogen und lud sein Luntengewehr. Wir sahen nichts, und zogen auf diese Art fort bis zu dem Lagerort, wo jeder Scheikh sich an die Spitze seiner Abtheilung des Lagers setzte, und Wachen zur Beschützung der Flanken und des Nachtrabs ausgeschickt wurden. Der Scheikh der Karawane blieb an der Spitze mit seinem Fahnenträger und einigen seiner Leute. Der Feind war noch nicht sichtbar, aber der Scheikh hatte die Nachricht von einem Spion erhalten, der gewöhnlich der Karawane zu Fuß vorangeht. Wenn er etwas sieht, so liegt er entweder auf den Boden, bis die bewaffneten Scheikhs, die den Vortrab bilden, ankommen, oder er kehrt zu ihnen zurück. Sobald Alles in Ordnung war, marschirten wir wieder vorwärts, und kamen in einer halben Stunde vor ein großes Lager und hielten. Unsere dreifarbige Fahne, bestehend aus blauen, weißen und grünen Streifen, wurde aufgerollt, und wir setzten uns wieder in Marsch, bis ein Araber auf einem grauen Pferde aus dem Lager kam, man schickte einen Dromedarreiter mit ihm zu reden, das Resultat war friedlich, und wir marschirten weiter, ohne unsere Kriegsordnung zu brechen, aber wohl zufrieden, daß es nicht zu Feindseligkeiten kam. Das arabische Lager gehörte zu dem großen Stamm der Anagis, welcher, wie man in Syrien behauptet, eine Million Seelen enthalten soll. Unsere Erscheinung hatte sie übrigens ihrerseits sehr bestürzt, denn sie hielten uns für einen Theil der Armee von Ibrahim, von der sie gehört hatten, daß sie auf dem Wege nach Bagdad sey. Der Name des ägyptischen Eroberers hat Schrecken bis unter die Beduinen verbreitet, und Ibrahim hat erklärt, daß er die Bewohner der Wüste noch unter sich bringen wolle, und gab auch in Damascus einigen Beweis, daß es ihm Ernst damit sey. Ein Stamm hatte ihn beleidigt, und er schickte ein Detaschement Soldaten in ihr Lager, während die Männer des Stammes auf einer Expedition waren, ließ die Weiber und Kinder nach Damascus bringen und im Sklavenmarkt verkaufen.

Den 22sten April. Um acht Uhr entdeckten wir die erste Spur der bewohnten Welt, in dem Dorfe Kubaißa. Ein hoher Minaret, umgeben von einer Gruppe von Dattelbäumen, erschien am Ende des Horizonts, gegen eilf erreichten wir das Dorf, das ein elender Ort ist, mit einem Wall, wie eine befestigte Stadt. Die Kamele schienen zu wissen, daß sie sich dem Euphrat näherten, sie drängten sich einander vor, und liefen auf jeden Bach zu, den sie sahen, denn es gibt hier eine Menge kleiner Bäche, welche von den Salzpfannen in der Nähe von Hit herkommen. Gegen drei Uhr fanden wir einen engen Weg, wo der Boden mit Salz bedeckt war, rechts waren die Salzpfannen, von denen die Bäche ausliefen. Die Kamele waren so durstig, daß es ganz unmöglich war sie zu leiten, sie zerstreuten sich in allen Richtungen, kletterten über die schwarzen Schutthaufen zwischen den Salzpfannen und stürzten sich auf der andern Seite hinab, zu großer Gefahr der Reiter und Ladung, welche in die Salzpfannen fallen konnten. Eine Heerde Esel, welche Erdpech in Körben trugen, fiel zu ihrem Unglück in unsern Weg, einige wurden umgeworfen, und da die Körbe voll waren, so streuten sie das Pech in großer Menge auf den Weg hin, während sie dem Gedränge der Kamele zu entgehen suchten. Die ganze Stadt kam uns zu sehen, der Weg wurde enger, die Kamele, immer gieriger nach Wasser, drängten sich, bis sie den Weg verstopften. Krüge und Kisten wurden im Zusammenstoßen zerbrochen, zahllose Waaren fielen zu Boden, die Führer schlugen auf allen Seiten mit ihren Stöcken zu, fluchten und riefen Muhammed an, ich habe nie eine ähnliche Scene gesehen. Ich saß mit gekreuzten Beinen auf meinem Kamel, um den Stößen der beladenen Thiere, die an das meinige anrannten, zu entgehen, als ich wenige Schritte vor mir den Euphrat sah. Viele Kamele waren schon im Flusse, und wir konnten die übrigen nicht mehr halten. Ich sprang von dem meinigen in dem Augenblick, da das Gedränge die Masse still zu stehen zwang, und unmittelbar ehe es in den Strom stürzte. Es war der zwanzigste Tag, daß die Thiere nicht getrunken hatten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1836.

Die Luftreise des Herrn Green.

Das englische Athenäum theilt einiges Nähere über den Ballon des Hrn. Green und seine Ausrüstung mit, das bei der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche diese Luftfahrt über den Kanal erregt hat, nicht ohne Interesse gelesen werden dürfte.

Das Unternehmen ging von Hrn. Holland aus, und ward ungefähr einen Monat vor der Ausführung berathen. Der Ballon gehört den Eigenthümern des Vauxhall Gartens, und steht so zu sagen unter dem Kommando des Hrn. Green, der viele praktische und theoretische Kenntnisse mit einer ausgezeichneten Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit verbindet. Schon längst war es sein Wunsch, eine Reise von London nach dem Festlande durch die Luft zu unternehmen, allein er hatte sich bis jetzt weder einen Ballon von der erforderlichen Größe und Ausrüstung, noch die nöthige Begleitung verschaffen können. Als die Fahrt beschlossen war, ließ er es sich besonders angelegen seyn, den Ballon so viel als möglich herzustellen und ihn mit Allem zu versehen, was geeignet war, die Gefahr des Unternehmens zu vermindern. Hr. Holland wünschte das Unternehmen geheim zu halten, und, einige Freunde der Luftfahrer ausgenommen, geschah dieß auch.

Der Ballon ward frisch überfirnißt, um ihn so luftdicht als möglich zu machen, und außer dem gewöhnlichen Apparat versah man ihn noch mit einigen Instrumenten, welche eine nähere Beschreibung verdienen. Die Unstätigkeit des Windes und die Möglichkeit, daß er sich noch vor Vollendung der Reise ändern könnte, war die Rücksicht, welche die Luftfahrer am meisten zu fürchten hatten. Sie machten sich gefaßt, vielleicht vierzehn Tage in der Luft zuzubringen, aber unangenehm mußte es ihnen jedenfalls seyn, längere Zeit über einer Wasserfläche zu schweben, ohne zu wissen, wenn sie ans Land kommen würden. Um sich nun gegen einen solchen Zufall zu schützen, nahmen sie einen sehr sinnreichen, bis jetzt noch nicht beschriebenen Apparat mit sich. Dieser bestand in drei dünnen kupfernen Gefäßen, von denen jedes 98 Pfund Wasser hielt, die als Ballast dienten, und nöthigenfalls ausgeleert werden konnten; diese Gefäße waren an Seile befestigt, die mit einer Winde in Verbindung standen, die man auf einem Brett — das zugleich die Stelle eines Tisches vertrat — quer über den schmalsten Theil des Korbes befestigt hatte. An die kupfernen Gefäße sollten — im Fall man sich des Apparats bedienen wollte — Gewichte befestigt werden, die den Zweck hatten den Ballon zu ankern oder in der See festzuhalten. Wenn nun die Luftfahrer es gerathen gefunden hätten, ihre Reise nicht weiter fortzusetzen, so wollten sie bei schicklicher Gelegenheit — etwa bei Annäherung eines Schiffs — die ihres Wassers entleerten Gefäße von Kupfer herablassen und dann, indem sie kleine Quantitäten Gas aus dem Ballon entweichen ließen, sich nach und nach so weit senken, bis die kupfernen Cylinder das Wasser erreicht hätten. Sobald dieß geschehen wäre, würde man den Ballon eines Theils seines Ballastes entledigt haben, und weder höher gestiegen seyn, noch sich tiefer herabgelassen haben, als die Länge des Seils betrug, an welches die Gefäße befestigt waren. Die Reisenden wären auf diese Weise in den Stand gesetzt worden, ein Schiff anzurufen und Beistand zu erhalten.

Die Luftfahrer nahmen ferner noch einen Kompaß, einen Sextanten, Karten, einen Chronometer, einen herrlichen Tag- und Nacht-Teleskop, ein Sprachrohr, eine Schiffslampe und einige chemische Lichter mit sich, welche an Seilen herabgelassen werden konnten, und eine solche Helle ausstrahlten, daß die Reisenden im Stande waren, die Gegenstände in bedeutender Tiefe unter sich zu erkennen. Wir haben vernommen, daß sie bei der Fahrt über den Kanal zwischen 7 und 8 Uhr Abends ausgesteckt wurden, und eine solche Helle verbreiteten, daß man sie an der jenseitigen Küste bemerkte, und der Ballon deutlich zu sehen war.

Außer den erwähnten Apparaten hatte Hr. Friedrich Gye noch eine sehr einfache und zweckmäßige kleine Maschine gebaut, um bei Nacht zu wissen ob der Ballon steige oder sinke, und zwar mit größerer Genauigkeit, als der Barometer dieß anzeigen kann. Diese Verrichtung besteht in einer oben und unten zum Theil offenen Büchse, in welcher ein sehr zart an seiner Axe hängendes, mit nur Einer Schaufel versehenes Rad hing. Beim Sinken oder Steigen bewegte nun der Druck der Atmosphäre von oben und unten das Rad in entsprechender Rich-

tung, was ein außerhalb angebrachter Zeiger auf einem Zifferblatt jedesmal andeutete.

Die Reisenden waren auch mit Pässen für die verschiedenen Länder Europa's versehen, wo sie möglicherweise zu Boden sinken konnten, hatten Mundvorrath auf vierzehn Tage und gute warme Kleidung bei sich. Die Eigenthümer des Ballons schlugen zu größerer Sicherheit des Unternehmens noch einen dritten Begleiter, Hrn. Monck Mason vor, was von Hrn. Holland bereitwillig genehmigt wurde.

Nach einem Verzug von einigen Tagen schien der Morgen des Montags (7ten November) dem Unternehmen günstig zu seyn. Das Wetter war schön und der Wind blies in vermischter Richtung. Um $7^{1}/_{2}$ Uhr begann der Ballon sich zu füllen; eine halbe Stunde ward damit zugebracht, den Ballast, die Vorräthe und den Apparat in Ordnung zu bringen, und das genaue Gewicht jedes Gegenstands aufzuzeichnen. Nach einer tüchtigen Mahlzeit stiegen die Reisenden guten Muths und voll fröhlicher Hoffnung gegen halb 1 Uhr in den Korb, erhoben sich unter dem Zuruf der wenigen versammelten Freunde, und waren den Blicken der ihnen Nachstaunenden bald entschwunden.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Der großartige Kredit ferner, welchen sich die deutschen Handlungen unter einander geben, ist unter diesen Umständen und bei der prekären Existenz dieser kleinen Verkaufshandlungen eben so wenig möglich; und doch wird dadurch die Ausdehnung des Betriebs unsrer Sortimentshandlungen zum Vortheil der Verleger und der Literatur so sehr befördert. Mit Ausnahmen weniger Geschäftsfreunde, denen man besonders traut und mit denen man oft in Rechnung steht, — und auch diese müssen jeden Augenblick bereit und gewärtig seyn, daß man ihnen den Saldo einverlangt, — muß jeder Buchhändler beim Verleger das Buch, das er von ihm fordert, gleich bezahlen. So sieht man denn auch häufig Buchhändlerkommis, die sich sehr wenig von Bedienten unterscheiden, und nichts weniger als einigermaßen gebildete Buchhändlerslehrlinge sind, — denn am pariser Buchhandel ist nichts zu lernen, — über die Straßen laufen, unter dem Arm ein kleines Rechnungsbuch in Queroktav in grüne Leinwand gebunden, und in der linken Hand einen grauleinenen Geldsack, um gegen einen ärmlichen Rabatt von den Verlegern die von ihnen verlangten Bücher zu kaufen. Wie ärmlich dieser Verdienst ist, ersieht man, da sie z. B. bei Journalen, die auch hierin privilegirt sind, höchstens fünf bis acht Prozent, je nachdem sie vierteljährlich, halbjährlich oder auf ein Jahr abonniren, bei Büchern etwa 15 Prozent und das dreizehnte Exemplar erhalten. Dieser kleine Gewinn wird ihnen aber außerordentlich geschmälert; denn wer nur irgend Bescheid weiß, z. B. alle Lesekabinette, kaufen bei den Verlegern, die ihnen willkürliche Vortheile gewähren. An eine festgesetzte Norm ist dabei nicht zu denken. Die Verleger verkaufen selten zugleich andere als ihre eigenen Bücher. So haben die Verkaufshandlungen wenig Mittel, die ersten zu irgend einer Concession oder Reciprocität zu zwingen: die große Konkurrenz, die Leichtigkeit des Etablirens, lassen es zu keiner wirksamen gemeinschaftlichen Maßregel gegen einen drückenden Verleger kommen. Hat der Verleger Geld genug, um durch Annoncen und Affichen, Reklamen und Feuilletons das ganze pariser Publikum von seinem Unternehmen in Kenntniß zu setzen, so setzt er sich allein mit ihm in Berührung und hat gar keiner Mittelsperson nöthig.

So findet man in den Verkaufsbuchläden immer nur das Allerneuste; von Lagern guter älterer Werke, welche, so sehr sich auch in Deutschland dieselben zu leeren beginnen, doch in jeder einigermaßen guten Buchhandlung sich halten, ist gar nicht die Rede, und man kann oft Monate lang ein vor einigen Jahren erschienenes Werk, dessen Verleger man nicht genau mehr anzugeben weiß, in allen pariser Buchhandlungen vergebens suchen. Dieß ist einer der Hauptgründe, warum das Glück eines Werkes in Paris sich in einigen Wochen entscheiden muß. Sonst ist es ganz vergessen. Wird es binnen dieser Zeit nicht gesucht, so räumen es alle Buchladen weg, um etwas Neuem Platz zu machen. Haben sie dasselbe angekauft, so vertrödeln sie es um den halben Preis an Antiquare, Lesekabinette und Bücherhausirer.

Unter diesen Umständen ist der französische Sortimentshandel, wenn man anders ihm dieses Wort anpassen kann, wenig mehr als ein Boutiken-, Hausir- und Jahrmarktshandel, den der erste beste versteht. Es ist so unendlich wenig dabei zu gewinnen, daß weder Leute von Vermögen noch von nur einiger Bildung sich damit abgeben mögen. Nichts ist seltener, als eine solche Buchhändlersboutike, in der man oft kaum hundert der ältern gangbarsten Artikel von gebundenen Schriften, und einige zwanzig bis dreißig Novitäten hinter den mit großen Affichen aller Art beklebten Glasthüren findet. Der Buchhändler, der darin steht, ist der ordinärste, unwissendste Mann, der über gar nichts, was ihm nicht vor der Nase liegt, die geringste Auskunft geben kann, und bibliographische Kenntniß kaum den Namen nach kennt. Darum ersetzen ihn sehr häufig auch noch pariser Gewürzkrämer und Weiber, seine Frau oder Töchter. Die Miethen dieser kleinen Lokale sind in den einigermaßen gutgelegenen Quartieren so unverhältnißmäßig hoch, daß man kaum begreift, wie diese Leute sich das Leben fristen. Einige anständigere Sortimentshandlungen sind freilich vorhanden, doch sind sie in geringer Zahl. Delaunay im Palais royal, Bossange und einige Handlungen auf den Quais und im Pays latin, wo die Akademien sind, besitzen einigen Fonds an Büchern, suchen sich deren aber auch so viel als möglich zu entledigen, weil die Verleger Bücher, die nicht gleich gut gehen, oft für ein Spottgeld verschleudern, so daß man sie Dutzendweise auf den Boulevards, Quais, bei Büchertrödlern und in Lesekabinetten kaufen kann. Die hohen Preise sind meist nur für die ersten Wochen für die neugierigen Leser, die davon in den Salons sprechen wollen, und hauptsächlich für die zahlreichen Fremden, die jedermann überhaupt bei Spekulationen im Auge hat, berechnet. Doch hievon später.

Hiemit enden aber die aus der Centralisation Frankreichs für den Verkaufsbuchhändler hervorgehenden Hemmungen noch nicht. Die Leichtigkeit und die Neigung zum Selbstverlag der Schriftsteller und die Einmischung jeder andern Person, die einiges Geld hat, in die Publikation von Büchern, von denen sich nur einiger Gewinn hoffen läßt, müssen da sehr groß seyn, wo man sich eben mit dem ganzen oder dem größten Theil des literarischen Publikums ohne alle Hülfe von Mittelspersonen in Verbindung setzen, und durch die Journale und Affichen die Aufmerksamkeit desselben auf eine literarische Erscheinung ziehen kann. Selbstverlag, der bei uns in Deutschland immer einen Schriftsteller in den Ruf des zu großen Merkantilinteresse's bringt und seiner nicht würdig erscheint, ist hier daher an der Tagesordnung, zumal bei der politischen Journalistik die großen Staatsmänner, bei der literarischen die ersten Gelehrten mit dem Beispiele dabei voran gehen. Man gibt einem seiner Zimmer plötzlich den Namen Bureau, und wenn es in der fünften Etage läge, setzt Annoncen in die Zeitung und einen Kommis in die Stube, um die Ankommenden zu empfangen, und man ist als „Editeur" etablirt. Es gibt zugleich eine Menge Etablissements, die sich mit dem Austragen der Prospekte, dem Vertheilen der Exemplare, der Einforderung der Abonnementsgelder beschäftigen; es ist auf der Post eine besondere Administration für die Departementsbücher- und Journalversendungen eingerichtet, ja die Abonnenten haben nur auf die Stadtpost einen offenen Zettel zu werfen, in welchem sie ein Buch irgendwo bestellen und sich verpflichten, dasselbe gegen Vorzeigen des Scheins in ihrem Hause zu bezahlen, und Alles wird von diesen Administrationen pünktlich besorgt. So hat man in den meisten Fällen nicht einmal einen Kommis nöthig. Der ganze Zweig der Journalistik, nicht bloß der politischen, sondern auch der literarischen und wissenschaftlichen, entgeht somit ganz und gar dem französischen Buchhandel, sowohl was Verleger als Sortimentshändler betrifft; und während die periodische Literatur jetzt einer der Hauptzweige des deutschen Buchhandels ist, hat Levrault allein von allen französischen Buchhändlern ein Journal, die revue germanique, aber er hat sie, nicht als Pariser, sondern als Straßburger Buchhändler, kaum daß man in Paris ein Exemplar findet, und dieß ist der beste Beweis, daß dieß Journal einzig und allein nur für Deutschland besteht. Das Gleiche ist es mit fast allen politischen und solchen Schriften, welche augenblicklichen Absatzes bedürfen, sie kommen selten in die Hände der Buchhändler als Verlag und Verkauf; eben so eine Menge Publikationen, welche in Lieferungen erscheinen und die sich nach Art der Journale vertreiben lassen. Dieß bleibt Alles in den Händen der Schriftsteller und von Privatpersonen. Es ist keine Frage, daß das eigentliche Buchhändlergeschäft sehr darunter leidet, zumal jeder Privatmann Bedingungen stellt wie er will.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Major Skinners Reise über Land nach Indien.

(Fortsetzung.)

Reise nach Babylon.

Major Skinner fand Bagdad in dem kläglichsten Zustande. Krieg, Hunger, Pest und Ueberschwemmungen hatten die Bevölkerung innerhalb zwei Jahren von 80,000 auf 50,000 Menschen herabgebracht, der Pascha hatte nicht Macht genug die albanische Miliz, die er mitgebracht hatte, im Zaume zu halten, und ganze Quartiere der Stadt lagen in Ruinen. Da aber der englische Kaufmann Groves, der damals in Bagdad residirte, eine ausführliche Beschreibung der namenlosen Unglücksfälle, welche in jener Zeit über die Stadt fielen, herausgegeben hat, so geben wir vorzugsweise einige Abenteuer auf einem Ausfluge nach den Ruinen von Babylon.

Ich miethete einen persischen Maulthiertreiber mit zwei seiner Thiere, ich und Hassan (mein ägyptischer Bedienter) ritten, und Abdullah (der Maulthiertreiber) ging vor uns her mit einem kurzen Prügel, der in einen ungeheuren Knopf ausging. Wir fanden in den Straßen manche meiner ehemaligen Mitreisenden von der Karawane von Damascus, welche mit reichen Kleidern und gezierten Pfeifen umhergingen. Sie freuten sich, mich zu sehen, aber da ich keine Bedeckung hatte, so glaubten sie, ich sey in der Umgegend geplündert worden. Dieß erinnerte mich jedoch an die Möglichkeit einer solchen Gefahr, und sie überredeten mich, mit ihnen in ein Kaffeehaus zu gehen, um einen Beschützer zu suchen. Wir erreichten bald das beste in der Stadt, das gerade voll Menschen war, und mir das unterhaltendste Schauspiel darbot. Die Araber saßen in allen Ecken in großer Trägheit, aber mit einer feierlichen Miene, die sie nie verläßt; einige plauderten aber so leise, daß man nichts hörte als das Gurgeln der Nargilles (Pfeifen, in denen der Rauch durch Wasser geleitet wird). Sobald ich hereintrat, sah mich Suleiman, einer meiner Freunde aus der Wüste, und eilte in großer Freundlichkeit zu mir, führte mich zu einer engen hölzernen Bank, wo ich auf arabische Art mit gekreuzten Beinen saß; er ließ mir eine Pfeife und Kaffee geben, und warf mit der herrischsten Miene von der Welt dem Mann, der die Tassen brachte, einige Kupfermünzen in die Hand, mit dem Befehl, mir so oft Kaffee zu geben, als ich es verlangen würde. Trotz meines fränkischen Aussehens hatte ich nicht das Geringste von der Neugierde der Araber zu leiden, und ihre Höflichkeit gegen mich hätte nicht größer seyn können. Ich hatte zwei Pfeifen geraucht, und fing an mich zu langweilen, als einer meiner Araber zurückkam und mir ankündigte, daß er einen Führer für mich gefunden habe, wenn ich ihn gut bezahlen wollte. Ich bot 100 Piaster (1 Pfund Sterling), und sie riefen alle, daß dieß genug sey. Es war um zwei Uhr, mein Führer war bereit, ich kannte ihn von Gesicht, er war mit der Karawane gekommen, und ein thätiger, unverdrossener Mensch; er war mit einer Luntenflinte, einem Beil und einem Stock bewaffnet. Wir fanden fast unmittelbar vor den Thoren die Wüste, die aber vom Fluß und Regen überschwemmt war; wir machten im Regen, im Sumpf und Wasser langsame Fortschritte, und Abdulagi, mein Führer, schlug mir vor in einem Beduinenlager zu übernachten. Auf unserem Wege dahin fanden wir eine Partie Reisender von Hillah, welche sich gelagert hatten und gerade Kaffee kochten, wir stiegen daher ab und huckten uns um ihr Feuer. Sie waren überaus höflich, gaben uns zuerst Kaffee und

Pfeifen, und wir zogen erfrischt wieder weiter. Nach einer halben Stunde trafen wir das arabische Lager, das aus zwei Reihen Zelten bestand, die eine weite Straße bildeten. Es gehörte zu keinem der großen Stämme und war sehr ärmlich, man sah keine Lastthiere als Esel. Wir hielten vor einem elenden, kleinen und nassen Zelt, und setzten uns ohne weitere Umstände unter die Thüre, von wo wir sahen, daß eine alte Frau und ein in Lumpen gehülltes Mädchen im Innern mit Brodbacken beschäftigt waren. Diese nahmen keine Art von Notiz von uns, und Abdulagi fing an seine Pfeife zu stopfen, als der Besitzer des Zelts, ein hübscher junger Mann, erschien, uns freundlich willkommen hieß und uns ein Feuer außen am Zelt anzündete. Wir fingen sogleich an unsere Kleider zu trocknen, ich namentlich meine weiten türkischen Hosen, was zwischen meinem Wirth und seinen Freunden zu langen geheimen Gesprächen Anlaß gab. Am Ende näherten sich diese, nahmen die Hosen in ihre Hände und drehten sie herum mit sichtbarer Unzufriedenheit. Hassan kam mir zu Hülfe, und sagte, ob denn ein Franke keine türkischen Hosen tragen könne. Dieß klärte Alles auf, und die Araber waren hoch erfreut, daß ich kein Türke sey, wenn du einer wärest, sagte ein Araber, so hättest du hier schlafen können, aber weder Feuer noch Nahrung erhalten, aber jetzt sollst du zu essen bekommen, was auch sogleich geschah; man brachte eine hölzerne Schale voll Butter, eine voll süßer und eine voll saurer Milch. Das zerlumpte Mädchen kam mit einem Armvoll flacher Brode, die sie auf den Boden warf, und verschwand, um neue zu backen. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, zerrissen das Brod, und tauchten es in die Schalen, bis nichts mehr da war. Nun kam es an mich, ich ließ Kaffee machen, die Gesellschaft wurde zahlreich, und ich erzählte die Wunder des fränkischen Landes, von denen niemand die Hälfte glaubte, aber meine neuen Freunde hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Die Frauen in den umliegenden Zelten waren mit Mahlen von Getreide beschäftigt, und sangen dazu in der traurigsten Melodie, die ich je gehört hatte; es war fast ein Aechzen, das aber zur ganzen Scene stimmte, und wir saßen so um das krachende Feuer, bis wir einschliefen.

Den nächsten Tag trafen wir einen kleinen Fluß mit einer Brücke, auf der drei Männer schlafend lagen, wir passirten, und stiegen am andern Ufer ab, um zu trinken und uns zu waschen. Das Ufer war hoch, und wir saßen am Wasser, so daß wir nicht sehen konnten, was oben vorging, hörten jedoch Stimmen, sprangen auf und fanden die drei Schläfer, welche sich um unsere Maulthiere stritten; sie hatten schon ihre Mäntel und Luntenflinten auf sie gebunden, und waren im Begriff aufzusitzen, als ich um Hülfe rief, und mein Führer einen der Diebe wegstieß und seinen Mantel auf den Boden warf. Ein anderer der Diebe rief: „Ein Landsmann!“ bot dem Führer seinen Gruß, und es erfolgte nun eine Erklärung. Der größte der drei Diebe, ein wildaussehender Kerl, sagte zu mir: „Fürchte nichts, wir bestehlen dich nicht, da du unter dem Schutz eines Arabers stehst. Wir gehen mit euch nach Hillah, und niemand soll euch belästigen, aber sonst werden wir jedermann unterwegs plündern.“ Diese Gesellschaft war mir nicht angenehm, aber was war zu machen? Wir machten uns auf den Weg, und ich fand bald, daß sie die Diebe waren, welche in der letzten Nacht ein Dorf beraubt hatten, wo wir vor einigen Stunden große Klagen über sie gehört hatten. Sie waren mit Beilen, Prügeln und Flinten bewaffnet, und einer hatte einen Säbel, ein anderer war lahm, und sie baten uns diesen hinter Hassan aufsitzen zu lassen; ich erlaubte es, und rieth ihnen ihre Flinten auf mein Maulthier zu binden. Dieß geschah, und da sie nun in unserer Macht waren, so befahl ich Hassan sich in Trab zu setzen, und in einer halben Stunde hörten und sahen wir nichts mehr von ihnen, trotz ihres Laufens und Schreiens. Gegen zwei Uhr erreichten wir die Karawanserai el Bir, wo wir nach einigem Streit den lahmen Dieb mit den Flinten absetzten, und weiter ritten bis Secandria, wo wir eine große und reinliche Karawanserai fanden. Es bestand aus einem viereckigen Gebäude mit einer hohen Mauer und einem befestigten Thorweg. In der Mitte des Hofes waren zwei vier Fuß hohe, aus Backsteinen erbaute Terrassen, auf einem engen Gange zwischen ihnen, auf einer derselben stand eine Art von Schilderhaus, welches die Richtung von Mekka anzeigte, damit sich die Gläubigen beim Gebet nach der orthodoxen Seite wenden könnten. Rings um die Mauer waren eine große Menge Kammern für Reisende angebracht, und die Ecken führten zu innern Höfen für die Lastthiere und ihre Ladungen.

Ich breitete meinen Teppich auf der äußern Terrasse aus, und schlürfte meinen Kaffee, als ein großer Staub auf dem Wege von Babylon das ganze Karawanserai in Aufruhr setzte. Er kündigte die Ankunft des neuen Scheikhs des Stammes Agaal an, dem sein Vater die Regierung auf Befehl des Pascha von Bagdad abgetreten hatte. Sein Gefolge bestand aus dreihundert Reitern, auf schönen Pferden, namentlich die Stute des Scheikh war das schönste Thier, das ich je gesehen hatte. Die Reiter waren vollständig bewaffnet und breiteten sich über die Ebene aus, galoppirten und warfen ihre Speere nach einander. Es war eine ganz arabische Scene. Alles umher war wüste, und nichts konnte pittoresker seyn, als die Gruppen, welche sich in dem vorher so stillen Karawanserai bildeten, wo Alles auf einmal voll Menschen und Pferden, Wiehern, Geschrei und Waffenklang wurde. Nachdem der Scheikh eine Tasse Kaffee getrunken hatte, hörte er, daß ich ein Franke sey, und ließ mir sagen, er wünsche mich zu sehen. Er war ein intelligent aussehender junger Mann, kaum besser gekleidet als seine Diener, aber von gutem Anstand und natürlicher Höflichkeit. Du bist willkommen, sagte er, ich vermuthe, du gehst nach Babylon, alle deine Landsleute gehen dahin? Ja! — Gut, und du willst auf dem Birs Nimrod beten? (Alle Araber glauben, daß Babylon ein Wallfahrtsort für die Franken sey, da sie nicht vermuthen, daß Neugierde sie so weit herführe.) Du bist nicht bewaffnet? Nein, antwortete ich, ich verlasse mich auf meinen arabischen Führer. Der Scheikh rief aus: Gott ist groß, und sein Schatzmeister folgte seinem Beispiel. Hier wurde die Unterhaltung durch den Sänger des Scheikh unterbrochen, einen weichlich aussehenden Mann, der sich hinter mich setzte, und bei dessen Erscheinung Alles still wurde. Er brach auf einmal in ein so unmusikalisches Geheul aus, daß ich Mühe hatte meinen Anstand zu behalten. Sein Gesang, wenn man es so nennen kann, schien eine Improvisation zu Ehren des neuen Scheikh zu seyn. Nach und nach nahm die Heftigkeit seiner Deklamation so zu, daß er von Kopf zu Füßen zitterte, und seine Augen aus ihren Höhlen zu springen schienen, er schlug sich den Turban vom Kopf, und sein Geheul hatte eine solche Wirkung auf die Versammlung, daß der Schatzmeister sich einen hübschen Shawl vom Turban riß, und ihn dem Sänger zuwarf mit den Worten: „Still, still! Ich kann nicht mehr ertragen!“ Die Scene hatte eine große Menge um uns versammelt, und als sie vorüber war, kam jeder einzeln und huldigte dem Scheikh, der aufstand und jeden umarmte, während der Untergebene die Schulter seines Chefs küßte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1836.

Lehrbuch der russischen Literatur

von Dr. Friedrich Otto. Leipzig und Riga.

Dieses Buch dankt wohl seine Entstehung hauptsächlich der Verordnung des russischen Kaisers, daß auch in Liefland, Esthland und Kurland jeder, welcher Anspruch auf eine Stelle im Staatsdienste macht, mit der russischen Sprache und Literatur bekannt seyn müsse, eine Verordnung, welche, wie aus manchen Nachrichten erhellt, bis jetzt noch keine sonderlichen Früchte getragen hat. Der Grund davon mag wohl hauptsächlich darin liegen, daß man nicht leicht eine hochgebildete, reiche Sprache mit einer verhältnißmäßig wenigstens noch minder reichen und gebildeten vertauscht, und anderntheils, weil die französische und deutsche Sprache in den höhern und mittlern Kreisen der Hauptstadt ungemein verbreitet sind.

Das vorliegende Buch scheint vorzüglich für Gymnasien und andere Unterrichtsanstalten berechnet, da der ganze geschichtliche Theil auf 90 Seiten abgehandelt ist, und namentlich über die Literatur vor Peter dem Großen fast nur ganz allgemein bekannte Dinge vorkommen. In dieser Beziehung also ist das Buch mehr nur ein Entwurf, vollständiger dagegen ist das Schriftstellerlexikon ausgestattet, welches über 300 Seiten umfaßt, und vielleicht zu viel Detail und zu wenig Raisonnements über den Gang der Literatur enthält. Doch wir wollen keine Recension des Buchs schreiben, sondern bloß darauf aufmerksam machen, daß es doch eine ziemlich vollständige, wenn auch etwas trockene Darstellung der russischen Literatur gibt, welche in Deutschland weniger bekannt ist, als sie es zu seyn verdient. Wir sehen immer nach Westen, wo eine bald mehr, bald minder reiche Literatur sich kund gibt, und durchforschen diese in allen ihren Einzelnheiten, als ob die Literatur, welche nur ein Zweig des Lebens ist, das Leben selber sey; und doch ist nicht zu läugnen, daß in den romanischen Nationen sich gegenwärtig kein frisches Leben regt, während im Osten eine, wenn auch häufig rohe, doch gediegene Kraft auftritt, welcher wir unsre Aufmerksamkeit wohl zuwenden dürfen.

Es möchte der Mühe nicht unwerth seyn, den Gang der russischen Literatur zu verfolgen, einer Literatur, deren Sprache von 40 Millionen gesprochen und von 20 andern ohne sonderliche Mühe verstanden wird. Nicht ohne Grund sagt der Verfasser: „Die Literatur des Südens ist uns durch das Studium der südlichen Sprachen allgemein bekannt. Anders verhält es sich mit der nordischen, und insbesondere der russischen Literatur, von der sogar die meisten Gelehrten nicht viel mehr wissen, als was russische Miszellen ihnen erzählen. Der Grund dieser Unkunde möchte nur allein mit der geringen Bekanntschaft mit den slavischen Sprachen überhaupt zu suchen seyn, und hier trifft den sonst so wißbegierigen Deutschen derselbe Vorwurf, den man mit Recht Franzosen und Italienern in Beziehung auf deutsche Literatur macht." Zum Theil sind daran die Russen wohl selbst Schuld, indem ihre wichtigern Werke, um ihre allgemeinere Verbreitung zu befördern, deutsch oder französisch abgefaßt sind, und die vornehmern Russen selbst großentheils die Sprache ihres Volkes hochmüthig verachten, das Französische im Umgang fast allein sprechen, und keineswegs sonderlich bemüht sind, ihre eigene Sprache zur höhern Umgangssprache auszubilden. Was aber den Vorwurf der Unbekanntschaft mit den slavischen Sprachen betrifft, so ist er nur allzu begründet. In der östlichen Hälfte Europa's leben über 60 Mill. Slaven, und die Kenntniß der Sprache Eines Stammes reicht hin, um sich die Kenntniß der übrigen Dialekte ohne sonderliche Mühe zu verschaffen, da sie ohne Vergleich minder von einander abweichen, als die germanischen Dialekte. Die Kenntniß des Russischen, als der Sprache des jetzt herrschenden Volks, verdient gegenwärtig den Vorzug, obwohl das Polnische eine wenigstens früher weit reichere Literatur darbietet.

Was indeß unsere vorzügliche Beachtung verdient, ist das gegenwärtige Bestreben der russischen Regierung, der Wuth für alles Fremde Einhalt zu thun und das Nationale zu befördern, ein Bestreben, worin sie von einflußreichen Schriftstellern, wovon wir nur Bulgarin anführen wollen, aufs eifrigste unterstützt wird. Bulgarin zeigt dieß Bestreben deutlich in seinen größern wie in seinen kleinern Schriften, und wahrscheinlich ist er eben jetzt beschäftigt, einen neuen Beweis davon abzulegen, da er, wie bekannt, an einem umfassenden Werke über Rußland arbeitet, welches in acht Bänden erscheinen, und wovon zwei die russische Literatur umfassen sollen. Ist gleich der Kreis der

Leser, welchen er sich in Rußland versprechen kann, verhältnißmäßig klein, da so viele Millionen noch nicht lesen können, ein Nachtheil, welchen indeß Rußland mit Frankreich und Spanien gemein hat, so gehorchen diese Leser Einem mächtigen Willen, und wenn eine so unumschränkte Regierung einen vernünftigen lobenswerthen Zweck dieser Art mit Beharrlichkeit verfolgt, so ist zu erwarten, daß der Erfolg nicht fehlen wird, wenn er auch nicht im Augenblick jedem in die Augen fällt.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die russische Literatur so gar arm sey; sie liefert in fast allen Fächern nicht unwichtige Werke, und die Sprache ist seit dem ausgezeichneten Grammatiker Lomonossow im Allgemeinen sehr gleichmäßig. Wie die französische Literatur in der letzten Hälfte des 17ten und der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, trägt sie ein Gepräge, welches ihr durch das Vorhandenseyn einer sehr einflußreichen Akademie und durch die Centralisation aller Regierungsthätigkeit in der Hauptstadt aufgedrückt wurde, und doch kann man nicht sagen, daß sich die russische Literatur so zum Hofnarren herabgewürdigt habe, wie dieß unter Ludwig XIV in Frankreich der Fall war. Auch kann man ihr jene Unnatur, welche das Zeitalter Ludwigs XIV bezeichnet, wo der König und sein Hof mit den Olympiern identificiert wurden, nicht vorwerfen. Die russische Literatur trat anfangs in fremde Fußstapfen, sie bildete sich nach französischen, deutschen und später auch englischen Mustern, aber welcher neuern Literatur kann man nicht das Gleiche vorwerfen? und namentlich die französische, welche sich so lange als die allgemeine hinstellte, verrannte sich seit 200 Jahren so sehr in den Classicismus, daß sie ihn jetzt noch nicht verwunden hat, und mit Ausnahme weniger Lichtpunkte ein trübes Chaos darbietet. Diese Nachahmung des Fremden darf uns also in der russischen Literatur nicht Wunder nehmen, vielmehr bietet eben das jetzige Bestreben, möglichst national zu werden, viel Stoff zum Nachdenken dar, und dürfte Manchen ermuntern, der Literatur dieses jetzt allein unter allen Slaven herrschenden Volkes eine genauere Aufmerksamkeit zu widmen, als dieß bis jetzt geschehen ist.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Endlich wirkt die Zusammendrängung des ganzen literarischen Publikums auf eine große unermeßliche Stadt noch auf Zerstörung aller, ich will nicht sagen, Vielseitigkeit, sondern aller Mannichfaltigkeit des Buchhandels, zerstückt ihn in eine Menge Branchen, die, rein handwerksmäßig getrieben, nicht die mindeste Bildung und Kenntniß erfordern, und alles Noble in Gesinnung und Betrieb daraus entfernen. Es ist natürlich keine kleine Aufgabe, aus dieser Welt von Menschen nun vollständig den einen Theil herauszufinden, der sich seinem Geschäft, seiner Bildung und seiner Lebensweise nach gerade für einen Theil der Literatur besonders interessirt, und die Mittel und Wege zu finden, zu ihm zu gelangen und auf ihn einzuwirken, so z. B. auch die Journalschriftsteller herauszufinden, und sich mit ihnen in Verkehr zu setzen, die gerade für diese oder jene Branche in jedem Journal die Artikel liefern u. s. f. So widmet sich eben jede Buchhandlung in Verlag und Verkauf einem besondern Zweige der Literatur, und es ist auch für einen gewöhnlichen Mann Aufgabe genug, sich einige statistische Kenntnisse in Bezug auf Schriftsteller und Werke in diesem oder jenem Fache zu erwerben. Dieß ist aber noch nicht Alles. In einer so großen Stadt suchen sich die verschiedenen Theile des Publikums die Beschwerden der Weitläuftigkeit des Orts so viel als möglich dadurch zu erleichtern, daß sich solche Leute in bestimmte Quartiere zusammenziehen, deren gleichartiges Geschäft den häufigen und schnellen Verkehr unter ihnen nothwendig macht. So bestimmt denn auch der Buchhändler seine Lokalität, welchen Zweig des Buchhandels er in diesem oder jenem Viertel der Stadt mit dem größten Vortheile treiben könne. Der Erfolg eines Werkes hängt also nicht nur davon ab, daß man sich an einen Buchhändler wendet, der in der Branche, zu welcher das Buch gehört, erfahren ist und deren Absatzwege kennt, sondern auch davon, daß er in einem Viertel gelegen ist, wo das Werk sich verkauft. So verkaufen sich politische Schriften und solche, welche historische Tagesinteressen betreffen, nur in der Umgegend des Börsenplatzes und in der Nähe von Tortoni. Dort drängen sich die Neugierigen, die politischen Börsenspekulanten zusammen, welche jene Interessen mit aufmerksamer Gier verfolgen. Sogenannte belletristische Schriften, Dramen und Romane haben ihren Verkaufssitz im Palais-Royal und dessen Umgegend, der Rue *Richelieu*, in den Tuilerien, dem Platz Vendome, mit Einem Wort in dem Quartier der beau monde und der reicheren Fremden. Wissenschaftliche und gelehrte Schriften, mit Inbegriff der eigentlichen Geschichte vertreiben sich nur jenseits der Seine, im Quartier der Ecoles, der Collegien, der Sorbonne, und in der Faubourg St. Germain der Carlisten, welche unstreitig sich von dem allgemeinen Publikum am meisten für Wissenschaft und Kunst interessiren. Dieß ist so wahr, daß mit Vermischung der Lokalität sich auch der Verlagsgegenstand des Buchhändlers ändert. Man beginnt meist — so Paulin, Guillaumin und Andere in neuerer Zeit — mit politischen Schriften an der Börse, hat man einen Fonds gesammelt, zieht man jenseits über die Ponts und druckt historische und wissenschaftliche Sachen. Lavocat, Levavasseur, Eugene Renduel, Baudez, die Belletristen, dominiren um den Platz Vendome und die Rue de la paix. Didot, Treuttel und Würtz, Jules Renouard, Panckoucke, die gelehrten Handlungen würden sich nie aus der Faubourg St. Germain und den umliegenden Stadttheilen entfernen. Dasselbe gilt für die Verkaufshandlungen, von denen mehrere selbst sich nur mit Werken, die in Lieferungen erscheinen, befassen u. s. f. Manche, wie Mansut, verlegen nur Jacotot'sche Schriften u. s. w. Arthur Bertrand ist der einzige Romanenverleger jenseits der Seine. Zum Theil ist dieß auch in London der Fall, wo ähnliche Verhältnisse wegen der Größe der Stadt obwalten; doch wiegen die literarischen Thätigkeiten von Edinburg, Glasgow, Oxford, Dublin und andern Städten alle diese Nachtheile auf, da in England nur die Ausdehnung von London, nicht die Centra-

lisation diese Zerstückelung des Buchhandels hervorbringt, und es keine Pariser Handlung gibt, die so mannichfachen Verlag als Whitacker, Colbourn, Ackermann, Black und Young und Andere in London halten.

Die bis jetzt aus einander gesetzten ungünstigen Umstände des französischen Bücherhandels betrafen hauptsächlich den sogenannten Sortimentsvertrieb, wiewohl derselbe indirekt auf den Verlagshandel unendlich zurückwirken muß. Indeß die den Verleger besonders berührenden Hemmnisse sind jedoch noch bei weitem unseliger. Gerade, weil er auf den Vertrieb durch seine Kollegen, d. h. mit Verbreitung, Publikation durch dieselben, und auf deren Solidität nicht rechnen kann, fällt er durchaus dem politischen Journalismus in die Hände und wird zuerst von diesem auf das schmählichste ausgebeutet und ausgeplündert. Er hat nur ihn, um sein Werk bekannt zu machen, und die Journale verkaufen diese Anzeigen um einen Preis, von dem man sich kaum einen Begriff macht. Die Kosten, die einem französischen Verleger die Journale verursachen, betragen fast immer so viel als die Druck-, Papier- und Honorarkosten des Werkes selbst, oft noch bedeutend mehr, und, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sind die deutschen Bücherpreise sogar verhältnißmäßig bei weitem höher als die französischen. Denn, wenn bei den ersten der den Sortimentshändlern zu bewilligende starke Rabatt auf die Erhöhung des Preises Einfluß hat, so erkauft man damit die thätige Mitwirkung von gegen 600 Handlungen zur Verbreitung und zum Absatz des Buchs, ein Vortheil, der dem französischen Verleger bei Bewilligung seines, freilich wenigen Rabattes fast ganz abgeht. Gesetzt, ein deutscher Verleger stellt ein Werk zu 500 Rthlr. Kosten her, so hat er höchstens 50 Rthlr. noch auf Annoncen in politischen und literarischen Journalen zu verwenden; außerdem gibt es bei uns 3 bis 4 literarische Anzeiger oder Bibliographien, die vom gelehrten Publikum gebraucht werden, und in welchen nur die Büchertitel angezeigt werden, und außerdem den überall verbreiteten Meßkatalog. Die Franzosen haben zwar ein Journal de librairie, doch meist nur für Buchhändler bestimmt. Die deutschen Blätter, selbst die politischen, die keinen Stempel bezahlen, vermehren sogleich ihren Umfang für den Fall, als so viel Annoncen einlaufen, daß die gewöhnliche Blätteranzahl nicht hinreicht, allen Bestellungen zu genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Giovanni D'Athanasi's
Sammlung ägyptischer Alterthümer.

(Aus dem englischen Athenäum.)

Wenn man diese Sammlung zum Erstenmal untersucht, so fühlt man sich getäuscht: in der ganzen Sammlung ist nichts, was gleich den griechischen Marmorn zweifelhafte Punkte der Geschichte erhellt, oder die Zeit einer wichtigen Begebenheit bezeichnet; aber man vergißt dieß bald, wenn man die zahlreichen Gegenstände überblickt, welche ein vor 3000 Jahren bestehendes Gesellschaftsleben darstellen, und die Mittel findet, um die Lebensregeln jenes Zeitalters von der Wiege bis zum Grab zu erforschen. In Athanasi's Sammlung findet man die Spielwerke des Kindes und das Halsband, welches die bejahrte Matrone schmückt, die Waffen des Kriegers und die Instrumente des Handwerkers, die Wiege, den Sarg und das Grab. Unter den religiösen Emblemen erscheinen die mystischen Darstellungen der ägyptischen Dreieinigkeit und das Bild von Isis und Horus, womit so oft das Bild der Jungfrau mit dem Kind verwechselt wurde; die Zahl und Form der Opfer, welche auffallende Aehnlichkeit mit dem jüdischen Ritual darbieten, worauf Anspielungen im Talmud vorkommen. — Die Mumien und Sarkophage in dieser Sammlung werden vermuthlich die meiste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, doch findet sich eine kleine Tafel, welche unserer Ansicht nach vor allen den Vorzug verdient. Bekanntlich liefern die Schlachtstücke, welche auf den Ruinen von Luxor und Carnac abgebildet sind, die beste Erläuterung zu den in der Iliade beschriebenen Gefechten; diese Tafel nun erklärt eine der seltsamsten Scenen in der Odyssee, nämlich die Art, wie Ulysses die abgeschiedenen Geister zu sich heraufbeschwört. Weder in dem griechischen Aberglauben, wie ihn die Tragiker schildern, noch in den Formen des römischen Heidenthums finden wir eine Anspielung auf Essen oder Trinken jenseits des Grabes, Homers Geister aber sind wahre Sklaven dieser menschlichen Bedürfnisse, und seltsamer Weise finden wir denselben Glauben unter den Aegyptiern herrschend, wo das Opfer für einen Abgeschiedenen und seine Frau in drei Stück Geflügel besteht, worauf die Geister erscheinen und sich an eine wohlgefüllte Tafel setzen, unter welcher in reichlicher Menge Weingefäße stehen. — Die ganze Sammlung ist ausnehmend interessant, und gibt mehr Aufklärung über das Privatleben der Aegyptier, als irgend eine der bis jetzt bekannten.

Chronik der Reisen.
Major Skinners Reise über Land nach Indien.
Reise nach Babylon.

(Schluß.)

Der Reisende erlebte diesen und den folgenden Tag noch einige Abenteuer mit seinen Freunden, den drei Dieben, die wir aber übergehen müssen, und erreichte endlich Hillah, das an dem einen Ende der Ruinen von Babylon steht.

Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu reiten, nachdem wir schon lange die Gränzen der alten Stadt überschritten hatten. Die Datteln am Ufer des Euphrats erschienen am Horizont, sonst war Alles Sandwüste, und die Hügel, welche die Ruinen der Stadt bilden, sahen traurig genug aus. Wir erreichten am Ende den Fluß, und gegen fünf Uhr Abends einen Garten nahe bei der Stadt, in den ich durch eine Oeffnung in der Mauer kroch, um bei einem kleinen Wasserbehälter niederzusitzen, und meine Kleidung für meinen Einzug in einige Ordnung zu bringen, während Hassan in die Stadt ging, um eine Wohnung für uns zu finden. Ich kam mir vor wie einer der wandernden Jünglinge in Tausend und Einer Nacht, als ich so neben dem Teich saß, meinen Boten erwartend. Niemand unterbrach mein Brüten, denn der Gärtner, der mich bemerkt hatte, hielt sich entfernt, um meine Andacht nicht zu stören. Am Ende näherte er sich, bot mir einen Gruß, und lud mich ein, mich in einen bessern Theil des Gartens zu begeben. Ich folgte ihm auf einen kleinen Rasenplatz in der Mitte von Granatbäumen, an denen ein kleiner Kanal vorbeilief, der in allen Theilen des Gartens in Windungen herumgeleitet war. Ich warf mich

auf das Gras nieder, die Sonne war im Untergehen und die Luft kühl; es ist schwer sich einen Begriff von der Empfindung zu machen, die man in einem solchen grünen Orte fühlt, wenn man gerade aus der Wüste kommt. Der Gärtner kehrte bald darauf zurück, schüttete mir eine Menge Apricosen in den Schoß und lud mich ein zu essen. Er aß die erste selbst, theils um mir ein Beispiel zu geben, theils um mir zu zeigen, daß ich nichts zu besorgen habe. Ich fand bald, daß der Garten eine Art von Ruheplatz für die Müßiggänger der Stadt bildete, denn es kamen nach und nach vier wohlgekleidete Türken, um eine Stunde wegzurauchen. Meine Gegenwart erregte ihre Neugier, und ich hatte daher eine Art von Examen zu bestehen, aus dem sie wohl nur wenig lernten, denn mein Arabisches war eben so unverständlich, als ihre Kenntniß der Sprache gering war. Hassan kam zurück und befreite mich aus meiner Verlegenheit, gab mir aber nur wenig Aussicht auf erträgliches Quartier in der Stadt; ich ging mit ihm über die Schiffbrücke des Euphrat, und fand sie auf beiden Seiten mit Reihen von Kaffeehäusern besetzt, in denen zahlreiche Gäste saßen, welche aus dem Nargileh rauchten, und Kaffee aus kleinen Schalen tranken. Ueberall standen Wassergefäße mit kupfernen Tassen neben ihnen, damit die Vorübergehenden ihren Durst löschen können, eine menschenfreundliche Vorsicht, welche im Orient selten vernachlässigt wird.

Ich hatte drei Briefe nach Hillah, einen an den Gouverneur, den zweiten an einen Türken, den dritten an einen Araber, und suchte einen der öffentlichen Schreiber, die in allen orientalischen Städten in den Kreuzstraßen sitzen. Ich fand am Ende einen ehrwürdig aussehenden alten Mann, der gerade sein letztes Rohr für diesen Tag schnitt, er hatte Brillen auf der Nase und einen sehr respektabeln weißen Bart, der ihm bis auf die Brust fiel. Er saß auf einem Brett, und vor ihm lag eine hölzerne Kapsel, in welcher die Schreibmaterialien eingepackt waren; sein ernsthaftes Aussehen schien ihn von selbst zum Vertrauten für alle Geheimnisse seines Viertels zu empfehlen, was er auch ohne allen Zweifel ist. Er las die Adressen meiner Briefe, und ich schickte zu dem Araber, an den ich empfohlen war, und dessen Gastfreundschaft ich zu versuchen beschloß, ehe ich mich an den Türken wenden wollte. In kurzer Zeit erschien ein auffallend schöner junger Mann in gewöhnlicher arabischer Tracht, und nahte sich mir lächelnd, den offenen Brief in der Hand. Er kam so eben auch von dem alten Schreiber, von dem er sich den Brief hatte lesen lassen, hieß mich willkommen in Hillah, und befahl Hassan mein Gepäck in sein Haus zu bringen. Dieses stand in einer engen Straße, und der Eingang war gerade durch einen Esel besetzt, dessen Ladung etwas zu breit für die Thüre war. Ich stieß ihn auf die Seite, und bemerkte dabei, daß er mit babylonischen Backsteinen beladen war, welche bestimmt waren, meines Hausherrn Wohnung auszubessern, und von den hängenden Gärten der Semiramis kamen. Die ganze Stadt Hillah ist aus diesem Material gebaut, und verdankt demselben eine größere Solidität der Bauart, als die irgend einer Stadt in diesem Theile des Orients.

Meines Hausherrn Wohnung ist ein gutes Muster der Häuser zweiten Rangs in der Stadt. Auf einer Seite eines kleinen Hofes, in dem ein großer Baum steht, findet sich eine Art von Alkoven, mit Teppichen und Kissen versehen. Ich zog meine Schuhe davor aus, und warf mich mit großer Freude auf eines der Kissen. Rechts von mir war ein kleines Thor, das in die Vorrathskammer führte, links hingen die Waffen meines Wirths, gegenüber ist der Ort, wo gekocht wird, und wo die Töpfe für unser Abendessen schon bereit stehen. Eine weibliche Stimme rief von dem Dache des Nachbarhauses, daß sie komme. Dieß war das Zeichen für unsere Flucht, denn wir sollten das Gesicht unserer Wirthin nicht sehen. Wir krochen daher eine Leiter hinauf, welche die Treppe auf das Dach des Alkoven vorstellt, auf dem wir einen Teppich fanden, und wo wir al fresco speisen sollten. Wir brachten die Zwischenzeit mit Rauchen, mit Gesprächen über Babylon und Untersuchen von geschnittenen Steinen zu, welche man in den Ruinen gefunden haben wollte. Die Juden haben diesen Handel so vortheilhaft gefunden, daß sie falsche Antiquitäten fabriziren lassen und an leichtgläubige Reisende absetzen. Mein Wirth, welcher einige Europäer in Bagdad kannte und für sie solche Alterthümer gekauft hatte, verstand sich darauf, und lehrte mich die Verschiedenheit zwischen den ächten und falschen; ich gestehe, daß ich die falschen für die ächten genommen hätte.

Unser lang erwartetes Mahl erschien endlich, wir wuschen uns eiligst, und saßen im Hof und im Mondschein rings um den Pilau. Ich hatte jedoch wenig Wahl in den Bissen, denn die Höflichkeit meines Wirths verläugnete sich auch hier nicht, und er warf mir ohne Aufhören, und so schnell ich sie nur verschlingen konnte, Stücke von Fleisch zu, die er nach arabischer Art mit Reiß zusammengeknetet hatte. Wer, wie ich, von der Gastfreundschaft fremder Länder lebt, muß sich an Vieles gewöhnen, das ihm anfangs unverdaulich scheint, und eine solche Erziehung würde einen weichlich gewöhnten Reisenden schnell heilen, aber die Gefahr liegt eher darin, daß man in das andere Extrem fällt; denn in einem heißen Land ist die Freiheit von allem Zwang eine solche Wollust, daß ich fürchte, ich werde mich kaum wieder daran gewöhnen können, wie ein civilisirter Mensch auf einem Stuhl zu sitzen, und mit Messer und Gabel anständig zu essen. Wir alle, bis auf den Maulthiertreiber, saßen um dieselbe Schüssel, und machten saubere Arbeit mit Händen und Zähnen.

Hierauf folgten, wie immer, Pfeifen und Kaffee, welcher letztere unserer schönen Wirthin große Ehre machte, denn Hassan hatte mich versichert, daß sie für eine große Schönheit gelte. Aber sie war so verschleiert, selbst während sie unten im Hofe kochte, daß ich trotz allem Schielen über die Balustrade nichts von ihren Zügen zu sehen bekam. Der Umstand, daß ein Fremder sich im Hause befindet, ist hinreichend, daß die Frauen sich verschleiern, als ob sie in den Straßen gingen. Ich gestehe, es ist eine unangenehme Sitte, das Aufheben des Schleiers würde vielleicht ein Gesicht zeigen, das sich eben so gut verborgen hielte, aber es ist ärgerlich, eine vermeintliche Schönheit wie einen Geist herumschleichen, sich nähern und wegziehen, bisweilen eine Pfeife zu seinen Füßen niederlegen zu sehen, und sich damit begnügen zu müssen.

Der Major fand jedoch Mittel, den nächsten Tag das Gesicht, auf das er so begierig war, zu sehen, aber unser Raum ist zu Ende, und wir müssen für die Folge seiner Abenteuer den Leser auf das Buch selbst verweisen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Neugriechisches. Die Stimme des Grabes. — Die Bridgewater-Bücher. (Fortsetzung.) — Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Dritter Gesang. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1836.

Ueber die Ablösung der englischen Regimenter in den Kolonien.

Die Verheerungen, welche der Dienst in den Kolonien, namentlich in den tropischen Klimaten, unter den Truppen anrichtet, hat endlich in England allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und zwingt allmählich die Regierung, in dieser Beziehung ein billigeres System einzuführen, als bisher stattfand. Nach einem im J. 1829 dem Unterhause vorgelegten Bericht starben vom J. 1810 bis 1828 in Jamaika im Durchschnitt jährlich $15\frac{1}{2}$ Proz. von den daselbst stationirten Truppen; in den andern Antillen betrug die Sterblichkeit jährlich $11\frac{1}{2}$ Proz. Man wird leicht erkennen, wie ungeheuer dieser Verlust ist, wenn man erwägt, daß während der hitzigsten Periode des Kampfes auf der pyrenäischen Halbinsel, wo in jedem Feldzug mehrere allgemeine Schlachten stattfanden, jährlich nur $3\frac{1}{2}$ Proz. von den Offizieren und 4 Proz. von der Mannschaft umkamen; was etwa ein Drittel der jährlichen Sterblichkeit in Westindien ist. Die Sterblichkeit in Ostindien ist ungefähr halb so groß als in Westindien, da aber hier die Regimenter doppelt so lange, nämlich 20 Jahre bleiben, so ist die Anzahl der Gestorbenen unter der Mannschaft ungefähr eben so groß, und nur ein geringer Theil der ursprünglichen Mannschaft bleibt am Leben, um am Ende in die Heimath zurückzukehren. Man sollte glauben, daß die Wenigen, welche glücklich genug sind, dieser Gefahr zu entrinnen, wenigstens sicher wären, nicht wieder derselben Gefahr ausgesetzt zu werden, so lange wenigstens bis alle übrigen Regimenter gleichfalls die gefahrvolle Probe des Dienstes in einem tropischen Klima überstanden hätten. Aber gerade diejenigen, welche lange in Ost- und Westindien dienten, werden, wenn die Zeit ihres Dienstes in der Heimath abgelaufen ist, wiederum nach West- oder Ostindien geschickt. Es ist bei dem großen Umfang der Kolonien und der verhältnißmäßig geringen Truppenzahl unvermeidlich, daß nicht ein Soldat drei Viertheile seiner Dienstzeit auswärts zubringen müsse, aber daraus folgt noch nicht die Nothwendigkeit, daß er diese ganze Zeit hindurch innerhalb der Tropen bleiben soll, wo schleichende Fieber die Quelle des Lebens vergiften, und ihrem Opfer ein Leben voll Leiden, wo nicht ein frühzeitiges Grab bereiten.

Die Vertheilung der englischen Truppen in den letzten zehn Jahren war folgende:

Gesunde Stationen.	Zahl d. Korps an jedem Ort.	Jährliches Sterblichkeitsverhältniß.
Mittelmeer	16	$1\frac{1}{2}$ Proz.
Nordamerika und Bermuden	10	$1\frac{1}{2}$ —
Kap der guten Hoffnung . .	3	$1\frac{1}{2}$ —
Neu-Süd-Wales	4	$1\frac{1}{2}$ —
St. Helena	1	3 —
Mauritius	3	$3\frac{1}{2}$ —
Gesammtzahl der Regimenter an gesunden Stationen . . .	37	
Ungesunde Stationen.		
Ostindien	20 }	6 —
Ceylon	4 }	
Jamaika und die übrigen westindischen Inseln	13	12 —
	37	

Somit sind also 37 Regimenter oder Dienstkampagnien von Regimentern in vergleichungsweise gesunden, und 37 an ungesunden Stationen, was nebst 26 gewöhnlich in England, und drei auf der See zur Ablösung befindlichen Regimentern eine Gesammtzahl von 103 Bataillonen ausmacht, woraus die ganze verfügbare Linieninfanterie Englands besteht.

Von diesen sind gegenwärtig 20 Bataillone in Ost- und Westindien, deren frühere Stationen in einem von diesen beiden Ländern waren, und nur zwei davon sind vor ihrer Versetzung aus Westindien nach Ostindien auf einige Zeit in Neu-Süd-Wales gewesen. Zwölf andere Regimenter dagegen stehen gegenwärtig wieder in ganz gesunden Stationen, nämlich im Mittelmeer, in Nordamerika oder auf dem Kap, nachdem sie vorher ihre Zeit auf einer andern dieser drei gesunden Stationen zugebracht hatten. Da gleich viele Regimenter sich in unge-

funken und in gesunden Stationen befinden, so kann natürlicherweise keines ohne Nachtheil des andern bevorzugt werden.

Diese Vertheilung des Dienstes ist nicht nur unbillig gegen diejenigen, welche sie trifft, sondern auch der Armee und dem Staat im Allgemeinen nachtheilig, indem diejenigen, welche einen zwiefachen tropischen Dienst durchmachen müssen, viel früher, wo nicht sterben, doch dienstunfähig werden. Nach den Krankheiten der tropischen Klimate muß der menschliche Körper längere Zeit ausruhen, bis er wieder seine frühere Kraft erlangt. Hiezu kommt noch der entmuthigende Einfluß auf den Soldaten selbst, wenn er nichts vor sich sieht, als ein Leben voll Mühe und Krankheit, wo jeder Genuß durch Erinnerungen an die Vergangenheit oder durch den Schrecken vor zukünftigen Leiden verbittert wird, bis er endlich in den pesterfüllten Lazarethen Ost- oder Westindiens seinen letzten Ruheplatz, nämlich ein Grab fern von der Heimath, findet. Wäre der Dienst in den tropischen Klimaten gleichmäßig vertheilt, so kommen auf die militärische Laufbahn eines Mannes nur 6 bis höchstens 7 Jahre. Die Nothwendigkeit einer gleichen Vertheilung dieses Dienstes ist um so dringender geworden, seit man nicht mehr zwei Jahre Dienst in Ost- oder Westindien für drei Jahre rechnen darf.

Man hat berechnet, daß von 1000 Mann, welche 11 Jahre in Ostindien, 4 in England und 10 in Westindien zubrachten, nach Verlauf dieser 25 Jahre noch 136 am Leben sind, während von andern 1000 Mann, welche 11 Jahre im Mittelmeer, 4 in England und 10 in Nordamerika zubrachten, noch 691 leben. Die Ungerechtigkeit gegen die ersteren, so unabsichtlich sie auch seyn mag, *) bleibt nichts desto weniger ungemein groß. Ein anderes System der Ablösung könnte diesem abhelfen, und dieß bestände in Folgendem:

England hat 16 Regimenter im Mittelmeer, 13 in Westindien und 10 in Nordamerika; jedes derselben sollte zuerst auf 4 Jahre nach dem Mittelmeer, dann auf 3 Jahre nach Westindien, und sodann auf 2 oder 3 Jahre nach Nordamerika gehen, was mit der Zeit der Ueberfahrten zusammen ungefähr 10 Jahre auswärtigen Dienstes ausmachen würde. Eben so sind 4 Regimenter in Neu-Süd-Wales, 7 auf Mauritius und Ceylon, und 4 auf dem Kap und St. Helena. Statt nun die Regimenter vier Verbannungsjahre in Neu-Süd-Wales zubringen zu lassen, als Vorbereitung auf eine vierzehnjährige weitere Verbannung in Ostindien, sollte jedes Regiment 3 Jahre an ersterem Orte bleiben, dann auf 4 Jahre nach Ceylon oder Mauritius gehen, und endlich auf dem Heimweg noch 3 Jahre auf dem Kap oder St. Helena bleiben. Nach Ostindien sollte man die Regimenter direkt senden, aber nur auf 10 Jahre, da die Gefahren und Beschwerden dieses Dienstes an und für sich schon groß genug sind, ohne daß man auch noch einige Jahre Dienst in den andern Kolonien hinzuzufügen nöthig hat.

---

*) Die Regimenter bleiben nämlich nach ihrer Rückkehr aus einer Kolonie gewöhnlich vier Jahre in England, und gehen dann, wie die Reihe sie trifft, nach einer andern Kolonie ab: nur der längere Aufenthalt in England wird als Richtschnur angenommen, die größern oder geringern Gefahren und Beschwerden des Dienstes kommen gar nicht in Anschlag.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Der französische Verleger dagegen zahlt dem Journal des Débats, dem unumgänglich nothwendigen Anzeiger, die Zeile zu nicht weniger als 25 Sous, beinahe 8 gr. oder 36 Kreuzer, den übrigen ohne Ausnahme 20 Sous oder über 6 gr. Da es höchstens 10 solcher politischer Journale gibt, so ist bei der unverhältnißmäßigen Anzahl der gedruckten Bücher die Konkurrenz sehr bedeutend. Da ferner die Journale für jede Vermehrung ihres Cadre's einen Stempel zahlen, so schieben sie die Anzeigen, welche in den gewöhnlichen Bogen nicht gehen, oft acht, manchmal 14 Tage zurück, zumal hier, wie ich nachgewiesen, das politische Interesse über das merkantilische so überwiegend ist, daß wenn lange und interessante Kammersitzungen, Prozesse oder sonst Aufsehen erregende Ereignisse vorgegangen sind, auf die Mittheilung aller Annoncen Verzicht geleistet wird, und wenn sie dem Bureau haufenweis vorliegen. Man begreift, daß wenig umfangreiche Anzeigen hier nicht ausreichen, und man sich in der Größe der Buchstaben einander überbietet, um jene Nachtheile des Aufschiebens u. s. w. zu ersetzen. Ein Buch, das augenblicklichen und schlagenden Erfolg haben soll, kann in den Journalen nicht unter 1000 Fr. Annoncen angezeigt werden; ja es wird immer häufiger, in das Journal des Débats Anzeigen zu 300 Fr. einrücken zu lassen, und diese nehmen etwa den vierten Theil der Rückseite des Blattes ein, — in die andern Journale derer aber zu 100 bis 150 Fr. zu senden. Außerdem kann kein Pariser Verleger der gestempelten Straßenaffichen entbehren, die sich nur höchstens 3 bis 4 Tage halten, weil kein Gesetz existiert, welches die Respektirung dieser Affichen geböte. Es sind besondere Etablissements von Privatpersonen vorhanden, welche das Ankleben dieser Affichen besorgen, deren Respektirung aber nicht garantiren und kein anderes Etablissement hindern können, seine Affichen nach einigen Tagen über die der andern zu kleben. Sie müssen also von Zeit zu Zeit erneuert werden. Man überbietet sich täglich mehr in der Größe derselben. Wer in Leipzig anwesend ist, gehe in die Weber'sche Buchhandlung, um die enorme Affiche der Revue du Nord in Augenschein zu nehmen. Sie war ihrer Zeit die größte, mittelst einer besondern Maschine verfertigt, wurde aber vier Wochen darauf schon von den Didot'schen und Schlesinger'schen Affichen überboten, und kostete doch 500 Fr. zu nur 100 Exemplaren. Schlesinger hat für die Affichen seiner Partitur der Juive wenigstens 1000 Fr. bezahlt. Von der Industrie mit diesen Affichen, die ein deutscher Buchhändler kaum kennt, einen Begriff zu geben, erwähne ich, daß ein Etablissement der Stadt Paris für die Benützung der kleinen runden Säulen auf den Boulevards 100,000 Fr. jährlichen Pacht zahlt. Nehmen wir also ein französisches Werk, das 500 Rthlr. an gewöhnlichen Kosten betrüge, so wären schon gegen 500 Rthlr. an Anzeigekosten hinzuzufügen. Die literarischen Journale leiden am Meisten darunter, da sie dieselbe Operation im ersten Jahre wenigstens bei jeder Lieferung wiederholen müssen. So kosteten die 12 Lieferungen

des ersten Jahrgangs der Revue du Nord an gewöhnlichen Kosten mit Inbegriff des Honorars 9000 Fr., an Anzeigekosten etwa noch 6000 Fr., und selbst so lange bestehende Journale, wie die Revue britannique, verwenden regelmäßig noch 300 Fr. monatlich auf diese Ausgabe, die eben durch das Zusammendrängen aller Literatur auf einen Ort und der daraus entstehenden übertriebenen Konkurrenz nöthig wird. Hier macht von Neuem die Unterdrückung des literarischen Journalismus ihren Einfluß geltend, denn da er selbst nothdürftig um seine Existenz kämpft, kann er der Verbreitung der Bücherliteratur nur von geringem Nutzen seyn. Weil er in England so sehr ausgebildet ist, kann der dortige Buchhandel die enormen Kosten der mit besonderm Stempel noch belegten Anzeigen in den politischen Journalen umgehen, indem auch die Quarterly Reviews, monthly Magazines, weekly Reviews und Observers, denen Prospekte, Kataloge und Annoncen in so zahlreichen Fällen beigelegt werden, durchaus seinem Bedürfniß der Publizität genügen.

Mit diesen direkten außerordentlichen Opfern hat der französische Verleger aber noch keinen Absatz nicht erkauft oder die nothwendige Bekanntmachung seines Werkes herbeigeführt. Erst jetzt erliegt er dem Mangel aller freiwilligen Kritik, die er ebenfalls erst zu erkaufen hat. Der deutsche Verleger sendet dann 25 oder 30 Exemplare an die verschiedenen literarischen Institute, die nichts mehr verlangen, als daß man sie durch diese Verbindung in Stand setze, das Publikum von der neuen Erscheinung zu unterhalten; jetzt kann er im Laufe einiger Zeit dreißig neuer Anzeigen gewiß seyn, die meist zu rechter Zeit erscheinen, nämlich wenn das versandte Buch in allen Theilen Deutschlands angekommen ist. Seine eigenen Bemühungen brauchen sich nur darauf zu erstrecken, diese Kritiken schneller und schonender zu erhalten. Was den französischen Verleger hier erwartet, wurde bereits aus einander gesetzt. Geld, und bedeutendes, kostet ihn jedes Feuilleton immer. Denn hat er unter den Redaktoren so viel Freunde, um besondere Bezahlung ihrer Kritiken für den einzelnen Fall nicht nöthig zu haben, so kostete ihn doch ihre Freundschaft zu erwerben eben so viel Geld; denn umsonst hat hier niemand etwas. Man frage Lavocat, ob ihn gerade nicht eben diese Freundschaft ruinirt hat, da sie ihn zu dem erstaunlichsten Aufwande an Diners, Soirées und direkten Unterstützungen der Schriftsteller veranlaßte.

Es ist nicht übertrieben, wenn man, abgesehen von den höhern Druck- und Papierkosten, den Aufwand eines französischen Verlegers für ein Werk von demselben Umfange und bei gleichem Honorare auf das Doppelte von dem anschlägt, was ein solches dem deutschen kostet, und bei unendlich geringern Aussichten soliden und dauernden Absatzes. Wenn man nun überhaupt den typisch festgesetzten Preis von 15 Fr. für ein Werk zu 2 Bänden von 20 bis 24 Bogen auf unendlich schönem Papier mit den deutschen Preisen vergleicht, so darf man sie wahrlich nicht zu hoch finden, da ganz gleiche Preise auch bei uns vorkommen. Werfe ich den ersten Blick auf die neue Bibliographie von Brockhaus, so finde ich z. B. Raumer's neueste Reise durch England in 2 Bänden zu 5 Rthlr. angesetzt. Die deutschen Bände sind freilich stärker, das Manuscript umfangreicher und darum in vielen Fällen das Honorar höher. Aber eben dieß höhere Honorar erlaubt dem deutschen Verleger höhere Preise bei berühmteren Autoren ausnahmsweise anzusetzen, während dieß dem französischen nie gestattet ist.

Jetzt ist wieder ein großer Unterschied zu Gunsten des deutschen Verlegers in Bezug auf die Stärke der Auflage vorhanden. Bei uns druckt man selten ein Werk unter 1000 Auflage, bei einigermaßen sicherer Aussicht auf Absatz 1500. Der Franzose, schon Lewald bemerkte das in seinen Ansichten von Paris, wagt, bei der Theurung des Papiers und Drucks selten die Auflage über 500 zu machen; während nun in Deutschland für eine zweite Auflage höchstens die Hälfte des frühern Honorars bewilligt wird, hat der französische Schriftsteller die Bestimmung desselben ganz in seiner Hand und verlangt bei einer zweiten Auflage gerade mehr Honorar, als bei der ersten. Es hilft dem Buchhändler nichts, wenn der Schriftsteller ein festes bekanntes, vielleicht auf 1000 bis 1500 Käufer — dieß ist das höchste — zu berechnendes Publikum hat. Dieß weiß der Schriftsteller bei dem leichten Ueberblick des so zusammengedrängten literarischen Publikums so gut wie der Verleger, und kann bei der großen Konkurrenz für einen sichern kleinen Gewinn sein Manuskript immer so verkaufen, daß dem Verleger wenig übrig bleibt. Denn große, ungewöhnliche, aus der besondern Vortrefflichkeit eines Werks eines berühmten Schriftstellers hervorgehende Chancen sind, außer bei politischen und solchen Schriften, denen unvorhergesehene Zeitereignisse während des Drucks besonderes Tagesinteresse geben (wie es durch den Streit mit Jackson bei den beiden Werken von Tocqueville-Beaumont über Amerika geschah), äußerst selten; denn das Kaufpublikum für gewisse Schriften, Fächer und Autoren ist ein sehr stabiles, und manchmal geben nur die anwesenden Fremden dem Absatz einen Unterschied.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg. *)

Du bist wahrscheinlich im Zweifel über den Weg, welchen wir von Sitcha zurück nach Petersburg genommen haben; du weißt, daß ich vor sieben Jahren zum moskanischen Thore von Petersburg hinauszog, und glücklich mit Frau und Kind etwa 11,000 Werste weit durch Rußland und Sibirien nach Ochotsk reiste, auf einem Schiffe der russisch-amerikanischen Kompagnie das Meer durchschiffte, und auf dem nordwestlichen Ufer Amerika's das Land in Sitcha bei Neu-Archangelsk betrat, welches für die nächsten fünf Jahre mein Aufenthalt seyn sollte. An einem schönen Morgen aber war ich wieder in Petersburg zurück, und den Weg, welchen ich einschlug, will ich dir nun in Kürze schildern.

Wir fuhren am 25sten November 1836 aus dem Meerbusen von Sitcha ab, auf dem Kompagnieschiff dieses Namens unter dem Kapitänlieutenant Mitkow. Mein Nachfolger in der Kolonie, der Kapitän ersten Rangs, Kupreanow, war einen Monat vorher mit seiner Gattin zu Neu-Archangelsk angekommen. Wir segelten nach der Hauptstadt von Ober-Californien, Monterey, und nachdem wir unter 41° N. B.

*) In Briefen an einen Freund dargestellt.

einen heftigen Sturm mit Hagel, Bliz und fliegendem Feuer an den Raaen durchgemacht hatten, warfen wir in finsterer Nacht am 17ten December vor Monterey Anker. Der zwei Monate zuvor erfolgte Tod des Gouverneurs von Californien, General Figuerra, hatte das Land in eine beklagenswerthe Lage versezt, um so mehr, als bedeutende Hindernisse, welche der Einführung der neuen Anordnungen des mexicanischen Kongresses im Wege standen, noch nicht entfernt waren; der ohnehin schon fühlbare Mangel an Geld wurde noch schwerer durch die für den Handel hemmenden Geseze, und die ärmlichen Mittel der Regierung wurden durch schlechte Ernten und die Unbotmäßigkeit der Indianer, welche bisher unter der Aufsicht der Missionen gestanden waren, so sehr verringert, daß man zu gewaltsamen Mitteln schreiten mußte, um nur die Besazung, welche im Ganzen aus 50 Reitern, 50 Infanteristen und 20 Artilleristen bestand, mit Lebensmitteln zu versorgen.

Als das Schiff sich mit Wasser und frischen Lebensmitteln versehen hatte, stiegen wir ans Land, um uns durch einen Ausflug zu zerstreuen. Ein in Monterey ansässiger Schotte bot uns sein Kabriolet, seine Maulthiere und Reitpferde, so wie seine und seiner Frau, einer hiesigen spanischen Kreolin, Gesellschaft an zu einer Fahrt in den Missionsort San Carlos. Mit Vergnügen nahmen wir den Vorschlag an. Die Offiziere des Schiffs, der gefällige Schotte und ich begleiteten zu Pferde die Damen, welche in einem Kabriolet fuhren, das von einem Maulthier und einem Pferde gezogen war, auf welch lezterem ein Indianer saß. Schon im Jahre 1816 hatte ich den Missionsort San Carlos besucht, und damals schon lange nur die schroffen Berge und den mit Nebel bedeckten Himmel Kamtschatka's, Kadjaks und Sitcha's gesehen, und mit unbeschreiblichem Vergnügen die reizenden Thäler und Hügel Californiens, die parkähnlichen Eichenwälder, die sammtgrünen Wiesen und wogenden Ackerfelder durchzogen, welche malerisch abwechselten, und auf dem kurzen Wege von Monterey nach San Carlos unser Auge entzückten. Freundlich hatte uns in der Mission der ehrwürdige Pater aufgenommen: die reinlichen Wohnungen, die Obstgärten und die Thätigkeit der Indianer, Alles hatte von der Ordnung und Wohlstand in der Anstalt Zeugniß abgelegt. Wie sehr war alles dieß seit jener Zeit verändert. Die reine warme Luft, der klare blaue Himmel, die reizenden Hügel waren noch dieselben wie damals; auch jezt nach langer Entbehrung genossen wir begierig die schöne Aussicht, aber die Menschen waren nicht so beständig in ihren Werken geblieben als die Natur: die steinernen Häuser der Mission lagen in Trümmern und verödet, die Felder unbebaut, die Indianer ergaben sich dem Müßiggange, und statt des gutmüthigen offenherzigen Castilianers, welcher damals Pater war, empfing uns jezt ein finsterer, unzufriedener und ungebildeter mexicanischer Mönch.

Wir wollten in dem unglücklichen, aber immer noch schönen Lande nicht bleiben, und eilten, bald wieder fortzukommen. Am Neujahrstage neuen Styls gingen wir wieder unter Segel, und nach einer glücklichen raschen Fahrt nach Süden warfen wir am Neujahrstage alten Styls auf der Rhede von San Blas Anker. Plözlich waren wir in die heiße Zone unter 21° 32' Breite gekommen; ein frischer Seewind mäßigte jedoch bei Tage die drückende Hize, und ein auf dem Verdeck ausgespanntes Zelt sicherte uns gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Wir genossen in vollen Zügen den Wohlgeschmack der herrlichen tropischen Früchte, welche man uns in Menge vom Ufer brachte: unsere Kreolen aus Sitcha und unsere Sibirier ermangelten gleichfalls nicht, sich an Ananas, Apfelsinen, Limonen und Kokosnüssen zu ergözen, welche bei 20° Wärme herrlich erfrischten. Süße Milch, frisches Brod und Austern, welche hier auf den Bäumen wachsen, ließen den nordischen Gastronomen nichts zu wünschen übrig. Hinsichtlich der Austern ist nämlich zu bemerken, daß sie sich an den ins Wasser senkenden Zweigen der am Meeresufer wachsenden Gebüsche festsezen; der Fischer fährt in seinem Kahne heran, hebt die Zweige aus dem Wasser, nimmt die größten Austern herab und läßt sie mit den andern wieder ins Wasser zurücksinken.

Hier entschloß ich mich das Schiff zu verlassen und mich zu Lande nach dem atlantischen Meere zu begeben. Ich wandte mich deßhalb an die Ortsbehörde mit der Bitte um einen Paß, natürlich aber machte man mir in einem Lande, wo Revolutionen zu einer gewöhnlichen Sache geworden waren, mancherlei Schwierigkeiten. Zudem ist San Blas sehr weit von dem Hauptsiz der Regierung in Mexico entfernt. Das Zollamt war die einzige Behörde, welche ein Recht ansprach, meine Sache zu entscheiden; Beamte erschienen, welche mit großer Genauigkeit Nachforschungen anstellten über uns und unsere Absichten, einige Bogen Papier verschrieben und nach einigen Tagen erklärten, daß wir nach diesem oder jenem Gesez nicht durch das Gebiet der Republik reisen könnten. Der englische Konsul, Herr Barron, welcher in dem Städtchen Tepic, zwei Tagereisen von San Blas jenseits der Berge, wohnte, und an den ich mich wandte, räumte durch seinen persönlichen Einfluß diese Hindernisse aus dem Wege, und schickte mir zu gleicher Zeit eine sehr freundliche Einladung, zu ihm nach Tepic zu kommen, um mich dort auf die Weiterreise durch Mexico vorzubereiten. Uebrigens gab er noch seinem Kommissär zu San Blas den Auftrag, uns Maulthiere, Reitpferde und zuverlässige Führer zu besorgen, und verschaffte uns einen Paß von den Behörden. In kurzer Zeit war Alles geschehen, und nach sechstägigem Aufenthalt auf der Rhede betraten wir das Ufer, um am andern Tage uns nach dem Innern auf den Weg zu machen.

Die Stadt San Blas liegt auf einem Felsen; wir sezten uns am Landungsplaz auf die uns erwartenden Pferde und kamen bald in das am Fuße des Felsens in einer niedern Ebene liegende Dorf. Die üppigste tropische Vegetation prangte in den Gärten, an denen wir vorüberzogen, Hütten aus Bambusstäben und mit Palmblättern gedeckt standen zerstreut in dem dichten Schatten der Tamarinden, Mangobäume und Platanen, goldne Apfelsinen gleich Feueräpfeln glänzten durch das Grün der zahllosen Pflanzen, deren Mannichfaltigkeit in Form, Farbe und Größe der Blätter, Blumen und Früchte das ungewohnte Auge in das lebhafteste Erstaunen sezte. Zahme Papagaien aus dem nahen Walde in diese luftigen Wohnungen verpflanzt, pfiffen und schrien in gebrochenem Spanisch. Männer und Weiber waren in freier Luft mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, und sonnenverbrannte, nackte, vollwangige Kinder spielten auf dem brennenden Sande. Diese Scene ändert sich plözlich mit dem Eintritt der Regen, welche im Mai beginnen. Die Ebene verwandelt sich dann in einen Sumpf, dessen tödtliche Ausdünstungen die Atmosphäre verpesten, die Einwohner sterben zu Hunderten an den furchtbaren Fiebern, und glücklich noch, wer sich in die Berge retten kann. San Blas ist der ungesundeste Ort in der ganzen Republik: nirgends wüthen die Fieber mit solcher Heftigkeit; nichts desto weniger herrschte hier die Cholera nicht, obwohl in Tepic, 16 Leguas weiter in den Bergen, von 6000 Einwohnern 1000 daran starben. (Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **343.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1836.

Medizinische Statistik in Rußland.

Der Minister des Innern hat dem Kaiser jährlich einen Bericht über die innere Verwaltung zu erstatten, und in diesem spielt auch der Bericht des medizinischen Kollegiums keine geringe Rolle. Da geographische Uebersichten der vorkommenden Krankheiten selten mitgetheilt werden, und das weite Reich manche eigenthümliche Erscheinung darbietet, so heben wir aus dem Bericht über das Jahr 1835 Einiges aus.

„Der allgemeine Charakter der herrschenden Krankheiten sind Entzündungen, die von Verkältung herrühren, mit vorherrschender Hinneigung zu Nerven- und Faulfiebern; in den Gouvernements Perm, Irkutsk, Nischegorod, Twer, Jekaterinoslaw und Volhynien zeigten sich entzündliche und rheumatische Fieber in ziemlich heftigem Grade. Faulfieber bemerkte man nur in Liefland auf dem Vorgebirge Graß-Rapp und um Saratow. An aus Verkältung herrührenden Fiebern litt das gemeine Volk in den Gouvernements Tobolsk, Jeniseisk, Moskau, Kostroma, Smolensk und Bessarabien, besonders in den drei letzten, wo namentlich durch den Uebergang dieser Fieber in Nerven- und Faulfieber eine stärkere Sterblichkeit sich kund gab. Nervenfieber und Typhus zeigten sich in vielen Gouvernements, in Witebsk, Wladimir, Nowgorod, Pskow, Kaluga, Moskau, Nischegorod, Twer, Petersburg, Olonez, Archangel, Jeniseisk, Tomsk, in Liefland, Mohilew, Podolien und Tschernigow; *) sie hatten ihren Ursprung meist in Fiebern, die von Erkältung herrührten, in Mangel an gehöriger Reinlichkeit und diätetischer Vorsicht, und nur in drei Gouvernements, Witebsk, Pskow und Kaluga, griffen sie so um sich, daß man besondere Aerzte hinsenden mußte. Wechselfieber herrschten epidemisch nur in Kiew und Podolien, und gingen häufig in Gallen- und Nervenfieber über. Die sibirische Seuche, welche aus örtlichen Ursachen in den nördlichen Gouvernements jährlich zur heißen Sommerzeit sich am Vieh zeigt, ging manchmal auch durch unvorsichtige Berührung des kranken Viehs auf Menschen über, namentlich in Tobolsk, Tomsk, Nowgorod und Mohilew; doch war die Zahl der Ergriffenen nicht bedeutend, und es gab sich keine sonderliche Sterblichkeit kund. Der Skorbut zeigte sich in diesem Jahr nur an einigen Orten der Gouvernements Jekaterinoslaw, Volhynien und Pskow: in diesen letztern trat er nach vorhergegangenem Nervenfieber auf. Die Kriebelkrankheit, bei den Russen der böse Krampf (Slaja Kortscha) genannt, welcher größtentheils aus unvorsichtigem Genuß von Brod aus Mehl von unreifem Korn entspringt, bemerkte man in denselben Gouvernements, wo sie auch im verflossenen Jahre wüthete; namentlich in den Gouvernements Wjätka und dem Lande der donischen Kosaken, doch war sie dießmal minder heftig.

Blutdiarrhöen zeigten sich während der heißen Jahreszeit in vielen Dörfern der Gouvernements Minsk und Wilna, auch in Grodna, *) Nischegorod und Tomsk, doch war die Krankheit nicht so bösartig wie früher, und nur in wenigen Fällen tödtlich. Im Anfang des Oktobers trat die epidemische Cholera in Transkaukasien und Nachitschewan auf, und verbreitete sich in neun Dörfern; über die Hälfte der Kranken starb, doch gelang es bald, der Krankheit Meister zu werden.

Das Scharlachfieber und der Krampfhusten zeigten sich in Kamtschatka und im Kreise Surgut des Gouvernements Tobolsk nicht nur an Kindern, sondern auch an Erwachsenen. In vielen Gouvernements war diese Krankheit, so wie auch die Masern, fast unbemerklich und keineswegs gefährlich, aber in Petersburg und der Umgegend wüthete das Scharlachfieber epidemisch und mit großer Heftigkeit: im Februar, März und April wurde eine bedeutende Anzahl Kinder das Opfer, theils im entzündlichen Stadium, d. h. am achten oder zehnten Tage, theils starben sie an der Wassersucht, worein die Krankheit so leicht übergeht. Bemerkenswerth ist, daß bei Verminderung der entzündlichen Anfälle laue Bäder auffallenden Nutzen schafften. Diese Beobachtung konnte mit der nöthigen Genauigkeit in dem Kinderhospital **) gemacht werden, welches am 6ten December 1834 auf Kosten von Privatpersonen errichtet wurde. In diesem

*) Also fast in der ganzen nördlichen und nordwestlichen Abdachung des Landes.

*) Also im ganzen ehemaligen Ostpolen, das sehr niedrig und voll Sümpfe ist.

**) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nr. 93.

Krankenhause bekamen im Laufe der obigen drei Monate sechzig Kinder das Scharlachfieber. In den Gouvernements Saratow und Volhynien herrschte gleichfalls das Scharlachfieber und die Masern epidemisch, doch sehr gutartig. Die natürlichen Blattern hausten unter Kindern und Erwachsenen in den Gouvernements Irkutsk, Jeniseisk, Wiätka, Perm und Archangel, namentlich unter den rohen Völkern, welche sich der Impfung nicht unterworfen hatten; indeß bemerkte man auch in der Hauptstadt einige Fälle der natürlichen Blattern.

Aus dem im J. 1835 von den Gouverneuren erstatteten Bericht geht hervor, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1834 und in der ersten des Jahres 1835 bei 495,371 Kindern die Schutzpocken eingeimpft worden seyen. Uebrigens zeigten sich im Gouvernement Irkutsk auf den nertschinskischen Hüttenwerken die Wasserblattern, Windblattern von den Russen genannt, welche sich sehr bedeutend verbreiteten und manchmal auch tödtlich waren. Eine eigenthümliche Art Blattern zeigte sich auch in einigen andern Orten, selbst in Petersburg; sie haben einige Aehnlichkeit mit den natürlichen, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß die Stadien minder lang, die Zufälle minder heftig sind, und daß sie nicht nur bei denjenigen ausbrechen, welchen die Schutzpocken eingeimpft worden waren, sondern auch bei denjenigen, welche die natürlichen Blattern bereits gehabt hatten. Dieß gibt häufig zu der Meinung Veranlassung, daß die Einimpfung kein genügender Schutz gegen die natürlichen Blattern sey.

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Fortsetzung.)

Hat nun endlich der Verleger alle diese Schwierigkeiten besiegt, und sein Buch beginnt das gewünschte große Aufsehen zu machen, so droht ihm die gefräßigste aller Harpyien, das in Belgien etablirte Nachdrucksystem wenigstens allen den Gewinn zu entreißen, den er von seinem Werke, nicht als Pariser, sondern als französischer, d. h. als europäischer Verleger machen könnte. Und dieser entreißt ihm nicht nur allen Absatz ins Ausland, der nach Belgien, Rußland, Polen, Schweden, Nordamerika, der französischen Schweiz, selbst nach Deutschland und England hin sehr bedeutend ist, und ihn für alle Nachtheile in Frankreich entschädigen könnte, sondern derselbe überschwemmt ihm auch, troß des strengen Douanensystems, die nordwestlichen Provinzen des Landes, und kommt heimlich selbst bis Paris. Wohl ist noch nirgends dieses literarische Diebssystem so systematisch ausgeübt und mit solcher Gewandtheit, solcher Umsicht und so unverschämt betrieben worden, als es nunmehr fast seit fünfzehn Jahren in Brüssel geschieht. Wo wurden jemals periodische Schriften nachgedruckt und dem Abonnement dargeboten, da der Nachdrucker keinen Augenblick weiß, ob die folgende Lieferung des Originals erscheinen wird! So druckt man aber in Brüssel die Revue de Paris, die Revue britannique, und, so weit geht die Faulheit dieser Leute, den Pariser Voleur selbst, der aus den französischen Journalen die besten Artikel zusammenliest, damit man sich nicht einmal die Mühe zu geben brauche, selbst zu wählen und die Originaljournale zu bezahlen. Alle Brüsseler Handlungen halten sich eine Menge Agenten in Paris, die überall in den Handlungen, in den Druckereien nach einem bedeutenden Werke umherspüren, Drucker, Setzer und Correktoren, oft selbst die Schriftsteller bestechen, um sogleich vorbereitende Maßregeln zum Nachdruck ihrer Brüsseler Kommittenten treffen zu lassen. Oft sind ihnen sogar Pariser Buchhandlungen selbst dazu behülflich, und der skandalöse Prozeß über Lamartine's Voyage dans l'Orient, welche, da man die Correkturbogen in der Druckerei entwendete, eher in Brüssel als das Original in Paris erschien, ist wohl auch in Deutschland bekannt worden.

Alle Mittel und Versuche, diesem Unwesen entgegen zu wirken, sind durchaus fruchtlos gewesen. Bei uns konnte man sich gegen östreichischen Nachdruck z. B. durch die Association eines Wiener Hauses für ein Werk schützen, aber nach belgischen Gesetzen ist jedes im Ausland gedruckte Werk vogelfrei, und jeder brüsseler Buchhändler behält das Recht, dasjenige nachzudrucken, was ein belgischer Verleger in einer auswärtigen Druckerei verfertigen läßt. Wollte der pariser Buchhändler in Brüssel drucken lassen, so verfällt er wieder dem französischen Gesetze, das jedes jenseits der Gränze in französischer Sprache gedruckte Werk mit dem enormen Einfuhrzoll von 100 Prozent belegt, und das zu Gunsten der französischen Buchdruckerei und von Napoleon zu einer Zeit gegeben wurde, wo Belgien eine französische Provinz war, und man an das später sich entwickelnde Nachdrucksystem nicht denken konnte. Eine Herabsetzung des Preises so, daß sie für Belgien den Preisen des Nachdrucks gleich käme, ist auch unmöglich, denn erstens würden die Belgier immer das Ausland leichter damit versehen können, da sie ihm näher stehen und weniger Transportkosten haben, sondern die Hauptsache, man würde sich in Paris die pariser Exemplare von Brüssel zurückkommen lassen, und dieselben immer noch um ein Drittel wohlfeiler erhalten als wenn man sie in Paris kaufte, da die Rückeinführung gedruckter Bücher in Frankreich natürlich keinem Zoll unterliegt. Die pariser Preise lassen sich aber unter den bestehenden Umständen, wie ich bereits nachgewiesen, nicht ermäßigen.

Man sollte nur diejenigen von unsern deutschen Staatsökonomen, welche vor Kurzem noch den Nachdruck öffentlich vertheidigten, als eine Wohlthat, welche Bücherabsatz durch Ermäßigung der Preise und somit intellektuelle Kultur und den Aufschwung der Literatur begünstigte, hieher versetzen, damit sie die ganze Verwüstung mit ansähen, welche dieses so trefflich organisirte belgische Piratensystem in der französischen literarischen Industrie und der Literatur selbst in geistiger Beziehung anrichtet. Sind nämlich die französischen Bücherpreise in Bezug auf ihren Inhalt doppelt so hoch als die deutschen, so geschieht es darum, weil es bei den Abgaben an die Journale und besonders bei der Befürchtung des Nachdrucks, sich der Mühe nicht lohnt, wohlfeile, das heißt, Bücher von geringem materiellem Umfange zu drucken. Was die Journale betrifft, so sind die Ausgaben

für Annoncen und Kritik bei einem kleinen Buche nicht geringer, als bei einem großen, und bei einem kleinen können diese Ausgaben gerade das Doppelte der Herstellungskosten betragen. Der Nachdruck läßt den Verlegern im besten Falle höchstens vier Wochen freie Verkaufszeit, und entzieht ihnen allen Debit ins Ausland. Sie suchen daher mit den wenigsten Herstellungskosten ein so großes und bändereiches Buch als nur möglich zu machen, um die herkömmlichen Preise für ein so und so viel Bände starkes Buch fordern zu können. Diese Operation kostet ihnen nur, wenn sie ein Werk in zwei Groß-Oktavbänden drucken, was ein deutscher Verleger auf 12 Bogen gedruckt hätte, für 36 Bogen Papier mehr, während sie den zugleich für Druck, Honorar u. s. w. bestimmten Preis für diese 36 Bogen einfordern. Sie kaufen durchgängig ein Manuskript von den Autoren in Bausch und Bogen so wohlfeil als möglich nach Berechnung des Umfangs der Arbeit in seinem Manuskript und dehnen es durch den weitläufigsten Druck, die größtmöglichen Lettern, durch Weißlassung oft mehrerer Seiten bei den Kapitelabsätzen so entsetzlich aus, bis sie die herkömmlichen 15 Franken für ein Werk fordern können, das man ohne diese verderblichen Einflüsse für höchstens 4 Fr. hätte kaufen können. Ein Beispiel hievon lieferte neulich Arthur Bertrand. Eugenie Foa verkaufte ihm einen Roman, oder vielmehr eine Novelle, die in einer deutschen Zeitschrift vielleicht 7 Bogen betragen hätte, la Juive. Trotz aller Anstrengung des Ziehens und Dehnens bringt er es nur zu einem und einem halben Bande. Um einen Ausweg nicht verlegen, füllt der Verleger die zweite Hälfte des andern Bandes mit seinen Verlagskatalogen, und läßt diese die Leser mit 3½ Fr. bezahlen. Es ist so weit gekommen, daß Broschüren, so interessant sie wären, und welche wohlfeil gegeben werden müssen, entweder gar keinen Verleger mehr finden, oder nur dann, wenn der Autor einwilligt, kein Honorar zu verlangen, und nur den erhofften Gewinn mit dem Verleger zu theilen, und wenn kein Gewinn herauskommt, auf alle Entschädigung für seine Arbeit zu verzichten. Es handelte sich z. B. neuerdings um eine Broschüre von circa 8 Druckbogen. Sie darf über 2 Fr. nicht verkauft werden. Der Autor verlangte ein bei uns in Deutschland sogar bei Schriftstellern von nur einigem Ruf übliches Honorar von 50 Fr. den Bogen. Der Verleger rechnete ihm augenblicklich vor, daß bei einem Absatz von 1000 Exemplaren ihm rein gar nichts übrig bliebe.

Herstellungskosten, mit Inbegriff des Broschirens	550	Fr.
Honorar	400	—
Annoncen und Affichen	550	—
	1500	—

Ueberdieß könnte er höchstens auf 30 Sous das Exemplar für sich rechnen, und dieß beträgt eben seine 1500 Fr. Da der Autor zu Theilung des Gewinnstes sich nicht verstehen wollte, so unterblieb die ganze Sache.

Unter diesen Umständen muß der Bücherverkauf mit jedem Jahre abnehmen, weil er sich erstens immer mehr auf die Reichen beschränkt, und zweitens weil jeder bedeutende und bemittelte Mann von dem Verlagsgeschäft, bei dem so spottwenig zu verdienen ist, sich zurückziehen muß, auch niemand mehr im Stande ist, noble, und im Interesse der Wissenschaft und Kunst, im Interesse angehender Talente veranstaltete Unternehmungen zu beginnen. Es bemächtigen sich Leute des Verlagshandels, die Alles unternehmen, wenn sie auch nur einige hundert Franken dabei gewinnen, Leute ohne Kenntniß und Bildung, Buchbinder, Drucker, nur um ihr Gewerbe fortreiben zu können. Wagen können diese dabei nichts. Sie kaufen also Manuskripte von bekannten Autoren, die einen festen Käuferkreis haben, wie Balzac, Georges Sand, Alphonse Karr, Souliés, Kock u. s. w., drucken gerade so viel Exemplare, als dieser Käuferkreis beträgt, zahlen den Verfasser nach diesem Maßstabe, und sind zufrieden, dann eine kleine sichere Summe für sich zu behalten. Dieß geht so regelmäßig und nach bestimmten Prinzipien, daß jedermann, fast möchte ich sagen bis auf den Bruch weiß, wie groß die Käuferzahl dieses oder jenes Schriftstellers ist, die Honorargebote immer dieselben sind, weder Konkurrenz noch Ueberbieten dabei stattfinden kann, da der Gewinn verhältnißmäßig immer derselbe bleibt; überall bleibt dieselbe Summe übrig, ein Autor mag ein Publikum von 500 oder von 1500 Käufern haben; denn im letzten Falle hat nur er den Gewinn, da er sein Honorar ganz in demselben Grade höher anschlägt.

Von dieser Seite ist der französische Verlagshandel — ihn repräsentiren besonders die Romanverleger Werdet, Ambroise Dupont, der Buchbinder Spachmann, ein Deutscher, und andere, durchaus ein monotones Handwerk oder ein Krämergeschäft, wo Preise und Gewinn immer dieselben bleiben, und namentlich jeder Schriftsteller, der nicht bereits ein Servitutsrecht auf einen gewissen Theil des Publikums erworben und zu verkaufen hat, davon ausgeschlossen ist.

Es ist keine Frage, daß die berühmtern Schriftsteller durch ihre industrielle Habgier daran mit Schuld sind. Ihre Honorarforderungen wachsen eben mit jedem Käufer, den sie mehr gewinnen, und sie bekümmern sich sehr genau darum. Welcher deutsche Autor wagte darüber genaue statistische Notizen an allen Orten einzusammeln? In Deutschland gibt es selbst bei einem Goethe, der bekanntlich seinen Vortheil nie aus den Augen setzte, ein gewisses Honorar-Maximum, über welches hinaus die Autoren schon von der öffentlichen Meinung dem Verleger das Feld des Gewinnstes ungeschmälert zu überlassen genöthigt sind, auch wenn ihre Käuferzahl noch um Tausende durch Auffindung plötzlichen Absatzes in das Ausland sich vermehrte.

(Schluß folgt.)

Beförderung der Auswanderung nach Australien.

Einer neuen Anordnung der englischen Regierung zufolge können alle verheuratheten Individuen der Arbeiterklasse mit ihren Kindern gegen Bezahlung von 4 Pfd. St. von Seite des Familienhauptes nach Australien gelangen, wenn sie nur von ihren Ortsbehörden ein gutes Leumundszeugniß, auch hinsichtlich ihrer Fähigkeit zu Landbauarbeiten, beibringen. Kinder von 15 Jahren und darunter haben nichts zu zahlen, und Mädchen oder Frauen über diesem Alter können ihre Verwandte oder Freunde begleiten, ohne daß man etwas von ihnen fordert. Der

Landbesitzer in Australien liefert dem Arbeiter außer der Wohnung alle Lebensbedürfnisse, so daß derselbe, da das Klima wenig Kleidung nöthig macht, fast seinen ganzen Lohn bei Seite legen kann. Dieser beträgt 20 bis 25 Schilling die Woche, und der Arbeiter ist dadurch bald in Stand gesetzt, sich einiges Vieh zu kaufen, einige Stücke Land zu pachten, und so sich zum Rang eines kleinen Pächters zu erheben. — Will ein Arbeiter mit seiner Familie, nachdem er einen Versuch in der Kolonie gemacht hat, nach England zurückkehren, so wird ihm auch dieß nicht schwer. Er kann sein gewonnenes Geld in die Sparkassen legen, wo es ihm 7 Prozent trägt. Diese Sparkassen werden unentgeldlich unter der Aufsicht der Regierung verwaltet, so daß der Arbeiter mit seinem Gelde leicht die Rückfahrt bestreiten kann, namentlich wenn er an Bord eines der Schiffe, welche stets nach England abgehen, mit Hand anlegen will.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Als wir den Felsen erstiegen und die Stadt San Blas erreicht hatten, erblickten wir ein wahres Bild der Zerstörung: Kasernen, Kirchen, öffentliche Gebäude, Festungswerke, Alles was von Stein war, lag in Trümmern, als ausdrucksvolles Denkmal einer entschwundenen bessern Zeit; unten im Hafen faulten die Trümmer von Schiffen, welche vor der Revolution auf den hiesigen Werften erbaut worden waren, jetzt war kein Mittel vorhanden, um auch nur ein kleines Schiff zu bauen, und die ganze Seemacht der Republik im stillen Ocean bestehe aus einer einzigen Korvette von sechs Kanonen verschiedenen Kalibers. Wir waren an einem Markttage gekommen: auf dem sogenannten großen Platz drängten sich die Dorfbewohner, und die Maulesel, welche der Last der zum Verkauf gebrachten Früchte, Gemüse, des Federviehs, der Töpfergeschirre und anderer Gegenstände entledigt, unter den zerfallenen Gebäuden umhersprangen und das Stechgras fraßen, welches aus den Mauern hervorwuchs. Der Zollbeamte, welcher demüthiger geworden war, vermuthlich durch die Vermittlung Herrn Barrons, beehrte uns am Abend mit seinem Besuche.

Am andern Tage vor Sonnenaufgang brach unsere Karawane auf; meine Frau, ich, mit unserem jährigen Sohn, ein Bedienter, ein Kammermädchen, eine Kreolin aus Unalaschka, zwei Maulthiertreiber, barfuß und in weißen Hemden, und ein Führer, eingehüllt in seine Sarape, und ausgerüstet mit einem Degen und mächtigen Sporen. Den Schluß machten sieben Reiter und fünf beladene Maulthiere. Als wir den Felsen von San Blas herabgezogen waren, ritten wir in raschem Trott über drei Stunden lang zwischen Palmbäumen und Bambusgebüsch auf einem Pfade fort, welcher durch eine sumpfige, unbewohnte und unbebaute Ebene angelegt war. Unser Führer, Don Esus, zeigte uns ein kleines Dorf, in welchem wir frühstücken konnten; die Hitze war bei dem wolkenlosen Himmel und in dieser Jahreszeit unerträglich, und eine Stunde Ruhe äußerst willkommen. Die Pferde wurden in Schatten gestellt, und bei der Wirthin eines schlechten Häuschens ein Frühstück bestellt, welches aus schlechtem Wasser, gekochten Frijoles, einer Art schwarzer Bohnen, und Tortillas, einer Art Pfannenkuchen aus Maismehl, bestand, welche letztere schwer und unschmackhaft waren. Auf der Weiterreise trafen wir auf Dörfer, welche von Zucker-, Platanenpflanzungen und Maisfeldern umgeben waren, und die Nacht über hielten wir in dem Rancho oder Landhaus einer reichen Wittwe, Namens Donna Manuela. In diesem Lande müssen die Reisenden auf alle Bequemlichkeiten verzichten und sich auf eine furchtbare Theurung gefaßt machen: ein halb Dutzend Maispfannenkuchen und eine Schüssel mit Bohnen kosteten einen spanischen Piaster; hat man das Glück, einen Eierkuchen zu bekommen, so zahlt man dafür einen halben Piaster, und für eine Henne einen Piaster. Bäckerbrod und Wein kann man nur in großen Dörfern (Pueblos) und Städten bekommen, aber vergeblich wäre es, nach Milch und Butter zu fragen; man erhält zur Antwort, daß man zur Regenzeit kommen müsse (in tiempo de las aguas), jetzt sey Winter, und das Vieh leide am Futter Mangel, da der ausgetrocknete Boden kein Gras erzeuge. Zum Nachtlager wird dem Reisenden ein Schuppen angewiesen, ohne Bettstellen, ohne Stuhl und Tisch, und eine solche Posada, Venta oder Meson, wie man diese Nachtlager für die Reisenden nennt, genießt noch eines besondern Rufes, wenn die Thüre fest schließt, in den Lehmmauern keine handbreiten Spalten und keine Löcher sind, durch welche man den Kopf stecken kann.

Nach hiesiger Sitte saßen wir vor Sonnenaufgang wieder zu Pferde, verließen die Terra caliente, und stiegen nun allmählich die Berge gegen Tepic hinan, welches auf dem sogenannten gemäßigten Strich der Tierra templada dieses wunderlichen Landes liegt. In den Bergen war die Luft nicht so schwül wie in den Ebenen, aber die Sonnenstrahlen brannten eben so heftig, was um so beschwerlicher fiel, als die Gegend größtentheils waldlos ist, und wir nur in der Nähe der Dörfer Schatten fanden. Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto größer wurde die Bevölkerung; der Boden war mehr bearbeitet; Fruchtgärten mit herrlichen Apfelsinenbäumen umgaben die Wohnungen, Zuckerpflanzungen, Maisfelder, Magueypflanzungen waren allenthalben zerstreut und von Reihen von Platanen umgeben, deren klafterlange Blätter bis auf den Boden herabhingen. Der Maguey ist eine Art Aloë (Agave americana), aus deren Saft eine Art Branntwein, Moscal genannt, bereitet wird; weiter nach Osten macht man ein leichteres und gesünderes Getränk, den Pulque, daraus. Die Azteken bereiteten aus den langen Blättern ein Papier, und drehen jetzt noch aus den Fasern Stricke. Hie und da stößt man auf Zuckersiedereien, wo auch Moscal bereitet wird, und am Wege trifft man Häuser, in denen reife Früchte, Cigarren, Puros und Papelitos, und Moscal unter geschmackvoll aufgestellten Blumenbouqueten verkauft wird.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 87** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf das Korallenthier.** Von Mrs. Lydie Sigourney. — **Die Bridgewater-Bücher.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1836.

Mein Aufenthalt in Stockholm. *)

Bis Norrköping waren wir zu Lande gereist. Von hier trug uns ein Dampfboot nach Stockholm, welches sich mit seinen zahlreichen Thürmen auf der Fläche des Mälar-See's schwimmend und in ganzer Herrlichkeit darstellte. Vom Thiergarten begrüßte man uns mit Kanonenschüssen, die wir erwiederten. Einige 100 Schritt von Stockholm hielt das Schiff an; es wurde ein Boot abgeschickt, welches die Zollbeamten heranholte. Diese visitirten unser Gepäck mit Genauigkeit; während dieser Untersuchung ward weiter gefahren. Am Riddarholmen, eine Stadt-Insel, — legte das Schiff an. Es kamen viel Neugierige ans Meer, darunter dienstfertige Lastträger, die unser Gepäck nach dem Gasthof: „Keller zum goldenen Frieden" trugen, — der in der alten Stadt Stockholm am Eisenmarkt liegt.

Die Stadt liegt auf vielen großen und kleinen Fels-Inseln, unter denen fast überall keine andere Verbindung ist, als mit Booten, welche jederzeit zur Ueberfahrt bereit liegen. Gewiß eine recht sonderbare Belegenheit von einer Hauptstadt. Die Insel, auf welcher die alte Stadt steht, liegt in der Mitte. Hier sind die Straßen so eng, daß knapp ein Wagen fahren kann. Die Häuser sind hoch, und deßhalb ist es stets naß und unrein in den Straßen. Auf einem großen freien Platz am Meere steht das prächtige königliche Schloß. Die beiden Haupttheile der Norrmalm und Södermalm sind spätere Anlagen. Sie haben breite und gerade Straßen, die sich in regelmäßigen Vierecken durchschneiden.

Nach kurzer Erholung gingen und schifften wir spazieren, um heute noch einige Stadttheile kennen zu lernen.

Es kann fast auf der ganzen bewohnten Erde nichts Koupirteres oder Abwechselnderes geben als Stockholm und seine Umgebung: Wasser und Land, Felsen und Gärten, Berge, Wälder und Lustschlösser wechseln zu plötzlich und zu oft mit einander ab. Man kann in den Umgebungen Stunden lang ganz allein spazieren gehen, ohne müde zu werden, weil man nie Langeweile hat. Man ist stets überrascht, die Aufmerksamkeit immer gespannt von neuen anziehenden Naturscenen sowohl in als außer der Stadt. Der Situationsplan von Stockholm und seinen Umgebungen ist die bunteste Karte, die ich je in meinem Leben besessen habe. In den Straßen der Stadt erklimmt man steile Berge; plötzlich steht man am Rande einer hohen Felswand, von der man die überraschendste Aussicht über die ganze Stadt, über die Flotte und das Meer hat. Stockholm's Lage ist einzig. Sie wird in der ganzen Welt nicht ähnlich wieder gefunden. Ein Quodlibet höchst pittoresker Naturschönheiten.

Mit einem Boot setzten wir nach einer Stadt-Insel über, die man Skeppsholmen (Schiffsholmen) nannte; eine reizende Insel. Mit einem Felsengürtel eingeschlossen, erhebt sie sich schroff aus dem Meere. Ein dunkler Park mit schönen Alleen durchschnitten, schmückt den hohen Scheitel. Hie und da gewahrt man Schiffswerften, Schanzen mit Kanonen und ein Wachthaus.

Von da setzten wir nach Castelholmen über, wieder eine erhabene Fels-Insel, auf deren Spitze ein hübsches gemauertes Castell liegt, von dem man eine der reizendsten Aussichten hat.

Dann fuhren wir über einen andern Meeresarm nach dem Thiergarten (Djurgarten). Eine größere Fels-Insel mit vielen Kaffee- und zierlichen Landhäusern, vielen schönen Promenaden durch herrliche Parkanlagen. Es war 6 Uhr Abends, als wir im Thiergarten bei dem Sommertheater der Hauptstadt anlangten. Doch die dramatische Kunst erfreut sich hier im Sommer keiner besondern Theilnahme der höhern Stände. Sie bringen den kurzen Sommer auf ihren Landhäusern zu, und können keinen Augenblick missen. Wir traten in ein schlechtes aus Brettern hastig zusammengesetztes Komödienhaus, was vielleicht noch hastiger bald wieder auseinander fällt. Der Platz im ersten Rang kostete 1 Ricksdaler (11 Sgr.). Es war gedrückt voll, und da eine große Finsterniß herrschte, so konnten wir nur aus dem Geruch wahrnehmen, welcher Klasse die meisten angehörten. Ein Lustspiel von Kotzebue ward schlecht aufgeführt. Die Aktricen waren häßlich, aber noch unangenehmer die Akteurs. Ein krummer hagerer Mann spielte die Rolle eines jungen Offiziers und Liebhabers. In dem bessern Stadttheater mag eine an-

*) Von demselben Verfasser, der „das Reisen in Norwegen," „die Wegsamkeit in Norwegen," und „die Vegetationsverhältnisse" in Norwegen mittheilte. S. Nr. 324—326 u. 330—334.

dere Gesellschaft agiren, die auf einer höhern Stufe dramatischer Kunst steht; dasselbe ist aber über den Sommer geschlossen.

Unweit dieses Schauspielhauses liegt auf einer schroffen Felswand das nach englischer Weise eingerichtete Landhaus eines reichen Kaufmanns, welcher hier einen hübschen Park auf einer Plattform des Felsens angelegt hat, die vormals ganz kahl war. Die Erde dazu wurde mit vielen Kosten heraufgetragen und gefahren.

Der König hat im Thiergarten ein hübsches Sommerhaus Rosendal. Vor demselben steht auf einem großen freien Platz, der mit Rosen umgeben ist, eine Vase aus rothem Porphyr, die an Größe und Schönheit bis jetzt von keiner übertroffen ist. Daß sie bei ihrer enormen Größe aus einem Stück Porphyr gearbeitet ist, hält man für eine besondere Seltenheit, weil der Porphyr selten Stücke von solchem Umfang liefert, die einen festen Zusammenhang haben. Wir besuchten später die Porphyrbrüche in Dalecarlien und sahen die dabei etablirte Vasenschleiferei, aus der jenes Kunstwerk hervorgegangen war, und welche mit ihren Kunstprodukten die fürstlichen Salons von Berlin und Paris schmückt. Ein englischer Lord hat dem König für seine Riesenvase 50,000 Pfd. St. geboten, eine Summe, die selbst den Monarchen sehr ansprach. Der Direktor der Vasenfabrik erzählte uns, daß ihm hierauf der König befohlen habe noch eine solche Vase anzufertigen. Allein man gab die Hoffnung auf, des Königs Wünsche zu befriedigen, da sich nicht so leicht wieder ein solches Stück Porphyr findet.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand des französischen Buchhandels und die Ursachen seines Verfalls.

(Schluß.)

Werden den industriellen Verbreitern geistiger Erzeugnisse keine Chancen gelassen, mehr zu gewinnen, als was zu ihrer eigenen nothdürftigen Existenz nöthig ist, so haben sie nie Mittel übrig, die geistige Laufbahn auch dem unberühmtern, jüngern, weniger begabten oder durch den Zufall weniger begünstigten Talente und Fleiße zu öffnen. Die große unabhängige Stütze, die unsre Wissenschaft, Literatur und Kunst in dem Buchhandel zu allen Zeiten gefunden, und von der Frankreich nie etwas wußte, ginge ganz und gar verloren. Meusels gelehrtes Deutschland und Kaisers Bücher-Lexikon schwänden bald zu einem Duodezbändchen weniger glänzenden Namen, und unsere 600 Verlagshandlungen zu eben so viel Bücherkrämern neben acht oder zehn glänzenden Firmen zusammen. Denn Ein Monopol erzeugt das andere, das einzelner Autoren das einzelner Verleger, und dieß wiederum das einer geringern Anzahl von aristokratischen Lesern.

So ist's in Frankreich, wo die Zahl der Bücherkäufer sich nothwendig in dem Grade mindert, als die Zahl der herrschenden Schriftsteller kleiner wird. Ich habe es hier nur mit dem Buchhandel, noch nicht mit den Schriftstellern und der Literatur selbst unter solchen Umständen zu thun.

Es ist gar keine Frage, daß der deutsche Buchhandel, dem man einen bedeutenden Antheil am Gewinn guter Bücher, theils nach Gesetz, theils nach Sitte läßt, jährlich wenigstens das Vierfache an Honoraren an Schriftsteller zahlt, als der französische, der nur hohe an einzelne bewilligt, und nichts verdient, daß der deutsche Buchhandel also wenigstens viermal mehr gebildete Männer in den Stand setzt, sich der Wissenschaft, Kunst und Poesie zu widmen, ohne dabei bedeutenden, fleißigen und berühmten Talenten eine verhältnißmäßig glänzende Existenz zu versagen. Ich wünschte nur, die deutschen Verleger entschlössen sich ein einzigesmal dazu, ihre ein Jahr über an Schriftsteller gezahlten Honorare im Börsenblatte anzugeben, und ich bin fest überzeugt, die Summe würde unendlich das übersteigen, was überhaupt von Schriftstellern in Frankreich eingenommen wird, Theaterschriftsteller und Journalisten nicht einmal ausgenommen, trotz dem daß beide außerordentliche Summen ziehen.

Wenden wir uns zu dem französischen Verleger zurück, so finden sich freilich andre Theile, welche den Druck von Werken, welche nicht diesen bestimmten und sichern Absatz gewähren, wagen, und die Chancen eines großen Gewinns oder Verlusts laufen. Aber da bei jedem einzelnen Werke unter den obwaltenden Umständen wenig zu verdienen ist, so fallen sie eben in das andere Extrem, und suchen durch Massen solcher Unternehmungen zu gleicher Zeit oder schnell hinter einander diesen Gewinn zu steigern. Dieser Theil des Verlagshandels ist also durchaus schwindelhaft. Es kommt den Unternehmern nur darauf an, immer fort Bücher in Umlauf zu setzen, und baares Geld dafür einzunehmen, dann ein Haus zu machen und es nur zum Theil wieder in das Geschäft zu verwenden. Druckereien und Papierhandlungen, die bei der großen Menge derselben und der großen Konkurrenz ebenfalls nur nach Beschäftigung dürsten, bieten dazu überall die Hand. Was das Schwindelhafte des pariser Verkehrs überhaupt vermehrt, ist die manchmal allerdings den reellen Unternehmungsgeist fördernde Sitte der sogenannten Bons, d. h. Schuldverschreibungen, die von Kaufleuten signirt oder dossirt, im Handel für baares Geld cirkuliren, nicht die Bedeutung von Wechseln haben und Arrest nach sich ziehen, sondern dem, der sie am Verfalltage in Händen hat, wenn er nicht bezahlt wird, erlauben, des Ausstellers Habe in Beschlag nehmen und verkaufen zu lassen. Druckereien und Papierhandlungen liefern nur einigermaßen etablirten Verlegern stets solche auf sechs Monate, selbst auf ein Jahr ausgestellte Bons, und setzen sie in Umlauf, da die Bank, sobald sie nur einen als Geschäftsmann bekannten Signanten auf dem Papiere sieht, dieselben eskomptirt. Die fraglichen Verleger treiben nun diese Sache so lange es irgend geht, füllen eine Lücke mit der andern aus und zahlen öfter; aber selbst die glänzendsten Häuser dieser Art, welche den Journalisten und Schriftstellern die größten Diners geben, sind fast immer insolvente Schuldner, so wie einmal diese Hülfsquellen aufhören. Tritt nun plötzlich ein Ereigniß ein, das eine Geschäftsstockung zu Wege bringt, so daß das wetterwendische Publikum seine Börsen für den Bücherverkauf auch nur auf einige Monate

schließt, wie bei der Julinsrevolution, der Cholera, der Aussicht auf einen Krieg, so muß dieser Handel augenblicklich aufhören; es kommt kein baares Geld für Bücher mehr ein, die Gläubiger präsentiren ihre Bons und der Schuldner banquerottirt oder liquidirt, wie man hier zu sagen pflegt, d. h. er läßt seine Mödel und Büchervorräthe im Stich.

Dieß erklärt die Masse der Bücher, die verhältnißmäßig unter solchen Umständen noch in Frankreich erscheint, und die große Anzahl von mittelmäßigen und schlechten, die sich darunter befinden. Denn da es dieser Gattung von Verlegern nur auf vielen Verlag ankommt, so nehmen sie Alles an, was man ihnen bietet, d. h. ohne Honorar oder ohne ein bedeutendes dafür zu gewähren. Oft gewinnen sie bedeutende Werke und Schriftsteller, denen sie ein hohes Honorar versprechen, aber fast nie zahlen. Sie nützen also auch dem jungen unbekannten Talente nur selten; d. h. wenn dasselbe gleich mit Vortheil debutiren und eben die ersten Früchte seiner Arbeit umsonst hingeben kann. Sonst erhalten natürlich auch hier die den Vorzug, welche Verbindungen mit Journalisten und andere Mittel nachweisen können, zur Bekanntmachung und Verbreitung des Buches beizutragen. Diese Klasse von Buchhändlern ist nun die unredlichste Gattung von Menschen; die Schriftsteller suchen sie darum ebenfalls auf jede Weise zu betrügen, und man muß immer mit ihnen wie mit Gaunern verfahren, und bei dem Mangel ihrer Mittel nützen selbst oft die allerängstlichsten Vorsichtsmaßregeln nichts.

Dieß wäre ein wenn auch kurzes, doch treues Gemälde des pariser literarischen Verkehrs. Ich wiederhole dabei, daß fast nur diejenigen Handlungen davon eine Ausnahme machen, die entweder, wie Didot, eigentlich mehr Drucker als Buchhändler sind, und diejenigen alten Häuser, die besonders mit dem ausländischen Verkehr sich befassen, und nach England, Rußland, nach Deutschland, Holland die bessern Erzeugnisse der französischen Presse liefern. Wer ausschließlich mit Frankreich zu thun hat, muß über kurz oder lang in eine der oben bezeichneten Kategorien fallen.

Ich will hier nachträglich nur noch die Schwierigkeiten erwähnen, die aus diesem Zustande des französischen Buchhandels der Verbreitung unsrer Literatur erwachsen. Er ist durchaus zu arm, um sich mit dieser, d. h. mit Uebersetzungen deutscher Werke zu befassen. Während bei uns eine gute Uebertragung fast aus allen Sprachen und zwar der schwierigsten Originale den Verlegern immer fast wohlfeiler noch zu stehen kommt, als ein sehr mittelmäßiges und von einem angehenden Schriftsteller verfaßtes Originalwerk, hat der französische Verleger vier bis fünf Originalwerke für das, was er dem Uebersetzer Eines fremden Buches zahlt. Französische Uebersetzungen sind überhaupt bei der Armuth und den Fesseln der Sprache die schwierigsten von der Welt, und so viel Engländer und Englisch verstehende Schriftsteller hier anwesend sind, steht ihr Honorar doch in keinem Verhältniß zu dem geringen deutschen Uebersetzungs-Honorar. Deutsch verstehen aber nur wenig Leute, und die anwesenden Deutschen sind nie im Stande, wenn sie auch wollten, für geringe Preise zu übersetzen, weil sie immer französische Correktoren ihres Styls brauchen, und solche nie unter 10 bis 12 Fr. für den Bogen zu haben sind, so daß sie selbst schon an diese Helfer das Honorar zahlen, welches mancher Leipziger Verleger z. B. an seine Uebersetzer bewilligt. Bei Uebersetzungen aus dem Englischen ferner haben die Verleger den Vortheil, daß sie im Grunde keinen Uebersetzernamen brauchen, weil die bedeutendern englischen Schriftsteller bereits in Frankreich bekannt sind. Von den deutschen kennt das Publikum kaum den Namen Schiller und Goethe; ein anderer muß erst durch einen französischen Schriftsteller von Ruf eine Garantie seines Werthes erhalten. Will der Verleger einen solchen Namen erkaufen, so kostet ihm das große Summen, und ich bin fest überzeugt, Chasles erhielt für seine durch Deutsche gemachte Uebersetzung des ersten Bandes vom Titan wenigstens so viel Honorar als Jean Paul selbst dafür eingenommen. Unter 50 bis 60 Franken, also 2½ Louisd'or den Bogen, ist selbst eine namenlose Uebersetzung aus dem Deutschen schwer zu erhalten, und nun ist die große Frage, ob der Uebersetzer — denn der Verleger kann das Werk nicht einmal im Original lesen — eine dem französischen Geschmack sich nähernde Auswahl getroffen hat. Man glaubt nicht, wie viel französische aus dem Deutschen übersetzte Mannskripte von Wieland bis Tromlitz sich in den Schubladen der seit länger hier anwesenden Deutschen befinden, ohne je die Aussicht zu haben, das Licht zu erblicken. Hier kann auch Alles später nur von deutschem Fleiße und deutscher Genügsamkeit ausgehen; den Franzosen wird man nie ihre Uebersetzungen aus dem Deutschen bezahlen können.

Wanderung von Muscheln.

Ein Herr Berkeley fand kürzlich an der Brücke von Fotheringhay in der Grafschaft Northampton den Mitylenus polymorphus oder Dreissena polymorpha in großer Menge: man wußte schon, daß diese Muschel in den Londoner Docks und in dem Union-Kanal bei Edinburgh in Menge vorhanden ist, und vermuthet, daß sie durch Schiffe dahin gebracht wurde, denn diese Muschel klebt sich vermittelst einer Muschelseide (byssus) an feste Körper unter dem Wasser an, und man hat viele Beispiele von der Verpflanzung solcher an Schiffskiele festgeklebten Muscheln. So fand man im Jahre 1834 am Kiel eines aus Bombay nach Portsmouth gekommenen Schiffs viele lebende Muscheln von der Gattung Mitylus crenatus, die aus den indischen Meeren ist. Seit dieser Zeit scheint diese Art in dem Docke von Portsmouth fortdauernd gelebt zu haben, denn man fand deren im vorigen Jahre mitten unter gewöhnlichen Muscheln am Kiele mehrerer Schiffe.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Wir kamen am Mittag nach Tepic, und gingen mit Staub bedeckt nach dem geräumigen, mit Blumen verzierten Hause des Herrn Barron, welcher uns freundschaftlich aufnahm und in ein prächtig möblirtes Zimmer führte, um uns seiner Familie vorzustellen. Wir glaubten mit einem Mal in eine europäische Stadt versetzt zu seyn, und befanden uns in der Gesellschaft einer äußerst gebildeten Familie. Herrn Bar-

rons Einfluß, der sich bis nach San Blas erstreckt hatte, verläugnete sich natürlich auch in Tepic nicht: er beschwichtigte den Gefe politico, welcher sich entschieden weigerte, uns weiter reisen zu lassen, verschaffte uns Pferde, Maulthiere und Führer, und so zogen wir am folgenden Tage wohlgemuth weiter.

Ich möchte Mexico das Land der Kontraste nennen: auf vergleichungsweise sehr geringen Entfernungen wechselten öde Steppen mit den schönsten Gärten und Planiagen ab, unabsehbare Ebenen mit himmelhohen Bergen, menschenleere Strecken mit bevölkerten Städten und Dörfern, kühle Morgenluft mit sengender Mittagsschwüle, Fichtenwälder mit Ananashainen und Zuckerrohrplantagen, kupferfarbige schwarzhaarige Mexicaner mit blonden Spaniern. Die waldlosen Steppen in den Bergen sind in der trocknen Jahreszeit unbeschreiblich öde, der thonige und steinige Boden ist von allem Pflanzenwuchs entblößt, selten nur trifft man auf der weiten Fläche einen stechenden Nopalbaum, den Horizont umgeben nackte Berge, die Luft ist trocken, der Himmel klar, und die sengende Sonne entkräftet Menschen und Thiere, welche auf dem Weg über die Steppe einen kühlenden Schatten oder erfrischendes Wasser suchen. Der kahlköpfige Weih, Zopelote genannt, schwebt träg über der Steppe, und stößt nur da herab, wo ihn das Aas lockt. Dieß trübe Bild der Steppen auf den mexikanischen Ebenen zwischen Tepic und Guadalaxara, welche sich auf viele Meilen weit erstrecken, belebt sich auf die angenehmste Weise durch das plötzliche Erscheinen eines Vogels von feuerrother Farbe und der Größe unseres Sperlings; es ist aber nicht der Kardinal, welchen man in Peru und auch in den hiesigen Wäldern trifft: er glänzt in der Luft gleich einer glühenden Kohle, fliegt bald herum und bald wiegt er sich auf der Spitze eines Nopals. Wir nannten diesen schönen Vogel den Freund, aus Dankbarkeit für das Vergnügen, welches uns sein Erscheinen gewährte: gewöhnlich zeigt er sich in der Nähe bewohnter Orte, denn wo Quellen sind, und zur Bewässerung der Maisfelder und Zuckerpflanzungen verwendet werden können, da findet man auch sicher ein schönes Dorf, welches von grünen Gärten und Feldern umgeben, gleich einer Oase in Afrika's Wüsten die ermatteten Reisenden empfängt. Manchmal führt der Weg am Rande einer tiefen Schlucht hin, deren feuchter Grund bewohnt und angebaut ist, und wohin die Blicke und Begierden sich wenden, bis der Weg wieder in die dürre, leblose öde Steppe sich wendet. Dann verwandelt sich die Scene, die Landschaft wird mannichfaltiger: man tritt in einen Nadelholzwald, eine Art sibirischer Ceder, aber nicht von hohem Wuchse, unter deren Schatten Lupinen blühen, von derselben Art und Farbe, wie diejenigen, welche in Kadjak die großen Wiesenflächen bedecken. Hätten wir nicht hier unsern Freund, den feuerrothen Vogel gefunden, man hätte vergessen können, daß wir uns zwischen den Tropen befanden.

Die Nacht über blieben wir immer in Dörfern; die Hütten der Bauern auf den Bergebenen bestehen nicht aus Rohrwerk, wie in dem heißen Landstrich, sondern aus feinem Lehm. Hier ist keine netzartige Hängmatte und darin sich schaukelnde Kreolen, kein runder aus Bambusrohr geflochtener Lehnstuhl, Alles ist einfacher und entspricht mehr einem rauhen Klima. Die Wohnung eines Kreolen ist auf folgende Weise möblirt: In der einen Ecke oder auch an der Wand, der Thüre gegenüber, steht das Bild eines Heiligen oder der hochverehrten Jungfrau von Guadeloupe; an der andern Wand sind auf Breitern Teller, Schalen und anderes irdenes Geschirr aufgestellt; an der dritten hängt die Guitarre, der Filzhut mit breiter Krempe, und der lange, gerade, auf beiden Seiten geschärfte Degen mit nachfolgender Inschrift, welche mit goldenen Buchstaben auf den blanken Stahl eingeschlagen ist:

No me saques sin razon,
No me enbaines sin honor.

Der Feuerherd ist in einer besondern Hütte neben der Wohnung: hier sieht man den ganzen Tag hindurch eine der Frauen der Familie auf den Knieen zwischen zwei Steinen Mais zu Mehl reiben, welches zu den oben erwähnten Tortillas gebraucht wird. Fleischstücke hängen unter dem Dach zum Trocknen: diese werden zerschnitten, mit grünem oder rothem Pfeffer gekocht, und bilden das Lieblingsgericht der Mexicaner. Die Wirthschaft scheint auf den ersten Anblick etwas unsauber, sie beobachten aber in der Bereitung ihrer Gerichte eine große Reinlichkeit: ihre thönernen Gefäße, ihre Wasserkrüge, welche noch dieselbe Form haben, wie zur Zeit Montezuma's, sind immer rein, und sie stellen nichts ans Feuer, namentlich kein Fleisch, ohne sie vorher mit Seife ausgewaschen und ausgespült zu haben. Stets bedienten sie uns mit Freundlichkeit und vieler Aufmerksamkeit, so daß wir außer den unmäßigen Preisen nichts zu klagen hatten.

Nachdem wir 18 Leguas von Tepic fortgezogen waren, kamen wir am dritten Tage in eine Gegend, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit und wegen des unwiderstehlichen Eindrucks, welchen sie auf uns machte, Erwähnung verdient. So weit das Auge reichte, war der Boden mit schwarzen Schlacken und Lavastücken bedeckt, häufig von bedeutender Größe. Nicht die mindeste Verschiedenheit lockte den umherirrenden Blick, schwarz zerrissen breitete sich die weite Ebene unter unsern Füßen aus bis zu dem äußersten Horizont. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem so vollständigen Gemälde des Todes in der Natur zu machen. Auf den Moorstrecken des nördlichen Sibiriens, welche im Winter wie mit einem Sterbekleid bedeckt sind, und auf den Eisfeldern des Polarmeeres glaubt man manchmal das Symbol des Todes zu sehen, aber das Spiel der Sonnenstrahlen, welche sich an dem Eis und den Schneekrystallen brechen, hat noch seinen Reiz: die weiße Fläche glänzt von tausend Diamanten, Smaragden und Rubinen, und wenn die Sonne sich manchmal in den dichten Schneewirbeln birgt, so erinnert die Bewegung der fallenden Schneeflocken und ihre reine Weiße wiederum an das Leben; hier aber auf dieser unermeßlichen Gebirgsbrandstätte, wo eine gänzliche Abwesenheit der Farben herrscht, sieht das Auge, wohin es sich auch wendet, nur schwarze Massen, und kaum kann sich die Einbildungskraft etwas Furchtbareres denken, als diesen Anblick. Kaum hatten wir diesen ausgebrannten Krater hinter uns, so war es, als ob wir aus dem dunkeln Grabe wieder emporstiegen zum fröhlichen Leben: hellgrüne Maisfelder, dunkelgrüne Agaven, gelbgrüne Zuckerplantagen bedeckten wieder den Boden wie Sammetteppiche, und das Dorf Ahuacatlan glich durch seine thätige Bevölkerung einem nicht unbedeutenden Städtchen. Es steht an einem Bach, hat gerade Straßen, steinerne Gebäude, schöne Kirchen, und was für uns das Wichtigste war, einen ordentlichen mit Thüren und Fenstern versehenen Gasthof. Schönere Cypressen sah ich nie, als vielleicht in Queretaro; in vielen Gärtchen standen Gruppen von Apfelsinenbäumen, beladen mit ihren goldenen Früchten, und Reihen von Ananas zogen sich längs dem Ufer des Baches hin. Wir kamen gerade um Mittag an, und litten furchtbar von der Hitze: mein Réaumurischer Thermometer, welcher um 7 Uhr Morgens 7° gezeigt hatte, stand um Mittag auf 20° im Schatten und auf 35½° in der Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1836.

Die Fucusbank von Flores und Corvo.*)

Der Reisende, welcher aus Indien oder einem südamerikanischen Hafen in die südliche Hemisphäre nach Europa zurückkehrt, segelt nicht zwischen den canarischen Inseln und den Azoren hindurch, sondern entfernt sich scheinbar von seinem Ziele, indem er die zuletzt genannte Inselgruppe auf der nordwestlichen Seite passirt. Die Ursache ist, weil er auf jenem geraden Wege in den niedern Breiten gerade gegen den Nordostpassat fahren müßte und auch in höhern Breiten mehrentheils nördliche Winde treffen würde, während er auf dem Kurse um die Azoren den Passat benutzen, und in den meisten Fällen gewiß seyn kann, jenseits seiner Polargränze den zurückströmenden Passat- oder Südwestwind zu treffen. Auf dieser Fahrt sieht sich der Reisende, wenn er den Aequator durchschnitten und den Wendekreis des Krebses erreicht hat, plötzlich von Seekraut umgeben; er befindet sich gleichsam auf einer oceanischen Wiese, die er über anderthalbtausend Meilen nicht verläßt; es ist das Mar de Sargasso der portugiesischen und spanischen Seefahrer, die Region des Gulf-weed der Engländer.

Horsburg sagt, man erblicke den Seetang gewöhnlich in Lat. 24° oder 25°, und er erstrecke sich bis 40° oder 42° N.

Herr v. Humboldt hat bereits in der Beschreibung seiner Reise durch die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents die Sargasso-See zum Gegenstande seiner gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen gemacht, neuerdings aber ihn sehr ausführlich behandelt in einer noch ungedruckten Denkschrift, aus der wir Folgendes entheben:

„Es ist gegenwärtig eine allgemein verbreitete Meinung unter den Seefahrern, daß im Normalzustande des Impulses die mehr isolirten westlichen Azoren, Corvo und Flores in dem Golfstrome, Pico und Fayal aber an dem östlichen Saume desselben liegen, da der Strom von Nantucket bis zur Long. 52° W. fast ununterbrochen von W. nach O. fließt, dann plötzlich, aus noch unergründeten Ursachen, gegen Süden umsetzt und sich unter Lat. 33°, im Meridian von Pico, verliert. Dieser Strom warmen Wassers, der seinen frühesten Impuls einer Strömung in der südlichen Hemisphäre, den von Madagaskar aus über die Nadelbank und um das Vorgebirge der guten Hoffnung wirbelnden Wassern, und einem Stoß gegen die vorspringende brasilische Küste beim Kap St. Roque verdankt, nimmt erst von der Spitze von Florida bis zur Bank von Neufundland eine nordöstliche, von da bis gegen die westlichsten Azoren eine östliche und zuletzt eine südliche Richtung an.

„Betrachtet man diese Gegend zwischen Long. 40½ und 42½ W. *) südlich vom 45sten Parallel gleichsam als den Ausfluß, die Mündung des Golfstrems, so wird dadurch scheinbar die Meinung begünstigt, als sey die dort befindliche Anhäufung von Seetang eine lange und schmale Fucuszone, welche sich von N. gegen S., von dem Parallel von Corvo bis zu dem Parallel der capverdischen Inseln hinzieht, ein Auswurf oder eine Anschwemmung des oceanischen Flusses warmen Wassers. Man glaubt nach dieser Ansicht, der Golfstrom sammle erst (wirbelnd) in dem mexikanischen Meerbusen, dann in der Bahama-Straße, den Seetang während seines Laufs, und deponire denselben da, wo er als Strom verschwinde. Es ist nach meiner eigenen Erfahrung keineswegs zu läugnen, daß besonders an seinen Rändern fast in seiner ganzen Länge das Flußbett des Golfstroms, so weit ich es auf vier Seefahrten (von der Küste von Caracas nach dem Kap S. Antonio der Insel Cuba, von Vera-Cruz längs der Küsten der Louisiana nach der Havana, von diesem Hafen durch die Bahama-Straße nach Philadelphia, und von da über den südlichen Theil der Bank von Neufundland bis in den Meridian der Outer oder False-Bank) in mehr als 5500 Seemeilen Länge beschifft habe, mit zahllosen, der Richtung des Stroms parallelen Streifen von Fucus natans gefüllt ist; aber wenn auch jener Ansicht über das allmähliche Zusammenschwemmen des Seetangs und über die Entstehung der weit ausgedehnten Fucus-Bank westlich von den

*) Aus Berghaus Almanach für das Jahr 1837.

*) Alle Längenbestimmungen in dieser Abhandlung des Hrn. von Humboldt beziehen sich auf den Pariser Meridian (2° 20 O. Grw.) und die Temperatur-Angaben auf die Celsius'sche Thermometer-Skala.

Azoren, der auch Rennell (bedingungsweise) beitritt, keine physiologisch-botanischen Gründe direkt entgegen stehen, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch nahe Untiefen zu jener Anhäufung mit beitragen sollten. Der größte Theil des Tangs südwestlich von den Azoren ist frisch und in voller Vegetation, als wäre er eben erst den Felsen entrissen, und das Senkblei ist so selten in jenen tangreichen Regionen ausgeworfen worden, daß man wohl vermuthen kann, die zwei Inselgruppen der Azoren seyen nicht die einzigen vulkanischen Hebungen, welche dort der Meeresboden erfahren. Eine Gegend nördlich vom 40sten Parallel und NW. von Corvo scheint mir besonders für den Zuwachs zu zeugen, den die Tangmenge auch aus nahen Untiefen erhält. In dieser Gegend befindet sich zwischen Lat. 40° und 46°, Long. 40° und 51° W. das nördliche Ende der großen azorischen Fucus-Bank. Die Richtung des Tang-Streifen ist dort von SW. nach NO., und er durchsetzt dammartig und bleibend die südostwärts fließenden stark bewegten Wasser des Golfstroms, wie man auf Rennell's Karte deutlich sehen kann.

„Ich habe ehemals selbst, nicht auf eigene Erfahrung, sondern auf die Zeugnisse von Turner und Lamouroux gestützt, die Meinung für die wahrscheinlichere gehalten, es können die Fucusarten keine neuen Zweige treiben, wenn sie von der Wurzel getrennt umherschwimmen. Aber die physiologische Betrachtung, daß alle Theile der Algen fast gleichmäßig leben, und daß der Fucus natans (Sargassum natans, Lamouroux) aus dem Gestein des Seebodens mittelst seiner wurzelartigen Wulst, die ihm nur als klauenartige Stielverlängerung zum Anheften zu dienen scheint, wohl schwerlich irdische Nahrung ziehe, hat mich schon längst in meiner frühern Meinung wankend gemacht. Allerdings mögen die Sporen der Thalassiophyten, in Mucus gehüllt, von der Oberfläche des Meeres durch ihre Schwere herab zu Boden fallen, und sich dort, wie Martins und de Candolle glauben, an Felsen anheften. Neben dieser Art der Fortpflanzung und Vermehrung ist aber eine andere wahrscheinlich, und auf Analogie der Süßwasser-Algen gegründet. Meyen vermuthet, daß der Seetang frei schwimmend vegetirt, und sich in neue blattartige Lappen ausdehnt; eine Vermuthung, die schon Thunberg ausgesprochen, ohne sie physiologisch zu begründen.

„Die Benennung „Mar de Sargasso," womit die alten portugiesischen und spanischen Seefahrer seit dem 15ten Jahrhundert die seetangreiche Meer-Region zwischen den Azoren und den Bermuden belegen, ist sehr unbestimmt. Rennell ist in seinem großen Werke über die atlantischen Meeresströmungen der in meiner Reise nach der Aequatorial-Region (1814) aufgestellten Meinung, daß es zwei Gruppen von zusammen gedrängtem frischem Seetang zwischen den Meridianen der Azoren und der Bahama-Inseln gebe, beigetreten. Die erste und größte dieser Gruppen ist der Längenstreifen von Flores und Corvo, dessen ich so eben erwähnt habe. Er schließt weder Corvo noch das um $5^1/_2$ Bogenminuten westlicher liegende Eiland Flores ein, wie es die bewegten warmen Wasser des Golfstroms thun. Der östliche Rand der Fucus-Bank bleibt im Mittelzustande vom Meridian von Corvo (Long. 33° 51′ W.) entfernt, bei Lat. $39^1/_2$ und 41° im Westen fast vier Längengrade, bei Lat. 30° und 20°, dagegen $7^0{}^1/_4$ und $3^0{}^3/_4$.

„Die zweite und kleinere Gruppe von Seetang liegt in SSW. und SW. der Bermuden. Wie mir nach neuern Untersuchungen scheint, kann man ihre Gränze im Mittelzustande also angeben: Lat. 25°—31°, Long. 68°—76°. Die Hauptachse ist ungefähr N. 60° O. gerichtet. Man durchschneidet sie, wenn man von den Bermuden nach dem Baxo de Plata (Cape d'Argent) im Norden der Halbinsel Samana von Hayti, segelt. Ein sehr erfahrener spanischer Seemann, der mich von der Havana im Mai 1804 bei sehr stürmischer See durch die Bahama-Straße nach Philadelphia führte, hat mich versichert, in der kleinen Fucusbank im Westen von den lucayischen Inseln zusammenhängende Tangmassen von $^3/_4$ bis 1 Seemeile Länge gesehen zu haben. Bei schwachem Winde hinderten sie sehr bemerkbar den Lauf des Schiffes.

„Um sich ein vollständiges Bild von der Vertheilung dieser gesellschaftlich lebenden Thalassiophyten zu machen, muß man noch eine Meerzone betrachten, welche zwischen Lat. 25° und $31^1/_2$ N. die große Bank von Flores und Corvo, den schmalen, von N. gegen S. gerichteten Streifen, mit der kleinen, mehr inselförmig abgerundeten, südwestlich von den Bermuden verbindet. Diese vermittelnde Zone ist zu jeder Jahreszeit in der ungeheuern Erstreckung von mehr als 1000 Seemeilen mit parallelen, schwimmenden, aber freilich wenig angehäuften Lagen von Fucus natans in theils frischem, theils sehr veraltetem Zustande erfüllt, so daß ein Schiff nicht vom 44° bis zum 68° der Länge, von der großen Bank zur kleinern, gegen W. segeln kann, ohne nicht fast von Stunde zu Stunde Bündeln von zerstreutem Seetang zu begegnen. Bisweilen erreicht in sehr westlichen Längen das Scattered Weed den Parallel von $34^0{}^1/_2$ und nähert sich dem östlichen Rande des Golfstroms.

„Will man die Benennung „Mar de Sargasso" auf diese ganze Gegend von Corvo bis zu den Bermuden und dem Meridiane der lucayischen Insel Eleuthera ausdehnen, so erhält man für einen Raum, der häufig, aber nicht gleichzeitig mit Seetang gefüllt ist, über 65,000 deutsche Quadratmeilen, fast sechsmal so groß als Deutschland."

Mein Aufenthalt in Stockholm.

(Fortsetzung.)

Eine angenehme Promenade brachte uns zuletzt nach dem Gesundbrunnen, der zahlreich besucht war. Hier wird wöchentlich ein Ball gegeben. Die Gartenanlagen und übrigen Lokalitäten sind recht anziehend. Die Umgebungen sind reich an königlichen Lustschlössern. Ein jedes hat seine eigene reizende Lage.

Haga, das Lustschloß des Kronprinzen, erfreut sich eines schönen Parks, darin Seen mit Inseln, Felsen und andere anziehende Naturscenen mit einander abwechseln. Eine prächtige reich vergoldete Gondel lag hinterm Schloß auf einem großen See.

Das ehemalige Lustschloß Carlsberg, 50 Fenster Front, mit

zwei Seitenflügeln, hat man zu einer Kadettenanstalt hergegeben. Hinter dem Schloß, in der Mitte des großen Parks steht auf einem freien Platz eine große Turnmaschine. Das Schloß liegt sehr malerisch am Mälar-See. Zehn Kanonen stehen vor demselben, und eine der angenehmsten Promenaden führt von hier längs dem Mälar-See nach Stockholm.

Das vormalige Lustschloß Ulriksdal ist jetzt ein Invalidenhaus. Noch nie habe ich Invaliden schöner wohnen sehen. Das Schloß hat eine reizende Lage am See, einen schönen Blumengarten, einen großen Park, Orangerien und große Gewächshäuser. Ein alter Korporal, der etwas angetrunken war, zeigte uns den Schlaf- und Speisesaal der Veteranen. Letzterer ist mit den Bildnissen der großen Könige geschmückt, deren Schweden viel aufzuweisen hat. Sie strebten fast Alle nach Heldenruhm, und von jedem bewahrt die Geschichte ausgezeichnete Waffenthaten.

Auf einem kleinen sehr eleganten Dampfboot fuhren wir an einem Sonntage nach dem größten und prächtigsten Lustschloß Drottningholm, welches in der neuesten Geschichte Schwedens dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt hat, daß der letzte unglückliche König aus dem Hause Wasa, der noch lebende Oberst Gustavson, hier nach der ihm abgezwungenen Abdankung eine kurze Zeit gefangen saß. Dieß Schloß liegt $1^1/_2$ deutsche Meilen von Stockholm. Das erwähnte Dampfboot, die Lustjacht Delphine, fährt alle Sonntag mit den vergnügungslustigen Stockholmern hieher. Die Fahrt kostet 1 Riksdaler (11 Sgr.) Man ist dabei in angenehmer heiterer Gesellschaft. Die Reise geht zwischen bewaldeten Fels-Inseln hindurch, die jeden Augenblick die malerischsten Prospekte darbieten. Drottningholm ist mit seinen sehr ausgedehnten Park- und andern ländlichen Anlagen das größte und älteste Etablissement des Hofes. Es liegt mit seinen Dörfern auf der Insel Lofae im Mälar-See.

Das Schloß ist im Innern sehr prachtvoll. Flur und Treppen sind mit kostbaren Figuren aus Marmor und Erz besetzt, darunter die neun Musen. Die Zimmer und Säle sind im alten Geschmack reich dekorirt. Eine zahllose Menge schöner Gemälde bedecken die Wände, darunter die Bildnisse großer Könige und Königinnen aller Reiche. Aber in dem einen Zimmer hing ganz allein Karl XII mit seinen Generalen, alle in einfacher Reitertracht. Große Schlachtstücke bedecken als Freskogemälde die Wände. Man zeigte uns viel chinesisches Porzellan in allen Formen, darunter ein Ofen vom schönsten gemalten chinesischen Porzellan, ein Geschenk der Kaiserin Katharina.

Auf einem großen Tisch fanden wir ein merkwürdiges Modell der Ruinen von Herkulanum und Pompeji. Ein ziemlich geräumiges Theater und eine kleine Kapelle füllen den übrigen Theil des Schlosses. Im Theater hohe Spiegelwände und die Sitze mit Sammt bezogen. Alle diese Verschwendungen in einem so armen Lande wie Schweden rühren von dem prachtliebenden König Gustav III her. Dem Theater sah man es übrigens an, daß es lange nicht mehr benutzt worden ist.

Verfolgt man die hochstämmigen wahrhaft imposanten Alleen des Parks, so trifft man auf das zierlich gebaute Dorf Canton; ich habe nie stärkere Bäume von so gleichförmigem hohem Wuchs gesehen. Am andern Ende des ungeheuren Parks liegt der Ort China: eine Zusammenstellung von Lusthäusern in bunten Formen mit vielen Thürmen von chinesischem Ansehen. Am See trafen wir auf ein großes Badehaus mit 20 Badezellen zur Benutzung für's Publikum.

In der Mitte von Stockholm liegt ein Kaffeehaus, welches wohl so leicht niemand unbesucht läßt. Es heißt Mosebacke. Hinsichtlich seiner pittoresken Lage ist dasselbe vielleicht einzig in der Welt. Ich kann mich nicht erinnern, jemals auf einem Standpunkt gewesen zu seyn, der so plötzlich und überraschend eine Aussicht gewährt, die man vorher nicht erwartet hat, von dem man schwindelnd in das Getümmel einer See- und Landwelt hinabblickt, wie sie nur Stockholm in seinen mannichfachen Nuancirungen und seinen sonderbaren Beiegenheiten darstellen kann. Man hat vorher um so weniger eine Ahnung davon, als der Weg dahin durch die Straßen der Stadt hinauf führt, wo man keine freie Umsicht hatte. Der Garten des Kaffeehauses besteht aus drei terrassirten Spaziergängen, die sich auf der schroffen hohen Felsküste des Mälar-Sees über einander erheben. Ein Altan steht ganz vorn auf dem Rand der Felswand; darauf sitzt die Janitscharenmusik, deren rauschende Töne hoch aus den Lüften über ganz Stockholm und über die zahllosen Schiffe hinwegschallen, die tief unten liegen. Auf der obersten Plattform des Gartens tanzt ein nach dem hohen Norden verschlagener Affe an einer langen Stange auf und ab. In den terrassirten Promenaden trifft man abwechselnd auf Wölfe, Füchse, Eulen und Adler, die an Ketten und in Käfigen zur Unterhaltung der Gäste vertheilt sind.

Die Kaffeehäuser sind wenig besucht, denn die Honoratioren haben reizend belegene Landhäuser, auf denen sie die wenigen Sommermonate des Nordens zubringen. Der spanische Gesandte in Stockholm will sogar die Jahreszeit, die man hier mit dem Namen Sommer bezeichnet, gar nicht gelten lassen. Er spricht nur von einem grünen und einem weißen Winter. Außerdem hält man den Besuch der Kaffeehäuser für Standespersonen, besonders für Damen, nicht schicklich. Und das mit Recht. Es existiren nämlich in Stockholm keine öffentlichen Bordells, in denen gleich andern Hauptstädten die Freudenmädchen unter ärztlicher und polizeilicher Kontrolle stehen. Jedes Kaffeehaus ist ein Freudenhaus, in denen die schönsten Mädchen zur Aufwartung gehalten werden, welche jedem Gast für geringe Preise feil sind. Diese Mädchen werden nie untersucht, daher die Lustseuche sich auf eine traurige Weise verbreitet, und in den öffentlichen Krankenhäusern die abschreckendsten Beispiele menschlichen Elends zur Warnung hinstellt.

(Schluß folgt.)

Einkünfte der französischen Gemeinden.

Das französische Gebiet ist in 37.187 Gemeinden eingetheilt, jede im Durchschnitt von $^3/_4$ Lieues Umfang. Die jährlichen Hülfsquellen, über welche diese Gemeinden verfügen können, bestehen in den Einkünften von ihrem Realbesitz, in den Renten von den Lokalitäten, über die sie verfügen dürfen, in ihren Renten auf den Staat und Privaten,

in den Oktroigebühren und außerordentlichen Steuern, und in einem Antheil von 5 Centimes an den direkten Steuern, ferner in einem Antheil an den Abgaben für Patente, von Stiftungen, Vermächtnissen, Geldstrafen u. s. w. Die Gesammtsumme dieser Einkünfte belief sich im Jahre 1833 auf 158.278 488 Franken. Diese Einkünfte sind jedoch so ungleichmäßig vertheilt als das Gebiet selbst; wenn 67 Gemeinden ein Einkommen von mehr als 100,000 Fr., 173 von 50.000 bis 100,000 Fr., 816 von 10,000 bis 50,000 Fr. und 1672 von 500 bis 1000 Fr. haben, so gibt es dagegen 10,081, welche nur 2 bis 500 Fr., und endlich 5225, welche kaum 100 Fr. jährlich beziehen. Von den obigen 37,187 Gemeinden zählen 33,000 weniger als 1500, 2529 weniger als 200 und 613 weniger als 100 Einwohner.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von Tepic her begegneten wir jeden Tag Karawanen, welche mit fremden Waaren von der Seeküste her nach dem Innern gingen, oder umgekehrt einheimische Waaren nach der Seeküste brachten. In der Nähe von Ahuacatlan kamen zufälligerweise von verschiedenen Seiten her über 1000 Maulthiere zusammen; aus den nördlichen Dörfern kamen Ladungen mit Seife, andere mit Hüten und Branntwein, aus Guadalaxara mit Guitarren und Kupfergeschirr, und vom Süden her aus Kolima mit Kokosnüssen. Wir kauften einige der letztern, das Stück zu einem Real, und stillten unsern Durst mit der süßen erfrischenden Milch. Die Maulthiertreiber und das Landvolk der Umgegend waren meist wirkliche Mexicaner, Nachkommen der alten Azteken, sprachen spanisch, hatten aber, wie es scheint, den Charakter ihrer Vorfahren bewahrt: sie sind gutmüthige, dienstfertige Leute, welche sich leicht leiten lassen, und würdigere Regenten und Vorsteher verdienen, als die spanischen Kreolen sind, welche jetzt die Herrschaft über sie führen.

Nachdem wir etwa drei Leguas über das kleine Dorf Ocote hinaus waren, welches in einer steinigten, schlecht bebauten Gegend liegt, kamen wir allmählich in die Berge, durch welche sich der Fluß San Jago, welcher bei San Blas ins Meer fällt, seinen Weg gebahnt hatte. Er bildet eine ganze Reihe Wasserfälle, welche in der Regenzeit sehr prächtig seyn sollen, jetzt aber ganz unbedeutend waren. Die furchtbaren Bergschluchten, Barrancas, machen das Reisen unbeschreiblich mühsam, und bilden ein unübersteigliches Hinderniß zur Anlegung eines Fahrwegs; ein in den Felsen gehauener Pfad führt im Zickzack an der steilen Wand hinauf, der Reiter berührt diese mit dem rechten Fuße, während der linke über dem Abgrund hängt, in dessen Tiefe Bäume von 150 Fuß Höhe wie kleine Gebüsche erscheinen. Thut das Pferd einen Fehltritt, so ist der Reiter verloren, er muß sich auf den sichern Tritt desselben verlassen oder ein Maulthier besteigen. Wenn man hinabblickt, wie die Karawane an der steilen Wand heraufzieht, so scheint es unbegreiflich, wie sie sich daran halten kann, und unwillkürlich befällt den Zuschauer der Schrecken, die Thiere möchten mit ihrer Last köpflings in den Abgrund hinabstürzen. Das Begegnen zweier Karawanen ist außerordentlich gefährlich, und der Zufall wollte, daß wir diese Gefahr zu bestehen hatten, welche indeß mit Gottes Hülfe ohne Unfall vorüberging. Man lud die Maulthiere ab, die Reiter stiegen von den Pferden, und man mußte das Gepäck mit Stricken an dem Abhang fortschleppen, damit man nur vorwärts kommen konnte. Dieß kostete unsäglich viel Mühe und Zeit.

Nach diesem merkwürdigen Uebergang kamen wir wiederum in eine offene Gegend, und ritten über eine Ebene, in welcher nichts als einige Cactusgruppen wuchsen. Unser treuer Führer, Don Carlos, spornte sein Pferd, und wir folgten ihm, als ob die Berggeister aus der furchtbaren Schlucht uns jagten. Plötzlich wandte sich Don Carlos um, wies mit der Hand vorwärts und rief: El cocho! el cocho! Dieß war der Wagen, welchen Herr Barron befohlen hatte, von Guadalaxara aus uns entgegenzuschicken, und das Dorf Tequekaulte ist der erste Ort, wo es möglich wird, im Wagen zu fahren. Von Tepic bis zu diesem Orte rechnen die Arrieros 58 Leguas, welche wir in fünf Tagen zurücklegten. Am folgenden Tage reisten wir in dem etwas altmodischen, aber sehr bequemen und mit acht Maulthieren bespannten Wagen weiter: unser neuer Führer, Ignacio Martini, ritt bewaffnet auf einem großen Pferde bald vor, bald hinter uns, und zeigte uns den Weg, welcher eigentlich gar nicht existirte. Derselbe war mit solchen groben Steinen besäet, daß ich erstaunte, wie Ignacio seinen Wagen zu einer solchen Fahrt hergeben mochte, und ich kann noch nicht begreifen, wie einem vernünftigen Menschen der Gedanke in den Kopf kommen konnte, hier im Wagen zu fahren. Allerdings hat die Natur den Menschen nirgends so viele Mittel an die Hand gegeben, um gute Fahrstraßen zu bauen, als auf den Hochebenen in Mexico, aber so wie jetzt noch die Sachen stehen, ist das Reisen zu Pferde angenehmer, gefahrloser, bequemer und wohlfeiler.

Die 28 Leguas nach Guadalaxara legten wir in zwei Tagen zurück, hielten aber an einer geräumigen Venta, einige Leguas von der Stadt, an, um eine Bedeckung mitzunehmen, weil in der Nähe großer Städte häufig Räubereien vorfallen, weßhalb auch bei dieser Venta ein Reiterpiket stand. Die besten Truppen sind nach Texas geschickt worden, und zur Versehung des Garnisonsdienstes die Rekruten zurückgeblieben, die man ihrem Aeußern nach kaum für Soldaten hätte halten sollen; fünf dieser kläglichen Bursche mit einem Unterofficier schlossen sich als Schutzwache an uns an, und ritten in ungemein fröhlichem Muthe hinter unserem Wagen drein. Nachdem wir kaum zwei Werste zurückgelegt hatten, befanden wir uns an dem städtischen Zollamte (Garita), und der Wagen hielt; Las Tropas, wie unser Ignacio dieses Gesindel nannte, stellte sich in Front auf, der Unterofficier ritt an den Wagen heran, mit der Anzeige, daß wir jetzt außer aller Gefahr seyen, und daß wir, wenn ich ihm eine anständige Belohnung nicht verweigern wollte, nichts mehr zu befürchten hätten. Diese Rede war ziemlich offenherzig und verdiente Aufmerksamkeit. Ich glaube, die Regierung ist nicht im Stande, diese Krieger zu bezahlen, und überläßt den Reisenden die Sorge, sie unter dem Namen einer Belohnung für geleisteten Schutz zu befriedigen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 88** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Edgar Quinet über Deutschland. — Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Dritter Gesang. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 December 1836.

Briefe über den spanischen Krieg.

Vierter Brief. *)

Als wir über Allo hinaus waren, wo, durch Mauern und zerstörte Häuser geschützt, der Nachtrab der Christinos Stand hielt, wurde das Land offener, Cordova ließ seine Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren, und zwei Stunden lang hier unter Kälte und Hunger stehen, in Erwartung, daß die Carlisten ihn angreifen würden; er hätte aber warten können bis an den jüngsten Tag, denn die Carlisten waren viel zu klug, um sich im offenen Lande gegen eine gleiche Anzahl von Fußvolk und eine überlegene Reiterei und Artillerie zu schlagen. Der Verlust auf beiden Seiten war ziemlich bedeutend. Die Christinos führten nicht weniger als 250 Verwundete vom Schlachtfelde fort, außer mindestens 150 Todten, worunter mehrere Offiziere, obwohl, einige Reiterangriffe ausgenommen, keine Bewegungen in Masse vorgenommen waren. Anders war dieß bei den Carlisten, welche mehrmals in ganzen Bataillonen auf den Höhen vorrückten, während die Christinos sich zurückzogen; mehr als einmal feuerten sie kompagnieweise, während ihre Feinde zum Theil hinter Mauern und Gräben versteckt waren. So verloren sie bedeutend, man sagt, zwischen 5 und 600 Mann; genau läßt sich dieß nie angeben, da sie ihre Todten und Verwundeten sorgfältig fortschaffen.

Wir blieben im Besitz des Schlachtfeldes bis zum Abend, waren aber recht froh, als endlich Marschordre eintraf, worauf wir unbelästigt nach Lerin zurückzogen, jedoch wegen einiger Verzögerungen auf dem Marsch erst um 10 Uhr Nachts daselbst eintrafen. Wir hatten dreizehn Stunden damit zugebracht, drei Leguas zurückzulegen, und waren acht Stunden mit dem Feinde im Gefecht gewesen. Hier ließ man uns zwei Tage ausruhen, was mir aber durch ein abscheuliches Quartier verbittert wurde.

Cordova hatte inzwischen Depeschen aus Madrid erhalten, denen zufolge Graf Almodovar, der Kriegsminister, sein Hauptquartier besuchen, und auch die englische Legion inspiciren wollte; er beschloß deßhalb, dem General Evans einen zweiten Besuch zu Briviesca abzustatten, und schickte eine Brigade ab, um das Gepäck von Puente la Reyna aus zu geleiten, denn eine solche Truppenzahl ist immer nöthig, um die Pezeteros und andere carlistische Streifkorps, welche stets auf solche Prisen lauern, abzuhalten. Diese Nachricht erfreute mich sehr, da die Briefe, welche ich kürzlich von meinen Freunden in der Legion erhalten hatte, nicht die günstigsten Nachrichten über ihren Zustand und ihre Hülfsmittel enthielten; zudem hatte General Evans mehrere Tage das Bett hüten müssen, und das Gerücht hatte sogar von einer gefährlichen Erkrankung gesprochen. Der Weg von Lerin nach Logroño ward in zwei Tagen zurückgelegt, hier aber ließ Cordova, welcher sich durch die letzten Anstrengungen sehr angegriffen fühlte, zu meinem großen Verdruß eine Zeit lang Halt machen, und fühlte sich, als er wieder aufbrechen wollte, so geschwächt, daß er den Weg nach Briviesca vollends im Wagen zurückzulegen beschloß. Einer von Cordova's Adjutanten und ich erhielten ein altes französisches Kabriolet, und fuhren, so gut es gehen wollte, hinter dem Obergeneral drein. Dieß war mein erster Versuch mit den spanischen Posten, wir fanden uns aber bei den schlechten Wegen, den schlechten Maulthieren und noch schlechteren Kutschern bis wir zu Briones kamen, welches etwa halbwegs war, fast zu Brei zerschlagen. Am 27sten Nov. spät Abends um 10 Uhr kamen wir in Briviesca an, wo ich zu meinem großen Leidwesen den General Evans, welcher in den letzten zehn Tagen viel gelitten hatte, noch immer im Bett antraf. Die Legion hatte in der Zwischenzeit, seit ich sie nicht mehr gesehen hatten, an soldatischem Ansehen und Schlagfertigkeit sehr gewonnen, aber zu meinem Erstaunen und Kummer begann es ihr an allem Nöthigen zu fehlen, und es war wenig oder gar kein Geld in der Militärkasse, obwohl Evans sich wiederholt nach Madrid gewendet hatte. Die Offiziere waren großmüthig genug gewesen, von selbst auf die alsbaldige Auszahlung von zwei Drittel ihres Soldes zu verzichten, weil sie die Geldverlegenheit der Regierung kannten; diese aber hatte trotz dieser Aufopferung nicht einmal das noch übrige Drittel ausbezahlt, wodurch die Subalternoffiziere in wirklichen Mangel und alle in große Verlegenheit geriethen, denn selbst diejeni-

*) S. den dritten Brief Nr. 282 bis 286 v. d. J.

gen, welche eigenes Vermögen besaßen, konnten sich in einem fremden Lande nicht so leicht Geld verschaffen.

General Evans fühlte sich am Tage nach unserer Ankunft etwas besser, und obwohl immer noch leidend, verließ er sein Krankenbett, um den ebenfalls kranken Cordova zu besuchen. Der Kriegsminister, Graf Almodovar, und General Alava, welche wir bei unserer Ankunft zu Briviesca gleichfalls zu finden gehofft hatten, konnten gerade damals die Hauptstadt nicht verlassen, aber Cordova war von einem reichen Lieferanten begleitet, welcher es über sich nahm, die Legion mit dem Nothwendigen zu versehen, freilich zu einem Preis, wobei er seine 60 Proz. in die Tasche steckte, was jedoch sein Gewissen nicht sonderlich zu belästigen schien. Diese Anordnung und der hier abgeschlossene und von Cordova bestätigte Kontrakt nebst den wiederholten Versicherungen, daß für die Legion Magazine errichtet werden sollten, entschieden über das Schicksal der Hülfstruppen, welche abermals Befehl erhielten, über Pancorbo und Miranda del Ebro nach Vittoria zu marschiren.

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, welche Folgen die raschen Bewegungen hatten, die ohne Magazine, bloß auf die Versicherung eines spanischen Lieferanten hin, daß die Truppen mit dem Nöthigen versorgt werden sollten, ausgeführt wurden; überdieß hatten die Truppen kurz vorher erst einen Marsch von zehn Tagen über die Berge gemacht, und ihre Schuhe und Kleider trugen die Merkmale der schlechten Wege und des noch schlechteren nächtlichen Unterkommens an sich. Keine Hülfsmittel irgend einer Art fanden sich in den Händen der Regimentsquartiermeister, kein Geld in den Taschen der Mannschaft, nur sehr wenig in der Militärkasse überhaupt, und das wenige, was die Mannschaft erhielt, dankte sie größtentheils der Freigebigkeit ihrer Obersten, welche, so weit ihre Privatmittel reichten, Alles thaten. Und diese Truppen waren erst seit drei Monaten in Spanien! Es konnte nicht fehlen, daß ein Geist des Unmuths sich kund gab; glücklich genug, daß noch keine Krankheiten unter ihnen ausgebrochen waren.

Unangenehme Nachrichten von dem Kriegsschauplatz in Navarra lenkten die Aufmerksamkeit des Obergenerals dahin; noch einmal, wie auf dem Wege nach Briviesca, mußte ich in das wurmstichige Kabriolet steigen, und mit zwei Maulthieren Cordova's leichter Britschka folgen, welche von sechsen gezogen war. Oberst Tuppers Regiment oder die Schotten, wie man sie nannte, waren vor der Posada aufmarschirt, als wir abfuhren; sie galten stets für den bestdisciplinirten und tüchtigsten der Legion, und ihr Ansehen erweckte in mir große Hoffnung von ihren künftigen Leistungen gegen den Feind, um so mehr, als ihr Befehlshaber sich durch Entschlossenheit auszeichnete. Aber sechs Wochen später lag ein Drittheil dieser Leute, welche damals so voll Gesundheit und männlicher Kraft schienen, in den Spitälern von Vittoria, — wenn man diese Spelunken überhaupt so nennen kann, — und der größte Theil vertauschte diese nur mit dem Grabe.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt in Stockholm.

(Schluß.)

Das große königliche Residenzschloß fing Karl XII an zu bauen. Seine vielen Kriege unterbrachen den Bau, und die Vollendung erfolgte erst im J. 1753, wo es bezogen ward. Es ist großartig, geschmackvoll und regelmäßig gebaut und eine große Zierde der Stadt. Es hat eine höchst angenehme Lage auf einem freien Platz am großen Mälar-See. Nach der Seeseite hinaus liegen die schönen Bildergalerien, die prächtigen Audienz- und Gesellschaftssäle. Sie sind im neuesten Geschmack möblirt, die Wände mit schweren Seidenstoffen aus schwedischen Fabriken tapezirt.

Unter den Kirchen Stockholms zeichnet sich die Storakyrka (große Kirche) — welche der Hof besucht, — durch innere Pracht und Großartigkeit des Bau's aus. Wir wohnten in derselben einem hohen Kirchenfest bei; es war das Dankfest nach der Entbindung der Kronprinzessin. Bei dieser Gelegenheit sah ich den König wieder. Wir erblickten in ihm unverändert jenen rüstigen Greis, den das nordische Klima frisch erhält, und dem dasselbe mehr zusagt als seiner Gemahlin. Rasch, gewandt und mit gerader Haltung des gut konservirten Körpers schritt er in der Kirche einher, seine korpulente Gemahlin am Arm, die bei ihrer Körperstärke kaum folgen konnte. Nachdem er dieselbe auf den für sie bestimmten Sitz gebracht, begab er sich gegenüber auf einen Altan, der wenig erhöht und ganz frei war. Hier saß der König in einem Armsessel ganz allein, über sich den reichen Thronhimmel, unter sich den mit rothem Sammt ausgeschlagenen Altan, welchen die reichste Goldstickerei verzierte. Nicht weit von mir erblickte ich die Kronprinzessin in einem etwas erhöhten Kirchstuhl. Einigemal erhob sie sich von ihrem Sitz, und wandte die schönen großen Augen nach allen Seiten, als wollte sie jedem ihren wohlthuenden Anblick gewähren. Ein prächtiges Brillantdiadem zierte ihr schönes Haupt. Geführt von ihrem liebenswürdigen Gemahl, der ein angenehmes Aeußere durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens erhöht, schritten beide einher, begleitet von der allgemeinen Liebe.

Der König wird aufrichtig verehrt, wie es seine hervorragenden Eigenschaften verdienen. Er spricht nur französisch. Der Kronprinz aber hat sich das Norwegische und Schwedische so angeeignet und zur Haussprache gemacht, daß wenn nicht sein ächtfranzösischer Habitus an seine nationale Abkunft erinnerte, jeder den eingebornen Normann in ihm erkennen würde. Dieß hat ihm früh die Liebe der Unterthanen erworben.

Es ist gewiß für eine neue Dynastie, welche der nordischen Natur so fremd war, keine Kleinigkeit, die übereinstimmende Zuneigung zweier Reiche zu erwerben und sich auf die Dauer zu erhalten; — zweier Reiche, die in ihren Sitten, in ihren Ansichten über die gesellschaftlichen Verhältnisse und über die Menschenrechte so verschieden sind; — zweier Reiche, die ein tief eingewurzelter Nationalhaß schon lange so schroff und so scharf von einander trennte, wie ihre rauhen Gränzgebirge sie durch die Natur von einander schieden; — zweier Reiche, die eine ganz verschiedene Landesverfassung haben, zu der sich noch die

Eifersucht der Norweger gesellt, die ihren Ursprung in dem steten Aufenthalt oder vielmehr in der Residirung des Königs zu Stockholm hat, darin allein die Norweger eine Bevorzugung der Schweden sehen, die von keinem andern Volk so aufgefaßt und gefühlt werden würde, das sich in dem politischen Treiben der civilisirten Welt Europa's bewegt.

Bei dem erwähnten hohen Kirchenfest sahen wir den schwedischen Hof in seinem Glanz. Der Aufwand übertrifft den mancher andrer größern Höfe, obgleich er vom jetzigen König gegen früher schon sehr eingeschränkt ist, der wie jeder erleuchtete Monarch, den Rest von Prunk vielleicht nur in soweit bestehen läßt, als es sich mit gewissen Rücksichten nur irgend vertragen will.

Der innere Raum war besetzt von der ersten Garde, so heißt das erste Garderegiment zu Fuß. Ihr ganzer Anzug erinnert an Napoleons alte Garde. Die hohen Bärenmützen und die großen Epaulets gaben den riesenhaften Gestalten ein imponirendes Ansehen. Diese erste Garde rekrutirt sich aus der Provinz Dalekarlien, woselbst ein ungewöhnlich großer Menschenschlag wohnt, der selbst in Schweden durch seine Körpergröße auffällt, und der außerdem durch sein dunkles Haar und durch seine dunkle Hautfarbe von dem Habitus der Nordländer ganz abweicht. Die prunkvolle Uniform der Gardeoffiziere, so wie die vornehme Lebensweise derselben läßt sich nicht von dem Gehalt bestreiten, den sie beziehen. Es sind die Söhne reichen Adels, welche mit ihrem Vermögen den Glanz des Hofes erhöhen.

Viele Hofchargen in reichen Staatsuniformen, die Geistlichkeit in ihren kostbaren Ornaten vermehrten den Schimmer, und eine große Volksmenge füllte den Raum der großen Kirche so dicht, daß wir bald von heißer Beklemmung getrieben das Freie suchten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes signalisirten zwei Raketen, die vom Schloßhof in die Luft stiegen, den Anfang einer Kanonade, welche außerhalb der Stadt mit 50 Schüssen gegeben wurde. Zwei vierspännige Wagen, besetzt mit Hofwürden, eröffneten den prächtigen Wagenzug, in welchem sich der mit zwei Schimmeln bespannte goldene Staatswagen auszeichnete, darin sämmtliche königliche Herrschaften beisammen saßen. Die beiden Schimmel trugen Schwungfedern auf den Köpfen von gelber, blauer und weißer Farbe. Der königliche Wagen bewegte sich langsamen Schritts durch die jubelnde dicht andrängende Volksmenge. Ihm folgte ein Wagen mit drei ausgezeichnet schönen Hofdamen, darunter zwei Norwegerinnen, deren natürliche Frische und Zartheit wahrscheinlich nicht aus Pariser Toilettenkasten hervorgegangen war. Solcher Schmuck erhöht den Glanz um so mehr, je seltener er noch bei den Höfen angetroffen wird.

Zu den ausgezeichneten Gebäuden in Stockholm gehören ferner: die Sternwarte, die Akademie der Wissenschaften, die Börse, das Schauspielhaus, das Ritterhaus, woselbst der Reichstag gehalten wird, die Riddarholms-Kirche, woselbst die Könige beigesetzt werden, und mehrere Andere.

Den Königen Gustav I, Gustav II Adolph, Karl XIII und Gustav III sind auf verschiedenen Plätzen sehr kostbare Standbilder errichtet.

Neues Feuerkleid.

Obrist Paulin, Kommandant des Korps der französischen Sapeurs und Mineurs, hat eine neue gegen Feuer schützende, sehr sinnreiche Kleidung erfunden, welche ihren Träger auch im dicksten Rauch gegen Erstickung sichert. Die damit angestellten Versuche haben bewiesen, daß bei Feuersgefahr in Kellern oder dem noch weit wichtigern Fall von bedrohtem Menschenleben in einem brennenden Hause ein mit einer solchen Kleidung angethaner Mann von nur gewöhnlichem Muthe die Rettung getrost wagen kann. Die Erfindung erweist sich ferner auch vortheilhaft zu Rettung von werthvollen Gegenständen aus Oertlichkeiten, wo ein erstickender Rauch den Zugang unmöglich macht. Die Kleidung ist so eingerichtet, daß man sie binnen zwei Minuten vollständig anlegen kann, leicht zu tragen, da sie nur 44 Pfund wiegt, und bequem zu transportiren, da sie in dem Kutschersitz jeder Feuerspritze Platz findet. Sie besteht aus einer Art geräumiger Tunika von starkem, aber weichem Leder, mit luftdichten Nähten, einer geräumigen Kapuze und weiten Aermeln. Die Kapuze ist so weit, daß der Pompier seinen Helm aufbehalten kann, und hat zwei große Gläser vor dem Gesicht. Am Munde ist eine kleine Pfeife eingefügt, durch welche Signale gegeben werden können. Vorn an der Brust befindet sich eine kleine Laterne mit starken Reflektoren von Glas versehen. In diese Laterne ist eine kurze Röhre eingeschraubt, welche mit der Kleidung in Verbindung steht, und aus dem Innern derselben dem Licht frische Luft zuführt. Die Kleidung wird etwas unter der Hüfte mit einem starken Gurt und einer Schnalle befestigt. Weiter herab sind ähnliche Vorrichtungen zu ihrer Befestigung getroffen. Rückwärts an der Tunika befindet sich ein lederner Schlauch mit einem Mundstück von Messing, um Luft zuzuführen; das andere Ende dieses Schlauchs steht mit einer Feuerspritze in Verbindung, in der sich natürlich kein Wasser befindet, sondern die nur in Bewegung gesetzt wird, um Luft in den Schlauch zu pumpen, wodurch die ganze Kleidung wie eine Blase aufschwillt, und ihrem Träger ein sehr groteskes Aussehen verleiht. Die ausgeathmete Luft entweicht durch Oeffnungen am untern Ende der Kleidung, während die in die luftdichte Kleidung eingepumpte Luft den Rauch und die Hitze abhält. Der dazu gehörige lederne Schlauch ist nicht sehr lang, aber weiter als nöthig ist. Man beabsichtigt einen ungefähr 100 Fuß langen, aber schmälern anzubringen, damit der Pompier in jede Entfernung vordringen könne, wo seine Hülfe nöthig ist. Bei dem Versuch wurde ein tiefer Keller durch brennendes Heu und Stroh mit dichtem Rauch angefüllt; Herr Braidwood legte die Kleidung an und hielt länger als eine halbe Stunde in dem erstickenden Rauch und der heißen Luft aus, ohne Unbequemlichkeit zu empfinden.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

In den mexicanischen Städten gibt es keine Thore, welche man schließen könnte: La Garita bedeutet eigentlich nur ein Wachhaus ohne Wache; an der äußern Mauer ist eine Schildwache in Lebensgröße hingemalt, der Zollschreiber und der Zollbeamte in einer Person tritt aus der Garita, schreibt Namen und Stand der Reisenden auf, fragt, ob sie keine verbotenen Waaren haben, und wenn der Beamte im

leinenen Rock gerade guter Laune ist, begnügt er sich mit der ihm gegebenen Antwort. Unsere Ungeduld, diese bedeutende Stadt zu sehen, wurde auf die angenehmste Weise erfüllt, denn von der waldlosen Ebene aus, durch welche der Weg führt, sieht man die Gegenstände in bedeutender Entfernung. Guadalaxara mit seinen Kirchen, Thürmen, Klöstern und Gärten bietet einen malerischen Anblick dar; auf einer kleinen Anhöhe über und hinter der Stadt steht Puebla San Pedro, wo die Villa's reicher Bürger sind, nebst zahllosen Gärten, durch deren üppiges Grün man kaum die weiß angestrichenen Häuser sieht. Wir hätten aber auf unserem Standpunkt bleiben sollen, um nicht den angenehmen Eindruck zu verlöschen, denn in den Straßen stellt sich die Stadt auf eine sehr unvortheilhafte Weise dar, und glich ganz den großen Dörfern, welche wir gesehen hatten, und die wir ganz geneigt waren für Städte zu erklären, obwohl sie selbst auf diese Benennung keinen Anspruch machen: die zweite Stadt der Republik aber hätten wir gern ein großes Dorf genannt, troz ihrer 60.000 Einwohner. Fast alle Städte Mexico's sind nach Einem Plane angelegt: die Straßen sind gerade und schneiden sich unter rechten Winkeln, die Hauptkirche steht gewöhnlich auf einem freien viereckigen Platze (Plaza mayor), auf welchem auch die bedeutendsten Gebäude errichtet sind, unter denen sich das der Lokalregierung und eine Reihe Buden auszeichnen; auf der Mitte des Platzes ist ein Viereck mit schattenreichen Bäumen bepflanzt. In Guadalaxara steht die Kirche auf einem kleinen Platz, und in Mexico hat dieser Platz keine Allee, dieß sind aber Ausnahmen. Die aus Steinen oder Backsteinen erbauten Häuser sind selten über zwei Stockwerke hoch und mit ganz flachen horizontalen Dächern bedeckt, weßhalb die Stadt dem ungewohnten Auge wie unausgebaut erscheint. Dieser Umstand und die besondere Bewegung auf den Straßen, welche hauptsächlich von den beladenen Eseln und Maulthieren, und den mit sechs bis acht Ochsen bespannten Wagen herkommt, die auf Eseln reitenden Landleute und besonders die Fußgänger in der ärmlichsten Kleidung in solchen Lumpen, daß man nicht begreift, wie sie dieselben noch anziehen können, das seltene Erscheinen von ordentlichen Equipagen und das noch seltenere eines gut gekleideten Fußgängers, diese Eigenthümlichkeit, dieser Mangel an Wohlstand und Reichthum auf den Straßen gibt Guadalaxara mehr das Ansehen einer volkreichen Handelsniederlassung, als einer Stadt, welche dem Reichthum, der Bevölkerung und der Bildung nach die zweite in der Republik ist. Hat sich aber das Auge an die niedern dachlosen Gebäude gewöhnt, an die durch die Straßen ziehenden Esel, Maulthiere, Ochsen und das ganze Gesindel in Lumpen, hat der Reisende angefangen, die Stadt in den einzelnen Theilen zu besichtigen, dann wird er den Zoll der Bewunderung entrichten über die Großartigkeit der öffentlichen Gebäude, die Schönheit, Kunst und Pracht der Kirchen und Klöster, so wird er gestehen, daß Guadalaxara würdig ist, die Hauptstadt eines so wichtigen Staats, wie Jalisco, zu seyn, und von allen Städten der Republik am meisten Aufmerksamkeit verdient. Gebäude, wie das gegenwärtige Arsenal mit 24 Höfen, in welchen unter der spanischen Herrschaft von bedürftigen Eltern die Kinder beiderlei Geschlechts erzogen wurden, das städtische Hospital, welches sehr zweckmäßig für 1000 Kranke eingerichtet ist, die Akademie der Künste, wo auch jezt noch über 500 Zöglinge gebildet werden, und wo unter der Föderalverfassung sich der Kongreß des Staats Jalisco einige Zeit vereinigte, die Tabaksfabrik, in welcher jährlich 60 Millionen Papelitos verfertigt werden und täglich über 1000 Frauenspersonen arbeiten, viele Kirchen und Klöster, namentlich die Kathedrale mit ihrer großartigen Architektur und ihren prächtigen geschmackvollen Verzierungen im Innern ohne Zweifel die schönste Kirche in ganz Mexico, — diese Gebäude würden allenthalben Aufmerksamkeit verdienen. Der freie Platz mit dem Palast der Regierung und den Reihen von Buden bietet einen malerischen Anblick dar; die Alameda, wenn auch jezt vernachlässigt, zeugt von ihrer frühern Schönheit und Pracht, und der Paseo, — vier Reihen hoher schattenreicher Linden und Eschen, — welcher längs dem Kanal fast um die ganze Stadt herumführt, dient an Sonntagen den höhern Ständen, welche sich hier zu Wagen und zu Pferde sammeln, als Spaziergang.

Der Kommissionär des Herrn Barron, ein dasiger Kaufmann, Namens Don Manuel Luna, verschaffte uns ein Quartier in dem besten Theile der Stadt, auf dem Paseo selbst. Ueber eine Treppe hatten wir vier geräumige Zimmer, aber ohne Möbel, nur die nackten Mauern, und der Boden wie in ganz Mexico mit Backsteinen gepflastert; die Fenster waren ohne Glas, nach der Straße zu ein Balkon und im Hinterhof ein schattiger Garten. Bald kamen, von Don Luna aufgefordert, einige Leute herbei und boten uns ihre Dienste an; sodann erschien ein Nordamerikaner, ein ächter Yankee aus New-York, ein Engländer aus Gibraltar und ein Hannoveraner, lauter dienstfertige, artige Leute; namentlich der leztere trug thätig dazu bei, uns den Aufenthalt zu Guadalaxara möglichst erträglich zu machen. Die Nachricht von der Ankunft eines russischen Offiziers und einer russischen Dame erregte die Neugier der Europäer wie der Mexicaner, und wir brauchten uns nur auf dem Balkon zu zeigen, um sogleich in den gegenüberliegenden Häusern die Bewohner gleichfalls auf den Balkon zu locken, und den Pöbel zu veranlassen, sich in Haufen zu sammeln, und die Dame, welche von dem Nordpol herabgekommen war, mit Staunen zu betrachten.

Wir wollten nur einige Tage in Guadalaxara bleiben; unsere neuen Freunde aus Europa und Don Manuel begleiteten uns allenthalben und zeigten uns alles Merkwürdige. Wir besuchten das Theater, um unsere Neugier zu befriedigen, und die erotischen Schöpfungen des hiesigen höhern Kreises zu sehen. Das Theater ist geräumig, war aber schwach erleuchtet, das Orchester sehr gut, und das Spiel so unterhaltend, daß bei der Vorstellung der Tragödie Orestes das Publikum seine Freude durch lautes Gelächter kund gab. Im Parterre saßen die Männer in ihren mexicanischen Hüten, und waren größtentheils in Mäntel, Sarapas, Capas, Mangas gehüllt, deren verschiedenartige Eigenschaften und Farben einen großen Unterschied des Standes vom Taglöhner zum Kaufmann und Gutsbesizer andeuteten. Doch fiel nichts Unanständiges vor: man applaudirte, lachte, schlug Feuer, rauchte Cigarren, ohne den mindesten Verstoß gegen den Anstand. Für uns waren namentlich die Damen in den Logen merkwürdig mit ihren thurmhohen Kämmen und in europäischer Kleidung, wie sie ihre Papelitos rauchten, welche gleich Leuchtkäfern in ihrem Munde glänzten, und doch das Feuer ihrer schwarzen Augen nicht verdunkelten. Don Manuel versprach, uns in ein Nonnenkloster zu führen, in welchem sich 300 Nonnen befanden. Unter seinem Schuze kamen wir durch das äußere Thor, hier aber trat uns die Superiorin entgegen, und erklärte nach langen Komplimenten, daß sie uns nur unter der Bedingung einer unbedingten Unterwerfung in die innern Zimmer lassen könne. Die Ausführung dieses Vorschlags schien ihr leichter als uns, und so zogen wir unverrichteter Dinge von dem unzugänglichen Ort ab.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

№ 11.
Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc.

Herausgegeben von den

D. D. Dingler und Schultes.

Die unterzeichnete Verlagshandlung glaubt dem demnächst beginnenden achtzehnten Jahrgange des polytechnischen Journals einige Worte über die weitere Fortsezung dieser Zeitschrift widmen zu müssen.

Sie wird nemlich, wie bisher, monatlich in zwei Heften erscheinen, und, gleichwie die Redaktion ununterbrochen mit aller Sorgfalt bemüht ist, derselben die gröste Reichhaltigkeit zu geben, die Erfindungen des gesammten Auslandes im Felde der Polytechnik rasch auf den deutschen Boden zu verpflanzen, und von dem Gange, den die Industrie in allen Ländern nimmt, Nachricht zu geben, eben so wird auch die Unterzeichnete nicht ermangeln, für die Ausstattung dieser Zeitschrift stets alles Wünschbare zu thun. Sie hofft dabei auf die fortwährende Theilnahme des industriellen deutschen Publikums, und zweifelt um so weniger daran, als sie sich schmeichelt, durch das Journal, welches sie im Vereine mit der Redaktion gründete, nicht wenig zu dem Umschwunge, der sich in der lezten Zeit in Deutschlands Fabriken und Werkstätten auf so erfreuliche Weise beurkundete, beigetragen zu haben. Vielseitig anerkannt ist es namentlich, daß das polytechnische Journal durch seine siebenzehnjährigen Leistungen Deutschland so sehr mit den Dampfmaschinen und Eisenbahnen vertraut machte, daß die Einführung der Dampfboote auf den deutschen Flüssen und Seen, und die so mächtige Förderung der Communikationen durch Eisenbahnen in neuester Zeit so großen und folgenreichen Anklang finden konnte. Nicht weniger wirksam dürfte ihr Streben in Hinsicht auf Verbreitung der vervollkommneten Baumwollen-, Flachs- und Schaafwoll-Spinnmaschinen, Kunstwebestühle, Bobbinet-Maschinen und vieler anderer der nüzlichsten Erfindungen und Verbesserungen, namentlich in der Eisen- und Stahl-, auch der Kunstkrystallfabrikation gewesen seyn. Dis Zeugniß, welches den HH. Redaktoren wie der Unterzeichneten bereits schon mehrmals auf schmeichelhafte Weise gegeben worden, wird für sie nur ein Sporn mehr seyn, ihre Bestrebungen zu verdoppeln. Sie erlaubt sich schließlich noch den Wunsch auszusprechen, daß das deutsche polytechnische Publikum sie in Kürze in Stand sezen möge, dem Auslande zum Theil wenigstens das zurükzubezahlen, was es ihm verdankt. Das polytechnische Journal steht daher mit Vergnügen allen vaterländischen industriellen Mittheilungen offen, und Beiträge werden, insofern sie die Redaktion zur Aufnahme geeignet findet, entsprechend honorirt werden.

Der Jahrgang aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend, und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus, und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Rthlr. 8 gGr. oder 16 fl. In das Abonnement kan nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Stuttgart und Augsburg, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jehova und Elohim,

oder

die althebräische Gotteslehre

als Grundlage der Geschichte, der Symbolik und der Gesezgebung der Bücher Mosis.

Von **M. H. Landauer,**

mosaischen Theologie Candidaten.

gr. 8. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literar.-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bibliothek

für

Militärs überhaupt

und für

Unterofficiere insbesondere.

Fünfte Lieferung, enthaltend:

Die Lehre von den Handwaffen.

(Bogen 9 — 15.)

Preis: 3 gr. oder 12 kr.

Mit dieser Lieferung ist nun die in der ersten, dritten und fünften Lieferung abgehandelte Lehre von den Handwaffen geschlossen und kostet diese aus drei Lieferungen bestehende Abtheilung einzeln genommen 48 kr. oder 12 gr.

In der gegenwärtigen Zeit, wo an Unterofficiere und angehende Militairs überhaupt gesteigerte Forderungen gemacht werden, erscheint es als ein dringendes Bedürfniß, sich wenigstens einen Theil der Kenntnisse zu erwerben, die sich weder auf dem Exercierplaze, noch aus den Dienstvorschriften und Instruktionen erlernen lassen, die jedoch der Unterofficier und der angehende Militair sich aneignen muß, will er anders die Ansprüche erfüllen, die an ihn gemacht werden. In seinem lobenswerthen Eifer durchsucht der angehende Militair oder Unterofficier ganze Militair-Bibliotheken, um seine Kenntnisse zu vermehren, aber bald findet er, daß die bis jezt erschienenen Werke entweder nur das ABC des Wissens abhandeln, oder in einem Sprunge zu gelehrten Abhandlungen übergehen, die für seinen Standpunkt und seine Sphäre zu hoch sind. Das von uns angekündigte Werk wird, wir dürfen es hoffen, diese längst gefühlte Lüke ausfüllen.

Die so eben erschienene neue Lieferung, welche die Lehre von den Handwaffen beschließt, wird dis bewahren. Sie beschränkt sich nicht, wie die meisten bisher erschienenen Werke über erwähnten Gegenstand, blos auf die Benennung der Bestandtheile eines Gewehres ꝛc., sie lehrt vielmehr die Kraft des Pulvers und ihre Anwendung zum Schießen, so wie die verschiedenen Erscheinungen, welche beim Schießen vorkommen. Sie gibt ferner allgemein nüzliche

Erklärungen über die zu den Waffen verwendbaren Materialien, und man findet bei allen diesen Bestandtheilen die Art ihrer Behandlung und die Bezeichnung ihrer guten und schlechten Eigenschaften. Sie lehrt das Entstehen und auch das richtige Erkennen der Fehler an den Waffen, und gibt die Bestimmungen, nach welchen die Gewehre zu untersuchen sind, ferner die nöthige Anleitung, die Arbeit der Büchsenmacher zu prüfen, und erwähnt der Mittel, deren die Büchsenmacher sich bedienen, um auf schnelle und wohlfeile Art ein Gewehr wiederherzustellen, wobei sie aber durch unzweckmäßige Arbeit nur das baldige Verderben desselben herbeiführen. Endlich zeigt sie die nöthigen Vortheile, die bei der Behandlung eines Gewehres Anwendung finden können.

Alle diese Kenntnisse kan ein Unterofficier nicht wohl entbehren, und doch erlangt er sie bei der blos praktischen Behandlung des Gewehrs nur unvollkommen und oberflächlich. Allein nicht nur der Militair, sondern jeder Gewehrbesizer wird mit Nuzen diese Abhandlung lesen, die besonders auch für Jäger, Bürgergarden, Landjäger, Zollschuzwächter, ja selbst für Büchsenmacher die zwekmäßigsten und in leichtverständlicher Sprache abgefaßten Lehren enthält.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei diesem ganzen Werke ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nuzen seyn dürften, wird der Geist des ächten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart und Augsburg, im Novbr. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Retzsch Umrisse.

Im Verlag der Unterzeichneten sind folgende Kunstwerke erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust, eine Tragödie, 1e Theil, in 29 Blättern, mit Text, Quart. Zweite vermehrte Auflage. 4 fl.

— — Umrisse zu Schiller's Fridolin in 8 Blättern, mit Text, Quart. 1 fl. 40 kr.

— — Umrisse zu Schiller's Kampf mit dem Drachen, mit Text, in 16 Blättern, quer Folio. 4 fl.

— — Umrisse zu Schiller's Lied von der Glocke, mit Text, in 43 Blättern, Quart 6 fl. 24 kr.

— — Umrisse zu Pegasus im Joche, mit 12 Blättern, Quart. 3 fl.

Dittenberger, G., Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg, in 9 Blättern, quer Quart, mit Text. 2 fl.

Wagner, G. M., Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste, in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text; quer Folio 5 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch für Kaufleute

oder

Uebersicht der wichtigsten Gegenstände

des

Handels und Manufakturwesens, der Schiffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen.

Supplementband.

Bearbeitet nach der zweiten Auflage

des

Dictionary, practical, theoretical and historical, of Commerce and commercial Navigation,

by

J. R. MAC CULLOCH, Esq.

in alphabetischer Ordnung und mit vielen Zusäzen

von

L. R. Schmidt.

Zweite Lieferung: Glasgow — Palermo.

Mit 2 Situations-Plänen von Helsingör und Konstantinopel.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 18 gr.

Indem wir den zahlreichen Besizern von **Mac Cullochs Handbuch für Kaufleute** das zweite Heft des angekündigten

Supplementbandes

übergeben, bemerken wir, daß die dritte und lezte Abtheilung desselben zu Ende dieses Jahres unfehlbar nachfolgen, und nicht nur alle Verbesserungen und Nachträge der zweiten Original-Auflage, sondern auch eine Menge neuer Artikel aus dem Gebiet der Handels-Geographie, Waaren- und Gewerbskunde ꝛc. enthalten wird, und zwar namentlich solche, die auf den, im englischen Originale so sehr vernachläßigten, europäischen Continent und seine industriellen Verhältnisse Bezug haben. Schon aus nachstehender kurzen Angabe des Inhalts läßt sich ersehen, wie reich und zweckmäßig die Supplemente in dieser Hinsicht ausgestattet sind; das so höchst nüzliche, interessante Werk erlangt dadurch für den deutschen Leser erst seine vollständige Brauchbarkeit.

Titel, Vorrede und Register nebst 2 weitern Lithographien: Petersburg und Rio-Janeiro folgen der dritten Lieferung.

Inhalt der zweiten Lieferung:

Glasgow, Glasperlen, Glastropfen, Goa, Goole, Gothenburg, Granatäpfel, Granat, Granwerk, Greenock, Greifswalde, Grenadillenholz, Grenoble, Gries, Grütze, Guatemala la nueva, Guayaquil, Gummi und Pflanzenharze, Gunny, Haag, Haarlem, Hafen, Hafer, Halberstadt, Halle, Halifax, Hamburg, Hanau, Hanf, Hanföl, Hannover, Haselnüsse, Hasenbälge, Hautelisse, Häute, Havannah, Havre de Grace, Heidekorn, Heidelberg, Heilbronn, Helsingör, Hermannstadt, Heu, Hirschhorn, Höllenstein, Hollunder, Holzessig, Holzhandel, Holzkohlen, Holzuhren, Holzwaaren, Horn, Hull, Hüte, Indigo, Ingwer, Innsbruck, Instrumente, Iridium, Iris, Irkutsk, Iserlohn, Isländisches Moos, Ispahan, Jodine, Johannisbrod, Jonische Inseln, Kabeljau, Kaffee, Kalk, Kämme, Kamoder, Kampheröl, Kaninchenhaare, Kapern, Kapstadt, Kasan, Kattun, Katzenfelle, Kaufbeuren, Kelp, Kempten, Kessel, Kiachta, Kiel, Kingston, Kirschen, Klagenfurth, Klippfisch, Knallquecksilber, Knallsilber, Knallgold, Knochen, Knöpfe, Königsberg, Königsholz, Königswasser, Konstantinopel, Kopenhagen, Korallen, Korngeseze, Kork, Krähenaugen, Krakau, Krapp, Krefeld, Kreide, Kupfer, Kurkumä, Kurze Waaren, Labrador, Lachaux de Fond, Lack, Lackirte Waaren, Ladanum, La Guayra, Lahore, Laibach, Länge und Breite, Lasurstein, Langensalze, Lausanne, Lavendel, Leberthran, Lebkuchen, Leder, Lederarbeiten, Leeds, Lehm, Leinenband, Leinen, Leinöl, Leipzig, Leith, Lemberg, Leonisches Gold und Silber, Leuchtfeuer, Libau, Liebesäpfel, Lilie, Limonen, Lindau, Linde, Linsen, Linz, Lissabon, Liverpool, Livorno, Löffel, London, Lorbeer, L'Orient, Löwen, Lublin, Lucca, Lugano, Lüneburg, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lyon, Macao, Macassar, Maccaroni, Macisbohnen, Madrid, Mahon, Mailand, Mainz, Makrele, Malacca, Malachit, Malaga, Malo, Malz, Manchester, Mandeln, Mannheim, Manilla, Mantua, Maracaybo, Maranham, Marienglas, Mark, Marmelade, Marocco, Marsala, Marseille, Mastricht, Masulipatam, Matten, Mecheln, Meerrettig, Meerschaum, Meerschwämme, Meerspinne, Meerspinne, Meerzwiebel, Mehlbeerbaum, Meißel, Melisse, Melone, Memel, Memmingen, Messen, Messerschmiedwaaren, Metalle, Metallgold, Meth, Metz, Mexico, Mietau, Milchzucker, Minden, Mineralwasser, Mispeln, Modena, Mons, Montevideo, Montpellier, Montreal, Morcheln, Moskau, Mühlhausen, Mühlsteine, München, Münster, Münzen, Muscat, Muscheln, Muschelseide, Musivgold, Nadeln, Nancy, Nangasacki, Nanking, Nankin, Nantes, Natron, Naumburg, Neapel, Nessel, Neufchatel, Neunaugen, New-Orleans, New-York, Newcastle, Nickel, Nießwurz, Nimwegen, Nizza, Nordhausen, Nottingham, Nowgorod, Nudeln, Nürnberg, Nüsse, Oblaten,

Obsidian, Obst, Ocker, Odessa, Oedenburg, Offenbach, Olivenöl, St. Omer, Oporto, Orenburg, Orleans, Osnabrück, Ostende, Ostindische Campagnie, Otterfelle, Paco, Padua, Paisley, Palembang, Palermo.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literarisch-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Technologische Encyklopädie,

oder

alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum Gebrauche

für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n. ö. wirklichem Regierungsrathe und Direktor des k. k. polytechnischen Instituts in Wien rc. rc.

Siebenter Band.

Glasblasen — Hutmacherkunst.

Mit den Kupfertafeln 126 bis 150.

Ladenpreis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr. Subskriptionspreis 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Glasblasen. Gläserarbeiten. Glasflüsse. Glasmalerei. Glasschleifen. Glättmaschine. Glocken. Göpel. Gold. Goldarbeiten. Goldschlägerei. Graphit. Graufärben. Graviren. Grünfärben. Guillochiren. Gurten. Gyps. Haar. Hahn. Hammer. Handschuhe. Hanf. Harze. Haspel. Hausenblase. Hebel. Heber. Heizung. Hobel. Hobelmaschine. Holz. Horn. Hutmacherkunst.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben fertig geworden und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

PARIS

im

Jahre 1836.

Vom Verfasser des Werkes

Rom im Jahre 1833.

Mit einem nach den neuesten Angaben entworfenen vollständigen Plan von Paris und seinen Umgebungen.

8. in Umschlag brosch. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Reise nach Paris. — Des Reisenden drei erste Tage. — Geschichtliches. — Gestaltung der Stadt. — Einwohner. — Handel. — Landbau. — Gewerbe. — Der Adel. — Mittelstand. — Advokaten und Notare. — Aerztliches. — Hallen und Märkte. — Häuser. — Lese-Kabinette. — Verschönerung. — Versteigerungen. — Kaffeehäuser. — Clubs. — Freimaurerei. — Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Geistlichkeit. — Bettler. — Gassenthum. — Akademien. — Das Pariser Jahr. — Begräbnißplätze. — Volkswitz. — Landlust. — Dienerschaft. — Kneipen. — Polizei. — V. v. — Wasserleitungen. — Bäder. — Wagen und Pferde. — Sprachbemerkungen. — Spaziergänge. — Geselliges Vergnügen. — Musik. — Volksbelustigungen. — Theater. — Kunst- und Gewerbeausstellungen. — Streben nach Gleichheit. — Bibliotheken und Sammlungen. — Kunsthandel. — Universität. — Besazung. — Geld. — Geheime Industrie. — Gasthöfe. — Speise und Trank. — Eisenbahn nach St. Germain. — Erziehung. — Die Heloten. — Tags-Eintheilung. — Tabak. — Freie Vereine. — Passagen und Bazars. — Oeffentliche Denkmäler. — Demolitionen. — Gefängnisse. — Die schwimmende Stadt. — Landhäuser. — Jagd. — Die englische Kolonie. — Specialitäten. — Die Portiers. — Der Hof. — Eine Sizung in der Kammer der Abgeordneten. — Palais royal. — Die Zeitungen. — Feuersbrünste. — Die Nationalgarde. — Die April-Emeute (aus einem Briefe). — Palais de Justice. — Die Börse. — Die Boulevards. — Der Ourcq-Kanal. — Vincennes und die Forts détachés. — Fontainebleau. — Kleinere Ausflüge. — St. Denis. — Versailles. — St. Germain en Laye. — Birlet. — Grenelle. — Die Occupationen. — Bois de Boulogne. — Straßenpflaster. — Gasbeleuchtung. — Salon von 1835. — Projektirte Verschönerungen. — Spuren der Revolution. — Für Pflastertreter. — Post. — Barrieren. — Wettrennen. — Einsamkeit. — Musterhaftigkeit. — Julius-Revolution. —

Stuttgart und Augsburg, im Oktober 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Landwirthschaftliche Schriften

In der Unterzeichneten sind folgende für den Landwirth äußerst interessante Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Landwirthschaftliche

Mittheilungen,

erstes Bändchen.

Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt während eines zweijährigen Aufenthaltes in Westflandern

von

Friedrich Feihl,

Zögling der Hohenheimer Waisen-Anstalt.

Mit Steinbrücken. Preis 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 Gr.

Hortus Gramineus Woburnensis

oder

Versuche

über den

Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche zum Unterhalt der nüzlichen Hausthiere dienen;

veranstaltet durch

Johann Herzog von Bedford.

Mit vielen Abbildungen der Pflanzen selbst, so wie der Samen, womit diese Versuche gemacht wurden, erläutert, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; sammt Angaben über die besten Gräser für dauernde Weiden, bewässerte Wiesen, hochliegendes Weideland und zur Wechselwirthschaft, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten

von

Georg Sinclair,

Mitglied der Linnäischen und der Gartenbaugesellschaft zu London, korrespondirendem Mitglied der Gartenbaugesellschaft zu Edinburg und des landwirthschaftl. Vereins zu Stuttgart.

Preis illum. 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gr., schwarz 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Dem Botaniker von Fach und dem Freunde der Pflanzen wird dieses Werk eben so interessant seyn, als es dem praktischen Landwirth unentbehrlich ist, der darin einen Schaz von nüzlichen Erfahrungen und Kenntnissen in Beziehung auf Gräserkunde niedergelegt findet, mit deren Hülfe ihm eine bessere Kultur und Anlegung von Wiesen und Weiden leicht werden wird.

J. G. Elsner,

Meine Erfahrungen

in der

höhern Schafzucht.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Dieses neueste Werk eines der erfahrensten Schafzüchter Deutschlands dürfte in Kurzem von keinem Schafhalter vermißt werden können.

J. G. Elsner,

Die deutsche

Landwirthschaft

nach ihrem jezigen Zustande dargestellt.

2 Thle. gr. 8. 5 fl. oder 3 Rthlr. 20 gr.

J. G. Elsner,

Handbuch

der

veredelten Schafzucht.

gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

J. G. Elsner,

Hand- und Hülfsbuch

für den

kleinen Gutsbesizer und Landmann.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

J. G. Elsner,

Die Politik

der

Landwirthschaft.

2 Thle. gr. 8. Preis 6 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 gr.

J. G. Elsner,

Wie soll der Landwirth bei der Erzeugung und Vermehrung seiner Produkte spekuliren?

Auf Erfahrung begründete

Rathschläge und Lehren

für

den Landwirth.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

A. W. Pabst,

K. W. Oekonomierath,

Beiträge

zur

höhern Schafzucht

mit besonderer Rüksicht auf die Produktion der hochfeinen Wolle im Königreich Würtemberg und den angrenzenden Staaten.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.

Von demselben:

Anleitung

zur

Rindviehzucht

und zur verschiedenartigen Benuzung des Hornviehs. Mit 9 lithographirten Tafeln und 2 Tabellen. Preis 2 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

S. v. Hördt,

Königl. Würt. Ober-Medizinal-Rath,

Unterricht

über die

Pferde-Huf-Beschlage-Kunst

und die Behandlung

der kranken und fehlerhaften Hufe, nebst einer Abhandlung über die Castration der Pferde. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 18 Bogen stark auf fein Velinpapier mit Lithographien. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Stuttgart und Augsburg, im Aug. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten

auf das Jahr 1837.

Oder:

Haus- und Volksfreund

zur

Belehrung und Unterhaltung

für

den deutschen Bürger und Landmann.

Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist.

Dreizehnter Jahrgang.

(Mit 1 Musikblatt und 1 Lithographie.)

Herausgegeben

von

Johann Heinrich Meyer,

mit Beiträgen von Auerbacher und Anderen.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

Inhalt: Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. Das Wort der Hoffnung. Kalender-Bestimmungen. Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. Merkwürdigkeiten am Himmel. Die physische Beschaffenheit des Mondes. Die Begrüßungsweise verschiedener Völker. Von der Witterung. Der Bliz, der Hagel und das Gewitter überhaupt. Blizableiter und Hagelableiter. Regenbogen, Höfe, Morgen- und Abendröthe. Nebensonnen und Nebenmonde. Nordlicht. Zodiakallicht und ähnliche glänzende Lufterscheinungen. Irrlichter, Sternschnuppen und Feuerkugeln. Beruhigung. Die Andacht unter dem Sternenhimmel. Eine Betrachtung am Sonntag Epiphanias, Matth. 2. 1—12. Ein braver Pfarrer. Konrad Berger, der ehrenwerthe Landmann. Die Tugenden. Der Werth des Werkzeugs in der Menschenhand. Das jüdische Darlehen. Edelmuth eines katholischen Geistlichen. Grausamer Scherz. Sir Richard Arkwright, der Erfinder der Spinnmaschine. Die Uhren. Die Heizung mit erwärmter Luft bei Stubenöfen. Der Spielmann und sein Wohlthäter. Verbessertes System der Bienenzucht. Die Heimkehr. Der Telegraph. Ueber den Charakter der Menschen. Der Garten der Kindheit. Brüderliche Eintracht. Das Verhältniß der Moral und der Religion zum staatsbürgerlichen Leben. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen. Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Lebensretter: a) In Posen. b) Entschlossenheit eines vierzehnjährigen Mädchens. c) Der muthige Knabe. II. Vermächtnisse und Stiftungen wohlthätiger Menschenfreunde. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigen. I. Mörder: 1) In Antwerpen. 2) Mord und Selbstmord. 3) Ein anderer Fall. 4) Mord aus religiösem Fanatismus. 5) Mordunternehmen eines Vorgesezten gegen seine Untergebenen. 6) Drei Raubmörder. II. Selbstmörder: 1) Im Schwarzburgischen. 2) Ein Selbstmord eigener Art. III. Giftmischer. IV. Grober Diebstahl und Raub. 1) Im Kirchenstaat. 2) Schwarzer Undank für empfangene Wohlthaten. V. Betrüger. Die beiden Fischer. Verwegenheit zweier englischer Diebe. Der wakere Stellvertreter. Kaltblütige Entschlossenheit eines Schiffkapitains. Wanderung eines Pfundes Baumwolle. Gerstenkorns Lebenslauf und Ende. Die neue Rechenmaschine. Einige Vortheile in der Hauswirthschaft. Anleitung zur Verfertigung eines vorzüglichen Johannis- und Stachelbeerweins. Anleitung zur Bereitung des Runkelrübenzukers in ländlichen Haushaltungen. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Lebensweisheit. Abendlied von Goethe. Das Laster der Trunksucht. Die Familie Blüher. Nationalsitten. Namen der Monate in alten Zeiten. Kurze Anweisung für Landleute zur Erziehung gesunder und fruchttragender Obstbäume. Von den zu pflanzenden Stämmen und dem Boden, in welchen gepflanzt werden muß. Vom Pflanzen der jungen Bäume. Verbesserungen der Fehler und Heilung der Krankheiten alter und junger Bäume. Einige nüzliche Rathschläge für den Landmann. Wie es zu Trampeldorf in der Wohnstube ausschaut. Russische Sprüchwörter. Ueber die Bedachung mit Eisenblech. Gespenstergeschichten. Wie ein Todter seinen Mörder anklagt. Das Geheimniß. Spanische Sprüchwörter. Gewittergefahren. (Fortsezung.) 1) Im Hannöverschen. 2) In Oestreich. 3) In Ungarn. 4) In Schlesien. 5) Ein anderer Fall. Gespräch zwischen dem Schulzen N. und seinem Nachbar Velten, beim Eintritt der Kälte im November 1835. Der Lumpensammler. Der hungrige Trinker. Feuersgefahren. 1) Im Braunschweigischen. 2) Im Hannöverschen. 3) In Preußen. 4) Schreklicher Brand in Petersburg. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. Eine Schiffbruchs-Scene. Persische Sprüchwörter. Unglüksfälle zur Belehrung und Warnung. A. Durch Stürme und Ungewitter. 1) In Ungarn. 2) Im Preußischen. B. Durch Wasser. 1) In Zweibrüken. 2) Unglüksfall in einer Kohlengrube. C. Durch Lawinen. D. Durch Einsturz einer Sandgrube. E. Durch Dämpfe. Trauriges Beispiel von den Wirkungen des Kohlendampfes. F. Durch Schießpulver und Gewehre. 1) Knallsilber-Explosion in München. 2) Unglüksfall durch den Sprung einer Granate. 3) Unvorsichtigkeit mit Schießgewehr. 4) Ein anderer Fall. G. Durch Gift. 1) Vergiftung durch Arsenik. 2) Vergiftung durch Tuschfarben. H. Bei Kindern aus Mangel an Aufsicht. 1) Im Preußischen. 2) Ein anderer trauriger Fall.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Dieses ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1836.

Einfluſs der Ausrodung der Wälder auf die Flüsse in Ruſsland.

Welchen großen Einfluß die Ausrodung der Wälder auf das Seichterwerden der Flüsse ausübt, davon finden sich auch in Rußland überzeugende Beispiele. In den Schluchten oder Tiefthälern Neurußlands findet man nicht selten Trümmer von Schiffen, welche beweisen, daß hier einst Ströme flossen. In den innern Gouvernements können nicht sehr alte Leute noch eine Menge solcher Schluchten zeigen, welche vor 20 oder 30 Jahren unzugängliche Moräste bildeten, die mit Waldgebüsch und Schilf bedeckt waren. In ihnen flossen eine Menge lebendiger Quellen, welche an einigen Orten tiefe, zum Theil sehr breite Wassergruben bildeten, und jetzt ganz trocken sind. Die Quellen sind verschwunden, weil die entblößten Umgebungen das Regen- und Schneewasser ungehindert durchlassen, ehe es in den tiefern Boden einsinken und Quellen bilden kann.

Es ist natürlich, daß die Austrocknung dieser Schluchten und Spalten, wenn sie auch dem äußern Ansehen nach nur unbedeutend sind, zur Verminderung des Wassers in den größern Flüssen beiträgt, da diese ja nichts Anderes sind, als eine Vereinigung vieler kleinen Bäche. So versandet der Dniepr von Jahr zu Jahr mehr. Das gemeine Volk in den südlichen Gouvernements schreibt dieß dem Aufräumen der Schnellen zu, und es hat in der That in diesem Fluß während des letzten Viertels des verflossenen Jahrhunderts eine Verminderung an Wasser statt gefunden, aber nicht, weil auf Befehl Potemkins zwei Schnellen aufgeräumt wurden, sondern weil von dieser Zeit an durch die wachsende Volksmenge in den südlichen Gouvernements und durch die Entwicklung des Handels auf dem schwarzen Meere die Wälder allmählich theils zum Verbrauch an Ort und Stelle selbst, theils zum Schiffsbau und zur Ausfuhr ausgerodet wurden. Die Moskwa, obwohl niemals ein bedeutender Fluß, hat zugleich mit der mitleidslosen Vernichtung der Wälder in der Umgegend der Hauptstadt und in den Gouvernements Moskau und Smolensk merklich abgenommen: einen sichtlichen Beweis davon hat man an der steinernen Brücke in Moskau.

Die Vergleichung des jetzigen Zustandes der Länder an der orenburgischen Linie mit dem frühern führt auf den Schluß, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich nach einer mäßigen Schätzung zum mindesten fünfmal mehr Wald fand, als jetzt. Rytschkow sagt, daß sich im J. 1760 von Werchne-uralsk bis zur Feste Orsk ziemlich viel Wälder befanden, daß in Orenburg das russische Kubikklafter Brennholz 90 Kopeken kostete, während es jetzt mit 30 Rubel bezahlt wird, und daß tiefer hinab am Ural und selbst auf dem kirgisischen Ufer Wälder standen; jetzt ist von den wenigsten mehr, auch nur noch eine Spur vorhanden. *)

Selbst die Wolga bietet namentlich in ihren oberen Theilen von Jahr zu Jahr der Schifffahrt mehr Hindernisse dar; an den Flüssen Pascha, Sjäsa, Tosna und vielen andern, auf denen bei der Anschwellung im Frühjahr Balken und Brennholz hinabgeschwemmt werden, liegt der Wald jetzt bedeutend weiter von den Ufern entfernt, als früher, und die Schiffer haben sich durch die Erfahrung überzeugt, daß das Niveau dieser Flüsse und ihrer Nebenbäche ohne Vergleich rascher fällt, als früher, wo die Wälder noch bis an die Ufer reichten oder nur sehr wenig davon entfernt waren. In den nördlichen Strichen ist dieß frühzeitige Fallen der Gewässer noch fühlbarer. Das Aufthauen der im Laufe mehrerer Monate aufgehäuften Schneemassen geht in waldigen Distrikten ziemlich langsam vor sich, während auf den entblößten Schneefeldern die Einwirkung der lauen Frühlingsluft und der Sonnenstrahlen sehr bedeutend ist, und der Schnee schneller verschwindet, wodurch die Wassermasse und ihre reißende Strömung außerordentlich vermehrt wird. Darum werden die Flüsse auch bei einer und derselben Quellenanzahl schneller dieser großen Wassermasse beraubt, und legen wieder

*) Einige Seen und kleinere Flüsse, deren Rytschkow erwähnt, sind jetzt ganz wasserlose Schluchten; Augenzeugen behaupten, daß die Emba vor noch nicht gar langer Zeit ein bedeutender Fluß, daß sie sogar schiffbar war, als die nomadischen Kirgisen ihr Quellland und ihre Ufer noch nicht von Wäldern entblößt hatten, deren Spuren man jetzt noch sieht. Vergleiche über die Vernichtung der Wälder an der orenburgischen Gränze einen Artikel in Nr. 257 vom J. 1835.

hälder der Schifffahrt Hindernisse in den Weg. Dieß ist der verderbliche Einfluß der Ausrodung der Wälder auf das Seichterwerden der Flüsse, und dadurch zugleich auf die Veränderung des Klima's, der Fruchtbarkeit des Bodens, der Transportmittel und der industriellen Thätigkeit des Volks.

Man kann sich nicht genug wundern, daß Peter der Große die Wichtigkeit einer guten Pflege der Wälder schon zu einer Zeit erkannte, als die Hälfte Rußlands noch mit undurchdringlichem Walde bedeckt war. Mehrere Ukasen beweisen dieß ausdrücklich. In einer Ukase vom 30sten März 1701 ist befohlen: Im Moskau'schen Kreis und in den Städten, wo keine Flüsse sind, auf denen man Holz nach Moskau flößen kann, darf man Wälder zur Urbarmachung ausroden; in denjenigen aber, wo solche Flüsse sind, darf man den Wald nur in einer Entfernung von 50 Wersten zu Wiesen und Ackerland benützen; näher als 30 Werste von den Flüssen aber, auf denen Holz geflößt werden kann, sollen die Wälder nicht in Ackerland und Wiesen umgebrochen werden. Ein weiterer Ukas vom 16ten November 1703 verallgemeinert diese Verordnung, und schreibt vor, daß man bei großen Flüssen auf 50, bei kleinen auf 20 Werste die Wälder nicht aushauen solle. In einem dritten Ukas vom 20sten November 1712 sind 21 Flüsse namentlich aufgezählt, an denen, so wie an ihren Zuflüssen, das Aushauen der Wälder verboten ist. In der Instruktion an die Waldmeister endlich vom 5ten December 1723 ist verboten, auf den Landgütern, wem sie auch gehören mögen, Eichen, Ulmen, Rüster, Eschen und die dicken Fichten auszuhauen an den Flüssen Wolga, Oka, Don, Dniepr der westlichen Düna und den andern großen und kleinen Flüssen, welche in die ersteren und in die Seen Ladoga und Ilmen fallen, und im Sommer oder Frühjahr zum Fortschaffen des Holzes benützt werden.

Das Unglück, womit das Seichtwerden der Flüsse droht, ist kein örtliches, sondern wird von den alaunischen Höhen bis zur Mündung des Dniepr und der westlichen Düna gefühlt werden; alle Stände, der Ackerbauer, der Gewerbsmann und der Gutsbesitzer werden den Schaden empfinden, wenn man nicht in Bälde Hand ans Werk legt.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir der Legion Lebewohl gesagt hatten, eilten wir nach Briones über Pancorbo, welches am Eingang der Garganta oder Schlucht dieses Namens liegt. Dieses ist ein erstaunenswerther Riß im Berge, welcher nur dem kleinen Fluß Onceillo aus der Straße nach Vittoria Raum läßt. Als wir diese Schlucht betraten, erhoben sich die Felsen über uns in wilden Massen, und erfüllten uns, als der Winterabend über die düstre Scene einbrach, mit einem stillen Schauer der Bewunderung. Aus dieser wurden wir aber in Kurzem aufgeschreckt, indem, sobald wir auf der Höhe anlangten, ein plötzlicher heftiger Windstoß den obern Theil unsers Kabriolets so faßte, daß die ärmlichen Thiere, welche wir an dem letzten Posthause vorgespannt erhalten hatten, es nicht mehr halten konnten, sondern alles unter und über stürzte. Glücklicherweise kamen wir ohne anderes Mißgeschick davon, als daß wir eine Stunde zähneklappernd auf der Straße aushalten mußten, bis Alles wieder in Ordnung gebracht war, denn niemand befand sich in der Nähe, Cordova's Wagen war weit voraus, wir mußten uns deßhalb selbst helfen, so gut es gehen wollte, und kamen zu Briones erst zwei Stunden nach Cordova an, welcher schon um uns besorgt geworden war; als ich ihm aber mein Abenteuer erzählte, lachte er laut, während ich schwur, mich keinem spanischen Postillon mehr anzuvertrauen.

Ich begab mich bald nach dem mir angewiesenen Quartier, welches reinlich war; zum Erstenmal, seitdem ich mich in diesem Lande befand, lud mich der Hausherr, ein wohlhabender Pächter, ein, mit seiner Familie zu speisen, was ich gern annahm. Fische aus dem Ebro, Eier und Kartoffel-Omeletten bildeten das Mahl, worauf nach gewöhnlicher spanischer Sitte Cigarren geraucht wurden, und die Unterredung erst recht begann. Mein Gastwirth benachrichtigte mich, daß alle Einwohner von Briones und der Nachbarschaft Liberale seyen, mit Ausnahme von vier Gutsbesitzern, welche sich mit Don Carlos Heere vereinigt hätten; er überhäufte mich dann mit Fragen über die brittische Legion, ihre Stärke, ihre Disciplin und ihren Sold, Fragen, welche ich ihm, obwohl mit einiger Schwierigkeit, zu seiner Zufriedenheit beantwortete, worauf wir vergnügt von einander schieden. Trotz fiebrischer Träume von umgeworfenen Wagen, Schlacht, Mord und schlechtem Branntwein, welchen mir mein gutmüthiger Wirth angeboten hatte, schlief ich, bis Morgens die bleichwangige Magd mit zwei langen geflochtenen Zöpfen, nackten Füßen, und höchst schmutzigen Händen mich weckte und fragte: Quiere Usted Chocolata, Señor? Chocolade ist das unwandelbare Frühstück jedes Spaniers, vom Granden bis zum untersten Bauer herab; eine solche Chocolade ist indeß weder mit Rahm gekocht, noch wird sie Einem in großen Porzellantassen gebracht, sondern eine kleine Kaffeetasse, deren Inhalt so dick ist, wie Gallerte, ist Alles, was man erhält; indeß ist dieß kein schlechtes Frühstück beim Anfang einer Reise, wo man wenig Aussicht hat, vor Abend irgend etwas zu bekommen.

Ich kleidete mich hastig an, nahm eine Cigarre, und ging nach dem Quartier des Obergenerals, um mich wegen des weiter einzuschlagenden Weges zu erkundigen; sein Stab kam kurz darauf von Haro nebst seinem Gepäck an. Ich ließ mein Cabriolet im Stich, und setzte meinen Weg zu Pferde fort über Cenecira und Fuenmayor. An diesem letztern Ort schlug der Bruder Cordova's, dessen mit Küchenvorräthen beladene Maulthiere eingetroffen waren, vor, einen kleinen Halt zu machen, den Pfarrer des Orts um einige Flaschen Riocawein anzugehen, um die sehr delikate Küche damit zu würzen. Der Vorschlag wurde angenommen, der Pfarrer war eben so liberal mit seinem Keller als in seinen Gesinnungen, und nachdem wir demselben tüchtig zugesprochen, setzten wir lustig unsre Reise fort nach Logroño, wo wir Nachrichten vorfanden, welche auf einige Zeit Enthusiasmus unter den christinischen Truppen verbreiteten, die Bewegungen des Generals aber bedeutend änderten: diese waren in dem un-

glücklichen Kampfe selten mehr als eine Stunde vor ihrer Ausführung bekannt, denn jeder unbedeutende Marsch des Feindes machte eine Veränderung in den Bewegungen nöthig. Den eingelaufenen Nachrichten zufolge war die Division Guergue von dem Brigadier Vigo und der algierischen Legion an der Gränze von Arragonien angegriffen und mit bedeutendem Verluste zum Rückzug gezwungen worden. Zugleich erfuhr man, daß die Carlisten sich in großer Anzahl in der Umgegend von Salvatierra und Vittoria sammelten, was den Obergeneral bewog, mit den brittischen Hülfstruppen nach Vittoria umzukehren, um dadurch dessen Einwohnern größere Zuversicht einzuflößen, was ihm jedoch nicht gelang. Die Verbiendung aller Parteien im Lande war in der That, da sie sehr oft und grausam genug betrogen worden waren, so groß, daß sich viele Navarresen und andere Einwohner der Nordprovinzen nur mit Mühe überreden konnten, daß wirklich eine brittische Hülfslegion bestehe. Beide Theile suchen den Soldaten alle Nachrichten so sehr vorzuenthalten, und sie durch alle Arten von Uebertreibungen und Lügen zu täuschen, daß, so oft ich carlistische Gefangene befragte, ob sie glaubten, daß sich eine brittische Hülfslegion in Spanien befinde, immer die Antwort verneinend ausfiel, da ihre Offiziere ihnen unaufhörlich versicherten, die Engländer hätten bloß Waffen, Munition und die rothen Kleider geschickt, worein die Christinos gekleidet seyen.

Ehe wir Logroño verließen, kam das vierte Bataillon der königlichen Garde von Madrid an, um das zweite abzulösen, welches seit dem Anfang des Kriegs in diesem Lande gedient hatte. Die Stärke des neuangekommenen betrug 1000, die des abgehenden 800 Mann; man darf jedoch nicht glauben, daß der Verlust des letztern so unbedeutend gewesen sey. Der tapfere Oberst, welcher das Regiment kommandirte, versicherte mich, daß nicht weniger als 90 Offiziere von diesem einzigen Bataillon als Opfer dieses furchtbaren Kampfes gefallen seyen, viele in der Schlacht, die übrigen seyen gefangen genommen und nach dem barbarischen Gebrauche vor Abschluß der Elliot'schen Konvention erschossen worden. Auch kann ich aus glaubwürdiger Quelle versichern, daß mehr als Eine Kompagnie gänzlich erneuert wurde, indem die gesammte Mannschaft umkam. Kummer überfiel mein Herz, wenn ich beim Abzug dieses Bataillons bedachte, wie wenige von denen, welche Madrid im Oktober 1833 verließen, jetzt im December 1835 dahin zurückkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lokalbotanik.

In der Londoner botanischen Gesellschaft las ein Herr Irvine am 27ten November ein Memoire über diesen Gegenstand vor, das manche interessante Angaben enthält. Nach der einleitenden Bemerkung, daß von den vielen Arten der Pflanzen, die sich auf der Erde fänden, nur ein kleiner Theil in jedem einzelnen Lande gefunden werde, führt er an, daß Mexico und die Regionen der Anden 6000 Arten enthalten, von denen nicht 12 sich in Europa finden. 1500 Arten von Pflanzen mit Blumen finden sich wild in England, und davon etwa zwei Drittheile in einem Umkreis von 25 (engl.) Meilen um London. Dieser Distrikt ist für botanische Nachforschungen im ganzen Königreich bei weitem der beste. Herr Irvine selbst entdeckte innerhalb zwei Meilen um Hampstead 670 verschiedene Arten; in gleicher Entfernung um Croydon fand er nicht weniger als 800 verschiedene Arten, und vermuthet mit Grund, daß sich in demselben Umfang noch manche andere finden würden. Die Arten von Vaskularpflanzen in Großbritannien umfassen beinahe alle diejenigen, welche in Lappland und Schweden wachsen, und drei Viertheile derjenigen in Deutschland, welches nach einer allgemeinen Schätzung etwa 2000 verschiedene Arten derselben enthält. England liefert etwa drei Fünftheile der in Frankreich gefundenen Pflanzen, die sich ungefähr auf 4000 belaufen, wozu die südlichen Provinzen am Mittelmeere einen großen Theil beitragen. Die Flora der Präsidentschaft Madras, wie sie bis jetzt bekannt gemacht wurde, enthält 2200 Arten, bekanntlich aber finden sich in ganz Hindustan deren über 2000.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Fortsetzung.)

Don Manuel Luna ist ein solches Original, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn einigermaßen zu schildern. Er ist ein Spanier aus Cadiz, und diente zur Zeit des Einfalls der Franzosen; zur Rache entflammt durch den Tod seiner sechs Brüder, seines Vaters und seiner Schwester, brachte er ihrem Schatten eine große Anzahl von Feinden zum Opfer; nachher aber konnte ihn nichts mehr in Spanien aufhalten, er ging übers Meer, und ist jetzt schon seit 25 Jahren mexicanischer Bürger. Obwohl er weder lesen noch schreiben kann, führt er doch einen ausgebreiteten Handel, ist der Hauptkommissionär aller Europäer, die mit Guadalaxara in Verbindung stehen, kennt das ganze Land, und sein Name ist allenthalben als der eines redlichen, ausnehmend thätigen und originellen Mannes bekannt: Spanier, Fremde und Mexicaner schätzen ihn gleichmäßig, und er ist einer von den Wenigen, welche den Verfolgungen gegen die Gachupinos*) entging, obwohl er sich nicht scheute, gelegentlich ein derbes Wort über Mexicaner und Franzosen zu sagen, aber Don Manuel ist dienstfertig, hat 500,000 Piaster im Vermögen, und stets eine Menge Gäste an seiner Tafel; die angesehensten Personen der Stadt versammeln sich bei ihm zum Mittagessen, und der verstorbene Vicegouverneur, General Baragan, stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung. Ihm sind jederzeit alle Häuser geöffnet, und er macht und empfängt Besuche in derselben Kleidung, welche er in seinem Laden trägt, nämlich in einem grauen leinenen Rock und weiten Beinkleidern mit einem rothen Gürtel; er trägt kein Halstuch, aber einen Filzhut mit breiter Krempe.

Eine schwere Krankheit unseres Knabens war Ursache, daß wir länger in Guadalaxara blieben, als wir anfangs im Sinne gehabt hatten; doch waren wir begreiflicherweise unter diesen Umständen nicht aufgelegt, an den Karnevalsbelustigungen Theil zu nehmen. Kaum kamen wir aus dem Hause, und nur von Zeit zu Zeit sahen wir von dem Balcon herab, um uns durch den Anblick der lebendigen Bewegung

*) Schimpfname für die gebornen Spanier.

auf den Straßen zu zerstreuen. Verschiedene Maskenzüge zogen unter lärmender Musik, und begleitet von einem Pöbelhaufen, Abends vor unserem Hause vorüber, zu großer Belustigung unserer Insulaner aus Unalaschka, oder das Volk eilte zum Stier- oder Hahnenkampf hinaus, zu welchem Zweck Hunderte stolzer Kämpfer bei uns vorübergeführt oder getragen wurden. Auch erschienen Prozessionen mit allem Pomp des katholischen Kultus, und zischende Raketen verkündeten ihre Rückkehr in die Kirche. Am Sonntag schleppte sich ein zahlreicher Haufe mit Ketten beladener Verbrecher nach dem Paseo, um dort den Boden zu begießen, damit der Staub nicht die höhere Gesellschaft belästige, welche um 5 Uhr zu Pferd und zu Wagen hinauszog, um dort sich und ihre Pferde zur Schau zu stellen. Früh am Morgen schon kamen Bauern mit beladenen Eseln, Lastträger und Weiber mit ihren Waaren auf dem Kopfe, nämlich mit Früchten, irdenem Geschirr und Zuckerwerk (dulces), und schrien sie in gedehntem Ton zum Verkauf aus; auch Bettler mit Körben voll der schönsten Blumen gingen umher, und vertheilten dieselben gegen Almosen. Alles dieß belebte die Straßen ungemein.

Nachdem wir zwölf Tage in Guadalaxara gewesen waren, machten wir uns endlich wieder auf den Weg, obwohl unser Kranker noch sehr schwach war. In einem Miethwagen mit Mauleseln, welche nicht gewechselt werden, legt man den Weg nach Mexico in fünfzehn Tagen, mit der Diligence in sechs Tagen zurück. Dieser Unterschied veranlaßte uns, die Diligence zu nehmen. Zwischen Veracruz und Mexico sind die Diligencen schon seit einigen Jahren eingerichtet, aber auf dieser Seite von Mexico nach Guadalaxara zu erst seit drei Monaten. Equipagen, Geschirr und Kutscher sind aus den Vereinigten Staaten, und entsprechen den Anforderungen der Reisenden. Die Pferde werden alle vier Leguas gewechselt; sind schön und groß. Bei anbrechender Dunkelheit hält man bei vorausbestimmten Nachtlagern, wo der Reisende Bett, Tisch und alle Bequemlichkeiten findet, welche bisher in diesem Lande ganz unbekannt gewesen waren. Der Wagen mit dem Kutscher kehrt alsbald zurück, und die Reisenden setzen ihren Weg mit einem andern Wagen bis zur folgenden Nacht fort. Für einen Platz in dem Wagen — außerhalb ist nämlich neben dem Kutscher nur ein einziger Sitz — zahlt man 70 Piaster bis Mexico; die Entfernung beträgt 135 Leguas.

Unser Freund, Don Manuel Luna, hatte sich entschlossen, mit uns nach Mexico zu gehen, aber der Gouverneur eröffnete ihm freundschaftlich, er könne ihm keinen Paß geben, als wenn er der Regierung 55.000 Piaster vorstrecke, da in Folge eines Befehls Santa Anna's alle guten Bürger der getreuen Staaten Geld zum Krieg gegen Texas hergeben müßten; so verschob er denn die Reise. Zum Glück war in dem sechssitzigen Wagen nur ein einziger Reisender, welcher in Handelsangelegenheiten, nämlich um Schulden einzutreiben, aus San Luis Potosi gekommen war, und unverrichteter Dinge zurückkehrte. Um 5 Uhr Morgens saßen wir schon in der Diligence, welche alsbald mit einer Schnelligkeit davon fuhr, welche uns in Staunen und fast in Schrecken setzte, denn in diesem Land ohne Wege scheint dem trägen Mexicaner und seinen Maulthieren eine schnelle Fahrt unmöglich, und zwar mit Recht, aber unser Nordamerikaner trieb die vier guten Pferde so unerschrocken an und lenkte sie mit solcher Gewandtheit, daß wir auf dem kaum gebahnten Wege wie auf der besten Chaussee in Europa dahinflogen. So lange wir der unglaublichen Dauerhaftigkeit der Diligence uns nicht versichert hatten, glaubten wir jeden Augenblick, sie müsse in tausend Stücke fliegen. Ich bin zweimal von Petersburg nach Irkutsk gereist, und einmal aus Irkutsk zurück nach Petersburg, kenne also die Gefahren einer Jahresreise zu Land ziemlich gut; dennoch habe ich noch nichts Aehnliches gesehen, als die Fahrt auf der Diligence von Guadalaxara aus: der Kutscher schien aus dem Tollhaus gekommen und die Reisenden dem Verderben gewidmet zu seyn, aber das Glück war uns günstig, und wir erreichten Mexico ohne den geringsten Unfall, obwohl seit Einrichtung der Diligence selten eine Woche vergeht, wo man nicht von umgeworfenen Wagen und verletzten Passagieren hört.

Das umliegende Land war nicht der Art, daß es uns für die höllische Fahrt durch angenehme Aussichten hätte einigermaßen entschädigen können: die ersten zwei Tage ging der Weg durch ein waldloses, ödes, schlechtbebautes Land mit sehr wenigen elenden Dörfern. Am ersten Tage kamen wir über die steinerne Bogenbrücke Puente de Calderon, welche in den Jahrbüchern des Revolutionskriegs berühmt ist, indem hier im Jahre 1811 die Insurgenten unter Don Miguel Hidalgo gänzlich geschlagen wurden: es sollen hier über 20.000 Indianer umgekommen seyn, welche, ihrem Anführer folgend, sich auf die Kanonen stürzten, um ihre Mündungen mit ihren Mützen zu verstopfen.

Aus Lagos kam die Diligence mit Passagieren, worunter sich ein Bruder des mexicanischen Kriegsministers befand, der die ganze Nacht uns von seinem Patriotismus vordeklamirte, seine Liebesabenteuer erzählte, und mit Einem Wort uns keinen Augenblick Ruhe ließ. Dieß brachte unsern Reisegefährten, den Oesterreicher, so auf, daß er am folgenden Morgen, als die Diligence mit dem gesprächigen Mexicaner aus Lagos abfuhr, ihm laut zurief, daß er der ersten Kirche 100 Piaster vermachen wolle, wenn die Diligence umwerfe, und die Tage des Bruders des Kriegsministers abkürze. Mitten in einer sandigen und steinigen Steppe liegt die Stadt San Juan de los Lagos. Die hiesige Kirche, eine der reichsten und schönsten in Mexico, dient als Wallfahrtsort für die Fremden aus den entlegensten Landstrichen der Republik; im December kommen hier über 40.000 Menschen zusammen und schlagen ein Lager auf, wobei ein Jahrmarkt gehalten wird, auf welchem in vierzehn Tagen theils im Handel, theils in Hazardspielen über 50 Millionen Piaster umgesetzt werden. Nachdem wir ziemlich schlecht zu Mittag gegessen und die Kirche besucht hatten, kamen wir in der zweiten Nacht nach der schönen Stadt Lagos, welche in einer viel fruchtbarern Gegend liegt, als die Sandhügel und kahlen Felsen von San Juan. Hieher geht die Straße aus den Bergdistrikten von Zacatecas und Durango nach Mexico; dennoch kamen mit der Diligence nur sechs Passagiere an, wovon nur vier mit uns den Weg nach Mexico fortsetzen wollten. Glücklicherweise erhielten wir hier einen Wagen, in welchem die vergrößerte Anzahl der Reisenden ohne besondere Belästigung für uns Platz finden konnte. Es war indeß Sonntag, und da an diesem die Diligencen nicht gehen, so mußten wir hier einen Tag liegen bleiben. Der Gastwirth war ein Spanier und hatte als Offizier die Expedition Malespina's mitgemacht, und erzählte uns viel von den Aleuten und Russen, welche er auf der Nordwestküste von Amerika gesehen hatte. Ueber dieses allgemeine Interesse vergaß unser neuer Bekannter sein eigenes nicht, und nahm uns für zwei Nächte und einen Tag 21 Piaster ab.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1836.

Die Sandinsel.

Das größte Hinderniß, und so zu sagen das einzige, welches sich der freien Schifffahrt auf dem Ocean zwischen Europa und Amerika entgegensetzt, ist die Sandinsel, deren sehr gefährliche Barren sich nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnen. Diese Insel liegt unter 44° n. B. und ungefähr 60° w. L. zwischen der großen Bank von Neufundland auf der einen und der Küste von Neuschottland auf der andern Seite, und zwar mitten in der Region der ewigen Nebel, weßhalb man sich über die hier oft statt findenden Schiffbrüche eben nicht wundern darf. Während der letzten 30 Jahre sind 60 Schiffe mit Mann und Maus an dieser Insel untergegangen, und die Zahl derer, welche auf die Barren aufliefen, ohne jedoch bedeutenden Schaden zu leiden, ist noch weit größer. Da die wahre Lage dieser Insel und die eigentliche Art der Gefahren, von denen sie umlagert wird, noch nicht allgemein bekannt sind, so dürfte eine kurzgefaßte Schilderung dieses Eilandes und der Riffe, von denen es umgeben ist, nicht ohne Interesse seyn.

Die Sandinsel dehnt sich in einer Richtung, welche wenig von Ostnordost nach Westsüdwest abweicht, und in einer Länge von 27 Meilen aus; ihre Breite beträgt 1 bis 2 Meilen. Sie besteht fast ganz aus weißem, mit kleinen durchsichtigen Kieseln gemischtem Sande. Aus einer Menge von Hügeln zusammengesetzt, von denen einige beinahe 150 Fuß hoch sind, bietet sie, von ferne gesehen, eine sehr unregelmäßige Horizontlinie. Man findet keine Bäume auf derselben; doch ist sie mit verschiedenartigem Gesträuch bedeckt. Die Heidelbeerbüsche und Wachholdersträuche, welche nebst vielem Gras und Kräutern am Meeresufer wachsen, dienen den in großer Anzahl hier wild lebenden Pferden, Hornvieh, Schweinen u. s. w. zur Nahrung. Ein mit dem Meer in Verbindung stehender Salzwasserteich dehnt sich bei 15 bis 20 Meilen weit auf der Insel aus. Kleine Teiche von süßem Wasser finden sich zwischen einigen der Hügel und trinkbares Wasser wird leicht gewonnen, wenn man in den Thälern den Boden aufgräbt.

Die Schiffe können, ohne Gefahr zu laufen, im Norden und Süden der Insel ganz nahe am Lande hinfahren, besonders im Süden, wo man bis auf 10 Meilen von der Küste 10 Faden Tiefe hat. Gegen Norden ist die Küste steiler, und die Tiefe des Wassers bis ebenfalls auf 10 Meilen weit vom Ufer 15 Faden; die Seefahrer müssen daher, wenn sie sich der Küste nähern, vorsichtig seyn, besonders wenn starker Nebel fällt. Die größten Gefahren aber drohen die Barren, welche sich von jedem äußersten Ende der Insel bis auf eine bedeutende Entfernung ausdehnen. Die gegen Nordost wird von den Sandbänken gebildet, welche von der nordöstlichen Spitze der Insel bis auf 28 Meilen nach Ostnordost fortlaufen; bis auf 12 oder 15 Meilen findet man hier nicht mehr als 5 Faden Wasser, und bei stürmischem Wetter reicht die Brandung beinahe doppelt so weit. Es läßt sich mit Grund vermuthen, daß an dieser Barre viele Schiffe zu Grunde gegangen sind, von denen man nie erfahren wo sie hingekommen. Die Barre gegen Nordwest erstreckt sich in gleicher Richtung etwa 16 Meilen weit, und ist ungefähr 2 Meilen breit. Während der schönen Jahreszeit sind einige etwa 6 bis 8 Meilen von der Insel entfernte Theile dieser Barre oft ganz vom Wasser frei.

Aus dem bereits Gesagten ergibt sich, daß die Sandinsel und die von ihr auslaufenden gefährlichen Untiefen sich bis auf nahe an 70 Meilen ausdehnen. Bedenkt man, daß während gewisser Monate des Jahrs in diesen Strichen die Südwestwinde herrschen, und daß die nach Amerika segelnden Schiffe zuweilen mehrere Wochen zwischen dem Sand-Kap und den Bänken von Neufundland aufgehalten werden, während die dicken Nebel nicht zulassen, die Höhe zu nehmen, und der Lauf des von unbekannten Strömungen getriebenen Schiffs nur annäherungsweise bestimmt werden kann; bedenkt man ferner, daß die Strömungen in diesem Meere sehr unregelmäßig sind, und meist von der Stärke des Windes abhängen, so muß man bekennen, daß es ein wahres Wunder ist, daß die Schiffbrüche hier nicht häufiger vorkommen. Man muß demnach in diesen Meeren das große Senkblei häufig brauchen, besonders wenn man nicht genau weiß, wo man sich befindet.

Auf der Sandinsel stehen jetzt drei Häuser; eines an jedem Ende und eines in der Mitte, in denen Leute wohnen, welche von der Regierung von Neuschottland hieher gesetzt sind, um

verunglückten Schiffen zu Hülfe zu kommen. Das Haus am Westende hat einen Garten und einige Felder — das einzige angebaute Land auf der Insel — auf denen Gemüse und Viehfutter wachsen.

Die Breite des südlichen Theils der Insel ist 43° 53′ und die des nordöstlichen 44° 1′. Die Länge (Meridian von Greenwich) des Mittelpunkts der Insel ist 60°. Aeußerstes Ende der nordöstlichen Barre 44° 10′ nördliche Breite und 59° 10′ westliche Länge. Aeußerstes Ende der nordwestlichen Barre 44° n. Br. und 60° 25′ westlicher Länge. Die Fluth tritt bei Voll- und Neumond um $8^{1}/_{2}$ Uhr ein.

Briefe über den spanischen Krieg.

(Fortsetzung.)

Wir gingen abermals auf das rechte Ufer des Ebro zurück, einen Weg, dessen ich herzlich müde war, abgesehen von dem kalten Wind und dem rieselnden Schnee, welche uns auf dem ganzen Marsch begleiteten, so daß wir halb erstarrt in Haro ankamen. Mir gereichte es stets zum Vergnügen, wenn ich zur Legion zurückkehrte, da ich diese als meine Heimath ansah; dießmal geschah es mit um so größerer Freude, da ich die zuversichtliche Hoffnung nährte, daß die vereinigten Truppen Cordova's und der Legion endlich thätig und mit solchem Erfolg auftreten würden, daß die Beendigung des unglücklichen Kampfes näher gerückt würde. Und dieß wäre auch unzweifelhaft der Fall gewesen, hätten nicht elende Eifersucht, Intriguen, und der Mangel an Festigkeit und Entschlossenheit bei allen Spaniern, niedrigen und vornehmen, die besten Absichten vereitelt. Die Meinung, welche ich mir gleich bei der ersten Landung der Legion in Spanien gebildet hatte, daß der Feind, mit welchem wir zu kämpfen haben würden, keineswegs allein in der numerischen Stärke der Carlisten bestünde, wurde nur allzu sehr bestätigt durch die zahlreichen Hindernisse, welche von eben denjenigen, für deren Sache wir täglich unser Leben wagten, uns in den Weg geworfen wurden.

Wir blieben nur eine Nacht in Haro, und eilten dann über einen Gebirgspfad nach Miranda del Ebro, wo wir die brittischen Hülfstruppen zu treffen hofften, sie hatten jedoch ihren Marsch beschleunigt, und waren schon nach Vittoria unterwegs; wir hielten deßhalb zu Miranda bloß so lange, bis wir eine Erfrischung eingenommen hatten, und ritten dann weiter nach La Puebla über die Brücke von Armenion, welche seit ihrer Zerstörung durch die Carlisten im Monat Oktober wieder hergestellt und in Vertheidigungsstand gesetzt worden war. Außer der Garnison war die kleine Stadt mit dem Vortrab von Cordova's Truppen angefüllt, welche von Logroño und Haro vorausgesendet worden waren. Da der Weg nach Vittoria wegen der carlistischen Streifpartien, welche in den Bergen und Wäldern der Nachbarschaft hausten, stets unangenehm zu passiren war, und übrigens bereits die Nacht einbrach, so gab Cordova seinen Plan, noch an demselben Tag nach Vittoria zu marschiren, auf, um so mehr, da allen auf dem Weg eingezogenen Erkundigungen zufolge die englische Legion schon um mehrere Stunden voraus war. Man mußte also hier ein Unterkommen für die Nacht finden, es vergingen aber etliche Stunden, und ich wurde von dem in Strömen fallenden Regen durch und durch geweicht, ehe ich eins für meine Pferde und mich finden konnte. Müde und unwillig warf ich mich in das schmutzige Bett, welches sich in einer Ecke des abscheulichen Lochs fand, das mir zum Schlafzimmer dienen sollte. Kaum hatte ich mich hineingeworfen, als ich zu meinem Schauder die Leintücher ganz naß fühlte. Feuer war keines da, und ich hätte in allen Sprachen unter der Sonne die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen zanken können, es hätte mir niemand geholfen; so warf ich denn die nassen Tücher heraus, hüllte mich in die Kissen, und schlief sanft bis zum Morgen. Ohne Abendessen war ich ins Bett gegangen, die niedlichen Thierchen aber, welche mein Lager bevölkerten, hatten in ihrem Hunger kaum einen Theil meines Leichnams unberührt gelassen. Als wir am folgenden Morgen unsern Marsch fortsetzten, fühlte ich die nahenden Symptome eines Fiebers, da mich ein heftiges Kopfweh und Schmerzen in den Knochen befielen. Dieß sind niemals angenehme Reisegefährten, am wenigsten aber, wenn man dem langsamen Schritt einer Marschlinie folgen muß auf einem englischen Vollblutpferde, welches, hieran gar nicht gewöhnt, sich durch immer heftigere Stöße dafür zu rächen schien.

Cordova benachrichtigte mich an diesem Morgen, daß El Rojo de San Vicente, ein bekannter Carlistenchef, überfallen und mit seiner ganzen Abtheilung gefangen worden sey; er wurde später ausgewechselt, ist aber seitdem in einem Gefecht tödtlich verwundet worden. Der Regen fiel fortwährend in Strömen und bei unserer Ankunft im Dorfe Soaclores, welches am Ufer der Zadora liegt, fanden wir den waldigen Abhang mit einer Abtheilung Dueneros besetzt, welche, stets wachsam, uns mit einigen Schüssen begrüßten, obwohl in weiter Entfernung vom Wege, welchen wir zogen. Cordova schickte eine Abtheilung seiner Carbeneros ab, welche auch ohne Mühe das Terrain säuberten. Eine halbe Stunde von Vittoria trafen wir den General Evans, welcher, begleitet von seinem Stabe, dem Obergeneral entgegen geritten war. Zahlreiche Glückwünsche wurden gewechselt über des Generals hergestellte Gesundheit und das weite Eindringen der Legion in das feindliche Land; ich ergriff die Gelegenheit, um manche Fragen zu thun über die Art, wie das englische Hülfskorps in Vittoria aufgenommen worden sey, und man versicherte mich, es sey Alles geschehen, um dasselbe mit Enthusiasmus zu empfangen: Feuerwerke wurden abgebrannt, Fahnen flatterten und die Glocken wurden geläutet, als die Legion einzog. Ich kannte indeß die spanischen Intriguen und die Unaufrichtigkeit zu gut, als daß ich mich über die Quelle, aus welcher diese Ehrenbezeugungen flossen, hätte täuschen können, und das spätere Benehmen aller Theile bestätigte meine Vermuthung nur allzu sehr.

Das Fieber und Kopfweh, womit ich während des Morgens schon gekämpft hatte, wurde bei dem Einzug in die Stadt immer schlimmer, und auf den Rath der Aerzte hütete ich das Bett, statt an den zur Feier der Vereinigung beider Korps ver-

anstalteten Feierlichkeiten Theil zu nehmen. Am Tage nach unserer Ankunft marschirte die englische Legion, welche damals höchstens 5000 Mann zählte, vor Vittoria hinaus, um daselbst von dem Obergeneral inspicirt zu werden. Leider hinderte mich mein Unwohlseyn, mich dabei einzufinden, nach dem Urtheil mehrerer höhern Offiziere aber zeigte sich die Legion sehr manövriefähig, und man beklagte sich nur über ihre zerrissene Kleidung. Dieß war indeß ein Mangel, welchem General Evans nicht abhelfen konnte; man hat oft wiederholt, es seyen Kleider und Schuhe aus England von den spanischen Agenten für die Legion abgesendet worden: wenn dieß wahr ist, so müssen sie durch irgend einen unglücklichen Umstand zu Grunde gegangen seyn, denn die Legion bekam während der Wintermonate nichts, mit Ausnahme von etwas Wenigem, was die Contrahenten lieferten, was aber den Soldaten nicht zu Gute kam, da sie mit ihrem Solde in Rückstand und nicht im Stande waren, sich etwas zu kaufen. Diese Lage wurde um so schwerer gefühlt, je schlechter die Klöster und Kasernen waren, in welchen die Truppen einquartiert wurden, indem nicht der fünfte Theil der Mannschaft Bettzeug hatte, so daß Hunderte dieser Unglücklichen Wochen lang auf dem Steinpflaster schlafen mußten, und nicht einmal Stroh hatten, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen.

Nachdem ich einige Tage das Bett gehütet hatte, war ich so weit hergestellt, daß ich wieder meinen Dienst thun konnte; zudem glaubte ich, es würden bald Bewegungen gegen den Feind vorgenommen werden, obwohl ich nicht sagen kann, ob Cordova wirklich diese Absicht hatte. Inzwischen kam aber ein Kourier aus Madrid mit der Nachricht an, daß Graf Almodovar mit General Alava, welcher über Santander nach Paris ging, in wenigen Tagen zu Burgos erwartet werde; dieß bestimmte den General, nach jener Stadt zu gehen, und ich war froh, so weit hergestellt zu seyn, daß ich das Anerbieten des Generals Evans, ihn zu begleiten, annehmen konnte, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, diese alte Stadt zu sehen. Am ersten Tag gingen wir nun nach Miranda del Ebro zurück, wo wir, da die Reise zu Pferde zurückgelegt worden war, die Nacht über blieben. Sobald man hier den Ebro überschritten hat, ändern sich die Gesinnungen der Einwohner sehr: sie werden friedlich und industriös, so daß, wenn nicht gerade der Pfarrer Merino, um Kouriere und Convois aufzufangen, über den Ebro ging, jeder fast ohne Eskorte nach Burgos reisen konnte. Cordova wünschte sehr, daß ihn der Kriegsminister, so wie General Evans vor der Rückkehr nach Vittoria auf den rechten Flügel der Operationslinien begleiten möchten. Diesem Wunsch hatte der General entsprochen, und nicht nur Befehle nach Vittoria gesendet, daß der übrige Theil des Stabes zu Logroño zu ihm stoßen solle, sondern er beschloß auch, das erste Regiment Lanciers, welches zur bessern Versorgung der Pferde zu Burgos gelassen worden war, mit sich zu nehmen, weil sein Erscheinen in Navarra die Wirkung haben konnte, den Einwohnern über die Wirklichkeit eines englischen Hülfskorps, woran sie immer noch nicht glauben wollten, die Augen zu öffnen.

Zu dem Ende erhielt ich von General Evans am andern Morgen den Befehl für Oberst Kinloch, daß sein Regiment sich marschfertig halten solle, und machte mich in Begleitung von General Cordova's Sekretär nach Burgos auf den Weg. Durch frühere Erfahrung gewarnt, nahm ich aber kein Kabriolet, sondern reiste mit der Post, d. h. wir nahmen Pferde, Klepper und Maulthiere, mit was immer die Post versehen war, denn dieß ist die gewöhnliche Art zu reisen in Spanien. Da wir im königlichen Dienst waren, durften wir mit diesen unglücklichen Thieren von Post zu Post galoppiren, und hielten sie nur fest in der Hand, damit sie keine bittende Stellung annehmen möchten, woran sie, wie das Aussehen ihrer Knie kund gab, sehr gewöhnt zu seyn schienen. Nichts desto weniger kamen wir auf diese Weise in zwei Stunden nach Briviesca, was eine Strecke von sieben spanischen Leguas ist.

(Schluß folgt.)

Rettungskugeln, erfunden vom Kapitän Mamby.

So geschickt ein Matrose auch immer im Schwimmen seyn mag, so geschieht es doch zuweilen, daß sich bei Schiffbrüchen das Fahrzeug zu weit vom Lande befindet, oder daß die Heftigkeit der Brandung die Kräfte erschöpft und den Untergang des Schwimmers fast gewiß herbeiführt. Man hat schon verschiedene Rettungsmittel ausgedacht, die jedoch keineswegs dem gewünschten Zweck entsprachen. Weit entfernt, sich dadurch entmuthigen zu lassen, hat der brittische Marinekapitän und Präsident der Generalsocietät der Schiffbrüche, Sir Mamby, neue Versuche unternommen, welche glückliche Erfolge zu versprechen scheinen. Das von ihm bekannt gemachte Verfahren besteht in Herstellung einer Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande mittelst eines Seils, das an einer mit einem Ring oder einem Schiffshaken versehenen Kugel befestigt ist. Diese Kugel wird aus einem Mörser, der mit seinem hölzernen Gestell etwa drei Centner wiegt, und der eine 24pfündige Kugel mit einem $1\frac{1}{4}$ Zoll dicken Tau 200 Faden, oder etwa 185 Metres, oder einem starken Senkbleiseil 270 Faden oder ungefähr 248 Metres weit trägt, selbst durch den stärksten Sturm vom Lande aus auf das Schiff geworfen. Ein solches Seil ist stark genug, daß ein Boot sich von der Küste aus an demselben bis zum Schiff fortziehen kann, was um so wichtiger ist, als die Schiffbrüchigen von Kälte und Arbeit oft so erschöpft sind, daß sie nicht mehr arbeiten können. Folgendes sind die Tragweiten des Mörsers:

Unzen Pulver.	Erreichte Weite nach Faden mit einem Seil von $1\frac{1}{4}$ Zoll Dicke.	Weite mit einem Seil von $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke.
4	120	140
6	145	182
8	180	215
10	205	249
12	235	290
14	250	310

Die zu diesem Apparat gehörigen Kugeln sind zweierlei Art: 1) solche, welche nur zu Herstellung einer Verbindung mit dem Lande dienen und mit einem zackigen eisernen Ringnagel versehen sind, und 2) solche mit einem Schiffshaken, um den herum noch mehrere Widerhaken angebracht sind, die überall, wo sie auffallen, sich festklammern. Die letztere Art ist besonders zweckmäßig, weil Boote sich an dem Seil bis zum Schiff fortziehen können, indem die Kugel, sie mag nun im Holz- oder Takelwerk einschlagen, so lange festhält, als die Theile des Schiffs, wo sie

festsitzt, nur immer aushalten. Man hat den Widerhaken dadurch verbessert, daß man ihm fünf Arme gegeben hat, von denen immer zwei zugleich einschlagen. Das Seil muß fest an die Kugel angebunden und von derselben aus bis auf eine gewisse Entfernung mit Leder umwunden werden, um dasselbe gegen Verbrennung durch das Pulver zu schützen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

(Schluß.)

Unter unsern neuen Reisegefährten befand sich ein Mexicaner, ein reicher Gutsbesitzer aus Zacatecas, Kavallerieobrist der Nationalmiliz seines Staats bis zur Abschaffung der Föderalverfassung: er erzählte uns, daß der Gouverneur von Zacatecas die Nationalmiliz, und namentlich die Reiterei auf eine ausgezeichnete Weise formirt, und dadurch in dem Präsidenten Santa Anna die Furcht erregt hatte, sein persönlicher Einfluß möchte dahinschwinden, wenn die übrigen Staaten diesem Beispiele folgten und sich in eine selbstständige Verfassung setzten. Die Geldgier Santa Anna's wirkte wahrscheinlich zur Vernichtung der Föderalverfassung mit, denn nur, wenn diese abgeschafft war, konnte das neuentdeckte Bergwerk in Fresenilla unter die Aufsicht der Centralregierung in Mexico gestellt werden, oder richtiger gesagt, Santa Anna konnte sich dasselbe zueignen. Dieses Silberbergwerk, das reichste in der ganzen Welt, wirft alle Wochen 50,000 Piaster ab, wovon der Regierung nur ein Fünftel zukommt, da die übrigen vier Fünftel auf die Arbeiten verwendet werden.

Die Familie des Milizobristen Flores al Torre führt ihren Ursprung bis zur Eroberung von Mexico hinauf; der Stammvater Flores kam als Offizier mit Cortez hieher, und bei einem Gefecht mit den Mexicanern erhielt er von dem General den Auftrag, einen Thurm zu nehmen. Cortez zeigte ihm auf dem Thurm einen Caziken, und rief: Flores! al torre! Flores eilte darauf zu, und kehrte bald mit dem gefangenen Caziken zurück. Seit dieser Zeit besteht sein Wappen aus einem Thurm und einem gefesselten Caziken, und seine Familie hat den Beinamen al Torre erhalten. Unter den übrigen der Mitreisenden zog unsere Aufmerksamkeit namentlich ein Deutscher auf sich, Namens Stein, ein gebildeter angenehmer Mann und in Mexico als der ausgezeichnetste Mineralog bekannt, welchen die Regierung nach Mexico berief, um seine Meinung über die Leitung des Bergwerks bei Fresenillo zu vernehmen.

Unser Weg führt uns durch das Städtchen Leon, dessen Einwohner wegen ihrer Spitzbübereien bekannt sind. Es ist angefüllt und umgeben von Frucht- und Obstgärten, welche von Gehägen aus säulenartigem Cactus eingeschlossen sind. Dieß gibt der Stadt ein besonderes Aussehen, dessen Reiz noch erhöht wird durch lange Alleen sehr schöner Bäume, welche del Arra genannt werden. Dieser Baum erinnert an unsere Birke, aber die Blätter sind dicker, das Grün sehr dunkel, und die purpurrothen sehr giftigen Beeren hängen in großen Büscheln herab. Von Leon an beginnt der sogenannte Barlo, der fruchtbarste und am besten angebaute Landstrich in Mexico; dieß ist eine flache, weite Hochebene, welche sich bis Queretaro erstreckt, links durch die berühmten Bergwerke von Guanajuato, rechts in großer Entfernung durch die Berge begränzt wird, welche das Bassin des Flusses St. Jago einschließen. Der Barlo ist eine völlige Fläche, der Boden besteht aus einer fruchtbaren Dammerde; Ackerland, Baumgärten, Zuckerpflanzungen und Mimosahaine bedecken dieß reizende Thal; die zahlreiche Bevölkerung lebt in Dörfern, auf Landgütern, Haziendas und in Städten. Dieses Kornhaus des Bergdistrikts war der gewöhnliche Schauplatz des Kriegs, dessen traurige Folgen noch jetzt an den zerstörten Dörfern und Landhäusern zu ersehen sind. Unser Weg führte an dem Städtchen Valenciana vorüber, welches durch seinen Bergbau bekannt ist, und dessen Gebäude wir in geringer Entfernung vor uns sahen. Nachdem wir in dem schönen Städtchen Irapuato übernachtet hatten, kamen wir durch ein zweites, Salamanca genannt, dessen Einwohner gleichfalls durch Spitzbübereien berühmt sind. Dann zeigten sich in einiger Entfernung links von dem Wege die Dörfer San Miguel und Dolores, dessen Geistlicher, Hidalgo, zuerst die Fahne des Aufstandes erhob, und den ersten Schlag führte, welcher in der Folge die Kolonien gänzlich vom Mutterlande losriß.

Die Städte folgen sich nun in geringen Entfernungen: Celaja, ein angenehmer Ort mit einem schönen großen Platz, hat eine Kirche und Brücken, welche im Lande durch ihre kunstreiche Bauart berühmt sind. El Paseo, ein artiges Städtchen, ist von großen Frucht- und Küchengärten umgeben, und das umliegende Land ist ausgezeichnet gut bebaut. Nachts kamen wir in die Kreisstadt Queretaro, welche malerisch am Fuße eines Berges liegt, und viele große Gebäude, Kirchen, Klöster und einen sehr schönen Platz in sich schließt. Die geschlossenen Tuchfabriken und die vielen leerstehenden großen Häuser erinnern an den frühern Handel und Wohlhabenheit der Stadt, deren Einwohner sich zur Zeit des Revolutionskriegs der alten Regierung sehr ergeben zeigten. Der größte Theil der bemittelten Einwohner hat allmählich die Stadt verlassen, wo von 40,000 Einwohnern nur 17,000 zurückgeblieben sind. Gewerbe und Handel sind verschwunden, und die neue Ordnung der Dinge in Mexico ist noch nicht der Art, um zur Wiederaufnahme einzuladen. Das Gasthaus, wo die Diligence hielt, ist geräumig, gut und bequem gebaut.

Hier trennte sich Flores al Torre und unser österreichischer Bekannter von uns; der letztere ging nach San Luis Potosi, wohin gleichfalls die Diligencen eingerichtet sind. In Queretaro endet der Barlo, und man steigt bergan, die Stadt aber liegt noch im Thale. Eine steinerne Wasserleitung auf kleinen Bögen erstreckt sich bis zu den Bergen, in welchen der Weg allmählich steinig wird. Wo man hinsieht, bemerkt man ausgebrannte Krater und vulkanische Ueberreste; doch bezwingt der Fleiß der Menschen auch diese widerstrebende Natur, und bis zur Stadt San Juan del Rio wechseln Gärten und Felder mit öden Strecken. Dann aber verschwindet das lebendige Grün, der Weg wird immer unebener, man steigt immer höher hinauf, und Tula, eine der ältesten Städte, steht ganz allein da in der unbebauten Steppe. Bald jedoch wechselt wieder der Anblick: weite Pampflanzungen und Landhäuser zeugen von der zahlreichen Bevölkerung, der Anblick des großen Tezcuco-Sees und die hinter demselben sich in die Wolken erhebenden Riesengipfel Popocatepetl und Iztaccihuatl ziehen um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich, als sie andeuten, daß der Reisende auf der berühmten Hochfläche von Anahuac sich den Thoren der alten Hauptstadt Montezuma's nähert. Als wir gegen Mexico hinfuhren, war es schon dunkel, auf dem Wege wenig Menschen und die Stadt unserem Anblick entzogen. Der Wagen hielt, und der Zollbeamte am Wachhause besichtigte unser Gepäck; als dieß zu Ende war, fuhren wir durch gut erleuchtete, mit Menschen angefüllte Straßen nach dem Posthause. Von meinem Aufenthalt in der Hauptstadt mit Nächstem.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1836.

Die Messe von Tantah im Jahr 1807.

Tantah ist eine der wichtigsten Städte Unter-Aegyptens. Es liegt mitten auf dem Delta in ungefähr gleicher Entfernung von Cairo, Damiette und Rosette. Tantah zählt mehr als 10,000 Einwohner, die sich größtentheils mit der Verfertigung der Linnen, der seidenen Zeuge und Handtücher beschäftigen, deren sich die Frauen in den Bädern bedienen. Die Felder, welche die Stadt umgeben, bringen Getreide, Gerste, Flachs, Baumwolle, Zuckerrohr und Lebensmittel aller Art in Fülle hervor. Die Gärten stehen wegen der köstlichen Zartheit ihrer Früchte und wegen des kühlenden Schattens, den sie gewähren, weithin in hohem Rufe. Was aber besonders zum Ruhme Tantahs beiträgt, ist, daß es das Grab eines berühmten Scheikhs besitzt, das zu gewissen Zeiten die andächtigen Muselmänner aller Länder, die dem Islam zugethan sind, zur Wallfahrt lockt. Der Scheikh heißt Ahmed-el-Bedawi. Dieser heilige Mann ward zu Fez, im Kaiserthum Marokko, im J. 596 der Hedschra, das dem Jahr 1200 der christlichen Zeitrechnung entspricht, geboren; noch jung ging er nach Aegypten, um sich nach Mekka zu begeben und seine Pilgerfahrt zu vollenden. Als er diese wichtige Pflicht, die zu den unumgänglichen Vorschriften des Islams gehört, erfüllt hatte, kam er, wie man versichert, in Einer Nacht von Mekka nach Tantah zurück, welche beide Städte mehr als 300 Stunden von einander entfernt sind. Dieß war nur das erste der zahlreichen Wunder, die er während eines 30jährigen Aufenthalts in Tantah verrichtete; Seyd-Ahmed-el-Bedawi starb in einem Alter von 79 Jahren. Er leuchtete den Menschen diese lange Laufbahn hindurch mit dem Beispiel aller Tugenden voran, und konnte durch seine Weisheit und Einsicht eine Menge Wunder bewirken, von denen die Sage die umständlichsten Einzelnheiten aufbewahrte. Der Ruf der Heiligkeit Seyd-Ahmed-el-Bedawi's verschaffte ihm nach seinem Tode die Verehrung aller frommen Menschen. Man strömte von den benachbarten Städten und Dörfern herbei, um an seinem bescheidenen Grabe zu beten. Mehr als Ein Kranker erlangte durch seine Vermittlung die Gesundheit wieder; mehr als Eine Familie sah, Dank dem Schutze des Scheikhs! den verlornen Sohn, der die fernen Länder besucht hatte, wieder; selbst einigen lange Zeit unfruchtbaren Frauen war durch die Inbrunst ihrer Gebete das Mutterglück zu Theil geworden. Der Ruf der Wunder, die am Grabe Seyd-Ahmed-el-Bedawi's geschahen, verbreitete sich weithin, und bald gestattete die Erkenntlichkeit der zahlreichen Menge, die er getröstet, ihm eine prächtige Kapelle zu erbauen. Die Mauern dieses geheiligten Ortes wurden bis zum Anfang des Gewölbes mit Marmor bekleidet; die Kuppel, die man um ihr mehr Kühnheit und Erhabenheit zu geben, aus Holz baute, ward äußerlich mit Blei bedeckt; im Innern malte man sie mit so reinem Blau, als das des Firmamentes, und auf diesem reichen Grunde prangten die goldenen Arabesken in zierlichster und buntester Mannichfaltigkeit. Das Grab des Heiligen ward mit einem Gitter von Erz umgeben; man hängte darüber eine Art sammtenen, mit Straußenfedern gezierten Baldachin, und ein gewaltiger, aus Caschmir-Shawls gebildeter Turban ward auf den Sarkophag an die Stelle gelegt, die dem Haupte des Scheikhs entsprach. Die Thüren der Kapelle und Schlösser von Ebenholz waren mit Silber beschlagen, und das Zusammenströmen der Gläubigen so beträchtlich, daß sich das Metall abnützte, und unter ihren frommen und brünstigen Küssen sehr bald aushöhlte. Um die Pilgerfahrten, die man jährlich an das Grab Seyd-Ahmed-el-Bedawi's unternimmt, zu ordnen, vermochte man die Muselmänner sich zu bestimmten Zeitpunkten zu versammeln. Man bezeichnete hiefür anfänglich die Zeit des Sommer-Solstitiums, dann fügte man noch die der Herbst Tag- und Nachtgleiche bei. Dieß ist die Zeit, wo Aegypten mit allen seinen Reichthümern bedeckt ist, und wo die Bewohner, erfreut über die Nilüberschwemmung, die ihnen die härtesten Ackerbauarbeiten erspart, sich gern zu Gebet und Freude versammeln. Diese religiösen Feierlichkeiten finden auf einer Messe statt, auf welcher die Kaufleute von Konstantinopel, Marokko, Arabien und selbst Persien zusammenströmen. Sie legen in improvisirten Bazars die reichsten Erzeugnisse ihrer Länder zur Schau, und theilen ihre Zeit zwischen Gebet und Handel. Bekanntlich gibt auch die Pilgerfahrt nach Mekka Gelegenheit zu einer sehr wichtigen Messe, wohin jeder Pilger einige Waaren bringt, in der Hoffnung, einen Gewinn daraus

zu ziehen, der ihm alle Kosten seiner Reise bezahlen könne. Muhammed verjagte nicht, wie Christus, die Kaufleute aus dem Tempel: man kann in einer Moschee essen, schlafen, plaudern, kaufen und verkaufen; nur darin zu spielen, zu rauchen und zu lachen, ist verboten. Im J. 1807 war die Bevölkerung weit glücklicher, als dieß heutzutage der Fall ist. Der Vicekönig hatte damals sein unheilvolles Monopolsystem noch nicht eingeführt. Jedermann war ganz Herr dessen, was er besaß; er verkaufte es, wie ihm beliebte, wo er wollte und an wen er es am vortheilhaftesten thun konnte. Auch die Messe von Tantah war viel glänzender als in unsern Tagen. Mehr als 100,000 Personen fanden sich darauf zusammen. Man traf hier Waaren aller Art, Korn, Thiere, Stoffe, Leinwand, Baumwolle, Wolle. Da die Stadt selbst diesen großen Zufluß von Fremden nicht fassen konnte, so hatte man auf allen Seiten, auf den Plätzen, auf den Wegen, selbst mitten in den angebauten Feldern, Zelte aufgeschlagen. Die Kaufleute, die Andächtigen, die Possenreißer, die Tänzer drängten und mischten sich in der Menge. Gewiß seit langer Zeit war die Messe nicht so zahlreich gewesen.

(Schluß folgt.)

Briefe über den spanischen Krieg.

(Schluß.)

Hier, in Briviesca, hielten wir, um Erfrischungen einzunehmen, und trafen die Artillerie der Legion, welche zwei Tage vorher unter Oberst Shaw von Santander her eingetroffen war. Als ich ihn benachrichtigte, daß die Generale in wenigen Stunden durch die Stadt kommen würden, ließ er seine Batterien alsbald auf dem offenen Platze vor der Posada aufmarschiren, wo man erwartete, daß sie anhalten würden. Ich hatte hier zum Erstenmal Gelegenheit, die Pferde zu sehen, welche von den Lieferanten aus England gesendet worden waren, um die glänzenden leichten Artilleriestücke zu ziehen, welche die englische Regierung für den Dienst der Königin geliefert hatte; der kontraktmäßige Preis für diese Thiere war 26 Pfund Sterling, sie waren aber zu der schweren Arbeit, Kanonen über die schlechten Bergstraßen in Spanien zu ziehen, völlig unbrauchbar. Die Mannschaft indeß, wovon ein großer Theil schon in der englischen Artillerie gedient hatte, verstand ihren Dienst vortrefflich, und auch ihre Disciplin war ganz erträglich. Wir blieben nur kurze Zeit in Briviesca, und brachen, nachdem wir uns mit frischen Pferden versehen hatten, nach Burgos auf, wo wir gegen 7 Uhr Abends ankamen. Ich fragte nach der Reiterkaserne, und gab meine Depeschen an Oberst Kinloch ab, welcher, wie seine Offiziere, sehr erfreut war, daß es doch endlich zum aktiven Dienst kommen solle. Inzwischen war weder der Kriegsminister, noch General Alava angekommen, und da ich mich noch nicht recht von meinem Unwohlseyn erholt hatte, so war ich froh, mich zeitig zur Ruhe verfügen zu können, da der rasche Ritt bald zu Pferde, bald zu Maulesel, mich doch sehr ermüdet hatte.

Am folgenden Morgen war der inzwischen angelangte General Evans bald auf den Beinen, und ich begleitete ihn zu der Kaserne, welche wir besichtigten, während die Mannschaft sich zum Ausmarsch in Bereitschaft setzte; das Gebäude selbst ist ganz von Stein und von bedeutender Ausdehnung, da 1500 Menschen und Pferde darin Platz haben. Die Ställe sind groß und luftig und mit gutem Wasser aus einer Quelle im Hofraum wohl versehen; auch an Fourage fehlte es in der Nachbarschaft durchaus nicht, nämlich an Stroh und Gerste, die das gewöhnliche Futter der Pferde im nördlichen Spanien sind. Das Regiment war bald marschfertig: die Pferde hatten sichtlich während des kurzen Aufenthalts an diesem Orte gewonnen, manche von der Mannschaft aber schienen noch nicht sonderlich fest auf ihren Pferden zu sitzen, doch sahen sie gut aus, und waren allem Anschein nach zu dem anstrengenden Dienst, der ihrer wartete, ganz tauglich. Die Trompeten ertönten, und das Regiment, welches jetzt aus 300 Pferden bestand, marschirte fröhlich ab. Indeß reichten einige Wintermonate, Mangel und Krankheiten hin, sie auf die Hälfte zu reduciren; die Pferde wurden schwach und zum Theil dienstuntauglich.

Mit Vergnügen ging ich über die Wälle und Anhöhen um die Stadt mit dem General, welcher dem Krieg auf der Halbinsel beigewohnt hatte, und wir besuchten die Ruinen des alten Schlosses, von dessen Anhöhe herab wir eine herrliche Aussicht über das ausgedehnte wohlangebaute Thal des Alanzon hatten, in welchem die Stadt liegt. Auf dem Schloß fanden wir viele Leute mit Arbeiten an den Festungswerken beschäftigt, welche anderswo weit nützlicher hätten seyn können, denn mir schienen diese Arbeiten, da der wirkliche Kriegsschauplatz noch so weit entfernt war, eine unnütze Zeit und Geldverschwendung. Auf den Batterien stand eine gute Anzahl prächtiger Geschütze von jeder Größe und Kaliber, mir war aber unbegreiflich, warum sie so unnütz in Burgos blieben, da man sie am Ebro so gut hätte brauchen können. Auf Antrieb des General Evans hat man später auch manche davon nach Miranda und Vittoria geschafft. Wir besuchten auch die Kathedrale, ein prächtiges, in Kreuzform aufgeführtes Gebäude, dessen Chor herrlich mit geschnitztem Eichenholz ausgeschmückt ist; ungeheure Summen wurden neulich auf abgeschmackte neumodische Verzierungen gewendet. Das Kloster von Miraflores, so wie das von San Pedro, wo die Gebeine des Cid ruhen, liegen ganz in der Nähe. Die Stadt Burgos selbst ist wie die meisten andern spanischen Städte, welche ich sah, schmutzig und unregelmäßig gebaut, und nur der öffentliche Platz hat etwas Anziehendes. Ich wanderte in der Stadt umher, stets in der Hoffnung, irgend etwas zu finden, was an den alten Glanz erinnerte, aber umsonst, und so ging ich endlich in das Haus des Marquis de Castro, wo für die beiden Generale die Mahlzeit bereitet war. Bei einer spanischen Mahlzeit, sey es bei einem Marquis oder bei einem Bauern, ist wenig Unterschied: sie beginnt unwandelbar mit einer schlechten Suppe, Rindfleisch, Kohl und Carubanzos, einer Art großer Bohnen, und endet mit Trauben; die andern Schüsseln sind nicht sehr einladend. Dießmal fühlte ich mich allzu unwohl, um irgend einer Schüssel ihre Rechte anzuthun.

überdieß war es furchtbar kalt, das Zimmer hatte weder Kamin noch Ofen, sondern nur eine Gluthpfanne, welche denen, die nahe genug waren, die Füße verbrannte, während der übrige Körper so kalt blieb wie zuvor. Während der Mahlzeit wechselte bei mir ein brennendes Kopfweh mit Frost, und sobald ich mich irgend zurückziehen konnte, eilte ich in mein Bett, wo ich in kurzer Zeit fühlte, daß ich ein tüchtiges Fieber hätte; ein spanischer Arzt wurde gerufen, der mir alsbald zur Ader ließ gleich einem Pferde, mein wiederholtes Begehren nach Arzneien abschlug, mir ein Blasenpflaster auf den Hinterkopf setzte, und mich mit dem unangenehmen Gefühl verließ, daß ich nun für geraume Zeit zu allen Geschäften untauglich, wo nicht ein Candidat für ein spanisches Grab sey.

Graf Almodovar und General Alava kamen am folgenden Tage nach Burgos; ich fühlte mich aber allzu unwohl, um mein Bett verlassen zu können; der spanische Barbier hatte seine Lanzette so gut gebraucht, daß ich vollkommen hülflos dalag. So blieb es mehrere Tage, während welcher Zeit der Obergeneral mit dem Kriegsminister und General Evans nach Navarra abreiste, was meine fieberische Aufregung nicht wenig vermehrte, da ich so sehr gewünscht hatte, bei dem Kampfe anwesend zu seyn. Alava blieb indeß in Burgos, weil er selbst nicht ganz wohl war, und somit hatte ich Gelegenheit, diesen ausgezeichneten Mann noch zu sehen. Unwillig über die Unthätigkeit, worein mich die Krankheit versetzte, nahm ich das Anerbieten eines spanischen Edelmanns an, welcher mich in seinem eigenen Wagen nach Vittoria mitnehmen wollte; ich befreite mich aus den Banden der Blutegel, und obwohl sehr schwach, unternahm ich doch die Reise, um die Hülfe und den Rath meiner Landsleute in Anspruch zu nehmen; auch kam ich ohne Unfall durch, die Anstrengung hatte mich aber dermaßen erschöpft, daß ich nach meiner Ankunft das Bett hüten mußte, und zwar mehrere Wochen lang.

General Evans hatte Cordova nach Pampeluna begleitet, blieb aber, da er in sein eigenes Hauptquartier zurückkehren wollte, nur zwei Tage daselbst, und eilte dann mit dem ersten Regiment Lanciers, welches er zu Logroño hatte halten lassen, nach Vittoria. Das Wetter, welches seit Anfang Novembers bald mehr, bald minder kalt gewesen war, ging nun in einen für Spanien ungewöhnlich strengen Winter über, und Krankheiten, welche sich bisher nur hie und da gezeigt hatten, nahmen nun die beunruhigende Gestalt eines Typhusfiebers an, das unter den Truppen schnell um sich griff. Die stets wiederholte Antwort auf alle an die Aerzte gerichteten Fragen über die Ursachen einer so furchtbaren Krankheit lauteten dahin, daß der Grund allein in den schlechten Wohnungen, der schlechten Nahrung, der geringen Kleidung und dem Mangel an allen Lebensnothwendigkeiten liege. Vergebens wandte sich General Evans wiederholt bald an die Regierung, bald an die Lokalbehörden, und setzte sie von den wahrscheinlichen Folgen für die Gesundheit der Truppen in Kenntniß; Alles half nichts, trotz der wiederholten Versicherung, daß auf diese Weise die Legion gänzlich dienstunfähig werde, was auch durch baldige zahlreiche Todesfälle nur zu sehr sich bestätigte. Selbst die nothwendigen Rationen für jeden Tag wurden nur mit Schwierigkeit herbei geschafft, obgleich Berichte auf Berichte darüber erstattet wurden; häufig, wenn die Mannschaft vor Hunger erschöpft war, kam das Fleisch noch rauchend aus dem Schlachthause.

Die Folgen dieses unglücklichen Zustandes der Dinge hatten bereits auf eine furchtbare Weise sich kund gegeben, als der General am Christtag aus Navarra zurückkehrte, und er sparte keine Mühe und keine Anstrengung, um dem entmuthigenden Einfluß dieser Unfälle auf die Legion entgegen zu arbeiten. Man hat den elenden Zustand der Mannschaft zum Theil der Trunkenheit zugeschrieben, ich befand mich aber, während die Wuth des Fiebers am heftigsten tobte, selbst in Vittoria, und habe unter einer gleichen Anzahl Truppen nie so wenig Betrunkene und so wenig Dienstvergehen in Folge von Trunkenheit gefunden. In der That, so lange ich in Spanien war, gereichte es nicht nur mir, sondern auch andern Offizieren, welche in englischen Diensten gestanden hatten, zum Erstaunen, wie nüchtern die Mannschaft war; freilich konnten sie oft Monate lang sich weder Wein noch andere geistige Getränke irgend einer Art verschaffen, aber auch zur Zeit, wo sie Geld hatten, waren der Trunkenbolde weniger, als man bei der Wohlfeilheit des Weins hätte erwarten sollen.

Fortwährend waren eine Menge Gerüchte in Umlauf über die Bewegungen der Carlisten, und man erwartete täglich, daß Cordova mit einer Truppenverstärkung zu der Legion stoßen werde; auch zweifelten wir nicht, daß bei seiner Ankunft eine kombinirte Bewegung statt finden werde, und jedermann erwartete, daß endlich doch irgend etwas geschehe. Die Carlisten hatten sich in dem Schloß von Guevara befestigt und verbarrikadirt, ein Theil ihrer Truppen besetzte Salvatierra und Salinas nebst der Berglinie von Arlaban, welche an diese beiden Orte stößt. Uebrigens befanden sich Außenposten und streifende Reiterabtheilungen ganz in der Nähe von Vittoria, und manche derselben waren so keck, daß sie in der Nacht an der Nordseite der Stadt außerhalb der Barrikaden erschienen, von ihren Freunden in der Stadt Geld und Lebensmittel empfingen, und dann ihre Gewehre auf die Schildwachen abschossen, um diese, wie sie sich ausdrückten, munter zu erhalten. Sie entkamen so leicht, daß es gar nicht möglich war, diese Keckheit zu hindern, obwohl 10,000 Christinos innerhalb der Mauern lagen.

Cordova kam bald aus Navarra zu uns, und die Gerüchte über beabsichtigte Bewegungen wurden immer häufiger: frische Truppen kamen an mit Artillerie, Sturmleitern und Schanzwerkzeugen ohne Zahl; es hätte keiner größern Vorbereitungen bedurft, wenn Paris hätte erstürmt werden sollen. Die Namen Guevara und Salvatierra hörte man jeden Augenblick zum großen Verdruß aller derer, welche in der That den beklagenswerthen Krieg beendigt wünschten, ohne daß man so viele kostbare Zeit in nutzlosen Planen verschwendete. So viel ich erfuhr, war es wirklich des Obergenerals Absicht, eine kombinirte Bewegung gegen Salvatierra und Guevara zu machen, beide zu nehmen, und dadurch die Linie der Borunda nach Pampeluna hin in seine Gewalt zu bekommen, wodurch ein großer Theil des carlistisch gesinnten Landes abgeschnitten und das Königreich

Navarra von den baskischen Provinzen getrennt worden wäre. Dieser Plan war ausführbar, er hätte die günstigsten Resultate herbeigeführt, nur fehlte es, wie in vielen andern Fällen, an der Ausführung, wofür jeden Morgen neue Entschuldigungen in Umlauf kamen: bald war Cordova krank, bald fehlte es an Geld, bald an andern Hülfsmitteln, und endlich wollte man auf die algierische Legion warten, welche täglich ankommen konnte. Dieses wirklich prächtige Korps, etwa 3000 Bajonnette stark, langte endlich an, und nie sah ich schönere Truppen, welche durch ihren Aufzug und ihre Disciplin größere Zuversicht erweckten, daß sie alle Schwierigkeiten und Beschwerden überwinden würden. Eine nationale Abneigung scheint indeß immer nach in Spanien gegen diese Truppen zu herrschen, denn als dieses Korps, welches sich schon von seiner ersten Landung zu Barcelona an ausgezeichnet hatte, in Vittoria anlangte, zeigte sich nicht der mindeste Enthusiasmus. Die Disciplin ist sehr streng, und es sollen sogar häufig Leute erschossen werden; dem sey wie ihm wolle, sie sind gut kommandirt, sehr brauchbar und vortrefflich ausgerüstet. Die Offiziere sind meist Franzosen, und das Kommando ist französisch, die Mannschaft aber besteht größtentheils aus Deutschen und Polen, der Ueberrest aus Franzosen und einigen Schotten.

Wallisische Nationalliteratur.

Der Merthyr Guardian und aus ihm das Athenäum enthält hierüber Folgendes: „Von allen noch bestehenden Zweigen und Nationen des großen celtischen Stammes besitzen die Walliser ohne Widerspruch die ausgedehntesten Ueberreste von Nationalliteratur. Wir sahen selbst im Besitze von uns bekannten Personen mehrere dicke alte Manuscripte von wallisischen Gedichten, welche eine reichhaltigere Sammlung ausmachten, als man von englischen Dichtern vor Dryden veranstalten könnte, und die neuesten Gedichte dieser Sammlungen sind zum mindesten 100 Jahre älter als dieser große Dichter. Aber diese Bände enthalten noch nicht den vierten Theil der in den verschiedenen Bibliotheken noch vorhandenen Literatur; wir sagen, der noch vorhandenen, denn wie unendlich viel umfangreicher wäre noch diese Literatur, wenn man die zahllosen Bände wieder aus ihrer Asche hervorzaubern könnte, welche in dem Brande von Raglan, dieser alexandrinischen Bibliothek von Wallis, welche durch Cromwells Mordbrenner zerstört wurde, zu Grunde gingen. Nach der Bibliothek von Raglan soll die Familie Vann, die Vorfahren der Familie Plymouth, und mütterlicherseits der Bruce und Knight die größte Sammlung in Silurien besessen haben. Wir wissen von ihrem Schicksal weiter nichts, als daß sie verloren ist. Die Bibliothek der wissenschaftlichen Stradlings soll nach wiederholtem Umherwandern in Dublin verbrannt worden seyn. Vor nicht sehr langer Zeit verzehrte gleichfalls ein Brand wichtige Papiere und Bücher zu Aberpergwm, dem Sitz der Abkömmlinge des königlichen Hauses Jestyn of Gwrgan. Das „Boke of Nethe," welches die eigenen Handschriften einiger Enkel der Jestyn und De Grenvilles, der Gründer von Neath Abbey, enthielt, verschwand vor neunzig Jahren; Rhys Meirig führt es häufig an, und seine Auszüge beweisen dessen Wichtigkeit. Wo ist das ursprüngliche Liber Landavensis? Wir fragen danach nicht aus eitler Neugierde, denn es enthielt ungemein wichtige Nachrichten aus sehr alter Zeit; dieses unschätzbare Manuscript wurde noch von jetzt lebenden Personen gelesen. Man hat uns glaubwürdig berichtet, daß eine bedeutende Anzahl der Manuscripte von Glamorganshire, welche der verstorbene sinnreiche Barde und tiefe Alterthumsforscher Iolo Morganwg für den dritten Band der Myvyrian Archaiology abschrieb jetzt nicht mehr existiren. Wir wollen diesen traurigen Katalog nicht weiter fortsetzen, da aber von Jahr zu Jahr und von Tag zu Tag die alten Denkmäler der wallisischen Literatur immer mehr verschwinden, so möchten wir auf den von Gwladwr gemachten Vorschlag zurückkommen, einen Fonds zu stiften, welcher ausschließlich der Bekanntmachung wallisischer Manuscripte gewidmet wäre. Die Gedichte des ausgezeichneten Dichters Lewys Glyn Cothi sind jetzt unter der Presse, und wir sehen dieß Unternehmen als ein günstiges Vorzeichen an, daß viele der Wohlhabendern die Sache so lange begünstigen werden, bis die Presse den Inhalt sämmtlicher noch vorhandenen Manuscripte von der Möglichkeit der Vernichtung gerettet haben wird, denn noch immer sind diese Ueberreste in Prosa und Poesie sehr bedeutend."

Auf diese Nachrichten über die wallisische Literatur erhielt das Athenäum, welches sie mitgetheilt hatte, ein Schreiben von einem Herrn Logan, woraus wir Nachfolgendes entnehmen: „Die Walliser sind durch ihre Liebe zur Literatur vor allen andern Zweigen des celtischen Stammes berühmt, und es ist in der That erstaunlich, wie sehr sie ihre Sprache anbauten. Schon die Thatsache, daß fünfzehn oder sechzehn wallisische Zeitschriften erscheinen, zeigt, wie sehr das Volk Neigung zum Lesen hat. Es ist sehr zu bedauern, daß so viele werthvolle Manuscripte zu Grunde gingen. Noch haben sich aber mehrere merkwürdige Sammlungen erhalten. Der patriotische Herr Owen (Myfyr) von London bildete eine interessante Sammlung alter Manuscripte und Abschriften vieler andern, die sich jetzt sämmtlich in der Bibliothek der Royal Cymmodorion Society befinden. In der wallisischen Schule in London ist eine sehr merkwürdige Sammlung von Manuscripten, namentlich von alter Musik, und mehrere Personen in der Hauptstadt, welche eine Vorliebe für ihre Muttersprache behalten haben, besitzen Werke der Barden, alte Genealogien u. dgl. In dem Cambrian Quarterly Magazine, das vor einigen Jahren von einem Einwohner von Wylte Cimru herausgegeben wurde, finden sich Kataloge und Nachrichten von mehrern Sammlungen. Die oben genannte königliche Gesellschaft hat mit bedeutenden Kosten einen großen Katalog aller auf Wales bezüglichen Urkunden anfertigen lassen, die sich im brittischen Museum befinden und mehrere Tausende betragen; einige darunter sind einzig mit Proben von Manuscripten und bildlichen Erläuterungen ausgestattet. Viele derselben sind von hohem Alter und Wichtigkeit, und die Gesellschaft beabsichtigt, den Band herauszugeben."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Gedichte von Jean Reboul, Bäcker zu Nimes. — Neugriechisches: der Aufruf. — **Edgar Quinet über Deutschland. (Schluß.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1836.

Eine Französin in Polen.

(Eine wahre Geschichte.)

Frau von H. war eine der ersten Französinnen, die mir in der pariser Gesellschaft begegneten und auffielen. Ich sah in ihr ein Muster einer gewissen Klasse von Weibern, die besonders der Lebensweise unsrer letzten 40 Jahre ihr eigenthümliches Gepräge verdanken. Sie ist verheurathet, lebt aber nicht mit ihrem Manne, der Militär und von Paris abwesend ist. Sie hat natürlich große Beschwerden gegen ihn, allein sie spricht mit vieler Liebe von ihrem Sohne, der seinerseits die tiefste Verehrung für seine geistreiche Mutter zu haben scheint. Frau von H. ist nicht mehr jung, von scharfen Zügen, bleicher Farbe, sehr nervös und leidet an Herzkrankheit. Heute todtkrank, von Schmerzen gemartert, morgen voll Lebhaftigkeit und poetischer Träume und Projekte. Einst muß sie sehr schön gewesen seyn; noch jetzt, wenn die Röthe der Begeisterung oder der Leidenschaft die gewöhnlich blassen Wangen färbt, und das Auge sich entflammt, erblickt man davon eine letzte Spur. Wiewohl aus vornehmer Familie geboren, lebt sie durchaus bürgerlich, und ihr philosophisch-poetischer Sinn zieht sie mehr zur Demokratie als zu den Gesellschaftscirkeln der Aristokratie. Sie ist Schriftstellerin, und wie man sich wohl denken kann, sentimentale, phantastische und excentrische Schriftstellerin. Selbst unglücklich, erblickt sie nur Unglückliche in der ganzen Menschheit, und gefällt sich in den dichterisch ausgemalten Ausnahmsgestalten ihrer treibenden Einbildungskraft. „Die Leidenschaft adelt den Menschen, ich meine die Leidenschaft der Liebe,“ das ist der Tietel, in welchem ihre Ideen sich drehen, aus dem sie die Elemente ihrer schriftstellerischen Werke schöpft. Sie kannte wenig die deutsche Literatur; die unverfänglichen Redensarten der Frau von Stael über Deutschland waren so ziemlich Alles, was sie davon wußte. Das brachte sie nun freilich nicht sehr weit; gleichwohl liebte sie Deutschland, seine Sitten, seine Erzählungen und Sagen, von denen ein längerer Aufenthalt in der Schweiz ihr einen oberflächlichen Begriff gegeben hatte. Manche Stunde des Gespräches vor dem Kaminfeuer über diesen Gegenstand gab mir Gelegenheit, ein warm und edelfühlendes Gemüth in ihr zu erkennen, wenn auch zuweilen krankhaft angeregt. Sie nahm den lebhaftesten Antheil an dem Unglück ihrer Freunde, und die Schilderung der Lage mancher politischen Verbannten; ihre Entfernung von Allem, was ihnen theuer ist, der Jammer ihrer Familien konnten sie in ein Feuer des edelsten Zornes versetzen. Ihre besondere Vorliebe und alle ihre wohlwollende Aufmerksamkeit schien mir ein junger Pole zu besitzen, den ich häufig in ihrer Gesellschaft sah. Daß ich mich darin nicht getäuscht, wird man sogleich sehen.

Jahr und Tag waren verflossen, seit ich Frau von H. zum Letztenmal gesprochen hatte. Sie hatte ihr früheres Quartier, ihre frühere Gesellschaft verlassen, und sie war spurlos verschwunden, wie das so häufig in Paris geschieht. Eines Tages, in der Rue neuve St. Augustin fühle ich mich leise an dem Arme gehalten, und erblicke vor mir stehend und freundlich lächelnd Frau von H., die mir auf meine neugierigen Fragen erwiderte: Sie sehen, ich bin wohler als je, ich habe eine gute Handlung vollbracht und eine große Reise gemacht. Treten Sie unter meinen Regenschirm, denn es regnet, so will ich Ihnen mein Abenteuer erzählen. Ich gehorchte.

Sie erinnern sich wohl noch eines jungen Polen, den Sie bei mir gesehen, und den Sie vielleicht sogar für meinen Liebhaber gehalten haben?

Ich war nicht abgeneigt, auf die doppelte Frage mit einfachem Ja zu antworten.

Nun, der gute Junge war in gräßlicher Verlegenheit. Sein Vater ist reich und besitzt die schönsten Güter, er schickte aber seinem armen Sohne nichts mehr, so daß dieser in Verzweiflung gerieth. Seine Gläubiger hatte er stets mit der Großmuth seines Vaters vertröstet.

Was nun beginnen, da der Vater selbst die Hand von ihm abzog? Diesen Jammer konnte ich nicht länger ansehen und entschloß mich kurzweg, dem hartherzigen Alten einen Besuch zu machen und als Parlamentär mit ihm zu unterhandeln. Der Weg war freilich weit, und in dem Augenblick, wo ich den Entschluß faßte, wußte ich selbst nicht wie ich ihn würde ausführen können. Allein nichts konnte mich zurückhalten, und am zweiten Tage reiste ich. Was thut man nicht aus Freundschaft!

Aus Liebe, sagte ich ganz leise vor mich hin. Meine feurige Erzählerin hörte mich nicht.

(Schluß folgt.)

Die Messe von Tantah im Jahr 1807.

(Schluß.)

Das Schauspiel, welches Tantah zu jener Zeit bot, war belebt, mannichfaltig, reich an Zufällen und Farben. Es war interessant, im Schatten der Bazars diese Vereinigung so vieler verschiedener Völker, welche Interesse und Andacht friedlich versammelten, zu beobachten. Die Mameluken trugen noch die ganze kostbare Pracht ihrer weiten Kleider zur Schau; die Syrier machten sich durch die Mannichfaltigkeit und den Glanz der Farben ihres Turbans und ihrer Kleider bemerklich; der Bewohner von Tunis mit seinen Kleidern aus feiner weißer Wolle, seinen großen gelben Schuhen und seiner rothen Mütze mit blauer Troddel zeichnete sich auch inmitten der Gutturallaute der Aegyptier durch eine geschlossene, pfeifende, wenig verständliche Sprache aus; der Araber des Hedschas, mit den schwarzen Augen, ganz von Einem Teint, kleidete sich in seinen Mantel, fald wie die Haut seines Dromedars, und bedeckte seinen Kopf mit einem braunen, mit leichten fliegenden Tressen gezierten Halstuch; der immer ernste Türke hörte, betrachtete, träumte vielleicht; der geschwätzige Aegyptier zählte und sprach von Geld, denn er ist eigennützig und ein großer Rechner; der verschmitzte Grieche betrog, und die Christen mit ihren schwarzen Turbanen glitten geräuschlos unter dieser lärmenden und doch zugleich ernsten Menge dahin. Hier recitirten Muselmänner die wohlklingenden Verse des Korans, ihren Kopf und Leib sanft schaukelnd, als hätten sie diesem heiligen und lieblichen Psalmgesange bis in den Himmel folgen wollen. Da standen Gläubige, kreisförmig geordnet, sich die Ellenbogen drückend; sie sprangen im Takte, indem sie sich bald rechts, bald links drehten, und mit dumpfer und hohler Stimme dem tiefsten Grunde ihrer ermüdeten Brust den Namen Gottes, den sie tausendmal wiederholten, zu entreißen schienen. Aber neben diesen Gruppen ganz in ihre religiösen Pflichten versunkener Andächtiger sah man lustige Banden von Musikanten, unzüchtigen Tänzerinnen akkompagnirend. Die Schellentrommeln und eine Art näselnder Sackpfeife erfüllten die Lüfte mit ihren schrillenden und lärmenden Tönen, und regten die Bacchantinnen des Morgenlandes, welche auf den öffentlichen Plätzen die wollüstigsten Scenen aufführen, zur Trunkenheit des Tanzes auf. Man ordnete auch Ringspiele, Schaukeln, Schwingbäume und hundert andere Belustigungen jeder Art an, um welche tausend Köpfe von Weibern und Kindern, Männern und Greisen summen und sich herumtreiben. Da die Kaffeehäuser der Stadt nicht für jedermann hinreichen können, so errichtet man in jedem Bazar, auf jedem Kreuzweg Zelte für diejenigen, welche rauchen und ihre Tasse Kaffee nehmen wollen.

Man bemerkte in jenem Jahr eine große Anzahl albanesischer Soldaten zu Tantah. Diese kühnen Abenteurer, welche stets ihren Beistand der reichsten Partei verkauften, und so lange Zeit die Anarchie in Aegypten erhielten, indem sie bald die eine, bald die andere Faktion begünstigten, waren, seit Mehemed Ali sich der höchsten Gewalt bemächtigt hatte, in eine für sie höchst unangenehme Unthätigkeit verdammt. Sie waren mehrere Jahre hindurch für Aegypten das, was im Mittelalter die undisciplinirten Soldatenbanden für Frankreich waren. Die Albanesen hatten sich mit der Hoffnung in Tantah versammelt, unter dem Volk einen Aufruhr zu erregen, und die Stadt während der Unordnung plündern zu können. Mehrere ihrer vornehmsten Häuptlinge verschworen sich insgeheim gegen die noch wenig befestigte Regierung Mehemed Ali's, und hatten ein großes Komplott angezettelt, das während der Feste ausbrechen sollte; sie hofften, das Volk werde sich ihnen anschließen, und sie könnten nach Caïro marschiren, Mehemed Ali stürzen und an seine Stelle einen schwachen und unmächtigen Statthalter ernennen, der ihre Räubereien nicht zu unterdrücken im Stande wäre. Mehemed Bey, damals der Freund und Feldherr Mehemed Ali's, wurde heimlich von dem Anschlage der Albanesen unterrichtet. Er wollte seinem Herrn nichts von dem entdecken, was er erfahren, und verlangte eines Tags, in Gegenwart vieler Personen, die Erlaubniß zu einer Reise nach Ober-Aegypten. Mehemed Ali wollte unter den schwierigen Umständen, worin er sich befand, nicht in die Entfernung seines Feldherrn willigen, und gewährte ihm nur nach lebhaften Bitten die verlangte Gunst. Mehemed Bey ließ seine Cange (eine Art Boot) nach Ober-Aegypten abgehen, und gab seinen Dienern Befehl, überall, wo die Barke anhalte, zu sagen, ihr Herr sey krank und begebe sich zur Wiederherstellung nach Theben. Er selbst ließ sich seinen schönen schwarzen Bart abnehmen, und behielt, wie die albanesischen Soldaten, nur seinen langen Schnurrbart, kleidete sich wie sie in den faltenreichen Fustan, in die Weste ohne Aermel und die rothe Mütze; er bedeckte seine Beine mit zierlichen Kamaschen aus goldgesticktem Tuch; er steckte die Pistolen mit langem silberbeschlagenem Griff in seinen Gürtel, daneben den gekrümmten Yatagan, und an seine Schulter hängte er, im Bandelier, die an dem Perlmutterkolben halbmondförmig verlängerte Flinte. So ausgerüstet, geht er auf die Messe nach Tantah, und gibt seinen ergebensten Leuten den Befehl, innerhalb weniger Tage einzeln sich wieder an ihn anzuschließen. Alle mußten, wie er, das albanesische Kostüm tragen. Sobald Mehemed Bey in Tantah angelangt war, mischte er sich unter die Albanesen; er suchte ihre einflußreichsten Chefs auf, leerte viele Flaschen Branntwein mit ihnen, lud sie zu Festen ein, zu denen er die durch ihre Schönheit und ihr Talent bekanntesten Almeh's (Tänzerinnen und Freudenmädchen) herbeiruft. Seine Freigebigkeit und die Heiterkeit seines Charakters gewinnen ihm sehr schnell die Liebe der Soldaten, und da er sich bei allen Gelegenheiten stets über die Tyrannei Mehemed Ali's beklagt hatte, so hielt man ihn der Einweihung in das Komplott für würdig. Er schwor bei seinem Haupt und seinen Pistolen, daß er aus allen Kräften die muthigen Soldaten begünstigen werde, welche eine so legitime Verschwörung gebildet hätten. „Brüder," sagte er ihnen,

warum noch länger warten? Der Markt geht bald zu Ende; einige Kaufleute verlassen ihn schon. Unsere Geduld ist zu langmüthig. Der Pascha ist heute noch schwach, vernichten wir ihn. Morgen vielleicht ist er stärker als wir, und nachdem er uns einiger Vorrechte, die er uns bis auf diesen Tag noch nicht entreißen konnte, beraubt haben wird, wird er uns schmachvoll aus Aegypten verjagen. Die Bevölkerung murrt und beklagt sich in diesem Augenblick darüber, daß er die Güter der Moscheen einzog. Schaaren von Derwischen werden sich mit Begeisterung unter dem Banner der Empörung sammeln, um den Rechten der Religion Achtung zu verschaffen. Mehemed Bey befindet sich krank in Ober-Aegypten. Wir werden unversehens über Cairo herfallen, und wenn Mehemed Ali gestürzt ist, die Stadt der Plünderung Preis geben."

Diese Reden, in denen er den Soldaten stets den Köder der Beute vorhielt, entflammten ihren Muth, und einmüthig bestimmte man einen Tag, um das Zeichen zum Aufstande zu geben. Mehemed Bey benachrichtigte seine Vertrauten, die, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, sämmtlich angekommen waren, und gab ihnen die genauesten Verhaltungsbefehle. Die Sonne war seit einer Stunde untergegangen, die gläubigen Muselmänner hatten alle ihr Gebet verrichtet, und jeder dachte darauf, sich, indem er in die Kaffeehäuser ging, den wundervollen Mährchen der Erzähler lauschte, und die wollüstigen Tänze der Almehs sah, während er den Tschibuk rauchte und den köstlichen arabischen Kaffee schlürfte, eine süße Ruhe für die Nacht zu bereiten. Von allen Seiten hörte man den scharfen Ton der kupfernen Castagnetten, welche die Almehs im Tanze schlagen; die Schellentrommeln erschallten im Takt, und tausend andere Instrumente der arabischen Musik vereinigten ihre wilde Harmonie zur Begleitung des Tanzes. Das vornehmste Kaffeehaus der Stadt aber war dergestalt von den Albanesen überfüllt, daß weder Musikanten noch Tänzerinnen hier hatten eindringen können. Die Soldaten füllten es ganz aus: die einen tranken Branntwein und sangen die Weisen ihrer Berge, die andern rauchten ernst, und von Zeit zu Zeit strahlte ihr Antlitz vor Freude, wenn sie die Reichthümer, die sich in diesem Augenblick in Tantah vereinigt fanden, und diejenigen, welche ihrer in Cairo warteten, aufzählen hörten; alle waren sie entschlossen zum Kampfe für die Wiedereroberung ihres Plünderungsrechtes über Aegypten. Mehemed Bey selbst saß mitten unter den Chefs, und schlug den einflußreichsten unter ihnen, in Erwartung der mit den Verschwornen verabredeten Stunde, eine Partie Trictrak vor. Der Albanese nahm es an; man kam über einen ziemlich beträchtlichen Einsatz überein, und die Partie begann. Mehemed Bey verlor; er schlug eine neue Partie vor und die Verdoppelung des Einsatzes; da der Albanese sah, daß er viel besser spiele, als sein Gegner, so willigte er ein. Mehemed verlor noch einmal; allein er verlangte eine dritte Partie mit wiederholter Vermehrung des Einsatzes. Der Albanese nahm von neuem an. Mehemed Bey schien, aufgeregt durch seine vorigen Verluste, seinem Spiele die größte Aufmerksamkeit zu widmen und mit voller Wuth der Laune der Würfel zu folgen, die er mit Heftigkeit in dem Becher schüttelte. Plötzlich wirft er fünf und vier, benützt einen Augenblick, in welchem er den Albanesen unaufmerksam glaubt, und zählt, als hätte er doppelt fünf geworfen.

„Halt," sagte der Albanese, „Du betrügst dich; es ist fünf und vier."

„Wie?" erwiderte Mehemed Bey lebhaft, „Du stöß'st die Würfel um, um mir die Zahlen, die ich werfe, abzuläugnen."

„Nein, nein! Es ist unnütz zu betrügen. Zähl' nur wieder. Bist Du noch dieser Partie nicht so stark als ich, so kannst Du, wenn Du willst, das Spiel aufgeben."

„Bei meiner Seele! ich glaube, Du willst mich bestehlen; allein dieß dulde ich nicht." Der ungeduldige Albanese will die Hand auf die Damen seines Gegners legen, um das Spiel wieder herzustellen. Dieser widersteht umsonst. Während er aber die Damen zurück versetzt, zieht Mehemed Bey schnell eine Pistole aus seinem Gürtel, und zerschmettert dem Albanesen den Kopf. Diese Handlung der Wuth brachte alle Zuschauer in große Aufregung; die einen bestürmen den Mehemed Bey mit Beschuldigungen und Drohungen, die andern vertheidigen ihn mit Wärme; allein der Pistolenschuß war das mit den Dienern Mehemed Bey's verabredete Zeichen: sie ergreifen die Waffen, bemächtigen sich fast gleichzeitig aller Chefs, und ermorden sie, ehe sie noch an ihre Vertheidigung denken konnten. So rettete Mehemed Bey durch seine Kühnheit und seinen Muth Aegypten und seinen Vicekönig. Dieses große Trauerspiel störte in keiner Weise die Messe von Tantah. Die Kaufleute verkauften und kauften, nach wie vor, die Andächtigen beteten, die Possenreißer machten ihre Possen, und die Almehs aufführten. Man erzählte sich die Einzelheiten der Metzelei zwischen zwei Zügen des Tschibuk und nachdem man seine Lippen mit Kaffee erfrischt. Alle an diesen Gegenstand geknüpften Unterhaltungen endigten mit einem Spruche: „Jeder Mensch trägt sein Geschick auf seiner Stirn geschrieben." — „Dem Willen Gottes kann der Mensch nicht entgehen." — „Wenn das Ende unseres Lebens gekommen ist, sterben wir. Gott allein kennt die Zukunft."

Mehemed Bey kehrte schnell nach Cairo zurück, um seinem Herrn Bericht zu erstatten über das, was er gethan. Sobald er in den Divan getreten, wo Mehemed Ali saß, fragte dieser, der ihn nicht erkannte: „Wer ist dieß?"

„Es ist Mehemed Bei, der Landsmann, der Freund und der Sklave Ew. Hoheit."

„Warum hast Du dir denn deinen Bart abgeschnitten? Willst Du mein Hofnarr werden, oder mir etwa durch Nachahmung der Gewohnheiten jener unverschämten Albanesen trotzen?"

„Hoheit, ich will nicht Euer Hofnarr seyn. Ich bin der ergebenste Eurer Unterthanen; ich schnitt meinen Bart ab, um mehr Aehnlichkeit mit einem Albanesen zu haben, weil ich erfahren hatte, daß sie in Tantah wider Euch sich verschworen. Ich erstickte den Anschlag in seiner Wiege."

„Ich verdanke Dir also, Mehmed, zum Zweitenmal Leben und Reich. Womit soll ich deine Hingebung belohnen?"

„Möge Gott die Tage Ew. Hoheit verlängern und Euern Ruhm bewahren! Dieß ist mein einziger Wunsch."

Chronik der Reisen.

Die Euphrat-Expedition.*)

Grain, Küste von Arabien, Golf von Persien, 27sten Julius 1836.

Mein letztes Schreiben war aus Annah, der angenehmsten Stadt am Euphrat, die aber damals, wegen des Verlustes des „Tigris," nur ein betrübendes Interesse für uns hatte. Ich mußte bei Abfahrt des Dampfbootes leider zurückbleiben, und da ich ohne Waffen war, so wurde ich, ehe ich es wieder einholen konnte, beraubt und mißhandelt. Unterhalb Annah befinden sich viele wohlhabende und mächtige Stämme, die bald, wie zu Hadina, die mit Dattelbäumen besetzten Inseln im Fluß, bald dessen Ufer einnehmen, wie zu Dschibba. Eine neue und unerwartete Erscheinung war es, die Häuptlinge dieser ansehnlichen Stämme herbeikommen zu sehen, um den Schutz unseres Befehlshabers nachzusuchen. Die betriebsamen Klassen fühlen die übeln Folgen eines unaufhörlichen Kriegs recht gut, denn keine Ernte von Datteln und Getreide geht vorüber, ohne daß diese Räuber der Wüste kommen und sich ihren Theil holen. Sie sehen zu gleicher Zeit ein, wie kraftlos ihre Regierung ist, und sind daher geneigt einen wirksameren Schutz zu suchen. Glauben Sie mir, daß jene, welche von den Arabern im Allgemeinen sagen, daß man kein Vertrauen in sie setzen könne, den mäßigen, betriebsamen und kühnen Stämmen, die unter den Dattelhainen am Euphrat wohnen, großes Unrecht thun.

Von Feluga aus ging, da der Resident zu Bagdad sich nicht sehen ließ, ein Theil von uns in diese Stadt, und nahm den Rückweg durch die Ebenen von Babylon, um das Schiff zu Hillah wieder zu finden.

Fanatismus, durch ein augenblickliches Mißverständniß aufgeregt, hätte in dieser letztern volkreichen Stadt beinahe unsere Freunde und Verbündeten gegen uns bewaffnet. Unsere Lage war einige Minuten lang höchst bedenklich. Glücklicherweise war die Schiffbrücke, welche hier über den Fluß führt, losgebunden, und so nahmen wir gleich beim ersten Lärm unsere Stellung mitten im Fluß, so daß wir beide Theile der Stadt bestreichen konnten. Nun wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche mit gegenseitigem Einverständniß und neuem Vertrauen schlossen. Unsere überlegenen Waffen würden in dem ungeordneten Haufen eine furchtbare Zerstörung angerichtet haben.

Im Semlun trafen wir auf Diebe, und zwar sehr sinnreiche Spitzbuben. Es thut mir leid, daß mir der Raum nicht gestattet, etwas von ihren Thaten und der Art zu erzählen, wie sie uns die Nacht durch in Athem hielten. Die Beschaffenheit des Flusses selbst warf uns indeß bald Hindernisse weit ernsterer Art in den Weg, denn er theilte sich nicht, wie man voraus behauptet, in mehrere Arme, sondern drängte sich vielmehr in ein so enges, gekrümmtes Bett mit so niedern Ufern zusammen, daß unsere unbedeckten Schaufelräder und mit ihnen die ganze Maschinerie des Schiffs oft in Gefahr waren.

Der „Euphrat" ist ein großes, für die meisten Stellen des Flusses trefflich passendes Boot, allein zweifelhaft ist es, ob man diese gekrümmte Stelle gegen den Strom mit ihm würde befahren können. Mit einem schmalern Dampfboote dürfte es keinen Schwierigkeiten unterliegen. Nicht weit unterhalb der Sümpfe hatten wir wegen Holzfällens einen Zwist mit den Eingebornen; die Araber, ohne Häuptling, der sie hätte berathen können, waren sehr wild, wollten durchaus keine Vernunft annehmen und fingen an auf das Schiff zu feuern. Ich befand mich gerade auf der Ebene auf der Wolfsjagd, und sah bei meiner Rückkehr, wie mit Raketen über das Dorf weggeschossen ward. Dieß that indeß nicht gut; denn als man eine andere Mission zu den Einwohnern sandte, sagten sie, man habe auf sie geschossen und ihnen nichts anhaben können, und begannen nun ihren Kriegstanz aufs neue. Zugleich begann das Flintenfeuer von beiden Seiten des Flusses, so daß wir ein wenig aufwärts fahren und ihre Schüsse zu erwidern gezwungen wurden, durch die wir ihnen hoffentlich nicht viel Schaden thaten, wiewohl allerdings einige als Opfer ihrer Hartnäckigkeit gefallen seyn mögen. Von hier aus besuchten wir Sugh el Schiuch, die Hauptstadt des zahlreichen und wohlhabenden Stammes von Montafidge. Hier, so wie an andern Orten, wurden die zum Versuch mitgebrachten Artikel mit hundert Prozent Nutzen abgesetzt, und die Nachfrage war groß.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß von den Sümpfen bis zur Mündung der Fluß sehr groß und tief ist, und ohne Hinderniß mit Dampfschiffen befahren werden kann. Am 18ten Junius kamen wir nach Bassorah, wo unser Kommandant so viele Kanonenschüsse losbrennen ließ, als der Monarch unseres Landes Jahre zählt.

Bei unserer Ankunft hier zeigte sich die Unmöglichkeit, das Boot an der Mündung des Flusses zusammenzusetzen, deutlich, wie Obrist Chesney sie vorausgesagt hatte, ihm aber von mehreren Seiten bestritten worden war. Nicht ein Brett oder ein Seil war zu bekommen, denn es blieb uns nichts Anderes übrig, als quer durch die Einfahrt des Golfs von Buschir zu fahren. Man hatte sich hier keine Hoffnung gemacht, daß das Dampfboot ankommen werde; sein Erscheinen setzte daher Alles in Erstaunen, und wir wurden beim Einlaufen in den schönen Hafen von der Mannschaft der Schiffe der ostindischen Kompagnie mit einem herzlichen Zuruf begrüßt.

Unsere Lage hier ist im gegenwärtigen Augenblick nichts weniger als angenehm, die Lauigkeit nicht einmal zu rechnen, mit welcher unser Unternehmen, nach seiner ersten Verzögerung, in der Heimath unterstützt ward. Dennoch haben wir durch des Obristen treffliche Anstalten bereits eine Briefpost über Aleppo und Bassorah, und nicht wie gewöhnlich über Bagdad erhalten; das Dampfboot war schon mehrere Tage vor der zu Empfangnahme der Post von Bombay bestimmten Zeit in Buschir, bis jetzt aber ist noch keine eingetroffen, und inzwischen ist der Fluß bis auf seinen niedrigsten Wasserstand gesunken, auf den das größere Dampfboot nicht berechnet ist. Der Kommandant ist aber hier gekommen, um den Transport von Depeschen sicher zu stellen und diesen Theil des Wegs offen zu halten, so daß kein Verzug in dem obern Theil des Flusses erfolgen kann.

Wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß wir keine Zeit haben werden, die Fahrt aufwärts zu versuchen, und dann soll alles nur Mögliche für den Wrack des Tigris geschehen, das bei dem fallenden Wasser wieder zum Vorschein gekommen, und so viel wir erfahren, ziemlich gut erhalten ist. Wir haben jetzt einen Offizier an Ort und Stelle, und dieß allein mäßigt die Begierde der übrigen, sobald als möglich dort zu seyn, ein wenig. Offiziere und Mannschaft genießen während der Fahrt auf dem Fluß der besten Gesundheit. Ich habe einen angenehmen Ausflug nach Schiras und Persepolis unternommen, und wie alle warten auf nichts als auf schnellere und kräftigere Unterstützung von der Seite her, die ihren Nationalstolz in unsern glücklichen Erfolg setzen sollte, besonders da es nordische Nationen gibt, die mit schlecht verhehlter Eifersucht auf die glänzenden Aussichten blicken, welche sich durch eine so gigantische Verbindungslinie für Großbritannien eröffnen.

*) Aus dem Schreiben eines Offiziers dieser Expedition.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **351.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1836.

Der Pirat und der Kreuzer.

Der Wind hatte zehn ganze Tage lang aus Osten geweht, und die Flotte, die vor Harwich vor Anker lag, konnte nicht in See stechen. Gar mancher Matrose stand am Ufer und schaute ungeduldig ins Meer hinaus, ob denn immer nicht der blaue Wimpel von der Mastspitze herab wehe; aber Alles war vergebens, der Wind blieb ungünstig vor wie nach.

Der „Dauntleß" lag vor der Mündung des Hafens, um den ersten günstigen Augenblick zur Abfahrt zu benutzen und, ehe er noch das brittische Gestade verließ, nach Portsmouth hinabzusteuern, denn er war bestimmt einen verwegenen Piraten, Namens Gonsalvo, zu verfolgen, der unter spanischer Flagge Jagd auf Kauffahrer machte, ihre Mannschaft ermordete und die Schiffe zerstörte. Den Matrosen des Dauntleß war nicht erlaubt worden ans Land zu gehen, weil sie bereit seyn mußten, bei dem ersten Anschein eines günstigen Windes in See zu stechen.

Eines Abends saß die Mannschaft bei ihrem Grog beisammen; ein paar Bekannte waren eingeladen worden, und um die gesellige Heiterkeit zu erhöhen, wurde Tom Pipes aufgefordert eins zu singen. Er entledigte sich seiner Aufgabe nach ächter Seemannsweise, indem er ein Liedchen zum Besten gab, das sich auf die Bestimmung des Schiffes, nämlich auf den bevorstehenden Kampf mit dem Piraten bezog. Der Gesang ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, nur Peter Doleful saß mit verschränkten Armen da, und wollte durchaus nicht in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmen. Von seinen Kameraden um die Ursache seines Ernstes befragt, hub er endlich an: „Ich sage euch, wir werden kein Glück auf dieser Fahrt haben. Seit zehn Tagen liegen wir hier vor Anker, und werden wohl noch länger liegen bleiben, denn der Wind scheint sich nicht günstig für uns wenden zu wollen. Ich erinnere mich, daß, als wir zu Yarmouth die Anker lichteten, zwei verdammte Krähen oder Raben unser Schiff umkreisten, und sich endlich auf die Stange des Mastsegels setzten. Das war ein böses Zeichen, und obschon wir blind nach ihnen schossen, wollten sie doch nicht weichen, bis sie endlich Tom Pipes mit Schrot herunterholte."

Peter Doleful wurde mit seinen abergläubischen Grillen weidlich verlacht, doch ließ er sich dieß nicht irren, sondern führte so viele Beispiele an, wo seine Befürchtungen eingetroffen, daß er für unverbesserlich erklärt ward. Die Gäste nahmen endlich Abschied, die Nachtwache wurde ausgestellt, und Peter Doleful zog sich in seine Hängematte zurück, um über künftige widrige Ereignisse nachzudenken.

* * *

Beazio de Hiero war ein berüchtigter Pirat, der mit zwanzig verwegenen Gefährten auf den Meeren umherschwärmte. Die lockendsten Belohnungen wurden dem verheißen, der ihn lebendig oder todt liefern würde, aber alle Versuche waren bis jetzt fruchtlos gewesen. Er war kein gemeiner Räuber, sondern stammte aus einer adeligen Familie. Seine Jugendjahre aber hatte er in ausschweifender Gesellschaft zugebracht, die ihn zum Spiel verleitete, und dieß war die Quelle seines späteren Unglücks. Er sollte mit einer liebenswürdigen Dame verbunden werden, und der Tag der Vermählung war bereits bestimmt; leider aber hatte er so viel Geld verschwendet und sein Besitzthum mit so vielen Schulden belastet, daß er sich schämte seinen Schwiegereltern unter die Augen zu treten, und dieß nicht eher zu thun beschloß, als bis er seine zerrütteten Vermögensumstände in etwas wieder verbessert haben würde. Unter mancherlei Vorwänden wußte er den Tag der unauflöslichen Verbindung mit der Verlobten von einer Zeit auf die andere hinauszuschieben, bis endlich alle Ausflüchte erschöpft und kein Aufschub mehr möglich war. In dieser Bedrängniß berieth sich Beazio mit den Gefährten seiner Ausschweifungen, und die Folge hievon war, daß der Beschluß gefaßt ward, noch einmal Hülfe am Spieltisch zu suchen, sich jedoch nicht dem blinden Glück zu vertrauen, sondern zu falschen Würfeln und ähnlichen verzweifelten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Der Erfolg entsprach der Erwartung und Beazio verließ den Spieltisch mit einer bedeutenden Summe. Der Hochzeitstag war bestimmt, und er sah ihm ohne Furcht entgegen. Von dem gewonnenen Gelde kaufte er eine glänzende Equipage, richtete sein Haus gleich einem Palaste ein, und schien nun allen Launen des Glücks trotzen zu wollen. Gegen die Stimme des Gewissens, die ihm

zuflüsterte, daß er Pracht und Reichthum durch Verrath und Unredlichkeit erkauft habe, blieb er taub.

Der Vermählungstag war erschienen; prächtig gekleidet stieg Brazio de Hiero in seinen Wagen, und rollte rasch durch die Straßen vor die Wohnung Isidorens. Die Dienerschaft öffnete ihm den Schlag, er stieg aus; der Morgen war schön, er beschloß daher einen Spaziergang in den Garten zu machen, bevor er zu seiner Braut ins Zimmer träte. Schon war er in dem zu beiden Seiten dicht mit Gebüsch besetzten Eingang vorgeschritten, als plötzlich ein Mann hinter einer Statue hervorsprang und, das Gesicht fast ganz mit seinem Mantel verhüllt, vor ihn trat. „Sennor," hub der Fremde an, „ehe Sie das Haus betreten, habe ich noch einige Worte mit ihnen zu sprechen."

„Sie!" erwiderte Brazio, „was könnten Sie als ein ganz Fremder wohl zu sagen haben?"

„Ich bin kein Fremdling," rief der Mann, indem er den Mantel fallen ließ, „ich bin ein Mitgesell in Schurkerei."

„Juan de Alva!" — „Derselbe," war die Antwort. „Sprich rasch, Juan," sagte Brazio, „fasse Dich kurz, denn meine längere Abwesenheit könnte Verdacht erregen, und meine Hoffnungen vernichten."

„Nun denn," entgegnete Juan, „das Glück war mir nicht so günstig als Dir. Nicht zufrieden mit der Summe, welche ich in der Nacht gewann, wo wir mit falschen Würfeln spielten, ging ich nochmals an den Spieltisch. Allein der Teufel hatte mir den Rücken gewendet; ich vergriff mich, nahm statt der falschen ächte Würfel und verlor, da ich den Irrthum nicht gewahr wurde, auf jeden Wurf, so daß ich ohne einen Heller Geld vom Spieltisch ging. Wie wahnsinnig stürzte ich auf die Straße, und wußte nicht an wen ich mich um Hülfe wenden sollte, als ich zufällig auf eine Gesellschaft stieß, die zu deiner Vermählung eilte. Dieß erinnerte mich an Dich, und nun bin ich da, Beistand von Dir zu fodern."

Brazio war eben so erstaunt als verdrießlich. „Was kann ich für Dich thun, sagte er mürrisch, für Dich, der sein Glück muthwillig von sich stieß. Die kleine Hülfe, die ich Dir zu leisten vermag, würde Dir wenig Vortheil bringen."

„Kleine Hülfe!" rief Juan aus, indem er einen wüthenden Blick auf Brazio warf; „glaubst Du ich sey gekommen, um wie ein Bettler um Almosen zu flehen? Nein, hier fordere ich. Entweder gibst Du mir augenblicklich einen Theil deines schlecht erworbenen Reichthums, oder noch ehe die nächste Stunde verrinnt, sollst Du in dein Nichts zurücksinken!"

„Wie meinst Du das?" fuhr Brazio auf. — „Deine und meine Theilnahme am letzten falschen Spiel will ich bekennen," zürnte Juan, „Dich hinstellen wie Du bist, und — „Still!" flüsterte Brazio, „nicht so laut. Hier ist mein Beutel, nimm ihn und verlaß mich schnell; denn sähe man uns beisammen, so wären wir beide verloren."

Stimmen wurden jetzt im Garten laut, und Juan, der sich in seinem unordentlichen Aufzug nicht gern blicken lassen wollte, verließ Brazio mit den Worten: „Ich gehe, aber wir sehen uns bald wieder." Die Stimmen kamen näher, und mehrere Diener eilten herbei dem Bräutigam zu sagen, daß man ihn im Hause erwarte. Er folgte ihnen und stand bald vor Isidoren und ihrem Vater, von vielen edeln Gästen umringt, vor denen die Vermählung vollzogen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Französin in Polen.

(Schluß.)

Ich kam wohlbehalten in Polen an und fand den Vater meines unglücklichen Freundes. Denken Sie sich einen polnischen Edelmann, mit all den Haupt- und Nebenbedeutungen, die wir gewöhnlich mit diesem Wort verbinden, und Sie haben das treue Konterfey des alten D . . . . ., mit dem Unterschiede jedoch, daß die angenommene französische Galanterie bei ihm sehr bald einem andern Gefühle und — Gott sey's geklagt welchem! — weichen mußte. Ich fing damit an, dem Vater von der Lage seines Sohnes zu sprechen, um die in seinem Herzen schlummernden Regungen von väterlicher Liebe und Zärtlichkeit zu wecken. Allein dieser Vater hatte weder ein Herz, noch Gefühle, noch Zärtlichkeit. Indem ich mich in dem Edelhofe ein wenig umsah, fühlte ich mir das Blut in den Adern erstarren. Welcher Tand, welcher prahlende Lug, welcher glänzende Trödel. In den Sachen wie in den Personen und in dem Benehmen der peinlichste Kontrast. Glanz und Schimmer in den Gemächern, Schmutz und Elend in den Stuben der Diener und Angehörigen. Oben satrapisch befehlende Leibherren, unten schmachvoll gebeugte, mißhandelte und kriechende Leibeigene und Knechte; oben Tanz, Spiel, Lust und aristokratischer Jubel; unten Noth, Klage und — Prügel! Beim allmächtigen Gott, rief ich dem gebieterischen Edelmanne zu, es war nicht der Mühe werth, Ihre beiden Söhne auf die Schlachtbank zu schicken, sie gegen die Russen kämpfen und für die polnische Freiheit ihr Blut vergießen zu lassen, wenn Sie selbst in Ihrem eigenen Hause, wo weder Kaiser noch Ukase sie hindern, der Freiheit zu huldigen und sie thatsächlich zu üben, nur der Tyrannei und dem empörendsten Despotismus fröhnen!

Meine Predigt war übel angebracht, denn der brave Mann hatte nie daran gedacht, seine wackern Söhne gegen seinen allergnädigsten Kaiser und Herrn in den Kampf zu senden, im Gegentheil, darum gerade, weil sie gegen seinen Willen sich der Empörung hingegeben, wollte er nichts von ihnen wissen, und fand es viel ehrenvoller, ein getreuer russischer Unterthan, als ein liebender und gütiger Vater seines verbannten Sohnes zu seyn. Ich hatte ihm einen Brief dieses Sohnes gebracht. Den trug er sogleich zu dem russischen Provinz-Gouverneur hin, um sich dem Verdacht zu entziehen, als unterhielte er Korrespondenz mit einem so revolutionären Lande wie Frankreich. Mir selbst bedeutete er ohne viele Blumen, daß ich am besten thäte, so schnell als möglich meinen Rückweg zu suchen, und da ich ihm statt Gehorsam obige Strafpredigt hielt, so denuncirte er mich, seinen Gast, bei dem Gouverneur als eine Meuterin und Aufrührerin. Das verschaffte mir die Zerstreuung einer Zwangsfahrt, die ich ohne den zarten Sinn meines Wirthes wohl

schwerlich gemacht hätte. Ein russischer Lieutenant ersuchte mich nächtlicher Weile in eine vor dem Edelhofe haltende Droschke zu steigen. Ich gehorchte. Seine Einladung war durch eine Wache von zwanzig Kosacken verstärkt, und hatte mehr Nachdruck als nöthig war. Es ging rasch voran, anfangs stumm, aber dieß dauerte nicht lange. Es war sehr kalt, und die Gouvernementspolizei hatte mir nicht Zeit gelassen, mich auf diese Reise vorzusehen. Mein Lieutenant bemerkte wohl, daß ich fror, allein er bot mir seinen Mantel nicht, er hatte Furcht, daß ich ihn über und über mit Anarchie und Aufruhr anstecken möchte. „Nun, mein schöner Offizier, wohin führen Sie mich denn so eigentlich," fragte ich ihn nach einer Weile mit Lachen.

„Wohin anders als nach Lublin, vor den Gouverneur."

„Nur nach Lublin, das ist Schade. Ich hoffte wenigstens nach Petersburg zu kommen, das ich nicht kenne und das ich gern sehen möchte. Wahrlich, wofern Sie mit den gehörigen Reisegeldern versehen sind, fahren wir immer zu, in Gottesnamen nach Sibirien, ich liebe nichts mehr als die improvisirten Reisen."

Mein Begleiter sah mich zum Erstenmal von der Seite an und bat mir schüchtern seinen Mantel. Ich müßte doch wohl kalt haben, meinte er. Ich verweigerte und fuhr in demselben Tone fort:

„Ist es Gebrauch in Rußland, Herr Lieutenant, fremde, schwache Damen, die um einer guten That willen einige Hundert Stunden Weges zurücklegen, auf eine so ritterliche Weise in die beste Wohnung der Provinz zu geleiten, um daselbst eine edle Gastfreundschaft zu finden? In diesem Falle wünsche ich Ihnen zu Ihrem Auftrag Glück!"

Der arme Mann, der nur halspeinliche Gefährlichkeit geträumt hatte, wußte nicht mehr wie er vor meinem lachenden Spotte seinen Ernst bewahren sollte. Er bot mir von neuem seinen Mantel, und da ich ihn nicht annehmen wollte, stieg er vom Pferde, hing mir ihn selbst um und setzte sich zu mir in die Droschke. Er fing nachgerade an zu begreifen, daß ich ihn nicht in Einem Male verschlingen würde, und daß er wohl mit dem Leben davon kommen könne, selbst wenn er im nämlichen Wagen mit mir führe.

Ich fand in dem Gouverneur einen Mann, der meiner einfachen Geschichtserzählung nicht lange widerstand. Mit einem beklagenden Achselzucken über den Ankläger entschuldigte er sich wegen der mir verursachten Unruhe. Ich war ihm als ein aufrührerischer Feuerbrand geschildert worden, den man von Paris aus nach Polen geschleudert hätte, um das ganze Land in Flammen zu setzen. Ich war als seine Gefangene gekommen, er behielt mich mehrere Tage als seinen Gast, mir sowohl sein Haus zu meinem längern Aufenthalt als einen Paß zu jeder beliebigen Reise in ganz Polen anbietend. Ich verlangte nur eins von ihm, mich wieder zu meinem artigen Gastherrn zurückzubringen, überzeugt, daß ich mich nicht besser an ihm rächen könnte als auf diese Weise. Ich kehrte wirklich dahin zurück, und blieb zwei Monate lang in seinem Hause. Urtheilen Sie von seinem Vergnügen! Allein ich war nicht nach Polen gegangen, um diesem Herrn Freude zu machen, und ich wollte meinen Plan nicht aufgeben. Zudem, was thut man nicht aus Freundschaft!

Und der Zweck Ihrer Reise? fragte ich.

Den habe ich vollständig erreicht. Ich habe den Vater mit dem Sohne ausgesöhnt, ich habe dem Sohne die Mittel zurückgebracht, seine Schulden in Paris zu bezahlen, und fortan anständig und sorgenfrei zu leben.

Und das Alles aus Freundschaft? nicht wahr?

Ich bin nicht fertig. Hören Sie weiter, das ist die beste Antwort auf Ihre Frage. In diesem Augenblick, wo ich Sie begegne, bin ich ein Liebesbote. Ich bringe meinem jungen Freunde ein zärtliches Billet von seiner Braut. Bald nach meiner Rückkunft habe ich ihn in eine mir verwandte, sehr reiche, sehr adelige, sehr legitimistische Familie der Vorstadt St. Germain eingeführt, und in einigen Tagen wird Herr D . . . der glückliche Gemahl einer jungen, reizenden und reichen Erbin seyn. Im Norden habe ich den Russen dem Polen befreundet; im Westen habe ich die Republik mit der Monarchie des göttlichen Rechts vermählt. Ich weiß nicht, welches von beiden mir am meisten zu Verdienst gerechnet werden wird. Und das Alles aus Freundschaft. Sind Sie dessen nun überzeugt, ungläubiger Freund? Auf Wiedersehen!

Statt aller Antwort küßte ich dem außerordentlichen Weibe mit tiefer Bewunderung die Hand. Und, indem ich an den ziemlich allgemeinen Glauben in Deutschland dachte, daß die französischen Weiber die wahre Liebe nicht kennen, murmelte ich bei mir selbst: Wenn die Freundschaft das vermag, was würde dann die Liebe thun?

Chronik der Reisen.

Hamiltons Reise in Kleinasien.

Am 21sten November wurde in der königlichen Gesellschaft der Literatur zu London ein Schreiben von Herrn W. Hamilton vorgelesen, welcher gegenwärtig auf einer Reise in Kleinasien begriffen ist, um die Alterthümer dieses Landes zu erforschen. Die Auszüge, welche vorgelesen wurden, geben Bericht von mehrern Orten, deren Strabo umständlicher erwähnt. Das Schreiben ist aus Angora vom 10ten September datirt, wohin der Verfasser von Trapezunt aus über Amasia gekommen war, dem Geburtsort des genannten Geographen und des großen Mithridats. Das Land ist ruhig, und des Sultans Ferman findet allenthalben Gehorsam. Indessen gelten die Kurden für sehr wild und unabhängig, so daß, wenn weitere Civilisationspläne versucht werden, diese wohl das hauptsächlichste Hinderniß in den Weg legen. Unter den Ruinen, welche der Reisende sah, war ein griechisches Schloß mit einer Treppe zu einem Brunnen, deren Eingang gewölbt war, ein Beweis, daß die Griechen diese architektonische Form schon sehr frühe kannten. Ein Besuch in einem merkwürdigen Steinsalzlager in einem Bassin von rothem Sandstein gibt einen werthvollen Fingerzeig über die geologische Struktur des Landes. Herr Hamilton glaubt, es finde sich kein Granit in Kleinasien (obwohl der Berg Ida und andere Orte granitisch seyn sollen), und die Hauptformationen bestehen aus Trapp, Porphyr und andern durch Feuer gebildeten Felsen. Zu Angora bekam Herr Hamilton durch Niederreißen eines Hauses Zutritt zu einem größern Theil einer bemerkenswerthen griechischen Inschrift auf einem dem August geweihten Tempel, als man bis jetzt davon

gesehen hatte; doch hindern einige andere Gebäude immer noch deren vollständige Untersuchung. Bei einem Ausflug nach einem bergigen Theil des Landes sah Herr Hamilton das Eisenerz durch Moslims aus der Erde graben und verarbeiten, gerade wie Appollonius Rhodius dieß von den Kabylen schildert.

Geologische Notizen.

Die Polypen haben mächtig zur Formation der Kalkschichten beigetragen, und ihr Studium ist für den Geologen von hohem Interesse. Man kennt bis jetzt 586 lebende Arten dieser Thiere, die in 86 Geschlechter eingetheilt sind. Die einen sind gallertartig, andere haben einen hornartigen und wieder andere einen kalkartigen abgerundeten oder ästigen Kern. Diese Thiere sind in alle Meere vertheilt; in den nördlichen findet man hauptsächlich nur solche mit hornartigem und nur wenige mit kalkartigem Kern. So gibt es in den nordischen Meeren nur Seerindenarten, im mittelländischen Meere Korallen und im rothen Meere viele kalkartige Polypen. Im rothen Meere wimmelt es von Polypen; man kennt dort 120 Arten in 44 Geschlechter eingetheilt, welche 15 Familien angehören (bis jetzt kennt man erst 17 Familien unter den Polypen). Das mittelländische Meer bietet nur zwei Kalkpolypenarten.

Die hornartigen Polypen dagegen fehlen in den tropischen Meeren gänzlich. So findet man im rothen Meere nicht eine einzige Gorgone, nur eine Isis ist dort sichtbar. Uebrigens bildet das rothe Meer eine sehr abgeschlossene animalische Region, denn man findet dort 6 Geschlechter und 88 Arten, welche sonst nirgends gefunden werden.

Die Polypen scheinen in keiner Tiefe von mehr als 200 Metres leben zu können. Eine einzige Beobachtung von 402 Metres, die man in dieser Hinsicht in Grönland gemacht haben will, bedarf noch der Bestätigung. Ihr Wachsthum geht außerordentlich langsam vor sich. Die Koralle wird nur alle zehn Jahre gefischt; die Zweige sind alsdann 2 bis 3 Decimeter lang und halten 15 Millimeter im Durchmesser, mithin kommt kaum 1 Millimeter auf das jährliche Wachsthum.

Herr Ehrenberg hat an den Ufern des rothen Meeres folgende interessante Beobachtungen gemacht: Die Bänke der Polypen beginnen am Hafen von Tor und enden im glücklichen Arabien. Sie halten sich 3 bis 5 Meter unter dem Meeresspiegel. Ihre Oberfläche ist sehr eben, die Räume zwischen den Zweigen ausgenommen. Die Bänke laufen in der Richtung des Ufers fort und man sieht deren oft mehrere Reihen. An der ägyptischen Küste finden sich wenige, weil dort das Meer tief ist und sich Ablagerungen bilden. Am Rand der Polypenriffe findet sich oft eine Wassertiefe von 200 Fuß. Die Bänke haben eine Dicke von höchstens 2 bis 3 Metres, und die an der Küste sind sehr stark. Sie wachsen außerordentlich langsam, was sich daraus ergibt, daß sie im rothen Meere noch nicht dicker sind als 2 bis 3 Meter. Herr Lyell nimmt das Maximum ihres Wachsthums auf 1½ Millimeter des Jahres an.

Diese Thiere bauen sich bei ihren Lebzeiten nicht über einander an. Jede Bank kann aussterben, aber die ganze Masse besteht und wächst fort. Herr Ehrenberg ist der Meinung, daß die madreporischen Massen, welche er im rothen Meere beobachtete, dieselben seyen, welche schon zur Zeit der Pharaonen bestanden. Man hat geglaubt, Häfen seyen durch Polypen versperrt worden, allein dieß ist nicht wahrscheinlich, weil man vom Hafen von Tor Beschreibungen hat, welche 1500 Jahre alt sind, und noch jetzt vollkommen passen.

Die Polypen scheuen die Brandungen nicht, im Gegentheil scheinen sie vorzugsweise daselbst zu hausen, weil sie da nicht versandet werden können, und das Wasser sich fortwährend erneuert.

In der Mitte des rothen Meeres findet man nur an den vulkanischen Riffen Polypen. Die Astreen halten sich nach Außen und die ästigen Polypen nach Innen auf.

Im stillen Ocean finden sich Polypenbänke, welche etwas schneller zu wachsen scheinen. Die Herren Quoy und Gaymard glauben, daß sie sich aus dem Grunde erhoben haben, da sie sich 10 Meter unter dem Wasserspiegel befinden.

Auch im indischen Meere finden sich Polypenbänke, und zwar im Kanal von Mozambique, bei den maldivischen und lakkadivischen Inseln. Die letzteren sind selbst nichts Anderes als solche Massen von Polypenbänken. Man hat oft gesagt, daß diese Bänke sich im indischen Meere aus der größten Tiefe erheben; allein die Wahrheit ist, daß man sie nie tiefer als 200 Meter gefunden hat.

Im rothen Meere bilden sie unterseeische Ablagerungen; im stillen Ocean entstehen madreporische Inseln, die bei Eintritt der Ebbe sichtbar werden; die von den Wogen losgespülten Spitzen häufen sich im Mittelpunkte an und ragen endlich auch bei hohem Wasserstand über dem Meeresspiegel empor. Die Versandung dehnt sich nach und nach von der Mitte bis an den Rand des Riffs aus, und die Strömungen führen dann oft Samenkörner, besonders Kokos, dahin, und so bildet sich mehr oder minder schnell eine Vegetation. Eine Eigenheit dieser madreporischen Inseln ist ihre ganz oder fast zirkelrunde Gestalt, und daß sie in der Mitte eine Lagune gleich einem Krater haben. Dieß rührt daher, weil die Polypen vorzugsweise in der Strömung sich aufhalten. Jene, welche sich am Rand, den Wellen ausgesetzt, befinden, wachsen auch schneller und kräftiger, die im Mittelpunkt dagegen bleiben eben so zurück, wie jene, welche an dem der Strömung entgegengesetzten Ende der Bank sich befinden. Deßhalb nehmen auch die madreporischen Massen eine Hufeisengestalt an.

In den Antillen findet man mächtige Polypenbänke; zu Bahama bilden sie große Riffe, und zu Guadeloupe findet man sie in den Kalkschichten, welche sich da bilden.

Obschon die Polypen nur in einer nicht beträchtlichen Tiefe bestehen können, so haben sie doch große Räume zu ihren Bauten gefunden. Die Maldiven z. B. haben größere Ausdehnung als die Alpen.

Man hat bemerkt, daß von 32 madreporischen Inseln 29 im Mittelpunkt eine Lagune hatten, und daß ihr Durchmesser sehr verschieden war. Eine merkwürdige Erscheinung ist die wagerechte Richtung der Polypenbänke. In dem sekundären Boden des Departements der Côte d'Or und der Normandie findet man horizontale Polypenbänke, die einen großen Raum einnehmen.

Ein Herr Smith las in der Versammlung der geologischen Gesellschaft ein Memoire vor über den Wechsel in der relativen Land- und Wasserhöhe in der Mündung des Clyde. Er sagt darin unter Anderem: Im westlichen Schottland finden sich zwei Ablagerungen an der Oberfläche; die unterste besteht aus ungeschichtetem Thon mit Rollsteinen, und enthält selten organische Ueberreste. Dagegen fand man Hirschhörner, Stoßzähne und Knochen von Elephanten, manchmal mit Seemuscheln vermischt. Der obere Niederschlag bestehe aus fein geblättertem Thon mit Sand und Kieß darüber; Reste von Seethieren von noch bestehenden Arten finden sich allenthalben, namentlich aber im Thon. Diese Ablagerung hat Herr Smith auf beiden Seiten des Clyde von Glasgow bis Roseneath und Greenongh verfolgt, und in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß über dem Meeresspiegel angetroffen.

Vermischte Nachrichten.

Vor kurzer Zeit wurde in der Nähe von London eine Maschine probirt, vermittelst deren man zu jeder Zeit einen Wagen anhalten kann. Der Grundsatz der Erfindung beruht darauf, daß man den Druck auf die Axenkapseln der beiden Hinterräder und dadurch die Reibung so sehr vermehre, daß der Gang des Wagens plötzlich aufgehalten werden kann. Dieß geschieht vermittelst eines Hebels, wobei das Rad durch eine Kette um die Nabe festgehalten wird. Wenn man bergauf fährt, so kann man den Wagen unvermerklich stellen, und die Pferde dadurch erleichtern, daß sie ausruhen können. Beim Hinabfahren wird auf diese Weise der ganze Druck der Last den Thieren abgenommen, oder auch nur erleichtert, und man kann die Pferde ganz ausspannen, und der Wagen fährt ganz sicher durch sein eigenes Gewicht hinab.

Auf der westindischen Insel St. Vincent ist eine Gesellschaft zusammengetreten, um das Innere der Insel, das man noch sehr wenig kennt, zu erforschen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1836.

Skizzen aus den Tropenländern.

Die Orkanmonate.

Die Vorbereitungen, welche man in Dominica einige Monate vor der Jahreszeit der Orkane trifft, haben etwas Schreckenerregendes für jeden Neuangekommenen, welchen sein böses Geschick nach dieser Insel verbannt. Fürs erste werden große Balken, welche mit dem einen Ende fest in die Erde gegraben sind, an die Giebelenden und Seiten jedes Hauses angestemmt, die Läden festgenagelt und mit Querhölzern befestigt, mit Ausnahme von einigen wenigen, die man offen läßt, um Luft und Licht in dem Zimmer zu haben. In diesen schraubt man starke eiserne Ringe fest, um sie mit Stricken an eiserne Stangen, welche quer über die Thürpfosten des Hauses angeschmiedet werden, festzubinden. In der Nacht unterhält man brennende Lichter, und sobald nur der Wind ein wenig frisch weht, ist Alles auf den Beinen, entschlossen, im Hause zu bleiben, so lange es zusammenhält, und wenn es nicht mehr halten will, sein Leben zu retten, so gut es geht. Vorsichtige Leute haben festgebaute niedere Gewölbe, wohin sie sich während des Sturmes zurückziehen, denn hat der Orkan einmal zu wehen angefangen, dann denkt niemand mehr an sein Eigenthum, niemand an die theuersten Verwandten, das Bedürfniß der Selbsterhaltung verschlingt jedes andere Gefühl, denn keine Erfahrung, keine Vorsicht kann gegen die Wirkung des Sturmes sichern: er bläst aus allen Punkten des Compasses, und der Regen stürzt herab in Strömen, wie man sie in Europa niemals sieht. Fortdauernd leuchtende Blitze erhellen den Himmel, und man kann den kleinsten entfernten Gegenstand vollkommen deutlich sehen, aber das Gebrüll des Orkans ist so fürchterlich, daß der stärkste Donner überhört wird, und das heftigste Erdbeben unbeachtet bleibt. Aus der Wurzel gerissene Bäume, Steine, Ziegel, alles Mögliche fliegt in allen Richtungen umher, als würde es von einer riesenhaften Zerstörungsmaschine getrieben. Nicht länger ist das alte Sprüchwort wahr: die Eiche bricht im Sturm, aber die Weide biegt sich und entgeht seiner Wuth; denn selbst das Gras wird von der Oberfläche der Erde weggerissen, und wie Spreu von dem Winde zerstreut. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der noch am Morgen des 21sten Septembers 1835 mit reichem Grün bedeckte Berg Morne-Bruce in Dominica am folgenden Nachmittag nicht Eine Spur mehr zeigte, daß hier einst eine Vegetation vorhanden gewesen sey. Während des Orkans in Barbados im J. 1831 wurden Schindeln in den Stamm von Kokosnußbäumen und gleich Keilen in die Fugen zwischen den Backsteinen getrieben, ja man erzählt Dinge, welche jedem, der nicht einen ähnlichen Sturm erfahren hat, völlig unglaublich erscheinen müssen.

Eine schwüle Stille in der Atmosphäre und ein dumpfes Brüllen des Windes in der Ferne sind häufig die Vorboten eines Orkans; die Blätter und leichten Zweige werden in der Luft emporgetrieben, als ergreife sie eine unsichtbare Hand. Oft aber kommt der Sturm ohne solche Vorboten heran, und dann sind die Hausbewohner mitten unter dem Krieg der Elemente beschäftigt, die Thüren und Fensterläden zu schließen, und blicken ängstlich nach dem Dache, ob es dem tobenden Sturm widerstehen werde: manchmal wird dasselbe mit Einem Riß von den Mauern weggerissen, oder es wankt, die Stützen krachen, die Balken brechen wie morsche Zweige, und herab stürzt das Ganze in Trümmerhaufen; glücklich noch, wenn die Einwohner Zeit gewinnen, in den offenen Sturm hinaus zu entkommen, wo sie sich flach auf den Boden werfen und an irgend etwas festhalten müssen, damit nicht ihre Glieder an den Steinen zerrissen oder sie gar in Abgründe hinabgeschleudert werden. In Dominica wurde in der Nacht des Orkans die einzige noch übrige Kaserne, in welche Offiziere und Mannschaft sich geflüchtet hatten, nur durch die vereinten Anstrengungen einer Kompagnie Soldaten erhalten, welche mit aller Kraft Thüren und Fenster geschlossen hielten. Eine Familie, welche in einem Vorhaus Schutz gesucht hatte, nachdem die Mauern ihres Wohnhauses niedergerissen worden waren, mußte die ganze Nacht hindurch bis an die Knie im Wasser gegen die Thüre drücken, damit diese nicht vom Sturm aufgerissen werde.

Wenn aber auch das Dach und die Mauern zusammenhalten, so ist man doch noch nicht sicher, denn das ganze Haus kann fortgerissen werden: ein sehr fest gebautes Haus auf der Pflanzung Londonderry, welches man für stark genug hielt, um

jedem Sturm zu widerstehen, wurde vom Boden weggerissen und fortgeschleudert, so daß man am folgenden Tage nur noch die zerstreuten Steine der Grundmauern fand. Zuckersiedereien, Mühlen, Vorrathshäuser waren in gestaltlose Trümmerhaufen umgewandelt, und das Vieh unter den Ruinen der Ställe begraben; das junge Zuckerrohr wurde aus der Erde gerissen und die alten Pflanzen platt gelegt, als wäre eine mächtige Walze darüber gegangen. Die Felder standen da, ihrer Ernte beraubt, während die über ihre Ufer getretenen Flüsse ihr schmutziges Wasser in Strömen ergossen, mächtige Bäume mit fortrissen, und sie an den Felsen zerschellten. Das Meer selbst, als eile es, an dem Zerstörungswerke Theil zu nehmen, spie seine Wellen bis in die Zuckerfelder herein. So lautet wörtlich der Bericht des Aufsehers der genannten Pflanzung.

Der Verfasser dieser Schilderung, ein junger englischer Offizier, schließt dieselbe mit den Worten: In unserer Garnison, wo ich meiner Sünden halber unter Nebel und sumpfigen Ausdünstungen leben mußte, bewiesen die aufgehäuften Trümmer, daß uns der letzte Orkan nicht verschont hatte: in dem Quartier der Offiziere war der Giebel und das halbe Dach weggerissen, so daß der Regen fortwährend unsere Zimmer überschwemmte, und es war in der That lächerlich, die Vorbereitungen zu sehen, welche jede Nacht gemacht wurden, um während des erwarteten Orkans zu entkommen: Mäntel und Ueberröcke wurden in Ordnung gebracht, um sie jeden Augenblick anlegen zu können, unsere werthvollsten Sachen waren in einer eisernen Kiste aufbewahrt, eine Laterne wurde angezündet, und Gläser mit Branntweingrog bereit gehalten, um sich auch von Innen gegen Regen und Wind zu schützen. Endlich wurden die Thüren eines bombenfesten Magazins, welches hart neben unserm Quartier lag, vermittelst zweier eiserner Hebstangen offen gehalten, damit der Wind sie nicht schließe und uns so den letzten Zufluchtsort versperre. Dieser Zustand der Dinge war peinlich und ermüdend, denn man befand sich stets in einer Stimmung, als solle man einen Kampf beginnen mit einem verborgenen Feind, der jeden, auch den unredlichsten Vortheil, den unsere Schwäche ihm biete, zu benützen im Begriff stehe.

Der Pirat und der Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Der Dauntleß lag noch zwei Tage länger vor Harwich, als der Wind nach Nordwest umsetzte, und das Schiff in See stach. Die Fluth führte es durch den Sweyn, und es legte sich auf kurze Zeit auf der Rhede von Dover vor Anker. Am folgenden Morgen war der Wind günstig zur Fahrt durch den Kanal, und lustig wogte der Dauntleß auf dem Wasser dahin. Die Mannschaft wünschte sich eben Glück zu dem herrlichen Wetter, als Peter Doleful langsam und mit der gewöhnlichen bedenklichen Miene herankam. „Nun Peter, altes Haus, sagte Tom Pipes, wie geht's? Herrlicher Wind, die Segel aufgebläht, zehn Knoten in der Stunde — bald werden wir den atlantischen Ocean sehen!" — „Ich wollte es wäre so," entgegnete Peter, mit dem gewöhnlichen Zweifelsblick, allein ich fürchte der Wind wird nicht lange mehr aus diesem Winkel blasen."

„Was," sagte Jack Thompson mit einem Seitenblick, „schon wieder neue Omen?"

„Ja, neue Omen," entgegnete Peter ihn verächtlich ansehend; die verdammte Ladung Schweine wird uns noch alle verderben. Kann der Kapitän nicht ohne Schweinefleisch auf seiner Tafel seyn, warum hat er sie nicht gleich schlachten lassen. Schweine sind zur besten Zeit kein gutes Zeichen. Schaut nur den häßlichen Eber an, wie er den Rüssel nach der rechten Seite in die Höhe streckt. Was glaubt ihr wohl, wonach er so aufmerksam schaut?"

„Bei meiner Seele, ich weiß es nicht," erwiderte Pat Larkins, der Zimmermann.

„Das wußt' ich wohl, du dummer Teufel," sagte Peter; „er schaut sich nach dem Winde um. Gebt Acht, ehe zwei Stunden vergehen, habt ihr ihn gerade in die Zähne."

Die Mannschaft lachte über Peters Prophezeiung, doch ging das Lachen nicht so von Herzen wie gewöhnlich. Stunde auf Stunde verstrich, der Abend kam heran, und immer war der Wind noch günstig. Peter und noch einige Matrosen gingen hinab ihren Grog zu holen. Pat Larkins konnte nicht unterlassen ihm eins anzuhängen. „Nun," sagt' er lachend, woher bläst der Wind?" „Aus Norden," antwortete Peter trocken.— „Und des Ebers Rüssel steht nach Süden," rief Pat, „zum Teufel, das ist unmöglich, Mensch! Wie kann das Schwein seinen Rüssel nach Süden wenden, und den Wind aus Norden sehen, ohne ein klein wenig zu schielen?"

Peter machte ein geheimnißvolles Gesicht, und sagte mit einem verächtlichen Blick auf Pat: „Was kann man von einem Iren auch anders erwarten als einen Bären. Nun, um Dir zu beweisen, daß Du nicht mehr Hirn im Schädel hast als dein Hintersteven, so will ich Dir das Ding ein wenig klar machen. Ich bin schon manches Jahr zur See gewesen, und habe stets genau auf alle Anzeichen gemerkt, die auf Veränderung des Wetters deuten. Daß ein Schwein den Wind sieht, ist so gewiß, daß alle eure Astrologen und Philosophen es nicht wegdisputiren können. Unser Schwein schaute, wie ihr Alle wißt, gerade nach Süden, und sicher hätten wir binnen zwei Stunden den Wind von dorther gehabt, wäre mir nicht zu rechter Zeit noch ein Mittel eingefallen."

„Und das wäre?" fragte Pat.

„Nun," sagte Peter, „ich nahm das Schwein in meine Arme, und drehte ihm den Kopf rund herum, daß der Rüssel gerade nach Norden stand."

Pat und die gesammte Mannschaft brachen in ein lautes Gelächter aus. „Lacht ihr nur," brummte Peter höhnisch, „aber verlaßt euch darauf, hätte ich das nicht gethan, so wären wir bei Tagesanbruch um einige hundert Meilen zurückgeschlagen worden. Und übrigens seyd Ihr, Mister Pat Larkins, gar nicht der Mann darnach, mich mein Pensum und meine Grammatik zu überhören. Was habt ihr nicht erst für ein sauberes Stück gemacht, als unser Schiff frisch aufgetackelt war, und wir so sehr von Besuchen belästigt wurden, daß der Kapitän erklärte, nie-

mand mehr an Bord lassen zu können. Nun wahrlich, daß war doch der beste Bär, den man sich nur denken kann."

„Den Teufel, war's ein Bär," erwiderte Pat, „ich gab eine deutliche, bestimmte und rasche Antwort auf eine einfache Frage, wie meine Kameraden entscheiden sollen. Unser Schiff lag am Damm, und alle unsere Leute waren am Lande, den Kapitän, mich und den Steuermann ausgenommen. Kapitän und Steuermann waren unten im Schiff und sahen in den Karten nach, und ich war auf dem Deck, um Red' und Antwort zu geben. Kommt euch auf einmal ein großer dicker Herr daher, mit einem Kopf so dick eingepudert als ob's ihm darauf geschneit hätte und frägt: „Kann ich das Schiff besehen?" — „Nein, sage ich, das kann jetzt gerade nicht seyn." — „Und warum nicht?" sagt er. — „Weil kein Mensch an Bord ist, sage ich, als der Kapitän, und der ist gerade ans Land gegangen. Jetzt frage ich euch, ist das ein Bär?"

Ein schallendes Gelächter brach los, und das Schiffsvolk versprach sich noch tausend Spaß, so lange Peter und der Ire erzürnt gegen einander wären.

Plymouth-Sund war jetzt nur noch einige Meilen entfernt, und man ging vor Anker, um zwei Offiziere an Bord zu nehmen, Verwandte des Kapitäns, die diesen zu begleiten wünschten. Bald ging man wieder unter Segel; der Wind war steifer Nordnordost, Peter stand am Steuer. Das Schiff fuhr eben, mit ausgeworfenem Senkblei, durch einen engen Kanal und Peter war, der vielen Klippen wegen, sehr aufmerksam. Einer der beiden Offiziere stand sorglos am Compaßhäuschen und pfiff: „Rule Britannia," Peter blickte einigemal mürrisch nach ihm hin, konnte aber endlich seinen Unmuth nicht mehr zähmen und sagte: „Sir, pfeift doch nicht."

„Nicht pfeifen?" rief der Offizier, „was ist denn dabei Böses?" — „Vielleicht gerade jetzt sehr viel!" versetzte Peter. „Nun wahrlich, das ist albern," sagte der Offizier, ihr müßt ein eigner Mensch seyn, denn noch sind's keine zwei Stunden, als ihr selbst pfifft." — „Das kann wohl seyn;" erwiderte Peter, „aber damals hatten wir auch keinen Wind, und jetzt haben wir mehr als wir brauchen." — „Wie," rief der Offizier, „hat denn das Pfeifen Einfluß auf den Wind?" — Gewiß," war Peters Antwort. „Pfeife niemals wenn der Wind stark weht, herrscht aber Windstille, so kannst Du nach Gefallen den Wind herbeipfeifen."

Der Offizier lächelte, machte rechts um, ging in die Kajüte hinab, und überließ es Petern mit dem Wind zurecht zu kommen.

* * *

Die edeln Gäste in Isidorens Haus wohnten nach der Vermählung einem glänzenden Feste bei, das bis spät in die Nacht dauerte. Die Neuvermählten stiegen dann in Brazio's Equipage, die sie in dessen Wohnung brachte. Am nächsten Morgen erhielten sie Besuch von Isidorens Vater, der dem jungen Ehemanne die bedungene Mitgift einhändigte.

Ein Monat war dem neuen Ehepaar in ungestörter Ruhe verstrichen, als einst spät am Abend ein Diener zu Brazia eintrat, und einen Fremden meldete, der seinen Namen zu sagen weigere, und augenblicklich vorgelassen zu werden wünsche. Brazio erbleichte; es war schon spät — sollte es vielleicht ein anderer Spieler seyn, der ebenfalls Beistand von ihm erpressen wollte? Er wußte nicht, was er denken sollte. Schon war er entschlossen den Besuch abweisen zu lassen, als er sich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß das Feigheit verrathen würde, und war es wie er fürchtete, so konnte nur Entschlossenheit helfen. Er ging also hinab in ein Zimmer neben dem Saal, und vor ihm saß Juan. Erstaunt blickte Brazio auf den unerwarteten Besuch und sagte: „Nun, was soll's? Hast Du die verlangte Hülfe nicht erhalten? Warum noch ferner mich belästigen?"

„Signor Brazio," entgegnete Juan mit höhnischer Förmlichkeit, „ich verstehe Sie nicht. Ich hatte einen freundlichen Willkommen erwartet, da ich mich so lebhaft für Ihr Wohl interessire; weil Sie aber ungeduldig scheinen, so will ich Ihnen unverweilt die Ursache meines Besuchs entdecken. Sie werden das Glück nicht vergessen haben, das Sie mit den bewußten falschen Würfeln am Spieltisch hatten; wir lachten damals herzlich über die gerupften Gimpel, und ließen uns nicht träumen, daß wir entdeckt werden würden."

„Ja, entdeckt," fuhr Juan fort. „Du bist betroffen, Du erbleichst? Doch hast Du noch nichts zu fürchten; deine Sicherheit hängt nur von Deinem Benehmen ab. Jetzt höre — man hat entdeckt, daß die falschen Würfel von Dir herkamen, und heute Abend noch war Dir von einigen der Geplünderten ein Besuch zugedacht. Mir ging Deine Lage zu Herzen; Du bist eben erst mit einer jungen liebenswürdigen Frau verbunden worden, ich habe weder Kind noch Kegel, und ein Unglück, das mich betrifft, schadet niemand sonst. Ich beschloß also der Freundschaft mich zu opfern. Geradezu läugnete ich, daß Du um die falschen Würfel gewußt, und bekannte mit zerknirschter Miene, daß ich der Schuldige sey."

„Edler Freund," rief Brazio aus, „ein so großmüthiges Opfer soll nicht unbelohnt bleiben!"

„Es ist auch meine Absicht nicht, unbelohnt von Dir zu scheiden," erwiderte Juan mit Nachdruck, „und eben dieß ist der Zweck meines Besuchs. Um Zeit zu sparen, habe ich eine Schrift aufgesetzt, die Du nur zu unterzeichnen brauchst und unser Geschäft ist abgemacht."

„Was enthält dieß Papier?" fragte Brazio. „Es ist," war die Antwort, „eine Anerkennung gewisser Verpflichtungen gegen mich, und eine einfache Verschreibung Deines halben Vermögens."

„Tollhäusler," fuhr Brazio wüthend auf. Lieber wollte ich mein Brod vor den Thüren betteln, mich lieber auf die Galeere schicken lassen, als solche Bedingungen eingehen."

„Erhitzt Euch nicht, Sennor Brazio," sagte Juan. „Ich bin ganz kalt wie Ihr seht. Unterzeichnet Ihr dieses Papier nicht, so geschehe Euch wie Ihr gesagt. Guten Abend, Sennor. Ich werde Euch nicht weiter belästigen. Ich kenne noch ein Dutzend Gesellen Eurer Schlechtigkeit, diesen will ich Eure Adresse geben; sie werden sich freuen Euch zu sehen, und ohne Zweifel glücklicher seyn als ich." Juan schritt der Thüre zu.

„Halt, Elender!" rief Brazio, indem er den Degen aus der Scheide riß; „glaubst Du meiner gerechten Rache zu ent

rinnen? Dein Leben ist in meiner Gewalt, und diesen Augenblick. —"

„Sachte, sachte, Sennor Brazio," versetzte Juan; „bleibt nur kalt, wie ich es bin. Euer Degen ist gewiß ein scharfes Argument; aber ich habe zwei Freunde bei mir, deren Donner euer Sterbegeläut seyn wird." Bei diesen Worten zog er ein paar Pistolen aus der Tasche, die er Brazio entgegenhielt.

Die beiden Verzweifelten standen einander gegenüber; es war eine Skizze aus dem Leben gegriffen — zwei Tiger, mit funkelnden Blicken, einer des andern Stärke bemessend. Beide blieben im Vertheidigungsstand. Endlich brach Juan das Schweigen. „Brazio," sagte er, „Du siehst, ich bin zu vorsichtig, als daß ich mein Leben aufs Spiel setzen sollte; denn ich kenne Dich gut genug um zu wissen, daß Du wohl im Stande bist, Freunden, die zu tief in Deine Karte gesehen haben, ein ewiges Schweigen aufzulegen. Unterzeichne diese Schrift, oder ich gehe augenblicklich zu dem Alcalden. An meinem Leben liegt mir nichts, und gern werde ich das Schaffott besteigen, wenn es in Deiner Gesellschaft geschehen kann. Ich trage einen Brief an Alvarez bei mir, der ein Bekenntniß aller unserer schlechten Streiche enthält, und Du begreifst wohl, daß dieser, der Dir ohnehin nicht hold ist, seit Du Isidorens Hand und Vermögen ihm weggekapert hast, Alles thun würde, um Dich zu verderben."

„Verlaß mich!" rief Brazia, „ein andermal wollen wir dieß in Ordnung bringen."

„Nein, jetzt," entgegnete Juan. „Ohne dieses Papier gehe ich nicht von hinnen. Eure Unterschrift, Sennor; die Zeit ist gemessen. Wählt also; unterzeichnet, oder seyd elend für immer!"

„O daß alles Unheil, was es in der Schöpfung gibt, auf Dein Haupt herabstürzte, Du Teufel!" rief Brazia aus, als er die Feder ergriff.

„Die Unterschrift!" wiederholte Juan, indem er mit höhnischem Grinsen auf das Papier deutete, „oder Eure eigenen Bedienten sollen die ersten seyn, denen ich den Charakter ihres Herrn und Meisters im wahren Lichte zeige."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Matanzas auf der Insel Cuba.

Der so außerordentlich schnell aufblühende Wohlstand dieser Stadt, die vor 20 Jahren nur ein unbedeutendes Dorf war, ist eine so merkwürdige Erscheinung, daß einige Angaben über ihren agrikolen und kommerziellen Reichthum nicht ohne Interesse seyn dürften.

Diese Stadt liegt unter 25° 2′ 50″ N. B. und 81° 17′ 11″ W. L., Meridian von Paris, an den Ufern und im Hintergrund ihrer Bai, zwischen den Flüssen St. Johann und Yurumi auf einem flachen nur acht Metres über dem Meeresspiegel erhabenen Boden, der gerade Abhang genug hat, daß das Wasser ablaufen kann. Der Boden besteht aus thonigem weißen Sand, der durch die Einwirkung der Sonne große Festigkeit gewinnt. Die Ufer der beiden Flüsse zur Seite der Stadt und jenseits waren früher mit Manglebäumen bedeckt, die von der zunehmenden Bevölkerung umgehauen wurden, um Häusern Platz zu machen, haben jedoch, wie in allen sumpfigen Gegenden, Miasmen zurückgelassen, die den Aufenthalt, besonders zur Regenzeit, ungesund machen. Dieser fatale Umstand bildet einen merkwürdigen Kontrast mit den andern Quartieren der Stadt, die von der durch die hier periodischen Seewinde gereinigten balsamischen Luft der umliegenden Felder durchweht werden.

Die Gestalt der Stadt ist, wenn man die nach Süden sich ausdehnende Vorstadt Puebla Nueva ausnimmt, ein unregelmäßiges Trapez. Gegenwärtig ist sie in zehn Quartiere getheilt. Die Straßen sind gerade, breit, aber nicht gepflastert, dennoch aber, des harten Bodens wegen, sehr reinlich. Die Plätze sind schön und geräumig. Der Waffenplatz ist mit steinernen Bänken und einem zu Ehren Ferdinands VII errichteten Obelisken in der Mitte geziert und mit Ketten eingefangen.

Matanzas zählt gegenwärtig 2566 Häuser, größtentheils von Holz, mehrere öffentliche Gebäude, zwei Kirchen, zwei Spitäler und zwei Brücken von Backsteinen. Das Douanengebäude und die Kaserne sind besonders bemerkenswerth. Die Stadt hat mehr als 150 Magazine und Läden. Die stehende und ab- und zureisende Bevölkerung, das Stadtgebiet mitgerechnet, beläuft sich auf 56,511 Seelen.

Die Bai von Matanzas ist sehr geräumig, und kann eine große Zahl von Schiffen jeder Größe aufnehmen. Sie ist gegen alle Winde geschützt, weniger jedoch gegen die von Nordost, die indeß auf der nördlichen Küste der Insel, wo die Stadt liegt, wenig zu fürchten sind.

Die Einfahrt in diesem Hafen liegt unter 23° 4′ 11″ N. B. und 81° 8′ 11″ W. L., Meridian von Paris, und bildet einen Winkel von etwa zwei Lieues bis zu der Spitze, wo sich das Fort Vigia befindet. Die größte Breite zwischen der Spitze von Maya und von Sabanilla gegen Westen ist 2100 Metres. Die Bai selbst hat einen Flächeninhalt von 3000 Metres, wovon ein Drittheil von einer großen Bank und mehreren Klippen eingenommen ist.

Matanzas gilt als der erste Handelsplatz nach der Hauptstadt. Ihre Seelage und die stets steigende Zunahme des Anbaues machen sie jetzt zu einem der bedeutendsten Handelspunkte auf Cuba.

Im Jahre 1851 beschäftigte der Handel von Matanzas 584 Schiffe von 41,225 Tonnen für die Einfuhr, und 565 mit 60,658 Tonnen für die Ausfuhr. Die von diesem Seehandel erhobenen Zölle beliefen sich auf 758,055 Piaster, mithin um 91,589 Piaster mehr als im Jahre zuvor, und um 192,584 mehr als 1852.

Im Jahre 1855 zählte man 114 Zuckersiedereien, welche 63,208 Centner Zucker erzeugten, 208 Kafferpflanzungen, welche 89,105 Centner Kaffee lieferten, 7 Branntweinbrennereien, welche 11,440 Fässer Tafia stellten, und endlich 1807 Landwirthschaften mit 63,651 Stück Vieh. Die Geschäfte in Zucker waren, wie auf der ganzen Insel so auch hier, während der letzten Jahre sehr bedeutend.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 90** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Mortis Amor.** Von A. Barbier. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung). — Edgar Quinet über Deutschland. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Ausland beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1836.

Ueber die neuesten italienischen Geschichts-Werke.

Aus Toscana. September 1835.

Alles, was von einem in Italien noch fortbestehenden, gründlichen Studium des Mittelalters Zeugniß ablegen konnte, war in der letzten Zeit so ziemlich auf das alleinige Werk des Grafen Litta zusammengeschrumpft. Von dessen umfassender Arbeit, „die berühmten Geschlechter Italiens“ betitelt, ist neulich mit den Gonzagas die Geschichte des fünfundfünfzigsten Geschlechtes beendet worden. Da außerdem Alles, was in England durch Publicirung der Public Records, in Deutschland durch die Monumenta, in Frankreich durch die im großartigsten Sinne unternommene Herausgabe der Archives curieuses de l'histoire de France geschieht, in Italien bis jetzt keine oder geringe Nachahmung fand, weiß man kaum, ob es als bloßer Zufall, oder als gute Vorbedeutung gelten kann, daß in diesem Augenblick zwei eben erschienene Werke ähnliche Bestrebungen verrathen. C. Morbio hat in Mailand ein Werk publicirt, das namentlich die Stadtgeschichte von Pavia und Ferrara behandelt, und das, obwohl Altes und Neues etwas planlos durch einander werfend, doch Urkunden mittheilt, welche über die im Detail wenig bekannte Geschichte jener beiden Städte mannichfaches Licht verbreitete. Wichtiger sind die „Dokumente zur italienischen Geschichte“ (documenti di storia italiana), welche der Buchhändler Molini in Florenz vor wenigen Monaten zum Erstenmal bekannt gemacht, und deren Text der Marchese Gino Capponi durch Noten erläutert hat. Molini, der eine neue Ausgabe des Machiavell und des Benvenuto Cellini vorbereitete, suchte bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahr 1832/33 außer Briefen des Machiavell, namentlich ein bis auf diesen Tag verborgenes Schreiben des B. Cellini, in welchem dieser, nach seinen eigenen Worten, auf neun Blättern über alle Arbeiten sich erklärte, die er im Dienst des Königs von Frankreich unternommen hatte; blieb Molini's Bemühen in dieser Beziehung erfolglos, so ward es doch anderweitig dadurch belohnt, daß er auf der königlichen Bibliothek die auf italienische Geschichte bezüglichen Manuskripte des Grafen von Bethune durchsehen, und von 950 Bänden 203 für seinen Zweck excerpiren, und aus denselben von den bedeutendsten Copien nehmen konnte. Von dieser Arbeit nun liegen in diesem ersten Band 161 Originalbriefe vor, welche, mit Ausnahme der vierzehn ersten, die aus dem 13ten Jahrhundert stammen, aus der Zeit von 1500 bis 1527 datiren. Hier kann natürlich nicht der Ort seyn, näher in den reichen Inhalt dieser Sammlung einzugehen; es mag die Bemerkung genügen, daß diese Dokumente, namentlich das für diese Zeit so wichtige, und zugleich so verwickelte Verhältniß Frankreichs zu Italien zum Gegenstand haben, in diesem manche Zweifel auf überraschende Weise lösen und viele Lücken genügend ausfüllen. Die wenigsten Urkunden sind Französisch und Lateinisch, die meisten Italienisch geschrieben, alle aber in der Orthographie des jedesmaligen Originals wieder gegeben. Der Herausgeber gesteht selber, daß er ohne die Hülfe des Marchese G. Capponi sich schwerlich zur Publicirung dieses Werkes entschlossen haben würde; und in der That ist auch dessen Arbeit so ausgefallen, daß sie nicht allein den Leser sogleich in den rechten Zusammenhang versetzt, sondern auch aus dem vorliegenden Material auf allen Seiten Resultate und Folgerungen zieht, welche nur einem mit der Vergangenheit seines Landes sehr befreundeten Italiener gelingen konnten. Den Italienern sind außerdem in einzelnen Andeutungen Fingerzeige gegeben, wo und wie die Geschichte Italiens noch speciellere Bearbeitung erfordere und verdiene. Eine besondere Zierde dieses Werkes bildet das bis dahin ungedruckte „politische Testament des Ludovico Moro,“ in welchem er verordnet, wie sein Land nach seinem Tode und im Fall der Minderjährigkeit seines Sohnes zu regieren sey. In der Vorrede gibt der Herausgeber Nachricht von andern in den genannten 203 Codicers enthaltenen Dokumenten, und schließt mit Notizen über Manuskripte, die sich im Archiv des Hotel Soubise, und in der Bibliothek des Arsenals befinden. Das Ganze ist trefflich ausgestattet, und dem König der Franzosen gewidmet. Wer den ungeheuren Reichthum an Urkunden kennt, den die italienischen Archive und Bibliotheken, soll man sagen bewahren oder verschließen, muß bedauern, daß ein unternehmender Mann, wie Molini, nach Paris zu gehen hatte, um von dorther Beiträge

für die Geschichte seines Vaterlandes beizubringen. Man denkt an das gute Beispiel von Lucca, dessen Regierung schon vor einigen Jahren die Herausgabe einer Urkundensammlung unterstützen, und dadurch sich und der Geschichte der Stadt ein so ehrenwerthes und bedeutsames Denkmal setzen wollte; Piemont fällt einem bei, wo die Regierung schon seit dem Jahre 1833 eine Deputation ernannt hat, welche aus fremden und einheimischen Archiven Diplome und Chroniken für die Landesgeschichte sammelt. Muratoris riesenhafte Thätigkeit hat kaum ein Drittel des vorliegenden Stoffes benutzen können; und in diesem Drittel selbst, wie viele Lücken sind in der Geschichte des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts noch auszufüllen geblieben! Zeigt doch auch dieses Werk von neuem, wie sehr wir selbst noch im 16ten Jahrhundert im Dunkeln sind, wo doch die ganze unerreichte Größe der besten italienischen Historiker als Quelle dient. Die Italiener selber lesen ihre Geschichte meistens in fremden Büchern, in Sismondi, Roscoe u. s. w.; sie lassen diesen das Verdienst, einen umfassenden Stoff in eine leserliche Form gebracht zu haben, ohne sie jedoch anderweitig zu überschätzen. Sonst wird auch hier „Leo's Geschichte von Italien" jetzt allgemein als die beste anerkannt, so daß unabhängig, so viel ich weiß, von einer Uebersetzung, die ein nicht unbekannter Historiker in Turin unternommen hatte, eine andere Uebertragung ins Italienische in Lugano erscheinen soll.

Der Pirat und der Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Zitternd vor Wuth unterzeichnete Brazio das Papier, riß dann die Thüre auf, und rief: „Geh, Elender, und laß Dich nie mehr vor mir sehen!"

„Euer Wunsch sey erfüllt, Sennor," erwiderte Juan, indem er das Papier ruhig zusammenlegte. Ich werde nicht selbst kommen, wenn ich je wieder Geld brauchen sollte, sondern immer meinen Freund Alvarez — Euren Nebenbuhler senden." Mit diesen Worten rannte er auf die Straße und war im Nu verschwunden.

Brazio schickte alle seine Leute zur Ruhe, eilte in sein Kabinet, nahm ein Paar Pistolen, warf den Mantel über, und eilte durch eine Hinterthür des Gartens aus dem Hause, indem er Juan noch einzuholen und Rache an ihm zu nehmen hoffte. Von dem Augenblick an, als er das Papier unterzeichnet hatte, stand auch der Entschluß fest bei ihm, daß Juan nicht länger leben, und die Früchte seines Raubes genießen sollte. Brazio wußte recht gut, welcher Gefahr er sich bei solchem Unternehmen aussetzte, da Juan mächtige Verwandte in Spanien hatte; deßhalb wollte er sein Opfer heimlich dem Tod in die Arme liefern. Aber auch Juan hatte vorsichtig gehandelt, indem er seinem Diener ein Schreiben zurückgelassen, mit dem strengen Befehl, es an Alvarez zu übergeben, wenn er bis Mitternacht nicht wiederkehren sollte. Der Inhalt dieses Schreibens war, daß wenn Juan binnen einer Stunde nicht zu Alvarez kommen würde, dieser daraus zu schließen habe, er sey von Brazio ermordet worden.

Es war fast Mitternacht als Brazio die Straße erreichte. Er horchte einige Augenblicke, Alles war ruhig; er ging weiter und stand dann plötzlich stille, denn in geringer Entfernung ließen sich Fußtritte hören. Rasch sprang er hinter einen in der Nähe stehenden Pfeiler, die Tritte kamen näher — es war Juan.

„Stirb, niederträchtiger Schurke," rief Brazio, indem er eine Pistole auf ihn abfeuerte. Juan taumelte und fiel. Brazio riß ihm sogleich den Rock auf, und zog das Papier heraus, das er genöthigt gewesen war zu unterschreiben. Der Schuß hatte einige Nachbarn aufgeweckt, und da Brazio wohl wußte, daß seine Sicherheit davon abhing, seine Wohnung zu erreichen, ehe man seine Abwesenheit bemerkte, so nahm er die abgeschossene Pistole vom Boden auf, und eilte davon. Ungesehen kam er durch die Gartenpforte und von da in sein Zimmer, ohne daß irgend jemand im Hause seine Entfernung auch nur geahnet hätte.

Da Juan um Mitternacht nicht nach Hause gekommen war, so gab sein Diener den Brief an Alvarez ab, der sich zwei Stunden später mit mehreren Freunden auf den Weg machte, den Vermißten zu suchen. Bald stießen sie auf mehrere Menschen, die sich um einen Todten gesammelt hatten; sie traten näher, und erkannten zu ihrem Staunen und Schrecken den Leichnam Juans. Laut beschuldigten die Freunde Brazio des Mords, und einer unter ihnen, der das Aussehen eines Seemanns hatte, hob die Pistole auf, die er zu erkennen schien. „Brazio," rief er aus, „dieser Name ist mir bekannt."

Augenblicklich wollten Alvarez und die Freunde nach Brazio's Hause stürmen, wurden aber von dem Seemann zurückgehalten. „Nicht so eilig," sagte er, „dieser Mord ist so von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, und es dürfte Euch schwer werden, Brazio des Mordes zu überweisen. Ich kenne ihn; laßt mich allein zu ihm, und es wird mir vielleicht gelingen ihm die Larve abzureißen."

Alvarez und die Freunde waren es zufrieden, und Ovieda (so hieß der Seemann) begab sich am nächsten Morgen in Brazio's Wohnung, wo er nicht ohne Mühe Einlaß erhielt.

„Freund," hub Ovieda an, als Brazio bleich, wankenden Schritts und mit schüchternem Blick ins Zimmer trat, „erinnerst Du Dich meiner Züge nicht mehr. Hast Du Deinen alten Bekannten Ovieda vergessen?"

Brazio trat entsetzt zurück. „Nun," fuhr Ovieda fort, „Du hast nichts von mir zu fürchten. Ich kümmere mich wenig mehr um die Angelegenheiten auf dem festen Lande; seit zehn Jahren bin ich nicht mehr da gewesen. Ich habe das weite Meer zu meinem Aufenthalt erkoren; ein so schönes Schiff als jemals eins die Wellen durchschnitt, ist mein Eigenthum, und auf diesem denke ich zu leben und zu sterben. Doch, meine Zeit ist gemessen; vor Nachts noch muß ich an Bord seyn. Ich bin gekommen Dich vor Gefahr zu warnen. Sind wir allein? Kann uns niemand hören?"

„Nein," erwiderte Brazio, „sprich leise, und wir sind vor

Lauschern sicher." — „So höre denn," fuhr Ovieda fort, „Juan ist ermordet worden, und man hat Dich in Verdacht."

„Mich!" rief Brazio erschüttert. „Meine Diener können mir bezeugen, daß ich den ganzen Abend nicht aus dem Hause gekommen bin." — „Das glaub' ich gern," entgegnete Ovieda, „allein ein Umstand zeugt gegen Dich. Diese frisch abgeschossene Pistole, die neben dem Leichnam lag, trägt auf einer Silberplatte deinen Namen."

Brazio stand regungslos. Ovieda hatte wahr gesprochen; denn in dem Augenblick als Brazio dem Todten das Papier abnahm, fielen seine Pistolen heraus, und er nahm in der Dunkelheit eine von denen Juans für die seinige.

„Señor Brazio," sagte Ovieda, „Ihr seht, ich weiß Alles, und bin der einzige, der Euch zum Mörder stempeln kann. Doch will ich nicht unbillig seyn. Es bringt mir keinen Vortheil, wenn ich Euch das Schaffott besteigen sehe, ich kann aber auch eine so herrliche Gelegenheit, als die jetzige nicht ungenützt vorübergehen lassen. Ihr seyd reich; theilt Euer Vermögen mit mir, wie ich Euch gethan, und ich will Euch für dießmal vor Euren Feinden verbergen. Alvarez würde Alles darum geben, könnte er sich den Beweis verschaffen, den ich besitze, und gern gäbe er 10,000 Piaster darum, Euch auf dem Schaffott zu sehen. Ich rette Euch für diese Summe. Doch die Zeit drängt. Nehmt euren Mantel und Hut und folgt mir in meine Wohnung; ich will indeß forschen, ob Juan vielleicht noch lebt, und ob er nicht etwa den Namen seines Mörders genannt hat."

Brazio that wie ihm geheißen worden, und befand sich bald in Ovieda's Wohnung am Meeresufer. Dem schlauen Seemann lag wenig daran, ob Brazio gehangen wurde oder nicht, wenn er keinen Vortheil dabei hatte; hier aber bot sich ihm die Aussicht, zwei Fliegen mit Einem Schlage zu treffen. Er suchte Alvarez auf und erklärte ihm, daß er hinlänglichen Beweis gegen Brazio habe, diesen jedoch nur mittheilen werde, wenn er 5000 Piaster dafür empfange.

Alvarez staunte über diese Forderung, und wollte nichts davon wissen. „Thor," versetzte er, „weißt Du denn nicht, daß ich nur einige Alguazils nehmen und den Mörder ergreifen lassen darf?"

„Wohl wahr," sagte Ovieda, „wo wirst Du ihn aber finden?" — „Wo anders als in seinem Hause?" war die Antwort.

Ovieda lächelte. „Sachte, sachte, Señor," sagte er, „welcher Mensch wird wohl geduldig warten, bis die Haltihnfeste kommen ihn zu holen? Und Brazio ist zu schlau, als daß er, nach dem was vorgefallen, zu Hause bleiben sollte."

„Wo muß ich ihn also suchen?" rief Alvarez ungeduldig.

„Wo's Euch gefällt," entgegnete Ovieda mit spöttischem Grinsen. „Wollt ihr aber heranrücken, so schickt nur zu mir und ich werde es Euch sagen." Mit diesen Worten schied er von Alvarez, wüthend über dessen Hartnäckigkeit und ging zu Brazio zurück, um von dessen Leichtgläubigkeit Nutzen zu ziehen. Juan war, ohne ein Wort zu sprechen, wenige Minuten nach dem Schuß gestorben, was aber Ovieda sich wohl hütete, dem ängstlich harrenden Brazio zu entdecken. „Schlimme Nachricht," rief er aus, als er zu dem Verborgenen ins Zimmer trat, „Juan lebt noch, und hat Dich des Mordversuchs beschuldigt. Das Gericht nimmt eben seine Aussagen auf, weil die Aerzte erklären, er werde den nächsten Tag nicht erleben. Du bist hier keine zwölf Stunden mehr sicher, mußt also mit Einbruch der Nacht fort und Dich in einem sichern Schlupfwinkel verbergen. Vor Allem aber ist Geld nöthig; ich habe nur wenig am Lande, deßhalb ist's am besten, Du gibst mir eine Vollmacht, die nöthigen Summen für Dich zu erheben, denn binnen einer Stunde will Alvarez Dein Eigenthum gerichtlich mit Beschlag belegen lassen."

„Er soll diese Stunde nicht überleben!" rief Brazio aus, indem er Ovieda's Pistolen ergriff, das Gesicht mit dem Mantel verhüllte, auf die Straße stürzte und durch die Gartenpforte in seine Wohnung eilte. Hier lauschte er einen Augenblick. Er hörte Isidorens Stimme, die jemand flehend beschwur, sie nicht aus ihrem Haus zu schleppen. „Vergiß den Mörder Brazio," rief eine andere Stimme, „und werde mein." Alvarez war es, der dieß sagte, und kaum waren diese Worte gesprochen, als Brazio auch schon ins Zimmer stürzte. Alvarez lag vor Isidoren auf den Knien, und sprach von seiner Liebe — ein Augenblick noch und er hatte zu leben aufgehört; durchs Herz geschossen, sank er entseelt zu Boden. Die Dienerschaft stürzte auf den Schuß herbei; Brazio, der jetzt selbst seine eigenen Leute fürchtete, riß ein Fenster auf, sprang in den Garten und war im Nu verschwunden. Gleich nach seiner Flucht trat Isidorens Vater, der von den Schandthaten seines Schwiegersohnes unterrichtet worden war, mit Alguazils ins Haus, um ihn zu verhaften; es war indeß zu spät — Brazio wurde nirgends gefunden.

(Schluß folgt.)

Das Marinehospital zu London.

Von allen Hospitälern Londons ist wohl keines interessanter als der Dread-Nought (fürchte nichts), vormals ein Linienschiff von 104 Kanonen, das aber jetzt, alt und gebrechlich wie es ist, friedlich auf der Themse schwimmt und den Matrosen als Hospital dient. Ein ganzes Jahr hindurch, und bis zum Tag vor der Schlacht von Trafalgar, trug der Dread-Nought die Flagge des Admirals, seitdem Lord Collingwood. Am Bord dieses Schiffs wurden einige jener bewundernswerthen Briefe geschrieben, welche ein so lebhaftes Interesse für die Korrespondenz dieses berühmten Mannes erwecken. Der Dread-Nought war, als ein langsamer Segler, eines der letzten Schiffe, welches Theil an der Schlacht nehmen konnte, doch leistete er dem Geschwader nicht mindere Dienste, indem er eine Menge Unglücklicher aufnahm, welche ihr Leben außerdem in den Wellen geendet haben würden, da viele Schiffe, ihrer Segel, Masten und ihres Tauwerks beraubt, von dem Sturm an das Ufer geworfen wurden. Der Dread-Nought hat, seit er den aktiven Dienst verließ, nicht aufgehört nützlich zu seyn. Er wurde nicht, so wie die meisten seines Gleichen, zu einem entehrenden Dienst oder zu vollkommner Unthätigkeit verurtheilt; mitten unter die Schiffe aller Nationen gestellt, von denen die Themse bedeckt ist, ist er stets bereit alle Matrosen, seyen sie aus welchem Lande sie

wollen, aufzunehmen, sobald ihre Gesundheit ärztlichen Beistand erheischt.

Die ärztliche Praxis in den übrigen Spitälern bietet keine andern Abwechslungen als jene, welche durch die der Krankheit eigenen Symptome bedingt werden. Die Kranken gehören dort größtentheils derselben Nation und einer Gesellschaftsklasse an, die man täglich zu beobachten Gelegenheit hat. Im Marinespital dagegen erregt das Individuum selbst eben so viel Interesse als seine Krankheit. Hier wird die Einförmigkeit der Symptome fast immer von den mannichfaltigen Zuständen und den seltsamen Abenteuern, die der Patient bestand, durchkreuzt. In dem Bericht von den Ursachen, denen die Matrosen ihre Krankheit zuschreiben, hört man nicht jene Gemeinplätze von feuchter Kälte, Regen und nasser Kleidung einmischen, die den Städter mit Furcht erfüllen, und ihn mit Schnupfen und Rheumatismus behaftet ins Hospital bringen. Der Matrose läßt sich durch so geringfügige Plage nicht anfechten; er schiebt seine Krankheit auf die Wogen, die ihn ganz bedeckten, auf die Nachtwachen mitten unter Eisbergen, auf die härtesten Arbeiten und Entbehrungen aller Art, denen er bei Stürmen und Schiffbrüchen ausgesetzt ist. Selbst am Lande sind die Krankheiten des Matrosen von den furchtbarsten Symptomen begleitet; ein einfaches Gelag vermag nichts über ihn; aber er kommt ganze Wochen nicht aus der Trunkenheit, und wenn er kein Geld mehr hat, um seine Ausschweifungen fortzusetzen, so begibt er sich in einem Zustande furchtbarer Bewußtlosigkeit ins Marinespital. Man begreift kaum, wie ein Matrose nach langer Reise die ungeheure Menge geistiger Getränke ertragen kann, mit denen er seinen Magen während oft sehr langer Schwelgereien überfüllt; merkwürdiger aber noch ist die Schnelligkeit, mit der dieses Organ nach langen Orgien seinen Normalzustand wieder gewinnt. Täglich kann man im Marinespital Matrosen sehen, die mehrere Wochen hintereinander betrunken waren, und nun in kurzer Zeit durch Anwendung krampfstillender Mittel oder starker Opiate von ihrem delirium tremens genesen. Man könnte sagen, daß sie hier aus einem stürmischen Meere in stille, friedliche Gewässer einlaufen.

In andern Spitälern sieht man häufig, wie das individuelle Temperament die Krankheit modificirt; der Dread-Nought aber ist vielleicht der einzige Ort, wo man den Einfluß studiren kann, den die Nationalkonstitution übt. Da sieht man einen stämmigen englischen Matrosen, an dem man rasch nach einander mehrere Aderlässe von 60 bis 40 Unzen Blut vornimmt, um eine heftige Entzündung zu bekämpfen, die diesem heroischen Mittel weicht. Neben ihm liegt ein Neger von nicht minder athletischen Formen, ebenfalls von heftiger Entzündung ergriffen, der, einer eben so heroischen Behandlung unterworfen, alsbald derselben unterliegt. Der Neger ist physisch und moralisch so organisirt, daß er bei weitem nicht so viel ertragen kann als der Weiße; seine physische Kraft nimmt rasch ab, und bald fällt er in eine Ermattung, die der sichere Vorbote seines Todes ist. Wenn der Neger keine Hoffnung hat, nimmt er weder Nahrung noch Arzneien, spricht mit niemand, und nimmt an nichts Theil, was um ihn vorgeht; sein Tod ist das ruhige Ende einer langen und vollständigen Lethargie.

Man hat kein einziges Beispiel einer Heilung in solchem Falle. Ein junger Neger, dessen Krankheit nichts weniger als besorglich war, wurde plötzlich mürrisch, und wollte weder Nahrung noch Arzneien nehmen, noch auf die an ihn gerichteten Fragen antworten. Eines Nachts sah man ihn verstohlen ein kleines Stück Brod essen; er magerte indeß zusehends ab, und schien nicht fern mehr von seinem letzten Augenblick zu seyn, als die Wache ihm zufällig etwas Reiß anbot. Als man ihn aufgerichtet hatte, damit er sehen konnte, was man ihm vorsetzte, leuchteten seine schon erloschenen Augen mit neuem Glanz; er riß der Wache den Teller aus den Händen, sprang aus dem Bette, und verschlang, nachdem er einige Schritte im Saal gegangen war, den Reiß mit großer Begierde; bald darauf genas der Kranke. Die amerikanischen Neger scheiden nicht auf so traurige Weise aus dem Leben als ihre dunkleren Brüder; sie gehören einer edlern Race an. Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvoller, ihre Fähigkeiten entwickelter; sie besitzen mehr passiven Muth und viel von der Intelligenz der Amerikaner, nebst einer Sanftmuth und Gefälligkeit des Benehmens, welche mehr zu gefallen geeignet sind, als der demokratische Troz des ächten Yankee-Matrosen.

Die Bewohner der Südsee-Inseln werden beim Herannahen des Todes zuweilen von tiefer Traurigkeit befallen, sind aber durch ihren Charakter und ihr Aeußeres eine sehr interessante Klasse von Kranken. Leider ist ihre körperliche Konstitution zu exotisch, als daß sie die Veränderlichkeit unserer Temperatur ertragen könnte. Die Kälte, der Nebel und der Wachholderbranntwein Londons wirken bald auf ihre Lungen, und nur wenige vermögen die heroische Behandlung auszuhalten, die zu ihrer Heilung nöthig ist.

Die Matrosen aus Neusüdwales sind minder traurig als die Neger aus Afrika, aber eben so leicht aufs Krankenlager geworfen. Die geringste Unpäßlichkeit entsetzt sie so sehr als andere eine gefährliche Krankheit. Nur erst wenn sie das Hospital verlassen, schöpfen sie einige Hoffnung zur Genesung, halten sich jedoch nicht für verbunden, für genossene Pflege zu danken. Anders ist es mit den Irländern; ihre geschwätzige Munterkeit, die sie auch dann nicht verläßt, wenn sie schwer krank sind, sticht gewaltig gegen die Ergebung der Schotten und den ernsten Gleichmuth der Engländer ab. Der englische oder schottische Matrose dankt den Aerzten, wenn er entlassen wird, aufrichtig und herzlich; der Irländer erschöpft sich indeß in allen Formeln der Danksagung, und scheidet von dem Arzt unter Anwünschung langen Lebens und der Segnung aller Heiligen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der gegenwärtige Betrag der Armentaxe in England ist etwa 4.500.000 Pfd., was sie ungefähr auch im Jahre 1803 betrug; die Ersparung seit Einführung des neuen Armengesetzes ist demnach gegen 4 Millionen Pfund. Die für Prozesse, Fortschaffung von Armen u. dgl. in England und Wales ausgegebenen Summen betrugen vom März 1832 bis dahin 1833 854.462 Pfd., von 1833 bis 1834 258.004 Pfd., im Jahre 1834 bis 1835 202.527, und im Jahre 1835 bis 1836 172.432 Pfd. Demnach beträgt die Ersparniß in Prozessen allein ungefähr das Doppelte dessen, was die neu ernannten Kommissäre kosten, nämlich 44.000 Pfd.

Man kann sich eine Vorstellung machen, welche ungeheure Anzahl von Personen Gravesend besuchen, wenn man weiß, daß eine einzige Dampfbootkompagnie im vorigen Jahre über 50.000 Passagiere hinführte, wofür an der Londonbrücke und zu Gravesend allein nicht weniger als 6000 Pfd. St. Zoll bezahlt werden mußten.

Zu Paris soll jezt ein zweites Theatre français errichtet werden. Der Minister des Innern hat die formelle Erlaubniß dazu ertheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1836.

Das Burzenland.

Das Burzenland, Barcia, Bartza oder Barzasag, Csare Burcl, oder der Kronstädter Distrikt im Großfürstenthum Siebenbürgen, führt seinen Namen von dem durchfließenden Flüßchen Burz und bildet den äußersten Theil Siebenbürgens. Gegen Süden gränzt es an die Walachei, von der es hohe Gebirge trennen, und woselbst sich die Pässe Temesch und Törzburg befinden; gegen Osten an den Szekler-Stuhl Schepsi, gegen Norden an den Fogarascher-Distrikt und den Miklaschwarer-Stuhl und gegen Westen wieder an den Fogarascher-Distrikt. Es bildet ein überaus schönes, weites und hochgelegenes Thal, das beinahe gänzlich mit waldigen Gebirgen umschlossen, auf einem Flächenraum von 32 Quadratmeilen eine Stadt, 4 Marktflecken und 26 Dörfer, worunter zwei militärische sind, mit einer Bevölkerung von mehr als 100,000, folglich auf jeder Quadratmeile im Durchschnitt 3125 Einwohner enthält.

So klein dieses Ländchen hinsichtlich seines Flächengehalts auch ist, vereinigt es nichts desto weniger der Vorzüge unendlich viele. Das Klima gehört zwar den gemäßigten, ist jedoch bei dem vorherrschenden Ostwinde, Kriwitz genannt, zuweilen scharf und schneidend, namentlich im Gebirge, und eben deßhalb auch dem Gedeihen des Weinstocks hinderlich. Dagegen hat das platte Land so sehr an Reizen durch geschickte und emsige Wirthschaft gewonnen, wie vielleicht auf keinem andern Punkte des Großfürstenthums. Die vorzüglichen und musterhaften, landwirthschaftlichen Einrichtungen der den größern Theil dieses Landstrichs bewohnenden Deutschen dienen in der That zur wohlthätigen Leuchte für alle übrigen Völker, welche den gleichen Boden bewohnen. Feldfrüchte aller Art, als: Weizen, Korn, Hafer, Buchweizen, Mais und besonders die Gerste, gerathen auf das Beste, und der dort gebaute Flachs, hauptsächlich der Zeydner, ist seiner Güte und Feinheit wegen sehr berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Die rothe Färberwurzel, so wie der Tabak sind längst bekannte Produkte dieses Ländchens. Ausnehmend stark wird auch die Bienenzucht betrieben, wozu das Land vorzüglich ist, indem Kräuter und Blumen in der üppigsten Fülle prangen. Die Zahl der Bienenstöcke beläuft sich immerhin über 30,000 Stück. — Die Flüsse und Bäche liefern wohlschmeckende Fische und Krebse verschiedener Gattung; an Geflügel, sowohl zahmem als wildem, ist ein Ueberfluß, und in den Wäldern und Gebirgen trifft man in seltener Menge Hoch- und Kleinwild an; daselbst werden auch ansehnliche Schäfereien, viel Hornvieh und mehrere Stutereien unterhalten, da diese Gebirge die herrlichsten Alpenpflanzen, die gewürzreichsten Kräuter und aromatische Wurzeln hervorbringen, so wie überhaupt die organische Natur dieses Ländchens reich und mannichfaltig ist. Bei Zernescht befindet sich ein silberhaltiges Bleibergwerk, dessen Ertrag nicht unbedeutend ist. Dagegen mußte der Bau, den man bei Nußbach versuchte, und von dem man sich gute Ausbeute versprach, seines geringfügigen, kaum die Kosten deckenden Gewinnes wegen eingestellt werden. Der dort befindliche Bach führt Goldsand, der jedoch nicht gewaschen wird. Verschiedene Gattungen Thonerde kommen bei Neudorf zu Tage, wovon namentlich die weißliche Erde zur Verfertigung feuerfester Tiegel, so wie zu manchen andern Zwecken benützt wird. Auch an Kalksteinbrüchen fehlt es nicht, indem das ganze Zeydner-Gebirg eine vorzügliche Gattung davon liefert, und auf dem Saßberg bei Salson findet man beträchtliche Lager von Muschelmarmor, und im glänzenden Spath auch Herzmuscheln. Bei den Dörfern Saison (Zaiyon) und Tartlau quillen Sauerbrunnen, und auf der sogenannten Au bei Kronstadt steht das Schülergebirge, welches ein Woiwode den Kronstädter Schülern geschenkt haben soll, weil sie dasselbe von Räubern befreit haben. Jährlich feiern noch heutzutage diese Schüler deßhalb ein Freudenfest. Der Burz, der Weidenbach und die Temesch bewässern nebst mehreren kleinern Bächen das Ländchen. Der Alt-Fluß (Aluta) scheidet es von dem Lande der Szekler.

Die Haupteinwohner des Burzenlandes sind Sachsen, Walachen und Ungarn. Indessen halten sich unter ihnen namentlich viele Kalibassen, so wie auch Griechen, Armenier und Zigeuner auf. Die Sachsen sind Nachkömmlinge jener Deutschen, welche der ungrische König Geysa II in der Mitte des zwölften Jahrhunderts aus den Gegenden des Unterrheins nach Siebenbürgen berufen und viele Freiheiten ertheilt hat. Dieses Volk hält noch sehr fest an seinen alten Sitten und Gewohnheiten;

sie nähern sich jedoch heutzutage in vielen Stücken den Ungarn, wie sie auch größtentheils der Kleidung dieser Nation sich bedienen. Ihre Sprache ist ein Deutsch, das mit dem Plattdeutschen und Jüdisch-Deutschen viele Aehnlichkeit hat; wohl aber sprechen die Gebildeten unter ihnen sehr rein und schön die deutsche Sprache. Die Walachen sind Ueberbleibsel römischer Kolonien, welche von Trajan und andern römischen Kaisern nach Dacien geführt wurden; theilweise stammen sie auch von den durch spätere Ereignisse hordenweise ins Land gekommenen Walachen ab. Sie nennen sich Romuni oder Rumuny wodurch sie sich als Abkömmlinge der Römer bezeichnen wollen. Die Ungarn sind endlich ächte Magyaren, und kommen daher auch ihren Stammgenossen in Sitten, Gewohnheiten und Sprache ganz gleich.

Nach der ältesten Staatsverfassung erkannten die Bewohner des Burzenlandes keinen andern Oberrichter als den König selbst, daher sie auch ihre eigenen Richter, indeß keinen Königsrichter hatten. Später findet man jedoch, daß sich die Grafen der Szekler auch Comites de Brasow nannten, als sie aber der sächsischen Nation einverleibt wurden, erkannten sie außer dem König gleichfalls den Grafen derselben und Königsrichter zu Hermannstadt als ihren höchsten Richter an. Dieses schöne und gesegnete Ländchen war besonders oft schon der Schauplatz jammervoller Scenen, deren ich hier kürzlich gedenken werde. In den Jahren 1421, 1432 und 1438 hausten die Türken mit beispielloser Grausamkeit in demselben und verwüsteten es gänzlich. Kaum von diesen Unfällen ein wenig erholt, wurde es in den Jahren 1480 und 1495 neuerdings von diesem Feinde heimgesucht. Durch den im J. 1529 erfolgten Einfall der Moldauer und jenen der Walachen in dem darauf folgenden Jahre 1530 ward es abermals sehr hart mitgenommen, indem diese rohen Völker es mit unersättlicher Habsucht plünderten und verwüsteten. Aber schon früher müssen bedeutende Einfälle wilder Horden dieses Ländchen beunruhigt haben, da die unter der Regierung Andreas II, Königs von Ungarn, zum Schutze herbeigerufenen Herren des deutschen Ordens, deren Andenken jedoch lange schon aus dieser Gegend verschwunden oder nur noch durch siebenbürgische Urkunden sich im Gedächtniß weniger Menschen erhalten hat, das Land auf eine kurze Zeit als Reichslehen förmlich inne hatten, während welcher sie mehrere Burgen an den Gränzen desselben auf den Grund römischer Kastelle erbauten. Diese waren auf Hügeln oder an Bergabhängen dergestalt ausgeführt, daß man von der einen auf alle übrigen und zugleich über den größten Theil des Burzenlandes sehen konnte. Von diesen ehemaligen Bergschlössern sind nur mehr zwei übrig, nämlich die Dietrichsburg, oder wie sie heutzutage genannt wird, die Terzburg und die Marienburg, die freilich nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt sich darstellen, da erstere von den Kronstädtern nach der Hand neu gebaut, Marienburg aber in einen Marktflecken umgewandelt wurde, und nur wenige Trümmer der ehemaligen Veste mehr enthält.

Die Terzburg Törtsvar (wal. Bran) liegt auf einem kahlen, von Erde ganz entblößten Felskegel, der sich von den Bergreihen des Hintergrundes größtentheils losgerissen hat, so daß man, um zur Burg zu gelangen, eine über hundert Stufen hohe, überaus ermüdende hölzerne Treppe, als den einzigen Zugang, hinansteigen muß. Das Schloß selbst, von dessen Thurm man eine herrliche Aussicht genießt, ist übrigens nicht besonders geräumig, und kann im Nothfall nur eine geringe Besatzung aufnehmen, die freilich hinreichte, jeden Angriff abzuwehren, um so mehr, wenn der Zugang abgeschnitten wird, was durch Vorrichtungen jeden Augenblick ausgeführt werden kann. Dabei besitzt das Schloß auch eine Kapelle, ein Zeughaus und einen durch den ganzen Felsen gehauenen Brunnen, der fein Wasser aus ungeheurer Tiefe spendet. Die Burzenländer bauten dasselbe unter der Regierung des Königs Ludwig des Großen, der ihnen deßwegen im J. 1377 nicht nur ihre herkömmlichen Rechte und Freiheiten bestätigte, sondern sie auch mit neuen vermehrte. Die Burg, zu welcher auch neun verschiedene Dörfer dienstbar sind, hat noch immer ihre eigenen Burggrafen, deren Amt nach einer Verordnung des Fürsten Rakotzi stets ein Kronstädter Bürger und ein Ungar wechselsweise alle Monate bekleiden. Unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen zugleich die Kalibassen, welche den nach dieser Burg benannten Bezirk bewohnen, an siebenhundert Familien stark, und ihres Ursprungs Walachen sind. In ihrer Gegend ist eine Felsenhöhle auf einem hohen Berge, in welcher drei Popen für die dortigen Bergwalachen täglich den Gottesdienst verrichten, daher sie denn auch Kaligaria, oder Einsiedelei, genannt wird. Diese Felsenhöhle, deren ich in der Folge ausführlicher gedenken werde, ist eine der merkwürdigsten Siebenbürgens, sie enthält zahllose Grotten und Gänge, deren Ende noch nicht entdeckt worden ist.

Unter den übrigen Baudenkmalen des Ritterthums ist jedoch die Heldenburg Vitezvar, unfern vom Alt gelegen, unstreitig eines der merkwürdigsten und imposantesten. Ihr stolzes Haupt in den Wolken einst bergend, thronte diese Veste auf einem ungeheuern, beinahe rundum senkrecht abgeschnittenen Felsen, höchst malerisch und eine der herrlichsten Aussichten beherrschend, doch jetzt eben so wie die meisten nur mehr Ruine. Vor einigen Jahrzehenten war noch ein großer Theil der Mauerwand zu sehen, allein auch diese fiel, ein Opfer der Habgier der Bewohner des nächstgelegenen Dorfes Krizbak (Krebsbach), welche in der Meinung Schätze hier zu finden, den Boden durchwühlten, und dadurch auch die Grundveste des letzten Mauerrestes zerstörten; während ihre ganze Ausbeute bloß in einer vermoderten Trinkschale, wie solche im Orient gebräuchlich sind und in einem Schwert bestand, woraus sie Hufeisen schmiedeten. Jetzt steht von der ganzen Veste bloß noch ein viereckiger Thurm auf der Vorderseite, mit übrigens klafterdicken Mauern, woran eine nun aber beinahe völlig verwischte Inschrift, der zu Folge der Thurm im Jahr 1160 erbaut worden ist. Unter demselben befindet sich eine Höhle, deren Eingang anfänglich enge, im Innern jedoch sehr geräumig wird, sich tief in den Felsen hinein erstreckt und nach einer Sage des gemeinen Volks ansehnliche Schätze bergen soll, die von Räubern, denen in frühern Zeiten die Höhle zum Aufenthalt diente, vergraben wurden. Unbegränzt und bezaubernd ist, wie schon erwähnt, die Aussicht von der Zinne des noch ziemlich wohl erhaltenen Thurmes nach allen Seiten hin, wie man sie wohl in ganz Siebenbürgen kaum schöner finden dürfte. Auf mehr als

50 Meilen in die Runde überschaut das Auge die herrlichste Gebirgslandschaft in ihren großartigsten mannichfaltigsten Formen, mit tiefen üppigen Thälern, ausgebreitetem Mattenland und majestätischen Urwäldern, aus welchen zahllose, groteskgeformte, schwarzgraue Felsmassen riesenhaft emporsteigen, deren fuchtbare Klüfte und Höhlen uralte Volkssagen und Aberglauben mit Ungeheuern aller Arten, Kobolden und Geistern, bevölkern. Verschieden geformte, alterthümliche Bauten und Bollwerke krönen die Kuppen der Felsen und malerischer Höhen, während aus den Thälern die Kirchthürme unzähliger Ortschaften entgegenblinken. Vor des Schauenden Füßen zeigt sich gleichsam in der Sturz-Perspektive das romantische, fruchtbare Alt-Thal, vom breiten Strom in den mannichfaltigsten Krümmungen durchschlängelt, besäumt von sanft aufsteigenden Hügelreihen, über welche amphitheatralisch höhere Bergmassen sich aufthürmen. Den Schluß dieses herrlichen Panorama's macht die blaudämmernde Kette der Karpathen, deren Berghörner von seltsamer und grandioser Gestalt, in weiten Halbkreisen hinziehend, den nördlichen und westlichen Horizont umsäumen.

(Schluß folgt.)

Der Pirat und der Kreuzer.

(Schluß.)

Oviedo, der seinen Zweck nicht aus den Augen verloren hatte, war gleich nach Brazio ins Haus getreten, wo er in der Verwirrung zusammenpackte, was nur unter seinem Mantel Platz fand, und mit Gold und Juwelen von hohem Werthe sich aus dem Staube machte. Eben ruhte er an einem einsamen, von Gebüsch umgebenen Platze ein wenig aus, als es plötzlich in den Blättern rauschte und ein Mann aus dem Gesträuch hervorsprang — es war Brazio. Beide standen einander erstaunt gegenüber.

„Wo Teufel kommst Du her?" fragte Oviedo. „Aus meinem eigenen Hause muß ich fliehen," rief Brazio athemlos, „wo meine Feinde eingedrungen sind. Was bin ich jetzt! Ein flüchtiger Mörder. Mein Vermögen verloren, ein Preis auf meinen Kopf gesetzt! In welchem Lande werde ich Schutz finden?"

„In keinem," entgegnete Oviedo. Du mußt deine Landgrillen fahren lassen und Dich ans Wasser halten. Besser ist's, es auf's Ertrinken hin zu wagen, als gefangen werden. Du bist indeß kein Bettler, was Du meinem Muth zu danken hast. Schau her, da ist ein Schmuckkästchen, da ein paar Säcke mit Piastern, und da ein paar Banknoten, zahlbar auf dich, denn nur Deine Unterschrift fehlt. Sie gelten in ganz Spanien; wir müssen daher irgend einen fernen Hafen zu erreichen suchen, ehe noch Dein Unglück bekannt wird."

Brazio sah starr vor sich hin, als begreife er nicht, was um ihn vorgehe, so sehr hatten die Ereignisse der letzten beiden Tage ihn verwirrt.

„Komm, Freund Brazio," fuhr Oviedo fort, „die Nacht bricht ein und ich muß bald an Bord. Du bist in Spanien nicht länger sicher, deßhalb raffe Dich zusammen und mache gute Miene zum bösen Spiel. Ich habe ein so nettes kleines Schiff, als eines noch die spanische Küste umsegelte. Komm mit und mache Halbpart mit mir; laß mir die Piaster und Dein sey das Geld für die Banknoten. Komm an Bord, da sollst Du froh und lustig leben, und gefällt Dir's nicht bei mir, so kannst Du ja immer wieder ans Land gehen und Dich hängen lassen, wenn Dir das lieber ist."

Brazio schlug ein. „Da ist meine Hand," rief er, „ich bin der Deinige, mache mit mir was Du willst!"

Beide rafften jetzt den Raub Oviedo's auf und eilten einem Boote zu, daß sie bald an Bord des Schiffes brachte, wo gleich darauf die Anker gelichtet wurden. Brazio hatte kaum seine neuen Gefährten betrachtet, die allen Nationen anzugehören schienen, als Oviedo in ganz veränderter Kleidung zu ihm trat. Er trug jetzt eine große Pelzmütze, vorn mit einem Todtenkopf geziert, einen ungeheuren Säbel und vier Pistolen im Gürtel. Alle bis jetzt auf dem Verdeck aufgespeicherten Waaren wurden in den Raum geschafft, und kleine Kanonen kamen zum Vorschein. Auch die Mannschaft bewaffnete sich eilends. Brazio betrachtete diese Verwandlung noch mit stummem Staunen, als Oviedo die Hand auf seine Schultern legte und zu ihm sprach: „Freund Brazio, dein Erstaunen befremdet mich nicht; Du glaubtest Dich auf einem Kauffahrer zu befinden, dem ist jedoch nicht so. Wir sind freie Leute, geben aber keine Ladung frei, die in unsre Hände fällt. Wir sind wohl bekannt, denn wir haben schon manche Kauffahrer gekapert, und wir haben so die Leute von uns sprechen machen. Ohne Zweifel hast Du schon von dem berühmten Piraten Gonsalvo gehört, nun, der steht vor Dir. Du weißt jetzt woran Du bist; willst Du nicht an Bord bleiben, so laß ich Dich, sobald wir anlegen, ans Land setzen; willst Du aber bei uns aushalten, so hast Du gleichen Rang mit mir."

Brazio zog das Letztere vor, und schwur als Pirat zu leben und zu sterben.

* * *

Der Dauntleß verließ Falmouth und befand sich bald auf dem atlantischen Ocean. Mit gutem Wind kam man an der Bay vor Biscaya vorüber; das Wetter war mild und die Mannschaft fand ihre Arbeit leicht.

Eines Tags gegen 2 Uhr Nachmittags signalisirte die Wache ein Schiff mit vollen Segeln, und von der Art, wie man den Kapitän den Piraten Gonsalvo beschrieben hatte. Furchtlos kam es unter spanischer Flagge immer näher.

„Ist's ein Pirat," rief der Kapitän, „so ist er verwegen wie der Teufel. Haltet die Stückpforten verschlossen, denn ich glaube, er hält uns für einen Kauffahrer."

Das fremde Segel kam immer näher, zog endlich die spanischen Farben ein und hißte eine rothe Flagge auf.

„Auf die Pforten!" rief der Kapitän, „gebt ihm eine Ladung!" — die Ladung kam jedoch zu spät; das fremde Segel eilte wie ein Pfeil davon und die Britten verloren es für heute aus den Augen.

Bald darauf, als eben die Mannschaft sich weidlich an

einem neuen Zungenkampf zwischen Pat Larkins und Peter Doleful ergötzte, rief es plötzlich aus dem Mastkorb: „Ein Segel vor dem Wind!“

Der Kapitän nahm sein Glas. „Dasselbe Schiff, rief er nach kurzer Pause. Halloh Jungens, drauf! der Wind ist steif, dießmal werden wir ihm beikommen.

Der Wind wurde zum Sturm; der Dauntleß spannte alle Segel auf und flog wie ein Pfeil dahin. Bald war der Pirat eingeholt und erhielt eine volle Lage, die ihn wanken machte; doch hielt er sich noch steif. Kaum aber folgte eine zweite Lage, als auch schon der Topmast fiel und große Verwirrung an Bord zu herrschen schien.

Die Schüsse des Dauntleß hatten eine große Niederlage auf dem Piraten angerichtet; Ovieda war tödtlich verwundet. Auf ein Segeltuch gelegt, bat er Brazio näher zu treten, und das Schiffsvolk, ihn auf wenige Augenblicke allein zu lassen.

„Freund Brazio,“ hub der Sterbende an, „meine Stunde ist gekommen und bald ist meine Laufbahn geschlossen. Unser Schiff ist unbrauchbar gemacht und kann seinen Verfolgern nicht entgehen. Auf beiden Seiten ist der Tod gewiß, doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, meine braven Leute an der großen Raa gehängt zu wissen. Du bist ein kühner Mann und hast oft dem Tode getrotzt wie ein Held. Dir ist es jetzt auch vorbehalten, durch eine kühne That von Schande uns zu retten. Die Pulverkammer ist gut gefüllt, Du magst's vollenden, damit die Leute des Piraten sterben wie sie gelebt — als kühne, tapfre Männer.“

Brazio schlug in die ausgestreckte Hand des Sterbenden und rief, indem er die Laterne nahm: „Bei der Hölle, es soll geschehen wie Du sagst.“

Ein neuer Schuß traf Ovieda; der Leichnam rollte auf das Verdeck herab. Die von Verzweiflung getriebenen Piraten eilten noch einmal zu ihren Kanonen. Plötzlich flammte ein ungeheures Licht am Bord des Piraten auf. Brazio hatte Wort gehalten und Feuer an die Pulverkammer gelegt. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der Mannschaft des Piraten, ein furchtbarer Knall folgte, und als der Wind den emporwirbelnden Rauch vertrieben hatte, war auch keine Spur mehr weder von dem Schiff noch seiner Mannschaft sichtbar.

Die Escolares in Portugal.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galisia.)

Der Verfasser reiste von Lugo nach St. Jago mit Soldaten und Maulthiertreibern, er horchte ihren Gesprächen, und sah, wie sie zusammenschauderten bei dem Namen der Escolares, der furchtbaren Wolfstreiber, der einsamen Wanderer auf den Bergen, der Diener des Fürsten der Dunkelheit. Diese nehmen menschliche Gestalt an, setzen sich auf irgend einen hohen Gipfel, begrüßen mit teuflischer Freude den Schneesturm, der sich zu ihren Füßen sammelt, sehen, wie alles Land umher weiß wird, und erkennen, daß die Stunde ihrer Macht gekommen ist. Ihnen unterworfen, aber jedermann schrecklich, versammeln sich die Wölfe auf ihren unsichtbaren Wink, und gehorchen dem Zeichen, das sie blindlings vorwärts treibt, auf den Pfad des Verderbens. Wehe dem unglücklichen Landmann, der die Rache des Escolar gereizt hat! denn siehe, der von der Hölle gesandte Wolf kommt über seine Hürde. Sein treuer Hund, der nie vor etwas Sterblichem zurückschreckte, wagt nicht den Kampf mit dieser Kraft aus der Hölle, und weicht zurück vor dem übernatürlichen Auge. Vergeblich schlägt sein Herr das nie fehlende Rohr an, die Kugel trifft nicht, oder prallt unschädlich ab von der bezauberten Haut. Flucht ist die einzige Rettung des Schäfers, Zerstörung wartet auf seine Heerde, und Verzweiflung läßt sich nieder über seine Hütte.

Das Marinehospital zu London.

(Schluß.)

Die Matrosen haben bekanntlich ihnen ganz eigene Gewohnheiten; auch trägt ihre ganze Physiologie den besondern Charakter ihrer Beschäftigungen. Sind sie krank, so treten diese Besonderheiten minder hervor; während ihrer Genesung aber erscheinen sie mit neuer Kraft, und sind namentlich bei den Engländern merkwürdiger als bei irgend einer andern Nation. Der französische, deutsche oder spanische Matrose unterscheidet sich (wenigstens was die Sprache betrifft) von seinen Landsleuten auf dem Festlande; er erzählt seine Abenteuer in einfachen alles Schmucks entbehrenden Ausdrücken, welche beweisen, daß die Eindrücke, welche er auf dem festen Lande empfangen, mehr Einfluß auf ihn behalten haben, als die auf der See gewonnenen. Der brittische Matrose dagegen hat größere Fertigkeit in nautischen Ausdrücken; die in seiner frühen Jugend auf dem Lande empfangenen Eindrücke sind minder lebhaft, und die Art, mit der er seinen Gedanken Worte gibt, erinnert steis an das Meer und die Schiffe, auf denen allein ihm wohl ist.

Was für bizarre Abenteuer, was für Autobiographien ließen sich auf dem Dread-Nought sammeln, wenn die Kranken leserlich zu schreiben verstünden. Einige haben sehr interessante Memoiren geliefert. Ein Bewohner von St. Helena, der während des ganzen Aufenthalts Napoleons daselbst um diesen berühmten Mann gewesen war, hat das von ihm Erlebte auf Verlangen des Arztes aufgeschrieben.

Unlängst befand sich ein Eingeborner von Neu-Providence im Spital, dessen Bett stets von Neugierigen umlagert war, um die Geschichten zu hören, die er für die Genesenden schmiedete. Ein hindu'scher Matrose, der sieben Sprachen verstand, hat eine sehr gut geschriebene und unterhaltende Autobiographie hinterlassen. Er hatte den Islamismus mit dem Christenthum vertauscht, dreimal Schiffbruch gelitten und wäre einst beinahe von Meuchelmördershand gefallen. Er war unter allen Breitegraden gewesen und hatte fast alle Länder des Erdballs besucht. Mehrere Mal hatte er sein Schiff um unbedeutender Ursachen willen verlassen, und stand einst nahe daran als Pirat gehangen zu werden. Mehrere Reisen nach Afrika hatte er des Negerhandels wegen unternommen, und bestätigte Alles, was man von diesem schändlichen Verkehr gesagt hat. Er hatte bei americanischen Pflanzern gearbeitet, und die Flüsse dieses Landes auf ungeheueren Holzflößen befahren. Unter den Indianern hatte er die Lebensweise dieser wilden Stämme geführt, und das Spital nur verlassen, um sein abenteuerliches Leben aufs neue zu beginnen. Er war so arm, wie er als neugebornes Kind auf die Welt gekommen, und genöthigt seinen Unterhalt durch die härteste Arbeit zu gewinnen, wie es das gewöhnliche Geschick der Matrosen ist.

Das Marinehospital ist, von Seite des moralischen Einflusses betrachtet, allerdings von großem Nutzen, indeß läßt sich nicht läugnen, daß es in gewisser Hinsicht auch große Nachtheile hat, denn es gibt gar viele Krankheiten, auf welche die feuchte Atmosphäre den nachtheiligsten Einfluß hat, mithin läßt sich nicht erwarten, daß auf einem Schiff, wo die feuchte Luft freien Zutritt hat, jemals ein gutes Marinespital hergestellt werden könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1836.

Jekaterinburg.

Aus einem Privatschreiben in der nordischen Biene.

Auf der Ostseite des Ural, im Vorhof von Sibirien, am Flusse Jset liegt die kleine Kreisstadt Jekaterinburg, die theils durch ihre ziemlich hübsche Lage, theils auch in mancher andern Hinsicht bemerkenswerth ist. Wer auch nur einmal darin war, erinnert sich später mit Vergnügen daran. Vor höchstens einem Jahrhundert erbaut, enthält es weder geschichtliche noch andere Denkmäler, und die Aufmerksamkeit, die es erweckt, verdankt es nur sich selbst. Wer vor 10 oder 15 Jahren in Jekaterinburg war, dem muß ich bemerken, daß die Ansicht, welche er damals von der Stadt mit sich nahm, ihrem jetzigen Zustand keineswegs entspricht; damals standen schmuzige, elende, mißgestaltete Häuschen in den Hauptstraßen, jezt aber ist es ganz anders. Die lezten zehn Jahre waren nicht verloren, und man kann Jekaterinburg im vollen Sinne des Worts eine europäische Stadt nennen.

Der Prospekt *), welcher sich durch die ganze Breite der Stadt von einem Ende zum andern erstreckt, und sie fast in zwei gleiche Hälften theilt, ist der ausgezeichnetste Theil der Stadt wegen der Schönheit der hier aufgeführten Gebäude. Die zweistöckige Kirche zur Erscheinung Gottes mit ihrem hohen Kirchthurm hat man gerade gegenüber, weiterhin zwei mächtige Gebäude neben einander, in deren einem das uralische Bergcollegium, im andern das Hauptcomptoir der Jekaterinburgischen Bergwerke sich befindet. Hier beginnt der Querdamm des Münzhofs, welcher sich über die ganze Breite des Jset erstreckt; weiterhin, jenseits des Flusses, ist das Jekaterin'sche Versammlungshaus für die Bergleute, und diesem gegenüber an der Eke ein schön gebautes, mit Säulen verziertes Haus. Dieses erblickt man gleich beim ersten Eintritt in Jekaterinburg. Der Prospekt ist nicht weniger als 21 Klafter breit; hier herrscht kein Gedränge, keine Unordnung, so bedeutend auch die darauf vorüberziehenden Züge von Wagen seyn mögen, unter denen sich die mit Thee beladenen durch ihre Größe auszeichnen. Ehe der Prospekt so hergestellt war, fand man hier einen fast unergründlichen Koth, namentlich im Herbst, jezt ist dieß aber nicht mehr der Fall, denn selbst in der schlechtesten Jahreszeit, nach den längsten und heftigsten Regen wird der feste Beschütt nicht aufgeweicht, und man geht darauf fast so bequem, als auf einem Steinpflaster. Dieser Vortheil ist den Einwohnern nicht theuer zu stehen gekommen, denn der über eine Arschine tiefe Beschütt besteht aus Schlacken, wovon man in den benachbarten Hüttenwerken haben kann, so viel man will. Diese Art von Pflasterung hat sehr große Vortheile, ist nicht theuer und gibt an Festigkeit einer wirklichen Chaussee wenig nach. Freilich kann man diese Art von Pflasterung nur hier anwenden, in der Mitte von Hüttenwerken, wo an Schlacken ein solcher Ueberfluß ist, daß man nicht weiß, wohin damit.

Hinsichtlich der Schönheit der Gebäude steht Jekaterinburg hinter keiner Stadt Sibiriens zurück; wenn die Neugierde der Reisenden hier keine Spuren des Alterthums findet, wie in einigen Städten Rußlands, wo irgend ein Kloster oder eine Kathedrale an vergangene Jahrhunderte erinnert, so kann dagegen Jekaterinburg als Bergwerksstadt die Aufmerksamkeit der Reisenden in mancher Beziehung auf sich lenken. Die schönern und größern Gebäude der Stadt gehören alle der Krone, z. B. der große Bau des Bergwerkscollegiums und das schöne Haus des Vorstandes der uralischen Hüttenwerke. Das Gebäude des Bergwerkskollegiums ist auf dem Uferdamm aufgeführt, und seine Hauptfaçade ist gegen das Wasser gerichtet. Vor drei Jahren noch stand hier ein altes steinernes Haus mit einem spitzigen Dache, welches leztere nur dadurch bemerkenswerth war, daß es ganz aus geschmiedetem Eisen bestand, weil zur Zeit, wo das Haus erbaut wurde, noch keine Maschinen zum Plätten des Eisens in den Hüttenwerken eingeführt worden waren, und man also gar kein Platteneisen hatte, wie es jezt angewendet wird. In einer Reihe mit dem Gebäude des Bergwerkskollegiums steht, wie schon erwähnt, das Hauptcomptoir der Jekaterinburgischen Bergwerke. Diese beiden Gebäude mit der auf dem Querdamm aufgeführten Mauer, welche das Jekaterinburgische Münzgebäude umgibt, und ein kleines Häuschen, welches über einer der Fallthüren zum Durchlassen des Wassers

*) So genannt nach dem Newaprospekt in Petersburg.

aufgeführt ist, bildet einen ganz artigen Anblick. Der See ist in Jekaterinburg zwar nicht sehr groß, liegt aber in der Mitte der Stadt, und an Sommerabenden bietet er einen freundlichen Anblick dar, denn nach des Tages Arbeit bringt man bei schönem Wetter einige angenehme Stunden auf dem Uferdamm zu. Auf beiden Seiten des Sees sind dichtbewachsene Grasgärten, und weiter hinab ein artiges Landhäuschen an einem kleinen in den See fallenden Fluß. Am Ufer des Sees, dem Bergwerks-collegium gegenüber, ist ein kleiner, aber recht hübscher Garten, wo sich früher oft das Jekaterinburgische Publikum versammelte, und beim Klang der Musik der Bergleute einige Stunden verbrachte.

(Schluß folgt.)

Das Burzenland.

(Schluß.)

In dem Burzenlande gibt es noch ferner zwei berühmte Pässe; der erste ist der Temescher Paß am Flusse gleiches Namens, anderthalb Stunden von Kronstadt entfernt. Die Straße daselbst ist sehr enge und kaum geräumig genug für einen Wagen. Er wird von einer Redoute mit Pallisaden gedeckt. Der zweite ist der Terzburger Paß, fünf Stunden westwärts von Kronstadt gelegen. Bei demselben ist der Weg ziemlich gut, ausgenommen auf der walachischen Seite, wo die Wagen einen hohen abschüssigen Berg an Seilen hinaufgezogen und eben so herabgelassen werden müssen. Die Kronstädter bedienen sich deßhalb meist des Bosauer Passes, der, obschon etwas entfernter, doch einen bequemen Fahrweg hat, um die Weine aus der Walachei heimzuführen. Außer diesen beiden berühmten Pässen besteht südöstlich hinter Kronstadt noch der Nebenpaß Altschanze, auch die Römerschanze genannt. Er ist jedoch nur für Reiter und Fußgänger passirbar, und wird zur Zeit, wenn in der Türkei die Pest herrscht, gewöhnlich gesperrt.

In politischer Hinsicht wird das Burzenland oder der Kronstädter Distrikt in sechs Bezirke getheilt, die ich aber hier nur namentlich aufführen will, da es nicht in der Absicht dieser Blätter liegen kann, eine vollständige Topographie dieses Landes, noch weniger bereits bekannte Gegenstände zu liefern. Sie sind folgende: der Földwarer Bezirk (Processus Földvarensis); der Zeidner Bezirk (Proc. Feketehalmensis); der Hermannyer Bezirk (Proc. Hermanyensis); der Siebendörfer Bezirk (Proc. Hetfalvensis); der Rasenauer Bezirk (Proc. Rosnaviensis), und endlich der Trötschwarer Bezirk (Proc. Törtsvariensis). Diese Bezirke führen ihren Namen von ihren Hauptorten, welche sogenannte freie Ortschaften sind, deren jede mit einer evangelischen Pfarre versehen ist, der Trötschwarer Bezirk ausgenommen, der wie schon erwähnt, größtentheils von Kalibassen bewohnt wird. Die einzige und zugleich die Hauptstadt des Burzenlandes ist Kronstadt, lat. Corona, Brassovia, oder Stephanopolis genannt, doch nicht etwa, als ob sie ein König Stephan erbaut hätte, sondern vom griechischen Wort στέφανος (corona, Krone, ungr. Braso, wal. Brascho), indem sie laut Diplom des Königs Ludwig des Großen, von dem sie sehr begünstigt wurde, ihren Namen von der heiligen ungarischen Krone führen durfte, daher auch das Wappen derselben eine goldene Krone zeigt, durch welche eine Baumwurzel gesteckt ist. Kronstadt ist zugleich eine königliche Freistadt, und gegenwärtig die größte und bevölkertste, zumal auch Handelsstadt, in ganz Siebenbürgen. Sie hat eine höchst malerische Lage in einem tiefen, von Osten nach Westen sich erweiternden, von mehreren Bächen bewässerten Thale, und besteht aus der innern größtentheils von Sachsen bewohnten Stadt und drei Vorstädten, welche durch einen 100 bis 200 Klafter langen geräumigen Platz von derselben getrennt sind, und mit dieser in etwa 3408 Häusern 36,000 Einwohner enthalten. Die innere Stadt, in Gestalt eines verschobenen Vierecks, mit Mauern, Thürmen und einem Wallgraben umfangen, hat fünf Thore, sechs Hauptstraßen, die ziemlich gerade, regelmäßig, und zur Nachtzeit erleuchtet sind, einen Hauptplatz (Marktplatz genannt) mit zwei solid erbauten öffentlichen Brunnen und mehrere kleinere Plätze. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus vor allen die prachtvolle evangelische Kathedralkirche zur heil. Maria, am westlichen Ende des Marktplatzes. Die Beibehaltung des Namens aus der katholischen Zeit ist bei den meisten protestantischen Kirchen Siebenbürgens üblich. *) Bemerkenswerth war die Wandchronik in dieser Kirche, welche in geordneten chronologischen Zeittafeln bis zum Jahre 1145 zurückführte. Wie es aber leider mit Gegenständen des Alterthums so manchmal geschieht, daß sie rücksichtslos mit einem strafbaren Vandalismus zerstört werden, so ist auch dieser höchst wahrscheinlich aus Unkenntniß bei einer Renovirung des Gebäudes verwischt und übertüncht worden. Eine weitere Zierde des Marktplatzes ist das Rathhaus, in einem soliden Style mit einem stattlichen Thurm erbaut; und das Neugebäude oder Kaufhaus, woselbst die Kaufleute aller mit Kronstadt in Verkehr stehenden Nationen, als Ungarn, Armenier, Griechen, Türken, Walachen, Bulgaren, türkische und galizische Juden, Zigeuner u. s. w., ihre Waaren zum Verkauf auslegen. Dieses großartige, und für den Verkehr höchst dienliche Gebäude hat sein Daseyn einem Privatmanne zu verdanken, der lange Zeit der Stadt als Richter vorstand, und dasselbe im J. 1546 auf eigene Kosten erbauen ließ. Noch verdienen bemerkt zu werden die Spitalkirche und die Johanniskirche, wovon erstere dem evangelischen und letztere dem katholischen Gottesdienst gewidmet, ehemals ein Kloster der Klarissinnen, und später in den Händen der Jesuiten war, jetzt aber von Franziskanermönchen bedient wird. Auch die katholische Kirche zu St. Peter und Paul in der Klostergasse ist ein nicht minder ansehnliches Gebäude mit einem geräumigen Kloster, das in frühern Zeiten dem Dominikanerorden und später den Jesuiten eigen war. Die Wohnhäuser der Stadt sind meist zwei bis drei Stockwerke

---

*) Der Baustyl dieses Tempels trägt den rein gothischen Charakter, ist 356 Schuh lang und 177 Schuh breit, ruht auf 22 Säulen toskanischer Ordnung, und hat einen bei 25 Klafter hohen, massiven Thurm.

hoch, und mitunter im modernsten Geschmacke erbaut. Im Umfange der Vorstadt Altstadt (Braso), welche nördlich von der innern Stadt in einer dreiviertel Stunden langen und sechzig Schritt breiten Hauptstraße mit mehrern Querstraßen sich hinzieht, trifft man nach zwei evangelische Kirchen, die Bartholomäuskirche am Fuße des Gesprengberges, und die Martinskirche auf dem Berge gleichen Namens. Diese Vorstadt ist sehr volkreich und theils von Deutschen, theils von Ungarn und Walachen bewohnt. Eine nicht unirte griechische Kirche befindet sich in der südlichen oder obern Vorstadt, sie ist nach walachischem Geschmacke verziert und aus milden Unterstützungen der moldauischen und walachischen Hospodare gebaut worden. Diese Vorstadt wird auch die Bulgarei (Bolgar) genannt, welcher Name ihr von den ältesten Bewohnern, den Bulgaren, beigelegt wurde, die sich aber nun gänzlich in ächte Walachen umgeändert haben. Ihre Lage ist überaus anmuthig, da die Häuser theils in der Niederung, theils am Abhange der Berge liegen und auf allen Seiten von Küchen- und Obstgärten umgeben sind. Die dritte östliche Vorstadt ist die Blumenau (Balannya), mit Recht so genannt, da sie eine reizende Lage hat, zwischen anmuthigen Blumen und Hainen. Auch diese Vorstadt hatte ihre eigenen Kirchen, worin die Sachsen sowohl als die Ungarn ihren Gottesdienst begehen. Zwischen dieser Vorstadt und der Altstadt erhebt sich gar anmuthig ein grün bewachsener Hügel, der Schloßberg genannt, auf dessen felsiger Spitze eine uralte, aber wohl erhaltene Veste thront, in welcher sich gegenwärtig eine k. k. Besatzung befindet.

Sehr regsam ist der Gewerbsleiß der Einwohner; wohin man auch blicke, überall herrscht Fleiß und Thätigkeit. Die Manufaktur in Linnen-, Baumwollen- und Schafwollenwaaren, wie namentlich in Kotzen, Rasch und Tüchern, von welch letztern jährlich bei 4000 Stück verfertigt werden, sind Haupthebel eines ausgebreiteten Handels, welchen Kronstadt mit der Moldau, Bulgarien und der Walachei treibt. Der zweite wichtige Geschäftszweig besteht in Strumpfstricker- und Posamentirwaaren, mit deren Verfertigung sich in der walachischen Vorstadt über 600 unzünftige, sogenannte Schnürmacher und Klöpplerinnen beschäftigen und jährlich über 200,000 Stück schafwollene Schnüre erzeugen, die dann von griechischen Handelsleuten bis Natolien und in andere Gegenden des türkischen Reichs versendet werden. Ein wichtiger Ausfuhrartikel sind ferner die hölzernen Schiffsrollen, Flaschen oder Csuttern, welche aus Ahorn gearbeitet, und deren jährlich mehr als 30,000 Stücke nach Ungarn, Slavonien und in die Türkei verkauft werden. An den übrigen in einer Stadt nöthigen Handwerkern mangelt es ebenfalls nicht, wie es denn unter den Ladentischlern allein 30, unter den Gärbern 42 und unter den Nagelschmieden nicht weniger als 95 Meister gibt. Endlich gibt es hier mehrere Walkmühlen, eine Papiermühle, zwei Eisenhämmer, einige Türkischroth-Färbereien und Methbrauereien, drei Mahlmühlen und zwei Wachsbleichen. — Vorzüglich bemerkenswerth ist übrigens der Speditionshandel, welcher durch die daselbst aus 18 Mitgliedern bestehende priveligirte Kompagnie griechischer Handelsleute, die jedoch meist östreichische Unterthanen sind, ungemein befördert wird. Den wichtigsten Theil dieses Handels bedingen östreichische und türkische Artikel, namentlich Vieh und Weine, die aus der Walachei kommen; ferner verschiedenartige Fabrikate und Getreide, Salz, Honig, Wachs u. s. w. Und ist gleich der Handel in den neuesten Zeiten minder beträchtlich, so regt sich doch stets hierin viel Leben und die Geschäfte betragen immerhin im Durchschnitt jährlich an 6 Millionen Gulden. Ueberdieß hat diese Handelskompagnie auch Faktoreien in mehreren Hauptstädten der angränzenden Länder, wie z. B. in Pesth, Triest, Semlin, ja selbst in Odessa und Alexandrien. Im Kronstädter Kaufhaus befinden sich mehrere Wechselbanken, zur Auswechslung türkischer, östreichischer und anderer Gold- und Silbermünzen. Endlich hat Kronstadt zur Beförderung des Verkehrs zwei Jahrmärkte, wovon der eine an Frohnleichnam, der andere am Aller-Seelentage abgehalten wird.

Rücksichtlich ihres Namens wird in Kronstadt erzählt, daß der walachische Fürst Mirtscha (Moriz), als am Ende des 14ten Jahrhunderts die Türken in seine Länder eingefallen waren, seine Weiber und Kinder auf den Berg Bradsobus in Sicherheit gebracht habe. Von diesem Berg soll nun auch die Stadt ihren Namen führen, wie denn auch Schäsius schreibt: Haec (civitas) a Brassobo Brassovia monte vocatur. Unter diesem Berg müßte denn nur der Felsenberg bei Kronstadt, der unter dem Namen der Zinnen bekannt ist, und ehedem ein Kastell trug, verstanden seyn. Jetzt befindet sich bloß ein kleines Kapellchen darauf, welches zuweilen von Wallfahrern besucht wird. Nicht weit davon an der Südseite ist eine kleine Höhle, Nonnenloch genannt, worin der walachischen Mythe zufolge, eine ungeheuer Schlange ihr Lager aufgeschlagen hatte. In der Nähe dieser Höhle erhebt sich ein anmuthiger Hügel, auf welchem nach altem Herkommen die Griechen und Walachen alljährlich am Mittwoch nach Ostern auf festliche Weise unter Musik und Tanz ihr Osterlamm zu verzehren pflegen; was aber auch zuweilen auf dem Salomansstein geschieht, unter welchem ebenfalls eine Höhle sich befindet. Uebersehen wir nun die Stadt in ihrer malerischen Lage, mit ihren niedlichen Häusern, stattlichen Kirchen und Thürmen, die reizende Gartenumgebung mit schattigen Obst- und Kastanienhainen, die geschmackvollen Landhäuser, um die zu beiden Seiten amphitheatralisch sich erhebenden Bergreihen nach Osten und Westen über die üppig grünenden Thäler, das rege, geschäftige Leben aller Orten, und endlich das gutmüthige, leutselige Benehmen der Einwohner, so kann man in der That Kronstadt die Krone Siebenbürgens nennen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

Sobald wir in den Saal des Gasthofes traten, konnten wir uns schon überzeugen, daß wir Europa viel näher stünden, als bisher, um so mehr, als der Wirth, ein dienstfertiger Italiener, seine Gäste in allen europäischen Sprachen, nur nicht in der russischen, bewillkommte. Aber Europa konnte unsere Neugierde nicht befriedigen, und das geheimnißvolle Dunkel, welches die Stadt Mexico bedeckt, spannte in

hohem Grade unsere Erwartungen. Die anziehenden Erzählungen der Reisenden über Mexico und seine Umgebungen, die zahllosen Schätze seiner Klöster und Kirchen, das Wunderbare seiner alten Geschichte, Alles trug dazu bei, schon in der Jugend meiner Einbildungskraft ein Bild einzuprägen, welches um so lebhafter auf mich einwirkte, je weniger ich hoffte, diese zauberhafte Stadt je zu sehen; jetzt standen wir vor dem Vorhang, welcher uns den Anblick verbarg, und konnten ihn nicht aufheben. Obwohl die Krankheit unseres Sohnes, welche nun schon zwei Wochen angehalten hatte, uns einen ganzen Monat in Mexico aufhielt, so konnten wir doch natürlich unsere Zeit nicht ganz dem Besichtigen der Merkwürdigkeiten widmen, und besahen eine Menge Gegenstände, welche eine nähere Aufmerksamkeit verdient hätten, nur oberflächlich. Erwarte darum keine genaue Beschreibung Mexico's von mir, sondern empfange nur einige Skizzen über unsern Aufenthalt.

Die Briefe des Herrn Baeren an seine Freunde in Mexico verschafften uns Bekanntschaft in vielen Familien, von denen namentlich der englische Gesandte und der englische Generalkonsul Alles thaten, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Auch stellte ich mich dem preußischen Generalkonsul, Herrn von Gerolt, vor, welcher es in diesem fremden Lande für seine Pflicht hielt, uns mit Wort und That an die Hand zu gehen. Er führte uns in vielen deutschen Häusern und auch bei dem französischen Gesandten ein, deren Gesellschaften wir, so oft es uns möglich war, besuchten. Die deutschen Familien leben hier in einem sehr engen Verbande unter einander und führen ein fröhliches Leben. Bei den Mexicanern stehen sie in gutem Ruf, und genießen bei ihnen mehr Zutrauen, als die andern Europäer. Im Kreise ihrer Gesellschaft verlebte ich einige angenehme Abende, und zur Abwechslung besuchten wir die italienische Oper. Mit Eintritt der Fasten müssen alle Festlichkeiten aufhören, und die Theater werden geschlossen, aber die Bedürfnisse der Fremden, und vielleicht mehr noch finanzielle Ursachen, veranlaßten die Regierung, hinsichtlich der italienischen Oper eine Ausnahme zu machen. Denn obwohl das Geld nicht hinreicht zur Bezahlung der Beamten, zum Unterhalt der Spitäler und zur Einrichtung der Schulen, so gibt sie doch aus der Staatskasse der Oper eine jährliche Unterstützung von 20.000 Piaster. Uebrigens entsprechen die Sänger dieser Oper den Erwartungen der mexicanischen Melomanen nicht. Im Theater hatten wir Gelegenheit, das mexicanische Publikum zu sehen, und benutzten diese um so lieber, als wir in den Privathäusern, welche wir besuchten, selten Mexicaner sahen, wenn auch die Hausfrau eine eingeborne Mexicanerin war. Politische Umstände hindern die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens unter den Mexicanern, Parteigeist und Furcht beherrschen sie, und das geistige Leben erstickt, ehe es zur Blüthe kommt. Die Frauen gehen in großem Staat in die Oper, in der Tiefe der Logen glimmt hie und da eine Cigarre; aber die Männer, wenn auch nicht in ihre Sarapen gehüllt, rauchen tüchtig. Der Einfluß der Europäer auf Sitten und Gewohnheiten zeigt sich hier mehr als in Guadalaxara, was auch natürlich ist: die mexicanische Eigenthümlichkeit muß man daher mehr in den Aeußerlichkeiten der Stadt, in den Straßen, Gebäuden und Umgebungen suchen.

Beim ersten Blick stellt sich Mexico als die Hauptstadt eines großen und mächtigen Reichs dar; bei aller Regelmäßigkeit in der Anlage, wie man es auch in andern Städten, namentlich Guadalaxara, Queretaro bemerkt, ist doch auch eine Mannichfaltigkeit zu erkennen. Vollständig gerade Straßen durchschneiden die Stadt von einem Ende zum andern: viele davon haben 4 bis 5 Werst Länge auf einer ebenen Fläche, und wie die ganze Ebene auf allen Seiten von Bergen umgeben ist, so stößt auch der Ausgang jeder Straße scheinbar an einen hohen Berg, denn diese scheinen wegen der dünnen Atmosphäre auf dieser Höhe von 7000 Fuß über dem Meere viel näher zu stehen, als dieß in der Wirklichkeit der Fall ist. Wenige Gebäude sind über drei Stockwerke hoch, manche aber sind in großem Style erbaut, und darunter finden sich wahre Paläste, wie z. B. die ehemalige Wohnung des Kaisers Iturbide, der Nationalpalast, die Universität und vorzüglich die schöne Mineria, oder Bergwerksakademie, deren Bau zur Zeit Humboldts, vor 35 Jahren, noch nicht vollendet war. Ich könnte eine lange Liste von Kirchen und Klöstern entwerfen, welche durch ihre innern Verzierungen, ihren Reichthum oder ihr äußeres Ansehen Aufmerksamkeit verdienen: die Kathedrale macht einen großen Effekt durch ihren mächtigen Umfang und ihre gothische Bauart, und bietet auf dem großen Platz, namentlich beim Mondenschein, einen herrlichen Anblick dar; im Innern ist sie zu sehr verbaut, dagegen bietet sie einen solchen Schatz an Gold, Silber und kostbaren Steinen dar, daß man ihn selbst sehen muß, um einen Begriff davon zu haben. Durch die Gefälligkeit des englischen Generalkonsuls O'Gorman, dessen Beichtvater der erste Geistliche an der Kathedrale ist, gelang es uns, diesen Schatz zu sehen. Bei der großen Unduldsamkeit der hiesigen Geistlichkeit und des Volks ist es für Fremde sehr schwer, Zugang zu dem Kirchenschatz zu erhalten; namentlich ist dieß den Frauen verboten, und selbst mit Erlaubniß des Padre wagte meine Frau nicht anders, als unter Begleitung der Madame O'Gorman in die Kirche zu gehen, nachdem sie sich zuvor nach Art der Mexicanerinnen in eine schwarze Mantilla gehüllt und einen ungeheuren Kamm aufgesteckt hatte. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick der mit ausgezeichneter Kunst gearbeiteten Gefäße, die symbolischen Verzierungen, die Leuchter, die Krummstäbe aus erinem mit herrlichen Diamanten und andern Edelsteinen bedeckten Golde in das größte Erstaunen versetzte. Der Reichsschatz, welchen ich im Londoner Tower gesehen hatte, war unbedeutend gegen diese Schätze. Man kann sich nicht enthalten, einige Stunden staunend bei diesen irdischen Reichthümern im Tempel des Schöpfers zu verweilen. Auf der linken Seite der Kathedrale steht eine von Cortez erbaute Kapelle, auf der andern Seite ist die bekannte Uhr Montezuma's, nämlich ein Stein von zehn Quadratfuß, auf welchem der alte mexicanische Sonnenkreis eingehauen ist, eingefügt.

Der zweistöckige Nationalpalast, welcher die längste Seite des viereckigen Platzes einnimmt, hat nichts Ausgezeichnetes, ist aber darum bemerkenswerth, weil er auf derselben Stelle erbaut ist, wo der Palast der aztekischen Kaiser stand. Es befinden sich darin nicht nur die verschiedenen Departements mit allen Verwaltungszweigen, der Versammlungssaal der Deputirten und des Senats, sondern auch ein Pulvermagazin, das Arsenal, und sogar ein Gefängniß. Der Saal der Deputirten ist im Halbkreis gebaut, und verdient Aufmerksamkeit wegen der kunstvollen Verzierungen und ihrer harmonischen Anordnung. Auf den Mauern sind mit goldenen Buchstaben die Namen der mexicanischen Helden aufgezeichnet; Iturbide war von dieser Liste ausgeschlossen, seit der Vernichtung des Föderationssystems aber wurde sein Name wieder hergestellt. Zu gleicher Zeit kam ein großes Oelgemälde zum Vorschein, welches die Schlacht Santa Anna's bei Veracruz mit den Spaniern vorstellt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. **356.**

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1836.

Bundelkund.

Es ist fast sprüchwörtlich geworden, daß die Bewohner von Bengalen der edeln achtunggebietenden Eigenschaften, welche die Bewohner vieler höher gelegener Distrikte in so hohem Grade besitzen, gänzlich entbehren. Unter den obern Provinzen haftet ein gleicher Makel auf Bundelkund, indem die Bundelas für verrätherisch, rachsüchtig und in hohem Grade lasterhaft gelten. Aufmerksame Reisende aber bemerken bei dem Eintritt in diese Provinz alsbald nicht nur einen Unterschied in dem äußern Ansehen des Landes, sondern auch in den Einwohnern. Dieß ist namentlich der Fall, wenn man aus dem Duab*) über den Dschumna setzt. Man kommt auf einmal aus einer weiten, nur sehr schwach und theilweise undulirenden Ebene in ein fast gebirgiges Land, dessen Höhen zwar nie mehr als 2000 Fuß über dem Meere ansteigen, und auch dieß nur, wenn eine Kette über die andere sich hinlagert, aber die einzelnen Höhen sind so schroff, daß das ganze Land ein sehr zerrissenes Aussehen hat. Der Boden ist meist sandig, und obgleich die Wälder nicht so dicht sind, wie in vielen andern Theilen Indiens, so ist doch Waldung genug vorhanden, um der Landschaft Mannichfaltigkeit zu geben, und sie allenthalben malerisch und manchmal erhaben zu machen. Rauhe Felsen über einander gethürmt, zum Theil kahl, zum Theil mit langen Kriechpflanzen bedeckt, welche bis an den Fuß der Felsen herabhängen, verleihen der einsamsten und unfruchtbarsten Einöde eine wilde Schönheit, während die dazwischen liegenden Thäler mit reichem Boden die üppigste Vegetation darbieten. Andere Züge des Gemäldes sind nicht minder bemerkenswerth, und stimmen, obwohl das Werk der Kunst, mit dem Charakter des Landes so gut zusammen, daß man bei der Durchreise durch das Land sich eines Gefühls von Bewunderung nicht erwehren kann für das Volk, welches die Gipfel und Pässe dieses romantischen Landes so großartig zu schmücken verstand. Unzählige Vesten in jedem Stadium des Zerfalls zieren die Höhen der Berge: die meisten sind aus Lehm aufgeführt, und scheinen darum einen Theil der Höhe selbst zu bilden, auf welcher sie erbaut sind. So geben sie den letztern phantastische Umrisse, und erhöhen trotz ihres zerfallenen Zustandes das Malerische der Landschaft ungemein. Andere Gebäude aus festem Mauerwerk scheinen uns noch einmal die gothischen Schlösser der stolzen Freiherrn des Mittelalters vor die Augen zu führen, und in der That werden die kleinen Häuptlinge von Bundelkund, obwohl endlich genöthigt, sich der brittischen Herrschaft ruhig zu unterwerfen, nur mit Mühe abgehalten, ihre Fehden unter einander fortzusetzen. Wegen ihrer Abgelegenheit kommen sie wenig in Berührung mit Europäern, und haben gewiß von fremden Sitten und Gebräuchen weniger angenommen, als diejenigen, welche in der Nähe des Ganges wohnen. Außer den politischen Agenten gibt es wenig Civil- und Militärbeamte in Bundelkund. Mattra, in der Provinz Agra, war früher das Standquartier einer bedeutenden Truppenzahl, um den unruhigen Adel eines neu eroberten Landes in heilsamer Furcht zu erhalten, ohne ihn durch zu nahe Aufsicht zu belästigen, es ist aber kürzlich als Militärstation aufgehoben worden. Obschon hinreichend gezähmt, daß sie sich ruhig der brittischen Herrschaft unterwarfen, ist doch bei ihrem geringen Verkehr mit Europäern noch bei weitem in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes nicht die Veränderung vorgegangen, wie in den andern Provinzen. Die Radschas von Bundelkund haben noch in bedeutendem Grade ihre Unabhängigkeit beibehalten, da aber diese kleinen Staaten niemals einem mächtigen Nachbar ganz Trotz bieten konnten, so besteht der größte Zwang, welchen sie jetzt fühlen, nur darin, daß sie sich nicht mehr ernstlich gegenseitig bekämpfen können; sie begnügen sich jetzt mit unbedeutenden Streifereien, und ihre Fehden werden leicht durch das Dazwischentreten des brittischen Agenten ausgeglichen.

Obgleich viele der Radschas von Bundelkund eine sehr entschlossene Feindseligkeit gegen die Engländer zeigten, und es Geld und Menschen kostete, um einige ihrer festen Plätze zu erobern, namentlich die berühmte Veste Callindschee, so haben sich doch auch andere als sehr brauchbare Verbündete gezeigt, besonders der Radscha von Dottijah erwies seine Anhänglichkeit an die englische Regierung in der Stunde der Gefahr auf eine sehr ausgezeichnete Weise. Während des Kriegs mit Sindia, als Lord Hastings an der Spitze einer großen Abtheilung des

*) Das heißt, das Land zwischen dem Ganges und Dschumna.

Heeres durch das Gebiet dieses Häuptlings zog, stieß nicht nur eine kleine, aber wohl ausgerüstete Truppenzahl zu ihm, sondern er leistete noch einen weit wichtigern Beistand durch Herstellung und Verbesserung der Wege, und durch Lieferung von Lebensmitteln. Lord Hastings, welcher nie eine Gelegenheit versäumte, geleistete Dienste und empfangene Höflichkeiten auf angemessene Weise zu belohnen, schmeichelte der Eigenliebe des treuen Vasallen durch das Geschenk von zwei Sechspfündern, welche jetzt noch mit großem Stolze gezeigt werden, als ein Merkmal der Achtung, worin der Herrscher von Dottijah bei dem „großen Herrn" stand. Der Palast von Radschgur, die Wohnung dieses Häuptlings, gibt eine herrliche Probe der Architektur, welche allenthalben in diesem malerischen Lande herrscht; es ist, wie manche andere Gebäude dieser Art, eine Vereinigung von Palast und Veste, indem es gegen einen Feind, welchem nur die alten Kriegsmittel zu Gebote stehen, ziemlich gute Vertheidigungsmittel darbietet. Obschon der Boden rings umher eine völlige Fläche ist, so liegt das Schloß doch bedeutend hoch, da es auf der äußersten Ecke einer der Bastionen erbaut ist, welche die Stadt umgeben. Radschgur ist indeß viel minder bedeutend, als der Palast von Urtscha, welcher einst die Residenz des obersten Hauptes der Bundelostämme war, von welchem alle andern Häuptlinge die Belehnung erhielten, ohne welche sie sich auf ihren resp. Musnuds nicht als sicher betrachten konnten. Im Laufe langer wechselvoller Kriege verlor der Herr von Urtscha einen bedeutenden Theil seines Gebiets, und fand es passender, den Sitz seiner Regierung nach Tehri zu verlegen, wo er jetzt gewöhnlich wohnt, und von welchem er auch den Namen führt. Urtscha, welches eine sehr bedeutende Stadt war, hat jetzt viel von seiner Wichtigkeit verloren, und bietet nur noch schwache Spuren seiner frühern Größe dar. Diese sind indeß völlig hinreichend, um ihren ehemaligen Ruf zu begründen: die meisten Ueberreste aus den frühern Zeiten sind Denkmäler des einstigen Glanzes von Bhir Sing Deo, einem mächtigen Häuptling im 16ten Jahrhundert, welchem es gelang, sich auf Kosten seiner minder glücklichen Nachbarn zu Reichthum und Macht zu erheben; seine Nachkommen behaupteten geraume Zeit hindurch den Rang, welchen er errungen hatte, betrachteten sich als unabhängig von Sindia, ihrem mächtigsten Nachbar, und erkannten ihn nie durch regelmäßigen Tribut als ihren Oberherrn an. In neuern Zeiten muß sie ihr Glück verlassen haben, oder ihr Benehmen minder klug gewesen seyn, und es wäre jetzt schwer, den Umfang ihres Gebiets zu bestimmen, da mitten in demselben sich andere Häuptlinge erhoben haben und sich unabhängig machten, so daß der Radscha von Tehri aus seinem kleinen und doch nicht genau bestimmten Gebiete kaum noch ein Einkommen von fünf Laks Rupien erhält.

(Fortsetzung folgt.)

Jekaterinburg.

(Schluß.)

Das Leben in der Stadt und ihre innere Bewegung erweitern sich mit jedem Tage mehr. Noch vor zehn Jahren fanden sich hier nicht 10,000 Einwohner, jetzt kann man ihre Anzahl mit großer Wahrscheinlichkeit auf 15,000 rechnen. Unter den günstigen Umständen, welche Jekaterinburg aus seiner frühern Lage emporgehoben, steht die Versetzung des Bergwerkscollegiums aus Perm hieher, oben an; seit dieser Zeit ist die Stadt, deren einförmiges Leben früher durch gar nichts unterbrochen wurde, von einer großen Zahl Bergwerksbeamten belebt, welche aus Perm herübergezogen sind. Die Einrichtung des Oberbergamts für die uralischen Bergwerke in Jekaterinburg ist jedoch nichts Neues; gleich Anfangs, als das Bergwesen im Ural in verschiedene Verwaltungszweige zerfiel, wurde die oberste Behörde für die Leitung der Hüttenwerke nach Jekaterinburg verlegt, die Kanzlei der Oberhüttenverwaltung, von welcher die Hüttenwerke in den Gouvernements Perm, Wjätka, Orenburg und selbst Kasan abhängen, war gleichfalls in Jekaterinburg. Im Jahr 1807, als statt des Jekaterinburgischen Bergamts eine allgemeine Bergverwaltung gebildet werden sollte, wurde diese nach Perm verlegt, und blieb aus mancherlei Gründen wahrscheinlich auch wegen der größern Nähe bei Petersburg, bis zum Jahr 1831 daselbst, wo sie wieder nach Jekaterinburg versetzt wurde. Für eine Centralverwaltung der Bergwerksdistrikte im Ural ist letztere Stadt besser gelegen, als Perm, denn es liegt mehr in der Mitte; und jetzt, wo die Ausdehnung der Stadt, so wie ihre Verbindung mit andern Orten sich erweitern, hat auch Bildung und geselliges Leben bedeutende Fortschritte gemacht, obwohl auf der andern Seite alte Gewohnheiten sich hier leichter als anderswo erhalten: so sieht man z. B. auch jetzt noch hie und da ein altes Mütterchen mit der Kophta, einem seltsamen Kopfputz des vorigen Jahrhunderts. Indeß wird der Einfluß der alten Gewohnheiten auch unter ihren eifrigsten Verehrern, den Roskolniken, immer schwächer, das Licht der Aufklärung dringt auch hier ein, und erhellt die Nacht der alten Vorurtheile. Früher las man in Jekaterinburg höchstens die Moskau'sche Zeitung, jetzt ist es nichts Seltenes, alle gewöhnlichern Journale und einen großen Theil der neu erscheinenden Bücher zu finden; in der Stadt ist ein zwar kleiner, doch ziemlich vollständiger Buchladen, in welchem man alle neu herauskommenden Erscheinungen der russischen Literatur finden kann; auch leiht der Inhaber die Bücher zu einem geringen Preise zum Lesen aus. Von Unterrichtsanstalten findet sich in Jekaterinburg die schöne Kreisschule, welche jetzt nach einem neuen Plane umgeformt wird: außer den gewöhnlichen Lehrkursen wird hier auch Mineralogie und Geognosie, Handlungswissenschaft, französische und deutsche Sprache gelehrt. Der größte Theil der hiesigen Schüler gehört den bei den Jekaterinburgischen Hüttenwerken angestellten Leuten an, und da diese jungen Leute zum Bergwerksdienst gleichsam zum Voraus bestimmt sind, so ist die Erlangung von Kenntnissen, welche eine unmittelbare Beziehung zum Bergwesen haben, für sie unerläßlich. Durch den Unterricht in den Handlungswissenschaften hebt sich der Kaufmannsstand sichtlich.

Seit dem Anfang des J. 1834, wo in der Permischen Eparchie ein Vikariat eingerichtet wurde, besitzt Jekaterinburg einen Vikarbischof, was gleichfalls beiträgt, die hiesige Stadt zu he-

ben. Die Kirche zur Erscheinung Gottes, welche bisher nur eine Pfarrkirche war, ist jetzt zur erzpriesterlichen umgewandelt. Diese Kirche ist groß und geräumig, und hat, wie alle hiesigen Kirchen, zwei Stockwerke; in der innern, den Aposteln Peter und Paul geweihten Kapelle bemerkt man ein vorzüglich schönes Ikonastaß,*) dessen Schnitzwerk nach Zeichnungen im neuesten Geschmack und mit großer Kunst ausgeführt ist. Auch die übrigen Pfarrkirchen in der Stadt sind alle von Stein: es sind ihrer drei, und alle in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut. Die auf einem hohen Berg liegende Himmelfahrtskirche mit ihrem hohen Glockenthurm sieht man aus allen Theilen der Stadt, und sie stellt sich zuerst den Augen eines Reisenden dar, welcher nach Jekaterinburg kommt. Hier findet sich auch ein Frauenkloster, welches Nowatichwa heißt, und jetzt zur ersten Klasse gerechnet wird; im J. 1809 erhielt es Unterstützung vom Staat, und jetzt ist es eins der größten Klöster. Die eifrigen Bemühungen der ersten Igumenin, Taisia, trug viel dazu bei, es auf diese Stufe zu erheben: sie nahm sich der Sache des Klosters zu einer Zeit an, wo dieses noch sehr bedürftig und erst im Entstehen war. Es befinden sich vier Kirchen darin, deren bedeutendste dem heiligen Alexander Newsky gewidmet ist; die Verzierungen und der Kirchenschmuck sind ziemlich reich, obwohl man hier nicht solche Schätze suchen darf, wie in einigen der alten Klöster Rußlands, z. B. im Dreifaltigkeitskloster u. a.; die Klostergebäude sind fast alle von Stein und sehr geräumig. Am 26sten Junius, am Tage der h. Jungfrau von Tichwa, strömt viel Volk in dem Kloster zusammen, indem die Bauern aus den umliegenden Distrikten vor dem Bild der h. Jungfrau ihre Andacht verrichten; an diesem Tage ist auch in dem Kloster allgemeine Tafel für die herbeiströmenden Wallfahrer.

Mit der zunehmenden Bevölkerung erweiterte sich, wie natürlich, auch der Handel, doch ist der vermehrte Handel nicht bloß der an Ort und Stelle vermehrten Zahl von Konsumenten zuzuschreiben. Einige der hiesigen Kapitalisten treiben einen bedeutenden Handel nach Petersburg, so wie auch nach Nischegorod: sie schicken dahin Fettwaaren und Eisen in großer Menge. Der Handel mit Fettwaaren wird zum Theil in den Dörfern und auf den kleinen Jahrmärkten von den Bauern selbst getrieben. Das Eisen wird aus den Hüttenwerken selbst aus der ersten Hand angekauft, und so können die hiesigen Kaufleute einen bedeutenden Gewinn daran machen. Die Fettwaren gehen meist nach Petersburg, das Eisen nach Nischegorod. Der Transport geschieht im Frühjahre zu Wasser, im Winter in Schlitten, und zu dieser Jahrszeit wird auch ein ziemlich bedeutender Handel mit Korn getrieben, da ein großer Theil der Hüttenwerke, welche um die Stadt her liegen, ihr Bedürfniß an Korn von dem Markte zu Jekaterinburg beziehen. Freilich haben auch manche Staats- und Privathüttenwerke ihren Vortheil, und kaufen die nöthige Menge Mehl von ihren eigenen Bauern, so daß den Kaufleuten hauptsächlich nur der Handel mit denjenigen Hüttenbesitzern bleibt, welche nicht hinreichend Geld besitzen, um vorzukaufen. Die hiesigen Kaufleute treiben endlich auch einen nicht unbedeutenden Handel mit Pferden und zum Theil auch mit Hornvieh. Die Pferde sind hier kirgisische Steppenpferde, welche gegen Ende Junius hieher getrieben werden. Der Hauptverkauf findet am 29sten desselben Monats statt, da um diese Zeit auch der kleine Jahrmarkt zu Petrow ist; am meisten Pferde werden von den umliegenden Hüttenwerken aufgekauft. Indeß bleibt der Handel mit Eisen und Eisenwaaren immer der wichtigste für die von Hüttenwerken umgebene Stadt: die Arbeitsleute auf den Hüttenwerken verfertigen in ihren freien Stunden eine Menge eiserner Geräthschaften, die sie nirgends anders wie hier absetzen können; auf der andern Seite können die Bauern, welche in großer Anzahl mit Korn in die Stadt hereinkommen, sich fast auch nur hier mit dem zu ihrem Hauswesen nöthigen Eisengeräthe versehen.

Bei einer Schilderung von Jekaterinburg darf man nicht vergessen, daß ein sehr großer Theil der Einwohner dieser Stadt Raskolniken oder Altgläubige *) sind, wie sie sich gern nennen. Indeß gibt es nicht nur in Jekaterinburg selbst, sondern unter den Einwohnern des Landes im Kaufmanns- und Bauernstand eine Menge Raskolniken, vielleicht mehr, als sonst irgendwo. Darüber darf man sich nicht wundern, denn in früherer Zeit, als die Raskolniken in den innern Gouvernements Rußlands sich verbergen mußten, flohen viele derselben hieher, und fanden hier eine sichere Zuflucht. Namentlich finden sich viele auf den Hüttenwerken vermuthlich darum, weil zu der Zeit, als sie hieher flohen, viele von den Hüttenwerken erst gegründet wurden, oder ihre Thätigkeit erweiterten; die Hüttenbesitzer lockten sie durch allerlei Vortheile, besonders durch Befreiung von Abgaben, an sich; die Raskolniken ließen sich gern auf ihren Ländereien nieder, und nahmen Arbeit in den Hüttenwerken. Wenn jetzt unter diesen sich einige finden, deren Bewohner fast ganz aus Raskolniken bestehen, so kommt dieß wohl daher, daß sich an diesen einsamen Orten Vorurtheile leichter vor dem Lichte aufgeklärter Begriffe verbergen. Man kann nicht umhin zu lächeln, wenn man einem bärtigen Schönredner zuhört, wie er mit sichtlicher Selbstzufriedenheit über irgend einen ihm wichtig scheinenden Gegenstand eine Rede hält; wer eine Freude an Originalen hat, der komme nur hieher, und mache sich mit einem recht ehrenfesten Raskolniken bekannt: man findet an einem einzigen so viel Seltsames, so viel Lächerliches, daß man sich nicht genug wundern kann. Indeß gibt es unter ihnen sehr verständige Leute, welche jedoch mit den jetzigen Schritten der Aufklärung völlig unbekannt all das abgeschmackte Zeug ihrer närrischen alten Leute glauben. Was ist daran Schuld? Nichts als die unter diesen Leuten ungemein tief gewurzelten Vorurtheile und vielleicht noch einige andere Umstände. Uebrigens nimmt die Zahl der Raskolniken in der Stadt selbst, wie es scheint, mit jedem Tage mehr ab.

*) So heißt bekanntlich in den russischen Kirchen die mit den Heiligenbildern verzierte Scheidewand zwischen dem Allerheiligsten und den übrigen Theilen der Kirche.

*) Das Wort Raskolnik bedeutet eigentlich einen, der eine Trennung veranlaßt, in unserer Kirchensprache also einen Schismatiker. Das Wort Altgläubige ist nicht ganz richtig übersetzt, obwohl sie sich auch so nennen, nämlich Starowjerzy. Das hier gebrauchte Wort ist Staroobrjädzy, und bedeutet einen, der an den alten Gebräuchen hängt.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Unter den Kriegern Mexico's zeichnet sich vor allen Vittoria durch sein seltsames Schicksal aus: er war der grimmigste Feind der Spanier, und führte im Staate Veracruz einen Partisankrieg gegen sie; als es den Spaniern nach einigen Jahren gelang, ihre Herrschaft wieder herzustellen, mußte Vittoria in die dichten Wälder um den Orizaba fliehen, wo er zwei Jahre lang sich verborgen hielt, und mit keinem lebenden Wesen verkehrte. Er nährte sich von den Früchten des Feldes, deren Einsammlung ihm unsägliche Mühe machte, um so mehr, als er endlich krank wurde; in dieser Lage, auf der feuchten Erde liegend, glaubte er, seine letzte Stunde sey gekommen, als plötzlich ein Geier auf ihn herabschoß, sich auf seine Brust setzte und ihn in den Mund hackte: Schrecken ergriff ihn, er raffte seine letzten Kräfte zusammen, faßte den Geier am Schenkel, riß ihm den Kopf ab und saugte das Blut aus. Dieß stärkte ihn so sehr, daß er seinen Weg fortsetzen konnte. In der Folge retteten ihn Indianer, und jetzt lebt Vittoria in Mexico als Senator. Eine traurige Erfahrung entzauberte diesen Mann, welcher, wie so viele andere seines Gleichen, in der Verblendung der Leidenschaft eine freie auf Tugend gegründete Republik träumte. Unter den gebildetern wohldenkenden Einwohnern des Landes ist indeß gegenwärtig eine Neigung, der Regierung durch Konzentrirung der Macht mehr Kraft zu geben und die Zügel der Herrschaft einem Einzigen anzuvertrauen, sehr sichtlich, aber unter allen Klassen und Ständen der hiesigen Kreolen ist eine solche allgemeine Sittenlosigkeit eingerissen, daß ein tauglicher Mann hiezu nicht zu finden ist, und so wird die Regierungsmaschine mehr und mehr zerrüttet: manchmal steht sie gänzlich stille, und Alles ist dem Zufall preisgegeben. In dem schön verzierten Palast der Deputirten versammeln sich die Vertreter der Nation, wie es scheint nur, um sich an schönen Reden und hochtrabenden Deklamationen zu ergötzen und den Gang der Geschäfte ins Unendliche zu erschweren. Der Reichsschatz ist erschöpft, und die Regierung öfters genöthigt, Anlehen bei Handelshäusern zu machen und 4 Prozent monatliche Interessen zu bezahlen. Nur die Offiziere und die höhern Regierungsbeamten erhalten Besoldung, die übrigen Civilbeamten müssen sich durch ungesetzliche Bedrückungen bezahlt machen, und so ist die Verwaltung der Gerechtigkeit, der Finanzen, der Zölle und Bergwerke, mit Einem Worte, der ganze Staat einer Menge gewissenloser Beamten preisgegeben, welche ihn ex professo plündern. Bemerkenswerth ist, daß bei dieser allgemeinen Sittenlosigkeit der Beamten, bei dem Mangel an allen Grundsätzen in den höhern Klassen das gemeine Volk sich durch Gutmüthigkeit und milde Sitten auszeichnet: in den Volksversammlungen, auf den Märkten, auf den öffentlichen Spaziergängen, bei den Stiergefechten fallen nie Unannehmlichkeiten, Raufereien oder Diebstähle vor. Der gemeine Mann beobachtet die größte Höflichkeit, verbeugt sich, weist auf Befragen den Weg, und die Beihülfe der Polizei zur Aufrechthaltung der Ordnung ist in solchen Fällen ganz überflüssig. Aber im trunkenen Zustand, in den Weinkneipen, kommt es häufig vor, daß ein Mexicaner das große Messer, welches jeder bei sich trägt, gegen den andern zieht; einer bleibt dann gewöhnlich auf dem Platz und der Leichnam wird auf die Straße geworfen, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Von Mord und Raub in der Stadt und der Umgegend erzählt man sich täglich Beispiele. Die Mordthaten sind in der Regel den starken Getränken zuzuschreiben, aber die Räubereien geschehen gewöhnlich unter dem Schutz irgend eines angesehenen Beamten. Zur Zeit unsres Aufenthalts wurde amtlich bewiesen, daß eine große Räuberbande einige Jahre hindurch ihr Handwerk unter dem Schutze eines Obristen trieb, welcher zugleich Adjutant des Vicepräsidenten war. Man hätte glauben sollen, diese Entdeckung werde seinem Gewerbe ein Ende machen und ihn aus dem Dienst vertreiben, aber keineswegs; der Obrist war der Geliebte der Schwester Santa Anna's, welche öffentlich Stellen verkauft; sollte sie ihn an den Galgen kommen lassen? Dieß war gegen ihre zärtlichen Gefühle; der Richter, in dessen Händen sich die Beweisstücke befanden, wurde in Kurzem von seiner eigenen Frau vergiftet, und zur Befriedigung des Publikums hing man einige gemeine Spitzbuben auf. Doch genug hievon, der Palast der Deputirten hat mich zu weit geführt.

Das Museum, die Sammlung mexicanischer Alterthümer und das Naturalienkabinet enthalten ausnehmend merkwürdige Gegenstände, trotz dem, daß sie stets der gewissenlosesten Plünderung ausgesetzt sind. Die aus Stein gehauenen riesenhaften Götzenbilder der alten Mexicaner mit symbolischen Zeichen, und die aus Obsidian künstlich gebildeten kleinen Köpfe und Figuren erinnerten mich durch ihre Formen und Verzierungen an die Arbeiten der Koljuschen von Sitcha aus Thonschiefer. Selbst die gewöhnliche Endung im Mexicanischen „tl," wie Popocatepetl, Mexitl und andere findet sich sehr häufig bei den Koljuschen, z. B. Nanschkatl; es wäre der Mühe werth, diese Aehnlichkeit gründlicher zu untersuchen. — Der sogenannte botanische Garten ist eine vernachlässigte unbedeutende Anstalt, in welcher sich nichts Merkwürdiges findet, außer einer unvollständigen Sammlung von Cactus und dem bekannten Handbaum, welchen man bei der Eroberung Mexico's hier fand und lange Zeit für den einzigen seiner Art hielt; jetzt aber hat man in Guatimala ganze Wälder davon gefunden. Bekanntlich erhielt dieser Baum seinen Namen von der Form seiner Blüthen, welche einer geöffneten Hand gleichen; die Blätter sind denen des Ahornbaumes ähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Verfasser des Buchs: The Great Metropolis, hat Sir Walter Scott einige seiner Novellen einmal selbst recensirt. Dieß geschah in einem der Bände des Quarterly Review im Jahre 1816. Die Waverley Novels begannen damals allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, und Sir Walter Scott trug durch seine Recension wesentlich dazu bei, ihre Popularität zu befördern; keiner seiner Kritiker lobte die Werke des unbekannten Verfassers mehr als er selbst.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Nelsons Tod. Englisches Volkslied.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1836.

Die Pescheräхs.

Um die südliche Spitze von Amerika, durch die sogenannte magellanische Straße von Patagonien getrennt, lagert sich in weitem Halbkreise eine Gruppe von 11 größern und mehr als 20 kleinern Eilanden. Ihre unregelmäßigen, zerrissenen Formen, ihre hohen und steilen Felsenküsten, die Gebirge, welche sich in wilder Verworrenheit in den größern aufthürmen, lassen vermuthen, daß sie einst sämmtlich einen Theil des Festlandes ausmachten, von dem sie durch irgend eine jener Katastrophen, welche der Rinde unserer Erde ihre gegenwärtige Gestalt gegeben haben, in undenklicher Vorzeit gewaltsam abgerissen wurden. Das größte und südlichste dieser Eilande ist das Feuerland (Tierra del Fuego), so benannt von den daselbst befindlichen ausgebrannten Vulkanen. In diesem öden, rauhen, unwirthlichen Landstriche wohnen die beklagenswürdigsten, beschränktesten und verlassensten Sterblichen der Erde, die sogenannten Pescheräхs. Sie sind 5 bis $5^1/_2$ Fuß groß, häßlich von Gesicht, mager, bartlos, haben große, pechschwarze Augen, plattgedrückte Nasen, einen großen Mund mit dünnen Lippen, ein überaus scharfes und weites Gesicht, große Ohren, schwarz glänzende, borstige Haare, die sie mit einer fetten Farbe, die dem Eisenrost gleicht, beschmieren, und sind beinahe alle gelbbraun und von Fett glänzend. Arme und Schenkel sind gegen den übrigen Körperbau unverhältnißmäßig schwach und mager. Die Weiber sehen zwar etwas besser aus, ohne jedoch etwas Charakteristisches in ihren Physiognomien zu haben, und sind kleiner. Indessen wollen Reisende, die sich längere Zeit unter ihnen aufhielten, bemerkt haben, daß einige unter ihnen eine von den übrigen abweichende Gesichtsbildung hätten, und vielleicht Abkömmlinge der Spanier seyn dürften, die vor etwa 250 Jahren daselbst eine Niederlassung zu gründen versuchten. Diese Meinung wird auch dadurch bestätigt, daß sie einiger spanischer Worte, wie z. B. canoa für ein Boot, und perro für einen Hund, sich bedienen. Uebrigens zeigen diese vermeintlichen spanischen Abkömmlinge dieselbe Geistesarmuth und Beschränktheit, wie die übrigen. Unreinlichkeit ist eine Hauptuntugend unter ihnen; ihr widerlicher Geruch ist oft von einer unleidlichen Art. Da Fische, Robbenthran und Robbenfleisch ihre Nahrung, der Thran die Pomade ist, womit sie sich salben, und die Robbenhäute ihre Kleidung ausmachen, so ist der Gestank, den sie verbreiten, sehr erklärlich.

Ihr Schmuck besteht in einem frisch abgezogenen Robbenfelle, das sie über die Schulter werfen, und beutelförmig um die Füße binden. An den Hand- und Fußgelenken tragen sie Ringe aus getrockneten Fischdärmen verfertigt, um den Hals Halsbänder, die sehr künstlich zusammengesetzt und aus kleinen Muscheln von ungemein schönen Farben bestehen. Diese sind an der Oeffnung durchbohrt, und auf einer Darmsaite so zierlich an einander gereiht, daß man kaum glauben sollte, wie die plumpen, schmutzigen Hände so feine und zierliche Arbeit verrichten können. Die Jagd und der Fischfang sind ihre vornehmsten Beschäftigungen und Nahrungsquellen, besonders der Fischfang, wobei sie übrigens viel Geschick an den Tag legen. Die Jagd dagegen ist sehr beschränkt, und besteht einzig in Raubvögeln, wilden Enten, Gänsen u. s. w., denn das einzige vierfüßige Thier, das man in dieser Einöde antrifft, ist der Hund — ein eben so treuer Begleiter seines Herrn, wie in Europa, und durch Schlauheit besonders ausgezeichnet. Er wird daher von den Pescheräхs mit einer an das Abergläubische gränzenden Aufmerksamkeit beobachtet. Die Wasserjagd liefert insbesondere Robben, Seekälber, Seelöwen, Muschelthiere verschiedener Gattung und selbst Wallfische. Das Fleisch dieser Thiere, namentlich der Robben, verzehren sie meistens roh, nur selten ein wenig geröstet, und mitunter auch halb verweset. Die welche an der See wohnen, verschmähen sogar die ausgeworfenen todten Wallfische und andere bereits in Fäulniß übergegangene Seethiere nicht. Ihr einziges Getränk ist Wasser, außer welchem sie gar kein anderes kennen. Feste Wohnplätze haben sie nicht: wo sie Vorräthe von Seethieren finden, da bleiben sie so lange bis solche aufgezehrt sind. Ihre Hütten sind aus Baumzweigen errichtet, die von etlichen Pfählen unterstützt kegelförmig zusammenlaufen und oben festgebunden werden. Eine Oeffnung unten dient ihnen als Thüre und als Schornstein. In der Mitte brennt das Feuer. Ihr Hausrath besteht aus Häuten und Körben, die aus einer Art starken Grases verfertigt sind,

an deren Rändern eine Handhabe, welche bald so groß als der Korb ist, angeflochten sich befindet; dann aus Beuteln, in welchen sie ihre kleineren Geräthe und Farbenpulver aufbewahren. Ihre Kanots verfertigen sie aus Baumrinde und sie sind 24 bis 26 Schuh lang, 4 Schuh breit und 2 bis 3 Schuh tief, mit großen Ruderschaufeln versehen, welche die Weiber handhaben müssen, die überhaupt alle Arbeit zu verrichten bestimmt sind. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und Wurfspießen, die alle zierlich gearbeitet und mit viel Fertigkeit von ihnen geführet werden. Alles dieses beweist doch, daß sie Anlagen und Fähigkeiten besitzen und keineswegs so erbärmliche Menschen sind, als wozu man si e machen will.

Gewöhnlich pflegen mehrere Familien in einer Hütte zu wohnen, die Männer sind die Herren und die Weiber im wahren Sinne des Worts die Sklavinnen. Auch scheint die Vielmännerei bei ihnen heimisch zu seyn, was auch nach der geringen Anzahl Weiber, die man trifft, zu vermuthen ist. Ihr Geist ist übrigens lebhaft, für Musik und Gesang sind sie sehr eingenommen und versuchen jeden fremden Ton nachzuahmen. Gutmüthigkeit ist eine unverkennbare Eigenschaft der Männer wie der Weiber, und gibt ihnen daher vor vielen andern rohen Völkern einen entschiedenen Vorzug. Ein weiterer hervorstechender Zug ihres Charakters ist, daß sie nicht ohne Gefühl und namentlich sehr besorgt für Weiber und Kinder sind; denn sobald sie ein Schiff in der Nähe ihrer Küste erblicken oder gar landen sehen, was jedoch höchst selten geschieht, da die Insel beinahe rings umher mit hohen steilen Klippen übersäet ist, so werden Weiber und Kinder aus Besorgniß eines möglicherweise ihnen zustoßenden Leides in den Wäldern verborgen, welche namentlich die Ostseite der Insel bedecken. Eben so zeigen sich die Pescherähs, namentlich die Weiber, bei jedem kleinen Schrecken, ängstlich und unruhig, ja sogar empfindlich. Ihre Sprache ist hart und schwer nachzusprechen, dagegen sprechen sie selbst andere Sprachen leicht nach. Insbesondere hört man das Wort Pescheräh am häufigsten, und jeden Fremden bewillkommnen sie mit diesem Wort, was vermuthlich so viel als Freund bedeuten soll. Von diesem Wort wurden sie denn auch bekanntlich Pescheräh genannt.

Die Abstammung dieses Volks ist zweifelhaft. Wegen der Verwandtschaft und Aehnlichkeit desselben in Körperbildung, Sprache, Sitten und Lebensweise mit den Patagoniern, könnte man sie, obgleich sie diesen an Körpergröße nachstehen, nicht mit Unrecht für Zweige eines gemeinschaftlichen Völkerstammes halten, und nach einigen Nachrichten sollen sie auch von der Westküste von Patagonien verdrängt und durch Gewalt in dieses unwirthbare Land gebracht worden seyn, welches besser das Land des Elendes anstatt das Feuerland genannt werden könnte.

Bundelkund.

(Fortsetzung.)

Der Palast von Urtscha ist ein castellartiges Gebäude von sehr bedeutendem Umfang: er steht in der Mitte einer kleinen, etwa zwei Stunden langen Insel in dem Flusse Betwah, von welchem ein Arm die Fronte des Gebäudes bespült. Eine schöne steinerne Brücke, welche gerade nach dem Palastthore führt, geht über diesen Fluß; die Bögen sind eng und spitzig, und die Balustrade auf beiden Seiten in Zwischenräumen mit kleinen offenen Pavillons geziert. Der massive Bau läßt auf seine Stärke und Festigkeit schließen, und diese Ansicht wird durch die Befestigungen bestätigt, welche mit großer Geschicklichkeit angelegt sind, und auch stärkeren Waffen als den schwachen Wurfgeschossen einer frühern Zeit widerstehen zu können scheinen. Man erstaunt über den verwickelten Plan des Baues wie über den verschwenderischen Reichthum an Verzierungen. Wenige Feudalschlösser in Europa möchten die Vergleichung mit diesem Bau aushalten, welcher die ganze Festigkeit eines Castells mit der ausgesuchten Zierlichkeit einer Kathedrale zu vereinigen scheint; es ist unmöglich, durch eine bloße Beschreibung einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Verzierungen, den Kuppeln, Thürmen, spitzbögigen Fenstern, Balkonen, Terrassen und Thorwegen zu geben, welche alle reichlich mit Skulpturen versehen sind, und bei jedem Schritte, welchen man durch die freien Plätze und Höfe dieses prachtvollen Baues thut, sich dem Auge aufdringen. Die Schaaren von Bewaffneten, welche allenthalben zerstreut sind, die zum Gebrauche bereit liegenden Angriffs- und Vertheidigungswaffen vollenden den Zauber, indem sie beweisen, daß die alte Art von Herrschaft noch nicht ganz verschwunden ist, und daß man nur weit genug zu reisen braucht, um sich von allen Insignien der Feudalzeiten umgeben zu sehen. Ein großer, aber vernachlässigter Platz, halb Park, halb Garten, breitet sich hinter dem Palast aus, und ist von einer hohen durch Bastionen und Strebepfeiler verstärkten Mauer umgeben. Hier blühen viele herrliche Blumengewächse, welche in Indien ohne viele Sorgfalt üppig gedeihen; wilde Pfauen breiten ihr glänzendes Gefieder in der Sonne aus, und zahllose Tauben unterhalten ein fortdauerndes Gegirre, diesen eigenthümlichen Ton jeder indischen Einöde. Ein Gehege dieser Art bietet die günstigste Gelegenheit für denjenigen, welcher gern solche Thiere in einem Zustand vollkommener Ruhe und Genusses betrachten will. Die Hindus, trotz ihrer Enthaltsamkeit von Fleisch und ihrer Abneigung, Blut zu vergießen, machen viele Ausnahmen, ihre Gärten aber sind stets geheiligt, und nichts gleicht der Zuversicht und dem Zutrauen der zahlreichen Thiere, welche sich darin versammeln, und trotz der großen Verheerungen, welche sie oft anrichten, niemals belästigt werden. Ein Hindugärtner beklagt sich vielleicht mit langem Gesicht über die Verwüstungen, welche die Einhörnchen unter den Erbsen anrichten; erläßt nun der Europäer einen strengen Befehl zur Vernichtung dieser Räuber, so ist dieß umsonst, denn der Mann erklärt, es sey gegen seine Religion, ein lebendes Wesen zu tödten, und will der Europäer durchaus die Räuber vernichten, so muß er dazu einen Muhammedaner aufsuchen. Die lustigen Sprünge dieser niedlichen Thierchen entschädigen indeß hinreichend für den Ausfall in der Erbsenernte, namentlich an denjenigen Orten, wo die Beobachtung der Gewohnheiten dieser Thiere dem Europäer einen der interessantesten Zeitvertreibe darbietet. Die Zahl

dieser Eichhörnchen, wenn sie legend zu leben finden, ist unglaublich groß; sie sind so zahlreich, als die Sperlinge, und scheinen an die menschlichen Wohnungen eben so anhänglich, als diese, und oft hausen sie friedlich mit denselben unter einem Dache. Gewöhnt an den Anblick der Menschen, zeigen Vögel und vierfüßige Thiere in einem indischen Garten wenig oder gar nichts von der Scheu, wie an andern Orten, wo die seltene Erscheinung oder die traurige Erfahrung von der Feindseligkeit der Menschen sie furchtsam macht. Zu Urtscha bildet die Menge der Vögel gleichsam einen herrlichen Teppich von den mannichfaltigsten und schönsten Farben, denn ganze Heerden von Pfauen und andern Vögeln entfalten hier ihre herrlichen Gefieder.

Obwohl aber die Gärten geheiligt sind, so haben doch viele Radschas von Bundelkund sogenannte Rumnahs oder Jagdgehege, worin wilde Thiere für einen Tag der Jagd, oder besser gesagt, der Schlächterei, eingesperrt werden, und die selten weniger als zwei bis drei (engl.) Meilen und oft weit mehr im Umkreis haben. Sie werden in gut beholzten Strichen gewählt und bieten den verschiedenen Arten von Thieren, Ebern, Nilgaus und kleinem Wild Schlupfwinkel genug dar. Ein von Holz gereinigter Platz an einer Ecke der Mauer, durch eine steinerne, aber durchbrochene Scheidewand von den Thieren geschieden, bildet den Schauplatz der Jagd, wenn man sie so nennen kann. Die Jäger stehen hinter dieser Schutzwehr, und das Wild wird nun von Hunderten von Menschen unter Geschrei und Lärmen in die Nähe derselben getrieben, wo es ohne Möglichkeit des Entkommens niedergeschossen wird. Das große, starke Nilgau springt manchmal über die Scheidemauer, während der wilde Eber sich gegen seine Verfolger zurückwendet und durch die Linie bricht, wobei es selten ohne Wunden abgeht. Das Hereinstürzen der Thiere in den offenen Raum und ihre glücklichen Versuche, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, sind die einzigen interessanten Theile des Bildes, welches stark nach Barbarei schmeckt. Viele von den niedern Kasten der Hindus essen das Fleisch der auf der Jagd getödteten Thiere; überhaupt haben wenige gegen den Genuß von Fleisch etwas einzuwenden, wenn sie es auf eine orthodoxe Weise erhalten, d. h. wenn die Thiere vorher der Göttin Kali zum Opfer dargebracht werden. Dann gilt es nicht nur als eine rechtmäßige Nahrung, sondern die Menge streitet und balgt sich auch darum, wenn der dienstthuende Priester es ihnen ausliefert.

(Fortsetzung folgt.)

Die bezauberte Mohrin.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galicia.)

Wenn man den Dueroſtrom hinabfährt, so findet man dessen Bette manchmal so zwischen Bergen eingeschlossen, daß er eine dunkle Schlucht bildet. Am Eingang einer solchen Schlucht stand früher ein maurisches Fort, dessen Trümmer noch stolz herabblicken auf das Wasser. Ein Aberglaube knüpft sich an dieses Schloß, wie noch bei manchen andern maurischen Thürmen, nämlich der von der Moira incantada, der bezauberten Mohrin, ein in Portugal weit verbreiteter Aberglaube. Das Landvolk glaubt, daß hier der maurische Stamm vernichtet sey, die maurische Macht aber noch nicht ganz aufgehört habe, denn hier und in fast jedem Schlosse, wo die Sarazenen einst als Feudalherren herrschten, ist eine bezauberte Mohrin noch immer an die Stelle gebannt, und hütet die unentdeckten Schätze des Schlosses. Als letzter Ueberrest eines entschwundenen Volkes und seit dem traurigen Tage ihrer Vertreibung einzige Schützerin der hier vergrabenen Schätze, steht sie da als eine Kette zwischen den Lebenden und den Todten, und über das Geschick der Sterblichen erhaben, bietet sie dem Verlauf der Zeiten und den Streichen des Todes Trotz. Obwohl durch ein geheimnißvolles Band an ein heidnisches und einst feindseliges Geschlecht gebunden, ist doch ihr Gemüth nicht wild, und ihr Anblick hat nichts Entsetzliches, denn wenn beim ersten Grauen des Tages der leichte Thau den Berg und die Felsen befeuchtet, und wiederum, wenn die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf die öde Maurenwohnung fallen läßt, sieht man sie, in die fließenden Gewande ihres Stammes gekleidet, an irgend einen zerbrochenen Bogen, an irgend ein zerstörtes Denkmal des Ruhms ihrer Nation sich anlehnen, wie einer, der trauert, doch nicht sich zu rächen sucht. Sie scheut die Helle des Tages, flieht aber nicht vor denen, die sie aufsuchen; manchmal spinnt sie ihren Zauber um einen begünstigten Menschen, schützt ihn vor Unglück, und gewährt ihm einen Theil ihres vergrabenen Goldes. Es ist keine Sünde, eine Moira aufzusuchen, und es scheint, als ob die Landleute das grausame Unrecht, das ihre Vorväter den Mauren anthaten, zum Dank für die eingebildete Güte und schützende Sorge der bezauberten Mohrin durch reiche Liebe gutmachen wollten. Diese traurige, aber liebliche Sage erhöht vielleicht noch den schönen, aber wilden Anblick der Ruine.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten wählten wir gewöhnlich die Zeit nach dem Morgenspaziergang in der Alameda; in diesem großen, wohlangelegten schattigen Garten sind breite Alleen, runde Plätze und Brunnen; auf den Seiten der Alleen befinden sich schöne Rosengebüsche, welche eben in der Blüthe standen. Hier herrscht eine ungemeine Kühle und ein Wohlgeruch, welche dem Körper ausnehmend wohlthun, um so mehr, als in dieser trocknen Jahreszeit die dünne Gebirgsluft und der unausgesetzte Glanz der Sonne dem Fremden sehr lästig fallen, der unaufhörlich eine Unbehaglichkeit fühlt, keinen Appetit hat und an Schwindel leidet. Die große Fontaine bildet den Mittelpunkt dieses schönen Gartens, welcher von einem breiten Wege für Wagen und Reiter umgeben ist. Eine Stunde vor Sonnenuntergang versammelt sich hier die höhere Welt, und zur Zeit des Abendgebets (oracion), welche durch Glockengeläute angezeigt wird, werden plötzlich die Alleen und Wege leer. Auf dem Gang nach der Alameda kamen wir zu der berühmten Wasserleitung, welche die vielen Brunnen in der Stadt und die Einwohner überhaupt mit gesundem Wasser versieht: es wird von den nahen Bergen hergeleitet, und fließt über 500 feste, ziemlich breite und gegen 12 Fuß hohe, aber unbedeckte Gewölbe hin.

In der Stadt sind noch zwei öffentliche Spaziergänge: Paseo las

Bigas für den Winter und der große Paseo für den Sommer. Der letztere, mit vielen schönen Brunnen versehen, ist in einer sehr angenehmen Lage, der erstere, welchen man jezt besucht, verdient eine besondere Erwähnung. Las Bigas ist eine Allee von mehr als 4 Werst Länge, die längs dem Kanal Chalco hinführt, welche die beiden Seen Tezcuco und Chalco mit einander verbindet. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts war diese ganze Strecke mit Wasser bedeckt, jezt ist sie eine wenig bebaute sumpfige Fläche, aber die Berggruppen in der Ferne mit den Schneegipfeln der beiden Vulkane bieten einen malerischen Anblick dar. An den Sonntagen ist der Paseo ausnehmend belebt, und wir versäumten die Stunden des Spaziergangs nicht. Auf der einen Seite der Kanal, bedeckt mit langen und breiten Booten, auf der andern die zahllose Menge von Wagen, Reitern und Fußgängern auf dem Paseo, geben ein sehr lebensvolles Bild, besonders die Boote, auf denen die mit Blumen gezierten Landleute hin- und herfahren, und manchmal ein junges Paar zur Guitarre ihren Nationaltanz aufführt; auch die Fußgänger schmücken Kopf und Brust mit Blumen. Auf dem Kanal sind die bekannten schwimmenden Gärten, Chinampas, welche mit dem schönsten Grün bedeckt sind und die Stadt mit vortrefflichem Gemüse versehen.

Doch wir sind nun genug auf den Straßen und öffentlichen Spaziergängen umhergegangen, und wollen nun auch in das Haus zurück, um dessen innere Einrichtung zu sehen. Fast alle Häuser haben im Innern einen viereckigen Hof (patio); in der untern Etage sind Magazine mit Waaren, denn Kellergewölbe hat man hier nicht, da der Boden, auf welchem die Stadt steht, dem See abgenommen wurde, und in der regnerischen Jahrszeit das Wasser oft bis zum Boden der Magazine steigt. Die Wohnzimmer befinden sich in der zweiten Etage, sind hoch, freundlich, oft groß und schön; die Fenster gehen bis auf den steinernen mit Teppichen belegten Boden hinab, und öffnen sich auf den Balkon nach der Straße. Um den ganzen Hof ist eine Galerie gebaut, welche in die Zimmer führt, und gewöhnlich mit schönen Cactus und andern Pflanzen verziert ist, so daß sie die Gärten ersezt. Das flache Dach ist eine andere Annehmlichkeit, denn bei Sonnenuntergang oder früh Morgens genießt man auf dieser Azotea den freien Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen, ein Panorama, welches in seinem Ganzen, wie in seinen Theilen äußerst prachtvoll und malerisch ist. Stelle dir einen weiten Kreis himmelanstrebender Berge mit Schneegipfeln vor, und eine weite Ebene, worin Mexico liegt; mitten in diesem Kreise finden sich Landhäuser, Gärten, Klöster und Städtchen auf der Ebene zerstreut, wie Tacubaya, St. Augustin, Guadelupe, Chapoltepec und andere; die großen Seen Chalco und Tezcuco endlich, die an Kuppeln und Thürmen reiche Stadt von 180,000 Einwohnern, — stelle dir alles dieß vor bei dem Glanz einer tropischen Sonne, und du findest nicht leicht ein reizenderes Gemälde als dieses, dem nichts fehlt als das schäumende Meer.

Wir machten einige bedeutende Ausflüge in der Nachbarschaft, namentlich nach St. Augustin, einem schönen Städtchen, wo Cortez anfangs die Hauptstadt bauen wollte, denn der Boden ist hier höher, und das Land fruchtbarer und schöner, als auf der Ebene, in welcher Mexico liegt. St. Augustin besucht man namentlich am Pfingsttag; dann strömen die Bewohner nicht nur von Mexico, sondern auch aus den umliegenden Orten zusammen; man schlägt auf freiem Felde ein Lager von Zelten auf, und fünf Tage und Nächte hindurch finden Bälle und Hahnenkämpfe*) statt, und man spielt das bekannte Monte, zu welchem zwanzig Häuser nicht weniger als 60,000 Dublonen in Gold, das Silber nicht gerechnet, herbeischaffen, und wahrscheinlich auch mit einem Gewinn von 20 bis 25 Prozent wieder nach Hause bringen. Neben dieser Stadt wird eine Papiermühle errichtet, welche die einzige in der Republik ist, oder vielmehr seyn wird, denn seit 15 Jahren ist der Bau noch nicht vollendet worden.

Wir besuchten auch die Kirche der berühmten Schutzheiligen Mexico's, der heiligen Jungfrau von Guadelupe, und die hinter derselben auf einem Felsen erbaute Kapelle, das steinerne Schiff; mit Ausnahme der dort aufgehäuften Reichthümer aber ist von beiden wenig zu sagen. Die Reise nach Chapoltepec war für uns viel interessanter. Dieses Schloß liegt im Norden von Mexiko auf einem einzelnen Felsen, welcher sich mitten aus der Ebene erhebt, und diente den alten Kaisern zum Sommeraufenthalt. Das Schloß liegt in Trümmern, darum kein Wort darüber, aber der Cypressenhain unten am Fuße des Felsens verdient von einem Dichter besungen zu werden. Ich wage nicht den Eindruck zu beschreiben, welchen dieser Wald auf mich machte, welcher wohl über ein halbes Jahrtausend alt ist; einige Bäume zeichnen sich durch eine staunenswerthe Dicke aus: die sogenannte Cypresse Montezuma's hat nicht weit über der Wurzel einen Umfang von 41 Fuß, also über 12 Fuß im Durchmesser. Schlingpflanzen von aschgrauer Blüthe umgeben Stamm und Zweige, und hängen in langen Fäden herunter, gleich grauen Haaren: sie ziehen sich von einem Baum zum andern, und umschlingen so den ganzen Wald wie mit einem Netze, durch welches kein Sonnenstrahl dringen kann. Ein leichter Wind sezt unaufhörlich die Wipfel der alten Bäume in Bewegung, und langsam schütteln sie ihre Silberlocken; sie standen schon hier, als noch das Reich Montezuma's blühte: die Nation ging unter, die Bildung verschwand, ein fremdes Volk kam in den Besitz des metallreichen Landes, eine neue Bildung verbreitete sich, und jezt ist auch dieser Bau zerfallen, aber der Cypressenhain von Chapoltepec steht noch, und wird immer düsterer und grauenerregender.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herr Daussy theilte der französischen Akademie die Beobachtungen des Herrn Pennaud, Kommandanten der Bearnaise, über einige ungewöhnlich hohe Fluthen im französischen Guiana mit. Die größte Fluth im Aequinoktium war auf der Rhede bei Saens, nämlich 25 Fuß, am Fluß Maya 52, anderthalb Meilen nordöstlich vom Kap Nord 26 Fuß, zwischen dem Kap Nord und Belle-Crique nur 17, eben so viel in der Mündung des Iraucel. Condamine, Lartigue, Roussin und andere beobachteten am Golf von Paria 10 Fuß, an der Mündung des Orinoco 5 Fuß, bei Demerary 9, bei der Mündung des Marcuni 8, bei Cayenne 9, an der Einfahrt in den Oyapok 12, bei Mont-Mayes 15, bei der Insel Marajo 16, bei der Einfahrt in den Fluß von Para 10½, bei dem Leuchtthurm von Manuel Luis 12, bei Maranham 16, bei dem Kap St. Roch 10. Von diesem Punkt an nimmt die Küste, welche bisher fast gegen Südosten und Nordwesten lief, eine Richtung gegen Südwesten und Nordost, und die Höhe der Fluth nimmt fortwährend ab; bei Pernambuco ist sie 8, bei Bahia 7 Fuß, bei Abrolhos 5, bei Espiritu Santo 4 Fuß und bei Rio-Janeiro 4½.

*) Santa Anna selbst hat 500 solcher Kämpfer, vermittelst deren er die Republik im Zaume hält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1836.

Die Zulassung zum Advokatenstande in England.

Die Fehler der in England bestehenden Einrichtung in Bezug auf die Aufnahme der Advokaten sind schon vielfach gerügt worden, und man fand sich endlich veranlaßt, eine Kommission hierüber niederzusetzen. Die Anordnung einer gleichförmigen Einrichtung in Bezug auf die Prüfung der Erfordernisse der Kandidaten schien nothwendig. Die Anträge der Kommission sind nicht ohne Wirkung geblieben, und eine höchst interessante Bestimmung über die Prüfung der Advokaten ist die Folge der allgemein gefühlten Ueberzeugung, daß die bisherige Einrichtung dem Zwecke nicht entspreche. Die neue Anordnung ist nicht von der gesetzgebenden Gewalt ausgegangen, sondern die Gerichte des Common Law erließen am 1sten Februar 1836 eine Verfügung, daß sie in Zukunft nur solche Advokaten vor ihren Gerichten zulassen würden, welche den erlassenen Anordnungen Genüge geleistet haben. Die erwähnte Anordnung von 1836 bestimmte, daß jährlich eine aus Masters und Protonotaries der Gerichte des Common Law und aus 12 Attorneys oder Sollicitors bestehende Kommission über die Aufnahme neuer Kandidaten als Advokaten entscheiden sollte. Im Falle einer Verwerfung eines Kandidaten durch die Kommission sollte der Abgewiesene das Recht haben, sich an die Gerichte zu wenden. Diese Verfügung wurde bald der Gegenstand der lebhaftesten Streitigkeiten, und es ist interessant die verschiedenen Diskussionen darüber in den englischen Blättern zu vergleichen. Man begreift leicht, daß Vorurtheile, Gewöhnung an das Herkömmliche, böses Gewissen oder Angst vor der Strenge der Prüfung manchen Tadel der neuen Anordnung erzeugten, während die Besseren, welche die Mängel des Bisherigen erkannten, lebhaft die neue Bestimmung billigten. Man stritt, ob die Prüfung öffentlich oder geheim seyn, über welche Bücher die Prüfung gehalten werden sollte. Im April wurden die Examinationskommissarien ernannt und öffentlich bekannt gemacht. Eine neue Anordnung vom Mai bestimmte, über welche Punkte sich die Kandidaten zu legitimiren hätten; im Junius ging das erste Examen vor sich; es war nicht öffentlich (125 Kandidaten hatten sich gemeldet, einige nahmen ihre Gesuche zurück), es wurden den Kandidaten 78 Fragen gestellt, die sie schriftlich zu beantworten hatten; unter den Präliminarfragen kommt auch die vor: welche Bücher in jedem Zweige des Rechts der Kandidat vorzüglich studirt hat; die Fragen beziehen sich 1) auf das Common Law und die Praxis der Common-Law-Gerichte; 2) auf die Conveyancing (die Geschäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit); 3) auf Equity und die Praxis der Gerichte; 4) auf die Lehre vom Bankerott und die Praxis der hiezu angeordneten Gerichte; 5) auf Kriminalrecht. Die Fragen sind zwar meist zweckmäßig gestellt (welche Summe ist die geringste, für welche jemand arretirt werden kann; oder wie wird in den Billigkeitsrechten ein Prozeß begonnen? Was ist Brandstiftung, was ist Burglary, was ist Misdemeanor?) allein man bedauert, daß die Fragen nicht mehr auch darauf berechnet sind, die wissenschaftlichen Kenntnisse und den Geist des Kandidaten zu beurtheilen. Nach einer Erklärung der Richter war das Examen günstig; man war im Allgemeinen mit den Kandidaten zufrieden. Eben so wie die Common-Law-Gerichte die Prüfung anordneten, treffen auch die Courts of Equity, in Ansehung der Advokaten, die vor ihnen auftreten wollten, die nämliche Anordnung. Gewiß wird diese neue Einrichtung wohlthätig auf die Beförderung eines gründlichen Studiums unter den Engländern wirken, und die Nachtheile der bloßen Bildung durch die Routine ohne alle wissenschaftliche Grundlage entfernen.

Bundelkund.

(Fortsetzung.)

Das Land um Urtscha ist felsig und romantisch, wohl bewaldet und von dem breiten und reißenden Betwah bewässert, welcher die Ebene in großen Krümmungen durchzieht. Hügelreihen begränzen diese, und die jetzt zerfallenen Tempel der fast verlassenen Stadt mit den Trümmern des frühern Glanzes vermehren die Schönheit und das Interessante der Landschaft; die herrlichste Aussicht über dieselbe hat man von den obern Fenstern des Palastes. In einem so großen und glänzenden Gebäude finden sich natürlich der merkwürdigen Gegenstände viel, und wenn man die reichen Skulpturen der Karnieße und des Gebälks, die

kannelirten Kuppeln und die dreifachen Reihen von Galerien oder Balkonen, welche den Mauern und Thürmen ein so eigenthümliches Ansehen geben, die mit Geschmack aufgestellten steinernen Bilder in einigen Nischen, und die offenen, von herrlichen Säulen getragenen Kuppeln genugsam bewundert hat, so hält man inne, um die eigenthümlichen Züge der orientalischen Bauart genauer zu betrachten. Der eine dieser Züge besteht aus den emaillirten Ziegeln, welche sich an vielen alten Gebäuden Hindustans finden, und wenn gleich mehr zur innern als zur äußern Verzierung passend, doch an und für sich ausnehmend schön sind. Nichts ist lebhafter, als diese Farben, und die hohe Politur scheint aller Nachahmung in der neuern Zeit zu trotzen. Die Kunst ihrer Bereitung, wenn auch nicht ganz verloren, ist doch sehr entartet, und es ist unmöglich, aus den Händen der neuern Handwerker sich auch nur einen einzigen Ziegel zu verschaffen, welcher denen, die man an alten Palästen und Gräbern sieht, in jeder Hinsicht gleicht. Diese Ziegel machen einen ungemein guten Effekt an einem der freundlichsten Theile des Palastes von Urtscha, welcher wegen seiner seltsamen Bauart nicht leicht zu beschreiben ist. Eines der Zimmer darin ist besonders elegant, obwohl seine Verzierungen mit den europäischen Begriffen von Geschmack nicht eben übereinstimmen: es liegt sehr hoch, und ist auf allen Seiten dem Winde offen, die Mauern sind mit Freskomalereien und mit Spiegelstücken bedeckt, nicht zu dem gewöhnlichen Zweck der Spiegel, sondern um das Licht zu reflektiren; aus diesem niedlichen Zimmer hat man eine sehr mannichfache Aussicht, denn in der Nähe sind die Thürme, die Hofräume und die Strebepfeiler, in der Ferne Fluß, Felsen und Wald. Die durchbrochenen Steinwände, welche in indischen Gebäuden so mannichfach und mit so großem Effekt angewendet werden, finden sich zu Urtscha in großer Vollkommenheit. Die Parapets zu den Balkonen oder Galerien, welche sehr tief sind, und dadurch demjenigen Theil des Gebäudes, welchen sie schmücken, ein ungemein reiches Ansehen geben, bestehen aus dieser schönen Art von Gitterwerk; die Muster sind verschieden, jede Abtheilung unterscheidet sich wieder von der andern, und das Ganze ist nach oben und unten mit gothischen Zierrathen ausgeschmückt. Das Dach des Palastes ist flach, und von einer Balustrade mit Zinnen umgeben, welche an einigen Theilen mit langen Reihen kleiner offener Kuppeln, an andern mit Thürmen und luftigen Pavillons darüber verziert ist.

Der Palast von Bhir Sing Deo, des kriegerischen Vorfahrers der Radschas von Dottijah, ist gleichfalls ein glänzendes Gebäude, kann jedoch weder mit dem großartigen Plan noch mit der ausgesuchten Schönheit der Einzelnheiten des Palastes von Urtscha eine Vergleichung aushalten. Er ist jedoch mehr als Radschgur, die Residenz des regierenden Fürsten. Bhir Sing Deo soll das Verdienst gehabt haben, den herrlichen Bau von Urtscha zu gründen. Ueberhaupt wird jeder Bau von Bedeutung, sey es Tempel, Teich oder Palast, dem Geschmack und dem Wohlthätigkeitssinn dieses populären Fürsten zugeschrieben. Die Boulis oder Bassins, welche jetzt noch als Zeugniß seines Geschmacks und seiner Aufmerksamkeit für Gegenstände öffentlichen Nutzens bestehen, geben denen in Alt-Delhi, Adschmir, Mandu und Bidschapur wenig nach; bei einigen ist die Bauart seltsam, denn sie versorgen eine Reihe Brunnen, welche das Wasser in dicken Säulen ausstoßen, und bieten selbst bei dem heißesten Wetter unter ihren nassen Arkaden Ruheplätze dar, welche den najadenartigen Frauen Hindustans, welche am Wasser ein so großes Vergnügen finden, sehr willkommen seyn müssen.

In dem jetzt getheilten Gebiet von Bhir Sing Deo können die Radschas, welche sich auf den Trümmern seiner einst großen Herrschaft erhoben haben, von ihren Vesten und Schlössern aus einander beobachten. Von den Mauern von Jansi, einer auf einer Felsenhöhe gelegenen Veste und Stadt, kann man die Schlösser von Dottijah und Urtscha sehen. Jansi ist die Hauptstadt eines der kleinen Staaten, welche sich auf den Trümmern von Bhir Sings Dynastie erhoben: es ist von einer solid erbauten Steinmauer umgeben, welche durch viele Thürme und Bastionen verstärkt ist und zwar gegen einen angreifenden Feind nicht viel heißen will, doch aber einem unerfahrenen Auge leichter zu vertheidigen scheinen mögen, als die minder hohen Batterien der neuern Citadellen. Die sehr ausgedehnte länglich viereckige Veste umschließt eine bedeutende, zum Theil mit Wald bewachsene Landstrecke, eine Citadelle, einen ungeheuren runden, sehr hohen Thurm, mehrere andere wichtige Gebäude und die äußere and innere Stadt. Ein schöner Palast und andere große Gebäude befinden sich in den Vorstädten, in deren Raum prachtvolle Tamarinden und andere Bäume wachsen und lange Reihen von Erdhütten stehen, die von Dschumaes bewohnt sind, einem der unglücklichen verworfenen Stämme, gegen welche das Vorurtheil so stark ist, daß sie nicht innerhalb der Mauern einer von Leuten reinerer Abstammung bewohnten Stadt athmen dürfen. Der gegenwärtige Radscha von Jansi ist ein junger Mann, oder wenigstens in den besten Jahren, und bezieht aus seinem Gebiet ein Einkommen von 16 Laks Rupien; er ist äußerst thätig und für das Wohl und die Ordnung seiner Stadt sehr besorgt; in seinem Aufzug und seinem Suwarri oder Reitergefolge trägt er mehr Glanz zur Schau, als viele benachbarte Könige, welche, ihrer Armuth bewußt, sich wenig Mühe geben, dieselbe zu verbergen. Jansi dankt einen großen Theil seiner Wohlfahrt den Teppich- und Eisenmanufakturen: namentlich Waffen werden hier gefertigt, deren Aussehen und Eigenschaften den türkischen ziemlich gleich kommen; sie sind in Indien sehr gesucht, und nur hier und zu Mirzapur, einer großen und blühenden Stadt an den Ufern des Ganges, zu finden.

Obwohl die Bundelas, wie schon oben bemerkt, weit weniger Gelegenheit haben, mit Europäern zu verkehren, indem einzelne Reisende, der gelegentliche Besuch eines Befehlshabers oder eine förmliche Zusammenkunft mit dem politischen Agenten fast den ganzen Verkehr ausmachen, so versucht man doch vielleicht in keinem Theil des Gebiets der Kompagnie mehr, englische Sitten nachzuahmen. Viele Häuptlinge haben einige Fortschritte in der englischen Sprache gemacht, ihre Kenntnisse aber sind so oberflächlich, daß sie sich nur lächerlich machen bei ihren europäischen Besuchen, welche den kindischen Geschmack und die albernen Beschäftigungen dieser halb englisirten Indier mit Verachtung ansehen. In vielen Theilen Hindustans trifft man

Eingeborne, welche über die Gesetze, die Einrichtungen, die Politik und Literatur Europa's wirklich erstaunliche Kenntnisse gesammelt haben, und man schöpft die größten Hoffnungen, daß diese Kenntnisse einst Früchte tragen werden für die Verbesserung des gesellschaftlichen und moralischen Zustandes der indischen Völker. In Bundelkund dagegen bemerkt man mit Bedauern, wie viel leichter man sich Thorheiten und Laster aneignet, als Kenntnisse und Tugenden. Wir finden den Charakter der Eingebornen verschlechtert durch den Verkehr mit Europäern, von denen die Häuptlinge nur gelernt haben tüchtig zu trinken, und bei Pferderennen sich verderblichen Wetten hinzugeben. Ihre Literatur beschränkt sich auf einige elende Miscellaneen, und ihre Bekanntschaft mit den schönen Künsten auf den Flitter, welchen man nach Indien ausführt; sie wissen nichts Solides, nichts, was ihnen oder ihren Angehörigen nützlich wäre, und werden von denjenigen verachtet, von welchen sie die Trunkenheit ihren eigenen Lastern hinzufügen lernten, und welche ihre Unwissenheit in allen Jockeykünsten benützen, um sie zu übervortheilen. Trotz der Barbarei ist etwas Patriarchalisches in der Art, wie viele dieser Häuptlinge von Bundelkund inmitten ihrer Angehörigen in ihren alten Schlössern sitzen, und ihre Gäste nach alter hindustanischer Sitte grüßen, wie sie sich auf angemessene Art kleiden, wenn irgend ein vornehmer Mann dieses Weges zieht, wie sie die Speere, die Luntenflinten und andere alten Waffen mustern, und Diener jeder Art aussenden, von dem Gewappneten an, welcher vom Kopf bis zum Fuß in ein Panzerhemd gekleidet ist, bis zu dem zerlumpten Kerl, welcher nur ein grobes Tuch um seinen Leib gewickelt hat, und den ersten besten Bambusstab ergreift, um die Menge und den Lärm zu vermehren, welche nach indischer Ansicht zum Glanze so nothwendig sind.

Die Häuptlinge von Bundelkund sind meistens Bramaverehrer, und führen den Titel Radscha, doch haben auch Muhammedaner Besitzungen in dem Lande erworben, worunter der Nawab von Banda der vornehmste ist. Banda ist die neue Hauptstadt von Bundelkund, und ist zu seiner jetzigen Wohlfahrt durch die Engländer erhoben worden, welche hier eine kleine Garnison unterhielten; es wurde dadurch zu einem Emporium für das umliegende Land, und führte bedeutende Massen von Baumwolle aus, welche für besser gilt, als die aus andern Distrikten. Der Nawab, welcher ein Haus in Cawnpur besitzt, welches er zuweilen besucht, und wo er fortdauernd bedeutende Geldsummen verliert, hat eine große Vorliebe für englische Kleidung gefaßt, welche, mit der indischen vermischt, ein so barbarisches, groteskes und abgeschmacktes Kostüm bildet, als man sich nur etwas denken kann: Pumphosen in Jockeystiefeln gesteckt, und die Tunica auf eine ungeschickte Art dem Ueberrock nachgebildet, zerstören den Effekt einer noch so malerischen Kleidung. Zulfikar Ali gibt Feste im englischen Styl, da seine Besuche in Cawnpur ihn in den Stand setzten, sein Haus nach europäischer Sitte zu meubliren; er ist nicht so skrupulös hinsichtlich des unreinen Thieres, als viele seiner muhammedanischen Glaubensgenossen, indem Schinken auf seiner Tafel erscheinen, ein Kompliment, welches die Eingebornen für wesentlich halten, wenn sie christliche Gäste an ihrer Tafel haben. Selbst der König von Oude läßt sich herab, an einem Tisch zu sitzen, welcher durch die Anwesenheit von Schweinefleisch verunreinigt ist; der gewöhnlichen Sitte entgegen ißt er ohne Umstände mit seinen Gästen von den vor ihn hingestellten Fleischspeisen, enthält sich aber öffentlich des Weintrinkens, und trinkt nur Wasser, wenn er seine Gäste auffordert, ihm Bescheid zu thun. Gewöhnlich, wenn Muhammedaner mit englischen Gästen sich an einer Tafel niedersetzen, sind eine oder zwei Schüsseln besonders bereitet, und sie genießen von keiner andern; sie bieten diese Platten ihren Gästen an, und scheinen vergnügt, wenn sie angenommen werden, genießen selbst aber nichts anders.

(Schluß folgt.)

Bienen in Schneckenhäusern.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 5ten December d. J. trug Herr Duméril Einiges über zwei Arten Blumenbienen vor, die ihre Nester in leere Schneckenhäuser bauen. Zwei Arten von Schneckenhäusern werden von ihnen zu Aufnahme ihrer Arbeiten auserzehen, nämlich die der Garten- und der Waldschnecken. Das Nest von der erstern Art Bienen, welche der Berichterstatter helicicola nennt, erkennt man auf den ersten Anblick daran, daß die Mündung der Schnecke durch eine Art Deckel geschlossen ist, den das Insekt aus vegetabilischen Bruchstückchen mit einem gummiartigen Saft zusammenleimt. Dieser Deckel verschließt eine mit gelblichem Honig gefüllte Höhlung, in dessen Mitte sich die Larve der Biene ohne Füße befindet. Je nach der Größe des Schneckenhauses findet man, theils neben dieser ersten Abtheilung, theils unterhalb noch andere papierartige Zellen, und zuweilen, bis zum Ende der Schneckenwindung fortlaufend, noch zehn oder zwölf abgesonderte ähnliche Zellen ohne leeren Raum dazwischen. Die zweite Bienenart, welche der Berichterstatter mit Latreille, die bicolor oder zweifarbige nennt, baut besonders in das Gehäus der Waldschnecke, aber mit andern Materialien. Man findet hier beständig Sandkörner, oder kleine Kalk- oder Kieselbröckelchen in vier oder fünf auf einander folgenden Schichten zusammengefügt, und unter sich von eben so vielen papierartigen Streifen abgesondert. Nur im Hintergrunde finden sich eine oder zwei Zellen mit gelblichem Honig und einer lebenden Larve. Um die Verwandlung dieser Insekten zu beobachten, hatte der Berichterstatter mehr als hundert Nester gesammelt, und sich so überzeugt, daß die Larven zu Nymphen werden, indem sie sich in einen Cocon von gelber Seide einspinnen. Da mehrere Nymphen nicht eingeschlossen waren, so hatte er Gelegenheit zu sehen, daß die Coconschale mit mehr als 200 kleinen Larven von Hymenopteren von der Familie der Chalciden besetzt war, die sich verwandelt hatten, ohne sich eingesponnen zu haben, und zu einer Art Gallfliege wurden, die Herr Robineau mit dem Namen eulophus osmiarum bezeichnet.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit unseres Aufenthaltes war es in Mexico ausnehmend stille. Der Vicepräsident, General Baragan, welcher in Abwesenheit Santa

Anna's die Geschäfte versehen sollte, war krank, und starb zwei Wochen nach unserer Ankunft. Er war ein redlicher und guter Mann gewesen, und wurde darum auch von Allen, die ihn kannten, aufrichtig und tief betrauert. Das Begräbniß wurde mit großem Pomp gefeiert, und soll der Nation eine halbe Million *) gekostet haben. Von dem Nationalpalast an durch die Hauptstraßen auf einer Strecke von mehrern Wersten wurde eine Leinwanddecke ausgespannt, unter deren Schatten der Trauerzug vor sich ging; Reiterei und Fußvolk, 700 Mann an der Zahl, waren prächtig geschmückt, aber die Geistlichkeit wetteiferte, wie es scheint, mit den Truppen an Pracht und Zahl: alle Klöster sandten ihre Mönche aus, die Kirchen ihre Geistlichen, die Unterrichtsanstalten ihre Schüler. Wir zählten über 500 geschorne Köpfe, unter denen einzelne Gesichter mehr Weltleuten und zwar sehr ausschweifenden Weltleuten glichen, als den Bewohnern mönchischer Zellen. Unter der Geistlichkeit bemerkte man einige sehr ehrwürdige Physiognomien, aber um den Schmuck, namentlich den Kopfschmuck der geistlichen Würdenträger nicht lächerlich zu finden, dazu muß man die alten Herren, welche damit bekleidet waren, ungemein achten. Den Sarg trugen Generale: der Verstorbene lag unbedeckt darin in voller Uniform. Das diplomatische Korps befand sich gleichfalls im Zuge, Leute mit Lichtern und Fackeln begleiteten ihn, Equipagen und Reiter folgten, die Balkone der Häuser, an welchen der Sarg vorübergetragen wurde, waren mit schwarzem Tuch behangen, und Tausende von neugierigen Frauen befanden sich daselbst, alle schwarz gekleidet und in schwarze Mantillen gehüllt.

Die späte Jahreszeit nöthigte uns, an die Abreise zu denken: es näherte sich die furchtbare Zeit des gelben Fiebers, in welcher Veracruz für die Fremden fast ein gewisses Grab wird, und man erwartete das englische Paketboot, welches zwischen Falmouth und Veracruz geht, in einigen Tagen. Unser Kranker hatte sich gebessert, und wir hatten noch keine nachtheiligen Folgen von dem Klima dieser tropischen Hochfläche verspürt; mit Einem Wort, die Zeit war da, die Reise fortzusetzen. Der Weg von Mexico nach Veracruz war immer unsicher: Industrieritter und Räuber hausten hier, und während unseres Aufenthalts in Mexico war keine Woche vergangen, wo man nicht von einer geplünderten Diligence gehört hätte; zweimal hatten Reisende, welche entschlossen genug waren, ihr Eigenthum zu vertheidigen, die größten Mißhandlungen erlitten: einem Engländer war die Hand abgehauen und einem Amerikaner der Schädel gespalten worden. Das Befinden meiner Frau machte die bevorstehende Reise für uns um so gefährlicher, als der Weg schlecht war, und die Diligencen ausnehmend rasch gehen; in einem gewöhnlichen Wagen mit Maulthieren fährt man zwar ruhiger, ist aber den Angriffen der Räuber mehr ausgesetzt, und braucht doppelt so lange Zeit. Fünf oder sechs Soldaten, welche die Regierung den Reisenden auf ihr Verlangen als Geleit gibt, nehmen gewöhnlich zuerst Reißaus, wenn sich auch nur zwei entschlossene Räuber zeigen. Alles wohl überlegt, zog ich doch die Diligence einem Miethwagen vor, und gerade einen Monat nach unserer Ankunft zu Mexico, am 6ten März, reisten wir wieder ab, in Begleitung des Herrn von Gerolt, in einem mit sieben Maulthieren bespannten Wagen, welcher dem, worin wir die Reise von Guadalaxara her gemacht hatten, völlig ähnlich war. Zur Sicherheit gab man uns eine Eskorte von fünf Dragonern mit, welche an jedem Ort wechselten, und immer schlechter gekleidet waren, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernte.

*) Vermuthlich Nabel-Assignaten.

Als wir an eine neben einem hohen Felsen liegende Venta gekommen waren, hielten wir an, um zwei von unsern zurückgebliebenen Geleitsmännern zu erwarten. Der Felsen hart am Wege zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, wir gingen näher, und zu unserem nicht geringen Erstaunen erblickten wir einige Höhlen, welche von Indianern bewohnt waren, die dem ursprünglichen Zustande ihrer aztekischen Vorfahren völlig getreu geblieben zu seyn schienen. Die Familien waren zahlreich, denn eine Menge schmuziger Kinder spielte an den Rissen der Felsenwände umher; Männer und Weiber waren nicht zu Hause und wir hätten sie gern erwartet, um die Wirthschaft dieser Höhlenbewohner in solcher Nähe der Hauptstadt zu sehen. Gegen Abend kamen wir in die Venta von Cordova, wo ein Fest zu Ehren des Schutzpatrons des Orts, des heiligen Johannes, gefeiert wurde: aus der Nachbarschaft kamen zu Pferde die Caballeros mit ihren Señoritas herbei, die Höfe füllten sich, man hörte das Jauchzen der Menge, welche dem Stiergefechte zusah, dann erklang eine Guitarre, begleitet von einigen Weiber- und Männerstimmen, und es sammelte sich eine Gruppe von Fandangotänzern, welche unermüdlich forttanzten. Mit einbrechender Dunkelheit begann in der Kapelle die Messe, dann wurde ein Feuerwerk abgebrannt, eine Salve von Gewehrschüssen, Gesänge und Glockengeläute folgten, und zu unserem großen Verdruß hörte der Lärm nicht auf bis zum Morgen. Das ungemein schlechte Wasser trug dazu bei, unser Nachtlager unangenehm zu machen, und außerdem konnten wir auch in der Venta durchaus nichts erhalten.

Wir stiegen merklich bergan, die Luft wurde dünner, frischer, sogar kalt, das Land erhielt ein nordisches Ansehen, und am zweiten Tage unserer Reise befanden wir uns schon in Tannenwäldern; in der Barranca de Juanes waren wir auf einer Höhe von 10,400 Fuß über dem Meere. Hier und in der Nähe der nächsten Venta, Rio Frio, in einer Bergschlucht, ist der Lieblingsaufenthalt der Räuber. Obgleich man von Rio Frio an schon hinabsteigt, so ist doch der Boden fast bis zur Venta von San Martin, in welcher wir unser zweites Nachtlager hielten, nicht bebaut. Hier waren wir schon 2750 Fuß tiefer als in der Barranca de Juanes, auf einer fruchtbaren Ebene in Tierra templada. Bei La Puebla ist das Land vorzüglich bebaut, herrliche Ackerfelder, zahlreiche Wirthschaftsgebäude, schöne Dörfer, durch welche der Weg führte, geben dem Lande ein um so reizenderes Ansehen für den Reisenden, als dieser gerade aus den rauhen Bergschluchten herkommt. Hier wird vorzüglich Weizen gebaut, welcher in guten Jahren das achtzigste Korn trägt. Auf der rechten Seite des Wegs sahen wir die berühmte Pyramide von Cholula, ein Denkmal der alten Einwohner des Landes, welche in der Folge von den aus dem Norden gekommenen Azteken unterjocht wurden; dieser Teocalli hat 177 Fuß Höhe, und auf seinem abgestumpften Gipfel steht jetzt eine Kapelle. Auf der Mitte des Wegs von San Martin nach Puebla findet sich eine Stelle, wo man die drei bekannten Vulkane Mexico's, den Orizaba, Popocatepetl und Iztaccihuatl, zugleich sieht; die beiden letztern waren auf ein Viertel ihrer Höhe mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, welcher den Tag über schmolz, so daß nur die Spitzen ihre ewige Eisdecke behielten.

(Fortsetzung folgt.)

In den Papieren Herolds soll die Musik einer komischen Oper in einem Akte entdeckt worden seyn; nur die Instrumentation fehlte. Die Verwaltung der Opera comique hat das Manuscript angekauft, und die Partitur einem Herrn Prevost anvertraut, um die Instrumentation zu beendigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1836.

Rückblicke.

Wie jeder nicht ganz gedankenlose Mensch am Ende des Jahrs auf die verflossene Zeit zurückblickt, so kommt auch am Schlusse dieses Jahrs unsere Zeitschrift wieder mit einem ähnlichen Artikel, wie im vorigen, wäre es auch nur, um den Lesern zu zeigen, daß das Blatt, so wunderlich zusammengewürfelt auch sein Inhalt erscheint, doch nicht ganz planlos ist. Gilt diese Ansicht von einem Rückblick für die Leser, so ergibt sich daraus eine andere für die Redaktion, welche dadurch besser als durch irgend etwas Anderes in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, ob das Geleistete ihren Wünschen und Absichten entspreche. Wir sind weit entfernt, dieß behaupten zu wollen, und finden eine Entschuldigung dafür bloß in der Erwägung, wie schwer es ist, aus einem so mannichfachen und oft völlig unverarbeiteten Material immer und in jedem Augenblicke das Interessante, und zwar in leidlicher Form, nicht allzu abgerissen und unverständlich, mitzutheilen. Ueberblickt man daher den Inhalt einer solchen Zeitschrift, so muß man von den kleinern einzeln stehenden Mittheilungen geradezu abstrahiren, und nur daran sich halten, was in umfassenderer Darstellung oder in regelmäßig wiederkehrender Folge gegeben wird. Es ist nichts leichter, als eine Zeitschrift zu füllen, und nichts schwerer, als dieß jeden Tag gleich gut und sorgfältig zu thun. Der Erfolg liegt hier freilich immer in der Mitte, wenn gleich diese Mitte keineswegs die rechte ist.

Seit neun Jahren besteht jetzt unsere Zeitschrift, und ist während dieser Zeit durch die Hände von drei Redaktoren gegangen; jeder derselben ging von einigermaßen verschiedenen Ansichten aus, und doch hat das Blatt unter jedem an Abonnentenzahl zugenommen, Beweis genug, daß der Stoff desselben so gewählt wurde, daß er sehr verschiedene Behandlungsarten zuläßt, was bei dem reichen Material und weit gesteckten Ziele freilich nicht zu verwundern ist. Das Bestreben des Blattes muß indeß immer seyn und bleiben, hinsichtlich der fremden Welttheile die Fortschritte unserer geographischen Kenntnisse niemals aus den Augen zu verlieren, und die Entwicklungsgeschichte der Völker jener Länder, so weit dieß möglich ist, zu verfolgen. Wir wissen recht gut, daß dieser Zweck in seinem ganzen Umfang sich nicht erreichen läßt, wenn aber nur das Ziel festgestellt ist, so werden wir eines Theils von der Verfolgung eines vernünftigen Zweckes nicht abweichen, andern Theils aber auch nicht glauben, unser Tagwerk gethan zu haben, wenn das Blatt auch mit ganz lesbaren Artikeln angefüllt ist. Je mehr wir, was fremde Welttheile betrifft, einzelne Nachrichten zusammensuchen müssen, desto weniger ist dieß in Bezug auf Europa der Fall: bei dem mannichfachen Leben und der raschen Entwicklung der meisten Völker unsers Welttheils sind wir im Gegentheil genöthigt, einzelne Skizzen und Bilder aus dem übermäßig reichen Stoffe auszulesen, Bilder, wie sie die jetzige Zeit und die jetzigen Verhältnisse gerade mit sich bringen.

So muß ein Jahrgang unserer Zeitschrift ein höchst buntes Allerlei geben: neben einer logisch an einander gereihten Darstellung der neuern Verhältnisse Nordamerika's, wie wir sie nach Michel Chevalier in dem Artikel über Jacksons Präsidentschaft mittheilten, steht die Autobiographie eines Birmanen, welche in ihrer Art die innern Verhältnisse des birmanischen Reichs eben so gut schildert, als der erste Artikel die der Vereinigten Staaten. Die Auszüge aus dem Roman: Cruize of the Midge, welchem der Angriff und die Vernichtung eines Sklavenschiffs entnommen wurde, schildert mit lebhaften Farben jenen immer noch betriebenen Handel, obgleich die Begebenheit, so wie sie dasteht, rein als erdichtet zu betrachten ist. So wechselt die Form unaufhörlich, der allgemeine Zweck aber, Schilderung der Sitten und Verhältnisse fremder Länder und Völker, bleibt immer die Hauptrücksicht. Diese Bemerkung glaubten wir einem Rückblick auf die mannichfachen Mittheilungen dieses Jahrgangs voraussenden zu müssen, welcher dießmal für die fremden Welttheile verhältnißmäßig schwächer als früher ausfiel; es scheint, als ob die zunehmende Bewegung in Europa selbst die Menschen mehr die fremden Welttheile vergessen lasse. Das Streben nach Außen wird matter, wenn die Beschäftigung im Innern zunimmt; dieß ist wenigstens dann wahr, wenn das Streben nach Außen Folge eines Ueberreizes ist. Am deutlichsten thut sich dieß in der Schriftstellerwelt kund, denn diese sucht in der Regel ihren Gegenstand nur darum auswärts,

weil ihr das Innere nicht genug Stoff bietet, die Neugierde und Phantasie anzureizen.

Was dem Menschen näher liegt, nimmt ihn mehr in Anspruch: der Streit zwischen Rußland und England über ihren gegenseitigen Einfluß in Asien hat zwar an Wichtigkeit und Bedeutung nicht verloren, ist aber in den Hintergrund getreten, weil England fürs Erste mit den Ereignissen auf der pyrenäischen Halbinsel vollauf zu thun hat. Für das östliche Europa ist der dortige Kampf vergleichungsweise gleichgültig, und der Westen martert sich ab, um daselbst einen Zustand der Dinge herzustellen oder aufrecht zu erhalten, der keine Elemente des Bestands mehr hat: die jetzige Madrider Regierung muß an ihrer eigenen Erbärmlichkeit sterben, und der englische Einfluß in Portugal ist zum Unding geworden, seitdem die wahren Machthaber in diesem Lande nicht mehr auf Spanien eifersüchtig sind; die materielle Gewalt, welche England jetzt ins Treffen führt, wird bei den mangelnden moralischen Grundlagen sich bald ungenügend erweisen. Der ungewöhnlichen Theilnahme, welche diese Angelegenheiten Spaniens in England erweckt haben, verdanken wir die zahlreichen Schilderungen über die Verhältnisse und den Dienst der englischen Legion in Spanien, wie dieß vor einigen Jahren in Portugal der Fall war. Die neuen Condottieri scheinen sich aber viel schlechter zu betten als die alten.

Das Umsichgreifen Rußlands in Asien und im Südwesten Europa's hat uns veranlaßt, die Artikel über die Häfen des schwarzen Meeres, über die Donaumündungen, über die kaukasischen Gebirgsvölker u. dgl., die letztern namentlich nach russischen Quellen, aufzunehmen. Diese Quellen werden vielleicht nicht allenthalben Zutrauen finden, aber es sind fast die einzigen, welche wir haben, und Sudows Werk: Gemälde des kaukasischen Landes, wovon uns bis jetzt vier Bände zugekommen sind, wird lange eine reiche Fundgrube bleiben, wenn es gleich schwerlich eine Uebersetzung erleben wird, da es doch nur eine ziemlich rohe Anhäufung von Materialien ist. Außer solchen größern Werken enthält das Journal des Ministeriums des Innern und die nordische Biene manche werthvolle einzelne Nachrichten und Auszüge. Freilich wird Mancher sagen, man erfahre auf diese Weise nur, was die russische Regierung bekannt werden lassen wolle, aber auch dieß ist immer dankenswerth.

Ueber kaum einen Theil Europa's ist dießmal unsere Zeitschrift so leer wie über die Türkei, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil man früher mit Nachrichten und Schilderungen aus derselben überhäuft wurde. Was man über die neuern Einrichtungen weiß, dreht sich noch allzu sehr in den Formen der politischen Tagsgeschichte umher, als daß es für das Ausland paßte. Vielleicht geht aber auch für jene Länder eine reiche Quelle auf, wenn ein, wie man sagt, schon seit längerer Zeit gehegter Plan einer gemeinnützigen Zeitschrift in vier Sprachen: türkisch, neugriechisch, armenisch und wahrscheinlich bulgarisch sich verwirklichen sollte. Von diesen vier Sprachen ist doch wenigstens das Neugriechische einer größern Anzahl zugänglich.

Das Aufsuchen und Herbeischaffen des Materials ist für eine Zeitschrift, wie die unsrige, eine Sache von wesentlicher Bedeutung, und es ist oft nöthig, sie auf alle mögliche Art zusammen zu lesen, da die nicht politische Journalistik im Westen Europa's, abgesehen von der rein wissenschaftlichen, in der Belletristik fast untergegangen ist, jener, wie einer unserer geistreichsten Schriftsteller sagt, „einseitigen und oberflächlichen Bildung von Schönrednerei und Schönschreiberei ohne innern Gehalt von Wissen, Gedanken und Erfahrung." Mehr als einmal in dem verflossenen Jahre mußten wir, oft zu unserer nicht geringen Verlegenheit, die Entdeckung machen, wie entsetzlich leer die englischen und namentlich die französischen Journale waren, obwohl die letztern seit einiger Zeit wieder etwas mehr Ausbeute geben, als früher. Eine längere Bekanntschaft mit den Journalen des Auslandes gibt allmählich zu einer Menge Bemerkungen Veranlassung, unter denen wir nur beiläufig das herausheben wollen, daß die für unsern Zweck brauchbaren Artikel in französischen Journalen gewöhnlich so sauber geputzt und geschniegelt sind, daß sie mit Ausnahme einiger allzu französischer Redensarten und Ansichten fast nur übersetzt zu werden brauchen; in den englischen Journalen dagegen tritt die Individualität der Einzelnen weit schärfer hervor, man läßt sich gehen, kurz der Engländer ist auch da at his ease, während der Franzose sich auf seinen etwas gespreizten Schriftstellergaul setzt. Mit Einem Wort, es ist mit den englischen und französischen Journalen, wie mit den englischen und französischen Rednern; man möchte Goethe's Wort darauf anwenden: Ach, eure Reden, die so blinkend sind ꝛc. Indeß ist nicht zu verkennen, daß das geschniegelte und geputzte Wesen der französischen Artikel, wenn es auch oft mißfällt, doch seinen ehrenwerthen Grund hat: man will sich dem Publikum nicht im Schlafrocke zeigen, sondern nimmt sich zusammen, um dem Ganzen eine gefällige Form zu geben. Der Engländer dagegen ist nachlässig bis zur Unart: so mußte sich das Ausland seit einiger Zeit zur Regel machen, keine Uebersicht einer Reisebeschreibung mehr aus dem Athenäum, der Literary Gazette u. dgl. zu entnehmen, sondern entweder das Buch selbst oder die größern Journale abzuwarten: jene geben freilich die Nachrichten von solchen Büchern sehr schnell, aber so oberflächlich, daß das Wichtige in der Regel wegbleibt.

Wir haben uns einige Bemerkungen über französische und englische Journale erlaubt, weil diese allein uns in so großer Masse zukommen, daß sich ein allgemeines Urtheil darüber fällen läßt. Der Zufluß an Journalen aus andern Ländern ist wegen ihrer gewöhnlichen Leerheit, zum Mindesten für unsern Zweck, sehr beschränkt, und nur die russischen Journale machen von dieser Regel eine Ausnahme, ein neuer Beweis, daß das Streben eines Staats nach politischer Größe einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Geistes ausübt: man lernt sich mit ernsten und wissenswürdigen Gegenständen beschäftigen. Wie wenig Journale, die nicht bloße Lokalblätter sind, erzeugt Rußland! und doch liefern diese wenigen oft mehr wissenswerthen Stoff, als ein ganzer Haufen anderer. In England hat die Ueberfülle von Leben eine zum Theil krankhafte Literatur erzeugt, obwohl dort ein tüchtiger Stamm von Wissen und Erfahrung ist; in Frankreich aber scheint mit Ausnahme von einigen höchst

achtbaren Specialitäten Alles immermehr in den Firlefanz einer leeren Belletristik unterzugehen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über Zweck und Stoff unsers Blattes wollen wir, wie im vorigen Jahre, die einzelnen Welttheile mit spezieller Hinweisung auf die im ablaufenden Jahre mitgetheilten Artikel durchgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bundelkund.

(Schluß.)

Ein Marsch von wenigen Stunden bringt in Bundelkund einen Reisenden sicherlich immer zu irgend einem interessanten Gebäude; Bergfesten gibt es allenthalben in Menge, und Callindscher ist darunter die berühmteste. Eine Eigenthümlichkeit des Bodens in diesem Lande besteht darin, daß er oft ganz plötzlich sich in isolirten bis zum Gipfel schroffen Massen erhebt, wo er dann eine ungeheure Plattform bildet, welche sich sehr leicht vertheidigen läßt. Von Callindscher kann man in der That sagen, daß es selbst europäischen Waffen Trotz biete; es widerstand den entschlossensten Angriffen, und kapitulirte endlich nur in Folge einer glücklichen Unterhandlung, welche zwischen den streitenden Theilen eingeleitet worden war. Der Felsen, auf welchem diese seltsame Festung steht, erhebt sich rasch aus der Ebene, und ist von den benachbarten Hügelketten durch felsige dicht bewachsene Thäler getrennt. Den Fuß hat man ganz skarpirt, und eine üppige Vegetation hat ihn mit Blätterwerk bekleidet bis auf etwa 50 Fuß vom Gipfel, wo er wieder kahl wird, und so glatt und so schroff wie eine Mauer, so daß er sich von den ihn umgebenden Bastionen kaum unterscheiden läßt. Diese Verschanzungen sollen über zwei Stunden im Umfange haben, und ihre Höhe beträgt 950 Fuß über der Ebene. Der einzige Weg, auf welchem man sich den Thoren der Feste nähert, ist ein treppenartig mit ausgehauenen Stufen versehener Pfad, welcher für Elephanten und Pferde brauchbar ist; Wagen aber müssen zerlegt und von Menschen hinauf geschafft werden. Das Tafelland von Callindscher ist überflüssig mit Wasser versehen, nicht nur aus mehrern Cisternen, sondern auch aus einem Brunnen, welcher unergründlich tief seyn soll. Es gibt noch eine andere, etwa 10 Stunden entfernte Bergfeste, Adschigur genannt, welche, obwohl minder hoch und von geringerem Umfang, da das Tafelland auf dem Gipfel nur etwa eine halbe Stunde lang und etwa 800 Fuß breit ist, doch glücklich den Heeren eingeborner Fürsten widerstand, und der Geschicklichkeit und dem Muth der Engländer nur nach einem verzweifelten Kampfe unterlag.

Wegen dieser eigenthümlichen Natur des Landes und des unerschrockenen Charakters der Eingebornen — denn die Bundelas sind tapfer trotz aller ihrer Fehler, — konnte dieser Landstrich niemals weder von den Mongolen, noch von den Mahratten ganz bezwungen werden. Wäre unter den Häuptlingen mehr Einigkeit und ein besseres System von Kriegszucht, das Land hätte seine Unabhängigkeit bis auf diesen Tag behauptet. Die Geschichte von Callindscher allein würde einen Band füllen, da es sich in alten und neuen Zeiten durch die unerschrockene Vertheidigung ausgezeichnet hat, welche es allen Versuchen zu seiner Bezwingung entgegensetzte; Verrath hat indeß mehr als Einmal seinen Fall herbeigeführt, und diesem Umstand allein ist der Erfolg von Schir Schah zuzuschreiben, welcher Humajun in die Verbannung trieb, sich selbst auf den Thron schwang, und beinahe seinen Zweck erreichte, das Reich der Patans wieder herzustellen. Das Springen einer Kanone zu Callindscher endete seine Laufbahn, und die Mogolendynastie kam wieder ans Ruder. In ganz Bundelkund ist kaum ein Fleck, welcher nicht der Schauplatz irgend eines wüthenden Kampfes war, in welchem die Hindus ihre gelben Kleider anlegten, und mit dem Entschluß fochten, lieber umzukommen, als ihren Gegnern zu weichen. Zu Adschigur wurde ein Trauerspiel dieser Art, worin die Besiegten ihren unbezwungenen Muth zeigten, erst noch im J. 1809 aufgeführt. Ein alter Mann, ein Verwandter eines Häuptlings, welcher sich endlich nach langem Kampfe hatte ergeben müssen, wurde abgeschickt, um die Frauen nach ihrem neuen Wohnort zu führen. Diese, leicht überzeugt durch die Vorstellungen des über die Niederlage empörten Mannes, willigten ohne Mühe ein, lieber zu sterben, als sich dem Willen des Siegers zu unterwerfen, und die Erniedrigung ihres Herrn, welcher gefangen war, zu theilen; willig boten sie ihren Hals dem Messer dar, kein Schrei, kein Seufzer verrieth den Leuten außerhalb des Hauses das furchtbare Trauerspiel, welches innerhalb vorging, und als die Thüre endlich gesprengt wurde, zeugten die Leichen des Mörders und der Ermordeten allein noch für die That, denn auch der alte Mann hatte sich selbst getödtet, nachdem er Weiber und Kinder umgebracht hatte.

Die Bundelas tragen nicht wie andere Stämme die Merkmale dieser heldenmüthigen Eigenschaften auf dem Gesichte, und sie gelten eher für eine verkrüppelte, von der Natur weit minder begünstigte Race im Vergleich mit den andern Bewohnern der obern Provinzen, die, mit Ausnahme der Mahratten der schönste Menschenschlag sind, welcher in der ganzen Halbinsel ja vielleicht auf der Erde getroffen wird.

Messer und Gabeln auf den indischen Tafeln.

Eingeborne, so fern sie auch von europäischen Gesellschaften leben mögen, kennen doch die Lebensweise einiger gelegentlichen Gäste vom christlichen Glauben hinreichend, um für thierische Nahrungsmittel und gegohrne Getränke in hinreichender Menge zu sorgen. Chinesische Tafelservice haben gleichfalls ihren Weg in fast alle vornehme Häuser gefunden, doch fehlen Messer und Gabeln ziemlich häufig, und in vielen Fällen die Gläser nicht minder. Die Eingebornen haben eine eigenthümliche Geschicklichkeit aus Bouteillen zu trinken, sie lassen nämlich die Flüssigkeit in den Mund fließen, ohne mit den Lippen das Gefäß zu berühren. Dieß können die Europäer nicht nachahmen, und eben so sind sie ohne Messer und Gabeln in großer Verlegenheit, während die Eingebornen solche nur mühsam handhaben. In neuerer Zeit helfen die Bedienten, welche hinter den Stühlen ihrer europäischen Herren stehen, dieser Verlegenheit ab, indem sie zu einer Tafel einige Weingläser, Messer und Gabeln nach Landessitte in ihre Gürtel gewickelt mitbringen.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Abreise.

(Fortsetzung.)

Wir kamen nach Puebla noch früh am Tage, und wären gern noch weiter gegangen, wenn sich unser Konvoi hätte blicken lassen; dieses blieb aber bis zum späten Abend aus, und so mußten wir hier übernachten. Die Straßen in Puebla sind eng und krumm, die Gebäude unreinlich, und das Aussehen der Stadt überhaupt unangenehm; die Kathedrale ist durch ihre Großartigkeit und ihre Reichthümer berühmt, und die Einwohner, 75.000 an der Zahl, sind fanatische Katholiken. Da ich mich in den Bergen verkältet hatte, legte ich mich bald zu Bett, am folgenden Morgen aber brachen wir sehr frühzeitig auf. Das Wetter war windig und kalt, der Weg sandig, das Land verlor bald das Aussehen von Fruchtbarkeit, und nahe bei dem Städtchen Pinal kamen wir abermals durch einen Tannenwald, welcher gleichfalls den Räubern zum Schlupfwinkel dient. Pinal liegt 1060 Fuß höher als Puebla. Weiterhin ist das Land waldlos, eben und wasserarm, doch aber stellenweise angebaut. Der gepflasterte Weg wurde unter den Spaniern mit unglaublicher Mühe und äußerst prächtig angelegt, jetzt aber zerfällt er, und manchmal ist es unmöglich, darauf fortzukommen. Etwa 13 Leguas weit, fast bis Perote, führt der Weg über eine flache, waldlose und unbebaute Steppe, deren Horizont in der Ferne durch Berge begränzt ist. Im Sommer zur Regenzeit steht diese traurige Einöde unter Wasser, bei unserer Durchreise aber fand sich kein Tropfen; die Steppe war mit einem dichten Nebel bedeckt, welcher sich später verzog, aber sicherlich zu den trügerischen Lufterscheinungen beitrug, denn diese kahle Steppe zeigte uns bald Wasserflächen, bald ein Dorf, bald Wald. Wir stießen auf einige Gruppen bewaffneter Reiter, eine Erscheinung, welche jedesmal Schrecken bei unserem Konvoi erregte, welches vermuthlich wünschte, diese Reiter möchten in der Luft verschwinden, wie die Fata Morgana; um so lebhafter war dann die Freude der Soldaten, wenn die gefürchteten Caballeros vorüberzogen und gutmüthig eine Cigarre bei ihnen anzündeten. Nach jedem solchen Zusammentreffen wurden unsere tapfern Krieger wieder äußerst munter, hielten an und schwatzten, zogen manchmal mit grimmiger Miene die Säbel heraus, bis aufs Neue aus einer entfernten Staubwolke Reiter heraussprengten, welche ihnen wieder tiefes Schweigen auferlegten.

Um Perote besteht der Boden aus Dammerde, und ist darum auch gut bebaut. Dieses Städtchen ist unbedeutend, und nur dadurch merkwürdig, daß es der einzige feste Platz im Lande ist; da es aber auf der Ebene und abseits vom großen Wege liegt, so ist es leicht zu umgehen.

Auch am folgenden Tage bedeckte ein dichter Nebel das Land jenseits Perote, und wir konnten nur die nächsten Gegenstände unterscheiden, namentlich den Ocotebaum, eine Art Fichte. In dem Städtchen Las Vigas benachrichtigte man uns, daß von nun an nichts mehr von Räubern zu befürchten sey, und so verließen uns denn unsere Geleitsmänner. Die Häuser in Las Vigas sind aus Balken gebaut, wie die unserer Bauern, und so auch in den folgenden Dörfern bis Jalapa. Eine Strecke Wegs ist hier mit schlackenartigen Steinen bedeckt, was uns an die Ebene bei Ahuacallan erinnerte, aber hier gediehen schon wieder Cactus, und die Ocotebäume stehen unter den schwarzen Schlacken hervor. Vor dem Haus eines Bauern stand eine Fichte, und an ihr waren zum Verkauf Apfelsinen und Bananen aufgehängt, deren Menge und Frische bewies, daß der heiße Landstrich, Tierra caliente, nicht fern sey, obwohl die Umgegend noch rauh war. Bald fingen wir jedoch an, rasch abwärts zu steigen, die Luft wurde wärmer, und in einigen Stunden kamen wir aus dem Fichtenwald in den Strich der Eichen, Brombeeren, Syringen und Stechäpfel, welche in voller Blüthe standen, dann folgten Pfirsichbäume, Apfelsinen und Platanen, mit jedem Schritte wurde die Vegetation üppiger und das Land mehr bebaut; vor Jalapa gleicht das Ganze einem reizenden Garten. Die größere Feuchtigkeit und Schwere der Luft hatte auf uns Bewohner der Birkenregion einen sehr wohlthätigen Einfluß, und wir genossen desto begieriger die Reize dieses Landes, welches von der Natur so wunderbar geschmückt ist. Man kann sich von dieser üppigen, unendlich mannichfaltigen Vegetation um Jalapa keinen Begriff machen. Dieses schöne Städtchen, obgleich noch in der Höhe der Wolken, ist doch schon 5500 Fuß tiefer als Las Vigas, und diesem bedeutenden Unterschied verdankt es die Eigenthümlichkeit, daß darin die Gewächse fast aller Zonen, der kalten wie der heißen, gedeihen. Jalapa ist berühmt durch sein gesundes, obwohl feuchtes Klima; aus Veracruz flieht man dahin vor dem gelben Fieber, und die, welche aus Mexico kommen, verweilen hier einige Zeit, um nicht plötzlich der drückenden Hitze des niedern Landstrichs ausgesetzt zu seyn. In Erwartung der Ankunft des englischen Paketboots aus Falmouth hatten sich hier schon aus Mexico einige Familien gesammelt, denen auch wir uns anschlossen.

In Jalapa herrscht ein ewiger Frühling, doch ist auch hier zur Zeit unseres Winters, und wenn auf dem Meere heftige Nordwinde wehen, die Luft kalt; dann fällt auch häufig Regen. Man behauptet, die Verschiedenheit zwischen der eigentlichen Regen- und der trocknen Jahreszeit bestehe nur in der größern oder geringern Menge des herabstürzenden Wassers, indem hier die Regen das ganze Jahr hindurch dauern. Ein Trost für unser verleumdetes Sitcha! An sonnigen Tagen erwärmt sich die Luft mäßig, und die Hitze wird nicht leicht drückend. Ein solches Wetter war am Palmsonntag, und wir genossen es ganz; über den öffentlichen Platz der Stadt sollte eine Prozession gehen, zu welchem Ende man am Morgen den Fruchtmarkt in eine benachbarte Straße, gerade unter unsern Balkon, verlegt hatte. Die unendliche Verschiedenheit der Blumen, Früchte und Gemüse, welche zum Verkauf gebracht wurden, war für uns in der That ein Gegenstand des Erstaunens. Die Prozession ging vor unsern Fenstern vorüber; der geistliche Gesang, die Menge der angezündeten Kerzen, die langen Palmzweige und der Ueberfluß an herrlichen Blumen verliehen dem Zug ein eigenthümliches Ansehen, das unsere ganze Aufmerksamkeit erregte. Die Prozession in den drei letzten Tagen der Leidenswoche war übermäßig theatralisch und konnte uns nicht gefallen; für die Neugierigen aber war sie in der That merkwürdig. (Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Der Winter. Von Beranger. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1836.

Das Nordlicht.

(Aus King's Reise nach dem arktischen Ocean.)

Das Nordlicht breitet sich, sobald der Abend eintritt, am Himmelsrande aus, als wollte die Vorsehung dadurch die langen dunkeln Stunden der Nacht erhellen. Stets bemerkten wir, daß es etwa zwei Stunden nach Mitternacht am glänzendsten und lebhaftesten sey, bald von Westen nach Osten, bald umgekehrt, bald nach Norden zog, und manchmal in der Form eines glänzenden Bogens sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit über den Himmel hin ausbreitete, und den Spiralbewegungen einer Schlange glich. Plötzlich verschwand es, und eben so schnell leuchteten wieder tausend Lichter am Horizont, und nahmen alle möglichen verschiedenen Formen an. Gegen Süden erschien es selten; es war, als sey etwas an jenem Theile des Himmels, dem es nicht nahe zu kommen wage; aber es begann manchmal am östlichen oder südöstlichen Horizont, schoß quer über den Zenith nach Westen, stieg in mannichfachen Formen gegen den nördlichen Theil der Erde herab, und bedeckte diesen ganzen Theil der Hohlkugel mit einem glänzenden Lichte, während der andere Theil der Hemisphäre in Dunkelheit gehüllt blieb.

Das Nordlicht ist zwar am häufigsten bei strenger Kälte und Windstille, doch fand ich es gleich lebhaft bei Sturmwind, und es schoß mit seiner gewöhnlichen Excentricität umher, ohne sich um die Richtung des Windes im mindesten zu kümmern. Auch beschränkte sich das Nordlicht nicht auf einen unbewölkten Himmel, und wir betrachteten es manchmal, wie es sich hinter einer schwarzen Wolke hervorhob. Capell Brooke beobachtete diese Eigenthümlichkeit zu Hammerfest, und wir hatten im November 1833 Gelegenheit, dasselbe in Fort Reliance zu sehen. Auch bemerkten wir, so wie Parry, öfters, daß sich gleichsam dunkle parallele Streifen über den erhellten Himmel hinlegten. Oft sah ich, wie ein grauer, den Himmel verfinsternder Nebel plötzlich einer Lichtmasse wich, welche den ganzen Himmel erhellte, als sey mit Einemmale die Atmosphäre in Brand gerathen, worauf denn der Himmel eine dunkelblaue mit Sternen besäete Farbe annahm, während, wenn das Nordlicht verschwand, derselbe graue Nebel wieder eintrat, wie vorher. Es ist kein Zweifel mehr, daß dieses Meteor durch die Stärke seines Lichts die Sterne verdunkelt; eben so ist es ganz gewiß, daß es während des Tags, wo sein Glanz durch die Sonne verdunkelt ist, den Himmel in Form weißer Wolken bedeckt. Am 28sten Oktober bemerkten wir eine weiße Wolkenmasse in Gestalt ganz ähnlich einem Nordlicht des vorhergehenden Abends, und auch an demselben Platze; die Sonne schien hell, Kapitän Back stellte sich in den Schatten eines Föhrenbaums, und glaubte einen blaß weißen Bogen daraus hervorgehen zu sehen; als er die Sache aufmerksamer betrachtete, sah er einen blaßgelben Bogen aus der Wolkenmasse heraus gegen Westen schießen, und sich dann südöstlich ausbreiten. Später wurden mehrere Wolkenstrahlen sichtbar, welche seiner Meinung nach mehr als einmal sich in ihrer Helle unterschieden.

Für diejenigen, welche das Phänomen elektrischen Ursachen zuschreiben, ist es stets eine interessante Frage, ob ein Ton oder Geräusch sich dabei hören lasse. Kapitän Franklin und Dr. Richardson behaupten, nie etwas gehört zu haben, obwohl sie das Nordlicht mehr als 200mal sahen; Lieutenant Hood und einige Andere dagegen wollen etwas gehört haben. Thienemann, welcher das Nordlicht in Island in den Jahren 1820 und 1821 beobachtete, sagt geradezu, es sey durchaus von keinem Lärmen begleitet; Hr. Landt in seiner Nachricht von den Farörn, wo er sich 7 Jahre aufhielt, bemerkt, das Nordlicht sey manchmal von einem stoßweise erfolgenden (snapping) Geräusch begleitet. Sauer in seiner Geschichte der geographischen und astronomischen Expedition nach den nördlichen Theilen von Rußland bemerkt, er habe das Nordlicht manchmal fortschießen hören; ein prasselndes Geräusch, dem ähnlich, wenn Funken aus einer elektrischen Maschine strömen, hörte Henderson, welcher über Island schrieb. Stewart in seiner Beschreibung von Prinz Eduards Insel behauptet, in stillen Nächten höre man oft das Aufflackern des Nordlichts ganz deutlich. Hearne versichert bestimmt, er habe in ruhigen Nächten öfters von den Nordlichtern einen rauschenden und prasselnden Ton gehört, wie wenn man starke Fahnen in frischem Winde flattern lasse; darin stimmen merkwürdigerweise auch die Zeugnisse der Eingebornen zusammen. Parry und seine Offiziere „horchten aufmerksam, ver-

nahmen aber nichts," eben so konnte weder ich, noch Kapitän Back jemals etwas hören.

Daß ein Farbenwechsel statt finde, wird fast von Allen zugegeben, welche das Phänomen beobachteten, doch halte ich denselben für ziemlich selten; denn während zwei fünfmonatlichen Wintern, wo kaum eine Nacht verging, in der wir nicht dieß schöne Phänomen beobachteten, war es nur achtmal anders als feuerfarben und strohgelb, fünfmal nämlich roth, die übrigen mal indigo- oder orangefarb. In dem gleichen Zeitraum sah Parry es nur dreimal wechseln, und zwar zweimal in Lila, das drittemal in Grün.

Ob die Magnetnadel durch das Erscheinen des Nordlichts afficirt werde oder nicht, ist noch zweifelhaft, indem verschiedene Beobachter auf ganz verschiedene Resultate kamen. Jedenfalls sind noch nicht hinreichend Fakta gesammelt, um zu einem sichern Schluß zu berechtigen.

Nach Kapitän Back, welcher das Meteor bei den Forts Franklin und Enterprice beobachtete, war es bei Fort Reliance nicht nur glänzender, sondern auch die Lichtstreifen rascher, woraus man schließen sollte, daß der 62ste Grad der Breite der Erscheinung günstiger sey, als 65°. Wenn, wie man behauptet hat, eine niedrige Temperatur dem glänzendern und lebhaften Aufflammen des Nordlichts günstig ist, so müßte man an das östliche Ende des großen Sklavensees gehen, denn hier fanden wir die Kälte um 10° stärker, als je vorher. Ehe man diesen Umstand kannte, hatten einige Leute, welche die Beobachtungen von Parry und Roß verglichen, den Schluß gezogen, die heftigste Kälte sey nicht am Nordpol, sondern um den Magnetpol, und wer die nordwestliche Durchfahrt suche, der müsse viel höher gegen Norden hinauffahren; ja sie waren so weit gegangen, zu behaupten, um den Nordpol müsse sich weithin offenes Wasser finden. Zum Unglück für diese Theoretiker fanden wir bei Fort Reliance, welches von dem Magnetpol weit entfernt ist, eine viel größere Kälte, als Roß, welcher demselben sehr nahe gekommen war.— Ich habe manchmal die Magnetnadel ganz stationär gesehen, wenn der ganze Himmel aufs glänzendste erhellt war, und zu andern Zeiten bewegte sie sich um mehrere Grade ohne den mindesten Anschein eines Nordlichts, welches man bei dem tiefblauen Himmel täglich hätte sehen müssen.

Unter den nordamerikanischen Stämmen insgesammt ist die Meinung verbreitet, in dem Nordlicht zeigten sich die Geister ihrer verstorbenen Freunde, welche in den Wolken tanzten. Derselbe Glaube herrscht bei den Lappländern. Die Tungusen meinen, es kämpften Geister in der Luft. In den Finnmarken ist unter den niedern Klassen die Meinung sehr herrschend, das Nordlicht werde durch die unermeßlichen Häringsmassen in den Polarmeeren veranlaßt, welche, wenn sie von großen Fischen verfolgt werden, plötzlich umwenden; der Lichtschimmer, den die Bewegung des Wassers hervorbringe, und vielleicht ihr phosphorisches Leuchten würden am Himmel reflektirt, und veranlaßten die glänzende Erscheinung. Ich erinnere mich, eine ähnliche Meinung von einem Tschippewäer gehört zu haben; jedenfalls ist gewiß, daß die weit gegen Norden wohnenden Indianer mit dem phosphorischen Leuchten des Meers sehr wohl bekannt sind.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Aus dieser flüchtigen Uebersicht der Bevölkerung ergeben sich mannichfache Folgerungen über die innern Zustände von selbst. Wo Einheit der Race ist, herrscht vergleichungsweise Ruhe und Ordnung; wo die Racen im Kampfe sind, oder einen ihrer Natur nicht angemessenen Boden beherrschen oder zum mindesten bewohnen, ist Unordnung auf der einen, Erschlaffung auf der andern Seite. In Buenos-Ayres, Chili, Bolivia und Montevideo konsolidirt sich der Zustand immer mehr, in Peru, Brasilien und dem ehemaligen Columbien herrscht Zerfall. Am schnellsten scheint die Umwandlung in Brasilien vor sich zu gehen: die kraftlose weiße Race setzt den immer wachsenden Schwierigkeiten ihrer Lage einen immer schwächern Widerstand entgegen, ja, genau genommen, kann man nicht einmal mehr sagen, daß sie herrsche. Von einer Bevölkerung von $5^1/_2$ Millionen, die Indier ungerechnet, besteht kaum ein Viertheil aus Weißen (s. die Fortsetzung des Sklavenhandels Nr. 42), der Ueberrest aus Negern, Mulatten und Mestizen, welche an verschiedenen Orten sich immer mehr unter einander und mit den Indiern verbinden, und z. B. die Stadt Para über ein Jahr lang inne hatten. Die Nachricht, daß sie wieder daraus vertrieben worden seyen, ist zwar nach Europa gelangt, was kann aber der Besitz oder vielmehr die ziemlich widerstandslose Besetzung einer so vernichteten, rings von zügellosen Indiern, Mulatten und Mestizen umgebenen Stadt einer so schwachen Regierung, wie die brasilianische, helfen, da *die eigentlichen Herren des Landes* eben jene zügellosen Horden sind. Etwas weiter gegen Süden scheint es nicht gerade so schlimm zu stehen, allein die Abnahme der weißen und die immer steigende Zunahme der farbigen Bevölkerung sind unläugbare Thatsachen, und bald werden die großen Küstenstädte zu europäischen Faktoreien herabsinken.

Das sumpfreiche Guiana ist noch europäische Kolonie, aber alle drei Staaten, welche daran Theil haben, arbeiten nur freiwillig oder gezwungen den Negern in die Hände. Die Engländer schicken die von ihren Kreuzern aufgebrachten Sklaven nach Demerary, um sie dort als Lehrlinge (apprentices) anzusiedeln (s. Nr. 159); die Franzosen sind bemüht, die freigelassenen Neger aus dem Rest ihrer westindischen Besitzungen nach Guiana zu verpflanzen (s. Nr. 61) und die Niederlande mußten sogar die Unabhängigkeit ihrer geflüchteten Neger anerkennen (s. Nr. 216). Interessanten Aufschlüssen über diesen Stand der Dinge in Guiana überhaupt können wir vielleicht bald aus dem Werke Herrn Banoes entgegensehen.

Ueber Westindien ist kaum mehr etwas zu sagen, sein Schicksal ist besiegelt, und die Versuche, die von einigen Engländern gemacht werden, die Neger nach Ablauf der Lehrzeit durch Einwohner aus den Kap-Verdischen Inseln zu ersetzen, können nicht einmal in Betracht kommen. Immer steht Hayti als Ziel der Wünsche da, und der Erfolg kann durch die Klugheit Englands zwar hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben werden.

Central-Amerika ist ruhig, von machtlosen Staaten im

Süden und Norden umgeben, geht seine innere Entwicklung ihren ungehemmten Gang, während Mexiko, dessen Bevölkerung so ziemlich gleicher Art ist, sich seines Lebens wehren muß. Im Norden ist es genöthigt, Krieg zu führen gegen die rohen aber kräftigen Einwanderer aus Nordamerika, welche immer offener von ihrem Mutterlande unterstützt werden, so daß man über kurz oder lang einer Kriegserklärung Mexiko's gegen die Vereinigten Staaten entgegensehen darf. Man wird vielleicht glauben, dieß sey ein durchaus thörichtes Beginnen, indem die Vereinigten Staaten leicht über Mexiko Meister werden würden, die Frage stellt sich aber nicht so einfach, als man gewöhnlich glaubt: zur See ist freilich Nordamerika unbestritten Meister, aber dieß wird am Ende Mexiko wenig kümmern, denn nicht die Mexikaner treiben Handel, sondern die Fremden treiben Handel mit und in Mexiko, und diese weit mehr als die Mexikaner selbst werden darunter leiden; überdieß kann auch Nordamerika's Handel durch Kapereien beeinträchtigt werden. Zu Lande sind die Vereinigten Staaten nicht besonders stark, und sie konnten in zweijährigem Kampfe mit einem ärmlichen Indianerstamm nicht fertig werden; der Grund liegt in Ursachen, welche wir in dem Artikel über den Indianerkrieg (s. Nr. 208) aus einander gesetzt haben, und wenn es zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten wirklich zum Krieg kommt, so dürfte er eben so langwierig als blutig werden, denn Mexiko kann sich seines moralisch und physisch stärkeren Gegners nicht anders erwehren, als indem es mehr und mehr die ohnehin gegen Nordamerika erbitterten Indianerstämme in sein Interesse zieht. Daß der erste Feldzug der Mexikaner gegen die Texaner mißlang, ist eben nicht zu verwundern, und die Gefangennehmung Santa Anna's, wenn die von ihm entworfene Schilderung richtig ist (s. Nr. 200) eher als ein Glück anzusehen. In Mexiko muß sich die Frage entscheiden, ob die Ureinwohner Amerika's sich noch einmal zur politischen Selbstständigkeit emporarbeiten können, in eine Lage wie die, wo sie die Paläste von Mitla (s. Nr. 159 ff.) und so viele andere Bauten aufführten, deren Ruinen wir jetzt noch staunend betrachten.

Für Nordamerika hat der Zustand der Dinge an seiner Westgränze etwas Bedenkliches: dort ist eine sehr gemischte, ihm keineswegs sehr freundlich gesinnte Bevölkerung, und die Sklavenfrage kann mit der Zeit die Sache noch sehr verwirren. Diese Sklavenfrage und die immer zaum- und zügellosere Demokratie sind fortwährend die beiden Steine des Anstoßes in den Vereinigten Staaten. Der erstern haben wir nach Abdy einen umfassenden Aufsatz gewidmet (s. Nr. 6 f.), auch auf die Folgen des Sklavenwesens für die freien Arbeiter nach demselben Werke aufmerksam gemacht; wenn man gegenwärtig weniger mehr darüber hört, so liegt der Grund hauptsächlich nur darin, daß es unter der Mehrzahl der Weißen als eine abgemachte Sache anzusehen ist, die Sklavenfrage nicht weiter anzuregen. Zudem haben in neuerer Zeit die Fortschritte einer maßlosen Demokratie die Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, und diese hat Chevalier wenigstens in einer Beziehung geschildert (s. Nr. 306 ff.); wir werden der weiteren Entwicklung dieses Zustandes auch künftig mit Aufmerksamkeit folgen. Hier ist der Kampf europäischer Gesittung mit der durch die Zerstreutheit der Bevölkerung bedingten Rohheit am sichtlichsten; wer wollte läugnen, daß Nordamerika eine große Anzahl hochgebildeter, mit allen Kenntnissen und Vorzügen ausgestatteter Männer besitze? um so weniger ist aber auf der andern Seite auch zu läugnen, daß sich eine Menge zügelloser, aller Unterordnung widerstrebender Geister nicht nur in dem minder bevölkerten Westen, sondern auch in den größern Städten des Ostens befindet, und daß dieser Pöbel häufig eine Wildheit und einen Trotz gezeigt hat, vor welchem sich die Macht des Gesetzes beugen mußte, und die häufig Ursache sind, daß die reichen Familien sich von aller Theilnahme an der Verwaltung des Landes zurückziehen, und der Demokratie völlig das Feld räumen. Nordamerika wird den Beweis liefern, wenn es für die Kenner der Geschichte noch eines solchen bedürfte, daß ohne eine kraftvolle Aristokratie kein Staat, und am wenigsten eine Republik lange bestehen kann. Wenn die Folgen des jetzigen Zustandes sich nicht so schnell zeigen, so liegt der Grund davon nur darin, daß die Bevölkerung immer noch einen Ausweg nach Westen hat, wodurch die Reibung fortwährend vermindert wird.

Die brittischen Besitzungen, Canada und die davon abhängenden Länder, entwickeln sich mit überraschender Schnelligkeit. Der Streit mit dem Mutterlande (s. die Lage von Canada Nr. 336 ff.) ist vergleichungsweise unbedeutend, und auch im äußersten Falle, wenn es nämlich zu einer Trennung vom Mutterlande kommen sollte, wird dieß den Flor Canada's nicht beeinträchtigen und England keinen Schaden thun. Eine Verbindung mit den Vereinigten Staaten, so daß diese, wie viele träumten, das ganze unermeßliche Gebiet von Nordamerika umfassen würden, ist auch im Fall einer Losreißung vom Mutterland nicht wahrscheinlich. Die Bevölkerung Canada's (s. Nr. 252) schreitet so rasch und durch die zahlreiche Einwanderung aus England und Ireland fast noch rascher fort, als in den Vereinigten Staaten selbst, so daß dieses Land wohl bald zur selbstständigen Kraft herangewachsen seyn wird. Vielleicht geht dann auch für die arme Indianerbevölkerung, namentlich im Norden, deren traurigen Zustand (s. Nr. 184) wir durch Backs Reisen, so wie auch durch die Nachrichten seines Gefährten King kennen lernten, ein neuer Stern auf, und das Monopol der Hudsonsbay-Kompagnie, welches schwer auf diesen unglücklichen Stämmen lastet, würde gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

Diese Reise, wenn gleich schon im Jahre 1820 unternommen, enthält dennoch manche interessante Notiz über die socialen Zustände der Haytier, so daß wir einen kurzen Auszug des Wissenswerthesten unsern Lesern mitzutheilen für angemessen finden.

Herr Karl Ritter, Gartendirektor in Ungarn, unternahm die Reise nach Hayti auf Kosten und in Auftrag des Kaisers von Oesterreich. Um ihm eine günstige Aufnahme daselbst zu sichern, ward ihm

eine in sechs Kisten verpackte Sammlung von inländischen Naturalien an den König Christoph mitgegeben. Am 5ten Februar 1820 verließ er Triest auf einem englischen Schiffe, und langte am 14ten April in dem Hafen von Kap Hayti an. Ueber seine Aufnahme theilt er Folgendes mit.

„Als wir im Hafen von Kap Hayti vor Anker lagen, näherte sich uns ein Boot, worauf die Sanitäts- und Untersuchungskommissäre fuhren, die unter dem Zurufe: „Bon jour, Capitaine blanc," an Bord stiegen. Dem Gesetze gemäß mußten alle fremden Ankömmlinge nach dem Bureau des Grafen Limonade gebracht werden. Daher bestiegen wir nach Aushändigung unserer Pässe, in Begleitung der Offiziere, das Boot, welches uns ans Land brachte; ein zerlumpter barfüßiger Neger von der haytischen Garde blieb auf dem Schiffe als Schildwache zurück. Ein Schwarm neugieriger Weißer und Schwarzer harrte am Ufer, um die neuen Ankömmlinge zu sehen und zu begrüßen. — Im Bureau des Grafen Limonade, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, angekommen, waren wir nicht wenig erstaunt, alle Beamten in Uniform anzutreffen, wovon die Höhern, an deren Spitze der Minister stand, in prächtigen, sammtnen, mit Gold durchwirkten Kleidern ehrfurchtsvoll da saßen. Während unser Kapitän in ein Seitenzimmer gerufen wurde, wo man ihn über die Schiffsladung und den Zweck der Fremden zur Rede stellte, trug man uns Stühle zum Sitzen an. Die Zimmer dieses Bureau's waren im Erdgeschosse und ganz einfach, nur mit den nöthigsten Möbeln, als Schreibtischen und Stühlen, versehen. Der Kapitän kam zurück mit der Nachricht, daß wir uns nach dem Bureau des Staatssekretärs, Baron Dupuy, begeben müßten, welcher unsere Angelegenheiten dem Könige vortragen würde. In dem Bureau des Barons Dupuy fanden wir dieselbe Ordnung; überall herrschte die größte Stille. Der Baron, ein Mestize, nahm uns in seinem Schreibzimmer, welches mit Bildern und Karten behängt war, freundlich auf. Er selbst saß im größten Staate da; der gepuderte Kopf mit einem kleinen Haarzopfe, der imposante grünsammtne, mit Gold gestickte Rock gaben ihm ein possierliches Ansehen.

„Nachdem wir unsere Visiten bei den hohen Staatsbeamten abgestattet, war eine passende Wohnung unsere erste Sorge. Da aber in der ganzen Stadt sich kein förmliches Gasthaus fand, sahen wir uns genöthigt, im Kaffeehause, das von einer farbigen Frau dirigirt wurde, Absteigquartier zu nehmen, wo die Fremden für einige Wochen eine Unterkunft finden; derjenige aber, der länger zu bleiben gedenkt, muß sich eine eigene Wohnung miethen und für die Küche selbst sorgen.

„Erst am fünften Tage nach unserer Ankunft im Hafen wurden auf Befehl der Regierung die mitgebrachten Naturalien unter der Aufsicht eines Negerhauptmanns, welcher zugleich die Oberaufsicht über Christophs Gärten in Sans Souci hatte, ans Land gebracht. Einige Neger erwarteten uns am Ufer, um die Kisten nach Landessitte auf dem Kopfe fortzutragen. Baron Dupuy führte den Zug in erwähnten Gallakleidern zu Fuß nach dem Palast; mir wurde nur auf das Vorgeben, daß ich bei Auspackung der Naturalien unumgänglich nöthig sey, erlaubt, mich dem Zuge anzuschließen. Nachdem wir von einer Menge des neugierigen Pöbels begafft worden waren, kamen wir bei dem Palast an. Auf einen Wink des Barons ergriffen die Wachen ihre kreuzweise vor den Thüren stehenden Gewehre und eröffneten uns den Durchgang. Wir erstiegen das erste Stockwerk, und hier war es, wo ich in einem ziemlich langen, aber außer einigen Tischen ganz leeren Saal die mitgebrachten Seltenheiten aufzustellen beauftragt ward. Zur Beihülfe wurden mir einige Lakaien Christophs gegeben, die, mit Ausnahme der schwarzen Gesichter, wie europäische Köche aussahen. Nach Beendigung dieses Geschäftes ließen mich die Diener allein zurück. In geringer Entfernung von mir erschienen zwei schwarze Frauenzimmer auf dem Balkon, zogen sich aber sogleich zurück, als sie mich wahrnahmen. Zwei Lakaien traten ein und schlossen die Fensterläden, so daß ich mich ziemlich im Dunkeln befand. Das Räthsel löste sich durch den Umstand, daß es die beiden Prinzessinnen gewesen waren, denen mein Erscheinen am Fenster mißfallen hatte. Uebrigens mußte ich mich einer genauen Untersuchung meiner Effekten unterziehen. Selbst meine von der Hofnaturalienkabinets-Direktion erhaltenen Instruktionen wurden durch einen Schwarzen, der lange in Hamburg gelebt hatte und gut deutsch sprach, übersetzt, und erst dann, als man nichts Anstößiges darin fand, zurückgegeben. Das Innere der Insel zu bereisen, wurde mir nicht gestattet, indem, wie es hieß, sich kein Weißer dieser Begünstigung erfreuen dürfe; man versprach mir jedoch, erwünschte Naturgegenstände zu verschaffen. Wirklich erhielt ich in der Folge viele junge Vögel u. s. w., allein meist in verstümmelten Exemplaren. Dieß waren jedoch nicht die einzigen unangenehmen Erfahrungen, die ich machen mußte, sondern weit schmerzhafter war mir das unsanfte Zurückweisen der Negerwachen an den Barrieren durch ihr „tournez, blanc!"

„Was das Leben und Treiben in der Stadt betrifft, so fand ich die Disciplin sehr streng, die Polizei gut bestellt, die Religion gut ausgeübt, Handel und Wandel im Flor, wobei jedoch die Weißen sehr beschränkt waren. Es herrschte dieselbe Ordnung, wie in den europäischen Städten. Jeden Morgen um 5 Uhr hörte man den Trompeterruf auf der Place d'armes. Des Sonntags versammelten sich daselbst die Garden, um dem Fürsten unter türkischer Musik den Morgengruß darzubringen. Die Truppen machten dann ihre militärischen Bewegungen, welchen Christoph vom Balkon aus zusah. Gegen 7 Uhr, wo der Gottesdienst begann, zog er in Begleitung der Noblesse unter einem prächtigen Baldachin nach der Kirche. Der Himmel wurde von vier in Seide gekleideten Negern getragen. In der Kirche angekommen, begab sich Christoph sogleich in seinen Betstuhl. Neben ihm saß ganz ehrerbietig der Kronprinz Viktor. Christophs Gemahlin hatte die beiden Prinzessinnen bei sich. Die Noblesse umgab den Hof, und ein zahlreicher Kreis von Militärs gruppirte sich um die Noblesse. Da und dort sah man mitten in diesen schwarzen Haufen ein weißes Gesicht recht auffallend hervorstechen. Die militärische Musik schwieg und der Gottesdienst begann. Die schwarze Geistlichkeit sang in Begleitung von einem Fagott, ein paar Klarinetten und einer Violine einige Strophen, die sodann von der Volksmenge wiederholt wurden. Hierauf erschien der Erzbischof am Altar, hielt eine erbauliche Rede in ziemlich gutem Französisch und las zuletzt die Messe unter den gewöhnlichen Ceremonien, worauf sich Christoph wieder auf oben erwähnte Art nach seinem Palast begab und die Truppen nach den Kasernen zurückmarschirten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Man hat eine Anzahl Briefe von Locke wieder aufgefunden in der Bibliothek eines Herrn Perrin de Sanson; sie sind mit neunzehn Briefen von Lamennais, vier von Huet, sechs und vierzig von Grävius, und vielen andern zum Verkauf ausgestellt worden. Die ganze Sammlung, vierhundert Briefe stark, wurde um 370 Franken verkauft.

Der Missionär Leeves hat der englischen Bibelgesellschaft angezeigt, daß er die Uebersetzung des gesammten alten Testaments aus dem Hebräischen ins Neugriechische vollendet habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 December 1836.

Etwas über die Keil-Inschriften.

Mehrere Gelehrte des vorigen Jahrhunderts haben vergebens ihren Scharfsinn aufgeboten, einige dieser Inschriften zu entziffern, und erst im Jahre 1802 gelang es Grotefend, die Namen Darius und Xerres heraus zu bringen, obwohl er über einige Buchstaben, welche er für Vokale hielt, im Irrthum blieb; er hat indeß sehr viel geleistet, wenn man erwägt, daß er die alten Sprachen Persiens nicht kannte, und ihm für Zend und Pehlvi nur die mangelhaften Wörterbücher Anquetil du Perrons zu Gebote standen. Im J. 1822 unterwarf Saint Martin mit einer größern Kenntniß der alten Sprachen die Erforschung dieser Inschriften von Neuem, war aber nicht viel glücklicher als Grotefend, indem er nur einige Buchstaben weiter heraus brachte. Rask, welcher sich bloß gelegentlich mit diesen Forschungen beschäftigte, fand fast so viel wie er. Diesen drei Archäologen gelang es, von zwei kurzen Inschriften, welche sie eben ihrer Kürze wegen ausgewählt hatten, die Namen Darius, Xerres, Goschtaspa, Achaimenes und das Wort König zu entziffern; die Konsonanten dieser Worte und bis zu einem gewissen Grade auch die Vokale wurden mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt.

So stand es mit diesen Untersuchungen, als Burnouf, der bekannte Erforscher der Zendsprache, sich gleichfalls an die Keil-Inschriften machte. Bekanntlich hat man zahlreiche Inschriften dieser Art auf den Ruinen der großen Städte Persepolis, Ekbatana, Ninive, Babylon und Susa, ja man hat deren auch bei der Stadt Wan in Armenien, in den Bergen bei Tarku jenseits des Kaukasus, in Syrien zwischen Aleppo und Bassora und selbst in Aegypten an dem alten Kanal aus dem Nil nach dem rothen Meere entdeckt. St. Martin unterschied bei diesen Inschriften drei Systeme, welche er das Persische, Medische und Assyrische nannte, weil er glaubte, sie seyen in den alten Sprachen Persiens, Mediens und Assyriens geschrieben: man hat indeß darüber bis jetzt nur noch sehr unbestimmte Ansichten, und Alles, was man behaupten kann, ist, daß sie in drei Sprachen geschrieben sind. Mit der ersten und einfachsten von allen hat man sich bis jetzt allein beschäftigt. Die beiden Inschriften, worüber Burnouf ein Memoire bekannt gemacht hat, beziehen sich auf Darius Hystaspes und seinen Sohn Xerres: sie wurden von Stewart und Vidal bei Hamadan, dem alten Ekbatana, auf dem Berge Alwand, dessen Namen sie führen, abgeschrieben, und dem Dr. Schulz anvertraut, in dessen Papieren man sie wieder fand, und von wo sie in das Manuskriptenkabinet der königlichen Bibliothek zu Paris gelangten.

Burnouf theilt seine Arbeit in drei Theile: der erste enthält vorläufige Bemerkungen über die Versuche seiner Vorgänger, und die Gründe, welche ihn bestimmten, die noch unbekannten Inschriften von Alwand statt derjenigen zu wählen, die seine Vorgänger schon zu entziffern bemüht gewesen waren. Der zweite Theil ist der Entzifferung der Inschrift des Darius gewidmet, und im dritten macht er mit wenigen Worten die Inschrift des Xerres ab, welche von der seines Vaters nur in einigen Worten abweicht, und gibt dann eine Parallele seines Alphabets mit denen Grotefends und St. Martins. Das Werk schließt mit einem Anhang über zwei andere Inschriften, welche zu Murghab bei dem alten Pasargada und bei Tarku im heutigen europäischen Rußland gefunden wurden.

Burnouf hat die beiden genannten Inschriften völlig erklärt, und in der darauf folgenden Analyse der Alphabete nachgewiesen, daß auch die Erklärung der andern Denkmäler sehr möglich ist. Er entdeckte in einer von Niebuhr mitgetheilten Inschrift eine Aufzählung der dem Darius tributbaren Länder, woran früher niemand gedacht hatte. Diese Analyse enthält ferner philologische Bemerkungen von hohem Interesse. Das Resultat seiner Forschungen gibt 29 Buchstaben, wovon einer drei Varianten, und ein anderer Einen Varianten hat, was also im Ganzen 33 Zeichen für 29 Buchstaben gibt. Von diesen Zeichen fand Grotefend 12, St. Martin 3, und Rask 2, die übrigen hat Burnouf entziffert. Dieses Alphabet ist minder vollständig als das des Zend, es mangeln ihm vier Vokalzeichen ĕ, ê, ē und ŏ, der Nasenton der Gutturalkonsonanten, die ganze Klasse der Kehlkonsonanten, das j (sch?), das th, und der zischende Zahnbuchstabe. Dagegen ist es viel ausgedehnter als das hebräische Alphabet, welches nur 22 Buchstaben hat. Die Lücken, welche man hier bemerkt, können zum Theil eine Folge

der geringen Zahl von Schriftüberresten seyn, vielleicht aber auch zum Theil mit der Natur des Alphabets selbst zusammenhängen.

Burnouf zieht nun aus Schrift und Inhalt *) der von ihm entzifferten Inschriften nachstehende Folgerungen: Die Schrift, welche auf den Denkmälern von Persepolis den ersten Rang einnimmt, enthält nicht alle Buchstaben, welche in jedem der analysirten Wörter etymologisch nothwendig sind. Dieß scheint zu beweisen, daß zwischen Schrift und Sprache der Keil-Inschriften ein Mißverhältniß besteht, denn der Dialekt, in welchem sie geschrieben sind, gehört dem indo-persischen Stamm an, in welchem die vollständige und regelmäßige Anzeige aller Vokale ein Bedürfniß der Sprache und ein Ergebniß der Schrift ist. Burnouf zieht daraus den von Andern nicht gebilligten Schluß, daß das Alphabet semitischen Ursprungs sey. Die Sprache der Inschriften, welche Burnouf entzifferte, ist nicht das Zend des Zoroaster, aber demselben sehr nahe verwandt, näher als dem Sanskrit; es hat seinen eigenen Charakter, und dieser Charakter ist der eines Dialekts, dessen grammatische Formen nach und nach verschwinden: es ist in einigen freilich noch sehr wenig zahlreichen Punkten der Anfang des heutigen Persischen. Burnouf schließt daraus, daß dieser Dialekt im 5ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Persien gesprochen wurde; da es nämlich nicht die gelehrte Sprache von Baktrien, sondern ein barbarisches Idiom ist, so muß es wohl die Volkssprache der Eroberer des Landes, nämlich der Perser, gewesen seyn. Darauf deutet auch die Ehrenstelle hin, welche es in den persepolitanischen Inschriften einnimmt, denn die beiden andern Schriftsysteme, welche man den Medern und Assyriern zuschreibt, nehmen nur den zweiten und dritten Rang ein. Burnouf bemerkt mit Recht, jetzt sey der Zweifel über die Authenticität der Zendsprache gehoben, und man müsse zugeben, daß es in irgend einem Theile Asiens lebende Sprache war, da sie im 5ten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung in Persien zu altern begann.

Der Inhalt der Inschriften beweist ferner authentisch, daß der Kult des Ormuzd zur Zeit von Darius und Xerxes der herrschende war; worauf die Denkmäler schon hingewiesen hatten, das stellen die Inschriften nun außer Zweifel.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Ueberblicken wir den Inhalt dessen, was in diesem Jahre über Afrika mitgetheilt wurde, so beschränkt er sich in seinen Ergebnissen auf sehr wenige Punkte. Am reichsten sind wie immer die Nordküste und die Südspitze bedacht, die Ost- und Westküste dagegen sehr mittelmäßig. Aegypten müssen wir wiederum zu den Ländern zählen, welche wie gewöhnlich unter dem Gesammtnamen des Orients oder der Levante begreifen, da es seiner ganzen jetzigen Richtung nach mehr Asien als Afrika angehört.

*) Es ist darin Ormuzd angerufen, sonst hat die Inschrift keinen weitern historischen Werth.

Was unter allen Afrika betreffenden Mittheilungen am meisten Raum einnimmt, ist an positivem Ergebniß gerade am ärmsten: wir meinen Campbells Briefe über Algier. Sie enthalten die ziemlich oberflächlichen Ansichten eines englischen Touristen, welche sich recht gut lesen lassen; wenn man sie aber gelesen hat, so ist das Resultat, welches man davon im Gedächtniß behält, am Ende ungemein gering. Von besserm Gehalt sind die Erinnerungen aus Algier, welche schon im vorigen Jahre begonnen worden: sie rühren von einem Manne her, welcher sich längere Zeit selbst in Algier aufhielt, überzeugt ist, daß Frankreich seine afrikanischen Besitzungen behalten und behaupten wird, übrigens seine Augen dem gewaltthätigen und unklugen Verfahren der Franzosen nicht verschloß. Die Vernichtung der Stämme El Offia und El Melina (s. Nr. 52—54) ist davon ein starkes Beispiel. Man hat viel hin und her geredet, was für ein System die Franzosen in Algier hätten befolgen sollen; wir wagen nicht darüber abzusprechen, glauben aber, daß man am klügsten gethan hätte, sich auf die Küstenstädte zu beschränken, und den Handel nach dem Innern zu beleben. Jedenfalls ist das jetzige System unendlich viel kostspieliger, und wird schwerlich große Vortheile ergeben; das Mißlingen der Unternehmung nach Constantine ist der Anfang einer Reihe von Unfällen, die sich nur mit viel Geld und Blut wieder gut machen lassen werden. Wohin der zündende Funken, der durch die Unternehmung der Franzosen in Nordafrika jetzt angeregt ist, noch führen wird, ist sehr ungewiß: Tunis steht auf schwachen Füßen; England scheint geneigt, dieß Land, wie es mit Tripoli der Fall war (s. den Artikel: Ausgang des Streits in Tripoli Nr. 58 ff.) den Türken in die Hände zu spielen, um sich früher oder später selbst dort festzusetzen. Daß England und Frankreich im Mittelmeere eine einander entgegengesetzte Politik verfolgen, scheint nach eben diesen Vorfällen in Tripoli kaum zweifelhaft.

Für die Kenntniß des innern Afrika's hat Frankreich noch nichts gethan, was auch unter den jetzigen Umständen nicht zu erwarten ist, doch soll der Zufall einen Franzosen tief ins Innere, wie es scheint, weit über den Atlas hinaus geführt haben (s. Nr. 220). Sind die Nachrichten, welche er bringt, wahr, so ist vielleicht noch mancher Aufschluß über die hinsichtlich der Verhältnisse zum innern Afrika so dunkle Geschichte Karthago's zu erwarten, indem sich im Innern viele uralte Ruinen mit nichtrömischen Inschriften finden sollen. Dem von der Erde fast gänzlich verschwundenen Karthago haben wir einige Blätter gewidmet (s. Nr. 122 ff.), und den neuesten an Ort und Stelle aufgenommenen Plan hinzugefügt. Welche Größe, welche Pracht herrschte einst hier, und wie spurlos ist Alles verschwunden; alle die zahllosen Städte längs dem afrikanischen Nordufer, besonders auch in Cyrenaica, sind dahin, und von den wenigsten, wie z. B. von Meroe (s. Nr. 245 ff.) weiß man auch nur noch mit Genauigkeit die Stelle anzugeben, wo sie gestanden. Einst war dieß Land so reich belebt: in Städten, wie Karthago und Meroe, mußte der innere Verkehr, seine Handelsstraßen, seine Stämme, genau bekannt seyn; jetzt muß man, wie so viele Reisende schon, und wie in neuerer Zeit auch

Davidson (s. Nr. 106) unter tausend Gefahren die Wüste durchwanderten, um den wilden Stämmen die Kenntniß des Landes abzufragen.

Ganz Afrika bis zu den Gebirgen jenseits des Tschadsees scheint einst von Asien aus eine hohe Kultur erhalten zu haben: Meroe, Cyrenaica und Karthago waren die Hauptpunkte, von denen man ins Innere drang, aber Alles ist wieder verschwunden in der alten Nacht. Abyssinien, welches wie Aegypten durch Eroberung von Arabien her einer asiatischen Kultur geöffnet war, stößt das fremde Element immer mehr und mehr aus, denn kaum ein anderes Resultat läßt sich aus dem von Gobat entworfenen Gemälde (s. Nr. 169 ff.) der in Abyssinien herrschenden Verwirrung entnehmen. Vergleicht man diese Schilderung mit derjenigen, welche gar nur wenigen Jahrhunderten durch die Portugiesen von diesem Land gemacht wurden, so ist das Ergebniß unverkennbar, und gibt sich schon in dem Umstand kund, daß die semitische und somit asiatische Amhara-Sprache sinkt, und die afrikanische Tigre-Sprache wieder im Steigen ist.

Wenn im Osten eine unerfreuliche, nichts Gutes versprechende Verwirrung herrscht, so ist dagegen ein wunderliches, vielleicht viel versprechendes Treiben auf der Westküste rege. Hier wurden durch den lebhaften Sklavenhandel die Völker gewaltig auf- und durcheinander gerüttelt, jetzt bringt die allmähliche Aufhebung desselben kaum eine minder grosse Bewegung hervor. Die Bemühungen der Engländer können nicht ohne Erfolg bleiben; die Bevölkerung von Sierra Leone (s. Nr. 210 ff.) zeigt auf eine fast komische Weise das dortige Leben und Treiben. Unter der Menge grotesker Scenen blickt aber eine sehr ernste Thatsache hervor, nämlich das unausgesetzte Fortschreiten des Islam, welcher dort als asiatisches Civilisationsmittel wirkt und sich immer weiter gegen Südwesten verbreitet.

Von hier müssen wir überspringen auf die Südspitze dieses Welttheils, den einzigen Punkt, wo die europäische Race sich für die Dauer festgesetzt hat, und als gährendes Element unter den Völkern dieses Landstrichs wirkt. Das Verhältniß zu den Landeseingebornen haben wir schon im vorigen Jahre erwähnt, und brauchen kaum etwas hinzuzusetzen; doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß die Missionäre in diesem Theile Afrika's eine äußerst lobenswerthe Rolle spielen, und bei weitem mehr als in der Südsee, deren schwache Bewohner sie eigentlich unterjochten, ein wahres Civilisationsmittel sind. Der Besuch bei Mosaletatzi (s. Nr. 160) zeigt, daß die Missionäre bei diesem gefürchteten Häuptling des Innern in hoher Achtung stehen. Diesen kräftigen Naturmenschen kommt der Gedanke nicht bei, daß die Missionäre eine ungebührliche Gewalt bei ihnen ausüben könnten; sie sind weit entfernt, diesen Missionären eine sonderliche Unterwürfigkeit zu zeigen, und somit bleiben diese schon selbst in den gebührenden Schranken, und sind, was sie seyn sollen und können, Beförderer eines bessern Zustandes der Dinge. Dieses Lob ertheilen ihnen alle, welche in Südafrika reisten. Schilderungen solcher Reisen haben wir in diesem Jahr nicht weniger als drei: Reise zu den Belschnanas, zum Theil mit Hrn. Smith gemacht (s. Nr. 153 ff.); Reise zu den Zuids (s. Nr. 204 ff.) und endlich den merkwürdigen Bericht Smiths über seine Reise zur Erforschung des Innern (s. Nr. 317 ff.). So einfach dieser Bericht ist, so gibt er doch zwei bedeutende Resultate; er schildert den Zustand der Stämme im Innern viel genauer, als dieß bis jetzt der Fall war, und er gibt über das Land vom Gariep nordwärts einen Aufschluß, welcher ein neues Problem in der vergleichenden Erdkunde bildet. Dieser Landstrich hat seit nur 50 Jahren sehr bedeutend an Wassermenge abgenommen, und wenn diese Abnahme in gleichem Maßstab auch nur noch ein halbes Jahrhundert fortgeht, so muß er größtentheils zur wasser- und somit auch zur menschenleeren Wüste werden. Welches Schicksal wird dann den eingebornen Stämmen bevorstehen? Vom Wassermangel gedrängt, muß sich einer auf den andern stürzen, und Vertilgungskriege, blutiger als bisher, werden die Folge seyn. Nur der Ostrand Südafrika's scheint von dieser Geißel verschont zu bleiben, und darum sehen wir auch die Kapkolonie sich fortwährend gegen Osten hin ausdehnen, wo sie immer wieder auf die Kaffern stößt, welche, kaum beschwichtigt, den neuesten Nachrichten zufolge abermals zur Nothwehr greifen. Die Veranlassung zu diesen Kämpfen (s. Nr. 110 ff.) bedarf kaum noch einer Erwähnung.

Wenn wir von Australien wenig hören, so mag dieß wohl als ein gutes Zeichen gelten, daß die dort begonnene Kolonisation im Ganzen gedeihlich fortschreitet, wovon auch die Bemühungen, Auswanderer nicht nur aus England, sondern auch aus Deutschland und Frankreich hinzuziehen (s. Nr. 360), zeugen mögen. An vorübergehenden Hindernissen im Fortgang der Kolonien stoßen sich die Engländer nicht, und die Vereinigung einzelner Weißen mit den Eingebornen gegen die Ansiedler möchte bei der Schwäche der erstern kaum bedeutende Folgen haben. Merkwürdig ist, was mehrere Beobachter (s. das Klima von Vandiemensland Nr. 112 und Bemerkungen über Botany-Bay nach Pilorgerie Nr. 204) über die australischen Kreolen sagen. Daß diese sich insgemein höher dünken, als ihre Väter, darf nicht verwundern: es scheint dieß eine gemeinsame Eigenschaft auch der amerikanischen Kreolen zu seyn. Ein auffallender Umstand, welcher die Ansicht, daß Botany-Bay mit der Zeit noch zu einem Seeräubernest werden könne, zu bestätigen scheint, ist die Abneigung dieser Kreolen gegen den Landbau und ihre Vorliebe für das Seeleben. So lange freilich England mit mächtiger Hand die dortigen Kolonien schützt und behauptet, ist wohl ein solches Ergebniß nicht zu fürchten. Mit den Entdeckungsreisen im Innern (s. Mitchells Reise Nr. 87 und 130) scheint es noch keinen rechten Fortgang gewinnen zu wollen, indeß sind auch in dieser Beziehung die Engländer nicht der Art, sich leicht durch mißlungene Versuche abschrecken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterthümer von Mexico.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 28sten November las Kapitän Vetch ein Memoire über diesen Gegenstand vor, aus welchem wir, bis der Gesammtaufsatz in unsere Hände kommt, nur nachfolgende Stelle entheben. „Es ist wichtig, einen Unterschied

zu machen zwischen den ältern Denkmälern und denen, welche in oder um Mexico in der Zeit zwischen seiner Erbauung im Jahre 1325 und seiner Zerstörung durch Cortez im Jahre 1521 vernichtet wurden. Zwischen den ältern und neuern Pyramiden ist hinsichtlich der Größe ein bedeutender Unterschied: die erstern sind weit größer, und wir müssen daraus schließen, daß diese ältern Völker einen weit höhern Grad von Macht und Kultur erreicht hatten, als die Azteken. In geographischer Hinsicht finden sich die alten Denkmäler von dem Isthmus von Darien an bis Chihuahua, eine Strecke von 1200 englischen Meilen, und Eine Sprache muß in derselben Ausdehnung geherrscht haben oder wenigstens verstanden worden seyn. Im Staate Yucatan sind die Pyramiden und andere Denkmäler zahlreich; im Staate Oaxaca sind die bekannten Ruinen von Mitla und andere. Bei Zacatecas sind Ruinen, welche von den Spaniern Los Edificios genannt werden. Im Staate Chihuahua sind die Casas Grandes, und bei Maconi und dem Flusse Panuco finden sich Ruinen zweier Städte; wahrscheinlich sind noch viele andere gar nicht entdeckt, und das Feld der Forschung liegt noch weit offen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

„Die Kapstadt, vormals Kap Français, heutzutage Kap Haytien genannt, ist von einer Bevölkerung von 50,000 Menschen, welche sie vor der französischen Revolution zählte, auf etwa 8000 herabgesunken, unter denen man höchstens 100 Weiße annehmen kann. Die Stadt liegt dicht am Ufer, und in ihrem Hintergrunde erhebt sich amphitheatralisch das steinige und ziemlich steile Kapgebirge. Sie ist von allen Seiten offen, und hat eigentlich nur eine Hauptbarriere am westlichen Ende, wo sie mit dem Innern der Insel in Verbindung steht. Von der See aus war die Stadt ehemals durch eine bedeutende Batterie gedeckt, die aber bereits ganz in Verfall gerathen ist. Die Stadt ist regelmäßig gebaut und bildet ein Viereck, welches 600 Toisen in der Länge und 400 in der Breite hält. Sie zählt 14 Gassen von Osten nach Westen und 19 von Norden nach Süden. Ehemals zählte die Stadt ungefähr 900 Häuser, wovon über 300 von Stein und ein Stockwerk hoch, die übrigen nur Erdgeschosse waren. Jetzt aber, wo der größere Theil der Stadt aus hölzernen Häusern besteht, sind nicht 150 steinerne mehr zu finden. Zuweilen sieht man solche Hütten zwischen den offenen Mauern eines frühern Prachtgebäudes errichtet.

„Die Mauern bestehen größtentheils aus Madreporen, die vermöge ihrer festen beinartigen Beschaffenheit sich zu Gebäuden vorzüglich eignen. Zwischen zwei Fenstern führt fast in jedem Hause eine Thüre auf einen Balkon, der mit einer starken Leinwand gegen die heftigen Sonnenstrahlen geschützt und an den schönen Abendstunden der trocknen Jahreszeit Lieblingsaufenthalt der schwarzen Frauen ist. — Merkwürdigkeiten hat die Stadt außer der Kirche, der Place d'armes, dem Palast Christophs, dem Arsenal, der Kaserne, dem Hospital und zwei kleinen Theatern keine aufzuweisen."

In den nächsten Kapiteln gibt der Verfasser eine gedrängte Geschichte von Hayti seit der Entdeckung durch Columbus bis zum Jahre 1820. Da er sein Werk erst zu Ende des Jahres 1836 bekannt macht, so wäre die Fortsetzung der Geschichte von Hayti bis auf unsere Zeit wünschenswerth gewesen.

Nach den neuesten Nachrichten aus Port-au-Prince rechnet man die Bevölkerung von Hayti seit der Vereinigung mit dem spanischen Antheile zu 700,000 Seelen. Ueberraschend ist dem ankommenden Europäer der Kontrast der mannichfaltigen Nüancen der Menschenfarben. Die Verbindung mit Karaiben gibt dieselben Resultate, wie mit den Mulatten, welchen sie an Farbe gleichen, ausgenommen, daß ihre Haare in der Verbindung mit dem Neger weniger lockig und in Verbindung mit Weißen weit länger und straffer sind. — Die Neger und farbigen Leute sind von schönem, schlankem Wuchse, doch schwächlicher sind letztere, je mehr sie sich der weißen Farbe nähern. — Die Physiognomie der Schwarzen oder afrikanischen Neger ist bekannt; die der Mulatten ist ein Gemisch, jedoch schon regelmäßig gebildet, und kommt der unsrigen näher. Ihr Haar ist dunkelbraun und lang, ihr Auge schmachtend, ihre Farbe nicht empfehlend. Viel lebhafter ist das Auge der kastanienbraunen Menschen, und immer feuriger wird der Blick, je mehr sich der Teint schwärzt. Weiße unterschied man ehedem auf Hayti zwei Klassen: Europäer und Kolonisten. Unter den dortigen Weißen, wo einer den andern zu übervortheilen sucht, besteht nichts weniger als Harmonie; sie sind aus vielerlei Nationen zusammengesetzt, und jeder lebt nach seiner eigenen Art. Der größte Theil der dortigen Kaufleute besteht aus Nordamerikanern und Engländern. Die Sitte der letztern ist daher die allgemeinste. Der größte Theil der weißen Kaufleute, wenn sie dort ankommen, um sich auf einige Zeit zu etabliren, gesellt sich zu den farbigen Schönen, und lebt mit ihnen auf vertraulichem Fuße. Geht der Fremde dann nach Europa zurück, so beschenkt er seine Geliebte, und sie fängt damit einen kleinen Handel an, und sieht sich nach einem andern Protektor um. Obgleich die farbigen Mädchen wissen, daß ihnen die Weißen niemals treu bleiben, so geben sie diesen doch immer den Vorzug vor ihren Landsleuten, weil gewöhnlich ein weißer Kaufmann sie anständiger erhalten kann. Wird solch ein Weißer krank, dann ist die Anhänglichkeit dieser Wesen bewundernswerth: er kann auf ihre Pflege mit Sicherheit rechnen. Tag und Nacht verläßt sie keinen Augenblick das Krankenbett, und es ist gewiß, daß mancher Weiße nur ihrer Sorgfalt sein Leben verdankt.

Ueber Sitten und Gebräuche theilt Herr Ritter Folgendes mit: Während das gemeine Volk noch viele alte Sitten und eine gute Portion Rohheit beibehalten hat, herrscht unter den gebildeten Haytiern der gefällige französische Gesellschaftston. Ich habe Neger kennen gelernt, die mit einem edlen, würdevollen Anstand die verbindlichste Feinheit im Umgange vereinigten; bei der Fruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft haben sie nicht nur überhaupt eine geläufige Zunge und eine gewisse Anlage zum Improvisiren, sondern es gibt Redner unter ihnen, von denen man glauben sollte, sie hätten mehr als eine Schule durchgemacht. Doch ist das gesellige Leben erst im Entstehen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Gedichte von Schelley. — Gedichte von Jean Reboul. (Fortsetzung.) — Die Geschichte von Rimini. Von Leigh Hunt. Vierter Gesang. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1836.

Die Provinz Achalzik.

In alter Zeit bildete die Provinz Achalzik einen Theil der armenischen Provinz Daikch, eine der 15 Provinzen, in welche der armenische König Wagarschak im 2ten Jahrhundert n. Ch. sein Königreich theilte. Diese Benennung bedeutet das Land der Dake, eines nomadischen Volkes, welches zur Zeit Alexanders des Großen einen großen Theil von Achalzik, Grusien, Abchasien und Mingrelien einnahm. Bei dem Untergang des armenischen Königreichs dehnten die griechischen Kaiser ihren Einfluß auch auf dieses Land aus, konnten indeß ihre Herrschaft hier nie recht befestigen, weil die armenischen Fürsten aus der mamigoneanischen Familie, welche darin ausgedehnte Erbgüter besaß, ihnen die größten Hindernisse in den Weg legten. Die georgischen Könige, welche am Ende des 11ten Jahrhunderts zu großer Macht gelangten, brachten die Provinz unter ihre Abhängigkeit, und nannten sie anfangs Semo-Kartli, d. h. Ober-Kartalinien. Als Georgien theils durch innere Uneinigkeit, theils durch Einbrüche von Persern und Türken sank, riß sich Achalzik von demselben los und wählte eigene Fürsten, welche genöthigt waren, zu ihrer Vertheidigung Lesghier und andere Bergstämme in Sold zu nehmen. Diese Miethvölker, zufrieden mit der Erlaubniß, ungehindert die benachbarten Provinzen zu plündern, und gelockt durch den Reichthum des Landes, blieben für immer darin, und vermehrten sich fortwährend durch neue Zuzüge. Alle Wagehälse des Kaukasus, welche hier Schutz gegen Blutrache und alle sonstige Vortheile fanden, kamen in Haufen herbei, und bildeten endlich einen für alle umliegenden Völker furchtbaren Kriegerstamm, welcher sich unaufhörlich nach allen Seiten hin in Raubzügen zerstreute, die ihren Weg durch die furchtbarsten Grausamkeiten bezeichneten. Georgien litt am meisten durch ihre Einfälle. Im J. 1580 nahm Menu-Scheher, ein Sohn Gasechs, der Beherrscher von Achalzik, nach einer durch die Türken unter Amurat erlittenen Niederlage den Islam an, nannte sich Atta Bey, und erhielt die Würde eines Pascha's von Achalzik. Er schlug seinen Wohnsitz in dem Städtchen Oiti auf, wo noch jetzt ein prächtiges Denkmal besteht, das ihm von den Türken errichtet wurde; seine Nachfolger aber verlegten ihren Wohnsitz nach dem kurz zuvor erbauten Achalzik, welches im Georgischen *) neue Festung bedeutet, und vergrößerte und befestigte dasselbe. In der Folge kam es eine Zeit lang in den Besitz der Perser, aber unter Amurat IV wurde es von dem Pascha Hassan nach einer 23tägigen Belagerung wieder genommen. Hassan wurde Pascha, und vererbte diese Würde auf seine Nachkommen. Im Besitze von Achalzik suchte die Pforte auf alle mögliche Weise die unruhigen Köpfe des Kaukasus an sich zu ziehen, gab ihnen Vorrechte, und befreite sie von Abgaben, um dadurch immer an der Gränze seiner kleinasiatischen Besitzungen einen Anhalt zu haben. Die unruhigen Bewohner der Provinz gingen auf die Ansicht der Pforte ein, so oft sie diese nützlich fanden, kümmerten sich jedoch wenig um ihre Befehle, so bald dieß nicht der Fall war. Sultan Achmed III, aufgebracht über die Unbotmäßigkeit der Bewohner dieses Paschaliks, sandte den bekannten Pehlewan Pascha mit 25,000 Mann auserlesener Truppen gegen sie, aber die vollständige Niederlage derselben zeigte ihm, daß gegen diese Provinz seine Macht nichts vermöge.

Nach dieser Erfahrung begnügten sich die türkischen Sultane mit dem freiwilligen Gehorsam der tapferen Bewohner der Provinz, gestatteten ihnen vollkommene Unabhängigkeit in der Verwaltung, und jeder Verbrecher, welcher zu ihnen floh, wurde für das Schwert des Gesetzes unerreichbar; die Einwohner zahlten keine Abgaben an den Staat, und nur unbedeutende Prozente für die eingeführten Luxusbedürfnisse; sie unterwarfen sich denjenigen Paschas, die ihnen gefielen und schickten die andern ohne weiteres zurück. Der Divan duldete dieß, weil er es nicht hindern konnte, begnügte sich, aus der Provinz gute Truppen zu ziehen, kümmerte sich aber um diese Gränze gar nicht, und schickte nur von Achalzik aus häufig fanatische Glaubensprediger in den Kaukasus, um die dortigen Völker gegen Rußland aufzuregen. Ein Beweis für die Unabhängigkeit Achalziks liegt auch darin, daß der jetzige Sultan den Ferman zur Ver-

*) Die Hauptsprache des Landes ist das Georgische, doch wird auch ein verdorbenes Armenisch und Tatarisch gesprochen, und die darin angesiedelten Kurden sprechen ihre eigene kurdische Sprache.

nichtung der Janitscharen dort nicht publiziren ließ, weßhalb diese auch daselbst in vollkommener Freiheit lebten.

Am 15ten August 1828 wurde die Festung trotz der verzweifelten Tapferkeit der Besatzung und der Mitwirkung eines türkischen Korps erstürmt, und im Vertrag von Adrianopel der ganze nordwestliche Theil des Paschaliks, welcher an Imeretien und Kartalinien stößt, und aus zehn Sandschaks besteht, mit Einschluß der Hauptveste Achalzik und der kleinern Vesten Azchur, Achalkalak und Chertwis mit Rußland vereinigt, die übrigen zehn Sandschaks blieben unter der Herrschaft der Pforte. Die Bezwingung dieser Veste und die Ansiedlung von Armeniern aus Erzerum darin ist eine wichtige Gewähr für die künftige Beruhigung des Kaukasus.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Asien zerfällt für uns in fünf Haupttheile, China, Indien, Persien, Vorderasien und Sibirien. Aus dem ersten Punkt dringt fast nur durch die Engländer und hie und da durch die Russen eine Kunde zu uns; die Chinesen selbst verschließen sich so viel als möglich jedem fremden Einfluß, und namentlich scheint eine mißtrauische Beobachtung der Engländer bei ihnen zur Staatsmaxime geworden zu seyn; man vergleiche nur den Artikel über die chinesische Tatarei (s. Nr. 266). Sie waren nicht immer so: nach dem freilich ziemlich einseitigen Artikel über den Verkehr Europa's mit China (s. Nr. 297 ff.) war die chinesische Regierung früher ziemlich liberal, allein die Festsetzung der Mandschu-Dynastie fiel gerade in die Periode der stürmischen Eroberungs- und Kolonisationslust der Europäer, und so bildete sich dieser Grundsatz der Abschließung immer entschiedener aus. *) Vielleicht liegt hierin auch der Grund, weßhalb sich die chinesische Regierung um die zahlreichen im indischen Archipel angesiedelten Kolonien von Chinesen gar nicht kümmert. Bis jetzt sind alle Versuche gescheitert, die chinesische Regierung zu einem Nachlaß in ihrem strengen System zu bewegen. Der Einfluß der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China (s. Nr. 178) ist so gut wie Null, alle Bemühungen, einen Handelsverkehr mit andern Plätzen als Canton anzuknüpfen, waren vergeblich (s. Missionsreise an die Ostküsten von China Nr. 160 ff.) und die sonst so tolerante Regierung stößt die christliche Religion oder wenigstens die europäischen Priester von sich (s. Nr. 135). Ueber den innern Zustand erhalten wir so gut wie gar keinen Aufschluß; daß bei einem so streng durchgeführten Beamtenregiment eine große Willkürlichkeit und Bestechlichkeit herrschen muß (s. Nr. 135), ließe sich allenfalls auch ohne diese Nachricht errathen.

Aus dem noch unkultivirten Hinter-Indien sind die Nachrichten nur sehr vereinzelt und verworren: die einzige einigermaßen bedeutende Mittheilung darüber besteht in der Autobiographie eines Birmanen, welche uns ein Bild des dortigen ziemlich rohen Treibens gibt. Doch fehlen augenscheinlich die Mittel zur weiteren Fortbildung nicht, und wenn die Europäer nicht auch hier theils durch übertriebenen Bekehrungseifer, theils durch politische Einmischung den natürlichen Gang der Dinge hemmen, so kann sich vielleicht dort ein kräftiges Reich gestalten.

Aus Indien strömen fortwährend Nachrichten in Fülle zu, doch ist es ein ziemlich buntes Gewirre: einerseits will man Anzeichen haben, daß sich allmählich eine allgemeine der fremden Herrschaft feindselige Gesinnung kund gebe (s. den Artikel über die gegenwärtige Lage Indiens Nr. 72), andererseits aber, wenn man nur das Benehmen der Häuptlinge von Bundelkund vergleicht (s. Nr. 356 ff.), scheint es nicht wahrscheinlich, daß aus den jetzigen höhern Klassen sich eine Reaktion gegen die englische Herrschaft entwickle. Der großartige Plan von Hastings und Wellesley, durch gleichmäßige Beförderung einheimischer indischer Gelehrsamkeit und europäischen Wissens beide Nationen einander zu nähern, und die Indier zu heben, ohne sie zu entnationalisiren, dafür haben die neuern Gewalthaber keinen Sinn (s. den Artikel über die gelehrten Schulen Indiens Nr. 39 ff.), und Lord Bentink, sey es Schwäche, sey es Unverstand, willigte in den vandalischen Plan, den einheimischen gelehrten Schulen alle öffentliche Unterstützung zu entziehen, was nicht seine einzige Sünde ist. Die Herrschaft eines so gebildeten Volkes, wie die Engländer, fordert die Verständigern unter den Eingebornen, eben weil sie die geistige Ueberlegenheit ihrer Herrscher am meisten fühlen, ganz natürlich auf, ihre Kenntnisse möglichst zu vermehren, und gerade diesen Theil des Volks stößt man unversöhnlich vor den Kopf. Für ihre Herrschaft haben freilich die Engländer deßhalb noch nichts zu fürchten, aber sie berauben sich dadurch mehr und mehr der moralischen Grundlagen derselben. Materielle Vortheile sind es allein, worauf gegenwärtig das Streben gerichtet ist. Nachdem man eine große Klasse des Volks durch die Einfuhr der indischen Baumwollenwaaren ihres Lebensunterhalts beraubt (s. die indische Baumwollenfabrikation Nr. 19) und die Armuth der niedern Volksklasse ungemein gesteigert hatte, sucht man den ökonomischen Verhältnissen des Landes auf andere Weise, freilich in sehr selbstsüchtiger Absicht, aufzuhelfen. Auf der einen Seite gibt die Auffindung der Theepflanze in Assam (s. Nr. 310) Veranlassung, dieses Land, welches erst seit wenigen Jahren in den Besitz der Engländer gekommen ist (s. die Engländer in Assam Nr. 97), wieder zur Blüthe zu bringen, nachdem es seit Jahrhunderten durch die Einbrüche roher Bergvölker von seiner alten Kulturstufe (s. alte Tempel in Assam Nr. 27 ff.) herabgesunken war; auf der andern Seite sucht man durch Einführung des Zuckerrohrs aus Otaheiti und bessere Gattungen von Baumwolle die Ausfuhr zu vermehren, und den gesunkenen Wohlstand wieder zu erhöhen.

Eine große Sorge der ostindischen Regierung ist der Zustand des Heeres (s. die Artikel: Lage der Sipahis Nr. 26; die Organisation der ostindischen Armee Nr. 32 ff.; Aussichten der Engländer in Indien Nr. 131 ff.), in welchem schon seit einiger Zeit Unzufriedenheit sowohl unter den englischen Offizieren

*) Das Benehmen gegen die Guebern zu Canton (s. Nr. 224) zeigt indeß, daß sie auf Leute, welche wirklich nichts als Handel treiben wollen, manche Rücksicht nimmt.

als unter den eingebornen Soldaten gähet. Die ersteren scheint man durch neuere Anordnung der Pensionen so ziemlich beschwichtigt zu haben; in Betreff der letztern aber that Lord Bentink den höchst unklugen Schritt, die Körperstrafen unter ihnen, nicht aber auch bei den europäischen Truppen abzuschaffen, und er that diesen Schritt gegen den einstimmigen Rath aller höhern Civil- und Militärbeamten. Hätte die ostindische Regierung gegenwärtig wie früher zahlreiche Kriege zu führen, so würde sich der Uebelstand leicht ausgleichen, was aber dieser und andere unkluge Schritte in der Ruhe der Garnisonen für Folgen haben werden, steht dahin; Lord Bentink hat das Heer unmäßig vermindert, und würde dasselbe ohne Abmahnung höherer Behörden noch mehr vermindert haben, auch verfolgte er den unklugen Plan, die kleinern Garnisonen aufzuheben, und das Heer nur in größern Abtheilungen in Standlagern zu halten. Jedoch wurde dieser Plan wahrscheinlich gleichfalls in Folge höherer Befehle aufgegeben (s. Nr. 19), weil er den doppelten Nachtheil hatte, durch die Vereinigung großer Massen allenfallsigen geheimen Meutereien Vorschub zu thun, und andrerseits im Falle von Unruhen wegen der Entlegenheit der Garnisonen nicht gleich zur Unterdrückung bei der Hand zu seyn. Krieg ist jetzt auf keiner Seite hin zu erwarten, da die Obermacht der Engländer gegen Osten und Westen so gesichert ist, daß die Unruhen, welche von der letztern Seite her drohen, sie wenig kümmern. Dort stehen sich Sikhs und Afghanen in erbittertem, durch Religionsverschiedenheit genährtem Hasse fortwährend gegenüber; die Sikhs halten Peschawer besetzt, aber können nicht in die Gebirge eindringen, während der Barekzi-Häuptling Dost Muhammed, welcher sich zum König von Kabul aufgeworfen hat, bis jetzt noch bei jedem Versuche, die Sikhs aus Peschawer zu vertreiben und über den Indus zu jagen, gleichfalls gescheitert ist.

Indeß scheint von dorther eine neue Verwicklung bevor zu stehen: der junge König von Persien, dessen Zug nach Teheran nebst der Niederlage des ersten Kronprätendenten wir gemeldet haben (s. Nr. 3 ff.), scheint den Plan seines Vaters Abbas Mirza wieder aufgenommen zu haben, Herat zu unterwerfen und den Turkomanen Khorasan, das sie stets mit ihren Einfällen heimsuchten, und dessen Hauptstadt Mesched sie erobert hatten, für immer zu entreißen. Gesandte Dost Muhammeds sind ihm entgegen gegangen, um ihn einzuladen, nach der Einnahme Herats durch Afghanistan gegen Randschit Sing zu ziehen. Willigt er ein, und wohl könnte ihm beikommen, in die Fußtapfen Nadir Schahs treten zu wollen, so fragt es sich, bleibt Randschit Sing, dessen Tod nicht mehr fern seyn kann, bis dahin noch am Leben oder nicht; im letztern Fall sind Unordnungen in seinem Reiche gewiß (s. Nr. 55), und Perser und Afghanen könnten leicht nicht nur bis an den Indus, sondern bis an den Setledsch gelangen, und eine Einmischung der ostindischen Regierung wäre dann unvermeidlich. Wahrscheinlich ist jedoch ein Zug der Perser durch die Gebirge von Afghanistan über ihre Kräfte, und sie werden sich begnügen, die Obermacht Persiens in Khorasan wieder befestigt zu haben.

Westwärts entwickelt Persien gegenwärtig gar keine Thätigkeit; hier hält Rußlands Einfluß Alles in Schranken, und die einzige bedeutende Nachricht, welche über Vorderasien zu uns drang, sind angebliche große Siege der Pforte gegen die Kurden. Erwägt man indeß die Verhältnisse dieses Landes, wie ein erfahrener Beobachter sie geschildert (siehe den Artikel Kurdistan Nr. 122 ff.), so ist an große Erfolge nicht leicht zu glauben. Ueber Syrien und Arabien haben wir ebenfalls im Vergleich mit frühern Jahren wenig mitgetheilt, doch ist Skinners Reise (s. Nr. 336 ff.) und ein Schreiben aus Mocha (s. Nr. 311), so wie eine Nachricht über die Euphratexpedition (s. Nr. 550) interessant; auch aus dem Brief aus Mocha, so wenig sich der Verfasser auf politische Nachrichten einläßt, geht hervor, daß die Stellung der Aegyptier immer prekär ist. Ueber die Macht Aegyptens, seine innere Verwaltung und seinen Zustand überhaupt gibt das Werk von Cadalvène wichtige Aufschlüsse (s. Nr. 169 ff.) Ob die Nachrichten, daß Mehemed Ali mit seinen Hülfsmitteln zu Ende sey, so ganz richtig sind, möchte man darnach sehr bezweifeln. — Aus dem türkischen Asien ist die Reise von Texier (s. Nr. 92 ff.) das Merkwürdigste, was wir zu berichten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bruchas in Portugal.

(Aus dem neu erschienenen Werk: Portugal and Galizia.)

Als wir uns Ponte de Lima näherten, verierte ich mich mit meinem portugiesischen Bedienten völlig, und bald kamen wir in einen Paß, der so eng war, daß zwei Reiter nicht neben einander fortreiten konnten: die Felsen stiegen auf beiden Seiten so hoch empor, und die Zweige über uns bildeten einen so dichten Baldachin, daß die Mündung dieses Passes dem Eingang einer unterirdischen Höhle glich, und als ich weiter ritt, wurde endlich die Dunkelheit vollständig. Das Weitergehen war keineswegs sicher, da der Boden mit großen Steinen bedeckt und überall Wasserpfühle in Menge vorhanden waren. Als wir endlich aus diesem düstern Engpaß heraus waren, fanden wir uns wieder mitten im dichten Walde, wo alle Spur von einem Wege verschwunden war, und ich machte mich bereit, mein Nachtlager im Walde aufzuschlagen, als mein Diener Antonio in der Ferne ein Licht entdeckte. Ich ging darauf los, aber nur widerstrebend folgte er mir, denn ein Licht, das man spät Abends im dunkeln Walde oder auf dem einsamen Moor erblickt, wird von den Bewohnern dieser wilden Distrikte mit abergläubischer Furcht betrachtet, da man glaubt, es sey von Hexen angezündet, die unter dem Namen Bruchas bekannt sind, mit dem Urheber alles Bösen einen Verkehr unterhalten, und an irgend einem öden Orte um Mitternacht mit ihm zusammenkommen. Da ihre Wohnungen oft von diesen abscheulichen Versammlungsorten entfernt sind, so erhalten sie die Gewalt, sich dahin zu begeben, durch die abscheulichsten Mittel, indem sie sich mit einer größtentheils aus Kinderblut bestehenden Salbe einreiben, und die mächtigen Zauberworte sprechen: Por cima de vallado por baixo de telhado (über Zäune und unter den Dächern durch). Man glaubt, jeder Verstoß in der genauen Aussprache der Worte sey eine Quelle großer Gefahren. Ein Mann, der, ohne es zu wissen, eine Brucha geheurathet hatte, soll gesehen haben, wie sie in der Meinung, er schlafe, das Brautbett um Mitternacht verließ, ihre geheimen Mittel

anwandte, dann die Zauberworte aussprach und das Kamin hinaufflog. Von einer seltsamen Anwandlung getrieben, versuchte er ihrem Beispiel zu folgen, versetzte aber die magischen Worte, wurde gegen die Dächer der Häuser geschleudert und am folgenden Morgen verstümmelt und sterbend gefunden. — Wenn die Schwesterschaft beisammen ist, erscheint der Teufel in Gestalt eines ungeheuren Ziegenbocks, und empfängt die erniedrigendsten Beweise von Verehrung, worauf diese Weiber, deren Aussehen als äußerst zurückstoßend geschildert wird, in schöne Mädchen umgewandelt werden, von denen der Fürst der Dunkelheit die schönste auswählt. Hierauf folgt ein wildes Zechgelag, und dann beginnt das eigentliche Geschäft der Nacht, indem der Erzfeind ihnen aufträgt, gewisse Menschen zu versuchen, und sie unterrichtet, wie sie ihre Opfer am besten mit Leib und Seele verderben können. Die Versammlung geht aus einander, ehe der Tag anbricht, aber wehe dem Wanderer, der den schrecklichen Bruchas auf dem Rückweg nach ihren Wohnungen begegnet, denn indem sie falsche Lichter anzünden, locken sie ihn von seinem Pfade weg in drohende Gefahr, wo sie ihn dann in völliger Dunkelheit verlassen und durch ihr lautes und teuflisches Gelächter entsetzen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

Unter Christoph war alle Sonnabende großer Hof, auch wurden zur Karnevalszeit einige Hofbälle gehalten. Außerdem bestand die Unterhaltung der Männer im Reiten, die der Damen im Sitzen vor der Thüre oder auf dem überdeckten Balkon. Hie und da ließen sich die Töne einer Guitarre oder einer weiblichen Stimme vernehmen. Im Kaffeehause sah man zu Christophs Zeiten keine Eingebornen; doch desto häufiger wurden diese Orte besucht, als Boyer mit seiner Armee im Kap einrückte. Unter Christoph herrschte eine gewisse steife Etikette und Haltung unter dem schwarzen Adel, der sich von den übrigen Bewohnern scharf absonderte. Dessen ungeachtet stand der Weiße früher, so wie auch noch jetzt, in großem Ansehen, welches sich jedoch nach dem Grade seiner Vermögensumstände richtet. Auf besonders schöne Einrichtung der Zimmer hält der schwarze Adel nicht. Ihre Betten sind beinahe die einzigen eleganten Möbel, welche man bei ihnen findet. — Gastmäler werden mehr unter den dort lebenden Weißen, als unter den Eingebornen gegeben. Auf der Tafel eines Schwarzen von Rang ist der Wein oft nur schlecht, und manchmal kein Roggenbrod, sondern bloßes Cassavi-Brod (Negerbrod) zu finden. Auch besteht keine regelmäßige Einrichtung und Ordnung bei den Mahlzeiten. — Wagen sind nur bei außerordentlichen Gelegenheiten üblich; deßwegen sah man nicht selten einen hohen Minister mit Schuhen und seidenen Strümpfen zu Fuß nach Hofe gehen, und höchstens trabte ein schmutziger Neger hinter ihm drein. Reiche Frauen lassen sich, wenn sie in die Kirche gehen, durch ihr schwarzes Dienstmädchen einen Stuhl nachtragen, der nach beendigtem Gottesdienste wieder nach Hause gebracht wird. Das gemeine Volk wohnt dem Gottesdienste auf dem Fußboden sitzend bei. — Vielweiberei ist im Geheimen üblich. Auffallend ist bei den Höhern der Luxus und die schreiende Pracht der Kleidung; so ist z. B. die Wäsche bei den Männern und Frauen von der feinsten Leinwand oder von Musselin, der mit reicher Stickerei verziert ist; auf Stickereien halten die Haytier überhaupt so viel, daß sie trotz aller Arbeitsscheue selbst welche verfertigen. Die Männer trugen zu Christophs Zeiten Uniformen, weil keiner vom Militärdienste ausgeschlossen war. Erst nach Christophs Tode, als man sah, wie Boyers Offiziere sich außer Dienst bequemerer Kleidung bedienten, fing man an die Civiltracht vorzuziehen. Das Tuch um den Kopf vermißt man bei keinem Stande, weil man dadurch Krankheiten vorzubeugen sucht. Frauen und Mädchen zeichnen sich durch Pracht und Aufwand im Anzuge besonders aus. Ihr Kopfputz besteht aus reichen, zierlich gewundenen Tüchern. Ihre Leibeskleidung aus den kostbarsten englischen Stoffen. Bei festlichen Gelegenheiten rauschen sie in Seidenkleidern einher; doch immer wählen sie grelle und auffallende Farben. Alle Finger sind mit Ringen besteckt, und Hals und Ohren mit goldenem Geschmeide behängt. Ihre Strümpfe sind von der allerfeinsten französischen durchbrochenen Gattung. Auf seidenen Schuhen von feinem gefärbtem Leder gewahrt man noch kleine Goldflitter, wie sie ehemals bei uns üblich waren. Häufig gehen sie jedoch auch barfuß in niedergetretenen Schuhen. Die höhere Klasse hält sich sehr reinlich und wechselt der drückenden Hitze wegen dreimal des Tages die Wäsche. Gehen die Damen auf die Promenade, so bedecken sie den Kopf mit einem sehr breiten weißen oder schwarzen Filzhute, von dem ein Paar große Quasten über die Schultern herabhängen. Ihr Gang ist langsam und abgemessen; mit der einen Hand tragen sie das Schleppkleid, mit der andern einen Sonnenschirm. Im Reiten sind sie sehr geübt. Auf Reisen tragen sie gestreifte Männerhosen, und sitzen eben so wie die Männer zu Pferde. Viele Frauen, zumal unter den Farbigen, sind musikalisch. Die Guitarre ist ihr Lieblingsinstrument, wozu sie oft recht angenehm singen. Sie besitzen außer französischen Liedern, die ihnen noch von früherer Zeit im Gedächtniß geblieben sind, auch eigene Kompositionen.

Der gemeine Neger ist träge, und kann nur durch Strenge zur Arbeit gebracht werden; ist diese vollendet, so legt er sich unter den nächsten Baum, raucht seine Cigarre und schläft dann ruhig. — Man sieht nicht selten zwei Neger auf einem Pferde sitzen, und ein dritter hält sich am Schweife, um leichter mit fortzukommen. Der gemeine Neger hat sehr wenig Bedürfnisse. Bei einem Stück Cassavi-Brode mit gekochtem Salzfische, bei einem Trunk Wasser mit ein wenig Rum gemischt, und einigen Orangen oder andern Früchten, die er allenthalben findet, ist er zufrieden gestellt, singt sich Eins und geht dann schlafen, ungefähr wie in Neapel die Lazzaronis.

Das Hausgeräthe entspricht dem Hause: es ist schlecht mit Ausnahme des Bettes. In der Hütte des gemeinen Negers findet man einen kleinen eisernen Kessel; in diesem kocht er bald Salzfische, bald Bananenfrüchte oder sein Gombo-Gericht. Gewöhnlich wird bei schönem Wetter vor der Hütte, bei schlechtem in derselben das Feuer zwischen zwei Steinen angemacht. Das Wasser wird in großen irdenen Krügen aufbewahrt; als Trinkgeschirre gebraucht man ausgehöhlte Früchte. Eine Negerhütte hat ungefähr zwölf in die Erde gerammelte Holzstämme, die, durch Querbalken befestigt, in einer Höhe von acht Fuß ein aus Palmblättern bestehendes Dach tragen. Die Seitenwände sind aus allerhand Holzgeflechte, zuweilen auch noch mit Lehm beworfen. Im Innern trifft man zwei bis drei Abtheilungen, wovon eine für die Schlafstätte, eine zur Aufbewahrung von allerhand Früchten und andern Bedürfnissen, die mittlere aber für den Aufenthalt der Familie und zu häuslichen Verrichtungen bestimmt ist. Die Weiber bestellen die Hauswirthschaft, während der Mann, wenn er nicht beim Militär oder für das Gouvernement arbeiten muß, sich mit der Jagd beschäftigt. Der gemeine Neger geht nie ohne seinen Säbel (Machette) aus, den er an der Seite stecken hat, theils zu seiner Vertheidigung, theils um sich in den Gebüschen Platz zu machen oder ein Thier zu erlegen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1836.

Die verschiedenen Racen in Marokko.

(Nach Didier.)

Der Markt von Tetuan bietet eine wahre Galerie dar, wo man die verschiedenen Völker, welche Marokko bewohnen, zu gleicher Zeit beobachten kann; man unterscheidet vier Hauptvölker: die Berbern oder Amazirghen, die Schelluchs, die Mauren und die Araber.

Die Amazirghen, fälschlich Berbern genannt, denn sie kennen diesen Namen nicht, und wüßten ihn auch nicht einmal auszusprechen, da das B in ihrer Sprache fehlt, scheinen die Ureinwohner des Landes, welche ganz Nordafrika vom Nil bis zum atlantischen Meere bewohnen. Amazirghen ist ihr allgemeiner Name, aber in Algier heißen sie Kabylen, in Tunis Zuaven, in Tripoli Adem, in der großen Wüste Tuat; sie sind über den ganzen Strich des Atlas verbreitet und zerfallen in mehrere Stämme, von denen die Gomer die mächtigsten und berühmtesten sind. Die Araber behaupten, sie stammten von den Amalekitern und andern Cananitern ab, welche Josua aus Palästina verjagte, aber sie sprechen durchaus keinen semitischen Dialekt, und Ibn Khaldun, ihr Geschichtschreiber, bemerkt ganz richtig, sie stammten von Ham und nicht von Sem ab.

Die Amazirghen erkennen die Herrschaft des Sultans von Marokko nur so weit an, als dieß ihnen nothwendig scheint, um sich die ersten Lebensnothwendigkeiten zu verschaffen; die meisten Stämme sind unabhängig und dulden keine andere Gewalt, als die ihrer Omzargh oder Aeltesten, eine Art Erdfürsten, welche auf ihre reine Abstammung sehr stolz sind. Einer derselben, Namens Amrgar Mhosee, machte sich kürzlich durch seinen Kriegsgeist berühmt, indem er im J. 1819 einen Aufstand erhob, und ihn gegen alle Truppen des Sultans mehrere Jahre fortführte.

Der schwache Bart ist ein Hauptzug dieses Volks, ihre Haut ist nicht sehr weiß, doch haben sie häufig blonde Haare. Ihre Kleidung besteht in einem einfachen Hemde ohne Aermel, und sie leben in Zelten, oder auch in Hütten, welche sie an den unzugänglichen Abhängen ihrer Gebirge ausgraben. Ackerbau treiben sie wenig, desto mehr Vieh- und Bienenzucht. Als geschickte Schwimmer und unermüdliche Läufer lieben sie die Jagd leidenschaftlich, und bringen die größten Opfer, um ihre Gewehre mit Elfenbein und Silber auszuschmücken. Sie sind klein von Wuchs, aber kräftig und unternehmend, unversöhnlich in ihrer Rache und fanatisch gegen die Christen erbittert. Indeß lebt eine große Anzahl Juden unter ihnen, indem viele Vorfahren der Amazirghen vor der Eroberung der Araber im 7ten Jahrhundert Juden gewesen seyn sollen, eine Ansicht, welche auch die arabischen und spanischen Schriftsteller des Mittelalters bestätigen; ein Geschichtschreiber von Granada, Namens Abu Muhammed, welcher im 14ten Jahrhundert eine Geschichte der Könige von Marokko schrieb, sagt ausdrücklich, unter den Amazirghen seyen viele Christen, Juden und Feueranbeter.

Die Schelluchs bewohnen hauptsächlich den südlichen Theil des Atlas, leben in Dörfern und Städten, treiben mehr Gewerbe und Ackerbau als Viehzucht, und liefern selbst für den europäischen Handel einige kostbare Artikel. Ihre Häuser, von Stein und Lehm erbaut, haben Dächer von Backsteinen oder Schiefer, und sind zur Vertheidigung mit Thürmen versehen. Die Schelluchs betrachten sich als die ursprünglichen Einwohner des Bodens, halten die Amazirghen für Philister und behandeln die Juden unter sich viel härter. Sie unterscheiden sich von ihren Nachbarn durch eine minder starke physische Konstitution und durch eine natürliche Neigung für Künste und Gewerbe; sie sind gewandter und klüger als diese, deßhalb geriethen manche auf die Meinung, sie stammten von Portugiesen ab, welche im Mittelalter das Land besetzt, dasselbe aber bei der Entdeckung Amerika's verlassen hätten. Bei Demnet, einer ganz von Schelluchs bewohnten Stadt, steht eine mit lateinischen Inschriften bedeckte Kirche, welche man den Portugiesen zuschreibt; der Sage nach sollen Geister drinnen hausen, was sie ohne Zweifel von der Zerstörung rettete. Obgleich Nachbarn der Amazirghen, leben die Schelluchs doch ganz von ihnen getrennt, halten keinen Verkehr mit ihnen, und man hat kein Beispiel von Heurath unter einander. Was die Sprache betrifft, so ist es gewiß, daß sie sich nicht ohne Dolmetscher verstehen, selbst die Worte für die ersten Lebensbedürfnisse sind gänzlich verschieden, dennoch behauptet man, beide Sprachen stammten aus einer gemeinschaft-

lichen Quelle. Die Schellûchs erkennen die Herrschaft des Sultans eben so wenig an, als die Amazirghen, leben in völliger Unabhängigkeit und ergreifen die Waffen unter dem geringsten Vorwand.

Diese beiden verwandten Stämme bilden für sich allein die größere Hälfte der Bevölkerung. — Die Mauren scheinen ihrem Ursprung nach ein Amalgam asiatischer Völker, sie kamen viel später in das Land der Amazirghen, doch waren sie vor der geschichtlichen Epoche der Griechen und Römer schon lange darin. Der größte Theil der Mauren, welche jetzt das Land zwischen dem Atlas und dem Meere bevölkern, stammt von den aus Spanien vertriebenen ab, und bildet die reichste und mächtigste Klasse der Städtebevölkerung; sie allein verwalten die höhern Aemter in der Regierung und im Heere, und unterhalten Verbindungen mit den christlichen Völkern, die sie indeß bitter hassen. Ihre Sprache ist bekanntlich das Westarabische, welches stark mit amazirghischen und spanischen Worten gemischt ist. Sie sind größtentheils schlank und gut gewachsen, in reifem Alter neigen sie sich sehr zur Dicke hin, meistens in Folge ihres indolenten und trägen Lebens; sie sind hier wie in andern Landstrichen Nordafrika's feige, kleinmüthig, unterwürfig gegen den Stärkern und hochfahrend gegen den Schwächern. — Den vierten Theil der Bevölkerung bilden die nomadischen Araber, welche hier wie in Arabien stolz, tapfer, gastfrei und räuberisch sind; an Körpergröße und Gewandtheit übertreffen sie die Mauren, und sind nicht wie diese durch Ausschweifungen entnervt. Ihr Kostüm ist der weiße Haik, den Turban tragen sie selten, sondern sie binden das Haar mit einem langen Bande; auch gehen sie lieber barfuß, als daß sie Sandalen tragen. Sie rühmen sich, das Arabische des Koran in seiner Reinheit zu sprechen, und kein Volk hat mehr wie sie die alten Sitten unverändert erhalten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mehr als der dritte Theil Asiens gehört Rußland, freilich der unfruchtbarste und menschenleerste mit Ausnahme der Gobi, doch zeugen alte Ueberreste in Menge dafür, daß das Land einst viel stärker bewohnt war, als jetzt. Was in dem Artikel über Ruinen und Gräber in Sibirien erwähnt worden (s. Nr. 165), ist nur eine schwache Andeutung dessen, was die Grabfelder der untergegangenen Nation sind; Rußland ist geschäftig, die einst bewohnten, aber leer gewordenen Räume, so viel an ihm ist, mit Menschen zu füllen. Hier werden Verbrecherkolonien angelegt (s. Nr. 325), dort neue Straßen um das große Binnenmeer, den Baikal-See, erbaut, und aus fast allen Theilen Sibiriens (s. die Artikel: Blicke auf Irkutsk Nr. 63; Statistisches über die Provinz Jakutsk Nr. 207 ff.; Einiges über Tobolsk Nr. 337; Jekaterinburg Nr. 335) berichtet man vom Gedeihen der Städte und vom Wachsthum der Bevölkerung. Langsam ist allerdings dieser Fortschritt, das lassen die ungeheuren Entfernungen nicht anders zu, aber in einzelnen begünstigten Gegenden häufen sich die Massen der Bebauer, und die Bergwerke nebst dem chinesischen Handel thun das Ihrige, um einen fortdauernd lebhaften Handel mit dem europäischen Rußland zu unterhalten. Mehr nach Asien als nach Europa gehört die Messe von Nischnei-Nowgorod (s. Nr. 281 ff.), welche in ganz Asien berühmt, aus fast allen Theilen dieser ungeheuren Länderstrecke Käufer und Verkäufer anlockt. Zum Theil mag allerdings dieser Handel seit einiger Zeit gesunken seyn (s. den Handel mit Mittelasien Nr. 34 ff.), allein Rußland ist doch das einzige Land, wo sich die Karawanen leicht und gefahrlos mit europäischen Waaren versorgen und sie ins Innere fortschaffen können, denn die Märkte Vorderasiens sind zu weit entfernt, und die Märkte Indiens bieten wegen der hohen Berge, welche auf dem Hin- und Herwege allenthalben zu übersteigen sind, zu vielfache Schwierigkeiten dar, als daß von diesen Punkten aus Mittelasien sich so leicht seinen Bedarf in europäischen Waaren beziehen könnte. Während Rußland bemüht ist, in den weiten Räumen zwischen dem westlichen Sibirien und den Flüssen Sir und Dschihun seinen Einfluß und seinen Handel immer weiter auszudehnen, beherrscht es von Astrachan aus den Handel auf dem kaspischen Meere und den Küsten Persiens (s. Nr. 257 ff.), steht gerüstet in den Ländern südlich vom Kaukasus, wo es den Anbau von Baumwolle und Indigo zu fördern bemüht ist, und bietet zugleich Alles auf, die Schifffahrt auf seinen innern Strömen immer mehr auszubilden *) (s. die Artikel: das Gouvernement Cherson Nr. 314 f. und die Nordufer des schwarzen Meeres Nr. 232 f.) Im Besitze aller Punkte auf dem Nord- und Ostufer des schwarzen Meeres wirft es begehrliche Blicke nach den südlichen Ufern und richtet zugleich sein Augenmerk auf die Finnmarken im Norden Schwedens (s. Nr. 262 ff.), um wenigstens an Einem Ort einen ungestörten Ausgang ins atlantische Weltmeer zu gewinnen. Mit großer Besonnenheit trifft es seine Voranstalten, übereilt sich aber nicht mit der Ausführung, es kann warten, es hat der unsichern Stellen im Umfang seiner weiten Herrschaft noch genug, und wendet seine Zeit darauf, die halsstarrigen Völker des Kaukasus vollends zu unterwerfen: freilich ein schweres Stück Arbeit (s. die Gebirgsvölker des Kaukasus Nr. 103 ff.) Früh schon hatte es eine Kriegsstraße mitten durch die Wohnsitze der noch unbezwungenen Gebirgsvölker nach Grusien geführt (s. Nr. 37), und sucht, da diese manche Gefahren und Nachtheile darbietet, eine zweite anzulegen, während es sich zugleich auf der andern Seite des schwarzen Meeres an den Donaumündungen festsetzt, und den Ausfuhrhandel auf diesem Strome zu beherrschen sucht. Alles führt zu dem großen Zweck, Persien und die Türkei in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten: der Besitz dieser Länder selbst ist es gewiß nicht, was es jetzt schon erstrebt, aber daß Alles darin seinen Wünschen und Absichten gemäß gehe, diesen Zweck hat es schon größtentheils erreicht.

Hier wirkt Alles zusammen, und nichts wird vergessen: man druckt für die unter russischem Scepter stehenden Muhammedaner den Koran, und schickt den Slaven an der Donau die

*) Der projektirten Eisenbahnen, eben weil sie bis jetzt nur noch projektirt sind (s. Nr. 529) gar nicht zu gedenken.

russischen Kirchenbücher (s. Nr. 128 ff.); man sucht aus der russischen Literatur und dem Unterrichtswesen den fremden Geist auszutreiben, und russischen Nationalsinn zu begründen (s. Gang der russischen Literatur Nr. 96 und 341), und thut Alles, um unter den nichtrussischen Einwohnern des Innern die russische Sprache zu verbreiten; man befördert wissenschaftliche Unternehmungen und gibt Zeitschriften für alle Zweige der öffentlichen Verwaltung heraus. Die Erbärmlichkeit und Verkäuflichkeit der untern Beamten (s. die Denkwürdigkeiten des Titularraths Tschuchin Nr. 185 ff.) thun dem Staatsdienste großen Eintrag, man gibt sie Preis, legt Hand ans Werk, vermindert ihre Zahl und vermehrt ihren Gehalt. Wer sich ein großes Ziel vorgesteckt hat, bleibt nicht an kleinen Hindernissen stehen.

Hinten an Asien angelehnt, wo es nichts zu fürchten und viel zu gewinnen hat, greift es mit der rechten Hand nach den schwedischen Finnmarken, mit der Linken nach dem Südufer des schwarzen Meeres, breitet seinen Einfluß in Asien und Europa zugleich aus, hebt Handel und Industrie im Innern, — in der That, diese Macht verdient Achtung wegen der Energie ihres Willens und der eisernen Beharrlichkeit, womit die gleichen Plane so viele Jahrzehente hindurch ohne Wanken verfolgt werden.

Ihm gegenüber steht England, doch schon darum in einer ungünstigern Lage, weil es auf der Defensive ist; es bewacht Rußlands beide Ausgänge, den Sund und den Bosporus, und sucht die Völker des Kaukasus gegen dasselbe aufzuregen. Nur darin ist es seinem Gegner überlegen, daß es eine ausgebildetere Seemacht besitzt, und leichter über große Geldmittel verfügen kann. Doch diese Vortheile Englands werden durch andere Nachtheile vielleicht mehr als aufgewogen, denn England kämpft mit einem Feind in seinem Innern, welcher mit jedem Jahre drohender heranrückt: seine ungeheure Schuld macht ungeheure Abgaben, die hohen Abgaben einen hohen Preis der Lebensbedürfnisse nöthig, aber mit diesem hohen Preis der Lebensbedürfnisse ist es auf der einen Seite nicht möglich, auf die Dauer die Konkurrenz des Kontinents auszuhalten, und der hohe Preis selbst ist auf der andern ohnedieß durch die freie Einfuhr aus Irland herabgedrückt. Wir haben in einem Artikel über die neuen Parlamentshäuser (Nr. 206 ff.) gezeigt, wie nahe alle diese Punkte unter sich und mit dem jetzt noch bestehenden gesellschaftlichen Zustande in England zusammenhängen. Wie drohend die Gefahr ist, daß eine Abnahme seines Handels und seiner Manufakturthätigkeit das ganze künstliche Gebäude erschüttern könne, geht aus den gefährlichen Mitteln hervor, welche man ergriff, indem die Kapitalien künstlich vermehrt (s. die Provinzialbanken Englands Nr. 320) und der Zinsfuß herabgedrückt wurde. Aber das Mittel hat sich gegen England gewendet (s. die Geldkrise in England Nr. 339) und seinem Handels- und Gewerbsstand eine furchtbare Verlegenheit bereitet. Die Lage Irlands wird immer beunruhigender (s. Irland im J. 1836 Nr. 242 ff., Skizzen aus Irland Nr. 262, 264 ff.), und wenn die englische Aristokratie nicht bei Zeiten einlenkt, so wird auch sie, die durch Reichthum und politisches Ansehen so fest stand, sich kaum halten können.

So drohend indeß diese Aussichten sind, so wahr ist es, daß der innere Kern der Nation eine Gesundheit und Lebenskraft zeigt, daß zwar im Sturm der Zeit die jetzigen Institutionen mit und in Folge des zu hoch gesteigerten Finanzsystems fallen können, aber die Nation wird sich, wenn auch nicht auf der ganzen Höhe ihrer jetzigen politischen Macht, doch immer kräftig genug behaupten, denn ihr Ackerbau, die Grundstütze der Staaten, ist in einem Zustand, wie kaum in einem andern Theile der Welt (s. Nr. 85 ff.), und die Wohlfahrt der niedern Fabrikbevölkerung (s. den Artikel über Arbeitslohn u. s. w. Nr. 188 ff.) kann wohl auf einige Zeit gefährdet werden, doch schwerlich auf die Dauer leiden. Wohl fühlt der Engländer, daß seine jetzige Wohlfahrt aufs innigste zusammenhängt mit der Macht des Staates, mit seinem Einfluß in allen Theilen der Welt, und darum wird auch die Regierung auf das lebhafteste in ihrem Wirken nach Außen unterstützt. In allen Welttheilen stehen seine Truppen (s. den Artikel über die Ablösung der englischen Regimenter Nr. 342), in Ost- und Westindien gebietet es fast unumschränkt, alle wichtigen Punkte des Mittelmeeres hält es besetzt (s. den Artikel über das Mittelmeer Nr. 8 ff.), hütet den Bosporus mit Argusaugen, schickt quer durch Syrien hindurch eine Expedition nach dem Euphrat, schwerlich in der Absicht, wirklich hier eine Dampfschifffahrtslinie zu beginnen, *) sondern wohl um den Zustand der Länder und Völker zu erforschen und Mittel ausfindig zu machen, dem Weiterumsichgreifen der Russen in Asien sich zu widersetzen. Nicht minder willkürlich und schroff verfährt es an andern Orten: in Spanien hebt es die Demokratie, in Portugal das Königthum empor, setzt sich an der Nordküste von Spanien fest, um Don Carlos in den Weg zu treten und sich bezahlt zu machen, sendet Schiffe und vielleicht bald Truppen nach Portugal, um dort seinen Einfluß und seine Handelsvorrechte zu behaupten; kurz es geht mit einer Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werke, welche Alles nur nach seinem Vortheil abmißt, aber Bewunderung erregt durch die Energie und die Thätigkeit, welche die ganze Erde umspannt, und zur Erreichung eines großen Ziels auch alle Kräfte aufbietet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese Absicht ist auch bereits schon offenkundig aufgegeben.

Das Monopol der Hudsonsbai-Kompagnie.

Die Agenten der Hudsonsbai-Kompagnie sind nicht zufrieden, auf das Pelzwerk einen so niedrigen Preis zu setzen, daß nur die thätigsten Jäger dabei bestehen können, und die ältern und schwächern dabei vor Mangel umkommen müssen, sondern sie ermuntern auch noch zum unmäßigen Gebrauch von Branntwein, welcher auf die Indianer eine so furchtbare Wirkung hat. Durch verschiedene Mittel ist es der Kompagnie gelungen, die Eingebornen ganz von sich abhängig zu machen, und diese fühlen auch tief ihre Erniedrigung. Die Einführung der Feuerwaffen ist eine der vielen Ursachen; so lange sie Munition erhalten konnten, vernachlässigten sie den Gebrauch der Bogen und Pfeile, der Speere, und die verschiedenen Arten, die Thiere in Fallen und Schlingen

zu fangen, so daß sie diese nun ganz vergessen haben. Das Kreditgeben im Frühjahre und Herbst, eine größere Ausrüstung an Kleidern und Munition, als die Indianer durch die Winter- und Sommerjagd zahlen können, bringt sie durch die eingegangenen Verbindlichkeiten so völlig in die Gewalt der Pelzhändler, daß dieß als eine weitere Ursache ihres Herabkommens betrachtet werden muß. Wenn sie alt werden und nicht länger jagen können, gibt man ihnen keine Munition mehr, welche zu ihrem Lebensunterhalt unerläßlich geworden ist, und sie sterben buchstäblich Hungers. – Diese Uebel sind in neuerer Zeit zu einer so furchtbaren Größe angewachsen, daß sie aus Noth Kannibalen geworden sind, und kaum ein Monat vergeht, wo man nicht an einem der Handelsplätze eine furchtbare Geschichte von Kannibalismus hört. — Vergleicht man die Preise, welche man den armen Indianern für die Pelze bezahlt, mit denjenigen, welche die Hudsonsbai-Kompagnie dafür in London erhält, so kann man sich daraus schon einen Begriff machen von der Unterdrückung dieser Menschen: für drei Marderfelle gibt man ihnen ein rohes Messer, welches höchstens auf 6 Pence zu stehen kommen kann, während drei solcher Felle im verflossenen Januar in London für fünf Guineen verkauft wurden. Bei kostbaren Pelzen, wie von schwarzen Füchsen, Seeottern u. dgl. verdreifacht sich der Vortheil. Erst vor einigen Jahren wurde ein schwarzer Fuchspelz für 60 Guineen verkauft, wofür der Indianer einen Werth von zwei Schilling erhalten hatte. Die ehrenwerthe Kompagnie, welche kraft ihres Freibriefs solche goldene Ernten macht, dürfte wohl einen kleinen Fonds anlegen, um die Alten und Kranken, welche in den Tagen ihrer Gesundheit und Kraft so viel zu ihrem Reichthum beitrugen, vor dem Hungertode zu schützen.

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Fortsetzung.)

Man hat auf dem Lande keine Uhren, und doch können die Neger die Tageszeit nach der Sonne beinahe auf die Minute bestimmen. Die Kinder gehen bis ins sechste und siebente Jahr ganz bloß; bis zu diesem Alter wälzen sie sich vor der Hütte im Sande umher, ohne daß sich die Mutter um sie bekümmert. Die Kinder der Reichen sind bekleidet, allein ihr Anblick reizt zum Lachen, weil der Schnitt ihrer Kleider derselbe ist, wie bei den Erwachsenen. — Schulen und Kirchen existiren nur in Städten, daher denn ein großer Theil der von diesen entfernt wohnenden Familien gar keine Erziehung genießt. Ja, viele Kinder werden nicht einmal gleich nach ihrer Geburt getauft, sondern erst nach einiger Zeit nimmt die Mutter das Kind zu diesem Zweck mit sich auf dem Pferde nach der Stadt. Um so bemerkenswerther ist die Ehrerbietung, welche Kinder gegen ihre Eltern und überhaupt gegen ältere Personen beobachten. Der Vater bestraft die Kinder nicht, dieß ist die Sache der Mutter. Ich sah Mütter ihre Kinder dergestalt schlagen, daß sie sich auf der Erde vor ihnen krümmten, ohne die Flucht zu ergreifen oder sich zu vertheidigen; läuft aber ein solcher Sträfling davon, so hat er die Strafe doppelt zu erwarten. In diesem Falle kommt er aber auch selten wieder nach Hause, sondern wird Maron, d. h. er hält sich entweder in der Wildniß auf oder geht anderswo in Dienste. — Der gemeine Neger ist schmutzig, und häufig in erwachsenen Jahren voll Ungeziefer. Die Haare der Negerin sind niedlich geflochten; dieß ist eine noch aus Afrika beibehaltene Sitte.

Ueber Religion, Volkscharakter und Sprache sind folgende Notizen die interessantesten: Die Religion der Haytier ist die römisch-katholische; der größte Theil ist sehr orthodox und nicht selten bigott; auch wird sehr auf die äußerlichen Gebräuche gehalten. Die Begräbnißfeierlichkeiten sind den unsrigen ähnlich; die niederste Klasse hat afrikanische Sitte beibehalten. — Die Heurathen werden ohne alle Feierlichkeiten geschlossen.

Die meisten Bewohner von Hayti sind von einem gegenseitigen Hasse beseelt; am verhaßtesten sind die Mestizen, welche den Weißen an Farbe ziemlich nahe kommen. Die Neger in Hayti zeichnen sich durch muntern Geist und lebhafte Phantasie aus. Von natürlichem Muthe beseelt, gehen sie an die schwierigsten Unternehmungen, wenn persönliches Interesse und Ambition sie dazu treibt. Sie besitzen glückliche Anlagen zur Erlernung der Wissenschaften, und sowohl der freien als mechanischen Künste. Der Neger behandelt den Weißen mit aller Freundlichkeit, sobald solches bei diesem auch der Fall ist, und der Schwarze gut bezahlt wird. Die Neger nennen sich unter einander Vater, Mutter, Bruder, Schwester, ohne es zu seyn; auch die Weißen nennt man, vorzüglich auf dem Lande, Gevatter, oder wenn man ihnen vielen Respekt bezeugen will: Bourgeois, oder auch Monsieur Blanc. Nähert sich ein Weißer auf dem Lande einer Habitation, so wird er zuerst von einem halben Dutzend ausgehungerter Hunde angeklafft. Seine Aufnahme daselbst hängt schon von dem Gruß ab, mit welchem er die Familie anredet. Bonjour Compère oder Commère ist das Losungswort der Freundschaft. Die Hunde werden sodann beseitigt und der Fremde ist aufgenommen. Nur ihre Vorstellung von Freiheit und Gleichheit darf man nicht verletzen, sonst erhitzt man ihr Blut. — Gegen die Franzosen wurzelt in den Haytiern ein ewiger Haß, in den Südprovinzen jedoch in nicht so hohem Grade. — Die Grundsprache der Haytier ist die kreolische, ein schlechtes Französisch; die gebildete Klasse jedoch spricht gut Französisch. Hier einige Beispiele: gagner wird häufig statt des Hülfszeitworts avoir gesetzt, z. B. ou pas gagnez argent? Haben Sie kein Geld? Wenn sie etwas sehr höflich verlangen, sagen sie: Moucher (Monsieur) blanc, bey moin, Herr Weißer, geben Sie mir; bey steht hier statt donner; es wird aber auch statt apporter verwendet, als: bey moin une assiette, bringen Sie mir einen Teller. Anstatt savoir sagen sie immer connaitre. Bei Thieren nennen sie z. B. den Hahn Papa poule und die Henne Mama poule, auch sagen sie papa cochon und Mama bœuf u. s. w.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1836.

Verändernde Kraft des Gewässers. *)

Die Wirkungen, welche das Wasser noch unter unsern Augen auf die feste Erdrinde ausübt, sind ihrem Grundcharakter nach zweifacher Art, theils mechanisch, theils chemisch.

Die mechanischen Wirkungen der Gewässer zeigen sich bei dem gegenwärtigen Zustande der Erdoberfläche nirgends ausgezeichneter als in den Gebirgen, wo dem Stoße des fließenden Wassers, dem Eindringen desselben in das Innere der Erde die mannichfachsten Wege offen stehen. Wasser, das als Regen und Schnee aus der Atmosphäre niederfällt, stellt sich hier am häufigsten und reichhaltigsten ein, und die Wirkungen, welche es auszuüben vermag, sind daher hier am sichtbarsten. Regenwasser, das ins Innere der zerklüfteten Felsen hoher Alpengipfel dringt, wird in ihnen zum Gefrieren gebracht, und da es sich beim Froste stärker ausdehnt, zersprengt es das feste Gestein, zerreißt die hohen Rücken des Gebirges und umgibt die einzeln stehen gebliebenen zackigen Felsengipfel, deren Inneres dem Wasser weniger zugänglich war, mit im Laufe der Zeiten immer wachsenden Trümmerhaufen; selbst unsre benachbarten niedern Gebirge geben, namentlich auf den Gipfeln und an den Abhängen der Granitberge, zahlreiche noch unter unseren Augen sich gestaltende Beweise solcher Vorgänge. Große Schneelasten ferner, welche sich während der langen Winter auf hohen Gebirgen anhäufen, deren Basis vom Thau in Wasser aufgelöst zu mächtigen Eisklumpen gefriert, können allein durch den Druck ihrer Masse auf vorragende oder überhängende Felswände mächtige Veränderungen ausüben; sie können ganze Berge, die ihnen nachzugeben vermögen, zerbrechen und sie ins Thal werfen; erst vor wenigen Jahren ereignete sich ein schaudererregender Fall dieser Art in den Alpen. **) Mächtiger indeß ist die Kraft der Gewässer, wenn sie, von den Abhängen der Berge herabfließend, in Gießbächen und größern Strömen aus den Gebirgen in die tiefern Gegenden der Erde herabfließen; nicht nur die losen Trümmerhaufen, welche sie vorfinden, stoßen sie mit sich fort und rollen sie in die Flächen hinab, sondern sie schneiden auch tief in den unverrückten Boden des Festlandes ein und bilden lange tiefe Furchen mit steilen Wänden, welche nachfolgende Ströme erweitern und austiefen. Ueberall an den Rändern höherer Gebirge, wo Flüsse aus ihnen hervortreten, können wir wahrnehmen, welche außerordentlichen Lasten scheinbar selbst sehr unbedeutende Flüsse, wenn sie durch plötzliche Regengüsse oder Schneeschmelzen angeschwellt werden, mit sich fortzuwälzen vermögen; *) uns allen sind die Wirkungen wohl bekannt, welche oft ein einziger Gewitterregen an steilen Berghängen auszuüben vermag, und die tiefen Ravinen (Tobel), welche den Rand höherer Berge umgeben, sind Zeugen davon; die Einschnitte, welche sie bilden, sind im Kleinen ein Abbild unserer größern Flußthäler, und gewiß ist es daher, daß bei aufmerksamer Betrachtung viele derselben als auf ähnliche Weise im Laufe der Zeiten entstanden, betrachtet werden dürfen. Indem die fließenden Gewässer in den einmal gebildeten Schluchten fortrinnen, üben sie übrigens noch andere nicht minder heftig zerstörende Wirkungen aus: an den Füßen der Felswände nagend unterwaschen sie diese, und indem sie überhängend werden, veranlassen sie ihren Einsturz. So sind einige der fürchterlichsten Bergstürze **) in den Alpen entstanden, welche blühende Landschaften verheert und ganze Städte vertilgt haben; andere Unterwaschungen geneigter Schichten im Innern können der Erdoberfläche ihre Stütze rauben und ganz sanft geneigte Bergabhänge, wie zuvor die steilen Wände der Thäler zum Abgleiten und Niedersinken bringen. ***) Wir bemerkten viele deutliche Spuren von solchem Umstürzen, Abgleiten und Niedersinken der Schichten im Innern der Erdrinde aus einer frühen Periode der Erdbildung, und wir werden daher schließen dürfen, daß

*) Aus Berghaus Almanach für das Jahr 1837.

**) Zerstörung von Ronde im Vispacher Thal 1818, den 27sten December. Hügel von 2400' Breite, 1000' Länge und 150' Höhe stürzten mehrere tausend Fuß hoch herab.

*) Bode bei Thale. Flüsse in der Schweiz &c.

**) Plurs 1618 den 25sten August, mit 2000 Menschen im Thal von Chiavenna; 1714 der östliche Theil des Diablerets im Wallis bedeckte mehr als eine Quadratmeile.

***) Bergschlipfe. Rosse; der von Goldau 2ten Sept. 1806. Auf einer Ebene von 25 Grad Neigung rutschte ein Stück 100' stark, 1000' breit 1 Stunde lang, 2 Stunden weit.

auch sie auf einem ähnlichen Wege (durch dieselbe Kraft) entstanden sind, welche sie gegenwärtig noch erzeugt.

Bergstürze und das Niedersinken des Bodens geben ferner nicht selten Veranlassungen zu nachfolgenden Veränderungen der Erdrinde von nicht geringerer Bedeutung. Die herabgestürzte Masse derselben füllt nicht selten die benachbarten Thäler aus, der Lauf der Flüsse wird gehemmt und die oben liegenden Gegenden, welche sonst vom Wasser entblößt waren, werden in Seen verwandelt. Die Wassermasse der Seen schwillt an, und erhält sich, so lange der Damm ihr genugsamen Widerstand in den Weg legt; doch allmählich untergraben und ausgewaschen kann er häufig den Druck der Wassermasse nicht mehr tragen, er zerbricht, und plötzlich erhält das Wasser einen Ausweg, bei seinem Abzuge Alles verheerend, das ihm entgegensteht. *) Solche Ereignisse sind noch in unsern Tagen nicht selten, und die Formen so vieler Alpenthäler beweisen, daß sie in den früheren Perioden der Erdbildung häufiger waren; Escher hat gezeigt, daß die in ihnen enthaltene Wassermasse groß genug war, die mächtigen Felstrümmer der Alpen an den gegenüberliegenden Jura zu versetzen. Auch in den Thälern niedriger Gegenden läßt sich häufig erweisen, daß sie einst nur aus einer Kette von Landseen bestanden, welche durch die Zerreißung von Trennungsdämmen mit einander verbunden wurden; der Rhein, die Donau, zeugen davon, und ausgezeichnete Beispiele geben die Elbe in Böhmen, die Rhone bei l'Ecluse; und in den canadischen Seen, so wie in den Seen Rußlands erblicken wir diesen ursprünglichen Zustand noch fast vollendet erhalten. Aehnlich wie die fließenden Gewässer in den Gebirgen sehen wir heute noch das Meer in den Tiefländern der Erde mächtige Veränderungen auf die feste Erdrinde ausüben, welche mit denen der Vorzeit in Vergleich gebracht werden können; Meeresströme (veranlaßt durch die Form der Kontinente, Bewegung der Erde, Luftströme, Temperaturvertheilung) durchfurchen den Boden desselben; sie bilden ungleich vertheilte Unebenheiten, wie sie jetzt auf dem Festlande vorkommen, das, wie alles beweist, wiederholentlich einst Meeresgrund war. Sichtbarer indeß und unstreitig einflußreicher ist die Wirkung, welche das Meer auf die Gestalt seiner Küsten ausübt; steile Felsenufer werden allmählich von der Bewegung der Wellen unterwühlt und müssen einstürzen, das Meer bemächtigt sich der zertrümmerten Klippe, und indem es sie hin- und herrollt, verwandelt es sie in die zahllosen Geschiebe und Sandmassen, welche seine Ufer bedecken und aufgeschüttete Ebenen auf seinem Grunde bilden, welche ganz jenen aufgeschütteten Sand- und Geröllebenen gleichen, die wir auf dem festen Lande sehen; auf diese Weise werden fortwährend Theile des Festlandes in Meeresgrund umgewandelt, und die Spuren zerstückelter Felseninseln (Helgoland, Scheeren, an der Küste Skandinaviens, Ostküste Asiens, dem mexikanischen Meerbusen) an den Küsten des Festlandes zeugen von dem großen Einflusse dieser ununterbrochen fortdauernden Wirkung. An flachen sandigen Küsten geht diese Art der Zerstörung häufig viel schneller und furchtbarer vor sich, außerordentliche Fluthen, ein einziger Sturm, sind oft vermögend, ganze Provinzen unter Wasser zu setzen, und sie für Jahrhunderte in Meeresgrund zu verwandeln. *)

*) Ausbruch des Bagnes-Thals; 6ten Julius 1818. See von 10 000 F., 700 Br., 200' Tiefe, auf einem Weg von 20 Stunden zertrümmerte Lärchenstämme 50' lang und Felsblöcke von 10.000 Kubikfuß.

*) Zuydersee 1225, Biesbosch 1421, Dollart, Jahde, Holsteinische Küste, Insel Nordstrand, Juist, Baltrum ec.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Während England in allen Welttheilen Länder beherrscht, deren Umfang das Mutterland weit übertrifft, während sich kaum ein bedeutender der Schifffahrt zugänglicher Ort auf der Erde findet, wo nicht England Verbindungen angeknüpft hat, scheint sich Frankreich in immer engere Gränzen zurückzuziehen: seine Kolonien sind nicht nennenswerth, sein Handel nach Außen kann sich mit dem Englands in keiner Art messen, und wird auch häufig auf eine Art betrieben (s. den Artikel: Frankreichs Handel nach Südamerika Nr. 186), daß man sich über den geringen Erfolg eben nicht verwundern darf. Vor einem halben Jahrhundert machte es noch England den Besitz von Indien streitig und kämpfte mit ihm um die Herrschaft zur See, aber seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, aus welchem es, wenn auch nicht als entschiedener Sieger, doch mit bedeutenden Vortheilen heraustrat, erbleicht sein Stern immer mehr, und nur die Aufregung der Revolution und das überwiegende Genie Eines Mannes hat ihm für einige Zeit einen Aufschwung gegeben, nach welchem es wieder zurückzusinken scheint, bis vielleicht ein neues Aufflammen des regen Nationalgeistes ihm abermals auf eine Zeit lang eine große Rolle zuweist. So ist es seit zwei Jahrhunderten in raschem Wechsel von der Größe zur Schwäche von der Schwäche wieder zur Größe übergegangen, während England, so lange sein Rival, und wahrscheinlich auch jetzt noch ihm nicht sehr freundlich gesinnt, seine Kraft und seine Energie ziemlich stetig entwickelt hat. Ist dieß eine Folge des Nationalcharakters? Wir wollen die so oft debattirte Frage nicht von Neuem aufwärmen, sondern begnügen uns, die Thatsache festzustellen.

Große Unternehmungen, welche sich nur durch ausharrenden geduldigen Muth zu einem glücklichen Ende führen lassen, darf man also von den Franzosen nicht erwarten. Die Eroberung von Algier, mit großen Mitteln vorbereitet, und mit glänzendem Muthe ausgeführt, wird jetzt auf eine schwache, unzusammenhängende Weise fortgesetzt: man hat sich für keines der verschiedenen vorgeschlagenen Systeme entschieden, und opfert nun große Summen und viele Menschenleben auf, aus keinem andern Grunde, als weil man nicht genau weiß, was man will, und den gefaßten Entschluß nicht mit Ausdauer und Beharrlichkeit durchführt. So hat sich die Meinung ziemlich allgemein festgesetzt, daß die Franzosen nicht im Stande seyen, Kolonien

zu gründen und zu behaupten, und das neuere Verfahren in Algier ist keineswegs geeignet, diese Ansicht Lügen zu strafen.

Viele haben geglaubt, der Mangel an Bildung im Volke sey an dieser Haltlosigkeit Schuld, allein mit dem Unterrichtswesen ist es in England kaum besser bestellt als in Frankreich, obwohl man bei den Engländern als einem nördlichern Volke mehr Sinn für Lektüre voraussetzen sollte und auch wirklich findet. Aber in den Büchern steckt nicht allein und nicht einmal vorzugsweise die Bildung, sondern im Leben; das mannichfach bewegte Leben in England, die großen Zwecke, welche man verfolgt, die mannichfachen Erfahrungen auf weiten Reisen heben auch das gemeine Volk daselbst, und geben ihm einen merkwürdigen Impuls. Freilich steht Frankreich mit seiner Bevölkerung seltsam da. Die größere Hälfte gehört dem Südabhang Europa's, welchem gleichsam ein anderes Lebensziel gesteckt ist, als den Europäern des Nordabhangs; sie werden früher reif, und treten früher in das thätige und bürgerliche Leben ein, sie haben weniger Zeit, sich wissenschaftlich, und mehr Zeit, sich durch Erfahrung auszubilden: das Alter, wo man nicht mehr gern auf der Schulbank sitzt, tritt für sie frühzeitiger ein. Die Regierung hat ihren Sitz im nördlichen Theile, und alle öffentlichen Einrichtungen sind mehr auf diesen berechnet: die Klage des Südens und Westens, daß man der Gewerbsindustrie des Nordens und Ostens ihre Ackerbauinteressen aufopfere, ließe sich vielleicht in noch andern mehr geistigen Beziehungen durchführen.

Aber die Abhülfe ist hier schwer, weil die Centralisation in der Hauptstadt Alles verschlungen hat (s. den Artikel: Paris Nr. 316 ff.), hier ein krankhaftes überreiztes Leben erzeugt, und den Provinzen den Lebenssaft entzieht. Wie weit dieses geht, davon liefert der Artikel über den französischen Buchhandel einen Beweis, welcher sehr in Einzelheiten eingeht, aber ausnehmend bezeichnend ist für das Treiben in Paris, woran die Provinzen erlahmen. London ist zum mindesten anderthalbmal so groß, ohne Vergleich viel reicher, und doch übt es keineswegs den überwiegenden Einfluß auf England, wie Paris auf Frankreich, aus, am allerwenigsten in der Politik. Es ist dieß eine Folge von politischen Maßregeln und Staatseinrichtungen seit den letzten 200 Jahren, welche sich allmählich in das innerste Getriebe des gesellschaftlichen Lebens verästet haben, und unter verschiedenen Regierungsmaximen nur verschiedene Formen annehmen, im Wesentlichen aber dieselben blieben. Wie früher die Gebundenheit der Güter durch die Lehensverhältnisse dem Ackerbau hemmend in den Weg traten, so jetzt das Wahlsystem, indem die Güterbesitzer, um das auf dem Gutsbesitz haftende Wahlrecht nicht zu verlieren, keine Zeitpächter, sondern Metayers darauf hinsetzen, ein System, unter welchem noch wenigstens die Hälfte von Frankreich seufzt, und wobei der Ackerbau nie zu sonderlicher Blüthe gelangen kann.

Am auffallendsten ist dieß Verhältniß der Hauptstadt zum übrigen Lande in der Schriftstellerwelt und im geselligen Leben; außerhalb Paris gibt es eigentlich keine Schriftsteller, weil nach diesem großen Centrum Alles hinströmt, und die Pariser Schriftsteller scheinen nur beschäftigt, die ewig rege Neugierde und den abgestumpften Sinn eines überbildeten und verbildeten Publikums zu reizen. Darum ist Paris das große Hauptquartier der modernen litterature facile. Jene Literatur, welche die Mitte hält zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und Modelektüre, ist die seltenste, und die wissenschaftliche Literatur, insofern sie einen Theil des Buchhandels ausmacht, eine wahre Treibhauspflanze, weil die geringe Verbreitung dieser Werke sie kaum zu einem Gegenstand der Buchhändlerspekulation werden läßt. Wohin diese zusammenwirkenden Umstände die Literatur endlich führen müssen, ist unschwer zu errathen: sie muß sinken, bis endlich das Uebermaß des Uebels eine Heilung mit sich bringt.

Was hört man bei diesem Zustand von Frankreich im Ausland? Immer und immer nur das Treiben in Paris: hier ist es eine neue Oper, welche die allgemeine Neugierde reizt, dort ein neues Schauspiel, ein Roman, die Leistungen einer Tänzerin, Victor Hugo auf Reisen, oder der Orang-Outang im Jardin des Plantes, welcher zur großen Betrübniß des Pariser Publikums erkrankte; oder ein deutscher Schriftsteller faßt das Leben in Paris auf, wie es sich gibt (s. die Skizzen aus Paris Nr. 149, 143, 155 u. s. w., entlehnt aus dem Werke: Paris im J. 1836), bietet eine angenehme und interessante Lektüre dar, erweckt aber mitten unter den heitern Schilderungen ernste Gedanken über den Zustand und das Schicksal dieser Stadt, und des von ihr abhängigen Reiches.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Aus der kürzlich erschienenen Karl Ritters naturhistorischen Reise nach Hayti.

(Schluß.)

Von ihrem Kunstfleiße läßt sich wenig Vortheilhaftes sagen. Manufakturen haben sie keine, indem ihnen Fabrikate aus andern Ländern zugeführt werden. Indeß verfertigen sie schöne Tischlerarbeiten, wobei ihnen die mannichfaltigen und trefflichen Holzgattungen sehr zu Statten kommen. Maler gibt es einige, die jedoch noch wenig Erhebliches geliefert haben. In der Literatur haben sie einige Fortschritte gemacht, indem sie bereits einige Theaterstücke besitzen.

Was die Betriebsamkeit in ökonomischer Hinsicht betrifft, so verlegen sie sich nur auf das, was zum Handel und Luxus unumgänglich nothwendig ist, auf den Bau des Kaffees, der Baumwolle, des Tabaks, des Indigos, des Zuckerrohrs und der Lebensmittel.

Die Bebauung des Bodens findet auf eine eigene Art statt. Einen Ackerpflug oder eine Egge kennt man nicht, da die Erde immer mild und locker ist, und kaum des Düngens bedarf. Wenn ein Stück Land bebaut werden soll, so wird zuvor alles Gesträuch und Unkraut durch Feuer auf dem Platze vertilgt. Die Asche dient als Dünger. Nun kommen 20 bis 30 Negerweiber und Kinder mit Hacken, stellen sich in eine lange Reihe und hauen das Land um, und andere, die diesen nachfolgen, bepflanzen oder besäen es zu gleicher Zeit. Bei Anpflanzung eines neuen Zuckerfeldes verfährt man auf folgende Weise: man schneidet die Rohre in Stücken und pflanzt sie in langen Reihen, etwa einen Schuh von einander entfernt; zwischendurch bleiben schmale Wege zum Gehen. Solch eine Anlage nennt man eine Zuckerplantage. Die

Anpflanzung geschieht zu Anfang Mai's, weil dann die nasse Jahreszeit beginnt. — Die Kaffeepflanzungen, welche sich in den gebirgigen Gegenden befinden, brauchen sehr wenig Pflege. Die Bäumchen werden, wie bei uns die Obstbäume, in Schulen gezogen, und dann in die Plantagen versetzt, worauf man nur von Zeit zu Zeit die obern Aeste abzustutzen hat, damit sie viele Seitenzweige treiben, und folglich desto mehr Früchte tragen.

Die gangbarsten Münzen sind spanisches Silbergeld oder portugiesisches Gold; jedoch ist auch eine Menge auf Hayti selbstgeschlagenen Geldes im Umlaufe. Ein spanischer Thaler gilt 6 Schillinge 3 Pence. Gewöhnlich bekommt man, wenn man einen spanischen Thaler wechseln läßt, vier haytische Gourdins. Ein Gourdin hat drei Escalins; dann gibt es auch halbe Escalins, welches die kleinste Münze ist. An kleinen Münzen fehlt es sehr, so daß man oft mehr kaufen muß, als man braucht, um das Wechseln zu vermeiden. —

Unter den Fischen, die man in Hayti kennt, zeichnet sich besonders der Haifisch aus. Er hält sich im Hafen der Kapstadt auf, und verschlingt Alles, was aus einem Schiffe ins Wasser geworfen wird, und nicht selten kommen diese Thiere dem Ufer ganz nahe. Man sieht schon von Weitem einen langen Streifen, wie eine kleine Welle, da, wo der Fisch ist, weil er beinahe auf der Oberfläche des Wassers ganz horizontal schwimmt. — Eines Tages, so erzählt der Verfasser, ward an unserem Schiffe ein Hai gefangen und zwar auf folgende Art: Ich hatte zwei Krokodile an Bord, die ich daselbst anatomirte. Wir warfen von Zeit zu Zeit Stücke Fleisch ins Meer, welches eine Menge größerer und kleinerer Fische herbeilockte. Plötzlich erblickten wir auch einen sehr großen Haifisch, den man recht deutlich um das Schiff herumschwimmen sah. Der Kapitän ließ sogleich einen eisernen mit Fleisch umwundenen Haken über Bord werfen. Wir gingen unterdeß zu Tische; doch kaum hatten wir uns gesetzt, so hörten wir den Ruf: „Ein Hai ist gefangen!“ Wir stürzten alle auf das Verdeck, aber das Ungeheuer hatte sich mit seiner Beute in die Tiefe verloren; das Tau wurde nachgelassen, da sich aber der Fisch nicht zu verbluten schien, zog man ihn herbei. Der eiserne Haken hatte sich an den Kinnladen eingehakt und hielt ihn fest. Höchst interessant war der hartnäckige Widerstand dieses Thieres. Da es immer mit dem Kopfe nach unten wollte und mächtig mit dem Schweife über dem Wasser umherschlug, so brachte dieß die Matrosen auf den Einfall, ein Boot auszusetzen, um den Hai mit einer Schlinge zu fangen. Furchtbar wüthend in konvulsivischen Bewegungen, schlug dieser beinahe das Boot um. Indeß gelang es, den Schweif in der Schlinge zu fangen; das Tau wurde nun doch über dem Verdeck an einer Segelstange festgemacht, und auf diese Art das Ungeheuer mit dem Kopfe gegen das Wasser in die Höhe gezogen und auf das Verdeck gebracht. Am meisten zog die unverhältnißmäßige Dicke des Körpers unsere Verwunderung auf sich. Nach Verlauf einer Stunde, als das Thier schon todt war, schnitt ich den Leib auf, um die Haut abzuziehen; unser Erstaunen war nicht gering, als wir eine zwei Fuß breite Seeschildkröte beinahe noch ganz unversehrt in seinem großen Hautsacke fanden. Ich stopfte den Hai mit vieler Mühe aus, allein seine außerordentlich fette Haut und der Mangel an Konservirungsmitteln machte alle angewendete Sorgfalt fruchtlos.

Krokodile hat Hayti im Ueberfluß. Ihre Lebensweise ist folgende: sie bewohnen Flüsse, Teiche und sumpfige Oerter. In der See kommen sie nicht vor, doch halten sie sich gern an den Mündungen der Flüsse auf. Auch in Seebuchten und See-, Sumpf- und Manglewaldungen, worin sie Krabben, Fische und Frösche finden, trifft man sie häufig; doch eigentlich leben sie nur im süßen Wasser. Ihr Aufenthalt ist mehr im Wasser als auf dem Lande, denn man kann annehmen, daß sie kaum 7 bis 8 Stunden des Tages auf dem Lande zubringen; in diesem Falle lagern sie sich an den Ufern im Sande umher. Oft machen sie in einem Zeitraume von zwei Stunden nicht die mindeste Bewegung. Werden sie aufgeschreckt, so fliehen sie ins Wasser. Beim Fliegenfang verfahren sie auf folgende Weise: mit geschlossenen Augen und weit geöffnetem Rachen daliegend, locken sie durch ihren Moschusgeruch die Fliegen an. Diese setzen sich in die furchtbare Falle; das Ungeheuer schlägt plötzlich den Ober- und Unterkiefer zusammen und versenkt sich in das Wasser. Finden die Krokodile keine Gelegenheit sich am Ufer zu sonnen und zu schlafen, so sieht man sie im stillen Wasser ganz horizontal auf der Oberfläche ohne Bewegung schwimmen, und zwar so flach, daß der ganze Rücken und die Nasenlöcher frei sind, durch welche sie bei dieser Gelegenheit athmen, die sich aber gleich wieder verschließen, sobald das Thier unter Wasser geht. An hohen Ufern haben die Krokodile Höhlen, die aus dem Wasser unter der Erde ans Land führen, und worin sie ihre Beute aufbewahren, die erst, wenn sie schon in Fäulniß übergeht, verzehrt wird. Man erzählt sich in Hayti, daß einst ein Spanier, welcher ins Wasser fiel, von einem Krokodil in eine solche Höhle geschleppt worden, und als er zu sich kam, während ihn das Krokodil verlassen hatte, durch eine Oeffnung unverletzt herausgekrochen sey.

Die Kraft, die sie in den beiden Kinnladen besitzen, ist bewundernswürdig. Ich sah ein gefangenes Krokodil in einen eisernen Stab beißen, so daß auf beiden Seiten ein Zahn absprang. Ein gebundenes Krokodil schleuderte in meiner Gegenwart mit seinem Schweife drei Neger auf die Seite, und zwölf Menschen wurden erfordert, um ein 10 Fuß langes im Netz gefangenes Krokodil zu binden. Der Bisamgeruch, den solch ein erzürntes Thier um sich her verbreitet, ist außerordentlich. Ihre Hauptnahrung besteht ohne Zweifel in Fischen, indem ich beim Seciren immer fleißig den Magen, einen Hautsack, untersuchte, und außer einer starken Handvoll kleiner Kieselsteine und einigen Knochen fast lauter Fischgräten fand. Ohne Zweifel befördern die ersten die Verdauung. Das Krokodil legt 15 bis 20 Eier, die von der Größe eines Gänseei's und von weißer Farbe sind, in den Sand. Nach Verlauf von einigen Wochen verlassen die Jungen, von der Sonne ausgebrütet, ihre Hülle, und zwar nach der Versicherung der Eingebornen besonders nach einem heftigen Gewitter.

Die Krokodiljagd ist auf dem Lande sehr beschwerlich, weil man sie in den sumpfigen Gegenden nicht verfolgen kann. Desto angenehmer und weniger ermüdend ist die Jagd in den Kanots. Ruhig fährt man unter dem kühlenden Schatten großer Bäume am Ufer der Flüsse hin. Naht das Boot still, so kann man bisweilen die Krokodile auf dem schlammigen Grund bei hellem Wasser schlafen sehen; aber bei der mindesten Bewegung fahren sie schnell wie ein Fisch fort, und machen dabei das Wasser so trübe, daß man sie nicht verfolgen kann. Das Schießen mit Feuergewehren ist oft zwecklos, es wäre denn, daß sie entfernt vom Wasser sind, und mehrere Schüsse angebracht werden können. Man zieht daher die Jagd mit Netzen vor. Zu diesem Behufe spannen die Neger ein großes starkes Netz, dessen sie sich sonst beim Seefischfange bedienen, zwischen zwei Kanots aus und fahren dann stromaufwärts. Sobald ein Krokodil gefangen ist, rudern sie ans Land, das Netz wird umwickelt, worauf das Thier mit seinen fingerartigen Krallen sich in demselben verwickelt. Hierauf wird der Rachen mit Stricken umwunden, und dasselbe geschieht auch mit den Vorder- und Hinterfüßen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 366.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1836.

Rückblicke.

(Schluß.)

Wir haben nun übersichtlich diejenigen Länder und Reiche durchgegangen, wo sich eine mehr oder minder ausgesprochene Tendenz und Richtung verfolgen lassen, die übrigen Mittheilungen sind mehr abgerissene einzelne Skizzen, wie sie der Zufall bietet. Hier haben wir das viel bewegte, aber nicht erfreuliche Treiben in Spanien geschildert, in dem Albaroto von Valencia (s. Nr. 94 ff.), und in den wiederholten Mittheilungen über die englische Legion in Spanien, in dem Besuche des Hauptquartiers von Don Carlos (s. 163 ff.), so wie in einigen Bildern aus dem Baskenlande (s. Nr. 174 und 187), während die Reisen in Norwegen (Nr. 246) und die Schilderungen, wie man dort reist, die großartigen Naturerscheinungen jenes Landes beurkunden, und von der Sinnesart seiner Bewohner zeugen. Andere Mittheilungen, wie die Skizzen aus Ungarn und Siebenbürgen, deren genauere Anführung überflüssig ist, geben einen Begriff von dem bunten Leben in jenen Ländern des südöstlichen Europa's, wo Nationen und Sprachen so seltsam durch einander gemischt sind. Die Literatur Neapels (s. Nr. 168 ff.) zeigt, wie sich allmählich jenes Land aus dem alten Schlummer aufrafft; zwar läßt uns hier die Erzählung von Marco d'Abbruzzo, wir möchten sagen, in eine primitive Rohheit hineinblicken, in welche ganze Gegenden versunken sind, doch ist diese Rohheit gesünder, als die Verbildung und die Laster vieler Städte. Sonderbar genug haben wir eine solche Unzahl von Reisen in Italien, aber alle scheinen es sich zur Regel gemacht zu haben, die alt betretenen Pfade von neuem wieder zu betreten. Wie viele Gegenden in Sicilien (man vergleiche nur die Reise nach Selinunt Nr. 120 f.), wie mancher Gebirgsstrich in Neapel, wie manches Thal in den südlichen Alpen (s. die Eigenthümlichkeiten des Veezaskathals Nr. 100 f.) bietet noch des Merkwürdigen und Wissenswerthen so viel dar: was hat sich in den Gebirgsstrichen Unter-Italiens und in den Thälern der südlichen Alpen von uralter Bevölkerung erhalten, die der verwüstende Strom der Eroberer nicht traf! Das zu erwartende Resultat lohnte wohl die Mühe der Untersuchung, aber hier wie anderwärts herrscht die Mode, und nur hie und da führt Zufall oder Laune einen oder den andern in solche abgelegene Gegenden, wo der Aufenthalt freilich nicht immer sicher ist.

Wo dagegen Verkehr und Mode die Reisenden hinführen, da vervielfältigen sich die Verbindungswege auf eine überraschende Weise. Im Anfang des Jahres zeigten wir das Projekt einer Dampfschifffahrt zwischen England und Amerika an (s. Nr. 38), und noch vor dem Ablauf des Jahres sind alle Voranstalten getroffen, um das wichtige Unternehmen ins Werk zu setzen (s. Nr. 313); künftig wird die reiselustige Welt von Liverpool bis New-York in 10 bis 14 Tagen gelangen, nachdem man früher die Reise von New-York nach Havre nur unter sehr günstigen Umständen in 18 bis 20 Tagen zurücklegte. Nicht minder schnell und leicht wird seit einiger Zeit die Verbindung unter den wichtigsten Häfen des Mittelmeeres, wo bekanntlich seit mehr als einem Jahre Dampfboote nach der afrikanischen Nordküste, nach Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel u. s. w. gehen, so daß man eine Rundreise im mittelländischen Meere binnen wenigen Monaten vollenden kann. Einen kaum minder bedeutenden Fortschritt in der leichten Verbindung der Völker unter einander können wir hier nicht übergehen, nämlich die in England zusammengetretene Gesellschaft zur Trinkbarmachung des Seewassers, welche bereits (s. Nr. 291) so weit gelangt ist, Probeschiffe nach dem mittelländischen Meere zu senden. Gelingt die Probe in diesem Meere, welches seiner besonders salzigen Eigenschaften wegen bekannt ist, so kann die Erfindung als probehaltig angesehen werden.

Ist einmal die Schifffahrt so mancher Gefahren (s. die Leiden des Durstes auf der See Nr. 306) enthoben, so werden die wenigen geographischen Entdeckungen, welche noch zur See zu machen sind, bald vollendet seyn, und die Zeit wird kommen, wo man daran denken kann, wissenschaftlichen Untersuchungen auf diesem Gebiete weiter nachzuforschen, als bis jetzt geschehen ist. Wie Manches ist uns noch dunkel über die Meeresströmungen (s. Nr. 324), wie viele Fragen erheben sich noch über die Fucusbank der Flores und Corva (s. Nr. 345), was sind die Ursachen, welche den Schiffer nöthigen, auf der Fahrt von Europa nach den Antillen einen ganz wunderlichen Umweg zu

nehmen, um schneller ans Ziel zu gelangen, warum wehen die Passatwinde gerade auf dieser Strecke, das sind Fragen, welche erst dann sich beantworten lassen, wenn die Seefahrer nicht mehr so häufig genöthigt sind, um frisches Wasser einzunehmen, ihren Lauf bald da bald dort zu ändern. Dann wird es erst möglich werden, Seekarten zu entwerfen, wo nicht bloß zum Behufe der Schifffahrt die Untiefen bezeichnet sind, sondern auch die geologischen Forschungen Nahrung finden durch die Kenntniß der Unebenheiten unsers Erdballs an denjenigen Stellen, welche vom Meere bedeckt sind. Was ist z. B. jene Sandinsel zwischen Europa und Nordamerika (s. Nr. 348), deren Ausläufer sich namentlich nach Westen ungemein weit erstrecken, und vielleicht bei genauerer Forschung nur breite Fahrstraßen zwischen sich und den Bänken von Neufundland offen lassen. Sind vielleicht diese Sandbänke mit der Sandinsel, welche im Norden des großen Golfstroms liegt, eine Folge eben dieser Strömung, die Sand und Geschiebe auf ihrem raschen Zuge gegen Norden wirft? In dieser Beziehung stehen unsere geographischen Kenntnisse noch sehr tief.

Wir haben im verflossenen Jahre uns bemüht, in den geologischen Notizen eine fortlaufende kleine Chronik, nicht dieser Wissenschaft, welche als solche uns fern liegt, sondern der gesammelten Nachrichten über die allmähliche Bildung unserer Erdrinde zu geben. Wir sind weit entfernt, dabei irgend einen Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, doch sind auf der andern Seite auch die wenigsten unserer Leser hinsichtlich der Masse der Journale so günstig gestellt, um leicht eine solche Uebersicht der einzelnen Nachrichten zu erhalten. Was wir dabei beabsichtigten, ist, einen Beitrag zu dieser Wissenschaft, d. h. zur Kenntniß der Geschichte unserer Erde zu geben, und die Resultate dieser Wissenschaft als eine nothwendige Grundlage jeder richtig aufgefaßten Geographie dieser letztern zu vindiciren. Dann haben wir auch nach Anleitung von Pusch's geognostischer Beschreibung von Polen und den übrigen Nordkarpathenländern versucht, eine Uebersicht dessen zu geben, was für die allgemeine Geographie und für jeden Leser Interessantes daraus zu entnehmen ist. Den Standpunkt, von dem wir bei Mittheilung solcher Nachrichten überhaupt ausgehen, mag der Artikel: über die Wirkung der strömenden Gewässer, bezeichnen, den wir noch in diesen zwei letztern Blättern (s. Nr. 365. 366) aus Berghaus Almanach für das J. 1837 entnommen haben. Es fehlt uns noch eine umfassende physische Erdkunde, welche das bis jetzt in geologischer Hinsicht Gesammelte in einer lichtvollen Uebersicht zusammenstellt, und dadurch zugleich auf die Lücken aufmerksam macht, welche hauptsächlich noch auszufüllen sind. Nach den Fortschritten indeß, welche dieses Studium in Deutschland, Frankreich und namentlich in England gemacht hat, wird man vielleicht einen solchen Versuch, denn dieß muß es noch geraume Zeit bleiben, nicht lange mehr erwarten dürfen. Unsern Plan, eine kleine Chronik der verschiedenen geologischen Erscheinungen und Forschungen, insofern sie die Geschichte der Rinde unserer Erde betreffen, gedenken wir auch im kommenden Jahre fortzusetzen und möglichst zu vervollständigen. In diesem Punkte muß es freilich auch, wie in den übrigen, bei dem Bestreben bleiben, so viel als in unsern Kräften steht, zu leisten, denn bei dem so mannichfachen Inhalt unserer Zeitschrift ist es nicht möglich, alle Theile mit gleicher Sorgfalt zu behandeln. Wir erinnern hiebei an das, was wir Eingangs bemerkt haben, daß unser Ziel so weit gesteckt ist, daß wir nie hoffen können, es in seinem ganzen Umfang zu erreichen. Um so weniger wird es uns eben darum an Aufforderung fehlen, immer mehr an der Vervollständigung unserer Zeitschrift zu arbeiten, denn es gibt für eine solche keinen schlimmern Zustand, als wenn sie zur maschinenmäßigen Behandlung herabsinkt, welcher dann die Rückschritte auf dem Fuße folgen.

Verändernde Kraft des Gewässers.

(Schluß.)

Allein nicht nur das Vorhandene zerstörend, sind die mechanischen Wirkungen, welche das Wasser auf die Gestalt der Erdrinde ausübt; beladen mit den Trümmern früher erzeugter Gebirgsarten, muß es der Masse der Erdrinde an andern Orten wiedergeben, was es ihr in den Gebirgen entrissen hat. Die Bäche und Ströme lassen ihre Beute zunächst in den Ebenen am Fuße der Gebirge fahren, wo der schwächere Abhang des Landes sie nicht weiter fortzustoßen gestattet, und so können sie dazu beitragen, das Land in Jahrtausenden mit der ungeheuren Masse von Schutt und Gebirgstrümmern zu bedecken, welche wir darin gefunden haben. Bei hohen Fluthen reißen die Ströme die Wälder an ihren Ufern fort, und sie unter Gebirgstrümmern begrabend, erzeugen sie Massen, welche den Kohlenflötzen der ältern Perioden ähnlich gestaltet werden; so insbesondere einige Flüsse Nordamerika's, welche stundenweite Strecken mit Baumstämmen bedecken und anschwemmen. Leichtere Theilchen (feinen Sand und Schlamm) können die Flüsse indeß noch länger mit sich fortführen, und sie werden sie dann erst abzusetzen vermögen, wenn bei ihrer Ankunft im Meere die fließende Bewegung gehemmt wird. Wir finden daher bei allen Flüssen die Neigung, an ihren Mündungen fortwährend neues Festland zu bilden, und es bedarf nur sehr weniger Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, daß schon sehr große Länderstrecken auf diese Weise sich aus dem Meere erhoben haben; so betrachteten schon die Aegyptier (wie Herodot uns berichtet) ihr Land als eine Gabe des Nils, und es ist nicht sehr unwahrscheinlich, daß noch bei dem gegenwärtigen Zustande der Schöpfung ganz Unterägypten bis zu den Katarakten von Syene vom Meere bedeckt war; so betrachteten die Hindus das fruchtbare Thal von Bengal als eine Gabe des Ganges, und mit Recht sind wir daran gewöhnt, Holland als ein Werk des Rheinstromes, die fruchtbaren Marschländer an den norddeutschen Küsten als Geschenke der Elbe und der Weser zu betrachten; sehr bekannt ist endlich die große Vermehrung des Festlandes, welche die vereinte Wirkung des Po, der Etsch, der Brenta, des Tagliamento, Piave, Isonzo und anderer Flüsse Oberitaliens auf den N. W. Küsten des adriatischen Meeres ausübt; Ra-

venna lag zu den Zeiten Augusts noch fast ganz im Meere, jetzt liegt es fast eine Meile von ihm entfernt, und die Lage Venedigs wird wahrscheinlich einst ähnlich werden. An den Küsten von Languedoc und der Provence geben die Mündungen der Rhone zu einer ähnlichen Erscheinung Veranlassung. Aigues-Mortes lag 1269 nah am Meere, jetzt 8000 Metres landeinwärts, in der Nähe von Cette schreitet dieß jährlich ungefähr 2,1 M. vor. Wir sehen, daß alle diese Landstriche bis in ansehnlicher Tiefe aus wechselnden Sandschichten, Thonmassen, Grand und Schlammschichten gebildet sind, je nachdem der Fluß in verschiedenen Perioden seines Laufes anderes Material mit sich führt; sollen wir daher nicht berechtigt seyn, wenn wir im ältern Gebirge Sandsteinschichten, grob und fein mit Thonschichten und Steinkohlenflötzen wechselnd, die Vertiefungen des Urgebirges ausfüllend finden, zu glauben, daß auch diese ein Werk vormaliger Flüsse an den Küstenländern der Vorwelt gewesen sind.

Die chemische Wirkungen des Gewässers sind nicht von geringerer Bedeutung als die mechanischen, doch wirken sie minder heftig und in die Augen springend; wir wollen sie daher hier nur flüchtig überschauen.

Es gibt fast keine Gebirgsart, welche das Innere der Erdrinde bildet, welche nicht der Zersetzung oder der vollendeten Auflösung bei langem Einwirken des Wassers unterworfen ist. Der feste Granit verliert durch sie seine ursprüngliche Beschaffenheit, der Feldspath in ihm wied durch Entziehung seines Alcali in Porzellanerde, der Glimmer in eine mehr oder minder unreine Thonmasse; Basalte, Porphyre, Laven ꝛc. verlieren den mineralogischen Charakter ihrer Masse und verwandeln sich auf ihrer Oberfläche in mehr oder minder fruchtbare Dammerde; Kalksteine endlich, Gyps und Steinsalz, welche einen so beträchtlichen Antheil an der Bildung der Erdkruste nehmen, werden aufgelöst und flüchtig mit fortgeführt, und so hat das Wasser in allen Perioden auch auf diesem Wege die Erdrinde angreifen können, es hat ausgedehnte Lücken im Innern der Gebirge gebildet, welche als Höhlen und unterirdische Gänge zum Theil noch offen daliegen, theils Ursachen von dem Umsturz großer Strecken der Oberfläche gewesen seyn können. Doch auch auf chemischem Wege konnte das Wasser an andern Stellen neu wieder bilden, was es in sich aufgenommen hatte. Noch heute sehen wir, daß alle Gewässer, die aus Kalkgebirgen kommen, bei längerem Stande an der Luft ihre aufgelösten Kalkerden schichtenweise krystallinisch wieder absetzen, und die großen Tuffmassen, welche die Quellen an den Rändern über Kalkberge erzeugen, die unter andern in Thüringen ganze für sich stehende Berge bilden und in einigen Gegenden Italiens (am Fuße der Apenninen) als Travertino ein geschätztes Baumaterial bilden, gleichen der Hauptsache nach völlig den Kalkschichten, welche in den ältern Perioden der Erdgeschichte als große Gebirgsmassen gebildet wurden, und welche die Spuren ihrer Entstehung aus dem Wasser auch überdieß gewöhnlich unwiderleglich durch die Menge der in ihnen enthaltenen Reste von Wassergeschöpfen beurkunden.

Aehnlich wie die Kalkgebirge setzt das Wasser auf seinem Boden in krystallinischen Massen seinen Salzgehalt ab, die zahllosen Salzseen Persiens, der kirgisischen Steppe, an den Ufern des Aral- und des kaspischen Sees, sind in der That zum großen Theile geschichtlich nachweisbar in wahre Steinsalzlager verwandelt, welche mit denen in den ältern Schichten der Erde völlig verglichen werden können, deren Lage oft auf das Entschiedenste beweist, daß sie sich in ähnlichen abgeschlossenen Becken wie diese gebildet haben müssen; wie z. B. die Masse von Wieliczka, die von Vic, ein ausgezeichnetes Becken.

Konvolute von körnigen und krystallinischen Gypsmassen endlich, welche sich durch den chemischen Einfluß des Wassers in Bergwerken bilden, beweisen, daß auch diese Substanz durch das Gewässer in den Gebirgen erzeugt werden kann. Saussure und Spallanzani sahen Sandstein von außerordentlicher Festigkeit fortwährend durch das Meer an den Küsten Siciliens bilden,*) an den Küsten von Cornwall sah man auf ähnliche Weise Rogenstein entstehen,**) und mehrere Mineralkörper endlich, welche häufig in den ältern Gebirgen zerstreut vorkommen, Holzstein, Feuerstein, Schwefelkies, Quarz, (als Kieseltuff) und Chalcedon bilden sich noch heute, wo die Bedingungen dazu vorhanden sind, durch chemische Einwirkung der Gewässer.

Wir sehen mithin, daß die Wirkungen, welche durch das Wasser auf den gegenwärtigen Zustand der Erdoberfläche hervorgebracht wird, in hohem Grade genügende Parallelen zur Vergleichung mit den Veränderungen darbieten, auf deren vormaliges Daseyn die Beschaffenheit der mineralischen Erdrinde uns schließen läßt; nichts desto weniger wird auch einer sorgfältigen Vergleichung nicht entgehen können, daß in sehr vielen Fällen dieses mächtige Agens zur Enträthselung der Erscheinungen nicht ausreicht.

Wir haben zwar gesehen, daß das Wasser Berge in Ebenen zu verwandeln vermag, daß es Meeresgrund in Festland und diesen in jenes verkehrt, daß viele der Massen, welche die Erdrinde zusammensetzen, aus Stoffen gebildet wurden, welche das Wasser einst aufgelöst enthielt; die meisten dieser Wirkungen aber waren, wie leicht zu erachten, nur die Folge sehr allmählich wirkender Vorgänge, ja es ward bei vielen derselben eine Beschaffenheit der Erdoberfläche nothwendig vorausgesetzt, welche nur eine Folge vulkanischer Erscheinungen seyn konnte.

*) Dolomien bei Tropäa in Calabrien sandigen Kalkstein voll Meerkörper.

**) Eine ähnliche Masse bildet sich fortwährend im Carlsbader Sprudel.

Chronik der Reisen.

Fahrt der brittischen Schiffe Adventure und Beagle von 1825 bis 1836 zu Aufnahme und Untersuchung fremder Länder und Meere, befehligt von den Kapitäns King, Stokes und Fitzroy. *)

Ein Theil des östlichen Patagoniens, der größere Theil der magellanischen Straße und ein bedeutender Theil der Westküste von Pata-

*) Mitgetheilt in einer der jüngsten Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London, von deren Präsidenten Sir John Barrow.

gonien war bereits aufgenommen worden, als der Tod des Kapitäns Stokes eine Unterbrechung der Arbeiten herbeiführte. Auch Lieutenant Skyring ist seitdem gestorben. Während der Jahre 1829 und 1830 setzten beide Schiffe ihre Aufnahmen fort, begleitet von einem Lichter unter Befehl des Lieutenants Graves. Gegen Ende 1830 kehrten sie nach England zurück, und brachten außer den erwähnten Karten auch noch die vom südwestlichen und südlichen Gestade des Feuerlandes und vielen Sunden und Durchfahrten mit. Gegen Ende 1831 segelte der **Beagle** abermals von Plymouth ab. Ein Hauptzweck der Reise war die Messung der Meridiandistanzen mittelst einer großen Zahl von Chronometern; die Instruktion lautete, so oft als möglich ans Land zu gehen, um Beobachtungen zu machen und die Verhältnisse der Chronometer zu einander zu bestimmen.

Der Verfasser dieser Skizze geht nach einer allgemeinen Uebersicht der angewendeten Mittel und der erreichten Zwecke zu einigen Bemerkungen über interessantere aber weniger bekannte Punkte über. Man fragt sich natürlich, sagt er, warum das östliche Patagonien zu fortwährender Unfruchtbarkeit verdammt seyn sollte, während die westliche Seite dieses Landes unter derselben Parallele der Breite durch zu vielen Regen in Nachtheil gesetzt wird. Die vorherrschenden Westwinde und die Anden sind die Ursache hievon. Die Winde bringen viel Feuchtigkeit vom stillen Ocean her, setzen sie aber sämmtlich (verdichtet) an der Westseite des Gebirgs ab; denn dieselben Winde werden, wenn sie die Cordilleren passirt haben, sehr trocken. Ostwinde sind an der Ostküste sehr selten, und die einzigen, welche Regen nach den entferntesten Wüsten Patagoniens bringen. Westlich von den Anden ist der Ostwind trocken und wolkenfrei. Dieses ganze Land ist einer sehr strengen Kälte im Winter und einer unerträglichen Hitze im Sommer ausgesetzt. Große und sehr plötzliche Temperaturveränderungen treten ein, wenn nach sehr heißer Witterung die kalten Winde gleich Orkanen aus Norden kommen. Selbst die wandernden Indianer vermeiden diese Gegend, und kommen nur durch, wenn sie Salz holen oder ihre Begräbnißplätze besuchen.

Auf einem zwanzigtägigen Ausfluge den Fluß Santa Cruz aufwärts kamen die Reisenden durch ein ähnliches Land, wo sie große Lavaschichten fanden. Von der Kleidung der Patagonier, deren Körpergröße sprüchwörtlich geworden, sagt der Verfasser, daß sie keine andere Kopfbedeckung haben, als ihr rauhes, dünnes, schwarzes Haar, das durch ein aus Sehnen geflochtenes Band über den Schläfen zusammengehalten wird. Ein großer aus Fellen zusammengenähter Mantel reicht von den Schultern bis auf die Knöchel herab, und macht sie so groß aussehend, daß man sich nicht wundern darf, daß sie für Riesen gehalten wurden. Unter 2 bis 300 Eingebornen findet man kaum ein halbes Dutzend Männer, die weniger als 5 Fuß 9 oder 10 Zoll messen; die Weiber sind von verhältnißmäßiger Größe. An den Füßen tragen sie Stiefeln, die bis zum Schinkel heraufreichen und aus Einem Stück, aus der Haut der Hinterfüße der Pferde, gemacht sind. Hölzerne (in Ermangelung eiserner) Sporen, mehrere Kugeln an einem ledernen Riemen befestigt, mit denen sie nach Menschen und Thieren werfen, um sie zu fangen, eine lange Lanze und ein Messer vollenden ihre Ausrüstung. Die Weiber sind gekleidet und gestiefelt wie die Männer, tragen aber noch einen Schurz; das Haar flechten sie in zwei Zöpfe.

Das östliche Feuerland ist eines der besten unter den Ländern südlich von 45°. Die waldigen Gebirge im Westen sinken hier zu Hügeln herab, und verflachen sich auch theilweise zu Ebenen mit Waldung bedeckt. Das Klima hält die Mitte zwischen der vom östlichen Patagonien und dem des westlichen Feuerlandes, welches, nebst dem südlichen, kurz geschildert ist, wenn man sagt, daß es aus tief ins Land dringenden, aber schmalen Meerarmen, hohen gebirgigen Inseln, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, bestehe, während die steilen und felsigen Gestade zum Theil mit immergrünen Wäldern bedeckt sind. Das ganze Jahr hindurch herrscht trübe Witterung, Regen und viel Wind.

Die elenden Eingebornen sind von kleinem Wuchs, schlecht aussehend und schlecht gebaut. Ihre Farbe ist dunkler als Kupfer; sie gleicht altem Mahagonyholz oder rostigem Eisen. Der Körper ist im Verhältniß zu den gekrümmten Gliedmaßen groß zu nennen, und ein rauhes, sehr schmutziges Haar verhüllt das häßliche Gesicht zur Hälfte, erhöht aber auch den widrigen Eindruck, der solche Unform macht, noch mehr. Diese armen Geschöpfe tragen zuweilen ein Stück Seehunds-, Otter- oder Guanacofell über dem Rücken, und das Fell einer Fettgans oder irgend eine andere Bedeckung wird vorn befestigt. Oft aber gehen sie auch ganz nackt, mit Ausnahme eines um die Hüfte gebundenen Stück Fells, das ihnen als Tasche dient, in die sie die Kieselsteine stecken, deren sie zu ihren Schleudern bedürfen. Die Weiber gehen im Ganzen mehr bedeckt, und tragen oft ein ganzes Seehundsfell.

Der Verfasser beschreibt dann die Hütten, Kanots u. s. w. dieser armseligen Leute, und sagt, daß der westliche Theil von Patagonien ein so schlechtes Land, als der schlechteste Theil des Feuerlandes sey. Die Gebirgsspitzen bilden eine Menge von Inseln, die gegen das Meer hin ganz kahl, nach dem Lande zu aber mit undurchdringlichem Wald bedeckt sind; dabei herrscht unaufhörlicher Regen, so daß das Land nie trocken wird.

Der Chonos-Archipel ist wenig besser als das oben erwähnte Land. Keines der Gebirge in diesem Theil der Anden, oder gegen Süden, welche gemessen wurden, sind höher als 8000 Fuß. Um Valdivia herrscht gleiches Klima, was natürlich für den Anbau allenthalben ein Hinderniß ist. Nördlich von Valdivia, gegen Concepcion, findet man eine der schönsten Gegenden der Welt mit sehr gesundem Klima. Während der **Beagle** hier vor Anker lag, stellte sich das große Erdbeben vom 20sten Februar d. J. ein, wovon der Verfasser eine sehr lebendige Schilderung entwirft. Bei aller Wuth der Zerstörung ward doch ein Kind unverletzt ins Meer gespült, und Fensterrahmen wurden auf die Insel Quiriquina geschleudert, ohne daß auch nur eine Scheibe gebrochen wäre.

Am 20sten November Morgens fühlte man zu Neapel einen heftigen Erdstoß, und in der darauf folgenden Nacht vernahm man im Innern des Vesuv ein außerordentliches Getöse. Auch hörte man mehrere Donnerschläge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der gute Alte. Von Beranger. — Die gute Alte. Von demselben. — Karl Sand von Alphonse Brot. (Schluß.) — Gesang eines Geistes. Von Shelley.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Titel und Register zu dem Jahrgang 1836 und Umschlag zum Decemberheft 1836.)

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1836.

Van Diemens-Land und Neu-Süd-Wales in ihren Vorzügen vor andern Kolonien für deutsche Auswanderer.

Unter diesem Titel ist bei J. A. Barth eine kleine, nur einen Bogen starke Broschüre erschienen, und wird gratis ausgetheilt. *) Sie ist, einigen Ausdrücken nach zu schließen, fast wörtlich aus dem Englischen übersetzt, und hat den Zweck, Deutsche, welche auszuwandern Lust haben, auf die Vorzüge jener Länder vor Nordamerika aufmerksam zu machen. Wir können uns über diesen Gegenstand kein Urtheil erlauben, obwohl uns die Anpreisung jenes Landes etwas seltsam erscheint, namentlich da England selbst Arme genug hat, die es dorthin verpflanzen könnte. Die vor einigen Jahren unternommene Verpflanzung von Deutschen nach Jamaika konnte eine Warnung seyn, da das Klima sicherlich nicht die einzige Ursache des Mißlingens jener Unternehmung war. Wir heben aus dem kleinen Schriftchen, das sichtlich einen populären Ausdruck sucht, einige der zweckdienlichsten Stellen aus.

„Nach 50jährigem Schneckenschritt der Bevölkerung dieses fünften Welttheils ergreifen jetzt die dortigen großen Ansiedler in Uebereinstimmung mit der englischen Regierung, die ihre zahlreiche Armuth gern in ganz andern Massen als bisher los seyn möchte, kräftigere Maßregeln zur schnellern Bevölkerung dieses Welttheils, indem es scheint, daß weder die brittische Regierung noch die Ansiedler in Neu-Süd-Wales das System in van Diemensland lieben, viele Malayen und Chinesen zu kolonisiren oder als kontraktliches freies Gesinde ihrer großen Schafgüter zu benutzen.

„Die größere nördliche Hälfte von Neu-Süd-Wales, also die heißere, welche dem Aequator am nächsten liegt, hat noch nicht die kleinste Niederlassung. Sie ist genug umschifft, aber nur so obenhin untersucht worden im Laufe der Küsten, der Sandbänke, der Klippen und Korallenfelsen vor solchen, die eine Annäherung mit Böten erlauben, daß man von der Beschaffenheit des Landes und der Wilden fast nichts sicher weiß, als daß es vorläufig ungerathen ist, diese Striche den kleinen Nomadenstämmen der Wilden streitig zu machen, und daß die brittische Regierung keiner andern civilisirten Nation, selbst mit Unterwerfung unter ihre Oberhoheit, daselbst eine Kolonisation, sey es auch nur von Verbrechern, gestatten würde.

„Aber um die Einwanderung von Handwerkern, Tagelöhnern für die Landwirthschaft und von Schäferknechten mit Weibern und Familie zu befördern, hat die englische Regierung einen Theil der Kaufgelder für verkaufte Kronländereien der Kolonie mit 27,318 Pfd. 16 Sch. angewiesen, und daraus die Einwanderungskosten für 2818 Personen vom Jahre 1832 bis zur ersten Hälfte des Jahres 1836 aus Großbritannien nach Neu-Süd-Wales mit $65\frac{2}{3}$ Thlr. preuß. (133 fl. rh.) für jeden einzelnen Kopf bestritten. Es leuchtet jedoch ein, daß mit so geringen Mitteln die Bevölkerung nicht schnell gesteigert werden kann. Doch beträgt jetzt der Jahrbetrag der dazu bestimmten Kaufgelder von Kronländereien 352,666 Thlr. preuß.

„Das Klima des südlichen Neu-Süd-Wales ist für Europäer gesund und mild, nur bleibt bisweilen der Regen länger aus, als die Anbauer wünschen. Frost, Kälte und Schnee kennt man dort nicht, der Boden ist fruchtbar und ernährt schon jetzt eine Menge landwirthschaftlicher Thiere, und ist sowohl für den Feld- als für den Gartenbau geeigneter als Großbritannien und Deutschland. Die Schifffahrt dahin von England und von den norddeutschen Häfen aus geschieht mit Bequemlichkeit in vier Monaten, worauf die Transportschiffe längst eingerichtet sind; das Meer ist auf der ganzen Ueberfahrt nirgends stürmisch. Nirgends bietet sich mehr Leichtigkeit an, in wenigen Jahren ein glücklicher Landbesitzer, aber ein im Betriebe einer Handwerksnahrung mit Kundschaft beim reichlichen Auskommen gesicherter Familienvater unter den besten Aussichten für seine Kinder werden zu können. In der Nähe der Städte bieten sich für den Gärtner und in der weitesten Entfernung für den Rindvieh- und Schafhalter die glänzendsten Aussichten dar. Vermehrten die Spanier nach der Entdeckung Südamerika's in solchem die stets im Freien lebenden Pferde und das Rindvieh, so richteten die Engländer in Neu-Süd-Wales besonders ihr Augenmerk auf die Schafzucht der veredelten Merinos, für welche,

*) Auch in der Expedition der Allg. Zeitung sind Exemplare derselben zu haben.

wenn man für die Ansaat tief wurzelnder Rüben, Kräuter und Kleearten sorgt, auch in der Dürre keine Noth eintreten kann. Im J. 1807 schickte die Kolonie nach England 245 Pf. Wolle, und 1835 schon 4,317,640 Pfund. Was die gegenwärtigen Bewohner von Neu-Süd-Wales besonders wünschen, sind ruhige Arbeitsgehülfen mit Fleiß, guten Sitten, einem unsträflichen Charakter und religiöser Gemüthsart, die früher oder später eine unabhängige Nahrung als Handwerker oder Landbesitzer übernehmen. Für Kirch- und Schulunterricht ist gesorgt. In den schon bestehenden Niederlassungen und in allen neubewohnten Ansiedelungen sorgt dafür die Gemeindeverwaltung, und eben so für gute Wege zum Transport der Reisenden und der verkäuflichen Güter. Alle Waaren Europa's sind dort wohlfeil. Arme, die in Europa wegen mangelnder Beschäftigung so häufig sind, kennt man in Australien gar nicht. Am Nothwendigen für ein frohes Leben bei guter Gesundheit mangelt es Keinem. Ein hohes Tagelohn kann dort in den nächsten Menschenaltern noch nicht aufhören, vielmehr darf man, wie in den nordamerikanischen Freistaaten, eine Erhöhung desselben erwarten. Alle Gewerbe ernähren dort ihren Mann, er mag Meister oder Gehülfe seyn. Mangelt auch den Ankommenden anfangs einige Lebensgemächlichkeit, so kann dieser Mangel doch bei der Leichtigkeit Geld zu verdienen, nicht lange dauern, und die Bahn zur völligen Unabhängigkeit genügsamer Menschen kann sich dort leicht öffnen.

„Besonders schätzen die Kolonisten deutsche und französische Einwanderer, die den Anbau von Wein, Mais, Tabak, getrockneten Früchten, Gärtnerei u. s. w. kennen, welchen Anbau die Einwanderer aus Großbritannien selten verstehen. Sie pflegen in Familien sich an einander zu schließen und diesen Verband auch im neuen Vaterlande nicht zu brechen; sie sind ehrlich, nüchtern, mäßig, emsig in der Arbeit und gewerbsthätig. Man müßte, nach den Statthalterberichten, Sorge tragen, diese fleißigen Menschen nicht von einander zu trennen, und daraus den Stamm einer besondern Gemeinde bilden. Nachdem sie die Kolonialarbeiten und die Oertlichkeit, so wie deren Nahrungsarten kennen gelernt haben, müsse man wünschen, solche auf einem fruchtbaren Boden und in der Nähe eines Marktes für ihre Produkte anzusiedeln. Nach einer Bekanntmachung der Statthalterschaft bedürfen alle diejenigen Personen, welche den Tabak-, Oel- oder Weinbau oder die Fabrikation eines dieser Produkte verstehen, keiner Alterszeugnisse, um freie Ueberfahrt zu genießen, jedoch stets ein Zeugniß ihres sittlichen Lebenswandels.“

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Amerika bleibt für uns immer einer der interessantesten Welttheile, weil wir dort die nationellen und gesellschaftlichen Beziehungen bis auf ihre erste Quelle zurück verfolgen können, wenigstens was die eingewanderten Bewohner, Europäer und Neger betrifft. Die alten Ureinwohner liegen uns freilich ferner, aber diese spielen jetzt meist nur eine passive oder zum Mindesten sehr untergeordnete Rolle. In Amerika sind zwei Elemente immer im Auge zu behalten: der Streit der europäischen durch die Einwanderer dahin gebrachten Gesittung mit der durch die Zerstreutheit der Bevölkerung auf dem weiten Raum wesentlich bedingten Rohheit, und zweitens der fortdauernde, wenn auch unblutige Kampf der verschiedenen Racen; Staatsformen sind hiebei, die Vereinigten Staaten von Nordamerika etwa ausgenommen, eine vergleichungsweise sehr unbedeutende Sache.

Eine übersichtliche Schilderung der Bevölkerung Amerika's wird die Sache in ihr wahres Licht stellen. In der argentinischen Republik ist die Bevölkerung zwar gemischt (s. die Bevölkerung von Buenos-Ayres Nr. 86), doch herrschen im Ganzen die Weißen vor, die Neger werden allmählich verschwinden, und die Farbe der Mulatten- und Mestizenbevölkerung sich nach und nach mehr dem Weißen nähern; dieß ist unter dieser Breite der nothwendige Gang der Dinge. Gegen die Anden hin sind noch viele reine Indianer, wie es scheint, in stärkerer Anzahl als man in der Regel glaubt; noch treiben sie keinen Ackerbau, aber die Bekanntschaft mit den Europäern hat ihre Lebensart doch schon sehr wesentlich verändert: sie sind mit Pferden und mit Hornvieh bekannt geworden, und können jetzt als ein kriegerisches Hirtenvolk angesehen werden, da sie vorher fast nur ein Jägervolk waren, eine wichtige Veränderung, indem die mannichfachen Versuche, die nordamerikanischen Jägervölker ohne Uebergang in ackerbautreibende zu verwandeln, fast ohne Ausnahme gescheitert sind,*) und auch die zu ähnlichem Zwecke gebildeten Missionen im spanischen Amerika ohne den Schutz der Regierung bald untergingen. Ueber die Indier dieses Theils von Amerika hat Pöppig (s. Nr. 31) das Anziehendste mitgetheilt, wenn er gleich auch in Vorurtheilen gegen dieselben befangen scheint.

Entschiedener noch als in Buenos-Ayres herrschen in Chile die Weißen vor: hier bestehe, einige Stellen im Süden abgerechnet, die Bevölkerung ungemischt aus Weißen, und diesem Umstand ist wahrscheinlich vor allen andern die Blüthe Chiles (s. die Finanzen von Chile Nr. 188. 189) und seine größere innere Ruhe zuzuschreiben. Schon minder günstig in dieser Beziehung ist Montevideo und die nach Unabhängigkeit strebende brasilianische Provinz Rio Grande do Sul gestellt, obwohl auch hier das Uebergewicht der Weißen und ihrer Nachkommen unbestritten ist. Ueber die Indier im Innern zwischen der Ost- und Westküste haben wir Einiges aus Renggers Nachlaß aufgenommen (s. Nr. 46): er spricht gegen die Lebensfähigkeit dieser Stämme, wenigstens gegen ihre Fortdauer als solche, die Frage möchte indeß kaum als entschieden anzusehen seyn.

So sind wir ungefähr bis zum Wendekreis emporgerückt, von welchem an bis zur Nordküste Südamerika's ein chaotisches Gewirre folgt, das noch lange keine sichere Gestaltung annehmen wird. Hier ist die europäische Race entschieden im Sinken, Indier, Mulatten, Mestizen und Neger im Steigen.

*) Freilich zum Theil mit durch die Schuld der Vereinigten Staaten.

Hinsichtlich Peru's können wir uns auf Pöppigs geprüftes Urtheil verlassen; nach ihm ist der bartige Kreole schwachen Geistes und Körpers, der Mulatte dagegen ungemein kräftig und dem Weißen und Neger gleichmäßig überlegen. Nur die Frauen der europäischen Race scheinen eine Ausnahme zu machen, denn diese sind unter dem heißen Himmel herrlich gediehen, und haben ihre Männer geistig unterjocht (s. den Artikel: die Frauen von Lima, Nr. 289, 290); welchen eigenthümlichen Zustand des geselligen Lebens muß dieser gegen die Völker anderer heißen Erdstriche ganz entgegengesetzte Zustand herbeiführen, wo die Frauen die europäische Freiheit nicht nur behaupteten, sondern in dem Maße, als die Männer sanken, bis ins Ungebührliche getrieben haben! In dem Gebirgslande zwischen der Westküste von Peru und den Ebenen des Marañon hausen Indier und Mestizen, und es scheint, in keinem sehr gedeihlichen Zustand (s. die Reise zu den Chunchos-Indianern Nr. 199 und Lieutenants Smythes Reise von Lima nach Para Nr. 150 ff.). Besser, wenn den Nachrichten zu trauen ist, steht es mit den Indiern in Brasilien aus (s. Brasilianische Zustände: 1) die Indier; Nr. 69 ff.) Zwar ist hier das System der Weißen gegen die Indier keineswegs besser als anderswo, derselbe Unterdrückungsgeist und dieselbe Grausamkeit herrscht hier wie allenthalben gegen die Eingebornen, aber die Zahl der Weißen reicht nicht hin, dieselben so ganz zu unterjochen, wie z. B. in dem metallreichen Peru und größtentheils auch in Mexiko der Fall war. Der Krieg gegen die Indier dauert noch immer und zum Theil auf eine barbarische Weise fort, doch, scheint es, neigen sich dieselben mehr und mehr zu einem ackerbauenden Leben hin, namentlich auch durch ihre Verbindung mit den Negern, welche in keinem Theile Amerika's so zahlreich sind.

In dem Gebirgslande zwischen dem Marañon- und Paraguaygebiet sind die Indier viel stärker und kühner als weiter gegen Norden, und eben darum sind sie auch hier noch viel reiner, weniger mit Negern gemischt, während je weiter gegen Norden, je mehr Mestizen und Neger die Oberhand erhalten, bis in Guiana die Neger fast herrschend werden. Am schlimmsten scheint es mit den Weißen in dem ehemaligen Columbien zu stehen: hier sind die Indier in ziemlich schwacher und auch die Neger wie in allen spanischen Kolonien nicht in besonders starker Anzahl; doch gedeihen die Mischlingsracen sichtlich, und die der Zahl nach bedeutendste Klasse der Weißen sinkt am meisten. Aus diesem ganzen Landstrich, welchen einst Humboldt aufs Genaueste erforschte, dringt jetzt kaum hie und da eine vereinzelte Nachricht zu uns, ein Zeichen zum Mindesten, daß man der großen Umwälzungen sehr müde ist.

Weit minder verwickelt und verworren in dieser Beziehung sind die Verhältnisse von Mittelamerika, worunter wir hier Westindien, Mexiko und Guatimala verstehen. Aus Westindien haben wir wenig zu berichten: es ist in einem Uebergang aus der Sklaverei der Neger in die Freiheit begriffen, und vielleicht gelingt es, diesen Uebergang in der Mehrzahl der Inseln unblutig durchzuführen. Aber ganz Westindien ist der schwarzen Race verfallen, die Europäer, welche dort sich aufhalten, sind exotische Pflanzen, und die Eingebornen, bis auf ganz schwache Reste vertilgt. Anders ist es auf dem Kontinent. Zwei kurze aber interessante Angaben über die Bevölkerung ziehen hier unsere Aufmerksamkeit auf sich: nach dem Artikel über die Föderation von Centralamerika (s. Nr. 156) gehört in diesem Lande nur ein Viertheil der Bevölkerung der weißen Race an, in den Rest theilen sich reine Indianer mit den Mischlingen, wahrscheinlich mit einigem Ueberwiegen der letzteren. Noch ungünstiger für die Weißen stellt sich das Verhältniß in Mexiko (s. Nr. 250), wo man nur ein Achttheil Weiße, dagegen $4\frac{1}{2}$ Millian reine Indianer und $2\frac{1}{2}$ Millionen Mischlinge annehmen kann; die Zahl der Neger mag hier höchstens etwa 6000 betragen, und nimmt, wie die Anzahl der Weißen, fortwährend ab; fast möchte es bei Vergleichung der Angaben von Humboldt und Koppe scheinen, als nähmen die reinen Indianer in stärkerem Verhältniß zu, als die Mischlinge, eine Erscheinung, welche mit dem, was in andern Staaten Amerika's geschieht, in entschiedenem Widerspruch steht.

Im Norden von Mexiko, westwärts und ostwärts der Felsengebirge wohnt etwa eine halbe Million reine Indianer, deren Schicksal wahrscheinlich erst im Laufe einiger Jahrhunderte ganz entschieden werden wird; die Entscheidung hängt wohl hauptsächlich von dem Gang der Dinge in Mexiko ab. Im Süden der Vereinigten Staaten kämpfen noch einige schwache Stämme nicht mehr um Selbstständigkeit und Rettung, sondern in Verzweiflung den Boden der Väter verlassen zu müssen (s. Nr. 82 und 203). Wichtiger als diese sind die Schwarzen und Farbigen, welche im Süden der Vereinigten Staaten, $2\frac{1}{2}$ Million stark, auf einem ihrer Natur angemessenen Boden etwa 4 Millionen Weißen gegenüberstehen, welche, je weiter gegen Süden, namentlich im Bassin des Mississippi, immer mehr zu entarten scheinen. Im nördlichen Theil der Vereinigten Staaten, so wie in den brittischen Besitzungen, herrschen die Weißen unumschränkt: die Negersklaverei besteht nicht mehr, im östlichen Theile sind die Indianer verschwunden, und waren auch im westlichen Theile nie so zahlreich und stark, als im Süden. Ihr Schicksal scheint vom atlantischen bis zum stillen Ocean mit dem fortdauernden Weiterrücken der Weißen gegen Westen unwiderruflich entschieden. Selbst auf der bald unwirthlichen Nordwestküste beginnen die Russen dasselbe Spiel (s. Nr. 240), was Engländer und Nordamerikaner auf der Ostseite schon fast zum Ziele geführt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Tag- und Nachttelegraph.

Es ist die Rede davon einen Tag- und Nachttelegraph auf den großen Straßen Englands zu errichten, namentlich auf dem Wege zwischen London und Birmingham und andern großen Städten. Einer der bedeutendsten Vortheile davon wäre die Korrespondenz, die sich dadurch im Zeitraum von einigen Minuten zwischen den beiden größten Handelsplätzen Englands, London und Liverpool bewerkstelligen lasse. Die Arbeiten sollen von dem Lieutenant Watson, dem Oberaufseher des Telegraphen von Liverpool und Holyhead, geleitet werden.

Chronik der Reisen.

Reise von Sitcha über Mexico nach Petersburg.

2. Aufenthalt in Mexico und Rückreise.

(Schluß.)

Jalapa, eine kleine Stadt von 10,000 Seelen, liegt amphitheatralisch auf einem hügeligen Terrain, und ist von Gärten und fruchtbaren Feldern umgeben, Bäche rauschen in allen Richtungen, und die entfernten Berge, Orizaba und Coffre de Perote, begränzen malerisch den Horizont. Wir gingen so oft spazieren, als es das Wetter und die Gesundheit meiner Frau gestattete, und jedesmal fanden wir neue Schönheiten; in einem nicht fern von der Stadt gelegenen großen Garten, oder richtiger gesagt, Landgute, bewunderten wir die manchmal außerordentlich großen Gewächse, wie den Kaffeebaum, die Kartoffel, das Zuckerrohr, den Zimmtbaum, den Mais, den Weizen, die Apfelsinen und Pfirsichbäume und die schönen Rosenbüsche, welche die Mauern des Hauses vom Boden bis zum Dach bedeckten.

Nachdem wir neun Tage in diesem reizenden Thale geblieben waren, reisten wir weiter, um uns alsbald auf dem Paketboot einzuschiffen, dessen Ankunft man täglich in Veracruz erwartete. Wir reisten am Sonnabend ab, und nahmen zwei bedeckte Tragbahren, Literas, welche von Maulthieren getragen waren, denn die Fahrt in der Diligence ist wegen des steilen Wegs und der Zerfallenheit des Pflasters unbequem, in diesen Literas aber ist die Reise gefahrlos und angenehm. Morgens früh setzten wir uns ein, und fort gings im raschen Trabe zur Stadt hinaus; wir waren aber kaum ein Werst weit gekommen, als wir die Diligence aus Veracruz sahen, welche im langsamen Schritte daherfuhr, und von welcher wir die traurige Nachricht erhielten, daß sie von den Räubern überfallen und geplündert worden sey. Von neun Passagieren im Wagen waren fünf Männer und acht Reiter begleiteten die Diligence; nichts desto weniger hatten vier Räuber den Angriff gewagt: den einen Soldaten schossen sie nieder, den andern thaten sie nichts zu Leide, forderten die Damen mit Höflichkeit auf, den Wagen zu verlassen, und plünderten denselben aus; die Beute soll beträchtlich gewesen seyn. Wir setzten unsern Weg fort, und bald begegneten uns die Soldaten, welche ihren todten Kameraden auf einer Bahre trugen. Nach der Puente nacional hatten wir 16 Leguas zurückzulegen: diese steinerne Brücke über eine Bergschlucht und einen kleinen Fluß hat als ein wichtiger militärischer Punkt in dem Revolutionskrieg eine bedeutende Rolle gespielt. Hier ruhten wir und die Maulthiere von der Hitze des Tages aus, und machten uns um Mitternacht beim Mondenschein abermals auf den Weg; bei einem Dorfe, an dem wir vorüberkamen, brannten große Feuer auf dem Felde, und Gruppen von Menschen waren umhergelagert: zwei derselben kamen auf uns zu, und riethen uns, in dem Dorfe zu übernachten, weil es in der Umgegend nicht ganz ruhig sey von schlechten Leuten (malas gentes). Wir dankten für den Rath und zogen weiter. Mit jeder Meile, welche wir zurücklegten, wurde die Wärme fühlbarer, und bei Sonnenaufgang trat eine ermattende Hitze ein: wir waren in Tierra caliente. Das Aussehen des Landes trug die Spuren einer sengenden Hitze, das dichte Grün und die üppige Vegetation waren verschwunden, und nur stellenweise an den Bächen beschatteten tropische Gewächse die aus Bambusstäben gleich Käfigen erbauten Hütten, deren Inwohner sich durch ihre schwarzbraune Farbe vor den Bewohnern der höher gelegenen Landstriche auszeichnten. Auch stießen wir auf kohlschwarze Negerfamilien, jedoch selten, denn in Mexico ist die Negersklaverei aufgehoben, und so bedarf man ihrer auch nicht.

Die Berge verschwanden mehr und mehr, das Land wurde flach, der Weg sandig, ein kühler Wind wehte uns an, welcher immer stärker wurde, — es war kein Zweifel mehr, daß wir uns dem Meere näherten. Plötzlich enthüllte sich die Aussicht, und vor uns lag das wogende Meer; unbeschreiblich war unsere Freude, das Ende der mühsamen und gefährlichen Reise war erreicht, und dasselbe Meer, welches auch Europa bespült, und auf dessen Wellen wir bald nach unserem Vaterlande gelangen sollten, wehte uns erfrischende Kühlung zu.

Aber das Paketboot kam immer noch nicht, das furchtbare gelbe Fieber konnte in kurzer Zeit ausbrechen, und wir wünschten das Land zu verlassen, in welchem wir 1600 Werste von einer Küste zur andern zurückgelegt hatten. Unsere Unruhe wuchs mit jedem Tage, und als nach zehntägigem peinlichem Warten das englische Paketboot immer noch nicht da war, mietheten wir uns auf einem nordamerikanischen Dreimaster von 200 Tonnen ein, welcher nach New-York ging, und für Passagiere eingerichtet war. Veracruz ist ein so bekannter Ort, daß man nichts Neues darüber sagen kann. Am 5ten April, 88 Tage nach unserer Landung auf dem mexicanischen Ufer bei San Blas, gingen wir neuerdings unter Segel, und obgleich wir mit starken widrigen Winden zu kämpfen hatten, erreichten wir doch glücklich die Mündung des Golfs, fuhren an den Ufern von Cuba und Florida vorüber, und gelangten nach neunzehn Tagen in den Meerbusen, an welchem New-York liegt.

Welches Schauspiel bot sich uns hier dar! Hunderte von Schiffen durchschnitten unaufhörlich bei frischem Winde mit vollen Segeln den weiten Meerbusen, eine Menge Dampfboote rauchten um uns her, am Ufer lagen schöne Landhäuser und Gärten, Alles war voll Thätigkeit und Wohlhäbigkeit, voll Reiz und Leben, würdig New-Yorks, der größten und reichsten Handelsstadt auf dem Festlande Amerika's. Aber wir konnten uns nicht aufhalten: schon nach 24 Stunden befanden wir uns auf dem schönen amerikanischen Paketboot Utica von 600 Tonnen, welches 40 Passagiere an Bord hatte, und lichteten ohne Verzug die Anker. Nach einer dreißigtägigen ziemlich stürmischen Fahrt kamen wir nach Havre, wo in dem Augenblick, wo wir das Land betraten, schon das Hamburger Dampfboot rauchte; nach zwei Stunden befanden wir uns an Bord desselben, und gelangten in 51 Stunden nach Hamburg, von wo wir sogleich nach Lübeck reisten und hier das Dampfschiff Nikolaus I bestiegen, auf welchem wir in angenehmer Gesellschaft das ersehnte Ziel unserer Reise erreichten. Drei Divisionen Linienschiffe, Fregatten und kleinere Fahrzeuge kreuzten in der Nähe von Kronstadt: mit Staunen betrachtete ich diese Armada, und folgte mit den Augen ihren Evolutionen. Das Schauspiel war prächtig, und nicht weniger setzten mich die neuen Befestigungen in Kronstadt in Erstaunen. Alles dieß zeugt von einem thätigen schöpferischen Geiste, welcher die umfassenden Plane Peters des Großen zu vollenden strebt.

Wrangel.

Major Skinner bemerkt in seiner Reise, es sey erstaunlich, welchen Einfluß auch eine kleine Portion des starken Kaffees, wie ihn die Araber machen, hervorbringe. Sie bedürfen bei den längsten und schwierigsten Reisen keines andern Reizmittels; die Araber der Wüste gehen oft 24 Stunden lang ohne alle Nahrung, wenn sie nur einen kleinen Schluck Kaffee haben können, und da die ganze Maschinerie zu seiner Bereitung sehr nahe zusammengeht, so können sie sich diese Erquickung stets verschaffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Uebersezungs-Anzeige.

Um Collisionen zu vermeiden, zeigt die Unterzeichnete hiemit an, daß eine Uebersezung von

M. CHEVALIER,

Lettres sur l'Amérique du Nord,

demnächst bei ihr erscheinen wird.

Stuttgart, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim. von 1782 — 1785.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Klavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt Anfangs zugezogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte, und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eigenen Ausbildung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schicksal entschied, und kleiner, ihn charakterisirenden Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes behalten konnte, dem die Zeit, welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schillers gewidmet.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literar.-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Vier historische Schauspiele Shakspeare's, übersezt von Ludwig Tieck.

Inhalt:

Eduard der Dritte. — Leben und Tod des Thomas Cromwell. — Sir John Oldcastle. — Der Londoner verlorene Sohn.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

K. Fr. Vollr. Hoffmanns Europa.

In A. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig erschien so eben, und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Europa und seine Bewohner.

Ein Hand- und Lesebuch für alle Stände.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von

Karl Friedr. Vollr. Hoffmann.

Zweiter Band, mit einem Stahlstich und sechs Lithographien. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

Dritter Band, mit einem Stahlstich und sechs Lithographien. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Umrisse zu Goethe's Faust.

Gezeichnet von

Moritz Retzsch,

Zweiter Theil in 11 Platten nebst Andeutungen.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr.

Preis beider Theile in 40 Platten 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 12 Gr.

Von demselben Künstler und Anderen sind noch folgende Umrisse in unserm Verlag erschienen:

M. Retzsch, Umrisse zu Schiller's Fridolin, in acht Blättern, mit Text, Quart. 1 fl. 40 kr. od. 1 Rthlr.

— — — zu Schiller's Kampf mit dem Drachen, mit Text, in sechzehn Bl., quer Folio. 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr.

— — — zu Schiller's Lied von der Gloke, mit Text, in drei und vierzig Bl., Quart. 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — — zu Schiller's Pegasus im Joche, mit Text, in zwölf Blättern, Quart. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

G. Dittenberger,

Umrisse zu Schiller's Ritter Toggenburg,

in neun Blättern, quer Quart, mit Text. 2 fl. oder 1 Rthlr 4 gr.

Gallerie zu Schillers Werken, in Stahlstichen,

zwei Lieferungen oder 12 Blätter gr. Quart in Portefeuille, chinesisch Papier. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr. Velinp. 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

J. M. WAGNER,

Umrisse zu Schiller's eleusischem Feste,

in 21 Blättern bildlich dargestellt, mit Text, quer Folio. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 4 gr.

C. WEITBRECHT.

Die Jahrszeiten in Basrelief.

Vier Hefte in 140 Blättern, quer Folio. Preis 22 fl. oder 13 Rthlr. 8 gr.

Fr. J. RIEPENHAUSEN,

Geschichte der Malerei in Italien,

nebst ihrer Entwiklung, Ausbildung und Vollendung.
Erstes und zweites Heft, gross Folio. 1810. Preis 12 fl. 30 kr. oder 8 Rthlr. 8 gr.

Gruppen des Lebens

mit Arabesken von *Lamoral*, erklärt von *J. E. Wargentin.*
Mit sechs Umrissen und poetischem Text, gross Quart. Golddruk 3 fl. oder 2 Rthlr. Schwarz 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Thorwaldsens Alexanders Zug,

in Kupfer gestochen von Amsler.
In zwanzig Blättern quer Folio. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Die heilige Familie,

nach Raphael, in Kupfer gestochen von Amsler.
In Folio. Preis auf chinesisch Papier 20 fl. oder 11 Rthlr 16 gr., lettre gris 18 fl. oder 10 Rthlr. 12 gr., gewöhnl. Papier 12 fl. oder 7 Rthlr.

Die zwei Lezteren Verlag der literarisch-artistischen Anstalt in München, bei welcher auch von den vorstehenden ein vollständiges Lager zu finden ist.

Stuttgart und Tübingen, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-kritische

Darstellung des Streits

über die

Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien

von

Dr. Friedrich Oesterlen.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die medicinische Fakultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlasst, im Jahr 1833 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums, und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publikums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der **literarisch-artistischen Anstalt** der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **München.**

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Des

Kaisers Schatten.

Von

A. J. Büssel.

Preis 1 fl. 48 kr.

Die vorliegende Dichtung bildet eine Rundfahrt, die der große Kaiser als Schatten macht. Dem Leser werden alle Bilder seiner Kreuzzüge und Großthaten in dichterischer Form vor die Seele geführt. Die Gemälde, die sich in ununterbrochener Folge aneinander reihen, umfassen alle Schlachten, alle Umwälzungen und Katastrophen. Kein entscheidender Moment dieser thatenreichen, ganz Europa in seinen Grundfesten erschütternden Leben ist übergangen. Nicht blos der Feldherr, der Eroberer und Sieger, oder der allgewaltige Kaiser ist der Gegenstand der Dichtung, sondern der ganze innere Mensch, der hochbegabt, durch eigene Kraft und durch das Glük emporgehoben, alle Verhältnisse des eigenen Lebens so wie ganzer Völker im Reflex der Selbstbetrachtung anschaut; der alle Empfindungen und Gefühle theilt, und sich als Organ der moralischen Weltordnung in seinem Thatenspiegel erkennt!

Literarisch-artistische Anstalt
in München.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bayerisches

Wörterbuch.

Sammlung von

Wörtern und Ausdrüken,

die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von

J. Andreas Schmeller.

Dritter Theil,

enthaltend die Buchstaben **R** und **S.**

gr. 8. Preis 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

Dieses Wörterbuch ist, nach seiner auf dem Titel ausgesprochenen Aufgabe, nicht blos ein Idiotikon über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrüke, und nicht blos ein Glossarium über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen, sondern beides zugleich. Was ist, findet in dem, was war, und dieses in jenem seine natürliche Erklärung.

Stuttgart und Augsburg, im Septbr. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literarisch-artistischen Anstalt.

Nachricht
von dem
Vorkommen des Besessenseyns,
eines dämonisch-magnetischen Leidens
und
einer schon im Alterthum bekannten Heilung-weise durch magisch magnetisches Einwirken,
in
einem Sendschreiben
an den
Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.
Von
Dr. Justinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.
8. Preis 36 kr. oder 9 gr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine bloß praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseyns. Er zeigt, daß dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und gerade dieses seines magnetischen Charakters wegen am füglichsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Exorcisten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kan. Er gibt eine Reihe specieller Fälle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülfe geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber den Einfluß
der
Vertheilung des Grundeigenthums
auf das
Volks- und Staatsleben.
Von
Dr. Carl Wolfgang Christoph Schütz,
Privatdocent an der staatswirthschaftlichen Fakultät zu Tübingen.
gr. 8. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Einleitung. Geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums bei den Aegyptiern, Juden, Griechen, Römern, alten Deutschen. Die Entwicklung der europ. Grundeigenthumsverhältnisse bis zur französischen Revolution. Die Gestalt derselben seit dieser Zeit. Literatur. Einfluß der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staatsleben. Große Güter. Der Einfluß derselben auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf Landwirthschaft. Forstwirthschaft. Gewerbe und Handel; auf die Bevölkerung und die Vertheilung des Vermögens und Einkommens unter dieselbe. Gestaltung der Volkswirthschaft. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Intelligenz. Moralität und Religiosität. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privat und öffentliche Rechtsverhältnisse. Gemeinde- und Staatsverfassung und Verwaltung. Finanzen. Staatskraft. Mittlere Güter. Kleine Güter. Einfluß auf die materielle Seite des Volkslebens. Einfluß auf die geistige Seite des Volkslebens. Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat. Privatrechtsverhältnisse. Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung und öffentliche Rechtsverhältnisse. Finanzen. Staatskraft. Ganz kleine Güter. Von dem Einfluß des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums. Anhang: Statistik der Vertheilung des Grundeigenthums in England, Spanien, Griechenland, in der Türkei, Oestreich, Preußen, Frankreich, Würtemberg.

In Absicht auf die Vertheilung des Grundeigenthums gelten in den Gesezgebungen der wichtigsten europäischen Staaten verschiedene einander geradezu entgegenstehende Grundsäze.

Bald wird es aus wirthschaftlichen und politischen Gründen für gerathener gehalten, die Untheilbarkeit größerer Landgüter aufrecht zu erhalten, bald wird die freie Theilbarkeit des Bodens als ein Mittel zu hoher Entwiklung des öffentlichen Wohls angesehen. In der neueren Zeit aber ist namentlich in Deutschland sowol von Staatsmännern und von Volks-Kammern, als in der Literatur der unbedingte Werth einer grenzenlosen Theilbarkeit und Verkleinerung des Grundbesizes vielfach in Zweifel gezogen worden.

Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, diesen Gegenstand, der bei der Berathung der neuen Agrikultur-Gesezgebungen eine wichtige Rolle spielen muß, nach allen seinen Seiten, mit Rüksicht auf die über den Gegenstand früher erschienene Literatur, und auf den Grund eigener gelegentlich einer wissenschaftlichen Reise gesammelter Erfahrungen einer neuen gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Stuttgart und Augsburg, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung
des
Königreichs
Würtemberg.
Erstes Heft, enthaltend:
Die Beschreibung des Oberamts
Ulm.
Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Ulm und vier Tabellen.
Herausgegeben
aus Auftrag der Regierung
von
Ober-Finanzrath v. Memminger,
Mitglied des kgl. statistisch-topographischen Bureau.
Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.
Stuttgart und Tübingen, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der literar. artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Ein
Volksbüchlein.
Enthaltend:
Die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen anderen erbaulichen und ergözlichen Historien.
Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe für Volksfreunde.
Preis 1 fl. 30 kr.
Inhalt:

I. Geschichte des ewigen Juden. II. Allerlei erbauliche und ergözliche Historien. 1. Legende von dem Ritter St. Georg. 2. Die blauen Berge. 3. Der Name Gottes. 4. Die Wunder. 5. Das Vögelein. 6. Schule der Weisheit. 7. Von der Selbsterkenntniß. 8. Der Weisen Sprüche. 9. Die Fackel geht bich an. 10. Unsers Herrgotts Affe. 11. Das Gräblein. 12. Die Thiere und der Mensch. 13. Hans Pfriem. 14. Der Einsiedler. 15. Ei so deiß! 16. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. 17. Die Geschenke. 18. Ehelicher Gehorsam. 19. Der Talisman. 20. Von einem eifersüchtigen Mann. 21. Hauszucht. 22. Eine häusliche Scene; oder: der alte Gott lebt noch. 23. Probates Mittel, die Kinder zu erziehen. 24. Die Kinderprozession. 25. Eine Desperationskur. 26. Das Testament des Vaters. 27. Der Wahrheit Lohn. 28. Sankt Peter mit der Geige. 29. Die Verwalter. 30. Muth über Gut. 31. Ein braver Kaufherr. 32. Ein braver Hausknecht. 33. Sagen aus Südbayern. 1) Die verwüstete Alpe. 2) Der König Wazmann. 34. König Bauer. 35. Von der Ungleichheit der Stände. 36. Von dem Handel zwischen den Edelleuten und den Bauern. 37. Vom Rathgeben. 38. Wie Eulenspiegel gute Räthe gibt, die aber übel ausschlagen. 39. Ueber den Umgang mit Bauern. 40. Ueber den Umgang mit Herren. 41. Nachtwächter Thomas. 42. Die sieben Schwaben. 43. Die Faulheit in der Klemme. 44. Die guten Tage. 45. Schalk wird mit Schalk gefangen. 46. Seltsames Roßfutter. 47. Seltsame Jagdpracht. 48. Der redliche Hans und die schlaue Grete. 49. Kaspar der Kutscher; oder: wie gewonnen so zerronnen. 50. Die Meisterhüte. 51. Gevatter Tod. 52. Die Räthsel. 53. Ursula, oder das Weib, wie es seyn sollte. 54. Eine Lektion für die Weiber. 55. Von einer dienstfertigen Frau. 56. Von der Weiber Lieb' und Treu'. Ein Schwank. 57.